[illegible] [illegible], die, in ihren [illegible] [illegible] [illegible], so wird über
[illegible] ist die lebendige Anschauung über der
[illegible] [illegible] Construction. — Daher gehört die
[illegible] [illegible] [illegible] die lebendige Anschauung [illegible] an ihr
[illegible] [illegible] [illegible] die Vegetation auf dem [illegible]
[illegible] u. dem [illegible]; die Animalisation
[illegible] auf dem [illegible] der [illegible]
[illegible]: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible]
[illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible], welche die Construction [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] zurück [illegible].

Wagner Journ. für Wissenschaft u. Kunst. 1806.

[illegible] Bd. 91.

Beyträge

zur

innern

Naturgeſchichte

der Erde

von

Henrich Steffens.

Erster Theil.

Freyberg, 1801.

im Verlag der Crazischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

den Herrn Geheimderath

v. Göthe.

Was die Natur auf meine Fragen antwortete, das wage ich *Ihnen* zu weihen. Der Naturforſcher kann mich vielleicht hier und da widerlegen, der ſorgfältigere Beobachter vieles berichtigen. Ein jeder wird ſeine Einwendung hervorbringen und mancher wird Recht haben. Doch ist nur *ein Geist*, der meine Anſicht ſchuf und allein das Recht hat ſie zu vertilgen. *Er* wird bestehen — ob mein Werk mit ihm? — ob es mir gelang einzelne Töne aus der Natur herauszuheben, die mit ſeinen ewigen Harmonien zuſammenſtimmen? — ob das, was ich mit ſtillem Fleiſse ausſäete, mit andachtsvoller Sorg-

falt

falt pflegte, emporwachſen wird zur Pflanze einer *edlern Natur?* —

Das ist es, was ich zu erfahren wünſche, indem ich — mit heiliger Scheu — meine Schrift niederlege — *im delphiſchen Tempel der höhern Poeſie.* —

Beweiſs, daſs Stickstoff und Kohlenstoff Repräſentanten des Magnetismus im chemiſchen Proceſs ſind.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Daſs Kalk, Baryth und Strontian mit Natron, Kali und Ammoniak *eine* Reihe bilden, iſt jezt wohl keinem Zweifel mehr unterworfen. Nicht allein die Eigenſchaft die blauen Pflanzenſäfte grün zu färben, den durch Säuren gerötheten ihre urſptüngliche Farbe wieder mitzutheilen, im reinen Zuſtande kauſtiſch zu ſeyn u. ſ. w., ſondern auch das chemiſche Verhalten dieſer Erden gegen die Oele, Schwefel und Phosphor, ihre Auflösbarkeit im Waſſer und Cryſtalliſirbarkeit ſprechen ſehr laut für dieſen Satz.

Die Auflösbarkeit steht, nach *Guyton*, im Verhältniſs mit der Causticität, und nimmt von Ammoniak bis zum Kalk gradweiſe ab. Es ist eine Frage: ob ſich nicht ein anderes Verhältniſs zwiſchen der Auflösbarkeit der Erden im Waſſer und ihrer Verwandſchaft gegen *Sauerstoff* ſollte auffinden laſſen? (Nicht gegen *Säuren*, denn es ist, wenn man die Verwandſchaftstafeln anſicht, auffallend, wie hier die Grundlagen der verſchiedenen Säuren eine merkwürdige Veränderung der Verwandſchaften bewirkt, welches ſich aus dem com-

complicirten Verhältniſs der auf beyden Seiten veränderlichen Grundlagen zum voraus erwarten lieſs.)

Nachdem die Oxydabilität der Erdarten nun einmal entdeckt iſt, läſt ſich kaum daran zweifeln, daſs man nicht ein ſolches Verhältniſs finden ſollte. Wir wollen indeſſen ſehen, in wie fern — durch Hülfe der ſchon bekannten Thatſachen — das wahrſcheinliche Verhältniſs ſich etwa errathen läſt. Die von *Lampadius* angeführten Verſuche, welche eine desoxidirende Eigenſchaft des ätzenden Kalis beweiſen 1) verglichen mit den *Humboldſchen* Verſuchen über die Oxydabilität des Kalks und Baryth's, 2) machen es nehmlich höchſt wahrſcheinlich, daſs ſich die Auflösbarkeit der Laugenſalze und kaliſchen Erden im Waſſer gerade wie ihre Verwandſchaft zum Sauerſtoff verhalte. Daſs aber wirklich das Verhalten gegen Sauerſtoff mit der Auflösbarkeit in einer genauen Verbindung ſteht, beweiſen *Lampadius's* höchſt intereſſante und merkwürdige Verſuche mit dem Thon, 3) von welchen unten weitläuftiger die Rede ſeyn wird. 4)

Durch

---

1) Sammlung practiſch chemiſcher Abhandlungen etc. 3ter Band. Dresden 1800. p. 215.

2) Verſuche üb. d. chem. Zerlegung des Luftkreiſes. Braunſchweig 1799. p. 130.

3) a. a. O.

4) Da es durch die oben angeführte Erfahrung faſt gewiſs ſcheint, daſs ſich die Auflösbarkeit der *reinen* Laugenſalze und kaliſchen Erden im Waſſer gerade wie ihre Verwandſchaft zum Sauerſtoff verhält: ſo

wird

Durch dieſe Verſuche ist es nehmlich bewieſen, daſs der Thon durch *zunehmende* Oxydation ſchwerer

---

wird es intereſſant ſeyn hier zu bemerken, daſs die Auflösbarkeit der *durch Säuren neutraliſirten Laugenſalze und Erden* ſich *umgekehrt* verhält, wie die in ihrem Bildungsmoment geäuſserte Verwandſchaft gegen ihre reſpective Säuren. Ein unzweifelbares Geſetz, welches die Chemiker bis jezt überſahen, und welches durch folgende Tabelle ſich hinlänglich beweiſen läst. (Es ist zugleich höchst merkwürdig, daſs diejenigen Salze, deren erdige Grundlagen *Thon*, *Glucine* — wahrſcheinlich auch *Zirkon* — ſind, ſich von dieſem Geſetze ausnehmen.)

Schwefelſaure Salze.

Verwandſchaftsreihe	Auflösbarkeit.	
Baryth	unauflösbar.	
Kalk	50° Fahr. 500	Siedep. 470
Kali	16	4,120
Natron	2.857	0,800
Ammoniak	2	gleiche Theile
Talk	etwas über die Hälfte	0,666
Glucine	ſchwerer auflösbar	
Thon	18,363	Siedep. 1600 *Baumé.* 0,750 *Bergmann.*

Salpeterſaure Salze.

Verwandſchaftsreihe.	Auflösbarkeit.	
Baryth	ziemlich ſchwer auflösbar.	
Kali	50° Fahr. 7	Siedep. gleiche Theile.
Natron	2	weniger
Kalk	gleiche Theile.	
Ammoniak Talk	zerflieſsbar	
Glucine Thon	ſchwerer auflösbar.	

rer auflösbar wird. Daſſelbe vermuthet der angeführte Chemiker vom Talk. Dürften wir dieſen Satz auch auf die kaliſchen Erden, nach der Analogie,

Salzſaure Salze.

Verwandſchafs reihe.		Auflösbarkeit.	
Baryth	50° Fahr.	6	
Kali		3	Siedep. 2
Natron		$2\frac{14}{17}$	$2\frac{13}{17}$
Kalk	50° Fahr.	$1\frac{1}{2}$	weniger als die Hälfte.
Ammoniak		$2\frac{777}{1000}$	gleiche Theile.
Talk		ſehr ſtark zerflieſsbar.	

Eſſigſaure Salze.

Verwandſchaftsreihe.		Auflösbarkeit.	
Baryth	50° Fahr.	12	Siedep. 1,755
Kali		1,021	
Natron		zerflieſst nicht.	
Kalk		auch nicht.	
Ammoniak Talk		zerflieſsbar.	
Thon		nicht zerflieſsbar.	

Kohlenſaure Salze.

Verwandſchaftsreihe.		Auflösbarkeit.	
Baryth		faſt unauflösbar.	
Kalk		unauflösbar.	
Kali	50° Fahr.	4	Siedep. weniger.
Natron		2,4	weniger.
Ammoniak		1,8	
Talk		600	

Ich hätte leicht dieſe Tabelle vergröſsern können, man ſieht aber hier ſchon, wie durchgreifend dieſes Geſetz iſt, ſo daſs z. B. der in der ſchwefelſauren Reihe faſt unauflösbare Kalk in der ſalpeter- ſalz- und eſſigſauren Reihe faſt zerflieſsend wird. Deſto auffallender ſind freylich die wenigen Ausnahmen, wie z. B. das ſalzſaure Ammoniak und der kohlenſaure

logie, anwenden, und ihn mit der Annahme, daſs
die kaliſchen Erdarten gleiche Grundlagen auf ver-
ſchiedenen Stufen der Oxydation bezeichnen, ver-
binden: ſo würde daraus folgen, daſs der Kalk
am meisten oxydirt ist, deshalb am wenigsten
dem Sauerstoff verwandt, und als eine Folge
davon am ſchwersten im Waſſer auflösbar wäre,
die Laugenſalze am *wenigsten* oxydirt, deshalb in
Verbindung mit Eiſen, Zinn, Titan, Queckſilber
desoxydirend, und als eine Folge davon leicht
auflösbar wären.

Auſſer dieſer Auflösbarkeit haben die kali-
ſchen Erden auch eine andere Eigenſchaft —
nämlich die: aus ihren Auflöſungen im Waſſer ſich
in crystalliniſcher Form zu präcipitiren, mit den
Laugenſalzen gemein. Man entdekte bekanntlich
zuerst dieſe Eigenſchaft bey dem Strontian. Klap-
roth zeigte nachher, im zweiten Theile ſeiner Bey-
träge, daſs auch der Baryth, völlig rein, in Cry-
stalle anſchieſsen könnte, und es ist ganz ausge-
macht, daſs die Haut, welche das Kalkwaſſer an-
ſetzt, nicht immer kohlenſaurer Kalk, ſondern

ſaure Talk. So viele intereſſante Aufſchlüſſe, die
wir durch eine Unterſuchung über das Verhältniſs
der Auflösbarkeit verſchiedener Salze bey einer ge-
wöhnlichen Temperatur und beym Siedepuncte, über
das wunderbare Phänomen der Unauflösbarkeit des
kohlenſauren Baryths, Kalks und Talks, die durch
einen Ueberſchuſs der Kohlenſäure ſo ganz gehoben
wird, u. ſ. w. erwarten können, werden uns zu dieſen
Phänomenen hindrängen, die ich in der Folge die-
ſer Unterſuchungen gewiſs auch vornehmen werde.

wirklich ein Aggregat undeutlicher Kalkcryſtalle iſt — ich kann mich auf *Kirwan* und *Guyton* 1) in dieſer Rückſicht berufen.

Vereinigen wir mit dieſen Beobachtungen die des *Vauquelin* über den Baryth und Strontian, 2) die ſo deutlich und einleuchtend darthun, daſs ſich dieſe Erden ebenſo gegen Kieſel und Thon verhalten, wie die Alkalien, daſs ſie ſelbst den Kali aus den Seifen trennen, und mit dem Oele eine eigene ſeifenartige Maſſe bilden, (welches nach *Thouvenel* auch der Kalk vermag 3),) daſs der Baryth ſich zu einer geronnen Magme mit animaliſchen Theilen, unter Entwickelung von Ammoniak, verbindet, ſo wird man ſchwerlich läugnen können, daſs die Natur keinen Abſchnitt zwiſchen Laugenſalzen und alkaliſchen Erden erkennt, daſs ſie vom Ammoniak, als das Flüchtigſte, bis zum Kalk, als das Unauflöslichste eine continuirliche Reihe bildet.

Es wird intereſſant ſeyn, ehe wir weiter gehen, das reine Verhältniſs dieſer Glieder unter ſich, genauer zu unterſuchen. Wir ſind dazu — wenigstens zum Theil — in den Stand geſetzt durch *Guyton Morveau's* 4) und *Kirwan's* 5) neue, bis

---

1) Annales d. Chemie No. 93. An. VII. p. 261.
2) Scherers Journal 18tes Heft p. 665.
3) Eaux minerales de Contrexeville. Nancy 1778. p. 86.
4) Annales d. Chemie No. 93. An. VII p. 248.
5) Kirwan an Eſſay on the Analyſis of Mineral Waters [illegible] p. [illegible] Lond. 1799.

bis jezt in Deutſchland faſt unbekannte Verſuche über die Verwandſchaft der Erdarten unter ſich auf naſſem und trockenem Wege, verglichen mit den frühern Verſuchen *Gerhard's*, *Ehrmanns*, *Lavoiſier's*, *Vauquelin's*, *Guyton's* 1) und *Kirwan's*. 2)

Die Reihe iſt durch zwey Extreme bezeichnet. Das Ammoniak — das eine Extrem — kommt immer in Gasform vor, wird vom Waſſer *verſchluckt*, das gefrorene *ſchmilzt* und es entſteht Kälte, Kali und Natron, die nächſten Glieder, ſind leicht auflösbar, wie bekannt ſtarke hygroſcopiſche Subſtanzen, und ſchmelzen für ſich zu Glaſs. Schwerer mag dieſes mit dem — in etwas — ſchwerer auflösbaren Strontian ſtatt finden. So viel mir bekannt iſt, hat man noch keine Schmelzverſuche mit reinem Strontian angeſtellt. Der Baryth ſoll nach Sauſſüre bey 31° Wedg. zu ſchmelzen anfangen. Zu einer vollſtändigern Schmelzung wird 580° erfordert. Nach neuern Erfahrungen des Herrn *Buchholz* iſt aber der reine cryſtalliſirte Baryth, bey einen ſehr gelinden Feuergrad ſchmelzbar, ſo wie auch nur 25 Theile Waſſer nothwendig ſind um einen Theil reinen cryſtalliſirten Baryth aufzulöſen 3). Beym Kalk iſt die Auflösbarkeit äuſserst gering.

Der

---

1) Journal polytechniq. 3te cahier p. 306 -- 308.

2) Anfangsgründe der Mineralogie, 2te Ausgabe, 1ſter Theil p. 76.

3) Beyträge zur Erweiterung und Berichtigung der Chemie, 2tes Heft, Erfurt 1800. p. 115 -- 119 -- 7) ebendaſ. p. 120.

Der Kalk *verſchluckt* das Waſſer gewaltſam, bindet es, das geſchmolzene *friert*, es entſteht Wärme — Hier ist die Schmelzbarkeit = o.

Es ist bekannt, daſs die Erdarten ihre Verwandſchaft unter ſich, durch die Leichtigkeit zeigen, mit welcher ſie gegenſeitig ihre Schmelzbarkeit befördern. Neulich hat man auch Mittel entdeckt, dieſe Verwandſchaft auf dem naſſen Wege auszumitteln. Es lieſſe ſich voraus ſehen, daſs die Reihe der Alkalien und alkaliſchen Erden unter ſich wenig Verwandſchaft gegen einander äuſsern würde. Um desto auffallender ist die Entdeckung, die auf einmal in Frankreich und England gemacht wurde: daſs Baryth und Kalk, ſowohl auf dem trocknen als naſſen Wege eine ſehr starke Verwandſchaft gegen einander zeigen. Schon früher hatte *Guyton* aus gleichen Theilen Baryth und Kalk, die in einem Platinatiegel bey 140° des Pyrometers zuſammengeſchmolzen wurden, ein *durchſichtiges* Glas erhalten. Durch Verſuche auf dem naſſen Wege hat ſowohl er, als *Kirwan* dieſe Verwandſchaft hinlänglich bestätigt. Sie erhielten beyde aus einer Miſchung von Kalk- und Baryth-Waſſer ein in Salzſäure unauflösbares Präcipitat. Ja, die Verwandſchaft dieſer Erden gegen einander ist stark genug, um ſie aus ihren Auflöſungen in Salzſaure, und nach Kirwan auch in Salpeterſäure zu ſcheiden. Denn wenn man ſalzſauren Kalk mit ſalzſaurem Baryth, beyde Erdarten in Salpeterſäure, die erste in Salz- die zweyte in Salpeterſäure, oder umgekehrt die erste in Salpeter- die zweyte in Salzſäure aufgelöst zuſammenmiſcht: ſo erhält man immer einen Niederſchlag, welcher im *erſten* Falle in Salz- und Salpeterſäure unauflösbar, im zweyten und dritten Falle durch mehr zugegoſſenes Waſſer, im vierten durch starke Salpeterſäure, auflösbar ist. Eine merkwürdige Anomalie, die ich, da ich in der Folge aus der Uebereinstimmung der Alkalien und alkaliſchen Erden wichtige Reſultate ziehen werde, um ſo weniger mit Stillſchweigen vorbey gehen durfte, und die dadurch noch merkwürdiger wird, daſs der, dem Baryth ſonst ſo nahe stehende Strontian *keine* Verwandſchaft gegen Kalk auf dem naſſen, wohl aber — nach *Guyton* — einige Spuren einer ſolchen Verwandſchaft auf dem trocknen Wege äuſsert. —

Daſs Kieſel und Thon ebenfalls zu *einer*, von der angeführten alkaliſchen verſchiedenen Reihe gehört, läst ſich auf dem niedern Standpunkte aus welchem ich hier die Erſcheinungen anſehe, hauptſächlich aus der gemeinſchaftlichen Entgegenſezzung dieſer Erden gegen die alkaliſche Reihe darthun. Daſs man aber nicht im Stande ist den Uebergang der Glieder in einander ſo deutlich zu zeigen, ist ſchon daraus begreiflich, daſs nur die oben angeführten zwey Glieder bis jetzt hinlänglich bekannt ſind. Denn Glucine und Zirkon ſind noch lange nicht hinreichend unterſucht, und die unzweifelbaren Erfahrungen, daſs ſie durch *reine* Blutlauge ſich präcipitiren laſſen, daſs ſie ſogar durch Galläpfeltinctur einen *gefärbten* Niederſchlag geben, [1]) ſo-

---

1) Journal des Mines No. XXVI. p. 83 — 162. Scherers Journal, 2tes Heft.

ſowohl als der ſüſſe Geſchmack der Glucine-Salze, läst noch immer eine Metallität dieſer Erdarten vermuthen. Ueberhaupt ſind aber dieſe Erden zu wenig gekannt, auch — bis jetzt — zu wenig allgemein gefunden, als daſs ſie in dieſer auf das Allgemeine gehende Unterſuchung, ſo ſehr in Betrachtung kommen könnten.

Was die Verwandſchaft des Thons und des Kieſels gegen die Alkalien auf dem trocknen Wege angeht, ſo ist dieſe hinlänglich bekannt. Auch die alkaliſchen Erden verbinden ſich, mehr oder weniger ſchwer, mit den angeführten Erdarten — Baryth mit Thon giebt, nach *Kirwan*, nur eine, wenig cohärente Maſſe. Stärker ist ſchon, nach demſelben die Cohärenz, die aus einer Verbindung des Baryths mit Kieſel entſpringt. Merkwürdig ist es, daſs stark überwiegender Kieſel (80 K. 20 B.) nur eine zerbrechliche Maſſe gab, daſs ſo wie das Verhältniſs des Kieſels ſank die Cohärenz zunahm, bey gleichen Theilen wieder ab, und bey überwiegenden Baryth wieder zunahm.[1] Auch Kieſel und Strontian verbinden ſich zu einer Fritte nach *Guyton*.[2] — Ja ſelbst der für ſich durchaus unſchmelzbare Kieſel (das Extrem der einen Reihe) giebt mit dem ebenfalls unſchmelzbaren Kalk (das Extrem der entgegengeſetzten Reihe) ſowohl nach *Guyton*[3] — als

---

1) Kirwans Mineralogie, 2te Ausgabe p. 80.

2) Annales d. Ch. a. a. O. p. 289.

3) Journal polytechniq. a. a. O.

als *Kirwan* eine *halbdurchſichtige Maſſe* von einer bedeutenden Cohärenz. Die beste Proportion waren nach dem letzten, gleiche Theile. —

Die Verwandſchaft der Alkalien gegen Thon und Kieſel auf dem naſſen Weg ſind ebenfalls allgemein bekannt. Weniger bekannt ſind die Verſuche *Guytons*, die die Verwandſchaft der alkaliſchen Erden gegen jene darthun. Dieſe Verſuche ſind hauptſächlich folgende: gleiche Theile ſalzſaurer Baryth und Thon gaben ein Präcipitat — ſalzſaurer Strontian und Thon wurde milchig; das Präcipitat war unauflöslich — ſalzſaurer Kalk und Thon zu gleichen Theilen gaben ein Präcipitat, welches durch neu zugegoſſene Säure nicht verſchwand — Kieſelkali gab, wenn es mit Strontian- Baryth- oder Kalk-Waſſer vermiſcht wurde, einen Niederſchlag, welches eine wahre Verbindung des Kieſels mit letzterwähnten Erden ausmachte. 75 Th. von 110. des Strontian-Kieſels wurde durch Salzſäure, 0,3 des Baryth-Kieſels und 0,1 des Kalk-Kieſels durch Eſſigſäure aufgelöst.

Daſs Thon in Verbindung mit Kalk treten kann, und dann *gleichſam eine eigenthümliche Erde* bildet, hat ſchon *Scheele* gefunden, indem er Alaun durch eine Menge Kalkwaſſer decomponirte, welche derjenigen, die zum bloſsen Niederſchlag des Thons nothwendig war, um vieles übertraf. 1) — Schon oben erwähnte ich

Vauque-

---

1) *Scheeles* phyſiſch chemiſche Schriften, herausgegeben Hermbstädt.

Vauquelin's Verſuche über das Verhältniſs des Baryths und Strontians zum Thon und Kieſel, welche zeigten, daſs jene Erden ſich gerade wie die Alkalien gegen dieſe verhalten. [1]) Merkwürdig iſt es aber, daſs der Strontian, nach Vauquelin, die Auflösbarkeit des Thons befördert, und der Thon umgekehrt die des Strontians erſchwert — eben ſo wie Kali die Auflösbarkeit des Kieſels befördert. Auch *Buchholz* verſichert, daſs ſich der Baryth gegen Thon wie Alkali verhält. [2]) Ich darf auch hier nicht verhehlen, daſs ein merkwürdiger Verſuch von *Guyton* [3]) eine Verwandſchaft zwiſchen Thon und Kieſel beweiſst. Er vermiſchte nämlich gleiche Theile Kieſel- und [illegible]-Kali; die Miſchung wurde im Anfange an einigen Stellen neblich, nach einer Stunde wur-

---

[1]) Annales d. Chemie. Tom. XXIX. p. 270. Scherers Journal. a. a. O. —

[2]) a. a. O. p. 126 Die Verwandſchaft des Kieſels zum Baryth hat ſchon früher ein deutſcher Chemiker — Hr. *Richter* — durch einen evidenten Verſuch dargethan. Man ſehe: Ueber die neuern Gegenſtände der Chemie 4tes St. p. 58. wo man folgenden Verſuch findet: „Man tröpfele wäſſerigen ſalzſauren Baryth zum ſpathſauren Kieſel; es wird alsbald eine Trübung entstehen, und ſich ein Pulver zu Boden ſenken, welches ſich auch in ſtarker Salzſäure nicht auflöſet. Fährt man mit jenem Zutröpfeln ſo lange fort, bis keine Trübung mehr entſteht, ſo hat die aufhellende Flüſſigkeit, faſt ihren ganzen Kieſelgehalt verloren; auſser etwas wenigem Kieſel und Baryth enthält ſie Spath- und Salzſäure." —

[3]) a. a. O. p. 248.

wurde die ganze Maſſe durch Umrühren dunkler, und endlich geleeartig. Die Verwandſchaft dieſer Erdarten unter ſich ist, wie ich aus eigenen Verſuchen weiſs, ſtark genug, um eine Scheidung vom Kali zu bewirken. —

Andere Eigenſchaften, die dieſe Erdarten von den alkaliſchen gemeinſchaftlich unterſcheiden, ſind: ihre Mängel an Auflösbarkeit in Waſſer, daſs ſie ſich weder mit Schwefel verbinden, noch mit ſchwefelhaltigem Waſſerſtofgas zum Hydroſulfur neutraliſiren, daſs ſie keine Verwandſchaft gegen Kohlenſäure haben.

Noch müſſen wir eine Erdart unterſuchen, nämlich den *Talk*. Wenn man bedenkt daſs dieſer, wie die kaliſchen Erdarten Verwandſchaft gegen Kohlenſäure zeigt, ſich dem obenangeführten, blos für die alkaliſche Reihe geltendem Geſetze, für die Auflösbarkeit der Salze, deren Baſis er ausmacht, unterwirft, auch ſich wenigſtens durch Hülfe der Kohlenſäure mit Schwefel verbindet, ſo kann man nicht läugnen, daſs er ſich dadurch der alkaliſchen Reihe ſehr nähert. Auf der andern Seite ſcheint er ſich aber durch mehrere Eigenſchaften, wie z. B. durch ſeine Unauflösbarkeit im Waſſer, durch ſeinen Mangel an Aetzbarkeit, der kieſeligten Reihe zu nähern. Die Verſuche die man über ſeine Verwandſchaft gegen die Erdarten beyder Reihen kennt, ſcheinen ebenfalls für die Meinung zu ſprechen, daſs der Talk, das vermittelnde Glied beyder ſey. Wirklich verbindet er ſich, nach *Kirwans* Schmelzverſuchen,

ſuchen, ob gleich mit vieler Schwierigkeit, ſowohl mit Kieſel als mit Kalk auf dem trocknen Wege. Auch auf dem naſſen Wege giebt eine Miſchung von ſalzſauren Talk und ſalzſaurem Thon auf der *einen*, eben ſowohl als eine andere Miſchung von ſalzſaurem Talk und ſalzſaurem Baryth auf der *anderen* Seite ein Präcipitat. —

So viel läſst ſich ſchon aus dieſer groben Anſicht der Erſcheinungen mit Recht ſchlieſsen: daſs die Erden nicht (wie man Grund hat von den Metallen zu ſchlieſsen) *eine*, ſondern vielmehr *zwey* ſich *entgegengeſetzte Reihen* bilden, von welchen ich die eine die *kieſeligte*, die andere die *kalkigte* nennen werde, daſs man mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen kann, daſs die Grundmiſchung der Stoffe dieſer Reihen (wenn es ſich zeigen ſollte, daſs die Erdarten componirt ſeyen) nicht bloſs dem Verhältniſſe, ſondern ſelbst der Qualität nach verſchieden ſeyn muſs, endlich daſs der Talk das vermittelnde Glied beyder entgegengeſetzter Reihen auszumachen ſcheint.

Was Verſuche in Kleinen beweiſen und darthun, muſs ſich durch Beobachtungen im Groſsen beſtätigen laſſen, und es wäre gewiſs heilſam für die Naturwiſſenſchaft geweſen, wenn man von jeher mehr auf die Uebereinſtimmung der Verſuche des Chemikers mit den Beobachtungen des Naturbeſchreibers geſehen, und eben ſowohl die erſten durch die letzten, als die letzten durch die erſten, berichtiget hätte.

Ich werde daher eine ſolche Vergleichung deſſen was bis hieher durch die Erfahrungen der Chemiker ausgemacht wurde, mit demjenigen, was als unzweifelbares Reſultat über die Vertheilung der Erdarten im Groſsen aus der Geognoſie ſich annehmen läst, anſtellen.

Ist es wahr, daſs jene Reihen wirklich getrennt ſind, ſo wird die Natur dieſe Trennung auch in ihren groſsen Operationen zu behaupten wiſſen, und die kieſeligten und kalkigten Reihen werden immer von einander entfernt gehalten werden, ohne daſs je die eine Reihe ganz in der andern übergieng.

Aber zeigt nicht die (recht verstandene) Wernerſche Geognoſie dieſes auf das Auffallendste?

Da das, was bis jezt von der Wernerſchen Geognoſie ins Publicum kam, nur von gedankenloſen Excerptſchreibern herrührt, die, wie *Leſſing* ſich ausdrückt, „die Broſamen eines groſſen Mannes kärglich zuſammen ſuchen,“ ſo war es kein Wunder, daſs dieſes meisterhafte, innerhalb ſeiner Grenzen ſo durchaus vollendete System, in einer Geſtalt erſchien, die ſelbst die vorurtheilsfreyesten und für groſse und neue Ideen empfänglichsten Naturforſcher zurückstoſſen muste. Aber eben dieſer Umstand nöthigt mich auch die nachfolgenden, ganz *Wernern* zugehörigen Ideen weitläuftiger auseinanderzuſetzen, als ich ſelbst wünſche.

Die urſprünglich flüſſige Maſſe unſerer Erde trat ruhig und allmählig zurück, und hinterlieſs bey dieſer allmähligen Senkung ein feſtes Reſiduum. (Die hinterlaſſenen Spuren der erſten *Contraction* der flüchtigen Maſſe.) Daſs dieſes Reſiduum wirklich durch eine ruhige Senkung der flüſſigen Maſſe abgeſetzt wurde, beweiſst ſeine Structur deutlich und hinlänglich. Eine feſte, durchaus cryſtalliniſche Maſſe bildet das urſprüngliche Präcipitat; an dieſem haben ſich andere Gebirgsarten von ſchiefriger Textur, mit *gleichförmiger* Lagerung und abnehmenden Niveau des Ausgehenden, hingelagert. Die Hauptmaſſen ſelbst, obgleich die Extreme verſchieden genug ſind, nähern ſich und gehen in einander über. Das Ganze bildet alſo gleichſam *eine* allmählig veränderte Maſſe mit immer abnehmendem Niveau, und dient als Grundlage für alle ſpätere Niederſchläge.

Ueber dieſes *erste*, *älteste* Reſiduum einer erloſchenen Naturthätigkeit haben ſich ungeheure Maſſen hingegoſſen, die es bedecken. Die *abweichende* Lagerung, ſowohl als die Thatſache, daſs dieſe Maſſen über *mehrere* jener ruhig abgeſetzten Maſſen *übergreifen*, beweiſst, daſs ſie nur durch ein, auf jene ruhige Senkung folgendes, gewaltſames *Steigen*, der flüſſigen Maſſe, die nun wiederum jene urſprünglich abgeſetzten bedeckten, niedergeſchlagen ſeyn können. (Die hinterlaſſenen Spuren einer auf jene erſte allmählige Contraction folgenden *Expanſion* der flüſſigen Maſſe.) Jenes Steigen brachte die erſten Spuren von mechaniſchen Niederſchlägen in der — ſonst durchaus chemiſchen — Urzeit, indem dadurch die ſchon präcipitirten Maſſen, zerstört und als Conglomerat wieder abgeſetzt wurden. Wie gewaltſam jene Epoche geweſen ſeyn muſs, ergiebt ſich ſchon daraus, daſs beträchtliche Maſſen der ſchon abgeſetzten Gebirge — wahrſcheinlich durch das plötzliche Zurücktreten der flüſſigen Maſſe — wieder zerstört und fortgeriſſen wurden, ſo daſs nur einzelne Kuppen von gröſserer oder geringerer Verbreitung zurück blieben, die uns das ruhige älteste Präcipitat unter ihnen, und das Verhältniſs der — über den älteren — hingegoſſenen Maſſen zu dieſen, deutlich erkennen läſt.

Nach dieſer Epoche ſenkte ſich die Maſſe wieder, und das hinterlaſſene Reſiduum dieſer Senkung nähert ſich — durch das Ueberhandnehmen des Mechaniſchen, und durch die hinterlaſſenen *Verſteinerungen* organiſcher Geſchöpfe (die uns in *dieſer* Periode das erste Losreiſſen der einzelnen Organiſationen von dem allgemeinen Organismus zeigen) — der jüngern Epoche, ſo wie es durch das abnehmende Niveau ſich der Urzeit nähert.

Auch verlieren ſich die Gebirgsmaſſen — ihrer Qualität nach — auf der einen Seite in denen der Urzeit, auf der andern Seite in denen der Flötzzeit. — Es ſind die ſogenannten *Uebergangsgebirge* Werners.

Nach dieſer Zeit finden wir nur Lager, die ſich meist horizontal bedecken. Das mechaniſche der Niederſchläge nimmt immer mehr überhand — Mehrere Erſcheinungen, vor allem die Bedeckungen von Waldern, beweiſen uns, daſs die flüſsige Maſſe wiederholt *geſtiegen* ſey, gleichſam um dem überhandnehmenden Senken entgegenzukämpfen. — (Wiederholte Expanſionen, die der continuirlichen Contraction der ganzen Maſſe entgegenkämpften.) — Gegen das Ende dieſer Epoche finden wir das Reſiduum einer gewaltſamen Ausdehnung der flüſsigen Maſſe, die alles bedeckte, obgleich auch hier, wie in der Urzeit, durch die plötzliche Zurücktretung der Flüſſigkeit, beträchtliche Theile der ſchon abgeſetzten Maſſe wieder zerstört und fortgeriſſen wurden. Dieſe ganze Periode ist die *Flötzzeit.*

Was wir ſpäter finden, ist nur das Reſultat partieller Ueberſchwemmungen, die freylich zuweilen weitläuftige Gegenden bedeckten. Sie bildeten die *aufgeſchwemmten* Gebirge.

Die urſprüngliche — ruhig abgeſetzte — Hauptmaſſe trennt ſich allmählig gleichſam in mehrere, verſchiedene, Maſſen, die ſich durch die in der Hauptmaſſe vorkommenden Lager andeuten und immer überhand nehmen, ſo wie ſich die Urzeit der Uebergangszeit nähert. — Nachdem dieſe Trennung einmal vor ſich gegangen iſt, bilden die dadurch entſtandenen Gebirgsarten *eigene* Reihen, deren Glieder zuweilen blos in die Urzeit gehören, und nicht über dieſe herauskommen, oft aber auch durch *alle* nachfolgende Epochen durchgehen und ſich von der älteſten Urzeit bis zu

der

der jüngsten Flötzzeit, als ſolche, obgleich immer verändert, erkennen laſſen. Eine ſolche Reihe nennt *Werner* eine *Formation.* — Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, mehrere ſolche Formationen und ihre intereſſanten Verhältniſſe zu unterſuchen. Hier wollen wir uns vorzüglich mit *zwey* der mächtigsten und am meisten ausgebreiteten Formationen, mit der Wernerſchen Schiefer- und Kalkformation beſchäftigen.

Die *Schieferformation* ist die urſprünglichste. Die Gebirgsmaſſe, welche ſowohl die *höchsten* Punkte der Gebirge unſeres Erdbodens, als auch die *tiefsten*, von allen übrigen ſpäter entstandenen bedeckt, ausmacht — der *Granit*, ist das erste, älteste Glied dieſer Formation. Das nächste Glied ist der *Gneus*, dann folgt durch einen allmähligen Uebergang der *Glimmerſchiefer*, auf dieſen der *Urthonſchiefer.* Daſs dieſe Gebirgsarten Glieder einer Formation ſind, ist evident, wenn man ihren auffallenden Uebergang in einander betrachtet. Dieſe alle kommen *gleichförmig* gelagert mit abnehmenden Niveau vor, und machen die Hauptmaſſe des ruhig abgeſetzten, ältesten, chemiſchen Präcipitats aus. Die jüngeren Glieder dieſer Reihe in der Urzeit (der Glimmer- und Urthonſchiefer), nehmen häufig eine talkige Natur an, und es ſcheint von dem geognostiſchen Standpunkt aus überhaupt, als wenn ſich der Talk mehr der kieſeligten als der kalkigten Reihe näherte.

Eine

Eine merkwürdige Erſcheinung bey den Gliedern dieſer Reihe in der Urzeit, iſt das Hervortreten des *Kohlenſtoffs* als Graphit und Kohlenblende. Noch mächtiger als freyer Kohlenſtoff, tritt er bey dem jüngſten Gliede, bey dem Urthonſchiefer hervor.

In der Uebergangszeit finden wir den Uebergang von dem Urthonſchiefer in den Uebergangsthonſchiefer, der in ſeinem Gemenge ſchon viel Mechaniſches zeigt; dieſes iſt noch mehr der Fall bey dem Grauwackenſchiefer, der ſich endlich in der Grauwacke, als das erſte, wahrhaft mechaniſche Präcipitat, oder den älteſten Sandſtein verliert. — So wie in der Urzeit der Quarz- und Kieſelſchiefer Nebenbildungen dieſer Formation zu ſeyn ſcheinen, ſo tritt dieſer — als eine ſolche Nebenbildung — auch ohne allen Zweifel in der Uebergangsperiode hervor, wo auch der Dach- Tafel- und Alaunſchiefer etwas Aehnliches ſind. Hier tritt nun der Kohlenſtoff weit ſtärker hervor, und zeigt ſich ſogar, wie bey Hof, 1) als reines Kohlenpulver.

In der Flötzzeit zeigt ſich dieſe, in der erſten Periode ſo mächtige Formation faſt *blos* mechaniſch und bildet hier den älteſten *rothen* Sandſtein, das Kieſelconglomerat mit Schieferthon (das einzige ſich dem chemiſchen nähernde Präcipitat dieſer Formation in der Flötzzeit) und Stein-

---

1) *Schneider*, über den Kieſelſchiefer bey Hof, p. 26.

Steinkohlenlager. Durch dieſe tritt nun der Kohlenſtoff mächtiger und von der Gebirgsart getrennter hervor und bildet ſogar eigene bedeutende Lager. Die nachfolgenden Glieder beſtehen ebenfalls aus Sandſtein von verſchiedenem Alter. In den aufgeſchwemmten Gebirgen kömmt endlich das letzte und jüngſte Glied dieſer Formation wieder vor, als ein Gemenge von Grus, Sand, Leimen und Thon mit mächtigen Braunkohlenlagern; alſo wiederum mit einer bedeutenden Menge von freyem Kohlenſtoffe. Ein ſolches Lager iſt das ausgebreitete, welches einen groſsen Theil von Norddeutſchland einnimmt. Faſt alles, was von dieſer Formation in der Flötzzeit vorkömmt, iſt blos regenerirt, wieder abgeſetzte Trümmer der Urgebirge, oft durch eine thonigte, in der Flüſſigkeit fein zertheilte und aus dieſer niedergeſchlagene Maſſe, gebunden.

Die *Kalkformation* tritt in der Urzeit weit ſpäter hervor, kömmt hier blos als untergeordnetes Lager, im Gneus, Glimmerſchiefer und Urthonſchiefer vor. Der Kalk iſt hier von ſehr körnigem Gefüge. Schon die Kalklager im Urthonſchiefer verlieren allmählig dieſes Gefüge und nähern ſich der dichten Structur. In den Uebergangsgebirgen zeigt ſich der Kalk weit mächtiger, und bildet nicht ſelten eigene Gebirge. Dieſer Kalk hat ſchon die cryſtalliniſche Textur verloren, und hat einen dichten ſplittrigen Bruch. Mit beſtändig abnehmender Cohärenz verbreitet ſich dieſe Formation noch weit ſtärker und ausgezeichneter in der Flötzzeit. Das älteſte Glied ist hier ohne Zweifel die Kalkformation, die ſo mächtige Gebirge in Ungarn, Karnthen, Krain und der Schweitz bildet. Zu den jüngern Gliedern gehört der Höhlenkalk, zu den jüngſten die Kreideformation und der Kalkſinter, der noch immer abgeſetzt wird. — *Werner* behauptet, daſs auch die Kalkniederſchläge in der Flötzzeit mechaniſch ſind, und glaubt dieſes aus der immer abnehmenden Cohärenz ſchlieſsen zu können. Dieſes folgt aber durchaus nicht. Viele wahrhaft chemiſche Präcipitate, ſind völlig erdig — wie Kreide. — Und ſehen wir nicht, wie die bloſse Oxydation den cohärenteſten Metallen alle Cohärenz zu rauben vermag? — Gerade das ſpäte und ſparſame Hervortreten des Kalks in der Urzeit, welches uns ſchon nicht erlaubt, hier, wie bey der Schieferformation, an eine Regeneration zu denken, um ſo weniger, da die Kalkformation, je jünger ſie wird, an Gewalt und Ausbreitung zunimmt, berechtigt uns vielmehr zu dem Schluſs: daſs die Kalkformation in der Flötzzeit, *chemiſch* präcipitirt wurde; obgleich es freylich dann ein neues Problem wird, die allmählige Abnahme der Cohärenz zu erklären.

Auch in der Kalkformation kömmt, obgleich im Ganzen genommen wenig, freyer Kohlenſtoff vor, wie bey dem bituminöſen Mergelſchiefer.

Die der Schieferformation eigenen Verſteinerungen ſcheinen hauptſächlich von *Pflanzen*, ſo wie die der Kalkformation eigenen, von *Seethieren* herzurühren. Denn die Knochen der groſsen Land-

Landthiere kommen meist in den Leimlagern der aufgeſchwemmten Gebirge vor. — So weit die ſichern, auf Beobachtungen gegründeten Reſultate der Wernerſchen Geognoſie. —

Aber ist es denn aus dem Vorhergehenden nicht einleuchtend, daſs jene Reihen der Erdarten, die ſich ſchon durch chemiſche Verſuche als von einander getrennt, und ſich entgegengeſetzt zeigten, auch in dem groſsen chemiſchen Prozeſs der Erde ſich als ſolche zeigen? Daſs Kieſel und Thon durchaus das Characteriſirende der Schieferformation ausmacht, brauche ich wohl nicht weitläuftig zu beweiſen.

Die Thon und Kieſelreihe alſo — dieſes ist das Reſultat der bisherigen Unterſuchung — ist die, unſere *feste* Erdmaſſe urſprünglich characteriſirende, die in der Urzeit *chemiſch*, in der Uebergangszeit theils chemiſch, theils mechaniſch, in der Flötzzeit fast blos mechaniſch abgeſetzt wurde. Die Kalkreihe hingegen zeigt ſich in der Urzeit nur wenig, tritt in der Uebergangszeit mit abnehmender Cohärenz und zunehmender Dichtigkeit, mächtiger hervor, und wird mit noch immer abnehmender Cohärenz in der Flötzzeit die durchaus herrſchende, und ist wahrſcheinlich *chemiſch* abgeſetzt.

Doch — noch müſſen wir dieſe Reihen weiter verfolgen. Ich habe bey der Schieferformation ſchon oben das allmählige Hervortreten des Kohlenstoffs erwähnt. Die *Art*, wie er ſich bey dieſem Hervortreten zeigt, ist ſehr merkwürdig. Es ist nämlich, nach den neuen ſo berühmten Verſuchen von *Guyton* [1]) gewiſs, daſs das Reisbley ein nur ſchwach oxydirter Kohlenstoff, Kohlenblende ein ſich dieſem näherndes Foſſil ſey, die eigentliche Kohle aber ein wahres Kohlenstoffoxyd. Aber ist denn nicht das allmählige Hervortreten des Kohlenstoffs mit einer immer zunehmenden Oxydation verbunden? Denn wirklich ſcheint das, bey Hof aus den Uebergangsthonſchiefer und Alaunſchiefer ausgeſchiedene ſchwarze Pulver, eine, vielleicht durch ſeine Verbindung mit einer umhüllenden Erde, ſchwer verbrennliche Kohle zu ſeyn. In den Flötzgebirgen kommt endlich der Kohlenstoff in dieſer Formation, [2]) theils faſt blos mit Waſſerstoff vereinigt, bald als ein reines Oel, wie der Naphta an dem Caspiſchen Meere, bald als ein unreines, in etwas oxydirtes, wie der Bergtheer in Syrien und Perſien, der Bergharz um Baikal, in Sicilien, und elastiſch in England, die Asphaltſeen auf Trinidad u. ſ. w. theils zugleich stärker oxydirt, und ſoweit ausgebreitet als Steinkohlen. Daſs die Steinkohlen und Erdharze *vegetabiliſchen* Urſprungs ſind, ist eine Wahrheit an welcher wohl kein Geognost mehr zweifelt, und ich darf daher nicht mehr die vielen Bewei-

ſe

---

[1]) Ueber die Verbrennung des Diamanten. Scherers Journal d. Chemie, 18tes Heft, p. 676.

[2]) Denn von dem bedeutenden Kohlenstoffgehalt einer andern (der Trapp-) Formation, wird an einem andern Orte die Rede ſeyn.

ſe für dieſen Satz weitläuftig ſammlen. Genug! ſowohl die chemiſchen Unterſuchungen (die eine Uebereinstimmung der Bestandtheile der Erdharze und Steinkohlen mit den der Pflanzenoele darthun) als auch die geognostiſchen Beobachtungen über das Vorkommen dieſer Substanzen, und die dieſen Vorkommen begleitende Umstände, haben es hinlänglich bewieſen. Noch augenſcheinlicher ist dieſer vegetabiliſche Urſprung der Braunkohlen, der Holzkohlen, und des bituminöſen Holzes, in den aufgeſchwemmten Gebirgen, wo ſelbst die häufiger übrig gebliebene Form der Bäume keinen Zweifel übrig läst. Aber was verhindert uns denn die Torfmoore, die immer auf Leimen oder Sandlager aufliegen, immer von Thon und Kieſel durchdrungen ſind, für ein noch lebendiges, thätiges, in der Bildung begriffenes Glied jener groſſen Reihe anzuſehen? — Hier *entsteht* noch immer jenes Oel, welches in den ältern Flötzgebirgen durch Bedeckung und Alter ſich ſo beträchtlich verändert. Wie bedeutend die Naturthätigkeit ist, durch welche noch immer jene groſſe Formation fortgeſetzt wird, erhellt ſchon aus der beträchtlichen Verbreitung der Torfländer. Fast das ganze nordliche Europa, bedeutende Strecken in Aſia und Afrika, der gröste Theil des innern Landes in Nordamerika besteht aus Torfland. Hier geht der immer dauernde Desoxydationsproceſs vor ſich, der das Oel liefert zu der ewigen Flamme der Natur. 1)

---

1) Man ſehe meine Abhandl. über den Oxydations- und Desoxydationsprozeſs der Erde, in *Schellings* Zeit-

So wie nun die Schieferformation ein noch in der Bildung begriſſenes Glied hat, ſo ſcheint dieſes nicht weniger mit der Kalkformation der Fall zu ſeyn. Schon finden wir, daſs die jüngsten Kalkgebirge faſt nur ein Conglomerat von verſteinerten Seethieren zu ſeyn ſcheinen. Wenigstens ist dieſes ohne Zweifel mit jener ſehr jungen Kalkformation der Fall, deſſen reinste, chemiſche Ausſcheidung die ſie bedeckende Kreide ist. In Seeland z. B. — finden wir *tieſer* einen Kalk, der blos aus zuſammengehäuften Nautiliten, Serpuliten, Chamiten, Coralliten aller Art, besteht — So zeigt er ſich im *Fanöer*-Bruch. Dieſes tieſe Lager geht unter der See nach Saltholm und ſtreicht weiter nach Schonen hinüber. Die Kreidegebürge bey Stevensklint und auf Möen bedecken offenbar dieſes Lager, als ein reineres, chemiſcheres, gleichſam ausgeſchiedenes Präcipitat, mit ſeltenern eingeſprengten Verſteinerungen, welches ſich zu den unten liegenden Lagern wie der Thonstein und Hornsteinporphyr zu den tieſer liegenden und mehr mechaniſchen Thonporphyren verhält.

Aber was ſind denn jene ungeheuren Corallenbänke, jene merkwürdigen Anhäufungen von Madreporen und Milleporen, die in der Südſee ſo weit verbreitet ſind, zu einer unermeſslichen Höhe anwachſen, ganze Inſeln bedecken und den Seefahrenden ſo oft gefährlich werden? Sind es nicht offenbar Fortſetzungen jener in der Ur-

---

Zeitſchrift für die ſpekulative Phyſik. 1ſter Bd. 1ſtes Heft. p. 143.

Urzeit angefangenen *Kalkformation* durch *Thiere*, ſo wie die Torfmoore, Fortſetzung der alten *Schieferformation*, durch *Pflanzen*? — Es ist auffallend, daſs die Materialien zu dieſer Combination ſo lange da liegen konnten, ohne benutzt zu werden, und nur der allgemeine Mangel an Kenntniſs von der Wernerſchen Geognoſie macht es einigermaaſſen begreiflich.

Die Reiſenden erzählen uns Beyſpiele genug von der Thätigkeit jener gallertartigen Thiere, das kalkigte Reſiduum unſerer Erde zu vermehren. *Blumenbach* 1) verſichert von Augenzeugen gehört zu haben, daſs man nicht ſelten Fiſchwrack auffiſcht, das binnen dreyviertel Jahren über und über mit Madreporen und andern Corallen überwachſen ist, und derſelbe Naturforſcher erzählt uns, wie der Hafen von Bantam, der ſonst ſo vortreflich war, jetzt ganz von Corallen eingenommen ist.

Es ist nach dieſen Beobachtungen natürlich, daſs wir die Erdarten, welche die Thiere und Pflanzen hinterlaſſen, in Betrachtung ziehen. Daſs das erdige Reſiduum des animaliſchen Proceſſes immer Kalk ſey, ist hinlänglich bekannt. Alle jene knochenartigen Reſiduen, die auf der tiefsten Stufe der Organiſation nach auſsen nur die Thiere gleichſam bedecken, je höher die Stufe der Organiſation ist, desto inniger ſich mit den Thieren vereinigen, auf der höchsten Stufe der Organiſation

---

1) Handbuch der Naturgeſchichte. p. 460.

tion endlich nach dem Innersten des Körpers zurückgedrängt werden, bestehen aus Kalk oder liefern, bey der Analyſe, dieſe Erde. Die Vermuthung als käme dieſe Erde, *als ſolche* von auſsen in die Organiſation hinein, war zu ungereimt, als daſs ſie jemand, der dieſe rohe, todte Subſtanz kannte, und von dem Wechſelſpiel der Kräfte im animaliſchen Proceſſe auch nur einen dunklen Begriff hatte, im Ernst hatte annehmen können. Man muste alſo wohl ſchlieſsen, daſs der animaliſche Proceſs ſelbst im Stande war *Kalk* zu produciren. Schon *Abernethy's* intereſſante Verſuche mit den Eyerſchaalen die er zu verſchiedenen Zeiten unterſuchte, beweiſen, daſs dieſe, *während des Brütens* an Kalkgehalt gewinnen, und *Vauquelin's* bekannte Verſuche 1) mit den Excrementen und Eyern der Hennen ſetzen es auſser allem Zweifel, daſs bey der Henne Kalk entsteht. *Vauquelins* Vermuthung aber, daſs dieſer Kalk durch eine Umänderung des Kieſels entstehen ſollte, kann ich unmöglich beystimmen. Schon aus dem Vorhergehenden leuchtet es ein, daſs dieſe Erde *durchaus* vom Kalk verſchieden ſeyn muſs. Die reine Thatſache ist: daſs Kieſel *verſchwunden* und eine Menge Kalk *entstanden ist.* Daſs aber nicht jener Kieſel des genoſsenen Hafers den Kalk hervorgebracht hat, daſs vielmehr eine Operation des animaliſchen Proceſſes überhaupt Kalk als Reſiduum hinterlaſſen muſs, ist aus Abernethy's oben erwähnten Verſuchen, wo ſie nur aus den animaliſchen,

---

1) Annales d. Chemie, Tom. XXIX. No. 85. p. 3 -- 26.

ſchen, nicht kieſelhaltigen Theilen des Eyes abgeſetzt werden könnte, von ſelbst klar.

Daſs alſo der Kalk die den Thieren eigenthümliche Erde und ein durch den Lebensproceſs ſelbst abgeſetztes Reſiduum ſey, ist wohl unzweifelbar. Schwerer ſcheint es zu ſeyn, die den Pflanzen eigenthümliche Erde als eine ſolche zu erkennen. Wirklich ſchien die Chemie darüber bis jetzt nichts gewiſſes ausgemacht zu haben. *Humbold* 1) ſchreibt den Pflanzen alle Erdarten zu, und — noch neulich verſicherte *Scherer* 2) daſs der Kieſel die ſeltenste Erde in den Pflanzen ſey. An demſelben Ort findet man von ihm die Schriftsteller angeführt, die dieſe Erde in den Pflanzen entdeckten. Unter dieſen wird von *Delius* angeführt, daſs er den Kieſel als eine den Pflanzen eigenthümliche Erde ſchon ſeit langer Zeit aufstellte. Dieſe Meinung ſcheint mir vieles für ſich zu haben. Die Beobachtung, daſs die Vegetation mit der kieſeligten Reihe unſers Erdboden (mit der Schieferformation) zuſammenfällt, ebenſo wie die Animaliſation mit der kalkigten, drängt uns ſchon die Vermuthung auf. Aber die neuern Verſuche der Chemiker zeigen auch in den Pflanzen, einen weit gröſsern Kieſelgehalt, als man bisher vermuthetete. *Vauquelin* 3) fand in der Aſche des Hafers 0,393 phosphorſauren Kalk

---

1) Aphorismen zur Pflanzenphyſiologie. p. 8.

2) *Scherers* Journal. 13tes Heft. p. 74.

3) a. a. O.

Kalk und 0,607 Kieſel, in der Schlacke einer andern verbrannten Hafermenge ſogar in hundert Theilen auſser 15 phosphorſauren Kalk, 20 Kali, 5 kohlenſauren Kalk und einer kleinen Quantität Eiſen-Oxyd, nicht weniger als 55 Theile Kieſel. Am intereſſantesten ſind in dieſer Rückſicht die Verſuche die *Davy* [1]) anstellte. Er fand, daſs mehrere Rohrarten (Bambuſa arundinacea, Arundo phragmites) auch Getreidearten und Gräſer (als Anthoxanthum odoratum, Poa pratenſis u. m.) mehr oder weniger Kieſel enthalten, daſs dieſer Kieſel ſich in der Epidermis oder der zweyten Rinde beſonders befindet, daſs ſie hier ein Leuchten durch Reiben mit harten Steine verurſacht, daſs, wenn die Epidermis vorſichtig gebrannt wird, ſie ihre Gestalt behält, und daſs man alſo die kieſelhaltige Epidermis als ein *Knochengerüste* anſehen kann.

Aber hat nicht ſchon *Macie* und *Rüſſel* in den einzelnen Abſätzen des Bambusrohrs den Tabasheer entdeckt, der dem Hydrophans ſo ähnlich ist, und wie dieſer ſich, bey der Unterſuchung als ein wahrer, fast reiner Kieſel zeigte? [2]) Auch die neuesten Verſuche von *Schrader* [3]) bestätigen die bis-

---

[1]) *Nicholſon's* Journal. Vol. II. No. 27. p. 56. und *Scherers* Journal a. a. O.

[2]) Philoſ. Trans. Vol. LXXX. und LXXXI: 1. Theil.

[3]) Zwey Preisſchriften über die eigentliche Beſchaffenheit und Erzeugung der erdigen Beſtandtheile in den einheimiſchen Getreidearten. Berlin 1800. p. 17 — 18. u. f.

bisher angeführten Erfahrungen. Merkwürdig ist es, daſs er nicht allein die gröste Menge Erde, ſondern auch den — verhältniſsmäſsig — gröſsern Antheil *Kieſel* im *Rohr*, dahingegen — auch verhältniſsmäſsig — mehr Kalk im Korn fand. Er unterſuchte, Hafer, Gerste, Roggen, Waizen und Roggenstroh — fand im ersten $144\frac{3}{10}$, in der zweyten $66\frac{7}{10}$, im dritten $15\frac{6}{10}$, im vierten $13\frac{2}{10}$, im Roggenstrohhalm aber 152 Gran Kieſel in 2 Unzen Aſche. Man könnte einwenden, daſs fast alle angeführten Verſuche nur mit *zweyen* einander ſonahe verwandten Pflanzenfamilien, wie die Gräſer- und Rohrpflanzen, angestellt ſind; und es läſst ſich nicht läugnen, daſs es in dieſer Rückſicht zu wünſchen wäre, daſs man genaue Verſuche mit einer Menge anderer Pflanzen anstellte, obgleich es wahrſcheinlich ist, daſs hier — wie im Thierreiche — mehrere Familien *gar keine* Erde abſetzen. Nach der Analogie haben wir Grund es zu vermuthen; und da wir nun wiſſen, daſs der Kalk ein wirkliches *Product* der animaliſchen Organiſation ist, ſo kann es nicht zu kühn ſcheinen, die *hornartigen* Maſſen, als Uebergänge zu den kalkartigen anzuſehen. Eine Vermuthung die durch eine genaue Unterſuchung des Alcyonium, Gorgonium und Antipathes, durch die Beobachtung, daſs, nachdem das äuſsere Knochengehäuſe — bey den Molluſceen, verſchwunden ist, das thieriſche Reſiduum, auf einer höhern Stufe — bey den Inſecten — als ein *Horn*, bey der noch höhern als ein *Knorpel*, bey den höchsten endlich, als ein durch die Analyſe viel Kalk gebender, wahrer Knochen erſcheint, fast zur

Gewiſsheit wird. Etwas ähnliches möchte man bey den Pflanzen auch wohl finden. So wenige Verſuche nun auch in dieſer Rückſicht angeſtellt ſind, ſo hat man doch auch einige Beyſpiele von Kieſel in andern Pflanzen. *Georgi* fand ihn in der Conferve, [1]) *Westrumb* in Klee, [2]) ja *Abildgaard* ſogar in den Fibern des, den Pflanzen ſo nahe ſtehenden Thiers, in Alcyonium lyeurum.

Dieſes überzeugte mich nun vollkommen davon, daſs die **Vegetation Kieſel** producirt, wie die Animaliſation *Kalk*; denn daſs der Kieſel nicht *als ſolcher* von den Pflanzen aufgenommen, und unverändert abgeſetzt werden könnte, war mir einleuchtend. Es fehlten nur noch Verſuche die wie *Abernethy's* und *Vauquelin's* mit den Eyern unmittelbar die Hervorbringung dieſer Erde durch den vegetativen Proceſs darthun könnten.

Herr Profeſſor *Lampadius* gegen welchen ich (nun faſt vor einem Jahre) dieſe Meinung, ſo wie mehrere in dem Verlauf dieſer Unterſuchungen vorkommende Ideen äuſserte, (ſchon früher hatte ich ſie mehrern meiner Freunde ſchriftlich und mündlich mitgetheilt) hat im Frühjahr 1800. (nicht 1799. wie p. 192. durch einen Druckfehler angegeben wird) mehrere Verſuche angeſtellt, [3]) die

jene

---

1) Acta. Acad. ſcient. petropolit. pro 1778. T. I. p. 225 — 233. und *Crells* Annal. 1785. Bd. 1. p. 277.

2) *Crells* Annal. 1787. Bd. 1. p. 215. —

3) Seine Sammlung praktiſcher chemiſcher Abhandl. 3ter Bd, p. 187. u. f.

jener Forderung durchaus entſprechen. Eine Roggenpflanze die im kalkigten Boden gepflanzt und aufgewachſen war, lieferte aus hundert Theilen der Roggenstrohaſche, 70 *Theile Kieſel*, etwas kohlenſaures Kali, Thon, 7 *Theile Braunstein* und 4 Theile Eiſen.

Daſs aber eben ſo wenig hier der Kieſel aus einem etwa aufgenommenen Kalk, wie bey den Thieren der Kalk (nach Vauquelin's Vermuthung) aus einem aufgenommenen Kieſel entstanden ist, daſs vielmehr hier, wie dort, die Erden als eigenthümliche Reſiduen eines organiſchen Proceſſes angeſehen werden müſſen, das beweiſen vor allen *Schraders* [1]) neue, höchst intereſſante, mit der grösten Genauigkeit angestellten Verſuche. Er füllte reine Glas- und Porcellangefäſſe mit völlig reinem ſublimirten Schwefel und bedeckte ſie. — Die in dieſen aufgewachſenen Pflanzen, enthielten alle die Erden, die man in den Pflanzen zu finden gewohnt ist auch, und vorzüglich, Kieſel. Was man freylich mit Sicherheit aus der Natur der Organiſation überhaupt ſchlieſsen könnte, ist alſo durch Verſuche unmittelbar bewieſen, und die Schlüſſe die man aus *Hales*, *Helmonts*, *Boyles* und *Bonnets* Verſuchen zog, ſind auch durch Erfahrungen widerlegt. Von dem Braunstein der Pflanzen (der ſich ſowohl nach *Lampadius*, als *Schrader* und *Vauquelin* in ihnen findet, und wirklich ſich zu der Vegetation,

wie

---

1) a. a. O.

wie das Eiſen zu der Animaliſation zu verhalten ſcheint) werde ich weiter unten zu ſprechen Gelegenheit finden.

Es iſt alſo gewiſs, daſs jene getrennten Reihen, die ſich durch chemiſche Erfahrungen fanden, auch in der Natur im Groſsen als ſolche behaupten, daſs ſelbst die entgegengeſetzten Wege, welche die Natur in ihren organiſchen Operationen verfolgt, durch ein hinterlaſſenes Reſiduum jene entgegengeſetzten Reihen noch immer zu reproduciren vermögen. Ein Reſultat welches, obgleich auf der niederſten Stufe der Beobachtung gefunden, uns in der Folge zum ſichern Leitfaden dienen kann.

Ehe ich dieſen Gegenstand verlaſſe, muſs ich noch bemerken, daſs ich wohl weiſs, daſs jene Reihen, obgleich im Ganzen getrennt, doch in einander eingreifen. Der *Kali*gehalt mehrerer Foſſilien der kieſeligten Reihe, wie z. B. des Feldſpaths und der *Kalk*- und *Kali*gehalt der Pflanzen überzeugt uns davon. Es wird ſich in der Folge zeigen, daſs auch die kieſeligte Reihe in die kalkigten eingreift.

Der durch die ganze unorganiſche Natur gehende, ſich wieder in der organiſchen Natur zeigende Gegenſatz, läſst eine tiefgehende Entgegen-

gegen-

gegengeſetzung der Actionen ahnden. Wir fanden ihn in dem todten Reſiduo der erloſchenen Thätigkeit durch Beobachtung. Er muſs aber in den Operationen *ſelbſt* gegründet ſeyn. Um ihn da zu finden, müſſen wir für unſere Unterſuchung einen höhern Standpunct wählen. Ich ſteige langſam aus dem Grab der Natur, um ihr raſtloſes, thatenvolles Leben zu erkennen.

II.

Das reine Reſultat der neueſten Pflanzenchemie ist folgendes:

Fast alle Bestandtheile der Pflanzen, *ſo wie man ſie durch chemſiche Analyſe* kennen lernt, reduciren ſich auf Producte, deren Verſchiedenheit blos auf ein verſchiedenes Verhältnis des Kohlenstoffs, Waſſerstoffs, Sauerstoffs und Stickstoffs gegen einander beruhen. Bey weiten der gröste Theil dieſer näheren Bestandtheile ſind aus Kohlenstoff und Waſſerstoff zuſammengeſetzt. und mehr oder weniger — vielleicht auch zuweilen äuſſerst wenig — oxydirt. Zu den weniger oxydirten Bestandtheilen gehören die *fetten Oele*, mit einem gröſsern Kohlenstoff-, die ätheriſchen mit einem gröſsern Waſſerstoff-Gehalt, zu dem mehr oxydirten, die Stärke, der Schleim, das Gummi, der Zucker, welcher ſchon eine ſchwache Säure zu ſeyn ſcheint, und endlich die eigentlichen Pflanzenſäuren, Sauerklee- Zitronen- Aepfel- Gallus- Benzoe-Säure, und die am stärksten oxydirten Säuren, die *eſſigte Säure* (acide aceteux) mit mehr

mehr Kohlenstoff, und Eſſigſäure (acide acetique) mit mehr Waſſerstoff (nach *Chaptal* und *Peres.*)

Stickstoff enthalten, zugleich mit jenen Stoffen, nur der Kleber der mehligten Pflanzen, der Eyweisstoff, der am meisten, zugleich mit dem Phosphor, aus den Pflanzen, aus der Familie der Kreuzblumen (cruciformes) erhalten wird. Ferner das Ammoniak — und wie es jetzt mehr als wahrſcheinlich wird — Kali, Natron und der Kalk.

Dieſe Reſultate der neuen Pflanzenchemie, vereinigt mit denen der animaliſchen Chemie gewähren uns, *richtig benutzt*, einen Blick in die geheimsten Tieſen der Natur.

Es ist eine bewundrungswürdige Eigenſchaft des menſchlichen Geistes immer den einmal eingeſchlagenen Weg mit der grösten Hartnäckigkeit und Conſequenz bis aufs Aeuſserste zu verfolgen. Als der genialiſche *Keppler* und der ſcharfſinnige *Newton* durch die Anwendung der Mathematik auf die einfachen geſundenen Geſetze für die Bewegung der Himmelskörper die grösten Entdeckungen gemacht hatten, glaubte man ſchon die innersten Geheimniſſe der Naturbildung durch mathematiſche Formeln enträthſeln zu können. Als *Lavoiſier* die unendliche Mannichfaltigkeit des chemiſchen Proceſſes auf die Wechſelwirkung weniger Stoffe reducirte, oder wenigstens die Hofnung gab, daſs dieſes gelingen würde, verfolgte man auch dieſen **Weg** mit groſser Heſtigkeit und bewundrungswürdigen Eifer — man hofte ſelbst durch Hülfe chemiſcher Analyſen in das Heiligthum des organiſchen Lebens eindringen zu können, ohne zu bemerken, daſs hier die abſolute Grenze der Chemie gefunden war. — Es ist indeſſen gewiſs, daſs man die abſolute Grenze dieſer Wiſſenſchaft nie ſo deutlich erkennen würde, wenn nicht ihre Anbeter mit ſo vieler Emſigkeit und ſo wenigen Erfolg, ſie zu überſchreiten verſuchten.

Es ſcheint nicht undeutlich aus den Aeuſſerungen mehrerer berühmten franzöſiſchen Chemiker, wie des *Fourcroy*, *Vauquelin*, *Deyeux*, zu erhellen, daſs ſie glauben, die ganze Vegetation als einen chemiſchen Proceſs anſehen zu können. Hier, wo ich mich durchaus auf einem empiriſchen Standpunkt befinde, kann ich nun freylich nicht ihre Behauptungen mit den evidenten Gründen einer richtig verstandenen Philoſophie bestreiten, ohne dieſen Standpunkt gar zu verrücken; ich darf ohnehin hoffen, daſs die ſcharſſinnigen und wichtigen Entdeckungen der neuern Naturphiloſophie, wenigstens ſo viel in Deutſchland bewirkt haben, daſs man die Hofnung die organiſchen Operationen *chemiſch* zu erklären, völlig aufgegeben hat. Für die Folge meiner Unterſuchung, ist es mir indeſſen wichtig, einige der Erfahrungen, auf welche man ſich beruft, kurz zu prüfen. Dieſe Prüfung wird alſo den *in den Pflanzen*, nach der Meynung der Chemiker, präexiſtirenden chemiſchen

Pro-

Producten, die wie ſie glauben, nicht Producte der Analyſe, ſondern Educte der Pflanzen ſind, vorzüglich gelten.

Man muſs bey den Bestandtheilen der Pflanzen, von den übrigen, die eigentlich zu der *Vegetation* gehörigen, genau unterſcheiden, vermöge welcher — als ſchon *in* der Vegetation aufgenommen, dieſe continuirlich unterhalten wird; alſo nicht das aufgenommene Waſſer, die aus der Luft, oder dem Boden, oder beyden zugleich eingezogene Kohlenſäure, ſo wenig wie der eingeſogene Sauerstoffgas oder die ſonst aus der Erde aufgenommenen Nahrungsmittel. Dieſe Stoffe ſollen erst aſſimilirt werden, und gehören eben ſo wenig zur Vegetation wie die noch nicht aſſimilirte Nahrung der Thiere zur Animaliſation. Zu den der Vegetation im strengsten Sinne eignen Bestandtheilen gehören alſo die wirklich cirkulirenden Pflanzenſäfte, die mehr oder weniger irritabeln, *lebendigen* Fibern der Wurzeln, Stängeln, Blätter, Blumen, Blumenblätter, Generationsorgane u. ſ. w. und der den Keim enthaltende Theil der Frucht.

Als eine zweyte Art der Bestandtheile trennt man von dieſen die Reſiduen des vegetativen Bildungsproceſſes, die die festen und ausgeſtorbenen Theile der Pflanze constituiren. Dahin gehört der Splint, das Holz, und — wenigstens bey den Gröſsern — die den Kieſel enthaltende zweyte Rinde.

Von allen dieſen unterſcheide ich die, durch die Vegetation ſelbſt ausgeſchiedenen Producte. Zu dieſen rechne ich den, durch die Ausdunſtungsgefäſse der Blätter ausgeſchiedenen Saft, den Nektar der Blumen, die ſauren ſaftigen Pericarpien mehrerer Früchte, die ausgeſchwitzten Gummi, Harze, Oele u. ſ. w.

Ich behaupte, daſs die wirklichen chemiſchen Zuſammenſetzungen, die man als Educte aus den Pflanzen erhält, meiſt von der letzten Art ſind, daſs man ſelbſt die Art, wie die Stoffe unter ſich, *vor* der Analyſe im Holze vereinigt ſind, nicht beurtheilen kann, daſs man aber durch keinen einzigen Verſuch bewieſen hat, daſs irgend ein wahrhaft chemiſches Product, als ſolches, in den bey der Vegetation thätigen Subſtanzen vorkommt, daſs alſo alle die chemiſchen Zuſammenſetzungen, die man durch chemiſche Operationen aus den friſchen Pflanzenſäften erhält, Producte der Analyſe ſind. Eine jede iſolirte Organiſation liegt mit dem allgemeinem Organismus, oder, daſs ich den gewöhnlichen Ausdruck brauchen ſoll, eine jede Organiſation mit der unorganiſchen Natur, in einen immerdaurenden Streit. Die, bis zur Organiſation erhobenen Stoffe ſind den Geſetzen der chemiſchen Verwandſchaften während des Lebens, ebenſo entrückt, wie dieſelben Stoffe, während des chemiſchen Prozeſſes den Geſetzen der Schwere, und jene höhere Potenz des dynamiſchen Prozeſſes überhaupt verliert ſich in den niedern des chemiſchen im Momente des verſchwindenden Lebens, ebenſo, wie die chemiſchen Stoffe ſich wieder den

Ge-

Geſetzen der Schwere unterwerfen müſſen im Momente des vollendeten Prozeſſes. Die blos chemiſchen Geſetze der Verwandſchaft, ſind alſo ebenſo unzulänglich, den vegetativen oder animaliſchen Proceſs, als die mechaniſchen Geſetze der Schwere den höhern chemiſchen Prozeſs zu erklären. Aber ist es denn nicht in die Augen fallend, daſs alle jene chemiſche Verſuchen uns nur die Thätigkeit der unterſuchten Substanzen nach *auſsen* (gegen die chemiſchen Reagentien) zeigen, und daſs der Schluſs von der Beſchaffenheit *dieſer*, bis zur Natur der Thätigkeit *derſelben Substanzen nach innen* (zur Unterhaltung des vegetativen oder animaliſchen Lebens) nur durch einen Sprung gemacht werden kann? Schon hieraus folgt, daſs alle jene neuern Analyſen von *Deyeux* [1]) und *Vauquelin*, [2]) durch welche ſie in mehrern Pflanzenſäften eſſigſauren Kali, Kalk, freye Eſſigſäure, Gallusſäure, Tannin u. ſ. w. fanden, durchaus das nicht beweiſen, was ſie — ihrer Meinung nach — beweiſen ſollen. Alle jene Substanzen laſſen ſich in Stoffe zerlegen, und es ist mir ſehr begreiflich, daſs jene Stoffe ſich in der lebendigen Flüſſigkeit ſo gegen einander verhalten, daſs ſie im Momente des verſchwindenden Lebens ſich zur Hervorbringung jener Substanzen vereinigen müſſen. Es ist nach allem, was wir von der Pflan-

---

1) Journ. de Pharm. Tom 1. No. 6.

2) a. a. O. No 13 und die neuern durch Taſſaert bekanntgemachten in Scheerers Journ. 19. Heft. p. 82. u. f.

zenphyſiologie wiſſen, gewiſs, daſs der Stickstoff durch den vegetativen Prozeſs gleichſam zurückgedrängt wird, und ich begreiſe daher wie er durch die immerdauernde Thätigkeit, ſo mit dem Waſſerstoffe vereinigt werden kann, daſs er im Momente des anfangenden chemiſchen Prozeſſes Kali und Kalk produciren muſs. Die ganze Vegetation ist, wie die Animaliſation, eine immer verhinderte Oxydation. Daſs der in den Säften enthaltene Sauerstoff, ſobald das Leben aufhört, ſich mit den Stoffen zu freyen, oder durch jenen Kali und Kalk neutraliſirten Säuren, verbindet, ist ſehr natürlich. Jene Substanzen entstehen alſo (oder *können* entstehen, *dieſes* zu zeigen ist nur hier hinlänglich) durch den Uebergang des vegetativen Prozeſſes in den blos chemiſchen. Und steht denn nicht wirklich ein jeder lebendiger Körper immer gleichſam auf dem Sprung zum Chemiſchen? Muſs nicht der chemiſche Prozeſs unwiederbringlich eintreten, wenn man den *getödteten* Saft nicht mit den lebendigen Fiebern, ſondern mit den chemiſchen Reagentien in Colliſion bringt? Man kann alſo durchaus nicht behaupten: daſs eſſigſaures Kali, Kalk, freye Pflanzenſäuren u. ſ. w. *als ſolche* in den lebendigen Pflanzenſäften vorkämen, man kann nur ſchlieſsen, daſs die Pflanzenſäfte die Bedingungen zur Erzeugung jener Substanzen im Momente ihrer Aufnahme im chemiſchen Prozeſſe zum voraus enthalten. Der eigentlichen Erklärung des vegetativen Prozeſſes ſind wir alſo dadurch nicht näher gekommen.

Daſs

Daſs aber jene chemiſchen Producte (d. h. ſolche, die, nachdem ſie im chemiſchen Prozeſs aufgenommen waren, ſich unverändert aus ihrer Verbindung wiederherſtellen laſſen) die *wahren* Educte der Pflanzen ſind, wirklich ſchon aus dem eigentlichen vegetativen Prozeſs ausgeſchloſſen und nur Secretionen der Pflanzen ſind, die nicht (wenigſtens nicht ohne Veränderung) wieder in den Lebensprozeſs der Pflanzen aufgenommen werden, davon halte ich mich völlig überzeugt. Nicht nur jene Spiritus rectores oder ſogenannten Aromata, die wir durch *Fourcroy* genauer kennen, auch einige *ätheriſchen Oele* gehören hierher. — Nicht weniger die *fetten Oele* in welche die Saamen gleichſam getränkt ſind, die aber doch von den eigentlich den Keim enthaltenden Theilen ganz getrennt ſind. Auch der eigentliche Zucker, ist *als ſolcher*, ein aus den Vegetabilien ausgeſchiedener Saft, der nicht in dem Vegetationsprozeſs thätig ist. *Deyeux* [1]) hat gezeigt, daſs Cicer arietinum beständig eine wahre Sauerkleeſaure ausſchwitzte, die ſich in den glandulöſen Ausdunſtungsgefäſsen ſelbst ſecernirte. Es läst ſich vermuthen, daſs die Rumices und Oxalis acetoſella eben ſolche Secretionswerkzeuge haben, obgleich ſie weniger bemerkbar ſind. Die fleiſchigen und ſaftigen Pericarpien mehrerer Früchte ſind offenbar ſolche ausgeſchiedene Säfte, die immer mehr und mehr ſich dem chemiſchen Prozeſſe unterwerfen müſſen. Man ſieht daher, daſs ich dem *Guyton* [2]) gern

---

[1]) a. a. O. No. 13.

[2]) Decade philoſophiq. an. 6. No. 11. p. 70 — 73.

gern zugeben kann, daſs die rothe Farbe mehrerer Früchte von einer anfangenden Oxydation herrührt. Aber ſelbst hier zeigt die weiſse Farbe der Früchte, deren Fleiſch eine bedeutende Conſiſtenz hat, ſo daſs ſie, wie mehrere Aepfelarten, nur auf der Haut, oder, wenn ſie weniger conſiſtent ſind, mehr oder weniger im Fleiſche hinein die rothe Farbe annehmen, hinlänglich, daſs dieſe Oxydation durch eine chemiſche Zerlegung der atmoſphäriſchen Luft geſchehen muſs. Kurz, alles was den Pflanzen einen ſauren, ſüſsen oder aromatiſchen Geſchmack mittheilt, alles was eine wahrhaft öhliche Conſiſtenz hat, iſt ſicher aus den Pflanzen ausgeſchieden, und nicht mehr in dem Vegetationsprozeſs thätig.

Was ich hier kurz berührt habe, werde ich mit der Zeit ausführlicher unterſuchen. Ich habe ſchon ſeit langer Zeit einige Verſuche in dieſer Rückſicht angeſtellt, und denke, ſobald meine Lage mir es erlaubt, ſie zu vervielfältigen. Durch dieſe werde ich hoffentlich das wichtige Problem, welche Beſtandtheile der Pflanzen noch bey der Vegetation thätig, welche als Producte der Vegetation aus den Pflanzen ausgeſchieden, und welche als Reſiduen des Prozeſſes in den Pflanzen abgeſetzt werden? — ſeiner Auflöſung in etwas näher bringen.

Die eigenthümliche Miſchung der Reſiduen des vegetativen Prozeſſes, läſt ſich ebenfalls nicht durch chemiſche Analyſe erkennen. Die Producte die man durch das Verbrennen des Holzes er-

hält.

hält, — präexiſtiren gewiſs nicht im Holze, da man ja ohnehin *nur* durch Verbrennung, und durch keinen andern Prozeſs, den Kali erhalten kann. Es folgt aber wohl daraus, daſs das Holz auſser Kohlen- und Waſſerſtoff — bey den verſchiedenen Holzarten in gröſserer oder geringerer Menge — *Stickſtoff* enthält, der zum Produciren des Kali beim Verbrennen verwandt wird. Ein ausgeſchiedener, faſt freyer, Kohlenſtoff möchte in einem beſondern Zuſtande in der Rinde im Holze, und in der Wurzel mehrerer, in den Blättern anderer (wie Ilex aquifolium, Prunus ſpinoſa u. ſ. w.) in dem Holz einiger Gewächſe, den ſogenannten *Tannin* conſtituiren, deſſen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeit wir durch Prouſt 1) genauer kennen. In der Folge wird man ſehen, daſs ſich wirklich die adſtringirende Eigenſchaft als eine Wirkung des freyen Kohlenſtoffs erklären läſt. Eben ſo wenig wie Kali, iſt Kalk, als ein wahres unzweifelbares Reſiduum der Vegetation in den Pflanzen gefunden. Bis jetzt hat man dieſe Erde nämlich entweder mit einer Pflanzenſäure neutraliſirt aus den Säften, oder durch Verbrennung aus der Aſche geſchieden. In beyden Fällen kann man aber die Präexiſtenz dieſer Erden nicht darthun. Ich muſs hier Chara vulgaris, Hypnum criſta caſtrenſis, Neckera dendroides 2) und vielleicht noch einige cryptogamiſche Gewächſe ausnehmen, die gleichſam mit Kalk durchdrungen ſind,

---

1) Journ. de Pharm. Tom. 1. No. 11.

2) *Humbold's* Aphorismen. p. 105. 106. und *Scherer's* Journ. 5tes Heft. p. 537.

ſind, ſo wie Salſola Kali, die Salicornien, Reaumüria, die Meſembryanthema u. m. in einer Auflöſung von Natron wie getränkt ſind, ohne daſs man doch bis jetzt das Verhältniſs des Kalks zu den erstgenanten oder das Verhältnis des Natrons zu den letzgenannten Pflanzen genauer kennt. Ist es nicht wahrſcheinlich, daſs der Kalk eine noch nicht aſſimilirte Nahrung der ersterwähnten Pflanzen ist? Scheiden die Salicornien u. ſ. w. den Natron aus der Salzſäure des Meerſalzes, oder ist dieſes ſchon eher, als die Pflanzen ihn aufnahmen, geſchehen? und ist es nicht wahrſcheinlich, daſs er ſich zu dieſen Pflanzen ebenſo verhält, wie meiner Vermuthung nach, der Kalk zur Chara, Hypnum, Neckera? Die Vermuthung daſs der Kalk und das Natron hier noch nicht in der Vegetation aufgenommen ſeyn, hat wenigstens, nachdem was wir bis jetzt wiſſen, eben ſo viel für ſich, wie die, daſs dieſe Substanzen durch die Vegetation abgeſetzt ſind. — Ein anderer Umstand bey den Kalkgehalt der Pflanzen verdient hier ebenſalls Erwähnung. Ich habe nämlich oben ſchon erwähnt, daſs der Kieſel — verhältniſsmäſsig — am meisten im Stroh, Kalk im Korn vorkömmt (S. 31.). Aber ſelbst der Kalkgehalt in verſchiedenen Getreidearten ſcheint ein merkwürdiges Verhältniſs zu zeigen. Der Waizen hat nämlich unter den Getreidearten gewöhnlich am meisten Kleber (*gewöhnlich* ſage ich, denn wie viele Umstände den Klebergehalt bey einer Getreideart verringern, bey einer andern vermehren kann, zeigen uns *Teſſier's* Erfahrungen.). 1) Auf dem Waizen muſs wohl nach

---

1) Memoir. de l'Institut national Tom. 1. p. 549.

nach *Parmentier* [1]) der *Roggen*, als eine *härtere* Getreideart, dann die *Gerste*, endlich der *Hafer* nach ihren Klebergehalt folgen. Es ist aber bey dieſer Annahme merkwürdig, daſs der Kalkgehalt des Mehls nach *Schrader* [2]) mit dem Klebergehalt in einem *umgekehrten* Verhältniſs zu stehen ſcheint. Im Hafer fand er nämlich $33\frac{5}{10}$ Gr. Kalk in zwey Unzen, im Gersten $24\frac{8}{10}$, im Roggen $13\frac{4}{10}$, im Waizen endlich $12\frac{6}{10}$. Ein Verhältniſs, welches eine genaue Unterſuchung bestätigen oder widerlegen wird. — Sollte man aber nicht mit einigem Grund daraus ſchlieſſen können, daſs der Stickstoff, der bey einigen Getreidearten zur Bildung des Klebers verwandt wird, bey andern in einem andern Zustand vorkommt? (Da es doch jetzt, wie wir weiterhin ſehen werden, mehr als wahrſcheinlich ist, daſs der Kalk dieſen Stoff in ſeiner Miſchung hat) — in einen Zustand in welchem er (ſobald die gehörigen *chemiſchen* Bedingungen eintreten) Kalk bilden kann? —

So wenig es ſich nun beweiſen läst, daſs Kalk oder Kali *als ſolche* durch die Vegetation abgeſetzt werden, ſo gewiſs ist es, daſs bey der auf der ganzen Erde ſo häufigen *Gras-* und *Rohr*-Familie der *Kieſel*, als ein wahres Reſiduum abgeſetzt wird und oft eine Art von Knochengerüste bildet. *Davy's*, *Macie's* und *Ruſſels* oben (S. 30.) er-

---

[1] Recherches ſur les vegetaux nourriſſans etc. Paris 1781. p. 70.

[2] a. a. O.

erwähnte Erfahrungen, zeigen es augenſcheinlich. Ob dieſes nicht bey mehrern Pflanzen der Fall iſt, kann erſt dann ausgemacht werden, wenn man mehrere Reſiduen der Vegetation, wie die offenbar harte Epidermis mehrerer Pflanzen, die faſt ſteinige Bedeckung mehrerer Saamen u. ſ. w. unterſucht hat. Mir iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daſs die kieſelhaltige Epidermis den Gräſern *ausſchlieſsend* eigen ſeyn ſollte. —

Da der Kieſel offenbar durch die Vegetation *entſteht* (S. 31.) ſo iſt es natürlich, daſs wir, ſo lange bis es uns gelingt, den Kieſel zu decomponiren, die Stoffe aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, durch theoretiſche Combinationen auszumitteln ſuchen.

Die kieſeligten und kalkigten Reihen ſind ſich durchgängig entgegengeſetzt (S. 1 -- 13); dieſes iſt hoffentlich oben evident dargethan; alle Phänomene deuten darauf hin, daſs ſie, wenn ſie zuſammengeſetzt ſind, (und daſs ſie es ſind, wird wohl keiner bezweifeln) in ihrer Grundmiſchung verſchieden ſeyn müſſen. — Aber, daſs der Stickſtoff das carakteriſirende der alkaliſchen oder kalkigten Reihe (principe alcaligene) ſey, werde ich in dem Nachfolgenden beweiſen. Schon hieraus lieſse es ſich mit vielem Grund ſchlieſsen, daſs ebenſo wie der Stickſtoff das carakteriſirende der Kalkformation und des animaliſchen Proceſſes iſt, (wie ſich zeigen wird,) ſo auch der Kohlenſtoff, das caracteriſirende der kieſeligten Reihe ſeyn wird, ſo wie ſie die Vegetation ſelbſt, ohne allen

Zweifel caracteriſirt. Da ſie aber doch eine *Erde* iſt, ſo wird ſie die ihr, als Erde, zukommenden Eigenſchaften, einem, allen Erden gemeinſchaftlichen Stoff ſicher verdanken. — Dieſer muſs der *Waſſerſtoff* ſeyn, der, wie wir nachher ſehen werden, wirklich der ganzen alkaliſchen Reihe zukömmt. Dieſe Vermuthung wird auch durch den bedeutenden Antheil mehrerer Pflanzen an Kieſel, die ſie aus ihren Bestandtheilen (hauptſächlich Kohlenstoff und Waſſerstoff) produciren, noch wahrſcheinlicher gemacht. Ich würde indeſſen kaum gewagt haben dieſe meine Meynung öffentlich zu äuſsern, oder auf ſie irgend etwas zu bauen, wenn ſie ſich nicht von einer andern Seite her, auffallend beſtätigen lieſse.

Werner nahm in ſeiner Oryctognoſie etwas die Foſſiliengattungen Characteriſirendes, eine — allen, in den äuſsern Kenntzeichen miteinander übereinſtimmenden Foſſilien, gemeinſchaftliche — Qualität an, deren Natur und Beſchaffenheit er den Chemikern auszumitteln überlieſs. Er hatte ohne allen Zweifel Recht. Können wir wohl das Aeuſſere für etwas anderes, als Ausdruck eines Inneren anſehen, oder in der Uebereinſtimmung im Aeuſſern eines *Gebildeten*, etwas anderes, als das untrügliche Criterium einer Uebereinſtimmung in der *Bildung* finden?

Indeſſen wurden die Analyſen der Foſſilien nach der einmal eingeführten Formel der Zerlegung immer häufiger, und, was man aus der Beſchaffenheit und Beſchränkheit dieſer Analyſen ſchon zum voraus folgern konnte, geſchah wirklich. — Die Bestandtheile die man durch dieſe Zerlegungen aus den Foſſilien erhielt (die verſchiedenen Erden und Metalle mit ihren Oxyden in einem verſchiedenen quantitativen Verhältniſſe gemiſcht,) stimmten mit den äuſsern Kennzeichen ſehr oft nicht überein; die ähnlichsten Foſſilien lieferten die abweichendsten Bestandtheile und umgekehrt. Vor allem machte *Klaproth's* Analyſe des Saphirs, nach welcher dieſe Steinart ſast aus lauter Thonerde bestand, obgleich ſie in den äuſsern Kennzeichen mit den übrigen Edelgesteinen des Kieſelgeſchlechts ſo ſehr übereinkam, um ſo mehr Aufſehen, da die Genauigkeit dieſes berühmten analytiſchen Chemikers nicht erlaubte an der Richtigkeit ſeiner Verſuche zu zweifeln. Anstatt nun die Richtigkeit der analytiſchen *Methode* in Zweifel zu ziehen, oder das Recht der Chemiker die Substanzen, die ſie durch dieſe fanden, als in den Steinarten präexistirend anzunehmen, genauer zu unterſuchen, fieng man — ſonderbar genug — an, jene Wahrheit, daſs das Aeuſsere ein Ausdruck eines Innern und das Criterium dieſes Innern ſey, ohne welche überhaupt keine wahre Naturkunde bestehen kann; anzugreiſen. Es ist ſast unbegreiflich, wie man vergeſſen konnte, daſs der Oryctognost ja wirklich die *vollständige Syntheſis* (den Körper *ſelbst* hat) und mit vollem Rechte aus *dieſer* ſchlieſst, daſs er unmöglich durch *eine unvollständige Analyſis* (die ja ſonst zur Syntheſis führen müste, was nicht geſchah) widerlegt werden könnte. daſs endlich der Chemi-

ker

ker ſelbst, wie zum Beyſpiel bey den Salzen, mit völliger Sicherheit, von den veränderten äuſsern Kennzeichen (des Geſchmacks der Crystalliſation u. ſ. w.) auf veränderte Miſchung ſchlieſst. [1]

Viel natürlicher war alſo die Vermuthung, daſs Kieſel durch die Analyſe in Thon umgeändert werden könnte. Dieſe Vermuthung die ſeit *Baumé* mehrere Chemiker geäuſsert haben, ist durch *Lampadius* wieder in Anregung gebracht. Freylich läst ſich das Phänomen bey der Zerlegung des Feldſpaths [2]) da er mit D. Mitſchell, nach der ersten Sättigung der Auflöſung des erwähnten Steins im ätzenden Kali durch Eſſigſäure, eine groſse Menge Kieſel erhielt, der nachher immer mehr Thon hergab, nach der durch *Guyton* entdeckten Verwandſchaft dieſer Erden gegen einander (S. 12.) daraus, daſs dieſe zwey Erdarten in Vereinigung miteinander niedergeſchlagen wurden, erklä-

---

1) Herr Oberbergrath *Karsten* hat den ſcheinbaren Widerſpruch der zwiſchen den Chemikern und den Oryctognosten dadurch entstand, ſehr ſinnreich zu vermitteln geſucht (indem er einige Sätze der kritiſchen Philoſophie auf eine ſonderbare Weiſe misverstand) — Er meynt nämlich, daſs das Reſultat der Chemiker *in der Natur*, der Schluſs der Oryctognosten in *der Idee réel* ſey, ſetzt dadurch die Idee (wohlverstanden *des Naturforſchers*) in eine Oppoſition gegen die Natur, und giebt jene das Recht der Natur gerade ins Geſicht zu widerſprechen und die Realität ihrer Annahme *gegen die Natur* zu behaupten.

2) a. a. O. S. 214. u. f.

klären. Desto merkwürdiger ſind ſeine Verſuche mit dem Thon, die es beweiſen, daſs er durch Oxydation ſchwer auflöſslich in Säuren wird, und nur dann den natürlichen Grad ſeiner Auflösbarkeit wieder erhält, wenn er durch ätzenden Kali entſäuert wird. Wirklich wird es dadurch nicht wenig wahrſcheinlich, daſs durch die Behandlung mit ätzendem Kali der beträchtliche Thongehalt mehrerer Edelgesteine dem Chemiker, unter der Hand gleichſam, entsteht. Daſs eine Menge Kieſel bey dieſer Operation — nach Lampadius, noch immer unverändert bleibt, ſcheint mir nichts gegen dieſe Vermuthung zu beweiſen: wohl aber ist ſie im Stande die auffallende Verwandſchaft des Thons und Kieſels unter ſich zu erklären, indem die ganze Verwandſchaft wahrſcheinlich nichts anders ist, als das Phänomen einer gleichförmigen Oxydation. — Ich erwarte aus der genauen Unterſuchung des Guytonſchen geleeartigen Präcipitats viele Aufſchlüſſe über die problematiſche Natur des Thons und ſein Verhältniſs zum Kieſel. Aber ſpricht nicht das beständige Zuſammenſeyn dieſer zwey Erden in der ganzen kieſeligten Reihe offenbar für die Meynung, daſs der Thon durch eine Desoxydation des Kieſels, oder vielleicht auch umgekehrt, der Kieſel durch eine Oxydation des Thons, auch im Groſsen entſtehe? — Es kommt darauf an, ob wir den, aller Naturforſchung zum Grunde liegenden Satz, daſs das Aeuſsere nur ein Ausdruck eines Innern, und die Aehnlichkeit der Form ein untrügliches Criterium einer Aehnlichkeit der Qualität ſey, aufgeben, oder die Meynung, daſs der Thon nur durch einen verſchiedenen Grad der Oxydation und vielleicht auch durch ein in etwas verſchiedenes quantitatives Verhältniſs ſeiner oxydablen Baſis vom Kieſel verſchieden ſey, annehmen wollen. Ich erkläre mich ohne Bedenken für die letzte Meynung, und glaube um ſo weniger dabey zu wagen, da das Problem ſeiner Auflöſung durch Verſuche ſehr nahe ſeyn möchte.

Freylich folgt aus dem Bisherigen, daſs alle jene Analyſen der Mineralkörper uns mit der eigentlichen Miſchung der Mineralien nicht bekannt machen, daſs man nicht berechtigt ſey, aus dem erhaltenen Producte der Analyſe auf die *Entſtehung* der Mineralien durch die Zuſammenſezzung *aus dieſen* Producten zu ſchlieſsen, und mit dieſem einzigen Satze, der wohl bald allgemein anerkannt wird, fällt auch das ganze Gebäude der bisherigen rohen chemiſchen Geologie über den Haufen. Es war leicht voraus zu ſehen. Die Annahme einer weit unbegreiflichern Welt, der chaotiſchen — um durch dieſe die Entſtehung der Erde zu erklären, — muste einen jeden denkenden Kopf nothwendig empören. — Wer, der von der unendlichen Tiefe der bildenden Kraft auch nur eine leiſe Ahndung hegte, müste nicht jene chaotiſche Miſchung von Salzen und Erden und Metallen im — Waſſer; jene Trennungen und Miſchungen und Zerlegungen dieſer — der Annahme nach im Chaos präexiſtirenden — Subſtanzen, für welche die plumpen Eingriffe einer zerlegenden Kunſt als Maasſtab angeſehen würden, im höchſten Grade unerträglich finden? Meine Unterſuchungen werden, hoffe ich, die

Verdienste der pneumatiſchen Chemie im vollen Glanze zeigen. Indem ſie alles auf Stoffe reducirte, fand ſie ihre *Grenze*. *Ueber* dieſe kann *ſie* nicht hinaus. — Was wir *mit* dieſer vermögen, um das höchste Problem zu löſen, wird aus dem Fortgange dieſer Unterſuchung erhellen. — Es ist *möglich*, daſs die Analyſen uns von der wahren Beſchaffenheit der Foſſilien überzeugen, es ist ſogar in einigen Fällen gewiſs, da nehmlich, wo die Analyſis zur Syntheſis führt, bey den durch Säuren aufgelösten Erden und Metallen; aber die Natur kann auch Erden mit Erden in Colliſion bringen, ſowohl als Stoffe mit Stoffen, dann kann die Analyſe die Trennung bewirken; wo aber das erste, oder vielmehr das letzte der Fall ist, vermag die jetzige Chemie nicht zu beweiſen. Es ist mehr als wahrſcheinlich, daſs *alle* feste Körper der Erde (etwa einige Metalle ausgenommen) aus *allen* vier ponderabeln Stoffen bestehen; denn daſs die Chemie ſie nicht alle findet, würde erst dann etwas gegen mich beweiſen, wenn ſie die Mittel aufzeigte ein Minimum eines Stoffes in jeder Miſchung zu entdecken. Ist dieſes aber der Fall — und ich hoffe es durch höhere Gründe beweiſen zu können — ſo ſind alle Substanzen nur durch ein verſchiedenes Verhältniſs der Miſchung der Stoffe, durch das Ueberwiegen der einzelnen, von einander verſchieden. Die leiſeste Berührung — ist es nicht durch den Galvanismus bewieſen? — vermag dieſes Verhältniſs umzuändern, und erst, wenn wir bey einem jeden Proceſs das *Maaſs dieſer* Veränderung anzugeben vermögen, kann die Analyſe etwas *beweiſen*. Die rohe Methode

thode unſerer jetzigen Chemie giebt uns nicht einmal eine entfernte Ideé eines ſolchen Maaſses. Ich ahnde *es* im Galvanismus; *Ritter* wird *es* geben und der Schöpfer einer neuern höhern Chemie werden. —

Es ist durch das Vorhergehende höchst wahrſcheinlich gemacht, daſs Thon und Kieſel ſich ſehr nahe stehen, und daſs unter gewiſſen Umstanden ſogar Thon in Kieſel übergehen kann. — Kennen wir alſo die Bestandtheile des Kieſel, ſo ſind uns höchst wahrſcheinlich auch die des Thons bekannt. Um dasjenige, was in dieſer Rückſicht das Wahrſcheinliche ist, inſofern es ohne unmittelbare Zerſetzung des Kieſels möglich ist, auszumitteln, werde ich mich des oben benutzten Verfahrens, der Aehnlichkeit der äuſsern Form, als eines ſichern Leitfadens bedienen. Die starke relative Cohärenz (die ſich durch Härte äuſſert) die Durchſichtigkeit und die leichte Crystalliſirbarkeit ist dasjenige was die Mineralien der kieſeligten Reihe (die Edelgesteine, die Quarzcrystalle u. ſ. w.) in ihrer grösten Reinheit vorzüglich von allen übrigen Mineralien auszeichnet. Es ist alſo natürlich, daſs wir denjenigen unter dieſen Körpern aufſuchen, der ſich vorzüglich chemiſch zerlegen läst. Es ist der verbrennliche Diamant, der, wie es jetzt gewiſs ist, aus *Kohlenstoff* besteht.

Nach *Werners* Vermuthung gehört der Diamant ſowohl, als Zirkon, Hyazinth und einige andere Edelgesteine, die man, wie jene, bisher nur ausgeſchwemmt und loſs fand, zur Flötztrappformation; aber dieſe ſcheint auch wirklich gleichſam das Repoſitorium des ausgeſchiedenen *reinen* (oder vielmehr blos oxydirten) Kohlenſtoffs zu ſeyn. Es ist alſo wirklich zu vermuthen, daſs das Characteriſirende der *kieſeligten* Reihe *Kohlenſtoff* ist.

Wenn man das auf dieſem Wege gefundene, mit dem oben angeführten — wo der Kieſel als ein Reſiduum der Vegetation betrachtet wurde, vergleicht, ſo wird dieſe Vermuthung fast zur Gewiſsheit, und man kann wohl mit Recht zu einer genauern Wiederholung des *Lamanonſchen* Verſuchs [1]) auffordern. Dieſer fieng nehmlich beym Aneinanderſchlagen zweyer Stücke Quarzkrystalle die Splitter auf einem weiſsen Papier auf und fand eine groſse Menge ſchwarzer Körperchen, deren Mittelpunkt unter der Linſe aus einer mehr oder minder verglasten Substanz zu bestehen ſchien, welche von einem *ruſsigten* Staube bedekt war. Die Einwendung von *Monge*, die *Hauy* [2]) bekannt machte, daſs das hier verbrannte nur die kleinen Staubtheile waren, die in der Luft ſchwimmen, ſcheint mir ſehr geſucht und nicht bewieſen. — Spricht nicht ſelbst der erregte brenzliche Geruch und das Phosphoresciren im Dunkeln, beym Aneinanderreiben der Calzedone und Quarze für eine an-

---

[1]) Journal d. Phyſique 1785. Julii. p. 66.

[2]) Neues Journ. d. Phyſik von *Gren*. Bd III. p. 110 — 113.

anfangende Verbrennung? Auch *Girtanner* behauptet, daſs ſich Quarzcryſtalle, wie der Diamant, im Feuer verflüchtigen. 1) —

Aber ſpricht es nicht ſehr für unſere Meynung, zu welcher wir, gleichſam unwillkührlich, durch die Zuſammenſtellung der bekannten Thatſachen hingeleitet werden, daſs durch ſie, die Entſtehung des Kieſels aus dem Kohlenſtoff der Pflanzen und die Entſtehung des Kohlenſtoffs aus der kieſeligten Reihe der Gebirge, gleich verſtändlich wird? — Wirklich nöthigen uns alle bekannte Thatſachen einen immer Kieſel erzeugenden Stoff in den Pflanzen und eine Quelle des Kohlenſtoffs in den kieſeligten Gebirgen anzunehmen. Beyde Probleme ſind durch unſre Annahme glücklich gelöst.

Daſs ich Waſſerſtoff als einen Beſtandtheil des Kieſels annehme, brauche ich wohl nicht weitläuftig zu rechtfertigen. Den Hauptgrund habe ich ſchon oben angegeben, und alles ſpricht dafür, daſs der Diamant, indem er blos oxydirt wird, die reine Reihe des Kohlenſtoffs, — indem er mit Waſſerſtoff vereinigt wird, Kieſel, Thon u. ſ. w. bildet. Ich will nicht leugnen, daſs Stickſtoff ebenfalls in der Miſchung vorkommt, und daſs Kieſel, Thon u. ſ. w. oxydirt ſind, iſt gewiſs; aber der Stickſtoff wird ſicher gleichſam in der Miſchung zurückgedrängt ſeyn, und eine gröſsere oder geringere Oxydation hat der Kieſel mit faſt allen feſten Subſtanzen unſerer Erde ge-

---

1) Scherers Journ. 22. Heft. p. 214.

mein. Es kömmt hier vorzüglich auf die Miſchung der oxydabeln Baſen an.

Das Reſultat der Unterſuchung ist folgendes: *Die ganze kieſeligte Reihe die in den ältesten und mächtigsten Gebirgen unſerer Erde die Hauptmaſſe ausmacht, durch alle Perioden hindurch geht, durch die öhlichten Substanzen uns die Ueberreste einer vergangenen Vegetation zeigte, noch immer ſich an die ganze bestehende Vegetation als ein lebendiges Glied (durch die Torfmoore) umſchlieſst, wird hauptſächlich durch Kohlenstoff und Waſſerstoff, als das characteriſirende ihrer Miſchung, ausgezeichnet.*

Die neuere Chemie lehrt uns, daſs ſich die thieriſchen Substanzen von den vegetabiliſchen durch den ſie characteriſirenden *Stickstoff* unterſcheiden. Man erhält aus allen thieriſchen Substanzen Ammoniak, und ſelbst jene weniger nähere Bestandtheile der Pflanzen — den Kleber und der Eyweistoff, — die Stickstoff enthalten, werden aus dieſer Urſache von den franzöſiſchen Chemikern thieriſch vegetabiliſche Substanzen genannt.

Die thieriſche (vergleichende) Chemie, steht viel weiter zurück als die vegetabiliſche. Man wurde, gleichſam unwillkührlich zum Menſchenkörper hingedrängt, und das unermeſsliche Feld für chemiſche Entdeckungen in der Welt der Würmer und Inſecten, blieb unbenutzt. Indeſſen kann ich mich hier doch kürzer faſſen. Der Un-

ter-

terſchied zwiſchen den im Lebensprozeſs thätigen, aus den Körper ausgeſchiedenen und im Körper abgeſetzten Substanzen, ist hier weit anerkannter. Die im Lebensprozeſs thätigen Substanzen werden der Chemie ein ewiges Räthſel bleiben. Die Präexistenz irgend eines wahrhaft chemiſchen Products im lebendigen thieriſchen Körper, wie z. B. des Eiſens im Blute, läst ſich, wie aus dem Vorhergehenden folgt, durchaus nicht beweiſen.

Was die aus den thieriſchen Körper ausgeſchiedenen Substanzen betreffen, ſo ſind ſie, bey den Menſchen ausgenommen, ſehr wenig gekannt oder chemiſch unterſucht. Einige werden indeſſen gewiſs hierher gehören, die der Chemiker vielleicht nicht unter die ausgeſchiedenen rechnen möchte, wie z. B. die Ameiſenſäure. Mit einigen Spiritus rectores der Pflanzen ſcheinen einige *Giftarten* der Thiere wirklich analog zu ſeyn. Ich meine die *betäubenden* Ausdünstungen der Pflanzen. Es ist eine oft vorgebrachte Meynung, daſs das Schlangengift ein *Alkali* wäre. Sie hat ſich indeſſen durch *Fontana's* Verſuche nicht bestätigt. Wenn man nun aber annimmt, daſs der Waſſerstoff, wenn er überwiegend wird, ebenſo den Stickstoff *flüchtig* machen kann, wie er den Kohlenstoff wirklich flüchtig macht bey dem Riechstoff; wenn man annimmt daſs der betäubende Ausdünstungsstoff nur die *Nerven* unmittelbar angreift, dahingegen das Schlangengift, vermöge irgend eines vielleicht auszumittelnden Verhältniſſes zum thieriſchen Körper, nur das *irritable* System reizen kann; wenn man endlich bedenkt, daſs das *Aetzende* der Alkalien

kalien wirklich — nur im geringern Grade — daſſelbe zu ſeyn ſcheint, was das ſchnell *zerstörende* des Schlangengifts — nur freylich in einem weit gröſsern Grade iſt; wird denn nicht jene Meynung mit einer nothwendigen Modification wahrſcheinlich? — Ich kann dieſe Meynung hier nicht weiter ausführen. In der Folge werde ich das, was hier nur angedeutet werden kann, weitläuftiger auseinanderſetzen. Es wird ſich zeigen, daſs dieſe Anſicht uns einen tiefen Blick in die Natur der Gifte verſpricht.

Ich wende mich zu den eigentlichen Reſiduen des thieriſchen Prozeſſes *im* thieriſchen Körper. —

Es iſt offenbar, daſs die Natur im Pflanzen- und Thier-Reiche nicht *eine*, ſondern zwey entgegengeſetzte Wege verfolgt. Chemiſch werden dieſe Reihen durch den Stickſtoff auf der einen, durch den Kohlenſtoff auf der andern Seite angedeutet. Wirklich unterſcheiden ſich mehrere Sertularien und Tubularien nur dadurch von einigen Seepflanzen, daſs ſie nicht ein blos empyreumatiſches, ſondern ein wahrhaft *Dippelſches* Oel liefern. Was wir hier finden, zeigt ſich auch bey den Schwämmen. Mehrere Schwämme, wie Agaricus querneus, flabelliformis, igneus etc. enthalten, nach *Humbold*, [1]) blos vegetabiliſche Stoffe. Eini-

---

[1]) Verſuche über die gereizten Muskel- und Nervenfaſern. 1. Th. S. 172.

Einige andere hingegen, wie A. campeſtris, cinnamomeus, imperialis u. ſ. w. zeigen ſchon, daſs ſie ſich mehr der animaliſchen Miſchung nähern, indem ſie in der galvaniſchen Kette als — obgleich ſchlechte — Leiter dienen. Phallus eſculentus, Helvela mitra und ſulcata hingegen, ſind in der galvaniſchen Kette eben ſo gute Leiter als thieriſche Organe, und zeigen durch Analyſe ſowohl, als durch den cadaveröſen Geruch, eine ganz thieriſche Miſchung. Von hieraus trennt ſich die Natur in zwey entgegengeſetzte Richtungen, (die — chemiſch — durch das Ueberhandnehmen des Kohlenstoffs auf der einen — vegetabiliſchen — durch das Ueberhandnehmen des Stickstoffs auf der andern — animaliſchen Seite, ſich andeutet) — und geht unaufhaltſam ihren Weg. Das erste Reſiduum, welches man auf der niederſten Stufe der Animaliſation antrift, ist eine *hornartige* Maſſe. Das thieriſche Horn besteht bekanntlich faſt ganz aus Gallert, d. h. aus einer Substanz, die ſich nur durch den *überwiegenden Stickſtoff* von dem Pflanzenſchleime unterſcheidet. Da die Polypen wirklich nur gallertartige Thiere ſind, ſo wird der Uebergang von der lebendigen thieriſchen Maſſe zu dieſem Reſiduo, den Chemikern nicht auffallend ſeyn, obgleich die Art, *wie* es geſchieht, *ihnen* wohl ewig ein Geheimniſs bleiben wird. Die Einwohner der Corallen ſind nichts als Polypen; aber von den Sertularien und Tubularien an, verlaufen ſich nach und nach die Geſchlechter ineinander bis zu Tubipora. Durch ineinanderlaufende Zweige, die immer engere und engere Netze bilden, gehen die

Ser-

Sertularien zu den Spongien; dieſe wieder durch allmählige Erhärtung zu Antipathes, Alcyonium u. ſ. w. über. Die *hornartige* Maſſe wird immer *kalkartiger* und Iſis verbindet die obenerwähnten Zoophyten mit Cellepora, Millepora und Madrepora. 1) Daſs alſo der Kalk *aus dem Horne* entſteht leidet keinen Zweifel. Höchst merkwürdig ist es, daſs die Natur, ſo wie die Animaliſation weiter geht, dieſes vermittelnde Glied nur in einem jüngern Alter der Thiere produzirt, ſo daſs bey den ältern gallertartigen Corallen- und Conchylienbewohnern nur Kalkgehäuſe vorkommen.

Von jetzt an verſchwindet der Kalk, *als ſolcher*, in den Reſiduen des thieriſchen Prozeſſes. Bey den Inſecten finden wir nur ein eigenthümliches hornartiges Reſiduum. Die höhern (mehr ſenſiblen) Thiere, haben entweder Knorpel oder eigentliche Knochen. Die Knorpel, (die die Stelle des *Horns* bey den Polypen vertreten) kommen ſowohl bey den niedern Thieren der ſenſibeln Welt (bey den Fiſchen) als auch bey den höhern. in einem jüngern Alter vor, und beweiſen, daſs die Natur bey den Individuen der Gattung, hier ſowohl, als bey den Würmern, dieſelben Stufen wiederholt, die bey den verſchiedenen Gattungen fixirt ſind. *Aus* den Knochen

erhält

---

1) Hr. D. *Gersheim* in Dresden der Beſitzer einer der ſchönsten und trefflichsten Zoophytenſammlungen hat mir dieſen Uebergang auffallend gezeigt. Ich darf dem Publico die Hofnung geben, von dem Herrn Doctor einen höchst lehrreichen Aufſatz über ſeine Sammlung zu erhalten.

erhält man nun freylich reinen und phosphorſauren Kalk, doch ohne daſs man im Stande wäre zu beweiſen, daſs dieſer Kalk, *als ſolcher* in den Knochen präexiſtirte. Wenn wirklich Kalk abgeſetzt wird, *als ſolcher*, in dieſen höhern Claſſen, ſo iſt es nur bey den Eyern (alſo auf der niederſten Stufe der Entwickelung des einzelnen Thieres) ſo wie bey den Vögeln, nachdem wirklich bey einigen Fiſchen, wie bey Raia, Squalus u. ſ. w. Eyer mit einer *hornartigen* Bedeckung vorgekommen ſind.

Wir können alſo wohl mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchlieſsen, daſs ebenſo wie die Thiere, nur auf einer geringen Stufe der Animaliſation, wirklich *Kalk* als ſolchen abſetzen, da dahingegen die Reſiduen der höhern Stufen immer eine eigenthümliche Miſchung haben, die ſich nicht durch chemiſche Analyſe ausmitteln läſt, (weil dieſe die Präexiſtenz der erhaltenen Producte nicht beweiſen kann), ebenſo wird auch nur auf einer niedern Stufe der Vegetation das eigenthümliche kieſeligte Reſiduum erſcheinen, und was auf dieſer Stufe als Kieſel erſcheint, wird auf einer höhern als eine Miſchung eigenthümlicher Art erſcheinen, z. B. Holz, welches in dieſer Rückſicht, den eigentlichen Knochen analog iſt. Sind aber nicht wirklich die Gräſer gleichſam *geringere* Pflanzen? welches ſchon die groſse Aehnlichkeit der verſchiedenen Theile deſſelben Individuum, wie der Blätter, des Stengels, des Kelchs, der Blumenblätter u. ſ. w. beweiſen. — Ein Gegenſtand den ich in der Folge genauer unterſuchen werde.

Wenn

Wenn man das Angeführte genau erwägt ſo muſs man wohl geſtehen, daſs man berechtigt iſt — *Stickſtoff* als das Charakteriſirende in der Miſchung des Kalks anzunehmen, ſo wie es ſich oben zeigte, daſs *Kohlenſtoff* das Charakteriſirende in der Miſchung des Kieſels ausmacht. Beſteht alſo der Kieſel hauptſächlich aus Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, ſo wird der Kalk hauptſächlich aus *Stickſtoff und Waſſerſtoff* beſtehen. — Eine Annahme die ſich von einer andern Seite hinlänglich beſtätigen läſt.

Ich habe oben ſchon weitläuftig, und — wie ich hoffe — evident gezeigt, daſs Kali, Natron und Ammoniak, mit Strontian, Baryth und Kalk *eine* Reihe bilden. Verfolgen wir hier — wie oben — die einander ähnlichen Subſtanzen ſo lange bis wir eine zerlegte finden, ſo zeigt uns dieſe — das Ammoniak — wirklich eine Zuſammenſetzung aus Stickſtoff und Waſſerſtoff.

Es war alſo nicht zu verwundern, daſs die meiſten Chemiker, unter dieſen zuerſt *Fourcroy*, den Stickſtoff als ein alcaliſirendes Princip (principe alcaliginé) anſahen. *Curaudau* 1) war der erſte der eine Zerlegung des Kalis und Natrons verſuchte, und zu beweiſen ſuchte, daſs dieſe Subſtanzen wirklich Stickſtoff enthielten. Der erſte Verſuch wo Ammoniak entſtund, indem man Kali

---

1) Scherers Journal II. Heft. p. 118. u. f.

Kali oder Natron auf ſiedendes Oel ſchüttet, ſcheint mit der alten, ſeitdem wieder vergeſſenen Erfahrung, daſs bey der Zerlegung der Seife durch eine trockene Destillation, Ammoniak entſtehen ſoll, [1]) übereinzuſtimmen. So habe ich auch durch Zuſammenreiben der Seiſe mit ätzendem Kali einen ammoniakaliſchen Geruch geſpürt. Es läſt ſich nicht läugnen, daſs die Einwürfe der Pariſer Chemiker gegen *Curaudau's* Verſuche, von Bedeutung ſind. Die Erfahrung, daſs das Kali, welches man aus dem ſalpeterſauren Kalk erhält, Stickgas enthält, der nicht ein weſentlicher Beſtandtheil des Kali's ist, erklärt die Entſtehung des Ammoniaks in *Curaudau's* Verſuchen ohne eigentliche Zerlegung des Kalis. [2]) Indeſſen wird es durch dieſe Verſuche doch allerdings wahrſcheinlich, daſs der Stickſtoff des Ammoniaks durch eine Zerlegung des Kali's entſteht, wenigſtens in dem erſten Verſuche. *Lampadius* [3]) erhielt Ammoniak, wenn er den Weinſtein ſo lange calcinirte, bis keine Flamme mehr erſchien und dann die

---

1) *Gren:* Handbuch d. Chemie. 2ter Th. p. 182.

2) Daſs Kali im Stande iſt Stickſtoff zurückzuhalten der nicht in die Miſchung des Kali's eingeht, ſtimmt mit *Emmet's* Verſuche, (Gilberts Annalen 6ter Band, 1tes Heft) überein. Dieſer fand nämlich, daſs einige Erden ebenſowohl Stickgas als Sauerſtoffgas abſorbirten, und ſich alſo ebenſo verhielten, wie die Kohlen in den bekannten Rouppiſchen Verſuchen. Eine Beobachtung die alſo wohl eine genauere Unterſuchung verdiente.

3) pract. chem. Abhandlung. 3. Bd. S. 235.

die kalihaltige Kohle, während der Erkältung, mit Waſſer benezte; auch das zuckerſaure Kali zeigte bey ſeiner Einäſcherung dieſelbe Erſcheinung. Als er ein Pfund Weinstein in einer eiſernen Tubularretorte glühte, erhielt er, indem er von Zeit zu Zeit Waſſertropfen einfallen lieſs, in der mit Waſſer gefüllten Vorlage ſo viel Ammoniak, daſs er drey Quentchen grünen Kupferkalk darin auflöſen konnte. Hier können nun jene Einwendungen nicht gemacht werden; denn wie kann man annehmen, daſs das Kali *im Weinstein* Stickgas in einer ſo bedeutenden Menge enthalten ſollte? Es ist alſo wohl gewiſs, daſs das Ammoniak aus Kali gebildet wurde. Wirklich ſcheint das Kali in Verbindung mit einer vegetabiliſchen — Waſſer- und Kohlenstoffhaltigen Substanz vorzüglich Ammoniak zu entbinden, wie in *Curaudau's* erstem Verſuche, in den obenerwähnten ältern Verſuchen mit der Seife und endlich in *Lampadius's* mit Weinstein- und Zuckerſäure. Daſs aber hier kein bloſs eingezogenes Stickgas das Ammoniak producirt, erhellt ſchon daraus, daſs ein Gemenge von Kohlen und reinen Kali, (welches doch vorzüglich jenes Gas enthalten müſste) nach *Lampadius* kein Ammoniak entbindet.

Was nun die alkaliſchen Erden anbelanget, ſo hat auch *Lampadius* [1]) einige Verſuche angestellt, die es ſehr wahrſcheinlich machen, daſs Strontian, Baryth und Kalk aus Stickstoff und Waſſer-

---

[1]) a. a. O. S. 202. u. f.

Waſſerstoff beſtehen. Die merkwürdige Erſcheinung, daſs Strontian, und, obgleich weit ſchwerer, Baryth, Kalk, Natron und Kali, wenn man ſie dem Feuer in Lebensluſt in Verbindung mit Kohle ausſetzt, von dieſer angezogen werden, und endlich *verſchwinden*, machte ihn zuerst aufmerkſam. Es gelang ihm nachher wirklich den Strontian mit Kohle in einer eiſernen Röhre zum Theil zu verbrennen, wobey ſich *Stickgas* entwickelte, Da es mir wahrſcheinlich ist, daſs der Strontian auch etwas Kohlenstoff enthält, ſo bedaure ich, daſs dieſer bey der Methode deren ſich *Lampadius* bediente natürlicherweiſe nicht entdeckt werden konnte.

Endlich hat noch neuerdings *Guyton* 1) bekannt gemacht, er habe durch Verſuche gefunden, das Kali aus Kalk und Waſſerstoff, Natron aus Talk und Waſſerstoff beſtehen; aus andern Verſuchen vermuthet er, daſs Kalk aus Stickstoff, Kohlenstoff und Waſſerstoff, Talk aus Kalk und Stickstoff beſtehen. Wir müſſen freylich noch das Detail ſeiner Verſuche erwarten; indeſſen stimmen die Reſultate zu genau mit meiner ſchon längst angenommenen Meinung überein, als daſs ich ſie nicht hätte anführen ſollen.

Es ſcheint nämlich, wenn wir alle die angeführten Erſcheinungen vergleichen, ziemlich gewiſs, daſs ſich das Ammoniak vorzüglich dadurch

E 2 von

---

1) Journ. d. Phyſiq. Tom. LI. Cah. 1.

von den übrigen Gliedern der kaliſchen Reihe unterſcheidet, daſs es mehr Waſſerstoff und *gar* keinen Kohlenstoff enthält. Der Gehalt an Waſſerstoff ſcheint abzunehmen, der Gehalt an Kohlenstoff zuzunehmen, ſo wie die Glieder erdiger und ſchwerer im Waſſer auflösbar werden. Ist es nun nicht natürlich anzunehmen, daſs der Kalk, der offenbar *aus dem Horne* entsteht, *dieſelben* Bestandtheile enthält? und müste er denn nicht auſser Stickstoff und Waſſerstoff auch Kohlenstoff enthalten? obgleich Stickstoff ſicher das Characteriſirende der Miſchung ausmacht.

Die angeführten Verſuche machen es nun auch begreiflich, wie auf den Kalkwänden nicht blos ſalpeterſaurer Kalk, ſondern auch ſalpeterſaures Kali entstehen kann, wie z. B. auf den merkwürdigen talkhaltigen Kalkstein, aus welchem die Häuſer auf Maltha gebauet ſind. Von dieſen erzählt nemlich *Dolomieu*, [1]) daſs er, ſobald er mit Seewaſſer benetzt wird, in Kochſalz, *Salpeter* und ſalpeterſauren Kalk zerfällt. Ein einziger Tropfen Seewaſſer ist hinreichend, den Keim dieſer Zerstorung zu erzeugen: es wird dadurch ein Fleck gebildet, welcher allmählig zunimmt und ſich wie der Knochenfraſs durch die ganze Maſſe des Steins verbreitet.

Was den Talk betrift, ſo muſs ich gestehen, daſs mir dieſe Erde, *bis jetzt* räthſelhaft ſcheint. Es

---

[1]) Obſerv. ſur la Phyſiq. par Rozier. Vol. 36. p. 16.

Es wäre merkwürdig genug, wenn es ſich beſtätigen ſollte, daſs er *mehr* Stickstoff enthält als der Kalk. Sein geognostiſches Vorkommen ist nicht weniger räthſelhaft, als ſein chemiſches Verhalten. In den Urgebirgen kommt er in ſehr bedeutender Menge als Topfstein, Talk- und Chloritſchiefer, Serpentin u. ſ. w. vor, und zwar meist der Schieferformation untergeordnet, (als hätte ſich in den jüngern Gebirgsarten dieſer Periode bey der Schieferformation getrennt, was bey den älteren in der Hauptmaſſe noch enthalten ist; da der Feldſpath des Granits bekanntlich eine nicht unbedeutende Menge *Kali* enthält.) In der Flötzperiode finden wir dieſe Erde gar nicht, auch nicht in der mächtigen Salzformation, die aus Gips und Kochſalz, besteht, wohl aber in der noch flüſſigen Maſſe des Erdbodens — im Seewaſſer.

Genug! — das Vorhergehende berechtigt uns völlig zu folgendem Schluſse: *Die ganze kalkigte Reihe, die in den ältesten Gebirgen unſerer Erde anfängt, durch alle Perioden hindurchgeht, und in den jüngern immer mächtiger wird, durch die Versteinerungen uns die Trümmer einer vergangenen Animaliſation zeigt, noch immer ſich an die bestehende Animaliſation, als ein lebendiges Glied, (durch die Corallbänke) anſchlieſst, und hauptſächlich durch Stickstoff und Waſſerstoff, als das Characteriſirende ihrer Miſchung ausgezeichnet.*

Das Reſultat, welches uns durch die ganze Abhandlung hindurch, allmählich entſtand, iſt zu merkwürdig, als daſs wir es nicht genauer unterſuchen ſollten, um zu erfahren: *was* uns mit dieſem Reſultat denn eigentlich gegeben iſt? —

Wir müſſen — und dieſes iſt das erste — wenn wir conſequent ſeyn wollen — nothwendig behaupten, daſs ſich die *Oele* zum Thon und Kieſel ebenſo verhalten, wie die *Alkalien* zum Kalk, daſs alſo die Reihe vom Kieſel und Thon durch die fetten zu den ätheriſchen, Oelen ebenſo durchgeht, wie vom Kalk durch die feuerbeständigen Alcalien zum flüchtigen Alcali. — Aber ſind denn nicht wirklich die Alcalien und Oele ebenſo ſich entgegengeſetzt, wie — nach dem obigen — die kieſeligten und kaliſchen Erden? Giebt nicht ebenſowohl der Kalk als das Kali mit den Oelen eine Seife, und Baryth und Strontian ebenſowohl als die Alkalien mit dem Kieſel eine Kieſelfeuchtigkeit? Kann man nicht wirklich die Kieſelfeuchtigkeit — nur auf einer tiefern Stufe — für das nämliche anſehen, was die Seifen — nur auf einer höhern Stufe — ſind? Iſt es nicht merkwürdig, daſs man ſelbst beym reinen Kieſel, das gelatinöſe und fettige entdeckt, — was nachher, freylich im höhern Grade, die Oele, characteriſirt? — daſs die Oele, eben ſo wie Kieſel, im Waſſer unauflösbar ſind, und *erst dann*, wenn der Waſſerstoff ſehr stark überhand nimmt, auflösbar werden (wie die ätheriſchen)? Sind nicht dieſe Reihen ſelbst mit Rückſicht auf den Verbrennungsprozeſs, ſich entgegengeſetzt, da die

eine

eine — die oeligte Reihe — die verbrennliche, die andere — die kaliſche — mehr die verbrannte repräſentirt? Mehrere Säuren verlieren bekanntlich einen Theil ihres Oxygens an den Oelen, ohne ſich mit ihnen zu neutraliſiren.

Daſs die Oele auf der einen, ebenſo wenig als das Ammoniak auf der andern Seite das Maximum des Flüchtigwerdens des Kohlen- und Stickſtoffs andeuten würden, lieſse ſich zum voraus vermuthen. — Wirklich ist es jetzt bekannt, daſs die meiſten Spiritus rectores nur noch flüchtigere ätheriſche Oele ſind. Ob nicht manche, zumal ſtinkende, thieriſche Riechſtoffe (die nicht wie der Zibeth, Moſcus, Bibergeil auf ätheriſche Oele — welche doch wahrſcheinlich alle viel Stickſtoff in ihrer Miſchung haben, ſchlieſsen laſſen) wirklich von einer ammoniakaliſchen Natur ſind, muſs durch genauere Unterſuchungen ausgemacht werden. Da man von der Natur der thieriſchen abgeſonderten Oele, und noch mehr von den thieriſchen riechenden Ausflüſſen fast gar keine Kenntniſs beſitzt, ſo laſſen ſich ſolche Unterſuchungen vielleicht ſobald nicht erwarten. Was mich aber vermuthen last, daſs mehrere dieſer Ausflüſſe, wirklich kaliſcher Natur ſind, ist folgendes: Fast alle gallertartige Thiere der unterſten Stufe, als die Corallen- Conchylien- und Bewohner und die Molluſcen, haben, wie ich aus eigener Erfahrung weiſs, wenn ſie aus dem Meere kommen einen Geruch, der völlig mit dem der ſtarken Aetzlauge übereinſtimmt, und mehrere dieſer Thiere, wie die Aſcidien, Actinien, Helothurien und Meduſen ſind auch wirklich ätzend, und verurſachen auf der Haut eine leichte Entzündung. Die ſtinkenden Ausflüſſe mehrerer Säugthiere, wie die von Mustela Martes, Foina und putorius, vielleicht auch der Saft von Viverra putorius, ſcheinen ebenfalls hierher zu gehören. Die flüchtigsten und zugleich merkwürdigsten Ausflüſſe beyder Reihen ſind aber ohne Zweifel die *Gifte* der Pflanzen und Thiere. Ich habe ſchon oben (S. 59.) dieſen Gegenstand erwähnt, und werde ihn hier weitläufiger auszuführen verſuchen. — Nur muſs ich zum voraus bemerken, daſs ich das Nachfolgende bloſs für eine, obgleich mir höchst wahrſcheinliche, Vermuthung ausgebe, die, wenn ſie ſich — wie ich mit Grund hoffe — durch Verſuche bestätigen ſollte, allerdings wichtig werden kann. — Ich ſpreche hier *nicht* von den eigentlichen Contagien.

Der Stickstoff ist (im chemiſchen Prozeſſe) das eigentlich Characteriſirende der animaliſchen Miſchung. — Das nun, was in *dieſem* Prozeſſe als Stickstoff (als bloſser begrenzender Stoff) hervortritt, wird höchst wahrſcheinlicherweiſe auch im eigentlichen organiſchen Prozeſſe (nur freylich auf eine uns hier unbegreifliche Weiſe,) characteriſirend ſeyn. Das aber, was die Animaliſation von der Vegetation unterſcheidet, ist das *ſenſibele* Syſtem; denn das irritabele haben die Thiere allerdings mit den Pflanzen gemein. Es ist alſo wohl natürlich zu ſchlieſsen, daſs — was im chemiſchen Prozeſs als Stickstoff erſcheint, im animaliſchen (dem Chemiker — denn nur als

ſol-

ſolchen betrachten wir hier die Natur —) als ſenſibeles Syſtem erſcheinen wird. Die Trennung des ſenſibeln und irritabeln Syſtems, die, je höher die Animaliſation ſteigt deſto deutlicher wird, muſs alſo (dem Chemiker) als eine Trennung des Kohlen- und Stickſtoffs erſcheinen. — (Ich ſpreche natürlicherweiſe hier nur von dem einfachen Gegenſatze zwiſchen Kohlen- und Stickſtoff, denn — bis jetzt kennen wir wirklich keinen andern.) Man müste alſo das irritable Syſtem als das eigentlich vegetative des animaliſchen Prozeſſes anſehen, und zwiſchen dieſem und dem ſenſibeln Syſtem käme derſelbe Gegenſatz bey einem jeden Thier zum Vorſchein, der zwiſchen der Animaliſation und Vegetation im Ganzen unterhalten wird. Durch die chemiſche Analyſe — dieſes ist allerdings meine Meynung — würde man ſicher aus den reinen Nerven immer mehr Stickstoff, aus dem reinen Muskel immer mehr Kohlenstoff erhalten. Man müste, um dieſes zu erfahren, eine — ſo viel mir bekannt ist noch nicht angeſtellte — vergleichende Analyſe des *Gehirns* und *Herzens* vornehmen. Bekannt ist aber ſchon, daſs man aus den Muskeln hauptſächlich viel oeligtes, viel Kohlenstoff erhält. Ich kann dieſen Gegenstand *hier* nicht weitläuftiger ausführen. Dem chemiſchen Phyſiologen werden ſich von ſelbst eine Menge Analogien zeigen, die für meine Meynung ſprechen. —

Die Gifte können eingetheilt werden in ſolche, die unmittelbar das *ſenſibele* Syſtem angreiſen — *Pflanzengifte* — ſolche die unmittelbar

das

das *irritabele* System angreifen — *thieriſche Gifte*, und endlich ſolche die die *Reproductionskraft* angreifen, *metalliſche Gifte*. Man wird bey einigen Nachdenken finden, daſs die ganze Frank'ſche Eintheilung [1]) ſich wirklich in dieſer auflöst.

Was das erste betrift, ſo frage ich, ob nicht wirklich die Wirkung der narkotiſchen Pflanzengifte ſich aus einem unmittelbaren Angriffe auf das ſenſibele System erklären läst? ob nicht das *betäubende*, was ſelbst bey den stärksten, das Leben durchaus zerstörenden narkotiſchen Gifte vorangeht, daraus erklärt werden muſs? Aber höchst wahrſcheinlicherweiſe ist das Characteriſirende der Pflanzengifte *Kohlenstoff*. — Seine *ſchnelle* Wirkung auf das ganze ſenſibele System wird es ſeiner, ihm durch den Waſſerstoff mitgetheilten Flüchtigkeit, die *Starke* und *Gewalt* ſeiner Wirkung aber (da der Stickstoff dem ſenſibeln System hauptſachlich zukommt) *den allgemeinen Gegenſatz zwiſchen Kohlen- und Stickstoff* zu verdanken haben. Das Opium und der Alcohal haben offenbar nur dieſe durchgreiſende Wirkung auf das ſenſibele System ihrer ganzen Wirkſamkeit in aſthenischen Krankheiten zu verdanken. — Man bedenke nur daſs ſelbst da, wo der Stickstoff unmittelbar das ſenſibele System (den Geruchsnerven) angreift, wie das Ammoniak, dieſe Wirkung doch immer nur partiell und vorübergehend ist, nie durchgreifend wird. Ich kann unmöglich hier

ganz

---

[1]) Toxicologie. Wien 1798.

ganz ins Specielle gehen. Einige ätzende Pflanzenſäfte, wie die der Euphorbien und Chelidonien, Anemonen, Digitalen u. ſ. w. ſcheinen allerdings das irritabele System mehr unmittelbar anzugreiſen. Doch ist in dieſer Rückſicht ihre Wirkungsart ſowohl, als die Beſchaffenheit der Säfte noch bis jetzt zu wenig unterſucht. Indeſſen ſcheint der ſogenannte ſcharfe Pflanzenstoff, mit den thieriſchen Giften viele Aehnlichkeit zu haben.

Daſs faſt *alle* thieriſche Gifte das irritabele System unmittelbar angreiſen, ist bekannt. Es gilt nicht blos von den eigentlichen Schlangengiften, auch von dem Geifer der tollen Hunde, Füchſe, Wölfe, Enteriche, von dem Biſs erboſster Thiere, und Taranteln, von dem Stich der Scorpionen und vieler Inſecten. — Alle ſcheinen — nur in einem höhern Grade — dieſelbe Wirkung zu äuſsern, die die Gallerte der Molluſceen, wie oben erwähnt, zeigen. Ich habe ſchon oben die Vermuthung geäuſsert, daſs das eigentliche Wirkſame der thieriſchen Gifte *Stickstoff* wäre, durch Waſſerstoff eben ſo flüchtig gemacht, wie es der Kohlenstoff in den Pflanzengiften wird. Die unmittelbare Wirkung auf das irritabele System, die wir auch bey den Alkalien finden ſpricht auffallend dafür. Aber läſst ſich nicht auch daraus die anerkannte Wirkſamkeit der Salpeterſäure als Antidot erklären? Sie wird in ſalpeterigte Säure verwandelt. Ein Theil des Säuerstoffs verbindet ſich mit dem Waſſerstoffe zum Waſſer. Das Giſt, eines Theils ſeines Waſſerstoffs beraubt, verliert ſeine Flüchtigkeit und mit dieſer ſeine zerſtöstörende Wirkung. Lieſse ſich nicht annehmen, daſs die Krankheit der tollen Hunde, und der von ihnen angeſteckten, ebenfalls gefährlichen Menſchen, darin bestünde, daſs der Waſſerstoff des Waſſers anstatt ſich gleichförmig in das ſenſibele und irritabele System vertheilend, den Gegenſatz zwiſchen beyden zu unterhalten — das ſenſible System, — durch irgend eine Urſache — unmittelbar angreift, ſich des Stickstoffs der Nerven bemächtigt, dadurch die fürchterlichste Zerrüttung des ganzen animaliſchen Proceſſes bewirkt und zugleich den tödtenden Geifer hervorbringt. Das gräsliche, empörende Phänomen der Hydrophobie wäre dann der Schauder der Organiſation vor ihrer eigenen Vernichtung. Die Fontana'ſchen Verſuche können gegen mich nichts beweiſen, denn offenbar ist ihm das eigentliche Gift unter den Händen entſchlüpft, und er behielt nur das wirkungsloſe Vehikel als Gummi zurück.

Da nun — nach dem vorhin angeführten — der Kohlenstoff höchst wahrſcheinlicherweiſe, dem irritabeln System hauptſächlich zukömmt, ſo erkläre ich mir auch hier die *Schnelligkeit* und das durchgreifende der Wirkung, aus der durch Waſſerstoff mitgetheilten Flüchtigkeit, die *Stärke* und *Gewalt* der Wirkung aber ebenfalls *aus dem allgemeinen Gegenſatze zwiſchen Kohlen- und Stick-Stoff.*

Selbst die Krankheit erregende Wirkung der Inſektenstiche auf den Pflanzen, da, meiner Meynung nach — der Kohlenstoff als adstringirender Stoff aus den Pflanzen abgeſondert wird — ist mir aus dieſem Gegenſatz begreiflich.

Was

Was nun aber die Wirkung der metalliſchen Gifte auf die Reproductionskraft, alſo auf das Aſſimilationsgeſchäfte anbelangt, ſo kann ich ihrer hier nur im Vorbeygehen erwähnen. Wir werden in der Folge, wenn es uns nämlich gelingen ſollte in die Natur der uns, bis jetzt, in dieſer Rückſicht ganz unbekannten Metalle einzudringen, zu dieſen Gegenstand zurückkommen. Daſs aber die Metalle wirklich das eigentliche Aſſimilationsgeſchäft unmittelbar angreifen, *entweder* indem ſie das ganze Verdauungsgeſchäft bald zerſtören, wie das Arſenik, *oder* indem ſie allmählig und langſam die Wirkſamkeit der lymphatiſchen Gefäſse ſchwächen, wie das Bley, ist wohl gewiſs. Am deutlichsten läſst ſich die Wirkung auf das ganze abſorbirende System am Queckſilber bemerken, welches eben deſswegen, gegen das, die Reproductionskraft ſo unmittelbar angreifende veneriſche Gift, ein ſo wirkſames Antidot ist. Noch muſs ich hier bemerken, daſs wenn wir annehmen, daſs der Kohlen- und Stickstoff in dem ſenſibelen und irritabelen System gleichſam vertheilt ſind, wir natürlich auch annehmen müſſen, daſs dieſe Stoffe ſich in den Aſſimilationsorganen noch gleichſam das Gleichgewicht halten, daſs alſo eine Substanz, die hier als Gift wirken ſoll, auf beyde Stoffe einwirken müſſe, — welches wir auch allerdings von den Metallen behaupten, erst aber in der Folge beweiſen können.

Soviel ist gewiſs — ein durchgreifender Gegenſatz zwiſchen Kohlen- und Stickstoff geht durch die ganze Natur. — Doch ſo allgemein wir auch dieſe Stoffe finden, ſo ist ihre Entgegenſetzung immer nur eine vermittelte und das Vermittelungsglied — *Waſſerstoff*. Unter allen den chemiſchen zerlegten Körpern, unter allen den Substanzen deren Wechſelſpiel wir durch die vorhergehende Unterſuchung verſolgten, ist *keine einzige* die aus *Kohlenstoff und Stickstoff* für ſich beſtände. Beyde Reihen hatten als gemeinſchaftliches Glied immer Waſſerstoff; aber beyde Reihen ſind auch gemeinſchaftlich dem Sauerstoff entgegengeſetzt. Ich will die, in der neuen Phyſik immer deutlicher werdende, Wahrheit daſs aller chemiſche Prozeſs ſich auf Oxydations- oder Desoxydationsprozeſs reducirt, die von allen Seiten her ſich hinlänglich bestätigen läst, *hier* nur erwähnen; daſs aber alle Oxydation durch Waſſerstoff vermittelt wird, leidet, ſeit den intereſſanten Verſuchen von *Rumpford*, *Madame Fulhame*, und den neuern galvaniſchen Verſuchen von *Ritter* und den Engländern, keinen Zweifel. Die Verbindung mit Waſſerstoff enthält alſo nur den Keim zu einer neuen Entgegenſetzung. Der Gegenſatz zwiſchen Kohlenstoff und Stickstoff ist alſo lange nicht hinreichend das verwickelte Spiel der chemiſchen Verwandſchaften zu erklären. Aus dem neuen durch Waſſerstoff vermittelten Gegenſatz gegen Sauerstoff entſpringen neue Verwandſchaften. Aus dem mannigfaltigen, unendlich variirenden Verhältniſſen dieſer Stoffe untereinander, entſpringen wiederum tauſend veränderliche Verhältniſſe der Verwandſchaften, und hätten wir nur die Metalle, den Schwefel und den Phosphor, ſo wie alle übrige chemiſche Substanzen in Stoffe aufgelöst, ſo

lieſse

lieſse ſich wirklich hoffen, daſs man aus dem Gegenſatze zwiſchen Kohlenstoff und Stickstoff, Waſſerstoff und Sauerstoff das ganze System den Verwandſchaften ableiten könnte — *wenn man nur dieſen Gegenſatz ſelbst erklären könnte.*

Aber hier ſind die Grenzen die die Chemie nie zu überſchreiten vermag. Als die neuere Chemie die Hofnung erregte, alle verſchiedenartige Substanzen auf jene *vier* Stoffe zu reduciren, fand ſie die Grenzen, innerhalb welchen ihre Analyſe immer eingeſchloſſen ſeyn wird. Unter der Formel des Galvanismus wird die Chemie potenzirt; der Geist, der über das Ganze ruht, in einen Zauberkreis eingeſchloſſen, für unſere Augen — zu wirken gezwungen, ſeine Wirkung *ſichtbar*, aber er ſelbst *aus den Galvanismus* noch immer nicht anſchaulich. Die Erſcheinungen der Electricität und des Magnetismus — man wird ſie durch Hülfe des Galvanismus — auch empiriſch — als Vorläufer eines jeden chemiſchen Prozeſſes immer deutlicher erkennen, liegen ſelbst in der anorgiſchen Natur über die Chemie hinaus. Die Wärme und das Licht (*als* Licht oder Farbe) begleiten die Chemiker bey allen ihren Unterſuchungen, und entſchlüpfen ſo bald ſie ſie ſelbst unterſuchen wollen. Man möchte ſie gern zu Stoffen erniedrigen, um ſie in die Sphäre der Chemie herabzuziehen; aber das *geistige* ihrer Natur, das immer nur Erſcheinung bezeichnet, ohne je ſelbst zu erſcheinen, hatte ſchon längst die Chemiker von ihren plumpen Misgriffen überzeugen können. Die neuere Chemie hat durch die Entdeckung der

Stoffe

Stoſſe ihren *Boden* gefunden, und ſelbst, wenn es ihr gelingen ſollte die Analyſe zu vollenden, wird ſie dieſen nicht verlaſſen können. Es mögen ſich durch die Wechſelwirkung der Stoſſe Schranken innerhalb der Schranken bilden, wodurch neue, immer enger und enger eingeſchloſſene Verwandſchaften entstehen. Der Chemiker ſieht es; ſie entstehen ihm unter den Händen; aber wie kann er es erklären? Seine Stoſſe ſind ſchwer. Was ſchwer ist, ist *träge.* — Seine Analyſe *tödtet* die Natur, das belebende Princip entſchlüpft unter ſeinen Händen, und die todte Maſſe — unſichtbar zwar — bleibt ihm als *Stoff* zurück. — *Was vermag dieſe Stoſſe zu beleben?* —

Man hat in der Geologie ein Chaos angenommen, eine flüchtige Maſſe — (Waſſer ſogar) in welcher alle Erdarten, Metalle, Salze u. ſ. w. aus welchen die Gebirge bestehen, aufgelöſst waren; dieſe Substanzen ordneten ſich, ſagt man, nach den Geſetzen der chemiſchen Verwandſchaften, und ſchlugen ſich — man weiſs nicht, wodurch? — aus ihrer Auflöſung nieder. Ich will *hier* von der craſſen Vorstellung, die für die bildende Kraft der unendlichen Natur einen Maasstab aus den chemiſchen Laboratorien hernimmt, nicht weiter ſprechen. Aber können denn jene Geologen, ſelbst wenn man ihnen ihre ungeheuren Vorausſetzungen — einen *Urbrey* — mit einigen dreiſsig *einfachen*, und doch *voneinander verſchiedenen* Stoſſen, die ſich nach den *unerklärten* Geſetzen der Verwandſchaft untereinander miſchen — zugiebt, auch wirklich nur die *Haupt-*

er-

erſcheinungen, die vor allem erklärt werden müſſen, erklären? — Wohlan denn! — man verſuche die Wernerſchen Formationsſuiten und ihre Verhältniſſe zu einander auch nur im geringſten begreiflich zu machen, durch Hülfe jener chemiſchen Geologie. — Welche *chemiſche* Verwandſchaft, vermag uns die allmälige Veränderung der Glieder der *Hauptformationen*, der Schiefer- Kalk- und Trappformation — zu erklären? Was vermochte in den *verſchiedenen* Perioden, wieder *dieſelben* Stoffe aus dem Urbrey niederzuſchlagen, und immer mit einer merkwürdigen Veränderung, ſo daſs das Glied einer jeden Formation, obgleich die Natur in den Zwiſchenzeiten, auf eine andere Weiſe thätig war, immer das *vorhergehende* Glied, mit dem *nachfolgenden* verbindet? Was endlich vermag das auffallende Zuſammenfallen der Animaliſation mit der Kalkformation, der Vegetation mit der Schieferformation zu erklären? Ich brauche dieſe Probleme nur zu nennen, um einleuchtend zu zeigen, daſs die chemiſche Geologie, ſie durchaus nicht zu löſen vermag. — Und nun denn — eine Theorie, die mit den ungeheuerſten, in keiner andern Wiſſenſchaft je erlaubten Vorausſetzungen, auch nicht einmal die *Hauptphänomene* zu erklären vermag, muſs doch wohl auf immer aus der Wiſſenſchaft ausgeſchloſſen werden. —

Aber ſehen wir nicht vor unſern Augen die letzten Glieder der Hauptformationen — der Kalk- und Schieferformation nehmlich — ohne Präexiſtenz der Erden aus den Stoffen durch die

Animaliſation und Vegetation entſtehen? — Und dieſes iſt denn der zweite Gegenſtand, den wir weiter verfolgen müſſen. —

Ich hoffe oben gezeigt zu haben, daſs im eigentlichen Lebensprozeſs *gar kein* wahres chemiſches Product vorkommt. Was wir als ſolches erkennen müſſen, iſt entweder aus der Organiſation *ausgeſchieden*, in flüſſiger Geſtalt, oder in der Organiſation *abgeſetzt*, als feſtes Reſiduum. So entſteht der — ſeiner eigentlichen Miſchung und Entſtehung, nach, uns — chemiſch — unbekannte *Knochen* der Thiere auf einer höhern, der *Kalk* der Thiere auf einer niedern Stufe. So entſteht auch das — ſeiner eigentlichen Miſchung und Entſtehung nach, uns — chemiſch — ebenfalls unbekannte *Holz* der Pflanzen auf einer höhern, und der *Kieſel* der Pflanzen auf einer niedern Stufe. — Durch dieſe kalkigten und kieſeligten Reſiduen der niedern Thiere und Pflanzen werden ſie das vermittelnde Glied der Animaliſation mit der Kalk- und der Vegetation mit der Schieferformation. — Aber was berechtigt uns die Präexiſtenz des Kalks und Kieſels in der flüſſigen Maſſe, aus welcher ſie abgeſetzt wurden, anzunehmen, da wir dieſe Erden hier, *ohne* Präexiſtenz *entſtehen* ſehen? Wie mislich es ſelbst mit der chemiſchen Analyſe der Mineralien ausſicht, habe ich ſchon oben erwähnt. —

Berechtigt uns aber nicht das Zuſammenfallen der Vegetation und Animaliſation mit den beyden Hauptformationen, in *dieſen* nur die *Tendenz* *der Natur* zur Animaliſation und Vegetation anzuerkennen?

Die ganze Schieferformation ist nur Reſiduum eines Prozeſſes, deſſen characteriſirender Beſtandtheil — chemiſch — der *Kohlenſtoff* ist. — Die ganze Kalkformation ist nur das Reſiduum eines Prozeſſes, deſſen characteriſirender Beſtandtheil — chemiſch — der *Stickſtoff* ist. — Was wir in den Gebirgen *blos* in den Reſiduen erkennen, das finden wir, als einen noch immer thätigen Prozeſs, der jene Reſiduen *abſetzt*, bey den Pflanzen und Thieren. — Von jetzt an ſehen wir alſo in den ältesten Gebirgen nicht das Präcipitat jener in einer hypotheſiſchen Flüſſigkeit — präexistirenden Materien, wir ſehen nur *die erste Regung der animaliſirenden und vegetativen Tendenz der Natur.*

Von jetzt an erhalten auch die Versteinerungen eine höhere Bedeutung; denn ſie zeigen uns den Punkt an, von welchen aus die bloſse Tendenz in wirkliche Animaliſation auf der einen, in wirkliche Vegetation auf der andern Seite ausſchlägt. Daſs dieſes durch Entstehung bestimmter, ſich gegen die ganze Natur behauptender Individualitäten geſchehen muſs, das lehrt uns der flüchtigste Blick auf die Natur — *wie* dieſe entstehen können, ist uns *hier* unbegreiflich. Aber zeigt nicht die Natur dieſe Tendenz ſich in individuelle Actionen gleichſam zu zerſplittern, ſchon früher, ſchon vor dem Hervortreten der Versteinerungen als übriggebliebene Spuren der erſten organiſchen Individualitäten?

Im Granite ſind die fremdartigen Lager ſehr ſelten (von den Gangformationen, als jünger und ſpäter entſtandenen Ausfüllungen können wir hier nicht ſprechen) im Gneuſe ſchon häufiger, im Glimmerſchiefer nimmt ihre Frequenz zu, am häufigſten ſind ſie in den Thonſchiefergebirgen. — Aber deuten die Lager nicht auf ein Zerfallen der urſprünglich einfachen Reſiduen, — in mehrere verſchiedene? Zeigt dieſes nicht ein immer zunehmendes Individualiſiren der Prozeſſe, durch welche jene Reſiduen abgeſetzt werden? — Die Thonſchiefergebirge nähern ſich den Uebergangsgebirgen, und in *dieſen* finden wirden die erſten Spuren der *Verſteinerungen*.

Ehe ich zu dieſen übergehe muſs ich noch einer Erſcheinung erwähnen, die ſehr dafür ſpricht, daſs die Aufeinanderfolge der Gebirgsarten in der Urzeit, und ihre Veränderung eine Tendenz zum Organiſiren ſey. Es iſt nähmlich die Fähigkeit, die dieſe Gebirgsarten noch immer äuſsern — die Vegetation zu befördern. Unter allen jenen Urgebirgen ſind vorzüglich die Granitgebirge kahl und nackt und erlauben öfters nur einigen Flechten und Mooſen kümmerlich in ihren Ritzen hervorzuwachſen: bey weitem ſeltener als irgend eine andere Gebirgsart iſt dieſe mit einer vegetirenden Decke überzogen. Die Vegetation gedeiht beſſer auf den Gneusgebirgen, noch beſſer auf den Glimmerſchiefergebirgen, und dieſe und die Ur-

thon-

thonſchiefergebirge ſind faſt immer mit fruchtbaren Wieſen, Aeckern und Wäldern bedeckt. — Es ist eine Thatſache, auf welche die einförmig experimentirende Pflanzenphyſiologie, bis jetzt freylich nur wenig Rückſicht nahm.

Was die Versteinerungen betrift, ſo ist es — erstens, merkwürdig, daſs faſt alle Pflanzenversteinerungen, ſowohl als die in Oel zerronnenen und als Steinkohlen oder Braunkohlen übriggebliebenen Bäume, nur in der Schieferformation geſucht werden müſſen. Nur wenige Pflanzenversteinerungen kommen ſowohl als das Oeligte in einigen Gliedern der Kalkformation, wie, nach *Blumenbach*, im Oeninger Stinkſchiefer vor, da hingegen die Abdrücke der Pflanzen im Schieferthon und ſelbst im Sandstein ſehr häufig ſind. Die Thierversteinerungen, von welchen ſo viele Gebirge wimmeln, kommen faſt *alle* nur in den, der Uebergangs- und Flötzperiode zugehörigen — keine Spur von Pflanzen enthaltenden Gliedern der *Kalkformation* vor, und nehmen an Frequenz zu, je jünger dieſe Glieder werden. — Der Oeninger Stinkſchiefer, ſowohl als der bituminöſe Mergelſchiefer mit ihren Fiſchversteinerungen, ſind offenbar der Kalkformation untergeordnet, ja es ist ſogar wahrſcheinlich, daſs die bituminöſen Glieder dieſer Formation, ihren Oelgehalt den *Thieren* und nicht den Pflanzen zu verdanken haben. *Werner* behauptet wirklich, daſs das Oel des bituminöſen Mergelſchiefers von den Fiſchen herrührt. Auch der eigenthümliche urinöſe Geruch des Stinkſchiefers z. B.

ſpricht für eine thieriſche Entſtehung des Oels.

Noch ein Reſultat der *Wernerſchen* Beobachtungen iſt mir hier ſehr wichtig, ein Reſultat, welches, da der berühmte Erfinder der neuern Geognoſie, ſich eben jetzt mit der Vervollkommung dieſes Theils ſeines Syſtems beſchäftigt, ohne Zweifel noch reichhaltiger werden wird. Es iſt das Verhältniſs der verſchiedenen Thiergattungen der Verſteinerungen, zu ihrem geognoſtiſchen Alter. —

Die Verſteinerungen nemlich, die man in den Uebergangsgebirgen, wie z. B. in der Grauwacke auf dem Harz, in dem bunten Uebergangskalk u. ſ. w. findet, ſind durchgängig Zoophyten, und einige wenige Muſcheln, wie Milleporiten, Madreporiten, Hyſterolithen, Terebratulithen u. ſ. w. 1) Auch in den *älteſten* Flötzgebirgen, finden wir *nur* ſolche Verſteinerungen, und auch eine Menge Conchylien, wie Belemniten, Orthoceratiten, Lituiten, das ungeheure Heer der Ammoniten, Entrochiten, Encriniten, Pentacriniten u. ſ. w. Dieſe ältern Verſteinerungen ſind zugleich diejenigen, die von den jetzt bekannten Thierformen am meiſten abweichen, da hingegen die verſteinerten Oſtraciten, Pectiniten, Chamiten, Serpuliten, Nautiliten, Bucciniten, Muriciten

---

1) *Freiesleben*, Bermerkungen über den Harz. 2ter Theil. S. 81.

citen u. ſ. w. in dem neuern Flötzkalk, in den Kalkgebirgen bey Monte Bolca, in den engliſchen und ſeeländiſchen Kreidegebirgen, ſich den noch existirenden Conchylien weit mehr nähern. Eine höchst wichtige Erſcheinung auf welche ich in der Folge zurückkommen werde. Die *Fiſchversteinerungen* in dem bituminöſen und im Pappenheimer Mergelſchiefer ſind weit jünger. Die Versteinerungen von Vögeln ſind äuſserst ſelten. Die wenigen aber die man nach *Blumenbach* [1]) findet, kommen in den ſehr neuen Oeninger Stink- und Pappenheimer Kalkſchiefer vor. Die foſſilen Knochen der Säugthiere finden ſich theils in den *neuesten* Flötzgebirgen, wie nach *Blumenbach* [2]) in den erwähnten Oeninger Stinkſchiefer und dem offenbar ſehr neuen Gips bey Montmartre, wo man die Knochen von *Cuvier's* Hydrochaeris foſſilis [3]) findet, theils in dem *ganz neuen* stalactitiſchen Kalk meist in Trümmern durch Toſus breccienartig zuſammengeſintert und zwar in wahren Gangmaſſen in einem neueren Flözkalk nach *Emmery*, [4]) wie an Gibraltar, theils in *Berghöhlen*, wo ſie nicht einmal bedeckt geweſen ſind, wie Unicornu foſſile in der Baumanns- und Harzdorfer Höhle auf dem Harz, und die Knochen von *Blumenbachs* Urſus ſpelaeus in der Gaylenreuther und Mergendörfer Höhle. -- Bey weitem

---

1) Handbuch. p. 698.

2) a. a. O. p. 695.

3) Bulletin des ſciences No. 18. Pluv. an. 7.

4) Transact. of royal Societ. 4 Vol. Edinb. 1800.

tem aber die meisten foſſilen Knochen jener ungeheuren Säugthiere, wie die Zähne von Elephas turcoſus bey Simone in Languedoc, in Departement de l'Ain, in Peru, die von Hippopotamus an mehrern Orten in Frankreich, die Elephantenknochen bey Burgtonna und Gotha, die von Eleph. veronenſis bey Verona, die *Joſeph Monti* beſchrieb, die von Cervus foſſilis in England und bey Mastricht, mit welchen *Clerke* uns bekannt machte, die von Elephas Mammout; Rhinoceros borealis, Bos foſſilis, Urus und Taurus, die *Pallas* und ſo viele andere Reiſende in Sibirien fanden, endlich die bekannten von Eleph. americanus bey Oſo, und das wunderbare Skelet von Megatherium americanum aus Paraguay, welches *Cuvier* und *Abildgaard* beſchrieben, kommen alle in den *neuesten* aufgeſchwemmten Leimlagern vor. — Keine einzige Versteinerung eines Säugthiers wird in den ältern Flötzgebirgen gefunden. — Alſo: in den *ältesten* Gebirgen finden wir die Versteinerungen von der *niedersten* Thierstufe, allmählig treten in den *jüngern* Gebirgen die Ueberreste der *höhern* hervor, und nur in den *jüngsten* finden wir die Ueberreste der Säugthiere. — Alſo: dieſelben Stufen der Animaliſation, die jetzt alle auf *einmal* da ſind, ſehen wir die Natur von dem ersten Punct der Entstehung der Animaliſation überhaupt, wirklich allmählig durchlaufen, bis der *Menſch* das Werk krönt und vollendet. — Daſs wir auf der vegetativen Reihe dieſe Stufen nicht ſo deutlich zu verfolgen im Stande ſind, ist natürlich, da wir ſelbst in der bestehenden Vegetation eine ſolche Stufe noch nicht erkennen.

Und nun — wenn wir alles, was uns in der Unterſuchung entſtund, zuſammenfaſſen, wer wird noch daran zweifeln können, daſs wir berechtigt ſind, in der *ganzen* Kalkformation nur die Tendenz zur Animaliſation, in der *ganzen* Schieferformation, nur die Tendenz zur Vegetation zu erkennen? Nachdem der erste Punkt der Animaliſation und Vegetation entstund, der erste Keim der bestehenden Individualität in der zerstreuten noch nirgends ſixirten animaliſirenden Thätigkeit auf der einen, und vegetativen Thätigkeit auf der andern Seite, geworfen war, stieg die, jetzt mehr und mehr individualiſirende Natur die Stufenleiter der Organiſation allmählig hinauf, bis ſie beym Menſchen den Gipfel alles Individualiſirens erreichte. Meine Meynung ist nicht die längst verworfene *Büſſonſche*, daſs alle Kalkgebirge *Producte* der Animaliſation ſind. Sie ist vielmehr die *umgekehrte*. Die Kalkgebirge zeigen die Reſiduen derjenigen Thätigkeit, durch deren vollkommenes Individualiſiren erst die Animaliſation *entstund*. Das ungeheure Thier deſſen Skelet die ganze Kalkreihe darstellt, war eben deshalb *kein Thier*, die ungeheure Pflanze, deſſen Reſiduum die ganze Kieſelreihe darstellt, war eben deshalb *keine Pflanze*, weil die Individualität noch nicht in ihr gekeimt hatte.

Aber der Gegenſatz zwiſchen Animaliſation und Vegetation ist ein Gegenſatz der Stoffe. — Wiſſen wir wie jener Gegenſatz überhaupt entsteht, ſo werden wir uns dadurch ohne Zweifel den Weg zur Erklärung des Entstehens jener entgegengeſetzten, immer mehr und mehr individualiſirenden Reihen bahnen. —

Was war es alſo was ſich in unſerer Unterſuchung allmählig regte, erst die Reſiduen, nachher die Stoffe, durch die ganze Unterſuchung hindurch, in zwey entgegengeſetzte Reihen ordnete, und dieſe wieder gegenſeitig aufeinander bezog? Es war der urſprünglich organiſirende *Geist* der Natur, der aus ſeinen Werken uns anſprach; aber den Schlüſſel zu den Geheimniſſen ſeiner Production, müſſen wir in den innersten Tiefen *unſeres eigenen Geistes* aufſuchen.

III.

Das ganze Reſultat der bisherigen Unterſuchung, löſst ſich in einer animaliſirenden und vegetativen Tendenz der Natur auf. Die urſprünglichste Trennung die wir erkennen, ist keine andere, als die zwiſchen Pflanzen und Thier, obgleich dieſe ſelbst nur bey dem Hervortreten der Individualität *als ſolche* erſcheinen.

Aber dieſer Gegenſatz ist kein anderer, als ein Gegenſatz des Kohlen- und Stickstoffs. *Beyde* Stoffe kommen freylich in *beyden* Reihen vor, nur ist das Verhältniſs gerade das umgekehrte.

Aber drängen uns nicht ſchon die Erfahrungen der jetzigen empiriſchen Phyſik zu der Vermuthung, daſs *alle Qualität* jenen vier Stoffen — Kohlen- und Stickstoff, Waſſer- und Sauerstoff — ihren Urſprung zu verdanken haben, daſs ſie gleichſam das *Begrenzende* aller Erdqualität ausmachen, daſs ſie den Kreis bezeichnen innerhalb welchen alle Miſchungen und Veränderungen auf der Erde eingeſchloſſen ſind, daſs endlich *alle*

Ver-

Verſchiedenheit der Qualität aus der unendlich variirenden Verſchiedenheit in der Proportion dieſer Stoffe entſpringt? — Wenn wir uns nur einen deutlichen Begriff von der Art machen könnten, *wie* jene Stoffe begrenzen, und, obgleich ſelbst Qualitäten, neue hervorrufen — ja wenn wir uns nur überhaupt die Natur dieſer Stoffe *ſelbst* begreiflich machen könnten, wenn wir nur verſtünden, wie ſie entſtehen, warum ſie ſich durchgängig entgegengeſetzt ſind!

Die Erfahrung kann uns hier *nicht* allein leiten, denn die giebt wirklich nur jene Stoffe, ſie zeigt uns jene Entgegenſetzung, aber ſie erklärt ſie nicht. Nun kommen freylich Erſcheinungen vor die — ſo ſcheint es — unabhängig von jenen Stoffen ſind, es ſind die des Magnetismus, der Electricität, des Lichts und der Wärme; aber dieſe ſind nie für ſich dargeſtellt, ſie ſind immer nur das das Materielle begleitende — Man könnte mir einwenden, daſs doch auch die Stoffe nicht *für ſich* darſtelbar wären, — (und ich werde ſelbst in dem Nachfolgenden zeigen, daſs dieſes nothwendig iſt); aber die *Ponderabilität* ſpricht doch für das Materielle der Stoffe. — Noch hat kein Menſch die Materialität des Lichts und der Wärme bewieſen; daſs aber Waſſerſtoff und Sauerſtoff nichts als poſitive und negative Elektricität ſelbst ſind, hat ſchon früher *Schelling* höchst wahrſcheinlich gemacht, und die neuern galvaniſchen Verſuche haben es hinlänglich beſtätigt. — Läſst ſich nun daraus nicht ſchon vermuthen, daſs auch der Magnetismus auf irgend eine Weiſe mit den Stoffen zuſammenfallen wird?

Unſe-

Unſere eigentliche Frage ist folgende: *Wie hat ſich unſere Erde gebildet?* Alle Theorie ist ihrer Natur nach *genetiſch*, alle Geneſis *ſynthetiſch* — Der analytiſche Weg ist der Weg der Empirie. Dieſes Reſultat der genaueſten philoſophiſchen Verhandlungen unſerer Zeit führe ich nur an, es zeigt uns den Weg, den wir bey der Beantwortung der angeführten Frage nothwendig verfolgen müſſen.

Die Frage ſelbst kann genauer bestimmt werden. Sie enthält offenbar mehrere Glieder, die wir von einander abſondern und darlegen wollen, um das Problem in ſeinem ganzen Umfange zu erkennen.

Bey der Frage: wie ſich die Erde gebildet hat, müſſen wir nothwendig erst ausmachen, wie ſie *überhaupt* geworden, wie ſie ein ſelbstständiges, von den übrigen Körpern des Univerſums Getrenntes wurde und ſich als ein ſolches behauptet? Hierdurch, ſo viel ſehen wir ſchon, wird die Erde, als eine von den übrigen Himmelskörpern *verſchiedenes, beſtimmt*; aber alle phyſiſche Bestimmung geſchieht durch Qualität, die Verſchiedenheit der Erde muſs alſo eine *qualitative* ſeyn. Die Erde ist uns hierdurch als ein bloſs von den *andern* Himmelskörpern, nicht als ein *in ſich*, verſchiedenes, gegeben. — Sie ſelbst ist uns nur noch eine homogene Maſſe, ſie ist ſelbst nichts als *eine Qualität*, alſo, in ſo fern wir nur auf ſie ſehen, *ohne alle Qualität.*

Der erste Theil des Problems alſo führt uns zu einer Theorie des Univerſums. Dieſe Theorie kann offenbar nur auf die Organiſation des Univerſums *überhaupt*, und, in ſo fern die Verſchiedenheit der Himmelskörper als eine qualitative angeſehen wird, auf die Entſtehung der Qualitäten *überhaupt* gehen. Nun lieſse ſich freylich, wenn uns ein Planetenſystem, z. B. von einer bestimmten Beſchaffenheit gegeben ist, beweiſen, daſs ein Körper der in dem Systeme grade dieſe Stelle einnimmt, auch dieſe und keine andere Beſchaffenheit haben müste, aber weiter können wir nicht gehen, denn eine jede in der Erfahrung erſcheinende Qualität, ist durch eine höhere bestimmt, und warum unſer Planetenſystem, grade dieſes bestimmte ist, läſst ſich in der Erfahrung nicht, und alſo überhaupt *gar*, *nicht* nachweiſen. —

Haben wir dieſen Theil der Frage, in ſo fern er ſich, ſeiner Natur nach beantworten läſst, wirklich beantwortet, ſo entsteht natürlicherweiſe eine neue Frage: wie in der homogenen Maſſe ſelbst Qualitäten entstehen? Die Erfahrung macht es ſchon höchstwahrſcheinlich, daſs alle Qualität ſich auf die Entgegenſetzung weniger Stoffe reduciren läſst. — Die Frage läſst ſich alſo in folgende verändern: Wie entsteht in der urſprünglich homogenen Maſſe die erste Entgegenſetzung, wie entſpringen *aus dieſer Entgegenſetzung* alle übrigen, und wie erhalten ſich dieſe Gegenſätze wechſelſeitig, ohne daſs die urſprünglichen, durch die ſpätern aufgehoben werden? Hier muſs nun

ſchon

ſchon die Unterſuchung auf eine *bestimmte Qualität* gehen, denn da ſie von einer ſchon bestimmten ausgeht, muſs ſie auch immer auf eine bestimmte kommen, und dieſe in der Erfahrung nachweiſen. Da aber in der Natur eine Menge Qualitäten, wie z. B. Cohärenz, Dichtigkeit, Wärmecapacität, Magnetismus, Leitungsfähigkeit für die Electricität, chemiſche Qualität u. ſ. w. in einer unzertrennlichen Verbindung mit einander vorkommen, ſo ist es ohne Zweifel das Zeichen einer vollendeten Theorie, daſs ſie alles unzertrennlich Verknüpfte, *zugleich entstehen* läſst, denn dadurch unterſcheidet ſich die wahre Theorie von einer falſchen, daſs in jener mit einem Schlage entsteht, was dieſe in einer Trennung, von welcher die Natur nichts weiſs, stückweiſe ableitet.

Aber eine dritte nothwendige Frage ist die: wie ſich die allgemeine Organiſation, in einzelne Organiſationen trennen kann? Wie ſich *auf der Erde* die doch mit allen ihren Qualitäten nur *ein* Selbstständiges ist, ſelbstständige Individualitäten, zu einer eignen, für ſich bestehenden, engeren Welt bilden, und gegen die allgemeine behaupten können? oder mit andern Worten — wie ſich die Qualitäten zu Functionen einer individuellen Organiſation steigern können? Ferner, wie ſich dieſe Organiſationen, wenn ſie einmahl entstanden ſind, von Stufe zu Stufe fortbilden?

Da wir aber die Principien für dieſe Unterſuchung nicht aus den Erfahrungen der gewöhnlichen Phyſik hernehmen können, weil ſie grade zur *Erklärung* dieſer Erfahrung, angewandt werden ſollen, ſo müſſen ſie durch irgend eine andere Wiſſenſchaft ſanctionirt wenden. Solche ſind nun keine andere als die Principien der *Schelling'ſchen* dynamiſchen Naturphiloſophie, die grade dadurch, daſs ſie, auch vor der Anwendung, in ſich hinlänglich begründet ſind, von allen übrigen Principien, die zur Erklärung der Naturbildung angewandt wurden, und die gewöhnlich die zügelloſeſte Willkühr erſann, ſich ſo durchaus unterſcheiden.

Bey der Anwendung dieſer Principien zur Erklärung der Naturphänomene verfolgen wir die ſich bildende Erde, von einer Stuffe der Bildung zur andern. Alles Körperliche der Erde wird uns nur als das, eine gewiſſe Stuffe der Bildung Bezeichnende, erſcheinen. Dieſe Progreſſion in der Bildung wiſſenſchaftlich verfolgt, conſtituirt die wahre *Geſchichte der Erde*; aber das, wodurch die Bildungsſtuffen ſich von einander unterſcheiden, ist Qualität. Um nun dieſe Wiſſenſchaft von der ſogenannten Naturgeſchichte, die ſich bloſs mit dem Aeuſseren der Erſcheinungen beſchäftigt zu unterſcheiden, nenne ich ſie *innere* Naturgeſchichte der Erde, weil die Qualität in Gegenſatz gegen das den Raum Erfüllende, als ihr Ausdruck, das *eigentliche Innere* heist, und ich verſtehe unter dieſer Benennung grade daſſelbe, was man, mehr oder weniger deutlich, ſich bisher unter einer Theorie der Erde gedacht hat.

Das

„Wenn man von einer Naturgeſchichte im eigentlichen Sinn des Wortes ſprechen wollte, ſo müſte man ſich die Natur vorſtellen, als wenn ſie, in ihren Productionen ſcheinbar frey, die ganze Mannichfaltigkeit derſelben durch ſtetige Abweichungen von einem urſprünglichen Original allmählig hervorgebracht hätte, welches alsdann eine Geſchichte nicht der *Natur-Objecte*, ſondern der hervorbringenden *Natur ſelbſt* wäre. Wir würden ſie alſo mit einer und derſelben Summe oder Proportion der Kräfte, welche ſie nie überſchreiten könnte ſchalten und haushalten ſehen, und ſie in jenem Hervorbringen zwar in Freyheit, deswegen aber doch nicht in gänzlicher Geſetzloſigkeit erblicken." —

Ich habe gefließentlich dasjenige was ich mir als höchſtes Ziel aller meiner Unterſuchungen vorgeſteckt habe, hier aufſtellen wollen. Es iſt durchaus gewiſs, daſs keine wahre Theorie anders als auf dem Wege der Syntheſis; d. i. a priori entſtehen kann. Da aber die Phyſiker unſerer Zeit, wie es ſcheint, wenig geneigt ſind, einen Weg zu gehen, der ſo viele Anſtrengung koſtet, da ſie bis jetzt in dieſen Weg kein groſses Vertrauen zu ſetzen ſcheinen, ſo iſt es in meinen Augen zweckmäſsig und nützlich, ſie dahin zu leiten, wo ſie genöthigt werden, dasjenige auszuſprechen, was der Naturphiloſoph aus höhern Gründen ſchon längſt annahm. Ich werde daher von der niederſten Stuffe der Erfahrungen, — einen Standpunkt den ich mit den Phyſikern gemein habe, — immer wie bisher ausgehen. Die bekann-

BAYER

ten von den verſchiedensten Naturforſchern zum verſchiedensten Zweck, nicht ſelten ohne allen Zweck, angestellten Verſuche, ſollen ſich ſelbst zuſammenreihen und gemeinſchaftlich zu denjenigen Principien hinführen, die auch für ſich hinlänglich begründet, mir als Leitfaden meiner Unterſuchungen, und als ordnender Geist bey Zuſammenstellung der chaotiſch untereinander geworfenen Reſultate zweckloſer Verſuche, dienten.

Obgleich alſo eine wahre Theorie mein Zweck ist, ſo finde ich es doch bey der gegenwärtigen Lage der Phyſik nothwendig, die unordentlich zuſammengehäuften Materialien, ſo viel es in meiner Gewalt steht, zu ordnen, die Erſcheinungen unter Geſetze zu bringen, und ſo unſere Naturkenntniſs zu einer aufzustellenden Theorie vorzubereiten. Ich liefere alſo hier nur empiriſche Beyträge, zu einer zukünftigen innern Naturgeſchichte der Erde, obgleich es wohl der Fall ſeyn dürfte, daſs die Idée eines Systems einer ſolchen Wiſſenſchaft, meinen Unterſuchungen zum voraus zum Grunde gelegt wurde. Da ich aber die Erfahrungen nur zuſammenstelle, die ohne alle Rückſicht auf eine ſolche Theorie angestellt ſind, ſo darf der Leſer nicht, wie bey ähnlichen Unterſuchungen wohl öfters der Fall ſeyn mag, befürchten, daſs ihm abſichtlich, oder durch Vorurtheile entstellte Erfahrungen, irre leiten werden. Die Grundſätze der reinen Naturphiloſophie haben mir, indem ſie mir über die Geſetzmäſſigkeit der Productivität der Natur die überraſchendsten Aufſchlüſſe gaben, vorzüglich

zu

zu den verwickelten Unterſuchungen Muth gegeben. Indeſſen bin ich bey der Conſtruction einzelner Phänomene in der That durchaus Rückſichtslos zu Werke gegangen, und die Geſetze, die ſich faſt unwillkührlich aus der Zuſammenſtellung der Thatſachen ergaben, haben mich nicht ſelten durch ihre Uebereinſtimmung mit den höhern a priori abgeleiteten Geſetzen der Natur überhaupt, auf das Angenehmste überraſcht. Hoffentlich wird der Weg der Reduction, den ich gehe, nicht wenig zur Begründung und Beſtätigung des Weges der Deduction, den *Schelling* geht, beytragen.

Die Urſache aber, weshalb ich gerade hier das höchste Problem, welches in ſeinem ganzen Umfange aufzulöſen, nur durch eine unendliche Annäherung möglich ist, aufſtellte, war, weil wir uns jetzt in eine der verwickeltſten Unterſuchungen verflechten, und es mir nöthig ſchien die Aufmerkſamkeit des Leſers durch die vorausgeſchickte Hinweiſung zu einem höhern Ziele, zu feſſeln. Es wird ihm, wenn er den nachſtehenden Aufſatz, mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen hat, wahrſcheinlich von ſelbst einleuchten, ob wir durch ihn in der That zur Auflöſung jener Probleme, vorbereitet ſeyn werden. Nur glaube ich, hier noch bemerken zu müſſen, daſs, ob wir gleich nie hoffen dürfen, eine innere Naturgeſchichte vollſtändig zu liefern, wir doch allerdings die Hauptepochen in der Bildung der Erde angeben und in der Erfahrung nachweiſen können.

Die weite Ausſicht über das ganze Feld unſerer Unterſuchungen werde ich alſo wiederum zuſchlieſsen, und indem ich den Leſer, wie im Anfange dieſes Buchs, auf den eingeſchränkteſten Standpunkt der ſpeciellesten Erſcheinungen hinstelle, ihm von einer Erſcheinung zur andern fortleiten, und ſo die Ausſicht allmählich wieder eröfnen.

IV.

Wir ſind in dem Vorhergehenden von den Erdarten ausgegangen, wir haben geſehen, wie ſie ſich ſelbſt in zwey Reihen ordneten, wir haben die Alkalien auf der einen, die Oele auf der andern Seite mit den Erden in Verbindung geſetzt. Das Ganze veränderte ſich in einen Ausdruck der animaliſirenden und vegetativen Tendenz der Natur; aber, ſo viele Phänomene es uns auch gelang, in dem vorhergehenden Aufſatz, mit einander in Verbindung zu bringen, ſo hat ſich doch eine ganze Reihe merkwürdiger Körper von der bisherigen Unterſuchung ausgeſchloſſen: Es iſt die Reihe der Metalle.

Bey der vorhergehenden Unterſuchung war es uns möglich, durch Verſuche ſelbſt auf eine chemiſche Verſchiedenheit in der Miſchung der Erden hinzudeuten. Dieſer Leitfaden ſcheint uns, bey der Unterſuchung der Metalle, ganz zu verlaſſen, und obgleich die Verſchiedenheit der Metalle auf eine verſchiedene Miſchung hinweiſt;

ſo ſcheint die Hoffnung, die Metalle in einfachere Beſtandtheile zur zerlegen, mit der gegenwärtigen Chemie im offenbarſten Widerſpruche zu ſtehen.

Die einzigen Eigenſchaften der Metalle, an welche wir unſere Unterſuchung anknüpfen können, ſind die ſogenannten phyſiſchen, die auch die Metalle unter allen Körpern vorzüglich characteriſiren. Man rechnet zu dieſen Eigenſchaften wie bekannt, Cohärenz, Dehnbarkeit, Härte, Dichtigkeit, Wärme-Capacität, Magnetismus, Leitungsfähigkeit für die Electricität etc. Zu den chemiſchen Eigenſchaften, die man bey dieſer Unterſuchung ebenfalls brauchen könnte, gehören vorzüglich die Verwandſchaft der Metalle unter ſich, und gegen Sauerſtoff, Schwefel und Phosphor. Wenn wir indeſſen die ganze Reihe der Metalle mit Rückſicht auf dieſe phyſiſchen und chemiſchen Eigenſchaften durchlaufen, ſo ſcheint beym erſten Anblick eine ſo durchgängige Regelloſigkeit in dem Verhältniſs dieſer Eigenſchaften zueinander zu herrſchen, daſs man wohl zu entſchuldigen iſt, wenn man die Hoffnung eine Geſetzmäſsigkeit hier aufzufinden, völlig aufgegeben hat. Die Schwierigkeit wird dadurch noch um ein Beträchtliches vergröſsert, daſs die wenigſten dieſer Eigenſchaften überhaupt, und gar keine (etwa die ſpecifiſche Dichtigkeit ausgenommen) die ganze Reihe der Metalle hindurch — wiſſenſchaftlich unterſucht ſind. Man begnügte ſich nur mit einem cameraliſtiſchen Zwecke, und man ſcheint in der That gar nicht ge-

glaubt

glaubt zu haben, daſs dieſe Unterſuchung für die Wiſſenſchaft von beträchtlichen Nutzen wäre. Wenn ich alſo auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle dieſe Eigenſchaften auf Geſetze zu reduciren, ſo glaube ich doch beweiſen zu können, daſs man das Recht hat, eine ſolche durchgängige Geſetzmäſsigkeit vorauszuſetzen, daſs die Spuren von Geſetzen, welche jetzt ſchon aus den unbedeutenden Verſuchen allenthalben hervorleuchten, uns zu den wichtigsten Folgerungen berechtigen, und daſs es alſo eine der wichtigsten Aufgaben der Phyſiker ſeyn wird, dieſe Geſetzmäſsigkeit durch genauere Verſuche zu begründen. Sollte es mir gelingen, die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher, auf dieſen, für die ganze Theorie, ſo wichtigen Gegenstand zu leiten, ſo würde ich für das mühvolle und ſchwierige Geſchäft, in das verworrene Chaos eine Ordnung zu bringen, hinlänglich belohnt ſeyn.

Da es willkührlich ſcheinen kann, mit welcher Eigenſchaft ich eigentlich anfange, ſo werde ich die Unterſuchung mit der Cohärenzreihe anheben, weil dieſe Eigenſchaft durch *Muſchenbroek*, von *Sickingen*, *Guyton* und *Morveau*, wenigstens für eine gewiſſe Reihe Metalle ziemlich genau bestimmt ist, und wir durch *Ritter* ein Geſetz erhalten haben, durch welches wir im Stande ſind, auch für mehrere nicht unterſuchte Metalle, die Cohärenzgrade zu bestimmen. Er hat nämlich bewieſen, daſs die Cohärenz gleich ſey, dem Producte der Wärmecapacität und des Schmelzgrades, 1) Durch die Hülfe dieſes Geſetzes hat er für Braunstein, Wolfram, Uran, Nickel und Kobald, einen, dem Grade des Eiſens nahekommenden, oder vielleicht ſogar übertreſſenden Cohärenzgrad, gefunden. Ich vermuthe, daſs jene Metalle, die ſo ſchwer zu reduciren ſind, wie z. B. Minack, Molybdän, und vielleicht auch Chromium ſich in Rückſicht auf Cohärenz, an die erwähnten Metalle anſchlieſſen werden. So viel ist gewiſs, die erst erwähnten Metalle, unter welchen die meisten die treuen Begleiter des Eiſens in der Natur ſind, haben zugleich mit dem Eiſen ſelbst die bedeutendste Cohärenz. Vom Eiſen an, nimmt die Cohärenz, nach Sickingens bekannten Verſuchen, 2) durch Kupfer, Platina, Silber und Gold allmählig ab. Wenn wir das von *Ritter* gefundene Geſetz für die Cohärenz auf die übrigen Metalle, ſoweit ihr Schmelzgrad oder die Wärmecapacität bekannt ist, anwenden; ſo können wir auch für dieſe, mit Wahrſcheinlichkeit, die Cohärenzreihe bestimmen. Den höchsten Schmelzgrad, nächst dem Silber, ſinden wir beym Spiesglanz, man ſchätzt ihn auf 810° Fahrenheit. Nach *Kirwan* 3) ſchmelzt der Zink ſpäter als das Bley, aber früher als das Kupfer, wahrſcheinlich auch früher als Spiesglanz. Man ſchätzt den Schmelzgrad auf 700° Fahrenheit. Nach dem Zink folgt das Bley, deſſen Schmelzgrad = 540°, der

---

1) Gilberts Annalen der Phyſik. 3. B.

2) Sickingen von der Platina, p. 114.

3) Mineralogie, 2ter B. p. 285.

der Wismuth = 460°; das leichtſchmelzbare Zinn, deſſen Schmelzgrad = 420°; endlich, das ſchon in unſerer Athmoſphäre, nach den neuerdings in Paris angeſtellten Verſuchen [1]) bey 42° ſchmelzende Queckſilber. Die Wärmecapacität einiger dieſer Metalle ſind nach *Crawford* [2]) folgende: die des Spiesglanzes = 0,086: die des Bleyes = 0,050; die des Zinns = 0,068; endlich des Queckſilbers = 0,033, oder nach *Lavoiſier* = 0,029.

Wenn wir nach dem angeführten Geſetze die Cohärenzgrade derjenigen Metalle, von denen ſowohl Schmelzgrad, als Wärmecapacität uns bekannt ist, beſtimmen, ſo erhalten wir folgende Reihe: Nach dem Golde muſs in der Cohärenzreihe der Spiesglanz, auf dieſen das Zinn, dann das Bley, und endlich als das flüſsigſte, und alſo auch am wenigſten cohärente Metall, das Queckſilber, geſetzt werden.

Ich glaube, daſs ich, ohne mich zu irren, den Arſenik in der Cohärenzreihe neben dem Spiesglanz hinſtellen kann; ob ſich gleich der Schmelzgrad dieſes Metalls, der Flüchtigkeit wegen, nicht leicht ausmachen läſt. Der Sylvan, der ohnehin mit Spiesglanz und Arſenik ſo viele Aehnlichkeit hat, wird in der Cohäſionsreihe ohne allen Zweifel nach dieſen Metallen folgen. Wirklich ſetzt auch

---

[1] Bulletin d. ſc. par la ſociété philom. Pluv. An. 7.

[2] Exp. and. obſerv. on. animal heat. etc. London, 1779.

auch *Klaproth* [1]) den Schmelzgrad dieſes Metalls; nächst dem des Spiesglanzes. Der Wismuth steht, in Rückſicht auf ſeine Cohärenz, nach dem Schmelzgrad, zu ſchlieſsen, neben Zinn und Bley.

Es kann als Beweis für die Richtigkeit dieſer Reihe angeſehen werden, daſs die *Muſchenbroekſchen* Cohärenzverſuche mit Bley, Zinn und Zink, mit ihr ganz übereinstimmen, da bekanntlich eine Bleystange von $\frac{1}{10}$ Zoll dicke, von $29\frac{1}{4}$ Pfund zerriſs; eine Zinnstange von gleicher Mächtigkeit ein Gewicht von $49\frac{1}{2}$ Pfund brauchte; eine Zinkstange aber von $\frac{15}{100}$ Zoll, 76 bis 83 Pfund forderte, um zu zerreiſsen.

Die Metalle folgen alſo in Rückſicht auf ihre Cohärenz, folgendermaaſsen aufeinander: Zu den cohärentesten Metallen gehören ohne Zweifel Uran, Wolfram, Braunstein, Kobald, Nickel, Eiſen; dann folgt mit Abnahme der Cohärenz Kupfer, Platina, Silber, Gold, Arſenik, Spiesglanz, Sylvan, Zink, Wismuth, Zinn, Bley, Queckſilber. Ganz stimmt dieſe Reihe freylich nicht mit der *Muſchenbroekſchen* überein, aber wir wiſſen auch, wie unzuverläſſig ein Theil ſeiner Verſuche ſind, und die Art, wie er ſie anstellte, legte ihm bey den ſpröden Metallen ein neues bedeutendes Hinderniſs in Weg.

Wir

---

1) Crells chem. Annal. 1798. 2tes St.

Wir müſſen, ehe wir dieſen Gegenſtand verlaſſen, nothwendig etwas über die Art ſagen, wie man ſich dieſe Eigenſchaft der Körper vorſtellt. Die Cohärenz der Metalle wird nämlich, wie bekannt, geſchätzt nach dem Gewichte, welches nothwendig ist, um einen Faden von gleichem Volumen und gleicher Länge zu zerreiſſen. Aber bey den ſpröden Metallen, die doch auch eine bedeutende Cohärenz haben, kann dieſe Schätzung offenbar nicht angewandt werden. Cohärenz, im Allgemeinen betrachtet, ist dem Flüſsigen entgegengeſetzt. Der starrste Körper ist nothwendig auch der cohärenteste; aber dieſe Cohärenz steht, wie ein flüchtiger Anblick uns ſchon lehrt, und wir in der Folge noch deutlicher einſehen werden, durchaus nicht mit der Dehnbarkeit in einem geraden Verhältniſſe. Wo alſo die Sprödigkeit zugleich mit der Cohärenz zunimmt, und die Stärke eines Fadens alſo nicht als Maas angeſehen werden kann, da muſs ſich die Cohärenz durch die Kraft mit welcher ſie der Trennung überhaupt widersteht, d. h. durch Härte, äuſsern. Ich nenne die Cohärenz im letzten Falle mit *Schelling* 1) die *relative*, im Gegenſatz gegen den ersten Fall, wo ſie von ihm die *abſolute* genannt wird. In der That ſehen wir beym Eiſen die Cohärenz und Sprödigkeit zugleich zunehmen, und die Härte wird bey weitem stärker, ſo wie die Geſchmeidigkeit, oder was daſſelbe ist, die Dehnbarkeit, abnimmt. Die Härte des geſchmeidigen

---

1) Zeitſchrift für die ſpekulative Phyſik. 1ſter B. 2tes Heft. p. 52.

digen Eiſens ist nach Kirwan [1]) = 8, und ſie steigt durch verſchiedene Grade, bis ſie beym Stahle, — das cohärenteste Eiſen, und zugleich das ſprödeste — = 11 wird. Es läst ſich vermuthen, daſs die Härte des Nickels, des Kobalds und des Braunsteins, wenn man die Könige dieſer Metalle völlig rein hat, äuſserst groſs ſeyn wird. —

Die Cohärenzreihe der Metalle giebt uns die Zwiſchengrade zwiſchen den starrsten und flüſsigsten, zeigt uns den Uebergang von der äuſsersten Härte, bis zur vollkommenen tropfbaren Flüſsigkeit beym Queckſilber. Wir ſehen aber, daſs dieſe, wie jede phyſiſche Eigenſchaft, nur relativ ist; und wie bey Erhöhung der Temperatur nach dem verſchiedenen Grade der zwey Factoren der Cohärenz, dieſe aufgehoben werden kann.

Wir werden uns jetzt mit einer andern bekannten Eigenſchaft der Metalle, mit ihrer Dehnbarkeit beſchäftigen. Wie die Cohärenz der Flüſsigkeit, ſo ist die Dehnbarkeit der Sprödigkeit entgegengeſetzt. Wenn wir die ganze Reihe der Dehnbarkeit der Metalle mit ihrer Cohärenzreihe vergleichen, ſo ſcheint beym ersten Anblick durchaus gar kein geſetzmäſsiges Verhältniſs zwiſchen beyden statt zu finden. Wenn wir hingegen in der Mitte der Cohäſionsreihe mit dem Golde, als das bey weitem dehnbarste unter allen Metallen,

---

[1]) Mineralogie. 2ter Band. p. 190.

len, anfangen, ſo finden wir in der That die Spuren von einem im höchſten Grade merkwürdigen Geſetze, welches wohl verfolgt und auseinandergeſetzt zu werden verdient. Vom Golde an, durch Silber, Platina, Kupfer und Eiſen, ſteht die Dehnbarkeit offenbar in einem entgegengeſetzten Verhältniſs mit der Cohärenz, ſo wie die Cohärenz zunimmt, nimmt die Dehnbarkeit ab. Daſs das Silber, in Rückſicht auf die Dehnbarkeit, neben dem Golde ſteht, ist allgemein bekannt. Das Kupfer läst ſich noch immer zu dünnen Platten ſchlagen, und feinem Drathe ziehen, obgleich dieſes Metall in dieſer Rückſicht dem Silber bey weitem nachſteht. Das geſchmeidige Eiſen folgt in Rückſicht der Dehnbarkeit gewiſs nach dem Kupfer, und dieſes, in ſo vielerley Rückſicht ſo merkwürdige Metall, zeigt in ſeinen verſchiedenen Zuſtänden ſelbst die Fortſetzung dieſes intereſſanten Verhältniſſes. Ich habe ſchon oben angeführt, daſs das dehnbare Stabeiſen eine geringere Cohärenz, der cohärentere Stahl hingegen eine gröſsere Sprödigkeit hat. Das genaue Verhältniſs dieſer zwey Eigenſchaften zu einander beym Braunſtein, Uran, Kobald, Nickel u. ſ. w. läst ſich freylich nicht beſtimmen, obgleich ich die Fortſetzung dieſes Verhältniſſes auch bey dieſen Metallen mit Grund vermuthe. Der Nickel, und Kobald ſcheinen in der That die lezte Grenze der verſchwindenden Dehnbarkeit, bey immer zunehmender Cohärenz zu bezeichnen. Der Kobald zeigt nur noch ſchwache Spuren der Dehnbarkeit in der Weiſsglühhitze. Da dieſes Geſetz ſo durchgreifend ist, ſo glaube ich nicht [illegible] zu können, wenn ich die Platina in Rückſicht auf ihre Dehnbarkeit, zwiſchen Silber und Kupfer ſetze. Ob man gleich durch Verſuche dieſe Stelle noch nicht ausgemacht hat, ſo ist es doch bekannt, daſs die Platina eine ſehr beträchtliche Dehnbarkeit hat; in welcher ſie aber meiner Meynung nach dem Silber nachstehen muſs.

Bey denjenigen Metallen, die in der Cohärenzreihe nach dem Golde folgen, findet daſſelbe Geſetz ſtatt, nur — weil hier die Cohärenz abnimmt, da ſie hingegen vom Golde bis zum Eiſen immer zunimmt — ist das ſprödeste Metall, dasjenige, welches in der Cohärenzreihe dem Golde am nächsten steht; das dehnbarste hingegen dasjenige, welches die ganze Cohäſionsreihe beſchlieſst.

Die Dehnbarkeit des Queckſilbers ist freylich vergleichungsweiſe mit der des Bleyes bis jetzt nicht unterſucht; daſs es ſich aber zu dünnen Platten ſchlagen läſst, das ist aus *Braun's* [1]) und *Blagden's* [2]) Verſuchen hinlänglich bekannt. Das Bley — in der Cohärenzreihe nächst dem Queckſilber das letzte, — hat noch immer eine nicht ganz unbedeutende Dehnbarkeit. Das Zinn ist weit weniger dehnbar als das Bley, aber auch cohärenter.

Ich

---

1) Comment. petrop. nov. Tom. XI. p. 268.

2) Philoſ. Transact. 1783. Vol. LXXIII. p. 329.

Ich habe freylich in dem Vorhergehenden den Zink in der Cohäſionsreihe über den Wismuth geſtellt, weil ich, da der Schmelzgrad des Wismuths um ein Bedeutendes geringer als der des Zinks ist — nicht wagte, jenem eine gröſsere Cohärenz zuzuſchreiben; indeſſen ſchmilzt der Zink doch noch vor dem Glühen, und es ist allerdings möglich, daſs die Wärmecapacität des Wismuths ſo groſs, und die des Zinks ſo geringe ſeyn könnte, daſs das Product aus ihren Capacitätsgraden, und ihren reſpectiven Schmelzgraden, alſo auch die Cohärenz bey dem Wismuth gröſser ausfallen könnte, als bey dem Zink. Wirklich muſs man dieſes vermuthen, weil ſonst in der ganzen Reihe der Metalle der Zink, — bey welchem man noch ziemlich beträchtliche Spuren von Dehnbarkeit ſindet, dahingegen der Wismuth ſchon ſpröde ist — unter allen denen, deren Dehnbarkeit und Cohärenz bekannt ſind, die einzige Ausnahme von dem angeführten Geſetze ausmachen würde.

Nach Klaproth ist der Sylvan ſpröde und [illegible]reiblich, der Spiesglanz ist ebenfalls ſehr ſpröde, und der Arſenik hat eine ſo bedeutende Sprödigkeit, daſs er ſich leicht zu Pulver machen läst. Nun ſind aber dieſe Metalle ſicher auch cohärenter als die vorhergehenden, und die zunehmende Cohärenz mit zunehmender Sprödigkeit äuſsert ſich auch hier, wie beym Eiſen, nach dem obigen, durch eine bedeutende Härte. Das härteste Metall in dieſer Reihe, ist der Arſenik. Man kann es alſo wohl, als ein unzweifelbares Geſetz aufſtellen:

stellen: *daſs die Cohärenz vom Golde, bis zu den cohärenteſten Metallen hinauf, immer zunimmt, in demſelben Verhältniſſe, in welchem die Dehnbarkeit abnimmt, und daſs umgekehrt vom Golde an bis zu dem am wenigsten cohärenten Metalle hinab, die Dehnbarkeit zunimmt, in demſelben Verhältniſſe, in welchem die Cohärenz abnimmt.*

So haben wir zwey verſchiedene Reihen: an der Spitze der einen Reihe, steht das in *ſeiner* Reihe am wenigsten cohärente Gold, an der Spitze der zweyten Reihe steht das in dieſer Reihe, am wenigsten cohärente Queckſilber; in beyden Reihen aber, nimmt die Dehnbarkeit gradweiſe ab, und die Cohärenz gradweiſe zu.

Einen merkwürdigen Umſtand darf ich hierbey nicht vorbeygehen. Diejenigen Metalle — nämlich in beyden Reihen, die eine bedeutende Dehnbarkeit haben, haben zugleich immer einen hackigen Bruch, wie Gold, Silber, Platina, Kupfer, geſchmeidiges Eiſen und Nickel, wenn dieſer ſich wirklich ausdehnen läſt. Sobald dieſe Geſchmeidigkeit verſchwindet, ſo verſchwindet auch der hackige *B*ruch, und wir finden an deſſen Stelle in der einen Reihe einen körnigen Bruch. Schon beym Eiſen findet dieſe Veränderung statt, und der Stahl ist bekanntlich im Bruche feinkörnig. Beym Nickel will man freylich eine Anlage zum blättrigen Bruch bemerkt haben, aber nur, wenn er unrein ist. Der Kobald ſowohl als der Braunſtein hat einen unebenen feinkörnigen Bruch.

In der **zweyten** Reihe finden wir bey den dehnbaren Metallen ebenfalls einen hackigen Bruch. Daſs das Queckſilber im feſten Zuſtande dieſen Bruch hat, iſt ſehr wahrſcheinlich, und vom Bley und Zinn iſt es bekannt. Aber bey den ſpröden Metallen dieſer Reihe finden wir nicht jenen körnigen, ſondern einen ſtrahligen und blättrigen Bruch. Eine merkwürdige Veränderung der Form, die auf eine Veränderung der Bildungsart ſehr deutlich hinzeigt. Der Wismuth iſt bekanntlich im Bruche blättrig; daſſelbe gilt vom Spiesglanz und Arſenik, auch den Bruch des Sylvans fand *Klaproth* geradblättrig. Ja der Zink, der, wie wir wiſſen, in dieſer Reihe, auf der Grenze zwiſchen den dehnbaren und ſpröden Metallen ſteht, zeigt einen blättrigen Bruch, der durch ſeine Streifen, den Uebergang aus dem hackigen verräth.

Wir haben, durch das Vorhergehende, ein geſetzmäſsiges Verhältniſs zweyer Eigenſchaften der Metallreihen zu einander, entdeckt; aber nur, indem wir die Metalle ſelbſt in zwey Reihen theilten. Beyde Reihen gaben uns einen Uebergang vom Dehnbaren zum Spröden, und einen parallel mit dieſem gehenden Uebergang von dem weniger zu dem ſtärker cohärenten Metalle, nur mit dem Unterſchied, daſs die ganze eine Reihe, die am meiſten cohärenten, die ganze zweyte Reihe, die am wenigſten cohärenten Metalle enthält.

Es wird intereſſant ſeyn, die Metallmiſchungen, (alliages metalliques) mit Rückſicht auf die durch die Miſchung verurſachte Veränderung der Cohärenz und Dehnbarkeit, zu unterſuchen. Betrachten wir in dieſer Rückſicht die Reihe vom Golde bis zu den cohärentesten Metallen, ſo finden wir, daſs ſie ſich alle untereinander verwandt ſind.

Es iſt merkwürdig, daſs durch die Zuſammenſchmelzung dieſer Reihe der Metalle untereinander, der Grad der Cohärenz und Dehnbarkeit der Miſchung, nicht genau mit dem Mittelgrad der Differenz der beyden vereinigten Metalle zuſammenfällt, ſondern in etwas unter dieſen Mittelgrad zu fallen ſcheint, ſo daſs die Miſchungen eine etwas gröſsere Cohärenz und geringere Dehnbarkeit zu haben ſcheinen, als ſie, der Regel nach, haben ſollten. Dieſes Verhältniſs, welches für eine Theorie der Metalle nicht ohne Bedeutung iſt, verdient eine nähere Unterſuchung. Es möchte hiebey folgendes Geſetz ſtatt zu finden: daſs je geringer die Differenz der zuſammengeſchmolzenen Maſſen iſt, deſto gröſser fällt die Abweichung der Cohärenz vom Mittelgrade der Differenz aus. So ſcheint in der That, das zuſammengeſchmolzene Gold und Silber weniger ductil und zugleich cohärenter zu ſeyn, als es ſeyn ſollte. Die Sickingſchen Verſuche über die Zuſammenſchmelzung der Platina mit Gold und Silber, ob ſie gleich die Sprödigkeit der Miſchung wahrſcheinlicherweiſe um ein Beträchtliches zu hoch ſetzen, zeigen doch auch daſſelbe Verhältniſs.

Umgekehrt, je gröſser die Differenz der Cohärenz und Dehnbarkeit der zuſammengeſchmolzenen Metalle ist, desto geringer ſcheint die Abweichung von dem Mittelgrad der Differenz in der Miſchung zu ſeyn. *Rinmann's* 1) Verſuche zeigen, daſs das Eiſen durch Zuſammenſchmelzen mit Gold und Silber geſchmeidiger wird, und ſich zu ſehr dünnen Platten ſchlagen läst. Auch ist es bekannt, daſs das Gold durch die Legirung mit Kupfer nur ſehr wenig von ſeiner Geſchmeidigkeit einbüſst; Platina und Eiſen hingegen, die einander weit näher stehen, geben nach *Rinmann* 2) ein auſserordentlich cohärentes und ſprödes Gemiſch. Daſſelbe findet bey der Zuſammenſchmelzung des Kupfers mit Eiſen ſtatt. Sollte indeſſen dieſes Verhältniſs ſich auch nicht mit der gröſsten Evidenz aufzeigen laſſen, ſo kann man doch als Regel annehmen, daſs der Grad der Cohärenz und Dehnbarkeit, zwiſchen den Graden liegt, welche die zuſammengeſchmolzenen Maſſen vor ihrer Vereinigung zeigten, wenn gleich dieſer Zwiſchengrad ſich zuweilen nach der Seite der gröſsern Cohärenz neigen ſollte.

Was aber die Verwandſchaft der Metalle dieſer Reihe gegeneinander betrift, ſo findet ein merkwürdiges Verhalten statt. Das am wenigsten cohärente Metall, das Gold, hat nemlich

gegen

---

1) Verſuch einer Geſchichte des Eiſens. Berlin 1785. §. 126. p. 412. §. 138. p. 449.

2) a. a. O. §. 134. p. 437.

gegen Silber die gröſte, gegen Kupfer eine geringere, und gegen Eiſen eine noch geringere — obgleich noch immer eine bedeutende — Verwandſchaft. Die Verwandſchaft der Platina gegen das Gold, iſt, ſo viel mir bekannt, nicht genau beſtimmt; indeſſen ſetze ich ſie in dieſer Rückſicht ohne Bedenken zwiſchen Kupfer und Silber. Meine Gründe werden in der Folge noch einleuchtender werden. Vom Golde gilt alſo das Geſetz, daſs ſeine Verwandſchaft, gegen die übrigen Metalle dieſer Reihe, mit der Differenz der Cohärenzen beyder, in einem umgekehrten Verhältniſſe steht. Ja dieſes Geſetz ſcheint bey dem Golde ſelbst über das Eiſen hinauszugehen, ſo daſs die Verwandſchaft dieſes Metalls, gegen Braunstein, Nickel und Kobald nach *Bergmann* [1]) geringer als gegen das Eiſen zu ſeyn ſcheint.

Das Silber steht in Rückſicht ſeiner Verwandſchaft gegen Kupfer und Eiſen nach dem Golde; das Kupfer ſowohl als die Platina haben nach *Rinmann* keine ſehr groſse Verwandſchaft gegen das Eiſen, und auch ihre Verwandſchaft gegen Kobald, Nickel und Braunstein ſcheinen nach den unvollständigen Verſuchen von *Bergmann*, *Rinmann* und *Gmelin* [2]) mit ihren Cohärenzen in einem umgekehrten Verhältniſſe zu stehen. Man kann alſo wohl ohne Zweifel folgendes Geſetz für die Verwandſchaft der Metalle dieſer Reihe unter-

---

[1]) Opusc. phyſ. chem. Volum. IV. p. 371.

[2]) Crells chem. Annal. J. 1788. B. 2. p. 3.

untereinander, feſtſetzen: die Verwandſchaft eines und eben deſſelben Metalls gegen die übrigen, ſteht mit der Differenz der Cohärenzen, wie ſchon erwähnt, in einem umgekehrten Verhältniſs. Die Verwandſchaftsgrade mehrerer Metalle hingegen — wenn wir ebenfalls mit den weniger cohärenten anfangen — gegen ein, alſo cohärenteres Metall, verhält ſich gerade wie die Differenz der Cohärenzen. — Man ſieht alſo daſs die Verwandſchaft überhaupt ſich umgekehrt wie die Summe der Cohärenzen der zu vereinigenden Metalle verhält. Wenn man z. B. das am wenigſten cohärente Metall dieſer Reihe, das Gold, nimmt, ſo fällt, wie ſchon erwähnt, die Verwandſchaft, ſo wie die Cohärenzen der Metalle ſteigen; nimmt man dahingegen das cohärenteſte Metall dieſer Reihe, z. B. das Eiſen, ſo ſteigt die Verwandſchaft, ſo wie die Cohärenzen der Metalle ſinken.

Die Verwandſchaft des Eiſens zum Kobald, Nickel, Braunſtein und Manack ſcheinen gegen dieſes Geſetz zu ſtreiten; aber hier findet offenbar ein anderes Verhältniſs ſtatt, weil die abſolute Cohärenz, deren Maximum bey dem Eiſen erreicht iſt, ſich hier durch die erwähnten Metalle in der relativen Cohärenz verliert. (S. 114.) Das eigentliche Verhältniſs dieſer Metalle zu einander, die Veränderungen in Dehnbarkeit und Cohärenz und das Geſetz für ihre Verwandſchaften, laſſen ſich freylich aus den bisherigen mangelhaften Erfahrungen auf keine Weiſe beurtheilen.

Noch darf ich hier eine Erfahrung nicht vorbeygehen, die, wenn ſie ſonst zuverläſsig wäre, eine ſonderbare und höchst merkwürdige Ausnahme von dem angeführten Geſetze, machen würde. Es ist nämlich dieſes die *Bergmannſche* 1) Beobachtung, daſs Silber und Kobald, wenn ſie zuſammengeſchmolzen werden ſich nicht vereinigen, ſondern getrennt und nach ihren ſpecifiſchen Gewichten vertheilt, ſchwimmen. Ich muſs indeſſen geſtehen, daſs ich in der That die Richtigkeit dieſer Beobachtung bezweifle. —

Wie wir jetzt das Verhältniſs der Metalle der cohärentesten Reihe unter ſich, mit Rückſicht auf ihre Dehnbarkeit, Cohärenz und Verwandſchaft unterſucht haben, ſo wollen wir nun dieſelben Verhältniſſe der Metalle der weniger cohärenten Reihe untereinander unterſuchen. Auch die Metalle dieſer Reihe ſind ſich alle untereinander verwandt.

Wenn wir oben bemerkten, daſs die Metalle der vorhergehenden Reihe in ihrer Vereinigung, ſpröder und cohärenter würden, als ſie, der Regel nach, ſeyn ſollten, ſo bemerken wir vielmehr hier, daſs die meisten Metallmiſchungen dieſer Reihe, das entgegengeſetzte Verhältniſs zeigen, daſs nemlich der Grad der Flüſsigkeit, der leichtflüſsigen Metalle dieſer Reihe, nicht dem Mittelgrad der Differenz der Flüſsigkeit bey-

der

---

1) opusc. phyſ. chem. vol. III. p. 145.

der Körper gleich ſey. So wird Bley durch Queckſilber faſt ganz flüſsig, Zinn ebenfalls, Zink wenigſtens flüſsiger als es ſeyn ſollte, Wismuth durch Beyhülfe des Bleyes ſo flüſſig, daſs er mit durchs Leder gedrückt werden kann; ja ſogar bey den cohärentern Metallen dieſer Miſchung findet dieſes Verhältniſs noch auf eine ſehr auffallende Weiſe statt. So werden Zinn und Bley in ihrer Vereinigung ſehr leichtflüſſig, ohne hart oder ſpröde zu werden, und gleiche Theile geben zuſammengemiſcht, ein ſogenanntes Schnelloth der Klempner. Zinn und Wismuth werden bekanntlich ſehr leicht flüſſig, ja nach *d'Arcet* [1]) geben 8 Theile Wismuth, 5 Theile Bley und 3 Theile Zinn, nach Herr *Roſe* [2]) aber 2 Theile Wismuth, 1 Theil Bley, und 1 Theil Zinn, ein Metall, welches ſchon im ſiedenden Waſſer ſchmilzt, und ſo flüſſig als Queckſilber wird.

Die ſchon oben erwähnten Geſetze laſſen ſich auch in dieſer Reihe aufzeigen, obgleich, wie wir zum Theil ſchon geſehen haben, mit merkwürdigen Modificationen, aber das Verhältniſs dieſer Reihe in Rückſicht auf Cohärenz und Dehnbarkeit, iſt auch auffallend ein anderes. Metalle mit der unbedeutendſten Cohärenz haben eine ſolche Dehnbarkeit, die ſich doch nicht einmal mit der Dehnbarkeit des Eiſens vergleichen läſt; auf auf der andern Seite, finden wir bey einer ſehr

---

1) Rozier's obſ. ſur la phyſ. Tom. IX. p. 217.

2) Stralſund. Magaz. 2. Bd. p. 24.

geringen Cohärenz einen Grad der Sprödigkeit, der in der That den der ſprödeſten Metalle der andern Reihe, zu übertreffen ſcheint. Die Grade der Dehnbarkeit und Sprödigkeit ſtehen ſich weit näher, und das Verhältniſs der relativen Cohärenz zur abſoluten, welches uns in der vorhergehenden Reihe unbekannt blieb, tritt mehr hervor. Es ist alſo nicht zu verwundern, wenn die leichtflüſsigen und dehnbaren Metalle dieſer Reihe, durch Zuſammenſchmelzen mit den ſpröden, alle ihre Dehnbarkeit verlieren; und wenn die cohärentern Metalle, indem ſie vereinigt werden, einen Grad der Sprödigkeit erhalten, der den Grad, den ſie erhalten ſollte, übertrift. So machen Arſenik und Spiesglanz wirklich auch alle Metalle dieſer Reihe ſpröder und härter, wie Gmelin's 1) und Sage's 2) Verſuche mit Bley und Spiesglanz, die Verſuche des letztern 3) mit Zinn und Spiesglanz, die bekannten Zuſammenſchmelzungen mit Zinn und Arſenik etc. hinlänglich beweiſen. Ueberhaupt würden wir vermuthlich weit beſſere Einſicht in den Geſetzen der Verbindungen dieſer Reihe untereinander erlangen, wenn nicht die Verſuche über dieſen Gegenstand ſo unvollständig und zum Theil unzuverläſsig wären, wenn wir mit den Verhältniſsen des Sylvans gegen die übrigen Metalle in dieſer Reihe, bekannt wären, und wenn endlich einige verbindende Glieder der Reihe,

---

1) Crells chem. Annal. 1790. B. 1. p. 21.

2) de la Metherie obſ. ſur la phyſ. T. XI. p. 229.

3) a. a. O.

Reihe, die, wie ich vermuthe, bis jetzt fehlen — eine Vermuthung, die ich in der Folge weiter begründen werde — entdeckt hatten.

Auch die Verwandſchaft dieſer Metalle gegen einander iſt freylich im Ganzen genommen ſehr wenig bekannt; indeſſen finden wir doch auch hier Spuren genug, von dem oben angeführten Geſetze. So verbindet ſich in der That das Queckſilber am leichteſten mit Bley, ſehr leicht, obgleich mit beſtändig abnehmender VerVerwandſchaft, mit Zinn, Zink und Wismuth, weit ſchwerer mit Spiesglanz, und die Vereinigung kann nach *Gellert* 1) nur dadurch bewirkt werden, daſs das Spiesglanz fein gepulvert in das heiſse Queckſilber getragen, und mit Waſſer bedeckt wird. Mit Arſenik endlich verbindet ſich das Queckſilber äuſserſt ſchwer, und nimmt nach lange fortgeſetzten Reiben in der Wärme doch nur ohngefähr ⅛ Arſenik in ſich. Daſſelbe Verhältniſs der Verwandſchaft ſcheint auch beym Bley ſtatt zu finden, ob man gleich die Verwandſchaft dieſes Metalls gegen die übrigen Metalle dieſer Reihe aus den Verſuchen nicht hinlänglich beurtheilen kann. Daſs der Zink ſich mit Bley vereinigen läſt, wenn man nur das Abbrennen des Zinks, durch Bedeckung mit Kohlenſtaub verhindert, ſcheint nach *Gmelin's* 2) Verſuchen gewiſs, eben

---

1) Anfangsgründe der Probirkunſt. p. 152.

2) a. a. O.

ſo, wie ſich nach *Wallerius* 1) der Zink mit dem Wismuth, wenn man dieſelbe Vorſicht anwendet, verbinden läſst, obgleich dieſe Vereinigung wie die vorhergehende, einigen Chemikern, unter dieſen *Achard* 2), nicht hat gelingen wollen. Das Zinn ſcheint durch ſeine ſtarke Verwandſchaft gegen Arſenik, die einzige wahre Ausnahme gegen das oben (S. 112.) aufgeſtellte Geſetz, zu machen, aber das Zinn, ſcheint ſich in der That auch zu dieſer Reihe eben ſo zu verhalten, wie das Eiſen zu der vorhergehenden, und ſo findet bey der bedeutenden Verwandſchaft des Zinns, nicht allein zum Arſenik, ſondern auch zum Zink, Wismuth und Spiesglanz, derſelbe Fall ſtatt, den wir ſchon bey der Verwandſchaft des Eiſens zum Nickel, Kobald, Braunſtein etc. angeführt haben. Gewiſs iſt es, daſs die Dehnbarkeit, vom Zinn an, verſchwindet, daſs alſo die abſolute Cohärenz ſich von hier an eben ſo in der relativen, durch Zink, Wismuth, Spiesglanz etc. wie das Eiſen durch Nickel, Kobald etc. verliert. —

Nachdem wir im Vorhergehenden, die zwey Metallreihen, jede für ſich, unterſucht haben, müſſen wir auch das Verhalten dieſer Reihen zu einander in Betrachtung ziehen. Wir werden hier am leichteſten entdecken können, ob die obige Eintheilung der Metalle eine blos erzwungene und

---

1) Element. metallurg. Holm. 1768. p. 140.

2) Recherches ſ. l. propr. d. Alliages metall. Berlin 1788. p. 32 u. 50.

und künſtliche, oder ob ſie wirklich in der Natur gegründet ist.

Das Verhalten der Metalle aus der cohärentern Reihe gegen das Queckſilber, hat viel Uebereinſtimmendes mit dem Verhalten derſelben Metalle gegen das Bley, ſo verſchieden dieſes letztere auch ſonst immer vom Queckſilber ſeyn mag. Die weniger cohärenten, und alſo auch dehnbarern Metalle der erwähnten Reihe, werden gleichſam vom Queckſilber und Bley in die weniger cohärente Reihe hinübergezogen, und nehmen deshalb ſowohl an Dehnbarkeit als Cohärenz ab. Mit den cohärentern Metallen hingegen läst ſich das Queckſilber ſchwer verbinden, und da nach den neusten Verſuchen die Amalgamation des Eiſens nicht unmöglich ist, ſo ſcheint die frühere Beobachtung einiger Chemiker, daſs das Queckſilber in Verbindung mit Eiſen fest wird, nicht unwahrſcheinlich. Die Verbindungen des Bleyes mit den Metallen der cohärentern Reihe werden alle ſpröder, die mit Gold und Silber zugleich merklich leichtflüſſiger, Silber und Platina verlieren ihren Klang, und vieles von ihrem Glanz.

Die Verwandſchaft dieſer beyden Metalle, gegen die der cohärentern Reihe, folgt genau dem angeführten Geſetz, und verhält ſich umgekehrt wie die Summe der Cohärenzen. Die Verwandſchaft des Queckſilbers gegen das Gold, ist auſſerordentlich groſs, gegen das Silber geringer. Daſs die Platina ſich amalgamiren läst, wiſſen wir ſchon aus *Muſſin-Puſchkin's* Verſuchen. [1]) *Guyton's* [2]) Verſuche bestimmen die Adhärenz des Queckſilbers gegen Platina, geringer als die des Wismuths, gröſser als die des Zinkes. Da nun die Adhärenzen des Queckſilbers gegen die Metalle nach dieſem Naturforſcher [3]) ſich gerade wie ihre Verwandſchaft verhalten, ſo können wir alſo die Verwandſchaft des Queckſilbers gegen die Platina bestimmen. Sie muſs nämlich, dem oben Angeführten gemäſs, geringer als gegen das Silber, und gröſser als gegen das Kupfer ſeyn. Die Amalgamation des Kupfers hält bekanntlich ſehr ſchwer, und die des Eiſens wird von den meisten Chemikern noch immer für unmöglich gehalten. Eben ſo wenig hat es bis jetzt gelingen wollen, ein Amalgam des Nickels, Kobalds oder Braunsteins, zu Stande zu bringen. Nirgends finden wir das Geſetz für die Verwandſchaft der Metalle untereinander deutlicher, als bey der Verwandſchaft des Queckſilbers gegen die cohärentern Metalle. Auch die Verwandſchaft des Bleyes, gegen Gold, Silber, Platina, Kupfer, Eiſen etc. stehen mit der Cohärenz dieſer Metalle in einem umgekehrten Verhältniſs, ſo weit man aus den unvollständigen Verſuchen mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſchlieſsen kann. Gold und Silber vereinigen ſich, wie bekannt, mit Bley; auch die Verbindung

---

1) Annal. de Chim. Tom. XXII. p. 209.

2) Scherers Journ. d. Chem. 1. Bd. 6tes Heft. p. 658.

3) Dictionnaire de Chemie, de l'Encyclop. méthod. Art. Adhéſion.

dung des Bleyes mit Kupfer, hält ſchon weit ſchwerer. Nach den *Achardſchen* [1]) Verſuchen ſcheint die Verbindung einer groſsen Menge Bley, mit wenig Kupfer eher als die umgekehrte, zu gelingen. Die Verbindung des Eiſens mit Bley, wird von vielen Chemikern ſchlechthin geläugnet. Aus *Rinmann's* [2]) Verſuchen ergiebt ſich indeſſen daſs das Bley wohl eiſenhaltig ſeyn kann, oder daſs viel Bley auf dem Reductionswege von den metalliſchen Oxyden ein wenig Eiſen aufzulöſen vermag; daſs aber die Verbindung des Eiſens mit wenig Bley nicht hat gelingen wollen. Dieſes Verhalten des Bleyes gegen Kupfer und Eiſen, da es von dieſen Metallen nur eine geringe Menge aufnehmen kann, zeigt uns eine neue auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Metall und dem Queckſilber.

Vom Zinn an, entdecken wir in dem Verhalten der weniger cohärenten Metalle gegen die cohärentern, ein neues intereſſantes Verhältniſs. Das Zinn verbindet ſich bekanntlich ſehr leicht mit allen Metallen der erwähnten Reihe, aber es macht die dehnbaren Metalle ſpröde, die weniger dehnbaren, wo nicht geſchmeidiger, doch bey weitem weniger ſpröde. — Es iſt bekannt, daſs der bloſse Dampf des Zinns im Stande iſt, das Gold und Silber ſehr ſpröde zu machen. Dieſe Wirkung äuſsert das Zinn weit weniger auf das Kupfer,

---

2) a. a. O. p. 2 — 5.

1) a. a. O. p. 508.

Kupfer, wie die bekante Miſchung zum Glockengut, Bronze etc. beweiſen. Das Eiſen wird vom Zinn noch weniger ſpröde, wie *Rinmann's* [1]) und *Bergmanns* [2]) Verſuche lehren; ja das Gemiſch aus Zinn mit Kobald, ſoll ſogar nach *Wallerius* [3]) dehnbar ſeyn. Noch weit auffallender finden wir daſſelbe Verhältniſs beym Zink wieder. Dieſes Metall macht freylich das Gold und Silber nicht ſo ſpröde wie Zinn; indeſſen ist die Sprödigkeit dieſer Verbindungen doch noch immer beträchtlich. — Auch die Platina wird durch den Zink ſpröde; die Vereinigung des Kupfers mit dem Zink hingegen, ist bekanntlich ſchon ſehr geſchmeidig, wie die vielen, auch im täglichen Leben, gebräuchlichen Compoſitionen aus dieſen beyden Metallen, (Meſſing, Tomback, Prinzmetall, Semilor) beweiſen. Obgleich die Strengflüſſigkeit des Eiſens die Vereinigung dieſes Metalls mit dem Zink ſehr erſchwert, ſo zeigen doch die Verſuche die *Rinmann* angeſtellt hat, daſs das Eiſen durch Zuſammenſchmelzen mit Zink, eher weich als ſpröde wird.

Bin ich nun gleich nicht im Stande dieſes Verhältniſs, bey den nachfolgenden beyden Metallen, bey Wismuth nämlich und Spiesglanz, aufzuzeigen, weil vielmehr *alle* Miſchungen dieſer Metalle ſehr ſpröde ſind; ſo ist es doch ſehr auffallend,

---

[1]) a. a. O. §. 146. p. 493.

[2]) Opusc. phyſ. chem. Vol. II. p. 471.

[3]) Phyſ. chem. 2ter Th. Cap. XXIV. §. 15.

fallend, daſs wir daſſelbe Verhältniſs, und zwar ausnehmend deutlich, beym Arſenik wieder treffen. Dieſes Metall macht ebenfalls das Gold, Silber und Platina äuſserst ſpröde. Das Kupfer kann ſchon ſehr viel Arſenik vertragen, ehe es ſeine Geſchmeidigkeit verliert, und das Eiſen erfordert nach *Kinmann* faſt doppelt ſo viel Arſenik, wenn es merklich ſpröde werden ſoll. Ein nicht bedeutender Antheil von Arſenik, macht das Eiſen weder kalt- noch rothbrüchig.

Je leichter der Arſenik ein Metall ſpröde macht, um desto geringer ist die Menge davon, welche das Metall aufzunehmen vermag. So kann das Gold ſich nur mit $\frac{1}{20}$ Arſenik verbinden, da hingegen Kupfer und Eiſen die Hälfte und mehr aufnimmt.

Die Reihe der cohärenteren Metalle, mit Rückſicht auf ihre Verwandſchaft gegen den Arſenik, läst ſich nicht leicht beſtimmen. Indeſſen ist es zu vermuthen, daſs ſie hier, eben ſo wenig wie bey der Verwandſchaft der Metalle gegen Sauerſtoff, mit der Menge Arſenik, welche ein Metall aufnehmen kann, im Verhältniſs steht; vielmehr ist es ſehr wahrſcheinlich, daſs die groſse Wirkung, welche ein kleiner Theil Arſenik auf ein Metall z. B. auf das Gold, äuſsern kann, von einer bedeutenden Verwandſchaft gegen das Gold herrührt. Das Silber ſowohl als, nach *Morveau* [1]) und

---

[1]) Rozier's obſ. de phyſ. T. VI. p. 194.

und *Achard*, a) die Platina, vereinigen ſich leicht mit dem Arſenik, und ſo ſcheint auch dieſes Metall für das allgemeine Geſetz für die Verwandſchaft der Metalle untereinander, zu ſprechen.

Was die abweichenden Eigenſchaften des Spiesglanzes und Wismuths angeht, ſo geſtehe ich gern, daſs ich ſie unter kein Geſetz bis jetzt zu bringen weiſs; aber ich habe auch ſchon oben bemerkt, daſs in der Reihe der weniger cohärenten Metalle noch immer einige Dunkelheiten vorkommen. Denn, wenn gleich die ſprödern Metalle dieſer Reihe ohne allen Zweifel auch die cohärentern ſind, ſo läſst ſich das Cohärenzverhältniſs dieſer Metalle untereinander, nur vermuthungsweiſe angeben. Es wäre alſo wohl möglich, daſs der Arſenik gleich nach dem Zink folgte, daſs die Eigenſchaft, die Geſchmeidigkeit der weniger dehnbaren Metalle zu erhalten, blos den Metallen aus der Mitte der erwähnten Reihe zukäme, und daſs ſie ſo, wie ſie mit dem Zinn entſtund, ſich auch mit dem Arſenik wieder verlöre.

Wenn wir nun einen Blick auf das Vorhergehende werfen, ſo wird uns das durchaus Geſetzmäſsige nicht entgehen können. Die dehnbarern Metalle der cohärentern Reihe wurden von den dehnbarſten der weniger cohärentern Reihe, in dieſe gleichſam hinübergezogen, und nahmen daher

---

a) Crells chem. Annal. J. 1784. T. 1. p. 3.

daher wie oben (S. 123.) erwähnt, an Cohärenz und Dehnbarkeit zugleich ab; daſſelbe galt auch, obgleich in geringerm Maaſse, von den ſprödern Metallen der cohärentern Reihe. Je höher in der Cohärenzreihe die weniger cohärenten Metalle steigen, d. h. je näher ſie der cohärentern Reihe kommen, desto weniger können ſie den ſehr cohärenten Metallen die Eigenſchaft ihrer Reihe mittheilen, ſie können dieſelben alſo ihrer Geſchmeidigkeit nicht leicht berauben. Ob nicht die Ausnahme die der Wismuth und Spiesglanz zu machen ſcheinen, mit einem andern Geſetz in Verbindung steht, können wir hier noch nicht beurtheilen.

So viel wird hoffentlich ein jeder einſehen können, daſs jene zwey Reihen, in welche ſich die Metalle von ſelbst zertheilten, wirklich in der Natur gegründet ſind, und daſs ſie gleichſam den Schlüſſel zu den Geſetzen für die Eigenſchaften der Metalle enthalten, welches dem Leſer, ſo wie wir weiter fortſchreiten, immer heller und deutlicher werden wird.

Die ſpezifiſche Dichtigkeit der Metalle *steht in beyden Reihen mit der Cohärenz in einem umgekehrten Verhältniſs*, ſo daſs die Reihe mit dem ſchwersten Metalle anfängt, und mit dem leichtern endigt,

Wenn man bedenkt, mit wie vielen Schwierigkeiten es verknüpft ist, die ſpecifiſche Dichtigkeit eines Metalls genau zu bestimmen, ſo wird man ſich durch kleine Abweichungen, die nicht einmal ſo groſs wie die, zwiſchen den verſchiedenen Verſuchen mit demſelben Metalle ſind, nicht leicht irre machen laſſen. In der That läſst ſich die ſpecifiſche Dichtigkeit vieler Metalle durchaus nicht genau angeben, und eine durchgreifende Kritik der angeſtellten Verſuche, ist faſt unmöglich. Bey den meiſten kann man die Reinheit des angewandten Metallkönigs, bey andern die Genauigkeit des Beobachters nicht beurtheilen. Es zeigt ſich hier einer der, in der heutigen Chemie nicht ſeltenen, Fälle, wo die Genauigkeit der Zahlen-Angaben eher täuſchend und irreleitend, als nützlich und belehrend ist.

Betrachten wir die cohärentere Reihe, mit Rückſicht auf die ſpecifiſche Dichtigkeit ihrer Metalle, ſo finden wir (überhaupt genommen) vom Gold an bis zum Braunstein eine allmählige Abnahme. Die Reihe der ſpecifiſchen Dichtigkeiten dieſer Metalle, ist nach den bewährteſten Schriftſtellern folgende:

Gold, - 19,3
Silber, - 10,474 vor, u. 10,510 nach der Hämmerung.
Platina, - 20,6 — 23
Kupfer, - 9,324 (7,786 vor, u. 8,878 nach der Hämmerung.)
Eiſen, - 7,2 — 7,6 bis 7,84
Nickel, - 7,451 — 8,500 — 9,333
Kobald, - 7,811 — 7,645 — 7,700
Braunstein 6,850 — 7,000
Uran - 6,440 — 8,100
Waſſerbley. 7,500.

Daſſel-

Daſſelbe Verhältniſs entdecken wir auch bey der weniger cohärenten Reihe. — Die Dichtigkeiten der Metalle dieſer Reihe ſind folgende:

Queckſilber,	13,568 — 13,6
Bley, -	11.352 — 11,445 unverändert durch die Hämmerung.
Zinn, -	7,291 gehämmert, 7,299
Zink, -	7.190
Wismuth,	8.227 — 9,756
Sylvan, -	6,115
Spiesglanz,	6,5 — 6,7 — 6,8
Arſenik, -	5,736 — 8.310.

Unter dieſen Metallen ſind die Zahlen für die dehnbarſten und brauchbarſten Metalle ohne Zweifel diejenigen, auf welche man ſich am meiſten verlaſſen kann. Die Beſtimmung für das Kupfer, nach welcher ſeine ſpecifiſche Dichtigkeit = 9,3 geſetzt wird, und die *Bergmann* zugehört, ſcheint unter allen die zuverläſſigſte zu ſeyn. Ob die Dichtigkeit des Nickels wirklich ſo groſs iſt, wie ſie der gröſten obigen *Bergmannſchen* Angabe nach, ſeyn ſollte, läſt ſich nicht leicht ausmachen; indeſſen ſcheint der Nickel allerdings etwas ſchwerer als Eiſen zu ſeyn. Ueber die Genauigkeit der Beſtimmungen für Braunſtein, Uran und Waſſerbley, läſt ſich nicht vieles ſagen; alle dieſe Metalle ſcheinen, ſowohl als der Kobald, das Eiſen nicht zu übertreffen. Die ſpecifiſchen Dichtigkeiten der Metalle der zweyten Reihe ſind, für einen Theil derſelben, ziemlich genau angegeben. Die *Briſſonſche* Angabe für den Arſenik, die

die die Schwere dieſes Metalls ſo gering ſchätzt, möchte wohl durch die Poroſität des unterſuchten Metallkönigs veranlaſst worden ſeyn, wie auch *Kirwan* [3]) bemerkt, indeſſen iſt die zweyte Angabe die *Muſchenbroek* und *Bergmann* zugehört, gewiſs auch zu groſs. Schwerlich möchte der Arſenik eine gröſsere ſpecifiſche Dichtigkeit als der Sylvan oder Spiesglanz haben.

Unterſuchen wir nun die aufgeſtellten Dichtigkeits-Reihen, ſo finden wir in der einen Reihe, nur eine, vielleicht zwey Ausnahmen. Die Platina iſt um ein Bedeutendes ſchwerer, als ſie, ihrer Cohärenz nach, ſeyn ſollte, und der Nickel, der in der Cohärenzreihe über dem Eiſen zu ſtehen ſcheint, iſt doch wahrſcheinlich, wie oben angeführt, zugleich ſchwerer als das Eiſen. In der zweyten Reihe finden wir in der That nur eine wahre Ausnahme: es iſt der Wismuth. Das aber dieſe Ausnahme, für welche ſich doch vielleicht eine Regel würde auffinden laſſen, das oben angeführte Geſetz nicht aufheben, ſieht ein Jeder leicht ein, und ſo wird auch hierdurch die Wahrheit, und das in der Natur Gegründete unſerer Haupteintheilung beſtätiget.

Ich ſollte freylich jetzt, ehe ich dieſe Eigenſchaft verlaſſe, ein Geſetz für die Dichtigkeits-Veränderung bey der Vereinigung mehrerer Metalle aufſtellen, und es läſt ſich nicht läugnen, daſs gerade dieſes Phänomen, wenn es genau unterſucht würde, im Stande wäre, die Evidenz der

---

[3]) Mineralogie, 2ter B. p. 3.

oben angeführten Geſetze auffallend zu vergröſſern; wer aber nur weiſs, mit wie vielen Schwierigkeiten es verknüpft ist, die ſpecifiſche Dichtigkeit, auch nur eines einfachen Metalls genau zu bestimmen, der wird, auch dann, wenn mehrere Verſuche in dieſer Rückſicht angestellt wären, gewiſs die Hoffnung aufgeben, aus dieſen Verſuchen das Geſetzmäſsige herauszuheben. Man wird ſich alſo nicht wundern können, wenn die bey weitem vorzüglichsten Verſuche von *Kraft* 1) und *Gellert* 2) eine durchgängige Geſetzloſigkeit aufzeigen. Indeſſen verſprechen dieſe Erſcheinungen in der That ſo viele Aufſchlüſſe über eine Theorie der Metalle, daſs ſie vielleicht zu den wichtigsten Verſuchen, für künftige Naturforſcher, gerechnet werden können. Es lieſsen ſich aus dem Vorhergehenden wirklich einige Geſetze für die Dichtigkeitsveränderungen folgern, die mit einigen der bekannten Erfahrungen übereinstimmen würden. Da es aber meine Abſicht ist, hier nicht weiter zu gehen, als mich die Erfahrung leiten kann, ſo verlaſſe ich dieſen Gegenstand, um die chemiſchen Eigenſchaften der beyden Metallreihen zu unterſuchen; eine Unterſuchung die vielleicht im Stande ist, vieles von dem, was uns im Vorhergehenden räthſelhaft ſchien, aufzuklären, und uns ohne Zweifel weiter führen wird.

---

1) De denſitate metallorum ſecum permixtorum, auct: *Kraft.* comm. acad. petrop. Tom. XIIII. p. 252.

2) De denſitate mixtorum e metallis et ſemi metallis factorum. *Gellert* comm. acad. petrop. Tom. XIV. p. 382.

Ehe ich zu der Betrachtung der chemiſchen Eigenſchaften der Metallreihen übergehe, muſs ich noch über das Phänomen der Schwere unſers Erdkörpers, und das Verhältniſs der Schwere der einzelnen Körper auf der Erde zur ganzen Maſſe derſelben, ſprechen. Es ist hier nicht von einer Deduction des Begriffs der Schwere die Rede, auch nicht von einer genauern Analyſe dieſes Begriffs. Eine ſolche Unterſuchung, haben wir ſchon erhalten, und dem Scharfſinne *Baader's* und *Schelling's* wurde es aufbehalten, dadurch das Zuſammengeſetzte und alſo Erklärbare dieſes Phänomens darzuthun. Es ist mir hier nur, um die nothwendige Anſicht des gegebenen Phänomens, als eines ſolchen, zu thun. Da die Schwere die Metalle vorzüglich characteriſirt, ſo wird die Einſicht in die Stelle, welche die Metalle in der Reihe der Naturkorper auf die Erde überhaupt einnehmen, dadurch ohne Zweifel befördert werden.

Wir betrachten alſo hier die Schwere nur — wie *Baader* in ſeiner Elementar-Phyſiologie, — als bloſse mechaniſche Capacität, und da die tiefſinnige Definition der Schwere, die dieſer Schriftſteller giebt, gerade hier die paſſendste und bequemste ist, ſo werde ich bey meiner Unterſuchung von dieſer ausgehen. „Ein Körper," ſagt er: „heiſst ſchwer, wenn er, im Verhältniſs eines „andern, ſchwerer in Bewegung zu bringen, und „ſchwerer von einer ſchon an ihm vorhandenen „Bewegung ab, und zu einer andern, oder zur „relativen Ruhe mit andern Körpern zu bringen „ist. Der leichte Körper ist im Gegentheil eben

ſo

„ſo leicht in Bewegung, als von ihr ab, zur Ruhe, „oder jeder andern zu bringen.“ Dieſe Beweglichkeit eines Körpers, die mit ihrer Schwere im umgekehrten Verhältniſs ſteht, deutet, wie ein jeder beym ersten Anblick leicht einſieht, auf ein gröſseres Losreiſſen von der Erdmaſſe überhaupt. Der ſchwerste Körper ist zugleich der trägste, d. h. es ist ein Körper, deſſen Thätigkeit — nach Verhältniſs ſeiner ſpecifiſchen Schwere mehr oder weniger — mit der der ganzen Erdmaſſe zuſammenfällt. Ist nun die Schwere, wie es ſich nicht läugnen läſst, das eigentliche individualiſirende Erd-Princip, ſo muſs nothwendig alle Thätigkeit *auf* der Erde, gegen die Schwere gehen, weil dieſe *die Thätigkeit der Erde überhaupt* repräſentirt. Eine jede Bewegung auf der Erde, ſie mag durch einen bewegten in einem ruhenden Körper (mechaniſch) oder durch einen ruhenden, in einem andern (chemiſch) hervorgerufen ſeyn, oder endlich, innerhalb eines ruhenden Kreiſes, ſich ſelbst (organiſch) reproduciren, tendirt als ſolche nothwendig gegen die Schwere. Stellen nun die verſchiedenen Körper auf der Erde zuſammen eine Leiter dar, deren Sproſſen die Fortſchritte der producirenden Thätigkeit der Erde überhaupt bezeichnen; ſo werden unter den gebildeten (alſo nicht blos bildungsfähigen = flüſſigen) Körpern, die ſchwersten, ohne Zweifel in der Leiter die niedrigste Stelle einnehmen, d. h. ſie stellen diejenigen Körper dar, die von der ganzen Erdmaſſe am meisten abhängig ſind. Solche ſind die Metalle.

Freylich zeigen uns gerade dieſe Körper ein Phänomen, welches zu erklären den heutigen Phyſikern ſchwer fallen möchte: es ist die ſehr bedeutende Schwere einiger Metalle. Da ſeit *Newton* die Hypotheſe von der gleichförmigen Dichtigkeit der Erdmaſſe von den Phyſikern allgemein angenommen ist, ſo kann man fragen: wie auf der Erde Körper vorkommen können, deren Dichtigkeit die, durch *Maſkelyne* und *Cavendish* gefundene mittlere Dichtigkeit der Erde um ein Bedeutendes übertrift? Geht alle Thätigkeit auf der Erde, gegen die Schwere, wie kann denn ein einzelner Körper — wie z. B. die Platina — die Schwere der Erde ſogar übertreſſen? Dieſes Phänomen steht mit dem, was wir aus dem Phänomen der Schwere nothwendig ſchlieſsen müſſen in einem offenbaren Widerſpruch. Ein Widerſpruch, der von den Phyſikern bis jetzt nicht einmal erkannt wurde, ſich aber doch, wie wir in der Folge ſehen werden, löſen läſt. Hier iſt es nur genug, auf ihn aufmerkſam gemacht zu haben.

Ich kehre zu der Betrachtung der Metalle zurück. Es läſt ſich vermuthen, daſs, wenn ſie die niedrigste Stelle auf der Stuffenleiter der Naturkörper überhaupt einnehmen, ſie dann auch die einfachsten Verhältniſſe darstellen werden. Dieſes ist nun wirklich auch der Fall. Anstatt daſs alle übrige Körper der Erde unmittelbar mit Säuren in Verbindung treten können, ſo muſs die Verbindung der Metalle mit den Säuren, erst durch den einfachen Sauerstoff vermittelt werden,

und

und die reinen Metalle als ſolche vereinigen ſich in der That nur unter ſich, mit Sauerſtoff, Schwefel und Phosphor. Ein Verhältniſs, welches ſchon — im Vorbeygehen geſagt, — auf eine merkwürdige Analogie der zwey letzten Körper mit den Metallen hindeutet. Ein jedes Metall ſtellt uns, zugleich mit ſeinen Erzen, gleichſam eine eigene Welt dar, die ſich weiter und weiter eröffnet, und ausgebreiteter und mannigfaltiger wird, ſo wie die Metalle im dynamiſchen Proceſſe der Erde höher ſtehen. Die Platina und das Gold, kommen beyde höchst einfach vor. Die Welt, welche das Silber und Queckſilber mit ihren Erzen bilden, ist ſchon weit ausgedehnter. Die Mannigfaltigkeit beym Bley, Kupfer etc. deutet auf eine hier mehr aufgeſchloſſene Welt. Das Eiſen endlich beſchreibt einen ſehr groſsen Kreis. Ich gebe hier nur leiſe ein Verhältniſs an, welches in der Folge deutlicher werden ſoll, ſo wie es für die Naturkunde, richtig erkannt, ſehr wichtig ist. Gehen wir über die Metalle hinaus, ſo ſind die Spuren ſolcher Körper, die das Characteriſirende einer eigenen Welt bilden, wo nicht ganz, doch faſt verlöſcht, und wir waren in dem vorhergehenden Aufſatze genöthigt, zu einfachen, unſichtbaren Stoffen unſere Zuflucht zu nehmen, wenn wir das Charecteriſirende der kalkigten und kieſeligten Reihe erkennen wollten.

Es ist, dem Geſagten zufolge, natürlich, daſs wir unſere Betrachtung über die chemiſchen Eigenſchaften der Metalle, mit dem Schwerſten anfangen. Schon oben haben wir geſehen, daſs die

die Platina durch ihre beträchtliche Schwere mit einer bedeutenden Cohärenz, von dem Geſetze, daſs ſich (in den beyden Metallreihen) die Dichtigkeit umgekehrt wie die Cohärenz verhält, eine Ausnahme macht. Da nun die Platina unter allen Körpern der Erde der ſchwerste ist, ſo müſſen wir, wie aus dem Vorhergehenden folgt, den Grund dieſer Ausnahme nicht etwa in der Metallreihe ſelbst, ſondern vielmehr in irgend einem Verhältniſs der Platina zur Erdmaſſe überhaupt, aufſuchen. Eine Unterſuchung die uns hier zu weit führen würde, die aber mit der oben (S. 136.) verſprochenen in genauer Verbindung steht und mit ihr zuſammenfallen muſs.

Wenn wir die Platina mit den zwey Metallen, die ihr in Rückſicht auf die Schwere am nächsten stehen, vergleichen, ſo finden wir ein ſehr merkwürdiges Verhältniſs; das eine Metall, (die Platina ſelbst) hat den grösten Schmelzgrad unter allen Metallen; das dritte hingegen, (das Queckſilber nemlich) hat unter allen Metallen den geringsten Schmelzgrad, und zwiſchen beyden in der Mitte, liegt das Gold mit dem Maximum der Dehnbarkeit. Die Extreme mehrerer im Vorhergehenden erwähnten Eigenſchaften der Metalle, werden von dieſen drey Metallen gleichſam repräſentirt, und ganz nahe an einander gerückt.

Aber das Gold und das Queckſilber (wenn wir die Platina als das letzte Glied, einer uns bis jetzt unbekannten Reihe, wofür wir die Gründe in der Folge anführen werden, anſehen) ſind

auch

auch die erſten Metalle der beyden Metallreihen. Mit dem Golde fängt die am meiſten, mit dem Queckſilber die weniger cohärente Reihe an.

Auch die chemiſchen Verhältniſse dieſer drey Metalle ſind überaus einfach. Sie gehören alle zu den ſogenannten edlen Metallen, ſie werden alſo alle nur ſchwer oxydirt, und können durch eine bloſs erhöhte Temperatur ſich ſelbst wieder reduciren. Die Platina und das Gold haben auch gegen den Schwefel keine Verwandſchaft, und das Queckſilber, obgleich fast alle ſeine in der Natur vorkommenden Erze aus geſchwefelten Queckſilber beſtehen, eine ſehr geringe. Was die Menge von Sauerſtoff betrift, die dieſe Metalle bey ihrer Oxydation aufzunehmen im Stande ſind, ſo verhält ſich dieſe, wie ſchon oben bemerkt, durchaus nicht wie ihre Verwandſchaft gegen dieſen Stoff — Vielmehr ſcheinen dieſe Mengen ſich bey dieſen Metallen umgekehrt wie die Verwandſchaft, zu verhalten. Indeſſen zeigt uns die fortgeſetzte Betrachtung, daſs, wenn man ſich würklich ganz auf die von *Lavoiſier* 1) und *Kirwan* 2) aufgeſtellten Zahlen verlaſſen kann, auch dieſes Verhältniſs nicht durchgängig ſtatt findet. Merkwürdig iſt es freylich, daſs die Platina die gröſste Sauerſtoff-Menge aufnimmt, nach *Lavoiſier* in hundert Theilen 81,690; — das Gold nur halb ſo viel; nach demſelben 43,622; das Queckſilber endlich, ſowohl nach *Lavoiſier* als *Kirwan* nur 8 Theile. — Es

---

1) Memoir. d'l'acad. royal d. ſc. 1782. p. 512.

2) Mineralogie. 2ter Bd. 1te Tabell. p. 598.

Es iſt mir hinreichend hier dieſen Gegenſtand anzudeuten; ob doch vielleicht die Verſuche zu einem Geſetze führen, wird die Folge dieſer Unterſuchung ausweiſen. —

Das was die drey erwähnten Metalle vorzüglich characteriſirt, iſt ihre Abneigung Verbindungen mit andern Körpern einzugehen und, wenn ſie mit andern Körpern vereinigt ſind, in dieſer Vereinigung zu beharren. In der unendlichen Tiefe der Production verſchlungen, auf tauſenderley Art verändert und modificirt, finden wir in den mancherley verſchiedenen, immer wechſelnden Formen nur durch einen Schluſs die meiſten übrigen Metalle, die urſprüngliche Form aber iſt, mehr oder weniger, verwiſcht, und nur mit Mühe können wir ſie wieder erhalten. Vor alle zeigt ſich der Sauerſtoff, bey den meiſten übrigen Metallen continuirlich zur Veränderung der urſprünglichen Form, thätig. Die Atmoſphäre, durch Hülfe des Waſſers, raubt ihnen ſchon den metalliſchen Glanz, und dieſe Veränderung — (die Oxydation) macht ſie zu andern Verbindungen geſchickter. Die meiſten Metalle ſcheinen nur gezwungen in dem Zuſtande der Reduction zu verweilen. —

Wie ganz anders verhält es ſich mit Platina, Gold und Queckſilber. — Dieſelben Stoffe, die ſich zur Veränderung der übrigen Metalle ſo thätig zeigen, können ſich nur mit Mühe mit dieſen vereinigen, und die geringſte Veranlaſſung, eine kleine Temperatur-Veränderung nur, vermag es ihre

ihre urſprüngliche Form wieder herzuſtellen. — Wie deutlich zeigt uns nicht dieſes Verhältniſs die erſte unvollkommne Production der Erde? Die drey ſchwersten Metalle repräſentiren die erſten Verſuche der Natur, das Queckſilber die erſte Regung der productiven Thätigkeit auf der niederſten Stuffe. Eine Anſicht die von den älteſten Naturforſchern ſchon geahndet wurde, und ſich aus vielen ihrer Aeuſserungen ergiebt. — Das Reſultat der bisherigen Unterſuchung wird in der Folge noch einleuchtender werden; die Erkenntniſs der ſpätern Stufen werden zur Erklärung der vorhergehenden hoffentlich nicht wenig beytragen.

Einer Schwierigkeit, die wahrſcheinlich dem Leſer beym Nachdenken über die vorhergehenden Ideen, aufstoſſen wird, muſs ich hier einigermasſen zu begegnen ſuchen, wenn ſie gleich erſt in der Folge völlig gehoben werden kann. Repräſentiren die Metalle, und unter dieſen vorzüglich Platina, Gold und Queckſilber, die niederſten Stufſen der Bildungen auf der Erde, wie können ſie denn, wird man fragen, in den ſpätern Bildungsperioden vorkommen? — Obgleich nun wirklich Platina und Gold auf Lagern in Urgebirgen häufig vorkommen, ſo findet man ſie doch auch hier meiſtens nur in den jüngern Gliedern der Urformation, wie z. B. das Gold in Südamerika in einer ſo bedeutenden Menge in Urthonſchiefer, nach *Helm*, *) und dieſe Metalle, vorzüglich das Queckſilber, auſser-

---

*) Tagebuch einer Reiſe durch Peru nach Buenor-Ayres u. ſ. w. Dreſd. 1798.

auſserdem noch auf Gängen in Ur- und Uebergangsgebürgen, und auf Lagern, ſogar auf Gängen in Flötzgebürgen. — Ja kämen ſie auch eingeſprengt im älteſten Granit vor, ſo wäre dieſes doch nur eine gleichzeitige Entſtehung mit einer, unſerer Meinung nach, weit ſpäteren Bildungsſtuffe. — Haben wir, wird man weiter fragen, ein anderes Maas für die Evolution der Naturbildungen, als das der Zeit? und müſſen denn die niederſten Stufen der Bildungen nicht auch nothwendig die früheſten ſeyn? Der Widerſpruch iſt folgender: was uns als erste Bildung vorkömmt ſoll doch zugleich eine ſpätere, und die offenbar ſpätere, doch zugleich eine frühere repräſentiren. —

Der erste Theil des Widerſpruchs läſst ſich leicht löſen, weil nichts dafür ſpricht, daſs der Granit die abſolut erste und früheſte Bildung iſt, und weil, wie wir in der Folge ſehen werden, viele Gründe für die Metallität der feſten Erdmaſſe, ſich anführen laſſen. — Der zweyte Theil des Widerſpruchs läſt ſich aber nur dadurch löſen, daſs man annimmt, die Natur müſſe in ihrer fortgehenden Bildung, zu den früheſten Stuffen wieder zurückſinken, und die einmal durchlaufene Reihe wieder durchlaufen. Dieſer Satz, deſſen Nothwendigkeit aus anderweitigen Gründen, ſich mit völliger Evidenz darthun läſst, würde den angeführten Widerſpruch vollständig löſen. — Dieſes darzuthun iſt hier nicht der Ort. Aber, damit ich doch etwas, daſs für dieſe Idee ſpricht, anführe, zeigt nicht das Zurückſinken der Organiſation in der anorgiſchen Natur auf ein ſolches

Vorhältniſs hin? Ja, finden wir nicht, daſs die höheren Thierſtoffen da *anfangen* (bey einem Gallert) wo die niederſten *ſtehen bleiben*, und ſo, die einmal durchlaufene Reihe, bey einer jeden höhern Bildung immer wieder von vorne durchlaufen? Daſs wir dieſes Zurückgehen der producirenden Thätigkeit zu den erſten Anfängen bey der in einen engern Cirkel eingeſchloſſenen organiſchen Welt deutlicher als in der anorgiſchen erkennen, iſt wohl natürlich. —

Ich gehe in der Betrachtung der Metalle fort. Das Silber als das erſte Metall nächſt dem Golde, in der cohärenteſten Reihe, zeigt durch ſeine Verwandſchaft gegen den Sauerſtoff, die noch geringer iſt als die des Queckſilbers, daſs es ſich an die Metalle anſchlieſst, die, nach dem Vorhergehenden, die gemeinſchaftliche Wurzel der beyden Reihen conſtituiren. Aber ſeine gröſſere Verwandſchaft gegen den Schwefel erlaubt ihm ſchon weit thätiger und mannigfaltiger in den groſsen Proceſs der Erde einzugreifen. Die Erze dieſes Metalls ſind auch weit verſchiedner und das Vorkommen, wie es ſcheint — vorzüglich gegen den Aequator, weit häufiger, als das der vorhergehenden Metalle. So finden wir dieſes Metall in den Gängen der Ur- und Uebergangsgebirge in Europa, wie z. B. in Deutſchland, Ungarn, Norwegen u. ſ. w. ſchon ſehr häufig; vorzüglich aber in einer faſt unglaublichen Menge in Mexico, und nach *Helm* [1]) in Südamerika. Daſs das

---

[1]) a. a. O.

das Silber ſowohl als die übrigen edlen Metalle, wirklich zu der gemeinſchaftlichen Wurzel der beyden Metallreihen gerechnet werden muſs, beweiſt auch ſein Vorkommen mit den Metallen der weniger cohärenten Reihe, wovon wir in der Zukunft noch weiter ſprechen werden.

Das Kupfer, welches in der cohärentern Reihe auf das Silber folgt, hat eine weit gröſsere Verwandſchaft ſowohl gegen Sauerstoff, als Schwefel, und wird auch gerade dadurch in den Stand geſetzt, weit thätiger in den groſsen Proceſs der Erde einzugreifen. Wirklich ist auch der Kreis, welchen das Kupfer mit ſeinen Erzen beſchreibt weit gröſser, als der des Silbers; ſo wie ſein Vorkommen auf der ganzen Erde weit häufiger.

Das Eiſen endlich, als das Metall mit der grösten abſoluten Cohärenz, hat auch eine weit gröſsere Verwandſchaft gegen den Sauerstoff — unter allen Metallen nächst dem Zink die gröste. — Kein Metall ist dem Schwefel ſo nahe verwandt wie dieſes; aber es ist auch kein Metall, welches mit ſeinen Erzen einen ſo groſsen, innerhalb ſeinen Gränzen ſo abwechſelnden, Kreis beſchreibt, wie gerade dieſes Metall. Wir finden das Eiſen — und dieſes Metall allein — in allen Bildungsperioden der Erde. Im ältesten Granit ist es eingeſprengt, in den Urgebirgen in ganzen Lagern, mit gleichförmiger Lagerung, alſo auch von gleichzeitiger Entstehung, aufgehäuft; in Gängen, ſowohl der Ur- als Uebergangsgebirge,

ſowohl

ſowohl in den älteſten, als neueſten Formationen fast allen Gangmaſſen beygemengt. In den Flötzgebirgen finden wir es wieder in mächtigen Lagern ſowohl als auf Gängen; ja ſelbst ſelbst die noch neuern Steinkohlengebirge, die Gänge dieſer Gebirge, die neueſten Flötz- und die allerneuſten aufgeſchwemmten Gebirge, ſind von dieſem, allenthalben thätigen Metall mehr oder weniger durchdrungen. Wenige Foſsilien, und gar keine Gebirgsarten ſind ganz eiſenfrey, ſelbst die Thiere und Pflanzen zeigen durch chemiſche Annalyſe Spuren von Eiſen.

Die übrigen Metalle der cohärenteſten Reihe, Nickel nemlich, Kobald, Braunſtein, Wolfram, Molybdän, Uran, Menack und wahrſcheinlich auch Chromium bilden freylich jedes für ſich, einen ſehr engen Kreis; aber theils ſind dieſe Metalle in ihren Verhältniſſen nur wenig bekannt, mehrere ſogar erst neuerlich entdeckt, theils ſcheinen die, in ihren Verhältniſſen bekanntern, ſich als Nebenmetalle um das Eiſen geſammelt zu haben. Es wird daher intereſſant ſeyn, die Betrachtung der chemiſchen Eigenſchaften dieſer Metalle mit der des Eiſens in Verbindung zu bringen. Es läst ſich zum Voraus vermuthen, daſs dieſe Betrachtung ein Licht über die Natur der ganzen cohärenteſten Metallreihe werfen wird; um ſo viel mehr, da wir bey dieſen Metallen allein — *iſolirten Magnetismus* finden.

Die Verwandſchaft der erwähnten Metalle gegen den Sauerſtoff, in ſo fern ſie bekannt ist,

ist bey allen ſast gleich groſs, und nähert ſich der des Eiſens. Man ist durch chemiſche Mittel kaum im Stande einen Unterſchied in dem Grade der Verwandſchaft des Nickels, Kobalds und Braunsteins zu finden. Das Eiſen steht in dieſer Rückſicht, den erwähnten Metallen, unter allen, am nächsten. Nach *Richter* [1]) vermag weder das Eiſen noch das Zink, das Uranium aus den Auflöſungen in Säuren zu präcipitiren. Die Verwandſchaft des Menacks, Wolframs, Molybdäns und Chromiums gegen den Sauerstoff ist freylich noch nicht hinreichend bekannt; indeſſen bin ich überzeugt, daſs, wenn ſich übrigens durch fernere Verſuche die Aehnlichkeit dieſer Metalle mit dem Uran, Braunstein u. ſ. w. bestätigen ſollte, dann auch die Verwandſchaft gegen Sauerstoff ſich der des Urans, Kobalds u. ſ. w. nähern würde. Die ſehr starke Verwandſchaft des Menacks bemerkt ſchon *Klaproth*, [2]) die des Chromiums *Vauquelin*. [3])

Alle jene Metalle bilden alſo auch in Rückſicht auf die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff eine höchst merkwürdige gemeinſchaftliche Gruppe. Dieſe Verwandſchaft steht in der cohärentern Reihe mit der Cohärenz in einem geraden Verhältniſſe, d. h. ſie nimmt vom Golde an bis zum

---

[1]) Ueber die neuern Gegenstände der Chemie. 1ster Theil.

[2]) Beytr. 1ster Theil. p. 243.

[3]) Annales de Chemie. T. XXV. p. 199 — 201.

zum **Eiſen**, durch Silber und Kupfer allmählig zu. Aber dann steht ſie auch mit der Dichtigkeit in einem umgekehrten Verhältniſs, und die einzige Ausnahme macht das Metall, welches auch durch ſeine bedeutende Dichtigkeit mit groſser Cohärenz von dem oben gefundenen Geſetze für dieſe Eigenſchaften eine Ausnahme macht, nemlich die Platina. Vom Eiſen an, durch alle jene äuſserst cohärenten Metalle hindurch, ſcheint der Grad der Verwandſchaft, fast unverändert derſelbe zu bleiben, und die ganze Metall-Gruppe beſitzt den höchsten Grad der Verwandſchaft unter allen Metallen, das Zink ausgenommen. In dieſer Gruppe finden wir nun auch einige Metalle, die völlig die Natur der Säuren annehmen können, wie z. B. der Molybdän und Wolfram. Ein anderes merkwürdiges Verhältniſs, welches wir am deutlichsten beym Braunstein finden, ist, daſs dieſes Metall, wenn es stark oxydirt ist, erst bis auf einen gewiſſen Grad desoxydirt werden muſs, ehe es in Säuren auflöſsbar wird; da die übrigen Metalle vielmehr erst oxydirt werden müſſen, um in Säuren auflöſsbar zu werden und ſich desto leichter auflöſen, je gröſser die Oxydation ist. Schon dieſes deutet darauf hin, daſs dieſe Metalle durch Sauerstoff weit mehr verändert werden, als die vorhergehenden.

Die Menge von Sauerstoff, welche ein Metall bey ſeiner Oxydation aufnehmen kann, steht wohl ohne allen allen Zweifel mit der Gewalt, welche der Sauerstoff zur Veränderung des Metalls auszuüben vermag, im umgekehrten Verhältniſs. Die Platina daher, die, wie wir wiſſen, zu den am wenigsten im chemiſchen Erdproceſſe aufgenommenen Metallen gerechnet werden muſs, nimmt auch bey weitem die gröſste Menge Sauerstoff in ſich. Dieſe Sauerstoffcapacität der Metalle ist beym Golde nur halb ſo groſs, beym Silber — damit ich den Uebergang zur cohärentern Metallreihe mache — noch weit unbedeutender. Nach den gemeinſchaftlichen Angaben von *Lavoiſier* [1]) und *Kirwan* [2]) vermag 100 Theile Silber 10,8 Theile Sauerstoff aufzunehmen. Vom Silber an, nimmt aber durch Kupfer bis zum Eiſen die Sauerstoffcapacität wieder merklich zu. Die Sauerstoffcapacität des Kupfers wird von *Lavoiſier* auf 36, von *Kirwan* auf 35 geſetzt. Das Eiſen ſoll freylich nach den Angaben des ersten Chemikers nur von 27 bis zu 37 variiren, je nachdem das angewandte Eiſen, mehr oder weniger desoxydirt ist. *Kirwan* [3]) aber ist es gelungen, mit dem im höchsten Grade desoxydirten Eiſen 51 Theile Sauerstoff zu verbinden. Vom Eiſen an, ſcheint die Sauerstoffcapacität, bey fast unveränderter Verwandſchaft, allmählig zu ſinken. Der Braunstein nimmt nach den genauen Angaben *Kirwan's* nur 33,33, der Wolfram 25, und der Kobald, — wenn die Zahl nicht, wie ich vermuthe ein Druckfehler ist — 13,6 Theile Sauerstoff in ſich. Die letzte Angabe streitet nicht allein gegen *La-*

---

1) a. a. O.

2) Mineralogie. 2ter Bd. 1ste Tabelle. p. 598.

3) a. a. O. p. 604.

Lavoiſier, ſondern auch gegen *Bergmann*, 1) der bewieſen hat, daſs 100 Theile von dieſem König 29,19 Sauerstoff erhalt, welches *Kirwan* ſogar ſelbst anführt. Ich vermuthe daſs man 31 leſen muſs.

Wenn wir den oben aufgeſtellten Grundſatz, daſs die Sauerstoffcapacität eines Metalls mit der Gewalt des Sauerstoffs zur Veränderung deſſelben in einem umgekehrten Verhaltniſs steht, — ein Grundſatz, deſſen Gültigkeit man uns ſchwerlich streitig machen wird, — auf die Sauerstoffcapacität der Metalle der cohärentern Reihe anwenden, ſo muſs dieſe Gewalt vom Silber bis zum Eiſen abnehmen, vom Eiſen aber, durch die ſpröden Metalle, wieder zunehmen. Es wäre zu wünſchen, daſs wir die Sauerstoffcapacität mehrerer Metalle der cohärentern Reihe kennten; wir würden dann ohne Zweifel finden, daſs, je gröſser die Veranderung ist, die der Sauerstoff hervorzubringen vermag, desto geringer die Menge von Sauerstoff die aufgenommen wird. Ein auffallendes Beyſpiel haben wir in dieſer Reihe an Braunstein, der ſogar, wie angeführt, desoxydirt werden muſs, um in Säuren auflosbar zu werden. Doch noch auffallender würden wir ſicherlich daſſelbe Verhältniſs beym Molybdän und Wolfram finden, die wahrſcheinlich eben ſo wie der Arſenik eine ſehr geringe Sauerstoffcapacitat haben.

---

1) De diverſa phlogist. quantitate in metallis. opusc. phyſ. chem. Vol. III. p. 132.

Es möchte mit dieſer Capacität ein anderes merkwürdiges Phänomen ebenfalls in Verbindung ſtehen. Es iſt nemlich bekannt, daſs die Reduction der Metalle dieſer Reihe vom Eiſen an, immer ſchwerer wird. Bey den meiſten iſt man nicht einmal gewiſs, ob man auch in der That den König rein erhalten hat; wollte man indeſſen auch den *Bergmannſchen* Nickelkönig, den *Wenzelſchen* und *Taſſaertſchen* Kobaldkönig für völlig rein gelten laſſen, ſo kann man daſſelbe doch weder von der *Elhuyarſchen* Wolframkönig, noch mit völliger Gewiſsheit von dem *Richterſchen* Urankönig, und noch viel weniger — was auch *Ilſemann*, *Richter* [1]) und *Gren* [2]) ſagen mögen — vom natürlichen Molybdän oder *Hielms* [3]) König behaupten. Dieſe Schwierigkeit, die Oxyde zu reduciren, nimmt bey andern Metallen dieſer Reihe noch mehr überhand, und nur die metalliſchen Eigenſchaften des Menack- und Chromium-Oxyds, läſt uns auf einen, bis jetzt noch nicht dargeſtellten König ſchlieſsen; aber unter dieſen Metallen zeigt auch das Menack-Oxyd, eben ſo wie das Braunſtein-Oxyd, ein Beyſpiel von der Gewalt des Sauerſtoffs, indem jenes ſowohl als dieſes, wie aus *Klaproth's* [4]) Verſuchen erhellet, bis auf einen gewiſſen Punkt deſoxydirt werden muſs, um in Säuren auflösbar zu werden.

Noch

---

[1]) a. a. O.

[2]) Handbuch 3ter Th. p. 718.

[3]) Crells chem. Annal. 1790. 1. Bd. p. 39. u. f.

[4]) Beyträge 1ster Bd. p. 243.

Noch gröſser ist die Wirkung des Sauerstoffs, wie oben erwähnt, auf den Molybdän und Wolfram, die ſogar ſelbst Säuren construiren. Offenbar macht die groſse Intenſität der Oxydation beym Braunstein und Menack, den Uebergang zu der noch stärkern des Wolframs und Molybdäns. Ich vermuthe, daſs, je geringer die Sauerstoffcapacität ist, oder was daſſelbe ist, je gröſser die Gewalt des Sauerstoffs, desto gröſser auch die Schwierigkeit den König zu erhalten, der von Eiſen an immer mehr und mehr zurücktritt, und endlich ganz zu verſchwinden ſcheint.

Das Eiſen steht wie aus allen dem vorhergehenden folgt an der Spitze einer ganz neuen Reihe, die ſich *in der cohärentern* Reihe bildet. Die Reihe zeichnet ſich vorzüglich durch das Verſchwinden der *abſoluten*, und allmählige hervortreten der *relativen* Cohärenz aus. Die Verwandſchaft dieſer ganzen Reihe gegen den Sauerstoff ist fast unverändert dieſelbe. Die Sauerstoffcapacität hingegen ſcheint allmählig abzunehmen, in demſelben Verhältniſſe ſcheint die Intenſität der Oxydation zuzunehmen, und zugleich das characteriſirende Metall, ſich immer mehr und mehr in ſeinen Oxyden zu verlieren.

Die Verwandſchaft der cohärentern Metalle gegen den Schwefel, läſt ſich nicht leicht ausmachen. Das Einzige, was man mit Bestimmtheit ſagen kann, ist, daſs ſie vom Golde an, welches ſich, wie bekannt, gar nicht mit Schwefel verbinden läſt, eben ſo, wie die Verwandſchaft gegen den Sauerſtoff, durch Silber und Kupfer zunimmt, bis ſie beym Eiſen das Maximum erreicht. Auch die Capacität gegen den Schwefel nimmt, ſo wie die Sauerſtoffcapacität, vom Silber bis zum Eiſen zu; wie dieſes aus *Wenzel's* [1]) und *Kirwan's* Verſuchen erhellt. Der letzte ſetzt die Menge Schwefel, welche das Silber aufzunehmen vermag auf 15 in 100. [2]) Das Kupfer nimmt 25,4; das Eiſen 56 Theile Schwefel in 100. Das Verhältniſs des Schwefels zu den cohärenten Metallen vom Eiſen an, läſst ſich nicht genau beſtimmen. Nickel und Kobald ſcheinen nach *Bergmann* [3]) und *Leonhardi* [4]) gar keine groſse Verwandſchaft gegen den Schwefel zu haben, und die Verbindung des Kobalds mit Schwefel ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpſt. Beym Braunstein hat die Verwandſchaft ſchon noch mehr abgenommen. Der Schwefel wird durch den Braunstein oxydirt, und es entsteht ſchweflichtſaures Gas. Die Verbindung des reinen Braunsteinkönigs mit dem Schwefel, hat wenigstens ſehr viele Schwierigkeiten, und ihre Möglichkeit wird noch von vielen Chemikern geläugnet. —

Werfen wir nun einen Blick auf die ganze cohärentere Metallreihe, nachdem wir uns mit meh-

---

[1]) Verwandſchaften. p. 394.

[2]) a. a. O. 3te Tabelle, p. 600.

[3]) a. a. O.

[4]) In Macquer's chem. Wörterbuch, 3ter Th. p. 324.

mehrern Verhältniſſen ihrer Metalle bekannt gemacht haben, ſo ſcheint folgendes als reines Reſultat aus unſern Unterſuchungen hervorzugehen: die drey erſten, zugleich ſchwerſten Metalle, die, wie wir oben geſehen haben, gleichſam den reinſten urſprünglichsten Erdenſtoff repräſentiren, ſtellen zugleich die gemeinſchaftliche Wurzel, für beyde Reihen dar. Das Silber, ob es gleich durch ſeine geringere ſpecifiſche Dichtigkeit mehr in die cohärentere Reihe ſchon hinein zu fallen ſcheint, zeigt durch ſeine geringe Verwandſchaft gegen den Sauerſtoff, doch daſs es noch mit zu den — daſs ich mich des Ausdrucks bediene — *Wurzelmetallen* gerechnet werden muſs. Es iſt aber ſehr merkwürdig, daſs die meiſten Eigenſchaften vom Silber an, durch Kupfer, bis zum Eiſen immer ein ſteigendes Verhältniſs beobachten. So nimmt die Cohärenz, die Verwandſchaft gegen den Sauerſtoff, gegen den Schwefel und die Sauerſtoff- und Schwefelcapacität allmählig zu. Andere Eigenſchaften zeigen eben ſo regelmäſsig ein beſtändig ſinkendes Verhältniſs. So nimmt die Dehnbarkeit und die Dichtigkeit, gradweiſe ab. Iſt gleich die Anzahl der Metalle, die ſich in dieſer Rückſicht vergleichen laſſen, unbedeutend; ſo gewinnt die Evidenz doch durch die Menge von Eigenſchaften, deren geſetzmäſsiges Verhältniſs, einander wechſelſeitig unterſtützen.

So regelmäſsig, wie ſich nun auch alle unterſuchten Eigenſchaften, vom Silber, ja vom Platina an, bis zum Eiſen verhalten; ſo ſcheinen ſie doch, von dieſem Metalle an, alle ein anderes

Verhältniſs zu zeigen, und das Eiſen, dieſes in unſerm Erdenproceſs ſo überaus merkwürdige, und durchgreifend thätige Metall — stellt auf einmal das letzte Metall in einer, und das erste in einer andern Reihe dar. Es ist für alle Eigenſchaften der Metalle der cohärentern Reihe gleichſam der gemeinſchaftliche Wendepunkt. Die Cohärenz, die bis zum Eiſen allmählig zunahm, verändert ſich hier aus der abſoluten in die relative. Die Dehnbarkeit, die mit dem Eiſen, oder wenigstens mit dem Nickel ganz verſchwindet, geht in Sprodigkeit und Härte über. Die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff, die bis zum Eiſen immer stieg, bleibt, wenn ſie auch nicht ſinkt, wenigstens ziemlich unverändert dieſelbe. Die Sauerstoffcapacität, die bis zu dieſem Punkt immer gröſser wurde, ſinkt auf eine höchst merkwürdige Weiſe. Die ſonst zunehmende Verwandſchaft gegen den Schwefel nimmt immer ab; die wachſende Capacität gegen denſelben Stoff ſinkt, die reinen Metalle treten immer mehr zurück, verlieren ſich in ihren Oxyden, ja stellen ſich ſogar als vollkommene Säuren dar.

Aber das Eiſen, und wenigsteins einige dieſem nahe stehenden Metalle, zeigen auch allein unter allen Metallen den iſolirten Magnetismus. *Ritter* [1]) hat zu zeigen geſucht, daſs die gröſste Cohärenz mit dem Magnetismus zuſammenfallen müſste. Eine Idee die auch Herr von *Arnim* [2]) in einem

---

1) Gilbert's Annal. 4ter Bd. 1stes Stück. p. 1.

2) a. a. O. 3ter Bd. 1stes Stück. p. 36.

einem andern Aufſatze äuſsert. ¹) Den Schluſs aber, den *Ritter* aus den Verſuchen und Beobachtungen der Naturforſcher zieht: daſs eine Menge andere Metalle, der cohärenten Reihe, wie z. B. Uran, Chromium und Braunſtein, iſolirten Magnetismus zeigen ſollten, ſcheint mir nicht hinlänglich begründet zu ſeyn. Der iſolirte Magnetismus, oder was daſſelbe ist, die Eigenſchaft als Repräſentant der Erdpolarität aufzutreten, kommt wahrſcheinlicherweiſe nur dem Eiſen, Nickel und Kobald zu. Der Magnetismus dieſer drey Metalle, leidet keinen Zweifel, der des Nickels ist faſt ganz allgemein angenommen, und der des Kobalds noch neulich durch *Toſſaert* ²) beſtätigt. Was *Ritter* über den Magnetismus des Braunſteins ſagt, ſcheint mir um ſo weniger zu beweiſen, da bekanntlich, ein auſserordentlich kleiner Theil von Eiſen

---

¹) Daſs Hr. Profeſſor *Schelling* früher als *Ritter* und *Arnim* die Idee von dem Zuſammenfallen des Magnetismus mit dem Maximum der abſoluten Cohärenz durch Gründe a priori gefunden hat, und dadurch den Grund zu einer höchst wohlthätigen Revolution in der Naturwiſſenſchaft gelegt hat, beweiſst ein Brief an mich, datirt den 21. October 1799. wo folgende Stelle darinne vorkommt. „Der *Cirkel* „giebt mir das *Flüſsige*. Das erſte Licht über den „groſsen Unterſchied zwiſchen flüſſig und feſt ist „mir hier aufgegangen. Denken ſie ſich, daſs die „beyden Pole A und B eines Magnets *zuſammen kön-„nen*, ſo haben Sie *keinen* Magnetismus. Die *Ur-„ſache* der *Länge*, oder was daſſelbe ist, die Ur-„ſache der *Feſtigkeit*, ist alſo auch Urſache des „Magnetismus, und umgekehrt."

²) Scherer's Journal 3ter Bd. 10tes Heft.

Eiſen im Stande ist einigen Metallen Magnetismus mitzutheilen. Dieſes hat *Rinmann* von Silber und Kupfer bewieſen; ja nach demſelben [1]) vermag das Eiſen das Zinn ſchon magnetiſch zu machen. Daſs aber dieſe Eigenſchaft — durch die geringste Veranlaſſung für Magnetismus empfänglich zu ſeyn, — vorzüglich den Metallen mit der gröſsten relativen Cohärenz zukommen muſs, werde ich ſelbst in der Folge zu zeigen ſuchen. Eine Menge Dunkelheiten in der Lehre des Magnetismus werden ſich dadurch aufhellen. Hier ist es mir hinreichend auf dieſes Verhältniſs hinzudeuten; es erklärt uns die ſchwachen Spuren von Magnetismus, die man bey verſchiedenen Metallen, auch bey andern Naturkörpern, entdeckt. Ich erkläre mir auch hieraus den Magnetismus des Uraniums. Es ist bekannt wie viel Urſache man hat an der Reinheit des *Richterſchen* Königs zu zweifeln. Was aber das Chromium angeht, deſſen König nach *Ritter's* Vermuthung ebenfalls magnetiſch ſeyn ſollte, ſo glaube ich, daſs hier derſelbe Umstand statt findet, den wir beym Uranium erwähnt haben. Aus den Eiſengehalt, welchen *Klaproth* und *Achard* in Rubin und Smaragd fanden, deshalb irgend einen Schluſs zu ziehen, weil *Vauquelin* nachher in dieſen Steinen nur Chromium fand, ist, wenn man weiſs wie wenige Chemiker bis jetzt die Steinarten kennen die ſie unterſuchen, in der That etwas gewagt. Der Schluſs, daſs ſie nicht dieſelben Steinarten analyſuten, ist weit natürlicher. Es ist noch keine ein-

---

[1]) a. a. O. 1. Bd. p. 146.

einzige Erfahrung, die poſitiv für den Magnetismus ſpricht, ja das letzte Metall vermag ſogar, nach *Rimmann*, allen Magnetismus des Eiſens zu zerstören. Stellen wir uns alſo vor, daſs von Eiſen an durch Nickel, Kobald, Braunstein, Uran u. ſ. w. eine Reihe constituirt wird, deren Gemeinſchaftliches ein Maximum der Cohärenz zugleich mit dem Maximum der Verwandſchaft gegen den Sauerstoff ist: ſo müſſen wir annehmen, daſs der Magnetismus mit dem ersten Metall dieſer Reihe entsteht, ſich aber bald wieder verliert, und endlich nur eine beträchtliche Receptivität als Spur zurück läſst.

Die Metalle der erwähnten Reihe, die ſich dem Eiſen am meisten nähern, wie z. B. Nickel und Kobald, ſcheinen ſich in der Natur am meisten von dieſem Metalle getrennt zu haben. Sie kommen faſt immer miteinander vor, obgleich ſie wohl ſelten, in der Natur, ganz eiſenfrey ſeyn möchten. Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, daſs mehrere Metalle aus dieſer Reihe gerade unter die ſeltenen gehören, die in der allerältesten Periode, die uns die Geognoſie kennen lehrt, vorkommen. So finden wir Molybdän eingeſprengt im Granit an mehrern Orten, wie z. B. in Norwegen, Schweden, bey Zinnwalde, und Schlakkenwalde in Böhmen u. ſ. w. Eben ſo finden wir z. B. am St. Gotthard den Menack; den Wolfram und Uran wenigstens auf den ältesten Lagern: Wolfram z. B. mit der bekannten Zinnformation. So wie ſie in den jüngern Perioden hervortreten, — welches aber mit einigen wie z. B. mit Mo-

Molybdän und Wolfram, die mit den ältern Gangformationen wiederum verſchwinden, nicht einmal der Fall zu ſeyn ſcheint — kommen ſie auch, mit dem Eiſen, immer mehr in Verbindung. Am auffallendsten zeigt ſich dieſes bey Menack und Braunstein, die fast immer nur Begleiter des Eiſens ſind. Der Menack ſcheint mit dem Eiſen in den ältesten Gebirgen beſonders vorzukommen. Ein groſser und bedeutender Theil des, in der Urtrappformation in Norwegen vorkommenden Eiſens ſcheint vorzüglich durch ſeinen Menackgehalt ausgezeichnet zu ſeyn. Die bekannten neuen Foſſilien aus dem Urtrapp bey Arendal, ſcheinen fast alle durch Menack caracteriſirt zu werden; aber die reichsten und besten Eiſengänge in ganz Norwegen liegen gerade um Arendal herum. Mir ſcheint der Menack in den ältesten Gebirgen, in mehr als einer Rückſicht, beym Eiſen die Stelle des Braunsteins zu vertreten. Denn wie häufig dieſes letzte Metall beym Eiſen gefunden wird, wie characteristiſch ſein Vorkommen mit den Eiſenerzen ist, und wie vielen Einfluſs er ſelbst auf die Güte des Eiſens hat, ist allgemein bekannt; nur ſcheint der Braunstein ſpäter hervorzutreten, und nicht, wie der Menack, in den ältesten Ge- vorzukommen. Der Braunstein verſchwindet aber auch wieder, und kaum wird man in den neusten Flötzgebirgen noch eine Spur von ihm finden können. Der Menack allein ſcheint, ſo wie er in den ältesten Gebirgen verſchwand, in den neusten wieder hervorzutreten. Das Eiſen ist das einzige Metall, welches durch alle Perioden und alle Formationen hindurchgeht. —

Wir fangen nun die Betrachtung einer ganz neuen Reihe an. Es ist die am wenigſten cohärente. Nur muſs ich zum voraus bemerken, daſs ich durchaus nicht im Stande bin, eine ſo durchgängige Geſetzmäſsigkeit der chemiſchen Eigenſchaften aufzuzeigen, wie es mir in der vorhergehenden Reihe wirklich darzuthun gelang. Indeſſen wird man hoffentlich das Eigenthümliche der Reihe nicht abläugnen. Das, was ſie vorzüglich characteriſirt, ist, wie wir ſchon wiſſen, die überaus geringe Cohärenz, und die ſchnell abnehmende, nicht ſehr bedeutende Dehnbarkeit mehrerer, ſo wie die beträchtliche Sprödigkeit anderer Metalle.

Ueberhaupt kommen die Metalle dieſer Reihe lange nicht ſo häufig und ausgebreitet vor, wie die der vorhergehenden; diejenigen, welche am häufigſten vorkommen, ſind noch das Bley, und das Queckſilber; die übrigen gehören fast alle zu den ſeltnern Metallen.

Die Verwandſchaft dieſer Metalle gegen Sauerſtoff nimmt, vom Queckſilber an bis zum Zink, allmählig zu. Der Zink ſtellt in dieſer Rückſicht das Maximum in der ganzen Reihe dar. Aber mit dem Zink verſchwindet auch die Dehnbarkeit, in dieſer Reihe, wie mit dem Eiſen in der vorhergehenden; und es findet alſo hier wirklich auch ein ähnliches Verhältniſs ſtatt. Vom Zink an, d. h. ſo wie die abſolute Cohärenz in dieſer Reihe ſich in der relativen verliert, nimmt die Verwandſchaft gegen Sauerſtoff wieder ab, und

der

der Arſenick folgt in der Reihe der Verwandſchaften gegen dieſen Stoff, gerade auf das Queckſilber. Auch die Sauerſtoffcapacität und die mit ihr im umgekehrten Verhältniſs ſtehende Intenſität der Oxydation, ſcheint, ſo viel man aus den unvollſtändigen Verſuchen ſchlieſsen kann, daſſelbe Geſetz wie in der vorhergehenden Reihe zu befolgen. Sie nimmt nehmlich bis auf einen gewiſſen Grad, zugleich mit der Verwandſchaft, zu. Die Menge des Sauerſtoffs, welche das Queckſilber aufnimmt, iſt, wie ihre Verwandſchaft, ſehr gering. 100. Theile nehmen ſo wohl nach *Kirwan* als *Lavoiſier* nur 8 Theile Sauerſtoff in ſich; das Bley nach den genauern Angaben des Erſtern 12,3, das Zinn und der Zink, beyde noch mehr. *Kirwan* ſchätzt die Menge für das erſte Metall = 31; die für das zweyte Metall = 25. Die Capacität des Wismuths und Spiesglanzes gegen Sauerſtoff iſt wahrſcheinlich geringer, und die Angabe des *Kirwan's* für das Spiesglanz gewiſs zu groſs. Die Sauerſtoffcapacität des Arſenicks iſt auſserordentlich gering, und nach *Kirwan* enthält das Arſenikoxyd in 100 Theilen, nur 7,5; die Arſenikſäure nur 9,8. So wie die Sauerſtoffcapacität bey den erſten Metallen dieſer Reihe zu ſteigen ſcheint, ſcheint ſie alſo bey den übrigen mit der Verwandſchaft zugleich zu ſinken. Etwas Geſetzmäſsiges in der Verwandſchaft gegen den Schwefel, habe ich bey dieſer Reihe nicht entdecken können; nur ſo viel erhellet freylich aus den bekannten Verſuchen, daſs die dehnbaren Metalle dieſer Reihe, wie Zinn und Bley, eine beträchtliche Verwandſchaft gegen den Schwefel haben;

da

da hingegen ſich die ſprödern Metalle dieſer Reihe, wie Zink, Wismuth, Spiesglanz und Arſenik, ziemlich ſchwer mit Schwefel verbinden laſſen; vorzüglich ſcheint die Verwandſchaft des Arſeniks und Zinks auſserordentlich gering. Ja von dem letzten Metall behaupten die meiſten Chemiker, daſs es ſich im reinen Zustande gar nicht mit Schwefel verbindet. Da man aber vielleicht von allen Metallen behaupten kann, daſs eine, obgleich unbedeutende, Oxydation, ihrer Verbindung mit Schwefel vorhergehe; ſo darf man ſich um ſo weniger wundern, wenn dieſes auch beym Zink erfordert wird, deſſen Verwandſchaft gegen den Schwefel allerdings ſehr gering ſeyn muſs.

In der cohärentern Reihe traten die Metalle, ſo wie die Intenſität der Oxydation zunahm, immer mehr und mehr zurück, und wurden zugleich ſtrengflüſſiger. In der gegenwärtigen Reihe findet ein ganz anderes Verhältniſs ſtatt. So wie die Intenſität der Oxydation zunimmt, werden die Metalle immer flüchtiger. Dieſe, die weniger cohärente Reihe allein characteriſirende Eigenſchaft, finden wir freylich ſchon bey dem zu dieſer Reihe ſich hinneigenden Wurzelmetall, beym Queckſilber nemlich; in der Reihe ſelbst aber tritt ſie erst recht deutlich beym Zink hervor. Freylich kann man behaupten, daſs faſt alle Metalle, etwa die cohärenteſten ausgenommen, ſich bey einer ſehr hohen Temperatur verflüchtigen laſſen, und es ist bekannt, daſs das Gold und Silber wirklich in der gröſten Hitze groſser Brennſpiegel und Brenngläſer in Dampf verwandelt werden kann. Von dem erſten Metall iſt dieſes durch *Homberg* 1) und *Macquer* 2) bewieſen. Von Silber ebenfalls durch den letzten Naturforſcher, 3) — und *Ehrmann* 4) hat ſowohl Gold als Silber vorm Löthrohre mit Lebensluft verflüchtigt. Bey einer weit geringeren Temperatur läſt ſich das Bley und nach *Macquer* 5) und *Baumé* 6) das Zinn verflüchtigen. Das Zink aber läſt ſich ſchon weit leichter ſublimiren; noch leichter Wismuth und Spiesglanz; am allerleichteſten der Arſenik.

So wie in der cohärentern Reihe die Metalle immer feſter und strengflüſſiger wurden, ſo werden ſie in dieſer Reihe immer flüchtiger. Und stellen wir uns das nach *Vauquelin*, faſt unſchmelzbare (infuſible) und ſehr ſchwer zu reducirende Chromium, als das Extrem der einen Reihe, vor; ſo wird der leicht reducirbare und flüchtige Arſenik, das Extrem der andern Reihe.

Die ganze Unterſuchung zeigt, wie durchgängig der Gegenſatz zwiſchen dieſen zwey Reihen iſt. Die cohärenteſten Metalle der cohärentern

---

1) Mem. de l' acad. royal de ſc. 1702. p. 147.

2) Chem. Wörterb. 1ster Th. p. 466.

3) a. a. O. p. 494.

4) Schmelzkunst §. 54. — §. 63.

5) a. a. O. 5ter Th. p. 750.

6) Experimental. chem. 2ter Th. p. 334.

tern Reihe haben alle eine ſehr ſtarke Verwandſchaft gegen den Sauerſtoff. Die cohärentern Metalle der weniger cohärentern Reihe haben — nächſt den edlen oder Wurzelmetallen — die geringſte Verwandſchaft gegen den Sauerſtoff. Die Extreme der cohärenteſten Reihe ſcheinen ſich immer tiefer in dem Proceſſe der Erde zu verlieren. Die Extreme der weniger cohärenten Reihe ſcheinen hingegen immer mehr aus dieſem Proceſſe hinauszuſtreben, aber dann auch in Gaſsform zu verſchwinden. Die Metalle mit der gröſsten Cohärenz haben entweder ſelbſt Magnetiſmus, oder wenigſtens eine bedeutende Receptivität dafür. Die flüchtigen Metalle hingegen vermögen allen Magnetiſmus zu zerſtören, und nichts iſt tödtender für dieſe Eigenſchaft, als der Arſenik. Wirklich ſcheint die Receptivität für den Magnetiſmus, durch Kupfer, Silber, Gold, Zinn und Bley, ſich allmählich zu verlieren.

Ich habe ſchon bemerkt, daſs Gold und Silber, obgleich in einem ſehr geringen Grade, flüchtig ſind. Man kann, wie ich glaube, annehmen, daſs die Flüchtigkeit d. h. die Eigenſchaft in verſchloſſenen Gefäſsen ſich *reguliniſch* ſublimiren zu laſſen, in der cohärenteren Reihe mit der Cohärenz in einem umgekehrten Verhältniſs ſtehe. Wenigſtens ſind die Metalle dieſer Reihe vom Eiſen an, ſicher noch ſchwerer zu verflüchtigen, als Gold und Silber. Es ſcheint alſo wirklich, als wenn dieſe Eigenſchaft mit den erwähnten Metallen anfinge, und als wenn dieſe, die zu den Wurzelmetallen gehören, ſich dadurch zu der weniger cohärenten Reihe hinneigten. Auf der Grenze zwiſchen beyden Reihen ſtehen ſie offenbar, und zwar eben dadurch, daſs ſie das Maximum einer Eigenſchaft darſtellen, die grade mit dieſen Metallen in der Cohärenzreihe verſchwindet, und ſo wie die Cohärenz abnimmt, nur im geringen Grade wieder erſcheint. Es iſt nemlich aus dem Vorhergehenden bekannt, daſs das Gold das Maximum der Dehnbarkeit darſtellt, daſs neben dieſem Metall in der Cohärenzreihe, die ſprödeſten Metalle ſtehen, und daſs dieſe Eigenſchaft mit Zinn, Bley und Queckſilber nur ſchwach wieder hervor tritt. Wir finden alſo hier nur unter andern Umſtänden, daſſelbe Verhältniſs wieder, welches zwiſchen dem Eiſen und den cohärenteſten Metallen ſtatt findet. —

Aber die Metalle der weniger cohärenten Reihe haben ſich in der That auch ebenſo um das Silber und das Gold, wie die cohärenteſten Metalle um das Eiſen verſammelt. Beym Golde iſt dieſes freylich nicht ſo deutlich wie beym Silber; es iſt aber auch natürlich, da das Gold nicht ſo thätig in den Erdproceſs überhaupt eingreift. —

Das Vorkommen des Silbers mit faſt allen Metallen der weniger cohärenten Reihe iſt allgemein bekannt. Das Bley begleitet das Silber wie der Braunſtein das Eiſen. Das faſt durchgängige Zuſammenſeyn dieſer Metalle, zumahl in ge-

ſchwe-

ſchwefeltem Zustande, ist in der That ein höchstmerkwürdiges Phänomen, welches uns über die, bis jetzt unbekannte, Natur dieſer Metalle in der Zukunft Aufſchlüſſe verſpricht. Man findet das geſchwefelte Bley fast *nie* vollkommen ſilberfrey; und es ist bekannt genug, daſs fast aller Siberbergbau mit Bleyglanz getrieben wird. Ich ſehe gar nicht ein warum man nicht für ſolche ſprechende Verhältniſſe die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher fordern dürfte.

Zwey andere Metalle welche ebenfalls ſehr häufig mit dem Silber vorkommen, ſind der Arſenik und den Spiesglanz. Das lichte und dunkle Rothgültigerz, und das Spröd-Glanzerz halten immer entweder Arſenik oder Spiesglanz, und wirklich ſcheinen dieſe Metalle fast eben ſo häufig mit dem geſchwefelten Silber, wie das Silber mit dem geſchwefelten Bley vorzukommen. Auch mit dem gediegenen Silber kommen dieſe Metalle vor. Der Wismuth ſoll ebenfalls mit Silber vereinigt ſich finden, ja ſelbst das Queckſilber als natürliches Amalgam.

Der Sylvan wird bekanntlich mit den Gold- und Silbererzen in Ungarn gefunden.

Es ist höchst intereſſant, wie *Werner* aus dem gediegenen Silber den Uebergang in mehrere Metalle, ſelbst oryctognostiſch, nachzuweiſen vermag — um ſo intereſſanter, da dieſe Nachweiſungen die oben aufgeſtellte Idee, daſs das Silber den Uebergang ſowohl zu den cohären-

teren,

teren, wie zu den weniger cohärenten Metallen ausmacht, auffallend bestätigt. — Das gediegene Silber geht nemlich, nach *Werners* Beobachtungen, durch das güldſche Silber in das *gediegene Gold über*, durch Spiesglanzſilber in das *gediegene Spiesglanz*, durch Arſenikſilber in den *gediegenen Arſenik*, durch natürliches Amalgam in das *gediegene Queckſilber*, durch Spröd- Glanzerz — auf der einen Seite vermittelst Weisgültigerz und Grauſpiesglanzerz wieder in das *gediegene Spiesglanz* — auf der andern Seite vermittelst Schwarzgültigerz in Fahlerz über, von dieſem vermittelst Kupferglanz in das *gediegene Kupfer*, vermittelst Kupferkies aber, theils durch Schwefelkies in *Eiſen*, theils durch Zinnkies in *Zinn*. —

Wir kennen aus dem Bisherigen das Vorkommen der beyden Metallreihen in der Natur. — Ihr chemiſcher, oryctognostiſcher und ſelbst gewiſſermaſsen ihr geognostiſcher Character ſpricht für die aufgestellte Abtheilung. — Alle Metalle theilen ſich in zwey merkwürdige Claſſen, die in einander übergehen. — Freylich kommen dieſe wieder auf die mannichfaltigste Weiſe untereinander gemiſcht und gemengt vor. Mehrere Erzformationen bestehen aus den verſchiedensten Metallen aus beyden Reihen, und man würde uns in der That auf das allergröbste misverstehen, wenn man etwa glaubte, daſs wir durch das Bisherige auf irgend eine geſetzmäſsige Trennung in der Vertheilung der Metalle hätten deuten wollen — Wo Verhältniſſe, wie die erwähnten, wer überhaupt geognostiſche Verhältniſſe beurtheilen will,

der

der muſs ſelbſt bey der ſcheinbarſten Verworrenheit, den groſsen regelmäſsigen Zug der oft unverkennbar durch das regelloſeſte Chaos geht, zu faſſen und feſtzuhalten verſtehen. Ohne dieſe Eigenſchaft, das eigentlich geognoſtiſche Talent, welches *Werner* mit ſo vielem Rechte von allen ſeinen Schülern fordert — würden wir in den groſsen Verhältniſſen der Erdmaſſe nie eine Regel erkennen, und alle unſere Beobachtungen würden ſich in einer ewigen Zerſtreuung auflöſen.

Ich brauche dieſe Erinnerung vorzüglich hier, wo ich auf ein merkwürdiges, und — wenn es ſich mit völliger Evidenz aufſtellen lieſse — in der That für eine Naturtheorie ſehr wichtiges *Geſetz für die climatiſche Vertheilung der Metalle der beyden Reihen* aufmerkſam machen will. Ich kann es nur als eine Vermuthung aufſtellen, aber ſelbſt als ſolche verdient ſie gewiſs Aufmerkſamkeit, um ſo mehr, da ſchon früher mehrere Naturforſcher auf etwas Aehnliches gedeutet haben.

Delametherie 1) ſpricht ſchon von dem häufigeren Vorkommen des Eiſens gegen den Nordpol und es iſt wirklich nicht unwahrſcheinlich, daſs die nördlichſte Hälfte der nördlichen Halbkugel eiſenreicher iſt, als die ſüdliche. Ich behaupte nicht, daſs dieſe Gegenden kein Eiſen haben, welches der Erfahrung laut widerſprechen würde, ich behaupte nur, daſs die Menge des Eiſens mit

---

1) Theorie de la terre. Tom. 2.

der Entfernung der Gegenden vom Aequator in einem geraden Verhältniſſe ſtehe. — Dieſes ſcheint aber nicht allein vom Eiſen, ſondern überhaupt von den cohärenteren Metallen zu gelten. Man bedenke nur die ungeheuern Lager von Kupfer und Eiſen in Norwegen, Schweden und Sibirien. — Wir haben Gründe eine eben ſo groſse Menge von Eiſen in Nordamerika anzunehmen. Nicht allein *Schüz's*, ſondern auch die neueſten von *Ebeling* geſammelten Nachrichten berechtigen uns dazu. [1]) — Es iſt ſehr merkwürdig, daſs nicht allein das Eiſen in Lagern und Gängen auſserordentlich häufig in jenen nördlichen Gegenden, vorkommt, ſondern auch die eiſenhaltigſten Gebirgsarten. Ohne Zweifel hält unter allen Urgebirgsarten die der Urtrappformation vorzüglich Eiſen. Aber dieſe Gebirgsart tritt auch, ſo viel wir aus der Vergleichung der ſüdlichen europäiſchen Gebirgsgegenden mit den nördlichern ſchlieſsen können, gegen Norden immer deutlicher und mächtiger hervor. Die Urtrapparten machen z. B. in Churſachſen und andern Gegenden Deutſchlands meiſt nur mächtige Lager, da ſie in Norwegen

---

[1]) Ich weiſs nicht ob ich es wagen darf die Vermuthung zu äuſsern, daſs die Oxydation und überhaupt die Vererzung des Eiſens und Kupfers zunimmt, je näher die eiſen- und kupferhaltigen Gegenden dem Aequator ſind. Wenigſtens iſt es auffallend, daſs die gröſte Menge Eiſen in den nördlichen Gegenden aus Magneteiſenſtein beſteht, und daſs man dort (wie in Röraas, nach *Hermann* in Siberien, nach *Tilas*, *Bergmann* und *Cronstedt* in Schweden) das Kupfer ſo *häufig* gediegen findet.

gen und Schweden vielmehr eigene mächtige Gebirgszüge constituiren. In der That kann man ſich kaum einen Begriff von der ungeheuren Eiſenmenge machen, die die ganze nördliche Gebirgsmaſſe durchdrungen zu haben ſcheint. Der berühmte Taberg an Wettern nicht weit von Jönkioping in Schweden, ist höchstwahrſcheinlicherweiſe ein Flöztrappgebürge. In Norden vermehren auch dieſe Gebirge den Eiſengehalt der Länder im hohen Grade. Der erwähnte Berg kann vorzüglich zum Beyſpiel dienen. Er ist ſehr hoch und erstreckt ſich ziemlich weit. Die Gebürgsmaſſe ſelbst giebt 35 bis 36 Procent Eiſen. Seit 150 Jahren d. h. ſeit *Guſtav Adolf* ſich ſo viel Mühe gab das daſige Eiſenſchmelzen aufzubringen, hat man *nur die umliegenden Geſchiebe* geſchmolzen, und doch ſetzen dieſe, wenigstens in der neuesten Zeit, ein 10 — 12 Hohöfen in Bewegung. Ich läugne nicht, daſs auch in den ſüdlichen Gegenden der nördlichen Halbkugel eine bedeutende Menge Eiſen vorkommen kann, und wirklich vorkommt. So ſcheinen nach *Helm's* Nachrichten ſelbst die *Cordilleras* ziemlich viel Eiſen zu halten. Aber ſowohl das dahin gelagerte Eiſen, als die mächtigsten Eiſenlager in Europa, wie z. B. die im mittäglichen Frankreich, am Fuſse der Pyrenäen, ſo berühmte braunsteinhaltige Eiſenlager, oder die in der That ſehr beträchtlichen um das Thüringerwaldgebirge herumgelagerten, können ihrer, *im Ganzen genommen* nicht ſehr beträchtlichen, Verbreitung wegen, mit jenen nordiſchen Eiſenmaſſen nicht verglichen werden. Die Menge des Kupfers in Norwegen, Schweden,

den, in dem Uraliſchen Gebirge (zumal den Pochadjaſchinſchen und Turtſchaninowſchen Gruben), in Sibirien, auf den Bären- und Kupferinſeln, in dem nördlichen Theile von China und Japan, ja ſelbst wieder in Nordamerika, ſcheint bedeutender zu ſeyn, als vielleicht in irgend einem andern Theile der Welt. So findet man am Ohio ungeheure Geſchiebe vom gediegen Kupfer, welche die Wilden nach Quebec bringen.

Aber auch Nickel und Kobald ſcheinen nordiſche Metalle zu ſeyn. Daſs der Menack faſt alle ſchwediſche und norwegiſche Eiſenerze charakteriſirt, habe ich ſchon oben bemerkt. Der Braunſtein durchdringt faſt die gröſte Menge der ſchwediſchen Eiſenerze, ſelbſt der Molybdan kommt in den nordiſchen Gebirgen (wie in Schottland, Norwegen, Schweden) häufiger als vielleicht ſonſt irgend wo, meiſt in dem Granite eingeſprengt, vor.

So wie nun die cohärenten Metalle mit der Entfernung vom Aequator zuzunehmen ſcheinen, ſo ſcheinen die weniger cohärenten, mit Einſchluſs des Goldes und Silbers, in der Nähe vom Aequator vorzüglich häufig zu ſeyn. Nun finden wir wohl auch in den nördlichern Gegenden beträchtliche Silber- und Goldbergwerke, wie z. B. in Norwegen, auf dem Harz, in Churſachſen, in Ungarn und bey *Bereſowsk.* Aber dieſe Menge von Gold und Silber ſcheint mit derjenigen um den Aequator herum, gar nicht verglichen werden zu können. Freylich ſind uns die Gebirge des Indiſchen *Archipelags* in dieſer Rückſicht nicht ſonderlich bekannt. Indeſſen haben wir ſowohl neuere

neuere als ältere Nachrichten genug, die uns zu der Vermuthung berechtigen, daſs ſowohl dieſe Gegenden, als einige in Africa, ſehr reich an Gold und Silber ſind. Ich ſelbst habe gediegene Goldstuffen von den Indiſchen Inſeln geſehen, wie man ſie aus den europäiſchen Gebirgen nie zu ſehen bekömmt. Am allerauffallendsten ſind aber in dieſer Rückſicht die americaniſchen Aequatorial-Gegenden. Die ungeheure Menge von gediegenem Silber in Mexico ist ſchon bekannt. Die unverſiegbare Quelle von Gold und Silber in Südamerika, welche die ſchlechteste bergmänniſche Behandlung nicht zu erſchöpfen, ja nicht einmal merkbar zu vermindern vermag, ſpricht für eine ſo ungeheure Anhäufung des Goldes und Silbers in dieſen Gegenden, wie man ſie ſich ſonst wohl nicht vorzustellen pflegte. Dieſe Vorstellung wird durch die Nachrichten *Helm's* 1) durchaus bestätigt. Bey Tucuman, erzählt er, ſcheint der ganze Bergrücken edel zu ſeyn, und ſowol Gold als Silber zu halten. Bey Mojos enthalten die Thonſchiefergebirge Quarzgänge mit ſehr vielem Golde, und Waſchgold mit Stücken von der Gröſse eines Viertel-Ducaten. Dergleichen aufgeſchwemmte goldreiche Flötzlager gehen von hier aus ganz bis nach Potoſi. Hier wird der Thonſchiefer über alle Vorstellung reich. Eine ganze Kuppe bis zu Sicaſica enthält ſehr viel Gold. Bey La Paz nicht weit davon, ſei, wie *Helm* erzählt,

---

1) Tagebuch einer Reiſe durch Peru von Buenos-Ayres, an dem groſsen Plata-Fluſse, über Potoſi nach Lima. Dresden 1798.

zählt, ein überhängender Theil der Kuppe, vor 80 Jahren herunter, in welcher man Goldstücke von 2 bis 50 Pfund fand. Noch nach einer ſo langen Zeit findet man Unzenſchwere Goldstücke in dieſer herabgefallenen Gebirgsmaſſe, und doch ſoll, wie man verſichert, Tiupani 40 Meilen von da, noch reicher an Golde ſeyn.

Das Silber kommt eben ſo häufig wie das Gold, theils als gediegen Silber, theils als Bleyglanz, theils als Weiſsgültigerz vor; es ſcheint das Gold, an den meisten ſchon erwähnten Stellen, zu begleiten. Gualgayos in der Provinz Truxillo, 178 Meilen vor Lima, und der Silberberg Jauricucha bey der kleinen Stadt Pasco in der Provinz Tarma geben über die Hälfte des Silbers, welches im Königreiche producirt wird. Der letzte Berg, enthält ein ungeheures Stockwerk von ſeinen poröſem Brauneiſenstein, in welchem gediegen Silber durch und durch eingeſprengt ist. Dieſer Eiſenstein enthält freylich nur in 50 Centnern 9 Mark Silber; aber ein weiſser Letten in der Mitte des Stockwerks ¼ Elle mächtig, giebt in 50 Centnern 200 bis 1000 Mark fein Silber. — Wo man, auf dem ganzen Stockwerke, anſchlägt, findet man Silbererz, bald von gröſsern, bald von geringern Gehalte.

So ungeheuer wie nun in Vergleichung mit den europäiſchen Gegenden dieſe Menge von Gold und Silber ist, ſo ist es doch mehr als wahrſcheinlich, daſs der eigentliche Reichthum dieſer Gebirge, noch lange nicht einmal zur Hälfte bekannt

ist,

ist, und ſollte es denn zu kühn ſeyn, wenn wir behaupten, daſs das Gold und Silber in jenen Gegenden faſt eben ſo häufig ist, wie das Eiſen gegen Norden?

Aber eine groſse Merkwürdigkeit, die vorzüglich für die Vermuthung ſtimmt, daſs ein Unterſchied in der climatiſchen Vertheilung der verſchiedenen Metalle ſtatt findet, ist von allen Naturforſchern, die über dieſen Gegenſtand ſprachen, überſehen worden. Es ist nemlich die, im Ganzen genommen und verhältniſsmäſsig, ſehr auffallende Seltenheit der leichtflüſſigen Metalle, in den nördlichen Gegenden. Das Bley, ob es gleich eines der häufigſten Metalle der weniger cohärentern Reihe in dem nördlichen Theil von Europa ist, ist doch in verſchiedenen nördlichen Ländern ſelten genug. So leidet Norwegen und Schweden wirklich Mangel an Bley. Wie häufig dieſes Metall gegen Süden ist, läſst ſich freylich nicht ſo genau ausmachen; aber es ist zu vermuthen, daſs es in den auſserordentlich ſilberreichen mexicaniſchen und ſüdamerikaniſchen Gegenden, nicht ſelten ist. Das hauptſächlich ſüdliche Vorkommen des Zinns ist noch auffallender. Bekanntlich ist dieſes Metall in Europa ſehr ſelten, und man trift es nur, und das in geringer Menge, in Böhmen, Sachſen und in Cornwallis. Die beträchtlichste Menge Zinn die verbraucht wird, kömmt aus den ſüdlichen orientaliſchen Gegenden zu uns. Eben ſo, wie das Zinn, fehlt auch das Queckſilber in den nördlichen Gegenden. Es zeigt ſich erst in einiger Menge in

den

den ſüdlichern Gegenden von Deutſchland, im Zweybrückiſchen und vorzüglich in Idria, in Oberungarn und in Siebenbürgen, zu Almaden in Spanien u. ſ. w. Obgleich die Spanier in Südamerika aus Almaden, ja ſogar aus Idria, Queckſilber zum Amalgamiren ihrer Erze haben, ſo ist es doch gewiſs, daſs dieſes Metall in bedeutender Menge in Südamerika vorkömmt, ohne benutzt zu werden. *Helm* giebt eine Beſchreibung von dem Gebirge bey Guancavelica die auf einen auſserordentlichen Reichthum von Queckſilber in dieſem Gebirge ſchlieſsen läst.

Es ist, wenn wir alles zuſammen nehmen, in der That ſehr wahrſcheinlich, *daſs die Menge der cohärentern Metalle mit der Entfernung vom Aequator in einem geraden, die Menge der weniger cohärenten Metalle, mit derſelben Entfernung, in einem umgekehrten Verhältniſs stehe.* Hier führe ich dieſes Verhältniſs nur deshalb an, weil es auch beweiſst, daſs jene Abtheilung der Metalle nicht erzwungen und willkührlich, ſondern in der Natur gegründet ſey; ob es uns noch andere Aufſchlüſſe verſpricht, wird ſich in der Folge zeigen.

Und hiermit ſchlieſse ich alſo dieſe Unterſuchung der Metalle. Keiner fühlt beſſer wie ich, wie viele Schwierigkeiten bey meiner Art der Behandlung statt finden; aber keiner kann auch inniger als ich, von der Richtigkeit der Hauptſätze überzeugt ſeyn. Ich muſs nothwendig den Leſer bitten, daſs er ſich durch kleinere

Ab-

Abweichungen nicht irre machen läſst, ſondern mehr ſeinen Blick auf das Ganze richtet. Wenn man bedenkt, daſs unſere Unterſuchung einer Reihe Körper galt, in welcher höchſt wahrſcheinlicherweiſe viele Glieder noch nicht entdeckt, und viele Eigenſchaften der ſchon bekannten Glieder nicht hinlänglich unterſucht ſind, ſo kann man leicht einſehen, daſs wir in dieſer Reihe Lücken finden muſten. Ich habe es ſchon oben geſagt, und wiederhole es nochmals, daſs vorzüglich in der Reihe der weniger cohärenten Metalle einige Glieder fehlen müſſen, die wir, wenn wir das ſüdlichere Vaterland dieſer Metalle, vor allen Dingen die ungeheuren Gold- und Silbermaſſen genauer kennen lernen, wahrſcheinlich entdecken werden. Es iſt ſehr merkwürdig, daſs wir in der neuern Zeit die Reihe der cohärenteſten Metalle mit ſo vielen neuen vermehrt haben; da wir doch in der weniger cohärentern Reihe nur ein einziges neues Metall fanden.

Mögen indeſſen die Lücken noch ſo bedeutend, die Schwierigkeiten in einigen ſpeciellen Fällen noch ſo groſs ſeyn, Folgendes geht doch offenbar als reines Reſultat aus unſern Unterſuchungen hervor. Die drey ſchwerſten Metalle ſtellen die Wurzel zweyer Metallreihen dar. Von ihnen aus können wir dieſe Reihen mit abnehmender Dichtigkeit, zunehmender Cohärenz und Sprödigkeit auf beyden Seiten verfolgen. Dieſe Verhältniſſe der angeführten Eigenſchaften kommen beyden Reihen zu; aber die gröſte Cohärenz fällt ganz auf die Seite der einen Reihe, verliert

ſich

ſich in einer bedeutenden Härte und auſserordentlichen Strengflüſſigkeit, welche mit der Intenſität der Oxydation in einem geraden Verhältniſſe steht. Die geringere Cohärenz fällt ganz auf die andere Seite; aber wie ſie zunimmt, werden die Metalle immer flüchtiger, und die Intenſität der Oxydation gröſser. Ja bey den Extremen beyder Reihen finden wir die Gewalt des Sauerſtoffs ſo stark, daſs ſowohl die cohärentesten als die flüchtigsten Metalle (ſowohl Molybdän und Wolfram, als Arſenik) die Natur der Säuren anzunehmen fähig ſind. So wie die Metalle den Extremen beyder Reihen ſich nähern, verlieren ſie offenbar nach und nach die ausgezeichnetsten Eigenſchaften der Metallität: die beträchtliche Dichtigkeit nnd die groſse abſolute Cohärenz in Verbindung mit Dehnbarkeit. *Die ganze Metallreihe zeigt uns durch ihre äuſsern Puncte zwey ſich entgegengeſetzte Pole, von welchen der eine ſich gleichſam immer fester macht,* (contrahirt — *daſs ich bey der Vergleichung bleibe,* — *der Minus-Pol) der andere ſich immer mehr frey macht*, (expandirt — *der Plus-Pol.*)

V.

Ist es uns gleich gelungen in dem vorhergehenden Aufſätze die meisten merkwürdigen Verhältniſſe bey den Metallen auf Geſetze zu reduciren, ſo werden doch dieſe Geſetze ſelbst uns ſo lange unverständlich bleiben, überhaupt die ganze Metallreihe unerklärbar, bis es uns gelingt, auch dieſe Reihe an eine andere bekannte Reihe Naturkörper anzuknüpfen. Es ist das, was wir in dem Nachfolgenden verſuchen werden.

Am leichtesten wird dieſes uns ohne Zweifel mit den Extremen der cohärentesten Metallreihe gelingen. Schon längst haben die Naturforſcher einen Zuſammenhang zwiſchen den Metallen dieſer Reihe, und einigen nichtmetalliſchen Substanzen vermuthet.

Es war natürlich einen Uebergang aus der Reihe der Metalle in die der Erden zu erwarten. Die Aehnlichkeit der Erdarten im äuſsern Anſehen mit den Metall-Oxyden, ist in der That zu groſs, als daſs nicht die Chemiker einen Zuſammenhang zwiſchen beyden ahnden ſollten. Die oben ſchon erwähnte Erſcheinung, daſs die cohärentern Metalle, ſo wie die Intenſion der Oxydation zunimmt, immer mehr und mehr zurücktreten, ſich in ihre Oxyde verlieren, und mit immer gröſserer und gröſserer Schwierigkeit aus dieſen wieder herzuſtellen ſind, muste die Naturforſcher zu der Vermuthung leiten, daſs die Erden Oxyde wären, deren Könige nur ſehr stark zurückgetreten waren, und ſich daher ſehr ſchwer oder gar nicht, reduciren lieſsen. Schon *Lavoiſier*, hat wie bekannt, dieſe Meynung gehegt, und obgleich nach dem unglücklichen Ausfall der *Ruprechtſchen* und *Tondiſchen* Reductionsverſuche die Hoffnung einer Reduction der Erdarten unter den Chemikern ſchwächer geworden ist, ſo glaubte doch der berühmte verstorbene *Pelletier* noch neulich den Baryth reducirt zu haben. 1)

Man ſieht leicht ein, daſs wenn irgend ein Extrem der Metallreihe zu den Erdarten den Uebergang machen ſollte, es nur das der cohärentesten Metalle ſeyn könnte. Und hier finden wir denn auch wirklich mehrere Spuren eines ſolchen Uebergangs. Schon ganz im Anfange dieſes Buchs (S. 9.) habe ich die Erfahrungen erwähnt, die

---

1) Man vergleiche hiermit meine Aeuſserung in der ſchon vor mehr als 2½ Jahren verfertigten Abhandlung, über den Oxydations- und Desoxydations-Proceſs der Erde, wo wirklich ſchon der Keim zu meiner jetzigen Anſicht der Natur liegt.

die für eine Metallität des Zirkons und der Glucine ſprechen, ihre von *Vanquelin* und auch von *Lampadius* und *Mitſchell* bemerkte Präcipitation durch reine Blutlauge, ihr gefärbter Niederſchlag durch Galläpfel-Tinctur, der ſüſse Geſchmack der Glucine-Salze u. ſ. w. Wir haben alſo hier einen Uebergang der Erdarten zu der Metallreihe; ebenſo wie die cohärentesten Metalle einen Uebergang zu den Erdarten zeigen. Es verdient, wie ich glaube, bemerkt zu werden, daſs man die Glucine und das Chromium, von welchen die erste die Erdarten mit den Metallen, die zweyte die Metalle mit den Erdarten am meisten verbindet, z. B. im Smaragd nach *Vanquelin* [1]) in Verbindung miteinander findet.

Dem Vorhergehenden zufolge könnte man alſo die Erdarten für Metalle halten, deren Könige gleichſam verſchwunden wären. Aber eine andere höchst merkwürdige Erſcheinung fordert unſre ganze Aufmerkſamkeit: Es ſind die Erfahrungen die ſo auffallend für die Metallität der Kohlen ſprechen. Wir haben dieſe, in der neuern Phyſik, eine ſo groſse Rolle ſpielende Entdeckung dem gröſsten und genievollsten jetzt lebenden Phyſiker *Volta*, wie ſo viele andere der wichtigsten Entdeckungen, zu verdanken. Er war es nehmlich, der die durch *Fontana* [2]) zuerst bekannt

---

[1]) *Scherer's* Journal 1ster Bd. 4tes Heft. p. 366.

[2]) *Rozier's* Journ. d. Phyſik. 1793. p. 292.

bekannt gewordene Entdeckung gemacht hat, daſs die Kohle in den Galvaniſchen Verſuchen völlig wie ein Metall wirke. Unter allen trocknen Subſtanzen unſrer Erde vermögen nur Kohlen und kohlenſtoffhaltige Foſſilien ſich als Excitatoren in der galvaniſchen Kette wirkſam zu zeigen. Die Annäherung der Kohlen zu den cohärenteſten Metallen, die durch die obige Beobachtung zuerst begründet wurde, wird durch eine andere von *Pfaff* [1]) gemachte Entdeckung noch mehr bestätigt. Man könnte nemlich gegen die Meynung, daſs die Kohle ſich durch ihre Thätigkeit in der galvaniſchen Kette als ein Metall zeige, einwenden, daſs die Metalle doch nur im reguliniſchen Zustande thätig ſind; die Kohle aber, wie aus den *Guytonſchen* Verſuchen erhellet, ſchon oxydirter Kohlenstoff ist. Aber die Entdeckung von *Pfaff*, daſs das strahlige und dichte Graubraunsteinerz, alſo ein wahres oxydirtes Metall, allerdings in der galvaniſchen Kette thätig ist, welches auch von *Humboldt* [2]) und nachher von mehrern bestätigt worden ist, hebt nicht allein dieſe Schwierigkeit, ſondern giebt auch der Meynung, daſs die Kohle mit den cohärentern Metallen gewiſſermaaſsen zuſammenfällt, eine neue Stütze. Ich vermuthe, daſs auch das Menack-Oxyd, welches mit dem Braunstein-Oxyd ſo viele Aehnlichkeit hat, wie dieſes, beym Galvanismus Excitator ſeyn wird.

Wir

---

[1]) Ueber die thieriſche Electricität, p. 120.

[2]) Verſuche über die gereizten Muskel- und Nervenfaſern, 1. Bd. p. 124.

Wir haben alſo vielen Grund, einen Zuſammenhang der Kohle mit den Metallen zu vermuthen; aber ſpielt nicht auch die Kohle unter den cohärentesten Metallen eine ſehr wichtige Rolle? Kommt ſie nicht immer mit Braunstein z. B. in der genauesten Verbindung vor? Vermag ſie nicht ſich mit dem Eiſen innigst zu verbinden, Theil an ſeiner metalliſchen Natur zu nehmen, und anstatt den Magnetismus dieſes Metalls zu zerstören, dieſen vielmehr auf das Auffallendste zu verstärken? Herr von *Arnim* hat in ſeinen Ideen zu einer Theorie des Magneten [1]) dieſe Nothwendigkeit des Kohlenstoffs, um den Magnetismus des Eiſens zu befördern, zur Begründung einer Theorie dieſer Erſcheinung, am ersten aufgestellt, ſo wie *Ritter* [2]) der erste war, der ſich über die Metallität der Kohle deutlich äuſserte.

Aber die Kohle ist ja ſelbst nur ein Oxyd des Diamanten, zwiſchen dieſer und dem Diamanten ſelbst, liegt der, nur durch eine ſchwächere Oxydation verſchiedene, Graphit; und bey dieſem finden wir, *ebenſo wie beym Braunstein eine geringe Oxydation mit metalliſchen Glanze verbunden.* [3]) Ich glaube, daſs man durch das Bis-

---

[1]) *Gilbert's* Annal. d. Phyſik. 3ten Bandes 1stes Stück. p. 55.

[2]) Beyträge zur nähern Kenntniſs des Galvanismus. 1stern Bandes, 2tes Stück. p. 245.

[3]) Vorläufig will ich hier bemerken, daſs die Erſcheinungen, die der Diamant in ſeinem urſprünglichen Zustan-

Biſherige hinreichend zu der Annahme berechtigt iſt: daſs die Extreme der cohärentern Metallreihe ſich allmählig in Kohlenstoff verlieren. Eine Annahme, die noch dadurch an Evidenz gewinnt, daſs der Diamant, der, wenn er auch nicht reiner Kohlenstoff iſt, — was man nun freylich auf keine Weiſe behaupten kann — doch dieſen Stoff im reinſten möglichſten Zuſtande repräſentirt, die gröſste relative Cohärenz, oder was daſſelbe iſt, die gröſste Härte unter allen bekannten Körpern der Erde zeigt.

Ich brauche, nachdem was ich im erſten und zweyten Aufſatze dieſer Schrift, auseinandergeſetzt habe, die Uebereinſtimmung der Behauptung; daſs die cohärentern Metalle einen Uebergang zu den Erdarten machen, mit der, daſs ſie ſich allmählich gleichſam im reinen Kohlenstoff verlieren, nicht weitläuftig einzuleiten. Wir wiſſen ſchon, daſs der Kohlenstoff die ganze kieſeligte Reihe characteriſirt, und die Erdarten (Zirkon und

---

Zustande ſowohl, als in ſeinen verſchiedenen Oxydationsgraden darbietet, zur Begründung einer zukünftigen Theorie des Lichts, ſehr wichtig ſeyn können. Der Diamant zeigt uns nemlich ſelbst — *die weiſſe Farbe*, und *vollkommne Durchſichtigkeit bey der grösten Cohärenz* — *metalliſchen Glanz*, beym erſten Grade ſeiner Oxydation, — *ſchwarze Farbe* beym zweyten Grade der Oxydation, — *Durchſichtigkeit beym Mangel aller Cohärenz* als Säure. Wirklich hat auch ſchon *Schelling*, (Zeitſchrift für die ſpekulative Phyſik 1ter Bd. 2tes Heft. p. 60.) die Durchſichtigkeit des Diamanten zu dieſem Behuf anzuwenden angefangen.

und Glucine nemlich) die, wie wir oben ſahen, den Uebergang zu den cohärentern Metallen machen, fallen auch wirklich in dieſe Reihe. Eine andere merwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen den Oxyden einiger cohärentern Metalle und dem Kieſel, ist der, daſs dieſe Erdart, wie wir wiſſen, (ſ. p. 52.), ebenſo wie Braunstein und Menack durch Desoxydation in Säuren auflösbar wird.

Wir ſahen im vorigen Aufſatze, daſs die cohärentern Metalle in ihren Extremen immer feſter wurden, und daſs der dadurch entstehende Pol der ganzen Reihe, den *contrahirten* repräſentirte, und stellt der Diamant das, ſelbst bis über die Grenze herausgehende, Extrem der cohärenten Reihe dar, ſo muſs es auch gleichſam das äuſserste Extrem der Contraction auf der Erde überhaupt darstellen. Aber wie kann dieſes characteriſtiſcher ausgedrückt werden, als durch das Maximum der Härte?

Der Diamant geht ſeinen oryctognostiſchen Kenntniſſen nach, durch Zirkon und Hyazinth in die übrigen Edelgesteine, und durch dieſe in Bergkrystall und Quarz über. Der Zirkon zeigt noch Spuren des eigenthümlichen Diamantglanzes, der ſich ſchon beym Hyazinth völlig verloren hat. Aber ist es nicht ſehr merkwürdig, daſs die Verbindung durch eine Erde geſchieht, die wie der Diamant ſelbst noch Spuren der Metallität zeiget?

Es war mir darum zu thun, hier den Zuſammenhang des Quarzes durch den Diamanten mit den Metallen der cohärenteſten Reihe nachzuweiſen, (obgleich der Leſer durch Vergleichung des hier Geſundenen, mit dem im zweyten Aufſatze Bewieſene, ihn leicht ſelbst hätte finden können) weil dieſes Foſſil in der Geſchichte der Erde eine ſo wichtige und ausgezeichnete Rolle ſpielt. Das, was den Quarz von allen andern, als Gebirgsarten vorkommenden Foſſilien characteriſirt, ist, daſs er von ſeiner erſten Entſtehung an *nur mechaniſch, nie chemiſch verändert, nur zertrümmert, nie aufgelöst wird.*

Wir wiſſen aus dem Vorhergehenden (S. 19.) daſs der Quarz einen Hauptbestandtheil in der Miſchung der *Schieferformation* ausmacht. Im Granit kömmt er mit, in etwas überwiegenden, Feldſpath und Glimmer vor. Im Gneuſe mit denſelben Beſtandtheilen; nur hat der Feldſpath ſehr abgenommen. Im Glimmerſchiefer hat ſich dieſer faſt ganz verloren, im Thonſchiefer meist auch der Quarz. Aber die zwey andern Beſtandtheile des Granits (der Feldſpath und der Glimmer) verändern ſich auf mannigfaltige Weiſe. Der Feldſpath wird im Porcellanthon aufgelöst; er erſcheint in andern Gebirgsmaſſen in einer ganz andern Geſtalt. Auch der Thonſchiefer ist höchst wahrſcheinlicherweiſe veränderter Glimmer; nur der Quarz erſcheint immer auf dieſelbe Art. Kommt er, wie im Urthonſchiefer und vor allem im Grauwackenſchiefer, nicht in der Miſchung vor, ſo durchſetzt und durchtrümmert er die Gebirgsbirgsmaſſe auf mannigfaltige Weiſe. Wie wenig die Natur über den Quarz vermag, zeigt ſich aber in der Uebergangs- und noch mehr in der Flötz-Periode auf die auffallendste Weiſe. Schon in der Grauwacke ſelbst kommt der Quarz freylich zertrümmert, aber ſonst unverändert vor. In den Flözgebirgen verſchwindet der Feldſpath und der Glimmer nach und nach ganz; nur der Quarz kommt immer wieder zurück, constituirt die Hauptmaſſe der mächtigen Sandsteingebirge; er füllt als loſer Sand den Grund aller Meere, und zeigt augenſcheinlich wie ſehr er allen Angriffe der Natur zu widerstehen vermag. Es ist alſo hier ein auffallendes Beyſpiel von einer Contraction, welche die Natur, wenn ſie ſich einmal in ihr verloren hat, nicht mehr überwältigen kann. Wir wiſſen, wie der Quarz, der uns dieſes Phänomen haupſächlich zeigt, mit dem Diamant, und, durch dieſen, mit den Extremen der cohärentern Metallreihe zuſammenhängt. Dieſe Erſcheinungen beweiſen uns alſo, *daſs der Kohlenſtoff, als der negative oder Minus-Pol der Metallreihe, die gröste Contraction der Natur repräſentirt.*

Indem wir eine Verbindung der Metallreihen mit den nichtmetalliſchen Substanzen aufſuchten, wurden wir gleichſam unwillkührlich zu den cohärentern Metallen hingedrängt, weil ſchon bekannte Erſcheinungen uns da zum voraus einen Uebergang erwarten lieſsen. Die Extreme der weniger cohärenten Reihe stehen noch immer frey, und ein jeder, der mit dem jetzigen Zustand der Naturwiſſenſchaſt bekannt ist, ſieht leicht, daſs wir hier die Verbindung mit ſo vieler Evidenz, wie bey den cohärentesten Metallen, nicht werden nachweiſen können. In der That können wir auch nicht hier ſo überzeugend ſchrittweiſe vorwärts gehen, ſondern wir müſſen die Gründe mehr durch einen Ueberblik über Alles, was uns durch die bisherige Unterſuchung entstund, zu vermitteln ſuchen. Was dieſen Theil unſerer Unterſuchung an unmittelbarer Evidenz abgeht, wird freylich — was ich lieber offenherzig gestehen, als verheelen will — nur zum Theil durch die vermittelnden Schlüſſe erſetzt. Aber der unpartheyiſche Leſer wird, wenn er alles gehörig erwägt, mir ſchwerlich abläugnen können, daſs die Vermuthung die ich aufstelle, ſelbst von Seiten der Erfahrung, einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit beſitzt, und die fortgeſetzte Unterſuchung, welche die Vermuthung immer mehr begründen wird, ſoll hoffentlich den Leſer mit dieſer durch das Mangelhafte unſerer Erfahrungen hervorgebrachten Lücke, vollends ausſöhnen.

Der aufmerkſame Leſer wird leicht ſchlieſsen können, daſs wir die Extreme der weniger cohärenten Reihe, ebenſo mit der Stickstoff- oder Kalkreihe werden zu vereinigen ſuchen, wie wir die Extreme der cohärentern Reihe mit der Kohlenstoff- oder Kieſel-Reihe verbanden, und gerade dieſe Leichtigkeit mit welcher der Leſer unſere Vermuthung zum voraus zu errathen vermag, ſpricht — wenn ſonst das Bisherige hinlänglänglich in der Natur gegründet iſt — ſehr für ihre Wahrſcheinlichkeit.

Aber, wo ſollen wir denn die unmittelbare Vereinigung jener in der ganzen Natur getrennten Stoffe ſuchen, wenn nicht bey den Metallen? Der flüchtigſte Anblick dieſer Subſtanzen deutet darauf, daſs bey ihnen noch gebunden iſt, was die Natur in allen übrigen Subſtanzen, getrennt hat. Daher das Bleibende, Beharrende, ungemein Characteriſirende der Maſſe, welches, ſo, wie bey den Metallen, nirgends aufgewieſen werden kann. Alle übrige Naturkörper, — die Metalle, Schwefel und Phosphor ausgenommen, laſſen ſich bis auf unſichtbare Stoffe reduciren. In dem verworrenen Conflict ineinander greifender Qualitäten tragen die Metalle, vor allen, das unverlöſchbare Gepräge der Erdqualität überhaupt an ſich. Wie natürlich alſo, zu vermuthen, daſs das Characteriſirende der Metalle in einer unmittelbaren Verbindung des ſonſt immer Getrennten beſteht! Ich erwähne dieſes nur kurz hier; die Nothwendigkeit dieſer Anſicht zu beweiſen, behalte ich mir noch vor.

Wenn wir nun Sauerſtoff und Waſſerſtoff als Stoffe, zwiſchen welchen ein ganz anderes Verhältniſs ſtatt findet, ausnehmen, ſo bleibt uns nur der *Stickſtoff* zurück, der ſich ohnehin, wie im erſten und zweyten Aufſatze bewieſen wurde, immer als das dem Kohlenſtoff durchgängig Entgegengeſetzte, obgleich nicht unmittelbar mit ihm Verbundene, beweiſt. Aber läſst ſich nicht

zwiſchen dem **Stickſtoff** und **Kohlenſtoff** — das Entgegengeſetzte ihrer Eigenſchaften einmal zugegeben — viel Analoges aufweiſen? Iſt nicht der Stickſtoff der einzige *Stoff*, der ohne oxydirt zu ſeyn, ſich in Gasform immer erhält; ebenſo wie der Kohlenſtoff der einzige, der ſich ohne oxydirt zu ſeyn, im feſten Zuſtande zeigt? Der Stickſtoff widerſteht, in der gewöhnlichen Temperatur, aller Oxydation, und nur der electriſche Funke kann ihn mit Sauerſtoff verbinden. Der Kohlenſtoff — als Diamant — kann nach dem *Guytonſchen* 1) Verſuche, wenn er auch angezündet iſt, nie brennen, auſser da, wo er unmittelbar im *Focus* des Brennſpiegels iſt. Das Analoge zwiſchen dem Kohlenſtoff und Stickſtoff, mit Rückſicht auf die Schwierigkeit, mit welcher ſie im erſten Grade der Oxydation eingehen, fiel ſelbſt dem experimentirenden *Guyton* auf. Der Stickſtoff verliert durch ſeine Oxydation die Gasform; der Kohlenſtoff erhält ſie erſt durch die vollſtändigſte Oxydation. Wer, der das merkwürdige Zuſammenſeyn dieſer beyden Subſtanzen in der Atmoſphäre, von welcher die eine nur durch den electriſchen Funken ſich oxydiren läſst, indeſſen die andere auf das vollkommenſte die Natur einer Säure zeigt, ſich lebhaft vorzuſtellen vermag, wird nicht zu der Meynung, daſs dieſe Subſtanzen einander entgegengeſetzt ſind, hingedrungen?

---

1) *Scherers* Journal. 18tes Heft. p. 676.

Es ist ein ſehr merkwürdiges Phänomen, daſs die *Kalkformation* alſo überhaupt die *Stickſtoffreihe* in der Geſchichte der Erde erst *ſpäter hervortritt.* (S. 21.) Die erſten Gebirge beſtehen aus Granit, gehören alſo zur Schieferformation, und ihr Characteriſirendes ist der Kohlenstoff. Erst in den Gneus- und Glimmerſchiefergebirgen tritt der Urkalk und zwar verhältniſsmäſsig ſehr ſparſam hervor. Je jünger die Geſchichte der Erde wird, desto häufiger wird der Kalk. Aber das Characteriſirende der Kalkreihe ist ja der Stickstoff. Die Geſchichte der Erde ſelbst, zeigt alſo auf ein Verhältniſs hin, welches mit dem oben angeführten bis zur Ueberraſchung übereinstimmt. — Denn muſs man nicht ſchlieſsen, daſs die Kieſelreihe gleichſam das *urſprünglichste feste* der Erdmaſſe darstellt, da hingegen der Kalk erst ſpäter und jünger zur feſten Erdmaſſe hinzukam? Die ganze Geognoſie stellt uns nichts anders auf, als die Perioden des Festwerdens (der allmähligen Verknöcherung) der Erdmaſſe, und da zeigt uns in der That auch dieſer Blick auf die Bildung der ganzen Erde, die frühere und gröſsere Neigung der Natur zur Contraction auf der Kohlenstoffſeite.

Einer meiner Freunde hat die tiefſinnige und ſehr erſchöpfende Bemerkung gemacht, daſs die Pflanzen eigentlich ihr Gehirn in der Erde, alſo nach unten, und ihre Generationsorgane nach oben haben; da vielmehr die Thiere, je vollkommner ſie werden, das Gehirn nach oben, und die Generationsorgane nach unten kehren. Dadurch

wer-

werden gerade die Pflanzen bloſse *Organe* der Erde, durch welche dieſe gleichſam zu uns ſpricht, die vollkommnern Thiere aber, vorzüglich der Menſch, *ſelbſtändige Organiſationen*, die vielmehr zu der Erde ſprechen. Dieſe Richtung der Vegetation von unten hinauf, — gleichſam das allmählige Losreiſſen eines urſprünglich Gefeſſelten — verglichen mit der Richtung der Animaliſation von oben herunter — gleichſam das Binden eines urſprünglich Freyen — führe ich hier an, weil ja, wie wir wiſſen, die Vegetation mit der Kieſelreihe und auch mit dem Kohlenſtoff, die Animaliſation mit der Kalkreihe und auch mit dem Stickſtoff, zuſammenfällt, und wir alſo in der That dieſelbe (oben angegebene) Entgegenſezzung, in immer gröſsere Verhältniſſe wiederkehren ſehen.

Ich habe Anſichten, deren weitere Auseinanderſetzung und genauere Beſtimmung ich mir noch vorbehalte, hier antecipiren müſſen, um dadurch meine Vermuthung zu rechtfertigen. Aber ſelbst auf den von mir bisher gebrauchten Wege der Erfahrungen, bin ich wirklich im Stande, einen Zuſammenhang der Extreme der weniger cohärenten Metalle mit der Stickſtoffreihe, wenigstens anzudeuten.

Die Annäherung des Arſeniks, in vielen ſeiner Verhältniſse, zum Phosphor und Schwefel iſt höchst merkwürdig. Giebt er nicht in ſeinen Verbindungen mit den Alkalien eine Subſtanz, die das Characteriſtiſche und Ausgezeichnete des Schwe-

Schwefel- und Phosphorkalis haben? Ja giebt nicht dieſe Arſenikleber, durch die Zerſetzung mit Säuren, ein *arſenikhaltiges Waſſerſtoffgas*, daſs, ſo wenig es auch bis jetzt unterſucht ist, doch eine auffallende Aehnlichkeit mit dem durch *Gengembre*, *Raimond* und *Berthollet* vorzüglich unterſuchten Schwefel- und Phosphorwaſſerſtoff hat? Und neigen ſich nicht Schwefel und Phosphor augenſcheinlich zu den Metallen? Sie ſind die einzigen, auſser der Metallreihe vorkommenden, reducirten Körper, die ein dem der Metalle ähnliches Verhältniſs gegen den Sauerstoff zeigen, obgleich wohl die auſserordentliche Gewalt, mit welcher ſie den Sauerstoff an ſich reiſſen, von einer vorhergehenden ſchwachen Oxydation herrühren möchte. Aber ſelbst die Leichtigkeit mit welcher dieſe Körper ſich mit den Metallen vereinigen und der metalliſche Glanz, welchen dieſe Verbindungen behalten, ſprechen von einer Annäherung des Schwefels und Phosphors zu der Metallreihe. Ist es nicht auffallend, daſs wir den phosphorartigen Geruch, der doch etwas ſo überaus Eigenthümliches und Ausgezeichnetes hat, beym Arſenik und zum Theil auch beym Spiesglanze, fast unverändert wieder finden? Die Phosphormetalle welche wir durch *Pelletier* 1) vorzüglich kennen, haben in der That keine geringe Aehnlichkeit mit den Verbindungen des Arſeniks mit den übrigen Metallen. So werden die Metalle ebenſo durch den Phosphor, wie durch den Arſe-

---

1) de la Metherie obſ. ſur la phyſ. Tom. XXXIV. p. 193. XLI. p. 284. und 292.

Arſenick, bläſser und zugleich grobkörniger und ſpröder.

Der anonyme Verfaſſer eines Aufſatzes über die Natur des *Indigo* [1]) glaubt eine metalliſche Subſtanz entdeckt zu haben, die auſserordentlich flüchtig ſeyn ſoll, und mit dem Phosphor in einer genauen Verbindung zu stehen ſcheint. Wirklich verdienen ſeine Verſuche eine genauere Wiederholung, um ſo viel mehr, da ſie uns Hoffnung machen, den metalliſchen Glanz der Schmetterlingsflügel, der Flügeldecken mehrerer Inſecten, und der Schuppen einiger, *zugleich phosphoriſirenden Fiſche*, erklären zu können.

Ich glaube durch das Vorhergehende die Vorstellung, daſs der Arſenik den Uebergang von den Metallen zum Phosphor und Schwefel ausmacht, zu mehr als bloſser Vermuthung erhoben zu haben. Daſs aber wenigstens der Phosphor wirklich Stickstoff enthält, läst ſich in der That mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen. Man bedenke nur, daſs er immer in den thieriſchen Subſtanzen am häufigsten vorkömmt, daſs faſt eine jede faulende Gährung, zugleich mit Stickstoff, Phosphorſäure oder Phosphorwaſſerstoff liefert, und zwar da am meisten, wo man annehmen kann, daſs der Stickstoff — daſs ich mich des Ausdrucks bediene — am concentrirtesten ist, wie z. B. bey den faulenden Eyern. Noch auffallender ist dieſes Zuſammentreffen des Phosphors mit

---

[1]) *Scherers* Journal 28tes Heft. p. 309.

mit dem Stickstoffe im Pflanzenreiche. Hier finden wir den Phosphor wirklich nur in den ſeltenen Fällen, wo wir zugleich Stickstoff finden. So enthalten die Kreutzblumen (Cruci-formes) ſowohl Phospor- als Stickstoff; denn ſie liefern auſser Phosphorſäure auch Ammoniak; ſo findet man auſserdem den Phosphor vorzüglich im Kleber- und Eyweiſsstoff, die alle beyde eigentlich durch Stickstoff characteriſirt ſind.

Ich frage einen Jeden, der alles, was uns durch unſere Unterſuchungen bis jetzt entstund, mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt; ob er ein ſo überraſchendes Zuſammentreffen der Natur mit dem, was wir annehmen müſſen, ſich durch einen bloſsen Zufall zu erklären getraut? und ob wir nicht berechtigt ſind anzunehmen: *daſs das Extrem der weniger cohärenten Metallreihe, ſich eben ſo an den Stickstoff* (obgleich durch einige noch flüchtigere Mittelglieder), *wie das Extrem der cohärentesten Reihe ſich an den Kohlenstoff anſchlieſst; daſs ferner durch dieſe Extreme auf der einen Seite die gröſste Expanſion, ſo wie durch die andern, die gröste Contraction erreicht wird?*

Wir haben alſo, durch das Vorhergehende, die Metalle mit der Kieſel- und Kalkreihe und durch dieſe Reihen zugleich mit der Animaliſation und Vegetation in Verbindung gebracht.

Wenn wir uns die beyden Extreme der Metalle, als zwey ſich entgegengeſetzte Pole vor-

vorſtellen, ſo müſſen wir ein allmählig ſtärkeres Hervortreten des Kohlenſtoffs auf der cohärentesten oder contrahirten Seite, und eben ſo ein allmähliges Hervortreten des Stickſtoffs auf der weniger cohärenten oder expandirten Seite annehmen. Aber zu dieſer Vorſtellung ſind wir in der That berechtigt. Denn was iſt Polarität anders, als *Entgegenſetzung in der Vereinigung?* Und ſtellen nicht die Metalle eine identiſche Reihe dar, in welche ſie ohne dieſe Identität zu verlieren, ſich allmählig in entgegengeſetzten Richtungen von einander entfernen?

Die Polarität der ganzen Reihe kennen wir; aber in der Mitte der Reihe finden wir Metalle mit *einer eigenen Polarität.* Die Erſcheinungen des *Magnetismus* fordern unſere ganze Aufmerkſamkeit, und alle vorhergehende Erſcheinungen ſind in der That nur erklärt, in ſo fern wir dieſe zu erklären vermögen.

Daſs der Magnetismus in der Mitte der Metallreihe hervortritt, iſt wohl gewiſs. Zwiſchen den Wurzelmetallen und dem iſolirt magnetiſchen Eiſen liegt nur ein einziges Metall, nämlich das Kupfer. Aber ſchon beym Silber laſſen ſich Spuren des Magnetismus aufzeigen. *Ritter* [1]) hat die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht, daſs man die Zweige des Dianenbaums und anderer metalliſchen Dendritenſpiele, als eben ſo viele

---

[1]) Beyträge zur nähern Kenntniſs des Galvanismus. 1ter Bd. 2tes Stück. p. 280.

viele magnetiſche Stäbe anſehen könnte, deren ungleichartigen Pole ſich anziehen, ſo daſs der Winkel des Anſatzes durch die Intenſität der Abſtoſsung der gleichartigen Pole beſtimmt wird. Aber nirgends finden wir dieſe Erſcheinung deutlicher und auffallender als beym Silber und Kupfer. Ja kann nicht ſelbſt das dendritiſche Vorkommen dieſer Metalle in der Natur als eine ähnliche Erſcheinung angeſehen werden? Ob ich gleich nicht läugnen will, daſs man noch in der Zukunft — vorzüglich durch die *Voltaſche* Batterie — Spuren des Magnetismus, als des Vorgängers aller chemiſchen Proceſſe bey mehrern Gelegenheiten entdecken wird, ſo glaube ich doch behaupten zu können, daſs dieſe Erſcheinung ſich nirgends ſo auffallend deutlich zeigt, wie beym Silber und Kupfer. Die Annäherung dieſer Metalle zum Magnetismus, läſst ſich auch dadurch beweiſen, daſs nach *Rinmann* auſserordentlich wenig Eiſen nothwendig ist, um ihnen Magnetismus mitzutheilen. Einige ſeiner Verſuche [1]) beweiſen, daſs $\frac{4}{100}$ Eiſen ſchon das Kupfer magnetiſch machte. Dieſe Neigung zum Magnetismus lieſse ſich ohnehin zum Voraus aus der beträchtlichen Cohärenz des Silbers und Kupfers ſchlieſsen.

Repräſentirt aber Stickſtoff den *poſitiven*, Kohlenſtoff den *negativen* Pol der ganzen Metallreihe, treten dieſe Stoffe — wie man denn annehmen muſs — gleichſam aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct nach entgegengeſetzten Richtungen allmäh-

---

[1]) a. a. O.

allmählig hervor, ſollte man denn nicht ſchon hier zu der Vermuthung geführt werden, daſs dieſer gemeinſchaftliche Mittelpunct das Phänomen des Magnetismus, d. h. der eigenen Polarität zeigen, und ſo als Repräſentant der Polarität der ganzen Reihe auftreten würde? —

Ich habe die Behauptung: *daſs Stickſtoff und Kohlenſtoff Repräſentanten des Magnetismus ſind*, durch das bisherige eingeleitet. Die Gründe meiner Behauptung aufzuſtellen wird der Gegenſtand der nachfolgenden Unterſuchung ſeyn.

VI

Wir müſſen — ehe wir weiter gehen — noch einen Blick auf die Metalle werfen, und die Anſicht dieſer Körper, in ihren Verhältniſſen gegen alle übrigen Körper der Erde, die aus der Unterſuchung hervorgeht, uns recht deutlich vor die Augen bringen. —

Die ganze Claſſe der metalliſchen Körper bietet uns überhaupt die *einfachſten* Verhältniſſe dar. — Sie allein — zugleich mit Schwefel und Phosphor, die aber auch, wie wir wiſſen, ſich in ſo vieler Rückſicht, den Metallen nähern, — können — immer unverändert — aus den verwickelſten Proceſſen wieder hervortreten. — Dieſes *unveränderlich Beharrende*, eine Eigenſchaft die unter allen Körpern die Metalle allein characteriſirt, und die allmählig verſchwindet, ſo wie die Körper in der Stuffenfolge ſich von ihnen entfernen — dieſe Schwierigkeit *der Zerlegung*, die — wenn man es wagen darf der fortſchreitenden Chemie eine ſolche abſolute Grenze zu ſetzen — bey den Metallen faſt in *Unmöglichkeit* übergeht, zeigt ſchon deutlich, daſs hier *gebunden ist*, was in allen übrigen Körpern *getrennt* ist. Ich glaube dieſe Vorſtellung durch das Vorhergehende hinlänglich begründet zu haben. Aber eben dadurch wurden wir auch in den Stand geſetzt, die *gemeinſchaftliche Quelle* der entgegengeſetzten Richtungen, die ſich uns, ſchon gleich im Anfang, als Kalk- und Kieſelreihe, Animaliſation und Vegetation, zeigten, und die zwey groſse *Hauptzüge* durch die ganze Natur bilden, bey den Metallen zu entdecken. — Hier ist noch beyſammen in unveränderlicher, geſetzmäſsiger Richtung, was in der unendlichen Tieſe der Evolution verloren, immer verworrener, geſetzloſer und willkührlicher *ſcheint*. Ist es aber gewiſs, daſs die Natur nie den Händen der Willkühr überlaſſen wird, daſs ein stilles, ob gleich oft dunkles und verstecktes Geſetz, allbestimmend durch das ſcheinbar verworrene Chaos hindurchgeht, ſo ist es wohl auch gewiſs, daſs wir die Entwirrung des ins Unendliche verſchlungenen Knotens bey den *Metallen* anfangen müſſen.

Ist die ganze Metallreihe die in chemiſcher Rückſicht einfachste, ſo ſind dahingegen die ſogenannten *phyſiſchen* Eigenſchaften bey dieſer Reihe desto ausgezeichneter. — Die Dichtigkeit, die Cohärenz, die Dehnbarkeit — ſind theils von beträchlich gröſserer Intenſität als bey andern Naturproducten, theils der Metallreihe allein eigen. Aber ſelbst in der Metalreihe, nimmt — von den Extre-

Extremen beyder entgegengeſetzter Richtungen, nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hin — die Intenſität der chemiſchen Wirkſamkeit ab, und die Intenſität der phyſiſchen Eigenſchaft immer zu. — Die Platina iſt der *ſchwerſte* Körper unter allen, hat eine ſehr bedeutende Cohärenz, wird nur äuſserſt ſchwer im chemiſchen Proceſs aufgenommen, und die leiſeſte Veranlaſſung ſtellt ihre urſprüngliche Form wieder her. —

Aber was ſind denn jene ſogenannten phyſiſchen Eigenſchaften im Gegenſatz gegen die chemiſchen, und welches iſt das Verhältniſs dieſer Eigenſchaften gegeneinander?

Wahrſcheinlich wird mir ein jeder Folgendes einräumen: Die Cohärenz und Dichtigkeit bezeichnen beſtimmte Intenſitäten des Körpers, in ſo fern er in *Ruhe* gedacht wird, und da man, bey der Betrachtung eines beſtimmten Körpers, *als dieſes beſtimmten*, von ſeiner Cohärenz und Dichtigkeit gar nicht abſtrahiren kann (als wenn der Körper bey einem andern Cohärenz- und Dichtigkeits-Grade derſelbe ſeyn könnte) ſo kann man behaupten, daſs er überhaupt nichts von dieſen Intenſitäts-Graden verſchiedenes, ſondern nur der *beharrende* Ausdruck dieſer Intenſitäts-Grade ſelbſt ſey. — Die chemiſchen Eigenſchaften dahingegen ſind diejenigen, die die Körper im Conflict mit andern, d. h. alſo *überhaupt in Thätigkeit geſetzt*, äuſsern. Aber der ruhende Körper wirkt nur als *Maſſe*. Alſo iſt Cohärenz und Dichtigkeit der Ausdruck des Körpers, in ſo fern er als Maſſe, wirkt.

Wenn

Wenn nun alle Thätigkeit auf der Erde gegen die Maſſe als das eigentlich *Träge*, gerichtet ist, ſo muſs auch dieſelbe, alſo aller chemiſche Proceſs gegen die Cohärenz und Dichtigkeit gerichtet ſeyn, d. h. die Intenſität dieſer Eigenſchaften wird mit der Intenſität der chemiſchen Thätigkeit in einem umgekehrten Verhältniſſe stehen.

Durch die edeln Metalle werden wir alſo zur Betrachtung der Erde, in ſo fern ſie *bloſse Maſſe* ist, hingetrieben. — Die fernere Unterſuchung wird ſich alſo auf die *feste Erdmaſſe* überhaupt richten müſſen, und es läſst ſich vermuthen, daſs, ebenſo wie wir bey der Unterſuchung der Metalle, die Quelle jener durchgreifenden, ſich entgegengeſetzten Reihen entdeckten, wir auch, aus den Verhältniſſen der Cohärenz und Dichtigkeit der festen Erdmaſſe, das Verhältniſs dieſer Eigenſchaften zu einander bey der Metallreihe, und, da dieſe in einem bestimmten Zuſammenhang mit der Intenſität des chemiſchen Proceſſes steht, auch Data zur Enträthſelung des chemiſchen Proceſſes überhaupt entdecken werden. Sollte uns dieſes gelingen, ſo würde uns die feste Erdmaſſe, als die wahre *Wurzel* alles Erdenlebens, und als die *gemeinſchaftliche Quelle* aller Thätigkeit auf der Erde erſcheinen.

Das, was die feste Erdmaſſe, als *eine* Körpermaſſe (als individuelle Raumerfüllung) auszeichnet, ist ein bestimmter mittlerer Dichtigkeits- und ein bestimmter mittlerer Cohäſions-Grad. Von *jenem*, der durch *Maskelyne* und *Cavendiſch* berechnet ist, wird in der Folge weiter geſprochen werden,

den, auf *dieſen* hat bis jetzt *kein einziger Phyſiker* ſein Augenmerk gerichtet.

Da ich hier von einem Gegenſtande ſpreche, der, wie ich mich überzeugt halte, ſehr wichtig ist, da die nachfolgende Anſicht der Cohärenz- und Dichtigkeits-Verhältniſſe der festen Erdmaſſe nie vorher aufgestellt ist, (wenn gleich die Principien die mich leiten nicht ganz unbekannt ſind,) ſo ist es mir um ſo mehr darum zu thun, die Phyſiker zu einer unpartheyiſchen und vorurtheilsfreyen Beurtheilung aufzufordern. Sollte man meine Ideen hinlänglich begründet finden, ſo wird man ihnen groſsen Einfluſs auf die Theorie der Erde, ja ſelbst auf eine zukünftige (in der That noch nicht existirende) phyſiſch-theoretiſche Astronomie, nicht verkennen.

Wenn es möglich wäre, ein wechſelſeitiges Verhältniſs der Dichtigkeit und Cohärenz der festen Erdmaſſe aufzufinden, ſo würde dieſes auf die Natur ihrer Cohärenz überhaupt, ohne allen Zweifel ein groſses Licht werfen. Nun ſcheint es aber, als wenn an eine ſolche Wechſelbestimmung gar nicht zu denken wäre — und in gewiſſer Rückſicht ist offenbar die Dichtigkeit völlig unabhängig von der Cohäſion. So wiegen z. B. zwey von einander getrennte Körper einerley Art grade ebenſo viel, als wenn ſie cohäriren, wie uns die alltägsten und bekanntesten Erſcheinungen beweiſen. Man muſs aber, und das ist bey der ganzen nachfolgenden Unterſuchung eine Hauptſache, die Cohäſion, als das *Quantität* Bezeichnende, von der Cohäſion, als das *Qualität* Beſtimmende, wohl unterſcheiden. Dadurch zeichnet ſich überhaupt die Cohärenz von der Dichtigkeit aus, daſs dieſe bloſs *Qualität* bestimmt, jene zugleich auch *Quantität* bezeichnet. Denn das abſolute Gewicht kann nicht als das eine bestimmte Quantität Bezeichnende angeſehen werden, obgleich es mit der Quantität wächst.

Die Cohärenz, in ſofern ſie bloſs Quantität bezeichnend ist, ist allerdings von der Dichtigkeit unabhängig, und muſs es, wie wir in der Folge zeigen werden, ſeyn. — Wenn ich alſo von einem bestimmten Verhältniſs zwiſchen Cohärenz und Dichtigkeit rede, ſo meine ich natürlicherweiſe nur die Cohärenz in ſo fern ſie *Qualitätbeſtimmend* ist, d. h. in ſo fern ſie bey dieſem Körper dieſe bestimmte Intenſität hat. — Aber dieſe Intenſität, alſo denſelben Cohärenzgrad, behält der Körper offenbar auch, nachdem er getheilt ist, und ſelbst bey einer unendlichen Theilung.

Zwiſchen der Dichtigkeit nun und der Cohärenz, in ſo fern ſie Qualitätbestimmend ist, haben wir in der That in dem Vorhergehenden ein äuſſerst merkwürdiges Geſetz geſunden, indem wir bewieſen haben, daſs ſich die Dichtigkeit, ſo wohl in der cohärentesten, wie in der weniger cohärenten Reihe, umgekehrt wie die Cohärenz verhält.

Wenn wir von der Cohärenz der festen Erdmaſſe ſprechen, ſo meinen wir, wie aus dem Vorhergehenden folgt, nicht den Zuſammenhang überhaupt, welcher, als ſolcher, mit der Dichtigkeit in gar keinem Verhältniſſe steht oder stehen kann; wir verstehen vielmehr die Intenſität des

Zu-

Zuſammenhanges, die nothwendig einen beſtimmten Grad haben muſs, alſo den beſtimmten — bis jetzt unbekannten — *mittleren Cohärenzgrad* der Erde in Vergleichung mit den vielleicht verſchiedenen Cohärenzgraden der übrigen Planeten. — Ein umgekehrtes Verhältniſs der Dichtigkeit und Cohärenz lieſse ſich nun vielleicht aus den bekannten Dichtigkeitsgraden der Planeten für dieſe aufſtellen, aber bis jetzt wiſſen wir keinen Grund anzugeben, der uns zu einer Anwendung des bey Metallen gefundenen Geſetzes auch bey den Planeten, oder zu der Erhebung dieſes bey einer kleinen Körperreihe geltenden Geſetzes zu einem allgemeinen für das ganze Univerſum geltenden Naturgeſetz, berechtigen könnte. Was wir hier ſuchen iſt auch vielmehr eine Wechſelbeſtimmung der Dichtigkeit und Cohärenz unſerer feſten Erdmaſſe, oder eine Beantwortung der Frage: *ob* das gefundene Geſetz auch von der feſten Erdmaſſe gelte? — Gradezu läſst ſich dieſer Schluſs offenbar nicht ziehen, vielmehr zeigen ſich bey der Aufſtellung dieſer Frage ſelbſt ſo viele Schwierigkeiten, daſs es ſcheint, als wenn ſie ſich bey der Aufſtellung ſchon ſelbſt vernichtete.

Erſtens: müſſen wir nemlich nothwendig den Dichtigkeits- ſowohl als den Cohärenzgrad als *in der Erdmaſſe ſelbſt variirend* — ab- oder zunehmend — ſetzen. Wenn wir dazu berechtigt wären, ſo hätten wir allerdings den nicht geringen Vortheil, daſs, weil wir den bloſsen Zuſammenhang, — die Cohärenz als Quantität bezeichnend — von der Intenſität des Zuſammenhanges

ges — der Cohärenz, als Qualität bestimmend — unterſcheiden, wir auch die Intenſitätsreihe als fortgeſetzt, ſelbst wo der bloſse Zuſammenhang aufgehoben ist, anſehen könnten. — Aber gegen die Annahme ſelbst wird man viele Einwendungen machen. — Bekanntlich hat *Newton* unter der Vorausſetzung einer gleichförmigen Dichtigkeit der Erdmaſſe (die er ſich bey der urſprünglichen Bildung als flüſſig dachte) vermittelst des Verhältniſſes des Moments der Kraftäuſserung der centrifugalen Tendenz der rotirenden Erdkugel unter Aequator zu dem Moment der Kraftäuſserung derſelben Tendenz nach den Polen hin, die Gröſse der Abplattung des Erdſphäroids gefunden und das Verhältniſs des längsten (aequatorial) Durchmeſſers zu den kurzen (polar) Durchmeſſer, wie 230 : 229 bestimmt. — Dieſes für die Erdmaſſe bestimmte Geſetz, welches *Newton*, ohne irgend eine poſitive Beobachtung, aus der bloſsen Conſequenz ſeines Systems ableitete, wurde nacher, wie bekannt, durch die berühmten Pendel-Verſuche auf das Auffallendste bestätigt. — Aber die Newtonſche Annahme galt offenbar nur der *in der Bildung begriffenen* Maſſe. In dieſer eine variirende Dichtigkeit anzunehmen hatte er keinen Grund, und konnte keinen haben. Die urſprünglich flüſſige Maſſe hatte überhaupt *in ſich* gar keine Mannichfaltigkeit der Qualitäten. Wenn wir nicht, auf die widerſprechendste Weiſe das Gebildete als *vor* der Bildung existirend vorausſetzen wollen, ſo müſſen wir die bildungsfähige Maſſe der Erde, als eine durchaus *homogene* annehmen. Die Vorstellung einer durchgängigen *Uniformität* der urſprünglich flüſſigen Erdmaſſe

leitete

leitete offenbar *Newton*, und ohne dieſe würde er nie das Geſetz haben ableiten können. — Aber es gilt in der That nur von der in der Bildung begriffenen, nicht von der *ſchon gebildeten* Maſſe. —

Denn — aus der Annahme einer gleichförmigen Dichtigkeit, wird zwar die *Geſtalt der Erde* erklärt, aber daraus folgt noch nicht, daſs man daſſelbe Verhältniſs *als fortdauernd*, bey der *geſtalteten*, d. h. *cohärenten*, und zwar mit dieſer bestimmten, mittlern Intenſität cohärirenden Erdmaſſe nothwendig annehmen müſte. Wenn ſich z. B. zeigen lieſse, daſs der Cohärenz-Grad nothwendig variirend, ab- oder zunehmend, ſeyn müſste; ſo konnte ja, — was freylich bis jetzt gar nicht bewieſen ist — dieſe Veranderung der Cohärenz, auch eine Ab- oder Zunahme der Dichtigkeit in der ſchon gebildeten Maſſe verurſachen? Die Möglichkeit einer Ab- oder Zunahme der Dichtigkeit der festen Erdmaſſe kann alſo *neben* jener, dadurch nicht aufgehobenen Annahme *Newtons*, ſehr gut bestehen, und die fast durchgängig als gewiſs aufgestellte Vorausſetzung, daſs die Dichtigkeit der Erdmaſſe gleichförmig — in allen Puncten der Maſſe von gleicher Intenſität — ſey, wird uns nicht abſchrecken, weil ſie offenbar nur aus einer völlig grundloſen Ausdehnung des *Newtonſchen* in ſich richtigen Satzes entſprang.

Man könnte ferner einwenden, daſs zu einer mathematiſchen Construction der zugleich rotatoriſchen und progreſſiven Bewegung der Erde um um eine unveränderliche und freye Axe, die Annahme einer gleichförmigen Dichtigkeit nothwendig ſey. Aber man weiſs, daſs die Axe auch eine freye ſeyn kann, d. h. daſs der gegenſeitige Druck der Elemente der Maſſe auf der Axe ſich auch aufhebt, wenn die Dichtigkeit als gleichförmig ab- oder zunehmend, gedacht wird, d. h. wenn ſie eine Function der Entfernung ist.

Doch wenn man uns nun auch die bloſse Möglichkeit einer ſolchen Variation der Dichtigkeit der Erde zugeben wollte, wie können wir denn — *zweytens* — auch nur einen einzigen Beweiſs für die Wirklichkeit anführen? Wie läſst ſich die Cohärenz der Erde überhaupt beurtheilen, und auf welche Weiſe läst ſich das Verhältniſs dieſer Eigenſchaften gegen die Dichtigkeit bestimmen? Eine unmittelbare Erfahrung kann uns hier natürlicherweiſe nicht leiten. Es bleibt uns alſo nichts anders übrig, als eine genaue Analyſe des Begriffs der festen Erdmaſſe, als eine mit einem bestimmten Cohärenz- und Dichtigkeits-Grad den Raum erfüllenden. In wie fern wir dieſen Weg wirklich mit einiger Evidenz verfolgen können, wird die fortgeſetzte Unterſuchung zeigen.

Iſt die Cohärenz ſowohl als die Dichtigkeit etwas der Maſſe, als einer ſolchen, weſentlich Zukommendes; ſo kann man wohl mit Grund vorausſetzen, daſs ſie eben ſowohl als die Dichtigkeit eine Hauptrolle bey der Organiſation des Univerſums geſpielt hat. Auf der Erde, wo die

Maſ-

Maſſen durch den immer höher und höher potenzirten dynamiſchen Proceſs, auf mannigfaltige Weiſe modificirt, und in einer immerdauernden nie ruhenden Metamorphoſe begriffen ſind, können wir die Verhältniſſe der Dichtigkeit und Cohärenz nie ſo deutlich wahrnehmen, wie bey der Organiſation des Univerſums, wo die Maſſenverhältniſſe überhaupt reiner ſind. ¹)

Wenn wir uns einen Augenblick in das Moment der Bildung unſers Planetenſystems verſetzen, ſo ist es doch nicht unſere Abſicht ſie vollständig zu erklären, oder irgend eine Theorie der Welt-Bildung überhaupt aufzustellen, die nach unſerer Ueberzeugung ſich auf dem Standpuncte, auf welchem wir uns jetzt befinden, gar nicht geben läſt.

Die Idee eines Chaos, welche einen jeden, der ſich in des Bildungsmoment der Welt verſetz-

te,

---

¹) Hr. *Schelling*, dem ich meine Idee von einer Wechſelbestimmung der Dichtigkeit und Cohärenz mittheilte, hat mich durch ſeine genialiſche Anwendung dieſer Idee auf eine Theorie des Univerſums, die er wohl chestens dem Publico ſchenken wird, zu einer weit richtigern Anſicht des Phänomens der Cohärenz überhaupt, veranlaſst. Da ich hier auf den Grenzen der Reduction und Deduction überhaupt stehe, ſo wird man ſich nicht wundern dürfen, wenn die Nothwendigkeit der letzten hier fühlbar werden ſollte. Die Anwendung meiner Idee auf eine Theorie des Univerſums halte ich, wenigstens ſo wie ſie jetzt ist, nach dem vortreflichen Schellingſchen Verſuche für überflüſsig.

te, alſo ſowohl dem Dichter als dem Natur-Philoſophen aufdrang, enthält in der That nichts als die Vorſtellung der Richtungsloſigkeit überhaupt, Das Chaos ist Alles und Nichts zugleich, der unbegreifliche Keim des Univerſums, in welchen wir alles ſetzen müſſen, weil ſich alles aus ihm entfaltet hat. Aber offenbar, war alles dieſes nur *potentia* nicht ***actus*** in dem Chaos ſelbst. Ja das Chaos ſelbst ***war***, genau betrachtet, ***nie***, wenn wir hiermit ein *beharrendes Seyn* ausdrücken wollen. Das Chaos ist nichts anders, als das höchste, wozu der Empiriker ſich getrieben fühlt, ohne daſs er im Stande wäre, es zu erklären; er ist genöthigt, die Natur als nichtbildend ſich vorzuſtellen, um ſie in dem Momente der Bildung zu ergreifen, obgleich die Idee einer ſich nicht bildenden und nicht producirenden Natur, da dieſe nichts anders, als das Bild des ewigen Producirens ſelbst ist, ſich ſelbst aufhebt. Das Chaos stellt alſo nichts anders als den Anfangs-Moment der Bildung dar. Der Empiriker — und ich bin jetzt mit ihm auf einem gleichen Standpunct — hat völlig Recht, wenn er ſich das Chaos als eine Flüſſigkeit vorstellt; denn durch Flüſſigkeit wird das Geſtaltloſe (αμορφον) aber eben deshalb für jede Gestalt Empfängliche repräſentirt, und das Flüſſige kann, wie *Schelling* [*]) ſo ſcharfſinnig bemerkt, als diejenige Maſſe definirt werden, „worin ſich kein Theil vom andern durch Figur unterſcheidet."

Wenn

---

[*]) Entwurf eines Syst. d. Nat. Ph. p. 26.

Wenn wir nun die Bildung unſeres Planetenſystems aus einer chaotiſchen Flüſſigkeit uns vorſtellen, ſo wird wahrſcheinlich ein Jeder einſehen, daſs das Gravitations-System allein dieſe Bildung auf keine Weiſe begreiflich macht. Um aber die Art, auf welche wir das Phänomen der Cohärenz als thätig, bey einer Bildung des Univerſums uns vorstellen, hinlänglicher zu begründen, finde ich es nothwendig, das Phänomen ſelbst genauer zu unterſuchen.

Erstens könnte uns Jemand fragen: ob wir hier die relative oder abſolute Cohärenz als thätig annehmen? Um den Leſer ſelbst zur Beantwortung dieſer Frage zu leiten, machen wir ihn auf die ſchon oben (S. 155.) angeführte Erfahrung, daſs der Magnetismus mit dem Maximum der abſoluten Cohärenz zuſammenfällt, aufmerkſam. Da nun der Magnetismus, ohne allen Zweifel, eine der ganzen Erdmaſſe zukommende Eigenſchaft ist, ſo daſs die Erde ſelbst als ein unter einem gewiſſen Winkel inklinirender Magnet, angeſehen werden kann; da ferner dieſe Polarität im ganzen Planeten-Systeme herrſchend ist, ſo wird man ſchon daraus ſchlieſsen können, daſs ich die abſolute Cohärenz, als die bey der Bildung des Planeten-Systems thätige, vorausſetze. Es ist alſo nothwendig, des Phänomen der *abſoluten Cohärenz* überhaupt, genauer zu unterſuchen.

Der Magnetismus fällt, wie wir wiſſen, mit der abſoluten Cohärenz zuſammen. Eine genauere Betrachtung des Phänomens des Magnetismus überhaupt,

haupt, wird uns alſo ohne Zweifel über die abſolute Cohärenz, Aufſchlüſſe geben können. Der Magnetismus ſelbst zeigt uns nichts, als das Phänomen einer Entgegenſetzung überhaupt, nichts als die reinen Bedingungen einer durchaus ideellen Entgegenſetzung, ein *plus* und ein *minus*, die ſich wechſelſeitig abſtoſſen und anziehen, und einen Indifferenzpunct, in welchem ſich die entgegengeſetzten Thätigkeiten aufheben. Ist nun gleich der Naturforſcher zu entſchuldigen, ja gewiſſermaaſsen zu rechtfertigen, wenn er für ein jedes Phänomen ein körperliches Substrat ſucht, ſo darf er doch nicht vergeſſen, daſs jenes Substrat eine bloſse Fiction ist. Nimmt der Naturforſcher z. B. ſeine Zuflucht zu zwey ſich entgegengeſetzten magnetiſchen Flüſſigkeiten, ſo muſs er doch *erstens* gestehen, daſs dieſe Flüſſigkeiten nicht durch irgend etwas Körperliches der Erde bedingt werden, daſs ſie vielmehr, wie die neuesten Erfahrungen immer deutlicher und deutlicher zeigen, die Bedingungen zu aller Thätigkeit der Erde enthalten. Sind zwey Flüſſigkeiten die Substrate des Magnetismus, ſo haben ſie doch, in Bezug auf die Erde, durchaus nichts Materielles an ſich. Sie erſcheinen blos als handelnde, und wenn wir das Phänomen des Magnetismus rein — ohne alle hypothetiſche Fiction — uns vorstellen wollen, ſo bleibt uns nichts, als die Vorstellung einer, der ganzen Erde zukommenden, Polarität zurück. Aber *zweytens*, müſſen die Naturforſcher, bey der erwähnten Vorausſetzung (um die Entgegenſetzung ſelbst zu erklären) dieſe als Ausflüſſe einer höhern homogenen Flüſſigkeit anſe-

anſehen. Die Bedingung der Entgegenſetzung der ganzen Erde (und weiter zeigt uns der Magnetismus nichts) kann nicht ſelbst in der Erde geſucht werden, ſondern ſie muſs eine höhere ſeyn.

Hier ſtehen wir alſo an der Grenze alles Empirismus, und es bleibt uns nichts anders übrig als die Vorſtellung, einer, unſern ganzen Erdboden durchdringenden, ſelbst in der ſich durchkreutzenden Mannigfaltigkeit, nie ganz verſchwindenden, Polarität.

Daſs der Magnetismus die reine Länge darſtellt, ſehe ich als einen, durch die neuere Naturphiloſophie, völlig bewieſenen Satz an. Ich ſelbst werde in der Fortſetzung dieſer Beyträge (bey einer dem Erdmagnetismus allein gewidmeten Unterſuchung) dieſen Satz auch von Seiten der Erfahrung bis zur höchsten Evidenz zu bringen ſuchen. Aber iſt der Magnetismus = der reinen Linie, ſo giebt ſie uns, auch für die innere Anſchauung, die *ideelle Axe der Erde*. Fällt die abſolute Cohärenz, die ſich in der That auch nur durch den Widerstand gegen die Trennung *in die Länge* äuſsert, mit dem Magnetismus zuſammen, ſo wird ſie gleichſam *der materielle Ausdruck des Längen-Proceſſes ſelbst ſeyn*, und die Cohärenz der Erde, für ſich gedacht, oder in ihrem höchsten Grade, wird parallel der ideellen Axe des Magnetismus gehen.

Wenn man bedenkt, daſs mit dem Gravitations-Systeme eigentlich zuerst der *dynamiſche Punct* (für die innere Anſchauung) nicht blos *mathematiſch* (für die äuſsere Anſchauung) geſetzt wurde, und daſs mit dieſer Entdeckung die totale Revolution in der Natur-Wiſſenſchaft anfieng, ſo wird man es nicht unwahrſcheinlich finden können, daſs die wichtige Erfindung der dynamiſchen Linie in der Naturwiſſenſchaft, Epoche machen wird. In der That halte ich dieſe durch einen groſsen Dichter erst geahndete, nachher durch *Schelling* für die Naturwiſſenſchaft gewonnene Idee, für eine der wichtigsten Entdeckungen des Zeitalters; man wird dieſes dann erst vollends einſehen können, wenn das bey manchem noch herrſchenden Vorurtheil gegen die Unternehmung des treflichen Erfinders ſich zerstreuet hat. —

Da es nicht meine Abſicht ist, mich hier in eine Unterſuchung über die Entstehung unſers Planeten-Systems einzulaſſen, ſo werde ich auch die Frage nicht zu löſen ſuchen; wodurch unſer Erdboden dieſe bestimmte Cohärenz erhalten hat, oder wodurch dieſe bestimmte Quantität der Maſſe entstanden ist. Der Phyſiker kann nicht, wie der Mathematiker, eine jede mögliche Axe der Erde als gleichgeltend, und die wirkliche als eine zufällig durch Stoſs hervorgebrachte annehmen; vielmehr muſs ihm die Axe die urſprünglichste Bestimmung ſeyn. *Dieſe Axe ist nichts, als die Linie des Magnetismus*, die der urſprünglich formloſen Maſſe in der Bildung eine Richtung, und dadurch Geſtalt giebt. Aber die ideelle Linie des Magnetismus drückt ſich durch *abſolute Cohärenz* aus. In ſo fern die *Cohärenz die herrſchende* ist, bildet ſich die Maſſe *nach der Dimenſion der Länge.*

Aber *die Schwere* tendirt nur nach *einem Punct*, und wird als durch dieſen Punct, (den Schwerpunct) wirkend gedacht. Der Ausdruck der Schwere bey der Maſſe, ist *die Dichtigkeit.* In ſo fern der Körper *dicht* ist, tendirt er *alſo nach dem Puncte.*

Dieſer Widerstreit zwiſchen der ideellen Axe des Magnetismus, und dem ideellen Punct der Schwere, muſs alſo nothwendig bey der Maſſe als *ein Streit zwiſchen Dichtigkeit und Cohärenz* erſcheinen. Dieſer Streit läst ſich aber, wie ein Jeder leicht einſieht, nur durch die Kugelform, der ſich bildenden Maſſe auflöſen. Die Gröſse der Kugel wird durch die Länge der urſprünglichen magnetiſchen Axe bestimmt, und die Kugel ſelbst muſs nothwendig ein Magnet ſeyn. Bey dieſer Kugel ist aber die Abnahme der Cohärenz nichts, als die Zunahme der Dichtigkeit ſelbst, die bey der vollkommnen Kugelgestalt ihr Maximum erreicht haben muſs. Denken wir uns einen Punct in der Mitte der Maſſe, ſo muſs — das Maximum der Dichtigkeit auf der einen, und das Maximum der Cohärenz auf der andern Seite, als bekannt vorausgeſetzt — aus der Entfernung des Puncts von der Axe der Grad der da herrſchenden Dichtigkeit und Cohärenz ſich bestimmen laſſen. Für die ganze Maſſe aber gilt nothwendig folgendes Geſetz: *daſs die Dichtigkeit eines jeden*

den

den Elements der Maſſe mit der Entfernung von der Axe in einem geraden, die Cohärenz mit derſelben Entfernung, in einem umgekehrten Verhältniſſe steht.

Dieſes Geſetz, welches — den Streit des Schwerpuncts mit der Axe des Magnetismus zugeſtanden — ganz nothwendig folgt, berechtiget uns nun zu mehreren höchst merkwürdigen Folgerungen, und wird uns zur Enträthſelung der Verhältniſſe der Metallreihen, wichtige Dienste leisten. Denn — *erstens* — haben wir den Vortheil, daſs wir die Widerſprüche, die den Grund aller Thätigkeit in der Natur enthalten, ſchon in der Maſſe keimen laſſen, und geht die Natur z. B. darauf aus, die Cohärenz zu heben; ſo vermag ſie dieſes nur, indem ſie die Dichtigkeit anfänglich zunehmen läſt, und alſo den Gegenſatz bindet, den ſie auflöſen möchte. Wenn ſie alſo, durch den dynamiſchen Proceſs, den Gegenſatz aufheben ſoll, — welches, wenn dieſer Gegenſatz und die Cohärenz daſſelbe ist, ja nothwendig geſchehen muſs, ſobald dieſer Proceſs gegen die *Maſſe* tendirt — muſs ſie ihn nothwendig wieder hervorrufen; aber dadurch, wie wir ſchon hier vorausſehen können, nimmt die Cohärenz wieder zu. Das Maximum der abſoluten Cohärenz, und mit dieſem der wieder erwachende Magnetismus, wird alſo ein Punct ſeyn, den die Natur unvermeidlich durchgehen muſs.

Zweytens läſt ſich begreifen, wo das eigentliche Leben der Natur, oder — daſs ich mich

des

des Ausdrucks bediene — das Gebähren der Maſſe anfangen muſs. Geht nemlich die Tendenz der Natur-Thätigkeit auf der Erde gegen die Cohärenz, ſo wird ſie da, wo das Maximum der Bindung erreicht ist, den entgegengeſetzten Weg einſchlagen, ſie wird den Gegenſatz hervorrufen müſſen, um ihn völlig vertilgen zu können. Hier alſo in der gröſten Entfernung von der Axe, d. h. in der eigentlichen dynamiſchen Aequatorial-Ebene wird das Leben der Erde erwachen. Die feste Erdmaſſe ist alſo nicht mehr, wie in der bisherigen Phyſik, ein bloſser todter Klumpen, mit welchen man nichts anzufangen weiſs, ſie ist vielmehr recht eigentlich die Wurzel der unendlichen Pflanze, die vom Mittelpuncte aus die immer zuströmende Nahrung erhält; aber nur unter einem höhern Sonnen-Einfluſſe gedeiht. Alles Leben der Erde muſs in der Nähe vom Aequator anfangen, und ſich nach beyden Polen ergieſſen. Dieſe Dualität der Erde in den mannigfaltigsten Erſcheinungen nachzuweiſen, ist höchstes Problem einer Theorie der Erde, und das heiligste Geſchäft der Naturforſcher, die dadurch alles auf den ersten Punct des Gebährens zurückführen, wo der Erdgeist erwachte, und die göttliche — ſeitdem nie erloſchene — Flamme emporloderte. Aber ist denn nicht die Natur um den Aequator noch immer am thätigsten? Die Erde ſcheint dort immer noch zu gebähren. Nimmer ruhig, bewegt ſie ſich mit den heftigsten Erſchütterungen. Die meisten Vulkane ſind um Aequator gelagert, und die übrigen können nur als Spröſslinge jener äquatorial Vulkanität angeſehen werden. Selbst die höhern Stuffen des Lebens ſind dort ſtärker bezeichnet. Der Gipfel der Kraft, die die Natur kaum zu bändigen vermag, iſt offenbar unter dem Aequator erreicht. Die ernſten Bildungen verlieren ſich in einem bunten Farbenſpiel, und die Natur gefällt ſich — mit ihrer Kraft ſpielend — in den bizarreſten und wunderlichſten Formen. —

Man verzeihe mir dieſen Blick über das ganze Feld der Theorie, welche der Unterſuchung vorzueilen ſcheint. Was die richtige Ahndung verſpricht, leiſtet die Natur — das Muſter aller Conſequenz — gewiſs, und die ruhige Forſchung, zu der wir wieder zurückkehren, wird allmählig entſtehen laſſen, was die Ahndung auf einmal gebahr.

Ich muſs hier, als bewieſen vorausſetzen, was in der That auch durch die neuere Natur-Philoſophie bewieſen iſt, daſs der magnetiſche Gegenſatz nichts anders iſt, als der der urſprünglichen Repulſiv- und Attractiv-Kraft ſelbſt, daſs ferner die Schwere nicht eine einfache Kraft (etwa wie *Kant* meynte und *Newton* auch anzunehmen ſchien, eins mit der urſprünglichen Attractiv-Kraft) ſondern vielmehr eine zuſammengeſetzte, d. h. ſynthetiſche Kraft ſey, durch welche der Moment der, durch die Attractiv-Kraft beſtimmte Intenſität der Repulſiv-Kraft fixirt ſey, ſo daſs alſo die Schwerkraft die Beſtimmtheit der Attractiv-Kraft ſelbſt bezeichnet, durch welche die Repulſiv-Kraft allein mittelbar beſtimmt ſeyn kann. Die verſchiedenen ſpecifiſchen Dichtigkeiten be-

zeich-

zeichnen alſo eben ſo viele verſchiedene Momente der Intenſität der Repulſiv-Kraft überhaupt. Wenn alſo die Cohärenz, mit der Entfernung von der Axe abnimmt, und zwar dadurch, daſs die Dichtigkeit in gleichem Verhältniſſe zunimmt, ſo wird die gröſte Dichtigkeit durch die gröſte Intenſität der Repulſiv-Kraft und alſo — in ſo fern — auch durch die gröſte *Anhäufung* der Attractiv-Kraft ſich andeuten.

Folgendes wird hoffentlich verſtändlich genug ſeyn: die Einſchränkung der Repulſiv-Kraft geſchieht durch die Attractiv-Kraft; aber dieſe Einſchränkung ſelbst muſs eine Schranke haben und das Einſchränken dieſer Einſchränkung geſchieht (den Beweiſen der neuern Naturphiloſophie zufolge) durch eine *ſynthetiſche* Kraft, durch die *Schwere*. Dieſe Einſchränkung in der zweyten Potenz, vermöge welcher der beſtimmte Moment der Repulſiv-Kraft fixirt wird, iſt freylich nur aus einem gegenſeitigen Zwang aller Attractiv-Kräfte erklärbar, welches ich hier ebenfalls als bewieſen vorausſetze, und in dieſer Rückſicht auf die durchaus erſchöpfende, und unwiderlegbare *Schellingſche* 1) Deduction verweiſe. — Die Quelle alles Poſitiven iſt die Repulſiv-Kraft, das Negative, Einſchränkende, iſt die Attraktiv-Kraft, die Schwere das Einſchränkende des Einſchränkens. — Ferner — ein jeder Weltkörper hat, als eine Maſſe von einer beſtimmten Dichtigkeit, ſeine beſtimmte Repulſiv-Kraft, mit welcher ſie nun auf ver-

---

1) Zeitſchrift etc. 2ter Band. 1ſtes Heft. p. 1. u. f.

ſchiedene Weiſe haushalten kann. — Lauter bewieſene Sätze der Naturphiloſophie, die wir auf den vorliegenden Fall anwenden.

Die Cohärenz nimmt, wie wir wiſſen, mit der Entfernung von der Axe ab, die Dichtigkeit in gleichem Verhältniſſe zu. Wenn nun der erste Widerſpruch der Natur darinn beſteht, daſs ſie den Gegenſatz, den ſie aufheben ſoll, nur feſter noch in ſich bindet, ſo frage ich: wo wird die gröste Dichtigkeit auf der Erde überhaupt hinfallen — oder beſtimmter — welchen Platz, in der Reihe der Natur-Körper, wird der dichteste einnehmen? So viel folgt aus dem Vorhergehenden: der Dichtigkeitsproceſs, in ſo fern er als zunehmend gedacht wird, ist nur der proviſoriſche Verſuch den Gegenſatz zu heben. Nach einem allgemeinen Geſetze der Natur geht das Maximum immer in das Minimum des Entgegengeſetzten über. So wie alſo dieſes Maximum erreicht war, ſo muste der Verſuch der Natur darauf ausgehen, den Gegenſatz *wirklich* zu heben. Dieſes kann nur dadurch geſchehen, daſs *die Repulſiv-Kraft* auf der einen Seite, als *allmählig ſteigend*, die *Attractiv-Kraft*, als *allmählig ſinkend*, geſetzt wird; aber dann muſs auf der andern Seite *die Attractiv-Kraft* als *allmählig ſteigend*, die *Repulſiv-Kraft* als *allmählig ſinkend* geſetzt werden. Hierdurch ist alſo ſchon der Grund zu zwey einander entgegengeſetzten Reihen gelegt. Der dichteste Körper aber, der gleichſam die gemeinſchaftliche Wurzel beyder Reihen darſtellen muſs, wird ohne Zweifel die gröste Intenſität der Repulſiv-Kraft ausdrücken.

drücken. Er wird alſo in der Reihe ſich zu der Seite der überwiegenden Repulſiv-Kraft hinneigen. Es iſt nothwendig, denn die gröſte Dichtigkeit iſt der Ausdruck der gröſten *Bindung des Poſitiven*. Es iſt allerdings gewiſs, daſs die gröſte Dichtigkeit da iſt, wo ſich die Attractiv-Kraft am thätigsten zeigt; aber das kann ſie nur da, wo die Repulſiv-Kraft ihr den gröſten Widerſtand entgegenſetzt. Nehmen wir an, daſs die Attractiv-Kraft auf der einen Seite mit ſinkender Repulſiv-Kraft, die Repulſiv-Kraft auf der andern Seite mit ſinkender Attractiv-Kraft zunimmt, ſo wird auf jener Seite, ebenſowohl als auf dieſer, die ſpecifiſche Dichtigkeit allmählig abnehmen müſſen.

Man könnte ferner fragen: welchen Platz in der Reihe der Natur-Körper wird das Maximum der abſoluten Cohärenz bezeichnen? Da die abſolute Cohärenz, dem Vorhergehenden zufolge, in der Wiederherſtellung des freyen Gegenſatzes beſteht, dieſer aber nur dann entſtehen kann, wenn die Attractiv-Kraft nicht einer faſt überwiegenden Repulſiv-Kraft Widerſtand zu leiſten hat, ſo ſieht ein Jeder leicht, daſs derjenige Körper, der das Maximum der abſoluten Cohärenz darſtellen ſoll, ſich zu der Reihe hinneigen muſs, wo die Attractiv-Kraft die überwiegende wird.

Nachdem wir dieſes vorausgeſchickt haben, kehren wir zu den Metallreihen zurück. Die Anwendung des Gefundenen, auf die Eigenſchaften der Metallreihen, wird zeigen, ob wir wirklich zur Enträthſelung, und dadurch zugleich zur Sanction für die oben aufgeſtellten Geſetze, etwas Nützliches und Brauchbares gefunden haben.

Vors *erſte*, iſt durch das Vorhergehende die beträchtliche ſpecifiſche Dichtigkeit der Platina, welche die durch *Cavendish* gefundene auf 5,48 geſchätzte mittlere Dichtigkeit der Erde, um ein Beträchtliches übertrift, wirklich erklärt, weil die Platina bekanntlich nicht das cohärenteſte Metall iſt, und das Maximum der abſoluten Cohärenz (beym Eiſen) mit einer weit geringern ſpecifiſchen Dichtigkeit verbunden iſt. Die Platina, der dichteſte Körper unſers Erdbodens, kann alſo wirklich als das letzte Glied einer Reihe, und eben deshalb auch als das erſte Glied, einer andern angeſehen werden. Daher alſo die beträchtliche Dichtigkeit bey einem ziemlich hohen Grad der Cohärenz (S. 132.) durch welches die Platina eine ſcheinbare Ausnahme von dem Geſetze, daſs die Dichtigkeit in der cohärenteſten Reihe ſich umgekehrt wie die Cohärenz verhält, macht. Aber die Natur treibt alles bis aufs Auſserſte, und nur wo das Maximum erreicht iſt, ſieht ſie ſich genöthigt, den entgegengeſetzten Weg zu verfolgen. Daher alſo jene Verſuche ohne ſonderliche Veränderung des Dichtigkeits-Grades, die Cohärenz durch Gold und Queckſilber immer mehr zu ſchwächen. Die geringſte Cohärenz mit der gröſsten Dichtigkeit, bezeichnet das Queckſilber, welches hier alſo wieder, als die erſte Regung der productiven Thätigkeit der Erde, erſcheint. Aber durch das Queckſilber iſt, wie wir wiſſen,

der

der Grund gelegt, zu einer eigenen, nemlich zu der am wenigſten cohärenten Metallreihe.

Zweytens fallen, wie wir wiſſen, die dichteſten Körper, oder die Wurzelmetalle, am meiſten zu der weniger cohärenten Reihe hin; ja die Metalle dieſer Reihe haben ſich in der That um dieſe herumgereiht, eben ſo wie die cohärenteſten Metalle um das Eiſen. Die zwey merkwürdigen Wendepuncte der ganzen Metallreihe ſind durch das *Maximum der Dichtigkeit*, d. h. *durch die gröſte Intenſität der Bindung des Poſitiven*, auf der einen, und durch das *Maximum der Cohärenz*, d. h. *durch den höchſten Grad der Freylaſſung des Negativen in der Entgegenſetzung* auf der andern Seite, bezeichnet. Jene zwey Cohorten, in welche die Metalle zerfallen, und welche ſich in den gröſsern ſowohl, wie in den kleinern Verhältniſſen zeigen, ſind alſo nach unſerer Anſicht wirklich begründet, und wir müſſen das allmählige Regen und Hervortreten der *Repulſiv-Kraft* in der weniger cohärenten, ſo wie das allmählige Hervortreten der *Attractiv-Kraft* bey den Metallen der cohärenteſten Reihe, nachweiſen.

Ehe wir zu der Löſung dieſes Problems fortſchreiten, müſſen wir indeſſen die Wurzelmetalle ſelbſt etwas genauer unterſuchen. Wir haben oben bemerkt, daſs dieſe Metalle die Extreme mehrerer Eigenſchaften der Metallreihe darſtellen, ſo daſs eine ſehr beträchtliche Cohärenz auf der einen Seite, der geringſte Grad der Cohä-

Cohärenz auf der andern, das Maximum der Dehnbarkeit in die Mitte fällt. Daſs die Dehnbarkeit dem Zerreiblichen oder Spröden ebenſo, wie die Cohärenz dem Flüſſigen, entgegengeſetzt iſt, haben wir ebenfalls oben (S. 108.) erwähnt. Hier müſſen wir nun das Verhältniſs dieſer Eigenſchaften zu einander genauer unterſuchen. Die Dehnbarkeit äuſsert ſich, wie bekannt, dadurch, daſs das Metall ſich zu den dünnſten Platten ſchlagen, oder zum dünnſten Drath ziehen läſst. Dieſes ſetzt aber offenbar eine Verſchiebbarkeit der Theile untereinander, ebenſo wie beym Flüſſigen voraus, nur daſs bey den dehnbaren Metallen eine weit gröſsere Kraft dazu gehört, die Richtung der Theile des Körpers gegen einander zu verändern. Hierzu wird nun wiederum ein nicht zu groſser Grad der Cohärenz erfordert, denn die abſolute Cohärenz deutet ja, wo ihr Maximum erreicht iſt, eben auf die äuſserſte Beſtimmtheit der Richtung. Ein auffallendes Beyſpiel davon iſt die *Federkraft*, die ſich grade da am ſtärkſten zeigt, wo, indem die Dehnbarkeit verſchwindet, eine bedeutende Cohärenz ſich zeigt, wie z. B. beym *Stahl*, und die nichts anders iſt, als die Tendenz die gerade Richtung immer zu behaupten. So wie alſo die Linie der abſoluten Cohärenz hervortritt, muſs nothwendig die Dehnbarkeit verſchwinden. Wie ſie ſich in Sprödigkeit verlieren kann, wird die Folge der Unterſuchung zeigen.

Daſs nun das Maximum der Dehnbarkeit gerade bey dem Golde ſich zeigt, iſt aus meinem

Geſichtspunct ſehr merkwürdig. Denn es iſt, wie wir wiſſen, das Metall, welches, in der cohärenteſten Reihe, die wenigſte Cohäſion hat, und daſs in der weniger cohärenten Reihe ſich *gar kein* Metall zeigen kann, welches eine ſo groſse Dehnbarkeit wie das Gold hat, iſt ſchon daraus begreiflich, daſs ſie, um ihr Maximum erreichen zu können, offenbar mit einer beträchtlichen Cohärenz vereinigt ſeyn muſs.

Die zwey übrigen Metalle (die Platina und das Queckſilber) zeichnen ſich dadurch von allen übrigen Metallen aus, daſs das eine, die bedeutendſte Cohärenz, das andere die geringſte Cohärenz bey einer ſo beträchtlichen Dichtigkeit zeigt. Nach unſern Grundſätzen müſste nothwendig die äuſserſt geringe Cohärenz des Queckſilbers auf ein Hervortreten der Repulſiv-Kraft hindeuten — und da von dem Golde an, durch das Silber die Cohärenz zunimmt, ſo würden wir die erſte Anlage zum Hervortreten der Attractiv-Kraft in *dieſer Richtung* ſuchen müſſen.

Wir wollen das Entſtehen der beyden Reihen Schritt vor Schritt verfolgen. In der cohärenteſten Reihe können wir das Zunehmen der abſoluten Cohärenz, alſo das allmählige Ueberhandnehmen der magnetiſchen Linie, durch das immer ſtärkere Hervortreten der freyen Entgegenſetzung, wie wir wiſſen, auf das Geſetzmäſsigſte nachweiſen, aber hier tritt nun zugleich ein ſehr merkwürdiges Phänomen ein, nemlich: eine Menge Verhältniſſe, wie z. B. die Verwand-

ſchaft

ſchaft gegen den Sauerstoff, ſowohl als die Sauerstoffcapacität, welche, ſich bey den übrigen Metallen der cohärentesten Reihe entweder (wie die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff) nicht beträchtlich verändert, oder (wie die Sauerstoffcapacität) in einem bedeutenden Grade abnimmt, ſind vom Golde, durch Silber, Kupfer und Eiſen immer im Steigen. Um dieſes zu verstehen, bemerke man Folgendes: Die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff drückt nichts anders aus, als die Tendenz zum Aufheben aller abſoluten Cohärenz. Nichts zeigt ſich deutlicher; denn die Oxydation ist ja in der That immer mit der totalen Aufhebung aller *abſoluten* Cohärenz verbunden. Aber, je stärker die abſolute Cohärenz wird, desto mehr muste dann die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff, d. h. die Stärke der Entgegenſetzung zwiſchen dem Metall, als dem, das Maximum dieſer Cohärenz Ausdrückenden, oder wenigstens dieſem Maximo ſich Nähernden, und dem Sauerstoff der alle Cohärenz aufzuheben strebt, nothwendig werden. Ferner je gröſser die Intenſität der freyen Entgegenſetzung wird, desto geringer wird die Fähigkeit der Oxydation, alſo, dem Vorhergehenden zufolge, desto gröſser die Sauerstoffcapacität ſeyn. Es war folglich nothwendig, daſs ſowohl die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff, als auch die Sauerstoffcapacität vom Golde bis zum Eiſen immer stieg.

Das Ganze ist in der That nichts anders als eine höchst einfache Folgerung aus dem Verhältniſs des Maximums der Dichtigkeit, zum Maximo der Cohä-

Cohärenz, und eine nothwendige Folge aus dem Widerſpruche, in welchen ſich die Natur verwickelt hat, indem ſie genöthigt wird, den Gegenſatz, den ſie vertilgen will, erst wieder hervorzurufen.

So wie die Linie der abſoluten Cohärenz überhand nimmt, nimmt auch die Dehnbarkeit ab, und das cohärenteste Eiſen ist (S. 109.) zugleich auch das ſprödeste.

Wie nun die Verhältniſſe der cohärentesten Reihe bis zum Eiſen, ſich aus unſerer Anſicht auf das Allervollständigste ableiten lieſsen, ſo ist in der That daſſelbe in der weniger cohärenten Reihe der Fall. Drückt das Queckſilber den Moment der geringsten Cohärenz mit der grösten Dichtigkeit aus, ſo wird, von ihr aus, die Cohärenz auch nothwendig zunehmen müſſen. Dieſes läſt ſich auf folgende Weiſe deutlich genug darthun. — Wenn der dichteste Körper der ist, in welchem die höchste Intenſität der Repulſiv-Kraft fixirt ist, ſo wird, ſo wie die Repulſiv-Kraft hervortritt, die Attractiv-Kraft ſich nothwendig thätig zeigen. Alſo muſs die Cohärenz auch in dieſer Reihe zunehmen; nur weil die Repulſiv-Kraft, — das aller Cohärenz Feindſelige — hier das Hervortretende ist, die Attractiv-Kraft hingegen die abnehmende, ſo wird die Cohärenz nie ſo bedeutend werden können, wie in der vorhergehenden Reihe. Auch in der weniger cohärenten Reihe, wird alſo ein Metall das Maximum der abſoluten Cohärenz bezeichnen. So wie dieſer Punkt des Verſchwindens der abſoluten Cohärenz in der cohärentern Reihe durch Eiſen und

und Nickel, ſo ist er in dieſer Reihe durch Zinn und Zink bezeichnet. In der That finden wir, in ſo fern wir aus den unvollkommnen Verſuchen (S. 16[illegible].) ſchlieſsen können, daſs ſowohl die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff, als auch die Sauerstoffcapacität durch Queckſilber, Bley, Zinn und Zink im gleichen Verhältniſſe steigen; die Dehnbarkeit aber nimmt, wie bekannt, auch hier ab, ſo wie die Cohärenz zu.

Daſs der Magnetismus ſich nur in der cohärentern Reihe zeigen kann, folgt geradezu aus dem Vorhergehenden, weil in dieſer Reihe allein das Maximum der abſoluten Cohärenz hervortreten kann. Aber merkwürdig ist es doch, daſs das Zinn, in der weniger cohärenten Reihe, eine ſo auſserordentlich bedeutende Receptivität für den Magnetismus, nach den oben (S. 156.) angeführten *Rinmannſchen* Verſuchen zeigt.

Daſs mir alſo das Phänomen des iſolirten Magnetismus nicht unbegreiflicher ſeyn kann, als die meisten übrigen Phänomene, die die Phyſiker ſo leicht erklären zu können glauben, wird ein jeder aus dem Vorhergehenden von ſelbst folgern. Ich will mich hier nicht in eine weitläuftige Unterſuchung der ſpeciellern magnetiſchen Erſcheinungen einlaſſen. Daſs er mir gar nichts ist, als der *Repräſentent der Urentgegenſetzung*, oder der *Urrichtung* der Erde ſelbst, weiſs der Leſer ſchon aus dem Vorhergehenden, ſo wie ich auch ohne Zweifel den Mechanismus ſeines Entstehens begreiflich gemacht habe. Mit dem

Maxi-

Maximum der abſoluten Cohärenz muſte er nothwendig entſtehen, aber mit dieſer auch wieder verſchwinden.

Das Maximum der abſoluten Cohärenz geht, wie wir wiſſen, in beiden Reihen, in Sprödigkeit über. Aber was iſt denn die Sprödigkeit? offenbar nichts anders, als das Zerfallen der Linie der Cohärenz in mehrere Linien.

Um dieſen Gegenſtand, der in der That wichtiger und folgenreicher iſt, als man glaubt, *hier* ſo viel möglich zu erſchöpfen, werden wir dasjenige, was uns vorzüglich Aufſchlüſſe über die Natur der Sprödigkeit und ihren Zuſammenhang mit dem Zerreiblichen verſpricht, genauer betrachten.

Der Verfaſſer einer noch ungedruckten, mir bekannten Abhandlung *über die Friction*, iſt, ſo viel ich weiſs, der erſte, der über das Zerreibliche Ideen geäuſſert hat, die uns über die phyſiſche Entſtehung dieſer Art der Cohärenz Aufſchlüſſe verſprechen. Er behauptet nemlich, — und hat die Beweiſe ſeiner Behauptung auf einem von dem unſrigen ganz abweichenden Wege gefunden — daſs die pulverartige Maſſe, in welche die Metalle bey ihrer Oxydation zerfallen, nichts anders andeutet, als die Tendenz der kleinſten Theile *unter ſich* zu cohäriren. Daſs die Oxydation nicht eine abſolute Aufhebung *aller* Cohärenz, ſondern vielmehr ein bloſses Vertilgen der *abſoluten* ſey, beweiſt er auch ſchon damit, daſs ja, durch fortgeſetzte Oxydation, die Cohärenz, zwar nur als *relative*; aber doch in einem ſehr hohen Grade, ſich wieder zeigt.

Um dieſe Vorſtellung noch mehr beſtätigt zu finden, bedenke man nur folgendes. Ein jedes einzelnes Metall muſs dieſelbe Stufenfolge gewiſſermaſſen zeigen, die die eine oder die andere Reihe verfolgt. Welche von dieſen Richtungen, ob die der ſich allmählig *expandirenden*, oder die der ſich allmählig *contrahirenden* Reihe, es verfolgen muſs, wird, wie leicht einzuſehen iſt, durch die Stelle beſtimmt, die das Metall in der Metallreihe überhaupt einnimmt. *Daſs* das Metall eine dieſer Richtungen verfolgen muſs, iſt natürlich, denn das einzelne Metall drückt ja nichts anders aus, als dieſelbe Tendenz der Natur, die ſich durch die *ganze* Metallreiche äuſſerst, nur innerhalb einer engeren Sphäre eingeſchloſſen und *in* dieſer fixirt. — Wir verfolgen hier die Richtung nach der contrahirten Seite hin. Die Anwendung auf der ſich expandirenden Reihe iſt nachher leicht und uns hier von keinem Nutzen.

Wie deutlich zeigt'es ſich nicht, daſs ein jedes einzelne Metal auf der cohärenteren Seite, dieſelbe Reihe darſtellt, die durch alle cohärentere Metalle ausgedrückt wird! — nur daſs freylich die *Uebergänge* und Zwiſchennuancen bey den einzelnen Metallen mehr verſchwinden, und vielmehr die Hauptmomente nur fixirt ſind; dieſe Uebergänge treten hingegen bey der ganze Reihe deſto deutlicher und auffallender hervor. Ein jedes einzelnes Metall verwandelt ſich bey dem erſten Grade der Oxydation in ein Pulver, von mannichfaltig abwechſelnden Farben, bey fortgeſetzter Oxydation aber in ein durchſichtiges, ſehr cohärentes Glas. — Und nun überſehe man die ganze cohärentere Reihe! — Die abſolute Cohärenz, die beym Eiſen ihr Maximum erreicht hat, geht von hier aus in Sprödigkeit über, dieſe Sprödigkeit nimmt immer mehr überhand, bis endlich die cohärenteſten Metalle ſelbst in ein Pulver zerfallen, aus welchem ſie ſich nur äuſserst ſchwer wiederherſtellen laſſen. — Das Zirkon und die Glucine zeigen metalliſche Natur und ſind bis jezt gar nicht zu reduciren. — Den Beſchluſs machen alle kieſeligten Foſſilien — *Die vollkommensten Gläſer*!

Die Sprödigkeit macht alſo den Uebergang von der abſoluten Cohärenz bis zum eigentlich Zerreiblichen und dieſes ist daſs nothwendige Mittelglied, um den Uebergang zum Maximum der relativen Cohärenz oder zur gröſsten Härte zu vermitteln. — So wie die Attractiv-Kraft die überwiegende wird, muſs nothwendig die urſprüngliche Linie der abſoluten Cohärenz — die bloſs in der freyen Entgegenſetzung ſich erhalten konnte — verſchwinden und der Körper gleichſam *in ſich* zuſammenfallen, der Uebergang muste durch ein Zerfallen der urſprünglichen Linie in mehrere Linien geſchehen, die, ſo wie die Attractiv-Kraft mehr und mehr hervortrat, allmählig abnehmen muste, bis endlich das Maximum der relativen Cohärenz, das gänzliche Vertilgen aller abſoluten, ſelbst durch die *Durchſichtigkeit* andeutete. —

Wie ſprechend zeigt aber die höchste *Federkraft*, die ſo offenbar die Tendenz, die Richtung der *geraden Linie* zu behaupten, ausdrückt, nicht die Grenze der verſchwindenden abſoluten Cohärenz, und den Uebergang der Dehnbarkeit in Sprödigkeit an.

Wie die Metalle der cohärenteren Reihe *ſpröder* werden, steigt die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff nicht mehr, ich vermuthe vielmehr, daſs ſie in dieſer Reihe, ebenſo wie in der weniger cohärenten durch Wismuth, Spiesglanz, Sylvan und Arſenik, nach und nach *ſinkt*. Die bekannten, auch ſchon von mir angeführten und benutzten Erfahrungen können nichts gegen meine Behauptung beweiſen, weil man noch viele Gründe hat, an der völligen Reduction dieſer Metalle zu zweifeln, und bekanntlich eine geringe Oxydation die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff auſſerordentlich zu verstärken vermag. Die Gründe dieſer Vermuthung werden aus dem Nachfolgenden ſich ergeben.

Mag nun indeſſen die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff unverändert bleiben oder ſinken, ſo viel ist gewiſs: *die Intenſität der Oxydation* (S. 149.) nimmt von Eiſen an bis zum Molybdän und Chromium immer zu, oder was daſſelbe ist, die Sauerstoffcapacität nimmt allmälig ab. Hier zeigt nun der Sauerstoff ſeine Tendenz, die abſolute Cohärenz zu zerstören. recht auffallend. — In geradem Verhältniſſe mit der Intenſität der Oxydation nimmt die Sprödigkeit zu, bis endlich bey

den

durchſichtigen und harten Foſſilien des Kieſelgeſchlechts die Oxydation ihre höchste Stuffe erreicht hat. Der Sauerstoff ist uns hier überhaupt nichts anders als das aller abſoluten Cohärenz Vertilgende, und es ist nothwendig, daſs wir alle mögliche andere Verhältniſſe des Sauerstoffs aus der Unterſuchung auszuſchlieſſen, um das Reſultat, durch die Reinheit der Prämiſſen, ſelbst ſo rein wie möglich ziehen zu können. Aber indem der Sauerstoff in *dieſer* Reihe die abſolute Cohärenz durch Hervorrufung der Attractiv-Kraft zu zerstören strebt, entsteht ein neuer Wiederſpruch, und der Körper wird wiederum nur *in ſich* desto fester gebunden. — Die Dichtigkeit hat abgenommen, weil die Intenſität der Repulſiv-Kraft abnahm, aber dadurch wurde der Grund zur *freyen* Entgegenſetzung — oder abſoluten Cohärenz — gelegt, indem die Attractivkraft frey hervortrat. — Die abſolute Cohärenz hat abgenommen, weil die freye Entgegenſetzung mit dem stärkeren Hervortreten der Attractiv-Kraft wieder verſchwand, aber dadurch wurde wiederum der Grund zum Maximum der relativen Cohärenz gelegt. — Hierdurch ist ein Grad der Contraction möglich gemacht, den die Natur, wenn ſie einmahl in ihm gerathen, kaum zu überwältigen vermag (S. 183.)

Aber durch dieſe Thätigkeit des Sauerstoffs muste eine *reine* Metallreihe entſtehen, die ſich ebenfalls durch zunehmende Sprödigkeit und Härte auszeichnen wird, nur daſs dieſe Metalle, (weil die Intenſität der Oxydation gleichförmig zunimmt),

nimmt), ſich immer mehr und mehr in ihren Oxyden verlieren, und ſchwerer und ſchwerer zu reduciren ſeyn werden. Daſs, ſo wie die freye Entgegenſetzung verſchwand, die Intenſität der Oxydation zunahm, war freylich nothwendig, da ja, nach unſerer Anſicht, die abſolute Cohärenz eben die Wirkung des Sauerstoffs entgegenstrebte. Es ist aber dann auch nothwendig, daſs die Verwandſchaft gegen Sauerstoff (weil die Intenſität der Entgegenſetzung mit dem Widerstand abnimmt) abnehme. Dieſes ist denn auch der Grund, auf welchen ich vorzüglich meine oben angeführte Behauptung baue; aber ſelbst die Erfahrung ſpricht in der That ſehr dafür, daſs die Verwandſchaft gegen den Sauerstoff von Eiſen an wieder abnimmt. Denn — daſs der Diamant mit den Metallen der cohärenteren Reihe zuſammen hängt, leidet wohl keinen Zweifel. Nun ist es bekannt, daſs dieſer ſich, in ſeinem reinsten Zustande auſſerordentlich ſchwer oxydirt, (wie *Guyton's* oben angeführter Verſuch beweiſst), *im ersten Grade der Oxydation* (als Graphit) ſchon leichter — und gerade *in dieſem* Zustande nähert er ſich den ſprödesten Metallen der cohärentesten Reihe ſo auſſerordentlich. — Noch mehr — der Sprung von der Härte des ſprödesten Metalls bis zu der Härte des Diamanten ist ſehr groſs, und es ist äuſſerst wahrſcheinlich, daſs Zwiſchengrade der Härte statt finden, obgleich ich ſelbst gestehen muſs, daſs dieſe ſich ſehr ſchwer aufzeigen laſſen. Der Grund aber läſst ſich aus meiner Anſicht ſelbst herleiten — denn da die Intenſität der Oxydation immer zunimmt, ſo ſieht man leicht, daſs die

Re-

Reduction immer ſchwerer, ja fast unmöglich werden muſs, bis die gleichmäſsig ſinkende Verwandſchaft, wie bey den Diamanten, faſt = o wird, und ſelbst da hat die Reduction, wenn die Oxydation (wie bey dem Reisbleye) einmahl angefangen hat, Schwierigkeiten, die ſich wahrſcheinlich gar nicht überwinden laſſen. — Wenn man *alles* das Geſagte ſich recht deutlich und klar vor die Augen bringt, ſo wird man die Vermuthung gewiſs gar nicht zu kühn finden, daſs einige Metalle der cohärentesten Reihe (vielleicht Menack, Braunstein, Molybdän, Chromium) einen König haben, der ſich dem Diamanten mehr nähert als man glaubt, daſs das, was man jetzt Menack-Braunstein-Molybdän-Chromium-König nennt, eigentlich den ersten Grad der Oxydation des ächten Königs bezeichnet, obgleich nothwendig dieſer *innere metalliſche Kern* (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf) nach und nach zurück treten, vielleicht ganz verſchwinden müste, und erst als Diamant wieder erſcheinen könnte. — Was alſo am meisten gegen uns zu ſprechen ſcheint, (die Zunahme der Verwandſchaft bey abnehmender Sauerstoffcapacität) ſpricht gerade am meisten *für* uns, und giebt uns Gelegenheit, eine andere dunkele Gegend unſerer Unterſuchung aufzuhellen.

So haben wir denn in der That aus der bewieſenen Vorausſetzung, daſs die Attractiv-Kraft in der cohärenten Reihe immer stieg, und die Repulſiv-Kraft immer ſank, alle die durch bloſse Zuſammenstellung der Thatſachen im Vorhergehenden aufgefundenen Geſetze, abgeleitet. — So wurde die Abnahme der Dichtigkeit, die Zunahme der abſoluten Cohärenz, der Uebergang dieſer Eigenſchaft in Sprödigkeit, die erst steigende, nachher unveränderliche (wie es ſich aber zeigte, bey den *reinsten* Metallen ſinkende) Verwandſchaft gegen den Sauerstoff, nnd die erst ſinkende nachher steigende Intenſität der Oxydation aus dieſer einfachen Vorausſetzung aufs einfachste hergeleitet. — Ein jedes Metall der cohärentesten Reihe stellt eine fixirte Stufe mit einem bestimmten Verhältniſs der Attractiv- und Repulſiv-Kraft dar, und *aus* dieſem Verhältniſſe folgen *alle* übrigen Eigenſchaften von ſelbst. — Die Erfahrungen ſelbst zeigten darauf hin, daſs der Sauerstoff die erregende Potenz dieſer Veränderungen ſeyn muste, und *bloſs* als eine ſolche haben wir ihn angenommen.

Ehe ich dieſe Reihe verlaſſe, muſs ich noch etwas über das Verhältniſs des Magnetismus zu ihren Metallen ſagen. Hr. v. *Arnim* ſucht in ſeiner Abhandlung: Ideen zu einer Theorie des Magneten 1) zu beweiſen „daſs weder das Eiſen „allein noch auch die Verbindung des leztern „mit dem Sauerstoff in gewiſſem Verhältniſſe, ſondern allein die dreyfache Verbindung zwiſchen „Eiſen, Kohlen- und Sauerstoff in *gewiſſen Verhältniſſen* die des stärksten und dauernsten Magnetismus fähige Maſſe hervorbringe.“ Er beruft ſich hierbey vorzüglich auf die zahlreichen, auch von

---

1) *Gilberts* Annal. d. Phyſ. 3. Bd. 1tes Heft. p. 48. u. f.

von mir oben angeführten und benuzten Erfahrungen, daſs der Kohlenstoff dem Magnetismus des Eiſens günstig ſey, verbunden mit der Erfahrung, daſs Roheiſen und Stahl, die beyde mehr Sauerstoff enthalten, des Magnetismus fähiger ſind als weiches Eiſen, welches weniger Sauerstoff enthält. *Schelling*, der meine, ſchon vor einem Jahr öffentlich geäuſſerte Idee, daſs *Stickstoff* und *Kohlenstoff* die Repräſentanten des Magnetismus ſind, in ſeinem System aufnahm, ſuchte ſie in einem kleinen Aufſatze [1]) gegen die *Arnimſche* Meynung zu vertheidigen. — Er äuſsert bey der Gelegenheit die Vermuthung, — obgleich er geſteht, daſs ihm das Verhältniſs des Sauerstoffs zur Cohaſion damahls noch nicht hell und deutlich war — daſs vielleicht der Sauerstoff mittelbar zur Cohäſionsveränderung, und dadurch zum Vortheil für den Magnetismus wirken könnte. Ein jeder, der mit Aufmerkſamkeit das Vorhergehende durchgeleſen hat, wird bemerkt haben, daſs dieſe Vermuthung in der That gegründet ist. Der Sauerstoff ist uns *nichts* als die erregende Potenz für die ganze Reihe. Gerade bey dem Eiſen müste das Hervortreten der freyen Entgegenſetzung, nach dem Vorhergehenden, durch den Sauerstoff befördert werden. Daſs dieſes aber nur bis auf einen gewiſſen Punct statt finden konnte, und daſs *mit* dieſem Punct die Oxydation vielmehr allen Magnetismus *zerstören* muste, wird hier für den aufmerkſamen Leſer, wie ich hoffe, weit deutlicher und heller, aus dem ganzen Zuſammenhange her-

---

1) Zeitſchrift, 1. Bd. 2. Stück. p. 144 u. f.

hergeleitet und erklärt, als ſelbst bey *Arnim.* Alle jene Verſuche von *Lampadius*, *Bergmann* und *Guyton*, die es beweiſen, daſs Stahl und Roheiſen eine gröſsere Menge Sauerstoff enthalten, verbunden mit der allgemein bekannten Thatſache, daſs dieſe auch des Magnetismus fähiger ſind, die ſcheinbar gegen mich ſprechen ſollte, ſprechen vielmehr *für mich*, und anstatt dem Hrn. v. *Arnim* ſeine Beobachtungen abzuleugnen, ſo berufe ich mich vielmehr auf ſie, als auf die für meine Anſicht günstigsten. — Daſs der Sauerstoff als erregende Potenz für den Magnetismus (indem er das Maximum der abſoluten Cohärenz hervorrufen muſs um ihn zu vertilgen) wirkt, beweist auch auffallend die — wenig bekannte — Beobachtung, daſs *in der Tiefe*, oder *auf den Lagern* kein Magnet gefunden wird, daſs vielmehr der Magnetismus erst ſich zeigt, wenn die Erze *zu Tage gebracht werden* und daſs der Magneteiſenstein erst auf der *Halde* magnetiſch wird. — Die Beobachtung gehört *Wernern.* — Den Hrn. v. *Arnim* gehört indeſſen das Verdienst, der erste geweſen zu ſeyn, der über die Verhältniſſe des Kohlen- und Sauerstoffs zum Magnetismus belehrende Aufſchlüſſe gegeben hat. — Ich kann mich hier in eine weitläufige Erörterung mehrerer Auſſerungen *Arnims* nicht einlaſſen; obgleich einige, wie z. B. die leichtere Oxydirbarkeit des Nordpols — wenn ich meinen eigenen Verſuche trauen darf — wohl eine Wiederholung und Bestätigung verdienen.

Daſs aber die übrigen Metalle dieſer Reihe — Eiſen, Nickel und Kobalt ausgenommen — nicht

nicht wahren Magnetismus zeigen, davon bin ich völlig überzeugt. Auch hierin ist mir *Schelling* durch ſeine völlig richtige Vermuthung zuvorgekommen. Er ſagt nemlich: [1]) „Es ist mir „durch die Verſuche *Brugmanns* und andrer, nach „welchen fast kein Körper ist, auf welchen der „Magnet, bey gehöriger Anwendung, nicht Wir„kung zeigte, obgleich in den meisten durch che„miſche Analyſe keine Spur von Eiſen aufgezeigt „werden kann, zuſammengehalten mit dem Satz, „von der Zuſammenſetzung des Magnets, der Ge„danke aufgedrungen worden, ob ſich nicht mit„telst der magnetiſchen Pole eine allgemeine Son„derung der zuſammengeſetzten Körper, auch der „chemiſch noch unzerlegten in verſchiedene Klaſ„ſen bewirken lieſse." Dieſer Gedanke der mir, mit einiger Einſchränkung, höchst wahrſcheinlich ist, enthält in der That die Enträthſelung einer Menge Verſuche, welche den Magnetismus mehrerer, nicht eiſenhaltiger Körper beweiſen ſoll. Indeſſen glaube ich, daſs alles auf das Hervorrufen des Kohlenstoffs, als des negativen Pols des Magnetismus, beruht. Daſs der Stickstoff, als der poſitive Pol des Magnetismus, nicht dieſelbe Wirkung äuſsert, ist ſehr natürlich, weil ja dieſer ſich zerstreut, ſobald er frey wird. Hierauf — daſs der negative Pol oder die Attractiv-Kraft, ſo wie ſie hervortritt, zugleich ein Maximum der relativen Cohärenz herbeyführt — beruht auch die oben erwähnte Receptivität der cohärentesten Metal-

---

[1]) a. a. O. p. 147.

Metalle für den Magnetismus, der in der That, — da noch einige andere Metalle der weniger cohärenten Reihe, wie z. B. das Zinn, eine ſo groſse Empfänglichkeit für den Magnetismus zeigen — ſehr bedeutend ſeyn muſs. Theils aus der einen der angeführten Urſachen, — aus der Thätigkeit des Kohlenſtoffs, als des negativen Pols — theils aus der andern — aus der ſehr groſsen Receptivität für Magnetismus — erkläre ich mir alle jene, ſchon oben (S. 155.) angeführten Erſcheinungen, auch die von *Brugmann* [1]) entdeckte Polarität eines Diamanten, ſo wohl, als *Arnim's* [2]) Verſuche mit den Holzkohlen, die nicht allein vom Magneten gezogen wurden, ſondern auch Polarität zeigten. Man kann, wie ich gar nicht bezweifle, noch weit mehr Fälle, wo kohlenſtoffhaltige, und noch in einigem Maaſse cohärente Körper, Magnetismus, ja ſo gar unter einigen Umſtänden Polarität zeigen werden, entdecken, wenn man der von *Arnim* befolgten Bemerkung des *Hauy* ſich erinnert; daſs die Körper öfters Polarität zeigen würden, wenn nicht die groſsen Magnetnadeln, die man braucht, öfters die Pole überwältigte. Eine Bemerkung, die, wie ich weiſs, *Göthe* früher ſchon als *Hauy* gemacht hat. Aber geſetzt auch, daſs man noch weit mehrere Spuren von Polarität bey den relativ cohärenteſten Körpern entdeckte, ſo läſt ſich daraus noch gar nicht auf einen eigenthümlichen Magne-

---

1) Philoſophiſche Verſuche über die magnetiſche Materie, p. 293.

2) a. a. O.

Magnetismus dieſer Körper ſchlieſsen, und ſo, wie es mit unſern chemiſchen Experimenten bis jetzt noch ausſieht, kann der Umſtand, daſs die chemiſchen Reagentien keine Spur von Eiſen in einem Körper entdecken, wie doch *Ritter* zu glauben ſcheint, für die völlige Abweſenheit dieſes Metalls, gar nichts beweiſen. Denn vermögen [illegible] Eiſen ein ſo wenig cohärentes Metall, wie das Zinn, magnetiſch zu machen, ſo muſs der Antheil von Eiſen, der die relativ cohärenteſten Körper magnetiſch machen kann, auſserordentlich gering ſeyn, und wo hat die Chemie das Mittel, das Minimum eines Körpers in einer Miſchung zu entdecken? — Man kann den Satz: *daſs der Magnetismus mit dem Maximo der abſoluten Cohärenz entsteht, aber auch mit dem Uebergang dieſer, in der relativen verſchwindet*, als einen bewieſenen aufſtellen. —

Ich gehe zu der weniger cohärenten Reihe über. Schon vorhin habe ich bemerkt, daſs die Cohärenz, ſo wie die Repulſiv-Kraft hervortrat, bis auf einen gewiſſen Punct zunehmen müſte. Um aber die Einſicht in die Natur dieſer Reihe zu befördern, erlaube man mir einige einleitende Bemerkungen.

Man hat bis jetzt in der Phyſik lange nicht genugſam das Verhältniſs des Tropfbarflüſſigen zum Elaſtiſchflüſſigen auseinander geſetzt. Die tropfbare Flüſſigkeit ſtellt immer eine Art von Indifferenz vor, und verſchwindet, ſo wie irgend ein Pol rein heraustritt. So z. B. verſchwindet bey den Oelen dieſe

Eigen-

Eigenſchaft, ſobald der Waſſerſtoff hervortritt. Es giebt gar keine tropſbare Flüſſigkeit, in welcher nicht ein Gegenſatz gebunden wäre. Am deutlichſten zeigt uns dieſes das Waſſer, als der Ausdruck aller Erden-Indifferenz — die wichtige *Ritterſche* Entdeckung durch die Voltaſche Batterie. — Das Queckſilber iſt, ebenſo wie das Waſſer, ein indifferentes Metall. Die Natur konnte es aber bis zu dieſem Mangel an Cohärenz nicht bringen, ohne daſs die Dichtigkeit in etwas abnahm.

Es entſteht hierbey freylich ein wichtiges Problem, deſſen Löſung man von mir von rechtswegen fordern kann, die ich aber, um die Unterſuchung nicht abzubrechen, aufſchiebe. Nämlich: wie, dem als allgemein geltend aufgeſtellten Geſetze zuwider, die Dichtigkeit zugleich mit der Cohärenz bey den Wurzel-Metallen abnehmen könnte? — Ja ich glaube daſs die ſpecifiſche Dichtigkeit des Queckſilbers im Verhältniſs gegen die der übrigen Metalle geringer iſt, als ſie durch alle noch ſo genaue Verſuche, bis jetzt angegeben wird. Denn es iſt bekannt, daſs die feſten Metalle immer auf den geſchmolzenen ſchwimmen, — eine Erſcheinung die die Phyſiker noch beſtändig (oberflächlich genug) aus den zufällig, dem feſten Metall beygemengten Poren, erklären, da ſie doch nichts anders iſt, *als der ſprechendſte Beweis für die Zunahme der Dichtigkeit, bey der Abnahme der Cohärenz*, — und bis jetzt iſt ja in der That kein einziger Verſuch angeſtellt, der uns über die ſpecifiſche Dichtigkeit des *feſten*

Queck-

Queckſilbers, oder die der übrigen Metalle im *geſchmolzenen* Zuſtande, Auskunft gäbe, welches doch zu einer genauen Vergleichung durchaus nothwendig iſt. Iſt indeſſen auch die Dichtigkeit des Queckſilbers etwas geringer als ſie gewöhnlich angegeben wird, ſo iſt ſie doch noch ſehr bedeutend, und das Queckſilber gehört offenbar mit zu den ſchwerſten Metallen. Das Queckſilber muſs alſo den Keim zu beyden Metallreihen enthalten, und bezeichnet den Indifferenz-Punct der metalliſchen d. h. magnetiſchen Polarität, eben ſo wie das Waſſer den Indifferenz-Punct der electriſchen; nur werden bey dieſem die Pole ohne Zwiſchenſtuffe in Freyheit geſetzt, jenes muſs hingegen auf beyden Seiten in entgegengeſetzten Richtungen verſchiedene Stuffen der Cohärenz durchlaufen, ehe die Pole, von einander getrennt, frey werden können. Es iſt ſehr merkwürdig bey dieſer Anſicht, die Art, wie die Metalle ſich, in Rückſicht auf ihre Leicht- oder Schwerflüſſigkeit verhalten, zu unterſuchen. — Das ſchwerſte Metall, welches zugleich die reinſten bloſsen Maſſen-Verhältniſſe zeiget (die Platina) iſt zugleich faſt unter allen das ſchwerflüſſigſte. Aber die Natur verfolgt denſelben Weg bis zum äuſserſten Extrem des leichtflüſſigſten Metalls (des Queckſilbers). In der Mitte zwiſchen beyden liegt das, den Keim zu der cohärenteſten Reihe enthaltende, Gold, deſſen Schmelzgrad weit geringer iſt, als der der Platina. So wie nun die Attractiv-Kraft hervortritt, wird der Schmelzgrad immer geſteigert. Mit dem Maximo der relativen Cohärenz zeigt ſich die abſolute *Unſchmelz-*

barkeit, und der Diamant *läſst ſich wohl durch die Oxydation verflüchtigen, aber nicht ſchmelzen.* Wir haben ſchon oben (S. 162.) bemerkt, daſs die Eigenſchaft ſich reguliniſch verflüchtigen zu laſſen, ſchon beym Silber und Gold, obgleich hier nur bey einer ſehr hohen Temperatur ſich zeigte. Der Temperatur-Grad aber, bey welchem ſich das Queckſilber *verflüchtigt*, iſt ſchon ſehr gering, doch ſchmilzt es früher; indeſſen ſieht man den Verflüchtigungsgrad durch Bley und Zinn wieder ſteigen, durch Zink, Wismuth, Spiesglanz und Arſenik wiederum beträchtlich ſinken. Der Arſenick ist unter allen Metallen das flüchtigste. Hier verſchwindet alſo der Schmelzgrad, der durch die ganze Reihe (wenn gleich nicht völlig regelmäſsig) ſteigt, eben ſo, wie in der cohärenten Reihe, nur auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe, — *denn der Arſenik verflüchtigt ſich früher als er ſchmelzt*, und da ich den Zuſammenhang des Schwefels und Phosphors mit dem Extrem der weniger cohärenten Metallreihe, wie ich glaube, mehr als bloſs wahrſcheinlich gemacht habe, ſo kann ich wohl auch hier mich auf die Schwierigkeit dieſe zu ſchmelzen, berufen.

Bezeichnet nun das Queckſilber die eigentliche Indifferenz, ſo wird, ſo wie die Repulſiv-Kraft (als der poſitive Pol) hervortritt, dieſe im Anfange, — weil die Attractiv-Kraft noch nicht hinlänglich geſunken iſt — *in ihrer Freyheit* gebunden ſeyn, d. h. es wird ſich vom Queckſilber an eine Zunahme der abſoluten Cohärenz zeigen, die ſich durch *ſteigende* Verwandſchaft gegen den Sauerstoff und *ſinkende* Intenſität der Oxydation andeuten wird; aber doch nie bedeutend werden kann. — Daſs dieſes Verhältniſs ſich von Queckſilber an, durch Bley, Zinn und Zink wirklich zeigt — wiſſen wir ſchon. — Wenn das Höchste der abſoluten Cohärenz in *dieſer* Reihe erreicht ist, ſo wird allerdings auch relative Cohärenz, als die Tendenz die abſolute aufzuheben, entstehen, nur wird ſie hier nie den Grad erreichen können, der ſich auf der cohärenten Seite zeigt, weil ſie nur das *Mittelglied* ist, *alle* Cohärenz (ſelbst die des Tropfbarflüſſigen) aufzuheben. — Dieſe — bis zu einen gewiſſen Punkt zunehmende — relative Cohärenz wird ſich *hier*, aus dem, ſchon bey der cohärenten Reihe angeführten, Grunde durch *ſinkende* Verwandſchaft gegen den Sauerstoff und *steigende* Intenſität der Oxydation, andeuten. — Nun nimmt aber in der That auch die Verwandſchaft gegen Sauerstoff vom Wismuth bis zum Arſenik ab, die Intenſität der Oxydation hingegen zu (S. 160.) — Und können wir nicht Schwefel und Phosphor als Metalle anſehen, die (weil hier die Intenſität der Oxydation noch stärker ist) *gar nicht* reducirt werden können? Wollen wir aber das Verhältniſs der relativen Cohärenz in der weniger cohärenten Reihe, zu derſelben Eigenſchaft bey der cohärenteren, recht deutlich einſehen, ſo brauchen wir nur die Natur ſelbst zu befragen, die, wenn wir überhaupt zu fragen verstehen, uns gewiſs immer eine befriedigende Antwort geben wird. Hier ist nemlich der Ort, wo jene (S. 112.) angeführte Beobachtung, daſs der hackige Bruch bey der cohärenteren Reihe in einen körnigen, bey der weniger cohärenten in einen blättrigen übergeht, auf das Ueberraſchendſte belehrend wird. — Wie die Attractiv-Kraft hervortritt verſchwindet die Linie der abſoluten Cohärenz, ſie *zerfällt* in mehrere — daher der *grobkörnige* Bruch. — Die Linien nehmen ab — das Korn wird immer feiner — die relative Cohärenz nimmt zu — der Bruch wird immer ebener, dichter, feiner — bis endlich der *vollkommen muſchlige* (dem Glaſe eigene) Bruch, das Vertilgen aller Linie der abſoluten Cohärenz, und den vollſtändigſten Sieg der relativen, aufs deutlichſte darſtellt. — In der weniger cohärenten Reihe, — wie ganz anders zeigt ſich der Bruch da! Der hackige Bruch wird *blättrig*, die Blätter vertheilen ſich in *Strahlen* — beym Spiesglanz und Arſenik iſt der Bruch *büſchelförmig* und *ſternförmig ſtrahlig*. — Von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct aus, gehen die Strahlen nach allen Richtungen, und deuten ſelbſt in der feſten Maſſe, ſo ſprechend auf die *hervorſtrebende Kraft*, die, ſo bald die Temperatur erhöht wird, alle Cohärenz aufhebt. — Wem fällt hierbey nicht der Punkt der negativen und der Strahlenpinſel der poſitiven Electricität ein! — So deutlich, ſo auffallend ſpricht die Natur, wenn man ſie nur unbefangen befragt — ſo wenig verheelt ſie ihre Geheimniſſe! Es iſt als *wollte ſie* verſtanden ſeyn, als *wollten wir* ſie nur nicht verſtehen! —

Dieſes Verhältniſs iſt zu intereſſant, als daſs wir es nicht weiter verfolgen ſollten. Gehen wir

nemlich

über die Metallreihe hinaus, ſo theilen ſich die ſteinigen Foſſilien, ebenſo wie die Gebirgsarten in zwey Hauptreihen, welchen alle die übrigen Foſſilien, mehr oder weniger, untergeordnet zu ſeyn ſcheinen, nemlich in eine kieſeligte Reihe (zu welcher ich hier auch die meiſten Foſſilien des Thongeſchlechts rechne) und in eine kalkigte Reihe (zu welcher ich hier die Baryth- und Strontian-Foſſilien ebenfalls rechne.) Die kieſeligte Reihe wird (im Ganzen genommen) durch einen dichten bald ſplittrigen bald muſchlichen Bruch characteriſirt. Denn die wenigen Ausnahmen, die z. B. einige Edelgeſteine, der Hyazinth, braſilianiſche Turmalin u. ſ. w. machen, können bey dieſer auf das Allgemeine gehenden Unterſuchung, nicht in Betrachtung kommen. Die kalkigte Reihe wird hingegen mehr durch einen blättrigen Bruch von 3fachen, 4fachen und mehrfachen Durchgang der Blätter characteſirt. Ja — was noch mehr iſt — der blättrige und ſtrahlige Bruch tritt bey der kieſeligten Reihe in der That nur da recht deutlich und allgemein hervor, wo die kieſeligte Reihe mit der kaliſchen oder kalkigten in Verbindung kömmt. So enthält der Feldſpath mit zweyfachem Durchgang der Blätter und der ſtrahlige Zeolith, Kali; der ſtrahlige Tremolith, Kalk; und der nach einigen Richtungen blättrige Kreuzſtein, Baryth. Aber die kalkigte Reihe wird ja durch Stickſtoff, die kieſeligte durch Kohlenſtoff characteriſirt, und ſo finden wir bey den Erden daſſelbe Verhältniſs unter denſelben Umſtänden, wie bey den Metallen, wieder.

Ich glaube hinlänglich bewieſen zu haben, daſs man um alle Eigenſchaften, die die Metalle auszeichnen, zu erklären, nichts anders anzunehmen braucht, als ein Zunehmen der Attractiv-Kraft und gleichförmiges Sinken der Repulſiv-Kraft auf der einen, ein Zunehmen der Repulſiv-Kraft und gleichförmiges Sinken der Attractiv-Kraft auf der andern Seite, wenn wir dieſes nur mit der Annahme einer erregenden Potenz auſserhalb der Metallreihe, deſſen Verhältniſs zu der Metallreihe wir zwar kennen, ohne daſs wir doch noch den Grund zu dieſem Verhältniſſe ſelbst einſehen, verbinden. Ein jeder aufmerkſame Leſer wird leicht einſehen, daſs wir hier nur von dem Verhältniſſe des Sauerstoffs zu der Metallreihe ſprechen. Ich habe geflieſſentlich die Wirkungen des Sauerstoffs nur auf die einfachste Weiſe aus den Erſcheinungen ſelbst herausgehoben. Den Grund ihrer Wirkſamkeit findet man aber wirklich in der neuern Natur-Philoſophie, wenn man nur Lust und guten Willen genug hätte, ihn da aufzuſuchen.

Ueberhaupt laſſen ſich die Veränderungen der Cohärenz, alſo auch die Entstehung der Stuffen, welche verſchiedene Cohärenz-Grade bezeichnen, nur aus dem Conflict mit einem, alle Cohärenz aufhebenden, Princip (d. h. durch eine Wärmetheorie) erklären. Ich habe ein ſolches Princip nothwendig als thätig vorausſetzen müſſen, ohne es weiter verfolgen zu können, wenn ich nicht in Gefahr gerathen würde, meinen Gegenstand zu ſehr aus den Augen zu verliehren. Ein ſolches

Princip aber zugegeben — und daſs es ſich thätig zeigt, das ſehen wir ja, und die Annahme ist durchaus gar keine willkührliche — muſs man wohl gestehen, daſs alle Erſcheinungen bey der Metallreihe auf das allereinfachste aus der bewieſenen Vorausſetzung abgeleitet ſind.

Die ganze Metallreihe erſcheint als eine, an dem einen Extrem im höchsten Grade contrahirte, und ſich allmählig nach dem andern Extreme hin, expandirende. Wenn wir uns in der Mitte der Reihe eine Zone denken, ſo wird der eine Grenzpunct dieſer Zone — nach der Seite der grösten Contraction — durch die *gröste abſolute Cohärenz*, mit freywerdendem *Magnetismus*, der zweyte Grenzpunct — nach der Seite der gröſsern Expanſion hin — durch *die geringste Cohärenz*, den Ausdruck *der Indifferenz*, bezeichnet. In der Mitte der Zone fällt die *gröste Dichtigkeit* mit einer bedeutenden abſoluten Cohärenz — das Metall, welches uns zu den bloſsen Maſſenverhältniſſen der Erde am meisten hindrängt.

Es ist intereſſant hier zu bemerken, wie dieſes Phänomen bey der Metallreihe in immer gröſsern Verhältniſſen wiederkehrt. Der Verfaſſer des oben angeführten ungedruckten Aufſatzes, hat aus ganz andern Gründen, als diejenigen auf welche ich mich hier etwa berufen könnte, die Bemerkung gemacht, daſs die Erde wohl in etwas eine Eyform haben könnte; wenigstens ist es in der That noch nicht bewieſen, daſs die Erde gegen den Südpol hin abgeplattet ist. Alle

Beobachtungen, die die Abplattung beweiſen, ſind bekanntlich nur nach dem Nordpole hin angeſtellt, und man weiſs, wie viele Mühe es den Aſtronomen koſtet, die wenigen ſüdlichen Berechnungen mit der nordlichen in eine völlige Uebereinſtimmung zu bringen. Da es aber eine notoriſche Thatſache ist, daſs alles feſte Land gegen den Nordpol hinaufgedrängt ist, da hingegen der groſse Welt-Ocean faſt den ganzen ſüdlichen Theil der Erde einnimmt, da man ferner es wohl jetzt nicht mehr für nöthig hält (aus dem lächerlichen Grunde, daſs ſonſt das Gleichgewicht geſtört wäre) eine ungeheure Felſenmaſſe um den Südpol herum aufzuthürmen, ſo dürfte die Idee, einer etwas gröſsern Expanſion der Erde gegen den Südpol, wohl nicht ſo ganz unwahrſcheinlich ſeyn. Ich überlaſſe es den Leſern, den oben zur gröſten Wahrſcheinlichkeit gebrachten Satz, daſs die leichtflüſſigen Metalle erst gegen Süden hervortreten, das magnetiſche Eiſen ſich hingegen mehr gegen Norden anhäuft, ſo wie, daſs überhaupt, in unſerm nördlichen Welttheile wenigſtens, die Menge der cohärenteſten Metalle mit der Entfernung vom Aequator zunimmt, mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen. Sie werden ſelbst leicht finden, daſs — die etwas gröſsere Expanſion gegen den Südpol zugeſtanden — die freye Entgegenſetzung mehr gegen die contrahirte Seite, die gröste Dichtigkeit und Leichtflüſſigkeit hingegen, mehr gegen die expandirte Seite, bey der Vertheilung der Metalle auf der Erde, eben ſo wohl, als in der Metallreihe ſelbst hinfällt, und werden mit

Recht

Recht in dieſem intereſſanten Zuſammentreffen viel Aufklärendes für eine Theorie der Erde ahnden.

Aber daſſelbe Verhältniſs finden wir in der That in unſerm ganzen Planeten-Syſteme wieder. Es iſt gewiſs, daſs die Planeten ſelbſt bey weitem den kleinſten, die excentriſchen Cometen, den gröſsten Theil des Syſtems ausmachen. Wenn alſo der Merkur die contrahirteſte Seite des Syſtems bildet, ſo zeigen uns die Cometen die expandirtere Seite, ſo wie wirklich auch die Cohärenz, im Ganzen genommen, durch alle Planeten abnimmt, bis zu jenen Cometen, in welchen man kaum einen feſten Kern entdecken kann. Wie groſs die Menge der Cometen ſeyn muſs, kann man aus Folgendem ſchlieſsen: Von 78 Cometen haben 16 ihr Perihelium innerhalb der Merkursbahn, 33 zwiſchen dem Merkur und der Venus, 15 zwiſchen der Venus und der Erde, 10 nur zwiſchen der Erde und dem Mars, und nicht mehr als 4 zwiſchen Mars und Jupiter; alſo von 78 haben 64, d. h. $\frac{4}{5}$ der ganzen Anzahl, ihr Perihelium innerhalb der ganzen Erdbahn. Wie viele muſs man nicht vermuthen, die ihr Perihelium auſser der Erdbahn haben? da wahrſcheinlich meiſt nur diejenigen ſichtbar ſind, die der Sonne näher als Mars kommen: — ja die Aſtronomen finden es ſehr wahrſcheinlich, daſs noch viele Cometen innerhalb der Merkursbahn fallen. [1] —

---

[1] *Schuberts* theoretiſche Aſtronomie. 2ter Th. p. 360.

Der Leſer wird bey unſerer Anſicht eine Menge Schwierigkeiten gefunden haben, die wir ſelbſt ſehr wohl kennen, die wir aber jetzt, nachdem wir den Mechanismus des Entſtehens der beyden Metallreihen überhaupt verfolgt haben, beſſer und leichter heben können. Bey der Fortſetzung dieſer Unterſuchung werden wir zugleich, indem wir die Art zeigen, wie die Wechſelbeſtimmung der Dichtigkeit und Cohärenz auf eine Naturgeſchichte der Erde angewandt werden kann, — den Einfluſs dieſer Anſicht auf die Naturwiſſenſchaft überhaupt darthun.

Ich habe mich geſliſſentlich aller Deduction der Dichtigkeit und Cohärenz, die in der neuern Naturphiloſophie geliefert iſt, enthalten wollen, um mich nur ſo wenig wie möglich von der unmittelbaren Erfahrung zu entfernen. Aber der Streit zwiſchen Dichtigkeit und Cohärenz iſt in der That nichts anders, als ein Streit zwiſchen Indifferenz und Differenz. Wir müſſen uns die *bildungsfähige* (nicht *gebildete*) Maſſe, als eine völlig *indifferente*, tropfbar flüſſige, denken, und wirklich ſtimmt es auch mit der Vorſtellung der meiſten Naturforſcher überein, die ſich die Erdmaſſe als einen ungeheuren, indifferenten Tropfen vorſtellen. — *Sie* ſind genöthigt zu der Präexiſtenz alles Gebildeten *in der* Flüſſigkeit ihre Zuflucht zu nehmen — eine ungeheure Vorausſetzung, — die eben deſshalb auch kein Naturforſcher genau zu analyſiren wagte. — *Wir* nehmen nur einen *Cohäſions*-Proceſs an, der in der indifferenten Flüſſigkeit die erſte *Differenz* hin-

hineinbrachte, und nehmen es auf uns, *aus dieſem* Streite der Differenz und Indifferenz — des Flüſſigen und Festen — alle qualitative Verſchiedenheit abzuleiten. — Uns ist jene Flüſſigkeit *für ſich*, gar nicht denkbar; denn die Natur *besteht* nur in jenem Streite zwiſchen Differenz und Indifferenz überhaupt, und eine *indifferente* d. h. unthätige Natur ist für uns ein Unſinn. — Aber der Cohäſionsproceſs ist ein *magnetiſcher*.

Ich nehme alſo allerdings die *Metallität* der ſesten Erdmaſſe an, — eine Annahme, zu welcher ſchon die einfache Erfahrung uns führen muste, daſs ja die Metalle die reinsten Maſſenverhältniſſe überhaupt zeigen, und ſich gerade *dadurch* von allen übrigen Körpern der Erde auszeichnen. — Die Metallität der festen Erdmaſſe drückt uns nichts anders aus, als ihre bestimmte Dichtigkeit und Cohärenz ſelbst. — Einen ſchon componirten, in ſich zerfallenen Korper, z. B. den Granit zur eigentlichen Substanz der festen Erdmaſſe zu machen, ist ein höchst unglücklicher Gedanke. — In der cohärenten Maſſe eines jeden Planeten nehme ich alſo einen *magnetiſchen Kern* an, deſſen Gröſse durch die Intenſität ſeiner Cohärenz bestimmt wird. Was nun dieſe gröſsere Cohärenz überhaupt bestimmen mag, geht uns hier, wo wir keine Theorie des Univerſums liefern, gar nichts an. Aber, ich frage: ob denn, wenn wir durch den Merkur die contrahirteste, durch die Cometen die expandirteste Seite unſeres Planetenſystems bezeichnen, durch unſere Annahme nehme die *Dichtigkeit* der Planeten die mit der Entfernung von der Sonne, alſo mit der abnehmenden Cohärenz wächst, (eine Erſcheinung die *Newton* gar nicht einmahl zu erklären vermochte, und ſich deſshalb auf Gottes Weisheit unmittelbar berief,) nicht wirklich erklärt ist? — Ja ſind die Monde (die, ob ſie gleich nicht unmittelbar mit den Planeten cohäriren, doch, wie *Schelling* 1) bewieſen hat, in einem Cohärenzverhältniſſe mit dieſen stehen) nicht *dichter* als die Planeten gegen welche ſie *gravitiren?* — ein Verhältniſs welches wir ſelbst bey dem Saturnus-Ring wieder treffen.

Was aber die Erdmaſſe ſelbst betrifft, ſo muſs der magnetiſche Kern ſich in einer bestimmten Entfernung von der Axe nothwendig verlieren — er verliert ſich nemlich, ſo wie die Dichtigkeit zunimmt. Aber das dieſes Verhältniſs-Bestimmende, ist die *magnetiſche Axe.* Daſs wir nicht mehr als *eine* magnetiſche Axe anzunehmen brauchen, und aus der, durch nothwendige Geſetze bestimmten Variation dieſer Axe, alle Erſcheinungen des Erdmagnetismus erklären können, davon halte ich mich völlig überzeugt, und eine ſorgfältige Unterſuchung aller dieſer Erſcheinungen ſoll es hinlänglich beweiſen. Nun wird ein jeder Leſer ohne Zweifel einſehen; daſs ich, wenn ich eine variirende magnetiſche

Axe

---

1) In der oben erwähnten noch ungedruckten Theorie des Univerſums.

Axe annehme, und *dieſe* doch zugleich als das, das Wechſelverhältniſs der Cohärenz und Dichtigkeit der Erdmaſſe ſelbst wiederum Bestimmende, ſetze, ich dann nothwendig auch dieſes wechſelſeitige Verhältniſs als *wechſelnd* ſetzen muſs, ſo daſs freylich die Dichtigkeit und Cohärenz eines jeden Elements der Erdmaſſe durch die Entfernung von der Axe bestimmt würde; aber, inſofern die Axe ſelbst als *wechſelnd*, alſo die Entfernung des Elements von der Axe als *veränderlich* geſetzt würde, die Dichtigkeit und Cohärenz des Elements durch die Veränderung verändert, kurz: die feste Erdmaſſe ſelbst in einer (obgleich innerhalb bestimmten Schranken eingeſchloſſenen) *Metamorphoſe* begriffen ſeyn müste. — Dieſes ist nun auch allerdings unſere Meynung, und damit der Leſer einen Blick auf die Reichhaltigkeit unſerer Anſicht werfen kann, damit er deutlich einſehe, in welches unermeſslich groſses Feld uns die *bloſse* Conſequenz der einfachen Idee, daſs ſich Dichtigkeit und Cohärenz wechſelſeitig bestimmen, nothwendig hineinführt; ſo erlaube er mir hier eine gedrängte Darstellung des Einfluſſes jener Anſicht auf eine Theorie der Erde überhaupt. Was ich hier anführe ist nicht bewieſen; es ſoll erst *bewieſen werden.* — *Ich* bin völlig von dem, was ich hier vortrage, überzeugt, auch wird der Leſer leicht finden, daſs alles aus unſerer Vorausſetzung nothwendig folgt — nur in wie fern es mit der Erfahrung übereinstimmt, in wie fern das Verhältniſs ſich ſelbst in den ſpeciellesten bekannten Erſcheinungen nachweiſen läſst — muſs eine genaue Unterſuchung beweiſen,

weiſen, die ich in der Zukunft zu liefern verſpreche. — *)

Daſs der Magnet der einzige wahre *Compaſs* iſt, vermöge welcher wir uns auf dem verworrenen Meere tauſendfältig ſich durchkreuzender Bildungen orientiren können, das braucht, nachdem was wir oben weitläufig von dem Verhältniſſe deſſelben zur Erdmaſſe überhaupt geſagt haben, hoffentlich nicht weiter auseinandergeſetzt zu werden. Er iſt der Repräſentant der Erdaxe ſelbſt, der unverändert die in keiner Erſcheinung ganz vertilgte *Richtung* aller Erdthätigkeit nachweiſt. — Aber auſser dem bekannten *Caſſiniſchen* magnetiſchen Tage und Jahre glaube ich noch *eine groſse magnetiſche Naturepoche* nachweiſen zu können, die durch die groſse Abweichung angedeutet wird. — Die tägliche und jährliche Abweichung der Magnetnadel kann man allerdings aus der Wirkung der Sonne erklären, und hat ſie zum Theil ſchon mit Glück daraus erklärt. — Die gröſsere Abweichung, erkläre ich mir ebenfalls aus einer, obgleich tiefer gehenden, Wirkung der Sonne d. h. aus einem veränderten Verhältniſſe der ganzen Erdmaſſe zur Sonne. — Das

rein

---

*) *Wann* ich dieſes Verſprechen ganz wie ich es wünſche zu erfüllen vermag, kann ich unmöglich genau beſtimmen. — *Eine Theorie des Erdmagnetismus* und darauf gegründete *Theorie der Erde* iſt mir das *höchſte* Ziel aller meiner phyſicaliſchen Unterſuchungen, alles übrige iſt nur Propädeutik. *Ich* [illegible], daſs ſich etwas durchaus *gewiſſes* und [illegible] auf dieſem Wege finden läſst. —

rein Geſetzmäſsige in den magnetiſchen Erſcheinungen läſst uns hoffen, daſs wir auch die Geſetze für jenes Naturjahr finden werden. Aber ein ſolches verändertes Verhältniſs ſetzt eine Veränderung der magnetiſchen Axe der Erde, und dieſe wieder einen Wechſel der Dichtigkeit und Cohärenz, oder, was daſſelbe iſt, eine Metamorphoſe *in der Maſſe* ſelbst voraus. — In dieſer Metamorphoſe nun, ſuche ich den Keim zu allen jenen gröſsern und gewaltigern Umbildungen der Erde die uns die Geognoſie — dieſe wahre Urkundenſammlung zu einer Geſchichte der Erde — aufweiſst.

Es ist nemlich ein durch die Geognoſie *bewieſenes* Factum, daſs die *gebährende* Maſſe nachdem ſie ſchon im Sinken war, öfters wieder *geſtiegen* ſey, und Ströhme neuer Geburten über die alte ausgoſs. — Man hat dieſes Steigen der flüſſigen Maſſe — daſs ſich nicht etwa allein in den älteſten Bildungsperioden der Erde, ſondern auch in den neuern — nach der Entſtehung der Vegetation und Animaliſation — und ſelbst in *dieſen* am häufigſten, zeigt — aus der Anziehungskraft eines Cometen, und Gott weiſs, auf welche Art ſonst, zu erklären verſucht. — Aber ich glaube in der That das Geſetzmäſsige, ſelbst dieſer, ſcheinbar ſo geſetzloſen Erſcheinungen aus der erwähnten Vorausſetzung ableiten zu können, ohne nöthig zu haben, zu einem andern durchaus *zufälligen*, alſo geſetzloſen Ereigniſſe meine Zuflucht zu nehmen. —

Es ſind alſo zwey Hauptanſichten der Natur überhaupt möglich. — *Entweder* verfolgt man die Natur in ihrer Entwickelung von Stuſſe zu Stuſſe, erkennt in der einen Stuſſe nur die höhere Potenz der vorhergehenden und begründet dadurch *eine Theorie der Natur-Evolution* überhaupt. Dieſe Theorie zeigt uns wohl, *welche* Stuſſen die Natur durchlaufen muſs, aber nicht *wie*, *unter welchen Umſtänden.* — Dieſes muſs eine eigentliche *Geologie* aufzeigen. — Die *magnetiſche Axe*, in ſo fern ſie *das Maximum der Cohärenz* bezeichnet, iſt *Princip der Evolutions-Theorie*, weil mit der Cohärenz der Keim zu allen Bildungen gelegt iſt. Die *magnetiſche Axe*, in ſo fern ſie, *als das Maximum der Cohärenz*, *veränderlich iſt*, iſt *Princip der Geologie*, weil durch dieſe Veränderung die Art, *wie* die Natur jene Stuſſen durchlaufen hat, nachgewieſen werden muſs. — Beyde, in ihrer Vereinigung, geben eine *innere Naturgeſchichte der Erde.* —

Die ganze Abſicht unſerer gegenwärtigen Beſchäftigung iſt aber keine andere als die: *den Magnetiſmus, als die erſte Stuſſe der Evolution aller Bildungen unſerer Erde darzuſtellen und eben dadurch zum Princip einer Evolutions-Theorie zu erheben.* —

Eine Frage, die wir beantworten müſſen, iſt die: wodurch die abſolutcohärente, *in ſo fern* metalliſche Erdmaſſe, in ſich zerfallen könnte? — Die Antwort liegt ſchon im Vorhergehenden. — Das alle abſolute Cohärenz-Aufhebende iſt der

Sauer-

Sauerstoff — und ist nicht die Oxydation eines jeden Metalls ein Zerfallen einer abſolut cohärirenden Maſſe? — Der Sauerstoff ist indeſſen nur *negatives*, nicht *poſitives* Princip der Cohäſions-Veränderungen; welches ſich ſchon dadurch zeigt, daſs jenes Zerfallen auch allmählig in der reinen Metallreihe statt findet, wobey freylich auch eine gleichförmig wachſende Intenſität der Oxydation hervortritt; aber was jenen Gegenſatz zwiſchen den Metallreihen und dem Sauerstoffe hervorbringt, kann nicht wiederum eine Oxydation ſeyn. — Es ist der Gegenſatz zwiſchen einem *alle Cohärenz überhaupt aufhebenden Princip* (dem Wärmeprincip) und dem Magnetismus. Auf dieſen Gegenstand wollte ich hier nur kurz hinweiſen. So viel ist *gewiſs*, alle Erfahrung zeigt es, daſs der Sauerstoff eine erregende Potenz zur Cohäſions-Veränderung ſey, und wir können von Rechtswegen annehmen, daſs das erste Zerfallen der festen Erdmaſſe eben ſo durch eine allmählige Oxydation geſchehen ſey, wie es bey den Metallen (jenen Repräſentanten der festen Erdmaſſe) noch geſchicht. Man wird nicht läugnen können, daſs dieſe Anſicht allen jenen träumeriſchen Fictionen, vermöge welcher man von jeher ſich die Bildung der Erde begreiflich zu machen ſuchte, eine bestimmte Grenze ſetzt, indem ſie dieſe Erſcheinung auf bekannte Erfahrungen reducirt. — Was wir bey einer jeden Metalloxydation ſehen, daſs fand bey der ersten Oxydation der festen Erdmaſſe ebenfalls statt, und die Veränderungen der Metallreihen, die ſich theils (im Anfange) durch zunehmende Verwandſchaft gen den Sauerſtoff, theils (wie die relative Cohärenz hervortritt,) durch zunehmende Intenſität der Oxydation ausdrücken, zeigen uns noch immer die erſten Veränderungen, welche mit der feſten Erdmaſſe überhaupt vorgiengen. —

Bey den Metallen haben wir aber vorzüglich folgende Momente zu bemerken: *den Moment der gröſten Dichtigkeit mit bedeutender Cohärenz*, gleichſam den gemeinſchaftlichen Boden beyder Reihen (durch *die Platina* bezeichnet) — *den Moment der gröſten Indifferenz, mit Mangel an aller Cohärenz und mit abnehmender Dichtigkeit*, (durch *das Queckſilber* bezeichnet) — *den Moment der gröſten Differenz mit dem Maximo der abſoluten Cohärenz und mit abnehmender Dichtigkeit* (durch das *Eiſen* bezeichnet) — endlich den Moment der gröſten *Expanſion*, — durch *Stickſtoff* — und den Moment der gröſten *Contraction* — durch *Kohlenſtoff* bezeichnet. In der feſten Erdenmaſſe *nimmt die Dichtigkeit zu; ſo wie die Cohärenz abnimmt*. Bey den Wurzelmetallen (von der Platina bis zum Queckſilber) *nimmt Cohärenz und Dichtigkeit zugleich ab;* in beyden Metallreihen, (indem die Repulſivkraft auf der einen, und die Attractivkraft auf der andern Seite ſtärker hervortritt), *nimmt die Dichtigkeit ab, ſo wie die Cohärenz zunimmt*. Aber die Natur kämpft durch den dynamiſchen Proceſs ſowohl gegen Cohärenz als Dichtigkeit, und über die Metallreihe hinaus gelingt es ihr auch ſowohl dieſe als jene aufzuheben. Selbſt in der Metallreihe nimmt, wie geſagt, durch Platina, Gold und Queckſilber, ſowohl Cohärenz als Dichtigkeit ab. Die Natur, die alles bis zum höchſten Extrem verfolgt, muſste den gröſten Indifferenzpunct nothwendig ſuchen, aber, da hier das Minimum des Cohärenz-Grades der abſolut cohärenten Erdmaſſe, ſo wie wir ihn durch Platina bezeichnet haben, überſchritten wird, ſo muſte auch die, für die abſolut cohärente Erdmaſſe abgeleitete, Wechſelbestimmung der Dichtigkeit und Cohärenz hier nicht mehr gelten können. Da bey dieſen Metallen auch kein Hervortreten der Repulſiv- oder Attractiv-Kraft, wie in den beyden Metallreihen statt findet; ſo konnte auch das Geſetz der Wechſelbestimmung (welches dem, bey der festen Erdmaſſe, herrſchenden Geſetze gerade entgegengeſetzt ist) bey ihnen nicht gelten. Man ſieht alſo, daſs die miteinander parallel gehenden Abnahmen der Cohärenz und Dichtigkeit das Geſetz der Wechſelbestimmung gar nicht aufheben, — ſo wie es ſelbst nach unſerer Anſicht nothwendig ist, daſs die Dichtigkeit zugleich mit der Cohärenz abnehmen muſs, wenn das Minimum des Cohärenzgrades der abſolut cohärenten Erdmaſſe überſtiegen ist.

Es ist aber ein ſehr merkwürdiges und ſprechendes Verhältniſs, daſs der Schmelzgrad, d. h. der Punct, wo das Metall eine indifferente Flüſſigkeit vorſtellen kann, immer geſteigert wird, ſo wie auf der einen Seite die Attractivkraft, auf der andern die Repulſivkraft ſtärker hervortritt, bis er ſich in der cohärentern Reihe in völlige Unſchmelzbarkeit verliert, und in der weniger cohärenten durch frühere Verflüchtigung verhindert wird.

Aber die *Repulſivkraft* zeigt ſich, wo ſie am reinſten hervortritt, als *Stickſtoff*; die *Attractivkraft*, wo ſie am ſtärkſten hervortritt, als *Kohlenſtoff*.

Unſer Beweiſs, daſs Stickſtoff und Kohlenſtoff Repräſentanten des Magnetismus im chemiſchen Proceſſe ſind, könnte, nach allem, was wir aus der Erfahrung dafür angeführt haben, bey den Leſern jetzt nur deshalb Schwierigkeiten finden, weil ſie ſich nicht vorzuſtellen vermöchten, wie die Kräfte, die ſich in der Metallreihe (durch Cohärenz und Dichtigkeit) *thätig* erzeigen, da wo ſie für ſich, wie in den äuſserſten Extremen, hervortreten, als *todte Stoffe* erſcheinen können. Es iſt ein Zweifel, den wir löſen müſſen.

Daſs die Stoffe Polarität zeigen können, und als Stoffe wirklich Polarität zeigen, iſt jetzt, durch die Erfahrung ſelbſt, unmittelbar bewieſen, indem Sauerſtoff und Waſſerſtoff durch die Pole der *Voltaſchen* Batterie aus einer indifferenten Flüſſigkeit hervorgelockt werden, und ſich dann, als conſtante Pole des Waſſers, zeigen. Die Idee einer Polarität des Kohlen- und Stickſtoffs, wird alſo nach dieſer Entdeckung nicht mehr auffallend ſeyn. Wie aber die in der Reihe thätigen Kräfte, ſo wie ſie hervortreten, als Stoffe ſich zeigen müſſen, läſst ſich nur dann ausmachen, wenn man darüber einig ist, was man unter einem Stoff zu verstehen hat.

Unter Stoff kann nichts anders verstanden werden, als die unübersteigbaren Grenzen der Erd-Thätigkeit überhaupt. So ſind ſelbst die Metalle nur in der Chemie ſolche Stoffe, in ſo fern ſie nicht wegzunehmende Grenzen darbieten. Daſs dieſe Stoffe ſich auf vier reduciren müſſen, welche doch urſprünglich dieſelben zwey Kräfte repräſentiren, nur daſs Stickstoff und Kohlenstoff die Repräſentanten der Repulſivkraft und Attractivkraft der *urſprünglich starren und cohärenten* — Sauerstoff und Waſſerstoff hingegen die Repräſentanten derſelben Kräfte *der urſprünglich flüſſigen* Körper ſind, ist ein merkwürdiges Reſultat der Natur-Philoſophie, welches ich hier, als bekannt, vorausſetzen muſs.

Aus dem aufgestellten Begriff eines Stoffs folgt: daſs *die Kräfte*, deren Ausdruck die Metalle, *das Thätige* in dem *ruhenden* Körper ſind, welches *die Grenze ſucht: die Stoffe* hingegen *das Ruhende* in dem *thätigen* Körper, welches die *Grenze gefunden hat*. *Stickstoff* und *Kohlenstoff* erſcheinen nur als *Kräfte*, ſo lange ſie *unmittelbar verbunden ſind*, und daher ihr ganzes Daſeyn durch die Tendenz zur Trennung offenbaren. — *Repulſivkraft* und *Attractivkraft* erſcheinen nur als *Stoffe*, wenn die *Trennung ein Maximum erreicht*, und die *Grenze* gefunden ist.

Es ist gar nicht davon die Rede, daſs Stickstoff z. B. reine Repulſivkraft wäre, oder Kohlenstoff reine Attractivkraft. Dieſes ist eben ſo wenig möglich, wie es möglich ist, daſs man Stickstoff oder Kohlenstoff ſelbst völlig rein erhalten kann.

Erstens ſind Kohlenstoff und Stickstoff nicht die Repräſentanten der Repulſivkraft und Attractivkraft *überhaupt*, ſondern vielmehr nur die Repräſentanten dieſer Kräfte bey den starren Körpern *der Erde.* Aber in ſo fern ſie Kräfte der Erde ſind. ſind ſie ſchon eingeſchränkt, und bilden durch dieſe Einſchränkung die Erdqualität überhaupt. Könnte man die Metalle chemiſch zerlegen, ſo würde man ohne Zweifel finden, daſs ſie aus Kohlenstoff und Stickstoff zuſammengeſetzt wären. Als unzerlegte Körper aber ſind ſie nichts anders als Ausdrücke beſtimmter Conflicte der beyden Kräfte, nichts als Ausdrücke gewiſſer Cohärenz- und Dichtigkeits-Grade, die die Natur durchlaufen muſs, ſo gewiſs als der Streit, zwiſchen Differenz und Indifferenz in ihr entstanden ist.

Zweytens kann aber aus dem immerdauernden Conflict aller Pole, in welchem die Natur beſteht, kein Pol völlig rein hervortreten. Vermöchte ſie das, ſo würde eine abſolute Trennung in der Natur statt finden, mit welcher ſie aber aufgehoben würde. Stellt alſo Stickstoff und Kohlenstoff die Pole dar, ſo kann weder der eine noch der andere dieſer Stoffe völlig rein dargestellt

geſtellt werden, und was wir reinen Stickstoff oder Kohlenstoff nennen, ist alſo nichts anders, als das ſehr starke Hervortreten des einen Pols, wodurch der andere freylich in der Erſcheinung unmerkbar, aber deshalb nicht aufgehoben wird. Daſs aber ſelbst durch die überwiegende Gewalt des einen Pols, der Stoff, der ihn im chemiſchen Proceſſe repräſentirt, gleichſam aus dem chemi- Conflicte in etwas herausgetreten ist, zeigen, auf eine merkwürdige Weiſe, die vielen Zwiſchenſtuffen der Oxydation, durch welche dieſe Stoffe nach und nach in dem dynamiſchen Proceſſe wieder hineingezogen, und für dieſen gewonnen werden. Wir treffen dieſes intereſſante Verhältniſs, ſowohl bey dem Kohlenstoff, als bey dem Stickstoff. Daſs der Stickstoff in der Atmoſphäre wirklich leiſe oxydirt ist, davon bin ich jetzt völlig überzeugt. Durch die Verſuche, die ich mit Eiſendrathen im Ammoniack durch die *Voltaſche* Batterie angestellt habe, 1) ist es bewieſen, daſs der, aus dem Ammoniack auf der Zinkſeite entwickelte Stickstoff im Stande ist, viermal ſo viel Sauerstoff ſo zu binden, daſs die Oxydation des Eiſens dadurch verhindert wird, und doch zeigt ſich der Sauerstoff, durch alle eudiometriſche Verſuche, als völlig ungebunden. Es ist alſo eine Oxydation, die an Intenſität der des bekannten oxydirten Stickgaſes noch nachsteht. Wir kennen alſo wenigstens fünf Oxydations-

---

1) Die im 4ten Stück des 7ten Bandes der Gilbertſchen Annalen erſcheinen werden.

grade des Stickstoffs. Der erste Grad findet bey meinem Verſuche, und ohne Zweifel auch in der atmoſphäriſchen Luft statt. Der zweyte findet im oxydirten Stickgas, der dritte im Salpetergas, der vierte in der ſalpetrigten Säure, und endlich der fünfte in der vollkommnen Salpeter-Säure statt. Durch alle dieſe Zwiſchengrade hindurch trit der Stickstoff immer mehr und mehr aus dem Zustande einer elastiſchen Flüſſigkeit heraus, und wird immer gewaltiger in den chemiſchen Proceſs hineingezogen. — Bey dem Kohlenstoff kennen wir wenigsens drey Oxydationsgrade; man kann aber mit Grund noch mehrere vermuthen. Denn *erstens* ist es höchst wahrſcheinlich, daſs der Diamant ſelbst leiſe oxydirt ist, und *zweytens* möchte wohl zwiſchen Diamant und Graphit, noch ein Grad der Oxydation statt finden, welcher wohl, ſeit dem es durch *Mackenzie's* 1) Verſuche bekannt geworden ist, daſs der Diamant eine weit geringere Hitze zum Verbrennen braucht, als man bis jetzt vermuthete, durch Erfahrungen ausgemacht werden kann. — Mögen indeſſen noch mehrere Oxydationsgrade bey dem reinen Kohlenstoff statt finden oder nicht, ſo viel ist gewiſs: die relative Cohärenz, die, bey dem Hervortreten des negativen Pols, den entstandenen Körper aus dem chemiſchen Conflict herauszog, wird durch die Oxydation immer mehr und mehr gehoben, und der Kohlenstoff dadurch immer

---

1) *Scherers* Journal. 28tes Heft. p. 362.

mer stärker und stärker in den dynamiſchen Proceſs hineingezogen.

Ja, muſs man nicht glauben, daſs der Grund zu dem ewigen Streit, der das nie erloſchene Leben auf der Erde unterhält, dadurch gelegt wurde, daſs der poſitive Pol der cohärenten Maſſe immer stärker hervortrat, indem der negative Pol auf der andern Seite ſich immer stärker band, ſo daſs, von der Zeit an, die Thätigkeit der Natur darauf ausgehen muste, das losgeriſſene Poſitive immer mehr zu binden, das gefeſſelte Negative immer mehr zu löſen? Daher tritt der Stickstoff in der Kalkreihe erst ſpäter hervor, und nimmt in den jüngern Perioden immer mächtiger zu, bis er, indem er allmähig von dem Proceſſe verſchlungen wird, ſelbst in Widerſprüche geräth, die nur durch die *Animaliſation* zu löſen ſind; daher tritt der Kohlenstoff in den ältesten Perioden leiſe aus den innersten Tiefen der Erde hervor, und verbreitet ſich, mit immer zunehmender Oxydation, immer stärker und stärker, bis dieſer Pol in dem Conflicte der Natur hineingeriſſen, durch das allmählige Loswerden, in Widerſprüche verwickelt wird, die nur durch *die Vegetation*, zu löſen ſind.

Das organiſche Leben stellt den höchsten Gipfel des Producirens der Natur in entgegengeſetzter Richtung, dar. —

Ich ſchlieſse meinen Beweiſs: *daſs Kohlenstoff und Stickstoff als Repräſentanten des Magnetismus im chemiſchen Proceſs angeſehen werden müſſen*, der durch die Natur ſelbst von allen Seiten beſtätigt und für einen jeden unbefangenen Forſcher hinlänglich begründet ist.

VII.

Man wird bemerkt haben, daſs in unſerer Betrachtung der Waſſerstoff bis jetzt nur wenig vorgekommen ist. Alle Veränderungen stellten ſich durch Oxydation, oder wenigstens vermehrte Verwandſchaft gegen den Sauerstoff dar. Indeſſen wird es immer gewiſſer, daſs fast alle Metall-Oxydation durch Waſſerstoff vermittelt wird. Ja dieſes vermittelnde Glied, welches in der Metallreihe doch nur als ein ſolches erſcheint, und dann wieder verſchwindet, tritt, ſo wie die Stuffe der Entwickelung höher kömmt, ſelbst mit den Körpern in Verbindung. Der Waſſerstoff ſelbst, der leichteste Körper unſers Erdbodens, ſcheint allem dem, womit er in Verbindung tritt, eine gröſsere Thätigkeit, ich möchte ſagen, Eccentricität mitzutheilen. Man denke nur an die Verbindungen des Waſſerstoffs, mit Schwefel und Phosphor (dieſe wahre Cometen unſerer Erde) an das Ammoniak der thieriſchen Körper, an die ätheriſchen Oele der lebendigen, und den Weingeist der sterbenden Pflanzen. Daſs dieſer Stoff

nur

nur in Verbindung mit den Körpern tritt, wenn dieſe eine höhere Evolutionsstuffe der Natur bezeichnen, ſieht man vielleicht nirgends deutlicher, als bey dem Hervortreten des Kohlenstoffs in den Gebirgen, wo der waſſerstoffhaltige Kohlenstoff erst in den jüngsten Perioden ſich zeigt, und zwar, obgleich nur als Reliquie einer erstorbenen Vegetation, doch immer noch im höchsten Grade thätig. Denn ſelbst in den Gebirgen giebt der waſſerstoffhaltige Kohlenstoff das Brandmaterial aller Vulkane.

In der That ſcheint der Waſſerstoff weniger als die andern Stoffe, an dem Tode der Natur Theil zu nehmen, oder ſich der *bloſsen* Maſſe zu aſſimiliren. Wenn auch etwas Waſſerstoff durch die kieſeligten und kalkigten Erden gebunden ist, ſo ist die Menge, im Ganzen genommen, doch ſehr gering. So wie dieſer Stoff stärker hervortritt, werden die Substanzen immer flüchtiger, thätiger — wie die alte, bedeutende Sprache ſich tiefſinnig ausdrückte — *geistiger.* Ja ſelbst wo dieſer Stoff in den Gebirgen gebunden ist, ſucht er ſich durch gewaltſame Eruptionen wieder frey zu machen. Bey allen Erdbeben ist dieſer Stoff gewiſs vorzüglich thätig, und alle meteorologiſche Phänomene reduciren ſich am Ende auf ein Hervortreten und Verſchwinden des Waſſerstoffs. Dieſer Stoff ſcheint dem eigentlichen Geiste der Natur — wie auch ſo viele räthſelhafte Phänomene lehren — *dem Lichte* vorzüglich nahe verwandt zu ſeyn. Man ſieht alſo, warum uns in der bisherigen Unterſuchung die

Thätig-

Thätigkeit dieſes Stoffs faſt entgieng. Wir haben nemlich nur die unterſten Stuffen der Bildung genauer bezeichnet, und ſelbst da nur aus den Veränderungen auf ein höher wirkendes Princip leiſe gedeutet. Aber es ist leicht einzuſehen, daſs die Veränderungen und Bildungen auf der niederſten Stuffe nur völlig verſtändlich ſind aus dem Conflict mit entgegengeſetzten Thätigkeiten, denn nur ein ſolcher erklärt den ewigen Streit, und das nie ruhende Leben der Natur.

Daſs Sauerstoff und Waſſerstoff ebenſo einander entgegengeſetzt ſind, wie Kohlenstoff und Stickstoff, ist wohl gewiſs; aber die beyden erſten Stoffe ſind wiederum gemeinſchaftlich den zwey letztern entgegengeſetzt, und Kohlenstoff und Stickstoff können in ihrer Vereinigung, wieder als ein negativer Pol angeſehen werden, im Gegenſatz gegen den Sauerstoff und Waſſerstoff, die dann gemeinſchaftlich den poſitiven Pol repräſentiren. Aus dieſer Dualität in der Dualität, (nimmer aber aus einer bloſsen einfachen Duplicität die nur Grad-Verhältniſſe giebt) läſst ſich der dynamiſche Proceſs der Erde conſtruiren.

Es ist meine Abſicht in dem nächsten Theil dieſer Beyträge eben ſo zu beweiſen, daſs Sauerstoff und Waſſerstoff Repräſentanten der Electricität ſind (eine Entdeckung die urſprünglich *Schelling* zugehört) wie ich hier bewieſen habe, daſs Kohlenstoff und Stickstoff den Magnetismus reprä-

repräſentiren. Durch dieſen Beweiſs, wird die Electricität *Princip einer Meteorologie*, ſo wie durch den, in dieſem Theil, geführten Beweiſs, der Magnetismus *Princip einer Geologie* geworden iſt. Beyde werden die empiriſche Grundlage zu einer *Natur-Theorie* legen.

Man hat viel von einer Theorie des Lichts und der Wärme geſprochen. Iſt aber das Licht — wie bewieſen — nur eine ideelle Thätigkeit, nur die Anſchauung des Producirens ſelbſt, ſo ſieht ein Jeder, daſs eine Theorie des Lichts — wenn man nicht etwa unter einer Theorie das bloſse Anerkennen der Idealität des Lichts verſtehen will — nichts von einer Theorie der Natur Verſchiedenes iſt. Das Licht ſelbſt, iſt Eins und unverändert, ohne alle Duplicität; aber ſtellt uns das Licht nur die Productivität der Natur dar, ſo iſt ja ein jedes Product nichts anders als das beſtimmte Licht ſelbſt. In ſo fern wir das Licht aber in ſeiner Beſtimmtheit ſehen, iſt es nicht die Producttvität ſelbſt; alſo im ſtrengſten Sinne, nicht mehr das Licht, ſondern vielmehr ein Product. Dieſes Product nun iſt, in Beziehung auf das einfache Licht, ein beſtimmtes Licht, d. h. Farbe. Die Farbe iſt nichts als das Sehen der Qualitäten; und ſind wir bey der Erklärung der Entſtehung der Qualitäten auf dem rechten Wege, ſo muſs uns eine Theorie des Lichts und der Farbe mit entſtehen. Die Wärme iſt nichts von der Cohäſionsveränderung Verſchiedenes. In dem Vorhergehenden haben wir freylich auf die verſchiedenen Temperaturen

Rück-

Rückſicht genommen, ſie aber nicht verstanden, weil wir ſie nicht entstehen ſahen, und ſie auch auf unſerm Standpunct in der Entstehung nicht bemerken konnten. Eine Wärme-Theorie und Licht-Theorie ist nichts, als eine eigentliche wahre Natur-Philoſophie, ein ideelles Construiren der Natur. Die Materialität des Lichts und der Wärme zu läugnen, und dennoch die Anſicht der neuern Natur-Philoſophie zu bekämpfen, ist ein ungeheurer Widerſpruch, weil man dann nothwendig einen unmittelbaren Conflict, zwiſchen einen materienloſen Geist auf der einen und einer geistloſen Materie auf der andern Seite, d. h. einen Conflict zwiſchen zwey völlig heterogenen Welten ſetzen muſs. Ich führe dieſes hier an, weil man daraus einſieht, warum ich weder eine Theorie des Lichts, noch eine Theorie der Wärme liefere; ſie ist nemlich das Höchste, und läſst ſich auf einem empiriſchen Standpunct gar nicht geben. — Wir können wohl — mit Vorausſetzung des in der Naturphiloſophie Bewieſenen — die Stuffen der Evolution bezeichnen; aber alles wird als ein *Beharrendes*, *Seyendes* dargestellt — das ewige *Leben* in der Natur, den thätigen Wechſel begreifen wir erst *dann*, wenn wir die Thätigkeit der Natur *ohne* Substrat erkennen, wenn uns das rein *Subjective* der Natur, als ein Subject-Object — *objectiv* wird, d. h. erst durch eine Naturphiloſophie. —

Aber was ist die erste, durch die Metallreihen allmählig entstehende Trennung, anders, als

als die früheſte Anlage zur Kieſel- und Kalkreihe, zur Vegetation und Animaliſation? — Könnte die Natur, nach einmal geſchehener Trennung, die Pole wieder vereinigen, ſo würde ſie zur Metallreihe wieder zurückkehren — aber die Trennung geſchah durch das Eingreifen einer höhern Polarität, und, — daſs deſshalb die Vereinigung im Allgemeinen immer nur mittelbar iſt, ſichert uns das Leben der Natur. — Sind indeſſen die Pole, die getrennt ſind, ſich wirklich entgegengeſetzt, ſo werden ſie — wo ſie in einem Proceſs frey werden, — ſich ſuchen, ſich vereinigen müſſen — und darauf beruht das Hervorbringen der Metalle in den ſpäteren Perioden — ſelbst in den Pflanzen und Thieren, wo bey den erstern der *Braunstein*, mit überwiegendem *Kohlenstoff*, bey den andern *Eiſen* gefunden wird. — Eine Erſcheinung die ſo constant ist, daſs wohl kaum irgend ein Naturforſcher ſie aus einer zufälligen Beymiſchung erklären wird. — *Frey*, im eigentlichsten Sinne, werden indeſſen die Pole hier eben ſo wenig wie bey irgend einem andern Proceſs, weil der Moment des Freywerdens und der des Bindens nothwendig einer und derſelbe ist. —

Aber, indem die Natur immer höher steigt, entsteht ihr nur eine *Polarität in der zweyten Potenz*,

tenz, eine Polarität zwiſchen dem Flüſſigen — urſprünglich Freyen, und dem Feſten — urſprünglich Gebundenen. — Je höher die Evolutionsstuffe ist, desto inniger wird das Wechſelſpiel *dieſer Polarität*. — Aber dieſes Wechſelſpiel (das der Dualität in der Dualität) bezeichnet ja die Thätigkeit der *ganzen* Natur. — Je höher die Stuffe steht, desto mehr bezeichnet ſie alſo die Unendlichkeit des Producirens ſelbst, desto unendlicher ist der Widerstreit, der *in ihr* und *durch ſie* gehoben werden ſoll. — Aber die Stuffe, die *in ſich* am meisten die Unendlichkeit der Natur einſchlieſst, ist die *individuellste*. — Je höher die Stuffe steigt, desto individueller ist ſie, und die Natur verwickelt ſich immer tieſer in Widerſprüche je weiter ſie in der Production fortſchreitet. — In der anorgiſchen Natur ist das Flüſſige immer von dem Feſten getrennt. — Aber die Natur des Reſiduums läſst uns auf eine innigere Vereinigung des Flüſſigen und Feſten bey den Gebirgsarten, als bey den Metallen ſchlieſsen. — Die Metalle repräſentiren die feste Grundmaſſe, das urſprünglich Gebundene. — Das erste ist nur ein Zerfallen der Maſſe, als einer ſolchen, — durch die Oxydation — aber gleichzeitig entstehen immer höhere Stuffen, und indem die Maſſe ſich trennt, zerfällt ſie in *Qualitäten*. — Die

Metallreihe verſchwindet, aber die Kalk- und Kieſel-Reihe bleibt zurück. — Allmählig zerfällt auch dieſe. — Die jüngeren Gebirge trennen ſich immer mehr und mehr in Lager, die das gröſsere Individualiſiren der Natur andeuten.

Durch die ganze Organiſation ſucht die
Natur nichts als die individuelleſte
Bildung.

Was ich hier zu liefern gedenke, ist nichts, als eine bloſse einfache Erzählung. Auch würde der Leſer ſich irren, wenn er neue, oder unbekannte *Thatſachen zu finden wähnte. Es ist nichts* als eine Darstellung der allgemein bekanntesteſten Erſcheinungen. Ob die Darstellung deshalb überflüſſig ist, mag der Leſer beurtheilen.

Es ist nützlich, ſelbst die gewöhnlichsten Erſcheinungen auf eine nicht ganz gewöhnliche Weiſe und aus einem neuen Geſichtspuncte zu betrachten. Man wird daher dem kurzen nachfolgenden Aufſätze wahrſcheinlich nicht alles Verdienst abſprechen können. Was ich als bekannt vorausſetze, ist das allmählige Sinken der Reproductions-Kraft und Hervortreten der Irritabilität, das Sinken der Irritabilität und allmählige Hervortreten der Senſibilität von den untersten Thierſtufen bis zu dem Höchsten hinauf. Ich verweiſe in dieſer Rückſicht an *Kielmeyer's* bekannkannte Rede, und *Schelling's* Entwurf einer Naturphiloſophie.

Die Naturforſcher haben lange darüber geſtritten, ob ein allmähliger Uebergang aus dem Thier- ins Pflanzenreich statt finde oder nicht. Der hauptſächlichste Irrthum bey dieſer ganzen Unterſuchung ist der geweſen, daſs man das Pflanzenreich, als die unterste Stuffe der Thierheit überhaupt anſah; da doch die Natur in dieſen beyden Reihen offenbar zwey ſich entgegengeſetzte Wege verfolgt. Die Annäherung der Vegetation an die Animaliſation läſst ſich hieraus erklären, ohne daſs man nöthig hätte, einen allmähligen Uebergang anzunehmen.

Die ganze stille Welt der Vegetation hat zum höchsten Zweck die Reproduction; daher ſind ihre Blüthen, überhaupt die Generations-Organe, das Edelste und Höchste. Die einzige leiſe Spur einer willkührlichen Bewegung, finden wir bey den Pflanzen zur Zeit ihrer Fortpflanzung, in den aufgeſchloſſenen Blumen, und bey den zarten Zeugungstheilen. Die wenigen, allgemein bekannten, Ausnahmen können nicht in Betrachtung kommen.

Das ganze Pflanzenreich stellt *die Welt der herrſchenden Reproductions-Kraft* dar.

Es ist in der That ſehr merkwürdig, und nicht genug beachtet und erwägt worden, daſs die Vegetation ſich nicht durch ihre höchsten Stuffen, ſondern vielmehr durch ihre niedrigsten an die niedrigsten Thierstuffen anſchlieſst. Die Thiere, die ſich der Grenze des Pflanzenreichs, und die Pflanzen, die ſich der Grènze des Thierreichs nähern, haben alle beyde vieles mit einander gemein. Die Natur bringt ſie hervor, ſobald eine zerfallene Vegetation oder Animaliſation die Gährung hervorruft, und eine jede Pflanze, und ein jedes Thier ſcheint, wenn das all bildende Waſſer dabey thätig ſeyn kann, in mehrere Pflanzen, oder mehrere Thiere zu zerfallen.

Die Naturforſcher haben mit einem beſondern Eifer gegen die ſogenannte Generatio aequivoca oder ſpontanea geſprochen. Die ganze Lehre ist in unſern Tagen verſchrien, und doch ist es noch keinem Naturforſcher gelungen die Entstehung der Pflanzen und Thiere der niedrigsten Stuffen in einer faulenden Maſſe, auch nur einigermaaſsen zu erklären. Die Leichtigkeit, mit welcher es *Redi* und *Spallanzani* gelang, die Entstehung der *Inſecten* in der faulenden Maſſe aus hingelegten Eyern zu erklären, hatte ſie getäuſcht, *Haller's* und *Linné's* Autorität, geblendet — ſo ſehr, daſs ſie ſelbst *Patrin's* wichtige Einwürfe überſahen, die doch bis jetzt nichts weniger als widerlegt ſind. Die Panspermie ist zerstört, und *Blumenbachs* Bildungstrieb vermag nur die fortgeſetzte Generation, nicht die Entſtehung einer Vegetation und Animaliſation, zu erklären.

*

Das einfache Factum iſt offenbar: daſs das reinſte deſtillirte Waſſer, in welchem keine Thier- oder Pflanzenkeime zu entdecken ſind, gegoſſen auf Thier- oder Pflanzen-Theile, und mit ihnen zur Gährung gebracht, eine ganz neue Vegetation und Animaliſation *erzeugt*. Dieſes Factum ſoll erklärt werden. Erklärt wird es aber nicht durch die willkührliche Annahme nie geſehener Keime, Ich weiſs wohl, daſs die Naturforſcher die Entſtehung der Organiſationen aus einer faulen-Maſſe für widerſinnig erklären, daſs ſogar *Kant* ſich dagegen erklärt hat. Ich wünſchte aber die Beweiſe zu hören. Daſs man bey vielen Thieren Begattung entdeckt hat, deren Entſtehung aus einer faulenden Gährung man vorhin angenommen hatte, beweiſst für die unterſten Thier- und Pflanzen-Stuffen (für die Infuſionsthiere und Schimmelarten) von welchen hier die Rede iſt, gar nichts. Und was kann beweiſender ſeyn als die Entſtehung der *Prieſtleyſchen* grünen Materie ohne präexiſtirende Keime, für welche nun auch *Treviranus* neue Verſuche ſo auffallend ſprechen! Es exiſtirt kein einziger probehaltiger Beweiſs gegen die Möglichkeit einer generatio aequivoca, das einfache Factum ſpricht offenbar *für* eine ſolche Entſtehung, und es iſt Zeit, daſs dieſer Gegenſtand, der ſo lange geruht hat, ohne daſs man ihn im geringſten für ausgemacht erklären kann, wieder unter den Naturforſchern zur Sprache kömmt.

Jene

Jene Thiere und Pflanzen alſo, die den gemeinſchaftlichen Punct bezeichnen, von welchem aus die Natur in entgegengeſetzter Richtung fortgeht, ſcheinen (wir stützen uns auf das bloſse Factum, bis es bewieſen wird, daſs es eine Täuſchung enthalte) noch immer erst zu entstehen, und allenthalben zu entstehen, wo die Bedingungen zum Keimen statt finden. In wie fern dieſe Erſcheinung auch bey den Pflanzen statt findet, die zuweilen auf den Aeckern plötzlich in unzähliger Menge hervorſproſſen, und wiederum verſchwinden, wage ich nicht zu bestimmen. Aber ſehr auffallend ist doch dieſes plötzliche Hervorkommen der Pezizen, Elvelen u. ſ. w. die oft in einem Jahre beträchtliche Strecken auf den Wieſen, in den Waldern, auch an ſumpfigen Stellen u. ſ. w. bedecken, in mehreren Jahren hindurch, gar nicht erſcheinen, dann in einem vorzüglich feuchten Jahre in groſſer Menge wieder hervorwachſen u. ſ. w. Die geringste Veränderung der Temperatur ist hinlänglich ſie zu vertilgen. Oft findet man ſie an einem Tage ſehr häufig und, wenn man ſie kurz nachher ſuchen will, ſind alle verſchwunden. Es ist als wären ſie die Opfer der, zwiſchen entgegengeſetzten Richtungen ſchwankenden, Natur. —

Mit dem Hervortreten der Irritabilität fängt die Animaliſation an. Die untersten Thierstufſen bestehen aus einer bloſsen Gallerte, die fast formlos zu ſeyn ſcheint. Allmählig wird der Bau dieſer ersten Thiere zuſammengeſetzt. Die

Gallert trennt ſich, aber die weiche Maſſe hat noch keine ſehr bestimmte Form. Unter dem Mikroskop erſcheinen einige Infuſions-Thiere mit einer wunderlich wandelbaren, immer veränderten Gestalt — (wie *Müller's* Proteus polymorpha, Volvox Globator und Vorticella rotatoria). Bey den Polypen (Brachionus, Hydra, und Pennatula) ſindet man die Form ſchon bestimmter. Es ist eine Verzweigung.

Die Corallen ſind nichts als Polypen, die ſich da durch auszeichnen, daſs ſie ein kalkigtes Reſiduum hinterlaſſen, durch welches ſie die Verbindung mit der ganzen Kalkreihe der anorgiſchen Natur machen. (S. 26.) Noch immer herrſcht bey dieſen Thieren dieſelbe Form. Mehrere Thiere machen gleichſam ein gemeinſchaftliches Thier aus. Wie hier die Individuen ſich durch das Zuſammenwachſen gleichſam in einander verlaufen, ſo verlaufen ſich auch die Gattungen in einander, und hier mehr als ſonst im ganzen Thierreiche, bilden die Gattungen untereinander, durch die unmerklichsten Uebergänge, eine wahre netzförmige Verzweigung. Indem die Corallen ſich den Conchylien nähern, nimmt die Verzweigung ab. Tubipora macht den Uebergang zur Serpula — denn das Characteriſtiſche aller Zoophyten, das Sternförmige der Oefnungen, verſchwindet hier — und die Tubiporen unterſcheiden ſich gerade dadurch von den übrigen Corallen, daſs hohle, kalkigte Röhren ohne Verzweigung, nebeneinander geſtellt ſind. Bey Serpula ſind ſie ſchon auseinander gefallen.

Wie

Wie wenig es der Natur gelungen ist, ſich hier zu individualiſiren, zeigt vorzüglich die Generation. Es ſindet kaum eine Begattung bey den Polypen statt, und *Pallas's* Entdeckung ist noch immer zweifelhaft. Aber wie eine bloſse Gährung hinreichend ist, um die ersten untersten Thierarten zu erzeugen, ſo ist, durch das bloſse Daſeyn der Polypen, der Grund zu einer ins Unendliche gehenden Vervielfältigung gelegt. Ein Polyp ſproſst aus dem andern hervor, ein zerſchnittener Polyp wird zu zwey ganze Polypen. Die Natur die hier zu animaliſiren anfieng, ohne die Grenzen der Individualität stark hervorgerufen zu haben, kennt keine Grenzen des Gebährens, ſeitdem ſie einmal zu gebähren anfieng. Aber die zarte Gallerte verſchwindet eben ſo leicht, wie ſie entſtund, und ungeheure Kalkgebirge zeigen uns die hinterlaſſenen Spuren des ersten Verſuchs der animaliſirenden Natur. —

Die Molluscen und Conchylien unterſcheiden ſich vorzüglich dadurch von den Polypen und Corallenbewohnern, daſs ſie eine bestimmtere Form und manigfaltigere, obgleich bis jezt faſt unbekannte, Organe haben. Noch immer ist die ganze Substanz gallertartig; aber ein jedes Thier exiſtirt für ſich. Die kalkigten röhrenförmigen Wohnungen der *Tubipora* ſind bey der Serpula ſchon auseinander gefallen. Von hier aus verliert ſich die Natur in den mannigfaltigſten Bildungen. Wie die Individuen, ſind auch die Gattungen genauer von einander getrennt. Indeſſen ist hier, (wie bey den Actinien, Holothurien, Meduſen u. ſ. w.) die Reproductionskraft kraſt noch immer ſehr thätig. Mehrere (wie die Naiden) pflanzen ſich noch durch bloſses Hervorſproſsen fort. Ob jene ſehr componirten Thiere (wie die Sepien) wirklich zu dieſer Claſſe gehören, iſt nicht ausgemacht, und nach meiner Meynung ſehr unwahrſcheinlich. Indeſſen zeigt ſich nach *Presciani's*, *Mangili's* und *Ratje's* Entdeckungen bey dieſen Thieren ſchon die erſte Spur eines hervortretenden Nerven-Systems, als der Ausdruck der Senſibilität. —

Die ganze Claſſe der Würmer macht zwey natürliche Familien. Beyde fangen mit bloſsen gallertartigen (hier pflanzenartig vereinigten, dort getrennten, hier einfachen, dort zuſammengeſetzteren) Maſſen an, beyde ſetzen dieſe Bildungen fort, bis ein kalkigtes Reſiduum erſcheint, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daſs — obgleich mit einiger Veränderung — ein jeder Polyp auch als Corall, ein jedes Molluſcum auch als Schnecke oder Muſchel vorkömmt.

Das Auszeichnende dieſer Claſſe iſt *die Trennung des Flüſſigen vom Feſten.* — Auf der einen Seite ſieht man nur einen halbflüſſigen Gallert, auf der andern, ein völlig todtes kalkigtes Reſiduum. Es iſt *ein Knochengerüſte, nach auſsen* aber zugleich von dem Thiere getrennt. — Es iſt dieſelbe Trennung, die wir in der anorgiſchen Natur finden, innerhalb der Sphären der Organiſation noch fortdaurend — nur daſs das Feſte weniger cohärent, das Flüſſige mehr gallertartig iſt.

Deshalb ist das kalkigte Reſiduum, — obgleich unwillkührlich durch den organiſchen Proceſs abgeſetzt — doch als ein Wohnhaus dieſer Thiere anzuſehen. Auch haben wirklich die Naturbeſchreiber dieſe kalkigten Reſiduen als *Baue* der Polypen und Würmer angeſehen, da doch dieſe Thiere ihre Kalkgehäuſe, streng genommen, eben ſo wenig *bauen*, wie die Säugthiere ihre Knochen. Indeſſen ist die Uebereinstimmung des Knochengebäudes mit den Producten der Kunsttriebe der höhern Thiere wirklich auffallend, und verdient genau erwogen zu werden. Es findet hier, ſo wie bey den höhern Thieren ein Gegenſatz zwiſchen dem Thier und ſeinem Producte statt, nur daſs es bey den höhern Thieren willkührlich hervorgebracht — als ein wahres *Kunstproduct* — erſcheint; da es hingegen bey den niedern Thieren unwillkührlich hervorgebracht ist, ſo daſs das ſcheinbare Kunstproduct mit dem Knochen-Gebäude zuſammenfällt und eins ist.

Aber bey den Conchylien, ſo wie bey den Corallen bleibt das kalkigte Reſiduum, ſelbst nach dem Tode des Thiers, fast unverändert zurück. Doch ist die geringe Veränderung, die mit den Schnecken und Muſcheln, bey der ſogenannten Verwitterung, d. h. indem die dem Kalkgehäuſe imprägnirten thieriſchen Theile verſchwinden vorgeht, im Ganzen genommen, beträchtlicher als bey den Corallen. Die Corallen constituiren nach dem Tode der Thiere eigene beträchtliche Gebirge, die Conchylien durchdringen, zugleich

mit

mit jenen, ganze Gebirgsmaſſen der jüngern Kalklager; denn, wie die Würmer und Corallen die unterſten Thierarten ſind, ſo ſind ſie auch in der Geſchichte der Erde die älteſten.

Wir wiſſen, daſs die Animaliſation ſich durch Hervortreten des Stickſtoffs in der chemiſchen Miſchung, und durch gleichförmig ſich zeigende Irritabilität bey dem organiſchen Proceſſe auszeichnen. Aber, noch zeigt der Kohlenſtoff in der gallertartigen Miſchung, und noch die Reproductionskraft bey dem organiſchen Proceſſe, eine groſse Gewalt. Die ganze Claſſe ſtellt den erſten Verſuch dar, den poſitiven Pol der Erde überhaupt, nachdem er in dem organiſchen Proceſſe verwickelt wurde, zum poſitiven Pol der Organiſation überhaupt zu erheben.

Es iſt ſehr merkwürdig, daſs die erſten Bildungen der organiſchen Natur noch immer aus dem Waſſer hervorgehen, eben ſo, wie alle jene Gebirgsmaſſen, als Niederſchläge aus dieſer indifferenten Flüſſigkeit erſcheinen. Die älteſte Sage lieſs alles urſprünglich aus dem Waſſer entſtehen, und es ſcheint, als führte die ganze neue Naturkunde uns zu dieſem alten Satze zurück.

Man kann die ganze Claſſe der Würmer, als die erſte Anlage zur Bildung der Inſectenwelt anſehen, und die Folge unſerer Erzählung wird zeigen, wie die Stuffe der Würmer, ſich zu der höhern der Inſecten erhebt. Eine Folge dieſer Anſicht, nach welcher die Inſecten den Gipfel

der

der Würmer-Claſſe vorſtellen, iſt der allmählige Uebergang der Thiere der letztern Claſſe zu den Inſecten, der es den Naturforſchern von jeher ſo ſchwer machte, beſtimmte Unterſcheidungszeichen zwiſchen Würmern und Inſecten aufzufinden.

Bey den Würmern *herrſcht noch der Streit zwiſchen Irritabilität und Reproductionskraft.*

Wir ſteigen eine Stuffe höher. Die kühnere Art, auf welche die Natur in der Inſectenwelt hervortritt, die mannigfaltige Weiſe, auf welche ſie ſich hier ausbildet, ſcheint ein gelungenes Werk anzudeuten. In der That iſt es mir immer auffallend geweſen, daſs die Naturforſcher nicht dieſe eigene, von den höhern Thierſtuffen ſo beſtimmt abgeſchnittene Thierklaſſe, eben ſowohl wie die Pflanzen, in ein eigenes Reich verſetzten. Alle dieſe Thiere, die im Ganzen genommen — denn diejenigen, die auf den andern Thieren leben und ſich von dieſen ernähren, ſind in Vergleichung mit allen den übrigen, nur wenige, und ſelbſt dieſe, faſt alle von einerley natürlichen Gattungen, und wenig in der Form von einander abweichend — alle, ſage ich, ſcheinen nur halb von der Vegetation losgeriſſen, und obgleich in einer Rückſicht freygelaſſen, doch durch die Natur in einer andern Rückſicht an die Pflanzen gefeſſelt. Es ſind freygelaſſene Blumen, die von Pflanze zu Pflanze fliegen können, und es ſcheint als wenn die ganze Vegetation zugleich mit der Animaliſation,

ſation, bis zu der Stuffe der Inſecten hinauf, eine eigene in ſich geſchloſſene, und vollendete Welt würde bilden können, wenn auch die höhern Stuffen der Thiere nie erſchienen wären. Alle Pflanzen ſind mit Inſecten beſetzt, ſie ſind einander bey ihrer gegenſeitigen Oekonomie ſo nothwendig, daſs wir uns die Vegetation ohne Inſecten, eben ſo wenig als Inſecten ohne Vegetation denken können. — Ja ſind ſie nicht um ſo mehr als fliegende Blumen anzuſehen, da viele Pflanzen ohne Inſecten nicht einmal befruchtet werden können?

Die Natur hat ſich bey den Inſecten weit mehr individualiſirt. Alles das, wodurch dieſe Thiere ſich von den Würmern unterſcheiden, läſst ſich aus dieſem Individualiſiren hinlänglich erklären. Die faſt einförmige Gallert bey den Infuſionsthieren, fieng an bey den Polypen in Körner zu zerfallen. Die Körner bildeten ſich bey den Molluscen zu deutlichen Organen aus. Gleichförmig mit dieſer Veränderung zerfielen die Individuen, die vorhin pflanzenartig vereinigt waren, und die Gattungen trennten ſich deutlicher; daher nahm die Mannigfaltigkeit zu, ſo wie das Individualiſiren zunahm.

Freylich finden wir bey den Inſecten auch noch eine gallertartige Maſſe. Aber die beſtimmtere Bildung der innern Organe, und das deutlichere Zerfallen der Maſſe in ſich, deutet bey einem jedem einzeinen Inſect auf eine mehr individuelle Bildung. Bey den Molluscen beſtehen die

die meiſten noch immer aus einer halbdurchſichtigen Gallert. Zwar zeigen ſich ſchon einige Organe bey den Mollusken, aber dieſe ſind noch immer verworren, die Nerven undeutlich und die Muskeln treten nur wenig ausgezeichnet aus der indifferenten Gallert hervor. Wie viel beſtimmter die innere Structur der Inſecten iſt, wiſſen wir vorzüglich durch *Schwammerdam's* und *Lyonnet's* Entdeckungen. Hier finden wir erſt den deutlichen Anfang einer Trennung zwiſchen dem ſenſibelen und irritabelen, d. h. zwiſchen dem Nerven- und Muskel-System. Auf der einen Seite regen ſich die Sinne, auf der andern wird das irritabele System durch die deutlichere und vorzüglich bey den Inſecten ſtark bezeichnete, Bildung der Muskeln, angedeutet, und durch die, vermöge der Luftgefäſse unterhaltene, Reſpiration, unterſtützt. Ueberhaupt iſt das Muskel-System bey den Inſecten das herrſchende. Es giebt eben ſo wenig ein eigenes, für ſich beſtehendes, durch einen gemeinſchaftlichen Conflux der Nerven hervorgebrachtes ſenſibeles, als ein durch ein deutliches Gefäſsſyſtem für ſich beſtehendes, irritabeles System. Wenn man das Recht hat, mit *Humboldt*, einen Unterſchied zwiſchen Bewegungs-Nerven und Sinnes-Nerven zu machen, von welchen jene — da der Gegenſatz zwiſchen Nerv und Muskel kein anderer iſt als der zwiſchen Irritabilität und Senſibilität ſelbſt — ſich unmittelbar im irritabelen Muskelſyſtem verlieren, dieſe vielmehr *für ſich* hervortreten, ſo kann man ſagen, daſs bey den Inſecten faſt alle Nerven Bewegungsnerven ſind, durch welche ſich die

Senſibilität in der Irritabilität verliert, da vielmehr die Sinnes-Nerven, durch welche der ſenſibele Pol für ſich hervortritt, ſich nur ſehr wenig und undeutlich bey den Inſecten regen. Auf dieſer undeutlichen Regung des ſenſibelen Pols, der aber für ſich nicht hervortreten kann, ohne daſs auf der entgegengeſetzten Seite, der irritabele Pol ebenfalls für ſich hervortritt, beruht durchaus alles das Unterſcheidende in der Phyſiologie der Inſecten.

Daher rührt die Undeutlichkeit ihrer Sinne. Das Rückenmark der Inſecten, theilt ſich oben gabelförmig in zwey Zweige, an welche wie Knöpfe, die Augen angeſetzt ſind. Dieſe Augen ſind gleichſam ihr ganzes Gehirn. Die Antennen — nichts als Tentaclen auf einer höhern Stuffe — zeigen nichts als die ineinanderlaufenden Pole der Irritabilität und Senſibilität, bis zum höchſten Grade geſteigert. Denn — das Gefühl unterſcheidet ſich dadurch von allen übrigen Sinnen, daſs es durch das Muskel-System vermittelt wird. Eben deshalb wirkt es auch nur durch unmittelbare Berührung, da alle übrige Sinne, nach *Eſchenmeyer's* treflicher und tiefſinniger Bemerkung, in einer gröſsern oder kleinern Entfernung wirken. Bey den Inſecten nun, die ſich eben dadurch auszeichnen, daſs bey ihnen die Senſibilität ſich faſt ganz in die Irritabilität verliert, ſo, daſs weder der eine Pol, als Nerven-System für ſich, noch der andere Pol, als Gefäſs-System für ſich, ſonderlich deutlich hervortritt, finden wir gerade, den durch Irritabilität vermittelten Sinn, den Gefühlſinn, deſſen Individualiſirung ſich ſchon

bey

den Würmern gezeigt hat, am individuellesten hervortretend. Es ist ſehr merkwürdig, daſs bey den Würmern, die Anzahl der Tentaclen, ſo wie ſich die Thiere den Inſecten nähern, abnimmt. Bey den Polypen ſcheint es gleichſam nur ein regelloſes Zerfallen der Gallert in Franzen zu ſeyn. Die Antennen drücken nichts aus, als den Gefühlſinn der niedern Stuffen, bis zur höchsten Individualität gebracht. Daſs die Naturforſcher ſich, bey den Inſecten, einen, dieſen Thieren eigenthümlichen, Sinn denken, alſo etwas annehmen könnten, womit ſich überhaupt gar kein vernünftiger Begriff verbinden läſst, giebt einen auffallenden Beweis, wie weit ſich der reflectirende Naturforſcher verirren kann, wenn er die Anſchauung für überflüſſig hält. Nach unſerer Anſicht ſieht ein jeder ein, warum gerade die Inſecten Antennen haben, und warum dieſe Sinnesorgane bey den höhern Thieren ganz verſchwinden.

Da es durchaus nicht meine Abſicht ist eine Phyſiologie der Inſecten zu liefern, vielmehr nur den Leſern zu zeigen, wie die einfachsten Erſcheinungen gar deutlich beweiſen, daſs die Natur durch alle Thierstuffen hindurch, nichts anders ſucht, als eine Schöpfung, in welcher ihre ganze Unendlichkeit auf das Individuelleste ausgedrückt ist, ſo wird man mir verzeihen, daſs ich mich hier nicht in eine genauere Unterſuchung über die einzelnen Organe der Inſecten einlaſſe. Nur ſo viel muſs ich hier noch bemerken: das Muskelſystem ist bey den Inſecten am meisten ausgebildet. Seit *Lyonnet's*, mit faſt unglaublicher Genauigkeit, angeſtellten Unterſuchungen, iſt dieſes allgemein bekannt. Im ganzen Thierreiche finden wir nichts Aehnliches. Auch iſt die auſserordentliche Muskelkraft mehrerer Inſecten, in welcher ſie alle übrigen Thiere übertreffen, bekannt genug. Sie zeigen dieſe, theils, wie einige Käfer, durch Fortſchleppen groſser Laſten, theils und vorzüglich — wie die hüpfende Cryſomelen, Cicaden, Flöhe etc. — durchs Springen. Das Zerfallen der innern Structur, zeigt ſich alſo durch das leiſe Hervortreten der beyden Pole der Animaliſation deren gemeinſchaftlicher Ausdruck, das Muskel-Syſtem iſt, welches aber, weil ſich die Senſibilität hier ganz in der Irritabilität verliert, als ein irritabeles Syſtem erſcheint.

Wie die Struktur der Individuen zuſammengeſetzter iſt (indem die gallertartige Maſſe in deutlichere Organe zerfält) ſo ſind auch die Gattungen deutlicher von einander getrennt. Daher die gröſsere Mannichfaltigkeit der Bildungen und das, bey den Extremen, ſo ſtark Abweichende in der Form. Es wäre höchst intereſſant die Wege die die Natur, bey den verſchiedenen Claſſen der Inſecten verfolgt, durch eine Unterſuchung auszumitteln, bey welcher die Linnéiſche Claſſen-Eintheilung, (wenn ſie auch in claſſificatoriſcher Rückſicht nicht hinreichend ſeyn ſollte) zu Grunde gelegt werden könnte. — Man müſste hierbey vorzüglich auf den Unterſchied in der *Metamorphoſe* Rückſicht nehmen. Diejenigen Inſecten

ſecten die (wie die meisten *Aptera* und Hemiptera) nur eine unvollkommene Metamorphoſe zeigten, müsten offenbar als ſolche angeſehen werden, die ſich den Würmern näherten. Die untersten Thierarten gebähren nemlich, gerade wie die höchsten, wie wir wiſſen, lebendige Jungen; aber aus einem ganz entgegengeſetzten Grunde. Alle Thierbildung — auch die der vollkommnesten Thiere — fängt mit einer Gallerte an, und die Metamorphoſe ist — im Ganzen genommen immer gröſser, je höher die Stuffe ist; aber die Würmer bleiben auf der niedersten Stuffe *stehen*, und *daher* durchlaufen ſie keine Metamorphoſe.

Schelling hat die trefliche Idee geäuſsert, daſs die Inſecten, bey ihrer Verwandlung aus dem Eye in Raupe, durch Puppe in vollkommenes Inſect, nichts anders durchlaufen als dieſelbe Metamorphoſe, die die Pflanzen — durch Stengel, Blätter, Blumen durchlaufen — indem ſie ſich abwechſelnd zuſammenziehen und ausdehnen, und daſs die Natur bey den Inſecten die Brücke nur hinter ſich *abwirft*, die ſie bey den Pflanzen *stehen* läst.' — In der That ist auch nichts deutlicher, als daſs die vollkommen ausgebildeten Inſecten gleichſam die losgeriſſenen Generationstheile vorstellen. Deſshalb ist die Oekonomie der Raupen immer die complicirteste. — Ueber das Generationsgeſchäft hinaus, geht die Thätigkeit des ausgebildeten Inſects ſelten. — Wo die Kunsttriebe ſich äuſsern, da werden ſie durch *geſchlechtsloſe* Inſecten repräſentirt. Am auffallendsten ist dieſes Verhältniſs

bey

bey den Schmetterlingen. — Sie *nähren* ſich, ſie bauen, ſie arbeiten nur als Raupen. — Der Schmetterling hat kein anderes Geſchäft, als das der Blume. — Viele kommen ohne Mund zur Welt. — Wenn das Generationsgeſchäft vorbey ist, ſo verwelkt dieſe belebte Blume — und man kann das Leben verlängern, wenn man die Paarung verhindert. — Bey den Inſecten findet man erst ein deutliches Sexual-System. Die Würmer ſind noch meistens cryptogamiſche Thiere. Wo man bey den Inſecten Anomalien in Rückſicht auf die Generation findet, da zeigt wirklich auch die weniger vollkommene Metamorphoſe, eine Annäherung zu den Würmern. Dieſes ist z. B. mit den Blattläuſen der Fall. Eine höhere Stuffe des Individualiſirens ist erreicht, aber das Thier ſelbst zerfällt dabey gleichſam in mehrere Thiere. — Eine höhere Individualität wird *alles* in ſich darstellen.

Die individuellere Bildung muſs ſich durch einen weiter gediehenen Conflict zwiſchen dem Flüſſigen und Festen offenbaren — und ſo ist es auch. — Das Reſiduum des thieriſchen Proceſſes ist nicht mehr eine bloſse Kalkmaſſe, ſondern vielmehr ein eigenthümliches Horn. Die thieriſche Maſſe ist nicht mehr eine bloſse halbflüſſige Gallert, ſondern zu festern Organen ausgebildet, die mit der Flüſſigkeit vereinigt ſind. — Das Reſiduum ist nicht mehr von der eigentlichen Körpermaſſe getrennt, — es ist vielmehr in Dienste der Organiſation getreten. Hier erst — und dann bey den Würmern, die ſich den In-

Inſecten nähern — finden wir ein wahres *Knochengerüste*, eine deutliche Articulation. Man ſieht hieraus, die Richtigkeit des von *Blumenbach* zuerst aufgestellten Unterſcheidungszeichen zwiſchen den Würmern und Inſecten: daſs nemlich die letzten von den ersteren durch die *eingelenkten* Bewegungswerkzeuge getrennt werden. Und was ſind ſelbst die Antennen anders, als articulirte Tentaclen? — So wie aber das Reſiduum höher steigt, wird es auch der anorgiſchen Natur immer mehr und mehr entrückt. — Unter den Reſiduen des ganzen Erdproceſſes, wo noch die Corallen und Conchylien ſo deutlich vorkommen — ſieht man die Inſecten nur ſelten — die vollkommnere nur in leiſen *Abdrücken*, als die hinterlaſſenen Spuren der längst vertilgten Form. —

Das Ganze ist indeſſen noch immer ein *Knochengerüste nach auſſen*. — Die Organiſation ſelbst ist — indem ſie nach auſſen gieng — gleichſam *erstarrt*. — Aber die individualiſirende Thätigkeit geht nothwendig *nach innen*. — Eine höhere Individualität wird ſelbst das Reſiduum zurückdrängen. —

Ist aber das Reſiduum der organiſchen Thätigkeit ein Knochengerüste *nach auſſen*, ſo kann — weil dieſes ſelbst in Dienste der Organiſation getreten ist — hier nicht die *Grenze* der productiven Thätigkeit gefunden ſeyn. — *Dieſe* ist — wenn die Thätigkeit wirklich nach auſſen geht — nur durch ein völlig *anorgiſches* Product gefunden — durch ein Product alſo, welches dem Kalkgehäuſe der Corallen und Conchylien analog iſt. — Solche ſind die *Producte der Kunsttriebe der Inſecten.*

Schelling der zuerst die Idee hatte, daſs die Producte der Kunsttriebe gleichſam anorgiſche Anſchüſſe nach auſſen wären, hat nicht deutlich den Unterſchied zwiſchen dem Kunsttriebe der Inſecten und dem Instinct der höhern Thiere gefaſst. *Büffon*, *Condillac*, *Reimarus* und wer ſonst über die Kunsttriebe geſchrieben hat, haben dieſen, durch die Natur ſelbst ſo deutlich angegebenen Unterſchied, kaum geahndet. Die Folge wird uns lehren wie viele Aufklärung über die Natur der Thiere ſie verſpricht. —

Ich will meinen Satz: *daſs die Producte der Kunsttriebe der Inſecten nur anorgiſche Anſchüſſe von einer eigenthümlichen Miſchung ſeyen* — durch die Erfahrung beweiſen. Schon einige Würmer, die ſich den Inſecten nähern (wie z. B. einige Amphitriten) geben einen zähen Saft von ſich, an welchem unzählige Sandkörner kleben. — Das Bindungsmittel erhärtet und bildet mit den Sandkörnern eine ſehr feine Röhre. Etwas ähnliches findet man bey den Raupen der Phryganeen wieder, die ſich ebenfalls cylindriſche Hülſen machen, welche aus Schilfstücken, Gras, Sandkörnchen u. ſ. w. bestehen, durch eine abgeſetzte gallertartige Maſſe vereinigt. — Die Raupen der Schmetterlinge, die Spinnen u. ſ. w. brauchen zu ihrem Geſpinste keine ſolche fremdartige;

artige;

artige Maſſe; ſie haben an den abgeſetzten zähen, erhärteten, zum feinſten Faden verlängerten, Saft, genug. Daſs hier nichts anderes ist, als ein organiſches *Reſiduum*, wird mir ein jeder geſtehen. —

Aber ſelbst bey den höhern, ſo ſehr bewunderten Producten des Kunſttriebes, findet daſſelbe ſtatt. *Kein Inſect ſammelt Materialien von mehrern Orten, um ſie — ohne irgend einen ausgeſchiedenen Saft — durch bloſses Zuſammenſetzen zu verbinden.* — Mehrere bohren ſich in verſchiedenen Körpern ein, und verbinden die Materialien (die ſie aber immer an ihrem Aufenthalt vorfinden) durch einen ausgeſchiedenen Saft, welches z. B. mit verſchiedenen Weſpen der Fall ist. Ja ſelbst die bewunderten Ameiſen durchwühlen nur die Erde und befeuchten die Wände ihrer Höhlen mit einen immer ausſchwitzenden Saft, wodurch ſie Conſiſtenz erhalten. — Auch die *Smeathman'ſchen* Termiten befeuchten ſicher den Letten, in welchen ſie ihre Baue anlegen — denn nur daraus läſst ſich die ungeheure Härte der Termitenhaufen erklären. — Andere Inſecten, wie z. B. die Bienen, ſuchen — nicht Baumaterial, wie man fälſchlich annimmt — ſondern *Nahrung*, und ſo wohl das Wachs, als der Honig müſſen als thieriſche Excremente einer eigenen Art angeſehen werden. — Und was ſind den die bewunderten Producte der Kunsttriebe der Inſecten anders, als Anſchüſſe einer anorgiſchen, thieriſchen Maſſe, die theils eine andere, vorgefundene, wie bey den Ameiſen und Termiten,

durch-

durchdringt, und in *dieſem* Falle in Rückſicht auf die Form etwas mehr *willkührliches* zu haben ſcheint, theils *für ſich* anſchieſst, und dann mehr *regelmäſsig* — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — mehr *crystalliniſch* wird, wie bey den Bienen? — Es ist derſelbe Fall, den wir oben bey den Raupen der Phryganeen und Schmetterlinge fanden. — Nur daſs dort — die ausgeſchiedene, zähe Maſſe als *Bindungsmittel* der heterogenen Substanzen deutlicher unterſchieden werden kann, wenn ſie als *eine ſolche* gebraucht wird — oder unmittelbar aus dem Körper herauskommt und das *einzelne* Thier umwickelt, wenn ſie für ſich ist. *Die Bienenzellen ſind hingegen gemeinſchaftliche Anſchüſſe mehrerer Thiere.* — Sind die Producte der Kunstriebe nichts als anorgiſche Anſchüſſe nach auſſen, ſo können wir uns über ihre Regelmäſsigkeit gar nicht verwundern. — Es ſind wahre Krystalle, die regelmäſsig anſchieſsen werden, wo ſie nur können. Dieſes ist aber nur da möglich, wo die Crystalliſation nicht durch eine fremde eingreifende Maſſe verhindert wird — wie bey den Ameiſen und Termiten. — Aber auch hier zeigt die Regelmäſsigkeit der Anlage dieſelbe Tendenz zur Crystalliſation, die nur nicht ungehindert ſich ausbilden kann. — Ja ſelbst bey den Phryganeen-Raupen findet man dieſe Regelmäſsigkeit, nach welcher ſich auch der verſchiedenartigste Stoff richten muſs. Die Röhre bildet einen undeutlichen ſechſeitigen Cylinder, deſſen Ausfüllung die Raupe ausmacht.

Nichts ſpricht auffallender für unſere Idee, als der Umſtand, daſs der Kunstrieb bey den Inſecten (ſowohl bey den Raupen, als bey den ausgebildeten Ameiſen, Bienen u. ſ. w.) *das Aequivalent des fehlenden Geſchlechtstriebs* ist. — Es muſs ein Produciren ſeyn, ebenſo wie bey dem Geſchlechtstrieb. — „Aber die Bedingung jener pro„ducirenden Kraft ist Duplicität. — Geht ſie *über* „das Product, ſo müste in dem Producte eine „Duplicität ſeyn, deren *einer Factor auſſerhalb des* „*Products* ſiele" (welches bey der Generation wirklich der Fall ist) — „wäre im Product kei„ne Duplicität, ſo könnte die Productionskraft „zwar weiter gehen, aber ſie könnte ſich nur in „Producten darſtellen, *die bey aller Regelmäſsig*„*keit, doch unorganiſche Producte wären.*" 1)

Die Inſecten bilden eine eigene, halb an die Vegetation gefeſſelte, halb von ihr losgeriſſene Welt — daher das Weben der kleinen Welt zwiſchen den Halmen, das leiſe Gewühl dieſer *ſtummen* Thiere, die ſich nur durch nie ruhende Geſchäftigkeit offenbaren. — Es ist ſehr merkwürdig, daſs dieſe geſchäftige Emſigkeit, die von jeher die Aufmerkſamkeit der Beobachter auf ſich zog, ſich vorzüglich bey den *geſchlechtloſen* und doch ausgebildeten Inſecten zeigt, bey jenen Thieren, die ohne Geſchlecht und mit Kunsttrieb mitten unter den vollkommneren Inſecten eintreten. Wie auffallend verſchieden ist die Thätigkeit der ſich ſelbst einſpinnenden Schmetterlings-Raupe, die

---

1) *Schellings* Entw. p. 196.

die allmählig, wie das Geſpinst heraustritt, verwelkt, ſich zuſammenzieht und erhärtet, von jener — in anderen Rückſichten ihr ſo analoge — Geſchäftigkeit der arbeitenden Ameiſen, Bienen u. ſ. w.? — Es ist als hätte die Natur hier *eine Grenze* gefunden, gegen welche ſie immer — und immer vergebens — ankämpft, weil ihre Producte unvermeidlich zur anorgiſchen Natur zurückkehren. —

Wenn der Beobachtungsgeist, der uns vor dreyſsig Jahren, durch *Reaumur*, *Lyonnet*, *de Geer*, *I. F. Müller*, *Röſel* und mehrere mit ſo mancher herrlichen Erſcheinung bekannt machte, und der — leider! — der nomenclatoriſchen Tendenz des Zeitalters gewichen zu ſeyn ſcheint — wieder erwachen ſollte, ſo würde es, glaube ich, rathſam ſeyn, ſich vorzüglich mit den in einer jeden Ordnung am meisten hervorstehenden *Ausnahmen* zu beſchäftigen. Durch die Ausnahmen werden wir immer am leichtesten und deutlichsten zur Erkennung der Regel geleitet. —

Ich hebe gefliesſentlich eine Menge Schwierigkeiten nicht, die in der That, durch die wohlverstandene organiſche Phyſik, ſchon gehoben ſind. So wird durch ſie begreiflich, warum die Producte der Kunsttriebe — obgleich *wahre Naturproducte*, doch mit ſcheinbarer Willkühr hervorgebracht werden.

Der Stickstoff ist bey den Inſecten, ohne Zweifel stärker hervorgetreten; aber auch der

Oxy-

Oxydationsproceſs hat, durch die mehr ausgebildete Reſpiration, zugenommen. Es ist ſehr merkwürdig, daſs, ſo wie der Conflict zwiſchen dem Tropfbarflüſſigen und Festen ſich zeigt, auch — immer deutlicher — der Conflict des Ganzen mit dem *Elastiſchflüſſigen* zurücktritt. Die Pflanzen ſind noch gleichſam in Luft getränkt. — Die *Luftgefäſſe* die bey den Pflanzen auf der ganzen Oberfläche in eine unendlichen Menge Oefnungen ſich endigen, haben bey den Inſecten eine bestimmte Anzahl Oefnungen. Sie ſcheinen bey dieſen Thieren das fast fehlende Gefäſsſystem noch zu erſetzen. — Ist nicht die *Luft* gleichſam *ihr Blut?* indem die weiſſe, kalte Flüſſigkeit träge die undeutlichen Adern durchläuft. — Wie die untersten Thierstuffen die Entgegenſetzung zwiſchen den Tropfbarflüſſigen und Starren mit der anorgiſchen Natur gemein hatten, ſo haben dieſe Thiere (zugleich mit den Pflanzen und Würmern), jenen Gegenſatz beyder gegen das Elastiſchflüſſige mit ihr gemein. Höher hinauf wird die elastiſche Flüſſigkeit an ein eigenes Organ gewieſen, und an die Stelle der *Luft*, tritt das ſchnell circulirende, immer bewegliche, immer veränderliche Blut.

Man hat die Bemerkung gemacht, daſs mehrere Inſecten noch immer ſehr lange leben können in den ſchlechtesten Gasarten — Reduciren ſich nicht am Ende alle dieſe Erfahrungen auf das Geſetz: *daſs die Intenſität des Oxydationsproceſſes zunimmt, ſo wie die Luft aus dem unmittelbaren Conflict mit der ganzen Organiſation zurückgedrängt wird?*

wird? Ich kann die Wichtigkeit dieſes Geſetzes (welches durch die neueſten Erfahrungen immer mehr beſtätigt wird) für eine zukünftige Phyſiologie *hier* nicht weitläuftiger auseinander ſetzen.

Soviel iſt *gewiſs*, die ganze Inſecten-Claſſe wird *dadurch* characteriſirt, daſs weder der *ſenſibele* Pol, (als *Nerven-*), noch der irritabele Pol (als Gefäſs-Syſtem), *für ſich* deutlich hervortritt. — Die Senſibilität iſt *ganz* in die Irritabilität *verſunken*, ſo wie bey den Pflanzen in die *Reproductions*-Kraft. — Daher geht die Tendenz — wie die Irritabilität ſelbſt — noch immer nach auſſen und die Productivität — nur in den Producten verſunken — über die Organiſation hinaus, obgleich die Kunſtproducte durch *Willkühr* hervorgebracht zu ſeyn ſcheinen, weil ihr Hervorbringen durch Senſibilität vermittelt iſt.

Die ganze Claſſe *ſtellt die Welt der herrſchenden Irritabilität dar.*

Die höhere Welt, in die wir jetzt hineintreten, fängt ſtille an, ſo wie die, die wir verlieſsen. Offenbar tritt die Natur bey den Fiſchen und Amphibien wieder zurück; es iſt eine Contraction, die auf die ungeheuere Expanſion unvermeidlich folgen muſte. — Die unterſte Stuffe enthält lauter *Waſſerthiere*; die Fiſche ſind in der ſenſibeln Welt daſſelbe, was die Würmer in der irritabeln waren, und die Thiere leben wieder im Waſſer — das Element, welches den Keim zu allen Entwürfen der producirenden Natur zu ent-

enthalten ſcheint. Selbst die nächste Stuffe ist nur halb vom Waſſer getrennt, und die Fröſche ſind Fiſche, eher als ſie Amphibien werden. —

Die *Fiſche* und *Amphibien* haben eine höhere Stuffe des Individualiſirens erreicht. Es ist bekannt, daſs das Gefaſsſystem, ſo wohl als das Nervenſystem bey ihnen stärker hervorgetreten ist. — Aber die Reſpiration, und mit *dieſer* die circulirende, belebende Flüſſigkeit ist noch nicht ſo ausgebildet. — Die Sinne ſind weit deutlicher, als bey den Inſecten. — Es wäre im höchsten Grade intereſſant, und ohne allen Zweifel für eine zukünftige Phyſiologie ſehr belehrend, wenn man, von dieſer niedersten Stuffe an, bis zu der höchsten der ſenſibeln Welt, das allmählige, stärkere oder leiſere, Hervortreten der Sinnesnerven, und ihre gröſsere oder geringere Entfernung von der ersten Hirnhöhle, mit der Sorgfalt nachſpührte, mit welcher *Sömmerring* ſie bey den Menſchen unterſucht hat. Ohne Zweifel würde dieſes ſehr viele Aufſchlüſſe über eine Theorie der Sinne geben, zu welcher nun *Eſchenmayer*, den ersten Stoſs gegeben hat. —

So wie die Struktur der Individuen mehr in ſich zerfallen ist, ſind auch die Gattungen bestimmter von einander getrennt, ja bis auf die Claſſen erstreckt ſich das stärker Abweichende in der Form. Die Naturforſcher, die von einer leiſen Ahndung eines innern Zuſammenhanges in den Erſcheinungen der Natur, zu ſo manchem Schritte ſich fast unwillkührlich getrieben fühlten,

die

die ſie ſich ſelbst kaum zu erklären vermochten, nahmen auch, obgleich aller Anſchein gegen dieſe Annahme zu ſprechen ſchien, einen allmähligen Uebergang der organiſchen Bildungen an. *Donati* und mit ihm der gröſste Theil der noch lebenden Naturforſcher stellten ſich vor, daſs ſich die Thiere, wie die Dräthe eines Netzes in einander verlieſsen. *Bonnet* und mehrere, glaubten alle Geſchöpfe nach der graden Linie einer Leiter anreihen können. Wer glauben kann, daſs nur der Nutzen für die Methodologie der Naturbeſchreibung die Naturforſcher dazu bringen konnte, ſelbst dem Anſcheine Trotz zu bieten, thut ihnen ſicher Unrecht. Es war ein weit tiefer liegender Grund, den ſie vielleicht ſelbst nicht einmahl kannten. Die unvertilgbare Ahndung einer durch die *ganze* Organiſation gehenden progreſſiven Bildung, die nicht zu verdrängende Vorstellung, eines allgemeinen Schema's, nach welchem die Natur, ſelbst bey der ſcheinbarsten Willkuhr, bey der grösten Mannichfaltigkeit, ſich richten muſte, war es ohne Zweifel, die zu den vielen unhaltbaren Hypotheſen verleitete. —

Es ist allgemein bekannt, wie ſehr alle Verſuche, die Thiere netzförmig oder nach der Linie zu ordnen, miſslungen ſind, wie auffallend ſie das *erzwungene*, und *künstliche* verriethen. Denn was kann freylich erkünstelter ſeyn, als der Uebergang vom fliegenden Fiſch zum Vogel, von der Fledermaus zu denſelben Thieren, von Manis und Daſypus zu den Eidechſen? — Wenn man gleich nicht leugnen kann, daſs dieſe Thiere eine

eine *Annäherung* der Claſſen zu einander zeigen. Aber iſt denn — ſelbſt der *Gedanke*, der jenen Anſichten zum Grunde lag, und ſich jedem Naturforſcher aufdringt, wirklich zu verwerfen? Geht nicht *eine* bildende Kraft verbindend durch die ganze Thierreihe? — Die Vorſtellung iſt nothwendig, wie die neuere Naturphiloſophie bewieſen hat — und man müſte verſuchen die Discontinuität der Formen aus einer Continuität der Functionen ſelbſt, zu erklären. Die comparative *Phyſiologie* war ſchon längſt auf dem Wege eine Continuität der organiſchen Functionen zu finden; *Kielmayer* bewies ſie, und doch ſcheint es, als wenn die *Phyſiologen* ſich noch immer bedachten eine ſo herrliche Entdeckung zu benutzen, die ihnen ihre Wiſſenſchaft faſt wider ihren Willen aufdringt. —

Nach unſerer Anſicht iſt die Discontinuität der Formen der höheren Thiere durchaus nothwendig. Dieſe Formen bilden keine Leiter, auch kein durchaus in ſich verſchlungenes Netz. Die letzte Vorſtellung, die allerdings etwas Wahres hat, gilt *nur für die Thiere der unterſten* Stuffe — es gilt nicht für die Gattungen allein, auch für die Individuen. — Aber ſtellt die Animaliſation auf der unterſten Stuffe ein Netz vor, ſo werden die Dräthe dieſes Netzes immer mehr und mehr von einander getrennt. — Je höher die Thiere ſtehen, deſto gröſser, deſto auffallender und ſichtbarer wird die Trennung, und jetzt entſtehen allmählig nicht allein verſchiedene, von einander getrennte, *Gattungen*, ſondern auch natürliche *Ordnungen* und *Claſſen*, — wie verſchiedene Welten, in welche ſich die Natur verſucht — und da ſie auf den verſchiedenen — höhern und tiefern — Stuffen, und unter mannichfaltig ſich verändernden Umständen immer entgegengeſetzte Wege verfolgt, ist es zu verwundern, wenn der *Vereinigungspunkt*, im Dunkeln liegt, und je höher, ausgebildeter und mannichfaltiger die Welt, desto stärker zurückgedrängt wird? *Welche Wege* die Natur bey allen dieſen Bildungen verfolgt, wer wagt dies genau zu bestimmen? Wer, der nur einmahl das unendlich abwechſelnde Regen und Bewegen, das ewige Spiel einander durchkreuzender Thätigkeit er beobachtete? — Wer, der nur das Leben in einem stillen Waſſer an einem warmen Frühlingstage, nur die Bevölkerung einer lebendigen Hecke, an einem heiſsen Sommertage ſah, der die Natur mit wahrer Andacht liebt, wird nicht gestehen, daſs ihm nichts übrig bleibt, als ein staunender Blick in dieſen unendlichen, heiligen, myſteriöſen Abgrund von Gestalten? —

Aber die Hauptstuffen der Natur anzugeben und zu erkennen, das vermögen wir allerdings — und kann die Naturwiſſenſchaft einen andern Zweck haben? —

Die Gattungen ſind stärker von einander getrennt, die Struktur der Individuen ist componirter. — Aber die Metamorphoſe ist auch anders. Hier ſinden wir nicht mehr, jene Trennung der Verrichtungen — wie bey den Inſecten, wo das

das Thier gleichſam nur *lebt*, ſich *nährt*, *auſſer ſich thätig* iſt, in einem frühern Grade der Verwandlung; ſich nur *begattet*, in einem ſpätern. — Vielmehr iſt hier die Metamorphoſe, weit mehr zurückgedrängt, und das völlig ausgebildete Thier iſt zugleich das thätigſte. — Das *ganze Thier* iſt Blume. Die Amphibien ſtehen eine Stuffe höher als die Fiſche, denn einige — die Fröſche z. B. ſind erſt *Fiſche*.

Daſs die Fiſche und Amphibien individuellere Bildungen ſind, wird ſchon dadurch angedeutet, daſs das Reſiduum des Bildungsproceſſes nach dem Innerſten der Organiſation zurückgedrängt wird. Hier erſt haben wir *ein wahres Knochengerüſte nach innen.* Aber nur ein unvollkommenes. — Das Scelet der Fiſche beſteht aus *Knorpel.* Bey den Amphibien finden wir freylich wahre Knochen, die aber bekanntlich ſehr *mürbe* ſind. Daſs dieſes Knochengebäude nur den erſten Verſuch der Natur andeutet, das Reſiduum zurückzudrängen, ſieht man ſchon daraus, daſs das Abſetzen der todten Maſſe *nach auſſen*, noch nicht aufgehört hat. Die Fiſche haben, *auſſer ihren Knorpel* im Innern des Körpers noch *Schuppen*, und viele (wie die Chondropterygii) eine *harte ſchildförmige* Bedeckung *nach auſſen*, die Amphibien ſind auch faſt alle, entweder — wie die Schildkröten, mit einem knochenartigen Gehäuſe — oder, wie die Schlangen, mit Schuppen oder Schildern bedeckt. —

Man hat ſich, bis jetzt, nie erklären könnennen, warum die *Amphibien* und *Fiſche*, ob ſie gleich offenbar eine höhere Stuffe der Bildung, als die Inſecten, einnehmen, *gar keine Spur von Kunſttrieb* zeigen. — Nach unſerer Anſicht folgt es nothwendig. Denn — wenn ſelbſt das abgeſetzte Reſiduum nach dem Inneren der Organiſation getrieben wird, wie können denn jene Producte, die eine durchgängig *nach auſſen gehende Tendenz* andeuten, ſich hier zeigen? Ueber die Organiſation hinaus kann jetzt kein Product der Organiſation ſelbſt gehen — denn die Tendenz geht ja jetzt *nach innen* und was über die Organiſation hinaus geht, kann nur gleichſam *ein Ueberſchuſs von Thätigkeit* ſeyn, die nicht mehr unmittelbar in einem Objecte erſtirbt, ſondern vielmehr *auſſer ſich einen Subſtrat ſucht*. Von jetzt an, erwacht erſt recht auffallend die *wahre Gewalt* der Organiſation, die der äuſſereren Welt den Abdruck des innern Lebens aufdringt. — Dieſe Gewalt fieng freylich ſchon bey den Inſecten an ſich zu zeigen, aber ſobald ſie über die Organiſation hinausgeht erſtirbt ſie in einem unwillkührlichem Producte. — Hier erſt zeigt ſich eine *reine Thätigkeit, als ſolche*. — Es iſt das erſte leiſe Erwachen der Natur, nach einem langen Schlummer.

Die immer thätige Geſchäftigkeit der Inſecten, die uns ſo auſſerordentlich hinreiſt, bezeichnet den höchſten Grad der nie ruhende *Production* der Natur. Es iſt als regte ſich die blind tappende, unwillkührlich in Productionen verwickelwickelte Natur — aber nur um unmittelbar wieder in dem völlig bewuſstloſen Produciren zu verſinken. Daher jene ominöſe, bedeutungsvolle Emſigkeit. — Die Natur kämpft immer — und immer von neuem, und immer vergebens — gegen eine Grenze, über die ſie nichts vermag. —

Die erſten Thiere der ſenſibeln Welt zeigen die Stuffe an, von welcher die Natur, ihre ganze Tendenz *nach innen* wendet. Daher das deutlichere Hervortreten der einzeln Functionen der Organiſation, daher die Schwierigkeit durch *äuſſere* Merkmale die verſchiedenen Wege zu entdecken, welche die Natur durch die verſchiedenen Claſſen verfolgt. Selbſt die unvermeidliche Rückkehr zur anorgiſchen Natur, findet ſie von jetzt an in der innern Mitte des Körpers. Nun erſt tritt die *Productivität der Natur hervor*, als eine *bloſse Thätigkeit*, und äuſſert ihre Gewalt, ſtärker und ſtärker, je mächtiger ſie hervortritt. —

Dieſes iſt der wahre Unterſchied zwiſchen *dem Kunſttrieb* der niederſten, und dem *Inſtinkt* der höhern Thiere. Die fortgehende Unterſuchung wird es noch deutlicher zeigen. Das Inſtinkt zeigt die *erſte* unvollkommene Anlage zum völligen Erwachen der Natur, die erſte Anlage zur *Vernunft*. — Die auffallende Stumpfheit der Fiſche und Amphibien iſt von nun an begreiflich. — Sie bezeichnet die erſte Regung des erwachenden Inſtinkts.

Man miſsverſtehe mich nicht. — Die *bloſs organiſirende* Thätigkeit geht allerdings nach innen, und muſs nach innen gehen — zur Hervorbringung des organiſchen Individuums; deſshalb aber nicht nothwendig die *Thätigkeit der Organiſation.*

Folgendes wird meine Anſicht deutlicher machen: die Thätigkeit der Natur überhaupt geht unvermeidlich auf Organiſation, und die erſte Anlage iſt ſchon von ferne her, in der anorgiſchen Natur gelegt. Durch dieſe organiſirende Thätigkeit *entſtanden* die verſchiedenen Thierſtuffen, völlig blind und unwillkührlich. Die Thierſtuffen entſtanden d. h. es wurde der Grund gelegt zu einer Thätigkeit, die innerhalb einer beſtimmten Grenze in ſich ſelbſt zurückkehrte. Dieſe Thätigkeit geht *nach innen — zur Production des Individuums.* — Aber ſie geht auch *über das Product hinaus*, ruft dadurch eine *entgegengeſetzte* (alſo homogene) Thätigkeit hervor. — Sie geht nach auſſen — *zur Production der Gattung.* Daſs *dieſe*, über das Product hinausgehende, Thätigkeit eine *höhere* iſt, zeigt die Natur ſelbſt — denn der Geſchlechtstrieb iſt noch immer verſteckt und ungewiſs bey den niedern Thieren, fehlt höchſtwahrſcheinlicherweiſe ganz bey den niederſten, tritt erſt recht deutlich hervor bey den Inſecten, veredelt und erhöht die höhern Thiere, reiſt ſich faſt ganz von der Maſſe los, und erhebt ſich — in das Phyſiſche wie in eine ätheriſche Hülle gekleidet — ſchwebend als *hohe Liebe* über die ganze Natur. Der

Kuſs

Kuſs des Amors und der Pſyche. — *Die wahre Vergötterung der productiven Thätigkeit.*

Ueberhaupt iſt eine jede Thätigkeit, die auf das Geſchlecht geht, einer Veredlung fähig, weil ſie nicht, enge gefeſſelt, an das Product klebt. — Der Geſchlechtstrieb iſt eine Thätigkeit der Organiſation, die nothwendig *nach auſſen* geht.

Seitdem die Stuffen entſtanden ſind, iſt alle Thätigkeit, Thätigkeit der Organiſation. Eine ſolche iſt die *Ernährung*. Die Organe der Ernährung entſtehen gleichförmig mit der Animaliſation, denn ſie iſt das niedrigſte Geſchäft der organiſirenden Natur. Der *wahrhaft egoiſtiſche Trieb*, der an das Product nothwendig klebt, und, wenn ſie herrſchend werden könnte, alle Continuität in der Natur zerſtören würde. — Wenn man bey den Polypen keine andere Organe erkennt, ſo iſt es weil ſie *lauter Magen* ſind. Die Ernährung zeigt uns den alles zerſtörenden *Egoiſmus des Products*, der, ſo wie die Natur ſich mehr veredelt, zurückgedrängt und dem göttlichen *Egoiſmus der Natur* untergeordnet wird. Höher iſt die Thätigkeit, die auf die *Erhaltung* der Gattung geht — und wie der Geſchlechtstrieb, indem er die Gattung *producirt*, über das Product geht, ſo muſs die Thätigkeit der Organiſation, in ſo fern ſie zur *Erhaltung der Gattung* wirkſam iſt, ſelbst über daſs Geſchlecht gehen. —

Aber ſelbst die Erhaltung der Gattung — als einer ſolchen, streitet *gegen* den Egoismus der Natur. Sie muſs ſo lange fortgehen, bis dieſe Tendenz die *Gattung* zu reproduciren, *eins* wird mit einer Tendenz, die *ganze Natur* zu reproduciren; erst mit dieſer hat ſie ihre Vollendung, die innere Harmonie gefunden, die ſie ſuchte. — Sie findet ſie mit der *Vernunft*.

Die Anlage zu dieſer Tendenz, die ſich unverkennbar, und immer deutlicher durch die ganze Thierreihe, regt, ist es, die ſich durch *Kunsttrieb* und *Instinkt* offenbart.

Aber alle Thätigkeit der Organiſation — wenn ſie über das Product und das Geſchlecht hinnaus geht — ist durch die *Sinne* vermittelt. — Nach *Eſchenmayer's* trefflicher Bemerkung, wirkt der Sinn des Geſichts durch den grösten Raum in der kürzesten Zeit; die Gröſse des Raums nimmt (durch Gehör, Geruch, Geſchmack) ab, die Länge der Zeit zu, bis endlich das *Gefühl*, in einem jeden Zeitmoment nur einen unendlich kleinen Raum durchläuft, d. h. nur durch unmittelbare Berührung wirkt. — *Schelling* hat hieraus den völlig richtigen Schluſs gemacht, daſs das Geſicht den *ideellen*, das Gefühl den *reellen* Pol der Sinne repräſentirt. Der Gefühlſinn ist der, durch welchen wir noch immer am meisten mit der *Maſſe* zuſammenhängen. Aber er ist auch der erste Sinn, der recht deutlich hervortritt — er ist durch die *Irritabilität* vermittelt, und hat ſich daher bey den Inſecten (die die Stuffe der herrſchenden

den Irritabilität bezeichnen) am meiſten individualiſirt. Vermöge *dieſes* Sinnes, wird alſo die Thätigkeit der Inſecten, in ſo fern ſie über das Individuum und über das Geſchlecht (zur Erhaltung der Gattung) geht, vermittelt. Aber dann muſte ſich die Thätigkeit nothwendig *unmittelbar* in der Maſſe verlieren. — Dieſes geſchieht bey den Kunſttrieben, und zeigt die Tendenz *nach auſſen.* — Sollte die Thätigkeit, *als eine ſolche*, hervortreten, ſo müſte das Individuum, *ganz* von der Maſſe losgeriſſen werden, und dieſes geſchah nur, indem ſelbſt das Reſiduum (das, wodurch der Proceſs zum Anorgiſchen zurückkehrte) nach *dem Innern* **der Organiſation** gedrängt wurde; denn nun iſt an keine Vereinigung mit der *äuſſern* Welt, auſſer durch *reine* Thätigkeit, zu denken. Dieſes zeigt ſich durch Hervortreten der *ideellern* Sinne, durch welche die Natur allmählig über die Maſſe emporſtrebt.

Aber alles iſt nur ein immer zunehmendes Individualiſiren. —

Wir haben den Punkt, wo die Anlage zur Vernunft — ſelbſt in der Natur — durch das Erwachen des Inſtinkts gelegt wurde, gefunden. Auch von hieraus verfolgt die Natur, indem ſie ſich dem Gipfel alles Producirens immer mehr und mehr nähert, entgegengeſetzte Wege. —

Auf dem einen Wege ſucht ſie, noch immer, *das irritabele Syſtem* (*durch die Vögel*), — auf dem andern, das *ſenſibele Syſtem* (*durch die Säugthiere*)

thiere), mehr auszubilden. Hierinnen liegt der Unterſchied zwiſchen beyden, und man kann dieſen Satz, als Princip für die Phyſiologie der Vögel und der Säugthiere anſehen. — Aber durch das Hervortreten der Senſibilität allein erreicht die Natur die individuelleſte Bildung, und daher ſtehen die Säugthiere auf der *höchſten* Stuffe.

Auf das ſtärkere Hervortreten der Irritabilität bey den Vögeln beruht die weiter gediehene Ausbildung der *Reſpirationsorgane*, die die Vögel vorzüglich characteriſirt. Hierdurch iſt der Grund gelegt zu einer Anſicht der Geſtalt dieſer Thiere, die jenen ſinnloſen teleologiſchen, noch immer herrſchenden, einmal Grenzen ſetzen wird. — Die Vögel ſind nicht *ſo* gebauet, um in die Luft fliegen zu können, (welches die Naturforſcher mit vielem verſchwendeten Scharfſinn darzuthun ſuchten); ſie ſteigen vielmehr in die Luft, weil ſie *ſo* gebauet ſind. — Bey jener teleologiſchen Anſicht bleibt es noch immer nicht beantwortet, warum die Vögel überhaupt in die Luft ſteigen ſollen?

Daſs die Irritabilität bey den Vögeln mehr ausgebildet iſt, läſst ſich (auſser durch eine genauere Phyſiologie, die durchaus dafür ſpricht) auch dadurch darthun: daſs das weibliche Geſchlecht bey den Vögeln, faſt allgemein das ſtärkere iſt. Nun läſst es ſich wirklich annehmen, daſs auch bey den Säugthieren — in Specie bey den Menſchen — das weibliche Geſchlecht auch das irritabelere, das männliche das ſenſibelere

iſt

ist — ein Gegenſatz aus welchem ſich alles Characteriſtiſche des weiblichen Geſchlechts am Ende ableiten läſst — und wenn wir eine Umkehrung der Pole bey dieſen beyden Claſſen vorausſetzen, ſo läſst ſich wirklich daraus erklären, warum das ſenſibelere Geſchlecht bey den Vögeln das ſchwächere, bey den Säugthieren das stärkere, umgekehrt das irritabelere Geſchlecht bey den Vögeln das stärkere, bey den Säugthieren das ſchwächere ist. —

Daſs die innere Struktur bey dieſen beyden Thierclaſſen componirter und (je näher man dem Menſchen kömmt) deſto zuſammengeſetzter und intenſiv unendlicher ist — das ist zu bekannt, als daſs ich es mehr als bloſs erwähnen ſollte.

Aber die geringere Metamorphoſe zeigt auch auffallend eine individuellere Bildung. — Das ganze Leben der Inſecten ist faſt *nur* Metamorphoſe — Ihre letzte Verwandlung ist gleichſam nur der Uebergang zum Tode. — Bey den Amphibien und Fiſchen wird die Metamorphoſe nach der *Kindheit* zurückgedrängt. — Das Thier lebt erst ganz, wenn es völlig ausgebildet ist. — Bey den Vögeln durchläuft das Thier die ganze Verwandlung im *Eye*, bey den Säugthieren — im *Mutterleibe.*

Der Conflict zwiſchen dem todten Reſiduo und dem lebendigen Stoff ist ebenfalls weiter gediehen. — Der Wurm ſetzt eine Kalkmaſſe ab — als hätte er ein Stück von der todten Erdmaſſe losgeriſſen, das er noch immer mit ſich ſchleppen muſs. — Höher gebildet ist das Reſiduum bey den Inſecten, halb zurückgedrängt bey den Fiſchen und Amphibien. — Die Vögel haben *hohle* Knochen; aber die äuſſere Bedeckung ist ſelbst eine *wahre Vegetation* geworden. — Die Säugthiere haben gefüllte Knochen, ihre Bedeckung ist *einfacher*. — Der *Menſch* hat das vollkommenste Knochengebäude — die *geringste* und *wenigste* Bedeckung. Nackt und hülflos, klagte man von jeher, kommt der Menſch zur Welt — und gerade dieſes ist ſeine gröste Zierde. — Der Menſch hat die ganze Welt *gegen* ſich, aber er trägt auch eine ganze Welt *in ſich*. — Alles in ihm ist zurückgedrängt. — Es ist die *centripetale Tendenz* der ganzen Natur, die ſich in ihm offenbaren will. — Von nun an ist er an *ſich* gewieſen, und wer *für ſich* steht, und am *festesten steht*, ist die *individuellste Bildung* — der wahrhafteste *Menſch*. —

Ich will mich bey dem Instinkt der Vögel und Säugthiere nicht lange aufhalten. — Es ist gewiſs, daſs ſie *einer äuſſern Maſſe* den Abdruck ihres *innern Lebens* aufdringen — und zwar deſto stärker je gewaltiger der Instinkt ist. —

So tritt die Natur durch immer gröſseres Individualiſiren dem Reiche *der Intelligenzen* immer näher, und alles was ſich *da* zeigt, das liegt, als dunkle Anlage ſchon in der bewuſstloſen Natur. — Auch in der intelligenten Welt bildet eine ſchaffende Natur *Stuffen*, die einem jeden ſeine Grenzen anweiſst. — Was in der Natur Geſchlechtstrieb ist, erhebt ſich *da zur Liebe* — was in der Natur die *Ernährung* ist (der Egoismus des Products) wird *da Glückſeligkeitstrieb* — was in der Natur *Instinkt* ist (in ſo fern es zur Erhaltung der Gattung wirkt) veredelt ſich in der intelligenten Welt *zur Moralität*, die die ganze Gattung, und die ganze Natur umfaſst.

Wem die Natur vergönnte in ſich ihre Harmonie zu finden, — der trägt eine ganze, unendliche Welt in ſeinem Innern — er ist die individuelleste Schöpfung — und der geheiligte Priester der Natur.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Freyberg,
gedruckt mit Gerlachiſchen Schriften.

Druckfehler.

P. 2. Z. 13. u. a. m. O. statt *Humbold* l. *Humboldt*
- 28 - 12 von unten, zu l. zu ſehr zu
- 39 - 2 - - Gröſsern l. Gräſern
- 52 - 9 - - vieleicht l. vielleicht
- 52 - 7 - - entsehe l. entstehe
- 71 - 6 - - Corallen-Conchylien und Bewohner l. Corallen- und Conchylien-Bewohner
- 88 - 13 von oben, Olo l. Ohio
- 103 Z. 8 von unten, *Guyton* und *Morweau* l. *Guyton Morweau*
- 114 - 12 - - statt zu finden l. statt finden
- 165 - 18 von oben, den l. das
- 180 - 4 - - zwiſchen „vermögen — nur Kohlen" wird eingeſchoben — auſſer den Metallen —
- 208 Z. 8 von oben, actus l. actu
- 228 - 16 - - Metallreiche l. Metallreihe
- 229 - 11 - - das Zirkon l. der Zirkon
- 256 - 2 - - *Entweder* verfolgt man l. Man verfolgt
- 304 - 10 - - können l. zu können
- 306 - 14 - - Thätigkeit er l. Thätigkeiten

10

Drei
Vorlesungen

des

Herrn Prof. Steffens

zu Halle

über

Hrn. D. Gall's Organenlehre.

K

Halle
im Verlage der N. Soc. Buch- und Kunsthandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Was wir hier geben, ist das Urtheil eines Mannes, der seinen Beobachtungsgeist und seine tiefe Wissenschaftlichkeit hinlänglich beurkundet hat, über die Gallsche Organenlehre, einem Gegenstande der jetzt so viele Köpfe beschäftigt, so viele Gemüther erhitzt hat, und in mancher Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Die Gallschen Vorlesungen sind vielfältig edirt worden, es muſs daher dem Publicum daran liegen, das Urtheil der Wissenschaft über sie, nicht blofs in vorübergehenden Tönen, sondern in eben so bleibenden Zügen vor sich zu haben. Gall that zwar auf alle höhere wissenschaftliche Beziehung seiner Lehre Verzicht; er sagt es ausdrücklich dafs er nur Thatsachen geben wolle, dafs er nicht speculirt, sondern beobachtet habe; so scheint es, als ob er willkührlich diesen empirischen Standpunct wählte, und als ob die Wissenschaft sich kein Richteramt über ihn anmassen dürfte; aber theils mag jenes wohl einen tieferen in seiner Individualität haftenden Grund haben, theils, was wäre denn das, was doch ein Gegenstand des Wissens überhaupt seyn will, und sich der allgemeinen Wissenschaft entziehen könnte.

Wir hoffen daſs diese Vorlesungen die Leser in Stand setzen werden, das Wesen, sowohl der Gallschen Lehre, als auch der Naturphilosophie klar zu durchschauen. Sie sind vor einem gemischten Auditorium, in welchem sich Vorbereitete und Unvorbereitete befanden, *) gehalten, und wenn dies auf der einen Seite sie zur öffentlichen Bekanntmachung geschickter macht, so wird es auf der andern Seite, verbunden mit der Beschränktheit der Zeit, ihre Kürze und den Mangel an Ausführung entschuldigen.

---

*) Die Zuhörer bestanden theils aus denen, die den Hrn. D. *Gall* gehört hatten, theils aus den Schülern des Hrn. Prof. *Steffens*.

Wir haben alles so treu als möglich wieder gegeben — unvollständig mag Manches seyn, unrichtig ist gewiſs nichts. Wir fürchten deshalb nicht die Miſsbilligung des Hrn. *Prof. Steffens* über unser Unternehmen, und wünschen nur daſs es dazu beitrage, in Manchem einen würdigeren Begriff von dem Streben der Naturphilosophie zu erwecken, als der in welchem sich die Schlaffheit des Zeitalters so sehr gefällt.

Die Herausgeber.

Erste Vorlesung.

Ich hatte meinen Zuhörern in der Physiologie eine Beleuchtung der Gallschen Lehre von dem Standpuncte der Wissenschaft versprochen. Da aber diese Lehre bei dem hiesigen Publicum ein so allgemeines Interesse erregt hat, so habe ich geglaubt, es werde auch vielen Andern angenehm seyn, einige Vorträge über diesen Gegenstand zu hören. Es versteht sich wohl von ſelbst, daſs hier nur auf die Hauptverhältnisse hingewiesen werden kann, daſs nur die Hauptpartien angedeutet, nur die wichtigsten Thatsachen berührt werden können.

Ich werde mich auch bloſs auf Gall's Organenlehre beschränken, indem ich die Beurtheilung der Anatomie des Gehirns erfahrneren Anatomen, als ich bin, überlasse.

Man hat vielleicht von mir erwartet, daſs ich gegen Gall polemisiren werde. Ich werde es nicht thun. Nur Wenige giebt es, die es wissen, was das heiſse, eine Entdeckung zu machen. Gall hat als Entdecker einer neuen Lehre, die so ganz ihm zugehört, von der man nie etwas ahndete, meine ganze Achtung. Es ist seine Lehre ein so vollkommen in sich geſchlossenes Ganzes, daſs Jeder, der sie fortsetzen wollte, sie nur auf dem Wege des Erfinders fortsetzen könnte. Aber eben diese nur in sich geschlossene Ansicht, die nur in dem Genie ihres Entdeckers begründet ist, läſst noch eine andere, und zwar ganz entgegengeſetzte zu, die ich im Folgenden darzustellen versuchen werde. — Gall hat von seinem

Standpuncte aus *in allem ganz Recht*; von dem Standpuncte aus, von dem ich die Natur betrachte, hat er *in nichts Recht*.

In der unorganischen Natur ist Festes und Flüssiges getrennt, in der organischen sind beide innigst vereinigt und in Wechselwirkung. Diese Trennung des Feſten und Flüssigen finden wir noch auf den niedrigsten Stufen der Organisation — bei den Würmern. Aber schon hier ist das Kalkgehäuse (das Feste) mit thierischen Theilen imprägnirt, das Flüssige ist eine Gallert. Es findet bei dieſen Thieren die gröſste Homogeneität der Masse Statt, sie haben das einfachste Leben, oder wie Gall sich ausdrückt, die einfachste Welt; durch das Kalkgehäuse hängen sie mit der unorganischen Welt noch sehr innig zusammen.

Die nächsten Thiere, welche die Würmer mit den Insecten verbinden, sind schon mehr in sich getrennt, sie haben zwar ihr Knochengerüste nach auſsen, aber es ist shon in den Dienst der Organisation getreten, es ist articulirt, wodurch eine gröſsere innerliche Trennung gesetzt wird. Auch die Inſecten haben ein Knochengerüst nach auſsen, wodurch auch sie mit der äuſsern Natur zusammenhängen. Noch mehr geschieht dies durch die Producte der Kunsttriebe, welche nichts sind, als völlig anorganische Anschüsse nach auſsen, denn selbst die Bienen sammeln nicht Baumaterialien, sondern Nahrung; und Wachs und Honig müssen als thieriſche Excremente eigener Art angesehen werden, als ein Absatz nach auſsen von dem, was sie erst genossen hatten. Und so sind diese Absätze noch inniger mit der Organisation selbst vereinigt.

Die Fische haben das Knochengerüst halb nach innen (die Knochen) halb nach auſsen (die Schuppen). Hier tritt die Verbindung mit der Auſsenwelt mehr zurück, die Welt wird mehr innerlich, — die Fische haben keine Kunsttriebe.

Die Amphybien haben fast wahre Knochen nach innen, nur sind diese ſehr mürbe; auch sie sind fast alle, entweder mit einem knochenartigen Gehäuse, oder mit Schuppen und Schildern bedeckt.

Die Vögel haben hohle Knochen, aber die äuſsere Bedeckung iſt eine wahre Vegetation.

Die Säugthiere haben gefüllte Knochen, ihre Bedeckung ist einfacher (Haare).

Der Mensch ist bei dem vollkommensten Knochengerüste nackt.

Gleichmäſsig mit dieser Zurückdrängung bilden sich die Thiere mehr in sich, und trennen sich von der Auſsenwelt, so ist die äuſsere Trennung eine innere Vereinigung, das Thier wird Mittelpunct einer immer gröſsern und mannichfaltigern Welt.

So wie die Individuen auf den niedern Stufen eine gröſsere Homogeneität in sich und mit der äuſsern Welt ausdrücken, so sind auch sie unter einander mehr homogen. Die Gestalten sind hier so gleichförmig, daſs man Mühe hat, Gattung und Art zu unterscheiden. So wie die Thiere sich mehr in sich trennen, trennen sich auch die Gattungen und Arten. Dieſe Trennung läſst sich durch gewisse Systeme so verfolgen, daſs man immer ein System auffinden kann, das Grund aller Trennung ist. Bei den Würmern ist eine gleichförmige Gallerte, bei den Insecten treten schon Haut und Knochen hervor, ja sogar schon etwas Gefäſsartiges, bei den höheren Thieren am meisten das sensible System.

Im Menschen als der höchsten Organisation können wir bestimmte Gegensätze aufzeigen. Es giebt einen Gegensatz von Passivität und Activität. Das Passivste bei dem Menschen ist das Knochensystem, das Activste das sensible System. Zwischen diesen beiden oscillirt die Reproduction als lebendige Masse, als reproducirende Thätigkeit des Products, die sich wiederum in die Masse verliert. Auch hier sind die beiden Factoren klar, gröſsere Thätigkeit im Gefäſssyſteme, geringere Thätigkeit im Verdauungssysteme.

Das sensible System ist die überwiegende Thätigkeit, die da am stärksten hervortritt, und fast bloſs Thätigkeit wird, wo die Nerven im Gehirn sich vereinigen, auf der andern Seite da zurück tritt, wo dieses System in den Ganglien der Reproduction unterliegt, daher auch Gall sehr schön die Ganglien des Gehirns, also das Vegetative in demselben, matrix nennt.

Das Gefäſssystem hat wieder zwei Factoren, einen thätigern — das arterielle System und einen weniger thätigen — das venöse System.

Derſelbe Gegensatz giebt sich auch im Muskel, entsprechend der Arterie, und in der Haut, entsprechend der Vene. Hiernach lassen sich nun auch die Functionen des Organismus beſtimmen. —

Ich komme zu den Sinnen, die da hervortreten, wo die Nerven an das Gehirn geknüpft sind.

Der niedrigste Sinn ist die Empſindung, wo sich die Nerven in der Haut verlieren. Insofern die Nerven zu den Muskeln gehen, geben sie willkührliche Bewegung. Empſindung und Bewegung entstehen durch das Wechselspiel von Muskel und Haut. Das Gefühl macht uns bloſs mit den allgemeinen Massenverhältnissen bekannt.

Höher steht der Geschmack. Er ist durch Flüssigkeit vermittelt, Er fällt mit den Muskeln ſo zusammen, daſs sein Organ ſelbst ein Muskel, aber doch ein eigenthümlicher Muskel iſt; das Organ ist wie alle Organe mit einer eignen Secretion verbunden, die aber wieder in den organischen Proceſs aufgenommen wird, und so den Geschmacksinn ebenso mit dem Verdauungssysteme verbindet, wie auf niedern Stufen das Kalkgehäuse, als Secretum, das Thier mit der äuſsern Welt verbindet. Die Nerven dieses Sinnes trennen sich mehr von den übrigen Nervengeflechten. Wir werden durch den Geschmack mit den chemischen Verhältnissen des Körpers bekannt. Wir können uns des Geschmacks erwehren.

Der Geruch ist eine Verbindung des Nerven mit einer Membran, ebenfalls mit einer Secretion verknüpft, die dies Organ mit dem übrigen Körper verbindet, die aber nicht, oder nur im kranken Zuſtande in den Organismus aufgenommen wird. Der Sinn wirkt in gröſserer Entfernung, das Organ ist kleiner. Der Geruchsnerve ist von den allgemeinen Nervengeflechten noch mehr getrennt, doch verbinden sich mit dem Geruche noch einige Aeste vom fünften Paare. Der Geruch, als Verbindung zwischen Nerve und Haut ist mit noch mehr Passivität verbunden.

Das Gehör ist eine Verbindung des Nerven mit dem Knochensysteme. Auch hier ist eine Secretion, die aber völlig ausgeſtoſsen wird, und selbst schädlich ist, wenn sie aufgenommen wird — das Ohrenschmalz. Die Entfernung, innerhalb, welches dieser Sinn und die Intensität, mit welcher er thätig ist, ist noch gröſser, das Organ noch kleiner; die Verbindung ist die zwischen Nerve und Knochen, als dem Passivsten; die Töne dringen sich uns auf.

Das

Das Gesicht endlich ist eine Verbindung des Nerven mit dem Gefäſssystem, Eine lebendige Pulsader schlägt mitten im Nerven. Auch hier ist eine Secretion, die Thränen, die vollkommen ausgestoſsen werden. Der Sehnerve ist absolut von den übrigen getrennt, das Organ ein durchaus selbstständiges, sein Wirkungskreis der gröſste, seine Thätigkeit die unermüdetste; es ist selbst das intensiveste, und steht ganz unter der Willkühr. — Wir haben gesehen, daſs jedes dieser Organe sich an ein Hauptsystem des Körpers anschlieſst. Diese Hauptsysteme gehen mit mehr oder weniger Differenz in alle Organe mit ein. Es ist hier überall keine Trennung, sondern alles zugleich; jede Trennung vernichtet das Organ, denn alles wird nur in der Verbindung angeschaut und verstanden. Wie wäre auch ohne diese Idee die Structur der übrigen Thiere gedenkbar, deren Sinne ganz anders modificirt seyn müssen? Wie könnte z. B. der Fisch hören, da er keine Knochen, sondern nur Knorpel hat, wie das Insect sehen, da es keine Arterien hat? Woher nun diese Differenz?

Es ist das Hauptgesetz der Naturphilosophie, die Dinge zu sehen, nur wie sie sind, ohne Raisonnement, ohne Hypothese, nur in dem Sinne und der absoluten Harmonie des Ganzen, nichts zu trennen, was die Natur nicht trennte; sie nirgends zu meistern, sondern den höchsten Respect vor ihr zu haben, sich blind ihr anzuvertrauen, das ist die wahrhafte Gesinnung jedes ächten Naturforschers. — So liegt die Realität der Functionen nicht in dem einen, oder dem andern Factor, sondern in der Einheit beider.

Wir wollen nun untersuchen, ob man das Gehirn als Organ des Denkens annehmen könne? — Wir werden nach unserm Grundsatze erst zeigen, daſs das Gehirn für sich, getrennt vom ganzen Körper, keine Realität habe, daſs es nur bestehen kann, in der Einheit aller Organe, so daſs es kein anderes Organ für die Seele giebt, als den Körper; wir sagen nicht, der Gesichtsnerve sieht, sondern das Auge sieht, nicht, der Gehörnerve hört, sondern das Ohr hört, also nicht das Gehirn denkt, sondern der Mensch denkt. — Wir werden zweitens zeigen, daſs man, wenn man von Organen des Denkens spricht, schon eben dadurch aus der Empirie heraus ist. Organe sollen Anlagen seyn; wer hat noch eine Anlage gesehen? Anlage ist Vermögen, Kraft, wir sehen aber nur Aeuſserung der Kraft. Die Trennung ist schon dadurch geschehen, daſs man den einen Factor als Vermögen setzt. Trennung des Organs und seiner Aeuſserung ist schon Raisonnement, und dieses die Quelle aller Irrthümer in Gall's Lehre, und aller der Resultate, die weder eine gesunde Ethik, noch Physiologie zugeben wird, und die also nie der allgemeinen Wissenschaft assimilirt werden können. —

Gall's System ist eine Hypothese, und wie alle Hypothesen, eine falsche Hypothese.

Zweite Vorlesung.

Wir haben gesehen, daſs der innere Wirkungskreis mit der äuſsern Trennung in gleichem Maaſse wachse, gesehen, wie die zwei Factoren nicht Factoren des einen oder des andern Organs, sondern Factoren des ganzen Körpers sind.

Aber, wird man sagen, warum verbindet man doch immer das Denken mit dem Gehirn, man sagt, der Kopf denkt, nie der Magen oder ein anderes Eingeweide. Wir wollen, um dies zu beantworten, den Wechsel der entgegengesetzten Factoren näher betrachten.

Es giebt einen Gegensatz des Hervortretens des Gehirns, und des vegetativen Factors und einen Wechsel beider. Dieser Wechsel ist der Schlaf und das Wachen. Schlaf ist nichts anders, als ein Ueberhandnehmen des vegetativen Factors.

Es ist bekannt, daſs das Centrum des vegetativen Lebens das Herz ist, die Circulation, mit welcher das Athmen in der innigsten Verbindung steht. Die Pflanzen und die meisten niedern Thiere haben keine Circulation, sie athmen auch nicht, sie haben nur Einsaugungs- und Aushauchungsgefäſse. Statt des Blutes strömt Luft durch ihre Gefäſse, und dies ist der Grund, warum die Pflanzen und diese niedersten Thiere dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfen sind. Es ist klar, daſs hier die Receptivität das Uebergewicht hat, und die Thätigkeit weniger herrschend ist. Dieser Receptivität entgegen steht der Leitungsproceſs der thierischen Wärme. Jedes Leben hat seine specifische Wärme, also einen eigenthümlichen Leitungsproceſs. Wo die Wärme zunimmt, also die Receptivität abnimmt, da nimmt auch der Einfluſs der Jahreszeiten ab. So wie die Intensität des Leitungsprocesses steigt, so wie die thierische Wärme zunimmt, sehen wir die Metamorphosen abnehmen. Das Leben der Insecten ist eine beständige Metamorphose. Je höher die Thiere kommen, desto mehr trennen sich die Metamorphosen, und werden in sich gedrängt, bis im Menschen alle Metamorphosen im Mutterleibe vorgehen. — Dieser hohe Wärme erregende Proceſs ist der Proceſs des Athmens, und so haben auch die höchsten Thiere die gröſste Intensität des Leitungsprocesses, die intensiveste Wärme. Dieser Leitungsproceſs hat aber auch einen Receptivitätsfactor in der allgemeinen Haut gegen sich — in den Haargefäſsen.

Das Wachen ist also ein stärkeres Hervortreten des Wärmeleitungs-Processes, des

Muskelsystems, also des thätigen Factors, der Schlaf ein Hervortreten der Receptivität, des Gangliensystems, des Venen- und Hautsystems und folglich des passiven Factors.

Viele Erscheinungen sprechen für diese Annahme. — Warum erkältet man sich so leicht in der Nacht, bei derſelben Temperatur, im Schlafe? — Warum befördert der Schlaf das Erfrieren im Winter?

Daſs im Schlafe das Gangliensystem, also die Vegetation der vorherrschende Factor ist, dafür sprechen auch, ich wage es zu behaupten, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus. Der Manipulirte schläft ein, der sensible Factor tritt bei dem Magnetiseur, der vegetative bei dem Magnetisirten mehr hervor. Die Träume in dem magnetischen Schlaf sind ja offenbar nichts anders, als eine in den Körper hineingehende Thätigkeit des Gehirns. Alles zeigt ein stärkeres Hervortreten des

Athmens, des arteriellen Systems, des vegetativen Factors. — Gall hat die Erscheinungen des Schlafens und Wachens nie erklären können; eben so hat er die Erscheinungen des thierischen Magnetismus von sich abgewiesen. Jenes Durchgreifen beider Factoren durch den ganzen Organismus wird mir vielleicht Gall zugeben, und sagen, daſs man nur für die Untersuchung den einen Factor hervorhebe. Allein dies ist Gall's Sinn nicht. Er sucht den Grund aller Erscheinungen des Gehirns in dem einen Factor, dem vegetativen, was schon daraus erhellt, daſs er vom Rückenmark ausgeht, und das Gehirn nur gleichsam als „Zugabe" auf das Rükkenmark setzt.

Für ſehr wichtig halte ich die Entdeckung, daſs das Cerebellum das Organ, wie Gall ſich ausdrückt, für den Geschlechtstrieb iſt. Die beiden Erhöhungen an demselben entsprechen offenbar den Testikeln des Mannes. Dasselbe gilt von dem Organe der Kinderliebe, das aber besser Organ des Erhaltungstriebes der Mutter heiſsen ſollte; dieſen Erhöhungen entsprechen wieder die weiblichen Brüste, als Organe der Erhaltung des Kindes. Allen diesen Veränderungen des Schädels entspricht aber auch die Beschaffenheit des ganzen Körpers.

Bei dem Organe des Tonsinns sind die beiden Factoren ganz klar, Stimme und Ton. Daſs die Stimme wieder von der ganzen Organisation abhängt, ist ebenfalls klar; es ist das weibliche Geschlecht, bei dem sie am meiſten hervortritt. Daher castrirt man Männer, um ihre Stimme zu heben, denn man bringt sie dadurch der Weiblichkeit näher. Daſs bei den Vögeln die Stimme bei dem Männchen mehr hervortritt, iſt wahr, aber hier tritt auch der stärkere Trieb zur Begattung beim Weibchen hervor. — Um überhaupt von den Thieren in dieser Hinsicht auf den Menschen zu schlieſsen, müste man von einem höhern Gesichtspunct ausgehen.

Der Ortsinn besteht bei den Thieren darin, daſs sie ihre Heimath finden, bei den Menschen darin, daſs sie die Heimath verlassen, daher die Reisewuth. Es hat dies den Grund, daſs das Thier blind an einen Ort gebunden ist, und eben dieſer Mangel an Freiheit ist der thieriſche Ortsinn. Ein Hund z. B., den man mit verbundenen Augen von seinem Aufenthaltsorte wegbringt, und eben so mit verbundenen Augen wieder zurückbringt, erkennt den Ort sogleich wieder, nicht etwa, indem er sich umsieht, und durch Vergleichung der ihn umgebenden Gegenstände sich zu orientiren sucht, sondern durch ein dunkles Gefühl, das ihn unwiderstehlich fesselt.

Es iſt gewiſs, kein Organ wirkt bei den Thieren so, wie es bei den Menschen wirkt; das Thier mag ſchärfer sehen, aber es sieht nie die Harmonie, es mag schärfer hören, aber es hört nie die Verhältnisse der Töne.

Es sind überhaupt bei der Wirkung aller Sinne zwei Factoren deutlich, der Factor der Spontaneität, als der individuelle, die bestimmte Handlung, und der Factor der Receptivität, als der universelle. Beide in Einheit geben das vernünftige Handeln. Denn nur dadurch unterscheidet sich das vernünftige Handeln vom unvernünftigen, der Sinn vom Wahnsinn, daſs das bestimmte individuelle Handeln die Harmonie mit allem Aeuſseren ausspricht. Bei dem Thiere hat das Handeln immer nur eine bestimmte Richtung, so auch der Sinn, der nur Einzelheiten, nie die Harmonie giebt.

Was sind Anlagen? — Sie sind das Unsichtbare, wodurch Spontaneität und Universalität vereinigt sind. (Also Möglichkeit einer Handlung). Wenn nun Gall sagt, es habe jemand z. B. das Organ der Theosophie in gröſserem Grade, ein anderer in geringerem Grade, so wird der eine auch eine gröſsere, der andere eine geringere Anlage zur Theosophie haben, aber man kann, das giebt Gall zu, die Anlage fortbilden. Nun kann der Mensch entweder die Anlage fortbilden, ohne daſs das Organ sich mit fortbildet, und in diesem Falle hängt offenbar die Anlage nicht vom Organ ab; oder das Organ bildet sich mit der Anlage fort, und dann muſs man das Fortbilden des Organs eben so, wie das Fortbilden der Anlage als Product einer freien Handlung ansehen. Und es hängt die Fortbildung des Organs von der Freiheit ab, die eigentlich das vernünftige Handeln begründet. Gall findet aber die Organe unmittelbar mit der Handlung verbunden. Sie sind aber Producte der Natur, und als solche können sie entweder überwältigt werden oder nicht. Können sie überwältigt werden, so können sie auch vernichtet werden: können sie nicht vernichtet werden, so hört der Mensch mit dem Verschwinden der Freiheit auf Mensch zu seyn, er ist Product der blinden Natur, und inſofern man ihn doch als Mensch setzt, wahnsinnig. — Gall fand die Organe gröſstentheils an Kindern; wir müssen sie also, wenn wir das Kind mit Bewuſstseyn setzen, so ansehen, daſs das Kind sie vernichten kann oder nicht. Kann es sie nicht vernichten, so ist es ebenfalls als wahnsinnig zu betrachten.

Und so müssen wir auch die Gallische Lehre als einen Versuch ansehen, das Wesen der Vernunft aus der Unvernunft, den Sinn aus dem Wahnsinn, die Gesundheit aus der Krankheit, das Leben aus dem Tode zu erklären. Wir müssen also, keinen Mittelweg giebt es, entweder die Organe oder die Freiheit und mit ihr die Moralität vernichten.

Dritte Vorlesung.

Gall hat, wie es allgemein bekannt ist, einzelne Thatsachen aufgestellt, deren Richtigkeit ich zugeben kann. Es mag das Einzelne sich so verhalten, die Verbindung der Einzelheiten zum Systeme ist schlechthin falsch. Es ist alles dieses Einzelne Hülfsmittel, vielleicht auch nothwendiges Hülfsmittel, aber als Hülfsmittel hat es nur subjectiven Werth für den Erfinder, gehört zum Wesen so wenig, wie das Gerüste zum Hause, und jeder irrt, der das Gerüst für das Haus ansieht. Es ist nur Persönlichkeit, und als solche ohne objectiven Werth. Doch dergleichen in sich geschlossene Forscher, die, ohne den Weg der allgemeinen Wissenschaft zu betreten, einen ganz eigenen und ihnen eigenthümlichen Weg bei ihren Entdeckungen gehen, giebt es gerade in unserer Zeit mehrere. Ich nenne hier *Kielmeyer*, *Werner*, *Winterl*, *Ritter*, die als Naturforscher die gröſste Achtung verdienen. Man muſs ihnen jene ſubjectiven Hülfsmittel als Eigenthum lassen, aber sie wohl von ihren Entdeckungen unterscheiden. Geben sie diese subjectiven Hülfsmittel für absolute aus, dann müssen sie freilich zurückgewiesen werden; *sie* haben Recht, aber jeder, der ihnen Recht giebt, hat Unrecht. So wahr *Gall* in seiner Relativität ist, so ganz falsch ist er, wenn er diese relativen Hülfsmittel für absolute ausgiebt. — Wir gehen in der Untersuchung weiter. — Auch ich muſs, wie *Gall*, eine universelle Receptivität voraussetzen für alles, was ich hier sage; unabgesehen von allen individuellen Organen setzt auch *Gall* wiewohl inconsequent, diese universelle Receptivität vorsetzt.

Wir fangen mit der Frage an, mit der auch *Gall* angefangen hat: Was ist die Welt? Das erste, was wir hier finden, sind die Massenverhältnisse, das, wodurch ein Körper zusammenhängt mit allen. Das, wodurch die Körper Masse werden, nennen wir Schwere. Jeder Körper hat, wie bekannt, seine specifische Schwere. Wenn wir nun diese untersuchen wollten, so würden wir damit anfangen, dafs ein Körper bei gewissen Eigenschaften eine eigenthümliche Schwere habe, ein anderer bei andern Eigenschaften leicht sey, ein dritter zwischen beiden oscillire. Wenn wir nun sagen wollten, diese bestimmten Eigenschaften eines Körpers seyen der Grund seiner eigenthümlichen Schwere, so könnte man fragen, wie wir zu dieser Behauptung kommen, warum wir nicht umgekehrt die Schwere als den Grund dieser bestimmstimmten Eigenschaften setzen? Und die Frage wäre sehr richtig. — Die Schwere ist es, die alles auf den Mittelpunct bezieht, so daſs aller Oscillationen ungeachtet die allgemeine Schwere der Planeten ungestört bleibt, — die Massenorganisation der Erde, wo aller Wechsel im Mannichfaltigen die Einheit der Mannichfaltigkeit selbst ausdrückt, — denn alles ist nur etwas im Ganzen, daher auch nichts aus der Schwere der Erde herausfallen, nichts lebendiges ihre Ruhe stören kann; alle Oscillationen lösen sich nothwendig in diese allgemeine Schwere auf. So ist im Organismus ein beständiger Wechsel, aber nur Eine Organisation; so daſs alle Oscillationen im Organismus, alles Mannichfaltige in ihm aus ihm selbst nicht herausfällt, und immer nur die Einheit des Organismus ausdrückt. Kein Theil des Organismus hat Realität für sich, als Theil, er hat sie nur im Ganzen. Diese Verbindung ist so groſs, daſs wir, wenn wir den kleinsten und relativ unbedeutendsten Theil des Organismus setzen, gestehen müssen, daſs mit ihm nothwendig die ganze Organisation gegeben sey. Sehen wir diese Nothwendigkeit und Einheit nicht, so liegt es an unserm Unvermögen, denn kein Vernünftiger wird die Einheit in der Natur läugnen. Ganz dasselbe gilt von der Schwere. Sie ist eine so in sich geschlossene Einheit, daſs alles einzelne mit specifischer Schwere wieder nur die allgemeine Schwere ausdrückt.

Aber wir sehen offenbar Bewegungen, die der Schwere sich entziehen; ihr entgegengesetzt sind. Es ist z. B. der chemische Proceſs. Wir sehen hier Körper sich wechselseitig anziehen, so daſs wir den Grund des Processes weder in den einen, noch in den andern Factor legen können, sondern ihn als das Unsichtbare beider setzen müssen. Allein diese Action dauert nur eine Zeitlang, es entsteht ein Product, und dies fällt nothwendig wieder unter die Schwere. — Wir sehen höher in der Vegetation ein anderes Princip, das unabhängig von der Schwere die Theile im Kreise bewegt, aber wieder nur zur Harmonie des Ganzen; nachher fällt Alles wieder aus einander, und unterliegt der Schwere. Die niedersten Thiere sind dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfen, entstehen und vergehen mit ihnen und durch sie, und so ist die Vereinigung mit der allgemeinen Masse um so gröſser, je geringer die innere Thätigkeit ist. — Gehen wir höher hinauf, so sehen wir, daſs die Abhängigkeit von den Jahreszeiten abnimmt, daſs die Thiere, mehr in sich hinein gebildet, ein individuelleres Leben führen. Das muſs schon unsere Aufmerksamkeit rege machen. Sollte nicht die äuſsere Trennung von der Welt eine innere Vereinigung mit ihr seyn? So daſs das nach Innen Gedrängtseyn nur ein graduelles Verhältniſs wäre? Wir sehen bei den Thieren eine eigenthümliche Handlungsweise, also einen bestimmten Character der Willkührlichkeit. — Wenn *Gall* daher von den niedern Thieren Schlüsse macht auf die höhern, so muſs er nothwendig irren. Alles ist noch bei den Thieren, besonders bei den niedern, in grösserem Zusammenhange mit der äussern Welt, ihr Ortsinn, ihr Geschlechtstrieb etc. sie sind nur halb von der Natur losgelassen, die Willkühr ist nur scheinbar. Sind nicht die Insecten, deren Mannichfaltigkeit der Bewegungen wir bewundern, doch an einen Ort, an eine Pflanze, die ihnen Nahrung giebt, gefesselt? — Bei den höhern Thieren nimmt die innere Thätigkeit zu, die Willkühr wird freier, wir sehen sie sich innerhalb eines bestimmten Kreises bewegen. Wir aber, die wir das sehen, sind ausserhalb dieses Kreises. Wir werden aber auch diese Willkührlichkeit nicht für Freiheit, sondern für eine blind wirkende Naturnothwendigkeit halten. Hier verschwindet alle Analogie zwischen Thier und Mensch, und Schlüsse von Thieren auf Menschen in dieser Hinsicht müssen nothwendig auf Irrthümer führen. Sezzen wir z. B. das Schlauheitsorgan des Fuchses, das Organ der freundschaftlichen Anhänglichkeit des Hundes; denken wir nun dieses Organ weg, und können wir es wohl als möglich denken, daſs der Fuchs dadurch aufhören wird, schlau, der Hund treu zu seyn? Das hieſse den Fuchs nicht als Fuchs, den Hund nicht als Hund denken. Das Gehirn der Thiere ist völlig eins mit ihrer ganzen Organisation; der Hund ist treu, weil er Hund ist, und er ist ein Hund, weil er treu ist. Der Hund hat das Organ der Treue heiſst nur, der Hund ist treu. Das Gehirn der Thiere ist so gebaut, weil das Thier so gebaut ist. Wir haben hier immer das ganze Thier vor uns, das als dieses Thier kein anderes seyn kann. — Was *Gall* nun gar von negativen Organen spricht, ist hiernach ganz ohne Sinn. So soll der Haase das Organ der Zaghaftigkeit haben; das ist das negative Organ des Muthes. Also ist der ganze Haase das Organ der Zaghaftigkeit. Die Natur hat aber, indem sie das Organ der Zaghaftigkeit schuf, nichts Negatives geschaffen, sondern einen Haasen, woran Niemand zweifeln wird.

Bei dem Menschen scheint das alles anders zu seyn. Es sind, erzählt man, bei weggenommenen Gehirntheilchen auch wirklich gewisse Geistesfähigkeiten verschwunden. — So vieles diese Erzählungen auch an sich haben mögen, das sie ungewiſs macht, so will ich sie zugeben. Es sind hier nur zwei Fälle möglich: entweder der Mensch ist ein Thier, oder er ist ein Mensch; er ist frei, oder er ist Product der blinden Natur.

Ist der Mensch Thier, so drückt er die Einheit seines Leibes aus; wird er daraus begriffen, so wird er begriffen aus dem Thier. Diese Einheit des Leibes nennt man Constitution, und dann gilt hier dasselbe vom Menschen, was oben von den Thieren gesagt wurde. Es wird doch Niemand glauben, der Wolf würde aufhören zu morden, wenn ihm das Mordorgan ausgeschnitten würde. Der Mensch also, der einen hervortretenden Mordsinn hat, muſs auch die ganze Constitution des reiſsenden Thieres haben; und so muſs man nicht sagen, der Mensch hat das Organ des Mordsinnes, sondern er ist ein reiſsendes Thier; nicht, der Mensch hat das Organ des Diebsinns, sondern er ist ein stehlendes Thier.

Man sagt aber, der Mensch habe Anlagen, die er ausbilden oder unterdrücken könne, und trennt diese von dem Sinne selbst. Allein die Anlage ist das Unsichtbare, die Möglichkeit des Organs. Drückt er die Einheit seines Leibes aus, so drückt er keine Zweiheit aus, und jene Trennung ist also ohne Bedeutung. Die Einheit des Leibes ist das Reale, und so hat der Mensch eine eigenthümliche thierische Natur, oder Constitution. —

Aber es ist Thatsache, daſs im Menschen etwas ist, was ihn von der thierischen Gewalt trennt; wir finden in ihm höhere Organisationen, Freiheit, Wahrheit, Sittlichkeit. Was die Freiheit sey, läſst sich nicht *erklären*, sie ist da, wo die ewige Nothwendigkeit ist, wo jede Handlung nicht mit dem Einzelnen, sondern mit dem Ganzen zusammenstimmt. — Der sittliche Mensch fragt nicht, wie soll ich handeln? was soll ich thun? Er horcht nicht nach Rechts und Links, und fragt den Nachbar, was wird die Welt dazu sagen? sondern er handelt aus innerer ewiger Nothwendigkeit. Seine Moralität bleibt ihm bei allem Wechsel; denn sie schlieſst sich an nichts Endliches an; sie spricht nur die Harmonie mit allem in der Welt, mit der ewigen Organisation selber aus, denn da allein erscheint Freiheit. Wer *fragt*, was kann ich wissen? was soll ich glauben? was darf ich hoffen? dem wird die Antwort, nichts sollst du wissen, nichts sollst du glauben, nichts sollst du hoffen; die Sittlichkeit kommt uns nicht von auſsen, denn sie ist an sich ewig, beziehungslos, die ewige Nothwendigkeit selber.

Nicht das ist wahr, was mit dem Einzelnen, sondern was mit dem Ganzen übereinstimmt. Ich frage nicht, was hat das Zeitalter geglaubt, was hat man als wahr angenommen? Die Wahrheit steht auſser der Zeit, ist an sich ewig, die Sittlichkeit der Erkenntniſs.

Die Einheit der Sittlichkeit und Wahrheit ist Gott, und so ist nur das Göttliche, was den Menſchen zum Menschen macht, was ihn aus allem Aeuſseren herauswirft, und ihn ewig in die ewige Nothwendigkeit einwurzelt. Ich frage nicht, ob ich unsterblich bin, denn ich bin nicht entstanden. So wie die

Natur ihre niedern Organisationen den höhern opfert, so opfert der Mensch durch die Freiheit Gotte die ganze Natur.

Warum sind bei *Gall* diese höhern Organisationen, Sittlichkeit und Wahrheit, so ganz verwirrt und unbestimmt geblieben? Er hat uns die Organe auf bestimmte Art gegeben, und diese höhern Organisationen unbestimmt gelassen, wo ist das Mittelglied beider?

Ist der Boden der Organe die Freiheit, so ist die Freiheit Schöpferin der Organe, und wir haben einen Menschen, im Gegentheil ein Thier. — Wie der Mensch frei seyn, und doch eine bestimmte Organisation haben könne, das ist ein Wunder, das nicht erklärt werden kann, und auch nicht erklärt werden soll. Hat auch die Natur Individuen sowohl, als ganze Nationen verwahrloset, so ist es doch die Gesinnung, die überall, auch bei minder glücklich begabten Menschen als dieselbe hervortritt; nur wo sie fehlt, ist der Mensch nicht Mensch.

Gall sagt, daſs Organ sey materielle Bedingung für die Erscheinung. Was sind materielle Bedingungen? Das, was man sehen und tasten kann. Wie kann man aber höhere Organe unter das Forum niederer Organe ziehen? Organe sind materielle Bedingungen für die Erscheinungen, die Erscheinungen wieder Bedingungen höherer Organe. Aus diesem Cirkel kann *Gall* nicht herauskommen.

Wer die groſsen Erscheinungen der Geschichte zu durchschauen im Stande ist, der wird empört, sie an solche Materien knüpfen zu sehen. Es ist in älteren Zeiten die plastische Kunst hervorgetreten, und hat uns Werke für die Ewigkeit gegeben; in neuerer Zeit trat die Malerei in groſsen Gestalten hervor. Und diese groſsen Erscheinungen sollen darin gegründet seyn, daſs sich zu gewissen Zeiten eine schmierige, sulzige Materie am Gehirn erzeugte! Wer, der mit höherem Sinne begabt ist, wird in diesen Erscheinungen Resultate der Totalität verkennen? Fürwahr was sich hier in *Gall* ausgesprochen hat, man kann es sagen, ist das Schrecklichste, was ausgesprochen werden konnte. — Ich weiſs es recht wohl, es wird angenommen werden, allgemeines Lieblingssystem werden, da es sich so schön an die Persönlichkeit anschlieſst; es ist so bequem, alles Höhere, was sich nicht von selbst aufdringt, sondern mit Fleiſs und Anstrengung aufgefaſst seyn will, wegen Mangel an Organ von sich abzulehnen; Laster und Trägheit mit seinem Organ zu entschuldigen. — Aber das Schicksal dieser Lehre? — Es ist zugleich mein Urtheil über sie. — Es wird diese Persönlichkeit eine Zeitlang fortrasen; allmählig wird man davon zurückkommen, wie man bisher von allem wieder zurückgekommen ist, was nur Persönlichkeit war. Was an der Lehre Bedeutung hat für die Wissenschaft, wird bleiben, wie die Wissenschaft selbst eine ewige ist.

Und was giebt es denn für Anwendung der *Gallschen* Lehre für unsere Zeit? Ich antworte: gar keine. — Sie soll auf Erkenntniſs und Heilung des Wahnsinns angewendet werden. Wird es wohl aber nicht sicherer seyn, die Handlungen solcher Menschen zu beobachten, ob sie die allgemeine Harmonie ausdrücken oder nicht?

Eine andere Anwendung soll diese Lehre auf die Erziehung haben. — Aber entweder ist bei dem Kinde ein Organ in geringem Grade da, und dann ist es nicht werth, ausgebildet zu werden, denn in diesem Grade hat jeder Mensch alle Organe; oder das Organ ist in sehr hohem Grade da; aber in diesem Falle wird es sich unmittelbar in der Handlung äuſsern, das Kind wird sein Organ durch die That darlegen, und die Untersuchung des Schädels ist unnöthig. Findet man nun auch noch das Organ, desto besser für *Gall*. — Ich läugne die Anlagen keineswegs, wohl aber ihre Herrschaft über den Menschen.

Es giebt ein Wesen im Menschen, das mit der Organisation nicht gegeben ist; es ist das Göttliche, die Freiheit, die uns in Stand setzt, die Dinge zu sehen, nicht wie sie in der Trennung, sondern, um mit *Malebranche* zu reden, wie sie in Gott sind. — Will Jemand sich zum Spiele der Nervenstränge machen, einer Marionettenpuppe gleich, die vom Drathe auf und nieder gezogen wird, thue er es; verläugne er seinen menschlichen Character, und werde ein Spiel der blinden Natur; wer aber Sinn hat für das Ewige, Unveränderliche, Unverwüstliche, in wem die ewige Nothwendigkeit in Gesinnung und Erkenntniſs lebt, der wird uns nicht Unrecht geben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

P. IV Z. 4 *st.* that *l.* thut.
— 10 — 3 v. u. *st.* Knochen *l.* Knorpel.
— 13 — 2 v. u. hinter demselben ein Komma.
— 14 — 12 v. u. *st.* niedrigsten *l.* niedersten.
— 15 — 2 *l.* vermittelt, und fällt etc.
— 17 — 11 bey Wir muſs ein Absatz seyn.
— — — 3 *st.* Eine *l.* eine.
— 24 — 1 muſs die ganze Zeile gestrichen werden.
— — — 6 bei Jenem muſs ein Absatz seyn.
— 28 — 2 *st.* aber *l.* Aber.
— — — 11 — Und — und.
— — — 16 — Sie — sie.
— — — 16 — aber — also.
— 29 — 8 — Gallische *l.* Gallsche.
— 31 — 6 — Ich *l.* ich.
— 33 — 5 — der — des.
— 35 — 3 v. u. *st.* Innen *l.* innen.
— 36 — 6 v. u. aber, deleat.
— 37 — 3 v. u. nun gar, deleat.
— 42 — 3 *st.* Gotte *l.* Gott.

1. de ſtudiis 183.

Ueber

die Idee der Univerſitäten,

Vorleſungen

von

Henrik Steffens,

ordentlichem Profeſſor der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft auf
der Friedrichsuniverſität zu Halle.

Berlin 1809.
In der Realſchulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich habe dieſe Vorträge bei der Eröffnung der Vorleſungen im Winterſemeſter 180$\frac{8}{9}$ gehalten. Ich ward durch Geſchäfte und Krankheit verhindert, ſie früher als jetzt auszuarbeiten, und da mein Vortrag immer frei iſt, wird man nur den Ideengang, keinesweges aber den Vortrag im Einzelnen hier wiederfinden. Ueber die Art deutſcher Univerſitäten, wie ſie dem Ausländer erſcheinen müſſen, hat ein achtungswerther Ausländer geredet, den tiefern nationalen Sinn derſelben hat einer der trefflichſten Geiſter der Nation entwickelt; mir ſchien es nicht überflüßig den Studierenden ſelbſt über die akademiſche Bildung Aufſchlüſſe zu geben. Daß Vorträge der Art nicht bloß belehrend ſondern auch anregend ſeyn müſſen, hielt ich für nothwendig.

Erſte Vorleſung.

Anrede.

Es iſt unſere Abſicht, durch die gegenwärtigen Vorträge den höheren Sinn und die Bedeutung akademiſcher Bildung zu entwickeln, welches eben in Zeiten, wie die jetzigen, wichtiger als ſonſt ſeyn mögte. Es ziemt ſich aber dabey, die Lage der Dinge genau zu erwägen, damit wir erfahren mögen, ob dasjenige, was wir behaupten und fordern, nichts Thörichtes ſey und mehr den Wahn Einzelner, als die wahrhafte Bedeutung des Ganzen ausſpreche. Denn jede Erforſchung, die auf allgemeine Verhältniſſe des Lebens und geſchichtliche Entwickelung ſich beziehet, muß auf die Zeit, als eine zukünftige Blüthe derſelben, hindeuten, und keineswegs auf eine einſeitige

Betrachtung, oder auf ein bloß Allgemeines gerichtet ſeyn. Aus dieſem Grunde ſey es uns vergönnt, den Vortrag mit einer kurzen Schilderung der Zeit anzufangen.

Es giebt Menſchen — auch Jünglinge — denen eine überlieferte Welt genügt; beſtimmt durch eine fremde Richtung, geleitet durch einen fremden Willen, äußert ſich das Eigene durch kleine, kaum bemerkbare, Schwingungen. Daß Menſchen der Art brauchbar werden können, ja ſelbſt gebildet, und für einen beſtimmten Kreis tüchtig, läugnen wir keinesweges, auch ſey es ferne von uns, ſie zu erniedrigen, oder durch eine thörichte Rangordnung der Geiſter der Eitelkeit zu fröhnen. Hier rede ich aber nur ſolche an, denen die Welt ein wunderſames Räthſel iſt, deſſen Löſung keinem anderen, ſondern nur der eigenen Seele anvertrauet ward, ſolche nur, die ſich ganz hinzugeben, und daher auch die eigene innere Beſtimmung nicht abzutrennen vermögen, Geiſter nur, die, urſprünglich frey, nur ſelbſteigene Uebereinſtimmung ſuchen. Denn für ſolche ſind die Inſtitute, deren Idee wir uns zu entwickeln entſchloſſen haben.

Die Zeit, in der wir gebohren oder in deren Grundſätzen wir erzogen ſind, zeichnet ſich, wie jetzt allgemeiner, als noch vor Kurzem, zugeſtanden wird, durch ein träges Anhängen an das Herkömmliche, verbunden mit einem eitlen Jagen nach Neuerungen im Einzelnen und durch eine ſanftmüthige Schlaffheit aus. Daß eine neue Zeit beginnt und hier keimend vorbereitet wird, dort gährend hervorbricht, iſt man gezwungen eben ſo allgemein anzuerkennen.

Suchen wir die Anfänge derjenigen Zeit, deren letzte ſchlaffe Schwingungen uns die nächſte Vergangenheit zeigt, ſo finden wir ſie in jener merkwürdigen Epoche des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts. Denn auch damals begann eine neue friſche Zeit. Große Geiſter zerbrachen die Feſſeln, welche eine frühere Zeit um ſie gewunden hatte. Wenn auf mehrern Punkten und in mehrern Richtungen zugleich die freye Forſchung, wie durch eine geheime Uebereinkunft, zuſammenſtimmt, wenn die ſcheinbar getrennteſten Beſchäftigungen entfernte Geiſter, durch eine unſichtbare Hand geleitet, nach dem nämlichen Ziel hinführen, dann werden wir es inne, wie der Geiſt der Geſchichte wach ſey. Der ſtille Fleiß, das äußerlich nicht auffallende geiſtige Bemühen, in Forſchungen verlohren, die, einzeln betrachtet, nur wenige Geiſter anzuſprechen ſcheinen, treten in ſolchen glücklichen Zeiten mit andern in einen geheimen Bund, und dieſe unerwartete Verbindung greift, allmählig wachſend, in das ganze Leben ein, ergreift die geſammte Maſſe deſſelben, und beſtimmt mit hoher, unergründlicher Gewalt den Gang der Geſchichte. So behauptet der ſtillſinnende Geiſt ſeine ewigen Rechte. Während der gemeine Menſch wähnt, es ſey nur die Gewalt da, wo ſie äußerlich erſcheint, birgt ſich die wahre, die geiſtige Leiterin der Geſchichte, in ſtiller Thätigkeit, nur verwandten Geiſtern vernehmlich.

Die Buchdrucker-Kunſt theilte, wie durch einen Zauber, einen jeden Gedanken der geſammten Maſſe mit, und ein großes Geſpräch wunderſamer Art verband die entfernteſten Geiſter und forderte zur allgemeinen Theilnahme auf. Durch die Entdeckung des kühnen Columbus und die darauf folgende Umſegelung der Erde ſchloß ſich unſer Planet in ſich ſelbſt. Copernicus zerbrach die Täuſchung irdiſcher Erſcheinung in der Bewegung der Himmelskörper. Bisher wurzelte der Menſch mehr an der Erde; indem er geiſtig die Erde umſpann, gewann er das ätheriſche Leben derſelben. Bisher war das Leben in die bloße Erſcheinung getaucht; nachdem dieſe an einer Stelle durchbrochen war, trat es in eine höhere Welt geiſtiger Geſetze ein. Dem göttlichen Kepler ward es vergönnt, jene geiſtigen Geſetze der ewigen Natur ahnend zu deuten. So Ueberſchwengliches, der Zeit vertraut, konnte nicht ohne Frucht bleiben. Da regte ſich der Geiſt in allen Richtungen, bis er den Mittelpunkt aller Forſchung, die Religioſität, ergriff. Sie bewegte, wunderſam erregt, die ganze Maſſe. Das Opfer der friſchen Regung, Johann Huß und ihr kühner Held Martin Luther, ſtellen den Gipfel jener herrlichen Zeit dar.

Ein jeder kennt die großen gährenden Bewegungen, in welche Europa verſetzt ward, und die erſt mit dem dreißigjährigen Kriege endigten. Leider, was ſo fröhlich begann, ſollte in der nächſten Zeit nicht reifen. In der früheren Vergangenheit ward der Mittelpunkt alles Erkennens mehr auf der Seite des Leiblichen gefaßt, und, wie alle Himmelskörper ſich um die Erde, ſo bewegte ſich alles Göttliche um die Erſcheinung deſſelben. Kämpfend gegen dieſe falſche Richtung verfiel die Zeit — nicht jene großen Geiſter, die derſelben ihre Richtung gaben — auf das entgegengeſetzte Extrem. Als ein Unendliches ward Gott aus dem Leben verwieſen, ſo wie die Erde nur in ihrer äußeren Abhängigkeit gegen das Univerſum erkannt ward. Alle höhere Symbole des Lebens verſchwanden, die leeren Einzelnheiten deſſelben blieben bedeutungslos zurück. Immer mehr von dieſen ergriffen, entwich das Göttliche immer weiter. Was Nationen gegen Nationen waffnete und bewegte, war nicht mehr der Kampf für das Heilige, ſondern nur eitle Vortheile frevelnder Politik. Unſere Nation, aus deren Mitte das Herrlichſte entſproß, verſank am tiefſten. Die innern und heiligſten Töne der Sprache, deren wunderſamſte Tiefe durch **Luther** uns anſprach, verſtummten. Eine ſchnöde Politik, Lug und Trug zu einem künſtlichen Syſtem, deſſen Gewalt die Geſchichte bis jetzt nicht kannte, geſtaltend, drang ſich in die Mitte des Lebens hinein, erſtickte im geſelligen Leben, wie im Leben der Staaten, den Keim friſcher Eigenthümlichkeit, und feſſelte uns durch das Netz leerer Convenienz. Eine benachbarte Nation war es vorzüglich, deren Daſeyn auf dieſe falſche Richtung gegründet war. Ihre Sprache, dieſer Richtung ganz hingegeben, verdarb die unſere, wie ihr Leben unſere Geſinnung. Der Bürger trennte ſich vom Staate, der Gelehrte vom Mittelpunkt alles Wiſſens, alles von der Religion, und mattherzige Duldung war das mürbe Band, welches dieſe zerfallene Maſſe locker zuſammenhielt.

Eine jede Zeit, wenn ſie reif wird, hat ihre irdiſche Blüthe, geſtaltet ſich in einer eigenen Kunſt. Die heitere Blüthe der alten griechiſchen und römiſchen Zeit erquickt die ganze Geſchichte. Die Blüthenzeit des Katholicismus ſteht in ewig friſchen Bildern der Poeſie und Kunſt vor uns da. Wir kennen die Blüthe der neuern Zeit, entſproſſen auf einem dürren Boden, mehr durch ihre innere Vollendung, als durch ihre hohe Bedeutung merkwürdig; die Zeiten Ludwig des Vierzehnten, und die darauf folgende Epoche der Encyklopädiſten.

Jene Richtung, unſerer Nation fremd, ward von ihr aufgenommen und ungeſchickt nachgeahmt. Die Sprache zierte ſich unnatürlicher Weiſe mit franzöſiſchen Wörtern; was glänzend und vornehm ſeyn wollte, in der Wiſſenſchaft, wie im Leben, brauchte die fremde Tracht. In unſern eigenen Augen mußten wir geringer erſcheinen, als jene Ausländer; bei dieſen aber konnten wir, als ungeſchickte Nachahmer, keinesweges auf große Achtung Anſpruch machen. So wurden die Stifter der neuern Zeit in die ungeſchickten Knechte derſelben verwandelt, und ein großer König der geſunkenen Nation erſchien mit der größten Intenſität der fremden Ausbildung und der Verachtung gegen die einheimiſche. Nicht in dieſer ſchauderhaften Zeit, früher ſchon war Deutſchland unterjocht, und die gegenwärtige Kataſtrophe ſtellt nur den Gipfel früherer Geiſteskknechtſchaft dar.

Wohl uns, daß jene Richtung nur eine aufgedrungene war; zurückgedrängt war jene urſprüngliche herrliche Natur, keinesweges unterdrückt.

Wir verfolgen die Spuren der fremden Richtung, wie ſie im Wiſſen und Leben ſich darſtellt.

In jener frühern Zeit, die man bekämpfte, ward das Göttliche ſelbſt in die engen Schranken der Erſcheinung gefeſſelt. Das ſo eingeengte Göttliche erſcheint in trüber und finſterer Geſtalt, verliert den heitern Glanz ewiger Idee, und artet, bloß auf das Perſönliche bezogen, in finſtern Aberglauben aus. Dieſer bezeichnete das Wiſſen wie das Leben jener Zeiten. Indem man jenen Aberglauben bekämpfte, verfiel man auf das entgegengeſetzte, eben ſo nichtige, Extrem. Das Göttliche ward aus dem Leben, wie aus dem Wiſſen verdrängt, und nur in ein äußeres nichtiges Verhältniß gegen Beide geſetzt. Als ein Werkmeiſter der Natur erſchien die Gottheit außer derſelben, ſie ſelbſt als ein unendlich leerer Begriff, die Fülle der Dinge von ihr entfremdet. Wo die Idee waltet, lebt alles in ſich und im Ganzen, und aus jedem Punkte im Leben, wie in der Natur, ſtrahlt uns das Göttliche entgegen. Die Form, das Einſchränkende der Dinge, tritt, lebendig geſchaut, nicht als ein Verneinendes, ſondern als ein Bejahendes, aus der innern Fülle des Daſeyns hervor. Wer ſein eigenes Maaß erkennt und lebendig faßt, der beſitzt das Maaß aller Dinge. Dem Unmäßigen, aus der gemeſſenen Linie eigener Schönheit Heraustretenden, verwirrt ſich die Welt und die Dinge. Wer ſich in ſich zurückzieht, in innern Bildungen ſich ſelber erkennt, in ſchönen Bahnen ſich ſelber bewegt, der führt ein allgemeines und geſondertes Leben zugleich. Mit allen Dingen verbindet ihn ein klarer Aether, dieſelbe Sonne erweckt und belebt ihn und alle, die nämliche Schwere trägt ihn und alle; er führt ein planetariſches Leben. Heraustretend aus den Bahnen eigenen Daſeyns, ruft er das alte Chaos hervor, alle Bewegungen durchkreuzen ſich, einander vernichtend, der vereinigende Aether trübt ſich, das ſchaffende Licht bricht als verzehrendes Feuer hervor, und die erhaltende Schwere verwandelt ſich in vernichtenden Stoß und Widerſtand.

Wo aber konnte jene chaotiſche Verwirrung ſtärker hervortreten, als da, wo dasjenige, was der Mittelpunkt des Daſeyns iſt, nur als ein Aeußeres begriffen ward? Wie das Heiligſte ſelbſt blos in dem Zwange der Verhältniſſe, ſo wurde auch das Daſeyn nicht in ſich, ſondern nur in einem fremden Daſeyn geſchaut. Als das Band entflohen war, zerfielen die Dinge, und ihr inneres geheimes Verſtändniß unter einander war verſchwunden. Wo die Dinge und das Leben nur in vielfachen Verhältniſſen begriffen werden, kann bald eine, bald eine andere Relation willkührlich herausgehoben werden, und ſo entſtand ein müßiges Gerede über die Dinge und über das Leben. Die Duldung entgegengeſetzter Anſichten war das geheime Geſtändniß der Nichtigkeit aller. Wie ſehr das Band der lebendigen Natur aus allen Forſchungen derſelben entwichen war, liegt in der heutigen Phyſik am Tage. Auch im Leben trennte ſich das Einzelne vom Ganzen; alles löſte ſich, vom Leben getrennt, in allgemeine Begriffe auf, die, perſonificirt, in Stände fixirt wurden. Die Ehre ward an einen privilegirten Stand veräußert, die höchſten Probleme des Lebens dem gelehrten Stande überlaſſen, die Wohlthätigkeit an Armen-Anſtalten verpachtet, die Erziehung den Pädagogien vertraut. So trat, was als allgemeine Grundlage des Daſeyns in einem Jeden ſich durchdringen ſollte, in ein äußeres zwangvolles und feindſeliges Verhältniß.

Die kraftloſe Schlaffheit der vereinzelten Theile brachte eine Ruhe hervor, welche ſich aller Gemüther bemeiſterte. Was auch die Heere gegen einander waffnete, die Nationen nahmen wenig oder gar keinen Antheil an dem Streit. Eine narkotiſche Gleichförmigkeit ſchläferte die kräftigſten Geiſter ein. Das Große, Kühne und Herrliche in der Geſchichte ſchwebte nur in dunkeln Sagen, halb als Fabel, halb als Wahnſinn ergriffen vor uns, oder wurde, in Erzählungen und Dramen aufgeſtutzt, gebraucht die erſchlafften Nerven krampfhaft zu erſchüttern. Wenige von uns glaubten in ihrem Leben Zeugen großer und erſchütternder Thaten zu ſeyn. Faſt Keiner wünſchte es. Selbſt die Leidenſchaften verließen die allgemeine Mäßigung nicht, und große Verbrechen waren ſo ſelten geworden, als große Tugenden. So verſtummten die Wunder der Geſchichte, ihre Glorie war erloſchen und keiner glaubte an ſie.

Man werfe mir nicht vor, daß ich ein zu hartes Urtheil über die nächſte Vergangenheit fälle. Die Zeit hat ſie gerichtet und ſie iſt in der Fülle eigener Ueberklugheit zu Grunde gegangen. Man behaupte nicht, daß ich unrecht thue, indem ich jungen Gemüthern das meiſte zu rauben ſuche, was ihnen, von Eltern und Lehrern überliefert, als Stütze ihres Daſeyns erſchien. Erbarmungslos hat die Geſchichte eine jede Stütze vernichtet, und was nicht zur bloßen Maſſe der Zeit gehört — an dieſe aber iſt meine Rede nicht gerichtet — iſt lediglich an ſich ſelbſt gewieſen. Denn die Verwickelungen der Irrthümer haben, dem widerſtrebenden Geſchlechte zum Trotz, der Wahrheit den Weg gebahnt. Was einige Geiſter ahnend voraus ſahen, andere vernehmlich ausſprachen, iſt laut geworden. Die Wunder verklungener Zeiten drängen ſich hervor. Die tiefe Bedeutung der Natur eröffnet ſich unter den Händen widerſtrebender Forſcher. Tiefe Geiſter traten in einen geheimen Bund und die Wahrheit, die klar von einigen geſchaut wird, drängt wenigſtens bei andern zerſtörend in das lockere Gewebe nichtigen Erkennens hinein. Ihr ſagt, wir ſollen die jungen Gemüther langſam vom Irrthum zur höhern Wahrheit führen, während alles, von plötzlicher Gährung ergriffen, keinen feſten Standpunkt uns gewinnen läßt. Alle Theile des Lebens ſind erſchüttert, Staaten, zu welchen wir gehörten, geſtürzt, Formen des Lebens, die unverwüſtlich ſchienen, plötzlich verſchwunden, die treue Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland ſchwankt, die planvollſte Lebensklugheit kennt ſich ſelber in den nächſten Momenten nicht mehr; in allen Theilen des Wiſſens ringt Irrthum mit Wahrheit, und das Wogen und Brauſen des Ganzen läßt uns auf keinem Punkte das Feſte und Wahre ergreifen. Von dieſem mächtigen Kampfe des Lebens und der Geiſter ſind wir alle ergriffen. Vermögen wir es euch zu verheimlichen, daß dem ſo ſey? In der Naturforſchung, in der Arzeneykunde, in der Jurisprudenz, ja in der Religion ſelbſt ringt ein Werdendes mit dem Vergangenen. Das bloß Ueberlieferte, was ihr wohl ſonſt mit müßiger Trägheit empfinget und als Zeichen eurer Bildung von der hohen Schule mit euch nahmt, hilft euch nicht mehr. Oder meint ihr, die todten Buchſtaben der Gelehrten könnten unverwüſtlich bleiben, während alle Formen des Lebens ſich gewaltſam ändern?

In einer ſolchen Zeit, wenn je, war eine Hinweiſung auf jenen Mittelpunkt, der, in allen Wechſel des Lebens und Erkennens, derſelbe, über die Zeit erhaben, ſeine Wahrheit in ſich ſelber trägt, vor allen nothwendig. Zwar iſt es gewiß, auch dieſer Mittelpunkt trägt, dargeſtellt, das Gepräge der Eigenthümlichkeit der Nation und des Individuums. Wie ein jeder Menſch, die Wahrheit erſpähend, nur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſucht, ſo auch die Nation. Aber welche unter den lebenden Nationen ſollte die Hoffnung, den feſten Mittelpunkt des Erkennens zu finden, lebhafter faſſen können, als diejenige, die den religiöſen Mittelpunkt am meiſten in ſich behielt, zu verſchiedenen Zeiten, friſch erwachend, eine neue Zukunft der Geſchichte ſchuf, eine jede ſchiefe Richtung wohl als ein fremdes, ſich ſelbſt verläugnend, aufnahm; aber nie die innere Eigenthümlichkeit verlohr.

Meine Abſicht iſt, abgeſehen von dem, was Geiſter von Geiſtern trennt, ohne Rückſicht auf die Worte der Schule, zu beweiſen, daß die Idee der Univerſitäten keine andere ſey, als die, jenes feſte Zentrum des Erkennens und Lebens heraus zu heben, daß ſie Schulen der Weisheit ſeyen. Wohl wiſſen wir es, daß dieſe Inſtitute, wie das Leben, ſchwankten, und oft, auch in unſern Tagen, den Irrthümern der Zeit huldigten. Doch nicht von der Art und Weiſe, wie ſie erſcheinen, ſoll die Rede ſeyn, ſondern von Dem, was ſie der Idee nach ſind.

Ihr aber, die ihr hier verſammelt ſeyd, Genoſſen der Weisheit zu werden, prüft euch ſelber, ob ihr die innere Aufforderung in euch ſpürt, eigene Probleme ſelbſt zu löſen. Erforſcht, ob euch auch die innere Wahrheit alles ſey. Erwägt, daß ihr kühn über die Trümmer eigener Irrthümer hinwegſchreiten müßt, daß die Maſſe des Schlechten und Falſchen noch mächtig ſey, daß Alles — angeſtrengter Fleiß, hohe Beſonnenheit und jedwede Tugend des Forſchers in Anſpruch genommen wird; bedenkt, daß die Hoffnung der Nation auf der Entfaltung keimender Geiſter beruht; laßt euch durch den Glanz irdiſcher Güter und durch den Schein des Falſchen nicht irre führen, laßt euch durch eine fremde Richtung, und wären die Vortheile, die zu erringen ſind, noch ſo groß, niemals locken. Glaubt ihr etwa, es ſey gefährlich, eine eigenthümliche nationale Richtung kühn und feſt zu verfolgen? Ihr habt nur eure eigene Feigheit, nicht die fremde Gewalt zu befürchten. Die Macht, die uns beherrſcht, wäre entweder eine barbariſche, die für die eigenthümliche Bildung unſerer Nation keinen Sinn hätte, wie die der Gothen, indem ſie die Herrlichkeit der alten Welt zerſtörten, oder ſie dünkte ſich allein gebildet, und glaubte ſich befugt, die eigene Bildung uns aufzudringen, wie die Römer, wenn ſie rohe Nationen unterjochten. Keins von beiden iſt der Fall. Eine jede gebildete Nation hat nothwendig Achtung für die eigenthümliche Bildung anderer. So ſey das Unglück der Zeiten eine Aufforderung für uns, das, was uns eigen iſt, mehr wie ſonſt zu achten, ſorgfältiger zu pflegen, reicher auszuſtatten. Es iſt gewiß, ſo wie die äußere Gewalt, welche die Umwälzung der Zeiten veranlaßte, einer fremden Nation eigen iſt, ſo gehört uns die innere Gewalt, die ſtill keimend eine bedeutungsvolle Zukunft vorbereitet. In einem edleren Kampfe wartet euer ein ſchönerer Sieg. Lernet eure Waffen kennen; der Erfolg iſt keinesweges ungewiß. Ich rede mit Jünglingen, denen friſcher Lebensmuth und heitere Hoffnung zur Seite ſteht, daher ertöne keine Wehklage über eine Zeit, deren keimende Herrlichkeit wir ſelbſt zu entfalten und zu genießen trachten werden.

Zweite Vorleſung.

Wenn wir die Univerſitäten Schulen der Weisheit nennen, ſo wird es nöthig ſeyn, dieſes, und das, wodurch ſich die Univerſitäten von andern Erziehungs-Inſtituten unterſcheiden, genau zu entwickeln. Denn es iſt klar, daß, unſerer Behauptung gemäß, nicht dasjenige, was hier gelehrt wird, ſondern die Art und Weiſe, wie es gelehrt wird, das Unterſcheidende abgeben muß. So daß alle diejenigen Kenntniſſe, die auf Univerſitäten mitgetheilt werden, ja ſelbſt ganze Fächer der Gelehrſamkeit ausgebildet werden können auf Lehranſtalten, die dennoch keinesweges auf die Benennung einer Univerſität Anſpruch machen dürfen. Was nämlich die Univerſität von allen andern Unterrichts-Anſtalten unterſcheidet, iſt dieſes, daß alles Beſtreben auf das innere Weſen der Wiſſenſchaft, auf die innere

Organiſation alles Wiſſens, alſo auf das höchſte aller Speculation gerichtet ſey. Von dieſem Mittelpunkt des Ganzen breitet ſich das Licht erſt über die einzelnen Theile aus, und dieſe werden keinesweges als einzelne, ſondern vielmehr als lebendige Theile des einen und untheilbaren Wiſſens gefaßt.

Bevor wir aber dieſe Idee der Univerſitäten genau entwickeln, müſſen wir auf die Einwürfe der Gegner nothwendig Rückſicht nehmen, welche eine ſolche Veranſtaltung für unmöglich, und das Streben nach ihrer Realiſirung ſogar für ſchädlich halten. Die Maſſe, nicht bloß der Menſchen überhaupt, ſondern auch der Gelehrten, müſſen wir zu dieſen Gegnern rechnen, und der laute Widerſpruch, der ſich gegen die Mittheilung des ſpeculativen Wiſſens auf den Univerſitäten erhebt, ſcheint mit der Energie der Entfaltung derſelben ſich zu ſteigern. Selbſt auf die beſſern Jünglinge iſt dieſe allgemeine Stimmung, durch welche die im Innern ſchon vernichtete Zeit ihr Scheindaſeyn noch zu retten ſucht, nicht ohne Folgen, und viele junge Gemüther werden durch ſie irre geführt. Aus dieſem Grunde werden wir einen Gegner redend einführen, und zwar nicht einen ſolchen, der die Weisheit überhaupt ſchmäht, oder das Beſtreben, ſie im Wiſſen zu erringen, ein thörigtes nennt, vielmehr einen ſolchen, der mit der größten Achtung für das höchſte ſpeculative Wiſſen, eine Veranſtaltung zur öffentlichen Mittheilung und Erregung derſelben für Jünglinge, unmöglich und ſchädlich nennt.

Daß die Weisheit das höchſte Gut der Menſchen ſey, wird ein ſolcher ſagen, wird keineswegs geleugnet, auch das Beſtreben, nur ſie in allen Theilen des Wiſſens wieder zu finden, nennen wir das höchſte und edelſte des Geſchlechts. Wenn ihr aber eine Lehranſtalt annehmt, auf welcher auf nichts Untergeordnetes, ſondern eben auf dieſes höchſte Ziel alles menſchlichen Wiſſens Rückſicht genommen wird, ja wo es nicht als ein zu Erringendes, ſondern als ein unmittelbar Erkanntes und Gegebenes angeſehen wird, ſo behauptet ihr etwas durchaus Thörichtes und Verwerkliches. Verſteht ihr unter der Idee einer Univerſität nur das nicht darſtellbare Ideal derſelben, welches die Dürftigkeit des Daſeyns und die Beſchränktheit der Staaten von ſelbſt aufhebt, ſo werden wir uns hüten, gegen ein ſolches Hirngeſpinſt zu kämpfen. Meint ihr aber, daß es Pflicht der Staaten ſey, eine Veranſtaltung zu treffen, und aus ihren Mitteln zu unterhalten, welche aus der Dürftigkeit des Daſeyns heraus gehend, den Geiſt zu erziehender Bürger auf die Weisheit richter, ſo behauptet ihr etwas Unmögliches. Denn was ihr Weisheit nennt, iſt nicht jenes ethiſche Gleichgewicht der Seele, welches nur die erhabene und rückſichtloſe Tugend als Geſetz aller Handlungen erkennt, und welches wohl durch Erziehung, Leben und innere Betrachtung, keinesweges aber durch eine öffentliche Lehranſtalt gepflegt werden kann. Eure Behauptung gehet vielmehr dahin, daß nicht einzelne Kenntniſſe, ſondern das gemeinſchaftliche Zentrum derſelben, alſo dasjenige, was zu allen Zeiten, und faſt immer vergebens, die größten Geiſter beſchäftigte, und von jeher als das höchſte Gut Weniger angeſehen ward, dem werdenden Bürger freigebig mitgetheilt werden ſoll. Ein ſolches Inſtitut aber, wenn es der Staat auch thörichter Weiſe genehmigen wollte, würde ſich ſelbſt nothwendig vernichten. Es iſt zu bekannt, und man müßte die Geſchichte verleugnen, wenn man es nicht geſtehen wollte, daß ſelbſt die erhabenſten Geiſter über dasjenige, was ſie das Höchſte nennen, keinesweges einig ſind. Ja ſelbſt unſere Tage, durch die Richtung auf die Speculation ſo merkwürdig, bieten uns die auffallendſten Beiſpiele einer ſolchen Entzweiung dar. Das erſte Erforderniß einer Einrichtung, wie ihr ſie annehmt, wäre eine vollkommne innere Vereinigung der Lehrer, ſo daß in einem jeden Vortrage doch nur die Einheit des Wiſſens gelehrt würde. Oder glaubt ihr, daß aus der Entzweiung der Lehrer das Bild der harmoniſchen Einheit in der Seele der Schüler entſtehen könne? Eben daher iſt es nothwendig, daß der Lehrer nur ſolche Dinge vorträgt, über welche man vollkommen einig iſt, oder ſich vereinigen kann, wie dieſes mit den Erfahrungswiſſenſchaften der Fall iſt, wenn auch die Stufe der Vereinigung eine geringere wäre. Oder iſt es recht, den heranwachſenden Jüngling, dem die Welt und das Daſeyn noch fremd iſt, in das Labyrinth unreifer Verſuche irre zu führen? Haben wir die Folgen dieſer Verirrungen nicht in unſern Tagen deutlich genug vernommen? Zwar, es ſchmeichelt dem Jüngling, ſich im Beſitz deſſen zu wähnen, was die größten Geiſter vergebens zu erlangen ſich beſtrebt haben. Der mühſame Fleiß und das ernſthafte Studium ſind zurückgetreten, und haben willkührlichen Träumereien allerlei Art Platz machen müſſen. Wer kann ohne Unwillen jenes freche Spiel der Jünglinge anſehen, welche, den mühſamen Erwerb der Vorgänger höhnend, mit Uebermuth das Ernſthafteſte betreiben, und in der höchſten Ueberklugheit gefangen die Einfalt preiſen? In allen Wiſſenſchaften haben dieſe irre geführten Jünglinge, zwar das ernſthafte Beſtreben wahrer Gelehrten nicht unterdrücken können, aber doch die Stimme des beſonnenen Forſchens oft genug überſchrieen. Iſt es gewiß, daß das wiſſenſchaftliche Forſchen nichts mehr haßt, als die Willkürlichkeit, nichts Höheres kennt und ſchätzt, als das Geſetz, und nicht zum Erdichten, ſondern zur ſtillen Betrachtung da iſt; ſo kann der Wiſſenſchaft nichts ſchädlicher ſeyn, als das freche Spiel unſerer Tage. Und was hat dieſe chaotiſche Verwirrung hervorgerufen, wenn nicht dieſes, daß mehrere Lehrer, unter ſich uneinig, die eigene Anſicht als die höchſte prieſen? Dadurch, vor Allem, iſt dasjenige, was man ſonſt im Hintergrunde aller Beſtrebungen, als das Höchſte mit heiliger Scheu anſah, frevelntlich hervorgezogen, und wie die Lehrer es auf ihre Weiſe, glaubten es die Schüler auch auf ihre Weiſe, nicht als das Gemeinſame aller Geiſter, ſondern als das Eigenthum einiger privilegirten, anſehen zu können.

Doch geſetzt auch, daß jene poſtulirte Einigkeit und innere Uebereinſtimmung der Lehrer Statt finden könnte, wie kann man glauben, daß es möglich ſey, den jungen Männern jenes Höchſte mitzutheilen, welches, wie ihr ſelbſt bekennt, nur ein Selbſterrungenes iſt. Es ſey, ſagt ihr, das Höchſte der Wiſſenſchaft nicht ein Ueberliefertes. Ein jeder ſoll, behauptet ihr, nicht Uebereinſtimmung mit ſeinem Lehrer, ſondern mit ſich ſelbſt ſuchen. So verſchieden ihr auch denken möget; daß nur auf dieſe Weiſe die höchſte Wahrheit zu erringen ſey, bekennt ihr einmüthig. Aber welche iſt denn jene innere Uebereinſtimmung, deren hohe Würde ihr nicht genug preiſen zu können glaubt? Nur diejenige des Erkennens. Dieſe ſetzt aber eine eigene Welt mannichfaltiger Anſchauung und vielſeitigen erprobten Nachdenkens voraus. Ihr aber bemeiſtert euch der leeren Seele der Jugend, und und feſſelt ſie frühzeitig in das Gewebe eigener Anſichten, übertäubt die eigenthümliche Richtung des Geiſtes, die allmählig durch eigenes Forſchen heranreifen würde, und tödtet die höhere Freiheit des Geiſtes, indem ihr ſie preiſet. Wer kennt nicht die Gewalt der Rede, die mehr feſſelt und hinreißt, als daß ſie die kühle Beſonnenheit zu unterhalten im Stande wäre? Vertraut, wenn ihr in der Wiſſenſchaft höhere Standpunkte errungen zu haben glaubt, eure Bemühungen der ſtillen Schrift, ſeht ſie als dasjenige an, was ſie ſind, als Blüthen wiſſenſchaftlicher Nachforſchungen, und glaubt nicht, durch unnatürliche Treibhausanſtalten dasjenige aus der unreifen Seele hervorlocken zu können, was nur als Lohn eigener, ernſthafter und lange fortgeſetzter Bemühungen erſcheinen kann.

Doch geſetzt auch, daß wir jenen falſchen Beſtrebungen irgend einen Erfolg zugeſtehen wollten, ſo können wir doch keinesweges geſtehen, daß der Staat verpflichtet ſey, eure Unternehmung zu unterſtützen. Was der Staat einrichtet, muß er beurtheilen, überſehen und richten können. Ihr aber fordert, und zwar von Rechts wegen, die größte Freiheit ſowohl für den Einzelnen, als im Ganzen. Was ihr unternehmt, iſt ein Unendliches, über die Dürftigkeit des Daſeyns Hinausgehendes. In dieſer aber iſt der Staat befangen. Er hat ein Daſeyn einzurichten, zu organiſiren, zu erhalten, nicht ein erträumtes zu realiſiren. Was dem Staate nicht untergeordnet iſt, iſt ihm fremd, und kann wohl von ihm geduldet und anerkannt, keineswegs aber als ſein eigenes Product angeſehen werden. Die innere Uebereinſtimmung, die ihr für die Geiſter poſtulirt, muß auch dem Staate eigen ſeyn. Was der Staat einrichtet, muß er controlliren können. Eine Controlle der Geiſter aber wäre der Tod aller Wiſſenſchaften. Das Höchſte des Erkennens ſtellt, weiſſagend, die Zukunft dar, der Staat aber unterliegt dem Drange der erſcheinenden Gegenwart. Aus dieſem Grunde hat der Staat Recht, wenn er nur die Richtung des Geiſtes als ihm zugehörig anerkennt, die der Gegenwart untergeordnet iſt und ihren Bedürfniſſen entſpricht. Nie wird er dem Geiſte Feſſeln anlegen, auch nicht die höchſte Richtung geringſchätzen; aber ſie entſpringt als die ſchönſte Blüthe der Geſellſchaft, ihrer hohen Würde gemäß, nur durch ſich ſelber gepflegt. Wir leugnen die Gewalt des Geiſtes nicht, die in die Maſſe eindringend, das ganze Leben anders zu geſtalten vermag. Dann iſt, was für den Staat nur eine Beſtrebung war, würklich geworden, ſtellt die erſcheinende Gegenwart dar, und wird, dem Staate innig einverleibt, von ihm gepflegt. Nur was der Staat, als ſolcher, anerkennt, iſt für ihn da. Nicht die höchſten Geiſter allein, ein jedes Talent hat ein Ziel, welches über die enge Gegenwart hinausreicht. Nicht in der unbeſtimmten Unendlichkeit ſeiner Beſtrebungen, erſt in ſeiner Entfaltung iſt es für den Staat da. Eben ſo kann der Gelehrte niemals fordern, daß eine Betrachtung, die nicht auf das erſcheinende Leben und deſſen Bedürfniſſe, ſondern auf ein ewiges, in der Erſcheinung nicht darſtellbares geht, auf die nämliche Weiſe von dem Staate anerkannt werden ſoll, wie eine nützliche Erfindung, die den Bedürfniſſen der Zeit entſpricht.

Ein jeder gebildeter Staat erkennt es an, daß die Grenze ſeiner Gewalt da ſey, wo das Geiſtige angeht. Und wer kennt nicht den Frevel, die Unterdrückung und das mannigfache Unheil, welches daraus entſtand, daß der Staat ſich ein Urtheil über das Geiſtige anmaßte? Was von der Religion in dieſer Rückſicht gilt, gilt nothwendiger Weiſe auch für das Höchſte der Wiſſenſchaft. Beide können nur auf die Duldung des Staats Anſpruch machen, und verkennen die eigene Würde, wenn ſie mehr fordern. Ja, wie der Staat zwar alle Religions-Partheien, ſo auch alle höhere Anſichten der Wiſſenſchaften, ſo verſchieden ſie auch unter ſich ſeyn mögen, und ſo eifrig ſie ſich wechſelſeitig zu vernichten und aufzuheben trachten, duldet, kann er den Gelehrten eben ſo wenig erlauben, die noch nicht gebildete Jugend in den Irrgarten einander widerſprechender Anſichten zu verwickeln, als er den Religions-Partheien erlaubt, ſich durch Proſelyten auszubreiten. Denn ihr geſteht es mir, daß das, was ihr Wiſſenſchaft nennt, keinesweges ein bloßes Abſtractum ſey, ſondern das ganze Daſeyn ergreife, und demſelben eine beſtimmte Richtung gebe. Von Rechts wegen nennen wir diejenigen, die, aus dem Drange des gegenwärtigen Lebens heraustretend, auf die Bedürfniſſe deſſelben von einem eingebildeten höhern Standpunkt verachtend herabblicken, Schwärmer und unnütze Bürger. Denn wir wurzeln in dem gegebenen Daſeyn, und die mannigfaltigen geſelligen Verhältniſſe mit den Bedürfniſſen derſelben ſind uns unmittelbar mit unſerm Daſeyn gegeben. Schon, ſo wie wir einzeln da ſind, müſſen wir um unſer Daſeyn ringen, durch einen ſteten beſonnenen Kampf wird es allein unterhalten, und ein jeder Moment der Ruhe iſt unmittelbar, ſo wohl im intellectuellen wie im phyſiſchen Leben, mit dem Tode verknüpft. Wir ſind aber nicht da einzeln zu exiſtiren, ein jeder iſt natürlich Gatte und Vater. Der Kampf mit äußeren Umſtänden vergrößert ſich, und die Beſonnenheit, die in Anſpruch genommen wird, muß geſteigert werden. Endlich gilt für den ganzen Staat, was für den Einzelnen und für den Familienvater gilt, in noch höherem Grade. Auch er muß um ſein Daſeyn ringen. Die Natur, die Verwickelungen geſelliger Verhältniſſe, andere Staaten, treten kämpfend gegen ihn auf, und wo nicht ein jeder Bürger mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte an dem Kampfe des Ganzen Theil nimmt, kann er ſelber niemals beſtehen. Zwar, ihr habt verſucht, das ſogenannte Nützliche, welches nichts anders iſt, als die Richtung der Thätigkeit eines jeden Bürgers zu Unterhaltung des Ganzen, zu ſchmähen und herabzuwürdigen. So haben viele unter euch gemeint, man müſſe den Verſtand verlieren, um die Würde der höhern Vernunft zu erringen. Ihr habt unrecht. Nicht umſonſt genießt ihr die Vortheile der Geſellſchaft. Ein jeder muß ſeinen Platz im Staate bezahlen mit einer nützlichen Thätigkeit, und der Staat, der immer nur ſich ſelbſt will, würde im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſeyn, wenn er ein Mitglied duldete, welches nicht zugleich Bürger wäre. Gewohnt, das Leben ſelbſt über die fälſchlich ſogenannte Idee deſſelben zu vergeſſen, ſind euch die Bedingniſſe des Lebens verborgen geblieben. Ihr würdet ſonſt einſehen, daß der Staat das Recht hat, den jungen Bürger ganz für ſich zu gewinnen, und daß das höhere Erkennen, wie es erſt aus mancherley errungenen Kenntniſſen innerlich hervorgehet, ſo auch äußerlich aus einem reifen und thätigen Leben entſpringt. Selbſt die Religions-Lehrer, deren

Thätigkeit durchaus auf ein Unſichtbares gerichtet iſt, zahlen ihren Platz als Bürger keinesweges als ſolche, welches auch ſchon daraus erhellt, daß die am meiſten gebildeten Staaten auf die Verſchiedenheit religiöſer Anſichten keine Rückſicht nehmen. Vielmehr iſt es ihnen übertragen, dasjenige Maaß ethiſcher Vollkommenheit zu nähren und zu unterhalten, ohne welches die Geſetze ihre Kraft verlieren würden und der Staat nicht beſtehen könnte.

Nicht grundlos iſt die Behauptung Vieler, daß die ausgebreitete Neigung zur ſpeculativen Wiſſenſchaft die meiſten Menſchen untüchtig zur Erfüllung bürgerlicher Pflichten macht. Selten ſind diejenigen Geiſter, die mit gleicher Energie und Klarheit das innere und das äußere Leben zu ergreifen vermögen, und mit Recht hat man uns Deutſchen den Vorwurf gemacht, daß wir mehr mit tiefen Speculationen und mit dem Höchſten des Wiſſens, als mit dem wirklich Daſeyenden beſchäftigt, das Naheliegende vergaßen, dasjenige, was eine große Klarheit und innere Sicherheit erlangen kann, verſäumten, um erträumten Idealen nachzujagen, über deren Werth wir nicht einmal einig ſind. So haben wir den Untergang der klaren und verſtändigen Wiſſenſchaft, ſo wie die Verwirrung und den Sturz der Staaten vorbereitet. Wenn in dieſer trüben Zeit alle diejenigen Kräfte, und das nicht ſelten bewundrungswürdige Talent, welches, ſo oft auf leere Speculationen gerichtet, nutzlos vergeudet ward, einen gemeinſamen Vereinigungspunkt im Leben gefunden hätte, warlich wir hätten das Trauerſpiel des furchtbaren Untergangs nicht erlebt. Das mag die Regierungen warnen, jenen Lehrern, die, indem ſie wähnen, ein Heiligeres darzuſtellen, bey den jungen Bürgern alle nützliche Thätigkeit lähmen und herabwürdigen, die nöthigen Grenzen zu ſetzen. Ja wir behaupten, es iſt Pflicht der Staaten, ſtrenger als bis jetzt, dafür zu ſorgen, daß der Bürger ihm ganz gehöre. Wer, indem er dem Staate zugehört, und in ſeinem Sinne thätig iſt, zugleich eine höhere Richtung annimmt, der iſt nicht im Widerſpruch mit dem Staate, eine heitere Blüthe deſſelben, und aus dem Verſtändniß des Lebens und des Erkennens würde eine klare Anſicht entſpringen, den Mißgeburten phantaſtiſcher Grillenfänger keinesweges vergleichbar. So werde der Jugend das Wahre und Verſtändige in der Wiſſenſchaft und im Leben mitgetheilt; nicht aus der unreifen Wurzel ſuche man die Blüthen zu treiben, und der ſchlanke und geſunde Stamm, feſt in ſich, wird ſie ohne euer Hinzuthun hervorbringen, wo er edlerer Natur iſt.

So haben wir gezeigt, daß das Bemühen, die Jugend mit dem Höhern der Wiſſenſchaften bekannt zu machen, ein ſich ſelbſt widerſprechendes, dem Staate aber ſchädliches Unternehmen ſey, welches eher unterdrückt als befördert zu werden verdient. Wir haben, wie ich glaube, keinen bedeutenden Vorwurf verhehlt. Und ſo erſcheint mein eigenes Beſtreben als ein thörichtes und ſchädliches, und ich überlaſſe es fürs erſte eurem eigenen Nachdenken, zu erwägen, ob dem ſo ſey.

Dritte Vorleſung.

Es iſt euch bekannt, daß durch euren Aufenthalt auf Univerſitäten euer ganzes zukünftiges Schickſal beſtimmt wird. Hier bringt ihr die Jahre zu, in welchen friſche Jugend und männliche Beſonnenheit mit einander ringen, und bey weitem der größte Theil der akademiſchen Bürger erlebet während eines Aufenthalts auf Univerſitäten die merkwürdige Epoche des klarern oder undeutlichern Selbſterkennens, welche wir als die dritte Stufe der Geburt bezeichnen könnten; indem wir die leibliche Geburt als die erſte, die Selbſt-Geburt des Kindes, wenn es ſich als ein eigenes zu unterſcheiden anfängt, als die zweite bezeichnen. In einer jeden dieſer Epochen wird der Menſch, immer intenſiver, an ſich ſelbſt gewieſen, und die dritte Epoche beſtimmt unabänderlich das Maaß der Eigenthümlichkeit für das ganze Leben. Von euch nun, die ihr hier verſammelt ſeyd, behaupten wir, daß ihr das höchſte Maaß der Eigenthümlichkeit erringen ſollt. Um ſo mehr iſt es nothwendig, eure hieſige Laufbahn mit der größten Beſonnenheit anzufangen, um zur klaren Einſicht desjenigen, welchem ihr nachſtrebt, zu gelangen. Aus dieſem Grunde darf euch nichts verborgen bleiben. Die triftigſten Einwendungen derer, welche ein ſolches Beſtreben für nichtig erklären, und diejenige Wahrheit, welche die Vorurtheile der Zeit und des gegenwärtigen Daſeyns am meiſten bekämpfen, müſſen wir euch gleich klar und unumwunden darlegen. Aus euren Gemüthe aber entweiche der kindiſche Leichtſinn, und zu der unbefangenen Fröhlichkeit der Jugend geſelle ſich der höchſte Ernſt des Lebens.

Wir werden bey der nachfolgenden Betrachtung nicht auf eine einzelne Wiſſenſchaft, noch viel weniger auf eine einzelne Anſicht irgend einer Wiſſenſchaft Rückſicht nehmen, vielmehr auf den Sinn aller wiſſenſchaftlichen Bemühung. Dieſer aber iſt in der Weisheit enthalten. Die Weisheit nämlich iſt nicht das Vorrecht irgend einer Schule, iſt nicht in dieſer oder jener einzelnen Anſicht ausgeſprochen, auch darf keiner behaupten, er ſey vor Allen im Beſitz derſelben. Sie iſt vielmehr die göttliche Leiterin alles Wiſſens, der innere klare Grund aller Wahrheit, und die ſichere Richtſchnur alles Lebens. Nicht im Erkennen allein kann die Weisheit geſucht werden, denn die innere Uebereinſtimmung des Erkennens wird durch die Wahrheit bezeichnet. Eben ſo wenig finden wir ſie in der innern Uebereinſtimmung der Handlungen und des Daſeyns, denn dieſe wird als die ſittliche Vollkommenheit begriffen. Die Weisheit iſt nur da, wo die Wahrheit und die Sittlichkeit, das Erkennen und das Daſeyn ſich in einem höhern Leben durchdringen. Von dieſer alſo, nicht von der Liebe zur Weisheit, oder von der Philoſophie, in ſofern dieſe in irgend einem Menſchen auf eine eigenthümliche Weiſe ſich darſtellt, ſey hier die Rede, und dieſe preiſen wir, mit den trefflichen Alten, als das höchſte Gut und den göttlichſten Beſitz der Sterblichen. Sie allem gewährt die höchſte Klarheit und mit dieſer die höchſte Seeligkeit, ja ſie iſt mit der Seeligkeit eins. Denn was wir Unglück nennen, entſteht nur aus dem Mißverhältniß zwiſchen dem innern Daſeyn oder dem Erkennen und dem Aeußern. Wo beide ſich durchdringen, iſt alle Sehnſucht geſtillt, ſind alle Wünſche befriedigt und aller Widerſtreit aufgehoben. Auch iſt durch die Anſchauung der Weisheit, ſo wie ſie ſelbſt die Sprache bezeichnet, jener unnütze und leere Streit, über die Trennung zwiſchen dem innern und äußern Leben, als wenn ſie ſich wechſelſeitig aufhöben oder ausſchlöſſen, als völlig nichtig geſetzt.

Was aber von den einzelnen Menſchen gilt, gilt auch von dem Staate. Er iſt nicht bloß eine äußere Einrichtung, aus welcher ſich die Vernunft, und die höchſte Richtung einzelner aufſchlöſſe; vielmehr ſtellt er den höchſten Verein und die innigſte Durchdringung des innern und äußeren Daſeyns Aller, zu einem höheren Leben dar. Man ſagt, es ſey die Pflicht der Regierung und der Bürger, das Glück des Staats zu befördern. Aber hat man denn irgend eine deutliche Anſchauung von dem, was man ſo bezeichnet? Wenn man ſagt, es ſey das höchſt mögliche Wohlbefinden aller, ſo ſucht man die Frage mehr zu umgehen, als ſie gründlich zu beantworten. Das Glück der Staaten iſt, wie das Glück der einzelnen Menſchen, die Durchdringung des Erkennens und des Daſeyns. So wie der Kreis des Erkennens in einem Staate ſich erweitert, ohne daß die äußere Gewalt des Staats die Erweiterung anerkennt, entſtehen jene mannigfachen Verirrungen, auf welche viele der angeführten Vorwürfe ſich berufen, und die alſo Produkte der ſich ſelbſt mißverſtehenden Staatsverfaſſung ſind. Wenn die Frage entſteht: wo wir jenes Erkennen des Staats zu ſuchen haben, ſo erhellt von ſelbſt, daß dieſes nur in der Richtung der edelſten Geiſter deſſelben geſucht werden muß. Wer mit einem unbefangenen Blick die Geſchichte betrachtet, dem wird es nicht entgehen, daß eine jede Nation, abgeſondert von den übrigen, durch eine eigenthümliche Sprache, das einzige über alle untergeordnete und vorübergehende Gewalt erhabene, Sondernde der Nationen — zu einer jeden Zeit ſich durch ein eigenes Gepräge der geiſtigen Richtung auszeichnet. Dieſes Gemeinſame zu faſſen, den tiefen Sinn deſſelben zu ergreifen, iſt Pflicht der Regierung. Kleinlich und nichtig erſcheint jene Behauptung, von Höflingen erſonnen und von Sklaven ausgebreitet, als würde durch die Gnade des Herrſchers die geiſtige Richtung des Staats unterſtützt. Wehe demjenigen Fürſten, der ſie nicht anerkennt, der nicht einſieht, daß ſie die edlere Seele des Staats ſey, die als eine gemeinſame Sonne ihn ſelbſt und alle Bürger belebt. Gleich nichtig iſt diejenige Anſicht, die behauptet, daß die Weisheit da ſey, die niedern Bedürfniſſe des Staats und des Lebens zu befriedigen; vielmehr iſt er ſelbſt nur da, um das Höchſte darzuſtellen und anzuerkennen. Wie der einzelne Menſch, überzeugt von der Nichtigkeit ſeines irdiſchen Daſeyns, welches entſteht und vergeht, in jeder ſeiner Handlungen das unvergängliche der Sittlichkeit, ſelbſt auf Koſten ſeines Lebens, darzuſtellen ſucht, in ſeinem Erkennen aber nur der ewigen Wahrheit huldigt, ſo ſind auch die Staaten — ſelbſt nur das Gemeinſame der ewigen Vernunft, dieſer alſo nicht widerſprechend — nur dazu da, damit die Herrlichkeit des Ewigen durch ſie kund werde. Die Nation, die dieſes nicht erkennt, iſt eine barbariſche. Diejenige hingegen, die vor allen der Weisheit huldigt, gelangt zu jenem glanzvollen Daſeyn, deſſen untergegangene Herrlichkeit, in den Trümmern der alten Welt, die Geſchichte betrauert. Die verirrten und ſich mißverſtehenden Töne der Bürger verſtändigen ſich wechſelſeitig, und verklären ſich zu einer Sprache, die das heitere und göttliche Daſeyn des Ganzen in einer jeden Richtung kund thut. Das Dürftige des Lebens und die nichtigen Geſtalten deſſelben verſchwinden in den heiligen Offenbarungen der Kunſt, und allenthalben tritt uns ein Großes und Treffliches entgegen, die höhere Würde des Lebens bezeichnend.

Die Natur enthält das Vorbild alles Lebens und das Gleichniß aller geſellſchaftlichen Verbindungen in ſich. Wo ſie nur den äußeren Verhältniſſen unterworfen iſt, wie in der todten Natur, iſt ſie in ſich verſchloſſen und herbe, und vermag nicht einen Mittelpunkt des Daſeyns zu finden, welcher nur da geſchaut wird, wo wir die einzelnen Verhältniſſe, als ſolche, vernichtend, das Ganze umfaſſen. Die Natur ſtrebt, wie die Geſchichte, das Höchſte darzuſtellen. Aber nur, wo dasjenige, was in der todten Natur bedeutungslos auseinander gehalten wird, und ſich wechſelſeitig ausſchließt, wie das Starre und Flüſſige, ſich wechſelſeitig bis zur höchſten Einheit durchdringet, gelingt es ihr das Leben zu offenbaren. Der Mittelpunkt des äußeren Daſeyns iſt gefunden, indem auf einem jedweden Punkt nicht das Einzelne, ſondern das Ganze, wenn gleich auf eine beſondere Weiſe, geſetzt iſt. Aber diejenigen äußeren Verhältniſſe, welche, das Leben tödtend, uns in der erſtarrten Natur nirgends den Mittelpunkt erkennen ließen, treten in der geſammten Organiſation der Thiere für das innere Leben hervor, und wie die Stoffe und die mannigfaltigen Dinge dort nicht zum innern Verſtändniß und zur wechſelſeitigen Durchdringung gelangen können, ſo ſehen wir hier das innere Daſeyn in mannigfaltigen Richtungen zerſplittert, die ſich bloß äußerlich beſchränken und einengen, ſich aber nicht gegenſeitig verſtehen und ohne gemeinſamen Mittelpunkt ſind. In dem Menſchen gelingt es der Natur, diejenige Durchdringung des innern Daſeyns zu erlangen, welche mit einem jedweden Leben ſchon für das äußere gegeben iſt. Indem die Natur, jenem Punkt entgegen eilend, den äußeren Drang wechſelſeitiger Beſchränkungen überwindet, und das Widerſprechendſte in hohen Einklang verbindet, wirft ſich das innere Licht nach außen, und alles niedere Daſeyn erhält durch dieſes Höchſte erſt ſeine Bedeutung und wird durch daſſelbe verklärt.

Was uns die Natur hier zeigt, wiederholt ſich bei dem geſelligen Verein der Menſchen auf die nämliche Weiſe. Der vereinzelnde Menſch, der nur ſich ſelber ſucht, in ſeiner Selbſtheit und in ſeinen Begierden befangen, ſtellt nur ein äußeres Verhältniß dar, welches für ihn und für das Ganze gleich bedeutungslos und nichtig iſt. In dem geſelligen Verein ſollen alle Richtungen vereinzelnder Menſchen, und der tödtende Widerſtreit der Begierden, in eine innige Verbindung tretend, ein höheres Leben darſtellen. Wird dieſe Verbindung auf einer niederen Stufe feſtgehalten, ſo daß das tiefſte und bedeutendſte Leben des Menſchen ihr fremd bleibt, ſo iſt einer ſolchen Nation, und wenn auch die innere Uebereinſtimmung ihres Daſeyns noch ſo weit gediehen wäre, wenn die Geſetze und Einrichtungen des Staats, den Kunſttrieben und Inſtincten der Thiere ähnlich, eine große innere Sicherheit und Klarheit erlangt hätten, doch nur eine untergeordnete Rolle zugetheilt. Nur derjenige Staat iſt der natürliche Herrſcher aller übrigen, wie der Menſch der Herr der Natur, in welchem das Höchſte und Tiefſte menſchlicher Beſtrebungen heimiſch geworden iſt. Und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß das höchſte und niedrigſte Daſeyn ſich durchdringen, und dieſes durch jenes verklärt wird. Wie die Seele den

Leib durchdringt und mit dieſem Eins iſt, ſo daß wir in der Anſchauung des Lebens beide keinesweges als getrennt oder von einander verſchieden zu faſſen vermögen, ſo ſoll der höhere Geiſt, den Staat belebend, mit ihm Eins ſeyn.

Es iſt ein thörichter Wahn, daß die höhern Beſtrebungen mit den Bedürfniſſen des Staats im Widerſpruch wären. Dieſes findet nur da Statt, wo eine todte Abſtraction für ein Erkennen, und ein thieriſches Daſeyn für ein Leben gilt. Wo der Staat die Wiſſenſchaft nicht erkennt, der Gelehrte ſich von dem Leben des Staats entfernt hat, ſind beide gleich nichtig, und, aus einem unfruchtbaren Boden entſprungen, wird die Wiſſenſchaft wie das Leben keine Früchte bringen.

Die Natur ſucht vergebens jenen innern Einklang des Daſeyns, der nur in der anmuthigen Schönheit angeſchaut wird, darzuſtellen. Alles, was in ihr hervortritt, das Höchſte, wie das Geringſte, trägt die Spuren der Vereinzelung und Abweichung. Wir können daher die Geſchichte als die Fortſetzung des Naturlebens und als die vollkommenſte Offenbarung deſſelben anſehen. Wie in der unorganiſchen Natur die Elemente im Kampfe mit einander begriffen, das Uebergewicht äußerer Verhältniſſe darſtellen, und die Spuren des wilden Kampfs und der gegenſeitigen Vernichtung uns aus den zerſtörten Maſſen anſprechen, ſo zeigt ſich uns das Nämliche allenthalben und zu allen Zeiten in der Geſchichte. Denn die Gedanken und Begierden, in einer bloß äußern Spannung gedacht, ſich ſelber wechſelſeitig einſchränkend und ausſchließend, ſtellen ein grauſes Gemiſch von Unthaten und Zertrümmerung dar, welches, für ſich betrachtet, ohne Bedeutung und Sinn zu ſeyn ſcheint. Aller geſellige Verein geht darauf aus, jene rohen Elemente der Geſchichte zu bändigen, damit, was im Widerſtreit ſich vernichtet und aufhebt, durch höhere Einigung verbündet, ſich tragen und erhalten ſoll. Die Momente dieſer Vereinigung liegen ſchon in dem Kampfe der Elemente ſelbſt, wie wir die Spuren und Keime des Lebens bis in die Tiefen der älteſten Gebirge verfolgen können. Was will nun dieſe geſellſchaftliche Ver-

bin-

bindung? Das Glück Aller, antwortet man. Aber was können wir unter dem Glück Aller verſtehen? doch nicht wiederum, daß ein Jeder das Daſeyn des Staats unterhält, denn dadurch entſtünde nur ein arger Widerſpruch. Ein Jeder würde ſich in den allgemeinen Begriff des Staats verlieren, als wenn dieſer allein wäre; wenn wir aber dieſen ſelbſt ſuchen, ſo ſtellt er ſich uns dar als die Vereinigung Aller. Der Staat hebt ſich alſo auf, wenn er die Realität der Bürger aufhebt, ſo wie der Bürger ſich vernichtet, wenn er ſich als verſchieden vom Staate denkt. Da nun der Staat, als das Allgemeine, ein Untheilbares und Ganzes iſt, der Bürger aber, obgleich ein Geſondertes, doch Eins iſt mit dem Staate, ſo muß mit dem Staate die Mannigfaltigkeit der Bürger, mit einem jeden Bürger aber das Ganze des Staats zu gleicher Zeit und unzertrennbar gegeben ſeyn. So ſehen wir in der Natur diejenigen Stoffe und Kräfte, die ſich wechſelſeitig widerſtreben und aufheben, bis ins Unendliche verbündet und einig, da, wo das Leben hervorbricht. Indem aber alle Elemente im Lebendigen ſich innerlich vereinigen, ſondert ſich eine jede Geſtaltung, als ein eigenes Organ; in einem jeden Organ ſtellt ſich das Ganze dar, und die Harmonie des Lebens iſt mit der Geſammtheit aller Organe auf eine ſolche Weiſe Eins, daß ſie ſich keinesweges wechſelſeitig ausſchließen, vielmehr ein jedes Einzelnes, indem es ſich ſelbſt auch das Ganze ſetzt, das Ganze aber zugleich und nothwendig alle Organe.

Welches iſt nun jenes heilige Band, durch welches das Ganze des Staats in einem jeden Bürger, ein jeder Bürger aber im Ganzen des Staats auf die nämliche Weiſe und zumahl geſetzt wird! Es iſt klar, daß nichts Geringeres, als dieſes Band, den inneren Mittelpunkt und das Weſen des Staats darſtellen kann. In nichts Untergeordnetes oder Einzelnes kann dieſes geſetzt werden, da es ja eben das Höchſte und Gemeinſame ausſprechen ſoll. Auf das thieriſche und ſinnliche Wohlbefinden der Bürger kann es nicht gehen, denn dieſes enthält vielmehr jene rohen Elemente der Geſchichte, welche alle Geſellſchaft zerſtören, indem ſie ſich ſelbſt unter ſich vernichten. Auch fordert der Staat, und zwar mit vollem Rechte, die völlige Aufopferung des äußeren Daſeyns, ja des Lebens, wenn es zur Erhaltung ſeines Daſeyns nothwendig iſt. Hier alſo iſt der Punkt der Vereinigung keinesweges gefunden; vielmehr rufen vielfältige Verhältniſſe oft einen Widerſtreit hervor, in welchem die lebendige Theilnahme an dem Staat alles phyſiſche Wohlergehen und das Leben ſelbſt ausſchließt, die Erhaltung des Lebens aber den wahren Bürgerſinn aufhebt. Etwas aber muß da ſeyn, welches der Staat ſchlechterdings zu achten hat, ſo daß er nie und unter keiner Bedingung eine Aufopferung von dieſem von irgend einem Bürger fordern darf, ohne ſich ſelbſt aufzuheben und ſein Weſen zu vernichten. Dieſes wird nun dasjenige ſeyn, was in dem Einzelnen, in einer eigenthümlichen Richtung, doch mit der Allgemeinheit des Ganzen auf eine ſolche Weiſe Eins iſt, daß jenes Beſondere ohne das Allgemeine, dieſes ohne jenes nicht gedacht werden kann, das eigentlich unvergängliche und wahrhaft innere Leben des Staats. Es iſt die Wahrheit und Sittlichkeit, und deren äußere Erſcheinung die heilige und unantaſtbare Ehre. Ein Jeder wird geſtehen, daß dieſe allein im Ganzen des Staats von einem Jedem, in einem Jeden vom Ganzen des Staats heilig geachtet werden muß. Von dieſer heißt es, wie in der Religion von der Gottesfurcht, von welcher ſie auch keinesweges verſchieden ſeyn dürfte, daß ihr eine jede Verheißung gegeben iſt im Himmel und auf der Erde, und daß wir ſie erſt zu ſuchen haben, ruhig erwartend, daß uns alles Uebrige zugetheilt werde. In einem jeden Staat iſt daher Keiner eingeengt in dem, was ſeine heiligere Natur erheiſcht. Ein jedes Talent entfaltet ſich, ein jeder Geiſt ſtellt ſich ſelber dar nach der ungebundenen Freiheit ſeinern innern Natur. Nicht ein Futterkraut iſt der lebendige Menſch, gemäht, ehe er blühte, zur Nahrung für das alles verſchlingende Ungeheuer, für einen Staat, der in der Dürftigkeit des niedrigſten Daſeyns befangen, ſein Weſen verkennt und ſich ſelber widerſpricht. Der Staat iſt vielmehr als ein fruchtbarer Garten anzuſehen, in welchem das Herrlichſte ohne Zwang die innere Fülle ſeines Daſeyns entfalten kann; ein fruchtbarer Boden, die Keime des Trefflichſten pflegend und nährend. Und wie die Natur nicht ruht, bis es ihr gelingt, das Widerwärtige liebend zu verbinden, und die innere Sonne ihres Daſeyns in dem Menſchen zu offenbaren, ſo ringt auch das Geſchlecht der Sterblichen, von der inwohnenden Gottheit getrieben, alles Widerſtrebende der Irrthümer und Begierden in einem heitern Daſeyn vernichtend, alle Gemüther durch Liebe zu vereinigen, ſo daß ein Jeder das Schickſal Aller, Alle aber das wahre Glück eines Jeden fühlen und tragen.

Wenn wir die Natur betrachten, dann zeigt ſich uns, wie ein jedes Einzelne, ſich ſelbſt durchdringend, die höchſte Vollkommenheit des Ganzen kund thut. Denn, wo in einem Leibe ein jedes Organ, ſich ſelbſt nur ſuchend, und in aller Thätigkeit nur das Eigenthümliche offenbarend, allen äußeren Zwang vernichtet, und wie in einer eigenen Welt lebend ſich am reinſten ſondert, da iſt zugleich die herrlichſte Darſtellung des Ganzen; ja diejenige Geſtalt, welche die Einheit dieſer Organe in einem eigenthümlichen Daſeyn entfaltet, trägt auch die Wurzel ihres Lebens in ſich ſelbſt, und abgeſondert von den äußern Dingen, lebt ſie wie in einer eignen innern Welt. Dieſe Sonderung der Geſtalten iſt mit der Ueberwindung roher Elemente Eins, die Erde iſt in ihnen geſelliger geworden, der äußere Streit der Elemente iſt im Mittelpunkt der Seele innerlich geſchlichtet. So iſt die Erde mit ſich ſelber einig geworden, die dunkle Finſterniß eines vernichtenden Kampfes hat dem heitern Lichtglanz eines liebevolleren und fröhlicheren Lebens weichen müſſen. Gebändigten Rieſen gleich, müſſen die rohen Elemente der herrſchenden Liebe dienſtbar ſeyn, und nur wie in einer dunkeln Erinnerung wird die rauhe Zeit des vernichtenden Kampfes noch feſt gehalten.

So ſuche ein Jeder nur die Uebereinſtimmung mit ſich, denn indem das jugendliche Gemüth dem tiefen Sinn eigenen Daſeyns unbefangen und fröhlich folgt, und die eigene Natur erkennend, ſich ſelber entfaltet, ſtellt er eben das Ganze am reinſten und herrlichſten dar. Rückſichtslos folge du alſo deiner eigenen höhern Natur, nicht äußerlich klügelnd, ob ſie dem Staate fremd ſey, oder nicht. Wo du das eigene Maaß gefunden haſt, da haſt du das heilige Verhältniß des Ganzen, die innere Uebereinkunft mit allem, am tiefſten ergriffen. Wo aber ein innerer Zwieſpalt entſteht, wo du dich ſelbſt in einem äußeren Verhältniß zum Staate, als bloßes Mittel deſſelben, dich täuſchend, anſiehſt, oder wo du glaubſt, untergeordneter Rückſichten wegen, die höhern Anforderungen deines Geiſtes unterdrücken zu müſſen, erſcheint der Staat in dir und du im Staate, vernichtet. Wäre es möglich, daß dasjenige Princip, welches die Organe in der leiblichen Geſtalt, die Geſtalt in dem Geſchlechte, das Geſchlecht in der Natur ſondernd vereiniget, verſchwinden könnte, dann würde die rauhe Zeit zerſtörender Elemente mit roher Gewalt wiederum hereinbrechen. So ruhen im Hintergrunde menſchlichen Daſeyns die vernichtenden

Kräfte der Begierden und Irrthümer. Was dieſe im Staate zu bändigen vermag, iſt nicht ein Theil deſſelben, ſondern das Ganze, welches die Gottheit dir auf eine eigenthümliche Weiſe zu nähren und zu pflegen anvertraute. Innerlich, nicht äuſſerlich, wird der Streit des Daſeyns geſchlichtet. Ein Jeder unter uns trägt das Schickſal des Staats in ſeinem Innern, und wo die gemeinſame Liebe verſchwindet, der Staat die heilige Eigenthümlichkeit opfert, du den Staat in den Zauberkreis deiner Begierden zu bannen ſuchſt, da wird der innere Krieg zerſtörender Kräfte hervorgerufen und das wilde Heer der rohen Begierden erweckt, welche, Unheil brütend, das Verbrechen des Ganzen in einem Jeden und eines Jeden im Ganzen ſtrafen. Wo aber ein Jeder, die eigene Seligkeit ſuchend und mit ſich ſelber einig, ſeine höhere Natur als die des Ganzen erkennt, der Staat ſein inneres Weſen in der eigenthümlichen Richtung eines Jeden vernimmt, da verſchwindet die trübe Abweichung und der vernichtende Zwang, und ſelbſt die niedern Bedürfniſſe des Lebens werden durch die Gewalt des belebenden Geiſtes von der Klarheit des Erkennens durchdrungen, dieſes aber ſelbſt, das Daſeyn ordnend, ruft die anmuthige Schönheit hervor, in welcher der Widerſpruch aller Abweichung gelöſt wird, in welcher dasjenige, was in der nicht ganz entfeſſelten Natur noch immer die trüben Spuren des äußern Zwangs tragen muß, aus der innern Fülle eigenen Daſeyns entſpringt, die höchſte gemeinſame Blüthe der Natur und Geſchichte.

Vierte Vorleſung.

Nachdem wir gezeigt haben, wie eine jede geiſtige Richtung und das höchſte Beſtreben in Wiſſenſchaft und Kunſt zum Weſen des Staats gehöre, liegt es uns ob, darzuthun, auf welche Weiſe der Staat das Höchſte und Trefflichſte zu pflegen vermag, und wie die Erweckung und Unterhaltung der Weisheit durch eine Staatseinrichtung befördert werden könne. Um dieſes einzuſehen, wird es vorzüglich wichtig ſeyn, das Verhältniß des Bürgers zum Staate genauer zu erwägen.

Nichts iſt den Menſchen furchtbarer, als die eiſerne Nothwendigkeit des äußern Lebens, ſo daß die meiſten dieſelbe nur mit einem ſcheuen und unſichern Blick betrachten, ja wohl denjenigen, der ſie genauer ins Auge zu faſſen wagt, als einen Feind anſehen. Wir aber wollen uns in nichts täuſchen, wir wollen uns geſtehen, daß aus dem äußern Leben alle Spuren der Freiheit verſchwunden ſind. Die Natur geht kalt vor unſern Hoffnungen und Wünſchen vorüber, und mit ſtrenger und erbarmungsloſer Härte ſehen wir ſie, ihren Geſetzen folgend, gleich empfindungslos bey unſern Freuden und Leiden ſeyn. Uns ſelbſt hat ſie ergriffen, und ohne unſer Zuthun uns das Maaß der Eigenthümlichkeit und die Art und Weiſe des Daſeyns unabänderlich beſtimmt. Alle unſere Thaten werden, äußerlich hingeſtellt, von der allgemeinen Gewalt ergriffen, und ſtellen die Harmonie der Geſchichte, keinesweges die Freiheit des Einzelnen dar. Anders wird alles, als wir es dachten; was wir wollen, wird vernichtet, was wir vernichten möchten, durch unſer Widerſtreben hervorgerufen. Die Verwicklungen der Umſtände werfen uns unwillkührlich hin, wo wir keineswegs zu ſtehen wünſchen, lähmen unſere Thätigkeit, wo wir handeln möchten, und zwingen uns zum Handeln, wo wir ruhen möchten. Ja unſere eigenen Handlungen, aus der innern Freiheit, ſo ſcheint es, entſprungen, nehmen uns gefangen, ſcheinen, als Vergangenheit, fremden Mächten anzugehören, und engen von allen Seiten die eigene freie Zukunft ein. Selbſt die Worte, die ihr jetzt vernehmt, gehören, ausgeſprochen, dem Redenden nicht mehr an, und welche Früchte ſie tragen werden, ob böſe oder gute, oder auf unfruchtbaren Boden hingeſtreuet, gar keine, beſtimmt nur der lebendige Gang der Geſchichte.

Dieſe Härte und Strenge der Natur finden wir im Staate wieder. Was ihm widerſtrebt, vernichtet er mit großer Härte. Keine Wünſche des Einzelnen können ihm etwas gelten, er ſieht in dem Einzelnen nur das Ganze. Du kannſt, durch eigene Natur, oder durch Geſchick in eine ſolche Lage verſetzt ſeyn, daß dir nur ein geringes Maaß irdiſchen Genuſſes vergönnt iſt. Du kannſt mit Leiden und Kummer mannigfacher Art kämpfen, vielleicht in deinem Beruf nur geringen Troſt finden, mit eherner Strenge wird dennoch von dir, wie von dem Glücklichſten, die größeſte Aufopferung gefordert. Nichts, was dir äußerlich zugehört, ſoll im Stande ſeyn, dich vom

Staate zu trennen, und wo es erfordert wird, mußt du freudig deinem Beſitze, dem Leben, ja dem Genuſſe der Liebe zu entſagen im Stande ſeyn. Alles, was du, im Widerſpruch mit dem Staate, willſt, hebt ihn auf. Die Duldung eines innern Widerſpruchs aber iſt eine tödtende Schwäche des Staats. So iſt der Staat eine zweite Natur, unerbittlich wie die erſte, und uns bleibt nichts, ſo ſcheint es, als ruhig und ergeben, uns ſelbſt und aller eigenen Freude entſagend, unter der Laſt eines mühevollen und unbegreiflichen Daſeyns zu keuchen.

Aber urſprünglich, wie die Nothwendigkeit, iſt auch die Freiheit. Alle Dinge, die da ſind, ſind nur für anderes da, wir ſind urſprünglich für uns ſelbſt. Die Selbſtbeſtimmung iſt die innere Wurzel unſers Daſeyns, und wo ſie verſchwindet, hören wir innerlich auf zu ſeyn. Iſt es gewiß, daß die Natur ihre höchſte Bedeutung erſt in dem Menſchen erhält, ſo daß alle Geſetze derſelben erſt in ihm ihren gemeinſamen Mittelpunkt gefunden haben, ſo iſt es klar, daß auch die Nothwendigkeit der Natur erſt in und mit der Freiheit der Menſchen beſtehe und da ſey. Denn in der äußeren Natur iſt alles für ein anderes und durch ein anderes da, begriffen wird es aber nur in dem, was durch ſich ſelbſt iſt, alle Geſetze alſo nur in der Vernunft, die, als die reine Selbſtbeſtimmung, das innere heilige Eigenthum eines jeden Menſchen iſt. Die Naturgeſetze ſtellen, als ſolche, nichts bloß Aeußeres, der Vernunft Fremdes, dar. Denn die Vernunft begreift und faßt ewig nur ſich ſelber und iſt nichts anderes, als der reine Act des Selbſterkennens. Die Geſetze der Natur, alſo auch die Nothwendigkeit derſelben, ſtellen demnach die Geſetze der Vernunft ſelber dar, und da dieſe, wo ſie iſt, abſolut frey iſt, ſo iſt die Nothwendigkeit nur in und mit der Freiheit, und ohne dieſe nichtig. Vom Staate gilt das Nämliche, wie leicht einzuſehen iſt. Denn der Staat iſt nichts anderes, als die gemeinſame Organiſation der Vernunft aller Bürger. Und da dieſe niemals aufhören kann, frey zu ſeyn, ſo iſt die Freiheit nicht allein in dem Allgemeinen des

Staats, ſondern nothwendig auch in einem jeden Bürger ganz und uneingeſchränkt da.

Es entſteht die Frage: wie nun dieſe Nothwendigkeit mit der Freiheit beſtehen könne, da ſie ſich zu widerſprechen und wechſelſeitig aufzuheben ſcheinen? Daß dieſes der Fall iſt, wo beide in ein äußeres Verhältniß gegen einander treten, iſt in und für ſich klar. Wo daher in einem Staate die Nothwendigkeit im Ganzen hervortritt, die Freiheit dahingegen als das Eigenthum weniger erſcheint, da verlieren beide ihre Bedeutung. Die Nothwendigkeit erſcheint als drückender Zwang, und die Bürger werden in Knechte verwandelt, die Freiheit aber ſtellt ſich als ſich ſelbſt aufhebende Willkühr dar, und der Regent wird in einen Tyrannen verwandelt. Will nun das Volk ſeine Rechte wieder gewinnen, indem es die Freiheit, deren verſchobenes Bild der Tyrann uns darſtellte, als ein Aeußeres für ſich zu erringen ſucht, ſo entſteht jene ſchauderhafte Anarchie, welche uns die wilde Verirrung einer benachbarten geſunkenen Nation als ein warnendes Beiſpiel dargeſtellt hat. Die Freiheit alſo wird nur in und mit der Nothwendigkeit, dieſe nur in und mit jener ſeyn können. Ja ſie müſſen als das Eine und Nämliche erkannt werden.

Man hat über die Realität der verſchiedenen Staatsverfaſſungen geſtritten, und bald der einen, bald der andern, den Vorzug geben wollen. Man hat unrecht. Wie die belebende Natur die hohe Harmonie und Bedeutung des lebendigen Daſeyns in mehrern Individualitäten darzuſtellen vermag, ſo auch die Geſchichte. Und der ganze Sinn und das innere Leben des Staats kann in einer jeden Verfaſſung gleich bedeutend hervortreten. Thöricht iſt der Wahn, als wenn je eine Staatsverfaſſung eine gemachte, etwa durch einen ausgezeichneten Mann erſonnene wäre, vielmehr iſt ſie immer ein lebendiges Product der Geſchichte, ein wahres Naturleben derſelben. Selbſt wo ein einzelner Geſetzgeber hervorragt, und als der ordnende Geiſt des Staats erſcheint, wie Zamolxis unter den Scythen, Solon in Athen, Lycurgus in Lacedämon, Moſes unter den

Juden, ſtellen ſie keinesweges ein Einzelnes dar, als wenn ſie aus allgemeinen Begriffen einer todten und abſtrahirten Staatsverfaſſung ihre Geſetze abgeleitet hätten, in welche nun die lebendigen Menſchen hineinpaſſen ſollten, vielmehr ſind ſie ſelbſt nur als das klare Bewußtſeyn des eigenthümlichen Volks anzuſehen, ſo daß ſich beide wechſelſeitig ergänzen. Man verſuche nur, Zamolxis unter die Juden, Moſes unter die Scythen zu verſetzen, ja in daſſelbe Griechenland Solon nach Lacedämon, oder Lycurgus nach Athen zu verpflanzen, um inne zu werden, wie innig ihr Daſeyn mit dem eigenthümlichen Leben ihres Volks verknüpft war, und wie wenig leere, und von dem Leben abſtrahirte allgemeine Begriffe, das leitende Princip ihrer Geſetzgebungen waren.

Indem nun die Staaten, wie die Gattungen der Natur in verſchiedener Richtung, und das nämliche ſuchend, ſich auf mannichfache Weiſe formen und geſtalten, können wir doch einen allgemeinen Typus der Geſtalten, nach einer vierfachen Richtung, wahrnehmen. Alle aber ſuchen ſie die lebendige Durchdringung des Einen und Vielen. Einige Staaten nämlich überlaſſen der Natur die Sorge für ihre Verfaſſung, indem ſie die höchſte Gewalt einigen auserwählten Geſchlechtern erblich anvertrauen, andere behalten ſich ſelbſt dieſe Sorge vor, wie in den Wahlreichen, beide aber ſtellen die Einheit des Beſondern und Allgemeinen bald unter der Gewalt des Einen und Allgemeinen, wie in den Erb- und Wahl-Monarchien, bald unter der Gewalt des Beſondern und Vielen, wie in den Ariſtokratien und Demokratien dar. Aus den mannichfaltigen Verbindungen dieſer Grundformen können vielfältige Abweichungen und Modificationen entſpringen, alle aber können die nämliche Idee des Staats auf eine individuelle Weiſe darſtellen.

Wenn nun das Weſen des Staats nicht in einer äußeren Form liegt, ſo daß das wahrhafte und innere Glück deſſelben durch eine ſolche weder erzeugt noch erhalten werden kann, indem wir vielmehr geſtehen müſſen, daß die nämliche Form, die einer Nation und einer gewiſſen Zeit angemeſſen iſt, einer anderen vielmehr fremd und widerſtrebend ſeyn kann, ſo entſteht die Frage: worin das eigentliche Heil eines Staats geſucht werden müſſe, ſo daß in ihm die äußerſte Strenge der Geſetze mit der ewigen Freyheit aller Bürger zugleich beſtehen kann?

Ein jeder Staat, und je lebendiger und friſcher er in ſich iſt, mit deſto größerer Strenge, nimmt das ganze Daſeyn des Bürgers in Anſpruch, fordert von ihm, wenn es die Nothwendigkeit gebietet, die Aufopferung aller Güter, ja ſelbſt des Lebens. Eine Forderung dieſer Art würde widernatürlich und im höchſten Grade grauſam ſeyn, wenn der Staat dem Bürger bloß als eine äußere und ſtreng gebietende fremde Gewalt erſchiene. Nur dadurch alſo, daß ihm die Gewalt des Staats nicht als eine fremde, ſondern als die eigene, ſelbſt beſtimmte, hervortrete, würde jene widernatürliche Grauſamkeit verſchwinden. Es muß daher dem Staate vor Allem wichtig ſeyn, daß die Idee deſſelben in einem jeden Bürger klar da liege, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß alle Geſetze deſſelben von ihm innerlich als ſelbſt entworfene eigener Vernunft anerkannt werden. Denn nur dadurch wird der Bürger frey erklärt, und nur ſo das Problem, wie ſich die Freyheit und Nothwendigkeit im Ganzen und in einem jeden Bürger durchdringe, vollſtändig gelöſt. Nun gehören aber zum Weſen des Staats, und damit ſein inneres Leben in ſeinem ganzen Umfange dargeſtellt werde, die höchſten Forſchungen des menſchlichen Geiſtes, die eben, ausgedrückt durch die Eigenthümlichkeit der geiſtigen Richtung der Nation, das Trefflichſte, alle übrigen Verhältniſſe Verklärende und Erhöhende enthalten. Derjenige allein aber hat die höchſte Weisheit, und mit dieſer die höchſte Freyheit errungen, der die Tiefen des nationalen Geiſtes in ihrem ganzen Umfange erſpäht hat. Wohl wiſſen wir es, daß Gemüther da ſind, die auf eine bewuſtloſe Weiſe mit dem Staate innig verbündet ſind, ſo daß ihr inneres Leben das Ganze mit inniger Liebe umfaßt, und ihr eigenes Weſen in der ſchönen und ſtillen Darſtellung deſſelben wieder erkennt; Gemüther, deren ſcheinbare Verſchloſſenheit in der ſtillen und anſpruchsloſen Hingebung, in der Sicherheit einer herrlichen Natur und in der heiligen Treue verſchwindet. Solche Gemüther, die im Staate, wie die Pflanzen in der Erde, wurzeln, iſt es ihnen gleich verſagt, das Höchſte des Staats zur klaren Anſchauung zu erheben, offenbaren durch die Entfaltung herrlicher Thaten auf eine ſtumme Weiſe, daß das tiefſte Weſen des Staats in ihnen heimiſch ſey, wie in den Pflanzen alle Elemente ſich verſöhnen, und ſtellen ſich, verklärt durch ſtille und heilige Einfalt, den größten Geiſtern gleich.

Aber keinesweges vollendet iſt der Staat durch ſolche Bürger. Er ſelbſt zeigt uns das Gemeinſame der Vernunft, und das klare Selbſterkennen, welches zum Weſen derſelben gehört, muß ihm im Ganzen und auf jedem Punkte durchdringen. Selbſt jene verſchloſſenen Gemüther müſſen, ihr ſtilles Daſeyn unbefangen umfaſſend, von der allgemeinen Klarheit, wenn gleich bewuſtlos, getragen, in dieſer wie in einer eigenen Welt leben. Denn wäre im Staate das Erkannte und Bewußtloſe wahrhaft geſondert, ſo würde die Gewalt, auf welche Seite ſie auch geſetzt würde, als eine fremde, das Entgegengeſetzte vernichtende erſcheinen. Wenn nun aber dem Staate ein beſtimmtes Maaß des Erkennens zugeſchrieben wird, ſo werden die Beſtrebungen der Bürger, in ſofern ſie über dieſes endliche Maaß hinausreichen, wie die Gegner behaupten, dem Staate fremd ſeyn. Nun ſtellen dieſe aber ſelbſt die Behauptung auf, daß die höchſten Bemühungen, allmählig die Maſſe ergreifend, dem Staate eine bedeutungsvollere Zukunft vorbereiten. Entweder ſind nun jene Bemühungen, rein abgetrennt von dem Geſammtleben, wie in einer eigenen Welt eingeſchloſſen, dann aber iſt es unbegreiflich, wie ein ſolches Fremde jemals auf die Maſſe einwirken könne. Oder ſie müſſen ein äußeres Verhältniß zwiſchen dem Staate und jenem Bemühen feſtſetzen, dann aber werden dieſe ſich wechſelſeitig einſchränken und ausſchließen. Wird die Gewalt auf die Seite der geiſtigen Bemühungen geſetzt, ſo werden dieſe ſtörend auf die Einrichtungen des Staats einwirken, wird aber die Gewalt dem Staate zugeſtanden, ſo erſcheint dieſe dem geiſtig Forſchenden als eine fremde, und da der Staat das Recht hat, das ganze Daſeyn des Bürgers in Anſpruch zu nehmen, ſo wird er in einen bloßen Knecht des Staats verwandelt. Dünkt es euch aber billig, daß dasjenige Bemühen, in welchem ihr ſelbſt das Herrlichſte des Geſchlechts anerkennt, und welches euch die ſchönſten Früchte für die Zukunft verſpricht, in Knechtsgeſtalt erſcheine, während es dem untergeordneten Daſeyn vergönnt iſt, den ganzen Umfang ſeines Weſens frey zu entfalten? Ja es wird euch klar ſeyn, daß der tiefe Forſcher, entweder, ſich von dem Staate abſondernd, in erhabener Einſamkeit ſich in ſich einſchließen muß, wie dieſes wohl in Zeiten herber Verſchloſſenheit der Fall war, wo dann ſein großes Daſeyn, ohne Früchte vorüber gehend, erſt in einer ſchönern Zeit, und in einem Staate, der ſein inneres Weſen klar geſchaut hat, wieder auferſtehen wird; oder er erkennt die Gewalt des Staats an, ſo wird ihn die Knechtsgeſtalt, die ſeinem inneren Weſen widerſpricht, nothwendig vernichten.

Doch auch das Wohl des Ganzen erfordert, daß ein jedwedes große und bedeutungsvolle Bemühen, ſich aus ihm, wie aus ſeinem eigenen Weſen entfalte, welches uns eine kurze Betrachtung klar machen wird. Ihr behauptet, daß der Staat, gefangen von dem Drange der Gegenwart, bey allen Veranſtaltungen nur auf die Bedürfniſſe derſelben zu ſehen hat. Aber was iſt denn dieſe Gegenwart? Beſtimmt durch die Vergangenheit, aufgelöſt durch die Zukunft, läßt ſie ſich in keinem Momente faſſen. Was ihr für die Gegenwart einrichtet, iſt vergänglich wie ſie. Alle eure Einrichtungen tragen die Spuren der Vernichtung in ſich ſelber. Je vereinzelter ſie dargeſtellt ſind, deſto ſchneller verſchwinden ſie, wie jene niederen Organiſationen, die in dem Uebergange vom Leben zum Tode keinem von beiden vollkommen angehörig, in wenigen Augenblicken erſcheinen und vergehen. Je tiefer eure Einrichtungen in der Vergangenheit der Geſchichte und in der Natur der Dinge wurzeln, deſto dauernder und in ſich lebendiger ſind ſie. Aber dieſes Zurückgehen in der Geſchichte, und in der Natur der Dinge, iſt nichts von dem ſtillen und forſchenden Zurückkehren des menſchlichen Geiſtes in ſich ſelber Verſchiedenes. Von der Reihe wechſelſeitiger Beſtimmungen ergriffen, kann er da nur ruhen, wo ihm die Selbſtbeſtimmung entgegen tritt. Dieſe enthält den lebendigen Anfang und das Ende aller Dinge in ſich, und bewahrt, ſelbſt unabhängig von allem Wechſel, den Keim neuer Geſtaltungen. Wenn alles nur den kleinlichen Bedürfniſſen des erſcheinenden Daſeyns entſprechen ſoll, ſo verſchwindet mit dem Untergange der Einrichtung auch derjenige Geiſt, der, ſelbſt in dem Wechſel lebendig, ſich ewig neu geſtaltet. Wer kennt nicht jene unglücklichen Knechte, die von einer ſo thörichten, wie grauſamen Gewalt ergriffen, zum Räderwerk plumper Maſchienen herabgewürdiget wurden, und die, wenn irgend ein Zufall das kümmerlich zuſammengefügte Werk zerſtörte, ausgetrocknet, einſeitig zugeſchnitten und gemodelt, ohne lebendige Kraft, als verdorbenes und überflüſſiges Werkzeug weggeworfen wurden? So tödtet der Staat das belebende Princip in ſich, wenn er der unendlichen Richtung der Talente und Geiſter ein nichtiges Maaß vorſchreibt. Wohl kann ein ſolcher Staat für einen Augenblick einen bedeutungsloſen Glanz erlangen, aber das Maaß ſeiner Vollendung grenzt auch unmittelbar an den Moment ſeiner gänzlichen Vernichtung. Wir ſehen, wie der Gärtner, mehr für den augenblicklichen Genuß, als für das Weſen der Vegetation Sorge tragend, indem er alles auf einen erſcheinenden Moment bezieht, den Trieb der Fortpflanzung einem kurz erſcheinenden Glanz der Blüthe opfert. Was den ewigen Keim der Fortſchreitung in ſich enthält, unterwirft ſich dem Drang der Umſtände, und vernichtet die lebendige Zukunft, eine kurze Gegenwart vorübergehend darzuſtellen. Was die gefüllten Blumen in unſerm Garten ſind, ſind jene Staaten in der Geſchichte. Nur derjenige Staat, der es einſieht, daß das Entfaltende und Belebende in ſeiner Erſcheinung nicht wiederum durch dieſe gemeſſen werden kann, daß es vielmehr, den unſcheinbaren Keim der Zukunft enthaltend, als ſein innerſtes Heiligthum gepflegt werden muß, kann ohne Sorgen den Trübſalen der Zeit und dem unvermeidlichen Untergang beſtehender Einrichtungen entgegen ſehen, denn was in ihm lebt, gehört nicht einer einzelnen Zeit, oder beſtimmten Umſtänden, vielmehr der ewig ſich neu geſtaltenden Geſchichte.

Daher wird der Staat, ſich ſelber erkennend und ſein Weſen durchdringend, dafür, vor Allem, Sorge tragen, daß einem jeden Bürger die Idee des Staats dargelegt werde, damit ein Jeder, keinesweges gebunden durch irgend eine beſtimmte Richtung, in innerer Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, ſeine Eigenthümlichkeit entfalte.

Hieraus wird es nun klar, was wir auch ſchon früher behaupteten, daß ein Jeder, der ſein eigenes Maaß kennt, auch das Maaß aller Dinge beſitze, und indem er, unbefangen und rückſichtlos, die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſucht, auch mit dem Staate übereinſtimmt. Da aber der innere Widerſtreit der Begierden, und die Gewalt roher Elemente, ſo wie der phyſiſche Druck, der nicht ſelten den hohen Aufflug des Geiſtes zu lähmen im Stande iſt, die freie Selbſtbildung zu unterdrücken und zu vernichten ſtreben, ſo iſt es Pflicht der herrſchenden Gewalt, dieſe dem Heiligſten des Staats drohende Hinderniſſe aus allen Kräften zu bekämpfen. Denn nichts hat der Staat ſo ſehr zu betrauern, als die Unterdrückung eines keimenden Talents. Es iſt alſo eine nothwendige Folge aus dem Weſen des Staats, daß derſelbe in Allem ſich beſtrebt, die innere Freiheit des Geiſtes, von welcher die äußere nur als der matte Abglanz anzuſehen iſt, zu ſchützen und zu pflegen.

Möge es uns ergötzen, das friſche und ewig jugendliche Bild eines ſolchen Staats, der, in welcher Form er ſich auch darſtelle, die einzig-wahre Republik genannt zu werden verdient, genau ins Auge zu faſſen. Ihn ſelbſt aber werden wir in ſeiner ganzen Herrlichkeit in einem jeden Bürger wieder finden. Wenn auch Geſchick, Umſtände, oder eigenthümliche Natur dieſem die geringſte Stelle angewieſen hätte, ſo wird er ſich doch dadurch keinesweges erniedrigt finden, überzeugt, daß eine jede Stelle im Staate ihm erlaubt, die innere Herrlichkeit und wahre Vornehmheit deſſelben in ſich darzuſtellen. Auch wird ihm der angewieſene Kreis, mit allen ſeinen Beſchränkungen, als ein nothwendiger, alſo ihm innerlich heiliger, erſcheinen; ihm wird der ſtrengſte Gehorſam gegen die Geſetze keinesweges drückend ſeyn, denn die größte Strenge des Staats entſpricht der innern Ordnung ſeines eigenen Weſens. Vielmehr wird er in einer jeden Verletzung derſelben ſich ſelbſt angegriffen fühlen. Sollte Leichtſinn oder Leidenſchaft ihn dazu gebracht haben, irgend ein Gebot des Staats zu übertreten, ſo wird er nie, ſich ſelbſt herabwürdigend, Gnade erflehen. Denn die vorübergehende Schmach, die ihn trifft, berührt nur ſein äußeres, nicht weſentliches Daſeyn, welches er dem Staate freudig opfert; daß aber das Recht auch an ihm verübt werde, fordert ſeine höhere, ihm heiligere Natur.

Wie ein jeder Bürger ſich dem Staat opfert, ſo erkennt auch dieſer in ihm die wahre Stärke und den Abglanz ſeines ganzen Daſeyns, und ſelbſt in dem geringſten Bürger, die durch die äußere nothwendige Form des Staats zur höchſten Abhängigkeit beſtimmt iſt, ſtellt die ewig unantaſtbare Ehre das Höchſte dar, worin er und der Gewaltigſte gleich vornehm ſind. Der Weiſe allein iſt der wahre König, wie die Alten ſich ausdrückten; und damals war Rom vor allen mächtig und in ſich geſund, als Cyneas bei einer Verſammlung vieler Bürger eben ſo viele Könige zu ſehen glaubte. Stille aber iſt der rechte Bürger und friedfertig, nicht wähnend, es ſey ihm erlaubt, über alles zu klügeln; duldend und vergeſſend, was nur ſeine Perſönlichkeit kränkt und ſein äußeres Daſeyn verletzt; gehorſam, der gebietenden Gewalt huldigend, mit Demuth und Ergebenheit, nicht widerſtrebend, wo er nicht wahrhaft berufen iſt, in ſchweren Zeiten das Ganze darzuſtellen. Dann erſt, wenn die herrſchende Gewalt, ſich ſelbſt aufhebend, thörichter Weiſe fordern wollte, daß irgend ein Bürger dem klaren Irrthum huldigen oder die Sittlichkeit verletzen ſollte, zieht ſich die wahre innere Stärke und die höchſte gebietende Kraft des Staats in die Seele des Bürgers zurück, ſo daß der Herrſcher ein Verbrechen begeht, ja aufrühreriſch handelt, wenn er die göttliche Oberherrſchaft in ihm, der in ſolchem großen Augenblick der wahre König genannt werden kann, verkennt oder ſchmäht.

Der geſunde Staat iſt ferner unantaſtbar. Denn auf einem jeden Punkte wird das Ganze angegriffen. Da das Daſeyn eines jeden Bürgers mit dem Staate auf das innigſte verſchmolzen iſt, ſo iſt der Untergang des Staats ſein eigener Tod. Und zwar ſieht er in dem ſinkenden Staate, mit innerlichem Schauder, das Erſterben ſeiner innern heiligen Natur und ſeiner Ehre. Dieſem zu entgehen, dem einzigen wahren Unglück, welches er zu befürchten hat, opfert er frohen Muthes Beſitz, Leben und Liebe. Sein höheres Daſeyn feiert den Triumph eines ſchönern Beſitzes, eines heiligern Lebens, einer tiefern Liebe in dem Wiederaufblühen des geretteten Staats. Ein ſolcher Staat daher kann nie unterjocht, nur ausgerottet werden. Ausgerottet, ſage ich, als wenn dieſes möglich wäre. Aber welche irdiſche Kraft kann gegen das Unſichtbare kämpfen? Wäre der angreifende Staat ſelbſt mit ſich übereinſtimmend und in ſich geſund, wahrlich, nie würden wir ihn zum Kampfe gegen das Heilige hervortreten ſehen. Iſt er aber von Begierden des Volks oder des Herrſchers entflammt, wild gegen das Heilige empört, ſo wird die innere Kraft des Göttlichen im Staate, alle Bürger im Kampfe vereinigend, nothwendig die Richtigkeit ſeines Beſtrebens kund thun.

So nun zeigt ſich die in ſich friſche und wahre Republik. Man hat aber die Behauptung aufgeſtellt, es könne keine Republik ohne Heloten da ſeyn. Eine Behauptung, die wir, das Mangelhafte der Erſcheinung erwägend, zugeben müſſen. Nur ſind dieſe es nicht, wie in der alten Welt durch die Natur oder durch das Geſchick, vielmehr durch eigene Wahl. Knechte des Staats nämlich nennen wir diejenigen, deren Geſinnung mit der

Ge-

Geſinnung des Staats im Widerſpruche ſteht, ſo daß ſie irgend etwas Anderes, als das allgemeine Wohl ſuchen und wollen; alſo ein Jeder, der an einer vereinzelten, dem Staate fremden Exiſtenz hängt. Wäre dieſem auch im Staate große Gewalt anvertraut, ſo iſt er doch nur ein Knecht des Staats, indem der geringſte Bürger innerlich abſolut vornehm und frey iſt, und ſeine Unterwerfung ſelbſt iſt nur die eines Heloten.

So ruht das Schickſal des Staats in der innern Seele eines jeden Bürgers, und wenn irgend ein Unheil, den Staat zerſtörend, hervorbricht, oder euer eigenes bürgerliches Daſeyn zu vernichten droht, ihr habt es euch lediglich ſelbſt beizumeſſen. Ihr beklagt euch, wenn die Gewalt des Herrſchers, übermüthig hervorwachſend, die Freiheit der Bürger verſchlingt, und wenn derſelbe, indem er die anvertraute Gewalt mißbraucht, als ehrſüchtiger Eroberer den Frieden benachbarter Länder zerſtört, und die Söhne des Landes zum frevelnden Raube leitet. Euch ſelbſt habt ihr anzuklagen, denn eine ſolche Mißgeſtalt ſchwerer Zeiten entſpringt nur, wie ein Zauberbild mannigfacher Verbrechen der Bürger, aus dem gährenden Sumpfe eigener Sündhaftigkeit. Ihr beklagt euch über den Druck und frechen Uebermuth der Großen und und Mächtigen, indem ihr euch, getrieben von irgend einer perſönlichen Furcht oder Hoffnung, ihnen als Knechte darſtellt, und wahrlich nicht mit Unrecht als ſolche behandelt werdet.

Ihr werdet ſagen, ein ſolcher Staat, wie wir ihn hier geſchildert haben, ſey niemals da, und eine ſolche Verbindung ſündhafter Menſchen keinesweges möglich. Aber ihr werdet geſtehen müſſen, der wahre Staat ſey nur da, wo man aufs eifrigſte ſich beſtrebt, die Bürger von den Knechten zu ſondern, ſo daß man in die innigſte Vereinigung jener das höchſte Wohl des Staats ſetzt, indem man den Knechten ihren rechten Platz anweiſt, und ſie durch eine wohlgeordnete Gewalt zu bändigen ſucht.

Fünfte Vorleſung.

Wir haben einſehen lernen, wie der Mittelpunkt der äußeren Nothwendigkeit des Staats die Freiheit ſelber ſey, ſo daß die erſte ohne die zweite auf keine Weiſe da ſeyn könne. Es iſt aber klar, daß die äußere Nothwendigkeit Eins ſey mit dem Einengenden und Beſchränkenden des äußeren Daſeyns, ſo aber, daß da, wo die innere Freiheit waltet, jenes Einſchränkende nicht mehr als ſolches, ſondern als die lebendige innere Form der Freiheit ſelber hervortritt. So wie nun die Nothwendigkeit durch das äußere Daſeyn, ſo wird die Freiheit durch das Erkennen dargeſtellt, und da die Einheit der Handlungen Sittlichkeit, die Einheit des Erkennens aber Wahrheit genannt wird, ſo ſehen wir, daß die Freiheit und Nothwendigkeit nichts von der Wahrheit und Sittlichkeit Verſchiedenes ſey, wie vielmehr dasjenige, welches wir von verſchiedenen Standpunkten der Betrachtung, als das eigentliche Weſen des Staats kennen lernten, in ſich übereinſtimmt. Da nun aber die Einheit des Erkennens und Daſeyns, der Wahrheit und Sittlichkeit alſo, die Weisheit iſt, beide ſich aber in einem Staate, als Freiheit und Nothwendigkeit durchdringen müſſen, ſo erhellt, daß die Weisheit die Seele des Staats ſey. Es wird jetzt von uns gefordert, daß wir zeigen, wie die Weisheit in einem Staate gepflegt werde, und wie die Bürger deſſelben zur höchſten Freiheit gelangen.

Unſere Behauptung iſt nun, daß die Univerſitäten ſolche Einrichtungen ſind, durch welche die Jünglinge des Staats aufgefordert werden, durch Selbſtbeſtimmung das Maaß zu erringender Freiheit ſich ſelbſt zu erwerben. Und zu keiner Zeit dünkt es uns nothwendiger, dieſe Würde der Univerſitäten, die dadurch zu den wichtigſten und erſten Einrichtungen des Staats erhoben werden, zu behaupten. Denn nicht ohne Bedauern bemerken wir, wie die ſchöne Neigung, die Deutſchland über alle übrige Länder Europa's erhob und ihm die erſte Stelle anwies, dieſe nämlich, durch eigenes inneres Bemühen das Weſen des Daſeyns und der Dinge auf eine eigene Weiſe zu ergründen, immer mehr abnimmt, ſo daß ſolche, die vormals die freie Richtung des Geiſtes mit fröhlicher und jugendlicher Unbefangenheit befolgten, nun, ſey es durch den Druck der Umſtände gelähmt, oder durch die gar zu große Sorge für die irdiſche Zukunft dazu bewogen, nur auf dem kürzeſten Wege, ſich ſelbſt für irgend einen bloß endlichen Zweck zuzubereiten ſuchen, und ſo ſich ſelbſt, das Ringen nach höherer Freiheit gewaltſam unterdrückend, zu fortdauernder Knechtſchaft verdammen. Zwar ziemt es ſich nicht, indem wir einen ſo großen Gegenſtand mit einem freien Blicke zu umfaſſen trachten, die Abnahme unſerer Lehranſtalt insbeſondere zu erwähnen, denn gar zu leicht ſchleichen ſich in ſolche Klagen perſönliche, den Lehrern der Weisheit keineswegs anſtändige Rückſichten ein. Aber in ganz Deutſchland hat ſich die Menge derer, welche die Univerſitäten beſuchten, nur gar zu ſehr verringert, und iſt es gleich gewiß, daß auch vormals dasjenige, was wir als das innere Weſen und die Idee der Univerſitäten darſtellen werden, von den Wenigſten geſucht ward, ſo iſt es doch unleugbar, daß dieſe Anſtalten vorzüglich die Pfleger des nationalen Geiſtes und die Erwecker innerer Freiheit genannt werden müſſen; ſo daß wir, ohne uns zu irren, behaupten können, daß der Verfall der Univerſitäten mit dem Verfall der Nation ſelbſt gleichen Schritt hält. Und wie können wir es auch vergeſſen, daß dieſe Inſtitute, in einer glücklichern und innerlich ſelbſtſtändigern Lage der Nation, die hellen Zentralpunkte des höchſten nationalen Beſtrebens bezeichneten, ſo daß wir die Univerſitäten zu Prag und Wittenberg als die Geburtsſtätten einer Zeit anſehen müſſen, deren gewaltiger Geiſt auf ganz Europa beſtimmend einwirkte. Wie innig aber ſolche Einrichtungen mit dem Weſen deutſcher Eigenthümlichkeit verſchmolzen ſind, erhellt vor Allem daraus, daß der eigentliche Sinn der Univerſitäten bey allen andern Nationen früher oder ſpäter erloſch, in Deutſchland aber ſich, ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden, erhielt, und auch jetzt wohl unterdrückt, aber keinesweges verſchwunden iſt.

Möchte es mir gelingen, in euch den höhern Geiſt zu beſchwören, ſo daß ihr euch nicht mit der Dürftigkeit einer kümmerlichen Zeit, vielmehr mit den großen, kühnen und in ſich tüchtigen Männern einer herrlichern Vorzeit, verwandt fühlen möchtet.

Um die Idee der Univerſitäten vollkommen faſſen zu können, iſt es nöthig, Einiges über das Verhältniß derſelben zur frühern Bildung auf den Schulen zu ſagen. Wie nämlich das Kind gleich nach der Geburt, obgleich in einer Rückſicht ſelbſtſtändig und ein eigenes Leben darſtellend, doch durch die Art der Ernährung an der Mutter wurzelt, und nur im Stande iſt, ein ſchon Aſſimilirtes zu genießen, ſo wurzelt auch das Kind geiſtig in einem fremden Daſeyn auf eine ſolche Weiſe, daß es das ſchon aufgenommene Bild der Dinge und des Lebens aufnimmt, dieſes jedoch bewußtlos auf eine eigene Weiſe geſtaltend. Alles zwar empfängt das Kind durch Selbſtthat, ſo jedoch, daß die klare Anſchauung der eigenen Thätigkeit zurückgedrängt iſt, und in der bewußtloſen Unſchuld der kindlichen Entfaltung verſchwindet. So gewiß nun, als die Natur in einem jeden Kinde eine eigene Welt eigenthümlicher Kräfte und Fähigkeiten verſchloſſen hat, ſo gewiß iſt nichts thörichter und verwerflicher, als wenn man mit rauher Hand den freien Wuchs der Natur verunſtaltet, indem man die unbefangene Seele des Kindes einengt. Dieſe aber iſt die heiligſte Gabe der Gottheit, welche anzuerkennen, aber nicht nach endlichen Zwecken klügelnd zu beurtheilen, Eltern und Staat da ſind. Daher iſt alle Erziehung nur pflegend, keinesweges beſtimmend. Die große unergründliche Freiheit der Natur, die, ſorgfältig gepflegt, in ſpätern Jahren als Freiheit des Geiſtes ſich ſelber ergreift, haben wir auch in dem Kinde zu achten. Wißt ihr, die ihr thörichter Weiſe durch eine frühe Beſtimmung der freien Seele des Kindes ein endliches Ziel ſetzen möchtet, ob nicht das Kind beſtimmt iſt, was ihr erkennen habt, mit großer Kraft zu bekämpfen? Daher ſey die Erziehung nur auf das Gemeinſame aller Geiſter gerichtet, als den fruchtbaren Boden, aus welchem alles Individuelle, eigenen Geſetzen folgend, entſpringt und ſich ſelber geſtaltet. Dieſes aber werde mit großer Strenge mitgetheilt, und der nothwendige Zuſammenhang ſey bei dem Unterrichte wichtiger, als die bloße Mannigfaltigkeit und Maſſe der Kenntniſſe. Im Sittlichen lerne das Kind ſtrengen Gehorſam, im Wiſſen aber werde ihm nur das mitgetheilt, wovon ihm der Zuſammenhang klar iſt. Es ſey der Unterricht eine gymnaſtiſche Uebung, in welcher die junge Seele die eigene Kraft kämpfend erproben kann. Die klaren Geſetze des Denkens, der Sprache, der Zahlen und Figuren ſind als eine feſte Grundlage des allgemeinen Erkennens anzuſehen, deren ſtrenger Zuſammenhang den Kindern nicht früh genug mitgetheilt werden kann. Fürchtet nicht, daß die ſtrenge Beſchäftigung der Freiheit der Seele ſchädlich ſey, vielmehr wird das Kind den geſetzmäßigen Zuſammenhang, und zwar je ſtrenger er dargeſtellt wird, deſto eher, mit innigem Ergötzen verfolgen, denn die frohe Ahndung der innern Freiheit des Geiſtes begrüßt das Kind aus der unwandelbaren Nothwendigkeit, da ſie vielmehr durch das lockere Gewebe willkührlicher Verbindungen, welche die eigenen Kräfte des Kindes nicht aufregen, getrübt oder wohl gar vernichtet wird. Auch ſtellt jene feſte Grundlage eine ſichere Form dar, die, je geſetzmäßiger und in ſich geſchloſſener ſie erſcheint, deſto inniger ſich an die Seele des Kindes anſchmiegt, und ſpäter die Organe einer freiern Weltanſchauung aus ſich entfaltet. Vor Allem aber iſt es nothwendig, und wir können es mit Recht die höchſte Kunſt des Erziehers nennen, daß der Unterricht des Kindes mit ſeiner ſittlichen Ausbildung, dieſe mit ſeinem ganzen äußern Daſeyn in der innigſten und genaueſten Verknüpfung bleibe, ſo daß nichts, von dem übrigen abgetrennt, in einem äußeren Verhältniß erſcheine, vielmehr eine jede Beſchäftigung ſich darthue als eine lebendige Function des nämlichen geſunden Daſeyns. Die belebende Anſchauung, die das Kind ſo innig und genau mit der Natur verknüpft, unterhalte und pflege man ſorgfältig, daß ſie zum gemeinſamen Bande des ſtrenge Geordneten im kindlichen Erkennen, und zur innigen Liebe, die das ganze Daſeyn zu einem allgemeinen erweitert, ſich allmählig verherrliche. Denn in dem reinen kindlichen Gemüthe ruht, wie ein zarter Genius, der ſchöne Sinn, der liebevoll mehrere zu umfaſſen im Stande iſt; und wo der wahre Bürgerſinn in einem jeden Familienkreiſe herrſcht, da theilt er ſich auf eine lebendige Weiſe dem Kinde mit. Die Erbſünde iſt die Sünde der Bürger ſelbſt, die wie ein verderbliches Gift die keimende Generation anſteckt, und wo die Willkühr im Geiſtigen und und Sittlichen frühe dem Kinde nichts als verunſtaltete Zerrbilder, die dem äußeren Zwange unwillig nachgeben, darſtellt, verſchwindet der ſchöne Gleichmuth und das anmuthige Ebenmaaß aus der kindlichen Seele, die nun, von Begierden ergriffen, nur die Mißgeſtalt einer Welt voll Widerſprüche, in welcher ſie lebte, offenbaren wird.

Frühzeitig aber errege man in dem kindlichen Gemüthe die Neigung zum Ueberſinnlichen, wodurch die zarte Seele die ſtrenge Nothwendigkeit der äußeren Dinge und die Abhängigkeit und Eitelkeit der irdiſchen in einer höhern Ordnung verklärt erblickt. Nicht etwa in allgemeinen Begriffen, der Seele des Kindes fremde, ſtelle man ihr das Göttliche dar, ſondern in reiner Einfalt, wie ſie die chriſtliche Religion uns darlegt, werde ihnen das Heiligſte kund gethan, und es iſt bekannt genug, wie innig eine einfache Darſtellung der göttlichen Liebe das kindliche Gemüth zu ergreifen und zur Frömmigkeit zu erwecken im Stande ſey.

Das ſo durch den Glauben geſtärkte, durch eigene Kraft in ſich rüſtig gewordene, durch ſtrengen Gehorſam geſtählte, und durch innige Liebe mit dem Allgemeinen innigſt verbundene, heranwachſende Kind überlaſſe man ohne Sorge ſeiner eigenen Natur. Was innerhalb der Sphäre der Eigenthümlichkeit hervortritt, kann zwar nach den Regeln der Klugheit beurtheilt werden. Denn der Menſch, von den Verhältniſſen des Lebens ergriffen, lernt frühe ſeine Handlungen den äußern Umſtänden gemäß einzurichten. Was ihm aber dieſen eigenthümlichen Kreis ſelbſt beſtimmte, den er unbeſtraft, und ohne daß er mit ſich ſelbſt in einen das Heiligſte des Gemüths zerſtörenden Widerſpruch geräth, niemals zu überſchreiten wagen darf, iſt auf keinerlei Weiſe durch endliche Relationen zu begreifen. Dieſer Kreis erſcheint vielmehr als der unmittelbare und geheime Grund ſeines Daſeyns, als das innere Licht, welches die Welt, alle Dinge und Verhältniſſe erhellt und beleuchtet; und nur innerhalb dieſes Kreiſes bewegt er ſich vollkommen frei; wo er ihn verläßt, iſt er ſelbſt nur ein nichtiges, aus dem wechſelſeitigen Spiel der Relationen hervorgerufenes, von einer fremden Gewalt ergriffenes, in einzelnen Rückſichten gefangenes, ein innerlich hohles, nur zuſammengeronnenes Scheinbild, ohne innere Bedeutung und Beſtand. Enger ſcheinen die Grenzen des eigenthümlichen Kreiſes bei einigen gezogen, die durch eine beſtimmte Richtung des Geiſtes mit beſtimmten Gegenſtänden oder Verhältniſſen der Dinge urſprünglich innerlich verwandt ſcheinen. Der enger geſchloſſene Kreis iſt jedoch nicht ohne innere Tiefe und wunderſame Bedeutung, und das Herrlichſte entſpringt aus ſolchen verſchloſſenen Gemüthern oft auf die überraſchendſte Weiſe, auch verbindet ſie die innere Liebe und die rückſichtsloſe Sittlichkeit, die das Ganze des Geſchlechts in jedem Gemüthe kund thut, unmittelbar mit dem Allgemeinen. Daher erſcheine uns der Menſch, deſſen Gemüth ihn urſprünglich an geringe Beſchäftigung feſſelt, nicht geringer oder unwürdiger. Nur ſtrebe keiner, von thörichter Eitelkeit geleitet, den Kreis zu überſchreiten, den ihm die Natur vorſchrieb. Ein nichtiges und nutzloſes Beginnen iſt dieſes. Nichtig, denn nur dasjenige, was aus dem eigenen Gemüthe entſpringt, hat Bedeutung und Beſtand; nutzlos, ja ſchädlich, denn wenn er das Beſte des Ganzen ſucht, ſo findet er es nur, indem er unbefangen der eigenen Natur folgt. Was ihn alſo irre leitet, kann nur eine perſönliche Rückſicht ſeyn, indem er ein glanzvolleres Scheindaſeyn für ſich ſelber zu erringen ſucht, eine Vermeſſenheit, die ſich durch innern Widerſpruch an ihm ſelber rächt, an dem Staate aber, wenn er ſich durch den Schein irre führen läßt, durch Verwirrungen mancherlei Art.

Einige Gemüther aber finden in ſich das eingeborne Beſtreben, das Weſen der Dinge zu erforſchen, und in einer jeden Beſchäftigung nicht die abgetrennte und einſeitige Richtung allein, ſondern in dieſer den Abglanz des Ganzen auszuprägen. Eine geheime Sehnſucht trennt dieſe ſchon frühe von dem Einzelnen und Aeußeren des Lebens, und was in dem Leben und in der Erſcheinung der Dinge ſich widerſtrebt, Mißverſtändniſſe, äußerer Zwang und jedes nichtige Verhältniß will ſich in ſolchen Gemüthern innig vereinigen. Wo die ſtille Sehnſucht des höhern Erkennens in einem jugendlichen Gemüthe keimt, da werde ſie ſorgfältig gepflegt; wo die rüſtige Kraft ein eigenthümliches inneres Daſeyn ſich ſelber zu erringen ſtrebt, da werde ſie vor Allem geachtet. Denn in ſolchen Gemüthern liegt der zukünftige

Glanz des Staats, unkenntlich zwar und noch nicht geſtaltet, in einem tiefen Grunde ſicher verſchloſſen. Nicht immer zwar iſt jenes Beſtreben dem Fremden oder der eigenen Seele klar, aber wenn man ſich innig überzeugt hat, daß das keimende Beſtreben nicht ein bloßes Scheinbild ſey, welches ein fremdes und bloß mitgetheiltes nachäffend wiedergiebt, ſo erkenne man, wie man ſich der heiligen unantaſtbaren Stätte höherer Eigenthümlichkeit genähert habe, und ſorgfältig entferne man eine jede äußere Gewalt, damit die emporſtrebende Seele zum innern Verſtändniß gelange. Dieſe Gemüther ſind nicht ſo ſelten, wie man glaubt, und die herrlichſten Zeiten ſind eben die, in welchen ſie den innern eingebohrnen Trieb ungebunden verfolgen können. Was in verſchiedenen Richtungen der menſchliche Geiſt erſpähet hat, werde ihm in klaren und beſtimmten Umriſſen mitgetheilt; einfach und ſtrenge ſey der Unterricht, beſonders aber von aller Fiction und von dem lockern Gebäude nichtiger Erklärungen und leerer Räiſonnements entfernt, damit die

reine

reine Geſtalt der verſchiedenen Zeiten in der Geſchichte und die reinen Thatſachen in der Natur die keimende Seele zu fernerem Forſchen errege. Nicht zu früh werde der Jüngling der äußeren Leitung entledigt; nur dann, wenn der innere Trieb der Selbſtforſchung aus dem Mittelpunkte des Unterrichts ſelbſt klar und deutlich hervortritt, hat er die höhere Stufe des Erkennens errungen, und iſt als ein Freigelaſſener anzuſehen.

Wo nun kann jene innere Sehnſucht geſtillt werden, jene ringende Kraft ihren freien Spielraum erhalten? Im Staate hat alles eine beſtimmte Richtung, eine jede Beſchäftigung ihren eigenen Kreis, alles iſt für einander da, und keine Richtung der Thätigkeit iſt in ſich ſelber gegründet. Wird der Jüngling, nachdem er der fremden Leitung entgieng, unmittelbar von der äußern Gewalt des Staats ergriffen, ſo daß ihm ein beſtimmter Kreis der Thätigkeit angewieſen wird, für welchen allein er ferner ausgebildet werden ſoll, ſo iſt es klar, daß jenes höhere Beſtreben unwiederbringlich erdrückt wird, und wenn auch die Sphäre, die ihm angewieſen wird, ſeiner innern Natur nicht widerſpricht, ſo wird ſie doch als eine vereinzelte, und dadurch ſeinen Geiſt lähmende dem erſcheinen, der in einer jeden Richtung nicht das Einzelne und Abgeſonderte, ſondern eben das Bild des Ganzen ſchauen wollte. Auch liegt in keinem einzelnen Kreiſe, und in keiner Beſchäftigung, in ſofern ſie abgetrennt von den übrigen betrachtet wird, das höhere Princip, welches Alles zuſammenhält und belebt, und ein Staat, in welchem ſelbſt die freiern Geiſter unmittelbar von dem Einzelnen gefeſſelt würden, müßte als ein kümmerlich Zuſammengeſetztes, in welchem die Theile nur äußerlich und locker verbunden ſind, erſcheinen, und ohne innere widerſtrebende Kraft, einem jeden Stoß nachgebend, in ſich zerfallen. So würde die Geringſchätzung des Geiſtes ſich an dem Staate ſelbſt rächen.

Daher die Univerſitäten, die alſo Schulen der Selbſtbildung ſind, und ſich eben dadurch von den frühern Unterrichts-Anſtalten unterſcheiden. Daß der Staat ſie unterhalten muß, erhellt von ſelbſt; denn ſein ganzes höheres Daſeyn beruht darauf, daß hier der Geiſt des freien Forſchens ungehindert walten kann. Wer hier die höhere Selbſtbildung zu erlangen trachtet, den treibt keine äußere Gewalt, kein fremder Wille, auch keine äußere oder endliche Rückſicht, ſondern lediglich die eigene Beſtimmung und ſeine innere Natur. Gründlich unterrichtet muß derjenige ſeyn, der hier den höhern Sinn der Wiſſenſchaft zu ergründen ſucht. Alles dasjenige Wiſſen, welches bloß mitgetheilt wird, muß er ſchon erlangt haben, und wer in dieſer Rückſicht früher vernachläſſigt iſt, der ſuche die Kenntniſſe, die ihm fehlen, ſich ſelbſt freiwillig in einen Schüler verwandelnd, zu erlangen. Wir wollen es keinesweges verhehlen, daß, nach unſerer Anſicht Manches, was auf den Univerſitäten erſt gelehrt wird, eigentlicher Gegenſtand der Schulen ſey. Daraus entſpringt ein doppelter Nachtheil; denn erſtlich iſt bei demjenigen Wiſſen, welches bloß mitgetheilt wird, eine genaue Verbindung des Lehrers mit dem Schüler durchaus nothwendig, ſo daß dieſer auf einem jeden Punkte des Fortſchreitens ſorgfältig begleitet wird, da die größere Entfernung des Lehrers auf den Univerſitäten durch den freiern Vortrag, welcher der Selbſtbildung angemeſſen iſt, demjenigen, der hier doch nur als bloßer Schüler iſt, nothwendig ſchädlich ſeyn muß. Zweitens aber wird der höhere und eigentliche Univerſitätsunterricht bei denjenigen, die theils als Schüler, theils als Freie betrachtet werden, nothwendig einen innern Widerſpruch enthalten.

Univerſitäten nennen wir alſo ſolche Veranſtaltungen der Staaten, auf welchen es allen Geiſtern vergönnt iſt, der eigenen Richtung ungebunden zu folgen. Der Ruf ergeht an einen jeden Jüngling, aber nur die innere Natur beſtimmt, ob ihm gefolgt werden ſoll. Zwar wird an dieſer Stelle keinesweges der äußere ſtrenge Gehorſam aufgehoben, über die innere Richtung der Thätigkeit aber herrſcht hier keine gebietende Gewalt. Der Ort und die innere ungetrübte Freiheit deſſelben iſt dem Staate im höchſten Grade heilig, denn hier werden die wahrhaften

Augurien geſucht, und aus den Nachforſchungen der Meiſter, welche die Natur der Dinge und der Geiſter zu erſpähen ſuchen, aus dem hervortretenden innern Einverſtändniß derſelben, erwartet der Staat die bedeutende Weiſſagung ſeines zukünftigen Schickſals.

Eine Aufforderung zum Fleiß an die Jünglinge, die hier erſcheinen, und die Univerſität im Geiſt und in der Wahrheit ſuchen, wäre ſo überflüßig wie nutzlos. Denn wer nicht, von ſeinem innern Geiſte getrieben, etwas Eigenes und Tüchtiges, zu leiſten geſonnen iſt, der gehört nicht zu uns. Der Träge iſt ein gebohrner Knecht, für ihn iſt der äußere Zwang da, und ihm wäre beſſer, er wäre der fremden Leitung niemals entledigt. Er iſt alſo hier, unwürdig in die Geſellſchaft der Freien zu treten, als wenn er nicht hier wäre. An ihn iſt daher die Rede keinesweges gerichtet. Schamlos aber iſt die Behauptung träger Knechte, als wenn das rüſtige Ringen kräftiger Geiſter zurückgedrängt werden müſſe, damit ſie in ihrer trägen Ruhe nicht beſchämt werden.

Zu euch alſo, die ihr hier wahrhaft heimiſch ſeyd, die ihr durch gründlichen Unterricht vorbereitet, den inneren Sinn des Daſeyns erfaſſen möchtet, rede ich allein. Vor allen aber ermuntere ich euch das Gemüth zu reinigen, ehe ihr das heilige Geſchäft vornehmt. Alle irdiſche Rückſichten müſſet ihr aus der Seele bannen, als wenn nichts als der Gott der Wahrheit und der Liebe, und die forſchende Seele da wäre. Nicht euch ſelbſt gehört ihr jetzt mehr an. . Wer den heiligen Schleier der Wahrheit zu lüften trachtet, und nicht ihr ſein ganzes Daſeyn opfert, in ſtiller Andacht und ſteter Hingebung, wer die entgegentretende und hervorgerufene Gottheit ſchmäht, der begeht unnennbaren Frevel. Keine Furcht vor der Zukunft trübe eure Blicke, denn dieſe überlaßt ihr, das Selbſterkennen ſuchend, ruhig dem waltenden Gotte. Armuth, äußerer Druck, Schmähung blödſinniger Thoren, Geringſchätzung des verirrten Volks, und das Geſchrey der Maſſe der Sklaven, die euch das Kettengeklirr als eine fröhliche innere Muſik, und ihre erzwungene Verbindung als eine lebendige und innere aufdringen möchten, müſſe euch keinesweges ſtören.

Auch verheimlichen wir es euch nicht, daß ihr das äußere Glück vielleicht auf eurem Wege nicht zu erringen vermöget, nur lernt ihr es zu entbehren. Die Eitelkeit bleibe ferne von euch, denn mit der Welt des Scheins habt ihr nichts zu theilen, und das innere ſtille Sinnen, die unnennbare Größe der Welt, die ihr zu ergründen ſucht, ruft die Demuth hervor. Sicheren Grund und Boden aber, feſt und unbezwingbar in jedem Andrang, habt ihr gefunden, indem ihr der eigenen Natur folgtet, denn dieſe iſt die Offenbarung Gottes in euch, das urſprüngliche göttliche Geſetz, welches die ſichere Grundlage und der ordnende Geiſt aller äußeren Geſetzmäßigkeit iſt. Spürt ihr in euch einen beſtimmten inneren Ruf zur Ergründung beſtimmter Verhältniſſe, oder überhaupt zu einer beſtimmten Thätigkeit, ſo befolgt ihn unbefangen und ohne Klügeln, nicht achtend, was andere, für euer irdiſches Wohl mehr als billig beſorgt, euch rathen mögen, denn der Ruf iſt die Stimme Gottes in euch, und höher als die blinde, ſich ſelbſt nicht verſtehende, Sorge der Menſchen zu ſchätzen.

So von allem Irdiſchen gereiniget, indem ihr nur mit euch ſelbſt und mit eurem Gotte zu Rathe geht, könnt ihr ohne Sorge die freie Bahn des reinen Forſchens beginnen. Zwar wir dürfen es euch nicht verhehlen, daß in dem Reiche der Geiſter, dem ihr euch zu nahen wagt, großer Zwieſpalt zu herrſchen ſcheint. Doch ihr werdet es, iſt euer Beginnen redlich, erfahren, wie ſich der Widerſtreit in dem ſtillforſchenden Gemüthe in hohe Eintracht auflöſt. In den Zahlen, wird einer euch ſagen, und in dem ſtrengen Verhältniß der Figuren liege allein die innere Gewißheit, auch ſey in der Natur nichts Gewiſſes, was ſich nicht in dieſe ſtrenge Form füge. Die Erfahrung, wird man behaupten, ſey täuſchend und unſicher, und könne bald ſo, bald anders gedeutet werden, man müſſe daher die entgegengeſetzten Aeußerungen neben einander dulden, ungewiß, welche die rechte ſey. Bey dem allen wird der mühſelige Fleiß, der in der Ergründung der Natur der Dinge verſunken iſt, niemals aufhören, ihr werdet in die Werkſtätte der Scheidekünſtler, der Anatomen, der Phyſiker geführt werden, und unwillkührlich wird euch das bedeutungsvolle Leben der Natur entgegentreten und klar werden. In den Gebirgen, in den Pflanzen und Thieren, werdet ihr einen Geiſt walten ſehen, und dem reinen kindlichen Sinn wird die unwillkührliche Uebereinſtimmung widerſtrebender Forſcher keinesweges verborgen bleiben.

Andere werden behaupten, die Natur ſey nur ein Untergeordnetes, und nur der menſchliche Geiſt und ſein inneres Leben ſey ein würdiger Gegenſtand ernſthafter Betrachtungen. Iſt denn nicht die Natur, werden ſie ſagen, ein bloßer Spiegel der Zeiten in der Geſchichte, ſo daß ſie, je nachdem die Zeiten wechſelten, auch im inneren Geiſte der Menſchen eine andere Geſtalt annahm? Dieſen Zeiten oder Völkern erſchien ſie als ein geſelliger Verein von Dämonen und Göttern, jenen als ein weiſſagender Dämon, unſeren Tagen als ein ungeheures Wechſelſpiel todter

Stoffe oder unbegriffener Kräfte. Aber der Geiſt der Zeit ſelbſt läßt ſich keinesweges ergreifen. Wir ſelbſt finden uns in einer beſtimmten Zeit, von der vergangenen bedingt, und wie kann dieſe das Maaß zur Beurtheilung der übrigen enthalten? Doch die reinen Thatſachen der Geſchichte, und die Bemühungen der edelſten Geiſter der verſchiedenen Zeiten, werden euch kund thun, wie alles nach dem nämlichen Zentrum ſtrebte, und dasjenige nur bleibend war, in welchem Natur und Geiſt ſich innig durchdrang.

Der Widerſtreit der Geiſter erſcheint nur demjenigen als ſolcher, der ihn theilt, der, durch dieſe oder jene Rückſicht gefangen, oder durch die Gewalt eines überwiegenden Geiſtes gefeſſelt, nicht Uebereinſtimmung mit ſich, ſondern mit andern ſucht.

Indem ſich die mannigfaltigen Richtungen des Forſchens für euch eröffnen, wird euch die Menge der Gegenſtände, und die Erwägung, daß eine jede Richtung den angeſtrengten Fleiß eines ganzen Lebens erfordert, oft abſchrecken. Aber nicht die mühſame Unterſuchung, nur die Früchte derſelben gehören euch zu, und je tiefer die Erforſchung iſt, deſto einfacher das Reſultat, und deſto inniger verbindet es ſich mit der allgemeinen Organiſation des menſchlichen Wiſſens. Es wird euch befremden, wenn euch viele Unterſuchungen weit abwärts von dem Leben und ſeinen Bedürfniſſen zu führen ſcheinen. Auch hier dürft ihr dem Gange der Unterſuchung und dem Wink des höhern Geiſtes, der euch in ſo entlegene Gegend führte, nicht klügelnd widerſtreben. Ja, daß ihr, indem ihr, die ſelbſt entworfenen Probleme verfolgend, eurer eigenen Natur Genüge zu leiſten ſuchet, euch keineswegs vom Weſen des Staats trennt, davon wird euch eine kurze Betrachtung überzeugen können.

Denn daß die innere Freiheit aller Bürger zum Weſen des Staats gehöre, werdet ihr wohl nicht leugnen können; er ſelbſt erſcheint aber ſowohl als die Bürger, als ein bloßer Knecht äußerer Verhältniſſe. Denn die Einrichtungen und die innere Geſtalt des Staats ſind keineswegs, äußerlich betrachtet, in ſich ſelber gegründet, vielmehr mit ſtrenger Nothwendigkeit bedingt durch die nächſte Vergangenheit und durch die beſchränkende Natur. Wie aber können Einrichtungen, die ſelbſt nur durch ein Aeußeres bedingt ſind, und keine Spur der wahren Freiheit in ſich enthalten, in dieſer knechtiſchen Unterwürfigkeit die Freiheit der Bürger begründen! Wie daher der Bürger nur frey wird, indem die Geſetze des Staats als die ſelbſtentworfenen ſeines eigenen Weſens begriffen werden, ſo wird der Staat ſelber nur frey, indem der ordnende Geiſt aller Zeiten, und die waltende Geſetzmäßigkeit der Natur in ihm heimiſch wird. Dann erſt erſcheint der äußere Zwang als innere geheiligte Nothwendigkeit, und eine jede Einrichtung entſpringt aus dem Innern des Staats ſelbſt, der in ſich begründet und feſt ſteht. Dieſe Freiheit aber, die aus dem Mittelpunkte des Staats ſich einem jeden Bürger mittheilt, erringt er nur durch die Bemühung der erhabenſten Geiſter, die, indem ſie ihr eigenes Weſen zu ergründen ſuchen, durch die Gewalt der

Weisheit auch den Staat erheben, deſſen Bürger ſie ſind.

Ehe ich dieſe Stunde ſchließe, finde ich es nothwendig, euch vor gefährlichen Abwegen zu warnen. Erſtlich ſey es euch alſo geſagt, daß es nicht Allen gegeben iſt alles zu faſſen, daß wenn gleich der allgemeine Sinn einen jeden beleben ſoll, ſo daß eine jede Beſchäftigung durch ihn geheiligt wird, dennoch ein jeder mit ſtrenger Entſagung, dasjenige Problem welches ihm die Natur zu löſen gab, diejenige Thätigkeit zu welcher er ſich vorzüglich berufen fühlt mit allem Fleiß zu faſſen hat, überzeugt daß eine jede Richtung auf gleiche Weiſe das Herrlichſte zu offenbaren vermag.

Zweytens warne ich euch vor jenem falſchen Scheine, der, den Hochmuth nährend, Andere gern überreden möchte, daß man alles begriffen habe. Denn indem man Andere täuſchend, dasjenige was man keinesweges ſelbſt klar gefaßt hat, ſo zu ſtellen ſucht, als wenn es die Wahrheit enthielte, wirft ſich der Dünkel, das eigene Weſen zerſtörend, nach innen, und

und die innere Wahrheit die ihr ergreifen möchtet, erſtirbt in dem erlogenen Scheine. Auch trennt euch der falſche Dünkel mehr als die ernſthafte und ſinnige Beſchäftigung mit den erhabenſten Dingen von dem eigentlichen Leben. Klüger dünkt ihr euch, als die Zeit, in welcher ihr lebt; und auf das Beſtreben derſelben thöricht herabblickend, wollt ihr ihre Wünſche, ihre Hoffnungen und ihr Ringen nicht theilen. Die wahre Weisheit aber gewinnt euch für das Leben und trennt euch nicht von demſelben. Eine jede Wunde der Zeit ſoll in euch ihre Heilung, eine jede Verirrung derſelben in euch ihre Zurechtweiſung erhalten. Wo daher die allgemeine Liebe erloſchen, wo die allgemeine Theilnahme und der thätige und hülfreiche Sinn verſchwunden iſt, da herrſcht frevelhafter Irrthum im Innern.

Endlich warne ich euch vor dem ſchädlichen Irrthume, welchem oft redliche, aber krankhafte Gemüther unterliegen, indem ſie wähnen, daß ſie berufen ſind, ein einſeitig entworfenes Bild erſonnener Vollkommenheit in der Welt zu realiſiren. Nicht in der Uebereinſtimmung mit der äußeren Welt, ſondern in der Uebereinſtimmung mit euch ſelbſt, die euch keiner rauben kann, liegt die Wahrheit eures Daſeyns, und mit dieſer die Weisheit. Zwar thätig werdet ihr ſeyn, was euch recht dünkt, immer lehrend, und was euch richtig ſcheint, ausübend, den Erfolg aber dem waltenden Geiſt der Geſchichte ruhig überlaſſen, und nicht in erſchlaffenden wehmüthigen Klagen euch verlieren, wenn was ihr wollt, mißverſtanden wird, vielleicht, von Irrthum und Bosheit ergriffen, mißgeſtaltet erſcheint, denn nicht fremde Bosheit und Irrthum, nur der eigene vermag euch zu beunruhigen. Zwar beſtrebt ihr euch, den Geiſt der Zeiten als euren eigenen zu faſſen, aber in ſeine unergründliche Tiefe zu ſchauen, iſt dem Sterblichen nicht vergönnt. Dennoch wißt ihr, daß die waltende Gottheit euch innerlich befreundet iſt. Eure eigene Thaten, einmal gethan, gehören dem ordnenden Geiſte zu, deſſen Offenbarungen ihr, getrennt von allem Perſönlichen, zu betrachten, keinesweges nach irdiſchen Wünſchen und Hoffnungen zu richten habt. Eure eigene innere Natur erkennt ihr in den Ideen Gottes, deren Betrachtungen ihr euch andachtsvoll weihet, nicht in den krankhaften Idealen, die ewig nur Götzen verirrter Gemüther ſind. So ſeyd ihr unabhängig von dem äußeren Wechſel, wahrhaft thätig im Sinne des Ganzen, und keine getäuſchte Hoffnung, nicht der Untergang deſſen, was euch das Theuerſte zu ſeyn ſcheint, nicht die Mißverſtändniſſe der Welt, vermögen die innere Ruhe zu ſtören, die, in ſtiller Betrachtung verſunken, in den Gährungen der Zeit, und in den Verwickelungen derſelben den allmächtigen Geiſt erkennt, der ſich in eurem Innern kund thut, der die Quelle aller Weisheit, ſo wie innige Verbindung mit ihm die Wurzel aller Freiheit iſt.

Sechſte Vorleſung.

Daß die Idee der Univerſitäten begriffen wird aus der Art und Weiſe, wie auf denſelben gelehrt wird, aus dem Sinne, den man hier zu erwecken ſucht, und nicht aus der Maſſe der Kenntniſſe, die hier erlangt werden, oder aus der äußeren Beſchaffenheit derſelben, wird euch ſchon dadurch klar werden, daß die erſte Facultät, die euch zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung einladet, die philoſophiſche ſey. Denn ein jeder wird geſtehen, daß die Weisheit nicht von dem mannigfaltigen Wiſſen verſchieden, vielmehr der ordnende und belebende Geiſt deſſelben ſey. Hier alſo vorzüglich ſoll man euch auf das wiſſenſchaftliche Beſtreben überhaupt, deſſen Natur und Bedeutung aufmerkſam machen. Hier begegnet euch das mannigfaltige Bemühen der Geiſter, eine gemeinſame

Sprache zu finden, und die Dinge ſowohl als das Leben, als klare Ziffern zu ergreifen, deren Deutung man unabläſſig nachſpürt.

Wer hat nun den menſchlichen Geiſt zu jenem raſtloſen Bemühen angeregt, daß er nimmer ruhend den verwandten Geiſt in allen Verhältniſſen des Lebens und des Daſeyns zu erſpähen ſucht? Warum reißt er ſich von den Bedürfniſſen der Zeit los, und verläßt die ebene Bahn des gemeinen Daſeyns, einem unendlichen Beſtreben und mühſeligen Nachforſchungen ſich widmend?

Dieſes iſt es, daß er das Unwandelbare und Feſte innerlich faſſen und ergreifen möchte. Denn alles in dem äußeren Leben iſt unſicher und wechſelnd. Ein jedes Ding, ein jeder Gedanke, eine jede Seele möchte ſich ſelbſt darſtellen und faſſen. Die Verhältniſſe aber haben zwingend alles ergriffen, daß es auf allen Wegen nur als ein Bedingtes erſcheint. Wahrlich, gern opferten wir das eigene erſcheinende Daſeyn, uns einem fremden zutrauungsvoll hingebend, wenn wir in dieſem das Wandelloſe entdeckten, aber die nämliche Bedingung und das nämliche Schickſal tritt uns allenthalben entgegen. So ergreift uns die leere Unendlichkeit, das unmäßige Verlangen, die glühende Sehnſucht, die immer fortſtrebend die ewige Fülle in der Leere des Unendlichen erreichen möchte, ein Unförmliches mit dem Geformten verglichen, immer dürftig nach dem Hinlänglichen ſchmachtend, immer unbeſtimmt, niemals gänzlich ruhend, alles alle Wege duldend, unerſättlich und in äußerſter Armuth. Die Gegenwart erſcheint uns als der helle Punkt, aber er läßt ſich nimmer ergreifen; die Vergangenheit zeigt auf die Zukunft, daß ſie ſich umarmen möchten, doch die Beſtimmtheit der erſten erſtirbt in der unendlichen Leere der zweiten, die Gegenwart iſt ein bedeutungsloſer, immer erſcheinender, immer wieder verſchwindender Punkt, der uns ruhelos ergriffen hat und unbefriedigt hinwälzt zwiſchen Erinnerung und Ahndung.

Wo iſt der feſte Mittelpunkt, den alle Geiſter ſuchen, wo die heitere Ruhe und die genügende Form, deren wir alle bedürfen? was ſtillt das ewige Verlangen, ohne welches das Leben leer erſcheint, mit welchem innere Sorge furchtbarer Art in athemloſer Hitze uns herum zu treiben ſcheint?

Suchen wir in dem erſcheinenden Leben, welches doch nur in Verhältniſſen da iſt, dieſe feſthaltend, uns ein frevelhaftes Daſeyn zu verſchaffen, ſo gebiert ſich der Haß und die wilde feurige Begierde, die alles vernichten möchte, den äußeren Zwang ſinnlos bekämpfend. Suchen wir dem erſcheinenden Gedanken, der aus Verhältniſſen gebohren iſt, irgend einen erlogenen Werth beizulegen, indem wir die Welt der Vorſtellungen ihm thörichter Weiſe opfern, ſo gebiert ſich die hohle Lüge die Nichtigkeit des leeren Beſtrebens klar darſtellend.

Wenn wir den Grund des Widerſpruchs aufſuchen, der dem ganzen Leben und Wiſſen, allen Beſtand und alle Bedeutung zu rauben ſcheint, ſo entdecken wir leicht, daß er darin liegt, daß das Endliche und Bedingte, als ein Einzelnes, im Gegenſatz gegen das Unbedingte und Unendliche, geſetzt wird, denn ſo giebt uns die erſcheinende Welt alles, Gedanken, Dinge und äußeres Daſeyn. Könnte die menſchliche Seele eine Anſchauung gewinnen, in welcher das Bedingte und Unbedingte, das Endliche alſo und Unendliche ſich durchdrängen, ſo würde ein ſolches, nicht durch ein anderes, ſondern durch ſich ſelber bedingt ſeyn, denn wäre es durch ein anderes bedingt, dann wäre es nicht, was es der Vorausſetzung nach ſeyn ſollte, ein Unbedingtes. Ein ſolches würde ferner durchaus unvergleichbar, ſeiner eigenen Natur ewige Genüge leiſten. Ewig in ſich geſchloſſen, würde es keinem Wechſel unterworfen ſeyn, denn alle Veränderungen entſpringen nur aus einer fremden Bedingung. Der Begriff der Zeit wäre alſo für ein ſolches Weſen aufgehoben, und was bloß im Verhältniſſe da iſt, und durch äußere Urſachen hervorgebracht ward, würde in Rückſicht ſeiner ein Nichtiges ſeyn. Abſolut frey wäre ferner ein ſolches Weſen; denn frey nennen wir, was ſich ſelbſt beſtimmt in innerer Uebereinſtimmung mit ſeiner Natur. Endlich gäbe es für daſſelbe keine äußere Welt im Gegenſatz gegen eine innere, denn dieſe Gegenſätze würden ſich entweder wechſelſeitig beſchränken oder aufheben. In dem erſten Falle fände eine fremde Bedingung Statt, welches der Vorausſetzung widerſpricht. In dem zweiten Falle wäre der Unterſchied verſchwunden.

Es iſt wichtig, und ohne allen Zweifel von großer Bedeutung für das forſchende Gemüth, zu erfahren, ob eine Anſchauung dieſer Art eine erträumte und unmögliche, oder eine wahrhafte, von der Seele zu erringende, ſey. Aber eine ſolche Anſchauung eines Allgemeinen und Unbedingten, in welchem das beſondere und bedingte Weſen nicht zum Theil, ſondern ganz geſetzt wird, gewährt uns die unwandelbare Sittlichkeit. Wir wiſſen es, und werden es durch die Betrachtung unmittelbar inne, daß dieſe über alle Relationen ſchlechthin erhaben iſt, daß ſie in abſoluter Rückſichtloſigkeit ewig und unwandelbar ſey. In allen Gemüthern iſt ſie durchaus die nämliche, ſo daß alle Seelen, ſittlich angeſehen, den nämlichen Grund haben, und das beſondere Leben aus der nämlichen Quelle ſchöpfen. Doch iſt ſie nicht theilweiſe in einem jeden, ſo daß der eine das ſittliche Supplement des andern wäre, ſondern ganz. Ein jeder iſt alſo, ſittlich angeſehen, ein unendliches, und ſchlechthin über alle Verhältniſſe erhabenes Weſen. Doch iſt dieſes Unbedingte mit dem Beſondern auf eine ſolche Weiſe geſetzt, daß auch er nicht der Sittlichkeit nur zum Theil gehört, vielmehr geht die Anforderung, mit ihr Eins zu ſeyn, an ſein ganzes Weſen. Das Beſondere und Allgemeine, das Endliche und Unendliche, ſind alſo Eins und unzertrennbar.

Wie nun die Sittlichkeit uns jene ſelige Einheit im Allgemeinen darſtellt, ſo offenbart uns die Schönheit dieſes nämliche im Beſondern. Denn dadurch unterſcheidet ſich das Schöne von dem bloß Nützlichen und Angenehmen, daß dieſes nicht in ſich ſelbſt, ſondern in einem Aeußern begründet iſt, ſo daß es ſich zu einem Fremden verhält wie ein Mittel zum Zweck, alſo beſtändig nur in äußeren Verhältniſſen und nach Bedürfniſſen geſchätzt wird, das Schöne dahingegen nur aus ſich ſelbſt begriffen werden kann. Die Schönheit lebt, getrennt von allem Aeußeren, in einer eigenen heitern Welt, und das Sondernde der Form wird nur aus dem Weſen begriffen, ſie enthält daher eine wahrhafte Unendlichkeit in ſich, von der Endlichkeit ununterſcheidbar. Nicht in einem bloß Aeußeren erkennen wir die Schönheit, vielmehr offenbart ſich, mit der Form aufs Innigſte verbunden, ein Geiſtiges, welches alle Theile zu einem Ganzen belebend, einen jeden durchdringt. Die Schönheit nun kann weder als ein bloß Unendliches und Inneres, etwa als ein Begriff, gefaßt werden, noch auch als ein Endliches und Aeußeres, etwa bloß aus den Verhältniſſen der Maſſen zu einander, vielmehr iſt das Aeußere und Innere nicht bloß verbunden, ſondern durchaus Eins.

Wie wir nun die Einheit des Allgemeinen und Beſondern in der Sittlichkeit und Schönheit, welche uns eben das Herrlichſte des innern und äußern Daſeyns offenbarten, wahrnehmen, ſo auch in allem dem, worin das Trefflichſte im Leben und in der Natur uns entgegen kömmt.

Das iſt es eben, was den Forſcher mit unwiderſtehlicher Gewalt an die ſtumme Natur knüpft, daß ſie in ſich lebt, die Fülle aller Schönheit und aller Ideen in ſich verſchließt, und ſich ganz in einem jedweden Dinge kund thut. Ja die äußere Nothwendigkeit, die den Fremdling der Natur erſchreckt, indem ſie vor ſeinen Wünſchen und Hoffnungen kalt vorübergeht, erquickt vielmehr den Forſcher, der in ihr die unwandelbare, ewige Geſetzmäßigkeit erblickt, der er das Erſcheinende ſeines Daſeyns mit allen ſeinen perſönlichen Wünſchen und Begierden gern opfert, wenn es ihm vergönnt iſt, an dem ewigen Leben des unwandelbaren Geiſtes Theil zu nehmen.

Wie in der Natur ſtellt ſich auch in der Geſchichte das Herrlichſte und dasjenige, was die Seele innerlich erquickt, nur dar, wo die Einheit des Allgemeinen und Beſondern geſchauet wird. Aeußerlich angeſehen, und den Verhältniſſen geopfert, ſcheint dem Leben nur geringe Bedeutung eigen zu ſeyn. Ein ſinnloſes Gemenge einander widerſprechender Thaten, unreife Verſuche des Geiſtes, die ſich ſelbſt vernichten und widerſprechen, ein grauſes Gemiſch von Unthaten allerley Art, hat das Ganze und einen jeden Theil ergriffen und alles chaotiſch unter einander geworfen. Doch was ſich ſelber niemals verſteht in unſerm Leben, was Natur gegen Menſchen und Menſchen gegen einander waffnet, die verirrten Töne, die ihre eigene Bedeutung nicht feſthalten können, weiß der göttliche Dichter in holder Eintracht zu verbinden. Wohl mag die Seele ſich erquicken an dem ewigen jugendlichen Bilde, durch welches der Dichter es verſteht, das was getrennt und vereinzelt in der Welt alle Bedeutung verliert, tief zu ergreifen und demſelben einen hohen Sinn einzuhauchen. Auch die Dichtung iſt nur vollkommen, wenn ſie, in ſich geſchloſſen, einen jeden Theil durch das Ganze verklärt, und dieſes wiederum durch das fröhliche und freie Spiel das Beſondere zu verherrlichen vermag.

Ganze Zeiten haben ſich durch Dichtungen verewigt, ja dieſe ſind es, die uns alle tragend, als die immer dauernde und ewig friſche Wurzel unſers Daſeyns hervortreten. Ein jeder, der mit feſten und klaren Augen es vermag, die großen, herrlichen und ſelbſt in ihren Ruinen ſo coloſſalen Fragmente der bedeutenden Nationen der frühen Vorzeit zu ſchauen, muß nothwendig in ihnen die Reſte einer Zeit erblicken, in welcher Wiſſenſchaft, Kunſt und That in unzertrennbarer Vereinigung, das Göttlichſte und Höchſte hervorzubringen vermochten. Dieſe Vereinigung rief jene wunderſamen Kenntniſſe der entfernteſten Vorzeit hervor, jene tiefe, durchgreifende, und hohe Anſichten der Natur, deren Fragmente wir bewundern, ohne daß wir, bey der herrſchenden Natur Wiſſenſchaft und Geſchichte, im geringſten im Stande ſind, ſie zu begreifen; ſie riefen jenes kühne, große, und in der That kunſtreiche Leben hervor, in welchem Thaten ſich wunderſam mit Thaten verknüpften, und ein großes und bedeutungsvolles Ganze bildeten, durch ſie entſtand jene kühne Verwechſelung der Wirklichkeit mit der Allegorie, indem das hohe Daſeyn dieſer Heroen nichts anders war, als eine Einzige herrliche Allegorie des Ueberſinnlichen, durch ſie entſtanden endlich die rythmiſchen Töne, in welche das herrliche Leben ſich, wie aus einer klaren Lichtquelle, ergoß und einen göttlichen Glanz über die ganze Geſchichte warf, den die ſpätern geſunkenen Geſchlechter, nie ganz zu trüben oder zu zerſtören vermochten.

Barbariſch und in ſich bedeutungslos nennen wir diejenigen Völker, deren Leben ſich nicht in dem hellen Mittelpunkte betrachtender Gemüther abzuſpiegeln vermochte. Eben daher erquicken uns jene Darſtellungen, weil die Zeit ſelbſt in ihnen gebändigt ſcheint, das Wechſelnde ſein Zentrum gefunden hat, in welchem das Ganze und Beſondere das gemeinſame Daſeyn feyert. Die Zerſtörung hat ſich in ihnen ſelbſt überlebt. Denn jene Nationen ſind untergegangen, aber die reifen Früchte eines herrlichen Lebens, werden in goldenen Schalen uns allen dargereicht, die unſterbliche Nahrung, die unſere innere Verwandtſchaft mit dem Göttlichen kund thut.

Auch die deutſche Nation hat eine ſolche dichteriſche Vorzeit, die noch nicht erloſchen iſt. Zwar indem wir die nationale Gottheit verläugneten, fremden Götzen huldigend, iſt ſie vielen unter uns, und zwar vor allem denjenigen, die ſich die Klügſten dünken, fremd geworden und dient dem Gebildeten zum Geſpötte. Aber mit ſtiller Andacht werden die Geſtalten der früheſten Vorzeit, in der Erinnerung des Volks, feſt gehalten. Hier unterhalten ſie, manchmal verzerrt und wunderlich mißgeſtaltet, niemals aber ganz getödtet, das innere Leben der Nation, und gründen die heiterſten Hoffnungen für die Zukunft. Selbſt die größten Geiſter, die aus allen Gegenden des Wiſſens und aus dem bedeutungsvollen Leben aller Geiſter und Nationen, die göttliche Nahrung ziehen, müſſen ſich zu der heimathlichen Einfalt hinneigen, damit das tiefe Leben der Nation aus ihnen herausbreche. Zwar die Stürme ſind gekommen, und der Winter iſt eingetreten, die Blüthen und Blätter ſind verwelkt und die Zweige zerknickt, aber das innere und unbezwingbare Leben, die noch nicht ausgetrockneten Säfte deſſelben, offenbaren ſich in dem blutenden Stamme, den nahen Frühling verkündigend. Indeſſen ſehen wir bei anderen Völkern die Erinnerung erloſchen, nur ein Schein-Leben ſpielt noch immer in der nirgends haftenden Krone. Aber das hohle Leben hat keinen Beſtand, die Zeit des Welkens iſt nahe, ſelbſt der Frühling wird es tödten, und die Axt ruht an der verſtorbenen Wurzel, den ausgetrockneten Baum zu fällen.

Das iſt es, was wir wollen, was die ſehnende Seele ſucht, was Mühe und Fleiß und Anſtrengung jeglicher Art erregt: den Schein vernichtend, das Göttliche ſchauen, was in Allem allein Beſtand hat. Da aber tritt es allein hervor, wo in jedwedem Dinge das Ganze ſich ſpiegelt. Daher ergreift die Seele eine innige Freude und unnennbares Ergötzen, wo die Einheit des Allgemeinen und Beſondern ſich kund thut. „Die Seele „kennt zwar das Unendliche, kennt alles, aber „dunkel. Wenn ihr das Brauſen eines Waldes im „Sturme vernehmt, ſo hört ihr das Geräuſch eines

„jeden Blattes, aber vermiſcht mit dem Geräuſch „aller andern, ohne es zu unterſcheiden. So iſt „das Rauſchen und Wogen der Welt in unſerer „Seele.“ Aber was die Seele, dunkel und auf eine verworrene Weiſe ſchauet, das beſtrebt ſie ſich zur klaren Einſicht zu erheben, damit auf jedwedem Punkte ihr das Göttliche entgegentrete, und ſie es in einer jeden eigenthümlichen Richtung wahrnehmen könne. Ein jedes wiſſenſchaftliche Beſtreben ſucht in der That nichts anderes, als jene Einheit zu erlangen, denn auch in einer jeden ſelbſt empiriſchen Wiſſenſchaft iſt nicht das Beſondere für ſich, auch nicht der allgemeine Grundſatz für ſich, ſondern nur die Einheit beider das Reelle. Indem nun die Seele auf dieſe Weiſe bemüht iſt, die Natur der Dinge und die Bedeutung des Daſeyns überhaupt zu ergründen, hat ſie den innern gemeinſamen Grund aller Wahrheit und dasjenige gefunden, welches alle Seelen verbindet im Erkennen, wie die Sittlichkeit im Handeln. Denn es iſt wohl klar, daß das Unwandelbare nichts ſeyn kann, als der Geiſt des Alls oder Gott.

Wenn nämlich das Unendliche und Unbedingte, welches wir in vollkommner Einheit mit dem Endlichen und Beſondern in jedweder Wahrheit zu ſchauen trachten, nicht das Unendliche ſchlechthin wäre, ſo wäre es ja ſelbſt ein Bedingtes, und da eine jede Bedingung in der höchſten Anſchauung nichtig iſt, ſo wäre es ein durchaus Nichtiges. Iſt aber dasjenige, welches wir in vollkommener Einheit mit dem Beſondern erblicken, das wahrhaft Unendliche, ſo iſt dieſes Beſondere ſelbſt in diejenige Welt verſetzt, in welcher alles für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt iſt, indem es im Ganzen iſt, das Ganze aber zu gleicher Zeit in jedem Theile. Wohl wiſſen wir es, daß es dem Menſchen nicht gegeben iſt, die göttliche Herrlichkeit zu ſchauen. Aber der göttliche Sinn iſt ihnen gegeben, weshalb es von ihm heißt, er ſey nach dem Bilde Gottes geſchaffen. Und wie der Menſch, auch ohne über den Erfolg ſeiner Thaten zu klügeln, nur durch den ſittlichen Sinn innerlich mit dem Geiſte der Geſchichte übereinſtimmt, ſo daß ſeine Geſinnung Eins iſt mit dem Willen der waltenden ten Forſchung, welches er weiß ſo gewiß als er da iſt, ſo iſt auch der göttliche Sinn im Forſcher das einzige, durch welches wir mit der Wahrheit übereinſtimmen, und wie außer der Sittlichkeit alles Verbrechen und ſich ſelbſt vernichtende Unthat iſt, ſo iſt außer dem göttlichen Sinn alles falſch, ſich widerſprechend und dem Irrthum blosgegeben.

Vergebens aber ſucht ihr dieſen Sinn auf eine mittelbare Weiſe zu erringen, indem ihr Sätze mit Sätzen vergleichend, ihn allmählig hervorzurufen ſucht. Die Vernunft in welcher er wohnt, ja mit welcher er durchaus Eins iſt, iſt nicht eine ſolche, die derjenigen ähnlich iſt, welche unter uns gewöhnlich Vernunft genannt wird, welche man durch Grundſätze zu vollenden pflegt, und die, indem ſie Schlüſſe ſammelt, vervollkommnet wird, die alſo ſchließt, indem ſie nachſinnet wie eins aus dem andern folgt, und die Dinge nach dieſer Schlußfolge betrachtet, die alſo vorher nichts beſitzt, ſondern leer iſt und erſt durch das Lernen zur Vernunft wird. Dieſe in Relationen gebohrne Vernunft, die dieſen Namen nicht verdient, kann von den Verhältniſſen, von welchen ſie gefangen iſt, niemals ſich losreißen. Glaubt ihr es wohl möglich, daß einem Menſchen, dem der Sinn für die Schönheit niemals aufgegangen iſt, dieſe klar werden könnte, wenn man die Verhältniſſe der ſchönen Geſtalt mit großer Genauigkeit entwickelte?

Wenn ihr daher behauptet, daß der Mann dieſen Sinn erringen könne, durch anhaltende Beſchäftigung mit Wiſſenſchaft, ſo gerathet ihr in einen argen Widerſpruch. Denn außer dem Sinn iſt alles Irrthum und Wahn, und eine beſtändige Beſchäftigung mit dem Nichtigen, würde uns eher von der Wahrheit entfernen, als ſie uns näher bringen, wie uns dieſes die Zeit und die einſeitigen Richtungen, in welcher ſie gefangen iſt, genugſam beweiſen. Auch iſt der Sinn für das Göttliche nicht ein künſtlicher, vielmehr der urſprüngliche, natürliche, wahrhaft kindliche, nur durch die ſchiefe Richtung, einer ſich ſelbſt mißverſtehenden Zeit irregeleitet, und es iſt das Höchſte und Wichtigſte für den Staat, daß er, nicht etwa erkünſtelt, ſondern in allem gepflegt und erhalten wird.

Daher werdet ihr eingeladen dieſen Sinn in der Erforſchung der Natur, in den Bemühungen der trefflichſten und freieſten Geiſter aller Zeiten zu erkennen, und in euch ſelbſt zu pflegen.

Zwar ſtellen ſich die Univerſitäten immer ſelbſt wieder her, ſo daß auch diejenigen, die ſich den Wiſſenſchaften durchaus widmen wollen, hier alles finden, deſſen ſie bedürftig ſind, indeſſen iſt dieſes keinesweges das alleinige Streben derſelben, die belebende Idee ſoll vielmehr, von dieſem Mittelpunkt ausgehend, alle Richtungen erhellend, eine jede Beſchäftigung verklärend, den ganzen Staat durchſtrömen, und auch in den unſcheinbarſten Regungen deſſelben, der Sonne gleich, freies Leben und eigenthümliche Geſtalt hervorrufen. Wie nun das nehmliche allgemeine Wiſſen, dem Staate einverleibt, ſich in verſchiedenen Richtungen ergießt, wird der Gegenſtand einer eignen kurzen Betrachtung ſeyn.

Die zwey großen Momente des ewigen Seins ſtellen ſich in zwey Formen, als Natur und Geſchichte, dar. Das Allgemeine des Geiſtes, dem Beſondern der Geſtaltung einverleibt, erkennen wir in der Natur, das Beſondere der Natur, dem Allgemeinen des Geiſtes innigſt verbündet, entfaltet ſich in der Geſchichte. Wahrhaft ſind ſie nur da, wo ſie ſich vielſeitig auf eine ſolche Weiſe durchdringen, daß das Ganze der Natur ſich in der Geſchichte, das Ganze der Geſchichte, ſich in der Natur abprägt, wovon uns die Blüthe-Zeiten der bedeutendſten Nationen, Kunſt, Poeſie und jedwede Wiſſenſchaft überzeugen können. Von beiden Seiten das Daſeyn ergreifend, ſucht der Staat allem das Gepräge eines eigenthümlichen Lebens aufzudringen, ſo daß der wilde Naturgeiſt dem Staate dienſtbar wird, alle widerſtrebende Kräfte der Natur, in ſchönem Ebenmaaß, ein äußeres Leben und eine heitere Geſtalt deſſelben hervorrufen, indem der Geiſt aller Zeit in einer Gegenwart, ſich durchdringend, ein friſches inneres Leben, voll hoher Bedeutung, entfaltet, damit ſo eine geſunde Seele des Staats in einem ſchönen und geſunden Leibe ſich darſtelle.

In einer doppelten Richtung wird die äußere und phyſiſche Geſundheit und das organiſche Ebenmaaß des Staats geſucht. Denn man beſtrebt ſich erſtlich es darzuſtellen, indem man die Kräfte der Natur zwingt, als lebendige Gliedmaaßen des Staats, im *Ganzen* und *Allgemeinen* ſich dem Staate einzuverleiben. Dieſes geſchieht durch die Induſtrie, durch die Steigerung und organiſche Vollendung des nationalen Kampfs mit der Natur, der beſonders in unſern Tagen von großer Bedeutung geworden iſt, ſo daß, wenn nicht mehr der enge Egoismus des Beſitzes, ſondern der freie Geiſt des Staats ſich in dieſen Bemühungen entfaltet, eine bedeutungsvolle Zukunft durch dieſelben vorbereitet wird. Zwar werdet ihr die Lehren nicht vermiſſen, die auf den Univerſitäten dieſe Richtung andeuten. Aber ſie verdient durch eine eigene Facultät dargeſtellt zu werden. Der Grund, warum dieſes bis jetzt nicht auf den Univerſitäten Statt findet, iſt in der Geſchichte derſelben gegründet, denn die höhere organiſche Bildung dieſer Beſtrebungen und ihre wiſſenſchaftliche Tendenz, iſt erſt mit der bedeutenden Fortbildung der Naturwiſſenſchaft überhaupt hervorgetreten, und als die Neigung, die ökonomiſchen Einrichtungen des Staats wiſſenſchaftlich zu begründen, ſo überhand nahm, daß man es nothwendig fand, auch auf den Univerſitäten Rückſicht darauf zu nehmen, war der Geiſt derſelben der Zeit ſo fremd geworden, daß man den wahren Sinn und die Bedeutung der philoſophiſchen Facultät nicht mehr faßte. Man ſah dieſe daher als ein Unbeſtimmtes an, und glaubte dasjenige, was man mit andern beſtehenden Facultäten nicht zu vereinigen wußte, am bequemſten mit dieſer verbinden zu können. Es iſt aber klar, daß dadurch die Grenzen der philoſophiſchen Facultät überſchritten werden, indem dieſe den allgemeinen wiſſenſchaftlichen Sinn auszubilden hat, keinesweges aber eine beſtimmte Richtung des Staats fixirt. Eine kammeraliſtiſche oder ökonomiſche Facultät iſt daher in unſern Tagen auf den Univerſitäten nothwendig und in dieſer wird, wie wir gezeigt haben, die äuſere und phyſiſche Geſundheit des Staats im Allgemeinen dargeſtellt. Eine andere Facultät ſchützt die Geſundheit des Staats, in ſofern ſie durch einen jeden Bürger dargeſtellt wird, im Beſondern; eine ſolche iſt die mediciniſche. Dieſe beiden Facultäten ſtellen die Richtung der geſammten Naturwiſſenſchaft zu Erhaltung des Staats dar, und eine jede Beſchäftigung des Arztes oder des Oeconomen, wird um ſo tiefer in die wahre Idee des Staats eingreifen, je tiefer er den Geiſt der Natur, alſo auch ſeine innige Einheit mit dem Weſen der Geſchichte erkannt hat.

Auch das innere Leben des Staats ſtellt ſich in einer doppelten Form dar. Die innere Geſundheit deſſelben wird im Allgemeinen fixirt durch das Recht, durch die Strenge der Geſetze, welche die ſtörenden Begierden und das Vernichtende abtrünniger Geſinnungen aus dem Ganzen des

Staats ausſchließen, und dieſe geſchichtliche Richtung wird in einer eigenen Facultät, in der juridiſchen, dargeſtellt. Endlich wird das innere geſchichtliche Leben und der eigentliche Geiſt des Staats, in ſofern er ſich in einem jeden Bürger darſtellt, im Beſondern durch den religiöſen Cultus feſtgehalten, und in einer eigenen Facultät, in der theologiſchen nämlich, fixirt. Beide Richtungen werden deſto tiefer in den eigentlichen Sinn des Staats eingreifen, je tiefer ſie den eigentlichen Sinn und den Geiſt der Geſchichte ergriffen haben, dieſen aber erkennen ſie nur, indem ſie ſeine hohe Einheit mit der Natur faſſen, und auf dieſe Weiſe ſtellt ſich uns, wenn gleich in einer beſtimmten Richtung feſtgehalten, auf einem jeden Punkte das Ganze dar.

Nun können wir zwar nicht leugnen, daß diejenigen Beſchäftigungen, zu welchen uns die Facultäten vorbereiten, auch auf eine bewußtloſe Weiſe von Solchen ausgeübt werden müſſen, denen es nicht vergönnt iſt, den höchſten Punkt des Erkennens zu ergründen. Solche, äußerlich angeſehen, untergeordnete Gemüther, können auf einzelnen Inſtituten gebildet werden, die jedoch ihren höhern ordnenden Geiſt den Univerſitäten verdanken müſſen, ſo daß das höchſte Beſtreben der keimenden Weisheit den ganzen Staat belebend umfaßt, und in keiner Beſchäftigung vermißt wird.

Euch aber iſt es gegeben dem Höchſten nachzuſtreben, und mit der Treue der Verwaltung den hohen Genuß des Erkennens zu verbinden.

Siebente Vorleſung.

Was wir im Erkennen ergreifen, wird nicht erſt durch unſer Erkennen; es iſt ſchon da. Alles wahre Erkennen iſt mit dem Daſeyn eins, und die heilige Wahrheit eins mit einer heiligen Welt, in welcher alle Dinge ihr eigenes Seyn in dem Ganzen und alle Gemüther ihre ewige Freiheit in der waltenden Nothwendigkeit finden. Dieſe Welt iſt uns nicht fremd, ſie wurzelt innerlich in der Seele eines Jeden, und nur die Träume der Verhältniſſe halten ſie fern von uns. Wie wir im Traume keinesweges das Wachen gänzlich vergeſſen, dieſes vielmehr, wenn gleich bewußtlos, in den Traum mit hineingeht, und verhindert, daß wir nicht ein bleibendes Spiel willkührlicher Phantaſien werden, ſo daß wir, aufgewacht, die Continuität des Bewußtſeyns behalten, wenn uns gleich der Traum in eine wunderſame Welt voller Willkühr verſetzt, ſo bleibt in unſerer Seele, iſt ſie gleich von den Verhältniſſen ergriffen, das tiefe Gefühl eines höhern Lebens in einer ewigen Welt. Und wie im Traume das Bewußtſeyn deſſelben, als eines ſolchen, nicht ſelten hineindringt, die Täuſchungen aufhebend, ſo dringt ſich das Erkennen des höhern Seyns in die gefangene Seele hinein. Und wie, wenn die Idee uns verläßt, wenn die geſelligen Verhältniſſe und die heitern Gegenſtände, in welche wir durch Gewohnheit heimiſch geworden ſind, ſich entfernen, wenn eine wilde, uns fremde und drohende Natur uns umgiebt, die heimliche Angſt und das verborgene Grauen uns umfaßt, und, Vernichtung drohend, die zagende Seele umfängt, ſo auch im Leben, wenn die Gemeinſchaft der Geiſter, und die liebevolle Heimath des ewigen Seyns uns verläßt. Was iſt es, was die Natur in jedem Leben darzuſtellen verſucht, was der Staat mit allem ſeinen Streben ergreifen will, was wir im Erkennen mit Freude und Frohlocken begrüßen? Es iſt die

Welt, in welcher ein jedes Ding ſein Daſeyn feiert im Ewigen, und eine jede lebendige Geſtalt friſch und fröhlich die ewig jugendlichen Glieder bewegt in dem unbetrübten Aether des Ganzen, es iſt der neue Himmel und die neue Erde, die uns verheißen ſind, die Gemeinſchaft der Heiligen, deren trüber Abglanz mit froher Hoffnung uns umfängt. Die Geſchichte zwar iſt verworren und getrübt, die Natur zwar dem beſtändigen Wechſel hingegeben. Aber faßt nur mit gereinigtem Blicke Natur und Geſchichte, und ihr werdet ſchauen, wie die entfeſſelte Natur im Geiſte der Heiligen frey und thätig, der Geiſt des Ewigen in der Natur in heiliger Nothwendigkeit ruhend iſt.

Was hat euch in jene heilige Welt verſetzt und uns im Traume das Gefühl des Wachens erhalten? Habt ihr es errungen, daß ihr es euer eigenes nennen könnt, habt ihr das Ewige erkämpft durch endliche That? Alle eure Thaten ſind von Verhältniſſen ergriffen, alles was ihr darſtellt iſt ein Einzelnes und Vergängliches. Und wenn jemand käme und ſagte euch: hier iſt die Weisheit, in dieſe Worte habe ich ſie gebannt, und wenn es ein Engel vom Himmel wäre, glaubt ihm nicht. Himmel und Erde, die Abgründe des Daſeyns, jegliches Leben und jedwede Zunge zu allen Zeiten mögten ſie dir darſtellen, auch liegt ſie in den Bemühungen der trefflichſten Geiſter, und du magſt ſie wohl erkennen darin, aber nicht als ein Abgeſondertes, durch welches ſie vor Allem gefeſſelt und ſo ausgeſprochen wäre. Kann in der Zeit das Zeitloſe gebohren werden? Nicht an dieſen oder jenen habt ihr euch gewendet, auch nicht an euch ſelbſt, in ſofern ihr euch im Bewußtſeyn ergreifen könnt. Was bringt euch dazu, das Ewige zu ergreifen? Nichts Endliches, denn dieſes zeigt nur auf ein Anderes, und aus dem eiſernen Kreiſe der euch umfaßt, könnt ihr niemals heraustreten. Alſo das Ewige war ſchon da, ehe ihr es ergriffen habt, und was ihr findet iſt eben deshalb ein Ewiges und Gewiſſes, weil ihr in dieſem den innerſten Kern eures Daſeyns, die ewige gnadenvolle Gabe erkennt. Daher iſt alles Wahre unmittelbare Offenbarung, ein ſchlechthin Geſchenktes, die göttliche Mitgabe einer herrlichen Natur. Alle Weisheit iſt, ihrem tiefſten Grunde nach, Ueberlieferung, die Natur hält ſie verſchloſſen, die Vorzeit hat ſie in bedeutungsvollen Bildern aufbewahrt, und was ihr in eurem Gemüthe erkennt, iſt euch ein abſolut Freies, weil ihr es von nichts Einzelnem, ſondern nur von dem Ganzen emfangt, und weil dieſes unmittelbare Empfangen mit dem freien Heraustreten aus der eigenen Natur Eins iſt. Alles was wir zu erringen ſtreben, das ſchönſte Daſeyn und das tiefſte Einverſtändniß der Geiſter unter ſich und mit der Natur, liegt als Vergangenheit vor uns; will die Zukunft etwas anderes, als die Enträthſelung der tief verborgenſten Vorzeit? Wo die Zeiten ſich faſſen und verſtehen, da bricht die innere Uebereinſtimmung und der wahre Friede als Gegenwart hervor. Daher hält Natur und Vergangenheit unſer zukünftiges Schickſal in großen zerſtreuten Hieroglyphen gefangen, und emſig ſpähen wir den Sinn derſelben nach, wohl fühlend, was ſie uns ſind. Die kindliche Zuverſicht jener herrlichen

Vorzeit, der jugendliche Frohſinn, das feſte Vertrauen offenbaren in einem Jeden die in ſich ſicherere und unwandelbarere Natur, die wir in der Erinnerung unſerer eigenen Kindheit, wie in der Geſchichte wieder finden. Und wie die Nationen ein leeres Daſeyn führen, in deren Adern die friſchen Säfte der unendlichen Vergangenheit verſiegt ſind, ſo iſt auch uns nur ein ausgeſtorbenes Leben gegeben, wenn die Kindheit und Jugend verſiegt und alle Alter in den ſpäteren ſich nicht durchdringen. In dem kindlichen Gemüthe aber ſtellt ſich das Heilige klar genug als eine Gabe Gottes dar. Daher iſt der feſte Grund des Daſeyns der Glaube, ſeine Blüthe die Liebe, und der lebensſchwangere Keim des zukünftigen Lebens die fröhliche Hoffnung. In dieſen umarmen ſich Kindheit, Jugend und Alter, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und alle Widerſprüche, die das Erkennen aufzuheben ſtrebt, ſind in einem heiligen Daſeyn vernichtet.

Es wird einem Jeden einleuchten, daß dasjenige, was in dem Staate und im innern, ſowohl als äußern Leben einen über den andern erhebt, doch nur ein Schein seyn könne und in der Idee des Staats nichtig, da das Ganze in einem Jeden auf gleiche Weiſe abgebildet seyn ſoll. Daher iſt der eigentliche Staat (die Idee deſſelben), die Gemeinſchaft der Heiligen, dieſe iſt keineswegs von dem Staate verſchieden, ſondern innerlich und wahrhaft als der eigentliche Geiſt deſſelben zu betrachten. Die Gemeinſchaft der Heiligen aber iſt die Kirche. Zur Gemeinſchaft der Kirche iſt ein Jeder berufen, als Bürger derſelben ein Jeder frey, nicht geringer als die übrigen, und aller Schein und aller äußere Unterſchied löſt ſich in der göttlichen Gleichheit gemeinſamer Gnade auf. Ihr fragt nach dem Verhältniß der Kirche zum Staat? Aber der Staat ſoll aufblühen in der Kirche, die Kirche das ewige Vorbild des Staats ſeyn, und nur wo heilige Andacht alle Gemüther verbindet, iſt der Staat in ſich geſund und friſch.

In der Kirche alſo ſchauen wir diejenige Welt, in welcher der edle Geiſt mit allem ſeinem

Forſchen und Streben ſich ſelbſt zu ergreifen ſucht. Wir löſen nicht die Widerſprüche des Daſeyns, wir erkennen nur, wie ſie urſprünglich gelöſt ſind, und auch hier erſcheint die Wiſſenſchaft in ihrer hohen Einheit mit der Kirche und mit dem Staate.

Die Wiſſenſchaft und das Leben werden aber dann erſt in ihrer Würde dargeſtellt, wenn alle Verhältniſſe, alle äußere Rückſichten untergeordnet ſind, ſo daß wir uns, wahrhaft frey, bewegen in der eigentlichen Heimath. Dann mögen wir uns aber wohl ernſthaft fragen: wie wir uns von den Erſcheinungen loszureißen vermögen, wir wir uns trennen können von den Verhältniſſen, die uns feſthalten? Die Welt hat ſich an unſere Herzen geſchmiegt, die Genüſſe derſelben locken uns, die untergeordnete Klarheit täuſcht mit dem Scheine höherer Wahrheit, die irdiſche Schönheit möchte uns feſſeln, und das gewohnte Daſeyn hält uns mit ſüßen Banden feſt. Innig wurzelt die Gewalt der Erſcheinung in unſerm tiefſten Herzen, mit zarten Faſern hat ſie eine jede lebendige Regung umfangen, und unnennbarer Schmerz durchbebt das Innerſte der Seele bey der Trennung. Habt ihr die Tiefen des Todes ermeſſen, kennt ihr die Grauen, die Schmerzen deſſelben? Nur wer ihn überlebt hat, vermag es, ihn zu faſſen.

Aber dann leben wir erſt, wenn wir freiwillig den Tod überwinden. Soll die höchſte That, der Tod, eine erzwungene ſeyn? Alles ſollen wir beſitzen, als diejenigen, die es nicht haben, und in dem Wechſel der Schickſale, ſo wie in dem Tode, auch in unſerm eigenen, nur die Offenbarung des höhern Lebens erkennen. So alles freiwillig opfernd, erringen wir das Seyn in Gott, in welchem wir allein wahrhaft leben und ſind. Dieſes Opfer iſt die Verſöhnung. Wer mag ſagen: er habe ſie errungen, wer fühlt ſich nicht den Elementen preis gegeben und dem vernichtenden Scheine?

Daher iſt uns ein heiliges Vorbild gegeben, der eingebohrne Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus, den wir anbeten. Die ganze Natur feiert die Verſöhnung, alle Dinge ſind heilig, wo das verſöhnende Leben den Tod überwindet. Wißt ihr es nicht, wie die Erde jauchzte, als der Menſch gebohren ward im Bilde Gottes? hört ihr nicht das fortdaurende Jubeln der Luft, das Frohlocken des Meeres und die Lobgeſänge der Tiefen der Erde, bis in ihre innerſte Wurzel hinein? Jährlich feiert ſie das ewige Feſt heiliger Verſöhnung in dem rythmiſchen Gang ihres Wechſels. Die rauhen Zeiten ſind verſchwunden, was ſich befeindete, durchdringt ſich in ewiger Umarmung, der ſtarre Stein belebt ſich in den beweglichen Gliedmaßen, das Flüſſige ſelbſt findet die erſehnte Geſtalt, ſich bewegend in den Adern, und die Luft ertönt in melodiſchen Geſängen. Frohlockend begrüßt ſich das Ganze in einem jedweden Leben, und ladet den andachtsvollen Forſcher zum entzückenden Genuß. Was die menſchliche Geſtalt für die Natur, das iſt der Verſöhner für die Geſchichte. Ihr ſchauet in ihm voller Verblendung nur den Schmerz, die Trübſal und das Elend, und erblickt nicht die ewige Herrlichkeit. In ihm leben wir alle, zu ihm drängt ſich eine jede lebendige Seele, in ihm verklärt ſich das Widerſprechende der Zeit, wie die Elemente ſich verſöhnen in der menſchlichen Geſtalt. Er iſt der wahrhafte Menſch unter den Menſchen, die ewig bleibende Geſtalt, ewig aus dem Vater gebohren, ewig in ihm ſeyend, der wahre Mittelpunkt, in welchem die verirrten Töne ſich verſtehen, die wilden Begierden ſich auflöſen, die Sonne der ſonſt im Finſtern irrenden Geſchichte. Er iſt in uns, wir ſind in ihm die eingebohrnen Söhne des Vaters. Was in ihm ſich entfaltete, das ſtellt ſich in uns, nur trüber und unreiner, wieder dar. Der böſe Geiſt, die hohle Lüge des irdiſchen Lebens lockt uns in die leere Wüſte, damit wir, von den Bedürfniſſen des Lebens gefangen, der irdiſchen Nahrung das heilige Wort Gottes opfern ſollen, er führt uns auf die Zinnen des Tempels, damit die ſchwindelnde Seele ſich nach dem Abgrund ſehne, und er bringt uns die blinde Herrſchſucht entgegen, die im Denken, wie im Handeln, das Perſönliche, aus Rückſichten

Gebohrne, zum Götzen aufſtellen möchte, auf daß ihm die Völker huldigen. Der aber iſt ſelig zu preiſen, der den Lockungen frühe widerſtrebt, das Sterbliche frühe in ſich vernichtet, nur das Göttliche ſucht im Wiſſen wie im Handeln, denn es ſtehet geſchrieben: du ſollſt anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. Wer ſich ſo gewidmet hat auch im Leben dem Ewigen, der verbannt den Verſucher aus ſeiner Seele, aber die Engel treten hinzu und dienen ihm.

Wenn ihr dem Erlöſer euer Daſeyn gewidmet habt, ihm einen Tempel gebauet in eurem Innern, dann ſchließt in heiligen Augenblicken die Seele ſich auf, wie die duftende Blume in der Nacht, erhebt ſich aus dem Gedränge irdiſcher Trübſale, wie die Blume aus dem Gedränge der Blätter hervorſtrebt, die alten Zeiten begrüßen euch, wie Moſes und Elias, die freundlichſten Jünger eines frommen Lebens, Glaube, Liebe und Hoffnung, geſellen ſich zu euch, und die befreiete Seele erblickt, voll Entzücken, in höherer Verklärung die ſelige Heimath.

Wohl ſollt ihr kämpfen den harten Kampf, und der Kelch wird nicht von euch genommen; möchtet ihr treue Freunde finden und innere Zuverſicht, denn wahrlich, wem das Grauen des Todes nicht nahe war, wer den Schmerz des Opfers nicht empfand, dem iſt das Geheimniß des wahren Lebens und Geiſtes fremde geblieben.

Sehnt ihr euch nicht nach der herrlichen kindlichen Zeit, in welcher gemeinſame Andacht alle Seelen entflammte, alle Thaten verherrlichte, der kommende Frühling ein Tempel Gottes war, voll Anbetung und Lob, und alle Blüthen ihm Myrrhen brachten und duftende Opfer? wünſcht ihr nicht, daß die ewig friſche und jugendliche Quelle eines heiteren Daſeyns ſich in eurem Innern belebend ergieße? Ergreift euch nicht ein innerer Widerwille vor der leeren, hohlen, markloſen Welt voll Widerſprüche? Daß ihr den Kern erfaſſen möchtet, daß ihr euch baden möchtet im Morgenthau, und die Worte des Lebens vernehmen. Woran könnt ihr euch halten? Das klügelnde Wiſſen hebt ſich ſelber auf, einen Ruhepunkt findet ihr nirgend. Das leere Wiſſen iſt mattherzig geworden und die flachen Worte erſterben in dem eigenen Munde. Habt ihr nicht vernommen, wie die Gedanken und das künſtliche Gewebe derſelben geopfert werden, und aus ihrer Vernichtung die Ideen entſpringen, zarten Kindern gleich, die ſich vor dem Erlöſer verneigen?

Ja, der Chriſtus wird wiedergebohren unter uns; huldigend begrüßen ihn die trefflichſten Geiſter; die Zeit wird wiederkehren, in welcher ein großes Gefühl, eine gemeinſame Andacht uns alle durchdringen wird; allgemeine Gährungen bereiten ſeine Ankunft vor und erwecken die Träumenden. Schon ſind die Sterne in Oſten aufgegangen, die den Weiſen ſeine Geburtsſtätte zeigen. Die Betglocke höre ich, die alle zuſammenruft, das gemeinſame Feſt zu begehen. Die einfältigen Töne der alten Zeit drängen ſich zu uns und möchten uns wecken, das bedeutungsvolle Gemäuer verlaſſener Kirchen mahnt uns, das ſinnige Forſchen ruft den Erlöſer herbey, das Unglück der Zeiten ruft uns zuſammen, und wir ſuchen das heilige Band, daß uns alle verbinden ſoll. Wenn die Morgenröthe hervortritt und die Vögel ihren Geſang anſtimmen, dann verſchwinden die trüben Geiſter, die uns gefangen hielten und wir begrüßen uns in Liebe und Eintracht.

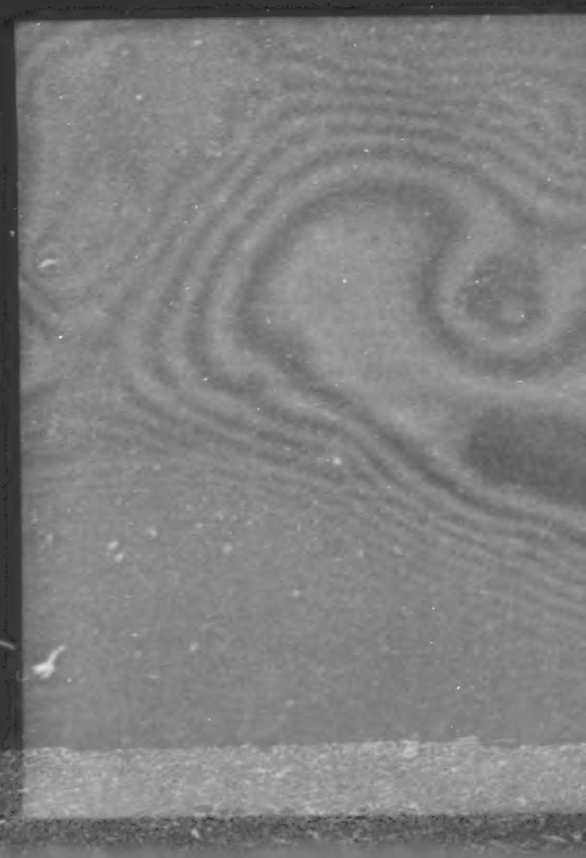
In Chriſtus durchdringt ſich das Geiſtige und das Irdiſche, er iſt der gemeinſame Mittelpunkt des Geiſtes und des Lebens. Daher iſt ſein herrliches Daſeyn eins mit der Vernichtung aller Verhältniſſe, mit der innern und äußern Selbſttödtung und die wehende Fahne des Kreutzes iſt die Glorie der Geſchichte geworden. Vergebens ſucht ihr das Heil außer ihm. Ihm muß der Bürger ſeine Habe, der Weiſe ſein Erkennen, der Staat ſein Daſeyn opfern, damit der Geiſt des Vaters und des Sohnes lebendig unter uns werde, in That und in der Wahrheit. Daher iſt Chriſtus der König der Kirche, der innere Herrſcher aller Völker und ſein Sinn der wahre Bürgerſinn. Nicht theilweiſe ſollen wir dem Ewigen opfern, vermeinend, daß wir mit einigen

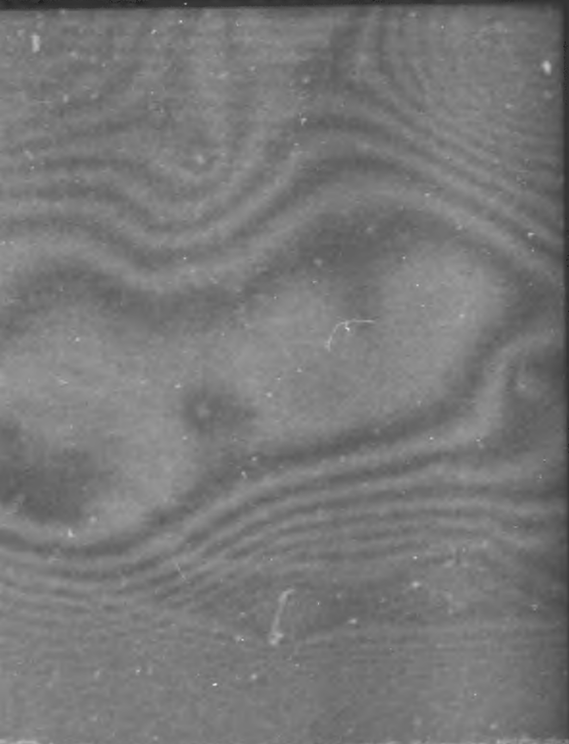
Entſagungen die Reſte der Perſönlichkeit ſichern können. Ganz ſollen wir den Schein in uns tödten, der Bürger im Staate, beide in der Kirche, auf daß wir Eins ſeien, ſo wie ſie Eins iſt, Chriſtus im Staate, wir in ihm, auf daß wir vollkommen Eins ſind in ewiger Liebe.

Ihr aber, die ihr der Weisheit nachſtrebt, erkennt in ihm den innern Kern derſelben. Nur wer den Tod überwunden hat, mag ſagen, daß er lebe. Wer dem Sterblichen zugehört mit ſeiner innerſten Seele, der ſtirbt alle Tage, dem Unſterblichen aber, und wer Theil hat an dem ewigen Leben, dem bleibt der Tod fremd immerdar. Er ſteht feſt und das Wanken der Zeit vermag ihn nicht zu erſchüttern. Daher nehmet es wahr, wie die Tapferkeit der Streiter Gottes die wahrhaft männliche Tugend ſey. Ihr werdet den Lug und Trug bekämpfen, und Mißgeſtalten der Irrthümer und Begierden, denen der zürnende Gott die Gewalt gab, vernichten durch das mächtige Wort und durch die tapfere That. Gehorſam werdet ihr ſeyn dem

Staate und den Geſetzen, ihn ſelbſt darſtellend in einem heiligen Wandel, auch werdet ihr die Herrſcher erkennen und ihnen in Demuth huldigen, nur ſchmeicheln werdet ihr nie, denn das Schmeicheln iſt der Freien unwürdig und ziemt ſich nur für die Knechte; auch iſt nur einer gut und dieſer iſt Gott, und wenn ſie alles gethan haben, ſind ſie doch nur innerlich durch die Liebe frey, äußerlich aber unnütze Knechte. Feſt werdet ihr die Gabe halten, die euch Gott ſchenkte und wuchern mit dem Schatze, den er euch vertraute, damit ſeine Herrlichkeit durch euch kund werde. Die Liebe wird in eurer Seele lebendig ſeyn, ein jedes Daſeyn heiligend, eine jede That verklärend.

So ſchließe ich die Rede. Selbſt ſündhaft, wagte ich es, euch das Heiligſte nicht zu verhehlen; das Innerſte des Gemüths wollte ich anregen und die heiligſte Quelle der Weisheit und des Daſeyns euch eröffnen. Die Rede verſtummt, die Verhältniſſe der Welt winken euch. Nicht ohne Rührung ſchließe ich, denn was blühen und Früchte tragen wird, weiß nur der Ewige allein, wen aber die Rede innerlich anſprach, der bewahre ſie. Die Zeit braucht Männer, die Nation Bürger, auf daß ſie erſtehe und der geweiſſagte Tempelbau anfange. Aber viele ſind berufen und wenige ſind auserwählt.





Geognoſtiſch-geologiſche

Aufſätze,

als

Vorbereitung

zu einer

innern Naturgeſchichte der Erde,

von

Henrich Steffens.

Hamburg
bei B. G. Hoffmann.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem
ehrwürdigen Greiſe
und verdienten Naturforſcher
Herrn
Doktor und Profeſſor
Joh. Albert Heinrich Reimarus
in Hamburg

gewidmet.

Einleitung.

Es ſind nun ſieben Jahre verfloſſen, ſeit wir es wagten, eine Anſicht der Entwickelungsgeſchichte der Erde bekannt zu machen, die wir in vieler Rückſicht neu nennen durften. Sie war zu fremd, zu abweichend von der herrſchenden Beobachtungsweiſe in der Naturwiſſenſchaft, als daß wir mehr hoffen durften, als was wirklich geſchehen iſt. Der ſtille, weniger auffallende Einfluß, der ſicherſte, wenn gleich nicht der glänzendſte, den ſie, wir dürfen es behaupten, auf viele Naturforſcher geäußert hat, manchmahl ohne daß ſie ſichs deutlich bewußt wurden, mußte uns vor allem erfreulich ſeyn. Indeſſen dürfen wir es uns nicht verbergen, daß dieſe Bemühungen von Einigen, deren Theilnahme uns weniger erwünſcht war, mit einem übertriebenen Enthuſiasmus aufgenommen, von Andern, deren Aufmerkſamkeit uns vorzüglich erfreulich geweſen wäre, zu wenig beachtet wurde: und ſo geſchah es, daß ſie von jenen zu hoch, von dieſen zu gering geſchätzt wurden.

Es hat ſich ſeit dieſer Zeit manches Unerwartete in der Naturwiſſenſchaft ereignet: Vieles, was man beſtritt, iſt wirklich geworden; vor allem aber ſind mehrere Subſtanzen, die man von einander trennen zu müſſen glaubte, auch viele [illegible], die man mehr einzeln und getrennt anſah, in eine lebendigere Beziehung gegen einander getreten. Haben gleich die Extravaganzen vieler Anhänger einer lebendigern Anſicht, das wilde, fieberhafte, willkührliche Spiel, und zwar mit Recht, dem andachtsvollern, fleißigern Forſcher einen Anſtoß gegeben, ſo iſt man doch auch auf die eigenthümlichen Anſichten, auf die wichtigen Entdeckungen Anderer aufmerkſam geworden, und mehrere der vorzüglichſten Naturforſcher ſind, auf dieſe oder jene Weiſe, je nachdem es ihre Eigenthümlichkeit erlaubte, gewonnen. Die Zeit des wilden, unbeſtimmten Kampfs, und der unerlaubte Gebrauch unanſtändiger Waffen hat zum Theil aufgehört, und der ruhige Forſcher darf, auch wenn er eigenthümliche Anſichten auf eine eigene Weiſe darſtellt, genaue Prüfung erwarten, und hat nur jenen ehrenvollen Kampf einer genauen

Unterſuchung zu beſtehen. Auch die Nation iſt in einer ſchmachvollen Zeit auf das Eigene aufmerkſamer geworden, und ſelbſt die Edlern hoffen, daß wir in einem würdigen friedlichern Kampfe mit den ſiegreichen Nachbarn als Sieger erſcheinen mögen.

Unter ſolchen Umſtänden dürfen wir hoffen, daß Unterſuchungen und Kombinationen, die zu abweichende Reſultate führen, geprüft und unbefangen gewürdigt werden müſſen. Freilich haben wir durch eine ſpätere Schrift ein größeres Aergerniß geben müſſen, und ohne allen Zweifel zu vielen Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Wir kannten dieſen Erfolg, und haben ihn klar vorausgeſehen. Die aphoriſtiſche Darſtellung von Reſultaten ſolcher Unterſuchungen und Kombinationen, die nicht bekannt waren, die innige Verbindung ſolcher Theile der Wiſſenſchaft, die man gewöhnlich abgeſondert und getrennt zu behandeln pflegte, viele fremde, zum Theil auffallende Aeußerungen, mußten ſelbſt bei denjenigen, die mit ſolchen Anſichten vertrauter waren, manches dunkel laſſen. Auch werden wir keinesweges verbergen, daß die Unternehmung etwas Gewagtes an ſich hat, daß viele Behauptungen einer Berichtigung bedürfen.

Deſſenungeachtet ſcheinen uns die Vortheile bei der vorläufigen Ausarbeitung einer ſolchen Ueberſicht den mehr zufälligen als weſentlichen Schaden zu überwiegen.

Es iſt unleugbar, daß das Beſtreben, die Natur in allen Richtungen zu erſpähen, in unſern Tagen von dem herrlichſten Erfolg geweſen iſt. Wenden wir unſern Blick nach der Mannichfaltigkeit der in ſich oder nur im Ganzen lebendigen Geſtalten und Formen, oder nach den wirkſamen und geſetzlichen Verhältniſſen werkthätiger Kräfte, ſo entdecken wir einen Reichthum, und in gewiſſer Rückſicht eine bewunderungswürdige Uebereinſtimmung des ſcheinbar Verſchiedenen, ſelbſt durch die Bemühungen des im Einzelnen Forſchenden, unverkennbar hervortreten; auch kann man keineswegs leugnen, daß dieſe großen Entdeckungen theils durch die Sicherheit der Kombination, theils durch die Geſchicklichkeit des Experiments, einen bedeutenden geſchichtlichen Charakter angenommen, und, eine wundervolle Zukunft bezeichnend, unſerm Zeitalter ein eigenthümliches Gepräge mitgetheilt haben. Vollkommen wahr und zu ſchätzen iſt das Gefühl der Naturforſcher, welches in dem Maaße, als das geſetzliche Verhältniß ſich zeigt, alles Erkannte, nur dem Forſcher Gehörige, ſtrenge ausgeſondert, und als ein [illegible] des vernichtet wiſſen will. Nur möchte man wünſchen, daß dieſe Ausſcheidung noch ſtrenger Statt fände, und daß manches, offenbar Erſonnene, nicht durch die bloße Gewalt der Gewohnheit eine unrechtmäßige Herrſchaft über die Anſichten ausübte. So gewiß es nun auch iſt, daß im Einzelnen manches Herrliche und Bedeutende entdeckt ward, ſo regt ſich doch unbezweifelbar in einem Jeden die Neigung, das Einende, dasjenige, was in Allem eigentlich die eine Natur iſt, zu erkennen, ein Beſtreben von ſo unwiderſtehlicher Art, daß es, einmal erwacht, ſich niemals abweiſen läßt. Die Frage iſt nur, wie man dieſes Eine, in allem Unwandelbare und Unveränderliche, erkenne? Einige haben gehofft, daß es als das Letzte, als die Blüthe der ſorgfältig angeſtellten einzelnen Unterſuchungen, gleichſam durch eine Zuſammenſetzung, die von ſelbſt in eine innigere Verſchmelzung überginge, ſich offenbaren würde. Da aber die Mannichfaltigkeit des Einzelnen eine unendliche iſt, ſo liegt die Hoffnung, dieſes einende Princip zu erſpähen, ſelbſt im Unendlichen, oder, was offenbar daſſelbe iſt, nirgends. Nun iſt es an und für ſich klar, daß von dieſem Princip die Seele ſich nicht trennen durfte, daß ſie vielmehr, als zur Natur gehörig, Theil nehmen mußte an dem einen Leben derſelben; und da nur in der Seele, und in ſo fern dieſe, als von der Natur getrennt, gedacht wird, das Einzelne als ein ſolches gefaßt werden kann, ſo ſcheint mit der errungenen Einheit ſelbſt die Betrachtung zu verſchwinden, und die Mannichfaltigkeit, deren Einheit wir dort nur erkennen wollten, vernichtet zu werden. Die Naturforſcher aber, die, indem ſie zwar das Schwanken und Weben des Lebens wahrnehmen, doch die Unſterblichkeit und wahrhafte Realität einer jeden Form ahndungsvoll geſchauet haben, wollen dieſes, den eigentlichen Lohn und die Freude der Betrachtung, keinesweges aufgeben: daher der Zorn gegen eine Anſicht, die, was Geſetz der Natur war, in ein Spiel der Seele zu verwandeln ſcheint; die zürnenden Aeußerungen gegen ſolche, die, wie ſie ſich ausdrücken, die Natur a priori konſtruiren wollen.

Wir müſſen hier ausdrücklich bemerken, daß wir eine ſolche Natur a priori durchaus nicht kennen, und daß nur ein wunderbares Mißverſtändniß uns, da wir in der ſtillen Betrachtung und ununterbrochenen Nachforſchung unſere einzige Freude und unſern alleinigen Genuß ſuchen, mit jenen Verirrten, wenn es wirklich ſolche giebt, verwechſelt haben kann.

Aber haben denn die Naturforſcher ſelbſt nicht behauptet, daß das erſcheinende organiſche Leben nicht als verſchieden von den chemiſchen Kräften angeſehen werden kann; daß ferner dasjenige, was im chemiſchen Proceß die Körper gegen einander treibt, eins ſeyn müßte mit jener allgemeinen Anziehung, die die Weltkörper ordnet, ihr Maaß, ihre Bewegungen beſtimmt? — Haben ſie nicht eingeſehen, daß ſelbſt die Aeußerungen der Seele beſtimmt wurden durch die Geſtalt des organiſchen Leibes, und auf eine ſo herbe Art, daß mancher dadurch innerlich erſchrak; die eiſerne Naturnothwendigkeit in das Leben der Seele ſelbſt hineingepflanzt, ſo daß ihre Betrachtungen ſelbſt, als Aeußerungen eigenthümlicher Seelen, nur als Thaten derſelben einer Natur, hervortreten mußten, ihrer Unterſuchung ſo würdig, wie die Verhältniſſe der Dinge? Die Aeußerungen, die bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe, nun beſtimmter für ſich, nun in den Beobachtungen verſteckt, hervortraten, zeigen deutlich, daß die Naturforſcher ſelbſt gefangen waren von einer Anſicht, die ſie bekämpfen zu können wähnten. Denn deutlich iſt es, daß jene Betrachtung der Betrachtung ihren Sitz haben muß in einer Region, in welcher die Seele nicht von der Natur getrennt iſt, — denn ſie wird von der Natur beſtimmt, und offenbart in allen ihren Aeußerungen nur Geſetze der Natur — auch die Natur nicht von der Seele geſchieden iſt — beide vielmehr ſich urſprünglich durchdringen und eins ſind.

Dieſe Region nun, die als die Grundlage aller Naturwiſſenſchaft angeſehen werden muß, die im Hintergrunde einer jeden Beobachtung, ſobald dieſe ein wiſſenſchaftliches Gepräge trägt, walten muß, eine jede Unterſuchung aber, ohne Wiſſen des Forſchers, mit allen übrigen, wenn ſie mit ächtem Fleiß und reiner Sorgfalt angeſtellt ward, verbindet, und die große organiſirende, hiſtoriſche Bedeutung in die verſchiedenartigſten Bemühungen der Naturforſcher hineinbringt — für ſich herauszuheben, und einer eigenen Betrachtung zu unterwerfen, dürfte wohl verdienſtlich genannt werden. Der herrliche Forſcher, dem wir ſolche Betrachtungen verdanken, iſt allgemein bekannt. Aber ſelbſt, wie die Formen und Geſtalten der Natur, nicht bloß in der die Seele und die Natur trennenden Erſcheinung, ſondern in jener in ſich klaren Region leben und ein eignes Daſeyn führen, verdiente eine eigene Unterſuchung, der ich mich durchaus gewidmet habe. Es kann hier nicht meine Abſicht ſeyn, die Möglichkeit einer ſolchen Unterſuchung weitläufig zu beweiſen. Alle Einwendungen, die gegen dieſelbe hervorgebracht werden können, müſſen vor der Wirklichkeit verſtummen. So viel aber iſt klar, daß, von dieſem Standpunkt aus, eine jede Betrachtung nur in dem Ganzen, und keinesweges als ein Einzelnes gefaßt werden kann. Nun iſt die Unternehmung von einem ſehr großen Umfang; denn nichts Geringeres wird geſucht, als die verſchiedenen Unterſuchungen aller Naturforſcher, dieſe ſelbſt, in ſo fern ſie treu und keuſchen Sinnes nachforſchten, als Organe des ſich offenbarenden Weltgeiſtes betrachtend, — als eben ſo viele Anklänge der nämlichen göttlichen Offenbarung, zuſammenzufaſſen. Sind wir nun gleich der Wahrheit und Gewißheit unſers Beſtrebens, getrieben von einer innern Neigung, uns innerlich bewußt, auch überzeugt, daß ein jeder redliche Forſcher dieſelbe Freude des Erkennens mit uns theilen könne, ſo verbergen wir uns doch keinesweges die Schwierigkeit des Unternehmens. Denn mannichfaltig unterliegen wir ſelbſt dem herrſchenden Irrthum, den wir bekämpfen, und von einem voreiligen Streben befangen, mögen wir hier und da dasjenige, was doch nur Verhältniß des Erſcheinenden iſt, in einer höhern Anſicht, dieſe trübend, hineingebracht haben.

Lange haben wir hin und her geſonnen, wie wir wohl jenes Bild äußerlich darzuſtellen vermöchten. Denn, wie in der ſinnigen Kunſt der Mahlerei Manches erforſcht und erkannt ſeyn will, ehe der Künſtler mit Erfolg wagen darf, das Bild darzuſtellen, wie er die Verhältniſſe der Farben, und die Produkte ihrer Miſchung, die Wirkungen von Schatten und Licht, ſelbſt die mathematiſch-ſtrengen Verhältniſſe der Form ergründen muß, in welchen, einzeln und getrennt, nichts von dem Bilde erkannt wird, ſo müſſen auch wir manches Einzelne und ſcheinbar Fremde ergründen und unterſuchen. Indem wir uns auf dieſe Weiſe vorbereiten, werden wir bald das, was ſich hervordrängt, mäßigen müſſen, bald das, was mehr verborgen iſt, herausheben; ſondern, was man ſonſt verbinden zu können wähnte, verbinden, was man gewöhnlich ſondert, und ſo diejenige Miſchung hervorzubringen ſuchen, die unter allen für die Darſtellung des höhern Bildes die ſchicklichſte und empfänglichſte iſt: — Unterſuchungen, die nothwendig werden, indem wir uns nicht mit der reinen Natur allein, ſondern auch mit ihrem verworrenen Reflex in der Geſchichte beſchäftigen müſſen. In dieſen ſcheinbar abgetrennten Bemühungen wird man aber, da ſie von großem Umfange ſind, mehr oder weniger das eigentliche Centrum aller aus den Augen verlieren. Noch ſchwieriger wird die Unternehmung, indem wir uns ſelbſt geſtehen müſſen, daß auch die gelungenſte und gediegenſte Darſtellung theils nur im Abgeſonderten das Ganze abzuprägen vermag, theils nur als Aufforderung an dem Theilnehmenden, ſelbſt das Bild hervorzubringen, angeſehen werden kann. Deßhalb ſchien uns ein allgemeiner Grundriß, ein gewagter Entwurf, der den nachfolgenden Unterſuchungen zum Grunde läge, vor allem nothwendig. Ein ſolcher wird, wenn die Bemühungen allgemeiner werden, und nicht mehr, wie bis jetzt, nur Einzelne beſchäftigen, erneuert werden müſſen. In einem ſolchen Grundriſſe mußten nun freilich hier die Linien ſchärfer gezogen, dort einer gefühlten Unſicherheit wegen, leichter gehalten und unbeſtimmter angegeben werden. Am meiſten aber legte uns die Sprache mannichfaltige Hinderniſſe in den Weg. Denn die Sprache der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage iſt keinesweges eine nothwendige und allgemeingültige, ſondern entſtanden innerhalb der Schranken der jedesmaligen Anſicht; und ſie iſt nicht dem Leben der Natur, ſondern nur der Grenze der Zeit angemeſſen: daher finden wir in ihr, als abgeſondertem Stoff, dasjenige bezeichnet, was doch nur relatives Hervortreten eigenthümlicher Funktion iſt, die ſich nicht eigen zu geſtalten vermag, als bloße Zuſammenſetzung aber, was innige Durchdringung und Einheit iſt. Wir dürfen daher mit Gewißheit vorausſagen, daß die Sprache der gegenwärtigen Phyſik und Chemie, wie diejenige einer vergangenen, nur vergänglich ſei, und verſchwinden wird mit dem engen Bedürfniſſe der Zeit, wie ſie mit demſelben entſtanden iſt. Doch war es uns nicht erlaubt, die Ausdrücke derſelben zu verwerfen, denn eben der Reflex der Natur in der Geſchichte war es, der, allmählig erläutert, das reinere Bild der Natur zurückſtrahlen ſollte; nur erweitert mußte ſie in allen Theilen werden, um ſich ſo nach und nach ſelbſt zu vernichten. Dadurch entſtand aber eine ſcheinbare Ungleichheit, indem die Sprache des Grundriſſes auf der einen Seite an den Grenzen der Zeit klebte, die wir eben zu durchbrechen ſuchen wollten, auf der andern Seite erweitert in eine höhere Sphäre hineintrat. Einige werden daher in jenen Ausdrücken die Spuren des Dürftigen finden, und die Schönheit vermiſſen, die dem Gegenſtande angemeſſen iſt, andere werden unvermeidlich mit den Ausdrücken jenen eingeſchränkten Sinn verbinden, und beiden wird der Grundriß nicht das ſeyn, was er, unſerm Zwecke gemäß, ihnen ſeyn ſollte. *)

---

*) Wie ſehr aber ſelbſt meine deutlichere Darſtellung Mißverſtändniſſen unterworfen iſt, die wohl hier in der Unfähigkeit des begreifenden Subjekts liegen mögen, zeigt die die Beurtheilung meines Aufſatzes über Vegetation in den Heidelberger Jahrbüchern durch einen v. Hagen. Es iſt eine bekannte Eigenheit der Anfänger, daß ſie ſich ſelten zu beſchränken wiſſen; Alles möchten ſie gern bei einer jeden Darſtellung geben, und daher die häufige, bis ins Ekelhafte gehende Wiederholung der Anfangsgründe der Spekulation. Da ich nun nicht bekannte Sätze wiederholt habe, was um ſo weniger nöthig war, da ſie lebendig aus meinem Aufſatze einen jeden anſprechen müſſen, ſo ſcheint der Herr von Hagen zu glauben, daß ich dieſe nicht kannte, und belehrt mich, mit bewundernswürdiger Naivetät, über die Wechſelwirkung, die in einer jeden Organiſation Statt finden müſſe. Wenn aber Herr von Hagen voreilig vorausſetzt, daß dieſe Wechſelwirkung auch einen ſichtbaren, dem thieriſchen ähnlichen Umlauf der Säfte erfordert, ſo merkt er es wohl nicht, wie ſehr er mit ſich ſelbſt in Verwirrung gerathen muß. Er giebt mir zu, daß die Atmoſphäre und die Vegetation ein gemeinſames Leben führen; ja er hebt dieſen Satz lobend aus meiner Darſtellung heraus. Ohne allen Zweifel wird er mir zugeben, daß dieſer genauere Zuſammenhang mit dem allgemeinen Leben der Elemente eben das Unterſcheidende der Vegetation überhaupt, ſo wie des Vegetativen des animaliſchen Proceſſes ſei. Aber dadurch iſt der Kreislauf

Dieſe und mehrere Mißverſtändniſſe — wohin wir auch diejenigen rechnen, durch welche uns eine Geringſchätzung chemiſcher und phyſiſcher Unterſu-

in das univerſelle Leben der Erde verſetzt. Die Organe des thieriſchen Lebens z. B. ſind doch auch zugleich organiſirt, und, in ſo fern ſie individualiſirt ſind, auch in eine Wechſelwirkung mit ſich ſelbſt gebracht, ohne ſichtbaren Kreislauf. Hätte der Herr von Hagen ferner den erwähnten Satz, den er ſelbſt annimmt, auch in ſeinem ganzen Umfange begriffen, ſo würde er ohne allen Zweifel eingeſehen haben, daß ich den Ausdruck Oxydation und Hydrogeniſation (beſtimmter und richtiger als Desoxydation) entweder ſowohl bei der Betrachtung des Lebens der Atmoſphäre, als bei der Vegetation, oder bei keiner von beiden brauchen mußte, weil die Richtung zwar eine verſchiedene, die Funktion aber, ihrer univerſellern Bedeutung nach, des gemeinſamen Lebens wegen, die nämliche ſeyn muß. Auch möchte ich wiſſen, wie der Herr von Hagen auf dem kombinatoriſchen Wege jenen Ausdrücken entgehen will, die in der That durch die bei dieſer Richtung unbeſtimmten und willkürlichen Ausdrücke, Irritabilität u. ſ. w., nicht erſetzt werden, ſo wie ich wohl auch hätte erwarten dürfen, daß derjenige, der mich zu beurtheilen unternimmt, mit meinem deutlichen Beſtreben, der Chemie einen geſchichtlichen und dadurch organiſchen Sinn zu verſchaffen, nicht ganz unbekannt geblieben wäre. Zwar ſucht ſich der Herr von Hagen ſo ſehr im Allgemeinen zu halten, weiß ſo ſorgfältig einer beſtimmten Prüfung beſtimmter Behauptungen zu entgehen, daß man nicht leicht erfährt, in wie weit er mit dem Gegenſtande, deſſen Unterſuchung chungen und der Mathematik Schuld gegeben wird — werden ohne allen Zweifel verſchwinden, wenn es uns gelingt, von ſcheinbar einzelnen Unterſuchun-

---

er prüft, bekannt iſt. — Auch durch andere Arbeiten ſind mir die Kenntniſſe des Herrn von Hagen in dieſem Felde nicht klar geworden; — indeſſen hat er es doch nicht vermeiden können, Spuren von einer Unwiſſenheit ſehen zu laſſen, die mich überraſcht haben. Indem er nämlich behauptet, daß die Pflanze keinesweges Sauerſtoff aus der Atmoſphäre entwickele, ſondern nur den Sauerſtoff, zum Behuf ihrer Irritabilität, an ſich ziehe, beweiſet er, daß er den Fundamentalverſuch der vegetativen Phyſik nicht einmal kennt. Der Herr von Hagen wiſſe alſo, daß man dieſe ſogenannte Aushauchung des Sauerſtoffs erfahren hat, dadurch, daß man Pflanzen in luftdicht verſchloſſenen, mit atmoſphäriſcher Luft gefüllten Glocken dem Sonnenlichte ausſetzte. Entweder nun hat die Pflanze, nach dem Herrn von Hagen, den Sauerſtoff zur Erregung ihrer Irritabilität eingeſogen — dann müßte der Sauerſtoffgehalt vermindert ſeyn — oder nur um ſich verſammelt — dann wäre der Gehalt wenigſtens nicht vergrößert, welches, wie aus den bekannten Verſuchen ein jeder Anfänger weiß, eben der Fall iſt. Endlich dürfen wir dem Philoſophen, Herrn v. Hagen, nicht verbergen, daß es bei einer Darſtellung des Lebens der Erde nie unſere Abſicht iſt, zu erklären, weil nämlich eine Erklärung, als eine äußere Begründung des Einen durch das Andere, nach dem Kauſalitätsgeſetze, in keiner organiſchen Phyſik Statt findet, ſo wie wir die Abſicht, irgend etwas, am wenigſten die Vegetation, zu erklären, ſicher nirgends geäußert haben.

gen ausgehend, die Uebereinſtimmung und den innern nothwendigen Zuſammenhang des Ganzen in ſich und mit der Natur allmählig zu entfalten. Dann aber wird jener vorausgeſchickte Grundriß dazu dienen, von jedem Punkte aus den Blick auf das Ganze zu heften; er wird verhindern, daß derjenige, der überhaupt an unſern Unterſuchungen ernſthaft Theil nimmt, bei den genaueſten, am meiſten ins Einzelne gehenden Nachforſchungen den eigentlichen Mittelpunkt aus den Augen verliert; ja er wird wohl Manchem Anlaß geben, indem er einen eigenen Weg wählt, hier und da wichtige Kombinationen zu finden, die ſonſt verborgen geblieben wären.

Am meiſten wird der Vortheil einer vorausgeſchickten Ueberſicht klar werden, wenn ſie ſich gegen die Ausbildung der Naturwiſſenſchaft divinatoriſch verhält. Nicht, als wenn wir dadurch uns ſelbſt ein eigenes, ausgezeichnetes Vermögen anmaßend zuſchreiben wollten. Eine jede wiſſenſchaftliche Kombination iſt, ihrem Weſen nach, divinatoriſch, wenn ſie lebendig und wahr iſt; und daß wir dieſes von unſern kombinatoriſchen Verſuchen ohne Anmaßung hoffen dürfen, davon überzeugt uns nicht allein ihre Wahrheit und innige Uebereinſtimmung mit allen Entdeckungen der Zeit, ſondern der überraſchendſte Erfolg muß auch einen jeden Unbefangenen davon überzeugen. Denn Mehreres, was nicht etwa leicht hin und einzeln behauptet wurde, was vielmehr mit Nothwendigkeit aus dem innerſten Zuſammenhange unſerer Kombination entſpringt, hat ſich auf eine auffallende Weiſe durch ſpätere Entdeckungen bewährt.

So haben wir in einem frühern Aufſatze über den Oxydations- und Desoxydationsproceß der Erde behauptet, daß die vegetative Form nicht bloß in der lebendigen Vegetation, ſondern auch in dem chemiſchen Proceß das Entgegengeſetzte der Oxydation anzeige: eine Anſicht, die über die Bedeutung der Vegetation, als eine allgemeine Naturfunktion, ein bedeutendes Licht verbreitet. Die ſpätern Verſuche mit der Voltaiſchen Säule haben dieſes durchaus beſtätigt. — Vor der Entdeckung dieſer Säule, in der Recenſion der Schellingſchen Schriften, behaupteten wir den dynamiſchen Gegenſatz der Metallreihen, welcher, im Ganzen, durch die Konſtruktion der Säule ſelbſt bewährt wird; ja das Reſultat des merkwürdigen Ritterſchen Verſuchs, nach welchem ein Magnet in der Voltaiſchen Säule als ein doppeltes Metall auftritt, iſt in den Beiträgen zur innern Naturgeſchichte der Erde, Seite 195 und 196 ſehr beſtimmt vorausgeſagt. Die Brugnatelli'ſche galvaniſche Metallreihe, und noch mehr die genaue elektriſche Spannungsreihe von Davy, die, wie wir zeigen werden, auch gegen Pfaffs Einwendungen ſich behaupten wird, ſtimmen mit unſerer Anſicht auf eine überraſchende Weiſe überein. Keine Behauptung hat bei Anhängern und Gegnern mehr Widerſtand gefunden, als die, daß der Stickſtoff ſich an die Metalle anſchließe. Es hat uns keinesweges befremdet; denn hier, mehr wie irgendwo, mußte die verſchiedene Art und Weiſe, nach welcher von uns und von den Naturforſchern überhaupt der Ausdruck Stoff gebraucht ward, zu mancherlei Mißverſtändniſſen Anlaß geben, welcher durch eine zukünftige Unterſuchung erläutert werden ſoll. Aber ich frage den Unbefangenen, ob jene Behauptung eine mehr überraſchende Beſtätigung erhalten könnte, als durch die Reduktion der Alkalien, die gegenwärtig faſt alle Phyſiker beſchäftigt. Wenn einige Naturforſcher behaupten, daß jene Subſtanz, die man durch die Reduktion erhält, kein wahres Metall ſei, ſo werden ſie doch nicht leugnen, daß ſie ſich an die Metalle anſchließe, und ein jeder wird geſtehen, daß wir zwar bei den ausgezeichneten Metallen deutliche Eigenſchaften anzugeben wiſſen, durch welche ſie von den übrigen Körpern unterſchieden werden, daß dahingegen, nach ſo vielen auffallenden Entdeckungen der neuern Zeit, die Grenzen der Metallität keinesweges beſtimmt bezeichnet ſind, und daß man, um dieſe zu beſtimmen, einen ganz Andern Weg der Unterſuchung einſchlagen muß. Wenn Andere behaupten, daß jene Subſtanz ein Hydrure ſei, — was auch uns einigermaßen wahrſcheinlich dünkt, — ſo ſtimmt auch dieſes mit der Eigenſchaft der weniger kohärenten und flüchtigen Metalle überein, welche, worauf mich vor mehreren Jahren mein ſcharfſinniger Freund Oerſted zuerſt aufmerkſam machte, und was auch nun durch Davy bewieſen iſt, wahre amphoteriſche Subſtanzen ſind; aus unſerer ganzen Anſicht aber erhellt, daß dieſe ganze Seite der Metallität mit der Hydrogeniſation zuſammenhängt. Wenn wieder Andere die Meinung aufſtellen, daß jene Subſtanz aus bloßem Waſſerſtoff beſtehe, ſo iſt dieſes eine bloße Hypotheſe, die, wie wir uns zu beweiſen getrauen, unrichtig iſt. Es iſt noch niemandem — auch nicht Winterl — gelungen, zu beweiſen, daß ſie den Stickſtoff zerlegt haben, und der genaue Zuſammenhang der Alkalien mit dem Ammoniak, das ähnliche Verhalten beider in den Davy'ſchen Verſuchen, die nun auch genau wiederholten Reduktionsverſuche von Seebeck, beweiſen deutlich, daß das Eigenthümliche jener Subſtanz der Stickſtoff ſei, der ſich auch, wie es unſerer Vorausſetzung nach ſeyn müßte, als ein nicht kohärentes Metall verhält.

Wie hier beſtimmte Erſcheinungen, wie in dem damals noch nicht ſo weit entwickelten Gange der Unterſuchungen überhaupt, ſo auch in unſerer Anſicht, als Keime lagen, ſind auch mehrere unſerer Behauptungen von andern Forſchern auf einem andern Wege gefunden und aufgeſtellt. So iſt durch eine Unterſuchung des verdienten Oerſted von einer ganz andern Seite die Richtigkeit der doppelten Reihe der Erden beſtätigt; ja Oerſted hat dargethan, daß er ſeine Anſicht, mit unſerer ſo übereinſtimmend, früher und ganz unabhängig von uns, gefunden hat. So iſt unſerer Wärmetheorie zufolge, in der genaueſten Verbindung mit dem Ganzen unſerer Anſicht, der Wärmeleitungsproceß des Winters und die Wärmekapacität des Sommers in eine lebendige Beziehung gegen einander geſetzt: eine Anſicht, die von Wunſch auf einem ganz andern Wege gefunden iſt. Wir könnten noch manches anführen, wenn nicht das Angeführte, welches nicht etwa, wie bei einem andern einſeitigen Syſtem, Einzelnheiten beſtätigt, ſondern die Grundlage unſerer Anſicht befeſtigt, unſere Hoffnung hinlänglich rechtfertigte, und dieſes um ſo mehr, da uns in der langen Zeit von acht bis neun Jahren, bei einer ſo merkwürdigen Umſtaltung der Wiſſenſchaft, wohl die auffallende Neigung der ganzen Maſſe aller Erfahrungen, auch gegen den Willen einzelner Forſcher, ſich mit unſern Kombinationen zu verſtändigen, deutlich geworden iſt, keine einzige Thatſache aber, die ſie, ihrem Weſen nach, zu erſchüttern vermochte.

Von jetzt an werden wir uns durchgängig mit ſorgfältigen Unterſuchungen mannichfaltiger Thatſachen und ihrem lebendigen Zuſammenhange beſchäftigen. Es wird ſich zeigen, daß wir dieſe nur von den tödtenden Hypotheſen, durch welche ſie unnatürlicherweiſe in die engen Grenzen des dürftigen Zeitgeiſtes gefeſſelt ſind, zu befreien brauchen, um ſofort wahrzunehmen, wie ſie ihre eigenthümliche lebendige Bedeutung annehmen, wie viele Erſcheinungen, befreit von der künſtlichen Trennung, die den Sinn tödtete, von ſelbſt nach der innigſten Verbindung mit dem allgemeinen Leben trachten, wie das ſcheinbar Entfernteſte uns ſo nahe liegt, und wie das Schwierige des Unternehmens hauptſächlich darin beſtehe, das Netz zu durchbrechen, in welches ein irregeleiteter Verſtand die Natur gefangen hält. Auf die Theilnahme Vieler werden wir Verzicht leiſten müſſen, denn ſie ſelbſt ſind durch das eigene Gewebe gefeſſelt. Den unbefangenen Forſcher, dem im eingeſchränkten Streben der Sinn für die Natur nicht erſtickt ward, werden wir ſicher gewinnen.

Was die gegenwärtigen Aufſätze betrifft, ſo haben wir nur Folgendes zu erinnern. Der erſte iſt veranlaßt durch einen Auftrag der Königl. Däniſchen Regierung, die Salzquellen in Oldesloe und den Gipsberg in Segeberg zu unterſuchen; und da dieſe Unterſuchung mir Anlaß gab, eine größere einzuleiten, und eine Vergleichung anzuſtellen zwiſchen den Gebirgen, die nördlich und ſüdlich jenes große Thal, welches in Irland anfängt und bis zu den uraliſchen Gebirgen reicht, begrenzen, ſo haben wir dieſe Gelegenheit benutzt. Mehrere Behauptungen werden durch die letztere Abhandlung begreiflicher, und wir müſſen daher die Leſer erſuchen, beyde zu vergleichen.

Der letzte Aufſatz ſollte dazu dienen, die Naturforſcher auf die organiſchen Funktionen der Gebirgsbildung aufmerkſam zu machen, und die klare Thatſache, die uns die Gebirgsmaſſen als Edukte organiſcher Proceſſe kennen lehrt, einzuleiten; denn durch dieſe allein erhält die Naturforſchung einen geſchichtlichen Sinn. Wir haben dieſe Anſicht hier, unſern eingeſchränktern, gefliſſentlich gewählten Standpunkt nicht verlaſſend, nur einleiten können, und Manches wird, aus einer größern, vielumfaſſendern Kombination herausgeriſſen, nothwendig einſeitig erſcheinen: ein Uebel, welchem wir bey der allmähligen und im Anfange nur vorbereitenden Entfaltung einer höhern Anſicht, nicht entgehen konnten. Was die Anknüpfung der Erſcheinung der warmen und mineraliſchen Quellen an die galvaniſchen betrifft, ſo bitten wir dieſe nicht als eine Erklärung anzuſehen, und erinnern ausdrücklich, daß wir ſie keinesweges als eine vollendete Darſtellung der großen und merkwürdigen Spuren des in der Maſſe zurückgebliebenen Lebens anſehen. Bey unſern nun bald nachfolgenden Unterſuchungen über die innere Naturgeſchichte der Erde ſelbſt ſetzen wir die Reſultate dieſer Schrift als bekannt voraus.

Vergleichung der Flötze

der

ſkandinaviſchen und nordteutſchen Gebirge

mit

beſonderer Beziehung auf Holſtein.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Die äußere Geſtalt des Landes.

Das Herzogthum Holſtein zerfällt, ſeiner äußern Geſtalt nach, in drei Theile, die, ſelbſt zum Behuf unſerer Unterſuchung, genau unterſchieden werden müſſen. Der eine begreift das vorzüglich fruchtbare Geeſtland, und zieht ſich hauptſächlich nach der öſtlichen und nordöſtlichen Seite; der zweite begreift die unfruchtbare Heide, und zieht ſich von Süden nach Norden durch die Mitte des Landes; der dritte endlich, und niedrigſte, beſteht aus fruchtbarem, dem Meere zum Theil abgewonnenem Marſchland, und bildet den weſtlichſten Theil nach der Nordſee zu.

Wenn man bei einer geognoſtiſchen Unterſuchung von der äußern Geſtalt eines ganzen Landes ſpricht, ſo nimmt man immer die großen Hauptverhältniſſe, die, aller Ausnahmen ungeachtet, ſolche bleiben, und deren Erkenntniß von großer Wichtigkeit ſeyn kann. Die Verhältniſſe ſind überhaupt nie vollkommen rein. Mitten in dem fruchtbarern öſtlichen Geeſtlande findet man Heide, ja ſogar Flugſand, der z. B. zwiſchen Heiligenhaven und Lütjenburg hervortritt. Mitten im Marſchlande findet man Geeſt und Heide u. ſ. w. Am reinſten ſcheint ſich die hohe, unfruchtbare Heide in der Mitte des Landes zu behaupten.

Das fruchtbare Geeſtland muß, auch geognoſtiſch, von der unfruchtbaren Heide unterſchieden werden. Es unterſcheidet ſich von derſelben nicht allein durch die größere Fruchtbarkeit, ſondern auch durch die äußere Geſtalt. Meiſtens beſteht es, wie die Gegenden um Kiel, Preez, Lütjenburg, Plön u. ſ. w., aus ziemlich hohen, ſanft gerundeten Hügeln, die in allen möglichen Richtungen dicht neben einander liegen, und nicht ſowohl durch wahre längliche Thäler, als durch keſſelförmige Vertiefungen von einander getrennt ſind. Dieſe Vertiefungen ſind entweder von ziemlich hohem Niveau, und bilden dann trockenes Land, oder ſie ſind tiefer, dann mit ſüßem Waſſer gefüllt, und bilden die in dieſen Gegenden ſo häufigen Landſeen.

Der nordöſtliche Theil von Holſtein, das Eutiner, Plöner, Lütjenburger, Oldenburger Gebiet, iſt vorzüglich reich an Seen und Hügeln, und es iſt ſehr merkwürdig, daß man von dieſer Gegend aus eine Linie nach dem ſüdlichen däniſchen Archipelag, unter Fühnen und Seeland, und nach den ſüdlichen Gegenden von dieſen Inſeln ſelbſt, ziehen kann, wo das Land durchaus denſelben Charakter behauptet, ſo wie die Gruppen von unzählig größern und kleinern Inſeln in dieſen Gegenden ſich von dem feſten Lande nur dadurch unterſcheiden, daß die Thäler und Vertiefungen tiefer gehen und von allen Seiten das Meerwaſſer aufnehmen.

Die Heide bildet einen erhabenen, hohen, meiſt flachen Theil von Holſtein in der Mitte. Obgleich auch in der Heide hohe Berge vorkommen, ſo verflächen dieſe ſich, überhaupt genommen, allmähliger, und verlaufen ſich faſt unmerklich in weitläufigen Ebenen. Der erhabenſte Theil von Holſtein iſt nicht in der Mitte, ſondern mehr nach der öſtlichen Seite zu. Der am meiſten erhöhete Theil eines Landes wird nämlich daran erkannt, daß aus ihm der größte Theil der Flüſſe ſeinen gemeinſchaftlichen Urſprung hat. Alle Flüſſe in Holſtein, die nur einigermaßen von Bedeutung ſind (die Schwentine und

Schwartau etwa ausgenommen) haben ihren Urſprung entweder unmittelbar aus der Heide, oder aus den Theilen des fruchtbaren öſtlichen Geeſtlandes, die an die Heide angränzen.

Dieſe Gränze bildet überhaupt den einen von den beiden höchſten Punkten in Holſtein; aus ihr entſpringt ein Paar Meilen weſtwärts vom Plöner See (unter allen Holſteiniſchen Seen der größte, und, die Seen um Segeberg herum ausgenommen, mit dem höchſten Niveau) die Eider bei Löhnsdorf auf dem Guthe Bothkamp, und eine kleine Meile ſüdoſtwärts von demſelben See die Trave, bei Gieſelrade auf dem Guthe Genſau. Der zweite, und im ganzen Lande der höchſte Punkt, iſt die Segeberger Heide und die Gegend des hohen Klingberges auf dem Guthe Tralau, zwei Meilen ſüdweſtwärts vom Segeberge ſelbſt. Aus dieſer Gegend entſpringt in einem Halbkreiſe eine große Menge kleinerer und größerer Flüſſe, obgleich die Beſchaffenheit der Heidegegend, wo die Berge ſich mehr allmählig verflächen, ihnen nicht erlaubt, ſo mächtig wie die Eider und die Trave zu werden. Die vorzüglichſten Flüſſe, die in dieſer Gegend oder in keiner großen Entfernung davon entſpringen, ſind die Stör, die Brahme (die in die Stör fällt), die Krückau (bis

Elmshorn blos Au genannt), die Pinau, die Alſter, die alle in die Elbe fallen, endlich die Beſte, die bei Oldesloe in die Trave fällt.

Die Heide macht den Haupttheil von ganz Holſtein aus. Sie iſt nichts als eine Fortſetzung der ungeheuern Heide, die ſchon in einer kleinen Entfernung von dem Harz-, Thüringer Wald- und ſchleſiſchen Gebirge anfängt, das ganze nördliche Deutſchland hauptſächlich ausmacht, bis tief in Preußen hinein nach Oſten, bis Bremen nach Weſten, und bis Skagn in Jütland nach Norden geht. Da die Heide offenbar entblößter Meeresgrund iſt, wie der unter dem Letten und Mergel verſteckte, durch ganz Holſtein durchgehende, noch nie vollkommen durchſunkene Flußſand (der nicht mit dem zu Tage ausgehenden Flugſand verwechſelt werden muß) deutlich beweiſt, da der Flugſand, ſobald die Vegetation ſich verliert, hervortritt; ſo kann man, ohne Uebertreibung, die Heide bis tief in die Nordſee hinein verfolgen, und die vielen Sandbänke als Fortſetzungen derſelben anſehen. In der That iſt alles kultivirte Land im nördlichen Deutſchland und in Dänemark als Inſel in dieſer Heide, vom Sande anſtatt vom Waſſer umfloſſen, anzuſehen. Doch iſt hier eine Unterſcheidung von großer Bedeutung nothwendig. Das Land nämlich, welches ich das fruchtbare öſtliche Geeſtland nenne, bildete offenbar (ſo wie das analoge im ſüdlichen Seeland, Fühnen und die höchſten der kleinen Inſeln — Taaſinge z. B.) bei der allgemeinen Waſſerbedeckung die ſchon damals hervorragenden Inſeln; Segeberg, Klingberg, die erhabenſte Heide ragte ebenfalls vor, aber unfruchtbar. Das Waſſer ſank allmählig, der Meeresgrund blieb als bloße Heide zurück, in welcher nach und nach iſolirte Strecken dem Sande abgewonnen wurden; der Schlamm der niedrigſten Gegenden bildete die Marſch; aber die uralten Inſeln blieben mitten im feſten Lande mit dem alten eigenthümlichen Charakter zurück. Daher wird es begreiflich, daß die Heide, oſtwärts von Eutin und Plön, wieder hervorzutreten anfängt. Es waren die damals bedeckten feuchten, jetzt hervorgetretenen Theile des alten nun verſchwundenen Meeres.

So wie die Heide jenſeits Plön und Eutin hervortritt, ſo dehnt ſie ſich auch gegen Weſten, und bildet, freilich immer mit abnehmendem Niveau, einen Rücken, der zwiſchen der Elbe und Eider von Oſten nach Weſten hinzieht, und einer Menge kleinerer Flüſſe als Hauptſcheidungslinie dient, indem dieſe von dieſem Rücken, theils von Süden nach

Norden der Eider, theils von Norden nach Süden der Elbe zu fließen.

Die Marſch, der dritte Haupttheil von Holſtein, wird bekanntlich von dem Schlamme der niedrigſten wäſſerigen Gegenden gebildet; ſie ſetzt ſich bis nach dem weſtlichen Jütland fort; der Schlamm verliert ſich, und an der nordweſtlichen Küſte von Jütland endigt ſich das fette und fruchtbare Marſchland, wie tiefer herunter nach der See hinaus, in nichts als in Sanddünen.

Das Hauptreſultat des Bißherigen, in Beziehung auf unſere gegenwärtige Unterſuchung, iſt folgendes:

1) Die Gegend um Segeberg, ſo wie die ohne allen Zweifel noch höhere des Klingberges (deſſen Rücken ſich in einer kleinen Entfernung am rechten Traveufer von Norden nach Süden hin zieht), iſt die höchſte in ganz Holſtein.

2) Sie ſteht ſowohl durch ihre öſtliche Lage, als durch ihre beträchtliche Höhe geognoſtiſch mit der Plöner und Eutiner Gegend in einer wahrſcheinlichen Verbindung, ſo wie das Analoge der äußern Geſtalt des Landes im ſüdlichen Fühnen, Seeland und auf den kleinen Inſeln wieder eine Verbindung mit dieſer letzten ahnden läßt.

3) Sie verſteckt gegen Weſten und Nordweſt ihren durch eine kärgliche Vegetation gefeſſelten und bedeckten ſandigen Boden unter den Schlamm der Marſchländer, und läßt ihn gegen Norden und Weſten theils als Flugſand, theils unter der Meeresfläche als Sandbänke und Dünen wieder hervortreten.

II.

Geognoſtiſcher Zuſammenhang Holſteins mit dem nördlichen Deutſchland.

Holſtein iſt ein aufgeſchwemmtes Land. Der Flußſand, Laimen, Mergel und Flugſand ſowohl als die Torfmoore, ſind lauter Schichten der neueſten Bildungsepochen der Erde. Mitten in dieſem aufgeſchwemmten Lande erhebt ſich aber bei Segeberg ein merkwürdiges Gipsgebirge, und dieſe feſtere Maſſe einer viel ältern Bildungszeit zwingt uns, die ganze Gegend mit jenen tiefer in Deutſchland hinein liegenden Gegenden, die mit ähnlichen Gebirgen in Menge verſehen ſind, zu verbinden. Die genauere Unterſuchung wird es ausweiſen, ob wir dadurch im Stande ſeyn werden, über das räthſelhafte Vorkommen des Gipſes und der Salzquellen bei Oldesloe Aufſchlüſſe zu erhalten, die uns die einſeitige Betrachtung des einförmigen Landes nie gewähren kann.

Was ich hier über die Struktur der Flözgebirge ſage, beſchränkt ſich natürlicherweiſe nur auf die

Flötze des nördlichen Deutſchlands, und ſoll nicht die Beziehung auf unſern vorliegenden Gegenſtand verlieren. Indeſſen werde ich einige abweichende Vorſtellungen über die Verhältniſſe der Flötze bei dieſer Gelegenheit äußern, die auch nicht ohne Einfluß auf unſere eigentliche Unterſuchung ſeyn dürften.

Das Harzgebirge, das Thüringer Waldgebirge, das Erz- und das Rieſengebirge bilden von Weſten nach Oſten eine, nur in kleinen Strecken unterbrochene, halbmondförmige Linie vom Urgebirge, durch welche die Flötzgebirgsgegenden des nördlichen Deutſchlands von denen des ſüdlichen getrennt werden. Nicht als ob dieſe Trennung abſolut wäre; denn um das Harz- und Thüringer Waldgebirge z. B. lagern ſich die Flötze völlig kreisförmig, und die Flötzgebirge in Franken ſind die nämlichen, wie die im nördlichen Deutſchland, wenn gleich mit merkwürdigen Modifikationen. Für uns indeſſen, die wir die Flötzſtrecken nach Norden hin verfolgen wollen, giebt dieſe faſt ununterbrochene Gebirgsreihe einen ſehr dienlichen Abſchnitt. Die Flötzgebirge, die uns hier vorzüglich intereſſiren, ſind diejenigen, welche an der nördlichen und nordöſtlichen, öſtlichen und ſüdöſtlichen, zum Theil auch weſtlichen und ſüdweſtlichen Seite des Harzes mantelförmig und in übergreifender Lagerung liegen, ein hügeligtes Land bilden, zwiſchen dem Harz- und dem Thüringer Waldgebirge mehr eine muldenförmige Lagerung annehmen, und hauptſächlich aus zwei Sandſteinformationen, drei Kalk- und zwei Gipsformationen beſtehen.

Die erſte Sandſteinformation, oder das ſogenannte rothe und todte Liegende, iſt das unterſte Flötz. Dieſer Sandſtein, der ſich unmittelbar auf die Urgebirge und Uebergangsgebirge des Harzes und Thüringer Waldes anlegt, wechſelt vom Fein- bis zum Grobkörnigen, manchmal ſehr ſchnell, ab. Er beſteht, wo er ſehr grobkörnig iſt, aus Geſchiebe des Urgebirge, die, im Ganzen genommen, ſich nach den Gebirgen richten, auf welchen er anliegt. So iſt das rothe Liegende im Mansfeldiſchen, auf dem Kifhäuſer, am Thüringer Waldgebirge meiſt aus Geſchiebe von Quarz, Kieſelſchiefer u. ſ. w. zuſammengeſetzt. Der rothe Sandſtein aber, der ſich auf und um den abgeſonderten Petersberg bei Halle gelagert hat, beſteht aus lauter Porphyrgeſchiebe, wie das Urgebirge, auf welchem er liegt. Das thonigte Bindemittel dieſes Sandſteins iſt ſehr eiſenſchüſſig, und dadurch roth gefärbt. Je feinkörniger und bloß quarzig der Sandſtein aber wird, deſto mehr verſchwindet der Eiſengehalt des

Bindemittels, und deſto weißer wird der Sandſtein, der dann das weiße Liegende genannt wird, und den jüngern Sandſteinformationen ähnlicher ſieht.

Wenn man die Gebirgsmaſſe einiger Gebirge dieſer Formation unterſucht, ſo findet man merkwürdige Spuren der noch nicht verſchwundenen chemiſchen Gewalt des Bindemittels. Die Konglomerate des Thüringer Waldgebirges, und zum Theil des Kifhäuſers, ſind in dieſer Rückſicht vorzüglich belehrend. Es iſt nämlich bekannt, daß man in den älteſten Urgebirgen ſehr wenig Spuren einer bloß mechaniſchen Gewalt findet. Wo indeſſen auch Steine ſchon gebildeter Gebirgsmaſſen von neuern ergriffen würden, da ſind ſie durchaus mit dieſen verwachſen, die Umriſſe der eingeſchloſſenen Geſchiebe verſchwinden faſt in die neuere Maſſe, und das Ganze bildet ein chemiſches Kontinuum. Dieſes iſt der Fall, wenn man in die älteſten Gebirge Gneis in Granit, oder umgekehrt Granit in Gneis, eingeſchloſſen findet, wenn man Porphyr auf ein Urgebirge aufgelagert ſieht, ja meiſtentheils auch bei der Grauwacke. Je jünger aber die Gebirge werden, und überhaupt, je größer die Zeit iſt, die zwiſchen der ergriffenen und auf ſie mechaniſch wirkenden Maſſe verfloſſen iſt, deſto deutlicher ſind ſie von einander getrennt, deſto weniger vermag die jüngere auf die ältere chemiſch zu wirken, deſto abgeſchnittener iſt das Bindemittel von den eingeſchloſſenen Steinen; und da die Geſchiebe faſt bis ins Unendliche getheilt ſind, ſo daß das Bindemittel des grobkörnigen Sandſteins ſelbſt wiederum als ein feinkörniges anzuſehen iſt, ſo wird dadurch dieſes immer mehr und mehr mechaniſch. — Ja, man wird, wenn die Beobachtungen weiter gediehen ſind, wenigſtens bei den verſchiedenen Gliedern der nämlichen Formation, die Intenſität der chemiſchen Gleichförmigkeit zwiſchen zwei in verſchiedenen Epochen entſtandenen Maſſen auf der einen Seite, und die Stärke des mechaniſchen Unterſchiedes zwiſchen den eingeſchloſſenen Geſchieben und dem Bindemittel auf der andern Seite, als ein relatives Maaß der Zeiträume, die zwiſchen den Bildungsepochen beider verfloſſen ſind, gebrauchen können. Was nun die älteſten Sandſteine betrifft, ſo iſt es auffallend, wie verſchieden ſie in dieſer Rückſicht ſind. Denn einige, und ohne allen Zweifel die älteſten, bilden ein noch halbchemiſches und halbmechaniſches Gemenge, da hingegen andere, und wahrſcheinlich die jüngern, auffallend mechaniſch gemengt ſind.

Doch dieſe Verhältniſſe ſind ſo wichtig und für die Geognoſie ſo folgenreich, daß ich mich gedrungen fühle, ſie von einer andern Seite zu beſtätigen. Alle diejenigen Gangformationen, die ohne Beſteg ſind, und wo die Gangmaſſe mit der Gebirgsmaſſe innig verbunden iſt, ſo daß dieſe in jener einen wahren Uebergang bildet, ſind ältern Urſprungs; ihre Entſtehung deutet auf eine Zeit, die mit der Entſtehungszeit der Gebirgsmaſſe faſt zuſammenfiel, und wo dieſe daher bei der Ausfüllung chemiſch reagiren konnte. Der deutliche Beſteg dahingegen zeigt eine größere Trennung zwiſchen den Bildungsepochen beider. Gewiß wird man nicht finden, daß ein mit der Gebirgsmaſſe zuſammengewachſener Gang einen durch Beſteg von dieſer getrennten durchſetzt. Es waren jene älteſten Gänge, auf welche man ſich berief, wenn man gegen die Ausfüllungstheorie ſtritt. — Man findet ſie vorzüglich als Granitgänge in Gneis , als Quarzgänge in den älteſten Urgebirgen, und ſie beweiſen, wie die Gänge, ſo wenig als die Geſchiebe, es vermochten, die chemiſche Kontinuität der Urzeit zu ſtören.

Noch von einer andern Seite läßt ſich dieſe Anſicht beſtätigen; wenn man nämlich den Uebergang des porphyrartigen Urtrapps in Mandelſtein, und den Unterſchied der ältern Mandelſteine von den jüngern unterſucht. Es iſt bekannt, daß Werner die porphyrartige Struktur der Gebirgsmaſſen von der mandelſteinartigen dadurch unterſcheidet, daß bei jener die eingeſchloſſenen Foſſilien mit der Hauptmaſſe von gleichzeitiger Entſtehung ſind, da bei den Mandelſteinen die Hauptmaſſe, mit Blaſenräumen gebildet, erſt ſpäter von andern Maſſen ausgefüllt wurde. Auf dieſe Weiſe erklärt er die Entſtehung der Achate, und die Richtigkeit dieſer ganzen Anſicht iſt keinem Zweifel mehr unterworfen. Nun bildet aber in der That der porphyrartige Urtrapp einen wahren Uebergang in Mandelſtein. Man ſieht die eingeſchloſſenen Feldſpathkryſtalle nach und nach eine längliche Form annehmen, und ſie ſind von der derben Hornblendemaſſe durch einen hellern grünen Rand, deutlicher oder undeutlicher, wahrſcheinlicherweiſe je mehr oder weniger ihre Entſtehungszeit von derjenigen der Hauptmaſſe getrennt war, geſchieden. Es iſt freilich wahr, daß in dem deutlichen Mandelſtein das eingeſchloſſene Foſſil ſelten Feldſpath iſt; aber dieſes kann in der mannigfaltigen Verſchlingung der Aktionen Gründe haben, die uns nicht irre führen dürfen. Genug, daß der Uebergang hinreichend deutlich iſt. Beſonders eine Suite aus dem uraliſchen Gebirge hat mich mit dieſen Uebergängen auf eine auffallende Weiſe bekannt gemacht; und ſollte die mehr mechaniſche Grünerde, die bei den entſchiedenen Mandelſteinen die eingeſchloſſenen Kugeln von der Hauptmaſſe trennt, und die bei aller Verſchiedenheit der eingeſchloſſenen Maſſen immer dieſelbe bleibt, nicht hier, unter andern Umſtänden, das Nämliche ſeyn, was jener hellere grüne Rand um den Feldſpath des porphyrartigen Urtrapps? Aber wir haben zugleich hier Gelegenheit, eine Bemerkung zu machen, die, wenn ſie gleich nicht jenen Gebrauch der ſtärkern oder ſchwächern Einwirkung zweier Maſſen auf einander als Maaß ihrer reſpektiven Entſtehungszeiten aufhebt, uns doch nöthigt, viel Kritik dabei anzuwenden. Es haben nämlich auch in der mehr mechaniſchen Zeit Oſcillationen Statt gefunden, die, indem ſie die chemiſche Gewalt überhaupt ſtärker hervortreten ließen, auch die chemiſche Reaktion der Hauptmaſſe gegen eingeſchloſſene Geſchiebe oder in Blaſenräume angeſetzte Foſſilien verſtärkten. Bei den Sandſteinformationen hat man weniger Gelegenheit, dieſes zu beobachten, weil das Hervortreten der chemiſchen Gewalt mit dem Verſchwinden der Geſchiebe Eins iſt. Vergleicht man hingegen die mehr mechaniſchen Flötzmandelſteine, in welchen die mit Grünerde überzogenen Kugeln faſt loſe liegen, mit den chemiſchen Wacken oder mit dem Baſalte, der doch immer nicht ſelten ein zugleich porphyrartiges und mandelſteinartiges Gefüge hat, ſo ſieht man aufs deutlichſte abwechſelnde Epochen einer chemiſchen Schlaffheit und Energie, die im höchſten Grade wichtig und belehrend ſind. Ueberhaupt würde die merkwürdige Art, wie alle Bildungen, und die eröffnete Mannichfaltigkeit individueller Aktionen, die auch, in Rückſicht auf die Form, jede für ſich eine abgeſonderte Exiſtenz haben, und nicht in einander einzugreifen vermögen, in die dunkle Geſetzmäßigkeit des chemiſch-gleichförmigen Lebens in der Flötztrappformation zurücktreten, auch über das umgekehrte Heraustreten aus den homogenen Maſſen in die Urzeit die herrlichſten Aufſchlüſſe geben. Nur müßte man ſich vor aller voreiligen Anwendung einer eingeſchränkten Chemie und vor dem frechen Spiele mit chemiſchen Hypotheſen ſorgfältig hüten.

Wir werden, indem wir dieſe Betrachtung auf die fortſchreitende Bildung der Flötzgebirge anwenden, verſuchen, die Spuren der Geſetzmäßigkeit in ihrer Entwickelung zu verfolgen. Die Hoffnung ſcheint ſehr geringe. Selbſt die neueſten und genaueſten Unterſuchungen der Flötzreihen von

Heim [1]) und Freiesleben, [2]) die Beobachtungen von Jordan, [3]) Hausmann [4]) und Karſten, [5]) die in mancher Rückſicht wichtig und belehrend ſind, ſcheinen die geahndete Regelmäßigkeit eher zu verdrängen, als herauszuheben und zu beſtätigen.

Zwar darf man ſich keinesweges verheimlichen, daß es für den unterſuchenden Naturforſcher ſehr gefährlich iſt, irgend eine vielleicht zufällige Uebereinſtimmung als Geſetz zu fixiren: aber das lockere Spiel, welches ſich in einzelnen Beobachtungen allein gefällt und alle Gründlichkeit in der Maſſe der vereinzelten Dinge ſucht, iſt nicht weniger ſchädlich. Auch giebt es Geſetze, die für den Unbefangenen das Gepräge der Allgemeinheit unmittelbar offenbaren. Geſetze der Art, das Eigenthum der in unendlich mannichfaltige Bildungen ſich geſtaltenden Natur, engen den Blick

---

1) Geologiſche Beſchreib. des Thüringer Waldes nach ſeinen Flözlagern u. ſ. w. Meiningen 1806. 2ter Th. 5te Abtheilung.

2) Geognoſtiſcher Beitrag zur Kenntniß des Kupferſchiefergebirges u. ſ. w., 1ſter Th. Freiberg 1807.

3) Mineralog. berg- und hüttenmänniſche Reiſebemerkungen u. ſ. w.

4) Norddeutſche Beiträge, 1ſtes Stück.

5) Magazin der Geſellſch. naturforſch. Freunde, 1. 3.

des Forſchers keinesweges ein, und heben die Freiheit der Richtungen nicht auf, die den wahren Forſcher wie die Natur charakteriſirt.

Wir werden daher ohne Furcht ſuchen, auf das ſtill verborgene Geſetz aufmerkſam zu machen, in welches ſich die Forſcher, wie die Natur, in den ſcheinbar widerſprechendſten Aeußerungen und Geſtalten, einigend begegnen, indem wir hier, unſern Zweck feſthaltend, nur über einige Flötzreihen, und ſelbſt über dieſe nur das Allgemeinſte, erwähnen, in der Folge aber alles genauer entwickeln werden.

Zuvörderſt aber halten wir es für nothwendig, einige Begriffe zu beſtimmen, deren unbeſtimmter Gebrauch nicht wenig zu Verwirrungen mancherlei Art Anlaß gegeben hat. Hierher rechnen wir vorzüglich den Begriff der Formation, der durch den Gebrauch, den der Entdecker Werner davon gemacht hat, einer der wichtigſten und folgenreichſten der Geognoſie geworden iſt. So gewiß, wie es nun auch iſt, daß die richtige Kenntniß der Formationsſuiten und ihrer Verhältniſſe als eine Grundlage der ganzen Geognoſie angeſehen werden muß, ſo hat doch eben die Art und Weiſe, wie man dieſen Begriff bei der Unterſuchung der Flötzgebirge anwendete, nicht wenig zur verworrenen Anſicht derſelben beigetragen, wie eine kurze Unterſuchung darthun ſoll.

1) iſt es bekannt, daß die verſchiedenſten Gebirgsarten in der nämlichen Formation vorkommen können, wenn man nur die Reihe der Entwickelung zwiſchen beiden ununterbrochen verfolgen kann. So ſpricht Werner nicht von Gneiß-, Glimmerſchiefer-, Thonſchiefer-Formation, ſondern nennt dieſe nur die Glieder der uralten Schieferformation.

2) können Gebirgsarten einerlei Art in verſchiedenen Formationen vorkommen, wenn die Folgenreihe der Entwickelung durch irgend eine Revolution unterbrochen iſt. So bildet die Grauwacke eine eigene Formation; aber der Thonſchiefer, der ein Glied derſelben ausmacht, iſt oft von dem Urthonſchiefer, oryktognoſtiſch, kaum zu unterſcheiden. So giebt es auch viele Uebergangstrappgebirgsarten, die den Urtrapparten täuſchend ähnlich ſehen. Entweder es giebt gar keinen wahren beſtimmten Unterſchied zwiſchen uralten und Uebergangsgebirgen, oder dieſer muß in den Kennzeichen unterbrochener Entwickelung aufgeſucht werden, es zeige ſich dieſe nun bloß durch abweichende Lagerung, oder zugleich durch dazwiſchentretendes Konglomerat.

3) iſt es bekannt, daß Werner die nämliche Formation, der Maſſe nach, in verſchiedenen Formationen, der Zeit nach, wieder erkennt; und dieſes iſt ſicher eine ſeiner ſchönſten Entdeckungen. So verfolgt er die Reihe der Schiefer-, der Trapp-, der Kalkformation, immer wiederkehrend, obgleich durch einander unterbrochen, von den älteſten bis zu den neueſten Bildungsepochen.

Nun iſt es aber klar, daß

4) auch die in Einer Rückſicht verſchiedenen Formationen, als zu Einer Fotmation gehörig, angeſehen werden können, welches dann eintreten wird, wenn das Verſchiedenartigſte ſich, wie aus Einer Quelle, geſetzmäßig entwickelt. Dieſes iſt aber von den Geognoſten offenbar überſehen worden, obgleich es die Natur vernehmbar genug ausſpricht. Wir werden zeigen, daß dieſes eben in den Flötzgebirgen ſtattfindet, wo die Natur, mehr als in den Urgebirgen, das Entgegengeſetzte aus der nämlichen Quelle entwickelt.

Man hat den älteſten Sandſtein (das rothe und todte Liegende der Thüringer Flötzreihe) als eine eigne Formation aufgeſtellt, ohne allen Zweifel deßhalb, weil er ſich, der Qualität nach, ſo ſehr von dem ihn bedeckenden Mergelſchiefer- und Kalkflötzen unterſcheidet, und weil beide Flötze, als Zeitglieder, in eigenthümliche Formationen eintreten — der Sandſtein der Schieferformation, der Kalkſtein der Kalkformation zugeordnet werden muß.

Man hat Unrecht. Es muß zugeſtanden werden, daß der Mergelſchiefer ſowohl in das rothe und todte Liegende, als in den älteſten Kalk übergeht, und als ein Mittelglied zwiſchen beiden anzuſehen iſt. Freiesleben hat[6]) den Uebergang des bituminöſen Mergelſchiefers in den Zechſtein durch das Dach, und in den Sandſtein durch das weiß-Liegende nachgewieſen. Der genaue Zuſammenhang iſt Heim nicht verborgen geblieben, und er fragt ausdrücklich, ob man nicht das rothe und todte Liegende und den älteſten Kalkſtein als zwei Hauptlager anſehen könne, die zuſammen gehören?[7]) Zwar behauptet Freiesleben, daß der ältere Kalkſtein von dem Sandſtein ziemlich ſtark abgeſchnitten iſt; dies iſt aber immer der Fall, wo eine ſchieferige Bildung aus einem derben Sandſtein rein hervortritt. Selbſt der Grauwackenſchiefer und Uebergangsthonſchiefer erſcheinen nicht ſelten eben ſo beſtimmt von der derben Grauwacke abgeſchieden. Spuren des Kalkgehalts laſſen ſich bis tief in das ro-

---

6) a. a. O., S. 27.

7) a. a. O., S. 38.

the und todte Liegende hinein verfolgen, und die allmähliche, durch nichts unterbrochene Entwickelung iſt klar.

Ein zweites, was überſehen ward, iſt die dichotome Richtung in der Entwickelung des älteſten Sandſteins.

Die unterſten und älteſten Lager verbinden ihre Geſchiebe durch ein ſtark kieſelartiges Bindemittel. Dieſes ergreift oft die eingeſchloſſenen Geſchiebe, ja zerfließt mehr oder weniger deutlich mit dieſen, und zeigt, daß die Epoche der uralten Aktion noch nicht ganz verſchwunden war. Selbſt löcherige Geſchiebe werden auf dieſe Weiſe gehärtet. Heim hat am Kernberge über Friedrichsrode [8]) löcherige Mandelſteine gefunden, in welche Kalkſpathkörner einſt eingeſchloſſen waren. Viele Höhlungen ſind mit Quarz ausgefüllt, ſo daß in manchen Stücken, bei welchen die Verwitterung nur bis auf einen gewiſſen Punkt eingedrungen iſt, auf der Oberfläche die Mandelſteine aus Quarz und im Innern aus Kalkſpath beſtehen. Viele dieſer ältern Sandſteine, wie Wetzſchiefer, Sandſteinſchiefer, ſehen den uralten Gebirgsarten täuſchend ähnlich. Von dieſem ältern

---

8) a. a. O., S. 55.

Punkte aus wird das Bindemittel immer thoniger, die Geſchiebe werden zum Theil kleiner, indem die mechaniſche Gewalt zunimmt, aber auch weniger mit dem Bindemittel verbunden, indem die chemiſche Gewalt abnimmt. In einer doppelten Geſtalt regt ſich nun das Bindemittel, indem es, aus der Menge der Gerölle und ſandigen Körner hervorſtrebend, eine eigene Geſtalt zu erhalten ſucht, und zwar auf der einen Seite ſehen wir den Thon immer reiner werden, den Sandſtein eine eigenthümliche Form annehmen, wie wir ihn als Liegendes der ältern Steinkohlenflötze finden, auf der andern Seite aber, indem er immer mehr Kalk aufnimmt, aus dem roth-Liegenden ins weiß-Liegende, oder, wie es in Thüringen heißt, ins grau-Liegende, überzugehen, durch welche Veränderung der Uebergang zum bituminöſen Mergelſchiefer vorbereitet wird. — Auch in dem roth-Liegenden findet man deutliche Spuren des Kalks, wie ich es in Camsdorf fand, und wie es Jordan auch in Riegelsdorfer Flötzen beobachtet hat.[9] Die merkwürdigſte Veränderung des Sandſteins in dieſer doppelten Reihe iſt die der Farbe; denn indem das Gerölle kleiner und der Sandſtein feinkörniger wird,

---

9) Reiſebemerkungen u. ſ. w., S. 15.

verſchwindet auch die allgemeine rothe durch Eiſen hervorgebrachte Farbe, und dieſe geht auf beiden Seiten in eine gräulich-weiße über. Zwar iſt das Thonige auffallend das am meiſten Hervortretende in dem erſten und älteſten Hauptgliede dieſer ganzen Formation, ſo wie der Kalk in dem zweiten am ſtärkſten hervortritt; indeſſen ſcheint doch die ſchieferige Entwickelung in dem bituminöſen Mergelſchiefer und in dem Schieferthon gleichzeitig zu ſeyn, wenn gleich zuweilen die Steinkohlen älter zu ſeyn ſcheinen.10) Denn jene Richtungen ſind nicht abſolut getrennt; ſie vereinigen ſich oft auf eine merkwürdige Weiſe, und zeigen dadurch aufs deutlichſte ihren gemeinſchaftlichen Urſprung aus dem ältern Sandſtein. In Riegelsdorf iſt der bituminöſe Mergelſchiefer hauptſächlich mit Fiſchverſteinerungen angefüllt, aber die farrnkräuterähnlichen Verſteinerungen zeigen den Uebergang zum Schieferthon.11) In den Thüringer Flötzen nimmt das Kohlenflötz den Kalk auf, iſt mit häufigen Kalkſpathtrümmern durchſetzt, und verhält ſich dann wie ein bituminöſer Mergel. Selbſt in zufälligen, gewiſſermaßen aber doch charakteriſtiſchen

---

10) Heim a. a. O., S. 236.

11) Jordan a. a. O., S. 11.

Dingen, ſtimmen ſie überein, nicht allein in den Kräuter- und Fiſchabdrücken, ſondern auch in dem Erzgehalt an Schwefel, Arſenik, Kupferkies, Kupferglas. Bei Gumpelſtadt in dem Kalder findet man Steinkohle und Abdruck von Fiſchen in bituminöſem Mergelſchiefer, in den ſogenannten Graupenſchiefern, die zum Mergelſchieferflötz gehören, reiner Steinkohle, zum Theil als Bitumen, eingeſprengt und eingewachſen in Körnern und Kugeln, auch Farrnkräuterabdrücke. Umgekehrt im Steinkohlenflötze von Klein-Schmalkalden Strahlkies, Kupferkies, Bleiglanz und einen ſchönen Abdruck eines Fiſches mit Kupferkies. [12])

Wenn man dieſe höchſt merkwürdige Verbindung beider, ſcheinbar einander entgegenſtehender Bildungen genau erwägt: wie kann man dann gegen die höchſt bedeutende, obgleich in entgegengeſetzter Richtung ſich äußernde Entwickelung beider Flötze die Augen verſchließen?

Schon in den ältern Uebergangsgebirgen zeigt uns die innige Verknüpfung des Uebergangskalks mit der Grauwacke die Spuren von der nämlichen Dichotomie der Richtung, die noch deutlicher erkannt werden muß, wenn man einſehen lernt, daß in dieſen

---

[12]) Heim S. 240.

Gebirgen eben ſowol Aeußerungen der Vegetation, als Steinkohlen, wie Spuren der Animaliſation, als Verſteinerungen, vorkommen.

Nachdem der Sandſtein in beiden Richtungen einen eigenthümlichen Charakter angenommen hat, geht die Entwickelung ihren regelmäßigen Gang: allmählig wird in beiden der Sandſtein ſchieferiger und bituminöſer. In der Steinkohlenformation bildet ſich der Schieferthon nach und nach, und mit den deutlichſten Spuren geſetzmäßig fortſchreitender Entwickelung nimmt das Bituminöſe zu, bis es endlich in den Steinkohlen am reinſten hervortritt. Der bituminöſe Mergelſchiefer zeigt das nämliche Geſetz, nur mit einer ſehr bemerkenswerthen Verſchiedenheit.

Es iſt nämlich klar, daß die Entwickelung der Steinkohlenformation mit der Schieferbildung und mit der bituminöſen Ausſcheidung vollendet iſt; von hieraus verſchwindet ſie ganz, und es bildet ſich kein Uebergang in ſpätere Entwickelungen. Der bituminöſe Mergelſchiefer hingegen geht durch das Dach in den Zechſtein über, und ſteht durch dieſen in der genaueſten Verbindung mit den ſpätern Gliedern der ganzen Formation. Daher ſehen wir hier das Bituminöſe nicht, wie bei den Steinkohlen, an Einer Stelle zuſammengedrängt; vielmehr hat es ſich in alle Glieder der ſpätern Entwickelung vertheilt, und erſcheint in ihnen allen, hier mehr, dort weniger hervortretend, am ſtärkſten aber in dem letzten Gliede, in dem Stinkſteine, mit welchem die ganze Formation beſchloſſen wird.

Auf das bedeutungsvolle Zuſammenfallen der thonigen Maſſe mit der vegetativen, der kalkigen mit der animaliſchen Entwickelung der Erde, habe ich ſchon ſeit langer Zeit in meinen Beiträgen zur innern Naturgeſchichte der Erde aufmerkſam gemacht; und je weiter die Forſchung gedeiht, je genauer und von allen Seiten lebendiger ſie wird, deſto mehr wird man wohl gezwungen, auf dieſes wichtige Zuſammentreffen zu achten.

So wie in den Thüringer Flötzen die Bildungen des bituminöſen Mergelſchiefers und der Steinkohle zuſammenfallen, doch auch bei weitem häufiger getrennt vorkommen, ſo ſcheinen dieſe beiden Bildungen im Mansfeldiſchen und in der Gegend um Halle mehr aus einander zu gehen. Im Mansfeldiſchen ſehen wir daher den bituminöſen Mergelſchiefer faſt durchgängig von aller Verbindung mit dem Steinkohlenflötz getrennt; bei Wettin, Löbejün und Dölau hingegen die Steinkohlenformationen völlig rein hervortreten.

Der bituminöſe Mergelſchiefer iſt ein in noch immer fortſchreitender Entwickelung begriffenes Glied einer größern Formation; die Steinkohlenformation hingegen zeigt alle Spuren einer gehemmten Entwickelung, iſt das letzte zuſammengedrängte Glied einer vollendeten Entwickelung. Jene Bildung eröffnet uns daher die Ausſicht in eine völlig neue, durch ſie als Mittelglied hervortretende, immer mächtiger werdende Maſſe eigenthümlicher Art. Die gehemmte Bildung der Steinkohlen hingegen läßt die uralte, ſchon zurückgedrängte Maſſe der Gebirge wieder mächtig hervortreten. An zwei Gebirgsarten der Uebergangsgebirge ſcheint ſich die ältere Steinkohlenformation vorzüglich anzuſchließen — an das Grauwacken- und an das Porphyrgebirge. Beide werden durch ein Konglomerat — die mächtige Regung einer neuen Bildung — gewaltſam zurückgedrängt, zum Theil zerſtört: die Steinkohlenformation bildet ſich; aber ihre Bildung wird zurückgedrängt, die alte Maſſe erſcheint wieder, mehr oder weniger mächtig, mehr oder weniger verändert. Bei Hainichen im Erzgebirge ſchließt ſich das Steinkohlengebirge genau an das Grauwackengebirge bei Braunsdorf. Die genaueſte Verbindung des Grauwackengebirges mit der Steinkohlenformation hat

Hövel in ſeinen vortrefflichen Bemerkungen über die Gebirge in der Grafſchaft Mark nachgewieſen. [13]) Ein Theil des Schieferthons geht in ein dem Grauwackenſchiefer völlig ähnliches Geſtein über. Man hat es lange beſtritten, wird es aber doch am Ende geſtehen müſſen, daß der Porphyr die Steinkohlen in Wettin bedeckt, um ſo mehr, da dieſes in der That vollkommen deutlich in Giebichenſtein bei Halle der Fall iſt. In dem Reichardtſchen Garten und neben demſelben ſchießt der Schieferthon mit Steinkohlen ganz deutlich unter dem Porphyr ein, und bildet durch ein hartes hornſteinähnliches Flöz den deutlichſten Uebergang zu dem bedeckenden Porphyr. — Nach der Chauſſee zu, wo man einen Bau auf Steinkohlen angefangen hat, findet das Nämliche auf die deutlichſte Weiſe ſtatt, und der Rabenſteinberg, der ſich hier auf die Steinkohlen legt, hat vollkommen das Anſehen des im Petersgebirg herrſchenden Porphyrs, ſogar die nämliche Neigung zur plattenförmigen und ſäulenförmigen Abſonderung. Der berühmte Arzt **Reil** hat in ſeinem Garten auf dem ſogenannten ſpitzen Weinberg, ſelbſt in einer bedeutenden Höhe, einen Brunnen graben laſſen, wo man in einiger Tiefe jenes harte, hornſteinartige Geſtein fand, welches eine Anzeige des nahen Steinkohlenflötzes iſt, ſo daß es keinem Zweifel unterworfen iſt, daß auch hier die Steinkohlen unter dieſem aus wechſelndem Konglomerat und Porphyr beſtehenden Berge durchgehen. Dieſer Brunnen wird uns auch in der Folge wichtig werden; die genauere Entwickelung der Verhältniſſe aber wird eine ſpezielle Beſchreibung des Petersgebirges enthalten.

---

[13]) Geognoſtiſche Bemerkungen über die Gebirge in der Grafſchaft Mark, Hannover 1806.

Auf dieſe Weiſe entſteht eine fortſchreitende, durch Konglomerat und hier und da an einzelnen iſolirten Punkten durch Steinkohlen zurückgedrängte, aber nicht ganz unterbrochene Bildung der Grauwacke und des Porphyrs. Wenn wir hier nun, der eingeſchränkten Anſicht der Formationsbegriffe folgend, den Porphyr um Halle für älter als die ältere Kalkſteinformation in Mansfeld annehmen: würden wir uns nicht irren? Es iſt nicht zu bezweifeln, daß das Konglomerat des Petersgebirges, welches in wahren Porphyr übergeht, mit dem rothen und todten Liegenden der Mansfelder Flötze in der genaueſten Verbindung ſteht; es iſt ganz gewiß, daß die Steinkohlen- und Mergelſchieferflötze gleichzeitig ſind: und was verhindert uns, anzunehmen, daß die Gebirge zwei gleichſeitig in doppelter Richtung hervortretende Bildungen der Natur anzeigen, ſo daß ſie im Petersgebirge zur Produktion der uralten Maſſe zurückkehrt, indem ſie in den Mansfeldiſchen Flötzen ſich in neuen Bildungen entfaltet — eine Anſicht, die wir gezwungen ſind, anzunehmen, wenn wir nicht die evidente Gleichzeitigkeit des Konglomerats und der Mergelſchiefer- und Steinkohlenbildungen abläugnen wollen? — offenbar nur das in ſeinen Prinzipien durchaus falſche, durchaus willkührlich erſonnene, in ſeinen Vorausſetzungen eben ſo ungeheuere, wie in ſeinen Folgerungen bornirte Präcipitationsſyſtem, welches leider noch immer in der Geognoſie das herrſchende iſt.

Auf eine andere ſehr bedeutende Erſcheinung, die auch nicht genugſam gewürdigt worden iſt, werde ich hier ebenfalls aufmerkſam machen. Es iſt die merkwürdige, allgemein bekannte Oſcillation, durch welche dieſelben Glieder einer Formation, wie im Uebergangsgebirge, im Flötzgebirge, vorzüglich bei den Steinkohlenbildungen, ſich öfters unter den nämlichen Umſtänden wiederholen. Der Granit geht in Gneus, dieſer in Glimmerſchiefer, dieſer endlich in Thonſchiefer über, die Entwickelung geſchieht auf die geſetzmäßigſte Weiſe. Ein Glied kann fehlen, aber das Geſetz der Entwickelung iſt dadurch keineswegs aufgehoben. Schon längſt entdeckte man, daß dieſe verſchiedenartigen Gebirgsmaſſen auf der Grenze mit einander wechſelten. So wechſelt, nach der bekannten Beobachtung von Charpentier, Gneis mit Granit auf der Rieſenkuppe.[14]) Aber ſelbſt wo der Gneis, der Glimmerſchiefer, der Thonſchiefer entſchieden die Oberhand hat, hört dieſer Wechſel nicht auf. Herr Ebel[15]) ſtellte zuerſt die Behauptung auf, daß eine oſcillatoriſche Wiederholung der Urgebirgsarten in den Schweitzergebirgen durchaus herrſchend wäre. Dieſe auffallende Behauptung würde mit Recht beſtritten werden können, weil ſie zu ſehr im Allgemeinen aufgeſtellt wird, und man zu ſehr die genaue Nachweiſung einer beſtimmten Auflagerung an einer beſtimmten Stelle vermißt, wenn ſie nicht durch die Beobachtungen von Hausmann und Buch in Norwegen und Schweden beſtätigt wurden. Dieſe fanden nämlich, daß der Granit in dieſen Ländern, in dem erſtern faſt durchaus, ſecondair wäre, an mehrern Orten deutlich auf den Thonſchiefer, der als Fortſetzung einer ältern Gneisbildung erſchien, aufgelagert, und ſich nun in ſecondaire Gneis-, Glimmerſchiefer- und Thonſchieferbildungen verlor. Dieſer Oſcillationen ungeachtet herrſcht in den Urgebirgen vorzugsweiſe eine große, durch nichts geſtörte Ruhe der Ausbildung, die auf eine auffallende Weiſe ſchon in den Uebergangsgebirgen geſtört iſt, und wir finden hier den raſchen, gewaltſam wiederholten Wechſel von Konglomerat, Bänken und Schiefer, der ſonſt nur das Flötzgebirge charakteriſirt, und auf die deutlichſte Weiſe den immer erneuerten Streit entgegengeſetzter Richtungen darſtellt, indem bald im Konglomerat und in den Bänken der Grauwacke eine hervorſtrebende Richtung der bildenden Thätigkeit, ohne zu einer eigenthümlichen Geſtalt zu gelangen, nur zerſtörend wirkt, bald die alte Uniformität der chemiſchen Zeit, doch nur für eine kurze Epoche, in der Schieferbildung ſiegt. Dieſe nämlichen Zeichen des wiederholten Kampfs finden wir allenthalben, wo gehemmte Entwickelung ſich zeigt, nur daß in den Flötzgebirgen die uralte chemiſche Zeit immer mehr zurückgedrängt wird, und die frei hervortretenden Bildungen gezwungen werden, eine eigenthümliche, jener vergangenen Zeit mehr oder weniger fremde Geſtalt anzunehmen. Bald treten in dieſen Kampf die Konglomerate oder Sandſteine, bald die Schieferbildungen, bald die zwiſchen beiden liegenden Bänke vorzugsweiſe und die übrigen Glieder verdrängend hervor. Dieſe iſt die klare, ohne irgend eine erſonnene Hypotheſe, aus dem unbefangenen Anblick ſelbſt hervorgehende Thatſache. Daher wechſeln die Steinkohlengebirge ſo oft und ſo ſeltſam, und daher finden wir dieſen Wechſel nicht bei dem bituminöſen Mergelflötz, denn dieſer iſt in einer fortſchreitenden Entwickelung begriffen. Wo das Mergelflötz dennoch ſich wiederholt,[16]) was höchſt ſelten iſt, dürfen wir vorausſetzen, daß es in das Steinkohlenflötz übergeht und mit dieſem gehemmt wird. Außer jenem in den Gebirgsarten ſelbſt vorkommenden Wechſel zeigt ſich auch, wo zwei verſchiedene Hauptlager ſich begegnen und wechſelſeitig hemmen, eine wiederkehrende Oſcillation, jener zwiſchen Gneis und Granit in den Urgebirgen ähnlich, wie die merkwürdige und bekannte Beobachtung von Buch beweiſt.[17])

---

[14]) Charpentier Beiträge zur geognoſtiſchen Kenntniß des Rieſengebirges, Leipzig 1804. S. 54 u. f.

[15]) Ueber den Bau der Erde in den Alpengebirgen, Zürich 1808. an mehrern Stellen.

Wenn wir nun dieſe deutlichen und ſprechenden Verhältniſſe, die uns auch über die höhere und lebendige Entwickelung der Gebirge herrliche Aufſchlüſſe

---

16) Voigt kleine mineralogiſche Schriften, Th. 2. S. 128.

17) Geognoſt. Beobachtungen auf Reiſen durch Deutſchland und Italien, 1ſter Th. S. 145—156.

verſpricht, gehörig erwägen, ſo können wir unſere Verwunderung nicht verhehlen, daß ſo klare Thatſachen und eine ſo ſchön hervortretende Uebereinſtimmung in der entgegengeſetzten Bildung den fleißigen Forſchern hat verborgen bleiben können. Wir dürfen vorausſetzen, daß dieſes nicht der Fall geweſen wäre, wenn nicht eine unglückliche, alle freie und lebendige Anſicht der Natur trübende Vorausſetzung ihre Beobachtung eingeengt und verunſtaltet hätte; und wir bitten den unbefangenen Forſcher, auf dieſe Verhältniſſe aufmerkſam zu ſeyn, ihre Realität beſonnen zu prüfen und ſie nicht zu überſehen, weil ſie, nicht etwa der Natur, ſondern höchſt ſchädlichen erſonnenen Vorausſetzungen widerſpricht.

Wir werden jetzt, hier nur im Allgemeinen, die fernere Entwickelung des bituminöſen Mergelflötzes in ſeinen aufgelagerten Gliedern verfolgen. Die Glieder ſind: das Dach, durch welches der bituminöſe Mergelſchiefer allmählig in den Zechſtein übergeht; der Zechſtein ſelbſt; die Rauchwacke, mit dem Höhlenkalk; der Gips mit ſeinen Thonſchichten; das Steinſalz, wenn es anders wirklich vorhanden ſeyn ſollte, mit ſeinem Salzthon; die Aſche und der Stinkſtein. Durch alle dieſe Glieder hindurch nimmt die chemiſche Intenſität und Sonderung zu. An einem andern Orte werden wir von dem merkwürdigen Vorkommen der Erze in dem Mergelflötz und in den an dieſen über und unter demſelben angrenzenden Flötze reden; hier aber dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daß die Verſteinerungen verſchwinden, ſo wie die chemiſche Intenſität der Maſſe zunimmt. Man findet in der That in den höhern Gliedern keine Verſteinerungen. Der Zechſtein iſt eine derbe Maſſe, ein dichter Kalkſtein, oft durch dünne Thonſchichten unterbrochen, welche durch Thon abgelöſt werden, der kleine Glimmerblättchen beigemengt hat.[18]) Hier findet alſo ſchon die wechſelnde Ausſonderung des Thons aus der Mergelmaſſe ſtatt, welcher in den chemiſch weiter ausgebildeten Gliedern in einem noch höhern Grade hervortritt, alle Maſſen gleichſam umhüllt, und Heim[19]) zu der Behauptung veranlaßte, daß alle Zwiſchenſchichten dieſer Formation dem Thon untergeordnet wären. „Dieſe Schichten,“ ſagt er, „ſteigen und fallen, breiten ſich aus und verſchwin„den, immer in Begleitung des Thons, der ihr be„ſtändiger Führer iſt, mit welchem ſie kommen und

---

18) **Jordan** Reiſebemerkungen, S. 10.

19) a. a. O., S. 225.

„gehen, und der auch, wenn ſie aufgehört haben, „allein fortliegt, und ſeine Stelle auf der Scheidung „der Kalk- und Sandſteinlager behauptet.“ Ich werde aber beweiſen, daß bei der chemiſchen Aktion des Mergels in den aufgeſchwemmten Braunkohlenflözen der Thon ſich, ſowohl bei einer reinern Kalk-, als bei der Gypsbildung, gleichſam unter unſern Augen rein ausſcheidet: eine Ausſcheidung, die ohne allen Zweifel in jenen Gebirgen auch wechſelnd hervortritt, und das beſtändige Vorkommen des Thons bei den Kalk- und Gypsgebirgen veranlaßt. Ohne allen Zweifel muß man aus einem ähnlichen Grunde das Vorkommen des Salzthons in den Steinſalzgebirgen herleiten. Die auf den Zechſtein hingelagerte Rauchwacke mit ſeinem Höhlenkalk iſt offenbar durch eine lebendigere chemiſche Aktion ſo eigenthümlich geſtaltet; der Gyps iſt eine rein-chemiſche Ausſonderung, und der Stinkſtein zeigt in der That häufig eine große Neigung zur kryſtalliniſchen Form. Freiesleben, der mir mehrere wichtige Thatſachen über die fortſchreitende kryſtalliniſche Bildung in dieſer Formation aus ſeinen vielfältigen, in einer Reihe von Jahren, unter den günſtigſten Umſtänden angeſtellten Beobachtungen mündlich mitgetheilt hat, Beobachtungen, welche er in dem zweiten Theile ſeines wichtigen Werks über das Kupferſchiefergebirge bekannt machen wird, und die unſere Kenntniſſe der Flötzgebirge bedeutend erweitern werden, hat die ſchöne Entdeckung gemacht, daß die Aſche, die man gemeinhin nur für eine Mergelerde anſah, in der That aus einer Menge unendlich kleiner kryſtalliniſcher Körner beſteht, und ſo, als eins der letzten Glieder der Formation, die Intenſität der Kryſtalliſation im höchſten Grade darſtellt. Nicht allein die ganze Maſſe zeigt auf dieſe Weiſe die hervortretende Gewalt des Chemiſchen, auch die zufällig eingeſprengten Foſſilien. Der reine Kalk kommt als Erde in den untern Gliedern vor, und kryſtalliſirt als Kalkſpath in der Rauchwacke. Die Schaumerde, die Freiesleben in dem Gips und auch in der Rauchwacke dieſer Formation gefunden hat,20) kommt, wie er zeigen wird, in den niedern Gliedern als Erde, in den höhern als Schaumſchiefer, in den höchſten als Schaumſpath vor. Wie wir in den uralten Gebirgen, mit der fortſchreitenden chemiſchen Entwickelung allmählich die Menge individueller Bildungen zunehmen ſehen, die ſich in den mannichfaltigen Lagern darſtellen, ſo ſehen wir auch hier die Mannichfaltigkeit der

---

20) a. a. O., S. 29.

Zwiſchenlager mit der Intenſität der chemiſchen Aktion zunehmen; und Freiesleben ſowohl als Heim ſind mit einander einig, den Gyps, und das Steinſalz, wenn es in den nördlichen Flözen anders wirklich vorkommen ſollte, als Zwiſchenlager, als untergeordnete Lager der ältern Kalkformation beyzuzählen. Der Gyps ſcheint zu den reinſten obern Ausſcheidungen ausſchließend zu gehören. Zwar will Heim[21]) behaupten, daß ein Gypsflöz über dem bituminöſen Mergelſchiefer läge, und unter dem Zechſtein; da aber ein ſolcher Gyps in den vielen aufgeriſſenen Flözgebirgen niemals entdeckt wurde, er in Mansfeld, wie in Riegelsdorf, vielmehr beſtimmt ſeine Stätte über dem Kalke hat, ſo müßte man für die Annahme einen viel genauern Beweis fordern, als ihn Heim giebt. Er geſteht, daß dieſer tiefere Gyps ſehr ſchwer von dem obern und mächtigern zu unterſcheiden iſt. Das härtere Thonlager einiger Gypsflöze giebt offenbar keinen hinreichenden Beweis, und es muß bedenklich erſcheinen, daß Heim, der ſonſt mit einer ſo ſeltenen und preißwürdigen Genauigkeit alle ſeine Behauptungen nachweiſt, keine Stelle angiebt, wo man den wahren Zechſtein deutlich über den Gips gelagert ſieht. Genauere Unterſuchungen müſſen daher dieſe Behauptungen beſtätigen oder widerlegen.

---

[21]) a. a. O., S. 257.

Eine kurze Betrachtung ſoll uns die Bedeutung der Bildungen, die wir bis jetzt unterſucht haben, noch einmal anſchauen laſſen, damit wir das Geſetz der Entwickelung deſto klarer einſehen mögen. Eine große Ruhe der fortſchreitenden Bildung finden wir in den Urgebirgen. Selbſt die fremden Lager und geſonderten Formationen vermögen ſie nicht zu ſtören; ſie theilen vielmehr die Lagerungsverhältniſſe und die allgemeine Struktur mit der geſammten Maſſe.

In denjenigen Gebirgen, die ſich an dieſe älteſten anſchließen, regt ſich eine zerſtörende, der chemiſchen Ruhe widerſtrebende Thätigkeit, zwar weniger kräftig, als in den jüngern Gebirgen, aber vernehmlich genug. Sie kämpft mit abwechſelndem Glück gegen die alte chemiſche Aktion, die bald hervortritt, bald wiederum zurückgedrängt wird. Zu gleicher Zeit entdecken wir in dieſen Gebirgen die Spuren einer entgegengeſetzten Richtung der Thätigkeit, die ſich in den jüngern Gebirgen deutlicher ausſpricht.

In dieſen iſt die Gewalt zerſtörender; es gelingt der organiſirenden Thätigkeit, hier als Pflanze aufzublühen, dort ſich als Thier lebendig zu geſtalten. Nicht allein die Verſteinerungen haben uns die Geſtalt jener verſchwundenen Organiſation hinterlaſſen: auch ein eigenthümliches, hier mehr vegetabiliſches, dort mehr thieriſches Oel, hat uns die Spuren des Lebens angedeutet; denn mit Wahrheit können wir behaupten, daß ein lebendiger Körper erſt dann ganz geſtorben ſei, wenn er völlig verbrannt iſt. Aber dieſer Sieg der organiſirenden Thätigkeit iſt nur momentan. Nach wiederholten Kämpfen unterliegt die Vegetation, und die uralte Geſtalt der Maſſe tritt wieder mehr oder weniger mächtig, mehr oder weniger verändert hervor. Die zweite Richtung, die ſich der Animaliſation näherte, bildet ſich zwar ferner aus, aber ſie wird ſelbſt von dem alten Chemismus befangen. Die Verſteinerungen verſchwinden, das flüchtige Oel vertheilt ſich in der ganzen Formation, und die chemiſche Geſetzmäßigkeit der alten Zeit erſcheint, zwar merkwürdig modificirt, und nach jener Einen Richtung gewaltſam hingezogen, aber doch deutlich und das Leben verdrängend, wieder.

Und hiemit beſchließt ſich die erſte Hauptepoche der Flözbildung. Die zweite fängt, wie jene, mit einem Konglomerat, mit einem Sandſtein, an. Aber die Zertrümmerung iſt weiter gediehen, die ganze

Formation hindurch herrſchend. Die Thonſchichten ſind zerfallender, erdiger, der Gips bröckelicher, unreiner, alle Lager haben ſich ſelbſt in den allgemeinen Sand hineingezogen und darin verloren. Eben daher ſondern ſich die Maſſen auch weniger, und wir finden die Steinkohlen- und Kalkformationen mehr unter einander gemiſcht. So wechſeln die Steinkohlen in Oberbaiern nach Flurl [22]) mit Kalkſtein, Mergel von muſcheligem Bruche, ſtinkſteinähnlichem Mergel, und Sandmergel mit Muſchelverſteinerungen; ſo auch kommen ſie nach Heim [23]) in Thüringen bald zwiſchen Thon und Mergel, bald zwiſchen Kalkſtein vor. Ueberhaupt aber ſcheint die Vegetation zurückgedrängt zu ſeyn; und bei weitem die meiſten Steinkohlen kommen nach Hausmann [24]) in dem Quaderſandſtein, wohl auch in einigen Sandſteinformationen vor, die, noch nicht genau genug unterſucht, höchſt wahrſcheinlich jünger ſind. Nur dem Kalk gelingt es, ſich als ein eigenes mächtiges und weit verbreitetes Lager aus dem allgemeinen Sande herauszuheben; er iſt aber in allen ſeinen Verhältniſſen einfacher,

---

22) Ueber die Gebirgsformationen in den Pfalzbaierſchen Staaten, S. 21 — 23.

23) a. a. O, S. 270 — 272.

24) norddeutſche Beiträge, St. 2. S. 83.

mergelartiger, die Menge der hier und da eingeſtreuten Verſteinerungen zeigt die hervortretende Gewalt der organiſirenden Thätigkeit, die mit dem Zurücktreten der chemiſchen eins iſt; von jener chemiſchen, individualiſirenden Aktion findet man keine, oder nur höchſt undeutliche Spuren.

Und hiermit beſchließen wir dieſe allgemeine Betrachtung der herrſchenden Flötzreihen im nördlichen Europa. Im Ganzen genommen ſpricht ſich das Geſetz der Entwickelung vernehmlich genug aus, und wird durch Ausnahmen, die ſelbſt den einzeln Forſchenden bedeutend erſcheinen können, keinesweges aufgehoben. Man ſcheint in der That nicht ſelten zu vergeſſen, daß hier von der Entwickelungsgeſchichte der ganzen Erde die Rede iſt; man ſchließt alle Folgerungen ängſtlich an die genauen Beobachtungen einzelner Gegenden an, und vergißt, daß dieſe zwar das Geſetz, aber von der Zufälligkeit einzelner Geſtaltung ergriffen, darſtellt. Wer nicht bei Unterſuchungen dieſer Art mit freiem, lebendigem Blicke das Ganze der Erde zu umfaſſen vermag, der läuft Gefahr, das deutlich ausgeſprochene Geſetz — in allen abweichenden Modifikationen das nämliche — zu verkennen, und behält die Zufälligkeiten allein, die das wahre Erkennen eingrenzen und beſchränken, niemals erweitern. Eine gewagte Vergleichung anderer Flötzgegenden der Erde mit denen des nördlichen Deutſchlands wird uns in der Folge zeigen, ob es uns gelang, hier das Geſetz zu finden, und daſſelbe auch in einer andern Form wieder zu erkennen.

Nichts zeigt deutlicher, wie innig das allgemeine Leben mit dem einzelnen hervortretenden vorzugsweiſe ſogenannten, zuſammenhängt, als die chemiſche lebendige Beweglichkeit der Maſſen der jüngern Gebirge. Zwar iſt dieſe nicht ganz aus den älteſten Gebirgen verſchwunden, und man hat ohne allen Zweifel zu raſch und voreilig aus dem hervortretenden Leben in den jüngern Gebirgen auf eine vollkommene Ruhe in den ältern geſchloſſen. Aber es läßt ſich nicht läugnen, daß ſie hier herrſchend und vorwaltend iſt. Die Neigung einiger Maſſen zum ſtets beweglichen Waſſer — die Auflösbarkeit des Kalks, des Gipſes, des Steinſalzes — die Neigung anderer zum immer thätigen Feuer — die Verbrennlichkeit der Oele, das mächtige Eiſen, welches in den Urgebirgen gediegener und ruhiger, in den ältern Flötzgebirgen, als Rotheiſenſtein, Glaskopf u. ſ. w. beweglicher, als Ocher in den jüngſten am beweglichſten iſt, beweiſen dieſes auf eine auffallende Weiſe. Daher die wunderſame Permanenz der Miſchungen in den Mineralwaſſern, die vorzugsweiſe den Flötzgebirgen gehören; daher die gewaltſamen Aeußerungen der Vulkane, der Erdbeben, die, wenn auch nicht ausſchließend, in den Flötzgebirgen ihren Sitz haben; daher das Wunder einer in unbeſtimmbar großen Epochen ſich gleichbleibenden Temperatur der heißen Quellen — der unwiderſprechliche Zeuge einer ſich ſelbſt immer erneuernden, wahrhaft lebendigen Aktion. So nehmen die Flötzgebirge noch immer Theil an dem allgemeinen Leben der Erde, und können nur in dieſem und aus dieſem begriffen werden.

Ja die alte, im Ganzen zurückgedrängte Aktion, die die Flötzgebirge bildete, ſcheint ſelbſt in neuern Epochen einzeln wieder hervortreten zu können, wie das bekannte räthſelhafte Wehrauer Flötz beweiſt.

Wir nähern uns dem eigentlichen Zweck unſerer Betrachtung, indem wir ein merkwürdiges Glied der lebendigern Flötzreihe genauer unterſuchen, welches aus zwei Faktoren beſteht, die nach einem bewundernswürdigen Geſetz aufs innigſte mit einander verbunden ſind. Es iſt das Steinſalz- und die Gipsgebirge.

In Siebenbürgen nach **Fichtel** 25), in den

---

25) Geſchichte des Steinſalzes in Siebenbürgen, Nürnberg 1780.

Karpathen nach Fichtel 26) und Schultes 27), in den oberöſterreichiſchen, ſalzburgiſchen und ſteyermärkiſchen Gebirgen nach Buch 28), in Spanien, vorzüglich in Mingranilla in Valencia nach Bowles 29), in England nach Eversmann 30) kommen immer Gips und Steinſalz mit einander vor. Ja man darf behaupten, daß niemals das Steinſalz in Menge ohne Gips vorkäme. In Rußland, in den kaukaſiſchen Gebirgen, finden wir nach Pallas, Georgi, Güldenſtädt dieſelbe merkwürdige Verbindung. In allen dieſen Ländern ſehen wir große, in der Bildungsgeſchichte der Erde nicht unbedeutende ſalzige Maſſen, deren zwei Faktoren, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, durch den ſchwefelſauern Kalk und durch das ſalzſaure Natron dargeſtellt werden. Man findet nicht allein Steinſalz in großen liegenden Stücken in den dortigen

---

26) Mineralogiſche Bemerkungen von den Karpathen, Wien 1791.

27) Gehlens Journal für Phyſik und Chemie, 2ter Band, 1ſtes Heft, S. 166.

28) Geognoſt. Beobachtungen auf Reiſen durch Deutſchland und Italien, 1ſter Band, S. 153 u. f.

29) Introduction à la Hiſtoria natural y à la Geografia Fiſica de Eſpaña, Madrit 1789. p. 57.

30) Chemiſche Annalen für 1786, 8tes Stück.

Gipsgebirgen, wo ſie Räume ausfüllen, die oft mit den Höhlen in den nördlichen Gipsgebirgen die merkwürdigſte Aehnlichkeit haben, ſondern auch nicht ſelten mit dem Gips oſcillirend. Oft hat das Steinſalz über den Gips das beſtimmteſte Uebergewicht, wie Fichtel und Buch bewieſen haben; oft ſiegt wiederum der Gips.

Neben dieſem gleichzeitigen Vorkommen iſt es aber auch noch bemerkenswerth, daß der Gips und das Steinſalz, ſelbſt da, wo ſie getrennt und von einander abgeſondert in großen Maſſen hingelagert ſind, in der Schichtung ſehr viel Aehnliches mit einander haben; denn beide kommen in mächtigen Bänken ohne deutliche Schichtung vor, und wo dieſe ſich zeigt, wird ſie meiſtens in beiden durch ein bituminöſes, ſchieferiges Foſſil bewirkt, welches ſowohl bei dem Gips, wie bei dem Steinſalz, auf die nämliche Weiſe hervortritt, nur daß es bei dem Gips ein Kalkſtein iſt mit einem animaliſchen Oel, bei dem Steinſalz ein Thon mit einem vegetabiliſchen Oel, ſo daß der Gips, obgleich die Verſteinerungen in ihm verſchwunden ſind, — denn die höchſt ſeltenen Ausnahmen können die Regel nicht aufheben — ſich mehr an die Animaliſation und Kalkreihe, das Steinſalz aber ſich mehr an die Vegetation und Thonreihe anſchließt: eine Bemerkung, die über die Bedeutung dieſer wunderbaren Formationen und ihrer ſalzigen Glieder ſchöne Aufſchlüſſe verſpricht.

Im nördlichen Deutſchland findet man zwar nicht jenes Zuſammentreffen des Gipſes mit dem Steinſalz, dahingegen eine große Menge Salzquellen, deren Verbindung mit dieſer Gipsformation in unſerer Gegend darzuthun meine Abſicht iſt. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der Gips, der in jenen genannten, meiſt ſüdlichern Gegenden vorkommt, eins iſt mit dem Gips, der als Zwiſchenlager eine ſo bedeutende Stelle in der hervortretenden chemiſchen Maſſe der oben dargeſtellten erſten Hauptepoche der Flötzgebirge ausmacht.

Theils auf der Rauchwacke, theils auf dem Zechſtein finden wir nun dieſen erſten Gips. Er beſteht faſt durchaus aus einem dichten blätterigen Gips, wechſelt vom ſehr feinen bis zum grobkörnigen durch alle mögliche Verſchiedenheiten, und geht zuweilen in Fraueneis, ſelten in faſerigen Gips über. Man kann mit Recht den dichten, blätterig-körnigen, faſt immer gräulich-weißen Gips als den dieſe Formation vorzüglich charakteriſirenden anſehen. Das Fraueneis kommt in ſehr mächtigen Flötzen und auch nierenweiſe häufig darin vor. Was dieſen Gips aber vorzüglich auszeichnet, iſt der Stinkſtein, der theils als ſein Liegendes, theils als ſein Dach, theils mit ihm abwechſelnd, vorkommt. Bei Frankenhauſen ſieht man z. B. den Stinkſtein ſehr dünn- und geradſchieferig mit dem Gips abwechſeln; bei Bottendorf findet man ihn derb und eingeſprengt, oder in Flecken und Adern, und hier ſowohl als im Mansfeldſchen wechſelt der Gips ſo häufig und ſchnell mit dem Stinkſtein ab, daß er dadurch ein ſtreifiges Anſehen bekommt. Außer dem Stinkſtein findet man in dem Gipſe Sand-, Thon- und Kalklager, ja die tiefſten Theile des Flözes wechſeln, wie bei Bottendorf und Immelau, wohl auch mit den Schichten der ältern Kalkſteinformation ab.

Um über das Vorkommen dieſer Formation Aufſchlüſſe zu erhalten, muß man vorzüglich die Gegend des ſüdlichen und ſüdöſtlichen Abhanges des Harzgebirges unterſuchen; denn hier erhebt ſich, in einer Entfernung von dem Uebergangsgebirge, das rothe Liegende, und mit ihm zum Theil der Zechſtein. Auf der öſtlichen Seite des Harzes hat ſich in der Mulde, die gebildet wird, indem das Sandſteingebirge ſich von den ältern Gebirgen entfernt erhebt, der Zechſtein hingelagert. Auf die nämliche Weiſe legt ſich der ältere Flözgips in der Mulde zwiſchen den jähen

Abhang des Uebergangsgebirges und die mächtig Bergkette des rothen Sandſteins, der in Süden hervortritt; es bildet hier eine zuſammenhängende Reihe hervorſpringender Felſen, die ſich theils an das höhere Gebirge heranziehen, theils ſich weiter nach Süden erſtrecken. Die Herrſchaft Klettenberg, die Gegend um Nordhauſen, die Grenzen zwiſchen den ſächſiſchen Aemtern Kelbra und Heringen, mit dem Schwarzburgiſchen in Süden und dem Stolbergiſchen in Norden, das Sangerhauſenſche und beträchtliche Theile aller dieſer kleinen Länder nach der Unſtrut und dem Harze zu, ſind ganz erfüllt, zum Theil mit einer Kette von Gipsgebirgen, die alle von Weſten nach Oſten unausgeſetzt zuſammenhängen. Die Maſſe dieſer Formation nimmt im Mansfeldſchen ſehr ab. Hier bildet der Zechſtein und erſte Sandſtein mehr tief liegegde Flötze, und der Gips wird weit weniger mächtig; doch zeigt er ſich bedeutender bei Bottendorf, Frankenhauſen, Wendelſtein, im Weimarſchen bei Greswiſch; dann wieder, nachdem er ſich in dem muldenförmigen Thal zwiſchen dem Harz und dem Thüringer Waldgebirge mit der übrigen Maſſe der ältern Epoche unter den Flötzen der neuern verſteckt hat, zuletzt bei Ilmenau, im Fürſtenthum Eiſenach, und läßt ſich bis nach Heſſen und

Franken hinein verfolgen. Die genauere Darſtellung des Vorkommens am ſüdlichen Harze kann ohne allen Zweifel in dem zweiten Theile des Freieslebenſchen Werks geſucht werden. Das Vorkommen am Thüringer Walde aber findet man ſehr genau bei Heim.[32]

Aber nicht allein an der öſtlichen, ſüdöſtlichen und ſüdlichen Seite des Harzes, nach dem Thüringer Walde und Franken hinein, findet man dieſen Gips: auch auf der weſtlichen und nordweſtlichen Seite im Weſerthale kommt er vor. So in der Nähe von Hameln, bei Lauenſtein, wo der natürliche Schwefel als Octaeder in dem Gips kryſtalliſirt iſt; auch am das Harzgebirge am nördlichen Abhange des Harzes ſieht man Spuren der ältern Gipsformation. Es iſt alſo gewiß, daß der Gips ſich mit der Hauptformation der Flözgebirge kreisförmig um das Harzgebirge herumgelagert hat, daß er ſich, freilich meiſtens nur in der Nähe des Urgebirges, zugleich mit dem ältern Sandſtein und Kalk, wie um den Harz und das Thüringer Waldgebirge, erhebt, aber doch, in tiefer liegenden Flözen, ſowohl gegen Weſten, Oſten und Norden, wie gegen Süden ſich erſtrecke.

---

[32] a. a. O., S. 58 u. f.

In allen dieſen Gegenden hat man nun bis jetzt gar kein Steinſalz entdeckt; denn das Steinſalz, welches in kleinen Trümmern im Gipſe in Bottendorf an der Unſtrut nach ältern Nachrichten vorkommen ſoll, die Freiesleben, ſeiner mir gütigſt mitgetheilten Handſchrift nach, in dem zweiten Theil ſeiner Schrift erwähnt, ſind theils gegen die ungeheuern Maſſen des Gipſes zu unbedeutend, theils zu wenig genau, um gewiß zu ſeyn, daß hier nicht ein Irrthum ſtatt gefunden hatte, ſo daß man vielleicht zufällig durch eine Soole abgeſetztes Salz für Steinſalz angeſehen hatte. Wohl aber trifft man eine unzählbare Menge Salzquellen von größerm und geringerm Gehalt, deren merkwürdige Beziehung auf das Gipsgebirge der Gegend eine kurze Unterſuchung verdient.

Schon die ältern Mineralogen, Lehmann, Baumer, Füchſel, verbinden die Salzquellen mit dem ältern Gips. Am meiſten aber iſt dieſe Anſicht durch Werner, Wild 32) und Struve 33) bekannt

---

32) Essai sur la montagne salifère du Gouvernement d'Aigle, Génève 1788.

33) Verſuch einer neuen Theorie der Salzquellen, überſetzt von Wyttenbach, Bern 178[illegible]. — Recueil de Mémoires sur les Salines et leur Exploitation, Génève 1803.

geworden. Alle dieſe Forſcher leiten die Salzquellen aus in den Gips verſteckten Salzſtöcken her, und beſonders Werner hat durch eine ſcharfſinnige Kombination zu beweiſen geſucht, daß die vielen Höhlen, ſogenannte Kalkſchlotten, in den Gipsgebirgen von ſolchen durch die Salzquellen ausgewaſchenen Salzſtöcken herrühren: eine Meinung, die wir an einem andern Orte prüfen werden. Wer aber eine ſehr gründliche und höchſt intereſſante Unterſuchung über die genaue Beziehung der Gipshöhlen auf die Salzquellen im Mansfeldiſchen kennen lernen will, wird ſie in dem zweyten Theile der oft erwähnten Schrift von Freiesleben finden.

Wird es gleich, wie ich in der Folge zeigen werde, immer wahrſcheinlicher, daß man ohne gar zu künſtlichen Zwang kaum im Stande ſeyn wird, alle Salzquellen mit den Gipsgebirgen in Verbindung zu bringen, ſo iſt es doch nach allem, was wir auseinandergeſetzt haben, zu deutlich, daß Kochſalz und Gips eine genaue geognoſtiſche Verwandtſchaft zu einander haben, und die genaue Verbindung der meiſten Salzquellen des nördlichen Deutſchlands mit den Gipsgebirgen wird dadurch um ſo intereſſanter und wichtiger.

In dem Gouvernement d'Aigle, welches Haller, **Struve** und **Wild** unterſucht haben, ſammeln ſich alle Salzquellen in einem Thonflötze, welches mit den bituminöſen Flötzen des nördlichen Deutſchlands korreſpondirt, und entſpringen, wie alle Forſcher einſtimmig vermuthen, aus dem über dieſem Flötze liegenden Gips.

Die Hauptgegenden, wo die Salzquellen, Brunnen und Seen im nördlichen Deutſchland vorkommen, ſind folgende: gegen Süden, zwiſchen dem Thüringer Waldgebirge und dem Harze, finden wir Köſen, wo die Quellen aus dem untern Gips hervorquillen. Höher gegen das Harzgebirge findet man die ſtarken Salzquellen bei Artern und Frankenhauſen, die unmittelbar aus dem Gipsfelſen hervorſpringen, und wenn man auch nicht wahre Salzſtöcke in den Gipsgebirgen findet, ſo trifft man deſto häufiger Kalkſchlotten, ja ſolche Höhlungen, die wohl in neuern Epochen entſtanden ſeyn müſſen, da ſie mit Erdfällen begleitet ſind. Im Mansfeldiſchen ſelbſt, wo der alte Gips vorzüglich herrſcht, findet man die berühmten zwei Seen, von welchen einer ſalzig, der andere ganz nahe liegende ſüß iſt, bei Erdeborn, die, wie **Freiesleben** vermuthet, durch Erdfälle entſtanden ſind. Der ſalzige See enthält ohne allen Zweifel ſein Gehalt aus tiefern Quellen. Zwiſchen

Köſen und Mansfeld, obgleich etwas oſtwärts, hat Borlach durch ſeine überlegte Kühnheit ein Salzwerk erſchaffen. Er ſuchte die dort hervorquillende reiche Quelle, mit vielen Hinderniſſen kämpfend, in einer Tiefe von 112 Lachter im Gipſe auf, und hielt ſich für überzeugt, daß, wenn nicht hier die Quelle mit ſo großer Gewalt hervorgeſprungen wäre, er in einer noch größern Tiefe eine reichere Quelle gewonnen hätte.

Die bekannten Salzbrunnen in Halle ſind zwar nicht im Gipsgebirge aufgefaßt, aber der Gips von Dürrenberge zieht über Merſeburg, von der zweiten Sandſteinformation, die bis dicht vor Halle reicht, bedeckt, in einem höhern Niveau gegen dieſe Stadt; ein anderer Zug kommt ohne allen Zweifel aus dem Mansfeldiſchen. Halle ſelbſt liegt, in Vergleichung mit jenen Gebirgen, ſehr tief, und die Brunnen ſind bis zu einer beträchtlichen Tiefe abgeſunken.

Wir wiſſen, daß gegen Südweſt, Weſten und Nordweſt des Harzes die Gipsgebirge wieder hervortreten, und mit dieſen zeigen ſich zugleich, auf eine merkwürdige Weiſe, eine große Menge Salzquellen und Brunnen. In Südweſt des Harzes, an der Weſer, nicht weit von Uſlar, ſind die Quellen von Bodenfeld und Bewerungen. In der Nähe von dieſen nordoſtwärts, erheben ſich gegen Sollinger-wald und Hardegſen Berge, die durch Erdfälle bekannt ſind, und auf dem nördlichen Abhange dieſer Berge ſind wieder die Quellen bei Salz der Helden und Sulben, die aus dem Sandſteine der zweiten Formation hervorquillen. In Weſten, wo bekanntlich die Gipsgebirge vorzüglich bei Lauenſtein und Hameln hervortreten, ſind überall Salzquellen; wie die Brunnen bei Salzhemmendorf, die Quellen bei Oldershauſen und Dorf Willenſen; ferner bei Eldagſen, alle im Kalenbergiſchen, im Schauenburgiſchen bei Soldorf, bei Pormont und bei Oesdorf. Auch bei Hameln und Lauenſtein ſind mehrere Erdfälle bekannt. Am nördlichen Abhange des Harzes, wo, wie wir wiſſen, der Gips hervortritt, finden wir ziemlich reiche Salzquellen, wie bei Neuſtadt im Amte Harzeburg, in der Nähe des Gipſes, im Hildesheimſchen bei Salzdettfort und Salzliebenthal.

Schwerer, ja wohl unthunlich möchte es ſeyn, die Salzquellen bei Staßfurt, Großſalze, Altſalze, Süldorf, Schönebeck, mit den Gipsgebirgen in Verbindung zu bringen. Und wer wollte eine ſolche Verbindung zwiſchen dem Gips der Harzer-Flötze und den Quellen, die in der Altmark zwiſchen Alt- und Salzwedel, im Amte Dambeck, in der angrenzenden Lüneburgiſchen Amtsvoigtei Bergen, und dem in der Nähe liegenden Mecklenburgiſchen, etwa 12 Meilen ſowohl von den Magdeburgiſchen als Hildesheimiſchen-Quellen hervorſpringen, zu erkünſteln.

Doch die Verbindung iſt häufig genug, um höchſt merkwürdig zu ſeyn, beſonders wenn man die genaue Uebereinſtimmung des Gipſes und Steinſalzes erwägt.

Sind wir nun durch dieſe genaue Verknüpfung aufmerkſam gemacht, ſo muß es uns in der That überraſchen, wenn wir, mitten im aufgeſchwemmten Lande, in einer ſehr bedeutenden Entfernung von den Urgebirgen, ja von den Flötzgebirgen des Harzes, einen Gipsfelſen finden, der ſich, wie der bekannte bei Lüneburg, zu einer beträchtlichen Höhe erhebt, und wo die Salzquelle mit einer ungewöhnlichen Reichhaltigkeit unmittelbar aus dem Gipſe herausbricht, und noch 7 Meilen weiter gegen Norden ein eben ſolcher, völlig iſolirter Felſen bei Segeberg, wo die Salzquellen in einer Entfernung von einer Meile von dem Gipsgebirge, bei Tralau an dem Ufer der Trave ſich zu zeigen anfangen, und dann in einem Umkreiſe von mehr als einer Meile an mehrern Orten im Moore mit einem ſehr geringen Salzgehalte hervorquillen.

Stehen dieſe Gipsgebirge mit jenen des Harzes und Thüringer Waldes in Verbindung? In der That fand **Hausmann**, einer der geſchickteſten Geognoſten unſerer Zeit, den **Zechſtein** ziemlich weit ins Niederſächſiſche hinein verbreitet. Er fand in dieſem — im Hildesheimſchen und am Deiſter — die ihn charakteriſirenden Verſteinerungen in den unterſten Flötzen, ja ſogar Spuren von Erdpech und Bleiglanz. 54)

Doch wir müſſen ohne allen Zweifel die Gegend ſelbſt und jene iſolirten Gebirge genauer unterſuchen, ehe wir dieſe Frage, die ſcheinbar manches für ſich hat, zu beantworten wagen können.

---

54) Nordteutſche Beiträge, St. 1. S. 93 u. f.

III.

Segeberg und Lüneburg.

1.

Aeußere Geſtalt des Gipsberges bei Segeberg.

Wir wenden uns gleich unmittelbar zu dem bei Segeberg hervortretenden hohen Gipsberge.

Die urſprüngliche Form des Berges iſt gar nicht mehr da. Es iſt augenſcheinlich, daß durch das, ohne allen Zweifel bis ins höchſte Alterthum hinaufſteigende Brechen und Verarbeiten des Berges dieſe Form ſich nach und nach gänzlich verändert hat.

Schon die — freilich höchſt unbedeutende — Abbildung in Dankwerths Chronik ſcheint zu beweiſen, daß der Berg damals eine ganz andere Form gehabt haben muß. Dieſes beſtätigt ſich auch durch ein altes Bild in der Segeberger Kirche, welches mit dem Dankwerthſchen viel Aehnlichkeit hat.

Selbſt in den letzten funfzig Jahren hat das Arbeiten im Berge die Form ganz zerſtört. Man hat in den Berg mitten hinein gehauen. Auf der einen

Seite ſteht von dem nördlichen und nordöſtlichen Abhange ein Theil, der aber durch einen ungeheuern, durchaus regelloſen Einbruch von dem höhern Berge getrennt iſt. Noch leben Leute hier, die ſich des Zuſammenhanges dieſes jetzt abgetrennten Theils mit dem Hauptberge erinnern. Damals muß der Berg eine faſt kegelförmige Geſtalt gehabt haben.

Aber ſelbſt der Gipfel iſt durchaus verändert, und zwar ſo ſehr, daß man ſich von der urſprünglichen Geſtalt kaum mehr einen Begriff machen kann. Die Bedeckung des Berges beſteht aus abwechſelnden Schichten von Laimen und Gries — die letzten größtentheils aus Mauerſteinen (Reſte eines alten durchaus zerſtörten Schloſſes) — und dieſe reichen bis unmittelbar an den Gips ſelbſt. Dieſes Geſtein iſt aber da, wo dieſe ſpäter aufgelegten Schichten darauf ruhen, ſo unregelmäßig, wie es urſprünglich nicht war, und ich glaube behaupten zu können, daß der Gipfel damals, als das alte Schloß — eins der älteſten, deren die Geſchichte in Holſtein erwähnt — erbauet wurde, ſchon beträchtliche Veränderungen erlitten hatte.

Der ganze ſüdliche und ſüdweſtliche Abhang des Berges (nach ſeiner jetzigen Beſchaffenheit) iſt offenbar nichts als Halde. Am obern Theile des Berges lehrt es der Augenſchein, weil man da deutlich ſieht, wie der Abhang aus nichts als Gipsgeſchiebe mit zerbröckeltem Gips, Mauerſteinen und dergleichen beſteht; und es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Bergverwalters (Kammerrath Janſen), dieſe zu benutzen. Aber ſelbſt der untere Theil des ſüdlichen Abhanges iſt ebenfalls Halde, wie die Form ſehr deutlich zeigt. Eben dieſes macht alle Unterſuchung an dieſer Seite des Berges unmöglich. Die ſüdliche Halde verliert ſich unmittelbar in ein kleines, ſehr tiefes, ſtehendes Waſſer, deſſen Grund aus nichts als ſinkendem Schlamme beſteht. Man ſieht alſo nur im Bruche und an der nordweſtlichen, ſehr ſchroffen Seite den Berg ſelbſt. Alles das Uebrige iſt ſo mit Geſchiebe und Reſten der alten Steinbrüche bedeckt, daß man durchaus nichts erkennen kann. So findet man auch an der nordöſtlichen und nördlichen Seite eine weitläuſige, ſehr tiefe, ſo weit man ſich's erinnern kann, nicht gebrauchte Grube, die jetzt, ſelbſt im tiefſten, mit einzelnen Bäumen bewachſen und zu Gärten eingerichtet iſt.

Dieſe beträchtlichen Veränderungen, die die äußere Geſtalt erlitten hat, ſetzt eine überaus alte Benutzung des Berges voraus, und ob wir gleich aus der Geſchichte wenig oder nichts davon wiſſen, ſo ſind doch Data genug vorhanden, die uns überzeugen können, daß der Berg in uralten Zeiten benutzt wurde.

Nicht weit von der Stadt Segeberg, nach Nordoſt, dem Segeberger See ſchräg gegenüber, jenſeits des Dorfes Stibsdorf, ſind deutliche Reſte uralter Gipsgruben. Die ganze Form der ſich um die Gipsgruben herum erhebenden Gebirge beweiſ't deutlich, daß ſie nichts ſind als Halden. Es ſind regelmäßig runde, koniſche, oben abgeplattete Erhöhungen, in deren Mitte umgekehrt kegelförmige Vertiefungen ſind. Man findet 5 bis 6 ſolcher Vertiefungen. In der Mitte ſind die Brüche geweſen, und die Regelmäßigkeit der Erhöhungen iſt durch die aufgeworfenen Geſchiebe entſtanden — Auch zeigen ſich hier die Gipsgeſchiebe, aus welchen die Erhöhungen beſtehen, gleich unter dem Laimen bei der oberflächlichſten Unterſuchung. Der Augenſchein lehrt, daß dieſe Gipsbrüche ſehr bedeutend geweſen ſeyn müſſen. Sie liegen alle ganz nahe an einander, ſcheinen gleich alt zu ſeyn, und deuten auf einen ſehr großen, an mehrern Orten zu gleicher Zeit verführten Grubenbau. Ich werde unten weitläuftiger von dieſen Halden ſprechen; hier erwähne ich ihrer nur, weil meine Vermuthung, daß die Gipsberge von

Segeberg ſchon ſeit unglaublich alter Zeit benutzt wurden, dadurch auffallend beſtätigt wird.

Man weiß von dieſen Gipsgruben aus der Geſchichte durchaus gar nichts. Kein Dokument, keine Tradition und keine Erinnerung reicht bis zu der Zeit ihrer Benutzung hin. Nur die Gruben ſelbſt und die Form der Halden ſind für den Sachkundigen die deutlichen Zeugen eines vormaligen Grubenbaues. Was aber vorzüglich für das ſehr hohe Alter dieſer Gruben ſpricht, iſt, daß ſie mit einer ſehr mächtigen Laimenſchicht bedeckt ſind. — Und doch iſt durchaus nicht zu vermuthen, daß unſere Vorfahren den verſteckten Gips in Gruben aufgeſucht haben ſollten, wenn der nähere, zu Tage ausgehende Gipsberg ihnen den Gips mit weit geringerer Anſtrengung zu liefern im Stande war. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß die Gipsbrüche an dem eigentlichen Gipsberge noch weit älter ſind als jene Gruben. Ich vermuthe, daß durch den Schloßbau das Brechen an dem Berge verhindert, und die Einwohner genöthigt wurden, zu jenen Gruben ihre Zuflucht zu nehmen.

Doch, wie es ſich auch mit der Geſchichte der Gipsbrüche hieſiger Gegend verhalten mag — ſo viel iſt gewiß: ſchon ſeit einer unbeſtimmbar alten Zeit iſt durch Brüche die Geſtalt des Berges verändert, das Geſtein von mehrern Seiten entblößt, und den Einwirkungen der Luft und des Wetters ausgeſetzt geweſen.

Dieſe Betrachtung iſt bei einer geognoſtiſchen Unterſuchung des Gebirges nichts weniger als überflüſſig.

Der Gipsberg bei Segeberg erhebt ſich auf einmal aus einer faſt flachen, oder wenigſtens faſt unmerklich ſteigenden, hoch liegenden, wüſten Gegend zu einer ziemlich anſehnlichen Höhe; dabei iſt der Umkreis des höchſten Berges ſehr unbedeutend. Schon die härteſte Gebirgsart, Granit z. B., würde, wenn ſie auf dieſe Weiſe iſolirt zu Tage herausſtände, bedeutende Veränderungen erleiden — wie viel mehr ein von allen Seiten ſeit langer Zeit entblößter Gips, da dieſe Gebirgsart bekanntlich leichter, als vielleicht ſonſt irgend eine andere, ſich in der Luft verändert, zerklüftet, auseinander fällt, einen Theil ſeiner Schwefelſäure verliert u. ſ. w.

Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn der obere Theil des Berges faſt ganz zerrüttet iſt. Große, mächtige Ablöſungen durchziehen das Geſtein auf das Verworrenſte nach allen Richtungen. Wo die Brüche am älteſten ſind, iſt der Gips ſo bröcklig, daß er den Arbeitern Gefahr droht. Große Platten, zwiſchen zwei Ablöſungen eingeſchloſſen, wenn ſie der Atmoſphäre und dem herabfließenden Waſſer ausgeſetzt waren, ſind nicht ſelten ganz zerfallen. Es entſteht dann eine weite Zerklüftung, mit lauter zerfallenen Steinen ausgefüllt. Oft neigen ſich die Seitenwände einer ſolchen offenen Kluft gegen einander, und die Lage großer Maſſen wird dadurch verändert. Eine ſolche ſehr tiefe und ziemlich breite Kluft, in die man herabſteigen und ziemlich weit fortgehen kann, befindet ſich am obenerwähnten nordöſtlichen, von dem höhern Theile des Berges getrennten Abhange, und hat mit einem hohen, etwas irregulären, mit großen loſen Steinen erfüllten Stollen viele Aehnlichkeit. Die Einwohner halten dieſe Kluft für künſtlich, was ſie offenbar nicht iſt.

An der nordweſtlichen Seite (nach der Stadt zu) iſt dieſe Zerrüttung beſonders bedeutend. Hier ſtehen ganz ſchroffe, völlig perpendikuläre Felſenwände, als wären es Schichten, die auf dem Kopfe ſtünden, und verwirren den Unkundigen, der die natürliche Struktur des Gebirges beurtheilen will, nicht wenig. Auch ſind hier die verwitterten, zertrümmerten und zerfallenen Steine vorzüglich häufig. Dieſe Bemerkung iſt von entſchiedener Wichtigkeit, wenn man

2.

die geognoſtiſchen und mineralogiſchen Verhältniſſe des Gebirges

beurtheilen will. Von einem regelmäßigen Einſchießen und Fallen der Schichten kann kaum die Rede ſeyn, um ſo weniger, da der dichte Gips bekanntlich ſelten deutlich geſchichtet iſt. Der ſchroffe Abfall gegen Norden ſcheint auf eine vormalige Verbindung mit dem Gips der alten Gruben hinzudeuten, und das Ganze hat eine auffallende Aehnlichkeit mit großen, ſtockweiſe hingelagerten Maſſen, deren Umgebungen verſchwunden ſind.

Da der Berg bei Lüneburg, wie wir aus dem Vorhergehenden mit Grund vermuthen können, wie die vorgeſetzte Unterſuchung noch deutlicher darthun wird, mit dem Segeberger in einer genauen Verbindung ſteht, ſo iſt es natürlich, daß wir die geognoſtiſchen Beobachtungen über beide mit einander verbinden.

Der Lüneburger Berg ſteigt, eben ſo wie der Segeberger, iſolirt aus dem aufgeſchwemmten Gebirge heraus. Der Umkreis des Berges iſt nicht groß. Außer dem hohen Berge bei der Stadt ſelbſt finden wir gegen Nordweſt einige Berge mit alten Brüchen. Alles ſchießt in die Tiefe und verbirgt ſich unter den aufgeſchwemmten Gebirgen der unermeßlichen Haide, iſt von Laimen-, Mergel-, und wahrſcheinlich, wie in Holſtein, von doppeltem Sandlager bedeckt. Tiefe Moore umgeben den Berg in geringer Entfernung. Doch ſind auch hier, wie bei Segeberg, große Bergzüge, die ſich in einiger Entfernung gegen Süden, von Oſten nach Weſten hin ziehen. Ueberhaupt ſind die nicht unbedeutenden Hügel, die nicht ſelten in ziemlich bedeutender Höhe ſich durch die Haide ziehen, und einige Züge bilden, ſehr merkwürdig. Oft verflachen ſie ſich allmählich, und geben der nackten und völlig trocknen und ſandigen, nur mit ausgetrockneten Haidekräutern bewachſenen Gegend ein düſteres Anſehen; zuweilen aber ziehen ſie ſich zuſammen, bilden zwiſchen ſich wahre, nicht ſelten ziemlich enge Thäler, und zeigen Laimen- und Mergel-Ablagerungen von einer ungeheuern Mächtigkeit, wie bei Haarburg und im Lauenburgiſchen. Es iſt die nämliche Phyſiognomie des Landes, die wir in den reitzenden Gegenden Holſteins, wo die Wälder und Seen das Land beleben, wieder erkennen. In mehrern Gegenden wechſeln die fruchtbaren und nackten Gegenden, ohne daß der Gebirgscharakter des Landes ſich ändert, auf eine völlig unbeſtimmte Weiſe.

Der Gipsberg bei Segeberg liegt höher, und ſchließt ſich mehr an eine bedeutende Hügelreihe an, die mitten durch Holſtein, mehr nach Oſten hin, von Norden nach Süden durchzieht, als der bei Lüneburg. Dieſer ſteigt mehr aus einer niedrigen Fläche, die ſich von hier nach der Elbe hin zieht, und ſich in der Nähe der Stadt nicht bedeutend erhebt, hervor. Der Lüneburger Berg iſt faſt noch mehr zerſtört, als der Segeberger; die alten Steinbrüche enthalten nichts als durchaus verwittertes und verändertes Geſtein, und der Hauptbruch bei der Stadt der nach Norden ſich zeigt, und völlig ſenkrecht heruntergeht, iſt mit Frauenèis und verwittertem, zerfallenem Gips überzogen. Auch hier kann man durchaus nicht von einem regelmäßigen Einſchießen und Fallen reden; der Berg nahe bei der Stadt, ſteht vielmehr in deutlicher Verbindung mit den entferntern gegen Nordweſt, und auch hier dringt ſich die Vorſtellung auf, daß das Ganze eine ſtockweiſe hingelagerte, von ſeiner vormaligen Umgebung entblößte Maſſe ſei: eine in der That höchſt merkwürdige Uebereinſtimmung des Vorkommens dieſer, in ſo mancher Rückſicht räthſelhaften Berge.

Man hat in der Tiefe dieſe Berge niemals durchſenkt, und ohne allen Zweifel ſind ſie von einer ſehr bedeutenden Mächtigkeit.

So zeigen ſich alſo dieſe mächtigen, mit Salzquellen verbundenen Maſſen unter ſich ſo übereinſtimmend, von allen übrigen, auch, wie wir erfahren werden, von den Gipsbergen der älteſten Flötzformation, denen ſie ſonſt am ähnlichſten ſind, in mancher Rückſicht verſchieden; — und was die Beobachtung im Großen darthut, wird die Unterſuchung der Gebirgsarten im Kleinen ebenfalls bewähren.

So wie es durchaus nothwendig iſt, auf die ſeit undenklich alter Zeit fortdauernde Zerrüttung des Gipsberges Rückſicht zu nehmen, wenn man das geognoſtiſche Vorkommen richtig beurtheilen will, ſo iſt dieſes nicht weniger nothwendig, wenn man die Stein- und Gebirgsarten beſtimmen will, aus welchen der Gipsberg beſteht. Man kann mehrere Abänderungen aufweiſen, von welchen aber bei weitem die meiſten erſt durch die Wirkungen der Luft und des Waſſers, durch Entblößung des Geſteins entſtanden ſind.

Die urſprüngliche Steinart und die feſte Maſſe des Gebirges beſteht aus einem dichten Gips, der hauptſächlich weiß, zuweilen gelblich, röthlich, häufiger gräulich-weiß, und ſchwärzlich-grau iſt; er iſt inwendig matt und ſchwach ſchimmernd, der Bruch faſt nie ganz eben, oft ſplitterig und häufig feinkörnig-blätterig, wodurch dieſer dichte Gips ſich dem körnigen nähert. Er iſt undurchſichtig, und ſelbſt an den Kanten ſelten durchſcheinend, weich, milde, leicht zerſpringbar, fühlt ſich mager und etwas kalt an, und iſt nicht ſonderlich ſchwer.

Dieſe Beſchreibung zeigt im Kleinen eine freilich ſehr merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen dem Segeberger Gips und dem Gips der älteſten Flötze im nördlichen Deutſchland. Doch dürfte der grobkörnige Gips in dieſen Formationen etwas häufiger vorkommen. Im Gebirge kommt er in groſ großen, irregulär kugelichten, abgeſonderten Stücken vor; die Abſonderung geſchieht durch einen ſchwärzlich-grauen und gräulich-ſchwarzen geſtreiften, im Bruche mehr blätterigen, durch ein Oel gefärbten Gips, der ſich um einen weißern und dichtern herumſchlingt, und dieſen einſchließt. Die zwei Abänderungen (die der Farbe ſind von weniger Bedeutung) machen die Hauptmaſſe des Gebirges allein aus, ſo wie ſie (der weiße eingeſchloſſene Gips vorzüglich) die beſten zum Gipsbrennen ſind. Daher findet man auch den beſten Gips da, wo die noch erhaltene regelmäßige Struktur des Berges am deutlichſten zu erkennen iſt, d. h. in dem tiefſten Bruche zwiſchen dem von dem Hauptberge getrennten Abhange und dem Berge ſelbſt. Alle die übrigen, auch zum Gebrauch ſchlechtern Abänderungen, die man vorzüglich da, wo die Halden der alten Brüche ſind, oder in den älteſten Brüchen ſelbſt findet ſind durch die Einwirkung der Luft und des Waſſers entſtanden. So findet man einen ſchwärzlich-grauen und gräulich-ſchwarzen geſtreiften Gips, der einen weit erdigern Bruch und weit lockerern Zuſammenhang hat, und in den nordweſtlichen alten Brüchen vorkommt. An dieſer nämlichen Seite findet man vorzüglich häufig einen ſchwärzlich-grauen, ſehr blätterigen Gips, der ſchichtenweiſe vorzukommen ſcheint, und zwar ſo, daß die Schichten, wie oben erwähnt, auf dem Kopfe zu ſtehen ſcheinen. Die Oberflächen dieſer Schichten ſind mit einem grauen Fraueneis überzogen. Dieſe ganz perpendikulären Wände ſind offenbar durch ſpätere Zerrüttungen, durch Einwirkungen des allmählich herabfallenden Waſſers, das nach und nach die Gebirgsart verändert, mürber gemacht, und, indem etwas Gips aufgelöſ't wurde, dieſen als ſpätigen Gips (Fraueneis) abgeſetzt hat, entſtanden. Ueberhaupt iſt der ſpätige Gips, hier ſowohl als in Lüneburg, häufig von ſpäterer Entſtehung. Deshalb nimmt er beſtändig ab, ſo wie man tiefer in das Geſtein hineinkommt.

An der ſüdlichen Seite des Berges, wo höher hinauf die Halden an einzelne hervorragende Spitzen des Berges gränzen, findet man einen erdigen, weißen, zuweilen gelblich-weißen, matten, theils zuſammengebackenen, theils loſen, ziemlich feinen Gips, der offenbar aus dem gemeinen Gips des Berges durch Verwitterung entſtanden iſt, und einen Theil ſeiner Schwefelſäure verloren haben muß, weil er mit Säuren aufbrauſt: eine merkwürdige Thatſache. — Man findet dieſen erdigen Gips ebenfalls in ziemlich beträchtlicher Menge in einem Hohlwege an der weſtlichen Seite, rechts, wenn man von der Stadt kommt.

Der dichte Gips bei Lüneburg hat mit dem Segeberger, wenn man aus dem Innern des Gebirges reine, und nicht durch die Luft veränderte Stücke unterſucht, viele und auffallende Aehnlichkeit. Vielleicht könnte man ihn, im Ganzen genommen, für etwas blätteriger halten; der Segeberger Gips geht aus dem Weißen ins Graue und Schwärzlich-graue über, der Lüneburger häufiger aus dem Weißen ins

Röthliche und Gelbliche. Auch iſt der ſpätige Gips (das Fraueneis) bei Lüneburg weit häufiger und deutlicher kryſtalliſirt (meiſtens in ſechsſeitigen Säulen mit zwei gegenüberſtehenden breiten und zwei ſchmälern Seitenflächen, an beiden Seiten zugeſchärft; ferner in länglichen Rhomben mit ſchief aufgeſetzten Endflächen). Die Farbe des Lüneburger Fraueneiſes iſt meiſtens weiß-röthlich und oft ganz bräunlich-roth. Die Kryſtalle durchſchneiden und kreuzen ſich auf mannichfaltige Weiſe, und bilden völlig unregelmäßige Gruppen, die offenbar von einem ſpätern Urſprunge als die Gebirgsmaſſe ſind. Die ſo oft beſchriebenen Boraziten, und mit dieſen kleine rauchgraue Bergkryſtalle, die dem Gipſe porphyrartig beigemengt ſind, kommen bloß in gewiſſen beſtimmten Schichten vor, und verſchwinden daher, ſobald man dieſe Schichten verläßt.

Die Vergleichung der Gebirgsarten bei Segeberg mit denen bei Lüneburg iſt mehr als irgend etwas im Stande, einen jeden von der geognoſtiſchen Verwandtſchaft dieſer beiden Berge zu überzeugen. Die geringe Verſchiedenheit, die beſonders darin beſteht, daß der Gips in Lüneburg weniger, der in Segeberg mehr dicht zu ſeyn ſcheint, und dann, daß in Lüneburg in einigen Bänken die Boraziten vorkommen, würde an und für ſich ſchon nicht hinreichend ſeyn, dieſe beiden merkwürdigen, in ihren Verhältniſſen einander ſo durchaus ähnlichen Gipsberge für verſchiedene Formationen auszugeben. Aber, indem ich dieſes ſchreibe, erfahre ich auch, daß man die Boraziten, die für den Lüneburger Gips ſo charakteriſtiſch ſind, auch in Segeberg gefunden hat.

In Segeberg findet man ein bituminöſes Foſſil, welches durchaus dem Stinkſtein der ſüdlichern Gipsflötze ähnlich iſt.

Die erwähnte Gebirgsart iſt bläulich- und bräunlich-ſchwarz, geht zuweilen von dieſer Farbe in eine dunkle, gräulich-braune über, bricht derb, iſt theils matt, theils ſchimmernd, hat einen ebenen Bruch, der ins Erdige übergeht, ſpringt in unbeſtimmt eckige, ſcharfkantige Bruchſtücke, giebt einen weißen Strich, iſt undurchſichtig und in hohem Grade halbhart. Wenn man ein großes Stück friſch zerſchlägt und reibt, ſo riecht dieſer Stein wie der Stinkſtein. — Er brauſt ſtark mit Säuren. Er iſt alſo ein bituminöſer Kalkmergel, der ſich weit mehr dem Stinkſtein, als dem gewöhnlichen bituminöſen Mergelſchiefer nähert. Man findet dieſe Gebirgsart freilich bei Segeberg nur an Einem Orte, nämlich, wenn man nach dem Berge hin ſieht, linker Hand in dem alten nordweſtlichen Bruche; theils hat man ſie aber doch, wie ſich alte Einwohner erinnern, weiter hin an derſelben Seite durch Nachgraben gefunden; theils iſt es merkwürdig, daß ſie gerade an dem weſtlichen Abhange, nach der Stadt zu, gefunden wird, weil der Gips nach dieſer Seite einſchießt, und die bituminöſe Gebirgsart alſo offenbar das Dach des Gipſes bildet, welches auch oft bei den ſüdlichern Flötzen der Fall iſt; und endlich iſt es natürlich, daß man ſo wenig davon findet. Denn da die erwähnte Steinart den Gips bedeckt, und, wie wir wiſſen, der ganze hervorragende Theil des Berges ſeit undenklicher Zeit benutzt wurde, ſo iſt es begreiflich, daß ſie ſchon lange abgetragen worden iſt; der noch nicht benutzte weſtliche Abhang aber iſt unter Schichten von Laimen, Letten, Dammerde verſteckt und mit Häuſern bedeckt.

Ueber das Streichen des Segeberger Gipsgebirges läßt ſich nicht viel mit Beſtimmtheit ſagen, weil man keine Vergleichung anſtellen kann. Aus dem iſolirten Berge bei Segeberg läßt ſich kein Schluß in dieſer Rückſicht ziehen. Man hat aber Grund, zu vermuthen, daß mehrere ſolche Gipsſtöcke in der Richtung von Norden nach Süden vorkommen mögen; denn theils trifft man die wenigen Spuren von Gips in den von dem Berge entferntern Gegenden, gegen Norden, theils zieht ſich der erhabene Rücken von Holſtein in der erwähnten Richtung am rechten Traveufer fort, und in dieſer Gegend entſpringen wahrſcheinlich, wie wir in der Folge ſehen werden, die Salzquellen bei Tralau und Oldesloe; und endlich giebt dieſer Strich auch den richtigſten Vereinigungspunkt zwiſchen Segeberg und Lüneburg.

Spuren von Gips, die zu Tage ausgingen, findet man, außer an dem Berge ſelbſt, nur in den obenerwähnten alten Gruben, aber auch hier gleich unter dem Laimen, ſehr deutlich. Es ſind lauter theils noch zuſammenhaltende, theils ſchon zerfallene Geſchiebe. Wollte man an andern Stellen Gips aufſuchen, ſo wäre es doch kaum rathſam, dieſe alten Brüche aufzunehmen. Die Gruben haben, ſo wie ſie jetzt ſind, ſchon einerlei Niveau mit den nahe (auf beiden Seiten der Halden) liegenden Seen, und es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Alten ſie bloß des Waſſers wegen verlaſſen haben.

In einigen von dieſen Gruben ſind auch immer noch Sümpfe, die ſelbſt in dem trockenen Sommer des Jahrs 1803 Waſſer hielten. Meiner Meinung nach könnte man mit der wahrſcheinlichſten Hoffnung, Gips in einer nicht ſehr beträchtlichen Tiefe zu finden, Verſuche anſtellen laſſen, entweder an dem Abhange des Kaakelberges (ein ziemlich hoher Berg auf dem Guthe Rollsdorf, von den Halden gegen Nordoſt), oder noch beſſer an dem weſtlichen Abhange des Berges über Stubsdorf (gegen Süden von den alten Gruben). Hier iſt auch wirklich oben eine Vertiefung, die von den muldenförmigen Erkavationen, die durch Waſſer entſtanden ſind, ſehr verſchieden iſt, und wohl als eine Spur eines in ſehr alten Zeiten verlaſſenen Bruchs angeſehen werden könnte. Ueberhaupt ſind die Vertiefungen zwiſchen den Hügeln und Bergen von Segeberg bis nach Kaakelberg hin ganz anders, als ſie in bloß aufgeſchwemmten Ländern zu ſeyn pflegen.

Ich glaube auch darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß die Trave, nachdem ſie von ihrem Urſprunge an bis zum Pronsdorfer See, von Norden nach Süden gegangen iſt, hier (bei Wenſin) auf einmal ihre Richtung verändert, von Oſten nach Weſten läuft, und, erſt nachdem ſie dieſe Richtung eine Meile weit behauptet hat, eben ſo plötzlich zwiſchen Schlackendorf und Groß-Rönnau wiederum von Norden nach Süden fließt, als hätte ſie ihren Lauf nach dem Abhange der ſicher in dieſen Gegenden verſteckten Gipsgebirge gerichtet. Bei Segeberg läuft ſie dicht an dem Fuße des Gipsberges, der unter der Stadt fortgeht. Ueberhaupt hat man bei einer einigermaßen vernünftigen Einrichtung des Bruchs gewiß nichts weniger als Mangel an Gips in dieſen Gegenden zu befürchten.

IV.

Salzquellen am Ufer der Trave.

Daß die Salzquellen, die bei Tralau und von hier an mehrern Orten bis nach Travenſalza, wo ſie in dem Winkel, der durch den Zuſammenfluß der Beſte und der Trave gebildet wird, am häufigſten ſind, im Moore hervorquillen, mit den Holſteinſchen Gipsbergen in Verbindung ſtehen, leidet, nach Allem, was ich in dieſem Aufſatze dafür angeführt habe, wohl keinen Zweifel.

Man hat daraus ſchließen wollen, daß es das Richtigſte wäre, die Salzquellen bei Segeberg aufzuſuchen — eine Meinung, der ich, nach reiflicher Erwägung aller Gründe, auf keine Weiſe beiſtimmen kann. Ich läugne nicht ganz die Möglichkeit, daß man da Salzquellen finden kann; aber die Gründe, die, meiner Meinung nach, uns abrathen müſſen, ſie hier aufzuſuchen, ſind folgende:

1) weil man um Segeberg herum, ſelbſt bei der ſorgfältigſten Unterſuchung, gar keine Spur irgend

einer Salzquelle findet: ein Grund, der freilich, wenn er allein angeführt würde, nicht von Bedeutung wäre, weil z. B. der Verſuch bei Dürrenberg den auffallendſten Beweis davon abgiebt, wie durch geognoſtiſche Kombinationen eine verſteckte Quelle in der Tiefe gefunden werden kann, ob ſie gleich durch gar keine äußere Spur ihr Daſeyn verräth. Aber ſelbſt dieſe geognoſtiſchen Beobachtungen müſſen uns abrathen, die Quelle in der Nähe von Segeberg aufzuſuchen; denn

2) iſt es wohl gewiß, daß die Salzquellen, nach allen bisherigen Beobachtungen, ihren Urſprung aus der uralten Gipsformation haben; aber umgekehrt läßt es ſich nicht ſchließen, daß allenthalben, wo uralter Gips wäre, auch Salzquellen ſeyn müßten;

3) gehört der Segeberger Gipsberg und die Strecken gegen Norden, welche noch Spuren von hervortretendem Gipſe zeigen (nach den alten Gruben und dem Kaakelberg hin) gerade zu den höchſten Punkten in ganz Holſtein, wo man alſo vernünftigerweiſe keine Quellen ſuchen darf. Wollte man aber hoffen, hier etwa Steinſalz zu finden, ſo könnte man, nach einem großen Aufwande von Zeit und Koſten, leicht in ſeiner Hoffnung betrogen werden. Man bedenke nur,

daß man in den großen Strecken von Gipsbergen, deren Vorkommen um den Harz und das Thüringer Waldgebirge wir oben geſchildert haben, keine einzige zuverläſſige Spur von Steinſalz gefunden hat, ob ſie gleich ſeit Jahrhunderten faſt in allen Gegenden unterſucht, durchwühlt und Baue auf ihnen verführt ſind. Iſt gleich die Möglichkeit, daß Steinſalz im Segeberger Gips vorkommen kann, nicht abzuläugnen, ſo iſt doch die Wahrſcheinlichkeit ſehr gering.

4) Iſt der Segeberger Gipsberg das Ausgehende eines Gipslagers, wahrſcheinlich von ungeheurer Mächtigkeit. Es iſt ſehr zu vermuthen, daß die Quellen ſelbſt — vielleicht indem diejenigen Stellen, die das Waſſer vorzüglich zu ſchwängern vermögen, ſüßes Tagewaſſer von höhern Orten erhalten haben, wie Wild und Struve vermuthen — in den untern Theilen des Flötzes erſt erzeugt werden, was ohne allen Zweifel auch in Lüneburg der Fall iſt. Daher verſchwanden vor Borlach bei dem Dürrenberger Verſuche alle Quellen, die er in einer größern Höhe hatte, ſo wie er dem Gipſe näher kam, und er mußte 15 bis 16 Lachter in dem Gipſe die Schacht herabſenken, ehe die Quelle ſich zeigte. Borlach hielt ſich für überzeugt, daß, wenn er

noch tiefer hätte kommen können, er eine noch reichhaltigere Quelle würde erhalten haben;

5) zeigen ſich die Spuren von den Quellen — nämlich die Salzwaſſerpflanzen — Triglochin maritimum, und vorzüglich Arenaria marina — erſt in einer Entfernung von einer ſtarken Meile, bei Tralau; aber an dem ganzen moorigen und ſumpfigen Traveufer von Segeberg bis hier hin, welches ich mit einer unbeſchreiblichen Beſchwerlichkeit auf das genaueſte unterſucht habe, findet man gar keine äußere Spur einer Quelle;

6) iſt es, vorzüglich in einer Gegend wie die holſteiniſche, wo alle Gebirgsſchichten mit aufgeſchwemmten Gebirgen, und dieſe wieder mit tiefem Moor größtentheils bedeckt ſind, wo der Geognoſt, ſobald er auf der einen Seite die großen Verhältniſſe, auf der andern die wenigen deutlichen Spuren, die ſich ihm zeigen, verläßt, auf einmal ohne alle Anleitung iſt, immer das Rathſamſte, die Quellen da zu ſuchen, wo ſie ſich zeigen; und endlich

7) glaube ich Grund zu der Vermuthung zu haben, daß die erwähnten Salzquellen nicht ihren Urſprung in dem Segeberger Gips haben, ſondern vielmehr in den Bergen, die gewiß Gips enthalten,

deren höchſter Gipfel der Klingberg iſt, und deren erhabener Rücken ſich von Norden nach Süden mit einem kleinen Striche nach Weſten an dem rechten Traveufer hinzieht, und die ohne Zweifel den höchſten Punkt in Holſtein bilden. Man muß freilich in einer für geognoſtiſche Unterſuchungen ſo wenig günſtigen Gegend, wie Holſtein, mit wenigen Indicien zufrieden ſeyn; indeſſen können dieſe wenigen nicht ſelten eine ſichere Anleitung geben. Daß nun das Gipsflötz nicht allein bei Segeberg exiſtirt, ſondern auch im ſüdlichen Holſtein unter den aufgeſchwemmten Gebirgen ſich fortzieht, glaube ich in dieſem Aufſatze mehr als bloß wahrſcheinlich gemacht zu haben. Die erhabene Gegend des Klingberges hat für einen jeden, der ſie ſieht, gleich etwas von den gewöhnlichen hügeligen Gegenden des aufgeſchwemmten Landes auffallend Verſchiedenes. Die Unebenheiten der Berge, die Tiefe und Schroffheit der Thäler deuten beim erſten Anblicke auf einen feſtern Kern, der die äußere Geſtalt veranlaßt hat; aber gerade da, wo der Fuß dieſer Bergſtrecke ſich allmählig bis zum Fluſſe verläuft, am niedrigſten Orte, am Ufer der Trave, und zwar, was ſehr bedeutend iſt, immer am rechten Traveufer, quellen die ſalzhaltigen Quellen im Moore hervor.

Daß nun aber dieſe Quellen nicht etwa bloße, in den obern Schichten der aufgeſchwemmten Gebirge urſprünglich einheimiſche ſchwache, oder ſolche, die, wie Einige irrig vermuthen, aus dem Meere ihren Urſprung haben, ſondern in der That mit wildem Waſſer vermengte, aus dem Gipsflötze ihren Urſprung nehmende reiche Quellen ſind — iſt dem Geognoſten völlig klar.

Von den Gründen, die uns zu einer ſolchen Annahme berechtigen, habe ich ſchon jetzt weitläufig geſprochen, und werde noch Einiges dafür anführen, wenn ich erſt von dem Vorkommen der Quellen ſelbſt gehandelt habe.

Man findet, wie oben erwähnt ward, die erſte Spur der Salzquellen in einem Moore auf dem Guthe Tralau, eine Viertelmeile nordöſtlich vom Hofe, am Traveufer. Hier war vormals eine Saline, die aber ſchwerlich jemals viel eintrug. Dieſe Saline war noch im Gange bis vor ungefähr 70 Jahren, da der damalige Beſitzer davon ging, und die getäuſchten, erbitterten Arbeiter in einer Nacht alle Anlagen ruinirten. Noch leben einige Leute, die als Kinder bei dieſer Saline arbeiteten. Rund herum in dieſem Moore, in einer ziemlich großen Strecke, iſt das Waſſer ſalzig; auch findet man allenthalben die oben erwähnten Salzwaſſerpflanzen. Eine ſehr verfallene Vertiefung, die immer voll Salzwaſſer iſt, enthält die Hauptquelle. Um dieſe Vertiefung herum findet man auch noch Spuren von den zerſtörten Anlagen. Das Waſſer der Quelle iſt, wie faſt allenthalben in dieſer Gegend, 1½-, höchſtens 2löthig. (Von den täuſchenden Ausnahmen, die man hin und wieder findet, werde ich unten mehr anführen.) — Außerdem findet man noch einige, wiewohl ſchwache, Spuren von Salzquellen auf dem Wolkenweher Moor des Guthes Blumendorf, eine ſtarke Viertelmeile von Oldesloe, nach dem Guthe Rütſchau hin, ferner an dem ſehr ſumpfigen Ufer der Trave, zwiſchen dieſem Moore und Oldesloe. Der hauptſächlichſte Sammelplatz aller Quellen iſt aber nahe bei Oldesloe. Hier ſind die bekannten Brunnen: Gute Auguſta, Heinrich Löwe, Gabe Gottes, Hülfe in der Noth, reicher Seegen, — alle in dem Winkel, der durch den Zuſammenfluß der Trave und der Beſte gebildet wird. Näher an der Stadt und weiter nach der Beſte hin hat man noch außerdem Spuren von Quellen gefunden, und dieſe Gegend iſt in aller Rückſicht die reichhaltigſte.

Die reiche Urquelle im Flötze iſt ohne allen Zweifel hier vorzüglich mächtig, weil ſie auf ſo verſchiedenen Punkten durch die aufgeſchwemmten Schichten und durch den Moor zu Tage hervorzubringen ſucht.

Daß aber dieſe Quellen in der That Abkömmlinge aus einer edlern in der Tiefe ſind, dafür ſpricht vorzüglich das konſtante Hervorquellen. Die Oldesloer Quellen ſind ſchon ſeit Jahrhunderten bekannt. Daß dieſe Quellen an einem Orte zuweilen ſich verlieren, an einem andern zunehmen, darf nicht einer Ab- oder Zunahme der Urquelle, ſondern nur den Veränderungen zugeſchrieben werden, die ſie erleidet, und erleiden muß, indem ſie durch die aufgeſchwemmten Schichten ſich hindurchdrängt, und da in mehrere Arme vertheilt wird. Der ſchwache Gehalt der Quelle darf uns nicht abſchrecken; es iſt vielmehr zu verwundern, daß eine im Moore aufgefaßte Quelle, die durch mächtige Schichten von Flußſand, Laimen, Letten und Mergel hinaufgeſtiegen iſt, noch ſo reichhaltig iſt; und man kann daraus auf einen mächtigen Gehalt der Urquelle ſchließen. Dieſes wird klar, wenn man Folgendes bemerkt:

Die Quelle entſpringt aus dem Urgips — ob aus einem in einer höhern Gegend verborgenen Salzſtock, oder wie ſonſt — kann uns hier für's erſte gleichgültig ſeyn; — ſie entſpringt in einer niedrigen, von beträchtlichen Hügeln umringten Gegend.

Wenn ſie die Flözgebirge verlaſſen hat, ſo tritt ſie in einen noch nicht durchſunkenen, leichten und flüſſigen Flußſand. Dieſer (Flußſand) von einer unbekannten Mächtigkeit, beſteht aus lauter ziemlich großem Gries, und iſt ſo flüſſig, daß man Beiſpiele von kleinen Erdfällen hat, die in der Nähe entſtanden ſind, wenn man in dem Flußſande gegraben hat. Hier muß nothwendig die Quelle von allen Seiten mit hinzuſtrömendem ſüßem Waſſer verunreinigt werden. Sie ſteigt ferner durch Laimen-, Letten- und Mergellager. Alle dieſe müſſen noch mehr ſüßes Waſſer hinzubringen. Endlich verläuft ſie ſich in einem Moore, wo ſie aufgefaßt wird. Iſt es nicht zu verwundern, daß die Quelle noch immer konſtant 1½löthig iſt?

Alle Salzquellen laufen, wie wir wiſſen, im Moore heraus. Die Torfmoore ſind überhaupt im Holſteiniſchen von beträchtlicher Mächtigkeit. Ganze Gegenden ſind von ihnen bedeckt; tiefe Thäler bis auf eine faſt unergründliche Tiefe mit Moor erfüllt; große Seen haben mächtige Moorlager zur Unterlage. In dieſer neueſten werdenden Schicht iſt ein noch immer wirkſamer chemiſcher Prozeß auf mancherlei Weiſe thätig. Das Ganze kann man als einen unreifen Verbrennungsprozeß anſehen, der in den Steinkohlenlagern der ältern Berge — als Erdbrand und Vulkan — ſeine höchſte Reife erlangt.

Der Schwefel und das Eiſen, dieſe zwei Produkte, die immer, wo eine Gährung — ein Uebergang aus dem organiſchen ins chemiſche Leben — im Großen anfängt, in bedeutender Menge ſich zeigen, werden oxydirt, das Eiſen in Sumpferz, der Schwefel in Schwefelſäure verwandelt. Dieſe Säure greift nun theils den häufigen Thon an und bildet mit ihm Alaun, theils das Eiſen und damit Vitriol. Dieſe Produkte ſind in einigen holſteiniſchen Moorgegenden in ſolcher Menge vorhanden, daß es der Mühe und Koſten wohl lohnen könnte, ſie zu gewinnen.

Neben dieſem Oxydationsprozeß geht in den tiefen Mooren ein Desoxydationsprozeß vor, der zuweilen von ſehr vieler Bedeutung iſt. Der desoxydirte Schwefel vereinigt ſich mit dem desoxydirten Waſſer zu einem Hydroſulfüre (Schwefelwaſſerſtoffgas) und durchdringt die Moore. Daher jene brennbaren Gasarten, die ſich in den Sümpfen entwickeln; daher die vielen Schwefelquellen, die bald mehr oder weniger ſtark, bald mehr oder weniger anhaltend ſich zeigen. So war bei Bramſtedt eine ſtarke

Schwefelquelle, die vor Zeiten ſehr berühmt war, und von vielen Kranken im nördlichen Deutſchland beſucht wurde; ſo iſt ſelbſt die ſtärkſte Salzquelle in Oldesloe ſtark ſchwefelhaltig, und riecht, wenn ſie herauskommt, ſtark nach Schwefelwaſſerſtoff. Unter den Seen iſt dieſe Gasentwickelung, wenn ſie in einem trockenen und heißen Sommer befördert, und das entwickelte Gas eine Zeit lang zurückgehalten ward, zuweilen ſehr ſtark und mit auffallenden Erſcheinungen verknüpft. So iſt die Inſel, die in einem Landſee in der Nähe von Plöen im Sommer 1803 entſtand, nichts anders, als ein durch eine ſolche Gasentwickelung erhobener Moorgrund. Die untere leere Stelle iſt durch naheliegendes Moor wieder erfüllt worden. Daher entſtanden Erdriſſe in der Nähe des Sees, und nachdem der erhobene Moorgrund ſich eine Zeit lang auf- und niederbebewegt hatte, erhielt er endlich einen feſten Boden, und blieb als feſte Inſel mitten im See liegen. —

Aber alle dergleichen Erſcheinungen in Moorgegenden ſind vorübergehend und veränderlich. Sie kommen und vergehen, je nachdem der chemiſche Prozeß ſich ſo oder ſo verändert. Die Quellen bei Bramſtedt ſind verſchwunden. Wenn auch einzelne Moorgegenden eine Zeit lang viel Alaun und Vitriol liefern, ſo kann man doch nie dafür ſtehen, daß die Produktion anhaltend ſeyn wird.

Nicht anders verhält es ſich mit den im Moore zuweilen entdeckten ſtarkhaltigen Soolen. Ohne allen Zweifel gehört die von *Schrader* gefundene, vermeintlich ſtarkſoolige Quelle, auf welche die Kammer mir befohlen hat, Rückſicht zu nehmen, mit unter dieſe. Ihre Entſtehung iſt leicht zu erklären. Wenn in einem trockenen Sommer der Torf zuſammenbäckt, ſo wirkt die Sonne wie eine Gradirung — ja zuweilen kann wohl das Waſſer ganz verdampfen, und eine beſtimmte Strecke im Moor, und zwar bis auf eine bedeutende Tiefe hinein, ſehr ſtark ſalzhaltig werden. Kommt nun ein Regenwetter, ſo können da Quellen entſtehen, die 6-, 7-—8löthig ſeyn mögen, aber nur eine kurze Zeit anhalten werden. Der trockene Sommer, in welchem ich meine Unterſuchung anſtellte, erlaubte mir, vorzüglich auf Tralau und zwiſchen Wolkenweher Moor und Oldesloe, mehrere ſolcher Quellen zu finden, die den Unkundigen täuſchen könnten. Auch der Salineninſpektor Dr. *Gimbke* hat ein Paar Mal ſolche ſtarke Quellen gefunden. Der Satz ſteht aber geognoſtiſch unerſchütterlich feſt: *Keine Quelle, die im Moore, ja auch im aufgeſchwemmten Gebirge, gefaßt wird,* iſt von Tagewaſſer befreiet; die ächte Quelle muß im Flötzgebirge ſelbſt aufgeſucht werden, und die ſtärkern Quellen, die man etwa in der Gegend herum entdecken kann, ſind nur durch zufällige Umſtände ſpäter entſtanden, und werden eben ſo ſchnell wieder vergehen, als ſie entſtanden ſind. Ja, je ſtärker der Salzgehalt ſolcher Quellen iſt, deſto feſter kann man davon überzeugt ſeyn, daß ſie nicht anhaltend ſeyn werden.

Aus allem Bisherigen folgt nun einleuchtend, daß, wenn man nicht immer mit einer ſchwachen, wenig liefernden Quelle in einem Lande, wo der kurze Sommer und der lange feuchte Herbſt der Gradirung nichts weniger als günſtig iſt, mit Noth und Mangel die Anlagen forttreiben will, wenn man überhaupt die Hoffnung hegt, ein ſo wichtiges Produkt, wie das Küchenſalz, mit Vortheil und Nutzen in Holſtein zu gewinnen, man nothwendig die Quellen in ihrem Urſprunge aufſuchen, und ſich durch die Schwierigkeiten, die mit einer ſolchen Unternehmung freilich verknüpft ſind, nicht darf abſchrecken laſſen.

Ob jemals eine Schacht bis auf die Flötzgebirge bei Oldesloe in alten Zeiten getrieben wurde, bleibt immer zweifelhaft. Was man von einer ſehr reichhaltigen Quelle ſagt, die durch Heinrich den Löwen, wie man behauptet, verſchüttet wurde, iſt, wie Profeſſor Hegewiſch in Kiel bewieſen hat, nichts als Sage.

So viel iſt gewiß — die Gegend bei Oldesloe, und zwar gerade der Winkel, der durch den Zuſammenfluß der Beſte und Trave gebildet wird, iſt ohne allen Zweifel der bequemſte Ort, die Quelle aufzuſuchen. Hier können, wie man aus der Lage der umliegenden Berge mit Grund ſchließen kann, die meiſten Salzquellen ſich ſammeln; hier werden, weil es der niedrigſte Ort iſt, die Quellen uns leichter entgegenkommen; endlich zeigt die Gewalt, mit der die Salzquellen hier an vielen Orten hervordringen, deutlich genug, daß eine mächtige Urquelle unter den aufgeſchwemmten Gebirgen verſteckt ſeyn müſſe.

Welchen Platz man nun dazu wählen will, kann, geognoſtiſch genommen, in dieſem kleinen Umkreiſe ziemlich gleichgültig ſeyn. Herr Salinen-Inſpektor Dr. Eimbke hat vorgeſchlagen, alle Brunnen in einem, nämlich in der guten Auguſta, zu verſammeln. Sollte die Kammer dieſen Vorſchlag genehmigen, ſo könnte man hier, oder wenigſtens in der Nähe, den Anfang machen.

Die Hauptſchwierigkeit, die man beim Abteufen des Verſuchſchachts bei Oldesloe zu überwinden hat, iſt die, daß man unter den Mergel- und Laimenlagern ein mächtiges Lager von durchaus flüſſigem Flußſande zu durchſinken hat. Die Bergverſtändigen wiſſen, mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten das Abteufen der Schachten im Triebſande unter allen Umſtänden verknüpft iſt; aber doppelt ſchwierig iſt es, wenn man die Mächtigkeit des Sandlagers nicht einmal kennt, und die Anſtrengung, die man anwenden muß, nicht einmal im voraus berechnen kann.

Es iſt bekannt genug, daß dieſe Schwierigkeit zu überwinden iſt.

V.

Geognoſtiſche Verbindung Holſteins und der Lüneburger Ebene mit den nordiſchen Flötzen.

Die Betrachtung der deutſchen Flötze machte es nicht unwahrſcheinlich, daß der Segeberger und Lüneburger Gips zu den Gipsgebirgen jener Flözlagerungen gerechnet werden könnte. Es iſt ausgemacht, daß, wenn dieſe Vermuthung gegründet wäre, wir jene iſolirte Gipsberge mit der ältern Formation in Verbindung bringen müßten. Denn

1) iſt der zweite und jüngere Gips der bunten Sandſteinformation dem Aeußern nach zu auffallend von der Lüneburger und Segeberger Gebirgsart verſchieden. Jener iſt locker, größtentheils aus Strahlgips beſtehend, dieſer dicht, mit ſplitterigem ins feinkörnige übergehendem Bruche. Auch fehlen in Lüneburg und Segeberg die röthlichen und grünlich-grauen Mittelſchichten, die den zweiten Gips charakteriſiren, und die er mit dem bunten Sandſtein gemein hat. Endlich kommt der

zweite jüngere Gips nie in ſo mächtigen, durchaus zuſammenhängenden, der Maſſe nach gleichförmigen Lagern vor. Die Verſchiedenheit iſt ſo beträchtlich, daß ſicher keiner, der beide Formationen kennt, irgend eine Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen wird erkünſteln wollen.

2) Sind die Salzquellen, wenn es ſich auch, was doch bis jetzt nur eine Vermuthung iſt, beweiſen ließe, daß einige ſchwache Quellen aus ihm ihren Urſprung haben, nicht ſo charakteriſirend für den jüngern wie für den ältern Gips.

Mit dieſen haben aber unſere nördlichen problematiſchen Gipsberge eine viel größere Uebereinſtimmung: es bildet dichte, in mächtigen Lagern vorkommende Bänke, wie dieſe; der Stinkſtein kommt in inniger Verbindung mit der Maſſe beider vor; bei weitem die meiſten Quellen ſtehen in einer genauen Verbindung mit ihm, und bei Artern und Frankenhauſen entſpringen, wie bei Lüneburg, mächtige und reichhaltige Quellen unmittelbar aus dem Gipſe. Auch haben wir oben angeführt, daß Hausmann den Zechſtein ziemlich weit ins Niederſächſiſche hinein verfolgt hat.

Dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet wird ein jeder, der die nördlichen Gipsberge mit denen der

Harzer Flötzgebirge ſorgfältig und beſonnen vergleicht, jene Verbindung doch nur für eine ſchwache Vermuthung gelten laſſen, und manches wird ſich bei ihm regen, was jener vermutheten Verbindung widerſpricht.

Schon die Maſſen ſind in der That verſchieden. Der Stinkſtein iſt viel ſeltner in dem Lüneburger oder Segeberger Gips, die Maſſe ſelbſt hat einen ſplitterigen Bruch, und der eigentlich blätterig-körnige Gips, der in der ältern Gipsformation der deutſchen Flötze der herrſchende iſt, kommt ſeltner und nicht ſo ausgezeichnet vor. Die Boraziten, die, wie die neueſte Entdeckung darthut, beiden Gipsbergen eigenthümlich zukommt, und mit ihrem ganzen Vorkommen, und mit der durchgängigen Uebereinſtimmung der Maſſen in Verbindung gebracht, die Identität der Formation beider ſo ſprechend beweiſt, wird in dem weitverbreiteten, in ſo vielen Gegenden genau unterſuchten Harzer und Thüringer Gips ebenfalls nicht gefunden.

Endlich wäre es doch zu auffallend, daß dieſe Maſſen in einer ſo beträchtlichen Entfernung, ſelbſt von den Gegenden, wo Hausmann noch den Zechſtein entdeckt hat, an zwei verſchiedenen Stellen faſt auf die nämliche Weiſe ſich erheben ſollten, ohne daß irgend einer der ſie begleitenden und bedeckenden Flöze, in der ganzen Gegend mit hervorträte, oder irgendwo ſich zeigte. Es iſt mir wohl bekannt, daß Gebirgsarten, auch tiefe Flöze, ſich lange unter neuern Bildungen verbergen, und dann in einer großen Entfernung wieder hervortreten können. Aber daß ein einziges Flöz, welches man ſogar nicht einmal als ein eigenthümliches, ſondern nur als ein mächtiges Zwiſchenlager in einer andern Formation anſehen muß, an zwei verſchiedenen Stellen hervorträte, ohne daß in der ganzen Gegend, in bedeutenden Strecken rund umher, auch die geringſte Spur von der Hauptformation, zu welcher es gehört, oder von den Formationen, die es in mächtigen Lagern, und eben in den niedrigen Gegenden zu bedecken pflegt, entdeckt würde, wäre das einzige, höchſt wunderbare Beiſpiel in ſeiner Art.

Die Gipsberge bei Segeberg und Lüneburg haben auffallend das Anſehen großer Stöcke, deren ſie vormals einſchließende Umgebung verſchwunden iſt. Ob nun Spuren einer ſolchen großen verſchwundenen Maſſe wirklich zu entdecken ſind, wird aus der fortgeſetzten Unterſuchung erhellen. Ein jeder aber, der die angeführten Gründe unbefangen erwägt, wird ohne allen Zweifel jene, durch eine flüchtige Anſicht hervorgerufene Vermuthung einer Verbindung der genannten Berge mit den ſüdlichern Flötzen verſchwinden ſehen. Freilich überhöbe ſie uns einer ſchwierigen Unterſuchung, die eine ganz andere Richtung nehmen muß, uns aber auch mit der Entdeckung neuer merkwürdiger Verhältniſſe belohnen würde. Auch ich geſtehe, daß ich vormals der widerlegten Meinung zugethan war; aber eine genauere Unterſuchung der ganzen Gegend, die ich neulich anzuſtellen Gelegenheit hatte, und die andere klare Verhältniſſe entdecken ließ, hat jene Vermuthung durchaus vernichtet. —

Wir wenden jetzt unſern Blick gegen Norden, und verſuchen, ob es uns glücken möchte, hier eine geognoſtiſche Verbindung der Gipsberge zu entdecken, nachdem die verſuchte ſüdliche Verbindung nicht gelingen wollte.

Alles, was ich hier anführe, iſt aus eigner Unterſuchung. Obgleich nun das Reſultat klar und unwiderlegbar erſcheinen wird, ſo glaube ich doch bemerken zu müſſen, daß es mir nicht vergönnt ward, die nordiſchen Gegenden ſo genau zu unterſuchen, wie ich gewünſcht hatte. Den Reiſen, die ich im Sommer 1803 in Schweden und in den Flötzgebirgen Seelands machte, konnte ich nur eine kurze Zeit widmen, und ſie waren beſtimmt, als Vorbereitung für genauere Unterſuchungen zu dienen, die ſich, meinen gegründeten Hoffnungen nach, ungeſtört in einer Reihe von Jahren über ganz Norwegen und einen bedeutenden Theil von Schweden verbreiten würden. Mein Schickſal erlaubte mir nicht, Unterſuchungen fortzuſetzen, zu welchen ich mich durch anhaltendes Studium und beſchwerliche, mehrere Jahre hindurch fortgeſetzte Gebirgsreiſen fähig gemacht zu haben glaubte.

Wir haben oben geſehen, wie die Flötzgebirge des nördlichen Deutſchlands ſich an die bogenförmige Gebirgsreihe, die durch Schleſien, Sachſen, Thüringen durchgeht, und mit dem Harze endigt, anlehnen. Die Flötze der ältern Hauptformation heben ſich in der Nähe des Urgebirges mit einem ſtärkern Fallen, und werden von faſt horizontalen Flötzſchichten in größerer Entfernung gegen Norden zu bedeckt. Auch dieſe verlieren ſich unter mächtigen Schichten aufgeſchwemmter Gebirge, und die Grenze der Flötzlagerung gegen Norden iſt daher unbeſtimmt.

Aber in entgegengeſetzter Richtung legen ſich mächtige Flötzſchichten an die Urgebirge des Sevorückens an, und dehnen ſich gegen Süden aus, wo ſie in einer von Oſten nach Weſten gehenden Linie, und mit dem ſüdlichen Flötze zuſammentreffend, ihre Grenze finden müſſen. Doch auch dieſe Flötze verlieren ſich gegen Süden unter den aufgeſchwemmten Gebirgen, ſo daß ſich ihre ſüdliche Grenze nicht beſtimmen läßt.

In Norwegen erſtreckt ſich das Urgebirge von 58° bis 72° nördlicher Breite von Lindesnäs bis Nordkap, und in dieſer ungeheuern Ausdehnung wird es kaum irgendwo bedeutend von Flötzlagern unterbrochen. Die Flötzgebirge ſcheinen ſich gegen Oſten, an dem öſtlichen Abhange des zwiſchen Schweden und Norwegen von Süden nach Norden hin ziehenden Sevorückens, zu eröffnen. Bei Kopparberg in Dalerna ſchickt der Sevorücken den erſten bedeutenden Zweig gegen Oſt-Süd-Oſt, der ſich durch den ſüdlichen Theil von Dalerne, den nördlichen von Nerike und Weſtmannland hin zieht, und bei Mälarne vorbei, bei Stockholm endigt. Dergleichen völlig parallele Züge wiederholen ſich oft in Geſtrikland, Helſingland, Heriedalen, Medelpad, Ångermannland, Jemteland, Weſterbotten, Umeå-, Skeleſteå-, Piteå-, Luleå-, Calix- und Torneå-Lappmark. Sie bilden zwiſchen ſich Thäler, die von Flüſſen durchſchnitten ſind, welche alle von dem Sevorücken kommen und in die Oſtſee fallen. — In dieſen ſo oft wiederholten parallelen Thälern bilden ſich Flötzſchichten eigner Art, die bis jetzt nur wenig bekannt ſind. *) In Finnland nehmen die Flötzlager zu, und in Rußland und Siberien ſcheinen ſie, auch in dem höchſten Norden, ſehr mächtig zu werden.

Der erſte oſtſüdöſtliche Zweig der von Kopparberg abgeht, bildet mannichfaltige Verzweigungen, die ſich durch Nerike, auf der Grenze von Nerike und Südermannland, durch Småland nach Skäne (Schonen) hin zieht. Zwiſchen ſich haben dieſe Verzweigungen mehrere abgeſonderte Flötzlager in Nerike, Oſtergothland und Südermannland. Bei Andrarum in Skäne tritt das Urgebirge mit Uebergangsthonſchiefer hervor, in welchem das berühmte Alaunwerk getrieben wird.

Der Sevorücken ſelbſt geht in der urſprünglichen Richtung von Süden nach Norden durch Bahuslehn und Halland, und verliert ſich durch Hallandsaas, indem die Hügel immer niedriger werden, in der größten Flötzfläche in Schweden, in Skäne. Kullen iſt eine Fortſetzung dieſes Zweiges in Nordweſt von

---

*) Tilas Mineralhiſtorie, S. 10—13 und 72—80. Tuneld Geographie öfver Konungariket-Sverige, 1ſter und 3ter Theil.

Skåne, welche nach Kattegat heraus ein Vorgebirge bildet.

Zwiſchen den Verzweigungen des Severückens in den ſüdöſtlichen Theilen von Schweden und der unmittelbaren Fortſetzung derſelben von Norden aus bildet ſich die Flötzebene von Gothland zwiſchen Wenern und Wettern. Dieſe iſt durch den Hallandaas von Skåne getrennt, und merkwürdig durch die hier hervortretende Flötztrappformation in den unterbrochenen Baſaltkuppen Kinnekulle, Hunneberg, Alleberg, Billingen u. ſ. w. a)

Ich bin nicht im Stande, die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit der ſchwediſchen Flötze genau zu beurtheilen, und halte meine Vermuthung lieber zurück. Genauer wollen wir aber das Flötzgebirge in Skåne unterſuchen.

Dieſes wird, wie wir geſehen haben, gegen Norden von der ſüdlichen Fortſetzung des Sevorückens, die durch Smaland bei Andrarum in Skåne hineintreten, begrenzt. Das Urgebirge zeigt ſich in Skåne ſelbſt, dem Flötzgebirge näher, bei Rommeleklint, und eine Fortſetzung der Gebirge bei Andrarum ſogar nahe bei Lund, wo aus der Flötzebene ein

---

a) Tuneld a. a. O., 2ter Theil, S. 195—199.

Granitberg mit mächtigen und merkwürdigen reinen Quarzfelſen ſich erhebt. Weiter hin tritt bei Fogelſang in einem Thal das Uebergangsgebirge, aus ſchwarzem Uebergangsthonſchiefer mit ſchwarzem dichtem Marmor (Uebergangskalk) beſtehend, hervor: ganz das Gebirge bei Andrarum. Der Thonſchiefer kommt hier in ſehr großen, äußerſt deutlichen, kuglich und konzentriſch ſchaalig abgeſonderten Stücken vor. Die Struktur der Flötzgebirge in Skane iſt, ſo weit ich ſie habe unterſuchen können, folgende:

Am Fuße des Kullen gegen Nordnordweſt dehnt ſich eine weitläuftige Ebene, kaum über das angrenzende Kattegat erhaben, aus. Sie beſteht in der Tiefe aus einer alten Sandſteinformation, die in der Nähe von Kullen ſich an einigen Stellen erhebt, und, ſo weit ich ſie habe unterſuchen können, hauptſächlich ein Konglomerat aus Geſchiebe der Urtrappformation gebildet, auszumachen ſcheint. Dieſe Formation iſt in Kullen die herrſchende.

Aus dieſer älteſten Sandſteinformation haben ſich die Steinkohlen bei Hoeganäs in der Ebene, nahe am Ufer des Kattegat, gebildet. Es iſt hier ſeit einigen Jahren ein Steinkohlenbau, und die Lage der Flötze, ſo weit ſie im Jahre 1803 bekannt waren, ſind folgende:

In der alten Grube

1) loſe Erde und Sand, dann			
2) ein loſer Sandſtein . .	4 Lacht.	2 Fuß	⸗ Zoll
3) ein graues eiſenhaltiges Flötz	⸗ —	2 —	⸗ —
4) der Sandſtein No. 2. .	⸗ —	5 —	⸗ —
5) erſtes Kohlenflötz . . .	⸗ —	1 —	3 —
6) wenig Schieferthon, unter dieſem harter Sandſtein .	⸗ —	1 —	2 —
7) feiner weißer Sandſtein .	5 —	5 —	4 —
8) Schieferthon	1 —	⸗ —	7 —
9) feiner weißer Sandſtein .	4 —	5 —	10 —
10) zweites Kohlenflötz . .	⸗ —	1 —	4 —
11) Schieferthon . . .	⸗ —	2 —	8 —
12) ſchwarzer Thon . .	⸗ —	1 —	⸗ —

In der neueſten Grube aber hat man ein Sandſteinlager einige zwanzig Lachter mächtig durchſenken müſſen, ehe man das erſte, oben mit No. 5. bezeichnete erſte Flötz fand. — Dieſer Sandſtein iſt von grauer Farbe, manchmal grünlich, und wechſelt vier⸗ bis fünfmal mit thonigen Schichten von zwei, einem Lachter, auch wohl nur einigen Fuß Mächtigkeit. Nicht ſelten ſind die thonigen Zwiſchenlager äußerſt hart, hornſteinartig, von ſplitterigem Bruche, ſtark eiſenhaltig, und von der Hornblendemaſſe der Urtrappformation dunkelgrünlich⸗grau gefärbt.

Ein Engländer, der den Bau dirigirte, nannte die Steinart Winſtone (die herrſchende, obgleich höchſt unbeſtimmte Benennung der Trappgebirgsarten in England). — Es iſt merkwürdig, daß die Ackererde in der Nähe von Kullen faſt durchaus aus zerfallenem Trapp beſteht. Sie hat das Beſondere, daß Korn und Mehl aus Getreide, das hier wächſt, beim Kochen immer roth wird.[3])

Die Steinkohlen bei Boſerup in Skåne kommen nach Hermelin [4]) faſt unter den nämlichen Umſtänden vor. Ohne allen Zweifel würde man die älteſten Flötze in Skåne näher kennen lernen, wenn man die ſich gegen Småland allmählig erhebenden Gebirge unterſuchte. Es iſt zu vermuthen, daß ſie hier hervortreten. Von einer Formation, die mit dem Zechſtein Aehnlichkeit hätte, iſt mir in Skåne nichts bekannt geworden. Dahingegen gehört das unter der Flötztrappformation bei Kinnekulle zwiſchen Wenern und Wettern weit verbreitete vierte Kalkſteinflötz (Limſteenhvarret) ſicher hierher. Es beſteht aus Stinkſtein, grauem ſchieferigem Kalkſtein, auch

---

3) Retzius Anmärkningar rörande Skåne in Upsala Sällsk. Tidningar för Ar. 1782. S. 381.

4) Vetenſkaps Acad. Handlingar f. 1773.

Alaunſchiefer, und enthält eine Menge Verſteinerungen. Unter dieſem Kalk findet man einen Sandſtein, der unmittelbar auf dem Granit ruhet. ⁵)

Gegen Süden erhebt ſich das noch immer flache Land, und bildet zwiſchen den höhern Ebenen nicht ſelten tiefe Thäler. Dieſe Erhebung und die Thäler werden durch eine mächtige Sandſteinformation hervorgebracht, die mit der erwähnten Sandſteinformation der Steinkohlengebirge eins iſt. Sie kömmt in einem großen Theil von Skåne ſehr mächtig, und bildet an einigen Orten ſenkrechte und pittoreske Felſenwände, wie bei Helſingborg und vorzüglich bei Ramlöſe, wo der bekannte Stahlbrunnen aus dieſem Sandſtein hervorſpringt. Wir müſſen indeſſen bekennen, daß das Verhältniß dieſer Formation zu dem Sandſtein des Steinkohlenflötzes nicht genau genug beſtimmt iſt.

Weiter gegen Süden, nach Malmöe hin, lagert ſich auf dieſen Sandſtein das Kreideflötz, welches von hier bis Falſterbo die ſüdliche Spitze von Skåne bildet. Das Kreidegebirge bildet in Skåne keine ſehr hohen Gebirge, vielmehr wird das Land

---

5) Vetenſkab. Acad. Handlinger J. 1767. S. 23 u. ſ. w. Tuneld a. a. O. 2ter Th. S. 196.

nach den Ufern der Oſtſee zu immer niedriger. Die Kreideformation ſetzt, von Malmöe aus, durch die Oſtſee hindurch, und zeigt ſich auf der flachen Inſel Saltholm, eine Meile von Kopenhagen, wieder. In der Nähe von Caſtrup, Saltholm gegenüber, hat man unter dem Meere Spuren von Kalkfelſen gefunden. Auf Saltholm ſelbſt gehen die Brüche ziemlich weit unter der Oberfläche des Meeres, und ein großer Theil der kleinen Inſel ſteht bei hohen Waſſern nicht ſelten unter Waſſer. Die Oſtſee iſt zwiſchen Schweden und Seeland voller Riſſe und Sandbänke, die wahrſcheinlich durch das durchſetzende Kreidegebirge hervorgebracht werden, und auf der Höhe von Dragöe iſt nur ein ſchmaler Kanal fahrbar für tiefgehende Schiffe. Seeland ſelbſt beſteht ohne allen Zweifel größtentheils aus Kreidegebirge, obgleich das Gebirge faſt überall von ſehr mächtigen Laimenlagern bedeckt iſt. Etwas entfernt von der Landſtraße zwiſchen Kopenhagen und Kiöge, etwas weniger als eine Meile von der letzten Stadt, geht die Kreide wieder zu Tage aus. Jenſeit Kiöge, 4 bis 5 Meilen gegen Südſüdoſt, iſt der bekannte Stevens-Klint, eine ſenkrechte Felſenwand, von 100 — 120 Fuß Höhe gegen die Oſtſee. Dieſer ſenkrechte Abfall zieht ſich, gegen Süden über eine Meile weit fort, und verſteckt ſich darauf unter das aufgeſchwemmte Gebirge. Der höchſte Punkt des Kreidegebirges iſt 3 Meilen weſtlich von Stevensklint, eine Meile vom Meeresufer bei Faxöe. Etwas ſüdlicher bei Präſtöe ſollen auch Spuren von Kalk vorkommen, die mir aber nicht bekannt ſind. Endlich finden wir auf der Inſel Möen, die der ſüdſüdöſtlichen Spitze von Seeland gegenüber liegt, ein mächtiges, ſenkrecht gegen die Oſtſee abgeſchnittenes Kreideflötz. Das flache Land erhebt ſich gegen Oſten allmählich nach dieſem Kreidegebirge zu, bis zu einer bedeutenden Höhe, und die ſenkrecht gegen die Oſtſee herabfallenden Felſenwände ſtehen Falſterbo in Skåne, wo, wie wir wiſſen, die Kreide wieder hervortritt, gerade gegenüber.

Die Kreidegebirge auf Möen korreſpondiren auf eine merkwürdige Weiſe mit denen auf Rügen, und das Vorkommen iſt auf eine überraſchende Weiſe das nämliche. Die ſchroffen, dem Meere zugekehrten Felſenwände auf Rügen ſehen mehr gegen Norden, ſo wie die auf Möen mehr gegen Nordoſt; beide aber haben die beſtimmteſte Beziehung auf die in Schweden hervortretende Kreideſpitze bei Falſterbo.

So haben wir alſo die bedeutende ſüdliche Verbreitung dieſes mächtigen Kreideflötzes mit den Inſeln, in einem halben Kreiſe um ſeinen erſten Urſprung in Skåne, verfolgen können. Auch das Einſchießen der Schichten ſtimmt hiermit vollkommen überein; denn bei Stevensklint und Faröe ſchießen die Schichten beſtimmt gegen Weſten ein, und ſteigen gegen Oſten. Bei Möensklint ſind zwar die mächtigen Bänke weniger deutlich geſchichtet, doch läßt ſich das mehr ſüdliche Einſchießen an einigen Stellen ſehr deutlich erkennen. Ich bin überzeugt, daß man ein vollkommen ſüdliches Einſchießen der Schichten auf Rügen wahrnehmen wird. Es bleibt alſo keinem Zweifel unterworfen, daß die Oſtſee ein mächtiges Kreidegebirge, deſſen Kontinuität und Zuſammenhang ſich in den übrig gebliebenen Gliedern noch deutlich erkennen läßt, gewaltſam durchbrochen, und ſo ſich den Weg nach der Nordſee zu gebahnt hat.

Aber den Anfang des Kreidegebirges und Spuren der unten liegenden Flötze, ſelbſt des Urgebirges, laſſen ſich nicht bloß in Schonen aufweiſen. Der nördliche, beſonders der nordweſtliche Theil von Seeland ſcheint nicht aus Kreide zu beſtehen. Dieſe Gegend iſt ſehr hoch, und in der Nähe von Dragsholm iſt ein allmählich emporſteigender Berg, wahrſcheinlich der höchſte Punkt in Seeland. Lang gedehnte Bergſtrecken ziehen ſich von Oſten nach Weſten längs den Ufern vom Kattegat, alles aber iſt tief in Flugſand und andern aufgeſchwemmten Lagern verſteckt. Indeſſen will man bei Kallandburg Spuren von Sandſteinmaſſen, ja ſogar von Granit gefunden haben. Das Nähere davon iſt mir aber nicht bekannt. Gewiß iſt es aber, daß die Urgebirge von Halland und Bohuslehn durch das ganze Kattegat hindurch gehen, dort die Maſſe vieler Inſeln und Ungründe ausmachen, und nach der jütiſchen Küſte hinüberſetzen. Ich muß es ſehr bedauern, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, dieſe geognoſtiſch durchaus unbekannte, und für die Kenntniß der nordiſchen Flötzgebirge höchſt intereſſante Provinz zu unterſuchen.

Die ſeichten Gründe bei Fladſtrand (Gräsholmene) werden durch feſte Steinmaſſen gebildet, und ſind ohne alle Zweifel Urgebirge. Bei **Füerland**, einer Inſel in Limfiorden — ein Jütland faſt ganz durchſchneidender Theil vom Kattegat — findet man Sandſtein, unter dieſem eine härtere Steinart von rother Farbe, ſtark von Eiſen durchdrungen — ohne Zweifel ein rother Sandſtein — und nur hundert Lachter von jenem rothen Geſtein ein ſchieferiges, auf der Kante ſtehendes Gebirge.[6] Es läßt ſich aus der unvollſtändigen Beſchreibung ſchwer ein ſicherer Schluß ziehen; daß aber jene rothe härtere Steinart auch ein Sandſtein ſei, bleibt höchſt wahrſcheinlich, und daß hier tiefer gehende Flötze hervortreten, gewiß. Nun findet man aber bei Dagbierg und Mönſted im Viborg-Stift, ferner bei Mariager nach Pontoppidan 7), auf dem gräflich Schimmelmannſchen Guthe Gudduumlund, und an mehrern Orten im nördlichen Jütland mächtige Züge von Kreidegebirgen, ſo daß es keinem Zweifel unterworfen iſt, daß in ganz Dänemark, ſowohl auf der Inſel Seeland, Fühnen, Laaland, Falſter, Taaſinge und dem ganzen Archipelag gegen Süden, als auf der Halbinſel Jütland, das Kreideflöz das herrſchende und vorwaltende, wenn gleich allenthalben von aufgeſchwemmten Gebirgen verſteckt, ſeyn muß.

---

[6] Pontopiddans danſke Atlas, 1ſt. Th. S. 435.

Dieſe Vermuthung kann eine genauere Unterſuchung nicht bloß beſtätigen, ſondern dieſe wird auch beweiſen, daß das Kreideflöz durch ganz Holſtein, Mecklenburg und einen Theil von Hannover hindurchgeht.

Schon ganz im Anfange, bei der Beſchreibung der äußern Geſtalt des Landes in Holſtein, machten

---

7) a. a. O., S. 428.

wir auf die große Aehnlichkeit des öſtlichen Theils von Holſtein mit dem ſüdlichen Theile von Fühnen und Seeland und mit den kleinern Inſeln aufmerkſam. Große an einander gedrängte Hügel bilden muldenförmige Exkavationen, die, wenn ſie tief ſind, die Lagerſtätte unergründlicher Moore und Landſeen werden. Wenn dieſe Thäler unter ſich zuſammenhängen, ſo nehmen ſie das Meerwaſſer auf, und bilden dann die ſonderbaren Meerbuſen, die, alle von Oſten nach Weſten gehend, das Land zuweilen ganz durchſchneiden. So geht Liimfiorden im nördlichen Jütland queer durch die ganze Halbinſel bis an die weſtliche Küſte, wo dieſer Meerbuſen nur durch einen ſchmalen, ſandigen Rücken von der Nordſee getrennt wird, und ſo den nördlichen Theil von Jütland faſt ganz in eine Inſel verwandelt. So geht der Schley im Herzogthum Schleswig ebenfalls viele Meilen tief ins Land hinein, und ſieht, ob er gleich ein Meerbuſen iſt, einem Fluſſe täuſchend ähnlich. Schon aus dieſer Uebereinſtimmung der äußern Geſtalt ſchloſſen wir auf eine geognoſtiſche Verwandtſchaft Holſteins mit den Kreidegebirgen des ſüdlichen Seelands und Fühnens. Die Vermuthung beſtätigt ſich.

Man hat viele Spuren eines durchgehenden Kalkflözes in Holſtein. Gewiſſe Winde treiben nach mehrern Gegenden Verſteinerungen hin, die denen des Kreidegebirges völlig ähnlich ſind. Ich habe ſelbſt bei Rendsburg an einer beſtimmten Stelle, wo der Eider ſolche Verſteinerungen hinwirft, ſie geſammelt, und erkannte die Echiniten, Nautiliten, Serpuliten, Madreporiten und Milleporiten des ſeeländiſchen Kreideflötzes vollkommen wieder. Selbſt Spuren von tiefern Flötzen zeigen uns die Anſchwemmungen des Meers und der Flüſſe in Holſtein. Hierher rechne ich vorzüglich einen merkwürdigen Eiſenſand, der größtentheils aus magnetiſchen Eiſenkörnern beſteht, außerdem aber völlig rothe Quarzkörner zeigt, und einem tiefen rothen Sandſtein anzugehören ſcheint. Dieſer Eiſenſand wird jenſeits des Nobiskruger Holzes in der Nähe von Rendsburg, von der Eider bei gewiſſem Winde ausgeworfen, und eben ſo im Kieler Hafen im Sande am Ufer zwiſchen Duſternbröck und Holtenau.

Beim Graben des merkwürdigen Kanals, der die Eider, und durch dieſe die Oſtſee mit der Nordſee verbindet, hat man ein Kalkflötz in der Tiefe entdeckt. Eine Sammlung Verſteinerungen, die man damals anlegte, habe ich Gelegenheit gehabt, zu unterſuchen; ſie ſtimmten, wie jene von der Eider aufgeworfene, durchaus mit denen des

Kreideflötzes überein. Schon hierdurch iſt es erwieſen, daß dieſes Flötz ſich in Holſtein hinein verbreitet; aber die fortgeſetzte Unterſuchung wird uns zeigen, daß dieſes Flötz von mächtiger und unſäglich großer Verbreitung geweſen iſt, und läßt uns mit Erſtaunen die Rudera einer ſehr weit verbreiteten, völlig zerſtörten Kreideebene im nördlichen Deutſchland erkennen.

Erſt aber müſſen wir die Maſſen, aus welchen die Kreideformation beſteht, und die Struktur derſelben etwas genauer kennen lernen. Die Hauptmaſſe iſt ein völlig weißer, hie und da von Eiſen gelblich gefärbter, ziemlich harter, nicht abfärbender Kalkſtein mit einem unebenen Bruche. Dieſer bildet große Bänke und iſt nicht ſehr deutlich geſchichtet, enthält auch im ganzen nicht ſehr viele Verſteinerungen, am häufigſten Echiniten, theils von Feuerſtein, theils von Kalkſtein, wo dann der hohle Raum mit gelbem rhombiſchen Kalkſpathkryſtall erfüllt iſt, innerlich kryſtalliniſche Belemniten und mit gelbem Kalkſpathkryſtall erfüllte Muſkuliten. Dieſer Kalkſtein iſt in Skäne, auf Saltholm, bei Möensklint der herrſchende.

Stevensklint aber, und zum Theil Möen, zeigt uns die eigentlichen Kreideflötze. Hier finden wir mehrere Lachter mächtige Flötze von jener völlig weißen, loſen, erdigen, abfärbenden Steinart. In dieſer treten die Feuerſteine, die zwar auch in den dichtern Arten vorkommen, vorzüglich mächtig hervor. Man findet ſie theils als Knollen zerſtreuet in der Kreidemaſſe; aber ſelbſt dann ſehr deutlich in derſelben horizontalen Ebene gelagert, theils deutlicher geſchichtet, und faſt plattenförmig. So deutliche Platten, wie Abildgaard will gefunden haben, entdeckte ich, freilich bei einer flüchtigern Anſicht, nicht.[9] An einigen Stellen wird der Kalk etwas dichter, und färbt nicht ab. Die Lagen wiederholen ſich öfters. Gewöhnlich iſt unten der dichtere Kalk, dann Kreide mit knolligen Feuerſteinen, die immer häufiger werden, endlich faſt geſchichtet. Zuweilen vertritt die Stelle der Feuerſteinſchichten eine ſchwärzliche Mergelſchicht, die aus ſehr dünnen Platten beſteht. Dann fängt wieder der etwas dichtere Kalkſtein u. ſ. w.

Bei Faxöe iſt der Kalkſtein, wie auf Saltholm, in ſtarke, in große mächtige Bänke geſchichtete Lager hingelegt, der Kalkſtein aber iſt, beſonders in der Tiefe, viel dichter, manchmal von einem ebenen, ins ſplitterige übergehenden Bruche, und bildet einen Marmor mit einer trefflichen Politur, wie das Denkmal, welches dem Grafen Moltke auf dem Chariſſer Kirchhofe von dieſem Kalkſtein geſetzt iſt, beweiſt. Dieſer Kalkſtein wird *mürber*, der Bruch uneben, und geht ins Erdige über. Mit dieſer Veränderung tritt eine unſägliche Menge von Verſteinerungen hervor, die in dem reinſten, dichteſten und weißeſten gar nicht oder höchſt ſelten vorkommen. — Oft ſcheint die ganze Maſſe aus lauter Verſteinerungen zuſammengeſetzt zu ſeyn. Es ſind mächtige Nautiliten, die zum Theil ihren Perlmutterglanz noch behalten haben; große Turbiniten, von welchen man oft nur die erdige Ausfüllung findet; Trochiten; ein unzählbares Heer von Serpuliten u. ſ. w. An andern Stellen ſieht man die dichte Maſſe allmählig mürber werden; die gelbe Farbe zeigt zu gleicher Zeit den ſtarken Eiſengehalt; die erwähnten Verſteinerungen erſcheinen, aber verſchwinden wieder; die ganze Maſſe zertheilt ſich nach oben zu in unzähliche Verzweigungen. Die leeren Räume, die durch die Ramifikationen entſtanden ſind, ſind noch immer unerfüllt; eine große mächtige Schicht von lauter Milleporiten erhebt ſich. Man glaubt vor einer unverändert aus dem Meere erhobenen Korallenbank zu ſtehen. Ein erſtaunenswürdiger Anblick!

---

[9] Beskrivelse over Stevens- og Moensklint. Kiøbenhavn, 1759.

Es iſt ſchwer, mit Gewißheit zu beſtimmen, wie die Lager des Kreideflötzes im Ganzen auf einander folgen. Es ſcheint, als wenn die Folge, die ich in der obigen Beſchreibung angenommen habe, die richtige ſei. Der Kalk bei Saltholm und in Skåne, wo er ſich auch auf den Sandſtein legt, ſcheint der unterſte zu ſeyn, dann folgen die oſcillirenden Kreideſchichten bei Stevensklint, und es iſt gewiß, daß der Kalk von Faxöe ſich auf das Kreidegebirge bei Stevensklint gelagert hat, wie das Einſchießen nach der nämlichen Weltgegend von einem höhern Punkte beweiſt. Jene hervortretende mächtige Korallenbildung wäre dann das Höchſte der ganzen Formation.

Um aber die bedeutende vormalige Größe und die Zerſtörung des Kreidegebirges zu beurtheilen, müſſen wir die in einem großen Theile von Dänemark, Holſtein, Hannover und Mecklenburg herrſchenden aufgeſchwemmten Schichten genauer kennen lernen.

Das erſte zu Tage ausgehende Lager beſteht aus Sand, welcher einen bedeutend großen Theil der erwähnten Länder bedeckt. Zuweilen iſt dieſer Sand, bis auf eine beträchtliche Tiefe, ganz loſe, und hat dann, als Flugſand, nicht ſelten bedeutenden Schaden verurſacht, beſonders in den nördlichen Gegenden von Jütland und Seeland, wo ganze Gegenden zerſtört und Dörfer dadurch verwüſtet worden ſind. An andern Orten iſt der Sand zuſammenhängender, auch wohl mit einem dünnen Lager von Laimen und Dammerde bedeckt. Durch ein thonigtes oder mergelartiges Bindemittel erhärtet er dann nicht ſelten zu einem wahren Sandſtein (in Jütland Alſtein, d. h. Stein der Haide, die dort Alheeden genannt wird). Dieſer iſt ſchieferig, gewöhnlich weißlich- und gelblich-grau, mehr oder weniger durch Eiſen gefärbt, und zuweilen härter, als man erwarten ſollte. Im nördlichen Jütland bei Skagen findet man theils von lockerm Sande, theils von Alſtein bedeckte Torfſchichten, die aus Pechtorf beſtehen (in Jütland Martörv genannt), mit dem Sande wechſeln, und mit Steinkohlenflötzen eine täuſchende Aehnlichkeit haben.

Unter dieſem Sande liegt oft ein reines Laimenlager, durchaus thonig, ohne irgend einen beträchtlichen Kalkgehalt, öfters aber, theils unter dem Sande, theils von Sand und Laimen bedeckt, theils, wie in mehrern Gegenden von Angeln, faſt unmittelbar unter der Dammerde ein Mergellager, welches den Oekonomen bekannt genug iſt, und für den Ackerbau von großer Wichtigkeit geworden, von den Geognoſten aber nicht genugſam beachtet worden iſt. In beträchtlichen Gegenden von Holſtein, wo dieſer Mergel nicht gar zu tief unter mächtigen Sandlagern verſteckt liegt, hat man mit bewundernswürdiger Betriebſamkeit die natürliche Lage der aufgeſchwemmten Schichten umgeändert, und indem man den Mergel mit der ſandigen Dammerde der unfruchtbarern Gegenden verband, jene thätige Spannung zwiſchen dem Thon und Kieſel auf der einen, und dem Kalk auf der andern Seite hervorgebracht, die auf eine ſo merkwürdige Weiſe die Vegetation befördert. Mehrere Gegenden in Holſtein, beſonders aber die Probſtei, eine Landſchaft nordweſtlich von Kiel, ſind dadurch aus unfruchtbarer Heide in ſehr fruchtbares Land verwandelt.

Dieſes Mergellager geht durch alle die erwähnten Länder, macht die Grundlage der ungeheuern Sandebenen, nicht allein auf den däniſchen Inſeln, in Jütland, Schleswig, Holſtein, ſondern auch in ganz Mecklenburg und in bedeutenden Strecken der Hannöverſchen Länder bis gegen Hildesheim und Braunſchweig. Es iſt an manchen Orten von einer bedeutenden Mächtigkeit. In der Mergelgrube auf dem Guthe des Herrn Hausvogt Thaden bei Flensburg iſt der Mergel 60 bis 70 Fuß tief entblößt, aber noch nicht durchſenkt. In dieſer Grube erkennt man mehrere mächtige Schichten des Mergels, die mit einander wechſeln. Unten ſind dieſe Lager dichter, härter, und werden allmählich nach oben zu lockerer. Der Mergel iſt in verſchiedenen Gegenden ſehr verſchieden: bald ſehr ſandig, und bildet einen Uebergang zum Sandlager, bald ſehr thonig, und geht dann in das reine Laimenlager über, zuweilen bläulich-grau und mit einem fettigen Letten durchdrungen, der wohl auch für ſich hervortritt und eigene Schichten bildet, am häufigſten aber ſehr kalkartig, weißlich-grau, gelblich-grau, manchmal von Eiſenocher ſehr ſtark gelblich-braun gefärbt, ſelten ganz vom Sande befreit iſt. Das ganze Mergellager iſt aber als ein großes Laimenlager anzuſehen, welches durch die Zerſtörung eines mächtigen Kreideflötzes, das einen großen Theil von Dänemark und dem nördlichen Deutſchland vormals bedeckt hat, in ein wahres Kreidekonglomerat verwandelt iſt.

Unter den oben beſchriebenen Modifikationen des Kreidegebirges iſt beſonders diejenige, die bei Stevensklint hervortritt, und aus wechſelnden Lagern von dichterm Kalk und wahrer Kreide, mit unzähligen Feuerſteinknollen und Flötzen beſteht, der Zerſtörung in hohem Maaße unterworfen. Auf dem

Kreidegebirge bei Stevensklint liegt, dicht am Abhange, eine Dorfkirche, die vormals viel weiter von dem Abhange entfernt war. Der Kirchhof iſt durch das Zerfallen des Gebirges zum Theil ſchon zerſtört, und man ſieht die Knochen aus den in der Kreide ausgehöhlten Begräbniſſen entblößt am Abhange ſich zeigen. Durch die allmählig zunehmende Zerſtörung kann man den Untergang dieſer Kirche mit Beſtimmtheit vorherſehen. Ich bin geneigt zu glauben, daß es ſolche Schichten waren, welche eine groſſe, erhabene Ebene durch Deutſchland, Holſtein und einen beträchtlichen Theil von Mecklenburg und Hannover — vielleicht auch durch das nördliche Weſtphalen, bis nach Bremen und Oſtfrießland hinein — gebildet hat. Dieſe Ebene iſt durchaus zerſtört, und mit einem Leimenlager von beträchtlicher Mächtigkeit, welches als Bindungsmittel eines Kreideconglomerats erſcheint, bedeckt worden. Wenn man den wenigen Zuſammenhang der Kreide, und ſelbſt des härtern Kalks dieſer Flötze bedenkt, ſo darf man ſich keinesweges wundern, daß nur ein geringer Theil übrig blieb, daß bei weitem der größte Theil, aufs innigſte mit dem Thon vermengt, einen Mergel gebildet hat. Am deutlichſten kann man ſich eine Idee von der Zerſtörung machen, die, während jenes Laimenlager abgeſetzt wurde, in dieſen Gegenden wüthete, wenn man einen Blick auf die ungeheure Menge von Geſchieben aus den Urgebirgen wirft. Dieſe haben offenbar ihren Urſprung theils aus den ſüdlichen, theils aus den nördlichen Gebirgen, wie ich ſpäterhin zeigen werde, und ſind oft von einer unerwarteten Größe. Bei Heſſelager in Fühnen fand man ein ſolches Granitgeſchiebe, 108 Fuß im Umkreiſe, 44 Fuß lang und 30 Fuß breit. Auf der Spitze des Klingberges, der größten Höhe in Holſtein, liegt ebenfalls ein Geſchiebe, nicht viel kleiner. Dieſe Geſchiebe, die in der ganzen Ebene ſo häufig ſind, gehören ohne allen Zweifel den Laimen- und Sandſchichten zu, und ſind allmählig durch das Aufritzen der Oberfläche, durch das Bearbeiten des Landes, durch das allmählige Zerfallen des Sandes in den nackten Haiden entblößt worden. Daher erſcheinen die kleinern Geſchiebe bei öfterm Umgraben auf ſolchen Aeckern, die mit vieler Sorgfalt davon befreiet worden ſind, in großer Menge wieder, und haben Anlaß zu dem Volksglauben gegeben, daß ſie hervorwüchſen; daher findet man ſie in großer Menge, und nicht ſelten von ungeheurer Größe, in den Mergellagern; und auch hier ſieht man, wie in den ältern Konglomeraten, daß, wenn der Mergel in mehrere ziemlich mächtige Bänke geſchichtet iſt, dieſe Geſchiebe in größter Menge in den unterſten Theilen der Bänke liegen, an Menge und Größe aber nach oben zu abnehmen. Man hat an mehrern Stellen zwei bis drei, wohl auch vier ſolche über einander liegende Konglomeratſchichten entblößt.

Außer dieſen Geſchieben von Urgebirgen iſt aber der Mergel, beſonders wenn er ſehr kalkhaltig iſt, ganz voll von kleinen Kreidegeſchieben, die von der Größe eines Hirſekorns bis zur Fauſtgröße wechſeln. In einigen Gegenden, und wahrſcheinlich wo die Zerſtörung am meiſten gewüthet hat, ſind ſie ſeltner, der Kalk durchaus zertheilt und unmerklich in das Laimenlager zerſtreut. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man die Kreidegeſchiebe am wenigſten häufig gefunden hat, wo in den Mergellagern die Geſchiebe aus den Urgebirgen am häufigſten ſind. In andern ſehr weit verbreiteten Gegenden aber, wie bei Flensburg, in Angeln, bei Kiel und an mehrern Orten in Holſtein, ſind ſie ſehr häufig, und nehmen in der Tiefe des Mergellagers an Menge und Größe zu. Ja auf einigen Güthern in Mecklenburg, einige Meilen von Lübeck, will man unter dieſem Mergellager das Kreideflötz ſelbſt als Liegendes gefunden haben. Ob ich gleich nicht Gelegenheit hatte, dieſes ſelbſt zu unterſuchen, ſo iſt es mir doch ſehr glaublich, wenn ich die außerordentlich große Menge der Kreidegeſchiebe erwäge, die man an einigen Orten findet, wenn man in die Mergellager einigermaßen tief hineingeht, die ſo zunimmt, daß ſie zuletzt faſt ein Drittheil der ganzen Maſſe ausmacht.

Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß jenes Kreidekonglomerat, daß überhaupt das ganz eigenthümliche Mergellager durch die Zerſtörung eines mächtigen Kreidegebirges entſtanden iſt. Daher finden wir auch in der ganzen Ebene von Dänemark und dem nördlichen Deutſchland jene unermeßliche Menge von Feuerſteinen, die theils auf der Oberfläche der Erde zerſtreut, theils in den aufgeſchwemmten Schichten vorkommen.

Wenn wir nun erwägen, daß das Kreidegebirge in Schweden, in Seeland, auf Möen und auf Rügen genau zuſammenhängt, und daß man den Zuſammenhang, der gewaltſamen Trennung durch den Durchbruch der Oſtſee ungeachtet, noch immer erkennen kann, daß man das beſtehende Kalkflöz von Jütland aus, in der Tiefe unter den aufgeſchwemmten Lagern in Holſtein, beim Kanalgraben wiedergefunden hat, ja ſogar in Mecklenburg, daß ein mächtiges Laimenlager, welches das ganze Land bedeckt, ein wahres Kreidekonglomerat enthält, daß endlich der Gips bei Segeberg und Lüneburg von dem Gipſe der ſüdlichern Gebirge verſchieden iſt, durch die ganze Form aber zeigt, daß er als ein Stock in einem Gebirge gebildet wurde, deſſen Umgebung ſpäter verſchwand; ſo können wir wohl folgendes ſichere Reſultat aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen.

Das nördliche Kreidegebirge dehnte ſich vormals über ganz Jütland, Schleswig, Holſtein, Mecklenburg und einen großen Theil der hannöverſchen Lande aus. Es bildete hier ohne allen Zweifel eine erhabene Kreideebene, beſtehend aus jenen lockerern und leichter zerſtörbaren Kalkarten. Der Gips bei Segeberg und Lüneburg gehört zur Kreideformation, und bildete vormals einen Stock in jenen Gebirgen. Spätere Revolution zerſtörten einen großen Theil des Gebirges, mächtige Laimen- und Sandſchichten lagerten ſich mit den Reſten deſſelben und mit ungeheuern Geſchieben der Urgebirge auf das tiefer verſteckte, übrig gebliebene Kreideflöz, und die Gipsſtöcke blieben, bei der Zerſtörung, als feſtere Kerne, entblößt und aus den Sand- und Laimenlagern hervorragend ſtehen. Hieraus verſteht man nicht allein das ſonderbare Vorkommen dieſer Gebirge mitten im aufgeſchwemmten Lande, ſondern auch die von den Gipsgebirgen in Deutſchland abweichende, an beiden Gebirgen aber auf eine ſo merkwürdige Weiſe übereinſtimmende Struktur der Gebirgsart.

Vollkommen beſtätigt und unwiderlegbar gewiß wird nun dieſes Reſultat durch folgende Beobachtung.

Bei Segeberg habe ich zwar keine Kreidegebirge entdecken können; indeſſen fand ich doch in dem ziemlich großen Landſee, der ſich nördlich an den Segeberger Gipsberg anſchließt, mitten im Waſſer, mehr nach der nördlichen Seite hin, zwei ziemlich ſeichte Stellen, die rund umher auf einmal aufhören, ſo daß die allgemeine, ſehr bedeutende Tiefe des Sees plötzlich wieder anfängt. Man muß daraus ſchließen, daß es feſte Hügel in dem See ſind, und daß ſie nicht aus bloßen aufgeſchwemmten Schichten beſtehen. Ich unterſuchte dieſe Stellen durch einen Bohrer, und habe aus ein Paar Lachter Tiefe — tiefer erlaubten mir die Umſtände nicht zu gehen — einen Kalkmergel erhalten, der ſo weiß war, daß er allenthalben rein weiß abfärbte; er brauſte ſehr ſtark mit Säuren, und enthält überhaupt ſehr wenig Thon. Man hat wohl Recht, dieſen Mergel als

Spur eines tiefer unten verſteckten Kalks anzuſehen. Bei den Dörfern Riendorf und Klein-Ronnau findet ſich ein Kalkmergel, der von den Bauern zum Anſtreichen der Häuſer benutzt wird, und kalkhaltiger iſt, als ſonſt irgend eine Art Mergel in Holſtein.

Bei Lüneburg aber, und alſo ſo weit ſüdlich, und obgleich in einer ziemlich großen Entfernung, doch durch die allenthalben in der Tiefe ſich zeigenden Spuren mit dem nördlichen Flötz in Verbindung, ſieht man das Kreideflötz ſelbſt mit dem Gipſe hervortreten, und ſich unmittelbar auf dieſen lagern. Ein Kalkbruch auf dieſer Kreide iſt auf einem Hügel nahe bei der Stadt gegen Norden. Der Kalk ſtimmt völlig mit dem ſeeländiſchen Kreidegebirge überein, und gehört zu dem ziemlich dichten vom groben erdigen Bruche des Stevensklinter Flötzes. Er iſt völlig weiß, oft vom Eiſen gelblich und gelblich-braun gefärbt, und färbt, wo er lockerer wird, ab, wie wahre Kreide. Alle Kennzeichen der Kreideformation ſind zu übereinſtimmend unter ſich, die Gebirgsarten derſelben aber zu auffallend von denen der Kalkflötze des nördlichen Deutſchlands verſchieden, als daß hier ein Irrthum möglich wäre.

Es iſt alſo ausgemacht, daß die Kreideformation ihre eigene Gipsformation hat, und daß dieſe, eben ſo wie die Gipsformation des älteſten Kalkflötzes, mit mächtigen Salzquellen in genauer Verbindung ſteht. Ich glaube behaupten zu können, daß kein einziger geognoſtiſcher Satz feſter begründet und evidenter bewieſen iſt.

VI.

Ueber das Verhältniß der nördlichen Gebirge Europa's zu den ſüdlichen.

Unſere bisherige Unterſuchung zeigte uns, auf eine auffallende Weiſe, zwei in mancherlei Rückſicht verſchiedene Flötzreihen, die ſich begegneten. Die eine, die ſich an ſüdliche Gebirge anlehnte, dehnte ſich in Ebenen, welche ſich allmählig verflächten, gegen Norden; die andere, die ſich an nördliche Gebirge anlehnte, erſtreckte ſich gegen Süden. In einer gemeinſchaftlichen Ebene trafen ſie zuſammen, und der Punkt des Zuſammentreffens war eben der Hauptpunkt unſerer Unterſuchung. Wir werden hierdurch zu einer allgemeinern Betrachtung veranlaßt, und das bisherige enge Feld unſerer Unterſuchung tritt in eine größere Verknüpfung hinein.

Ein genauer Ueberblick belehrt uns, daß die unterſuchten Flötzreihen zu einer ſehr großen Ebene gehören, deren Zuſammenhang, wenn gleich durch weitläuſige Meere, durch Buſen und Seen getrennt, ſich deutlich erkennen läßt. Gegen Norden ſowohl als gegen Süden iſt dieſe Ebene von hohen Urgebirgen umkränzt. Gegen Weſten fängt das Gebirge im nördlichen Irland an, welches mit den Gebirgen in Schottland in genauer Verbindung ſteht. Sowohl die äußere Geſtalt des Landes, als die innere Beſchaffenheit des Gebirges ſpricht für dieſe Verbindung. Es iſt die bekannte Gegend von Antrim, die geognoſtiſch ſo ausgezeichnet von ſchottiſchem Charakter, auch durch Vorgebirge und Inſeln, gegen Norden durch Cap Fair und Rathlin nach Isla Eyland und Mull of Cantire, gegen Oſten durch Vorgebirge über die irländiſche See nach Wigtenſhire, die Verbindung bewirkt. Fortgeſetzt wird dieſes nördliche Gebirge durch Schottland ſelbſt, und ſchon der ſchroffe Abfall der Gebirge Schottlands gegen Oſten, ſo wie der ſehr ſteile Abfall der norwegiſchen Gebirge gegen Weſten, ſprechen auffallend für den Zuſammenhang beider. Der innige Zuſammenhang der norwegiſchen und ſchwediſchen Gebirge, die einen gemeinſchaftlichen Bergrücken, den Sevorücken, haben, iſt allgemein bekannt. Eine Fortſetzung der ſchwediſchen Gebirge ſind die finniſchen, die die ganze Statthalterſchaft Wiburg, den größten Theil von

Olonez, auch den nördlichen Theil des Gouvernements St. Petersburg und der Statthalterſchaft Nowgorod ausmachen; in der Statthalterſchaft Archangel aber nehmen ſie den weſtlichen Theil ein, bis zum Fluſs Meſen; ſie umgeben das weiſse Meer, und reichen an den botniſchen und finniſchen Meerbuſen. Zwar fallen ſie allenthalben in niedrige Flächen ab,[1]) aber in einer unbedeutenden Entfernung, am Urſprunge der Petſchora und des Sob, erhebt ſich ſchon wieder ein neues Urgebirge, das uraliſche, deſſen weſtlichſter Rücken, von Novaja Semlia herkommend, ſich hier mit zwei öſtlicheren vereinigt. Dieſes dehnt ſich von Nordnordoſt nach Südſüdweſt von Novaja Semlia, durch die Meerenge Waigaz, zwiſchen der weſtlichen Petſchora und Kama und dem öſtlichen Obbuſen, unterm Ob, Irtiſch und Tobol bis zur Belaja unter 5½ Gr. Breite.

Die ſüdliche Gebirgsreihe können wir in der That nicht weniger deutlich verfolgen. Die Urgebirge in Irland haben ohne allen Zweifel Verbindung mit denen im weſtlichen und ſüdlichen England, und daß hier, bei Kornwallis, das in dem größten Theile

---

1) **Georgi** geographiſch-phyſikaliſche Beſchreibung des ruſſiſchen Reichs, 1ſter Theil, Seite 131.

von England von Flötzſchichten bedeckte Urgebirge wieder hervortritt, iſt in der That höchſt merkwürdig. Man kann mit Grund annehmen, daß dieſes gerade, an der ſüdöſtlichen Spitze von England, Frankreich gegenüber, hervortretende Gebirge mit den ſüdlichern Gebirgen Frankreichs zuſammenhängt; aber dieſe haben alle eine beſtimmte Beziehung zu den Pyrenäen und Schweizer-Alpen. Der genaue Zuſammenhang der Pyrenäen mit den Schweizer-Alpen, den Tyroler, noriſchen, karniſchen, juliſchen und dinariſchen Alpen, durch dieſe letztern mit dem Hämus, durch das ſchwarze Meer und den Bosphorus mit dem Kaukaſus, iſt zu bekannt, als daß es nothwendig wäre, ihn weitläufig zu entwickeln.

Zwiſchen dieſen großen und mehr und weniger deutlich zuſammenhängenden Gebirgen in Norden und Süden liegt nun die unermeßliche Ebene, durch Flötzgebirge und aufgeſchwemmte Gebirge konſtituirt, ohne irgend eine bedeutende Erhöhung, die durchſchnitten wird von unzähligen Flüſſen und unterbrochen durch die Nordſee und den Kanal, durch die Oſtſee, durch das ſchwarze und kaspiſche Meer. Dieſe Ebene beherrſcht das ſüdliche England, das nördliche Frankreich, das nördliche Deutſchland, ganz Dänemark, Schonen in Schweden, Preußen, den größten Theil von Polen, Liefland, Curland, Eſthland, Litthauen, das ganze europäiſche Rußland zwiſchen dem finniſchen Gebirge und dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere. Durch das Gemeingebirge (Obſtſchei Syrt), den erhabenen Landrücken, welcher vom Uralgebirge zur kaſpiſchen See durchſtreicht, ſieht dieſe Fläche mit der ſibiriſchen Flötzfläche in Verbindung.

Man wird bemerkt haben, daß wir Urgebirge mit einander in Verbindung gebracht haben, die ſich gegen einander verflächen, wie die Pyrenäen und Schweizer-Alpen, die finniſchen und uraliſchen Gebirge; aber jene Unterbrechungen und Verflächungen können wir mit Recht, bei dem großen Zuſammenhange der Urgebirge, als zufällig anſehen. Wir werden in der Folge zu beweiſen ſuchen, wie verworren die Darſtellung der Bergzüge der Erde beſonders dadurch geworden iſt, daß man verſäumt hat, die Urgebirge von den Flötzgebirgen zu trennen, und mehr auf die bloßen Erhöhungen der Erde, als auf ihre Natur und Beſchaffenheit Rückſicht nahm.

Wenn wir nun die nördlichen und ſüdlichen Bergzüge mit einander vergleichen, ſo finden wir ſchon in ihrer äußern Geſtaltung einen merkwürdigen Unterſchied. Das Hauptſtreichen der nördlichen Gebirge iſt von Norden nach Süden. Schon der Lauf der Flüſſe in Schottland, indem einige nach der Nordſee, andere nach dem atlantiſchen Meere fließen, überzeugen uns von der nordſüdlichen Richtung des Hauptrückens; auch kann man die Orkneyinſeln und Shetlandsinſeln als Fortſetzungen des nämlichen Gebirgszuges anſehen. — Daß der gemeinſchaftliche Hauptrücken der norwegiſchen, ſchwediſchen und finniſchen Gebirge — der Sevorücken — von Norden nach Süden ſtreicht, iſt allgemein bekannt, und das Nämliche gilt von dem uraliſchen Gebirge. So laufen hier drei parallele Bergzüge neben einander, doch nicht ohne Verbindung mit einander, wie Kamtſchatka, der nordamerikaniſche Hauptrücken, der Bergrücken in Grönland, ſo daß mehrere Urgebirgszüge ſtrahlenförmig um den Nordpol gegen Süden laufen.

So konſtant, wie nun dieſes Hauptſtreichen der nördlichen Urgebirge von Norden gegen Süden iſt, ſo beſtändig iſt das Streichen der ſüdlichern Gebirge von Weſten nach Oſten, oder genauer, von Weſtſüdweſt nach Oſtnordoſt. Ja dieſes Streichen, welches am atlantiſchen Meere mit dem Hauptrücken der Pyrenäen anfängt, und am kaſpiſchen Meere mit dem Hauptrücken der kaukaſiſchen Berge erſt endigt, wird durch das altaiſche Gebirge und deſſen Fortſetzung auf der Grenze von Sibirien durch ganz Aſien fortdauernd behauptet.

Von dieſem Hauptgebirgszuge gegen Norden finden wir eine Menge mehr oder weniger iſolirter, mit Flötzgebirgen umlagerter Urgebirge, die einzelne Gruppen bilden, alle aber mit den ſüdlichen Bergrücken in Verbindung gebracht werden können. So das Gebirge bei Limoges, Mont d'or, Puy de Dome, Auvergne, die Vogeſen und Ardennen in Frankreich, Jura in der Schweiz, der Schwarzwald, Odenwald, Speſſart, das dauniſche Gebirge, das Eifelgebirge, der Böhmer Wald, der Harz, der Thüringer Wald, das Erzgebirge und Rieſengebirge in Deutſchland, die Karpathen auf der Grenze von Ungarn und Galizien. Das Hauptſtreichen in den meiſten dieſer Gebirge iſt ebenfalls von Weſten nach Oſten. Beſonders wiederholt ſich das urſprüngliche weſtöſtliche Streichen, nur ſo, daß es von Weſtnordweſt nach Oſtſüdoſt geht, durch diejenigen Gebirge, deren Abfall unmittelbar an die genannte große Fläche grenzt, nur mit einigen Unterbrechungen, die jedoch die Hauptlinie des Streichens keinesweges zu verwiſchen im Stande iſt. Dieſe Linie geht nämlich von dem weſtlichen Anfange des Harzes, an der Weſer, bis zum öſtlichen Ende der Karpathen, die, wie Pallas gezeigt hat, gegen Norden um Krimm durch einen, obgleich ſehr niedrigen, Granitzug fortgeſetzt werden.

Betrachten wir die innere Beſchaffenheit jener Bergzüge, ſo ſcheint auch in dieſer Rückſicht ein merkwürdiger Unterſchied ſtattzufinden, auf welchen wir hier kurz aufmerkſam machen werden. Zwar ſind die geognoſtiſchen Unterſuchungen über dieſe Gebirge, zumahl über die nördlichen, nicht ſo beſchaffen, daß wir es wagen dürfen, eine genaue Darſtellung der Verſchiedenheit beider zu verſprechen; indeſſen ſpricht ſich dieſe, ſelbſt aus der unvollſtändigen Kenntniß, die wir beſitzen, vernehmlich genug aus, und wir glauben, daß es Zeit iſt, die erſten Grundzüge einer komparativen Geognoſie zu entwerfen, die zum gründlichen Studium einer innern Naturgeſchichte der Erde von großer Wichtigkeit ſeyn werden.

Schon im nördlichen Irland iſt, wie ich durch meinen verſtorbenen Freund, den trefflichen und kundigen Mineralogen und Geognoſten, D. Mitchell, weiß, die herrſchende Gebirgsart, außer Flötztrapp, Urgrünſtein. Auch in Schottland iſt die Urtrappformation vorwaltend, wie Jamesons Beſchreibung[a]) darthut. Das Nämliche iſt auf den Orkney- und Shetlandsinſeln der Fall, und wenn man die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Färinſeln und Islands erwägt, ſo wird man faſt gezwungen, dieſe als Fortſetzungen von Schottland anzuſehen. — Sowohl auf der erſten Inſelgruppe, wie auf Island, ſcheint aber Ur- und Flötztrappformation, jene als Grundlage, dieſe als Auflagerung, in genauer Verbindung mit einander vorzukommen, wie ſo auffallend an der nördlichen Küſte von Schotland und auf den Hebriden. Ueber Norwegen wage ich zwar in dieſer Rückſicht keine beſtimmte Behauptung, indeſſen ſah ich doch ſelbſt auf der Weſtküſte von Norwegen, bei einer im Jahre 1794 angeſtellten Reiſe, ganze Gebirge, die aus Urtrapp beſtanden, und zwar ſehr häufig; auch ſprechen die Foſſilien, die man in Norwegen erhält, offenbar für vorwaltende Hornblende. Durch **Buch** und **Hausmann** werden wir hoffentlich etwas von der geognoſtiſchen Beſchaffenheit der norwegiſchen Gebirge erfahren, nachdem wir ſo lange vergebens auf Nachrichten von den einheimiſchen Naturforſchern gewartet haben. Daß in Schweden die Urtrappgebirge ſehr mächtig hervortreten, darf ich als bekannt vorausſetzen. Bekanntlich verdanken wir den ſchwediſchen Mineralogen — Cronſtedt, Tilas, Bergmann — die erſten, wenn gleich unvollſtändigen Kenntniſſe dieſer Gebirgsart, die in großen, ganze Gebirge konſtituirenden Maſſen mit treppenförmigen Felſenwänden vorkommen. Die Beſchreibungen des uraliſchen Gebirges von Hermann, Pallas, Renovanz und Georgi machen es gewiß, daß auch hier das Urtrappgebirge ſehr mächtig iſt, beſonders wenn man erwägt, daß ein großer Theil der beſchriebenen Porphyre, wie mir eine geognoſtiſche Suite aus den uraliſchen Gebirgen deutlich gezeigt hat, wahrer Grünſteinporphyr und porphyrartiger Trapp ſind. Genauere Unterſuchungen mögen darthun, ob nicht auch in allen den erwähnten nördlichen Gebirgen der Uebergangstrapp mit ſeinen mannichfaltigen, bis jetzt überhaupt nur wenig bekannten Modifikationen ſehr mächtig wird. Von den uraliſchen Gebirgen glaube ich es faſt mit Gewißheit behaupten zu können. Auf dieſe Weiſe tritt alſo der Urtrapp, und vielleicht auch der Uebergangstrapp, der in den Gebirgen des mittlern und ſüdlichen Europa's nur untergeordnete Lager bildet, gegen Norden überaus mächtig hervor, und bildet eigne Gebirge.

---

[a] Mineralogiſche Reiſe durch Schotland; deutſche Ueberſetzung, Einleitung S. XLV.

Wie in den mittlern und ſüdlichen Gebirgen Europa's die Urtrappformation nur untergeordnet iſt, ſo finden wir den Urkalk in den nördlichen und mittlern Gebirgen ebenfalls nur in untergeordneten Lagern. Das große Uebergewicht des Urtrapps über den Urkalk in Schottland iſt aus Jameſons Beſchreibung klar. Daſſelbe war mir bei meiner frühen Reiſe an der Nordweſtküſte von Norwegen ſehr auffallend. In Schweden, in den uraliſchen Gebirgen, iſt das Nämliche der Fall. In den ſüdlichen Gebirgen Europas hingegen tritt der Urkalk, und noch mehr der Uebergangskalk, mit überraſchendem Uebergewicht hervor. Ramond's Beſchreibung von den Pyrenäen hat dieſes deutlich dargethan. Zwei große, mächtige Urkalkſteinſchichten ziehen, nach Ebel, durch die ganze Länge der Uralpen. Selbſt auf dem Kaukaſus iſt, nach Gyldenſtädt, Reineggs und Pallas, der Urkalk ungemein mächtig. Noch mächtiger faſt iſt der Uebergangskalk, zu welchem, nach der muſterhaften Unterſuchung, die Mohs am Villacher Alp angeſtellt hat, wohl mehrere bisher zu dem älteſten Flötzkalk gerechnete Kalkgebirge auch hingehören. Auch in Ungarn, in den Karpathen, iſt der Ur- und Uebergangskalk überaus mächtig, und es iſt bekannt, daß die ſüdlichern Mineralogen, Bertrand ſowohl als Fichtel, dadurch verleitet wurden, den Kalk neben den Granit zu ſtellen, und beiden ein gleiches, dem erſtern wohl ſogar ein höheres Alter zuzuſchreiben.

Die merkwürdigen Gebirgszüge, die wir betrachtet haben, und die ſchon durch ihre äußere Geſtalt ſich unterſcheiden, ſind alſo auch durch ihre innere Beſchaffenheit verſchieden, und wir zweifeln keinesweges, daß genauere Unterſuchungen, wenn die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher mehr als bis jetzt auf die komparative Geognoſie gelenkt ſeyn wird, uns dieſe Verſchiedenheit, deren erſte rohe Züge wir hier entworfen haben, auch in feinern Schattirungen zeigen werden. Nur muß dieſer Gegenſatz immer im Großen gefaßt, und ſelbſt die feinſten Modifikationen nur aus dem Ganzen begriffen werden, damit nicht einzelne Uebereinſtimmungen oder einzelne Abweichungen irre führen. Es iſt eine eigene und ſeltene Kunſt, die kleinſte Einzelnheit und das größte Ganze zugleich und lebendig zuſammenzufaſſen. In einer komparativen Geognoſie iſt ſie aber durchaus unentbehrlich.

Auch die Flötzgebirge der nördlichen und ſüdlichen Gebirgszüge zeigen, ſo weit wir ſie genau kennen, merkwürdige Verſchiedenheit. Die Glieder der nördlichen Flötze ſcheinen weniger mannichfaltig, aber doch, auch auf die entfernteſten Punkte, übereinſtimmend. So iſt nicht mir allein, ſondern auch Hausmann, wie ich durch eine freundſchaftliche Mittheilung dieſes vorzüglichen Geognoſten erfahren habe, die Aehnlichkeit des Steinkohlengebirges und der Sandſteinformation in England und Schonen aufgefallen. Den nördlichen Flötzen eigenthümlich iſt außerdem das Kreidegebirge. Von England ſetzt es bekanntlich nach Frankreich herüber, und reicht bis Orleans. Der Gipsberg Monmartre bei Paris iſt der Kreideformation untergeordnet, wie die Gipsberge bei Segeberg und Lüneburg. Zwar wird man mir einwenden, daß der Gips auf Monmartre ſehr abweichend iſt von dem Lüneburger; aber ſind denn nicht die Glieder der Kreideformation ſelbſt eben ſo abweichend? Wie verſchieden iſt die lockere Kreide von dem dichten Kalk bei Faröe? und iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Gips ſich nach der Beſchaffenheit des Kalks richtet, in welchen er ſtock- oder flötzweiſe eingelagert iſt? Bei Paris wechſelt er mehrmals mit der lockerſten Kreide, wie wir aus Coupé's neuern Unterſuchungen 3) wiſſen.

Auch in Liefland und im mittlern Rußland iſt die Kreideformation herrſchend, ohne allen Zweifel in Verbindung mit den nördlichen Gebirgen. Ueber die übrigen Flötze iſt es aber ſchwer, irgend etwas ganz Beſtimmtes zu behaupten.

Merkwürdig iſt es, daß die Kreidegebirge, die ſich ſo mächtig am ſüdlichen Abhange der nördlichen Gebirge zeigen, wieder am ſüdlichen Abhange der ſüdlichen Gebirge hervorzutreten ſcheinen, wie im mittelländiſchen Meer, auf Creta. Ja bei Suez fand Seetzen 4) eine Kreideebene, die viele Aehnlichkeit mit derjenigen gehabt haben muß, die, wie wir bewieſen haben, in Norden zerſtört iſt. Von Suez bis Akkalah erſtreckt ſich eine der ödeſten und unfruchtbarſten Flächen in der Welt. Alles beſteht aus unüberſehbaren flachen Feuerſteinebenen, deren Inneres feſte Kreide mit vielen eingeſchloſſenen Feuerſteinen iſt.

Diejenige Revolution, die die Oſtſee, alſo auch

---

3) Journal des mines, No. 104.

4) Zachs monatliche Korreſpondenz, Februar 1808. S. 124.

das Kreidegebirge, durchbrochen und die Kreideebene zerſtört hat, hat ohne allen Zweifel auch die große Menge von Geſchieben, die das aufgeſchwemmte Land bedecken, herbeigeführt. Es iſt nicht unſere Abſicht, uns hier in eine weitläufige Erklärung der Entſtehung jener Geſchiebe einzulaſſen; aber höchſt merkwürdig iſt es, daß eben ſo, wie ſich die Flötzgebirge der nördlichen und ſüdlichen Gebirge in dieſer Ebene begegnen, ſo auch die Geſchiebe, die aus beiden ihren Urſprung haben. Da ich oft Gelegenheit hatte, dieſe Ebene zu durchreiſen, ſo entging es mir eben ſo wenig, wie Andrada, daß in den Ebenen von Mecklenburg, Holſtein und Dänemark eine große Menge norwegiſcher und ſchwediſcher Gebirgsarten vorkommen; aber auch Geſchiebe, die offenbar urſprünglich dem Harz zugehört hatten, fand ich öfters, ſogar ſeltnere und ſehr ausgezeichnete. So fand ich ſehr bedeutende Urgrünſteingeſchiebe mit ſchillernder Hornblende, derjenigen von der Baſte durchaus ähnlich, in der Nähe von Segeberg.

Ueber
die Bedingung der Möglichkeit
einer

innern Naturgeſchichte der Erde.

Ueber
die Bedingung der Möglichkeit
einer

innern Naturgeſchichte der Erde.

Unter den Studien, die bei der Ausbildung einer zukünftigen Naturwiſſenſchaft von der entſchiedenſten Wichtigkeit ſeyn werden, gehört die Geognoſie — eine Wiſſenſchaft unſerer Tage, und durchaus deutſchen Urſprungs. Denn die dürftige Kenntniß des Unterſchiedes zwiſchen primitiven und ſekundären Gebirgen war nicht im Stande, uns eine deutliche Anſicht von der Struktur der Gebirge zu verſchaffen, und völlig regellos ward das Material ſelbſt nur oberflächlich genannt, bald ſo, bald anders geordnet. In der Geognoſie iſt die Kenntniß des Einzelnen durchaus nicht hinreichend. Man kennt und unterſcheidet das Einzelne nur in ſeinem geſetzmäßigen Zuſammenhange mit dem Ganzen; und dieſer Zuſammenhang war unbekannt. Durch die Entdeckung der Lagerungsverhältniſſe — eine Entdeckung, die ſich neben die wichtigſten und folgenreichſten der Naturwiſſenſchaft aller Zeiten ſtellen läßt — erhielten wir den Schlüſſel zur Kenntniß der Struktur der Gebirge; und Werner ward der Erfinder und Stifter der neuen Geognoſie.

So neu dieſe Wiſſenſchaft iſt, ſo bewunderungswürdig ſind ihre Fortſchritte. Es ſind durch ſo viele Naturforſcher, vor allem aber durch den Erfinder ſelbſt, Blicke in die geſetzmäßige Entwickelung der Erde eröffnet, deren Wichtigkeit die Zukunft erſt ganz einſehen wird, die erſt dann vollkommen begriffen werden, wenn die Feſſeln einer eingeſchränkten Anſicht, die die Beobachtungen ſtören und einengen, durchbrochen ſind. Deſſen ungeachtet läßt es ſich nicht läugnen, daß die Geognoſie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die den übrigen Zweigen der beobachtenden Naturwiſſenſchaft fremd ſind. Die unwirthbarſten Gegenden, ſolche, in welche man nur mit Mühe, oft mit Gefahr eindringen kann, bieten die lehrreichſten Gegenſtände dar. Die Lagerungsverhältniſſe ſelbſt — einmal erkannt, ſo einfach — laſſen ſich nur mit der größten Schwierigkeit entdecken.

Wilde Zertrümmerungen und Zerſtörungen haben das Gebirge durchwühlt und Reſte geſetzmäßiger Entwickelung vernichtet, wie barbariſche Völker die Annalen mancher Nationen. Dieſe Zerſtörungen fanden nicht bloß in der neuern Epoche, ſondern in ganz verſchiedenen Epochen ſtatt, ja oft ſcheinen ſie, mit der Entwickelung ſelbſt verbunden, dieſe in der Geburt erſtickt zu haben. So verbirgt ſich die Regel hinter unendlichen Ausnahmen. Die Verhältniſſe der Ausbildung ſind für die ganze Erde die nämlichen, wenigſtens der Hauptſache nach. In allen Weltgegenden, in allen Klimaten finden wir die nämliche Hauptreihe der Bildungen. Aber der Gegenſtand der einzelnen Unterſuchung, ſelbſt ſcheinbar groß, iſt, in Beziehung auf jene allgemeine Entwickelung, durch welche die Geſetze beſtimmt werden, unbedeutend und klein. An die enge Sphäre der Beobachtung gefeſſelt, nehmen Zufälligkeiten mancherlei Art die täuſchende Geſtalt der Geſetze an. Frühere Bildungen ſind durch ſpätere bedeckt, das Ganze zum Theil mit aufgeſchwemmten Schichten, mit einer vegetirenden Decke überzogen, und nur durch ſchwierige Kombinationen, deren Glieder an den entfernteſten Orten geſammelt werden, ſind wir im Stande, den Gang der verſteckten Lager, manchmal mit geringer Wahrſcheinlichkeit, zu errathen. Da geſchieht es oft, daß wir, das Ganze umfaſſend, die Struktur im Einzelnen mehr als billig vergeſſen, das Einzelne betrachtend, den großen Zuſammenhang überſehen. Selbſt das Talent iſt verſchieden, und feſſelt den Einen mit bewunderungswürdiger Klarheit an einzelne Fälle, während der Andere die Fähigkeit der Kombination im Großen vorzüglich beſitzt; ein jeder ſchließt einſeitig aus ſeinen Beobachtungen, und die verſchiedenartigen Ingredienzen wollen nirgends zuſammenpaſſen, nirgends in einander eingreifen.

Linné, als er die europäiſchen Naturforſcher für die beſchreibende Zoologie, vorzüglich für die Botanik, begeiſterte, hatte den Vortheil, einer handelnden Nation anzugehören, bei handelnden Nationen vorzüglich Eingang zu finden. Eine allgemeine Sprache, eine herrſchende Form der Deſkription vereinigte alle Naturforſcher; das Einzelne, genau beſchrieben, ward in die allgemeine Sphäre wiſſenſchaftlicher Organiſation eingetragen; geſchickte Botaniker durchreiſten alle Welttheile, und die Kombination könnte — waren die Deſkriptionen genau und richtig — der geſchichtlichen Entwickelung der Wiſſenſchaft überlaſſen bleiben. Die verſchiedenſten lebendigen Formen ließen ſich, durch große nationale Unternehmungen, in Europa zuſammenbringen. Alle dieſe Vortheile muß die Geognoſie entbehren. Vorzüglich in Deutſchland ausgebildet, ja hier vielleicht allein zur Vollkommenheit gediehen, haben nur wenige gründliche Geognoſten die übrigen Welttheile unterſucht. Hätte der treffliche Humboldt nicht, mit einem ſeltenen Enthuſiasmus und durch eine ſeltene Lage begünſtigt, den größten Schwierigkeiten Trotz geboten, um eine Maſſe von Thatſachen zu ſammeln, die, je genauer man ſie kennen lernt, deſto wichtiger erſcheinen: wie wenig wäre uns von den Ländern außer Europa bekannt? Hermann, Renovanz, Pallas, Güldenſtädt, Sonneſchmid und einige wenige Andere, haben unter Allen, die Länder außer Europa bereiſten, allein wichtige geognoſtiſche Thatſachen entdeckt. Ganz Afrika, der größte Theil von Aſien, faſt alle außer-europäiſche Inſeln ſind uns ſo gut wie ganz unbekannt. Selbſt in Europa blieben bis jetzt ganze Länder ununterſucht. Von Irland wiſſen wir faſt gar nichts. Norwegen iſt der Geognoſie fremd, wenn wir gleich die gegründete Hoffnung haben, durch Männer, wie Hausmann, Buch und Esmark, dieſes intereſſante Land genauer kennen zu lernen. Von Schweden, ſo ſehr auch andere Theile der Mineralogie dort blühten, kennen wir nur Einzelnheiten, und das weitläufige Material, welches in Rußland von ſo vielen Reiſenden geſammelt ward, läßt ſich doch keinesweges zu einem klaren Bilde vereinigen. Die Hauptſchwierigkeit iſt, daß wir von einem Geognoſten nicht bloß Beſchreibungen einzelner Foſſilien und ihr Vorkommen fordern, ja nicht bloß Nachrichten über die Gebirgsarten, die er traf, und den zufälligen Wechſel derſelben, wie dieſer ſich ihm auf ſeinem Wege darbot; daß Unterſuchungen, die einigen Werth haben ſollen, einen langwierigen Aufenthalt, abſichtlich angeſtellte Reiſen in Gegenden, die ſonſt niemals beſucht werden, mannichfaltige Kombinationen, deren Gang er ſelbſt beſchreiben muß, damit uns über die Richtigkeit ſeiner Schlüſſe ein Urtheil bleibt, nothwendig erfordern.

Selbſt von Deutſchland, noch viel mehr von den übrigen Ländern Europa's, müſſen wir behaupten, daß kein einziges Gebirge ganz gekannt iſt. Die einzelnen Beobachtungen haben ſich ſelbſt hier nirgends zu einem klaren Bilde durchdrungen. Das Erzgebirge und der Harz zum Beiſpiel, von den geſchickteſten Geognoſten bewohnt und unterſucht, durch mannichfaltigen Bergbau durchwühlt und aufgeſchloſſen, bieten manches Unbekannte und Räthſelhafte bar, und eine klare Ueberſicht ihrer Struktur haben wir keinesweges erlangt. Die Unterſuchungen von Werners Schüler, unter ſeiner Aufſicht angeſtellt, von ihm ſelbſt geſammelt, und mit ſeinen eigenen verbunden, würden die erſten Grundlinien einer Anatomie der Gebirge enthalten, und eine Karte, wie diejenige, die wir von Villefoſſe erwarten, einzig in ihrer Art, würde, verbunden mit den trefflichen Unterſuchungen von Hausmann, eine Grundlage zu einer zukünftigen geognoſtiſchen Beſchreibung des Harzes legen, wie man ſie vielleicht von einem jeden Gebirge haben müßte, ehe man wagte, es geognoſtiſch zu beſchreiben. Wir wollen es keinesweges verhehlen, daß uns in der Art und Weiſe, wie die Unterſuchungen bis jetzt angeſtellt und die Lagerungsverhältniſſe beurtheilt werden, vieles Willkührliche zu herrſchen ſcheint. Dieſes rührt vorzüglich daher, daß man nicht mit einer ſichern allgemeinen Ueberſicht anfängt, die die einzelnen Beobachtungen zu leiten im Stande wäre. —

In der That ſind die Reſultate vieler Beobachtungen, ſelbſt der vorzüglichſten Geognoſten, höchſt unſicher. Es iſt nicht allein die Schwierigkeit der Kombination, die vieles nur Hypothetiſche in die Wahrnehmungen hineinbringt: auch die Art der Beſchreibung der Gebirgsarten hat noch keinesweges eine hinreichende Beſtimmtheit erreicht, und ſo groß die Verdienſte der Wernerſchen Schule in dieſer Rückſicht ſind, ſo können wir doch nicht behaupten, daß die Eigenthümlichkeit der Gebirgsarten hinlänglich bezeichnet und alles Willkührliche aus den Beſchreibungen verdrängt wäre. — Ja ſelbſt das Syſtem der Lagerungsverhältniſſe, welches noch immer das herrſchende iſt, ſo viel es auch zur Aufklärung der Struktur beigetragen hat, engt nicht ſelten den Beobachter ein, und hindert ihn, lebendigere Verhältniſſe zu erkennen, wie eine eigene Unterſuchung darthun wird.

Mit Bedacht haben wir alle dieſe Schwierigkeiten, und die Eingeſchränktheit unſerer Kenntniſſe der Struktur der Gebirge entwickelt, damit uns keiner vorwerfe, daß wir ſie nicht kennen oder gefliſſentlich überſehen.

Ohne allen Zweifel wird nun ein jeder nach einer ſolchen Betrachtung ſich berechtigt glauben, die alte Klage anzuſtimmen, daß es nicht möglich ſei, über die innere tiefere Bedeutung des ſo unvollſtändig Erkannten irgend etwas Vernünftiges zu äußern, daß man warten müſſe, bis uns die Verhältniſſe der Struktur genau bekannt werden. — Ja, nicht ohne Grund werden ſie behaupten, daß eine Geſchichte der Erde das zuſammengedrängte, konzentrirte Bild der ganzen Naturwiſſenſchaft ſeyn müſſe, wie auch diejenigen, die ſolche Geſchichten zu entwerfen wagten, wohl einſahen, und die Glieder der Kombination aus den mathematiſch-mechaniſchen, chemiſchen, phyſiſchen und mineralogiſchen Theilen der Wiſſenſchaft zuſammenſuchten. Aber von einem jeden dieſer Fächer der Naturwiſſenſchaft läßt ſich behaupten, daß ſie, wenigſtens in ihrer Anwendung auf die Geſchichte der Erde, eben ſo entfernt ſind von der Klarheit, wie die Geognoſie; und wie könnte ein aus ſo unvollſtändigen Bruchſtücken kärglich Zuſammengeleimtes auch nur auf die entfernteſte Annäherung zu ſeinem erhabenen Gegenſtande Anſpruch machen?

Wir haben hierbei Folgendes zu erinnern. Wenn euch der Sinn für das Geſchichtliche der Erde nicht unmittelbar gegeben iſt, ſo werdet ihr ihn niemals erringen, und es iſt das Rathſamſte, alle Verſuche ruhen zu laſſen, die doch ewig nichts vermögen, als eure Blindheit und euren gänzlichen Mangel an Sinn zu offenbaren. Die Verhältniſſe des Endlichen werden euch ewig nur Verhältniſſe des Endlichen bleiben, und an jedem Orte und bei der genaueſten Erforſchung werdet ihr von der lebendigen Verknüpfung mit dem Ganzen gleich entfernt bleiben, ſo wie ſie euch an einem jeden Punkte gleich nahe bleibt. Ihr beruft euch auf die Induktion, aber ich fordere euch auf, irgend eine Induktion, durch welche ihr dem Weſen der Natur näher gekommen ſeid, aufzuweiſen, wenn nicht das unmittelbar Gegebene einer lebendigen Idee der Mittelpunkt derſelben war.

Eine kurze Betrachtung über eine Entdeckung, die uns hier ſo nahe liegt, über die Wernerſche nämlich, vermag uns am auffallendſten davon zu überzeugen; denn ohne allen Zweifel wird Werner ſelbſt behaupten, daß ſeine Entdeckung auf eine vollkommen empiriſche Weiſe durch bloße Induktion entſtanden ſei. Man kann die beobachtende Naturwiſſenſchaft in die klaſſifizirende und reduzirende eintheilen. Von der erſten, die nur ſubjektiv iſt, und nur dem Bedürfniſſe des Beobachters entſprechen ſoll, kann hier nicht die Rede ſeyn. Die reduzirende, die den Haupttypus der Bildungen der Natur hervorzuheben ſucht, bildet, was die Naturforſcher ein natürliches Syſtem genannt haben, und iſt objektiv, entdeckt Verhältniſſe, die im Weſen der Natur gegründet ſind. Ein ſolcher lebendiger Reduktionsverſuch iſt die Wernerſche Geognoſie. Wie aber dieſe durch eine bloße Vergleichung einzelner Thatſachen entſtehen könnte, iſt völlig unbegreiflich. In der unorganiſchen Natur tritt gar kein Verhältniß völlig rein hervor, alles iſt in einander eingeſchlungen und verkettet; die Hauptregel verbirgt ſich in der ungeheuern Maſſe hinter unendlichen Ausnahmen, und es läßt ſich keinesweges begreifen, wie die bloß beobachtende Empirie, bei einem Gegenſtande, wie unſere Erdmaſſe, deſſen unbedeutendſten Theile ſich nicht einmal überſchauen laſſen, jemals dahin gelangen könnte, ſich über die Ausnahmen zu erheben, und ſie als ſolche zu erkennen. Nachdem die Regel entdeckt iſt, erkennen wir ſie zwar als ſolche, und bedienen uns ihrer als eines ſichern Leitfadens bei empiriſchen Unterſuchungen. Aber die Frage iſt: wie jene Regel entdeckt ward? *Werner* ſelbſt behauptet, daß ein Ueberblickungsvermögen das vorzüglichſte geognoſtiſche Talent ſei; — aber was bringt uns dazu, das Ganze zu überſchauen? Entſtehen die Begriffe der Formationsreihen, ihrer Verhältniſſe zu einander, der Lagerungsverhältniſſe der Gebirgsmaſſen, *bloß* durch eine genaue Beobachtung der einzelnen Fälle — daß ſie ohne eine ſolche nicht entſtehen können, wird zugeſtanden — wozu dann irgend einen andern Ueberblick, als denjenigen, der nur durch den Zwang des Einzelnen nothwendig werden muß. Es iſt klar, daß wir hier von jenem Ueberblicke reden, durch welchen das geognoſtiſche Syſtem erſt entſtand. Dieſer, der offenbar durch ein Losreißen von allen einzelnen Beobachtungen entſtand, geſchah vor der Entdeckung der Hauptregel, ja durch ihn ward die Regel erſt entdeckt, er war alſo *ohne alle Regel*; aber was jenen regelloſen Ueberblick leitete, iſt eben das Unbegreifliche, das unmittelbar Gegebene, die Idee der Entdeckung. Daß aber jene Richtung der Anſchauung, durch welche das Ganze zuerſt geſetzt wird, der empiriſchen völlig entgegengeſetzt iſt, erhellt ſchon daraus, daß das Produkt ein unendliches iſt, und, wie die fortgeſetzte Unterſuchung nach der Entdeckung zeigt, eine unendliche Menge Thatſachen lebendig in ſich faßt. Aber die bloß empiriſche Beobachtung ſchließt nothwendig nur eine beſtimmte Menge der Thatſachen in ſich, die, wenn es auch noch ſo viele ſind, genau angegeben werden können.

Die friſche Jugend einer großen Entdeckung ſcheint vorzüglich folgenreich und bedeutend zu ſeyn. Sie iſt ihrer urſprünglichen, lebendigen Quelle näher, verwandter. Später zerſplittert ſie ſich in Einzelnheit, nur durch neue Ideen lebendig zu verbinden. Die Maſſe der Beobachter, die für Ideen ſelten Sinn haben, heben aus den größten Entdeckungen nur Einzelnheiten hervor. Durch Horkel wiſſen wir, daß der unſterbliche Harvey nicht bloß durch die Entdeckung der Zirkulation des Bluts und andere Einzelnheiten merkwürdig war, daß es ihm auch vergönnt ward, das Bild des Totalorganismus der ganzen Animaliſation auf das klarſte zu ſchauen, daß er das ganze innere lebendige Verhältniß aller Thiere zu einander deutlich und tiefblickend darzuſtellen vermochte — Anſchauungen, die wir jetzt als das Produkt einer ſpätern genauern Kenntniß der komparativen Phyſiologie anſehen. Hat man nicht aus dem tiefen, trefflichen Keppler nur Einzelnheiten herausgehoben? Wann wird die Aſtronomie ihn ganz verſtehen?

Sind wir nicht innerlich mit der Natur verbunden, ſpricht uns nicht eine tiefe Erinnerung der vergangenen Naturepochen an: vergebens ſuchen wir die verſtummten geſchichtlichen Thaten der Natur zu erforſchen. In einer herben Maſſe gefangen, von ihr verſchloſſen, ruhen die Thaten der vergangenen Natur. — Ein bloß äußeres Verhältniß der Menſchen zur Natur entdeckt nur äußere Verhältniſſe in der Natur. Iſt es nicht, als wenn wir, entfremdet ganz von dem Geiſte verfloſſener Zeiten, ihr hohes Daſeyn, und ihre wunderſamen Thaten durch eine Erforſchung der hinterlaſſenen Schriftzüge ergründen wollten?

Die völlige Trennung aller lebendigen Verbindung zwiſchen dem Beobachter und der Natur verbarg die Entſtehung der Ideen. Wo dieſe, die von Zeit zu Zeit immer hervortraten, ſich den Naturforſchern aufdrangen, wurden ſie, in ihrer Entſtehung, als Fiktionen begriffen, die ſich in der Folge als Wahrheit bewährten, und ſo entſtand jene unbegreifliche, unſerer Zeit allein eigenthümliche, durchaus ſinnloſe Behauptung, daß die Wahrheit durch den Umweg der Lüge zu erkennen wäre, ſo wie man ſchon längſt das Leben aus dem Tode zu begreifen verſucht hatte.

Faſt alle Naturforſcher, die ſich mit der Geſchichte der Erde beſchäftigten, unterſcheiden zwei Wege der Erforſchung, die ſich wechſelſeitig unterſtützen und aufklären ſollen, den Weg der Erinnerung, die in den alten Sagen aufbewahrt iſt, und den Weg der reinen Betrachtung. Die Art und Weiſe, wie ſie die alten Sagen benutzten, ward beſonders dadurch weniger fruchtbringend, daß man ſich bloß an die moſaiſche Sage hielt, die doch nur als ein für ſich kaum verſtändliches Bruchſtück der orientaliſchen Sagen überhaupt angeſehen werden kann. Auch ward ihnen das Verſtändniß der alten Mythologie unmöglich, indem ſie, dem Sinne der uralten Zeit entgegen, von einer theologiſchen Anſicht befangen waren, die ſich Gott zur Natur, wie ein Aeußeres zu einem Aeußern, verhalten läßt.

Die Betrachtung ſteigerte ſich mit der Entwickelung der Naturwiſſenſchaft überhaupt. Während die mechaniſche Anſicht in der Phyſik die herrſchende war, wurden alle Epochen ſelbſt unbeſtimmt und willkührlich gefaßt, durch mechaniſche Zerſtörungen des ſchon Beſtehenden, durch Waſſer oder Feuer veranlaßt, bezeichnet. Woodward, Burnet, Whiſton ſind als ſolche mechaniſche Geologen hinlänglich bekannt. Leibnitz war der Erſte, der in ſeiner Protogäa das feſte Land ſich durch einen urſprünglichen Verbrennungsprozeß, durch eine Verglaſung abſondern ließ. Eine Idee, die, lebendig gefaßt, vollkommen richtig iſt, nur war ſie zu allgemein ausgeſprochen, zu ſehr mit willkührlichen Fiktionen verknüpft, um für die Wiſſenſchaft von Folgen zu ſeyn. Die Entdeckung der Verhältniſſe der Verſteinerungen, vorzüglich durch Scheuchzer, gab der Geologie ein neues Leben, aber die Bemühung, Alles aus Einer Fluth, aus der Noahtiſchen, erklären zu wollen, engten die Betrachtung ein, und die Entdeckung blieb ohne bedeutende Folgen. Die Büffonſche Theorie, wenn gleich nicht ohne viele geahndete Ideen, iſt ohne Haltpunkt, ohne ſorgfältige Betrachtung entworfen, entbehrt jene Andacht und Treue, die den Naturforſcher ziemt, und könnte eben daher in die fortſchreitende Entwickelung der Wiſſenſchaft nicht eingreifen.

Wie die Chemie ſo bewundernswürdige Fortſchritte machte, nahm auch die chemiſche Anſicht in der Geologie überhand: das Präcipitationsſyſtem ward durchaus das verwaltende, mit dem ältern mechaniſchen auf dieſe oder jene Weiſe verknüpft. Ihm wird von allen neuern Geologen gehuldigt. Pallas, Hermann, de Luc, de la Metherie, Bertrand, Kirwan, ſo verſchieden von einander, ſtimmen alle darin überein. Obgleich Werner dieſes nämliche Syſtem annimmt, ſo hat er ſich doch mehr der reinen Betrachtung ergeben, und ſo gelang es ihm, Thatſachen zu entdecken, die ihre eigene fingirte Grundlage vernichten; und ſeine Beobachtungen ſind von Allen, die etwas Allgemeines über die Struktur der Gebirge auszuſprechen wagten, die einzigen, die, der Hauptſache nach, wahr und unvergänglich ſind.

Es iſt allgemein angenommen, daß über die Geſchichte der Erde für die gegenwärtige Zeit nur Hypotheſen möglich wären, daß es erſt der fortſchreitenden Naturwiſſenſchaft vergönnt ſei, den verborgenen Sinn der in den Gebirgen erloſchenen Thaten der Natur zu faſſen; und duldſam leidet man daher jene ſich einander widerſprechende Syſteme, von welchen man nichts fordert, als eine Uebereinſtimmung mit dem, was die Zeit eben Naturwiſſenſchaft nennt, und jene Eigenſchaft einer jeden durchgedachten Fiktion, daß ſie ſich nicht ſelbſt vernichtet.

Müſſen wir denn alle Hoffnung aufgeben, das Geſchichtliche der Erde auch jetzt ſchon zu faſſen? — Geſetzt, es wäre ſo: würde dann nicht die gegenwärtige Bildung der Naturwiſſenſchaft der Bildung einer Nation ähnlich ſeyn, in welcher alle Erinnerung der Vergangenheit erloſchen wäre? Würde nicht in jener Anſicht, in der Beurtheilung aller Verhältniſſe, der Mangel an geſchichtlichem Sinn ſich einprägen? Ihr glaubt durch eine ſorgfältige Vergleichung alles deſſen, was ihr eben jetzt zu erfahren im Stande ſeid, allmählig dem Geſchichtlichen der Erde näher zu kommen. Würden die eigenen Erfahrungen einer barbariſchen Nation jemals die Vergangenheit vor ihnen aufſchließen können? Ihr ſeid in einem argen Zirkel befangen; denn eben der gänzliche Mangel an geſchichtlichem Sinn hat eure Wiſſenſchaft zerſplittert und getödtet, und ihr glaubt, durch eine Fortſetzung dieſer Zerſplitterung die entflohene Erinnerung, den verlornen Sinn wieder bannen zu können.

Ob alſo nicht die Hinderniſſe, die den nothwendigen Zuſammenhang und die lebendige Verknüpfung der Dinge vor uns verbirgt, und der wildeſten Willkühr ſein Spiel in der Geologie frei läßt, mehr in der falſchen Richtung der Betrachtung, als in der Natur der Unterſuchung liegt, verdient ohne allen Zweifel eine ernſthafte Prüfung. Denn Hauptgeſetze der Struktur der Gebirge ſind allerdings bekannt, Geſetze, deren Allgemeinheit wir mit Sicherheit ausſprechen können, da ſie allenthalben, uns ſelbſt ohne Rückſicht auf Klima oder Gegend überhaupt, die nämlich ſo ſind, wie jetzt auch Humboldt bewieſen hat. Auch ſind Hauptepochen in der geſchichtlichen Entwickelung der Erde mit vieler Beſtimmtheit bezeichnet, ſo daß es der Unterſuchung keinesweges an feſten und ſichern Haltpunkten gebricht. Da es aber nur unſere Abſicht iſt, zu beweiſen, daß wir das

Recht haben, mit geſchichtlichem Sinne und auf einem andern Wege, als demjenigen, der bei Erforſchungen der Art der herrſchende war, Unterſuchungen anzuſtellen, darzuthun, daß dieſer Weg in den Hauptmomenten wahr, ſicher, und nicht willkührlich gewählt oder bloß hypothetiſch ſei; ſo folgt auch durchaus nicht, daß wir allenthalben gleich deutlich ſehen, nicht an vielen Stellen große Dunkelheiten finden ſollten, deren zukünftige Enträthſelung aber auf unſerm Wege auch ferner zu hoffen ſeyn wird.

Zu einer Unterſuchung der Art laden wir hiermit die Naturforſcher ein. Doch iſt es hier mehr unſere Abſicht, klar zu beweiſen, daß der einſeitige experimentale Weg und die Schlüſſe aus den Verſuchen, daß überhaupt die unmittelbare, unbeſchränkte Anwendung des Syſtems heutiger Erfahrungen auf die Geologie, der Idee einer Geſchichte der Erde durchaus widerſpricht, und ſelbſt die Beobachtungen eingeengt und bornirt hat, als eine eigne Geſchichte der Erde zu entwerfen, — ſo daß es, wie wir hoffen, überflüſſig erſcheinen ſoll, die mannichfaltigen, verſchiedenen, ſich wechſelſeitig widerſprechenden Hypotheſen und Theorieen der Erde durch eine eigne langwierige Unterſuchung zu widerlegen, indem hier ihr gemeinſchaftlicher Grund vernichtet wird. Hoffent=

lich werden alſo auch von jetzt an alle jene hypothetiſchen Verſuche aufhören, und der Weg ſorgfältiger Erforſchung auch in dieſem Felde eingeſchlagen werden. Durch dieſe Prüfung wird aber zu gleicher Zeit eine Darſtellung der Idee einer Geſchichte der Erde, wenn gleich in großer Allgemeinheit, von ſelbſt entſtehen

Was nun die Sagen und Mythen der orientaliſchen Völker betrifft, ſo dürfen wir nicht läugnen, daß in dieſen eine tiefe Bedeutung der eigentlichen Naturpoeſie enthalten iſt, daß ſie Epochen und Momente der Bildung der Erde darſtellen, deren Wahrheit ohne allen Zweifel eine tiefer begründete Geologie bewähren wird. Die älteſten Nationen waren, auch innerlich, auf eine Weiſe mit der Natur verknüpft, die uns fremd bleiben muß, bis wir, zur uralten Kindheit zurückkehrend, mit der beſonnenen Klugheit der Reflexion jene entflohene reine Unbefangenheit des Sinnes wieder erhalten; und um jene Mythen in ihrem ganzen Umfange zu faſſen, müſſen wir vor allem begreifen, daß die Trennung von der Natur, in welcher wir leben, erſt entſtanden iſt, die Verknüpfung mit ihr, und derjenige Zuſtand des Gemüths, in welchem uns die Gedanken und Dinge gleich nahe ſind, und das Leben der Erde, wie das des Leibes uns innerlich befreundet iſt, nicht uns bloß einengt und beſchränkt, zum natürlichſten Daſeyn gehört. Falſch und thöricht iſt es daher, wenn wir jene entflohene, uns jetzt unverſtändliche Verknüpfung mit dem Leben der Erde, aus unſerer gegenwärtigen Anſicht, ſie als ein Problem betrachtend, erklären wollen, da vielmehr die Schranken unſerer Anſicht nur dann, wenn die Betrachtung jenes faſt erloſchene Leben wieder gewinnt, erkannt und begriffen werden können. Höchſt merkwürdig iſt es, wie eine benachbarte Nation, bei welcher die Neigung, alles aus der engen Gegenwart zu begreifen, am ſtärkſten und reinſten hervortritt, ſo daß ſie ſich eben daher innerhalb ihrer Grenzen am beſten verſteht, ſich bemüht hat, was in den Mythen innigſt verknüpft war, zu trennen. Einige betrachten ſie als bloß geſchichtliche Darſtellungen, Aufzeichnungen ganz gewöhnlicher Thaten und Streitigkeiten, nur mit Bildern überladen. Indem man nun mit großer Keckheit bemüht war, jene überflüſſigen Bilder zu verdrängen, entſtand ein ſo nacktes und kahles Bild der alten Zeit, daß die völlige Unähnlichkeit des ſo Gereinigten mit den alten Mythen einem jeden auffallen mußte. Andere ſuchten daher in jenen Bildern allerdings eine Naturbedeutung, aber nur eine äußere, aufgetragene, keine urſprüngliche, den Mythen inwohnende; und ſo entſtand jene tändelnde Allegorie, deren Flachheit eben ſo auffallend iſt. Nichts zeigt deutlicher, als jene falſche Richtung der Betrachtung, daß Natur und Geſchichte ſich in den alten Mythen durchdrängen, daß das ganze Daſeyn jener uralten Völker mit beiden gleich innig verknüpft war.

Aber wir ſind von jenen Mythen eben ſo entfremdet, und in demſelben Maaße, als von der Natur getrennt; die Erinnerung der Urgeſchichte der Menſchen, wie diejenige der Urgeſchichte der Erde, iſt getrübt, und zwar durch den nämlichen engen Sinn, der uns in der Betrachtung beider leitet, ſo daß wir wol nicht ohne Grund vermuthen, daß die höhere Deutung auf gleiche Weiſe in der Naturwiſſenſchaft und in der Geſchichte gewonnen werden muß.

Die orientaliſchen und occidentaliſchen Völker ſind von einander abgewendet: jene mit dem Antlitz gegen den Aufgang, gegen Morgen, dieſe mit dem Antlitz gegen den Niedergang, gegen Abend; jene den unvergänglichen Schatz uralter Vergangenheit treu bewahrend, dieſe durch beſtändigen Wechſel aller Formen des Daſeyns eine bedeutungsvolle Zukunft ſuchend. — Iſt es gewiß, daß dieſe Zukunft eben den tiefen Sinn jener Vergangenheit frei beſtimmt ergreifen ſoll, ſo würde in dem Maaße, als die Zukunft erwacht, auch die Vergangenheit geſchichtlich werden.

Will man den Sinn jener alten Mythen wahrhaft ergreifen, ſo muß man alle Modifikationen derſelben, wie ſie bei verſchiedenen Völkern des Orients dargelegt wird, ergründen, ja ſelbſt mit dieſen Studien die Erforſchung des merkwürdigen Ueberganges von Mythologie zur Geſchichte durch die griechiſchen Mythen verbinden. Die innere Organiſazion jener Mythen, die Struktur der alten Völkerſchichten wird uns ohne allen Zweifel ihre innere Bedeutung offenbaren. Es wird uns allmählig gelingen, den reinen, gediegenen Kern zu erkennen, ſelbſt in der Maſſe von Irrthümern und vernichtendem Aberglauben, die hier, wie die rohen Kräfte der zerſtörenden Elemente in den Gebirgen, gewüthet, und die Klarheit des urſprünglichen Gebildes getrübt hat. Nur würden wir ſie ſchwerlich mit Erfolg aus den entſtellenden Uebertragungen ſolcher Nationen, die ſie ſelbſt kaum begreifen, kennen lernen. Auch dürfte die Bedeutung dieſer Mythen nicht durch eine äußere Vergleichung mit den Reſultaten der Naturforſchung geſucht werden. Zu leicht, wahrlich, würde dann was man bei allen Unterſuchungen am meiſten zu entgehen ſuchen muß, die Willkührlichkeit der Erklärungen auch hier ſich eindrängen. Man ergründe ſie durchaus für ſich, als ein geſchloſſenes Ganzes. So faſſe man, ohne irgend eine äußere Vergleichung, auch die naturwiſſenſchaftliche Erforſchung der Geſchichte der Erde; und wo die Ergründung der Mythen und die phyſiſche Unterſuchung, beide wahr und richtig gefaßt ſind, werden ſie ſich ohne künſtliche Bemühung wechſelſeitig verſtändigen, ſo gewiß, als beide daſſelbe enthalten.

Was bis jetzt in dieſer Rückſicht geſchah, dürfen wir kaum als etwas Bedeutendes erwähnen. Die willkührliche Deutung der Natur wollte man durch eine willkührliche Deutung einzelner, aus ihrem großen lebendigen Zuſammenhange herausgeriſſener Mythen beſtätigen. So würden die Sagen ſelbſt in flache Bilder einer elenden mechaniſchen Anſicht verwandelt, dieſe Anſicht aber mit eben ſo ſinnloſen Allegorieen ausſtaffirt, und was ſich ewig fremd bleibt, künſtlich verbunden, — eine Verbindung, die niemals jener großen, fruchtbringenden, liebevollen Umarmung des Lebendigen an die Seite geſetzt werden kann. Nur die Ahndung, daß hier eine groſe, folgenreiche Verbindung zu ſuchen ſei, bleibt in der falſchen Richtung merkwürdig.

Wir dürfen hoffen, daß die tiefen Bemühungen des trefflichen Friedrich Schlegel, und diejenigen meines Freundes Raumer, der ſich dieſen Erforſchungen mit kindlichem Gemüth und mit Sinn zu opfern entſchloſſen hat, den Grund zu einer würdigen Darſtellung alter Mythen legen werden.

Wir verlaſſen dieſe für die Zukunft ſo viel verſprechende Fundgrube der Naturgeſchichte, deren genauere Erforſchung nicht über dieſe allein, ſondern auch über die Bedeutung des Lebens überhaupt, ein helleres, Manchem unerwartetes Licht verbreiten wird. Denn eine Zeit war dieſe, in welcher das erweiterte Gemüth der Menſchen an dem Leben der Natur aufs innigſte Theil nahm. Was jetzt auf eine herbe und ſtrenge Weiſe getrennt iſt, war damals vereinigt. Die Natur ſelbſt trat bildend und ſchaffend in den Kreis geſchichtlicher Thaten hinein, und ein wundervolles Gewebe entſtand dadurch, nicht ohne Trübung und Verirrung, aber tief in das Heiligſte des Daſeyns hinein greifend. Nur nähere man ſich dieſen Mythen niemals mit dem jetzt herrſchenden eingeſchränkten und befangenen Sinn. Alle unſere Bemühungen würden unnütz und ſchädlich ſeyn: unnütz, denn wir würden doch nichts, als eine äußere Aehnlichkeit mit unſerer Zeit, eine äußere Abweichung von derſelben, nicht die diametrale Verſchiedenheit, die fremde Welt erkennen; ſchädlich, denn eine gewiſſe oberflächliche Uebereinſtimmung, eine gewiſſe flache Verſtändlichkeit würde uns täuſchen, der gefährliche Scharfſinn des reflektirenden Verſtandes würde das herrliche Bild voll geheimnißvollen Lebens zerlegen und tödten, und der zarte Geiſt würde vor den plumpen Verſuchen entfliehen. Manches, was wir in unſern Tagen orientaliſchen Sinn nennen, ſelbſt manches unſerer Philoſopheme, möchte auch mehr eine äußere als innere Uebereinſtimmung mit der uralten Zeit haben. Es liegt hier ein verborgener Schatz nur durch die reinſte Unſchuld zu heben.

Wir gehen zur eigentlichen phyſiſchen Unterſuchung über, erwäaend, was nothwendig ſei, wenn ſie einen geſchichtlichen Charakter erhalten ſoll.

Der erſte Blick auf die Gebirge zeigt uns nichts als Zerſtörung. Die Spitzen der erhabenen Urgebirge ſind nur die ſpärlich übrig gebliebenen Reſte ungeheurer, auf mancherlei Art zerrütteter Maſſen.

Die ſpätern Schichten haben ſich mit den zerſtörten Bruchſtücken der ältern aufs innigſte gemiſcht. Thäler, Schluchten, umgeſtürzte Schichten, niedergeſunkenes und erhobenes Land, begrabene Reſte vergangener Thiere und Pflanzen von der bizarreſten, fremdeſten Form, ſelbſt in den neueſten Zeiten, von ungeheurer Größe, alles in einem grauſen Gemiſche, laſſen beim erſten Blicke nichts als willkührlich wirkende Thaten vernichtender Elemente ahnden. Dieſe Regelloſigkeit, die uns im Kleinen erſchreckt, tritt auch im Großen hervor. In dem Streichen der Gebirge ſcheint es nicht möglich, irgend ein Geſetz zu entdecken; völlig ohne Regel treten ſie hier übermächtig hervor, verſchwinden dort, und niedrigere und erhabnere Ebenen, niedrige und hohe Berggruppen ſcheinen eben ſo unordentlich unter einander gemiſcht zu ſeyn, wie Land und Waſſer; denn auch die Lage des feſten Landes, die Geſtalt des Weltmeers, die unordentlich zerſtreueten Inſeln, geben beim erſten Blicke keine Ahnung von irgend einem Geſetze der Bildung.

Deſto überraſchender iſt es, wenn wir in der ſcheinbar herrſchenden Willkühr und in der regelloſen Zerrüttung die Spuren einer tief greifenden, durch alle zerſtörende Wuth der Elemente nicht zu vertilgenden Anordnung in der Bildung des feſten Landes bei einer genauern Betrachtung wahrnehmen. Wir werden bei Darſtellung der geſetzmäßigen Geſtalt des feſten Landes keine Rückſicht nehmen auf die mannichfaltigen Hypotheſen, durch welche man das Verhältniß des feſten Landes zum Weltmeer zu erklären ſuchte. Es bleibe uns fürs erſte gleichgültig, ob das Meer durch Eröffnung großer Höhlen verſchlungen, und das Land gewaltſam empor geſchleudert wurde, wie De Luc meint, ob das Meer allmählich abgenommen hat, wie Werner bewieſen hat, und vor ihm mehrere annahmen, oder ob das feſte Land durch eine Verſetzung des Meers gegen Süden ſich gegen Norden erhob, wie Lamark und Wrede glauben. Auch wollen wir die verſchiedenen Erklärungsgründe dieſer angenommenen Erſcheinungen hier unerörtert laſſen. Bekanntlich nahm man bald ſeine Zuflucht zur gewaltſamen Entwickelung expanſibler Flüſſigkeiten im Innern der Erde, um die Erhebung des feſten Landes zu begreifen, bald zu Verrückungen der Erdpole, zum Wechſel der Schiefe der Ekliptik, zur wechſelnden Exzentrizität des Schwerpunkts der Erde, zum Einfluſſe des Mondes, der Sonne, zu den durch dieſe Weltkörper hervorgebrachten Strömungen, benutzte bald dieſe Erklärungsarten für ſich, bald in Verbindung mit einander, um die Art und Weiſe zu verſtehen, wie das Meer dem feſten Lande allmählich ſeine gegenwärtige Geſtalt geben könnte. In der That haben die meiſten dieſer Betrachtungsweiſen eine relative Wahrheit, und daß ſie doch nur als Hypotheſen, und, wie wir in der innern Naturgeſchichte der Erde beweiſen werden, als unhaltbare Hypotheſen erſcheinen, beruht vorzüglich darauf, daß ſie als Erklärungen hervor treten. Die Bildung des feſten Landes wird dadurch in ein äußeres paſſives Verhältniß gegen das zur Erklärung angenommene, als ein Beſtimmendes und allein Aktives geſetzt. Was doch nur ſelbſt ein Relatives, in der Beſtimmung wechſelſeitig Beſtimmtes iſt, nimmt die täuſchende Geſtalt eines Abſoluten an; die ganze Darſtellung wird nach der einen Seite der Erklärung gewaltſam hingezogen, und in das verzerrte Bild einſeitiger Betrachtung geht die allgemeine Harmonie des Lebens, und mit dieſer die Wahrheit, zu Grunde.

Aus dieſem Grunde werden wir hier das Bild der Geſetzmäßigkeit in der Bildung des feſten Landes, unbekümmert, ob es ſich begreifen laſſe, oder nicht, und ohne Rückſicht auf irgend eine Erklärungsweiſe entwickeln.

Betrachten wir nun die ganze Erde, ſo fällt es einem jeden in die Augen, wie alles feſte Land gegen Norden gedrängt iſt, ſo daß er ſich faſt ganz dicht um den Nordpol gelagert hat, gegen Süden ſich aber in lauter Spitzen verläuft. Dieſes iſt allgemein bekannt, und könnte keinem Forſcher entgehen.

Nicht allein die drei großen, gegen Süden ſpitz zu laufenden Länder, Südamerika, Afrika und Neuholland, wurzeln gegen Norden in ein in der Breite ausgedehnteres Land; dieſes gilt auch von allen übrigen in Spitzen auslaufenden Erdzungen bis gegen den höchſten Norden hinauf. Alle laufen gegen Süden, Südoſten oder Südweſten ſpitz zu, indem ſie mit ihrer nördlichen Seite mit einem mächtigen, von Oſten nach Weſten ausgebreiteten Lande verbunden ſind, wie Norwegen, Spanien, Italien, Griechenland, Arabien, Indien diesſeits des Ganges, Malacca, Corea, Kamtſchatka, Alaſca, Californien, Grönland u. ſ. w. Dieſe Richtung der Spitzen hat in der That etwas überaus Ueberraſchendes, und ſpricht die Gewalt des Landes gegen Norden ſehr deutlich aus.

Betrachten wir nun jene drei mächtigen, oben erwähnten Länder, Südamerika nämlich, Afrika und und Neuholland, genauer, ſo finden wir eine merkwürdige Uebereinſtimmung, die auch von andern bemerkt wurde. Denn nicht allein ſind ſie gegen Süden ſpitz zulaufend, gegen Norden aber breiter: ſie haben auch alle gegen Südweſten einen merkwürdig eingehenden Meerbuſen, der bei Neuholland am mächtigſten, bei Südamerika aber am ſchwächſten angedeutet iſt. Dieſe Aehnlichkeit wird aber noch auffallender, wenn wir die höchſtwahrſcheinliche vormalige Geſtalt von Neuholland betrachten. Die Lage nämlich von Neuguinea, Louiſiade, Neugeorgien, den neuen Hebriden, Neukatalonien und Neuſeeland, machen es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie den alten Umriß dieſes großen Landes bezeichnen, ſo daß die ſüdliche vormalige Spitze zwiſchen van Diemens Land und Neuſeeland etwa gegen 50° ſüdl. Breite und zwiſchen 170 — 180° öſtl. Länge fällt. Dann wäre freilich das Verhältniß der Breite bedeutender als bei Südamerika und Afrika, aber die Aehnlichkeit des ſüdweſtlichen Meerbuſens auffallend größer.

Eine andere merkwürdige Uebereinſtimmung, die der Aufmerkſamkeit entgangen iſt, iſt die, daß dieſe drei einander ſo ähnlichen Länder an einer Ecke gegen Norden durch eine Erdzunge an die nördlichen Länder angeknüpft ſind.

Dadurch entſtehen drei Abtheilungen alles feſten

Landes der Erde. Amerika aber ſtellt den reinſten Typus der Bildung dar. Wie Amerika, beſteht eine jede dieſer Abtheilungen aus einer ſüdlichen und einer nördlichen Hälfte, die durch eine Erdzunge mit einander verbunden ſind. An den Stellen, wo beide Hälften ſich gegen einander über eröffnen, finden wir vor dem Iſthmus aller Abtheilungen einen Archipelag, hinter dem Iſthmus eine gegen Süden herunter laufende Halbinſel.

Einen jeden dieſer phyſiſch von einander geſonderten und durch eigene merkwürdige Verhältniſſe der ſüdlichen Hälfte zur nördlichen bezeichneten Welttheile wollen wir beſonders betrachten.

Amerika iſt der am meiſten geſonderte Welttheil, der am meiſten nach der Länge gezogene. Der Iſthmus iſt lang, ſchmal, und durchaus zuſammenhängend. Doch iſt das Land in der eigentlichen Landenge von Panama, beſonders bei Cubique, niedrig, nach Humboldt kaum 102 Toiſen hoch. Das hohe und mächtige Gebirge, welches in Südamerika herrſcht, wird gegen die Landenge immer niedriger, und erreicht eine bedeutende Höhe erſt wieder, wo der Iſthmus ſich erweitert: bei Mexiko nämlich. Der Iſthmus dieſes Welttheils iſt unter allen der mittlere, indem er bei 8° nördl. Breite anfängt, und bei 18° aufhört, wenn wir ihn nämlich in der Gegend von Vera Cruz, wo die Erweiterung des Landes anfängt, aufhören laſſen. Der öſtliche Archipelag vor dem Iſthmus iſt groß und mächtig, die Halbinſel *hinter* dem Iſthmus (Kalifornien) nicht bedeutend. Die beiden Hälften dieſes Welttheils halten ſich das Gleichgewicht, kein Theil hat der Maſſe nach ein bedeutendes Uebergewicht. Amerika iſt unter den drei natürlich geſonderten Welttheilen derjenige, der am höchſten gegen Norden und am tiefſten gegen Süden reicht. So weit man gegen Norden gekommen iſt, hat man Land gefunden; und es iſt unzweifelbar, daß es ſehr hoch gegen den Nordpol, gewiß zu 81 — 82° reicht. Aber auch gegen Süden geht Amerika tiefer herunter, als irgend ein anderes der großen Länder. Wenn man, wie billig, Terra del Fuego mit rechnet, ſo reicht die ſüdliche Spitze bis 56° 27′ ſüdl. Breite.

Bei den zwei übrigen Welttheilen ſind die nördlichen Hälften an einander gewachſen: der eine wirft ſich mit ſeiner nördlichen Hälfte, ſeinem Iſthmus, Archipelag, ſüdlichen Hälfte und Halbinſel, hinter den Iſthmus gegen Weſten, der andere gegen Oſten. Wir wollen einen jeden dieſer Welttheile für ſich betrachten.

Die nördliche Hälfte des weſtlichen Welttheils beſteht aus Europa und einem Theile von Aſien. Man hat angenommen, daß das uraliſche Gebirge die natürliche Grenze zwiſchen Europa und Aſien ſei. Nach Hermann dehnt ſich dieſe Bergreihe der Länge nach von 75° nördl. Breite, indem er Novaja Semla als eine Fortſetzung des uraliſchen Gebirgszuges anſieht, bis zum erhabenen Gebirgsrücken zwiſchen dem kaspiſchen Meere und Ural. Zum Behuf unſerer gegenwärtigen Darſtellung müſſen wir die durch das kaspiſche Meer unterbrochene Verbindung dieſes Gebirgszuges mit dem Kaukaſus verfolgen. Dieſer hängt durch die armeniſchen und georgiſchen Gebirge mit den Gebirgen in Kleinaſien und Syrien zuſammen, und dadurch bilden ſie einen Uebergang zum Iſthmus dieſes Welttheils bei Suez. Dieſer Iſthmus iſt unter allen der kürzeſte und gedrängteſte, das Land auch hier ziemlich niedrig. Er iſt unter allen der nördlichſte, nämlich unter 30° nördlicher Breite. Der weſtliche Archipelag vor dem Iſthmus iſt nicht bedeutend, die öſtliche Halbinſel hinter dem Iſthmus (Arabien) ſehr mächtig. Charakteriſtiſch iſt es für dieſe Abtheilung, daß die Erſtreckung gegen Norden ſowohl als gegen Süden die geringſte iſt. Denn wenn man diejenige Fortſetzung der uraliſchen Gebirge ausnimmt, die ſich durch Novaja Semla erſtreckt, und die, indem ſie die Grenze ausmacht, eben ſowohl zur nördlichen Hälfte der dritten Abtheilung gerechnet werden kann, ſo iſt Nordkap die nördlichſte Spitze, und dieſe erreicht nicht einmal 72° nördl. Breite, indem das nördliche Sibirien faſt durchgängig ſich dem 75° nähert, und durch das Vorgebirge Taunura, ſo wie durch die öſtliche Spitze von Novaja Semla bis 78° reicht. So iſt auch unter den drei Spitzen der ſüdlichen Hauptländer bekanntlich das Vorgebirge der guten Hoffnung dasjenige, welches am wenigſten gegen Süden reicht, denn das Nadelvorgebirge (die ſüdlichſte Spitze von Afrika) liegt nur unter 34° 45′ ſüdl. Breite. Der Hauptunterſchied dieſer Abtheilung, der beim erſten Blick in die Augen fällt, iſt das beſtimmte Uebergewicht der ſüdlichen Hälfte, die die nördliche wohl um das Dreifache übertrifft.

Endlich iſt die Aehnlichkeit der dritten Abtheilung mit der Geſtalt von Amerika in der That ſehr auffallend. Die nördliche Hälfte wird durch ganz Aſien gebildet, die ſüdliche durch Neuholland. Der Iſthmus iſt ſehr deutlich, und die Aehnlichkeit deſſelben mit dem amerikaniſchen iſt auch Lamark aufgefallen, ſo wie ſie in der That keinem entgehen kann.

Er wird gebildet durch Malacca, Sumatra, Java, Combava, Sandeboſch, Timor und Neuguinea. Er iſt unter allen der längſte, und, wie keiner von den übrigen, durchbrochen. Er iſt unter allen der ſüdlichſte, denn er fängt ungefähr an bei 10° nördlicher und endigt bei 10° ſüdlicher Breite. Der Archipelag vor dem Iſthmus iſt ſehr bedeutend, und eben ſo die Halbinſel hinter dem Iſthmus (Indien dieſſeits des Ganges). Die ganze Abtheilung reicht zwar nicht ſo weit gegen Norden und Süden, wie Amerika, übertrifft aber doch in dieſer Rückſicht die zweite Abtheilung. Wir haben dieſes Verhältniß für die nördliche Hälfte ſchon dargethan, und die ſüdlichſte Spitze der Abtheilung (van Diemens Land) ſtreckt ſich über 42° ſüdlicher Breite. Unter den drei Spitzen der großen Südländer nähert ſich alſo Südamerika dem Südpol am meiſten, Afrika am wenigſten, und Neuholland hält das Mittel zwiſchen beiden, ſo wie unter den nördlichen Ländern Nordamerika ſich am meiſten an den Nordpol andrängt, Europa (die nördliche Hälfte von Afrika) am wenigſten, und Aſien (die nördliche Hälfte von Neuholland) das Mittel zwiſchen beiden hält. Einem jeden auffallend iſt das beſtimmte, ſtark herv[illegible] tende Uebergewicht der nördlichen Hälfte gegen die ſüdliche.

Die drei erwähnten Abtheilungen unterſcheiden ſich alſo vorzüglich dadurch, daß bei der erſten die nördliche und ſüdliche Hälfte ſich das Gleichgewicht halten, bei der zweiten die ſüdliche, bei der dritten aber die nördliche Hälfte ein bedeutendes Uebergewicht hat. Der Iſthmus von Amerika hält, wie die Hälften, das Mittel zwiſchen den Iſthmen der übrigen Abtheilungen, ſowohl in Rückſicht ſeiner Länge als Lage. Der Iſthmus der zweiten Abtheilung iſt der gedrängteſte und nördlichſte, der der dritten Abtheilung der gedehnteſte, durchbrochene, ſüdlichſte. Durch dieſe Lage der Iſthmen und Archipelage, die die ſteten Begleiter derſelben ſind, entſteht ein merkwürdiger Erdgürtel, der den Aequator ſchneidet, deſſen größter Bogen auf die nördliche Hälfte der Erde fällt, und der hier bis einige vierzig Grad Breite reicht. Auf der ſüdlichen Hälfte reicht er aber nur bis einige zwanzig Grad Breite, wenn wir die Inſeln der Südſee verfolgen, die als Fortſetzung des Archipelags der dritten Abtheilung angeſehen werden können. Bei dieſem Erdgürtel finden wir nichts als Erdzungen, Meer und Inſeln.

Bei dieſer Darſtellung wird man einige Schwierigkeiten finden und Einwendungen vorbringen. Vor allem wird man uns die abweichende Geſtalt von Europa und Afrika vorhalten, und wohl gar behaupten, daß der Verknüpfungspunkt bei Suez willkührlich erwählt ſei, indem Europa und Afrika eben ſo deutlich bei Ceuta und Gibraltar verbunden ſind, wo die deutliche urſprüngliche Verknüpfung erſt durch ſpätere Revolutionen aufgehoben iſt. Aber theils wird man, wenn man die auffallende Aehnlichkeit der Verbindung zwiſchen Nord- und Südamerika, Aſien und Südholland zugiebt, keinesweges läugnen können, daß ein ähnliches, wenn gleich abweichendes, Verhältniß zwiſchen Europa und Afrika Statt findet, theils werden eben dieſe Einwendungen uns zu merkwürdigen Betrachtungen Anlaß geben, die über das Verhältniß der zweiten zur dritten Abtheilung ein Licht verbreiten werden. —

Erſtens haben wir bei der bisherigen Betrachtung nur auf die Züge der Urgebirge Rückſicht genommen. Dieſe ſind es, die jene Hauptgeſtalten des feſten Landes beſtimmt haben, und ſie ſind durch die ſpätern Bildungen nur modificirt. Daß es ein groſer Zug von Urgebirgen ſei, welcher die Geſtalt und die Verknüpfung von Nord- und Südamerika bewirkt, darf ich als bekannt vorausſetzen. Aber auch diejenigen Bergzüge, die über Malacca, Sumatra, Java bis Neuholland gehen, ſind ohne allen Zweifel Urgebirge, die alſo auch hier die Verknüpfung zwiſchen Aſien und Neuholland bewirken. Nun läßt ſich die Fortſetzung der Urgebirge von Spanien nach den Atlasgebirgen keinesweges deutlich verfolgen. Das Gebirge Sinai hingegen verbindet, wie auch die neueſten, wenn gleich ſehr unvollſtändigen Beobachtungen von Seetzer beweiſen, auf die deutlichſte Weiſe die ſyriſchen Urgebirge mit denen, die auf der Oſtſeite des Nils ſich erheben, längs dem rothen Meere laufen, und mit den abyſſiniſchen Gebirgen in Verbindung ſtehen. In der älteſten Epoche der Erdgeſchichte alſo — wenigſtens gewiß in einer Epoche, die nicht über die Formation der Uebergangsgebirge reicht — wurden jene Hauptformen des feſten Landes begründet. Ueberhaupt läßt es ſich nicht einſehen, was man für die Geſchichte der Erde und für die Phyſik überhaupt gewinnen kann, wenn man, nach der bisherigen Art, das Streichen der Gebirge und ihre Hauptzüge verfolgt, ohne auf ihre Natur und Beſchaffenheit Rückſicht zu nehmen. Schulz hat, nicht ohne Glück, das Zweckloſe dieſes Beſtrebens zu zeigen geſucht. Wenn es, ungeachtet jener Fehler, den Naturforſchern gelang, das Hauptſtreichen der Gebirge, wenigſtens zuweilen, richtig aufzufaſſen, ſo geſchah es deßhalb, weil die Urgebirge doch meiſtens das Beſtimmende der Gebirgsformen ſind. Selbſt die genauen Höhenbeſtimmungen und Meſſungen können nur dann für die Wiſſenſchaft fruchtbringend werden, wenn man auf die Beſchaffenheit der verſchiedenen Höhen mehr wie bis jetzt Rückſicht nimmt. Die Beobachtungen von Humboldt in Südamerika ſind in dieſer Rückſicht, wie wir an einem andern Orte zeigen werden, höchſt wichtig.

Ungeachtet nun die Hauptformen des feſten Landes und jene merkwürdigen Gegenſätze zwiſchen einer nördlichen und ſüdlichen Hauptmaſſe, die ſich dreimal wiederholen, in einer ältern Epoche beſtimmt ſind, ſo werden ſie doch in neuern Epochen auf eine merkwürdige Weiſe modificirt. Die Veränderungen, die das feſte Land, ſelbſt in der jüngſten Zeit der aufgeſchwemmten Gebirge, erlitten hat, laſſen ſich zwar, aus Mangel einer genauen Kenntniß des Lokals, nicht allenthalben und in allen Welttheilen genau nachweiſen; indeſſen werden wir ſie für Europa und Afrika, und für diejenigen Theile von Aſien, welche die Verbindung beider bewirken, einigermaßen nachweiſen, und die Reſultate, welche wir aus den Beobachtungen mit Gewißheit ziehen können, werden uns merkwürdige Aufſchlüße über das Verhältniß der beiden an einander gränzenden Welttheile, Europa nämlich und Afrika einerſeits, Aſien und Neuholland andererſeits, gewähren.

Wir haben ſchon oben jenes große Thal geſchildert, welches mit Irland anfängt und erſt mit dem Kaukaſus endigt, durch die nördlichen Gebirge von Schottland, Norwegen, Schweden, Rußland, und durch das uraliſche Gebirge gegen Norden und Oſten, durch die Pyrenäen aber, die ſchweizeriſchen, tyroliſchen und ungariſchen Gebirge gegen Süden begrenzt wird. Dieſes Thal iſt in ſeinen tiefſten Theilen durchaus mit aufgeſchwemmten Gebirgen bedeckt, die deutlichen Zeugen einer jüngern Waſſerbedeckung. Aber ein ähnliches Thal, in welchem das Atlasgebirge ſich empor hebt, finden wir in Süden, wo die großen Sandebenen Nordafrika's eben ſo deutlich eine jüngere Waſſerbedeckung bezeugen. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Ebenen, eben ſo wie die aufgeſchwemmten Flächen des nördlichen Europa's, gegen Norden von einer See begrenzt werden, — hier das mittelländiſche Meer, ſo wie dort die Oſtſee, — welche beide die deutlichſten Spuren eines neuern Urſprungs zeigen, ja deren ſpätere Formation ſich ſogar nicht undeutlich in alten Sagen nachweiſen läßt. Ferner findet noch die Aehnlichkeit Statt, daß jenſeits dieſer Seen, gegen Norden, ältere Gebirge, ohne irgend eine bedeutende Spur von aufgeſchwemmten Gebirgen, ſich erhalten. So die norwegiſchen und ſchwediſchen Gebirge jenſeits der Oſtſee, und die ſpaniſchen und italieniſchen Gebirge jenſeits des mittelländiſchen Meeres. Aber nicht dieſe Ebenen allein ſind es, die eine jüngere Waſſerbedeckung in jenem Hauptwelttheile bezeugen: auch Arabien, jenes Land, welches ſo durchaus einen afrikaniſchen Charakter hat, beſteht im Innern bekanntlich faſt aus lauter Sandwüſten. Ferner in Perſien, ſo gebirgig es auch ſeyn mag, kennen wir merkwürdige Spuren von Sandwüſten, die man zum Theil wohl als Fortſetzungen des kaſpiſchen Meeres anſehen muß, welche ſich von Nordweſt nach Südoſten erſtrecken, wie die große Sandwüſte Naubendan und die Wüſte Kherkh. Ueberhaupt iſt uns kein Theil der Welt bekannt, wo ſo viele und ſo mächtige aufgeſchwemmte Strecken verkämen, die eine deutliche Beziehung auf einander haben.

Denken wir uns nun jene Flächen durchaus mit Waſſer bedeckt; ſo erhellt, daß der größte Theil von Europa, Schweden und Norwegen ausgenommen, zugleich mit dem Atlasgebirge in Nordafrika eine Inſelgruppe gebildet hat, daß ſowohl die Oſtſee als das mittelländiſche Meer ein ſehr erweitertes Bette gehabt haben muß; ja es wird ſehr wahrſcheinlich, — wenn wir die Sandflächen zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere, und die Verbindung dieſer mit den Ebenen des ſüdlichen Rußlands erwägen, — daß die Oſtſee und das mittelländiſche Meere, wo nicht, wie ich vermuthe, in unmittelbarer Verbindung mit einander geweſen ſind, doch einander ſehr nahe waren. Auch jenſeits des Kaukaſus ward das kaſpiſche Meer wahrſcheinlich durch jene von Nordweſt nach Südoſt ſich erſtreckenden Sandwüſten ſehr weit fortgeſetzt. Der Meerbuſen alſo, welcher den nördlichen Haupttheil von dem ſüdlichen trennte, war damals bedeutend größer, ja er reichte von Norwegen und Schweden bis nach den afrikaniſchen Konggebirgen. Auch der Archipelag war bedeutender, und die Erdzunge, die beide Theile verband, vielleicht an einigen niedrigen Stellen unterbrochen, reichte von der ſüdlichen Grenze der uraliſchen Gebirge bis nach den abyſſiniſchen. Die Hauptgebirge des damaligen europäiſchen Archipelags, die Alpen nämlich, ſind als ein Stamm anzuſehen, der ſich gegen Oſten immer kühner und weitläufiger verzweigt. So bildet die Fortſetzung der tyroler und öſterreichiſchen Alpen nach dem adriatiſchen Meere gegen Süden, und das karpathiſche Gebirge gegen Norden eine ſolche Verzweigung. Kühner aber und mannichfaltiger vertheilt finden wir dieſe Verzweigung in Aſien, wo das altaiſche Gebirge gegen Norden ſich ausdehnt, bis nach Kamtſchatka reicht, und mannichfaltige Veräſtelungen nach Sibirien hinein ſchickt, das tauriſche Gebirge hingegen gegen Süden bis Indien reicht.

Es iſt merkwürdig und für die höhere Anſicht der Erdgeſchichte, wie wir an einem andern Orte darthun werden, höchſt wichtig, daß man jenen europäiſchen Archipelag als den eigentlichen Wohnſitz der kaukaſiſchen, das heißt der im eigentlichen Sinne geſchichtlichen, Menſchenrace anſehen kann. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß wir hier nicht auf die willkührliche Grenze von Europa und Aſien Rückſicht nehmen, daß vielmehr, ſo wie das uraliſche Gebirge gegen Norden, ſo das kaukaſiſche Gebirge mit den Fortſetzungen durch Armenien, Meſopotamien, Syrien, bis nach Egypten, und das kaspiſche Meer mit ſeinen ſüdlichen, jetzt ausgetrockneten Fortſetzungen gegen Süden, die Grenze abgiebt. Auf dieſe Weiſe iſt jener Archipelag auf allen Seiten von andern Racen umgeben geweſen: gegen Süden die Neger, — denn das Atlasgebirge und die Mauritanier gehören mit zu der großen vormaligen kaukaſiſchen Inſelgruppe, — gegen Oſten und Südoſt die malaiſche, und gegen Nordoſt und Norden die mongoliſche Race. Alle ſind auf eine merkwürdige Weiſe unverändert geblieben, und noch immer ſo, wie ſie uns die alten Schriftſteller, vorzüglich Herodot, ſchildern.

Von Syrien und Perſien aus hat allmählich mit der Abnahme des Meeres die Race und ihre Geſchichte ſich über ganz Europa verbreitet. Es iſt bekannt, daß das ſchwarze Meer ſich durch den Helleſpont einen Weg bis ins mittelländiſche Meer, dieſes durch die herkuliſchen Säulen ſich einen Weg zum atlantiſchen Meere gebahnt hat. Die Spuren des Durchbruchs ſind klar, und das Ganze iſt eine unläugbare Thatſache. Eben ſo unzweifelbar iſt es, daß die Oſtſee, wie wir oben dargethan haben, durch das Kreidegebirge von Rügen, Mecklenburg, Holſtein, Dänemark und Schweden durchbrochen iſt, und dieſes größtentheils zerſtört hat. Wir glauben, daß es den Naturforſchern keinesweges gelungen iſt, die Art des Durchbruchs dieſer Meere richtig darzuſtellen. Die Gewalt, mit welcher die Ströme Felſen durchgeriſſen haben, muß mit dem abnehmenden Niveau des Waſſers überhaupt in Verbindung gebracht werden. Während dieſes die aufgeſchwemmten Ebenen bedeckte, hatte das damalige ſo viel weiter ausgebreitete Meer ein gemeinſchaftliches Bette, und eine gleiche Ebene verband das aufgeſchwemmte Gebirge in Afrika mit Italien und Spanien, ſo wie die Sandflächen im nördlichen Deutſchland und Dännemark mit Schweden. Daraus allein wird es begreiflich, wie wir in den aufgeſchwemmten Lagern in Dännemark und im nördlichen Deutſchland ſo viele Geſchiebe finden können, die theils aus den ſüdlichen deutſchen Gebirgen, theils aus den ſchwediſchen und norwegiſchen Gebirgen herrühren. Es iſt bekannt, wie viele Hypotheſen, eine unſtatthafter als die andere, man erſonnen hat, um den Urſprung jener merkwürdigen Geſchiebe begreiflich zu machen. Wenn man über die große Gewalt, die ſo mächtige Steinmaſſen in einer ſo bedeutenden Entfernung fortzurollen vermochte, erſtaunte, ſo war das nur deßhalb, weil man die gebändigte Kraft des in kleinern Betten eingeſchränkten Waſſers als Maaß anſahe. So lange das Waſſer bedeutend hoch ſtand, boten jene jetzt durchbrochenen Gebirge keinen bedeutenden Widerſtand dar; auch war die Kraft des von höhern

Punkten herabſtrömenden Waſſers geringer. So wie das Waſſer ſank, wuchs der Widerſtand der Gebirge; mit dieſem auch die Gewalt des herabſtrömenden Waſſers. Die Meeresfläche ſelbſt zog ſich nach dem Rande der ältern Gebirge, — im mittelländiſchen Meere nach Spanien und Italien — in der Oſtſee nach Schweden zurück; die gewaltigern Fluthen gruben ſich dort ein tieferes Bette. So ward Afrika von Spanien und Italien, das nördliche Deutſchland und Dänemark von Schweden getrennt. So geſchahen die Durchbrüche, und auf dieſe Weiſe erhielten die beiden Meerbuſen ihre gegenwärtige Geſtalt. Ohne allen Zweifel entſtand durch einen ähnlichen Rückzug des Waſſers die gegenwärtige Geſtalt und das tiefere Bette des kaſpiſchen Meers. Man weiß, wie es ſich ſelbſt geographiſch nachweiſen läßt, daß dieſes Meer ſeine Geſtalt mannichfaltig modificirt hat.

Wie nun die Geſtalt jenes Hauptwelttheils, der durch Europa und Afrika gebildet wird, durch eine ſo bedeutende Waſſerabnahme in einer jüngern Epoche modificirt wurde, findet man in jenem Hauptwelttheile, der durch Aſien und Neuholland dargeſtellt iſt, merkwürdige Spuren von zunehmendem Waſſer, welches Länder, die offenbar zuſammen gehörten, getrennt haben. Zwar bin ich nicht im Stande, die Art und Weiſe genau anzugeben; indeſſen wird es mir erlaubt ſeyn, auf jene merkwürdige Kette von eingeſchloſſenen Meerbuſen, die von den nördlichſten Punkten der Vereinigung zwiſchen Aſien und Nordamerika, alſo von 66° nördlicher Breite bis Van Diemens Land, alſo bis 44° ſüdlicher Breite reichen, und die ſehr deutlich auf eine weitere Erſtreckung des ganzen Welttheils gegen Oſten hinweiſen, aufmerkſam zu machen. Das kamtſchadaliſche Meer wird durch die Kette der Aleuten eingeſchloſſen, das Meer Lam durch Kamtſchatka und die euriliſchen Inſeln, das japaniſche Meer wird durch Tſchoka, Chiſcha und Japan gebildet, auf die nämliche Weiſe, wenn gleich weniger deutlich, das Meer Tong Hay durch die Inſeln Lieukieu und Formoſa; das chineſiſche Meer durch die Philippinen und Borneo, endlich ein eben ſolches Meer um Neuholland durch Neuguinea, die neuen Hebriden, Neukaledonien und Neuſeeland. Alle dieſe Inſelketten gehen, wie eine leicht gezogene Linie, in einiger Entfernung von dem feſten Lande, und richten ſich ſo, auf eine merkwürdige Weiſe, nach der Geſtalt derſelben.

Ich habe dieſe Darſtellung der Geſtalt des feſten Landes, deren Wichtigkeit hier nicht dargethan werden kann, deßhalb hier angeführt, weil die unbefangene Erwägung derſelben hinreicht, um zu beweiſen, daß alle bisherige Hypotheſen, durch welche man das Verhältniß des feſten Landes zum Meere zu erklären ſuchte, unzulänglich ſind. Noch vor kurzem glaubte man, und viele Naturforſcher glauben noch, daß die centrifugale Tendenz unter dem Aequator hier die Maſſe der Erdoberfläche vorzüglich erhöhen mußte, und daß deßhalb die Gebirge gegen den Aequator allmählich höher werden mußten. So unterwarf man die mannichfaltige Bildung der Erde einer einſeitigen aſtronomiſchen Hypotheſe. Aber die höchſten Gebirge in Südamerika ſelbſt haben keinesweges eine deutliche Beziehung auf den Aequator. In den Aequatorialgegenden in Afrika hat man keinen Grund, bedeutend hohe Gebirge zu vermuthen. Mowna-Roa auf der Inſel Owaihi, deſſen Höhen Marchand auf 2578 Toiſen ſchätzt, liegt unter 20° nördlicher Breite; der Eliasberg, der nach den Meſſungen der Expedition der Seefahrer Quadra und Galeano 2829 Toiſen hoch iſt, ſogar bei 60° Breite, und die hohe Gebirgsgegend in Bootan und Tibet, die mit den Anden in Rückſicht der Höhe wetteifert, wo nicht gar ſie übertrifft, reichen von 25 bis etwa 32° Breite. Auf dieſe Weiſe iſt, jene eingeſchränkte Anſicht, die auch keineswegeſ mit einer geſunden Geognoſie beſtehen könnte, durchaus vernichtet.

Unter den Anſichten, die etwas Wahres in ſich haben, gehört ohne allen Zweifel diejenige von Lamark und Wrede, indem ſie eine Verſetzung des Meeres gegen Süden annehmen. Auch läßt es ſich nicht läugnen, daß die in der neuern Epoche ſich zeigende Abnahme des Meeres in Europa, Nordafrika und dem weſtlichen Theile von Aſien, wie wir ſie oben dargeſtellt haben, in Verbindung mit der ſichtbaren Zunahme des Meeres auf der Oſtküſte von Aſien und Neuholland, deutlich genug für die Gewalt des Meeres in ſeiner Bewegung von Oſten nach Weſten ſpricht. Aber dieſe Hypotheſen ſelbſt, einzeln genommen, vermögen auf keine Weiſe, die Form des feſten Landes begreiflich zu machen, mag man nun, wie Lamark, den Einfluß des Mondes, oder wie Wrede, die Excentricität des Schwerpunkts der Erde als den Grund der Verſetzung des Meeres annehmen, welches ſchon daraus erhellt, daß jener merkwürdige, über alle Iſthmen gehende Erdgürtel, der den Aequator, beſonders auf der nördlichen Hälfte der Erde, unter einem bedeutenden Winkel ſchneidet, und in welchem faſt gar kein Land vorkommt, durchaus unerklärt bleibt. Auch bleibt der merkwürdige Gegenſatz zwiſchen einer nördlichen und ſüdlichen Hälfte, und das Verhältniß beider zu einander, in den verſchiedenen Hauptwelttheilen, durchaus unbegreiflich. Wer dieſes Problem, ausgerüſtet mit hinlänglichen geognoſtiſchen Kenntniſſen, und unterſtützt durch eine lebendige Anſicht der Natur, vernimmt, dem wird es nicht verborgen bleiben, daß uns hier innere und lebendigere Verhältniſſe der Bildung der Erde ſelbſt anſprechen.

Vor allem aber iſt es nothwendig, das Problem über die Bildung der Gebirge ſelbſt mit jenem in Verbindung zu bringen. Ueber die Form des feſten Landes und das Verhältniß deſſelben zum Meere läßt ſich offenbar kein richtiges Urtheil fällen, ſo lange wir keine andere Anſicht kennen, als die herrſchende mechaniſche und chemiſche, die nur ein äußeres Verhältniß, und kein inneres und lebendiges, zwiſchen dem Flüſſigen und Feſten der Erde annimmt. Und doch ſpricht, dünkt mich, die ganze Geognoſie deutlich genug für das thätige und lebendige Wechſelverhältniß beider. Eine unbefangene Anſicht der Thatſachen würde längſt den Forſcher überzeugt haben, daß die Entſtehung der Gebirge nicht aus einer einſeitigen Betrachtung der feſten Maſſe derſelben begriffen werden kann, daß vielmehr, ſo wie die Beſchaffenheit dieſer, auch die Natur des Waſſers und der Atmoſphäre in einer jeden Epoche anders modificirt erſcheinen muß. Was die Naturforſcher verhinderte, dieſe nahe liegenden Betrachtungen anzuſtellen, und auf dieſe Weiſe einen gemeinſchaftlichen Standpunkt für die Beobachtung der Veränderungen aller Elemente zu gewinnen, war das eingeſchränkte Präcipitationsſyſtem, welches aus der bornirten Anſicht der experimentalen Chemie auf die Bildungsgeſchichte der Erde übertragen ward. Eine Welt, komplicirter und verworrener als diejenige, die man erklären wollte, ward vorausgeſetzt; und kein einziger Forſcher, der das Syſtem annahm, hat gewagt, es konſequent zu verfolgen. In einer Flüſſigkeit, deren Natur kein Naturforſcher darzuſtellen vermochte, ſollte die unendliche Mannichfaltigkeit der heterogenſten Subſtanzen aufgelöſt ſeyn, ohne daß man, bei der ungeheuern Vorausſetzung, im Stande iſt, ſich von der Art der Auflöſung oder der Niederſchlagung ſelbſt einen klaren Begriff zu machen. Am wenigſten aber begreift man das Geringſte von der geſetzmäßigen Entwickelung und von dem wunderbaren Zuſammenhange verſchiedener Formationsſuiten, wie ſie in den verſchiedenen Epochen erſcheinen. Die Nautenwiſſenſchaft, ſo reich an thörichten Hypotheſen, hat vielleicht keine aufzuweiſen, die ſo ausſchweifend in ihren Vorausſetzungen, und ſo arm in ihren Folgerungen wäre, wie dieſe.

Lamark, ſo wenig begründet auch ſeine Anſichten ſeyn mögen, und ſo ſchief er die Natur auch in mancherlei Rückſicht anſieht, hat doch das unverkennbare Verdienſt, daß er die Naturforſcher auf ein höheres, lebendigeres, und über die bloße Chemie hinaus liegendes Produktionsprincip hingewieſen hat; und ſo viel man im Einzelnen gegen ihn einzuwenden hat, ſo falſch das Ganze aufgefaßt ſeyn mag, ſo ſollte man ihn doch, bei der kümmerlichen Armuth der herrſchenden Anſicht, keinesweges ſo ſehr geringſchätzen. Klar iſt es an und für ſich, daß wir über die Geſchichte der Erde niemals belehrende Aufſchlüſſe erhalten können, ſo lange die Subſtanzen derſelben, als chemiſch einfache Stoffe, abgeſondert daliegen, und nicht in ihrem lebendigen Zuſammenhange begriffen werden. Denn eine Evolutionsgeſchichte der Erde, welche die geſonderten Stoffe vorausſetzt, und die Stätigkeit der Entwickelung aufhebt, iſt ein vollkommener Widerſpruch. Ohne Grund iſt auch die Hoffnung, durch die fortgeſetzte Analyſe jenem lebendigen Zuſammenhange der Dinge unter ſich näher zu kommen. Dieſes iſt offenbar nur den kombinatoriſchen Beobachtungen vorbehalten. Denn viele Stufen der Entwickelung, wie diejenigen der verſchiedenen Metalle, wahrſcheinlich auch der Erden, ſind geſchichtlich fixirt, und können durch keine Analyſe aufgehoben werden.

Werfen wir einen Blick auf die Gebirge, dringen wir in ihre Struktur und ihre Beſchaffenheit ein: dann entdecken wir Manches, wodurch alle bisherigen Hypotheſen durchaus vernichtet werden, und was erſt anerkannt und dann begriffen ſeyn will. Denn die älteſten Gebirge zeigen uns in der merkwürdigen und geſetzmäßig ſich entwickelnden Stufenfolge, vom Granit bis zum Thonſchiefer, ein Ganzes, welches keineswegs durch irgend eine eingeſchränkte chemiſche Anſicht erklärt werden kann. Alle Glieder der Kette greifen in einander ein; bald drängt das eine, bald das andere Glied ſich hervor; ſelbſt die mannichfaltigen Lager unterwerfen ſich dem Haupttypus der herrſchenden Entwickelung. In dem Granit — wie verſchieden ſind da die Beſtandtheile von einander? Und ſtellen nicht dieſe verſchiedenartigen Beſtandtheile, der Quarz, der Feldſpath und der Glimmer, eine untheilbare Aktion dar? Das Reſiduum iſt zwar verſchiedenartig, aber die Aktion, die Quelle der Produktion, war offenbar einfach. So verſchiedenartig nun auch der Granit im Einzelnen iſt, ſo einförmig iſt er im Großen, und die wildeſten und mächtigſten Granitgebirge zeigen im Ganzen eine Einförmigkeit, wie wir ſie in andern Gebirgen kaum finden. In den älteſten Granitgebirgen treffen wir kaum bedeutende Lager, ſelten Gänge; und es iſt eine Frage, ob nicht die eingeſprengten Metalle, Zinn, Wolfram und Molybdän, in den neueſten Modifikationen derſelben vorkommen. Der Gneis iſt zwar noch immer, wie der Granit, ziemlich komponirt im Einzelnen, doch weniger als dieſer. Der Glimmerſchiefer iſt einfacher, und der Thonſchiefer noch einfacher im Einzelnen. Je einfacher aber die Maſſen im Kleinen ſind, deſto bedeutender iſt die Mannichfaltigkeit im Großen, die theils durch die Lager, die gleichförmig geſchichtet, alſo dem Haupttypus der herrſchenden Bildung unterworfen ſind, theils durch die Gänge dargeſtellt wird. So verſchieden nun auch der Granit, der chemiſchen Anſicht nach, von dem Thonſchiefer ſeyn mag, ſo iſt es doch eine unbezweifelbare Thatſache, die als eine ſolche anerkannt ſeyn will, daß eine Reihe der Entwickelung von dem einen bis zum andern Statt findet. Merkwürdig iſt bei jener großen Geſetzmäßigkeit, die in der progreſſiven Entwickelung vom Granit bis zum Thonſchiefer Statt findet, das allmählige Verſchwinden des Feldſpaths und mit dieſem hervortretende Ausſcheiden des Quarzes; denn ſo wie der Feldſpath in dem Glimmerſchiefer und Thonſchiefer verſchwindet, ſondert ſich der Quarz aus der Maſſe, und durchſtreicht die Hauptmaſſe in Adern in mancherlei Richtungen. Mit der deutlichen Hervortretung des Kohlenſtoffs in den Thonſchiefergebirgen nehmen die Quarzadern zu; ja, je mächtiger der Kohlenſtoff ſich zeigt, deſto inniger durchdringen die Quarzadern die ganze Maſſe, wie der lydiſche Stein in den Ur- und Uebergangsgebirgen deutlich beweiſt. Verhältniſſe dieſer Art zeigen deutlich genug, daß die verſchiedenen Beſtandtheile ſelbſt als lebendige Gegenſätze angeſehen werden müſſen, die bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe hervorgerufen oder zurückgedrängt werden, beide aber aus der nämlichen Quelle entſpringen. Wie lebendig aber und durchaus im Ganzen auf eine organiſche Weiſe die Oſcillationen jener komponirten Reſiduen gefaßt werden mußten, beweiſt vor allem das partielle Wiederhervortreten einiger Glieder, ja ſelbſt der ganzen Reihe; denn nachdem der Granit verſchwunden und der Gneis hervorgetreten iſt, ſehen wir den Granit in den Gneis hingelagert, und jünger als dieſen wieder hervortreten, wie z. B. auf dem Rieſengebirge. Ja die höchſt merkwürdige und in der Geognoſie Epoche machende Beobachtung von Buch und Hausmann in Norwegen beweiſt, daß, nachdem die Oſcillation vom Granit bis zum Thonſchiefer vollendet iſt, dieſe ſich noch einmal vollſtändig wiederholen kann; denn ſie haben bewieſen, daß aller Granit in Norwegen jünger iſt, als der Urthonſchiefer daſelbſt. Einen ältern Granit findet man kaum in Schweden und Norwegen. Das älteſte Gebirge iſt daſelbſt Gneis, der ſich, den allgemeinen Geſetzen der Entwickelung folgend, in Glimmerſchiefer und Thonſchiefer verliert. Dieſen Thonſchiefer bedeckend, erſcheinen wieder mächtige Granitgebirge, die in Gneis und Glimmerſchiefer übergehen, die Hauptmaſſe der ſchwediſchen und norwegiſchen Gebirge ausmachen, aber doch wol nur uneigentlich Uebergangsgebirge genannt werden können.

Aber nicht in den Urgebirgen allein, auch in den Uebergangs- und Flötzgebirgen, bis zu der neueſten Zeit, erſcheinen Fortſetzungen jener merkwürdigen Entwickelung, wenn gleich durch andere Gebirgsmaſſen zurückgedrängt, und ſelbſt aus mechaniſchen Niederſchlägen immer mühſamer, je jünger die Bildungen ſind, hervorſtrebend.

Bekanntlich enthalten die Urgebirge Lager mancherlei Art, und die Maſſen dieſer Lager ſind größtentheils eben ſowohl zuſammengeſetzt, wie diejenigen der Urſchieferformation. Beſonders in den Gliedern der Urtrappformation ſcheint ſich der Feldſpath, nachdem er in dem Glimmer und Thonſchiefer verſchwunden iſt, hingezogen zu haben. Nur erſcheint er hier in einem andern Gegenſatze. Wir finden nämlich Hornblende ſtatt Glimmer, und der Quarz wird ſeltner. Auch in den Porphyrlagern finden wir den Feldſpath wieder nur zurückgedrängter und aus einer thonichten, pechſteinartigen oder hornſteinartigen Maſſe hervorſtrebend, und in dieſer eingeſchloſſen, zuweilen aber die Hauptmaſſe ſelbſt bildend, in welche dann Quarz eingewachſen iſt. Dieſe Gebirgsformationen zeigen uns alſo den alten, in der Schieferformation ſo mächtigen Feldſpath in andern Verhältniſſen und als das Produkt anderer, zwar in ihren Reſiduen verſchiedenartig ſich zertheilenden, aber doch in ihrem Urſprunge einfachen Funktionen, und wir ſehen den Feldſpath, der dort in lebendigem Gegenſatze gegen Quarz und Glimmer ſtand, hier einen Gegenſatz bald gegen Hornblende, bald gegen Thon, Pechſtein, Hornſtein, Quarz bilden, bis endlich in den merkwürdigen Sienit, der (wenn auch nicht immer) in einer genauen Verbindung mit dem Porphyr ſteht, eine Gebirgsart wieder erſcheint, dem alten Granit durchaus ähnlich, nur daß die Hornblende an die Stelle des Glimmers tritt.

Am meiſten von den übrigen Lagern der Urgebirge getrennt und in ſich am einfachſten erſcheint der Urkalk, indeß die übrigen Gebirgsmaſſen, und wenn ſie auch noch ſo verſchieden ſind, durch den alles verbindenden Feldſpath oder durch den Quarz ein vermittelndes Glied erhalten. In den Urgebirgen ſcheint ſich der Gegenſatz zwiſchen den Kalkgebirgen und den übrigen Gebirgsarten am reinſten erhalten zu haben; ſchon in einigen Uebergangs-, noch mehr aber in den Flözgebirgen, ſcheinen Kieſel- und Thonerde ſich mit der Kalkerde inniger zu verbinden, und der Kalk erſcheint faſt immer als ein Mergel. Aber ſelbſt dieſe Iſolirung des Kalks kann uns keinesweges berechtigen, den Kalk von den übrigen Gebirgsarten zu trennen, oder jene Einheit der Quellen aller Entwickelung, die allen naturgeſchichtlichen Forſchungen zum Grunde liegen müſſen, ab-

abzuläugnen; vielmehr überzeugt uns das ſtrenge Geſetz, welches in den Urgebirgen waltet, daß die geſchloſſenen Urmaſſen, als Reſiduen einer zwar univerſellen, aber ihrem Weſen nach organiſchen Funktion, anzuſehen ſeyen.

Nichts iſt tödtender für die geſchichtliche Anſicht der Erde, als wenn dasjenige, was offenbar einen gemeinſchaftlichen Urſprung hat, durch die Trennung der Analyſe aus einander geriſſen wird. Die unbefangene Beobachtung, die niemals durch eine einſeitige Richtung des Experiments ſich einſchränken läßt, ſtellt die lebendige Kontinuität wieder her, die durch die reflektirende Analyſe vernichtet ward. Und in der That, welchen Sinn hat eine geſchichtliche Entwickelung, wenn nicht das Nachfolgende in dem Vorhergehenden begründet war? In der Präcipitationstheorie erſcheint das Nächſtfolgende in Beziehung auf das Vorhergehende durchaus als zufällig; denn daß Lager von Sand, Thon und Kalk mit einander abwechſeln, wie in den Flötzgebirgen, daß Gips, Steinſalz u. ſ. w. jenen Gebirgen ſubordinirt ſind, kann eine chemiſche Theorie nur als zufällig anſehen. Ja wenn nun, nachdem das mannichfaltigſte Leben, deſſen untergegangene Trümmer wir allenthalben entdecken, ſich regte, die ſchon belebten

Flächen mit einer harten, in ſich geſchloſſenen, keine Spur von Leben in ſich enthaltenden Maſſe, der reinen chemiſchen Maſſe der Urzeit ähnlich, bedeckt wird — ein Phänomen, welches uns die Baſaltbildung darbietet, indem ſie ſelbſt die jüngſten Flötzgebirge bedeckt — ſo kann die bloß reflektirende Chemie eine ſolche große und kühne Naturoperation, ſo klar ſie ſich dem Beobachter auch zeigt, keinesweges faſſen. Die Maſſen weichen zu ſehr von den vorhergehenden ab, und das Experiment iſt ein zu kleines Maaß für die geſchichtliche Reduktion, die hier ſich mächtig offenbart, und nichts Einzelnes, wie die experimentirende Chemie, ſondern alle Potenzen der Natur zu gleicher Zeit benutzt, und in Eine große reducirende Operation verſchlingt. So abweichend aber auch die Maſſen von den übrigen der Flötzgebirge ſeyn mögen, ſo iſt die Kontinuität der Fortbildung doch ausnehmend klar. Sandſteine mit Thonſchiefer und Steinkohlen, ja ſelbſt Braunkohlen, finden wir unter den Baſaltgebirgen. Allmählich verhärtet ſich der Sandſtein, wird quarziger, geht in Wacke, und dieſe in Baſalt über, und der Sandſtein mit der Wacke, und der Baſalt mit dem Klingſteine bilden eine kontinuirlich fortſchreitende Funktion der merkwürdigſten Art. Es iſt bekannt, daß die Porphyr- und Baſaltgebirge viel Aehnliches mit einander haben. Das Vorkommen iſolirter Kuppen (in unterbrochener Lagerung), das Uebergreifen der Lagerung, die Abſonderung der Maſſe in Platten, Säulen und Kugeln, ſelbſt das Porphyrartige der ganzen Maſſe, kommt ihnen beiden zu, aber beide bedecken auch ältere Gebirge, und unterbrechen eine fortſchreitende Bildung auf die nämliche Weiſe. Eine ſo merkwürdige Wiederkehr der nämlichen Formation, wenn gleich unter veränderten Umſtänden, wäre vorzüglich dazu geeignet, die Naturforſcher auf die große Bedeutung der in den Gebirgsmaſſen getödteten Funktionen aufmerkſam zu machen; und wir können mit Recht behaupten, daß die Entdeckung der Uebereinſtimmung zwiſchen Porphyr und Baſalt zu den wichtigſten von Werner gerechnet werden müſſen.

Wie in den Gebirgsmaſſen die abweichendſten Formen zugleich vorkommen, ſehen wir ſie auch nicht ſelten allmählich aus einer mehr einförmigen Maſſe entſtehen. In den verſchiedenen Gliedern der Trappformation verſchwindet der Feldſpath, zuweilen auch der Quarz, und kommt wieder zum Vorſchein; ja, wie in der Urſchieferformation der Thonſchiefer aus dem Granit entſprang, ſo ſehen wir umgekehrt in der jüngern Porphyrformation den granitähnlichen Sienit aus einer einförmigen thonigen und hornſteinartigen Maſſe entſtehen, und indem ſie körniger, kryſtalliniſcher, in ſich getrennter wird, erſcheint zu gleicher Zeit die Hornblende, von welcher in der Porphyrmaſſe keine Spur war. So wie der Porphyr klar genug eine retrograde Tendenz der Bildung offenbart, ſo finden wir dieſe noch deutlicher in der Baſaltformation, indem dieſe mit dem letzten Gliede der Flötzgebirge — einem ſteinkohlenhaltenden Konglomerat — anfängt, und durch thonige Wacken und porphyrartigen Baſalt ſich in Grünſtein und harten quarzigen Porphyrſchiefer verliert.

Doch wenden wir uns von den Gebirgsmaſſen und ihren weſentlichen Beſtandtheilen zu dem, wie es ſcheint, zufällig beigemengten und hingelagerten Foſſilien. Der erſte Blick auf dieſen zeigt uns nichts als Regelloſigkeit, und das bunte Gemiſch von Foſſilien, welche hier in der Maſſe eingeſprengt, dort in Gängen und Höhlen kryſtalliſirt oder in Lagern eingewachſen, bald einzeln, dann die abweichendſten Formen zuſammen, vorkommen, ſcheinen in der That die Vorſtellung von bloß zufälligem Gemenge zu rechtfertigen. Und doch werden wir gerade hier die deutlichſten Spuren von einer gemeinſchaftlichen Quelle des ſcheinbar Differenteſten entdecken. Unterſuchen wir erſt das gemeinſame und geſellige Vorkommen ſolcher Foſſilien, die einander nahe verwandt ſind, ſo haben wir Gelegenheit, die mannichfaltigen Formen und Abweichungen des nämlichen zu bewundern. So finden wir die Foſſilien aus der Sippſchaft des Talk- und Strahlſteins, den Serpentin, Talk, Asbeſt und Strahlſtein mit ihren Arten faſt immer in den Serpentin- oder in den verwandten Chloritgebirgen geſellig vereinigt. In den Agatkugeln der Mandelſteingebirge ſehen wir auf gleiche Weiſe Karneol, Chalcedon, Amethyſt und Quarz mit einander verbunden. Die verſchiedenen Erze des Silbers, Queckſilbers, Kupfers, Eiſens, Kobalts, Spießglanzes u. ſ. w. treffen wir oft auf die nämliche Weiſe zuſammen. Man wird dieſes zwar ſehr natürlich finden, aber es zeigt doch, wie mannichfaltig, den Produkten nach, eine jede Funktion ſei. Vielfälzige Kräfte ſind immer zu gleicher Zeit thätig, und war nach einem Geſetze, welches das Präcipitationsſyſtem kaum zu ahnden ſcheint. Denn daß alle Metalle Sauerſtoff, ſo auch Schwefel, bei ihrer Bildung verfanden, oder vielmehr, daß beide ſich gegenſeitig hervor riefen und neutraliſirten, läßt ſich weder durch ein zufälliges Zuſammentreffen, noch durch die Vorausſetzung des von der gegebenen Funktion getrennten Daſeyns beider begreifen. Eben ſo merkwürdig iſt in der That die Oſcillation, die in den Agatkugeln Statt findet; denn wir entdecken ſie in der nämlichen Gebirgsart in den verſchiedenſten Gegenden auf die nämliche Weiſe, oder wenigſtens ſo, daß in der anders modificirten Metamorphoſe ſich das nämliche Geſetz deutlich erkennen läßt. Wie ſehr man das eigentliche Problem, auf welches es ankommt, verkennt, wenn man glaubt, es durch eine zufällige Infiltration gelöſt zu haben, erhellt, dünkt mich, von ſelbſt.

Noch ſchöner und deutlicher erkennt man die innige Einheit der abweichenden Formen bei den mannichfaltigen Produktionen in Einer Formation. Das Verhältniß der eingeſprengten Foſſilien zu ihren Gebirgsarten erſcheint uns hier vorzüglich belehrend. Zwar gehören dieſe nicht zum Weſen der Gebirgsart, aber ſie bilden offenbar eigene Formationen, deren Daſeyn in einem tiefen lebendigen Geſetze gegründet iſt. So finden wir den Schörl in Granit, und zwar auffallend häufig, und auf eine Weiſe, die uns nicht erlaubt, ſein Daſeyn von demjenigen der Gebirgsart zu trennen. Daſſelbe gilt von den Granaten, die bald im Granit, noch häufiger im Glimmerſchiefer, an ſo vielen von einander entfernten Punkten, auf die nämliche Weiſe porphyrartig eingeſprengt, gefunden wird. Ja dieſes Foſſil bildet einen merkwürdigen lebendigen Gegenſatz mit mehreren ſehr abweichenden Maſſen. So finden wir es charakteriſtiſch eingewachſen im Serpentin, dann wieder mit Hornblendeſchiefer, Chloritſchiefer, Magneteiſenſtein und mannichfaltigen Kieſen. Lehrreicher noch ſind die Trappgebirge, und beſonders die Flötztrappformation. Denn dieſe wunderſame Maſſe, unter allen Gebirgsmaſſen ohne allen Zweifel die am meiſten metalliſche, ſo wie ſie ſich durch ihr eignes Vorkommen von allen unterſcheidet, ſcheint den durchgängigen Mangel an Verſteinerungen durch eine überraſchende Mannichfaltigkeit verſchiedener Foſſilien, die ihr eigenthümlich ſind, zu erſetzen. Augit, baſaltiſche Hornblende, Feldſpath, vielleicht noch eine Menge anderer Foſſilien in den Wacken, die Mandelſteine mit Grünerde, Zeolit und Kalkſpath, ſind dieſer Maſſe ſo charakteriſtiſch, daß ſie von ihr, ſo wie ſie vorkommen, ſich durchaus nicht trennen laſſen. Auch ganze, ſowohl Gang- als Gebirgsmaſſen, bilden nicht ſelten Gegenſätze, und treten in Beziehungen gegen einander, welche die tiefſte Ergründung fordern. Quarz, Flußſpath und Schwerſpath zeigen ſich in auffallenden Verhältniſſen, theils in den nämlichen Gangmaſſen, theils als Hauptmaſſen verſchiedener Gänge. Oft iſt es in der That, als wenn die nämliche Aktion hier den flußſauern Kalk und dort den ſchwefelſauern Baryt zu gleicher Zeit hervorriefe. Noch auffallender iſt dieſes, wenn zwei in einer Rückſicht mit einander ähnliche, in einer andern Rückſicht äußerſt verſchiedene Gebirgsmaſſen als Modifikationen der nämlichen Aktion erſcheinen. So oſcillirt der ſchwefelſaure Kalk mit dem ſalzſauren Natron, und die beſtändige und merkwürdige Beziehung dieſer ſo heterogenen Subſtanzen auf einander iſt ein allgemein bekanntes, auch oben dargelegtes Faktum.

Doch nirgends erſcheint wohl die Einheit der Formation und die Eigenthümlichkeit der Bildung mehrerer abweichender Geſtalten auffallender, als in den Erzformationen der Gebirgsmaſſen, Gänge und Lager. Es würde zu weitläufig ſeyn, wenn wir alle diejenigen Formationen erwähnen wollten, die durch Eigenthümlichkeit der Miſchung und Einförmigkeit der Verhältniſſe in den entfernteſten Ländern auf die nämliche Weiſe ſich auszeichnen. Es genügt uns hier, einige der auffallendſten und hervorſtechendſten Beiſpiele kurz zu berühren. So hat das gediegene Gold eine beſtimmte geognoſtiſche Verwandtſchaft zum Glimmerſchiefer, und zumal zum Thonſchiefer und Sienitporphyr, in welchen es eingeſprengt vorkommt. Hingegen hat man dieſes Metall auf eine ſolche Weiſe niemals in den meiſten übrigen Gebirgsarten eingeſprengt gefunden. Man findet es ſo im Zillerthal auf den Karpathen, in Südamerika, und höchſt wahrſcheinlich noch an mehrern andern Orten. Iſt die Kombination richtig, durch welche man ſchließt, daß das Gold der Flüſſe nicht auf Gängen, ſondern urſprünglich eingeſprengt in Gebirgsmaſſen, deren Verwitterung das Metall befreite, vorkäme, ſo würde dieſes Vorkommen noch viel häufiger ſeyn, und ſelbſt in vielen europäiſchen Gebirgen Statt finden. Hat aber das Flußgold in Afrika den nämlichen Urſprung, ſo muß der Reichthum der dortigen Gebirgsmaſſen außerordentlich groß ſeyn. Jenes eigenthümliche Vorkommen, ſelbſt in ältern Gebirgsmaſſen, wie vorzüglich im Granit, hat das Molybdän, Zinn und Arſenik mit dem Golde gemein.

Zu den merkwürdigſten Lagern in den Urgebirgen gehören die Lager von Schwefelkies, die ſo mannichfaltig mit Kupferkies, Bleiglanz und Quarz an vielen Orten, ja wir dürfen behaupten, faſt in allen Urgebirgen, vorkommen. — Dann die nämlichen

Subſtanzen außerdem mit Magnetkies, Magneteiſenſtein und Arſenikkies in Sachſen, Schleſien und Norwegen. In den Beiträgen zur innern Naturgeſchichte der Erde habe ich ſchon darauf aufmerkſam gemacht, wie das Titan mit dem Eiſen in ältern Gebirgen, das Mangan aber mit dem nämlichen Metalle nur in den jüngern Gebirgen vorkommt. Den Rotheiſenſtein trifft man faſt immer mit quarzigen Foſſilien, wie mit Hornſtein, Eiſenkieſel, Quarz und Jaspis, (mit den beiden letztern zumal aufs innigſte verwachſen) außerdem mit Kalkſpath, Braunſpath, Graubraunſteinerz, Eiſenglanz und Uranglimmer. Beim Brauneiſenſtein werden die quarzigen Foſſilien ſeltner, hingegen Schwerſpath, Braunſpath, Kalkſpath, zum Theil Flußſpath, deſto häufiger. Die geognoſtiſche Verwandtſchaft des Goldes mit Silber, Spiesglanz, gemeinem Schwefelkies und Strahlkies iſt bekannt. Wer kennt nicht das ausgezeichnete Vorkommen des Rutils, welcher nicht allein in derben Parthieen in Glimmerſchiefer oder in Quarznieren vorkommt, ſondern auch an allen Orten, wo er gefunden wird, in Ungarn, Sibirien und auf dem St. Gotthard im Quarz- und Bergkryſtall, wie Chlorit und Schörl, eingewachſen gefunden wird.

Mohs hat auf die merkwürdige Eigenthümlichkeit der Bleiglanze und Zinnerze von gemeinſchaftlicher Entſtehung, daß der Kalkſtein vorzüglich geneigt ſei, dieſe Verbindung zu führen, aufmerkſam gemacht. So findet ſich Bleiglanz, derb und eingeſprengt, und in gewöhnlicher Begleitung von ſchwarzer Blende in einigen Gegenden Churſachſens auf den Urkalkſteinlagern, welche in Gneis, in Glimmerſchiefer und in Thonſchiefer aufſetzen. In dem Uebergangskalkſtein findet ſich dieſe nämliche Verbindung im Villacher Alp, und wahrſcheinlich auch im Peak von Derbyſhire, und endlich in den Flötzgebirgen der Blei- und Galmeigebirge bei Krakau, Tarnowitz und in den Ardennen. Wer kennt nicht die eigenthümliche Niederlage von Kupfererz in dem Kupferſchieferflötze? Bei den Gangmaſſen drängen ſich die Beiſpiele eigenthümlicher Bildungen, und ich wähle aus der großen Maſſe nur eines der hervorſtechendſten Beiſpiele. Zu dieſen gehört nun ohne alle Zweifel jene Verbindung von Bleiglanz, Blende, Schwefelkies und Kupferkies, die man in allen Gebirgen und faſt in allen möglichen Verhältniſſen findet, hier in Lagern, dort in Stockwerken, wie zu Rammelsberg, faſt allenthalben aber, wo eine Menge von Gängen als Gangmaſſe vorkommen, wo Silbererze ſind, faſt immer mit dieſen verbunden, im Kalkſpath, Braunſpath, Quarz und Flußſpath.

Werfen wir einen unbefangenen Blick auf das im Vorhergehenden Dargeſtellte, welches wir als ſicheres Reſultat bewährter geognoſtiſcher Beobachtungen betrachten können: wem wird es dann nicht einleuchten, daß Geſtalten auf lebendige Weiſe aufgeblüht ſind und ſich entfaltet haben, deren gemeinſchaftlicher Urſprung in der erſtorbenen Funktion nicht mehr erkannt werden kann? Würde irgend einer glauben, daß Raupe, Larve und Schmetterling Modifikation des nämlichen Thieres werden, wenn es uns nicht vergönnt wäre, die allmähliche Entwickelung ſelbſt zu beobachten? Die meiſten der angegebenen Fälle ſind allgemein bekannt, und die Geognoſten ſind einig darin, daß in der Eigenthümlichkeit der Formationen ein Geſetz waltet; aber dieſes Geſetz muß ein lebendiges ſeyn, denn es regiert über die allmähliche Entfaltung der Erde. Wenn man das Experiment als Norm für die Erklärung anſieht, iſt es dann nicht klar, daß man ſich irren muß? Diejenige Zeit, in welcher die Natur nur Maſſen producirte, ſetzt nothwendig eine andere Richtung aller bildenden Kräfte voraus. Selbſt die Naturforſcher, indem ſie die feſten Maſſen ſich aus einer Flüſſigkeit präcipitiren ließen, ſind gezwungen, dieſe Flüſſigkeit ſich in einer jeden Epoche anders zu denken; ja es giebt Geologen, die ihre eingeſchränkte Anſicht ſo konſequent verfolgen, daß ſie für die Urzeit ein Meer von Flußſäure erdichteten, weil dieſe allein im Stande iſt, den Kieſel aufzulöſen. Iſt es nun gewiß, daß die erſtarrten Maſſen nur die Reſiduen ſich entwickelnder organiſcher Aktionen waren; iſt es zugleich bewieſen, daß ein großes Geſetz allmählicher Entfaltung aus den Gebirgen uns anſpricht: ſo iſt es ja klar, daß nicht das erſterbene Produkt allein, ſondern auch die Aktion, deren Reſiduum es iſt, ſich in einer jeden Epoche anders geſtalten muß. Aber folgt nicht hieraus mit unwiderſprechlicher Gewißheit, daß alle unſere Verſuche von der Gewalt der herrſchenden Erdepoche regiert werden; daß wir aus derjenigen Richtung der Kräfte gegen einander, oder richtiger, aus derjenigen Geſtalt des organiſchen Lebens überhaupt, welche die jetzige Epoche der Erde bildet, keineswegs auf die vorhergehenden zu ſchließen befugt ſind?

Doch die Natur zeigt uns auch jetzt, wie hoch ſie bei der Maſſenproduktion im Großen über die engen Grenzen des Experiments herausragt, und da, wo ſie in der That Maſſen, denjenigen der alten Gebirge ähnlich, producirt, ſcheint ſie gefliſſentlich ſolche Extreme dicht an einander geſtellt zu haben, deren innige Einheit das Experiment am wenigſten nachzuweiſen vermag. Ich deute hier auf die Meteorſteine. Zwar haben die Naturforſcher verſucht, auch hier die deutliche Aeußerung einer hervortretenden Naturbildung zu verdrängen, und, um das Bild des Lebens, gegen welches viele von ihnen eine wunderſame Scheu zu haben ſcheinen, zu entfernen, um innerhalb der Grenzen gegebener Produkte zu beharren, laſſen ſie ſich lieber jene Steine von dem Monde ſenden, als daß ſie hier das Ueberraſchende und Ueberſchwängliche in allen Richtungen der Natur erkennen ſollten. Daß die Meteorſteine in der Atmoſphäre entſtehen, leidet keinen Zweifel. Es wird bewieſen, theils durch die Unmöglichkeit, daß irgend ein ſelbſtſtändiger Weltkörper, deſſen Einheit durch ſeine eigenthümliche Schwere angegeben iſt, ſich ſelbſt widerſprechend, theilweiſe aus dieſer Einheit heraustreten könne; theils durch die beſtändige nur hier und da anders modificirte Eigenthümlichkeit der Produkte; und endlich durch ihre merkwürdige, von Ritter nachgewieſene Periodicität. Iſt dem aber ſo: wie ſehr wird dann jene Anſicht der Geognoſten, die alle

Maſſen chemiſch und auf naſſem Wege producirt wähnen, erſchüttert. Die Geognoſten haben ſich berechtigt geglaubt, aus der Art und Weiſe, wie jetzt noch Maſſen ſich präcipitiren und ſchichtenweiſe anſetzen, auf die viel mächtigern Schichtenbildungen der Gebirge Schlüſſe zu ziehen. Hier aber haben wir, als unzweifelbare Thatſache, eine Bildung gediegener und faſt durchaus metalliſcher Maſſen, aus der Atmoſphäre ſelbſt; kurz vor der Entſtehung jener Maſſen nichts als atmoſphäriſche Luft, und ohne allen Zweifel eine ſolche, die, wenn man ſie auch noch ſo genau analyſiren könnte, nichts von dem Daſeyn metalliſcher Stoffe verrathen würde — nach der Operation eine unerwartete höchſt komponirte Maſſe. Zwar ſelten und im Ganzen gering iſt die Maſſenproduktion dieſer Art in der gegenwärtigen organiſchen Epoche der Erde; haben wir aber nicht das Recht, von dieſer Maſſenproduktion, ſo wie von allen übrigen in unſerer Zeit, anzunehmen, daß ſie zurückgedrängt, und von der Gewalt der herrſchenden Organiſation überwältigt ſind? Dann aber würde dieſe Erſcheinung ſelbſt für die Geſchichte der Erde wichtiger werden, als man glaubte. Gewiß iſt es aber eben hierdurch, daß man in der Anſicht der

Entſtehung verſchiedenartiger Maſſen ein neues und tiefdringendes Feld gewonnen hat. Jene Maſſen ſelbſt ſind uns in einer andern Rückſicht merkwürdig; denn ſie biethen uns unmittelbar Beiſpiele von der Bildung in ſich verſchieden geſtalteter Produkte dar, denen der Gebirge nicht unähnlich. Wir können wohl mit Gewißheit vorausſetzen, daß die Pallasiſche Eiſenmaſſe mit zu den Meteorſteinen gerechnet werden muß, was auch Mohs dagegen einwendet. Der durchgängige Mangel an gediegenem Eiſen in allen bis jetzt bekannten Gebirgen — denn das Apokryphiſche des Kamsdorfer Foſſils iſt hinlänglich bekannt — bei der ungeheuern Eiſenmaſſe in allen Ländern, in allen Gebirgen und zu allen Zeiten, die Eigenthümlichkeit der Miſchung, indem jene Maſſe, wie diejenige der Meteorſteine, nach Klaproths Analyſe, aus einer innigen Verbindung des Nickels mit dem Eiſen beſteht; endlich das eigene Vorkommen derſelben, beweiſen dieſes hinlänglich. Daß bei den Meteorſteinen eine ſolche gediegene Maſſe nicht gefunden ward, iſt leichter bei der bisherigen Seltenheit der Meteorſteine zu begreifen, als der Mangel an gediegenem Eiſen in den ungeheuern Eiſenmaſſen der Gebirge. Die Poroſität der Maſſe kann durch ſpätere Veränderungen, durch Verwitterung und Auflöſung mehrerer Theile derſelben entſtanden ſeyn. Auffallend war es in der That, daß man — gehörte jenes Produkt den Gebirgen von Kraſnojarſk an — jene ungeheuere Maſſe ausgenommen, nichts vorfand. Pallas ſagt ausdrücklich, daß die Tataren dieſen Stein für ein vom Himmel gefallenes Heiligthum halten. Iſt nun aber der atmoſphäriſche Urſprung dieſer Maſſe gewiß: wie merkwürdig iſt dann jenes Olivin ähnliche Foſſil, welches mit der Maſſe bricht! Zeigt es nicht klar genug, wie ſich hier, aus einer urſprünglich einfachen Funktion, ganz verſchiedene Produkte entfalteten? In allen Meteorſteinen hat man, außer Eiſen und Nickel — auch die beſtändige Gegenwart dieſer durchaus verſchiedenen Metalle iſt in der That merkwürdig genug — Kieſelerde, Magneſia, Kalkerde, Braunſtein, Kohle, Schwefel u. ſ. w. gefunden, und Dree fand einen Meteorſtein, in deſſen grauer Maſſe Schwefelkieſe phorphyrartig eingeſprengt waren.

Erwägen wir das Vorhergehende, ſo können wir, ohne Furcht, ungegründete Behauptungen in die Naturwiſſenſchaft hineinzubringen, als reine Thatſache den Satz aufſtellen: daß diejenigen Körper, welche, als verſchiedene Stoffe, ihre Eigenthümlichkeit und unabänderliche Verſchiedenheit in allen Verſuchen behaupten, doch, urſprünglich und geſchichtlich angeſehen, aus Einer Quelle entſprungen ſeyn müſſen; daß wir ferner entweder alle Anſprüche auf eine geſchichtliche Anſicht aufgeben, oder jene lebendige Entfaltung für die Beobachtung fixiren müſſen.

Es entſteht hierbei die Frage: welchen Weg wir bei dieſen geſchichtlichen Nachforſchungen einzuſchlagen haben, damit nichts Willkührliches und bloß Erſonnenes, die Beobachtung trübend, ſich einſchleichen möge?

Wir haben im Vorhergehenden die Behauptung aufgeſtellt, daß mehrere Körper, deren Verſchiedenheit und hartnäckige Trennung dem experimentirenden Naturforſcher unüberwindliche Grenzen ſetzt, durch Epochen der Bildungsgeſchichte der Erde aus einander gehalten werden, ſo daß ſelbſt die Hoffnung, daß das fortſchreitende Experiment dieſe Grenzen überſchreiten könne, als nichtig erſcheint. Es iſt nothwendig, dieſe Behauptung genauer zu entwickeln und dem Grunde derſelben nachzuſpüren.

Betrachten wir diejenigen Körper, welche als Reſiduen einer vergangenen Thätigkeit die Gebirge bilden, ſo bemerken wir, daß ſie in einer Rückſicht beweglich und veränderlich ſind, daß dieſem Veränderlichen aber ein Unveränderliches zum Grunde liegt, welches allen Bemühungen der experimentirenden Naturforſcher trotzt, und als Grenze des Experiments oder als Stoff erſcheint. Alles Bewegliche der feſten Körper der Erde dreht ſich um die Oxydation und Hydrogeniſation; und der unveränderte Träger jener Veränderungen iſt entweder beider Richtungen gleich fähig, urſprünglich keiner derſelben unterworfen, oder er iſt in der Potenz irgend einer derſelben fixirt. Die Oxydation und Hydrogeniſation beſtimmen ſich wechſelſeitig, rufen ſich gegenſeitig hervor, welches wir die Spannung nennen, und dieſe findet nur bei der Trennung der Träger Statt, ſtumpfen ſich wechſelſeitig ab — was wir die Neutraliſation nennen — und dieſe zeigt ſich nur bei der innigen Vereinigung und wechſelſeitigen Durchdringung der Träger.

Von jenen Trägern nun behaupten wir, daß ſie durch eine Spannung aus einander gehalten werden: eine ſolche aber, die zum Theil durch geſchichtliche Epochen der Erde fixirt iſt, und alſo durch kein Experiment aufgehoben werden kann. Wir haben anderswo bewieſen, daß die reinſte Darſtellung der Natur jener Träger durch die Metallität repräſentirt wird, und wir dürfen hoffen, daß dieſe Anſicht jetzt, nachdem die Metallität der Erden und Alkalien, wie es uns ſchon früher durch die Beobachtung einleuchtete, auch der experimentirenden Phyſik kund geworden iſt, keinen großen Widerſtand mehr findet. Denn jetzt erſcheinen alle Gebirge und ihre Maſſen als verlarvte Metalle, die auf eine gewiſſe Stufe der Oxydation fixirt ſind. Unterſuchen wir dieſe Träger genauer, ſo finden wir, daß einige in einer frühern Epoche producirt wurden, wie die meiſten Metalle; andere aber, wenn ſie gleich in einer frühern Zeit in mächtigern Maſſen und in mannichfaltigern Verbindungen hervorgebracht wurden, doch auch jetzt noch erzeugt werden, wie die Alkalien und Erden, Eiſen, Manganes, Nickel, Schwefel und Phosphor. Alle dieſe Subſtanzen aber werden nur auf eine organiſche Weiſe erzeugt, durch Pflanzen, Thiere und Meteorſteine. Dieſes allgemeine Geſetz, welches man zwar zu umgehen ſucht, aber doch gezwungen anerkennen muß, zwingt uns anzunehmen, daß jene Träger auch in einer frühern Zeit auf eine organiſche Weiſe erzeugt ſind.

Daß auch die Träger in ihrer reinſten Darſtellung, die Metalle nämlich, ſich durch eine Neutraliſation verbinden, derjenigen ähnlich, welche zwiſchen Säure und Alkali Statt findet, läßt ſich beweiſen. Denn ein Oxydirtes und ein Hydrogeniſirtes, wenn ſie mit einander in Konflikt gebracht werden, ſpannen ſich erſt gegenſeitig, ſo daß das Hydrogeniſirte, in der lebendigen Spannung der Oxydation, als ein minus Elektriſirtes, das Oxydirte aber in der lebendigen Spannung der Hydrogeniſation, als ein plus Elektriſirtes hervortritt. Erſt wenn dieſe Spannung ein Maximum erreicht hat, ſtumpfen ſie ſich in wechſelſeitiger Durchdringung ab, und erſcheinen als Neutrale. Dieſe nämliche Spannung nun findet zwiſchen den Metallen Statt; und wenn wir das eine Metall als ein hydrogeniſirtes, das andere als ein oxydirtes für das Experiment nicht darſtellen können, ſo rührt es nur daher, daß die Momente der Spannung, auf der niedrigſten Stufe fixirt, durch die höhern nicht gemeſſen werden können, indem ſie ſelbſt das Maaß für alle abgeben. Alle Metallgemiſche ſind alſo wahre Neutraliſationen.

Was ein Metall ſei, läßt ſich jetzt auf die gewöhnliche Weiſe nicht beantworten. Alle jene Kennzeichen, die nur zum Behuf des Experiments als Hülfsmittel gebraucht werden können, alſo durchaus keinen wiſſenſchaftlichen Werth haben, ſind durch

Schuſter, noch mehr aber durch die Entdeckung der Kali- und Natronmetalle vernichtet. Metalle nennen wir nur diejenigen Körper, die in keiner Richtung der Oxydation oder Hydrogeniſation fixirt, und mehr oder weniger fähig ſind, ſich in beiden Richtungen zu bewegen. Dieſe iſt eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Beſtimmung, die uns zwingt, auch die Kohle, den Schwefel und den Phosphor zu den Metallen zu rechnen, wozu uns auch, wie bekannt, andere wichtige Gründe bewogen haben. Es iſt doch wohl kein bloßer Zufall, daß diejenigen Körper, die jene Fähigkeit, in beiden Richtungen fixirt zu werden, mit den Metallen gemein haben, auch ſich mit dieſen metalliſch verbinden, und alſo auch auf der nämlichen Stufe wechſelſeitiger Neutraliſation mit ihnen ſtehen.

Obgleich dasjenige, was hier vorgetragen wird, in den Beiträgen zur innern Naturgeſchichte der Erde vollſtändiger und genauer erörtert werden ſoll, ſo halten wir es doch für nützlich, hier eine vorbereitende Anſicht vorauszuſchicken, in welcher wir die Gegenſtände nur mit wenigen Zügen und in großen Umriſſen bezeichnen werden, doch ſo, daß dieſe nicht unbeſtimmt, ſondern ſcharf und deutlich gezogen ſind. Es iſt klar, daß die vorliegende Frage nur dann vollſtändig beantwortet werden kann, wenn die Ehewie ſelbſt einen geſchichtlichen Charakter annimmt. Wie dieſes im Allgemeinen möglich ſei, indem Experiment und Beobachtung ſich durchdringen, wird aus dem Folgenden klar werden.

Wir haben behauptet, daß der Kern der Erde metalliſch ſei, und daß, ſo wie die verſchiedenen Metalle die unveränderlichen Träger der wandelbaren Richtungen ſind, eben ſo die Metallität überhaupt als das Unwandelbare der Maſſe erſcheint. Die Gründe unſerer Behauptung ſind bekannt, und ſollen noch ſtrenger dargeſtellt werden. Wenn man uns, wie Schubert, entgegengeſtellt hat, daß nach unſerer Annahme die Metalle in den älteſten Gebirgen zunehmen müßten, welches keinesweges der Fall iſt, indem vielmehr die Granitgebirge die metallleerſten ſind, ſo hat man uns durchaus mißverſtanden. Man hat nicht eingeſehen, was doch aus unſerer Anſicht klar genug folgt, daß alle Metalle, die in den Gebirgen erſcheinen, nur durch partielle Reduktionen erzeugt ſind. Dieſe können aber nur da Statt finden, wo die Aktionen ſelbſt in der progreſſiven Bildung individueller und verwickelter wurden. Es iſt aber überhaupt klar, daß der Granit die einfachſte Aktion im Ganzen ſei, und daß die Verwickelungen des Individuellen, alſo auch die Möglichkeit partieller Reduktionen, in den jüngern Urgebirgen zunehmen.

Wenn wir annehmen, daß die Metalle, als die gemeinſamen Träger, alſo als die Wurzel und Urmaſſen der Erde erſcheinen, ſo haben wir auch den bedeutenden Vortheil, daß ein jedes Metall in ſeinen Verwandlungen uns den Typus der urſprünglichen Bildung der Erde darſtellt. Die Metalle ſelbſt ſind die älteſten Hemmungen der Natur, und da eine jede uralte Epoche nothwendig in die jüngere eingreift, ſo erſcheint dasjenige, was in jener größern Epoche wandelbar und veränderlich iſt, in der jüngern als ein Ruhendes und Unbewegliches. Denn die ältere Epoche iſt keinesweges eine abſolut geſchloſſene und getödtete, vielmehr umſchließt ſie die jüngere, ſo daß der innere Kern der Erde allerdings beweglich und veränderlich iſt, nur ſo, daß die lange und gedehnte Zeit, in welcher jene Verwandlungen vor ſich gehen, uns keinesweges erlaubt, dieſe in irgend einem Zeitmoment, für welchen uns das Maaß vergönnt iſt, zu erkennen. Wenn daher in einer ſpätern Epoche, wie durch große Naturoperationen in dem Gebirge, oder durch die Reduktion der Atmoſphäre in dem Meteorſteine, oder durch ſterbende Organiſation, oder endlich im Kleinen durch das Experiment, Reduktionen bewirkt werden, ſo erſcheint nothwendig als ein Fixirtes und Ruhendes, alſo auch Getrenntes, was doch in der That, nur in einer unendlich größern Epoche, ein Bewegliches und Veränderliches iſt. Wir ſehen Körper in den verſchiedenen Graden der Oxydation und Hydrogeniſation eine ganz andere Geſtalt annehmen; wir erkennen dieſes aber als verſchiedene Stufen des nämlichen Prozeſſes, weil die Verwandlung, ſobald die Umſtände gegeben ſind, in kleinen Zeitmomenten ſich überſchauen läßt. Wären dieſe Verwandlangen aber durch univerſelle Bedingungen in einer Zeit beſtimmt, die wir nicht zu überſchauen vermöchten, ſo würde eine jede Stufe nothwendig als ein Stoff erſcheinen.

So wie nun die erſten, uns daher nicht wahrnehmbaren Stufen der Oxydation und Hydrogeniſation, durch die Metalle dargeſtellt und fixirt ſind, ſo erſcheint die progreſſive Bildung der Gebirge als eine fortgeſetzte Oxydation der geſammten metalliſchen Maſſe. Dieſe Epoche iſt fixirt, wie die erſte, und das eigenthümliche Metalliſche dieſer Epoche erſcheint in der Potenz der Oxydation gebunden. Wenn das Experiment, wie in den neueſten Reduktionsverſuchen, auch im Stande iſt, durch Hervorrufung intenſiver Spannungen jene Oxydation momentan aufzuheben, ſo ſtellen ſie ſich doch, ſobald die Spannungen aufgehoben ſind, mit großer Energie wieder her. Die Grenze aber, die hier fixirt iſt, vermag das Experiment ſo wenig wie bei den Metallen zu überwinden, oder eine Erde in einer andern zu verwandeln.

Wenn nun gleich alles in dieſer Epoche in der Potenz der Oxydation fixirt iſt, ſo erſcheinen doch in dieſer Grenze alle Stufen der Spannungen und der Neutraliſation wieder. Man hat in der Chemie die Geſetze der Spannungen und der Neutraliſation keinesweges ſicher und gründlich genug feſtgeſetzt. Berthollet und Winterl haben das Verdienſt, daß ſie die erſten waren, welche bewieſen haben, daß der Gegenſatz der ganzen Chemie und der Wendepunkt aller Verwandtſchaften durch Säure und Alkali begründet war. Zu ſchnell aber und ohne hinreichenden Grund haben ſie die ſchöne Entdeckung Lavoiſiers, der dieſen Gegenſatz am reinſten durch Sauer- und Waſſerſtoff dargeſtellt fand, aufgegeben. Man erſtaunt, wenn man findet, daß der ſcharfſinnige Berthollet jenes durch ſo vielſeitige Erfahrungen bewährte Geſetz bloß deshalb aufgab, weil er entdeckte, daß Schwefel-Waſſerſtoff die Lackmustinktur röthete, und mit Alkalien und alkaliſchen Erden ſich neutraliſirte. Es iſt keinesweges einzuſehen, warum man den Schwefel-Waſſerſtoff, und nicht eben ſo gut die Alkalien, die ſchon durch ihre Beſchaffenheit eine angehende Oxydation vermuthen ließen, die Rolle der Säure ſpielen läßt.

Durch Winterl iſt es bewieſen, daß der nämliche Körper, unter veränderten Umſtänden, als ein oxydirender, hydrogeniſirender und neutraler erſcheinen kann. Dieſes iſt mit mehreren Metalloxyden und Erden der Fall. Die Erden und Alkalien ſind alle als Oxyd zu betrachten, und doch bilden ſie unter ſich einen Gegenſatz, auf eine ſolche Weiſe, daß das hydrogeniſirte Extrem durch das Ammoniak, das oxydirte Extrem aber durch die Kieſelerde dargeſtellt wird. Genauere Verſuche, auf dem von Winterl angefangenen Wege fortgeſetzt, würden uns ohne allen Zweifel überzeugen, daß die meiſten Erdarten, wie die Thonerde, amphoteriſcher Natur ſind. Ein deutlicher Beweis hiervon iſt uns aber die Neutraliſation des Schwefel-Waſſerſtoffs mit den alkaliſchen Erden und den Alkalien. Denn wir haben Grund zu vermuthen, daß der Schwefel-Waſſerſtoff mit einer ſehr großen Intenſität hydrogeniſirt ſei, ſo daß die Alkalien und alkaliſchen Erden, die ſich gegen die übrigen Erdarten und Säuren als hydrogeniſirte betragen, vielmehr gegen den Schwefel-Waſſerſtoff als Oxydirtes hervortreten, auf die nämliche Weiſe, wie wir ſehen, daß Körper, die, mit den meiſten übrigen gerieben, poſitiv elektriſch werden, doch mit einigen andern negativ elektriſirt werden können. Ja ſelbſt die rothe Farbe der Lackmustinktur, wenn wir ein ſolches unſicheres Kennzeichen nach den Einwendungen von Winterl wollten gelten laſſen, könnte ohne allen Zweifel durch Hervorrufung einer ſchwachen Säure erklärt werden. Auf die nämliche Weiſe ließe ſich in der That die Aktion ſonſt hydrogeniſirter Körper in ihrer Verbindung mit ſtärker hydrogeniſirten, die neutralen Verbindungen der Alkalien mit den Oelen in den Seifen und eine Menge von Winterl angeführte ſynſomatiſche Verbindungen erklären. Am meiſten haben die Chemiker, auch Winterl und Berthollet, ſich geirrt, indem ſie das Hydrogeniſirte mit dem Baſiſchen verwechſeln, wodurch ſie auch Ritter'n zu der Behauptung verleiteten, daß das Hydrogeniſirte das Prinzipium des Starren und Unveränderlichen ſei. Denn allerdings erſcheint das Hydrogeniſirte unter der verwaltenden Potenz der Oxydation als eine bloße Reduktion, und vermag nur durch eine große Intenſität der Entgegenſetzung, die nur ſelten Statt findet, das wahre Extrem der Hydrogeniſation zu erreichen. Aber dieſe bloße Reduktion iſt in der That als eine relative Hydrogeniſation anzuſehen, wovon uns die galvaniſche Batterie, die uns alle Stufen derſelben darſtellt, auf das deutlichſte überzeugen kann.

So wie nun die Metalle auf der niedrigſten Stufe gleichförmiger Oxydation und Hydrogeniſation eigene Geſetze gegenſeitiger Abſtumpfung und gemeinſchaftlicher Verbindung darſtellen, welche bei den regenerirten Metallen einer ſpätern Zeit wieder erſcheinen, und im Ganzen genommen die eigentliche Thätigkeit der wahren Urzeit offenbaren, ſo zeigen ſich dieſe nämlichen Geſetze, nur anders modificirt, in der jüngern Epoche einſeitig herrſchender Oxydation. Da wir wiſſen, daß die Erdarten und Alkalien ſich unter ſich wie Oxydirtes und Hydrogeniſirtes verhalten, daß auch die Metalloxyde bald ſaurer bald alkaliſcher Natur ſind; ſo folgt, daß alle Steinarten und Maſſen der Gebirge, die aus dieſen zuſammengeſetzt ſcheinen, wahre Neutraliſationen ſind. Es darf uns keinesweges befremden, daß in dieſen ſich mehrere Träger bis zur vollkommenen Identität durchdrängen. Schon die Auflöſung eines Metalls in Säuren zeigt uns in ſeiner anſcheinenden Einfachheit durchaus das Nämliche. Denn der erſte Gegenſatz zwiſchen Sauerſtoff und Metall, in welchem das Metall die Rolle des Hydrogens übernimmt, und welcher durch gegenſeitige Abſtumpfung und Verbindung aufgehoben iſt, tritt in einem neuen Gegenſatze, gegen eine Säure geſetzt, ganz als ein Hydrogeniſirtes auf. So ſehen wir auch die Thonerde erſt die Natur einer Säure zeigen, im Gegenſatz gegen ein Alkali, dann aber wieder die neutrale Verbindung von Thonerde und Kali als ein Hydrogeniſirtes gegen Schwefelſäure auftreten, und ſich mit dieſer neutraliſiren. Dieſes kann nun auf eine viel verwickeltere Weiſe Statt finden, und dadurch können Verbindungen ſehr zuſammengeſetzter Art hervorgerufen werden, ſo daß die verſchiedenen Maſſen — Feldſpath, Glimmer und Quarz in dem Granit u. ſ. w. — die erſtarrten Spannungen, die ſcheinbare Zuſammenſetzung homogener Steinarten aber die verwickelten Neutraliſationen darſtellt. Eine jede Steinart, ſo zuſammengeſetzt ſie auch erſcheinen mag, iſt wahrhaft einfach, indem mit der Abſtumpfung auch die gegenſeitige Verſchiedenheit verſchwunden iſt. Durch die Analyſe, die durch Reagentien die erloſchenen Spannungen wieder hervorrufen, entſteht in der That ein Mannichfaltiges aus Einer Quelle, nach dem nämlichen Typus, wie urſprünglich in den Gebirgen. Es iſt unbegreiflich, wie man die vollkommene Einfachheit derjenigen Körper, aus welchen man mehrere Stoffe erhielt, hat überſehen können, ſo daß man ihnen lieber eine ſinnloſe und unbegreifliche Kompoſition andichtete, um eine falſche Anſicht zu retten, als daß man das einfache Faktum anerkennen ſollte.

Alle Geſchichte iſt einfache Erzählung, und wo man äußere Hülfsmittel, erſonnene Erklärungen, oder erdichtete Einzelheiten, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, bedarf, um die Thatſachen mit einander zu verknüpfen, da hört das ächt-hiſtoriſche auf; wie vielmehr da, wo man nicht bloß eine Fixion an die Spitze ſtellt, ſondern auch, von vorn herein, die Kontinuität und lebendige Entfaltung aufhebt. Daß diejenige Anſicht, deren große und allgemeine Umriſſe wir im Vorhergehenden entworfen haben, nicht eine bloß erſonnene, ſondern eine aus der Natur entſprungene ſei, ſoll eine kurze Betrachtung bezeugen.

Was ſich allerdings höher begründen läßt, und auch in ſeiner einfachen Darſtellung einen höhern Werth hat, als denjenigen erſonnener Stoffe und Kräfte, ſtehe hier als eine bloße Vorausſetzung; der Satz nämlich: daß Alles, was ſich entgegengeſetzt iſt, urſprünglich Einer Natur ſei, daß ferner ein jeder lebendige Gegenſatz ſich ſelbſt aufzuheben ſtrebt, und die urſprüngliche Einheit wieder herzuſtellen ſucht. Das reinſte Schema dieſer Entgegenſetzung des urſprünglich Homogenen iſt der Magnetismus, in welchem der Gegenſatz als ein Unüberwindliches und Starres fixirt iſt. Daß der Magnetismus, dem Weſen nach, nicht von der Elektricität verſchieden iſt, beweiſet der Ritterſche Verſuch mit einer Batterie aus magnetiſchen Platten erbauet; denn eine jede Platte galt hier zwei differenten metalliſchen gleich. Die erſte Oſcillation, durch welche ein gegebener Gegenſatz zweier differenter Körper ſich aufzuheben ſtrebt, iſt die Elektricität, doch ſo, daß der urſprüngliche Gegenſatz nicht verſchwindet. Dieſes iſt die reine und einfache Thatſache ohne allen Zuſatz irgend einer Erklärung. Daß aber die Elektricität nur zwiſchen Körpern Statt findet, welche urſprünglich Einer Natur ſind, und, es ſei nun wodurch es wolle, aus ihrer urſprünglichen Gleichförmigkeit getreten ſind, davon zeigt uns die Betrachtung der Natur auffallende Beiſpiele. Denn der nämliche Körper tritt in elektriſche Oppoſition gegen ſich ſelbſt, wenn er theilweiſe verändert wird: ſo das Rauhe gegen das Glatte, das Harte gegen das Weiche, das Kalte gegen das Warme. Hier iſt aber nicht von einer Veränderung der Natur des Körpers die Rede, ſondern nur von einer Modifikation der urſprünglichen einfachen Beſchaffenheit derſelben. Da nun dieſe Modifikationen Elektricität hervorrufen, ſo ſchließen wir, daß, wo der elektriſche Gegenſatz hervortritt, auch Modifikationen der nämlichen Subſtanz Statt finden müſſen, nur ſo, daß dieſe, ſelbſt geſchichtlich fixirt, für das Experiment unüberwindlich ſind.

Man vergeſſe nicht, daß wir hier nur Thatſachen erzählen, und ihrem einfachſten Zuſammenhange nachſpüren, keinesweges erklären wollen. Auch erlaube man uns, hier die einfachſten Geſetze nach einer Anſicht zu entwickeln, in deren Beſitze zwar ſchon ſeit längerer Zeit die Phyſik iſt, die aber bis jetzt keinesweges von den Naturforſchern beſonnen und ruhig genug erwogen wurden.

Das Maximum derjenigen Richtung, deren erſte und niedrigſte Stufe wir in den entgegengeſetzten Metallen erkannten, iſt durch Sauer- und Waſſerſtoff dargeſtellt. Eben daher, weil hier die höchſte Spannung Statt findet, erſcheint auch in der gemeinſchaftlichen Durchdringung die reinſte Neutraliſation. Daß Sauer- und Waſſerſtoff, wenn gleich in ihnen ein nicht wahrzunehmendes Minimum des Subſtrats Statt findet, doch auch mit denjenigen Körpern, in welchen die Träger vorwaltend ſind, urſprünglich eins ſeyn müſſen, erhellt, unſerer einfachen Vorausſetzung nach, daraus, daß beide in einen lebendigen Gegenſatz ſelbſt gegen die reinſten Träger zu treten vermögen. Dieſe Entdeckung verdanken wir vorzüglich der Galvaniſchen Säule. Denn in dieſer erſcheint, durch den fixirten Gegenſatz der Träger vermittelt, die im Waſſer erſchlaffte Spannung von Sauer- und Waſſerſtoff, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß das relativ hydrogeniſirteſte Metall, welches wir das poſitive nennen, den Sauerſtoff, das relativ oxydirteſte aber, welches wir das negative Metall nennen, den Waſſerſtoff anzieht. Dieſe Anziehung iſt eine wahre elektriſche, und läßt ſich von der Elektricität, einfach angeſehen, keinesweges trennen. Da aber im Waſſer die reinſte Neutraliſation, in der erregten Differenz daher auch die reinſte Spannung dargeſtellt iſt; ſo wird der Sauerſtoff, da alle Spannungen ſich wechſelſeitig beſtimmen und erhöhen, in dem ihm entgegengeſetzten Metall, auch das relative Maximum der Hydrogeniſation, der Waſſerſtoff aber in dem ihm entgegengeſetzten Metalle, das relative Maximum der Oxydation hervorrufen. Wo aber dieſes gefunden iſt, ſtumpfen ſich die Gegenſätze ab, durchdringen ſich gegenſeitig, und es entſteht dasjenige, was wir den chemiſchen Prozeß nennen. Der Magnetismus iſt alſo da, wo aus dem Mittelpunkte der Gegenſatz fortdauernd entſpringt, die Elektricität da, wo in dem bleibenden Gegenſatze der Indifferenzpunkt geſucht wird, der chemiſche Prozeß aber da, wo der Gegenſatz in dem Indifferenzpunkte relativ verſchwindet.

So einfach dieſe Anſicht iſt, und ob ſie gleich von einem großen Geiſte zu einer Zeit ausgeſprochen ward, wo die jetzt allgemein bekannten merkwürdigen Entdeckungen der neuern Phyſik noch unbekannt waren, ſo hat ſie ſich doch durchaus beſtätigt, und wir werden an einem andern Orte durch eine ſorgfältige Unterſuchung und Kombination aller bekannten Entdeckungen darthun, daß dieſe Anſicht das leitende und ordnende Prinzip aller neuern Erfahrungen enthalte; auch fordern wir hiermit alle Naturforſcher auf, uns irgend eine Entdeckung zu nennen, die, wenn ſie eine reine Thatſache enthält, und mit ſich ſelbſt im Klaren iſt, jener Anſicht widerſpräche.

Der Sauer- und Waſſerſtoff durchdringen alſo ihre Träger, nachdem ſie den Gegenſatz in ihnen hervorgerufen haben. Wird die Spannung fortgeſetzt, und iſt der Träger ſolcher Art, daß ihm nicht durch ſeine urſprüngliche Natur ein beſtimmtes geringeres Maaß der Oxydation vorgeſchrieben iſt, ſo ſteigert ſich dieſe, durch die Spannung hervorgerufen, ſo, daß der ganze Träger als ein einſeitig Oxydirtes hervortritt, und zwar kann die Intenſität der Oxydation ſo erhöhet werden, daß die Energie des Gegenſatzes diejenige des einfachen Sauerſtoffs übertreffen kann. Doch iſt es der Sauerſtoff allein, oder vielmehr jene Richtung, die durch den Sauerſtoff dargeſtellt wird, welche hier das Thätige iſt; nur daß der Gegenſatz an ein Subſtrat fixirt, in einer größern Spannung gegen ein anderes treten kann. Der Sauerſtoff ſelbſt aber kann das Maaß der Entgegenſetzung, welches einem Körper durch ſeine Natur beſtimmt iſt, nicht überſchreiten. Hierin, daß die fixirende Gewalt des Subſtrats zurückgedrängt wird, liegt auch der Grund, warum einige gasförmige Säuren, wie z. B. die überſaure Salzſäure, nicht mit der Intenſität der Oxydation reagirt, wie bloße Salzſäure, und weßhalb die Menge des Sauerſtoffs nicht allein die Stärke einer Säure beſtimmt. Und hierdurch wird zugleich der Einwurf aufgehoben, welchen Winterl zuerſt gegen die Annahme, daß der Sauerſtoff das ſäuernde Prinzip ſei, aufgeſtellt hat. Ich hoffe, daß, wenn man, was wir hier geſagt haben, mit demjenigen verbinden, was wir oben von dem Schwefelwaſſerſtoff bemerkten, man einſehen wird, daß der Gegenſatz von Sauer- und Waſſerſtoff allerdings demjenigen von negativer und poſitiver Elektricität gleichzuſetzen iſt. Die Naturforſcher ſcheinen, indem ſie auf der einen Seite den unwandelbaren Geſetzen der Natur mit großer Emſigkeit nachſpüren, anderer Seits einen geheimen Scheu vor der Darſtellung derſelben zu haben. Wenigſtens iſt es nicht leicht, die Neigung der Naturforſcher, die Spuren einer ſtrengen Geſetzmäßigkeit wankend zu machen, aus einer bloßen Furcht vor der Willkührlichkeit zu erklären. Sie ſcheinen zu befürchten, daß die Fixirung beſtimmter Formen die freie Richtung der Beobachtung und die unbefangene Nachforſchung beſchränken, wo nicht gar vernichten möchte. Aber iſt denn nicht das mannichfaltige Leben der Erde an den nämlichen und gleichförmigen Typus des Jahreswechſels, ja die Offenbarung unendlich mannichfaltiger Individualitäten und geſchichtlicher Entwickelung an die nämliche Form menſchlicher Geſtaltung ſtrenge gebunden? Nichts iſt wol mehr zu wünſchen, und nichts würde der wahrhaft freien Naturforſchung nützlicher und gedeihlicher ſeyn, als wenn man die reinen Geſetze des einfachen Gegenſatzes mit möglicher Schärfe beſtimmte. Jenen großen Gegenſatz der Oxydation und Hydrogeniſation, der uns in der ganzen Naturwiſſenſchaft und in allem Wechſel eigenthümlicher Bildungen auf die nämliche Weiſe begegnet, müſſen wir mit großer Schärfe herauszuheben und zu beſtimmen ſuchen, überzeugt, daß die Strenge und das Herbe der Form die große Freiheit der Produktionen keinesweges aufhebt, ſondern mit dieſer vielmehr Eins iſt. Wir können uns in der That nicht verbergen, daß die große Leichtigkeit, mit welcher man, ſo vieler überraſchender Erfahrungen ungeachtet, durch wenig ſcheinbare Ausnahmen ſich berechtigt glaubte, das ſchon anerkannte Geſetz aufzuheben, die Fortſchritte der Phyſik auf mancherlei Weiſe aufgehalten hat; und es läßt ſich hoffen, daß, wenn man zu der Einfachheit des erſt entdeckten Geſetzes zurückkehrt, mancher ſcheinbare Widerſpruch ſich löſen werde.

Wir ſtellen es alſo als ein feſtes, auf mannichfaltige Thatſachen gegründetes und noch keinesweges erſchüttertes Geſetz auf, daß der Sauerſtoff das Extrem negativ-elektriſcher Spannung, der Waſſerſtoff eben ſo das Extrem poſitiver Spannungen darſtelle, und daß in dieſer Eigenſchaft die chemiſche Thätigkeit der Natur begründet iſt. Dieſes als Thatſache feſtſtellend, betrachten wir die Evolution der Gebirge im Allgemeinen, in ſo fern ſie Geſetzen polariſcher Entgegenſetzungen unterworfen ſind.

Wir können es wohl mit Beſtimmtheit vorausſetzen, daß die allmähliche Entwickelung, die vom Granit bis zum Thonſchiefer mit der ſchönſten Regelmäßigkeit Statt findet, einen fortſchreitenden Oxydationsprozeß bezeichnet. Denn auf eine lebendige Weiſe ſehen wir die Kohle ſich aus dem Gebirge entfalten, bis ſie in dem letzten Gliede vorwaltend wird. Und zwar iſt dieſes ein eigentlich oxydirter Kohlenſtoff, nicht ein ſolcher, wie in der vegetabiliſchen Kohle, wo der urſprünglich oxydirte Kohlenſtoff zu gleicher Zeit in eine Hydrogenſpannung erſcheint. Jene allgemein hervortretende Oxydation beſtimmt das herrſchende Maaß, welchem alle untergeordnete Spannungen unterliegen, und innerhalb welches alle Gegenſätze hervorgerufen, fixirt, oder wiederum durch Neutraliſation aufgehoben werden. An einem andern Orte werden wir dieſes mit möglichſter Genauigkeit verfolgen, und die ſorgfältige Entwickelung des Einzelnen wird auch über das waltende Geſetz im Ganzen ein Licht verbreiten. Hier bemerken wir nur, was merkwürdig genug iſt, daß die Spannung diejenige, welche unter den Erdarten Statt findet, im Ganzen nicht übertrifft. Die einzigen Maſſen, die über das Maaß heraustreten, ſind Schwer- und Flußſpath, indem in dieſen die Schwefel- und Flußſpathſäure ſich zeigen, welches auch eine höhere Spannung der Hydrogeniſation bei der Schwer- und Kalkerde, mit welchen ſie neutraliſirt ſind, vorausſetzt. Aber dieſe Neutralen ſowohl als diejenigen, in welche metalliſche Säuren, wie Cromiumſäure, Wolframſäure, Phosphorſäure, mit Metallen und Erdarten neutraliſirt vorkommen, treffen wir faſt immer entweder in geringer Menge oder gangweiſe, wo ſie dann bekanntlich entweder neuern Urſprungs ſind, oder wenigſtens als mehr von dem Ganzen abgetrennte Aktionen angeſehen werden können, die das größere erlangte Maaß der Spannungen nur im Einzelnen andeuten, ohne daß ſie im Stande ſind, das waltende Geſetz im Ganzen zu unterdrücken. Der Schwer- und Flußſpath, jene merkwürdigen Maſſen, die von außerordentlicher Mächtigkeit nicht ſelten als Ganganfüllungen vorkommen, niemals aber als Lager angetroffen werden, bilden eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, die von demjenigen, der über die Natur der Gänge Kenntniſſe zu erlangen trachtet, nicht ſorgfältig genug beachtet werden kann. Denn daß die mächtigen Maſſen, die bei Roſlebenrode auf dem Harze und bei dem Dorfe Herges auf dem Thüringer Waldgebirge vorkommen, wahre Gänge und keine Lager ſind, iſt wol unter den Geognoſten gewiß. Unſerer Anſicht nach hat die Wernerſche Ausfüllungstheorie, wenn ſie auch innerhalb ihrer Grenzen noch ſo vollendet wäre, doch keinesweges das Weſentliche des zu löſenden Problems, ſondern nur das Untergeordnete, das Phänomen begleitende Mechaniſche deſſelben, zu faſſen gewußt. Die merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen Gang und Lager, mit Rückſicht auf die Eigenthümlichkeit der Maſſen derſelben, beweiſen vielmehr, wie die Natur gewußt hat, an einzelnen Orten und unter ganz verſchiedenen Umſtänden eine größere Freiheit für die Ausbildung individueller Verhältniſſe zu erlangen, ſo daß dasjenige, was, von dem Ganzen verſchlungen, in den Gebirgsmaſſen ſich unreiner darſtellt, der eigenen Natur folgend, eine eigene Bildung anzunehmen fähig war. Daher die reinen und zum Theil ſo regelmäßigen Geſtalten mannichfaltiger Foſſilien, die ſich abgetrennt gebildet haben. Dieſes ſcheint im Ganzen mehr bei den Gängen als bei den Lagern der Fall geweſen zu ſeyn, und zwar vorzüglich bei ſolchen Gängen, deren Entſtehungszeit beträchtlich jünger iſt, als diejenige der

Gebirgsmaſſen, in welchen wir ſie finden. Daher ſind die älteſten Gänge, im Ganzen genommen, am einfachſten, wie die Granit-, Gneiß- und Quarzgänge. Je jünger ſie ſind, deſto mannichfaltiger ſind die Bildungen derſelben, wenn nicht die Gewalt der jüngern Gebirgsmaſſen plötzliche Gangausfüllungen veranlaßte, die keine Individualiſirung erlaubten, wie dieſes bei den Porphyr-, Trapp-, Wackengängen u. ſ. w. der Fall iſt. Wo aber die Mannichfaltigkeit der einzelnen Geſtalten ſich ungebunden entwickeln könnte, da finden wir alle Stufenfolgen von der höchſten Reduktion zur urſprünglichen Metallität, in den gediegenen Metallen, bis zur höchſten Spannung und darauf folgenden Neutraliſation in den Gangmaſſen, wie bei Fluß- und Schwerſpath. Auch glauben wir beweiſen zu können, daß die ſogenannten ältern Gangformationen bei der Produktion der jüngern deſſelben Ganges keineswegs eine bloß paſſive Rolle geſpielt haben, ſo wenig wie die Gebirgsmaſſe ſich bei der Bildung der erſten an ihren inneren flächen-anſetzenden Formationen leidend verhielt; vielmehr wird eine genaue Betrachtung das dynamiſche Geſetz der Entwickelung keineswegs verhehlen.

Wie nun in der Formation der Gänge eine lebendige Aktion erkannt wird, ſo iſt auch die Entwickelung der ganzen Gebirgsmaſſe, vom Granit bis zum Thonſchiefer, nur als eine ſolche zu begreifen. Nun iſt es zwar gewiß, daß der Oxydationsprozeß, durch welchen jene Bildungen der Urgebirge hervorgerufen wurden, in einer frühen Epoche der Erdbildung vorzüglich herrſchend geweſen iſt; aber daraus folgt keinesweges, daß ſie über die ganze Erde zu einer beſtimmten Zeit allein herrſchte und mit dieſer gänzlich verſchwand. Vielmehr kann ein partielles Zurückſinken zu der frühern Bildung, ſelbſt in ſpätern Epochen, ſehr wohl Statt gefunden haben. Auch können ganze Regionen der Erde zurückbleiben, während in andern die Bildungen fortgeſchritten ſind. Dieſes ſcheint z. B. mit Amerika der Fall zu ſeyn, welches in der That ein neueres Land zu ſeyn ſcheint. Sollte nun dieſe Vermuthung von Amerika den Naturforſchern zu gewagt dünken ob wir gleich die Gründe dieſer Vermuthung an einem andern Orte zu entwickeln uns beſtreben werden ſo ſcheint ſie deſto wahrſcheinlicher, auf Norwegen und Schweden angewandt. Denn hier haben wir durch Hausmann und v. Buch die merkwürdige Wiederholung der Urbildung in ihrer ganzen Folgenreihe kennen gelernt, und zu gleicher Zeit ſind doch die Flötzgebirge offenbar zurückgedrängt, ſo daß die großen Landſeen in beiden Reichen die zukünftigen Flötzebenen zu bilden ſcheinen. In der That iſt es glaublich, daß wir mehrere Beiſpiele von der Wiederholung älterer Bildung finden würden, wenn nicht die angenommene Hypotheſe die meiſten Fälle für uns verbarg. Sollte nicht der jüngere Granit, der am Fuße des Erzgebirges in einer genauen Verbindung mit dem Weißſtein erſcheint, eine ſolche ſpätere Oſcillation der Granitbildung anzeigen? und ſollte man nicht, bei gehöriger Unterſuchung, in den Urgebirgen Erſcheinungen entdecken können, denjenigen ähnlich, welche uns das bekannte Wehrauer Flötz darbietet, in welchen eine Flötzbildung, jünger als diejenige der aufgeſchwemmten Gebirge, hervortritt?

Es leuchtet von ſelbſt ein, daß dieſe lebendigere Anſicht uns erlaubt, über die Grenzen des bloßen Präcipitationsſyſtems herauszutreten, ſo daß mehrere Formen der Maſſen gleichzeitig entſtehen, und ſich lebendig in ihrer Form beſtimmen können. Unzählige Erſcheinungen zeigen deutlich nach einer Wechſelbeſtimmung der Maſſen im Großen hin, derjenigen ähnlich, die im Kleinen zwiſchen den verſchiedenen Subſtanzen der Gangmaſſen Statt findet.

Was nun das Verhältniß des Flüſſigen zum Feſten betrifft, ſo iſt es zwar nothwendig, ſich den Keim aller Bildungen als ein Flüſſiges vorzuſtellen, doch ſolchergeſtalt, daß dasjenige, was wir jetzt Waſſer nennen, mit jener Urflüſſigkeit durchaus unvergleichbar iſt. Denn das Waſſer ſtellt nicht die urſprüngliche Flüſſigkeit, ſondern dieſe, in ſo fern ſie dem Feſten und Starren entgegengeſetzt iſt, dar. Noch immer zeigt uns eine jede lebendige Entfaltung, wie diejenige der Pflanzen und Thiere, eine urſprüngliche Kugelgeſtalt, in welche, mit der erſten Entgegenſetzung, der Keim der ſich entfaltenden Produktion geworfen iſt. Dieſe erſte Entgegenſetzung iſt der Grund und Boden aller folgenden, und wirkt beſtimmend auf ſie. Was wir ſo in aller lebendigen Bildung finden, das zeigt ſich bei der geſchichtlichen Entfaltung der Erde im Großen. Der urſprüngliche Gegenſatz, durch zeugende Kräfte des Univerſums in die Urflüſſigkeit hervorgerufen, war der Magnetismus und die ſich an ihn anſchließende Metallität. Dieſer Gegenſatz bleibt in allen nachfolgenden, und wirkt beſtimmend auf ſie. Diejenige Urflüſſigkeit, welche jene Bildungen vom Granit bis zum Thonſchiefer enthielt und aus ſich entwickelte, hat ſich auf die nämliche Weiſe durch Hervorrufung des urſprünglichen Gegenſatzes geſtalten wollen, nur ward die Art und Weiſe, wie der Gegenſatz ſich darſtellte, durch die vorangehende Bildung des metalliſchen Kerns beſtimmt. Nun iſt das, was uns die Gebirge darſtellten, eine zunehmende, einſeitige und geſetzmäßig fortſchreitende Oxydation des feſten Landes, welcher als Haupttypus alle übrige Spannungen untergeordnet ſind. Aber Oxydation und Hydrogeniſation beſtimmen ſich wechſelſeitig, und die Spuren jenes Gegenſatzes finden wir ſchon in den Metallreihen. Nun iſt die Hydrogeniſation, wo ſie im hohen Extrem hervortritt, expandirend, und wir haben alſo Grund zu vermuthen, daß der ſtarre Gegenſatz, der in den Metallen feſtgehalten wird, durch die Gewalt der Oxydation und Hydrogeniſation ſolchergeſtalt auseinander gehalten wird, daß der Gegenſatz, durch den Sauerſtoff kontrahirt, das feſte Land bildet, während der andere Gegenſatz, von dem Waſſerſtoff expandirt, die Atmoſphäre ausmacht. In der chaotiſchen Flüſſigkeit war daher Alles, was wir expanſiv-flüſſig, tropfbar-flüſſig und feſt nennen, als das Nämliche da. Der erſte keimende Gegenſatz trennte das Starre von dem Flüſſigen, jenes als Metall und ruhende Differenz, dieſes als Waſſer und bewegliche Indifferenz. In der Flüſſigkeit aber entfaltete ſich ein neuer Gegenſatz, nur in der Gewalt verwaltender Oxydation und Hydrogeniſation. Jene bildete das feſte Land, dieſe die Atmoſphäre, und das abnehmende Waſſer erſchien wieder als das dritte vermittelnde Glied. Daher iſt das abnehmende Niveau in den Urgebirgen mit der fortſchreitenden Oxydation Eins, und die Urgebirge ſelbſt, wenn wir ſie dem Haupttypus nach betrachten, als ein Oxyd der geſammten Metallreihe.

Man darf nicht vergeſſen, daß wir die Hydrogeniſation nur als den Haupttypus der Entwickelung für die Atmoſphäre anſehen, und daß alſo hier, eben ſo wie in den Gebirgen, eine Menge untergeordneter Aktionen Statt finden können. Hier iſt es vielleicht der Ort, einiges über die urſprüngliche Hydrogeniſation des Stickſtoffs in der Atmoſphäre zu reden. Erſtens müſſen wir bemerken, daß keine Verſuche bis jetzt die Einfachheit des Stickſtoffs widerlegt haben, vielmehr ſind die unreifen Verſuche von Winterl, und ſeine Vermuthungen über die Natur des Stickſtoffs durch die Reduktion der Alkalien durchaus vernichtet. Denn da nach Seebecks und Trommsdorfs Verſuche ſelbſt das Ammoniak mit dem Queckſilber ein Amalgama giebt, ſo muß, die wir dieſes ſchon in den Beiträgen zur innern Naturgeſchichte der Erde, ohne irgend eine Anleitung von Experiment, durch die bloße Kombination im Großen mit Sicherheit geſchloſſen haben, der Stickſtoff metalliſcher Natur ſeyn; und wir haben das Recht, hier den einen metalliſchen Gegenſatz hydrogeniſirt zu erkennen, während wir den zweiten metalliſchen Gegenſatz, als Kohlenſtoff, oxydirt in den Gebirgen vorfinden. Daß nun der Stickſtoff urſprünglich hydrogeniſirt ſei, ſich auch noch immer zu hydrogeniſiren ſucht, ſcheinen viele Verſuche augenſcheinlich zu beweiſen. Die flüchtigen Metalle, der Zink, Tellurium, Spiesglanz und Arſenik, die ſich dem Kalimetalle nähern, haben eine große Neigung Hydrures zu bilden, worauf mich, ſchon ſeit Jahren, der ſcharfſinnige Oerſtedt aufmerkſam machte, und welches ſpäter auch Davy bemerkte. Die franzöſiſchen Chemiker haben ebenfalls die richtige Vermuthung gehabt, daß die Kalimetalle Hydrures wären, wofür auch die große Heftigkeit ſpricht, mit welcher ſie ſich oxydiren. Aber die bekannten Verſuche von Hauch und Wurzer beweiſen ebenfalls, daß ein geringer Grad der Hydrogeniſation des Waſſers Stickſtoff liefert, ſo wie nach Ritter die weniger oxydirbaren Metalle: Zinn, Blei und Spiesglanz. Wie leicht die Atmoſphäre den Waſſerſtoff aſſimilirt, wird auch durch de Marte's merkwürdige Verſuche bewieſen; denn dieſer, einer der geſchickteſten Luftprüfer unſerer Tage, fand, daß die atmoſphäriſche Luft unmittelbar über Sümpfen, die gekohlten Waſſerſtoff in Menge entwickelten, keine Spur dieſes Gas, ſondern, wie alle atmoſphäriſche Luft, 21 Theile Sauerſtoff und übrigens Stickſtoff enthielt. Und dieſer Verſuch wird um ſo ſprechender, wenn wir die Daltonſchen Unterſuchungen erwägen, durch welche es bewieſen wird, daß die Luftarten in der Atmoſphäre ſich nicht nach dem ſpezifiſchen Gewicht vertheilen. Es iſt wahrſcheinlich, daß in dieſer Neigung des Stickſtoffs der Atmoſphäre, ſich zu hydrogeniſiren, wenn auch nicht hierin allein, der Grund liegt, warum die Oxydation in der galvaniſchen Batterie die Metalle angreift, während der Waſſerſtoff die Metalle unangegriffen läßt und in Gasgeſtalt entweicht, und wenigſtens nur bei ſehr ſtarken Spannungen Hydrures bildet.

Aus dieſer urſprünglichen Hydrogeniſation des Stickſtoffs der Atmoſphäre läßt es ſich begreifen, warum wir in dieſer niemals Waſſerſtoff entdecken, ob uns gleich der Sauerſtoff bei allen eudiometriſchen Verſuchen entgegentritt. Wenn wir annehmen, daß der Waſſerſtoff die größte Verwandtſchaft zum Stickſtoff der Atmoſphäre hat, ſo daß dieſer, wo wir ihn erhalten mögen, urſprünglich hydrogeniſirt erſcheint; ſo kann er kein Mittel geben, dieſe Verbindung zu heben. Nur ſolche Operationen, die in dem tiefen organiſchen Leben der Atmoſphäre gegründet ſind, würden im Stande ſeyn, in der Atmoſphäre Spannungen hervorzurufen, deren Neutraliſirung mit bedeutender Waſſerproduktion verbunden ſeyn würde. Daß aber ſolche in der That Statt finden, die ſich nur aus einer bedeutenden Hydrogeniſationsſpannung der Atmoſphäre ſelbſt begreifen laſſen, davon liefert uns die Meteorologie hinlängliche und unbezweifelbare Beweiſe. Wir behaupten alſo, daß dieſe Hydrogeniſation des Stickſtoffs Eins iſt mit der urſprünglichen Aktion, durch welche der Stickſtoff, der eine metalliſche Gegenſatz, als Element der Atmoſphäre expandirt ward; daß dieſe urſprüngliche Spannung ſowohl als die Oxydation des Kohlenſtoffs niemals ganz verſchwindet, und daß ſie als geſchichtliche Grundlage aller untergeordneten oder durch ſpätere Verwickelungen hervorgerufene Spannungen erſcheint.

Wir kehren zu der Betrachtung der fernern Evolution der Gebirge zurück. Wo die Spannung der Oxydation in den Gebirgen, und die Hydrogeniſation in der Atmoſphäre ein Maximum erreichte, nimmt dieſe Flüſſigkeit in ihrer Entfaltung eine andere Richtung. Dieſes Maximum iſt durch die Entwickelung des kohlenſauern Gas beſtimmt. Daß ein ſolches Maximum in den Urgebirgen wirklich Statt findet, davon kann uns die Intenſität des Kohlenſtoffs in den jüngſten Gliedern derſelben, nämlich in den Thonſchiefergebirgen, überzeugen. Es iſt bekannt, daß der lydiſche Stein, der dem Thonſchiefer untergeordnet iſt, durch ſeinen Kohlenſtoffgehalt als galvaniſcher Leiter ſich zeigt, und daß man in dieſen Gebirgen ein wahres Kohlenpulver findet.

Diejenige veränderte Richtung, die in der Urflüſſigkeit Statt findet, zeigt ſich nun durch eine wahre Reduktion der Maſſe, und zwar ſo, daß man erſtens einen Widerſtreit gegen die früher waltende Bildung, zweitens eine abweichende Lagerung entdecken wird. Denn die gleichförmige Lagerung der Urgebirgsmaſſen mit allen ihren Zwiſchenlagern, vom Granit bis zum Thonſchiefer, zeigt uns eben die organiſche Kontinuität der Entfaltung bis zum Maximum der Oxydation, die hier eine andere Richtung nimmt. Die Kennzeichen der Reduktion aber entdecken wir alle in der Porphyrformation. Auf die auffallendſte Weiſe zeigt ſich die Maſſe als eine reducirte, ſchon durch das ſtärkere Hervortreten des Feldſpaths, am meiſten aber in ihrem letzten Gliede, nämlich in dem granitähnlichen Sienit. Zwar ſcheint, neuern Beobachtungen nach, die Sienitbildung, und wahrſcheinlich auch eine ältere Hauptporphyrbildung, mit der ſekundären Granitformation, wie nach Hausmann und Buch in Norwegen, und nach Engelhard und Raumer im Erzgebirge, zuſammenzufallen. Aber iſt denn nicht auch dieſe eine wahre Reduktion? Nur eine ſolche, die in der Potenz der allmähligen Entwickelung hervortritt, und, wenn ſie gleich ſelbſt nicht im Stande war, die gleichförmige Lagerung zu überwinden — welches dennoch gewiß oft, wie in Norwegen, der Fall war — doch als erſte Anlage des mächtigen Reduktionsproceſſes angeſehen werden kann.

Dieſe Reduktion nun findet Statt, indem die Hydrogeniſation, die in der Atmoſphäre, und die Oxydation, die in den Gebirgen fixirt war, relativ erſchlafft. Dieſe Erſchlaffung war nothwendig mit einer Zunahme des Waſſers verbunden, die auch durch die Porphyrformation deutlich genug wahrgenommen wird. Die fortſchreitende Oxydation, deren regelmäßige Entfaltung uns die älteſten Gebirge zeigen, und die Reduktion durch Porphyrmaſſen zeigen uns alſo die erſten Epochen, durch welche die Maſſenproduktion ſtärker hervortritt. Hieraus folgt nun keinesweges, daß es nur eine Porphyrformation gebe, vielmehr überzeugen uns unwiderſprechliche Thatſachen, daß ſie durch ſolche Reduktionen zwar unterbrochene, aber keinesweges durchaus vernichtete Fortſchreitung der Oxydation auch ſpäter, und in den Uebergangsgebirgen durch ähnliche Reduktionen unterbrochen ſind. Denn daß wir einen Uebergangsporphyr annehmen müſſen, iſt gewiß, und daß ſelbſt die Porphyrbildung, wie mehrere Flößbildungen, ſich öfters wiederholt hat, zeigt uns die Gegend um Halle auf eine unwiderſprechliche Weiſe.

Dieſe Reduktion alſo war gleichſam eine Ausſcheidung aus der Urflüſſigkeit, welche der fortgeſetzten Bildung mehr günſtig als nachtheilig war. Was nun in der fortſchreitenden Epoche der Bildungen ſich zeigt, iſt hauptſächlich dieſes, daß die Hydrogeniſation der Atmoſphäre in der Oxydation des feſten Landes, alſo auch die Oxydation in der Hydrogeniſation der Atmoſphäre, ſich hinein bildet, ſo daß beide Spannungen, ſowohl hier als dort, nur an dem einen Orte mit überwiegender Oxydation, an dem andern mit überwiegender Hydrogeniſation, Statt findet.

Daß die Hydrogeniſation in denjenigen Gebirgen, die wir zu den Uebergangs- und Flötzgebirgen rechnen, Statt findet, dieſes beweißt vor allem die Natur des Kohlenſtoffs in den ältern und jüngern Gebirgen. Denn die älteſten Aeußerungen des abgeſonderten Kohlenſtoffs entdecken wir in den Urgebirgen als Reißblei und Kohlenblende, welche oxydirten Kohlenſtoff ohne Hydrogeniſation enthalten. Auch der Kohlenſtoff, der als färbender Stoff des Thonſchiefers und des lydiſchen Steins hervortritt, und zuweilen, wie z. B. in dem Baireuthiſchen, nach Schneider und Klapproth, ſich als reines Kohlenpulver zeigt, iſt ohne Hydrogeniſation. In den Uebergangsgebirgen muß man ohne allen Zweifel zwei Epochen unterſcheiden, von welchen die eine mehr an die Urgebirge, die andere ſich mehr an die Flötzgebirge anſchließt. In jener erſten Epoche nun finden wir nur oxydirten Kohlenſtoff, in der zweiten hingegen die erſten Spuren von Steinkohlen. Indem nun der Kohlenſtoff, das urſprünglich Oxydirte, als ein Hydrogeniſirtes erſcheint, durch welche Verwickelung die Vegetation begründet iſt, ſo erſcheint auf der andern Seite der Stickſtoff, das urſprünglich Hydrogeniſirte, zugleich als ein Oxydirtes, wodurch die Animaliſation begründet wird.

Da nun das Hydrogeniſirte nie ein reines, ſondern urſprünglich Stickſtoffhaltiges, das urſprünglich Oxydirte eben ſo ein Kohlenſtoffhaltiges iſt; ſo folgt daraus, daß alle vier Elemente an jedem Orte erſcheinen, und zwar ſo, daß in der Vegetation hervortretender Kohlenſtoff und Hydrogeniſation, und zurückgedrängter Stickſtoff und Oxydation, Statt findet; umgekehrt, in der Animaliſation hervortretender Stickſtoff und Oxydation, zurückgedrängter Kohlenſtoff und Hydrogeniſation. Je geringer dieſe Verwickelung iſt, alſo je geringer die Hydrogeniſation des Kohlenſtoffs und je geringer die Oxydation des Stickſtoffs, deſto größer iſt die Trennung beider, ſo daß der Kohlenſtoff als Element der Erde, der Stickſtoff als Element der Luft erſcheint. Diejenige Funktion, die als Animaliſation und Vegetation ſich ſelbſt unterhält, fand alſo in der That in den älteſten Gebirgen Statt, nur ſo, daß die Hydrogeniſation von der vorwaltenden Oxydation des Kohlenſtoffs bis zu einem Minimo zurückgedrängt, der Stickſtoff alſo auch bis zu einem Minimo ausgeſchieden ward, und umgekehrt. Daraus entſprang der Schein einer großen äußern Trennung. Je mehr aber alle Verhältniſſe und Spannungen an einem jeden Orte hervortraten, deſto mehr ſonderte ſich ein jedes Ding auf eine ſolche Weiſe, daß es das Ganze darſtellt. Die älteſten Spuren der Animaliſation und Vegetation in den Uebergangsgebirgen vermochten daher nur die niedrigſten Stufen der Entwickelung darzuſtellen; denn dieſe ſind es eben, die ſich der Gewalt der äußern Spannung des feſten Landes und der Atmoſphäre durch ihr ganzes Daſeyn am deutlichſten verrathen.

Eine dreifache Richtung werden wir in der Entwickelung der Gebirge gewahr, die ſorgfältig erwogen werden muß. Die erſte zeigt uns einen beſtimmten Kampf gegen die frühern Bildungen, ſo daß, wie wir in vorhergehenden Betrachtungen gezeigt haben, die Uebergangsgebirge nur dadurch hinlänglich von den Urgebirgen unterſchieden werden, wenn wir finden, daß ſie durch ein Konglomerat von jenen getrennt ſind. Dieſes Konglomerat, die erſte Sandſteinproduktion, zeigt nun klar genug, daß ein Widerſtreit gegen die vorhergehende Bildung, als eine veränderte Richtung der produktiven Thätigkeit, Statt gefunden haben muß. In einigen Gebirgen, wie zumal in den Grauwackengebirgen, gelangt jene Produktion nicht zur Reife; daher ſehen wir hier, wie, nachdem das Konglomerat in der Grauwacke ſelbſt durch den weniger ſandigen Grauwackenſchiefer ſich verloren hat, nur wenige und ſeltene Verſteinerungen ſich zeigen, und ſich gleich darauf in einer wahren Fortſetzung der uralten Schieferbildung verlieren. Denn die zweite Richtung, durch welche die friſche ſich regende Thätigkeit ſich zeigt, ſtellt ſich durch die Verſteinerungen dar, die den Sieg des keimenden organiſchen Lebens beweiſen. Die dritte Richtung endlich nimmt man am deutlichſten in der wiederhervortretenden Schieferbildung wahr. Wenn man nun die Flötzgebirge regenerirte nennen will, ſo gilt dieſes offenbar nur von den Konglomeraten und von den wenigen chemiſchen Produkten, deren Natur und Beſchaffenheit wir an einem andern Orte genauer entwickeln werden. In der Fortſetzung der Schieferformation, die wir als die eigentliche Grundlage des feſten Landes anſehen können, iſt das geſetzmäßige Verhältniß der dreifachen Richtung der producirenden Thätigkeit vorzüglich deutlich. In den Uebergangsgebirgen nämlich iſt die zerſtöhrende Richtung geringer, die Verſteinerungen ſind ſeltener, und, wenn Steinkohlen vorkommen, dieſe weniger ölicht; hingegen tritt die Schieferbildung wieder ſtark und mächtig hervor, und zwar, je älter die Uebergangsgebirge ſind, deſto ſtärker, und auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ſich an die Urſchieferbildungen täuſchend anſchließen. In den jüngern Flözgebirgen nimmt die zerſtörende Richtung, und mit dieſer die Menge der Verſteinerungen, alſo die Spuren der hervortretenden organiſchen Thätigkeit, immer mehr zu; die Schieferbildung aber wird immer mehr zurückgedrängt, und vermag nur wenig, und, je jünger die Gebirge ſind, deſto mühſamer, ſich aus der Gewalt des Mechaniſchen herauszuarbeiten. Dieſes findet aber in einer jeden Flözbildung auf eine ſolche Weiſe Statt, daß man allenthalben die Spuren der dreifachen Richtung wahrnimmt, und zwar ſo, daß die Thätigkeit der Urzeit ſich in der Schieferbildung, wenn gleich zurückgedrängt, noch immer darſtellt, die Gegenwart ſich durch die fremde Richtung als Zerſtörung der Maſſenverhältniſſe zeigt, die Zukunft ſich aber durch die keimende Organiſation aufſchließt; auch zeigt ſich das Ringen der Kräfte und das wechſelſeitige Hervortreten der ſiegenden Vergangenheit in der unterliegenden Organiſation, und der ſiegenden Zukunft in der unterliegenden Maſſe an einem jeden Orte durch wiederholte Oſcillationen. Endlich ſind in den aufgeſchwemmten Gebirgen alle Elemente in den Dienſt der Organiſation getreten, und wirken nur zerſtörend auf die alte Maſſe, ſo daß die Schieferbildung faſt ganz verſchwunden iſt; Waſſer aber, Feuer und Luft ſich vereinigen, die Gebirge zu zerſtören.

Dieſe Betrachtung überzeugt uns zur Genüge, daß ein lebendiges Verhältniß zwiſchen der Maſſenproduktion und der Geburt des Lebendigen auf der Erde Statt findet. Die Gebirgsmaſſen entſprangen aus einer beſtimmten organiſchen Richtung aller Elemente der Erde, ſo wie das Lebendige auf der Erde aus einer entgegengeſetzten Richtung der nämlichen Elemente. Dieſe Richtungen ſind ſich entgegengeſetzt, und die Maſſenproduktionen daher tödtend für das Lebendige, ſo wie die Geburt des Lebendigen zerſtörend für die Gebirge iſt. Die älteſte Zeit iſt diejenige, in welcher alle Elemente zur Maſſenproduktion tendirten. Daher entwickelten ſich in dieſer Zeit jene univerſelle Maſſen ungeſtört, und die Geſetzmäßigkeit ihrer Struktur zeigt eben, wie die Natur ganz in dieſer Richtung der Produktionen verſunken war. Alle Keime lebendiger Geſtalten wurden aber von dieſer univerſellen Richtung verſchlungen.

Die neueſte Zeit iſt diejenige, in welcher alle Elemente in den Dienſt der Organiſation getreten ſind, ſo daß, dieſer geſchichtlichen Anſicht nach, alle Organiſationen eben ſo ſehr aus dieſer Richtung der Elemente entſpringen, als ſie durch ſie unterhalten werden. Das erſcheinende mannichfache Leben der Erde kann von dieſer Richtung der Elemente nicht getrennt werden. Sie ſelbſt bildet ein organiſches Ganzes, in welchem ein jedes individuelles Leben nothwendig mit geſetzt iſt. Man kann nicht einmal von Aſſimilation der Elemente durch das Lebendige reden, auf die Art, wie man gewöhnlich thut; denn aſſimilirt werden ſie nur durch dasjenige, wodurch ſie mit dem Lebendigen urſprünglich Eins ſind. Durch den beſtändigen vegetativen Wechſel der Maſſen in einem jeden Lebendigen, durch welchen ja in einem beſtimmten Zeitraume ein Thier, der Maſſe nach, nicht mehr daſſelbe iſt; endlich durch den Tod der einzelnen Thiere und Pflanzen, wird es eben ſo kontinuirlich von den Elementen aſſimilirt, als es dieſe aſſimilirt. Die Pflanzen aſſimiliren die Elemente auf die nämliche Weiſe, wie dieſe von den Thieren, die Thiere von einander, der Chylus von dem Blute, dieſes von den Drüſen, den Muſkeln, der Nervenmaſſe aſſimilirt wird: d. h., es iſt ein ewiger Wechſel der Maſſen innerhalb der nämlichen lebendigen Organiſation, ſo daß das eine Organ von dem andern vorausgeſetzt wird. Alſo iſt das Hervortreten der organiſchen Epoche der Erde ein Lebendigwerden des Ganzen, eine Richtung aller Elemente gegen ein jedes individuelles Leben, als eben ſo viele eigenthümliche Centralpunkte des Lebens des Ganzen.

Zwiſchen dieſer älteſten und neueſten Zeit, die die Richtung dieſer Epoche am reinſten darſtellen, tritt nun eine Zwiſchenepoche hervor, in welcher beide Richtungen oſcillirend mit einander ringen — die Flötzzeit nämlich. Dieſe Oſcillationen beweiſen dem unbefangen Forſchenden auf die deutlichſte Weiſe, daß beide Richtungen aus einer gemeinſamen Quelle entſpringen, und daß die chemiſchen Verhältniſſe nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, indem ſie nur die entſtandenen Relationen, nicht das Geſetz der Produktion enthüllen.

Wie ſollen wir uns aber jene Oſcillationen denken? Von großen Revolutionen, die die Organiſationen zerſtört haben, wird zwar oft geſprochen; mir iſt aber keine einzige Darſtellung bekannt, die uns ein Geſetz der Oſcillation enthüllte, oder über die Art und Weiſe der mit der Maſſenproduktion abwechſelnden Bildung der Organiſation auch nur etwas Wahrſcheinliches hervorbrächte. Deutlicher kann ſich die Unkunde, die in dieſen Anſichten herrſcht, nicht ausſprechen, als durch die Streitigkeiten: ob die Verſteinerungen da entſtanden ſind, wo ſie gefunden werden, oder ob ſie aus entfernten fremden Gegenden herbeigeführt ſind. Bei dieſer Ungewißheit war es keinesweges möglich, ſich einen deutlichen Begriff von der Art und Weiſe der organiſchen Bildung, zu einer Zeit, in welcher die Maſſenproduktion, wenigſtens in gewiſſen Epochen, mächtig war, zu machen.

Wir wagen es, hier eine allgemeine Anſicht aufzuſtellen, deren Unvollkommenheit wir ſelbſt einſehen; denn iſt ſie uns gleich im Ganzen ſehr überzeugend, ſo erlaubt uns doch der Mangel an Einſicht in der genauen Struktur der Flözgebirge keinesweges, ſie auf alle einzelne Fälle anzuwenden. Indeſſen dürfen wir die Naturforſcher wohl zu einer genauen Unterſuchung derſelben auffordern.

Erſtens alſo nehmen wir als eine ausgemachte Thatſache an, daß die Abdrücke von Verſteinerungen von Farrnkräutern und Palmen in den Steinkohlengebirgen an Ort und Stelle gewachſen und begraben ſind. Denn daß die nämliche, im Ganzen ſo einförmige Vegetation der Steinkohlengebirge, unter den nämlichen Umſtänden, in Verbindung mit den nämlichen Gebirgen, nicht Einmal, ſondern zu wiederholten Malen, an den nämlichen Orten blos zufällig herbeigeführt ſeyn ſollte, iſt eine ſo ungeheure Behauptung, daß ſie keiner Widerlegung bedarf. Zweitens iſt es gewiß, daß jene Vegetation nur bei einem Stande der Sonne hervorgerufen werden könnte, die jetzt in dieſen Gegenden nicht mehr Statt findet. Dieſe ausgemachte Thatſache zwingt uns daher, einen bedeutendern Winkel der Schiefe der Ekliptik für dieſe Epoche anzunehmen. Daß uns die Einwendung der Aſtronomen nicht hindern darf, eine ſolche Behauptung zu wagen, wird eine kurze Betrachtung überzeugend darthun.

Es iſt allgemein bekannt, daß die Naturforſcher von den älteſten Zeiten her bemüht waren, viele Revolutionen der Erde aus einer größern Schiefe des Winkels der Ekliptik zu erklären. Die Uebereinſtimmung alter Sagen mit dem, was die Struktur der Gebirge lehrte, zwang faſt zu dieſer Annahme. Es würde überflüſſig ſeyn, was jeder weiß, hier zu wiederholen, und die vielen, zum Theil höchſt einſeitigen Anwendungen dieſer Hypotheſe zu verfolgen. Die mit bewundernswürdigem Scharfſinn ausgeführte Perturbationslehre durch **La Place** hat, der Meinung der Naturforſcher nach, dieſe Annahme vernichtet. Zu voreilig hat man aber aufgegeben, was die Geſchichte der Erde ſo deutlich uns anzunehmen zwingt. Wenn nun die Bildungsgeſchichte der Erde mit der Entwickelungsgeſchichte des Planetenſyſtems zuſammenfiel? Wenn dieſelbe bildende Kraft, die das individuelle Leben auf der Erde ſonderte, und einem jeden Leben ein eigenes inneres Centrum des Daſeyns anwies, auch das Sondernde der Planeten war? Denn iſt nicht offenbar durch dasjenige, was die Gattung der Organiſation ſondert, aus den Organen der einzelnen Organiſationen der Gattung geſondert? Und könnte, was hier im engern Kreiſe des Lebens ſich zeigt, nicht auch für die größere Sphäre deſſelben Statt finden, ſo daß die Planeten mehr durch Polarität und äußern Gegenſatz, als durch ein allgemeines und centrales Verhältniß ſich wechſelſeitig beſtimmten? Wäre dieſes der Fall, ſo würde mit der Fortbildung der Organiſation auch das centrale Verhältniß ſich ausbilden. Der polare Gegenſatz würde vorwaltend ſeyn in der älteſten Epoche, der centrale in der neueſten organiſchen; in der Flötzzeit aber würde nothwendig eine Einwirkung der Planeten auf einander Statt finden, die noch die Spuren des alten äußern Gegenſatzes kundthat, und ein von dem jetzt herrſchenden Perturbationsſyſtem abweichendes Verhältniß hervorbringen müßte. Es iſt klar, daß unter dieſer Vorausſetzung das Perturbationsſyſtem der Aſtronomen nicht für die Bildungsgeſchichte der Erde gelten könnte, um ſo mehr, da hier von einer Zeit die Rede iſt, die ihrer Natur nach viel früher als alle aſtronomiſche Beobachtung iſt.

Wir behaupten nicht, daß es wirklich ſich ſo verhält, wenn ſich auch, wie wir anderswo zu zeigen uns bemühen werden, die Richtigkeit der Behauptung begreifen ließe. Es iſt uns hier genug, wenn man geſteht, daß dieſe Annahme als Hypotheſe möglich ſei und keinen klaren Geſetzen der Entwickelung der Erde widerſpricht. So viel iſt wohl klar, daß, wenn die Aſtonomen behaupten, daß ihre Beobachtungen als Geſetz für die geognoſtiſche gelten ſollen, ſie auch beweiſen müſſen, daß das Verhältniß der Planeten gegen einander, auch während ihrer wechſelſeitigen Ausbildung, das nämliche geweſen iſt, das jetzt herrſcht, was ſie zwar behaupten, aber keinesweges beweiſen können, weil ſie aus dem Kreiſe ihrer eigenen Beobachtungen nicht herauszutreten vermögen. Findet nun der Geognoſt die Spuren einer vollkommenen Aequatorial-Vegetation in nördlichen Gegenden, und zwar in einer beſtimmten Beziehung auf beſtimmten Gebirgsbildungen, ſo ſchließt er mit ſeinem vollen Recht daraus, Alles, was unmittelbar folgt, und ſetzt auf dieſe Weiſe der beobachtenden Aſtronomie Grenzen, ohne ſich von ihr unnatürliche Grenzen vorſchreiben zu laſſen.

Ohne uns alſo durch die Berechnung des trefflichen La Place, nach welcher die Veränderung der Schiefe der Ekliptik — als Folge der zuſammengeſetzten Gravitation der Planeten — einen Cyclus hält, welcher nie die Grenzen von 1° 29′ überſteigt, und die wir für die jetzt herrſchende organiſche Epoche der Erde und mit ihr zugleich geſetzte organiſche Epoche des Planetenſyſtems gelten laſſen, irre führen zu laſſen, wagen wir die Behauptung, daß eine größere Schiefe der Ekliptik zur Zeit der Flötzgebirgsbildung wirklich Statt gefunden hat.

Nehmen wir an, daß in jener Epoche der gemeinſchaftlichen Entwickelung die Planeten nicht blos durch ihre Centra, alſo durch quantitative Anziehung, auf einander bezogen wurden, ſondern auch durch dynamiſche Differenzen in ein wahrhaftes Kohärenzverhältniß aus der Ferne verwickelt waren, und ſich qualitativ anzogen; ſo iſt es begreiflich, daß auch das centrale Verhältniß der Erde zur Sonne zurückgedrängt ſeyn würde, indem der eigentliche Schwerpunkt in mehreren unter ſich zuſammenhängenden und ein gemeinſames Syſtem bildenden Planeten geſucht werden mußte. Alſo würde in der nämlichen Entfernung, und, im Ganzen genommen, bei der nämlichen Größe der Maſſe, ein trägeres Verhältniß zur

Sonne hervortreten, als in der jetzt herrſchenden organiſchen Epoche, die die Erde in ſich, und ſie ſelbſt zu gleicher Zeit von andern Planeten, geſondert hat, und eben dadurch das centrale und quantitative Verhältniß der ſo in ſich und zugleich im Mittelpunkte des Syſtems lebenden Erde in der größten Reinheit darſtellt. Iſt nun die Entwickelung der Erde mit ihrem keimenden centralen Verhältniß Eins, ſo würden doch die dadurch entſtehenden Bewegungen, alſo ſowohl die progreſſive als rotatoriſche Bewegung der Erde, bei der nämlichen Maſſe und Entfernung, träger ſeyn können, das Jahr alſo weit gedehnter als jetzt.

Wohl wiſſen wir, daß dieſe Anſicht uns in eine große Menge von Problemen verwickelt, die ihre allmählige Löſung in der innern Naturgeſchichte der Erde finden werden. Hier werden wir die einfachſte Hauptfolge der Anſicht entwickeln. Erſtens weiß ein jeder, was man aus der Annahme einer auch nicht ſehr bedeutend größern Schiefe der Ekliptik ſchließt, nämlich auf eine größere Spannung des Winters und Sommers auf jeder Erdhälfte; zweitens aber würde die Intenſität des Gegenſatzes, bei der angenommenen trägern Bewegung der Erde um die Sonne, noch vermehrt, indem ſowohl der Sommer als der

Winter auf einer jeden Erdhälfte länger verweilen würde.

Wenn wir nun die Steinkohlengebirge unterſuchen, ſo zeigen uns dieſe ganz deutlich die Spuren einer hervortretenden und wieder vernichteten Vegetation, die Spuren einer regelmäßigen Oſcillation der vegetativen und Maſſenproduktion: jene in den Steinkohlen ſelbſt, dieſe in dem Schieferthon. Die Vegetation muß nothwendig zu wiederholten Malen hervorgerufen und wieder durch die Maſſenproduktion verdrängt worden ſeyn; denn auf eine andere Weiſe iſt es unmöglich, die Lage der Steinkohlen, die offenbar an Ort und Stelle gebildet ſind, wie die Eigenthümlichkeit des Vorkommens beweiſt, zu begreifen. Außer Schieferthon und Steinkohlen finden wir aber Sandſtein. Dieſes zeigt, durch ſeine Beſchaffenheit, auf eine ebenfalls oſcillirende Zeit der herrſchenden Flüſſigkeit, ſo daß in einem jeden Steinkohlengebirge zwei oſcillirende Spannungen und eine Zeit des vorwaltenden Waſſers deutlich zu erkennen ſind. Die herrſchende Vegetation nun zeigt den Sommer jener Zeit, die erſtarrte Maſſe den Winter, und der Sandſtein die indifferente, beide Oſcillationen vermittelnde Waſſerzeit.

Daß in einer Epoche der Erdbildung die Maſſerproduktion wechſelnd mit der Vegetation hervortrat, iſt eine Thatſache, und daß man jene in eine unſerm Winter analoge Jahreszeit ſetzt, wird wohl keinem als eine ſo ungeheure Vorausſetzung erſcheinen, vielmehr ſich, nach dem Vorhergehenden, einem jeden aufdringen. Denn iſt nicht die Maſſenproduktion ſelbſt, als eine Erſtarrung, mit einem Abwenden von dem Einfluß der Sonne auf die Erde, verbunden, ſo daß der Winter in einer jeden Epoche, auch in der jetzt herrſchenden organiſchen, die alte Zeit hervorruft, und zwar deſto intenſiver, je mehr ſie überhaupt herrſcht? Daß man keine Regelmäßigkeit in der Mächtigkeit der wechſelnden Glieder wahrnimmt, iſt eben ſo natürlich. Denn daß das Gedeihen der Vegetation im Sommer, das Erſtarren der Maſſe im Winter, die Gewalt des Waſſers in den vermittelnden (unſerm Frühling und Herbſt analogen) Jahreszeiten ohne irgend eine ſichtbare Regel an verſchiedenen Orten und in verſchiedenen Jahren wechſelt, iſt ein auch jetzt deutlich genug hervortretendes Phänomen. Dadurch kann bald dieſes bald jenes Glied der Reihe hervorgerufen oder verdrängt werden. Wir ſehen alſo die verſchiedenen Steinkohlenſchichten in den Gebirgen als eben ſo viele wahre Jahresflächen an.

Doch ſo einfach dieſe Annahme erſcheint, ſo ſchwierig ſcheint es, ſie zu verfolgen; und dieſe Schwierigkeit, die aus der großen Unregelmäßigkeit aller übrigen Flötzgebirge, die mit einer ſolchen oſcillirenden Bildung keinesweges übereinſtimmen wollen, entſpringt, iſt es wohl vorzüglich, die die Naturforſcher von der leicht ſich darbietenden Anſicht zurückgeſchreckt hat. Die Steinkohlengebirge ſind verhältnißmäßig gegen die übrigen Flötzgebirgsmaſſen von ſehr geringer Bedeutung. Die älteſte Steinkohlenformation bildet meiſtens einzelne zerſtreuete Partieen am Fuße der ältern Gebirge; ſie ſind umringt, zum Theil bedeckt von Maſſen, die bei weitem mächtiger ſind, und keine Spur jener Geſetzmäßigkeit zeigen. Ja, um bei der Epoche der älteſten Flötzformation ſtehen zu bleiben, ſo treffen wir hier die ohne allen Vergleich wichtigere Kalkformation, die in einer ſteten progreſſiven Bildung begriffen iſt, und nichts, was einer jährlichen Oſcillation ähnlich wäre, aufzuweiſen hat. Wie aber ſoll man ſich denken können, daß die übrig gebliebenen Spuren der allgemeinen Regelmäßigkeit des Jahreswechſels nur an ſolchen, im Verhältniß gegen die übrigen unbedeutenden Bildungen hervortreten, und ſonſt allenthalben verwiſcht ſeyn ſollten?

Dieſe Hauptſchwierigkeit nun wird gelöſt durch eine Betrachtung der Art und Weiſe, wie die Natur noch immer Kalkgebirge und die Fortſetzung der Steinkohlen, freilich modificirt nach der Natur der herrſchenden Epoche, fortbildet. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß wir die Torfmoore als Fortſetzung der Steinkohlenformation anſehen können. Die Verknüpfung derſelben durch die Braunkohlen mit den Steinkohlen, die Aehnlichkeit des Vorkommens im Ganzen, die Verwandlung bedeckter Torfmoore im Pechtorf, die mit den Steinkohlen eine überraſchende Aehnlichkeit haben, laſſen uns keinen Zweifel übrig. Eben ſo gewiß ſind die Korallengebirge als Fortſetzung der Kalkformation anzuſehen. Nun bilden ſich aber die Torfmoore auf dem feſten Lande aus, während die Korallengebirge immer unter der Meeresfläche bleiben. Daſſelbe wird in jener alten Epoche Statt gefunden haben. Wir haben oben gezeigt, daß die älteſte Kalkformation der Flötzgebirge ohne allen Zweifel, ihren älteſten Gliedern nach, mit der Steinkohlenformation gleichſeitig iſt, ſo wie auch jetzt noch die Kalkbildung im Meere fortſchreitet, während ſich die Torfmoore auf dem feſten Lande fortbilden; und wir bitten den Leſer dieſerwegen, die Gründe, die wir

(S. 24 u. f.) anführten, zu erwägen. Die erſte Regung der organiſchen Thätigkeit in den Flözgebirgen ſcheint eben die mächtigſte geweſen zu ſeyn. Das Waſſer trat ſtark zurück. Es entſtanden Landſeeen, die das Leben mehrerer Fiſcharten, und Moore, die das Gedeihen der Sumpfpflanzen begünſtigten, jene mehr im Waſſer, dieſe mehr als feſtes Land. Wo ſich dieſe näherten, griffen ſie in einander ein, daher die an manchen Orten hervortretende innige Verbindung des bitüminöſen Mergelſchiefers mit den Schieferkohlen. Wo der erſtere hervortrat, war es ein Zeichen, daß hier das Waſſer überhand genommen hatte, natürlich alſo, daß die Vegetation zurückgedrängt ward. Daher ſehen wir allenthalben, wo der bitüminöſe Mergelſchiefer mit den Steinkohlen zuſammentrifft, dieſen das Dach bilden. Im Waſſer bildete ſich der Kalk, natürlich ohne jene Abſchnitte der Bildung, die in dem indifferenten Waſſer nicht hervortreten konnten, weil hier ein jeder nachfolgende Moment der Bildung unmittelbar in den vorhergehenden eingriff. Daher die Kontinuität in der Kalkbildung, während die deutlichſte Oſcillation in den Steinkohlengebirgen ſich zeigt. Die Steinkohlengebirge zeigen uns alſo die wenigen und ſparſamen Spuren einer aus der Indifferenz des Waſſers hervortretenden atmoſphäriſchen Organiſation der damaligen Epoche.

Was wir in dem älteſten Hauptabſchnitt der Flötzgebirge finden, treffen wir in dem jüngern eben ſo. Die Steinkohlenformation des Baſalts zeigt in der That an manchen Orten ein Verhältniß gegen den Muſchelkalk, demjenigen, welcher zwiſchen dem bituminöſen Mergelſchiefer und dem Schieferthon Statt findet, nicht unähnlich. So findet man auf der ſchottiſchen Inſel Eigg, nach Jameſon, Schieferthon, ja ſogar Baſalt, mit dem Flötzkalk oſcillirend, ſo, daß die Muſchelverſteinerungen ſelbſt in den Schieferthon übertreten. Auch hier bildet ſich der Muſchelkalk ohne ſtark hervortretende Oſcillationen im Waſſer, während die Steinkohlen das keimende feſte Land und die atmoſphäriſche Spannung deſſelben andeutet. Es iſt natürlich, daß unter ſo verwickelten Umſtänden, wie diejenigen, die nothwendig hier Statt finden müſſen, auch die Kalkproduktion hier und da aus dem Waſſer hervorragen, und dann, wie die Koralleninſeln, Vegetation, und alſo Steinkohlen produciren können, und daß dieſe Produktion durch ſteigendes Waſſer von der Kalkbildung ergriffen werden kann. Beides aber, ſowohl der Kalk als der Schieferthon, hat ſich auf eine wahrhaft organiſche Weiſe gebildet. Wir halten uns alſo überzeugt, daß in der neuern Flötzformation eben ſowohl als in der ältern, eine gleichzeitige Ausbildung der Vegetation und Animaliſation, und der ihnen korreſpondirenden Maſſen der Kieſel- und Kalkreihe Statt gefunden hat. Was nun in den Flötzgebirgen die Steinkohlen und Kalkformationen, das bildet in den aufgeſchwemmten Gebirgen ohne allen Zweifel die Braunkohlen und die Kreidegebirge. Denn niemals hat man die Kreideformation von dem Baſalt bedeckt gefunden, und die große Menge foſſiler Knochen, die in der franzöſiſchen Kreideformation gefunden werden, überzeugen hinlänglich von ihrem neuern Urſprung. In der jetzt herrſchenden rein organiſchen Epoche ſtellen aber die Korallengebirge und Torfmoore, wie geſagt, den nämlichen Gegenſatz dar.

Wie noch ſogar in der Kreideformation, finden wir auch in den Flötzkalkformationen oft die bloße Maſſenproduktion und das rein-kryſtalliniſche mit Verdrängung aller Verſteinerungen hervortreten; auch zeigen ſich, wie natürlich, in der jüngern Kreide Oſcillationen des Lebendigwerdens deutlicher, doch niemals ohne dazwiſchentretendes Konglomerat. Ueber die, wie es ſcheint, überaus mächtige anorganiſche Maſſenproduktion des ältern Kalks, in welcher die organiſche Bildung ſich faſt ganz verliert, würden wir belehrende Aufſchlüſſe erhalten, wenn wir genauere und ſtrengere Forſchungen über den Kalkſtein der ſüd-europäiſchen Länder beſäßen, und wenn wir hier die Formationen genauer kennten, ſo daß wir mit Beſtimmtheit beurtheilen könnten, was zur Flötz-, und was zur Uebergangszeit zu rechnen wäre.

Die beiden Hauptformationen der Flötzgebirge ſind aufs deutlichſte durch eine mächtige Sandſteinbildung von einander getrennt. Auch in dieſer ſehen wir die Spuren des Jahreswechſels deutlich genug: denn bald tritt die Neigung zur Schieferbildung, bald die Bildung in Bänke oſcillirend hervor; und auch hier findet die Zufälligkeit in der Lagerbildung Statt, ſo daß bald die Bänke, bald die Schichten ſtärker hervortreten. Nirgends aber gelingt es dieſer Sandſteinformation, eine vegetabiliſche Oſcillation hervorzurufen, eben ſo wenig ein reines Maſſenprodukt. Das Ganze iſt vielmehr in der Indifferenz der Zerſtörung begriffen, und zeigt die Gewalt des zertrümmernden Waſſers, ſo daß dieſe beiden Hauptformationen einer mächtigen Bildung als zwei mächtige Hauptſchichten anzuſehen ſind.

Wenn wir auf dieſe Weiſe beide Hauptbildungen der Flötzzeit als zwei Hauptformationen betrachten, ſo entdecken wir in ihnen im Ganzen genommen die nämliche Schichtenbildung, die wir im Kleinen, vorzüglich bei der Steinkohlenformation, wahrnehmen: unten hervortretender Sand, in der Mitte herrſchendes Leben, oben vorwaltende Erſtarrung der Maſſe. Die Oſcillation dieſer verſchiedenen Schichten tritt hier im Großen, wie dort im Kleinen, am ſtärkſten hervor, wo die atmoſphäriſche Spannung herrſcht, während die indifferente Kontinuität der Fortbildung bei der Kalkformation im Waſſer herrſcht; das Ganze aber beweiſt, daß eine größere Epoche die kleinere des Jahreswechſels ergriffen hat, wie der Tageswechſel unſerer Epoche von dem Jahreswechſel ergriffen wird. Das vermittelnde Glied beider Hauptbildungen iſt hier im Großen, wie bei der Steinkohlenformation im Kleinen, Sandſtein. Und die allmählige Ausbildung der erſtarrten Maſſe aus dem ſich hervordringenden Leben wollen wir erſt in der jüngſten Hauptbildung, wo ſich die Verhältniſſe am deutlichſten zeigen, aufzuweiſen ſuchen.

Die eigentliche Steinkohlenformation des jüngſten Hauptflötzes iſt wie diejenige der Baſaltbildung. Die übrigen geringern und weniger bedeutenden

Steinkohlenflötze, die theils in dem allgemeinen Sandſteine, theils in der jüngern Kalkſteinformation vorkommen, können als die zerſtreuten Glieder dieſer Hauptbildung angeſehen werden, die, von den herrſchenden Potenzen entgegengeſetzter Bildungen ergriffen, jedes Extrem der Oſcillation zu erreichen nicht im Stande waren. In den Steinkohlen der Baſaltformation finden wir oft ſchon wahren Baſalt regelmäßig hingelagert, mit Steinkohlen ſelbſt, wie, nach Jameſon, im Kirchſpiel Kilmair auf der Inſel Sky, wechſelnd. So tritt die ſtärkere Erſtarrung der größern Epoche allmählig aus der geringern der kleinern (als Schieferthon) hervor; durch einen eigenthümlichen Sandſtein, Wacke und Baſalt mit ſeinen Gliedern (Flötzgrünſtein, Porphyrſchiefer u. ſ. w.) nimmt die Erſtarrung der größern Epoche zu, verdrängt alle Spuren des Lebens, ruft einen größern Winter der Maſſenproduktion hervor, und erreicht in einer rein-chemiſchen, derjenigen der Urzeit ähnlichen, Maſſe ſein Maximum. Indem die Erſtarrung ſein Maximum erreicht hat, verſchwindet auch der Gegenſatz zwiſchen der herrſchenden Differenz der Oſcillationen in den Steinkohlengebirgen. Uebermächtig verbreitet ſich der herrſchende Baſalt über alle Flötzgebirge, und bedeckt ſogar die Urgebirge.

Daß aber dieſe letzte Alles bedeckende Maſſe ihren Urſprung aus der Steinkohlenformation hat, das beweiſt das allenthalben hervortretende Zuſammentreffen der Baſalt- und Steinkohlenformation, die in ganz Deutſchland, in Böhmen, in Frankreich, in England, Schottland, auf den Orkneyinſeln, Färinſeln und auf Island ſo auffallend iſt.

Die Schichtenbildung verſchwindet nie ganz aus irgend einem Gliede der Hauptbildung. Der Sandſtein oſcillirt zwiſchen Bänken und Schiefer, wenn gleich in der Potenz des vorwaltenden Sandſteins, eben ſo die Steinkohlenformation zwiſchen Sandſtein, vegetativer Produktion und Schieferthon; und hier treten daher die Glieder der Oſcillation am deutlichſten hervor. Selbſt in der Kalkformation zeigen ſich zuweilen oſcillirende Zwiſchenlager, die dann, wie Heim bemerkt, thonig werden, in der indifferenten Kalkproduktion aber wieder verſchwinden. Endlich oſcillirt der Baſalt mit Sandſtein und vollkommen erſtarrten Maſſen, doch unter der Potenz der herrſchenden Erſtarrung. Die reinſten Extreme des Sandſteins und des Baſalts laſſen die Spuren der Oſcillation, und alſo des kleinern periodiſchen Wechſels, am meiſten verſchwinden, ſo daß dieſe mehr organiſche Periode ſich allmählich aus dem Sandſteine hervorarbeitet, und ſich allmählich in den Baſalt verliert. Mannichfaltig greifen die Bildungen in einander, weil viele ſcheinbare Zufälligkeiten dem allgemeinen Geſetze eine abweichende Richtung zu geben vermögen: und eben daher wird uns das Geſetz ewig verborgen bleiben, wenn wir nur in die kleinen Beobachtungen der zufälligen Abweichungen verſunken ſind. Es iſt klar, daß viele intereſſante Beobachtungen von Leopold v. Buch, über die Baſaltlagerung in den euganeiſchen Gebirgen, durch dieſe Anſicht ihren Aufſchluß erhalten, die nicht begriffen wurden, ſo lange man die abweichende und übergreifende Lagerung als einziges Geſetz für die Baſaltbildung anſah, und den eigentlichen organiſchen Urſprung derſelben in den Steinkohlengebirgen überſah. Der Sandſtein iſt eine univerſelle, allgemein verbreitete Bildung; allmählig koncentriren ſich die Punkte, ſo wie das vegetative Leben erſcheint, welches, aus dem allgemeinen Waſſer, nur unter wenigen begünſtigenden Umſtänden, hervortreten konnte, während der Kalk ſich in dem herrſchenden Waſſer allgemeiner ausbreitete, bis es jener Formation endlich auch gelang, zwar auf Unkoſten des vegetativen Lebens, einen allgemeinen Charakter anzunehmen.

Nun wage ich die Behauptung, daß eine beſtimmte Porphyrformation für die unterſte und älteſte Hauptbildung, deren Glieder durch die älteſte Steinkohlenformation, den Zechſtein u. ſ. w., bezeichnet ſind, das Nämliche iſt, was die Baſaltformation für die oberſte und jüngere. Dieſe Porphyrformation iſt diejenige, die in übergreifender, abweichender und unterbrochener Lagerung vorkömmt, die im Erzgebirge mächtig iſt, auf der ſächſiſchen Fläche hervortritt, das Petersgebirge konſtituirt, wieder bei Ihlefeld erſcheint, und, wie **Werner** ſelbſt ſo ſcharfſinnig bewieſen hat, nicht allein in Rückſicht der Lagerung, ſondern auch in Rückſicht der plattenförmigen und ſäulenförmigen Abſonderung eine ſo überraſchende Aehnlichkeit mit der Baſaltformation hat. Dieſe Porphyrformation iſt von **Hausmann** und Mehrern ſchon als eine Flötzbildung anerkannt, und kommt im Erzgebirge (bei Potſchappel), im Petersgebirge (bei Dölau, Löbejün, Wettin, Giebichenſtein), und bei Ihlefeld in deutlicher Beziehung auf die älteſte Steinkohlenformation vor. Die Kenntniß dieſer Flötzporphyrformation iſt zu jung, die Maſſen derſelben ſind zu mächtig, die ihr eigenen Steinkohlenformationen wahrſcheinlich zu tief verſteckt, als daß man im Stande ſeyn ſollte, das Verhältniß der Steinkohlenbildung zur

Porphyrbildung ſo deutlich wie in den Baſaltgebirgen zu entwickeln; indeſſen werde ich an einem andern Orte beweiſen, daß es wirklich einen Uebergang vom hieſigen Steinkohlengebirge im Porphyr giebt, wie eine ähnliche von der jüngern Steinkohlenformation im Baſalt. Auch jener Porphyr zeigt, wie der Baſalt, die Spuren einer zwar zurückgedrängten Oſcillation von Sandſtein, und erſtarrten Maſſe, nur daß dieſer Sandſtein, ſo wie der allgemeinere der ganzen Hauptbildung, aus welchem er entſpringt, ein gröberes Konglomerat zeigt; und bei Giebichenſtein kann man wenigſtens drei ſolcher Oſcillationen deutlich unterſcheiden. Daß aber mächtige Steinkohlenbildungen unter ſtark hervortretender Porphyrformation Statt finden, müſſen Humbolds Beobachtungen in Südamerika beweiſen; denn er fand große und mächtige Vulkane, die offenbar unter Porphyr brannten, wie an ſo manchen andern Orten unter Baſalt.

Alſo auch in jener ältern Hauptbildung zeigt ſich jene große Epoche, die die kleinern ergriffen hat, und zuletzt, in einer mächtig hervortretenden, völlig erſtarrten Maſſe, überwältigt. Alſo, auch jene ältere Hauptbildung hat drei Glieder: ein ſandiges als das Liegende, ein lebendiger oſcillirendes, und ein völlig erſtarrtes als Dach. Dieſes letzte Glied überſchreitet hier, wie dort, die Ufer des Urſprungs, und bedeckt nicht allein das Uebergangs-, ſondern auch das Urgebirge, wenn gleich, wie auch die Baſaltformation, auf eine ſonderbare Weiſe, indem es nur einzelne, abgeſonderte Kuppen bildet.

Was wir hier im Allgemeinen entwickelt haben, erfordert nun zwar eine viel genauere Unterſuchung; die Data zu einer ſolchen Unterſuchung liegen vorbereitet vor uns, und ſollen in der Zukunft geliefert werden. Dem kenntnißreichen Naturforſcher wird es nicht verborgen bleiben, daß die Darſtellung die Löſung einer Menge Probleme enthält, und beſonders eine lebendigere und beweglichere Anſicht der Erdbildungen in ihren mannichfachen Richtungen hervorruft, welche auch die neuern Unterſuchungen nothwendig erfordern. Vor allem aber müſſen wir bitten, daß diejenigen, die etwa nur ein Gebirge, wenn auch noch ſo genau, kennen, nicht zu voreilig aus einſeitigen Beobachtungen ſchließen. Von der Richtigkeit der Behauptung, die wir von der Flötzporphyrformation aufgeſtellt haben, ſind wir überzeugt, und die abweichenden Reſultate, die die Beobachtungen Anderer vielleicht geben können, rühren ohne allen Zweifel nur daher, daß man ältere

Porphyrformationen von neuern, diejenigen des Uebergangsgebirges von denen der Flözgebirge, nur ſchwer zu unterſcheiden vermag. Steht nicht Porphyr- und Baſaltbildung im Ganzen und Großen mit der Kalkbildung in einem umgekehrten Verhältniß, ſo daß, wo jene mächtiger werden, dieſe zurückgedrängt iſt? Iſt nicht die Kalkbildung im Meere fortgeſchritten, indem die Baſalt- und Porphyrbildung auf dem feſten Lande, oder auf denjenigen Punkten, die oſcillirend als feſtes Land hervortraten, Statt fand? Iſt nicht deswegen der Zechſtein von der Bedeckung mit Porphyr verſchont geblieben, ſo wie der Baſalt, im Ganzen genommen, ſehr ſelten den Muſchelkalk bedeckt, während die ältern Gebirge, alſo die höhern Punkte, ſo viele Baſalt- und Porphyrkuppen aufzuweiſen haben? Dieſes iſt mir mehr als wahrſcheinlich. Was hat jene merkwürdige Bildung in iſolirten Kuppen veranlaßt? Dieſe und mehrere Probleme ſollen in der Zukunft ihre Löſung finden.

Von einer Menge neuerer Formationen enthalten wir uns zu reden, weil die Beobachtungen ſo einzeln ſind, daß ſie uns keine allgemeine Kombination erlauben. Sie ſtimmen mit einander darin vorzüglich überein, daß ſie in die mehr organiſche Epoche der

Erde fallen, und ſich daher in keiner hervortretenden Maſſenproduktion verlieren. Im Ganzen genommen ſcheinen ſie von ſpeciellern Verhältniſſen der Bildung einzelner Gegenden abzuhängen, und bilden den Uebergang zu der Epoche der aufgeſchwemmten Gebirge, in welcher die Thätigkeit der Elemente faſt durchaus der Organiſation unterworfen iſt. *)

---

*) Eine der merkwürdigſten Formationen dieſer Art iſt die des Wernerſchen Quaderſandſteins, die an der böhmiſchen Grenze bei Königsſtein und Pirna, dann in Schleſien bei Adersbach ſo pittoreske und barokke Felſen bildet. Merkwürdig iſt mir dieſe Formation, theils weil ſie in einer beſtimmten Beziehung gegen diejenigen ältern Gebirge zu ſtehen ſcheint, an welche ſie ſich anſchließt; theils weil ſie auch außerhalb Europa vorzukommen ſcheint. Denn Saunder, der mit Turner die Gebirge in Tibet und Bootan bereiſte, fand bei Paraghon 27° 41′ nördl. Br. nord-weſtlich von Pauga, Sandſteinfelſen, die nach vorne zu ſechs- und ſiebenſeitige halbe Pfeiler bildeten, einen großen Umfang und einige hundert Fuß Höhe hatten. Deutlicher noch iſt das Verhältniß einer ähnlichen Formation, zwiſchen Olecminſkoi und Jakutſk an der Lena, von Gmelin dem ältern (Deſſen Reiſe, 2ter Th., S. 384.) angegeben. „An dem Orte Stolbi,“ erzählt er, „findet man ſäulenförmige Berge, theils wie runde Säulen, theils wie viereckige Schornſteine, theils wie große ſteinerne Wände, beinahe ſenkrecht, 10 bis 15 Faden hoch. Man glaubt die Ueber-

Wenn wir nun die bisherigen Betrachtungen genau erwägen, ſo folgt als reines Reſultat derſelben, erſtens: daß die Erde in der Zeit ihrer frühern Entwickelung einer ſtärkern Oſcillation ihrer Axe unterworfen geweſen iſt, und zwar ſo, daß dieſe Oſcillation in der älteſten Zeit der reinſten Maſſenproduktion am gewaltſamſten war. Das Bändigende dieſer Oſcillation iſt das keimende Leben auf der Erde, und indem in der herrſchenden organiſchen Epoche alle Ele-

---

„bleibſel einer prächtigen Stadt zu ſehen, die von Stei- „nen auf einen Berg gebauet geweſen. Je weiter man „entfernt iſt, deſto prachtvoller iſt der Anblick, weil die „hintereinander hervorragenden Säulen ſchöne Geſtalten „bilden. Solche Berge dauern 35 Werſte in einem „fort, werden unterwärts immer kleiner, und verlieren „ſich allmählig.“ Es iſt alſo der Abhang eines durchſchnittenen Berges. Der Stein iſt Sandſtein. Nach Tuneld (Geographie, 2ter Theil, S. 40.) findet man in Helſingeland zwei ſchmale Sandſteinrücken: der eine fängt in Jiallan an, geht durch Herjedalen, dann durch Ferla, Jerfsiö, Arbrå, Regnsiö und Mo-Socken, bis er bei Söderala ſich im Meere verläuft; der zweite fängt zwei Meilen über Haſſela-Kirche an, geht durch Haſſela, Bergsiö und Harmångar, in mehrere daſige Seen, und ſenkt ſich dann im Meere, wo er noch eine Stunde lang ſichtbar iſt. Noch merkwürdiger iſt Rinmanns Nachricht von einem Sandſteinrücken in Carolax (Berättning til Kgl. Berg. Kolleg. S. 62. und mente, geordnet in ſich, zur Unterhaltung des organiſchen Lebens und zur Zerſtörung der Gebirge wirken, iſt zugleich jene Oscillation gemäßigter, und alle Bewegungen der Erde in ein organiſches Maaß getreten. Nun iſt aber zweitens jenes Maaß der Bewegungen ohne allen Zweifel mit dem Maaße der Zeit auf der Erde, mit dem jetzt herrſchenden Tages- und Jahreswechſel Eins; und es folgt alſo, daß das Prinzipium des Lebens zugleich das Prinzipium jener

Åbo Tidningar år 1784. S. 306 u. f. No. 39, 40, 41.). Er nimmt ſeinen Anfang bei Niſſelä By in Jidenſalmi Socken, ſtreicht in SSO. durch Jidenſalmi und Kuopio Sockner bis Liberlitz in Karelen, und weiter durch Tohmajärvi, Kidas und Kaiſlax Socknar, über die ruſſiſche Grenze in Kärtmucki Socken, kehrt nach einer anſehnlichen Wendung wieder nach Schweden über die Grenze zurück, indem er in mehrern Zweigen gegen Tawaſtland u. ſ. w. zieht. Seine Länge durch Savolax iſt ungefähr funfzehn Meilen, die Breite nur hundert Ellen. Er wird vom Immwirta, Palvis, Jänneniita und mehrern Strömen durchſchnitten, iſt merklich hoch, an einigen Stellen ſteil, bei Kukon-Harja in Kuopio Socken aber nicht breiter, als daß ein Pferd auf einem da eingerichteten Fußſteige gehen kann. Sind dieſe Formationen in Lappland und Finnland mit dem Werneriſchen Quaderſtein, oder mit dem Sandſtein der Harzer Teufelsmauer zu vergleichen, und iſt die Formation der Teufelsmauer nicht ſelbſt problematiſch?

Bewegungen ſei, ſo daß das Maaß der organiſchen Geſtaltung in den höchſten und edelſten Organiſationen, die allein in der letzten Epoche der Erde hervortreten, Eins ſind mit der bändigenden Kraft der Elemente, die die Maſſenproduktion verdrängt; Eins alſo auch mit den kosmiſchen Verhältniſſen der Erde ſelbſt. Die Geſchichte der Erde beweiſt alſo, daß mechaniſche Kräfte ſo wenig das ordnende Prinzip des Planetenſyſtems ausmachen, daß vielmehr dieſe und die chemiſchen ihre gemeinſchaftliche weſentliche Vereinigung im Leben finden. Drittens iſt die reinſte Maſſenproduktion der älteſten Zeit, und die Geſtaltung der Organiſation in der neueſten, nur in der Richtung von einander verſchieden, ſo daß jene eine univerſellere, dieſe eine individuellere Richtung der nämlichen Elemente andeuten. Die Geſtaltung des feſten Landes alſo, die wir oben andeuteten, kann nicht auf eine mechaniſche Weiſe begriffen werden, weil alle mechaniſche Erſcheinungen nur als Begleiter der lebendigen Entwickelung anzuſehen ſind. Dieſes reine Reſultat einer geſchichtlichen Anſicht der Erde, welches die Einheit des Lebens in allen univerſellern ſowohl als individuellern Richtungen deſſelben erkennen läßt, und die hier als nothwendige Bedingung einer geſchichtlichen Anſicht im Allgemeinen aufgeſtellt ſind, ſoll durch die detaillirteſte Darſtellung in der bald folgenden innern Naturgeſchichte der Erde ſelbſt begründet werden; und ohne Scheu werden wir alles daraus folgern, was ſich mit ſtrenger Konſequenz daraus folgern läßt.

Dieſe Betrachtung werden wir aber mit einer Darſtellung der Spuren des noch nicht erloſchenen Lebens in den Gebirgen, zumahl in den Flötzgebirgen, die ſich durch die mineraliſchen und durch die warmen Quellen, durch die Erdbeben und die Selbſtentzündungen darſtellen, beſchließen.

Erſtens alſo werden wir ein Problem unterſuchen, welches uns durch die obige Unterſuchung der Salzquellen dargebothen wird.

Wie entſtehen die Salzquellen in den Gipsgebirgen?

Zwar iſt, dem erſten Anſcheine nach, keine Frage leichter zu beantworten, als gerade dieſe. Gips und Steinſalz kommen mit einander vor. In jenen Gegenden, wo Steinſalzgebirge ſind, findet man häufige Quellen, deren Urſprung aus dem Steinſalz ſelbſt ſich durchaus nicht bezweifeln läßt. Im nördlichen Deutſchland findet man zwar kein Steinſalz, aber in den Gipsgebirgen jene merkwürdigen Höhlen, die zuweilen, von bedeutender Größe an einander hängend, auf Salzſtöcke hindeuten, welche hier auf die nämliche Weiſe, wie ſo häufig im ſüdlichen Deutſchland, gelagert geweſen, und, wie es ſcheint, von durchſtrömendem Waſſer allmählig aufgelöſt worden ſind. So entſtanden, ſo entſtehen die Salzſtöcke noch. Daß dieſe Höhlen nicht urſprünglich da waren, ſondern noch entſtehen, beweiſen die Erdfälle. Indem die Salzſtöcke aufgelöſt werden, verlieren die obern Gipsſchichten ihre Unterlagen, vermögen nun die Laſt nicht zu tragen, und ſtürzen ein. Bekanntlich ſind die Erdfälle eben in Gegenden, in welchen man Salzquellen und Gipsgebirge findet, ſo häufig. Oben haben wir dieſen Zuſammenhang für die Harzer und nördlichen Thüringer Flötze im Allgemeinen anzugeben geſucht, und genauer noch wird *Freiesleben* dieſen merkwürdigen Zuſammenhang für die Mansfelder Gegend darſtellen. Endlich giebt es manche Oerter in Deutſchland, deren Benennungen auf vormalige Salzquellen in ihrer Nähe hindeuten, wie Suhl u. ſ. w. Das Steinſalz in den Gipsgebirgen iſt vor langer Zeit hier ganz aufgelöſt; mit dieſem ſind auch die Salzquellen verſchwunden u. ſ. w.

Dies ſind nun die Gründe, mit welchen man die Entſtehung der Salzquellen aus Salzſtöcken, die in den Gipsgebirgen eingeſchloſſen ſind, zu beweiſen ſucht, und die beſonders dann unwiderlegbar ſcheinen, wenn wir ſelbſt den Zuſammenhang der Salzquellen mit den Gipsgebirgen nicht bloß zugeben, ſondern auch ausdrücklich beweiſen. Indeſſen erſcheinen ſo viele Schwierigkeiten, wenn wir dieſe Erklärung auf das Phänomen anzuwenden ſuchen, daß wir ſie keinesweges erſchöpfend nennen können. Es wird intereſſant ſeyn, dieſe Schwierigkeiten, die zwar auch von Andern berührt ſind, genauer zu beleuchten.

Man behauptet zwar, daß mehrere Salzquellen ihren Gehalt verändert haben; aber wie? unter welchen Umſtänden? Daß die Quellen, ſo wie wir ſie kennen, manchmal ihren Gehalt verändern: wie natürlich! Faſt nie ſind ſie in ihrer vollen Reinheit, in ihrem Urſprunge gefaßt; ſobald ſie aus dieſem heraustreten, ſind ſie allen den mannichfaltigen Zufällen ausgeſetzt, die von allen Seiten ſich andrängen, den Gehalt zu vermindern. Selbſt wenn die Quelle im Gips gefaßt wird, kann man nicht überzeugt ſeyn, daß man ſie in ihrer völligen Reinheit und urſprünglichen Gediegenheit kennt; denn wo wäre ſie vollkommen vor wildem Waſſer geſichert? Alle jene Beweiſe von der Veränderlichkeit der Quellen beweiſen alſo nichts; aber die Beweiſe von der Unveränderlichkeit einiger Quellen beweiſen deſto mehr: und wenn man die Anzahl der veränderlichen Quellen noch ſo ſehr anhäufte, und nur Ein Beiſpiel von einer unveränderlichen entgegenzuſetzen wüßte, ſo bewieſe dieſe mehr, Alles ſogar, und jene große Anzahl nichts. Das iſt wohl klar.

Nun kennt man in der That ſolche durchaus unveränderliche Quellen in ſolchen Gegenden, wo gar kein Steinſalz gefunden wird; und zwar ſind dieſe eben die ſtärkſten. Man kann aus den Erfahrungen aller Saliniſten den Satz aufſtellen, daß die Salzquellen deſto veränderlicher ſind, je ſchwächer, und deſto unveränderlicher, je ſtärker ſie ſind.

Ich halte mich hier vorzüglich an drei ſolcher Quellen des nördlichen Deutſchlands, die, indem ſie die ſtärkſten unter den bekannten, auch die unveränderlichſten und ſeit langer Zeit gekannten ſind. Ich meine die Salzquellen bei Halle, Frankenhauſen und Lüneburg. Alle ſind die ſtärkſten bekannten Quellen; alle ſind ſeit mehrern Jahrhunderten bekannt: und noch hat man gar keine, auch nicht die geringſte Abnahme des Salzgehaltes geſpürt.

Man denke ſich den Urſprung dieſer Quellen auf jene bekannte Weiſe; man laſſe das eingedrungene Tagewaſſer das Steinſalz auflöſen, und ſo, mit Steinſalz geſchwängert, hervorquellen. Müßte nicht nothwendig, ſo wie das Steinſalz abnahm, ſo wie bloß die untere Fläche des durchſtrömenden Waſſers das Steinſalz berührte, ſo wie das Volum des Waſſers zunahm, der Gehalt abnehmen? Müßte nicht am Ende der ganze Gehalt verſchwinden? Wir wiſſen es wohl, man beruft ſich auf die Erdfälle, die nach und nach in kleinen Strecken von kaum einer Viertelmeile ſich zeigen, um darzuthun, daß Steinſalz genug da ſei, um Jahrtauſende hindurch das Waſſer zu ſchwängern. Wir werden dieſes von einer Gegend fürs erſte zugeben können; aber von der nämlichen Quelle? Unmöglich!

Doch wozu jene Einwürfe, da es als Thatſache aufgeſtellt werden kann, daß gar keine reine Salzquelle jemals ihren Gehalt verloren hat, wenn ſie nicht mit wildem Waſſer verunreinigt wird. Verſchwunden ſind ſie, denn ſie können verſtopft, zurückgedrängt werden; an andern Orten mehr verunreinigt, alſo ſchwächer, hervorquellen: abgenommen haben ſie nie. Man kennt die Angſt, die den Saliniſten eigen iſt, wenn man die einmal erfaßte Quelle anrührt: und ſie haben in der That Recht.

Die geringſte Veränderung kann der Quelle gefährlich ſeyn. Aber giebt es irgend eine Erfahrung, die uns bewieſe, daß die wahre Quelle abgenommen hätte? Ich wünſchte ſie zu kennen.

Man ſah wohl ein, daß, wenn die Auflöſungshypotheſe begründet werden ſollte, eine ſolche Abnahme der Quelle dargethan werden müſſe. Es iſt aber klar, daß, wenn ſie beweiſend ſeyn ſollte, man nachweiſen müſſe, daß eine ſehr reiche in ihrem Urſprung gefaßte Quelle, ohne daß irgend eine Veränderung mit ihr vorgegangen wäre, allmählig ſchwächer geworden, endlich als Quelle geblieben wäre, aber ohne Salzgehalt. Ein ſolche Erfahrung würde in der That entſcheidend ſeyn. Aber wie ſuchte man die Abnahme der Quellen zu beweiſen? Durch Erfahrungen von den vielen Quellen, die bekannt ſind? Nichts weniger. Man beruft ſich auf die Benennungen einiger Städte; man giebt etymologiſche Gründe, wo wir phyſikaliſche erwarten: und deutlicher könnten wohl die Vertheidiger ſelbſt nichts darthun, wie ſehr es an irgend einem wahren Beweiſe fehlt. Denn, daß wir jene Benennungen, die ſich auf mancherlei andere Weiſe erklären ließen, die, wenn die Hypotheſe auch richtig wäre, keinen Beweiß abgeben kann, weil außer dem Daſeyn der

Quelle auch ihrer Beſchaffenheit bekannt ſeyn müßte, nun doch für einen Beweis annehmen ſollen, daß wir glauben ſollen, es ſei in jener Zeit, aus welcher uns keine geſchichtliche Relation übrig geblieben iſt, das geſchehen, was ſeit der Zeit nie geſchah, kann man wohl kaum im Ernſt verlangen.

Mit dieſer Unveränderlichkeit der Quellen verbinde man die faſt unglaubliche Ausbreitung der ſalzigen Gewäſſer. So in der hieſigen Gegend. Nach Freiesleben verrathen die Grubenwaſſer in ſolchen Bauen, die ihren größten Zufluß aus dem Gyps erhalten, ihren Gehalt faſt durchgängig, theils durch den Geſchmack, theils durch die Schwere. „So „traf man," wie er verſichert, „bei Abſenkung des „Salzſchachts (1735) und des Friedrichsſchachts „(1769) zu Bottendorf ſtarke ſalzige Waſſer, die „unter dem Gypſe unter Rauchwacke oder auf dem „Zechſteine lagen, aber bald wieder wegfielen, nachdem ſie durch das Schachtabteufen gezapft worden „waren. Eben ſo iſt es in den Mansfeldiſchen Bergwerken eine bekannte Sache, daß die niedern Saugſätze nur ſelten auf völlige 5 Lachter Höhe (wie „bei den ſüßen Grundwaſſern) heben. In den „Bottendorfer Bergwerken könnte man, weil dort „der Salzgehalt noch merklicher iſt, gar nur auf 4,

„höchſtens $4\frac{1}{2}$ Lachter ſtatt 5 Lachter Höhe rechnen.“ So wie nun die Grubenwaſſer aus dem Gipſe ſalzhaltig ſind, ſo eine große Menge anderer Waſſer, Quellen, Sümpfe und Seen. Den Erdeborner See haben wir oben genannt. Charpentier behauptet von faſt allen Brunnen und Quellen im Thüringer Kreiſe, daß ſie als, wenn gleich ſchwache, Soolen anzuſehen ſind. Von den Brunnen und Quellen um Halle herum gilt es im ſtrengſten Sinne. Ja man behauptet von der Saale und Unſtrut, denen ſo viele ſalzige Waſſer zuſtrömen, daß ſie ſtärkere Laſten tragen können, als anderes Flußwaſſer. Gewiß iſt es, daß das Saalwaſſer, bei zugegoſſenem ſalpeterſauren Silber, beſtändig einen nicht unbedeutenden Gehalt von Salzſäure verräth.

Mit dieſer Unveränderlichkeit der gediegenen Salzquellen, die, wie wir geſtehen, aus dem Gipſe entſpringen, von welchem wohl nur ſehr wenige zu Tage kommen, bei weitem die meiſten aber ſich in der Tiefe mit wildem Waſſer vermiſchen, faſt alle Quellen und Brunnen in weitläufigen Gegenden imprägniren, und ſelbſt ganze mächtige Flüſſe verunreinigen, verbinde man die Beobachtung der feſten Gipsgebirge in dieſen Gegenden. Das innere derſelben iſt keinesweges unbekannt. Die Erdfälle haden ſehr viele Kalkſchlotten am Thüringer Waldgebirge, wie am Harz, entdecken laſſen. Durch den Bergbau ſind die Schichten an vielen Orten durchſunken, und es iſt wohl natürlich, daß man nun, die obige Anſicht zu beſtätigen, die Spuren des Kochſalzes hier nachzuweiſen ſucht. Da das Steinſalz durch das Tagewaſſer von oben herab weggeſchwemmt werden muß, ſo werden Höhlen entſtehen, in welchen viel Steinſalz enthalten iſt; auch die Erdfälle werden nicht erſt entſtehen, wenn alles Steinſalz verſchwunden iſt. Aber in den vielen großen **Höhlen** iſt nie, auch nicht die geringſte Spur von Steinſalz gefunden. Man ſollte doch glauben, daß irgendwo ein kleiner Antheil in dichtem Geſteine übrig geblieben wäre, daß etwas ſich dem untern Flötze mitgetheilt hätte: aber nichts weniger. Zwar Freiesleben führt Büttner, Hennemann und Henkel als Zeugen auf, daß, wenn gleich ſelten, Steinſalz in kleinen Trümmern im Gips vorkomme. Dieſe Naturforſcher wollen nämlich ſolche Trümmer bei Bottendorf gefunden haben. Nach Hausmann kömmt bei Lüneburg ein ſchuppig körniger, ſtark durchſcheinender röthlicher Gips mit 4 p. C. ſalzſaurem Kalk vor; aus Segeberg habe ich die ſchriftliche Nachricht erhalten, daß man im dortigen

Gips kleine Trümmer von Kochſalz gefunden hat, doch ohne daß ich die genauern Umſtände erfahren habe. Endlich findet man in dem Eislebener Gips ein Foſſil, welches ohne allen Zweifel ein Anhydrit iſt. Dieſe Spuren aber, die eine durchaus zurückgedrängte Salzproduktion in der hieſigen Gipsformation beweiſen, vermehren das Räthſelhafte des unglaublich ſtarken Salzgehalts der hieſigen Gewäſſer. Alſo, ſo unveränderlich, wie der Gehalt der Quellen, ſo beſtimmt iſt die faſt durchgängige Gehaltloſigkeit aller Gipshöhlen.

Dieſe Thatſachen ſind nun ohne allen Zweifel von der Art, daß ſie durch die bloße Auflöſungstheorie nicht begründet werden können. Ehe wir aber in der Unterſuchung weiter gehen, müſſen wir für die Betrachtung einen ausgedehntern Geſichtspunkt zu erlangen ſuchen.

Es iſt klar, daß die ſogenannten Salzſoolen, bloß weil ſie Kochſalz enthalten, nicht für ſich betrachtet werden dürfen. Will man über die nie ruhende Salzproduktion irgend belehrende Aufſchlüſſe erwarten, ſo muß man die Salzſoolen mit allen übrigen ſalzigen Mineralquellen in Verbindung bringen. Auch dieſe haben einen unveränderlichen Gehalt, und viele unter ihnen ſind aus dem grauen Alterthum bekannt geweſen. Ihren Salzgehalt mit irgend einer Salzniederlage in den Gebirgen in Verbindung zu bringen, iſt durchaus unmöglich, und faſt alle, wenn ſie auch, entfernt von eigentlichen Salzſoolen, in ſolchen Gegenden entſpringen, in welchen weder Gips noch Steinſalz vorkommt, enthalten Kochſalz in größerer oder geringerer Menge.

Man hat bekanntlich die mineraliſchen Quellen in ſalzige, ſchwefelige und metalliſche eingetheilt; aber alle enthalten mehrere Salze — etwa einige Stahlwaſſer und kohlenſaure Quellen ausgenommen. Einige Salze beſonders kommen immer wieder vor; und ſo ſehr ſie auch in Rückſicht des quantitativen Verhältniſſes wechſeln mögen, ſo ſind ſie doch immer die nämlichen, ſo daß dadurch eine große, merkwürdige Einförmigkeit in der Analyſe aller Mineralquellen, ſelbſt ſolcher, die durch hervortretenden Schwefelwaſſerſtoff oxidirtes Eiſen oder Kohlenſäure ſonſt ſehr charakteriſirt ſind, herrſchend wird: und dieſe Salze ſind eben die des Meerwaſſers.

Doch dieſe Anſicht verdient ohne allen Zweifel eine genauere Unterſuchung. Wir wollen alſo den Gehalt des Meereswaſſers als Grundlage anſehen, ſo daß dieſes, bei den merkwürdigen Abweichungen der mineraliſchen Quellen, als Maaßſtab dienen kann.

Nach der bekannten Analyſe von Bergmann enthält das Meerwaſſer auf der Höhe der kanariſchen Inſel, in 60 Faden Tiefe geſchöpft, in einer ſchwediſchen Kanne

2 Unzen 433 Gr. ſalzſaures Natron,
= — 380 — ſalzſauern Talk, und
= — 45 — ſchwefelſauern Kalk;

und nach einer Analyſe von Lavoiſier, das Meerwaſſer von Diepe in 40 Pfund

8 Unz. 6 Quentch. — Gr. ſalzſaures Natron,
= — 4 — 26 — ſchwefelſaur. Natr. u. Talk,
1 — 5 — 10 — ſalzſauern Kalk, und
1 — = — = — ſalzſauern Talk.

Es erhellt hieraus, daß das Meerwaſſer ohne allen Zweifel in verſchiedenen Breiten und Längen, in verſchiedenen Klimaten, in verſchiedenen Häfen auch ein etwas verſchiedenes Verhältniß der Beſtandtheile haben mag. Wie ſehr aber auch der Gehalt wechſeln mag, ſo iſt es doch gewiß, daß von der baſiſchen Seite Kalk, Talk und Natron, von der ſauern Seite aber Schwefel- und vorzüglich Salzſäure, die Faktoren ſind, deren Kombination auf mannichfaltige Weiſe wechſeln kann, ſo daß bald überwiegender ſalzſaurer Talk und Kalk mit zurückgedrängtem ſchwefelſauern Natron, bald ſchwefelſaurer Kalk mit zurückgedrängtem ſalz-

Talk, manchmal wohl auch andere Kombinationen ſich zeigen, nur ſo, daß das ſalzſaure Natron in allen Oſcillationen ein beſtimmtes Uebergewicht behält. Viele, vorzüglich unter dem Aequator und in den ſüdlichen Breiten angeſtellte Analyſen, in Verbindung mit den ſchon verſchiedentlich angeſtellten Verſuchen über die Temperatur der Meerwaſſer in verſchiedenen Breiten, würden ohne allen Zweifel merkwürdige Geſetze enthüllen, über welche ich meine Vermuthungen zu äußern mich enthalte.

Dieſe Beſtandtheile kommen nun in allen Mineralwaſſern, wenige ausgenommen, vor. Man vergleiche nur die Analyſen, und man wird ſehen, daß wenigſtens Ein Beſtandtheil des Meerwaſſers immer da iſt. Die kohlenſauern Mineralwaſſer, in welche nur Kohlenſäure an Natron, Kalk und Talk gebunden iſt, wie im Cudewaer Waſſer in der Grafſchaft Glatz, nach Hoffmann, im Göppinger Sauerbrunnen, nach Kielmayer, gehören zu den ſeltenen Ausnahmen. Die übrigen Beſtandtheile der Quellen, die nicht im Meerwaſſer vorkommen, ſind unter andern Thon, Alaun und Vitriol. Dieſe ſind aber ſelten, und die Entſtehung derſelben hängt offenbar von ſpeciellern und untergeordneten Verhältniſſen ab. So findet man Thon in einigen Schwefelbädern, wie zu Colſe, nach Accum, im Bentheimer Schwefelwaſſer, nach Trampel, in den Schwefelbädern bei Landeck, nach Mangalia, in der Pyrmonter Quelle, nach Trampel und Weſtrumb, Alaun im Stecknitzer Waſſer und Meßner Badequelle, nach Reuß. Es wäre intereſſant zu unterſuchen, ob dieſe ſelten und in geringer Quantität vorkommenden Beſtandtheile immer in konſtantem Verhältniß gefunden werden. Die bei Montcenis vorkommenden, von Morveau unterſuchten Alaunwaſſer ſcheinen, wie die oben angeführten, mit Kohlengruben in Verbindung vorzukommen. Die Alaunwaſſer bei Mulino und Cerrone, von Lavoiſier unterſucht, entſpringen aus Alaungruben, Aqua di Piſciarelli bei Solfatara aus noch immer vulkaniſchen Gegenden: und ſo läßt ſich die ſpeciellere Entſtehung dieſer Beſtandtheile wohl faſt allenthalben nachweiſen. Es ſind ſolche Gegenden, in welchen partielle chemiſche Proceſſe noch immer herrſchend ſind, da vielmehr, wie wir beweiſen werden, univerſellere Verhältniſſe offenbar bei der Entſtehung der übrigen Quellen Statt finden. Es darf uns wohl nicht wundern, daß dieſe Alaun- und Vitriolwaſſer mit den wahren und konſtanten mineraliſchen Quellen in mancherlei Verbindung treten. Was von dieſen genannten Quellen gilt, findet ohne allen Zweifel auch bei Salpeterwaſſern in Ungarn Statt. Denn wenn dieſe gleich von dem Samosfluſſe bis Wien in einer Strecke von 70 bis 80 Meilen, und von den Karpathen bis an die Drau in der Breite, nach Oeſterreicher, ſo häufig vorkommen, daß die meiſten Quellen durch Salpeter untrinkbar werden, ſo iſt doch die Entſtehung des daſigen Salpeters neuern Urſprungs, und gehört hier ſowohl als in Spanien, nach Bowle, und in Indien den aufgeſchwemmten Gebirgen zu. Es iſt überhaupt merkwürdig, daß diejenige Richtung der Oxydation und Hydrogeniſation, die vorzüglich animaliſcher Natur iſt, die Salpeterſäure und das Ammoniak nämlich, durchaus nicht aus ältern Gebirgen entſteht, und theils in aufgeſchwemmten Gebirgen, theils in vulkaniſchen vorkömmt.

Andere Beſtandtheile, die häufiger vorkommen, und welche die Quellen mit dem Meerwaſſer nicht gemein haben, ſind ſolche, die ſich im Meere nicht erhalten können, weil ſie durch die atmoſphäriſche Spannung ausgeſchieden werden. Es ſind Kohlenſäure, nach Heiſinger und Berzelius Stickgas, Schwefelwaſſerſtoffgas, und die durch dieſe Beſtandtheile aufgelöſt gehaltenen Stoffe, Eiſen nämlich und kohlenſaurer Kalk. Bekanntlich werden dieſe Beſtandtheile immer durch die atmoſphäriſche Spannung ausgeſchieden.

Wenn wir nun die angeführten Beſtandtheile ausnehmen, ſo bleiben, als ſolche, die auf eine univerſellere Weiſe entſtehen, und ſich unter allen Umſtänden erhalten, nur die Beſtandtheile des Meerwaſſers übrig, doch ſo, daß der Grad des Verhältniſſes, der ſich, bei allen Veränderungen, im Meerwaſſer erhält, in den mineraliſchen Quellen ſtark überſchritten wird, ſo daß das Meerwaſſer dadurch in mehrern faſt ganz verſchiedenen Waſſern auseinanderfällt. So tritt das ſchwefelſaure Natron in einigen Waſſern bedeutend hervor, die übrigen Beſtandtheile werden aber ſtark zurückgedrängt; ja einige verſchwinden wohl gar. In andern herrſcht der ſchwefelſaure Talk, wie in den Bitterwaſſern, wieder in andern das ſalzſaure Natron, wie in den muriatiſchen Quellen.

Von allen dieſen Quellen ſowohl als von denjenigen, die durch Kohlenſäure und Schwefelwaſſerſtoffgas Metalle oder Erden aufgelöſt enthalten, läßt ſich nun die Behauptung aufſtellen, daß ſie von unbeſtimmbar hohem Alter und unveränderlichem Gehalt ſind. Bevor wir aber unſere Anſicht über den

Gehalt der Quellen darzuſtellen ſuchen, finden wir es nothwendig, Einiges über eine verwandte Erſcheinung, über die warmen Quellen nämlich, zu ſagen.

Wie nahe liegt nicht auch hier die Erklärung; wie natürlich, daß ſie gewählt ward? Die Erdbrände ſind bekanntlich ruhig fortbrennende Steinkohlenflötze, die, wie die Kohlenmeiler, einen ſehr geringen Zufluß der Luft haben. Sehr lange haben Steinkohlenminen in Sachſen, Böhmen, Ungarn, in den Niederlanden, in England u. ſ. w. gebrannt; wahrſcheinlich ſind ſie durch verwitternde Schwefelkieſe angezündet. Man kennt dieſe Erſcheinung entweder unmittelbar oder durch die verbrannten Steine, die gebrannten Schieferthone, Porcellanjaſpis, die Erdſchlacken, den ſtänglichen Thoneiſenſtein u. ſ. w.; und in ihrer Nähe kommen nun alle oder die meiſten warmen Quellen vor. Wer kann daran zweifeln, daß ſie jenen Erdbränden ihre hohe Temperatur verdanken? Mehrere, wie die heißen Quellen bei Solfatara, entſpringen in noch brennenden vulkaniſchen Gegenden.

Aber auch hier treffen wir die nämliche Schwierigkeit, die wir bei den übrigen mineraliſchen Quellen antrafen, ja ſie tritt hier noch auffallender und treffender hervor. Die Temperatur iſt nämlich bei allen ſo alt, wie unſere Bekanntſchaft mit den Quellen, und ſo unveränderlich, wie der Gehalt. Die heißen Quellen des Karlsbades ſind ſeit 1370, da ſie Kaiſer Karl der vierte entdeckte, bekannt. Die Hirſchberger Quellen (Warmbrunn in Jauer), nach Magalia, mit einer Wärme von 97—99°, ſind nach Zeiler und Zimmermann älter als Karlsbad, und wenigſtens im Jahre 1178 unter Boleslaus dem vierten entdeckt. Aachen war wahrſcheinlich den Römern bekannt, da ein Römer Granius, wie die Stadtchroniken erwähnen, 53 Jahr nach Chriſti Geburt die Quellen entdeckte, deſſen Namen theils durch den Granusthurm, theils durch die lateiniſche Benennung der Stadt — Aquisgranum — verewigt ward. Dieſe Vermuthung wird um ſo wahrſcheinlicher, da man bei der Eröffnung und Ausbeſſerung des Kaiſerbrunnens viele alte römiſche Münzen fand. Die heißen Quellen in Wisbaden, deren Temperatur zu 151° Fahr. ſteigt, ſind, wie allgemein bekannt, von den Römern benutzt. Plinius erwähnt ihrer (L. 31. cap. 2.) ſowohl als Ammian (Opera L. 29. c. 4.). Auch beweiſen die römiſchen Mauern, die zum Theil noch zu ſehen ſind, und das Caſtellum Druſi, welches dieſer Stiefſohn des Kaiſers Auguſt 11 Jahr vor Chriſti Geburt hier erbauete, das Alter der Quelle. Eben ſo werden die Bäder von Piſa, deren Temperatur nach Santi 33° Reaum., von **Plinius** angeführt. Die von **Volta** unterſuchten warmen Bäder zu Caldiero im Veroneſiſchen, und die Bäder zu Bath in England, die eine Wärme von 75 — 80° haben, waren ebenfalls den Alten bekannt. Auch die heißen Quellen aus dem Veronaloch in Niederbaden Grafſchaft Baden, und die Schinznacher oder Habsburger Quellen ſind ſehr alt.

Wie können wir nun dieſe anhaltende, durch Jahrtauſende dauernde Temperatur der nämlichen Quelle aus einem bloßen Brand begreiflich machen? Es iſt von keiner einzigen Quelle bekannt, daß ihre Temperatur abgenommen hätte, und, ſo lange man dieſelbe Quelle hat, befürchtet man es auch nicht. Geſetzt auch, was freilich nicht bewieſen iſt, daß Oſcillationen der Temperatur Statt fänden, wie wir auch Oſcillationen des Gehalts von den mineraliſchen Quellen zugeben können, ſo iſt doch eine regelmäßige Abnahme der Temperatur bei jenen — eine nothwendige Folge des allmählig erlöſchenden Brandes — ſo wenig jemals bemerkt worden, wie eine regelmäßige Abnahme des Gehalts bei dieſen. Laſſen wir nun die Erdbrände eine lange Zeit hindurch fortbrennen — wenn man will, mehrere hundert Jahre — ſo kann dieſes doch nicht von den kleinen Strecken gelten, durch welche das Waſſer jener Quellen fließt. Dieſe können doch nicht mehrere hundert Jahre hindurch fortbrennen, ohne zu verbrennen, und auf dieſe Weiſe eine hohe Temperatur unterhalten und den Quellen mittheilen.

Eben ſo wenig macht uns die angenommene Hypotheſe die ſehr verſchiedene und doch bei einer jeden Quelle konſtante Temperatur begreiflich. Einige, wie Caldiero im Veroneſiſchen, haben nur einen Wärmegrad von 21° Reaum., andere, wie Bath in England, von 75 — 80, Schinznacher Bad 92° Fahr., Schwäbiſch Baden 54° de Luc, Aachen 127 — 128° Fahr., Wisbaden 151°, und Burgſcheid ſogar 152 — 160°. Ein bloßer Brand müßte eine größere Aehnlichkeit der Temperatur verſchiedener Quellen hervorbringen. Entſpringt die geringere Temperatur aus der Vermiſchung mit kalten Quellen, ſo iſt es durchaus unbegreiflich, wie ſie ſich lange Zeiten hindurch unverändert erhält; und wird ſie durch die allmählige Erlöſchung des Brandes hervorgebracht, ſo iſt es klar, daß ſie durchaus nur momentan, keinesweges anhaltend ſeyn kann. Einige Quellen ſind aber als ſehr heiße, andere als mittelmäßig warme bekannt, ſeit ſie entdeckt ſind.

Dieſe einfache und unbefangene Darſtellung der Thatſache überzeugt uns hinlänglich, daß hier eine anhaltende lebendige Funktion Statt findet, die, von univerſellern Bedingungen abhängig, Jahrtauſende hindurch fortdauern kann, ohne aufzuhören. Welcher Art iſt nun dieſe Aktion, und wie können wir ſie mit den warmen Quellen einerſeits, und mit den Erdbeben, Erdbränden und vulkaniſchen Eruptionen, die offenbar mit den Erſcheinungen der warmen Quellen verknüpft ſind, anderſeitig in Verbindung bringen?

Phyſikaliſche Erfahrungen neuerer Zeit verſprechen uns hierüber ein unerwartetes Licht, und es iſt in der That zu verwundern, daß ſie nicht früher zur Aufklärung ſo auffallender Erſcheinungen benutzt wurden. Es iſt bekannt, daß alle differente Körper durch wechſelſeitige Berührung in gegenſeitige elektriſche oder galvaniſche Spannung gerathen. Erhöht wird dieſe Spannung durch dazwiſchentretende Feuchtigkeit. Es iſt ferner bekannt, daß die Intenſität dieſer Spannung wächſt, je vielfacher die Punkte der Berührung durch die Vergrößerung der Flächen werden. Nun ſind zwar die meiſten Flötze der Flötzgebirge ſchlechte Leiter, und daher wenig geſchickt, galvaniſche Spannung zu erregen; aber theils iſt jene Eigenſchaft immer nur relativ, theils wird, was an Intenſität des Gegenſatzes abgeht, durch die Größe der Flächen erſetzt, theils iſt auch der Kohlenſtoff, der jene Gebirge durchdringt, als ein guter Leiter bekannt. Denn der indiſche Stein, der ſehr kohlenſtoffhaltig iſt, ſchließt ſich, nach Humbolds Erfahrungen, bei galvaniſchen Verſuchen, als Leiter an die Metalle an. Nun betrachte man die Steinkohlengebirge. Abwechſelnde Schichten von Sand, Schiefer und Steinkohlen bilden eine vollkommene galvaniſche Batterie. Stärker wird die Spannung hier, theils weil die Wiederholung der nämlichen Schichten, von nicht bedeutender Mächtigkeit, häufiger iſt, theils weil der thätige Gegenſatz zwiſchen verbrannten und unverbrennlichen Körpern bedeutender iſt, theils weil die wechſelnden Platten große Flächen der Berührung darbieten. Erhöht und unterhalten wird nun dieſe Spannung durch das durchfließende Waſſer, alſo durch die Quellen. Volta hat, wie wir durch Ritter (Siderismus, S. 77.) wiſſen, bewieſen, daß Waſſer mit Metall in ruhiger Berührung + E erhält, während dieſes — E empfängt. Wird es dagegen an dieſen Metallen gerieben, ſo kehren ſich dieſe Elektricitäten um; das Waſſer empfängt — E und das Metall + E. Aber dieſes nicht allein, ſondern die erregten Elektricitäten, und ſomit der Werth ihres Unterſchiedes oder ihrer Spannung, iſt hier ungleich *größer*, als bei der ruhigen Berührung. Dies geht ſo weit, daß *Volta* ſelbſt eine Zinkplatte, die bei ruhiger Berührung mit Waſſer eine — Electricität, deren Quantität er mit 1 Grad bezeichnet, erhielt, beim Reiben des Waſſers daran eine Elektricität von 10, von 12 und mehrern Graden empfing, — welches, mit andern Verſuchen *Volta's* verglichen, lehrt, daß Zink mit Waſſer, beim Reiben dieſes an jenem, eine gegen drei Mal ſtärkere Spannung verurſacht, als ſelbſt Zink und Silber bei der Berührung mit einander. Das Reiben des Waſſers aber kann, wie *Ritter* richtig bemerkt, nichts anders ſeyn, als eine Hinbewegung des Waſſers zu dem Körper, mit welchem er gerieben wird. Aber ein anderes Verhältniß hat fließendes Waſſer nicht zu demjenigen, *an* und *in* welchem es hinfließt. Was hier von dem Reiben des Waſſers an Metall durch unmittelbare Erfahrung dargethan iſt, muß auch in der Erde durch das fließende Waſſer der Quellen hervorgebracht werden, beſonders wenn es zwiſchen ſolchen Schichten fließt, die durch ihre Natur und öftere Wiederholung nothwendig eine galvaniſche Spannung hervorrufen.

Wir können alſo die Spannung, die in den Steinkohlengebirgen Statt findet, als ſehr bedeutend ſchätzen. Nun iſt es aber durch Verſuche von Ritter bewieſen, daß die — E elektriſche Spannung oder diejenige der Oxydation wärmeerregend, die + E elektriſche Spannung oder diejenige der Hydrogeniſation wärmeverſchluckend iſt; und durch dieſe Spannungen muß alſo nothwendig eine höhere Temperatur entſtehen, die der verſchiedenen Intenſität der Spannungen gemäß iſt, und ſo lange unterhalten werden muß, als die Bedingungen die nämlichen bleiben. Dieſe Bedingungen werden durch die Funktion der totalen Flötzbildung beſtimmt, und können ſelbſt durch einen partiellen Brand nicht aufgehoben werden, wenn dieſer nicht die Struktur im Ganzen aufzuheben im Stande iſt. Daher das Anhaltende der Temperatur.

Es darf uns keinesweges wundern, daß nicht alle Steinkohlenformationen warme Quellen liefern; denn theils kann dieſes von Verwickelungen des Prozeſſes abhängen, die uns nicht genau bekannt ſind — und eine jede neue richtige Anſicht der Natur liefert uns nothwendig eine Menge neuer Probleme — theils iſt in einer jeden Steinkohlenformation der thätige Gegenſatz des Verbrennlichen und Verbrannten nicht von gleicher Intenſität, wie in den älteſten der Porphyrbildung, in welcher die Schieferkohlen vorwalten; auch wird ein beſtimmtes Verhältniß der Quellen zu den Schichten erfordert, welches nicht allenthalben Statt findet; endlich hängt die Thätigkeit der Spannung von der univerſellen Leitung ab: eine Anſicht, die eine eigene Betrachtung erfordert.

Schon eine jede galvaniſche Säule, die wir bauen, hängt in ihrer Wirkſamkeit von univerſellen Bedingungen ab, ſteht in einer lebendigen Wechſelwirkung mit der Atmoſphäre, wie Beau-Launoy's, Marivaux's, und noch mehr Ritters genauere Verſuche beweiſen. Iſt nun gleich, durch die geſuchte Verbindung von Leiter mit der größten Thätigkeit die Intenſität der chemiſchen Aktion in unſern galvaniſchen Säulen größer, ſo muß doch die Abhängigkeit von univerſellen Bedingungen, und die lebendige Verknüpfung mit dem Leben der Atmoſphäre, bei jenem natürlichen Säulenbau im Großen, unendlich größer ſeyn. Denn die Steinkohlenflötze bieten unendlich größere Flächen dar, und mit dieſen wächſt der Einfluß der univerſellen Bedingungen; auch ſtehen ſie in inniger Verbindung mit andern weit verbreiteten Schichten. Dieſe ſind ſelbſt, und zumal in den Flötzgebirgen, differenter Art, und alſo mehr oder weniger als thätige Leiter und Unterhalter der Spannungen anzuſehen. Alle Gebirge, vor allen aber die Flözgebirge, ſind, in ſo fern ſie aus differenten Schichten beſtehen, zwiſchen welchen ſich das Spannungen erregende Waſſer lebendig bewegt, in galvaniſcher Thätigkeit. Weniger die Urgebirge, weil hier eine größere chemiſche Kontinuität in der fortſchreitenden Bildung, alſo eine geringere Intenſität des Gegenſatzes der ſich bedeckenden Maſſen Statt findet. Die Metalllager können für die bloße Elektricitätsſpannung, die Steinkohlengebirge für die Wärmeerregung, als die koncentrirenden Punkte der allgemeinen Thätigkeit angeſehen werden. Daß aber eine ſolche Spannung wirklich Statt findet, und ſich ſelbſt dem Gefühle kund thut, beweiſen die Waſſer- und Metallfühler. Was man auch von dieſen in neuern Zeiten wieder in Anregung gebrachten Erſcheinungen ſagen mag, ſo ſehr es auch zu wünſchen wäre, daß die Verſuche mit mehr Beſonnenheit angeſtellt worden wären, und ſo innig man es bedauern muß, daß von Anfange an alles darin geſucht, und wodurch es dahin gebracht wurde, daß die Naturforſcher alles verwarfen, daß man eine große Menge unbeſtimmter Verſuche mit den ungeheuerſten Folgerungen auf einander häufte, anſtatt wenige mit Sicherheit zu begründen: — das Phänomen des Waſſer- und Metallfühlens im Allgemeinen vermag man nicht abzuläugnen. Es iſt keineswegeſ meine Abſicht, die Richtigkeit aller Verſuche mit dem Pendel und mit dem Balancier zu vertheidigen, und nachdem ich ſelbſt eine Menge Verſuche angeſtellt habe, die mir zum Theil über Erwartung gelungen ſind, ſehe ich wohl ein, wie äußerſt ſchwierig es iſt, Verſuche der Art für die Wiſſenſchaft zu vindiciren, und ihnen diejenige Sicherheit und Objektivität mitzutheilen, die man nicht ohne Recht fordern darf. Das Metall- und Waſſerfühlen ſelbſt aber iſt eine zu auffallende Erſcheinung, als daß man ſie durchaus abläugnen darf; und auch hier zeigt ſich die Neigung der heutigen Naturforſcher, Phänomene lieber abzuläugnen und wegzuerklären, als zu unterſuchen, beſonders dann, wenn ſie unerwartete Aufſchlüſſe verſprechen, und den engen Sinn herrſchender Naturanſichten überſchreiten. Nicht bloß ſolche ſeltene in dieſer Rückſicht begünſtigte Konſtitutionen, wie Pennet und Campetti, ſehr viele Menſchen ſind im Stande, den Verſuch mit der Bewegung der Wünſchelruthe über fließendem Waſſer anzuſtellen, und das Inſtrument bewegt ſich ganz deutlich in meiner Hand. Wer nun dieſen Verſuch ſelbſt anzuſtellen im Stande iſt, ihn nicht bloß, ohne ihn zu kennen, beurtheilt, dem wird die deutliche, niemals zu verkennende fremde Gewalt, die den Zweig in Bewegung ſetzt, die vollkommene, über allen Zweifel erhabene Gewißheit verſchaffen, daß hier ein von uns unabhängiges Agens thätig iſt. Es iſt zu wünſchen, daß ſo Viele, wie möglich, an ſich erproben möchten, ob auch die Wünſchelruthe über Quellen ſich in ihren Händen bewegt; und ich darf mit der größten Gewißheit behaupten, daß ein jeder, dem der Verſuch gelingt, überzeugt ſeyn wird, daß hier keine ſubjektive Täuſchung Statt findet. Erſonnene Erklärungen werden Keinem ſein beſtimmtes Gefühl zweifelhaft machen, die Menge der Erfahrungen wird das Faktum immer mehr begründen, und man kann den übrigen dann ruhig das Kritiſiren überlaſſen.

Iſt nun das Faktum unbezweifelbar, ſo können wir es uns nur begreiflich machen, wenn wir, mit Ritter, annehmen, daß die auf einander ruhenden Schichten in der Erde unter ſich ein elektriſches oder galvaniſches Spannungsverhältniß begründen, daß die bedeckenden, immer von Waſſer mehr oder weniger durchfeuchteten Schichten als Leiter dienen, und daß der ſenſible Menſch dieſe Spannung empfindet, indem er in dieſer Leitungsſphäre, als zu ihr gehörend, hineintritt; reicht aber die Spannung bis zur Atmoſphäre, ſo muß ſie mit dieſer in lebendigem Wechſelverhältniß ſtehen, und von ihr unterhalten werden. Man wird behaupten, daß ſie dann auffallender verändert werden müßte, daß die Temperatur der warmen Quellen, wenn ſie Folge ſolcher Spannungen wären, viel veränderlicher ſeyn müßte; aber man erwäge nur, wie konſtant und unveränderlich das Leben der Atmoſphäre im Ganzen iſt, wie ſelten große und bedeutende meteorologiſche Erſcheinungen ſind, daß der Schichtenbau der Erde wohl einem lebendigen Verhältniß gegen die ganze Atmoſphäre, keinesweges aber gegen die untergeordneten Funktionen derſelben unterworfen iſt: und man wird einſehen, daß die Intenſität der Spannungen nur ſelten und momentan ſich verändern kann. — Und daß dieſes der Fall iſt, zeigen auffallende Erſcheinungen.

Von den Steinkohlenlagern hat man lange gewußt, daß ſie auf eine merkwürdige Weiſe an dem allgemeinen Leben der Erde Theil nahmen; daß die entfernteſten vulkaniſchen Eruptionen und Erdbeben von dem iſolirten, manchmal von Urgebirgen eingeſchloſſenen Steinkohlenlager empfunden wurden; daß mit beſtimmten Konſtitutionen des Jahres und der Jahreszeiten an mehrern Orten zu gleicher Zeit die Steinkohlenlager erſchüttert wurden; daß auch bei ſtarken entfernten Erdbeben die warmen Quellen zurücktraten, oder für eine kurze Zeit verändert wurden. Eine Zeit lang half man ſich mit unterirdiſchen Höhlen, mit tiefen Gängen, die alle jene Gegenden, wie Island und Veſuv z. B., mit einander verbanden: ein Ausweg, der durch die genauere Kenntniß der Struktur der Gebirge ſchlechthin abgeſchnitten iſt.

Seitdem nun jene tollkühnen Fiktionen von unterirdiſchen Kanälen und Verbindungen vernichtet ſind, ſeitdem die Hypotheſe von einem Centralfeuer aus der Phyſik verſchwunden iſt, treten jene Erſcheinungen, mit der Forderung, ihre Bedeutung zu ſuchen, deſto dringender hervor. Man weiß, daß die Steinkohlenlager nie in ununterbrochener Lagerung durch beträchtliche Gegenden ſtreichen, daß die meiſten, wie Inſeln, in Flözgebirgen zerſtreuet, oder in rings von Urgebirgen umſchloſſenen Mulden gelagert ſind. Hier ruhen ſie auf feſtem Geſtein, ältern Flözen, Uebergangsgebirgen und Urgebirgen. Durch dieſes Geſtein ſind ſie von einander getrennt, oft durch ganze Länder: und dieſe Gegend bleibt ruhig. Auch die Flözlager, die die Steinkohlen bedecken, werden nur erſchüttert, wenn ſie auf Steinkohlen ruhen; wo keine Steinkohlen ſind, bewegen auch dieſe ſich nicht. Ein Erdbeben bricht in den ſüdlichen Gegenden aus, und ſogleich gerathen ſolche iſolirte Lager in Bewegung. Man meint, daß es durch Mittheilung geſchieht. Aber wo iſt hier eine Spur einer ſolchen Mittheilung? Auch die warmen Quellen theilen dieſe Oſcillation. Einige verlaufen ſich und kommen ſtärker wieder, wie die Töplitzer Quelle bei dem Liſſaboner Erdbeben 1755; andere ſteigern ihre Temperatur, wie die warme Quelle bei Baden, die bei dem Erdbeben 1708 um einen Grad wärmer ward. In gewiſſen Jahren, bei einer beſtimmten Richtung der Spannungen der Atmoſphäre ſind die Erdbeben vorzüglich häufig, und zeigen ſich bald hier bald da, manchmal zu gleicher Zeit in den entfernteſten Gegenden, und zwar faſt ausſchließend in ſolchen Gegenden, die durch warme Quellen und Steinkohlenformationen ausgezeichnet ſind, wie in England, bei Aachen, in Schleſien, in Böhmen, noch neulich ſo ſtark bei Karlsbad. Haben wir nicht Grund, eine Verbindung zwiſchen derjenigen Funktion, die die höhere Temperatur der Quellen hervorruft, durch bleibende Spannung, und derjenigen, die die Erdbeben hervorruft, durch Steigerung der nämlichen Spannung zu vermuthen? Die

Erdbeben ſind nothwendig nur momentan, denn die bleibende Spannung iſt durch die Struktur des Gebirges begründet, und ſtellt ſich gleich wieder her. Daß aber die Erdbeben nur auf eine univerſellere Weiſe begriffen werden, iſt wohl an und für ſich klar. Oder ſollen wir jene großen Erſcheinungen nur ſcheu und wie von der Seite anſehen, weil ſie ſich mit den eingeſchränkten Anſichten einer experimentalen Phyſik nicht vereinigen laſſen?

Es iſt bekannt, daß man die Selbſtentzündungen der Gebirge auf eine kleinliche Art zu begreifen geſucht hat. Der Lemeryſche Verſuch ward bei allen mehr oder weniger zum Grunde gelegt; man leitete die Entzündung aus verwittertem Schwefelkieſe her. Aber kaum wird dieſe Erklärung die Größe der Erſcheinung bei den Erdbränden und vulkaniſchen Eruptionen erreichen. Auch dieſe Entzündung erhält durch unſere Anſicht einen größern und geſchichtlichern Charakter, und wird mit der konſtanten höhern Temperatur und mit den Erdbeben in die Verbindung gebracht, die von der Natur offenbar gefordert wird. Wie das Erdbeben die geſteigerte Funktion der Temperaturerhöhung, ſo iſt die Entzündung als das Maximum des Erdbebens anzuſehen. Daß durch die galvaniſche Spannung auch die

Verbrennung, als der Gipfel derſelben, begründet wird, iſt an und für ſich klar. Auch die vulkaniſchen Eruptionen hängen mit beſtimmten Spannungen der Atmoſphäre, mit beſtimmten Konſtitutionen des Jahres zuſammen: ja es läßt ſich ſogar darthun, daß ſie, wie die Erdbeben, in gewiſſen Epochen vorzüglich hervortreten, und mit den Feuerkugeln in eine merkwürdige Verbindung geſetzt werden können, wie wir an einem andern Orte zeigen werden.

Wir halten uns für überzeugt, daß warme Quellen, Erdbeben und vulkaniſche Eruptionen immer nur in Gegenden vorkommen, wo Steinkohlen ſind, die allein im Stande ſind, theils Spannungen von bedeutender Intenſität, theils Verbrennungen zu unterhalten. Wenn man ſie in Urgebirgen will bemerkt haben, wie Humboldt in Südamerika, ſo rührt dieſes ohne allen Zweifel daher, daß man einen Flötzporphyr, der allerdings Steinkohlen verbergen kann, und, wie wir oben bewieſen haben, auch häufig wirklich verbirgt, für ein Urporphyr nahm. Daß aber bei weitem die meiſten warmen Quellen, Erdbeben und vulkaniſchen Eruptionen in ſolchen Gegenden vorkommen, wo die Steinkohlen von Baſalt bedeckt ſind, hat einen merkwürdigen Grund, der auf unſere Anſicht ein helles Licht wirft. Denn theils ſind die reinſten, alſo verbrennlichſten Steinkohlen — Stangenkohlen, Glanzkohlen, Kennelkohlen — dieſer Formation vorzugsweiſe eigen: alſo iſt hier der größte Gegenſatz des Verbrannten und Verbrennlichen; theils findet hier die öftere Wiederholung der ſich entgegengeſetzten Schichten Statt, aus beiden Gründen aber ſowohl die größte Intenſität der Spannung, als die größte Leichtigkeit der Entzündung. Endlich aber muß die Bedeckung durch Baſalt ſowohl die Intenſität der Spannung der Schichten in ſich, als auch die univerſelle Spannung, um vieles verſtärken; denn der Baſalt wechſelt nicht allein häufig mit ganz verſchiedenen Schichten, die die Spannung vergrößern, ſondern er ſelbſt iſt auch unter allen Gebirgsarten die am meiſten metalliſche, alſo der beſte aktive Leiter. Ferner iſt es bekannt, daß die Baſaltgebirge vor allen das Waſſer aus der Atmoſphäre an ſich ziehen, ſo daß ſie nicht allein, mehr wie andere Gebirge, mit beſtändigen trüben Wolken bedeckt, ſondern auch häufig mit undurchdringlichen Sümpfen umgeben ſind, durch welche ſie nicht ſelten faſt unzugänglich werden. Wir haben Grund zu vermuthen, daß ſie durch ihre größere Leitungsfähigkeit, und alſo beſtändige elektriſche Spannung, vorzüglich im Stande ſind, als hygroſkopiſche Körper zu wirken. Aber dadurch vergrößern ſie auch die Menge der Quellen, die ſie ſelbſt und die unter ihnen ruhenden Steinkohlen durchſtrömen, und die Spannung erhöhen. Dieſe Gebirge mit ihrer verbrennlichen Unterlage müſſen wir daher als die thätigſten Koncentrationspunkte jener merkwürdigen Oſcillation anſehen, ſo wie auch hier der bloße galvaniſche Prozeß am leichteſten in einen wahren Verbrennungsprozeß ausſchlagen kann.

Was wir bisher von der Temperatur der Mineralwaſſer geſagt haben, gilt auch von dem Gehalte derſelben, zu deſſen Betrachtung wir jezt zurückkehren. Die bloße einfache chemiſche Auflöſung iſt keinesweges im Stande, uns das Konſtante des Gehalts und der Verhältniſſe der Beſtandtheile begreiflich zu machen, und es iſt klar, daß auch hier eine höhere univerſellere Funktion, deren Bedingungen in einer unbeſtimmten langen Zeit die nämlichen bleiben, als das Begründende der Erſcheinung nachgewieſen werden muß. Schon da, wo man den Stoff der Auflöſung, wie bei den Kochſalzquellen, zum Theil aufweiſen kann, finden unüberwindliche Schwierigkeiten Statt, die wir oben entwickelt haben; aber dieſe Schwierigkeiten häufen ſich, wenn wir die Entſtehung der übrigen mineraliſchen Quellen erwägen.

Hat man gleich in den Gebirgsarten Beſtandtheile gefunden, die man als Grundlage der Salze in den Mineralwaſſern anſehen kann: Kalk, Talk, Thon, Natron, Schwefel für die Schwefelſäure und den Schwefelwaſſerſtoff, Kohlenſtoff für die Kohlenſäure, ſogar eine Spur von Salzſäure in dem Baſalt; ſo wird die Schwierigkeit doch dadurch keineswegs gehoben. Wenn man annimmt, daß durch Verwitterung der Gebirgsarten die Beſtandtheile frei werden, ſo iſt ja eben die Frage, was dieſen Prozeß erregt und unterhält, und zwar immer in dem nämlichen Grade. Als Klaproth die wichtige Entdeckung machte, daß Baſalt und Porphyrſchiefer Natron enthalte, glaubte er, daß dieſe Entdeckung zur Enträthſelung des Natrongehalts vieler mineraliſchen Quellen dienen könnte. Aber dieſe Gebirgsarten gehören eben zu denjenigen, die am ſchwerſten verwittern, und eine andere auffallende Thatſache, für welche wir eine vorzügliche Aufmerkſamkeit erbitten, zeigt deutlich genug, daß ein höheres und tiefer in das allgemeine Leben der Erde eingreifendes Agens, als das der bloßen chemiſchen Auflöſung, bei den mineraliſchen Quellen wirkſam ſeyn muß.

Man hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß Glimmer und Feldſpath eine beträchtliche Menge Kali enthalten. Nach Klaproth enthält der Glimmer 13,00 Kali, nach Godon St. Menin der dichte Feldſpath 5,55, nach Roſe der gemeine Feldſpath 12,00, und der Adular ſogar nach Vauquelin 14,00. Aber Glimmer und Feldſpath zuſammengenommen bilden eine ſolche Quantität der Maſſe in den Urgebirgen, daß kaum irgend ein anderes Foſſil in dieſer Rückſicht mit dieſen verglichen werden kann. Man bedenke, daß dieſe Foſſilien nicht bloß in dem Granit vorkommen, daß der Glimmer auch die meiſten ſchieferigen Gebirge konſtituirt, und daß der Feldſpath, ſelbſt nachdem der Quarz zurückgedrängt iſt, in den anſehnlichen Gebirgen der Trappformation, der Sienite, der Porphyre u. ſ. w., einen Hauptbeſtandtheil bildet. Dieſe Maſſen nun, die einen bedeutenden Theil der Erdrinde bilden, beſtehen aus 12 bis 13 Procent Kali. Welch eine ungeheure Niederlage dieſes leicht auflösbaren Stoffes! Und dieſe Maſſen bilden eben die höchſten Gebirge, ſind ganz vorzüglich zerriſſen, zerklüftet, ſo daß ſie allenthalben das Waſſer durchlaſſen, wovon uns die Gewäſſer in den Tiefen der Bergwerke genugſam überzeugen; ſie ſind ferner mit feuchten Wolken umhüllt, die ſie vorzugsweiſe an ſich ziehen, ihre flächern Gipfel oft mit undurchdringlichem Moore bedeckt, der eigentliche Hauptſitz der mannichfaltigſten Quellen, die auf dieſen Gebirgen ihren hauptſächlichſten Urſprung haben, und allenthalben am Fuße der Urgebirge hervorſprudeln. Dabei verwittern ſie beide ſehr leicht. Der Glimmer verwandelt ſich in eine ſpeckſteinähnliche Maſſe, indem er ſeinen Kali verliert; die Gneus- und Glimmerſchiefergebirge ſind faſt immer an ihrer Oberfläche zerfallen. Die Verwitterung, die immer mit einem Verluſt des Kali's verbunden iſt, ſo daß die Chemiker eben dieſen Beſtandtheil als einen Hauptgrund des leichten Zerfallens anſehen, reicht oft tief in das Geſtein hinein; ja man ſinkt beim Gehen oft tief in die gepulverte Maſſe der zerfallenen Gebirge. Vor allen aber iſt der Feldſpath bekannt wegen ſeiner großen Neigung zum Verwittern. Er zerfällt in Porzellanerde, indem das Kali ausgeſchieden wird; ganze Lager von Feldſpath in den Granitgebirgen ſind zuweilen auf dieſe Weiſe zerfallen. Nun dieſe mächtigen, ſo leicht verwitternden, einen leicht auflösbaren Stoff ſo reichlich enthaltenden Gebirge, die allenthalben von fließendem Waſſer durchſtrömt werden, mußten ſie nicht ganz vorzüglich kalihaltige Mineralwaſſer liefern? Wo findet man in allen Gebirgen die allgemein angenommenen Bedingungen zur Erzeugung der mineraliſchen Quellen ſo vortheilhaft vereinigt wie hier? Und doch enthält faſt keine einzige, bis jetzt unterſuchte, wahrhaft mineraliſche Quelle, als konſtanter Beſtandtheil, Kali; mir iſt nur das Adolfsberger und Porlarer Quellwaſſer, nach der Analyſe von Berzelius, als ein ſolches bekannt: doch ſind beſonders die Quellen in den Urgebirgen ſehr rein, zuweilen mit etwas Kieſelerde — dieſer ſo ſchwer auflösbaren Subſtanz — zuweilen durch Kohlenſäure mit Eiſen, niemals mit Kali geſchwängert. In der That ein auffallendes Faktum; denn es bleibt hierbei höchſt räthſelhaft, wo denn das verſchwundene Kali bleibt? Auf einen allgemeinern und höhern Standpunkt der Betrachtung ſoll uns dieſe Erſcheinung, wie mehrere ähnliche, zu wichtigern Reſultaten führen; um uns hier aber nicht in leeren Vermuthungen zu verlieren, ſchließen wir nur, daß ohne allen Zweifel andere, von den bloß chemiſchen verſchiedene Bedingungen bei der Schwängerung der Gewäſſer mit mineraliſchen Stoffen thätig ſeyn müſſen. Oder ſollten wir, nach jener ſprechenden Erfahrung, noch annehmen, daß das Natron, welches nicht bloß in ſolchen Quellen vorkömmt, die mit Steinſalz- und Kochſalzhaltigem Gips verbunden ſind, ſondern faſt in allen mineraliſchen Quellen, auch in ſolchen, die offenbar in keiner Verbindung mit jenen Gebirgsarten ſtehen, vorzüglich an Schwefelſäure, auch nicht ſelten an Salzſäure gebunden, bloß durch die Verwitterung natronhaltiger Gebirgsmaſſen entſtehe? Dieſe Maſſen ſind, in Vergleichung mit den kalihaltigen Urgebirgen, keinesweges häufig. Der Porphyrſchiefer, der, nach Klaproth, 8,10 Natron enthält, iſt im Ganzen genommen ſelten, und der häufiger Baſalt enthält, nach dem nämlichen Chemiker, 2,60. Dabei verwittern beide Steinarten bei weitem ſchwerer als Gneus, Glimmerſchiefer und Feldſpath. Wie können wir nun annehmen, daß dieſe Gebirge durch Auflöſung eine ſo konſtante Produktion von Natron unterhalten ſollten, da die Urgebirge, unter weit günſtigern Umſtänden, kein Kali liefern?

Es iſt merkwürdig, daß das Kali mehr den Urgebirgen, das Natron mehr den Flötzgebirgen eigen zu ſeyn ſcheint: eine Erſcheinung, die nach den neuern Entdeckungen über die metalliſche Natur dieſer Stoffe von Bedeutung werden kann. Ohne allen Zweifel hat die Natur, bei der konſtanten Salzproduktion, Quellen der Bildung, die der gegenwärtigen Chemie bis jetzt verborgen geblieben ſind. Von der Salzſäure, deren Subſtrat uns unbekannt iſt, und von dem Natron können wir dieſes mit Beſtimmtheit annehmen. Nicht allein der geringere Kochſalzgehalt mancher mineraliſchen Quellen, auch der bedeutendere mancher wahrer Salzſoolen läßt ſich durchaus nicht mit Gips- oder Steinſalzlagern in Verbindung bringen.

Nun reichen zwar unſere Kenntniſſe nicht hin, die Bildung der mannichfaltigen Salze der Quellen im Einzelnen zu verfolgen; aber dieſes kann uns nicht verhindern, die univerſellern Bedingungen der Produktion aufzuſuchen und zu beſtimmen. Dieſe ſind nun die nämlichen, die wir bei den warmen Quellen als ſolche erkannten. Durch **Davy's** merkwürdige Verſuche iſt die analyſirende Kraft der galvaniſchen Säule außer allen Zweifel geſetzt. In den Flötzgebirgen bildet der ſtarke Gegenſatz von Thon-, Sand- und Kalkſchichten wahre Spannungen; denn daß die Kieſel- und Kalkreihe ſich wie Oxydirtes zum Hydrogeniſirten verhalte, iſt durch Winterl und Oerſted bewieſen; und was der Intenſität der Spannung im Kleinen abgeht, wird durch die ungeheure Ausdehnung der Flächen erſetzt. Auch ſind die mineraliſchen Quellen ohne allen Zweifel vorzüglich häufig, wo der Gegenſatz der Schichten am intenſivſten iſt, und wo dieſe ſich am häufigſten wiederholen.

Nicht alle Quellen werden gehaltvoll ſeyn, ſondern nur ſolche, die eine mehr oder weniger bedeutende Kette ſchließen, indem einige fließende Gewäſſer untere Schichten durchſtrömen, in der Tiefe emporſtreben, und hier ſolchen begegnen, die mit ihren mannichfaltigen Verzweigungen höhere Schichten umfaſſen. In dieſer geſchloſſenen Kette entſteht nun eine Spannung, und mit dieſer eine chemiſche Produktion, der Intenſität der Spannung proportional. Hier kann nun nicht, wie bei der einfachen chemiſchen Auflöſung, die Maſſe ſo leicht verſchwinden; denn nicht einzelne Lager, oder einzelne verwitternde Parthieen, vielmehr ganze Gegenden werden in Spannung verſetzt, und zwar bei der geſchloſſenen Kette auf eine gleichförmige Weiſe. Die feinſten Waſſeradern, die das Geſtein nach allen Richtungen durchſtrömen, werden eben ſo thätig ſeyn, wie die größern Waſſermaſſen, die mit ihnen in Verbindung ſtehen; und ſo lange die Struktur des Gebirgs die nämliche bleibt, wird auch die Stärke der Produktion unverändert ſeyn. Dieſe Anſicht der mineraliſchen und warmen Quellen fordert nun zu mannichfaltigen Unterſuchungen auf, die ſie beſtätigen oder widerlegen wird. Gewiß wird man finden, daß einige Quellen, die mit ſolchen, die eine

Kette ſchließen, in Verbindung ſtehen, mehr hydrogeniſirt ſind, wie die Schwefelwaſſerſtoffquellen; andere mehr oxydirt, wie die Säuerlinge, je nachdem ſie mehr oder weniger einſeitig geſpannt ſind; da aber, wo die einſeitig geſpannten Gewäſſer ſich begegnen, werden wir die neutralſten Verbindungen entdecken. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die warmen Quellen auch vorzugsweiſe mineraliſch ſeyn müſſen.

Solche Quellen aber, die weder eine Kette ſchließen, noch mit ſolchen, die es thun, in Verbindung ſtehen, werden die nämlichen Schichten ohne Gehalt durchſtrömen: und dieſe ſind natürlicherweiſe die häufigſten. Da nun in den Urgebirgen, der chemiſchen Kontinuität der Ausbildung wegen, die Spannungen der Maſſen unter ſich im Ganzen vielleicht gar nicht Statt finden, ſo iſt es begreiflich, daß hier die mineraliſchen Quellen ſeltener ſind. Oft wo ſie aus Urgebirgen hervorquellen, iſt ihr Urſprung doch keinesweges in dieſen zu ſuchen, wie bei Karlsbad. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine merkwürdige Erfahrung in dieſer Rückſicht zu machen. Die bekannte, vorzüglich durch Schwefelwaſſerſtoff aufgelöſtes Eiſen enthaltende Quelle in Tharand entſpringt ſichtbar aus dem Gneus. Indem ich das ſich mehr gegen N. W. liegende Thal gegen das Dorf Grumbach unterſuchte, *) entdeckte ich mehrere Spuren der nämlichen Quelle, hervorquellend aus dem Thonſchiefer und aus dem zwiſchen dieſem und dem Gneus eingelagerten Urgrünſtein. Nun iſt der Peſtelberg im Tharander Wald hinter Harpke, ein auf der Höhe dieſes Urgebirges aufgelagerter Baſalt, unter welchem, wie man beim Brunnengraben in Gersdorf entdeckt hat, Steinkohlen vorkommen. Hier iſt alſo der Urſprung jener Schwefelquellen, die ſtrahlenförmig in dem unter der Höhe gebogenen Thale aus dem Urgebirge hervorquellen.

Aber auch in den Flötzgebirgen hat man auffallende Beiſpiele von Quellen, die durch leicht auflösbare Maſſen fließen, ohne ſie aufzulöſen. So kennt man ſüße Quellen, die unmittelbar aus dem Steinſalz hervorquellen, wie in Ungarn und in Nordafrika. Hieraus iſt nun begreiflich, wie häufig geſchloſſene Ketten faſt alle Gewäſſer mehr oder weniger ſchwängern, wie in Thüringen und in der Gegend von Halle, in andern Gegenden hingegen vollkommen reine Quellen neben den gehaltreichſten, ſo wie kalte Quellen neben den heißeſten hervorquel-

---

*) Man betrachte die Backenbergſche Karte.

len, die ſogar aus dem nämlichen Gebirge ihren Urſprung haben können.

Durch die mineraliſchen und warmen Quellen, durch die Erdbeben, Erdbrände und vulkaniſchen Eruptionen zeigt es ſich alſo, daß die ſcheinbar ruhenden Maſſen der Flötzgebirge noch immer Theil nehmen an dem allgemeinen Leben der Erde, und thätig in die jetzt herrſchende organiſche Epoche der Erde hineinzutreten im Stande ſind.

Wenn wir nun aber erwägen, daß die Beſtandtheile der mineraliſchen Quellen, diejenigen ausgenommen, die durch atmoſphäriſche Spannungen ausgeſchieden werden, die nämlichen ſind, die im Meerwaſſer gefunden werden: müſſen wir dann nicht ſchließen, daß der Gehalt des Meerwaſſers bedingt iſt durch die Spannungen des feſten Landes überhaupt, und daß der Salzgehalt des Meers eben ſo die Indifferenz und Neutraliſation individueller Spannungen deſſelben andeutet, wie das Waſſer überhaupt die Indifferenz des univerſellen?

Druckfehler.

Seite 58 Zeile 4 ſtatt: zu erkünſteln? l. zu erkünſteln ſuchen?
— 185 — 10 — Seezer l. Seezen
— 199 — 1 — Rautenwiſſenſchaft l. Naturwiſſenſchaft
— 212 — 16 — Augit l. Olivin und Augit
— 215 — 12 — Urnaglimmer l. Uranglimmer
— 255 — 3 — er l. es
— 269 — 5 — iſt l. ſind
— 269 — 6 — aus den Organen l. auch die Organe
— 273 — 16 — Dieſes l. Dieſer

Johann Chriſtian Reil.

Eine

Denkſchrift

von

Henrich Steffens.

Halle,
in der Curtſchen Buchhandlung.
1815.

Vorrede.

Man ſoll den Menſchen ſchildern ohne Liebe und ohne Haſs ſagt ihr. Ich aber ſage euch ihr könnt das Leben nicht ſchildern ohne Liebe oder Haſs. Ich will die Sünden der treuen Liebe, wie die des gerechten Haſſes auf mich laden. Denn man kann mit Treue nur das Gute lieben, und die Liebe iſt wahrhaft. Gott bewahre mich vor Lüge.

Ein jeder Menſch ſchwebt zwiſchen ſeinem Ideal und ſeiner Carricatur. Keins von beiden tritt rein hervor. Die Annäherungen nennen wir gute oder ſchlechte. Ich werde mich nicht herabwürdigen in der Verunſtaltung die zerdrückten Keime eines Geſunkenen mühſam zu ſammeln, um darüber zu reden, was ſie hätten werden können. Das Streben veredelt den Menſchen, erhält das Paradies ſeiner reinen, urſprünglichen Natur, den geſunden Kern. Hier ſieht vor euch, wie ich ihn zu ſchildern vermochte, einer der Herrlichſten, und Tüchtigſten einer bedeutungsvollen Zeit. Ich habe ihn liebevoll geſchildert, weil ich ihn liebte, und die ächte Liebe iſt wahrhaft. Seine Schwächen habe ich nicht verhehlt. Verzeiht, daſs ich ſie nicht mit kritiſcher Schärfe und höhniſcher Freude ausmahlte. Ich ſchilderte ihn wie er war, aber was er wollte, wohin er mit allen Sinnen zu kommen trachtete, das iſt er, dahin gelangt er, wenn er aus unſerer Mitte tritt. Das iſt unſer Glaube, auf dieſem Glauben beruht unſere ganze Seeligkeit. Wer ihn kannte wird ſagen: er war es, er wird mein Beſtreben ihn in ſeiner eigentlichen wahren Geſtalt zu zeigen, wohl erkennen.

Und ſo darf ich auch ſagen, was er mir war. Daſs ich in einer bedeutenden Zeit mit einer groſsen Nation Freud und Leid zu theilen das Glück hatte, daſs ich neben den Herrlichſten meine Kräfte verſuchen durfte, verdanke ich ihm allein. Sein Einfluſs, ſein Urtheil beſtimmte die Regierung mich nach Halle zu berufen.

Er war mein treuſter Freund, der redlichſte Theilnehmer aller meiner Leiden. In einer bedenklichen Zeit gehörte er, nicht ohne Gefahr, zu den treu Verbündeten. Mein Arzt war er mit aller Sorgfalt. Ich ſah ihn an dem Sterbebette meiner Kinder. Oft war ſein ſtarker Muth, ſeine unwandelbare Geſinnung für mich ein feſter Stützpunkt, wenn wenige feſthielten; er bot mir oft Hülfe und Troſt, aber nie jene troſtloſe Hülfe, und hülfloſen Troſt. — In der Wiſſenſchaft ſelbſt verdanke ich ihm viel. Seine Abſicht war, mir einen bedeutendern Wirkungskreis zu verſchaffen, und als man ſich auf Geldmangel berief, war er, wie ein anderer trefflicher Freund, erbötig, den Mangel auf eigene Koſten auf einige Zeit zu decken. So war er mir treu bis in den Tod. Sein Andenken ſoll mir ewig heilig ſeyn. Ich hielt mich für berufen ſein Bild, zwar ungeſchickt — denn wer vermag die innern Tiefen einer bedeutenden Natur erſchöpfen zu entfalten — aber mit liebevoller Treue, für die Welt zu entwerfen.

Der Doctor Medicinae, Chirurgiae und Philoſophiae, *Johann Chriſtian Reil* ſtarb als königlich preuſsiſcher Geheimer-Oberbergrath, Director eines kliniſchen Inſtituts, Profeſſor ordinarius der Medicin bei der Univerſität in Berlin, Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe, und Mitglied einer groſsen Menge der bedeutendſten Academien und gelehrten Geſellſchaften.

Sein Leben war nicht ſehr reich an Begebenheiten, deſto reicher an That, innerer wie äuſserer. Er ward in dem Dorfe Rhaude in Oſtfriesland, wo ſein Vater Prediger war, den 28ſten Februar 1759 geboren; das erſte Kind, der einzige Sohn ſeiner Eltern. Er hatte fünf Schweſtern. Sein Vater ward zweimal als Prediger nach andern Gemeinden der nämlichen Gegend, endlich 1769 durch Wahl nach der Stadt Norden verſetzt, wo er im Jahre 1780 als Comprimarius ſtarb. Oſtfriesland, eine der entlegenſten Provinzen Teutſchlands, hatte ſeit Jahrhunderten wenig Antheil an den

Schickſalen der Welt gehabt. Durch die entfernte Lage, durch provinzielle Freiheiten, welche die Provinz noch mehr iſolirten, erhielt ſich eine alterthümliche, in ſich geſchloſſene, einfache Weiſe. Die wiſſenſchaftliche Gährung, die in den 70ger Jahren in Teutſchland ſich zu entwickeln anfing, die unreifen Keime, die meiſt in der Geburt erſtickten, und nur in wenigen Auserwählten zur vollſtändigen Blüthe ſich entfalteten, die kaum errungene, noch nicht ſich ſelbſt begreifende Freiheit des Geiſtes, die in allem, was die Seele tief ergriff, die eben entronnene Knechtſchaft ſah, eben daher in eine leere Oppoſition ausartete, und jene After- und Ueberklugheit der Aufklärerei gebar, mag mit ihrer confuſen Art nur in ſchwachen Oſcillationen, in kaum vernehmbaren Tönen, jenen in ſich geſchloſſenen, ſtillen, nach der Väter Weiſe in einfacher Andacht und hergebrachter Sitte lebenden Kreis getroffen haben. So gedieh in friſcher, gediegener Naturkraft das jugendliche Gemüth, und die entfernte, gährende Welt, der er zugehören ſollte, die ihn aus der Ferne lockte und anzog, konnte ihn nur erregen, nicht verwirren. Er war urſprünglich von ſeinem Vater zum Theologen beſtimmt, aber ſein nach Auſsen gehendes, thätiges Gemüth, verrieth ſich frühzeitig. Als Kind liebte er die Jagd, und iſt bis in ſeine letzten Jahre ein rüſtiger Jäger geblieben. Als er einſt, noch nicht zehn Jahr alt, vernommen hatte, wie die Bergarbeiter in der Erde nach edlem Metall gruben, wollte er Bergmann werden, und fieng an, ins Geheim zwiſchen dem Hauſe ſeiner Eltern und eines Nachbars nach dem im dortigen Sande vielleicht verborgenen Metall zu graben, bis das Waſſer in den Keller des Nachbars eindrang, und ſo dieſer kindliche Verſuch, was ihm ahndend entgegentrat, durch eigene Kraft, durch die unmittelbare That wirklich zu machen, der auszeichnende Charakterzug ſeines ganzen Lebens, in der Geburt erſtickt ward. Bis in ſeine letzten Tage behielt er eine groſse und entſchiedene Achtung für den Bergmann. Der Richter, der Arzt, der Theolog kann nach einem einmal hergebrachten Schlendrian handeln, in den Collegien wird die Maſſe der Beiſitzer durch wenige Thätige zum Handeln beſtimmt. Der Bergmann hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die er kaum ahndet, bis ſie da ſind. Ihnen zu begegnen, ſie zu überwinden, vermag nur die eigene Kraft, die eigene Anſicht. Practiſche Tüchtigkeit war ſein eigentliches Talent, war das, was er bei Andern vorzüglich ſchätzte. Freilich nicht jene dürftige Praxis, die den Menſchen zur Maſchine erniedrigt, jene groſsartige vielmehr, die Ideen nicht verdrängt, ſondern nährt, und der beſtimmteſten That das Gepräge des wahrhaft Freien, des Unendlichen aufzudrücken vermag.

In ſeinem zwanzigſten Jahr verlieſs Reil die Schule in Norden, um in Göttingen Medicin zu ſtudiren. Seine Neigung zur Medicin hatte ſich frühzeitig ausgeſprochen, die Eltern hatten dieſer beſtimmten Neigung des hoffnungsvollen Sohnes nachgegeben. Ein vorzüglicher Kopf iſt, in unſern Tagen beſonders, glücklich zu ſchätzen, wenn das Problem ſeines Lebens ihm beſtimmt vorgezeichnet iſt. Es ſchützt ihn gegen das ſchwankende academiſche Schlendern, gegen das unreife Streben nach Univerſalität, welches alles Eigenthümliche, Feſtere, Sichere der eigenen Natur zurückdrängt, erſtickt. Die lebendige Unendlichkeit tritt nur in und mit der eigenthümlichen Richtung hervor. Die eigene Form, die innerſte Natur, iſt mit dem Weſen eins, iſt jene nicht in ſich ſicher, ſo entflieht dieſes, oder ſtellt ſich in carricaturmäſsigen Abweichungen dar, die wir nur zu oft mit geſunder Originalität verwechſeln, wie der kranke Körper die Seele trübt und verfinſtert.

Vor uns liegt eine Abſchiedsrede, die er öffentlich hielt, als er die Schule verlieſs — *das Lob der Medicin.* Sie iſt in den damals beliebten Alexandrinern verfertigt, gewandt genug, lebendig, höchſt natürlich, und geht einfach auf das Unmittelbarſte und Nächſtliegende — Nichts von jener ſchädlichen Affectation, die die jugendliche Bildung in einer ſpäteren Zeit charakteriſirt. Die Spuren einer kindlichen und naiven Jronie ziehen ſich in leichten unbewuſsten Zügen durch das Ganze. Der Abſchied ſelbſt verſetzt uns lebhaft in den engen Kreis ſeines bisherigen Daſeyns. Der entfernte groſse König, damals zum einjährigen Kriege gerüſtet, wird bewundernd erwähnt und begrüſst, dann Kammer und Landſchaft, der alte Generalſuperintendent, der Amtsverwalter, Bürgermeiſter und Rath, der Prediger, der Rector, der Conrector, der Cantor, die Mitſchüler, die Eltern und Schweſtern, endlich das theure Oſtfriesland, mit ſeinen Kaufleuten und Landleuten, Schiffern, Wieſen und Feldern — Alles andächtig und gemüthlich, das letzte Gebet beſonders aus geſunder Bruſt, wehmüthig, freudvoll und leidvoll. Es war ſehr natürlich, daſs dieſe Rede den allgemeinen Beifall, die allgemeine Bewunderung der Umgebung erregte.

Es iſt aus allem klar, daſs er frühzeitig groſse Talente entwickelte, und bei Eltern, Freunden und Lehrern groſse Hoffnungen erregte.

Von ſeinem Aufenthalte in Göttingen haben wir nur wenig erfahren können. Sein Vater ſtarb, während er hier ſtudirte. Ein Verluſt, den er ſehr tief fühlte. Es ſcheint zwar, als wenn die Lehrer auf das ſich entwickelnde Talent aufmerkſam geweſen wären, doch erinnere ich mich nicht, daſs ſie ihn als ein vormaliges gelehrtes Mitglied beſonders erwähnt hätten, auch hörte ich ihn nie von ſeinem dortigen Aufenthalt ſprechen. Göttingen könnte man eine miniſterielle, wie Jena und Halle, und letztere vorzüglich durch Wolf und Reil, opponirende Univerſitäten nennen. In Göttingen herrſchen die Pairs, — die Hofräthe, ſie ſchützen das Beſtehende, das Conventionelle, haſſen das Revolutionäre, tief Eigenthümliche, was niemals dort vorzüglich gedieh. Daher das europäiſch Populaire dieſer, im eigentlichſten Sinne kaum teutſchen Univerſität. Aber Reil war wiſſenſchaftlich revolutionär, abſolut eigenthümlich, auch teutſch, im tiefſten und edelſten Sinne des Worts.

Lange hat er ſich nicht in Göttingen aufgehalten. Er verlieſs dieſe Univerſität, um ſeine

Studien in Halle fortzuſetzen. Hier fand er in **Meckel** einen Lehrer, den er im hohen Grade ſchätzte, und mit **Goldhagen** trat er ſchon als Student in ein enges freundſchaftliches Verhältniſs. Es leidet keinen Zweifel, daſs er hier ſich entſchloſs, der Wiſſenſchaft ganz zu leben. Hier war der Schauplatz ſeiner frühern Entwicklung, ſeiner ſpätern Arbeiten, die ihm den groſsen Ruhm, die allgemeine Bewunderung erwarben, der Mittelpunct ſeiner unermüdeten, groſsartigen Thätigkeit als Lehrer, als Arzt, als Staatsbürger. Wir drängen, was ſein einfaches äuſseres Leben betrifft, und was man in dieſer kleinen Schrift ſuchen wird, die Hauptmomente ſeiner äuſsern Verhältniſſe, kurz, wie wir ſie erfahren haben, hier zuſammen, um dann, wie es nur gelingen mag, da die Schranken unſerer Kenntniſſe uns nicht erlauben, ſeine Verdienſte um die practiſche Heilkunde gehörig zu würdigen, ein tieferes Bild ſeiner kühnen und herrlichen Eigenthümlichkeit zu entwickeln.

Er promovirte den 9ten November 1782, als Doctor der Medicin und Chirurgie. Seine Diſſertation, ohne Präſes vertheidigt, handelte *de Polycholia*, und mehrere Fortſetzungen davon ſind ſpäter erſchienen. Er verlieſs darauf die Univerſität und practicirte einige Jahre in Oſtfriesland. Im Jahre 1787 erhielt er einen Ruf als Profeſſor extraordinarius nach Halle. Goldhagen, ſein Lehrer und Freund, ſtarb 1788, und nach ſeinem Tode ward Reil Ordinarius; das Jahr darauf (1789) ward er Stadtphyſicus in Halle. Die Direction eines kliniſchen Inſtituts erhielt er ebenfalls nach dem Tode des Profeſſor Goldhagen.

„Die unabläſsige Thätigkeit, mit welcher „Reil, beſonders als Vorſteher dieſer Anſtalt, „an der Ausbildung junger Aerzte gearbeitet „hat, hat ihm nicht allein die Dankbarkeit „ſo vieler Schüler zugeſichert, ſondern iſt „auch wohl, mehr noch als ſein früh begrün„deter Ruhm, eine Haupturſache, daſs die „Anzahl der Mediciner ſich ſehr anſehnlich „vermehrte." — „Dieſes erhellt," heiſst es in einer Note, „aus einer Vergleichung „der Anzahl ſtudirender Aerzte in verſchie„denen Jahren. Es ſtudirten in den Jah„ren 1776—1786 im Durchſchnitt 42 Me„diciner, in den Jahren 1786—1797 beinahe 55." Hoffbauers Geſchichte der Univerſ. z. Halle. p. 445.

Er hatte die Tochter des Herrn Levaux, eines angeſehenen Bürgers in Halle, geheirathet, und hinterlieſs zwei Söhne und drei Töchter. Die Univerſität hatte ihre höchſte Blüthe erreicht, ſie war, wenn wir die Anzahl der Studirenden aus allen Gegenden Teutſchlands betrachten, die am meiſten beſuchte, durch die Celebrität der Lehrer, durch den regen Eifer der Studirenden, eine der erſten Univerſitäten in Teutſchland. Ganz vorzüglich blühte die medicinifche Facultät, — als durch die unglückliche, allgemein bekannte Kataſtrophe 1806 die Univerſität vernichtet ward. Die kümmerliche Wiederherſtellung vermochte nur ein Schattenbild des vorigen Glanzes, der vorigen Würde hervorzurufen. Die meiſten Lehrer blieben nur unwillig da. Im Jahre 1810 verlieſs Reil die Univerſität, die er, ſo weit ſein Wirkungskreis reichte, ſo bedeutend gehoben hatte; die Stadt, in der er ſeit ſo vielen Jahren thätig war, die ihm ſo vieles verdankte, an die er durch ſo viele Bande geknüpft war, und ging nach Berlin. Sein dortiger Wirkungskreis erhellt aus ſeinem Titel. Den 12. Nov. 1813 ſtarb er in Halle als Director der nach der Schlacht von Leipzig errichteten Lazarethe in den beiden eben genannten Städten.

Dieſes iſt der dürftige äuſsere Umriſs ſeines Lebens, welches, innerlich betrachtet, ſo reich, ſo bedeutend war.

Reil war groſs, von ſchönem Ebenmaaſs, von ſtarkem und dennoch zartem Knochenbau. Er hatte eine edle, feſte, imponirende Haltung. Sein Geſicht war ſehr bedeutend, ſeine Stirn groſs und ſchön gewölbt, ſeine Augen lebhaft und voller Tiefe, die Naſe äuſserſt fein, die Lippen höchſt lieblich. Aus allen Zügen ſprach ſich ein ſtiller Ernſt und zurückgedrängte Heftigkeit aus. Aber durch dieſen Ernſt hindurch überraſchte uns, wie in verborgenen Zügen, die dem genauern Beobachter ſichtbar wurden, eine liebenswürdige Gemüthlichkeit, die, durch den Contraſt erhöht, in den Momenten des wohlwollenden Hingebens wunderbar anziehend war. Alles verkündigte eine ſtarke, geſunde, in ſich geſchloſſene Natur. Eine gewiſſe Spannung ſeiner Züge lieſs ein ſtetes ſtilles Nachſinnen über wichtige Gegenſtände; und eine rüſtige, beſonnene Beweglichkeit den ſtets beſchäftigten, nie ruhenden Geiſt ahnden. Ich habe wenig Geſtalten gekannt, die beim erſten Anblick ſo zurückſtoſsend und anziehend, ſo erregend und beruhigend zugleich wirkten. Daher ſeine groſse perſönliche Gewalt, das ſtille, aber unvermeidliche Beherrſchen ſeiner Umgebung. Wenn er gewinnen wollte, gewann er gewiſs, eben ſo beſtimmt trennte er ſich von ihm fremden Naturen.

Man muſste ihn haſſen oder lieben, mit ihm verbündet ſeyn, oder gegen ihn kämpfen. Alle Neutralität verſchwand, wenn man mit ihm in ein bedeutendes Verhältniſs trat. Beſtimmt, feſt, entſchieden wie er war, zwang er einen jeden, ſich zu entſcheiden. Gleichgültig blieb keiner.

Reil war ein durchaus practiſcher Menſch im gröſsten und bedeutendſten Sinne, ein practiſcher Arzt im groſsen Styl. Es giebt vorzügliche Menſchen, die dazu beſtimmt ſcheinen, nur das zu unternehmen, was vollendet, gerundet, als ein Geſondertes, Fertiges erſcheinen kann. Durch einen groſsen Umfang werden ſie abgeſchreckt. Sie leben in freundſchaftlicher Uebereinkunft mit der Umgebung; was an der Wiſſenſchaft der herrſchende Sinn, was im Staate waltende Verhältniſſe darbieten, ſuchen ſie zu ordnen, zu geſtalten, und die Producte ihrer innern und äuſsern Thätigkeit, die wenig Widerſpruch erregen, ziehen mehr an durch gefällige Umriſſe, als durch kraftvolle Bedeutung. Der gährende Stoff der Vergangenheit wird in ihnen zur Ruhe gebracht. Sie ſtellen die Gegenwart am reinſten dar.

Durch andere, mehr rieſenhafte Naturen wird die Zukunft angedeutet. Dieſen iſt das Unendliche, das Ueberſchwengliche, das nächſte.

Was jenen als vollendete Geſtaltung, erſcheint dieſen als unreife Umhüllung, als Durchgangspunkt für ein höheres Gebilde. Behagliche Ruhe und bequemes Daſeyn zieht an, die *vis inertiae* der menſchlichen Seele liebt die einmal eingeleitete Richtung, die neue Geburt ruft die ſchmerzhaften Wehen hervor, und ſolche Naturen erregen nothwendig Kampf und Widerſtand. Gemein erſcheinen jene auf das Beſtehende gerichteten Geiſter, wenn die vollendete Geſtalt nicht eine Unendlichkeit verbirgt, bedeutungslos, ja fratzenhaft dieſe, wenn ſie nur durch ein formloſes Streben in einer leeren und wüſten Unendlichkeit getrieben werden. Die erſte Abweichung verliert ſich in ein gehaltloſes, die zweite in ein geſtaltloſes Treiben. Die bedeutenderen Naturen beider Richtungen, begegnen ſich; denn was die eine urſprünglich beſitzt, das ſucht die andere, jene die Unendlichkeit für die gegebene Form, dieſe die Form für das Unendliche, was ihnen näher liegt. Beide ſind practiſch, wenn, was ſie ſind, was ſie wollen, unmittelbar aus dem Leben entſpringt, unmittelbar in das Leben ſich geſtaltet oder zu geſtalten beſtrebt, jene mehr in Uebereinſtimmung, dieſe mehr in Widerſtreit mit der Umgebung, mit der Zeit, in welcher ſie leben.

Reil war eine bedeutungsvolle, groſsartige Natur der letztern Art; alle mannichfaltigen Verhältniſſe des Lebens, groſse und kleine, innere und äuſsere, Wiſſenſchaft und Staat lagen in groſsen Zügen vor ſeiner Seele, wurden von ſeinem eigenthümlichen Standpunkt betrachtet, erwogen, und wie es ſein Wirkungskreis erlaubte, belebt. Er war kraftvoll, umſichtig, durchgreifend und kühn, ein Feind aller halben Maaſsregeln. Schwierigkeiten reizten ihn, ſchreckten ihn nie, und wo ſie aus dem engen Sinn der Umgebung entſprangen, erregten ſie ſeinen Zorn. Nur dem ſpeculativen Sinne (des Philoſophen, des Künſtlers, des Dichters) iſt es vergönnt, ſich in ſeiner Umgebung zu ſehen, nur für ihn entfaltet ſich das Gewebe der Miſsverſtändniſſe, heben ſich dieſe in ihrer Wurzel. Der äuſsere, der thätige, der handelnde Menſch iſt nothwendig einſeitig. Handeln und Einſeitigkeit iſt eins. In dem groſsen Kampf des Lebens ſtehen innerlich Verbündete gewaffnet gegen einander, in das feindliche Heer ſtürzt nicht allein der wahre, auch mancher ſcheinbare Feind. Wir dürfen es nicht leugnen, daſs er den Widerſtrebenden öfters zu hart beurtheilte, wir ſahen ihn mit tiefem Schmerz treffliche Freunde verkennen, die es verdient hatten, von ihm gekannt, geſchätzt zu ſeyn. Dir reiche ich die Hand, theurer Freund! dem es vergönnt war, den Miſsdeutenden zu ſchätzen, den Haſſenden zu lieben, weil du, ſelbſt in ſeinem Widerſtreben, ihn beſser kannteſt, als er dich.

Aber ſelbſt dieſe Einſeitigkeit im Urtheil, die harte, entſcheidende Weiſe mit welcher er über viele Menſchen aus dem Standpunkt ſeiner Thätigkeit richtete, entſprang aus reinem Sinn und war das Product einer wahren Begeiſterung, die ihn ſtets ergriff und ihn allem, was ihn hemmte, feindſeelig begegnen lieſs. Jene weiche Nachgiebigkeit, die, weil ſie ſelbſt nichts Feſtes und Beſtimmtes will, jeden Widerſtand ſcheuet, und ſich genügt, wenn eine Aftergeburt widerſprechender Meinungen ſich wie aus einem gährenden Chaos gebiert, war ihm freilich fremd. Er durfte ſtrenge ſeyn gegen Andere, denn er war es gegen ſich.

Raſtloſe Thätigkeit war ein Hauptzug ſeines Charakters; jene grübelnde Trägheit mancher, auch vorzüglicher Geiſter, kannte er nicht. Er hatte während ſeines Lebens in Halle, eine ausgebreitete, wohlgegründete Praxis. Die bedeutendſten Familien in Halle und in der umliegenden Gegend, die benachbarten Fürſten, die meiſten Edelleute, die angeſehenſten Beamten brauchten ihn beſtändig, oder nahmen ihre Zuflucht zu ihm in bedeutenden, gefährlichen Krankheiten. Er war der eifrigſte Lehrer, aufmerkſam auf ein jedes Talent, unterſtützend, ermunternd, lehrend. Wie er für die Wiſſenſchaft lebte, weiſs die Welt. Mit Einrichtungen für den Staat, mit groſsen Planen war er immer beſchäftigt, ſo lange ich ihn kannte; in irgend einer groſsen, kühnen Unternehmung verflochten, und wo er lebte, handelte, dachte war er ganz. Man begriff kaum die Möglichkeit einer ſo rüſtigen, mannichfaltigen Thätigkeit, ſelbſt nachdem man die Wirklichkeit erkannt hatte. Ein jeder für Andere vorübereilender Moment ſchien für ihn zu verweilen, wie die Sonne für Joſua, damit er ſeinen Kampf vollenden könnte.

Wir wollen ihn in den verſchiedenen Richtungen ſeiner Thätigkeit darzuſtellen ſuchen, und zwar zuerſt in ſeiner wiſſenſchaftlichen Eigenthümlichkeit. Hier iſt nus nun nicht vergönnt ihn als practiſchen Arzt zu würdigen. Dieſes müſſen wir denjenigen überlaſſen, die auch hier ihn zu faſſen vermögen, und wir können hoffen, daſs einer ſeiner beſten Schüler und Freunde ſeine Verdienſte um die practiſche Arzneikunde entwickeln wird. Wir betrachten ihn als ärztlichen Naturforſcher, und zwar werden wir uns das Eigenthümliche ſeines Geiſtes in groſsen Zügen klar zu machen ſuchen. Reil war keinesweges ein eigentlich ſpeculativer Kopf. Ein ſolcher will das Leben ſelbſt in die Tiefe der Betrachtung verſenken. Reil wollte umgekehrt ſelbſt das Tiefſte der Betrachtung für das Leben gewinnen. Eben ſo wenig war ſein eigentliches Talent, das mühſame Detail des Einzelnen zu entwickeln, zu ordnen, aufzuklären. Sein hinterlaſſenes wiſſenſchaftliches Monument iſt ein groſser, kühner Entwurf für die Zukunft, voller Keime, oft die Umriſſe nur angedeutet, das Ganze mit groſser Sicherheit hingeworfen, manches Einzelne nur proviſoriſch hingeſtellt, durchaus das Entgegengeſetzte von jenen engen Paragraphen-Syſtemen, die eben in ihrer Vollendung ihren eignen Tod enthalten.

Aber eben der groſse Umfang ſeiner wiſſenſchaftlichen Unternehmung lieſs ihn das Bedürfniſs verbündeter Freunde tief fühlen. Wer ihn über irgend etwas aufzuklären vermochte, wer ihm Aufſchlüſſe gab, die ihm wichtig dünkten, dem war er für immer ergeben. Bis zu ſeinem Tode der liebenswürdigſte, aufmerkſamſte Schüler. — So ausgebreitet ſeine Gelehrſamkeit war, ſo war ihm das lebendige Geſpräch doch wichtiger, als alle Bücher. Daher war es ihm Bedürfniſs alle bedeutenden Männer in ſeinem Fache um ſich zu verſammeln, mit ihnen zu leben, ſie geiſtig zu genieſsen.

Man hat von ihm geglaubt, daſs er ſeine Ueberzeugung gewechſelt, man warf ihm ſeine Anhänglichkeit an der Naturphiloſophie vor, als wenn er, als ein Abtrünniger, einer früher anerkannten Lehre entſagt hätte, und doch iſt kein mehr unveränderlicher wiſſenſchaftlicher Character denkbar, als gerade Reil. Er trägt in allen Epochen durchaus das nämliche Gepräge. Es giebt zaghafte Naturen, die ihrer eigenen inneren Eigenthümlichkeit miſstrauen, eben daher vor allem Groſsen, Gewaltigen, wo es hervortritt, zittern. Um das Zittern zu verbergen, ſchreien oder ſchimpfen ſie, wie die Kinder im Dunkeln. Sie nennen dieſes Geſchrei, Kritik, und das Publikum hat zu verſchiedenen Zeiten groſsen Reſpect für dergleichen Aeuſserungen der zaghaften Herzhaftigkeit bewieſen. Aber eine tüchtige Natur fürchtet ſich nicht, ſie ergiebt ſich dem Grauen wie der Bewunderung, und ſtürzt ſich in das fluthende Meer eröffneter Anſichten, lautgewordener Ideen, wohlwiſſend, daſs das Herz ſchwellen kann, ohne gleich zu berſten, und der Kopf ergriffen werden kann, warm und innig, von fremder Gröſse, ohne in ihr zu verſchwimmen.

Ich werde durch eine kurze Ueberſicht der, Reil eigenthümlichen Ideen, darzuthun ſuchen, daſs ſeine Anhänglichkeit an der Naturphiloſophie aus ihm ſelbſt entſprang, und daſs er in dieſer ſich ſelbſt unverändert ausſprach.

Als Reil als Phyſiolog hervortrat, waren zwei Anſichten herrſchend. Die eine gründete ſich auf die Annahme der Lebenskraft, durch welche die chemiſchen Geſetze aufgehoben wurden, ſo daſs die verſchiedenen Stoffe nun anderen, der Chemie fremden Geſetzen, zu folgen gezwungen wurden. Die zweite, eigentlich chemiſche Anſicht, leugnete dieſes durchaus, und behauptete, daſs auch in den lebenden Organismen dieſelben Geſetze herrſchten, die in der Chemie thätig wären, daſs das Leben ſelbſt gleichſam eine höhere Chemie wäre. Sie erwarteten daher aus der Vollendung der Chemie ganz vorzüglich bedeutende Aufſchlüſſe in der Phyſiologie. Reil erklärte ſich bekanntlich für die letztere Lehre, und nachdem ſeine Schüler, in mehreren einzelnen Streitſchriften, ſpecielle Theile dieſer Lehre entwickelt hatten, ſuchte er ſelbſt, ſie in gröſserm Zuſammenhange in einem Aufſatz *über die Lebenskraft*, mit welchem er ſein Archiv für die Phyſiologie (1796) eröffnete, darzuſtellen.

Daſs dieſe Darſtellung von Principien ausgeht, die aller Speculation widerſprechen, daſs die Behauptung, die Erſcheinungen des Lebens haben ihren Grund in der Materie, und zwar in einer den äuſsern Sinnen erſcheinenden, eine durchaus unhaltbare ſey, iſt ſo anerkannt, daſs es durchaus überflüſſig wäre, dieſes darzuthun. Aber ob nicht in Reils eigener früherer Anſicht etwas lag, was ihn zwang, über ſeine Principien hinauszugehen, ob nicht der Geiſt ſeiner Bemühungen höher war, als die Worte, die Ausdrücke, in welchen er ſich kund that, iſt eine Frage, die wir zu beantworten ſuchen werden.

Die chemiſchen Phyſiologen hatten offenbar den Vortheil, daſs ſie nicht von vorne herein einen unüberwindlichen Gegenſatz fixirten, nicht gezwungen wurden, eine dunkle Qualität anzunehmen, daſs ſie ferner ein offenes Feld für mannichfaltige Unterſuchungen eröffneten, und ihre Bemühungen an die der allgemeinen Naturkunde unmittelbar anzuknüpfen im Stande waren, da vielmehr in der Annahme einer Lebenskraft etwas enges lag, welches alle Erklärung, alle Unterſuchung abſchnitt. Schon aus dieſem Grunde konnte ſie den weiter ſchreitenden, kühnern Geiſt keinesweges anſprechen. Aber waren die chemiſchen Phyſiologen nicht gezwungen, zu geſtehen, daſs die organiſche Chemie in der Erſcheinung eine andere ſey, als die anorganiſche? Wenn ſie alſo dennoch die Einheit beider behaupteten, ſo muſste, wenn auch nicht ausgeſprochen, offenbar die verhüllte Anſicht zum Grunde liegen, daſs jene Differenz der Erſcheinung nur durch die verſchiedene Richtung hervorträte, und daſs die eigentliche Chemie, ſtrenge genommen, weder die eine, noch die andere ſey, überhaupt nichts Erſcheinendes. Einem denkenden Geiſte, wie Reil, muſste dieſes, bei fernerm Nachdenken von ſelbſt, noch mehr durch irgend einen Anſtoſs von auſsen, klar werden.

Reil behauptete, daſs die Eigenthümlichkeit eines jeden Organs durch die Form und die Miſchung bedingt ſey, beide ſind hierbei offenbar Eins. Wie dieſelben Worte derſelben Sprache, nach denſelben grammatikaliſchen Geſetzen, hier eine dürre Claſſification, dort ein hohes geiſtreiches Kunſtwerk, ein Epos, ein Drama, ein tiefes Syſtem, ja göttliche Offenbarung darſtellt, ſo ſind in der Organiſation keinesweges die chemiſchen Geſetze aufgehoben, ſie erhalten vielmehr hier ihre höchſte, wahrſte Bedeutung; die chemiſchen Stoffe ſind die Buchſtaben, die Worte, wenn man will, die ſo geſtellt ein Todtes — der erſcheinenden Form nach — anders geſtellt (gemiſcht) ein Lebendiges, eine höhere Form produciren. Die organiſche Chemie iſt die fortgeſetzte Zerlegung des Organs, eine Anatomie, die weiter reicht, als das Meſſer. Dieſes iſt der tiefere Sinn, der eigentliche Geiſt der chemiſchen Phyſiologie, wenn ſie nicht bloſs in den dunkeln Laboratorien hauſt, und engherzig in Analyſen ſich herumtreibt, wenn ſie vielmehr an das Licht des Lebens ſich herauswagt, und ſich verbrüdert mit gröſsern, allgemeinern Erſcheinungen derſelben, wie die Reilſche. — Aber noch mehr. Hat **Reil** nicht mit der gröſsten Beſtimmtheit, das eigene, ſelbſtſtändige Leben der Organe, aus ſich ſelbſt heraus behauptet (Archiv. 1. p. 104), daſs nämlich zwar Bedingungen gegeben wären für das individuelle Daſeyn deſſelben, (die Art ihres Zuſammenſeyns mit dem Ganzen), auf dieſelbe Weiſe, wie der ganze Organismus, der organiſche Leib, nur unter beſtimmten Bedingungen der ganzen Natur exiſtirt, aber dennoch ſo, daſs dort wie hier, das innere eigenthümliche Princip, den Grund des individuellen Daſeyns enthält. Wie ganz nahe lag dieſe Anſicht, der, einer allgemeinen Naturorganiſation, und wie nothwendig folgte ſie aus der tiefern Anſicht einer chemiſchen Phyſiologie. Denn, damit wir jenes Gleichniſs der Sprache, welches me[illegible] ſeyn dürfte als das, weiter verfolgen, unterſcheiden ſich nicht eben dadurch die höhern Producte der Sprache, die Kunſtwerke, von den niedern, dürftigern, daſs ſie nicht allein ein eigenes, ſelbſtſtändiges Leben in ſich führen, daſs auch in ihnen ſich eigene Geſtalten, Ideen formiren, die ein eignes Daſeyn haben, innig verflochten mit dem Ganzen, und dennoch getrennt, ſo wie auch das Ganze, eben je eigenthümlicher es iſt, auch deſto univerſeller.

Ferner, **Reil** theilte die Heilkunde in 1) die akologiſche, phyſiſch-mechaniſche, chirurgiſche, 2) die chemiſche, dynamiſche, im eignen Sinne mediciniſche und 3) die pſychiſche. Di Relativität dieſer Theilung hat er anerkannt er war über die Einheit der Quelle des Lebens niemals zweifelhaft. Aber dieſe Einheit konnte weder in der einen noch in der andern, oder dritten der Richtungen liegen, ſie lag alſo höher al alle, und er muſste in der Entwicklung ſeine

Ideen, auf einen Punkt getrieben werden, wo er auch dieſe höhere Einheit auszuſprechen gezwungen war.

Eben daher gehörte er der Naturphiloſophie urſprünglich an, trat nicht zu ihr über. Was ſie ausſprach, muſste er, wenn auch auf eine andere Weiſe, zu ſeinem Behuf, früher oder ſpäter auch ausſprechen, ſie kam ihm auf einer Stufe ſeiner Entwicklung entgegen, wo er eben ſuchte, was ſie gefunden zu haben glaubte. Auch eignete er ſich nur dasjenige an, was ihm Bedürfniſs war, was in ſeiner Individualität, nur verhüllt, lag. Daher waren ſeine Unterſuchungen der von ihm ſogenannten ſomatiſchen Erſcheinungen des Organismus, auch, nachdem er ſich der Ausdrücke der Naturphiloſophie bediente, Fortſetzungen des frühern, und die Continuität der Entwicklung läſst ſich auf das deutlichſte nachweiſen.

Wir können uns hier nicht in die Kritik ſeiner Lehre und ihrer Darſtellung in den verſchiedenen Epochen ſeines Lebens einlaſſen. Dieſes wäre der Gegenſtand einer tiefer gehenden umfaſſendern Unternehmung. Hier wollen wir den Menſchen, ſeine Geſinnung, in ihrer Eigenthümlichkeit zu ergreifen ſuchen. Und da erkennen wir denn das rein Practiſche in ſeiner ganzen wiſſenſchaftlichen Richtung. Für die Praxis ſuchte er eine Norm, eine tiefere Grundlage. Sein tiefer, tüchtiger Verſtand, der das Enge, Eingeſchränkte, verſchmähte, trieb ihn von den Erſcheinungen der Krankheit, zu denen des Lebens, immer tiefer, immer höher, bis in die ihm urſprünglich fremde Speculation. Dann entdecken wir ferner die groſse Freiheit ſeines Geiſtes, die ihn, dieſe Norm in irgend einem engen Syſtem zu ſuchen, durchaus verhinderte. Er vermochte ſich daher, wiſſenſchaftlich, mit einem jeden, auch noch ſo verſchieden denkenden, zu verbinden. Daher ſein Anſchlieſsen an Kielmeier, an Horkel, an Brandis, an Autenrieth, an Meckel den jüngern. Ein jeder reichte ihm, was er brauchen konnte. Und daſs er, auch frühzeitiger, von der Philoſophie vieles erwartete, hoffte, erhellt aus ſeinem Anſchlieſsen an mehrere Kantianer. Freilich behandelte er die kantiſche Philoſophie ganz auf ſeine Weiſe. Syſteme dahingegen, die die Heilkunde in enge Formen einzuſchnüren drohten, wie das browniſche, hatten für ſeinen umſichtigen, die gröſste Mannichfaltigkeit des Qualitativen, lebendig ergreifenden Geiſt, wenig Anziehendes. Freilich hat er ſelbſt die Electricität, ſpäter vorzüglich den Galvanismus, mehr im Allgemeinen den Begriff der Polarität zur Erklärung der Lebensphänomene, öfters wohl nicht ganz glücklich, anzuwenden verſucht, daſs aber aus dieſer Anwendung bei ihm keinesweges ein geſchloſſenes Syſtem entſprang, daſs die Idee der Polarität keinesweges die gröſste Mannichfaltigkeit des Qualitativen ausſchlieſst, vielmehr nährt, iſt bekannt, und mit welcher Freiheit und Umſicht Reil dieſe Idee anwandte, erhellt am deutlichſten aus ſeiner meiſterhaften Abhandlung *„über das „polariſche Auseinanderweichen der urſprünglichen Naturkräfte in der Gebärmutter zur Zeit der Schwangerſchaft, und „deren Unterſuchung zur Zeit der Geburt.“*

Das Bild eines rationellen Arztes, wie er ſich es dachte, findet man in ſeiner berühmten Schrift *über die Pepinieren* (1804) entworfen. Dieſes Bild, in ſeinem groſsen Umfang, war es, welches ihm ſelbſt als Idee vorſchwebte. Kaum gab es eine Region der Heilkunde, in der er nicht ſelbſtthätig wirkte, die ſich nicht auf eine eigenthümliche Weiſe in ſeinem Geiſt geſtaltete, und alles dachte er ſich in groſsem lebendigem Zuſammenhange, alle Theile unter ſich, alle mit den mannichfaltigen Erſcheinungen des ganzen Lebens bedeutungsvoll verknüpft. Beſonders merkwürdig ſchien mir ſeine Anſicht der Diagnoſtik, die ich freilich mehr aus perſönlichen Unterhaltungen, als aus ſeinen Schriften kenne, die für mich ein beſonderes Intereſſe hatte, und ich erlaube mir, als einem wenig Kundigen, ſie ſo im Allgemeinen darzuſtellen, wie ſie mir erſchien. Die Art, wie der Arzt die Kennzeichenlehre ergreift, kann als eine ſichere Diagnoſe für den flächern oder tiefern, beſchränktern oder allgemeinern, lebendigern Sinn des Arztes ſelbſt gelten. Bei Reil war ſie nicht eine bloſse Reihe überlieferter Kennzeichen. Sie verweilte bei allen innern und äuſsern Erſcheinungen, und war eine, für jeden bedeutenden Fall, eigenthümliche, groſsartige Combination. So wie er ſie ergriff, kann ſie freilich nicht überliefert werden, ſie muſs, wie durch eine Inſpiration, in bedeutenden Fällen ſich ſelbſt jedesmal von neuem geſtalten, und iſt auf ſolche Weiſe, nur dem Hochbegabten zugetheilt. Höchſt intereſſant ſchien mir ſeine Aufmerkſamkeit auf die krankhafte Veränderung ſolcher Gebilde, die weniger in thätigem Zuſammenhang mit dem Leben des Organismus zu ſeyn ſcheinen, der Oberhaut, der Haare, der Nägel zum Beiſpiel. Ueber die chemiſche Veränderung der Excremente, des Urins, des Schweiſses hatte er ſehr viele, wohl nicht ganz bekannte, Beobachtungen geſammelt. Um die Veränderung der natürlichen, die Beſchaffenheit der krankhaften Ausſonderungen zu unterſuchen, hielt er es für nothwendig, daſs bei einem jeden kliniſchen Inſtitut ein geſchickter Chemiker angeſtellt würde, der vorläufig eine zweckmäſsige Methode der Analyſe ſolcher Subſtanzen, wie ſie noch nicht da iſt, zu ergründen ſuchen müſste. Der Endzweck ſeines Beſtrebens müſste vorzüglich dahin gehen, ſolche Reagentien zu entdecken, die auf eine leichte Weiſe, und ohne viele Umſchweife, die chemiſche Eigenthümlichkeit der Auſſonderungen in jedem Falle darſtellten. Daſs nach dieſer umfaſſenden Jdee, die Diagnoſe, in einer noch ganz unbearbeiteten Region, bedeutend erweitert werden müſste, iſt an und für ſich klar. Es gelang ihm im Jahre 1806 ſich zu dieſem Zwecke mit einem der gröſsten und geſchickteſten Chemiker Teutſchlands, mit dem trefflichen und berühmten Gehlen zu verbinden. Das unglückliche Schickſal der Univerſität vernichtete dieſen ſchönen, durchdachten Plan, der, wird er jemals ausgeführt, der animaliſchen Chemie ihre offenbar bedeutungsvolleſte, ſelbſt für die organiſche Phyſik im Groſsen, wichtigſte Sphäre zu eröffnen verſpricht. Aber bei ſolchen äuſsern Merkmalen blieb Reil nie ſtehen. Eine jede bedeutende Krankheit war ihm ein ganz beſtimmtes, tiefes Problem, nur zu löſen durch eine klare Einſicht in die Eigenthümlichkeit des Kranken. Auf eine wunderbar ſcharfſinnige Weiſe wuſste er durch geſchickte Fragen, durch hingeworfene Winke, von dem Kranken ſelbſt und ſeiner Umgebung ein Bild der Individualität des Kranken zu entlocken, welches, man wuſste oft nicht wie, mit ſcharfen ſichern Umriſſen hervortrat.

Dieſes Beſtreben den Kranken nicht ſtückweiſe, ſondern in der Totalität ſeines Daſeyns zu begreifen, muſste ihm nothwendig ſchon ſehr früh auf die pſychiſchen Krankheiten aufmerkſam machen, und es iſt bekannt, mit welcher rüſtigen Thätigkeit er auch dieſes wüſte Feld anzubauen ſuchte. Auch hier war es nicht die müſsige Beſchauung, ſondern die unmittelbare Anwendung, die ihn anzog. Sein Problem war beſtimmt: *Es giebt pſychiſche Krankheiten, die theils durch phyſiſche hervorgerufen, in dieſen begründet, theils rein ſind; es giebt umgekehrt phyſiſche Krankheiten, die durch pſychiſche veranlaſst werden, daher können pſychiſche und phyſiſche Krankheiten*

durch pſychiſche Mittel, aber auch pſychiſche Krankheiten durch phyſiſche Mittel gehoben werden. Wie erkennen wir nun die pſychiſchen Krankheiten, wie faſſen wir ihre eigenthümliche Art, welche Curmethode iſt durch dieſe Unterſcheidung begründet? —

Hier, wo wir nur ſein wiſſenſchaftliches Streben betrachten, können wir uns kurz faſſen, denn es läſst ſich keinesweges behaupten, daſs es ihm gelungen wäre, auch nur den erſten Entwurf zur Begründung einer wiſſenſchaftlichen pſychiſchen Heilkunde zu geben. Zwar ahndete er, daſs der feſte Punkt in der urſprünglichen Abweichung aller Seelen geſucht werden muſs, aber dieſem vermag die tiefſte Speculation, die vollendetſte Betrachtung, ſich kaum zu nähern, und ſein mehr nach Auſsen gerichteter Sinn, lieſs ihm nie mit voller Energie in dieſer dunkeln Region verweilen. Was er aber hier ausrichtete, mag noch ſo wenig geweſen ſeyn, ſeine Anſicht war dennoch tiefer, ſein Streben kühner und bedeutender, als das irgend eines andern Arztes. Auch fühlte er, wie ſehr er hier der Unterſtützung bedurfte. Er verband ſich mit Aerzten, Predigern, Philoſophen, er lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ob irgend wo eine Löſung des Räthſels ſich vernehmen lieſse, er forderte einen jeden, dem er Fähigkeiten zutraute, auf, er ſuchte, durch Schrift und That anzuregen, ja er entſagte willig allem Verdienſt, wenn es ihm nur gelang auf das groſse Thema aufmerkſam zu machen. Der bitterſte Tadel würde ihm willkommen geweſen ſeyn, wenn er nur die Sache förderte. In keiner Sache gab er ſich auf eine ſo wahrhaft groſse Weiſe, ſelbſt als Schriftſteller, völlig preiſs, wie in dieſer, „Ich weiſs wohl," ſagte er mir oft, „daſs meine „Aufſätze wenig taugen, und werde es keinem „übel nehmen, der es ſagt, aber man muſs nicht „immer nur Vortreffliches ſelbſt liefern wollen, „ſondern auch veranlaſſen." Es iſt ihm nicht gelungen. Ein bedeutendes Wort über dieſen wichtigen Gegenſtand ſoll noch erſt vernommen werden. Der zukünftige, heitere und ſtarke Geiſt, der ſich in den finſtern Abgrund des Wahnſinns mit feſten Blicken hineinzuſchauen getrauet, der auch nur die tiefe Bedeutung des Problems zu faſſen vermag, wird ſeinem kühnen Streben Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Noch müſſen wir ſein Beſtreben dunkle Theile der Anatomie aufzuklären, kurz erwähnen. Auch hier reizte ihn das ſchwierigſte, räthſelhafteſte, von Andern mehr angedeutete, als ausgeführte. Seine Verdienſte um die Anatomie des ſenſibeln Syſtems ſind allgemein anerkannt und haben ihm einen groſsen und bleibenden Ruhm erworben.

Die Anatomie des ſenſibeln Syſtems, wenn ſie mehr, als bloſse Beſchreibung der Ramificationen der Nerven, wenn ſie wirkliche Darſtellung der Struktur ſeyn ſoll, iſt nothwendig zugleich Phyſiologie. Was **Reil** vorzüglich, und frühzeitig hier zur Unterſuchung reizen muſste, war die ihm urſprünglich verliehene Anſicht der Einheit der Seele und des Leibes in der Erſcheinung, die Ueberzeugung, daſs Neigungen und Talente ſo wohl als die Sinne durch eigene Gebilde leiblich angedeutet ſind, daſs allen ſenſibeln Functionen, beſtimmte ſomatiſche Formen entſprechen müſſen. Verworren nun, ſelten rein, untereinander vermiſcht, wie Neigungen und Talente im Leben ihr Spiel treiben, ſcheinen ſie auch im Leibe angedeutet zu ſeyn. Alle übrigen Organe ſind bei allen Menſchen dieſelben, eine jede Abweichung von der beſtimmten Form, iſt ein Fehlerhaftes, eine Krankheit, eine Monſtroſität. Formen und Functionen fallen auf das beſtimmteſte zuſammen, ſelbſt wo die letztere ihrer Natur nach, wie die der Milz, lange zweifelhaſt blieb, bezweifelte man doch keinesweges, daſs dieſer beſtimmten Form des Organs auch eine beſtimmte, wenn gleich unbekannte Function entſpreche. Anders iſt es mit dem Gehirn, räthſelhaft wie ſeine Functionen, ſind auch ſeine Organe, durch eine bewundrungswürdige Struktur bloſs angedeutet, nicht beſtimmt angegeben. Der Typus der Struktur iſt bei allen Menſchen der nämliche, aber leiſe Abweichungen, kaum wahrnehmbar, ſcheinen das Gepräge der Eigenthümlichkeit einem jeden Menſchen aufzudrücken, und von dieſem centralen Punct aus, ein beſtimmtes Etwas, das ſich zwar deutlich wahrnehmen, einen beſtimmten Character der ganzen Form, der ſich ſchauen, fühlen, aber nicht in Begriffe faſſen, kaum in Worten ausdrücken läſst, der mit der tiefſten Eigenthümlichkeit des ganzen Daſeyns zuſammenfällt, gebieteriſch zu geſtalten, die Phyſiognomie zu bilden. Wo Talente oder Neigungen einſeitig, in ſcharfen Umriſſen hervortreten, werden die ihnen entſprechenden Modificationen der Form deutlicher, wo ſie den Willen, die Harmonie der Seele aufheben — im Wahnſinn — am deutlichſten. Dieſes hat Gall bewieſen. Mögen ſeine Beſtimmungen im Einzelnen, ſeine Schlüſſe noch ſo fehlerhaft ſeyn, dieſes wichtige Reſultat iſt für alle Zeiten gewonnen. Hier alſo fällt eine eigene Form des Organs ſelbſt mit den höchſten Functionen zuſammen, ja die Betrachtung, die dieſes Reſultat heraushebt, erkennt, iſt nur durch ein Talent möglich, welches abermals in und mit einem eigenen Organ gegeben iſt. Entweder die Freiheit wäre ein Wahn, oder ſie kann der Natur nicht fremd ſeyn, ſie ſpielt in ihren Bildungen wie in den Gedanken und Handlungen. Die Freiheit ſelbſt iſt in einer Rückſicht eine groſse Naturthat, ja die reinſte, die heiligſte, ſo wie in einer andern Rückſicht die Natur ein Produkt der Freiheit. Dieſes groſse Reſultat muſste dem denkenden, beſonders dem pſychiſchen Arzt unendlich wichtig erſcheinen, ſo daſs er hoffen konnte, daſs je deutlicher die Umriſſe der Eigenthümlichkeit der Talente und Neigungen in ihrem normalen und abnormen Zuſtande erkannt wurden, ſie deſto genauer mit beſtimmten Modificationen der Form des Gehirns zuſammenfallen würden. Aber gleich verworren, gleich unentwickelt liegt der Urtypus beider Welten, die ſich hier auf eine ſo bedeutungsvolle Weiſe begegnen, und Reil ſuchte, was ihm in der einen Richtung nicht klar werden konnte, durch eine vergleichende Betrachtung in einer andern Richtung aufzuhellen. Dunkler ſchwebte ihm dieſes groſse Problem ſchon frühzeitig vor, und trieb ihn zur Unterſuchung des ſenſibeln Syſtem. Seine Unterſuchungen über die Struktur der Nerven (Exercitationes anatom. 1795) ſind allgemein bekannt; er gab durch dieſe wichtige Aufſchlüſſe über das Verhältniſs des Neurilems zum Nervenmark, und über die Modification dieſes Verhältniſſes bei verſchiedenen Nerven. Später zog Bichats wichtige Entdeckung über das Verhältniſs zwiſchen dem Gehirn- und Ganglien-Syſtem ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Auch dieſe Lehre gewann durch ihn eine tiefere Bedeutung, beſonders durch die Anwendung derſelben auf die räthſelhaften Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus. Er zeigte, wie alle Functionen der Seele, während des Wachens concentrirt und vereinigt, durch einen gemeinſchaftlichen Heerd thätig ſind, da ſie hingegen nachtlich zerſtreut in den Ganglien und Geflechten, mit allen Erſcheinungen der äuſsern Natur ſich nach innen werfen in den magnetiſchen Schlaf, und auch hier die verborgenſten Geheimniſſe des geiſtigen Naturlebens enträthſeln. Reil hatte eine zu groſse Achtung für die Tiefe der Natur, ſie war ihm, dem kühſten, redlichen Forſcher, mit ihren verborgenen Myſterien zu nahe getreten, als daſs er ſich den flachen Zweiflern zugeſellen ſollte, denen die Wunder des Geiſtes, wie die der Natur gleich fremd ſind. Reil hat viel dazu beigetragen, daſs die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus genauer unterſucht, ſorgfältiger ergründet wurden. Zwei ſeiner frühern Schüler, Naſſe und Müller, werden unter den Schriftſtellern, die zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe in dieſem Felde beitrugen, einen ehrenvollen Platz behaupten; Naſſe beſonders, deſſen beſonnene und tiefdurchdachten Forſchungen, unter allen die wir kennen, die vorzüglichſten ſind.“ Aber auch in mannichfaltigen andern Richtungen verfolgte er das gangliöſe Syſtem in ſeinem Gegenſatz gegen das Gehirnſyſtem, ſeinen Einfluſs auf die ſomatiſchen Verhältniſſe im geſunden und kranken Zuſtande. Wenn auch neuere Entdeckungen in dieſer Bichatſchen Lehre bedeutende Veränderungen herbeizuführen drohen, ſo bleibt das Grundthema des Gegenſatzes unverändert, und mit dieſem Reils Verdienſt um die Entwickelung deſſelben.

Wie er, angeregt durch Bichat, dieſe Lehre tiefer begründete, ſo reizten ihn Galls Entdeckungen über die Struktur des Gehirns, jene glückliche Idee, das Gehirn ſelbſt, als eine mehr vollendete Entfaltung des verlängerten Rückenmarks zu betrachten, und von da, wie von einer Wurzel aus, die Ganglienketten in ihrem Verhältniſs gegen einander und gegen die Struktur im Ganzen, zu verfolgen. Galls Unternehmung ſchätzte er ſehr hoch, er nannte ihn immer mit Achtung, und geſtand wie viel er ihm verdankte. Die Zerſtörung der Univerſität im Jahre 1806, die ſeine Zuhörer zerſtreute, und ſelbſt nach der Wiederherſtellung doch nur in geringerer Anzahl wieder verſammelte, gab ihm Muſse. Und hier müſſen wir nun die groſse Energie, die unbeſchreibliche Anſtrengung, die unermüdete Geduld, die er bei der Unterſuchung des Gehirns bewies, bewundernd erwähnen. Man muſs Zeuge geweſen ſeyn, um von den groſsen, unglaublichen Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, eine Idee zu erhalten. Lebhaft hat er ſie ſelbſt geſchildert, und dennoch giebt die Schilderung nur ein ſchwaches Bild des wirklich erlebten. Durch dieſe mühſamen Unterſuchungen gelang es ihm die Struktur des kleinen Gehirns, genauer ſelbſt, als der vortreffliche, unermüdete, von ihm ſo ſehr geſchätzte Malacarne, zu entwickeln. Er wagte ſich an die Ganglienkette, die von dem verlängerten Rückenmark, bis in das Innerſte des groſsen Gehirns ſich verfolgen läſst. Zwar iſt dieſe Unterſuchung nur der erſte rohe Entwurf, von welcher ihn mannichfaltige Geſchäfte, ein gröſserer Wirkungskreis, endlich der Tod abrief, aber dennoch gelang es ihm, beſtimmter als Gall, das Hauptganglion, welches höchſt wahrſcheinlich den Centralpunkt der Bildung bezeichnet, herauszuheben, mit groſser Wahrſcheinlichkeit das Verhältniſs der ſtrahlenförmigen Struktur, die auseinander und wieder in ſich hineinlaufend, die ſcheinbar willkührlich verſchlungenen, aber bei allen menſchlichen Gehirnen ſtets ſich gleichbleibenden Windungen bilden, zum Hauptganglion zu entwickeln. Er ſelbſt hat immer geſtanden, daſs ſeine Beſchreibung des Gehirns noch immer etwas unvollendetes ſey, daſs ſelbſt die Beſchreibung des kleinen, noch mehr die des groſsen Gehirns, wenn man die Verhältniſſe aller Theile zu einander beſtimmter überſehen wird, kürzer, gedrängter, ſchärfer, eben daher klarer werden müſste, und daſs dann erſt von der eigentlichen Bedeutung der Form die Rede ſeyn könne. Bekanntlich glaubte er in dem kleinen Gehirn ein Aggregat mehrerer kleiner galvaniſch-thieriſcher Säulen zu ſehen, und in der That, wenn die Entdeckung von Malacarne, daſs die Intenſität und Regelmäſsigkeit der Functionen mit der Anzahl der auf einander geſchichteten und dendritiſch mit einander verbundenen Blätter im graden Verhältniſſe ſteht, ſo daſs man bei verſtändigen Perſonen faſt dreimal ſo viel, als bei wahnſinnigen findet, ſich beſtätigen ſollte, ſo könnte man vorläufig jene Vergleichung, die doch auch auf eine tiefe Aehnlichkeit hinweiſt, wohl gelten laſſen. —

So ward Reil auch hier, ſeiner Natur getreu, in eine wahrhaft rieſenhafte Unternehmung verflochten, die zu vollenden die Kräfte eines Menſchen überſteigt, die aber, ſo mühſam angefangen, ſo groſs angelegt, die wichtigſten Entdeckungen für die Zukunft verſpricht. Man hat ihm vorgeworfen, daſs ſein Gehirn ein künſtliches wäre, daſs wiederholte Behandlung mit Branntwein und Alcohol, welchen er ſogar Monate lang auf die Gehirn-Subſtanz einwirken lieſs, Geſtaltungen hervorriefe, die nicht urſprünglich da wären. Zwar das Gehirn iſt in aller Rückſicht ein räthſelhaftes Organ. Es ſcheint als wenn es bald eine breiartige Subſtanz darſtellt, wie bei der gewöhnlichen Behandlung, bald ſich membranenartig ausdehnen läſst, wie unter Galls Händen, und in dem Waſſerkopf, bald ſich in Knoten und von dieſen auslaufende Strahlen zuſammenzieht, wie durch Reils Behandlung. — Welches iſt nun die wahre Struktur? Wahrſcheinlich keine ſo, oder ſo dargeſtellte ganz, aber alle mögen in ihrer Verbindung uns der Kenntniſs der wahren Struktur näher führen. Vielleicht durchdringen ſich alle Richtungen zukünftig in einer groſsen Combination. Dann werden Wenzels, Galls, Reils Unterſuchungen, ältere und neuere Wahrnehmungen ſich nicht verdrängen, ſondern wechſelſeitig erhellen. So viel iſt klar, ein äuſseres Mittel kann niemals eine organiſche Struktur hervorbringen, nur enthüllen, wenn auch die Richtung, in der ſie ſich zeigt, durch den Zwang des Mittels, eine einſeitige iſt. Es iſt daher Pflicht für einen jeden Forſcher, der Muth hat und ſich berufen fühlt, den mühſamen Weg, den uns Reil gebahnt hat, bis zum Extrem zu verfolgen, ſo wie es Unrecht wäre, den alten Weg, oder den von Gall angedeuteten zu vernachläſſigen. Mögen ſie ſich ſcheinbar trennen, am Ziele treffen ſie gewiſs zuſammen. Und können wir denn jemals mit einem Gehirn in ſeiner urſprünglichen Geſtalt operiren? Iſt es nicht klar, daſs die Natur nur in den verborgenſten Tiefen des Lebens das ſenſible

Syſtem in ſeiner wahren Eigenthümlichkeit zu erhalten weiſs? Wirkt denn nicht das Licht, die Luft, die Feuchtigkeit, die Temperatur, kurz jedes Aeuſsere, Struktur - vernichtend, oder modificirend, und eben ſo gewaltſam wie der Alcohol?

So unvollſtändig auch dieſe Skizze ſeines wiſſenſchaftlichen Lebens iſt, ſo zeigt ſie dennoch den groſsen Umfang, die tiefe Bedeutung, den kühnen Geiſt. Nicht was leicht vollendet und gerundet ſich bequem faſſen und überſchauen läſst, vielmehr das Groſse, ja Ungeheure zog ihn an, als wäre er mehr geboren den zukünftigen Generationen einen mannichfaltigen Genuſs vorzubereiten, als ſelbſt zu genieſsen. Alles iſt kecke, groſsartige Anlage, ſein ganzes Leben hoffnungsvolle Prophezeihung, aber eine ſolche, die ihre Erfüllung durch eigene That zu erringen ſtrebt. Und wie viel gröſser würde der Umfang ſeiner Beſtrebungen erſcheinen, wenn uns vergönnt wäre, ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit in den mehr practiſchen Fächern der Arzneykunde zu verfolgen? Es iſt leicht einzuſehen, daſs eine ſo entſchiedene, in ſich ſichere, rüſtige Natur, fortdauernd mit groſsen Problemen beſchäftigt, in groſsen Unternehmungen verflochten, durch ihr bloſses Daſeyn auf die ſtudirende Jugend erregend, belebend wirken muſste. Aber er war mit Liebe, mit Eifer, ja mit Begeiſterung Lehrer. Reil hatte ein beneidenswerthes Talent, ſowohl für die einſeitig practiſchen, als für die tiefern Köpfe thätig zu ſeyn; er bildete mit gleichem Geſchick Routiniers und wiſſenſchaftliche Aerzte. Jenen wuſte er dasjenige zu geben, was ihnen nothwendig war, ſie auf eine zweckmäſsige Art zu beſchäftigen, ihre ganze Aufmerkſamkeit ſchnell, beſtimmt und mit Klarheit auf die Hauptpunkte zu fixiren. Dieſen gab er, auſser dem Material, noch unaufgelöſte Probleme, tiefe Anſichten, die oft das belebende Princip ihres ganzen Lebens wurden. Freilich konnte er, ſo wenig als irgend ein anderer Lehrer, kalt und warm in einem Athem blaſen, und ſeine meiſten Vorträge waren, was ſie ſeyn ſollten, dem Umfang, der Tiefe der Anſichten nach, auf die vorzüglichern berechnet. Er hat in ſeiner Schrift über die Pepinieren bewieſen, daſs er, auch von ſeinem Standpunkt aus, die tiefſte, die einzig reelle Anſicht der Univerſitätsbildung begriff, daſs er ſie als die Freiſtätte der höhern wiſſenſchaftlichen Bildung, oder was daſſelbe iſt, der Selbſtbildung anſah. Göthe hat in ſeinem Leben die Bemerkung gemacht, daſs auf den Univerſitäten, die jungen Aerzte vorzüglich mit Begeiſterung von ihrer Beſchäftigung reden, daſs das Lebendige des Gegenſtandes, daſs die Gröſse, die Tiefe, das Räthſelhafte und doch Klare, Reine, Beſtimmte der Natur, für die geiſtig geſunde Jugend etwas beſonders Reizendes, Lockendes hat. So iſt es in der That auf den meiſten Univerſitäten, wie ich aus langer Erfahrung weiſs. Denn auch meine Schüler ſeit faſt zwanzig Jahren, auf mehrern Univerſitäten, waren gröſstentheils Aerzte. Diejenigen Univerſitäten ſind daher vorzüglich zu bedauern, auf welchen ein geſchickter, berühmter und angeſehener Routinier den regen Sinn der Jugend, durch ſein Anſehen einzuengen und zu beſchränken weiſs. Die natürliche Trägheit der Menſchen unterſtützt einen ſolchen nur gar zu ſehr; ſo reizend die Unterſuchung der Natur iſt, ſo entſpringt dieſer Reiz doch nur in und mit der genauern Bekanntſchaft, es gelingt einem Lehrer von eingeſchränktem Sinn nur gar zu leicht, die bequeme Jugend davon, als von etwas Ueberflüſſigem abzuhalten, und viele Keime werden in der Geburt erſtickt. Reils groſser Sinn erweckte, belebte die ſtrebenden Kräfte der Jugend. Wie wäre es möglich geweſen, in ſeinen Augen für einen wiſſenſchaftlichen Arzt zu gelten, wenn man die Arzneykunde nicht als Naturwiſſenſchaft im groſsen Styl betrachtete? Nicht ohne Wehmuth kann ich an die kurze, nur zu ſchnell vorübergegangene Zeit denken, wo es mir vergönnt war, umgeben von mehreren im Geiſte verbündeten Lehrern, vorzügliche Köpfe um mich zu verſammeln, wo ein ſchöner, heiterer, friſcher Geiſt ſich in Halle regte, die Lehrer untereinander, und wechſelſeitig Lehrer und Schüler ergriff. Wie vieles verdankte ich, wie vieles verdankte die Univerſität dem herrlichen Reil, der wie ein wiſſenſchaftlicher Heros, in der ganzen Umgebung ſeinen bedeutenden Platz behauptete. Es war nicht das Verdienſt eines Einzelnen, es war das glückliche Zuſammentreffen Mehrerer, ja die Rückwirkung fröhlichen Eifers unter den vorzüglichſten Schülern, welche dieſe kurze Zeit ſo ſehr erhob, ſie ſo reichhaltig, ſo bedeutungsvoll machte, daſs Lehrer und Schüler ſie, als eine vorübergehende goldne Zeit, in wehmüthiger Erinnerung behalten. Die Blüthe ſchien für das harte Schickſal Teutſchlands zu ſchön, ſie ward, kaum entfaltet, zerknickt, und der ſtille, heitere Sinn, der ſich mit ihr zu entfalten verſprach, entfloh vor einer Gährung, die Teutſchland, die ganz Europa ergriff, und kaum beſchwichtigt, die Furien der Zerſtörung abermals hervorzurufen verſpricht. Sollte aus der grauenvollen Verwirrung der Zeiten ſich jemals eine ruhige, friedliche Zeit regen, in welcher Wiſſenſchaft und Kunſt wieder auf eine freudige Weiſe ſich zu geſtalten vermöchten, ſollte das Schickſal, ehe das Alter die Begeiſterung lähmt, inneres Leben und Wort abſtumpft, mir es gönnen, in einer ſolchen Mitte trefflicher Lehrer, ſtrebender, heiterer, geiſtig angeregter Schüler zu leben, dann erſt würde der unerſetzliche Verluſt des groſsen Freundes mit aller Gewalt mich ergreifen, ja, je ſchöner ſich alles geſtalten würde, deſto tiefer würde ich es fühlen, daſs er uns fehlte. Das Andenken an ihn würde, wie ein ſchwarzer Schleier der Trauer und Wehmuth ſich über die heitere Umgebung verbreiten. Denn nicht das Buch, das todte Wort, das Syſtem vielmehr, das Leben, die That, die unmittelbare Gegenwart eines unendlichen Geiſtes, mit allem, was er will und zu erregen vermag, iſt es, was den Lehrer zum wahren Lehrer macht. Was dieſer ſchönen Zeit auch für Reil, einen ſo heitern Anſtrich gab, war ſeine damalige Lage, daſs er bei der Regierung in groſsem Anſehn ſtand, daſs, was er wünſchte, wenn es nur ausführbar war, geſchah, daſs er die Hoffnung hatte, durch manchen Plan, den er nach und nach auszuführen dachte, durch manche Einrichtung, die ſchon ihren Anfang nahm, die Univerſität immer glanzvoller, immer bedeutender zu machen. Daher ſchlummerte der zornige Dämon, der den Widerſtrebenden gegen ſeine Umgebung reizte, vorzüglich in dieſer Zeit.

Reil war keinesweges in ſeinen Anſichten als Lehrer beſchränkt. Ich las Phyſiologie, Reils Zuhörer waren auch die meinigen. In manchem ſtimmte ich mit ihm nicht überein, und verheimlichte dieſes keinesweges; eben weil ich ſeinen Einfluſs auf die Zuhörer kannte, beſtritt ich ihn, gegen meine Gewohnheit, direct. Das war Reil keinesweges unbekannt. Daſs ich aber dennoch das Glück hatte ſeine Zuneigung im höchſten Grade zu beſitzen, daſs er dennoch einem jeden rieth, meine Vorträge zu hören, darauf darf ich ſtolz ſeyn, weil er wohl wuſste, daſs wir, auch in ſcheinbarem Widerſtreit, daſſelbe wollten, erkannten, ſuchten.

Ich habe Reils Vorträgen nicht beigewohnt, aber ich begreife es wohl, daſs ſie einen groſsen Eindruck auf ſeine Zuhörer machen konnten. Selbſt daſs der groſse Umfang ſeiner Unternehmungen ihn öfters aus der eigentlichen Geiſtes Heimath, in die tiefſten Regionen der

Speculation hinein trieb, wo er freilich nicht mit der groſsen Klarheit und Sicherheit ſich bewegen mochte, die ihm ſonſt eigen war, wirkte durch den Contraſt erregend, wie ein ferner winkender Geiſtes-Ruf, auf die Schüler. Soll nicht ein Lehrer, der es im höchſten Sinne ſeyn will, aus dem Mittelpunct des eignen klaren Wiſſens, auch ihm fremde Gegenden ebenfalls begrüſsen? — Aber hörte ich ſeine Vorleſungen gleich nie, ſo liebte er es dennoch ſich gründlich mitzutheilen, und mit groſser Aufmerkſamkeit habe ich ihm oft ſtundenlang zugehört. Wenn er ſich mit Liebe und Heiterkeit über irgend einen Gegenſtand äuſserte, ſo zogen ſich alle Geſichtszüge bedeutend zuſammen, ſein tiefes Auge heftete ſich auf einen Punkt, ſeine ganze Seele ſchien ſich auf dieſen Punkt zu concentriren. Er pflegte ſich dann ſtille und gemächlich hinzuſetzen, fing langſam und ſachte an zu ſprechen, vermochte mit ungemeiner Klarheit den Zuhörer in die Mitte des Gegenſtandes zn verſetzen, und entwickelte unvermerkt und ohne die Stimme zu erheben, eine äuſserſt beſtimmte, faſt immer eigenthümliche Anſicht. Es war rührend den heftigen Mann ſo ruhig, ſo ſtill verſunken zu ſehen, wie alle Wellen des rüſtig bewegten Gemüths ſich legten, je mehr ihn der Gegenſtand beſchäftigte. —

Daſs ein ſolcher Lehrer viele vorzügliche Schüler bilden muſste, war natürlich. In allen Gegenden Teutſchlands leben viele hundert Aerzte, die das Glück gehabt haben, in den wichtigen Jahren der Bildung, durch ihn geleitet zu werden. Daſs Fleiſs, Talent, Aufmerkſamkeit, hier den Einfluſs hemmten, dort beförderten, iſt natürlich, aber mit Gewiſsheit können wir annehmen, daſs er auf einen jeden einen entſchiedenen Einfluſs hatte. Nun nehme man, als eine gewiſs zu gering angeſetzte Mittelzahl, 30 junge Aerzte an, zu deren Bildung er jährlich weſentlich beitrug, ſo giebt dies für die ganze Zeit ſeines Lehramts, faſt 800 Aerzte, und unter dieſen viele vorzügliche, deren Talent er erregte, deren Geiſt ein Mittelpunkt für die fortſchreitende Bildung anderer wurde. Der gröſste Theil der bedeutenden Diſſertationen, während dieſer Jahre, war durch ihn veranlaſst. Er ermunterte ſeine vorzüglichen Schüler bedeutende Gegenſtände zu wählen, und leitete die Unterſuchung. Wir nennen die Diſſertationen von Gautier, Hübner, Zollikofer, Büttner, Gregorini, Naſſe u. ſ. w. In neuern Zeiten die Diſſertationen von Keutel, *über das Rückenmark*, von **Niemeyer**, *über das fünfte Nervenpaar*, von **Philites** *über den Marasmus ſenilis*; aber viele, wol eben ſo wichtige, ſind mir unbekannt.

So wirkte **Reil** als Lehrer, und hätte ſeine ganze Thätigkeit ſich nur darauf beſchränkt, er müſste dennoch als einer der merkwürdigſten Männer in der Geſchichte ſeines Vaterlandes verewigt werden.

Wir betrachten ihn am Krankenbette, in ſeiner groſsen Praxis. Daſs er einer der berühmteſten, und glücklichſten Aerzte war, iſt allgemein bekannt. Sein Ruf in dieſer Rückſicht iſt auf immer gegründet. Er war ein ſehr glücklicher pſychiſcher Arzt, und viele die an ſcheinbarem Wahnſinn litten, wurden durch ihn wiederhergeſtellt. Sein ſtetes Nachſinnen über dieſen Gegenſtand, ſeine gründliche Kenntniſs der pſychiſchen und phyſiſchen Mittel, ſeine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart, die ihn nie verlieſs, ſein ſchneller, den Punkt treffender Verſtand, endlich ſein imponirender Ernſt und ſeine unbewegliche Strenge, machten ihn zum pſychiſchen Arzt vorzüglich geſchickt. Er war ein geſchickter Augenarzt, er war durch mehrere berühmte Augen-

opera-

operationen bekannt, und nicht wenige, die lange erblindet waren, wol von früher Kindheit an, verdanken ihm den Genuſs des Lichts. Er hat mehrere glückliche chirurgiſche Operationen verrichtet, und nun die vielen Hunderte die ihm die Verlängerung ihres Lebens verdanken. Welch ein Wirkungskreis, welch ein beneidenswerthes Loos ward dem Herrlichen, der ſo vieles vermochte, und ſo unendlich viel mehr noch wollte! Kein Wunder, daſs er in ſeiner Gegend als Arzt, angebetet war, daſs ſelbſt diejenigen, die ihm ſonſt nicht wohl wollten, gezwungen ihre Zuflucht zu ihm nahmen, daſs Fürſten und Groſse in bedeutenden Krankheiten es für ein Glück anſahen, wenn er ihr Arzt war. —

Wir wollen einen Augenblick, ihn betrachtend, mehr mit dem Menſchen, als mit dem Arzt am Krankenbette verweilen. Freilich ſind ſie nicht zu trennen. Wohl, ſo werden wir den Menſchen im Arzte betrachten. Seine groſse Ruhe, die ihm ſtets eigen war, wo kein Widerſtreben ihn zur Gegenwehr reizte, ſeine Feſtigkeit und Strenge wirkten gebieteriſch auf den Kranken. Kaum würde jemand, auch der Verwöhnteſte, es gewagt haben, von ſeinen Vorſchriften abzuweichen. Dabei muſste der Kranke es nothwendig fühlen, daſs er bei bedeutenden Fällen, ganz ungetheilt für ihn da war, daſs nichts ſeiner Aufmerkſamkeit entging, und daher entſtand das feſte Zutrauen, welches oft ſo heilſam iſt, wie die Mittel. Und wenn es nun Menſchen waren, die ihn näher angingen, Freunde, Menſchen, deren Daſeyn, deren Leben ihm in höherer Rückſicht wichtig dünkte, wie liebenswürdig erſchien er dann. Die ſtille Sorge, der tiefe Kummer, die unendliche Theilnahme ſpielte mit den männlich feſten Zügen, ohne ſich überwinden zu können, und offenbarte die ſchöne Tiefe des liebenden Gemüths. Oft übernahm er die kleinſten Geſchäfte, das Umbetten, widrige Hülfsleiſtungen, die man ſonſt nur dem gedungenen ärztlichen Handlanger überläſst, oft freilich auch um Beobachtungen unvermerkt anzuſtellen, die den Kranken hätten beunruhigen können. Ich ſpreche aus Erfahrung. Ich war ſelbſt in bedenklichen Fällen der Gegenſtand ſeiner ärztlichen Sorgfalt, ich ſah ihn am Krankenbett eigner ſterbender Kinder. O! ihr Vielen in der Gegend, wo er lebte, wo er wirkte, wenn Einigen unter euch dieſe Zeilen in die Hände fallen, wie werden die Augenblicke, die feierlichſten des Daſeyns, wo der Tod euch ſelbſt, oder den Geliebten nahe trat, und wo er, mit männlichem Ernſt und menſchlicher Theilnahme, ausgerüſtet mit allem was Liebe, Zutrauen, Hingebung erwecken kann, als ein tröſtender Engel euch erſchien, euch lebendig vorſchweben, wie werdet ihr ihn vermiſſen, von neuem ſeinen Verluſt beweinen, den oft beweinten. Oft ſchien es unbegreiflich, daſs er, ſo tief bewegt, der den Kummer und die Sorge ſo vieler, innerlich erſchüttert, um ſich ſah, das alles tragen konnte, daſs er nicht in dem Abgrund ſo vieler tiefgreifender Empfindungen zu Grunde ging. Aber die rüſtige Liebe ſtärkt, erhält, weil ſie die Kräfte anſpannt, während die krankhafte, weinerliche ſich ſelbſt in nichtiger Unthätigkeit verzehrt.

Man hat es gewagt, dieſen herrlichen Mann des Eigennutzes zu beſchuldigen. Die Veranlaſung dazu gaben einige Aeuſserungen in ſeiner chrift über die Pepinieren. Für diejenigen, die n genauer kannten, wäre es unnöthig dieſer Bechuldigung auch nur mit einem Worte zu begegen. Sie iſt aber da, ein ſolcher Schatten darf icht auf ſeinem Andenken ruhen. Wir werden aher ſeine Geſinnung in dieſer Rückſicht treu und ahr zu ſchildern verſuchen. Das iſt wahr, Reil ſuchte ſein wohlerworbenes Vermögen auf alle erlaubte Weiſe zu vergröſsern. Eine reiche Praxis, die, indem ſie ihm nicht ſeine ganze Zeit raubte, zugleich ſeine Lage verbeſſerte, war ihm lieb. Ich denke daſs derjenige, der die Art kannte, wie Reil ſeine Zeit zu brauchen wuſste, ihm daraus keinen Vorwurf machen wird. Es iſt ferner wahr, und er hat ſich darüber offenherzig geäuſsert, daſs er nicht glaubte, der bedeutende, wiſſenſchaftliche Arzt ſey verpflichtet, ſein ganzes Leben in verworrener, zerſtreuender Praxis zu zerſplittern. Mag der Arzt, der den Puls fühlt, die Zunge beſieht, eilig ein Recept ſchreibt, dann wegeilt, und Gott und die Natur für das Uebrige ſorgen läſst, mit ſeiner nichtsnutzigen Wohlthätigkeit prahlen. Reil konnte nirgends halb ſeyn. Wo er war, war er mit ganzer Seele. Sollte er ſeine groſsen Plane, ſeine wichtigen Unternehmungen, ſein tiefes wiſſenſchaftliches Streben aufgeben, um durch ein plattes Quackſalbern ſich den flachen Beifall der Menge zu erwerben? Die Anforderungen an einen bedeutenden Arzt in dieſer Rückſicht, ſind ungereimt und ſinnlos, und der Mann, der ſich ſeiner Geſinnung nicht zu ſchämen braucht, wie Reil, konnte offenherzig ſprechen. Der Soldat muſs im Felde eſſen, das iſt gewiſs.

Soll ihm der General deswegen die Küche beſorgen? Ja, durch Veranſtaltung im Groſsen. Und wer war in dieſem Sinne thätiger, unermüdeter, als Reil, der einen groſsen Theil ſeines bedeutſamen Lebens damit zubrachte, Inſtitute zu begründen, Einrichtungen zu treffen, die Regierung anzuregen.

Doch wer darf ſagen, daſs er jemals unthätig war, wo innere oder äuſsere Pflicht ihn aufforderten? wer behaupten, daſs er ſeine Hülfe verſagte, wo ſie nöthig war, er, der hülfreichſte aller Menſchen? — Soll ich die vielen Familien nennen, deren Lage, in einer zerſtörenden Zeit, einen Aufwand erforderte, der nicht mit ihrer Einnahme ſtimmte, und deren unermüdeter, thätiger ärztlicher Wohlthäter er jahrelang war. Ich ſelbſt gehöre zu dieſen, meine ganze Familie, und keine falſche Schaam ſoll mich verhindern es hier zu bekennen. Und welches Opfer an Geld kann verglichen werden, mit der Aufopferung an Zeit, die ein ſolcher Mann willig darbrachte.

Wir haben ihn dargeſtellt in ſeinem ſtillen Nachſinnen über die Wiſſenſchaft, in ſeinem Verhältniſs gegen die Jugend als Lehrer, als Arzt am Krankenbette, wir wollen in ihm den äuſserlich thätigen Mann in gröſsern Verhältniſſen betrachten. Auch hier trug alles das Gepräge ſeiner rüſtigen Natur. Selbſt in ſeiner nächſten Umgebung ſah man den unternehmenden Mann, er liebte ſelbſt hier das Ungewöhnliche, alles Fertige ſchien ihm fremd. Daher ſeine Bauluſt. Er wollte ein Gartenhaus bauen, einen Garten anlegen. Die meiſten hätten einen freundlichen Platz an dem lieblichen Saalufer mit Bäumen bepflanzt, um bald den ſtillen Genuſs ländlicher Einſamkeit zu haben. Er wählte einen faſt kahlen Berg, den höchſten in der Gegend, den er mühſam anpflanzte, und man muſs es bewundern, wie weit er es in kurzer Zeit brachte. Es war, als wenn Schwierigkeiten, die die meiſten abſchrecken, eben für ihn das nothwendige Reizmittel waren. Er hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen, aber es ſchien für ihn nur einen Werth zu haben, in ſo fern er es zu irgend einer groſsen Unternehmung benutzen konnte.

In Halle hoffte er allmählich das realiſiren zu können, was er wünſchte. Seine Abſicht war, eine Menge der berühmteſten Aerzte und Naturforſcher hinzuziehen. Das kliniſche Inſtitut ſollte erweitert, vollſtändiger innerlich organiſirt werden. Ein Inſtitut für Wahnſinnige ſollte nach ſeiner Idee errichtet werden. Er ſuchte alle tüchtigen Köpfe, die ſich dazu berufen fühlen möchten, dafür zu intereſſiren, er ſuchte die Regierung zu gewinnen. Schon oben erwähnten wir, wie die Zeit kurz vor der Zerſtörung der Univerſität in Halle, ſeine glücklichſte war. Denn, in der That, es ſchien als wenn dieſer auſserordentliche Mann die Hoffnung hatte, auf eine, ſeinem Talent und ſeinem Streben angemeſſene Weiſe in Thätigkeit geſetzt zu werden. Manches war ſchon geſchehn. Die unglückliche Zeit zerſtörte dieſe Hoffnung, wie ſo viele. — Aber eine Unternehmung müſſen wir erwähnen, weil ſie vorzüglich dazu geeignet iſt, theils die Kühnheit ſeiner Entwürfe, theils ſeine groſse Gewalt über die Menſchen darzuthun, es iſt die bekannte Einrichtung ſeiner Badeanſtalt. In der Zeit des allgemeinen Elends, in einem Lande, welches durch den Krieg, durch die tyranniſche Regierung eines unfähigen Fremdlings, durchaus zerrüttet war, in einer Stadt, die nie reich war, die jetzt, nachdem die Univerſität geſunken, die Garniſon vertrieben, die Kothenbeſitzer verarmt, die Fabriken faſt alle vernichtet waren, zu den am meiſten herabgekommenen Städten in Teutſchland gehörte, wagte es der kühne Mann, eine Unternehmung von groſsem Umfang vorzuſchlagen, und die vermögenden Einwohner zur Theilnahme aufzufordern. Und die Unternehmung gelang. Zwar er ſelbſt wagte am meiſten, einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens. Actien kamen zuſammen, Badehäuſer wurden errichtet, ein Salon ward erbauet, ſogar ein bedeudes Theater entſtand in kurzer Zeit. Man ſah die Weimarſche Geſellſchaft, eine der bedeutendſten in Teutſchland, in Halle ſpielen. Die Idee dieſer Badeanſtalt war im gröſsten Sinne gefaſst. Die Salzſohlen wurden zu Sohlbädern, deren mediciniſche Wichtigkeit entſchieden iſt, benutzt, das Waſſer einer Mineralquelle in der Nähe, die in Rückſicht ihres Gehalts mit der Lauchſtädter wetteifern darf, ward herbeigebracht, alle möglichen künſtlichen Bäder wurden zubereitet. Ueber die Einrichtung der Sprützbäder, um beſtimmte Theile des Körpers durch einen ſtarken Strahl zu baden, hatte Reil lange nachgedacht. Die Schwierigkeit war, die Mündung ſo beweglich zu machen, daſs ſie während des Sprützens jede beliebige Richtung annehmen könnte. Es gelang ihm dieſe Schwierigkeit zu überwinden. Auſserdem ſahe man Tropfbäder, ſelbſt ruſſiſche Dampfbäder, kurz eine Badeanſtalt, wie ſie von der Vollſtändigkeit nirgends realiſirt war, und ein Reil, als leitender Arzt an der Spitze. Der

Anfang war gemacht. Siebzig bis achtzig Familien beſuchten den zweiten Sommer ſchon das Bad, viele eilten vom Lande herein, um an den Beluſtigungen Theil zu nehmen, und der kühne Geiſt dieſes auſserordentlichen Mannes vermochte in dieſer furchtbaren Zeit der Trauer und der Unterdrückung, in den ſchönen Sommermonaten ein friſches Bild des regſamſten Lebens, der heiterſten Fröhlichkeit in die lange verödete Stadt hin zu zaubern. In der That ein groſser Beweiſs ſeiner groſsen, ſeiner ſeltenen practiſchen Tüchtigkeit, *wo man ihn, in ſeinem Sinne walten lieſs.*

Von ſeiner Anſtellung in Berlin hoffte er ſehr viel. Es ſchien die Abſicht der Regierung, dort einen national-teutſchen Vereinigungspunkt aller vorzüglichen Geiſter zu bilden, einen bedeutenden Waffenplatz gegen den, alle nationale Eigenthümlichkeit zerdrückenden Feind. Die Zeit, die Umſtände, erlaubten nicht, die Ausführung dieſes groſsen Plans. Die bedeutendſten kliniſchen Inſtitute waren unter anderer Leitung. Er wünſchte nur ein kleines für die Ausbildung der Aerzte. Es ward ihm zugeſtanden. Seine gröſste Hoffnung war dort ein groſses pſychiſches Inſtitut einzurichten. Für die bedenkliche Lage des Staats ſchien der Plan zu groſs. In dem Gedränge mannichfaltiger Bedürfniſſe, die alle nur halb befriedigt werden konnten, muſste ein kühner, eigenthümlicher Geiſt ſich beſonders beengt fühlen, aber wir dürfen hoffen, daſs viele ſeiner Plane für die mögliche zukünftige Ausführung aufbewahrt ſind. Es wird doch wol eine Zeit kommen, wo ſeine Schrift über die Pepinieren, in welcher die Bedingungen zur Bildung der ſo nöthigen Routiniers, mit ſo beſtimmter Klarheit angegeben ſind, auch von höhern Behörden hinlänglich gewürdigt werden wird.

Seine Geſinnung als Bürger war groſs, edel. Wer nach auſsen im groſsen Sinne thätig iſt, dem wird durch die eigene That das Vaterland lieb und theuer. Wer nur Geld verliert, kann es auf andere Weiſe erwerben, wer aber durch Gemüth, Sinn und Streben innerlich dem Staate zugehört, der lebt und ſtirbt mit ihm. Nach den Schlachten von Jena und Halle, als nur die harten Tritte der Unterdrücker in den verödeten Straſsen wiederhallten, als die feindlichen Heere, immer mächtiger, das ganze Land überſchwemmten, da riſs Reil den kaum erwachſenen Sohn aus der Mitte der Familie, und ſandte ihn, begleitet von dem kühnen Kroſigk, nach Königsberg, damit er dem König ſein Leben opfere. Während der ganzen Zeit der Unterjochung war er ernſt und ſtill, entſchieden gegen die Fremdlinge, und verbarg ſeine Verachtung nie, ſo unterhielt er den Widerwillen gegen den herrſchenden Feind durch ſein Anſehn. Selbſt die ſchlechte Regierung behandelte ihn mit achtungsvoller Furcht. Er hatte die gröſste Anhänglichkeit an das alte königliche Haus, und ich ſah den ſtarken Mann Thränen der Wuth und der Wehmuth vergieſsen, als der Tyrann es wagte die geliebte Königin ſchändlich zu verläumden. Mit mehreren ſtillen Unternehmungen gegen die Feinde war er bekannt, ohne eben Theil daran zu nehmen, doch wuſste man wohl, daſs man, wenn ein entſcheidender Augenblick erſchiene, auf ihn rechnen könne.

In den letzten zwei Jahren lebte ich von ihm getrennt. Ehe ich nun von den letzten Momenten ſeines Lebens, was ich erfuhr, erwähne, ſey es mir vergönnt, einige Züge ſeiner Eigenthümlichkeit kurz anzudeuten. Er war Maurer, da ich keiner bin, kann ich von ſeinem Verhältniſs zur Loge nichts ſagen. Doch iſt es mir wahrſcheinlich, daſs er auch hier auf ſeine Weiſe thätig zu ſeyn ſtrebte; nur bot *Halle*, wo, irre ich nicht, die Loge nicht von Bedeutung iſt, ihm wohl kaum einen angemeſſenen Wirkungskreis dar. — Er war kein Dichter, ob er gleich nicht ohne Glück es verſuchte einige Gedichte zu verfertigen. Jene Beweglichkeit der bildenden Phantaſie, die den Dichter eignet, war ihm fremd. Sein Talent war ein kraftvoller, energiſcher Verſtand, und er bewies, wie eine jede eigenthümliche Richtung des Geiſtes, wo ſie ſtark und entſchieden hervortritt, eine Unendlichkeit in ſich faſst. Er war faſt nie bedeutend krank geweſen. In frühern Jahren in Halle ward er von einem Nervenfieber befallen, welches ihn dem Grabe nahe brachte, und der beſonnene, ſtets in ſeinen Ideen lebende Arzt benutzte dieſe Krankheit um mehrere intereſſante Beobachtungen anzuſtellen. Beſonders war ihm, wie er mir erzählt hat, die faſt unglaubliche Schärfe des Gehörs während der Reconvalescenz auffallend geweſen. Er hatte beſtimmte Erinnerungen aus der früheſten Kindheit, ſelbſt wie er verſicherte, aus ſeinem dritten Jahre. Er litt oft an Alpdrücken. Er träumte lebhaft, oft waren ſeine Träume furchtbar, ſelbſt vorbedeutend. Einige Tage vor dem Einrücken der Franzoſen erzählte er ſeiner Familie, wie ihm geträumt habe daſs die Univerſität aufgehoben würde, daſs die Studenten kämen ihr Honorar zurück zu fordern, daſs mehrere noch um Reiſegeld bäten. Ganz wie es geſchahe, ohne daſs es jemand ahnden konnte.

Der groſse letzte Krieg brach los. Sein Sohn verlieſs ſein Geſchäft — er ſtudirte die Bergwerkswiſſenſchaften — und ergriff mit den vielen Tauſenden begeiſterter Jünglinge zum zweitenmal die Waffen. Reil kannte ſeinen Platz, wichtig und gefahrvoll, wie wenige. Sein ganzes Leben hatte er tief nachgedacht über die Einrichtung der Krankenhäuſer. Die Lazarethe, ihre Mängel, die Schwierigkeiten mit welchen man im Kriege bei ihrer Einrichtung zu kämpfen hat, waren ihm wohl bekannt. Mit freimüthiger Offenherzigkeit, kühn und rückſichtslos, wie er ſein ganzes Leben hindurch war, entwickelte er die Mängel der Einrichtung, in einer Vorſtellung an den König. Schon in Berlin war er äuſserſt thätig. Nach dem Waffenſtillſtand wurden ſo viele mörderiſche Schlachten in kurzer Zeit, wie in keinem Kriege, geliefert. Die verbündeten ſiegreichen Heere wälzten ſich mit ihren ungeheuern Maſſen, den Feind verdrängend, gegen Weſten. Aber hinter ihnen waren alle Städte mit zerſtümmelten, verwundeten, kranken Kriegern angefüllt, die in engen Räumen zuſammengedrängt, peſtartige Krankheiten erzeugten, und ganze Gegenden anſteckten. Bei Leipzig ſtanden die Krieger aller Völker, unermeſsliche Heere, gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Begeiſterung entflammte die Völker, Verzweiflung kämpfte auf der Seite des Feindes. Teutſchland war befreiet. Immer weiter zogen ſich die Heere gegen Weſten. Aber die Felder von Leipzig waren mit vielen tauſend Leichen bedeckt, die Lazarethe in Leipzig und Halle mit mehr als 20 bis 30000 Verwundeten und Kranken aller Nationen, Freunden und Feinden angefüllt. Es waren die Hauptlazarethe des groſsen Krieges. Da übertrug der König dem Reil die Hauptleitung, und mit dieſer die Sorge für das Leben ſo vieler Tauſende. Ich bin von den Schwierigkeiten die er fand, von der Art wie er ſie zu überwinden ſuchte, nur ſehr unvollſtändig unterrichtet. Aber ich kenne Reil. Ich ſehe ihn von der Gröſse ſeines Geſchäfts ergriffen, wie ihn auch nicht die leiſeſte Spur der Furcht anwandelt. In Berlin herrſchte, ehe er die Stadt verlieſs, der Typhus. Mehrere Aerzte waren angegriffen. Er beſuchte kurz vor ſeiner Abreiſe den geſchätzten Arzt, Profeſſor Grappengieſſer, der tödlich vom Typhus angegriffen war, und auch kurz darauf ſtarb. Er phantaſirte. Als er Reil ſah, ſprang er auf, und ehe Reil es verhindern konnte, hieng er, ihn feſt umarmend, an ſeinem Halſe. „Ich bin angeſteckt“ ſagte Reil, und eine Vorahndung des nahen Todes durchzitterte ihn. Aber ſeine tüchtige Natur, die groſse Aufgabe, die er jetzt zu löſen hatte, verdrängte eine jede kleinliche Sorge für das eigene Leben, und er eilte dahin, wo die verpeſtete Luft aus tauſend kranken Körpern mit dem faſt unvermeidlichen Tode drohte.

So kam er nach Halle. Er lebte in der höchſten Spannung, in ungeheurer Thätigkeit. Faſt jeden Tag traf man ihn in beiden Lazarethen in Leipzig und Halle. Er fühlte ſich unwohl, aber er ergab ſich nicht. Er gönnte ſich keinen Augenblick Ruhe, erſchöpft trat er in die gefährliche Luft der Krankenſtuben hinein, mit groſser Anſtrengung unterſuchte er alles, ſuchte Einrichtungen zu treffen, Mängel zu heben. Freunde warnten ihn vergebens, bis er erſchöpft erlag, und das Vorgefühl des nahen Todes ihn überwältigte. So ſaſs nun der kräftige Mann, in derſelben Stadt, die ihn ſich bilden ſah, wo ſo viele ihm verpflichtet waren, wo ſein thätiger Geiſt auf eine ſo bedeutende Weiſe gewirkt hatte, in der Stadt die er erſt ſeit kurzem verlaſſen hatte, in der einſamen Stube einer geliebten Schweſter, die mit ihm ihren treueſten Freund, ihre einzige Stütze verlor, aus ſeiner groſsen Wirkſamkeit ſo plötzlich herausgeriſſen. Doch die Schweſter, meine theure Freundinn, wird mir erlauben, die letzten Tage mit ihren eigenen Worten zu ſchildern:

„Er war ſchon einige Tage krank, als er „mich bat, an ſeine Frau und Kinder zu ſchreiben. Ich widerrieth es ihm, weil ich fürchtete, daſs es ihn angreifen möchte, wenn er „einen Brief dictirte. Aber er ſagte: „Ich kann „in acht Tagen todt ſeyn, und meine Kinder würden mir es nie vergeben.“ Ich faſste ihn bei der „Hand und ſagte: Lieber, das wird Gott nicht „thun. Er weiſs ja, daſs wir dich alle ſo lieb „haben, und du unſer aller Stütze biſt. Da ſagte „er mit groſser Rührung: „Gott nimmt manchen, „der nützlich ſcheint, weg; doch was in ſeinem „Rath beſchloſſen iſt, wird kommen.“ Das einzige was ihm viel Kummer machte, war, daſs „er befürchtete ſein Bewuſtſeyn zu verlieren. Er „ſagte oft zu mir, „Wenn Gott mich nur bewahrt, „daſs ich mich nicht ganz vergeſſe.“ Dieſes Gefühl war ihm wahrſcheinlich deshalb ſo drückend, weil er ſich dann von andern Aerzten

„hätte behandeln laſſen müſſe; denn ſo lange er ſeine Beſinnung hatte nahm er nicht das Allergeringſte von dem, was ſeine Freunde verordneten. Als „ſeine Kräfte immer mehr anfingen zu ſinken, „muſste ich ihn täglich in der Stube herumführen, aber von meiner Seite mit der gröſsten Anſtrengung und Angſt, denn die ganze Laſt ſeines „Körpers lag auf mir. Wenn er nun merkte, „daſs ich ihn ängſtlich führte, ſo ſagte er:“ Was „ſchadet es, wenn wir fallen, ſo fallen wir zuſammen.“ Sein Kopf ward zuletzt ſo ſchwach, „daſs er ſich einen Augenblick verlor. Eines „Morgens wollte er mit mir frühſtücken. Ich „muſste den Tiſch vor ſeinen Lehnſtuhl ſtellen und eine Pfeife ſtopfen und anſtecken. Er „rauchte ganz ordentlich, und bat mich, ich ſollte mich auf den Sopha, der neben ſeinem Stuhl „ſtand, zu ihm ſetzen. In dem nämlichen Augenblick ſagte er:“ Nun ſetze mir eine ſchöne „Blume auf den Tiſch, damit mein Auge ſich ergötzen kann, und neben meinen Stuhl einen Stieglitz, der gut ſingt, damit ich etwas angenehmes „höre.“ In der ganzen Krankheit, und vorzüglich im Anfang, wo er noch bei Kräften war, „bewies er ſich immer gelaſſen und ergeben, nie „unzufrieden oder mürriſch. Wenn er manchmal

„ſtöhnte, ſo bat er mich, ich ſollte es ihm nicht „übel nehmen, es erleichtere in etwas ſeine unangenehmen Empfindungen.“

So lebte und ſtarb **Reil**, mit ſo vielen in dem groſsen Kriege, auf dem Wahlplatz, weil er den Tod nicht ſcheute. Und Teutſchland ſoll ſein Andenken bewahren neben dem der groſsen Helden. Denn teutſch war er, treu, bieder, ernſt, männlich, zu groſsen Dingen geboren, wie er Groſses that, dachte und wirkte, und mehr noch vorbereitete.

Die
gegenwärtige Zeit
und
# wie ſie geworden
mit beſonderer
Rückſicht auf Deutſchland

von

Heinrich Steffens.

In zwei Theilen.

Erſter Theil.

Laß die Todten ihre Todten begraben.

Berlin 1817
bei G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es iſt eine herrſchende Anſicht, daß Neid, wechſelſeitiger Haß und Eigennutz die Menſchen faſt alle in Bewegung ſetzen, und gegen einander waffnen. Und in der That, betrachten wir nur die einzelnen Fälle im menſchlichen Leben, fragen wir nur eine eingeſchränkte Menſchenkunde, die freilich eben dadurch von einem falſchen und verſchobenen Standpunkte aus erworben wird, weil ſie ſich auf ein perſönliches, vereinzeltes Daſein gründet, welches allenthalben Widerſtand findet, ſo ſcheint der Erfahrne nicht Unrecht zu haben, wenn er glaubt, daß die Liebe im Leben zurückgedrängt, ſchwach, kraftlos ſey, während die gehäſſige Geſinnung vorwaltet. — Aber eine heitrere Anſicht wird derjenige gewinnen, der, indem er ſeine perſönlichen Verhältniſſe vergißt, und einen allgemeinern mehr geſchichtlichen Blick auf das Leben wirft, die Kraft der Liebe im Ganzen erkennt. Zwar hat man behaupten wollen, daß der Rechtszuſtand der Staaten, der den Krieg zurückdrängt und hemmt, ſelbſt ein Product des Eigennutzes, und entſprungen ſey aus einer Reflexion, die uns lehrt, daß wir das Erworbene nur behalten, den Beſitz nur ſichern können durch eine Uebereinkunft, die ſich manche Opfer gefallen laſſe, um das kleinere Eigenthum ruhiger zu genießen. Auch iſt es wahr, daß dieſes die heilſamen Folgen der geſelligen Rechtsverhältniſſe ſind. Aber aus einer bloßen Reflexion können ſie nicht entſprungen ſeyn. Denn der Haß, der Eigennutz iſt nie productiv, nie belebend; das Geſetz kann aus dem, was allem Geſetz widerſtrebt, nicht entſprungen ſeyn; der Eigennutz iſt blind, er trennt, vereinigt nicht, und es gehört zu ſeinem Weſen, daß er ſich ſelber aufhebt und vernichtet. Das Geſetz iſt die Aeußerung der Liebe, das Recht iſt aus dieſer entſprungen und erhält ſich fortdauernd durch ſie. So iſt ſie mächtig im Ganzen, wie ſchwach, wie kraftlos ſie im Einzelnen ſcheinen mag. So bekämpft das Recht den blinden Eigennutz, weil es ſtark iſt durch die Liebe; es ſetzt zwar den Krieg voraus, aber es gründet ſich auf den Trieb nach innerm Frieden, das belebende Princip der Liebe. Auf dieſe Weiſe entſteht eine tiefe, waltende Geſinnung der Nation, die wie eine heitere Sonne alles belebt und erhält, und ſo ſchwach und unſcheinbar ſie im Einzelnen iſt, ſo wenig ſie ſich, dem Sonnenlicht auch darin ähnlich, einzeln ergreifen, handhaben, betrachten läßt, — unwägbar und ohne Maſſe, — iſt ſie dennoch die Quelle des Geſetzes und der Ordnung, die Stütze und Kraft des Guten, die Schärfe an dem Schwerte der Gerechtigkeit, die Vernichtung des Haſſes, die Furcht vor dem Böſen, die ächte ausübende Gewalt im Staate, die allmächtige Thätigkeit, die als Seele, als Gemüth, als Herz, alle heitere Gedanken regiert, alle ſchöne Gefühle pflegt, alle geſunde Pulsſchläge des großen Lebens ordnet, die lenkende Vorſehung, die Offenbarung Gottes. Wo ſie verſchwindet, iſt das Recht ſelber Unrecht, denn entweder tritt der Eigennutz in der blinden Tirannei eines

Deſpoten hervor, der alle Bürger in Knechte verwandelt; oder es zerſplittert ſich in ſich ſelber; in beiden Fällen geht der Rechtszuſtand zu Grunde. Dasjenige nun, was die Staaten von dieſen Extremen zu retten vermag, iſt allein die herrſchende Liebe.

Das Schickſal aller Staaten hängt alſo von der herrſchenden Geſinnung ab. Tirannei oder Anarchie ſind nichts Zufälliges, nicht das Product des Willens einzelner Menſchen, vielmehr Krankheitsäußerungen der geſchwächten nationalen Geſinnung, und obgleich der ſchwankende Zuſtand dieſer Geſinnung in allen Staaten die Sorge bei den Beſſern und Nachdenklichern nie ganz ruhen läßt, ſo dürfen wir doch Gott danken, daß wir in einer ſchönen Zeit leben und einem Staate zugehören, in welchem das friſch erregte nationale Leben uns eine heitere, nach innen freie und friedliche Zukunft verſpricht.

Wenn wir nun aber die Nationen als Individuen betrachten und ihr Verhältniß gegen einander erwägen, können wir dann wohl hoffen, daß ein bleibender Rechtszuſtand unter ihnen möglich ſey?

Man hat in unſern Tagen gegen den flachen Cosmopolitismus, in ſofern er den Nationalismus zu verdrängen drohte, laut und ſtark geſprochen, und zwar mit Recht. Auch hat die mächtige Zeit ſelber, welche die Nationen zur wechſelſeitigen Vernichtung empörte, kräftiger als alle Worte, dazu beigetragen, dieſes Extrem einer ſchiefen Aufklärung zu verdrängen. Indeß dürfen wir nur nicht vergeſſen, daß die Vaterlandsliebe die allgemeine Menſchenliebe keinesweges aufhebt, vielmehr belebt; denn ſie haben ihre gemeinſchaftliche Quelle in der Religion. Dennoch kann man nie hoffen, daß ſie über das enge Verhältniß der Perſönlichkeit hinaus gehen wird, weil ein wahrhaft gottſeliges Gemüth freilich alle erſcheinende Widerſprüche in einem höhern Leben zu heben weiß. Die Nationen aber ſtehen, mißtrauiſch, eigennützig, ohne Liebe, ſich wechſelſeitig verdrängend und täuſchend gegen einander, und aller Friede unter ihnen iſt nur ein Waffenſtillſtand, alle Diplomatik eine fortdauernde Kriegsliſt. Wenn auch gemeinſame Noth einige Nationen zu verbinden ſcheint, ſo iſt dieſe Verbindung nur vorübergehend, ja ſie ſelber wird, iſt die Gefahr vorüber, wie die Geſchichte nur zu deutlich, zu wiederholt gelehrt hat, faſt immer die Quelle neuer Zwiſtigkeiten, neuen Haders.

Ferner, der Staat beſteht aus vielen einzelnen Individuen, deren vielſeitig geordnetes Intereſſe er zu erhalten ſucht. Wer dieſer allgemeinen Ordnung widerſtrebt, findet alles gegen ſich gewaffnet, und ſteht ſelbſt verlaſſen und waffenlos da. Aber die Staaten beſtehen aus wenigen Individuen, und unter dieſen ſind einige übermäßig mächtig, die ihre Gewalt nicht aufgeben wollen, ja dieſe unausgeſetzt zu erweitern ſuchen, andere ſchwache und weniger mächtige, die dennoch auf eine eigenthümliche Exiſtenz Anſpruch machen, und einen jeden Angriff abzuwehren ſtreben. Die Schwächern ſind immer die Gerechten, weil ſie ſich nur zu erhalten ſuchen, weil ſie zur Ungerechtigkeit zwar Neigung, aber keine Kraft beſitzen; die Stärkern kennen keine andere Schranken ihrer Anſprüche, als ihre Gewalt. In der

Geſchichte ſpricht ſich der Wunſch, ein Rechtsverhältniß unter den Staaten zu begründen, zwar deutlich genug aus. Daher das Streben nach einem Gleichgewichte aller Staaten, welches die weniger mächtigen in ein Bündniß vereinigen, und ſo den Mächtigern gleich ſtellen ſolle. Aber ein ſolches Bündniß kann keinesweges einen Rechtszuſtand begründen, weil es entweder durch wirkliche liebevolle Geſinnung alle Glieder der verbündeten Staaten vereinigen möchte, wie die Glieder der einzelnen Staaten vereinigt ſind. — Durch ein ſolches Bündniß würden aber die verbündeten Länder, ſtrenge genommen, in eine größere Nation verwandelt, — oder, was immer der Fall iſt und ſeyn wird, das Bündniß ſelbſt iſt eine Kriegsliſt, durch welche der eine Staat den andern zu berücken ſucht, und die mächtigern Staaten, die ſolche Bündniſſe natürlicher Weiſe zu ſtören ſuchen, wiſſen den Zwieſpalt, der beſtändig da iſt, und den ſie nicht zu erregen brauchen, zu unterhalten, zu vermehren, ja mehr durch Schadenfreude, als durch Vortheile, einzelne Glieder des Bundes für ſich zu gewinnen.

Wenn wir nun die gegenwärtige Lage von Europa erwägen, können wir dann wohl hoffen, daß wir der Löſung des großen Problems näher ſind, als wir es waren? Worauf gründet ſich eine ſolche Hoffnung?

Es iſt zwar unleugbar, daß je geſunder, in ſich gegründeter ein Staat, je feſter ſeine nationale Geſinnung, deſto geringer die Neigung, ſich nach außen zu vergrößern. Dieſes Streben iſt unter allen Umſtänden als eine Krankheitsäußerung zu betrachten. Aber Staaten müſſen wie einzelne Menſchen für ihre Vergangenheit büßen.

Wenn wir eine weit in die Zukunft hineingreifende Hoffnung begründen wollen, wie möchte ſolches möglich ſeyn, ohne die Vergangenheit zu erkennen? Ja nur dieſe, in ihren großen mächtigen Formen, vermag die Zukunft zu deuten.

Wir behaupten, daß alle Hoffnung einer, wenn auch nicht durchaus friedlichen, dennoch geordneten und heitern Zukunft, auf Deutſchland beruht, und ſeine große Bedeutung ſoll durch eine gedrängte geſchichtliche Ueberſicht, welche die wunderbaren Wege Gottes, die, ſeit Jahrhunderten verfolgt, jetzt offen und kundig werden wollen, in großen Zügen zu erkennen giebt, ſich dem Verſtändigen entfalten.

I.

Die alten Germanen.

Deutſchland liegt in der Mitte von Europa, wie ſein Herz. Wo die Kälte hemmend hervortritt, da endigt es gegen Norden; wo die Sonnenſtrahlen zu ſtark zu brennen anfangen, wird es gegen Süden begränzt. Es wird von anmuthigen Bergen durchzogen, iſt mit ſchönen Wäldern und nahrhaften Pflanzen geſegnet; große Flüſſe wälzen ihre mächtigen Fluthen in mancherlei Richtungen durch das Land, durchſtrömen faſt alle Länder von Europa, und ergießen ſich nach allen Weltgegenden. In dieſem glücklichen Lande wohnt ein uralter Stamm, deſſen dunkle Herkunft ſich in der ehrwürdigen Tiefe aſiatiſch-europäiſcher Mythen verliert. Dieſer Stamm hat ſich durch allen Wechſel der Zeiten wunderbar rein erhalten, und ſeine alte Sprache, mannichfaltig verändert und umgeſtaltet, hat den alten Grundton dennoch behalten, und die Erinnerung einer tiefen Vergangenheit, einer Kindheit, die ſeit Jahrtauſenden verſchwand, ruht noch, wenn auch dunkel und räthſelhaft in dem deutſchen nationalen Gemüthe. So von Gott auserkohren, das Größte und Heiligſte in der Geſchichte zu pflegen und zu erhalten, ward dieſer Stamm mannichfaltig geprüft, glücklich, wenn er ſeinen göttlichen Ruf erkannte und was ihm anvertrauet war innerlich bewahrte, verlaſſen und unglücklich, wenn er fremden Göttern huldigte.

Als alles Leben der alten Welt von Rom verſchlungen ward, damit es ein gemeinſchaftliches Grab finden ſollte, als, mit der keimenden Zerrüttung aller Verhältniſſe des Daſeins, das ſich von Gott abgewandt hatte, zu gleicher Zeit das hohe Licht hervortrat, als Gottes Sohn geboren ward, und dem geſunkenen Geſchlechte Heil und Segen brachte, wurde der eingewanderte germaniſche Stamm mächtig. Aus der uralten Heimath hatte er rohe Tapferkeit neben tiefer Liebe und Anbetung des Göttlichen mitgebracht. Es waren die Männer aus dem Morgenlande, welche das geborne Kind des Chriſtenthums aufſuchten. Sie hatten ſeinen Stern erkannt, der ſie leitete, und kamen, ihm Myrrhen und Weihrauch zu bringen, und es anzubeten, während die Gewalt der alten Welt es zu tödten ſuchte. Als dieſer Stamm zuerſt erſchien, waren die Zeiten noch nicht vollendet, die alte Welt noch mächtig und ſtark; aber ſie erbebte in ſich, als träte ihr eine Ahnung des Unterganges drohend entgegen. Als aber die Zeiten reif waren, als gerichtet werden ſollte über das geſunkene Geſchlecht, da ward den Germanen das Richteramt anvertraut. Das alte Rom erblaßte, eine jegliche Kraft der alten Welt ſtürzte in ſich zuſammen, ja es ſchien, als wollte alles, auch Große und wahrhaft Herrliche, was ſie entwickelt hatte, in ſich vergehen und aus der Erinnerung der Menſchen verſchwinden. Denn die ſchöne griechiſche Sprache war verſtummt, die römiſche verſtümmelt und verunſtaltet, die heitere Weisheit, die tiefe anmuthige Kunſt der Griechen blieb den Barbaren unbekannt. Das Licht des Chriſtenthums aber war den eingewanderten zerſtörenden Völkern mit ſeiner ganzen Kraft entgegen getreten. Als hätten ſie hier die Erlöſung gefunden, der ſie, ſeit vielen Jahrhunderten ſie bewußtlos ſuchend, auf langen Wegen aus der fernen Heimath vertrieben, nachſtrebten, weiheten ſie für immer die Stätte, wo ihnen ein ſo Heiliges zuerſt erſchienen war, und das zerſtörte Rom ſah auf den Ruinen ſeiner irdiſchen Größe eine neue, heiligere Herrſchaft blühen und Kraft gewinnen.

In einer Reihe von Jahrhunderten häuften ſich die ſtreitenden Elemente der alten und neuen Zeit. Jene ward immer mehr zurückgedrängt, dieſe konnte keine bleibende Geſtalt gewinnen, wenn gleich manches Herrliche und Tiefe dieſer Zeit der keimenden germaniſchen Kraft, wie aus weiter Ferne, und in kaum vernehmlichen Tönen zu uns herüberſchallte. Wohl iſt es wahr, daß mannichfaltige Stämme ſich in jener Zeit verworren durch einander bewegten; aber es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es der germaniſche war, der die Grundlage aller chriſtlichen Bildung am tiefſten ergriff und am bedeutendſten ausbildete. Endlich geſtaltete ſich eine zwar herrliche, aber doch nur vorübergehende Blüte der germaniſchen Nation dem neuen Jahrhundert. Das alte Rom ward wieder mächtig, und regte ſich, geläutert durch die Zeit, in zweifacher Geſtalt. Aber alle Kraft war von den veralteten Römern zu den Germanen übergegangen. Deutſche irdiſche Stärke gründete das neue weltliche Rom, deutſche Andacht und Frömmigkeit unterhielt und befeſtigte das geiſtliche. So bauete ſich dem nördlichen Pallaſte gegenüber der ſüdliche Tempel auf die früh geweihte Stätte; Kirche und Reich geſtalteten ſich, damit die Andacht wie die Kunſt eine Heimath hätte, jene durch die Kraft lebendiger, dieſe durch die Andacht geheiligter erſchiene, beide in ſcheinbarer Trennung vereinigt.

Die Scandinavier ſind urſprüngliche Stammverwandte der Germanen. Ihre Sprachen haben eine gemeinſchaftliche Wurzel, und je tiefer man beide, bis zu den erſten Stufen ihrer gegenſeitigen Entwickelung, zu verfolgen vermag, deſto vernehmlicher tritt die alte Verwandtſchaft hervor. Unter den Scandinaviern aber hat ſich die älteſte Sprachform auf eine wunderſame Weiſe erhalten, eine Sprache, die der gemeinſchaftlichen Wurzel am nächſten liegt, die isländiſche nämlich. Dieſe ehrwürdige Ruine findet man im äußerſten Norden auf einer einſamen, wie verzauberten Inſel. Dort, wo das Leben nur kümmerlich gedeiht, während die wilde Naturkraft unter den brennenden Gebirgen noch verwüſtend hervortritt, wo die Abgründe ſich gähnend eröffnen, Fels und Gebirg zerſchmetternd zuſammenſtürzen, in den dunkeln Nebel der kalten Zone iſt die alte Erinnerung an die vorchriſtliche Zeit hingebannt, und während aus dem alten Hecla der vergrabene Rieſe der

Natur ſeine furchtbaren Seufzer vernehmen läßt, treten uns hier, wie aus einem fernen Gewölk, die halbverwiſchten Geſtalten der alten Götter entgegen, deren wunderbare, fremde, tiefe Töne eine ahnungsvolle Erinnerung an die früheſten Träume des germaniſchen Stammes erweckt. Hierher wurden die alten Götter gedrängt, als das Chriſtenthum mächtig ward, und ihre verblichenen Schatten ſchweben noch über dem unruhigen, kalten, kahlen, zerriſſenen Gebirge.

Mit dieſem dunkeln Hintergrunde des germaniſchen Lebens haben ſich heitrere Spuren eines ſpätern Daſeins bedeutungsvoll verbunden. Es ſind jene zerſtreuten Gedichte, welche die Erinnerung an das alte Leben unter dem Volke erhielt, ſich in den einſamen Klöſtern fortpflanzte, und die, obgleich ſie ſich mit den Zeiten änderten und in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht mehr vorhanden ſind, dennoch höchſt merkwürdig bleiben, weil ſie das eigenthümliche Weſen der alten Germanen mehr noch als die unvollſtändigen Erzählungen ſchlechter Geſchichtſchreiber enthüllen. Die Ueberreſte alter Dichter erſcheinen anmuthig und heiter unter den Provenzalen, gemüthlich und tüchtig unter den Germanen, rauh und ſtrenge unter den Scandinaviern. Ein ſchöner epiſcher Vereinigungspunkt für dieſe Gedichte bildet ſich in dem herrlichen Nibelungenliede, und ältere und neuere, urſprünglich nordiſche uns überlieferte Gedichte, treten in der isländiſchen Sprache in eine merkwürdige Verbindung mit den alten Mythen, und bilden ein großartiges Ganzes. Wenn wir nun dieſe Gedichte mit den Nachrichten der Geſchichtſchreiber, und mit dem, was uns die Römer, Tacitus vor allen, von den Germanen überliefert haben, verbinden, ſo erhalten wir ein Bild der urſprünglichen Eigenthümlichkeit des Stammes, die, verändert, mannichfaltig umgeſtaltet, dennoch nie erloſchen iſt, durch deren Kraft und Leben das Weſen Deutſchlands allein ſich erhält.

Es haben viele Schriftſteller die Veränderung der geſelligen Verhältniſſe entwickelt, die Statt fand, indem urſprünglich nomadiſche Völker feſte Wohnungen erhielten, und aus Hirtenvölkern Ackerbauer wurden. Es ſey uns erlaubt, dieſe Unterſuchungen vorausſetzend, mehr auf die merkwürdige Eigenthümlichkeit aufmerkſam zu machen, die ſich bei den drei großen Hauptzweigen aller geſchichtlichen Nationen wahrnehmen läßt. Sie äußert ſich in einer doppelten Richtung, nämlich in den Verhältniſſen der Männer unter ſich, und in den Verhältniſſen dieſer gegen die Frauen.

Aus der urſprünglichen orientaliſch-mythiſchen Wurzel aller geſchichtlichen Stämme der caucaſiſchen Raſſe haben ſich drei Hauptzweige entwickelt. Der eine blieb in der urſprünglichen Heimath, und breitete ſich am meiſten aus gegen Süden und Oſten. In allen Verhältniſſen erſcheint dieſer am früheſten entwickelt, aber auch am früheſten erſtarrt. Die Orientalen ſcheinen einen uralten Schatz fortdauernd zu bewahren, und die höchſte Richtung ihres Daſeins iſt gegen die Vergangenheit, die ſie ſelber darſtellen. Alles trägt bei ihnen das Gepräge der Allgemeinheit. Der Wille aller iſt in den einen Willen des Herrſchers verſchlungen; kaum eine Spur perſönlicher Freiheit. Und wie es jetzt iſt, war es immer. So weit wir ihre Geſchichte verfolgen können, erſcheinen ſie nicht unterjocht, welches ein urſprünglich freies Daſein vorausſetzen würde, vielmehr ihrer eigenthümlichen Natur nach in dem Ganzen des Geſchlechts verſchmolzen, einem abſoluten, fremden Willen völlig unterthan. Und wie alle Männer dem einen Herrſcher unterworfen ſind, ſo iſt in ſeiner häuslichen Lage der Mann wieder Herrſcher, willkürlicher Gebieter einer Menge Frauen, die ſeine Sclaven ſind, wie er der Knecht des Deſpoten. Das Serail iſt für die Frauen, was der Staat für die Männer, nicht eigentlich ein Gefängniß, welches eine urſprüngliche freie Thätigkeit hemmt und feſſelt, vielmehr eine naturgemäße der innern Eigenthümlichkeit entſprechende Form des Daſeins, von welcher man keinesweges behaupten kann, ſie ſey aus einer andern, freiern entſtanden, vielmehr iſt ſie ſo, und wir finden ſie mit der Art und Weiſe dieſer Nation zu allen Zeiten und in allen Lagen auf das innigſte verſchmolzen.

Ein zweiter Hauptzweig breitete ſich am meiſten gegen Südweſten aus; ſpäter, aber auch weiter entwikkelt, ja an innerer Vollendung der geſelligen Verfaſſung, an ſchöner und gerundeter, bedeutender Darſtellung aller Formen des Daſeins wurde er von keinem übertroffen. Bei den Griechen und Römern war das Allgemeine des Staats das urſprüngliche. Mit königlicher Gewalt, und mit geringen Spuren der perſönlichen Freiheit fängt ihre Geſchichte an, und die freiere Form ihres Lebens arbeitete ſich aus dieſer urſprünglichen heraus. Aber eben weil das Allgemeine das erſte war, erſchienen ſie ſelbſt in der freieſten Verfaſſung mit dem Staate verſchmolzen. Und eben deshalb erſchien die Sonderung, der Kampf gegen die Gewalt des Allgemeinen, als die eigene That. Ja alle Kämpfe, der Griechen vorzüglich, ſind gegen dieſe Gewalt gerichtet; mochte ſie, als eine fremde, vom Orient aus gegen ſie hervortreten, oder aus der innern Verwickelung des eigenen geſelligen Lebens ſich zu geſtalten drohen. Rom, ſelbſt groß und herrlich durch innere und äußere Kämpfe derſelben Art, zeigt das endliche Uebergewicht der orientaliſchen Deſpotie, und begrub mit dieſer die ganze alte Welt und ihr Streben. Die Lage der Frauen war bei den Griechen und Römern zwar nicht im eigentlichen Sinne knechtiſch, wie bei den Orientalen, welches ſchon die herrſchende Monogamie beweiſt, aber dennoch nicht frei, und wie die Männer ſich von der Gewalt des Staats, ſo konnten die Frauen ſich von der äußern Gewalt der Männer keinesweges losreißen.

Der dritte Hauptzweig endlich, der ſich gegen Norden und Weſten ausbreitete, entwickelte ſich am ſpäteſten, und iſt noch immer in ſteter Entwickelung begriffen. Die Germanen erſchienen nicht in einer alten Form erſtarrt, wie die Orientalen, aber auch nicht in einer ſchönen gerundeten Vollendung, wie die Griechen und Römer. Iſt die uralte Vergangenheit in ihrer Form noch immer durch die Orientalen dargeſtellt, ſo zeigen die Völker der alten Welt die vermittelnde Bildung. Denn die Germanen erſcheinen, ſo weit wir ihre Geſchichte, ihr Daſein verfolgen können, auf eine ganz eigene, von der Art der beiden andern Hauptzweige merkwürdig abweichende, ja entgegengeſetzte Weiſe. Wenn bei den Orientalen das Allgemeine das Urſprüngliche war, und geblieben iſt, wenn die Griechen und Römer ſich aus der frühern und erſten Allgemeinheit kämpfend herausarbeiteten, ſo iſt das geſonderte, perſönliche, freie Daſein vielmehr bei den Germanen das urſprüngliche erſte, ächt eigenthümliche, und dieſes ganz rein, und ſowohl in den Verhältniſſen der Männer gegen einander, als in dem Verhältniß dieſer gegen die Frauen. Die Tapferkeit der alten Germanen beſtand nicht darin, daß ſie ſich gegen eine ſchon herrſchende Tirannei ſträubten, dieſe abwehren wollten; vielmehr darin, daß ſie die eigenthümliche perſönliche Freiheit fortdauernd behaupteten. Jeder deutſche Mann war Herr ſeines Bodens, ſeines Eigenthums, durchaus nur ſich ſelber unterthan. Daß die Unendlichkeit des menſchlichen Daſeins ſich in ihm perſönlich offenbare, als Stärke und Kraft, die nichts zu bändigen vermochte, war ſein Streben, ſeine Abſicht, ſeine Ehre. Damit die Natur der Perſon diene, waren ſein Schwert, ſein Panzer, ſein Helm, ſein Pferd ihm wichtig, theuer; und wie die Rüſtung ſeine bewegliche Burg, die ſich an ihn anſchloß, und ihn für jede äußere Kraft unzugänglich machte, ſo könnte man ſeine Burg, ſeine Feſte die unbewegliche Rüſtung nennen, die ihn mit den Seinigen ſchützte und ſonderte und in der Sonderung erhielt. Wie auf dieſe Weiſe ein jeder Deutſche ein in ſich geſchloſſenes, wahrhaft individuelles, rein freies Daſein führte, ſo waren auch die Frauen frei, nicht durch äußere Kraft, ſondern durch innere Gewalt, durch die

Liebe, die die Kraft des Mannes überwand, und ihr Eine Richtung gab. Wie Kopf und Herz getrennt ſind, ſo daß jedes dieſer Organe nur ſeine eigne Function ausübt, beide aber, wie gänzlich getrennt, ſo auch ganz verbunden durch das unſichtbare Leben; ſo waren Mann und Weib jeder auf ſeine Weiſe frei, und dennoch innigſt verbunden. Keiner kann ſagen, dieſe tief greifende Eigenthümlichkeit der Germanen ſey entſtanden. In allen den älteſten Gedichten und Sagen, ſelbſt ſolchen, die ſich an die mythiſche Zeit anſchließen, erſcheint ſie als ſchon da ſeyend, und wir ſind gezwungen, ſie als ein Urſprüngliches, deſſen fernern Grund wir nicht abzuleiten wiſſen, anzuerkennen. Aber eben weil das geſonderte, perſönliche, freie Daſein als Natur erſchien, ward die Vereinigung, die Unterwerfung aller unter Einen, eigene That, und alle Verbindung war urſprünglich Verbrüderung, hat ihre Wurzel in einer freien Geſinnung, und ſtellte ſich als deutſche Natur dar, die die urſprüngliche Ehre in der Hingebung ſelber zu erhalten wußte. Ja dieſelbe Geſinnung, welche als Liebe den naturgemäß unterworfenen Frauen ein eignes Daſein verlieh, war es, die die von Natur freien und ungebändigten Männer durch ein feſtes Bündniß ſich ſelber wechſelſeitig unterwarf, und den Verein begründete.

Daß der germaniſche Stamm das Chriſtenthum ſo lebhaft ergriff, ſo bedeutend geſtaltete, ja daß es ſich ſo ganz an die Natur des Stammes anſchloß, hatte ohne allen Zweifel ſeinen Grund in jener Eigenthümlichkeit. Denn die Völker der alten Welt ſchienen ſich dem Chriſtenthume aus verzweiflungsvoller Reſignation zu ergeben, da vielmehr das jugendliche und friſche Daſein der germaniſchen Völker ſich auf eine heitere und fröhliche Weiſe mit den geiſtigen Lehren der Religion verband. Sie war für das ganze Geſchlecht, was die Treue für die engern Kreiſe der Verbrüderung. Die gegebene urſprüngliche Sonderung ſuchte ein allgemeines verſöhnendes Mittel, und das ſtarke und mannhafte Gemüth, durch keine irdiſche Gewalt zu bändigen, unterwarf ſich freiwillig der göttlichen.

Bei einer jeden geſchichtlichen Betrachtung haben wir ein doppeltes Extrem zu vermeiden. Denn der Forſcher, wenn ſeine Betrachtungen mehr in das Allgemeine gehen, wird zu leicht verführt, gewiſſe Richtungen des Lebens für ſich herauszuheben, ſie verwandeln ſich unbewußt in Sätze, Begriffe, und aus dieſen wird nun das Leben ſelber begriffen. Die unbefangene Anſicht der Geſchichte geht verloren, die Darſtellung verwandelt ſich in einen Beweis angenommener Sätze, ja da mannichfaltige Richtungen des Daſeins in und mit einander in der Geſchichte gegeben ſind, ſo vermag eine jede, künſtlich hervorgehoben, die übrigen zu decken. Je größer der Aufwand von Kenntniſſen und Gelehrſamkeit iſt, deſto gefährlicher wird die Darſtellung. Hat man nun gelernt, dieſe Klippe zu vermeiden, ſo ſcheitert man nur gar zu leicht an einer andern. Denn um jener Einſeitigkeit zu entgehen, überläßt man ſich einer zerſtreuenden und principloſen Vielſeitigkeit, einer unordentlichen Zuſammenhäufung von Thatſachen. Wenn aber die Geſchichte mehr wird, als müßige Betrachtung, wenn eine Nation, wie unſere, eine Zeit erlebt, in welcher ſie wieder aufgeweckt, und belebt, ſich auf eine eigenthümliche Weiſe zu geſtalten verſucht, wenn die Einſicht in die Vergangenheit auf die Form der Gegenwart, und durch dieſe auf die Zukunft einwirken ſoll, dann iſt das letzte Extrem, welches alle Anwendung ausſchließt, nicht weniger ſchädlich, als das erſte, welches zu einer falſchen verleitet. In ſolchen Epochen iſt die Geſchichte für die Nation, was das vergangene Leben für den beſonnenen Mann. Der iſt beſonders glücklich zu ſchätzen, der ſeine Kräfte, ſein Talent, ſeine Schranken, aber auch die Tiefe, die Kraft der eigenthümlichen Richtung erkennt, und deſſen Leben in ſeiner Beſtimmtheit eine unendliche Aufgabe darbietet, deren Löſung das Daſein geopfert wird. So iſt die Geſtaltung einer Nation keine allgemeine Aufgabe, ſie ſelbſt nicht ein Zuſammenſein von Menſchen überhaupt, ſondern von Menſchen einer beſtimmteren Art. Nicht das zufällige Zuſammenwohnen der Menſchen in einer Gegend, nein, eben die gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeit aller bildet die Nation, und dieſe mag ſie in ihrer eigenen durchlebten Vergangenheit erblicken. Was nun von den älteſten Zeiten an die Nation bezeichnete, was in allem Wechſel der Begebenheiten durch das Verſchmelzen der Völker zwar verdrängt, verfinſtert, nie vertilgt werden konnte, das muß die Nation als ihr wahres inneres Eigenthum vor allen feſthalten, nie aufgeben. Dieſes wahre nationale Eigenthum läßt ſich aber vielleicht von keiner Nation mit ſo vieler Sicherheit und Beſtimmtheit nachweiſen, wie von der deutſchen, weil ſie den am wenigſten veränderten Kern eines urſprünglichen höchſt eigenthümlichen Stammes darſtellt.

Ein jeder Menſch ſucht in dem Widerſtreit der ſich drängenden Kräfte ſeine Perſönlichkeit zu erhalten, zu befeſtigen, ihr Bedeutung zu verſchaffen. Je feſter, in ſich geſchloſſener, tüchtiger die eigene Natur, deſto offener der Kampf, deſto kecker und entſchiedener der Widerſtand, deſto geringer die Furcht. Dieſe entſteht vielmehr aus der Unſicherheit der Perſon, und mit ihr Mißtrauen, Ränke. Wer ſich ſelber traut, der hat Zutrauen zu Andern. Wenn die eigne Perſönlichkeit ſchwankt, ſo gerathen alle Verhältniſſe des Lebens in ein unſicheres Schwanken, und die künſtliche Anſtrengung, dieſem ungewiſſen Daſein in ſeiner Schwäche den täuſchenden Anſchein von innerer Sicherheit und Feſtigkeit zu geben, wird nur gar zu oft als Klugheit verehrt; ja in einer verwahrloſeten Zeit kömmt es wohl auch dahin, daß man jene urſprüngliche Waffen einer ſichern Natur als die ſchwächern unnützern verachtet, oder über ihren Gebrauch lächelt. Die Ueberzeugung, daß wir uns in unſern wechſelſeitigen Verhältniſſen ſo wenig trauen dürfen, wie jeder ſich ſelbſt, wird als Erfahrung hochgehalten, die Geſinnung dahingegen, die zu andern Menſchen ein Zutrauen äußert, welches man gegen ſich ſelbſt hat, wird als Treuherzigkeit gering geſchätzt, auch wenn man eine geheime Verehrung nicht abzuweiſen vermag.

Die treuherzige Geſinnung ſchließt keinesweges den ſtrengen Haß, die rohe Härte aus. Nur daß ein jedes

Verhältniß in ſeiner wahren Geſtalt hervortritt, unbefangen, nackt, rückſichtslos, derb. Als Grundton des rein germaniſchen Geſchlechts erſchien das Streben, ſeinen Freunden hülfreich und treu, ſeinen Feinden furchtbar zu ſeyn. Durch die Verbrüderung entſtand ein neues, erweitertes Individuum, ſo vereinigt in ſich, wie das einzelne, aber auch eben ſo ſtreng geſondert. Der Haß war ſo ſtreng, wie die Liebe unwandelbar. Aber ſelbſt in dieſer Reinheit des Haſſes lag die Möglichkeit, ja die Sehnſucht, das Streben nach einer größern Einigung in weitern Kreiſen. Es äußerte ſich erſt in der anerkannten Wahrheit des Verhältniſſes, im Zutrauen zu ſeinem Feinde, ſelbſt als einem ſolchen.

Es wäre eine Thorheit, behaupten zu wollen, daß dieſe Treuherzigkeit einem Stamme, einem Geſchlechte ausſchließlich zukam. Es iſt leicht möglich, auch in den älteſten Geſchichten der Germanen wahre Treuloſigkeit, Tücke, ſelbſt Feigherzigkeit aufzuweiſen. Deſſen ungeachtet glauben wir behaupten zu können, daß nicht leicht ein Geſchlecht urſprünglich ſo rein treuherzig erſcheint, wie die Germanen. Die Art, wie Tacitus ſie ſchildert, zuſammengehalten mit dem wunderbar anziehenden Tone in allen zurückgelaſſenen Gedichten und Sagen, laſſen uns an dieſer Eigenthümlichkeit nicht zweifeln.

Die alten Germanen, wie wir ſie in ihrer uralten nördlichen Heimath finden, ſind ſtrenge geſondert, voller Härte und Verſchloſſenheit, in ewigem Kampf. Aber dennoch bricht die verborgene Liebe und die tiefe Gemüthlichkeit ſelbſt aus dieſer harten Rinde hervor. Unter einem ſüdlichern Himmel, in einer mildern Gegend lockte die heitere Umgebung die ſanfteren Blüten hervor. Aber was in den geſunkenen Geſchlechtern der alten Welt in Wolluſt, Tücke, Schein ausgeartet war, das fand allmählig einen feſten Boden, und gedieh als treue Liebe, innige Andacht und Wahrheit. Geſchlechter wie einzelne Menſchen laſſen ſich in einem doppelten Extrem betrachten, als Ideal oder Caricatur. Das erſcheinende Leben hält ſich in der ſchwebenden Mitte. Nun iſt es zwar gewiß, daß der erzählende Geſchichtsforſcher auch in dieſer Mitte bleiben ſoll. Aber was wäre der Sinn der Geſchichte, wenn nicht die trübe Erſcheinung mit ihren ſchwankenden Geſtalten, mit ihrer verworrenen Miſchung von Tugend und Laſter, ein höheres Leben hervorriefe, deſſen Grundzüge die eigentliche Wahrheit des nationalen Daſeins höchſt eigenthümlich ausdrückt? Dieſes darzuſtellen heißt allerdings das verborgene Ideal der Vergangenheit mehr herausheben, ſo wie die meiſten Geſchichtsforſcher ſich in der Caricatur am meiſten gefallen, ja dieſer mehr Wahrheit zuſchreiben, indem ſie eine jede Offenbarung von etwas Höherem und Göttlichem für ein Erträumtes anſehen.

Es mag wohl eine nicht zu beantwortende Frage ſeyn: ob Nationen in den ſpätern Zeiten der Entwickelung vorzüglicher genannt werden können, als in den friſchen jugendlichen Zeiten der mehr bewußtloſen Kraft. Nationen wie Menſchen verſprechen in der Kindheit mehr, als ſie ſpäter leiſten. Die verborgene Fülle ſcheint auf ein Unendliches zu gehen, die Entwickelung, indem ſie vollendet, beſchränkt, hemmt. Das aber iſt gewiß, Nationen wie Menſchen ſollen in jedem Moment des Daſeins alles ſeyn, was ſie ſeyn können. Aber recht eigentlich ſie ſelbſt können ſie nur dann ſeyn, wenn ſie ſich, ihre eigenthümliche Weiſe tief ergreifen, und nicht unbeſtimmt Menſchen überhaupt, ſondern Menſchen einer beſtimmten Art, Nationen von einem eignen Gepräge, in der Beſtimmtheit unendlich ſeyn wollen. Der Menſch wird vom Leben ergriffen, mannichfache Arten des Daſeins treten ihm entgegen, locken ihn und ſtoßen ihn zurück. Daß er aber vor allem ſich ſelber nicht verliere, daß man in dem Manne noch das Kind erkennen möge, daß der Jugend, ja der Kindheit Träume, dem Beſonnenen, dem Erfahrenen noch wichtig, noch theuer ſeyen, ja der rechte, echte Kern des eigenſten Daſeins ihm ſcheinen, das bildet den tüchtigen, friſchen, ſich ſelber gehörigen wahren Menſchen. Wer altklug, was ihn als Kind bewegte, rührte, ergötzte, erfüllte, erſt verſchmäht, dann vergißt, der hat ſich ſelber verloren. Er iſt eine falſche Mittelbildung, aus Verhältniſſen erſt entſtanden; und wird in und mit Verhältniſſen zu Grunde gehen, nichts wahrhaft Bleibendes, nach dem ſeine Erſcheinung dahin iſt, zurücklaſſen. Und wie Menſchen, ſo Nationen. Wie die Gedanken des Menſchen, ſo miſchen ſich die Geſchlechter, und es kommt darauf an, daß ſie das Urſprüngliche, das Uralte, Echtheimathliche erhalten und ſchätzen. Gott eignet keinem Menſchen, keinem Geſchlecht, keiner Erſcheinung überhaupt. Aber das Göttliche, ſo wie es ſich darſtellt, wie es hervortritt, und lebt für den Menſchen, durch den Menſchen, iſt unendlich, voll unergründlicher überſchwenglicher Bedeutung, und höchſt eigenthümlich, höchſt beſtimmt zugleich. In der engen Bruſt des Menſchen vermag es zu wohnen, und dieſe zu bewegen auf eine eigne Weiſe, und in Nationen für größere Zeiten in weiteren Kreiſen abermals auf eine eigne Weiſe. Die Deutſchen dürfen wir glücklich ſchätzen: denn dieſe vor allen behielten den tiefern Sinn des urſprünglichen Stammes, während andere Zweige deſſelben Stammes ihn verloren; ihnen blieb die Erinnerung früherer Zeiten, und die Fähigkeit, ſich nach der Art der Vorväter treu, feſt und mannhaft zu geſtalten; auch jetzt, nachdem viele Jahrhunderte vergangen ſind, nachdem ſie vieles erlebt, erfahren haben, auf manche Irrwege geleitet, das, was ihnen recht war, auf lange Zeiten aus den Augen zu verlieren ſchienen.

Wir haben die Grundzüge des germaniſchen rein menſchlichen Gemüths anzudeuten geſucht. Wir wollen kürzlich darthun, wie dieſe Eigenthümlichkeit ſich in den größern Kreiſen des Staatenvereins ausprägte, und wie auch heute die urſprüngliche Geſinnung ſich deutlich wahrnehmen läßt.

Was hinlänglich bekannt, und von den Geſchichtforſchern gründlich unterſucht iſt, ſo wie es die Entfernung der Zeiten und die Dunkelheit der hinterlaſſenen Denkmäler erlauben, werde ich nur kurz erwähnen.

Daß die germaniſche Staatenverfaſſung entſprungen ſey aus einer freiwilligen Verbrüderung freier und unabhängiger Grundbeſitzer, iſt meines Wiſſens allgemein angenommen. In dieſem Urſprunge aus den engen allmählig erweiterten Grenzen freier Perſönlichkeit liegt auch der Grund der vielen kleinen Staatenindividuen, die den germaniſchen Stamm von den früheſten Zeiten auszeichnen. Die äußere Veranlaſſung ſolcher Vereine mag die perſönliche Sicherheit geweſen ſeyn. Daß aber ein tieferer bedeutungsvoller Grund ſich in dieſer Erſcheinung verbarg, das beweiſt der hohe Sinn der Treue, die eben die unbedingte Aufopferung alles deſſen forderte, was man, äußerlich angeſehen, durch die Verbindung zu erhalten ſuchte.

Aber dieſe Verbrüderung äußerte ſich durch Kampf. Gemeinſchaftlicher Kampf ſetzt einen Heerführer, mit dieſem Gehorſam, Unterwerfung voraus. Aber dieſe entſtand in jedem Falle aus freier Wahl. War es nun der größere Beſitz oder die innere Gewalt, welche einen Herrſcher bildete, immer war er gewählt. Gehorſam, der nicht geboten werden kann, mußte von Seiten des Herrſchers erworben werden, und zwar durch Lohn. In jenen Zeiten der einfachen Verhältniſſe gab es aber keinen andern Lohn, als Land und Leute, die, ſo lange der Dienſt dauerte, zum Gebrauch, dann wohl auch auf Lebenszeit geſchenkt, endlich einem Geſchlechte erblich verliehen wurde. Aber dieſe durch Wahl entſtandene Unterwerfung freier Männer war urſprünglich nur vorübergehend, und als ſie dauernder ward, hatte die ſonderbare Eigenthümlichkeit des germaniſchen Stammes, die auch in dem innern Staatenvereine wirkſam blieb, das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener, wenn nicht aufgehoben, doch gemildert. Der freie Mann war nothwendig Krieger, ja er war es allein im eigentlichſten Sinne. Der Zweck der Vereinigung war eben, daß in dem vergrößerten Individuum ſich alle Kraft zuſammendrängen, ungehindert äußern, einen jeden möglichen Angriff abwehren, ja ſich ſelber durch Streit ſtärken und erhalten ſollte. Der Germane wollte, indem er ſich hingab, ſeine ganze Perſönlichkeit erhalten, oder vielmehr es war für ihn in der Hingebung keine Gefahr, ſie konnte in keine eigentliche Unterwerfung ausarten. Denn was die Geſinnung unbefangen aufgab, das rettete die urſprünglich freie Natur. So wurden die Allodialbeſitzer die Lehnsträger des Herrſchers zugleich. Erſt frei, dann dienend, dann im Dienen frei. Es geſchah dieſes in kleinern, und als die mannichfaltig geſonderten Stämme ſich nachmals zu einem großen Reiche vereinigten, in immer größern Kreiſen. Hier und dort nach dem nämlichen Typus. Die Freien wurden Diener, die Diener Räthe. Mit den Allodien verbanden ſich Lehne, als Geſchenktes, die Lehne wurden Beſitz, als Erworbenes. Der Rath war dem Herrſcher auf eine freie Weiſe untergeordnet, aber nicht unterworfen, der Lehnbeſitzer mit dem urſprünglich freien Beſitzer, dem Herrſcher nämlich, der ihn belehnte, verbunden, aber nicht unterjocht. Dieſer Gang geht durch die ganze germaniſche Geſchichte. Einzelne Herzöge und Fürſten, durch größere innere Gewalt, durch freiwillige Achtung mächtig, bezeichnen den Punkt der größern Vereinigung, die immer nur momentan war, andere die nachfolgende Sonderung. Was im Kleinen, geſchah auch im Großen. Carl der Große, einzelne deutſche Kaiſer unter ſeinen Nachfolgern, vermochten die Lehnbeſitzer zur freiwilligen Hingebung; aber dieſe war nur vorübergehend, und die urſprüngliche germaniſche Natur, die das Extrem der Sonderung hervorrief, ſorgte dafür, daß die Vereinigung nie in eine bleibende Unterwerfung ausarten konnte. Wenn wir geſellige Rechtsverhältniſſe, die allmählig, naturgemäß, unbewußt ſich entwickelt haben, nicht durch Verträge begründet ſind, uſurpirte nennen, ſo können wir behaupten, daß alle allgemeine und bedeutende erworbene Rechte der Germanen uſurpirt ſind. Sie ſind nicht gemacht, ſondern entſtanden, und die Verträge haben faſt immer nur Verhältniſſe ſanctionirt, die ſchon da waren, keine eingeführt. Man hört oft über die Schwäche der Fürſten klagen, die es nicht vermochten, übermüthige Vaſallen zu bändigen; aber man bedenkt nicht, daß ein ſo allgemeines Verhältniß einen Grund haben mußte, der zu tief lag, um von einzelnen Menſchen gehoben werden zu können.

Auch die mächtigſten Fürſten und Könige, auch Carl der Große mußte ſeinen Mannen, ſeinen Lehnsträgern eine Gewalt, ein Anſehn einräumen, welches deutlich genug zeigte, daß die ſcheinbare Unterwerfung nur als ein Durchgangspunkt zu betrachten ſey, um die urſprüngliche Freiheit immer wieder hervortreten zu laſſen. Sie dienten um zu herrſchen, wie Hüllmann ſo richtig ſagt.

Man könnte behaupten, daß der Zuſtand der Unfreien bei den Germanen der Annahme einer allgemein herrſchenden individuellen Freiheit aller Glieder des Stammes widerſpräche. Es iſt hinlänglich bekannt, wie hart und drückend die Lage der Unfreien war. Dennoch wird eine kurze Betrachtung zeigen, daß auch dieſes Verhältniß für die angenommene Eigenthümlichkeit, und zwar auf eine auffallende Weiſe, ſpricht. Bei den Orientalen waren und ſind noch verachtete, von den übrigen ausgeſchloſſene Kaſten, die Heloten der Griechen, die Sclaven der Römer waren abſolut von den Freien getrennt; ſpecifiſch von dieſen verſchieden. Nicht ſo bei den Germanen. Zur Freiheit gehört bei dieſen ein rein unabhängiges Daſein, Grundbeſitz, der einzige, den die alten Germanen kannten. Der Grundbeſitz war für den Freien, was der Leib für den Menſchen überhaupt, der bürgerliche Leib, die nothwendige Bedingung zur eigenthümlichen Sonderung. Wer ohne Beſitz war, der wurde beſeſſen, es gab, eben der ſtrengen entſchiedenen Richtung wegen, kein Mittleres. — Wer nicht herrſchen konnte, mußte dienen. Aber die große reine Freiheit des Beſitzers erlaubte keine Eingriffe in das, worüber er zu gebieten hatte. Wer alſo diente, der gehörte dem Herrn ganz, wenn er völlig unfrei war. Sich ſelbſt konnte er nicht gehören; denn ihm fehlte die Bedingung, der Beſitz; ein Anderer konnte nicht über ihn gebieten, auch der Staat nicht; denn dieſes wäre ein Eingriff in die Unabhängigkeit des Herrſchers. So hart nun auch dieſes Verhältniß war, ſo war es doch erſtens kein urſprüngliches, vielmehr ein entſtandenes, ein zufälliges. Entweder es waren unterjochte Völker, deren Eigenthum den Siegern zugehörte; größtentheils wol nicht Germanen; oder ſolche, die durch einen Zufall das Eigenthum verloren hatten, und die beide, jene den aufgedrungenen Siegern, dieſe den ſelbſterwählten

Herren dienten. Dann aber war der Unterſchied zwiſchen Freien und Unfreien nur ein gradueller, keineswegs ein ſpecifiſcher. Die Art, wie der mächtigſte Allodialbeſitzer ſich dem Könige ergab, als Vaſall, war der Natur nach nicht verſchieden von der Art, wie der geringſte Diener ſich ſeinem Herrn unterwarf. Eben weil der Freie durch eignen Entſchluß unfrei ward, konnte der Unfreie frei werden. Wenn das Allodial mächtig, der Lohn geringe war, ſo ward die Gehörigkeit von der urſprünglichen Freiheit verſchlungen, und ſo gab es von den mächtigſten Vaſallen bis zu den geringſten Dienern mannichfaltige Zwiſchenſtufen, die beide verband. Hiermit war wenigſtens die Möglichkeit der Befreiung gegeben. Ja eine Haupttendenz der ganzen Entwickelung der germaniſchen Geſchichte geht eben darauf, eine allgemeine Freiheit aller, ſelbſt der in dem Stamme aufgelöſten fremden Stämme zu bewirken, was freilich erſt dann möglich ward, als nicht bloß ein äußerer, ſondern auch ein innerer Beſitz anerkannt ward und Bedeutung erhielt. Aber eben daher war auch ein Freigewordener bei den Germanen ganz verſchieden von den Freigelaſſenen bei den Griechen und Römern.

Es ſoll keineswegs geleugnet werden, daß mit dieſer ſondernden Richtung ſich rohe Selbſtſucht, Schlechtigkeit mancherlei Art kund that, daß ſie Mord, Raub, Verwirrung hervorrief; daß Schwäche von der Seite des Fürſten, Unterdrückungsſucht von den Mächtigern, aufrühriſches Gegenſtreben von den Vaſallen in langen Perioden das Reich faſt aufzulöſen drohten; ja daß, wenn wir die Geſchichte nur als eine äußere Zuſammenſetzung ſich wechſelſeitig verdrängender, vernichtender, verwirrender Verhältniſſe und Thaten anſehen, dieſes Schlechtere auch das Mächtige und Beherrſchende zu ſeyn ſcheint. Aber das iſt eben das Herrliche, daß alle jene flüchtige Schatten für den ruhig Betrachtenden das Licht, alle jene Künſte des Böſen das Gute nicht zu verſcheuchen vermögen, daß ein Göttliches, welches wir wohl erkennen mögen, ungeſtört und unverletzbar ſich durch alle Krümmungen der finſtern Verwirrung hindurchwindet, daß der Teufel das Reich Gottes nicht zu überwinden vermag.

Und ſo geſtaltete ſich als der eigentliche göttliche Mittelpunkt jener ſondernden Thätigkeit bei den Germanen die Idee perſönlicher Ehre, die in der ganzen alten Geſchichte gar nicht hervortritt, am wenigſten mit einer ſo tiefen, eigenthümlichen Bedeutung. Die Ehre ward das rein Sondernde der Perſon, und wo ſich größere Vereine bildeten, in der Bildung als freie Corporationen getrennt darſtellten, da bezeichnete ein gemeinſchaftliches Ehrgefühl wiederum das geſonderte Ganze, und dieſes wollte abermals in der innigſten Vereinigung die Trennung und die Unendlichkeit, die wahre Freiheit des eigenſten Daſeins eines jeden durch alle unterhalten und befeſtigen. Denn die Ehre iſt der Ausdruck der reinſten Perſönlichkeit, nicht wie ſie erſcheint, ſondern wie ſie iſt, die Ewigkeit der Perſon. Eben daher ſind alle erſcheinende Verhältniſſe ihr untergeordnet, ſie iſt der feſte durchaus unverletzbare Mittelpunkt des Daſeins, Gottes Ruf an einen Jeden. Alle äußere Macht bricht ſich an dem unerſchütterlichen Felten der Ehre. Sie iſt der tiefe Boden der Freiheit; dieſe ſelber; ſie kann nicht geſchenkt werden von einer äußern Gewalt, denn ſie iſt das abſolut, unmittelbar, göttlich Geſchenkte, die Natur Gottes in dem Menſchen von Ewigkeit her. Sie kann nicht genommen werden durch äußere Gewalt, denn ſie liegt höher als dieſe. Sie iſt der eigentliche Stolz des Mannes, die geſetzgebende Gewalt in der Bruſt des Bürgers, — kein Geſetz gilt, darf gelten, wenn ſie es nicht ſanctionirt, und wo kein Geſetz der äußern geſelligen Verhältniſſe hinreicht, da fordert ſie ihre eigene, urſprüngliche Gewalt, und handelt in ſich ſicher, nach dem eignen Geſetz, aus welchem alle äußere, erſcheinende erſt hervorquillen. Sie ſtellt ſich nicht in einzelnen Thaten, ſondern im ganzen Leben, nicht in einem bloß erſcheinenden Leben, ſondern in einem ewigen dar. Sie iſt die unwandelbare Einheit dieſes höhern Daſeins. Ihre höchſte Aufgabe iſt die, alle Widerſprüche des erſcheinenden Lebens, nicht durch Vermittelung, nicht durch endliche Beziehung, ſondern unmittelbar zu heben, zu vernichten. Sie erwirbt alles, indem ſie alles hingiebt; ſie erhält ſich durch Selbſtopferung; ſie lebt durch den Tod. In dieſer ihrer Bedeutung liegt die wahre innere Verbrüderung mit dem Chriſtenthume. Die unwandelbare Treue, die ewige Liebe, die heilige Andacht ſind Früchte der männlichen Ehre.

Es liegt in der Idee der Ehre etwas ſo Unergründliches, was ſich keinesweges durch ein reflectirendes Gerede erreichen läßt, manches, was man durch flache, ſeichte, aus allgemeinen Begriffen hergeleitete Einwendungen als ein nichtiges anzutaſten geſucht hat, ohne es ausrotten zu können, eben deswegen, weil ſie ſelbſt nicht aus endlicher Reflexion, ſondern aus einem überſchwenglichen Naturgefühl entſprungen iſt. Da ſie nur innerhalb der gegebenen Naturgrenzen das Unendliche, ja das Ewige reiner Perſönlichkeit erkennt, da ihr hier die Umriſſe beſtimmt, das Sondernde mit großer Sicherheit gegeben iſt, ſo iſt mit dem Ehrgefühl aufs innigſte verſchmolzen, ja durch dieſes zuerſt beſtimmt, das Verhältniß des Mannes zur Frau, die Keuſchheit des Weibes, die Reinheit des Geſchlechts. Die Ehre des Mannes iſt durch die Ausſchweifungen des Weibes auf die tiefſte Weiſe verletzt, weil ein Naturverhältniß, mit dieſem das Innerſte der Perſönlichkeit, angegriffen wird. Nicht durch eine äußere Beziehung, die wechſelſeitige Einſchränkung fordert, vielmehr durch eine innere, unendliche, in dem der Mann ſich dem Weibe, das Weib ſich dem Manne ganz hingiebt, was nur durch Freiheit möglich, ſind beide mit einander verbunden, und gehören ſich wechſelſeitig, nicht theilweiſe, ſondern ganz zu. Dieſes iſt die Idee der Liebe, wohl würdig, daß ſie höher geſchätzt wird, als das Leben; wohl werth, daß der Mann ſein Leben daran ſetzt, das Verhältniß rein und ungetrübt zu erhalten. Aber auch die Einſicht iſt damit verbunden, daß der geringſte Schatten der Unreinheit, ein jeder Hauch der Verläumdung das innerſte Daſein der Frauen verletze; daß dieſe Verhältniſſe, welche die innerſten Myſterien der unergründlichen Natur zart berühren, durch keine rohe äußere Geſetze beſtimmt werden können; daß, was das tiefſte Leben angreift, nur durch einen Kampf auf Leben und Tod gerochen werden kann; daß, indem hier die reinſte Perſönlichkeit angegriffen wird, auch nur die Perſon in ihrer gänzlichen Reinheit als Richter hervortreten kann. So entſtand die ritterliche Geſinnung, die für die Ehre der Frauen freudig das Leben opfert. Vergebens hat das Verderbniß der Zeiten dieſe urſprüngliche, heilige Eigenthümlichkeit des germaniſchen Stammes auszurotten; vergebens der äußere Gerichtsgang ſo zarte Verhältniſſe in ſein plumpes Gewinde herabzuzerren geſucht. Auch dieſes herrliche Zeichen einer urſprünglich edlen Natur hat ſich erhalten und wird nie ganz getilgt werden. Ja, wo der Germane ein neues Leben anfängt, wird die ritterliche Geſinnung, die freilich einen gefährlichen Gegner in der bedeutungloſen Vervielfältigung äußerer Zeichen hat, nie zu Grunde gehen.

Mit dieſen verband ſich, als eine Aeußerung des erweiterten Ehrgefühls, der Stolz, die Freude an ausgezeichneten Ahnherrn, deren bedeutendes Daſein man theilte und fortſetzte. Wie die Gegenwart durch die Liebe rein erhalten, die Zukunft des geſonderten Geſchlechts durch die Keuſchheit des Weibes geſichert wurde; ſo war durch den feſten Glauben die Gewißheit gegeben, daß das Geſchlecht aus einer unvermiſchten Abkunft Freier, ritterlich Geſinnter entſprungen ſey. Bis in die tiefſte Vergangenheit ſonderten ſich die Geſchlechter wie die Perſonen; und ſelbſt die Geſchichte erhielt eine perſönliche, eben dadurch echt lebendige Bedeutung. Dieſe Anſicht, echt germaniſch, edel in ihrem Urſprunge, iſt geſchichtlich, der Form nach wechſelnd, der Bedeutung nach unvertilgbar. Sie war ſchärfer in der Zeit, als der Unterſchied zwiſchen Freien und Unfreien noch vorwaltete.

Selbſt der Begriff der Mißheirathen hat in dieſer Anſicht eine tiefere Bedeutung. Denn die Germanen ſahen die Geſchlechter nicht als eine zufällige Folge der Menſchen überhaupt, ſondern dieſe ſelbſt als ein Eigenthümliches an. So entſtanden Geſchlechtsindividuen, deren Glieder ſich nicht theilweiſe, ſondern völlig in dem Ganzen verloren. Ein ſolches Geſchlechtsindividuum hatte ein wirkliches, reelles Daſein nur durch die Freiheit. Aber die Freiheit konnte nicht durch ein äußeres Verhältniß hervortreten, nur durch die Perſon ſelbſt erworben werden, und war ſie durch eine Reihe von Generationen bewährt, dann hatte das Geſchlecht ein eigenthümliches Daſein erhalten, und trat in freie Gemeinſchaft mit den übrigen. Freilich hat dieſes Verhältniß, ſo wie es in den alten Zeiten war, jetzt ſeinen Sinn verloren, aber der Grund iſt geblieben, und ſoll den Germanen verbleiben, ein Gegenſtand, den wir weiter unten tiefer zu ergründen ſuchen werden.

Auch für die eigne Perſon gab es ſtreitige Verhältniſſe, die tiefer, als die bloß äußern, auf den Quell aller Geſetze hinwieſen, und nur perſönlich geſchlichtet werden konnten. Man hat gegen den Zweikampf aus allgemeinen Begriffen, leer und ſeicht genug, gepredigt, die Geſetzgebung hat ihn ſcharf verpönt; man hat ſich darauf berufen, daß die Alten ihn nicht kannten. Sind wir denn die Alten? Man möchte die Zweikämpfe als ein Ueberbleibſel roher alter Barbarei, als eine Schande eines aufgeklärten, policirten Jahrhunderts darſtellen. Aber alles, was man ſchreibt und ſpricht, alles, was eine klügelnde Politik ausdachte, die freilich Begriffsmenſchen, ausgeſtorbene Knechte gemachter Grundſätze, abſtrahirte Popanze ausgedachter Regeln, leichter zu bändigen vermag, als rüſtige, in ſich tüchtige, friſche Naturen, hat es, Gottlob! nicht vermocht, die harte Nuß heimathlicher Kraft zu zerbeißen, um den wohlverwahrten geſunden Kern in einen Brei moderner Sentimentalität, paragraphenmäßiger Gerichtsordnung und fürſtlicher Alleinehre zu verwandeln.

Dieſes iſt nicht geſagt worden, um die Verunſtaltung der unſittlichen Ziererei unſerer Tage, welche die deutſche Ehre in ein elendes Point d'honneur, als Prärogativ eines privilegirten Standes, verwandelte, ſo wenig als jene Mißbildung der Zweikämpfe, als Gottesurtheile in den vergangenen Zeiten, zu vertheidigen. Was in die Hände der Menſchen kommt, das wird, auch das Göttliche, der Verzerrung nicht entgehen, und wohl haben die Germanen das anvertraute Gut einer herrlichen Natur zu allen Zeiten mit Füßen getreten, verzettelt, als Falſchmünzer das ächte Gold der Geſinnung verunedelt. Aber wie jener Jude, von welchem Boccacio erzählt, als er in Rom das ärgerliche Leben der Pfaffen ſah, und die Kniffe und Ränke des päpſtlichen Hofes, ſich gleich taufen ließ, überzeugt, daß die Lehre eine göttliche ſeyn müßte, die in ſolchen Händen ihre Kraft, ihren Glanz, ihre Würde behielt, ſo dürfen wir wol auch dasjenige, als ein Tiefes, Bedeutendes, Urſprüngliches, Herrliches verehren, was in aller Verunſtaltung ſeit Jahrhunderten auf eine edle, in allen Verirrungen nicht zu vertilgende Natur hinweiſet; und warnen, nicht das Kind ſammt dem Bade auszuſchütten; denn Fälle giebt es, und der echte Deutſche erkennt ſie gleich, wo auch der entſchiedenſte Gegner der Zweikämpfe verſtummen muß; und indem er dem Nichtswürdigen, welcher dem Rufe der Ehre nicht Folge leiſtet, aus angenommenen Grundſätzen Recht giebt, ihn dennoch durch ein eingewurzeltes Naturgefühl verachtet. Sie ſind da, wo die eigentliche, wahre innere Perſönlichkeit, nur durch die Perſon zu vertreten, verletzt iſt, ſo daß der, welcher hier glaubt, äußerlich geſchützt werden zu können, ſich einer äußern Welt knechtiſch hingegeben hat; er beweiſet, daß die innere lebendige Quelle aller Geſetze in ihm verſiegt iſt, und da er ſich ſcheut, das freie Leben in dem Tode zu erhalten, nur noch als ein Knecht fortleben kann, und als ein ſolcher zu achten iſt.

Nichts iſt für den germaniſchen Stamm ſo bezeichnend, als die allmählige ſtufenweiſe Entwickelung der Stände, und ihre äußerſt mannichfaltige höchſt eigenthümliche Bildung. Obgleich die reinſte Grundform, die des bloßen Allodialbeſitzes, ſich kaum mit einiger Klarheit geſchichtlich ergreifen läßt, ſo erſcheint ſie dennoch als urſprüngliche Grundlage aller Verhältniſſe. Der Allodialbeſitz war ein unbedingtes Eigenthum, ein zweiter Leib mit allen ſeinen Gliedern, nur durch den Beſitzer, der allein Freien, beſeelt. Alle Kräfte mußten ihm dienen. Gewinnung und Verarbeitung aller Producte des Beſitzes waren ihm geweiht. Die Gehörigkeit im ſtrengſten Sinne war nothwendig damit verbunden. Der freie Beſitzer war, ſtreng genommen, eben ſowohl Glebae adscriptus, wie ſeine Gehörigen. Dieſer die Glieder, jener die Seele des erweiterten Körpers. Wo germaniſche Stämme mit ihrer eigenthümlichen Verfaſſung geſchichtlich hervortreten, fand ſchon die Miſchung der Allodien und Lehne Statt. Aber obgleich die letztere eine Abhängigkeit von dem Lehnsherrn hervorbrachte, ſo konnte ſie dennoch in dem Verhältniſſe der Freien zu den Gehörigen nur wenig verändern. Denn die Lehne ſelbſt wurden als ein Ganzes für eine kurze Zeit, für Lebenszeit, oder erblich verſchenkt, und die Abhängigkeit fand nur für das Ganze Statt. Die Unfreien, an die Lehne gekettet, wie früher an die Allodien, waren dem Lehnsträger unterthan. Doch ward das Band ſchon dadurch lockerer, daß die Lehnsherrn, beſonders die mächtigern, Könige und Kaiſer, ſich vorbehielten, Streitigkeiten zwiſchen den Lehnsträgern und Unterthanen zu ſchlichten. Sie erhielten dadurch einen gemeinſchaftlichen Herrn, nur daß ſeine Gewalt geringe war, daß die Gehörigkeit ſelber, und ſpäter die den Königen und Kaiſern gefährliche Macht der Lehnsträger das feſte Band durch ohnmächtige Verſuche, es zu löſen, noch enger zuſammenſchnürten. So lange Grundbeſitz, als Allod oder Lehn, das vorwaltende war, mußte der Beſitz ſelbſt alle Bedingungen des Daſeins in ſich ſchließen, alle Bedürfniſſe befriedigen. Kein Theil des Beſitzes konnte ſich ſelbſtſtändig bewegen; alle Kraft nach außen entſprang aus dem Ganzen und war Kampf, aller Erwerb außer dem Gebiete des Beſitzes durch die Kraft des Ganzen errungene Beute. Die Verbrüderung konnte mehrere Beſitzer vereinigen; aber immer fand dann in großen Kreiſen daſſelbe Statt, was ſonſt in den engern. Was außerhalb wohnte, war Feind. Daher jene wunderbare, völlig fremde, mährchenhafte Anſicht der Welt von der engen Wohnung aus, die allein verſtändlich und klar war. Jenſeits der engen Grenzen der genau Verbundenen, unter ſich, und in ihren Verhältniſſen gegen einander Bekannten, lauerte Gefahr; wunderbare Abenteuer mußte man beſtehen, die Kraft mußte ſich mit der Kraft meſſen. Ja die Grenzen ließen ſich nicht beſtimmen; denn nur der Mittelpunkt des Beſitzes war klar, indem die Umriſſe ſich unbeſtimmt in einander verliefen. Denn die beſtimmte Scheidung der Grenzen ſetzte eine freundſchaftliche Vereinigung voraus. Hier waren jene undurchdringliche Wälder und Moräſte, wo wilde Thiere hauſten, wo die Markgrafen, wie die alten Lieder ausweiſen, das innere Land bewachten, wo ſich kämpfende Helden begegneten, die myſtiſchen abenteuerlichen Stätten der Heldenthaten, nicht des ruhigen Beſitzes.

Durch die Verbrüderung war ein geſelliges Verhältniß mehrerer Beſitzer entſtanden. Gemeinſchaftlicher Kampf, gemeinſchaftliche Gefahr, vor allen die innigen Bande der Treue knüpften ſie an einander. Eine natürliche Folge der Verbrüderung war wechſelſeitige friedliche Befriedigung gemeinſchaftlicher Bedürfniſſe, nur durch Umtauſch möglich. Derjenige, durch deſſen Hände dieſer Umtauſch geſchah, war eben dadurch aus der einſeitigen Richtung des Daſeins, die ihn an den Grund und Boden kettete, geriſſen. Er war von mehrern Beſitzern abhängig, und eben daher von dem einen, urſprünglichen, weniger. Ja, je mehr der Kreis der Vereinigung ſich erweiterte, deſto freier mußte dieſer als der Vermittler aller erſcheinen. So bildete ſich allmählig der Handelsſtand. Aus dem Handel entſprang die bürgerliche Freiheit. Denn nicht allein der, in deſſen Händen der Umtauſch war, auch derjenige, der die Produkte bearbeitete, der Handwerker, ward durch den Handel von dem Boden, an welchem er wurzelte, losgeriſſen. Ein neuer Beſitz, durch Geſchick zu erwerben, der nicht an dem Boden hing, entſtand allmählig. Der Handwerker arbeitete nicht bloß für einen Herrn, vielmehr für mehrere; als die Menge derſelben durch den Handel zunahm, konnte er bei einer jeden Arbeit den wählen, der ſie beſitzen ſollte, und ſo war er frei. Kaufleute und Handwerker, wenn auch unter dem Schutze mächtiger Beſitzer, bildeten die Städte. Der Grundbeſitzer war frei nur durch ſeinen Grund; dieſer ſonderte ihn urſprünglich von den übrigen Freien, unterwarf ihm aber einen jeden, der mit ihm verbunden war. Die Verbrüderung mehrerer Freien beruhte auf der Geſinnung, die unter den Menſchen wankend iſt, und aus dieſer ſelbſt entſprang Streit.

Mächtigere wurden Herren, und gewannen die weniger Mächtigen durch Lehne; ſo wurde der Freie ſelbſt unterwürfig, und wußte durch ſteten Widerſtand ſeine urſprüngliche Freiheit zu erhalten. Der Grundbeſitzer war durch den Grund frei, aber zugleich gebunden. Ein anderes Verhältniß zeigte ſich bei den Kaufleuten und Handwerkern, welche die bürgerliche Freiheit gründeten. Ihr Beſitz war ſelber frei, und ein jeder ſtark, nicht durch die Unterwürfigkeit, ſondern durch die Freiheit der übrigen. Der Grundbeſitz hatte eine beſtimmte Grenze, ſo innerlich wie äußerlich. Der Erwerb durch Geſchick war unbeſtimmt, kannte kein Maß, als das der innern Fähigkeit, und den ſich immer mehr erweiternden Kreis des Umtauſches. Selbſt die Gehülfen wurden für die Freiheit erzogen. Es waren Lehrlinge, keine Knechte.

In denjenigen isländiſchen Sagen, die das Gepräge des höchſten Alters tragen, finden wir unter den gehörigen Männern auch die Kunſterfahrnen, vorzüglich die Schmiede. Wenn ſie auch der Kunſt wegen geſchätzt wurden, ſo waren ſie dennoch unfrei, und ihre ganze Thätigkeit nur dem Herrn gewidmet. Indeſſen laſſen ſich die erſten Spuren einer Vereinigung der Bürger, als Quell der bürgerlichen Freiheit, kaum nachweiſen. Schon im Nibelungenliede werden die Bürger in Worms genannt, und von den dem Könige unmittelbar Dienenden, wenn auch nicht deutlich unterſchieden. Viele fränkiſche und deutſche Städte entſtanden aus den Municipalſtädten der Römer. Aus der früheſten Verbrüderung entſprang ohne allen Zweifel Handel, mit dieſem vermittelnde Perſonen, die, wenn auch durch den Wohnort gehörig, doch durch die über die Grenze gehende Beſchäftigung ſchon lockerer, mit den Herrn verbunden waren.

Als aus der Verbrüderung in weitern Kreiſen Staaten ſich bildeten; als aus ihr ſelbſt die mächtigere Geſtalt der Könige, ſpäter der Kaiſer entſtand; als ein großer Theil der urſprünglich freien Grundbeſitzer dem größern Herrn durch Lehne unterwürfig wurden; da entwickelten die Keime unendlicher Streitigkeiten, die durch Jahrhunderte fortgingen; die, für ſich betrachtet, nie geſchlichtet werden konnten. Denn der mächtigere Herrſcher, der ſich durch die Lehne die Grundbeſitzer unterwürfig gemacht hatte, ſtrebte nach der vollen Herrſchaft. Da durch das Lehn die Perſon des Grundbeſitzers eine gehörige war, mußte der Wunſch erwachen, die ganze Perſon, alſo auch den freien Grundbeſitz, in das Lehnsverhältniß aufzulöſen und ſich unterwürfig zu machen. Da aber das Lehn mit einem urſprünglich freien Grundbeſitz verbunden war, ſo ſtrebte der Grundbeſitzer nach einer Verbindung des Lehns mit dem freien Beſitz, und wie der König den Grundbeſitz in Lehn, ſo wollte der Lehnsträger das Lehn in Grundbeſitz verwandeln. Der Streit war nicht zu vermitteln; denn er war in der Natur der germaniſchen Freiheit gegründet. Der König konnte ſo wenig die Forderung, daß ein ihm Gehöriger ganz unterwürfig wäre, aufgeben, wie der urſprünglich freie Mann ſeine Freiheit, die keine Unterwerfung duldete. So bildete ſich der Kampf zwiſchen den mächtigern Vaſallen und dem Reichsoberhaupte. Was in größern Kreiſen, wiederholte ſich in kleinern. Wechſelſeitige Eiferſucht erzeugte unaufhörliche

Kämpfe. Unter dieſer nie ruhenden Gährung bildete ſich die bürgerliche Freiheit. Der Handel hatte die Bearbeitung der Producte veredelt und vervielfältigt, dieſe die Bedürfniſſe vermehrt; der Kreis des Umtauſches war durch die lebendigere Verwickelung des Lebens erweitert, ja er reichte über die Grenzen des Staats. Die handelnden und arbeitenden Bürger hatten ſich inniger, die wechſelſeitige Freiheit beſchützend, vereinigt. Der gährende Zwiſt zwiſchen den Grundbeſitzern hatte den Beſitz ſelbſt wankend gemacht, und ſo löſeten ſich die uralten Feſſeln, die den Bürger mit dem Boden an den Herrn deſſelben knüpften, und die Städte wurden frei. Hier war nun eine neue Quelle mannichfaltiger Streitigkeiten ſo wenig zu vermitteln, als die erſten. Wo der Deutſche frei war, wollte er es ganz ſeyn. Ein ganz anderes Verhältniß fand hier Statt, als bei den Aufſtänden der Heloten gegen die Bürger in der alten Welt. Jeder Deutſche war von Natur frei, und die Gehörigkeit war nur aus äußern Umſtänden entſprungen, er hatte das urſprüngliche und in der Natur ſelbſt gegründete Recht, nach Freiheit zu ſtreben. Aber die Gehörigkeit war unbedingt, weil eine jede Schranke die Freiheit des Grundbeſitzes hemmte. Die Sonderung des Bürgers entſprang unvermeidlich aus dem Freiheitsſinne, der mächtig ward, wo er nur gedeihen konnte, aber in ſeinem Wachſen beſchränkte er die Freiheit des Grundbeſitzers. Nur durch Kampf konnten beide ihre Rechte geltend machen. Eine Uebereinkunft war unmöglich, weil keiner nachgeben konnte. So entſtanden die Fehden zwiſchen Adel, freien Grundbeſitzern und

Bürgern. Die letztern waren, aus der Gährung ſich geſtaltend, ſelbſt gemeinſchaftliche freie Beſitzer der Städte geworden. Selbſt in dieſen Städten äußerte ſich die tief in der germaniſchen Natur liegende Neigung zur Sonderung, das Beſtreben, wie die Perſon frei war, ſo ein jedes Verhältniß bis zur freien Perſönlichkeit auszubilden. Die Gleichheit der Beſchäftigung verband mehrere auf die innigſte Weiſe. Die Verbindung war eine lebendige, ſich vollkommen durchdringende. So entſtanden die Zünfte, mit dieſen abermals die Keime zu vielen nicht zu hebenden Zwiſtigkeiten.

Da, wo die Germanen fremden Einflüſſen nicht unterlagen, bildeten ſich alle jene einander widerſprechende Elemente eines mannichfaltig zertheilten Daſeins.

Die mächtigen Vaſallen vereinigten ſich und ſprachen: Du ſollſt unſer Herr und Kaiſer ſeyn, aber wir ſind Herren auf unſerm eignen Boden; die Stände der Vaſallen ſprachen: Du biſt unſer Fürſt, aber wir ſind frei in unſerm Beſitze. Bürgermeiſter und Rath traten hervor, und erkannten den Kaiſer, die Fürſten und die freien Herren, aber ſie wollten nach eigenem Dünken das innere Weſen des bürgerlichen Standes ordnen; endlich regten ſich die Zünfte, die Obrigkeit erkennend, aber ſich ſelber in den eignen Kreiſen beherrſchend. In der Trennung ſelber lag keinesweges die Vereinigung; dieſe war vielmehr roh, ſtarr, unverträglich. Jedes Verhältniß bildete ſich, in den Keimen kaum ſichtbar, allmählig aus, und mit einem jeden, ſo wie es hervortrat, erzeugte ſich unendlicher Zwiſt. Alles, ſo ſchien es, war gegen einander gewaffnet; dem Unterliegenden drohte die Vernichtung, dem Siegenden der vereinigte Angriff des Neidiſchen und Fürchtenden. Wie es nun möglich war, daß aus einem ſo verworrenen Chaos widerwärtiger Elemente ſich die bewunderungswürdige Macht eines großen Reichs geſtalten konnte, wie die Ehre, die Liebe, hier Wurzel faſſen, Rechtlichkeit und jedwede Tugend blühen, beſonnene Weisheit ihre Schätze aufdecken konnte, das muß unbegreiflich ſcheinen. Wo war der ordnende Geiſt, welcher die rohen Elemente ſchaffend in einander bildete, daß das Geſchlecht ſich nicht in ſich ſelber verzehrte? Es war das Chriſtenthum, der Glaube: Je tiefer in der germaniſchen Natur die Forderung eines freien, eigenthümlichen Daſeins gegründet war, je unabläſſiger der Germane darnach ſtrebte, ſich ſelber als ein Geſondertes ganz zu ergreifen, deſto tiefer mußte er fühlen, daß er nur durch eine gänzliche Selbſtopferung, die Freiheit erhaltend, dem Ganzen verbündet werden konnte. Eine jede Zerſtückelung des Daſeins iſt Knechtſchaft. Wer ſich theilen muß, gehört ſich ſelber nicht an. Wo wir ganz ſind, ſind wir frei, auch in dem Ganzen. Das iſt der tiefe Sinn der Verſöhnung. Das Untheilbare, die ewige unveränderliche Perſönlichkeit Gottes, als Vorbild einer großen Selbſtopferung, ergriff das freie Gemüth. Wie ſie zu leben, ſich ſelber treu, und wie ſie ſich hinzugeben mit allen Schätzen eines freien Daſeins, ſich opfernd der unendlichen Liebe, war die heilige Sehnſucht, die den Sondernden ergriff, den Kampf in Andacht, den Streit in Verſöhnung verwandelte, die rohen Elemente zur fröhlichen Entwickelung eines lebendigen Daſeins vereinigte. Mitten durch allen Krieg und drohende Vernichtung ſchlang ſich der ewige Glaube. Er erhob den Bund der Geſchlechter zur heiligen Ehe, die Quelle einer frommen Häuslichkeit, in welcher ſelbſt das Band der Gehörigkeit durch Treue von Seiten der Untergebenen, durch Milde von Seiten des Herrn gelöſet war. Der Dienende erwarb die Freiheit ſelbſt im Dienen durch die Unendlichkeit der Treue; der Herrſcher, dieſe erkennend, lebte für die Dienenden ganz, und durch wechſelſeitige Selbſtopferung erhielten ſie ſich. Der Glaube verwandelte die Selbſtſucht in Ehre, die ohne Opfer ein Unding iſt, wie die Flüche in Gebet.

II.

Die Hierarchie.

Das Irdiſche iſt ein Nichtiges; es hat keinen Grund in ſich ſelber; und was ſich gebildet, vergeht. Was den Germanen ſonderte, ſeine wunderbare Liebe zum Eigenthümlichen, war ſelbſt eine tiefe Sehnſucht nach einem Unveränderlichen, nach einem Höheren, welches mit dem Glauben ihm ſegnend entgegentrat. Wie die chriſtliche Kirche ſich unter den Germanen geſtaltete, und ihr Verhältniß zu ihrem Leben, ihrem Staate, ſoll nunmehr betrachtet werden.

Glaube iſt ewige unveränderliche Zuverſicht. Daß es bei dem Glauben nicht darauf ankomme, *was* man glaube, hat ſelbſt einer der geiſtreichſten Männer unſerer Zeit behauptet. Ein tiefer Irrthum. Vielmehr giebt es nur einen Glauben, nur eins, was geglaubt werden kann, geglaubt werden muß; alles übrige iſt nicht Gegenſtand des Glaubens. Und dieſes iſt der Glaube an das Myſterium der Verſöhnung. Wie alles Wankende, ſich Widerſtrebende und Vernichtende ſeine verborgene Wurzel hat in einer tiefen Selbſtſchuld, iſt uns allen innerlich bewußt; wie wir dieſes Grundübel nicht aus eigner Kraft zu heben, das Leben in ſeiner innerſten erkrankten Wurzel nicht zu heilen vermögen, fühlen wir wohl. Und doch iſt das ganze Daſein hohl und leer, und alle Erſcheinung ein furchtbares Gaukelſpiel finſterer täuſchender Geiſter, wenn wir an dieſer Heilung zweifeln. Daß ein perſönlicher, lebendiger Gott alles erhält und zum Beſten lenkt, iſt nur dann ein Gegenſtand des Glaubens, wenn wir an ihn als an einen verſöhnten Gott glauben; denn die Selbſtſchuld verwandelt ihn in einen ſtrafenden. Daß wir alle Fäden des trennenden zerſtreuenden Lebens zerreißen, das ganze Daſein in ſich ſelber verſenken ſollen, um uns ungetheilt Gott zu weihen, das ſagt uns ein inneres Gefühl; aber der Menſch vermag das nicht. Drängt ſich nicht alles Daſein nach dem Menſchen zuſammen; deuten nicht alle Zeichen der verſchloſſenen Natur wie zerſtreute Weißagungen auf ihn? Und in ſeinem Innern findet er einen Abgrund von Kraft und Streben, in jedweder Richtung gleich unendlich, eine nicht abzuweiſende Forderung, das Tiefſte und Höchſte, das Göttliche ſelbſt darzuſtellen. Aber wie ein geſtürzter Fürſt wandelt er rathlos und zerſtört unter den Trümmern ſeiner eignen Herrlichkeit, und wir fühlen es wohl, daß wir der innigen Gemeinſchaft mit der höchſten Gewalt verluſtig ſind. Ja, eben in der eignen, von Gott getrennten Kraft, in dem leeren Hochmuthe der innern Trennung liegt die unendliche Schwäche, die äußere furchtbare Verſchmelzung und Abhängigkeit. Wie alle Elemente der Natur zur Ruhe kamen in der menſchlichen Geſtalt, wie mit dieſer ein heiteres Daſein aus dem Chaos hervorquoll, und wie dieſes ſelbſt die Zeit der Verheißung unter den Trümmern verwüſtender Kräfte die Spuren der Weißagung einer zukünftigen Erlöſung verbirgt, ſo zeigt uns das Chriſtenthum in Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, den reinſten Menſchen, alle Kraft und Herrlichkeit in ihm, alle Klarheit und Göttlichkeit dem Menſchen gegeben, und das Höchſte und Mächtigſte, geheiligt durch ein unendliches Opfer. Die ganze alte Welt und ihre Schickſale deuten auf ihn, das Bild der ewigen Liebe iſt die heitere Sonne des Lebens geworden nur durch ihn, und wie der harte Stein in Fleiſch zerſchmolz, und die wilden Gewäſſer in Blut verwandelt durch die Adern rollen, nachdem die Erde die Kräfte der Zerſtörung in ihre verſchloſſene Tiefen zurückdrängte, und ſich der Sonne ganz weihte; ſo hat das wilde Geſchlecht einen Mittelpunkt des höchſten Daſeins gefunden, wo die Schickſale der Völker und die ſtille Sehnſucht eines verſchloſſenen Gemüths gleiche Befriedigung finden können. Denn eine tiefe Schuld, unerklärbar in ihrer Entſtehung, hat das Geſchlecht ergriffen, und, wie ſie entſtanden ſeyn mag, uns ſelber müſſen wir ſie zuſchreiben; nur aus der Mitte des Geſchlechts, doch nicht durch irdiſche Kraft, konnte die Rettung entſpringen, und wir bedürfen eines perſönlichen Verſöhners, wie eines perſönlichen Gottes. Ja, durch ihn iſt uns Gott erſt wahrhaft perſönlich, und wo der Glaube an ihn verſchwindet, verwandelt ſich für die verirrte Seele die Anſchauung Gottes in ein ruchloſes Spiel mit Begriffen, in todte nichtige Formeln, entſpringt nicht heiligend, erhebend, andächtig aus den innerſten Tiefen eines bewegten, ſich ſelbſt in ſeiner Nichtigkeit ergreifenden, nur durch Opfer zu rettenden Gemüths. Das iſt das verborgene Wunder des Chriſtenthums, daß es das innerſte Weh eines jeden einzelnen Menſchen in den trübſten Stunden, wo er ſeine tiefe Zerrüttung fühlt, und des ganzen Geſchlechts in ſeinem verworrenen Treiben, mit gleich ſeliger Kraft, mit gleicher göttlicher Heilung trifft. Das Chriſtenthum iſt kein Vorzug einzelner Nationen, es iſt eine Verſöhnung des ganzen Geſchlechts. In einer Zeit der Parteiungen, wo Nationen gegen einander innerlich aufgeregt kämpften, iſt es Pflicht, das, was reinmenſchlich iſt, andächtig zu pflegen, damit die Abneigung, aus der Liebe entſprungen, ſich nicht in Haß verkehre, und ſo die Wurzel des Daſeins vergifte. Aber eben dieſe Liebe, weil ſie unbegrenzt, allgemein, iſt abſolut perſönlich. Was den Menſchen in größern individuellen Kreiſen vereinigt, das ſondert ihn von den größten. In der Erſcheinung des Lebens iſt die Liebe keineswegs vorwaltend, vielmehr der ſtete Streit, welcher wechſelſeitige Vernichtung droht. Daher die geſelligen Vereine, jene Völkerbildungen, die, wie größere Naturindividuen, ein eigenthümliches Gepräge annehmen, die mit Land, Clima, den Verhältniſſen der Naturelemente verſchmolzen, allen Richtungen des Geiſtes eine beſtimmte Phyſiognomie aufdrücken; Vereine, die, indem ſie eine feſte äußere Form des Lebens, auch in größern Verhältniſſen ſchaffen, eben dadurch die innere Unendlichkeit jeder Geiſtesgabe aufſchließen und gedeihen laſſen, wie ein jedes Organ durch die beſtimmte Form des Leibes ein eigenes Daſein erhält. Dieſe Vereine wollen Sicherheit, und da ein Daſein überhaupt ein Unſinn iſt, nothwendig Sicherheit eines eigenthümlichen. Je genauer, je inniger ſich dieſes Daſein ſelber verſteht, deſto größer die Sicherheit. Aber Unſicherheit gebiert Kampf; aus innerer Zuverſicht entſpringt Friede, in dieſem gedeihet die Liebe, und je genauer die Völker ſich durch eigenthümliche Form des äußern Daſeins ſondern, deſto vollkommener ſind ſie innerlich verbunden. Deswegen iſt nationale Liebe und allgemeine Menſchenliebe dieſelbe; ſie ſind nothwendig in und mit einander. Nationen haſſen ſich, weil ſie ſich fürchten; ſie fürchten ſich, weil ſie ſich ſelber fürchten, weil ſie jene innere Sicherheit eines eigenthümlichen Daſeins, in welchem Liebe und unüberwindliche Kraft iſt, nicht mit Zuverſicht zu ergreifen vermögen.

Wenn wir nun zeigen, wie der germaniſche Stamm ſich in und mit dem Chriſtenthume bildete und entwikkelte, wie die Kraft der Kirche die lebendige Seele des Ganzen ward, durch welche alle widerwärtige und rohe Elemente ſich durchdrangen, ſo ſoll dadurch dieſer Stamm nicht vor allen, als ein auserwählter, in jenem jüdiſchen Sinne dargeſtellt werden. Das Chriſtenthum iſt allen Völkern aufgegangen, und wo es waltet, wirkt es mit unſichtbarer Kraft auf alle, welche die Seligkeit ſuchen. Aber es hieße Gottes wundervolle Gnade verkennen und verleugnen, wenn wir es nicht laut preiſen, wie uns vergönnt war, nur in der Andacht, nur in der allgemeinen Frömmigkeit ein Volk zu ſeyn, wie wir der fremden Gewalt unterlagen, wenn wir der irdiſchen Größe und dem leeren Hochmuthe eines äußern Daſeins huldigten, wie eben in den mannichfaltigen Richtungen, die im Einzelnen wie im Ganzen auf die Perſönlichkeit gehen, eine tiefe Trennung ſich darſtellt, nur durch die höchſte Kraft, die in allem lebt und gedeiht, zu vereinigen.

Es iſt eine hiſtoriſche Thatſache, daß die Liebe, welche die Familien in ſich, die Treue, die ſie unter einander verband, die Ehre, welche der ſondernden Kraft des Mannes eine höhere Idee gab, bei keinem Stamme ſich ſchon in den erſten rohen Anfängen ſo rein darſtellte, wie bei den Germanen. Dieſe Gaben einer edlen Natur bildeten den fruchtbaren Boden für das Chriſtenthum; denn deuten ſie nicht alle auf eine höhere Selbſtopferung? Nur daß die irdiſche Kraft mit ſich ſelber im Widerſpruch, den unendlichen Streit des Lebens nicht zu ſchlichten vermag. Was wir Gemüthlichkeit nennen, wird nur zu oft mit jener Weichlichkeit verwechſelt, in welche ſie ſich in unſern Tagen herrſchender Schwäche kleidet. Aber durch die rohe Härte des alten Lebens zieht ſich eine wunderbare Milde hindurch, die mit unwiderſtehlicher Gewalt in den älteſten Gedichten uns anzieht. Dieſe ſind das wahre Bild des früheſten Lebens. Wie die Sprache, ſo die Geſinnung. Die Töne rauh, eine große Menge einſilbiger Worte, die hart neben einander ſtehen, das Metrum kurz abgebrochen, ſtreng ſcheidend, die Umriſſe der Geſtalten, die Thaten mit wenigen roh hingeworfenen Zügen höchſt beſtimmt bezeichnet. So ſcheint im einzelnen alles getrennt, nichts in einander verſchmolzen. Und dennoch geht auch ſelbſt in den alten heidniſchen Mythen eine tiefe Sehnſucht der Liebe und der Hingebung durch das Ganze, zugleich eine Ahnung, da alles, was jene Göttergeſtalten, aus irdiſcher Kraft entſprungen, innerlich verband, und ein hohes freudiges Leben zu ſichern ſchien, dennoch vergänglich war. Der Midgaardswurm hat ſich um die Erde geſchlungen, Thor kann ihn, kann die Elemente bändigen, aber ihre zerſtörende Kraft nicht vertilgen; Soluspa weiſſagt in räthſelhaften Tönen den Untergang der Götter, und Balder, das wundervolle Gegenbild des Erlöſers, fällt als ein Opfer der Tücke finſterer Geiſter. Er ſtellte die verſöhnende Liebe unter den ſtreitenden Göttern dar, an ſein Daſein war das heitere fröhliche Leben geknüpft, aber er ſelbſt war vergänglich; die Verſöhnung, die ewig ſchien, war eine vorübergehende Täuſchung, und als er fiel, erkannten ſich die Götter, wehklagend in ihrem innern finſtern Weſen, und wie ſie nichts waren, als die kämpfenden Naturkräfte, deren innern Widerſpruch eine tiefe heiligende Sehnſucht für einen Augenblick verbergen, aber nicht heben konnte. Die Mythen in ihrer eigenthümlichen Geſtaltung entfalten das innerſte Gemüth eines Stammes, ſie ſind tiefe Naturtöne, welche weiſſagend auf eine Zukunft deuten, und eine Anſicht, durch welche das Chriſtenthum als wahrhaft geſchichtlich betrachtet wird, läßt uns in dem großen Stamme, in welchem es ſich entfalten ſollte, wenn auch nicht eine Zeit der beſtimmten Verheißung, die wundervolle Gabe des allein auserwählten Volkes, doch eine Sehnſucht nach einer unbekannten Erlöſung, ein tiefbewegtes Gemüth erkennen, welches ahnend da ſtand, das zu ergreifen, was eine hohe Offenbarung dem Geſchlechte gnadenvoll reichte.

Glaube iſt die Zuverſicht, mit welcher wir ein völlig Unbegreifliches, aber dennoch dem tiefſten Daſein Nothwendiges ergreifen. Was den Glauben anſpricht, darf nicht aus irdiſcher Kraft, aus irdiſchem Verſtändniß entſprungen ſeyn. Ohne Inſpiration giebt es keinen Glauben. Aber jene heiligen Schriften, welche die Weiſſagungen der Erlöſung und ihre Erfüllung enthalten, dürfen nicht dem klügelnden Verſtande eines rohen Volkes zur Deutung überlaſſen werden, konnten es nicht. Nur die Sehnſucht ſtand fern, die gnadenreiche Gabe zu empfangen, der Verſtand war von der ſtrengen Härte der ſtreitenden Naturkräfte überwältigt und gebunden. Die wenigen, die als Verkündiger der Verſöhnung hervortraten, mußten die ſtrengen Bande einer rohkämpfenden Natur, deren Verbindung mit dem Höchſten nicht zu vermitteln war, völlig zerreiſſen. Sie wurden dem Höchſten geweiht, und ſo entſtand der Unterſchied zwiſchen Clerikern und Laien. Nur durch den Glauben, der ein Unwandelbares, eine fortdauernde Offenbarung ſuchte, war der Geweihete für ſich und für das gläubige Volk ein wahrhafter Verkündiger der ewigen Geheimniſſe. Er war es nicht durch den eignen Verſtand, er war ein vollkommen willenloſes Mittel in Gottes Hand. Was in ihm menſchlich war, das war eben ſo ſtark von ſeinem höhern Rufe geſondert, wie die Cleriker ſelbſt von den Laien. Die Sünde, die ihn noch beherrſchte, konnte ſein irdiſches Daſein verfinſtern, aber in den reinen Himmel, den der Glaube ergriffen hatte und feſthielt, vermochte ſie keinen Schatten zu werfen; hier konnte die Hölle nicht eindringen. Ja, auf dieſer Unmöglichkeit beruhte der Glaube ſelber, der durch einen jeden Hauch des leiſeſten Zweifels in ſeinen Grundfeſten erſchüttert wird und verſchwindet. Selbſt Caiphas, jener Hoheprieſter, als er die ruchloſeſte That begangen, als er den Tod des Heiligſten und Göttlichſten beſchloß, brach dennoch in die prophetiſchen Worte aus: „Es iſt gut, daß Einer für das Volk ſterbe.“ So erweiterte ſich das Chriſtenthum zur Kirche, ſo bildete ſich, den rohen Elementen eines unverträglichen irdiſchen Daſeins gegenüber, ein unerſchütterliches Reich Gottes, welches nicht durch endliche Beziehung, vielmehr durch eine abſolute, unmittelbare innere That, was äußerlich ſich trennte und widerſtritt, innerlich verknüpfte. Die Kirche ward die Seele des Staats, ſie hat den Keim, der in ſich vergangen wäre, erhalten, das Wachſen und Gedeihen iſt ihr Werk, und wie aus dem furchtbaren Kampfe, der mit jedem neu hervortretenden Verhältniſſe ſich immer neu anfachte, ein bewunderungswürdiges Gebäude innerer Eintracht entſtehen konnte, iſt nur durch ſie begreiflich.

Durch die Geweihten, durch die Prieſter bildete ſich jedes unſichtbare Reich, deſſen tiefe Gewalt über die Geſinnung, einem ungläubigen Geſchlechte räthſelhaft, unbegreiflich, ja dem falſchen Verſtande thöricht erſcheinen muß, abermals der germaniſchen Natur gemäß, höchſt perſönlich. Die wundervolle innere Geſtaltung der Hierarchie, jene geheime Pflegerinn aller frühern germaniſchen Größe, bildete ſich allmählig in und mit dem Staate, und je verwickelter und verworrener in dieſem, deſto klarer und in ſich feſter entwickelten ſich in jener alle Verhältniſſe, deren tiefe Conſequenz und innere Haltung ſelbſt den Ungläubigen bei einer genauen Betrachtung mit Erſtaunen erfüllt. Die frühern großen Concilien bildeten die urſprüngliche Form einer heiligen Vereinigung, deren Ausſprüche für den Glauben eine feſte unerſchütterliche Regel wurden; aber da dieſe nur als ein Außerordentliches da erſchienen, wo ein drohender Schatten das Chriſtenthum verfinſterte, da die fortdauernde Offenbarung einen feſten Mittelpunkt haben mußte, damit ein jeder Zweifel in ſeiner Entſtehung verſchwinde, erhob ſich aus der Menge der Geweihten die nie untergehende, zur fortdauernden Inſpiration geſteigerte Geſtalt des Papſtes, der unerſchütterliche Fels des Glaubens, der Petrus, dem der Heiland die Schlüſſel des Reichs vertraute, der Statthalter Gottes, in welchem die leuchtende Sonne der Kirche, nie untergehend, alle Strahlen der zerſtreuten Kraft immer inniger, immer durchdringender vereinigte.

Stätten bildeten ſich für diejenigen aus beiden Geſchlechtern, die der andächtigen Betrachtung ihr ganzes Leben widmen wollten. Aus jedem engen Kreiſe der Familien traten einzelne hervor, und dieſe erſchienen als ſchützende Geiſter für die Verwandten und Freunde.

Indem ſie nach dem eigenen Heile, der Welt entſagend, mit Furcht und Hoffnung rangen, waren ihre ſtillen unaufhörlichen Gebete den Befreundeten geweiht. Denn die Ueberzeugung hatte einen Jeden tief ergriffen, daß keine endliche Vermittelung, keine theilweiſe Aufopferung uns mit Gott verſöhnen könne; daher ergaben ſich ſo viele tauſende der heiligen Beſchäftigung ganz, um, indem ſie eigene Sünden büßten, auch durch heiße Gebete für die Geliebten Rettung zu erflehen. So wichtig ſchien dieſes dem bis in das Innerſte erſchütterten Volke, daß die fromme andächtige Einfalt, was keine äußere Gewalt ihr je würde abdringen können, freiwillig hingab. Die ſchönſten fruchtbarſten Gegenden wurden den in Buße und frommer Beſchauung Lebenden geweiht, und mitten unter den Kämpfenden, die mit roher Gewalt um Beſitz und Freiheit ſtritten, erhoben ſich Stätten des Friedens, nur durch fromme Geſinnung, die in allen vorwaltete, beſchützt. In den Klöſtern bildeten ſich die Prieſter, welche mit den Myſterien der Religion vertraut, durch die höhere Hand, in deren unmittelbarem Schutze die Kirche ſtand, eingeſegnet, alles Volk an dem durch ſtete Gebete und gänzliche Hingebung errungenem Heile Theil nehmen ließen. Daß in allem irdiſch Gebornen ein geheimer Wurm verzehrend nage, daß ein finſterer Geiſt in jedem wohne, nur durch Kampf und Gebete, nur durch die gnadenvolle Zuverſicht, mit welcher man ſich an das unbegreifliche, aber unwandelbare Heil, welches die Kirche verkündigte, wandte, zu überwinden; war die tiefſte Ueberzeugung geworden. Die irdiſche Geburt war ſündhaft, und das Sakrament der Taufe war der Segen von oben, welcher das ſündhafte Leben heiligte, die bewußtlos ringenden Kräfte der ſelbſtſüchtigen Natur überwältigte, den Keim eines höhern Daſeins wohlthätig ausſäete, daß fortan die irdiſche Kraft einen Mittelpunkt verſöhnter Geſtaltung fände, und das geheiligte Weſen erſchien als ein befruchtender Regen aus dem heitern Himmel des Glaubens. Das erwachte Bewußtſein, im Irdiſchen befangen, war ſündhaft wie die Geburt, und nur der Segen der Kirche vermochte den Keim eines höhern Lebens einzupflanzen. Die Ehe, irdiſch betrachtet, voll thieriſcher Glut, konnte die höchſte Bedeutung der Liebe, der wechſelſeitigen gänzlichen Aufopferung, die ſie über alle Erſcheinung erhebt, und ein Gepräge des Ewigen ausdrückt, nur aus der unverſiegbaren Quelle des Unwandelbaren ſelbſt erhalten. Wir ſterben in Sünde, in innerm Widerſpruche, wie wir in dieſer leben, und rettend muß die ſegnende Kirche nahen, um den Keim, der im Leben nur ausgeſäet wird, nie völlig gedeiht, für ein zukünftiges Leben zu erhalten. So griff die Kirche in alle Verhältniſſe des Lebens ein, in ihr allein war das Heil, alles außer ihr war Finſterniß, überall waltete ein vernichtender Geiſt der Hölle, gegen welchen nur der Glaube, nur die völlige Ergebung in jene wundervolle Welt der Offenbarung den Beängſtigten ſchützen konnte. Ja, ſelbſt jenſeit des Grabes verſetzte die Kirche den Gläubigen in den Kreis derer, die plötzlich geſtorben, ohne Segen und Löſung verſchieden waren. Man ſah ſie ringend nach Erlöſung. Die Begier, die Selbſtſucht des irdiſchen Lebens überlebt den

Tod, und bereitet ohne Befriedigung eine ewige Qual. Dieſe furchtbare Marter, mit dem innern Schauder vor einem ähnlichen Schickſale erregte die innigſte Theilnahme; jenſeit des Grabes lebte man mit den Freunden, litt mit ihnen, und das erweiterte Gefühl lernte die Erſcheinung geringſchätzen, nur lebend in dem, was alle Verheißung hat, ſo hier, wie dort. Die Kirche allein, die allenthalben, wo der Kampf mit der Hölle fortdauert, ſegnend hinzutritt, konnte dem Zagenden, für die Geliebten Fürchtenden, Heilung geben. Sie zu gewinnen, opferte man alles. Aber das Ganze drängte ſich zuſammen in das ewige Bild des Herrn und Heilandes, aus dem alle Seligkeit ihren einzigen Ausfluß hatte. Was der Glaube forderte, worin allein alle Rettung erſchien, war die irdiſche Geburt des Göttlichen ſelber; dadurch allein war die Erde aus den Klauen der Hölle zu retten. Die Geburt Chriſti, die tröſtend, die Strafe mildernd, dem gefallenen Geſchlechte früh ſchon geweiſſagt wurde, iſt nicht durch die Entwickelung der Geſchlechter, nicht aus der Fülle der Natur auf irdiſche Weiſe geſchehen, ſie ſtellt einen abſoluten Anfang, eine neue geiſtige Schöpfung dar. Die Mutter Gottes, aus deren unbefleckten Schoße der Verſöhner geboren ward, war die erſte vollkommen Geheiligte, dem Himmel Gehörige. Die Auserwählten, deren frommes Beſtreben durch die Gnade des Erlöſers ſie von allen irdiſchen Banden löſete, die ihr ganzes Daſein ihm weihten, gingen ganz auf in jenes ſelige Leben; waren, er in ihnen, ſie in ihm, bis zur völligen Einheit verſchmelzen. Eine wundervolle Welt von Heiligen hatte ſich von der irdiſchen Gewalt losgeriſſen, ein unſichtbares Reich Gottes zu begründen. Die kämpfende Gewalt des Böſen hatten ſie überwältigt, gegen die Ungläubigen die ſelige Zuverſicht kund gethan und in Marter und Tod behauptet. Ja aus allen Ständen, aus jeder Beſchäftigung erhoben ſich ſolche, die ihre Kunſt, ihrer Hände Werk, ihr ganzes Daſein dem Heilande weihten. Jedes Talent, jedes Beſtreben, jede ſtille häusliche Beſchäftigung erhielt dadurch eine heilige Bedeutung, und überall, im Felde, in den Wäldern, in der ſtillen Werkſtatt war der Gläubige von ſchützenden Heiligen umgeben, die ihm durch gleiches Streben, durch gleiche Neigung, durch gleichen Stand, innerlich verbrüdert und verwandt, auch ſein eigenthümliches Weſen heiligten. Vermag das fromme Gebet des reuigen Sünders ſchon die Richtung nach einem Höhern und Heiligern zu beleben, vermochten die Gebete derer, die ſich der frommen Betrachtung ganz weihten, auch dann, wenn ſie das Irdiſche nicht überwältigt hatten, ſegnend auf die Umgebung zu wirken, wie viel größer mußte die Gewalt der Gebete derer ſeyn, die an der Herrlichkeit des Erlöſers Theil nehmen durften? Das war eben das Herrliche und Tiefe jener frommgläubigen Zeit, daß alles, jede Richtung des Lebens, bis zu einer heitern, feſten, in Gott lebendigen Perſönlichkeit geſteigert wurde. Dürfen wir uns wundern, daß jene Heiligen ſelbſt Gegenſtände des inbrünſtigen Gebets wurden, da ja die ganze Kraft des Heilandes in einem jeden ſich kund that, während dasjenige, was die Frommen an die Erde knüpfte durch ſie geheiligt war?

Aber die Keime des Himmels können ſich auf der Erde nicht entfalten, dieſe Keime in allem Widerſtreit für ein höheres Leben zu erhalten, war das höchſte Ziel der Gläubigen, und damit es nicht an Aufmunterung fehle, damit der Kämpfende eine Zuflucht habe, wo er von der Hölle verfolgt, fortdauernd Rettung fände, wo die Gewalt der Böſen vor der ewigen Herrlichkeit Gottes weichen mußten, erhoben ſich die Tempel, dem verſöhnten Gott, dem Erlöſer und ſeinen Heiligen gewidmet. Der Tempel ſelbſt war die Erſcheinung der Kirche, die ſinnliche Offenbarung des Unwandelbaren, Ewigen. Wie die Sonne den Keim alles irdiſch Lebendigen erhält und gedeihen läßt, ſo warf hier die heilige Sonne einen Glanz auf alles Irdiſche, ſchuf eine neue, in ſich herrliche, göttliche Natur, die von den finſtern Schatten des äußern Lebens befreit war. Alle Pracht und Herrlichkeit der Welt, wenn ſie dem Menſchen dient, iſt eine Quelle der furchtbarſten Zerſtörung: in ſie kleidet ſich der leere Hochmuth, die vernichtende Eitelkeit. Dem Ewigen, der Kirche geweiht, wird ſie ſelber eine Blüte der Erde, in welcher das Himmliſche ſich offenbart. Wer ſich der irdiſchen Kunſt widmet, deſſen Lohn iſt irdiſch, und wer die Früchte ſolcher Kunſt genießt, und dieſes als ein Hohes anſieht, der bauet ſich ſelber einen Tempel, der Selbſtſucht, der ſeinen Eigner verſchlingt. Wer aber die herrliche Gabe, das Kunſtreiche hervorzubringen, nur als einen Keim betrachtet, aus welchem ein Göttliches ſich geſtalten ſoll, dem iſt der Lohn gewiß, und was die Andacht gebar, das wirkt belebend und erquickend auf die Gläubigen: der Genuß ſelber iſt ein heiterer, ewiger. Das heilige Kreuz, an welchem Chriſtus ſtarb, war das Zeichen des ſchmerzenreichen Todes, der ſich in jeder Entſagung des Irdiſchen darſtellen ſollte, aber es ſelber ſchloß in ſich alle Seligkeit und Freude. So war der Tempel nach außen in der Form des Kreuzes gebaut, aber aus dieſer Geſtalt des Leidens entwickelte ſich die ewige Herrlichkeit, der man mit frommem Sinne alle Pracht der Erde gewidmet hatte. Gegen Sonnenaufgang leuchtete der Altar des Erlöſers. Altäre waren der heiligen Mutter, waren den Heiligen gewidmet. Sie ſelbſt erſchienen bildlich, perſönlich, denen Heil verkündigend, die ſich im Glauben an ſie wandten. Die Kunſt gründet ſich auf die Ewigkeit der Perſon. Daß das Antlitz der Menſchen, ja die ganze Natur, eine ſtumme Offenbarung Gottes ſey, dem Geſichte geſchenkt in der Andacht, durch die geheiligte Geſtalt, wie die Offenbarung durch Worte dem Ohr, iſt ihr feſter Glaube. Was die Natur verfinſtert, iſt nur die eigene Sünde, die ihren langen, finſtern Schatten auf alle Erſcheinung wirft. In den ſeligen Stunden der höchſten Andacht verklärt ſich das Geſicht. Den tief andächtigen Evangeliſten erſchien Chriſtus in ſeiner Verklärung auf dem Berge. Was dieſen Glanz ſeiner Perſon nicht immer ſehen ließ, war der irdiſche Sinn, der ihn verbarg. So kann in den Stunden der ſtillen Andacht ſich der Himmel eröffnen, die Heiligen erſcheinen dem Kunſtbegabten in ihrer Verklärung, und das heitere, ewige Antlitz der Seligen vermag er bildlich darzuſtellen. Wie nun, durch die Kunſt, die Heiligen perſönlich erſchienen, ſo verſchwand dahingegen die irdiſche Perſon der Geweihten, die beſtimmt waren, das gnadenvolle Räthſel zu verkündigen.

Der prachtvolle Ornat war die würdige Hülle der laut verkündigten Geheimniſſe; Geſänge, deren bedeutende, das Innerſte tief bewegende Worte durch hohe Melodien verherrlicht waren, ſchallten durch die weiten Gewölbe, und dem andächtigen Sinne war es vergönnt, durch eine Baukunſt, die das geſunkene Geſchlecht nur ſtaunend bewundern kann, das Ganze weit über alles Irdiſche hinaus in eine Region tiefer, überſchwenglicher Gefühle zu verſetzen. In dieſen erſtaunungswürdigen Gebäuden, aus welchen allenthalben die beſeligenden Zeichen eines höhern, verſöhnten Daſeins hervorquollen, wo aus der tiefen Bruſt des Geweihten die geheimnißreiche Gnade ſich kund that, wo eine innere Welt ſeliger Geſtalten uns in den Himmel blicken ließ, der dem irdiſchen Sinne verſchloſſen war, verlor alles ſonſt noch ſo Wichtige und Große des äußern Lebens ſeine Bedeutung. Verbrecher waren ſicher an dieſer Stätte, Fürſten und Knechte waren gleich, jene gedemüthigt durch die unendliche Herrlichkeit, die alles Irdiſche als ein Nichtiges erſcheinen ließ, dieſe gehoben durch die gnadenreiche Verſöhnung, die beiden gleich wichtig, alle zur gleichen göttlichen Freiheit heiligte. Wer ſich dieſen Tempeln näherte, mußte geiſtig wiedergeboren werden. Das geweihte Waſſer, ein Strom aus jenem ewigen Born der heiligen Taufe, die ſeine irdiſche Geburt zum Keim für eine höhere gedeihen ließ, mußte dieſe Wiedergeburt bezeichnen. Wo im Leben die Hölle mit Gefahr drohte, da mußte ſie weichen vor dem

Zeichen des Kreuzes, und wer zum höhern Daſein durch die Wiedertaufe geweiht in den Tempel trat, der wandte ſich kniend gegen den Hochaltar, indem er alle irdiſche Anfechtung, jede ſtörende Begierde, als aus der finſterſten Hölle kommend, durch die Bezeichnung mit dem Kreuze andächtig abwies. Während nun die kund gewordene ewige Herrlichkeit in Geſtalten und Tönen ihn umgab, verſank er ſelbſt in ſtilles Gebet, das in den innerſten Tiefen des Gemüths erſchallende Echo jenes großen, ſeligen Lebens. Selbſt die Töne aus einer fremden Sprache, die ihn eine tiefe Bedeutung mehr ahnen als klar begreifen ließen, eröffneten ihm eine geheimnißreiche Welt, in welcher aller irdiſche Wille, wie Verſtand, unterging. Während von den Wänden die Seligen ihn anblickten, während die Geweihten die Ceremonien des ewigen Opfers feierlich begingen, während Orgel und Geſang das Gemüth im Tiefſten löſete, rief der Betende einen Heiligen an, in wenigen ſtets wiederkehrenden, durch die fremde Sprache wie aus einer andern Welt in ſeiner Seele wiederklingenden Worten. Die gleiche Weiſe, das ſtete einförmige Wiederkehren der nämlichen Worte beruhigten die Stürme des irdiſchen Gemüths, und wie das Murmeln eines rieſelnden Baches floß das Gebet ſtill in der großen bewegten Welt, und wälzte mit ſich fort in ſeinem ſtillen Laufe jede Begierde, jeden irdiſchen Gedanken, indem es die beruhigte Seele für die hohe Empfindung einer gnadenreichen Gegenwart aufſchloß. So vorbereitet ward er zur eignen That, zur Selbſtaufopferung aufgefordert. Der Menſch fühlt wohl Reue über das Böſe, das er begeht, der innere Widerſpruch läßt ihn nie zur Ruhe kommen; aber das Gewiſſen iſt Kläger, nicht Richter, ja es weiſet auf einen unerbittlichen Richter hin, vor deſſen Antlitz kein Irdiſcher beſtehen kann. Hier tritt ihm die Kirche, die allein Rettung hat, tröſtend entgegen. Sie iſt das Allgemeinſte und das Perſönlichſte zugleich, die Fülle des ganzen Himmels, die ſich in die enge Bruſt des Menſchen verſenkt, und wie die großen Widerſprüche ganzer Geſchlechter, Zeiten und Reiche, ſo den ſtill zehrenden Kummer einer jeden Seele durchdringt und zu löſen vermag. Gedanken und Thaten, Finſteres und Böſes können wir ihr, die allein Kraft und Sicherheit hat, anvertrauen, und wenn wir das ganze Daſein ihr gewidmet haben, ſo keimt aus ihr eine neue Welt unendlicher Verheißung. Eine allgemeine Beichte iſt gar keine. Sie erſcheint nur dann beſeligend, wenn durch ſie die Kirche meine Qual, meinen bangen Streit theilt, und innigſt mit meinem Schmerze verwandt, das eigne verworrene Daſein für ſich ſelber rettet. Eine jede Selbſtprüfung iſt eine fortdauernde Selbſttäuſchung; Furcht und Hoffnung verſchlingen ſich wechſelſeitig, wer aber in der Kirche alle Zuverſicht findet, der mag nicht ruhen, bis ſie jeden Streit getheilt, jeden Widerſpruch geſchlichtet, jede böſe That vernichtet hat. Durch ſie gelöſt, gereinigt, gerettet von der irdiſchen Vergangenheit, nähert er ſich dem Hochaltare, um durch das heilige Abendmahl in die innigſte, geheimnißvollſte Gemeinſchaft mit dem Höchſten zu treten. Wie er in dem innerſten, heiligſten Mittelpunkte der Kirche, in dem ſeligen Weſen des Erlöſers aufgeht, ſo iſt es ihm vergönnt, durch die göttliche Nahrung ſich den Erlöſer ganz anzueignen. Das ewige, unbegreifliche Wunder der Selbſtaufopferung erſcheint in ſeiner geheimnißreichſten Tiefe. Nicht für das Geſchlecht allein, für mich hat er ſich geopfert, ganz geopfert, ſein ganzes göttliches Daſein löſet ſich in dem meinigen aufs innigſte auf. Sein Leib, ſeine Menſchwerdung ſelber iſt meine geworden. Wie aber das Blut in eignen Gefäßen rollt, von dem Herzen aus nach allen Gliedern geht, und wieder aus allen Theilen dem Herzen zuſtrömt, ſo ſtellt das Blut Chriſti die allgemeinen Pulsſchläge der ewig lebendigen Kirche dar, und rollt in der unſichtbaren Welt der Weihe, lebendig, ohne unmittelbare Berührung, dennoch den Leib durchdringend, nährend, dem innerſten Herzen Gottes zuſtrömend, alle Bewegung erhaltend durch den Odem des Ewigen.

Es iſt ſchwer, ſich in das tiefe Naturgefühl der alten Germanen ganz zu verſetzen. Das Leben war nicht durch Begriffe zerſplittert, und was ſie fühlten und ahneten, nahm das ganze Daſein in Anſpruch. Selbſt das, was uns in den Stand ſetzt, das Ganze zu überſchauen, iſt eine gewiſſe Entfernung von der innern Tiefe, in welcher ſie ganz verſunken waren, eine Entfernung, die, wenn ſie auch dem Bewußtſein zu ſtatten kommt, dennoch die eigentliche innere lebendige Kraft lähmt. Das Chriſtenthum war aus der alten Welt entſprungen; auf den Trümmern eines durchaus fertigen, abgeſchloſſenen, glanzvollen, aber längſt verwirkten Daſeins erhob ſich das Kreuz. Die Kirche konnte dieſer alten Verwandtſchaft nicht entſagen. Die alte römiſche Sprache blieb, alle ihre äußeren Einrichtungen, ihre Rechtsverhältniſſe zumal, wurzelten in der alten Welt, mancherlei Töne des Wiſſens und des Lebens klangen, wenn auch auf eine verworrene Weiſe, wieder, und das Oberhaupt der Kirche erwarb ſeine Macht in der ewigen Roma, die in Reue über den leeren Uebermuth einer eiteln Vergangenheit, ſich von dem alten Glanze abwandte. Von hier aus ergoß ſich das Licht über die entfernteſten Gegenden, bis nach dem dunkelſten Norden. Es fand die wilden Länder, voll wüſter Waldungen, tiefer Moore, wo die phantaſtiſche Natur, ungebändigt, in dem Schatten ewiger Eichen und Birken trübe Pflanzen, wilde Thiere und kämpfende Helden gedeihen ließ. Wo die Sonne des Chriſtenthums hinſchien, wurden Natur und Menſchen geſelliger. Die Klöſter baueten ſich in den wilden Gegenden an, und Gärten und Aecker entſtanden, wo ſie waren. Die Wälder wurden ausgerottet, die Moräſte ausgetrocknet, geſellige Pflanzen aus fernen Ländern verſammelten die Menſchen zur Arbeit und zum Genuſſe, die wilden Thiere, wie der unbändige Sinn, flohen in entfernte wüſte Gegenden, und die Geſetze, die allmählig aus den Klöſtern, wo ſtille Betrachtung das wilde Leben ordnete, entſprangen, wurden für die phantaſtiſche Willkür, was der Ackerbau für die rohe Natur. Beide begegneten, unterſtützten ſich wechſelſeitig. Die beruhigte Natur hemmte die wilde Kraft, die gemäßigte Kraft bändigte die Natur, und ſo bildete ſich erſt in einzelnen, zerſtreuten Punkten, dann in immer größern Umkreiſen jener Garten der alten Dichtkunſt, gefüllt mit Blüten eines mildern Himmels, in welchem ritterliche Ehre, zarte Frauenliebe, ſich opfernde Treue die ſchönſten Zierden waren. Was in dieſer heitern Umgebung nicht gedeihen konnte, was zu entſchieden in der Gewalt der wilden Naturkräfte war, das trennte ſich deſto beſtimmter, und die reinſte heiligſte Tugend zeigte ſich, im ſcharfen Gegenſatz gegen die frechſte Willkür, die kühnſten Verbrechen, den wildeſten Uebermuth. Aber ſelbſt in dem Herrlichſten war die alte rohe Kraft zwar verdrängt, aber nicht unterdrückt. Und eben aus dieſem Kampfe einer mächtigen geſunden Natur mit ſich ſelber entſprang der unendliche Reiz, die heitere Friſche des damaligen Lebens. Es iſt oft geglaubt und von vielen behauptet worden, daß das Chriſtenthum durch die finſtern Vorſtellungen von Hölle, von Qualen des Fegefeuers, von furchtbaren Martern die ganze Einbildungskraft des Menſchen verfinſterte, das tief beängſtigte Gemüth in eine trübe Stimmung verſetzte; ja die Flachſten haben wohl behauptet, daß dieſes eben die Künſte der Pfaffen waren, die ſo die Einfalt roher Naturen mißbrauchten, um ſie zu beherrſchen. Andere ſchildern mit den grellſten Farben die Verwüſtung der Völkerwanderung, wie die blühendſten Städte des heitern Italiens von Barbaren überſchwemmt, vernichtet, und zerſtört wurden; wie ganze Gegenden, die unter den Römern zu den bevölkertſten und fruchtbarſten gehörten, auf Jahrhunderte verwüſtet, furchtbar verödet waren: wie dieſer Strom der Verwüſtung ſich über Gallien und Spanien mit gleicher Wuth verbreitete; wie ſpäter, als ſich das Mittelalter bildete, Kaiſer und Fürſten und Bürger ſich wechſelſeitig bekämpften, bedrückten; wie die Landſtraßen von mächtigen Räubern beſetzt waren, die allen Geſetzen Hohn ſprachen; wie das Volk in der ſchauderhafteſten Knechtſchaft ſeufzte, während die mächtig gewordene Geiſtlichkeit, ihre eigenthümliche Beſtimmung vergeſſend, das Mark des Landes ausſog, durch finſtere Drohungen, Verfolgungen und Bann die Streitigkeiten halbwilder Barbaren vermehrte, anſtatt ſie zu ſchlichten, das Volk in einen bedauernswürdigen Aberglauben verſtrickte, Wiſſenſchaft und Bildung zurückhielt, Fürſten und Völker gegen einander aufhetzte, um aus der tödtenden Gährung die eigne Herrſchaft zu begründen. Daher konnte nichts gedeihen. Einzelne große Fürſten ſammelten die zerſtörenden, ſich ſelbſt vernichtenden Kräfte, aber nur für eine kurze Zeit. Das Reich der Oſtgothen ſteht und fällt mit Theodorich, der mächtige, germaniſche Staat durch das erſtaunenswürdige Genie des großen Carls über den größten Theil von Europa ausgedehnt, löſet ſich mit ſeinem Tode auf; was die ſächſiſchen Kaiſer ordnend zuſammenhielten, zerfällt unter den fränkiſchen, um die übermäßige Gewalt eines herrſchſüchtigen Prieſters zu begründen, und die große Macht und Kraft der Hohenſtaufen löſet ſich in das gährende, alle Verhältniſſe des Staats zerrüttende Interregnum auf.

Wir werden jene äußern Schickſale des Reichs, in ſo fern ſie auf die innern, auf die eigentlich bleibenden Verhältniſſe deuten, weiter unten betrachten.

Hier finden wir es nöthig, folgendes zu bemerken. Die Begebenheiten einer Nation ſtellen ihre äußere Seite dar, der Kampf, der aus äußern Beziehungen ewig entſpringt, enthält zwar auch den Geiſt, das Innere belebende, aber ſtellt dieſes keinesweges rein dar. Ja, wenn ſie allein betrachtet werden, geben ſie bei einer jeden Nation nur ein Bild der verworrenſten Verwickelungen. Mag es wahr ſeyn, daß beide Richtungen ſich in den geſchichtlichen Darſtellungen der alten Welt mehr durchdrangen, daß eben daher die Hiſtoriker der Griechen und Römer klaſſiſch genannt werden können, mit den Germanen iſt dieſes keinesweges der Fall. Die allgemeinen, äußerlich geſchichtlichen Werke entſprangen aus den Klöſtern, in welchen die Documente der Verhandlungen und Streitigkeiten geſammelt wurden; alle große und mächtige Verhältniſſe wurden, von der Kirche aus, geleitet, die meiſten Urkunden und Quellen ſind in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und das eigentliche zuſammenhängende innere Leben der Nation, die heitere und lebendige Quelle, aus welcher alle Begebenheiten floſſen, iſt kaum zu erkennen. Im wunderbaren Gegenſatze gegen die Sammlungen und finſtern Chroniken bildete ſich die Poeſie und Kunſt der Germanen, die, wie jene die äußere Verwirrung, ſo die innere heitere Seele, das friſche, fröhliche Gemüth des Volkes entfaltete und erkennen läßt. Wie durch die großen und verworrenen Begebenheiten das eigentliche innere Leben nur trübe durchblickt; ſo ſpielt die Poeſie mit dieſem, um das eigenthümliche Gemüth deſto unbefangener zu enthüllen. Wie alle äußern Widerſprüche, aller Kampf und alle Verwirrung ſich in dem geſunden Gemüth aufzulöſen vermag, das wird nur durch ſie klar. Nie keimt eine fröhliche Poeſie in einer innerlich trüben Zeit, Kampf und ſcheinbare äußere Verwirrung bildet, unterhält oft ein friſches, nationales Leben, unterdrückt es nicht. Wenn wir von dieſem Geſichtspunkte ausgehend die Gedichte der alten Germanen betrachten, wie ganz anders erblicken wir ſie dann — Felder und Städte und äußeres Eigenthum, Glanz und äußere Pracht, Mannichfaltigkeit, ja ſelbſt Sicherheit der Genüſſe, bilden nicht den alleinigen Beſitz eines Menſchen. Die innere fröhliche Kraft, der Muth des Lebens, die geſunde Entwickelung eines ganzen Daſeins iſt der ächte Beſitz. In jenen alten Gedichten, die zwar das Gepräge einer ſpätern Zeit, in welcher ſie geordnet und behandelt wurden, tragen, die aber dennoch die Art und Weiſe, wie die Vergangenheit einem Zeitalter erſchien, welches ihr, ſo innerlich wie äußerlich, näher verwandt war, tritt eben jene Geſundheit in ſtarken Zügen hervor. Das Nibelungenlied in Verbindung mit Niflunga- und Volkunga-Saga enthüllen uns ein ganzes, wunderbares Leben. In Worms ſehen wir den Hauptſitz eines blühenden Reichs, der anmuthige mit allen Gaben der Natur reichlich ausgeſchmückte Held Siegfried gehört zum Theil, die finſtere Brinhilde ganz, dem entfernteſten Norden zu, die zwei Extremen des frühern Daſeins, Attila, der rohe Mongolenfürſt, der Europa überſchwemmte, und Theodorich, der die alte Zeit und ihre Cultur, Luxus und Wiſſenſchaft vorübergehend wieder aufleben ließ, geſchichtlich einander folgend, werden zuſammengeſtellt, und ſo ſtark iſt die dichteriſche Aſſimilationsgabe, daß beide das germaniſche Leben darſtellen müſſen. Die Helden müſſen zwar durch eine furchtbare Verkettung der Dinge untergehen, aber erſt nachdem ſie die Fülle eines großartigen Daſeins enthüllt haben, und ſelbſt der Untergang erſcheint als ein rüſtiges, ja fröhliches Spielen mit einer übermüthigen Kraft. Spätere Gedichte verlieren ſich zwar im Wehklagen über den Untergang, dennoch bleibt jenes geringe Mitleid fern — ein ſolches Leben ſcheint dem Tüchtigen wünſchenswerth, ein ſo großartiger Tod zu beneiden. Die ſpätere Zeit wird milder, die Sprache erhält einen wunderbaren Reiz, Liebe und Sehnſucht durchdringen das ganze Leben. Wälder, Flüſſe, hohe Burgen auf ſchroffen Bergen glänzen im Sonnenſchein; über die Felder reiten muntere verbrüderte Ritter zur fröhlichen Waffenthat; ſchöne Frauen begrüßen ſie; die geheime Neigung, ſchon in den älteſten Gedichten von einer unendlichen Tiefe und Zartheit verherrlicht das Leben; Glocken ertönen; in dem hohen Dome erſcheinen die Prieſter; die erleuchteten Altäre, die herrlichen Geſänge, das fromme Gebet erheitern die Hoffenden; das ganze Leben erſcheint als ein heiterer Frühling, durchglüht von Liebe, Andacht und jugendlicher Kraft. Auch brachen die freudigen Töne eines ſo heitern Daſeins in zarte Gedichte aus. Nicht ſolche allein, die in der Ferne ſtehend das volle Leben nur darſtellten, nicht genoſſen, waren die Sänger. Aus allen Ständen erſchienen ſie, und Ritter, Kaiſer ſelbſt, Männer, durch kühne Thaten, durch ein großes Leben verewigt, die durch ihre Kraft die verworrenen Verhältniſſe des großen Reichs lenkten, haben die herrlichſten Lieder, der Liebe und der Andacht gewidmet, hinterlaſſen.

III.

Vergleichung des Mittelalters mit unſern Tagen.

Indem wir uns nun an der Erinnerung eines ſo fröhlichen Lebens ergötzen, tritt ein ernſthafter Mann hervor. Er hat mit vielem Fleiß die Quellen ſelbſt ſtudirt; die Mißbräuche, die Klagen, die Streitigkeiten der Vergangenheit, die Unvollſtändigkeit ihrer Geſetze ſind ihm wohl bekannt, und was er behauptet, vermag er auf das gründlichſte zu beweiſen. Was beſaß, ſagte er, jene geprieſene Zeit ſo vorzügliches? Während wir die Weisheit der alten Griechen bewundern, wälzt ſich uns aus den Klöſtern ein Wuſt von Diſtinctionen und unnützen Begriffsſpaltungen entgegen, jene finſtere ſcholaſtiſche Philoſophie, deren trübe vermeintliche Weisheit einem jeden verborgen bleiben muß, nicht ihrer wirklichen Tiefe wegen, vielmehr weil keiner die Geduld haben wird, ihre dunkeln, irreführenden Kreuzgänge zu durchwandeln, weil ſie in trüber Entfernung vom Leben erzeugt, immer weiter, immer tödtender von allem Leben entfernt, weil Worte ſich an Worte abreiben, Begriffe ſich unter einander verwirren und abſchleifen, bis nur ein todtes, trocknes, endloſes Spiel daraus wird. Gehen wir aus den Klöſtern hinaus, ſo begegnen uns übermüthige Ritter, die, indem ſie ſich unter einander zu vernichten ſtreben, über ſich kein ordnendes Geſetz, keinen Herrn und Regenten, unter ſich keine Spur von Freiheit dulden. — Ja, wenn wir auch zugeben wollten, daß dieſe im Gefühl ihres frechen Lebens Kraft und fröhliches Daſein entwickeln konnten, ſo bleibt doch die ganze Maſſe des Volks gedrückt und mit Füßen getreten. Spricht nicht eine jede Seite der Geſchichte von jenen Greueln des Feudalſyſtems, von den furchtbaren Rechten der Herren über die Leibeignen. Wie ein tödtendes Contagium griff die Knechtſchaft um ſich, wenn Freie und Unfreie ſich verheiratheten, ſtarb die Freiheit in dieſer Verbindung unter ihnen und in dem erzeugten Geſchlechte. — Vergleichen wir den geringſten Mann unſerer Zeit mit jenen Unglücklichen, wie viel günſtiger iſt ſeine Lage? Keiner iſt ſo gänzlich der Willkür des Einzelnen preisgegeben, durchdachte, für alle Fälle geordnete Geſetze wachen über die Rechte aller, die mächtige Hand des Herrſchers hält ſie aufrecht, die Freiheit iſt in die geringſten Hütten hineingedrungen, die Laſten ſind gleichförmig vertheilt, dieſelbe Gewalt, die die Mächtigen dem Ganzen unterwarf, hat das Volk für das Ganze gewonnen, und dadurch wahrhaft befreiet. Und nun jene widerwärtige Miſchung von roher, übermüthiger, phyſiſcher Kraft und geiſtiger Knechtſchaft. Erſcheint uns der Druck willkürlicher Gewalt, wie ſie gegen Geringere ausgeübt wurde, tadelnswerth und ſchlecht, ſo müſſen wir ſie dennoch faſt preiſen, wenn ſie verglichen wird mit jenem Blödſinne, in welchem ſie ſich von den groben Ränken der Pfaffen umſpinnen ließen. Dieſe thörichte Verehrung des Mittelalters, aus Unwiſſenheit entſprungen, iſt keinesweges gleichgültig. Männer, deren Talent der Zeit hätte nützlich werden können, verlieren ſich in Wehklagen über die verlorne Herrlichkeit, ja indem ſie auf eine Gegenwart herabſehen, in welcher ſie wurzeln, ohne welche ihr ganzes Daſein bedeutungslos wäre, dünken ſie ſich klüger und beſſer, als diejenigen, die Freude und Leid ihrer Zeit theilen mögen. Iſt es nicht ſo weit gekommen, daß ihnen alles ſchädlich ſcheint, was jene Zeit und ihre Lebensformen verdrängt hat? Von ihnen rühren die Unterſuchungen über die Schädlichkeit der Entdeckung des Pulvers, der Buchdruckerkunſt, der neuen Welt her, ſie ſchmähen alle Bemühungen, jenen Verſtandesſchwächen der Vorzeit zu begegnen, wo ſie ſich noch zeigen mag; der eine will die Kirche in ihrer alten Form, der andere das Reich, der dritte die Ritterzeit, der vierte, könnte es ihm gelingen, den Aberglauben zurückführen. Daran denken ſie nicht, daß dieſes alles, Kirche und Staat, und alle Verhältniſſe des Lebens, ſo innere wie äußere, in und mit einander geworden ſind, und daß auch unſere Zeit mit ihren Mängeln und Vorzügen ein Ganzes bildet, in welchem alle Theile ſich gegenſeitig in lebendiger Wechſelwirkung entfaltet haben, und ferner entwickeln werden. Man wünſcht den alten Glauben in ſeiner Form, das alte Reich wieder hergeſtellt. Aber der alte Saturn verſchlingt ſeine Kinder, Formen der Geſchichte wiederholen ſie nie, lebendig ſchreitet die Zeit, ſchaffend und bildend, vorwärts, und eure Wehklagen erſcheinen ſelbſt als wunderliche, verworrene Töne der allmächtigen Zeit, die in dem Brauſen ihres Fortganges bedeutungslos verhallen. Schädlich ſind dieſe matten Klagen, weil ſie blind machen gegen die eignen Vorzüge, weil eine jede Zeit ihr Problem, welches ſie löſen ſoll, aber niemals löſen kann, wenn ſie es nicht in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit ergreift, mit Zuverſicht zu faſſen ſucht. Ja, der herrlichſte Glaube, der eigentlich heiligſte, der tief religiöſe von Gott entſprungene, der ein Gott iſt der Lebendigen, nicht der Todten, iſt Glaube an die Gegenwart. Dieſer allein iſt fruchtbringend, dieſer allein hat die Verheißung, und blüht belebend auf in Thaten, Handlungen und Aufopferung jedweder Art.

Wir antworten : Wohl entfaltet und bildet die Geſchichte immer von neuem, und niemals wird das einmal dageweſene wieder aufſtehen in der vergangenen Form; auch iſt es wahr, daß wir in unſerer Zeit leben ſollen, mit ihr handeln. Aber die Geſchichte bildet auf mannichfaltige Weiſe. Oft überläßt ſie einem Geſchlechte in langen Zeiten den eigenen, einſeitig eingeſchlagenen Gang, dieſer wird bis zum höchſten Extrem verfolgt, bis er in ſich ſelber faſt alle Bedeutung verliert, und die Gegenwart erſcheint in einer tiefen Armuth; was dem Leben vormals einen Werth gab, gilt nichts mehr, die bunten Farben der nächſten Vergangenheit ſind abgebleicht. Viele ſcheinen dann allmählig aus einem tiefen Schlafe, aus wunderlichen Träumen zu erwachen, ungewiß, ob, was ihnen träumte, noch da ſey oder nicht, ungewiß, ob das Erwachen ſelbſt irgend einen wahren Genuß gewähren wird, nach dem wir das Erträumte verdrängt haben. In ſolchen Augenblicken einer traurigen Leere iſt es dann, als beſönne ſich die Geſchichte auf längſt vergeſſene, oder nur dunkel in der Erinnerung gebliebene Schätze, die plötzlich hervortreten, und in Verbindung mit dem gewohnten Daſein, ein neues Leben, eine neue Thätigkeit, eine neue Bildung gedeihen läßt. Dürfen wir es wohl vergeſſen, daß auf dieſe Weiſe die alte Welt mit ihrer Weisheit, ihren großen Werken belebend in das Mittel alter hineintrat, und daß durch die Hineinbildung einer faſt verſchollenen Vergangenheit in die Gegenwart ſich eben unſere Zeit, die ihr ſo vorzüglich preiſen möchtet, geſtaltet hat? Jede neue Richtung, die wahrhaft geſchichtlich werden ſoll, und auf menſchliche Weiſe ſich entwickelt, tritt mit einer unendlichen Einſeitigkeit hervor. Das iſt eben die unerſchöpfliche Quelle des Lebens, die ihre Dauer, ihre Bedeutung beurkundet. Das allgemeine Leben mäßigt das Streben, welches untergehen würde, wenn es nicht mit unendlicher und einſeitiger Kraft hervordränge. Dürfen wir vergeſſen, daß im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte viele mit einem einſeitigen Eifer die Vorzüge der alten Welt hervorhoben, die doch jener Zeit viel fremder war, als die Vorzeit unſerer eigenen Nation uns? Daß es Männer gab, denen die alten

Götter vornehmer, als der Glaube der Kirche erſchienen? Daß dieſe Vergötterung ſelbſt noch fortdauert, und, wenn auch in Einigen übertrieben, dennoch das Fundament aller Bildung unterhält? — Jene Vorliebe für das frühere deutſche Leben, wie ſie in unſern Tagen lebendig geworden iſt, kann man ſelbſt als ein bedeutungsvolles Ereigniß der Zeit betrachten, ja man darf behaupten, daß es nicht weniger bildend und belebend in die Erſtarrung vieler Formen hineintreten wird, als die Vorliebe für die alte Welt in dem Mittelalter. Das, was in jener Zeit vielleicht herrlich und groß war, würde aber niemals die Gegenwart mit ſo großer Kraft ergreifen, wenn es nicht das ganze Daſein ſeiner Repräſentanten in Anſpruch nahm. Und iſt etwa die Geringſchätzung der Vergangenheit weniger ſchädlich, als die Ueberſchätzung derſelben? Bei den meiſten Menſchen behauptet die Gegenwart ihre Rechte. Es gehört eine eigenthümliche Stärke des Geiſtes dazu, ſich von dem, was uns durch Gewohnheit geheiligt erſcheint, wahrhaft loszureißen; faſt alle Menſchen beurtheilen das Leben nach ihrer Umgebung, und die einzige feſte Grundlage aller ihrer Anſichten iſt aus der engſten Gegenwart entſprungen. Auch dringt jene Begeiſterung für die Größe einer vergangenen Zeit nur langſam und allmählig durch, und muß eben daher mit einer unendlichen Kraft der einſeitigen Richtung ausgerüſtet ſeyn, um der allenthalben entgegenſtrebenden Maſſe begegnen zu können. Aus dieſer engen, nur aus der Gewohnheit des Lebens gebildeten Anſicht entſpringt aber die thörichte, ſeichte, ja höchſt ſchädliche Lobrednerei, die einer jeden Armſeligkeit der Zeit huldigt, alle freie Umſicht, und großartige Beweglichkeit vertilgt, und die Bildſamkeit der Zeit in ihren innerſten Tiefen lähmt. Dieſer zu begegnen iſt beſonders in einer Zeit der Wiedergeburt der Nation wichtig, und deshalb wollen wir eine Vergleichung zwiſchen jener Vergangenheit und der Gegenwart anſtellen. Wenn dieſe zum Nachtheile der Gegenwart ausfällt ; ſo iſt es nur, weil uns der Standpunkt der Betrachtung durch die Gegner bezeichnet iſt, und die Folge ſoll uns eine andere Anſicht der Bedeutung unſerer Zeit gewinnen laſſen, voll unendlicher Hoffnung. Es iſt wahr, daß ſich die Philoſophie des Mittelalters, vom Leben getrennt, in einer unendlichen Begriffsſpaltung verlor; aber es iſt dennoch gewiß, daß ſie einen tiefen Kern heiliger Weisheit verbarg, daß ſie alles auf das Höchſte bezog und dem eigenthümlichen, belebenden Mittelpunkte alles Wiſſens näher ſtand, als die herrſchende Weisheit unſerer Tage. Selbſt die finſterſte ſcholaſtiſche Philoſophie zeigt in ihrem unendlichen Spiele mit Begriffen, wie bei Reimund Lullus z. B., wunderbar lichte Punkte, und es iſt keineswegeſ ein Vorzug der heutigen Weisheit, daß ſie dieſe nicht zu finden, nicht zu erkennen weiß. Im ſechzehnten Jahrhundert hat man von Rechts wegen die verunſtaltete ariſtoteliſche Philoſophie beſtritten, ob aber das Extrem einer entgegengeſetzten Richtung, wie ſie hervortrat, unbedingt zu preiſen iſt, kann billiger Weiſe gefragt werden. Die platoniſche Anſicht des Chriſtenthums hat wenigſtens gegen das Ende der Epoche, die wir vertheidigen, eine Philoſophie gebildet, die in ihrer Geſchichte durch Tiefe und Bedeutſamkeit ewig denkwürdig bleibt. Die bedeutendſten Denker unſerer Tage wollen überhaupt die unbedingte Geringſchätzung der Philoſophie des Mittelalters keinesweges theilen Zwar die Naturwiſſenſchaft, jene große Vermittlerin des äußern und innern Lebens, war jener Zeit faſt unbekannt, dafür herrſchte ein ungetheiltes, friſches Naturgefühl, welches in allen Gedichten ſich auf eine heitere Weiſe ausſpricht, und welches durch die Maſſe von Kenntniſſen, die wir erſetzen, kaum zu erſetzen iſt. Daß die heutige Poeſie nur wahrhaft lebendig und bedeutend wird, in ſo fern ſie ſich der lautern Quelle der vergangenen Zeit nähert, daß die geſunkene deutſche Sprach ihre Wiederbelebung, ihre wahrhafte tiefere Bildung nur erhalten hat, indem ſie die lang verborgenen Schätze jener verſchmähten Zeit wieder zu gewinnen ſuchte, iſt allgemein anerkannt. Nun iſt es zwar unleugbar, daß eine Menge klarer Begriffe aus dem Leben ſelber entſprungen, in das Leben eingreifend, in unſern Tagen allgemeiner geworden ſind, daß ſie ſelbſt die Maſſe durchdrungen haben, daß die mannichfaltigen geordneten Kenntniſſe, die in allen Richtungen ſich angehäuft, uns einen Reichthum erzeugt haben, gegen welchen die Armuth jener Zeit den grellſten Gegenſatz bildet. Aber dieſe Begriffe, dieſe Kenntniſſe haben ſie uns nicht mit großer Macht ergriffen, ſo daß wir in ihrer Gewalt ſind, mehr als ſie in unſerer? Haben ſie nicht eine Zerſplitterung, eine Zerſtreuung bewirkt, eine Entfernung von dem eigentlichen Mittelpunkte alles Daſeins, die unſere ſogenannte Aufklärung bezeichnet, welche wir in dieſer Rückſicht vielmehr eine Verfinſterung nennen ſollten? Man ſtellt Unglauben und Aberglauben gegen einander, eigentlich iſt jener ſelbſt ein Aberglaube. Der Aberglaube der frühern Zeit beſtand darin, daß man dasjenige, was wir nur in der größten Angelegenheit als Idee wahr nennen können, perſönlich verzerrte. Es war das Tiefſte ſelbſt, welches verunſtaltet wurde, und ſo widerwärtig uns dieſer Aberglaube erſcheint, ſo war er dennoch nur dadurch möglich, daß das Geſchlecht dem Mittelpunkte des Daſeins, dem Glauben näher ſtand. Den Glauben kann der Menſch nie entbehren, ja der wahre Glaube wird nur von einem falſchen bekämpft. Jene monſtröſe Zuſammenſezzung einer unendlichen Menge endlicher Beziehungen und erſcheinender Verhältniſſe, welche die Wiſſenſchaft unſerer Tage bezeichnet, iſt aus einem entgegengeſetzten Aberglauben entſprungen, der dem Endlichen, Erſcheinendem eine unendliche Gewalt zuſchreibt. Iſt nicht eine ſchmähliche Geiſtesarmuth die Grundlage der herrſchenden Weisheit? Urſprünglich beſitzen wir nichts, alles erhalten wir von außen. In jener Zeit ſchien das Leben ſelbſt nur ein heiterer Wiederſchein des innern Reichthums zu ſeyn. Wir müſſen Alles gewinnen, und nennen das äußerlich gewonnene Erfahrung. Das Erfahrne ſo zu ſtellen, daß die verſchiedenen Theile ſich wechſelſeitig erleuchten, im Leben wie im Wiſſen, iſt unſer ganzes Beſtreben, aber der erleuchtete Punkt ſchwimmt in einer unendlichen Finſterniß, weil die wahre Sonne, die den ganzen Umfang erhellen ſollte, in weiter Ferne kaum geahnet, in der unmittelbaren Nähe keinesweges geſchauet wird.

Dieſe klaren Begriffe haben auch die geſelligen Verhältniſſe geordnet, und es wäre thöricht zu leugnen, daß die Geſetzgebung in unſern Tagen vollendeter und in allen Richtungen ausgebildeter ſey, als in jenen Zeiten, deren Geſetze und geſellige Ordnung nur rohe Entwürfe darſtellen. So iſt eine größere Ruhe im Innern des Staats, eine größere Sicherheit des Eigenthums entſtanden, eine größere Legalität im Allgemeinen. Ob aber die eigentliche Quelle der Geſetze nicht in und mit ihrer äußern Erſcheinung faſt verſiegt iſt; ob nicht die nationale großartige Sittlichkeit abgenommen hat, in dem Maße, in welchem die Legalität mächtiger ward, iſt eine Frage, die nicht abzuweiſen iſt, die ſich kaum zu unſerm Vortheil beantworten läßt. Die Geſetze ſelbſt, je mehr ſie ſich entwickeln, je mehr ſie beſtimmend und ordnend in das Leben eingreifen, ſetzen die Geſinnung immer weniger voraus, ja ſie leugnen ſie, kann man behaupten, ganz beſtimmt, und ordnen, als wenn ſie gar nicht da wäre. So verkannt und verdrängt, hat die innere Geſinnung keine Heimath, keine Stätte, und wie der Mittelpunkt des Wiſſens in den mannichfaltigen Kenntniſſen zerſtreuet, nur durch äußere Verhältniſſe zuſammengehalten wird, ſo iſt die Geſinnung von den Geſetzen ergriffen und äußerlich gefeſſelt. Bei Kindern, die innerlich geſund ſind, ſehen wir viele Krankheiten nach außen ſchlagen, und wenn gleich der Anblick etwas Zurückſtoßendes, ja Widerwärtiges hat, ſo hüten wir uns doch, dieſen Zuſtand aufzuheben, und wo wir es wohl vermögen, das Entſtellende zu vertreiben; damit nicht die Krankheit, nach Innen wüthend, edlere Theile verletze. Später aber, wenn die innere Harmonie der edlern Organe ſchon öfters zerſtört geweſen iſt, dieſe manches erlitten haben, können ſie ſich ſchon eher mit dem krankhaften Stoffe innerlich verbinden, weiß der Körper oft auch die gefährlichſten Uebel zu verbergen, und lügt äußerlich eine Geſundheit, einen Frieden, von welchem das zerrüttete Innere nichts weiß. Und ſo möchte auch oft die ſcheinbare Ruhe und die Sicherheit, ja wo ſie zu lange dauert, immer in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen eine ſolche äußerlich aufgetragene Lüge ſeyn, gegen welche die offenbare Fehde, als die kund gewordene Wahrheit, eine wohlthätige Kriſe genannt werden kann, die, was innerlich verzehrend um ſich griff, nach außen warf. Ja, iſt die ganze nächſte Vergangenheit, deren Sicherheit und Ruhe, Polizei, Aufklärung und Humanität wir ſo gern preiſen möchten, nicht als eine Zeit unendlicher innerer Armſeligkeit erſchienen, daß die Beſſern ſelbſt an ihrer Wiederherſtellung verzweifelten? —

Den Einfluß der Hierarchie betrachtend will man nur die Ränke der Geiſtlichkeit, den Blödſinn der Betrogenen erwägen, und bedenkt nicht, daß ſie allein das bildende Princip ſo vieler widerſtreitenden Momente eines werdenden Daſeins enthielt. Wie alle endliche Formen, iſt auch ſie geſtürzt, in ſich zerfallen, und nicht ohne eigne Schuld; aber während man in der Geſchichte der Griechen und Römer die Zeiten ihrer Kraft und Blüte, von denen ihres ſelbſt verſchuldeten Unterganges unterſcheidet, wird alles Urtheil über Papſtthum nur auf die Zeiten des Verfalls gegründet. Je mehr in einem Staate die verſchiedenartigſten Elemente der Bildung ſich unterhielten, deſto nothwendiger war jenes verſöhnende Princip, welches ſeine wunderbare Gewalt nicht durch äußere Kraft, ſondern durch den religiöſen Mittelpunkt des Daſeins erhielt. Daher war in Deutſchland die Hierarchie am mächtigſten, weil das tiefe Gemüth der Deutſchen die eigenthümliche Geſtaltung einer jeden Form des Lebens und die innere Einigung aller gleichmäßig pflegte. Die Geſetze haben wenigſtens einen äußern Schein des Gehorſams aller, eine äußere Sicherheit und Ruhe unter den Bürgern eines Staates bewirkt; obgleich man in unſern Tagen es wohl geſehen, wie dieſes nur ein Schein war, in jenem unglücklichen Lande, welches unter allen europäiſchen Nationen, in dem es die todten Formen der abgeſtorbenen Hierarchie beibehielt, ſich von dem innern Mittelpunkte derſelben am meiſten entfernte. Der größte Kaiſer des germaniſchen Stammes ſah es ein, daß nur eine allumfaſſende geiſtige Gewalt einigen könnte, was ſich äußerlich wechſelſeitig verdrängte und widerſtrebte. Carl der Große, der ſeine Zeit ſo ganz verſtand, wie wenige Herrſcher der alten und neuen Welt, gründete ſeine eigne Gewalt auf jene höhere, und nach ihm bildete jene ſich ſo lebendig in und mit dem Staate und ſeinen Verhältniſſen; dieſe nährend, den Streit unterhaltend, wo der Friede Unterdrückung irgend eines Staats befürchten ließ, den Frieden befeſtigend, wo ein nützliches Gleichgewicht der widerſtreitenden Kräfte ſich zeigte; in allen aber diejenige Geſinnung pflegend, die in den engſten Kreiſen der Familien wie in den größten des geſelligen Vereins allein das Chaos in wahrhaft organiſche Entwickelung verwandelte; ſo daß diejenigen, die dieſen wundervollen Einfluß im Ganzen betrachten, und wie in der ſchönſten Zeit der Hierarchie alle Blüten eines mannichfaltigen Daſeins gediehen, unmöglich dieſen allgemeinen, belebenden Glauben, Aberglauben, dieſen bildenden geſchichtlichen Sinn, Unſinn, dieſe innere, andächtige Geſinnung, Verſtandesſchwäche ſchelten können. Auch bei den äußerlich nie zu ſchlichtenden Streitigkeiten der Nationen, hatte die Hierarchie eine entſcheidende Stimme. Seit ihrem Sturze ſollten auch hier Begriffe ſtatt jener Geſinnung, die alle unter eine höhere Gewalt vereinigte, als Vermittler hervortreten, und es bildete ſich jenes Völkerrecht, deſſen vorübergehendes kraftloſes Daſein Europa kennt. Geſetze fordern Gehorſam, dieſer eine zwingende, äußere oder innere Gewalt. Das ſo genannte Völkerrecht ſtellte Geſetze auf, die ſich ſelber erhalten ſollten, ohne irgend eine Garantie, und wir dürfen uns nicht wundern, daß ſie einer Seits der rohen Gewalt, anderer Seits einer betrügeriſchen Diplomatik dienen mußten. Deutſchland, deſſen ganzes Daſein auf der Einheit der Geſinnung beruht, fiel, indem dieſe verſchwand, in eine Schwäche, die mit dem nahen Untergange drohte. Jetzt iſt ganz Europa in einer großen Unternehmung verflochten, das bindende Princip ſelber, das der gemeinſchaftlichen Gefahr, wird, ſo wie dieſe verſchwindet, Zwieſpalt erzeugen. Was Deutſchland ſeine Exiſtenz ſichert, iſt abermals nicht das Flickwerk äußere

Bündniſſe, die ihren Untergang in der Entſtehung erhalten, nur eine größere, alle irdiſche Gewalt umfaſſende, religiöſe Geſinnung, und die Zeit könnte kommen, wo ein Vereinigungspunkt, wie ihn das verſchmähte Mittelalter beſaß, wenn auch nicht in derſelben Form, allgemeines Bedürfniß werden dürfte. — Doch mit dem größten Schein hebt man den Druck des Volkes, der Maſſe, die Knechtſchaft der Gehörigen, die doch den größten Theil der Nation ausmachten, als eine bleibende Schmach für die frühere Zeit heraus, indem man dem allgemeinen Schutze der Geſetze, der einen gleichförmigen Genuß der Freiheit und des Glückes für die gegenwärtigen Generationen bereitet, lobpreiſend entgegenſtellt. Aber iſt es denn in der That ſo ausgemacht, daß jene Gehörigen im ſteten Druck ſeufzten? Mit Gewißheit kann es nur dann behauptet werden, wenn wir das ganze Leben der damaligen Zeit überſchauen, denn die einzelnen Thatſachen, die in Urkunden und Chroniken zuſammengehäuft ſind, beweiſen wohl, daß manche Frevelthat begangen wurde, daß die unvollſtändigen Geſetze für den Mächtigen kein Zwang waren, daß, wo die innere gemüthlichſte Geſinnung, durch Glaube und Andacht genährt, nicht herrſchte, die frechſte Willkür ſtraflos an ihre Stelle trat. Aber wie wir den genialiſchen Mann, dem es, wenn auch auf eine regelloſe Weiſe, gelingt, das Höchſte und Bedeutendſte auszuſprechen, über denjenigen ſchätzen, der zu einer, wenn auch geregelten, Mittelmäßigkeit verdammt iſt, ſo müſſen wir auch in jener Zeit die Gewalt einer wirklich großartigen Geſinnung nicht überſehen, die, wo ſie herrſchte, alle Theile des geſammten Lebens erhob und verklärte, wo ſie fehlte, freilich eine deſto größere Finſterniß hervorrief. Jene klare Seite des frühern Daſeins offenbart ſich nicht, wie die finſtere, in den Urkunden, welche die Streitigkeiten, aber nicht das ſtille für alle Größe fruchtbare Leben verewigen, ſie zeigt ſich aber wohl in der Entwickelung im Ganzen. Wir können nicht daran zweifeln, daß in den ſchönern Zeiten des Mittelalters, als eine glühende Andacht alle Stände durchdrang, dieſe auch innerlich milderte, ja aufhob, was äußerlich hart erſchien, daß ſie das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener in ein ſchönes Familienverhältniß verwandelte, durch welches Liebe, Treue und wechſelſeitige Anhänglichkeit das Herbe der äußern Form überwand. Gedichte ſind wahrhaft geſchichtliche Monumente, die, weniger ſelbſt als alle übrigen Darſtellungen, und zwar deſto gewiſſer, je nationaler ſie, wie die altgermaniſchen ſind, wohl verſchönern können, aber nicht Lebensverhältniſſe erdichten, die nicht da ſind. Die innere, eigentliche, heitere Wahrheit des Daſeins tritt bei ihnen am unbefangenſten hervor, ſie erſcheinen als tiefe Naturtöne ihrer Zeit, und ſind eben daher ihrem Weſen nach unnachahmlich. Aber in dieſen erſcheint die Gehörigkeit keinesweges ſo drückend. Die Gehörigen treten oft in einen ſchönen, ja freien, höchſt unbefangenen Verhältniſſe gegen ihre Herren hervor, und wenn wir auch zugeben, daß die Gedichte die heitere Seite einſeitig hervorheben, ſo laſſen ſie uns doch allein einen Blick thun in jenes ſtille gewohnte Leben, welches nicht durch Streitigkeiten ausgezeichnet in den Urkunden vorausgeſetzt, aber nicht dargeſtellt wird. Dieſe ſind daher einſeitig, wie jene, und ein Mittleres, welches die finſtere Seite um vieles erhellt, erſcheint als das Wahre. Doch giebt es denn nicht unmittelbare, unläugbare Beweiſe, daß jener Druck nicht ſo hart, nicht ſo furchtbar ſeyn konnte, wie man ihn darſtellen will? Der furchtbarſte Erfolg des äußern Drucks iſt der, daß er alle Keime der höhern Entwickelung hemmt und erſtickt, daß ganze Stände durch ihn in einen Stumpfſinn verſinken, der an Vernichtung grenzt. Ja, da der Menſch nicht bloß zum irdiſchen Genuß geboren iſt, da man ihn frei nennen muß, wenn er alles werden kann, was er zu ſeyn vermag, ſo darf man dieſes, als das Kennzeichen des wahren Drucks, der eigentlichen Knechtſchaft bezeichnen. Und war das wohl mit den alten Gehörigen der Fall? Gab es nicht zwei Auswege für einen jeden, der den Keim der Freiheit in ſich zu nähren die Kraft hatte? Bildete ſich die Geiſtlichkeit nicht für einen großen Theil, der Bürgerſtand nicht ganz aus der Claſſe der Gehörigen? Und dieſes geſchah nicht auf eine revolutionäre Weiſe, etwa dadurch, daß die Gehörigen Aufruhr erregend die Feſſeln zerbrachen, vielmehr auf eine ruhige, ſtetige Weiſe, allmählig durch Jahrhunderte, und der Kampf entſtand erſt dann, als die mächtig gewordenen bürgerlichen Corporationen dem Adel Trotz bieten konnten. Dann war es aber ein Streit unter Freien, und die Veranlaſſung keinesweges allein auf der Seite der Grundbeſitzer. Die Geiſtlichen, bei welchen nur nach Geſchick, nicht nach der Herkunft gefragt wurde, waren die Geſetzgeber, und dadurch mächtig. Ueberhaupt iſt es gewiß, daß jedes Geſchick, jedes Talent die größte Aufmerkſamkeit erregte, eine allgemeine Achtung genoß; daß erworbene Kenntniſſe dem Beſitzer eine lebendige Gewalt verſchafften, die in den Staat eingreifend zur Entwickelung aller Verhältniſſe beitrug. Und nun die Bürger. Jene mächtige Freiſtädte, die ſich allmählig bildeten, deren Verfaſſung, deren auf wechſelſeitige Freiheit gegründete treffliche Einrichtungen, deren bewunderungswürdige Geſetze ſelbſt noch immer Erſtaunen erregen, dieſe auf Treue, bürgerliche Ehre und Fleiß gegründeten Republiken, wurden ſie nicht die Stätten der höchſten Kunſtbildung? Während das fröhliche Daſein der in Streit und Liebe lebenden Helden durch Gedichte dargeſtellt wurde, verewigten ſich die Bürger durch ihrer Hände Werk, durch jene wunderſamen Gebäude, jene Tempel, die man ſelbſt mit den herrlichſten Gedichten vergleichen kann, welche die Myſterien eines tief bewegten Gemüths der widerſtrebenden Maſſe ausdrückten, jene erhabenen Dome, die man erſtarrte Epopeen nennen darf. Wenn wir in unſern Tagen die Palläſte bewundern, die der irdiſchen Größe gewidmet ſind, und die mit jenen Tempeln verglichen kleinlich erſcheinen, wie ihr Zweck, die ohne eigenthümliches Gepräge meiſt unreife Nachahmungen der alten Welt ſind, ſo müſſen jene Gebäude, die großartig gedacht, eine ganze Welt mannichfaltiger Formen mit tiefer Abſichtlichkeit zu einer erhabenen Einheit verbanden, die nicht durch Machtgebote eines Herrſchers, vielmehr durch die ſtille Begeiſterung einer freien Andacht entſtanden, Erſtaunen erregen

Man weiß kaum, wie ſie entſtanden ſind. Kein einzelner kann genannt werden. Der Urſprung verbirgt ſich in dem freien Gemüth des von Andacht und höherem Sinne durchdrungenen Geſchlechts. Und man vergleiche mit jener Zeit unſere, wie die noch immer beſtehenden Formen der nächſten Vergangenheit ſie uns zeigt. Hat nicht das geſellige Leben in ſeinen kleinſten wie größten Verhältniſſen Feſſeln für den freien Geiſt geſchmiedet, die jeden höhern Lebensathem zu erſticken drohten? Eben weil wir allenthalben von Begriffen gefangen ſind, die in ihrem engen Kreiſe klar ſcheinen, erſcheint uns das höhere Leben fremd, ja gefährlich. Durch eine künſtliche Beleuchtung haben wir die engen Räume zu erhellen geſucht, die Fenſterladen ſorgfältig zugeſchloſſen, und da alle Klarheit auf der Art der Erleuchtung beruht, ſo fürchten wir das heitere allgemeine Sonnenlicht, welches jene in ein unſicheres Schwanken verſezzen, und die künſtliche Stellung der Lichter als unnütz ja ſchädlich zeigen würden. Wir können keinesweges behaupten, daß ein kühnes geiſtiges Streben in unſern Tagen jene Aufmerkſamkeit, jene Achtung erwirbt, die es allgemein in der frühern Zeit genoß, die mannichfaltigen Keime in ſich enthielt und gedeihen ließ. Die Geſchichte liefert viele Beweiſe von der rückſichtsloſen Kühnheit, mit welcher man wagte, die Fehler und Laſter der Großen zu rügen. — Wem iſt Aretin unbekannt, der ein Schrecken der Fürſten war? Nur das Göttliche, durch den Glauben Geheiligte, durfte man nicht antaſten. In unſern Tagen hatte ſich mit der Verehrung, mit dem blinden Glauben, welchen die irdiſche Gewalt fordert, die vollkommne Freiheit, das Göttliche zu ſchmähen, ausgebildet. Ja wir dünkten uns in dieſen Ketten frei. Aber ſelbſt die großen bekannten Verfolgungen können nicht als Gegenbeweis dienen. Sie ſelbſt ſprachen, auch wenn ein ſchmählicher Tod dem Kühnen ein großartiges Märtyrerthum bereitete, eine Achtung für das bedeutende Streben aus. Die Flamme, die Johannes Huß verzehrte, verherrlichte ſein Daſein und ſein Leben; Hieronymus durfte mit einer trefflichen, ſo kühnen als tiefen Rede ſein ſchönes Leben beſchließen, und die vollendete Polizei-Einrichtung unſerer Tage würde Mittel gefunden haben, das Lutherthum unbemerkt in der Geburt zu erſticken, und hätte dem waffenloſen Mönch einen Triumph wie den in Worms keinesweges gegönnt. So tüchtig erſchien ſelbſt die ſcheidende alte Zeit. In unſern Tagen erſtickt die kühne, der Gewohnheit widerſtrebende Individualität nur zu leicht unter dem Achſelzucken der ſouverainen Dummheit, die ſich mit Recht klüger dünkt, weil ſie geſchützt iſt. Und überwindet ein tiefes Streben dieſen Angriff, der mächtig iſt, nicht durch innere zuſammengedrängte Kraft, ſondern durch ewige Wiederholung von einer unendlichen Menge Punkte, wie ein Bienenſchwarm, der einen Löwen überwältigt und tödtet, erregt es ein allgemeines Aufſehen: ſo tritt der Staat mit allen ſeinen feſt in einander gefügten Rädern auf, und wälzt ſich dem Strebenden entgegen: in Hunger und Kummer zerrinnt ſein Leben, Preßzwang und Befehle unterbrechen die bedeutende Rede; zerſtückelte Sätze, kleinlich aufgehoben, werden mit der herrſchenden Weisheit verglichen, und es iſt der Albernheit vergönnt, ihr Triumphlied auf den Trümmern des höchſten Strebens unbefangen laut werden zu laſſen. Wie! die Freiheit einer Zeit ſollen wir preiſen, in welcher an die Stelle des friſchen fröhlichen Muths, der einen großartigen Kampf ſuchte und fand, jene rückſichtsvolle, die Gefahr genau abwägende Klugheit, jene geſchmeidige Gewandheit geſetzt hat, die nur durch die furchtbarſte Geiſtesknechtſchaft zu erringen iſt? Nicht was wir zu leiſten vermögen ſchlechthin, ſondern wie Gönner uns ſchätzen, in deren Händen unſer ganzes Schickſal liegt, beſtimmt unſre Thätigkeit, unſern Wirkungskreis, und der mächtige Staat hat glänzende Galeerendienſte genug, ſo daß die größte Kraft an den Ketten einer geiſttödtenden Beſchäftigung ſich abreibt. Wenn die Leibeignen der Vorzeit den Haß und die willkürliche Gewalt der Herrn fürchten mußten, ſo gediehen ſie auch durch die Liebe, und verherrlichten ihr Leben durch die Treue. Der feſte Boden, der Beſitz gab ihrem Daſein einen ſichern Grund. An ihre Stelle ſind in unſern Tagen die Tagelöhner getreten, die in ſcheinbarer Freiheit Liebe und Treue entbehren müſſen. Sich ſelbſt gänzlich überlaſſen, müſſen ſie mit Armuth kämpfen, jeden Tag der bloßen Erhaltung widmen; die unſichere Lage untergräbt die feſten Stützen der Geſinnung. Den wechſelnden Herrn ſind ſie gleichgültig, keine Wohlthat eines Mächtigern läßt die Güter eines fröhlichen Daſeins ihnen zuſtrömen, ihnen ſind die Herrn gleichgültig, die durch keine Bande an ſie geknüpft ſind, und die Treue iſt ihnen fremd. Einem ſchwankenden Daſein hingegeben, unſicher ſchwebend zwiſchen zufälligem Glück und wahrſcheinlicher Armuth, von vielen abhängig, die ihnen ewig fremd bleiben, anſtatt einem kindlich ergeben zu ſeyn, ſehen ſie faſt alle einem darbenden Alter entgegen, in welchem der Staat nach kalter Berechnung ihnen den wünſchenswerthen Tod abwehrt, aber kein inneres wahres Leben ihnen ſchenken kann. Und nun die ſtehenden Heere, jene Zuchtruthe der eben vergangenen Zeit, jene grundlos furchtbaren Höhlen, die Millionen verſchlangen, die Unglücklichen aus allen Banden der Familien des bürgerlichen Vereins herausriſſen, und die große Freiheit des wahrhaften Kriegers in die niedrigſte Knechtſchaft der Söldner verkehrten. Mußte der für niedrigen Sold wohlfeil Verkaufte nicht das ganze Leben mit nichtswürdiger Beſchäftigung vertreiben? In den Kriegen dienten ſie den Launen des Herrſchers, im Frieden verſchwendeten ſie ihr ganzes Leben an eine Beſchäftigung, die allen Sinn tödtet; und übermüthig nach außen, auf der Kraft der Maſſe ruhend, hatten ſie ihr ganzes Innere völlig geopfert. Man hat das Cölibat der Mönche getadelt; wie es die Sittlichkeit untergrub, die Ehen verdarb, hat man weitläuftig geſchildert. Aber der Mönch mußte wenigſtens heucheln, und wenn dieſe Heuchelei auch die Geſinnung in den innerſten Tiefen verdarb, ſo enthielt ſie doch das öffentliche Geſtändniß der Nichtswürdigkeit ſeiner geheimen Thaten. Das durch die Verhältniſſe erzwungene Cölibat der Heere iſt viel gefährlicher, hat faſt die Bedeutung der Ehen vernichtet, hat die Sittlichkeit des Volks in der Wurzel angegriffen. Ausſchweifungen gelten für dieſe unglückliche Menſchen, die aus den heiligſten Verhältniſſen losgeriſſen ſind, für eine Ehre, das ſchmutzigſte Daſein däucht ihnen groß, der äußere Schein, welcher auf alle Menſchen wirkt, das Anſehn von dem Staate geehrter Männer giebt jener Unſittlichkeit eine furchtbar tödtende Gewalt, und nie ſind die Klöſter ſo gefährlich geweſen, wie die Garniſonen in den kleinen Städten.

Die Andacht iſt aus allem öffentlichen Leben getreten, und erhält ſich nur in den Einzelnen; die Poeſie iſt der gebildeten wie ungebildeten Maſſe fremd geworden, die Kunſt iſt von uns gewichen, und ſo ſtumpf ſind wir geworden, daß, was Andacht, Poeſie und Kunſt in frühern Zeiten vermochten, den Beſſern ein Räthſel, der Menge eine Thorheit ſcheint. Der Staat möchte alles verſchlingen, und der Einzelne rettet ſich durch Schlauheit. Eine unglückliche Trennung hat das ganze Daſein zerſplittert. Aeußerlich ſind wir unwillige Knechte des Staats, und insgeheim muß der Staat ſelbſt dem engſten Eigennutze dienen. Was in froher Entwickelung, wenn auch unter rüſtigen Kämpfen und ſcheinbar verwirrender Gährung, ſich lebendig in und mit einander geſtaltete, in äußerem Krieg mit innerem Frieden: das haben alles verſchlingende Ketten äußerlich ſcheinbar verbunden, innerlich deſto feindſeliger getrennt. Doch in den geheimſten Tiefen wüthen die Krämpfe, untergraben die Geſinnung, und unterhalten die feindliche Stimmung, die in großartigen Kriegen der Vorzeit ſchnell den Gipfel erreichte, um ſich ſchnell zu entladen. Mit ungeheuren Opfern haben wir die Sicherheit eines bedeutungsloſen geregelten Daſeins errungen, und wer das Leben, welches mit Gefahren ſpielt, um ein großes zu erwerben, höher als ſpießbürgerliche Ruhe ſchätzt, kann nicht zweifeln, welcher Zeit er den Vorzug zu geben hat. Iſt unſere Zeit etwa deswegen beneidenswerther, weil die Menge im ſtumpfen Daſein ſelbſt das Bedürfniß deſſen, was ſie entbehren muß, verloren hat?

Wie dieſe Zeit zu Grunde ging, und wie ſich unſere Zeit und ihre herrſchende Geſinnung aus ihr geſtaltete, ſoll nunmehr gezeigt werden. Da unſer Zweck ein durchaus praktiſcher iſt, unſere Abſicht, dasjenige zu bezeichnen, was in dem Wechſel, beſonders bei den Deutſchen, als das Bleibende ſich erhalten hat, welches, wenn auch in andrer Form, vor allen auch für die Zukunft feſtzuhalten iſt, ſo iſt es uns nur vergönnt, die Schickſale des germaniſchen Stammes in großen Hauptzügen zu verfolgen, alles in dasjenige zuſammendrängend, was uns das Wichtigſte dünkt.

IV.

Wie unſere Zeit ſich aus dem Mittelalter bildete.

Die Oſtrömer.

Die alte Welt hatte ſich nach Oſten gezogen, um dort durch eine Reihe von Jahrhunderten einen langſamen Tod zu ſterben. Es iſt hinlänglich bekannt, daß die Werke der Griechen und Römer in Conſtantinopel fortdauernd geleſen und ſtudirt wurden. Aber es waren die Nachklänge einer erſtorbenen Geiſtesrichtung, die ſich in Kraft und Bedeutung mit den Anfängen einer werdenden nicht vergleichen konnten. Die Philoſophie, mit einem erſchlafften Chriſtenthume verbunden, hatte eine mehr grübelnde als lebendige Bedeutung erhalten. Alle Schätze der römiſchen Geſetzgebung wurden geſammelt und ordneten das äußere Leben. Wo aber die Geſinnung erſtorben iſt, kann keine Geſetzgebung die ſinkende nationale Kraft erhalten, ja ſie iſt ſelbſt nur zu oft das Zeichen einer innern Erſtarrung. Kunſt und Luxus herrſchten in Conſtantinopel, wie in keinem Theile von

Europa. Nicht allein in den frühern Zeiten der ſächſiſchen Kaiſer, die eine lebhafte Verbindung mit dieſer Stadt unterhielten, auch in den letzten Zeiten der Kreuzzüge erregte der verfeinerte Lebensgenuß, der kunſtreiche Aufwand der oſtrömiſchen Griechen das Erſtaunen und die Bewunderung der Germanen. Auch war dieſes Volk das civiliſirteſte der damaligen Zeit. In den öffentlichen Verhältniſſen des Staats bildete ſich jene äußere Glätte, welche die Feindſchaft im Innern unterhält, während alles äußerlich friedlich vereinigt ſcheint. Jene Grundſätze des feinern Betruges geſtalteten ſich in den Verhältniſſen des Staats gegen andere Mächte; dieſe Grundſätze der modernen Diplomatik hatten in der That einen hohen Grad der Verfeinerung erreicht, und wurden mit mehr oder weniger Glück, aber immer kunſtreicher ausgebildet, angewandt, als die Verbindung mit dem aufgeregten Aſien einer Seits, und mit dem ſich entwickelnden Europa anderer Seits, lebhafter wurde. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Künſte einen günſtigern Erfolg gehabt hätten, wenn, wie in unſern Tagen, die flache Geſinnung, die auch in den großartigen Schickſalen der Nationen eine kleinliche Klugheit als ordnendes Prinzip walten läßt, allgemeiner geweſen wäre. Aber die Künſte der Griechen brachen ſich nutzlos an der wilden Begeiſterung der Aſiaten und an der tüchtigen geſunden Natur der germaniſchen Stämme, und konnten wol momentane Verwirrung, aber keine bleibende Siege erringen. Auch die äußern Sitten der Griechen waren weit gebildeter, als bei den Germanen. Sie nannten dieſe fortdauernd Barbaren, und der rohe Sinn, die einfältige Weiſe ſchien ihnen verächtlich. Der Germane trat allenthalben mit der ganzen Kraft ſeines Daſeins auf. Sein ganzes Inneres in Haß und Liebe, in Wahn oder richtigem Erkennen entfaltete er rückſichtslos und offen, jene äußere Glätte, die wir Lebensart nennen, ſchien ihm gering und verächtlich. Denn hier ſchleift ſich Wiſſen an Wiſſen, und Thun an Thun äußerlich ab, nur um den Widerſtreit innerlich zu fixiren. Jene feinen Sitten ſind die kläglichen Surrogate der fehlenden großartigen Sittlichkeit, welche die äußere feſtgehaltene Trennung durch Liebe, Treue und Andacht innerlich aufhob. In der That hatten viele Verhältniſſe der conſtantinopolitaniſchen Griechen in verſchiedenen Epochen — durch die Vollendung der äußern Legalität, durch dik künſtliche Diplomatik, als vorzügliche Waffen gegen andere Mächte; durch die Selbſtſucht der Bürger die das Leben eines jeden Einzelnen von dem Leben des Ganzen trennte, und die Künſte des Betruges, die der Staat nach außen anwandte, nach innen warf, wo ſie verzehrend alle Kraft hemmten und erſtickten; durch das eingebildete Wiſſen, welches ſich von den großen Werken der Vorzeit nährte, die man nicht begriff; endlich durch Lebensgenuß, Kunſtfertigkeit, und äußerlich geglättete Sitten, eine große Aehnlichkeit mit den heutigen Franzoſen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie auf die europäiſche Bildung einen höchſt ſchädlichen Einfluß gehabt haben.

Die Araber.

Ehe wir nun von den germaniſchen Stämmen reden, werden wir jene Aſiaten kurz betrachten, die in wilder Naturbegeiſterung große Reiche ſtifteten, durch kühne Anfälle Europa bedrohten, deren phantaſtiſche Lebensweiſe auf die Entwickelung der germaniſchen Stämme einen entſchiedenen Einfluß gehabt hat.

Die alte Welt, wie ſie ſich ſelbſt in dem oſtrömiſchen Kaiſerthum überlebte, erſchien mit ihrem Chriſtenthum, als eine halbbekehrte Sünderinn, deren übermächtige, zur Gewohnheit gewordene Natur ihr nur eine matte Zerknirſchung, keine lebendige friſche Wiedergeburt verſtattete. Die alte Weisheit hatte ihren Sinn verloren, aber den erlahmten Nachklängen wollte ſie nicht entſagen, und ſie ſpielte mit dem Glauben, der nie zur rüſtigen Sicherheit gedieh, nie, wie aus einem Guß das ganze Volk nach einem Mittelpunkte der Vereinigung trieb, nie die Kirche, und ihre erſcheinende Stärke, die Hierarchie, wie bei den Germanen, gedeihen ließ. Der Sektengeiſt, der die Kirche verwirrte, war in dem öſtlichen Reiche viel mächtiger, als in dem weſtlichen, ja, jemehr ſich dieſer ausbildete, und mit ihm die Hierarchie, deſto mehr ward er verdrängt. Die Selbſtſucht, die ſeit Jahrhunderten alle nationale Geſinnung der alten Welt vernichtet hatte, behielt ihre tödtende Kraft, hemmte die Andacht, ohne daß ſie im Stande geweſen wäre, die Alten durch die lange verſchwundene Geſinnung der Vorzeit feſt in einander gefügten Bande des Staats zu löſen. Dieſer erhielt durch eine Reihe von Jahrhunderten ein erſtarrtes, geſpenſterhaftes

Daſein. Der germaniſche Stamm erſchien dahingegen als ein junger kraftvoller Mann, deſſen ungeſtüme Leidenſchaften manche Ausſchweifung, manche wilde That ſelbſt, veranlaßten, während das innere Gemüth von liebevoller Sehnſucht erfüllt, dem Frieden innerlich nachſtrebt, in dem er äußerlich nur Krampf zu ſuchen ſcheint. Der Frieden ſelbſt ſchien ihm nur durch ein heiliges, ewig ſchönes Leben aus einer fremden Region dargeſtellt; die Kirche war ihm eine Geliebte, deren unvergängliche Schönheit ihn feſſelte, deren Milde den ſtarren Sinn überwand, deren hohe Tugend ihm unerſchütterliches Zutrauen einflößte. Ihr ergab er ſich ganz, für ſie lebte, für ſie ſtritt er. Oft zwar kämpfte die rohe Kraft gegen die Liebe. Es wollte ihn bedünken, als trüge er unwürdige Ketten. Aber wo die ächte Liebe waltet, da iſt das Widerſtreben vergeblich, und aus einem jeden Kampfe trat die Geliebte nur noch mächtiger, nur noch inbrünſtiger geliebt wieder hervor. So war das ganze irdiſche Leben einem höhern gewidmet, welches, wenn es auch in der geweiheten Pracht und Kunſt ſich offenbarte, dennoch durch dieſe ſelbſt eine Ausſicht, die über alles Endliche, Vergängliche und Erſcheinende reichte, hoffnungsvoll durchblicken ließ.

In den heißen Wüſten Arabiens lebte ein unabhängiges freies Volk. Die herumziehenden Horden konnten durch die Ketten deſpotiſcher Geſelligkeit, wie in dem übrigen Orient nicht gefeſſelt werden. Die Reichthümer und Genüſſe der umliegenden fruchtbaren Länder häuften ſich durch Raub in den unzugänglichen

Sandwüſten. Umgeben von dieſen lebte in dem geſegneten Jemen ein Volk, auf welches das Beiſpiel der nahe liegenden Freiheit ſtärker und mächtiger, als das der entfernten Deſpotie wirkte. Aber obgleich dieſe Stämme, gegen die orientaliſche Art, frei blieben unter ſich, ſo waren ſie dennoch Unterworfene einer übermächtigen Natur. Die Gluth der Sonne, die duftenden Pflanzen, die lockenden Genüſſe hielten ſie gefangen, und der Geiſt der erſcheinenden Natur, der durch alle Sinne ſprach, hatte mit ſeinem Netze ſie umſponnen und das ganze Daſein überwältigt. Wie bei den nordiſchen Völkern alle Liebe Entſagung war, ſo hier Genuß; wie alles, was das Leben genußreiches darbietet, Pracht und Kunſt, Vorbild der Entſagung ward bei jenen, ſo jede Entſagung bei dieſen nur das Mittel zum dauernden Genuß. Das Land ward in der alten Zeit nie unterjocht, eine vorübergehende Unterwerfung unter Anaſtaſius I. diente nur dazu, das alte Gefühl der Unabhängigkeit in ſich zu erfriſchen. Das Chriſtenthum drang durch die Wüſte, das Judenthum war ſchon früher bekannt. Aber hier mußte jenes der Welt, dem ſinnlichen Leben dienen. Gott war der Herr, ſeine Geſetzgeber Moſes und Chriſtus, aber Mahomed der Prophet, durch welche die Geſetze ihre Vollendung erhielten. Nicht im Gegenſatz bildeten ſich Kirche und Staat. Die Kirche war nur der neu belebte, kräftig ſich bildende Staat ſelber. Die Knechte der Natur ſollten die Herrn geſunkener Völker werden, und das ſinnlich gewordene Chriſtenthum verwandelte ſich in eine wilde Naturbegeiſterung. Daher jener Glaube, daß das

Schickſal der Menſchen vorher beſtimmt ſey, nicht durch einen ſolchen Rathſchluß Gottes, der auch die freie Thätigkeit der Menſchen erhält, vielmehr ſo, daß dieſe keine Gewalt hat. Gefahren umgeben drohend das Leben auf jedem Schritte, ſie lauern auf uns in der Ruhe wie im Kampfe. Die lebhafte Einbildungskraft des glühenden Arabers ahndet ſie allenthalben, die convulſiviſche Leidenſchaftlichkeit aller geſelligen Verhältniſſe ruft ſie wirklich hervor. Die Gewohnheit, ſie überall zu finden, ſtumpft das Gefühl ab, und die Lehre entſprang natürlich, daß die Gefahren, die nicht beſtimmt ſind uns zu vernichten, uns auch vergebens drohen, diejenigen aber, welche dieſe Beſtimmung haben, durch keine Klugheit abzuwehren ſind. Die Lehre der ſtumpfſten Reſignation, die, indem ſie uns aller Erſcheinung unterwirft, zugleich ein kühnes Spiel mit dem Leben hervorbringt, hervorblühend in unüberwindlicher Tapferkeit. Dieſe Lehre enthält beides, die vollkommene Unterwürfigkeit unter die Natur, aber auch die Zuverſicht die ſich der blinden Naturkraft unbedingt hingiebt, und ihre ganze Stärke für ſich zu gewinnen weiß. So ward die Religion ſelber die Quelle brennender Begierden. Der Naturgeiſt, durch Chriſtus, wie ſie glaubten, für die Menſchen gewonnen, durch Muhamed für das glühende Volk, wie durch geheime Zauberkräfte beſchworen, gab alle Völker in ihre Gewalt. Mit den wechſelnden, bunten, heißen Bildern des Lebens ſpielten ſie, wie mit einem Eigenthume, ihnen geſchenkt, das innere Leben verſchwamm in dämmernde, gaukelnde Träume, die ſie jenſeits ſchauen ließen, in eine ewige Natur, wo alle Herrlichkeit der Welt unwandelbar, dennoch in ſtetem Wechſel, ewig neuen Reiz zu ewigen Genüſſen darbot. Die wiederholten Gebete waren fortdauernde Beſchwörungen des Naturgeiſtes: Beſchneidung und Waſchungen klimatiſche Vorkehrungen, das Leben mit ſich ſelber zu verſöhnen, und die Entſagung des Weins, das Beſtreben, die Gluth zu mäßigen. So bildete ſich jenes wunderſame Gegenbild des Chriſtenthums. Der Chriſt wird nur erlöſet, indem er die Welt der Sinne überwindet, der Aſiate indem er ſich ihr gänzlich hingiebt. Aber eine jede entſchiedene Richtung hat unendliche Kraft. Der nicht römiſche Orient war durch betäubende Genüſſe, unter den räthſelhaften Ruinen eines erloſchenen Daſeins entſchlummert, die wilde unſtäte Kraft roher Hunnen war wie eine plötzliche Ueberſchwemmung ſchnell und verwüſtend hervorgedrungen, um eben ſo ſchnell zu verſchwinden; das oſtrömiſche Reich war in ſich ſelber verſunken. Der große bedeutungsvolle Streit zwiſchen den Natur-elementen und dem bildenden Geiſte, wie er uns aus der Urgeſchichte der Erde durch die wundervolle verſteinerte Chronik entgegentritt, ſollte in der Geſchichte gekämpft werden zwiſchen Saracenen und Germanen, beide kräftig und ſtark, in manchem ſich überraſchend ähnlich, durch die Richtung ſich völlig entgegengeſetzt. Denn es darf nicht geleugnet werden, daß in dieſer Naturbegeiſterung, wenn ſie auch in ſich der furchtbarſte Wahn war, ſo lange ſie in jugendlicher Friſche ſich entfaltete, manches Herrliche, ja ſittlich Schöne ſich zu geſtalten vermochte. Die herrlichſte Religion unterſtützt zwar den Kampf gegen die Laſter, vernichtet ſie nicht, ſo vermag ſelbſt der irreleitende Naturgeiſt auch nicht die hohen Tugenden der Gerechtigkeit gänzlich zu vernichten, wo er herrſcht, und Harunal Raſchid und Saladin gehören zu den heiterſten und trefflichſten Geſtalten, welche die Geſchichte kennt. Aus den Siegen über gebildete Völker, aus den Verwickelungen eines mannichfaltigen, über große Strecken der Erde verbreiteten Daſeins entfaltete ſich ein blüthenreiches Leben, welches ſich aus ſeiner phantaſtiſchen Wurzel auf eine anmuthige Weiſe bildete Kunſt und Poeſie blühte, das Selbſtgefühl kühner Thaten nährte eine großgeſinnte Perſönlichkeit, die auch in dem Gegner das Kräftige ſchätzte, und gebar jenes Gegenbild der germaniſchen Ehre, welches, obgleich aus einem entgegengeſetzten Grunde entſprungen, ſein Urbild nicht ſelten übertraf; die Gluth ſinnlicher Liebe nahm ſelbſt ein unendliches Gepräge, und ſpielte farbig und reich entfaltet wie ein lieblicher Traum mit dem aufgeregten Leben. Die Kunde der alten Welt blieb dieſen tief bewegten, plötzlich aus einem engen Leben in die aufgeſchloſſene Welt der Geſchichte Hineintretenden, nicht verborgen. Vor allen aber reizte ſie die Erforſchung der äußern Natur, der ſie innerlich angehörten. Alle Erforſchung ging darauf, den mächtigen Naturgeiſt für die Perſon zu beſchwören. Alte orientaliſche Sagen, dunkele Philoſopheme, die ſich fortgepflanzt hatten, waren mehr oder weniger mächtig, niemals völlig erloſchen, und das klare Bewußtſein über endliche Verhältniſſe hatte einen finſtern Hintergrund, der nach den nächtlichen Myſterien des Erdgeiſtes hinwies. Ihre ganze Wiſſenſchaft bildete ſich in ihrem tiefſten Grunde als ſchwarze Magie. Das unausweichbare Schickſal, das einem jeden Glück oder Unglück beſtimmte, wenigſtens zu kennen, wenn man es auch nicht abwehren konnte, wurden die Geſtirne und ihre geheime Stellung in der Geburtsſtunde befragt, aus der ſtummen wunderbar mit leichten Zügen ſpielenden Configuration des Leibes ſuchte man es zu leſen, und wenn die geheimen Zeichen Glück verſprachen, der wagte Großes und Kühnes, denn die mächtige Gewalt des ganzen Lebens war mit ihm im Bunde; wenn ſie Unglück weißagte, ſetzte dem drohenden Geſchick, dem er nicht entrinnen konnte, kalte Reſignation entgegen. Wie die Natur in ſtetem Wechſel ſich ewig neu geſtaltet, in dauernder Geſundheit ſich erhält durch geheime, magiſche Kräfte, glaubte man zu erkennen, und durch ſtetes Brüten, durch wunderbare Miſchungen, und indem man die in einander verwickelten Kräfte, die im Leben thätig ſind, vereinzelt wirken ließ, hoffte man der Natur ihr Geheimniß abzulauſchen, und den allgemeinen Lebensathem in eine perſönliche Lebenstinktur verwandeln zu können. Aber was der irdiſche Geiſt in Wahn und Irrthum erzeugt, kann wohl irdiſch groß ſich geſtalten, doch keine Zukunft vermag es zu enthüllen, in ſeiner höchſten Blüthe verwelkt er, ohne Keime für ſchönere Zeiten zu hinterlaſſen. Die Saracenen verbreiteten ihr mächtiges, glanzvolles Reich von der franzöſiſchen Grenze bis tief nach Afrika, bis in das unbekannteſte Indien, bis nach Conſtantinopel. In Spanien, in Aſien blüheten die herrlichſten Städte, Kunſtfleiß, Wiſſenſchaft, Pracht und Reichthum herrſchten hier, wie nirgends, ein kühner Geiſt belebte das Ganze. — Aber alles verſank nach einem krampfhaften Daſein in ſich ſelber, die bunten Farben verblichen, die Kunde erloſch, die Kraft ermattete, und das ganze Leben erſcheint als eine monſtröſe, in Farbengluth getauchte taube Blüthe, deren betäubender Duft noch immer Millionen in den dämmernden Träumen eines erſchöpfenden Schlummers feſthält.

Die Germanen

Die germaniſchen Stämme, indem ſie ſich durch ganz Europa verbreiteten, nahmen mehr oder weniger die Sitte, die Lebensart der alten Welt an, wie ſie ihnen mit dem Chriſtenthum dargeboten wurden, und aus der Vermiſchung dieſer mit dem Geiſte des freien Nordens entſprang die neue Zeit. Es iſt bei dieſer Betrachtung beſonders wichtig, diejenigen Länder zu unterſcheiden, die ſeit mehreren Jahrhunderten dem großen römiſchen Staate zugehörten; in welchen, wie in Italien, Spanien, Gallien, Britannien, das römiſche Leben und Wiſſen in ſo langer Zeit völlig heimiſch waren, von denjenigen, in welche die römiſche Herrſchaft entweder gar nicht hineindrang, oder nur an den Grenzen ſich, immer gefährdet, mühſam erhielt. Nach Scandinavien kamen die Römer nie, nur die weſtlichen und ſüdlichen Grenzländer Deutſchlands waren in ihrer Gewalt. Dieſe Länder haben den urſprünglichen germaniſchen Sinn, die innerſte Eigenthümlichkeit reiner als die übrigen erhalten. Da es unläugbar iſt, daß die Sprache der reinſte Abdruck nationaler Eigenthümlichkeit iſt, ſo würde Schlegels Behauptung, daß die jetzige hochdeutſche Sprache mit den übrigen romaniſchen in eine Reihe geſetzt werden müßte, wäre ſie ſonſt gegründet, gegen dieſe einen Haupteinwurf abgeben. Aber kaum wird es ihm gelingen, einer ſo auffallenden Behauptung Eingang zu verſchaffen. Daß die neulateiniſche Sprachbildung nicht ohne Einfluß auf die deutſche Sprache geblieben, wird gern zugeſtanden, wie alle Theile des Lebens von dem nie ganz erloſchenen Geiſt der alten Zeit mehr oder weniger ergriffen wurden. Die römiſche Geſetzgebung iſt nie ganz ohne Einfluß geweſen, aber die germaniſche Eigenthümlichkeit behielt in Deutſchland, ſelbſt als ſie mächtiger ward, das Uebergewicht; die Städte haben ſich in ihrer Bildung an die übriggebliebenen Municipal-Einrichtungen römiſcher Städte offenbar angeſchloſſen, aber wer kann deswegen in ihrer Geſtaltung den herrſchenden germaniſchen Geiſt verkennen? Daß die gothiſche und noch mehr die angelſächſiſche Sprache in ſehr früher Zeit ausgebildet waren, iſt ein ſehr intereſſantes Factum, daß aber dieſe Sprachen wirklich ganz zu Grunde gegangen ſind, iſt kaum anzunehmen. Eine räthſelhafte noch immer fortdaurende Verſchiedenheit der germaniſchen Stammſprache, deren Wurzel in der früheſten und erſten Entwicklung zu ſuchen iſt, bleibt immer diejenige, die noch die deutſche Sprache von der ſcandinaviſchen trennt. Es giebt Gründe, die es nicht unwahrſcheinlich machen, daß dieſe

Verſchiedenheit dieſelbe war, welche die gothiſche und angelſächſiſche Sprache von einander trennten. Die eigenthümliche Struktur der engliſchen Sprache rührt noch immer von der angelſächſiſchen her, und hat bekanntlich eine überraſchende Aehnlichkeit mit den ſcandinaviſchen Sprachen. Die Einfälle der Dänen in England, und ihre kurze Herrſchaft konnten unmöglich einen entſcheidenden Einfluß auf den inneren Bau der Sprache haben. Sollte nun nicht die oberdeutſche oder allemanniſche Sprache ſich ebenfalls aus der gothiſchen, die ihrer reinen Form nach unterging, deren Wurzel aber blieb, gebildet haben, wie die niederdeutſche aus der angelſächſiſchen, beide aber in und mit einander die Hauptmomente der jetzigen deutſchen Sprache enthalten? Dieſe hat allerdings lateiniſche Elemente aufgenommen, aber auf eine lebendige Weiſe, ohne ihre Eigenthümlichkeiten zu verlieren, ſie hat dieſe aſſimilirt. Die übrigen romaniſchen Sprachen, die Italieniſche, die Spaniſche, die Franzöſiſche, ſelbſt die frühzeitig ausgebildete und dann erloſchene Provençaliſche, waren dahingegen wahre Mittelbildungen. Wenn man zugiebt, daß ſelbſt die engliſche Sprache, die ſich aus der römiſchen, angelſächſiſchen, däniſchen bildete, auf deren ſpätere Entwickelung wieder Normannen einen entſcheidenden Einfluß hatten, ſich durch das Gleichgewicht der germaniſchen und lateiniſchen Beſtandtheile unterſcheidet, wie entſchieden muß man denn das Uebergewicht des Germaniſchen in der deutſchen Sprache anerkennen? Ja wir geſtehen, daß wir dieſes Uebergewicht, wenn gleich in geringerem Maaße, dennoch auch in der engliſchen

Sprache anerkennen, weil die Struktur der Sprache offenbar noch germaniſch iſt. Wenn wir aber die deutſche Sprache, wie ſie ſich ausgebildet hat, mit der ſcandinaviſchen vergleichen, wer kann dann trotz der räthſelhaften, in der älteſten Wurzel, unabhängig von aller lateiniſchen Einfluß gegründeten Verſchiedenheit der Struktur, die urſprüngliche Stammverwandtſchaft beider Sprachen verkennen? Sind denn die ſcandinaviſchen Sprachen auch romaniſche Mittelbildungen? Aber ihre älteſte Form, aus welcher ſie ſich, wie ſie jetzt ſind, entwickelt hat, die ihre ganze, auch gegenwärtige Eigenthümlichkeit trotz aller Veränderung unverkennbar enthält, iſt noch da in der isländiſchen Sprache, die man doch gewiß nicht als eine romaniſche anſehen kann. Ja dieſer ehrwürdige Ueberreſt iſt, wie der ſcandinaviſchen ſo der deutſchen Sprache, wie ſie im neunten, zehnten und elften Jahrhundert geſprochen ward, auf eine merkwürdige Weiſe nahe verwandt. Will man die deutſche Sprache eine romaniſche nennen, ſo muß man für die eigentlichen Mittelbildungen eine andere Benennung bilden, denn einige behielten einen überwiegenden lateiniſchen Character, wie die ſpaniſche und italieniſche Sprache, in der engliſchen blieben beide Beſtandtheile, ich möchte ſagen in einer äußern Spannung, ſo daß es nie zur wahren Verſchmelzung kam, die franzöſiſche Sprache unterſcheidet ſich aber von allen übrigen dadurch, daß in ihr ſich die entgegengeſetzten Elemente vollkommen neutraliſirten, ein Drittes zu bilden. Wenn wir bei der italieniſchen und ſpaniſchen Sprache, ein Uebergewicht des Lateiniſchen annehmen, ſo iſt dieſes auch nur verhältnißmäßig zu verſtehen, denn auch hier hat die germaniſche bildende, Neues entwickelnde Gewalt, die alte Form zerbrochen, einen andern von dem alten ganz verſchiedenen Geiſt, der Sprache eingehaucht. — Es ſchien uns nothwendig dieſe kurze Andeutung der Art, wie ſich die europäiſchen Sprachen gebildet haben mögen, zu erwähnen. Die Schickſale der Sprachen ſind durchaus die der Nationen ſelber, und eine tiefe Unterſuchung deren rohe Elemente in Deutſchland in gährender Entwickelung begriffen ſind, würde über die innerſte Eigenthümlichkeit der jetzigen europäiſchen Nationen, und über ihre innerſten, nicht bloß äußerlich erſcheinenden Verhältniſſe gegen einander, die wichtigſten Aufſchlüſſe geben.

Um ein allgemeines Bild, wie die Verhältniſſe der gegenwärtigen Zeit ſich aus der Vergangenheit gebildet haben zu entwerfen, ſey es uns vergönnt zwei Zeiten germaniſcher Größe mit einander zu vergleichen. Die Zeit Carls des Großen, und die Carls des Fünften.

Als das römiſche Reich, in ſeinem Sinken noch mächtig, die ſteten Angriffe germaniſcher Völker mit wechſelndem Glück, und allmählig ſteigender Ohnmacht abwehrte, regte ſich der erſte Gegenſatz zwiſchen Orient und Europa. Die Kriege mit den Römern hatten große freie Bündniſſe unter den germaniſchen Stämmen gebildet. Der marcomanniſche Bund hatte ſich ſchon vor zweihundert, der fränkiſche und allemanniſche ſchon vor hundert und funfzig Jahren gebildet, die Gothen deren mächtiges Reich von Liefland bis zur Donau reichte, hatten Griechenland bedroht, als jene merkwürdigen Hunnen aus dem tiefſten nordöſtlichen Aſien erſchienen. Der erſte Kampf zwiſchen Orient und Europa begann, während Rom, getheilt, zerriſſen, nicht leben konnte, weil alle lebendige Kraft fehlte, nicht ſterben, weil die feſt in einander gefügten Verhältniſſe einer großen Zeit der Trennung mit zäher Gewalt widerſtrebten. Die Gothen gehörten zu den herrlichſten germaniſchen Völkern. Schön gebildet, männlich, feſt, redlich, fähig das Höchſte zu begreifen, mit tiefem Sinn für alles Große auch das der erloſchenen alten Welt. In der Geſchichte, wie ſie uns die byzantiniſchen Schriftſteller überliefert, ſtehen ſie in reiner kraftvoller Herrlichkeit neben den verſunkenen Römern und Griechen, deren ganze frühere Größe, durch ihre Kraft belebt, wieder blühen zu wollen ſchien. Alte Erinnerungen im höchſten Norden deuten auf die Gothen, als die edelſten, verehrteſten, als einen göttlichen Stamm, und das Geſchlecht der Amaler, der Makelloſen, glänzt im Hintergrunde aller germaniſchen Sagen. Die Gothen durch die Hunnen jenſeits der Donau gedrängt, wurden mit der alten Welt inniger bekannt. Wir können die Gothen als dasjenige Volk anſehen, welches die bedeutungsvolle Vereinigung zwiſchen der alten und neuen Welt zuerſt vermittelte. Als die Weſtgothen in Italien eindrangen und ſich in Gallien niederließen, waren ſie ohne allen Zweifel in geſelliger Bildung, ſelbſt in wiſſenſchaftlicher und religiöſer, verhältnißmäßig weit vorgerückt. Sie kamen dabei mit den germaniſchen Stämmen, mit den Franken, Allemannen und Burgundionen, die aus nördlichern Gegenden in der reizenden

Provence den Grund legten zu jenem blüthenvollen Reiche des Ritterthums, der Liebe, und der Poeſie, in mannichfaltige Berührung. Die Stammverwandtſchaft, die Aehnlichkeit der Sitten, der Gebräuche, und ohne allen Zweifel, bei aller Abweichung, auch der Sprache, hat ſtill und unmerklich gewirkt, die Vereinigung, die bei ihnen ſo weit gediehen war, durch fruchtbare Keime vorzubereiten. Aber die wilde Tapferkeit hatte noch das Uebergewicht, die erſten Momente germaniſcher Bildung lagen in herber Trennung, in roher Herrlichkeit da, als ſich dieſer erſten Entwickelung gegenüber die wilden Stämme der Mongolen ſtellten. Gedrungene Geſtalten, kleine Naſen, aufgeworfene Lippen, kleine weit von einander ſtehende Augen, zeichneten ſie aus, und bildeten den reinſten Gegenſatz gegen jene herrliche, edle Geſtalten der urſprünglichen Gothen. Die germaniſchen Stämme waren in ſich getrennt, die Stände, die Menſchen nicht weniger. Alles vereinzelt, geſondert, eigenthümlich. Die orientaliſche Kraft war die der geſammten Maſſe. Sie überwältigt, ſtürzt alles vor ſich nieder, aber vergeht auch in ſich ſelber. Wo tiefe Eigenthümlichkeit des Gemüths die Völker ſondert, da mögen ſie getrennt werden, die Folge der Trennung mag Unterdrückung ſein, aber den Druck erhebt nur die Selbſtkraft des Gemüths, aus der Tiefe der Trennung gebührt ſich eine plötzliche Vereinigung, und die äußerlich zuſammengehaltene Maſſe zerſplittert durch die friſche, wunderbar erzeugte Kraft. Die rohe Naturkraft war es, die ſich mit der rohen Kraft des Gemüths meſſen ſollte, denn jene iſt auch in dieſer mächtig, und der

Streit ſollte innerlich ausſondern, was er äußerlich bekämpfte. Zu den älteſten Geſchlechtern der Deutſchen, zu dem heitern Reich der Burgunder am Rhein, verhält ſich Etzel in den alten Sagen wie ſpäter Abderrachmann zu Karl Martell, nur daß die gemeinſchaftliche Rohheit und die vielfältigen Veränderungen der Ueberlieferung durch Jahrhunderte die Schärfe des Gegenſatzes allmählig bei jenen Sagen milderte, während die größere Nähe, die weniger veränderte Ueberlieferung, und das allgemein erwachte geſchichtliche Bewußtſein bei dieſen den Gegenſatz in der Darſtellung greller, und in beſtimmtere Umriſſe erhielt. Auch geſchichtlich zeigt ſich dieſer Gegenſatz. Zwei Momente zukünftiger Entwickelung lagen da, noch nicht in einander hineingebildet, die rohe nordiſche Kraft und das chriſtliche Rom. Gegen beide trat Attila auf, aber wie Aetius durch germaniſche Kraft ihn ſchlug bei Chalons, ſo ward er geiſtig überwunden vor den Thoren des chriſtlichen Roms, und der erſte Kampf des keimenden Gemüths mit der Natur war beſtanden. — Jetzt näherte ſich Rom und Norden. Dennoch war es keine wahre Durchdringung, mehr ein äußeres Gleichgewicht widerſtrebender Elemente. Das damalige Rom erhielt ein friſches Leben, das alte aber blieb vergraben und fremd. Eigene Erinnerung, eigene Thaten ehrte der Gothe, und der Römer mußte ihn achten. Aber wie zwei verſchiedene Welten lagen die verſunkene Vorzeit und die dämmernde Kraft der Zukunft, in den großen Maſſen der Nationen, und in der Seele des Einzelnen. Mitten in der gährenden Zeit des wilden Kampfes war es, als wenn eine ruhige Zeit hervortreten wollte. Die großartige Vergangenheit aus ihren Trümmern, die wundervolle Zukunft aus ihrer räthſelhaften Grundlage, betrachteten ſich verwundrungsvoll, aber ſie begriffen ſich nicht. Zweierlei Verhältniſſe der Nationen ſind daurender: wenn die verſchiedenen Elemente ſich wechſelſeitig lebendig durchdringen, und wenn ſie ſich bekämpfen. Ein bloß äußeres Gleichgewicht dahingegen iſt nur vorübergehend, ja ſelbſt nur möglich durch einen dritten, das Gleichgewicht erhaltenden Moment. Damit das ſchwebende Maß erhalten werde, iſt ein äußerer Stützpunkt nothwendig, durch eine vorzügliche Perſönlichkeit dargeſtellt. Solche Zeiten ſind es, in welchen vor allen große Regenten glänzen. Der Glanz des gothiſchen Reichs war durchaus an Theodorich geknüpft, und ſein großartiger Sinn unterhielt nicht allein das Gleichgewicht in ſeinem Reiche, ſondern in der damaligen ganzen geſchichtlichen Welt. Die orientaliſchen Kaiſer mußten ihm huldigen und ihn achten, und mit den Weſtgothen in Spanien, mit Chlodwig in Gallien, mit Alemannen und Thüringern war er durch Verwandtſchaft verbunden, als rathender Freund verehrt, der eigentliche Vermittler aller widerſtrebenden Kräfte ſeiner Zeit, gleich durchdrungen von der Kraft der Gothen, und von der klaren Einſicht der Römer. Die Gelehrſamkeit ſeiner Zeit hatte ſchon das Gepräge angenommen, welches ſie Jahrhunderte lang behielt. Kaum dreißig Jahr nach ſeinem Tode ward das Reich vernichtet, welches nur durch ihn, durch ſeine Perſönlichkeit hatte beſtehen können. — Das unruhige Reich der Longobarden konnte dahingegen zweihundert

Jahr dauern, denn es unterhielt ſich durch den ununterbrochenen Streit der Verhältniſſe. Dieſes tüchtige, ächt germaniſche Volk war nicht wie die Gothen, mit den Römern bekannt. Das Beiſpiel geordneter Verfaſſung wirkte auf die Longobarden, nachdem ſie im Beſitz von Italien waren. Das longobardiſche Reich, auf altem Herkommen gegründet, wie es nur in einem freien und rohen Staat möglich war, bildete ſich, dem römiſchen gegenüber. Beide galten, ſo ſehr ſie ſich widerſprachen. Die Longobarden waren Chriſten, aber Arianer, dem Papſte feindſelig. Das wunderſame, faſt märchenhafte ihrer Geſchichte entſteht aus dem Kampf einer freien, rohen, aber edlen Natur mit der Tücke, mit dem Frevel und den Verbrechen der herabgeſunkenen Römer. Von dieſen oft verführt, nachdem bald die nordiſche Kraft und der nordiſche Edelſinn, bald die Schlechtigkeit der Römer ſiegend hervortraten, nachdem Wiſſenſchaft und Bildung mit Zeiten roher Barbarei ſchnell gewechſelt hatten, mußten ſie endlich der geordneten Gewalt des mächtigſten Fürſten weichen.

Es iſt merkwürdig, daß der fränkiſche Stamm, der ſo mächtig und groß war, dennoch in früheren Zeiten nicht wie die Gothen, Angelſachſen und Scandinavier, durch eine eigenthümliche Geiſtesrichtung ſich ausgezeichnet hat. Die Gedichte, die Carl der Große ſammelte, gehörten keinesweges den Franken ausſchließlich zu. Was den Franken aber beſonders characteriſirte, war eine große Bildſamkeit und Rührigkeit, welche die beſtimmten Formen des Lebens leichter fixirt, und die Geſelligkeit zweckmäßiger ordnet. Als die Franken die

Weſtgothen verdrängt hatten, und unter Chlodwig den größten Theil des jetzigen Frankreich beſaßen, verbanden ſie ſich mit den alten ſchon ſeit Jahrhunderten mit dem römiſchen Reiche vereinigten Galliern. In Italien konnten die germaniſchen Stämme nie zum völlig ruhigen Beſitz gelangen, denn das alte Rom, freilich nicht ſtark genug ſich ſelber zu retten, war doch immer mächtig genug, die germaniſchen Stämme in ihrer ruhigen Entwickelung zu hemmen. Auch die keimende Gewalt der Päpſte, der Kampf der Kirche mit der arianiſchen Lehre, die bei den Germanen ſo vielen Beifall fand, trug dazu bei, die Verhältniſſe immer ſchwankender zu machen. Die chriſtliche Kirche, wie ſie ſich immer deutlicher entfaltete, und das geordnete äußere Leben, wie es die alte Welt in aller Zerſtörung erhielt, bildete den ruhigen Grund, auf welchem die germaniſchen Stämme ſich anbauten. Aber in Italien war dieſer Grund ſelbſt in ſtetem Schwanken. Der bildſame Franke hatte das Glück ſich in einem Lande niederzulaſſen, in welchem dieſer Grund in ſeinen beiden Richtungen ſicherer war. Die oſtrömiſchen Kaiſer konnten nicht hoffen die entfernte, von Germanen allenthalben umringte Provinz zu erhalten. Die römiſchen Formen, die römiſchen Würden ſelbſt, welche die Franken, wie die Burgunder beibehielten, dienten dazu die Neigung für ruhige Geſelligkeit zu nähren, ohne daß die eigenthümliche, freie Form der germaniſchen Verfaſſung gefährdet wurde. Von Frankreich aus bildete ſich nun ein Mittelpunkt für die Cultur aller germaniſchen Stämme. Thüringer, Alemannen, die mächtigſten Stämme des eigentlichen

Deutſchlands waren durch das mehr geordnete Daſein der Franken überwältigt. Aber ſie blieben ſelbſt nach der Vereinigung germaniſch eigenthümlicher, als die Franken, obgleich die früheſten Zeiten jene Trennung mehr verbarg. Nur die Sachſen, durch den Ausfluß der Elbe nach Norden gelockt, durch Schifffahrt mit Scandinavien verbunden, blieben den alten allmählig nach Norden verdrängten Göttern, und der rohen nordiſchen Kraft treu. Die edlen Burgunder waren aber, nachdem ſie frühzeitig ein blüthenreiches Leben nach innen — wunderbare Sagen unterhalten die Erinnerung davon — und ein tüchtiges geordnetes Leben nach außen — ihre Geſetze ſind die älteſten bekannten — entfaltet hatten, mit den Franken verbunden.

In Spanien waren ſeit langer Zeit Alanen, Vandalen, Sueven, Alemannen und Weſtgothen eingedrungen, und hatten ſich wechſelſeitig verdrängt, das vandaliſche Reich in Afrika war vernichtet. Nach allem dieſem Wechſel hatten die Gothen, die edelſten Germanen ſich mit den heroiſchen Celten des alten Spanien, und mit den hier weniger verdorbenen Römern vereinigt, ein Geſchlecht zu bilden, welches durch Jahrhunderte den kühnſten und härteſten Kampf auf ſo wunderſame, wie großartige Weiſe beſtehen ſollte. Denn während die alten Götter immer mehr nach Norden gedrängt wurden, während die germaniſchen Stämme ſich vereinigten, und ſich allmählig ausbildeten, während unter den Franken die Tüchtigkeit des Volks die Schlechtigkeit der Könige überwand, während in wüſten Wäldern Deutſchlands die wohlthätige Sonne des Glaubens die rohe Kraft milderte, während das alte Rom in Oſten immer mehr verſank, bildete ſich jenes orientaliſche Reich, und zum zweiten mahl trat der Orient gegen Europa auf. Wie früher ſich rohe, nordiſche Kraft auf beiden Seiten in entgegengeſetzter Richtung bekämpfte, ſo ſtellte ſich jetzt das chriſtliche Europa, geſunde Natur, fur die Andacht, für die Liebe gewonnen, gegen die phantaſtiſchen Sarazenen.

Der Orient war unterjocht, Afrika überſchwemmt, Italien bedroht, Konſtantinopel zweimal in Gefahr — da mußte die Tapferkeit der ſpaniſchen Gothen weichen, doch nur, um in zurückgedrängter Enge die Schnellkraft zu vermehren, um jene wundervolle chriſtliche Heldenzeit zu geſtalten, in welcher aus finſtern Bergen die tapfern Schaaren unüberwindlich, wenn auch geſchlagen, immer von neuem hervorquollen, wo Jahrhunderte hindurch ſich Muth mit Muth in ewig erneuertem Kampf meſſen ſollte, hier durch hohe Andacht, dort durch phantaſtiſchen Wahn genährt.

In Frankreich von Süden hereingedrungen ſtunden nun die durch Schwärmerei begeiſterten Orientalen den im Glauben geſtärkten gegenüber, wie früher die aus Oſten eingedrungenen rohen Hunnen den tapfern Germanen. Zum zweiten Mal ſollte Natur und Gemüth, eine übermächtige ja glanzvolle Gegenwart mit allen Keimen der Zukunft kämpfen. Zum zweiten Mal zeigte ſich innigere Vereinigung, ſchnelles Heranwachſen, plötzliche Ueberwältigung durch verbundene Kraft, von Seiten der Orientalen; Zwieſpalt, Trennung, Vereinzelung von Seiten der Europäer. Aber dennoch war der begeiſterte Sarazene nur da, um, ſo innerlich wie äußerlich dem germaniſchen keimenden Leben zum Stachel und Sporn zu dienen, und wie Attila früher bei Chalons ward Abderrachman bei Tours geſchlagen.

Unter den Franken war die Gewalt des Major Domus allmählig gewachſen, das geſunkene königliche Geſchlecht erblaßte in dem Maße, als die neue Kraft gedieh: ſie, ächt national, allmählig heranwachſend, bezwang die Sarazenen, beſiegte die entfernten widerſtrebenden Germanen im Norden und Oſten; an dieſen Siegen ſtarben die Merovinger. So war die Zeit des großen Karls vorbereitet.

Das große ſchnell entfaltete Reich der Sarazenen im Orient, und das keimende germaniſche in Europa hielten ſich das Gleichgewicht. Man könnte behaupten, daß Bagdad der Sitz des oſtrömiſchen Kaiſerthums war, wie Aachen auch dem Namen nach, der Sitz des weſtrömiſchen. Das erblaßte Rom war aus einander gegangen in zwei mächtig ſich entfaltenden Richtungen: der verdorrte Stamm in Konſtantinopel vegetirte noch zwiſchen beiden, und war als der gleichgültige Nullpunkt eines mächtigen Gegenſatzes anzuſehen. Vergleichen wir das Reich der Sarazenen unter Harun al Raſchid, mit dem heranwachſenden germaniſchen Reiche der Franken, ſo zeigen ſich merkwürdige Unterſchiede. Die Sarazenen wuchſen ſchnell heran; Kampf, Genuß, Reichthum, äußerer Glanz, ſelbſt wiſſenſchaftliche Bildung, heben ſie über die damaligen Germanen. Auch hier waren fremde Stämme, die ſich in alten Provinzen des zerfallenen römiſchen Reichs anbauten. Aber alles was das chriſtliche Rom zu geben vermochte, ward von der ſtarren Eigenthümlichkeit der orientaliſchen Völker verſchlungen. Die Religion in orientaliſchen Wahn verzerrt, die Wiſſenſchaft in träumeriſchen Aberglauben verwandelt, der Staat verlor, je mächtiger er ward, die urſprüngliche Verfaſſung, die der perſönlichen Freiheit ſo günſtig war, und ward auch orientaliſch. Das Gleichgewicht zwiſchen der friſchern Vergangenheit und der tödtenden Zukunft, die glänzendſte Epoche des arabiſchen Reichs war die des Harun al Raſchid. Das Reich war zu ſeiner Zeit mächtig; das abgetrennte arabiſche Spanien bedrohte Europa, der Orient war von Indien bis zum Mittelmeer in ſeiner Gewalt. Die alten Zeiten waren noch nicht erſtorben. Der Geiſt feuriger; Freiheit lebte noch, und Harun wußte ſie zu nähren; die Religion war noch in jugendlicher Blüthe; der wunderbare Gegenſatz der altgriechiſchen Weisheit, und der orientaliſchen phantaſtiſchen Anſchauung hielt noch ein äußeres Gleichgewicht. Einer Seits Ariſtoteles, die Arzeneikunde der Griechen, ihre Phyſik, die neu belebt, ſelbſt erweitert wurde; anderer Seits tiefe orientaliſche Mythen, perſiſche Dichtkunſt. — Dürrer Verſtand und glühende Einbildungskraft begegneten ſich, und jener zeigte eine herbe, immer mehr trennende Strenge, dieſe eine ſpielende Willkühr erträumter, in einander zerfließender Geſtalten. So lange ſie ſich wechſelſeitig begrüßten, und noch immer getrennt in einander hinüberſpielten, wurde die Einbildungskraft durch den Verſtand gemäßigt, dieſer durch jene belebt; als ſich ſich durchdrangen, erſtarben ſie in dieſer Durchdringung.

heitere Gleichgewichtspunkt dieſes Lebens war Harun al Raſchid Viel Herrliches gedieh vor ihm, viel Tüchtiges und Großes nach ihm. Nie erſchien eine ſolche Vereinigung des ebenmäßig entfalteten äußern und innern Lebens, wie unter ihm. Wie ganz anders verhielt es ſich mit dem germaniſchen Staate der Franken unter Karl dem Großen. Gegen Süden und Oſten unterhielt ſich das äußere Gleichgewicht mit den mächtigen Sarazenen Die Kämpfe ſtörten dieſes Gleichgewicht nicht, und die berühmte Niederlage im Thale Roncesval offenbarte ſelbſt die heroiſche Geſinnung, und die unüberwindliche Kraft chriſtlicher Helden. Gegen Norden waren dreiſſigjährige Kämpfe nothwendig, um die kühn widerſtrebenden Sachſen für germaniſch chriſtliche Bildung zu gewinnen. Aber das mächtige Scandinavien ſtand drohend im Hintergrunde, und enthielt furchtbare Keime zu künftiger Zerſtörung. Nach der Ueberwältigung der Sachſen aber ruhte das chriſtliche Germanien im fränkiſchen Staate und das heidniſche im hohen Norden, beide in ſelbſtbewußter Kraft ein äußeres Gleichgewicht unterhaltend. Ein jütſcher König ſchlug Karl den Großen im Norden, wie die Sarazenen im Süden, und bedrohte Aachen, aber er ſtarb auf dem Zuge, und vermochte das Gleichgewicht nicht zu ſtören, nur die ſchlummernde Kraft der ſcandinaviſchen Völker zu offenbaren, die in einer andern Richtung — Karl ahnete es — ganz Europa erſchüttern ſollte. Die ſlaviſchen Völker in Oſten, die nach ſeiner Zeit Deutſchland ſo gefährlich wurden, wußte er durch Siege und Bündniſſe fern zu halten. Allenthalben Momente zukünftiger Zerſtörung, die, ſo lange er lebte, nur das lebendige Gleichgewicht unterhielten, nicht aufhoben.

Der große fränkiſche Staat ſelber enthielt aber eben ſo entſchieden widerſtrebende Elemente, die ſich in ſchwebendem Gleichmaaß erhielten. Das gothiſche Reich war von dem longobardiſchen, dieſes von dem fränkiſchen verſchlungen, aber alles war in ſich getrennt, wie unter ſich, und der lebende altrömiſche Boden konnte nur ein äußeres, vorübergehend ruhendes Verhältniß, keine daurende friedliche Durchdringung hervorbringen. Der bildſame Franke, der ſich an den ſichern Boden römiſcher Verhältniſſe in Gallien anlehnte, verhält ſich zum eigentlichen Deutſchen — der Gegenſatz war unter Karl ſchon ausgeſprochen — wie ein junger Mann, der alles Aeußere leicht faßt, alles Angebotene mit Leichtigkeit zu ordnen, zu benutzen, ſich in jedwede Lage leicht zu fügen weiß, der, was er beſtimmt denkt und will, mit Klugheit auszuführen vermag, nicht bedenklich oder ängſtlich erwägend bei der Wahl der Mittel zu jenen äußerlich mehr unbeholfenen Naturen, die unter anſcheinender Verworrenheit und verſchloſſenem Weſen eine innere Tiefe verbergen, die das dargebotene mehr ahnend für die Zukunft ergreifen, als für die enge Gegenwart zu benutzen wiſſen. Tüchtig waren beide, denn es waren Germanen, aber der Franke mehr auf die Gegenwart, der Deutſche mehr auf die Zukunft gerichtet. Jener wußte die Formen der alten Welt als Grundlage des eigenthümlichen Weſens zu benutzen, dieſer nahm nur langſam an, was er nur allmählig begriff, und wie das Germaniſche in

Frankreich allmählig und durch eine Reihe von Jahrhunderten erſtarb, ſo gedieh das altrömiſche nur langſam in Deutſchland. Aber der bildſame Franke verlor in der Zeitfolge, was er, ſeiner Klugheit trauend, zu erhalten wünſchte, die urſprüngliche Eigenthümlichkeit; der Deutſche aber behielt, was er zu verlieren fürchtete, indem er zugleich erwarb, was jene ſchon urſprünglich zu beſitzen wähnten. Dieſer bedeutungsvolle Gegenſatz diente in Karls des Großen Zeiten zur wechſelſeitigen Erregung. Der edle burgundiſche Stamm war von dem unruhigen Italien, dem geordneten Frankreich, dem keimenden Deutſchland umgeben, und verband italieniſche Lebendigkeit mit fränkiſcher Bildſamkeit und deutſcher gemüthlicher Tiefe. Auch dieſer Keim einer zukünftigen Trennung gedieh in äußerer Vereinigung zu jener wunderſamen Zeit. Selbſt die zurückgedrängten Spanier huldigten den Franken.

Aber auch in den Verhältniſſen des Lebens überhaupt, wie in denen der Nationen ſehen wir ſich freundſchaftlich begegnen, was ſpäter Zwieſpalt erzeugend ſich feindſelig trennte. Kirche und Staat traten in ein allgemeines heiteres Verhältniß gegen einander. Die Kirche war äußerlich dem Staate unterworfen; die Biſchöfe durch die Gemeinden und die Geiſtlichkeit gewählt; die von der Herrſchaft der Biſchöfe getrennten Mönche, ihrer friedlichen Thätigkeit, wie ihrer Andacht wegen, beliebt; der Papſt ſelbſt hatte alle äußere Gewalt von dem Kaiſer, und war ſein Vaſall, aber innerlich war die Kirche frei, herrſchend, gewaltig. Der Staat war innerlich unterworfen. Alle Verhältniſſe des Lebens wurden durch die Kirche geheiligt, die Biſchöfe, die Geiſtlichkeit, durch Kenntniſſe ausgezeichnet, hatten auf alle Einrichtungen des Staats einen bedeutenden Einfluß, waren gewaltig in dem Rathe des Kaiſers; dieſer ſelbſt hatte ſeine Macht durch den Papſt erhalten. — Aber äußerlich hingen alle Glieder des Staats ſelbſtſtändig zuſammen, trugen, unterſtützten ſich. Wie zwei verſchiedene Welten waren Kirche und Staat, weil ein jedes in ſich geſchloſſen war, eben deſto inniger verbunden. Die Vaſallen waren mächtig durch Beſitz, durch Gerechtſame, abhängig durch Lehne, die nur in ſeltenen Fällen, immer nur durch Gunſt, erblich waren; die Mannen ſtunden frei den Herren gegenüber, wie ſie den Kaiſern; die Unfreien waren durch den Staat beſchützt. Jeder Hof, jedes Dorf bildete einen Staat, ſich frei aus eigener Natur, aus Erinnerung der Vergangenheit bildend. Die Keime des bürgerlichen Vereins durften ſich in dem vielſeitigen Ganzen unbehindert entfalten. Selbſt bezwungene Provinzen behielten ihre Sitten, ihr Herkommen; die ſaliſchen, die burgundiſchen, die longobardiſchen Geſetze hatten eine gleiche Gewalt, und neben dieſen die altrömiſchen. In der Kirche, in der Gelehrſamkeit herrſchte die lateiniſche Sprache, und die zerſtreuten Töne, die ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt in der heitern längſt verſchollenen Vergangenheit der alten Welt hatten, klangen in den germaniſchen Wäldern wieder. In allen öffentlichen Verhandlungen, Geſetzen und Anordnungen herrſchte die Römerſprache. Aber gleichmäßig ward auch die alte Erinnerung der germaniſchen Vorzeit hochgehalten, und die zerſtreuten Töne der dunkel verſchollenen deutſchen Vergangenheit fanden zum erſtenmal einen Mittelpunkt. So bildeten ſich Kirche und Staat, Stände und Bürger, alte und neue Zeit aus ſich ſelber heraus, alles neben einander in friedlicher Eintracht. Die Cent- und Gaugrafen, die Schöffen und Vögte ſorgten nur dafür, daß die Geſetze, die das Volk ſich ſelber gegeben, aufrecht erhalten wurden; Commiſſarien wachten über dieſe. Jeder Freie war Krieger, es war Ehre es zu ſeyn, der Staat war bewaffnet, nur die Geiſtlichkeit war ausgeſchloſſen, weil ſie über dem Kampf erhaben, wie der Unfreie, weil er nur beſchützt werden konnte, weil die höchſte eigene That nur dem Freien gebührt. Noch nie ſah die Geſchichte in einem ſo großen Reiche ein ſo allgemeines Gleichmaß mannichfaltiger Richtungen, Thätigkeiten, Kräfte. Auf jedem Punkte lagen Keime zur künftigen Trennung, aber für dieſe glückliche Zeit gaben ſie nur der Vereinigung Reiz und Leben. Von Norden her warf die kaum verdrängte heidniſche Urzeit einen wunderbaren, nächtlichen Schatten in das helle Leben, aufgeregt durch die vieljährigen ſächſiſchen Kämpfe. In den einſamen Wäldern und Gebirgen hauſten die verdrängten Götter, und begingen, wie böſe Geiſter, nächtliche Orgien. — Von Süden her ſpielte das gluthvolle Reich der Sarazenen, die Sagen und das bunte, bedeutende Leben leicht in das einfache germaniſche hinüber, und beide Extreme hatten in der heitern Mitte einen gleichmäßigen Vereinigungspunkt.

So traten die Zeiten Theoderichs des Oſtgothen in viel größerem Umfange wieder hervor, und der gemeinſchaftliche Hebel ſo vieler ſchwebenden Gewichte war Karl der Große, vielleicht der größte Regent, den die Geſchichte kennt, durch deſſen großartiges Gemüth und hellen Verſtand alle widerſtrebende Elemente ſeiner Zeit auf eine heitere Weiſe verknüpft waren.

Nach ſeinem Tode konnte ein Reich, ja ein Zuſtand der ganzen cultivirten Welt, der auf eine ſo bedeutende Weiſe an ſeine große Perſönlichkeit geknüpft war, nicht beſtehen. Aber ſelbſt die Trennungen, durch welche die jetzt beſtehenden Staaten Europa's ſich bildeten, ein jeder in ſeiner Eigenthümlichkeit, haben, wenn wir ihre Entwickelung im Ganzen betrachten, trotz allen Gährungen, ihre heitere Seite.

Scandinavien, bewohnt von einem echt germaniſchen Stamme, ward nach ſeinem Tode chriſtlich. Es iſt merkwürdig, daß in der alten Heimath der Germanen, ihren eigenthümlichen Sitten zuwider, die Alleinherrſchaft, wenn auch eingeſchränkt, ſo frühe ſchon eingeführt wurde. Zuerſt in Dänemark, kurz darauf in Norwegen, ſpäter, aber nie ſo vollkommen, in Schweden. Der Grund war dieſer: Was bei den Germanen, beſonders in Deutſchland, die Gewalt mächtiger Vaſallen begründete, die allmählig fürſtliche Gewalt erwarben, war theils die Mannichfaltigkeit der urſprünglichen Stämme, theils der Grundbeſitz. Aber in den ſcandinaviſchen Ländern, beſonders in Dänemark und Norwegen, waren die Stämme urſprünglich weniger getrennt, und das Eigenthum, der Grundbeſitz, hatte keinesweges ſo vielen Werth, wie in den ſüdlichen Gegenden. Auch lockte das Meer den kühnen, freien Einwohner. Es eröffnete den Weg zu einer Thätigkeit, die den germaniſchen Sinn vorzüglich anſprechen mußte. Die unendliche Freiheit des Meeres, die Gefahren, die Reichthümer, die es darbot, waren für den muthigen Scandinavier ein großer Reiz. So war es demjenigen Regenten, der ſeine ganze Thätigkeit auf den ruhigen Beſitz richtete, leichter möglich, die Herrſchaft zu erringen. Doch ging die urſprüngliche Freiheit der Germanen keinesweges zu Grunde. In Dänemark bildete ſich allmählig eine Ariſtokratie; die Gewalt des Königs war ſehr eingeſchränkt, er wurde gewählt, und mußte in ſpätern Zeiten ſich oft ſchwere Bedingungen gefallen laſſen. Die ariſtokratiſche Form ward ohne allen Zweifel veranlaßt durch die unterjochten, vielleicht mit Gewalt nach den Inſeln hinübergebrachten, ſlaviſchen Völker, die unter ſtrenger Leibeigenſchaft lebten. In Norwegen, wo die urſprünglichen Einwohner verdrängt wurden, und der freie Scandinavier das ganze Land in Beſitz nahm, bildete ſich, zwar unter einem Herrſcher, eine bürgerliche freie Verfaſſung, deren Grundzüge alle Jahrhunderte nicht zu verwiſchen vermochte. In Schweden waltete eine mittlere Verfaſſung vor, die auch dem Aufkommen der Alleinherrſchaft nachtheiliger war. Der Abfall der ſchwediſchen Gebirge gegen Oſten, die Verbindung der Einwohner mit den nie ganz erloſchenen, verwandten Stämmen, die den Weg der uralten Einwanderung aus Aſien fortdauernd bezeichneten, gaben dieſem Reiche die eigenthümliche Richtung, während die Norweger, wie die Dänen an das Meer gewieſen, beide aber durch Lage, Beſchaffenheit des Landes, von einander geſchieden waren. Die Dänen wurden durch die Nähe von Deutſchland modificirt, die zu allen Zeiten mannichfaltig einwirkte. So bildeten ſich die drei ſcandinaviſchen Reiche.

Aber ſie ſelbſt waren nur ein Mittelpunkt für geſchichtliche Bildungen, der viele Länder auf eine eigenthümliche Weiſe geſtaltete. Wenn man die mannichfaltig abweichende Form des Lebens und Daſeins betrachtet, in welcher die Scandinavier erſchienen, je nachdem ſie hier oder dort, mit dieſen oder jenen Völkern in Verbindung traten, in dieſem oder jenem Lande ſich anſiedelten: ſo wird man auch nicht mehr über die wunderbare Proteus-Geſtalt der Germanen, die in jedem Lande anders erſchienen, erſtaunen können. Die Waräger, die das ruſſiſche Reich gründeten, waren höchſt wahrſcheinlich theils von Norden hingewanderte, theils verwandte Stämme, die vielleicht nie aus Rußland verſchwunden ſind, und den im Hintergrunde alles germaniſchen Lebens liegenden Zuſammenhang mit Aſien noch unterhielten.

Auf allen Meeren raubten ſeit uralten Zeiten Norweger und Dänen, die letzten mit Sachſen und Frieſen verbunden, die ohne allen Zweifel urſprünglich mit ihnen einerlei Sprache hatten. Die letzte Verbindung war lange, vorzüglich den Britten, gefährlich geweſen. Dieſes Volk, durch das langwierige Joch der Römer tief geſunken, geplagt durch die Picten, mußte ſich den Angelſachſen ergeben. Dieſes iſt die herrſchende Benennung für die getrennte Verbindung. Sie beſtand nicht aus Sachſen allein, ſondern auch aus Jüten und Einwohnern der däniſchen Inſeln. Von jetzt an ward aus Britannien England, jenes alte Land europäiſcher Freiheit, wo die Tyrannei nie eine bleibende Gewalt errang, wo eine tiefe Eigenthümlichkeit einen jeden Bürger von frühen Zeiten ſchon mit ſeiner Verfaſſung auf das innigſte verſchmolz, während beide ſich im übrigen Europa immer mehr trennten. Hier fand der bildſame Angelſachſe, wie der Franke in Gallien, die Grundlage altrömiſcher Einrichtung, Bildung und Gelehrſamkeit. Aber anders wußte jener ſich, an dieſe anlehnend, zu bilden, als dieſer. Die Klarheit der alten Welt, und die Tiefe Nordens, die Gelehrſamkeit der Alten, und die germaniſche Andacht, der Römer Ordnung und der Sachſen Freiheit durchdrangen ſich ohne ſich aufzuheben. Es war die Indifferenz beider ſich hemmenden Richtungen, die ein drittes bildeten in Frankreich; es war die höhere Identität, die beide erhielt nun England. Nicht abſolut, wie ſich von ſelbſt verſteht. Es erhielten ſich Spuren der alten wie der römiſchen Zeit, ſelbſt bis in die ſpäteſten Zeiten in Frankreich; beide hemmten, modifizirten ſich bedeutend in England, es kann nur von dem Ueberwiegenden die Rede ſeyn, wie überall in der Geſchichte. Selbſt in den früheſten Zeiten der Angelſachſen blühte hier die Gelehrſamkeit des chriſtlichen Roms, während die Provinzen, dem rohen, ſtarren Freiheitsſinne getreu, in unaufhörlichen Fehden verflochten waren. Spuren des ſchönen, nationalen Sinnes, der die Freiheit auf dieſer glücklichen Inſel nie untergehen ließ, findet man ſchon ſehr früh. Ihre Litteratur aber war faſt ganz an die chriſtlich-römiſche, eigenſich gelehrte geknüpft, und die ächt nordiſchen Elemente entwickelten ſich in ihrer Reinheit nie. Der romantiſche Charakter der engliſch-chriſtlichen Sagen entſtand ſpäter.

Was Britannien für die Angelſachſen, war Island für die Norweger. Hieher wanderte, wer in Norwegen keinen Herrſcher anerkennen wollte; hier bildete ſich eine höchſt eigenthümliche, ächt nordiſche Republik; hier hielt ſich die uralte Erinnerung feſt, die Sprache hatte ihre alte Form noch, die Myſterien der erloſchenen Religion erhielten ſich in ihrer völligen Reinheit, und der freie Isländer, der von ſeiner kalten ſtarren Heimath, wo keine fremde Beimiſchung die urſprüngliche Natur modificirte, die entfernteſten Länder beſuchte, ſah, wie Verwirrungen und gleichzeitige Entwickelung widerſtrebender Naturen, Reiche und Menſchen entzweite, und in räthſelhaften Verſchlingungen, Groſſes und Kleines, Schlechtes und Gutes in einander wob. Die fernen Töne klangen in der langen Nacht ſeiner ſtillen Heimath wieder, verknüpften ſich bedeutungsvoll mit den alten Myſterien der theuer gewordenen Urzeit, und was verworren in roher Wirklichkeit ſich hemmte und zerſtörte, das erhob ſich in ſeiner ſtillen Phantaſie zum herrlichen Gedicht. Hier bildete ſich das wunderſame Aegypten der germaniſchen Stämme; hier wurde der groſſe Geſchichtſchreiber Norwegens, dem nur die griechiſchen gleichkommen, Snorro Sturleſon geboren; und hieher muß ein zukünftiger Herodot der Germanen wallfahrten, um wie dieſer die Quellen der erhaltenen Myſterien und die Sagen ihrer Prieſter zu vernehmen.

Wenn wir die innern Schickſale der Nationen und wie ſie ſich eigenthümlich entwickelt haben, begreifen wollen, ſo iſt es nothwendig, einige allgemeine, auf alle einwirkende Verhältniſſe zu betrachten, die aus dem nämlichen Grunde entſprungen, bei den verſchiedenen Völkern durchaus verſchieden ergriffen und bearbeitet wurden.

Unter Karl dem Großen war das geiſtige Innere und das weltliche Aeußre am reinſten geſchieden, in der wechſelſeitigen Entſagung lag der Grund der Vereinigung. Freilich haben zu dieſer Zeit, mehr ſelbſt als ſpäter, Laien, Staatsmänner, die nicht Geiſtliche waren, das klarſte Bewußtſein über die tiefern Verhältniſſe des Staats entwickelt. Aber ſie ſtanden einzeln, und bildeten wieder große Kaiſer ſelbſt, äußere Gleichgewichtspunkte. Aeußere Verhältniſſe der Art ſind aber, wie wir ſchon oben bemerkt haben, nothwendig nur vorübergehend. Was ſich äußerlich gegenüber ſteht, muß ſich wechſelſeitig hemmen, beſchränken, und der Streit kann nur enden mit einem relativen Uebergewicht. In der europäiſchen Geſchichte entſchied er ſich für die Kirche, in welcher das klarſte Bewußtſein lebte, während ein tiefes Gefühl das Volk durchdrang. Der Grund, aus welchem ſich die Kirche aufbauete, war das andächtige Gefühl der Völker, das bewegende Prinzip im Volke war das verwaltende Bewußtſein in der Kirche. Nicht ſo darf dieſes verſtanden werden, als wenn die Andacht von der Kirche ausgeſchloſſen wäre, und etwa nur eine Erfindung, um das Volk irre zu leiten, oder als wenn das Volk völlig blind und bewußtlos ſich ühren ließe. — Ein thörichter Wahn! der die Jahrhunderte und die Schickſale der Völker in die Hände affinirter Pfaffen überliefert, und die Wunder einer großen Zeit dadurch am leichteſten zu erklären glaubt, daß man annimmt, es ſeyen alle jene Geſinnungen und Thaten, Gefühle und Verhältniſſe durch betrügeriſche Prieſter veranlaßt. Nicht wie Urſache zur Wirkung verhielt ſich die Kirche zum Staate, ſie waren in, mit und durch einander auf wahrhaft organiſche Weiſe. Hätten nicht alle Seelen, alle Gemüther einen vereinigenden Mittelpunkt geſucht, keiner hätte ſich hinſtellen können, behauptend er ſey, was keiner begriff. Die Fortſchritte der Hierarchie entſtanden dadurch, daß die Kirche ihre innere Gewalt ſelber in eine äußere verwandelte. Erſt unſicher, hier zurückgedrängt, dort abgewieſen, ſchwankend hin und her, bis es ihr gelang, alle ſich durchkreuzende Fäden, die in dem Innerſten aller Seelen wurzelten, zu entwirren, und wie eben ſo viele Radien nach einem feſten Mittelpunkt zu leiten. Zwar gelang dieſes hier vollſtändiger, dort nie ganz, hier früher, dort ſpäter, nie in gleichem Grade, und allenthalben gleichförmig, zu derſelben Zeit; zwar ſchwankte der Mittelpunkt ſelbſt oft durch die Schlechtigkeit mancher Päpſte, durch die Kühnheit mancher Regenten. Aber das Uebergewicht war entſchieden da. Ganz Europa war ein Tempel, Rom der Hochaltar, wo die Geheimniſſe der Religion gefeiert wurden. Es war eine wahrhaft poetiſche Zeit, daher der proſaiſchen ſo räthſelhaft, wenn es Poeſie heißt, von einem unendlichen Gefühl ganz durchdrungen zu ſeyn. Alles was herrlich und groß erſchien, trug das Gepräge der Andacht, Kampf und Liebe, Wiſſen und Kunſt, Leben und Sterben.

Da ertönte der Ruf vom Grabe des Heilandes, der wahrhafte innere Mittelpunkt der ganzen in Andacht verſunkenen Zeit. Wer kann, was einen ganzen Welttheil in Bewegung ſetzte, begreifen, wenn er das eine Gefühl, was alle durchdrang, nicht zu faſſen vermag? In Millionen Seelen lag die verſchloſſene Blüthe, die durch Bernhard, durch den Eremiten Peter, durch Urban zur Entwickelung gereizt wurden. Nie ſah die Geſchichte die Völker ſo wundervoll für eine erhabene Idee bewaffnet. Alle Streitigkeiten ruhten, alle Sprachen ſagten daſſelbe. Nie war das Menſchengeſchlecht in ſo großen Maſſen ſo tief bewegt, wie damals.

Ganz Europa wallfahrtete nach Aſien, der alte Kampf ward erneuert; aber das aufgeregte Gemüth trat zum erſtenmal angreifend hervor. Es war nicht ſowohl die Ausführung ſelbſt, nicht das Aeußere dieſer wunderbaren Kämpfe, welches allerdings durch die Politik der Päpſte, durch den Neid und die Eiferſucht der Großen, durch den Frevel der Geringern verunſtaltet ward; es war vielmehr die Geſinnung, die ſie möglich machte, welche, je genauer man ſie begreift, deſto bewundernswürdiger erſcheint. Faſt dreihundert Jahre waren ſeit Karl des Großen Zeiten verfloſſen, über hundert und fünfzig Jahre von dem erſten großen Kreuzzuge bis zu dem letzten Ludwig des Heiligen dauerte die Begeiſterung fort.

Bis dahin hatten die, ſeit Karl dem Großen getrennten, Nationen ein mehr abgeſchloſſenes Daſein gehabt. Die Deutſchen zwar lernten durch die Römerzüge Italien kennen, dennoch war es nicht jene genauere, in das Volk eindringende Kunde. Die Kreuzzüge verbanden alle Nationen. Die einſamen Ritter verließen ihre Burgen, die Bürger ihre Städte. Aus Scandinavien, aus England, Frankreich, Deutſchland, Italien, ſtrömten die Völker herbei. Alle Keime des Lebens, die, ſelbſt in den nämlichen Staaten, mehr noch in den von einander geſchiedenen Völkern, verſchloſſen ruhten, geriethen, entwickelt, in lebendige Berührung. Wie uns in den alten Sagen und Gedichten das Bild eines Jünglings ergötzt, der, wenn die Liebe ihn die Welt begreifen lehrt, mit Sehnſucht nach weiten Gegenden hinſtrebt, allenthalben Wunder ahnet, wie ihn die Gefahr reizt, vor allem der Kampf für die Geliebte, wie er glaubt, erſt durch den Kampf ſie zu verdienen, ſo ſchien, einem ſolchen Jünglinge nicht unähnlich, das ganze europäiſche Geſchlecht durch wunderbare Ahnung aufgeregt, eine ferne fremde Welt zu ſuchen. War es der alte Trieb der Germanen, der wieder erwachte, wollten ſie bewußtlos die alte, längſt vergeſſene Heimath wieder ſuchen? Aber was ſie jetzt wegtrieb, war nicht Ländergier, nicht Noth in der freien Heimath. Keiner trieb den Andern gewaltſam fort, wie bei den Mongolen, wenn im tiefen Oſten eine Bewegung anfängt, wenn dieſe Bewegung, einer Lavine ähnlich, immer größere, innere furchtbare Maſſen wachſend fortwälzt durch äußere Gewalt. Was ſich befehdete, war hier eins, die wehende Fahne des Kreuzes war die Glorie der Geſchichte geworden, damit die heiligſte Stätte der Erde aus frevelnden Händen gerettet werde. Die Orientaler lernen die germaniſchen Europäer nie begreifen. Die Hunnen waren mit den Gothen in mannichfaltiger Berührung, aber was ſich innerlich bei dieſen regte, blieb jenen fremd. Jahrhunderte hindurch lebten die Sarazenen in Spanien, in Italien mit Gothen und Normannen in der innigſten Verbindung, aber europäiſche Geiſtesrichtung drang nie bei ihnen ein. Der Türke wohnt ſeit mehr als dreihundert Jahren in Europa als ein unveränderter Aſiate. Anders verhält es ſich mit dem Europäer. Die germaniſche Natur hat die Fähigkeit, alles zu genießen, auf ihre Weiſe zu geſtalten. — Das geiſtig vereinigte Europa ſah das verblichene Bild der großen längſt verſtorbenen alten Zeit in Conſtantinopel, das feurige Daſein der Sarazenen wirkte nicht weniger. Eine große Welt, und alle ihre Wunder war nun dem bewegten Menſchen aufgeſchloſſen. — Kirche, geſellige Verhältniſſe, Reichthum, Liebe, Poeſie, großartige Kunſt geſtaltete ſich, wie wir es oben in einem ſchwachen Bilde darzuſtellen verſuchten. Es war die Blüthezeit der Hierarchie.

Aber eben in dieſer Blüthe nagte der Wurm. Je enger, beſchränkter die Verhältniſſe des nationalen, des häuslichen Lebens, deſto tiefer in unbegrenzter Unendlichkeit entfaltete ſich die Kirche. Die Kreuzzüge hoben die perſönliche Beſchränktheit auf. Eine unendliche Mannichfaltigkeit lebendiger Verhältniſſe ward inneres Eigenthum eines Jeden. Kirche und Staat, zu einer That vereinigt, waren in gefährliche Nähe getreten, und in dem Maße als die Kirche ſelbſt, von einer ungeheuern That verſchlungen, äußerlich ward, ward das Aeußere des Menſchen innerlich. Hiermit fing das eigentliche Mittelalter an, die Zeit der unruhigen Gährung, wo alle innern und äußern Verhältniſſe ſich mannichfaltig und verworren durchkreuzten. Später traten dieſe Zeiten bei einer, früher bei einer andern Nation ein, anders entwickelten ſie ſich hier, wie dort; aber allgemein und unvermeidlich waren ſie jedem Lande. Die erſten Epochen dieſer Verwirrung waren der höhern Entwickelung des Geiſtes vorzüglich günſtig. Die Gewohnheit eines, wenn auch nicht ruhigen, doch in ſeiner Richtung beſtimmten Daſeins, vermag wohl die Tiefe des Gefühls, die ſtille Bedeutſamkeit einer frommen Geſinnung zu unterhalten, aber nur, wenn ein großes Schickſal das ganze Geſchlecht bewegt, wenn auch der Einzelne, der Geringe wie der Große, von den Fluthen des aufgeregten Lebens hingeriſſen wird, wenn die mächtigen Formen gewaltiger Verhältniſſe die Maſſe ergreifen, erwacht das allgemeine Bewußtſein in einem Jeden. Das dämmernde Bewußtſein, noch in der Unendlichkeit gläubiger Geſinnung verſunken, wollte das äußere Leben ſelber, als Symbol des Innern ergreifen. Was das Herz erfüllte, ſollte das Leben darſtellen, alle Thaten ſollten dem Höchſten geweiht ſeyn, und Verbindungen der Helden wurden durch ein myſtiſches Ritterthum erhöht, die Töne der Sprachen ſollten das Tiefſte ausſprechen, und die herrlichſte Poeſie entfaltete ſich aus dem bewegten Innern; Farben und Maſſen ſollten das Heilige offenbaren, ſo daß, während die Hierarchie ſchon ſchwankte, ihr Geiſt aus dem eigenen ruhigen Mittelpunkte verdrängt, alle zerſtreuten Glieder des gährenden Geſchlechts belebte, und was unbeſtimmtes Gefühl war, zur Kunſt begeiſterte.

Doch einmal erwacht, ruht das Bewußtſein nie. Das Leben ſelber ſoll ihm klar werden, aber der tiefſte Grund des Lebens, der nie durch ein vermitteltes Bewußtſein, vielmehr durch eine unmittelbare innere That klar iſt, erſcheint ihm dunkel. Es nährt ſich an Verhältniſſen, die ein Aeußeres mit einem Aeußern vergleichen, Endliches mit Endlichem verknüpften. Es glaubt erwacht zu ſeyn, wenn die Fülle des zurückgedrängten Gefühls die errungene Klarheit nicht trübt. Wie der Jüngling, der Unendliches will und nie erreicht, nachdem er von dem vergeblichen Streben abläßt, mit klarer Beſonnenheit das Erreichbare ſucht, und ſich klüger dünkt, ſelbſtgefällig lächelnd über das, was ihn früher ganz bewegte; ſo das Geſchlecht. Das heilige Grab mußte man nach langen Kämpfen in den Händen der Ungläubigen laſſen, und das Höchſte, was man wollte, erſchien als eine vergebliche That. Aber vielfältige äußere Verhältniſſe waren der Maſſe klar geworden, neben dem Glauben erwachte der ordnende Verſtand, der in der Verwickelung des allgemeinen Daſeins ein eigenes begründen mag. Das vorwaltende Bewußtſein war nicht mehr in der Kirche allein. In der Blüthezeit der Hierarchie ſtand dieſe, als eine wunderbar ferne Sonne, die eben deswegen von den einzelnen entfernt ſchien, weil ſie alle gleichmäßig erleuchtete; aber das Myſterium der Kirche trat nun in unmittelbare Nähe, verſenkte ſich in die innere Tiefe der eignen Seele.

Dafür bildeten ſich die äußern Verhältniſſe der Staaten zur größern Einheit. An die Stelle des geiſtigen Mittelpunkts, der allmählig erloſch, bildeten ſich die äußern der Staaten. Die Regenten, die Verfaſſungen wurden mächtig. Die Klarheit der alten Welt trat nun beſtimmter wirkend hervor. Steuern verdrängten die Opfer, Decrete die Bannſprüche. Die Finanzſyſteme wurden die Seele der Verfaſſungen, an die Stelle der Klöſter traten die ſtehenden Heere, und ſelbſt in der Seele der Einzelnen keimte aus der Unendlichkeit des Glaubens die endliche Klarheit des Wiſſens. Dieſer Gang des menſchlichen Geiſtes iſt nichts Erträumtes, er iſt geſchichtlich, eben daher im hohen Grade bedeutend. Ihn zurückdrängen wollen, wäre eine große Thorheit, ihm voreilen wollen, keine geringere. Die Anfänge dieſer neuen Zeit ſind nicht zu vergleichen mit den verdrängten Blüthen der vergangenen; dennoch enthält ſie Keime höherer Art, die gepflegt werden ſollen. Wie nun dieſes Umſchlagen der Zeit ſich bei den verſchiedenen Völkern in Europa darſtellte, wie die Nationen ihr eigenthümliches Weſen in allen Gährungen allmählig entfalteten, wollen wir nunmehr betrachten, indem wir die Epoche Karls des Fünften als einen zweiten Ruhepunkt bezeichnen. Denn in dieſer merkwürdigen Epoche lagen alle Elemente der gegenwärtigen Zeit ſchon ſo entwickelt da, daß ſie ſich erkennen ließen, und dennoch war von jener gemüthreichen Vergangenheit manches noch lebendig und friſch, ja offenbarte ſich, durch ein mehr ausgebildetes äußeres Geſchick, auf die edelſte Weiſe. Der mächtige Geiſt der vergangenen Zeit, in dem er entweichen ſollte, erſchien, im Verſcheiden, in ſeiner vollen Herrlichkeit.

Indem wir nun durch eine kurze Ueberſicht über die Art und Weiſe, wie ſich die europäiſchen Nationen in ihrer Eigenthümlichkeit entwickelten, uns den Weg bahnen, zur Betrachtung der Verhältniſſe unſerer Tage, fangen wir mit den Spaniern und Portugiſen an. Denn die Einwohner der blühenden Halbinſel, durch die von dem übrigen Europa abgeſchloſſene Lage, durch die Eigenthümlichkeit der dort verſchmolzenen Stämme, durch das Außerordentliche ihrer Schickſale ſind bis dieſen Augenblick noch die reinſten Repräſentanten der vergangenen Zeit, und indem ſie, geſondert von den übrigen, ein eigenes Daſein errangen, während alle Elemente des Lebens in den andern europäiſchen Ländern in gährender Entwickelung ſich geſtalteten: haben ſie auch das Gepräge der alten Zeit in allen Veränderungen unverändert zu erhalten gewußt. Für einen Moment convulſiviſcher Begeiſterung vermochten die orientaliſch-muhammedaniſchen Völker große Maſſen zu vereinigen, und mit unwiderſtehlicher Allgewalt jeden Widerſtand zu überwältigen. Aber die innere geiſtige Einheit fehlte, und Ommiaden und Abbaſiden — Bujiden und Saſſaniden — Fatimiden, Marabeten, Mavaheddins, türkiſche Seldſchucken und Mamelucken, Herrſcher und Stämme wechſelten hier und dort, und vorübergehende Blüthen traten hervor und verſchwanden, in Bagdad wie in Cairo, in Marokko wie in Sevilla. Zwar in Spanien erhielten ſich die Araber, getrennt von den übrigen Aſiaten, wie die chriſtlichen Spanier hülflos gelaſſen von den übrigen Europäern, noch am längſten. Hier fing nun der Kampf an, welcher von wenigen in den aſturiſchen Gebirgen zurückgedrängten chriſtlichen Fürſten zuerſt geſtritten vom Jahr ſiebenhundert und zwölf nach Chriſti Geburt, als das Jahr, in welchem die Araber in Spanien landeten, und Rodrigo durch Verrätherei überwunden ward, bis zum Jahr vierzehnhundert und zwei und neunzig, alſo ſiebenhundert und achtzig Jahre fortdauerte.

Die Araber duldeten die chriſtliche Religion; Geſetze, Sitten, Einrichtungen ließen ſie beſtehen, aber der ſtolze Spanier wollte nicht geduldet ſeyn. Je duldſamer der Araber war, deſto hartnäckiger wurde der Spanier. Der wahre Glaube ſollte die Welt beherrſchen, der Wahn ſollte verdrängt werden, der Gegenſatz bildete ſich in ſo langen Zeiten eines verſchloſſenen Lebens immer ſtärker, immer entſchiedener aus. Jeder Fußbreit der eigenen Heimath mußte erkämpft werden durch eigene Kraft. Da lernte der Spanier auf ſich ſelber zu ruhen, in ſich ſelber die Quelle des nie erſchlaffenden Muths zu finden. Aber der Kampf war zwiſchen Himmel und Hölle, zwiſchen Licht und Finſterniß, da war der Glaube das ewige Palladium der nie ſinkenden Hoffnung. So bildeten ſich feſter verſchloſſener Stolz nach außen, gläubige Andacht nach innen, als die Hauptzüge des ſpaniſchen Characters. Müſſen wir geſtehen, daß die Begeiſterung der Europäer während der Kreuzzüge bewunderungswürdige Thaten hervorrief, ſo iſt die ruhige kühne Beharrlichkeit der Spanier in der Geſchichte beiſpiellos. Während in krampfhafter Größe die Araber ein buntes, mannichfaltiges Leben entfalteten, während ihre Städte die prächtigſten waren, Künſte und Wiſſenſchaften blühten, Genüſſe aus dem ganzen Orient ſich mit den Früchten der eigenen herrlichen Länder verbanden, lebte der Spanier in ſtiller Entſagung in dem rauhen Gebirge. Natürlich bildete ſich hier, härter ſelbſt als in irgend einem andern Lande, die Anſicht von der Reinheit der Geſchlechter. Diejenigen Spanier, die unter arabiſcher Herrſchaft in den blühenden Städten lebten, wurden oft durch langen Umgang, im Glauben, in Sitten läſſiger. Vermiſchungen fanden Statt, die denjenigen, die eben in dem reinen Gegenſatz die Würde des ganzen Lebens ſetzten, gräuelhaft ſcheinen mußten. Nun iſt zwar gewiß, daß ein ſolches Leben, und eben je intenſiver es ſich entwickelte, deſto einſeitiger werden mußte; eine Unbiegſamkeit des Geiſtes, eine große Härte, ja Grauſamkeit, wenn der Punkt des lang genährten Gegenſatzes berührt wurde, war eine natürliche Folge. Aber dennoch war Liebe, Treue, ächtes Ritterthum hier wahrhaft gemüthlich, einfach, unwandelbar auf ſich ruhend. Waren gleich, ſo lange der Kampf mit den Arabern dauerte, durch die Stärke des Widerſtrebens die Elemente der ſarazeniſchen Bildung zurückgedrängt, ſo war ſie dennoch nicht ohne Einfluß. Der Spanier mußte auch geiſtig den geiſtig gebildeten bekämpfen, und wem iſt die Weisheit des Alphons unbekannt, wenn die wunderbare Spitzfindigkeit ſpaniſcher Schulen, die ſich frühzeitig zeigte, und ſelbſt auf ihre ſpäter blühende Dichtkunſt ihren Einfluß äußerte? In den Gedichten von Cid (der Ruſtan der Spanier) hat man das ſchönſte, heiterſte Bild jener kämpfenden Zeit. Während dieſer ganzen Zeit war die Verbindung Spaniens und Portugals mit der übrigen Welt im Ganzen gering. Die Chriſten hatten ſchon ein entſcheidendes Uebergewicht, als der arragoniſche Peter zum König in Sicilien ausgerufen ward, als ſpäter auch Neapel in ſpaniſche Gewalt kam. Der Stolz, der in die Nation eingedrungen war, zeigte ſich auf eine herrliche Weiſe in den Geſetzen, beſonders der freien Arragonier, wie ſie Zurita und Blanca mit ächt nationaler Sorgfalt hinterlaſſen haben. Die Andacht mit dem Stolz vermählt bildete die Ritterorden, die nirgends eine nationalere Bedeutung gehabt haben, als hier. Wie die verſchiedenen Königreiche, nachdem die Befreiung des Landes vollendet war, mit einander verſchmolzen; wie es den caſtiliſchen Königen gelang das Land zu vereinigen und ſelbſt den ſtolzen Sinn der Cortes zu beugen, iſt nie begreiflich, wenn man nicht erwägt, daß die mächtige, den Spaniern im eigentlichſten Sinne inwohnende Hierarchie, alle äußere Härte zu überwinden vermochte; daß die Ritterorden, die Stolz mit Gehorſam und Hingebung frühzeitig zu vereinigen lehrten, beide Richtungen, des Heldenthums und der Weihe verbanden, und daß Ferdinand, erſt nachdem er die mächtigen Orden von St. Jago, Alcantara und Calatrava als der gemeinſchaftliche Großmeiſter aller, in ſeiner Perſon vereinigte, durch die Hierarchie ſelbſt alle äußere Gewalt in ſeine Hände bekam. Nirgends wie hier und in Portugal war die irdiſche Gewalt ſo ganz mit der geiſtlichen verſchmolzen. Durch dieſe erſchien jene verklärt. Daher entgingen dieſe Länder den ſtörenden Bewegungen, die in den übrigen die furchtbare Zeit, in welcher die untergehende Hierarchie mit der keimenden weltlichen Herrſchaft kämpfte, bezeichnen.

Aber kaum waren die Araber vertrieben, kaum das Land völlig frei, als es durch ſonderbare Schickſale aus den langen einſamen Kämpfen in eine große, aufgeſchloſſene Welt verſetzt ward. Daſſelbe Jahr, welches Spanien vollkommen von den Arabern befreite, eröffnete dem Lande ein unendliches Feld von Beſitz und Reichthümern durch die Entdeckung von Amerika; eine Entdeckung, die, indem ſie lebhaft auf den Geiſt der Europäer überhaupt einwirkte, den großartigen Sinn der Spanier mächtig erhöhte. Kühne Abenteurer zogen nach den neu entdeckten Ländern. Die lebendige, ja übermächtige Natur ergriff den glühenden Spanier, der Traum von ungeheuren Schätzen, die in den rieſenhaften Bergen, in den räthſelhaften Sümpfen, hinter den wundervollen, mächtigen, dichten, durch die Verſchlingungen einer gluthvollen, bunten, faſt märchenhaften Vegetation, verſchloſſenen Wäldern ruhten, erweckte, gegen die ſchwach widerſtrebenden Heiden, den furchtbaren, Jahrhunderte lang genährten Starrſinn; und indem der Geiz ſolche Naturen in Räuber verwandelte, mußte das Chriſtenthum eine Grauſamkeit entſchuldigen, die einen ſchwarzen Schatten über die herrliche Entdeckung wirft, die ſpäter gegen die Mauren in der eigenen Heimath wüthete, und ein unauslöſchlicher Flecken in der Geſchichte der Spanier iſt. Das beweiſet ſie, daß eine einſeitige Richtung, ſelbſt die höchſte, wenn ſie nicht als ein milderndes Prinzip alle Verhältniſſe des Lebens durchdringt, indem ſie bei heiteren Naturen das Zarteſte und Schönſte nährt und gedeihen läßt, leicht in furchtbare Erſtarrung ausartet; ja vorahnend ſehen wir hier ſchon die tödtende Gewalt, die nach einer ſchönen Blüthe die ſtolzeſte Nation von allen geiſtigen Entwickelungen in Europa ausſchloß, und in einen düſtern, traumähnlichen Zuſtand verſetzte, der die höhern Kräfte auf Jahrhunderte lähmte. Die nächſten Wirkungen waren die günſtigſten. Zurückgedrängt waren die Mauren, aber der Kampf, nach Afrika, nach dem Mittelmeer verſetzt, dauerte fort. Auf den Küſten erſchienen die Mauern von Afrika und führten die Einwohner in harte Sklaverei. Sie zu befreien wagte man kühne Ritterzüge, wundervolle Abenteuer erhöhten hier, wie in dem räthſelhaften Amerika, jede geiſtige und phyſiſche Kraft. Die Sprache bildete ſich lebendig und in reicher Fülle, und zu dem großen äußern Glanz, den die Nation errang, kam ein geiſtiges Uebergewicht, welches in der Geſchichte als ein heller Punkt ewig glänzen wird. Durch ein wunderbares Verhängniß ward das Volk, auf dieſe Weiſe in der eigenen Heimath thätig, auf dem Mittelmeer, auf dem großen Weltmeer mächtig, kämpfend in Afrika wie in Amerika, mit dem übrigen Europa in Berührung geſetzt. Ein öſterreichiſcher Prinz war Herr der Niederlande, König in Spanien und Kaiſer von Deutſchland. Ohne die Eigenthümlichkeit zu verlieren, war Spanien Theilnehmer an der großen, wie es ſchien unwiderſtehlichen Gewalt in Europa, und kämpfende Spanier erſchienen in Italien, in

Frankreich. Manches hatte ſich in Europa geändert. Die nationale Bewaffnung durch Vaſallen hatte aufgehört. Beſoldete Heere waren an ihre Stelle getreten. Auch Spanien nahm an dieſen Veränderungen Theil, aber ohne jene Gährung, die in den übrigen Ländern ſtattgefunden hatte. Die geſchichtliche Gewalt der Hierarchie war die herrſchende, ſelbſt in der äußern Abhängigkeit dauerte der hohe Stolz fort, bei den Vaſallen wie in den Städten.

Portugal, nachdem es ein eigenes Königreich bildete, war früher als Spanien von den Arabern befreit. Dieſelbe Geſinnung, der nämliche Stolz, die nämliche Andacht herrſchte hier, wie dort. Auch hier waren Ritter die mächtigen. Eigenthümlich entfaltete ſich der Portugiſe, indem er, durch den Neid des mächtig gewordenen Caſtiliens, ſich immer mehr ſonderte. Könige wie Pedro, wie Enriko, wie Manuel, bezeichnen den höchſten Glanz des Reichs. Während die Spanier noch in der eigenen Heimath mit den uralten Eroberern kämpfen mußten, bemächtigten ſich die Portugiſen Ceuta's, und waren Herren der herculiſchen Säulen, die das Ende der alten Welt ſo bedeutend bezeichneten. Ein großartiger, heroiſcher Geiſt war in Portugal rege geworden. Der Kampf mit den mächtigen Mauren in Marokko und Fez unterhielten ihn. Lebendiger war die Verbindung der Portugiſen mit den ſeefahrenden Nationen. In dem Hafen von Lisboa ſah man die Schiffe aus Frankreich, aus Antwerpen, aus London. Da lockte ſie das offene Meer. Noch waren die herculiſchen Säulen die Gränzen der bekannten Welt. Madeira, die azoriſchen Inſeln wurden entdeckt. Immer tiefer wagte ſich Enrico längs den afrikaniſchen Küſten, früher als Kolumbus Amerika, entdeckte Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung, und wenige Jahre ſpäter war Vaſco de Gama in Oſtindien. Hier trat das Land der älteſten Wunder den kühnen, durch Religion, wie durch Gewinn Begeiſterten entgegen. Die frommen Indier, mit ihrem uralten unſchuldigen Glauben, neben den grauſamen Malayen, die Muhamedaner fanden ſie hier wieder; die alten Feinde, die ſie in ihrer Heimath bekämpft hatten. Glücklicher war es für die Portugieſen, daß ſie nicht, wie die Spanier, ein waffenloſes Volk fanden, welches, leicht überwältigt, nur die Grauſamkeit reizte. Obgleich die Spanier in America die Reiche der Inca's und des Montezuma fanden, obgleich die edle ritterliche Geſinnung und die großen Thaten des Cortes Bewunderung erregen, ſo können ſie dennoch nicht verglichen werden mit der wahrhaft großartigen Heldenzeit, die für die Portugieſen in Oſtindien blühete, wo wenige kühne Seehelden den Ränken und den Waffen mächtiger Völker Trotz boten. Die Heldenzeit von Pacheco, Almeyda, Albuquerque, das kühne Leben in dem fernen Welttheile war nicht weniger merkwürdig durch die großen Thaten der Helden, durch den heiligen apoſtoliſchen Eifer der Prieſter, als durch den großen Gewinn, durch die neuen Wege, die der ganze alte Handel nahm. Mächtiger wurde noch Portugal durch die Entdeckung von Braſilien. Was Portugal geweſen und auf dieſe Weiſe geworden war, die höchſte innere Blüte eines ſo großartig entfalteten Lebens, in welcher die Vergangenheit des Volkes erſt ſeine Bedeutung erhielt, ſtellte ſich in jenem großen Gedichte des unſterblichen Camoens dar. Aber dieſes Leben trug den Keim des Unterganges in ſich, wie das ſpaniſche. —

Wenn wir das Eigenthümliche der Engländer, wie es ſich allmählig ausbildete, kurz bezeichnen ſollten, ſo möchten wir behaupten, daß ein wunderbarer Widerſpruch von jeher in ihrem Character geherrſcht hat. Eine rauhe, ja furchtbare Wildheit nämlich, neben dem hellſten und tiefſten Verſtande. Die Erfahrungen, die ſie erlebten, entwickelten eine gemüthliche, wahrhaft religiöſe Furcht vor dem finſtern Hintergrunde der eigenen Natur. Daher das Tragiſche, Düſtere, Verſchloſſene neben einer großen Gemüthlichkeit, einer überraſchenden Klarheit in Allem, was das äußere Leben darbietet. Während der unaufhörlichen wilden Kämpfe, ſo lange die angelſächſiſche Heptarchie dauerte, keimte theils verſtändige Gelehrſamkeit mehr als Poeſie, theils klare Einſichten über alles, was die bürgerliche Freiheit ſchützen kann. Nicht unvorbereitet trat daher die Zeit des großen Alfred hervor, in welcher geiſtige Bildung wie geſetzmäßige Freiheit einen Mittelpunkt fanden. Aber die bewußtlos wilde Natur ließ ſelbſt das anerkannt Wohlthätige nicht gedeihen. Der Engländer ward nur dann von Fremden überwältigt, wenn die rohe Natur ſich über das klare Bewußtſein erhob. Es war nicht Erſchlaffung, vielmehr immer wilde, zerſtörende Kraft, die ihn nun den Dänen, dann den Normannen unterwarf. Bis auf die Eroberung durch die Normannen ging die ganze Richtung der engliſchen Nation nach Norden. Die Verbindung mit den Dänen war ſeit der Einwanderung der Angelſachſen nie unterbrochen. Als die Herrſchaft der Dänen, nachdem ſie nur kurze Zeit gedauert hatte, aufhörte, war die Verbindung mit England ohne allen Zweifel ſchwächer geworden. Die Normannen, jene friſche nordiſch-germaniſche Helden, die, wo ſie hinkamen, dem Leben einen neuen höhern Reiz gaben, nachdem ſie in Frankreich ein mächtiges Reich geſtiftet, landeten von da in dem zerrütteten England. Frankreich, Neapel und Sicilien ſtanden in lebhafter Verbindung. Durch dieſe dichteriſchen Naturen, wie es die Nordländer alle ſind, ward das Ritterthum ausgebildet, und auch nach England verpflanzt. Die engliſche Freiheit war zwar zurückgedrängt, normanniſche mächtige Barone beherrſchten das Volk, der normanniſche König alle faſt willkürlich. Aber die abgeſonderten, mehr nach dem trüben Norden hingewandten Engländer waren nun von der großen, friſchen, andächtigen Bewegung, von Liebe und Poeſie, von ſüdlicher Gluth, die mit den fremden Gäſten die Inſel durchwärmte, ergriffen. Jetzt ward die Geiſtlichkeit mächtig im Lande. Die Engländer nahmen an den Kreuzzügen Antheil, und ein lebhafter Geiſt ſchien alle durchdrungen zu haben. Dennoch trat der mehr beſonnene, ruhige Verſtand, der, was dem Ganzen am gedeihlichſten iſt, nie ganz aus den Augen verliert, nur auf kurze Zeit zurück. Eine Verfaſſung, die der alten freien angelſächſiſchen, dem Sinne nach, gleich war, trat allmählig wieder hervor, bis die magna Charta ſie ganz zu ſichern ſchien. Engliſche Geſchichtſchreiber haben es ſelbſt als eine auffallende Erſcheinung erwähnt, daß England ſo ſpät erſt die Vortheile des Eilandes benutzte, ſo ſpät erſt mit einiger Bedeutung als handelnde Nation hervortrat. Eigene Manufacturen fingen erſt in England an unter Edward dem Dritten, nachdem ſie in Italien und in den deutſchen Niederlanden lange geblühet hatten, Venedig ſchon lange durch einen glänzenden Handel mächtig war, die übrigen italieniſchen Städte ſich zu heben anfingen, Augsburg, Erfurt, Mainz, Cöln, Brüſſel, vor allen Antwerpen, in großem Flor waren. Aber England bildete ſich aus furchtbaren innern Erſchütterungen, deren Grundſtoff in der wilden Natur der Einwohner liegt. Sie erkannten in dieſem innern Ungeſtüm, in dieſem gährenden Stoff die Grundlage ihrer Freiheit; der klare Verſtand ſuchte ihn zu bezwingen, zurückzudrängen, damit er bewacht, aber nicht vernichtet, ein belebendes, heiteres Princip werde. Wenn wir die erſten Spuren der engliſchen freien Verfaſſung, wie ſie durch Jahrhunderte heranwuchs, und ſich aus immer wiederkehrenden Erſchütterungen entwickelte, betrachten, ſo ſehen wir klarer hier, als bei irgend einer Nation, wie das Volk nicht bloß die Tyrannei mächtiger Fürſten, ſondern auch die eigene zurückgedrängte Wuth fürchtete. Ja dieſe Furcht ward die nie verſiegende Quelle des Volksgeiſtes, jenes public Spirit, aus welchem die Verfaſſung ſich gebahr, in und mit welcher ſie gedieh. Aus den verworrenſten Kämpfen, aus innerer Verwilderung hat England ſich öfters mit Schnelligkeit zu einem großen Glanz erhoben, der nur nicht lange dauerte, weil der ordnende Verſtand nicht im Volke ſelbſt herrſchte, keine bleibende Stütze in einem ſich ſelbſt erkennenden, nationalen Bewußtſein hatte. So unter Alfred in den früheſten Zeiten, ſo unter den Edwarden im vierzehnten Jahrhunderte, ja ſelbſt aus der finſterſten Nacht allgemeinen Zwieſpalts, trat wie ein heller Punkt die Zeit Heinrichs des Fünften hervor. Unter den Edwarden fing England an, den geiſtigen Einfluß der Normannen abzuwehren, hier fällt die Wiedergeburt der engliſchen Eigenthümlichkeit. In Frankreich waren Normänner allmählig mit den fränkiſchen Stämmen verſchmolzen, nie in England mit den brittiſchen Angelſachſen. Durch lange Kämpfe ſollte dieſes vermittelnde Glied, welches die eigenthümliche Entwickelung beider Stämme hemmte, zurückgedrängt, von beiden Seiten, mit der eigenen Natur beider Nationen innig vereinigt, wie bis jetzt eine verwirrende äußere Verſchmelzung, vielmehr von nun an jene fortdauernde Trennung hervorrufen. In der alten angelſächſiſchen Zeit war England mehr nach Norden gewieſen, mehr von dem, was ganz Europa in Bewegung ſetzte, ausgeſchloſſen, durch die Normannen, und ihren mächtigen Einfluß wurden ſie von der feurigen chriſtlich ritterlichen Begeiſterung ergriffen in der einen großen Richtung der ganzen chriſtlichen Welt fortgeriſſen. Die Geiſtlichkeit erwarb große Macht, bedeutenden Beſitz, viele Vorrechte. Die franzöſiſche Sprache, oder vielmehr das Romanzo der Normänner drohte faſt die Landesſprache zu werden. Jetzt traten die engliſchen Könige mit ihren Anſprüchen auf den franzöſiſchen Thron hervor. Die Kriege beider Nationen fingen unter Edward dem Dritten mit einem glänzenden Erfolge für England an. Der Haß, das Widerſtreben beider Nationen begünſtigte die Sonderung. Das Romanzo ward verdrängt, und die angelſächſiſche Sprache — zwar veredelt durch romantiſche Elemente — ward die allein herrſchende, wie der alt-engliſche Sinn — zwar neu belebt durch die feurige dichteriſche Natur der Normänner — in allem vorwaltete. Jetzt auch erkannte England ſeine eigentliche Beſtimmung, und der Handel fing an zu blühen; der dritte Stand, der unter den Angelſachſen große Freiheiten hatte, und von den normänniſchen Baronen gedrückt ward, das repräſentative Syſtem, welches früher herrſchte, und durch die willkürliche Gewalt der Eroberer zurückgedrängt war, trat wieder hervor. Die Städte erwarben große Rechte, und London bildete ſich als der Centralpunkt der nationalen Vereinigung, ſchon früher für die Freiheit gegen die Könige kämpfend. Das widerſtrebende Irland war unterjocht, die Schottländer kaum gefährlich, England ſiegend in Frankreich, blühend durch Wohlſtand und Freiheit. Wozu die magna Charta den Grund gelegt hatte, das entwickelte ſich unter den Edwarden. Und dennoch lag in dieſem Glanze der verborgene Grund zu der furchtbarſten Verwilderung, die in das tiefſte Eingeweide der Nation hineinwühlte, die verborgene Furie aufweckte, und alle Verhältniſſe in gährendem Zwieſpalt unter einander warf — das eigentliche Mittelalter Englands. In ganz Europa fing das Anſehen des Papſtes an zu wanken. Siebenzig Jahre lebten ſie unter franzöſiſchem Einfluß in Avignon. Das mit Frankreich kämpfende England mußte in ein feindſeliges Verhältniß gegen den Papſt treten. — Unter Johann wurden die Klöſter geplündert, man trieb Spott mit den Bannſprüchen des Papſtes. Zwar war keinesweges der Glaube, der die Nation mit ganz Europa an die Hierarchie knüpfte, ganz erloſchen, aber die Zeit, welche die Trennung vorbereiten ſollte, war eingetreten. Wie der geiſtliche Mittelpunkt zurückgedrängt ward, geriethen die geſelligen Verhältniſſe in ein unſicheres Schwanken. Könige, Barone, Bürger und Geiſtlichkeit traten als ſtreitende Maſſen gegen einander. Mit dem Glauben im Volke verſchwand die Reinheit bei den Geiſtlichen. Der Glaube hatte ihre Gewalt erſchaffen, aber die Gewalt vermochte nicht mehr den Glauben neu zu beleben. Da wollte die errungene Macht durch ſich ſelber beſtehen, und verwickelte ſich und alle Verhältniſſe des Lebens, die in dem Glauben ein feſtes Band hatten, in zerrüttende Verwirrung. In dem Maße, als bei dem Volke das Bewußtſein erwachte, ſchien es bei den Geiſtlichen zu erlöſchen. Indeſſen glauben wir behaupten zu können, daß ohne die Invaſion der Normänner kaum die Gewalt der Geiſtlichkeit in England ſo weit gediehen wäre, weil der kalte Verſtand und das nationale Bewußtſein von früher Zeit an hier mehr, als in irgend einem andern Staate von Europa, vorherrſchte. Daher ſank die Gewalt der Hierarchie in England, ſo wie der alte angelſächſiſche Geiſt wieder lebendig wurde. In allen Ländern ward die Zeit der Verwirrung durch ungethüme Leidenſchaftlichkeit, durch beſinnungsloſe Grauſamkeit, durch Verbrechen grauſenhafter Art bezeichnet. In England hatte dieſe Verwilderung ein ganz eigenes Gepräge. Es war eine gewiſſe großartige Wildheit, ein Tiefſinn der Verbrechen möchten wir ſagen, eine finſtere contagiöſe Gewalt, die, wie in Zeiten der blühenden Freiheit, alle Seelen für dieſe, ſo in den Zeiten der losgelaſſenen Leidenſchaft, die ganze Nation für das Greuelhafte gewann, und in der dunkeln Tiefe des aufgeſchloſſenen Verderbens, wie es ſchien, rettungslos hineinſtürzte. Iſt es gleich vor allen Shakſpeare geweſen, der das innere Weſen dieſer Zerrüttung mit furchtbarer Wahrheit darzuſtellen vermochte; ſo kann doch auch der kalte und weniger tiefe bloße Erzähler das Gepräge der Zeit keinesweges verwiſchen. Aber das Höchſte und Tiefſte im Menſchen wird in ſolchen Zeiten mit zu Tage gefördert. Die allgemeine Theilnahme, die räthſelhaften Verſchlingungen, die einen jeden aus der engen Perſönlichkeit in die allgemeinen Fluthen des Lebens, aus der engen Gegenwart in die finſtere verhängnißvolle Zukunft hineinſtürzt, erweitert den Sinn, ſtärkt bei den Beſſern die Geſinnung. Wenn in ſolchen Zeiten, wo alle Elemente des Lebens feindſelig gegen einander ſtehen, ein lichter Moment allſeitiger Vereinigung, wie ein Waffenſtillſtand, der auf allen Punkten des innern wie äußern Daſeins zugleich eintritt, durch die große Perſönlichkeit eines Regenten die Nation belebt, ſo erhält er einen unendlichen Reiz. Die Vergangenheit liegt ſchwarz hinter uns, die Zukunft droht verhängnißvoll, die finſtere zerſtörende Kraft iſt da, aber ihre Allgewalt muß dem Guten dienen. Da ſchließt man ſich mit krampfhafter Stärke an die Gegenwart, wie verhängnißvolle Menſchen, die den innern verſchloſſenen Gram und den zehrenden Schmerz durch kühne Thaten, durch convulſiviſche Tapferkeit zu betäuben ſuchen. So leuchten die Zeiten des großen Heinrichs des Fünften. Nacht vor ihm, Nacht hinter ihm, das Bewußtſein der herrſchenden finſtern Gewalt, in der Tiefe des nationalen Geiſtes, betäubt durch Siege, durch innere Kraft, die den böſen Dämon zu beſchwören, nicht zu vertreiben vermochte. Nicht eher endigte die Verwirrung der Zeiten, als bis Frankreich und England völlig getrennt waren, und der wechſelſeitige Zwieſpalt, der faſt ein Jahrhundert gedauert hatte, die engliſche Nation vor allem fremden Einfluß auf immer ſicherte. Die grauſenhafte Entartung hatte den höchſten Gipfel erreicht unter Richard dem Dritten. Die Bürger waren verarmt, die Barone erſchöpft, die Geiſtlichkeit war in der öffentlichen Meinung geſunken. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatte Wiklef die päpſtliche Gewalt angefeindet, die Bibel überſetzt. Da keimte die irdiſche Gewalt des Herrſchers unter Heinrich Richmond, noch mehr unter dem grillenhaften Heinrich dem Achten. Die Gewalt der Hierarchie war allmählig gelähmt, die urſprüngliche Gewalt des Volkes wenigſtens erſchöpft, die Parlamente ſchwiegen. Aber was ſo tief wurzelte, ließ ſich nicht gänzlich verdrängen. So hatte die Zeit ihr Recht ausgeübt; mit dem Glauben ſchien die Freiheit, wenn auch nicht verloren, doch in Gefahr; und England hatte in den bedeutenden Zeiten Karls des Fünften einen König, der ſich ſelbſt für das Oberhaupt der Kirche erklärte, geleitet von einem Miniſter, der ſein ganzes Leben hindurch vergebens darnach trachtete, ſelbſt Papſt zu werden. Wie Spanien mit Mauren, hatte England Jahrhunderte lang mit ſich ſelber gekämpft. Der Spanier trieb ſeinen alten Feind aus dem Lande, der Engländer ſuchte den ſeinen in der innerſten Tiefe ſeines Gemüths zu feſſeln und dort zu bewachen. Stolz, gläubig erſcheint jener; äußerlich klar, innerlich trübe erſcheint dieſer. Der Engländer iſt ein geborner Proteſtant, und man kann kaum behaupten, daß die blühende Zeit der Hierarchie in England ächt national war. Bei den Spaniern war, in den langen Kämpfen gegen die Sarazenen in einem feurigen Clima, die Religioſität ſelbſt national geworden, und dadurch beſchränkt. Der König mußte, um die höchſte Gewalt zu erlangen, ſich der Kirche ganz weihen. In England war es das normanniſche Feuer, welches die Nation dazu brachte, über eine religiöſe Idee ſich ſelbſt zu vergeſſen, und der König errang die höchſte Gewalt, indem er ſich von der Kirche trennte. Die Religioſität der Engländer, wie ſie ſich ſpäter offenbarte, entſprang aus der Nationalität, ſo wie die Nationalität der Spanier aus der religiöſen Richtung, beide bei den Völkern zwar in und mit einander, dennoch durch die Richtung, durch die vorherrſchende Potenz höchſt verſchieden.

Im hohen Norden entwickelten ſich die ſcandinaviſchen Reiche. Schweden konnte in einer Reihe von Jahrhunderten kaum zur Ruhe kommen. Mehr nach

Oſten als nach Europa gewandt, geſtaltete ſich das Reich unter mancherlei Gährungen. Chriſtenthum und Gelehrſamkeit gediehen allmählig, der ächt-germaniſche Character verläugnete ſich zwar nicht, aber die innere Einheit wollte ſich weder durch den Staat, noch durch die Kirche darſtellen. Norwegen war merkwürdiger. Der Streit zwiſchen dem chriſtlichen Oluf Tryggveſon und dem heidniſchen Hakon-Jarl ward im großen germaniſchen Styl geführt. Die Darſtellung dieſes Kampfes bei Snurro Sturleſon (er ſtudirte mit Thomas von Aruin zugleich in Cöln) iſt das höchſte und gelungenſte, was geſchichtliche Kunſt in der neuern Zeit hervorbrachte. Hier ſehen wir den viel gewanderten, romantiſch gebildeten Oluf, der in Rußland, auf den nördlichen Küſten von Deutſchland, in Irland gelebt hatte, mit deutſchen Kaiſern in Verbindung geweſen war, im Gegenſatz gegen den finſtern, verſchloſſenen Gebirgsbewohner, der die wilde Rohheit des alten Glaubens gegen die heitere lebendige Milde des Chriſtenthums im harten Gegenſatze darſtellte. Ausgewanderte Norweger hatten ſich ſchon in Neuſtrien feſtgeſetzt, den Grund gelegt zu der ſüdlichen Herrſchaft, die hier in England und in Italien ſo mächtig hervortrat. Lange beſonders unter Harald Hildetand, unter Oluf dem Heiligen herrſchte in Norwegen eine glühende chriſtliche Begeiſterung, die mit der nördlichen Rohheit einen wunderbaren Contraſt bildete. Wie Norwegen war Island aus weiter Ferne in lebhafter Verbindung mit der übrigen Welt. Allmählig aber wurden die Normänner von dem Geiſte der Nationen, die ſie beherrſcht hatten, ſelbſt überwältigt.

Der Name ſelbſt verſchwand, wie der der Oſtgothen und Longobarden. Nur der friſche Kern ächt-germaniſcher Eigenthümlichkeit, den ſie ausbreiteten, belebte die Nation auf Jahrhunderte. So wie nun die Eigenthümlichkeit der Normannen verſchwand, hob ſich die Verbindung mit ihren Stammverwandten in Norden allmählig auf. Getrennt von dem übrigen Europa, meiſt nur ſtreitend mit den Nachbarn, lebten die Norweger in ſtiller Freiheit, bis ſie ſich in der calmarſchen Union an Dänemark anſchloſſen. Ihre Geſchichte iſt ſeitdem ohne bedeutenden Einfluß auf das übrige Europa geblieben.

Dänemark war in Scandinavien der mächtigſte Staat. Die erſte Richtung ſeiner Gewalt war durch die angelſächſiſche Auswanderung veranlaßt gegen England. Die Dänen eroberten England. Dieſe Herrſchaft ſchwankte ſchon nach Knud des Großen Tode, und verſchwand ganz, als unter den Söhnen des Swend Eſtridſen in Dänemark ſelbſt zerrüttende Streitigkeiten ausbrachen. Seit der Zeit nahm die ganze Nationalität eine andere, für die Zukunft und für die eigenthümliche Entwickelung folgenreichere Wendung. Die Kämpfe gegen die wendiſchen Völker, ſchon früher angefangen, nahmen einen größern Charakter an. Lange ſchon dauerten dieſe Kämpfe in Deutſchland, die mit der Bezwingung, dann mit der Cultur der bezwungenen Wenden endigten. Die wendiſche Mark reichte von Oeſtreich bis an die Oſtſee. Durch dieſe gemeinſchaftlichen Kämpfe kam Dänemark mit Deutſchland in mannichfaltige Berührung. Die wendiſchen Kriege waren ſelbſt eine Art Kreuzzüge. Es war die Blütezeit der Hierarchie in Scandinavien. Als die Hohenſtaufen in Deutſchland mächtig wurden, regierten die Waldemare in Dänemark, deren glänzende Regierung die heiterſte nationale Eigenthümlichkeit der Dänen darſtellt. Zu derſelben Zeit lebte der Erzbiſchof zu Lund, der große Abſalon, als Held, Staatsmann und Geiſtlicher gleich groß. Kirche und Staat waren vorher und nachher nie in einem ſo heitern Vereine. Andacht, Heldenſinn, Wohlſtand, Ordnung, äußere Gewalt und keimende Gelehrſamkeit — Saxo Grammaticus war der Geſchichtſchreiber dieſer Zeit — warfen einen Glanz über dieſe Epoche, wie ihn Dänemark nachher niemals erwarb. Auch die Verbindung mit Deutſchland (Lehnsabhängigkeit war ſie nie) war den Dänen wichtig. So aufgeregt nahmen die Dänen Theil an den Kreuzzügen. Aber jetzt erfolgte das eigentliche Mittelalter der Dänen, die Willkür der ariſtokratiſchen Großen erreichte den höchſten Grad, der König verlor alle Gewalt. War unter den Waldemeren die prieſterliche Gewalt ein inneres belebendes Licht, ſo erſchien ſie jetzt, da alles ſich zum tragiſchen Untergange neigte, als ein verzehrendes Feuer. Alles ſchien verloren, als Waldemar der Vierte, wie Habsburg in Deutſchland, das Reich rettete. Zwar das Daſein des Reichs war geſichert, aber der jugendliche Glanz, die friſche Geſundheit, die tüchtige Geſinnung war, wenn auch nicht verſchwunden, doch gelähmt. Die calmarſche Union konnte die innere Kraft nicht beleben. Wenn wir auch behaupten müſſen, daß eine innige Verbindung der ſcandinaviſchen Reiche das geſchichtliche Ziel iſt, wohin ſie zu ſtreben haben, eine Verbindung, welche die Verwandtſchaft der Stämme, die Aehnlichkeit, ja urſprüngliche noch nicht verwiſchte Identität ihrer Sprache, die Lage und Natur ihrer Länder, das äußere Verhältniß derſelben gegen die übrigen Staaten im Norden, gleich ſehr forderte, ſo iſt dieſe Vereinigung dennoch nie auf irgend eine Weiſe gegen den Willen einer dieſer Nationen hervorzurufen, ſey es nun durch Zwang, Eroberung oder Verſchenkung. Sie kann, wie alle Verhältniſſe, die eine Dauer haben ſollen, nur aus einer innern, laut gewordenen nationalen Geſinnung entſpringen. Norwegen hatte die Verbindung gewählt, es ſprach ſich hiebei ein tiefes nationales Bedürfniß aus, und es blieb Jahrhunderte lang der gewählten Verbindung getreu. Was ſie aufhob, weiß die Welt, die Geſchichte hat ihr unbeſtechliches Urtheil darüber gefällt, und ich werde mich nicht ſcheuen, was mich ſelbſt perſönlich ſo ſchmerzlich trifft, im Verfolge dieſer Schrift unbefangen zu betrachten. Schweden aber ward zur calmarſchen Union gezwungen, und dieſes war Schwedens Glück und Dänemarks Unglück. Nicht eher hörte die erzwungene Verbindung auf — ſie dauerte über hundert Jahre — als nach dem Schweden, was es Jahrhunderte hindurch vergebens zu erringen ſtrebte, eben durch die Tyrannei der Dänen erhielt, einen innern Mittelpunkt nationaler Geſinnung, durch welche allein die erwachten Völker ihre Selbſtſtändigkeit erwerben und erhalten können. Das eben macht Guſtav Vaſa ſo groß, daß man ihn nicht als eine einzelne Geſtalt, vielmehr als das Centrum einer erwachten lebendigen Geſinnung anſehen muß. Neben Schweden trat Dänemark jetzt in den Schatten ſelbſt unter den tüchtigſten Königen. Die däniſchen Helden konnten den alten Glanz nicht mehr hervorzaubern. Aber das erwachte Schweden war beſtimmt, mit immer wachſender Kraft in der Geſchichte Europa's hervorzutreten, und ein Held aus dem Vaſa-Stamme ſollte die Bewunderung der Welt auf ewig erringen, und die uralte geiſtige Verwandtſchaft der ſcandinaviſchen und deutſchen Germanen auf eine große Weiſe offenbaren. Dieſes war das Schickſal der ſcandinaviſchen Länder. Die Entfernung dieſer Staaten, die furchtbare Erfahrung der vernichtenden willkührlichen Gewalt einer herabgeſunkenen Geiſtlichkeit, und die geiſtige Verbindung mit Norddeutſchland, die ſeit der Epoche der großen Waldemare nie aufhörte, und damit endigte, daß ein norddeutſches, urſprünglich den däniſchen Königen verwandtes fürſtliches Haus, den Thron erwarb, ſtürzte die Hierarchie, und gründete die irdiſche Herrſchaft hier wie in Norddeutſchland. In der That war die Gewalt des Papſtes im Norden ſchon ſehr ſchwach; als ſie durch den Proteſtantismus ganz verſchwand.

Wir widmen den wendiſchen Nationen eine kurze Betrachtung. Alle haben den germaniſchen Stämmen ihre Cultur zu verdanken. Die Waräger — Schweden — brachten den Ruſſen die erſte Cultur; die Dänen wirkten mannichfaltig auf die wendiſchen Stämme in einem dreifachen Verhältniß. Einige bildeten ſich, durch germaniſche Cultur angeregt, auf eine ſelbſtſtändige Weiſe, die ſich dem Orientaliſchen näherte, und auch nicht ohne Einfluß des Orients, wie die Ruſſen und Polen, andere, wenn ſie auch ihre Sprache und Sitten behielten, waren dennoch mehr in die geiſtige Gewalt der Germanen gerathen, wie die Böhmen; endlich müſſen wir von beiden diejenigen unterſcheiden, die ganz von den Germanen (Dänen und Deutſchen) verſchlungen wurden. Charakteriſtiſch für die Wenden iſt das knechtiſche Verhältniß der niedern Stände, die Tyrannei der Großen, ein Verhältniß, welches nicht ohne Einfluß auf die germaniſchen Stämme blieb. Die ſtolzen Herrſcher verſchwanden wahrſcheinlich aus den deutſch-wendiſchen Provinzen, oder behielten bei der, den Germanen eigenthümlichen Duldung, ihre Rechte. Wie konnte es aber den Eroberern einfallen, dem unterjochten wendiſchen Volke größere Freiheit zuzugeſtehen? So kam die Neigung, die geringern zu deſpotiſiren, wie ein fremder Tropfen in das germaniſche Blut. Geringer erſchien das rohe wendiſche Volk, knechtiſch geſinnt forderte es zur knechtiſchen Behandlung auf, und als der Stamm durch die aſſimilirende Kraft der Germanen von dieſen verſchlungen ward, blieb die zur Gewohnheit gewordene Behandlung als empörende Leibeigenſchaft zurück. In Dänemark war die Leibeigenſchaft am härteſten in Seeland, wo die ganze Geſtalt des Volks auf eine ſtarke wendiſche Beimiſchung deutet, da ſie in Jütland, wo die Geſtalt reiner germaniſch iſt, nie ſo drückend hervortrat, ſo wie die Einwohner dieſer Halbinſel in der ganzen däniſchen Geſchichte einen merkwürdig hervorſtrebenden Freiheitsſinn gezeigt haben. So iſt auch die Leibeigenſchaft auf der ganzen öſtlichen Seite von Deutſchland immer drückender, als auf der weſtlichen geweſen. Ja, Spuren ſind noch in unſern Tagen zurückgeblieben, wie in Meklenburg, die ihrer Zeit keinesweges zur Ehre gereichen.

Von Rußland iſt es uns nicht erlaubt, weitläuftig zu reden. Denn dieſes Reich trat erſt in unſern Tagen thätig in der europäiſchen Geſchichte auf. Es war kurz vor Karl des Fünften Zeiten, als Ivan Wasceliewicz durch die der Nation zuträgliche Deſpotie den Einfluß der Mongolen hemmte, und dem Volke Stärke und Kraft verlieh. Aber Rußland blieb deſſen ungeachtet dem übrigen Europa fremd.

In Polen bildete ſich eine deſpotiſche Ariſtokratie, wie in Rußland eine Monarchie derſelben Art. Man könnte behaupten, Polen wäre eine Republik mit Heloten geweſen. Unter den Piaſten und Jagellonen war dieſe Form noch nicht zur Reife gediehen. Als ſie völlig entwickelt war, wählte man am liebſten fremde Könige, und bereitete dadurch dem Lande den Untergang. Auch Polen ward in ſpätern Zeiten vorzüglich merkwürdig. Früher griff es in die deutſche Geſchichte ein durch die Verbindung mit den wendiſchen Nachbarländern. Schleſien war früh mit Polen verbunden. Selbſt als es, von Polen getrennt, das Schickſal ſpäter mit Böhmen verband, blieb das äußere Verhältniß gegen Polen lebendig. Bald mit, bald gegen die Ungarn, trat es nun ſtreitend gegen Deutſchland, nun verbunden hervor. Der Einfluß, den Polen auf die Bildung Deutſchlands gehabt hat, ſchränkt ſich aber auf den der wendiſchen Stämme überhaupt ein.

Die Ungarn ſind merkwürdig; denn ſie und ihre Stammverwandte, die Finnen, ſind die einzigen ächt aſiatiſchen Völker, die an europäiſcher Cultur Theil nahmen. Erſt roh, verwüſtend, den Mongolen ähnlich, den deutſchen Völkern furchtbar, dann ſich bildend, bald für, bald gegen Deutſchland, nur mit den Polen, nun Türken verbunden, haben ſie viel aſiatiſche Cultur behalten, aber ſich zuletzt an die Deutſchen immer mehr angeſchloſſen.

Das oſtrömiſche Reich erloſch an ſeiner innern Schwäche. Nach mannichfaltigem Wechſel wurden die osmanniſchen Türken unter den mohamedaniſchen Aſiaten die mächtigſten. Mohameds Lehre, die nationale Begeiſterung, die ſie erweckte, waren nur Reize für die germaniſchen Stämme, aber den verdorrten Stamm der alten Welt ſollten ſie fällen. Das türkiſche Reich, mächtig durch rohe Tapferkeit, durch die große Geſinnung des Soliman, trat mahnend gegen die Deutſchen auf, zu einer Zeit, wo es äußerer Reize bedurfte, um das lockere Band der Verhältniſſe einigermaßen zu ſtärken. Das mohamedaniſche Aſien war durch die Türken erfriſcht. Aber der geiſtige Mittelpunkt früherer Zeiten war verſchwunden, mit dem Glanz der Hierarchie verlor auch ihr orientaliſches Gegenbild die hohe Bedeutung. Nur das Chriſtenthum enthält den Keim der ewigen ſteten Erneuerung für die Völker. Mohameds Lehre artete in lähmenden Aberglauben aus. Doch war die äußere Kraft noch gefährlich zu Karls des Fünften Zeiten.

Wir betrachten jetzt diejenigen Nationen, die den eigentlichen Kern des großen fränkiſchen Reichs unter Karl dem Großen ausmachten, die nach ſeinem Tode ſich trennten, und eigene ſelbſtſtändige Reiche bildeten, Italien nämlich, Frankreich, Deutſchland, und jenes merkwürdige Mittelreich, damals Lotharingen genannt, welches getrennt, und wieder theilweiſe vereinigt, bald von Frankreich, bald von Deutſchland beherrſcht, dann zum Theil mit eigener, oft glanzvoller, immer nur vorübergehender Macht hervortrat.

Eine merkwürdige Verſchiedenheit bezeichnet die Schickſale der drei großen Reiche. Italien konnte nie zur nationalen Einheit gedeihen, kleine Herrſcher und mächtige Republiken, einheimiſche geiſtige und fremde weltliche Gewalt erzeugte unabläſſige Reibungen. — In Frankreich ſtieg langſam, durch Jahrhunderte, der Glanz des Hofes, die Gewalt des Herrſchers, die Einheit der politiſchen Geſinnung über den Trümmern der bürgerlichen. In Deutſchland unterhielt ſich der Kampf beider Richtungen nie entſchieden, oft wechſelnd.

Wie in Italien aus der äußern Verwirrung und ohne politiſche Einheit die höchſte Kraft bürgerlicher Freiheit, der größte Glanz wiſſenſchaftlicher Bildung, die heiterſte Blüthe der bewunderungswürdigſten Kunſt ſich bildeten, und wie dieſe Zeit mit der verſcheidenden Gewalt der Hierarchie, in welcher ſie dennoch wurzelte, zuſammenfiel, aber auch als jene erloſch, gänzlich verſchwand, ſoll nunmehr betrachtet werden.

Die einander folgenden germaniſchen Stämme, vor allen die Oſtgothen und Longobarden, waren mit den alten Römern allmählig verſchmolzen. Sie konnten hier die Gewalt nicht üben, die in den entferntern römiſchen Provinzen, in Spanien, in Gallien, in Britannien, das germaniſche Element des Lebens mehr oder weniger vorherrſchen ließ. Der altrömiſche Geiſt war, obgleich durch Jahrhunderte zurückgedrängt, doch keinesweges erloſchen. Aber eine wunderbare Verwirrung erzeugte ſich aus den widerſtrebenden Elementen. In Frankreich waren ſüdöſtlich die Burgunder, durch Sitten geſchieden, oft getrennt, nicht ſelten im Kampf mit den Franken, nordweſtlich die Normannen, eben ſo beſtimmt durch Geſinnung, durch Lebensweiſe geſondert, eben ſo den Franken widerſtrebend; aber durch mancherlei Schickſale wurden beide Stämme von den fränkiſchen verſchlungen, und die nationale Einheit trat immer mächtiger hervor. In Deutſchland hatten die alten Stämme ihren urſprünglichen Sitz, und behielten ihn. Auf der Grundfeſte dieſer alten Verſchiedenheit, die ſich fortdauernd unterhielt, bildete ſich die nationale Einheit, eine ſolche, die ohne jene Vielheit in ihrer Eigenthümlichkeit nicht denkbar war. In Italien war es anders. Allerdings hatten äußere Schickſale die verſchiedenen Provinzen zu einer innern Einheit, einer geheimen möchten wir ſagen, verbunden. Hier, wie vormals in Griechenland, entſtand und bildete ſich eine eigene Sprache, ganz ohne politiſche Einheit. Wir können drei hervortretende Richtungen wahrnehmen. In der Lombardei blieb der deutſche Geiſt vorherrſchend, ſo wie die Verbindung mit Deutſchland ſich auch hier am meiſten unterhielt. Das eigenthümliche Italieniſche bildete ſich am reinſten in den Republiken und in Rom aus. Neapel und Sicilien haben aber ein ganz eigenes Schickſal, welches die ſchönen Blüthen der herrlichen italieniſchen Zeit niemals hier gedeihen ließ. Die durch Karl den Großen verdrängten Oſtgothen und Longobarden häuften ſich hier an. Das Land blieb unter griechiſcher Herrſchaft. Sarazenen bemächtigten ſich Siciliens, beunruhigten fortdauernd Neapel, die Normannen bildeten ihr romantiſches Reich; abwechſelnd waren die Kaiſer, öfter die Päpſte, mächtig. Eine bunte Miſchung mannichfaltiger Stämme ließ keine Selbſtſtändigkeit aufkommen. Gothen und Longobarden, alte Einwohner und Griechen, Normannen und Sarazenen, lebten in und mit einander. Normanniſche Helden erhoben das Reich zu einem vorübergehenden Glanz. Das heitere Clima, die alte Erinnerung, die an den Denkmälern des uralten Siciliens haftet, die Lage des Landes, welche die Erſchütterungen im oſtrömiſchen Reiche, in Italien unter den Sarazenen gleichmäßig theilte, die romantiſchen Unternehmungen der Normannen, die nie ruhenden Kämpfe ſo vieler Völker und Verhältniſſe, die abgeſchliffenſte Politik, die ſich neben der ſchönſten heroiſchen Geſinnung zeigte, geben zwar der neapolitaniſchen Geſchichte einen eigenen, abenteuerlichen Reiz; aber ein nationaler, geiſtiger Mittelpunkt wollte ſich aus dieſer Gährung nicht bilden, wie im Norden blühte die normanniſche Poeſie nie in dieſen Gegenden. Was hier täglich Wunderbares geſchah, verſchwand mit den Thaten, und ward in andern Gegenden geiſtig genoſſen, und nach ſo vielen Zeiten voller Erſchütterungen, nicht ohne Größe, nachdem die Hohenſtaufen geſtürzt waren, das Haus Anjou aus Sicilien, und ſpäter auch aus Neapel vertrieben war, kamen die beiden geiſtig erſchöpften Provinzen unter Spanien, um ſich nie aus der Erſchlaffung zu heben. Selbſt die große Zeit in Italien wirkte nur mittelbar auf ſie. Ein Mittelpunkt eigener Cultur bildete ſich nie, ſo wie dieſe Länder eine innere, ächt einheimiſche bürgerliche Größe in der neuern Geſchichte nie kannten.

Die eigenthümliche Größe der blühenden Zeit in Italien entſprang aus den mannichfaltigen Richtungen, die ſich im Einzelnen wie im Ganzen durchdrängen. Wenn auch die germaniſchen Völker auf die Italiener einen bedeutenden Einfluß gehabt haben, ſo erſtarb dennoch die alte Zeit nie. Ihre Größe war die ſchönſte Erinnerung, die Pracht der Städte, die Reſte der Kunſt mahnten ſie unaufhörlich, die alten Geſetze herrſchten noch immer neben den germaniſchen, und die Vermiſchung mit nordiſchem Blut hatte den alten republikaniſchen Sinn erweckt. Dazu kam, daß das Volk von ſo vielen Stämmen überſchwemmt, ein ſteter Spielball fremder Mächte, weniger durch Kraft, als durch Liſt ſich zu retten wußte, daß jene verſtockte Politik, die den Griechen des oſtrömiſchen Reichs auszeichnete, auch in Italien aus den nämlichen Gründen ſich ausbilden mußte. Das mittelländiſche Meer war fortdauernd das Wundervollſte, der Mittelpunkt der Geſchichte. Die Trefflichkeit der Länder, die es umgaben, die Fülle des Lebens, die aus allen ſich entfaltete, die klaren Reize der Natur, die ſie ſchmückten, ſtand im ſtarken Gegenſatze gegen die finſtere trübe Einförmigkeit der germaniſchen Wälder. Von dem höchſten Norden an, ſo weit die keimende Geſchichte reichte, war jedes Antlitz, ſo geiſtig wie weltlich, gegen Süden gewandt. Von uralten Zeiten her ſchloß ſich das Gemüth der germaniſchen Völker auf, je mehr ſie ſich dem fröhlichen Süden näherten. Der ſchwediſche Gothe, der Norweger ſuchte auf unbekannten entlegenen Wegen durch Rußland das blühende Aſien, und ſein Weg ging nördlich um den botniſchen Meerbuſen, durch Biarmaland; er arbeitete ſich durch das ewige Eis, durch die dunkle Nacht des höchſten Nordens, um nur den reizenden Süden zu finden. Wundervoll klingt es, wenn in der alten nordiſchen Geſchichte die auf dem nämlichen Wege zurückkehrenden Abenteurer in ihren Erzählungen die Mährchen des Orients, und als Beute alle Schätze Indiens aus den ſtarreſten Gegenden mit ſich führen. Aber das Mittelmeer war der Hauptverbindungspunkt. Wie die ſüdlichen Lüfte am diesſeitigen Abhange der Tyroler und Schweizer Gebirge den Deutſchen anweheten, war es, als weckte, was äußerlich ihm entgegentrat, innerlich ein fröhlicheres Weſen in ihm. Der ſtarre Normanne ward, wie durch einen Zauber umwandelt, als das glühende Sicilien, das heitere Neapel, und alle Thaten der Vergangenheit und Gegenwart ihn umſingen. Bis in den höchſten Norden wirkte der Zauber der ſüdlichen Natur, und die Glut, die aus den Normannen am Beſuv und Aetna hervorbrach, leuchtete wieder am Hekla. — Als nun ſpäter das mannichfaltigſte, thatenvollſte Leben ſich hier aufſchloß, als der große bedeutende Kampf mit den Sarazenen hier vorzüglich gekämpft wurde, als die Kreuzzüge die Verbindung mit dem Orient immer lebhafter machten, da ſtrömten alle Schätze des innerſten Aſiens nach Europa, in immer größern Maſſen, der Genuß vervielfältigte ſich, ein jedes Daſein erſchien nur bedeutend, groß, vornehm in dem Maße, als es einen aſſimilirenden Mittelpunkt der entfernteſten Produkte darſtellte. — Es geſchah allmählig. Die divergirenden Strahlen des ganzen Orients hatten aber den gemeinſchaftlichen Brennpunkt in Italien. Hier floſſen alle Produkte zuſammen, von hier aus vertheilten ſie ſich wieder, und das verſchloſſene Venedig bewahrte den alleinigen Schlüſſel zu dem irdiſchen Paradieſe mannichfaltiger Genüſſe, wie Rom zu dem himmliſchen. In dieſem äußern Verhältniſſe zur Vergangenheit und Gegenwart entwickelte ſich die Geſchichte der Italiener; die innere Eigenthümlichkeit ward aber vorzüglich durch ihre Lage gegen die Hierarchie beſtimmt. Sie war aus ihrer Mitte geboren, aber nicht aus ihrer eigenen Natur, nicht als ein Nationales. Sie gedieh nur im Gegenſatz gegen die im Einzelnen, wie im Ganzen, individuelle germaniſche Natur, die je reiner, deſto kräftiger einer verſöhnenden Vermittelung der roh kämpfenden Kräfte nachſtrebte und in dieſem geiſtigen Mittelpunkte fand. Nach Karl des Großen Zeiten entſtand in Italien eine rohe, furchtbare Zeit, in welcher als Elemente, ſo innere wie äußere, in verzehrender Gährung ſich zu vernichten ſtrebten. Die Nachfolger des größten Fürſten in Deutſchland, wie in Frankreich, konnten dieſer Zeit nicht gebieten. Der friſche Kern der Hierarchie und die Hoffnung einer bleibenden Zukunft lag nur in dem andächtigen Glauben der germaniſchen Völker verborgen. Die ſächſiſchen Kaiſer ſammelten die irdiſche Kraft des deutſchen Reiches, ihr gegenüber bildete ſich die Hierarchie in Italien, Otto rettete den Papſt und, wie Karl der Große, das innere Anſehen der Hierarchie durch äußere Abhängigkeit. Von jetzt an entwickelte ſich dieſe mit großer Kraft. Ihre eigentlichſte Gewalt ruhte in dem innerſten bewegten Gemüth des ganzen Geſchlechts. Das Streben, einen ſolchen Mittelpunkt der Vereinigung zu finden, war ſo heilig als tief, und wir müſſen den gewaltigen, faſt prophetiſchen Mann verehren, der ganz im Sinne ſeiner Zeit nach innerer, tiefer Ueberzeugung die Gewalt der Hierarchie gründete. Durch Hildebrand gewann Rom zum zweitenmahl die Herrſchaft über alle Völker des geſchichtlichen Europa. Es war eine der alten Welt entgegengeſetzte Richtung. Damals ſuchte das endliche irdiſche Rom, ſich immer in divergirenden Strahlen ausdehnend, ein Unendliches darzuſtellen, jetzt waren es entfernte Völker, die in convergirenden Strahlen für die Unendlichkeit des tiefſten religiöſen Gefühls einen endlichen Mittelpunkt ſuchten. War es die irdiſche Gewalt des alten Roms, die in centrifugalem Streben ſich zerſtreute, ſo war die geiſtige Gewalt des chriſtlichen Roms vielmehr entſprungen aus dem centripetalen Streben aller Völker, die ſich in äußerem Widerſtreben innerlich zu vereinigen ſuchten. Die Kreuzzüge fingen an. In Rom ward das Schickſal aller Völker verhandelt. So lange die Päpſte das Gleichgewicht der

Reiche unter einander der Stände in den verſchiedenen Ländern zu erhalten ſuchten, waren ſie die Wohlthäter des Geſchlechts, und es kann nicht geleugnet werden, daß Europa ohne die Hierarchie frühzeitig in eine furchtbare Tyrannei geſunken wäre. Aber auf einer gefährlichen Spitze ſteht die Geſchichte, wie der einzelne Menſch, wenn ſie das Heiligſte für ein irdiſches Daſein gewinnen will. Der Verſuch, eine reine Theokratie zu bilden, war geſchichtlich, er war in ſeinem Urſprunge rein, ja heilig, und enthielt dennoch den Keim des Unterganges in ſich ſelber. Ein kräftiger Mann ergiebt ſich einer göttlichen Idee, er glaubt ſich berufen ſie darzuſtellen, ihr in der Geſchichte lebendige Bedeutung zu verſchaffen. Wohl weiß er, daß das Göttliche über alle Zeit iſt, daß ihm der Sieg gegeben iſt; aber durch eine natürliche Schwäche irre geleitet, lebt er nicht mehr für das Göttliche, als ein ſolches, vielmehr für die irdiſche Darſtellung deſſelben. — Die Welt widerſtrebt, die Begeiſterung kämpft vergebens gegen ſie, da erwacht die Klugheit, die im furchtbaren Widerſpruch das Göttliche ſelbſt, als könnte es im irdiſchen Kampfe unterliegen, durch Waffen zu retten ſucht, die ihm fremd ſind; aber in dem Maße, als jener äußerlich klüger, wird der Gegner geiſtig ſtärker. Denn das irdiſch Begründete iſt ſelbſt ein Irdiſches, ja ein Furchtbares, dem Göttlichen am meiſten Widerſtrebendes, wenn es ſich ſelbſt göttlicher Art glaubt, und ſo wird der Gegner göttlich geweiht in dem Maße, als der urſprünglich Begeiſterte in ſeinem verklärten Streben ſich verſtrickt, ſich dem Böſen ergeben hat. Was die Klugheit für dieſen, war die Politik der Päpſte für die Hierarchie. Hildebrand verhält ſich zu den ſpätern Päpſten, wie Cäſar zu den ſpätern Kaiſern. Bei ihm war die Strenge noch rein, er ſtärkte die chriſtliche Geſinnung ſeiner Zeit, er ſtrafte die Hohen, und reinigte die Kirche. Seine Nachfolger, unter den großen Hohenſtaufen zumal, gründeten eine irdiſche Gewalt der kaiſerlichen gegenüber. Als die Päpſte die Guelfen gegen die Gibellinen waffneten, da wußten die Kaiſer auch geiſtige Waffen gegen den Papſt zu gebrauchen, und die Reinheit des Mittelpunkts war getrübt. Unter Friedrich Barbaroſſa ward der Kampf mit ritterlicher Größe geführt, beide Parteien achteten ſich, unter Friedrich dem Zweiten erregte der Haß der Päpſte leider die Geringſchätzung bei dem großen Kaiſer, dem man chriſtlichen Sinn nicht abzuſprechen wagen wird. Italien war während der Blüthezeit der Hierarchie, und als der große Zwieſpalt hervortrat, in einer eigenen Lage. Denn obgleich hier eine große innere Gewalt herrſchte, die in den entfernteſten Ländern ihre Kraft äußerte, ſo widerſtrebte ſie ſelbſt dennoch der nationalen Einheit des Landes. Das Papſtthum war ſeiner Idee nach univerſell, als Mittelpunkt einer nationalen Einheit hätte es ſeine tiefe Bedeutung, mit dieſer ſelbſt ſeine Gewalt verlieren müſſen. Wohl dürfen wir behaupten, daß die höchſte Idee der Hierarchie in ihrer völligen Reinheit gedacht, der geiſtigen Einheit gegenüber eine weltliche aller chriſtlichen Staaten, eine große kaiſerliche Republik erfordert hätte, ſo daß der Papſt einen Kaiſer, der Kaiſer einen Papſt hatte fordern, daß beide ſich zu einander, wie inneres zum äußern Leben, wie Kopf zum Herzen in einer lebendigen Organiſation hätten verhalten müſſen, und wie das Gehirn ſeine Nerven nach allen Richtungen ausſendet, und eine jede Faſer, auch die unendlich kleinſte anregt und belebt, wie aus dem Herzen das Blut alle Organe äußerlich bildet und bewegt, ſo ſollte geiſtige und weltliche Gewalt, allenthalben ſeyend, das geſammte Leben durchdringen. So gewiß wie wir behaupten können, daß es eben jene große Idee war, die das Leben durchdrang, und durch welche alle Herrlichkeit des Mittelalters hervorblühte, ſo gelang es doch keineswegs der Geſchichte, ſie in ihrer völligen Reinheit darzuſtellen, ja ſchon nach Karl des Großen Zeiten war ſie durch die Trennung und Geſtaltung mehrerer europäiſcher Staaten getrübt, noch mehr als die geiſtige und weltliche Macht um irdiſche Herrſchaft kämpften. In Italien war der Centralpunkt für das geſchichtliche Europa; der innere Zwieſpalt, der Geiſtiges und Irdiſches gegen einander ſtellte, wechſelſeitig den Glanz beider durch ein vorübergehendes Gleichgewicht erhob, und durch Widerſtreben hemmte, war ſelbſt das Nationale in dieſem Lande. Die hohe Würde der Hierarchie, die in ſeiner Mitte blühte, und das geſchichtliche Bewußtſein, welches ſich hier ſo klar entwikkeln mußte, unterſtützt von der günſtigen Lage des Landes, von dem großen Wohlſtande, der aus dem Kampfe ſelber immer mächtiger ſich entwickelte, erhellt durch die erneuerte Erinnerung an eine große Vorzeit, bildete hier aus dem furchtbarſten Streite das bedeutendſte Leben. Das Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften in Italien darf man zwar nicht ſo anſehen, als wenn alle Kunde von Alterthum früher erloſchen wäre, aber ſo innig waren Herz und alle Sinne in der einen Richtung des Glaubens verſunken, daß neben dieſem Mittelpunkte, der mit ſeinem Licht alles beleuchtete und bewegte, keine feſte Centralpunkte einer trennenden wiſſenſchaftlichen Reflexion gedeihen konnten. Selbſt die ariſtoteliſche Philoſophie, wie ſie frühzeitig von den Arabern überliefert wurde, und mit großem Scharfſinn, ja Spitzſindigkeit ausgebildet ward, trennte ſich vom Leben, und unterwarf ſich dem Glauben ganz. Ja wir dürfen behaupten, daß dieſes eben das Eigenthümliche jener Philoſophie des Mittelalters iſt, daß ſie, weil ihr die Einheit nur mit einem bewußtloſen Schauen gegeben war, in ihrem bewußten Treiben keine Grenze der Sonderung, der Zerſpaltung zu finden wußte, daß eben daher, neben dem Spiel mit unendlichen Verhältniſſen der abgezogenen Begriffe das Verhältnißloſe im grellen Gegenſatz da ſtand, und ſo wie es in dem trennenden Bewußtſein wieder erſchien, als Aberglaube hervortreten mußte. Hier in der Speculation war der Widerſpruch am deutlichſten, ſie erſchien nothwendig als das dürftigſte. Im Leben ſelbſt belebte eine großartige Geſinnung alle Thaten, während eine tiefe Andacht und Liebe das Lied beſeelte, und die Reflexion ſelbſt erſchien eben daher mit der Sicherheit des Inſtinktes als eine göttliche Eingebung der Hochbegabten. Jetzt aber fingen die einzelnen Mittelpunkte des erwachten allgemeinen Bewußtſeins an ſich zu geſtalten. Die römiſchen Geſetze waren in Europa nie völlig untergegangen, ſie wurden fortdauernd ausgeübt, aber die Schule in Bologna bildete den erſten wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt, von welchem aus das alte Rom — ſein ordnender Verſtand — nicht bloß geduldet wurde in und mit den übrigen mannichfaltigen Gebräuchen, ſondern richtend und gewaltig zu werden anfing, ſeine Gewalt allmählig über die ganze alte Welt ausbreitete, und in die äußern geſelligen Verhältniſſe thätig eingriff, indem es, wenn es dieſe auch nicht durchaus ordnete, dennoch die Ordnung leitete. Die Univerſitäten in Paris, in Padva, in Salamanca, in Oxford, bildeten ähnliche Mittelpunkte, die nicht weniger bedeutend waren. Wenn ſie auch im Anfange ſelbſt Organe der Hierarchie ſchienen, ſo enthielten ſie dennoch den Keim, der ſich in entgegengeſetzter Richtung entfalten ſollte. Daher waren ſie diejenigen, welche die ſcholaſtiſche Philoſophie ausbildeten, indem ſie das Schauen hell, und mit bewußtloſer Klarheit nach außen warfen, die Reflexion nach dem Innern zurückdrängten, finſter brütend; aber die keimende Naturwiſſenſchaft Roger Baco und Albertus magnus deuteten ſchon auf die Neigung der Reflexion nach außen, weswegen auch dieſe Männer von unſerer Zeit, in welcher dieſe Richtung vorherrſcht, ſo vorzüglich geſchätzt werden. Alle dieſe einzelne Aeußerungen, die auf ein Umkehren der Zeiten deuteten, hatten ihren gemeinſchaftlichen Gipfel in den Kämpfen von Europa gegen Aſien einer Seits und in den Kämpfen der Päpſte gegen die Kaiſer andrer Seits. Dieſe endigten mit dem Verluſt des heiligen Grabes, ohne daß die Sarazenen mächtiger aus dem Streit traten, und mit dem Sturz der Hohenſtauſen, ohne daß der Papſt ſeine alte Gewalt wiederfinden konnte. Deutſchland vermochte zwar in langer Zeit nicht wieder die vormalige Herrſchaft in Italien auszuüben, aber allmählig trat, anſtatt der ſtärkenden Kämpfe der Deutſchen, die lähmenden Künſte der franzöſiſchen keimenden Politik gegen den Papſt hervor. In Frankreich hatte der Papſt jenes geheime Bündniß aller Gemüther nicht, welches ihn in Deutſchland ſtark machte; und Philipp der Schöne konnte die päpſtliche Bulle verbrennen, und die Päpſte ſelbſt in ſeinem Lande feſthalten. In dieſer Zeit allſeitiger Verwirrung keimte, was aus alten Zeiten, wenn auch zurückgedrängt, ſtille fortgelebt, was in neuerer chriſtlicher Zeit ſich Räthſelhaftes und Bedeutendes geſtaltet, und hier wie in einem Brennpunkte verſammelt hatte. Zwar nicht eine äußere nationale Einheit vermochte ſich zu bilden, denn dieſem widerſtrebte die noch immer mächtige Hierarchie, deren inneres Schwanken noch nicht äußerlich wahrgenommen ward. Aber ſeit die Päpſte in Kampf gegen das Irdiſche ſelbſt von dem Gegner befangen waren, unterhielten ſie nationale Selbſtſtändigkeit, obgleich ihr Daſein die nationale Einheit verhinderte. Jetzt ſollte das alte Rom mit dem neuern in Bund treten, die Klarheit der alten Welt mit der Tiefe der chriſtlichen, da bildeten ſich jene glänzenden Republiken, Florenz, Genua, Piſa. Das alte Venedig hatte, in ſeinen Sümpfen verborgen, von den großen Kämpfen getrennt, jenen alten Bürgerſinn der Römer mit der Richtung der chriſtlichen Zeit ſchon früh zu verbinden gewußt, und in allem Streit auf eine geheimnißvolle Weiſe erhalten, was die übrigen Städte erſt, nachdem der große Kampf ſeine mächtige Bedeutung zu verlieren anfing, ſelbſt von nie ruhendem Zwieſpalt ergriffen, zu erringen vermochten. Das tief Verborgene war das Weſen der Republik, in welcher der große Sinn des Alterthums mit dem Eigenthümlichen der germaniſchen Natur ſich urſprünglich verbrüderte. Stille, faſt unbemerkt wuchs ſie hervor, während rund um ihre unzugänglichen Sümpfe die convulſiviſchen Kämpfe der großen bewegten Zeit ſich entladeten, und als die Kreuzzüge Aſien und Europa in lebhafte, ſowol geiſtige als weltliche Berührung brachte, trat die langſam und beſonnen geordnete Kraft, ſeit Jahrhunderten verbreitet, deren Leben anfing, als die Longobarden Italien überſchwemmten, die ſich in ihrer Eigenthümlichkeit zu erhalten wußten, als Karl der Große dieſe Longobarden überwältigte, mit aller Herrlichkeit hervor. Alle Schätze der Welt drängten ſich hier zuſammen. Königreiche wurden von Venedig aus beherrſcht, das zertrümmerte oſtrömiſche Kaiſerthum, die ſinkende Gewalt der Normannen, konnte ihrer tief begründeten Gewalt nicht widerſtehen, und als ihr mächtiger Glanz das äußere Geheimniß unmöglich machte, warf dieſes ſich nach innen, um durch ſtilles, tief verſchloſſenes Sinnen zu erhalten, was faſt unbemerkt erworben war. Nie verſtand eine Republik bürgerliche Freiheit mit politiſcher Strenge ſo tiefſinnig zu verknüpfen, als Venedig, und die unſichtbare Gewalt, die in geheimer Dunkelheit waltete, ſchien alle Bürger auf eine verhängnißvolle Weiſe zu verbinden, während alle Kräfte nach außen nirgend gehemmt in freudiger Friſche ſich entfalteten. Dennoch gelang es Venedig nie, denjenigen geiſtigen Glanz zu erringen, der, neben einem bedeutenden äußern Leben, dem glücklichen Florenz in ſeiner Blüthezeit einen ſo heitern Anſtrich gab. Florenz wie die übrigen Städte, bildeten ſich im Kampf. Oberitalien war ſeit Jahrhunderten der Kampfplatz geweſen; die Kaiſer hatten, von dem Widerſpruch ſtreitender Elemente ergriffen, ſelbſt die großartige germaniſche Verfaſſung in Mailand zertrümmert, ohne den alten Sinn ausrotten zu können. Der Zwieſpalt ſelbſt, durch lange Kriege genährt, war ein innerlicher geworden, und, wenn auch die Republiken, ihrem Urſprunge nach päpſtlich, guelfiſch waren, ſo entwickelte ſich dennoch in und mit dem bürgerlichen Bewußtſein eine Geſinnung, die das weltliche weltlich begründen wollte. Es iſt bekannt, daß in den Städten ſich die mächtigen Bürger in Burgen einſchloſſen, um ſich gegen die feindlichen Nachbaren zu ſchützen, daß ſie in den Straßen kämpften. Aber es war der Streit hervorſtrebender Naturen, die ſich aus ſich ſelbſt zu bilden ſtrebten. Daher gedieh alles in einer Verwirrung, die alles zu verſchlingen drohte, und das bürgerliche Bewußtſein, äußerlich genährt durch Wohlſtand und ſtetes Verflechten mit einem großartigen Daſein, innerlich veredelt durch alles, was die Geſchichte in Bewegung ſetzte, gründete Staaten, durch welche die heroiſche Zeit des alten Griechenlands wieder aufzuleben ſchien. Damals trat aus der Mitte von Florenz jene rieſenhafte Geſtalt hervor, die Alles, was in der wundervollen Zeit ſchlummerte, alle Kräfte, die ſich blind bekämpften, alle Genien und Fuzien des Lebens in ein großes räthſelhaftes Bild zuſammenzudrängen wußte. Dante's wunderbares Gedicht iſt auch geſchichtlich im hohen Grade merkwürdig; in ihm herrſcht neben der größten Tiefe des religiöſen Gefühls und Schauens die kälteſte ruhigſte Beſonnenheit. Wenn die Allegorie in der romantiſchen Ritterpoeſie auch einen tiefen Vereinigungspunkt in einem myſtiſchen Centro hat, wenn ſie auch in den größern Gedichten auf dieſes deutet, ſo entſpringt ſie doch aus dem Leben ſelber; ſie iſt die geheime Wurzel deſſelben; wie dämmernde Träume von einer höhern Welt, ſpielt ſie magiſch und wunderbar mit dem aufgeregten Leben. Bei Dante iſt die Allegorie das kühn Hervortretende, das von einer hohen Beſonnenheit durchdrungen. Keiner hat dieſes tiefer und ſchöner gezeigt, als Schlegel. Man könnte in der räthſelhaft verſchlungenen und in ſich gegründeten fertigen und ſcharfen Architektonik die Spuren der ſondernden Scholaſtik finden, die hier nicht bloß mit Begriffen, ſondern mit einem tiefen Leben ſich beſchäftigt. Aber eben deswegen iſt alles hier bedeutender. Die herbe, ſtrenge Form entſpringt etwa aus dieſer Hineinbildung der Unendlichkeit des Schauens in die mächtig werdende Reflexion. Zwar ſtand der große Dichter in erhabener Einſamkeit, als derjenige, der allein zu faſſen vermochte, was die Welt in Bewegung ſetzte, aber dennoch war es der treueſte Darſteller ſeiner Zeit. So wie in ſeinem Gedichte die Welt, bildeten ſich die Republiken, wilde Leidenſchaft und hohe Andacht in großem Kampf, die Form ſtrenge und hart, dennoch die Mutter des heiterſten Daſeins. Dante durchdrang alle Richtungen ſeiner Zeit; was die Religion Erhabenes, was die Erinnerung der alten Welt und die Gelehrſamkeit Großes, was das äußere Leben Weißagendes für die Zukunft enthielt, war ihm gleich klar. Die politiſche Geſinnung eines ſolchen Mannes dürfen wir nicht als zufällig betrachten. Auch er wollte die Einheit ſeines Vaterlandes, auch er ſah ein, daß das Irdiſche nur durch weltliche Kraft äußerlich gegründet werden konnte, daß derjenige, der in die innern Fugen und Falten des aufgeſchloſſenen Gemüths ſeiner Nation, ja der ganzen Zeit, ſo tief hineinblickte, Ghibelline war, hat eine entſchiedene geſchichtliche Bedeutung. Dante ſah den Papſt nicht mehr in dem großen Kampfe mit den Kaiſern, vielmehr der franzöſiſchen Politik unterliegen; er erlebte ſelbſt, vertrieben, das päpſtliche Exil. Petrarca ſtellt die Gegenſätze, aus welchen die Zeit ſich entwickelte, mehr im Widerſpruch, als in der großen Einheit dar. Nachdem er in der Jugend für die romantiſche Fülle der Provenzalen, für die nordiſche Tiefe des Gefühls gelebt hatte, ward er in ſeinem Alter einſeitig republikaniſch, und alt römiſch. Das Uebergewicht des Alten, der ſteigende beſonnene Geiſt, die erwachte Reflexion iſt noch hervortretender in Boccaccio, deſſen kühne Anfälle auf das Papſtthum, auf die Sittenloſigkeit der Pfaffen, auf die Schlechtigkeit der römiſchen Politik Bewunderung erregt. Diejenigen aber, die in dieſen Aeußerungen die große Toleranz der Päpſte bewundern wollen, möchten indeſſen wohl bedenken, daß Boccaccio in der Zeit des päpſtlichen Exils lebte, in der Zeit, wo ein allgemeiner Geiſt laut ward, aus welcher eben die große Macht der Städte hervorwuchs. So bildeten ſich die Städte, vor allem herrlich Florenz. Es war eine ſchöne heitere Zeit, in welcher das Trefflichſte der Vergangenheit und Zukunft ſich freundlich begegnete. Die klare Beſonnenheit, durch die genauere Bekanntſchaft mit der alten römiſchen, ſpäter auch mit den griechiſchen Schriftſtellern erregt, goß einen lieblichen Glanz, eine vollendete Grazie, die nur aus dem höchſten Bewußtſein, aus der tiefſten Abſichtlichkeit entſpringt, über die Sprache, wie über jede Form des äußern Lebens; aber indem ſie mit großer Kühnheit das Finſtere, Rohe, Schlechte, wo es das Heiligſte verunſtaltete, angriff, blieb dennoch das innere Heiligthum ſelbſt unangetaſtet, und indem die Kirche in der äußern Darſtellung des Prieſterthums verunſtaltet und verzehrt ward, erſchien ſie durch die tiefen Schöpfungen der herrlichſten Künſtler in einer göttlichen Glorie. Die Zeit der Medicäer in Florenz iſt in ihrer Herrlichkeit zu bekannt, und die großen Künſtler und Weiſen, die treffliche Geſinnung bürgerlicher Freiheit, der Glanz des Wohlſtandes, der heitere fröhliche Sinn jener Zeit leben in der Erinnerung aller Menſchen. Nicht ohne große Bedeutung war zu dieſer Zeit das Erwachen der platoniſchen Philoſophie in Italien, die nicht, vom Schauen entblößt, nur Begriffe ordnete, wie die verunſtaltete ariſtoteliſche, aber auch nicht, wie ſpätere Philoſophien, die Religion begründen wollte; vielmehr in der tiefen Welt der Religion lebend, das Wiſſen aus dem höhern Daſein entfaltete, wie der ſinnliche Menſch aus der äußern Welt ſeine Erfahrung. Dieſe Philoſophie entwickelte ſich in und mit der Kunſt, die Kunſt mit ihr, beide ſind unzertrennlich, jene giebt dem Gedachten, dieſe dem Geformten die unergründliche Tiefe, die uns als das Geiſtige anſpricht, und das Erſcheinende ſelbſt durch einen Hauch von oben über alle Erſcheinung erhebt.

Von jetzt an war die Stellung der Hierarchie gegen Europa eine ganz andere. Es war nicht der Verfall der chriſtlichen Geſinnung; nicht die Schlechtigkeit der Päpſte; nicht die Ohnmacht Deutſchlands in Italien; nicht die Erſchöpfung Frankreichs, welches in den Kriegen mit England ſeinem Untergange nahe war, nicht das Aufblühen der Republiken in Italien, die nun eine eigene politiſche Exiſtenz hatten, und bei der Ohnmacht der großen Reiche keine gefährliche Gegner; nicht der in dieſen Staaten erwachte wiſſenſchaftliche Geiſt allein; es war alles dieſes zuſammen, was die Hierarchie aus dem Standpunkt, aus welchem ſie allein eigenthümlichen tiefen Sinn erhalten konnte, verrücken mußte. Deutſchland war nicht mehr das mächtigſte Land, der Kaiſer nicht mehr der bedeutendſte Fürſt. Die Hierarchie hatte ihren eigenthümlichen irdiſchen Gegenſatz verloren, gegen welchen auftretend ihre Gewalt groß und mächtig war, wie Europa ſeinen großen Gegenſatz gegen den Orient. Die Reiche theilten ſich, die Verhältniſſe wurden unſicher, alle Bande waren gelöſt, und wie ein Geſpenſt, das alle Wirklichkeit verloren hatte, verdoppelte, ja verdreifachte ſich die Geſtalt des Papſtes, indem die Concilien ſelbſt die innere Macht der Kirche mit ihrer Einheit angriffen. Wie Italien während dieſer Zeit allgemeiner Verwirrung ſeine Blüthezeit genoß, haben wir geſehen. Als nun Deutſchland unter Maximilian ſeine Gewalt in Italien wieder zu erlangen ſtrebte, hatte ſchon Frankreich ſich erholt, ſeine Politik war mächtig geworden, ein mächtiger Staat bildete ſich auf dem feſten Lande, ein großer Gegenſatz irdiſcher Kräfte zwiſchen Deutſchland und Frankreich, und der Papſt, der unter den Staaten Italiens als ein irdiſcher Fürſt hervortrat, hatte ſeine größere Bedeutung nur den Reſten des kirchlichen Anſehns zu verdanken. Zugleich mit Frankreich war Spanien mächtig durch die eigene Rettung hervorgetreten. Karl der Achte von Frankreich wagte die Anſprüche des Hauſes Anjou auf den neapolitaniſchen Thron zu erneuern, jene Eroberungsſucht des franzöſiſchen Hofes fing an ſich kund zu thun, da erwachte die Furcht der übrigen. Ein Syſtem von wechſelſeitigem Neid, Eiferſucht, Liſt zwiſchen den Mächten bildete ſich, und was innerlich getrennt war — das verſöhnende Prinzip hatte ſeinen Sinn verloren — ſollte äußerer gegenſeitiger Zwang in einem ſchwankenden Gleichgewicht halten. Bald gründete ſich die Gewalt des Papſtes auf einen bloßen Volksglauben, den die Großen, die Fürſten in ihrer politiſchen Berechnung zu benutzen wußten. Hin und her gezerrt von den verſchiedenen Mächten bald in dieſes, bald in jenes Intereſſe hineingelockt, waren diejenigen Päpſte jetzt die geſchichtlich wichtigſten, welche den Reſt ihres Anſehns brauchten, um Italien zu heben, die nach nationaler Einheit ſtrebten, als die große europäiſche nicht mehr zu retten war; Mailand hatte unter den Sforza's geblüht, aber eben dieſe zogen die Franzoſen nach

Italien, und wurden die Opfer ihrer eigenen Politik. Während nun die mächtigen Völker Europa's in Italien politiſche Kriege führten, blüheten die mächtigſten Städte. Die Ligue von Cambray vermochte die ſteigende Gewalt von Venedig nicht zu hemmen, Genua und Florenz wurden mächtig. Rom war der Sitz der höchſten chriſtlichen Kunſt. Die ſchöne Geſinnung einzelner Fürſten, der Sinn der Mediciäer, Venedigs Reichthum, Gewalt und Bürgerſinn, Genua's wachſender Wohlſtand und republikaniſcher Geiſt, und die Päpſte ſelbſt, deren innere Gewalt, war ſie auch im Norden geſchwächt, im Süden noch alles entſchied, erſchienen durch die Richtung nach außen in heiterer Verbindung mit dem äußern Leben. Tempel und Palläſte erhoben ſich, wie in der ſchönſten Zeit des alten Roms Von Mailand an, deſſen Dom an die großen Deutſchen erinnert, durch ganz Italien ſah man in den großen Gebäuden bald das germaniſche, bald das alt-römiſche vorwaltend, oft, wie in Venedig, beide Elemente räthſelhaft verſchlungen. Die großen Mahler eröffneten den Himmel, in frommer Einfalt den Deutſchen näher in der frühern Zeit, mit aller Glut der lebendig werdenden Farben, und alle Reize der vollendeten Schönheit ſpäter; Arioſt und Taſſo ſangen; Leo und Feo eröffneten die tiefſten Töne der göttlichen Muſik. In Rom drängte ſich alles zuſammen. Der Fels ſollte die Peterskirche werden, auf welchen die Hierarchie ihre Gewalt bauete, aber ſie ward das Mauſoleum, unter welches ſie ſich begrub.

Ob es Karl des Fünften Abſicht war, das Kaiſerthum und die Hierarchie in dem alten großen Sinne wieder hervorzurufen? Wer vermag es zu beurtheilen. Wäre es ſein Streben geweſen, ſo wäre er zu ſpät erſchienen, wie der proteſtirende Kaiſer Friedrich der Zweite zu frühe. Die Hierarchie konnte jeder irdiſchen Gewalt widerſtreben; als aber der Glaube ſelber ſeine Rettung ſuchte in der Trennung von ihr, da war ihre geſchichtliche Bedeutung verloren. Der Papſt konnte nun nicht mehr die Selbſtſtändigkeit Italiens erhalten; das ſeit mehr als einem Jahrtauſend zerriſſene Reich den eigenen Vereinigungspunkt nicht finden. Da verlor die Kunſt ihren Kern, die Schönheit ward Tändelei, die Glut der Farben äußerer Prunk, die Sprache hatte die belebende Wurzel verloren. Das Geſchick war geblieben, aber der Sinn belebte es nicht mehr. Und als der innere Schatz verſchwand, da entwich auch der äußere Glanz. Das mittelländiſche Meer war nicht mehr das wundervollſte aller Meere. Seit die Portugiſen den Weg nach Oſtindien, und die Spanier Amerika entdeckt hatten, war der Sinn aller Völker von jenem alten Centro aller Verbindung abgelenkt, und ins Weite über die ganze jetzt umſegelte Erde geleitet. Da ſanken die Städte, das uralte Venedig, allmählig herangewachſen, hielt ſich am längſten. Aber nach und nach ward das mittelländiſche Meer ſtille. Es war der Schauplatz des großartigſten Spiels geweſen. Hier hatten die Sarazenen ihre Blüthezeit, die Normannen, die Spanier alle ihre Kräfte entfaltet, die wunderbarſten Thaten, die ſeltſamſten Verſchlingungen eines bunt gewebten Lebens traten hier hervor. Allmählig verſchwand mit dem Kampf die großartige Geſinnung, die ihn erzeugte, und wie durch einen unſeligen Zauber in dem Streit um eitle irdiſche Größe befangen ſahen Karl der Fünfte und Franz der Erſte ſtillſchweigend zu, als Soliman die tapfern Johanniter-Ritter auf Rhodus vertilgte. Dieſen war es, von allen verlaſſen, vergönnt, alle Herrlichkeit der erlöſchenden Zeit in dem Augenblick des Unterganges zuſammenzudrängen. So ſtark vermochte der Sinn vergehender Größe einzelne Gemüther noch in Bewegung zu ſetzen, während er aus allen größern geſchichtlichen Verhältniſſen verſchwunden war. Es war die glutvolle Flamme der erhabenſten Zeit, die noch einmal aufloderte, ehe ſie auf immer erloſch. Auf dem ausgebrannten Europa lag eine dumpfe Schwüle. Man ſchien zu fühlen, wie wenig man beſaß, auch ohne zu ahnen, wie viel man verloren hatte.

Italien hatte ſich ſelber zum zweitenmal aufgegeben, und diente, eingeſchlummert in ſich, der Raubſucht der Nachbarn zum Vorwande ewiger Kriege. Eine jede Nation, die ſich ſelber aufgiebt, verſündigt ſich nicht allein an ſich, auch an dem ganzen Geſchlechte, denn ſie weckt die Raubſucht, und ein jeder Staat, der fremden Beſitz ſucht, untergräbt die innere Kraft eben ſowohl wie der, der die eigene nicht zu erhalten weiß. — So fing das Mittelalter Italiens an, ſpäter als in den nördlichen Ländern. Aber es dauert noch fort.

In mehr als einer Rückſicht haben England und Frankreich manche äußere Aehnlichkeit in ihren Schickfalen. In beide Länder wanderten freie, deutſche Stämme in römiſche Provinzen ein; verbanden ſich mit den Ureinwohnern und mit den Römern; beide hatten eine urſprünglich durchaus freie Verfaſſung; die germaniſchen Stämme beider Länder zeigten von den früheſten Zeiten an einen gewandten auf das Aeußere gerichteten Sinn; beide wurden durch tiefere Stämme, die kämpfend mit ihnen in Verbindung traten, bis ſie von der größern Maſſe des urſprünglichen Stammes ergriffen wurden, veredelt, die Engländer durch die Normannen, die Franco-Gallier durch dieſe und die Burgunder; bei beiden entſtand aus dieſer Beimiſchung die Blüthezeit der Hierarchie in der romantiſchen Richtung der Kreuzzüge und des Ritterthums; bei beiden trat der urſprüngliche Stamm wieder mächtig hervor, und wie London bildete Paris den Mittelpunkt einer großen und in ſich lebendigen National-Einheit. Und dennoch wie ganz anders geſtaltete ſich Alles in Frankreich, wie in England. Bei Frankreich liegt es uns ob zu zeigen, wie durch die Künſte der Könige die Nation ihre Freiheit verlor; wie eine tief angelegte Politik das repräſentative Syſtem verdrängte, oder in einer verunſtalteten Form wiederherſtellte; wie die irdiſche Gewalt der Könige auf den Trümmern der Hierarchie ſich hob, und wie ein glänzender Hof die tief geſchichtliche Andacht durch den Schein, die Liebe durch die Lebensart, das Kunſtreiche durch das Zierliche, die Ehre durch die Eitelkeit, die große nationale Kraft durch die Diplomatik zu erſetzen ſuchte; wie allmählig durch dieſe veränderte Richtung Frankreich eine geiſtige Allgewalt über

Europa erhielt, die, wenn auch nicht ausgebildet, dennoch unter Ludwig dem Elften keimte, und unter Franz dem Erſten ſich zu entwickeln anfing: wie durch das Umſchlagen der Zeiten Paris an die Stelle von Rom trat. In der That, man kann Ludwig den Elften mit Hildebrand vergleichen, jener war für die irdiſche Gewalt, was dieſer für die Hierarchie. Die Zeiten Ludwig des Vierzehnten aber mag man zuſammenſtellen mit jener glanzvollen, durch Kunſt und Wiſſenſchaft verherrlichten Zeit der Päpſte, die an die Zeit des Unterganges angränzte. Nur daß die Denkweiſe auf das Irdiſche gerichtet kleinlicher, Kunſt und Wiſſenſchaft auf das Aeußere gerichtet bedeutungsleerer erſcheinen mußte.

Es würde leicht ſeyn, von Salvianus an durch die byzantiniſchen und altdeutſchen Geſchichtſchreiber hindurch bis auf Macchiavell zu zeigen, wie zu allen Zeiten die Franken der Treuloſigkeit beſchuldigt wurden, ſo daß in der neuern Geſchichte fränkiſche Treue mit der griechiſchen und puniſchen der Alten gleichgeſetzt werden mag. So viel iſt gewiß, es iſt dieſem Stamme faſt zu allen Zeiten eigen geweſen, durch eine unruhige Betriebſamkeit das Einzelne vom Ganzen zu ſondern. Zuſammengehalten ward die Nation nur durch eine Richtung nach außen. Kaum hatten die Carolinger ihren mächtigen Einfluß errungen, wenn nicht die Araber dem Staat den Untergang gedroht hätten. Nach Karl dem Großen, deſſen allgewaltiger Sinn die ganze damalige Welt recht eigentlich beherrſchte, fiel Frankreich durch Mangel an nationalem Gefühl in die tiefſte und furchtbarſte Anarchie, während Deutſchland nach einer kurzen, mit der Trennung nothwendig verknüpften unruhigen Gährung unter den ſächſiſchen Kaiſern die herrlichſte Nationalität entfaltete. Der Beſitz galt in Frankreich Alles, kein innerer Beſitz trat dem äußern gegenüber, der Uebermuth der Großen erdrückte die keimenden Städte, die ſich ſchon im allgemeinen germaniſchen Sinne zu bilden anfingen, und als die Carlinger geſtürzt wurden, ſuchte Hugo Capet das völlig geſunkene Anſehn des Throns dadurch zu heben, daß er unter den übrigen Beſitzern nach dem größten Beſitz ſtrebte. So ſehr war die innere Gewalt in die bloß äußerliche verſunken. Auf dieſe Weiſe bildete ſich das Feudalſyſtem in Frankreich mit großer Härte, und indem der König der mächtigſte Grundbeſitzer ward, wuchs ſeine Gewalt, obgleich langſam und in ſtetem Streit mit großen Vaſallen. Aber der fränkiſche Stamm ward, während dieſes geſchah, durch andere Stämme erfriſcht und veredelt. Das Königreich Lotharingen, welches faſt eben ſo ſchnell verging, als es geſtiftet ward, hatte als ein Beſtandtheil jene burgundiſche Provinzen des ſüdlichen Frankreichs, deſſen Völker von uralten Zeiten durch tiefen Sinn ausgezeichnet, zu den merkwürdigſten und herrlichſten aller Germanen gehörten. Nach der Auflöſung des lotharingiſchen Reichs, und in den Zeiten der großen Anarchie unter den Carolingern hatten dieſe Provinzen, bald unter italieniſchen Fürſten, bald unter eigenen Herrſchern mächtig, der alten Verbindung mit den Franken entſagt, und ſich zuletzt, beſonders unter den Ottonen, an das damals mächtige deutſche Reich angeſchloſſen. Die tiefſte Religioſität nnd die herrlichſte Poeſie der Liebe blühete hier, eine treffliche Sprache bildete ſich, und eine ſchöne geiſtige Richtung wirkte von dieſem Punkt aus nach Italien, nach dem engverbundenen Deutſchland, und nach Frankreich. Lebendiger wurde dieſe Wirkung, als in der Folge der Zeiten ein Theil der burgundiſchen Provinzen die reizende Provence mit ihrem geiſtigen Reichthum, mit ihrer Liebe, ihren Liedern, und mit allen Schätzen eines herrlichen Gemüths, aufgeblüht in der Verbindung mit den älteſten Germanen in Deutſchland, ſich an den fränkiſchen Stamm anſchloß, und allmählig mit dieſem verſchmolz. Was nun für die Franken der burgundiſche Stamm in Südoſten, in den herrlichen Gebirgen des reizendſten Landes, das waren in Nordweſten die Normannen. Dieſe Völker aus dem nördlichen Sitz der germaniſchen Stämme brachten die große Kühnheit, den ungebändigten Muth, die nie ruhende großartige Thätigkeit, die durchglüht von dem erwärmenden Süden, ſich in abenteuerlichen Unternehmungen gefiel, mit nach den Provinzen, die ſie eroberten. Die normanniſchen Barone waren faſt mächtiger in Frankreich als die Könige, bis England und Italien Ableiter der unwiderſtehlichen Kraft wurden, die ſich bis dahin allein gegen Frankreich concentrirte. Allmählig verſchmolzen ſie, wie die Burgunder in den ſüdöſtlichen Provinzen mit den Franken. Da bildete ſich jene höchſt merkwürdige franzöſiſche Ritterzeit. Eine glühende Religioſität, erhöht durch Liebe und Tapferkeit, veredelt durch die edelſte Treue, verherrlichte zu dieſer Zeit das Land, und wenn das fränkiſche Feudalſyſtem nie ſeine kalte Härte ganz verlor, ſo ward ſie dennoch gemildert. Frankreich war zu dieſer Zeit ganz von der ſchönſten Poeſie ergriffen. Wenn wir ſagen ſollen, was bei der Bildung dieſer Epoche den Franken eigenthümlich zugeſchrieben werden muß, ſo dürfte es vorzüglich die hervortretende äußere Vollendung ſeyn, die zarte Lieblichkeit der ritterlichen Ehre, die von einem leichten äußern Leben wie von einem zierlichen Gewande umgeben ward, während in England eine größere äußere Härte, in Deutſchland eine mehr unbeſtimmte unendliche Empfindung und inneres Gefühl vorherrſchte.

In Frankreich war der fränkiſche Stamm, im nationalen Sinne, durchaus der herrſchende. Die Normannen, ſo ſehr ihre ſcharfe und ausgezeichnete Eigenthümlichkeit dazu diente, die Stämme zu beleben, mit welchen ſie in Berührung kamen, vermochten doch nirgends ein bleibendes nationales Gepräge zu erlangen, und ſelbſt während die normanniſchen Herzöge mächtiger waren als die Könige, wurden ſie dennoch innerlich von dem fränkiſchen Stamme bezwungen; auch die Burgunder waren mit dieſem Stamme verſchmolzen. Daher hatte der heranwachſende Staat nicht Stämme zu ordnen, wie in Deutſchland, wohl aber die überhandnehmende Gewalt der groſſen freien Beſitzer zu bändigen. Da nun zugleich der fränkiſche Stamm in ſeiner urſprünglichen Verfaſſung mehr durch Beſitz als durch Erwerb frei war, und die eigenthümliche bürgerliche Freiheit, wie der angelſächſiſche, nicht kannte, ſo konnte dieſe, als ſie in der Folge der Zeiten, wie in ganz Europa, hervorblühte, nur durch den Schutz der Könige gedeihen. Der König konnte das Feudalſyſtem nicht aufheben, er war urſprünglich ſelbſt nur der mächtigſte Feudalbeſitzer, er mußte aber ſuchen die Macht der Vaſallen zu mäßigen, indem er die Städte, den Erwerb, und mit dieſem die bürgerliche Freiheit begünſtigte. Dadurch wuchs die rein monarchiſche Verfaſſung in Frankreich, weil die bürgerliche Freiheit aus ihr, wie aus ihrer Quelle entſprang; in England konnte die Monarchie nie in dieſem Maße gedeihen, weil die bürgerliche Freiheit hier urſprünglich und national war, in Deutſchland aber eben ſo wenig, weil nicht Vaſallen allein, ſondern Stämme, die ihre Eigenthümlichkeit behaupteten, der Einheit widerſtrebten. So lange nun die Tiefe der Burgunder, die Tüchtigkeit der Normannen mit der Gewandheit der Franken im Bunde mächtig waren, dauerte Frankreichs höchſte Blüthezeit, weil wir diejenigen Zeiten vorzüglich glücklich ſchätzen dürfen, in welchen das edelſte und höchſte ſeiner Natur gemäß ſich entwickeln darf. Zu ſolchen Zeiten traf die Aufforderung zum Kreuzzuge das Land. Es iſt bekannt, daß keine Nation in Europa lebhafter an dem erſten Kreuzzuge Theil nahm, als die Einwohner Frankreichs. Es war die blühendſte Zeit des Ritterthums, und das durch die ſteigende Gewalt der Könige in ſich verbundene Reich ward, mehr als ein anderes, von der großen Idee ergriffen. Gottfried von Bouillon, ſeine Brüder und Verwandte, der Bruder des Königs, der Bruder des Eroberers Wilhelm, ein franzöſiſcher Normanne, Raimund der mächtige Graf von Toulouſe, glänzten bei dieſem Zuge, und was die Provence Gemüthliches und Fröhliches, was die Normandie Kühnes und Gewaltiges, was das in allen Theilen belebte Frankreich Tapferes, Heiteres und Schönes geboren und entwickelt hatte, das gedieh durch die Größe dieſes heiligen Kampfes nur noch lebendiger und raſcher. So trat die Epoche Ludwigs des Heiligen hervor. Es iſt unmöglich, ſich jene heitere Zeit mit ihrer Einfalt und Lieblichkeit, mit ihrer Andacht, Treue und Kühnheit ohne tiefe Rührung zu denken. Der König war in dem Kreuzzuge nicht glücklich; aber ſein ſchönes, wahrhaft heiliges Gemüth unterwarf ihm ſein Volk durch Liebe, und Europa durch Verehrung. Schon ſeine Vorgänger, vor allen Ludwig der Sechste, hatten durch die geordnete Gerechtigkeit, durch den ſichern Schutz die Nation gewonnen, auch äußerlich hatte ſie Achtung errungen, und in dem Maße als die Könige im Lande, ward das Land ſelbſt in Europa mächtig. Ein ſolcher König, ſo herrlich auch ſein Gemüth ſeyn mag, gedeiht nur in und mit einer herrſchenden Geſinnung. Was damals in Frankreich den König, den Edlen und den Bürger durchdrang und erhob, iſt der eigentliche innerſte Kern, zugedeckt durch ſpätere unſelige Verirrungen; aber ſelbſt was wir gelitten durch dieſes unglückliche Volk, ſelbſt der große Streit, der, wenn auch äußerlich ausgekämpft, doch nicht innerlich aufgehört hat, ſoll uns nicht dahin bringen zu glauben, daß jener herrliche Sinn wirklich durchaus erloſchen ſey; er lebt, wenn auch in der Mehrheit verzerrt, in dem tiefen Ehrgefühl, er blüht in der ſtillen bürgerlichen Rechtlichkeit mancher

Familien. Hart muß das unglückliche Land büßen. Freilich die Nation muß ihrer erlogenen Größe, ihrer hohlen Cultur, ihrem eitlen Streben, der innern Lüge des Daseins, die allmählig erwachſend das Beſſere erſtickte, gänzlich entſagen; ſie muß reuemüthig die faſt erloſchene Erinnerung einer längſt verſchollenen Zeit wieder lebendig werden laſſen, ſie muß in ſich ſelber verſinkend zu einer großen, würdigen, geſchichtlichen Buße ſich vorbereiten, wenn ſie jene glückliche, nun ſeit ſechshundert Jahren verfloſſene Zeiten wieder erleben will.

Wenn wir nun das Umſchlagen der Zeiten bei den Franken, wie wir die herrſchenden Franco-Gallier der Kürze halber nennen wollen, bezeichnen werden, ſo ſcheint es uns vorzüglich wichtig, einige Bemerkungen vorauszuſchicken. Die Einrichtungen, die Verfaſſungen, ja ſelbſt die Thaten einer Nation ſind nicht aus ſich ſelber, auch nicht aus einer noch ſo ſorgfältigen äußern Vergleichung zu begreifen. Die Stimmwerkzeuge des Urangutang und Gibbon haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den menſchlichen, ohne daß irgend etwas der menſchlichen Sprache Aehnliches durch ſie hervorgebracht werden kann; eben ſo ſieht das ähnliche Auge, hört das ähnliche Ohr der Säugethiere nicht wie dieſe Organe der Menſchen, und wenn auch der ſorgfältige Zergliederer den Unterſchied findet, ſo kann er doch das Auge der blödſinnigſten Peſcherä's von demjenigen des göttlich ſchauenden Raphaels, die Ohren der ſtumpfeſten Neuholländer von denjenigen des Göttliches offenbarenden Pergoleſe nicht zu unterſcheiden. — Und das iſt die

Grenze aller bloß äußern Betrachtung. — Der Geiſt belebt die Organen, und ſelbſt die Saiten tönen nur dann, wenn wir ihre Schwingungen nicht mehr zu unterſcheiden vermögen. Eine jede Nation hat ein Gemüth, eine innere geiſtige Conſtitution wie die Menſchen, und nur wer dieſe gefaßt hat, vermag die Nation zu begreifen. Ohne nun zu behaupten, daß es uns vergönnt wäre, das Innere der Völker zu durchdringen, wagen wir es dennoch, was uns aus den Schickſalen derſelben als das Herrſchende angeſprochen hat, auszuſprechen. Die geiſtige Eigenthümlichkeit der Franken ſcheint uns nun ſeit uralten Zeiten dieſe zu ſeyn, daß ſie mehr als irgend ein anderer, durch die alte Welt und durch das Chriſtenthum gebildeter Stamm mit geſchickter, ja zierlicher Gewandheit in der Gegenwart lebten, ohne wie die Engländer ſchwermüthig durch eine verhängnißvolle Vergangenheit, oder, wie die Deutſchen, mit embryonenmäßigem Ungeſchick durch eine bedeutungsvolle Zukunft bewegt zu werden. Aus dieſer Eigenthümlichkeit begreife ich den Vorwurf der Treuloſigkeit, der dieſen Stamm vorzugsweiſe von der erſten Zeit ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung getroffen hat. So ſehr war er von der Gegenwart befangen, daß ſelbſt die heiligſte Verpflichtung ihm in den Verwickelungen der eben beſtehenden Verhältniſſe nichts galt. Als der Stamm durch die Burgunder und Normannen veredelt, durch die, die ganze geſchichtliche Welt durchdringende Andacht begeiſtert war, da wußte er dieſem Element der Zeit durch ein zierliches Gewand irdiſche Vollendung zu geben; als aber nach den Kreuzzügen die Hierarchie, mit dieſer der religiöſe Mittelpunkt aller Völker, in Schwanken gerieth, da war er nicht im Stande, aus ſich eine Wiedergeburt zu geſtalten, wohl aber vor allen fähig, was die innere Bedeutung allmählig verlor, äußerlich und recht eigentlich, wenn gleich im engſten Sinne, zeitgemäß als ein Aeußeres zu benutzen.

Es geſchah, daß zu derſelben Zeit, als die Hierarchie zu ſchwanken anfing, auch der fränkiſche Stamm, wie ſpäter in England der angelſächſiſche, ſowohl über den burgundiſchen als über den normanniſchen das Uebergewicht im Innern des Landes zu erhalten anfing. Die uralten fränkiſchen Nationalverſammlungen hatten ſchon, als die Carolinger fielen, ihre freie Bedeutung verloren. Die Barone drückten das Land, befehdeten ſich unter einander, hemmten die Gewalt der Könige, und bei dieſen bildete ſich ein lauerndes Geſchick, jene Uneinigkeit zu benutzen, indem ſie, durch wachſenden Beſitz, die mächtigſten wurden. Die weniger mächtigen Vaſallen verbanden ſich nun mit den Königen, die ſie allein zu ſchützen vermochten, vor allen aber die Bürger. Die Gewalt der Städte wuchs. Die Gerechtigkeit konnte von den ſich widerſtrebenden Baronen nicht, wohl aber von den Königen, in dem Maße als ihre Gewalt zunahm, gepflegt werden; und ſie war in den ſchönſten Zeiten des chriſtlich und ritterlich geſinnten Frankreichs von Ludwig dem Sechsten an die Hauptſtütze des Reichs. Ueber die herrliche Zeit Ludwig des Heiligen haben wir ſchon geſprochen. Aber allmählig wuchs auf den Trümmern der Geſinnung die Richtung nach außen, die Neigung den Schein über das Weſen zu ſetzen. Die zarte Liebe artete in Tändelei, ja in ausſchweifende Wolluſt aus, die um ſo gefährlicher war, je geſchickter ſie ihre innere Schlechtigkeit unter einem zierlichen Gewande zu verbergen wußte. Selbſt in den Liedern der Troubadours ſpürt man dieſe Richtung, die ſpäter die gefährliche Galanterie erzeugte. Liebe und Tapferkeit ſtehen einander wie Herz und Gehirn gegenüber. Jene zeigt das unveränderliche Gleichmaß des Gefühls, dieſe die unwandelbare Einheit des Handelns. Aber der tändelnden Liebe gegenüber bildete ſich ein ſpielendes Ritterthum, und aus beiden geſtaltete ſich für das äußere Leben die Etikette, die freie Sitte, die äußerlich zuſammenhalten ſollte, was ſchon innerlich zerfallen war. Ein Cultus des Verſtandes, der die Geſinnung dem eitlen irdiſchen Glanz opfert, trat allmählig an die Stelle des Cultus der Kirche, die ihrer Idee nach allen Glanz der heiligen Geſinnung weiht. Für den Staat, für die Verhältniſſe im Großen, ward die Politik, was die Lebensart in den engern geſelligen Verhältniſſen war. Bei dieſer keimenden Richtung gediehen die Künſte der franzöſiſchen Könige, und der franzöſiſche Hof war der Mittelpunkt des Scheins der hervortreten mußte in dem Maße, als die Geſinnung im Innern erloſch. Wie verſchieden war die Zeit unter Philipp dem Schönen von der unter Ludwig dem Heiligen. Wie räthſelhaft muß es denen ſcheinen, die es nicht wiſſen, wie allenthalben die Extreme ſich berühren, wie plötzlich bei Nationen, wie bei einzelnen Menſchen, die ſchönſte Sitte ſich in Schein verkehrt, wo die Wurzel des Böſen im Stillen keimt, wenn es die Sitteneinfalt, die durch wechſelſeitiges Vertrauen Fürſt und Volk verknüpfte, in jene berechnende Politik, die Volk, Religion und Sitte zu verrathen nicht ſcheuet, ſchon unter den Enkeln des heiligen Ludwigs verkehrt ſieht. Philipp der Schöne legte den Grund zu einer königlichen Bewaffnung an der Stelle der nationalen, indem er die Städte bewaffnete. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß die Könige die Freiheit der Bürger beförderten. Aber eine mitgetheilte Freiheit iſt keine. Sie hat keinen Sinn, wenn ſie nicht eine ſelbſterworbene iſt. Die Bewaffnung der Bürger ſollte den Kriegern des Adels gegenüber treten, damit Beide ſich wechſelſeitig hemmend nur dem Könige dienten. Mit der allmähligen Entwaffnung der Nation verſchwanden alle Spuren der altfränkiſchen Freiheit; ſie konnte aber nur Statt finden, weil mit der großartigen nationalen Sittlichkeit die Freiheit verſchwunden war. Täuſchend berathſchlagte man mit den durch den König verſammelten Generalſtaaten, wenn man ſie benutzen wollte, und den Schein der Freiheit mußte das Volk mit großen Opfern kaufen. Die Parlamente in Frankreich waren ganz das Entgegengeſetzte von den engliſchen. Dieſe waren lebendig aus dem freien Sinn der Nation entſprungen, jene durch die Könige eingeführt. Wohl kann der freie Sinn zurückgedrängt werden, ſchlummern, und die engliſchen Parlamente verſtummten wohl auch, wenn die königliche Gewalt überwiegend war; aber die friſche Wurzel erhielt ſich, und was die Politik des Hofes in enge Schranken feſſeln wollte, war dennoch die unverdorbene Geſinnung, die ſich zuſammendrängte, und mit erhöhter Schnellkraft eine freie Zukunft vorbereitete. So ſah man wohl auch umgekehrt die franzöſiſchen Parlamente für die Freiheit des Volks thätig ſeyn, als träte eine tiefe Erinnerung aus der freien Vergangenheit hervor; aber die Wurzel ruhte in der Gewalt der Könige, und die erwachte Geſinnung kannte ſich in der Ausführung nicht mehr. Es iſt ein Kunſtgriff derjenigen Herrſcher, die eine äußere irdiſche Herrſchaft im Gegenſatz gegen die Nation begründen wollen, daß ſie dem Volke vieles überlaſſen, und unter dem Scheine von Freiheit die Knechtſchaft immer ſtärker einführen. Die Generalſtaaten hatten unter Philipp dem Schönen und ſeinen Nachfolgern große Gewalt, ſelbſt der Univerſität in Paris gönnte man großen Einfluß, man legte den verſammelten Generalſtaaten die Bedürfniſſe des Staats vor, die Parlamente ſchienen unabhängig von den Königen die Gerechtigkeit zu verwalten. Daß die Gerechtigkeit in Privathändeln ſtrenge gehandhabt werde, iſt das Intereſſe des Deſpoten — aber die ſogenannten königlichen Fälle gaben deſſen ungeachtet der Willkür ein weites Feld, und es gelang, bleibende Steuern, regelmäßige, unveränderliche Auflagen auf die nothwendigſten Bedürfniſſe einzuführen. Das Finanzſyſtem der Staaten fing an ſich zu bilden, der König war der Herrſcher des nationalen Vermögens, und dadurch, bei einer ſinkenden Nation, der Mehrheit der Menſchen. Die Thätigkeit der Nation verlor allmählig die großartige Richtung der Vergangenheit, ja verlachte ſie als eine Thorheit, und der wechſelſeitige Verrath der Stände und Menſchen trennte, wenn auch die Sitte ein äußeres Gleichgewicht zu erhalten ſchien, verrieth das Ganze an die herrſchende Gewalt. So konnte Philipp der Schöne ſeinen Spott treiben mit dem Heiligſten. Was die Vergangenheit Großes der Zeit überliefert hatte, ward ein Opfer der frechſten Politik. Der Papſt mußte ihr dienen, und der, wenn auch durch herrſchende Schlechtigkeit geſunkene Tempelherrnorden war in doppelter Rückſicht der Zeit fremd. Sein Daſein erinnerte an eine Zeit, deren Geiſt man tödten wollte, und ſein Vermögen ſollte, wie alles, in den Händen der Deſpoten die Knechtſchaft befördern, nicht einer großen Idee, die freilich ihre höchſte Bedeutung verloren hatte, ferner dienen.

Indem wir uns nun zu zeigen bemühen, wie die franzöſiſche Nation durch die endliche, bloß auf die enge Gegenwart gehende, alles vereinzelnde und innerlich trennende Richtung den eigentlichen Sinn treuer, liebevoller, geſetzmäßiger Freiheit immer mehr verlor, und wie die Großen, indem ſie das Volk durch eitlen Glanz zu täuſchen ſuchten, ſelbſt von dem Netze gefangen wurden, welches ſie aufgeſtellt hatten, das Volk zu fangen, dünkt es uns doch wichtig, Einiges über Regierungen und ihre Verhältniſſe zum Volke überhaupt zu ſagen, damit wir Mißverſtändniſſen entgehen, die in unſern Tagen nur gar zu leicht entſtehen, damit man nicht etwa glaube, wir wollten die Lehre verbreiten, daß die Gewalt der Könige als eine unter allen Umſtänden durch Trug und Liſt, und Schlechtigkeit der Völker entſtandene ſey, da wir ſie vielmehr bei geſunden und durch löbliche Geſinnung veredelten Völkern als die heiligſte, unverletzbarſte, mit wahrhaft religiöſer Hingebung zu verehrende betrachtet wiſſen wollen.

Einige reden von den Königen alſo: der König iſt durch das Volk, und ohne Volk giebt es keinen König, von dem Volke hat er alle Gewalt, für das Volk hat er ſie; ja der höchſte Gipfel geſelliger Vereinigung wäre erreicht, wenn ſie ohne jene äußere Vermittelung in ſich ſelber beſtünde. Daher verhalten ſich Könige zum Volke wie Mittel zum Zweck, und es können Zeiten kommen, wo jenes Mittel der herrſchenden in ſich einig gewordenen Geſinnung des Volks nicht mehr nothwendig wäre, ſo haben die Völker zwar nicht zu jeder Zeit, aber doch dann das Recht, eine Form, die nur für ſie da war, wieder aufzuheben. — Andere dahingegen reden von der königlichen Gewalt alſo: Nicht durch das Volk iſt der König, vielmehr iſt das Volk nur durch den König ein Volk, und wie könnte es über oder ohne den König ein Recht haben, da es ohne ihn nicht einmal ein Daſein hat. Er oder wer ſeine Gewalt darſtellt, bildet ja den Vereinigungspunkt aller ſich widerſtrebenden Kräfte und abirrenden Gedanken und Thaten der Menſchen, die erſt dadurch, daß ein ſolch belebendes Weſen ordnend und erhaltend unter ſie tritt, zu einem Volke wird. Daher verhält ſich das Volk zum Könige wie Wirkung zur Urſache; er iſt der Schöpfer des Staats, wie er der ſtete Erhalter deſſelben iſt, und wenn nicht Aller Wille ſich vor ſeinem beugt, ſo giebt es überhaupt keinen Willen. Man kann daher immer behaupten, das Volk verhalte ſich zum Könige wie Mittel zum Zweck, denn was das Volk wollen kann als ſolches, iſt nur der allgemeine Wille. — Beide haben zugleich Recht und Unrecht; denn das Verhältniß des Königs zum Volke iſt der Idee nach, und in dem, worin es allein wahr und lebendig iſt, keinesweges ein äußeres, nur durch den Verſtand begreifliches, und durch äußere Beziehungen darzuſtellendes. Es iſt vielmehr durchaus ein inneres und unendliches. Wie der Mittelpunkt ſich zum Umkreis verhält in einem jeden Kreiſe, ſo der König zum Staate. Es wird ein jeder geſtehen, daß es eine Thorheit ſey zu behaupten: der Umfang ſey durch den Mittelpunkt hervorgebracht, oder umgekehrt, der Mittelpunkt durch den Umfang, vielmehr ſind beide in und mit einander als daſſelbe, und es läßt ſich kein Vor oder Nach, keine Priorität auf irgend einer Seite denken. Wo ſich eine Linie biegt, da iſt mit ihrer Biegung ſchon der ganze Umkreis und mit dieſem der Mittelpunkt geſetzt. Es darf aber kein Punkt des Umkreiſes außer der Beziehung gegen ſein Ganzes ſich gegen den Mittelpunkt in der Trennung von dem Ganzen bewegen, denn eine jede ſolche Trennung iſt Vernichtung beider. In der Entwickelungsgeſchichte der Erde, die wir wohl ein tiefes Vorbild aller Entwickelung und Geſtaltung überhaupt nennen mögen, ſehen wir, wie in der Urzeit ihrer Bildung die Maſſen ſich leidenſchaftlich wild bewegten, und in einen zerſtörenden Kampf traten. Zwar nehmen wir Aeußerungen milder Geſinnungen wahr in Pflanzen, die gegen den Himmel ſtreben, Aeußerungen beſonnener heller Ideen, die das Unendliche innerlich zu gewinnen ſuchen in thieriſchen Geſtalten; aber die keimenden Pflanzen waren nur vorübergehende Seufzer der innerlich erſchütterten, aber nicht gebändigten Natur, und die erwachten Ideen in der thieriſchen Geſtalt blieben verſteinert in der bedeutungsloſen Form als erſtarrte Erinnerungen augenblicklicher Begeiſterung zurück. Es leidet keinen Zweifel, daß das Sonnenlicht in jenen Zeiten nicht wie jetzt als Mittelpunkt einer geordneten Thätigkeit hervortrat; es war die Zeit, da die Erde nicht nach innen, ſondern nach außen wild und verworren ſich dehnte und bäumte, die Zeit des chaotiſchen Titanenkampfes aller Planeten unter einander. Erſt als die Erde ihren beruhigten Mittelpunkt in ſich ſelber fand, ihr beruhigtes Daſein in dem eignen Aether, ihre innerſte, unſichtbare, ewig feſte Vereinigung in dem ſtillen Verſunkenſein in ſich ſelber, trat das belebende Sonnenlicht als äußere Darſtellung des innern Lebens, als Maß der Zeiten und Offenbarer der nun laut gewordenen Geſetze in dem Centro hervor. Da ordnete ſich das Leben, die Thiere entwickelten immer höhere Ideen, immer tiefere Wahrheit des Daſeins und des Lebens aus dem innern Quell der beruhigten Naturvernunft, und die entfeſſelte gereinigte Geſinnung ſproß in tauſend Blüthen hervor, rauſchte in den Wäldern und bewegte ſich liebevoll gegen das Licht. So nun wie das Sonnenlicht erſt hervortrat, und ſeine lebendige Bedeutung erhielt in und mit dem allgemeinen Leben, und wie doch zu gleicher Zeit das Leben nur gedeihen kann in und mit dem Sonnenlicht, ſo iſt das Volk nur durch den König, der König nur durch das Volk, beide abſolut in und mit einander, und dennoch ganz und gar und durchaus unabhängig. Je innerlich freier das Volk iſt, ſo daß Jeglicher ſich auf einem jeden Punkt auf ſeine Art entfalten kann, ſo daß das Volk ſich ganz wie aus ſich ſelber geſtalten und bilden kann, deſto mehr iſt es innerlich dem Könige unterworfen, deſto wahrhaft unabhängiger iſt er; je feſter und unerſchütterlicher der König den feſten Mittelpunct des eigenen erhabenen Daſeins ergreift, deſto tiefer iſt er mit allen Wurzeln ſeines Lebens von dem Volke ergriffen, und ihm innerlich unterworfen. Die höchſte Tugend des Königs iſt unbegrenztes Zutrauen zu ſeinem Volke, und eben ſo umgekehrt. Kein König kann an ſeinem Volke, kein Volk an ſeinem König zweifeln, ohne an ſich ſelbſt, an der Realität des eigenen Daſeins zu zweifeln. Deshalb lehrt die Religion, daß der König von Gott ſey, durch Gottes Gnade, die, wie ſie über das Volk waltet, am deutlichſten in ihm ſich kund thut. Deshalb iſt nun die Religion wahrhaft die Stütze der Staaten, und Könige und Völker leben nur durch ſie, und den Mangel an innerer Geſinnung kann man niemals durch künſtliche Verfaſſungen erſetzen, die jenen Träumen von einer ſich ſelbſt aufziehenden und ſtets gleichförmig beweglichen Maſchine, die durch mechaniſche Kräfte ohne inneres unendliches, belebendes Prinzip leben ſoll, in aller Rückſicht zu vergleichen ſind. Könige und Völker müſſen daher ſtets in wechſelſeitiger Beziehung gegen einander betrachtet werden, und es läßt ſich kein allgemeines, abſolutes, aus Verſtandesprinzipien abſtrahirtes Urtheil, ſondern nur ein geſchichtliches über beide fällen.

Wohl ſoll das Volk dankbar erkennen, welch ein großes überſchwengliches Glück es ſey, wenn alle zerſtreuten Kräfte, eine jegliche auf ihre Weiſe, einen heitern Mittelpunkt in der großartigen Thätigkeit eines trefflichen Königs finden, ihm ſelber aber gebührt es zu bedenken, daß er nur eines ſolchen Volkes König ſeyn könnte; daß die göttliche Gewalt, die alle Herzen beugte, daß ſie ſich dem Ganzen ergaben, ihn in das helle Centrum ſetzte, daß er recht eigentlich durch Gottes Gnade ſey. Auch mag das Volk wohl klagen, wenn der äußere Druck einer mehr hemmenden als belebenden Gewalt es einengt, und die freie Aeußerung des Höchſten und Beſten im Menſchen zurückdrängt; aber dem Volke ziemt es dann einzuſehen, daß dieſer Druck aus ihm ſelber ſeinen wahren Urſprung hat, und daß die äußere hemmende Gewalt eine innere belebende wird, wenn das wahre Bürgerleben, der eigentliche nationale Sinn, nicht durch äußeres wildes Widerſtreben, ſondern durch ſtille liebevolle Vereinigung den verfinſterten Mittelpunkt aufklärt und erhellt. Derjenige daher, der ſich von dem Volke abwendet, den Königen zu ſchmeicheln, als wäre das Volk ihnen nicht innerlich geſchenkt durch die göttliche Liebe, ſondern äußerlich unterworfen nur durch irdiſche Gewalt, der iſt demjenigen ähnlich, der die allgemein belebenden Sonnenſtrahlen zuſammendrängt durch Gläſer und Spiegel, daß ſie verzehren ſollen, was ſie in der heitern Ruhe ihres liebevollen Daſeins erhielten; wer ſich aber auch los von den Königen ab dem Volke zuwendet, der verwandelt das innere milde Lebenslicht, was nur in ſeiner Beziehung auf das allgemeine Sonnenlicht in ſeiner Milde und Freudigkeit gedeihen mag, in feurige, ſich ſelbſt und alles Leben vernichtende Glut.

Was nun die äußere Darſtellung des Königthums in der Geſchichte bei den Völkern verſchiedener Nationen zu verſchiedenen Zeiten betrifft, ſo iſt es klar, daß ſie nur in und mit der herrſchenden Geſinnung zu begreifen iſt, daß ſie ein durchaus nationales Gepräge haben muß. Ja, iſt es gewiß, daß bedeutende Menſchen, je größer der Umfang des Genies in ihnen iſt, deſto tiefer die eigenthümlichen Propheten ihrer Zeit genannt werden müſſen; wie viel mehr muß dieſes von den bedeutenden Königen geſagt werden, die, je größer ihr Talent iſt, deſto vollkommener in Widerſtreben oder Uebereinſtimmung mit der Zeit, die Güte oder Schlechtigkeit derſelben offenbarten. Denn hin und her ſchwankt das menſchliche Leben im Ganzen, wie im Einzelnen. Oft ward das keimende Gute im Volke von dem verfinſterten Mittelpunkt aus erdrückt, weil im Ganzen die böſen Genien walteten; oft iſt auch, wie ein Wetterleuchten, eine Helle in der finſtern Nacht geſunkener Völker vom Mittelpunkt aus erſchienen, die aber keinen Beſtand hatte. Auch iſt es wohl geſchehen, daß ein lichter Strahl in verhängnißvollen Zeiten ganze Nationen durchdrang, und König und Volk, die ſich vormals nur wie in der Finſterniß ſuchten, aber nicht begriffen, beleuchtete, daß ſie ſich wechſelſeitig erkannten und dadurch belebten.

In Frankreich waren es nicht die äußern Einrichtungen, nicht die Formen der Verfaſſung, ſondern die

Geſinnung, die ſich in dieſen kund that, welche wir vorzüglich zu beurtheilen ſuchen; denn als Philipp der Schöne die Herrſchaft durch äußere Künſte und alle Mittel einer betrügeriſchen Politik gründete, war dieſelbe Neigung, ſich wechſelſeitig zu berücken, ohne Zweifel in allen Claſſen mächtig. Schon in den früheſten Zeiten des fränkiſchen Reichs war die Volksfreiheit, die auf Allode ſich gründete, nicht wie in England, durch fremde Gewalt zurückgedrängt, vielmehr in ſich ſelber geſunken. Das Feudalſyſtem in ſeiner härteſten Form vernichtete die Freiheit, die burgundiſchen und ſaliſchen Geſetze verloren ihre Kraft, und die Capitularien traten an ihre Stelle, bis auch dieſe ſich in einem verworrenen Herkommen auflöſte, das dem allein mächtigen Feudalbeſitzer in einer jeden Provinz eine anders geſtaltete Willkür in die Hände gab. Aus der Mitte dieſer Feudalbeſitzer entſprang die königliche Macht, ja bis auf Philipp den Schönen waren die Könige ſelbſt nicht ſelten von mächtigen Vaſallen belehnt. Es konnte niemals ihre Abſicht ſeyn, eine Verfaſſung aufzuheben, in welcher ihre eigene Macht wurzelte. Der Erbadel ward für die irdiſche Gewalt, was die Tradition, die Prieſterweihe für die Kirche war, und der König verhielt ſich zu den adeligen Herren, wie der Papſt zu den Clerikern.

Die Feudalbeſitzer waren die eigentlich perſönlich Freien im Staate, die Städte mehr als Maſſe frei Ein ererbter Beſitz durch keine Abgaben geſchmälert, eine ererbte Herrſchaft, die, wenn ſie auch allmählig beſchränkt ward, dennoch nie aufgehoben werden konnte, gab dem äußern Daſein eine feſte Stütze. So lange die Religion dem Kühnen eine höhere Richtung gab, Liebe und Ritterthum das Daſein veredelte, war eben jene freie rückſichtsloſe Stellung, die das äußere Leben in ein leichtes Spiel verwandelte, der heitere fruchtbare Grund der herrlichſten Thaten. — Aber die Religion verlor ihre Bedeutung; an die Stelle der Begeiſterung trat der Schein. Der Bürgerſtand entſtand auf eine andere Weiſe in Frankreich, als in Spanien, Italien, England und Deutſchland. Man bemerkt weniger Spuren einer eigenen urſprünglichen, aus den Städten ſelbſt ſich entwickelnden Freiheit in Frankreich, als in den übrigen Ländern. Sie gediehen vorzüglich durch den Schutz der Könige. Die allgemeine Gewalt, ſo wie ſie ſich ſtille und allmählig durch den wachſenden Beſitz und als Mittelpunkt der vielen Herren geſtaltete, bedurfte einen allgemeinen Grund, und dieſer war der Bürgerſtand. Man unterſtützte das Gewerbe, man handhabte die Gerechtigkeit, man gab den Städten Freiheiten, um ſie über den Verluſt der Freiheit zu täuſchen. Die Bürger, die alles erringen mußten, was die Barone urſprünglich beſaßen, die keinen Mittelpunkt feſter, unabhängiger Freiheit in ſich ſelber fanden, mußten den Schein der Freiheit, der eigentlich nur ein negatives Abwehren des Drucks mächtiger Barone war, von den Königen kaufen und theuer bezahlen. Die Barone waren aber im Beſitz aller Freiheit; indem man dieſe einſchränkte, konnte man ſie nur bewachen. Die Gerechtſame blieben. Der ererbte Beſitz des hohen Adels war ſo feſt gegründet, wie der des Königs, man konnte ihn nicht antaſten, ohne auf eine gefährliche Weiſe an den Urſprung der königlichen Gewalt zu erinnern. Dieſe erhob ſich nicht auf den Trümmern des Feudalſyſtems, ſondern aus ihrer Mitte. Die Wiederherſtellung der uralten fränkiſchen Verfaſſung war den Königen ſo gefährlich, wie den Baronen. So war bis auf einen gewiſſen Punkt das Schickſal Beider auf das innigſte verknüpft. Ein tiefes geſchichtliches Bewußtſein hierüber geht durch die ganze Entwickelung der Monarchie in Frankreich. So entſtand die Anſicht, daß die Bürger alle Laſten zu tragen haben, während der Adel alle Vortheile genoß. Das Gefühl eines höhern Daſeins zeigte ſich auch in der verunſtalteten Ehre, die freilich ihre tiefere, religiöſe Bedeutung allmählig verlor. Der urſprüngliche, mit ſo großen Gerechtſamen verknüpfte Beſitz blieb, als Grund der eigentlichen Freiheit, das Höchſte. Der Erwerb, das Verdienſt, welches erſt erringen ſoll, was der Edle ſchon von der Geburt an, geſichert durch die ganze geſchichtliche Entwickelung der Nation beſaß, ward als ein Geringeres angeſehen, und als es den Edlen nicht mehr gelingen konnte, gegen den König die Herrſchaft zu behaupten, ſo entſtand das Beſtreben, durch den König zu herrſchen, das offene Feld der Cabale. Die Fehden der Barone mußten aufhören in dem Maße, als der offene Kampf gegen den König zunahm, und der geheime begann, durch welchen man ſich wechſelſeitig täuſchte, um den König zu täuſchen, wenn dieſer ſchwach war, der König aber den innern Zwieſpalt benutzte, um alle zu täuſchen, wenn er geſchichtliche Seelenſtärke beſaß. Er erzeugte die vielgewandte, verborgene Politik nach innen, die ſpäter, als die Nation mächtig war, mit aller ihrer Stärke, als Diplomatik, von hier aus den geheimen Mittelpunkt aller europäiſchen Staatenverhältniſſe bildete, und auf der Trümmer der geſtürzten Hierarchie ſich erhob. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß eine ähnliche Geſinnung ſich auch in andern Ländern äußerte. Aber hier war der eigentliche Sitz, die Heimath derſelben, wie ſie allmählig, ja mit ſchauderhafter Conſequenz ſich durch Jahrhunderte fortbildete, weil ſie aus der eigentlichen Richtung der Nation entſprungen war. In den Parlamenten war noch der innerlich ſchönſte Sinn. Mitten aus der finſtern Nacht des keimenden Despotismus regte ſich nicht ſelten hier ein kühnes und reines Streben nach Freiheit. Man ſuchte den Schein der Freiheit in eine urſprüngliche erſt dann echte zu verwandeln, während mächtige Höflinge die urſprüngliche gegen einen nichtigen Schein umtauſchten; man behauptete das Recht, die Geſetze nur dann gelten zu laſſen, wenn ſie die Parlamente einregiſtrirten; aber ſchon war die Gewalt der Könige über Alles. Wenn ſie perſönlich in dem Parlamente erſchienen, verſtummte Jeder, und die ſchwachen Keime wurden in der Geburt erſtickt. Der Anfang dieſes Syſtems war das Mittelalter in Frankreich. Ritterthum, Liebe, Poeſie verſchwanden mit dem großartigen Sinn für Religion. Der Papſt, von den bedeutendſten Männern in Italien geringgeſchätzt, hatte zwar unter ſchwachen Königen einen großen Einfluß in Frankreich, eine große Gewalt über die Gemüther; es war aber nicht die heitere, lebendige Herrſchaft, die in ſich ſelber begründet, die Hierarchie verherrlichte. Angeſteckt von der herrſchenden Politik, waren die Cleriker wie die Großen, in einem ſteten geheimen Kriege, der alle Geſinnung untergrub. Die ſchwachen Nachfolger Philipps des Schönen brachten das Reich an den Rand des Abgrundes, und nach der Schlacht von Crecy wäre Frankreich verloren geweſen, wenn nicht die Noth den alten ritterlichen Sinn wieder erweckt und die getrennten Gemüther wieder vereinigt hätte. Wie in England unter Heinrich dem Fünften, wenn auch nicht ſo glanzvoll nach außen, erſchien in Frankreich unter dem Dauphin Karl eine heitere Zeit, die aber ſo ſchnell verſchwand, als ſie entſtanden war. Immer tiefer ſank das unglückliche Reich. Unter einem wahnſinnigen Könige bildeten ſich die Parteien zwiſchen Orleans und Burgund, um jedes lockere Band zu löſen; und nach der Schlacht von Agincourt herrſchte ein fremder König im Lande, während der wahre Thronfolger geächtet herumirrte ohne Truppen, nur im Beſitz von Orleans, von den meiſten verlaſſen. Alle Rettung ſchien verloren. Da erwachte der alte Geiſt der nie unterjochten Franken, die heilige Jungfrau erſchien, eine plötzliche Begeiſterung ergriff alle Gemüther. Willig brachte ein Jeder die größten Opfer; um den in der Noth geliebten Thronfolger drängte ſich Alles, und es entſtand eine Zeit innerer, herrlicher, nationaler Kraft, die mit dem, was wir erlebt haben, wohl verglichen werden mag. Eine ſolche Kraft iſt, wie die Geſchichte aller Zeiten lehrt, unwiderſtehlich. Talbot ward geſchlagen, die Engländer mußten aus Frankreich weichen, die Gewalt des mächtigen Herzogs von Bretagne war gebrochen, und England hörte auf Jahrhunderte auf, Frankreich gefährlich zu ſeyn. Indem die Monarchie an Stärke gewann, wuchs die Kraft der Nation; die allgemeine Noth hatte ein herrſchendes Nationalgefühl erweckt, die concentrirende Gewalt des Königs, die immer ſinkende Macht der einzelnen Großen, die großen Vortheile eines ſchönen, fruchtbaren, in ſich reichen Landes, ſeine Lage und treffliche Rundung, bildeten eine Einheit, die, nachdem der mächtigſte Feind durch nationale Begeiſterung auf immer zurückgedrängt war, ſo viele Millionen vereinigte, ſo daß Frankreich, wie früher Deutſchland, in dieſem Augenblicke der in ſich mächtigſte Staat in Europa war, der ſich unmittelbar aus dem höchſten Elende zu einem großen Glanze erhob, und allen übrigen Staaten höchſt gefährlich zu werden drohte. Wenn jener äußere Glanz das Höchſte iſt, ſo müßten wir Frankreich glücklich preiſen. Aber ſo iſt es keineswegs. Geiſtige Gewalt, die ſich durch innere, freie, reine Geſinnung ausſpricht, die das Heiligſte auf jedem Punkte pflegt und gedeihen läßt, iſt die wahre Stärke der Staaten; in ihr ruht die höchſte Blüte und die dauernde Kraft. Die Begeiſterung, ſelbſt wenn ſie die höchſte That hervorruft, kann in ſich ſelber erlöſchen. Selbſt der verdorbene Menſch kann in günſtige Umſtände verſetzt werden, wenn nicht jeder Funke des Beſſern in ihm erloſchen iſt, bewunderungswürdige Thaten in geſteigerten Momenten ſeines Daſeyns zu verrichten; aber die ſchlechte Natur iſt dennoch nicht überwunden, das Verderbniß bemächtigt ſich ſeiner oft nur noch ſtärker, und indem er eitel prahlend ſich in ſeiner gelungenen That ſpiegelt, wird dieſe ſelbſt der Grund ſeines tiefern Falles. Unglücklich ſind diejenigen Staaten, bei welchen die erwachte Begeiſterung nicht der fruchtbare Boden ruhiger, in ſich ſtarker, dauernder, nationaler Geſinnung wird. Selbſt die erlangte Stärke wird gefährlich, und in Frankreich trat kurz nach der Rettung die ganz Europa verpeſtende Politik Ludwig des Elften hervor, die Jahrhunderte hindurch alle höhere Richtung hemmte, und in Frankreich jeden Keim des Beſſern, jede Erinnerung an die heitere, freie und ſchöne Vergangenheit erſtickte. Die mächtigſten Herren waren gedemüthigt, die Edlen in den Kriegen erſchöpft, die Generalſtaaten wurden verſammelt ohne Einfluß, die Parlamente in des Königs Gewalt, und er ſelbſt der vollendeteſte Meiſter in ſeiner Kunſt der Verſtellung und des lauernden Geſchicks, durch welche Despoten von jeher gefährlicher wurden, als durch offenbare Gewaltthätigkeiten. So gelang es ihm, was freilich Jahrhunderte ſinkender Freiheit vorbereitet hatten, vollkommen zur Reife zu bringen, indem er die Nation entwaffnete, und den orientaliſchen Despoten gleich beſoldete Kriegerkaſten einführte, die nicht der Nation, ſondern ihm und ſeinen Plänen dienten.

Ein mächtiges Reich war noch den Königen gefährlich. Es war das Herzogthum Burgund. Es enthielt die Reſte des uralten lotharingiſchen Reichs; es war, nachdem Philipp der Gute Herr der Freigrafſchaft und faſt von ganz Niederland geworden war, eins der herrlichſten Länder in Europa. Philipp hatte durch ſein

Bündniß mit den Engländern Frankreich dem Untergange nahe gebracht; als er ſich mit Frankreich vereinigte, war es gerettet. Die Niederlande vor allem, echt germaniſch, waren im Norden, was die italieniſchen Städte im Süden waren. Die Belgier, indem ſie gegen die Natur, dem Meere ihren Wohnſitz abgewinnen mußten, ſteigerten eine jede innere Kraft; in die Niederlande war, ſeit den uralten deutſchen Zeiten der burgundiſchen Städte am Rhein, die ſtädtiſche Freiheit eingedrungen. Mit ihr gedieh Kunſtfleiß und Gewerbe. Antwerpen, Brüſſel, Brügge waren ſchon im dreizehnten Jahrhunderte durch ihre Manufacturen, ihren Handel, ihre Reichthümer ausgezeichnet. Aber mit dieſem äußern Glücke verband ſich das Höchſte. Die Edlen waren ritterlich geſinnt, wie die Bürger frei, beide durch Andacht und Glauben erhöht. Daher ſtieg nicht das bloße Gewerbe. Liebe und Andacht beſeelten ſo Bürger, wie Ritter, und veredelten die Werke jener, wie die Thaten dieſer. Die heilige Kunſt erreichte in dieſem glücklichen Lande wahrhaft bürgerlicher Freiheit den höchſten Gipfel. Die gothiſche Baukunſt blühete hier, wie in den benachbarten deutſchen Ländern, und aller Reichthum, aller Glanz entdeckte den tiefen Sinn der Bewohner. Während Frankreich von der alle Geſinnung tödtenden Politik immer gewaltſamer ergriffen ward, während Deutſchland an innerer Schwäche litt, unterhielt ſich hier noch jene Denkweiſe, die in frühern Zeiten Europa verherrlicht hatte. Die Nähe von Frankreich hatte jene franzöſiſche Zierlichkeit dem öffentlichen Leben mitgetheilt, aber die urſprüngliche Freiheit bewahrte noch die Erinnerung einer bedeutenden Vergangenheit. Philipp der Gute war echt ritterlich geſinnt und echt bürgerlich zugleich. Er hatte Frankreich gerettet, indem er dem Bündniſſe mit England entſagte; er ſtärkte ſein herrliches Land, indem er ganz mit allem, was lebendig in ihm war, innerlich verbündet, ein Mittelpunkt des innerſten nationalen Lebens ward. Alle Darſtellungen aus jener Zeit preiſen das Glück ſeines Landes, die ſchöne Geſinnung ſeiner Ritter, das freie Leben der Bürger, den heitern, reichen, fröhlichen Hof. Aber die Zeit ſchien verſchwunden, in welcher ein ſo friſches Daſeyn gedeihen konnte. Sein Nachfolger, zwar ritterlich geſinnt, ſchien die kühne Abſicht zu haben, das alte lotharingiſche Reich in ſeinem ganzen Umfange wieder herzuſtellen. Die Zeit der großartigen Kämpfe war nicht mehr, und Karl der Kühne fiel, indem er nach falſcher Größe übermüthig und thöricht ſtrebte, als ein Opfer, nicht des offenen Kampfes, ſondern der lauernden, alle Verhältniſſe geſchickt berechnenden Politik Ludwig des Elften. Dieſer wußte den deutſchen Kaiſer zu gewinnen; der freie Niederländer ward in einen thörichten Krieg mit den freien Schweizern verflochten, damit jede Spur von Freiheit, wo möglich, aus Europa verſchwände. Die angegriffenen Schweizer erneuerten die frühern Thaten ihrer glorwürdigen Vorfahren bei Granſen, bei Murten und bei Nancy, und die burgundiſche Macht war auf immer gebrochen. Zwar blieben die Niederlande frei, wie die Schweiz. Aber der große Einfluß, den ein Bündniß der Freien auf ganz Europa hätte haben können, mußte in dieſer harten Zeit der

Gewalt höfiſcher Politik weichen; Karl der Kühne mit ſeinem ritterlichen Sinne erſchien als ein Don Quixote, indem er der Zeit fremd war — und der eigentliche Sieger in dem unglücklichen Kampfe, in welchem ſich zwei freie Nationen wechſelſeitig beſtritten, war der franzöſiſche Ludwig. Von jetzt an war das ſchon zerſtückelte Deutſchland offen für einen jeden Angriff der Franken; und indem jenes ſich immer mehr trennte, vereinigten ſich dieſe um einen äußern Mittelpunkt, der, wenn er auch die beſſere Geſinnung im Innern allmählig tödtete, doch äußerlich furchtbar werden mußte, weil er ein ſtilles Bündniß unter allen denen verbreitete, die irdiſch geſinnt, eine irdiſche Herrſchaft und berechnende Verſtandesklugheit an die Stelle des immer mehr in ganz Europa verſchwindenden göttlichen Sinnes ſetzen wollte, weil jener Geiſt, der ſinntödtend in Frankreich waltete, ſeiner Natur nach auf das Aeußere geht, in ſeiner innern Hohlheit unerſättlich, in ſeiner Armuth ſtrebend nach dem Schein unendlicher Reichthümer, einmal erwacht, keine Grenze kennt. Wenn der heitere Geiſt der Andacht und der ſchönen liebevollen Geſinnung in einer jeden Grenze, in einer jeden Form, ſtillſchaffend eine Unendlichkeit zu verbergen weiß, ſo ſtellt jener finſtere Geiſt des Irdiſchen das losgeriſſene Unermeßliche dar, dem jede Form in ſeiner Richtigkeit als ein Mittel nur für eine andere, jede Grenze als eine Hemmung erſcheint, und weil es ſein Fluch iſt, daß ihm nichts genügt, ſo iſt er verdammt, das Unerreichbare in athemloſer Hetze zu ſuchen. Daher war die Eroberungsſucht die nothwendige Folge des Syſtems, welches in Frankreich immer mächtiger ward; die Gewalt, die Frankreich um ſeine Freiheit betrog, konnte nicht endigen, bis ſie Europa um den Frieden betrogen hatte, und alle geſellige Ordnung, die in den Staaten noch herrſchte, durch eine künſtlich herbeigerufene Verwirrung der Nationen, unter einander ſchwankend machte. So ward die Politik, die den Hof in Frankreich mächtig machte, ausgedehnt über die Verhältniſſe aller Staaten, und indem ſie einen verführeriſchen Bund mit allen Großen errichtete, um ſie unter einander und einen jeden mit ſeinem Volke in Zwietracht zu bringen, in franzöſiſche Diplomatik verwandelt. Die langwierigen Kämpfe mit England hatten die echt nationale Geſinnung, bei der unglücklichen Richtung die vorwaltete, mehr erdrückt, als erhöht. Daß das Schickſal des Landes in der Bruſt eines jeden Bürgers lebt, daß ein jeder, mag ſeine Lage noch ſo eingeſchränkt ſeyn, mit dem Staate nicht theilweiſe, ſondern ganz verſchmolzen ſeyn ſoll, daß jede Gefahr, die dem Staate droht, ſein inneres, heiligſtes Daſeyn angreift, jene Anſicht, die das Göttliche des Staats mit ſeiner ganzen Fülle in einem jeden, hier bewußter, dort bewußtlos, allenthalben mit ungetrübter Klarheit des Denkens oder des Gefühls ſetzt, durch welche allein die Treue gegen den Herrſcher, der Gehorſam gegen die Geſetze einen lebendigen Sinn erhalten, durch welche alle Formen des Staats ſich zur wahren religiöſen Theokratie ſteigern, konnte ſie herrſchen in einem Staate, in welchem alle Verhältniſſe auf äußere wechſelſeitige Täuſchung beruhte? So entſtand jene dürre, hagere Spießbürgerei, die ſich ſelber in den engſten Verhältniſſen immer ängſtlicher einſchnürt. Je mehr der Spießbürger ſich in der eigenen Erbärmlichkeit ſpiegelt, deſto furchtbarer erſcheint ihm das Ganze des Staats; die Region, in welcher der echte Bürger allein zu athmen vermag, droht dieſen zu erſticken, die Gefahr des Landes trifft ihn nicht; wie ſollte er ſterben wollen für das, wofür er nicht gelebt hat? Nur wer in und mit dem Staate lebt, wird willig ſein Leben dem Staate opfern. Aus dieſem Sinne entſprangen die ſtehenden Heere. Es iſt thöricht, wenn man die Fürſten beſchuldigt, ſie hätten die ſtehenden Heere eingerichtet, ſo wenig in der That, wie die Pfaffen des Mittelalters den Glauben erfunden haben. Wohl kann die herrſchende Art des Lebens durch einen König zum Bewußtſeyn kommen; ſie ſelber iſt aber ſchon da, und kein ſtehendes Heer wäre entſtanden, wenn nicht die ſpießbürgerliche Geſinnung die Nation entwaffnet hätte. Ludwig der Elfte war der erſte, der für immer ein Heer aus fremden Miethlingen beſoldete. Bei den Scoten war doch wenigſtens ein Schein von Nationalität, denn ſie ſchienen ſich in Frankreich gegen ihre natürlichen Feinde zu bewaffnen. Aber der freie Schweizer hätte es verſchmähen ſollen, der Söldner eines Königs zu ſeyn, der durch ihre Hülfe das ſinkende Volk in der erbärmlichen Geſinnung nur noch tiefer vergraben wollte. Johannes Müller muß das ſchauderhafte Geſtändniß ablegen, daß drei Jahrhunderte hindurch über eine halbe Million Menſchen von Frankreich gekauft wurde. Auch verſank die freie Schweiz in ſich ſelber, als der Muth nicht mehr nationales Eigenthum, ſondern Handelswaare für die verdorbenen Nachbaren wurde. In den italieniſchen Kriegen zwiſchen Karl dem Fünften und Franz dem Erſten ſah man Schweizer auf beiden Seiten dienen und gegen einander kämpfen. So tief war die urſprüngliche Idee der Nationalität, ſelbſt bei dem feinſten Volke, geſunken. In Frankreich war die Richtung der Nation nunmehr auf immer beſtimmt. Die entwaffneten Unterthanen kauften die Ruhe und Sicherheit, die ſie ſelbſt nicht zu erhalten wußten. Es ward Sitte, die äußern Zeichen der Ehre, die ertheilt werden können, höher zu achten als die innern, die nur aus einer lebendigen Geſinnung entſpringen; allgemeines Mißtrauen griff immer mehr um ſich, und war nur durch nationale Eitelkeit zu beſchwichtigen. In herber Form geſtaltete ſich dieſe Richtung unter Ludwig dem Elften. Unter ſeinen Nachfolgern, vorzüglich unter Franz dem Erſten, bildete ſie ſich gewandter und zierlicher, und die innere Sicherheit gab der äußern Darſtellung einen Schein von leichter, freier Beweglichkeit, die über den Urſprung ſpielte, und ihn täuſchend verbarg; ſelbſt ein Anſtrich von ritterlicher Geſinnung ſchien das Ganze zu veredeln. Ja, der ritterliche Sinn, die rückſichtsloſe Tapferkeit wagte ſich in Einzelnen, wie in dem mannhaften Ritter Bayard, wieder hervor. Aber was in frühern Zeiten allgemeine Geſinnung geweſen, war jetzt nur vereinzelte, perſönliche Größe, und gern duldete man ſie als ſolche, denn ſie diente dazu, die Nation über die herrſchende Leerheit zu täuſchen. Franz der Erſte war der Mann ſeiner Zeit; äußerlich leichtſinnig, tapfer, gewandt, leichtſpielend mit Allem, was der eigentlichſte Ernſt des Lebens war. Die

Religion war jetzt anerkannt nur politiſches Mittel, um die Nation zu feſſeln, ſelbſt um andere Staaten in ſich zu entzweien. Franz der Erſte unterſtützte die erwachte geiſtige Freiheit in Deutſchland in dem nämlichen Sinne, in welchem ſpäter der franzöſiſche Hof die keimende bürgerliche Freiheit in Nordamerika zu ſchützen ſchien. Die Art der Herrſchaft hatte die Regierung über die Stimmung in dem entfremdeten Volke getäuſcht. Franz, wie ſpäter Ludwig, ahndeten nicht, daß dasjenige, was ſie als Spiel der Politik behandelten, von dem Volke ernſthaft ergriffen werden konnte. Ganz gelingt es keinem Despoten, den Sinn des Volkes zu tödten, und in dem Augenblicke, wo ſie die Herrſchaft auf ſolch lockern Boden am feſteſten gegründet zu haben vermeinen, iſt oft derjenige, in welchem ſie ihre Täuſchung inne werden. Unter Franz fing, was früher heitere Liebe war, an, in übertünchte Wolluſt auszuarten, das Reich der Maitreſſen hörte nun nie mehr auf, und als die bürgerlichen Verhältniſſe den innern Kern verloren hatten, ward das Familienleben, auf deſſen innerer Reinheit wie auf ſeiner Urquelle ein jeder Staat ruht, ebenfalls verpeſtet. So war nun der Schein an die Stelle des Weſens, äußerlich gewandte Leichtfertigkeit in allen Verhältniſſen des Lebens an die Stelle der innern Treue getreten. Die Poeſie war mit der Andacht entflohen, die ſchöne liebliche Sprache der Provence war lange verſtummt, die ergötzlichen Lieder, die aus einem reinen Gemüthe entquollen, mußten den Memoiren Platz machen, in welchen eine enge Wirklichkeit mit allen ihren kleinlichen Details an die Stelle des tiefen lebendigen Gefühls trat. Zwar je näher den ritterlichen Zeiten, erſcheinen auch in dieſen die Spuren einer tüchtigen Geſinnung, die den ältern Memoiren in ihrer äußern Rohheit einen Vorzug vor den ſpätern mehr geglätteten gaben.

Daß Frankreich in Europa jetzt eine ſo große Rolle ſpielen konnte, lag nicht ſowohl in der innern Stärke der Nation, als in der keimenden Schlechtigkeit der übrigen, beſonders Deutſchlands. Wäre die alte Geſinnung in Deutſchland lebendig geblieben, hätten die Zeiten der Hohenſtaufen ſich erhalten, niemals hätte die franzöſiſche Politik gedeihen können; ſie wäre an dem großartigen Sinne der Nachbaren geſcheitert. Aber Deutſchland ſchwankte. Zu gut, zu edel, um feſt zu ſeyn in dem Schlechten, zu ſchwach, um unverändert die Größe der alten Zeit mit treuem Sinne zu bewahren, ergriffen von dem allgemeinen Taumel, der ganz Europa gefaßt hatte, wollte man Frankreich mit ſeinen eigenen Waffen bekämpfen, die man nicht zu brauchen wußte. — Nicht Nationen, ſondern ſtehende Heere, die in Frankreich vollendeter ausgebildet waren, ſollten Frankreich äußerlich bezwingen; nicht nationale Geſinnung, ſondern Diplomatik, in deren Irrgängen der gewandte Franke heimiſch war, ward dem fruchtbaren Lande entgegengeſtellt; und Paris mußte die Hauptſtadt von ganz Europa werden, wenn die Nationen ſich von dem innern Heiligthume entfernten, um in Sinn und Handeln dem Dämon zu dienen, deſſen eigenthümlicher Tempel mit den Myſterien ſeines Gottesdienſtes hier ſich immer feſter, immer unerſchütterlicher gründete, und ſo Gedanken als Thaten gefangen nahmen, erſt die Großen und dann das Volk immer mehr in den Strudel ſeines tödtenden Weſens hineinlockte.

Schon aber haben wir dasjenige, wodurch ſich Deutſchland von den übrigen Ländern, die den Kern der großen fränkiſchen Monarchie ausmachten, unterſchied, dadurch zu bezeichnen geſucht, daß hier die verſchiedenen Stämme germaniſcher Völker ihre urſprünglichen Wohnſitze behielten, und obgleich ſich die alte Sprache der Sachſen frühzeitig mit der der Süddeutſchen vereinigte, ſo, daß eine Hauptſprache für alle Stämme des Landes entſtand, ſo blieb doch ein provinzieller Sinn hier, wie nirgends, lebendig. Die verſchiedenen Provinzen bildeten ſich auf eine eigenthümliche Weiſe, und ſuchten von dieſem Punkte feſtgehaltener Eigenthümlichkeit eine organiſche Verbindung. Durch alle Epochen der deutſchen Geſchichte geht dieſer Unterſchied, ſo daß Deutſchland in dem Sinne, wie Frankreich und England, nie zur Einheit gelang, aber dennoch in der Trennung nach Einheit ſtrebte, und ſie, in den blühendſten Zeiten, auf die großartigſte Weiſe darſtellte. Was aber jene beſondere Mannichfaltigkeit urſprünglich erzeugte und gedeihen ließ, war die reinere germaniſche Natur, die ſich wohl durch ſteigende Cultur die Sitten und Einrichtungen des chriſtlichen Roms aneignete, aber nicht vom Anfange an in dem Maße von dem römiſchen Leben ergriffen wurde, wie das mit den germaniſchen Völkern geſchehen mußte, die ſich in den römiſchen Provinzen niederließen. Wir können uns deßwegen über Deutſchland kürzer faſſen, weil alles, was wir früher über die Entwickelung des germaniſchen Lebens geſchrieben, über die Art, wie die verſchiedenen Stände ſich bildeten, und die bürgerliche Freiheit herauswuchs, und über den großartigen religiöſen Sinn, der den Glanz des ſogenannten Mittelalters erzeugte, vorzüglich von Deutſchland galt. Hier waltete der ſondernde, und in der Sonderung durch Liebe innerlich vereinigende Sinn, der einen verſöhnenden Mittelpunkt ſuchte und fand, in allem vor. Daher iſt Deutſchlands Geſchichte mit der der Hierarchie auf das innigſte verknüpft; daher war von den früheſten Zeiten Deutſchlands und Italiens Schickſal ſo enge verbunden, und wenn die irdiſche Gewalt ordnend und heiter hervortrat, ſo ſuchte ſie ihre eigene höhere Bedeutung in jenem geiſtigen Mittelpunkte, der alles frei, gleich und unabhängig machte, was ſonſt unterworfen war, und den Widerſpruch abſolut auf eine unendliche Weiſe löſete, der zu innig mit der germaniſchen Natur verflochten, weder vernichtet, noch auf eine endliche Weiſe gelöſet werden konnte.

Nach dem Tode Karls des Großen ſchien Deutſchland vor allem dem unvermeidlichen Untergange entgegen zu gehen. Man kann wohl vorausſetzen, daß eine größere Rohheit, eine geringere Vollendung der geſelligen Verhältniſſe in Deutſchland wie in Frankreich Statt fand. Hier erhielt der bildſame Franke eine geordnete Verfaſſung, die ſchon Jahrhunderte dauerte. Die Deutſchen genoſſen dieſen Vortheil nicht; wenn auch alte Sagen und Erinnerungen uns auf eine Zeit hinweiſen, in welcher am Rhein, in Weſtphalen, in dem ſüdlichen Deutſchland wirkliche frühzeitige Bildung herrſchte: ſo hatte Deutſchland im Ganzen keinen Vereinigungspunkt gefunden, wie Frankreich unter Clodwig. Die heranwachſende fränkiſche Macht konnte den Deutſchen nicht angenehm ſeyn, und Allemannen, Thüringer, Baiern, ertrugen unwillig die fremde Herrſchaft. Die kriegeriſchen Sachſen waren neulich unterjocht. Als nun Karls des Großen ſchwache Nachfolger in Deutſchland herrſchten, mußte eine große Verwirrung entſtehen; die alte Rohheit mußte, ſo ſchien es, unter ſo viele halbbarbariſche, nur locker verbundene Völker, wieder hervortreten. Slaven, Avaren, Tſchechen, Sorben und die aus dem fernen Orient nach Pannonien verdrängten Magyaren (Ungarn) überſchwemmten zu derſelben Zeit das Land. Die Hierarchie, die zu allen Zeiten die Gemüther der Deutſchen vereinigte, war in ein unſicheres Schwanken gerathen, Italien, unter ſchnell wechſelnden Herrn zerrüttet, und es ſchien unter ſo vielen unheildrohenden Verwickelungen des Lebens nirgends irgend eine Hoffnung zur Rettung übrig zu ſeyn. Da verſammelten ſich die Fürſten des Landes, das gemeinſame Wohl zu berathen, der Sinn der Nation zeigte ſich ſtark in dieſer allgemeinen Noth, und die keimende Verfaſſung ward unter den furchtbarſten Umſtänden erhalten durch den Sinn des Volkes, während die langbeſtehende in Frankreich ſich auflöſete, weil die Geſinnung fehlte. Aus ſich ſelber erneuerte ſich das geſunkene Land, und die Deutſchen waren durch den Sinn gerettet unter Konrad, wie durch Thaten unter König Heinrich. Die wendiſchen Völker und die Magyaren fielen in Deutſchland ein, wie die Normannen in Frankreich und England; aber wie ganz anders verhielt ſich Deutſchland zu jenen fremden Horden. In Frankreich, in England hielten ſich die Normannen Jahrhunderte, und verſchmolzen nach langer Herrſchaft mit den Einwohnern, die den beſtimmenden Einfluß nicht abzuwehren vermochten. In Deutſchland konnte die Ueberſchwemmung barbariſcher Völker wohl eine vorübergehende Zerrüttung, ja Unterwerfung bewirken, aber dennoch dienten ſie nur als belebende Reizmittel für den nationalen Sinn, der in unglücklichen Zeiten zu ſinken drohte. Die zurückgedrängten Völker aber verdankten den Deutſchen ihre Bildung, ohne daß ſie bedeutend auf ſie einzuwirken vermochten. Auch entſtand aus der Vereinigung nicht, wie in andern Ländern, Knechtſchaft. Wie die Franken von alten Zeiten der ihrer Treuloſigkeit wegen berüchtigt waren, ſo war der nie zu unterdrückende Freiheitsſinn für die Deutſchen bezeichnend. Unter dem Könige Heinrich dem Erſten wurden die Städte mächtig; die bürgerliche Freiheit fing an ſich zu heben, nicht bloß durch königliche Gunſt, ſondern aus der eigenen freien Natur; die Lehne waren noch nicht erblich; das Volk konnte ſich in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit entfalten, und die keimende Macht der Sachſen war belebend, nicht hemmend für die übrigen Stämme. Durch echt nationale Bewaffnung der Großen und der Städte wurde die Uebermacht der Magyaren gebrochen, die wendiſche Mark von Oeſtreich bis nach der Oſtſee ſchützte gegen den Einfall ſlaviſcher Völker, und als das Volk ſich in ſich geſtärkt hatte durch eigenen Sinn unter einem Könige, der ſeine Zeit und ſein Volk begriff, ward er Retter und Gründer der

Hierarchie. Otto ward von den Fürſten gewählt, vom Volke beſtätigt, die Magyaren von ihm auf das vollſtändigſte geſchlagen. Unter den Ottonen war die Gewalt der Könige in Deutſchland vorwaltend, die mächtigſten Vaſallen, noch immer ohne erbliche Lehne, faſt alle Otto des Erſten Verwandte, waren ihm zugethan. Das vereinigte Reich erneuerte die Macht der Hierarchie, und rettete den Papſt. Es war kein bloßer Zufall, daß die Hierarchie ſich dem ſtark gewordenen Deutſchland gegenüber, ja aus ihm ſich bildete. Der andächtige Sinn der Deutſchen war die Urquelle der geiſtlichen Macht, die vielfältig und tief auf ſie zurückwirkte, und der Herrſcher des reinſten germaniſchen Volks war der natürliche Kaiſer. Nun war zwar die äußere Macht der Ottonen über den Papſt eben ſo entſchieden, wie in ſeinem Lande; aber dennoch unterhielt ſich das Gleichgewicht der Kräfte, und der herrſchende Glaube erhielt die Freiheit, die auch in der Ergebung lebendig bleibt, wenn ein höheres Gefühl alle Stände durchdringt. Ganz Deutſchland war unter den Ottonen einig, es war der mächtigſte blühendſte Staat in Europa. Die Geiſtlichkeit hatte eine große, innere höchſt wohlthätige Gewalt, wenn gleich ſie äußerlich beherrſcht ſchien. In den Klöſtern wohnte heitere Andacht, ſchöne ruhige Thätigkeit, während der tapfere Sinn, durch liebevollen Glauben gemildert, ſich äußerlich frei und gewaltig geſtaltete. So mächtig war zwar der dritte Stand nicht, wie in ſpätern Zeiten; aber dennoch gedieh die ſtädtiſche Freiheit. Vor allen fand jedes Talent, jede geiſtige Richtung ein unbehindertes offenes Feld. Durch die Verbindung mit dem oſtrömiſchen Reiche war Kenntniß der alten Welt, ſelbſt der griechiſchen Sprache, nach Deutſchland gekommen. Die Kaiſer ſelbſt liebten, kannten und ſchätzten die Wiſſenſchaft; die Baukunſt erreichte einen hohen Grad der Vollendung; nach dem tiefſten Norden brachte Otto der Erſte ſchon das Chriſtenthum und, wie früher die Sachſen, durch den großen fränkiſchen Kaiſer, ward jetzt Scandinavien durch einen ſächſiſchen in den großen chriſtlichen Völkerverein aufgenommen. Da alle Bildung von der Kirche ausging, da durch die Vereinigung aller Stämme zu einem mächtigen Reiche manche alte Töne der Erinnerung verſtummten, ſo war es natürlich, daß die lateiniſche Sprache und römiſche Bildung ein relatives Uebergewicht erhielt. Ueberhaupt war die geiſtige Freiheit noch immer gleichſam ein Fremdes, was das Volk zwar aufnahm und ſich aneignete, ſo daß hier ein friſcher Geiſt ſich regte, während im oſtrömiſchen Reiche mitten unter den Schätzen der vergangenen Zeit eine tödtende Erſchlaffung immer mehr um ſich griff, aber was dennoch erſt allmählig in das Innere hineindrang, und dann auch die urſprünglich germaniſche Richtung geiſtig erweckte und belebte. Auch die Baukunſt dieſer Zeit hatte bekanntlich ein fremdes, griechiſches Gepräge. Noch war jene Verwickelung der öffentlichen Verhältniſſe nicht hervorgetreten, durch welche die Staaten ſtörend, hemmend und auch wechſelſeitig ſich bildend und belebend in einander griffen. Mehr geſondert und in ſich geſchloſſen ſuchte ein jeder Staat ſich eigenthümlich zu geſtalten. Die Herrſchaft über den Papſt dauerte zwar fort, und er erkannte den Kaiſer als ſeinen irdiſchen Herrn, aber ſeine Macht konnte ſelbſt, nachdem der griechiſche Kaiſer die Rechte des Kaiſerthums in Unteritalien Otto dem Zweiten übertrug, keine feſte Wurzel faſſen. Von jeher war Italien mächtig genug geweſen, fremde Gewalt unſicher und in Schwanken zu erhalten, nie ſtark genug, ſie entſchieden abzuweiſen, und ſich in ſich ſelber zu faſſen. Aber die Burgunder hielten ſich an das mächtige, blühende Reich, und gediehen durch dieſe Verbindung auf eine vorzügliche Weiſe. So ruhete in Deutſchland der eigentliche Kern, das innere Leben der fortſchreitenden Geſchichte. Während Italien der innern Verwirrung unterlag, Frankreich von der furchtbarſten Anarchie ergriffen, England von Dänen und Normannen überſchwemmt und zerrüttet, Spanien von den Arabern unterjocht und Conſtantinopel in einen narkotiſchen Schlummer verſunken war, blühte Wohlſtand und geiſtige Bildung, Freiheit und inneres Glück in dem mächtigen Deutſchland, das cultivirteſte unter allen Ländern Europa's zu dieſer Zeit. Zwar war die ſchöne Zeit nicht ganz von innern Unruhen frei; aber dieſe waren nur vorübergehend, die Anſprüche Frankreichs auf Lothringen wurden unter Otto dem Zweiten ſchnell zurückgewieſen. Achtzig Jahre lang hatte die ſchöne Zeit des Reiches von Heinrich des Erſten Thronbeſteigung bis auf Otto des Dritten Tod gedauert. Dieſe Zeit legte den Grund zu dem monarchiſchen Moment in der deutſchen Geſchichte, und wir können ſie für die Entwickelung des deutſchen Geiſtes wohl in aller Rückſicht günſtig nennen, daß bei dem freien Sinn, der die Nation und ihre Häupter durchdrang, bei der urſprünglichen Neigung zur Sonderung auch die äußere Vereinigung ſo frühzeitig gelang. Das Vorwalten der monarchiſchen Gewalt dauerte nach den Ottonen fort. Unter Heinrich dem Zweiten mußte der Andrang wendiſcher Völker zurückgewieſen werden, die Macht in Italien war nur durch ſchwere Kämpfe zu erringen, der Freiheitsſinn deutſcher Großen ſträubte ſich gegen die überhandnehmende Gewalt der Kaiſer, und es war wol nicht bloß Schwäche des Kaiſers, vielmehr allgemein herrſchender Sinn, der den Kaiſer von dem Papſt abhängig machte, die Anſprüche der Päpſte auf die Unabhängigkeit der Kirche von äußerer Gewalt laut werden ließ. So trat ein bedeutungsvolles Schwanken der monarchiſchen Verfaſſung hervor, der ariſtokratiſche Moment der deutſchen Geſchichte fing an ſich zu entwickeln. Aber anfangs diente der kundgewordene Freiheitsſinn nur dazu, die Kaiſer aufmerkſamer zu machen. Indem das Kaiſerthum durch Konrad den Salier zu dem deutſch-fränkiſchen Geſchlechte überging, ſchien die monarchiſche Gewalt ſich immer feſter gründen zu wollen. Das durch Beſitz der ſchönſten Länder, durch innere geiſtige Kraft blühende burgundiſche Reich, jenes wundervolle Mittelreich, welches zwiſchen Italien, Deutſchland und Frankreich ſich gebildet hatte, deſſen Einwohner einer Seits einen Theil des Schweizergebirges und des rauhen Savoyens, anderer Seits die blühendſten und reichſten Provinzen des ſüdlichen Frankreichs bewohnten, zog er als ein erledigtes Reichslehn ein, und Polen, Böhmen und Wenden wurden ihm lehnspflichtig. Mit dieſer Macht konnte der Kaiſer ſchon entſchiednere Entſchlüſſe faſſen, ſeine Gewalt zu gründen, die vorbereitet durch Konrad, von ſeinem Nachfolger mit großer Kraft ausgeführt wurden. Es wurden die gefährlichſten Anſtalten getroffen, das kaiſerliche Anſehn auf Unkoſten der Freiheit der Fürſten auf immer zu gründen. Man unterſtützte die geringen Mannen, um die mächtigern Vaſallen zu ſtürzen, und Heinrich der Dritte ſuchte in einem noch weitern Umfange den Grundſatz Otto des Erſten auszuführen, indem er die mächtigſten Lehne, die noch nicht entſchieden erblich waren, die Herzogthümer und Marken meiſt nur Verwandten und Anhängern überließ. Daß es ihm ſo weit ſchon gelang, beweiſt, wie die gefährliche Gewohnheit der einſeitigen Richtung ſchon die Geſinnung zu lähmen drohte, und hätte der deutſche Freiheitsſinn durch die Gefahr ſelbſt aufgeregt, ſich nicht ausgeſprochen, wäre die Hierarchie nicht rettend hervorgetreten, nie wären die großen Zeiten der Hohenſtaufen, nie die glänzendſte Epoche des geiſtig lebendigen Deutſchlands hervorgetreten. Wenn man die Schickſale Deutſchlands in dieſer Zeit beurtheilen will, ſo darf man keinesweges vergeſſen, daß die Hierarchie ein eben ſo nothwendiger Beſtandtheil des Volkslebens war, wie die kaiſerliche Gewalt; daß die Einheit der Kirche ſo innig mit dem Weſen des Daſeins verflochten war, wie die Einheit des Reichs. Wenn die Gewalt der Kaiſer, wie unter den Ottonen, unter den erſten fränkiſchen Beherrſchern des Reichs, die Päpſte wählte, die Ungehorſamen verdrängte, ſo war dennoch das centripetale Streben nach kirchlicher Einheit aus dem herrſchenden Glauben entſprungen, und die ſcheinbare Abhängigkeit löſte ſich in eine innere Selbſtſtändigkeit auf; wenn in ſpätern Zeiten unter den letzten fränkiſchen Kaiſern die Päpſte eben ſo willkürlich mit der kaiſerlichen Macht ſpielten, wie früher die Kaiſer mit der geiſtlichen, ſo blieb dennoch das Streben nach äußerer Einheit lebendig beim Volke. Daß aber, wo die äußere Gewalt zurückgedrängt war, die innere hervortrat, und umgekehrt, verhinderte das Hervortreten einer gefährlichen Anarchie. Die innere Gewalt der Kirche mäßigte die äußere der Monarchie; ſie, als das verſöhnende Mittel, rettete die Freiheit, indem ſie dennoch den Frevel einer zerſtörenden Geſetzloſigkeit abwehrte. Indem man den gebannten Kaiſer verließ, blieb man dennoch dem Reiche, dem Staate treu; denn die Hierarchie erſchien ſelbſt als der innere gewaltige Geiſt des Reichs, der in trüben Zeiten hervortrat, um das heilige Gut allſeitiger Entwickelung vor der drückenden Macht äußerer Herrſchaft zu retten. Daß dieſer Geiſt mit allem, was Glaube und Andacht Heiliges hat, ſich offenbaren konnte, dazu lag der Grund in der edlen germaniſchen Natur. Vergebens nennt man uns die Ränke der Prieſter und Päpſte, die Decretalen des falſchen Iſidorus, die das Volk auf die kirchliche Herrſchaft durch einen offenbaren Betrug vorbereitete. Nicht der Wahn, der einen jeden irdiſch Gebornen umſtrickt, wenn er von dem Leben ergriffen, Glanz und Macht errungen hat oder erringen kann, iſt der Urſprung der päpſtlichen Gewalt geweſen; was ſie möglich machte, war etwas viel Tieferes. Dieſe Künſte waren ſchon angewandt, als unter Heinrich dem

Dritten die Abhängigkeit der Päpſte den höchſten Grad erreichte. Die drei gleichzeitigen Päpſte wurden von ihm abgeſetzt, ein deutſcher Papſt ward erwählt, und vier, alle aus Deutſchland, beſtiegen nach einander den päpſtlichen Stuhl, waren dem Kaiſer ergeben und ganz in ſeiner Gewalt. So ſchien alles gegen die Gewalt der Kirche und gegen die Freiheit der Nation verſchworen. Wie erſchien jetzt die Rettung? Wurden die Päpſte nicht eben dadurch mächtig, daß ſie dem furchtbaren Verfall der Kirche entgegen kämpften? War es nicht die einſeitig hervortretende Macht der Kaiſer, die den Sinn in der Kirche, wie bei dem Volke, zu erſticken drohte? War es nicht die erwachte Stimmung des ganzen Volkes, die eine Kirchenverbeſſerung laut forderte, und in der Einheit der Kirche, wenn auch ohne deutliches Bewußtſein, die Hülfe gegen den Druck der Zeiten, und die Wiederherſtellung der alten Reinheit der Geſinnung erwartete? Wenn man eine Nation in ihrer Eigenthümlichkeit ergreifen will, ſo darf man keinesweges ſondern, was äußerlich freilich getrennt erſcheint; ſo in derjenigen Zeit, deren allgemeines Gepräge wir jetzt hervorzuheben uns bemühen werden, nicht die politiſchen und religiöſen Elemente. Wie in den bedeutendern Menſchen Irdiſches und Geiſtiges mit einander ringen, bald dieſes bald jenes ſiegend hervorzutreten ſcheint, keines aber den eigentlichen Sieg erringt; wie durch dieſen wechſelnden Kampf alle Kräfte ſich entfalten und beleben; wie durch das Irdiſche das Geiſtige ſelbſt ſich kund thut, durch das Geiſtige alles Irdiſche höhere Bedeutung erhält, beide aber aus einem Urquell innerer Einheit entſpringen, ſo auch in der Nation, deren innere Schickſale wir jetzt in kurzen allgemeinen Zügen darſtellen möchten.

Die monarchiſche einſeitige, auf das Aeußere gehende Gewalt hatte lange das Uebergewicht gehabt; ſie war durch eine lange Reihe von Kaiſern gegründet, und die Geſinnung der Nation ſtand auf einem bedenklichen Punkt. Auch das Geiſtige, auch die Kirche, die innerſte Wurzel des Volks, war von jener herrſchenden Gewalt allmählig ergriffen. Eine geiſtliche Ariſtokratie, wie die monarchiſche Verfaſſung der Hierarchie ſie forderte, hatte ſich durch die Zeitenfolge gebildet. Aber von dem innern Mittelpunkt, der wie ein heller Gedanke in der Seele alle abweichende, herumſchwebende Neigungen und Anſichten ſammeln und für das Höchſte zuſammendrängen ſollte, hatte ſich der Sinn abgewandt, dem Irdiſchen zu. Die Biſchöfe, kaiſerliche Lehnsherren, von ihm abhängig, ſelbſt von ihm gewählt, verſanken in ein äußeres Treiben, und die furchtbarſte Simonie war die nothwendige Folge. Von den Häuptern theilte ſich das Verderben auch den einzelnen Gliedern der ganzen Maſſe mit, und wie das fröhliche Streben der eigenthümlichen Freiheit aller Stände und Seelen im Staate nach dem einen verſchobenen Punkt gezerrt wurde und dadurch ermattete, ſo ward auch das Geiſtliche von dieſer Richtung ergriffen. Zwar fühlten die Kaiſer, daß ſie jenen geiſtigen Sinn, jene höhere Richtung nicht entbehren konnten, wie der irdiſch Geſinnte ſich nicht jeder Neigung hingiebt, weil er wohl erfahren muß, wie dieſe ſich unter einander zerſtören und vernichten; aber der Kampf gegen die Neigungen iſt keine Bekehrung und Klugheit, die Mäßigung ſoll das Irdiſche dem Höhern nicht unterordnen, jenes vielmehr unterhalten. In dieſem Sinne unterſtützten die ſächſiſchen Kaiſer offenbar die Kirchenverbeſſerung, weil die Kirche dem Staate dienen ſollte. Aber wie bei den Beſſern die Mäßigung auch die innere Geſinnung erweckt und die höhere Richtung gedeihen läßt, ſo auch in jener Zeit. Sie war reif für eine höhere Freiheit, die uns manche gern als Knechtſchaft darſtellen möchten, und Hildebrand trat hervor.

Die Religion iſt in unſern Tagen rein perſönlich geworden, hat ſich von den öffentlichen Verhältniſſen getrennt, und es iſt ſo weit gekommen, daß man den vollkommenſten Staat als ein Zuſammengeſetztes aus allen möglichen Religionen anſieht, ja wohl auch glaubt, daß das Irreligiöſe, wie alle Formen der Religion, auf die allgemeine Duldung gegründete Anſprüche habe. Wir wollen die geſchichtliche Bedeutung dieſer herrſchenden Anſicht nicht ableugnen, vielmehr ſelber zu begründen ſuchen. Eine Thorheit aber iſt es, wenn man, was als Durchgangspunkt der Entwickelung einen eigenen Sinn hat, als das Höchſte, das Vollendete ſelbſt betrachten will, ja wohl in dieſer äußern Mannichfaltigkeit eine größere geiſtige Freiheit ſehen will, da doch eben in der größten Beſtimmtheit und Einheit der Form die heiterſte Freiheit wie in der menſchlichen Geſtalt ſich entfaltet. Der Menſch unterſcheidet ſich vom Menſchen nur durch leiſe, oft kaum wahrnehmbare Abweichungen der nämlichen Form, und die verſchiedenartigſten Gaben verbergen ſich in den ähnlichſten Gefäßen, während die thieriſche Welt bald hier, bald da die rechte Geſtalt ſucht und nicht finden kann. Freilich muß jene Einheit und Uebereinſtimmung der Form aus dem innerſten Geſammtweſen aller Geſtalten ſelber hervorquellen, wenn ſie wahrhaft frei ſeyn ſoll. Nie aber war dieſes auf eine großartigere Weiſe der Fall, als in den Zeiten, von welchen wir reden. Ein jedes Antlitz fing an ſich nach Rom zu wenden, und jene Richtung aller Gedanken konnte hier zurückgedrängt, dort verfinſtert ſeyn, aber mächtig brach ſie immer wieder hervor, vor allem in Deutſchland.

Es giebt einen doppelten Geſichtspunkt, aus welchem bedeutende geſchichtliche Menſchen beurtheilt werden können — einen ethiſchen und einen rein geſchichtlichen. Beide dürfen nie mit einander vermengt werden. Die innern Gaben eines Menſchen, das eigenthümliche Gepräge, welches dieſe nothwendig tragen, ſind auf das innigſte mit der Zeit, in welcher ſie leben und wirken, verwebt, und können aus ihr, ihrem eigenſten Weſen nach, nur beurtheilt werden. So entſpringt der Menſch aus der lebendigen Geſchichte. Denn was wir Geſchichte nennen, iſt der herrſchende Geiſt, iſt die Art der Entwickelung, die das ganze Geſchlecht ergriffen hat, die waltende Geſinnung, Gottes Macht, die tröſtend und ſtrafend, ermunternd und demüthigend ſich kund thut. Wie der Menſch ſeine Gaben braucht, iſt ihm überlaſſen, ſeine perſönliche Geſinnung iſt ihm ſeine eigene innere That, und beſtimmt ſein ewiges Schickſal. Aber mag er ſich ſelber vernichten, indem er dem Richtigen dient, den Gang der Geſchichte, Gottes Fügung vermag er nicht zu trüben oder zu zerſtören. So entſpringen alle Gaben aus der Geſchichte, und fallen in ſie zurück, müſſen ihr dienen. Verwechſeln wir aber den perſönlichen und geſchichtlichen Standpunkt der Beurtheilung, ſo geſchieht es nur zu leicht, daß wir das Trefflichſte dem Göttlichen zugewandte verkennen, weil es in erhabener Einſamkeit in einer harten verſchloſſenen Zeit mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart lebt, daß wir den Schlechteſten hochachten, weil ſeine äußere Wirkſamkeit, unterſtützt von einer gemißbrauchten hohen Gabe, eine geſunkene Zeit anſpricht, oder durch eine glücklichere veredelt erſcheint, daß wir das innere Leben verſchmähen, die bloße Kraft anbeten, da doch für Nationen, wie für einzelne Menſchen, nicht die äußere That, nur die Geſinnung, als das weſentlich in ſich Wahre gelten darf. Glücklich aber ſind diejenigen Zeiten vorzüglich zu preiſen, in welchen ein großes Streben der Zeit eine große innere Natur findet, in welcher innere Geſinnung und äußere Kraft ſich verbinden. Wenn der vom Irdiſchen umſtrickte Menſch ſich dem Göttlichen zuwendet, ſo ſcheinen ſich die äußern Kräfte, die ihn feſſelten, enger zu verbinden, er verfällt in einen verworrenen Stumpfſinn; und während das keimende Streben ihn mahnt, ihn düſter brütend an die Grenze treibt, keimt innerlich doch keine neue Kraft. In andern Augenblicken iſt es, als bräche plötzlich die harte Decke, ein helles Licht erleuchtet die dunkle Nacht ſeiner verſchloſſenen Natur, erwärmt, belebt alles, und es iſt ihm, als wäre es ihm vergönnt, die heitere Geſtalt ſeines eigenſten Lebens zu ſchauen. Eine ſolche Zeit war die, die wir betrachten, eine ſolche Ahnung eines höhern Lebens that ſich durch Hildebrand kund.

An der Reinheit ſeiner Geſinnung iſt es uns ſo wenig, wie an ſeiner großen Kraft zu zweifeln erlaubt. Der Mönch in Clugny, der den vom Kaiſer erwählten Papſt zu ſtrafen wagte, weil er die Göttlichkeit ſeines Rufs verkennend aus Laienhänden annahm, was nur die Kirche ſchenken konnte, der mächtige Rathgeber der Päpſte, der Jahre lang den äußern Glanz des Papſtthums verſchmähte, der Papſt, der den Kaiſer demüthigte, aber auch nur durch geiſtige Waffen bekämpfen wollte, der von dem äußern Glück Verlaſſene, Vertriebene, der gegen Kaiſer und Könige das innerlich tief Erkannte unerſchütterlich feſthielt, und ſich dem hohen Gedanken opferte, der ihn ſein ganzes Leben hindurch unverändert geführt hatte, endlich der Sterbende, dem es vergönnt war, die innere Wahrheit ſeines Strebens auch in der letzten Stunde, von allen verkannt, zu faſſen, — war es nicht das Gewiſſen ſeiner Zeit? Zwar gegen das Irdiſche gewandt, erſcheint ein ſolcher heller Gedanke, der die Seele der Zeit bewegt, mahnend, ſtrafend, ſtreitend, herbe. Aber wie der Proteſtant von demjenigen Catholiken, der Hildebrand hochhält und zu ſchätzen weiß, nicht mit Unrecht fordert, daß er Luthers ſtrenge und herbe Form richtig beurtheilen ſoll; ſo darf der Catholik ein ähnliches Urtheil für Hildebrand von Luthers Verehrern fordern. Ihm gelang es, die Kirche von aller fremden Gewalt zu reinigen, daß ſie ſich in ſich bilden konnte. Die Conſequenz ſeiner Entwürfe iſt allgemein anerkannt. In den damaligen Verhältniſſen war das Coelibat, wodurch diejenigen, die der Kirche dienten von der Erde losgeriſſen wurden, ſo nothwendig, wie die Inveſtitur. Man hat ihm vorgeworfen, daß er die irdiſche Gewalt der Päpſte begründete, daß er die Gewalt der Könige in ihrer Wurzel angriff, daß er die innere Richtung, die ſich von der Erde losreißen ſoll, mit irdiſchen Gütern beſchwerte. Man hat Unrecht; denn nur aus ſeiner Zeit, nur aus ihrem Sinn kann er begriffen werden. In der Natur wendet ſich das Leben wohl ab von den todten Dingen, die in äußern Beziehungen ſich wechſelſeitig hemmen und beſchränken, aber keinen innern Verbindungspunkt eines höhern Daſeins finden können, doch verſchmäht es die Maſſe nicht. Ja nur in und mit dieſer kann es ſich kund thun, ſelbſt die Schwere wird von dem Leben ergriffen und muß ihm dienen. Wenn die Geſinnung, aus welcher dieſe Gewalt entſpringt, rein iſt, hat ſie durchaus Recht. Wenn in der Geſchichte ein Zeitpunkt hervortritt, in welchem das ganze Leben für einen höhern Sinn empfänglich iſt, ſo iſt der Hochbegabte zu preiſen, der für dieſen den fehlenden Ausdruck, das lange vergeblich geſuchte Wort zu finden im Stande iſt. Ein ſolcher war Hildebrand. Ein Staat, der die Religionen nur duldet, verkennt ihr eigentliches Weſen, die Kirche, die ſich vom Staate abwendet, kann ſich niemals kund thun. Zwar iſt dieſe Offenbarung nicht von der nämlichen äußern Form gebunden. Eine aus den innerſten Tiefen aller Lebensverhältniſſe entſprungene, im heitern Sinne ſich entwickelnde Kirche iſt die eigentliche Blüthe des Daſeins. Herbe Zeiten laſſen nur die Blätter gedeihen; wie aber die Blüthe ſich geſtalten ſoll, hängt lediglich von der Geſtalt der ganzen Pflanze ab. Ja wir dürfen hoffen, daß, ſo lange Liebe und wechſelſeitiges Zutrauen im Staate herrſcht, ſo lange der Glaube nicht ganz erloſchen iſt, die grünenden Blätter, die freilich in einer einſeitigen Richtung entfaltet, ſelbſt nie zur Blume führen, dennoch ein Zeichen der verborgenen friſchen Kraft ſeyen, die auch die höhere Entwickelung begünſtigen wird. Eben durch dieſe innige Verſchmelzung, und indem die Kirche Staat wird, konnte der Staat ſelber Kirche werden. Der tiefe Sinn des Catholicismus, wie wir ihn oben zu ſchildern verſucht haben, entwickelte ſich bekanntlich in ſeinem ganzen Umfang erſt durch Hildebrand; aber die gemeinſchaftliche Richtung Aller machte Alle unter ſich gleich, vibrirte bis zu dem Geringſten. Jeglicher bildete und geſtaltete ſich ächt germaniſch auf ſeine Weiſe, nach ſeiner Natur. Bürger und Stände, Mannen, große Vaſallen und Kaiſer traten in ein freies, lebendiges Verhältniß gegen einander und ein allgemeiner Sinn ſchien das Ganze zu beleben, das ganz Getrennte nicht theilweiſe, ſondern ganz zu vereinigen. Zwar erlebte Hildebrand nicht dieſe Zeit, aber er hatte ſie gegründet. Es war die Zeit der Hohenſtaufen, in welcher große Kaiſer und Päpſte mit einander rangen, ohne daß uns der äußere Kampf ſtören darf. Alles Leben iſt Streit; aber der großartige Sinn, der dieſen Kampf verherrlichte, unterhielt ein heiteres Leben, hemmte es nicht. Eine friſche Beweglichkeit, die jedes Gemüth für das Ganze gewann, entſprang aus dieſem Kampfe. So wollte ſich durch den mächtigen baierſchen Guelf eine ſcheinbar gefährliche Spaltung erzeugen. Die Päpſte ſuchten durch irdiſche Macht gegen die Kaiſer mitten im Lande zu kämpfen. Aber Heinrich der Löwe ſtürzte, ohne daß der Papſt an innerer Kraft verlor, ohne daß die Macht des Kaiſers jene einſeitige Wendung früherer Zeiten nehmen konnte. Vielmehr erhoben ſich durch ſeinen Sturz die mächtigen Häuſer, die den Grund legten zu jenen mannichfaltigen verwickelten Verhältniſſen der wunderbarſten und unergründlichſten aller Staatsverfaſſungen. — Das ariſtokratiſche Element, ein nothwendiges und innig mit der deutſchen Natur verwebtes, ward durch Heinrichs Sturz tiefer begründet, und der provinzielle Sinn bildete ſich mit dem nationalen zugleich, damit ein eigentliches Daſein ſich allenthalben in den größten wie in den kleinſten Verhältniſſen ächt organiſch entwickeln könne. Aus dieſer Friſche der Zeit entſprang jener höhere Sinn, der, nicht mühſam an den engen Verhältniſſen eines äußern Lebens, an kleinlichen Bedürfniſſen klebend, die Kreuzzüge erzeugte. Allenthalben in der ganzen catholiſchen Welt ſah man nun jene heitere Zeit, die zu den ſchönſten in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes gerechnet werden muß, ihren ganzen wunderſamen Reichthum entfalten. In England war zwar die urſprüngliche Nationalität zurückgedrängt, aber dennoch blühten die romantiſchen Normannen dort; Frankreich fing an die ſchönſte, liebenswürdigſte Eigenthümlichkeit zu offenbaren; in Dänemark herrſchten die Waldemare; die Normannen belebten das mittelländiſche Meer; alle innern und äußern Reichthümer der Erde bewegten ſich unter einander, aber aus Deutſchland waren die Tiefen der Zeit entſprungen, aus dem deutſchen Gemüth war die Kraft der Hierarchie aufgeſtiegen, ihre Kaiſer waren, ſo durch innere Stärke, wie durch äußere Macht, die mächtigſten der Erde, ihre Großen die mannhafteſten Ritter, andächtig, treu, ihre Bürger voll großen nationalen Sinnes, frei aus der eigenen Natur, Thätigkeit und Genuß hatte ein glückliches, gleiches Maß gefunden, ſo daß die äußern Lebensbedürfniſſe weder ſo gering waren, daß ſie den Sinn einengten, noch ſo groß, daß ſie das ganze Daſein in Anſpruch nahmen. Daher die freie, heitere Lebensweiſe, die jeden Bürger über die engen Schranken des eigenen Lebens zur großartigen Nationalität über die Nation hinaus in die tiefſte Welt der Religioſität hinüber führte. Unter den Hohenſtaufen entwickelte ſich jegliches Talent auf ſeine Weiſe. Ein Deutſcher ſtiftete die Rechtsſchule zu Bologna, die alte Welt fing an ſich zu regen, ihre wirkliche Herrlichkeit trat hervor, ohne der Eigenthümlichkeit der Geſinnung zu ſchaden, Wiſſenſchaft und Kunſt blühten, zwar jene mehr in abgeſonderten Begriffen, dieſe mehr in dem Leben ſelber befangen. Die Sprache bildete ſich und zeichnete ſich durch eine faſt unergründliche, tiefe Vollendung aus, ein geiſtiger Hauch, über das ganze Leben ergoſſen, erhöhete alle Verhältniſſe, belebte alle Gedanken, veredelte alle Töne der Zeit. Jetzt ward die alte Erinnerung des Stammes wieder wach, lang verſtummte Sagen wurden laut, das Lied der Niebelungen ward aus alten Liedern zuſammengeſetzt, wie vor Zeiten in Griechenland, als das eigene Leben ſich dort großartig entfalten wollte, die zerſtreuten Geſänge des Homeriſchen Epos. Die Minnelieder, die Rittergedichte erſchienen mit ihrer ganzen herrlichen Eigenthümlichkeit; in jenen offenbarte ſich die unendliche tiefe Sehnſucht der Liebe, reizende Blumen des lachenden Frühlings; in dieſen ſteigerten ſich die Thaten der Helden zur tiefſten Darſtellung eines unergründlichen Daſeins; und wenn die Minnelieder alles in der großen Einheit eines überſchwenglichen Gefühls verſchmolzen, und die unendliche Tiefe des bewegten Gefühls ausſprachen: ſo entwickelten die Rittergedichte in ihren bedeutenden Allegorien, die nicht wie äußere Gleichniſſe dem Leben bloß angeheftet waren, vielmehr als die eigentlichen Urbilder des Lebens aus dieſem ſinnvoll entſprangen, einen innern bewunderungswürdigen Reichthum des Schauens. Alle innere wie äußere Momente der Zeit ſchienen verworren, und entwickelten eine unüberſehbare Mannichfaltigkeit von Verhältniſſen, von Thaten, von Fehden, von Anregungen. Gedanken und Fertigkeit bewegten ſich bunt unter einander, wie in der an eigenthümlichen Geſtalten unendlich reichen Natur, aber innerlich war alles heiter und klar, licht und freudenreich durch die herrſchende Geſinnung. Wohl trat, wie zu jeder Zeit, das Schlechte mächtig hervor, und in der verſuchten Unterwerfung Italiens, in der Nichtswürdigkeit des aus allen Gegenden zuſammengeſetzten erſten Heeres der Kreuzfahrer, in dem Streit der Stände und Fürſten unter einander, ja allenthalben wollte es hervorbrechen; aber es vermochte den heitern Sonnenſchein der Zeit nicht zu trüben. In dieſer Zeit fing auch die deutſche Baukunſt an ihren eigenthümlichen großen Charakter zu entwikkeln. Wenn unter den Ottonen mehr ein Streben ſich zeigte, welches an dem Fremden haftete, ſo daß die chriſtlich-römiſche Cultur in der Sprache, in dem Sinn, in der Kunſt vorwaltete, ſo war jetzt vielmehr die eigene Natur mächtig geworden, und mit der eigenthümlichen Poeſie regte ſich die ächt deutſche Baukunſt, die im höchſten Sinne das Gepräge der Zeit trug. Aber eben deswegen, weil ſie das vollendetſte Bild des damaligen Lebens darſtellt, wollen wir ihr eine kurze Betrachtung widmen. Schon in der Poeſie der damaligen Zeit nehmen wir die Neigung wahr, alles Lebendige eigenthümlich zu geſtalten, durch einfache, aus dem Geſonderten wie ſein eigenes ſchönes Maß, entſprungene Umriſſe zu beſtimmen, und dennoch alles einem Höhern zu weihen. Die tiefſten Töne eines bewegten Gemüths vernehmen wir in den älteſten Gedichten, in allem, wo fremder Götzendienſt das Heimathliche nicht verdrängte; und wie in jenem deutſchen Dom, einem erſtarrten Epos gleich, das mannichfaltigſte, unergründlichſte Leben von einer großen Idee ergriffen, der unſichtbaren Gewalt Gottes geweiht iſt: ſo ſind in dem Niebelungenliede, einem lebendigen Dom vergleichbar, die vielfältigſten in wunderſamen Verſchlingungen dargeſtellten Formen eines großen Daſeins dem gewaltigen Verhängniß geopfert, das mit ſeiner mächtigen Kraft durch alle Verhältniſſe hindurch ſchreitet, und alles Leben in einem großartigen Tod vereinigt, keinesweges verdrängt.

Aber in den Monumenten der deutſchen Baukunſt liegen alle Elemente der ſchönſten Zeit, wie in einer bedeutungsvollen Verſteinerung geſchloſſen, und die Kraft, die Geſinnung, die dieſe Steine belebte, war die eigentliche blühende in Deutſchland. Der deutſche Künſtler in dieſer glücklichen Zeit, als die neu lateiniſche Verbildung den nationalen Sinn noch nicht verdrängt hatte, ſtellte ein treues Bild ächt deutſcher Geſinnung dar. Selſt in den, den äußern Bedürfniſſen gewidmeten Kunſtwerken konnte er der Neigung, einem jeden Theile der Producte eine eigenthümliche Bildung zu geben, nicht widerſtehen. Mannichfaltige Verzierungen wurden bis in den kleinſten unſcheinbarſten Theilen mit derſelben unermüdlichen Sorgfalt, mit derſelben andächtigen Treue, wie das Große, ausgearbeitet. Auch in der altdeutſchen Mahlerſchule, die freilich ihre Blüthezeit ſpäter erreichte, hier aber nicht mit Unrecht erwähnt wird, weil ihr eigentliches Weſen in dieſer Zeit keimte, zeichnen ſich die Meiſter der ſchönſten Zeit durch die große Aufmerkſamkeit und gleichmäßige Treue aus, die auf das Einzelne, auf das Nebenwerk ſelbſt bis zum ſcheinbaren Kleinlichſten verwandt wurde. Die niederländiſch-deutſche Schule, deren große Meiſter van Eyk, Schouten Hämmerling, Lucas von Leyden, die Nürnberger, deren trefflicher Herr und Meiſter, der kunſtreiche, erfahrne und hochbegabte Albrecht Dürer, haben in den Zeiten, als die tiefe Andacht noch den hohen Sinn der Bilder erhob, eben dadurch einen unendlichen Reiz, wirken eben darum ſo tief rührend, weil der Künſtler mit gleicher Freude und Hingebung bei dem Kleinſten wie bei dem Ganzen, ſo ſichtbar verweilt hat, daß ihm nichts zu gering dünkt. Es iſt der nämliche Sinn, der als Gründlichkeit die deutſche Gelehrſamkeit auszeichnet, der in dem ganzen deutſchen Leben bis ins Kleinſte das Eigenthümliche gebiehrt und pflegt. Doch am herrlichſten offenbart ſich der nationale Sinn in allen ſeinen Tiefen durch die deutſche Baukunſt, dargeſtellt durch unvergängliche Werke, durch jene niederländiſche Tempel, durch manche Gebäude in dem vormals burgundiſchen Frankreich, in dem mit Deutſchland ſo enge verbundenen Italien, hier mit der antiken Baukunſt mehr oder weniger verſchmolzen, in Deutſchland ſelbſt, vorzüglich durch die Stephanskirche in Wien, durch den Straßburger Münſter, und vor allem durch den Cöllner Dom, die erhabenſte und kühnſte architektoniſche Idee, die die Welt ſah. Der Grieche verliert nie das Allgemeine aus den Augen; heiter und einfach weiß er Alles für die beſtimmte Abſicht zu bereiten; und der Anblick eines griechiſchen Gebäudes hat eben deßwegen etwas ſo Erfreuliches und Gefälliges, weil Abſicht und Ausführung auf eine klare Weiſe in eins fallen. So tritt das Allgemeine als das Herrſchende bei ihm hervor; wie in ſeinem Leben, wie in ſeinem ganzen Daſeyn, ſo auch in ſeiner Kunſt. Wie ganz anders der Deutſche. In einen unermeßlichen Abgrund von Produktionen ſtürzt er ſich kühn hinein, eine Welt von Geſtalten und Formen, jede mit gleicher Sorgfalt behandelt, quillt aus ſeiner belebenden Hand. Im Cöllner Dom iſt keine Säule, wie die andere, die Verzierungen der Kapitäler unendlich mannichfaltig, die Mauren, die Thüren ſcheinen ſich zu beleben und aus jedem Punkt drängt ſich ein anders geſtaltetes Leben hervor. Selbſt das Licht muß ſich in glänzenden Farben zertheilen, die Farben in leuchtende Geſtalten zuſammenrinnen, um durch myſtiſche Beleuchtung das Ganze zu erhellen, damit allenthalben eine große bedeutungsvolle, lebendige Welt uns entgegentrete. Ja damit alle Momente ſich durchdringen, müſſen alle Künſte in eine Kunſt verſchmelzen, und man kann behaupten, daß das Weſen der deutſchen Baukunſt eben die Einheit der Mahlerei, der Bildhauerkunſt und Baukunſt ſelbſt ſey. Das Licht muß ſich in farbigen Bildern geſtalten; aber erhalten nicht dieſe leuchtenden Bilder eben durch die allgemeine Beleuchtung einen architectoniſchen Sinn? und erſcheinen die dämmernden Hallen nicht als der dunkle Hintergrund, die jene wunderſam herrliche, in Farbengluth getauchte Bilder erſt ſichtbar machen? Quillt nicht ein Lebendiges aus den Mauern hervor, und wachſen die Geſtalten nicht in die Mauern hinein, und dehnen und formen ſich mit den großen ſchlanken Säulen? So begegnet ſich das Starre und das Bewegliche, Maſſe und Licht, und durchdringen ſich um eine unendliche Welt zu bilden. Man ſollte glauben, daß bei einem ſo mannichfaltigen, mit dem Kleinſten ängſtlich beſchäftigten Streben das Ganze ein Monſtrum, ohne Ende und Ziel, einer widerwärtigen Zuſammenhäufung ähnlich, ſeyn müſſe. Aber eine wundervoll tiefe Abſichtlichkeit hat das unüberſehbare Ganze geordnet. Sicher ruhen, dem Zeitenwechſel Trotz bietend, die feſten Mauern, die Säulen haben ſich ſtolz und ſchlank in einfacher Ordnung geſtellt; ein wunderbarer Geiſt geheimer Eintracht verbirgt die unendliche Mannichfaltigkeit, ohne ſie aufzuheben. Man nimmt nicht einmal die Verſchiedenheit der Säulen wahr. Ein großer, aus tauſend verſchiedenen zuſammengeſchmolzener, Eindruck ergreift den Hereintretenden; nichts, was die tiefe und ſtille Empfindung ſtören könnte, tritt ihm entgegen. Und wenn nun die glänzenden Farbenbilder und die ſtarren Geſtalten ſich begegnen; wenn die Orgel wie Meeresbrauſen hineinſtürmt; wenn der laute Geſang alter Choräle Freud und Leid aus den verborgenſten Tiefen des geheimſten Daſeins hervorlockt, dann bleibt uns nichts übrig, als in den Fluthen der unſichtbaren Welt unterzugehen, die unmittelbarſte Nähe des Heiligſten mit grauenvollem Entzücken zu empfinden, und in dem überſchwenglichen Gefühle eines höheren Daſeyns hinzuſinken und anzubeten.

Aber wie jener Dom war das Leben, die Fürſtenthümer mit ihren Häuptern, die Beſitzthümer mit ihren Herrn, die Städte mit ihren Bürgern. Die Säulen des unendlich mannichfaltigen Reichs waren alle anders geſtaltet, aus ihnen quoll ein reiches Leben hervor, jegliches auf ſeine Weiſe, und was ſich ſo ſelber ergriff blieb dennoch mit dem Ganzen verſchmolzen. — Bunte, heitere Geſtalten und Thaten beleuchteten dämmernd das Ganze; die Farbengluth des Ritterthums, das Licht der Liebe belebte die Maſſe; die Kriegesdrommete tönte durch Wald und Gebirge, wie die Orgel der Nation; das Waffengeklirr des mannhaften Volks, lebendig kämpfend für das Höchſte, löſte ſich ſelbſt verſöhnend in einer großen Idee auf — durch die Welt ſcholl der Ruf des Herrn und Erlöſers, und das ſcheinbar verworrene Drängen rundete ſich in dem erhabenen Gewölbe, wo ſich Kirche und Staat begegneten. Aber wie in der Kunſt, ſo auch im Leben erlahmte der Geiſt der Zeit an dem Rieſenwerke das unternommen war! Unvollendet blieben beide — den beiden hohen Thürmen, die nie fertig wurden, gleich, ſollten Kaiſer und Papſt das Entfernteſte vereinigen — aber nur der tiefe Gedanke iſt in dem großen Gebäude wahrzunehmen. Dennoch war nie eine Zeit reicher als dieſe. Die ſchönſte Blüthe verwelkte allmählig, um einer andern Platz zu machen, die ſich noch nicht entfaltet hat.

Es iſt gewiß, daß die Reichsverfaſſung in ihrer blühendſten Zeit, und als eine tiefe Einheit alle Elemente des Daſeyns im großen Sinne verknüpfte, ohne die die Hierarchie nicht begriffen werden kann; als daher dieſe unſicher ward, und zu ſchwanken anfing, verlor auch die kaiſerliche Gewalt ihre innere zuſammenhaltende Kraft. Die Macht der Großen hatte der erbliche Beſitz begründet, die der Kirche die Ueberlieferung; Tradition, und Erbadel unterſtützten ſich wechſelſeitig; und wie der Adel die Continuität der äußern Verhältniſſe, ſo unterhielt die Weihe den lebendigen Zuſammenhang des Glaubens. So lange die freien adeligen Beſitzer ein gemeinſchaftliches Leben ſuchten, und fanden, blühte das Kaiſerthum; ſo lange der Glaube ſeinen Mittelpunkt auch für das Leben feſthielt, die Hierarchie. — Jene herrſchende Geſinnung können wir die eigentlich geſchichtliche Inſpiration nennen, aller äußere

Zwieſpalt konnte ſie, ſo lange ſie ihre innere Kraft behielt, nicht ſtören. Was nun dieſe Einheit in beiden Richtungen ſchwankend machte; was die Gährung hervorbrachte, aus welcher eine neue Zeit hervorgehen ſollte; wo das belebende Element lag, haben wir zum Theil ſchon angedeutet, als wir im Allgemeinen die Zeit nach den Kreuzzügen betrachteten, zum Theil werden wir es noch weiter entwickeln. Hier ſey es vergönnt die Hauptmomente der verworrenen Zeit, mit welcher das Mittelalter in Deutſchland anfing, ſo weit es unſern Zweck erheiſcht, hervorzuheben.

Die Päpſte wurden allmählig mehr geiſtliche Fürſten; ihre Macht zwar gründete ſich auf den alten Glauben, aber ſie blühete nicht auf in der alten Herrlichkeit. Was geiſtig geboren war, entfaltete ſich als ein Irdiſches; die gefährliche Spitze, an welcher das Höchſte, wenn es in irdiſcher Pracht erſcheinen will, unſicher wird, war erreicht, und die Religion verſank eben da, wo ſie in ihrer höchſten Reinheit erſcheinen ſollte, in Politik. Es war nicht mehr eine himmliſche Flamme, die aus allen Herzen hervorſtieg, und ſich auf dem gemeinſchaftlichen Altar in Rom anzündete. Ein irdiſches Feuer brannte dort, und von dem angeſteckten Mittelpunkt ging die Zerſtörung auf alle Glieder der Kirche über. Nun ſollten die Concilien die Retter des Papſtthums werden. Aber was die frühern Concilien waren, die aus fröhlicher Geſinnung in der Blüthezeit heiliger Einfalt einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ſuchten, durch die Andacht wahrhaft geweiht, das konnten die ſpätern, die aus den Trümmern der zerſtörten Einheit, aus der Erſchlaffung des abgeblühten Lebens entſprungen, niemals ſeyn. Die Concilien vermehrten den Zwieſpalt der Kirche, vermochten keineswegs ihn zu vernichten. So wie die Ariſtokratie in der Kirche, und aus den nämlichen Gründen entwickelte ſie ſich in den deutſchen Staatsverhältniſſen. Wie nach Karl des Großen Tode Europa in Nationen zerfiel, ſo allmählig Deutſchland nach der Zeit der Hohenſtaufen in Fürſtenthümer, deren inwohnender Sinn der Einheit widerſtrebte. Oeſterreich war unter den Babenbergen mächtig geworden; nach dem Sturz von Heinrich dem Löwen waren einzelne Häuſer hervorgetreten. Unter wechſelnden Fürſtenhäuſern hatten mehrere Provinzen ſich geſondert. Die Pfalzgrafen hatten die geliehene Gewalt des Kaiſers in ſeinen rheiniſchen Domainen nach und nach in eine eigene verwandelt. Die Wittelsbache waren in Baiern mächtig; in Norddeutſchland war noch immer Braunſchweig, der Reſt der guelfiſchen Beſitzungen, bedeutend; in Sachſen herrſchte nach dem billungiſchen Hauſe das mächtig gewordene anhaltiſche hier und in Brandenburg, bis Sachſen zur Kurwürde gedieh unter dem Herzoge von Meiſſen, Brandenburg bedeutend ward unter den edeln Hohenzollern; Heſſen hatte ſich unter einem thüringiſchen Nebenzweig entfaltet, und ſo entſtanden allmählig die getrennten Länder, die jetzt unter mehr oder weniger mächtigen Fürſten Deutſchland beherrſchten. Leider bildete ſich, als die kaiſerliche Gewalt ſank, jener enge Familienſinn der Fürſten, der an die Stelle der großartigen nationalen Geſinnung früherer Zeit trat, und der — wie in Frankreich die trügeriſche Diplomatik in den gewöhnlichſten Verhältniſſen des Lebens zur Etikette ward — von den Fürſten aus das ganze Leben anſteckte, und, wenn auch auf eine eigene Weiſe geſtaltet, auch in Deutſchland allen Sinn von dem Ganzen ab und auf die engſte Gegenwart zerſtörend hinlenkte. Auch dauerte es lange, ehe die Gewalt der Fürſten ſo weit gedieh, daß ſie in ihren getrennten Ländern Ruhe und Ordnung einrichten konnten. Die Geſinnung, welche die Gewalt der Kaiſer unſicher machte, trennte die Vaſallen, die Mannen von den Fürſten; und wie der Kaiſer unfähig war, den Eigenwillen der Fürſten zu beugen, ſo konnten auch dieſe die Zwietracht mächtiger Beſitzer in ihren Ländern nicht heben. So entſtand das Fauſtrecht, welches ſich in dieſer Verwirrung erſt ausbildete. Vergebens ſuchte der große thätige und in mancher Rückſicht treffliche Rudolph von Habsburg den alten Sinn wieder zu erwecken. Während des Interregnums hatten unſinnige innere Kämpfe das Reich erſchöpft; ſchon ein Großes mußten wir es nennen, daß es ihm gelang, die Gährung zu hemmen, wobei ihn die allgemeine Erſchlaffung unterſtützte; aber den Grund der herrſchenden Zwieſpalt, den gährenden Stoff konnte er nicht vertilgen. Nur das heitere Leben ſelber zeigt den Tod in ſeiner Nichtigkeit; aber dieſes war entflohen. Vergebens ſuchte Albrecht einſeitig die Monarchie gegen die Ariſtokratie hervorzuheben, an dem Freiheitsſinn der Deutſchen zerbrachen die Künſte, die in Frankreich wohl, aber nicht in Deutſchland gedeihen konnten. Dabei wurden die Verhältniſſe Deutſchlands gegen andere

Staaten verwickelter. In Italien hatten die Städte ſich erhoben, und die deutſchen Kaiſer, nachdem ſie ihre alte Gewalt ſelber geſchwächt hatten, wollten dennoch die Herrſchaft nicht aufgeben, die ausgebildete Monarchie in Frankreich, das Unglück ſelber hatte die Nation vereinigt, und Deutſchland mußte die wachſende Macht fürchten. Polen, vorzüglich aber Böhmen und Ungarn fingen an, einen bedeutenden Einfluß auf die Schickſale des Reichs zu zeigen. Ein böhmiſcher Fürſt war ſchon öſterreichiſcher Herzog geweſen; deutſche Könige und Kaiſer herrſchten in Böhmen und Ungarn; oft auch in beiden. So von fremdem Intereſſe zerſplittert und zerſtreut, in ſeinen edelſten Kräften gelähmt, in ſich uneinig, bedroht von den heranwachſenden fremden Mächten, wäre ohne allen Zweifel das Reich gänzlich geſunken, wenn nicht der inwohnende, zurückgedrängte, aber nie getödtete Sinn der Nation ein Rettungsmittel aus ſich ſelber entwickelt, ſelbſt in der traurigſten Zeit allgemeiner Zerrüttung eine ſchöne innere Kraft, und aus der herrſchenden Gährung eine eigenthümliche Blüthe entfaltet hätte, die, wenn ihr Daſein in dem höchſten Glanze auch nur kurz war, dennoch für eine unendliche Zukunft den Keim neuer Entwickelungen in ſich enthielt. Es war nämlich eben jene Zeit die des hervortretenden dritten Moments der deutſchen Geſchichte — der Demokratie.

Wir haben geſehen, wie die Freiheit der Städte aus dem eigenthümlichen freien Sinn der Germanen allmählig entſprang. Das ſteigende Gewerbe, der lebhaftere Umtauſch verarbeiteter Producte, die Vermehrung der Bedürfniſſe, die in jedem Lande immer mehr die Erzeugniſſe der entfernteſten zuſammendrängte, ſteigerte den Einfluß der Städte, ihre Macht und, durch eigenthümliche Einrichtungen und Gunſt der Kaiſer, ihre Rechte. Schon unter den fränkiſchen Kaiſern hatten Soeſt, Lübeck, Magdeburg, Cölln bedeutende Rechte erhalten, die Quellen der übrigen — unter den Hohenſtaufen fingen mehrere Städte an ſich zu verbinden. Je mehr die Uneinigkeit unter den Großen zunahm, je mehr die alte Einheit ſich in verwirrender Zerſtörung aufzulöſen drohte, deſto inniger verbanden ſich die Städte. Lübeck und Hamburg verbanden ſich ſchon im Jahre zwölf hundert und ein und vierzig; während des Interregnums trat die Verbindung der ſiebzig rheiniſchen Städte hervor; allmählig erweiterten ſich die Bündniſſe, bis die mächtige Hanſa in ihrer vollen Kraft ſich entfaltete. Nur in Deutſchland, nur wo ein innerer tiefer Freiheitsſinn, indem er ſondert, verbindet, nur durch Kampf gegen den Adel, der hier die innere freie Thätigkeit erweckte, nicht hemmte, konnte ein ſolcher Bund entſtehen. Achtzig Handelsſtädte hatten ſich verbunden; Brügge, London, Bergen, Nowgorod traten dem Bündniſſe bei. Es gab in der glänzenden Zeit der Hanſeſtädte keine Gewalt im Reiche, die der ihrigen gleichkam. Das geſunkene Dänemark mußte ihre Macht fürchten. Die Schweizer in ihren Gebirgen urſprünglich frei, wie die Norweger im Norden, gaben das Beiſpiel eines edlen durchaus reinen Kampfs, als die Habsburger ihre Rechte antaſten wollten. Eine Bundes-Republik bildete ſich, deren großes Beiſpiel höchſt thätig wirkte, der Glanz italieniſcher Städte feuerte an, Städte des Schweizerbundes bildeten eine Vermittelung zwiſchen jenem freien Bundesſtaate und den vereinigten deutſchen Städten, ſo wie dieſe auf die dem Sinne nach ächt deutſchen niederländiſchen Städte einwirkten. Wo in den Ländern des deutſchen Reichs durch mancherlei Zufälle die herrſchende Familie weniger mächtig war, da gediehen die Städte und die geringern Vaſallen. In Franken verbanden ſich die Reichsritter, eine Menge Reichsſtädte bildete ſich in Schwaben. Als ſpäter die Herzöge von Wirtemberg einen großen Theil von Schwaben vereinigten, vermochten ſie nicht die Spuren herrſchender bürgerlicher Freiheit zu verdrängen; dieſe legte vielmehr den Grund zu der trefflichen Verfaſſung, die in unſern Tagen ſo bedeutend geworden. Die Reichsſtädte in ihrer Unabhängigkeit haben einen auffallenden Beweis von dem ſchönen Gemeinſinn der Deutſchen gegeben. Ihre herrlichen Verfaſſungen, die, wenn auch der äußern Form nach nicht ſelten ariſtokratiſch, dennoch beſtändig die Erhaltung allgemeiner Freiheit beabſichtigten; der ungewöhnliche Beſtand ihrer Einrichtungen, die ſich nicht durch äußere Gewalt, vielmehr durch Gemeinſinn erhielten, zeichnen ſie ſelbſt von den italieniſchen Städten aus, deren fortdauernde unruhige Gährungen ihr glanzvolles Daſein zwar erzeugte, aber auch ſchnell vernichtete. In Deutſchland brachen zwar, und eben zur Zeit ihrer höchſten Macht, in den Städten nicht ſelten Unruhen aus; Bürger und Obrigkeit, Zünfte unter einander, benachbarte Herren, die oft in den Städten ſich Einfluß zu verſchaffen wußten, erregten bedenkliche Kämpfe, wie in Cölln, in Strasburg, in Hamburg u. ſ. w; aber der Sinn blieb nach dieſen Gährungen derſelbe, lebendig, alles erhaltend. Das Gefühl des bürgerlichen Stolzes, die unerſchütterliche Rechtlichkeit, jenes Unwandelbare der Geſinnung, trat dem ritterlichen Ehrgefühl gegenüber, nicht weniger tief in der innerſten edlen Natur der Germanen gegründet. Wie urſprünglicher Beſitz zum Erwerb, verhielten ſich die Adeligen zu den Bürgern. Der Beſitz geht von einem Endlichen aus, die Freiheit des Beſitzers gründet ſich auf die Sicherheit des Ererbten; ja eben jene urſprüngliche Sicherheit gebar die Kühnheit der Geſinnung, die einem Unendlichen nachſtrebte. Der Erwerb geht von einer unbeſtimmten Unendlichkeit, als dem unmittelbar Gegebenen, von Talent, von Geſchick, aus, und ſucht ſich in der Erſcheinung als ein beſtimmtes Daſein zu offenbaren. Freilich ſind jene beiden Formen nie rein getrennt; aber das Ueberwiegende beider Momente und ihre Verhältniſſe gegen einander haben dennoch nicht allein allen geſelligen Einrichtungen ihr eigenthümliches Gepräge gegeben, ſondern tief auf die innerſte Geſtaltung der nationalen Geſinnung eingewirkt.

Durch den Beſitz iſt mehr die Vergangenheit, das Ruhende, Ueberlieferte, durch den Erwerb mehr die Zukunft, das Bewegliche, eben Entſtandene dargeſtellt. Iſt die Freiheit innere That, ſo iſt bürgerliche Freiheit ohne Widerſpruch die reinſte Darſtellung derſelben als ſolche. Iſt es gewiß, daß innere That ſich nur in einer äußern ſelber erkennt und begreift, ſetzt die letztere aber ein beſtimmtes Maß der erſtern, welches wir wohl Beſitz nennen können, voraus; ſo iſt dennoch die Sicherheit eines urſprünglichen Beſitzes die Grundlage der Offenbarung aller Freiheit. Als die Zeiten in Deutſchland umſchlugen, da bildeten ſich die Städte in ihrer Beweglichkeit, während die adeligen Beſitzer in ihrer uralten Form verharrten, recht eigentlich wie Vergangenheit und Zukunft einander gegenüber. In den frühern heitern Zeiten der Hohenſtaufen waren dieſe Momente des Staats, eine wahre Gegenwart bildend, auf eine lebendige Weiſe in einander hineingebildet; ſie ſelbſt aber waren in einer unvollendeten Entwickelung begriffen; der Geiſt der erwachten Nation forderte aber eine beſtimmte Entfaltung der mannichfachen Kräfte, die in beiden ſchlummerten, und in der Trennung, die noch nicht aufgehoben iſt, und in dem bald der ererbte Beſitz' der Adeligen über den erworbenen der Bürger, bald dieſer über jenen einen vorübergehenden Sieg errang, entwickelte ſich in dem Kampf und dem äußern Widerſtreben das innerſte Weſen beider Richtungen in ſeiner wahrhaften Unendlichkeit, um in einer höhern Durchdringung eine tiefere Offenbarung zu begründen. Jene Trennung geſchah allmählig. Je näher die Städte den frühern ſchönern Zeiten waren, deſto größer der allgemeine nationale Geiſt; ja die Bündniſſe unter den Städten, die Macht der Hanſa, und der große Styl, in welchem der Handel ſich entfaltete, die Künſte blüheten und aus der Mitte der Städte die deutſche Baukunſt durch ewige Werke ſich kund that, waren Früchte jener Zeit, die, nachdem die Blüthenzeit ſchon verſchwunden war, reiſten. —

Wie die Städte ſich zu den großen adeligen Beſitzern, ſo verhielten ſich die Univerſitäten zur Kirche. Sie ſtellten den eigentlichen demokratiſchen Moment der Kirche dar, nachdem, wie im Reiche, ſo in der Kirche, der ariſtokratiſche durch die Concilien ihren mehr zerſtörenden als aufbauenden Einfluß geäußert hatten. Wie der erbliche Beſitz ſich zum Erwerb, ſo verhält ſich die Tradition zur Wiſſenſchaft. Generationen waren mit einander verſchmolzen durch den ererbten Beſitz, der Väter Glaube ging auf die Nachkommen unverändert über durch die Ueberlieferung der Kirche. Alles Innere war, wie ein urſprünglich Geſchenktes, Gegebenes, welches in äußern Thaten ſich kund thun wollte. In der Wiſſenſchaft iſt die innere geiſtige That, die unmittelbar gegebene unbeſtimmte Unendlichkeit, wie in dem äußern Erwerbe das Urſprüngliche. Zwar ſcheint das Ererbte, Ueberlieferte etwas Größeres, Vornehmeres zu ſeyn. Es iſt die innere urſprüngliche Sicherheit des Daſeyns, welches ſich in dem unerſchütterten Glauben, in dem überlieferten Beſitze der Edlen, wie ſelbſt in dem Genie darthut. In dieſem Sinne iſt die Ueberlieferung ſelbſt in dem Erwerbe das eigentlich Wahre. Der hervortretende Erwerb, ſowohl der geiſtige als irdiſche, hat etwas Geringeres, er geht von der Knechtſchaft aus, ja er erhält erſt Bedeutung, indem er wird, was der Beſitz urſprünglich iſt. Mannichfaltige Gefahren lauern in dieſer Richtung, die das Heilige, innerlich Starke und Freie in der Geburt zu erſticken drohen. Wir fühlen uns bei allem, was wir erſt erwerben müſſen, von Verhältniſſen eingeengt, von Rückſichten befangen. In dem Kampfe gegen dieſe werden wir aber zu oft von den Ketten inniger umſchlungen, die wir abwerfen möchten; ja ein bloßes Spielen mit dem Geringern, mit den Verhältniſſen und Rückſichten, gilt uns für Freiheit. In den erſten Anfängen erſchien dieſe Richtung, wie alles Bedeutende, in ſeiner Geburt mit großer Energie. Jene grundloſe Tiefe des Scheidens, Trennens und Vergleichens zeigt eine innere Kraft, die man leichter beſpötteln als begreifen kann. Das Streben der ſcholaſtiſchen Philoſophie, jeden Begriff ſcharf zu ſondern, die unendliche Mannichfaltigkeit aus der Region der Gedanken genau für die Betrachtung heraus zu heben, iſt in der That die Aeußerung jener echt germaniſchen, ſondernden Natur, die im Reiche, in dem Leben, in der Kunſt ſo bedeutend hervortritt, und wir getrauen uns ſelbſt, aus der geringen Kunde dieſer Philoſophie zu beweiſen, daß die echt chriſtliche, ſcholaſtiſche Philoſophie, vorzüglich wie ſie in Italien und Deutſchland ſich entwickelte, eben ſo dem innerſten Weſen nach verſchieden iſt von der ſarazeniſch ariſtoteliſchen, wie die deutſche Baukunſt von der ſarazeniſchen, ſo daß bei beiden nur eine leichte, oberflächliche Aehnlichkeit irre führen kann. Von jener wirklichen unergründlichen Tiefe, die das ſcharf Geſonderte innerlich verband, die ſich auch, der herrſchenden Anſicht entgegen, wie bei Raimond Lullius eigenthümlich ausbildete, iſt in der ſarazeniſchen Philoſophie keine Spur. Aber ſelbſt der freie, kühne Sinn, der ſich in den gelehrten Kämpfen des elften und zwölften Jahrhunderts zeigte, iſt eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Leider ſind unſere Nachrichten über den Kampf zwiſchen den Nominaliſten und Realiſten, über den merkwürdigen Streit zwiſchen Abälard und Champeaux, höchſt unvollſtändig; dennoch ſcheint es gewiß, daß ſie die höchſten Probleme der Spekulation betrafen, und bekanntlich war in dieſer Zeit der Einfluß der arabiſchen Philoſophie, ja ſelbſt des Ariſtoteles, nicht ſo allgemein, wie ſpäter. Abälard gründete den großen Ruf der Univerſität zu Paris, und es muß denen, die verſchloſſen ſind gegen jene Geiſtesrichtung, die in ihr nur ein bedeutungsloſes Spielen mit todten Begriffen ſehen, ſonderbar vorkommen, wenn ſie wahrnehmen, wie in einer Zeit, die auf das tiefſte bewegt war, als die Hierarchie in ihrer größten Form ſich entwickelte, als der größte Kampf, der jemals gekämpft wurde, die ganze Welt erſchütterte, als Ritterthum, Poeſie und das tüchtigſte Leben vorherrſchten, jene ſcheinbar finſtere, in tödtenden Abſtraktionen verſunkene Philoſophie, nicht allein hervortreten, im Einzelnen ſich ausbilden, ſondern auch allgemeine, ja große und merkwürdige Theilnahme erregen konnte. Dieſer Moment aber war, wie die übrigen der Zeit, ein innerlich aus dem eigenthümlichſten Leben hervorquillender. Wie der Päpſte großer Sinn, der Ritter kühnes Streben, Bernhards Dogmatik, des Einſiedlers begeiſternde Reden, der Dichter zarte Lieder, war auch jene herbe, ſtrenge Richtung geiſtiger Selbſtthat ein bedeutungsvoller Theil des damaligen Daſeyns; und wie eine tiefe Erinnerung durch die Kirche, durch die Sagen, die lebendig wurden, durch die

Thaten der edeln Geſchlechter die Gegenwart durch die ganze Fülle der Vergangenheit belebte, ſo eröffnete jene Selbſtthat des Geiſtes, wie das Ringen der Bürger, eine unendliche Zukunft. Wie beide Richtungen mit einander verbunden waren, wie geiſtige Freiheit die bürgerliche nährt, zeigte ſich ſchon frühzeitig, und Arnold von Brescia, der den mächtigen Papſt in ſeinem Hauptſitze anzugreifen wagte, der die römiſche Republik herſtellen wollte, war Abälards Schüler.

Aber die ſchöne Zeit, und was ſie Großes gewollt, war verſchwunden. Einmal in die Ketten irdiſcher Verhältniſſe, irdiſchen Denkens hineingeriſſen, kann der Menſch jene Einfalt und Unbefangenheit nicht wieder gewinnen, aus welcher die Hierarchie, wie das frühere Kaiſerthum hervorquoll. Immer mehr und mehr ward ein Jeder, auch innerlich an ſich ſelber gewieſen. Der große Sinn, der die Vereinigung der Hanſa ſchuf, der das Geſchick der Bürger zur großartigſten Kunſt ſteigerte und die Reflexion ſelber zum höhern Leben beugte und rundete, verſchwand immer mehr. — Der Kaiſer war durch die mächtigen Fürſten in ſeiner innerſten Kraft gelähmt, die Churfürſten, als ſie die Unabhängigkeit des Reichs von dem Papſte erklärten, haben hiermit zugleich die Unabhängigkeit der Fürſtenthümer von dem Kaiſer, den Egoismus der Fürſtenhäuſer, der die Einheit verdrängte und den Gemeinſinn zu vernichten drohte, ausgeſprochen; die geringern Vaſallen ſuchten ſich als Stände im Gegenſatz gegen die Fürſten zu erhalten; der bürgerliche Sinn ward immer enger, jene fröhliche Poeſie, die ſchöne Sprache, die als ein vermittelndes Organ zwiſchen Ritterthum und Kirche ſich entwickelt hatte, verlor den zarten Hauch, den ſie nur in und mit dem allgemeinen Leben hatte. Jetzt erſt nahm der Aberglaube die entſchiedene finſtere Richtung, die ſelbſt das Unerklärbare und Räthſelhafte des Daſeyns für die engſte Perſönlichkeit gewinnen will; allmählig ward die Sprache rauh, der Sinn trübe, die Hände erlahmten und zogen ſich von den Rieſenwerken der Baukunſt zurück, die, wie alles Große, als eine unvollendete Ruine übrig blieb. Was die Vorzeit Großes gethan, Tiefes gefühlt, Herrliches gebildet hatte, ward eine immer mehr und mehr ſchwer zu enträthſelnde Hieroglyphe für das geſunkene Geſchlecht. Mechaniſch erſtarb der lebendige Glaube in äußern Werken, und während das Reich ſo in ſich verſank, bildete ſich die franzöſiſche Monarchie, jene einſeitige Richtung des Verſtandes, die äußerlich das innerlich Zerfallene zu verbinden ſtrebte, an die Stelle der Ehre die Eitelkeit, an die Stelle der innern Andacht die Klugheit ſetzte. Zwar hatte dieſer Verfall, dieſer innere Zwieſpalt mehr oder weniger ganz Europa ergriffen; aber der Mittelpunkt des bloß äußern Strebens hatte ſich in Frankreich geſtaltet, und fing an, Paris an die Stelle von Rom zu ſetzen. Die Eroberungsſucht des franzöſiſchen Hofes, der Einfall in Italien zumal, erregte die Beſorgniß. Kaiſer Siegmund war ein Spiel der franzöſiſchen Politik. Als Karl der Kühne ſank, war das in ſich zerfallene Reich den Anfällen der mächtigen Nachbaren preisgegeben. Maximilian ſah, kannte die Gefahr, ſuchte durch äußere Mittel aufrecht zu erhalten, was innerlich nicht mehr verbunden war. Stehende Heere ſollten den Egoismus der Mächtigen bändigen, und die ſowohl innerlich als äußerlich entwaffnete Nation ſchien den Geiſt wahrhafter Kämpfe verloren zu haben. Da trat dem in ſich gährenden Deutſchland gegenüber auf eine wunderbare Weiſe mit ihm verbunden das ſtarre Spanien hervor; aber die Kraft der Vergangenheit, die hier lebte, die dämmernde Zukunft, die ſich in Deutſchland zu entwickeln anfing, blieben ſich fremd, nur waren beide, weil ſie die theuerſten Schätze der Geſchichte bewahrten, gegen jenes Land des Verſtandes, der trügeriſchen Politik, gewendet, als fühlten ſie, daß ſie hier einen Dämon bekämpfen müßten, der, was ihr inneres Weſen ausmachte, immer mehr verdrängen und verfinſtern ſollte. Indeſſen was die Staaten, das Leben an Einheit verlor, das ſchien im Einzelnen erſetzt zu werden. Die Wiſſenſchaften entwickelten ſich, große Entdeckungen waren vorbereitet. Die alten Sprachen wurden auch in Deutſchland ſorgfältig betrieben; die Univerſitäten in Heidelberg, in Prag, verbreiteten Liebe zur eigenen Nachforſchung; Agricola war auf der erſten Univerſität der berühmte Lehrer; in den Niederlanden, am Rhein, blüheten die Städte; der Handel von Augsburg, Nürnberg und Antwerpen ward auch nicht durch die Entdeckung der neuen Welt erſchüttert; unter Karl dem Fünften beſaßen die Fugger, die den bedrängten Kaiſer ſo oft retten mußten, ganze Provinzen in Amerika; auch erhielt ſich bei mächtigen bürgerlichen Familien, bei den Gelehrten, bei den Edlen das alte Gemüth, das nur keinen Mittelpunkt finden konnte. Karl der Fünfte, vielleicht nicht ohne großen Sinn, aber ergriffen von zwei widerwärtigen Elementen, die er nicht zu vereinigen vermogte, konnte den Zwieſpalt nicht heben, dem er ſelber innerlich unterlag. Im Einzelnen, auf einem jeden Punkt ſah ein jeder klarer, viele Einrichtungen des geſelligen Lebens waren in ſich vollendeter, viele Geſetze beſtimmter, aber die allgemeine Klarheit des Daſeins ward immer mehr zurückgedrängt. Als die Germanen in uralten Zeiten ihr großes Reich gründeten, da waren es äußere Thaten die einander widerſtrebten. Wie die rohen Elemente in der Pflanzenwelt einen Mittelpunkt der Verſuchung finden, indem ſie gemeinſchaftlich gegen das Licht ſtreben, wie dieſes Pflanzenleben ſelbſt eine Aſſimilation der Elements iſt, wie dadurch das Einzelne, wurzelnd in dem allgemeinen Leben, heiter, einfach, ſchön erſcheint, ſo jene Zeit, die nach der Hierarchie wie nach einer äußern Sonne ſich wandte. — Aber dieſe Richtung verſchwand. Gegen die Maſſen der äußern Welt, nicht gegen das Licht, wandten ſich die Geſchlechter, wie das Thier; innerlich wurden die Widerſprüche der Elemente, und nur innerlich konnten ſie gelöſet werden. Die Unendlichkeit des Daſeyns ſchloß ſich immer weiter für einen Jeden auf, der Kampf mußte innerlich ausgekämpft werden, denn der Zwieſpalt, der das Reich trennte, die Kraft jeder Verbindung lähmte, war nur das Aeußere eines tiefen Zwieſpalts, der jede Seele ergriffen hatte. Gedanken kämpften mit Gedanken, Begriffe mit Begriffen, und gefährlicher ſchien jener Kampf, weil die irdiſche Klarheit einen Frieden lügt, der freilich verſchwindet, indem er geſchloſſen wird, um wieder vernichtet zu werden. Von ſolchen Widerſpruchen hin und her gezogen, in ſolchem bedenklichen innern Streite verflochten, ſo ganz von dem alten Geiſte verlaſſen, wäre Deutſchland untergegangen — in ſich zerſplittert, wenn der nie erſchütterte Freiheitsſinn aller Glieder nicht gebeugt würde; wie Frankreich innerlich unterjocht, wenn es ſeine alte Natur verleugnen konnte, — oder aus der Tiefe des urſprünglichen Gemuths muſte für ein jedes Individuum, wie früher für das Geſchlecht, das verſöhnende Mittel hervortreten, und ſo wollte es Gott, und derſelbe treue, feſte und freie Sinn, der früher die Hierarchie ſchuf, ſtürzte ſie, erneuerte den Glauben und legte den feſten Grund ewiger Verſöhnung mitten in dem freien Gewirre der Gedanken, die von dem geſunkenen Irdiſchen ab ſich dem Göttlichen zu wandten. So entſtand die Reformation.

Wenn wir über die Formen der Religionen, wie ſie in der Zeit erſcheinen, reden, ſo dürfen wir nie vergeſſen, daß dieſe, als Geburten der Zeit, entſtehen, ihre Blüthe erreichen und ſterben. Der Frühling enthält ein unendliches Streben, etwas Höheres will er, als der Herbſt giebt; aber ein innerer Wurm iſt ſelbſt der ſchuldloſen Blüthe gegeben. Die Gluth des Sommers ergreift die Pflanze, da entfaltet ſie ſich in taube Sprößlinge, dehnt ſich aus in fruchtloſe Blätter, als wollte ſie wieder in die Elemente zerfließen, aus welchen der keimende Frühling ſie rettete. Aber der Herbſt kömmt, alle Richtung nach außen erſcheint in ihrer Nichtigkeit, alle Farbenpracht verſchwindet, ſtrenge vernichtet die

Natur, was in dem Endlichen befangen das Tiefe, Innere verbergen, verdrängen wollte; in der herben Form des Herbſtes zieht ſie ſich zuſammen, und das nichtige Streben entflieht als unendlicher Seufzer durch die Düfte. Ihr werft der Reformation vor, daß ſie ſich von der Kirche in ihrer damaligen Form trennte; aber dieſes eben war ihr Sinn. Ihr möchtet die Gluth des Sommers in den Winter übertragen; aber eben ſeine äußere Erſtarrung bewahrt den unvergänglichen Keim und weiſſagt den zukünftigen Frühling. Jede Geburt iſt arm, ſie kommt unter Wehen zur Welt, ſie nagt an dem Leben der Mutter, und ſchmerzliches Geſchrei iſt ihr erſter Ton.

Schon während die Hierarchie in ihrer höchſten Blüthe war, unter Friedrich Barbaroſſa bildete ſich in den Schweizer- und Piemonteſergebirgen jene myſtiſche Sekte der Waldenſer, die zwar irrend ſich von allem Aeußern abwandten, die bürgerliche Freiheit mit geiſtiger verbinden wollten. Daß ſelbſt in der wiſſenſchaftlichen Richtung, wie ſie in den heitern Zeiten des franzöſiſchen Reichs erſchien, als noch Glaube und alte Geſinnung herrſchte, ſich eine tiefe Religioſität verbarg, kann man daraus ſchließen, daß Arnold von Brescia ein Schüler von Abälard war. In der That mußte eben die ſcharfe Trennung und Sonderung der Begriffe die Sehnſucht nach einer über alle Begriffe hinausliegenden innern Verſöhnung erwecken. Aber das Leben der Kirche hatte noch eine hohe Bedeutung, Papſt und Kaiſer hatten, wie alle äußere, ſo alle innere Gewalt. — Daher erſchien das Streben der Waldenſer als eine unreife Frucht, die in ſich ſelber verging. Später trat in England Wicklef hervor, mehr äußerlich aus dem unabhängigen Sinn der Engländer gegen die Macht der Hierarchie eifernd, doch indem er zugleich auf die Bibel als einzige Richtſchnur des Glaubens hinwies. Aber in Deutſchland vor allem herrſchte der tiefe Ernſt, die innere Strenge, die in allem Streben den Sinn der Kirche aufrecht erhielt. Hier trat der hochbegabte, von Gott erfüllte Johann Tauler in Cölln zuerſt, dann in Straßburg auf, und predigte das wahre innere Chriſtenthum, die Lehre der unendlichen Liebe, die in äußern Werken zu erſticken drohte. Wie die Seele ſich ganz abwenden müſſe von allem Irdiſchen, wie keine äußere Form der Buße, keine äußere That genüge, wie ſie ſich verſenken müſſe in den tiefen Abgrund göttlicher Gnade, ohne alles Mittel, ohne alle Liebe zur Kreatur, und wie der wahre lebendige Kern der Kirche, nicht in ihrer äußern Erſcheinung, ſondern unſichtbar, nur dem heiligen Streben der innern Buße vernehmbar in ihrem innerſten, verſchloſſenſten Herzen ruhe, war die Lehre, die fortdauernd auf dieſen Punkt, auf dieſen allein hindeutete. Später lebte wieder in dem alten Cölln der fromme Thomas a Kempis, der ſeine Nachfolge Chriſti ganz in dem nämlichen Sinne ſchrieb. Demuth und Hingebung mit ſtiller Ruhe ganz aus dem heiligſten Gemüthe predigte, und in ſeinem abgeſchloſſenen Leben darſtellte. Die heitere Ruhe, die Glorie der Verklärung, welche das Leben, wie die Thaten dieſer Männer beleuchtete, war keineswegs der Kirche fremd, es war das innere Leben derſelben. Auch jenes mehr verneinende Beſtreben, welches, wenn es auch nicht den innern Urquell des Glaubens als ſolchen heraushebt, doch gegen den Verderb ſtreitet, herrſchte in Deutſchland, wie in keinem Lande, und das leichtfertige Spielen mit dem Heiligſten, wie es oft in Italien und Frankreich hervortrat, brach ſich an der Strenge und an dem Ernſt der Deutſchen. Ja, dieſer Sinn, wie er die Hierarchie erſchaffen hatte, erhielt ihre innere Gewalt, als die äußere ſchon ſchwankte. Von Paris aus war die Univerſität zu Prag geſtiftet. Auch hier trat der alte Streit der Nominaliſten und Realiſten hervor, und erregte ſelbſt größere Bewegungen, als in Paris. Es iſt Gewohnheit geworden, zu trennen, was keinesweges getrennt werden darf. Jener Kampf um Worte erſcheint als ein pedantiſches Unfruchtbares: aber war es denn zufällig, daß Arnold aus Abälards Schule, Johann Huß aus dem Kampfe der Meinungen in Prag hervorging? In Prag waren bekanntlich die Deutſchen die herrſchenden, ſie wurden bei der Gründung der Univerſität vorzüglich geſchätzt. Karl der Vierte nahm an den akademiſchen Diſputen, an den wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten der Lehrer den lebhafteſten Antheil. Auch Wenzel begünſtigte die Deutſchen, und es leidet keinen Zweifel, daß der deutſche Sinn der herrſchende war. Eben dieſes Uebergewicht veranlaßte den Widerſtand der Einheimiſchen, und als es Johann Huß, der in dem Gefühle der Unabhängigkeit, die dem Einheimiſchen gebührt, ſprach und handelte, gelang, den Kaiſer für ihre Sache zu gewinnen, verließen 30,000 deutſche Studenten die Univerſität Prag. Dieſe bedeutende Anzahl gründete die Univerſitäten in Ingolſtadt, Roſtock und Leipzig. Früher ſchon hatten die Polen eine eigne Univerſität in Cracau, die Deutſchen in Heidelberg. Dieſes wundervolle Streben, eine unbekannte, räthſelhafte Welt aufzuſchließen, welches ſo viele Gemüther in Bewegung ſetzte, hatte ohne allen Zweifel ſeinen innern Mittelpunkt in Deutſchland, entſprang aus der Lage des Reiches, aus dem tiefen ernſthaften Sinn, der in den ſchwankenden Verhältniſſen einen feſten unwandelbaren Grund ſuchte. Seinen äußern Mittelpunkt für dieſe Zeit fand es in Prag, wo der deutſche Geiſt vorwaltete. Johann Huß, den Deutſchen verhaßt, ja ihnen, wenn gleich im ächten deutſchen Sinne, widerſtrebend, geehrt durch ſeinen reinen Wandel, geachtet wegen ſeiner Gelehrſamkeit, bewundert wegen der Kraft ſeiner Rede, trat aus dieſem lebendigen Brennpunkt ſeiner Zeit hervor, und wagte es, was in dem dämmernden Bewußtſeyn ſo vieler Menſchen lag, laut zu verkünden. Es war nicht ſo wie in England ein iſolirtes Streben. Es war vielmehr im größten Sinne hiſtoriſch. Es war der erſte Verſuch einer Wiederherſtellung der Kirche von innen heraus, die Lehre der Heiligung durch inneren lebendigen Glauben. Der Genuß des Abendmahls in doppelter Geſtalt, dies allgemeine Merkzeichen ſeiner Anhänger, war nicht ohne tiefen Sinn. Das Blut Chriſti, für uns vergoſſen, war das innerſte Lebensprinzip der Kirche. Mit dem Genuß des Blutes verſenkte ſich, nach der herrſchenden Anſicht, die ganze unendliche, beſeligende Kraft der Erlöſung in ein jedes gereinigte Gemüth. Keine äußere Vermittelung trat trübend, ſtörend zwiſchen den büßenden Sünder und den Erlöſer. Er ſelbſt war ganz inneres Eigenthum eines Jeden geworden; und wer mit Furcht und Zagen nach dem Reiche Gottes trachtete, ward in dieſem Streben lebendiges Organ der Kirche, geiſtig frei.

Dieſes quoll aus dem innern Gemüth der Nation hervor, nicht aus den Großen und Mächtigen, die aus tiefer Vergangenheit her, ſowohl im Staate, als in der Kirche, die innere Gewalt beſaßen. Oft waren es die Niedrigen im Volke, in deren Seele es zu dämmern anfing. Der Mann des geiſtig erwachten Volks war Johann Huß. Die Großen, deren Gewalt ſich auf eine Vergangenheit gründet, halten ſich nur zu oft an ihre äußern Formen, auch wenn das innere Leben aus ihnen gewichen iſt Sie glauben durch künſtliche Zuſammenſtellung der Trümmer den entwichenen Geiſt zu beſchwören, durch Worte und Sprüche des Verſtandes, als ruhten in ihnen verborgene Zauberkräfte das verloſchene Leben in den Leichnam zu bannen; wo es laut wird, in welcher Geſtalt er ſich regen will, das ahnen ſie zwar, doch mit Schaudern, mit innerer Furcht, ja ſie vernehmen es oft in den leiſeſten Aeußerungen. Man lieſt in alten Sagen von Kindern deren verhängnißvolle Geburt mit düſtern Weiſſagungen verknüpft war, ſo daß ſie den eigenen Eltern Unheil drohten. Dieſe wollen dem drohenden Schickſale entgegen handeln, und arbeiten unwillig an der Entwickelung des Verhängniſſes, dem ſie widerſtreben. Dieſe Erzählungen enthalten den Urtypus aller äußern Veranſtaltungen gegen den Gang der Geſchichte.

Sechszehnhundert Fürſten, Grafen, Herrn und Ritter, dreihundert und ſechs und vierzig Cardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, fünfhundert und vier und ſechzig Prälaten, Lehrer und Meiſter verſchiedener Wiſſenſchaften und freien Künſte verſammelten ſich in Coſtanz. Einer von den drei Päpſten und der Kaiſer erſchienen. Das Concilium in Piſa war vergebens geweſen; die drei Päpſte thaten ſich und ihre Anhänger wechſelſeitig in den Bann. Der ausgeſprochene Fluch traf ſie alle, der innere Segen war durch den Frevel verſcheucht. In Coſtanz herrſchte wenigſtens ein ernſtes, ſittliches Beſtreben. Der italieniſche Papſt ſah es wohl, daß die Deutſchen alles tiefer und ernſter nahmen, daß es diejenigen waren, über deren treuherzigen Ernſt man in der Zeit der herrſchenden Täuſchung öfters in Rom gelächelt hatte. Aber dennoch wollten auch ſie für die eigene Vergangenheit ſtrebend nur von Außen herein die Kirche beleben. Da verſchwand die Weihe, die Eingebung verſtummte. Denn die Weihe iſt nie in einem Einzelnen, ſie iſt in der Geſchichte ſelber; ja ſelbſt in den trübſten Zeiten iſt ſie das eigentliche Lebendige, durch welches Gott ſpricht. Möchten wir mit reinem Herzen ihre verborgene Zeichen verſtehen, und zu deuten wiſſen! Die Geſchichte iſt ewig inſpirirt, nie läßt ſie Gott aus ſeiner mächtigen Hand. Laut und vernehmlich ſprach ſie, die ächte Inſpiration durch Johann Huß, durch Hieronymus von Prag. Da erneuerte ſich die alte Zeit des heiligen Märtyrerthums, dem großen Helden des Geiſtes, und der Wahrheit ward es vergönnt den ſchönſten Tod zu erringen, das Concilium duldete daß der Kaiſer ſein Wort vergaß, und die Bethörten, Verblendeten zündeten die Flamme an, aus welcher, wie ein Phönix, das neue Leben hervortrat, während ihr eigenes Beſtreben in ſeiner Nichtigkeit zerſtob, und ohne Zuſammenhang als todte Aſche ſich zerſtreuete.

Die Unthat der Coſtanzer Kirchenverſammlung erregte die Wuth der Huſſiten. Der Kaiſer büßte durch den Haß des Volks, den er verdiente, durch den achtzehnjährigen Huſſitenkrieg, der ſeine übrigen Länder verwüſtete, in dem er die böhmiſche Krone verlor, und kaum in den letzten Monaten ſeines Lebens wieder erhielt. Der Zorn der Huſſiten, zumahl unter Ziska, hatte etwas Großes und Furchtbares, denn als ſie den verehrten, durch innere Frömmigkeit geheiligten Lehrer, als ein Opfer der Zeit fallen ſahen, da glaubten ſie ſich berufen, das Böſe, das Schlechte, was einen ſolchen Triumpf erringen konnte, rächend zu verfolgen. Es war eine wilde Begeiſterung, die ſie beſeelte. Der Kampf endigte, die Huſſiten löſten ſich in ſtille Gemeinden auf, die kaum geduldet wurden; aber was der höhere Geiſt ausgeſäet hatte, ließ ſich keinesweges verdrängen.

Auf den Landſtraßen in Deutſchland zogen Schulmeiſter mit bettelnden Knaben herum, in den Städten wurden ſie aufgenommen, von den Bürgern unterſtützt, und bildeten ſich in großer Armuth, unter den härteſten Entbehrungen. Noch lange nach Luthers Zeiten war dieſer ſchlechte Zuſtand der Schulen herrſchend. Aber ein unruhiges Streben hatte das Volk ergriffen; kein Fürſt unterſtützte es; ja die Mächtigen ſchienen es erſt dann zu verſtehen, als es unwiderſtehlich hervortrat. Denn was hier unter den Armen ſtille keimte, das ſollte Europa in Bewegung ſetzen, allen Staaten eine andere Form geben und aus den Trümmern einer geſunkenen Zeit eine bedeutungsvolle Zukunft vorbereiten. Wie die Univerſität zu Leipzig aus der zu Prag, ſo entſtand die zu Wittenberg aus der Leipziger. Noch waren die Univerſitäten nicht zu bloßen Bildungsanſtalten zukünftiger Beamten herabgeſunken, noch nicht einſeitig von dem herrſchenden Sinne eines Staates ergriffen. Sie hatten ſich recht eigentlich aus der Nation ſelbſt herausgebildet. Eine tiefe Verehrung der Gelehrſamkeit herrſchte unter dem Volke, wie unter den Fürſten. Die römiſche Sprache, nicht bloß, wie ſie in der lateiniſchen Kirche Jahrhunderte hindurch geherrſcht hatte, ſondern auch, wie ſie bei den alten Römern das bedeutende Leben einer großen Nation offenbarte, ward allgemein getrieben, und neben ihr die bis dahin weniger beachtete griechiſche. Roger Baco, Albertus magnus hatten ſchon im dreizehnten Jahrhunderte die Naturwiſſenſchaft und ihre äußere Behandlung in Anſehen gebracht; der erſte mehr die Tiefe des Problems ahnend, in eigner Betrachtung ſinnreich, der zweite faſt alles aus den Alten ſchöpfend. — Er bildete ſich nach und nach eine weltliche, von der Kirche getrennte Wiſſenſchaft. Dieſe beiden Elemente, vor Zeiten aufs innigſte verſchmolzen, trennten ſich im Wiſſen, wie im Leben. Conradus Celtes, Scaliger, Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, viele weniger bedeutende Gelehrte, meiſt aus dem Volke hervorgehend, belebten die Richtung des Geiſtes, die, aus der Reflexion hervorgehend, die Unendlichkeit des Lebens mit allen ſeinen Widerſprüchen für eine jede Seele gewinnen wollten. Es war in frühern Zeiten das ungetheilte Daſeyn, welches ſeine eigene nichtige Gewalt in rohen Kämpfen äußerlich begründen wollte, der ganze Menſch erſchien als ein Gedanke der Zeit, die äußere Zwietracht konnte nur durch eine gemeinſame Vereinigung gehoben werden, die Verſöhnung ſich nur durch das Geſchlecht im Ganzen darſtellen, und der Schuldbeladene kniete vor den Heiligen, walfahrtete nach fernen Orten. Jetzt bildete ſich eine andere Gewalt, die, wie im Leben des Einzelnen, nachdem die Jugend entflohen, ſo in dem ganzen Geſchlecht mächtig ward, die Gewalt der eigenen Meinung. Wie die Gewalt der rohen Thaten durch die Macht der religiöſen Vereinigung in ihrer Nichtigkeit erſchien, ſo mußte die Gewalt der eigenen Meinung nicht äußerlich, ſondern innerlich in ſich ſelber zuſammenſtürzen, den unſichtbaren Streit zu ſchlichten, mußte ſich eine unſichtbare Kirche bilden Ganz Europa ward allmählig von jenem Dämon trennender Reflexion ergriffen, in Deutſchland allein lag, wie früher in einer andern Richtung, ſo jetzt in dieſer, die Sehnſucht nach einer Erlöſung. Das war die Bedeutung der Reformation. Der Zwieſpalt eigener Gedanken ließ ſich durch todte Formen, die ihren Sinn verloren hatten, nicht heben; die Hand entweihter Prieſter konnte das erwachte Gewiſſen nicht beruhigen. Ein ernſter Richter war in dem innerſten Gemüthe laut geworden, ein finſterer Ernſt hatte ſich über das Leben verbreitet. Ein allgemeines Mißtrauen trennte die Fürſten von den

Völkern, die Kleriker von den Laien; eine furchtbare Ironie, oft noch unter einem heitern Schein, ſpielte mit der Leerheit des Daſeyns; die Kühnheit des Geſchlechts war noch nicht erlahmt, aber unter ſich waren die Menſchen, wie in ſich zerfallen. Schriften, wie Reinecke Fuchs, zeigen die herrſchende Meinung derjenigen Zeit, die der Reformation voranging, unter allen am deutlichſten.

Man hat ſich es ſo oft wiederholt, bis es am Ende geglaubt ward, daß die Reformation nur ein Negatives wäre, weil man ſie aus geſchichtlichen Gründen Proteſtantismus nannte; eben ſo hat man behaupten wollen, das Proteſtiren gehöre zu ihrem Weſen. Wenn der Catholicismus aufhörte, müßte der Proteſtantismus auch aufhören, glaubte man witzig ſagen zu können, weil es dann nichts mehr gäbe, wogegen proteſtirt werden könne. So iſt es nicht. Vielmehr können wir mit Recht behaupten, die Reformation habe den eigentlichen, innern poſitiven Kern des Catholicismus bewahrt. Man behauptet, die Reformation habe die Blüthe der frühern Zeit verdrängt, ſey roh, proſaiſch, hart. — Wenn der Herbſt die halb vertrockneten, entblätterten Blumen vernichtet, wenn die Diſteln wuchern, wenn ſelbſt der mildeſte Regen die halb verwelkten Blätter nur befeuchtet nicht belebt, iſt der Samen ſchuld, in welchem alles ſich gedrängt hat, deshalb, weil er allein gedeiht? Die Reformation ſchließt den Catholicismus keinesweges aus, — wohl aber die Form der Hierarchie, wie ſie damals erſterben wollte und ſollte. So wie ſie aber in ener Zeit hervortrat, durfte, konnte ſie ſich nicht mit der beſtehenden Form vereinigen. Höchſt conſequent war die catholiſche Kirche. Die Conſequenz ihrer Lehre, ihrer Einrichtung entſtand eben daher, weil ſie ſich im größten Sinne geſchichtlich gebildet und entwickelt hatte; weil ſie in allen Theilen, bis in dem unendlich kleinſten, wahrhaft lebendig geweſen war. — Ihre zeitliche Erſcheinung war eine gewordene, in allen Theilen ſich gleichzeitig entwickelnde, nicht eine gemachte. Das Gemachte iſt todt, da kann man davon und dazu thun, Einiges abweiſen, Anderes annehmen, theilen kann man was äußerlich zuſammengeſetzt iſt — nicht was lebt, und ſo erſtirbt ein Lebendiges auch nicht theilweiſe. Luther ergriff den innerſten Kern des Catholicismus, der alle Verheißung hat, und alleinigen Werth, den lebendigen Glauben. Wenn dieſer Glaube erneuert das ganze Leben ergreift, ſich geſtalten will in bedeutungsvolle Formen, wenn er Fürſt und Volk belebt, Tempel bauet, die Altäre ſchmückt, die Kunſt veredelt: ſo iſt er ja ſelbſt der wieder aufgelebte Catholicismus. Aber ſo wie in der Geſchichte ſich die Kirche entwickelt hatte, ſo wie ſie in ihren äußern Formen zuſammenzuſinken drohte, war es nothwendig, die Tradition nicht zu vernichten, ſondern zu ihrer Urquelle der allein göttlichen Offenbarung zurückzuführen. Die äußere Weihe war verſchwunden, der innere klare Zuſammenhang war für das Geſchlecht wie für einen jeden Menſchen getrübt. Die Reformation iſt nicht wie die ſogenannte Aufklärung, die aus ganz andern Quellen entſprang, eine Oppoſition gegen die Kirche, vielmehr eine nothwendige Reinigung der Kirche in ſich ſelber, es war die Buße der von mannichfaltigen Verirrungen zerrüttenden Kirche ſelbſt.

Die geiſtige Freiheit iſt dem Chriſtenthume keineswegeſ entgegen, ſie iſt eins mit ihm, ja ſie ſelber entſtand durch die Befreiung von dem äußern Geſetz. Die menſchliche Geſtalt iſt mit dem Innern, Lebendigen, Göttlichen der Natur am tiefſten verbündet, eben weil ſie von der äußern Gewalt der Elemente am meiſten getrennt iſt. Die Natur läßt ſie nie aus ihrer mächtigen Hand. Daß aber eben in dieſer äußern Gewalt, die dem Menſchen gegeben, wie das höchſte Heil, ſo der gefährlichſte Irrthum gegründet iſt, wenn der Menſch ſeine Freiheit ſucht in der Trennung von der göttlichen Natur, die er nur zu erkennen vermag in der ewigen Vereinigung mit ihr, das lehrt uns ein tiefes, inniges Bewußtſeyn. Was die Natur für den erſcheinenden Menſchen, das iſt der Glaube, das Chriſtenthum für den unſichtbaren, geiſtigen. In der ganzen Geſchichte der Germanen ſehen wir das ſonderbare Bewußtſeyn aller Elemente des äußern Daſeyns immer mannichfaltiger, immer klarer in einem Jeden ſich zuſammendrängen; aber wie das Göttliche, ſowohl in der ganzen blühenden lebendigen Natur, wie in der menſchlichen Geſtalt, dort — an das Ganze — hier an die Selbſtthat geknüpft, — dennoch das eine und daſſelbige iſt, ſo iſt das Chriſtenthum auch in beiden Formen nie theilweiſe, ſondern ganz. Die jetzt herrſchende Welt der Begriffe verhält ſich zur Reformation, wie die Welt der äußern Thaten zur Hierarchie, nur daß jene ihre Blüthezeit überlebt hat, dieſe ſie noch nicht errungen. Wo wir ſie erwarten können? Mit der innigſten Gewißheit behaupten wir in Deutſchland.

Man hat der Reformation vorgeworfen, daß ſie ſich in ſich ſelber ſpaltete, und daß die getrennten Gemeinden ſich haſſend verfolgten. Wir haben gegen dergleichen äußere Erſcheinungen von Zwieſpalt und Uneinigkeiten die Idee der Kirche, als das über allen Schein hinausliegende hervorgehoben, wir fordern die nämliche Art der Beurtheilung für die Reformation. Daß Zwingli's Lehre mehr nach der Klarheit des Verſtandes, Luthers mehr nach der myſtiſchen Tiefe der göttlichen Vernunft, beide im Glauben hinwieſen, gehört zu den nothwendigen Erſcheinungen geiſtiger Entwickelung. Daß jene Richtung mehr in einer ſtrengen durchgeführten Dogmatik, durch Calvin ſich ausbildete, dieſe ſich freier hielt, lag in der Natur der Sache, und ähnliche Trennungen fanden bei der erſten geſchichtlichen Entwickelnng des Chriſtenthums ebenfalls Statt. Je ernſter beide Elemente der Kirche ſich bildeten, deſto härter war der äußere Kampf. Man hat Luther vorgeworfen, daß ſeine Reformation eine gefährliche Zwietracht im Reiche erregte, das Reich der Politik mächtiger Nachbarn preisgab und dem Untergange nahe brachte. Das iſt unleugbar. Nicht bloß der Staat, auch jeder Menſch mußte in ein gefährliches Schwanken gerathen, als das bis dahin geltende, wenn auch in ſich zerfallende Gebäude der Kirche verlaſſen ward. Die Bauernkriege zeigten, wie geiſtige Freiheit in Frechheit und Willkür ausarten kann; — dennoch wäre es unbillig, wenn wir behaupten wollten, daß dieſe Ausartung in ihr ſelber liege. Wenn wir die Art und Weiſe leſen, wie die Bürger in vielen Städten Deutſchlands ſich verbanden, wie ſie, ohne die bürgerliche Ordnung zu ſtören, in geſetzmäßiger Vereinigung ruhig, aber dennoch feſt und mannhaft, die errungene geiſtige Freiheit behaupteten, wie unerſchütterliche Ueberzeugung, treues Anhalten, gänzliche Aufopferung bei vielen Tauſenden, die erſten ſchönen Zeiten der bedrängten Kirche wieder herbeizuführen ſchienen, wie die erleuchteten Lehrer, indem ſie die hohe Lehre verkündigten, Buße und innere Beſſerung, Abwendung von allem Schein, und zugleich äußere Ruhe und Gehorſam predigten, wie auch die Edeln und mancher Fürſt fromm und büßend gewonnen wurden, ſo müſſen wir wohl geſtehen, daß das, was die Gemüther auf eine ſo tiefe und wahrhaft andächtige Weiſe zu bewegen vermochte, etwas Großes, ja Göttliches ſeyn mußte. Im Süden blieb die catholiſche Kirche in ihrer erſtarrten Form, im Norden ward die Reformation faſt ohne alle Gährung von Allen ergriffen. In England mußte nach langen Kämpfen die catholiſche Kirche weichen, aber die ſiegende Reformation ward von dem äußern Leben ergriffen, und ging faſt ganz in der bloßen vergötterten Staatsverfaſſung unter. In Frankreich mußte die lebendige Regung der Gemüther weichen, und nach ſchauderhaften Kämpfen ſiegte die alte Form, um in ſich allen Sinn zu verlieren, und auf den Trümmern der verlaſſenen Kirche ließ der ſcheinbar befreite Verſtand ſeine thörichte Weisheit vernehmen. In Deutſchland allein unterhielten beide Formen ein bedeutungsvolles Gleichgewicht. So ſehen wir tiefe Menſchen in innere Zwietracht gerathen. Was die fröhliche Jugend erheiterte, droht den Sinn zu verlieren, was das Leben gab, will nicht genügen; im Innerſten des Daſeins treten die Kräfte kämpfend gegen einander. Wer den Sinn der Tugend verloren hat, erſcheint, indem ihn die erlangte Klugheit bethört, ruhiger, ja äußerlich ſicherer und vollendeter, als derjenige, der, was ihm früher als ein Heiliges erſchien, nie aufzugeben vermag. Der Catholicismus iſt keinesweges ſinnlos, wenn auch geſchichtlich zurückgedrängt, er verbirgt in ſich die fröhliche Zuverſicht einer vergangenen Zeit. — Ja der lebendige Keim hat ſich eben durch den Kampf durch äußeres Widerſtreben erhalten. Es iſt wahr jene innere Zwietracht, die in allen Momenten des Daſeins thätig, das früher äußerlich Verbundene ſonderte, deren tiefſte Aeußerung die Reformation war, brachte das Reich dem Untergange nahe; aber wie in Frankreich das innerlich Getrennte, äußerlich ſcheinbar Vereinigte auch äußerlich zerfiel in den letzten furchtbaren Zeiten; ſo will das äußerlich Getrennte, innerlich wahrhaft Vereinigte ſich in Deutſchland auch äußerlich vereinigen, nicht durch äußere Veranſtaltung, nicht durch irdiſche Klugheit, vielmehr aus der Tiefe des erwachten nationalen Gemüths wollen die alte Kirche und die neue Gehorſam und Freiheit, Vergangenheit und Zukunft, indem ſie ſich verſtehen, ſich wechſelſeitig durchdringen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland

von

Heinrich Steffens.

Zweiter Theil.

Laß die Todten ihre Todten begraben.

Berlin 1817
bei G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

V.

Von der gegenwärtigen Zeit, und wie ſie ſich ſeit der Reformation gebildet.

Zwei Richtungen menſchlicher Thätigkeit, die auf die Befriedigung tief liegender Bedürfniſſe gehen, vereinigen alle wahrhaft geſchichtlich verbundene Nationen, und ſcheinen die Gränzen der Nationalität ſelbſt zu überſchreiten. Die eine geht auf die Befriedigung leiblicher Bedürfniſſe — der Handel; die zweite auf die Befriedigung geiſtiger — allgemein europäiſche Wiſſenſchaft Von beiden geſteht ein Jeder, daß ſie nichts Nationales haben ſollen, ja daß das Nationale etwas Beſchränktes, Hemmendes, Unvollkommenes in ihnen ſey.

Wir betrachten zuerſt den Handel. Er ward immer lebendiger, immer mächtiger. Alle Völker der Erde kamen durch ihn in wechſelſeitige Berührung.

Die Geſchichte hat nichts aufzuweiſen, was mit dem Handel, wie er allmählig ſteigend ſich bis auf unſere Tage ausbildete, verglichen werden kann, und ſein Umfang wie ſeine innere Mannichfaltigkeit iſt gleich bewunderungswürdig. In ſeinem Gefolge entwickelte ſich die Induſtrie, die, wenn ſie auch aus einem bloßen irdiſchen Bedürfniß entſpringt, nur nach irdiſcher Befriedigung hinſtrebt, dennoch die verſchiedenartigſten Talente, die vielfältigſten Fertigkeiten belebt. Der Menſch trat in einen bedeutungsvollen Kampf mit der Natur. Netze ſind allenthalben ausgeſtellt, um ihm die Natur in allen Gegenden der Erde dienſtbar zu machen, und es iſt, als ſchließen ſich verborgene, der Geſchichte bis dahin unbekannte Sinne auf, das Unüberſehbare zu genießen. Eine allverzehrende raſtloſe Begier hat das Geſchlecht ergriffen, wie es ſcheint, ohne Ende, ohne Ziel, ohne Maß und innern Sinn. Luft, Erde und Waſſer, Pflanzen, Thiere und Menſchen müſſen dem Dämon dienen, der alle Sinne gefangen genommen hat. Die Natur ſcheint eine verzauberte Welt voll verborgener Schätze, das Innerſte der Gebirge wird durchgewühlt, die dürreſten Sandwüſten müſſen gezwungen ſich verwandeln, das Unſcheinbarſte gewinnt eine nie geahnete Bedeutung, und gierig ſcheint ein Jeder zu lauren, zu grübeln, ob die Natur nichts verſchlöſſe, was, von Andern unbeachtet, für ihn eine Quelle des Reichthums, des Genuſſes werden könnte.

Aller Handel iſt ſeinem Weſen nach Welthandel. Das Prinzip des Handels iſt allgemeiner, durchaus unumſchränkter Umtauſch aller Producte der ganzen Erde, die irgend einem geſchichtlich gewordenem Bedürfniſſe der Menſchen entſprechen. Der engſte Landhandel, der kleinlichſte Umtauſch innerhalb der Gränzen der unbedeutendſten Provinz hebt dieſes Weſen des Handels nicht auf, er iſt von dem ausgedehnteſten Welthandel nur quantitativ, nicht qualitativ verſchieden. Alle Veranſtaltungen, durch welche der Handel wahrhaft national wird, widerſprechen ſeinem Weſen, und ſind, wo ſie Statt finden, auch wo ſie momentan nothwendig ſind, als etwas Unvollkommenes anzuſehen. Ein allgemeiner und durchaus unbedingter Getreidehandel würde, wie leicht einzuſehen iſt, allen Getreidemangel in allen Ländern aufheben, oder wenigſtens in ein ſchnell vorübergehendes Uebel verwandeln. Denn die Unfruchtbarkeit iſt nur partiell, und die allgemeine Concurrenz müßte nothwendig den partiellen Mangel decken. Nur das allgemeine Mißtrauen der Völker gegen einander macht Getreideſperre nothwendig. Wucher iſt bei einem allgemeinen Getreidehandel nur für einen Augenblick möglich, ja die Verſuchung dazu nur gering, denn die partiell und momentan geſteigerten Preiſe müſſen ſich bald in einen wenig veränderlichen Weltpreis verwandeln. Ferner was durch Cultur veredelt werden kann, wie die Producte des Ackerbaues, der Viehzucht, veredelte Raſſe u. ſ. w., was durch die Bearbeitung erſt einigen Werth erhält, wie die Producte der Manufacturen, Fabriken und Handwerke ſollen, ſo fordert es das Weſen des Handels, dahin gedeihen, daß ſie Gegenſtände des Welthandels werden. In dem wechſelſeitigen Wetteifer aller handelnden Nationen liegt allein die Hoffnung, daß die Producte einer jeden Nation den höchſten innern Werth erhalten. Monopole, Verbote, die die fremden Producte ausſchließen, oder Auflagen, die die Einführung erſchweren, können nothwendig ſeyn, aber ſie ſind zugeſtandene Unvollkommenheiten, die ſich ſelber vernichten müſſen. Neue erleichternde Wege der Bearbeitung werden entdeckt, die Nation will den Entdecker bei der mißlichen Entwickelung ſeiner Unternehmung unterſtützen, ſo entſtehen Monopole, die nothwendig mit der vollſtändigen Ausbildung wegfallen müſſen. Eine fremde Nation iſt in langem Beſitz der vorzüglichſten Manufacturen und Fabriken, wir wollen mit ihr wetteifern, und entſchließen uns, mit dem Schlechten und Unvollkommenen zufrieden zu ſeyn, bis wir in den allgemeinen Völkerverkehr mit Sicherheit eintreten können. Es wäre überflüſſig, weitläufiger zu entwickeln, was allgemein angenommen iſt. Die wunderſame Entwickelung der Dinge, die allmählig ſo viele Producte, ſelbſt der entlegenſten Gegenden der Erde, zum nothwendigen Bedürfniß des europäiſchen Lebens gemacht haben, iſt nicht ohne große Bedeutung. Man wende uns nicht ein, daß die Vervielfältigung der Bedürfniſſe auch die Menge geiſtiger wie leiblicher Krankheiten vermehrt. Das Geſchlecht iſt beſtimmt, unter ſich und mit der Natur in immer mannichfaltigere, immer tiefere Berührung zu kommen. Eine große Weltidee höherer Bildung verbirgt ſich in dieſem mehr ſcheinbaren, als wirklichen Verderbniß. Ein ſinnliches Bedürfniß iſt nothwendige Bedingung eines höhern, die phyſiſche Aſſimilation iſt Vorläuferinn einer geiſtigen, und Genuß reizt zum Erkennen. So wurzelt das europäiſche Leben auf der ganzen Erde, und die höhere Bildung, die einen wahrhaft göttlichen Sinn in ſich ſchließt, dargeſtellt durch die Naturkunde unſerer Tage, will eine gemeinſchaftliche Blüthe der Natur und des Geſchlechts entfalten, in welcher die Tiefen des Gemüths, die Myſterien der Andacht, das Höchſte und Heiligſte in bedeutungsvollen Keimen verſchloſſen ſind.

Seit der Reformation erwachte der wiſſenſchaftliche Geiſt in ganz Europa. Er ſtärkte ſich zuerſt durch die tiefere Nachforſchung des geiſtigen Daſeyns der alten Welt. Ja die Philoſophie, die Poeſie, die Geſchichte, die Staatsverfaſſung der Griechen und Römer ward ein neues, für immer gewonnenes Fundament der Bildung der neuern Zeit bei allen gebildeten Nationen. So tief wurzelt das geiſtige Leben in dieſem ihren Grunde, daß Keiner den Sinn, die eigentliche Bedeutung der Zeit faſſen kann, dem die alte Welt fremd blieb. Mit der ſcholaſtiſchen Philoſophie, die ariſtoteliſch war, hatte ſich die Kirche verbunden, da ſie, wenn auch fern vom Chriſtenthum, dennoch das Gemeinſchaftliche der Ueberlieferung mit dem Glauben der alten Kirche theilte. Aber die Richtung der geiſtigen Selbſtthat regte ſich auch hier, die Betrachtung ward productiv und fand an der Natur ein verſchloſſenes Räthſel, deſſen Auflöſung eine unendlich fortſchreitende Beſchäftigung verſprach. Als ein eigenes Fundament, deſſen unerſchütterliche Evidenz alles Willkürliche ausſchloß, erſchien, immer ſtärker hervortretend, die Mathematik. Die Erde war umſegelt, die Menſchen immer mehr von der engen Wohnung losgeriſſen, urſprünglich wie Autochtonen an die Scholle gekettet, bewegten ſich mannichfaltig unter einander, Bedürfniſſe und Gedanken nahmen einen allgemeinen Character an, und wenn in den frühern Zeiten das Eigenthum als ein feſter Punkt betrachtet werden konnte, um welchen ſich die Erde und ihre Verhältniſſe drehten, ſo ward der Menſch jetzt von der allgemeinen Geſelligkeit ergriffen, deren herrſchender Mittelpunkt alles kreiſend um ſich bewegte. So erkannte ein Jeder ein allgemeines Geſetz, welches das Leben ordnete. Die Erde ſelbſt trat aus ihrem ruhigen Mittelpunkt, und ward in ihrer Bewegung um die Sonne erkannt. Die bloße Ueberlieferung genügte nicht mehr, ſtrenge Verbindung des Erkannten durch die lebendige Betrachtung gewonnen, trat an ihre Stelle. Die Sinne ſchärften ſich, die Natur eröffnete ihre verborgenſten Geheimniſſe, die Fernröhre und die Microſcope zeigten eine unendliche Welt in der Ferne wie in der Nähe, die Aſtronomie bildete ſich, eine Wiſſenſchaft, in welcher allgemeines ordnendes Geſetz und Betrachtung ſich ſo durchdrangen, ſo ganz in einander verſchmolzen, daß ſie als ein unerſchütterliches Gebäude des feſteſten und evidenteſten, was der menſchliche Geiſt errungen hatte, dem Geſchlecht über die mögliche Tiefe der Nachforſchung unerwartete Aufſchlüſſe gab. Kühn gemacht durch ſo Großes, das gelungen war, wagte man ſich an die wandelbaren Erſcheinungen der Erde, an das ſcheinbar geſetzloſe und verborgene Spiel ihrer mannichfaltigen Kräfte. Daß auch hier das Geſetz, welches das Weltgebäude ordnet, ſeine Macht ausübt, ward ſchnell entdeckt. Strenge ſtand der Naturforſcher da, beſtimmt waren ſeine Fragen an die Natur, und er forderte beſtimmte Antworten. Zwar zeigte der Magnetismus neben einer einfachen Regelmäßigkeit das tiefſte Geheimniß; zwar ſchlug die Electricität wie ein Blitz ein; zwar ward man ſelbſt an die Schwelle des Lebens unwillkürlich hingedrängt; aber man gab die Hoffnung nicht auf, durch Betrachtung immer weiter zu dringen. Unermüdet ſchnitt die trennende Betrachtung immer tiefer, um das äußerlich Getrennte äußerlich zu verbinden. Die Naturwiſſenſchaft hatte auf das Geſchlecht einen entſchiedenen Einfluß. War die Natur früher ein Räthſel, ein ewiges Wunder, ging der Menſch wie träumend, innerlich geängſtigt in ſeiner phantaſtiſchen Umgebung umher, ſo war dieſe ſelbſt vernünftig geworden, und gab dem Fragenden entſchiedene Antwort. Der Aberglaube war verdrängt, das Geſpenſt, das frühere Zeiten geſchreckt hatte, war verjagt, die Vorzeit ward erklärt, wie die Natur, aus dem, was wir Erfahrung nennen, eben ſo das Geiſtige aus allgemeinen Begriffen. Dieſe ſollten das Leben ordnen, die Seelen beruhigen, die Pflichten beſtimmen, die Staaten regieren.

Es iſt allgemein zugeſtanden, daß die Wiſſenſchaft die Völker verbinde, und zwar das, was das Bleibende, das Feſte in ihr genannt werden kann. Denn ſollte nicht, was zu allen Zeiten, in allen Ländern als das Wahre, als das geiſtig Nothwendige anerkannt wird, auch das geiſtige Leben des Geſchlechts am innigſten, am tiefſten anſprechen? So wird die Mathematik als der Sitz des Höchſten, unwandelbar Wahren mit Recht allgemein verehrt, eben weil es keine deutſche, keine franzöſiſche, keine engliſche, ſondern nur eine allgemein menſchliche Mathematik giebt. Bekanntlich ward dasjenige, was wir wohl national nennen können, ſelbſt an dem unſterblichen Kepler verſchmähet, und nur das, was auch von den Ausländern anerkannt ward, iſt geblieben, und hat ſeinen Ruf begründet. Was die alte Welt uns hinterließ, iſt Gemeingut aller europäiſchen Völker geworden, und die Unterſuchung der alten Sprachen, das Studium der erhabenen Geiſteswerke der Griechen und Römer iſt nichts Ausgezeichnetes für irgend eine Nation. Selbſt die Darſtellung der neuen Schickſale aller Völker hat nothwendig eine allgemeine Seite, denn ſo genau ſind ſie mit einander verbunden, ſo ſehr wird die Bewegung einer Nation von allen übrigen gefühlt, daß ihre Geſchichte nothwendig eine gemeinſchaftliche wird. Endlich die Naturkunde iſt anerkannt, wie die Mathematik, eine allgemeine Wiſſenſchaft. Von denjenigen Theilen der Phyſik, die ſich auf Mathematik gründen, iſt es ausgemacht. Die Hypotheſen zwar, eben weil ſie etwas Willkürliches enthalten, können ein veränderliches, alſo wohl auch nationales Gepräge annehmen, aber dieſes iſt keinesweges das, wodurch ſie Eingang finden. Es ſcheint ſich ohnehin von ſelbſt zu verſtehen, daß, da die Wiſſenſchaft im Erkennen die Uebereinſtimmung mit ihrem Gegenſtande ſucht, und da es bekanntlich keine deutſche, engliſche oder franzöſiſche

Natur giebt, es auch keine nationale ſo oder ſo bezeichnete Phyſik geben könne. In allen exacten und ſtrengen Wiſſenſchaften iſt die Sprache nichts Eigenthümliches, eine beſtimmte Sprache nichts Nothwendiges. Die ſtrengſte aller Wiſſenſchaften, die Mathematik, ſpricht faſt nur durch Zeichen, die allgemein verſtändlich ſind. In frühern Zeiten herrſchte in den Wiſſenſchaften faſt durchgängig eine allgemein geltende Sprache, die lateiniſche. Daß die größern Nationen für wiſſenſchaftliche Gegenſtände ihre eigene Sprache wählten, zuerſt die Engländer und Franzoſen, ſpäter mit der großen Allgemeinheit die Deutſchen, ſcheint bei der anerkannten Univerſalität aller Wiſſenſchaften mehr in Bequemlichkeit und Eitelkeit, als in innerer Nothwendigkeit gegründet zu ſeyn. Seitdem dieſes anfing, dachten ſelbſt die geiſtreichſten Männer, wie z. B. Leibnitz, an eine Paſigraphie, an allgemein angenommene Zeichen, durch welche für wiſſenſchaftliche Verhandlungen alles, was der Gelehrte in ſeiner Sprache darſtellt, unmittelbar den Gelehrten aller andern Nationen in ihrer Sprache verſtändlich würde.

Die Wiſſenſchaften, indem ſie den Menſchen durch ein tiefes, raſtloſes Streben in allgemeine Berührung bringen, indem ſie eine große Geiſtergemeinſchaft errichten, in welcher die gemeinſchaftlichen Talente durch Gegenden, durch Sitten, Lebensart und Sprache, wie es ſcheint, vollkommen getrennt, eine eigenthümliche Heimath, eine eigene, unſichtbare Region der innigſten, bedeutungsvolleſten Vereinigung finden, ſind ſo anerkannt über die Gränzen der Nationalität erhaben, daß ſie bei den gebildeten Völkern an den Kriegen keinen Antheil nehmen. Wie innere wiſſenſchaftliche Fehden den nationalen Frieden nicht ſtören, ſo haben furchtbare, Völker vernichtende Kriege unſerer Tage den allgemeinen Frieden der geiſtigen Eidgenoſſenſchaft, die in allen Ländern Europa's vertheilt eine innere Verbrüderung unterhalten, keinesweges ſtören können.

Wenn nun aber alle ſinnliche wie alle geiſtige Bedürfniſſe des Geſchlechts nur durch eine, die Nationalität aufhebende Gemeinſchaft erreicht werden können; wenn der Genuß wie das Erkennen auf Univerſalität gerichtet iſt; worin beſteht denn die Nationalität ſelber? Scheint ſie nicht vielmehr ein Fluch als ein Segen für das Geſchlecht zu ſeyn? Liegt nicht in ihr der Samen aller Zwietracht, alles Haſſes, durch welchen das Geſchlecht in ſich ſelber zerſtört, zerriſſen, in der allgemeinen Ausbildung gehemmt wird? Man nennt Sitten, Gebräuche, Verfaſſung; aber dieſe müſſen doch irgend einen Zweck haben, und der Zweck kann doch nicht der ſeyn, dasjenige, was als höchſtes Ziel des Geſchlechts anerkannt wird, zu hemmen. Man nennt die Sprachen; aber nicht, daß ſie, wie die Sitten, die Verfaſſung, da ſind, iſt das Problem — vielleicht dulden wir ſie nur als ein nothwendiges Uebel — dieſes vielmehr iſt die ſchwer zu löſende Aufgabe, warum ſie, warum das Nationale im Ganzen uns alles iſt, obgleich wir bekennen müſſen, daß eine allgemeine Verbindung aller Nationen zu einem gemeinſchaftlichen Genuß, für eine gemeinſchaftliche Ausbildung unausweichbar durch den Handel, durch die Wiſſenſchaften gefördert wird. Müſſen wir nicht den Eroberer ſegnen, der mit mächtiger Hand alle jene beſchränkende Vorurtheile der Natur dem blinden, zum eigenen Unheil in ſich zertrennten Geſchlechte entriß, und die Nationalität den höhern Zwecken allgemeiner Bildung unterordnete?

Handel und Wiſſenſchaften waren es offenbar, die in ihrer mächtigen Entwickelung die Menſchen dem urſprünglichen Boden entriſſen und in den Strudel des allgemeinen, verworrenen Weltlebens hineinſtürzten. Aber jener todten Allgemeinheit gegenüber trat die todte Sonderung des Egoismus. Vor der allgemeinen Vereinigung ſchauderte das Leben, die Liebe zurück, die gezählten, geordneten, äußerlich auf einander bezogenen Seelen blieben, als ein ausgedorrtes Caput mortuum übrig. Denn ſelbſt die Staaten wurden von der herrſchenden Weisheit ergriffen und mußten ihr huldigen. Was durch Jahrhunderte zuſammengeſtürzt in ſich zerfallen war, ſollten Begriffe kümmerlich wieder vereinigen. Gewiſſe Regierungsmaximen, die mit gleichem Erfolg allen Völkern angepaßt werden könnten. Recepte zur Beförderung der ſogenannten Glückſeligkeit der Völker fingen an, einen immer größern Einfluß zu gewinnen. Der Krieg ward eine Wiſſenſchaft des reinen Krieges, ein Spiel, deſſen geſetzmäßig geordnete, hingeſtellte, bewegliche Steine die Soldaten waren. Dem Krieger ward das, warum gekämpft wurde, immer gleichgültiger; der dreißigjährige Krieg, von dem in dem innerſten Gemüth bewegten deutſchen Volke mit ſich ſelber geführt, war der letzte eigentlich nationale, obgleich gerade dieſer jene tödtende Geſinnung der Söldner nährte und ausbreitete. Das eigentliche Myſterium der Staatsverwaltung war in dem Finanzſyſtem verborgen, welches, immer verwickelter, die mathematiſche Grundlage der Staaten wurde, und der univerſelle Schwerpunkt ſeiner Conſtructionen ward durch das nationale Vermögen, durch das Geld dargeſtellt. Allgemeine Begriffe können die Tiefe des Lebens nicht erreichen, und das Völkerrecht erſetzte nur auf eine kümmerliche Weiſe die religiöſe Einheit früherer Zeiten. Wie ſolche Begriffe die Staaten nur äußerlich verknüpften, durch Zwang, ſo auch alle Glieder des Staats. So riß der herrſchende Verſtand die Glorie der göttlichen Gewalt aus den Händen der Fürſten. Man fing an, über ſeine Rechte zu klügeln, ſie erſchienen als etwas Irdiſches, Aeußerliches, was den Unterthanen geraubt, dem Fürſten unrechtmäßig zugetheilt war. Die Idee des Gemeinſamen, mit dieſer Liebe, Treue, Hingebung war verſchwunden. An ihre Stelle trat Neid, wechſelſeitiges Mißtrauen, tödtende Widerſetzlichkeit, von beiden Seiten mit Recht und mit Unrecht; mit Recht, denn der von dem Volke getrennte Fürſt konnte keinen Gehorſam, das von dem Fürſten getrennte Volk keine Milde, keine Güte fordern; mit Unrecht, weil die Schuld auf beiden Seiten gleich war. Selbſt der redlichſte Fürſt konnte, in Frankreich z. B., wo dieſe Richtung vorzüglich vorherrſchte, was ſeit Jahrhunderten die Gemüther in Mißtrauen und Argwohn von einander geſchieden hatte, nicht heben, und der Beſte fiel als ein Opfer. Es entſtand ein Syſtem von wechſelſeitigem Betrug. Das Volk ward behandelt als eine Maſſe von Knechten, wie es war, man benutzte es, um die perſönliche Gewalt der Fürſten zu verſtärken, und eine Maſſe von Kriegern und Beamten wurde gekauft, das Volk durch Täuſchungen mancherlei Art, durch Zwang und Hinterliſt zu blenden und zu verrathen. Das Volk ſah das Gewebe durch und ſchien zu dulden; aber zuerſt ward Liſt gegen den Zwang geſetzt, und kaum war Einer, der nicht glaubte, den Staat hintergehen zu können, der ihm fremd war. Man fürchtete die Uebertretung nicht, wohl aber die Strafe. Wo aber keine wahre Liebe iſt, da iſt auch kein Haß, wo keine innere Tüchtigkeit, auch keine Strenge; das mahnende Gefühl wechſelſeitiger Schuld forderte wechſelſeitige Duldung, und was am härteſten geſtraft werden ſollte, Sünde gegen den Geiſt des Staats, ward am leichteſten verziehen. So entſtand ein mattherziges Ertragen wechſelſeitiger Erbärmlichkeit. Man fühlte wohl, daß die Schuld allgemein war, die tödtende Kränklichkeit alle Glieder angegriffen hatte. Der Körper des Staats war in ſeinen innerſten Tiefen gelähmt, die Pulsſchläge ſchwach, die Glieder erſtarret, ein jedes tüchtige Wort erſtarb auf den blaſſen Lippen, die kraftvolle Bewegung früherer Zeiten ſchien räthſelhaft, unwahrſcheinlich, wenigſtens roh und unnatürlich. Das Gefühl der nahen Auflöſung ſuchte man durch ein ſchwaches mattes Geklügel zu täuſchen, und nannte die Kraftloſigkeit Beſonnenheit, die Erſchöpfung Ruhe, den Schlummer, der die Gefahr verbarg, Glückſeligkeit.

Ein jeder ſuchte ſich in die engſten Gränzen nichtiger Perſönlichkeit zu retten; aber vergebens. Die Fürſten ſuchten die Sicherheit ihres äußern Beſitzes, das Intereſſe ihres Hauſes zu retten; die Kriege der Höfe, unterſtützt von den Kriegern, die nur für ihre Kunſt da waren, erregte die Theilnahme der Völker nicht. Aus einem jeden Erwerbe der Unterthanen den größtmöglichen Gewinn für den Staat zu ziehen, ward der Grundſatz der Regierungen; den Erwerb dem Auge des Staats zu entziehen, und ſo wenig wie möglich zu leiſten, ward Maxime der Unterthanen — Beſtellte Wächter ſollten einen Jeden belauſchen, und weil man an keine redliche Geſinnung glaubte, erloſch ſie wirklich. In und mit der ewigen Nothwendigkeit, die ihre Wurzel in dem Glauben hat, blüht die Freiheit, dem Zwange gegenüber erzeugt ſich die Willkür, das Afterbild der Freiheit — und als der Zwang ſeine Bedeutung verlor, brach ſie da, wo der Wahn der Zeit am gewaltigſten herrſchte, alles zerſtörend hervor, und erzeugte die Revolution. So hart mußte das Geſchlecht büßen, weil es das Leben ſelbſt einer todten Geſetzmäßigkeit unterwerfen wollte.

Was das Nationale, Lebendige ſey, welches nur in ſich ſelber lebt, durch ſich ſelber begriffen wird, was durch Irrthum und thörichten Wahn in ſich irre werden kann, aber niemals verſchwindet, jene Eigenthümlichkeit der Völker, in und mit welcher ihr eigentliches Heil ſteht und fällt, wollen wir nunmehr betrachten. Mit einem Worte: es iſt die göttliche Natur. Die allgemeinen Naturkräfte walten auch in dem Lebendigen, die Macht der Elemente greift bis in das Innerſte des Lebens. Aber wo ſie vorherrſchen, wo das Erſcheinende den allgemeinen Kräften unterliegt, da iſt nur ein Einzelnes, nicht ſelbſt ein Ganzes. Wir nennen es todt, weil es nur in dem größern Ganzen Bedeutung hat. Lebendig iſt nur, was in jedem erſcheinenden Theile ganz iſt. Würden die Völker von dem Geſchlechte verſchlungen, ſo verſchwände das Geſchlecht, welches nur in und durch das Leben, d. h. durch die eigenthümliche Weiſe der Völker ſelbſt lebt, ſo gewiß, wie ein Volk ſein inneres Leben aufgiebt, wenn ein Wille der Tyrannei die Eigenthümlichkeit des Individuums zu vernichten droht.

Betrachten wir nun die Gegenſtände des Handels, wie die der Wiſſenſchaften, ſo erkennen wir in dieſen die allgemeinen unorganiſchen Elemente des menſchlichen Daſeins, die freilich an äußerer ſtrenger Beſtimmtheit beſitzen, was ſie an innerer lebendiger Bedeutung nicht zu erlangen vermögen. Producte wie Kenntniſſe laſſen ſich durch äußere Mittheilung erwerben, gehen von Hand zu Hand, von Seele zu Seele, über jede Gränze hinaus, und der Unterricht iſt für die Kenntniſſe, was der Umtauſch für die Producte. Mit den Producten iſt zugleich ihr Genuß, mit den Kenntniſſen ihr Verhältniß unter einander, das äußere Verſtändniß, ſo weit es überhaupt gediehen iſt, die Anwendung, wo ſie Statt findet, gegeben. Ferner alle Gegenſtände des Handels, wie der Wiſſenſchaften, dienen zur Befriedigung einzelner, ſinnlicher, wie geiſtiger Bedürfniſſe — ein menſchliches Daſein in ſeinem ganzen Umfange ſtellt ſich nicht in ihnen dar. — Der Handwerker iſt nicht eine bloße Maſchine, die rohen Producte auf eine beſtimmte Weiſe zu bearbeiten, der Mathematiker nicht ein Weſen, welches in den Verhältniſſen der Größen ſeine volle Befriedigung fände. Je mehr eine ſolche einſeitige Richtung den Menſchen zu verſchlingen droht, deſto widerwärtiger erſcheint uns ein ſolches Daſein. Er wird zwar über die Gränzen der Nationalität hinausgehoben, aber nur, indem er in fruchtbarer Erſtarrung ihrem Leben und dem eigenen entſagt, wie alles, was ſich vom organiſchen Leben abſondert, in innigere Verbindung mit den allgemeinen Naturkräften tritt. Auch iſt das Volk keinesweges ein Zuſammengeſetztes von Genüſſen und Kenntniſſen. Daher die Nichtigkeit eines jeden Staates, der die Bürger als Mittel braucht, in dieſem nur den Handarbeiter, in jenem den ſogenannten Gelehrten, hier den Krieger, dort den Beamten ſieht — dem aber in allen das rein Menſchliche, allen Gemeinſame verborgen bleibt. Vergebens verſucht die irdiſche Klugheit, in einem ſolchen Staate das fehlende Lebensprinzip zu erſetzen, und je künſtlicher, aus vermeintlicher Erfahrung abſtrahirter, die Verfaſſung wird, deſto enger ſpinnt ſich der Verſtand in das eigene Netz hinein, bis der Athem ihm vergeht, ſo daß er es krampfhaft zu zerreißen ſucht.

Denn wenn wir fragen, wo das Nationale eines Volkes zu ſuchen ſey, ſo iſt die allgemeine Antwort: da, wo ein ganzes Daſein ſich darſtellt, ſey es durch den einzelnen Menſchen, oder durch das ganze Volk. Dadurch ſind eben Sitten, Lebensweiſe, Verfaſſungen, ja ſelbſt die Kämpfe der Völker national. Doch dieſe allgemeine Antwort iſt für die beſtimmte Aufgabe, wie man die Eigenthümlichkeit einer Nation erkennen möge, wenig befriedigend; denn Lebensweiſe, Verfaſſung, Sitten, ſelbſt die Schickſale der Völker ſind gleichſam eben ſo viele Strahlen der nationalen Eigenthümlichkeit, ſie wechſeln ſelbſt und verändern ſich in den verſchiedenen Zeiten. Dennoch bleibt ein Unwandelbares in allem Wechſel. Wie aber eigenthümliche Talente in der Bearbeitung der Producte und des Wiſſens die einzelnen und eben daher allgemeinen Richtungen darſtellen, ſo wird jene erhabene Fähigkeit, ein beſonderes Daſein in ſeiner ganzen innern Unendlichkeit zu ergreifen, Genie genannt. Ein jedes Genie iſt nothwendig national. Dieſe begünſtigten Naturen ſind zwar reingeiſtig, wie alle Nationalität ein Geiſtiges, nicht bloß Irdiſches, Vergängliches iſt, dennoch vermögen ſie ſich, geiſtig durch Sprache, ſinnlich durch Geſtalten, thätig durch Handlungen kund zu thun. So zeigt ſich das zuſammengedrängte Bild der nationalen Eigenthümlichkeit durch Geſchichte im engern Sinne, durch Philoſophie und durch Poeſie. Wie eine Nation ihre Vergangenheit begreift, wie große geſchichtliche Männer Thaten und Einrichtungen an eine tiefe Erinnerung anzuknüpfen vermögen, iſt die eine Richtung, wie die ſinnigen Geiſter das Leben überhaupt und deſſen Einheit zu begreifen ſuchen, die Philoſophie, iſt die zweite, wie ſich bei den Dichtern und Künſtlern das Leben darſtellt, iſt die vermittelnde beider. Wenn wir von einer nationalen, durch die Sprache ausgedrückten Eigenthümlichkeit reden, dann giebt dieſe ſelbſt uns die höchſt beſtimmte Gränze, innerhalb welcher ſie zu ſuchen iſt. Nur das iſt national, was, um laut zu werden, die eigenthümliche Sprache vorausſetzt. So haben die Nationen, wenn ſie eine gewiſſe Stufe der Bildung erlangen, eine eigenthümliche Art, das ganze Daſein zu begreifen (Philoſophie), die Vergangenheit zu faſſen (Geſchichte), das Leben in ſeiner Unendlichkeit darzuſtellen (Poeſie). Alles was einzelne äußere Verhältniſſe der Dinge berührt, kann mit gleicher Leichtigkeit in allen gebildeten Sprachen ausgeſprochen werden, und wenn neue Verhältniſſe neue Ausdrücke fordern, ſo können dieſe ohne große Schwierigkeit nachgeahmt oder übertragen werden. Shakeſpeare aber mußte Engländer, Voltaire Franzoſe ſeyn, damit ſie wurden, was ſie waren. Es iſt undenkbar, daß Shakeſpeare ſeine Tragödien als Franzoſe, und franzöſiſch geſchrieben hätte, eben ſo unmöglich ſich Voltaire als Engländer zu denken. Daß es Philoſophien und Poeſien giebt, die eben ſowohl grönländiſch als deutſch geſchrieben ſeyn könnten, wird man hoffentlich nicht als Beweis gegen mich anführen. Eher daß ich die Speculation, die eben mit der Forderung einer großen Univerſalität, einer unter allen Umſtänden allgemein gültigen Nothwendigkeit hervortritt, national, alſo individuell, nenne. Doch wird derjenige, der mit der Speculation bekannt iſt, dieſe Forderung mit jener Behauptung wohl zu vereinigen wiſſen. Die Geſchichte ſpricht zu deutlich für ſie, als daß man ſie aufgeben könnte. Die Römer haben in vielen die Sitten, die Kenntniſſe, ja die Kunſt der Griechen erworden, aber die Tiefe ihrer Speculation blieb ihnen fremd. Die Speculation ſelber nimmt, wo die Staaten kränkeln, eine krankhafte Richtung, wie zum Theil bei den Alexandrinern, noch mehr bei den Griechen in Conſtantinopel, wo ſie die Religion verfinſterte. Die Sarazenen, die alle Momente europäiſcher Bildung in unentfalteten Keimen phantaſtiſch verzerrt, auf eine merkwürdige Weiſe verſchloſſen hielten, hatten eine eigenthümliche Philoſophie, die mit der der Alten verbunden, verknüpft mit der Religion in Europa germaniſch wurde. In unſern Tagen hat wol eine jede große gebildete Nation ihre Philoſophie, wie die Franzoſen und Engländer, weil die Art, das Daſein im Ganzen zu begreifen, bei beiden ein eigenthümliches Gepräge hat, aber die tiefere Speculation iſt anerkannt ein nationales Eigenthum der Deutſchen allein.

Man wende mir nicht ein, daß die tiefſten Philoſophen, daß Marſilius Ficinus, Johannes Picus Mirandolenſis, Jordanus Brunus Spinoza in der Sprache der alten Welt ihre Speculation kund thaten. Die ganze Wiſſenſchaftlichkeit der damaligen Zeit, wurzelnd in der Ueberlieferung, hatte die Nationen noch nicht durchdrungen, und die alte Welt gab dem höhern Geiſte das einzig bewegliche Organ. In unſern Tagen aber ſind die Nationen in dieſer Rückſicht mündig geworden, und aus der innerſten Tiefe der nationalen Eigenthümlichkeit entſprungen, ſpricht ſich die Speculation am natürlichſten und reinſten in der heimathlichen Sprache aus. Schon Leibnitz mußte dafür büßen, daß er eine fremde Sprache brauchte, und der tiefſinnige Hemſterhuys würde wie jener eine vollendetere Darſtellung ſeiner ſpeculativen Anſichten hinterlaſſen haben, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, deutſch zu ſchreiben. Die Nationalität der Poeſie ward zu jeder Zeit anerkannt, und ſie verhält ſich zum eigentlichſten Volksleben, wie die Philoſophie zur Wiſſenſchaft. Der Handel, die durch ihn geſteigerte und veredelte Verarbeitung der Producte enthält die unorganiſchen Elemente der Kunſt, es iſt der fruchtbare Boden, in welchem ſie gedeiht. Man irrt ſich aber ſehr, wenn man glaubt, daß die Kunſt durch den Handel, durch den Reichthum, und den ihn begleitenden Luxus erzeugt werde. So wenig in der That, als der fruchtbarſte Dünger ohne Samen aus der höhern Region des Lebens Pflanzen zu erzeugen vermag. Schon die höhern Thiere vermögen es, der Natur das Gepräge ihres eigenthümlichen Daſeins aufzudrücken. So lange der Menſch nur ſeine ſinnlichen Bedürfniſſe, wenn auch noch ſo kunſtreich, zu befriedigen ſucht, ſind die Producte nur geſteigerte thieriſche Kunſttriebe, und ſie haben nichts Individuelles, nichts Höheres. Wenn eine Nation ſich mit tiefer geiſtiger Eigenthümlichkeit geſtaltet, ſo offenbart ſich auch dieſes höhere Leben als bildende Kraft, und ſo entſteht die Kunſt im höhern Sinne. Sie iſt, wo ſie erſcheint, nothwendig national. So bildete ſich eine griechiſche Kunſt, ſo eine italieniſche, ſo eine deutſche: ja innerhalb der Gränzen des äußern Scheins kann man immer behaupten, daß es auch eine franzöſiſche Kunſt giebt, weil das geiſtige Daſein dieſer Nation eine höchſt beſtimmte, in ſich vollendete und fertige Richtung genommen hat.

Das innerliche, in ſich zerfallene Daſein der Nation ſuchte eine äußere Vereinigung, eine Begriffs-Einheit, die ihre eigene Nichtigkeit kund that, aber das äußerlich Getrennte ſucht auch eine innere Vereinigung, die Eigenthümlichkeit der Nation und das verſchiedenartigſte Streben derſelben wird eben dadurch lebendig und bedeutend. Wir werden auf die grundloſe Tiefe dieſer innern Einheit hinzudeuten ſuchen; denn unter den Deutſchen vor allen will ſie ſich offenbaren und alle Verheißung der gegenwärtigen Zeit ruht in dieſem Streben. Da wir hier die Zeit in großer Allgemeinheit betrachten, ſo ſey es uns vergönnt, auch dieſer Betrachtung das Gepräge ſpeculativer Allgemeinheit zu geben.

Die Phyſik, indem ſie in das Einzelne ſich verlor, und die todten Kräfte der Natur in ihren äußern Verhältniſſen ergreifend, das Leben verſtehen wollte, trat als das eigentlich innerſte, ſcheinbar ſicherſte, wiſſenſchaftliche Gebäude der Zeit hervor, und hat auf das ganze Leben und auf alle herrſchende Anſichten einen Einfluß gehabt, der keinesweges genug beachtet iſt. Aber auch dieſe iſt an der Schwelle des Lebens in ihrer Sicherheit ſchwankend geworden; verborgene Geheimniſſe der lebendigen Natur eröffnen ſich unter den Händen unwilliger Forſcher, und Natur und Geſchichte wollen ſich in dem, was beiden gemein iſt, begreifen. Wichtiger ſind uns hier die geſchichtlichen Richtungen, wo ſie ein Ganzes des Daſeins zu ergreifen ſuchen.

Ich finde es zuerſt nöthig, einen Unterſchied zwiſchen Hiſtorie und Geſchichte im engern Sinne feſtzuſetzen, und beide Benennungen zu brauchen, als wenn ſie etwas Verſchiedenes bezeichneten. Es iſt wohl möglich, daß der Ausdruck Hiſtorie in der Folge auf eine andere Weiſe bezeichnet wird, ſo daß der vorläufig gebrauchte dann als überflüſſig erſcheinen wird. Hier wird er nur gebraucht, um das Reſultat nicht vor der Vollendung der Unterſuchung hervortreten zu laſſen, und ich gründe den vorläufigen Gebrauch auf die Ableitung beider Wörter. Denn Geſchichte deutet nur auf das einfache Geſchehen, auf die bloße Thatſache. Wir ſuchen aber einen gemeinſamen Ausdruck für jede Betrachtungsweiſe des menſchlichen Daſeins, als eines ſolchen. Da nun Hiſtorie von ἱστορεῖν herrührt, und nicht bloß auf ein Geſchehen, ſondern auch auf ein Schauen, auf ein Erkennen deutet, ſo können wir dieſen Ausdruck wohl benutzen, um jene gemeinſchaftliche Betrachtungsweiſe auszudrücken, wenn wir gleich geſtehen müſſen, daß es bis jetzt auf dieſe Weiſe nicht gebraucht ward.

Die Betrachtung des menſchlichen Daſeins geht als ſolche entweder vorzüglich auf die innere That, als das Allgemeine in der Speculation, in der Ethik, deren Gegenſtand der Wille, oder auf die äußere That als das Beſondere in der Geſchichte, deren Gegenſtand die Handlung, oder auf ein Gleichgewicht beider, des Allgemeinen und des Beſondern, des Willens und der Handlung, in der Kunſt, in der Poeſie. Alle Hiſtorie ſucht das göttliche Erkennen, in jeglicher Form will ſie nur dieſes darſtellen, ihre Grundfeſte iſt der Glaube, das unmittelbare, nicht erworbene, ſondern geſchenkte

Anerkennen eines göttlichen Seyns. Wir betrachten die Formen ihrer Darſtellung gegen einander.

Die Ethik ſchließt keinesweges die Handlung aus, aber ſie betrachtet ſie in ihrer urſprünglichen geiſtigen Quelle, ohne Rückſicht auf Raum und Zeit oder ſinnliches Daſein. Was bei dieſer Betrachtung aus der göttlichen Freiheit entſpringt, iſt für die Ethik die Güte, das Lichte, die Tugend, das wirklich Seyende; was von dem Göttlichen getrennt ein eigenes Daſein zu erringen ſtrebt, iſt die Bosheit, das Finſtere, das Laſter, das ſich ſelbſt Widerſprechende, Nichtige. Nicht die äußere Handlung, in ſo fern ſie in der äußern Erſcheinung hervortritt, iſt ihr Gegenſtand. In dem Gewirre der Erſcheinung ſucht ſie die Freiheit nicht, die nur im Geiſte geſchauet wird. Es giebt daher für die Ethik keine äußere Form der Handlung, die, vereinzelt, ihr gut oder böſe dünkt, ſie iſt kein Zuſammengeſetztes aus einzelnen Pflichten. Dem die Welt flucht, das kann der Geiſt ſegnen, was ſie ſegnet, das Göttliche verabſcheuen. Ihre Form iſt Strenge, ihr Ausdruck Geſetz. Denn die Welt der Thaten in ihrer Einheit iſt Tugend, das Seyende für die Ethik, aber die Einheit des Mannichfaltigen iſt Nothwendigkeit, Einheit des freien Willens in allen Aeußerungen Geſetz. Ihre Darſtellung iſt ſtrenge Hineinbildung des Beſondern in das Allgemeine.

Die Geſchichte ſchließt keinesweges die innere That, die Geſinnung aus, ſie iſt vielmehr die Offenbarung der göttlichen That in dem ſcheinbar verworrenem Wechſel der Begebenheiten. Ruhig und unerſchütterlich durchlebt der Geſchichtsforſcher die Verwirrung der Zeiten. Glaube iſt ſein Talent, ohne welchen er nicht gedacht werden kann. Denn die Ethik, die nur von einem jeden das Göttliche fordert, kann ihm das Räthſel der Geſchichte nicht löſen, und der verworrene Wechſel der Thaten würde ihn nur irreleiten. Wie kann er hoffen in dieſem trüben Spiel der Leidenſchaften und der Lüge eine mögliche Darſtellung den Geiſt befriedigend zu finden, wenn nicht die Gewißheit in ihm ſelber ruhete? Wie in der geſättigten chemiſchen Auflöſung mannichfaltiger Geſtalten, die ſich drängen, und in ihrer Geſtaltung wechſelſeitig ſtören, der hineingebrachte feſte Punkt eine Aufforderung zur Sonderung wird, ſo daß Jegliches ſich nach ſeiner Art geſtaltet und Ordnung und Harmonie der Form in das formloſe Flüßige kommt, ſo geſtaltet ſich der Fluß der Geſchichte in der Seele des berufenen Forſchers. Er wird ſich nicht ſcheuen die Bosheit in ihrer Kraft, die Güte in ihrer Schwäche zu ſchildern, weil er weiß, daß eine höhere Macht in beiden thätig iſt. Irdiſche Kräfte ſind niemals rein und klar; daher müſſen ſie ſich verdrängen und wechſelſeitig zerſtören, und die Geburt, das Blühen und der Untergang der Menſchen und der Geſchlechter, der Reiche und Zeiten, einzeln verwirrend und trübend, werden eben durch die geordnete Darſtellung eines gläubigen Forſchers ein hoffnungsvolles Bild göttlicher That. So zeigt uns der Geſchichtsforſcher, indem er ſich in die Fülle der Individuen, deren Thaten ſich wechſelſeitig ergänzen, kühn hineinwirft, die göttliche Gewalt des Allumfaſſenden, indem der Ethiker von dem Ganzen und Ewigen ausgehend, den göttlichen Funken nachweiſt, der das Individuum zu heben und zu verklären vermag.

Wir haben behauptet, daß die Poeſie das Gleichgewicht jener getrennten Betrachtungsweiſen darſtellt, und wollen verſuchen es anſchaulicher zu machen. Treffender kann dieſe Entwickelung der Idee der Poeſie nicht eingeleitet werden, als durch die Worte des großen Dichters: „Was beunruhigt den Menſchen,“ läßt Göthe den Wilhelm Meiſter ſagen, „als daß ſie die Begriffe „nicht mit den Sachen verbinden können, daß der „Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß „das Gewünſchte zu ſpät kömmt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal „den Dichter über alles dieſes hinweggeſetzt. Er ſieht das „Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich „zwecklos bewegen, er ſieht die unaufhörlichen Räthſel „der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſilbiges „Wort zur Entwickelung fehlt, unſägliche verderbliche „Verirrungen verurſachen. Er fühlt das Traurige und „Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmann ſich in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeiner Tage hinſchleicht, oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegengeht, ſo ſchreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie eine wandelnde Sonne von Nacht zu Tag „fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe „zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit

„hervor, und wenn andere wachend träumen, oder von
„ungeheuren Vorſtellungen geängſtigt werden, ſo lebt
„er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das
„Seltenſte was geſchieht iſt ihm zugleich Vergangenheit
„und Zukunft.“ —

Wie ſteht aber der Dichter in ſeiner ſchönen Mitte zwiſchen dem Ethiker und dem Geſchichtsforſcher? Jener ſucht das Allgemeine; aber das Leben droht ihm zu entſchlüpfen — in zwangvoller Verknüpfung muß er alles verketten, ja damit ſich die Einheit allenthalben offenbare, muß er uns die Kunſt der Verkettung, die Methode nahe rücken. Je ſtrenger dieſe iſt, deſto gewaltſamer das Einzelne ins Ganze hineingeriſſen wird, deſto vollendeter erſcheint ſein feſtgegründetes, tief angelegtes Gebäude. Man ſchätze dieſe ſtrenge, dieſe dürre Regelmäßigkeit nicht gering. Einzeln und abgeriſſen erſcheint alles im Leben — abgeriſſen ſagen wir, denn es deutet auf einen groſſen, ſcheinbar aufgehobenen Zuſammenhang, der, wo er hervortritt, Evidenz genannt wird. Dieſer Zuſammenhang wird aber nur dann erkannt, wenn das Beſondere in einer abſoluten, unbedingten Allgemeinheit geſchauet wird. Fröhlich jauchzet die Seele, wenn ihr dieſes gelungen, die Luſt hoher Befriedigung, unendlicher Gnüge entſpringt aus ſolcher innern geiſtigen That, ſie tritt in unmittelbare Gemeinſchaft mit den Unſterblichen ſelbſt. Aber die Erde winkt und ihre Freude und Schmerz, und unbefriedigt wenden wir uns von der dürftigen Seligkeit, die uns das Leben zu rauben droht.

Der Geſchichtsforſcher iſt an das Geſchehene gekettet, und wenn auch das Einzelne ſich ordnet, und eine große Anſchauung als das verborgene Zeichen vergangener Zeiten uns entgegentreten will, ſo darf er es dennoch nie aus den Feſſeln der fortrollenden Zeit herausreißen, ehern verknüpft an einer Vergangenheit aus welcher es geboren ward, darf es nur in und mit dieſer Bedeutung erhalten. Zwangvoll beſtimmt, deutet es auf eine Zukunft, und ſcheint nur zum Untergang, ewig Keim und niemals bleibende Geſtalt, hervorgerufen. — Mit krampfhaften Geburtswehen, als wollte die erſehnte Geſtalt ſich zeigen, wird jede Zeit geboren, aber nur zur neuen Geburt, und dieſe wechſelnden Wehen ſind eben die Geſchichte. Man erniedrige ſie nicht. Alle göttliche Offenbarung iſt in ihre Formen gehüllt. Wir ergreifen uns, unſer innerſtes Daſein, unſer eigentliches Weſen in dem Schickſal der Zeiten und Völker. Die Reiche ſind unſere Gliedmaßen, das eigene Herz pulſirt in dem Geſchlechte, es giebt keine Freude, die wir allein genößen, kein Leid, das wir allein trügen, und wie die Begebenheiten der eigenen kleinen, eingeſchränkten Vergangenheit in unſerer Seele ruhen und niemals verwiſcht werden, wie die eigenen Thaten einmal gethan, uns ſelbſt zur Natur werden, und unabwendbar unſer Schickſal beſtimmen, ſo ergreift uns die ganze Vergangenheit des Geſchlechts, deſſen vorübergehende ſchnell verwelkende Blüthen wir ſind, jeglichen auf ſeine Art, und weiht uns einem höhern Daſein. Aber die Geſchichte kann die Sehnſucht nicht befriedigen. Eine unendliche Vergangenheit verbirgt den bedeutungsvollen Anfang für den Einzelnen, wie für das Geſchlecht, eine unendliche Zukunft winkt uns troſtlos, uns tödtet fortdauernd die Hoffnung die ſie immer von Neuem gebiert.

Da tritt der Dichter in die Mitte. Ihm iſt es vergönnt, die Geburt aus der eigenen befruchteten Seele mit ſeiner Unendlichkeit in die Zeit zu ſetzen, die Zukunft in ihrer nie abgebrochenen Reihe nahe zu rücken. Die Speculation ſtellt uns das feſte Individuum, aber ohne Wechſel, ohne Freude und Leid, eiſern dar; die Geſchichte giebt uns den Wechſel, aber das Feſte, das Unwandelbare iſt uns entrückt. Der Dichter möchte uns beides reichen, und das iſt der Zauber der Poeſie. Sie *individualiſirt* die Begebenheiten. Mit dem ſcheinbar willkührlichen Wechſel der Gefühle, der Handlungen, weiß ſie das Bleibende zauberiſch zu verknüpfen. Jenes eiſerne Band der Methode iſt verſchwunden, aber auch der furchtbare ewig gebärende, nie geſtaltende Wechſel.

Die Zeiten ſelbſt ſcheinen gleich der Sonne zu Gibeon ſtille zu ſtehen. Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, drängt eine Begierde die andere, eine Leidenſchaft die andere, Freud und Leid wechſeln ſo ſchnell, daß wir ſie verwechſeln, keiner kann dem andern bei der vorübergehenden Eile die Hand reichen — bis der Dichter erſcheint, und dem furchtbar fortrauſchenden Strome zu verweilen gebietet. Da findet die Freude ihr Maß und das Leid ſein Ende, und wir ſehen uns an, und *erkennen* uns in uns ſelber und wechſelſeitig. Dem Dichter ſteht es frei, von einem gegebenen Daſein auszugehn, oder von der Geſinnung. Er gehört der Erſcheinung, dem Raume, der Zeit zu, aber als wäre er der Bedingung ihres Daſeins entrückt. Wählt er eine Begebenheit, ſo leiht die eingepflanzte Unendlichkeit ihr eine unſterbliche Bedeutung; wählt er ein Allgemeines, ſo blüht es auf in ein fröhliches Leben. So tritt uns das Verborgene entgegen, in jeder Handlung ſchauen wir zugleich die Geſinnung. „Dieſe geheimnißvollſten und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur „handeln vor uns," ſagt Göthe von den Perſonen ſhakeſpeariſcher Dramen, „als wenn ſie Uhren wären, „deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Kriſtall gebildet hatte, ſie zeigen nach ihrer Beſtimmung den „Lauf der Zeiten, und man kann zugleich das Räder- „und Federwerk erkennen, das ſie treibt."

Wir haben behauptet, daß die Hiſtorie nur durch die Natur, und in der Einheit mit ihr, ihre Bedeutung erhält, wir haben die drei Formen hiſtoriſcher Betrachtung in ihren Verhältniſſen gegen einander geſchauet. Wir wollen jetzt dieſe Betrachtungsweiſen, wie ſie mit der Natur verknüpft, und von ihr getrennt ſich darſtellen, genauer entwickeln.

Erſt die Ethik. Die Natur im höheren Sinne iſt die unmittelbare, allgegenwärtige Offenbarung göttlicher That. Alſo iſt der Menſch urſprünglich ganz Natur. Wäre etwas in dem Menſchen, was nicht Natur wäre, ſo wäre die That Gottes dadurch bedingt, was ein Unding iſt. — Die menſchliche Freiheit und Selbſtſtändigkeit iſt das Axiom der Ethik; mit der Annahme dieſes Axioms fängt ſie erſt an; wäre es kein Axiom, ſo gäbe es keine Ethik. Beide Behauptungen verbunden enthalten die dritte als nothwendig. Dieſe nämlich: da die göttliche Freiheit unmittelbarer Wille, der Wille unmittelbare That, die That unmittelbare Schöpfung iſt, ſo iſt die Schöpfung des Menſchen ſeine urſprüngliche That. In der Erſcheinung der Natur waltet der verborgene Geiſt Gottes, durch ihr Leben offenbart er ſich, obgleich er ſich in keinem erſcheinenden Dinge als ſolchen darſtellt. Aber dennoch ſpricht er ſich in den verborgenen Gründen der Natur vernehmlich genug aus. Er weht in den Lüften, er rauſcht in den Bäumen, das geſchäftige Waſſer will die Worte ſuchen, und das mannichfache Leben verbirgt ihn in ſeinen innerſten Tiefen. In demſelben Sinne iſt auch die Geſtalt des Menſchen, die unmittelbare Offenbarung ſeines Geiſtes nicht durch das Einzelne des Leibes beſtimmt, aber vernehmlich ausgeſprochen durch das Ganze — ſeine Phyſiognomie. Wie könnt ihr leugnen, daß der Menſch ſich, wenn auch nicht für die Erſcheinung dennoch ſeine Geſtalt beſtimmt, da das Sittliche, das Freie ſich in ihr abprägt? Daß ein allgemeiner Typus der Geſtalt nicht dieſem oder jenem Menſchen, ſondern dem ganzen Geſchlechte zwingend zugetheilt iſt, als die nothwendige Bedingung ſeiner Erſcheinung? Daß wir uns dieſer urſprünglichen That nicht bewußt ſind? Wir entdecken aber in uns ein unvertilgbares Gefühl, welches uns die Einheit unſerer Schöpfung mit dem Göttlichen, die freie Heimath im Göttlichen ſicher nachweiſt, die Wurzel der vorher beſtimmten Harmonie, der Glaube, der innerlich iſt, nicht das Einzelne, ſondern das Ganze, die überſchwengliche Fülle göttlicher Offenbarung in einem Jeden. Die Erſcheinung der Urthat in ihrer Nothwendigkeit iſt das leibliche Daſein des Menſchen, die Erſcheinung derſelben, in ſo fern ſie ſich noch immer als frei kund thut, zeigt ſich in ſeinen Handlungen, beide haben ihr feſtes Weſen in dem gemeinſamen Quell, ſind nur in dieſen wahrhaft. Wie das Leibliche gehören auch die Handlungen zur Welt des Scheins. Wer nun bloß in der Erſcheinung betrachtet, muß freilich den Menſchen trennen in Natur und Geiſt, Freies und Nothwendiges, Leib und Seele, und wie der zarte Hauch des Göttlichen, der den Menſchen veredelt, ſich aber, wenn gleich körperlich niemals ergreifen läßt, für ihn verſchwindet, ſo daß ihm nur der zwingende Typus der Menſchengeſtalt überhaupt, als ein bloß äußeres Naturprodukt, für die Anatomie etwa, übrig bleibt, ſo werden ihm auf der andern Seite die einzelnen Handlungen nicht aus der Einheit eines fröhlichen Lebens, ſondern für die dürre Verknöcherung eines claſſificirenden Syſtems ſich darſtellen. Den Leib, der ihm als ein Ganzes gegeben ward, muß er zerſchneiden, um ihn zu begreifen, die Handlungen die ihm als Einzelnen gegeben werden, muß er in ein Syſtem von dürftigen Begriffen verknüpfen, um ſie zu überſchauen. Aber die Freiheit iſt euch mit dem Leben entſchlüpft, und ein Syſtem kann die vereinzelten Handlungen nicht beleben. Wir haben ſolche Syſteme, die von den erſcheinenden Formen der Handlungen ausgehend, zu Grundſätzen fortſchritten, und dieſe in ein Syſtem verknüpften bis zur tödtenſten Conſequenz ausgebildet geſehen, und es iſt genugſam die Rede davon geweſen. Wenn wir aber die Ethik bis dahin verfolgen, wo ſie allein begründet werden kann d. h. in den tiefſten Gründen der unwandelbarſten Perſönlichkeit, in welcher ſie allein Leben und Realität erhält, ſo wird ſie eben dadurch in der innerſten Einheit mit der Natur in ihrer unendlichen Schöpfung gebracht. Dieſe Seite der freien Perſönlichkeit, welche die Ethik niemals entbehren darf, hat Jacobi ſehr ſchön herausgehoben in jener berühmten Stelle ſeines Briefes an Fichte, wo er ſagt: „Ja ich bin der „Gottloſe und Atheiſt, der dem Willen, der nichts will „zuwider, lügen will, wie Derdemone ſterbend log, lü„gen und betrügen will, wie der für Oreſt ſich darſtel„lende Pylades, morden will, wie Timoleon, Geſetz und „Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt, „Selbſtmord beſchließen, wie Otto, Tempelraub begehen, „wie David — ja Aehren ausrupfen am Sabbathe auch „nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um „des Menſchen willen gemacht iſt, nicht der Menſch „um des Geſetzes willen. Denn mit der heiligſten Ge„wißheit, die ich in mir habe, weiß ich — daß das „Privilegium aggratiandi gegen ſolche Verbrechen wider „den reinen Buchſtaben des abſolut allgemeinen Ver„nunftgeſetzes, das eigentliche **Majeſtätsrecht** des „Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner göttlichen „Natur iſt.“ Nur kömmt ein ſolches Recht nicht dem bloß erſcheinenden Menſchen, in dem Widerſpruche ſeiner Neigungen und Gefühle zu, ſondern nur dem ewigen unwandelbaren in ſeiner göttlichen Perſönlichkeit, dem mit der ausführenden auch die geſetzgebende Gewalt zugetheilt iſt. Dieſer will aber Gottes Willen, und iſt dadurch über den Schein aller durch Abſtraction vom Leben gewonnenen Formen, wie die der Lüge, des Betrugs, des Mordes, des Stehlens, und wie ſie weiter heißen mögen, völlig gehoben; denn eine ſolche Lüge iſt ihrer Form nach, als ſolche, ſelbſt erlegen, und durch ihre Vernichtung thut ſich eben die Wahrheit kund. Das Böſe iſt eben ſo wenig aus der bloßen Erſcheinung zu begreifen wie das Gute. Es iſt eine über die Erſcheinung hinausliegende Verfinſterung des Willens, die als Verfinſterung der Natur erſcheint, und ihr nie aufzulöſendes Räthſel iſt in den Tiefen der Perſönlichkeit verborgen, und mit ihr verflochten. Die Ethik kann zwar den Haupttypus des ſittlichen Daſeins herausheben und begründen, aber je tiefer ſie ihr Problem faßt, deſto größer, deſto heftiger wird das Beſtreben, die Fülle der Perſönlichkeit in ſich aufzunehmen, d. h. die Geſchichte in ſich hineinzubilden. Aber dieſes iſt unmöglich. Sie iſt nur in und mit der Form der hervortretenden Allgemeinheit, die wahre Durchdringung iſt ein Verſchwinden dieſer Form. Sie ſucht alſo in dieſem Streben ihre eigene Vernichtung. So muß ſie wohl inne werden, daß ſie das Weſen des Daſeins nicht ergreifen kann, und wie wir auch ordnen und conſtruiren, und ſyſtematiſiren, keimt innerlich doch keine neue Kraft. Die verborgenen Tiefen des eigenthümlichen Daſeins treten ihr unendlich nahe, ja am nächſten; will ſie ſie aber herausheben, ſo entſchlüpfen ſie in unendliche Ferne. Giebt ſie die Richtung gegen die lebendige Natureigenthümlichkeit auf, ſo behält ſie leere Begriffe, deren tödtende Kriſtalliſation ein Nichtiges, ohne alle belebende Kraft, ohne Gemüth ſeyn wird, behält ſie die Richtung, ſo bilden ſich in der Strenge ihrer Form ſelbſt lebendige Pulsſchläge, ein Herz, welches ſich nach der Fülle des Daſeins ſehnt, ſie aber niemals erlangt.

Und nun die Geſchichte: Sie iſt ſelbſt ganz und durchaus Natur, ja ſie iſt die vorzügliche herausgehobene Naturſeite der Betrachtungsweiſe der Hiſtorie — denn ſie iſt göttliche That, und nur als eine ſolche zu begreifen. Daß ſie aus dem Zuſammentreffen freier Weſen entſpringt und ſich entwickelt, widerſpricht dieſem nicht. In der urſprünglich reinen Perſönlichkeit ſind die Menſchen geſondert und vereinigt zugleich, unter ſich, wie in Gott, dieſes iſt ihr ewiges wahrhaft freies Daſein, ihre einzige Realität, die in dem Glauben unmittelbar geſchauet wird. In der Erſcheinung ſind ſie nicht bloß geſondert, ſondern wahrhaft getrennt, nicht vereinigt, ſondern feindſelig gegen einander geſtellt. Dieſer Zwieſpalt der Menſchen unter einander iſt der Ausdruck des innern Zwieſpalts, der den Menſchen, vor aller Erſcheinung mit ſich ſelber und mit Gott entzweite, und die Geſchichte ſelbſt, als Erſcheinung, hat einen urſprünglich freien Grund über Aller Erſcheinung. Sie entſteht aus dem Konflikt äußerer Handlungen, aber keine äußere Handlung iſt frei, die Geſinnung, die allein frei iſt, iſt das Prinzip der Handlung, und kann ſich wohl in der Totalität eines Lebens, nie aber in einer einzelnen Handlung offenbaren. Betrachten wir den Menſchen in der Geſchichte, und eben den bedeutendſten, ſo iſt ſeine Erſcheinung, ihrer Art nach, bedingt durch die Vergangenheit ſeines Geſchlechts, er ſelbſt bedingt durch die Vergangenheit ſeiner eigenen Entwickelung. Er tritt in das Ganze ſeiner Zeit und ſtellt ein nothwendiges Bild ihrer nothwendigen Entwickelung dar. Ein jeder der bedeutend hervortritt in der Geſchichte, iſt wie die Blüthe der Pflanze, die den Keim enthält, die individuellſte Geſtalt, aber eben daher mit dem Ganzen des gegebenen Daſeins verflochten, das aufgeſchloſſene frei gewordene Gemüth der Zeit. Thoren glauben, daß man aus allgemeinen Begriffen die Zeit gleichſam ſchaffen, aus dem Begriffe des Staats Staatsverfaſſungen, aus den Begriffen des Rechts Geſetzgebungen entwerfen könne; Andere wähnen, daß eine neue Geſtalt der Zeit ſich zuſammenflicken laſſe, aus einer bloß äußern Betrachtung der Bedürfniſſe, etwa wenn mehrere ſich vereinigen, wobei die Zahl den Mangel an divinatoriſchem Sinn erſetzen ſoll.

Auf dieſe Weiſe kann man Schuhe flicken, denn der Fehler iſt beſtimmt, und die Mittel ſind hinlänglich bekannt. Ohne jenen Sinn iſt aber die Vergangenheit keinesweges eine Lehrerinn, wie diejenigen beweiſen die eben von ihren Formen gefangen alle Beweglichkeit verlieren; denn eine jede Zeit hat ihr eigenes Problem, welches durch Congreſſe, Comiſſionen und Collegien ſchwerlich gelöſt, ja kaum erkannt wird.

Dieſen feſten, in ſteter Entwickelung begriffenen Naturgang der Geſchichte mit feſten Zügen zu faſſen, eine jede Zeit in ihrer wahren Eigenthümlichkeit rein zu fixiren, ohne alle Einmiſchung ethiſcher Reflexionen, iſt die große Aufgabe des Geſchichtsforſchers. Aber ſeine nächſte Welt iſt die der Erſcheinung, und dieſe iſt bedingt. Wie nun der Naturforſcher die Geſetze der Natur nur dann zu enträthſeln vermag, wenn er alle Bedingungen der Erſcheinung rein und ſorgfältig heraushebt, ſo ſoll der Naturforſcher alle Bedingungen einer beſtimmten Zeiterſcheinung ſo vollſtändig wie möglich darſtellen; denn die Bedingungen ſtellen die äußere zwangsvolle Verkettung aller Erſcheinung dar, die eben, je vollſtändiger ſie iſt, die innere freie Verknüpfung im Geiſte ſchauen läßt. So iſt eine Nation mit der Totalität ihrer Umgebung, mit der Natur verſchmolzen und eins. Die großen Buchen- und Eichenwälder, die ſchroffen Felſen, aus welchen die alten Burgen, wie Blüthen, ſich lebendig herausarbeiten, weil das feſte Gemüth in den Felſen wurzelte, die großen Flüſſe, die zwiſchen düſtern Wäldern und ſchroffen Klippenwänden rauſchten, der graue Himmel, die weiten flachen Haiden ohne Wald und Erhöhung, der Winter in ſeiner Erſtarrung, der Sommer in ſeiner Gluth, die Thiere und Pflanzen in ihrer Eigenthümlichkeit, kurz die ganze lebendige Natur mit ihrem Weben und Treiben ſpielt eben ſo mächtig in der Geſchichte der Germanen, wie die diplomatiſchen Verhandlungen der Fürſten, die Heereszüge und ihre Schlachten, die Errichtungen und Geſetze, die Ideen der Gelehrten, und ihre Wirkung auf die Zeit. Daher iſt Herodot ſo unerreichbar, nur mit Snorro Sturleſon zu vergleichen, weil die ganze Welt in ihrer mannichfachen Geſtalt ſich vor uns entfaltet, und ſich mit der Geſchichte verwebt, weil wir das Gebirge ſehen, und die Wälder, durch welche die Heere ſchreiten, weil die Städte lebendig in einer lebendigen Umgebung uns entgegentreten, weil hier die heiße Sonne, eine brennende Vegetation uns umgiebt, dort die eiſerne Kraft in Kälte erſtarrt in dem nördlichen Gebirge, und ſo ein gemeinſames Gebilde hervortritt, tief begründet in der Natur, als ſproßte das Geſchlecht, ein wahrer Autochtonon ſelbſt, wenn er eingewandert iſt, weil das Gemüth allmählig wurzelt in der langgewohnten Heimath — als eine eigenthümliche Naturblume, nach Art der Gegend.

Aber je inniger die Geſchichte auf ſolche Weiſe in ihre Tiefe hineinſchauet, deſto mächtiger drängt ſich das Gemüth des Geſchlechts hervor, welches volle Genüge des Daſeins ſucht; — niemals aber in dem Gange der Begebenheiten findet. Verläßt ſie ihre Form, ſo vernichtet ſie ſich ſelber, wie in den dürren und dürftigen Conſtructionen a priori, die ſo thöricht wie albern ſind. Ihr iſt die Fülle des Lebens gegeben, aber die Klarheit fehlt, die ſie ſehnſuchtsvoll ſucht, aber nur in ihrer Vernichtung findet.

Endlich die Poeſie. Den Naturmoment in der Poeſie nachzuweiſen, wäre eine Thorheit, denn er iſt allgemein anerkannt; auch wird kaum jemand etwas für Poeſie gelten laſſen, was aus einer Abſtraction des Naturlebens entſtanden wäre. Was ein Gleichgewicht des Allgemeinen und Beſondern iſt, muß nothwendig von Natur und Geiſt auf gleiche Weiſe durchdrungen ſeyn. Wenn daher die Worte verſtummen, ſo geſtalten ſich die Töne ſelber in harmoniſchen Einklang, die herumſchweifenden Farben vereinigen ſich das Höchſte des Lebens darzuſtellen; ja die Steine werden lebendig, und ſtimmen in den allgemeinen Jubel ein. Aber über die Würde der Poeſie ein Wort zu reden, möchte wol zeitgemäß ſeyn; denn man hat ſich in unſern Tagen in eine wahre Vergötterung der Poeſie immer mehr hineingeredet. Nun iſt es zwar keinesweges meine Abſicht, der Poeſie ihre göttliche Tiefe abzuſprechen, ihren Zauber zu verleugnen, der mir nicht fremd iſt. Nur dieſes behaupten wir: ſie ſteht nicht höher als irgend eine andere Form menſchlicher Kunde, ſie iſt keinesweges die Durchdringung der Geſchichte und der Ethik, vielmehr die dritte zwiſchen beide tretende Form der Hiſtorie, die die Spuren ihrer Realität nicht verleugnen kann, je tiefer, je bedeutender ſie ſich ausſpricht, deſto gewiſſer. Die eigentliche heitere Sonne der Poeſie iſt die irdiſche Liebe, die Geſchlechtsliebe in ihrer tiefſten Bedeutung, und zwar keinesweges zufällig. Die Liebe iſt eben die innigſte Verknüpfung des Gemüths und der Natur, das reinſte Gleichgewicht beider, die Poeſie im Leben ſelbſt. Aber ſo wenig als Geſchlechtsliebe den Kreis des Lebens ausfüllt, ſo wenig die Poeſie. Die Liebe ſelbſt iſt eine ſchwellende Blüthe voll unendlicher Sehnſucht, in ihrer

Befriedigung würde ſie verwelken. Daher verfolgt ſie die Poeſie, wenn ſie ſie fröhlich darſtellen will, nur im Keimen, bis zur völligen Entfaltung ſie zu begleiten hütet ſie ſich; denn die loſen Blumenblätter, die das Geheimniß verſchloſſen, flattern dann an der Blume halbverwelkt. Die Liebe muß ſich ſelbſt ein ewiges, zartes Geheimniß bleiben; wo ſie ſich begreift, verſchwindet ſie. Wenn die Poeſie ein leichtes, fröhliches, witziges Spiel treibt mit Nichtigkeiten, die ſich wechſelſeitig zerſtören, ſo tritt uns ein Größeres, aber nur angedeutet, entgegen, und wo eine unendliche Kraft ſich poſitiv in das volle Daſein hervorwagt, da muß ſie untergehen. Sie darf ſich mit dem Schein nicht vermählen, erſt im Untergehen erſcheint ſie groß. Selbſt wo der heitere Held ein fröhliches Leben genießt, muß ein geheimes Grauen ihn begleiten, und Shakeſpeare konnte mit Heinrich dem Fünften die Reihe ſeiner hiſtoriſchen Dramen nicht ſchließen. So vermag auch die Poeſie ewig nur anzuregen, nie zu befriedigen; ſie iſt einem göttlichen Traume zu vergleichen, der uns das ewige Leben ganz nahe rückt. Aber immer träumen wir nicht, und unendliche Sehnſucht ergreift uns, wenn wir erwachen.

So iſt die Hiſtorie in keiner ihrer Formen ganz. Aber an dieſe Formen ſind wir im Erkennen, im irdiſchen Schauen gebannt. Die eine zeigt nach der andern hin, ſie ergänzen ſich, aber ſchließen ſich zugleich wechſelſeitig aus. Wir möchten ſie alle zugleich ergreifen, aber dann verſchwinden ſie alle.

Giebt es denn keine Darſtellung der Geſchichte als ſolche, wo Natur und Geiſt, Gedanke und Daſein in eins verſchmelzen? keine Anſchauung der Heiligen ſelber? Es giebt eine ſolche. Es iſt die göttliche Offenbarung. In ihr findet ihr die tiefſte Philoſophie der unergründlichſten Einheit, in ihr die wundervollſte Geſchichte, alle Vergangenheit als Weißagung, alle Zukunft als Erfüllung, in ihr die höchſte Poeſie ewiger Liebe. Wir dürfen keine dieſer Formen ableugnen, ohne das Weſen der Offenbarung zu vernichten, ſie ſoll ganz Philoſophie, ganz Poeſie, ganz Geſchichte ſeyn, alle Formen in der innigſten Durchdringung. Leugnen wir eins, ſo verlieren die andern ihre religiöſe Bedeutung, betrachten wir die Religion in irgend einer Form für ſich, ohne Verbindung mit den übrigen, ſo iſt ſie ebenfalls verunſtaltet. Die ethiſche Seite allein herausgehoben, gebiert den Unglauben, der das Geſchichtliche ableugnet, und nur den Verſtand beſchäftigt; die geſchichtliche Seite für ſich betrachtet den Aberglauben, der den hohen Sinn verfinſtert; die poetiſche Seite, getrennt von den übrigen, die Schwärmerei, die ein Daſein lügt. Wie der Menſch entweder unter oder über dem Thiere ſteht, ſo ſteht die Religion, ihrer äußern Darſtellung nach, entweder über oder unter der Wiſſenſchaft. Die Ethik, die Geſchichte, die Poeſie, aus ihrer Einheit in der Religion herausgeriſſen und einzeln dargeſtellt, ſind viel geringer als jene Richtungen, wie ſie aus der menſchlichen Seele hervorquellen. In dieſen zeigt ſich der emporſtrebende irdiſche Menſch, in jenen der herabgeſunkene

Geiſt, und ein richtiges Gefühl der Beurtheilung weiß genau den Werth beider zu beſtimmen. Wir mögen aber in dieſer Anſchauung die tiefe, im Erkennen verſchloſſene myſtiſche Welt religiöſer Wahrheit ahnend begrüßen. Sie liegt höher als die ethiſche (des Verſtandes), als die poetiſche (der Einbildungskraft), als die geſchichtliche (des ſinnlichen Daſeins). Sie hat die Strenge des Verſtandes, die Lebendigkeit der Einbildungskraft, die Fülle des ſinnlichen Daſeins zugleich, ohne irgend etwas von allem, wie es in der Trennung erſcheint, zu ſeyn. Aber erkennen können wir nur in einer beſtimmten Form, daher iſt die Religion nicht für das Erkennen, ſondern für den Glauben; dieſer aber das innere Lebensprinzip des Geſchlechts, der Staaten. Wo ſie herrſcht, iſt Treue, Gemeinſinn, wahre Richtung, rechtes Maß und tiefe Bedeutung; wo ſie erſtirbt oder zurückgedrängt wird, ſchrumpft jedes Daſein in ſich zuſammen, und die Organe des Staats verzehren ſich wechſelſeitig in zerſtörender Gährung. Sie will als verſöhnende Gottheit das erſchütterte Geſchlecht wieder begrüßen. Wie früher aus dem Leben, will ſie jetzt aus dem Wiſſen hervorbrechen. Nicht als würde ſie aus dieſem erzeugt. Sie iſt, wo ſie iſt, das ewig Urſprüngliche, Uranfängliche, unendlich Nahe und unendlich Ferne, nirgends in einer beſtimmten Form, und allenthalben das Ungetheilte, Ewige, Ganze.

Wie ſtehen die Nationen gegen einander in dieſem bedeutenden Augenblick? Iſt es möglich, die wahre Eigenthümlichkeit derſelben ſo zu ſchildern, daß nicht etwa bloß ihre politiſche, vielmehr ihre innere, höhere geſchichtliche Bedeutung uns klar werden kann? Man behauptet, daß nur eine unparteiiſche Nachwelt dieſes vermag, daß die Zeit, in welcher man lebt, zumal wenn ſie, wie die gegenwärtige, in gährender Entwickelung begriffen iſt, keinesweges verſtanden werden kann. Es würde daraus folgen, daß alle Nationen blind und völlig vernunftlos handelten, daß überhaupt kein vernünftiges Reden über die Verhältniſſe der Zeit im Großen und Ganzen möglich ſey. Wir glauben keinesweges, daß dieſes der Fall iſt, und wenn, was über die Zeit in der Zeit geſprochen wird, auch nothwendig das Gepräge der Zeit tragen muß, ja tragen ſoll, ſo kann dennoch eine ſolche Betrachtung wichtig nicht allein, ſondern in ihrer Eigenthümlichkeit wahr ſeyn. In Deutſchland zumal lagen die Momente einer ſolchen Darſtellung längſt zerſtreut, die einzelnen Züge waren längſt entworfen, ja eine univerſelle Anſicht der geſchichtlichen Bedeutung der Nationen iſt ein eigenthümlicher Beſitz der Deutſchen, ſo daß ſie, wo ſie nur einigermaßen mit Glück verſucht wird, als eigentlich national angeſehen werden kann.

Eine zweite, freilich bedenklichere Frage iſt die: ob eine ſolche offenherzige und völlig rückſichtsloſe Darſtellung gewagt werden darf. Ja, wenn man behauptet, daß ſie der Nachwelt überlaſſen werden muß, ſo iſt es vorzüglich deßwegen, weil vorausgeſetzt wird, daß einige

Anſichten vorherrſchen, die, von den Mächtigen verehrt, die übrigen verdrängen, kurz: daß eine völlig rückſichtsloſe Darſtellung der Zeitverhältniſſe von keiner Zeit geduldet wird. Dieſe Aeußerung ſollte nicht geduldet werden; ſie enthält eine frevelhafte Schmähung der Großen, in unſern Tagen zumal. Wir wollen zugeben, daß nicht alles geſagt werden darf, ja daß es ein unbezweifeltes, nothwendiges Recht der Fürſten ſey, Aeußerungen für ſtrafbar zu erklären, dann nämlich, wenn ein bloß Perſönliches, Einzelnes, das Allgemeine, wahrhaft Nationale zu ſtören, zu hemmen, zu verwirren droht. Aber eine neue Zeit fängt an, und die Nationen wollen ſich ſelber verſtehen. Deutſchland vor Allen — ſeit Jahrhunderten in ſeinem heiligſten Intereſſe verrathen, ein Spielwerk innerer Mißverſtändniſſe und äußerer Argliſt — will ſich ſicher in ſich geſtalten. Alle Forcen der Tyrannei ſind ausgeſpielt. Die wenigen Karten, die noch in den Händen einiger Schlechtdenkenden ſeyn dürften, kennt man ſchon, und kann ihnen begegnen. Ihr Spiel iſt verloren, ehe es anfängt, ihre Künſte ſind verrathen, ihren Verſicherungen glaubt keiner, und ihre Weisheit wird von den Einfältigſten verſpottet. Die Fürſten ſind Volksvertreter geworden, ſeit ſie, in einem großen Bündniſſe von dem erwachten Volke begeiſtert, gegen den letzten Tyrannen, damit gegen alle Künſte der Tyrannei gekämpft haben. Auch die Anarchie hat ihre furchtbaren Greuel offenbart, und der Deutſche, der innern Freiheit in jeder Lage gewiß, weil ſie aus ſeiner Natur entſpringt, und die Tyrannei zwar ihre Erſcheinung in der Form der Zeit hemmen, aber ihr Weſen nicht antaſten kann — war von jeher ein treuer Bürger, gehorſamer Unterthan. Seine Geſinnung iſt treuherzige, gläubige Hingebung. Wo war die Provinz, die in den Zeiten der höchſten Noth ihren Fürſten verließ? Jetzt kann laut werden, was in den unglücklichen Zeiten wechſelſeitiger Mißverſtändniſſe verſchwiegen werden mußte. Oeffentliche, nationale Confeſſionen, wenn ſie im ächten Sinne geſchichtlich ſind, können das gegenſeitige Vertrauen, welches ſo heiter und ſchön ſich zu entfalten anfängt, nur ſtärken, keinesweges ſchwächen.

Wir fangen mit den entlegenſten Ländern an, von dem weiten Umkreiſe werden wir uns dem Mittelpunkte aller friſcher Regung und progreſſiven Bildung in Europa allmählig nähern. Es iſt Deutſchland, das theure Vaterland, Europa's Herz.

Wir glauben von Rechtswegen mit Nordamerika anfangen zu können. Dieſer jetzt ſo mächtige Staat iſt ganz aus den Elementen des geſchichtlichen Daſeins entſprungen, die in den letzten Jahrhunderten die überwiegenden waren, und er war ſelbſt beſtimmt, Vorläufer einer Gährung zu werden, die ganz Europa ergriff und tief erſchütterte.

Daß die Gräuel der Inquiſition in Spanien, die Hugenotten-Verfolgung in Frankreich, die Kämpfe zwiſchen dem Catholicismus und Proteſtantismus in England, die Unterdrückung der Catholiken in Irland, der dreißigjährige Krieg mit ſeinen unüberſehbaren Verwüſtungen, die Sehnſucht nach einem Religionsfrieden, nicht bloß durch äußere Veranſtaltung, ſondern von dem

Innern des Gemüths heraus, einen Frieden, der alle Seelen ergreifend eine jede Hand lähmen ſolle, die ſich gegen Andersdenkende erheben möchte, nothwendig erzeugten, iſt leicht einzuſehen. Wenn dieſe Duldung, eben weil ſie eine innere, aus dem mannichfachen Unheil allmählig hervorwachſende war, in eine aller Religion gefährliche Gleichgültigkeit auszuarten drohte, ſo lag auch dieſes in der Natur ihrer Entſtehung. Denn was wir bei Andern dulden, das können wir auch in uns ſelbſt nicht ganz verwerflich finden. So entſtand bei einem jeden mehr oder weniger jene Gleichgültigkeit, die den innern Streit mehr unentſchieden ruhen läßt, als ihn mit Energie durchkämpft, der allgemeine Character, der wie im Innern ſo im Aeußern, wie im Einzelnen ſo im Ganzen dieſer Zeit, — von dem alles im Leben beſtimmenden religiöſen Mittelpunkte aus, — ihr eigenthümliches Gepräge gab. Und dennoch hat die Duldung für eine bedeutungsvolle Zukunft einen großen Sinn. Drei Momente aller geiſtigen Richtung nehmen wir vorzüglich wahr. Eine jede ſollte ſich in ihrer Einſeitigkeit ausbilden; ſie enthalten gleichmäßig die Elemente der zukünftigen Kirche. Keine läßt ſich verdrängen, denn zu innig ſind ſie in den Tiefen der Geſchichte gegründet. — Die eine Richtung, wir können ſie die äußerlich überwiegende nennen — iſt beſtimmt, durch den Verſuch des Verſtandes, ſich in und durch ſich ſelber zu verſöhnen, ſie hat das äußere Leben der Staaten wie das Eigenthümliche moderner Wiſſenſchaftlichkeit geſtaltet; die zweite äußerlich zurückgedrängte, aber innerlich überwiegende, ſchließt mit der Unendlichkeit des Glaubens alle

Hoffnungen der Zukunft in ſich, es iſt die gereinigte Lehre der Reformation, wie ſie in den Seelen wahrhaft gottſeliger Menſchen ruht; die dritte ſucht den halb erſtorbenen Sinn der Vergangenheit feſt zu halten. Damit dieſe Richtungen ſich in ihrer wechſelſeitigen Bedeutung ergreifen konnten, mußten ſie ſich trennen, damit die Trennung vollſtändig würde, mußten ſie ſich bekämpfen, und die Duldung iſt der Uebergang zur zukünftigen Vereinigung. Der Verſtand ſoll es einſehen und erkennen, daß er an einem Widerſpruch haftet, der, wenn er nicht urſprünglich und unmittelbar gelöſt iſt, niemals gelöſt werden kann; der Glaube ſoll aus ſeinem unbeſtimmten Seufzen in das Leben hervortretend, das heiligende und dadurch belebende Prinzip aller erkannten Verhältniſſe werden, und wenn die Zeit ſich in dem verſöhnenden Mittelpunkt findet, wird der alte Sinn der halb erſtorbenen Vergangenheit verjüngt hervortreten.

Der amerikaniſche Staat zeigte ſchon bei ſeinem Entſtehen jenen Grundſatz wechſelſeitiger Duldung. Englands zunehmender Handel hatte den Weg gebahnt zu jenen Gegenden, wo ein gemäßigtes Clima, reich an allen Producten, von ſchwachen herumirrenden Stämmen bewohnt war. Als gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die erſten engliſchen Colonien in Nordamerika entſtanden, hatte England ſeinen größten Glanz unter Eliſabeth erreicht, die ſpätern unglücklichen Gährungen unterſtützten die Auswanderungen, die Holländer wurden aus Neuyork vertrieben — Pen, ein väterlicher, frommer, thätiger Mann, deſſen ſchöner Sinn auf alle ſeine Coloniſten überging, bildete Penſylvanien. Die beſtimmte Aufgabe, die er auf eine ſo klare Weiſe faßte, ſo beſtimmt im Auge behielt, ſo verſtändig ausführte, giebt ihm faſt ein antikes Gepräge, und wenige Geſtalten der neuern Geſchichte, können in dieſer Rückſicht mit ihm verglichen werden. Nicht bloß Gewinnſucht bildete den Keim zu jenem merkwürdigen Staatenbunde. In einer traurigen Zeit flüchteten viele nach jenen entfernten Ländern. Dort wollte man einen Staat bilden, der ſchon in ſeiner Entſtehung befreit ſeyn ſollte von allen jenen Widerſprüchen, in welche ſich Europa immer tiefer zu verwickeln ſchien. Nicht England allein, auch vorzüglich Deutſchland, in ſich ermattet, zerſtört wo alle Verhältniſſe ſich aufzulöſen drohten, gab viele Einwohner — Daß hier die ruhige bürgerliche Freiheit ſo vorzüglich gedieh, lag in dem Sinn der Zeit, aus welchem der Staat ſich bildete, verbunden mit der Art ſeiner Entſtehung.

Nie haben Colonieen ſich ſo friedlich, ſo ganz ohne bedeutende Kämpfe, ſo rein bürgerlich gebildet, wie die nordamerikaniſchen. In den weiten Ländern ſtreiften die ſchwachen Stämme umher, die von den Coloniſten mehr verdrängt als bekämpft wurden. Daher trat jener kriegeriſche Charakter, jene Härte und Strenge der Geſinnung nicht hervor, aber auch der großartige Sinn konnte ſich nicht entwickeln. Die Europäer, die dort ankamen, hatten alle Bedürfniſſe ihrer gebildeten Landsleute, aber auch die Fähigkeit ſie zu befriedigen. Wenn in uralten Zeiten rohe Helden die Länder einnahmen, ſo mußten unterjochte Völker die Aecker bauen. Hier waren Eigenthum und Erwerb vereinigt. Die Eigenthumer muſten ſelbſt das rohe Klima bändigen, die Wälder ausroden, die gewonnenen Felder bauen. Kein großer Kampf konnte einem Helden ein gefährliches Uebergewicht geben. Wie der wechſelſeitige Glaube, wurden die wechſelſeitigen Rechte geduldet. Begriffe von bürgerlicher Freiheit, durch den Kampf der Schweizer ſchon früh rege geworden, durch die Niederländer wieder erweckt, in England zu jeder Zeit vorwaltend, durch Philoſophen entwickelt und mit allem was die Geiſter in Bewegung ſetzte aufs innigſte verknüpft, hatten ſich verbreitet und bildeten die Grundlage der Einrichtungen. Als Colonieen von Großbritannien genoſſen die Nordamerikaner einen mächtigen Schutz. Es hat etwas ungemein Anziehendes, die allmählige Entwickelung dieſer Staaten, in Rückſicht auf ihre innere Verfaſſung zumahl, zu verfolgen. Nirgends ſieht man deutlicher wie alle Momente des Lebens ein gemeinſames Gepräge annehmen, ſich auf wahrhaſt organiſche Weiſe in und mit einander entwickeln. Es iſt uns aber nicht erlaubt einen ſo weitläufigen Gegenſtand hier im Einzelnen zu entwickeln. So vorbereitet gab Nordamerika für Europa den erſten mächtigen Anſtoß. Was fortſchreitende Bildung zum geheimen Wunſch der meiſten Nationen in Europa gemacht hatte, das ward dort zuerſt laut. Die Geſchichte hat ſo oft gezeigt, daß freie Staaten mit einer in ſich ſichern Verfaſſung als Herrſcher Deſpoten werden, ſo auch hier. Der muthige Kampf endigte zum Vortheil der Unterdrückten, und Europa frohlockte. Merkwürdige Männer gaben dem Staate eine ſchöne

Verfaſſung. Wohlſtand und Kunſtfleiß gedieh, die Volksmenge nahm zu, in einem Maße, wie es die Geſchichte nie ſah, die befreieten Staaten wetteiferten mit England um den Welthandel. Auf dem feſten Lande lag unterdeſſen eine drückende Schwüle. Der Geiſt regte ſich in vielen, aber die beſtehenden Formen traten drohend entgegen. Ein unruhiges Treiben äußerte ſich allenthalben, vorzüglich in Deutſchland, aber ohne Haltung, ohne Mittelpunkt, ohne tiefe Bedeutung. Es war die krankhafte Zeit der herrſchenden Hypochondrie, die etwas ſuchte, man wußte aber nicht Was. Alle Verhältniſſe der Welt ſchienen ſo unabänderlich geordnet, alle Einrichtungen ſo feſt in einander eingefügt, daß dem unruhigen Geiſte nur das unbeſtimmte Gefühl einer unendlichen Sehnſucht, eine ſeufzende Begier nach einem Unbekannten übrigblieb. Man träumte ſich Ideale, die in der wirklichen Welt nicht erreicht werden konnten; denn hier war nur Gerichtsordnung und Rechnungsweſen, Exerciren, Polizei, Finanzen, Fabriken und Handel. Alle Seelen waren gezählt und wurden bündelweiſe dem Staate überliefert, und dieſer ſchien ein allverzehrendes Ungeheuer, welches das Futter vor der Blüthe verzehren müſſe, damit ſie gediehe. Die Bedürfniſſe des Staats und der Individuen wuchſen gleichmäßig, ſo daß keine Schätze ſie befriedigen konnten; aus Armuth entſpringt Zwietracht und wechſelſeitiger Hader, durch Betrug wehrte ſich der Einzelne, durch Gewalt zogen die Regierungen alles an ſich — Der Staat vergaß über dem Dringenden gegenwärtige Bedürfniſſe, daß der Reichthum der Einwohner ſeiner iſt, die Individuen, daß ſie ohne Staat ein Nichtiges ſind. Eigene Klaſſen treiben den Krieg als Handwerk, und während viele einer beſſeren Zeit entgegenſahen, und Keime der Freiheit im Stillen gediehen, hatten deutſche Fürſten die furchtbare Frechheit Eingeborne für Geld an die tyranniſirenden Engländer wie Vieh zu verkaufen, um die Freiheit zu bekämpfen, die dem veralteten Geſchlechte als eine Morgenröthe beſſerer Zeiten entgegentrat. Da fühlte man recht tief die Schändlichkeit einer Anſicht, die die Sache der europäiſchen Dynaſtieen von der des Volks trennt, und daß ein jeder Krieg der nicht national iſt, ein Frevel gegen den Geiſt des Volks genannt werden muß. Da begeiſterte uns der nordamerikaniſche Krieg. Wir hatten wenigſtens ein Wort gefunden, das Unbeſtimmte zu bezeichnen, leider aber auch nichts mehr. Bürgerliche Freiheit bedeutete nur den negativen Kampf gegen die beſtehende Ordnung. Die eigentliche Freiheit iſt aber poſitiv, ja das einzig wahre Poſitive im Leben. Aus ihrem friſchen Daſein geſtaltet ſich eine mächtige Geburt, die ihr Recht behauptet, und eine jede nichtige Gränze zerbricht durch die lebendige Gewalt. Wer aber nur über die Ketten ſeufzet, ohne zu wiſſen wozu er die freien Arme brauchen ſollte, der iſt ein Freigelaſſener, wenn man ihm die Ketten abnimmt, kein Freier. — Das Ideal der ſehnſüchtigen Deutſchen ward nach Amerika verpflanzt; dort träumte man ſich ein idylliſches Leben, eine Art irdiſches Paradies, denn dort wohnte die Freiheit. Was iſt nun aus dieſem Nordamerika geworden, ſeit faſt vierzig Jahren behaupteter Freiheit? Es giebt eine

Parallele, die lehrreich iſt, ich mag ſie um deſto weniger unterdrücken, da doch dieſe Betrachtung ihre unmittelbare Beziehung auf Deutſchland keineswegs verläugnen ſoll. Es gab eine Zeit, in welcher man an der Geſchichte verzweifelte. Sie ſchien ausgeſpielt zu haben, ja ſelbſt in den Darſtellungen war ſie ſo matt geworden, daß ſie dem unruhig bewegten Gemüthe nur Langeweile verurſachte. Man mußte ihr zu Hülfe kommen, man mußte in Allem von neuem bilden, geſtalten. Da das Gewordene immer mehr unter unſern Händen den Sinn verlor, ſo mußte man es mit dem Gemachten verſuchen. Allgemeine Begriffe wurden aufgeſtellt, allgemeine Maximen und herrliche Grundſätze, die mit der Zeit nichts zu ſchaffen hatten, vielmehr gleich gut für alle Zeiten paßten. Aus dieſen ſollten ſich die Staaten neu behandeln laſſen, vorzüglich aber und vor allem die Menſchen. Man wollte eine Art ganz vortrefflicher Menſchen bilden, und die Kinder aus allen Gegenden wurden in dieſe Begriffsſchule zuſammengetrieben. Hier preßte man die Jugend in Inſtitute und Klaſſen ein, wie die Begriffe in Lehrbücher und Paragraphen, und nun ward die Berührung veranlaßt, damit man ſah, was wohl erfolgen möchte. Sollten die Kinder etwa für Europa zu gut werden, ſo konnten ſie nach Nordamerika auswandern, denn dort hatten die freien Männer ſich vereinigt, daſſelbe im Großen zu thun, was man hier im Kleinen und mit den Kleinen verſuchen wollte. Vierzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und die Kleinen ſind nun groß und alt geworden. Eine gewiſſe Seichtigkeit, ein jämmerliches Wiſſen, ein leeres Thun hat ſich freilich hier und da ſpüren laſſen, als Folge einer ſo kleinlichen Unternehmung, die meiſten ſind aber Gottlob! geſund geblieben. Die mächtige Zeit, die alten Formen der Lehre und des Lebens haben ſie ergriffen und ſie ſind geworden, wie wir andern, die wir ohne ſolche Künſte heranwachſen und gedeihen müßten.

Nordamerika iſt ein deutlicher Beweis, daß auch die trefflichſte, ja die freieſte Verfaſſung nicht hinlänglich iſt, um einem Staate Bedeutung zu verſchaffen. Man vergleiche die vereinigten Staaten mit den griechiſchen Colonieen in Aſien, welche Wiſſenſchaft und Kunſt in ſchönem Wetteifer mit dem Mutterſtaate theilten. Dort gedieh der ewige Homer als Mittelpunkt der heroiſchen, der unſterbliche Herodot als Centralpunkt der geſchichtlichen Zeit des heiterſten, irdiſchen Daſeins. Freilich — reich ausgeſtattet trennte ſich das Kind von der Mutter, und die durch äußere Verhältniſſe Getrennten blieben geiſtig verbündet. — Nordamerika ſteht wie eine Statue da — roh genug zugehauen, doch erkennt man die Geſichtszüge, die Gliedmaßen. Aber die Augen öffnen ſich nicht, die Gliedmaßen bewegen ſich nicht, es ſchlägt kein lebendiges Herz in der Bruſt. Nordamerika iſt ein trauriges Denkmahl einer Zeit, in welcher wohl Manches Kraft, aber Nichts hohen, großen Sinn verrieth, einer Zeit, in welcher man glaubte Staaten verfaſſen zu können. Die Religion iſt Privateigenthum der Einzelnen, eben daher erſcheint ſie in einer düſtern, trüben Form. Der Staat ſelbſt iſt irreligiös. Die Verbindlichkeit der Bürger, daß ſie, um ſolche zu werden, an Gott, Unſterblichkeit, in einigen

Staaten an den Erlöſer glauben müſſen, iſt deswegen keine, weil eine Staatsreligion ohne Form ein Nichtiges iſt — Eben ſo wenig findet man Wiſſenſchaft oder Kunſt — die in der tiefſten Bedeutung nur da blühen, wo ein Geiſtiges das Lebensprinzip des Staats iſt. Nordamerika zeigt am unbefangendſten, was man, wenigſtens noch vor kurzer Zeit, in Europa auch zu erringen ſuchte, nur daß man ſich ſchämte es ſo naiv laut werden zu laſſen, dieſes, daß alle Staaten ihre Abſicht erfüllen, wenn ſie eine Art thieriſcher Kunſttriebe nur verwickelter und künſtlicher darſtellen, durch deren Hülfe das phyſiſche Daſein ſich bequemer zu geſtalten, der phyſiſche Genuß ſich reicher zu entwickeln vermag. Die Nordamerikaner haben wenigſtens bis jetzt noch zu viel Land, und ſo ſehr auch die Leiber heranwachſen, ſo müſſen ſie ſich doch immer breiter machen und werden in dieſem Beſtreben von dem Boden verſchlungen. Auch hat die amerikaniſche Natur, wie ſchon von Andern bemerkt wurde, etwas Unreifes, Ungünſtiges, ſelbſt für thieriſche, wie vielmehr für menſchliche Entwickelung.

Im Jahre ſiebzehnhundert und acht und ſiebzig, als Nordamerika auf das glänzendſte für ſeine Freiheit focht, als fünf Jahre ſpäter England die Unabhängigkeit der Staaten anerkennen mußte, entdeckte Cook auf der Inſel Ovaihi einen Stamm roher, barbariſcher Wilden, nackt, grauſam, ſinnlich. Und kaum dreißig Jahre ſpäter hatten dieſe Wilden Schiffe, Kleider, ja wetteiferten mit den Spaniern, Nordamerikanern, Engländern und Ruſſen um den Pelzhandel zwiſchen der Weſtküſte von Nordamerika und Aſien, und wußten wie die Europäer, das Geld nicht bloß zu ſchätzen, ſondern auch zu verdienen. So ſchnell kann dasjenige erreicht werden, was uns doch viele als das höchſte Ziel der Staaten darſtellen möchten. Ich weiß nicht, ob ein induſtriöſer Staatskünſtler eine Erſcheinung der Art verdrießlich oder tröſtlich finden wird.

Nordamerika iſt vielleicht nicht weit von einem Punkt, wo es ſich im größern Sinne zu entwickeln im Stande ſeyn wird. Amerika überhaupt ſcheint für einen großen Kampf mannichfaltiger Kräfte ein offener Spielraum zu ſeyn. — Nur wird man den Glauben wahrſcheinlich bald aufgeben, daß dort eine über alle Nationalität ſchwebende allgemein gültige Glückſeligkeit zu erringen ſey. Vielmehr muß eben dieſe Nationalität ſelbſt im tiefern Sinne ſich erſt ausbilden, wenn es die noch übermächtige Natur erlauben wird. Seit in Europa ein neues Leben erwacht iſt, wird das Streben in Amerika ein Phantom von Freiheit zu erjagen ohne allen Zweifel verſchwunden ſeyn. Aber ſelbſt in jenen Zeiten des höchſten Drucks konnten wir, ſo lange das innere Widerſtreben, die Hoffnung, der Haß blieben, und mit dieſen die nationale Eigenthümlichkeit, mit dem Apoſtel ſagen: Siehe wir ſind in dieſen Ketten frei.

Von demjenigen, was aus der herrſchenden Anſicht der neuern Zeit entſprang, und noch kein inneres Verſtändniß zu finden vermochte, wenden wir uns zu demjenigen was die Vergangenheit am reinſten darſtellt von Nordamerika zu Spanien. Weniges wiſſen wir von dieſem Lande zu ſagen — denn was ſeine gegenwärtige erſtarrte Form herausbildete, haben wir ſchon entwickelt.

Die Theilnahme der Spanier an Karl des Fünften Kriege und Unternehmungen hatte auf die Nation wenig Einfluß. Sein Kreuzzug gegen die Barbaresken war von allem noch am meiſten im ſpaniſchen Sinne gedacht. Deutſchland zumahl mußte Spanien ein unauflösbares Räthſel bleiben. Als unter Philipp dem Zweiten die nationale Strenge ſich entwickelte, als die Spanier gegen die um eine heitere Freiheit kämpfenden Niederländer ſtreiten mußten, ſchloſſen ſie ſich immer enger in ſich. Zwar zeigten die Cortes, zeigten mehrere Provinzen wie Arragonien, Catalonien, die Einwohner von Barcelona, ſelbſt bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine ſtarre Anhänglichkeit an alte Gerechtſame; aber es war nie jener bewegliche, mehr heitere, für eine lebendige Zukunft ſich entwickelnde Freiheitsſinn, welcher in andern Ländern mächtig, ſelbſt jeder herrſchenden Gewalt gebot, und in ſeinen Strudel fortriß. Fortdauernd blieben, wie Geſpenſter, die halb erſtorbenen Formen der alten Welt gebietend im Lande. Die Jeſuiten beſorgten die äußern Angelegenheiten der erſtarrten Vergangenheit, und wußten was in Europa eine neue Zeit vorbereite ſorgfältig auszuſchließen; die Dominicaner beſorgten die innern Angelegenheiten, und ihre furchtbare Inquiſition erſtickte einen jeden Keim, der im Lande ſich zu entwickeln drohte. Und dennoch war es eben jenes feſte Anſchließen an die Vergangenheit, welches alle Kräfte im Lande zuſammendrängte, und den Schwanengeſang der erlöſchenden Vorzeit in wundervollen Meiſterwerken im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ertönen ließ. Da bildeten ſich die ſpaniſchen Dramen und Novellen; die Meiſter in beiden Calderon und Cervantes traten hervor, der letzte bis in die neueſten Zeiten, nur in verzerrter Geſtalt bekannt, der zweite ſo gut wie unbekannt. Jetzt ſind Beide in Deutſchland inniger begriffen als in dem eigenen Vaterlande; denn dem Deutſchen iſt es vergönnt den eigentlichen Sinn vergangener Zeiten, fremder Völker in ſich aufzunehmen und zu begreifen. Was wir hier von dieſen großen Geiſtern kurz erwähnen, ſoll ſich, unſerer Abſicht gemäß, auf ihren nationalen Charakter beſchränken. Calderon gehört zu den tiefſten Geiſtern, die die Welt geſehen hat. Was im Innern das Geſchlecht bewegt, die verborgenſten Triebfedern der Thaten, das verſchloſſenſte räthſelhafteſte Geheimniß des Lebens ſind ihm unendlich nahe, und keiner hat klarer bewieſen, wie innig das Bedeutendſte des Daſeins mit der Eigenthümlichkeit ſich verbindet, nur in dieſer ſich darzuſtellen vermag. Alles iſt, der ſüdlichen Natur gemäß, in einem lebendigen Schauen wie verloren. Bunte Blumen ſchlingen ſich, wie in den glühenden Ländern, durch alle ſeine Bilder, Gedanken ſpielen leicht beweglich, und dennoch das Tiefſte verbergend, mannichfaltig wechſelnd mit einander, in prachtvollen Bildern ſchauen Himmel und Erde in das lebendige Ganze hinein. Aber ein verborgenes Wehe verbirgt ſich in dieſem mehr ſcheinbar als wahrhaft heiteren Spiel. Eine unbewegliche eiſerne Geſinnung, ſtarre Geſtalten, die ſich vor nichts beugen, kämpfen mit dem Leben. Selbſt das Schickſal muß weichen, das Leben aber enthält keine Verſöhnung, nur wo der Widerſpruch aufhört, verſchwindet mit ihm das Widerſtreben. Dieſes aber giebt Calderons großartigſten Schauſpielen einen eben ſo bedeutenden als ſonderbar fremden Reiz. Es iſt der unveränderliche Charakter ſeiner Nation, die unbiegſame Standhaftigkeit, die ſie von der übrigen Welt ausſchließt; daher bruch was ſich nicht biegen konnte, und Calderon hatte keine Nachfolger. Die Zeit hatte die Töne der Vergangenheit verſtummen laſſen, und in die neue Weiſe konnte der ſtarre Spanier ſich nicht-fügen — Cervantes iſt ſcheinbar heiterer — mit welchem unendlichen Reiz entfaltet ſich das fröhliche ſüdliche Leben in dem herrlichen Lande. Das öffentliche Leben in den Poſadas, die belebten Landſtraßen, die Schäfer unter den Korkbäumen, die Liebenden in den einſamen Gegenden, die Freuden und Leiden in einem heitern Wechſel, die Herrn und Frauen die ſelbſt, indem ſie durch ſeltſame Verhältniſſe in die außerordentlichſten Lagen verſetzt werden, niemals die gewandte, zierliche Anmuth verlieren, einander ſo ähnlich und doch ſo gänzlich verſchieden, alles dieſes mit einer abſichtsvollen, und dennoch verborgenen Kunſt verflochten, liefert uns eine Darſtellung des nationalen Lebens voll unbeſchreiblicher Wahrheit. Und in der That wem Don Quixote unbekannt blieb, kann niemals behaupten, daß er das eigentlich tief Hiſtoriſche der ſpaniſchen Nation begriffen hat. Aber dennoch erſcheint eben hier, eben in dieſer heitern Welt die Vergangenheit wie ein Geſpenſt, der ausgehöhlte Harniſch verſtorbener Ritter treibt einen geheimen Spuk, und nur als furchtbarer Wahnwitz erſcheint, was in frühern Zeiten der eigentliche Sinn der Nation war. Um den wahnſinnigen Helden dreht ſich alles, und wenn nun dieſes Geſpenſt aus ſeiner wunderlichen Waffenrüſtung heraus die herrlichſten Reden vernehmen läßt, über die goldene Zeit, über die Krieger, über die Geſchichte überhaupt, ſo ſtehen die in der Gegenwart lebenden erſtaunt und ſtarren die ſeltſame Geſtalt an, in welcher unbegreifliche Thorheit mit der tiefſten Weisheit gepaart erſcheint. Iſt es denn zufällig, daß Cervantes eben ihn die herrlichſten Lehren verkündigen läßt? Iſt es nicht als wollte er uns ſagen: Die Größe, die Herrlichkeit der alten Zeit könnt ihr nicht leugnen, aber der Sinn muß als Wahnſinn erſcheinen, iſt in Wahnſinn verkehrt? Liegt nicht eben in dieſer Geſtalt ein geheimes Grauen verborgen, eben darin, daß um ihn herum alles ſich entfalten und bewegen muß, die geheime Ahnung, daß das ſchönſte Leben ſich zerſplittert, wenn alle Erinnerung vergangener Zeiten verlöſchen ſollte? In der That, der Wahnſinn des Don Quixote hat etwas tief Tragiſches, daher iſt er eine ſtehende Maske, eine bleibende Figur für die ganze Zeit geworden, die freilich je leicht begreiflicher ſie geworden war, deſto leichtſinniger über die Perſon der kindiſch gewordenen Vergangenheit lächeln konnte. Aber entſtehen konnte Cervantes nur in einem Lande, in welchem die Vorzeit, wenn auch in neblichter Ferne zurückgedrängt, dennoch alle Größe, die Erinnerung allein Leben enthielt.

So verſank Spanien in immer tiefern Schlummer, je mächtiger die neuere Zeit ſich entfaltete, je unfähiger es war, ſowohl das Sterbende lebendig zu erhalten, als das im Werden Begriffene zu faſſen. Die Maſſen von Gold und Silber aus Amerika bereicherten andere Länder, in Spanien vermochten ſie den Wohlſtand nicht zu befördern. Als der Thron erledigt war, hatte die Nation nicht einmal die Kraft einen beſtimmten Willen zu äußern. Dieſe nationale Schwäche ließ den Grundſatz in Europa aufkommen, daß es den mächtigen Dynaſtien unter ſich zukäme, über die Thronfolge unabhängiger Nationen zu entſcheiden. Die Bourbons erhielten den Thron in Spanien nach einem Kriege, der, wenn wir ſeinen Urſprung, die Art wie er geführt ward, ſein Ziel und ſein Reſultat betrachten, die Erſchlaffung aller Nationen, das Uebergewicht der Dynaſtien, und unter dieſen ſelbſt die Herrſchaft franzöſiſcher Diplomatik auf eine traurige Weiſe darthat, und dem ſinkenden Reiche ward jetzt die europäiſche Politik viel gefährlicher als vor Zeiten die mauriſchen Waffen Dieſe concentrirten die nationale Kraft, jene zerſplitterte ſie. Unter den unfähigen Bourbons verband ſich, wenigſtens bei den gebildetern Claſſen, franzöſiſche moderne Flachheit mit der halb erloſchenen Erinnerung vormaliger Größe zu einem unverträglichen Gemiſch. Die franzöſiſche Revolution konnte auf dieſes verſchloſſene Volk nicht wirken. Die nach der Weiſe der Nachbarn gebildeten waren nur die Großen, die ſich wie die Emigrirten an die Vergangenheit der franzöſiſchen Nation anſchloſſen, und es ihrer Lage nach mußten. Die Völker waren aber recht eigentlich durch Jahrhunderte von einander getrennt. Dennoch mußte Spanien in ſeiner Schwäche der krampfhaften Stärke der gährenden Nachbarn unterliegen. Durch die ganze Revolution hindurch entwickelte ſich die Abhängigkeit der Spanier immer mehr, bis es durch Verrath ganz in franzöſiſche Gewalt kam. Wer die Spanier, wie ſie ſich geſchichtlich darſtellen, nur einigermaßen kannte, dem mußte es einleuchten, daß die ſiegenden Franzoſen zwar das Land überwältigen, das Volk aber nie unterjochen konnten. Die alte Kraft war gelähmt, aber keinesweges erloſchen, und wie früher gegen die unchriſtlichen Mauren ſtand der unveränderliche Spanier gegen die Heiden der europäiſchen Cultur gewaffnet in ſeinem Gebirge unerſchütterlich, als ganz Europa, welches dem in Frankreich herrſchenden Geiſte lange gehuldigt hatte, den Verrath an der Väter Sitte durch eine ſchändende Unterwerfung büßen mußte. So war Spanien ein beſchämendes Muſter für alle Völker, und eine Nation, deren feſtes Anhalten an die Vergangenheit uns Geiſtesſchwäche zu ſeyn ſchien, ward eben dadurch ein unerſchütterlicher Fels, an welchem die in ſich verworrene, von aller Vergangenheit getrennte Zeit, in ihrem thörichten Wahn ſcheitern mußte. Wer vermag die Folgen zu berechnen, wenn England nicht einen feſten Stützpunkt ſeiner Unternehmungen in Spanien gefunden hätte? Zwar bot das abgeſonderte, allenthalben den, alle Meere beherrſchenden, Engländern zugängliche Land mit den verſchloſſenen Bergen große Vortheile der Vertheidigung dar; zwar darf man behaupten, daß ſelbſt der Verrath, der beide Könige, Vater und Sohn entfernte, für die Spanier wohlthätig war, denn, indem er die Wuth des betrogenen Volks ſteigerte, blieb der entfernte König eine lebendige Idee, die alles wie ein unſichtbarer Geiſt vereinigte, ohne daß er auf irgend eine Art hemmend zu wirken vermochte; aber dennoch war der unveränderliche Grundzug des Characters der Spanier, jener unbiegſame Stolz, der durch Jahrhunderte gewachſen war, jene auch religiöſe Kraft der Vergangenheit, die alles durchdrang, das lebendige Prinzip, welches das Land bewaffnete, und den Kampf für ganz Europa unterhielt. Der Kampf iſt geendigt, aber der Spanier vermag es nicht in ſich ſelber ſeine bedeutungsvollere Vergangenheit zu finden, um aus dieſer ein heiteres zeitgemäßes Leben zu entfalten.

Die Spanier in Südamerika trafen einen unglücklichen Tauſch. Statt kühner Mauren gegen welche ſie kämpften, erhielten ſie gekaufte Sclaven, die ſie aushandelten. Wie die Gebirge ſind die geſelligen Verhältniſſe mit Gold- und Silberadern reichlich durchzogen, ſchädlich, geiſtzerſtörend hier, während ſie dort edel und bedeutend ſind. Das mächtige Gebirge iſt noch lebendig und duldet nur eine phantaſtiſche, übermäßige Vegetation, die Thiere leben im verzauberten Halbſchlaf, der Geiſt dämmert nur in genußreichen, aber kraftloſen Träumen. Die Staaten wollen ſich trennen. Grauſamkeit, dem ſinnlichen Genuß ſo nahe liegend, Jahrhunderte lang an den Sclaven verübt, durch eine Natur unterhalten, die den Menſchen durch Gold und Genüſſe lockt, aber dann plötzlich, ſich bäumend, verſchlingt, bezeichneten bis jetzt die epochenloſen, folgeleeren Kataſtrophen dieſer Staaten.

Portugal kämpfte wie Spanien, gebildet durch die Engländer, aber ſich ſelbſt fand es in dieſem Kampſe nicht. Es hat ſich nach Südamerika verpflanzt, wie es ſcheint, um ein lang verwirktes Daſein dort zu vergraben. Die europäiſche Heimath iſt eine engliſche Provinz, ohne den Namen zu tragen. Die vormals mächtigen ſpaniſchen und portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtindien zeigen eine traurige Ruine verſchwundener Größe.

Noch nie aber ſah die Welt einen ſo ſtarken, unverträglichen Gegenſatz einer abgeſtorbenen Vergangenheit und einer unreifen Zukunft wie derjenige, der jetzt von Europa nach der neuen Welt verpflanzt, ſich in Süd- und Nordamerika darſtellt. Zwar ſcheint die Zeit nicht fern, in welcher ganz Amerika ſich von Europa trennen will. Bedeutende Zeichen deuten auf gemeinſchaftliche Unternehmungen. Dennoch darf man nicht hoffen, daß die von einander ſo entfernten Elemente ſich wechſelſeitig durchdringen ſollten. Wenn ſelbſt in Europa die Hoffnung, daß eine große Gegenwart ſich durch die Hineinbildung der Zukunft in die Vergangenheit geſtalten ſoll, ſo entfernt ſcheint, hier wo alle Zwiſchenſtufen der Vereinigung ein eigenthümliches Daſein behaupten, wie viel entfernter müſſen ſie da liegen, wo beide Extreme ohne vermittelnde Glieder in grellem Gegenſatz ſich begegnen?

Wenn die Zeit, in welcher alle äußeren und inneren Kräfte des Staats in einem heitern Gleichgewicht ſtehen, in welcher das Volk ſeine eigenthümliche Richtung mit Sicherheit ergreift, in welcher eine, wenn auch grauenhafte, dennoch zugleich ſtarke, bedeutende Vorzeit lebendig in die Gegenwart hineinſpielt, vorzüglich glücklich genannt werden darf: ſo muß man ohne allen Zweifel unter Eliſabeth Englands wahre Blüthenzeit ſetzen. Die Gewalt mächtiger Barone, in ſo fern ſie der bürgerlichen Freiheit ſchädlich ſeyn konnte, war zurückgedrängt, aber ſtark genug, um ein glückliches Gleichgewicht zu unterhalten, eigene Thätigkeit, Erwerb, Wohlſtand hatte die Städte gehoben. Als der Handel von dem mittelländiſchen Meere, der wie ein verſchobener feſter Punkt ihn feſthielt, losgeriſſen ſich über alle Meere frei bewegte, mußte England ſeine eigentliche Beſtimmung erkennen — die Kämpfe mit Frankreich, die beide Länder in ihrer eigenthümlichen Entwickelung hemmten, waren geendigt, aus ſich ſelber bildete ſich der mächtige Staat, und mußte (die innere nationale Kraft, die eine lebendige Zukunft ſchuf, ſpornte dazu an, die Lage des Landes ſchien es zu fordern) Beherrſcher aller Meere werden. Karl des Fünften Zeit ſchien zwar der Freiheit der Nationen ungünſtig. In Frankreich war durch Ludwig den Elften das Syſtem der Höfe ausgebildet, in Spanien war der König gewaltig, in Deutſchland wollte der Kaiſer eine ähnliche Gewalt begründen, und unter Heinrich dem Achten ſchwiegen in England die Parlemente; aber eine Freiheit, die aus dem Innern der Nation hervorquoll, ließ ſich dann am wenigſten unterdrücken, wenn dieſe ſich in ihrer eigenſten Natur ergriff. Wenn Eliſabeth ſtark und mächtig ſeyn, wenn ſie Spanien Trotz bieten, wenn ſie die neueröffneten Quellen des Reichthums für ihre Unternehmungen benutzen wollte, ſo mußte Handel, Erwerb mit dieſer Freiheit blühen. Ohne dieſe wäre die Nation ſchwach, ſie ſelbſt Beherrſcherinn eines unbedeutenden Staats geweſen. In der That war Eliſabeth ganz Engländerinn. Sie ſelbſt, die jungfräuliche Königinn, kannte ihre Nation, ſie war ihre eigentliche Liebe, der ſtolze freygeſinnte Engländer ſah in ihr die blühende Idee ſeines Volkes, und indem er ſich der verehrten Geliebten unterwarf, erſchien eine ſolche Unterwerfung ritterlich, die unter andern Umſtänden knechtiſch geweſen wäre. Unter Eliſabeth und bis die nachfolgenden Gährungen die ſchöne Zeit verdrängten, entwickelte ſich jener tiefe, beſonnene Verſtand, der dem glücklichen Engländer angeboren zu ſeyn ſcheint. Aber die heitere Gegenwart lag einer grauenhaften tragiſchen Zeit ganz nahe. die Hierarchie war zwar geſtürzt, aber ihre Anhänger noch mächtig, die Keime zu ſo vielen Gährungen lagen drohend in der äußerlich ruhigen Gegenwart, für die neue Lehre waren großgeſinnte Märtyrer gefallen, ja die alte Grauſamkeit ſchien ſelbſt durch die Königinn wieder hervortreten zu wollen, und die liebenswürdige Marie ſtarb durch den Henker. In einer ſo verhängnißvollen Zeit kann der Verſtand nicht auf der Oberfläche ſpielen, unwillkührlich wird er nach der grundloſen Tiefe des irdiſchen Daſeins gewieſen, aus welcher finſtere Kräfte hervorquellen, deren Urſprung dem Verſtande ein ewiges Räthſel bleiben muß — es iſt der Punkt, wo der Verſtand ſich in dem Glauben verliert. — Da bildeten ſich zwei Richtungen des Geiſtes, die das Gepräge der Zeit und des Volkes im höchſten Sinne tragen — die engliſche Dichtkunſt und die engliſche Philoſophie — jene am vollendetſten dargeſtellt durch den ewigen Shakeſpeare, dieſe am reinſten durch den tiefſinnigen Baco von Verulam. Wie in Spanien war auch in England jene Blüthe vorübergehend, ja die Tiefe, mit welcher Dichtkunſt und Philoſophie ſich entwickeln zu wollen ſchien, verſchwand auf immer; dennoch bereiteten beide eine Zukunft vor, die, wir dürfen es behaupten, ſich noch ferner entfalten ſoll, und Shakeſpeare und Baco ſind, wenn auch nicht für England, wahrhafte Propheten einer bedeutungsvollen Zukunft, jeder auf ſeine Weiſe — Wir werden, unſerer Abſicht getreu, in dem, was wir von Beiden erwähnen, ſie nur als die Repräſentanten der nationalen Eigenthümlichkeit darzuſtellen ſuchen. Zuerſt von Shakeſpeare. Das engliſche Drama iſt ſo wenig, wie das ſpaniſche, durch Nachahmung entſtanden. Beide waren vielmehr nothwendige Gewächſe der Nationen, die Blüthen ihres Daſeins, die innerſte Enträthſelung der geheimen Schickſale der Länder. Calderon hält ſich mehr an die Sage, Shakeſpeare, dem eigentlichen Sinne nach, mehr an die Geſchichte; ſelbſt die Geſchichte wird mährchenhaft unter Calderons Händen, ſelbſt das Mährchen erhält eine geſchichtliche Bedeutung unter Shakeſpeare. Der tiefſte Verſtand dient der reichſten, wundervollſten Phantaſie bei Calderon; die unerſchöpflichſte, lebendigſte Phantaſie wird von der kühlen Beſonnenheit beherrſcht bei Shakeſpeare. Groß treten Beide hervor, die gemeinen Leiden verſchwinden in einem furchtbaren Kampf, der ganze Geſchlechter ergreift, und ſelbſt den Einzelnen zum Träger der allgemeinen Leiden einweiht; die geringen Freuden werden von dem Jubel des Geſchlechts ergriffen, in allem wird nichts Einzelnes dargeſtellt, vielmehr das

Räthſel des ganzen Daſeins zuſammengedrängt. Durch die vorwaltende Reflexion wird uns Shakeſpeare näher gerückt. Durch Calderon ſpricht uns eine vergangene Zeit, ein verſchloſſenes Land an, wie aus einem tiefen Schlaf. Seine Perſonen, den Somnambulen gleich, ſind innerlich erwacht, und die Töne, wie aus einer fremden Welt, heben das tiefſte Geheimniß eines vergangenen Daſeins heraus. Shakeſpeare hat vorahnend das Räthſel unſerer Zeit gefaßt, und was die dämmernde Zukunft noch nicht zu enthüllen vermochte, weiſſagend ausgeſprochen. — Das unruhige Streben, welches uns ergriffen hat, die Zweifel, die uns quälen, die Leidenſchaften, die uns in Bewegung ſetzen, ſind es, die bei Shakeſpeare Menſchen und Länder beunruhigen, Gemüther und Geſchlechter entzweien und den Untergang bereiten. Wie die Gedanken gegen einander bei einem Jeden, treten die Menſchen unter einander auf — und indem alle Widerſprüche des Daſeins innerlich werden, erſcheint Shakeſpeare im eigentlichen Sinne als ein proteſtantiſcher Dichter. Deswegen ſind ſeine Darſtellungen ſo unendlich reich, weil ihm die Räthſel der Vergangenheit und der Natur nicht fremd ſind, aber er ſchauet nicht aus dieſen heraus, vielmehr in ihre Tiefe, wie in ſeine eigene, innere hinein. Daher das ſpielende, leicht bewegliche, gaukelnde ſeiner mährchenhaften Welt; daher der paniſche Schrecken, die Gewalt der eiſernen Natur, der düſtern Wälder. Durch dieſe ſcheint, wie in unſern Halbträumen, in welche die Erinnerung des Wachens ſich hinein zieht, das allmählig betäubte Bewußtſein im Untergehen ſich ſelbſt zu belauſchen, und die wunderbar verſchlungenen Fäden der Gedanken und Geſtalten mit dämmernden Sinnen zu begleiten.

Baco von Verulam iſt für die Wiſſenſchaft, was Shakeſpeare für die Kunſt; er verhält ſich zu der ſpätern Empirie, wie Luther zu der Aufklärung. Die Zeit war in einem trüben Ringen begriffen, man vermochte das Errungene von dem Ueberlieferten nicht zu ſondern. Die Wiſſenſchaft der Alten war das Maß der Vergleichung für alle erkannten Verhältniſſe des Denkens, des Lebens. Man verglich das Denken nicht mit ſich ſelber, die Natur erkannte man nicht aus der eigenen Tiefe, beide wurden nur aus der überlieferten Anſicht begriffen. Baco fand das Wort für die Zeit, ſein klarer Verſtand ſonderte, was in der Sonderung ſich tiefer durchdringen mußte. Wie England ſelbſt, indem es die verworrenen Fäden einer trüben Vergangenheit durchſchnitt und in der Sonderung und Selbſtbetrachtung den innern Reichthum und die unverſiegbare Quelle ſeines Daſeins erkannte, ſo Baco, indem er jene reingeſonderte Selbſtbetrachtung als Grundlage aller Wiſſenſchaft feſtſtellte. In der That erkennt man in Baco den Engländer, ganz den klaren Verſtand, der die innern Verhältniſſe immer deutlicher ordnete und die wachſenden äußern überſchauete. Was die Handelsvereine waren, wurden die Academien, die das Geſchlecht aufforderten, ein gemeinſchaftliches Netz über die Natur zu werfen, den ſcheinbar verworrenen Gang ihrer räthſelhaften Verſchlingungen mit kühler Beſonnenheit zu verfolgen. Aber den Mittelpunkt des Strebens verlor er nicht, das Ueberlieferte erſchien ihm zwar nicht in der hemmenden, beſchränkenden Geſtalt, die er vielmehr zurückwies, wohl aber in ihrem tiefen Urſprunge. Ein Centralphänomen in der Natur wies nach einem Centralgedanken der Seele hin, und die Einheit beider konnte ihm nicht verborgen bleiben. Aber dieſe iſt allein für den Glauben da. So war Baco recht eigentlich ein proteſtantiſcher Philoſoph.

Aber der Kampf zwiſchen Ueberlieferung und Erwerb, ſowohl geiſtig als irdiſch betrachtet, war unter Eliſabeth nur durch einen vorübergehenden Frieden zurückgedrängt, nicht aufgehoben. Die alte Grauſamkeit wurde wieder wach. Glauben und Hingebung rangen mit einer kühnen Freiheit, die nur den Verſtand erkennen wollte. Das wahrhaft nationale Religiöſe der Engländer iſt das angſtvolle Bewußtſein einer innern wilden Natur, und aus dem Proteſtantismus bildete ſich die harte, ſtrenge Seite der Puritaner, die unduldſam in jeder heitern Richtung eines freien Gemüths den Wurm ahnete, der das Innerſte verzehrte, und den ſie bei andern wie in ſich ſelber zu vernichten ſtrebte. So wuchs die ſtrenge, herbe, ja grauſame Lehre aus der innern peinigenden Furcht vor ſich ſelber. Die Familie Stuart bezeichnet den innern Kampf dieſer verhängnißvollen Zeit, und das ſchaudernde Europa ſah einen geſalbten König durch das Mordbeil der Unterthanen fallen:

„Confusion now hath made his master piece!
„Most sacrilegious murder hath broke ope
„The Lords anointed temple and stole thence
„The life o' the building.“

Das Vertrauen ſelber, alles Heilige und Theure ſchien ermordet mit dem König, und Europa bebte vor einer That zurück, deren Möglichkeit in der Verwirrung der Zeiten lag, ſo daß alle Völker von einer bangen Furcht für die eigene innere Zerrüttung ergriffen wurden. England entwickelte eine convulſiviſche Kraft unter Cromwell, die Schifffahrtsacte legte den Grund zur Meeresherrſchaft, die Engländer wurden in Europa geachtet, und reuevoll wandte die Nation ſich zu den alten Herrſchern wieder. Aber der Sinn der Familie Stuart war dem Lande fremd. Glaube und Verfaſſung hatte für immer eine beſtimmte eigenthümliche Richtung genommen, und je mehr Handel und Erwerb, klare Einſicht und ordnender Verſtand hervortraten, deſto mehr mußte die innere wachſende Schnellkraft die hemmende Decke durchbrechen und abwerfen. Die Familie Stuart ward entfernt, Wilhelm erſchien, und die uralte Verfaſſung war geſichert, die Freiheit der Nation für immer gerettet. So ward das gegenwärtige Daſein und die Stärke Englands vorbereitet. Nie war England mächtiger als jetzt. In dem großen weitläufigen Umkreiſe aller Länder außer Europa und in den nnern Verhältniſſen in Europa gleich gewaltig, merkwürdig durch die höchſt beſtimmte Eigenthümlichkeit, ie Leben, Verfaſſung, Wiſſenſchaft und Betriebſamkeit edeutungsvoll bezeichnet. Der vorwaltende Verſtand ſt in allen Richtungen wahrzunehmen, ja die Acten nd gleichſam geſchloſſen. Die mathematiſche Grundage der Naturwiſſenſchaft iſt durch Newton für ewige eiten, für alle Länder begründet, der Speculation iſt ihre Gränze angewieſen, ja ſie ſelbſt iſt eine ſtets nüchterne Hüterinn, die alles Ueberſchwengliche abweiſt. Ihr Scepticismus iſt nicht jene energiſche Selbſtvernichtung des Verſtandes, aus welchem das Tiefſte ſich gebiert, vielmehr hat die Vernunft ſich dem Verſtande auf Accord ergeben und der Humiſche Scepticismus enthält die Bedingungen. Das Thema des Verſtandes äußere Klarheit, Feſtigkeit innerhalb ſeiner Gränzen iſt in allem errungen, nichts wird unternommen, was man nicht überſieht, was man nicht zu erringen vermag. Die Staatsverfaſſung, die Induſtrie, der Handel, die Wiſſenſchaft greifen in einander, und erhellen ſich wechſelſeitig. Der practiſche Verſtand hat ſich vielleicht in der Geſchichte nie mit ſo beſtimmter Eigenthümlichkeit ausgebildet. Nicht erſt ſeit kurzem durch überreife Entwickelung, wie ſo vieles in unſern Tagen, iſt die Nation ſchnell geworden, was ſie iſt, um ſchnell zu vergehen. Seit Jahrhunderten hat ſie ſich langſam entwikkelt. Was im übrigen Europa unklar gefaßt wurde, Probleme, die mehr geahnet als verſtanden wurden, hat ſie zuerſt ergriffen und mit Beſtimmtheit gelöſet. Das allgemeine Problem war nationaler Wohlſtand, und Adam Smith hat den Mittelpunkt des nationalen Weſens ſo beſonnen wie tüchtig erkannt und entwickelt. Reich und unabhängig iſt daher in England gleichbedeutend. Das Geld iſt bei dem Engländer das, was das Grundeigenthum bei den alten Germanen war, der bürgerliche Leib. Natürlich mußte das ganze Land, welches durch Lage, durch Geſinnung, durch innere Kraft und allumfaſſende Klarheit ſo vorzüglich begünſtigt war, alle übrigen Nationen, die entweder an der Vergangenheit unbeweglich gefeſſelt waren, oder von einer unbeſtimmten Zukunft unſicher hin und her bewegt wurden, überflügeln. Alles was Spanien und Portugal früher, Holland, Frankreich und Dänemark ſpäter, an außereuropäiſchen Beſitzungen erwarb, iſt ihnen zum Theil der Form, alles dem Weſen nach unterworfen. Eine herrſchende Religion giebt es nicht mehr, wohl aber einen herrſchenden Handel, den engliſchen. Aller übrige Handel wird nur geduldet. Schon unter den Römern klagte man darüber, daß alles Gold und Silber nach dem Orient ginge. Aber der handelnde Orient iſt engliſch, und wie man in Europa vormals religiöſe Freiſtätten errichtete, in welchen alle Waffen ruheten, alle Geſetze ſelbſt waffenlos waren, ſo daß ſie Freund und Feind, ja Richter und Verbrecher in friedlicher Eintracht verbanden, ſo hat England eine ſolche große Freiſtätte für dasjenige, was in unſern Tagen der Verfeinerung und Aufklärung die Stille der Andacht zu vertreten droht — für das Geld. Die engliſche Bank ſtellt den unverletzbaren Tempel dieſes innern Heiligthums dar, und während England mit großer Energie gegen den Tyrannen von Europa kämpfte, lagen höchſt wahrſcheinlich bedeutende Summen, von ſeinen Knechten aus der Armuth Deutſchlands erpreßt, durch die Conſtitution geſichert und aller Gewalt unzugänglich in dem von Rechts wegen geheiligten Tempel des europäiſchen Götzen. Was der apoſtoliſche Segen in frühern Zeiten war, das ſind in unſern Tagen die Subſidien, die aus dem großen Schatze des modernen delphiſchen Orakels mäßige Ströme ausfließen laſſen, die Europäer für die allgemeine Sache zu begeiſtern.

Aber ein Anderes hat die engliſche Nation in ihrer Verfaſſung, in der Beharrlichkeit, mit welcher ſie dieſe erhalten, in der Lebendigkeit, mit welcher ſie ſich im Ganzen und in einem jeden Bürger darſtellt. Aus der Nation ſelbſt iſt ſie entquollen, enge ſchmiegt ſie ſich an ein jedes Daſein wie die Natur deſſelben, auf einem jeden Punkt belebend, nicht hemmend. Dieſe Verfaſſung iſt von Allen bewundert, ſelbſt von Feinden nachgeahmt. Keine andere Nation ſcheint reif genug, eine ſolche zu erhalten. Ein jeder Engländer lebt in einer großen Umgebung, die mächtigen Formen eines gewaltigen Staats ſind ihm nahe, er findet die Stelle, wo er, aus ſich ſelbſt ſich entwickelnd, thätig ſeyn kann, ihm iſt es vergönnt, ſich ſelbſt vertrauend, die öffentliche Laufbahn zu betreten, während in andern Ländern die Wege, die man einſchlagen muß, ſelbſt nur um vernommen zu werden, dem freien Manne unwürdig ſcheinen. In langen Zeiten war England das einzige Land, in welchem die allgemeine Gerechtigkeit in den geſelligen Verhältniſſen der Staaten ihre ewigen Geſetze laut vernehmen ließ, die mächtigen Uebertreter zu ſtrafen wagte, und was über Norwegen, über Polen, über Genua dort geſagt ward, wird dem zukünftigen Geſchichtſchreiber unentbehrlich ſeyn, zur richtigen Beurtheilung der Verhältniſſe unſerer Tage. Wenn die Regierung auch oft thut, was ſie will, ſo darf das Rechte doch wenigſtens hervortreten. Es giebt kein Staatsleben ohne Oppoſition. Das einförmige Befehlen und Anordnen kennt ſich am Ende ſelbſt nicht mehr, das Rechte wird durch den Widerſpruch erſt lebendig, und wenn das Unrechte dadurch gehemmt wird, ſo iſt der Vortheil deſto größer. Dieſes Leben unterhält die Nationalität, und daß es der Continuität des Staatsſyſtems nicht ſchadet, beweiſet England am meiſten. Denn es giebt keinen Staat in Europa, der ein feſtes Syſtem kühner und unveränderlicher verfolgt hat, als England in den letzten wechſelnden Jahren. Natürlich, die Launen der Höfe ſind veränderlicher, als die Geſinnung lebendiger Völker, die durch die Totalität des Daſeins beſtimmt wird.

Durch den beſtändigen Kampf mit einem trügeriſchen Elemente wird das engliſche Seevolk muthig. Iſt es nicht die ſtets nachdenkende Seele jener wundervollen Maſchine, die ſich in den mannichfaltigſten Gliedern regt? Und auf dieſe Weiſe iſt es, ſelbſt getrennt von ſeinem Lande, wie dort, das thätige Organ eines gewaltigen Organismus, der an den gefahrvollſten Stellen, wo alle Elemente empört ſind, wie in ſeiner rechten Heimath lebt und gedeiht. Wo die übrigen kaum zu ſegeln wagten, da bewegt es mit Sicherheit die größte Flotte. Dadurch bildet ſich neben dem feſten Muth die kalte Beſonnenheit. Die Engländer ſcheinen eine ganze Nation von Seehelden darzuſtellen. Seit Spanien ſeine unüberwindliche Flotte verlor, die holländiſche Marine durch die Agonie der Nation verfiel, Frankreich ſich in ſeine eigenen ehrgeizigen Pläne verſtrickte und nach Allen greifend Alles verlor, hat England keinen Feind mehr. Flotten, die ihnen beſchwerlich, keinesweges gefährlich werden konnten, bekämpften ſie nicht; ſie nahmen ſie nur. So nahmen ſie die däniſche, die ſicilianiſche, ja ſie durften in einer bedenklichen Zeit die freie Dispoſition über die ruſſiſche Marine verlangen. Flotten, die ſich bilden wollten, erſtickten ſie in der Geburt, und der mächtige Greif lauert in allen Seehäfen, um den Vogel in dem mütterlichen Neſte zu tödten, ehe er flügge wird. So ſtreckt der Engländer ſeine Hand aus von Mittag nach Mitternacht, vom Aufgang bis zum Untergang, und ſagt: ſieh! das Alles iſt mein. Von Seegeſetzen kann gar nicht die Rede ſeyn: Englands Wille iſt Geſetz; was es andern Nationen erlaubt, iſt großmüthige Gabe, bedingt zugeſtanden, willkührlich zurückgenommen.

In Oſtindien iſt ein jeder Engländer ein Nabob. Die heiligen Geſchlechter des Brahma ſind in verachtete Kaſten verwandelt. Der Handelsgott der neuern Welt hat ſeinen innerſten, verſchloſſenſten Tempel hier errichtet, hier werden die Myſterien des geheimen Gottesdienſtes mit großem Ernſt, Feierlichkeit und Strenge begangen. Die oſtindiſche Compagnie muß ſich ſelbſt wie die letzte, mächtigſte Verwandlung des Viſnu vorkommen. Die alten heiligen Götterformen ſchämen ſich ihrer Kraftloſigkeit, ihrer Armuth und ziehen ſich erblaßt zurück. Die ausgetrockneten Exemplare werden in Journale und Reiſebeſchreibungen emballirt, ſo nach Europa geſchickt und dort commentirt, kritiſirt und bewundert.

Dieſe große Sicherheit der äußern Gewalt und innern Verfaſſung giebt Allem, was der Engländer unternimmt, ein Gepräge von ruhiger, unerſchütterlicher Feſtigkeit. Größer erſchien nie eine Regierung, als England damals, wo es die Unabhängigkeit der nordamerikaniſchen Staaten anerkennen mußte. Frankreich dachte den gefährlichen Nebenbuhler zu demüthigen, aber er trat ſtolz, ja mächtiger aus dem Kampf hervor, während Frankreich durch unverſtändige Theilnahme das Phantom unreifer Freiheit nährte, welches beſtimmt war die Nation zu zertrümmern. Seit die franzöſiſche Eroberungsſucht Europa zu beunruhigen anfing, geriethen alle Höfe in unſichere Bewegung. Zwieſpalt, von dem Feinde genährt, Mißverſtändniſſe, halbe Maßregeln ließen allenthalben einen Abgrund von nationaler Schwäche wahrnehmen, der jede Hoffnung einer beſſern Zukunft auszuſchließen ſchien. England blieb ſich ſelber gleich, feſt, männlich, unveränderlich, durch nichts zu täuſchen. Alle Künſte, alle Liſt des Feindes brach ſich an der ſichern Geſinnung, wie die Wellen an dem feſten Ufer. Burke enthüllte das innerſte Verderben der franzöſiſchen Nation; Pitt kannte die wahre Stärke der engliſchen und wußte ſie zu benutzen. Als wir rettungslos, wie es ſchien, dem unermeßlichen Jammer der Unterdrückung unterlagen, erſchien, in dieſer Geſinnung, die dämmernde Morgenröthe einer entfernten Hoffnung. Nelſon vernichtete die franzöſiſche Flotte; Wellington, kalt und beſonnen, aber ſicher und feſt, unterhielt durch unſterbliche Siege den Muth der Spanier und Portugieſen, ja wußte aus dieſen, die längſt allen kriegeriſchen Ruf verloren hatten, in kurzer Zeit tüchtige mannhafte Krieger zu bilden, die den ſieggewohnten Franzoſen gefährlich wurden. Endlich ward es dieſem Feldherrn vergönnt, den unverwelklichſten Lorbeer dadurch zu gewinnen, daß er in der großen Schlacht, die den zu früh abgebrochenen Krieg wahrhaft beendigen ſollte, die Ehre theilte mit Europa's kühnſten und herrlichſten Helden, mit Blücher, Gneiſenau, Bülow und ihren begeiſterten Schaaren. So beſcheiden wie tapfer benuhten die deutſchen Helden „die anmuthige Cunſt des Zufalls,“ um den gemeinſchaftlichen Kampf mit gleicher Ehre und Muthe in ſchönem Bunde erfochten, ſchicklich zu bezeichnen. Der Engländer hat die Benennung verſchmäht und überſetzt la belle Alliance mit Waterloo.

Das große Selbſtgefühl der Engländer iſt unter ſo glücklichen, ja glänzenden Umſtänden natürlich. Daß ein jeder Engländer ſich im Auslande und in Verhältniſſen zu uns als ein freier Repräſentant einer Nation, die in dem, was ihre weſentliche Würde betrifft, keinen auf der Erde neben ſich anerkennt, betrachtet, iſt eben ſo wenig zu verwundern.

Deutſchland glaubte bis jetzt, eben weil es darauf reſigniren muß, eine Seemacht zu ſeyn, von Englands ſteigender Gewalt weniger fürchten zu dürfen. Eben daher ward die engliſche Großmuth nirgends unbefangener geprieſen, als in Deutſchland. Der Engländer erſcheint in dem großen Drama der Zeit faſt, wie in den Kotzebueſchen Stücken; wenn die Verwirrung am größten iſt, greift er großmüthig nach den gefüllten Geldkaſten, um durch dieſes Zaubermittel alle Knoten zu löſen. Aber die Großmuth der Nation hat ſich gegen die Dänen, gegen die Norweger in ihrem wahren Lichte gezeigt. Wer weiß nicht, daß man den Pumpen, wenn ſie auszutrocknen drohen, Waſſer zugießt — in der That nicht aus Großmuth, um der Pumpe Waſſer zu ſchenken. Seit England gelernt hat, einen großen Theil unſerer Producte zu entbehren, durch die lange Trennung an eigene Thätigkeit gewieſen, ſeitdem ſie, zum Theil durch Geſetze, die unſern Handel hemmen, ihren beförderten, den Manufacturen und Fabriken durch eine Concurrenz, der wir nicht entgegen treten können, mit Untergang drohen, fängt das Volk freilich an, die engliſche Großmuth aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten. Aber wodurch es, auch ohne daß wir auf ſeine politiſche Allgewalt ſehen, der Geſinnung der Nation gefährlich werden kann, ſoll hier kurz erwogen werden. Entſpringt der Handel, wenn auch ſeinem Ziele nach univerſell, aus der Nation ſelber, wie in jenen glücklichen Zeiten, als die niederländiſchen Städte, als Nürnberg und Augsburg unmittelbaren Antheil an dem Welthandel nahmen, ſo bildet er ſelbſt einen heitern fröhlichen Mittelpunkt des erhöhten nationalen Daſeins, und es entſtehen Kaufherren wie die Fugger, wie Pirkheimer, bürgerliche Fürſten, die die Künſte und jedwedes Talent unterſtützen. Iſt aber der Handel in der Gewalt eines übermächtigen fremden Staats, ſo wird jeder bedeutende Centralpunkt in verſchobener Richtung nach jener auswärtigen Gewalt, als nach den eigentlichen Herren hinweiſen, es wird alles, was von Reichthum und Gunſt der Reichen abhängt, jene tödtende Richtung theilen, was, aus dem eignen Daſein entſprungen, ſich heiter entfalten konnte, wird, den Sitten der Nation entfremdet, in fruchtloſen hohlen Geldhochmuth ausarten; und ſo hat England eine furchtbare Gewalt mitten unter uns, und droht mit dem, was äußerlich und irdiſch ſcheint, den innerſten lebendigſten Mark der Länder auszuſaugen.

So mächtig als nun England iſt, ſo glanzvoll es ſich darſtellt, ſo beweiſt es dennoch vor allem, daß nichts Irdiſches vollkommen iſt, eben weil es das irdiſche Vollkommenſte darſtellt, und die Schattenſeite der engliſchen Nationalität iſt ſo trübe, wie die irgend einer andern Nation. Wir ſind zu wenig in die Geheimniſſe der großen Handelspolitik aller Staaten eingeweiht, um zu wiſſen, ob nicht in dieſer ſelbſt, in dem innerlichen Heiligthum ihrer Glorie ſelber, ein Keim der Vermiſchung, ein böſer Wurm ſchon zehrend verborgen ſeyn mögte, wie viele meinen. Dieſes aber iſt ein großes, England in Allem hemmendes Unheil, daß es ſeine Verfaſſung nicht bloß achtet, wie man ſoll, ſondern anbetet, als ein Unveränderliches, ja Göttliches ſelbſt. Die Zeiten wechſeln, die Welt gebiert ſich in neuer Form — die Nation, in welcher der productive Keim der Zeiten friſch gedeiht, wird ſich in und mit ihr geſtalten, und der Wechſel iſt keine Zerſtörung, vielmehr fortwährende Entfaltung. In England darf aber kein Titel des Geſetzes untergehen. Die Conſtitution iſt die eigentliche wahre nationelle Religion des Engländers. Es ſteht aber geſchrieben, ihr ſollt vor keines Menſchen Werk niederknien und es anbeten, denn er allein iſt der Herr, unwandelbar und ohne

Wechſel, der Menſchen Thun aber iſt eitel, und was geboren und entſtanden iſt, muß untergehen. Wir dürfen behaupten, daß dieſer einſeitige Götzendienſt ſeinen Einfluß in den innerſten Tiefen der nationalen Bildung und Geſinnung äußert. Er hat die höhere, eigentlich lebendige Wiſſenſchaft verbannt, die Kunſt von der Inſel ausgeſchloſſen, die Poeſie vertrieben. Wie in den Geſetzen ſind für alle Formen des geſelligen Daſeins ſtehende Typen da, die die freien Engländer mehr ſelbſt als die Einwohner irgend einer andern Nation in den eiſernen Ketten der einförmigſten Convenienz feſthalten. Die Sprache, nicht fertig, wie die franzöſiſche, iſt dennoch ſtehend feſt geworden, wie die Conſtitution. In der Litteratur wie im Leben herrſcht eine große Einförmigkeit, ein heiteres, kindlich fröhliches Daſein vermag ſich kaum unbefangen zu entfalten. Was ſich abſondern will, artet meiſt auf eine widerwärtige Weiſe in grelle caricaturmäßige Oppoſition aus, die wir Deutſchen nur gar zu gutmüthig Originalität nennen. So iſt die innere geiſtige Freiheit zurückgedrängt durch die Künſte, die die äußere ſichern ſollen. Eine drückende Schwermuth laſtet auf der Inſel, wo man Alles zu beſitzen wähnt, aber die fröhliche Hoffnung, die mit dem lebendigen Wechſel verbunden iſt, entbehrt. Geld und Gut wird den Verwöhnten ekelhaft, der ewige Lärm der nationalen Debatten, die ſich um die nämlichen Formen in tödtender Einförmigkeit drehen, erhalten nur einen Reiz durch Erniedrigung der Gegner, die ſich mit denſelben Waffen zu rächen wiſſen. Ein nächtlicher Dämon ſcheint durch alle Verhältniſſe zu geben, Unmuth ſich aus dem glänzendſten Glück ſelber zu gebären, während ein finſterer Hochmuth die Nation immer mehr von den übrigen Europäern auszuſchließen droht. Schon äußert er ſich in den öffentlichen Verhandlungen, ſo ganz ohne Scheu, daß die übrigen Nationen wohl gezwungen werden, ihn abzuweiſen. Die Deutſchen preiſen die Engländer, weil ſie da zu ſeyn ſcheinen, wo wir hinzukommen hoffen; aber Deutſchlands ſchützender Genius möge es vor einer Conſtitution bewahren, welches das heiligſte Palladium ſeiner eigenthümlichen Natur, das der fröhlichen nationalgeiſtigen Entwickelung, erſticken würde. In der jugendlichen Frühlingszeit Englands, unter Eliſabeth, ſchienen große Geiſter die Morgenröthe einer unvergänglichen Poeſie, einer tiefen Philoſophie zu weißagen. Alles ſtagnirte in der erfrornen Conſtitution, und Shakeſpeare wird nur noch in Deutſchland verſtanden. In der Naturwiſſenſchaft iſt England groß, ja in dieſem Augenblick die erſte Nation, wenn es auf einzelne Entdeckungen, auf das beſtimmte klare Sondern und Verknüpfen einzelner Verhältniſſe ankömmt. Wollaſton, Dary, Leslie, Dalton, haben mit großem Scharfſinn die bewunderungswürdigſten Entdeckungen gemacht und zu benutzen gewußt. Aber ein todtes Grundſchema liegt allen ihren Anſichten unveränderlich zum Grunde, von Hypotheſen überbauet. Das Leben der Nation bleibt ihnen ewig fremd, und an wahre Theorie iſt nicht zu denken. Am großartigſten erſcheint das Wiſſen, wenn es ſich in eiſerne Brücken, Stahlfabriken, Wedgwooder Gut und Dampfmaſchinen offenbart. Wie ein einſilbiger, alter

Mann erſcheint der Britte, ernſt, finſter, nicht ohne Verdienſt; aber „die Grazien ſind leider ausgeblieben.“ Doch in dieſen iſt alle heitere Hoffnung, die Myſterien ewiger Befruchtung die ewige Genüge. Jene Neigung in den Abgrund des heiligen Lebens ſich zu ſtürzen, um einige Tropfen aus dem Becher des Allbelebenden zu koſten, die freie Phantaſie, die heitere, heilige Kunſt, die friſche, fröhliche Andacht, alle jene Gaben einer höhern Gottheit ſind ihnen fremd. Mürriſch iſt die einſeitige Sittenlehre, finſter die Religioſität, die faſt wie Verzweiflung ausſieht, ihre trübe Poeſie verhallt in elegiſche Klagen. Es ſcheint den Britten eine tüchtige That, das fertige, längſt ausgemachte, vielfältige Genoſſene, mit dieſem das Leben zu verſchmähen. Eine Aeußerung brittiſcher Genialität iſt der Selbſtmord.

Wie jene allein mächtige Seemacht die Hülfsquelle unermeßlicher Länder auf der Weſtſeite von Europa concentrirte, ſo gewinnt, und zwar erſt nach einem Jahrhundert, eine monſtröſe Landmacht auf der Oſtſeite immer größern und bedenklichern Einfluß auf die politiſchen Verhältniſſe des feſten Landes. England hat den altgermaniſchen Kern der Freiheit immer bewahrt, ja dieſe iſt das eigenthümliche nationale Heiligthum geworden. Rußland iſt ein orientaliſcher Staat und wird ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit nie entſagen, die abſolute Monarchie fordert. Die engliſche Verfaſſung erhält ſich friſch und lebendig durch ein, nicht bloß geduldetes, ſondern ſelbſt ſtillſchweigend angeordnetes Widerſtreben; in Rußland iſt ein jedes

Widerſtreben nothwendig Faction, Empörung. In England erhält die Oppoſition ſelten die Oberhand, aber immer die Achtung der Nation; in Rußland beſtimmt der Erfolg Alles. Ob der Wagende ſelbſt, vergebens um Gnade flehend, hinknien ſoll, oder alle vor ihm, hängt lediglich von dem Gelingen der gewagten Unternehmungen ab. Wo der Herrſcher Alles iſt, behält der Herrſchende immer Recht. England iſt ein gewordener Staat, aus ſich ſelber hat er ſich, ächt germaniſch auch in dieſer Rückſicht, erbauet, und wenn auch die derbe Form die höhern Blüthen nicht gedeihen läßt, wenn der, vielleicht gar zu fette Boden doppelte Blumen hervorruft und die zartern Befruchtungstheile verdrängt, ſo erfreuet man ſich dennoch an dem freien, geſunden, tüchtigen Daſein. Rußland iſt ein gemachter Staat, plötzlich, geharniſcht entſprungen, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter. Aber der Bildner, obgleich ein merkwürdiger Mann, unſterblich durch die große, titanenartige That, war kein Gott. Fertiges und Unfertiges, Gebildetes, ja Ueberbildetes und Rohes liegt neben einander in einer unverträglichen Miſchung, in einem jeden Einzelnen, wie in der ganzen Nation. In einem Staate, der aus ſich ſelber wird, bildet ſich Alles lebendig und innerlich in und mit einander, und er tritt hervor mit in ſich ſicherer aſſimilirender Kraft. Ein gemachter Staat muß die fehlende innere Unendlichkeit durch eine äußere zu erſetzen ſuchen, er wächſt durch unbeſtimmte Jurta-Adpoſition, wie jener durch beſtimmte und höchſt eigenthümliche Intusſusception. England hat ſich von einem feſten, lebendigen Mittelpunkt aus nach ſeinem unermeßlichen Umkreis zu allmählig in ſicherer Continuität entwickelt. In Rußland bildet ſich eine rohe Zuſammenhäufung mannichfaltiger Länder, die durch mäßige Anſtrengung dem Herrſcher mehr zufielen, als durch großartige Kriege erkämpft werden, von dem Umkreiſe nach dem Mittelpunkt zu, ſprungweiſe, je nachdem die Geſinnung des Herrſchers ſeyn mag.

Aſien iſt ſeit Jahrhunderten eine große Ruine eines vorgeſchichtlichen Daſeins, ein unermeßliches Palmyra, die Mauern der zerfallenen Gebäude mit räthſelhaften unerklärbaren Hieroglyphen bedeckt. Alles iſt in dieſem mächtigen Welttheile getrennt in ungeheuern Maſſen und in kleinern, die ſich nur äußerlich, keinesweges innerlich berühren. Einige mal, durch Jahrhunderte von einander getrennt, traten rieſenhafte Geſtalten plötzlich hervor, die Alles zu verſchlingen drohten; aber eben ſo plötzlich zerfielen. Die allgemeine Unterjochung war indeſſen keine Verbindung; die bezwungenen Völker blieben ſich, nachdem die äußere Gewalt zerrann, fremd wie zuvor. Auch jetzt noch berühren ſich die Völker, ohne ſich zu kennen. Kiachta iſt ſo fremd in Petersburg, wie Neßkinſk in Peking, und eine wahrhafte nationale, friedliche oder kriegeriſche Berührung zwiſchen Rußland und China iſt für ein Jahrhundert undenkbar. Und dieſes eben iſt ein nicht zu berechnender Vortheil für Rußland. In Aſien giebt es keinen für Rußland gefährlichen Staat, an ein Bündniß iſt nicht zu denken. Es wird die herumziehenden Völker an entlegenen Gränzen allmählig, kaum merkbar, wie bis jetzt, für den Ackerbau zu gewinnen ſuchen. Dieſe Stämme ſelbſt, angelockt durch die Sicherheit, die der ruſſiſche Schutz gewährt, erſt in die Freiheit gelaſſen, durch die Großmuth gewonnen, allmählig an die faſt unmerkliche Herrſchaft gewöhnt, erweitern die Gränzen dieſes unermeßlichen Reichs, und wir können die große, ja herrliche Beſtimmung Rußlands, ſolche Völker für die höhere Bildung zu gewinnen, keinesweges verkennen. Selbſt die geringe Stufe der Kultur der entfernten ruſſiſchen Völker, die Annäherung an den rohen Zuſtand der herumziehenden Stämme, wie beſonders im Caucaſus, ſchließen alle übereilte und daher fruchtloſe Verſuche aus, und zwingen zu jenem langſam fortgehenden, aber ſichern Gang der Natur, der allein allmählig wachſenden und gewiſſen Fortgang verſpricht. Während in andern Welttheilen die hineingedrungenen Europäer alle einheimiſchen Stämme verdrängen, ja meiſtentheils vernichten, gerathen hier immer mehr und mehr Stämme in die Gewalt einer großen, übermächtigen Nation, die mit ſtrenger orientaliſcher Herrſchaft über Völker, die ſo leicht der Freiheit, die ihnen nur geringen Vortheil gewährte, entbehren können, europäiſche Staatskunſt verbindet. In ganz Aſien giebt es kein Auge, welches das endliche Reſultat dieſer heranwachſenden Macht zu durchſchauen vermöchte, die engliſch-oſtindiſchen Beſitzungen ſind noch zu entfernt, und die ruſſiſche Politik hat längſt begriffen, daß alle dieſe aus der weiteſten Ferne des Erdbodens hergeleiteten Strahlen ihren Brennpunkt der Bildung und des Anſehns nur gegen Europa bilden können. Während die europäiſchen Dynaſtien, durch das angenommene Syſtem des Gleichgewichts, den wechſelſeitigen Neid zu verbergen ſuchten, iſt es in weniger als einem Jahrhunderte Rußland gelungen, von der Türkei, von Polen, von Schweden, Provinzen zu erobern, die allein für ſich ein mächtiges, ja gefährliches Reich bilden würden, und jetzt fängt, ſieben Meilen von Schleſiens Hauptſtadt, ein Staat an, der, ohne Unterbrechung, erſt in Nordamerika endigt und mehr als einen halben Parallelkreis des Erdbodens beherrſcht.

Auf doppelte Weiſe können Nationen eine große, in einem Falle vorübergehende, im zweiten bleibende Bedeutung erhalten, durch die Kraft äußerer Bildung und durch Entwickelung einer heimathlichen. Die erſte ſetzt eine Beweglichkeit, eine Empfänglichkeit voraus, die der zweiten den Weg bahnt, und die ſich auf eine merkwürdige Weiſe bei den Ruſſen äußert. Nach außen iſt Rußland mehr durch die Anwendung allgemeiner europäiſcher Kultur als durch ein eigenthümliches Leben groß, mehr durch Maſſen, die fremde, erlernte Kunſt in Bewegung ſetzen, als durch ein eigenes Leben, das ſich aus ſich ſelber ordnet und geſtaltet. Die Bildſamkeit der Ruſſen läßt uns vermuthen, daß ein eigenthümliches Leben ſich unter ihnen regen wird, ja ſchon vielleicht bedeutend geregt hat. Nur dem Ausländer, mit der Sprache, mit den Sitten, mit dem innern Daſein unbekannt, bleibt die Stufe der Entwickelung, die noch keine große geſchichtliche Bedeutung errang, nothwendig verborgen. Niemals aber hat eine Nation ſo ſchnell ſich fremde Bildung angeeignet, und Rußland iſt dadurch in eine ganz eigene Lage gegen Europa getreten; es bildet ein Mittelland zwiſchen Europa und Aſien. In den ſüdlichen europäiſch-aſiatiſchen Ländern ward die uralte Verbindung durch Religion, Kunſt, Poeſie und alles, was das Leben Heiliges, Heiteres und Tiefes hat, unterhalten; in unſern Tagen ließ die herrſchende Verſtandeskultur eine ähnliche Vermittelung im Norden Statt finden. Selbſt das europäiſche Rußland hatte, bis zu Peter des Großen Zeiten, einen mehr aſiatiſchen als europäiſchen Charakter. Auch in den letzten Zeiten hing das Schickſal des Reichs von Hofrevolutionen ab, die die größte Aehnlichkeit mit den Cataſtrophen des Divans, der Serailen hatte. In vielen innern Provinzen herrſchen orientaliſche Sitten mehr oder weniger. Aber dennoch ward die ganze Macht des Reichs gegen europäiſche Staaten, gegen Schweden, Preußen und Frankreich gewaffnet, nicht bloß durch aſiatiſch-phyſiſche Kraft, wie in jenen mongoliſchen Reichen in frühern Zeiten, ſondern auch durch europäiſche Kunſt. Als Rußland ſich zu bilden anfing, ja in dem ganzen verfloſſenen Jahrhundert, hatte Frankreich die geiſtige Alleinherrſchaft in Europa. Wohl hat deutſches Wiſſen und Betriebſamkeit Manches, ja Großes in Rußland ausgerichtet, da aber in Deutſchland ſelbſt franzöſiſche Sitte als die vornehmſte, franzöſiſches Wiſſen und Dichten als das herrlichſte, franzöſiſche ſogenannte Kunſt als die bedeutendſte hervortrat, wie könnte ein Volk, in der Bildung begriffen, etwas Anderes wählen, als das, welches man einſtimmig als das am meiſten Vollendete verehrte? Die ſlaviſchen Stämme haben ſich von den früheſten Zeiten an die Deutſchen gehalten, von ihnen die Bildung empfangen, und ein großer Theil iſt mit ihnen verſchmolzen bis zur völligen Unkenntlichkeit. Gewiß hätten die Ruſſen uns eine naturgemäßere Bildung zu verdanken gehabt, hätten wir uns nicht ſelbſt aufgegeben. So geſchah es, daß bei den mächtigern, vornehmern Ständen die franzöſiſche Sprache eine zweite Landesſprache ward, daß franzöſiſche Sitten und geiſtige Sinnesart bis in das unwirthbare Sibirien hineindrang. Rußland kämpfte in Verbindung mit Preußen, mit England, mit Oeſterreich, endlich mit allen Völkern des feſten Landes gegen Napoleon. Aber auch nur gegen ihn. Von der eigentlichen tiefen Geiſtesfeindſchaft, von jenem bedeutenden wahrhaft nationalen Haß, der den Deutſchen von dem Franzoſen trennt, konnte es keine Ahnung haben. Stille hatte dieſer Zwieſpalt ſeit langen Zeiten ſich gebildet, nur den tiefern Geiſtern der Nation war er klar, auf die Menge wirkte er mit unbewußter Kraft; der gebildete Ruſſe war aber mit den Franzoſen verbündet. Als Brennus Schaaren Rom überwältigt hatten und nach Griechenland ſtürmten, da erzählt man, wollten ſie das delphiſche Orakel anfallen — aber der Gott trat hervor, ſich ſelbſt vertheidigend, große Felſen ſtürzten ſich von Bergen herab, und ein paniſcher Schrecken ergriff das galliſche Volk, welches ſich zerſtreute und einzeln vernichtet ward, ſo daß die Reſte ſich nur kümmerlich nach Aſien retteten. Als Attila gegen Rom zog, ging ihm der Papſt Leo entgegen, und Ehrfurcht entwaffnete den furchtbaren Sieger. Wie nun in alten

Zeiten der noch mächtige Geiſt Griechenlands den Widerſtrebenden vernichtete, wie der keimende Geiſt des Chriſtenthums den Verehrenden gewann, ſo vermochten in unſern Tagen die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten und der feinen modernen Bildung die ſiegenden Ruſſen zu überwinden. Dieſen Triumph ſollte Paris noch genießen, ein Jahr ehe es alle verdiente Schmach erlebte. Der Deutſche gab unwillig ſeine Rache auf, die nicht blind oder wüſte war, denn er wußte, daß hier ſein eigentlicher Krieg anfing. Nach der Anſicht des ruſſiſchen Hofes müſſen wir aber die Geſinnungen verehren, welche im Glanze des ſtolzeſten Sieges dem Uebergewicht des Geiſtes über die Waffen huldigten.

England, wogegen der Krieg des Tyrannen von Anfang an gerichtet war, leiſtete beſtändig, ununterbrochen den thätigſten Widerſtand. Rußland glaubte in Zwiſchenzeiten ruhen zu können. Zweimal auf fremden Boden bezwungen, war es unüberwindlich, als es für ſein eigenes Daſein kämpfen mußte. Die ſchönſte Armee, krieggewohnte, faſt nie beſiegte Schaaren, von Natur und nationaler Tapferkeit überwältigt, wurden furchtbar vernichtet. Als Nation hatte Rußland ſich auf eine große Weiſe bewährt, und das Signal zu Deutſchlands und Europa's Befreiung war gegeben. Wir fühlten es, daß ſich befreien laſſen nur heiße, der Knechtſchaft einen andern Namen geben. Doch dieſe Zeit der Begeiſterung iſt zu neu und noch in allen Herzen. Auf eine ehrenvolle Weiſe theilte Rußland Kampf und Sieg mit uns.

Jetzt ſahen wir in unſerer Mitte jene großen unermeßlichen Schaaren aus dem weitläufigen Reiche, die eine wohlgeordnete, tüchtige Armee bilden. Männer, die gegen Kälte und Wärme gleichgültig, auf den Märſchen unermüdlich, wo es nothwendig iſt, mit Wenigem zufrieden, ausgezeichnet durch jene gehorſame Tapferkeit, die keinen Grund braucht, als den einfachen Befehl, vereinigt durch die durchgebildetſte europäiſche Kriegskunſt, verbunden mit jenen fliegenden Schaaren, die, nach der Art des Parther im Fliehen ſtreitend, dem ſiegenden Feinde beſchwerlich, dem beſiegten gefährlich ſind. Das weitläufige Land vermag mit größerer Leichtigkeit als irgend ein anderes alles Material des Krieges in größter Vollkommenheit zu liefern. Die Anzahl und Güte ihrer Pferde ſetzt in Erſtaunen, ihre Artillerie, ſo gut bedient wie irgend eine europäiſche, iſt beſſer eingerichtet als alle. Die langen oft wiederholten Märſche durch weite Länder, die Tüchtigkeit der Wagen und Kanonen, die Güte der Beſpannung, die Vorzüglichkeit der Pferde, die Geduld der Krieger ſetzt dieſe Armee in den Stand, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit einen Troß zu bewegen, den die übrigen Armeen als hemmend und ſtörend abgeſchafft haben. Die ſorgfältig unterhaltenen Gränzkriege in Aſien mit herumziehenden Horden bilden eine, auch im Frieden fortdauernde, Kriegsſchule, und wenn auch die Art des Kampfes eine andere iſt, ſo wird der ſtreitgewöhnte Mann doch leicht von der größern, in ſich geordneten Maſſe überwältigt.

Gemeinſchaftliche Noth, Kampf und Sieg hat uns mit dieſer Nation, mit der Armee befreundet. Die deutſchen Höfe ſind mit dem ruſſiſchen im feſten Bunde. Alle Mißverſtändniſſe, aller Zwiſt der europäiſchen Mächte hat ſich, ſo ſcheint es, über Frankreich entladen und das öſtliche Deutſchland kann eine lange Ruhe hoffen. Keiner wage es, ſie zu ſtören; denn wir bedürfen des Friedens. Auf daß ſie aber nicht in tödtende Sicherheit ausarte, auf daß man die Nothwendigkeit einſehe, den kriegeriſchen Sinn zu unterhalten, der, einmal erwacht, nur durch Geſinnung, nicht durch Veranſtaltung, ſich lebendig unterhält; damit der Deutſche, wie es ſich ziemt, auch an das Schickſal der Enkel denke, wollen wir die dunkeln Zeichen zu deuten ſuchen, die für eine hoffentlich ferne Zukunft drohend daſtehen. Möge, was wir ahnend ſchauen, nie in Erfüllung gehen — wir wollen nicht Haß, ſondern Vorſicht erzeugen, beweiſen, daß eine Nation auch nach langen, harten Kämpfen nie völlig ausruhen darf, vor allem laut verkündigen, daß nur das ganze Deutſchland einen jeden Theil erhalten, beleben und in der Noth retten kann.

In der herrlichen Zeit, als alles Volk in muthige Begeiſterung gerieth, nährte ich, ich will es nicht leugnen, einen ſtillen Wunſch. Wäre es nicht möglich geweſen, in dem Rücken der Heere aus einem Feind einen Freund zu erhalten? Doch es war mit Schwierigkeiten verbunden, die kaum zu überwinden waren. Verſicherungen, in einer bedenklichen Lage ausgeſprochen, würden jahrelange Erfahrungen nicht vernichten. Durch eine wunderbare Fügung des Schickſals mußte der edle Poniatowsky ſich mit den Tyrannen gegen die Befreier der Völker verbinden. Vor Löbau habe ich mit dem ruſſiſchen General St. Prieſt gegen ihn geſtanden. Der Kampf dauerte einen ganzen Tag, und die finſtern Widerſprüche eines ungeheuern Daſeins zogen mir in dunkeln Schatten ſchauerlich vorüber. Das Schickſal hat ihm vergönnt zu ſterben. Sein Volk wird ihn nie vergeſſen, kein Feind ſoll ihn ſchmähen, und die gerechte Geſchichte wird ſein Andenken neben dem der großen Helden ewig bewahren.

Polens Schickſal iſt beſtimmt. Die hohen Alliirten, in dem Bewußtſein, daß ſie berufen waren, für die Selbſtſtändigkeit der Nationen zu ſtreiten, wollten dem Lande „einen ſo hohen Grad von Selbſtſtändigkeit gönnen, als die Umſtände erlaubten.“ Polen zerfiel in eine öſterreichiſche Provinz, in ein preußiſches Großherzogthum und in ein Königreich, welches der ruſſiſche Kaiſer, „fern von aller Eroberungsſucht, um das Gleichgewicht von Europa zu erhalten,“ mit ſeinen unermeßlichen Staaten zu vereinigen ſich gedrungen fühlte. Wie Könige ohne Land zu den gewöhnlichſten Erſcheinungen unſerer wundervollen Tage gehören, ſo entſtand, durch eine fürchterliche Ironie des Schickſals, eine Reichsſtadt ohne Reich. Polen ſcheint beſtimmt zu ſeyn, im Norden dieſelbe Rolle zu ſpielen, die ſeit Jahrhunderten Italien zu Theil ward, dieſelben Ereigniſſe herbeizuführen (vergl. Johannes Müller geſammte Schriften 3ten B. S. 403).

Die Vereinigung Polens mit Rußland hat für die

Zukunft eine bedenkliche Seite. Als im ſechszehnten Jahrhunderte die Engländer und Holländer die nordöſtliche Durchfahrt nach Oſtindien und China ſuchten, fing zuerſt der Handel nach Archangel an. Mit Verwunderung lieſt man Chancellors Bericht, der von Rußland als einem fremden, wunderbaren, neuentdeckten Lande, deſſen unbekannte Sitten und Gebräuche in Erſtaunen ſetzen, umſtändlich ſpricht*. Vor noch nicht viel über ein Jahrhundert hatte Rußland keinen andern Hafen von Bedeutung, und jetzt hat es eine große Marine auf der Oſtſee, beſitzt dort die wichtigſten Plätze, unterhält eine Flotte im ſchwarzen Meere, eine dritte im ſtillen Meere iſt im bedeutenden Wachſen, und ein großer Handelsbetrieb, nur noch gehemmt durch die engliſche Allgewalt, kann im Norden, Süden, Oſten und Weſten des unermeßlichen, an eigenthümlichen Producten ſo reichen Landes, ſich bilden. Als Polen noch ein eigenes Daſein hatte, ſah es ſich nur unwillig von der Oſtſee ausgeſchloſſen. Der Handel in dieſer Richtung ward durch Preußen vermittelt; dieſes Land beherrſcht die Mündungen ſeiner Flüſſe. Jetzt iſt der größte Theil von Polen dem mächtigen Rußland einverleibt. Menſchen ſterben, Verhältniſſe wechſeln, Geſinnungen der Höfe überleben nicht leicht mehrere Generationen. Aber wie leicht kann, was für das ſchwächere Polen nur Wunſch war, für das mächtige Rußland zum gefährlichen Verſuch reifen; um ſo mehr, da der Beſitz von Preußen, indem es Polen nach der Küſte zu arrondirt, zu gleicher Zeit die ganze innere Oſtſee in Norden und Süden in ruſſiſche Gewalt bringt, und ihm die Oberherrſchaft in dieſem Meere auf immer ſichert. —

Und welch ein Land iſt Preußen! Ohne zum deutſchen Reiche gerechnet zu ſeyn, iſt es die Perle Deutſchlands, ächt germaniſch, ritterlich feſt, dann königlich im edelſten Sinne. Die Zeit der Ritter nährte im Lande einen kühnen Geiſt, und Marienburg zeigte ein herrliches Denkmahl des großen, kühnen, deutſchen Sinnes, jenes erſtaunenswürdige Gebäude, welches, nachdem es Jahrhunderte lang der Zeiten Wechſel Trotz geboten hatte, in unſern Tagen dem kleinlichſten Betrieb unterliegen mußte. Die ſtolze Macht unſerer Tage, Deutſchlands Hoffnung und Zierde leiht ſeinen Namen von dieſem Lande. Kant, Herder, Haman, Hippel, Reichhardt haben bewieſen, daß was Deutſchland tief Geiſtiges beſitzen mag, dort heimathlich iſt. Niemals ſoll Deutſchland vergeſſen, daß die Begeiſterung, die das Land befreiete, zuerſt in Preußen zur mannhaften That reifte, und die Oſtpreußen bildeten, ſelbſt in dem tapferſten Heere, welches jemals im Felde erſchien, einen ausgezeichneten Kern kühner Helden.

Vielleicht wird, was wir befürchten, niemals geſchehen. Oft entſteht die Gefahr nicht da, wo man ſie erwartet, und wo man ſich am ſicherſten glaubt, lauert ſie im Stillen, den Unvorbereiteten zu überraſchen. Aber das dürfen wir mit Gewißheit ſagen: will Deutſchland mit ſtarker Hand die Gerechtigkeit handhaben, nicht bloß unter ſeinen Bürgern allein, ſondern unter Nationen, bleibt Süden und Norden des Landes, nicht bloß durch Bündniſſe, die zerfallen können, ſondern durch wahre innere Verbrüderung vereinigt, eilt der Rheinländer frohen Muthes an die Oder, um dort zu fechten, wie der Preuße, der Märker, der Pommer, der Schleſier in den Weſten, dann wird alle Gewalt des unermeßlichen Oſten ſich an den Felſen zerſplittern, die ſich urplötzlich bilden werden, — die wahre Länder-Scheide — und nie wird die Oder Deutſchlands Schande ſchauen, wie der Rhein bis in den letzten Tagen.

Das türkiſche Reich leidet ſeit vielen Jahren an ſteigender Entkräftung, wie das griechiſche vor Zeiten an derſelben Stätte. Gedeiht die neuerwachte Kraft in Europa und blüht es in dieſer, ſo wird der Türke in dieſer Blüthenzeit ſterben.

Die Ungarn, nachdem ſie getrennt von Deutſchland auch noch im dreißigjährigen Kriege an deſſen Schickſale Theil nahmen, entwickeln ſtill ein eigenes Daſein, an Deutſchland bedeutungsvoll verknüpft. Die ſlaviſchen Völker in Polen und Rußland haben ſich, gleichſam über Deutſchland weg, an franzöſiſche Bildung gehalten, der aſiatiſche Stamm der Peſchneger hat ſich in ſeiner Ausbildung mehr an die Deutſchen gehalten. Selbſt unſere ſpeculative Richtung iſt den Ungarn nicht fremd Ihre Stammverwandten im hohen Norden, ſeit undenklichen Zeiten mit Schweden verbunden, müſſen jetzt den Ruſſen dienen.

Italien hat gar keine Nationalität. Die Gewalt der Päpſte ſank allmählig, die Städte verloren auch den alten Sinn, ihre Kraft und Würde; Neapel war unter den Bourbons wie unter den ſpaniſchen Königen erſchlafft. Mailand konnte unter öſterreichiſcher Gewalt weder Anſehen noch innere Stärke gewinnen; das Herzogthum Savoyen, ſpäter als Königreich Sardinien genannt, ſchwebte eine Zeitlang, durch die Strahlenbrechung politiſcher Verhältniſſe erhöht, als eine Fata Morgana in der Luft, und verſchwand, wie es entſtanden war. Seit langer Zeit iſt Italien beſtimmt geweſen, ein Spielball fremder Mächte zu ſeyn, und läßt ſich gleichgültig von einem zum andern werfen, im Widerſtreben ſchwach, im Verfechten ohne Kraft. Wo es theilweiſe ein eigenes Daſein erhalten, ſpiegeln ſich Volk und Regierung in ihrer wechſelſeitigen Schwäche, und werden nur aus Politik geduldet. Der wiſſenſchaftliche Zuſtand Italiens iſt wichtig und lehrreich. Es giebt Wiſſenſchaften, deren Würde, ja allgemeine Nothwendigkeit nie abgeleugnet werden dürfen. Sie ſind es, die vorzüglich erlernt werden können und ſollen. Diejenigen, die ſie allein ſchätzen, nennen ſie die exacten, reellen. Es ſind die Mathematik, die auf dieſe gebauete Phyſik, ſo wie die, welche bloße äußere Verhältniſſe der Natur betrachtet, die Grammatik, welche die Sprache zergliedert, wie die Anatomie den menſchlichen Leib, endlich die ſtrenge Zergliederung abgeſonderter Begriffe. Wo eigenes tiefes Talent aus einer eigenthümlichen Wurzel ein ſolches Daſein entwickelt, da wächſt es heran, der ſtolzen Fichte, der ſtarren Tanne gleich, die die Erſtarrung des Stammes bis in die ſpitzen Blätter hineinträgt. Das dürftige Grün trotzt dem Jahreswechſel, und ganze Wälder gedeihen auf den kahten Felſen des Nordens unter einem nächtlichen Himmel, von hohen Nordlichtern, die trübe durch den ewigen Nebel ſcheinen, mäßig erhellt. Aber die edle Traube, die Begeiſterung der Natur, bedarf einer äußern Stütze, auch ſoll der Winzer ſie ſorgfältig bereiten und der keimenden Rebe darbieten — nur ſoll er ſie nicht in die Wurzeln hineinſtoßen oder wahnwitzig den dürren Stock für die lebendige Pflanze halten, die Traube aber gedeiht unter einer fröhlichen, heitern Natur; ſie muß ſich in bunten Blumen, in dem wechſelnden Grün lebendiger Wälder ſpiegeln. Der blaue, klare Himmel, der warme ſonnige Hügel erhält, nährt ſie, in kühne wechſelnde Gewitter muß ein bewegtes Naturleben ſich entladen. Das ſind jene höhern Geiſtesrichtungen, die in der ächten lebendigen Speculation, in der Poeſie, in der Kunſt ſich darſtellen, die ein ganzes Daſein ergreifen und fordern. Wo nach langer Winternacht ihre erſten Töne ſich vernehmen, ihre knoſpenden Blüthen ſich ſehen laſſen, da weiſſagen ſie ganzen Geſchlechtern den kommenden Frühling. Sie beleben nicht das Einzelne, ſondern Alles, und prägen ihre belebende Gewalt in das Tiefſte, was der Menſch hat, in den allgemeinen fruchtbaren Boden des nationalen Lebens, in die Sprache. Die italieniſche Sprache lebt nur noch als eine Reminiscenz jener herrlichen Zeit der ſtolzen Republiken, als die Florentiner Akademie die tiefſte, platoniſche Philoſophie lebendig ergriff, als alle Vögel in buntem Gewimmel ſangen, alle Blumen voll unendlichen Duftes und brennender Farbenpracht ſich entfalteten. Jetzt gedeiht die Philologie, die Anatomie, die experimentale Phyſik hier allein, und gleich gut in der engliſchen Erſtarrung, in der franzöſiſchen Gährung und in der italieniſchen Verweſung.

Ehe wir Italien verlaſſen, noch einige Worte über den Papſt; denn vom Chriſtenthum wird ſchicklicher die Rede ſeyn, wenn die Betrachtung bei dem Lande verweilt, wo es eine nationale Bedeutung erhalten wird, bei Deutſchland. Hin und her gezerrt von der Politik, die immer mehr überhand nahm, ſank das Papſtthum immer tiefer, und dennoch ſollten unſere Tage die Kraft, die in ihm ruhte, erkennen; denn der Papſt erſchien als ein unerſchütterliches, ächt chriſtliches Oberhaupt, als der wahre Petrus, als der Fels, an welchem die irdiſche Macht ſich ohnmächtig brechen mußte — ſeine heilige Kühnheit waffnete eine unſichtbare Gemeinde, und ſein Fluch erſcheint als eine drohende Weiſſagung. Ein geiſtreicher Freund nannte ihn zu jener Zeit treffend den einzigen Proteſtanten in Europa. Aber man kann ihn noch ſo nennen. Die abgeſtorbene Form des Papſtthums proteſtirt vergebens gegen die fröhliche Regung des erneuerten Chriſtenthums. Seitdem der Proteſtantismus aus ſich ſelber einen poſitiven Kern zu entfalten verſpricht, iſt die Negativität des leeren Proteſtirens zum Papſtthum hinüber getreten. Hieraus werden die Mittel begreiflich, die der Papſt wählt, ſein Glaube, daß das Schickſal der chriſtlichen Lehre den finſtern Künſten äußerer Geheimniſſe Preis gegeben ſey, daß ſie gefährdet wird durch die Freimaurer, geſchützt werden kann durch die Jeſuiten. Wenn wir nun eben hier von den Orden der Freimaurer und

Jeſuiten reden, ſo wird, was wir von ihnen behaupten, nur auf das Princip ſolcher Verbindungen, deren Mittelpunkt irgend ein äußerlich verwahrtes und dennoch allgemeines Geheimniß ſey, gehen können, und dann wird uns erlaubt ſeyn, was als wirkliche That der Geſellſchaft von ihr ausgegangen ſey, in Beziehung auf jenes Princip zu beurtheilen. Solche Verbindungen werden mit Recht fordern, daß, was einzelne Mitglieder Schlechtes begangen haben, ihnen nicht zur Laſt fallen darf, ſie entſagen damit zu gleicher Zeit dem Vortheil, den ſie aus den großen Thaten ihrer Mitglieder als Einzelne ziehen können. Es würde lächerlich erſcheinen, wenn die Freimaurer die Ehre mit Blücher zu theilen verlangten. Nur was ſie als Mitglieder der Geſellſchaft ausrichten, kann in Betrachtung kommen. Doch auf das, was ſie gemeinſchaftlich verrichten, kann, wenn es auch ſonſt noch ſo lobenswerth iſt, der geheimen Geſellſchaft als einer ſolchen nur dann zum Lobe dienen, wenn dargethan werden kann, daß es, um zu gelingen, nothwendig ein Geheimniß vorausſetzt. Die Wohlthaten der Freimaurerlogen z. B. können ihnen, als ſolchen, nicht zugerechnet werden, denn wohlthätige Unterſtützungen erfordern kein Geheimniß, und wenn es auch unleugbar iſt, daß ein gemeinſchaftliches Geheimniß, es ſey, welches wolle, eben weil die Verbrüderung von der Maſſe der Menſchen ſondert, auch dieſe enger unter ſich verbindet, ſo würden dieſe Thaten, die nur als etwas Vorzügliches betrachtet werden können, wenn ſie aus rein menſchlicher Geſinnung entſpringen, durch untergeſchobene Triebſedern in ihrer Wurzel verdorben werden. Alles Aeußere, Endliche, was zur Beförderung ſogenannter guter oder nützlicher Handlungen benutzt wird, die alſo dann nicht rein aus der Geſinnung entſpringen, tödtet dieſe, und was ſie befördern iſt nur Schein, der ſich ſelber vernichtet. Die Staaten haben die Moralität in der Wurzel angegriffen, indem ſie ähnliche Surrogate für die Geſinnung als Beförderungsmittel guter Handlungen benutzten. Aber das Lebensprincip der Staaten iſt die reine Geſinnung und alles, was dieſe in ihrer Reinheit zu trüben droht, iſt nothwendig auch für die Staaten vernichtend; der äußere Vortheil, der daraus entſpringt, darf daher niemals in Betrachtung kommen. Wenn alſo weder von den guten noch von den ſchlechten Handlungen der Mitglieder, als Einzelnen, noch von dem Nutzen ſolcher Verbindungen, in ſo fern ſie als Beförderungsmittel des Guten betrachtet werden können, die Rede iſt, ſo entſteht die Frage, ob geheime Verbindungen nicht als etwas an ſich Gutes angeſehen werden können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Geheimniß ſolcher Geſellſchaften kein erſonnenes, erſt durch Willkühr entſtandenes ſey, alſo nichts was, den Mitgliedern mitgetheilt, aufhörte Geheimniß zu ſeyn. Dadurch ſondern ſich ſolche geheime Verbindungen von mancherlei andern, die um gute oder ſittliche Zwecke zu erreichen entſtehen. Was dieſe wollen, iſt gar kein Geheimniß an ſich, auch enthalten ſie ihre eigene Vernichtung in ſich. Solche Verbindungen nun, die auf beſtimmte endliche Zwecke gehen, welche nur durch geheime Mittel zu erlangen ſind, unterſcheiden ſich von jenen, deren Zweck und Weſen das Geheimniß ſelbſt iſt, dem Prinzip nach durchaus, obgleich es wohl gewiß iſt, daß keine dieſer Formen in der Geſchichte rein vorkommt. Verbindungen, die für irgend einen Zweck insgeheim entſtanden, nachdem ſie die Wolluſt des Geheimniſſes gekoſtet, wurden oft von dieſem angelockt, und Verbrüderungen, die das Geheime gegen das, allen Mittheilbare zu retten ſuchten, verwandeln ſich, dem Unterhauſe gleich, nicht ſelten in eine Committee, um das Endliche und Beſtimmte zu unterſtützen und zu beſtimmen. Daß es nun tiefe Myſterien, Geheimniſſe des Lebens, des Daſeins, ja der Andacht giebt, die den Begünſtigten im ſtillen Bunde vereinigen, iſt unleugbar. Aber ſie werden auf den Dächern geprediget, ſie ſind dem Einfältigen offenbar und dem Weiſen ein Räthſel, ſie winken einem Jeden und ziehen dennoch nur Wenige an, und die Brüder im Geiſte erkennen ſich ſogleich. Das Sonnenlicht, dieſes offenkundige Myſterium der Natur, wird aber leichter in Säcke geſchnürt, um dunkle Oerter zu erhellen, als das wahre Geheimniß in irgend eine irdiſche Veranſtaltung gefeſſelt und gebunden. Das, was ein Geheimniß an ſich iſt, muß alſo auch in der Verbrüderung ein ſolches bleiben, ja die Geſellſchaft muß ſich ſelber ein ewiges Geheimniß ſein. Verſchwände das Geheimniß in der Geſellſchaft, ſo verſchwände ſie ſelbſt, es iſt alſo nie mitzutheilen. So gewiß nun, als es ſolche Geheimniſſe giebt, ſo gewiß iſt es auch, daß ein verborgener Trieb dieſer Nachtſeite des Lebens nicht allein näher zu treten, ſondern auch ſich um ſie geſellig zu verſammeln zu allen Zeiten bei den Menſchen geherrſcht hat. Nicht allein in der alten Welt ſind ſolche Verbindungen berühmt geweſen; wir erinnern hier vorzüglich an das myſtiſche Ritterthum des Mittelalters, welches in der glänzendſten Zeit des Catholicismus, in dem Tempelherrnorden, gewiß auch in andern ritterlichen Verbindungen hervortrat, und deſſen tiefe geheimnißvolle Lehren zum Theil in den myſtiſch allegoriſchen Rittergedichten enthalten ſind. Wenn nun die Nothwendigkeit der Myſterien des Lebens zugeſtanden iſt, wenn es ſich nicht leugnen läßt, daß eine tiefe Neigung die Menſchen zur gemeinſchaftlichen Bewahrung derſelben anreizt, ſo ſollten wir, ſo ſcheint es, das Daſein ſolcher Verbindungen nicht beurtheilen, ſondern anerkennen, als ein nothwendiges Erzeugniß der Zeiten betrachten. Aber ein anderes iſt, ob ſie zu jeder Zeit als ein nothwendiges Erzeugniß betrachtet werden dürfen. Oft haben Inſtitute, die in ihrem Urſprunge höchſt bedeutungsvoll, in ihrer Blüthe herrlich und groß waren, ſich ſelber überlebt, ja man hat es wohl geſehen, daß ſie an Breite, an Ausdehnung gewannen, was ſie an Intenſität verloren. — Es giebt zweierlei Arten ſolcher Verbindungen. Eigene Kaſten, eigene Korporationen, die ſich vom Leben mehr oder weniger trennend ſich dem Dienſt des Geheimnißvollen ganz weihen, dann aber auch ſolche Verbindungen, die jedermann zugänglich ſind, wie die eleuſiniſchen Myſterien in Athen, freilich im höhern und vornehmern Sinne, und die Maurerei in unſern Tagen. Ob die Maurerei wirklich eine geheime Geſellſchaft im oben angegebenen Sinne war oder iſt, wird ſie ſelbſt am beſten wiſſen.

Sie hat wenigſtens in der letzten Zeit gewußt, es gut zu verbergen; denn von ihr ſind viele Verſuche, jede myſtiſche Anſicht des Lebens zu verdrängen, ausgegangen. Wir behaupten keinesweges, daß das unreife Streben nach Myſticismus in unſern Tagen nicht eine ernſthafte Rüge verdiente, es iſt ſo ſinnverwirrend wie leer. Wie die flachen Pſychologen mit dem Wachen hinter den Traum liefen und das Bewußtſein in eine Form des Lebens hineinzwingen wollten, die erſt da anfängt, wo das Bewußtſein aufhört, ſo verfinſtern jene trübſeligen Geiſter das beſonnene Denken und Handeln mit träumeriſchen Grillen, deren innere Hohlheit von Rechtswegen den Widerwillen der Beſonnenen erregen muß. Der geheimnißvolle Hintergrund des Lebens aber ſteigt in unſern Tagen eben aus allem Wiſſen und tieferm Denken nothwendig hervor und verbindet alle, die er anzieht. Aber dieſe Verbrüderung iſt äußerlich, offen und frei, eben weil ſie innerlich das Verborgenſte einſchließt, in dieſem Sinne das, was aus allem Wiſſen nach dem Glauben hinweiſt, ächt proteſtantiſch. Wir dürfen behaupten, daß ſo verſtanden eine Maurerei im Werden iſt, die aber durch äußere Verbrüderungen zu Grunde gehen würde, und die ächteſten Maurer ſind entweder in keiner Loge geweſen, oder haben wol längſt erfahren, was ſie da zu erwarten haben. Aeußerliche Formen haben immer die gefährliche Seite, daß ſie eben ſo willkührliche Geheimniſſe verbergen können, wie die wahren. Der Papſt ſcheint die Freimaurerei als einen Jeſuitismus der Aufklärerei zu betrachten, und zwar nicht mit Unrecht; denn daß ſie hier und da ſich in dieſer Art geſtaltet hat, läßt ſich kaum leugnen. Wir behaupten keinesweges, daß dieſes zu ihrem Weſen gehört, aber eine ſolche geheime Verbindung, die äußerlich das Tiefſte bewahren und einſchließen will, iſt ein wahrer Proteus, der eben, weil er nichts giebt, Allen Alles und in jeder beliebigen Form zu geben vermag, dann beſonders, wenn, wie in unſern Tagen, die Freiheit des Geiſtes herrſcht, wenn die Einheit des Glaubens verſchwindet, wenn die zertrümmerte Kirche ihre alte Herrlichkeit in einer andern Form wieder herzuſtellen ſucht. Wenn die Maurerei wirklich eine herrſchende Verſtandes-Anſicht über Europa zu unterhalten ſtrebt, ſo iſt es natürlich, daß ſie auch politiſchen Einfluß ſucht, und daß ſie in Italien in dieſer Rückſicht nicht ganz unſchuldig war, läßt ſich wenigſtens vermuthen. Wie ſie in Deutſchland hervortritt, können wir von ihrer bürgerlichen Unſchädlichkeit überzeugt ſeyn. Wenn man die Millionen Mitglieder nennt, ſo ſcheint mir eben dieſe Maſſe für dieſe Unſchädlichkeit zu bürgen. Was auf eine ſolche Weiſe in die Breite geht, iſt ſelten von Bedeutung. Am trübſeligſten dünkt ſie mir, wenn ſie bei einigen, doch gewiß nur wenigen, für ein Surrogat der Kirche dient. Wohl dem, deſſen ganzes Daſein ſich frei und fröhlich in der heitern Sonne entfaltet, und der keiner Künſte bedarf.

Mit den Jeſuiten iſt's anders. Ihr Zweck iſt beſtimmt der, durch eine innige Verbindung, durch einen eiſernen Deſpotismus, der den Willen Aller, dem nur im Ganzen, nie im Einzelnen ausgeſprochenen Willen des Oberherrn des Ordens unterwirft, die einſtürzende

Form der Kirche zu ſtützen. Es iſt, ſeit der Jeſuitenorden aufgehoben war, und beſonders in den Zeiten, als man die Kraft als ſolche anbeten zu müſſen glaubte, Sitte geworden, die Jeſuiten zu bewundern. Aber wenn ſie auch nur die furchtbare Geiſtestödtung unter ſich trieben, ſo ſind ſie ſchon deswegen verabſcheuungswürdig. Alle äuſſere Thaten der Menſchen ſind nichtig und nicht werth, ſie zu nennen. Man ſoll daher ſchweigen von ihrer Macht, ja von ihrer Aufopferung. Wie die einzelnen Thaten für den Menſchen ſich zu ſeiner Geſinnung, ſo verhält ſich der einzelne Menſch für die Geſellſchaft zum Ganzen, und daß ſie ſelbſt die heiligſte Frömmigkeit zur erhabenſten Begeiſterung und Selbſtaufopferung zu ſteigern vermag, beweiſt für das innere nächtliche Treiben der Geſellſchaft nichts. Haben die ſtehenden Heere, ſelbſt in ihrer fluchwürdigſten Mißgeſtaltung durch Napoleon z. B. nicht die bewunderungswürdigſten Beiſpiele von Heroismus, von tiefem Ehrgefühl hervorgerufen, die nur von dem blindeſten Vorurtheil abgeleugnet werden können? Für den Reinen iſt Alles rein, ja, was ſeinem Grunde nach ſchlecht und tadelnswürdig iſt, wird in ſeiner Seele veredelt. Die Thaten der jeſuitiſchen Miſſionäre wollen wir nicht herabwürdigen; aber dennoch iſt es bekannt, daß auch dieſe eine politiſche äußere Wendung nahmen, wo die Umſtände es erlaubten, wie in China, Japan, Paraguay. Man vergleiche mit dieſen die Herrnhuter, deren Miſſionäre, was Aufopferung und Standhaftigkeit betrifft, mit jenen wohl verglichen werden können, aber nie den ſtillen, unbefangenen, geräuſchloſen, offenen Charakter des einſachen Chriſtenthums aus den Augen verloren, und das heiligſte Myſterium aller Welt predigten ohne Scheu, aber auch ohne Rückſichten. Das Chriſtenthum verſchmäht alle äußere Mittel. Man rühmt die Wiſſenſchaftlichkeit der Jeſuiten. Auch hier ſollen die Verdienſte einzelner gelehrten Jeſuiten ungeſchmälert bleiben, nur das Prinzip, aus welchem der wiſſenſchaftliche Eifer der Geſellſchaft floß, kann hier in Betrachtung kommen; und da hat der Jeſuitismus die Proteus-Geſtalt aller geheimen Geſellſchaften vortrefflich zu benutzen gewußt. Wo er, wie in Spanien und Portugal, die wiſſenſchaftliche Richtung entfernt halten konnte, da war dieſes ihm das liebſte, und wo die allgemeine Ausbildung dieſes nicht erlaubte, da waren ſie, wie bekannt, die thätigſten Beförderer der exacten und abſtracten Wiſſenſchaften, die das wahrhaft Lebendige im Leben am wenigſten berühren, wie es auch die Tyrannen zu jeder Zeit geweſen ſind. Dieſes ſoll der Würde, dem Werth dieſer Wiſſenſchaften keinen Abbruch thun. Ohne Knochengerüſte giebt es kein Leben, aber die höhern Thiere drängen es nach innen hinein, nur das Gewürm trägt es nach außen, und opfert alle Farbe und allen Glanz der erſtarrten Schaale, während das Innere in einen breiartigen Gallert zerfließt. — Nichts beweiſt mehr, daß die Reformation einen innern, heiligen, lichten Kern in ſich verbirgt, als das finſtere, nächtliche Gebäude des Jeſuitismus, welches ſich ihm gegenüber ſtellte und freilich inſofern einen geſchichtlichen bedeutenden Sinn hat. Flectere si nequeo superos, Acheronte movebo. Daß der Papſt nur in der unſchuldigen Maurerei den Gegner des Papſtthums ahnete, daß er von dem neuen Leben der Kirche keine Ahnung hat, macht ihn waffenlos. Papſtthum und Catholicismus iſt nicht daſſelbe. Dieſer kann aus dem Proteſtantismus ſelber wiedergeſtellt werden.

Wie Italien durch eine unglückliche Zertheilung und Trennung deſſen, was zuſammengehört, ſeine Bedeutung verlor, ſo die Schweiz durch eine eben ſo unglückliche Vereinigung des Unverträglichen. Eine Mittelbildung vom Deutſchen und Franzöſiſchen iſt bis zur völligen Durchdringung unmöglich, und die widerſtrebenden Beſtandtheile können ſich nur wechſelſeitig hemmen. In der Mitte zwiſchen den durch unaufhörliche bürgerliche Factionen durchgearbeiteten Italiener, und den durch ſchlechte Wiſſenſchaft, ſchlechte Kunſt und die ſchlechteſte Hofſitte verbildeten Franzoſen lebte ein Gebirgsvolk, deſſen große Thaten in längſt vergangenen Zeiten als ein erhabenes Gedicht in der Erinnerung mit immer neuem Reiz hervortrat. Denn reiner, ja heiliger erſchien kein Kampf, als der der Schweizer, an welchem kein Ehrgeiz, keine Factionen verdorbener Großen, keine Volkseitelkeit Theil hatte. Wie ein wunderbares Meteor lebte dieſes Volk im Genuß einer errungenen Freiheit mitten in dem unterjochten Europa. Die Einfachheit der Sitten, die Treuherzigkeit der Geſinnung erregte, durch den nachbarlichen Contraſt erhöht, allgemeine Bewunderung. Das herrliche Land mit den kühnſten, wildeſten Bergen, großen Seen, ſchönen Wäldern in einer milden Weltgegend zog jeden an. Aber da ward ſo lange geleckt und bewundert, und angeſtaunt, bis der ehrliche Schweizer, deſſen Werth eben in der Bewußtloſigkeit ſeiner Weiſe beſtand, ſelber irre werden und ſich wunderlich vorkommen mußte. Die Schweiz ward der Gegenſtand alberner Pilgrimsreiſen, und da in dem größten Theile von Europa bei den ſogenannten gebildeten Klaſſen an die Stelle der erhabenen Andacht in hohen Tempeln die Theaterrührung getreten war, ſo ward die ganze Schweiz ein ſolches Theater, wo fortwährend rührende idylliſche Hirtenſtücke gegeben wurden. Ein jeder ehrliche Schweizerbauer mußte bereit ſein, für die gerührten Reiſenden naive Familiengruppen zu bilden, und wenn er des Morgens in einem verborgenen Thale ſeine Mütze abnahm und ſeine Morgenandacht verrichtete, ſo konnte er immer befürchten, daß irgendwo das ſentimentale Volk lauernd ihn abbildete, um ihn als Titelvignette vor einer ſchalen Reiſebeſchreibung unſterblich zu machen. Die Reiſen, die eine Zeitlang ununterbrochen erſchienen, gleichen einem ſtehenden Zeitungsartikel, wo der gerührte Kritiker, durch die Vorſtellung hingeriſſen, in beſtändigem Entzücken blieb. Die Engländer, die durch die Sympathie der Freiheit haufenweiſe hingezogen wurden, bezahlten am ſplendideſten, und nahmen das Parterre noble ein. Es war, als wollte das Volk das Gebirge platt treten. Am Ende begriff der ehrliche Schweizer, daß ſeine Volksthümlichkeit vortrefflich wucherte, ließ ſich die Einlaßkarte derb bezahlen, und ſeine ſchöne alterthümliche Art ward wenigſtens ſchwankend und unſicher. Am ſchädlichſten erſchienen die Franzoſen. Bei dieſen wurde die Treue, ein Product, welches in ihrem Lande nicht allenthalben gedeihen wollte, als eine Art Waare angeſehen, deren ſolideſte Sorte in der Schweiz zu haben war. Die Schweizer trieben einen bedeutenden Handel mit dieſem Artikel, und ließen ſich als Thür- und Königshüter und Soldaten verhandeln. Eine in der That unglückliche lange Ruhe hatte in allen Theilen des alten Bundes eine ſchädliche Erſchlaffung erzeugt; die Cantone nährten in ſich und unter einander kleinlichen Hader, ſpiesbürgerliche Streitigkeiten, die jede großartige Geſinnung zu untergraben drohte. Ein unheilbringender Bund mit Frankreich, franzöſiſche Cantone, die mit zu ihrem Bunde gehörten, der Einfluß der Nachbaren überhaupt, wie auf ganz Europa ſo vorzüglich hier, hatte in langen Jahren ſtille gewirkt, um die alten Sitten zu verdrängen und die Eigenthümlichkeit zu hemmen. Endlich drangen die verwirrenden Revolutionsgrundſätze herein, um die ſchwachen Bande des Herkömmlichen vollends zu löſen, und Napoleon überließ ſie gerne der eigenen Verwirrung, überzeugt, daß ſie ihm ſo am vollkommenſten zugehörten. Und ſo geſchah es, daß die große Zeit, die ganz Europa in Bewegung ſetzte, nicht mehr die alten Schweizer fand. Dennoch läßt ein unverwüſtlicher Kern ächt germaniſcher Natur in dieſem gemüthlichen Volke eine Regeneration mit freudiger Gewißheit erwarten. Die Zeit iſt da, wo der Schweizer ſich wahrhaft frei machen wird, frei von jeder fremden Geiſtesbeſchränkung. Der Schweizer gehört uns zu, er iſt deutſch, und geiſtig wie national frei nur in ſo fern er deutſch iſt. Wenn der große deutſche Bund zur Reife gedeiht, wenn die diplomatiſche, äußere, lockere Verknüpfung ſich ſelbſt vernichtend ſich zur wahren Durchdringung ſteigert, dann dürfen wir die Schweizer nicht ausſchließen, die es wiſſen, daß die ächte Freiheit, die alte bewährte Weiſe im deutſchen Bunde nicht untergraben, ſondern erhalten wird. Das Herz wird ihnen aufgeben, und was ſie lange Zeit drückte und hemmte, abgeworfen werden, damit ſie endlich einmal aus tiefer Geiſtesbruſt, wahrhaft geſchichtlich im großen Sinne, frei aufathmen können. In der größern, bedeutungsvollern Verbindung wird die kleinliche Sorge und der enge Sinn, mit dieſen der kümmerliche Zwiſt verſchwinden, ſie werden, die alten morſchen Schranken der Spiesbürgerlichkeit durchdringend, ſich freier, leichter, übereinſtimmender bewegen und mit der Vergangenheit auch die heitere Entwickelung der Zukunft begreifen.

Können wir läugnen, daß ein jeder Schweizer, der ſich geiſtig hervorthat, ſich zugleich durch eine ſchöne, tiefe Gemüthlichkeit auszeichnet, daß mit dem Schriftſteller zugleich der Menſch erſcheint? Selbſt aus Bonnets Schriften, obgleich er in Bildung und Anſicht ächt franzöſiſch war, blickt ein heiteres, fröhliches Daſein auf eine anmuthige Weiſe durch. Rouſſeau ſetzte, als ein gemüthliches Meteor, durch etwas ſo Fremdartiges ganz Frankreich in Erſtaunen, und, wenn wir Haller, Gesner, Lavater, Johannes Müller, Peſtalozzi nennen, erſcheinen nicht mit den Schriftſtellern zugleich bedeutende, durch ein inneres Leben tief bewegte Menſchen? Aber dennoch zeigen ſich auch in dieſen die ſtreitenden Elemente gegenſeitig ſich hemmender Kräfte. In Rouſſeau iſt dieſes vor allem deutlich. Sein germaniſch tiefes

Gemüth ſchmähte den Hof, aber der France-Galle konnte die Gunſt der Großen, die Bewunderung der Hauptſtadt nicht entbehren. Wenn er dieſe erhalten hatte, ſtieß er ſie zurück, wenn er ſie entbehrte, mußte er ſie ſuchen. Franzöſiſche Cultur war ihm allein bekannt, franzöſiſche Wiſſenſchaft das Höchſte, aber der freie Germane mußte dieſe Ketten gemüthloſer Convenienz und Begriffe dürre verachten und für ſchädlich anerkennen. Daß die Natur bilde, daß ein jeder Menſch nur in ſeiner Eigenthümlichkeit eine ſelbſtſtändige Würde erlange, war dem Schweizer klar; aber allgemeine Sentenzen umnebelten den natürlichen Blick, und ſo ward er der gefährliche Erfinder moderner Erziehungskünſtelei. Aus der Verderbniß der Aufklärung ſtieg ihm das Bild des Erlöſers entgegen, aber die göttliche Geſtalt zerrann, die Andacht verwandelte ſich in Sentiments, und ſo ſtark wirkte der Fluch franzöſiſcher Bildung, daß er, nach Anbetung und frommer Rührung ſich ſehnend, raiſonniren mußte. So lebte er im ewigen Widerſpruch, zehrte ſich in ſich ſelber auf, während es Voltairen, von ſolchen fremden Trieben nicht geſtört, gelingen konnte, in frecher Darſtellung franzöſiſcher Eigenthümlichkeit faſt klaſſiſche Vollendung zu erringen.

Johannes Müller iſt in mancher Rückſicht ein ächter Deutſcher. Was ihn zum Geſchichtsforſcher ſchuf, war die Freude an jeder Perſönlichkeit, die Treue, mit der er ſie heraushob, die Reinheit, mit welcher er ſie darſtellte, war die fromme Liebe zu der bedeutenden Vergangenheit ſeines Volks. Hierin liegt der große Zauber ſeiner Darſtellungen, die durch manche Schattenſeiten, ſelbſt durch die Unbehülflichkeit einer unreifen Sprache, nicht zu verdrängen war, ſo daß er bis jetzt unübertroffen mit keinem modernen Geſchichtsforſcher verglichen werden kann. Wenn nun aber die Schickſale der Vergangenheit in großen; bedeutenden Zügen zuſammengefaßt werden, wie erſcheint die Darſtellung des Ganzen? Als eine ungeheure äſopiſche Fabel, die nur durch eine moraliſche Inſchrift Bedeutung erhält. Noch nie erſchien die wahre Anſicht des Individuellen im Kleinen und das allgemeine Raiſonniren im Großen in ſo unerträglicher Miſchung. Die rohen Momente der beiden Welten, die der lebendigen Fülle des Daſeins und die der abſtrahirten Begriffe liegen ohne Zuſammenhang, ohne Durchdringung neben einander. Die Perſonen ſondern ſich, aber die großen Individualitäten der Nationen fließen in einander und dienen den Moralien und Sentenzen zur Unterlage. Was den Darſtellungen franzöſiſcher und engliſcher Geſchichtsforſcher ein mehr gerundetes und vollendetes Anſehen giebt, iſt, daß ſie ohne Liebe das Eigenthümliche dem Raiſonnement unbedenklich opfern. — Es iſt, als wenn bei den Schweizern die Miſchung unverträglicher Elemente eben die Extreme in grellem Gegenſatz heraushöbe.

Endlich der herrliche, ehrwürdige Peſtalozzi. Wie rührend erſcheint ſeine fromme Liebe, ſein jahrelanges, ſtilles, unermüdetes Streben. Noch nie hat jemand Unterricht und Erziehung ſo beſtimmt geſondert. Er hat das Mittheilbare innerhalb ſeiner Gränzen mit nothwendiger Strenge gefaßt, als Weſen des Unterrichts erkannt, und von der heitern, gemüthlichen Freiheit, die bei der Erziehung vorwalten ſoll, zu trennen gewußt. Mit tiefſinniger, ächt deutſcher Einſeitigkeit verfolgt er ſeinen Gegenſtand, und ſeine große Entdeckung, wenn auch hier verkannt, dort gemißbraucht von ſolchen, die die zufällige Form von dem Weſen nicht zu unterſcheiden wiſſen, iſt ein ewiger Gewinn für die Geſchichte. — Und dennoch mußte dieſer Mann durch einen faſt unbegreiflichen Mißverſtand ſeine große Unternehmung, die, wie alle Bildung, nur in der tiefſten Nationalität ſich darſtellen läßt, nur aus dieſer, wie aus einer lebendigen Wurzel gedeiht, in einem monſtröſen halbdeutſchen halbfranzöſiſchen Inſtitut vergraben.

Wie in den Gebirgen der Schweizer die Momente eines germaniſchen und francogalliſchen Daſeins ſich im rohen, herben Gegenſatz erhielten, ſo haben dieſelben Momente ſich im flachen Lande der Holländer neutraliſirt. Kaum hatten ſie nach einem muthigen Kampfe gegen den mächtigſten und gewaltſamſten Tyrannen die Freiheit erfochten, kaum hatte Wilhelm von Oranien ſein bedeutungsvolles Leben der ſchönen Sache der freien Bürger geopfert, ſo ward die keimende Republik von der franzöſiſchen Diplomatik ergriffen und gelähmt. Die Friedensunterhandlungen waren für ſie tödtender als die Kriege; ſorgfältig unterhaltene Streitigkeiten zwiſchen den Generalſtaaten und den Statthaltern ließen die Verfaſſung keine feſte Form gewinnen, die ſchädliche Nähe franzöſiſcher allgemein verehrter Bildung ließ keine eigenthümliche Richtung gedeihen. Sie hatten die Freiheit errungen, ohne ſie geſtalten zu können, ſie hatten der germaniſchen Art entſagt, ohne die franzöſiſche annehmen zu können, und ſo lebten ſie eine lange Zeit in einer Verfaſſung ohne feſte Form, zwiſchen nachläſſig und ſchwach geführten Kriegen und unſichern Friedensſchlüſſen ſchwebend, in halben Bündniſſen nun mit England, dann mit Frankreich oder Deutſchland, ohne mit irgend einem, am wenigſten mit ſich ſelbſt feſt verbunden zu ſeyn. Die franzöſiſche Aeußerlichkeit in allen Wiſſenſchaften verwandelte den deutſchen Geiſt in bloße trockene Gründlichkeit, dieſe die franzöſiſche Leichtigkeit in Schwerfälligkeit. Wir wollen ihren Philologen und Naturforſchern Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — Es waren unter dieſen große Männer — aber aus dieſer Richtung quillt kein nationales Leben hervor. So hatten ſie den Fluthen des Meeres geboten, die Sümpfe ausgetrocknet; aber gegen die Fluthen der Geſchichte, die ſie unbeſtimmt hin und her trieben, hatten ſie keine Dämme erfunden. Ja eben, daß das phyſiſche Bedürfniß zu ſo großer Anſtrenguug auffoderte, ſchien der geiſtigen Entwickelung ſchädlich. Der Glanz vergangener Thaten verblendete ſie über die gegenwärtige Erniedrigung. England tödtete ihre Gewalt zur See, Frankreich verpeſtete die Geſinnung, und ſie behielten kaum das Geld, da ſie von Frankreich verſchlungen wurden. Jetzt haben ſie Frankreich haſſen gelernt, eine feſte Verfaſſung wird hoffentlich die ächt nationale Freiheit nicht erſticken, das Geld haben ſie verloren, aber nicht die Hoffnung, neues zu erwerben; die alten Niederländer ſind wieder — freilich nur äußerlich — mit ihnen verbunden, ſie haben für ihre Eigenthümlichkeit, angeführt von einem muthigen Prinzen, gefochten, und wenn der deutſche Geiſt ſo mächtig werden ſollte, wie der franzöſiſche vormals, ſo dürfte er auch hier Wurzel faſſen und das Volk mahnen an das wodurch es tüchtig werden kann, wodurch es groß und mächtig war in alten Tagen. Dann wird es auch würdig ſein, der Abhängigkeit von England entlaſſen, ſich ſelber zu leben und die großen Denkmäler einer herrlichen Zeit werden die Erinnerung an die urſprüngliche Kraft lebendig erwecken und nähren.

Ein bedeutender Theil von der Schweiz und den Niederlanden zeigen den letzten vergehenden Schatten jener großen Zwiſchenbildung zwiſchen den rein germaniſchen und fränkiſch-galliſchen Stämmen, die nicht willkührlich oder zufällig durch Karl den Großen veranlaßt wurde. Das burgundiſche Reich erhob ſich zum großen Glanz des Geiſtes und äußerer Gewalt in jenen Zeiten, als die urſprüngliche Stammverwandtſchaft eine wechſelſeitige Durchdringung möglich machte. Der Riß iſt allmählig mächtiger geworden. Die Zeit der Scheidung iſt nahe. Zwar iſt ein großer Theil ſchon von Frankreich verſchlungen, und wie mächtig der deutſche Geiſt wirken wird, kann erſt die Zukunft lehren. Doch — nur Frankreich muß erobern; es duldet nichts Eigenthümliches. Deutſchlands ächte Gewalt iſt in ſeiner Geſinnung verborgen, es wirkt nur durch den freien Entſchluß, es unterhält das Eigenthümliche, ja äußerlich Geſonderte untergräbt es nie.

Ein ſolcher rein geiſtiger, freier Bund ſcheint ſich durch Dänemark bilden zu wollen mit den alten Stammverwandten Germaniens, die, in der Erhaltung der

Reinheit ihrer Urſprache den Deutſchen ähnlich ſind, in der treuen Erinnerung an eine uralte Vergangenheit ſie übertreffen. Wären die ſkandinaviſchen Reiche von jeher vereinigt geweſen, ſo hätte eine bedeutende Macht Rußlands Erweiterung zu Lande und Englands Alleinherrſchaft zur See Gränzen geſetzt; aber unglücklicher Weiſe fand eine ſolche Vereinigung niemals Statt und die Spannung iſt ſeit Jahrhunderten gewachſen.

Schweden, als es ſich von der däniſchen Tyrannei losgeriſſen hatte, erhielt durch den Waſaſtamm herrliche Regenten. Wie die Normannen an den Kreuzzügen, traten aus fernem nördlichen Gebirge die unverdorbenen kecken alten Germanen hervor, damit die Reformation einen großen geſchichtlichen Mittelpunkt fände. Mit Guſtav Adolph, Oxenſtierna, Banner und Wrangel entſtand dieſer Glanz und erloſch. Schweden war ſeit dem dreißigjährigen Kriege, ſeit die hinterliſtige Diplomatik Richelieu's die ſchöne Begeiſterung in Deutſchland mißbrauchte, das Reich zu untergraben, mit Frankreich mehr oder weniger verbunden. Das tüchtige Volk kam in den letzten Jahren nie zur Ruhe. Der unruhige Ehrgeiz der Könige verwickelte den Staat in Unternehmungen, die kein ächt nationales Intereſſe hatten, die das verarmte Land ausſogen und innere Gährungen, welche die Geſinnung unſicher machten, fortdauernd unterhielten. Seit der Sieg bei Fehrbellin die letzten Reſte der ſchwediſchen Gewalt in Deutſchland brach, hat es fortdauernd verloren. In Schweden hat ſich der alte Adel des Landes reiner und mächtiger erhalten, als in den übrigen ſkandinaviſchen Reichen.

Stolz auf ſeine Vorzüge, auf ſeine alte Ahnen — es giebt Familien, die früher als der Waſaſtamm dem Lande Könige gaben — iſt in ihm die Stärke des Landes concentrirt. Leider iſt die Verbindung mit Frankreich dem Adel vorzüglich gefährlich geworden, der mit der franzöſiſchen Bildung den Hang zur Intrigue erhielt. Das Volk derb, tapfer, geſund, ſtark und ſchön gebaut, mit jener freimüthigen Kühnheit und wohlwollender Milde, die den ſkandinaviſchen Bergbewohner auszeichnet, lebhaft und geiſtreich, hat einen feſten Freiheitsſinn ſorgfältig ernährt. Das harte, rauhe, gebirgige Land, das Leben in den wilden Gegenden, in den tiefen Schachten, bei Hochöfen und Eiſenhämmern ſtimmt einen großen Theil des Volks — die Cyclopen Englands — zum ſtillen Ernſt. Unglücklicher Weiſe hat die zerrüttete Lage des Reichs ſeit langer Zeit die fröhliche Entwickelung des Volks gehemmt. Seit Karl des Zwölften Zeiten hat Schweden ſich nie aus der drückenden Armuth herausarbeiten können. Die ſchauderhaften Folgen der übertriebenen Vervielfältigung des Papiergeldes zeigten ſich in Schweden zuerſt in ihrer ganzen Stärke. Nie ruhende Factionen verwirrten den nationalen Sinn, die wechſelnde Gewalt der Reichsſtände und der Könige ließ keine feſte Conſtitution gedeihen. Zwiſchen Druck und momentaner Freiheit ſchwebten alle Stände des Reichs. Durch eine wunderbare Fügung des Schickſals mußte das Land, welches am glorreichſten für den Proteſtantismus und für geiſtige Freiheit in Deutſchland focht, die ſegensreichen Blüthen und Früchte deſſelben am meiſten entbehren. Der unnatürliche, wenn auch politiſch erzwungene Bund mit Frankreich hemmte die Verbindung mit Deutſchland, das für undankbar galt. Der Proteſtantismus, nur in ſeiner geiſtigen Entfaltung erfreulich, indem er auf vielen Irrwegen, doch zuletzt alle Richtungen des äußern und innern Lebens nach dem heiligen Mittelpunkt des Chriſtenthums hinleitet, blieb in Schweden in ſeiner erſten Form erſtarrt, finſter, unerquicklich. Der fremdartige Bund mit Frankreich brachte franzöſiſche Bildung in neuern Zeiten, beſonders bei den höhern Klaſſen hinein. Der Leichtſinn warf ein fremdes Kleid über den trüben, erſtarrten, religiöſen Tiefſinn der Nation; die heterogenen Maſſen konnten nicht verſchmelzen, und während die ſchwediſche Academie der Wiſſenſchaften eine glänzende Rolle in Europa ſpielte, während Linnée, Cronſtädt, Wallerius, Wilke und viele andere berühmte Naturforſcher und Mathematiker das entfernte Schweden zu einem merkwürdigen Mittelpunkt allgemein europäiſcher Bildung machten, konnte die eigentliche nationale Entwickelung doch keinesweges gedeihen. Die ruhige aber ſchwache Regierung des Adolph Friedrich vermochte die rohen Maſſen des Lebens und Wiſſens nicht zu verſchmelzen; ſie lagen unverträglich, wie ſie waren, ohne Verbindung neben einander. Die zwei vorletzten Könige Schwedens zeigen die Extreme der rohen Elemente faſt bis zur Caricatur. Guſtav der Dritte, in der franzöſiſchen Bildung ein Meiſter, beredt, ein politiſcher Sophiſt, leichtſinnig mit Allem ſpielend, uſurpirte eine ungewöhnliche Macht. Aber der innere tiefe Kern der Nationalität konnte durch ein ſo leichtes Weſen nur erſchüttert und aufgeregt, nicht überwältigt werden, und er büßte den Irrthum, nur die eine ſeichtere Seite der vornehmeren Klaſſe gekannt zu haben, mit ſeinem Leben. An ſeiner ſchauderhaften Ermordung, deren finſterer Hintergrund wenig bekannt iſt, und ſchwerlich werden wird, hatte die Nation wenig Antheil. Es war eine bloße Adelfaction. Das Volk liebte ihn, weil es treuherzig fürſtlichen, künſtlich dargeſtellten und beredten Verſicherungen glaubte. Sein unglücklicher Sohn, unter den ungünſtigſten Umſtänden erzogen, für ſein ganzes Leben erſchüttert durch das furchtbare Schickſal des Vaters, mißtrauiſch, finſter, abergläubiſch-religiös, mit dem tödtenden Gefühl eines dunklen Verhängniſſes, welches über ihm und ſeinem Volke ſchwebte, ſtellte das düſtre Extrem der andern Seite der Nation dar. Wie von einem böſen Dämon geleitet, mußte er Alles zu ſeinem eignen Unglück und zum Unheil ſeines Volks bereiten, nicht ruhend, bis er ſeinem Lande die Perle — Finnland und ſich ſelbſt den Thron geraubt hatte. Noch immer kämpften dieſe widerſtrebenden Elemente in Schweden. Deutſche Bildung will dort nicht gedeihen. Upſala behält ſeinen alten, finſtern Character, die Academie der Wiſſenſchaften iſt zwar, wie ſo viele andere, ſtill eingeſchlummert, aber berühmte Chemiker — vor allen Berzelius — unterhalten den Ruhm. Das Land entſchloß ſich, die Krone auf das graue Haupt des Bruders des ermordeten Guſtav zu ſetzen, und als der hoffnungsvolle Prinz, der eine heitere Zukunft für ganz Skandinavien ahnungsvoll aufzuſchließen ſchien, unvermuthet und plötzlich ſtarb, ſo beſchloß man das zukünftige Schickſal des uralten Volkes einem franzöſiſchen

Feldherrn anzuvertrauen. In dem letzten großen Nationalkriege glaubte man, daß ſein Name auf die franzöſiſchen Krieger einen für uns vortheilhaften Eindruck machen würde. Zum erſtenmale erſchienen, ſeit faſt einem Jahrhunderte, ſchwediſche Krieger in Deutſchland, und der erwählte franzöſiſche Kronprinz hatte das Obercommando über die Nordarmee, als Bülow und Tauenzien die glänzenden Siege von Großbeeren und Dennewitz erfochten, und nahm den letzten Tag Antheil an der großen Schlacht bei Leipzig.

Innerhalb der Gränzen deſſelben Stammes, derſelben nahe verwandten Sprache iſt ein größerer Gegenſatz als zwiſchen Schweden und Dänemark kaum denkbar. Wenn das rauhe Gebirge der Schweden und die Natur ihrer Produkte zur großen Anſtrengung, zu nie ruhender Thätigkeit anſpornen, wenn Klima, Gebirge, ſteter Kampf mit einer ſtarren Natur bei den Schweden körperliche Stärke, das Ebenmaß phyſiſcher Bildung gedeihen läßt, ſo ladet das ebene, für ſeine nördliche Lage äußerſt fruchtbare Dänemark mehr zu einen anhaltenden, ſtillen, in einem gleichen Gleiße fortſchreitenden Fleiß, zum gemüthlichen Genuß ein. Die Inſeln muntern zur Schiffahrt auf, und die tüchtige That wächſt aus dem Kampfe gegen das Meer in Dänemark hervor, wie aus den Gebirgen in Schweden. In den ältern Kriegen behauptete Schweden faſt immer das Uebergewicht zu Lande, während die däniſche Marine durch Muth, Kühnheit und Geſchick ausgezeichnet, die entſchiedene Herrſchaft zur See behielt. In Schweden unterhielt ſich der Streit der Stände, die rohen Elemente der geſelligen

Verhältniſſe bis in die neueſten Zeiten. Die Könige im unruhigen Beſitz einer unſichern Gewalt ſuchten das Volk zu beſchäftigen. In Dänemark iſt ſeit faſt anderthalb Jahrhunderten dieſer Knoten, wenn auch nicht gelöſt, wenigſtens zerhauen, und die Könige, im Beſitz einer ruhigen Gewalt, lieben den Frieden. Ein uralter Adel herrſcht noch immer in Schweden; der däniſche hat faſt ſein ganzes Anſehen verloren, und bis in die letzten Zeiten hat ein fremder deutſcher Adel den Glanz des Hofes unterhalten. Während in Schweden die Stände, eiferſüchtig gegen einander, ihre wechſelſeitige Freiheit zu erhalten ſuchten, mußte die gemeinſchaftliche, freie Geiſtesbildung darunter leiden; in Dänemark ſah man mit Verwunderung unter einem abſolut ſouverainen Herrſcher bürgerliche und Geiſtesfreiheit allmählig wachſen und gedeihen, die Bande der Leibeigenſchaft fallen, unbedingte Preßfreiheit eine lange Zeit hindurch auf dem ganzen feſten Lande von Europa hier allein geſichert. Während Schweden franzöſiſche Bildung künſtlich herbeizog, ohne daß ſie mehr als hemmend wirken konnte, drängte ſich die durch Lage, Stammverwandtſchaft, Sinnesart, naturgemäße deutſche Bildung dem widerſtrebenden Dänen unwillkührlich auf. Der Deutſche wundert ſich, wenn er vernimmt, daß er in Dänemark gehaßt wird, und kann es kaum begreifen. Denn ſeit undenklichen Zeiten war Deutſchland nie dem Lande gefährlich oder ſchädlich. Der Grund liegt aber nicht in der deutſchen Nation, ſondern in Dänemark ſelbſt. Seit der Einführung der abſoluten Souverainetät fand der Hof es nothwendig, den einheimiſchen Adel zurückzuhalten, den Glanz des Hofes aber durch deutſchen Adel zu erhalten. Dieſer, fremd, unbekannt mit der Geſinnung des Landes, im Beſitz des Zutrauens des urſprünglich deutſchen Regentenſtammes, unterſtützte einwandernde, nicht ſelten unfähige Landsleute, glaubte durch Deutſche die Bildung der Dänen zu befördern, und kränkte den erwachten Nationalſtolz auf vielfältige Weiſe. Eine jede Nation widerſetzt ſich billig, wenn man ihre lebendige Vergangenheit geringſchätzt, wenn man ihr die Fähigkeit, ſich aus ſich ſelber zu bilden, nicht zutraut. Die Dänen konnten mit Recht zürnen, wenn verdiente Einheimiſche den Fremden, in einem Lande, wo das ausgezeichnete Talent nur mit Schwierigkeit einen Wirkungskreis findet, weichen müßten. Indeſſen werden die Dänen nie die Verdienſte des Grafen Schimmelmann vergeſſen, der ein jedes Talent unterſtützte und ermunterte; auch weiß der jetzt regierende König die eigenthümlichen Verdienſte ſeiner Unterthanen beſſer zu ſchätzen. So ſtark nun aber auch dieſe Abneigung der Dänen ſeyn mag, ſo haben ſie dennoch den mächtigen Einfluß der Nachbarn nicht abwehren können, ja Dänemark zeichnet ſich in dieſer Rückſicht auf eine auffallende Weiſe von Schweden aus. Und, damit wir nur von der neueren Zeit reden, wie viele berühmte Deutſche kamen nicht mit Dänemark in Berührung. Klopſtock erhielt von der däniſchen Regierung eine Penſion, ja ſie war die erſte, welche die Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes anzuerkennen, zu ſchätzen, zu belohnen wußte. Kramer und Baſedow wirkten in Dänemark, wie in Deutſchland, Voß kam durch die Nachbarſchaft, die beiden Stollberge durch Verwandtſchaft, durch Beſitz, durch Aemter mit Dänemark in Verbindung; Lavater ſuchte in Koppenhagen mehrere mächtige Verehrer auf; Herder, Schiller waren mit däniſchen Großen in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Aus Göthe's Leben wiſſen wir, wie ſehr Gellert an den dort ſtudierenden reichen Dänen hing. Durch die ſeltene Liberalität der däniſchen Regierung werden eine große Menge junger Studierenden, und eben ſolche, die zum Theil in ihrem Vaterlande durch Talente und Kenntniſſe ſchon einen Ruf erlangt haben, in den Stand geſetzt, ihre letzte Ausbildung im Auslande zu vollenden, und das mächtige nachbarliche Land zieht dieſe vorzüglich an ſich. Eine jede geiſtige Richtung, die in Deutſchland hervortritt, klingt daher in Dänemark wieder, und die wiſſenſchaftlichen Kämpfe, die philoſophiſchen, pädagogiſchen, poetiſchen, ſo wie ſie in Deutſchland laut werden, wiederholen ſich faſt mit allen Schattirungen in dieſem Lande. So war es natürlich, daß das tiefe Streben des erwachten Deutſchlands einem Jeden, der geiſtige Bedürfniſſe zu befriedigen ſuchte, mächtig ergreifen mußte. Wenn wir aber auch leugnen müſſen, daß es eine däniſche Litteratur gebe, indem wir unter Litteratur ein eigenthümliches, charakteriſtiſches Gepräge verſtehen, durch welches die geſammte Geiſtesbildung einer Nation ſich auszeichnet und von andern ſondert, ſo ſoll dadurch doch keinesweges behauptet werden, daß die Dänen als Nachahmer der Deutſchen angeſehen wären. Sie ſind vielmehr geiſtig Verbündete, und daher zeigt ſich die deutſche Selbſtſtändigkeit des Geiſtes auch hier. Dänen haben ſich in allem, was den Deutſchen eigenthümlich iſt, ausgezeichnet. Ich nenne unter den Philoſophen den ſcharfſinnigen Tyge Rothe, deſſen Schrift über den Einfluß des Chriſtenthums ächt däniſch, zugleich tiefſinnig deutſch genannt werden kann; ich nenne den alten Treſkow, zwar nur in Dänemark bekannt. Daher ſind ſo viele däniſche Schriftſteller zugleich deutſche. Das Tiefſte, was ſie zu ſagen haben, drückt ſich mit gleicher Leichtigkeit in beiden Sprachen aus. Dieſes gilt beſonders von den Dichtern. Der herrliche Ewald war ächt deutſch: das bewundernde Studium engliſcher Dichter vermochte die germaniſche Natur nicht zu überwinden. Ganz Deutſchland kennt Baggeſen und vorzüglich Oehlenſchläger. Um den letzten beſonders zu ſchätzen, muß man ſeinen Einfluß auf die däniſche Sprache kennen; denn er hat in ihr bis jetzt verborgene Schätze entdeckt; ſie hat durch ihn vorzüglich eine Bedeutung erhalten, die ihr Studium den Deutſchen nothwendig machen wird. Ein Bündniß ſetzt wechſelſeitige Theilnahme voraus. Wenn Deutſchland ſeine wahre innere Eigenthümlichkeit erkennt, dann wird es auch die ſkandinaviſchen Bruderſprachen nicht verſchmähen und der wechſelſeitige Bund würde für die tiefere Ausbildung beider Sprachen von großer Wichtigkeit ſeyn. Nicht, daß ſie ſich in einander verſchmelzen; ihre Verſchiedenheit voll tiefer Bedeutung, iſt allmälig auf ächt hiſtoriſche Weiſe geworden, und würde durch eine vollendete äußere Sonderung und eigenthümliche Ausbildung die innere geiſtige Verknüpfung am deutlichſten darthun. Die Richtung der Deutſchen gegen ihre uralte Vergangenheit, die in den neuern Zeiten ſo bedeutend hervortrat, fordert beſonders zum Studium der ſkandinaviſchen Sprachen auf, weil die deutſche Sprache, die ſkandinaviſchen und isländiſche, die der gemeinſchaftlichen Wurzel ſo nahe liegt, nur in der genaueſten Beziehung auf einander geſchichtlich verſtanden werden können.

Wenn wir behaupten, daß Dänemark keine eigenthümliche Literatur hat, ſo gilt dieſes nur in ſo fern, als die geſammte, auch höchſte Geiſtesrichtung ſich nicht von der deutſchen geſondert darſtellen läßt. Die innere Verbrüderung mit der geiſtig bedeutendſten Nation in Europa iſt, denke ich, ein Segen, keine Schmach. Allerdings zeigt Dänemark Spuren eines eigenthümlichen geiſtigen Daſeins und wenn dieſe auch keine eigne Literatur zu bilden vermögen, ſo drücken ſie doch ihr Gepräge auf mancherlei Richtungen geiſtiger Thätigkeit. Dahin gehört ein derber, tüchtiger Verſtand, der die Richtigkeit von mancherlei Verhältniſſen des Lebens durch einen geſunden, fröhlichen Witz darſtellt. Die engere Zuſammendrängung des Lebens in einen kleinen Staat, mit einer geſchloſſenen Verfaſſung, in einer einzigen Hauptſtadt gewährt eine leichtere Ueberſicht, und ſcheinbare Sicherheit durch einen langen Frieden und ſchönen Wohlſtand genährt, ließ ein Spiel mit Verhältniſſen zu, denen man ſich mit ruhiger Zuverſicht überließ. In Deutſchland, wo ein großer, in ſich zerrütteter Staat, der Kampf ſo vieler Momente des Daſeins, einen nahen Untergang weiſſagte, nahm der Witz, wo er ſich vernehmen ließ, eine mehr ernſthafte, bittere, polemiſche Richtung.

Der auf das Aeußere gerichtete Verſtand ſpielt nur mit dem Beſtehenden, in deſſen Beſitz man ſich glücklich fühlt, deſſen Genuß man keinesweges aufgeben will, aber um ſeine geiſtige Freiheit zu fühlen, ſucht er die ſichere Gränze auf, jenſeits welcher die beſtehenden Formen als ein Nichtiges erſcheinen. Aus der Fülle eines geordneten Daſeins erzeugen ſich bizarre Geſtalten — wahre Masken — deren wunderliche Sprünge Ergötzen erregen, keinesweges Beſorgniß. Wer dieſe Masken in einem geiſtreichen, erfreulichen Spiel zu vereinigen weiß, der hat etwas tief Nationales und daher Bedeutungsvolles ergriffen und kann einer großen Wirkung auf die Nation gewiß ſeyn. In Dänemark war — denn die neuern bedenklichen Verhältniſſe des Staats drohen dieſem Moment däniſcher Eigenthümlichkeit mit einem nahen Umſturz — dieſe Seite ſehr vorherrſchend, ſelbſt in den niedern Ständen, wie vor allen bei den Seeleuten, deren freie und friſche Lebensart ſie begünſtigte. Beſſel war in dieſer Hinſicht ein großer Meiſter. Der bedeutendſte von allen aber Holberg. Durch ihn hat Dänemark einen ächt nationalen Luſtſpieldichter, wie ihn kaum eine neue Nation kennt, und in dem Maße, als man eine tüchtige Natur mehr als conventionelle Glätte in Deutſchland ſchätzen lernt, ſteigt auch die Achtung für ihn, obgleich man ihn nur in ſeiner Mutterſprache ganz faſſen kann. Was er recht eigentlich iſt, läßt ſich nur aus der innerſten Verſchmelzung mit der nationalen Art und Weiſe begreifen, und in dieſer Rückſicht iſt er unüberſetzbar.

So wichtig, wie es nun den Deutſchen iſt, die ſkandinaviſchen Länder genauer kennen zu lernen, ſo wichtig iſt es auch in dieſem Augenblick, für Dänemark zumal, mit Deutſchland in nähere Verbindung zu treten. Die geiſtige Entwickelung des ganzen Geſchlechts hat eine doppelte Richtung, eine allgemeine durch die Wiſſenſchaften überhaupt dargeſtellt, und eine beſondere, der Nation eigene. Bei dem unermeßlichen Umfang der europäiſchen Geiſtescultur ſchließt jede der mannichfaltigen Richtungen eine neue Unendlichkeit in ſich, ja ſie läßt ſich nur durch den lebendigen Conflict mannichfaltiger Talente darſtellen. In einem kleinen Staate kann ein ſolcher nicht Statt finden. Als Philolog, Naturforſcher überhaupt iſt der Däne kein Däne, er tritt in den größern, alle Eigenthümlichkeit vernichtenden allgemein europäiſchen Verein; wer aber wirklich national und doch in einer beſondern Richtung ſich ausbildet, ſteht allein in fruchtloſer, dürrer Einſamkeit, er findet keine Gemeinde, keine äußere Stätte, kein geſchichtliches Leben. In einer jeden Sprache liegt etwas Unergründliches, ſie ſetzt ſich, wie alles Leben, ſelbſt voraus und ihre Entſtehung, ihre Fortbildung verbirgt ſich, wie die alles Lebens, in der räthſelhaften Tiefe anfangsloſer Geburt. Die däniſche iſt uralt, wie die deutſche, rein, wie ſie, voller Erinnerung noch lebendiger Vergangenheit, wie ſie. Wenn Deutſchland und Skandinavien in lebendige, nicht bloß, wie bis jetzt, in einſeitige Berührung kommen, ſo daß der Däne, als ſolcher von Deutſchlands vernehmen Geiſtern vernommen wird, dann könnte in der Mitte von Deutſchland eine ächt däniſche Literatur entſtehen und blühen, da jetzt vielmehr die

ånen durch Widerſtreben, die Deutſchen durch gleich-
ültiges Verkennen die innere unnatürliche Trennung
nd mit dieſer die äußere Verſchmelzung befördern.
Dieſen ſchädlichen Einfluß hat die deutſche Sprache ſchon
it langer Zeit auf die däniſche geäußert. Sie iſt in
er neuen Zeit immer mehr und mehr germaniſirt wor-
en. Der Däne muß jetzt oft der eigenthümlichen, rei-
en Nationalität mehr oder weniger entſagen, um alles
u werden, was er geiſtig vermag: es wird ihm zwar
leicht, weil er innerlich dem Deutſchen verwandt iſt;
aber dieſes Opfer erſtickt die tiefern Keime des möglichen
individuellen Daſeins. — Auch in einer andern Rückſicht wäre die lebendigere Verbindung mit Deutſchland ſehr wünſchenswerth. Wenn es gewiß iſt, daß Paris und London nicht wenig zu der geiſtigen Einſeitigkeit in Frankreich und England beiträgt: wieviel ſchädlicher muß in dieſer Rückſicht die einzige Hauptſtadt eines kleinen Staates wirken, die alles Leben in ſich concentrirt. Selbſt der Handel, der eine natürliche und richtigere Hauptſtätte in Helſingör, an dem Schlüſſel der Oſtſee hatte, iſt widernatürlich nach Koppenhagen gezerrt. Aber hier hat auch die Wiſſenſchaft ihren einzigen Sitz. Univerſität, Academie, Bibliotheken, Sammlungen, Anſtalten jedweder Art ſind nur hier — außer Koppenhagen findet man in keiner Provinz etwas von Bedeutung. Die Norweger mußten bis auf dieſe Zeiten ihre Söhne nach Koppenhagen ſenden. Wer in Jüttland, in Fühnen, wie in Chriſtiania oder Drontheim irgend etwas Bedeutendes dem Publico mitzutheilen hatte, konnte nur hier gehört werden. Das Neue, auch das Vortrefflichſte,

anſtatt von der Nation beachtet zu werden, ward ein Gegenſtand der Plauderhaftigkeit des Tages. Der eigentliche Sitz der literariſchen Kritik ſind die Klatſchbutiken der Hauptſtadt. Das klägliche Beſtreben, Aufſehen zu erregen, tödtet frühzeitig, oft bei herrlichen Naturen allen höhern Sinn, alles tiefere Studium. Das Meiſte wird blätterweiſe verhandelt und täglich oder monatlich unter das Volk vertheilt. So löſt ſich, was tiefſinnige Unterhaltung ſtillſinnender Geiſter ſeyn ſollte, in ein verworrenes widerwärtiges Geſchrei auf, in kleinliche Balgereien, die mit den großen, ächt nationalen Geiſteskämpfen der Deutſchen nicht verglichen werden dürfen. Eine Menge ſeichter Köpfe tritt hervor und verſchwindet, die ernſtern ziehen ſich zurück und ſchweigen. Unter den jungen Männern, die hoffnungsvolle und ſchöne Anlagen auf dieſe Weiſe dem vernichtenden Geiſte geopfert haben, muß Dänemark in neuern Zeiten beſonders Grundwig bedauern. Träte das däniſche Talent in eine größere Verbindung, es würde auch einen höhern Sinn annehmen und die Blätterliteratur der Hauptſtadt würde das werden, was ſie in den Hauptſtädten Deutſchlands iſt — etwas Kleinliches, Geringes, welches den Ehrgeiz eines bedeutenden jungen Mannes keineswegs zu reizen im Stande wäre. Aber auch auf den nationalen Sinn im Allgemeinen könnte der Einfluß einer ſolchen Verbindung nur wohlthätig ſeyn. Die Schweiz, Holland und Skandinavien gehören zum großen deutſchen Bunde, und würden durch einen ſolchen Bund die innere Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit retten, veredeln, im größern Styl ausbilden.

Dänemarks Schickſal muß allgemeine Theilnahme rregen. Seit faſt hundert Jahren genoß das Land einen ununterbrochenen Frieden und nur von Ureltern erſcholl die Sage von vergangenen Kriegen, von dem großen Stadtbrande in Koppenhagen, von der tödtenden Peſt; keiner hatte ein bedeutendes allgemeines Unglück erlebt; in ſtiller Gewohnheit wechſelten die Tage und Manches, was man anders wünſchen mochte und konnte, kleine Klagen mußten künſtlich Bedeutung erhalten, damit das gar zu ruhige Leben nur einen Stachel hatte, ſich ſelber zu fühlen. Die Nachrichten von auswärtigen Kriegen, Aufruhr und Unruhen klangen wie entfernte Mährchen und der ferne Donner vermochte den heitern Horizont des ruhig genießenden Volks nicht zu ſtören. Zu allgemeinen, gegründeten Klagen konnte in der letzten Zeit die übermäßig große Armee, die ohne einen kriegeriſchen Sinn zu nähren, das Volk drückte und die Finanzen, ſelbſt während der ruhigſten und durch anderweitige Verhältniſſe günſtigſten Zeit, in fortdauernde Verwirrung brachte, allein Anlaß geben. Aber der allgemeine Wohlſtand deckte dieſes Grundübel zu und ließ die Klagen nie völlig laut werden. An dem guten Sinn der Regierung, die in ganz Europa eine allgemeine Achtung genoß, konnte Keiner zweifeln. Das Miniſterium der beiden Bernſtorfe hatte das politiſche Syſtem für Dänemark beſtimmt und feſtgehalten. —

Im Jahre ſiebzehnhundert vier und neunzig zeigte ſich das erſte Unglück als ein Vorbote des drohenden Schickſals; denn das große Schloß in Koppenhagen, eine Zierde für das Land, brannte in einer Nacht ab; ein wogendes, ungeheures Flammenmeer, wie ich es noch nie ſah, brach mitten aus der Stadt hervor, und Dänemarks glücklicher Genius entfloh aus der Flamme. Keiner ahnete es. Ein Jahr ſpäter wüthete das Feuer wieder; fliegende Funken zündeten eine hohe Thurmſpitze an, der brennende Thurm ſtürzte, eine ganze Straße ſtand in Flammen; das geſchäftige Feuer lief verzehrend von Straße zu Straße und der vierte Theil der ſchönen Hauptſtadt lag in Aſche. Die wohlhabenden Einwohner vermochten auch dieſes zu tragen und in weniger als drei Jahren ſtand eine neue, ſchönere Stadt an der Stelle der verbrannten. Indeſſen zog das Gewitter von allen Seiten drohender zuſammen. Der erſte Blitzſtrahl ſchlug aus heiterem Himmel in der Nähe der Hauptſtadt nieder, indem Nelſon erſchien. Das tapfere däniſche Seevolk, nach einer Ruhe von faſt hundert Jahren, behauptete den alten Ruhm, und nach einem ſo langen Frieden mußten die Einwohner Zeugen eines Krieges ſeyn, der in wenigen Nachmittagsſtunden anfing und endigte. Dieſer Schlag hätte wohl überzeugen können, daß das bis jetzt herrſchende Syſtem keine Bedeutung mehr habe; aber man blieb in der Täuſchung. Napoleon beſetzte Hannover und das flüchtende hannöverſche Heer ſuchte ſich jenſeits der Elbe zu retten, während der Regent von Dänemark ſeine Truppen nach der hollſteiniſchen Gränze zog, um die bewaffnete Neutralität zu behaupten. Vielleicht wäre nun der Moment zu einer beſtimmten Handlungsweiſe geweſen. Die einfache Erklärung, daß man den Uebergang franzöſiſcher Truppen über die Elbe, der die däniſche Gränze blosſtellte, nicht dulden könne, würde, wenn er auch die Franzoſen nicht von dem Verſuche abhielt, die hannöverſchen Krieger, die voller Unwillen über das feige Benehmen ihres Anführers waren, mit den däniſchen zu einem bedeutenden Heere vereinigt haben, mächtig genug den Fortſchritten der Franzoſen in dieſem Augenblick Gränzen zu ſetzen, würde vielleicht die nordiſchen Höfe zur Theilnahme geſtimmt haben, und die Dänen hätten die Ehre gehabt, den erſten Anſtoß zu einem großen Kampfe gegeben zu haben, der, wie ein Jeder einſah, über kurz oder lang, nothwendig losbrechen mußte. Indeſſen wiſſen wir nicht, in wie fern der däniſche Hof auf eine mächtige Hülfe rechnen durfte, und können deshalb ſein damaliges Betragen nicht tadeln. Wenige Jahre ſpäter brachen jene Kriege aus, deren Reſultat Deutſchlands völlige Unterjochung war. Zum zweitenmal erſchienen franzöſiſche Truppen, die preußiſchen verfolgend, an der däniſchen Gränze und ein däniſches Heer ſtellte ſich zum zweitenmale dieſem gegenüber, um die Neutralität zu behaupten. Hamburg und Lübeck waren beſetzt, durch den Frieden von Tilſit der größte Theil von Deutſchland in franzöſiſcher Gewalt, von Rußland, Oeſterreich oder Preußen hatte Napoleon zu dieſer Zeit nichts zu fürchten, und jetzt erſt erſchien der Augenblick, der das Unglück, welches verhängnißvoll über Dänemark geſchwebt hatte, losbrechen ließ. Dänemark mußte für den Irrthum an eine Neutralität geglaubt zu haben, als ſie längſt verſchwunden war, fürchterlich büßen. Seine Marine war, durch die vortreffliche Bauart der Schiffe, durch Vollſtändigkeit und Güte des Materials aller Art, durch die bekannte Kühnheit und Geſchicklichkeit des Seevolks nächſt der engliſchen, in dieſem Augenblick die vorzüglichſte von Europa. Dieſe Marine in ſeiner Gewalt zu haben, mußte Napoleon außerordentlich wichtig ſeyn; die franzöſiſche war ſo gut wie vernichtet. Eine mächtige, gut bemannte Flotte in der Nordſee, die die Aufmerkſamkeit der Engländer theilte, konnte dazu dienen, die Trümmer der franzöſiſchen Flotte, die allein bewacht wurde, zu ſammeln, zu concentriren, und Napoleon, auf einige Zeit der Unterwürfigkeit des feſten Landes gewiß, konnte in kurzer Zeit einen Seekrieg anfangen, der den Engländern, welche von ganz Europa faſt verlaſſen und in eine große unnatürliche Spannung verſetzt waren, höchſt gefährlich werden konnte. Nichts, ſo ſchien es, konnte Napoleon verhindern, ſich der däniſchen Marine zu bemeiſtern. Ein kleines Heer, durch einen langen Frieden mit dem Kriege völlig unbekannt, mußte von den unzählbaren, tapfern, ſiegreichen und kriegsgewohnten Schaaren, welche die größten Heere Europa's nicht bloß beſiegt, ſondern faſt vernichtet hatten, aller Wahrſcheinlichkeit nach in den erſten Momenten des Angriffs erdrückt werden. An Völkerrecht war bei den Verhältniſſen der europäiſchen Mächte nicht mehr zu denken. Zu gleicher Zeit näherte ſich die Jahreszeit, die wohl den Unternehmungen der Engländer in den nordiſchen Gewäſſern, aber keinesweges Napoleon zu Lande Gränzen ſetzen würde. Unter ſolchen außerordentlichen Umſtänden glaubte England, zur Sicherheit, ja Rettung der Nation, einen entſcheidenden Schritt wagen zu müſſen. Man hätte Dänemark auf dieſe

Lage der Sachen aufmerkſam machen können, es konnte dem engliſchen Hofe nicht unbekannt ſeyn, daß der däniſche Regent ſich nur ungern der Knechtſchaft eines franzöſiſchen Vereins ergeben würde; es wäre leicht geweſen, es zu überzeugen, daß der Wohlſtand des Landes, ſein ganzer Handel völlig in Englands Händen ſey. Aber ob die drohende Nähe des Heeres, dem offenbar — da es ſeine ganze Gewalt gegen Dänemark wenden konnte — nicht zu widerſtehen war, den Regenten, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß die Neutralität nicht mehr zu behaupten wäre, nicht hätte bewegen können, wenn auch ungern, einen Bund mit Napoleon vorzuziehen, um der gänzlichen Verwüſtung ſeines Landes zu entgehen, blieb doch immer ungewiß. So wichtig ſchien den Engländern der Beſitz der däniſchen Marine, daß ſie ihn nicht von Unterhandlungen, deren Erfolg zweifelhaft ſeyn könnte, abhängig machen wollten. Die Mittel, zu welchen England ſeine Zuflucht nehmen mußte, ſprechen die Achtung für die däniſche Marine am unbefangenſten aus. Es unterhielt die freundſchaftlichſten Unterhandlungen mit Dänemark, während eine mächtige Flotte für eine geheime Expedition ausgerüſtet und bemannt ward. Die Unruhen in Spanien liehen einen natürlichen Vorwand, und während die Dänen ihre ganze Aufmerkſamkeit gegen das franzöſiſche Heer unterhielten, während Koppenhagen faſt ohne Truppen, Seeland völlig entblößt war, näherte ſich die engliſche Flotte den däniſchen Staaten. Sie war ſchon in der Nähe des Sundes, als ein engliſcher Geſandter trotzig vor dem Regenten erſchien, und die unbedingte Auslieferung der däniſchen Flotte forderte. Dänemark war, wo es angegriffen werden ſollte, völlig waffenlos. Kriegesruhm war durch eine That, die auch die höchſte Gefahr kaum zu entſchuldigen vermag, die einem ſeines Großmuths wegen berühmten Volke keinesweges zur Ehre gereicht, nicht zu erwerben. Der Regent konnte aber dieſe Auslieferung der Flotte nicht gutwillig zugeben. Sie war der Stolz des Landes, alle geſchichtlichen Erinnerungen vergangener Größe waren an ſie geknüpft. Das ganze Land würde ſich in der Wurzel vernichtet, durch eine ſolche Auslieferung auf das tiefſte beſchimpft gefühlt und der Regent daher alle Achtung der Nation zu verlieren gewagt haben; ein gährender Zwieſpalt hätte ſich zerſtörend zwiſchen Volk und Regierung erheben können, um ſo mehr, als eine ſtille Erbitterung gegen die Engländer, deren fortdauerndem Hochmuthe ein handelnder Staat am meiſten ausgeſetzt war, die den langen Frieden ſchon vor wenigen Jahren gebrochen hatten, ſich im ganzen Lande unterhielt. Die Geſchichte der Belagerung von Koppenhagen iſt in allgemeinem Andenken. In einem ſolchen Kriege gegen ein ſo getäuſchtes, völlig waffenloſes Volk glaubte der großmüthige Engländer die Entdeckung der Kongrewſchen Raketen zuerſt benutzen zu können.

Und ſo war nun Dänemark auf eine ſchreckliche Weiſe aus dem langen Schlummer geweckt. Das muthige Seevolk ſtand zähneknirſchend auf dem Lande, während die Engländer den Raub ruhig fortſchleppten. Es wäre eine merkwürdige nationale That geweſen, wenn man die Zeit benutzt hätte die Schiffe anzubohren, wie es der Wille des Regenten war. Es geſchah aber nicht, und England war von ſeiner Angſt befreit, eine Angſt, die wohl einen hohen Grad erreicht haben mußte, da ſie ein ſtolzes Volk zwang zu ſolchen Mitteln zu greifen. Bei der leidenſchaftlichen Spannung der Nationen muß man den Deutſchen entſchuldigen, wenn ſie vor der furchtbarſten Unterjochung erdrückt und indem ſie dennoch eine ſchwache Hoffnung zukünftiger Befreiung nährten, mehr den Vortheil des einzigen Vertheidigers, als die Schicklichkeit der That beurtheilten. England ſchien ihnen deſto mehr entſchuldigt, da es nicht bloß für ſich. ſondern fortdauernd für die mögliche zukünftige Befreiung eines ganzen Welttheils focht.

Dänemarks eigentliche Stärke war nun gelähmt, die Marine völlig vernichtet. England trieb ſeinen Spott mit einer Nation, die keine Waffen mehr hatte; mit Frankreich konnte man nur in ein demüthigendes Verhältniß treten, denn Napoleon wußte es wohl, daß es nur das Mißtrauen gegen ihn war, welches Dänemark gegen England entwaffnet und ihm die gehofften Vortheile geraubt hatte. Der däniſche Handel war, wie die Marine, vernichtet; die auswärtigen Beſitzungen in engliſcher Gewalt; aller Handel ſchränkte ſich auf Kapereien ein, die nur Einzelne bereicherten; die alten Grundübel der Finanzverfaſſung, bis jetzt von der vortheilhaften Lage des Staats zugedeckt, offenbarten ſich in ihren entſetzlichen Folgen und das Land ſank ſchnell von einem blühenden Wohlſtande in ein unermeßliches Elend. Ohne irgend eine Schuld von ſeiner Seite war das friedliche Volk von dem ſchwarzen Verhängniß, welches über ganz

Europa ſchwebte, ergriffen und hatte nicht einmal den Troſt, ſeine Schmach rächen zu können, ja alle Theilnahme war aus dem, von wüthenden Parteien zerriſſenen, in ſich zerſtörten Europa verſchwunden. Frankreichs Feinde warfen es den Dänen vor, daß ſie ſich ihrer Schmach widerſetzt, und Napoleon daß ſie ſie nicht abgewehrt hatten. Ein Krieg, der dem Feinde nicht ſchadete, ein Bündniß, das dem hochmüthigen Freunde nicht nutzte, war dem erdrückten Lande gleich demüthigend.

Auf dieſe Weiſe war die Stellung, die Dänemark nehmen mußte, durchaus eine erzwungene. Mehrere unglückliche Umſtände führten Verhältniſſe herbei, die den Dänen in den Augen des Norddeutſchen verhaßt machten und da es uns wichtig dünkt, daß aller Zwieſpalt zwiſchen dieſen uralten, durch Stammverwandtſchaft verbundenen Völkern verſchwinde, ſo wollen wir ſie kürzlich erwähnen. Ein ſolcher Vorfall war der Zug der Dänen gegen die fünfhundert Helden, die von Schill angeführt wurden. Der däniſche General war ein Deutſcher, ein unter dem deutſchen Militär bekannter Schriftſteller, dem ſchon die Gewohnheit neben Deutſchlands großen Scharnhorſt genannt zu werden, eine andere Geſinnung hätte einflößen ſollen. Es iſt unbegreiflich, was den alten Krieger bewegen konnte, mehr zu thun als eben das, wozu die unglücklichen Verhältniſſe ihn zwangen, in einem Zuge, in welchem Sieg und Niederlage gleich ſchimpflich erſcheinen mußten. Aber in der Verblendung ſeiner thörichten Eitelkeit errichtete er in Stralſund eine Säule ſich zur Schande, dem Schill zur Ehre und zum unſterblichen Ruhm. Der däniſche Hof konnte dieſe Unternehmung, wie ſie ausgeführt ward, nicht billigen; es iſt öffentlich behauptet worden, und wir dürfen es glauben, in der Geſinnung des Volks lag eine That, wie dieſe, durchaus nicht. Aber ſo demüthigend waren die Verhältniſſe gegen Frankreich, daß der Hof ſeine Mißbilligung nicht äußern durfte. Es iſt erlaubt zu glauben, daß die Dänen, indem ſie dem Herzog von Braunſchweig entgegentraten, nur gethan haben, was ſie wohl mußten, nicht was ſie vermochten; ſie erſchienen zwar drohend, aber ohne die Einſchiffung zu hindern. Es iſt billig in ſolchen Verhältniſſen alle Umſtände beſonnen zu erwägen und nicht den aufgeregten Leidenſchaften allein Gehör zu geben. — Doch was die Norddeutſchen am meiſten gegen Dänemark empörte, war das Benehmen gegen Hamburg. Dänemark hatte lange genug das demüthigende Verhältniß gegen Frankreich ertragen. Bei den Beſonnern war die Erbitterung gegen England — wenn auch nicht verſchwunden, doch wenigſtens zurückgedrängt, der Jubel aller Völker, das große erwachte Leben hatte auch ſie begeiſtert und mit der heiligen Freude endlich für eine große Sache in einem ſchönen Kampfe Ehre einlegen zu können, erwarteten ſie den Aufruf zur Theilnahme an dem allgemeinen Kreuzzuge. Das gutmüthige Volk hatte alle Schmach und alles Elend, wenigſtens für dieſen Augenblick vergeſſen. Das gute Gewiſſen, die Redlichkeit und Treue ihrer Geſinnung ließ ſie an einer ehrenvollen Aufnahme nicht zweifeln und voller Eifer ward der Fehdehandſchuh den in dieſen Gegenden noch gefährlichen Franzoſen hingeworfen. Um über die höchſt mäßigen Bedingungen zu unterhandeln, ward ein Geſandter nach London geſchickt. Man erwartete nicht einmal ſeine Rückkunft, um die Feindſeligkeiten anzufangen. Er kam, und wer vermag es den Schrecken des getäuſchten, unglücklichen Volks zu ſchildern! Die Marine hatte man geraubt und jetzt ſollte das uralte Norwegen, ſeit vielen Jahrhunderten mit Dänemark verbunden, einem franzöſiſchen Feldherrn Preis gegeben werden. — Was hatteſt du geſündigt, unglückliches mütterliches Land, daß, während alle Fürſten Gott anriefen für die Gerechtigkeit ihrer Sache, du allein der Gegenſtand einer ſolchen Handlungsweiſe wurdeſt, daß deine Flüche ſich miſchen mußten unter den Jubel, unter die Gebete der befreiten Völker? Mit Mürat unterhandelte man, um ihn zum Beitritt zu bewegen; aber du ſollteſt ſchmachvoll deinen eignen Untergang beſchließen, — um deine Trümmer unter die erwachte Größe der jubelnden Völker zu begraben. Der vormalige franzöſiſche Feldherr, Schwedens Kronprinz, ließ nach der Schlacht von Leipzig die übrigen den Krieg gegen Frankreich führen, ſtellte mitten im ſiegreichen Deutſchland in öffentlichen Proclamationen den Rhein als die natürliche Gränze des Reichs dar, und eilte, die ihm zugetheilte Beute mit Gewalt zu nehmen. Als Dänemark ſolches erfuhr, ward es ſtark durch Verzweiflung und Wuth; da beſchloß ein jeder brave Däne ſein Leben zu wagen für das getäuſchte, in den Staub gedrückte Vaterland und ſchloß ſich feſt an den, nun Jahrelang gemißhandelten König. In Hollſtein kämpften ſie gegen die entſchiedene Uebermacht mit geringen Kräf ten, aber mit einer Kühnheit, mit einem Muthe, der freilich wenig erwähnt und geachtet wurde, weil eine Ungerechtigkeit die andere nach ſich zieht. Aber, bei dem lebendigen Gott, der die Gerechtigkeit kennt, und durch die Geſchichte richtet, euer Lob ſoll nicht ſterben, ihr wenigen, die ihr mit ſtandhaftem Muth an der Sache des ewigen Rechts und eures Volkes feſthieltet, die kämpfenden Parteien in Hamburg haben beiderſeitig gezeigt und bewieſen, daß ſelbſt die ſo gereizten Dänen dieſe Stadt mit nachbarlicher Milde und Schonung behandelten und in ihrer unglücklichſten Epoche ſich entſchiedene Verdienſte um die Erhaltung der Stadt erwarben.

Da wir den Entſchluß gefaßt, über alle Verhältniſſe zu reden, wie es uns Recht dünkt, ſo wollen wir es nicht verhehlen, daß die krankhafte und faſt als eine fixe Idee feſtgehaltene bedeutungsloſe Neutralität, als es in Europa keine mehr gab, das Product einer nationalen Erſchlaffung war, durch einen langen Frieden hervorgerufen, der Dänemark aus dem lebendigen Völkerverkehr wie ausgeſchloſſen hat, einen engherzigen, den freien Athem erſtickenden Patriotismus erzeugte und den großen Sinn und die Theilnahme an das allgemeine Schickſal Europa's allmählig erſtickte. Freilich iſt die Nation nicht ohne Schuld, die ihre Zeit nicht kennt, ſtrenger aber muß diejenige gerichtet werden, die ein weniger mächtiges Volk überliſtet und waffenlos zertrümmert. Der Däne ſoll einſehen, daß Deutſchland, verwickelt in das allgemeine Schickſal von Europa, im nothwendigen Bündniß mit andern Mächten, nicht frei handeln konnte. Es hat keinen Vortheil von der Schmach, die Dänemark erhielt, ja es muß wünſchen, daß Skandinavien mächtig ſey.

Dem Deutſchen aber ziemt es vor allen gerecht zu ſeyn, nicht aus ſich heraus zu gläuben, daß alle Völker ihm billiger Weiſe geopfert werden. Der Däne ſoll in ſeinem Verhältniſſe gegen Deutſchland ſeine Schmach vergeſſen, die nicht aus dieſem Lande entſprang; der Deutſche braucht gegen die Dänen nur gerecht zu ſeyn, um ſeinen Widerſtand ſelbſt gegen ihn zu achten. Welche Kriegserklärung der neuern Zeiten läßt ſich mit der des Königs von Dänemark gegen Preußen vergleichen, in welcher die Achtung gegen den im großen Kampfe begriffenen Feind und das harte Gefühl, daß unglückliche Verhältniſſe ſolche Völker gegen einander bewaffnen, ſo großartig, wie unbefangen und edel ausgedrückt iſt? Jetzt iſt das Verhältniß zwiſchen Dänemark und Deutſchland inniger geworden. Glücklich für Beide, wenn ſie den Gang der Vorſehung zu deuten wiſſen.

Wenn auch Religion, Geſetzgebung, größere Verwickelung geſelliger Verhältniſſe die alte Rohheit des Geſchlechts zurückgedrängt haben, ſo ruht ſie dennoch im Hintergrunde und wartet nur auf die Gelegenheit, um mit der alten Wuth wieder loszubrechen. Auf den gefährlichen Küſten der gebildetſten Länder müſſen die Regierungen die Räubereien nicht bloß dulden, ſondern zum Theil billigen, damit die Verunglückten nicht hülflos umkommen, oder vielleicht, wenn ſie den empörten Wellen entgehen, von den Einwohnern ſolcher einſamen Ufer, nach der Beute lüſtern, ermordet werden. Dieſes gilt von allen Ländern in Europa, nur ein Land muß ausgenommen werden: Das iſt Norwegen. Die Ufer dieſes Landes ſind an vielen Stellen äußerſt gefährlich. Aus der weiteſten Ferne entdeckt man das rauhe, wilde Gebirge, ſtarre Felſen ragen in das Meer hinaus und bilden unter den Wellen verborgene, furchtbare Felſenriffe. Durch das labyrinthiſche Gewinde ſolcher Felſen das Schiff zu führen, iſt, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, nur dem einheimiſchen, gewandten Seemanne möglich; wer aber durch den Ungeſtüm der Winde an ſolches Felſengeſtade geſchlagen wird, ſieht dem unvermeidlichen Tode entgegen. An dieſer rauhen Gebirgsküſte wohnt der norwegiſche Lootſe, kühn, ehrliebend, deſſen faſt unbegreifliches Geſchick Erſtaunen erregt, von Kindheit an mit dem Meere bekannt, mit Gefahren ſpielend. Wenn Meer und Wind mit Gefahr drohen, dann findet man ihn oft viele Meilen weit von ſeiner Gebirgsheimath in der wilden See, von Nebel umhüllt, wo die hohen Wellen mit dem kleinen offenen Boote ſpielen. Hier lauert er, ob jemand ſeiner Hülfe bedarf. Wo ein Schiff dem Untergange nahe iſt, da hält ihn keine Gefahr zurück. Ein gaſtfreies Volk erwartet die Verunglückten am Ufer, um ſie mit Liebe und Theilnahme zu empfangen. Hier ſind keine Medaillen, keine ſittenverderbende Blätter, die, was rein menſchlich iſt, durch ſchlechtes Lob verzerren. Der norwegiſche Lootſe iſt ſtolz — aber auf die Bedeutung ſeines ganzen Daſeins, nicht auf eine einzelne That. Oft ſind ihm Vater, Großvater, Urgroßvater auf dem Meere in dem ſchönſten Geſchäft geſtorben; er erwartet den nämlichen Tod, nie ſucht er ihm zu entgehen. Eine mäßige Taxe iſt ſein ganzer Lohn. Bewußtlos wächſt ſeine Tugend aus dem geſunden Kern einer urſprünglich edlen Natur. So empfängt der Norwege die Nothleidenden, ſo wird die geſahrdrohende Härte des Landes durch die edle Natur der Einwohner gemildert. Ich berufe mich auf das einſtimmige Zeugniß aller Seefahrer der nördlichen Gewäſſer. Doch rühmt man vorzüglich die Lootſen der ſüdlichen und öſtlichen Ufer.

Tiefer in dieſem Lande wohnt der norwegiſche Bauer. Als in frühern Zeiten die kühnen Normannen, Abendteuer ſuchend, die alte Heimath verließen, und im Süden mächtige Reiche ſtifteten, blieben die Voreltern dieſer Bauern, der uralten Sitte getreu, genügſam in den einſamen Thälern des rauhen nördlichen Gebirgs. Die norwegiſchen fruchtbaren Thäler, Guldbrandsdalen, Tellemarken, Segnedalen, Ringeringe u. a. m. ſind daher von einem höchſt merkwürdigen Volke bewohnt. Das Getreide, dort von ſo hohem Werth, ſichert den Wohlſtand; getrennt von der verworrenen Welt, pflanzt ſich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten iſt die Ruhe in dieſen Thälern ſelten, und nur vorübergehend geſtört. Das abgeſchloſſene Daſein hat ſelbſt den Stamm in ſeltener Reinheit erhalten. Dieſe einſamen Wohnplätze enthalten Weniges, was die Raubgier herrſchſüchtiger Großen reizen könnte, daher iſt das Feudalſyſtem niemals in Norwegen aufgekommen. Schweden hat einen uralten, mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen. Ein paar reiche und mächtige adelige Beſitzer leben zwar dort;

aber einen norwegiſchen Adel im deutſchen Sinne giebt es nicht, vielmehr erhält ſich hier noch die älteſte germaniſche Weiſe, wie ſie vor undenklichen Zeiten zu Grunde ging. Die meiſten Bauern ſind Allodialbeſitzer, Freiherrn im ächteſten, uralt germaniſchen Sinne. Eigentliche Knechte, urſprünglich Unterworfene und Unfreie findet man nicht in Norwegen; wer dienen muß, iſt Mitglied eines republicaniſchen Familienbundes. Die bürgerliche Freiheit, nirgends in allen Verhältniſſen reiner, ward ſeit Jahrhunderten mehr durch die Tugend der Bürger, als durch Verfaſſung, mehr durch Sinn als durch Worte erhalten. Es giebt Bauern in dieſen Thälern, die von den alten Königen und Jarlen abſtammen, die es wiſſen und nur unter ſich heirathen, aber nur das ſtolze Bewußtſein einer hohen Abkunft, kein äußerer Glanz, keine drückende Vorzüge, ſondern ſie von den übrigen. Die widerſtrebende Natur fordert zur immer fortdauernden rüſtigen Thätigkeit auf und unterhält eine tüchtige Geſundheit; die Männer beſonders ſind ſchön. Ein Glaube herrſcht im ganzen Lande, durch keine Abweichung geſtört, durch keine falſche Aufklärung wankend gemacht. Der ſtolzeſte Freiheitsſinn konnte ſich hier, wie vielleicht nirgends, mit dem ruhigſten Gehorſam, mit der reinſten Hingebung, mit der unerſchütterlichſten Treue verbinden. Der wohlhabende Thalbewohner bildet daher, durch dieſe Vorzüge gehoben, den ächten, wehrhaft vornehmen Adel des Landes, die unverſiegbare Quelle einer ſtets friſchen, herrlichen Nationalität. Denn was aus dieſem Mittelpunkte hervorquillt, das durchſtrömet wie ein heller, erquicklicher Lebensſtrom alle Verhältniſſe.

Das Land iſt reich an Producten von mancherlei Art. Unermeßliche Wälder bedecken das Gebirge und bilden mit den ſchroffen Felſen, den ſchäumenden Flüſſen, den mächtigen Waſſerfällen, den hereintretenden Meeresbuſen, den großen Landſeen, den ſchön grünenden Thälern, beſonders im Süden, die reizendſten Gegenden. Die Berge enthalten einen unerſchöpflichen Reichthum an Metallen, vorzüglich Eiſen und Kupfer, auch Kobald und Silber, die Meere wimmeln von Fiſchen. An der ganzen, über zweihundert Meilen langen Weſtküſte von unzählbaren, nackten, felſichten Inſeln umgeben, ohne Wälder, einem rauhen, unfruchtbaren Lande wohnen in zerſtreuten Hütten von kahlen Felſen umgeben die Fiſcher, ein rohes, unſauberes Volk, das freilich wenig von der ſittlichen und phyſiſchen Reinlichkeit zeigt, die die Bauern ſo beſtimmt auszeichnet. Indeſſen bilden ſich aus ihrer Mitte die norwegiſchen Seeleute, die als die gewandteſten und kühnſten unter den Engländern bekannt ſind. Der reiche Fiſchfang hat den Norweger bis jenſeit des Polarkreiſes hingelockt. Alten, in der Nähe von Nordkap, faſt unter 70 Graden nördlicher Breite, iſt bekannt. Schöne Tannen- und Birkenwälder, lebendig grüne Wieſen, die herrlichſten Gebirgsformen und das hineintretende Meer bilden in dieſem hohen Norden eine höchſt anmuthige, ein paar Monate hindurch Tag und Nacht von der Sonne erleuchtete Gegend, die von allen Reiſenden, von Skiöldebrand, Buch, ſelbſt von dem Italiener Acerbi bewundert wird. Reiſet man gegen Weſten, ſo findet man in gleicher Breite die Südſpitzen von Novaja Semlia, wo einzelne Samojeden unter ewigem Eiſe hauſen, gegen Weſten aber die furchtbare, unzugängliche, von Eisfeldern eingeſchloſſene Oſtküſte von Grönland, die kein Europäer ſah. Und ſo drängt ſich eine liebliche europäiſche Vegetation in die Polarkreiſe hinein; der erſtarrende Nordpol zieht ſeine tödtende Winterdecke zurück, indeß ſeine ewigen Eispaläſte ſich rechts und links erheben. Ueberhaupt iſt die Witterung in Norwegen durch ſein langes, gegen das weſtliche Meer abfallendes Gebirge für ſeine nördliche Lage äußerſt gelind. Die Handelsſtädte ſind wohlhabend; in vielen findet man einen überraſchenden Luxus. Aber ſelbſt die norwegiſchen Kaufherren, die mit ganz Europa in Verbindung ſtehen, die an der allgemeinen Ausbildung und Verbildung Theil nehmen, haben im Lande die kecke Freimüthigkeit, die tüchtige, zuverſichtliche Weiſe behalten. Denn der Norwege überhaupt tritt feſt und mannhaft auf, iſt höchſt lebhaft, beſtimmt in ſeinen Urtheilen, mit einem klaren, leichtfaſſenden, ſchnelltreffenden Verſtande, treuherzig und leutſelig, wie alle Menſchen, die eines ſichern, innern Beſitzes gewiß ſind. Sie ſind im ganzen Norden berühmt durch eine heitere, ſorgloſe Freigebigkeit, durch eine freundliche Gaſtfreiheit, die alles unbefangen giebt und nichts fordert, ſondern einen Jeden, ſeiner Natur, ſeiner Weiſe nach gewähren läßt. Selbſt der Beamte, der in Koppenhagen ſeine letzte Ausbildung erhielt, nahm ſeine tüchtige Natur meiſt unverändert in die freie Heimath zurück. Noch hat kein Fremder dieſes Land gaſtlich betreten, dem nicht Land und Meer und Volk als ein tüchtiges Erzeugniß einer innerlich geſunden Natur, voller Kraft und Milde entgegentrat. Wer aus der verworrenen, verwickelten Gährung in Europa hier hinkömmt, dem iſt es, als wehte ihm die friſche Luft eines einfachen, herrlichen Lebens erquickend entgegen, als ſähe er den klaren Lebensſtrom aus dem tiefen Born eines frühern, längſt verwirkten Daſeins rein und kühl hervorquillen. Man könnte die Norweger die Brahminen Germaniens nennen.

Wie Island von Norwegen aus bevölkert worden, iſt bekannt, ſo daß die uralte Litteratur dieſes Landes als die eigentlich norwegiſche zu betrachten iſt. Wenn wir aber in neuern Zeiten nicht von einer eigenthümlichen geiſtigen Bildung bei den Norwegern reden können, ſo iſt dieſes nur deßwegen, weil ſie mit der däniſchen zuſammenſchmolz. Dennoch zeichneten ſich die Norweger auch unter den Dänen aus. Mehrere berühmte Naturforſcher, Ström, Gunnerus, vor allen Wahl waren Norweger. Beſonders war ihnen jener leichte, fröhliche, mit dem ſichern Leben ſpielende Witz eigen. Oft bildete ſie dadurch in Koppenhagen eine merkwürdige Oppoſition. Holberg und Weſſel waren Norweger.

Obgleich das weit ausgedehnte Reich nicht mehr Einwohner hat, als Paris, obgleich es reich iſt an wichtigen Producten, ſo iſt es dennoch bis jetzt in einer gefährlichen und ſchädlichen Abhängigkeit von andern Ländern. Der Umfang der fruchtbaren Thäler iſt verhältnißmäßig gegen das ganze Land unbedeutend, und ſie vermögen daher nicht eine hinlängliche Menge von Getreide zu liefern. Wir glauben zwar mit mehreren, daß der Ackerbau in Norwegen ſich verbeſſern, und durch anhaltenden Fleiß und Anſtrengung bedeutend erweitern läßt; aber kaum wird er dahin gedeihen, daß das Land aller Zufuhr entbehren könnte. Die Bauern leben meiſt von einem Haferbrot, weil der Hafer hier beſſer als der Rocken gedeiht; aber oft mißlingt ſelbſt in den fruchtbarſten Gegenden die Ernte, und dann bricht nicht ſelten eine gefährliche Hungersnoth aus. Der Norwege genießt in ſolchen harten Zeiten die wenig nährende, der Verdauung höchſt ſchädliche Birkenrinde. Doch Alles hat er geduldet, mit der rauhen Gegend Jahrhunderte hindurch gekämpft, den drohenden Mangel ſo lange getragen, um in den entfernten Thälern der Väter Weiſe ſtille zu bewahren und frei zu ſeyn. Aber ein furchtbarer Dämon hatte Europa ſeit Jahrhunderten mit ſeinen Klauen gepackt. Freiheit, ſtille Zurückgezogenheit, ſchuldloſe friedliche Geſinnung, gilt ihm nichts; in die ruhigen Thäler des Friedens tritt er mordend hinein. — Auch jenes ferne Gebirge mußte ihm geopfert werden.

Vom Jahre dreizehnhundert ſieben und neunzig, bis achtzehnhundert und vierzehn nach Chriſti Geburt, vierhundert und ſiebzehn Jahre lang war Norwegen durch freien Entſchluß mit Dänemark verbunden, ein unabhängiges Reich. Zwar hat es nicht an Verſuchen von däniſcher Seite gefehlt, Norwegen in große Abhängigkeit zu bringen und als Provinz zu behandeln. Man hatte Manufacturen und Fabriken nicht gehörig ermuntert, ſchädliche Monopole hemmten den freien Handel, die Fiſcherei ward nicht gehörig unterſtützt, Kongsbergs wichtiges Bergwerk ward, als Regal, ſchlecht verwaltet, bis es völlig zu Grunde ging; man zwang die Norweger, ihre Söhne nach Koppenhagen zu ſenden, um ſich dort für die Aemter des Staates auszubilden, behielt dann Norweger zurück, die in Dänemark angeſtellt wurden, ſandte Dänen nach Norwegen, um die Vermiſchung allmählig und unvermerkt zu veranlaſſen, ja man erlaubte den Einwohnern nicht eine eigene höhere Bildungsanſtalt in dem eignen Lande anzulegen, wozu in den Jahren 1788 und 1789 ſchon bedeutende Summen mit großer Aufopferung zuſammengebracht waren. Aber theils waren die meiſten Beſchwerden ſchon ſeit vielen Jahren gehoben, die däniſche Regierung hatte, zumal in den letzten Zeiten, offenbar ein billigeres Syſtem angenommen, und ſelbſt eine Univerſität, welche die letzten Feſſeln einer ſchädlichen Abhängigkeit von Dänemark löſen würde, war fundirt und ſollte eingeführt werden, theils konnte das entfernte Dänemark an einer eigentlichen Unterdrückung von Norwegen nicht denken. Kein däniſches Heer zwang den norwegiſchen Bürger, kein däniſcher Adel drückte ihn, das Land bewachte ſich ſelber, und ſo konnte ein freier Sinn und die alte Weiſe Jahrhunderte lang genährt werden, ſelbſt bei einer Regierung, die der Form nach zerſtörend, durch die Geſinnung, die ſie nicht zu unterdrücken vermochte, wohlthätig ward. Diejenigen, die nach der Landcharte urtheilend vermeinen, Norwegen und Schweden ſeyen natürlich verbunden, ſind mit beiden Ländern nur wenig bekannt. Ein tiefer Grund hat dieſe Länder auf immer aus einander gehalten, und beide, ſo weit die Erinnerung reicht, neben einander, waren nie verbunden, ja das ganze geſchichtliche Daſein beider Völker nahm von dieſem gemeinſchaftlichen Punkte eine entgegengeſetzte Richtung.

Ein rauher, langer Gebirgsrücken, nur an wenigen Stellen eröffnet; der entgegengeſetzte Abfall des Landes ſondert ſie; noch mehr die gleiche Natur. Sie haben beide gleiche Bedürfniſſe und gleichen Ueberfluß, und ſind daher nothwendig gegen einander geſtellt. Es ſind gleichnamige Pole, die ſich abſtoßen, ſo wie Dänemark und Norwegen ungleichnamige, die ſich anziehen. Aber was Geſchichte und Natur, tief verſtandener eigener Wunſch der Nationen fordert, das iſt der Diplomatik eine Thorheit. Auf den großen Ländermeſſen werden freilich die Völker nach andern Grundſätzen verhandelt, und daß ein Bürger aus den Pyrenäen und nachmaliger franzöſiſcher Feldherr, der von Gott und der Natur berufene Herrſcher der altnordiſchen Völker ſey, daß er, wenn gleich der Sprache nicht einmal kundig, das Wohl und das Glück jener uralten, in der Anhänglichkeit an der Väter Weiſe feſt beharrenden Stämme am beſten zu beurtheilen weiß, daran darf kein Norwege zweifeln. So iſt die Weisheit der franzöſiſchen Revolution, die alle Vergangenheit verſchmähte, nach Norden verpflanzt, um ein Volk zu beherrſchen, das mehr als irgend eines in Europa der älteſten Vergangenheit treu blieb.

Was Norwegen ſo ſchnell unterwarf, dürfen wir nicht verhehlen. Wenn ein Land, wie Norwegen, ſich in ſeiner Selbſtſtändigkeit erhalten ſoll, ſo iſt vor allem nöthig, daß es ſeine phyſiſche und moraliſche Kraft concentriren kann, daß eine vollſtändige organiſirte nationale Bewaffnung alles Material des Krieges und jeden wehrhaften Mann des Landes ſchnell auf die nöthigen Punkte vereinige. Iſt dieſes überhaupt ſchwer, in einem ſo weitläuftigen, rauhen, wenig bewohnten Lande, ſo war es nach einem langen Frieden faſt unmöglich. Der Mangel an Lebensmitteln war nicht zu erſetzen, weil das Land von ganz Europa in den Bann erklärt war, weil das großmüthige England beſchloſſen hatte, es auszuhungern. Dazu kam, daß die Umgebung des jungen und muthigen Königs, zum Theil fremd, nicht die beſte war, und endlich wirkte der kaufmänniſche Geiſt, der in den Städten ein ſchädliches Uebergewicht erhalten hatte. Dem bloßen Handelsmanne iſt es nur gar zu natürlich, ſelbſt mit Aufopferung des großen nationalen Sinnes einen nahen Verluſt abzuwehren.

Nach der Schlacht von Paris, im Merz 1814 beſtiegen wir Montmartre. Am Abhange des Berges ſtand ich neben Deutſchlands unſterblichem Gneiſenau. Es war, als hätte Germaniens heiter erweckter Geiſt ſich in den feſten, milden, klaren Zügen des großen Mannes gekleidet. Denn in ſeinem großen Geiſte ruhte Deutſchlands Schickſal, als noch der nächtliche Druck über uns waltete, er kennt ſo die geiſtige, wie die äußere Stärke des Landes. Frankreichs gefährlichſter Feind, weil er in Verhandlungen wie im Felde Deutſchlands eigenthümliche Kraft der bebenden, in ſich zuſammenſinkenden Nation, die furchtſam wegblickend bei andern Völkern Hülfe ſucht und hofft, entgegenſtellt. Vor uns lag die unermeßlich nun überwältigte Stadt, die Gott in unſre Hände gegeben hatte. Von hier aus hatte ein böſer, irreleitender Geiſt uns alle erſt gelockt, dann gedroht, endlich die Ufer des Landes übertretend uns in ſeine Netze gezogen. Soll das große Weltgericht anfangen, ſoll Europa erwachen aus dem langen, wilden Traume der Völker gegen ſich, Land und Regent, und Länder gegen einander ſinnverwirrend waffnete? Aber die dämoniſchen Dünſte hatten an dieſer Stätte noch ihre Kraft behalten; betäubt erkannten wir unſern eigentlichen Feind nicht mehr, und Paris ward verſchont.

Und hier, vor dieſer Stadt, unter ſolchen Verhältniſſen dachte ich an die gleiche Anzahl treuer, einfacher Menſchen, die einzeln zerſtreuet, arm, dem Hunger trotzend, die Strafe der Zeit theilen ſollten, ohne ihre Schuld getheilt zu haben, die eben damals, nicht für blinde Eitelkeit, nicht für Glanz und Reichthum, nur für der Väter heilige Gewohnheit, für die alte Weiſe, die ſie mit Treue und vielen Entſagungen erhielten, in einem kaum mehr zweifelhaften Kampfe begriffen waren. Die Revolution zu bekämpfen waren Europa's Mächte nach Paris gezogen, und die ward verſchont, ja ſie ſelber hatte die Geſtalt erzeugt, die Norwegen beherrſchen ſollte. So ſonderbar verworren ſind die Schickſale der Völker! — O zürne nicht, theures Land, daß ich aus einer fernen Gegend, in fremder Sprache dich anrede; hätte mir das Schickſal vergönnt, in deinen Gebirgen zu leben, ich würde es beweiſen, daß ich meine Kindheit nicht vergaß. Vieles verdanke ich dir; denn obgleich ich frühzeitig von dir getrennt ward, ſo ſchwebten deine ſtolzen Felſen und Gründe dem heranwachſenden Knaben wie ferne Rieſenſchatten vor der Seele. Das Kind vernahm oft, wie ein freies Gebirgsvolk im Norden wohnt, aus deſſen Mitte es geboren war. Habe ich einen treuen Sinn, hineingetaucht in die Sünde der Zeit, erhalten, iſt es mir noch vergönnt, was ich für wahr, für heilig halte, rückſichtslos zu verkündigen, iſt die Andacht nie ganz aus meiner Seele entwichen — ſo verdanke ich es dir. Selbſt dem erwachten Geiſt winkten die verſchloſſenen Geheimniſſe deines wundervollen Landes; daher erkannte ich dort, indem ich es ſpäter begrüßte, meine wahre Heimath, daher zog das Steinreich mich mit geheimer Gewalt an ſich. In den Gebirgen anderer Länder ſuchte ich nur dich, was du Verborgenes enthältſt, wollte ich enthüllen, und mitten in Deutſchland, wo ich genoß, was der fröhliche, keimende Geiſtestag mir hoffnungsvoll reichte, war die heiterſte Zeit der Jugend dir gewidmet. Aber als ich nach meinem Vaterlande zurückkehrte, wollte man mich nicht. Man wollte einen Andern, der meinen Namen tragen ſollte; den wußte ich nicht zu ſtellen. Hätte ich jemals, mir ſelber treulos, dich gefunden, Land der feſten Treue? So mich ſelber bewahrend und was Gott mir anvertraute, habe ich Norwege erhalten in Deutſchland und das Land, den Fürſten gewählt, dem ich mit freier Liebe dienen werde, deiner würdig.

Du aber haſt das alte Vaterhaus verlaſſen und biſt mündig geworden, nicht ein Untergebener, ein freier Bundesverwandte der Nachbarn, und in dieſem Sinne rede ich mit dir. Lerne die Schätze deines Landes kennen; dein Gebirge werde ſorgfältig durchforſcht; lerne die Erzeugniſſe nicht bloß gewinnen, auch verarbeiten; und haſt du ſo die Reichthümer der ganzen Erde durch freien Umtauſch für dein Land gewonnen, dann lerne ſie entbehren. Deine wilden Gebirge ſind dicht mit

Flechten bedeckt, die einen ſtark nährenden Stoff in ſich verbergen, ein wildes, bitteres Weſen, welches ſich damit verbunden hat, läßt ſich vertreiben und halb mit Getreide vermengt würde es ein gutes und geſundes Brot geben. Dieſes genieße nicht bloß in der Noth, gewöhne die Jugend frühzeitig daran. Es ſey für die Norweger, was die ſchwarze Suppe für die Spartaner war, damit es großmüthigen Völkern nicht öfters gelinge, dich auszuhungern. Jeder wehrhafte Mann ſey Soldat, ja er fordere es als ein ewiges Recht. Lerne auch für kriegeriſche Zwecke das Gebirge kennen, und wie die Gegend dem Lande zur Vertheidigung diene, werde ſorgfältig erwogen. Ein tiefes Studium der Art verwandelt das Land in eine unüberwindliche Feſtung. Kein Land kann größere Heere zu euch ſchicken, als ihr vernichten könnt. So mit dem Lande verſchmolzen, ſey ein nie erſchlaffender, feſter Sinn das innere Heiligthum. Glaubt nicht, daß Konſtitutionen die Völker befreien. Durch Worte und Paragraphe kann man ſo große Dinge nicht ausrichten, nur durch den heiligen Geiſt, der in und mit den Worten iſt. Trauet nicht auf allgemeine Begriffe, die in Sentenzen verborgen, euren graden Sinn berücken wollen. Glaubet nicht, Fremde können euch durch fremde Weiſe glücklich machen. Seyd eigene Pfleger des eigenen Glücks, wie es Gott will. Ein jeder ſoll der Nation gehorchen und ihrem heimiſchen Stellvertreter; die Nation keinem. Frei walte der forſchende Geiſt in eurem Lande, kein enger Sinn ſchließe das Kühnſte und Herrlichſte aus. Was andere Länder euch Großes zeigen, das erkennet; ihre theuer erkaufte Erfahrung ſey euch wichtig, aber theilt ihre Schuld nicht. Erhaltet den einfachen Glauben; duldet keinen andern. Schwer iſt es, die Rechte verſchiedener Glaubensgenoſſen abzuwägen, wo ſie ſind; ein Glück aber, wo nur ein Glaube herrſcht; denn das Widerſtreben erzeugt finſtern Haß; die Duldung gefährliche Gleichgültigkeit. Aber in der Andacht iſt der Völker innere Kraft verborgen, nur in und mit Gott ſind ſie ſtark. Kein treuloſer, meineidiger verrathe die Religion der Väter ungeſtraft in euren Kirchen. Gott ſey mit euch.

Alles, was wir bis jetzt betrachtet haben, ſoll ſich zuſammendrängen, um dasjenige, was uns in dieſer Zeit das Wichtigſte zu ſeyn dünkt, darzuſtellen, wie nämlich der Streit, der zwiſchen Frankreich und Deutſchland Statt findet, entſtanden iſt, ſich ausgebildet und welche Geſtalt er durch die neueſten Ereigniſſe angenommen hat; wir werden dann einſehen lernen, ob dieſer Streit ſchon in der That als beendigt anzuſehen iſt, oder nicht. Es iſt unſere Meinung, daß in ihm das eigentliche, höchſte Problem der gegenwärtigen Zeit verborgen liegt, und eben daher ſcheint es uns vorzüglich wichtig, das Weſen deſſelben feſtzuſetzen, woraus klar werden wird, daß er den Urſprung alles deſſen enthält, was Menſchen überhaupt entzweiet und mit ſich ſelber und Andern uneinig macht, daß er daher nie ruhen wird, daß er in einer Rückſicht keineswegs national, ſondern rein menſchlich, daß er aber eben durch die überwiegenden Potenzen entgegengeſetzter Richtungen national geworden iſt.

Der Menſch iſt nicht für die Erde geboren. Die eigentliche Blüthe ſeines höhern Daſeins kann ſich hier nicht entfalten; ja Alles, was er ſucht und findet, was in Worten laut, in Formen und Geſtalten offenbar wird, ſoll ihm nur Andeutung ſeyn; wenn es ihm mehr wird — und das iſt der allgemeine Trieb alles Gewordenen, daß es ein Abſolutes wirklich darzuſtellen ſtrebt, daß es Gott werden will — ſo ſtirbt es in dieſer Anmaßung. Der Staat ſoll, wie die Kirche, das Höchſte pflegen und andeuten. Wie in der chriſtlichen Kirche iſt im Staate die Liebe die Grundlage des ganzen Daſeins, wie dort der Glaube die Grundlage jeglichen Erkennens, in beiden die Hoffnung das Fundament alles Handelns, und die allgemeine Geſinnung, in welcher Daſein, Erkennen und Handeln ſich durchdringen, iſt vollkommene, unbedingte Hingebung, fortdauernde Selbſtaufopferung. Der Idee nach ſind daher Kirche und Staat nicht von einander unterſchieden. Die Liebe iſt das ſchaffende Princip des Staats, das Erkennen das ſondernde, das Handeln das fortbildende. Der Menſch will nicht ſeine Selbſtvernichtung, er ſoll ſie nicht wollen, aber er ſoll erkennen, daß ſeine wahre Selbſterhaltung eben durch das Ganze iſt, das Erkennen der Liebe aber iſt der Glaube, der auf ein Unwandelbares geht; wer ſie erkennt, beſitzt ſie; wer ſie beſitzt, ſtellt ſie dar, und im Erkennen, Beſitzen und Darſtellen thut ſie ſich als ewige Fülle des unvergänglichen Lebens kund. Daher kann keiner, der an der

Quelle das Ewige gekoſtet, den Tod kennen, den Untergang auch nur begreifen, viel weniger fürchten. Wenn man ſagt: die Staaten ſeyen Verbindungen, die Alles unterſtützen und befördern ſollen, was die Menſchheit aus ſich ſelber zu entwickeln vermag, ſo enthält dieſer Ausdruck, wenn er ſich ſelber verſteht, eben das, was wir behaupten, er darf nichts Geringeres darſtellen wollen. Aber der Staat iſt ſelber ein Irdiſches, wie der einzelne Menſch, ein Geſondertes, wie er. Auch er vermag, wo er in ſeiner höchſten Blüthe iſt, nur das Göttliche anzudeuten, nicht darzuſtellen.

Der Menſch in ſeiner irdiſchen Geburt wird von Verhältniſſen gefangen, er muß ſich ſelber erhalten; endliches Daſein erzeugt endliche Bedürfniſſe, die nur befriedigt werden durch eigene Anſtrengung. Dieſes Beſtreben ſondert ihn von allem; das endliche Daſein erhält ſich nur im Widerſtreben, und indem wir uns zu erhalten ſuchen, gelingt es nur, wenn wir alle Verhältniſſe beſonnen erwägen, gegen einander halten, alles Störende abzuwehren, alles Fördernde für uns zu gewinnen wiſſen. Wie es ſich mit den Menſchen verhält, ſo mit den Staaten, nur daß, wie durch dieſes bloß irdiſche Streben die Menſchen von den Staaten, ſo dieſe von den übrigen getrennt ſind und feindlich gegen einander ſtehen. Die Grundlage eines ſolchen Daſeins iſt Selbſtliebe, die des Erkennens Unglaube, die des Handelns troſtloſe Verzweiflung; die allgemeine Geſinnung, in welche Daſein, Erkennen und Handeln ſich durchdringen, die zehrende, allenthalben bedingte Selbſtſucht. Wer nur in den Verhältniſſen ſich erkennt, der erkennt ſich als ein Einzelnes und erkennt überhaupt nur das Einzelne. Die wahre, unwandelbare Hoffnung iſt ihm nothwendig fremd, wie der Glaube.

Ein Streben, welches bloß auf das Endliche geht, würde gar keinen Beſtand haben, nicht einmal den Schein eines Daſeins erlangen, es vernichtet ſich nothwendig in ſich ſelber. Aber das Irdiſche, das Endliche iſt die Form, das Gewand des Ewigen und Großen; an und für ſich Nacht und Finſterniß wird es dennoch durch das höhere Streben verklärt, wie der geſunde Leib in der Seele aufgeht, durchſichtig wird durch die Seele. Dann iſt der ordnende Verſtand in ſeiner wahrhaften Glorie, das bildende, formende, für das Leben ſelber entfaltende Prinzip. Geſchlechter und Völker wie einzelne Menſchen werden aus dem Ewigen geboren, und dieſes iſt es, was ihrem Daſein Kraft giebt, die eigentliche Seele des Daſeins, die, ſo lange ſie ſich entwickelt, aus dem ewigen Strome des uranfänglichen Lichts entſpringt, ohne alle Richtung gegen ſich ſelbſt. Dann aber entſteht die Neigung, ſich ſelber zu faſſen, zu begreifen, und mit dieſer das Erkennen. Der Glaube erſcheint erſt als Glaube durch das Erkennen, die Kindheit der Geſchlechter wie der einzelnen Menſchen kennt den Glauben als ſolchen nicht, weil ſie ganz in ihm verſunken iſt. Indem das Endliche aus der unverſiegbaren Quelle aller Geburt hervortritt, entſteht eine Zeit der Verheißung; wenn es ſich ſelber darzuſtellen vermag, hat es die Blüthezeit erreicht, die Zeit der Erfüllung. Dann hat das Ewige den Schein überwunden, dann ſpielt es mit den rohen Elementen des

Lebens, und was den Menſchen ſonſt hemmt, ängſtigt und quält, dient ihm dann, das Irdiſche ſelbſt iſt durchſichtig für die Seele ſolcher glücklichen Zeiten. Aber was im Kampf mit dem Endlichen geboren ward, was irdiſch ſich entfaltet, ſoll ſterben — das Erkennen iſt der Verſtand, der den Glauben als Grundlage betrachtet, das endliche Begreifen iſt der Verſtand, der das Erkennen als Grundlage annimmt. Indem der Glaube zurückgedrängt wird, vermag das Erkennen ſich nimmer zu faſſen, was alle Klarheit urſprünglich in ſich enthielt, erſcheint als Nacht, und das erwerbene Licht überſchattet das uranfängliche. Aber was in Verhängniſſen geboren iſt, enthält den Keim der Vernichtung in ſich ſelber. Gegen einander geſtellt, ſich hemmend und wechſelſeitig verdrängend, wollen Menſchen wie Geſchlechter ſich erhalten durch Vereinkunft, durch einen Frieden, der den Krieg nährt und unterhält. Das Eigenthümliche iſt das Urſprüngliche, wie es das Lebendige iſt, eben der irregeleitete Verſtand ſucht das Allgemeine, eine Form für alle Menſchen, eine Form für alle Staaten, eine Form für das Daſein überhaupt. Wie das Endliche in ſeiner fröhlichen Entwickelung geboren ward aus dem Unendlichen, ſo wird dieſes Unendliche — die Hyperſthenie der Völker — aus dem vollendet Endlichen geboren; wie jenes auf die Geburt, ſo deutet dieſes auf den Untergang alles Lebens der Menſchen, es iſt die centrifugale Tendenz. Das Ewige entflieht der Erde, und der entſeelte Leichnam bleibt zurück.

Die bedeutendſten Völker ſind in dieſer Rückſicht vorzüglich merkwürdig. Griechenland war es vergönnt, kurz nach ſeiner Blüthezeit zu ſterben, Rom ſtarb an Alter und Schwachheit, aber die erobernde univerſelle Richtung war mit einer geiſtigen verbunden, die alles um ſich her ergriff und einer jeden Eigenthümlichkeit anderer Völker den Untergang drohte. Die Sprachen löſten ſich, indem die Völker univerſell wirkten, bei beiden gleichſam von dem heimiſchen Boden los; ja nachdem die Griechen als Volk alle Bedeutung verloren hatten, lebte ihre Sprache, ihre Kunſt, ihre Denkweiſe, wenn auch nicht begriffen, unter den Römern fort, wie die griechiſche und römiſche Sprachen unter den germaniſchen Völkern unſterblich geworden ſind. Griechenland bauete ſeine univerſelle Größe, in und mit welcher es unterging, über den Trümmern der eigenen Eigenthümlichkeit, und Sparta, Athen, Theben mußten ihre urſprüngliche Bedeutung verlieren, damit Alexander groß würde, es dehnte ſich aus über das ſchon zerfallene Aſien, welches den Griechen troß aller Berührung durch Kriege fremd geblieben war, und das ſie in dem Augenblick des Unterganges ſelbſt nicht verſtand. Rom, in der glänzendſten Epoche ſeiner univerſellen Größe, ſtand einzig in der Welt da; es war die größte, allgemeinſte, am wenigſten Eigenthümliches duldende Richtung, welche die Geſchichte ſah. Rom ſchnürte die Erinnerung aller Völker in eine kryſtalliſirte Form ein, der jeden lebendigen Athemzug erſtickte, und nur der Hauch der ewigen Liebe vermochte die Ketten und Bande zu löſen, die jeden Gebornen ergriffen und dem herrſchenden Dämon opferten. Als es nur ein Volk gab, war kein Volk in der Geſchichte da.

Seit das Chriſtenthum geſchichtlich geworden, kann eine Univerſalmonarchie im alten Sinne nie mehr entſtehen. Das Chriſtenthum unterhält, belebt ein jedes eigenthümliche Daſein bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, und das eben iſt das große, wundervolle Geheimniß der ewigen Liebe, das geſchichtliche Wunder, welches offen und klar geworden iſt, und wodurch die neuere Zeit ſich von der alten ihrem Weſen nach unterſcheidet. Eine wahre Univerſalmonarchie kann ſich nur auf den Trümmern des Chriſtenthums erheben; ſie würde jener ewigen Verheißung Hohn ſprechen, denn ſie iſt heidniſch, weil ſie aus der Vergötterung irdiſcher Kraft entſpringt und dieſe darzuſtellen ſucht. Die Hierarchie in ihrer Blüthezeit unterhielt nicht allein die Eigenthümlichkeit der Völker, unter ihrem Schutze entwickelte ſie dieſe bis zur unüberwindlichen Kraft. Als ſie verſank, entſtand eine doppelte Richtung — die der Wiedergeburt der Kirche aus ſich ſelber, die nothwendig für die Kirche revolutionär erſchien, — die Reformation — und die des gleichgültigen Abwendens von der Kirche, von der Religion, durch die alleinige Huldigung des Verſtandes — die Aufklärung. Die letzte enthielt allerdings den Grund zu einer Univerſalmonarchie, ja wenn dieſe Richtung allgemein herrſchend geworden wäre, ſo wäre eine ſolche Weltherrſchaft ihr nothwendiges Product; auch iſt jene univerſelle Richtung ein nothwendiges Moment der Geſchichte zu allen Zeiten, und wie ſie ſich bis in unſere Tage entwickelte, fortbildete und Alles zu verſchlingen drohte, das iſt Frankreichs Geſchichte und Deutſchlands Schattenſeite. Da dieſe Völker nur in und mit einander begriffen werden können, ſo wollen wir dieſen einen für uns dunkeln Standpunkt der Betrachtung zuerſt wählen, wir wollen ſie bis auf die Gegenwart in aller ihrer Troſtloſigkeit verfolgen, damit es uns klar werde, wo das Verderben, wo die Vernichtung ſey, und von woher uns die Hoffnung allein komme.

Man hat viel von der Gefahr einer Univerſalmonarchie geſprochen, die uns ſeit Karl des Fünften Zeit von dem öſtreichiſchen Hauſe drohe: ja Franz der Erſte erſchien, mit Luthern, ſelbſt bedeutenden Geſchichtsforſchern als Retter europäiſcher Freiheit. Dieſe Furcht ſchien mir von jeher grundlos. Wo lagen die geiſtig univerſellen Momente, die allein eine ſolche Weltherrſchaft begründen können? Lagen ſie in dem, mit aller ſeiner großartigen Eigenthümlichkeit, dennoch durch Lage und Schickſale von dem übrigen Europa gleichſam ausgeſchloſſenen Spanien, welches, anſtatt aus ſich eine Zukunft zu gebären, vielmehr eben merkwürdig war durch das feſte Anſchließen an die Vergangenheit? Lagen ſie in dem zertheilten Italien, welches ſeit mehr als einem Jahrtauſend keinen Mittelpunkt der Verbindung hatte finden können? oder in dem gährenden Deutſchland, oder in den Niederlanden, deren Neigung, ſich von der großen Verbindung, die ihre Eigenthümlichkeit bedroht, zu trennen, ſich gar nicht verhehlen ließ, oder ſpäter in Böhmen und Ungarn? Daß ein Haus, welches ſo weitläufige Länder beherrſchte, ſich mächtig dünkte, das war natürlich, aber es war dem nationalen Geiſte der Völker keinesweges gefährlich, konnte es nicht ſeyn. Es war von den Ländern, die es beſaß, mehr beherrſcht, als es dieſe beherrſchte, und der Regent mußte in Spanien, in Italien, in Deutſchland, in den Niederlanden als eine andere Perſon erſcheinen. Wir wollen als das äußerſte annehmen, es wäre die Abſicht des öſtreichiſchen Hauſes geweſen, das deutſche Reich in eine öſtreichiſche Monarchie zu verwandeln, um von dieſem Mittelpunkte Europa's aus die übrigen Länder zu bezwingen, geſetzt, und dieſes war ohne allen Zweifel das, was die Deutſchen befürchteten, vielleicht nicht ohne Grund, es wollte die Gewalt äußerer Beſitzungen mißbrauchen, um dieſen Zweck zu erreichen. War denn aber das öſtreichiſche Haus Rom? Sind die einzelnen deutſchen Staaten mit den von dieſem unterjochten italieniſchen Völkern zu vergleichen? Wir behaupten keinesweges, daß nicht die ehrgeizigen Pläne Karls des Fünften durch Luther, durch Moritz von Sachſen, den man nie ſchmähen darf, und durch Franz den Erſten gehemmt wurden und ſcheiterten, aber daß der Ehrgeiz irgend eines Fürſten, der übermächtigſte Beſitz in ſeiner Gewalt, die größten Eigenſchaften, ihn in den Stand ſetzen ſollten, eine Univerſalmonarchie zu gründen, das müſſen wir durchaus leugnen. Aus Frankreich entwickelte ſich die Neigung zur Univerſalität, das Beſtreben, die eigene Richtung, nachdem ſie die innere Eigenthümlichkeit verſchlungen hatte, in eine allgemeine zu verwandeln, die Neigung anderer Völker, ſie für eine ſolche gelten zu laſſen, und dadurch allein entſtand die Gefahr, die wirkliche, tief gegründete, für die europäiſche Freiheit.

Die moderne Politik hatte ſich auf den Trümmern der Hierarchie erhoben; der ſich ſelbſt überlaſſene Verſtand ſollte das religiöſe Band erſetzen, und da er nur in und durch das Endliche iſt, dieſes für ihn allein Bedeutung hat, ſo kann er nicht ruhen, bis er einen äußern Mittelpunkt findet, an welchem er ſich in Leben und Denken zu halten vermag. Die wahre Freiheit iſt mit innerer inniger Verknüpfung eins, ihr Geheimniß iſt die Liebe, der Glaube; wenn aber das Streben nach Freiheit in Vereinzelung ausartet, ſo iſt eine äußere Verknüpfung nothwendig, um ſo äußerlich wie innerlich die gefallene Maſſe zuſammen zu halten, und dieſe falſche Freiheit endigt daher nothwendig in Knechtſchaft, ja in ihr iſt der eigentliche Urſprung der Knechtſchaft zu ſuchen. Alle Kämpfe der neuern Zeit ſind recht eigentliche Religionskriege, deſto wahrhafter, je mehr die Völker ſich gegen die Benennung ſträubten. Unter dieſen Kämpfen verſtehen wir nicht diejenigen, die mit äußern Waffen Statt fanden, und die vielmehr erſt in den neuern Zeiten einen nationalen und mit dieſem religiöſen Charakter anzunehmen anfangen, vielmehr jene innern Kämpfe, die ſich in allen Verhältniſſen wahrnehmen laſſen, in welchen Glaube und Verſtand ſich beſtritten, Kämpfe, denen keiner entging, und in welchen zwar Jahrhunderte lang der Verſtand immer mehr und mehr den entſchiedenen Sieg zu erringen ſchien; aber mit ſeiner höchſten Kraft auch ſeine innere Schwäche fortdauernd klarer und deutlicher entwickelte, und eben, wo er den höchſten Sieg errungen zu haben wähnte, in ſeiner gänzlichen Erlähmung ſich erkennen mußte.

Wie jener, immer mehr von dem Glauben, von der Vergangenheit ſich abwendende Verſtand ſich geſtaltete, wie er das heitere Daſein des deutſchen Reichs begrub, wie er einen Mittelpunkt in Frankreich fand, und ſich dort vereinigte, in dem Maße, als er in Deutſchland zerſplitterte, haben wir ſchon für die frühern Zeiten zu entwickeln geſucht, und wie es ferner geſchah bis auf unſere Tage, ſoll nunmehr in allgemeinen Zügen dargeſtellt werden.

Zwar ſchien der Kampf zwiſchen Karl dem Fünften und Franz dem Erſten perſönlich, weniger national, ja daß er die letztere Benennung nicht verdient, das beweiſen ja wol vorzüglich die unverträglichen Maſſen, die durch Zufall ſich unter Karl des Fünften Fahnen verbanden, das eben ſo fremdartige Bündniß zwiſchen Franz dem Erſten und den Proteſtanten. Aber es war dennoch keinesweges, wie es ſchien, ein bloß äußerlicher, perſönlicher Kampf. Es war die Vergangenheit und die Zukunft, die mit einander rangen. Da wir hier die neueſte Zeit und ihren Kampf wollen verſtehen lernen, ſo wollen wir dasjenige vorzüglich betrachten, was damals eine ſolche verſprechend, ſich regte. Niemals haben, um eine neue Geſtalt des Geſchlechts zu bilden, die äußern und innern Elemente des Daſeins, der Verſtand und der Glaube, ſich ſo entſchieden in entgegengeſetzter Richtung getrennt. Jener, deſſen Richtung Univerſalität war, entwickelte ſich vorzüglich in Frankreich, und die frühern Schickſale des Volks hatten den Grund zu dieſer Entwickelung gelegt, er gewann das Uebergewicht in allen Verhältniſſen des Staats und des äußern Lebens, dieſer, der auf das Eigenthümliche, wahrhaft Freie geht, ſchien ſich in ſeiner Richtung vom Leben abzuwenden, um Beides in ſeiner Wurzel darzuſtellen, und dieſe Wiedergeburt entſprang in Deutſchland. Es wäre eine Thorheit, wenn man behaupten wollte, daß jenes Element rein durch Frankreich, dieſes durch Deutſchland dargeſtellt wurde — das Leben ſelber iſt die Einheit beider, wohl aber mag man eine überwiegende Potenz wahrnehmen, die Völker und ihr Leben ſondert. Den ſchmalkaldiſchen Krieg führten die Deutſchen rein unter ſich, der erſte große Zwieſpalt des Reichs in ſich ſelber; aber kaum war jener Krieg geendigt, ſo fingen die Hugenotten Kriege in Frankreich an. Es war der Kampf der getrennten Elemente, die ſich hemmend gegen einander anhäuften, eine Zeit der Greuel und Verwüſtung, großer Tugenden und großer Verbrechen. Canzler Hoſpital und Coligny glänzten, während ein teufliſches Weib die Bluthochzeit, aus welcher Heinrich der Vierte und Sully kaum gerettet wurden, veranſtaltete. Wenn andere Nationen, beſonders die Spanier und Engländer, indem die Furie losgelaſſen wird, wild und barbariſch tödten, ſo hat die Rohheit doch ſelbſt einen ſtrengen Charakter; aber jene raffinirte Wolluſt der Grauſamkeit, die ſo ekelhaft wie verabſcheuungswürdig iſt, findet man in der That ſo grell hervortretend nur bei den Franzoſen. Der Paſſauer Vertrag, durch den großen Moritz erzwungen, hatte die

Streitigkeiten in Deutſchland zugedeckt, während die gährenden Stoffe ſich immer drohender unter einander wälzten. In Frankreich hatte, wie eine jede tiefe nationale Bewegung, ſo auch dieſe, ein geſunkenes Königshaus verſchlungen, und das Haus Valois zwar ausgeſtorben, verſchwand, nachdem es durch Schwäche und Verbrechen ein Gegenſtand der Verachtung der Nation geworden war. Unter Heinrich dem Vierten herrſchte jenes äußere Gleichgewicht, welches, um ſich erhalten zu können, eine große Perſönlichkeit erfordert und dieſe vorzüglich gedeihen läßt zwiſchen Vergangenheit und Zukunft einer Seits, zwiſchen den beiden Elementen der Zukunft anderer Seits ſchwebend, war Friede in Frankreich nicht allein, wir dürfen wohl ſagen in Europa, durch einen König und einen Miniſter vermittelt, die zu den ſchönſten Erſcheinungen der Geſchichte gehören. Ja wie Heinrich der Vierte der liebenswürdigſte aller Könige, ſo war Sully der treueſte, gewandteſte und frömmſte aller Miniſter. Das Ritterliche, die bürgerliche Rechtlichkeit und Treue, wie ſie, wenn auch durch den herrſchenden Sinn zurückgedrängt, einen Grundzug des Charakters der Franzoſen war, wurden durch die mächtigſten Perſonen repräſentirt. Dürfen wir es wohl einen Zufall nennen, daß beide an der religiöſen Wiedergeburt Theil nahmen? Durch Heinrichs innere Gewalt ſah man Frankreich eine Rolle in Europa ſpielen, die, zwar unter ſehr veränderten Umſtänden, mit der unter Ludwig dem Heiligen verglichen werden kann. Sein Einfluß verhinderte den Ausbruch der mannichfaltigſten Gährungen in England, wie in

Deutſchland, er hemmte die drohende Gewalt des tyranniſchen ſpaniſchen Philipp, und die Hoffnung der Befreiung für die Niederländer erhielt durch ihn einen feſten Grund. Wohl war es für einen Mann, deſſen ſchönes Daſein ſo wohlthätig wirkte, natürlich zu glauben, daß jenes ſchwebende Gleichgewicht ſich fortdauernd erhalten ließe, daß eine beſtimmte Anordnung der widerſtrebenden Maſſen einen bleibenden Frieden hervorrufen könne, und in dieſem Sinne war der Entwurf einer Weltrepublik der liebſte Traum eines großen Königs. Zwar wollen wir nicht leugnen, daß ein längeres Leben ihm vielleicht vergönnt hatte, die Anfänge, die auf die Gegenwart berechnet waren, in die Wirklichkeit zu rufen; aber zu tief lagen die Elemente des großen Kampfes, ſein Verhältniß zu Deutſchland ging ſchon über das Maß des Gleichgewichts hinaus, welches äußerlich immer nur vorübergehend iſt. Die Richtung, die Frankreich nehmen ſollte, war ſchon ſeit Jahrhunderten beſtimmt, und wie ſpäter der Catholicismus in England nach harten Kämpfen zurückgedrängt ward, ſo mußte die Reformation jede nationale Bedeutung verlieren in Frankreich. Denn das überwiegende Element des bloß äußern Verſtandes und ſeines in dem Endlichen befangenen Sinnes ließ die Tiefe einer religiöſen Begeiſterung und nationalen Belebung nicht aufkommen. Immer mehr wandte ſich die Nation von dem Religiöſen ab, die ſterbende Form zerfiel durch Nichtachtung und durch untergeordneten Gebrauch; zuſammenſtürzen konnte ſie nur durch poſitive That, die ſelbſt aus den Tiefen der Religion hervorgehen mußte. So beſchleunigte die Mörderhand, die das ſchönſte Leben traf, Frankreichs ſchwarzes Verhängniß und leere, einſeitige Glorie, Deutſchlands Unglück und die Entwickelung der Gährungen, deren Stoff ſich Jahrhunderte lang geſammelt hatte.

Bei Allem was folgt vergeſſe man nicht, daß es unſere Abſicht iſt, Deutſchlands Schattenſeite darzuſtellen. Dieſes Reich war beſtimmt, den tiefen Kampf der Zeit in ſeinem Innern durchzukämpfen, und während in England der Proteſtantismus in bürgerliche Verfaſſung gefeſſelt, die nationale Freiheit erhielt, diente in Frankreich der untergeordnete Catholicismus als Grundlage eines Hofſyſtems, welches alle Kräfte der Nation nach einem endlichen Mittelpunkte hinzog, und dieſem opferte. In Deutſchland verlor die Vergangenheit alle Kraft und Bedeutung im Ganzen, man hing ihr mit Ernſt an, oder man bekämpfte ſie mit Ernſt, die Klugheit, ſie zu brauchen, verſtand der Deutſche nicht, die Zukunft aber hatten ſie eben ſo, wie man es ihnen vorwerfen muß, viel zu gründlich gefaßt, ſie glaubten die bürgerliche Freiheit nicht durch Verfaſſung, ſondern in ihrer tiefſten Wurzel begründen zu müſſen, und ſo blieben die Groſſen hinter dem franzöſiſchen Hof, die Bürger hinter der engliſchen Nation zurück, und mußten eine Beute der klugberechnenden Nachbarn werden. Zwar dieſes Schickſal hätte Deutſchland nie treffen können, wenn es nicht verſchuldet wäre. Aber die Begeiſterung für den Glauben artete in Haß aus, das Lebendige des Glaubens, welches nur in fröhlicher Entwickelung Bedeutung hat, verſteinerte in kümmerliche

Formen, deren ſcharfgezogene Gränzen nur zu oft mehr durch Haß als durch Liebe gezogen wurden, ja zuletzt ſollte der Glaube ſelbſt, der nur durch die Liebe genährt wird, aus dem Haſſe hervorgehen, die Begeiſterung des Volkes ward von einigen Fürſten zu unedlen Zwecken gemißbraucht, und weil ſie wohl fühlten, daß ihnen die politiſche Gewandheit abging, ſo ſuchten ſie durch verrätheriſche Verbindung mit dem lauernden Feinde ſich zu ſtärken. Nur wie ein glänzendes Meteor trat der große Guſtav Adolph hervor und verſchwand wieder, durch ihn fand die Begeiſterung einen Mittelpunkt und wollte einen heitern Charakter annehmen, während das unglückliche Deutſchland in ſeinen eigenen Eingeweiden wühlte. Schwache proteſtantiſche Fürſten hatten für die heilige Sache nur ein halbes Herz, der Kaiſer faßte die Zeit nicht, Heere bildeten ſich, die von den in ſich zerriſſenen Völkern getrennt, aus Räubern zuſammengeſetzt mit Andacht, Glauben und bürgerlichem Daſein ein freches Spiel trieben, und nicht eher ruheten die Verblendeten, als bis Alles, was die Vergangenheit Großes und Herrliches hatte in ſich zertrümmert war, die Erinnerung erloſchen, was den Krieg veranlaßt hatte, in trüben Formen gefeſſelt nur dem ſtumpfſinnig brütenden Bewußtſein vorſchwebte, die Sprache verwildert, Wiſſenſchaft und Kunſt gelähmt waren, die Poeſie verſchwunden, oder in einzelnen zerſtreuten Tönen übrig blieb, die nirgends einen nationalen Mittelpunkt fanden, und über den ausgebrannten Ruinen Fürſten, ſtumpf wie das ausgeſpielte Daſein, über entkräftete Provinzen regierten, alle nur an der Erhaltung der eigenen

Familien denkend, und mit Recht; denn der deutſche Gemeinſinn war, wie es ſchien, auf immer erloſchen, aus den zerfallenen Trümmern war der belebende Geiſt entwichen, der größte Fürſt würde ihn vergebens beſchwören, und ſo ward das herrliche Reich, welches die ſchönſte Zeit des heiterſten Lebens aus ſich entwickelt hatte in Edicten, Tractaten, Clauſeln, Verwahrungen, Receſſen, in Reichstagen, Kammern und Hofgerichte begraben, und vergebens ſuchte man ſelbſt durch Berge von Papier, durch ſchauderhaft auf einander gethürmte barbariſche Werke durchſchwimmend auch nur eine Spur des vormaligen Lebens zu finden, ſo daß die ſonſtigen Zeugniſſe, die für eine vormalige große Zeit ſprachen, immer mehr und mehr bezweifelt wurden, und die Beſonnenſten vermeinten, es ſey wohl nur ein Aberglaube und ſolche Zeiten wären niemals dageweſen.

Während dieſer Zeit lauerte der tiefſinnende Richelieu, und wenn wir denjenigen, der die zweckmäßigſten Mittel für ein großes Ziel zu benutzen, der mit faſt nie geſehener Klarheit die verworrenen Faden des großen Staatenlebens für ein ſolches Ziel zu entwirren und alle nach dieſem einen Punkte hinzulenken weiß, groß nennen dürfen, ſo kann keiner leugnen, daß Richelieu einer der größten Männer war, die je gelebt haben. Durch ihn erhielt Frankreich zuerſt einen wahren Mittelpunkt für ſeine Entwickelung und die Knoſpe fing an ſich zu entfalten. Vergebens ward er gehaßt, er war ſelbſt die gelungene Darſtellung deſſen, was die Zeit wollte, alles Widerſtreben war nutzlos. Der erwachte Geiſt des Verſtandes hatte ihm in Frankreich von allen

Seiten vorgearbeitet. Die Religion ſank in ſich zuſammen, und was noch übrig war, ward ſorgfältig unterhalten, weil es ein nützliches Material ſchien für politiſche Zwecke. Durch den Hof ging der einzige Weg ſich auszuzeichnen, und da ein jeder Widerſtand vergeblich war, ſo ſchien das Klügſte zu ſeyn ſich des Hofes zu bedienen, aber wer in ſeine Nähe kam, ward unwiderſtehlich angezogen. Carteſius hatte für die Philoſophie die Brücke der Vergangenheit hinter ſich zurückgeſchlagen, und wie der Glaube der Kirche für den Staat ein Mittel war, um eine ſchöne Gegenwart zu gründen, ſollte auch die Philoſophie von neuem begründet das Ueberlieferte nur als ein Untergeordnetes benutzen So entſtand eine Begriffsphiloſophie, die, indem ſie das Begründen als ein endliches Problem betrachtete und Das, was ſeinem Weſen nach Einheit der Ueberlieferung und des Erworbenen war, verkannte, nothwendig immer tiefer in die Gewalt des Endlichen gerathen und mit einem dogmatiſchen Materialismus endigen mußte. Die Engländer ſtellten ſich nur negativ gegen die Philoſophie; ſie bezweifelten ihr Daſein, aber eben durch den Zweifel ward ihre Möglichkeit wenigſtens geahnet. Das nie unter keiner Bedingung, auch nicht als Täuſchung Daſeyende kann ja auch nicht bezweifelt werden. So ſind die Engländer Skeptiker, die Franzoſen antiphiloſophiſche Dogmatiker, ſie ſind im Beſitz einer eigentlich poſitiven Antiphiloſophie, die, je mehr ſie ſich ausbildete, deſto vollkommener alle Ahnung der Philoſophie ausſchließen mußte. Dieſer Dogmatismus der Franzoſen, der ihr ganzes Denken charakteriſirte, iſt mit der monarchiſchen Form des Staats einerlei. Sie müſſen einen endlichen Mittelpunkt haben im Denken, wie im Leben. Wir reden hier von der Philoſophie, weil ihre letzten Spuren in dieſer Zeit aus Frankreich verſchwanden, wie früher die eigentlich nationale Poeſie verſtummt war. Paſcals einzelne Ideen, Mallebranche Ahnungen enthielten die letzten Aeußerungen der verſcheidenden Philoſophie in Frankreich. So war nun Alles fertig, und für die Zukunft zubereitet. In dem großen öffentlichen Leben ſtörte die Religion nicht mehr, die Poeſie war abgewieſen, mit der Philoſophie war man fertig, Alles konnte ſich ungehemmt, ohne ein Hinderniß nach dem einen Punkte der irdiſchen Klarheit wenden. Alles Beſchränken vervielfältigt die Kraft, und daher mußte Frankreich herrſchen, denn was in dieſem Lande mächtig war, hatte auch die übrigen Länder Europa's ergriffen, nur mußte die Entwickelung mit widerſtrebenden Elementen kämpfen, und was in Frankreich in eigener Klarheit und Rundung ſich bildete, diente in andern Staaten, vor Allem in Deutſchland, nur dazu das Leben zu verdüſtern, die eigene Natur in ſich unſicher zu machen, und alle Verhältniſſe chaotiſch unter einander zu werfen.

Während die ſchöne, tiefgemüthliche und anmuthige Sprache der Deutſchen immer mehr an Wohlklang wie an Bedeutung verlor, bis endlich eine Anzahl roher, barbariſcher Worte ſich unförmlich über einander wälzten, ward die franzöſiſche Sprache immer gewandter, zierlicher, ſicherer und feſter in ſich wie das ganze Leben. Sie ward als die diplomatiſche allgemein anerkannt, und ſchon dadurch das geiſtige Uebergewicht der

Franzoſen von allen Nationen zugeſtanden, ja wir dürfen behaupten, daß die franzöſiſche Diplomatik in und mit dieſer univerſellen Richtung der Sprache entſtand und daß ihre Gewalt über Europa auch dann erſt verſchwinden wird, wenn die Sprache völlig innerhalb ihrer eigentlichen Gränzen gewieſen iſt. Die franzöſiſchen Krieger hatten die Kriegskunſt zwar ausgebildet, aber großartige Kriege kannte man, ſeit dem Uebergewicht von Frankreich nicht mehr, und Condé und Turenne werden vielleicht in der Geſchichte der Kriegswiſſenſchaft, keineswegs aber in der Geſchichte der Völker als groß erſcheinen. In dieſer Lage ward der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen, durch welchen das umſtrickte, in ſich ſelber verworrene Deutſchland von ſeinen Fürſten verrathen, an Frankreich und an der eigenen innern Schlechtigkeit verkauft ward.

Und nun trat die geprieſene Zeit Ludwigs des Vierzehnten hervor. Richelieu hatte die Proteſtanten in Frankreich verfolgt, indem er ſie in Deutſchland unterſtützte — mit Grund; denn dort waren ſie ihm gefährlich, auf die todte Grundlage einer erſtorbenen religiöſen Form ſollte die Weltherrſchaft gegründet werden, hier waren ſie ihm nützlich, denn die rohe Zukunft allein konnte die Vergangenheit in Deutſchland lähmen, mit dieſem jede noch beſtehende Kraft, und an die Bedeutung einer freien wiedergeborenen Begeiſterung konnte kein Franzoſe glauben. Der franzöſiſche Diplomatiker glaubte nur an die zerſtörende Kraft des Proteſtantismus, die Proteſtanten erſchienen ihm nur als thörichte Schwärmer, die über die zukünftigen Güter die gegenwärtigen verabſäumten — ſie ſollten Deutſchland vernichten, mit ihrem unklugen Streben dem Beſonnenen als Mittel dienen, und thaten es — aber von Frankreich mußte man dieſe unnütze, trübſelige Schwärmerei, die nur in dem klaren Gewebe Unordnung und Störung hervorbrachte, ſorgfältig abhalten. Die Jeſuiten waren die Beſchützer des alten Glaubens in Frankreich; — ebenfalls nicht ohne Grund — denn eine Geſellſchaft, die alle Mittel der Politik für die Religion in Anſpruch nahm, mußte ſich auch der Politik unterwerfen, und der Staat und die Geſellſchaft nährten ſich einander, nur daß das religiöſe Streben, welches zu politiſchen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt nie ſo rein in ſich geſchloſſen ſein kann, wie das politiſche, welches ſich nicht ſcheuet die Religion zu brauchen. Unter Ludwig dem Vierzehnten brachen die Streitigkeiten zwiſchen den Janſeniſten und Jeſuiten aus — die letztern waren gutmüthige Schwärmer, wenn ſich auch ahnen läßt, daß in einem Staate, deſſen künſtliches Daſein durch die verworrenſten Fäden der Intrigue zuſammenhing, dieſe nicht ohne Einfluß war. Man durfte die alte Grundlage des Catholicismus, auf deſſen morſchen Trümmern das ganze Gebäude ruhte, nicht antaſten, der herrſchende Staatsverſtand überließ aber Alles ſich ſelber, und das Volk, unreif für die Weisheit der Diplomatik, war dem finſterſten Aberglauben Preis gegeben. Die Vernunft iſt die ewige Vermittlerinn zwiſchen Glauben und Verſtand; aber dieſe war vernichtet und die rohen Elemente des getrennten Glaubens und des Verſtandes fanden nirgends eine Berührung. Daher war in neuern Zeiten das franzöſiſche Volk, das am meiſten aufgeklärte, und abergläubiſche zugleich. Mitten in Paris geſchahen lächerliche Wunder, und die franzöſiſche Polizei vermochte kaum dieſes Geſpenſt einer vergangenen Zeit zu bannen. Aber durch Boſſuet ward der Catholicismus in ein Syſtem gebracht — früher war es ein Leben geweſen — und die Verſtandesconſequenz ward durch Alles befeſtigt, was die ausgebildeteſte Sprache an Beredſamkeit und Kraft zu leiſten im Stande war. Einer lebte damals, dem das Chriſtenthum ein inneres Heiligthum war, der in ſeinem tiefen Gemüth die Urquelle des Heiligſten ſuchte, einer, den wir dem Sinne nach mit Tauler vergleichen möchten — der anmuthige und innig fromme Fenelon, von ſeinem Zeitalter, wie natürlich, nicht geachtet. Der König ſelber theilte das Schickſal ſeines Volks und ſchwebte unſicher zwiſchen innerm Aberglauben und äußerer Politik. Jener bewog ihn die Reſte des Proteſtantismus zu vernichten, und das Zeitalter, welches die religiöſe Indifferenz, Toleranz und alle moderne Herrlichkeit gebar, mußte im ſonderbaren Widerſpruch mit ſich ſelber, das Schauſpiel einer Religionsverfolgung geben.

Der Leichnam der Philoſophie ward durch Bayle in einem gelehrten Wörterbuche begraben. Wenn man die philoſophiſchen Artikel durchlieſt, ſollte man glauben, es habe nie eine Philoſophie gegeben. So ſehr war die Kunde von aller Speculation ſchon verſchwunden, daß man ſie nicht einmal in ihren urſprünglichſten, in ihren reinſten Quellen ahnete. — Die ganze Vergangenheit war mit ihr begraben, und der Verſtand ſtimmte ſein Triumphlied auf dem Grabe des erſchlagenen Feindes an. Von jetzt an gab es nur Gegenwart, nur Erfahrung, nur Endliches und Verhältniſſe des Endlichen. Religion und Grab waren Synonyme, gefürchtete Geſpenſter, und an die Stelle der Speculation, die nach der Religion nothwendig hinweiſt, trat die moderne Phyſik mit ihrem Beſtreben das Endliche, Erſcheinende aus ſich ſelber zu begreifen.

Unter allen geiſtigen Richtungen einer Nation ſpricht aber keine die Nationalität ſo beſtimmt aus, wie die Poeſie. Dieſes iſt der Vorzug, den ſie dadurch erhält, daß ſie das ſchwebende Gleichgewicht des Ewigen und Erſcheinenden iſt. Ganz kann die Poeſie in keinem gebildeten Staate fehlen, aber ihre Elemente durch ungünſtige Verhältniſſe zerſtreuet, können oft, wo ſie wahrhaft tief und bedeutend ſind, dennoch das Wort der Verbindung, die Darſtellung nicht finden. So gibt es bei bedeutenden Menſchen Zeiten, in welchen die Fülle der Gefühle, der Anſchauungen, der Ideen, den Mittelpunkt geordneter Offenbarung zurückdrängen, und wenn die Darſtellung gelingt, wenn die äußere Vollendung und Rundung das Gefühlte, das Geahnete und Erkannte in eine liebliche und geſchloſſene Form, deren ſichere Umriſſe das Ganze überſchauen laſſen, zuſammenzufaſſen vermag, iſt der innere Reichthum nicht ſelten vermindert. So gibt es in der Geſchichte epiſche Zeiten ohne Epos, wie wir in unſern Tagen, ja ſeit Virgil, Epopeen genug ohne epiſche Zeiten ſahen. In Spanien, in England entſtand das Drama unmittelbar aus einem poetiſchen nationalen Daſein. Wenn auch Reflexion bei Shakeſpeare verhältnißmäßig mehr als bei Calderon hervortrat, ſo war ſie dennoch lebendig aus der Poeſie ſelber geboren, ja ſie iſt es, durch welche die Poeſie eigentlich kund ward, ohne tiefes Studium, ohne beſchränkende Beſonnenheit, ohne gedachte Abſichtlichkeit gibt es freilich keine Kunſt; aber dieſe ſoll, um die Poeſie wahrhaft zu fördern, aus einem national poetiſchen Leben hervortreten. Bei derjenigen Richtung des Geiſtes, die in Frankreich die herrſchende war, hatten ſich die Elemente des Daſeins umgekehrt, die Reflexion erſchien als Grundlage, ihre Prinzipien waren daher äußerlich beſtimmend, und eben daher hemmend, da ſie in den ſpaniſchen und engliſchen Dramen vielmehr auf eine lebendige Weiſe, und mit angeborner Sicherheit bildeten und geſtalteten. Unter ſolchen Umſtänden können zwar Dichter hervortreten, doch ſo, daß die aufgedrungenen Regeln als Feſſeln erſchienen, aber eine bedeutungsvolle nationale Poeſie konnte nicht gedeihen. Freilich iſt die Poeſie unter Ludwig dem Vierzehnten, wie die damalige Kunſt überhaupt, ächt franzöſiſch, auch in dieſer Richtung iſt es der Poeſie vergönnt, das reinſte Bild der Eigenthümlichkeit der Nation darzuſtellen, aber eben deswegen erſchien ſie als eine durch Bildung erworbene, in ihrer äußeren Darſtellung gegründet und vollendet bis auf das Kleinſte mit Sorgfalt erwogen und bearbeitet, ohne jene unendliche Naturfülle und Tiefe, jenen innern räthſelhaften Reichthum, der aus den innerſten, verborgenſten Geheimniſſen des Daſeins entſpringt, der nur da erſcheint, wo friſche Erinnerung an den kindlichen, an den jugendlichen Träumen der Nation hängt, und aus dieſen die göttliche Nahrung zieht. Es iſt nicht zufällig, daß in den franzöſiſchen Dramen fremde nicht heimathliche Geſtalten und Begebenheiten herrſchen, es war nothwendig. Zu leugnen, daß Corneille und Racine Dichter waren, iſt ohne allen Zweifel übertrieben, aber dem Schickſale der Zeit, des Volks, unter welchem ſie lebten, konnten ſie keinesweges entgehen. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß das Volk, welches viele Jahre früher in der Philoſophie die Ketten des Herkömmlichen, die Gewalt der herrſchenden ariſtoteliſchen Schule abgeworfen hatte, eben in der Poeſie den überlieferten ariſtoteliſchen und horaziſchen Regeln am meiſten unterworfen war, ja ſo ſehr, daß ſie dieſe als zum Weſen der Poeſie gehörig betrachten mußten. Wenn wir indeſſen die geſchichtliche Bildung der Nation erwägen, darf uns dieſes keinesweges wundern, vielmehr müſſen wir behaupten, daß der nämliche Gang der Entwickelung, der ſie dort ſcheinbar befreiete, hier an die Formen einer großen Vergangenheit feſſeln mußte. Es war die nämliche Erſcheinung in verſchiedenen Beziehungen betrachtet. Denn wie in frühern Zeiten die Poeſie lebendig war, während die Gedanken unſicher einen fremden Stützpunkt ſuchten, während die Wiſſenſchaften, welche aus Reflexion hervorgehen, faſt nur als Ueberlieferungen da waren, ſo ſah man jetzt die Reflexion als ein eigentliches Produkt eigene Wiſſenſchaften entwickeln, während die Poeſie zurückgedrängt ward; daher bedurfte dieſe von nun an, wie die Wiſſenſchaften früher eine fremde Stütze. Die ariſtoteliſchen Reflexionen über die Poeſie waren aber aus dieſer entſtanden, jetzt wollte man umgekehrt aus der Reflexion eine Poeſie hervorzaubern.

Daß der Dichter ſich gegen dieſe Richtung ſträubte, daß er ſich eingeengt fühlte, war natürlich; aber er konnte ſich gegen den herrſchenden Geiſt nicht ſtemmen, und ſelbſt Racine mußte ihm unterliegen. Wenn man uns erzählt, daß dieſer Dichter den Boileau geringſchätzte, ſo folgt daraus nur, daß er das Hemmende ſolcher Regeln fühlte, daß aber Boileau dennoch in Frankreich, und von da aus in allen Ländern einen ſo gefährlichen Einfluß auf alle moderne Poeſie gewann, iſt eine hiſtoriſche Thatſache. Die Poeſie iſt die unmittelbarſte Darſtellung des Lebens; Leben, durch Reflexion als Grundlage in ſeinen Aeußerungen beſtimmt, iſt Affectation, Lüge. Bei den Franzoſen entſtand ein Enthuſiasmus der Affectation, die nur möglich war bei einem Volke, welches leichtſinnig und beweglich an dem Nächſten klebend, durch nichts Tieferes und Höheres geſtört wurde. Dieſer flache Enthuſiasmus gebar das Franzöſiſch-theatraliſche, jene hohle Beredſamkeit, jene pomphafte, gemüthloſe Declamation, jenes Beſtreben nach augenblicklichem Effect, welcher Alles, was rühren und bewegen, erſchüttern und erregen kann, zuſammenſucht und durch künſtliche Zuſammenſtellung der Worte, der Begebenheiten, der Geſtalten den beabſichtigten Zweck zu erreichen weiß. Selbſt die Natur, das Bewußtloſe, Freie, aus innerer Sicherheit Hervorquillende ward von dem tödtenden Bewußtſein angeſteckt, und das Naive der Franzoſen war nichts als jene bewußte Bewußtloſigkeit, jene künſtliche Natur, die in ihren idylliſchen Stücken bei den Unverdorbenen mehr Ekel als Bewunderung erregt. Die Kunſt dieſer Nation hatte das nämliche Gepräge, und die Affectation erſchien auch hier als theatraliſche Manier, ja ſelbſt die Architectur vermochte, wie die Gärten, nur durch äußere Regeln des Gleichartigen, durch äußere beſchränkende Symmetrie die innere lebendige Einheit der verſchwundenen Baukunſt zu erſetzen. Von jetzt an entſtanden jene Grundſätze von Haltung der Perſonen, von Kunſt, Dasjenige, was keine innere Eigenthümlichkeit hat, wenigſtens äußerlich zu ſondern. Warum eine Perſon gehen oder kommen, ſich ſo oder ſo gebärden, auf dieſe oder jene Weiſe reden mußte, ward der Gegenſtand ſeichter Unterſuchungen, die um ſo leichter waren, da der Dichter mit ſeinen Gedichten den Commentar unentgeltlich mitlieferte, die Drähte, welche die gedrechſelten Puppen in Bewegung ſetzten, wurden ſorgfältig mit gezeigt, damit man die künſtlichen Maſchinen bewundern möchte, und dem Kritiker ward auf eine wohlfeile Weiſe das Vergnügen zu Theil das leicht zu Entdeckende aufzufinden, und ſeinen eigenen Scharfſinn zur allgemeinen Bewunderung zur Schau zu tragen, in dem er nur die Kunſt des Dichters zu bewundern ſchien. So ſchnürte ſich das thörichte Geſchlecht in die eigene Eitelkeit immer enger hinein, und eben daher entſtand das allgemeine Anerkennen und der Schein einer claſſiſchen Epoche, die, als ihre Meiſter verſchwunden waren, einen allgemein bewunderten Bewunderer durch Voltaire erhielt, der das ganze Leben der damaligen Zeit, alle Momente des Daſeins zuſammenfaßte. Die wahre Kunſt bedarf ſolcher Künſtelei nicht, in ihr entſpringt die Eigenthümlichkeit einer jeden Geſtalt aus der innern Unendlichkeit des eigenſten Daſeins, wie in der Natur, und wie dieſe Todtes und Lebendiges, Pflanzen und Thiere in tauſenderlei Formen ſich untereinander bewegen läßt, ſicher, daß kein Vogel ſich in einen Wurm, keine Schlange ſich in einen Aal verwandeln wird, läßt ſie auch das Verwandteſte friſch und fröhlich ſich nähern und bunt vermiſchen, denn ſie weiß, daß Das, was ſich äußerlich ganz nahe zu ſtehen ſcheint, dennoch innerlich unendlich geſondert iſt. Aber eine ſolche Kunſt erfordert einen ſolchen Sinn, der, wo er nicht herrſchend iſt, auch nicht anerkannt werden kann. Daher blieben Shakeſpeare und Calderon den Franzoſen verborgen, und wo der erſte ſie anſprach, da erſcholl Alles, wie aus einer fremden wunderlichen Welt, die man nicht begriff, auch wenn man ſich nach ihr ſehnen müßte, indem man ſie tadelte.

Eine ſolche Poeſie war nothwendig ein Hofproduct, der Glanz des Hofes, die hohle Pracht pomphafter Geſinnungen, die ſteife Convenienz leerer Geſellſchaften, die Welt vereinzelter Einfälle und Anecdoten war die Bühne, die alle wirkliche Anſchauungen der Dichter lieferte. Die Poeſie und Kunſt verherrlichte den Hof, der Hof nährte die Poeſie. In der großen Zeit der Hohenſtaufen waren die größten Helden und Kaiſer Dichter des Volks, und, was das ſchöne, tiefe, bewegte Gemüth eines kräftigen Volks veredelte, ward, wie die Heldenkraft offenbar durch die Fürſten und Herrſcher; denn die Welt der Poeſie lag ſo tief, ihre Geheimniſſe entſprangen ſo ganz aus dem Höchſten, Innerſten, daß ſie wohl in den Thaten der Völker, in einem Leben voller Andacht und Liebe, aber nicht in einem irdiſchen König, nur als ſolcher, oder in der eitlen hohlen Pracht, die ihn umgab, eine würdige Darſtellung gewinnen konnte. Jetzt mußte Corneille ſterben, als die Hofgunſt ihm zu ſchwanken ſchien.

Dieſelbe Geſinnung äußerte ihren tödtenden Einfluß auf das ganze Staatsleben. Der Menſch iſt nicht für das Irdiſche, er iſt für das Ewige geboren, ein urſprünglicher Ruf iſt an einen Jeden ergangen, und dieſen ſoll er erfüllen — die Erde hat gar keine Anſprüche an ihn, er iſt dem Göttlichen nicht theilweiſe, ſondern ganz geweiht. Alle Erziehung ſoll den Menſchen nicht für den Staat, ſondern für den Himmel, alle Staaten den Menſchen nicht für ſich, ſondern für Gott gewinnen. Aber der Menſch verſtrickt ſich in ſein irdiſches Treiben, daß es ihn etwas an ſich zu ſeyn ſcheint. Die Idee des Staats kann freilich nie dargeſtellt werden; das Leben iſt nur Leben, die Geſchichte nur Geſchichte, weil ein ewiger Kampf, ein nie ruhender Streit uns auffodert Das zu gewinnen, was uns von Ewigkeit her geſchenkt war. Aber in ſich zerſtört und vernichtet iſt derjenige Staat, der das Aeußere, der das irdiſch Verſtändliche als das Höchſte ſetzt. Mit furchtbar tiefem Sinn ſagte der Heiland: Gib dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt, und chriſtliche Könige, das Schauderhafte des göttlichen Anſpruchs nicht ahnend, haben gemeint, das Geld ſollte ihnen geweiht ſeyn, die Seele gehöre Gott. Wohl iſt urſprünglicher Beſitz und Erwerb für den Staat etwas unendlich Tiefes und Bedeutendes, das Ruhende, welches Bewegung, das Bewegte, welches Ruhe ſucht, Vergangenheit und Zukunft, Weiſſagung und Erfüllung, und der Staat ſoll Beides pflegen und bewahren. Aber nicht die äußere Erſcheinung iſt das Bedeutende. In der blühenden Zeit der herrſchenden Kirche entwickelte der ruhige Beſitzer den lebendigen Krieg, der keine Freiheit ſuchte, weil ſie als die urſprünglichſte Gabe da war, wohl aber ſchirmte und ſich geiſtig durch das Ritterthum verklärte, aus dem Erwerb aber trat das Schauen und Bilden hervor, welches den tiefen Mittelpunkt nicht ſuchte, vielmehr urſprünglich beſaß und geiſtig durch Poeſie und Kunſt dem Höchſten geweiht war. So begegneten ſich das Ruhende durch die bewegliche That, das Bewegliche durch das ruhende Werk, und Beide erkannten ſich in ihrer urſprünglichen Einheit. Aber jetzt hatte der Beſitz, die alte, heilige Bedeutung, er hatte die wahre Freiheit verloren, die man nie wiederfindet, wenn man ſie nicht urſprünglich beſitzt, und jagte dem Scheine nach bis ſelbſt das Ritterthum, jene kühne Geburt der herrlichſten Freiheit, ſich in ein Zeichen der Knechtſchaft und Hofgunſt verkehrte. Die göttliche Ehre, die Bewahrerinn der innerſten Eigenthümlichkeit, der ewig brennende Altar geiſtiger Freiheit, die heiligſte Weihe der Perſon, durch welche er ganz Diener und ganz Herr, völlig ergeben, und durchaus ſelbſtſtändig in tiefer Demuth verſunken und durch heiligen Stolz gehoben ſich ſelber nur in dem Höchſten, wie das Höchſte in ſich erkennt — ward ein leerer Götze, ein ſinnloſer Fetiſch überbildeter Barbaren. Der Erwerb, der äußere ſowohl als der innere, hatte den Mittelpunkt verloren, das Schauen artete in bloßes endliches Denken, das fromme Bilden in ruheloſe Betriebſamkeit aus.

und der Beſitz, den er ſuchte, war eitel, wie das Streben. Aus dieſem entſtand jene leere Kunſt, die wir geſchildert haben. Freilich vermag die große Menge der Menſchen nicht das Höchſte darzuſtellen, nur wenigen iſt es vergönnt, was die Maſſe bewegt und belebt durch Thaten, durch Schauen, durch Bilden zu offenbaren; aber der fromme Sinn geht wie eine verſchloſſene Blume durch das dunkle Leben, das Trefflichſte, was die begünſtigſten Geiſter laut verkündigen, ruht in ihm, und in dem Höchſten, wo es ſich kund thut, erkennt der ſtillſinnende Geiſt, der den geringſten Mann belebt, die eigene Göttlichkeit; denn für das Lebendige iſt das Licht nichts Aeußeres, ſondern das Innerſte, das Leben ſelbſt. Jetzt erſtarben die heiligen Thaten, ſtürzten die Tempel zuſammen, verſtummten die tiefen Geſänge, jede tiefe Erinnerung entwich, der Stoff des Lebens und aller Blüthen war ein gemachter und alle Farbengluth eine aufgetragene. Da ward die Frömmigkeit fremd auf der Erde und konnte ſich nur in die Einſamkeit retten.

Eben weil ein ſolches Leben alle Haltung verloren hatte, mußte es eine äußere Haltung ſuchen, und die Staatsmaſchinerie, die ſich klug dünkt im eitlen Wahne, läßt wie in jenen leeren Gedichten, die Drähte unbefangen ſehen, die die gedrechſelten Puppen in Bewegung ſetzen. Das iſt die moderne Staatskunſt geworden, eine Kunſt, die ſich ſogar groß dünkt, damit, daß ſie aus dem nüchternſten Denken entſpringt und an die Stelle der Begeiſterung den Begriff, und wo dieſer nicht ausreicht, das abſolut leere Poſitive, den Zwang, den Befehl ſetzt. Da erſchienen Militär und Geſetzgebung, Adminiſtration, Finanzweſen und Generalpachtung als die Kunſtregeln, nach welchen der innerlich hohle Staat geordnet werden ſollte, und der Krieger, der Richter, der Beamte, der Finanzier und der Generalpächter waren, nichts an ſich, ſondern nur als Begriffe etwas, und ſuchten die innere Leere durch äußere Eitelkeit zu übertünchen. Colbert ordnete die Finanzen zu dieſer Zeit, ein Mann, deſſen große Eigenſchaften und klare Einſicht in die Verhältniſſe der Zeit ein Jeder preiſen muß. Aber die glücklichſten, ja die großartigſten Finanzpläne können ſo tief gegründete, langſam und geſchichtlich entwickelte Uebel nie heilen. Alles, was menſchliche Klugheit zu erſinnen vermag, iſt in der großen Entwikkelung der Geſchichte um deſto eher ein bloßes Palliativ, da es in unglücklichen Zeiten, ſelbſt bei den Herrlichſten das Gepräge der herrſchenden Krankheit trägt. Colbert ſammelte für lachende Erben, die, was ſein ſorgſamer Sinn zuſammenbrachte, ſinnlos vergeudeten. Eine Nation kann nie in einzelnen Theilen, nur im Ganzen wiederhergeſtellt werden, wie ſie nur im Ganzen lebt und ſtirbt, und hervorragende Naturen finden entweder eine verſchloſſene Zeit, die ihre Wirkſamkeit hemmt und einengt, oder ſie theilen die Mängel der Zeit, wie ihre Vorzüge. Wenn große Fürſten, erhabene Denker, kühne Feldherrn eine neue Zeit verkündigen, ſo iſt es, weil ſie nicht allein ſtehen, weil ſie begriffen wurden, weil, was durch ſie Wort und Zuſammenhang erhielt, in der Nation keimt und einen Mittelpunkt ſucht. — Jetzt aber war die Zeit Ludwigs des Vierzehnten die herrſchende in ganz Europa, und wer ſtark und gewaltig wirken wollte, mußte ihr Kleid tragen, ſie unterſtützen, ſelbſt wo er ſie zu bekämpfen wähnte.

Es iſt beſonders in den neueſten Zeiten Gebrauch geworden, daß die übrigen Nationen, die Deutſchen vor allen, alle Schuld des herabgeſunkenen bedeutungsloſen Daſeins auf Frankreich ſchieben. Die Deutſchen möchten gar zu gern als ganz unſchuldige, äußerſt vortreffliche Menſchen erſcheinen, die nur von den Nachbarn überliſtet und verführt waren, und wie wir erlebt haben, daß die Franzoſen dem einzigen Bonaparte alle Frevel und alles Unglück, wofür ſie nun ſelbſt büßen müſſen, aufbürden möchten, ſo wiederholt ſich das Nämliche in Deutſchland, wie bei aller tiefgefühlten Schuld ſeit dem erſten Fall des Geſchlechts. Das merkt man nicht, daß ein ſolches Bekenntniß die eigene Schlechtigkeit keinesweges abzuwälzen vermag, wohl aber eine tiefe Demüthigung, eine innere Erbärmlichkeit hinzufügt. Was Frankreich in der höchſten Vollendung darſtellte, wünſchten alle Staaten Europa's mehr oder weniger zu erreichen, dieſelbe Geſinnung herrſchte hier mehr ausgeſprochen, dort durch eine noch nicht ganz erloſchene Erinnerung früherer Zeiten modificirt, in allen gebildeten Ländern. Deutſchland war zerfallen in Fürſtenhäuſer, die, indem der Familiengeiſt der herrſchende war, durch ſinnloſen Prunk einer elenden Souveränetät Glanz zu geben ſuchten. Die vornehme Welt wetteiferte mit den Fürſten, und da Deutſchland aus ſich ſelber die freie Bildung und große Vollendung des äußern Daſeins nicht zu entwickeln vermochte, ſo ward einheimiſche Sprache, Sitte und Wiſſenſchaft verachtet und als etwas Geringes angeſehen. Hier wie in Frankreich war der Bürger entwaffnet, das Volk der Regierung entfremdet, Beide der Religion. Die Adminiſtration war den fürſtlichen Kammern, die Vertheidigung des Vaterlandes beſoldeten Söldnern, die Ausbildung der vorzüglichſten Familien franzöſiſchen Abenteuern überlaſſen. Die franzöſiſchen Regierungsmaximen hatten alle Freiheit der Verfaſſung verdrängt, kleine Höfe, ohnmächtig nach außen, waren deſpotiſch nach innen, und das Volk von dem großen Sinn der Voreltern verlaſſen, fanden es bequem, in einer kleinlichen Beſchäftigung ein kümmerliches Leben zu gründen. Roh, widerwärtig von allem heitern Daſein entfernt, lagen indeſſen die Reſte der vergangenen Zeit, finſtere Religioſität, unnütze Grübeleien, in barbariſcher Sprache vorgetragen, Haß und Zwietracht über Glaubensartikel, die in ihrer Erſtarrung nichts Gedeihliches enthielten, halsſtarriges Ankleben an alte Formen, die allen Sinn verloren hatten, dienten nur dazu, die neue Ausbildung zu hemmen. Ludwig des Vierzehnten Zeit, und was ſie ausbildete und geſtaltete, ward allmählig das allein Herrſchende, der Glanz dieſer Zeit deckte die ganze Vergangenheit zu, die franzöſiſchen Claſſiker enthielten das Höchſte, was der menſchliche Geiſt zu leiſten vermag, nicht für die Franzoſen allein, auch für alle andere europäiſchen Länder, vorzüglich für Deutſchland. Die franzöſiſche Hofbildung ſtellte das Trefflichſte dar, was das menſchliche Leben erringen kann; die zierliche Gewandheit derſelben ſtrebte der Deutſche, wenn gleich immer vergebens, zu erreichen. Man konnte nicht leugnen, daß ein franzöſiſcher Kammerdiener, hätte ihm das Schickſal nur nicht die Vorzüge der Geburt verſagt, Alles beſaß, was nöthig war, um an einem deutſchen Hofe eine glänzende Rolle zu ſpielen, und Hofglanz hatte, auch bei den kleinſten deutſchen Fürſten, im Ganzen allen nationalen Glanz verdrängt. Man behauptet, daß Deutſchland von Frankreich *überliſtet* ſey; und dieſes iſt in der That der rechte, eigentliche Ausdruck. Liſt vermag über großartige nationale Geſinnung gar nichts. Erinnern wir uns, wie die Griechen in äußerer Bildung, wie der Franzoſe, dem Deutſchen überlegen, in trugvoller Gewandheit ſeit Jahrhunderten ausgebildet, zur Zeit der Hohenſtaufen Alles verſuchten, den geraden Deutſchen irre zu führen, und wie damals alle Künſte der raffinirteſten Politik an der feſten, gediegenen, lebendigen, nationalen Geſinnung ſich unnütz abrieben. Aber jetzt war es keine ſolche Geſinnung, die den Franzoſen entgegen trat; ungeſchickte Liſt war es, die mit der gewandteſten kämpfte, und von Rechts wegen überwunden war. Frankreich war der wirkliche wahre Herrſcher der europäiſchen Staaten, wenn geiſtiges Uebergewicht die wahre Herrſchaft begründet. Auch iſt es ſehr nothwendig, daß wir die eigene Schuld, die in uns liegt, erkennen, daß wir begreifen, wie in der allgemeinen Richtung aller geſchichtlichen Entwickelung Deutſchlands Fall und Frankreichs vorübergehende Glorie liegt; denn nur zu leicht glauben wir ſonſt, durch ein bloßes negatives äußeres Abwehren, durch den Haß und die Feindſeligkeit, die wir unterhalten, uns retten zu können. Aber das Verderbniß liegt tiefer, iſt ſelbſt durch anderthalb Jahrhunderte hindurch geſchichtlich geworden, und will in ſeiner innern, nicht fremden, ſondern einheimiſchen Wurzel angegriffen ſeyn. Es iſt leichter, franzöſiſche Worte mit neu erſchaffenen bizarren deutſchen zu vertauſchen, als den Sinn aus der Sprache gänzlich zu verdrängen, der jenen Eingang verſchaffte. Gelingt dieſes, ſo verſchwinden die franzöſiſchen Worte von ſelbſt, das umgekehrte Verfahren iſt Affectation, Lüge; und ob eine Lüge ein einheimiſches oder fremdes Kleid trägt, iſt ganz gleichgültig. Wohl ſoll die Sprache gereinigt werden; aber durch die That. Aus der eigenthümlichen Richtung des Geiſtes entſpringe das bedeutende Wort, da iſt es lebendig — bei den Dichtern, bei den Rednern, wenn wir, wie zu hoffen ſteht, freie und freimüthige nationale Redner erhalten werden. Es iſt leicht, ein altdeutſches Kleid über den modernen Leib zu werfen, aber auch dieſes dürfte zu leicht in Affectation ausarten, die wir mehr als Alles in der Welt zu vermeiden haben. Nicht gleichgültig erſcheint ſelbſt das Geringſte; auch die äußere Tracht hat ein bedeutendes eigenthümliches Gepräge bei Nationen, wie oft bei einzelnen Menſchen, eine Phyſiognomie, wie die Handſchrift zum Beiſpiel. Aber dieſes Gepräge, das ſich ſelber aus einer Conſtitution des Geſchlechts herausbildet, entſteht im Ganzen unbewußt, und es iſt durchaus falſch, in einer mit Bewußtſein erfundenen Tracht irgend etwas Würdiges zu ſuchen. Es iſt wichtig, darüber zu ſprechen, denn die Geſinnung, die mit Worten und Kleidern ein bedeutungsloſes und geringes Spiel zu treiben ſcheint, will auch über wichtigere Dinge laut werden, will, nachdem das negative Abwehren gelang, manchem, was keineswegs lebt und in eigener Kraft daſteht, durch ein altdeutſches Kleid ein erlogenes Daſein verſchaffen, überzeugt uns, daß man in der Freude über die äußere Befreiung die noch herrſchende innere Knechtſchaft in ihrer gefahrvollen Tiefe kaum erkennt. Dieſe aber ſo ſtark, ſo ſcharf, ſo rückſichtslos wie möglich zu enthüllen, iſt eben unſere Abſicht. Ja, weil wir wiſſen, wo die Rettung allein zu ſuchen iſt, weil unſere Hoffnung feſt und unerſchütterlich iſt, wollen wir uns nicht ſcheuen, das Extrem des innern Verfalls in ſeiner ſcheinbaren Troſtloſigkeit zu entwickeln. Nach dieſer Ausſchweifung kehren wir zur Betrachtung der glänzendſten franzöſiſchen Zeit zurück.

Wenn wir erwägen, daß England an innern Factionen litt, daß Deutſchland ganz in ſich zerfallen und jede nationale Kraft erſchöpft, daß Spanien gelähmt, Italien ſeit Jahrhunderten ohne Zuſammenhang war, daß aber Ludwig der Vierzehnte über ein geordnetes fruchtbares, durch Lage und Verfaſſung vereinigtes Land, bewohnt von fünf und zwanzig Millionen Menſchen, von einem kecken, leicht beweglichen, unternehmenden Volke, herrſchte, daß der tiefſinnende Richelieu die Finanzen in Ordnung gebracht, ein für ganz Europa gefährliches diplomatiſches Syſtem gegründet hatte, in deſſen verwickelte Fäden alle übrigen Staaten immer enger, immer kraftloſer eingeſchnürt wurden, daß endlich Frankreichs geiſtiges Uebergewicht in Verwaltung, in kriegeriſchen Einrichtungen wie im Denken allgemein anerkannt war, daß alſo keine einzige Macht Frankreich Trotz bieten konnte, als Ludwig noch jung und ehrgeizig den Thron beſtieg und länger als ein halbes Jahrhundert beſaß: ſo müſſen wir mit Recht erſtaunen, daß eine ſolche Gewalt, unter ſolchen Umſtänden, ſo äußerſt gefährliche Ausſichten zu einer Univerſalmonarchie, zu keinen entſchiedeneren Reſultaten führten, und es wird uns klar, daß eine tiefere innere Schwäche hinter dem äußerlich ſcheinbar feſt in ſich gegründeten Gebäude herrſchen mußte. Es war die Epoche der Verhandlungen. Wie die Staaten in ſich, ſo waren ſie auch unter einander verknüpft, keinesweges durch innere Eigenthümlichkeit, vielmehr nur durch äußere Verhältniſſe, deren endloſe Verkettung zu keinem Ziele, zu keiner Befriedigung führen konnte. Dieſe Verhältniſſe wurden nicht durch das Volk dargeſtellt, welches entweder nichts iſt, oder ein lebendiges, vielmehr durch die Dynaſtien und ihr ſogenanntes Intereſſe. Es bildete ſich jene europäiſche Fürſten-Ariſtokratie, die alle Völker durch eine ſogenannte Glückſeligkeit von Grundſätzen abhängig machte, an welchen kein Volk einen Antheil hatte. Die Fürſten, durch Familienverhältniſſe faſt alle unter einander verbunden, glaubten ſich berechtigt, wie Gewalt oder Uebereinkunft es feſtſetzte, die Länder unter ſich zu vertheilen. Aber die Leidenſchaften wütheten hier im Großen wie im Kleinen, wo um irdiſchen Beſitz geſtritten wird. Ewige, nie zu vermittelnde Zänkereien über den Beſitz einzelner Provinzen, wie über die Erbfolge in großen Staaten, entzweiten die Fürſten unaufhörlich; der Begriff von einem Gleichgewichte der Mächte, ein phantaſtiſcher Traum, der nie zu erreichen iſt, gab den Vorwand zu immerwährenden Angriffen, und ein Völkerrecht, deſſen beſtimmte Geſetze nirgends vorhanden waren, obgleich alle ſich darauf beriefen, liehen den willkührlichen Gewaltthaten einen leichten Schein von Gerechtigkeit. Die Völker trennten ſich von dieſem Spiel der Fürſten, obgleich ſie büßen mußten; immer leichter ließen ſie ſich umtauſchen und verhandeln, nahmen einen jeden Fürſten, den ſie durch den Tauſchhandel erhielten, mit leeren Schmeicheleien auf, und wußten die Verſicherung der Fürſten nach Würde zu ſchätzen. Wohl ſträubte ſich hie und da der alte treue Volksſinn gegen ein ſolches Verfahren, aber das Widerſtreben war matt und ohne Erfolg. So entſtand jene Reihe von epochenloſen Kriegen, die faſt ein ganzes Jahrhundert bezeichnet. Dieſe Kriege waren nichts als die lautgewordenen Zänkereien der Fürſtenhäuſer, und die Friedensſchlüſſe zu Aachen, zu Nimwegen, zu Ryswick, zu Wien, zu Utrecht waren nichts, als die insgeheim fortgeſetzten Kriege. Alle dieſe Kämpfe hatten keinen andern Erfolg, als daß die Völker ſich wechſelſeitig erſchöpften, immer mehr an innerer Selbſtſtändigkeit verloren, an der Staatsverwaltung keinen Antheil nahmen, dieſe vielmehr mit träger Ergebung der deſpotiſchen Willkühr der Adminiſtrationen überließen, und ſich vertheidigen und unterjochen ließen durch beſoldete Schaaren, die kein Vaterland hatten, ſondern nur einen Feldherrn, und keinen Zweck, als den Krieg, der ſie ernährte, Corporationen, die von dem Volke getrennt, den Fürſten allein dienten, daſſelbe in den Feldzügen, was die trügeriſche Feder in den Cabinetten war, und ohne großen Sinn dort wie hier. —

Unter den bedeutendſten Männern dieſer Epoche zeichnete ſich, beſonders für Deutſchland wichtig, der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg aus, theils durch ſeine großartige Perſönlichkeit, theils indem er eine Macht gründete, deren Einfluß auf das Reich ſo groß ward. Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß er den herrſchenden Regierungsmaximen folgte. Das repräſentative Syſtem der ſtändiſchen Verfaſſung verlor unter ſeiner ſtrengen Regierung immer mehr an Einfluß, und die Gewalt der einſeitigen Adminiſtration wuchs eben durch die Conſequenz ſeiner Anordnungen. Aber der freie, bürgerliche Sinn war in der Unordnung, in der finſtern Verwirrung der Zeiten längſt erſchlafft, das heitere Verhältniß zwiſchen Ständen und Bürgern, das mehr durch die Geſinnung im Ganzen als durch einzelne Vorrechte unterhaltene lebendige Gleichgewicht zwiſchen Beiden hatte ſeine frühere ſchöne Bedeutung verloren, und das Volk, unfähig ſo verworrene Verhältniſſe zu überſchauen, ohne lebhaftes Intereſſe für den Staat, in bürgerlicher Rückſicht unmündig, mußte geleitet, geführt werden, und verdiente eine Freiheit nicht, die es kaum zu gebrauchen wußte. Aber eine ſtrenge Rechtlichkeit und feſte Energie der ganzen Verwaltung, ein wechſelſeitiges Vertrauen, welches freilich nie in jener heitern Liebe der frühern Zeiten aufblühete, zeigte den tiefen Grund einer ſchönen noch nicht erſtorbenen Geſinnung und unterſchied die Adminiſtration, bei vieler äußern Aehnlichkeit, ja Nachbildung, dennoch vortheilhaft von der franzöſiſchen, die immer ſchwächer, immer verworrener, in ſich ſelber ſchon in den letzten Tagen Ludwigs des Vierzehnten alle Federkraft verloren hatte. Eben ſo unleugbar iſt es ferner, daß Friedrich Wilhelm zu dem härteſten militäriſchen Syſteme den Grund legte, daß ein ſtehendes Heer nach franzöſiſchen Grundſätzen, nur ſtrenger noch ausgebildet, die Adminiſtration im Innern unterſtützte und der einſeitigen Gewalt des Kurfürſten ein unvermeidliches Uebergewicht gab. Aber mit der freien bürgerlichen Geſinnung, die lebendig in das allgemeine Staatsleben eingriff war auch der bürgerlich kriegeriſche Sinn verloren gegangen, der jeden Bürger zur Selbſtvertheidigung bewaffnete, nach außen, eben weil er ihn als thätiges, nicht bloß leidendes Glied nach innen geſtaltete. Die furchtbaren Kriege, die räuberiſchen Horden des dreißigjährigen Krieges, die als Repräſentanten der rohen Kraft der Vorzeit ſich von den friedlich geſinnten, mildern, aber eben daher ſchwächern, bedeutungsloſern Bürgern abgeſondert hatten, machten eine feſte Anordnung der ſchon entſtandenen, von dem bürgerlichen Leben abgetrennten kriegeriſchen Corporation ſo wünſchenswerth als nothwendig. Indem der Bürger ſich von dem Staat lostrennte, und dieſen immer mehr als ein Aeußeres anſah, deſſen Leitung und Erhaltung nicht ihm, ſondern nur dem Fürſten gebührte, trennte ſich die alte Kraft von ſeinem engumſchloſſenen, auf die bloße Perſönlichkeit gehenden Daſein, und dieſe, wild umherſchweifend, fand nur durch die beſonnene Anordnung eines großen Fürſten einen Mittelpunkt der Geſtaltung, die ſich wieder, wenn auch nicht unmittelbar dem Volke, doch dem Staate dienſtbar machte; und die Gewalt, die dieſem in ſo ſchwachen Zeiten dadurch erwuchs, lieh ihm einen Glanz, eine Würde, die auf die Geſinnung des Volks hier, wo ſie im Grunde ächt deutſch, noch nicht erloſchen war, äußerſt wohlthätig zurückwirkte. Doch wie hier der Keim eines neuen Daſeins hervorgerufen ward, ſoll in der Folge dargeſtellt werden. Hier iſt es unſere, ſchon oft angekündigte Abſicht, die Schattenſeite auch dieſer neuen Schöpfung betrachtend zu verfolgen. — Und dann kann es nicht verhehlt werden, daß die keimende Gewalt dieſes Staates die alten lockern Bande des Reichs immer mehr löſte. Es war in Deutſchland jenes Streben aller Fürſten nach Souverainetät eine unglückliche Folge geweſen der allgemeinen Erſchlaffung, des bloß auf das Einzelne gehenden Sinnes, der bei den Fürſten wie im Volke herrſchte, der franzöſiſchen Liſt, die ihn unterſtützte. Das große deutſche Reich war eine erhabene Idee, die mit ihrer dem bloßen reflectirenden Bewußtſein unzugänglichen Herrlichkeit, das ganze Geſchlecht, den Einzelnen wie das Ganze durchdrang. Als der ſondernde Verſtand dieſes herrliche Leben zergliederte, war es ſchon zerfallen, ja das Streben, es in ſich und außer ſich vereinzelnd in Verhältniſſen zertheilt zu ergreifen und zu faſſen, war mit der Erſcheinung des Zerfallens eins. Der zerſtückelte und zerſtückelnde Verſtand ergriff etwas Anderes, etwas Fremdes, was ihm unter den Händen entſtand — das Reich ward ihm immer mehr ein Räthſel, etwas Unbegreifliches, und da der Verſtand ſich nur ſelber begreift, ein Richtiges, ein verſchwundener Traum, und ſo tief war die Zeit geſunken, daß ſie nicht einmal ahnete, wie groß, wie herrlich das war, was ſie verloren hatte. So zerſtörend auch der dreißigjährige Krieg war, ſo war es dennoch eine großartige nationale Geſinnung, die das Heiligſte ſelbſt und von ſeinem Mittelpunkte aus alle Verhältniſſe ergriff, durch welche er urſprünglich veranlaßt und unterhalten ward. Aber dieſe Geſinnung erlahmte ſelbſt während des Krieges, und noch entſchiedener nach demſelben. Die Religionsſtreitigkeiten hatten die große und tiefe Bedeutung früherer Zeiten faſt ganz verloren, und als ein zerſtörender Bodenſatz war eine unglückliche Trennung übrig geblieben, die nun einen ganz modernen politiſchen Charakter annahm. Die Oppoſition gegen das öſtreichiſche Kaiſerhaus war mit dem lebendigen Gefühl, das Reich in ſeiner alten Würde wieder herzuſtellen, keinesweges verbunden. Die abgetrennten Glieder fühlten vielmehr immer mehr und mehr die Neigung, in der Trennung für ſich zu beſtehen. Aus dieſem Streben entſtand die brandenburgiſche Macht, die alle übrigen immehr mehr und mehr überſchattete. Die proteſtantiſche Partei hatte ſeit Guſtav Adolphs Zeiten zwar nicht die Schweden gutwillig als die herrſchende Gewalt anerkannt, aber dieſe wollten die Anſprüche darauf nicht aufgeben. Bei Fehrbellin ward der letzte Reſt ihrer Anſprüche vernichtet, und auf den Trümmern eines Verhältniſſes, welches ſeiner Ausartung ungeachtet an das frühere religiöſe Intereſſe erinnerte, entſtand eine politiſche Oppoſition, die, indem ſie, beſonders in der Folge, nur an ſich dachte, zugleich in entſchiedenem Gegenſatz gegen den Kaiſer, nicht als Reichsglied, ſondern in der Trennung vom Reiche als eigener ſouverainer Staat. Gleich vom Anfang an nahm dieſer Gegenſatz das Gepräge an, welches er bis in die letzten Zeiten behielt. Oeſtreich verhielt ſich zu Preußen, wie die halbverloſchene Vergangenheit zu einer unreifen Zukunft. In Deutſchland entſtand nun ſeit Karl des Großen Zeiten zum erſtenmal ein zweiter König, ein zweiter anerkannter ſouverainer Staat, und die loſen Bande, die ihn an das Reich knüpften, mußten, ſobald der neue Staat unter einem mächtigen Regenten ſeine innere Kraft fühlte, nothwendig nur zum Geſpötte dienen. Mächtiger mußte dieſer Staat werden, und ein entſchiedenes Uebergewicht erhalten, weil er ſich vollkommen zeitgemäß bildete, weil er alſo, was die Vergangenheit als Kirche und Reich enthielt, als ein Hemmendes abwies. Zwiſchen Oeſtreich und Preußen erhielten ſich Staaten, die zwar ein größeres Intereſſe zu haben ſchienen, das immer mehr zuſammenſtürzende Reich zu retten, in der That aber ſich nur durch die Colliſion, die ſich zwiſchen Frankreich, Oeſtreich und Preußen unterhielt, in einer keineswegs auf eigene Kraft gegründeten, daher immer ſchwankenden Selbſtſtändigkeit erhielten, ſo Sachſen, Baiern, Wirtemberg. Die engliſche Krone kam an das braunſchweigſche Haus, das bedeutende Hannover ward in das fremde Intereſſe eines großen Reichs hineingezogen und allmählig durch Geſinnung und Verhältniſſe Deutſchland entfremdet, ohne mit England verbunden zu ſeyn. Die ſächſiſchen Kurfürſten erhielten die polniſche Krone, und die ſächſiſchen Provinzen, deren ganzer Wohlſtand auf einer mühſamen Induſtrie beruht, wurden in den Verwirrungen eines faſt aufgelöſten Reichs hineingeſtürzt, durch den ſinnloſen Luxus eines prachtliebenden Hofes, der den franzöſiſchen nachahmen wollte, verarmt und in ihren innerſten Kräften gelähmt. Das Schattenbild der Reichsverfaſſung war nicht im Stande, irgend eine Geſinnung zu nähren, weder zum Widerſtande noch zur poſitiven Geſtaltung, und die vielen kleinen Fürſten und Städte lebten unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft in völliger Ohnmacht, nur geduldet und ſcheinbar unabhängig, weil der Kaiſer ſie nicht beherrſchen konnte, und dennoch keine Macht mächtig genug war, ſie gegen Oeſtreichs Willen an ſich zu reißen. Alle Verhältniſſe ſchienen zu einer innigen Vereinigung dieſer Reichsprovinzen aufzufordern; aber eine ſolche ſetzte ein inneres Leben voraus, das nirgends Statt fand. Viele kleinere Fürſtenthümer des deutſchen Reichs lebten in einer ſonderbaren politiſchen Unſchuld. Das lockere Reichsband gab eine bedeutende Freiheit, ja Willkühr der Adminiſtration in die Hände kleiner Fürſten; da ſie nur geduldet wurden, ſo ſah man ſie ſelten zur Theilnahme an den großen politiſchen Begebenheiten aufgefordert, ſie ſtellten bei einzelnen Gelegenheiten ein unbedeutendes Reichscontingent, und ausgeſchloſſen von dem allgemeinen Staatsleben, welches, wenn es auch manches Verblühte zerſtören mochte, dennoch die, freilich jetzt unſcheinbaren, Keime einer beſſern Zukunft aus der herrſchenden Verwirrung aller Begriffe entwickelte, waren ihnen die Anſtrengungen nach innen, die induſtriöſe wie geiſtige Thätigkeit hervorrief und beförderte, nicht nöthig, weil man keine Anſtrengung nach außen von ihnen forderte. Fruchtbare Länder befriedigten die wenigen Bedürfniſſe leicht, veraltete Formen vermochten die einfachen Verhältniſſe des Lebens, wenn auch auf eine dürftige Weiſe, zu ordnen, und die Verwirrungen, die aus dem in unüberſehbaren Papieren und einem Abgrund von Geſetzen und Decreten, die ſich wechſelſeitig aufhoben, begrabenen Reiche in dieſe ruhigen Länder hineindrangen, konnten zwar hier und da bedeutende Störungen, aber keine neue Kraft hervorrufen. So verſanken dieſe Länder des Reichs in eine große Trägheit, überließen ſich dem kleinen Genuſſe einer ſchwankenden Gegenwart, und die Unbequemlichkeiten eines vorübergehenden Kriegs größerer Mächte wurden ſchnell vergeſſen. So glücklich waren freilich mehrere Länder an der franzöſiſchen Gränze nicht, und die Pfalz ward ein furchtbares Opfer der grauſamen Politik Ludwigs des Vierzehnten und der Schwäche des Reichs, das einen ſo empörenden Frevel nicht zu rächen vermochte. — So war Deutſchland völlig in ſich verſunken und innerlich zertrümmert, eine halb erloſchene Vergangenheit und eine nicht begriffene Zukunft lagen in rohen Maſſen neben einander, und eine neutrale Miſchung, gegen beide gleichgültig, ſchwebte träge und bedeutungslos in der Mitte. Dabei ward Deutſchland von einer fremden Geiſtesgewalt ſo beherrſcht, daß keine ächt nationale Eigenthümlichkeit laut werden konnte. Die Kriege, die durch das Intereſſe des öſtreichiſchen Hauſes, nicht des Reichs, veranlaßt wurden, waren eher tödtend als belebend für die allgemeine Geſinnung; wie die Fürſtenhäuſer trennten ſich die Länder, und lernten ſich beneiden, ja wohl haſſen, und weil eine ächt nationale Wahl ein inneres, allgemeines Intereſſe, tüchtige Parteien ein wirkliches Leben vorausſetzen, ſo verſank, weil dieſes erloſchen war, die Kaiſerwahl zu einer leeren Förmlichkeit, und die allgemeine Erſchlaffung ſicherte dem öſtreichiſchen Hauſe den einmal errungenen, keineswegs beneidenswerthen Beſitz. Die ſpaniſchen Niederlande, die zu der öſtreichiſchen Linie übergingen, waren den Einfällen der franzöſiſchen Heere preisgegeben, getrennt von den übrigen Erbländern, konnten ſie ſchwer vertheidigt werden, und um ſo weniger, als Wilhelm von Oranien mit dem großen Kurfürſten der bedeutendſte Staatsmann ſeiner Zeit, gern eine ſichere Herrſchaft über ein tüchtiges, freies Volk mit der Statthalterſchaft über die wankelmüthigen Holländer vertauſchte. Von dieſem Augenblicke an war der letzte Funke des alten niederländiſchen Geiſtes verſchwunden, aus den öſtreichiſchen Niederlanden wie aus Holland ſelbſt, und Frankreich hatte von dieſer Seite keine Schranken mehr in ſeinen Unternehmungen gegen Deutſchland.

Aber dieſes Land ſelbſt ſank mit ſteigender Schnelligkeit immer tiefer. Schon in den letzten Tagen Ludwigs des Vierzehnten fing der Verfall an, die Zeit der Maitreſſen und der Günſtlinge. Wir haben bei der ganzen Entwickelung der europäiſchen Völker drei Formen kennen gelernt, die mit der Tradition zuſammenfallen — Hierarchie, König und Adel. Sie waren in ſich auf das innigſte verknüpft. Zwar unterſtützte die Hierarchie jede Form, auch die des geiſtigen und phyſiſchen freien Erwerbs; aber es lag in ihrem Weſen, daß jene überlieferten Formen die herrſchenden bleiben mußten. In Frankreich, wo nicht bloß die Hierarchie, ſondern das innerſte Weſen des Chriſtenthums immer mehr verkannt, zuletzt verſpottet ward, mußten das Königthum und der Adel, auch indem ſie ſelbſt den wahren Sinn ihres Daſeins verkannten, von dem Volke verachtet und geringgeſchätzt werden. Der König, der Adel in ſeiner wahren Bedeutung, wo Beide die bürgerliche Freiheit, ja den ächten bürgerlichen Stolz beleben und unterſtützen, ſind tiefe Ideen; aber das leichtſinnige, in der Gegenwart belebende, von ſpielendem Witz und flacher Reflexion hin und her bewegte Volk hatte längſt alle Fähigkeit, Ideen zu faſſen, verloren. Der Verſtand begreift Alles nur in ſeiner Vereinzelung und äußerer Verkettung, dieſen erſcheint ein jeder allgemeiner und ererbter Vorzug nothwendig auch als Einzelnes, und die Macht, die ſie über die übrigen Einzelnheiten ausübt, als Feſſel, die es durchbrechen muß. Dieſe Formen haben keine andere Bedeutung, als die einer Hypotheſe, durch welche man im Staatenleben zum Behuf der Ordnung, wie in den Syſtemen zum Behuf der Erklärung, das Vereinzelte zuſammenzuhalten ſucht, und die man aufgiebt, wenn eine ſogenannte neue Erfahrung ihre vermeintliche Unzugänglichkeit darthut, entſchloſſen, ohne einen ſolchen Mittelpunkt dort zu leben, hier zu denken, bis man, des zweckloſen Umherſchwankens müde, einen neuen Götzen erdichtet, um wenigſtens einen vorübergehenden Schein von Ruhe zu erringen. Die Nichtswürdigkeit des franzöſiſchen Hofes bereitete eben durch die geſchilderte, immer mehr hervortretende Geſinnung die Revolution vor. Der Cardinal Fleury ſuchte zwar den alten ſchwachen Zuſammenhang einigermaßen zu erhalten, der Sinn, der unter Ludwig dem Vierzehnten den Glanz und die Sicherheit der Krone befeſtigte, blickte aus ſeiner Verwaltung hervor, ohne den raſtloſen Ehrgeiz jener Zeit; er ſuchte die Finanzen in Ordnung zu halten und als ahnete er, welche Kämpfe dem unglücklichen Lande bevorſtanden, benutzte er einen dreißigjährigen Frieden, um die unzähligen, nicht bloß an den Gränzen, ſondern auch im Innern des Landes zerſtreueten Feſtungen — deren Anlegung eine Folge der häufigen früheren Kämpfe der Barone war — mit einem ſolchen Ueberfluß von Waffen und Munition zu verſehen, daß kein Land in Europa in dieſer Rückſicht mit Frankreich verglichen werden konnte, und obgleich die kriegeriſchen Thaten der Nation durch die herabgeſunkene Geſinnung des Volks und des Hofes noch lange nach Fleury's Tode höchſt unbedeutend blieben, ſo hat dennoch die weit vorausſehende Sorgfalt nicht wenig zu den glänzenden Siegen der ſpätern Zeit beigetragen, und erſt nachdem Napoleons unbeſonnene Herrſchſucht alle Länder in Europa gegen ſich empörte, hat er dieſen ſchwer zu erſetzenden innern Reichthum des Landes verſchwendet, und das Land nach ſeiner Vertreibung, wie in jeder Rückſicht verſunken, ſo auch in dieſer entwaffnet hinterlaſſen.

Nach Fleury's Tode ging jeder Haltpunkt der Verfaſſung verloren. Die tiefe Idee germaniſcher Liebe war ſchon ſeit langer Zeit in Galanterie verzerrt, die indeſſen doch eine gefällige Außenſeite behielt, bei innerer Sittenloſigkeit durch äußern Anſtand den Werth des Sittlichen anerkannte, jetzt artete dieſe in die furchtbarſten Ausſchweifungen aus. Willkühr drückte das Volk, Unordnung und Schlechtigkeit herrſchte in allen Zweigen der Verwaltung, der Adel, verſunken in leere Ueberbildung, eitel auf bedeutungsloſe Vorzüge, war bis zur Caricatur verunſtaltet, und verblendet über ſeine eigene Jämmerlichkeit, dienten die Schwächen der Großen, die Schande des Heeres im ſiebenjährigen Kriege, die Ausſchweifungen des Hofes, dem leichtſinnigen Volke zum Gegenſtande ewiger Spöttereien. Zwar trat ein Schriftſteller hervor, der tiefſinnig und herrlich den Sinn der Vergangenheit und ihre halbzertrümmerten Formen faßte und darſtellte, der den Sinn einer wahren Verfaſſung begriff, es war der treffliche Montesquieu. Er erſchien als der ſcheidende Geiſt der Vergangenheit in Frankreich. Die Religion betrachtete man immer mehr als eine leere Form, und die Mächtigen glaubten auch dieſe, die ſelbſt nur geduldet als eine unbequeme Mahnerinn erſchien, entbehren zu können. Schriftſteller prieſen die errungene Geiſtesfreiheit und Aufklärung, Kunſt und Wiſſenſchaft und alles Schöne und Herrliche, was der Menſch nur erringen kann, wenn er mit allem Sinnen und Trachten ſich dem Höchſten gänzlich hin giebt, was ohne Glaube und Andacht leer und ſeicht bleibt, ſollte, der thörichten Eitelkeit dienen. Aus der herrſchenden Erbärmlichkeit heraus, ward alles kühne und räthſelhafte Große der Vergangenheit ſo meiſterhaft erklärt, daß nichts übrig blieb, und die ganze Geſchichte ſo kläglich erſchien, wie die Gegenwart ſelber. Das war die philoſophiſche Schule, deren dürftiger Weisheit in allen Ländern gehuldigt ward, deren Grundſätze das Schema aller Bildung der höhern Stände wurden, deren Philoſopheme, Sentenzen und Gedichte auch in Deutſchland alle Ueberlieferungen einer großen Vorzeit der Geringſchätzung, der Verachtung preisgaben, die mit frechem Hohn dem Heiligen entgegen trat, weil ſie es nicht zu begreifen vermochte. Dieſe Bildung der Schriftſteller, an ihrer Spitze Voltaire, den man preiſen mag, wenn Talent ohne Geiſt, wenn Geſchick ohne Geſinnung den Preis verdient, war nichts Einzelnes, es war der Ausbruch der allgemeinen Art, wie ſie in allen Verzweigungen des Lebens ſich zeigte. Es iſt eine Thorheit zu behaupten, daß die Schriftſteller die Nation verderben, man kann die Behauptung mit eben ſo vielem Recht umkehren. Wo das Chriſtenthum einen irdiſchen Zweck hat, da untergräbt es ſich ſelber, die herabgeſunkene Form in Frankreich ſtand der philoſophiſchen Schule ganz nahe, und Choiſeul konnte ohne einen Sprung von den Jeſuiten zu den Encyclopädiſten übergehen, jene verlaſſen, dieſe unterſtützen.

Während Frankreich auf dieſe Weiſe ſeinem Untergang entgegenging, erhob ſich aus der Mitte von Deutſchland eine merkwürdige Geſtalt, die die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſes, nun ſchon mehr als ein Jahrhundert in der Achtung geſunkenes Reich, hinlenkte. Wie lange war jede große geſchichtliche Aeußerung nationaler Kraft aus dieſem Reiche gewichen. Eugen und Marlborough erſchienen in einem erſchlafften Zeitalter wie einzelne helle Gedanken in einer Maſſe von unbedeutenden Darſtellungen, und gehörten dem deutſchen Volke nicht zu. Friedrich der Große aber war, was man auch ſcheinbar dagegen einwenden mag, in der Zeit, in welcher er lebte, für dieſe Zeit eine wahrhaft nationale Erſcheinung. Wir gehören nicht zu denen, die, wie es wohl Sitte geworden iſt bei Vielen, die Größe und Bedeutung ſeines Daſeins verkennen; wir werden in der Folge uns zu zeigen bemühen, wie er, in dieſer Rückſicht dem Theodorich, Karl dem Großen und Heinrich dem Vierten gleich, in der That das äußere, vorübergehende Gleichgewicht widerſtrebender Elemente der Zeit darſtellte, ein Gleichgewicht, welches ſich nur durch eine große Perſönlichkeit ſchwebend zu erhalten vermag, und mit dieſer entſteht und verſchwindet. Doch hier wollen wir, unſerm Vorhaben getreu, die Nachtſeite der Geſchichte unſerer Zeit verfolgen, und die finſtern Schatten, die auch er nicht zu verſcheuchen vermochte, ja die ſich mit verhängnißvoller, drohender Dunkelheit über das ganze Daſein verbreiteten, bis ſie mit faſt vollſtändiger Zertrümmerung endigten, darzuſtellen ſuchen. Man hat Friedrich dem Großen ſeine fremde Bildung, ſeine Anhänglichkeit an Frankreich, ſeine Bewunderung der franzöſiſchen Schriftſteller, oft mit großer Härte vorgeworfen; man glaubt es ihm vorzüglich zuſchreiben zu müſſen, daß in alle Stände jene falſche Richtung eindrang, die das Eigenthümliche und Einheimiſche zu vernichten drohte. Wenn man dieſen Vorwurf würdigen will, ſo darf man niemals vergeſſen, daß eine bedeutende Perſönlichkeit, vor allem ein König, je mächtiger er in ſeine Zeit eingreift, deſto beſtimmter ein Product derſelben iſt. Wenn ſchwache Fürſten hin und her getrieben werden von dem, was in jeder Zeit ſich ſchwankend darzuſtellen ſucht und ſich widerſtrebt, ſo ſtellt der mächtige, eigentliche, wahrhafte Fürſt nicht bloß den ſcheinbaren äußern, ſondern auch den innern Mittelpunkt aller abirrenden Kräfte dar. Was zeitgemäß untergeordnet iſt, muß ſich unterordnen; was mächtig nach äußerer Vollendung ſtrebt, drängt ſich dagegen zuſammen, bildet und geſtaltet ſich, und wenn wir auch, dasjenige, was auf dieſe Weiſe herrſcht, als ein Geringeres, ja nach dem größten geſchichtlichen Maßſtabe geſchätzt, als ein Schlechtes anſehen müſſen, ſo wird dadurch die Perſönlichkeit nicht herabgewürdigt, die, was der fortſchreitende, ſtrebende Sinn der Nation verworren ſucht, in einen feſten Punkt zuſammendrängt, und auf dieſe Weiſe eine Kriſe bewirkt, die, wie es auch ſeyn mag, wo die innerſten Kräfte nur geſund ſind, nothwendig von wohlthätigen Folgen ſeyn muß. Wir haben aber der falſchen Vorſtellung zu begegnen geſucht, als wenn in Frankreich allein diejenige Richtung ſich zeigte, die allerdings in dieſem Lande ihre Vollendung erhielt. Sie war vielmehr allgemein, ſie war ein nothwendiger Durchgangspunkt der Bildung aller Völker, ſie hing mit der Erſchlaffung aller äußern und großen religiöſen Formen, mit dem Zuſammenſtürzen aller großen Geſtaltungen des Lebens, mit dem Egoismus, der die Bedürfniſſe der Einzelnen ſteigerte, und jede Kraft zu ihrer Befriedigung in Bewegung ſetzte, ja mit der wiſſenſchaftlichen Bildung, die alle Geiſter immer mehr in Betrachtung des Vereinzelten hineinzog, genau zuſammen. Wo ſollte ein Geiſt, wie der des großen Königs, voll lebendiger That, ewig widerſtrebend, dem, was die Zeit enthielt, Bedeutung und Geſtalt zu geben, einen Gegenſtand ſeiner Neigung finden, die aus der ächten Vergangenheit des deutſchen Reichs entſprungen wäre? Ja, ſtand es jemals in ſeiner Gewalt, die Richtung zu beſtimmen, die er wählen wollte? Wahrlich, ein kraftvoller Fürſt iſt in dieſer Rückſicht am ſtärkſten gefeſſelt. Was ein ſinnender Geiſt für eine bedeutungsvolle Zukunft zu geſtalten ſucht, das tritt nicht mit Pracht und Macht umgeben, glänzend in der Welt hervor, das wird im Stillen, im Dunkeln geboren, wer es zuerſt ausſpricht, wird faſt immer das Opfer, und ſelbſt der Erlöſer mußte in einer Krippe zur Welt kommen und am Kreuze ſeine irdiſche Laufbahn endigen. Die Religion iſt das Heiligſte, die eigentliche Grundlage aller Staaten; aber die war eben aus dem Leben aller Staaten ausgeſchloſſen, der Fromme ging einſam in der verworrenen Welt, und abgeſondert von Allem mußten Wenige ſich verſammeln, um den Keim des zurückgedrängten Chriſtenthums zu bewahren; wer aber von den Wellen des bewegten Lebens ergriffen iſt, dem bleibt das geheime Treiben der Geiſter verborgen, oft dadurch am meiſten geſchützt, und Auguſtus hat von dem Daſein des Erlöſers kaum etwas erfahren. Aber ſelbſt die Art wie die religiöſen Streitigkeiten ſich zu dieſer Zeit äußerten waren keineswegs geeignet, die Aufmerkſamkeit eines geiſtreichen Fürſten zu feſſeln. Barbariſches Ungeſchick, engherzige Aſcetick, unnütze Grübelei characteriſirte ſie allenthalben. In der Wiſſenſchaft, in der Kunſt war nichts, was ſich mit der äußern Vollendung meſſen konnte, die in Frankreich herrſchte und wenn wir auch geſtehen wollen, daß Gottſched auf keine Weiſe ſeichter war als Boileau, ſo fehlten ihm doch Muſter der Darſtellung. So war Friedrich der Große der größte Mann ſeiner Zeit, und gewann die Bewunderung der Fremden, die höchſte Begeiſterung der Unterthanen, den mächtigſten Einfluß auf alle, weil er darſtellte, was der damaligen Zeit das Größte ſchien. So gewiß dieſes nun auch iſt, ſo zeigte dennoch eben dieſer Fürſt am meiſten, wie weit das deutſche Volk in ſeiner äußern Erſcheinung abgewichen war von Dem, wodurch es allein groß und mächtig ſein kann. Die jugendliche Bildung beſtimmt unausbleiblich, dem Weſen nach unveränderlich, die geiſtige Richtung des Mannes. Friedrich fiel in die unglücklichſte Epoche. Das zertrümmerte Reich trat ſeinen Unternehmungen entgegen, aber ſo ſchwach, ſo flach und erbärmlich erſchien der Widerſtand, daß er nur dazu diente, den Glanz des Siegreichen, von allen Gehuldigten zu erhöhen. In dem ſiebenjährigen Kriege erſchien das Reich mit ſeinen Bannſprüchen und Reichstruppen, mit ſeiner ganzen politiſchen und militairiſchen Thätigkeit, als ein kindiſch gewordener Greis, deſſen thörichtes Widerſtreben ihn nur lächerlich macht. Zwar war Maria Thereſia eine Fürſtin von ſchöner, ja von großer Geſinnung, zwar muß man des thätigen Joſephs wohlwollenden Eifer loben, aber die Zeit mit ihrer neuen Form ſtand ihnen nicht ſo unbedingt zu Gebote, ſie ſelbſt perſönlich, wie das Land, welches ſie beherrſchten, wurzelte in einer erſtarrten Vergangenheit, der die Ausführung ihrer Pläne hemmte, ihre Anſichten trübte, und bei Joſeph zumal, den Widerſtrebenden vielſeitig verwirrte. Sie waren genöthigt die Formen des alten Reichs nicht nur aufrecht zu erhalten, ſondern ſelbſt zu gebrauchen. Leichter, weit zeitgemäßer war es, zu dieſer Zeit ſie zu bekämpfen. Daher hatte auch die Verwaltung nicht die Conſequenz, ihre Kriege nicht die Kraft, ihre Armeen nicht aus ſich ſelber das Leben, die Beweglichkeit, die ſiegreiche Thätigkeit, die Friedrichs Adminiſtration und kriegeriſche Unternehmungen auszeichnete. Durch einen wunderbaren Widerſpruch der Zeit ſchien der Kampf gegen das wahrhaft Eigenthümliche des Landes ſelbſt volksgemäß. Eine Armee, zuſammengeſetzt aus Kriegern der unterjochten Provinzen, aus herumſtreifenden, heimathloſen Menſchen, durch Ueberredung, Zwang oder Liſt gewonnen, aus allen Theilen des Reichs verſammelt, war dennoch durch Einen Geiſt beſeelt, von den kühnſten und gewandteſten Feldherren angeführt, und in Deutſchland entſtand eine Begeiſterung die Wunder that, deren Mittelpunkt eine große Perſönlichkeit war, um welche ſich Alles zuſammendrängte, um ſo äußerlich zu erſetzen, was innerlich als Volksſinn fehlte. Mit der zähen Gewalt deſſen, was durch Jahrhunderte geworden war, widerſtand die Vergangenheit, und was ſie ſelbſt Herrliches und Bedeutungsvolles enthielt, ſchien mit ihr begraben zu werden, während die weniger tiefe, aber dem herrſchenden Verſtande mehr anſprechende Gegenwart ſich mit der friſchen Kraft einer jugendlichen Schöpfung zu geſtalten anfing. Aber der große König ſelbſt kannte dieſe Vergangenheit nicht, ihm war der geheime nie ganz erſtorbene Sinn ſeines eigenen Volkes verborgen, nur die alte Welt, franzöſiſch verzerrt, nur was aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten ſich weiter ausgebildet hatte, ſchien ihm geiſtig bedeutend, was ſich ſpäter, während ſeines langen Lebens regte, war ihm unbekannt, und daß ſich eine große Zukunft aus Deutſchland ſelber entfalten könne, daß jene veralteten Formen des Glaubens und des Lebens lebendige Keime enthielten, die die verehrte Gegenwart mit allem ihren Schein und äußeren Glanz zu verdunkeln beſtimmt ſeyn ſollte, mußte ihm unglaublich vorkommen. Die Encyclopädiſten hatten das Glück den mächtigſten König der Zeit zu gewinnen, der ſichs für eine Ehre anrechnete, indem er als Herrſcher die erſte Stelle einnahm, unter ihnen eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Es iſt bekannt, daß er es für ein ungünſtiges Schickſal anſah in Deutſchland zu herrſchen, was er hier fand, war nur ein Hemmendes, ein Negatives, und er erkannte zwar die Momente zu einer Univerſalmonarchie, die von Frankreich aus ſich entwickelten, ſelbſt zu geiſtreich, um nicht einzuſehen, daß die herrſchende geiſtige Richtung alle übrigen äußere Erſcheinungen leitet und beſtimmt, und der Ausſpruch, daß er mit dieſem kühnen, talentvollen Volke die Welt unterjochen wolle, iſt in Jedermanns Mund; aber die Gränzen der franzöſiſchen Weltherrſchaft, der Wurm, der an ihrem Daſein nagte, die inner Zerrüttung, die geiſtig wie irdisch ſich in dem hohlen Glanz der äußern Erſcheinung verbarg, verkannte er ganz; — wie Deutſchlands Stärke in ſeiner Erniedrigung. Daher war er der Abgott der Franzoſen, und bei Rosbach beſiegt, konnten ſie ſich Sieger nennen, denn der König bekämpfte Frankreich mit den eigenen Waffen, der Geiſt, der ſie belebte, ſchien zu ſiegen, wo der geſunkene Hof und ſeine Geſchöpfe ſich mit Schande bedeckten, und der Kranz, den er errungen hatte, überreichte er ſelbſt freiwillig den Ueberwundenen. Warum ihre Kraft ſich nur in der ungeſchickten Maſſe eines fremden Volkes entwikkeln konnte, das geheime Prinzip, welches hier Muth, Kühnheit und Begeiſterung hervorrief, während in der eigenen Heimath Schwäche und Erbärmlichkeit vorherrſchte, blieb dem König ſelbſt, wie dem verblendeten Volke verborgen, und wenn der König eine Ahnung davon hatte, weil dieſes Prinzip ihn ſelbſt bewußtlos leitete, vermochte er dennoch nie es mit bewußter Klarheit zu ergreifen. Daher konnten ſeine großen Siege niemals zu großen Reſultaten führen, nur die eigene neue Gewalt gründen, nicht tief in das Weſen des Reichs eingreifen. Die herrſchende Gegenwart war nicht ächt national, die Vergangenheit hatte aufgehört es zu ſeyn, und dennoch war in beiden etwas wahrhaft Poſitives, welches, ohne daß eine lebendige Duchdringung möglich war, ſein Entgegengeſetztes nur hemmte und beſchränkte.

Die Irreligioſität des Königs war bekanntlich eine

Folge ſeiner Bildung, wie der allgemeinen, daß aber die Verſtandesanſicht der Zeit zwei Repräſentanten, wie Voltaire und den König von Preußen fand, trug freilich ſehr viel dazu bei, ihr allenthalben großen Einfluß zu verſchaffen. Es war ein bekannter, in jener Zeit oft wiederholter Ausſpruch, daß die Völker vorzüglich glücklich zu ſchätzen wären, bei welchen Philoſophen herrſchten, und Herrſcher philoſophirten. Von Dem, was man damals Philoſophie nannte, ließ es ſich behaupten, daß es ſich ſo verhielte. Trotz allem Widerſtreben war Voltaire der anerkannte Repräſentant der herrſchenden philoſophiſchen Schule, der der König huldigte. Beiden war ein langes Leben vergönnt, ſie vermochten es, dem was ſie wollten, von der Zeit und der herrſchenden Geſinnung unterſtützt, Einfluß und Bedeutung zu verſchaffen, und da der Keim der Revolution offenbar in dieſer Geſinnung lag, ſo konnte man in dieſem Sinne behaupten, daß der große König der hauptſächlichſte Jacobiner in Deutſchland geweſen ſey, gefährlicher als alle ſpätere Barrowſche, Wöllnerſche, Hofmannſche verborgene oder offenbare, wirkliche oder erdichtete. Jetzt bildete ſich das ſogenannte philoſophiſche Jahrhundert. Kirche und Bibel, König und Adel, Glaube und Vergangenheit mit Allem, was ſie Wundervolles enthielten, waren glücklich zurückgedrängt. Den Schleier, der das Räthſel des Daſeins, der Geſchichte der Völker bedeckte, hatte der aufgeklärte Verſtand gehoben, und man entdeckte mit Verwunderung, wie leicht Alles zu faſſen ſey, man fand nichts dahinter, als eine Menge Sentenzen und Grundſätze, die Jedermann zugänglich wären, und die man eilte für das Volk, ja für die Kinder zu verarbeiten, damit ein Jeder an der errungenen Glückſeligkeit Theil nehmen könnte. Die Kirche hatte lange ihr Anſehen verloren, die Bibel ward erklärt wie andere Schriften, ihre Schwächen und Mängel ſchienen Jedermann einleuchtend und unter dem Schutz eines großen Königs ſchien es ein unveräußerliches Recht, ſelbſt von den Kanzeln herab das Chriſtenthum in Moralitäten, und alle Offenbarung in Aberglauben zu verwandeln. Was der König in ſeinem Lande und mit ſeinem Lande wollte, das wußte er deutlich und klar, und duldete keinen Widerſpruch. Daher herrſchten unfehlbare canoniſche, militaire und Verwaltungsſyſteme, während Alles, was ſonſt für das Heiligſte galt, der frechſten Behandlung preisgegeben war. Leſſings beißender Ausſpruch über die damalige preußiſche Preßfreiheit iſt allgemein bekannt. Deutſchland litt in dieſer Zeit am meiſten. In Frankreich ward das Flache leicht gewonnen, es ſchien dem leichtſinnigen Volke ganz natürlich die eigene Weisheit ſelbſt zu beſpötteln, und zuletzt endigte doch Alles im augenblicklichen Genuß, für welchen ein Jeder da zu ſeyn ſchien. Der Deutſche konnte ſeiner urſprünglichen Natur nicht entſagen, er war verdammt das Seichteſte mit ungeſchicktem Ernſt zu unterſuchen und zu ergrübeln, bewußtlos trieb ihn ein höherer Sinn zum raſtloſen Forſchen, kein Punkt der Unterſuchung konnte ihm gnügen, Ruhe war ihm nirgends vergönnt, und was ihm urſprünglich unendlich nahe lag, mußte er, da es einmal entſchlüpft war, in der unendlichen Ferne immer vergebens zu erringen ſtreben. Zwar ward die Spra che milder, das Denken gewandter, Wiſſenſchaft und Kunſt im Einzeln bereichert und ſorgfältiger bearbeitet, aber man verlor ſich in ein endloſes Gerede ohne Anfang und Ende. Wo ein Volk ſich geſchichtlich in ſeiner Eigenthümlichkeit ergreift, und Alles ſich aus der Vergangenheit entwickelt, da iſt Freiheit, weil frei iſt, was ſich in ſeiner eigenen Art ergreift, und Nothwendigkeit, weil die eigene Weiſe mit großer Beſtimmtheit gegeben iſt. So iſt der geſunde Leib keine Hemmung für die geſunde Seele, Beide durchdringen ſich und die Nothwendigkeit und beſtimmte Form der Organiſation ſchränkt ſie nicht ein. Wo der Verſtand allein und ſeine endlichen Begriffe walten, da herrſcht Willkühr und Zwang. Der Zwang ſelbſt iſt nur fixirte Willkühr, die man Geſetz nennt, die bewegliche ungebundene Willkühr iſt Gewalt. Vom eigentlichen ächten Geſetz, von Nothwendigkeit kann ſo wenig als von Freiheit die Rede ſeyn, die beide nur da ſind, wo Glaube, Liebe und Hoffnung uns mit der ganzen göttlichen Natur verſchmelzen und eben dadurch die eigene, ewige ſichert, wo alles Erworbene als Gabe, und eben daher alles gnadenvoll Geſchenkte als Erwerb ſich kund thut, das heißt nur wo die Religion herrſcht. So zerſtörende Anſichten äußerten ihren tödtenden Einfluß auf die Geſetzgebung, auf die Staatsverfaſſung, auf die Geſinnung im Ganzen, Ehre, jenes urſprüngliche Palladium der edlen germaniſchen Natur ſetzt die Einheit der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt in einem jeden Bürger. Er iſt freies Mitglied eines nothwendigen Vereins, eine Strafe, die die Ehre tödtet, iſt die Folge einer Selbſtvernichtung durch vorangegangene That. Da ein jeder Bürger ein Knecht wäre, wenn das Geſetz nicht als ſein eigenes erſchiene, ſo iſt die Ausübung des Geſetzes auch gegen ihn, wenn Uebereilung oder Schwäche ihn zu einer Uebertretung verleitete, ſeine heiligſte Foderung. Zwar erſcheinen in der Geſchichte nie, weder Geſetze ſo vollendet, noch die Geſinnung ſo rein, aber durch die Annäherung zu dieſer Idee enthalten allein die Geſetze ihre Bedeutung und lebendigen Werth. Solche Geſetze ſind nothwendig geſchichtlich entſtanden, können nur geſchichtlich begriffen werden, weil ſie ſich lebendig an eine jede Entwickelungsſtufe des Volks anſchmiegen. Jetzt aber trennte ſich der Bürger immer mehr von dem Staate, der ihm ſelbſt nur als ein Einzelnes, als ein Fremdes erſchien, und fühlte in ſeiner Nichtigkeit nicht, wie er dadurch die heilige Nothwendigkeit ſeines geſchichtlichen Daſeins, den innern fördernden Puls ſeines eigenthümlichen Lebens in äußern hemmenden Zwang, das Gebietende, was er in innigem Zuſammenhang mit dem Staate ſelbſt war, in Willkuhr und ſich in einen Knecht verwandelte. Die neuen Einrichtungen, aus der allgemeinen Erſchlaffung entſtanden, tödteten die Ehre. Vormals war es das heiligſte Prärogativ der Freien, daß ihnen das Recht gebühre, mit Leben und Blut das Land in ſchweren Zeiten zu vertheidigen, jetzt galt es für einen Vorzug vornehmer Klaſſen lebenslänglich entwaffnet zu ſeyn. Zwar mit Recht, denn was gingen ſie die Streitigkeiten der Fürſten an? Aber iſt der Krieg nicht das Höchſte, ſo iſt er das Niedrigſte, ja das Schlechteſte, mit eben ſo vollem Rechte ſträubte ſich der Geringere gegen einen

Kriegsdienſt, der dem Beſſern zu ſchlecht dünkte, der ſie Mißhandlungen, Entehrungen, Gefahren preisgab, ohne daß ſie einzuſehen vermochten, warum. Die Gewalt, die den Bürger zum Kriegsdienſt beſtimmte, mußte als Willkühr angeſehen werden, und Zwangsmittel wurden erſonnen, um Das durchzuſetzen, was die Willkühr gebot. Der Staat verfolgte ein Intereſſe, die Bürger ein anderes, und wenn dieſe auch einſahen, daß ſie nicht ohne den Staat leben konnten, daß ihr Daſein auf mancherlei Weiſe mit dem Staate verflochten war und zuſammenhing, ſo war doch die großartige gemeinſchaftliche That, die ſelbſt alle Idee von bloßer Aufopferung ausſchloß, weil Beide für ſich ſelber thaten, was ſie ſich wechſelſeitig zu leiſten ſchienen, immer mehr zurückgedrängt; man duldete den Staat nur als ein nothwendiges Uebel, und indem man ihn insgeheim als Mittel zu ſeinen Zwecken benutzte, rechnete man ſich eine That, die man, zumal, wenn ſie anſcheinend freiwillig geſchah, für ihn ausübte, als eine große Aufopferung ſehr hoch an. Eine ſolche Geſinnung machte Vorſichtsmaßregeln von Seiten der Staaten nothwendig. Man müßte über die Aeußerungen der Schriftſteller wachen. Beſoldete geheime Agenten lauerten auf Alles, was im ſtillſten Vertrauen geſprochen ward, beſonders in Frankreich. Die Polizei gewöhnte einen jeden Bürger daran, daß er als ein präſumtiv Verdächtiger betrachtet, wie ein Verbrecher ſignaliſirt, von einer Controlle zur andern abgeliefert ward. Die directen Abgaben foderten zu gehäſſigen perſönlichen Unterſuchungen auf. Auf den Gränzen, vor den Thoren der Städte ward viſitirt.

Der redlichſte Mann konnte einer geheimen Angſt, einem innern Gefühl, als könnte er auf irgend einem Verbrechen ertappt werden, kaum entgehen, wenn er ſich den furchtbaren Inquiſitoren näherte, in deren Gewalt er gegeben war. Die Bedürfniſſe der Staaten wuchſen, die Auffoderungen an die Bürger mit dieſen. An Widerſtreben war nicht zu denken, man ſuchte nur zu täuſchen. Selbſt bei den Beſten ſtumpft ſolche Maßregel das Ehrgefühl allmählig ab, und der Staat iſt tief geſunken, der nicht einſieht, wie unendlich viel er verliert, wenn er dieſen ſeinen innerſten Nerv verletzend zu berühren wagt. Aber nun bildeten ſich ganze Klaſſen von Menſchen, deren Erwerb dazu vorzüglich reizte, die fortdauernd den Staat zu täuſchen ſuchten. Die Beamten ſelbſt, ſchlecht beſoldet, wurden größtentheils durch Beſtechungen gewonnen und auf dieſe Art verderben, ja ſo weit griff das tödtende Gift um ſich, daß es am Ende einem Jeden ein Gleichgültiges ſchien, den Staat zu betrügen, und daß es wenige Bürger gab, die ſich völlig rein fühlten. Ein jeder Staat muß Verbrechen gegen ſich als ein nie zu Verzeihendes betrachten, aber jetzt mußte er, ſich ſelbſt in ſich zerſtörend, das allgemein Verbreitete oft überſehen und dadurch noch tiefer wurzeln laſſen. Man ſollte glauben, daß die Geſetzgebung am allerinnigſten mit der geſchichtlichen Entwickelung verflochten wäre, daß ſie, die in alle, in die größte, wie in die kleinſte, in die innern, wie in die äußern Verhältniſſe des Lebens eingreifen, die durch mannichfaltige Verwickelungen die Gegenwart an die entfernteſte Vergangenheit knüpften, einer jeden ungeſchichtlichen Behandlung widerſtreben würden. Dennoch mußte auch der widerſtrebenſte Stoff den unermüdlichen Bemühungen des Alles neu bildenden Verſtandes weichen. Die erhöhete Gewalt der Könige machte neue Geſetze nothwendig, die beliebte äußere Einheit, die die Willkühr unterſtützt, ſollte die getrennten Theile in ſich wenigſtens vereinigen und ſo den Mangel an innerer Einheit erſetzen. Geſetzbücher wurden ausgearbeitet um die unüberſehbare Maſſe von Geſetzen zu ordnen, und dieſe ſelbſt in einer ungeheuren Fluth von neuen Beſtimmungen und Anordnungen verſenkt, ein erdichtetes Naturrecht, welches den Begriff eines ſogenannten Naturzuſtandes, abſtrahirt von allem Leben enthielt, ward für die geſchichtliche wahrhaft lebendige Anſicht untergeſchoben, und da dieſes ohne feſten Grund, Evidenz und ſelbſtſtändige Klarheit unterſuchte und beurtheilte, ſo ward die Willkühr der Herrſcher, die doch wenigſtens durch Bedürfniſſe und gegebene Verhältniſſe gehemmt war, durch die zügelloſe Willkühr des reflectirenden Verſtandes, nur noch unſicherer, ſchwankender, unbeſtimmter gemacht. Bisher ſtrafte man nur Thaten, wohl wiſſend, daß die Geſinnung, als ein Inneres, dem Richter faſt immer verborgen bleiben muß, und daß die eigentliche, höchſte Strafe einem unfehlbaren Richter gebühre, der keine That, ſondern nur die Geſinnung ſieht. Jetzt war jenes Verhältniß mit der Tiefe der Religioſität verdrängt. Die Pſychologie ſollte die geheimſten Triebfedern des verborgenſten Willens dem platten Verſtande, als wären ſie ein Aeußeres, Handgreifliches, zur Beurtheilung und Erklärung überreichen. Man vergaß, daß der Staat beſtimmte Thaten, die ſeinem Weſen widerſtreben, mit beſtimmter Strafe bezeichnet, ſeiner eigenen Selbſterhaltung wegen, daß, je feſter und unausbleiblicher beide zuſammenfallen, je ſtrenger und, wie in der Natur, unabänderlicher das Geſetz trifft, es deſto mehr Sicherheit, ja daß eine ſcheinbare Härte im Einzeln durch die großen Vortheile im Ganzen überwogen werden. Tauſend Rückſichten, Schwäche der Richter, Entſchuldigungen von mancherlei Art machten das Geſetz ſchwankend, und in der Ausübung, wie in der Entwerfung, entdeckte man allenthalben dieſelbe Willkühr des reflectirenden Verſtandes. Wenn die allgemeine Schwäche und Erſchlaffung des Geſchlechts, wie große Tugenden ſo auch große Verbrechen ſeltner machte, weil ſie wenigſtens Kraft erfodern, ſo ſchrieb man es der trefflichen Geſetzgebung zu und arbeitete ſich immer tiefer in die eigene Verblendung hinein.

Ein lebendiges Volk iſt nothwendig kriegeriſch. Es iſt der hohe Lebensmuth, der friſche Athem der geſunden Bruſt, die tüchtige Muskelkraft des Volks, die ſich durch kriegeriſche Geſinnung ausſprechen und einen jeden Angriff mit unwiderſtehlicher Schnellkraft zurückwerfen. Ein militairiſcher Staat nach der modernen Art iſt aber nothwendig ein erobernder. Die militairiſche Kaſte bedarf einer ſtrengen Form, eine eigene beſtimmte, ſcharfe Einrichtung, die im Frieden verroſtet, weil die ewige Quelle friſcher, lebendiger Kraft, die nur aus einem Volke im Ganzen entſpringt, ihr entgeht. Ihr Streben iſt univerſell, ſie geht ruhelos über jede Gränze und iſt ſie entſprungen aus einem Volke, welches ſelbſt eine univerſelle geiſtige Richtung hat, und ſie geltend zu machen weiß, ſo kann ſie lange beſtehen und Kraft und Leben behalten. Daher war die römiſche Armee auf den Gränzen lange fürchterlich; daher in neuern Zeiten die franzöſiſche. Preußen aber enthielt keine univerſelle Momente, es war ein friedlicher Staat, mit einer Einrichtung, die ſich nur für einen erobernden ſchickte. Als daher die Schwäche aller Staaten einen langen Frieden in Europa zu Wege brachte, erſtarrte das ruhende Militair und die bloßen Formen verloren allmählig die innere Bedeutung. Unter allen menſchlichen Unternehmungen muß vielleicht der Krieg am meiſten erlebt werden, um nur überhaupt begriffen zu werden. Nur die Begeiſterung eines erwachten Volks kann den Mangel lebendiger Erfahrung erſetzen. So hatte Preußen eine mehr ſcheinbare als wirkliche Stärke; ſein Glück war, daß man in der Erinnerung vergangener Thaten, es fortdauernd als gewaltig betrachtete.

Dieſes war Deutſchlands und Frankreichs Lage. Das Reich ohne Bedeutung, der Kaiſer, als ſolcher im Reiche ohne Gewalt, in den eigenen Ländern zerſplittert durch die ungleichartigſten Beſitzungen, Preußen ſtark in der Meinung, ohne die eigene Schwäche zu kennen, die übrigen deutſchen Fürſten völlig rathlos, und das Daſein im Innern ohne wahren Kern; äußerlich mit Humanität und Toleranz, Philoſophie, Sentimentalität und weichherziger Tugend übertüncht — als die franzöſiſche Revolution ausbrach.

Sie war keinesweges eine bloß franzöſiſche Revolution. Sie war eine nothwendige Kriſe, durch welche alle Völker Europa's mehr oder weniger, je entſchiedener ſie an der herrſchenden Richtung der Bildung Theil nahmen, ſich durcharbeiten mußten. Daß ſie in Frankreich ausbrach, war natürlich; denn hier war der Hauptſitz der neuen Bildung. Wo die Willkühr herrſchend iſt, da iſt auch die Stelle, die ſie einnimmt, eine willkührliche, oder vielmehr es muß, wenn Alles mit einer beſtimmten Kraft eine beſtimmte Stufe errungen hat, ein Punkt erſcheinen, wo die Maſſe des Volks ſelbſt die Willkühr an ſich reißt. Der König ſelbſt erſcheint nicht als die concentrirte Totalität des Volks, dieſes iſt eine lebendige, dem bloßen Verſtande unzugängliche Anſicht. Er erſcheint vielmehr als ein getrenntes Einzelnes, und wie dieſes Einzelne dazu komme, allein zu befehlen, während alle übrigen gehorchen müſſen, kann der Verſtand nicht begreifen; vielmehr dünkt ſich jeder klüger, denn das Prinzip der eigentlichen Gewalt, die Reflexion hat er ja für ſich erworben. Wenn die Verworfenheit der allgemeinen Geſinnung äußere und innere Verhältniſſe in einer verworrenen Gährung unter einander geworfen hat, ſo fodert man, daß die Regierungen Alles, wie durch ein Wunder ordnen, ebnen, herſtellen ſoll, die Sünde theilen ſie alle, aber wenn die rächende Gottheit die Strafe herbeiführt, dann ſoll, was nur durch ein ſtilles Selbſterkennen, und durch eine reumüthige Bekehrung von jedem unendlich kleinen Punkte aus gebeſſert werden kann, durch äußere Anordnung geſchehen, und was dieſe allein thun können, das Schlechte hemmen, und wenigſtens momentan zurückdrängen, das haßt man, während man Das, was man ſelbſt zu thun hat, mit hartnäckigem Widerſtreben von ſich weiſt. So glaubt ein Jeder die Willkühr zu tödten, indem er ſie ſelbſt an ſich reißt, und unterwirft ſich dem Zwange von Allen, indem er dem gemeinſchaftlichen, der doch eher zu dulden wäre, zu entgehen ſucht. Da will ein Jeder nicht durch Ergebung, ſondern durch Trennung das Ganze ſeyn, jenes unglückſelige Streben, die verbotene Frucht, die von Anfang an ein jedes keimende Paradies in der Geſchichte vernichtet hat. Die Revolution, als eine einzelne, als eine zufällige Erſcheinung zu betrachten, der, wenn die Regierung andere Maßregeln ergriffen hätte, wohl zu entgehen geweſen wäre, iſt eine höchſt dürftige, fruchtloſe, ja gefährliche Anſicht. — Dürftig, weil ſie den über der Geſchichte ſchwebenden rächenden und bildenden Geiſt verkennt, und die größten Begebenheiten, an die beſchränkten Einſichten einer engen Perſönlichkeit knüpft; fruchtlos, weil ſie jedes nationale Selbſterkennen, die allgemeine Zerknirſchung, aus welcher allein eine wahre Wiedergeburt entſpringen kann, hemmt und entfernt; endlich gefährlich, weil ſie bei den Herrſchern den thörichten Wahn nährt, als ob ſie durch einzelne Veranſtaltungen das rollende Rad der gewaltigen Zeit hemmen können, und diejenigen, die berufen ſind, die wahrhaft geſchichtlichen Begebenheiten der Zeit zu lenken, nicht ihnen zu widerſtreben, einer unnützen und zweckwidrigen Gefahren preisgeben.

Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn die Revolution in ihrer ſtufenweiſen Entwickelung Schritt vor Schritt zu verfolgen. Ihre Geſchichte iſt zu neu, ihr Greuel der lebenden Generation zu gegenwärtig, als daß dieſes nöthig wäre. Es wird hinlänglich ſeyn ihre Hauptepochen, die mit überraſchender Schnelligkeit ſich folgten, ganz im Allgemeinen zu bezeichnen. Die erſte Epoche fällt früher als die Exploſion, die ſie äußerlich erſcheinen ließ. Empfangen war ſie ſchon und hatte, wenn gleich in dem mütterlichen Schooße der alten Verfaſſung ruhend, durch die innere Bewegung ihr Daſein verrathen, in den letzten Tagen Ludwigs des Funfzehnten durch die bedenkliche Oppoſition der Parlemente. Damals herrſchte indeß noch die alte Form. Geboren ward ſie als der König, nach der Verſammlung der Notablen, genöthigt ward den lenkenden Zügel dieſer Verſammlung zu übergeben; welche ſich als Nationalverſammlung im uraltfränkiſchen Sinne, aber mit ganz anderer Geſinnung, conſtituirte. In dieſer zweiten Epoche äußerte ſich dennoch das Beſtreben die ſinkende Form zu ſtützen. In der dritten erreichte die Revolution ihre höchſte Reife, jede Spur der Vergangenheit ward abgeſchnitten, der bloß reflectirende Verſtand, der Glauben, Zutrauen, Ueberlieferung verachtet, und nur aus ſich ſelber ſich geſtalten will, zeigte ſein höchſtes Meiſterſtück, wie die Geſchichte es noch nie ſah, weil eine ſolche Kraft der Reflection noch nie ſich entwickelt hatte. — Religion, König und Adel fielen als Opfer, und die ſogenannten Menſchenrechte, dürre Begriffe von Freiheit und Gleichheit, traten an ihre Stelle. Da war es dem Volke „recht cannibaliſch wohl“ zu Muthe. — In der vierten Epoche trat die Erſchlaffung ſchon ein, die mit dem bekannten militairiſchen Deſpotismus endigte. Noch nie ſah man ein Volk alle Stufen folgen, von der keimenden, falſchen Freiheit bis zur völligen Unterwerfung mit allen Zwiſchenſchattirungen in ſolcher encyclopädiſchen Schnelligkeit durchlaufen wie dieſes. Kaum kann ein Mädchen in dieſer Zeit ihre Reife erlangen. Die Zeit von dem erſten bis zu dem letzten Brutus verfloß in wenig Jahren, und die Geſtalt, die in Rom Jahrhunderte brauchte um reif zu werden, die in mehreren Perſonen immer von neuem hervortreten mußte, die durch die Grachen, als der Streit um die agrariſchen Geſetze alle Gemüther in Bewegung ſetzte, vielleicht früher anfing, die durch Marius, Sylla, Cäſar, Auguſtus, eine Reihe von Kaiſern bis auf Nero ſich langſam entfaltete erſchien, in kurzer Zeit durch eine und die nämliche Perſon, die erſt Popularität erwarb, ſie gleich mißbrauchte und faſt ungeſtört und mit der größten Naivetät alle Künſte, die Tyrannen ſeit Anfang der Geſchichte benutzten, wenn ſie Völker in deſpotiſche Feſſeln ſchmieden wollten, in wenigen Monaten in Anwendung bringen konnte.

Die Regenten in Europa glaubten ſo wenig als der vertriebene franzöſiſche Adel an das Gelingen der Revolution. Zu einſeitig in der Richtung, zu getrennt von dem Volke hatten Adel und Fürſten in wunderbarer Verblendung den Geiſt verkannt, der ſeit langer Zeit alle beſtehenden Verhältniſſe zu untergraben drohte und nur die Erfahrung konnte ſie von der falſchen Anſicht, doch nie vollkommen, zurückbringen. Wie in Frankreich das Volk alle Schuld auf die Häupter und Mächtigen, ſo ſchoben außerhalb Frankreich die Mächtigen alle Schuld auf das Volk, keiner wollte die wahrhafte gemeinſchaftliche Sünde bekennen. Dennoch zeigte das Verhalten der europäiſchen Höfe, daß ſie der Wahrheit gemäß, die franzöſiſche Revolution als eine allgemeine betrachteten und behandelten. Es wäre thöricht, wenn man behaupten wollte, daß Deutſchlands Fürſten vor Allen nichts zu befürchten hatten. Mit ſonderbarer Unbefangenheit ſuchten zwar die lauteſten Schriftſteller, indem ſie das revolutionäre Gerede mit ekelhafter Breite in Blättern und größeren Schriften unter das Volk zu verbreiten ſtrebten, die Behauptung zu begründen, daß öffentliche Aeußerungen völlig unſchädlich wären, und wollten im thörichten Widerſpruch mit ſich ſelber den Glauben hervorrufen, daß die Unternehmung, an welche ſie alle Kräfte verwandten, wie ſie während des Strebens ſchon einzuſehen behaupteten, ohne allen Erfolg ſeyn würde. Aber die Fürſten, die Höfe kannten die Quellen, durch welche franzöſiſche Sitten in Deutſchland eingedrungen waren nur gar zu gut. Denn ſie ſelber hatten ſie geöffnet. Je mehr die alte Form noch durch die eigenthümliche Stellung des Staats ihre Gewalt behauptet hatte, wie im Oeſtreichiſchen, deſto ſchwächer waren zwar die Aeußerungen revolutionärer Geſinnung, aber die erſtarrte Vergangenheit vermochte nicht eine poſitive Kraft gegen ſie zu entfalten; vielmehr erſchien dieſe gegen jene neue convulſiviſche Entwickelung mit einer bedenklichen, innerlich tief gefühlten Schwäche. In Preußen, wo die franzöſiſche Art durch die Oppoſition gegen das Reich, durch den Einfluß der Coloniſten, durch Verfaſſung und Geſinnung eines mächtigen Königs ſeit langer Zeit einen entſchiedenen Einfluß gehabt hatte, waren die Aeußerungen natürlich ſtärker und bedenklicher; am mächtigſten aber in denjenigen Provinzen, die in einer gefährlichen Nachbarſchaft durch die Kraftloſigkeit des Reichs ſchon ſeit Jahrhunderten preisgegeben waren. Es war nothwendig, daß dieſe kaum mit der alten Heimath verbunden, mehr von der fremden neu entfalteten Kraft als von der einheimiſchen krankhaften Schwäche angezogen wurden. In Frankreich erkannte man ſehr wohl den univerſellen Moment, welcher die Revolution enthielt, und wie ſie aus der herrſchenden Geſinnung entſprungen, in allen Ländern bedeutende Verfechter finden mußte. Freiwillig hatten die Fürſten und Großen franzöſiſcher Bildung gehuldigt und die einheimiſche geringgeſchätzt; die Franzoſen waren es ſeit länger als einem Jahrhundert gewohnt, ſich als den Mittelpunkt der europäiſchen Cultur, Paris als die Hauptſtadt der gebildeten Welt zu betrachten. Durfte man ſich wundern, daß ſie, für eine tiefgreifende Unternehmung, zu welcher alles ſchon Bewunderte ſich nur, wie eine vorbereitende Einleitung verhielt, die alle Vergangenheit vernichten, und aus eigener Kraft eine völlig neue Zeit der Vollendung, einen neuen Himmel und eine neue Erde gründen ſollte, die allgemeine Theilnahme mit Grund erwarteten und mit allen Kräften zu erringen ſtrebten?

„Lange haben die Großen der Franken Sprache geſprochen,
„Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
„Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken,
„Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangtet, geſchieht.“

Der Krieg zwar war unvermeidlich, er war erklärt durch das Weſen der Revolution, durch ihr Verhältniß zu den herrſchenden Dynaſtien, durch die um ſich greifenden, unleugbar univerſellen Momente, die ſie enthielt. Nichts müßiger gibt es im geſchichtlichen Sinne, als bei ſolchem Kriege zu unterſuchen, wer ihn angefangen hat, als wenn er nicht lange ſchon beſchloſſen wäre, ja ſeinen unvermeidlichen Anfang genommen hätte, ehe er äußerlich erklärt ward, als wenn es möglich wäre den Urſprung, den Anfang hier oder dort zu ſuchen für eine ſo große Erſcheinung, die aus allen Richtungen der Zeit mit Nothwendigkeit erfolgt.

Aber der Erfolg des Krieges war höchſt unglücklich, nicht bloß durch die verlorenen Schlachten, ſondern auch durch die Wendung, welche die Geſinnung nahm. Diejenigen, die zuerſt den Krieg erklärten, wurden mit Unrecht als die erſten Urheber angeſehen — die Völker konnten die Nothwendigkeit eines Krieges nicht einſehen, der ſo viele Aufopferungen erfoderte, um Grundſätze zu beſtreiten, die, wenn auch nicht herrſchten, doch hie und da Wurzeln gefaßt hatten und viele Krieger dienten unwillig, die meiſten ohne wahre nationale Begeiſterung; man ahnete ein Bündniß aller Dynaſtien gegen die Völker, ein Bündniß, welches, indem es ein furchtbares Mißtrauen zwiſchen Volk und Fürſt vorausſetzt, dieſes auf immer zu fixiren drohte, und freilich unter allen Maßregeln, die ergriffen werden konnten, die gefährlichſte und unheilbringendſte genannt werden mußte. Wenn man uns in den Tod führt, ſo ſprach man, wenn man den Wohlſtand der Länder opfert, um die Bourbons und den Adel in Frankreich zu erhalten, wenn die Geſammtmaſſe aller Dynaſtien in Bewegung geſetzt wird, um das Blei abgeworfener Formen über die neu erzeugten, elaſtiſchen Nationalfedern zu werfen, und dieſe niederzudrücken, muß man nicht glauben, daß alle Dynaſtien das Schickſal der Bourbons, und was hier ſich regte, als eine gefährliche Exploſion auch in den eigenen Ländern befürchten, der ſie nur entgehen können, wenn alle entzündliche Maſſen in dem zuerſt gährenden Lande ausgelöſcht werden? Wird aber dieſe Unternehmung, wenn ſie gelingt, nicht jede freie Richtung vernichten, und es dahin bringen, daß die Dynaſtien, indem ſie gegen Aufrührer zu kämpfen ſcheinen, zugleich das Recht einer jeden Nation, ihre innere Verfaſſung zu beſtimmen, ſich ſelbſtſtändig aus ſich ſelber zu geſtalten, beſtreiten und alle Völker und ihr Schickſal unbedingt in die Hände der Regenten liefern? Kann man leugnen, daß ſeit die franzöſiſche Politik in Europa vorwaltete die Neigung einen ſolchen fürſtlichen Senat zu bilden, der alle perſönliche Streitigkeiten der Mitglieder vergeſſend, bei gemeinſchaftlicher Gefahr zur wechſelſeitigen Unterſtützung herbeizueilen entſchloſſen iſt, ſich deutlich genug gezeigt hat? Eine Verbrüderung, die bei den unermeßlichen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtehen auch aus ſolchen Ländern, die ohne die Freiheit zu kennen, dem Regenten unzählbare Maſſen liefern, die unbedingt gehorchen, eine eiſerne europäiſche Ariſtokratie bilden konnte, die im Stande wäre einen jeden Keim, des innern nationalen Fortbildens, das ohne Freiheit undenkbar iſt, in der Geburt zu erſticken? — Und in der That Europa darf ſich glücklich ſchätzen, daß dieſes ſchauderhafte Unglück, welches ſelbſt, wenn wir Alles erwägen, was die Länder durch die Revolution und ihre Folgen gelitten haben, dennoch das Härteſte und Unerträglichſte geweſen wäre, vielleicht mehr ein erträumtes als wirklich zu befürchtendes war, daß die Zeit, die eine ſolche Furcht erzeugen konnte, wir hoffen es zu Gott, auf immer verſchwunden iſt. Denn wenn die Völker zur willkührlichen Anarchie ſich erheben, ſo bereiten ſie wahnwitzig ihre eigene Strafe; ſchnell ereilt ſie die rächende Nemeſis, und ſie dienen Andern zum warnenden Beiſpiel. Wollte aber eine ſtrafende Gottheit für irgend einen gräßlichen Frevel dem Geſchlecht einen Untergang bereiten, qualvoller als die Zeiten der größten Verwüſtung ſie aufzuweiſen vermögen, ſo geſchähe es dann, wenn ein finſteres Bündniß ſolcher Fürſten entſtände, die es vergeſſen könnten, daß ſie die Seele des Volks, das innere, eigenthümliche, belebende Prinzip deſſelben wären, die alle Mittel, die ihnen zu Gebote ſtehen, benutzen wollten, um ein Gebrek von ſogenannter Glückſeligkeit zu bereiten, die wie eine Knochenſuppe das allgemein Nährende ohne irgend einen eigenthümlichen Reiz allen Geiſtern, zur alleinigen, bettelhaften Nahrung gereicht werden ſollten.

Aber für die Revolution war dieſer Krieg deſto günſtiger. Die Zeit hat ein ſchweres Urtheil über dieſe unglückliche Unternehmung gefällt, wir ſelbſt haben die geſchichtliche Entwickelung derſelben, wie ſie aus der geſunkenen Geſinnung entſprang, zu zeigen uns bemüht und Keiner wird uns für einen Freund der Revolution halten; aber dennoch wäre es unrecht zu leugnen, daß auch in der franzöſiſchen Revolution, in ihrem Urſprunge etwas Gutes und Schönes, ja Herrliches lag. Wenn wir mit Freude an die Beiſviele unveränderter Treue gegen den König, die die härteſten Proben beſtand, denken, ſo dürfen wir auch nicht vergeſſen, daß, ſo groß auch des Königs perſönliche Güte war, am Hofe das höchſte Verderben herrſchte, der Adel eine große Anzahl verworfener Menſchen enthielt, die im Lande ſo gefährlich, wie nach der Vertreibung verächtlich erſchienen, daß auch der Edelſte, und dieſer am meiſten, aufgefodert werden mußte an einer Unternehmung Theil zu nehmen, die im Anfang mehr eine Regeneration als eine Revolution zu verſprechen ſchien. Aus den niedrigſten Ständen erhoben ſich die Menſchen, große Geſinnungen traten hervor, glänzende Thaten geſchahen, die, wären ſie von einer claſſiſchen Zeit getragen, ewig in der Geſchichte geblieben wären. Dieſe waren es, welche auch im Auslande denjenigen gewannen, der durch Alter, durch Mangel an tiefem geſchichtlichen Sinn die innere Hohlheit des Unternehmens nicht unbefangen beurtheilen konnte. Auch fand die Revolution nur einen Gegner, wie Bürke, die meiſten waren durch die ſchlechten Waffen, die ſie brauchten nur im Stande ſie zu heben, ſie prieſen dasjenige, was in Frankreich nicht mit Unrecht beſtritten ward, anſtatt die innere poſitive Schlechtigkeit der Revolution, die ſich freilich nicht aufdecken ließ, wenn man nicht die eigene ebenfalls preisgeben wollte, anzugreifen. Ein Jeder von uns, der mit jugendlicher Theilnahme die erſten Entwickelungſtufen dieſer großen Umwälzung verfolgte, hoffend, daß das Beſſere das Uebergewicht gewinnen würde, wird bekennen, daß er ihr Manches verdanke, was der ſpäter entwickelte, zwar auch gerechte Haß dennoch nicht ganz vergeſſen darf. Aber auch dieſes Gute wäre ohne allen Zweifel ſchneller zurückgedrängt, das Schlechte hätte ſich eiliger in ſich ſelber verzehrt, wenn beide nicht einen äußern Haltpunkt der Vereinigung durch die Angriffe von Außen erhalten hätten. Die gemeinſame Gefahr vereinigte Alle und die Nation entwickelte eine Kraft, der man freilich aus den innerlich erſchlafften Ländern nichts entgegenſtellen konnte. So lange leiſtete man gemeinſchaftlichen Widerſtand, bis der Feind dadurch volle Kraft erhalten hatte — dann zog ſich ein mächtiger Staat zurück, eben als ein kräftiges Bündniß am nothwendigſten ſchien, durch einen Verluſt erſchreckt, der im ſiebenjährigen Kriege nur eine Ermunterung zu neuen Anſtrengungen geweſen wäre.

Das Prinzip der Revolution war freilich ein abſolut ſchlechtes, ſie entſprang aus der Verworfenheit, die Jahrhunderte hindurch herangewachſen und mächtig geworden war; ihr eigentlicher, geheimer Mittelpunkt war die Cabale, die in mancherlei Form ſich ſelbſt widerſtritt und bekämpfte. Wer für die Idee des Staats lebt, der handelt offen und frei, ſie ſelbſt iſt das Licht, welches Alles bildend und entwickelnd erzeugt und erhält, und wie er ſein Leben freudig wagt, wo der Staat äußerlich in Gefahr iſt, ſo wird er auch Alles wagen, indem er keine Gefahr ſcheuet, keine Rückſichten kennt, öffentlich zu reden, zu handeln wiſſen, wo im Innern das Weſen des Staats angegriffen wird. Er weiß, daß Alles, was durch die bloße Klugheit der Menſchen entſteht und erzeugt wird, was nicht vor aller irdiſchen Entſtehung eine Macht aus ſich ſelber, ein ewiges Daſein aus ſeiner eigenen herrlichen Natur hat, ein Nichtiges und Schlechtes iſt in ſeiner Darſtellung wie in ſeinem Urſprung. Wie der Staat ſelbſt ein Untheilbares und Ewiges iſt, ſo fodert er auch ein ungetheiltes Daſein, und was derjenige, dem eine ſolche lebendige Kunde geworden iſt, verliert, was ihm Mißverſtändniß und ſchlechte Gewalt rauben kann, ſeinen Wohlſtand, ja ſein Leben kann er kaum als ein Opfer anſehen, da er ſich vielmehr ſelbſt, ſein innerſtes, weſentlichſtes Daſein vernichten würde, wenn er aufhörte für das Ewige ganz zu ſeyn, gegen das Nichtige zu kämpfen. Aber wo der Menſch ein Einzelnes ſo innerlich ergriffen hat, daß es ihm zu ſeinem Weſen zu gehören ſcheint, da will er dieſes ſelbſt wahnſinnig als ein Ganzes ſetzen, und er hört nur auf göttlicher Art zu ſeyn, Gottes Bild zu tragen, um zu werden wie Gott. Wie jene ewige Geburt aus Gott und Leben in Gott hell, klar, licht, offen und frei, ſo iſt jene Geburt aus dem getrennten Endlichen nur für ſich, und für Das, was man in der Trennung ſein Weſen nennt, finſter, dunkel, trübe, geheim und abhängig, der furchtbare Geiſt der Cabale Wie durfte dieſer Geiſt ſein inneres Weſen entdecken, da das Geſchlecht erſchrecken würde vor ſeiner Mißgeſtalt? Er ſucht Gleichgeſinnte zu gewinnen, da er aber wohl weiß, daß wer wie er denkt nur ſich ſelber will und wollen kann, iſt das Bündniß hohl und nichtig, ein Jeder will den Andern täuſchen und den Andern gebrauchen, indem er ſich ſcheinbar brauchen läßt. Dieſer Geiſt der

Cabale herrſchte ſeit Jahrhunderten, zwar vorzüglich beim franzöſiſchen, aber auch bei den übrigen Höfen, er ward das innere Prinzip der Diplomatik, die das Wohl der Staaten untergrub, er tödtete jede Idee und aus ihm entſprang die Revolution. Er gebar jene Heucheley, die eine innere Richtigkeit durch äußere Lüge zu erhalten ſuchte, in den engen Kreiſen die ſogenannte feine Lebensart oder die geſellige Lüge; in den größern Verhältniſſen die Proclamationen, Betheuerungen, das Gerede von dem Glück der Völker, welches am Ende wie jene geſelligen Verſicherungen, bei Friedensſchlüſſen und Occupationen zu nichts bedeutenden Redensarten herabſanken, die nur die Einfältigſten täuſchen konnten. In der Revolution war die Cabale ſo überwiegend, daß ſelbſt der Beſſere irre werden mußte. Was ihm urſprünglich ein Heiliges ſchien, ward ihm in der Schlechten Umgebung nie Einzelnes, in dem Wahn die Schlechten mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu müſſen, verdarb er den eigenen Zweck durch nichtswürdige Mittel, ſank zu ihres Gleichen herab, indem er ſie zu überſehen und zu täuſchen meinte, ja zu den Schwächſten unter ihnen mußte er gerechnet werden, weil er nicht wie ſie auf dem Boden der Schlechtigkeit mit aller Kraft einheimiſch war. Nicht bloß in den engen Kreiſen der franzöſiſchen Revolution, auch in den größern Verhältniſſen der übrigen Staaten gegen Frankreich herrſchte dieſer unheilbringende Irrthum, der das Beſte durch ſchlechte und zugleich ſchwache und halbe Mittel verdarb. So war das Herrlichſte ſelbſt, wie es ſchien, in den Dienſt des Böſen getreten und indem man ſich erlaubte von der in ſich ſichern klaren und rückſichtsloſen Geſinnung abzuweichen, blieb dieſe nur als ein mahnendes, herbes Gefühl übrig, welches die Conſequenz der Aufführung ſchlechter Maßregeln hemmte, und jeden Schritt unſicher und ſchwankend machte. Aber während die Höfe ihren Völkern mißtraueten, ja ſie fürchteten und eine jede ſelbſtſtändige Thätigkeit eher hemmten, als beförderten, waren die Millionen in Frankreich durch Geſinnung zwar innerlich getrennt, aber durch gemeinſchaftliche Gefahr äußerlich verbunden, durch große Gährungen in mannichfaltige, lebendige Berührung gerathen. Die träge Gewohnheit, das Herkömmliche hatte ſeine Gewalt verloren; zwiſchen wüthenden Parteien eingeklemmt, in die allgemeine Gährung gewaltſam hineingeriſſen, durfte Keiner ein müßiger Zuſchauer ſeyn, er mußte ſtreiten, wagen, hervortreten, ſich erklären, und ſein ſchwebendes Daſein, den Tod, zu Hauſe wie im Felde, als ſeinen drohenden Begleiter an der Seite, durch eigene Kraft zu erhalten ſuchen. Dabei ſpornte der Ehrgeiz, der in gährenden Zeiten einen Jeden ermuntert ſich einen größern Wirkungskreis zu bilden. Die Unſicherheit des Lebens, die Ungewißheit, die über Verfaſſung und alle Verhältniſſe ſchwebte, die Gefahren, die einen Jeden auf jedem Schritt umgaben, ließen Keinen zur Ruhe kommen und erzeugten jene bewunderungswürdige Schnellkraft, die der herrſchenden Erlähmung in dem übrigen Europa gegenüber, nothwendig Wunder thun mußte und that, nachdem das Land durch den Widerſtand der Mächte einen äußern Vereinigungspunkt befunden hatte, da es keinen innern finden konnte. So bildete ſich eine große Menge höchſt gewandter, durch ſtete Aufmerkſamkeit zur unermüdeten, kraftvollen Beweglichkeit angeſpornter Menſchen, denen, nachdem jede gute Geſinnung zurückgedrängt war, zu den ruchloſeſten Zwecken jedes Mittel heilig ſeyn mußte. Im Innern zwar konnte dieſe nationale Kraft nichts gebären, keine Ruhe, keine Sicherheit, keine Ordnung, hier wütheten die losgebundenen Leidenſchaften gegen einander, zu ſpät ſah der Schwache ſeinen Irrthum ein, und büßte mit dem Tode oder ſuchte ſich in die Einſamkeit zu retten, wenn es ihm möglich war, der Schlechte aber, nachdem jeder Widerſtand verſchwunden war, entdeckte ſorglos ſeine furchtbare Geſtalt. Unter wahnſinnigen Convulſionen erſtarb die ruchloſe That und ließ nur Ermattung bei der Maſſe und ſtill brütende Vorſicht bei den Gewandteren zurück.

In dem Maße, als die Nation in ſich zerfiel, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß der Kampf alle einzelnen Parteien ermattete, während der Widerſtand von außen, wenn gleich ohne großartigen Sinn, fortdauernd da war, erhob ſich eine mittlere Verbindung, die franzöſiſche Armee. Sie war in ſich feſt, weil hier ein beſtimmter äußerer Zweck unvermeidlich auf beſtimmte Mittel hinwies, und alle aufgeregte Kraft der Nation fand in ihr einen ſtarken Vereinigungspunkt. So lange ſie noch in der Nation wurzelte, aus welcher ſie entſprungen war, theilte ſie erſt die krampfhafte Furie derſelben, die gewaltſame Erſcheinungen hervorrief während der Revolutionskriege, dann, wenigſtens vorübergehend, die Ermattung derſelben, während der Herrſchaft des Directoriums theilte. Aber alle Kraft der Nation hatte ſich hier concentrirt, es ließ ſich vorausſehen, daß ſich auch hier ein äuſerer Mittelpunkt gegen die Erſchlaffung der innern Verhältniſſe, wie gegen die der äußern bilden würde, und daß todte Gewalt zwingend vereinigen würde, was durch Mangel an lebendiger Geſinnung aus einander gefallen war. So entſtand Napoleon, eine der merkwürdigſten, ja in einer Rückſicht eine der größten Geſtalten, die die Geſchichte kennt, der erſt als Held Bewunderung, als Vermittler ſo vieler ſich durchkreuzender Parteien Erſtaunen, als Bekämpfer der in ſich geſunkenen Völker mit der vereinigenden Kraft einer gewonnenen großen Nation Furcht, als unwiderſtehlicher Sieger Schrecken, als Unterdrücker Haß und Abſcheu, als Ueberwundener die Rache, als Verwieſener die Verachtung der ganzen Welt, auf eine allgemein erſchütternde, das ganze lebendige Geſchlecht durchdringende Weiſe erregte.

In ſo kurzer Zeit ward er, aus einem unſcheinbaren Urſprung in den Mittelpunkt der ganzen Geſchichte geſtellt, dann wieder zum unbedeutenden Daſein verurtheilt, aus welchem er ſich durch eine krampfhafte Bewegung nur hervorarbeitete, um noch tiefer zu ſinken, ſo daß er, wie eine übernatürliche Erſcheinung, das Wundervollſte, was eine märchenhafte Sage je überlieferte, in die verſtändige Wirklichkeit hineinzauberte. Es iſt leichter dieſen auſerordentlichen Mann und ſeine wunderbaren Schickſale zu ſchmähen, als ihn geſchichtlich zu begreifen. Und von ihm vor allen gilt es, daß eine mächtige Natur, was in der Zeit liegt, die verſchloſſenen Keime derſelben in ſich vereinigt, um der Welt ihren Werth oder ihre Verworfenheit in einem concentrirten

Bilde darzuſtellen. Aber leider die Lehre geht öfters verloren, nur die einzelne Perſon ſieht man, nicht den furchtbaren Geiſt, der ſie in Bewegung ſetzt, und nie Gewalt ausübt, außer in ſeiner eigenen Welt. — Man glaubt, wenn man ihn zurückdrängt, habe man das Ungeheuer getödtet; aber die angeſteckte Zeit hat eine furchtbare Reproductionskraft und jenem Feuerſpeien der Drachen gleich, vermag ſie, iſt einmal die Richtung der vernichtenden Bildung da, neue Köpfe hervorzubringen, die den eben beendigten Kampf von neuem anfangen und den beruhigten Gegner, der ſich ſchon ſicher glaubt, auf eine höchſt gefährliche Weiſe überraſchen.

Wir haben geſehen, wie die Momente zu einer Univerſalmonarchie ſich in der ganzen Welt regten, in Frankreich einen Mittelpunkt fanden. Das Zwiſchenſpiel der Revolution hatte dieſe Momente keineswegs zurückgedrängt. Sie ſelbſt war vielmehr ein Product ihrer univerſellen Richtung. Jetzt erſt war Alles vernichtet, was die Vergangenheit tief Eigenthümliches überliefert hatte, und der Verſtand konnte ohne irgend eine Störung, ohne ſogenannte Vorurtheile, die alle glücklich bekämpft waren, ſein Gebäude aufführen. Frankreich ſelbſt ſah ſich als das erſte Land an, jetzt ſollte es ein nie geſehenes Muſter für das ganze Geſchlecht, für alle Zeiten werden. Die Völker hatten ſich aus einem rohen Zuſtande allmählig emporgearbeitet, ſie mußten mancherlei Entwickelungsſtufen durchlaufen, bis ſie zur vollſtändigen Selbſtſtändigkeit gelangen konnten. Einzelne riſſen die Vorzüge der Geſellſchaft an ſich, während der größte Theil der Menſchen unterdrückt war, und wie die Güter der Erde, so theilten auch verſchmitzte Räuber die Güter des Himmels. Königthum, Feudalſyſtem und Kirchenſyſtem waren zwar nothwendige Folgen der Entwickelung des Geſchlechts; aber die Zeit war gekommen, wo dieſe Formen abgeworfen werden konnten, wo der Verſtand, ſiegreich in einem Jeden, ſein eigener Richter ſeyn ſollte. Frankreich, ſeit Jahrhunderten die cultivirteſte Nation in Europa, war berufen, das große Beiſpiel zu geben. Hier fing eine freie Verfaſſung an, die nicht, wie in England, an den Vorurtheilen der Vergangenheit klebte, ja dieſe wie ein hemmendes, alle Fortſchritte tödtendes Princip in die erſtarrte Conſtitution aufnahm, nicht, wie in Nordamerika, nur für einzelne, aus der Verbindung mit dem geſchichtlichen Europa ausgeriſſene, unter ſich nur locker verbundene Staaten gelten ſollte, nicht, wie in der Schweizerrepublik, an dem Alten klebte, oder, wie die holländiſche, in träger Nichtachtung der wichtigſten Punkte, ſich bildete — nein, die größte Nation, in der Mitte der lebendigſten Geſchichte, die den höchſten Glanz in allen Richtungen nationaler Entwickelung errungen hatte, in welcher Wiſſenſchaft und Luxus, Beredſamkeit und Raiſonnement eine in der neuen Welt nie geſehene Höhe erreicht hatte, deren Sprache ſchon univerſell, deren Sitten und Lebensart, das ſchwer zu erringende Ziel aller Bemühungen der Großen, der Höfe in der ganzen Welt waren, bildete ſich nun aus ſich ſelber. Auch erwartete man das Höchſte, oder fürchtete es. In den unſichern Schritten vieler Höfe und Großen bemerkte man, daß ſie ſelbſt ihre letzte Stunde nahe glaubten, und ſie mehr durch einen matten Kampf hinauszuſchieben, als ihr zu entgehen ſuchten. Natürlich, ſie waren in den Netzen der modernen Weisheit am tiefſten verſtrickt, ſie hatten die tiefe Bedeutung des eigenen Daſeins vergeſſen, welches aus der Geſchichte entſprungen war, die man, die ſie ſelbſt bekämpften, und ihr durch willkührliche Anordnungen Hohn ſprachen; als nun der mächtige Geiſt der Zeit, dem ſie huldigten, ſich vernichtend gegen ſie ſelbſt wandte, da waren ſie innerlich geſtürzt, und nur Selbſtſucht hinderte ſie, das eigene Daſein demjenigen zu opfern, was ſie ſelbſt, wären ſie nur unbefangen, als das Wahre erkennen mußten. Daher waren die zum Theil erkauften Lobredner der alten Formen ſo ſophiſtiſch, ſo flach, daher der Kampf ſo matt. Zwar die Weisheit ward ſchnell genug an ſich ſelber zur Schande; aber man konnte noch immer behaupten, daß ſelbſt die Greuel der Revolution lehrreich waren. Man hatte eingeſehen, daß ein feſter Mittelpunkt Alles leiten mußte, man war zwar zur Monarchie zurückgekehrt, und ein mächtiger Fürſt beherrſchte das Land mit großer, unwiderſtehlicher Gewalt; aber wie ganz anders war dieſe Monarchie, als andere! Selbſt während der furchtbarſten Scenen der Revolution, mitten unter den blutigſten Kämpfen der Factionen hatten die Wiſſenſchaften geblühet, Mathematik, Naturwiſſenſchaft zeugten in Frankreich die größten Meiſter, die erſtarrte königliche Academie war als National-Inſtitut ein lebendiges im höchſten Sinne thätiges geworden, Sammlungen und Unterſuchungen, die merkwürdigſten Entdeckungen drängten einander — und wir dürfen nicht vergeſſen, daß der nämliche Verſtand, der, wo die Geſinnung allein das Belebende und Erhaltende iſt, Alles zerſtörte und verwirrte, vielmehr da, wo Zweck und Mittel klar mit einander verknüpft werden konnten, durch die nämliche Energie das wahrhaft Bewunderungswürdige ſchuf, hier wie in der Armee. Jetzt waren dieſe Momente der Gährung alle verſchwunden. Der mächtige Wille des außerordentlichen Mannes verband, ordnete, was der vereinzelnte klare Verſtand zwar erkannt und entwickelt hatte, aber nicht zu vereinigen vermochte. Der Kampf mit Vorurtheilen konnte nicht geleitet werden; ſich ſelbſt überlaſſen, mußte bei einem Jeden der Verſtand ſiegen. Er mußte daher den ſchweren Kampf mit ſich ſelber hervorrufen. War es zu verwundern, daß das lebhafteſte, beweglichſte, mannichfaltigſt ausgebildete Volk dieſem Kampfe, dem wir, wie die Weiſeſten behaupten, alle unterliegen, ebenfalls unterliegen mußte? Aber auch der war, freilich nach furchtbaren Tagen der wechſelſeitigen Vernichtung, nun überlebt — ja eben die Vorzüge dieſes Volkes hatte ihn ſo greuelhaft gemacht. Alles, was den Menſchen in Bewegung ſetzen kann, mußte da thätig werden, wo alle Seiten des Geſchlechts entwickelt waren, und die Tage, die wir verfluchen möchten, zeigten eben die furchtbar mächtige Exploſion, mit welcher die zerſtörenden Dämonen des Geſchlechts, die da, wo alles Heil entſpringen ſollte, tückiſch ihre letzte verpeſtende Gewalt zuſammendrängten, für immer das Geſchlecht verließen. Jetzt hatte Alles einen feſten Punkt, Senat und Tribunen, Geſetzgebung und

Adminiſtration waren nach neuen, von dem beſonnenſten Verſtand ſelbſt entworfenen Anſichten hervorgebildet, eine weiſe Vertheilung der Gewalten ſicherte das Eigenthum, und wenn der erſte mächtige Herrſcher, um die noch nicht ganz gebändigte Willkühr zu bekämpfen, oft aus eigener Machtvollkommenheit manches anordnete, ſo waren doch für die Zukunft alle willkührlichen Eingriffe ſchwächerer Monarchen verhindert. Paris war jetzt, mehr als je, die Hauptſtadt der ganzen Welt — Alles, was alle Zeiten Großes geliefert hatten, drängte ſich hier — die glänzenden Siegeſtrophäen des großen Helden — zuſammen. Hier waren alle Kunſtwerke verſammelt, damit man beſonnen die Vorzüge, die Mängel vergleichen, ſondern und verbinden könne, und ſo etwas viel Größeres hervorbringen, indem man, mit allen Vorzügen der Vergangenheit, die eigene hohe Stufe der Ausbildung verband und den Fehlern entging. Die wiſſenſchaftlichen Inſtitute gediehen unter dem kaiſerlichen Schutze, und nie waren ſolche Unternehmungen in ſolchem großen Styl wahrhaft national. Auch alle Theile der Adminiſtration waren in tüchtigen Händen, und die gährende Zeit hatte ſelbſt für die vielfältigſte Ausbildung der Gewandteſten geſorgt. Man kannte jetzt, wie eine Vermittelung mit den vielen ſtreitenden Elementen der Gegenwart, ſo auch eine ſolche mit den vorläufig und zum Heil der Welt verdrängten Formen der Vergangenheit anfangen. Die Kirchen wurden wieder eröffnet, die Verbindung mit dem Papſte erneuert; aber man geſtand ſich, daß es nur geſchah, damit derjenige, der den abergläubiſchen Wahn nicht entbehren konnte, einen Hauptpunkt habe, durch welchen ſeine Geſetzlichkeit geſichert wurde. Nothwendig war dies; dennoch aber war ſelbſt der gemeine Mann ſo ausgebildet, daß er wol die Einführung der Religion billigte, wol ſogar an ihrer Ausübung Theil nahm, aber meiſtens das Ganze mehr für andere, die etwa noch da ſeyn mochten, als eben für ſich nothwendig fand. Alles ſollte dem neu eingerichteten Staate dienen, integrirender Theil des verſtändigen Ganzen ſeyn. Hartnäckig hatten z. B. die Juden ſich von dem Staatsleben getrennt, waren auch noch in dem größten Theile der Länder ausgeſchloſſen, und die unvollſtändigen Verſuche früherer Zeiten, ſie mit dem Ganzen chriſtlicher Staaten zu verſchmelzen, ſchienen nie gelingen zu wollen. In einem Staate, deſſen Princip allein der reflectirende Verſtand iſt, konnte dieſes keine Schwierigkeit von der Seite des Staats haben. Denn der Mann, der über alle religiöſe Form erhaben mit herablaſſender Milde den chriſtlichen Aberglauben duldet, kann ja den jüdiſchen eben ſowohl dulden. Daß ein neuer Adel ſich bildete, war keinesweges ein Rückſchritt, denn er entſprang nicht aus blinder Unterwerfung, ſondern aus dem gehuldigten Verdienſt, und ſeine Vorzüge, indem ſie die edlen Naturen zur Anſtrengung ermunterten, waren von der Art, daß ſie die Freiheit der Bürger keinesweges gefährdeten. Wir könnten dieſes vortheilhafte Bild noch viel weitläufiger ausmahlen, und ein Jeder wird geſtehen, daß das, was in Frankreich unter Napoleon ſich zeigte, eine conſequent durchgeführte Darſtellung deſſen war, was keinesweges allein in Frankreich gewünſcht ward — es waren vielmehr die univerſellen Momente der Zeit, die ſich mit großer Energie entfalteten, wenn auch die Form der Einheit für den Anfang herbe erſchien.

Wie nun die deutſchen Länder jenſeits des Rheins mit Frankreich verbunden wurden, wie Holland und die Schweiz und ein großer Theil von Italien ſchon früher abhängige Republiken bilden mußten, wie ſpäter Italien und Holland eigene Königreiche bildeten, alle Staaten in Deutſchland, das ganz geſchwächte Oeſtreich und das beſetzte Preußen ausgenommen, mit dem großen franzöſiſchen Föderativſtaat vereinigt wurden, Neapel einen franzöſiſchen König erhielt, Spanien und Portugal, wenn gleich fortdauernd im Kampf, größtentheils unterjocht wurden, wie Napoleon ſein unermeßliches Reich immer mehr befeſtigte und Alles auf den Hauptzweck, Englands Untergang, hinlenkte, wie keine Gewalt ihm gefährlich, alle Hoffnung auf Rettung verſchwunden ſchien, und durch einen Umweg, den freilich die franzöſiſchen Könige nicht geahnet hatten, Frankreich das lang genährte Ziel ſeines ganzen Daſeins, eine Univerſal-Monarchie zu gründen, nun wirklich endlich erreicht zu haben ſchien, wie aber auch England, Spanien und Portugal nie aufhörten, Widerſtand zu leiſten, wie endlich der muthig abgewehrte Angriff in Rußland und die Begeiſterung in Deutſchland das betäubte Europa zur Beſinnung brachte, wie jetzt der flammende Muth und die rückſichtsloſe Aufopferung, die wir in den Revolutionskriegen bewunderten, in viel größerem Styl Alles gegen Frankreich bewaffnete, und wie das ungeheure Reich, convulſiviſch entſtanden, ſchnell ausgebildet, welches alle ſtehenden Verhältniſſe in Europa erſchüttert, alles langſam Gebildete ſchwankend gemacht hatte, ſchnell in ſich zuſammengeſtürzt ſey, jene erſtaunenswürdigen Begebenheiten, die unter unſern Augen geſchahen, und die von allen Zeitaltern geprieſen werden ſollen, hier darzuſtellen, dieſe unſern Zweck verfehlen.

Deſto wichtiger iſt es ohne allen Zweifel, zu unterſuchen, in wie fern diejenigen Elemente des Daſeins, die Deutſchlands Unglück herbeiführten, wirklich zurückgedrängt und unſchädlich gemacht worden ſind, oder welche hemmende und zerſtörende Gewalt ſie noch beſitzen mögen. Denn nachdem wir gezeigt haben, daß dieſe Elemente keinesweges Frankreich ausſchließlich zukommen, vielmehr in allen Ländern gleichzeitig ſich entwickelt, und ſie Frankreich, wie billig, unterworfen haben, weil in dieſem Lande mit der größten Energie ſich das bildete, dem die übrigen nachſtrebten, ſo wäre es wohl möglich, daß ſie aus einem andern Lande, ja ſelbſt aus Deutſchland, vielleicht mit einer unweſentlichen Modification wieder hervorwüchſen. Dieſe Schattenſeite des deutſchen Lebens in der Gegenwart wollen wir unſerm oft ausgeſprochenen Vorſatze getreu verfolgen, nichts, was uns in dieſer Rückſicht drohend ſcheint, verbergen, Alles vielmehr, was man befürchtet, was öffentlich ausgeſprochen, oder innerlich deutlich oder undeutlich, allgemein oder nur von den Kundigen, wol auch Aengſtlichen gefühlt, geahnet wird, wollen wir, ſo weit unſere Lage und die Gränzen unſerer Betrachtungsweiſe es erlauben, in ein Bild zuſammenzudrängen ſuchen, welches, für ſich betrachtet, wir wollen es nicht leugnen, die finſterſte und troſtloſeſte Ausſicht eröffnet. Es iſt um ſo nöthiger, da es uns ein hauptſächliches Merkmahl der Geſchichte unſerer Tage, und vorzüglich unſeres Vaterlandes zu ſeyn ſcheint, daß ſie nicht durch Dieſen oder Jenen, ſondern durch die allgemeine Geſinnung Aller, die einem Jeden ganz und ungetheilt zukömmt, ſich geſtalten will, ſo daß wir wahrhaft ſagen können, daß ein Jeder, der nur überhaupt die Idee des Vaterlandes gefaßt hat, als ein Freier und nicht als ein Knecht der Zeit an ihren großen Begebenheiten Theil nimmt, das Schickſal des Staats in ſeiner Seele trägt. Eine Anſicht, die nicht bloß von denjenigen anerkannt wird, die den Herrſchern die gebührende Gewalt, den nothwendigen Einfluß nur unwillig zugeſtehen, und Alles durch die ſchwer zu vereinigende Maſſe bewerkſtelligen möchten, ſondern auch von den Großen ſelbſt, die, wenn ſie irgend ein Vorhaben, irgend eine Anordnung ausführen wollen, immer deutlicher fühlen, wie ſehr das Gelingen von der richtigen Einſicht der Kundigen im Volke abhänge, ſo daß ſie keineswegs durch ein bloßes Befehlen, ſondern durch eine freiwillige, aus der klaren Ueberzeugung entſprungene Beiſtimmung dem Angeordneten Eingang und lebendige Bedeutung zu verſchaffen ſuchen. Zwar iſt dasjenige, was durch die Heere geſchah, etwas Denkwürdiges und Großes; dennoch dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Kampf, auch der muthigſte und beharrlichſte, nur ein negatives Abwehren iſt, welches zwar eine poſitive Kraft vorausſetzt, die aber, in ihrer unbeſtimmten

Unendlichkeit, ohne irgend eine bleibende Blüthe hervorzurufen, vergehen kann. Die Geſchichte zeigt Beiſpiele genug von großen Anſtrengungen, von Muth und Beharrlichkeit der Völker im Kampf gegen fremde Unterdrückung, die dennoch fruchtlos verſchwunden ſind, und wir wollen hier nur an die Zeiten Karls des Siebenten in Frankreich erinnern. Damals zeigte in der That das von England unterjochte Land eine ſolche Kraft, ein jeder Bürger ſo große Aufopferung, ein jeder Krieger ſo unwiderſtehlichen Muth, alle eine ſo rührende Treue gegen den faſt ganz verdrängten König, daß die Zeit, wenn auch der großen Bedeutung nach, nicht mit unſerer zu vergleichen, dennoch innerhalb ihrer Gränze ihr gleich geſchätzt werden kann. Und dennoch war dieſe Zeit, weil keine fruchtbare, tief gegründete, lebendige Geſinnung aus dem Kampfe entſprang, an die tückiſche Politik Ludwigs des Elften verrathen, und mußte die Grundlage zu derjenigen Richtung des Daſeins, die uns alle ergriffen hat, der wir kaum entronnen ſind, werden. Ich würde es nicht wagen, ein ſo rückſichtsloſes Bild der noch lebendigen Schlechtigkeit unter ihren Augen ſelbſt zu entwerfen, wenn ich mich ſelbſt nicht in dem, was ich dadurch beabſichtige, völlig rein fühlte, ſo daß ich, wie ſündhaft mein Daſein auch ſonſt ſeyn mag, mir bewußt bin, nur für das Rechte, Wahre und Heilige, wie ich es erkannt, zu ſchreiben, und daher von den Widerſtrebenden, auch wenn ſie mächtig wären, nichts zu befürchten von den Beiſtimmenden, außer der innern Freude über die gleiche Geſinnung, nichts zu erwarten habe, und mit der heiligſten Gewißheit weiß, daß, wo das Schlechte als ſolches nur erkannt wird, das Gute und Heilſame ſofort gedeihen wird, welches, wenn es auch auf meiner Leiche geſchehen ſollte, für mich der herrlichſte Triumph wäre. Aber es iſt dieſes nicht zu befürchten, und was der Redlichmeinende rückſichtslos ſagt und im rechten Sinne *darf* geſagt werden; denn das iſt der Vorzug unſeres ſchönen, mit dem theuerſten Blute ſchwer erfochtenen Tages, daß kein Mächtiger ſich ein thörichtes Bild des allgemeinen Glücks, als eine perſönliche Anſicht, entworfen hat, das er blind und willkührlich mit aller Gewalt, die ihm zu Gebote ſteht, dem Volke aufdringen möchte. Vielmehr iſt dem Mächtigen das Wahre auch das Heilige, und wo die Verwickelung der Umſtände und die Verhältniſſe (weil Völker, wie einzelne Menſchen, für ihre Vergangenheit büßen müſſen, und eine ſchnelle, nicht mühſam errungene Bekehrung ſelten eine tiefe iſt,) den Fürſten nicht erlaubten, den anerkannten Grundſätzen nach zu handeln, wie dieſes beſonders bei der Vertheilung der Länder und Provinzen der Fall iſt, iſt es dennoch nicht geboten, das verletzte Gefühl für das einzig Rechte in ſich zu vergraben, wo es finſter brütend nur Unheil gebiert. Es iſt uns vielmehr vergönnt, die unglücklichen Verwickelungen zu bedauern, die dem klarſten Bewußtſein nicht erlaubten, anerkannte Grundſätze unbefangen zu befolgen. Auch iſt die Lage Deutſchlands nicht ſo verzweifelt, daß wir Grund hätten, ihre bedenkliche Seite zu verheimlichen, vielmehr iſt es nützlich, ſie recht deutlich ins Auge zu faſſen, um ihr mit Allem, was Schönes und Tüchtiges in uns iſt, ein Jeder auf ſeine Weiſe, zu begegnen. Ja eben, weil ich weiß und mit freudiger Gewißheit im Namen des gewaltigen Gottes, deſſen Wunder laut ſprechen, verkündigen darf die Auferſtehung des geſunkenen Volkes, und die zukünftige Herrlichkeit die ſeine iſt, und die, wie ſie jemals irdiſch erſchienen iſt oder erſcheinen kann, dem Deutſchen werden ſoll, werde ich deſto ſchärfer und entſchiedener den dunkeln Hintergrund bezeichnen, der uns das zukünftige Licht verbirgt. Diejenigen aber, wir hoffen nur Wenige, die in dem deutlichen Grundthema dieſes Buches, welches ſich klar und unumwunden ausgeſprochen hat, nichts Wahres und Gegründetes gefunden haben, denen wird in ihrer blinden Klugheit das Gefürchtete als ein erträumtes Geſpenſt, das Gehoffte als ein phantaſtiſcher Wahn erſcheinen, und das ſo leicht und ſchnell über ihre handgreifliche Wirklichkeit Schwebende wird ſo wenig Eindrücke hinterlaſſen, daß es auch ihren Zorn zu erregen billiger Weiſe nicht im Stande ſeyn ſollte.

Vor allen Dingen ſcheint es nothwendig zu ſeyn, wenn wir dasjenige betrachten wollen, welches einem großen Reiche, das ſich aus ſich ſelber wieder gebären will, in ſeiner neuen Erzeugung und Entwickelung entgegenſteht und hemmt, daß wir zuvor erwägen, was die Bedeutung eines Staats, in ſo fern darunter die geſetzmäßige Vereinigung eines Volks verſtanden wird, eigentlich ſey, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß es einem Jeden, der überhaupt einen lebendigen und dadurch belebenden Sinn für die Zeit beſitzt, für welche allein wir reden, ohne einen großen Apparat von Diſtinctionen und Spitzfindigkeiten unmittelbar einleuchtend und klar werden kann. Die Zeit iſt nun vorüber, in welcher man behaupten konnte, daß der Staat irgend einen endlichen Zweck habe, den er alſo auch durch bloß endliche Mittel erreichen könnte, ſey es nun bloßes äußeres Gleichgewicht der ſich hemmenden Kräfte, welches man Freiheit nannte, oder größtmögliche Geſetzmäßigkeit aller Verhältniſſe oder wol gar Sicherheit des Eigenthums, oder was man ſonſt als ein allerdings Wünſchenswerthes und Nothwendiges mit einſeitiger Reflexion zum alleinigen Zwecke des Staats machen mochte. Vielmehr iſt die allgemein angenommene Bedeutung des Staats, wir möchten nicht Abſicht oder Zweck ſagen, weil dieſe Ausdrücke auf ein endlich beſchränktes Ziel hindeuten, die, daß ſie die höchſtmögliche Entwickelung des Geſchlechts, ſeine geiſtige, höhere Beſtimmung auch für das gegenwärtige Leben begünſtigen, befördern, unterſtützen ſoll. Wenn wir nun mit bekannten Schriftſtellern in dieſer Anſicht völlig übereinſtimmen, ſo ſcheint es uns doch, daß die meiſten, ſelbſt die vorzüglichſten, wenn es auf die genauere Entwickelung der Idee ankam, keineswegs ſich ſelbſt getreu blieben, vielmehr nicht ſelten von den einzeln untergeordneten Abſichten, denen der Staat, in ſo fern er ein verſtändig Thätiges iſt, nicht entgehen kann, befangen, die urſprüngliche Idee ſo aus den Augen verloren, daß man ſie kaum wieder zu erkennen im Stande iſt. Wir ſind in dem, was das Höchſte und eigentlich Wahre iſt, immer geneigt, das Geſchlecht, die Völker mit den einzelnen Menſchen zu vergleichen. Wenigſtens iſt es gewiß, daß beide daſſelbe unwandelbare Ziel vor Augen haben ſollen, daß das Volk als ein Ganzes, als Staat, eben ſo wenig irgend Etwas enthalten darf, was den Einzelnen von dem allein heilbringenden, gemeinſchaftlichen Wege ablenkt, wie der Einzelne irgend Etwas äußern darf, was den Staat im Verfolgen des nämlichen Weges irre machen konnte. Daher ſcheint uns der Staat für das Volk das zu ſeyn, was die Erziehung für den einzelnen Menſchen iſt, und der Regent, mag er durch eine Perſon oder durch mehrere repräſentirt ſeyn, durch Wahl oder Erbrecht ſeine Gewalt erhalten haben, kann mit dem Vater, der Staat ſelber mit der Schule nicht unrichtig verglichen werden, wenn man erſt ſich klar gemacht hat, was man unter Erziehung und Unterricht zu verſtehen habe Ein Vater ſoll allerdings Beides, Unterricht und Erziehung (geſetzgebende und ausübende Gewalt) leiten, wenn er ſeine Benennung im höchſten Sinne verdienen will. Wenn nun aber dieſer ſich ermächtigt glaubt, ſeine Begriffe von Glück auf die zukünftige Beſtimmung des Kindes überzutragen, ſo entſteht eine Ertödtung aller ſelbſtſtändigen Keime, eine Vernichtung des urſprünglich Eigenthümlichen, und das Kind iſt das verſtümmelte Product der einſeitigen Anſichten des Erziehers. Ein jeder Menſch iſt, wie er geboren wird, ein Eigenes, was ſein wahres Glück ſeyn ſoll, erfährt er nur aus ſich ſelber, und der wahre Erzieher ſoll nichts Vorausgeſetztes hinzubringen, vielmehr das Kind zu befragen wiſſen. Der ſchlummernde eigenthümliche Geiſt des Kindes iſt das eigentlich Wahre, er enthält bei aller äußern Macht des Erziehers dennoch die geſetzgebende Gewalt und ein jedes Geſetz, welches nur von außen ihm aufgedrungen wird, erregt entweder ein Widerſtreben, welches den Gang der Erziehung, oder eine paſſive Annahme, welche den Gang der eigenthümlichen Entwickelung hemmt. Was ſich in einem bedeutenden Menſchen regt, iſt viel mehr, als alle Erziehung je zu erreichen vermag, ſein eigenthümlicher Geiſt iſt Gottes Ruf an ihn, ſeine eigentliche Beſtimmung, ob ſie ihm irdiſches Heil bringe oder nicht, ob ihre Entwickelung mit Entſagung und Leiden verknüpft ſey oder nicht, darnach darf der Erzieher eben ſo wenig fragen, wie der Menſch ſpäter, wenn er ſeine volle Selbſtſtändigkeit auch äußerlich erlangt hat. Oft iſt Dasjenige, was Gott durch ein hochbegabtes Kind in der Welt ausrichten will, der Art, daß der Lehrer es nur ſtaunend bewundern, nicht faſſen kann. Wehe ihm, wenn er den gewaltigen Keim zu erdrücken ſucht. Das Kind ſoll freilich dem Vater gehorchen, die Erziehung ſoll ſtrenge ſeyn, jede Abweichung von einem Gebote hart beſtraft werden; ſein Inneres ſoll aber auch das Kind, iſt es von ihm ergriffen, der Thorheit des Vaters keinesweges opfern. Heiliger iſt kein Gehorſam in der Welt als derjenige, der dem Vater von ſeinem Kinde gebührt; ſo gehorchte das göttliche Kind den irdiſchen Eltern; aber als er im Tempel lehrte, als ſeine göttliche Natur ihn rief, da hatte er einem höhern Gebote zu gehorchen. Man hat ſich oft geſträubt gegen jene Vergleichung des Staats mit der Erziehung, des Regenten mit dem Vater, als wäre ſie des Volkes unwürdig und der Freiheit gefährlich. Dieſes konnte nur

Statt finden, weil man die Würde der Erziehung verkannte, weil man Freiheit mit Frechheit und Willkühr verwechſelte. Allerdings iſt das Volk ohne Staat niemals mündig; durch den Staat iſt eben das Prinzip des Mündigſeyns des Volks ausgeſprochen, die Einheit nämlich, der Geiſt deſſelben. Durch den rechten Vater iſt das Kind eigentlich frei, wie durch den wahren Regenten das Volk. Dieſer wird nie, wie der eingeſchränkte Lehrer, dem das Kind vorangeeilt iſt, verlegen daſtehen und irre gemacht werden durch das Kind, das er leiten ſoll. „Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor ſich hintreiben, der Stier zieht ſeinen Pflug ohne Widerſtand, aber dem edlen Pferde, das du reiten willſt, mußt du ſeine Gedanken ablernen, du darfſt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen.“ — Der Staat hat, wie die Erziehung, auch nur einen negativen Werth, er vermag nichts in das Volk hinein zu legen, nichts aus ihm heraus zu ziehen: er kann es nur leiten. Wie der wahre Erzieher der eigene laut gewordene Geiſt des Kindes, ſo ſoll der wahre Regent das helle Bewußtſein des Staats ſeyn. Alle Staatsverfaſſung iſt daher Umzäunung, Maß, Form, das Weſen iſt im Volke ſelbſt, dieſes iſt unendlich mehr werth, als jede Form, die es leiten ſoll, denn die Form iſt, wie der Leib, ein irdiſch gebornes, der Krankheit unterworfenes, ſterbliches Werk, aber was durch ein bedeutendes Volk geiſtig laut wird, iſt der lebendige Odem des ewigen Gottes. Wie es kein Kind überhaupt giebt, welches ein Muſterbild abſtrahirter Grundſätze wäre, giebt es auch kein Volk überhaupt, das eine

Drahtpuppe erſonnener Regierungsmaximen ſeyn könnte. Völker wie Menſchen haben eine geiſtige Eigenthümlichkeit, die ſich durch ihre Schickſale, durch Alles, was in ihnen bedeutend iſt, darſtellt, ein Pfund, mit welchem ſie wuchern ſollen; dieſes ſtellt ſich am reinſten dar durch die Sprache, das Heiligſte, was ein Volk hat. Wie der bedeutende Menſch ſich durch Lehrer und Eltern nicht ableiten läßt von dem Wege, der ihm innerlich durch ſeine Naturgabe gegeben iſt, wie er an ſein verborgenes Talent durch einen bewußtloſen Schwur geknüpft iſt, den keine äußere Lockung aufzuheben vermag, ſo daß ein mahnendes Gewiſſen ihm eine jede Abweichung ſtrenge verweiſt, ſo iſt für die Völker die Sprache, die ächte nationale Taufe, das erſte ſtammelnde Wort eine nie zu hebende Verpflichtung, der heiligſte Schwur, ein tief bedeutſames Sakrament. Ein jedes, nur durch äußere Gewalt, durch den Drang der Umſtände getrenntes, aber durch eine lebendige Sprache vereinigtes Volk iſt ein gefeſſelter Prometheus, die Zeit mit ihrer unruhigen Bewegung geht ihm, der Io gleich, klagend und weißagend vorüber, aber ewig wächſt die zerhackte Leber wieder hervor; einmal, wenn auch nach langen Zeiten, wird ihn der Adler dennoch verlaſſen, und alle Zeichen deuten auf Jupiters Sturz und ſeine endliche Befreiung.

Aber bei einem jeden Staat iſt Einheit das Nothwendigſte, und ohne dieſe iſt er ein Unding. Zwar iſt Einerleiheit und Einheit keinesweges daſſelbe. Eine lebendige organiſche Einheit ſchließt das Mannichfaltige nicht aus, fodert es vielmehr. Selbſt mannichfaltige

Verfaſſungen, mehrere Staaten können gemeinſchaftlich einen Staat im höhern Sinne bilden, denn nicht äußere, ſondern innere geiſtige Einheit iſt das bedeutungsvolle Prinzip deſſelben. Und eben Deutſchland ſcheint beſtimmt dieſe höhere ächt organiſche Aufgabe zu löſen, die freilich nicht durch bloße Reflexion, durch Verfaſſungs-Entwürfe und Begriffs-Pläne gelöſt werden kann. Doch ſind nicht Frankreich und England eben durch die nationale Einförmigkeit ſtark, ſo daß, wann die Revolution und ihre Folgen zurückgedrängt ſind, das erſte Land die Hoffnung hat, wieder mächtig zu werden, während Deutſchland verdammt ſcheint, das Prinzip des Zerfallens in ſich zu nähren?

Werfen wir einen Blick auf Deutſchlands nächſte Vergangenheit, und ſehen wir, wie die einzelnen Theile deſſelben ſich aus dieſer in der Gegenwart zu geſtalten verſuchen. Es iſt bei dieſer Betrachtung vorzüglich wichtig, alle Leidenſchaftlichkeit auszuſchließen. Man darf den Regenten, ſelbſt Dasjenige, was den Folgen nach ſchädlich iſt, nicht einſeitig vorwerfen. Die Zeit, das bunte Durchkreuzen vielfältiger Verhältniſſe, unglückliche Irrthümer, die Jahrhunderte lang gewuchert, haben das ganze Geſchlecht in eine große gemeinſchaftliche Schuld verwickelt; die Exploſion, die wir erleben, war durch lange Zeiten vorbereitet, und wenn in dieſer manches Verehrte zuſammenſtürzt, Manches, was uns theuer und werth war, ſelbſt, nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt iſt, ſich nicht retten läßt, ſo ziemt es uns, eher das Unvermeidliche ruhig zu tragen, als die traurige Lage durch unnütze Beſtrebungen von neuem zu verwirren.

Zwar iſt es gewiß, daß mancher Verluſt, der uns während der allgemeinen Betäubung gefühllos ließ, jetzt, da die Hoffnung wieder auflebt, uns auf das ſchmerzlichſte bewegt.

Doch Viele haben erſt jetzt, und zwar auf immer, Alles verloren. So lange der allgemeine Druck auf Allem ruhte, trug ein Jeder, was das Ganze traf; aber jetzt treten wir voller Hoffnung in ein erneuertes Leben, was als ſtiller Traum uns aufrecht hielt in den finſtern Zeiten, ſollte jetzt in Erfüllung gehen; aber nun fodern wir von Einigen, daß ſie nicht etwa Dieſes und Jenes, nein ſich ſelber, was ihr Weſen ausmacht, ihre ganze Vergangenheit aufgeben ſollen, und ſie ſollen, ſo thöricht iſt unſer Wahn, indem ſie geopfert werden, noch jubeln, die allgemeine Freude theilen. Freilich wäre es das herrlichſte Zeichen einer tief erwachten nationalen Geſinnung, eine wundervolle Weiſſagung des höchſten Glücks, ein unwiderlegbarer Beweis der innern Wahrheit in der reinen Geſtaltung, wenn die Geopferten das Opfer mit Freude brächten, wenn wir es mit Bedauern annähmen. So aber iſt unſere Freude nicht thörichter allein, nein tödtender, vernichtender für den allgemeinen Sinn, als ihre Trauer. Sie haben das Recht zu klagen, weil wir uns freuen. Mögen einzelne Menſchen Alles verlieren, wir können ſie bedauern, wenn ſie ſchuldlos ſind, doch das ſchuldloſe Unglück trägt ſeine Heilung in ſich, und wir gehören uns nicht allein zu, wenn wir in dem Ganzen wirklich leben; aber niemals wird irgend Etwas, das eine nationale Vergangenheit darſtellte, die noch die Spuren des

Lebens in ſich fühlt, unbeſtraft verdrängt; ſo lebendig durchſtrömen die Säfte den ganzen Körper, ſo innig ſind alle, auch die entfernteſten Organe, mit einander verwebt, daß es keine einzelne Verletzung, kein einzelner Schmerz, keine abgeſonderte Krankheit giebt; das Ganze fühlt den Schmerz, und ſelbſt die nothwendigſte Operation der kleinſten Glieder iſt mit einer allgemeinen Krankheit verbunden, die in ihren Folgen bedeutender werden kann, als man erwartet.

Um in der Verwirrung von ſo manchen Verhältniſſen, deren Hauptzüge hier freilich, und zwar wie bis jetzt vorzüglich nur in Beziehung auf die Geſinnung, angedeutet werden können, einen Leitfaden der Betrachtung zu erhalten, werden wir zuerſt die Stimmung und die Eigenthümlichkeit derjenigen Länder unterſuchen, die vom Anfang der Revolution an bis in die letzten Zeiten der Unterdrückung unmittelbar mit Frankreich verbunden wurden, dann die Länder der vormaligen Rhein-Conföderation und im Hintergrunde Preußen und Oeſtreich.

Von jenen waren die deutſchen Länder jenſeits des Rheins ſeit uralten Zeiten und immer mehr, je ſtärker Frankreichs geiſtiger wie politiſcher Einfluß wuchs, je mehr das Reich durch Zwieſpalt und Schwäche ſank, dem gefährlichen Nachbar in jeder Rückſicht preisgegeben. Lothringen und Elſaß, jene Kleinodien des deutſchen Reichs, waren durch Ludwig den Vierzehnten und Funfzehnten ſchon vom Reiche losgeriſſen, und wenn die Einwohner auch ein eigenthümliches Gepräge behielten, ſo darf man doch nicht behaupten, daß ein Wunſch, ſich mit Deutſchland zu vereinigen, jemals auf eine allgemeine und deutlich nationale Weiſe laut geworden wäre. Die übrigen Länder gehörten ſchwachen Fürſten, die bei allen den frühern kleinen Kriegen, bei den wiederholten Unternehmungen des franzöſiſchen Hofes, verlaſſen vom Reiche, ein Spielball der franzöſiſchen Politik waren. Dieſes ſchwächte die deutſche Geſinnung in dieſen Ländern, die, geſchichtlich angeſehen, die älteſten und merkwürdigſten genannt werden können, wo die höchſte germaniſche Kraft ſich frühzeitig entwickelte, wo Wohlſtand, Wiſſenſchaft und Kunſt aus der blühendſten Zeit die herrlichſten Denkmäler hinterlaſſen hat. Die öſtreichiſchen Niederlande zeigten zwar, ſelbſt bis in die letzten Zeiten, eine große Anhänglichkeit an das regierende Haus; ſie wurden ſo oft von Frankreich angegriffen, daß ein Nationalhaß, der ſchon in der Zeit des blühenden Burgund keimte, ſich immer mehr entwickeln mußte; im Gegenſatz gegen den Proteſtantismus der Holländer erhielt ſich hier der finſterſte, iſolirteſte Catholicismus, der die Provinzen und ihre Geſinnung immer mehr von dem frivolen Frankreich, wie von dem ſtreng, ja bigott proteſtantiſchen Holland ſonderte. Aber das regierende Haus war zu entfernt, um ſelbſt in frühern Zeiten die von allen übrigen Erbländern getrennten Provinzen gegen die wiederholten Anfälle zu beſchützen, die Sprache ſonderte ſie von dem Reiche, und ſelbſt der fortdauernde Streit innerhalb derſelben engen Schranken vermittelte die Vereinigung. Indeſſen blieb dennoch ein Widerſtreben gegen die herrſchende Gewalt, wenn auch zurückgedrängt, in allen Provinzen zurück, nur an deutſche Geſinnung war auch hier nicht mehr zu denken, denn ſelbſt in frühern Zeiten herrſchte nur Anhänglichkeit an Oeſtreich, kaum dachte man ſich als Glied des deutſchen Reichs. Dieſes war freilich mehr der Fall mit den übrigen, meiſt geiſtlichen Ländern jenſeits des Rheins. Indeſſen war bei der größern Lebendigkeit des Volks die träge Ruhe der geiſtlichen Herrſchaft in auffallendem Contraſt mit der großen Beweglichkeit der Nachbarn, mit dem imponirenden, wiſſenſchaftlichen, allgemein menſchlichen und politiſchen Glanz neben der einheimiſchen Schwäche hinlänglich, um der Revolution auch in dieſen Ländern großen Einfluß zu verſchaffen; ja der freie Geiſt der Deutſchen, einmal irre geleitet, konnte in den ausgeſprochenen Grundſätzen der Revolution die Keime wenigſtens der Wahrheit nicht verkennen. Die geiſtlichen Fürſten wurden von den Franzoſen vertrieben, ohne daß Deutſchland ſie ſchützen konnte, ohne Widerſtreben theilten nun dieſe Länder alle, wie der vormalige burgundiſche Kreis, die wechſelnden Verfaſſungen Frankreichs, die ganze jetzt lebende Generation iſt in dieſen Rheinländern, wie in Frankreich, in den revolutionären Grundſätzen erzogen, hat alle Cataſtrophen innerlich wie äußerlich getheilt. Die Sprache, die Sitten der Nachbarn wirkten ſeit Jahrhunderten ſtille auf ſie ein, jetzt wurden ſie herrſchend, und als ihr Kaiſer ſeine mächtige Hand über ganz Deutſchland ſtreckte, konnten diejenigen, die in viel günſtigern Zeiten von dem eigenen Lande preisgegeben waren, keineswegs eine Befreiung erwarten. Es wäre thöricht, vorauszuſetzen, daß unter ſolchen Umſtänden ein Volk ſeinen urſprünglich nationalen Sinn, der ſchon früher gelähmt war, rein erhalten ſollte. Indeſſen kann der Deutſche ſeine Eigenthümlichkeit ſo leicht nicht aufgeben. Herrſchende Begriffe können irre leiten, aber ſie können die urſprüngliche Natur nicht verändern. Wie groß auch der Einfluß der Franzoſen war, wie ſehr ihre allenthalben verehrte Bildung, ihre Gewalt, ihre ſcheinbare nationale Größe imponiren möchte; ſo bleiben den Einwohnern die alten Sitten, die alte Sprache theuer, ja theurer, je mehr ſie von dem herrſchenden Volke geringgeſchätzt wurden. Wir werden dieſe erfreulichere Seite in der Folge betrachten; hier ſehen wir in den Einwohnern der jenſeitigen Rheinländer ſolche, bei welchen im Ganzen die lange Gewohnheit der Unterjochung, vermiſcht mit den Anſichten franzöſiſcher Freiheit, und die lange Trennung von Deutſchland, wenn auch der Wunſch einer Verbindung mit dem alten Stammlande herrſchen ſollte, dennoch das lebendige Organ, welches in das allgemeine Leben Deutſchlands thätig einzugreifen vermochte, der bewegliche Sinn, der die lange vergeſſene Vergangenheit und ihre Formen faßt und als ſich gehörig erkennt, auf eine bedenkliche Weiſe gelähmt hat. Die urſprünglich fremde Richtung iſt nicht mehr als eine bloß fremde anzuſehen. Frankreich hat nicht bloß den nationalen Sinn hier zurückgedrängt, nicht bloß von außen herein, vielmehr auch von innen herausgewirkt, es iſt in dieſen Ländern ſelbſt geſchichtlich geworden.

Das vormalige Großherzogthum Berg war freilich auf dieſe Weiſe nicht an Frankreich geknüpft. Indeſſen war die Hoffnung, daß Düſſeldorf eine bedeutende Stadt werden ſollte und konnte, die Ausſicht, daß die unmittelbare Verbindung mit einem großen Staate der bedeutenden Induſtrie dieſer Länder mächtige Quellen eröffnen könnte, der Art, daß ſie wol bei Vielen die Vereinigung mit Frankreich, die doch unvermeidlich war, weniger unglücklich erſcheinen ließ. In der alten Grafſchaft Mark freilich, deren Einwohner die große Anhänglichkeit an Preußen mit allen preußiſchen Unterthanen theilten, war die Oppoſition deſto entſchiedener. Dieſe Anhänglichkeit, die in der neuern Geſchichte Deutſchlands Epoche gemacht hat, gehört zum Weſen des preußiſchen Staats, und entſprang nothwendig aus der Art der Bildung deſſelben. Er war in neuern Zeiten erſt entſtanden, in ihm hatten die Elemente, die mit einander ſtritten, zuerſt einen lebendigen Mittelpunkt der Geſtaltung gefunden, er hatte durch glänzende Thaten, deren Andenken noch das Geſchlecht durchdrang, ſein Anſehn befeſtigt und das plötzliche Unglück, welches ihn auf einmal traf und mit gänzlichem Untergang drohte, konnte das lebendige Gefühl von der Kraft, von der Würde eines ſolchen Staats nicht vernichten, nur in das Innere zurückdrängen, wo es heftiges Widerſtreben und Widerwillen erzeugen mußte. So war durch frühere Schickſale allerdings der Grund gelegt zu einer bedeutenden Verſchiedenheit in dem innern Verhältniſſe der verſchiedenen Länder dieſes Herzogthums zu Frankreich. Aber dennoch lag in beiden ein gemeinſchaftliches Element, durch welches ſie ſtrenge von der neufränkiſchen Weiſe geſchieden wurden. Sie gehörten nämlich, wie faſt alle Länder des vormaligen weſtfäliſchen Kreiſes, zu den Völkern, die auf eine höchſt merkwürdige Weiſe die urälteſte germaniſche Art bewahrt und erhalten haben, wo das Volk ſelber, die Bauern vor Allem, in Gauen vertheilt, den von Tacitus geſchilderten Germanen durch Geſinnung und Lebensweiſe durch mancherlei Einrichtungen auffallend ähnlich ſind. Die ehrwürdigen Reſte des alten, in der großen Geſchichte längſt zugedeckten und verdrängten Daſeins knüpfte den unſterblichen Juſtus Möſer an eine Vergangenheit, die hier ſo viele Jahrhunderte überlebt hatte, und ließ ihn tief hineinſchauen in das innerſte Weſen des eigentlichen Deutſchlands, welches hier die urſprüngliche Eigenthümlichkeit behalten hatte, erweckten in ihm den kühnen, einſichtsvollen Vertheidiger, der ſich den, alles Eigenthümliche verdrängenden, aus bloßer allgemeiner Reflexion entſprungenen Regierungsmaximen widerſetzte. Ein nationales Daſein, welches in jeder Rückſicht ſo verſchieden war von dem neuen aufgedrungenen, konnte durch Alles, was ſelbſt dem Verſtande preiswürdig ſchien, dennoch nur verletzend berührt werden. Gerechtſame, die ſeit undenklichen Zeiten ſich unverändert erhalten hatten, waren zur andern Natur geworden, und ſchienen denjenigen, die ſie entbehrten, eben ſo nothwendig, wie denen, die ſie genoſſen, unentbehrlich. Daſſelbe galt von den übrigen mehr gegen Norden gelegenen weſtfäliſchen Ländern, die erſt in den letzten Jahren unmittelbar mit Frankreich verbunden wurden, und in noch höherem Grade, weil die weitere Entfernung dieſer Länder, mancherlei Vorrechte, die ſich erhalten hatten, die Natur des Landes, das einfache Leben der Einwohner die alterthümliche Weiſe reiner gedeihen ließ. Hier ruhte der Widerſtand nie. Das Volk, welches weniger von der allgemeinen Geſchichte ergriffen, weniger in dem verwirrenden Strudel der ſich bekämpfenden Elemente der Zeit hineingeriſſen war, hatte nur eine dunkle Vorſtellung von der Kraft, von der Gewalt des ungeheuern Reichs, welches erſt, nachdem es faſt das ganze feſte Land unterjocht hatte, ſich ihren entfernten Auen näherte. Wir können einen trefflichen deutſchen Fürſten, den Herzog von Oldenburg, nicht unerwähnt laſſen, der in dieſen entlegenen Gegenden Deutſchlands durch tüchtige Männer ein kleines Reich beherrſchte, der vor Allem von dem tiefen Gefühl, daß Land und Fürſt, wie Seele und Leib, eins ſind, ganz durchdrungen war, und der an die leichtfertige Metempſychoſe der neuern Politik nicht glauben wollte. Ihm ward das theure Land ſeiner Väter erſt durch die höchſte Gewalt, der er weichen mußte, abgedrungen; aber er lebte als der heimiſche Geiſt in ſeinem Lande, auch nachdem er verdrängt war. — Und nun die Reichsſtädte, die, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, in einer ſchönen, überlieferten freien Verfaſſung ihr Glück, ihren Segen, die unverſiegbare Quelle trefflicher bürgerlicher Geſinnungen beſaßen, deren ganzes Daſein tüchtig in ſich auf den heiligen Glauben an Recht ſich gründete, und die nun, wie durch einen Zauberſchlag, Maires und Präfecten, Tribunale und geheime Polizei, Douanen und fremdes Militair in ihren ehrwürdigen Mauern wie wunderliche Fratzen herumſpringen ſahen, die Gelächter hätten erregen müſſen, wenn ſie nicht mit plumpen Tritte Alles, was den Bürgern heilig und theuer war, Verfaſſung und durch Fleiß und rüſtige Thätigkeit errungenen Wohlſtand vernichteten, indem ſie die ſchönſte Geſinnung, die ſich nirgends reiner erhielt, immer gefährlicher, immer tödtender zu verpeſten drohten. — Hier, wo das Widerſtreben am lauteſten, der Druck am härteſten war, endigte das franzöſiſche Reich, und wie allenthalben ſchienen die Flüche vergebens um Rache für ſo unnennbaren Frevel zu ſchreien.

Jenſeits nach dem hohen Norden ward eine deutſche Provinz von einem andern Staate ergriffen; lange mit ihm zwar äußerlich, aber mit dem Reiche innerlich verbunden, ward ſie jetzt dem däniſchen Staate einverleibt; der König glaubte ſich nach der Auflöſung des Reichs berechtigt, ſie als eigene Provinz zu behandeln, und die politiſchen Verhältniſſe, die Lage des Landes erlaubte einem kleinen Staate eine Unternehmung, die Hollſtein auf immer mit Dänemark, wie die Rheindepartements, das Großherzogthum Berg und die Norddepartements mit Frankreich, zu verbinden ſchien.

Wenn wir nun mit einem Blick alle jene Länder überſehen, die von Elſas und Lothringen an bis nach der däniſchen Gränze, nach und nach von dem zerfallenen und endlich aufgelöſten Reiche losgeriſſen, an Frankreich und Dänemark, an fremde Verfaſſung, an aufgedrungene Formen verkauft wurden, und nun ſich wiedergeſtalten, die eigentliche Art des Daſeins wieder erringen wollen, wie ganz anders, wie unendlich verſchieden erſcheinen die Völker in den mannichfaltigſten Abſtufungen ihrer Hoffnungen, ihrer Wünſche. In Elſas und Lothringen iſt die alte Neigung faſt ganz erloſchen, und nur, wer an Deutſchland hängt und glaubt, wirft ſehnſuchtsvoll einen Blick in jene Länder, und kann den Glauben nicht aufgeben, daß hinter der eigenen Art, die dieſes Volk ſo beſtimmt und vortheilhaft von den leichtfertigen Franzoſen unterſcheidet, noch eine Geſinnung verborgen liegt, die, hat das Reich ſich in ſich ſelber gegründet, zur That werden, und die Verblendung, in welcher es ſchlummert, vernichten konnte. Die übrigen Länder ſind zwar jetzt mit Deutſchland wieder verbunden; aber wie ganz verſchieden ſind hier die Verhältniſſe, wie hat der große Einfluß von Frankreich in den Rheinländern, die ſtandhafte Anhänglichkeit an den alten Formen in den weſtfäliſchen Provinzen den Geſichtspunkt verrückt, den die vereinigende und ordnende Gegenwart zu fodern ſcheint, und doch ohne gefährliche, ungeſchichtliche, zerrüttende Gewaltthat kaum zu verfolgen vermag? Wie haben die franzöſiſchen Grundſätze das privat ſowohl, als das öffentliche Leben in jenen Provinzen geändert, die alten Verhältniſſe zwiſchen Adel, Geiſtlichkeit und Bürger ganz vernichtet, in der Adminiſtration andere Grundſätze wirklich geſchichtlich gemacht, ſo daß die Anſprüche der zurückgedrängten Stände in einem Lande befriedigt, die höchſte Ungerechtigkeit herbeiführen würden, während ſie in einem andern mit Billigkeit erwartet werden können? Da die meiſten dieſer Länder an Preußen, die ſüdlichern an Heſſen-Darmſtadt und Baiern gefallen ſind, ſo werden wir weiter unten dieſe Betrachtung wieder anknüpfen, die wir jetzt verlaſſen, um die Lage der nördlichen vormaligen Föderativſtaaten auf eine ähnliche Art zu verfolgen.

Und hier ſind uns nun die Länder, die das vormalige ſogenannte Weſtfalen bildeten, vor allen wichtig. Von den Provinzen, die Preußen abgenommen waren, gilt Alles, was wir von der Grafſchaft Mark geſagt haben, in Beziehung auf die Anhänglichkeit an der frühern Herrſchaft und Verfaſſung ganz und gar. In dem Maße war dieſes nicht der Fall mit denjenigen Provinzen, die Preußen ſich kurz vor der unglücklichen Cataſtrophe zugeeignet hatte. Die Art, wie ſie die Länder in ihre Gewalt bekamen, ſchien Manchem nicht ganz billig, das Syſtem der neuen Einrichtung, welches Preußen befolgen zu müſſen glaubte, war nicht geeignet, die Zuneigung der Einwohner zu gewinnen, wo man die größten Opfer foderte, verfuhr man nicht mit der gehörigen Schonung; aber wenn auch dieſes Alles nicht geweſen wäre, ſo konnte eine plötzlich aufgedrungene Form, welche die ganze Geſchichte des Landes vernichtete, und die Auffoderung aus einer bequemen und wünſchenswerthen politiſchen Unſchuld herauszutreten, um an den Laſten und Beſchwerden eines größern geſchichtlichen Daſeins Theil zu nehmen, keinesweges angenehm erſcheinen. Die übrigen vorzüglichen Länder, die dieſes neue Königreich bildeten, waren bekanntlich die drei in Deutſchland ſo wichtigen, Hannover, Braunſchweig und Heſſen-Caſſel. — Hannover, jenes Beſitzthum der engliſchen Könige, hatte vielleicht in ganz Deutſchland die ausgebildeteſte ariſtokratiſche Form. Die Entfernung des von den äußerſt verwickelten Verhältniſſen eines großen mächtigen Staats ergriffenen Königs erlaubte ihm nicht, ſich im Einzelnen mit ſeinem, ihm ſonſt ſehr werthen, deutſchen Beſitzthum zu beſchäftigen. Daher erhielten die alten adeligen Familien in dieſem Lande ein großes Uebergewicht. Kein Hof war in ihrer Mitte, durch deſſen Glanz und Gewalt ſie zurückgedrängt ſchienen, der, indem er die Bürger zu heben ſuchte, zu ſeinem Beſten ein Gleichgewicht der Stände bildete, und es iſt allgemein bekannt, daß der Adelſtolz des nördlichen Deutſchlands ſeinen Hauptſitz in Hannover hatte, daß in der Hauptſtadt ſich eine Regierung gebildet hatte, deren Sinn im grellſten Gegenſatz war gegen die freien und heitern Anſichten, die ſich unter den Augen der mächtigſten Furſten, und von dieſen geſchätzt, entwickeln durften. Dennoch hatte das Volk, wie die nördlich deutſchen Völker überhaupt, eine tüchtige Geſinnung erhalten, geſund, derb, treu, männlich und verſtändig; aber es war zu bedauern, daß alle Neigung, der Gebildeten wenigſtens, ſich nach dem mächtigen Lande hinwandte, mit welchem ſie durch das regierende Haus in Verbindung gerathen waren. Allerdings gewährte dieſe Verbindung ihnen Vortheile, die nicht gering waren Das Land brauchte keinen Hof zu unterhalten, der Handel war in mancherlei Ruckſicht begünſtigt, und wenn der mächtige Adel auch den freien Sinn des Volks innerhalb enger Schranken zu erhalten wußte, ſo fühlte das wohlhabende Land den Druck weniger, die Finanzen waren in der beſten Ordnung, und wenn England als Staat ſich nicht in die hannöveriſchen Angelegen heiten miſchte, ſo konnte der König des reichſten Landes dennoch Manches für ſeinen Familienbeſitz thun, was die Lage anderer Regenten ihnen nicht zu thun erlaubte. In einem großen Reiche kann aber nichts für die allgemeine Geſinnung tödtender erdacht werden, als wenn einzelne Theile deſſelben durch Verbindung mit fremden Gewalten Vortheile zu erringen wiſſen, die den übrigen nicht vergönnt ſind; wenn die Vortheile, denen der wahrhaft ſchöne Sinn entſagen ſollte, ihnen ſogar eigenthümliche Vorzüge zu ſeyn ſcheinen, auf welche ſie einen eigenen Stolz zu gründen ſich berechtigt fühlen; wenn ſie ſelbſt gedrückt durch eine ariſtokratiſche Verfaſſung, die das Schönſte und Heiterſte, den freien Bürgerſinn lähmt, ſich durch das untergeordnete Verhältniß gegen eine mächtige Republik, die in ihnen doch nur die Knechte ihres gebundenen Königs ſieht, ſich ſogar geſchmeichelt fühlen. Durch dieſe politiſche Lage war Hannover, mehr vielleicht als irgend ein Land, von Deutſchland getrennt, hatte einen mehr univerſellen als nationalen Charakter angenommen, und ſelbſt die Univerſität, die ſich mit vielem Glanz durch die Unterſtützung des fremden Hofes gebildet hatte, erwarb ſich einen großen Ruf, mehr, indem ſie eine allgemeine europäiſche, eben deswegen auch vom Auslande mehr anerkannte, war, als durch ein ächt deutſches Gepräge. Aber obgleich dieſes Land mit dem mächtigſten Staate verbunden war, ſo war es dennoch öfters den Angriffen fremder Heere preisgegeben. England hat bis in unſeren Tagen ſo viel wie möglich ſich enthalten, eine bedeutende Rolle auf dem feſten Lande zu ſpielen, eingedenk jener unglücklichen Zeiten, als es durch ein falſches Beſtreben die eigentliche Stärke zerſtreuete, anſtatt ſie auf den weſentlichen Punkt zuſammen zu drängen. Die beiden Pitt hatten dieſen Grundſatz feſtgehalten. Daher mußte Hannover im ſiebenjährigen Kriege ſo Vieles leiden; die Rolle, welche die engliſchen Truppen im Revolutionskriege ſpielten, war bekanntlich keinesweges die glänzendſte, und in unſern Tagen, als der General Bernadotte Hannover beſetzte, mußten die hannöverſchen Truppen zuerſt das Beiſpiel jener voreiligen Capitulationen geben, die als unauslöſchbare Flecken in der Kriegsgeſchichte des nördlichen Deutſchlands die allgemeine Schwäche bezeichnet haben. Aber hier wie in Preußen zeigte es ſich, daß dieſe Schwäche, die in einem ariſtokratiſchen Staate in unſern Tagen, wo die nationale Gewalt der Freien und Adeligen in eine engherzige Familiengewalt ausgeartet iſt, nur gar zu natürlich war, keinesweges das Volk, die Truppen gelähmt hatte. Freiwillig verbannt, dienten ſie in der Fremde dem Volke, welches ihr Herr beherrſchte, und haben ſich unſterblichen Ruhm erworben, indem ſie, wenn auch nicht unmittelbar für Deutſchland, doch gegen ſeine Feinde kämpften, und zwar treu, tapfer und unermüdlich, wie es ſich für Deutſche ziemt. Ein unglückliches Ereigniß war es, daß Preußen kurz vor ſeinem Sturz ſich entſchloß, Hannover zu beſetzen. Die Art dieſer Beſitznahme hat die Hannoveraner tief gekränkt, und als nun, wie es ſchien, auf immer dieſes Land mit dem Königreich Weſtfalen, ein Theil ſpäter unmittelbar mit Frankreich verbunden ward, ſo war es nur gar zu natürlich, daß ſich mit der Trauer über die Unterdrückung, wenigſtens bei den Schlechtern, wenigſtens in dem erſten Augenblick, eine Schadenfreude über den Ruin der Nachbarn, die man haßte, verband. Aber bald überwog das Gefühl des unſäglichen Drucks, die Empfindung der Knechtſchaft jede andere, ein glühender Haß gegen Frankreich bewegte alle Gemüther, und ward auch dadurch genährt, daß die Verbindung mit England, wo die Mächtigen des Landes in freiwilliger Verbannung lebten, nie aufhörte. Das allmächtige Geld wußte ſich allenthalben Wege zu bahnen, von England aus wurden Penſionen bezahlt, wohlthätige Inſtitute regelmäßig unterhalten, und Alles gethan, um die zurückgedrängte Geſinnung lebendig zu erhalten.

Braunſchweig, der Hauptzweig des Stammes, der Hannover und England beherrſchte, der Urſitz des vormals mächtigen Guelfen, der ihm blieb, als die Gewalt ſeines Kaiſers ihn ſtürzte, und ſeine übrigen Beſitzungen getrennt und zerriſſen den Grund legten zu den mächtigen Fürſtenhäuſern in Deutſchland, war in den letzten Zeiten genau mit Preußen verbunden. Der vorletzte Herzog hatte als preußiſcher Feldherr die Ehre des ſiebenjährigen Krieges auf die glanzvollſte Weiſe getheilt, der letzte zeichnete ſich in dem nämlichen Kriege aus, war in dem Revolutionskriege preußiſcher Feldherr, ſtand an der Spitze des Heeres, als die unglückliche Schlacht von Auerſtädt geliefert ward, die ihm das Leben raubte, und das Reich ſeinem Untergang nahe brachte. Was man auch von dieſem Fürſten als Feldherrn urtheilen mag, ſo iſt es dennoch gewiß, daß er als Regent ſeines Landes zu den trefflichſten und liebenswürdigſten gerechnet werden muß. Das Land nahm Antheil an der Ehre der preußiſchen Feldzüge, an dem Zeitleben, welches ſich da entwickelte, ohne die großen Anſtrengungen zu theilen. In Helmſtädt, wie in Braunſchweig, fanden ausgezeichnete deutſche Gelehrte einen wünſchenswerthen Wirkungskreis, und es hatte ſich eine eigene Stimmung gebildet, indem der Fürſt, wie es in einem kleinern Lande möglich war, ſeine Unterthanen genauer kannte, die fremden und einheimiſchen, durch Talente, Kenntniſſe und Geſchick Bedeutenden, perſönlich ſchätzte. Dieſer Fürſt trat, nicht bloß als Feldherr, an die Spitze der Oppoſition, die ſich von den Höfen aus gegen die Revolution bildete, und wenn er auch dadurch manchen Anfällen der deutſchen demokratiſch Geſinnten ausgeſetzt war, ſo hatte die ausgeſprochene Geſinnung eines geliebten Fürſten dennoch einen großen Einfluß auf die Einwohner, die in ihm einen Hauptvertheidiger der vertriebenen und gemißhandelten Glieder der franzöſiſch-königlichen und der mächtigſten und älteſten Familien ſahen. In ihrer Mitte lebten lange mehrere dieſer Vertriebenen, die freilich größtentheils nicht im Stande waren, durch ihre perſönliche Eigenſchaften die Theilnahme zu erhöhen. So war Braunſchweig in den Revolutionsjahren in eine beſondere Spannung gegen Frankreich verſetzt. Je mehr der Herzog der vorzügliche Gegenſtand des Haſſes der Revolutionsmänner war, deſto mehr ſteigerte ſich dieſe, und als nun in dem unglücklichen Feldzuge der alte Fürſt an der Spitze der preußiſchen Armee erſchien.

mußte ſie den höchſten Grad erreichen. Die verlorne Schlacht brachte Braunſchweig faſt unmittelbar in die Gewalt des haſſenden und verhaßten Feindes; das tragiſche Ende des Herzogs, die kalt ſpöttiſche und furchtbar grauſame Art, mit welcher der Sieger, der, von aller Großmuth entfernt, mehr wie es einem Corſen, als einem Helden ziemt, den zertretenen grauen Feind in ſeinem Untergange gefühllos demüthigte, erregte Schauder und geheime Wuth bei einem Jeden. Der feurige Erbe des Landes diente fortdauernd gegen die Franzoſen, erſchien, von vorzüglichen preußiſchen Offizieren geleitet, auf ſeinem kühnen und abenteuerlichen Zuge in Braunſchweig, wo er zwar jede Theilnahme, die das Unglück vergrößern konnte, wohlthätig abwies, aber dennoch mitten in der ſcheinbaren Ruhe der Unterjochung Wünſche, Hoffnungen und die zurückgedrängte Geſinnung in gährende Bewegung ſetzte. Ein ſolches Land mußte unter einem unfähigen, ja nichtswürdigen Fremdling, den ſtärkſten, wenn auch äußerlich nicht erſcheinenden Haß fortdauernd feſthalten.

Heſſen-Caſſel gehört in vieler Rückſicht zu den merkwürdigſten Ländern in Deutſchland. Das Volk, eins der älteſten und edelſten germaniſchen Stämme, hat ſich in vorzüglicher Reinheit erhalten, es hat ſich aber zu gleicher Zeit ein eigenes abgeſchloſſen provinzielles Daſein entwickelt, weniger durch beſtimmt abweichende Einrichtungen, als durch ein großes, alterthümliches Gepräge der Geſinnung angedeutet. Die Fürſten in frühern Zeiten, beſonders während der Religionskriege auf eine große Weiſe thätig, übten in unſern

Tagen eine ſtrenge Gewalt, die Adels-Ariſtokratie herrſchte dabei in einer derben Form, eine harte militäriſche Einrichtung wirkte auf den gemeinen Mann, der den uralten kriegeriſchen Sinn rein und tüchtig erhalten hatte. Selbſt das Verkaufen der Einwohner an fremde Mächte, der übertriebene und ſteife genußloſe Luxus eines frühern Herrſchers konnte die Anhänglichkeit an das fürſtliche Haus, das den eigenthümlich Gebildeten bei aller Unbequemlichkeit als der unverrückte Mittelpunkt eines feſten Daſeins erſchien, nicht wankend machen. Es giebt in Deutſchland kein herrlicheres, braveres, verſtändigeres Volk, als hier das nur noch an dem allgemeineren, beweglicheren Leben der Zeit weniger Theil nimmt. Der Regent des Landes war als ſolcher, auch ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit wegen, geliebt, die veralteten Formen fielen in einem Lande weniger auf, wo ſelbſt die Religioſität, die Glaubensform der reformirten Kirche ſich abſchloß, wenn ſie gleich demjenigen, der thätig in ein größeres Leben einzugreifen ſich berufen fühlte, nothwendig drückend erſcheinen mußte. Daß die Revolution in einem ſolchen Lande keinen großen Anhang finden konnte, daß die leichtfertige Art bei dem ernſten, an militäriſche Strenge gewohnten Volke einen widerwärtigen Eindruck machte, war zwar natürlich, aber von dem Adel, vor Allem vom Hofe, wurde die Revolution auf eine Weiſe beſtritten, die bei den übrigen freien Deutſchen, auch bei dem kecken und tüchtigen Volke zu ſehr an Verhältniſſe erinnerte, deren Andenken in ſo unruhigen Zeiten gefährlich ſcheinen konnte. Als nun aber der ſiegreiche Napoleon das Land auf eine harte Weiſe occupirte, als er die zugeſtandene Neutralität nicht achtete, den Kurfürſten vertrieb, die überraſchten Truppen entwaffnete, als der ſtandhafte Fürſt ſich in der Folge unerſchütterlich weigerte, dieſes Verfahren anzuerkennen, ſo daß jeder Heſſe ſich, nicht mit Unrecht, als ein bloß gezwungener Unterthan des aufgedrungenen Königs betrachten konnte, erwachte der Widerſtand in dieſem Lande auf eine Weiſe, die allgemein bekannt iſt, und die den Heſſen, wie es in Deutſchland möglich war und unter viel ungünſtigern Umſtänden, neben den Spaniern ſetzt.

Dieſe waren die Länder, welche vorzüglich das Königreich Weſtfalen bildeten. Kurz erwähnen wir nur noch diejenigen, die im nördlichen Deutſchland ihre deutſche Fürſten behielten, und die durch Lage, frühere abhängige Verhältniſſe, Denkweiſe und Bildung mehr oder weniger an Preußen angeſchloſſen waren, wie die anhaltiſchen Häuſer und Meklenburg. Wie auch die Fürſten denken mochten, ſo war die Geſinnung des tüchtigen Volks im Ganzen, der der Preußen ähnlich. Dieſes galt beſonders von Meklenburg, aber auch von Schwediſch-Pommern, welches freilich durch politiſche Lage in eine Art von Gegenſatz gegen Preußen geſetzt, an dem entfernten und fremden Schweden angeſchloſſen, ſich von der Umgebung ſonderte. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Verbindung mit einem von der gegenwärtigen Art der Deutſchen ſehr abweichenden, ſelbſt in geiſtiger Richtung etwas verſchloſſenen und finſtern Lande, in der deutſchen Provinz ein eigenthümliches Gepräge zurückließ, um ſo mehr, da hier wie in vielen deutſchen nördlichen Reichsländern, die veraltete Reichsform, ihre Geſetzgebung und ihre ſonſtigen Verhältniſſe in einem ſonderbaren Widerſpruche mit der Bildung ſtand. Aber theils konnte das verarmte Schweden nicht auf Pommern wirken, wie etwa England auf Hannover, theils war dieſe Provinz, wie Holſtein mit Dänemark, auf eine freie Weiſe mit Schweden verbunden, theils endlich wirkte die nahe Umgebung mit, vor Allem, hier wie in Mekklenburg, die auch phyſiſch rüſtige und unverdorbene, ächt deutſche Natur, die die wendiſche Art zurückgedrängt hat, bewußtlos, und aus ihrer eigenen Tüchtigkeit heraus.

Die ſächſiſch erneſtiniſchen Häuſer zeichneten ſich in den letzten Jahren der deutſchen Geſchichte auf eine vortheilhafte Weiſe aus. Es herrſchte in dieſen Provinzen vorzüglich eine geiſtige Liberalität, die theils der Univerſität Jena ein höchſt frei nationales Gepräge gab, theils von da, nicht auf dieſe Länder allein, ſondern auf ganz Deutſchland zurückwirkte. Wer kennt nicht Weimar und Gotha, und was dieſe Länder durch geiſtreiche Fürſten geworden ſind? Wenn gleich der Herzog von Weimar beſonders, als kecker preußiſcher General, deſſen nicht verhehlte Geſinnung bekannt war, den Haß des ſiegenden Napoleon auf ſich zog, weshalb das Land und der Hof beſonders genau beachtet und bewacht wurde, ſo waren die Keime, die hier wucherten, doch der Art, daß ſie den wachſamſten Augen eines Franzoſen nothwendig verborgen bleiben mußten. Sie erhielten ſich in einer Art von Unabhängigkeit, die den Haß vielleicht hier und da etwas milderte, doch auf eine ſolche Weiſe, daß er.

als die Hoffnung zur Befreiung nahe trat, einen tiefen und bedeutenden Grund finden mußte.

Es giebt kein Land des deutſchen Reichs, welches durch die geiſtige Kraft und Eigenthümlichkeit des Volks zu jeder Zeit einen größern Anſpruch auf Verehrung, und jetzt auf Theilnahme haben möchte, als Kurſachſen. Wenn wir von Sachſen reden, ſo iſt es nicht unſere Abſicht uns mit denjenigen zu verbinden, die den geheimen Unwillen, der das Unvermeidliche und durch den harten Drang der Umſtände Herbeigeführte, nur noch tiefer fühlen läßt, eben ſo wenig aber, was geſchah, und ſich, wie es geſchah, als ein erzwungenes Reſultat der mannichfaltigſten Verkettung, gewiß entſchuldigen läßt, zu vertreten; nicht unſere Abſicht, den Uebermuth Einiger, die das Harte auf eine unverdiente herbe Weiſe, als Strafe anſehen wollen, noch den Widerwillen derjenigen Sachſen, die im bittern Gefühl deſſen, was ſie verloren haben, nur Ungerechtigkeit ſehen, wo ſtreng gebietendes Verhängniß waltete, zu unterſtützen. Unſere Darſtellung ſoll mehr Betrachtung als Urtheil enthalten. —

Sachſen ſtellt, als Staat die gehemmte Entwickelung einer frühern Zeit dar, nicht als wenn hier die Elemente ſpäterer Bildung ſich nicht auch entwickelten und gediehen; zu jeder Zeit gehört der Sachſe zu den geiſtreichſten Deutſchen, aber der Staatsverein hat jene lebendige Beweglichkeit nicht, die z. B. Preußen und zwar mit einer bedeutenden Modification, in Süddeutſchland Bayern auszeichnet. Als das Lutherthum ſich bildete, ward Kurſachſen durch die Vereinigung getrennter Häuſer mächtig, während die übrigen ſächſiſchen Häuſer unter vielen Fürſten getrennt waren, und deshalb wurden dieſe von den innern, wie äußern Bewegungen der Zeit ergriffen; während Sachſen ſich mehr in ſich ſelber ſchloß. Die etwas trübe und ſtrenge Form, welche das Lutherthum, als myſtiſcher Proteſtantismus annahm, hatte auf das Land, in welchem es entſtand, und welches ſich in und mit ihm bildete, einen großen Einfluß. Aber der Staat fühlte ſich dennoch nicht ſtark, nicht kräftig genug, um Dasjenige, was in ihm geiſtig geboren war, irdiſch mit Macht darzuſtellen. Die Zeit des kühnen Moritz war nur vorübergehend, die ſächſiſchen Kurfürſten ſchwankten, wie ſo viele deutſche Fürſten, während des dreißigjährigen Krieges, unbeſtimmt hin und her, ja es iſt unleugbar, daß die politiſche und kriegeriſche Halbheit der proteſtantiſchen Fürſten, die nur eine vorübergehende Blüthe unter der Anführung des großen fremden Königs erlaubte, die ſelbſt ihn auf mancherlei Weiſe hemmte und hinderte, vorzüglich dazu beitrug, daß ihre Sache nicht gelingen konnte, daß ungeheure Kämpfe das Hauptproblem ungelöſt, die Hauptfrage unentſchieden ließen, das Reich der laurenden Politik der Nachbarn preisgab und in Verwirrungen ſtürzte, die noch nicht gehoben ſind. Auch der Kurfürſt hatte die proteſtantiſche Sache, die innerſte, aus der tüchtigen Natur geborne, ſeines eigenen Volks in dieſen Zeiten öfters verrathen. Das Volk ſelbſt gab aber die erworbene religiöſe Anſicht nie auf, ſie war die Grundlage der ganzen Geſinnung, und wie auch der Fürſt, in ſeinen Verhältniſſen nach außen, denken und handeln mochte, ſo war ſeine Handlungsweiſe nach innen hierdurch nothwendig bedingt. Als ſpäter der Kurfürſt König von Polen ward, als das Haupt der Proteſtanten in Deutſchland zur katholiſchen Religion überging, fand ſich zwar das Volk thörichter Weiſe durch die Erhebung geſchmeichelt, und ſpiegelte ſich, ſelbſtgefällig in der ſteifen, unefügen Etikette, in dem ungeſchickten Luxus des Dresdner Hofes; auch ſchwankte ſelbſt bei dieſem bedenklichen Schritt die große Anhänglichkeit, die zu jeder Zeit den Sachſen eigen war, keinesweges, aber wohl ſuchte das Lutherthum ſich, feſt in ſich, auch äußerlich zu befeſtigen und ein Gegenſatz, der ganz Deutſchland zu verzehrender Gluth entzündet hatte, bildete ſich friedlich ohne wechſelſeitige Hemmung in dieſem Lande zwiſchen Fürſt und Volk aus. Von beiden Seiten aber bewachte man mit Sorgfalt die eigenen Schritte, die Verdacht erregen konnten, und dieſes hat wol vorzüglich den Grund gelegt zu einer gewiſſen Aengſtlichkeit, die an Förmlichkeiten, an veralteten und überlieferten Einrichtungen haftet. Aber auch die mühſame Induſtrie, die hier, früher als in den übrigen Ländern Deutſchlands gedieh, und die, je mehr ſie auch in andern Ländern erwachte, deſto emſiger und mit ängſtlicherer Sorgfalt getrieben werden mußte, hat das Volk an engen Genuß, an kleinen Erwerb gewöhnt, der, ſo wohlthätig er für die ſtille häusliche Geſinnung iſt, dennoch große, kühne Unternehmungen im Größern, wie im Kleinern furchtſam abweiſt. Auch die Etikette des Hofes mit ihrer alterthümlichen, ſorgſam unterhaltenden Form, die aus der nämlichen Richtung der herrſchenden Geſinnung entſprang, hat ihren Einfluß auf das Volk gezeigt. Hieraus entſtand nun in allen Verzweigungen des öffentlichen Lebens eine gewiſſe Ungelenkigkeit; aus der ſchwankenden und unſichern politiſchen Stellung eine Furchtſamkeit, die mit den raſchen Unternehmungen der nördlichen Nachbarn, mit dem eigenthümlichen Muth der ſächſiſchen Krieger und mit dem hellen und gewaltigen geiſtigen Leben, welches blitzähnlich aus dieſem herrlichen Lande fortdaurend entſprang und in ganz Deutſchland zündete, in grellem Widerſpruch ſtand. Alle wiſſenſchaftliche Unternehmungen tragen das Gepräge der herrſchenden Aengſtlichkeit, nichts wird im großen Sinne gewagt, kein neues Leben regt kühn und ſorglos die jugendlichen Schwingen, alte Geſetze drücken den Gerichtsgang, Förmlichkeiten von mancherlei Art das tägliche Leben und den geſelligen Umgang, die zuſammengehäuften Schätze der lebendigen Kunſtblicker ſonderbar in das erſtarrte Leben hinein, und die herrlichſten Geiſter der bewegten Zeit — Leibnitz, Winkelmann, Leſſing, Fichte, — mußten im Auslande, in andern deutſchen Staaten ein Feld ſuchen für ihr großartiges Daſein, welches den verſchloſſenen, unendlich tiefen Geiſt des herrlichen Volks dennoch bewährt. Im ſiebenjährigen Kriege ward ein Grund gelegt zu einer Abneigung des ſächſiſchen Volks gegen Preußen, die, ſo unvermeidlich das gewaltſame Benehmen des großen Königs auch ſeyn mochte, dennoch nur gar zu erklärbar, nur gar zu natürlich war. Das ganze neu und mächtig ſich entfaltende Preußen war den durch enge und gegebene Formen gefeſſelten Sachſen eine unangenehme Erſcheinung, je mehr es ſeine Kraft entwickelte, deſto mehr ſträubte ſich Sachſen gegen einen Einfluß, den es dennoch nie abzuwehren vermochte. Die Revolution mußte wohl hier und da mit ihren Grundſätzen bei einem ſolchen Volke, welches keinesweges durch den Fürſten gedrückt war, ſich ſelber vielmehr immer mehr in eine ungelenkte Lage hineingeſchnürt hatte, wo wie alle alterthümliche Formen ſo auch das Feudalſyſtem ſehr mächtig war, Eingang finden, aber die durch lange Zeiten eng mit einander verbundenen Räder des Staats erſtickten eine jede Aeußerung in der Geburt, und der Kurfürſt, durch Geſinnung und Denkweiſe in mancherlei Rückſicht das treueſte Bild des Staats durch ſeine hohe, unwandelbare Gerechtigkeit, durch eine ſeltene Gewiſſenhaftigkeit ausgezeichnet, war von ſeinem Volke angebetet. Als nach der Schlacht von Auerſtädt das preußiſche Heer ſich nach Norden zurückzog, war Sachſen dem Feinde preisgegeben. Gezwungen mußte nun der Sachſe, wenige Tage früher mit den Preußen verbunden, gegen dieſe fechten. Wenn aber die Einwohner der unterjochten preußiſchen Provinzen allen Widerwillen gegen den Feind in geheimen, ewigen Haß zuſammendrängten, wenn ſie, ſo wie es die Lage erlaubte, zu Hunderten, Frauen, Kinder, Eltern, ihre theure Heimath verließen, um Unglück und kaum zweifelhaften Kampf mit dem gedrängten König zu theilen, konnten ſie die Sachſen, neulich Freunde, nun als Feinde ohne Widerwillen, ja Ingrimm handeln ſehen. Konnte es fehlen, daß, da der Fürſt als Erſatz für Theile ſeines Landes, die er an Weſtfalen abtreten mußte, eine preußiſche Provinz annahm, das ganze Preußen über dieſes Benehmen einen großen Unwillen fühlte? Mußte man nicht, wenn man die frühern Verhältniſſe erwog, nur gar zu natürlich vermuthen, daß bei den Sachſen, die äußerlich wenigſtens von Napoleon geſchätzt und beſchützt wurden, die tadelnswerthe Freude, über den ſo errungenen Vortheil mit einer Schadenfreude über Preußens Unglück verknüpft wäre? Dieſes war nicht der Fall, und wer Gelegenheit gehabt hat das Volk in dieſer Zeit zu kennen, der wird mit Rührung erfahren haben, daß ſie den fremden Schutz nicht als Glück betrachteten, daß aller Hader und Zwiſt früherer Zeiten, bei dem herrlichen, gemüthlichen Volke in dem tiefen Gefühle des großen Elendes, welches alles das zu vergraben drohte, was dem Deutſchen theuer war, ſich verſenkte und vergrub. Nicht nach der Geſinnung eitler Hofſchranzen muß das herrliche Volk beurtheilt werden, welches im ſtillen, verſchloſſenen Sinn das Heiligſte verbirgt, was Deutſchland beſitzt, was in ihrer Mitte geboren ward und ihnen ein unverletzliches Heiligthum geblieben iſt. Sollen wir, was Jedermann bekannt iſt, was jetzt noch ohne Leidenſchaftlichkeit von beiden Seiten kaum laut werden kann, weitläufig darſtellen?

Nur einige Scenen auf dem Leipziger Schlachtfelde und in der Stadt an dem denkwürdigſten aller Tage in Deutſchlands neuerer Geſchichte ſollen nicht unerwähnt bleiben. Der Sieg war am 18ten nicht mehr zweifelhaft. Auf der Ebene links vor der Parthe ſtand Blücher. Man ſah auf den Höhen erſt Staubwolken, dann deutlich die ziehenden Colonnen der großen Armee, die, nachdem ſie den Feind zurückgetrieben hatten, nun vordrangen. Wie man erzählt, daß in Nordamerika ziehende Vögel von Norden nach Süden fliegen, in unüberſehbaren Reihen einen Gürtel über den ganzen Horizont bildend, ſah man hier die langen, nie endenden Reihen erzürnter, empörter Völker, die langſam dem erſtaunenden Auge vorbeiſchritten. Kaum war dieſe große Erſcheinung verſchwunden, da hörte man der Parthe zu, das Schmettern der Trompeten, nicht, wie zum Angriff, vielmehr wie zu einem Feſt, und während Geſchütz rings herum donnerte, die feindlichen Kugeln die Ebene ſelbſt beſtrichen, die Truppen in die Vorſtädte einzudringen ſuchten, die großen Landhäuſer in den ganz nahe liegenden Dörfern in hellen Flammen loderten, die das heftigſte Gefecht beleuchteten, erſchienen in geordneten Reihen, ruhig und feierlich fortſchreitend, mit wehenden Fahnen elf Eskadronen ſächſiſcher Reiter in zierlicher Tracht, ſchöne Männer auf ſchönen Pferden. Die Säbel waren gezogen und die Anführer an der Spitze begrüßten den Feldherrn und die Truppen, die hier aufgeſtellt waren. Auf den Geſichtern der Reiter las man die kindliche Freude, daß ſie nun der Knechtſchaft entgangen waren. Und als ſie ſo im feſtlichen Aufzuge vorbeiſchritten, mannhafte deutſche Männer, nunmehr uns verbündet, da war es als ſähe man die Vorboten der nun bald hervorbrechenden Morgenröthe deutſcher Freiheit, als wären es die gefeierten, würdigen Abgeordneten der im Haß, Streit und unſeliger Verwirrung getrennten Völker des Reichs, die ſich bald in Liebe verbinden ſollten. Das ſiegende Geſchütz feierte das wunderſame Feſt, ein lautes Hurrah unzählige Mahl wiederholt, wetteifernd mit dem Donner der Kanonen, als wollte man alle die mannichfaltigen Gefühle der tiefſten Bruſt in einem mächtigen zerſchmetternden Ton zuſammendrängen, erſcholl von denen, die aus langer Knechtſchaft in des Vaterlandes eigentliche Heimath gaſtlich zurückkehrten und von uns, die wir ſie empfingen. Da ergriff eine unnennbare Empfindung tief erſchütternd einen Jeden, und das überwältigte Gefühl brach unaufhaltſam in Thränenſtröme aus, die ſo geweint, nur aus der tiefſten Quelle des ſtarken Gemüths hervorbrachen.

Die Stadt Leipzig hatte während der Unterdrückung, hatte ſelbſt während der zweifelhaften Wendung des letzten Krieges, und in der verworrenen politiſchen Stellung die ſchönſte Geſinnung mannhaft erhalten und auf mancherlei Weiſe bewährt. Jetzt ſollte der wichtigſte Kampf in ihrer Nähe, vor ihren Mauern, ja vielleicht auf den Trümmern ihrer Wohnungen, auf den Leichen vieler Einwohner entſchieden werden. Ein ſolches drohendes Ungewitter muß unvermeidlich den friedlichen Einwohner in ſeiner eigenen Heimath erſchüttern. Sie ſahen das drohende Unglück immer furchtbarer ſich nähern. Aber dennoch — ja, das wiſſen wir — wünſchten ſie, was ſie befürchteten. Als am erſten Tage der Schlacht, wenigſtens auf einer Seite, die Verbündeten im Nachtheil zu ſeyn ſchienen, graute ihnen vor einer Wendung des Kampfes, die die augenſcheinliche Gefahr von ihrer Stadt entfernte. Lauernd ſtanden ſie auf den Dächern, auf den Thürmen, unverwandt die Augen auf das unermeßliche unüberſehbare Schlachtfeld geheftet, und jubelten von innerm Grauen ergriffen, wenn die Zerſtörung ihrer Stadt nahe trat, die, wenn auch durch furchtbare Opfer, ihnen die große Befreiung bringen ſollte. Vier Tage lang wurden ſie ſo von den widerſprechendſten Gefühlen gemartert. Als nun aber die Bewegungen des Feindes in der Stadt unſicher wurden, als Alles auf einen Sieg deutete, als jener entſcheidende Moment hervortrat, der zwar keinen Zweifel über den Erfolg aufkommen, wohl aber es ungewiß ließ, ob er nicht mit Zerſtörung der Stadt errungen werden mußte, da verband ſich die ſchwächere zagende Natur mit der ſtärkern jubelnden Seele, und Schmerz und Wolluſt durchdrangen ſich in gleicher Unendlichkeit. Der entſcheidende Moment ging günſtig vorüber. Die Verbündeten drangen, den Feind vertreibend, in die Stadt; da brach noch während des Fechtens in den Straßen, der Jubel der Jüngern unaufhaltſam hervor, die Aeltern wußten nicht, ob ſie dem plötzlichen Uebergang trauen durften, die Angſt warf noch ihre finſtere, nächtliche Schatten über die dämmernde Freude. Männer ſah man knieend auf den Straßen, betend mit gefalteten Händen, Frauen ſahen mit blaſſen Geſichtern und hängenden Haaren aus den Fenſtern; in den Augen, die ſtarr waren, von dem unnennbaren Schmerz, der noch nicht gewichen, zuckte die Freude, wie ein Blitz aus den finſtern Wolken, und die Lippen ſchmerzhaft verzogen, bewegten ſich zu einem ſtillen Lächeln; ein wunderſamer Moment der vergangenen Betäubung und der hervorbrechenden Freude, ein Moment des heiligen Wahnſinns, den die Alten kannten. Aber bald wich die Betäubung, und die Freude überſchritt mit ihren mächtigen Wellen alle Ufer, und rauſchte in allen

Straßen; ein gewaltſames Geſchrei brach hervor, und wälzte den letzten drückenden Stein ab, und in der gemeinſamen Fluth unnennbarer Empfindungen verſanken die befreiten Einwohner. Nie war ein größerer Sieg herrlicher gefeiert.

Der unglückliche König war indeſſen in der furchtbarſten Lage, das Opfer des unſeligſten Irrthums. Aber das Volk vergaß ihn nicht, liebte ihn fortdauernd, es wußte die ungeheuerſten Widerſprüche in dem tiefliebenden Gemüth wunderbar zu verbinden, und auf dieſer Geſinnung, den Deutſchen eigenthümlich, gründet ſich die Sicherheit des Staats, ſie iſt die Grundfeſte der fürſtlichen Gewalt bei dieſem Volke und die einzige.

Sachſens gegenwärtiges Schickſal iſt bekannt.

Ueber Preußen im Allgemeinen haben wir in dem letzten Zeitpunkte hinlänglich geſprochen; es iſt klar, daß ſich nicht etwa jetzt allein, vielmehr ſeit der Entſtehung dieſes Staats in und mit ihm, ein eigener Mittelpunkt für das nördliche Deutſchland bildete, der immer mehr um ſich griff, und deſſen wachſende Ausbildung mit dem völligen Einſturz des alten Reichs zuſammenfiel. Wie aus dem Zwieſpalt, welcher dieſe Trennung und den Kampf einer unreifen Zukunft mit der immer bedeutungsloſern Vergangenheit hervorrief, eine dritte fremde Gewalt gedieh, die Alles an ſich riß, hat die Geſchichte der neuern Zeit auf eine furchtbare Weiſe gezeigt; wie aber ſich eine allmählig reif werdende Zukunft jetzt mit der Vergangenheit, die ſie bekämpfte, zu verſöhnen ſtrebt, wie die Momente dieſer Verſöhnung, wie allgemein in Deutſchland, ſo vorzüglich deutlich in Preußen keimen wollen, ſoll in der Folge dargethan werden, hier aber wollen wir, wie bisher, die Schattenſeite dieſer Verhältniſſe betrachten, die bloß äußerlich angeſehen, ſo dunkel, ſo finſter hervortreten, daß ſie eine Vermittlung eher auf immer zu entfernen, als näher zu rücken ſcheinen.

Preußen iſt aus der Vereinigung der heterogenſten Beſtandtheile allmählig erwachſen, alle Provinzen, Brandenburg, das alte Preußen, Schleſien, Magdeburg, der Saalkreis, Mansfeld, die weſtfäliſchen Provinzen haben ihre ganz verſchiedene Entwickelung, ihre ganz getrennte Geſchichte gehabt, alle aber ſind von jener gemeinſamen Verbindung verſchlungen. Dasjenige Prinzip einſeitiger, monarchiſcher Einheit, welches ſich durch alle Künſte des Verſtandes in Frankreich zuerſt ausbildete, die eigenthümliche Verfaſſung der alten germaniſchen Stämme zurückdrängte, und nach einer furchtbaren Gährung, die es zu verzehren drohte, nur in noch herberer Form wieder hervortrat, herrſchte in den preußiſchen Staaten ebenfalls vor, nur konnte es niemals zu der großen Vollendung gelangen, die es in Frankreich erreichte, weil die Vergangenheit und ihre eigenthümlichen Formen, weil der provinzielle Geiſt, und das, alle Verhältniſſe der Stände und der Menſchen überhaupt lebendig ſondernde, dem Stamm inwohnende Streben mit zäher Gewalt Widerſtand leiſteten. Es läßt ſich keinesweges leugnen, daß Preußen dieſe einſeitige Einheit ausbildete, die durch Adminiſtration, militairiſche Einrichtung und Geſetzgebung ſich deutlich genug ausſprach. Wenn es in einigen Provinzen, wie in den entfernten weſtfäliſchen, Manches duldete, was die Vergangenheit, in Widerſpruch mit der herrſchenden Verfaſſung, gebildet hatte, ſo war dieſes eine abgedrungene Inconſequenz, die zwar eine größere Zuneigung jener entfernten Unterthanen bewirkte, aber zugleich eine innere Schwäche des Syſtems andeutete. Nach dem unglücklichen Kriege, der den Staat in der innerſten Tiefe erſchütterte, ſah man wohl ein, einer Seits, daß die Reſte einer freiern Form in der Verwaltung, die als collegialiſche Deliberation, der adminiſtrativen Behörden übrig geblieben war, die energiſche Ausführung nothwendiger Maßregeln und die Schnelligkeit, Einheit und Beſtimmtheit aller Entwürfe und Unternehmungen hemmte und hinderte, man ſuchte daher der Adminiſtration eine größere innere Stärke zu geben, indem man an die Stelle der deliberativen Form, die ſtrengere und mehr entſcheidende, durch das Verhältniß der Räthe zu einem beſtimmten Vorſitzer einführte; andrer Seits fühlte man aber auch, daß alle Anordnungen ohne Erfolg, alle Unternehmungen ohne belebende Kraft ſeyn würden, wenn man nicht das Volk für den Staat auch innerlich zu gewinnen ſuchte. Die großen Anſtrengungen, die nothwendig waren, die mancherlei Opfer, die von Jedem gefodert wurden, konnten nur durch ein erhöhtes nationales Leben, welches in der Rettung des Staats die eigene ſuchte, erlangt werden. Deßhalb übertrug man den Städten die eigene freie Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten unter Modificationen, welche die Einheit der herrſchenden Staatsform nothwendig machte, doch ſo, daß nicht bloß der einzelne Bürger durch eine Obrigkeit, die von der Regierung angeſtellt war, unmittelbar mit dieſer, als ein Vereinzelter in Berührung kam, vielmehr als Mitglied einer freien bürgerlichen Corporation; auch rief man Provinzialſtände zuſammen, die über die Abgaben und Aufopferungen, die ſo herbe Zeiten nothwendig machten, befragt wurden und Vorſtellungen machen konnten. Aber ſeit ſo vielen Jahren, ja ſeit der Entſtehung des preußiſchen Staats war ein mehr politiſcher als bürgerlicher Sinn in Preußen herrſchend geworden. Unter bürgerlichem Sinn verſtehen wir das lebendige repräſentative Organ bei den Bürgern, jenen großartigen Gemeinſinn, der das Zeitalter der Hohenſtaufen verherrlichte, und der freilich noch kaum denkbar iſt, wo nicht der freie Mann als weſentliches Glied des Ganzen erſcheint, in welchem das Ganze lebt. Dieſer Sinn war ſchon dadurch in ſeiner innerſten Wurzel angegriffen, daß die Religion, daß die Wiſſenſchaften aufhörten für allgemein bedeutende nationale Angelegenheiten zu gelten. Durch den Proteſtantismus nicht allein, ſondern auch durch die ſteigende Gewalt der Dynaſtien in den catholiſchen Ländern gerieth die Kirche, wie die Univerſitäten immer mehr in die Gewalt der Adminiſtration, die lediglich von dem Fürſten ausging. Es gab zuletzt keine Staatsreligion, als alle geduldet wurden, und kein nationales Intereſſe für die Wiſſenſchaften, als ſolche, als ſie nur als Pflanzſchulen für Beamte angeſehen wurden. Das Intereſſe, welches die Staaten, als ſolche, in unſern Tagen für die Wiſſenſchaften äußern, die Anſichten von Gönnerſchaft und Unterſtützung der Gelehrten und der Gelehrſamkeit, wie ſie jetzt herrſchen, ſind in der That weſentlich verſchieden von Dem, was in frühern Zeiten dafür galt. Vormals war es ein tiefer, nationaler Trieb das Geiſtige, das Erkennen zu ergreifen, und es galt überall, wo es durch Naturgabe und Fleiß auf eine bedeutende Weiſe erſchien, als das Höchſte, mit nichts Anderm Vergleichbare. Daher der wunderbare Antheil, den ſo viele Tauſende an Unterſuchungen nahmen, die nicht allein keinen practiſchen Werth haben, ſondern ſogar von dem äußerlich ſogenannten Nützlichen entfernten. Man kann daher nicht mit Unrecht behaupten, daß in frühern Zeiten das Intereſſe für die Wiſſenſchaften, als ſolche, weit lebendiger war, als in den jetzigen. Die Univerſitäten waren wahrhafte nationale Inſtitute, die, um ſich dem Freieſten was der Menſch darzuſtellen vermag, ja der Quelle aller Freiheit zu nähern, ſich unabhängig und völlig ſelbſtſtändig ausbildeten. In unſern Tagen wird vielleicht mehr auf die Wiſſenſchaften verwandt; aber es geſchieht in einem ganz andern Sinne, auch genießt der Gelehrte nicht mehr die Achtung, hat nicht das große Anſehn, welches er als ſolcher in frühern Zeiten genoß. Zwar kennt man jetzt den Einfluß, den die Wiſſenſchaften, auch diejenigen, deren Nutzen beim erſten Anblick nicht ſo einleuchtend iſt, für den Staat haben; aber man unterſtützt ſie nur in dieſer Rückſicht. Philoſophie, Sprachen, Mathematik, Phyſik, ſtrenges, geordnetes Studium überhaupt erſcheinen als vorzügliche Mittel den verſtändigen Sinn für jede Lage auszubilden, und die Klarheit zu gewinnen, die bei jedem Geſchäfte ſo nothwendig, ja unentbehrlich iſt; die Phyſik beſonders zeigte ſich immer wichtiger, immer einflußreicher, ja ſie hat das ganze Daſein in allen ſeinen Theilen ergriffen, die Bedürfniſſe, wie ihre Befriedigung faſt ins Unendliche vervielfältigt. Aber eben dadurch iſt die ganze Richtung, die das Streben nahm, umgekehrt, die Wiſſenſchaft iſt, wie die Religion, ſelber ein Diener des Staats geworden, da in frühern Zeiten das ganze Daſein ſich einem Höhern zu weihen ſchien, für dieſes da war. Eben deßwegen waren auch damals die Begriffe von Unterſtützung der Wiſſenſchaften nicht auf die Weiſe ausgebildet, wie jetzt. Kirche und gelehrte Republik ſchienen vielmehr, dem Staate inwohnend, die ſchönſten Blüthen deſſelben. Aus der jetzt herrſchenden Anſicht entſprang es nothwendig, daß beide zu bloßen Mitteln herabgewürdigt, allen nationalen, repräſentativen Sinn immer mehr verloren, und ſelbſt in ſolchen Ländern, wie die catholiſchen, oder die biſchöflich-reformirten, wo die Geiſtlichkeit repräſentirte, that ſie es keinesweges rein als ſolche. Vielmehr bildete ſich die jetzt herrſchende und allein vorwaltende Anſicht, daß nur irdiſcher Beſitz würdig ſey repräſentirt zu werden, weil dieſer allein das eigentlich Weſentliche der modernen Staaten ausmacht, immer entſchiedener aus. Eine unvermeidliche Folge hiervon war dieſe, daß die Einrichtungen der Kirche, wie die der Univerſitäten, lediglich der Adminiſtration zufiel, von ihr beſorgt wurde. Conſequenter geſchah dieſes nirgends als in Preußen. Aber ſelbſt dieſe Repräſentation des Beſitzes — des überlieferten, ererbten, feſten, und des erworbenen, wandelbaren, jenen vorzüglich durch Adel und diejenigen, die durch erworbene Güter ihnen in dieſer Rückſicht gleich geſchätzt wurden, in einigen Ländern wohl auch in der neueſten Zeit, durch die Bauern, bei welchen eine Verbindung von mehreren Beſitzern die Geringfügigkeit des Beſitzes erſetzte, dieſer durch die gewerb- und handeltreibenden Bürger — ſelbſt dieſe war in verſchiedenen Ländern, dem lebendigen Sinn, dem Geiſte nach höchſt verſchieden. In einigen, die eine freiere Form behalten hatten, war ſie noch lebendiger, bedeutender, in andern aber, vorzüglich in Preußen, wo ſie lange zurückgedrängt war, konnte ſie, als die Noth die veraltete Form wieder hervorrief, unmöglich ſo umſichtig, ſo das Ganze ergreifend hervortreten. Hier war man ſeit langer Zeit gewohnt der Adminiſtration Alles zu überlaſſen, wenn auch Dieſer oder Jener, den man zu den Kundigern zählen zu können glaubte, über einen Gegenſtand befragt wurde, ſo verlangte man nur über den einzelnen Gegenſtand Auskunft. Nur der höhere Beamte, durch das Intereſſe der Adminiſtration geleitet, konnte die allgemeine Einſicht, die nothwendige Kunde verwickelter Verhältniſſe erlangen; aber ihm entging durch ſeine Stellung der Geſichtspunkt, der eben ein repräſentatives Syſtem nothwendig macht. Es war daher nothwendig, daß die Vorſchläge, die Anſichten der Repräſentanten mehr ſpießbürgerlich als wahrhaft bürgerlich, den großen Sinn nicht zeigten, der nur herrſchen kann, wo das wahre repräſentative Organ bei den Bürgern lebt und gedeiht. Gewohnt, bei Allem, was im Staate geſchah, lediglich auf Dasjenige zu ſehen, was unmittelbar auf die engſte Perſönlichkeit Bezug hatte, indem er das Uebrige ruhig der Adminiſtration überließ, vermochte er auch, als Repräſentant, nur den nächſten, engſten Geſichtspunkt zu faſſen. Communen konnten mit ihren Anſichten nicht über ihre Gränzen, die kleinſte Stadt nicht über ihre Mauern reichen. Es ſoll, was wir ſagen, keineswegeſ den Provinzialſtänden oder Repräſentanten der Städte in dieſer Zeit zum Vorwurf dienen. Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß die Würdigſten gewählt wurden, und man würde uns ſehr mißverſtehen, wenn man Dasjenige, was wir als Perſönlichkeit bezeichnen, mit Eigennutz verwechſelte. Aber ſelbſt die ſchönſte Geſinnung, wenn ſie keinen allgemeinen Haltpunkt, wenn ſie keine äußere Elemente der Entwickelung findet, kann nicht als ein lebendiges Organ, nicht als eine einflußreiche That ſich geſtalten. Daher hatte die damalige Repräſentation, obgleich ſie in einer höchſt bedeutenden und geſpannten Zeit Statt fand, nicht den bedeutenden Erfolg, den man erwarten konnte. Jetzt hat ſich die Einheit und Strenge der Adminiſtration und des Finanzweſens noch conſequenter ausgebildet; die preußiſchen Beamten können, im Ganzen genommen, für die gewandteſten und umſichtigſten auf dem feſten Lande gelten; die Veränderung, durch welche die freiere, collegialiſche Deliberation verdrängt wurde, hat zwar die äußere Form verändert, aber nicht das innere Weſen der Geſchäftsführung, welches, ſeit langer Zeit ausgebildet, daſſelbe geblieben iſt, und es iſt bekannt, wie ſehr auch die franzöſiſche Regierung in dem vormaligen Königreiche Weſtphalen die preußiſchen Beamten vorzog, und ihre vorzügliche Tüchtigkeit anerkannte. Wenn nun das verſprochene, repräſentative Syſtem eingeführt werden ſoll, ſo läßt ſich nur zu ſehr befürchten, daß das unreife und kaum entwikkelte Organ der Repräſentation der Vollendung, der Adminiſtration gegenüber, nicht leicht ein wahres Gleichgewicht, eine mittlere lebendige Bildung hervorrufen wird. Ferner das repräſentative Syſtem iſt nothwendig provinziell, wie die Benennung der frühern Stände ſchon bezeichnet. Entſpringt es nun wahrhaft geſchichtlich aus der Provinz, und zwar im großen Sinne, ſo wird es, da die Einheit der ſeit dem Urſprunge des Staats herrſchenden Regierungsmaximen das geſchichtlich Provinzielle zurückgedrängt hat, eine bedenkliche, ja vielleicht gefährliche Oppoſition gegen dieſe bilden; wird aber der herrſchenden Adminiſtration gehuldigt, ſo erſcheint die Repräſentation ſelbſt, als eine äußere Form ohne innere, tiefe Bedeutung. Dieſes gilt ſchon von den alten Provinzen, von der Mark, von dem eigentlichen Preußen, von Schleſien, von Magdeburg, von Weſtalen u. ſ. w. In dieſen Provinzen ſchlummern noch manche Keime des Provinziellen, die befruchtet wieder hervorblühen könnten, wenn Männer, wie Juſtus Möſer, mit der Geſchichte ihrer Provinz vertraut, als Repräſentanten hervortreten. Man könnte behaupten, daß die öffentlichen Unterſuchungen, mit rückſichtsloſer Freimüthigkeit, aber auch mit leidenſchaftsloſer Unbefangenheit und Ruhe angeſtellt, ein vermittelndes Organ bilden werden. Denn, indem die Beamten, durch den Fürſten angeſtellt, die Repräſentanten, durch die Provinz gewählt werden, iſt der Schriftſteller durch eine freie Selbſtwahl berufen, er kann aus beiden Klaſſen entſtehen, und die Vorzüge beider verbinden. So würde, wo die Preßfreiheit herrſcht, eine allgemeine Controlle entſtehen, eine nützliche Oppoſition, die, indem ſie die Adminiſtration, wie die Repräſentation vertheidigen und angreifen kann, zugleich weder die höhern Behörden, wie die Beamten, noch die einzelnen Provinzen, wie die Repräſentanten als ihren einzigen Richter anerkennt. Es könnte auf dieſe Weiſe ein allgemeiner Sinn gebildet werden, der zugleich ein eigenthümlicher wäre, gleich wohlthätig auf die Regierung, wie auf das Volk wirkend. Aber auch dieſes hat ſeine bedenkliche Seite, die wir nicht verheimlichen dürfen. Eine eingeſchränkte Preßfreiheit iſt in der That gar keine. Daß ein Schriftſteller, als ſolcher, ein Verbrechen begehen kann, iſt keinem Zweifel unterworfen, ja je unbedingter die Preßfreiheit iſt, deſto ſtrenger müßten die Strafen ſeyn. Aber wo Cenſur herrſcht, iſt ſchon deßwegen keine Preßfreiheit, weil eine gehemmte öffentliche Meinung gar keine iſt, weil ſie, bedingt in ihren Aeußerungen, das allgemeine Zutrauen verliert. Ob gegen irgend eine Unternehmung des Staats auch Alles geſagt iſt, was geſagt werden kann, ob nicht eben das Treffende, das Entſcheidende unterdrückt iſt, bleibt, wo eine Zenſur herrſcht, auf immer unentſchieden. Wenn man behauptet, daß die Regierung gerechte Anſprüche auf das Zutrauen des Volks hat, ſo kann dieſes zwar auf eine beſtimmte Zeit, aber keinesweges auf immer gelten, und es entſteht dabei auch nothwendig die bedenkliche Frage: ob das Zutrauen nicht wechſelſeitig ſeyn müßte. Eine Regierung, die das Volk fürchtet, iſt durch die Furcht ſchon von dem Volke getrennt, und eine jede innere Trennung erzeugt Mißtrauen. Aber von einer andern Seite betrachtet, läßt es ſich auch nicht leugnen, daß eine unbedingte Preßfreiheit da, wo neue Elemente in einem Staate ſich entwickeln, wo ſie freilich am wichtigſten ſeyn würde, als höchſt bedenklich angeſehen werden kann. Wir müſſen Denjenigen beiſtimmen, die leugnen, daß die Art der Preßfreiheit in England auf einen jeden Staat, auch auf Preußen in ſeiner gegenwärtigen Lage, anwendbar ſey. Die engliſche Preßfreiheit iſt durchaus eigenthümlich, ſie hängt mit der beſtehenden, feſt gegründeten Verfaſſung, mit der, weſentlich zu dieſer gehörigen, Oppoſition genau zuſammen, ſie kann keine Verwirrung anrichten, wo alle Verhandlungen eben ſo frei und eben ſo öffentlich ſind, wie die Preſſe ſelbſt; auch iſt der Verwirrung im Allgemeinen dadurch vorgebeugt, daß ein lebendiges repräſentatives Organ im Volke ſelbſt lebt, daß kein Schriftſteller hervortreten darf, der nicht unterrichtet iſt, der nicht klare Einſicht, beſtimmte Kunde des Gegenſtandes beſitzt, wenigſtens nur dann auf Einfluß, auf Aufmerkſamkeit rechnen kann. Ein anderer Fall findet ohne allen Zweifel da Statt, wo zwar ein Streben nach allgemeiner nationaler Bildung herrſcht; wo aber der Sinn der Bürger noch nicht einen feſten Haltpunkt erlangt hat, da können allerdings Bosheit, Unkunde, Leidenſchaften von mancherlei Art eine unheilbringende Wirkſamkeit ausüben, wobei es freilich ſchwer wird auszumachen, ob nicht daſſelbe Unheil, vielleicht auf eine noch ſchädlichere Weiſe, eben durch eine Hemmung des öffentlichen Urtheils entſteht. Am gefährlichſten erſcheint aber die Einſchränkung der

Preßfreiheit dadurch, daß es unmöglich iſt ſie durch beſtimmte öffentliche Geſetze zu fixiren, unmöglich ſie von aller Willkühr zu befreien, ſo daß das Volk nie wiſſen kann, wie weit die Willkühr reicht, oder in den nächſten Augenblicken reichen wird. Die Region der öffentlichen Meinung iſt, durch ſolche Maßregeln, gleich einer aufrühriſchen Provinz in Belagerungszuſtand erklärt, und eine geheim richtende Perſon ſieht jede Meinung für gefährlich an, und prüft und verdammt nach unbeſtimmten Inſtructionen. Es iſt alſo klar, daß eine jede Hemmung der Preßfreiheit eine zugeſtandene krampfhafte Lage des Staats vorausſetzt, obgleich es ebenfalls gewiß iſt, daß ſie nur da, wo der nationale Sinn zum deutlichen und klaren Bewußtſein gekommen iſt, von Einfluß und Bedeutung ſeyn kann. Sie ſetzt alſo den Zuſtand voraus, den ſie herbeiführen ſoll, und kann wo widerſtrebende Momente ſich ſtörend begegnen, eben die verworrene Verwicklung der Verhältniſſe eher vergrößern, als ordnen.

Die Landesbewaffnung verhält ſich zum ſtehenden Heere, wie die Repräſentation zur Adminiſtration, und aus den nämlichen Urſachen, wie zu derſelben Zeit, ward der Grund zu Beiden gelegt. Es iſt bekannt, daß Preußen bei dem unglücklichen tilſiter Frieden verpflichtet ward, die Armee bis auf 42,000 Mann zu verringern, man wußte aber dieſen harten Artikel zu umgehen. Unter dem Namen Krümpen wurden Landleute einberufen, exercirt und wieder entlaſſen. Waffen und Bekleidung wurden für dieſe insgeheim angeſchafft, und eine Armee von 150,000 Mann, die jeden Augenblick zuſammentreten konnte, ward auf eine ſtille Weiſe gebildet, bei dem ſtehenden Heere aber alle entehrende und demüthigende körperliche Strafen abgeſchafft.

Dieſe große Unternehmung, ohne welche Preußen auf eine ſo kräftige Weiſe, wie es beim Anfange des letzten Krieges, während die Feinde die wichtigſten Feſtungen in ihren Händen hatten, geſchah, nie hatte hervortreten können, iſt vorzüglich das unſterbliche Verdienſt des großen Scharnhorſt. Beim Ausbruch des Krieges nahm die Landesbewaffnung den großartigen Character an, der dieſe ewig denkwürdige Epoche bezeichnet. Aber obgleich der Erfolg der Verbindung dieſer mit dem ſtehenden Heere ſo über alle Beſchreibung glänzend war, ſind ſie dennoch dem Weſen nach entgegengeſetzt, ja ſchließen ſich wechſelſeitig aus, und was die Zeit der Begeiſterung, des Kampfs zu vereinigen vermochte, bleibt deßwegen nicht auf die nämliche Weiſe während der Ruhe verbunden. Man hat Zwiſchenſtufen von mancher Art gebildet, die aber den urſprünglichen Gegenſatz auf keine Weiſe zu vermitteln im Stande ſind, und es läßt ſich vorausſehen, daß in dem Verlauf der Zeit entweder die Landesbewaffnung mit geringen Modificationen das Gepräge des ſtehenden Heeres annehmen, oder dieſes von jener ergriffen werden wird. Aber die Wendung iſt offenbar unentſchieden, wie der ganze Zuſtand des geſelligen Vereins und die laute Stimme, die eine Abſchaffung der ſtehenden Heere fodert, muß der Nothwendigkeit der Zeit und ihrer Elemente weichen; eine Landesbewaffnung aber, ſo gewiß ſie die einzig richtige und wahre iſt, ſetzt ein im höchſten Grade mündiges Volk voraus.

So unbeſtimmt und ſchwankend ſcheinen alle Verhältniſſe, ſelbſt in den alten Provinzen des Landes, welches ſich durch die ausgebildeteſte Form, durch die höchſte Kraft und Macht, im nördlichen Deutſchland, auszeichnet. Wenn wir aber die neuen Provinzen dieſes Reichs, die poliſchen, die ſächſiſchen, die am Rheine betrachten, wie viel verwickelter und verworrener wird Alles? Wird die Einheit der Regierungsmaximen bis in das Einzelne beſtimmt durchgeführt, ſo muß die geſchichtliche Eigenthümlichkeit zu Grunde gehen, deren Entwickelung und Sicherſtellung die Zeit und die allgemein erwachte Geſinnung ſo dringend fodert; bleibt dieſe ungefährdet, ſo ſcheint jene verlieren zu müſſen — ſollte es möglich ſeyn, einen Polen, einen Rheinländer, einen Sachſen nach denſelben Geſetzen, auf die nämliche Weiſe zu beherrſchen? Und nun die übrigen kleinen Staaten des nördlichen Deutſchlands. Sachſen iſt in ſeine alte unbehülfliche Form zurückgekehrt, das erweiterte und zum Königreich erhöhte Hannover hat die vorige ariſtokratiſche Verfaſſung modificirt, weiter ausgebildet, und von Dem, was der freiere Sinn wünſchen möchte, wenig aufgenommen. Weimar hat eine eigene Konſtitution zuerſt entworfen und angenommen, hat durch dieſe das ſchönſte und wünſchenswertheſte Repräſentationsſyſtem ſanctionirt, ein Muſter für alle übrigen Fürſten, aber ohne geiſtliche Repräſentationen. Die heſſiſchen Stände geben ein herrliches Beiſpiel von ächt bürgerlichem Sinn. Holſtein ſtrebt nach der Trennung von Dänemark und nach einer freien Verfaſſung und in Mecklenburg hat man jetzt erſt angefangen die Leibeigenſchaft aufzuheben. Die Reichsſtädte ſtehen in ihrer ehrwürdigen alterthümlichen Freiheit unverändert mitten in dem ſchwebenden und wogenden Meere, und eine Menge mediatiſirter und geiſtlicher Fürſten wünſchen ihre alten Rechte, ihre Unabhängigkeit, wenigſtens in ſo fern ſie ihnen durch die fremden Bedrücker entriſſen waren, wieder zu erhalten. Aber das Syſtem des Seculariſirens war ſeit der Reformation allenthalben, nicht bloß in den proteſtantiſchen, es war auch in den catholiſchen Ländern allmählig geſchichtlich geworden. Die Geiſtlichkeit verlor immer mehr den alten Beſitz, wenigſtens die unabhängige Verwaltung, die in die Hände der mächtigen Staatsadminiſtration fiel. Es war nothwendig, daß in dem Maße, als das große europäiſche Kirchenſyſtem in ſich zuſammenſtürzte, auch die einzelnen Organe, die doch nur als lebendige Theile der allgemeinen Organiſation eine Bedeutung hatten, abſterben mußten. Was in frühern Zeiten der Entſtehung ein Lebendiges und Thätiges, ein in mancherlei Rückſicht Wohlthätiges genannt werden konnte, war jetzt als ein abgeſtorbener, entblätterter Stamm anzuſehen, der alle innere Lebens- und Reproductionskraft verloren hatte, ſtand in der in einer andern Richtung erregten und bewegten Welt, in finſterer Geſtalt da, und es ſchien, daß man befugt ſey, das ſo Fremdartige auf andere Weiſe, als Baumaterial für die lebendige Zeit, die ſich in ſchwer zu befriedigende Bedürfniſſe allmählig verſtrickt hätte, zu benutzen. Was von dieſen geiſtlichen Beſitzungen, galt wenigſtens in

Rückſicht auf mancherlei Gerechtſame, auch von den reichsunmittelbaren Herren, als das Reich immer ſchwächer ward und endlich aufhörte. Dieſe Gerechtſame hingen zu genau mit dem Ganzen des Reichs zuſammen, ſie waren zu wenig in einer eigenen Selbſtſtändigkeit gegründet, als daß ſie in dem Maße fortdauren konnten, als ſie urſprünglich ſich gebildet hatten. Größere und kleinere Staaten hatten ſich in ſich zuſammengedrängt und ein ſo bedeutendes Anſehn gewonnen, daß ſie, als das Reich aufhörte, als für ſich beſtehend anerkannt werden mußten. Die kleinern Beſitzungen aber, die auf eine bedenkliche Weiſe zwiſchen eigener Selbſtſtändigkeit und Reichsunterwürfigkeit ſchwebten, ſo daß die erſtere ſchwankend wurde, als die letztere aufhörte, mußten nothwendig von den mächtigen Staaten ergriffen werden, von welchen ſie meiſt umſchloſſen waren, in deren Mitte ſie, als Störendes und Fremdes ſich vorfanden. Dieſe Vorgänge waren in der geſchichtlichen Entwickelung ſelbſt gegründet: daß ſie in den proteſtantiſchen Ländern, die auf den Trümmern der kirchlichen Einheit eine politiſche zu begründen ſtrebten, vor Allem Statt fanden, war ſehr natürlich. Es kam nur auf die Art an, wie das Unvermeidliche geſchah. Im Anfange der Reformation trug wie Alles, was gegen das kirchliche Syſtem ſich regte, ſo auch das Seculariſiren einen oft ſehr gewaltſamen Charakter. Im weſtphäliſchen Frieden ſuchte man dieſen Unternehmungen fernere Gränzen zu ſetzen, aber Friedensſchlüſſe und äußere Conventionen bilden nur eine ſchwache Schutzwehr gegen die unaufhaltſam fortſchreitende Richtung der Zeit. Als aber ſpäter die angefangenen, kaum für einen Augenblick zurückgedrängten Unternehmungen wieder auflebten, war der religiöſe Haß ſchwächer geworden, und das klar ausgeſprochene Streben nach dem Beſitz der Geiſtlichen und nach Einſchränkung der Gerechtſame der reichsunmittelbaren Herren mußte, da die Toleranz an die Stelle der religiöſen Verfolgung getreten war, ein milderes Gepräge annehmen. In dieſer Rückſicht zeichnete ſich in neuern Zeiten, im Ganzen genommen, Preußen vortheilhaft aus, und ſelbſt jetzt iſt in den preußiſchen Ländern kein ſo lautes Widerſtreben ausgebrochen, wie dasjenige, welches ſich im Süden vernehmen läßt. Daß aber dennoch dieſe Verhältniſſe kaum aufgelöſete oder kaum aufzulöſende Probleme darbieten, iſt eben ſo gewiß.

Wir wenden uns jetzt zu einer allgemeinen Betrachtung des innern, erſchütterten Wohlſtandes aller dieſer Länder. Es ſey uns vergönnt hier den allgemeinen Ueberblick über Handel und Induſtrie in Deutſchland zuſammenzudrängen, da beide auf eine entſchiedene Weiſe ihren Hauptſitz im nördlichen Deutſchland erhalten haben. Deutſchland iſt durch ſeine Lage der natürliche Vermittler alles Handels auf dem feſten Lande, und obgleich dieſes mächtige Land ohne bedeutende Ufer und daher ohne Seemacht iſt, ſo erhalten dennoch die großen Flüſſe, die das Land in allen Richtungen durchſtrömen, die ſchnelle und bequeme Verbindung zwiſchen den entfernteſten Punkten und zugleich die leichte und lebhafte Beweglichkeit nach allen Richtungen. In frühern Zeiten, als der Handel vom Orient über Venedig ging, entſtand die bekannte Handelsſtraße im ſüdlichen Deutſchland, deren Hauptpunkte durch Augsburg und Nürnberg gebildet wurden. Die flandriſchen Städte ſtanden mit den Rheinſtädten von uralten Zeiten her in genauer Verbindung und, den Kleinodien einer Kette gleich, traten die blühenden Städte in langer Reihe glänzend hervor, innig durch die innerſte Verkettung aller Verhältniſſe des Lebens mit einander verknüpft. Im Norden herrſchten die Reichsſtädte und mehr gegen Oſten die Reſte des alten wendiſchen Handels. Eine gewiſſe Beziehung auf einander hatten dieſe verſchiedenen Richtungen von jeher. Sie ward aber großartiger und lebendiger, als die Kreuzzüge alle Völker unter einander bewegten, als nach den Kreuzzügen, da der allgemeine Mittelpunkt ſchwankend wurde, eine jede Richtung des Lebens einen eigenen ſelbſtſtändigen ſuchen mußte, als die Hanſeſtädte entſtanden. Nachdem dieſe Verbindung ſich allmählig auflöſte, oder ſich nur noch unter wenigen Gliedern des alten Bundes erhielt, als die Epoche der Dynaſtien in Europa mächtig wurde, als gleichzeitig das mittelländiſche Meer ſeine alte Bedeutung verlor und der Welthandel ſich auf neu entdeckten Wegen lebendiger, leichter und mannichfaltiger nach allen Richtungen des unermeßlichen Weltmeers zu bewegen anfing, behielt dennoch der innere deutſche Handel ſeine alte Bedeutung, ja er erlebte eine höchſt glänzende Epoche unter dem öſterreichiſch-ſpaniſchen Hauſe, welches die ſüdlichen Länder und Flandern zugleich beſaß, ſo daß Augsburg, Nürnberg, Antwerpen und die Rheinſtädte einen großen Wohlſtand und das glänzendſte Daſein erlangten. Aber dieſe Lage war durch wunderbare Verkettungen der Begebenheiten entſtanden; die, keinesweges in dem inneren Schickſal des Landes gegründet, nur vorübergehend ſeyn konnte. Der religiöſe Zwieſpalt, die Trennung der öſterreichiſchen Linie von der ſpaniſchen, der niederländiſche Freiheitskrieg, endlich die unglückliche Verwirrung der Religionskriege in Deutſchland zerſtörten auch dieſe ſchönen Blüthen, aus welchen ein freies, heiteres und behagliches Leben in ganz Deutſchland entſprungen war, die Ernährerinn der herrlichſten Kunſt. Das zerſtörte und zerſplitterte Reich hatte den lebendigen Zuſammenhang mit dem eigenen friſchen Lebensquell verloren, wie den Zuſammenhang in ſich. Einzelne Punkte ſuchten die alte Verknüpfung wieder, ohne ſie finden zu können. Die flandriſchen Städte ſanken, indem Holland wuchs, die Verbindung mit den Rheinſtädten ward von hier aus nicht mehr ſo lebhaft unterhalten. Die Flamländer und die Slaven hatten nach den Mönchen in den früheſten Zeiten den Ackerbau vervollkommnet, der Handel ſelbſt hatte, wo er am lebhafteſten war, die Induſtrie befördert, der dreißigjährige Krieg hatte aber faſt Alles zerſtört, und Deutſchland beſaß die Mittel nicht mehr, ſich aus ſich ſelber wieder herzuſtellen. In einzelnen Gegenden fing man allmählig an Induſtrie und Ackerbau zu erheben. Aber alle Verſuche, wenn ſie auch gediehen, hatten dennoch das großartige Gepräge verloren. Churſachſen und ſpäter unter den großen Churfürſten Brandenburg, zeichneten ſich in dieſer Rückſicht aus. Allmählig bildete ſich der Handel, wie er vor der großen Cataſtrophe unter

Napoleon war. In der Zeit war der Welthandel ganz nach England gegangen. Die Meeresherrſchaft ward durch die Schiffahrtheiacte unter Cromwell gegründet, aber das gegenwärtige Seerecht, oder richtiger die Deſpotie der Engländer iſt ihrem Urſprunge nach eben ſo ſehr durch Frankreich als durch England verſchuldet. In den Kriegen unter Ludwig dem Vierzehnten verſuchte man ſie gegenſeitig auszuüben. Deutſchlands Handel mußte, je mächtiger England ward, deſto entſchiedener eine nördliche Richtung nehmen, und als nach der Revolution Amſterdam ſank, ward Hamburg, was in früheren Zeiten Antwerpen war. Indeſſen waren mancherlei Bedürfniſſe, die den Verbrauch und Genuß entfernter, fremder Producte foderten, nach und nach bis zum gemeinſten Mann gedrungen und hatten Sitten, Lebensart, ja das ganze gewohnte Daſein erſchüttert. Der ſchnellere, allgemeinere Umſatz ſo vielerlei Producte erhob den Werth der urſprünglichſten, natürlichſten, die durch den Umtauſch in die fernſten Gegenden reichten, aus welchen andere kamen. Der Ackerbauer in fruchtbaren Gegenden gewann hiedurch und durch ein freieres Daſein, Grund und Folge dieſer allgemeinen Verhältniſſe, einen Wohlſtand, eine Selbſtſtändigkeit, die er ſeit der Geſchichte des Reichs nicht gekannt hatte; ja indem das eitle, leere Streben der Zeit die mächtigern Gutbeſitzer von der Wurzel ihres urſprünglichen Lebens getrennt, an die Höfe, nach den großen Städten gelockt, in die wechſelnden Verhältniſſe der großen gährenden Welt hineingezogen hatte, ſank ihre innere Stärke, während die Bauern ſtiegen, und bereitete ſich ein Umkehren der alten Lage der Dinge vor, die von großer Bedeutung ward. Während aber hier das Volk freier ward, trat ein anderes drückendes Verhältniß hervor. Der Bauer konnte, in vielen Gegenden wenigſtens, den Ertrag ſeines Beſitzes allenthalben umſetzen. Die größten Verhältniſſe wirkten auf den kleinſten Markt der unbedeutendſten Landſtadt und beſtimmten den Preis. Mit den Arbeitern ſolcher Producte, deren Werth lediglich durch den Umſatz im Großen beſtimmt werden konnte, war es anders. Nachdem er auf die mühſamſte Weiſe ſein Werk vollendet hatte, ſtand er mit dieſem allein und verlaſſen. Kaufleute boten ſich an, den Umſatz, den Betrieb zu befördern, und bildeten den einzigen offenen Weg, durch welchen der Arbeiter ſein Werk anbringen konnte. Wie bei den Grundbeſitzern ein uraltes, tief in der überlieferten Verfaſſung gegründetes hartes Verhältniß ſich nach und nach löſte und ein freieres Anſehn gewann, ſo entwikkelte ſich hier ein anderes, faſt noch drückenderes, ohne durch Geſetze oder Staatseinrichtung unterſtützt zu ſeyn; das Verhältniß der Fabrikherren zu ihren Arbeitern. Der Reichthum der erſtern ſtieg fortdauernd, während dieſe durch die mühſamſte Arbeitſamkeit ſich aus einem engen, genußleeren Daſein nur einzeln und vom Glück begünſtigt herauszuarbeiten vermochten. Aber eben dadurch konnten die Producte in Deutſchland, wo überhaupt die Anſprüche des Volks geringer ſind, während ſein ſtiller Fleiß nie ruht, wohlfeiler geliefert werden, und was nach innen hart, ja ängſtlich erſchien, beförderte den großen Weltumtrieb nach außen, und ſo entwickelte ſich jene merkwürdige Gebirgsinduſtrie in Schleſien, Sachſen, Weſtfalen, Berg und andern Orten. Aber während nun der mächtige Geiſt geſchichtlich erwachte und das Geſchlecht und alle Glieder deſſelben wie innerlich durch Wiſſenſchaft, ſo äußerlich durch den Handel in die mannichfaltigſte Berührung zu bringen ſuchte, zeigte ſich ein entgegengeſetztes Streben in jedem Lande ſich zu iſoliren. Ein jedes Land ſtrebte, wenn auch mit noch ſo geringen Kräften, wenn auch innerhalb enger Gränzen, nach einem Uebergewicht, wo dieſes ſelbſt für denjenigen, der die augenblicklichen und vorübergehenden Vortheile genießt, als ein Krankheitszuſtand zu betrachten iſt, wo das Gleichgewicht der ſtreitenden Elemente, wenn irgendwo, allein die Geſundheit bezeichnet. Die Idee des Handels iſt die, daß Mangel und Ueberfluß auf der ganzen Erde für das ganze durch Ausbildung geſchichtlich gewordene Geſchlecht ſich wechſelſeitig decken ſollen. Aber nun entſtand das Beſtreben, in jedem Lande Reichthum, nicht durch freien Conflict der wahrhaft eigenthümlichen Kräfte des Landes mit allen übrigen, nicht durch Hingebung, die den eigenen Werth kennt, ſondern durch krankhaftes Iſoliren zu erreichen. Fichtes geſchloſſener Handelsſtaat iſt in der That nur die höchſt conſequente, in ihren Grundſätzen völlig unbiegſame Aeußerung jenes herrſchenden Strebens. Ein jeder Staat wollte Alles erwerben, das Syſtem der Surrogate entwickelte ſich immer mehr, in Rückſicht auf natürlich gewonnene, wie auf verarbeitete Producte; denn in der That iſt ein jedes Product, welches, um ſich im Leben erhalten zu können, eine äußere zwangvolle Einrichtung fodert, ein bloßes Surrogat, welches die Stelle des wahrhaft lebendigen vertreten ſoll, das, durch ſeine innere Tüchtigkeit geſchützt, in den großen Kreis des Welthandels ſich hineinwagen und da ſein Daſein behaupten darf. Wie alle Elemente des Daſeins nicht nach ihrem Werth an ſich, ſondern in äußerer Beziehung gegen den äußerlich gewordenen Staat betrachtet wurden, ſo auch der Handel. Die unreifſten Verſuche wurden den Unterthanen aufgedrungen, was man wohlfeiler, vollendeter, bequemer von außen her erhalten konnte, ward ausgeſchloſſen, man wollte das Geld im Lande d. h. am Ende für die Auflagen behalten. Was im Lande entſtand, mußte für die Staatscaſſe wuchern, was von außen herein wollte, büßen, ja was durchging, mußte opfern. Kein Land litt mehr in dieſer Rückſicht als Deutſchland. Flüſſe und Straßen führten bequem durch das ſchöne, geſegnete Land; aber die Staaten des Reichs hatten ſich unter ſich geſchieden, wie die größern des Welttheils. Gränz- und Flußzölle, Viſitationen und Sperren warfen ſich auf den ſichern Flüßen, auf den ebenen Straßen hemmend in den Weg; unſichtbare Hinderniſſe, ſo ſtörend wie Gebirge und Sandwüſten, Untiefen und Sandbänke, See- und Landräuber, und das in ſich klare und einfache Handelsverhältniß ward auf dieſe Weiſe vielfältig eingeengt, verfinſtert, verwirrt. In kleinern Staaten konnte unter dieſen Umſtänden eine lebhafte und großartige Induſtrie nicht leicht gedeihen, denn der Anfang war faſt unmöglich, die Nachbarländer verboten die Einfuhr, und der einheimiſche Abſatz war zu gering. Deſſenungeachtet hatten ſich die Verhältniſſe nothdürftig geordnet, der Trieb das Verbotene zu benutzen, hatte insgeheim, freilich auf Unkoſten der Geſinnung, die Wege geöffnet, die öffentlich geſperrt waren, und indem Staat und Volk das Unvermeidliche duldeten, ſchien man eine ſtillſchweigende Uebereinkunft geſchloſſen zu haben, die nur ſelten durch conſequente Anſprüche und ſtrenge Befolgung der Anordnungen von Seiten der Regierung oder Foderungen von Handelsfreiheit von Seiten des Volks geſtört wurde. Indeſſen kamen Grundſätze über Handelsfreiheit ſeit der Revolution immer mehr zur Sprache, und mancherlei Einrichtungen wurden gemildert, als eben aus dem Lande der Freiheit wie in allen übrigen Verhältniſſen, ſo auch hier die höchſte Knechtſchaft durch die monſtröſe Idee einer allgemeinen Landesſperre in Europa, entſtand. Wenn wir über den Einfluß dieſer außerordentlichen Maßregel, die gegen England gerichtet, den Wohlſtand des feſten Landes, in ſeiner tiefſten Wurzel angriff und erſchütterte, reden, ſo leidet es keinen Zweifel, daß wir, mit den verwickelten Handelsverhältniſſen nur ſehr unvollkommen bekannt, manches äußerſt Wichtige überſehen. Indeſſen giebt es Verhältniſſe von ſo einleuchtender Art, daß ſie auch dem wenig Kundigen klar werden können. Die Producte des deutſchen Fleißes zeichneten ſich im Ganzen genommen, keinesweges durch eine nicht zu erreichende Güte, durch eine vorzügliche Künſtlichkeit aus, ihr Werth beſtand meiſtens darin, daß ſie, beſtimmt allgemeine Bedürfniſſe zu befriedigen, das dringend Nothwendige in großer Menge bequem und wohlfeil lieferten. Als England zumal von Europa ausgeſchloſſen war in einer Reihe von Jahren, mußte es lernen ſich ſelbſt zu helfen, es mußte ſich ſelbſt mit Producten verſorgen, die es auf eine andere Weiſe im großen Sinne beſchäftigt, bequemer aus Deutſchland erhielt. In Deutſchland ſelbſt entſtand zwar auch das Streben ſich ſelbſt zu helfen. Aber in eine höchſt drückende und zerrüttete Lage verſetzt, konnte es nur mühſam, nur innerhalb enger Schranken gelingen, und es war vorauszuſehen, daß die unreifen, meiſt kleinlichen Anſtrengungen, ſo wie die unnatürliche Spannung aufhörte, alle Bedeutung verlieren würden. Alle unſere Surrogateinrichtungen ſind daher in dieſem Augenblicke von geringem Werth. Deſto hemmender für die Induſtrie ſind die Wege, die ſich nicht in England allein, auch in andern Ländern eröffnet haben, Bedürfniſſe zu befriedigen, die bis dahin durch deutſchen Fleiß befriedigt wurden. So iſt Amerika auf eine bedenkliche Weiſe aus ſeiner alten Handelsverbindung mit Deutſchland losgeriſſen, und die totale Zerrüttung aller Verhältniſſe in Südamerika trennt es noch mehr. Daher iſt die Hoffnung, daß die gelähmten Fabriken ſich wieder heben ſollten, keinesweges erfüllt, die Armuth herrſcht in den fleißigen Gebirgen, deren thätige Einwohner wenig beſchäftigt werden können, fortdauernd. Die Engländer aber, die Mechaniker Europa's, haben gewußt durch Maſchinen mancherlei Art den Mangel an Menſchen zu erſetzen, den theuern Arbeitslohn entbehrlich zu machen, und indem ſie uns zu entbehren lehren, überſchwemmen ſie uns mit ihren Producten. So erdrücken ſie in der Geburt eine jede Unternehmung, die während der allgemeinen Spannung, wenn auch unvollkommen zu gedeihen anfing. Sie beſitzen Mittel genug, um ſelbſt mit Aufopferung und augenblicklichem Verluſt Alles ſo wohlfeil zu liefern, daß die angefangenen Unternehmungen völlig vernichtet ſind. Es iſt dann immer Zeit genug die Preiſe der Bedürfniſſe zu ſteigern, die ſie faſt ausſchließlich zu befriedigen im Stande ſind. Zwar ſind bei dem geringern Manne in der langen Zeit der Entbehrung manche Colonialwaare weniger entbehrlich geworden, und der einmahl durchgedrungene Verbrauch mancher Surrogate dauert noch fort; aber dadurch kann das große Mißverhältniß auf keine Weiſe gehoben werden. Die fleißigen Einwohner in Weſtfalen und Berg ſind unthätig, ihre Fabriken ſtocken, in Schleſien ſehen wir daſſelbe, in Sachſen wirkt dieſes durch das harte Schickſal, welches viele der fruchtbarſten Gegenden von dem Lande trennte, doppelt nachtheilig. England, gewohnt ſeine ganze Gewalt für den Handel zu benutzen, geſchützt durch ein großes politiſches Uebergewicht, macht die ungerechteſten Anſprüche, und, um die Verwirrungen, welche die große Handelskriſe auch bei ihnen hervorrufen mußte, zu heben, haben ſie durch die härteſten Anordnungen die freie Richtung des Handels gegen ihr Land zu hemmen geſucht, während ſie die freie Einfuhr ihrer, alle Induſtrie tödtenden Producte in Deutſchland fodern und zum Theil wenigſtens erhalten haben. Der große Völkerkrieg hat auf das mächtige Rußland ſelbſt im Innern des Landes tief gewirkt. Schlummernde Kräfte des geſchickten Volkes ſind hier geweckt, und man iſt emſig bemüht ſie zu benutzen. Fabriken ſollen errichtet werden, auch hier will man das Ausland entbehren lernen. Die freundſchaftlichſte Verbindung mit den benachbarten deutſchen Provinzen haben die härteſten Anordnungen gegen die Einfuhr ihrer bearbeiteten Producte nicht gemildert. Sonſt gingen aus Rußland und Polen eine Menge roher Producte nach Deutſchland, die dieſe Länder bearbeitet zurückerhielten. Jetzt ſchon fängt das umgekehrte Verhältniß an. Frankreich, Dänemark, Holland haben nach dem großen Kriege Beſitzungen in den andern Welttheilen wiedererhalten, die ſie doch, wenn gleich im Anfange, nicht mit großem Erfolg, benutzen können; Deutſchland aber, nach den ungeheurſten Anſtrengungen, nach dem mächtigſten Kampfe, deſſen Vortheile die ganze Welt theilt, hat, um ſeinen geſunkenen Wohlſtand zu heben, keinen einzigen Handelsvortheil erringen können, hat nichts als die getäuſchte Hoffnung, daß die frühere Induſtrie ſich heben ſollte. Dazu kommt die Finanzverwirrung faſt aller Staaten, die auch auf eine jede Handelsunternehmung ſchädlich wirken muß; das ſich durchkreuzende Intereſſe Vieler, die daraus entſtandene Hemmung der Ein- und Ausfuhr, und des Tranſito dauert fort, und bei den dringenden Bedürfniſſen eines jeden Staats läßt es ſich kaum einſehen, wie ſie gehoben werden kann. Deutſchland iſt mit den mächtigſten Flüſſen geſegnet; aber nur die Oder iſt von ihrem Urſprung bis zu ihrem Ausfluß in der Gewalt des Reichs und eines Fürſten. Die Mündung der Donau iſt in ruſſiſcher und türkiſcher Gewalt, der Ausfluß des vaterländiſchen Rheins wird von den Holländern, die Mündungen der Elbe und Weſer von den Engländern beherrſcht; ja während Preußen in Weſten die Mündungen ſeiner Flüſſe dieſer mächtigen Seemacht überließ, ſah es in Oſten diejenigen, deren Mündungen es beſitzt, in die Hände der mächtigſten Landmacht gerathen. Holland und Frankreich haben ſich dabei gegen Deuſchland eben ſo ſcharf geſchloſſen, wie England und Rußland; das Syſtem der Sperre iſt nur zerſplittert, nicht aufgehoben, und der ganze Handel in einer gefährlichen Kriſe, die alle Unternehmungen lähmt und zu den größten Beſorgniſſen Anlaß giebt. Deutſchland ſcheint beſtimmt auf alle Weiſe eine paſſive Rolle zu ſpielen, die bei großen Gährungen tief greifender geſchichtlicher Verhältniſſe von jeher die unglücklichſte war.

Unſere Betrachtung richtet ſich nunmehr auf das ſüdliche Deutſchland, kürzer, weil die verworrenen Verhältniſſe, die Trennung der einzelnen Theile, der Widerſpruch aller Elemente ſich dort dem Kurzſichtigſten zeigt und hier nur angedeutet zu werden brauchen. Schon die Trennung zwiſchen dem ſüdlichen und nördlichen Deutſchland erregt bei dem Nachdenklichen, der von einer tiefen Vereinigung Alles erwartet, die trübſte Ahnung und die größte Sorge. Denn dieſer bedenkliche Riß iſt zu allmählig, zu langſam geworden, hat zu innig Alles ergriffen, als daß man mit einigem Grund hoffen dürfte, daß er wieder zu heilen wäre. In dem Maße, als Preußen im nördlichen Deutſchland ſeine geiſtige, politiſche und kriegeriſche Gewalt entwikkelte und dadurch wenigſtens eine mögliche Ausſicht auf Einheit eröffnete, zog ſich, als das Reich zuſammenfiel, Oeſterreich immer mehr zurück. Die Gewalt des Kaiſers war ſchon im Innerſten zerrüttet, und als das Reich ganz zuſammenſtürzte, Preußens Gewalt ſich aber doch nur auf das nördliche Deutſchland beſchränkte, zerfiel das ſüdliche ganz in ſich ſelber. Aber hier hatten ſich auch, wie bei den Einwohnern, ſo in den größern Verhältniſſen, die alterthümliche Art, ſecker, tüchtiger, eigenthümlicher Geſinnung ſtärker und kräftiger erhalten. Die ariſtokratiſch-ſtändiſche Verfaſſung in mehreren Ländern, wie in Baden und Darmſtadt, die demokratiſch-monarchiſche in Würtemberg, die mehr einſeitig-monarchiſche in Baiern, die geiſtliche Gewalt in Mainz, Würzburg, Bamberg, Salzburg und Coſtanz, die Ritterſchaft in Franken, die Menge Reichsſtädte zwar ohne irgend eine Verbindung unter ſich, bildeten das bunteſte Gemiſch mannichfaltiger Verfaſſungen, die zum Theil ihre urſprüngliche Art, gegen die widerſtrebende Zeit zu erhalten ſuchten. Die Völker gehörten zu den herrlichſten und tüchtigſten des deutſchen Stamms; daher hatten die Allemannen in Schwaben, die ſonderbar von den übrigen getrennten und dennoch wahrhaft germaniſchen Bajaren in Baiern, der alten Weiſe nie ganz entſagt. Zu jeder Zeit gebar das ſüdliche Deutſchland die tiefſten, bedeutendſten Naturen, und an Allem, was ſich geiſtig geregt hat, haben ſie den glänzendſten Antheil, ja die wahrhaften Heroen der Neuern erſchienen größtentheils aus ihrer Mitte. Göthe, Schiller, Schelling, wie früher Kepler, haben die tiefſte Kraft der Nation belebt, und Deutſchlands großer unſterblicher Gneiſenau iſt als Feldherr, als Bürger, was jene als Schriftſteller ſind. Das Gemüth, welches wie das Leben, mehr in der Vergangenheit wurzelt, ſcheint in dieſen Ländern den tiefern, gediegenern Sinn erhalten zu haben: während die allgemeinere, freilich äußerlich verſtändigere Einheit im nördlichen Deutſchland eine oberflächlichere Anſicht im Ganzen hervorrief. Aber alle jene Geiſter konnten kaum eine wahre tiefe nationale, heimathliche Wurzel finden; losgeriſſen von der eigenen Heimath, gehörten ſie größern Verhältniſſen, einer ſpätern Zukunft zu, wodurch freilich ihr Daſein eben die tiefſte Bedeutung erhielt.

Es war natürlich, daß das Streben der Zeit ſich auch in dieſem verworrenen Chaos thätig erzeigen mußte, daß die Neigung der mächtigern Staaten ſich in ſich zu ſtärken, durch Einſchränkung aller überlieferten Freiheiten der Stände ſich zu erweitern, indem ſie ſich der weniger mächtigen, durch das zerfallene Reich geſtürzten geiſtlichen, ritterlichen, ſtädtiſchen Corporationen bemeiſtern, erwachen mußte. Nach und nach griff das Seculariſiren auch hier um ſich, nachdem es unter Kaiſer Joſeph ſelbſt in Oeſterreich angefangen hatte. Vergebens ſträubten ſich die vom Reich, und da die großartige Kraft der Vereinigung verſchwunden war, noch mehr von ſich ſelbſt verlaſſenen Geiſtlichen, Ritter und Bürger. Es iſt bekannt, wie Johannes Müller, nicht bloß als Einzelner, als Gelehrter, offenbar auch als tüchtiges Organ der Beſſern, ſich kurz vor der Revolution, in den berühmten Briefen zweier Domherren vernehmen ließ. Aber die geiſtlichen, adeligen, bürgerlichen Stände waren unter ſich getrennt, in ſich zerfalſen, und der bloße Wunſch, Gerechtſame aufrecht zu erhalten, die der Zeit widerſtrebend, für den Einzelnen vortheilhafter, als für das Ganze ſchienen, konnte gegen die immer bedenklicher heranwachſende Macht der darmſtädtiſchen, badenſchen, würtembergſchen, baieriſchen Häuſer nichts ausrichten. Zwar waren es nicht die Beſitzer der gefährdeten Länder allein, es waren auch ihre Unterthanen, die nach jeder Uſurpation der Mächtigern, immer von neuem äußerten, es möge bei Dem was — ſchon zu viel — geſchehen ſey, ſein Bewenden haben, die wiederholt auf den status quo der Verhältniſſe drangen, aber in den mächtigen Kampf, der die Zeit ergriffen hatte, konnte nur Derjenige ein lebendiges Daſein erhalten, der aus ſich ſelber ein ſolches immer von neuem zu erkämpfen vermochte. So wurden die an Kirche und Reich angeknüpften Stände immer mehr, immer gewaltſamer zurückgedrängt, ja man kann behaupten, daß was durch Napoleons Gewalt in dieſen Ländern geſchah, nur der Gipfel desjenigen Strebens war, welches ſeit langer Zeit ſich hier thätig gezeigt hatte, die, durch eine äußerliche Gewalt plötzlich herbeigeführte, Ausführung deſſen was die mächtigern Häuſer wollten und dem ſie nachſtrebten, aber ſich ſelbſt überlaſſen, nur auf dem langſamen Wege allmähliger, im Großen unmerklicher Uſurpationen zu erringen vermocht hätten. Seit der Revolution war das ſüdliche Deutſchland anhaltend der Schauplatz, nicht bloß der Kriege, ſondern auch des fortwirkenden Einfluſſes der gefährlichen Nachbarn. Die mächtigen Fürſten waren von dem nördlichen Deutſchland getrennt, hatten ſich ſelbſt immer mehr von Oeſterreich geſchieden, und dennoch konnten ſie die erwünſchte Gewalt, die auch um das eigene Daſein zu erhalten nothwendig war, durch ſich ſelbſt keineswegs erringen. Daher ſchien die Vermittlung einer fremden Gewalt wünſchenswerth.

„Auf des Schickſals großer Wage
„Steht die Zunge ſelten ein. — — —
„Du mußt ſteigen oder ſinken.
„Du mußt herrſchen und gewinnen,
„Oder dienen und verlieren,
„Leiden oder triumphiren,
„Amboß oder Hammer ſeyn.“ —

Als man aber erlangt hatte, was man kaum hoffte als gewaltſame Ereigniſſe herbeigeführt hatten, was jahrelange Bemühungen nicht vermochten, ſah man ſich mit anſcheinender äußerer Macht, der höchſten Knechtſchaft preisgegeben, alle unmittelbaren Reichsglieder waren nun wirklich von wenigen Staaten verſchlungen, aber dieſe ſelbſt von der fremden Gewalt. Die Völker konnten die Freude über die ſcheinbar errungene Macht ihrer Fürſten kaum theilen. Die gewaltſam incorporirten waren aus einer behaglichen, bequemen Lage in die ſtrenge Form einer neuen Verfaſſung hineingezwängt, und mußten alle Aufopferungen, Abgaben, Viſitationen und drückende Conſcriptionen erdulden; die alten Unterthanen aber hatten Alles verloren, was ihnen durch Gewohnheit und Erinnerung heilig war. Indeſſen wurde ein großer Theil der Einwohner mit jener furchtbaren Gewalt verbunden, die aus Frankreich hervortretend, räuberiſch ganz Europa durchzog und in Schrecken ſetzte.

die darmſtädtiſchen, badenſchen, würtembergiſchen Contingente bildeten einen bedeutenden Theil der franzöſiſchen Armee, und die unglückliche Gewohnheit, daß Deutſche Deutſche bekämpften, brachte Zwieſpalt und Haß bis auf den höchſten Gipfel. Können die Norddeutſchen gänzlich vergeſſen, mit welcher Härte ſie von den Süddeutſchen, die dem Tyrannen dienten, und die Ehre ſeiner Armee zu theilen ſtrebten, faſt allenthalben behandelt wurden?

Baden und Darmſtadt waren durch ihre Lage ſeit Deutſchland das Elſaß verloren hatte, den erſten, ja den ſchwächſten Angriffen ſchutzlos preisgegeben und in dieſer Rückſicht ganz in der Lage der Länder jenſeits des Rheins, und wenn ſie durch den Fluß getrennt, nicht wie jene Länder, ganz und förmlich mit Frankreich verbunden wurden, wenn ſie ihre Fürſten behielten und durch die ertheilte Souverainetät einen Schatten von Selbſtſtändigkeit, ſo war dadurch die Abhängigkeit von dem mächtigen Nachbar eher fühlbarer gemacht als gemildert. Im ganzen Volke herrſchte daher ſelbſt nach den groſſen Siegen, die die Verbündeten nach Paris brachte, eine faſt abergläubiſche Furcht vor Napoleon. Die erſchütternden Ereigniſſe waren für dieſes Volk, ſo lange dem Drucke, der unwiderſtehlichen Gewalt der Fremden preisgegeben, zu plötzlich herbeigeführt, zu wenig durch eine allmählig keimende Hoffnung, die ein eigenes Widerſtreben hervorrufen konnte, vorbereitet, ſie waren, als ſelbſt ihre Fürſten ſich ſträubten, ſich den Siegenden unbedingt hinzugeben, mehr unter Furcht, Zagen und Zweifel von mancherlei Art, Freigelaſſene.

als wahrhaft durch eigenen tüchtigen Sinn Befreiete. Man darf ſie nicht zu ſtrenge tadeln. Wir haben es ſelbſt erlebt, wie das Landvolk in dieſen Ländern, den nach Elba verdrängten Tyrannen fürchtete, und ſich der Freude über die Befreiung keinesweges rein und ungetrübt hinzugeben wagte. Und haben dieſe Länder Unrecht? das Elſaß iſt in ihrer Nähe, wenn Frankreich ſeine Macht ſammelt, wenn aus der Gährung irgend eine Vereinigung der furchtbar, durch tiefe Kränkung in ihrem Innerſten erſchütterten Nation, neue Kraft, neue Stärke, neuen Muth verleiht; wer ſoll die Länder ſchützen, die jedem Angriffe preisgegeben ſind? Hat die laute Stimme nicht vergebens um eine ſtarke Schutzwehr gefleht, die mächtig und kraftvoll, wie Preußen in den niederrheiniſchen Provinzen, hier an der gefährlichſten Gränze, die durch die noch immer neutrale Lage der Schweiz noch gefährlicher wird, vor allem nothwendig wäre! Freilich mag jetzt jene furchtſame Stimmung verſchwunden ſeyn. Die Verwirrung in Frankreich, die eigene That, die durch die in vieler Rückſicht wohlthätige Rückkehr des Tyrannen in Anſpruch genommen ward, die glänzenden Siege haben Manches geändert; aber kaum wird die volle Zuverſicht fröhlich gedeihen, die nur aus dem Gefühl überwiegender Kraft entſpringt. Indeſſen waren dieſe Länder keinesweges innerlich unterjocht. Ja eben, weil der Tyrann ſich hier ſicher glaubte, weil er ſich die Möglichkeit nicht denken mochte, daß Länder ihm gefährlich werden könnten, die ſchon ſeiner erſten keimenden Macht preisgegeben waren, und unterlagen, duldete, überſah er hier Vieles, was ihn in andern Gegenden, in Norddeutſchland, ohne allen Zweifel beunruhigt hätte. Dazu kam, daß er nicht gewußt hat, nicht hat wiſſen können, wo Deutſchlands eigentliche Stärke verborgen lag; jener geheime Bund des Geiſtes, der ſich ohne äußere Uebereinkunft unſichtbar, in ſich mächtig, aus ſich ſelber entwickelte, war ihm unbekannt. Die Univerſität in Gießen, vor allem aber Heidelberg, jener Urſitz der deutſchen Geiſtesbildung, ſchmiedeten im Stillen Waffen, die das herrliche Volk, endlich befreiet, bewaffnen werden. Aber auch die alten, wie man vielleicht glauben möchte, längſt bekämpften Erinnerungen, werden wieder lebendig, Anſprüche, die man auf immer abgewieſen glaubte, werden mit Kraft erneuert, und die gewaltſam zurückgedrängte Vergangenheit tritt mächtig hervor. Was durch den Druck von außen zwangvoll verbunden war, möchte ſich wieder trennen, was gehemmt war, die alte Freiheit wieder erlangen, und ein Kampf iſt hier ausgebrochen, der, wie es ſcheint, ſchon deswegen nicht zu ſchlichten iſt, weil beide Parteien Recht haben, die Fürſten, weil ihre wachſende Macht, wenn auch durch fremde Unterſtützung gewaltſam beſchleunigt, dennoch ein geſchichtliches Element in ſich faßt, welches nicht aufgegeben werden kann; die Stände, weil die Kraft, mit welcher die Vergangenheit wieder hervortritt, ſelbſt den Beweis enthält, daß auch ſie eine lebendige, geſchichtliche Bedeutung erhalten haben, die ſie mit Recht geltend zu machen ſuchen. Wo liegt bei dieſem tief begründeten geſchichtlichen Streite das Prinzip der Vereinigung? Aeußere Anordnungen und Befehle der Bundesverſammlung können freilich beide Parteien zum Stillſchweigen bringen, aber dadurch wird der gährende Stoff nur, wie bis jetzt, ins Innere zurückgedrängt, wo er gefährliche Nahrung erhält, Unheil drohende Keime für eine wechſelnde Zukunft im Stillen entwickelt. Jeder Streit will, auf ächt hiſtoriſche Weiſe in dieſer bedeutenden Zeit geſchlichtet, nicht abgewieſen ſeyn. — Aber wie?

Darmſtadt und Baden hatten ſchon früh an der Reformation Theil genommen. Dieſe beiden Länder bilden die Straße, auf welcher die ſchweizer Reformation mit der norddeutſchen-lutheriſchen in Verbindung und Streit trat. Verbunden gegen die Catholiken, getrennt unter ſich, wirkten ſie vielfach auf einander, und wenn die Lage der Dinge, ihr Verhältniß gegen das Reich und gegen Frankreich die politiſche Einheit nicht gedeihen ließ, die in Norddeutſchland ſich ſo mächtig entwickelte, ſo war doch der Einfluß auf die Geiſtesrichtung der Einwohner entſcheidend. Catholiſche Länder aber in dieſen Gegenden hatten die alte Form mit dem alten Glauben unveränderter behalten. Mainz, jener uralte Sitz eines zu jeder Zeit mächtigen geiſtlichen Fürſten, hatte ſeine Beſitzungen zugleich dieſſeits und jenſeits des Rheins, und die jenſeitigen Provinzen wurden mit Frankreich verbunden. Frankfurt, die mächtigſte Handels- und Reichsſtadt des ſüdlichen Deutſchland, nachdem ſie vielfältig gelitten, manches Störende in einer Reihe von Jahren erfahren hatte, mußte ihre Freiheit verlieren, und es iſt bekannt, auf welche würdige Weiſe der frankfurter Senat der unwiderſtehlichen Gewalt wich, und ſelbſt im Untergehen die ſchöne Geſinnung offenbarte, die allein die innere Kraft freier Städte, wenn die drückenden Verhältniſſe aufhören, wieder zu beleben im Stande iſt. Als Napoleon auf die Trümmern des aufgehobenen Reichs den ſogenannten Rheinbund ſtiftete, wurde hier der Mittelpunkt dieſes Bundes errichtet. Das dieſſeitige Mainz, Fulda, das heſſiſche Hanau und Frankfurt wurden einer geiſtlichen Macht überliefert, die, ungeſchichtlich ohne Kirche und Reich aus der Willkühr des Tyrannen entſprungen, in der Zukunft einem franzöſiſchen, dem Tyrannen verwandten Geiſtlichen beſtimmt, in aller Rückſicht monſtrös genannt werden muß. Die ganze Verfaſſung war im eigentlichſten Sinne franzöſiſch-politiſch, und nur dem Namen nach kirchlich; die franzöſiſche Geſetzgebung, Verwaltung und Conſcription verwandelte das Land vollkommen in eine franzöſiſche Provinz, und wie in Norddeutſchland durch das Königreich Weſtphalen, ragte in Süddeutſchland durch den primatiſchen Staat die fremde Macht, nicht bloß als eine äußerlich zwingende, ſondern auch als eine innerlich die Verwaltung und alle Verhältniſſe des Lebens beſtimmende gewaltſam hinein. Freilich war aber ſeine Gewalt, war ſein ganzes auf dieſe gegründete Daſein fremd, und mußte als ſolches drückend gefühlt werden. Selbſt der vorzüglichſte Fürſt würde unter ſo ungünſtigen Umſtänden, nie die Liebe ſeiner an ihn unwillig verkauften Unterthanen erlangt haben. Die Mainzer, der bequemen geiſtlichen Herrſchaft gewohnt, die Fuldaer, die eine väterliche Regierung vermißten, und derſelben fortdauernd anhingen, die vormals heſſiſchen Unterthanen, die die unerſchütterliche Treue und Anhänglichkeit aller

Heſſen theilten, die vormals freien Frankfurter, welchen ihre uralte nun zertrümmerte Verfaſſung theuer ſeyn mußte, waren, allerdings bisher mehr oder weniger getrennt, nun innerlich vereinigt durch den gemeinſchaftlichen unauslöſchlichen Haß gegen ein ſo unnatürliches, alle Vergangenheit tödtendes Verhältniß. Dieſe Macht, die wie ihr ganzes Daſein nur aus fremder Willkühr entſprungen war, mußte natürlicher Weiſe, als die glänzenden Siege die befreienden Heere in die daſigen Gegenden brachten, ſpurlos verſchwinden. Seitdem iſt Frankfurts Freiheit auf immer geſichert; und der befreiete Bürger, indem ſeine alte Kraft erneuert wieder auflebt, will auch vormalige eingeſchlichene Mißbräuche vernichten, fodert, indem er ſich gegen die einſeitige Gewalt des Senats ſträubt, thätigen Antheil an der Verfaſſung, die den zukünftigen Zuſtand begründen ſoll. So haben ſich auch hier, in dem Sitz der Bundesverſammlung ſelbſt, die Keime zu einem Zwieſpalt erzeugt, die ſchwer zu vertilgen ſind, und durch die entworfene Conſtitution auch keinesweges vertilgt werden können. Aber auch die übrigen vormals primatiſchen, ſpäter großherzoglichen Länder, Hanau, welches ſeinem alten Herrn wieder zufiel, Fulda, welches größtentheils ebenfalls heſſiſch geworden, das vormalige Mainzerland, ſind in einer ſchwankenden Lage, die ſich ſchwer ordnen läßt, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß in den Verhältniſſen vieler kleiner benachbarter Fürſten, die ihre Souverainetät im Rheinbunde zu erhalten wußten, auch manche ſchwierige, verworrene, verwickelte Umſtände ſich zeigen werden.

Wir wenden uns zu Würtemberg, jenem in vieler Rückſicht in unſeren Tagen ſo bedeutendem Lande. Die alten Allemannen gehörten von uralten Zeiten her zu den bedeutendſten und merkwürdigſten germaniſchen Stämmen. Ein lebendiger, ächt bürgerlicher Sinn hat hier fortdauernd geherrſcht. Aus dieſem Lande ſtammen die großen Hohenſtaufen, und der unmittelbare kaiſerliche Beſitz gewann ſchöne Freiheiten, die die Einwohner zu erhalten und zu begründen wußten. Als, nachdem das Haus der Hohenſtaufen gefallen war, die kaiſerliche Gewalt zu ſchwanken anfing, als jeder Stand ſich verband, und in eigener Kraft ſich zu erhalten ſuchte, fingen in Schwaben mehrere Städte und Herren an ſich zu verbinden, und der Graf von Würtemberg ward ihr Herr; aber indem ſie ihn als ihren Herrn anerkannten, war es ihre Abſicht nicht, ihre alten Freiheiten aufzugeben, vielmehr auf immer, auch gegen den mannichfaltigen Andrang von außen, zu bewahren, zu befeſtigen und zu ſchützen. Indem im Verlauf der Zeiten die Gewalt des Herrn und der Umfang ſeiner Beſitzungen wuchs, geſchah auch dieſes durch eine freie Verbindung, bei welcher die zugetretenen Länder ihre Verfaſſung in jedem Fall zu behaupten ſuchten, und während in ganz Europa die Dynaſtien immer mächtiger wurden, andere Länder nur durch Aufruhr und gewaltſamen Kampf ſich gegen eine Gewalt zu ſichern wußten, der ſie unaufmerkſam zu viel eingeräumt hatten, erhielt ſich hier die ſtets wache, nie einſchlummernde bürgerliche Geſinnung, die, auf jeden Schritt des Herrſchers aufmerkſam, eine jede auch noch ſo unmerkliche Uſurpation erkannte, ihr.

ehe ſie ſich zu geſtalten vermochte, begegnete und in der Geburt erſtickte. Die ganze würtembergiſche Geſchichte zeigt jenen friſchen thätigen, auf jeden Angriff vorbereiteten Sinn, daher die Menge von Proteſtationen und Verwahrungen, die wiederholten Verträge mit den Herren, die zu verſchiedenen Zeiten die Verfaſſung, wenn ihre Stützen durch den herrſchenden Geiſt angegriffen, zu ſchwanken anfingen, von neuem befeſtigten. So war Würtemberg im Reiche nicht allein, in der That in ganz Europa einzig in ſeiner Art. Zwar hat ſich in der neuen Zeit, und als alle Beſtrebungen der Herrſcher mißlangen, eine Spaltung zwiſchen Fürſt und Volk ausgebildet, die öfters laut ward; zwar hatte die Regierung im Widerſpruch gegen das Volk einen herben, finſtern Charakter angenommen, und was von ihr ausging, das Kriegsweſen, die Erziehung, manche Zweige der Verwaltung bildeten ſich auf eine ſtrenge, keineswegs erfreuliche Weiſe; aber die alte Kraft blieb in dem tüchtigen Volke, welches aus ſeiner Mitte die herrlichſten, eben durch eine kecke geiſtige Geſinnung ausgezeichneten Männer hervorbringend, ganz Deutſchland in den trübſeligſten Zeiten erfriſchte. Schon vor der Revolution war die Spannung ſehr hoch geſtiegen, während des Revolutionskrieges unterhielt ſie ſich, und als Frankreich als Vertheidiger bürgerlicher Freiheit hervorzutreten ſchien, glaubte man, indem man ſich an dieſen Staat anſchloß, Sicherheit für die gefährdete Verfaſſung erlangen zu können. Bekanntlich geſchahen beim raſtadter Congreß einige Schritte in dieſer Rückſicht. Nun mußte freilich Würtemberg, wie das ganze feſte

Land der Tyrannei Napoleons unterliegen, der Herzog ward König und Souverain, und die ſeit Jahrhunderten durch Opfer von mancherlei Art theuer erkaufte Verfaſſung ging zu Grunde. Aber der König ſelbſt mußte geſtehen, was das Volk auf das tiefſte fühlte, daß die Verfaſſung auf eine geſetzloſe Weiſe zurückgedrängt war, daß eine ſolche bloß durch Zwang herrſchende Macht, den alten, vom Fürſten beſchwornen, durch die kräftigſte Geſinnung lebendig erhaltenen Rechten, ihre alte Geſetzmäßigkeit nicht zu rauben im Stande ſey. Würtemberg hat nach dem allgemein anerkannten Grundſatze der Legitimität, das unbezweifelte Recht eine jede neue Modification der Verfaſſung an die freie alte unmittelbar anzuknüpfen, Alles aus der zwar zurückgedrängten, aber noch lebendigen Vergangenheit, ſich frei entwickeln zu laſſen. In vielen andern Ländern ſind die Uſurpationen ſelbſt ſeit Jahrhunderten geduldet, geſetzmäßig geworden, ſie können nur durch gefährliche Gährungen verdrängt werden, die um ſo mehr zu vermeiden ſind, da der Alles duldende bürgerliche Sinn allmählig ermattet iſt, ſeine Kraft, ſeine wahre Bedeutung verloren hat, da, was ſich geſetzwidrig regt, niemals ächt bürgerlich iſt. So ſchien es, könnte Würtemberg vor allen ſich glücklich preiſen. Die Erſchütterungen, welchen ganz Europa unterworfen war, trafen hier am wenigſten das innere Weſen des Staats, und, überlebt, abgewieſen, mußten ſie eher einen wohlthätigen Einfluß hinterlaſſen, weil ſie die Kraft erfriſchten, weil ein neuer fröhlicher Lebensſtrom nunmehr alle Glieder durchſtrömt. Aber ſo klar, ſo einfach iſt die Lage der Sachen auch hier ſelbſt unter den günſtigen Umſtänden auf keine Weiſe. Damit die Vergangenheit eine bedeutungsvolle Zukunft ruhig und zeitgemäß entwickeln könne, muß ſie ſelbſt wahrhaft herrſchen, eine unbeſtrittene Gewalt ausüben. Selbſt wo Uſurpationen der Herrſcher die Macht der Stände ſeit Jahrhunderten einſchränkte, kann dennoch, wenn die gegenwärtigen Verhältniſſe als geſetzmäßig anerkannt werden, Manches durch die ſich ruhig entwickelnde Kraft des Volkes, durch den guten Willen einer Regierung, die das Volk, die Zeit kennt, langſam, aber ſicher geſchehen; aber hier tritt in der Gegenwart ſelbſt ein zweifelhafter Kampf hervor. Die vergangene Zeit iſt mächtig, und tritt geſetzmäßig mit Anſprüchen auf, die der durch die heiligſten Verpflichtungen gebundene König nicht abweiſen darf, die durch mächtige auswärtige Fürſten garantirt ſind; aber ſie iſt dennoch eine vergangene Zeit, die ſo wie ſie iſt, in allen Theilen ohne einen gefährlichen Sprung nicht, als eine Gegenwart betrachtet werden darf, die vielmehr durch eine Zwiſchenzeit, die man nicht völlig todt nennen kann, von der Gegenwart getrennt iſt. Was nun aus dieſer Zeit und ihren Verhältniſſen entſprang und irgend eine lebendige Bedeutung erhielt, iſt in der erlangten Macht des Königs gegründet, wenn er auch dieſe durch äußere Gewalt erhielt. Dadurch entſteht für die verſammelten Stände das nothwendige Uebel, daß ſie Schranken ihrer Befugniß vorfinden, die nicht allein in der vormaligen Verfaſſung gegründet ſind, und über welche zu beſtimmen weder dem König, der ſie zu weit in einer Richtung hemmend vorzurücken verſucht werden könnte, noch den Ständen, die ſie in einer andern Richtung zu weit zurückzuſchieben verſuchen möchten, wie es ſcheint, unbedingt zugeſtanden werden kann. In dieſer Lage, wo König und Stände ſich wechſelſeitig hemmen und beſchränken, kann ſich ein völlig reines und klares Verhältniß der Gegenwart nicht bilden, und das Land, welches, wie die meiſten ſüddeutſchen, unglaublich gelitten hat, und in der innerſten Wurzel des Daſeins angegriffen iſt, ſcheint wenig Hoffnung zu haben ſich aus einem ſo unklaren Verhältniß friſch und fröhlich zu entwickeln. Ferner hat der König in ſpätern Zeiten mehrere Länder erworben, gegen welche er, indem ſie ihm zufielen, nicht wie gegen die altwürtembergiſchen, durch Verträge verpflichtet iſt. Er ſelbſt hat, nach ſeiner Ueberzeugung, dem ganzen Lande eine für die Zeit paſſende, für die äußern und innern Verhältniſſe wohlthätige Verfaſſung ſchenken wollen; wenn er auch ſich entſchließt in den altwürtembergiſchen Ländern, dieſe an die vergangene anzuſchließen, welches freilich eine thätige Mitwirkung der Stände vorausſetzt, ſo ſcheinen die neuen, ihm unbedingt übergebenden Provinzen nicht das nämliche Recht fodern zu können. Kann man mit Billigkeit fodern, daß er den Ständen in einem Theile ſeiner Länder das Recht zugeſtehe, über die Art der Verfaſſung in einem andern Theile irgend etwas zu verfügen? Wird es nun dem König überlaſſen, die Verfaſſung des Landes zu beſtimmen, ſo daß die verſammelten Stände nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, ſo kann zwar auf dieſe Weiſe die Einheit der Regierungsform gewinnen, denn ſeine Anordnungen können die wechſelſeitigen Anſprüche mäßigen, und ein mittleres Maaß der Vereinigung hervorbringen, aber die ſchönſte Verfaſſung, die in ſich das tüchtigſte Leben erhalten hat, ginge dabei unvermeidlich zu Grunde. Nicht als wenn ſie für die Gegenwart die paſſendſte wäre — die Stände geben ſelbſt nothwendige Modificationen zu, wie denn ein größerer ſtändiſcher Einfluß des Adels anerkannt iſt — aber die lebendige Verfaſſung muß ſich aus ſich ſelber bilden. Selbſt wenn der König aus eigner Machtvollkommenheit ſich ſehr genau an die alte Verfaſſung anſchloß, wäre ſie dennoch, ſobald er ihr Urheber wäre, nicht mehr dieſelbe, die mächtigſten Federn wären erlahmt, und daſſelbe, was aus dem Gemüth des Volks entſprungen, bürgerliche Geſinnung und heiteres Daſein hervorrufen kann, würde, durch die dem Weſen der Verfaſſung fremde Gewalt veranlaßt, als ein Aeußeres, Hemmendes erſcheinen. Behält aber die ſtändiſche Verſammlung der alten Provinzen das Recht ſich aus ſich ſelber zu geſtalten, ſo iſt es kaum einzuſehen, wie die Einheit gerettet werden kann. Denn je lebendiger die Vergangenheit eines Volkes iſt, deſto eigenthümlicher iſt ſie auch. Das alte Würtemberg, mit ſeiner ſchönen freien bürgerlichen Verfaſſung ſtand faſt einzeln da. Was von dieſem Lande gilt, läßt ſich ſchwerlich auf andere übertragen, und ſelbſt die Vorzüge des Landes vermehren die Schwierigkeit der Verbindung. Sollten aber die aggregirten Provinzen ebenfalls das Recht haben, ſich aus ihrer Vergangenheit frei zu bilden, ſo würde die Vereinigung faſt unmöglich werden. Und ſo herrſcht ſelbſt in der heiterſten Verfaſſung, die irgend ein Land Deutſchlands aufzuweiſen hat, eine Verwirrung, die unüberwindlich ſcheint, die um ſo drükkender wird, da das herrſchende Elend des fruchtbaren, an Hülfsmitteln ſo reichen Landes eine ſchnelle Hülfe fodert, die man nur nicht mit Aufopferung der heiligen, lang und ſorgfältig verwahrten nationalen Freiheit erkaufen möchte.

Baiern iſt in Süddeutſchland ein höchſt merkwürdiges, und zugleich im hohen Grade eigenthümliches Land. Die alten Bojen (ſpäter Bojearen) ſind ohne allen Zweifel ächte Germanen, und wie die Allemannen bilden ſie einen eigenen Stamm. Etwas Rauhes und Hartes haben ſie behalten, wie ihr Land, welches, eine erhabene Ebene mitten in dem ſüdlichen, mildern Deutſchland, ein nördliches ſtrenges Anſehn hat. Wer erinnert ſich nicht der Klagen des alten Baldus, der, von der angenehmen ſüdlichen Rheingegend in dieſes rauhe Land verſchlagen ward, Klagen, die denen des Ovidius aus dem Lande der Geten nicht unähnlich ſind. Der Wein und die Dichtkunſt haben ſich in der That von dieſen düſtern Gegenden zurückgezogen, und was leicht, fröhlich und heiter ſich in den übrigen Ländern geſtaltete, nahm von jeher hier eine ernſthaftere Form an Dieſe Eigenthümlichkeit iſt im Ganzen genommen dem herrlichen, tapfern, biedern und tiefſinnigen Volke geblieben. Ja es giebt wenige Provinzen, die ihre urſprüngliche Geſinnung ſo rein und feſt erhalten haben, obgleich ſie mit den Umgebungen in mannichfaltige Berührung kamen. Schon in den früheſten Zeiten möchte dieſe Verbindung mit den rhätiſchen Provinzen lebhaft genug geweſen ſeyn, mit den Römern waren ſie eng verbunden, zum Theil von ihnen beherrſcht, in den alten Sagen, wo Paſſau eine große Rolle ſpielt, war ihr Verhältniß gegen die öſterreichiſchen und böhmiſchen Wenden, wie gegen die Hunnen höchſt merkwürdig. Zwiſchen den lachenden freundlichen Rheingegenden, und dem gaſtfreien, heitern Lande des Rüdiger und der Gotelinde, tritt eine ſtrenge, an finſtern Abenteuern reiche Donaugegend hervor. Durch Baiern ging in uralten Zeiten eine große Handelsſtraße für den wendiſchen (kiover) Handel, der in Regensburg einen bedeutenden Mittelpunkt gefunden hatte. Zu allen Zeiten des deutſchen Reichs lag in Baiern ein Beſtreben ſich hervorzudrängen, die eigenthümliche Weiſe auch politiſch geltend zu machen, die, merkwürdig genug, auch unter den Wittelsbachen weniger gelang, als die eigene Kraft des Landes und der Einwohner zu verſprechen ſchien. Die Heere der wichtigſten Kreuzzüge durchzogen das Land, die Handelsſtraße von Venedig bildete ſich in ihrer Mitte und fand einen Mittelpunkt in Augsburg, wie die wendiſche in Regensburg. Als Oeſterreich mächtig wurde, entwickelte ſich eine feindſelige Rivalität zwiſchen dieſem Lande und Baiern. Schon früh war Baiern mit dem franzöſiſchen Königsſtamme in genauer Verbindung, und ſuchte in ſeiner Hülfe eine Stütze gegen das Reich. Die pfälziſchen Beſitzungen machten Baiern abhängig von Frankreich, welches gern den Nachbar ſchonte, um in der Mitte des Reiches eine bedeutende Oppoſition zu unterhalten. Aber dieſe Beſitzungen, vor allen die rheiniſchen brachten Baiern auch mit den Niederländern, ſpäter mit Holland in Verbindung, wo ein Zweig des baierſchen Hauſes für eine kurze Zeit herrſchte. Dennoch konnten dieſe Verwickelungen nur dazu dienen, Baiern, in der Mitte des Reichs gelegen, von der Umgebung zu trennen, nicht die urſprüngliche verſchloſſene Natur für die fremde Weiſe wirklich aufzuſchließen, vielmehr iſolirte ſie ſich immer mehr. Im dreißigjährigen Kriege bildeten ſich bei dieſem feſten in der tiefſten Vergangenheit wurzelnden Volke die entſchiedenſte Abneigung gegen Norddeutſchland, der ſtärkſte Haß gegen die Reformation, beſonders dann, als dieſe in den mächtigen angränzenden Reichsſtädten viele Anhänger gewannen. Aber auch dieſer Haß konnte die alte Trennung von Oeſterreich nicht aufheben, und diente nur dazu, eine jede Richtung der Bildung, wie ſie in Norddeutſchland ſich immer mächtiger hervorthat, von Baiern auszuſchließen. Seit Ludwig dem Vierzehnten aber zeigte ſich die Anhänglichkeit an Frankreich immer entſchiedener. Während der Revolution war Baiern der Schauplatz der Kriege; aber es gewann immer mehr an politiſcher Bedeutung. Durch die Verbindung mit Frankreich ward es auf Unkoſten des Reichs gehoben, und ein mächtiges Mittel das Reich in ſich ſelber zu zerſtören. Wir dürfen auch dieſe Stellung Baierns, die allerdings eine gehäßige Seite hat, nicht zu einſeitig beurtheilen. Denn durch die Verhältniſſe gegen Oeſterreich war ein uraltes wechſelſeitiges Widerſtreben begründet. Oeſterreich mußte es für nothwendig halten, die Macht des gefährlichen Feindes zu ſchwächen, und in den unſeligen Verwickelungen der Zeit war es mit Baiern dahin gekommen, daß es, um ſein Daſein zu retten, ſich mit den Feinden verbinden mußte. Wer konnte die fruchtbaren Mißverſtändniſſe heben, jener langſam herangewachſene Zwieſpalt, der Süd- und Norddeutſchland, und das erſtere in ſich ſeit Jahrhunderten getrennt hatte? Hatte das Reich irgend einen Sinn, wenn es ſeine Schwäche geſtehen mußte, und können mächtig heranwachſende Staaten ihr Daſein opfern, um ein Verhältniß zu erhalten, das immer bedeutungsloſer, immer trübſeliger, durch lange Schwäche entkräftet, dem unvermeidlichen Untergang entgegenſah? Staaten ſtehen in dieſer Rückſicht keineswegs in ihren größern Verhältniſſen wie der einzelne Menſch im Staate. Dieſem ziemt es, ſich ganz hinzuopfern, jene haben die Pflicht ſich zu retten. Aber eben ſo natürlich, ja unvermeidlich war es, daß das übrige Deutſchland, Oeſterreich und Preußen vor Allen, je wichtiger der Einfluß war, den Baiern gewann, je ſchädlicher und gefährlicher ſein Bund mit dem furchtbaren Feinde erſchien, das Land haſſen mußte, welches die Sache verließ, die der Verlierende beſonders als eine gemeinſchaftliche zu betrachten ſich gedrungen fühlt. Hat aber das Reich, haben die mächtigſten Staaten irgend etwas gethan, um ſich unter ſich zu vereinigen, wirkten die unglücklichen Verhältniſſe nicht ſo gebietend, daß ſie ſich wechſelſeitig in der höchſten Noth verließen? War irgend etwas geſchehen, was Baiern beruhigen konnte, wenn die franzöſiſche Gewalt zertrümmert ward? Unſere wechſelſeitige Schuld müſſen wir bekennen, damit der wechſelſeitige Haß verſchwinde. Baiern verlor ſeine rheiniſchen Provinzen, Zweibrücken, die herrlichen

Herzogthümer, Jülich und Berg, und wurde durch Bamberg und Würzburg entſchädigt. Als ſpäter Würzburg an den toskaniſchen Prinzen abgetreten ward, erhielt Baiern Anſpach und Bayreuth, und unglücklich genug, das kecke und herrliche Tyrol, das gewaltſam von Oeſterreich losgeriſſen ward, wie Würtemberg unter eben ſo unglücklichen Verhältniſſen Vorarlberg.

Baiern war alſo auf dieſe Weiſe in die größern Verwickelungen der politiſchen Verhältniſſe gewaltſam hineingeriſſen, die veralteten Formen waren unbrauchbar, man fühlte es wohl, daß ein geiſtiges Prinzip die erſtarrte Maſſe bewegen müſſe, damit ſie in das größere Leben thätig eingreife. Im ſüdlichen Deutſchland hatte während der Revolution ſich ein Bündniß gebildet, welches hier, wo die neue Zeit, ohne bürgerlichen Mittelpunkt, mit hemmenden, veralteten Elementen zu kämpfen hatte, ſich eigenthümlich geſtaltete; es waren die ſogenannten Illuminaten, die wenigſtens zum Theil aus der Freimauerei entſprangen. Zwar waren die Grundſätze und Anſichten, die Frankreich zerrütteten, auch in dieſer Verbindung die herrſchenden; wir haben aber eingeſehen, daß ſie keinesweges als alleiniges Eigenthum des franzöſiſchen Volkes betrachtet werden dürfen, auch nicht als ſchlechthin und unbedingt demokratiſch revolutionär, daß ſie vielmehr in der Entwickelung aller europäiſchen Völker, mehr oder weniger beſtimmt, hier ſo, dort anders modificirt, begründet waren, und es war daher natürlich, daß ſie auch ein nationales Gepräge trugen. Wenn wir uns auch billig ſcheuen müſſen, was ſo ganz aus allen Elementen der Zeit entſprang, einſeitig an eine Verbindung einzelner Menſchen anzuknüpfen, ſo läßt ſich dennoch nicht bezweifeln, daß der Einfluß dieſer Verbrüderung von großer Bedeutung war. Als nun die wichtige Rolle die Baiern zu ſpielen anfingen, eine innere Bewegung des Staats, der ſich ſeiner neuern Verhältniſſe gemäß geſtalten wollte, veranlaßte, ſo zog ſich der gährende Stoff nach dieſem Lande und fand hier einen lebendigen Mittelpunkt. Aber der Staat ſelbſt war mehr durch äußere Verwickelungen, politiſch in den Strudel verworrener Verhältniſſe hineingeriſſen, als er bürgerlich vorbereitet war. Zu ſchnell war der Wechſel einer erſtarrten Vergangenheit mit der wild bewegten Gegenwart, und die widerſtrebenden Elemente wollten ſich nicht vereinigen, nicht durchdringen. Auch lag es eben in dieſer mehr äußerlich erzwungenen, als innerlich begründeten Macht, daß die monarchiſche Gewalt ſich hier ſchon früher mehr ausgebildet hatte, als in den übrigen ſüddeutſchen Ländern. So geſchah es, daß in dieſem Lande eine Metamorphoſe Statt fand, deren räthſelhafte Schnelligkeit Bewunderung erregt; aber ſie war mehr von außen hineingebracht, durch plötzliche Veranſtaltung, als von innen heraus entwickelt. Während in Berlin die Academie der Wiſſenſchaften an der fremden Form kränkelte, und den Folgen eines fehlerhaften, wenn auch in der Zeit gegründeten, Urſprungs nicht entgehen konnte, ſchien ſich in München eine neue, ächt deutſche bilden zu wollen. Der Staat, in welchem der deutſche Geiſt ſich ſelbſt, während des Drucks, am kühnſten regte, mußte in ſeiner Mitte eine Geſellſchaft dulden, die die Spuren der franzöſiſchen Geiſtesknechtſchaft nicht ganz abzuſtreifen vermochte, während in dem Lande, das mit Frankreich am innigſten, ja ſeit Jahrhunderten verbunden war, das in einem mächtigen Kampfe dem gänzlichen Untergange Deutſchlands entgegen zu ſtreben ſchien, der deutſche Geiſt ſich eigenthümlich regen und entwickeln konnte. In Würzburg, nachher in Landshut, entſtand eine bedeutende Univerſität, die Erziehung ward mit Eifer verbeſſert, gegen alles Alte, das noch vor kurzem in keinem Lande eine ſichere, feſter begründete Herrſchaft zu beſitzen ſchien, ward ein entſchiedener Krieg erklärt, und ſelbſt der Regent, von dem raſchen Gange der Umwälzung ergriffen, brach in die bedenkliche Aeußerung aus: Es ſchiene ihm, Alles ſolle geduldet werden, nur der herrſchende Glaube nicht. Das Seculariſiren, in den übrigen Ländern mehr vorbereitet, ward hier, da der Staat den Vortheil einſah, den es erlangen konnte, ſo gewaltſam, wie die geiſtigen Umwälzungen, getrieben, ja mit einer kaum anderswo geſehenen Grauſamkeit. Finanzweſen, Adminiſtration, alle Formen des Staats änderten ſich ſchnell. Aber ein Wechſel der Art, nicht geſchichtlich vorbereitet, nicht aus dem Lande ſelbſt entſprungen, zum Theil durch Fremde eingeleitet, konnte nicht feſt wurzeln. Finanzen und Adminiſtration, Erziehung und geiſtige Bildung, waren in ein unruhiges Schwanken gerathen, und die eingeführten Formen dauerten nur kurz, um andern eben ſo ſchnell verſchwindenden Platz zu machen. Mehr Verwirrung als Ordnung entſprang aus einem ſo übereilten Verfahren. Die beſten Einrichtungen vermochten den Univerſitäten kein wahrhaft lebendiges Daſein zu geben. Die Academie erfüllte die Erwartungen nicht, die man hegen durfte, die meiſt an Juden vertrödelten geiſtlichen Güter brachten die Vortheile nicht, die man bei einem ruhigeren Verfahren hätte erwerben können, die Dicaſterien verwickelten ſich ſelbſt in die ſchwankenden, wechſelnden Formen, die ſich ſchnell verdrängten, und wer an der Vergangenheit hing, ſah triumphirend den unreifen Bemühungen zu, die, indem ſie beſtimmt waren, Alles, was ihnen theuer war, zu zerſtören, ſich in ſich ſelber verzehrten und vernichteten. Manchem ſchien daher das Neue ein Fremdes, was man bekämpfen mußte, ja die unglückliche politiſche Stellung, die die Einwohner in eine friedliche Stimmung gegen einen großen Theil von Deutſchland verſetzte, verband ſich mit dem Widerſtreben gegen eine neue, aufgedrungene Bildung, die allerdings in Norddeutſchland vorzüglich einen frühern geſchichtlichen Mittelpunkt gefunden hatte. Während dieſes geſchah, ward Baiern der Schauplatz des Krieges, der, nachdem Preußen geſunken war, mit großer Begeiſterung von Oeſterreich ausging. Die alte Spannung gegen Oeſterreich ſteigerte ſich nun zur größten Feindſchaft. Oeſterreich ſollte Salzburg abtreten, und die kecken und herrlichen Tyroler, jenes feſte unerſchütterliche treue Gebirgsvolk fingen einen Kampf an, der auf ewige Zeiten denkwürdig, neben den erhabenſten, die je für Freiheit und nationale Eigenthümlichkeit gekämpft wurden, geſtellt werden kann. Zu fein dachte Napoleon, um nicht dieſen Kampf den Baiern zu überlaſſen. Sie mußten als die Tyrannen des herrlichen Volks erſcheinen, ſie ſollten die Wuth der entflammten Einwohner, den Haß aller Deutſchen auf ſich laden. Denn dieſe ſahen mit dem kühnen Volke und dem unſterblichen Andreas Hofer, den größten Geſtalten alter herrlicher Zeiten vergleichbar, die letzte Heldenkraft deutſcher Völker erſchüttert und zähneknirſchend unterliegen. Die wechſelſeitige Erbitterung hatte den höchſten Grad erreicht. So war Baierns unglückliche Stellung gegen Oeſterreich und Tyrol, in den norddeutſchen Ländern hatten die franzöſiſch baierſchen Contingente das Volk hart bedrückt, und nun regte ſich in dem Lande ſelbſt der Widerſtand gegen die aufgedrungenen Formen, gegen die Fremden, die man als Urheber anſah. So fing ein geiſtiger Haß gegen Norddeutſchland an, ſich mit den bürgerlichen gegen Oeſtreich zu verbinden, um die unſeligſte Spannung in allen Richtungen zu verſtärken. Ja ſo weit gingen Einige, daß ſie dieſen undeutſchen Haß ſelbſt geſchichtlich, ſelbſt tief in der Natur der Baiern gegründet, nachzuweiſen ſtrebten, daß ſie zu beweiſen ſuchten, es wäre der Baier (der alte Boje) keltiſch-galliſchen nicht germaniſchen Urſprungs, mit den Galliern daher durch tiefe Naturbande verbunden, ſo daß die Trennung unüberwindlich, die Feindſchaft dieſer Fremdlinge, die Deutſchland in ſeiner Mitte dulden muß, mit ſtrenger Naturnothwendigkeit geboten. Unglückſelige Verirrung, wie furchtbar hätten deine Folgen ſeyn können, wenn nicht die allmächtige Zeit dich in der Geburt erſtickt hätte! Wir wiſſen es wohl, daß dieſe falſche, durch das erzwungene Verhältniß hervorgerufene Anſicht keinesweges als eine herrſchende angeſehen werden darf, aber bedenklich iſt ſie in jeder Rückſicht, denn ihr Grund, ihr Fundament iſt ein wirklich aus der baierſchen Art entwickeltes. Zu dieſem geſellte ſich noch das drückende Gefühl, daß der Baier keineswegs behaupten konnte, er wäre, was er war, durch ſich ſelber geworden. Preußen hatte ſeine ganze Kraft ſich ſelbſt zu verdanken, die Bildung, die Erweiterung, der Glanz des Staats war durch große Siege, durch einen bedenklichen Kampf mit dem größten Theile von Europa begründet, die geiſtige Entwickelung, wenn auch die Männer, die ſie beförderten, aus ganz Deutſchland geboren waren, konnte man dennoch mit Grund als eine ächt nationale, eigenthümliche betrachten; denn der allgemeine Sinn bildete ja eben, weil er hier herrſchte, einen Mittelpunkt für einen Jeden, der frei und rückſichtslos ſein Daſein ergreifen wollte. Der Fremde findet ſeine wahre geiſtige Heimath in dem gaſtfreien Lande, das ihn, nicht als einen Fremden, vielmehr als einen innerlich ihm Zugehörigen, freundlich aufnimmt. In Baiern iſt es anders. Nicht durch ſich ſelbſt, durch Frankreich ward es gehoben, die Ehre der herrlichſten Siege riß der mächtige Verbündete an ſich, und wenn auch der tapfere Baier ſich, wie bekannt, in der franzöſiſchen Armee auszeichnete, ſo konnte jene Begeiſterung, jenes erhabene Gefühl, welches den Preußen, auch während des ſiebenjährigen Krieges, erhob, ihn niemals beleben. Das Widerſtreben gegen den Einfluß der Fremden zwingt uns, auch das wirklich Gute, was durch dieſe geſchah, als ein Fremdes anzuſehen, und der Baier kann ſich ein Verdienſt kaum aneignen, das er verkennt. Aber eben deswegen können die mit Baern verbundenen Provinzen kaum die Anhänglichkeit zeigen, die in den, während des ſiebenjährigen Krieges mit Preußen vereinigten, herrſchte. Denn die preußiſchen Provinzen nahmen an dem Glanz des in freudiger Entwicklung begriffenen Staats Antheil. Baiern beſteht jetzt, wie Preußen, aus den ungleichartigſten Theilen, ſie ſind aber mehr nur äußerlich verbunden, und Anſpach und Bayreuth werden nur ſchwer vergeſſen können, daß ſie einſt preußiſch waren, ſo wie Augsburg und Nürnberg jene uralten, vormals ſo mächtigen Städte, ihre verlorene Freiheit.

Wir haben Baierns Schattenſeite ſtark hervorgehoben, dennoch nichts erwähnt, was nicht allgemein gefühlt wird, zum Theil ſtrenge ausgeſprochen ward. Es iſt uns ſehr wohl bekannt, daß in Baiern ein anderer, ein deutſcher Geiſt ſich hervordrängt, und nie ganz verdrängt war; die baierſche Armee hat an dem großen Kampfe auf die ehrenvollſte Weiſe Theil genommen, und viele von den erwähnten, drückenden, geſpannten Verhältniſſen, die in langen Zeiten keimten, und immer tiefer wurzelten, haben ſchon dadurch ihre Bedeutung verloren, daß Baiern jetzt ſein ganzes Daſein nur durch eine innige Verbindung mit Deutſchland erhalten kann; wir werden Gelegenheit finden, dieſe erfreuliche Betrachtung, die uns hoffentlich mit den Baiern verſöhnen wird, wenn er über dieſe Darſtellung zürnen ſollte, in der Folge anzuſtellen. Aber wenn wir, dem äußern Scheine folgend, dieſen Staat auch in ſeiner gegenwärtigen Lage betrachten, können wir erwarten, daß er, nach ſo vielfältigen Begebenheiten, ſeit faſt undenklichen Zeiten vorbereitet, die ihn immer mehr von den übrigen iſolirten, die in den neueſten Zeiten den heftigſten Charakter annahmen, und Feindſeligkeit und Widerſtreben nach allen Richtungen veranlaßten, ſich an das ganze Deutſchland anſchließen wird? Während der König von Würtemberg lange die offene Verbindung mit dem großen Bunde abwehrte, welcher Deutſchlands Schickſal, wenigſtens äußerlich beſtimmen, die Elemente, die auf eine größere Zukunft deuten, wenigſtens bedeutend ordnen, die mannichfaltigen Verwickelungen, wenigſtens ſo weit entwirren, die wechſelſeitigen Anſprüche ſo weit mäßigen ſoll, daß die Entwickelung ohne ſchädliche Exploſion Satt finden kann, ſchließt ſich das Volk und deſſen Stellvertreter deſto entſchiedener an die allgemeine Sache, die offenbar auch ihre iſt. Der baieriſche Regent nimmt an den Bundesverhandlungen unbedingt Antheil; aber wir haben wenig von einem erneuerten Leben im Innern vernommen und ſo beſteht in dieſer Rückſicht, wie in ſo vieler, ein merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen dem mehr politiſchen Baiern und dem mehr bürgerlichen Würtemberg.

Aber wie können wir mit Grund irgend eine Hoffnung einer lebendigen Vereinigung des Reichs nähren, wenn wir nur einen Blick auf das ſüdliche Deutſchland werfen, wenn wir erwägen, wie es von dem nördlichen durch einen langen Zwieſpalt, durch Geſinnung, durch Geſchichte und Lebensweiſe getrennt iſt, wie ſeculariſirte und mediatiſirte Länder und Städte zwangvoll, unwillig mit größeren Staaten verbunden ſind, wie dieſe ſelbſt von einander geſondert ſind, durch das verſchiedenartigſte Intereſſe, durch Denkweiſe, Religion und Verfaſſung, wie ein jeder Staat in ſich widerſtrebende Elemente enthält, die ſich kaum einigen, ſchwerlich durchdringen können, wie das ganze Süddeutſchland gegen Frankreich faſt waffenlos iſt, indem die Gränze getheilt iſt zwiſchen Baden, Darmſtadt und Baiern. Die beiden erſteren ſind ſelbſt nicht mächtig genug, eine drohende Bewegung des Nachbars abzuwehren, das lezte, wenn auch mächtiger, ganz von ſeinen rheiniſchen Beſizungen getrennt. Und wie gegen Weſten das Land ſchwach iſt gegen den gemeinſchaftlichen Feind, ſo hat gegen Oſten ein feindſeliger Geiſt die mächtigſten Staaten Süddeutſchlands durch innern Haß der Völker getrennt. Kann man hoffen, darf man erwarten, daß die Erbitterung, die zwiſchen Baiern und Oeſterreich Statt findet, ſo leicht verſchwinden wird? Einmal erregt pflegt eine ſolche nur zu tiefe Wurzel zu ſchlagen, und in den Gemüthern der Völker ändert ſich die feindſelige Stimmung keineswegs, weil die öffentlichen Verhältniſſe, die ſie erzeugten, verſchwinden; nicht auf das Gebot der Fürſten.

Der öſterreichiſche Staat ſelber iſt von der ſonderbarſten Art, unvergleichbar mit irgend einem, der je in der Geſchichte entſtand. Betrachtet man den Umfang der Beſizungen, die Zahl der Einwohner, den innern Reichthum der Länder, die gerundete Lage deſſelben, die jeder Kraftäußerung ſich zu concentriren erlaubt, kurz alle äußeren Verhältniſſe, ſo gehört er unzweifelbar zu den mächtigſten, die jemals in Europa blüheten, muß man ihn jezt zu den gewaltigſten zählen. Wie ganz anders erſcheint er, wenn man ihn, ſeinem innern tiefern Weſen nach betrachtet. Vier verſchiedene Völker nicht allein, nein vier verſchiedene Stämme, ja unter dieſen eine fremde-Race, die ſich in Europa angeſiedelt hat, ſind zu einem Reiche vereinigt. Keine große hervortretende Eigenſchaft, kein geiſtiges oder mächtig kriegeriſches Uebergewicht des einen Stammes beſtimmte ihn zum wahrhaften Herrſcher der übrigen. Räthſelhafte geſchichtliche Verſchlingungen, höchſt verwickelte Ereigniſſe brachten dieſe Vereinigung hervor, die mehr beſtand, weil keine Begebenheit beſtimmt die Trennung hervorrief, als aus innerer Nothwendigkeit, und ſo iſt ſie ſelbſt eine wundervolle Reminiſcenz vergangener Zeiten geblieben, und durch die Macht langer Gewohnheit befeſtigt. Aber in allen Verkettungen behielten die Italiener, die wendiſch deutſchen Oeſterreicher, die ſlaviſchen Böhmen und Mähren, die mongoliſchen Ungarn, ihre urſprüngliche Art, ihre Sitten, ihre Denkweiſe, ihre durchaus verſchiedenen Sprachen, zum Theil ihre Verfaſſung, alle vereinigt durch die gemeinſchaftliche Anhänglichkeit an das öſterreichiſche Haus. Wir reden hier nur von Oeſterreich und Böhmen, als Theile des deutſchen Reichs.

Wie wunderbar erſcheint Böhmen in ſeinem Verhältniſſe gegen das deutſche Reich! Was ſich in Böhmen in frühern Zeiten regte, war es nicht das tiefſte deutſche Leben? Die Univerſität Prag war der Mittelpunkt der wichtigſten und folgereichſten Ereigniſſe, der Huſſitenkrieg, der Anfang des dreißigjährigen Krieges, waren Begebenheiten, die tief eingriffen in das Leben des deutſchen Reichs, und wie ganz ſind alle Spuren dieſes Lebens aus Böhmen verſchwunden? Was damals in Böhmen zuerſt hervortrat, hat Süd- und Norddeutſchland getrennt, hat die ganze Lage von Deutſchland, ja von Europa, äußerlich und innerlich erſchüttert — nur in Böhmen ſelbſt war die Wirkung vorübergehend, und ſoviel verſprechend, ohne alle Folgen für die Zukunft. Nach dem dreißigjährigen Kriege hat dieſe Provinz ſich immer mehr in ſich ſelber begraben, jeder gährende Stoff iſt, wie es ſcheint, erloſchen, alle Erſchütterungen in Europa haben hier nur geringe Bewegungen hervorgebracht, und mit Oeſterreich auf immer verbunden, zeigt Böhmen nur einzelne vertheilte Brüdergemeinden, die, was vormals eine große geſchichtliche Bedeutung hatte, ſtill und geräuſchlos bewahren, und zufrieden ſind, wenn ſie geduldet werden.

Das öſterreichiſche Volk, wenn auch urſprünglich nicht ohne Beimiſchung mit den Wenden, iſt, wie die Baiern, germaniſchen Urſprungs. Bekanntlich gehörte in den älteſten Zeiten Oeſterreich über der Ens zu Baiern, das unter der Ens zu Pannonien. Seit der Herrſchaft der Babenberger bildete ſich, wenn auch aus mehreren Stämmen, die eigentliche öſterreichiſche Art. Der Oeſterreicher iſt zu fröhlichen Genüſſen geſtimmt, freundlich und heiter, wie ſein geſegnetes Land, auf eine ausgezeichnete Weiſe treu, gutmüthig, offen und tüchtig im germaniſchen Sinne. Auch er hat durch ſeine Lage mannichfaltige Wechſel erdulden müſſen. Das alte Rhätien beſtand größtentheils aus öſterreichiſchen Provinzen, die römiſche Gewalt erſtreckte ſich auch bis hierher: die Anfälle der Hunnen und Ungarn, die beſtändigen Kämpfe mit den Wenden, denn hier war eine wendiſche Mark, unterhielten Thätigkeit des Volks. Schon unter den Babenbergern, dieſen ausgezeichneten Fürſten, erreichte Oeſterreich eine Stufe von geiſtiger Cultur, die höchſt merkwürdig war. Später, bald zum Theil von Böhmen aus beherrſcht, bald mit dieſem Lande auf eine freie Weiſe vereinigt, bald mit den Polen und Mandſcharen kämpfend, dann mit den letztern verbunden, ſeit Rudolph von Habsburg faſt ununterbrochen der Hauptſitz des deutſchen Kaiſerthums, hat es ſeine Eigenthümlichkeit behalten und ausgebildet, wie ſie jetzt mit ſehr beſtimmten Zügen hervortritt. Eine jede ächt deutſche, provinzielle Eigenthümlichkeit hat eine eigene, ſchöne, man möchte ſagen ideale Seite, es iſt diejenige, die das abgeſonderte Land zugleich recht lebendig und innig mit dem Ganzen vereinigt. Die bloß iſolirte, rein geſonderte Seite für ſich, iſt dahingegegen in mehr als einer Rückſicht unangenehm, roh, ja oft widerwärtig. Es gilt nicht von einer Provinz allein, es gilt von allen, und indem wir mit Oeſterreich dieſe Betrachtung der einzelnen Staaten ſchließen, möge dieſe Bemerkung hier ihren Platz finden. Etwas Aehnliches mag man in jedem großen Lande aufweiſen können, doch kaum auf eine ſo auffallende Weiſe. Deutſchland iſt das am meiſten geiſtig ausgebildete Land in Europa, die allgemeine Bildung hat eine große tiefe Bedeutung und dennoch, wenn man die einzelnen Provinzen betrachtet, das eigentlich Provinzielle in den Provinzen, ſo zeigt ſich etwas Enges, Unbehülfliches, Unreifes in Allem, ſo daß ein großes, ja viel verſprechendes Daſein, auf eine wunderbare Weiſe, aus der Zuſammenſetzung der verſchiedenartigſten, einzeln betrachtet, keineswegs erfreulichen Beſtandtheile entſteht. Dieſes gilt nicht nur von der

Lebensart und Denkweiſe, es zeigt ſich ſelbſt in der Sprache. Die deutſche Sprache überhaupt hat, ohne, wie die franzöſiſche, fertig zu ſeyn, ohne allen Zweifel eine große Vollendung erlangt, ja ſie gehört zu den bedeutendſten, die die Geſchichte jemals kannte; auch hat die provinzielle Mannichfaltigkeit für denjenigen, der nicht blind für oder gegen dieſen oder jenen Dialekt eingenommen iſt, ſondern mit freiem Sinn alle zu ſchätzen und zu genießen weiß, einen ganz eigenthümlichen Reiz. Aber dennoch giebt es keine einzige Provinz, keine einzige größere Stadt, deren Dialekt nicht da, wo er für ſich hervortritt, ohne durch die allgemeine Bildung ein höheres Leben erhalten zu haben, etwas ſehr Unangenehmes und Rohes hätte. Man erinnere ſich an den wiener, berliner, hamburger, dresdener Dialekt. Die Sachſen behaupten bekanntlich, daß ihre Sprache vorzüglich die reindeutſche wäre, eine Behauptung, die aus geſchichtlichen Gründen eine Zeitlang Glauben fand, in neuern Zeiten aber von Rechts wegen abgewieſen iſt. Kaum wird Jemand, der nicht ſelbſt ein Sachſe iſt, den roh ſächſiſchen Dialekt angenehmer finden, als die übrigen in Deutſchland. Vielmehr iſt dieſes eben das Merkwürdige, daß, wie es keine herrſchende Stadt, ſo auch keine herrſchende Ausſprache, keinen herrſchenden Dialekt, ja keine herrſchende Eigenthümlichkeit überhaupt giebt, die da oder dort vorwaltete; allenthalben aber findet man, hier mehr, dort weniger, in der Sprache wie im Leben eine Annäherung zu einer großen Allgemeinheit, wie zu einer unſichtbaren Einheit.

Der einſeitige öſterreichiſche Provinzialismus hat in neuern Zeiten, beſonders in Norddeutſchland, viele Vertheidiger gefunden, wie die ſüddeutſche Art überhaupt, man iſt von einer Ungerechtigkeit, wie es wol zu geſchehen pflegt, zu einer andern plötzlich übergetreten. Die Ueberbildung im Norden, die ſich früher in ihrem Dunkel ſpiegelte, fing an ſich in der eigenen Leerheit anzuekeln, ſie ſehnte ſich nach einer friſchen, weniger verbildeten, geſunden Natur, nach einer rüſtigen Sinnlichkeit, die bewußtlos genießt, ohne einen jeden Genuß durch eine Reflexion zu vernichten, und glaubte, was ſie ſuchte, in Oeſterreich zu finden. Dazu kam die allerdings bedeutungsvolle Neigung, die Vergangenheit nach ihrer Würde zu ſchätzen, die auch diejenigen Länder heben müßte, welche in frühern Zeiten eine große Rolle geſpielt hatten, und in welchen die Formen der Vergangenheit gegen die Alles umwälzende Zeit vorzüglich geſchützt wurden. Wir geſtehen, daß dieſe Richtung der herrſchenden Anſicht, welche die frühere Einſeitigkeit verdrängte, etwas ſehr Erfreuliches hat: aber ſie ſoll uns nicht abhalten, die Schattenſeite des öſterreichiſchen Volks rückſichtslos herauszuheben, wie die der übrigen deutſchen Völker.

Was auf die eigenthümliche Weiſe, wie ſich Oeſterreich geſtaltet, einen großen Einfluß gehabt hat, iſt dieſes: daß das Land, ſeit die Habsburger mächtig wurden, alſo ſeit mehr als fünfhundert Jahren, an die größten Begebenheiten in einem großen Reiche, ja durch die Verbindung mit Ungarn, durch die öſterreichiſchen Beſitzungen in Italien, in den Niederlanden, an den bedeutendſten Ereigniſſen in ganz Europa einen lebhaften

Antheil genommen hat und nehmen mußte, ohne durch eigene innere Kraft dazu berufen zu ſeyn. Sie haben die Verhältniſſe nie beherrſcht, die ſie umgaben, mehr hineingezogen in die großen Umwälzungen, als durch eigenen Entſchluß dazu berufen, bildete ſich eine paſſive Stimmung, die von dem, zum Genuß einladenden Lande, mächtig unterſtützt wurde. Das öſterreichiſche Haus war keineswegs mächtig durch das Land, der Beherrſcher war nicht die Blüthe der Kraft des Landes, ſeine Gewalt war vielmehr das zuſammengeſetzte Product mehrerer Länder. Staaten ſind wie Menſchen, der eigene Entſchluß, auch innerhalb enger Gränzen, vermag die Kraft zu heben, zu ſtärken, eine fremde, große Gewalt, der wir als Theil dienen, iſt eher lähmend, als erregend. Die nächſte Umgebung eines großen Mannes iſt ſelten von Bedeutung. Dazu kam das unglückliche Verhältniß des Kaiſers zum Reiche. Seit das öſterreichiſche Haus faſt ununterbrochen das Kaiſerthum, zuletzt als Familieneigenthum, beſaß, war dieſes fortdauernd im Sinken. Die große Form hatte ſich ſelber überlebt, vergebens ſtrebten die größten Kaiſer, vergebens Karl der Fünfte, die alte Gewalt wieder zu erlangen; ſchon das falſche Beſtreben zeigte den Irrthum der Zeit, denn durch das Untergraben der alten Freiheit, wollte man erlangen, was nur in und durch die Freiheit aller mannichfaltigen Verhältniſſe, Sinn, Bedeutung und Werth hatte, was aber freilich eben ſo wenig mit dem trennenden Prinzip der verunſtalteten Freiheit, wie es immer mehr herrſchend wurde, beſtehen konnte. Oeſterreich als kaiſerlicher Beſitz war nun vor Allem in die Nothwendigkeit geſetzt, nicht allein an allen Rechtshändeln Theil zu nehmen, ſondern auch mit aller Kraft ſich gegen die vorſchreitende Zeit, die die kaiſerliche Gewalt immer mehr zu vernichten drohte, zu ſtemmen. Ein unglückliches Bemühen! Die Oeſterreicher, die Stadt Wien vor allen, hat in frühern Zeiten wohl gezeigt, daß in ihr die alte Idee germaniſch ſtädtiſcher Freiheit lebendig war, ſie hat dieſe Freiheit öfters mit großer Kühnheit und Kraft behauptet. Als die Reformation Deutſchland in Bewegung ſetzte, nahm Oeſterreich den lebhafteſten Antheil. Wer kennt nicht die Streitigkeiten, die, im Anfang der Reformation, in Oeſterreich Statt fanden, und wie im Jahre funfzehnhundert und vierzig die evangeliſchen Oeſterreicher, Steiermärker, Kärnthner und Krainer den Kaiſer Ferdinand, auf das beweglichſte, um freien Gottesdienſt baten, wie dieſe Bitte wiederholt ward ohne Erfolg, und wie der mächtige Kaiſer eine jede Regung der keimenden Zeit zu verdrängen wußte? Aber Oeſterreich war nicht allein der Mittelpunkt veralteter Verhältniſſe im Reiche, ſondern auch in ganz Europa. Heinrich des Vierten Pläne, Richelieu's gefährliche Diplomatik, Ludwig des Vierzehnten ehrgeizige Unternehmungen, hatten ſämmtlich den Endzweck, das öſterreichiſche Haus zu demüthigen und zu ſchwächen. Die hierdurch veranlaßten Kriege wurden keineswegs im großen Sinne geführt. Ceremonie und Etikette, leerer Hofglanz, Formen, die ihre Bedeutung verloren hatten, ſtanden in einem mehr erlähmenden als ſtärkenden Kampf gegen eine Geſinnung, die fortdauernd um ſich griff, und die durch die verroſteten Waffen nicht mehr abzuwehren war. Der ſiebenjährige Krieg zeigte das Reich in ſeiner ungeheuren Schwäche, und als nun die revolutionäre Exploſion in Frankreich Alles, was in allen Ländern ſo lange in verhüllter Gährung verborgen lag, zur ſchnellen convulſiviſchen Reife brachte: trat Oeſterreich vorzüglich, nicht durch die Verwandtſchaft mit den Bourbons allein, ſondern auch durch ſeine geſchichtliche Lage aufgefordert, mit Allem, was die weitläufigen, reichen und mächtigen Beſitzungen enthielten, auf den bedenklichen Kampfplatz, und indem es wol fühlte, wofür es zu ſtreiten hatte, widerſtrebte es fortdauernd, mehr hartnäckig als kraftvoll. Dieſer anhaltende Kampf gegen Verhältniſſe, die, wenn ſie auch eine tadelnswerthe, ja alles Heilige und Groſſe tödtende Richtung nahmen, dennoch mit Allem, was die Geſchichte in lebendige Bewegung ſetzte, auf das innigſte verknüpft waren, mußte Oeſterreich immer entſchiedener von jeder geiſtigen Entwickelung ausſchlieſſen. Was in den auswärtigen Verhältniſſen, in den groſſen Völkermaſſen ſo ſchädlich, ſo zerſtörend erſchien, ſuchte man auch von den Gemüthern der Einwohner fern zu halten, und ſo entſtand jene Indolenz, die, bis in die neueſte Zeit, Oeſterreich auszeichnet, die auch ſchon früher Böhmen ergriffen und alle Kraft in dieſem Lande gelähmt hatte. Joſephs Bemühungen konnten nicht von Erfolg ſeyn. Er ſelbſt mußte dem Lande, durch Gewohnheit und zwangvolle Lage immer tiefer in den Formen des vergangenen Daſeins verſtrickt, als ein revolutionärer Regent erſcheinen, und war es, wenn wir Dasjenige mit Recht revolutionär nennen, was nicht geſchichtlich aus der Vergangenheit eines Staats ſich entwickelt. Was Joſeph wollte, war aus den allgemeinen Begriffen entſprungen, die in ganz Europa an die Stelle geſchichtlicher Anſchauung getreten waren, in den Principen gegründet, die mehr auf die Trümmer der Vergangenheit ein eignes, neues Gebäude aufführen, als dieſe beleben wollten. Aber das war ja eben der feindſelige Dämon, der Oeſterreich zu einem, Jahrhunderte lang daurenden, Kampfe auffoderte, der alle Kräfte aufrieb und ſchwächte. Daher konnten ſeine Unternehmungen nie in die Maſſe eindringen, nie eine lebendige Kraft erwecken, und nach ſeinem Tode fing das alte Syſtem wieder an zu herrſchen, ja immer ängſtlicher ſchloß ſich Oeſterreich in ſich, als die Zeit durch die Revolution den gefährlichſten Charakter annahm. Man mußte Oeſterreich zugeſtehen, daß es den Krieg gegen Frankreich unter allen europäiſchen Mächten des feſten Landes mit dem größten Erfolg unterhielt. Die Siege des Jahres 1793 veranlaßten die bedenklichſten Erſchütterungen in Frankreich ſelbſt. Freilich täuſchte man ſich. Die furchtbarſte Gährung, die, wie man hoffte, den Untergang herbeiführen ſollte, diente nur dazu, eine neue wunderbare Kraft zu entwickeln, während Oeſterreich immer mehr erſchöpft ward. Karls glänzender Sieg bei Amberg, über Frankreichs größten Feldherrn, war der letzte. Aber auch dieſer gab Moreau nur Gelegenheit bei einem Rückzuge die größten Talente zu entwickeln, und Bonapartes entſchiedene Siege in Italien gaben dem ganzen Kriege eine gefährliche Wendung. Der Frieden von Campo Formio ſetzte freilich den Fortſchritten des Feindes ein Ziel, aber die alten italieniſchen Beſitzungen gingen verloren, und wurden durch Venedig erſetzt. Lange konnte ein Frieden nicht dauern, der alle Momente des Kampfs noch lebendig in ſich ſchloß, und Rußland betrat nun, mit Oeſterreich verbunden, den Kampfplatz. Suwarow erſchien und verſchwand, wie ein Meteor; die Schlacht bei Marengo, wenn auch durch die Oeſterreicher mit Kühnheit gefochten, wenn auch faſt gewonnen, und nur durch einen Zufall verloren, gab dennoch Oeſterreich zum zweiten Male dem ſiegenden Feinde Preis, und der lüneviller Frieden ſanctionirte Deutſchlands Schande und die Rheingränze. Aus den krampfhaften Bewegungen der Zeit erhob ſich das franzöſiſche Kaiſerthum und das deutſche ſollte ſterben. Rußland und Oeſterreich erſchienen zum zweiten Male verbunden. England, Neapel, Schweden traten der Vereinigung bei. Die höchſte Kraft der beiden mächtigſten Staaten concentrirten ſich, um mit einem Schlage die Entſcheidung herbeizuführen. Dieſe zeigte ſich bald. Die unglücklichen Tage bei Ulm und Auſterlitz vernichteten das ſchon in ſich erſtorbene Reich, trennten Salzburg, Tyrol, Vorarlberg, die öſterreichiſchen Rheinprovinzen von Oeſterreich, um Baiern, Würtemberg, Baden zu entſchädigen, die nun entſchieden gegen Deutſchland fechten und von Frankreich ſich belohnen laſſen mußten. Jetzt ahnete erſt Oeſterreich, daß ein furchtbares Verhängniß über ganz Europa ſchwebe. Was nunmehr todt, vernichtet und aufgehoben war, erſchien nichtig und groß, und aus dem höchſten Gipfel der äußern Trennung ſollte die innere Vereinigung dämmernd hervorgehen. Man fing an zu glauden, daß in dem zerrütteten, zertrümmerten, aufgegebenen Deutſchland verborgene Schätze ruhten, die den Feinden unzugänglich, die einzige Rettung enthielten. Was deutſcher Geiſt eigenthümlich geſtaltet hatte, ward nicht mehr unbedingt ausgeſchloſſen, ein geheimes Streben es zu erreichen, es zu beleben, bewegte die Gemüther, jede Aeußerung nahm ein anderes, ein höheres, ein geiſtigeres Gepräge an. Wie auf deutſchen Geiſt, hoffte man auf deutſche Kraft. Preußen erſchien als die noch geſchonte Reſerve, und als Rußland jetzt ſeine Kraft mit Preußen, wie früher vergebens mit Oeſterreich, verband, ſollte endlich, nach langer Zeit, das unſelige Mißverſtändniß, welches Nord- und Süddeutſchland getrennt hatte, hier, wo es am tiefſten Wurzel geſchlagen hatte, auch beim Volke in ſeinem Innerſten ſich verzehren. Die verhängnißvollen Tage der entſcheidenden Schlacht näherten ſich. Eine zuverſichtliche Begeiſterung ſchien Preußen ergriffen zu haben, und allenthalben in dem weiten deutſchen Reiche, auch in Oeſterreich, herrſchte ein dumpfes, banges, ahnungsvolles Erwarten. Jetzt hoffte man, daß die alte Kraft des preußiſchen Heeres, einſt den Oeſterreichern ſo furchtbar, die letzte Rettung werden ſollte, und gern hätte man dem alten Feinde die verdienten Lorbeern gereicht. Doch — das Schickſal hatte dem geſunkenen Reiche, in der innern Sünde furchtbar verſtrickt, die größte, entſetzlichſte Prüfung zugedacht. Preußen fiel, Deutſchland ſchien nun ganz verloren, und jede Hoffnung ganz verſchwunden. Drei Jahre des unſäglichſten Elends, des furchtbarſten Drucks gingen vorüber — Preußen ſchien ganz vernichtet. Oeſterreich war, von den jahrelangen, immer mit ſteigendem Verluſte geführten Kriegen gänzlich erſchöpft, die Finanzen in der größten Verwirrung, Papiere, die immer an ihrem Werthe verloren, ſchwächten ſelbſt die übriggebliebenen Geldquellen, hemmten ihren lebendigen Fluß; das übrige Deutſchland war nichts als eine franzöſiſche Provinz, die neuen Könige franzöſiſche Statthalter. Da trat der alte, mahnende Geiſt des Reichs hervor, in der älteſten Ruine und aus den Gräbern der Vergangenheit regte es ſich mit Kraft. Das war nicht die veraltete Form, nicht Anordnungen, welchen man blind gehorchte, nicht ſtehende Heere, die ohne Theilnahme des Volks einen fremden Kampf des Herrſchers verfochten, es war die höchſte, heiligſte, reinſte Begeiſterung, es war Deutſchlands aufgehende Morgenröthe, die hier in dem denkwürdigen Jahre achtzehnhundert und neun, Hohe und Niedrige, Fürſt und Volk, Krieger und Bürger vereinigte. Gern gab ein Jeder Alles hin, kein Opfer war zu groß, keine Gefahr ſchreckte. Aber leider! was ſo lange Zeit hindurch das kräftige Volk gefeſſelt, war nicht durch plötzliche Begeiſterung zu zerſprengen. Die Vorſehung wollte, daß hier, wie drei Jahre früher in Preußen, der eigentliche Sieg durch gänzlichen Verluſt alles Deſſen, was innerlich hemmte, vorbereitet werden ſollte, und Deutſchland erſchien jetzt erſt ganz entſchieden in ſeiner größten Erniedrigung. Es war unmöglich; dieſer Zeit zu erwähnen und ihr Herrliches zu verkennen. Wie nun ſpäter der Bund, bald zwiſchen Rußland und Oeſterreich allein, dann zwiſchen Rußland und Preußen allein, zu jenem merkwürdigen Bunde von Rußland, Oeſterreich und Preußen heranreifte, wie dadurch Deutſchland ſich in ſich ſelber beſann, und ſo befreiet ward, wollen wir hier nur erwähnen.

Aber Oeſterreich iſt von Deutſchland losgeriſſen und Theil eines eigenen Kaiſerthums geworden, geſondert durch Denkweiſe, Lebensart, Verfaſſung, wie Schickſale, getrennt durch Widerſtreben gegen die mächtigen deutſchen Nachbarſtaaten im Norden und Weſten, und wenn auch die trennende Geſinnung gegen Preußen aufgehört hat, ſo iſt ſie auf eine deſto bedenklichere Weiſe gegen Baiern in den neueren Zeiten genährt worden, ſo daß ſie durch die freilich ganz geänderten, politiſchen Verhältniſſe aus den Gemüthern des Volks, wo ſie einmal wurzelt, kaum ſo leicht verſchwinden kann. Aber mit Ungarn, mit dem ſeit Jahrhunderten in ſich verworrenen Italien iſt Oeſterreich genauer, wie es ſcheint, als mit Deutſchland verbunden, auf jeden Fall kann es dieſem nur mit getheiltem Intereſſe anhängen. Das uralte Kaiſerthum, der langſam erloſchene Glanz des Reichs kann niemals wieder aufleben. Nicht eine plötzlich hervorbrechende, gewaltſame Krankheit hat es in eine Agonie geſtürzt, die wir als einen Scheintod anſehen können, es iſt an Entkräftung geſtorben, die Glieder ſind allmählig abgeſtorben und gelähmt, die Altersſchwäche zeigte ſich ſeit Jahrhunderten in jeder Handlung, und es äußerte ſich nur ein Scheinleben, als der letzte ſchwache Funken erloſch. Seit der Zeit iſt Deutſchland, auch jetzt da dieſer große Name Millionen Gemüther in Bewegung ſetzt, eine wunderbar ſchwebende, unſicher ſchwankende, in ſeiner innern herrlichen Bedeutung und äußern Kraftloſigkeit unſäglich rührende Idee, deren Wirklichkeit, als ewiger Wunſch, keinen irdiſchen Grund zu haben ſcheint. Die Vergangenheit zeigt nichts als lebloſe Trümmer, die Erinnerung endigt als Seufzer, daß ſo Herrliches verging, daß lange Verwirrung die Fäden einen nach dem andern zerriß, und die Zukunft bietet keine, in den gegenwärtigen Verhältniſſen gegründete Hoffnung dar. Ueber die Trennung des Reichs erhoben ſich die mächtigſten und weniger mächtigen Staaten. Preußen, Oeſterreich, Sachſen, Baiern, Würtemberg, Heſſen und ſo alle Provinzen, die zu ſelbſtſtändigen Staaten heranreiften, wiſſen wohl, was ſie als ſolche ſind, denn eigene Schickſale, eigenes Daſein, welches ſie kämpfend zu erhalten ſuchten, erinnert ſie in jedem Augenblick lebhaft daran; aber das große Band iſt verſchwunden. Vergeßt, daß ihr Preußen, Oeſterreicher, Sachſen, Baiern ſeyd, um überhaupt Deutſche zu ſeyn, ruft man ihnen jetzt zu. Aber giebt es ein Deutſchland überhaupt, was nicht zugleich jene provinzielle Bedeutung hätte? Vergeßt ihr die Geſchichte, ſo behaltet ihr nichts als einen todten leeren Begriff, und behält ſie ihren Werth, ſo hat ſie uns ja eben auf den Punkt gebracht, der uns ſo wunderbar verwickelt und verwirrt. Und wie kann nun Deutſchland repräſentirt werden? Giebt es eine wahre Repräſentation, die nicht eine nationale wäre? die nicht lebendig aus einem Streben aller Glieder ein Ganzes zu bilden entſpränge? Iſt die Geſinnung, die Deutſchlands Einheit wünſcht, zur Nationalität gereift, hat ſie irgend einen bedeutenden Lebensmoment mächtig ergriffen? Iſt etwa die verworrene allgemeine Foderung einer Conſtitution, die ſich ſelder kaum faßt, eine ſolche? Können wir von den Fürſten fodern, daß ſie repräſentiren, was nicht da iſt? Wohl können die mächtigſten Regenten, doppelt ſtark durch auswärtige Bündniſſe, Einrichtungen treffen, Länder runden und vertheilen, Gränzen beſtimmen, und was ſie wollen, geltend machen. Aber das Syſtem, welches ſie befolgen, befolgen müſſen, weil die Elemente der Zeit ihnen keine Wahl laſſen, iſt nur das eines äußern Gleichgewichts, demjenigen ähnlich, welches, ſeitdem der religiöſe Mittelpunkt, der Europa vereinigte, verſchwunden iſt, dieſen Welttheil in immer größere Verwirrung brachte. Iſt nicht der einfache Grundſatz dieſer, daß die mächtigern Staaten ſich ſo ſehr vergrößern, wie ſie vermögen, und wie die Nebenbuhler im Reiche und in Europa überhaupt erlauben, daß ſie diejenigen dulden, die ſie nicht verdrängen können, und alle übrigen opfern? Die traurigſte Nothwendigkeit fodert, daß man keine geſchichtlich gewordene Eigenthümlichkeit ſchont. Um in das zerfallene Chaos einige Ordnung hineinzubringen, muß man trennen, was Jahrhunderte vereinigt haben, gewaltſam vereinigen, was Jahrhunderte trennten, und nicht um eine Einheit hervorzurufen, nein, um die Trennung auf eine unüberwindliche Weiſe zu fixiren, die mehreren Regenten, nicht deutſche, was keinen Sinn mehr hat, vielmehr europäiſche Souveränetät verſchaffte. Kann Deutſchland wieder erweckt werden, indem man die Momente immer feſter begründet, die die Vernichtung herbeiführten, können äußere Bündniſſe rivaliſirender Fürſten das innere Band erſetzen, das Alles verknüpfte, und jedem ſchädlichen Wetteifer ſein

Maß anwies? — In dem Maße, als Deutſchland in ſich zerfiel, zerfloß es in ein allgemeines europäiſches Intereſſe. Ja wie in Italien früher, bildete ſich hier der Hauptbrennpunkt europäiſcher Streitigkeiten. Dieſer hat nicht aufgehört, er iſt geſteigert. Napoleons Tyrannei verband alle Regenten Europa's, England und Rußland vor Allen haben ſich durch große Anſtrengungen, durch Opfer von mancherlei Art, durch Subſidien und Armeen ein Recht auf Deutſchlands Dankbarkeit, wie durch ihre ſteigende Macht einen bedeutenden Einfluß verſchafft. Iſt die Dankbarkeit ſelbſt in dem Verhältniſſe einzelner Menſchen, wenn ſie mehr fodert, als ein hinneigendes Gefühl, mehr als Das, was Ehre, Liebe, Recht und Pflicht überhaupt uns auflegt, eine höchſt zweideutige Tugend: ſo gilt dieſes noch viel mehr von Nationen. Es giebt viele Menſchen, die, wenn ſie einen jungen bedeutenden Mann unterſtützen, ſich ein Recht auf ſein ganzes, ſowohl inneres als äußeres Daſein erworben zu haben vermeinen, die ihn der Freiheit, dem eigenen Lebensplan zu unterwerfen, die innere Neigung, in ſeiner Eigenthümlichkeit gegründet, zu befolgen, berauben möchten, und es Undankbarkeit nennen, wenn er den mißverſtandenen, unverſtändigen Rath nicht befolgt. Ein ungeheurer Kaufpreis, der alle Dankbarkeit ſelbſt in der Wurzel erſticken muß! Nicht durch die allgemeinen Verhältniſſe allein, auch durch Beſitzungen auswärtiger Regenten, iſt das in ſich getrennte Deutſchland nach allen Seiten über ſeine Gränzen gewaltſam hinaus- und in das fremde Intereſſe anderer Länder hineingezogen. Durch Oeſterreich mit Ungarn und Italien, durch die Niederlande, die jetzt dem deutſchen Bunde beitreten, mit Holland, durch Hannover mit dem mächtigen England, durch Holſtein mit Dänemark verbunden, ſpielt das Schickſal von ganz Europa, nicht äußerlich allein, auch innerlich in das tiefſte Weſen des zerſtückelten Reichs hinein, und vergrößert die unſägliche Verwirrung. Da Deutſchlands Lage nicht einmal den reindeutſchen Regenten erlaubt, ganz deutſch zu ſeyn, kann der italieniſche, der holländiſche, der engliſche, der däniſche Regent jemals ſo hervortreten? Muß im Colliſionsfalle das Intereſſe der deutſchen Provinzen, als deutſche, als lebendige Theile eines größern Ganzen, nicht dem mächtigern des urſprünglichen Beſitzes geopfert werden? Solche Colliſionen entwickeln ſich aber nothwendig. Warum will England das weſtliche Uferland beſitzen? Sind die alten treuen preußiſchen Oſtfrieſen Hannoveraner geworden, um Deutſchlands Heil zu befördern? Etwa um den deutſchen Handel als ſolchen zu beleben? Sie mögen nach Jahren ſehr zufrieden ſeyn, ſie mögen ihre Freiheiten behalten, ja an Wohlſtand zunehmen. Hier aber iſt nicht von dieſem Volke einzeln betrachtet, vielmehr von Deutſchland die Rede, und dann beantwortet ſich die Frage von ſelbſt.

Und nun jene großen Länder in Europa ſelbſt, welcher gährende Stoff, welche kritiſche Momente haben ſich in allen erhalten oder entwickelt? Iſt Italien denn wirklich, wie es jetzt iſt, endlich auf den Punkt gekommen, der dieſes in ſich herrliche Land auf immer zur Ruhe bringen kann? Hat es die politiſche Stellung nach außen, die bürgerliche nach innen, welche die Nation als eine ſolche wünſchen kann, durch welche die eigenthümliche Kraft geweckt, die ſchlummernde Thätigkeit in Bewegung geſetzt, die herrliche Natur des Volks ſich in neuer, erfriſchter Glorie entfalten kann? Oder ſind die Italiener zum fortdauernden Schlummer verurtheilt? Hat die innere Erſchütterung während der franzöſiſchen Herrſchaft nichts in ihnen geweckt? Keine Wünſche für die Zukunft, keine Ahnungen von Dem, was ſie ſeyn könnten? Man ſprach einmal von einem italieniſchen Bundestage, der von Oeſterreich eingeleitet werden ſollte. — Alle ferneren Nachrichten von dieſer merkwürdigen Unternehmung ſind verſtummt. Iſt die Geſinnung, die durch Dante, Petrarch, Boccaz, Machiavell, durch jeden geiſtig ausgezeichneten Italiener ſich zu jeder Zeit ausſprach, die die herrlichſte in frühern Zeiten an fremde Macht, als Stützpunkt für die zerfallene innere, an fremde Unterjochung, als verzweiflungsvolles Hülfsmittel für eigene Freiheit, die, irren wir nicht, ſelbſt in neuern Zeiten viele Italiener an Napoleon anſchloß, ganz erloſchen?

Hat Spanien Ruhe und erwünſchte Verfaſſung erhalten? Iſt das Syſtem der Regierung dasjenige, welches den Wünſchen des Volks entſpricht? Sind die Keime des Widerſtrebens, die mit krampfhafter Härte zurückgedrängt werden, wirklich nur ein fremder Anflug ohne nationale Bedeutung? Iſt Spanien beſtimmt ſich fortdauernd finſter in ſich zu verſchließen? oder läßt die Grauſamkeit der Verfolgung, der wiederholte Wechſel der großen Beamten eine innere Erſchütterung, eine kritiſche Lage ahnen, die man entdeckt, indem man ſie verbergen möchte? Mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß der großartige Kampf auch geiſtige Kräfte geweckt hat, die zwar zum Stillſchweigen gebracht, aber kaum verdrängt werden können.

Frankreich hat durch den mächtigen Einfluß europäiſcher Politik eine Gewalt behalten, die größer iſt, als ſie Deutſchland wünſchen kann. Aber ſeine innere Lage iſt noch immer in einer bedenklichen Kriſe. Kaum wird hier etwas ausgeſprochen, was nicht Jedermann ſich ſagt. Zu gewaltſam, zu ſehr durch auswärtige Hülfe iſt die nächſte Vergangenheit zurückgedrängt. Faſt die ganze Generation iſt in einer der gegenwärtigen Lage feindſeligen Stimmung erwachſen, ſie zittert für die errungenen Vortheile. Der Beſitz der Nationalgüter iſt durch Geſetze ſanctionirt. Aber können ſelbſt die deutlichſten Geſetze für die Länge der Zeit beruhigen? Bleiben die ſtillen Foderungen der jetzt wieder mächtig gewordenen Familien nicht immer gefährlich? Werden ſie nicht unverrückt die Augen hinwenden auf den alten Beſitz, und wenn auch nicht durch auffallende Schritte, ſo doch durch unmerkliche ſtillfortſchreitende, durch Cabalen, durch Verwickelungen der jetzigen Beſitzer in mancherlei Händeln, durch Auflauern verdächtiger Geſinnungen, durch alle Künſte der raffinirteſten Politik, die dieſes verdorbene Volk, und eben dieſer Theil des Volkes, in ſo hohem Grade beſitzt, das Verlorene wieder zu erhalten ſtreben? Hat die Nation nicht ihre gegenwärtige Verfaſſung durch Vernichtung des nationalen Ruhms erhalten, durch Gewalt fremder Mächte? Iſt wirklich eine jede eigenthümliche Kraft erloſchen, alle innern mächtigen Quellen verſiegt, jede That erſtorben in den unſinnigen krampfhaften Aeußerungen der letzten Zeit? Wir loben nicht die vormals herrſchende Eigenthümlichkeit dieſes unglücklichen Volks, wir haben darzuſtellen geſucht, wie die falſche zerrüttende Richtung, die Barbarei der Uebercultur, wie ſie in Europa ſich entwickelte, hier ihren Mittelpunkt fand. Wir fragen nur, ob Frankreich wirklich ein erloſchener Vulkan iſt; ob die geheime unterirdiſche Verbindung mit dem ähnlichen Brennſtoff in ganz Europa, beſonders in Deutſchland, wirklich und auf immer aufgehoben iſt, ob die ausgebrannte Aſche, die man über den Krater geſtürzt, das Feuer nur gedämpft hat, oder wirklich, nicht in dem Hauptſchlund allein, ſondern auch in den geheimſten Gängen und Adern gelöſcht hat, daß es nicht im Stillen fortglimmt? Der Hauptkrater iſt krachend eingeſtürzt, aber auch ein Solfatara kann in den tiefen Gründen wühlen, auch unter Waſſer thätig bleiben. Deutſchland kann es mehr wünſchen, als hoffen. Wir müſſen hier, um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, ausdrücklich bemerken, daß wir nicht auf geheime Jacobiner in Deutſchland, vielmehr auf franzöſiſche Verbildung überhaupt, die ja auch in Frankreich ſich mit der Knechtſchaft vertrug, hinweiſen wollen. Man iſt bis jetzt zu wenig auf die jetzigen franzöſiſchen Emigranten aufmerkſam geweſen, die ſich ſehr von den frühern unterſcheiden. Die frühern beſaßen wenig Kriegserfahrung, wohl aber einen blinden Aberglauben an die Thorheit und Schwäche der Gegner, ihre Unternehmungen, wenn auch nicht immer ohne Kühnheit, waren meiſt unbeſonnen und ohne

Zuſammenhang und Größe. Ihre Verbündeten waren blind, wie ſie. Die jetzigen Emigranten ſind in großer Thätigkeit erzogen, tüchtige Krieger, mitten in einer großen Kriſe durch ein ſie übereilendes Verhängniß, aus einem bedeutenden und großartigen Wirkungskreiſe gewaltſam herausgeriſſen. Stille, beſonnen, in ſich zurückgedrängt, weil ganz Europa über ihre Schritte wacht, bekannt mit der politiſchen Lage der Welt, leben ſie in den friedlichen Ländern ſcheinbar ruhig. Zu den unbeſonnenen Thoren gehören Diejenigen, die jetzt unter den ungünſtigſten Umſtänden Umwälzungen in Frankreich veranlaſſen wollten. Gefährlicher ſind Diejenigen, die ſich in der Welt zerſtreuen, ihre unleugbare Kraft, ihre Fähigkeiten mit einem glühenden Haß gegen die beſtehende Ordnung verbinden. In Rußland ſuchen viele anzukommen, in der Türkei werden ſie geſucht, ihr Einfluß auf Nordamerika fängt an bedeutend zu werden, ja wir dürfen nicht zweifeln, daß ſie, wenn es Zeit iſt, in Südamerika und in Indien erſcheinen werden.

Die Kriſe, in welcher England begriffen iſt, entwickelt ſich immer mehr durch die Gewalt, die es auf dem feſten Lande zu erringen ſucht, durch die Beſitznahme der joniſchen Republik hat es unbefangen ſein zukünftiges politiſches Syſtem enthüllt. Der Krieg gegen Algier iſt ſchnell geendigt, aber ſo wie man erwarten, nicht wie man wünſchen konnte. Auch wird der Friede kaum von langer Dauer ſeyn. Die Erbitterung der Gedemüthigten iſt zu groß, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Engländer wieder in dieſen Gewäſſern erſcheinen werden. Wird es nicht mit einer engliſchen Coloniſirung an der nordafrikaniſchen Küſte endigen? Wird es nicht da Raum ſuchen für die vielen tauſend brotloſen Menſchen, die es trotz ſeines Reichthums nicht zu ernähren weiß, die nicht Opfer der Trägheit vielmehr der einſeitigen Induſtrie ſind, und als ſolche beweiſen, daß eine jede menſchliche Bemühung zum einſeitigen Extrem gebracht, ſich ſelber vernichtet, und das Unheil herbeiführt, das ſie eben zu vertilgen ſtrebt? Es ſcheint Englands, wenn auch nicht deutlich gedachte Abſicht zu ſeyn, für den Fall, der ſich in der Ferne als möglich zeigt, wenn die großen Colonien in Aſien und Nordamerika abfallen ſollten, ſich des Beſitzes, wie in Neuholland, ſo in allen Gegenden von Afrika und der entſchiedenen Herrſchaft im mittelländiſchen Meere zu verſichern. Die Kriege in Indien, das Syſtem der Engländer, welches ſich kaum ändern läßt, ſcheinen eine bedenkliche Cataſtrophe, deren Art ſchwer zu beſtimmen iſt, herbeizuführen, und alle Zeichen der Zeit deuten auf ein Beſtreben von ganz Amerika ſich von Europa loszureiſſen. Aber ſeit Jahrhunderten hat England ſein Daſein erweitert, die verlängerten innerſten Wurzeln haben ſich mit den zarteſten nährenden Spitzen in jenen beiden Welttheilen feſtgeſogen. Können ſie ohne bedeutende, höchſt bedenkliche innere Erſchütterung abgeſchnitten werden? Iſt die ahnende Furcht für das bis zu einer ſchwindelnden Höhe getriebene Creditſyſtem, wenn ihre Weiſſagungen auch bis jetzt nicht eintrafen, ſo ganz grundlos? Zeigt nicht die große Handelsverwirrung, in welche England, eben nach dem Frieden, geſtürzt iſt, wie eine jede veränderte Richtung des Handels in das innerſte Weſen dieſes wundervollen Staats eine gefährliche, tiefgreifende Bewegung hervorruft? Welch eine geheime Angſt treibt eben jetzt, während Alles über Europa's Befreiung jubelt, Tauſende aus allen Ländern nach Amerika, und vermögende Engländer nach dem feſten Lande!

In Skandinavien iſt das alte Gleichgewicht aufgehoben, neue Verhältniſſe haben die ſichere Gewohnheit vernichtet, neue Wünſche bei den Völkern, neues Streben in den Staaten erweckt. Was auch das endliche Reſultat dieſer Ereigniſſe ſeyn mag, ohne Erſchütterung laſſen ſich tief gegründete geſchichtliche Verhältniſſe nicht angreifen. Sollte der Wunſch nach Vereinigung, zurückgedrängt durch eine Trennung die durch Jahrhunderte zur Gewohnheit ward, nicht dieſe ſtammverwandten Völker, als die einzige Rettung ihrer wahren Selbſtſtändigkeit, ergreifen? Aber wie viel tiefer iſt die Trennung hier gegründet, als in Deutſchland, wie viel ferner liegt geſchichtlich die Idee einer ſkandinaviſchen Geſinnung, als die einer deutſchen? Und ſo könnte die wunderbare Zeit hier ein Streben erwecken, welches von einem unternehmenden Geiſte ergriffen, nur bedenkliche Erſchütterung, kaum Ordnung, kaum Ruhe hervorrufen würde.

Zwiſchen den drei mächtigſten Staaten des feſten Landes liegt als ein dunkler Punkt das zerriſſene Polen.

Die Türkei erwartet paſſiv die Kriſe, die das lange verwirkte Daſein endlich vernichten ſoll. Wird der Angriff auf die Barbaresken als Einleitung zu einem ſolchen Kampfe dienen?

So ſcheinen in allen Gegenden drohende Gewitterwolken zu ruhen, eine verborgene Gährung will ſich aus allen Elementen des europäiſchen Lebens entwickeln, und der ganze Welttheil ſcheint unterminirt. Hat er ſich ſelber überlebt, ſich in den eigenen Unternehmungen, in den ſich durchkreuzenden Gedanken bis zur unauflöslichen Verwirrung verſtrickt?

Ein mächtiger Staat ſcheint bei allen dieſen ſchwankenden Bewegungen ohne innere bedeutende Kriſe einer ruhigen fortſchreitenden Entwickelung entgegenzugehen. Das iſt Rußland. Europa's theuer erkaufte Erfahrungen werden hier ſchadlos angewandt, und während die Ueberbildung und Verbildung Bedürfniſſe und Wünſche erſchufen, die ſich hemmen und widerſprechen, die Völker und Stände und Menſchen trennen, vereinigen ſich dort barbariſche Stämme, und eine keimende Bildung ſcheint eine furchtbare Macht immer größer, immer lebendiger und bedeutungsvoller erzeugen zu wollen. Europa verſtrickte ſich ſeit Jahrhunderten in der großen Aufgabe, Vereinigung im Ganzen mit eigenthümlicher Freiheit auf einen jeden unendlich kleinen Punkt, d. h. organiſch geſelliges Leben zu bilden, dort will ſich Alles in einer monſtröſen Maſſe verlieren. Soll dieſe ewig allein Recht behalten?

Aber jene Verwirrungen und mannichfaltige Widerſprüche, die alle Hoffnung einer beſſern Zukunft von den öffentlichen Verhältniſſen auszuſchließen ſcheinen, herrſchen eben ſo zerſtörend in einem jeden Gemüthe. Die gährende Zeit, die das Herkömmliche, das Ueberlieferte, die Gewohnheit erſchüttert, hat einen jeden

Menſchen, ſo ſcheint es, unſtät und unſicher aus dem feſten Boden losgeriſſen und in die bewegten Wellen eines ſchwankenden Lebens ohne irgend einen feſten Haltpunkt hineingeworfen. Das reinmenſchliſche Daſein iſt mit dem öffentlichen aufs innigſte verſchmolzen, ja die herrſchende Geſinnung iſt die eigentliche Quelle des öffentlichen Lebens, welches, wenn jenes trübe fließt, durch Verfaſſungen keine heitere, klare Darſtellung zu gewinnen vermag. Werfen daher die Verwirrungen, die ſtörenden Widerſprüche des öffentlichen Lebens ihre finſtern Schatten in das Gemüth der Bürger, ſo iſt es zugleich das geſunkene Geſchlecht, welches jede Hoffnung der wenigen Beſſern vor Allem zu vernichten vermag. Als Deutſchland der Schmach der Unterdrückung entgegenging und endlich unterlag, war die öffentliche Stimme der Geiſtreichſten entſchieden über die Kraftloſigkeit des Geſchlechts. Groß ſchien die Aufgabe der Zeit, aber zu klein das Geſchlecht, um ſie zu löſen. Man verkümmerte ſich ſelbſt alle Hoffnung, indem man jeden Keim einer werdenden Kraft ableugnete, und die öffentlichen Aeußerungen der beſten Schriftſteller ſahen jenen Stimmen in Griechenland und Rom, die ſich dem immer tiefer ſinkenden Geſchlechte vergebens entgegenſtellten, ſo ähnlich, daß hierdurch ſelbſt ein troſtloſes Gemählde entſtand, welches mehr lähmend als ermuthigend wirken mußte. Zwar ſpielte die Eitelkeit Solcher, die ſich über das Zeitalter erhaben glaubten, eine bedeutende Rolle bei ſolchen Aeußerungen, aber in der That ward, was in der Maſſe Schönes und Kräftiges aus einer beſſern Zeit geblieben war, verſpottet und verdrängt, und was die größten Geiſter Tiefes und Bedeutendes ausſprachen, ward der leerſten Gemeinheit des flachſten Verſtandes preisgegeben. Behauptete nicht der ſtark- und feſtgeſinnte Fichte, daß man die gegenwärtige Generation ganz aufgeben müſſe, daß mit den wenigen Trefflichen die Kinder ſich müßten einſperren laſſen, — eine umgekehrte Quarantaine — um die Keime zu erhalten und zu entwickeln, die in der verpeſteten Mitte des herrſchenden Lebens nothwendig erſticken mußten?

Als nun eine allgemeine Begeiſterung das ganze Land ergriff, als eine große Kraft, wie Wenige ſie ahneten, die Großen am wenigſten, mit wundervoller Stärke hervortrat, alle Ketten brach und wie durch einen Zauber alle Verhältniſſe umkehrte, da wandte ſich das Urtheil ſchnell, wie es zu geſchehen pflegt, und wie wir uns früher auf eine einſeitige Weiſe preisgaben, und gar zu elend und kümmerlich vorkamen, nichts Gutes im Volke, keine Tüchtigkeit bei den Gebildeten vorausſetzten, ſo dünkten wir uns jetzt nun gar zu vortrefflich, und man iſt nicht müde geworden die Vortrefflichkeit zu preiſen, als wäre Alles, was uns in Elend, Schmach und Knechtſchaft ſtürzte, durch die Kriegesthat auf immer verſchwunden, und jeder Deutſche gereinigt und herrlich, wie durch eine plötzliche Verwandlung aus dem Kampfe wieder hervorgetreten. Aber dem Beſonnenern ziemt es nicht an ſolche Verwandlung zu glauben. So ſchlecht, als wir vormals glaubten, konnte das Volk nicht ſeyn, das ſich ſo zu befreien wußte, aber ſo vortrefflich, wie wir meinen, auch das nicht, welches ſich ſo unterjochen ließ. Und iſt es nicht das

Nämliche? Herrſchen nicht in der Geſinnung, in der Lebensweiſe, in dem ganzen Daſein jene finſtern Seiten noch, die die Schmach hervorriefen, ſowohl als die hellern, welche die Befreiung veranlaßten?

Wenn wir nun die Schattenſeite des reinmenſchlichen Daſeins, der Geſinnung des Volks in Deutſchland betrachten, ſo wird es nothwendig ſeyn, in kurzem das Verhältniß der Stände zum Staate zu betrachten, weil die Geſinnung mit dieſem ein eigenthümliches Gepräge annimmt. Indem in Europa die Dynaſtien im Allgemeinen eine größere Gewalt erhielten, mußten auch die verſchiedenen Stände eine andere Bedeutung erhalten. In der nächſten Vergangenheit war dieſes Verhältniß, ſo wie wir es zum Behuf der nachfolgenden Betrachtung darzuſtellen für nöthig finden, folgendes: Der hohe und niedere Adel erſchien immer mehr, in einer Rückſicht als dienend, in einer andern als herrſchend, nicht bloß durch den Beſitz, ſondern auch dadurch, daß er die bedeutendſten Stellen einnahm, die, indem ſie ihn dem Regenten unterwarf, ihm auch eine große Gewalt über die Unterthanen zuſicherte, ja die geliehene Gewalt des Regenten ſchien feſter begründet, als die ſchwankende eigener Rechte, die er aufgegeben hatte. Die Befehlshaberſtellen in der ſtehenden Armee gehörten auch, der herrſchenden Regel nach, dem Adel zu. Die übrigen Unterthanen theilten ſich in ſolche, die entweder ſich ſelbſt ernährten, — Burger und Bauer — oder die, indem ſie ſich dem Dienſte des Staats widmeten, ihren Unterhalt erwarben, Beamte. Der Bauer ward wie wohlhabender, ſo auch freier; aber eben weil der

Adel an Beſitz verlor, was der Bauer gewann, weil dieſer nicht, wie urſprünglich, als Gehöriger des Adels angeſehen wurde, ſo entſtand die ſchwankende Klaſſe der Tagelöhner auf dem Lande, wie in den Städten, wo ſie die Menge vorübergehender Bedürfniſſe, die mehr Anſtrengung als Kunſt erfodern, befriedigen mußte. Dieſe Klaſſe, wir rechnen dahin auch die Dienſtboten verſchiedener Art, war und iſt noch ein, in vielerlei Rückſicht, unſeliges Mittelding zwiſchen Freiheit ohne Haltpunkt, und Knechtſchaft ohne Sicherheit. Die Geſinnung des gewöhnlichen Menſchen iſt mit der Sicherheit ſeines Beſitzes aufs innigſte verbunden. Wer bloß für die Gegenwart lebt, wem es nicht vergönnt iſt mit behaglicher Ruhe in die Zukunft zu blicken, der denkt auch nur an die Gegenwart, dem wird der augenblickliche Genuß Alles, und ſchwankend, wie ſein Daſein, iſt auch ſeine Geſinnung. Der Begriff eines Staats, eines Vaterlandes wird einem Solchen fremd, der gehört Dem zu, der ihm den größten Gewinn für den Augenblick zuſichert; denn er hat kein Vaterland, weil er weder durch innern, noch durch äußern Beſitz an ein größeres Ganzes geknüpft iſt. Es iſt ein Fluch für Europa, daß dieſe Klaſſe ſo ſehr zugenommen hat. Von den Kammerdienern der größten Herren, bis zu dem armſeligſten Tagelöhner eines Bauern, hat ſie ſich auf das mannichfaltigſte, immer gleich geſinnungslos, ausgebildet, und mit ihr der Hauptſitz der Verbrechen allerlei Art, die Quelle der Bettelei, der Trägheit, der Ruchloſigkeit. Dieſe Klaſſe beſteht aus Denjenigen, die durch die veränderte Bedeutung der Stände, eingeklemmt zwiſchen Allen, keine eigene bürgerliche Selbſtſtändigkeit erlangen konnten. Ihr eigentlichſter Urſprung iſt das allmählige Verſchwinden der Gehörigkeit, die, was kein bürgerliches Daſein hatte, durch Ankaüpfung an eine Perſon, Sicherheit zu verſchaffen ſuchte. Dieſe unglückliche Klaſſe hat die letztere verloren, mit dieſer die Sicherheit der Geſinnung, die durch Treue erſetzte, was an Selbſtſtändigkeit gebrach, ohne das erſte zu erlangen. Eine ſolche Klaſſe verdirbt bei einer allgemeinen Gährung immer mehr, und die Zeit der Unterdrückung hat ſie zur höchſten Verworfenheit gebracht. Aus dieſer Klaſſe beſoldeten die Tyrannen eine Menge von Spionen der niedrigſten Art, und immer mehr breitete ſich Laſter und Schlechtigkeit von ihnen unter den geringern Volksklaſſen aus. Daß hier von einem überwiegenden Prinzip, keineswegs von der Geſinnung der Einzelnen die Rede iſt und ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt.

Die ſtehenden Heere ernährten eine Menge Menſchen, die, von dem bürgerlichen Leben losgeriſſen, in eine unnatürliche Lage verſetzt, mit kümmerlichen Ausſichten für die Zukunft eben ſo gewiß alle ächt bürgerlichen Geſinnungen verlieren mußten. Freilich iſt es nicht zu leugnen, daß der Soldat, indem die Werbungen aufhörten, als die allgemeine Noth in Deutſchland immer dringender wurde, der Widerſtand immer nationaler, einen Zentralpunkt bildete für das Edelſte der Nation; aber auch hier hat die Zeit der Unterjochung auf eine gefährliche Weiſe gewirkt. Die unſelige Conſcription hat viele Tauſende, Söhne der beſten Familien gewaltſam erpreßt und jenem zerſtörenden Koloß des

Zeitalters der franzöſiſchen Armee einverleibt. Wenn auch ein tiefer Widerwille ſich bei den Beſſern erzeugte und die nationale Geſinnung ſtärkte, die man unterdrücken wollte. ſo war es doch gar zu natürlich, daß der größte Theil Derjenigen, die freie Völker, ja das eigene Volk bekämpfen mußten, von der herrſchenden Art ergriffen wurden. Die franzöſiſche Uebermacht verſetzte die deutſchen Krieger häufig in eine demüthigende Lage, die den innern Stolz, die einzige ſittliche Stütze in den ſtehenden Heeren, lähmte, und wenn das Volk das nie zu Duldende ertragen lernt, ſo kömmt es leicht dahin die ſchimpfliche Behandlung zu verdienen. Die Geringſchätzung der Fremden war natürlich; denn dieſe kämpften, wenn auch nicht für das Wohl, doch für die Eitelkeit — Ehre nannten ſie es — ihres Volks; die Deutſchen waren gezwungen gegen das eigene Land zu ſtreiten. So waren ſie dem ſittlichen Verderben ſelbſt mehr als der franzöſiſche Krieger ausgeſetzt. Der ächte kriegeriſche Stolz war ihnen fremd, und ward durch Rohheit erſetzt. Sie behandelten die entwaffneten deutſchen Landsleute nicht ſelten mit großer Härte; dieſe erzeugte Haß, ja Verachtung, wodurch das ſittliche Verderben der erpreßten Soldaten nur noch mehr geſteigert ward. Zwar haben dieſelben für die Freiheit gekämpft, es war ihnen vergönnt ſich für den Uebermuth der Fremden zu rächen; dürfen wir aber mit Grund hoffen, daß der Keim des Verderbens, welches einmahl Wurzel gefaßt hat, völlig vertilgt ſey? Ja, wenn wir völlig rückſichtslos ſprechen wollen, iſt der Sinn der ſtehenden Heere, der ſie in einen gefährlichen Gegenſatz gegen das Volk ſetzt, gänzlich verſchwunden? Aeußert ſich nicht ein unglücklicher Zwieſpalt zwiſchen der nationalen Bewaffnung und dem ſtehenden Heere, ſelbſt nachdem ſie gemeinſchaftlich die glänzendſten Siege erfochten haben, die ſie aufs innigſte hätte verbinden ſollen? Wir wollen nicht leugnen, daß, indem das Volk plötzlich in Maſſen bewaffnet wurde, Manches geſchehen mußte, was dieſer Maſſe einem ſorgfältig organiſirtem Heere nachſetzte, daß die Auswahl nicht Statt finden konnte, die in ruhigern Zeiten, und bei einer geringern Anzahl Krieger möglich iſt. — Aber der Hauptgrund einer, wenigſtens hier und da, keimenden Feindſeligkeit liegt doch vorzüglich darin, daß der Soldat nur ungern den Vorzug das Vaterland zu vertheidigen, der ihm allein zukommt, der das Weſen ſeines Standes ausmacht, mit dem Volke theilt. Dieſe Eiſerſucht iſt in der Natur der ſtehenden Heere gegründet, muß ſich fortdauernd erhalten ſo lange ſie beſtehen, und wird ſich ſteigern in dem Maße, als man der Volksbewaffnung ihre urſprüngliche herrliche Bedeutung wiederzugeben ſucht. Jetzt haben die deutſchen Heere alle jene Vorzüge, die dem Menſchen zukommen, der ſich einer großen, würdigen, kühnen That bewußt iſt; werden ſie ſich aber auch im Frieden erhalten? Zwingt nicht die politiſche Lage von Europa einen jeden Staat noch immer ſehr bedeutende ſtehende Heere zu unterhalten, und iſt es möglich die ſchädliche Reibung zwiſchen Bürger und Krieger, ſo lange ſie verſchieden ſind, auch in langen Friedenszeiten zu entfernen? Ja muß dieſe nicht ſtärker werden, indem die

Anfoderungen der Bürger und der kriegeriſche Sinn des ganzen Volks wachſen?

Wir betrachten die Geſinnung Derjenigen, die den eigentlichen Kern des Staats bilden, den wohlhabenden Bürger und Bauer, die durch ein ſicheres Eigenthum an den Staat gebunden ſind, deren Wohl mit dem des Staats auf das innigſte verflochten iſt. Der großartige bürgerliche Sinn, der in frühern Zeiten die Einwohner der Städte mit dem Staate auf eine lebendige Weiſe verband, war ſeit Jahrhunderten verſchwunden. Der Bürger mußte immer mehr der mächtigen Adminiſtration Alles überlaſſen, und gehorchen lernen; die Theilnahme an den öffentlichen Verhandlungen verwandelte ſich in ein Kannegießern, welches man hier als ein Gefährliches, dort als ein Lächerliches, immer als ein Geringes, ja Verächtliches betrachtete. Aber dennoch erhielt ſich ein ſchöner Sinn, auch bürgerlich wirkſam in den engen Kreiſen, innerhalb welcher er ſich noch thätig zeigen durfte. Die Kriege der Dynaſtien ſeit dem verwüſtenden dreißigjährigen, brachten nur vorübergehende Störungen hier und da zu Wege; die ſtille Gewohnheit eines ruhigen Daſeins äußerte ihre tiefgreifende Wirkſamkeit und ein Gefühl der Sicherheit, ein feſtes Zutrauen erzeugte ſich allmählig, welches von dem wohlthätigſten Erfolge war. Die Bauern waren indeſſen wie wohlhabender, ſo auch freier geworden, ſie traten in ihrer Lage den Bürgern näher, und der ſtille ruhige Familienſinn ward der Brennpunkt eines ſchönen, in vieler Rückſicht heitern und behaglichen Daſeins. Die Gewohnheit des Glaubens unterhielt die Frömmigkeit, an den angeſtammten Fürſten hing man mit unerſchütterlicher Treue, der Staat ſchützte das Eigenthum, und von allen Seiten ſah man ſich geſichert. Auf dieſes dreifache Fundament des Glaubens, der Treue und des ſichern Beſitzes geſtützt, ſah man mit Ruhe und Zuverſicht der Zukunft entgegen. Die Kinder wurden erzogen auf der Väter Weiſe, ohne Sorgen überlieferte man den Nachkommen, was man ſorgfältig geſammelt, und ſtarb ruhig, indem man, mit dem feſten erworbenen Beſitz der Väter Glaube und der Bürger Treue als die ſchönſte Erbſchaft hinterließ. Es iſt diejenige Zeit, die wir noch immer die alte gute Zeit nennen, deren ſchöne Frömmigkeit, alterthümliche, anſpruchsloſe Weiſe, ſtrenge Sitte in einzelnen Reſten noch gefunden wird, die Zeit, deren ruhige Gewohnheit die bewegte, von Gährungen der Gegenwart zerriſſene Seele mit tiefer Rührung ergreift. Wer nicht ganz jung iſt, erkennt ſie noch, mehr oder weniger aus ſeiner Kindheit, ſah ſie immer mehr erlöſchen, ja war wohl verurtheilt die Stützen des herkömmlichen Daſeins ſelbſt zu untergraben. Zwar zeigte dieſe Weiſe nicht ſelten einen finſtern Anſtrich, beſonders in den nördlichern Ländern. Manche bürgerliche Einrichtung war zu genau mit dem ſittlichen Daſein verwebt, um nicht, indem ſie zuſammenſtürzte, oder die frühere Bedeutung verlor, auf dieſe ſchädlich zurückzuwirken. Dieſes gilt beſonders von dem Zunftweſen. Die Zünfte waren ächt germaniſche Inſtitute, ihr Einfluß auf die Sittlichkeit der Bürger war entſchieden; denn eine jede bürgerliche Einrichtung iſt auf das innigſte mit der Sittlichkeit verwebt, entwickelt auf eine heitere Weiſe einen jeden geiſtigen Keim, wenn ſie, aus der wahren Natur des Volks entſprungen, ſich in friſcher Eigenthümlichkeit geſtaltet. Als der mächtige Bürgerſinn verſchrumpfte, mußte freilich das Zunftweſen auch verdorren, es vermag ſo wenig, wie eine andere Blüthe abgetrennt von der ganzen lebendigen Pflanze, ſich zu erhalten. Indeſſen zeigte es, ſelbſt in ſeiner bedeutungsloſen Form, einen ſchönen Einfluß. Die Zünfte bildeten unter ſich in der That eine Art von ſittlichem Inſtitute, ſie unterhielten eine Aufſicht über die Mitglieder, durch dieſe eine Rechtlichkeit, die man unter den herbeigelaufenen Abenteuern, die, wenn ſie irgend ein Geſchick mittelmäßig ſich erworben haben, ſich nach der jetzigen Einrichtung kühn unter die Bürger mengen dürfen, kaum erwarten darf. Ja ſelbſt daß ſie im ganzen Reiche eine Verbindung hatten, die über die tödtende Trennung der Staaten hinausging, und dieſe durch die Wanderung der Geſellen unterhielten, brachte etwas Allgemeines, Volksthümliches hervor, welches die Klaſſe der Handwerker noch immer bezeichnet. Sollte, wie wir nicht hoffen, der allgemeine Wunſch der Verſtändigern, die mit Recht eine Wiederauflebung der Zünfte erwarten, nicht in Erfüllung gehen, ſollte die unbedingte Gewerbfreiheit, wie ſie jetzt herrſcht, fortdauernd beſtehen, dann würde man wohl erfahren, wie unbeſonnen es ſey, eine alte Wurzel, in welcher noch friſches Leben iſt, wenn auch ihre zeitigen Blätter und Blüthen verdorrt ſind, unüberlegt abzuhauen. Wenn noch manche ſchöne Eigenthümlichkeit den deutſchen Handwerker auszeichnet, ſo dürfen wir kühn behaupten, daß ſie lediglich aus dem Zunftweſen entſprungen iſt, welches durch die rechtlichen Bürger, die durch daſſelbe gebildet wurden, noch immer fortlebt, nachdem die Form aufgehoben ward. Aber wie gegen dieſe Eigenthümlichkeit hatte die Zeit ſich gegen eine jede andere, gegen das ganze ruhige, alterthümliche Daſein, welches ſich in ſeinen engen Schranken ſo wohlbefand, ſich ſo ſicher dünkte, verſchworen. Die Begriffsweisheit, die Aufklärung mit ihrer unruhigen, unſteten, mehr niederreißenden als aufbauenden Thätigkeit, verband ſich mit der allgemeinen herrſchenden Sucht zu glänzen und auf eine eitle Weiſe die urſprünglichen Schranken zu durchbrechen, um das ſchöne Gebäude zu zertrümmern. Vergebens widerſtrebte das Alter durch ein ſicheres Gefühl geleitet, vergebens ſträubte es ſich, wie die Engländer, wenn es ihre Verfaſſung gilt, ſelbſt gegen offenbar nützliche Vorſchläge, ſelbſt gegen ſcheinbar unbedeutende Veränderungen. Man fühlte wohl, daß die Vergangenheit ein Ganzes bildete, welches theilweiſe zerſtört, zuſammenſtürzen mußte. Wir alle erinnern uns wohl noch der allenthalben laut gewordenen Klagen über die Halsſtarrigkeit, über das einſeitige Ankleben an das Alte, wodurch die vortrefflichen Folgen der Aufklärung gehemmt wurden. Aber die Alles beherrſchende Zeit hat ihre Rechte behauptet. Still wirkte die moderne Erziehung, um das Widerſtreben in ſeiner innerſten Wurzel zu erſticken; was in Liedern, Sagen, Mährchen als alte Erinnerung von dem Volke hochgehalten wurde, ward allmählig durch gutgemeinte aber unendlich ſeichte Belehrungen erſetzt, die tiefe, kindliche Poeſie des Volks ward in verſtändige Proſa überſetzt. So ward das enge bürgerliche Daſein von noch engeren Begriffen umzäunt, und von den bloß irdiſchen Bedürfniſſen auf eine ängſtliche und trübſelige Weiſe gefeſſelt. Wollte das gepreßte Gemüth in der harmloſen Welt der alterthümlichen Dichtkunſt ſich erfriſchen, ſo ſtand der Verſtand, wie der Engel mit dem feurigen Schwerte, um die gefallenen Menſchen von dem Paradieſe einer unbefangenen Kindheit zu vertreiben: das Perſönlichſte des Daſeins, die Liebe, die den Reichen an den Armen knüpft, das Erbarmen, welches am wohlthätigſten auf den Geber wirkt, war zurückgedrängt; denn der Staat hatte das Privilegium der Wohlthätigkeit ſich zugeeignet, und, was das Herz erweitert, das Gemüth veredelt, weil es ein unmittelbares Gefühl auf die leichteſte, natürlichſte Weiſe befriedigt, ward in eine Abgabe verwandelt, die man unwillig gab. Mit dem Aberglauben ward die feſte Stütze des Glaubens untergraben, und wann in ſchönern Zeiten der Menſch in die Tempel, an die Altäre ſich flüchtete, um die unerträgliche Laſt des irdiſchen Daſeins von ſich zu werfen, und durch das göttliche Licht der Offenbarung ſich zu ſtärken und zu beleben, ſo thronte auch hier der Alles tödtende Verſtand, verpeſtete das Heiligſte ſelbſt, raubte dem Menſchen den letzten Schutz, und ſtürzte ihn rettungslos in das enge, irdiſche Daſein zurück, dem er entfliehen wollte, wo er mit äußerer Klarheit der inneren unauflöslichen Verwirrung immer fruchtbarer preisgegeben war. Während ſo das alterthümliche Leben, die ſtrenge, ernſte, wenn auch finſtere und enge Rechtlichkeit, der unbefangene Sinn zu ſchwanken anfingen, nahm das Jagen nach vorübergehenden Genüſſen, nach Eitelkeit und äußerem Glanz immer mehr zu. Der Wohlſtand, in einer großartigen Zeit der Keim der ſchönſten, tiefſten Kunſt, der Andacht, dem Staate gewidmet, verwandelte ſich in ein tödtendes Gift. Gefährlich iſt es immer, wenn das Verdienſt, als ſolches, ausſchließendes Geſchäft eines Menſchen wird, wenn nicht irgend ein fertiges Product eine, von allem bloßen Verdienſte geſonderte Freude erzeugt, und die Beſchäftigung veredelt. Wenn indeſſen der Kaufherr, der angeſehene freie Bürger, einer mächtigen Stadt iſt, wenn der Handel ſelbſt einen lebendigen nationalen Mittelpunkt in dem eigenen Lande findet, wenn die mannichfaltigen Bedürfniſſe des Menſchen in ihren ſeltſamen Verflechtungen und Verwickelungen, wie von tauſend divergirenden Strahlen nach einem gemeinſamen Brennpunkt hinſtrömen, und hier von einem friſchen, tüchtigen bürgerlichen Sinn ergriffen werden, dann mag, wem es vergönnt iſt den Handel zu leiten, wohl zu den herrlichſten gerechnet werden. In unſern Tagen hat der deutſche Handel faſt alle große, nationale Bedeutung verloren, er iſt auf eine höchſt bedenkliche Weiſe von England abhängig geworden, und die handelnde Welt hat eine ſchädliche, verſchobene Richtung nach jenem fremden Zentralpunkt bekommen, wodurch die bürgerliche Geſinnung nur gar zu leicht gefährdet wird. In frühern Zeiten blieb das Perſönliche, das Familienleben einfach und ſtill, ohne vieles Gepränge, und der Reichſte unterſchied ſich kaum von den Aermern; aber in den reichen Städten erhoben ſich Tempel und bürgerliche Prachtgebäude, alle Pracht der Erde diente dazu, das Höchſte auch für die Erſcheinung zu verherrlichen. Jetzt dient ſie der Perſon allein, der Eitelkeit, der Thorheit, und ſo erzeugte ſich der Kaufmannsſtolz, der, indem er drückt und empört, durch ſein Beiſpiel unendlich ſchädlich wird. Denn wenn das einfache Leben der Reichen ein Muſter war für die Aermern in jenen beſſern Zeiten, ſo lockte die Eitelkeit auch den Aermern zur Nachahmung in unſern Tagen, zerſtörte den innern Wohlſtand und verwandelte faſt alle in Knechte mannichfaltiger Bedürfniſſe. Als nun alle Verhältniſſe der Welt ſich wild unter einander bewegten, fand die convulſiviſche Zeit ein ſchon geſunkenes Geſchlecht. Die Frömmigkeit vermochte den Meiſten den alten Troſt nicht zu reichen, der Beſitz war erſchüttert, und irdiſch wie geiſtig unſicher und unſtät ergab man ſich der Gegenwart, die immer wechſelnd für die Geſinnung keinen Haltpunkt, für die Zukunft keine fröhliche Ausſicht darbot. Ja mitten unter dem furchtbarſten Druck untergruben die Staaten ſelber immer mehr ihren eigenen Grund. Ein Heer von Verordnungen und Einrichtungen, die ſich wechſelſeitig aufhoben und verdrängten, beſtimmte und änderte unaufhörlich die Lage der Bürger, ohne ſie zu verbeſſern. Vollkommen leidend verhielten ſich dieſe bei einer Menge von unreifen Verſuchen, die hundertfältig Erwartungen, Hoffnungen rege machten und niemals befriedigten. So mußte ſelbſt die Fähigkeit für den Staat innerlich zu leben nach und nach verloren gehen, und als nun ganze Provinzen willkührlich verſchenkt, vertauſcht, vertrödelt wurden, als heute die Anhänglichkeit an das alte Fürſtenhaus für ein Verbrechen galt, die geſtern noch, als die heiligſte Pflicht gefodert ward, als der verarmte, hin- und hergezerrte Bürger fortdauernd zu den größten Aufopferungen aufgefodert, nicht bloß den Druck einer fremden Tirannei, ſondern auch der Willkühr der einheimiſchen Diplomatik preisgegeben war, als er alle Stützen einer feſten Geſinnung verloren hatte, Glaube, Beſitz, Regent nichts galten, was blieb ihm übrig als immer mehr an das verworrene Ganze verzweifelnd, Sinn und Gedanken nur auf ſich ſelber zu haften, in der engſten Perſönlichkeit zu Grunde zu gehen. Zwar iſt in der neueſten Zeit auch das bürgerliche Leben wieder angefacht. Der Bürger hat geopfert, hat gehandelt, hat freiwillig Großes geleiſtet, und die eigene That hat ihn mit dem fremdgewordenen Staat innig verknüpft. Kann aber der Wunſch, ja ſelbſt die Begeiſterung eine abgeſtorbene Fähigkeit wieder erwecken? Wir wollen eine bürgerliche Repräſentation. In wie vielen deutſchen Ländern giebt es aber wohl bürgerliche Repräſentanten?

Wir haben auf eine höchſt intereſſante Weiſe den bedeutungsvollen Unterſchied zwiſchen Frankreich und England kennen gelernt. **Faber**, indem er die Adminiſtration unter Napoleon ſchildert, hat uns das ſtehende, das Land ausſaugende Heer von Beamten, von Steuereinnehmern, Douaniers, Gerichtsperſonen, Polizeiaufſehern, Spionen, eine Maſſe von mehr als 100,000 Menſchen, kennen gelehrt, während Deutſchlands herrliche Winke uns England ſchildert, als ein Land, welches ohne jenes Uebermaß von Beamten, ſich beſſer und tüchtiger, wie bequemer und wohlfeiler ſelber in Ordnung zu halten weiß. Es iſt begreiflich, daß, je unwürdiger das Volk wird, es deſto paſſiver, ja, wenn es thätig iſt, deſto widerſtrebender und hemmender ſich zeigen wird gegen alle öffentliche Veranſtaltungen. Das Heer der Beamten ſteigert den Druck der Bedürfniſſe des Staats und vernichtet die eigene Thätigkeit und den Gemeinſinn der Bürger; auf den Trümmern der ſchönern nationalen Geſinnung erhebt ſich dann die Gleichgültigkeit hier, das Widerſtreben dort, und macht wieder eine größere Anzahl von Beamten nothwendig; und ſo muß die Verwirrung in endloſer Progreſſion ſich bis zu der entſetzlichen Höhe ſteigern, die Frankreich ſeinen innern Untergang zubereitete. Hier kann die eingeriſſene Verwirrung, welche den Wohlſtand wie die Geſinnung tödtet, auch bei der veränderten Regierung, auch mit dem beſten Willen, nicht gehoben werden. Denn wie kann das in ſich zerſtörte und verworrene Volk, welches auf jedem Schritte geleitet, belauſcht, adminiſtrirt, zurechtgewieſen werden muß, für mündig erklärt werden? Wenn gleich dieſes entſetzliche Extrem nicht in Deutſchland hervortrat, ſo machte dennoch die innere Unhaltbarkeit aller Verhältniſſe die Größe der ſtehenden Armeen, die allmählig geſchichtlich gewordenen Regierungsgrundſätze überhaupt, eine immer zunehmende Anzahl von Beamten nothwendig. Man hat über die ſtehenden Heere ſich beklagt, man findet es mit Recht furchtbar, daß ſo viele Menſchen ihr Leben in Müſſiggang oder in unbedeutender Beſchäftigung zubringen; ſind aber die einförmigen, Geiſt und Sinn tödtenden Beſchäftigungen von tauſend Unterbeamten im Geringſten bedeutender? Sind dieſe nicht vertheilt, wie die Arbeiten in den engliſchen Fabriken? Das iſt die Freude des Menſchen, wenn ihm irgend eine äußere oder innere That gelingt, die er ſeine eigene nennen darf, und dieſe Freude iſt Quelle ſeines wahren Daſeins, — wer aber ſelbſt nur ein einzelnes gedankenloſes Rad in einer unüberſehbaren Maſchine iſt, wer ſein ganzes Leben damit zubringt, die nämlichen vorgeſchriebenen Formen ewig zu wiederholen, wer ſich an den Tod, an den erſtarrten Geſchäftsgang verkauft hat, wie mag der ſein inneres Leben retten? Nie kann er ſelbſt glauben, daß er da ſey, daß er als denkender Menſch lebe, ſolche Arbeit zu vollführen; höchſtens treibt er ein ſolches Geſchäft, um zu leben, um da zu ſeyn, ſein Leben ſelber aber iſt ohne Beſtimmung, für ihn ſelber ohne höheren Genuß, ohne innere Bedeutung. Uns empören oft die Schildwachen, die ſtundenlang an beſtimmten Stellen völlig thatenlos vegitiren; aber die Aufſeher, die auf den Gaſſen ſich herumtreiben und die Klaſſe der Müßiggänger vermehren, die ſie vermindern ſollten, ſind ſie im Geringſten bedeutender? Je tiefer der Gemeinſinn ſank, deſto ſtrenger mußte die Verwaltung, deſto feindſeliger das Verhältniß zwiſchen den Beamten und den Bürgern werden. Die Trennung hat auf den Beamten ſelbſt einen verderblichen Einfluß. Der geringere Beamte iſt keinesweges ein freies Mitglied eines lebendigen Ganzen, er iſt nur ein blindes Werkzeug, ein mechaniſches Rad in einer ihm völlig unbekannten Maſchine. Knechtiſch geſinnt gegen die Obern, wird er übermüthig, wo er es ſeyn darf, und eine drückende Armuth, die mit der Zahl der Beamten ſteigen muß, vermehrt ſeine Abhängigkeit und verſchlimmert ſeine Geſinnung. Die mächtigern Beamten ſind, zumal in ſolchen Staaten, die aus ſehr ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt ſind — und dieſes gilt von allen den mächtigern in Deutſchland — in einer, für die bürgerliche Geſinnung nicht weniger gefährlichen Lage. Der provinzielle Sinn iſt Deutſchland durchaus eigenthümlich. Wer in einer Provinz geboren und erzogen iſt, dem iſt ſein Leben mit ihr verwachſen, die Geſchichte des Landes, die Bedürfniſſe und die Art ſie zu befriedigen, ſind ihm bekannt. Dient ein ſolcher dem Staate, ſo würde er, wie es ſcheint, eine wünſchenswerthe Vermittlung zwiſchen Bürger und Regierung darbieten, die individuellen Verhältniſſe könnten ſich, durch ihn, den allgemeinen der Regierung hineinbilden; aber das Bedürfniß der Regierung, Einheit in dem Geſchäftsgang und Grundſätze, die der Eigenthümlichkeit des provinziellen Sinnes widerſtrebten, würde immer herrſchender. Daraus entſtand die Neigung die Beamten willkührlich von ihrem Geburtsorte zu trennen und in die entfernteſten Provinzen zu verſetzen. Wenn dieſes auch in einigen Ländern weniger geſchieht, ſo iſt es in andern doch immer noch vorwaltendes Prinzip. Ein ſolcher Beamter, losgeriſſen von Allem, was ihn eigentlich an das bürgerliche Leben bindet, gehört dem Syſtem der Adminiſtration einzig und unbedingt zu, und es iſt natürlich, daß er als ein Fremder, ja als ein für das eigenthümliche Leben, das man erhalten möchte, Feindſeliger betrachtet und gehaßt wird. Je leidender die Lage der Bürger iſt; deſto mehr wächſt das Gewicht und das äußere Anſehn der Beamten, oft bis zu einem höchſt beſchwerlichen Grade. Man trauet den Bürgern nicht, ſie werden auf allen Wegen belauſcht, beobachtet, controllirt, ermahnt. Ja daſſelbe, was die Beamten gegen die Bürger ausüben, müſſen ſie auch unter ſich dulden. Selten ſehen wir die obern Behörden ein wahres Zutrauen gegen die untern vorausſetzen; und wie der Bürger bezeichnet, beſchrieben, wie ein muthmaßlicher Verbrecher von einer Polizeibehörde an die andere überliefert wird, ſo werden die Behörden ſelbſt von höhern belauert und zurechtgewieſen auf jedem Schritte. Selbſt die Sprache hat eine harte, in einigen Ländern eine übermüthige, den freien Sinn durchaus empörende Richtung genommen. Man wird nur zu oft bei einem jeden Schreiben an die unbedingte Knechtſchaft erinnert, und eben den Beſten, den Redlichſten, den Einſichtsvollſten trifft dieſes am härteſten. Eine jede beſtehende Form hat, und zwar nothwendig, etwas Hemmendes in ſich, wodurch Dasjenige, weshalb ſie da iſt, ihr Weſen beſchränkt wird. Da aber das Weſen des Geſchäfts der Maſſe der Menſchen auch der Beamten, ſey es durch Schlechtigkeit, ſey es durch Beſchränktheit, verborgen bleibt, ſo iſt eine allgemeine, wenn auch unvollſtändige Form nothwendig. Iſt aber die Fähigkeit irgend etwas anderes, als die Maſſe unter den Beamten zu finden, verloren gegangen, wirkt das Mißtrauen in allen Zweigen der Verwaltung, ſo bringt man es nur gar zu leicht dahin, daß das Beſſere, auch wo es iſt, verſchwinkel. Die Menſchen ſind höchſt ſelten, die nicht, wenn ſie fortdauernd als Knechte behandelt werden, zuletzt wirklich Knechte werden. Ja ſelbſt bei den Beſten, bei den Tüchtigſten, die ganz von dem Weſen des Geſchäfts durchdrungen ſind, verſchwindet der freudige Eifer, der nie ohne ein lebendiges Gefühl der freien Thätigkeit beſtehen kann. Der Grund des Uebels liegt in der allgemeinen Erſchlaffung, die, eben weil ſie dem Schlechten nicht mit Energie zu begegnen, zu vernichten weiß, auch das Gute hemmen muß, um einen Brei der Mittelmäßigkeit zu bereiten, die ſie am beſten zu überſehen fähig iſt. Denn eben der Schlechtere vermag ſich mit ſolchen Einrichtungen am leichteſten zu verſöhnen. Haben wir nicht in unſern Tagen die größten Verbrechen, Hochverrath, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Verbrechen, die billig einen Jeden mit dem höchſten Abſcheu erfüllen ſollten, mit unbegreiflicher Milde behandelt? Um das drückende Gefühl der Knechtſchaft für ſich ſelbſt und für Andere zu verbergen, erſcheint die Maſſe der Beamten gebieteriſch, anmaßend, wo ſie kann, und der widerwärtige Beamtenſtolz wird durch Rang und Titel, in neuern Zeiten durch Ordenſucht nur gar zu ſehr unterſtützt. Je mehr die Verwaltung ſich in ſich ſchließt und von dem Volke trennt, deſto entſchiedener beruht der ganze Werth der Beamten auf ihrer perſönlichen Anhänglichkeit an den Regenten und Tirannen, wie Napoleon, haben eben durch die drückende Anzahl derſelben, die Zahl ihrer blinden Anhänger zu vermehren getrachtet. So viel iſt gewiß, nur die unerſchütterliche Treue kann eine vollkommne Anhänglichkeit veredeln. Daher iſt jener Wechſel der Regenten in unſern Tagen für die Beamten, bei welchen die Wurzel der Geſinnung angegriffen wurde, ſelbſt gefährlicher, als für die Bürger geweſen; der überlieferte Beamte konnte ſich nur als Knecht fühlen. Wir haben es erlebt, daß die aufgedrungenen fremden Könige und Fürſten beſſer, ſicherer bedient worden ſind aus Furcht, als die angeſtammten aus Liebe.

Daß der Adel in der Geſchichte der germaniſchen Völker eine tiefe Bedeutung hat, erhellet aus Allem, was wir in dieſer Schrift uns zu entwickeln bemühten; daß dieſe höhere Bedeutung ſo unvergänglich iſt, wie die germaniſche Natur ſelbſt, werden wir uns noch zu zeigen beſtreben. In der Verwickelung der Begebenheiten, die uns jetzt umſtricken, haben ſich aber ſo viele, ſo unglückliche Widerſprüche entwickelt, daß ein reines, in ſich geſundes Daſein des Adels als ſolches, dadurch ſchwankend werden mußte. Die Zweifel an der Realität des Adels, die aus den herrſchenden Anſichten entſprangen, und immer mehr um ſich griffen, ſo daß ſelbſt die ausgezeichnetſten Mitglieder deſſelben nicht ſelten an der eigenen Realität irre zu werden anfingen, war allerdings in einer inneren Krankheit des Standes ſelbſt gegründet. Wo irgend ein Leben in klarer unzweifelbarer Eigenthümlichkeit ſich darſtellt, da wird jedes Widerſtreben, durch die unmittelbare Kraft der Wirklichkeit, überwunden und abgewieſen. Man hat in unſern Tagen die Nothwendigkeit des Adels aus Begriffen wieder zu entwickeln geſucht. Man behauptet die Nothwendigkeit eines feſten unveränderlichen, erblichen Beſitzes, welcher in die ſchwankenden, veränderlichen, wechſelnden Verhältniſſe des Erwerbs einen feſten unverrückten Haltpunkt hineinbringen ſoll, das Sein dem Werden gegenüberſtehend. So richtig dieſe Anſicht iſt, ſo falſch, ja gefährlich wird ſie, wenn man vergißt, daß der äußere Beſitz ſowohl als der äußere Erwerb zwar ein Unvermeidliches, Nothwendiges der Erſcheinung iſt, aber dennoch nur der exoteriſche Factor des Daſeins, die Form, die ohne das innere Weſen ein Nichtiges genannt werden muß. Das Weſen, die Bedeutung des Adels iſt, daß er beſtimmt iſt für Ideen zu leben, wie das Genie ſie zu offenbaren. Eine äußere Unendlichkeit ſoll er darſtellen, wie das Genie eine innere. Der Erwerb in der Wiſſenſchaft wie im Leben iſt urſprünglich arm, er muß die Bedingungen ſeines Daſeins erſt mühſam erringen, wem aber eine Unendlichkeit, im Leben oder Schauen zu entfalten vergönnt iſt, dem müſſen die eigenthümlichen Bedingungen geſchenkt, angeboren ſeyn, das iſt die Bedeutung des erblichen adeligen Beſitzes, wie des Talents, welches auch angeboren iſt. Je mehr daher das Leben eines Staats von Ideen durchdrungen iſt, deſto mehr erſcheint der Adel als ein in ſich Wahres. Aber das iſt ja eben die urſprüngliche Eigenthümlichkeit unſerer Tage, daß dürftige Begriffe die Ideen immer mehr verdrängten, daß Alles in ein Volk ſich auflöſete, welches dazu da war, um ſich regieren zu laſſen, und eine Staatsmaſchine eingerichtet wurde, um das bloß leidende Volk zu regieren. Zwar iſt wie der wiſſenſchaftliche Erwerb dem Genie, ſo der äußere dem Adel nothwendig, aber daß er es geleitet, lebendig wird durch eine höhere urſprüngliche Gabe iſt eben das Eigenthümliche, dadurch iſt er untergeordnet, und dieſe Unterordnung iſt das Weſentliche. Daraus entſpringt die Anſicht, daß der bloße Erwerb für den Adel unziemlich ſey, eine Anſicht, die in der Natur des Adels ſelbſt gegründet iſt, und nichts zeigt mehr, wie ſehr die erſte wahre Bedeutung des Standes verſchwunden iſt, als daß dieſer ſich nicht ſcheuet ſich unter die Gewerbtreibenden zu miſchen, während die Bürger, wo ein Reſt der alten Geſinnung ſich zeigt, dieſe als eine Alberheit beſpötteln und verfolgen. Als der Adel anfing die Stammſitze zu verlaſſen um den Königen zu dienen, als die feſte Gewalt urſprünglicher Freiheit und unabhängigen Beſitzes, aus welchen das höhere Leben, wie es in der ſchönſten Zeit des Ritterthums ſich entfaltete, vertauſcht ward mit der Eitelkeit des Dienens, als in unſern Tagen der Beſitz ſelbſt ein Gegenſtand des Handels ward, als in der Verwickelung mannichfaltiger Bedürfniſſe der Adel meiſt verarmte, während der Bürger und Bauer ſeine Beſitzungen erwarben, als zu gleicher Zeit Alles, was als Idee im Staate lebendig ward von dieſem, wie von jenen dargeſtellt werden konnte, mußten die Stämme ſelbſt ſchwankend werden. Die Vorzüge des Adels verloren ihre Bedeutung, und man fragte ſich warum ſie da waren? Da wo dieſe Verwickelungen, wie in Frankreich, ihren höchſten Gipfel erreicht hatten, ward der Adel aufgehoben, und zweifelhaft fragt man ſich, ob man die Wiedereinführung als ein Glück betrachten darf. Kann der Adel noch immer entſtehen, und worauf gründet ſich ſein Urſprung? Iſt ein erworbener adeliger Beſitz hinreichend, um adelige Vorzüge zu erlangen? Was iſt der Adel und worin beſteht ſein eigentlicher Unterſchied von den übrigen Ständen, der ihm Vorzüge zutheilt, die man ihm beneidet? Welche eigentliche Idee wird bloß durch ihn dargeſtellt? Hat nicht jeder gebildete Bürger mit der innern geiſtigen Freiheit ſich eine jede Fähigkeit erworben, die vormals den Adel auszeichnete — Ehre, Kraft, höheren nationalen Sinn? Das waren unvermeidliche Fragen, die keineswegs zum Vortheil des Adels beantwortet wurden.

Da jetzt das Streben wach geworden iſt, alle Laſten des Staats gleichmäßig zu vertheilen, ſo ſcheinen zwar alle Gründe des Haſſes verſchwunden. Aber eben die bedeutungsloſen Vorzüge, die dennoch keineswegs ſo bedeutungslos ſind, das Recht, der Regel nach, die höheren Stellen im Staate zu bekleiden, die fortdauernde Foderung einen eigenen, vornehmern Stand zu bilden, der, indem er ſich in ſich ſchließt, alle andere als geringere ausſchließt, ſind drückend genug und ſcheinen in nichts mehr begründet. In der That, Staaten, die ſich nach der herrſchenden Anſicht bloß nach Begriffen bilden, können ſich ohne eigentlichen Adel geſtalten, wie in Nordamerika, und wenn man auch einen bleibenden Beſitz, dem ſchwankenden Erwerb gegenüber, nothwendig finden ſollte, ſo kann dieſer ſehr wohl gedacht werden, wenn auch der Name, das Geſchlecht des Beſitzers wechſelt. Kaum iſt es zu befürchten, daß ein ſolcher Beſitz jemals einen Repräſentanten entbehren ſollte. Ja der Wechſel ſelbſt ſcheint auffallende Vortheile zu haben.

Denn in unſern Tagen, wo unſägliche, allgemeine Armuth ſich hinter ſcheinbarem Reichthum verbirgt, wo eben deshalb der Erwerb Alles iſt, wo die freie, unbedingte, in ſich ſichere Bewegung eines höheren Daſeins unter den Trümmern ſich drängender Bedürfniſſe vergraben iſt, muß man befürchten, daß das bleibende Geſchlecht zum Scheinbeſitz herabſinkt, daß der Beſitzer, abhängig von Gläubigern nichts beſitzt, daß der hohle Schein da herrſcht, wo der wahre Beſitz allein zu herrſchen das Recht hat. Iſt dieſes nicht oft der Fall? Wo der Beſitzer wechſelt, da iſt die größere Wahrſcheinlichkeit, ja wenn der Staat auf ſeinen Vortheil wacht, kann er wohl es dahin bringen, daß er immer ſo ſey, daß der wahre Beſitz, nicht die bloße Form deſſelben da herrſcht, wo dieſer allein eine Bedeutung hat. Die Erblichkeit der Geſchlechter aber, hat einen höheren Sinn, den man, in unſerm Leben, wie es ſcheint, vergebens ſucht. Unglücklicher Weiſe ſuchte der Adel ſeine Eigenthümlichkeit in einer fremden Bildung. Der Stand, der ohne Bürger und ohne Herrſcher zu ſeyn, ideenlos ſchwebend zwiſchen Knechtſchaft und eigner Gewalt, ſich gebildet hatte, war in Frankreich am vollſtändigſten entwickelt; dieſes Land gab die Form des Standes faſt für ganz Europa. Wie ein von den Völkern abgetrenntes Intereſſe der Dynaſtien, bildete ſich ein ähnliches des adeligen Standes, und was die allerurſprünglichſte Wurzel des nationalen Daſeins war, ward unnatürlich ein Fremdes und Hemmendes. So entſtand die verhaßte Weiſe der franzöſiſchen adeligen Bildung, die, wo die Schwäche des Volks verwaltete, dieſes in fremde Knechtſchaft warf, von welcher die furchtbare Unterdrückung nur als der Gipfel zu betrachten iſt, wo aber irgend eine bürgerliche, volksthümliche Kraft ſchlummerte, Abneigung, Widerwillen, ja Abſcheu erregen mußte. Denn dieſe Sprache, und die Bildung und Geſinnung, die ſich mit ihr entwickelten, war nur das äußere Zeichen von einem verrätheriſchen Bündniß gegen das Volk. Dieſes war zerſplittert, ſein Daſein in unauflösliche Widerſprüche verflochten, während jene dem hohlen Daſein einen Schein zu geben wußten, und ſich ſelber täuſchend auf einen ſchwankenden Grund, ein ſicheres Gebäude errichtet zu haben vermeinte. Hieraus entſprang der Adelſtolz unſerer Tage, halb lächerlich, halb furchtbar, auf jede Weiſe kümmerlich in ſich, und nur gefährlich durch die allgemeine Erlähmung des bürgerlichen Sinnes. Dieſes leere Weſen iſt durchaus modern, für die wahrhaft nationale Kraft gefährlicher, als die rohe Gewalt früherer Zeiten, weil ſie nur aus der Mattherzigkeit ſelber entſprungen war. Dürfen wir behaupten, daß er verſchwunden iſt? Hat man nicht geſehen, wie der Adelſtolz noch immer ſich an die franzöſiſche Weiſe hält, ſelbſt in unſern Tagen, wenigſtens hier und da, ſich gegen die lautgewordene Nationalität, freilich jämmerlich genug, geltend zu machen ſucht? Erſchien er nicht immer ſchwankender, unſicherer, jemehr ſein Mittelpunkt, der franzöſiſche Adel, zurückgedrängt, in die Enge getrieben ward, und ſteigt und ſinkt ſein Uebermuth nicht in Deutſchland, wenn auch nicht allenthalben, wie er in Frankreich ſich hervorwagt, oder verbergen muß, ſo daß er jetzt auf adeligen Landſitzen und im ſtädtiſchen Winterleben die pariſer Temperatur genau anzeigt? Von dieſer Aftergeburt kann nun freilich in Deutſchland nicht mehr die Rede ſeyn, ſie hat ihre Gefährlichkeit hoffentlich verloren. Aber ernſthafter als je tritt die Frage nach einer nationalen Bedeutung des Adels hervor, nach einer ſolchen, die, lebendig aus der Nation entſprungen, das allgemeine freie Daſein hebt, ſtärkt, erfriſcht, nicht hemmt? Wer vermag ſie zu beantworten? Wer kann die verwiſchte Gränzlinie mit ſicherer Hand wieder beſtimmen? Die reine Trennung vermag allein die vollſtändige Vereinigung einzuleiten. Der ächte, tiefe Adelſtolz muß den wahren bürgerlichen heben, nicht unterdrücken, und umgekehrt, nur wenn beide Stände ihren eigenthümlichen Werth erkennen, können ſie in, mit, neben einander auf eine geſunde Weiſe beſtehen. Das Problem liegt da, wer vermag es zu löſen?

Wir betrachten den gelehrten Stand und die mit dieſem verbundene Erziehung der Deutſchen. Es iſt hierbei unvermeidlich, von der deutſchen Literatur zu reden; — und wer, der ſie kennt, kann leugnen, daß ſie in ihrer jetzigen Lage das Verworrenſte, ja Monſtröſeſte darſtellt, was je in einer menſchlichen Vorſtellung vorkam. Das Alte hat alles Zutrauen verloren, das Neue iſt in ſchwankender, unſicherer Bewegung, und tauſend aufgeregte Gemüther ſcheinen in mannichfachen Richtungen das Unerreichbare, ja Ungeheure, auf die ſeltſamſte Weiſe, erhaſchen und darſtellen zu wollen. Der Glaube iſt nicht allein in der Religion, er iſt allenthalben zurückgedrängt, und der irregeleitete Geiſt ſucht ihn mit unruhigem Treiben, indem er dennoch Alles zurückſtößt, was ihn näher bringen kann, nicht einſehend, daß der Glaube der Grundſtein, das tiefſte Fundament alles Strebens iſt, keinesweges das Ziel deſſelben. Betrachtet der Theologe die Bibel nicht als ein Buch, welches nur da zu ſeyn ſcheint, damit er ſeinen Verſtand, ſeine philologiſchen, exegetiſchen, dogmatiſchen, commentirenden geſchichtlichen Kenntniſſe an ihr entfalten, ſeinen Scharfſinn, ſeinen Witz, ſeine Phantaſie durch ſie entwickeln kann? Nicht was ſie in ſich iſt, ſondern was er aus ihr zu machen verſteht, iſt das Aechte, das Wahre. — Die Weiſſagungen ſind eine Thorheit, der Glaube an Wunder ein Wahnſinn, ſagt der Eine, und er verſteht zu beweiſen, daß in dem alten Teſtament keine Weiſſagungen, in dem neuen keine Wunder vorkommen. Einige werden philologiſch vernichtet, andere als pſychologiſche Täuſchungen erklärt. Die Inſpiration wird nirgends in der Bibel gelehrt, die Lehre von der Verſöhnung iſt ihr fremd. Andere betrachten die früheſten Urkunden der Religion als Sagen und Mährchen, die in flachen Allegorien die Verſuche roher Völker, ſich die Schöpfung und Entwickelung des Geſchlechts verſtändlich zu machen, enthalten. Wiederum Andere verlieren ſich in einen phantaſtiſchen Myſticismus, leugnen alle Anwendung des Verſtandes, und betrachten die ganze Offenbarung als einen monſtröſen, heiligen Wahnſinn, der aus dem Aeußern des Lebens, eine ſeltſame Welt, voll Träume und Viſionen enthält, in deſſen wunderbare, gaukelnde Bilder, Sinn und Verſtand und Leben, als in ein grundloſes Meer ſich heruntertauchen ſoll. Dann tritt der Philoſoph hervor und betrachtet die Bibel, wie die Natur und die Geſchichte, als ein gemeinſames Räthſel, deſſen Löſung ihm allein gebühre, und wenn der bloß Verſtändige die Bibel in ſeine flachen Begriffe verſteinert, wenn der Phantaſt ſie in ſeine Traumwelt hineinzieht, ſo möchte der Philoſoph ſie ſeiner Wiſſenſchaft unterordnen, und behaupten, dieſe ſey das einzig Wahre. Und unter dieſen vernehmen wir noch Diejenigen, die Alles buchſtäblich nehmen, die Bibel als eine, Wort für Wort, durch den heiligen Geiſt abgefaßte Schrift betrachten, die ihn ſehen, wie er, hinter den Propheten, Evangeliſten und Apoſteln ſtehend, dieſen Alles wörtlich eingegeben hat, ſo daß wir, eben ſo leidend und ohne Zuthun annehmen und glauben ſollen, wie jene heiligen Schriftſteller geſchrieben haben. Verwirrt durch ſo viele ſich wechſelſeitig verdrängende Anſichten, von welchen keine das Uebergewicht erhält, werden die meiſten gleichgültig gegen alle und treiben, ohne wiſſenſchaftlichen Ernſt, der nur aus wahrer Begeiſterung, wie dieſe nur aus Ueberzeugung hervorgehen kann, Alles als ein äußeres Geſchäft, während Wenige durch ein eigenthümliches Streben ſich ſelbſt in das ſchwankende Treiben zu retten ſuchen, und ſo die Anſichten und mit dieſen die Verwirrung vermehren. —

In der Jurisprudenz iſt die Unſicherheit und die ſich durchkreuzende Menge der Anſichten nicht geringer. Wir ſind jetzt, behaupten Einige, befreit, Deutſchland will ſich in ſich ſelber bilden und geſtalten, da ſey ein allgemeines Geſetzbuch vor Allem nothwendig, die Unternehmungen in Oeſterreich, in Baiern, in Preußen, in Frankreich ſelbſt kritiſch benutzt, gelten uns als ſchätzbare Vorarbeiten. Während man die Bibel ſelbſt in mannichfaltige Syſteme und Erklärungen zerreißt und zerſplittert, iſt man emſig bemüht eine juridiſche Bibel für das monſtröſe juridiſch, wie politiſch zertrennte Deutſchland, einen bleibenden Codex für alle zukünftige Zeiten zu ſchaffen. Wahrlich, ein kühnes Unternehmen, welches, irren wir nicht, mit keinem andern der Art in der Geſchichte verglichen werden kann. Andere traten daher warnend hervor. Eben jene unreife Verſuche, behaupten ſie, zeigen am deutlichſten, wie wenig wir berufen ſind, einem ſo großen Gebäude innere Sicherheit zu verſchaffen. Ja das Beſtreben, ein rohes, unermeßliches Material übereilt zu verbinden, hat eine Oberflächlichkeit in das Studium ſelbſt hineingebracht, die erſt vertilgt werden muß. In allen Richtungen des Geiſtes herrſcht eine wunderbare Gährung. Wo iſt das wiſſenſchaftliche Gebäude, welches auf allgemeine Gültigkeit Anſpruch machen kann? Es iſt recht und ſchön, daß wir unermüdet neue Syſteme bauen, die als mannichfaltige Verſuche und Vorübungen nützlich ja nothwendig ſind. — Faſt alle ſind, indem ſie abermals zuſammenſtürzen, am wichtigſten. Solche Gebäude, ſolche Beſtrebungen können aber hier nicht ohne den höchſten Schaden für das Wohl der Länder thätig, beſtätigt durch die Regierung, hervortreten. Fiat experimentum in corpore vili kann der Gelehrte ſagen und die eigene Anſicht bis zur tödtenden Conſequenz verfolgen, aber ein ſolcher Körper iſt der Staat nicht. Man halte das geſchichtliche Studium feſt, man bilde Juriſten, man ordne den Staat allmählig. Nichts Todtes iſt eine Geſetzgebung, vielmehr ein Lebendiges.

welches ſich aus den edelſten Keimen langſam in Verbindung mit dem allgemeinen Leben entwickeln ſoll. Nur das Todte bedarf des Wachsthums nicht. So ſprachen Andere. Was bedeutet denn jenes geſchichtliche Studium? antworten dieſe. Das römiſche Recht wird als das Höchſte, als der Mittelpunkt geprieſen. Es iſt Zeit, daß wir dieſe fremde Feſſel, die alle geſetzliche Verhältniſſe mehr verwickelt und verwirrt als geordnet hat, endlich abwerfen und das eigene Leben aus eigenthümlicher Anſicht geſtalten. Sollte für das kräftigſte Volk ſich nicht auch die kräftigſte, tüchtigſte That ziemen? Sollen wir uns der Willkühr der juriſtiſchen Gelehrſamkeit mit ſchwankender Trägheit hingeben? Wie wenige können, unter der Maſſe der Richter, jenes ſchwierige Studium mit Erfolg treiben? Das deutſche Geſetz, ſelbſt das unvollkommnere iſt beſſer, denn es tödtet die Willkühr, und wie die Menſchen ſind, möchte es beſſer ſeyn, daß der Richter durch klare Vorſchriften eine Maſchine wird, als daß das Volk es wird, indem es ſeine wichtigſten Angelegenheiten dem Gutdünken einzelner Menſchen preisgiebt. Frägt man nun nach den Prinzipien einer ſolchen Geſetzgebung, ſo will der Eine den gegenwärtigen Zuſtand als Grundlage betrachten, und die endloſe geſchichtliche Betrachtungsweiſe ſo viel möglich zurückdrängen; der Andere behauptet, es erhalte alle geſetzliche Einrichtung nur durch eine geſchichtliche Ergründung, Leben, Sinn und Bedeutung; wieder Andere wollen den geſchichtlichen Wechſel bis zu einem feſten Urſprung verfolgen, und wo ſie keinen Anfang finden erdichten ſie ihn, ſetzen einen ſogenannten Naturſtand aus welchem die geſelligen Verhältniſſe entſtehen, und glauben ſo alle Verwickelungen, ihre Gründe und ihre Beziehungen unter ſich, die daraus entſpringenden Verhältniſſe auf die leichteſte und natürlichſte Weiſe entwickeln zu können. Ein ſolcher Naturſtand war nie, ſagen wiederum Andere, in allem Wechſel iſt ein bleibender Grundtypus, eine unwandelbare Idee, nur dem Philoſophen zugänglich. Aus dieſer entſpringen mit ſtrenger Nothwendigkeit feſte Rechtsbegriffe, die über alle Zeit und alle Verhältniſſe erhaben, zu jeder Zeit die unerſchütterliche Grundlage geben. Allerdings, ſagen endlich Andere, iſt die urbildliche Idee das Leitende, aber ſie offenbart ſich nicht in einen Begriffen, die todte Abſtractionen ſind, ſondern in dem Leben, in der Geſchichte ſelber; dieſe iſt die ſchönſte Enthüllung der Ideen, iſt Seele und Leib in ununterſcheidbarer Einheit. Und nun das verworrene Geſchrei über Staatsverfaſſungen, über Verwaltung im Ganzen und im Einzelnen, diplomatiſche Anſichten, die ſich vornehm dünken, politiſche, die auf Erfahrungen und Klugheit Anſpruch machen, philoſophiſche, die im alleinigen Beſitz der Weisheit zu ſeyn wähnen. Vorſchläge drängen ſich, Forderungen treten unbeſonnen hervor, allgemeines Gerede miſcht ſich in einzelne Fälle, die eingeſchränkteſte Erfahrung will allgemein gültig ſeyn, Große imponiren mit ſchlechten Erfahrungen der Cabinetter, als wenn in dieſen die Myſterien der Geſchichte verborgen wären, Gelehrte mit Grundſätzen, als wenn das Leben mit jenen kläglichen Menſchen verglichen werden könnte, die nach äußern Prinzipien ſich modeln, weil der innere Lebensquell verſiegt iſt, Beamte mit Dem, was ſie in dem engſten Geſchäftskreiſe erleben, provinzielle und nationale, cosmopolitiſche und religiöſe, kaufmänniſche und kriegeriſche Vorurtheile, erheben einen verwickelten Kampf ohne Sicherheit, ohne Plan, und in der gemeinſchaftlichen Finſterniß treffen die Schläge Freund und Feind auf die verworrenſte Weiſe. Man nennt dieſes Geſchrei die öffentliche Stimme, das Volk ſoll es für die ſeine erkennen, die Regenten ſollen darauf hören. Können wir uns wundern, daß die Gelehrten uns wol ein mannichfaltiges Gerede über die Geſchichte geben, aber noch keine Geſchichte? Wie glücklich waren die Griechen und Römer in der ſchönſten Zeit. Kaum war das Größte erlebt, als es auch dargeſtellt war. Dieſe Völker waren dem in ſich klaren und ſichern Menſchen vergleichbar, der über jede Stufe ſeiner vergangenen Entwickelung ſich zu verſtändigen vermag. Die größten Geſchichteforſcher traten als das klare Bewußtſein der Völker hervor, und die Zukunft war nicht räthſelhaft, weil man die nächſte Vergangenheit, und durch dieſe die Gegenwart begriff. Jetzt ſtreift man in allen Gegenden, in allen Zeiten herum, die Töne aller Völker klingen bei uns wieder, die Ereigniſſe aller Zeiten werden wieder lebendig, das Tiefſte, was jemals gedacht, das Anmuthigſte, was je vernommen ward, das Kühnſte und Erhabenſte, was zu irgend einer Zeit geſchah, nennen wir übermüthig unſer Eigenthum; aber der ungeheure Schatz hat uns ergriffen, und wir gehen, ohne über uns ſelbſt klar zu werden, zu Grunde, nicht durch Armuth, ſondern ergriffen von einem monſtröſen Reichthum, der uns nie zur Ruhe, nie zu deutlicher Ueberſicht kommen läßt. —

Die herrſchenden Anſichten in der Phyſik ſind ſ verworren, wie die geſchichtlichen. Man behaupte nicht daß dieſe nur einen geringen Einfluß auf das öffentlich Leben hat. Die Phyſik enthält die wichtigſten Moment der gegenwärtigen Bildung, ſie äußert ihren Einfluſ nicht allein nach außen, indem ſie die Producte veredelt, den menſchlichen Kunſttrieb vervielfältigt, ſondern auch nach innen, indem ſie die Richtung der geiſtigen Entwickelung auf die mannichfaltigſte Weiſe beſtimmt und abändert. Die Phyſik hat in neuern Zeiten ihr Feld unglaublich erweitert, ſie tritt ſo bedeutend hervor, daß ſie auf eine wundervolle Zukunft deutet. Scheint aber nicht der Reichthum an Erfahrungen die Verwickelung eher zu ſteigern als zu vermindern? Die nomenclatoriſche Zoologie, Botanik und Mineralogie ſtürzt faſt zuſammen unter der ungeheuren Mannichfaltigkeit der Formen, die wir nur äußerlich auf einander zu beziehen, nicht durch innere, großartige, lebendige Combination zur höheren Einheit zu verbinden vermögen. Die Phyſik, im engern Sinne, iſt ein ſchwankendes Spiel der eigenen Erfahrungen geworden, und Hypotheſen und Theorien verdrängen und verwirren ſich hier, wie in den übrigen wiſſenſchaftlichen Anſichten. Die mechaniſche Phyſik hatte kaum eine ſichere und feſte Grundlage erhalten, das bewunderungswürdige Gebäude der Aſtronomie, das kühnſte und in ſich feſteſte, was der menſchliche Geiſt je errichtete, hatte kaum ſeine gegenwärtige Geſtalt erhalten, als die qualitative Phyſik mit allen ihren

Aufgaben den Naturforſcher ergriff; die Electricität lug recht eigentlich wie ein Blitz ein, der in einem nell vorübergehenden Momente, die wundervollſte, äthſelhafteſte Nacht erhellte, aber Alles — das Streben ar einmal erweckt, und ließ ſich nicht abweiſen — in och tieferer Finſterniß zurückließ. Becher, Stahl, La- iſier bildeten für eine Zeitlang einzelne Ruhepunkte, ren ſchwankende Beſchaffenheit man dennoch ſelbſt, als an ſich den Gebrauch gefallen ließ, mehr oder weniger nete. Die Entdeckung des Galvanismus, indem er as Getrennteſte vereinigte, die Scheidewand zwiſchen dem emiſchen und electriſchen Proceß aufhob, ſelbſt mit einer underbar geſetzmäßigen Einfachheit das Mannichfal- igſte verknüpfte, ſchien die Löſung der höchſten Aufgabe endlich nahe zu rücken. Durch dieſe Entdeckung ſtürzte mählig ſo Vieles zuſammen, was man für ſicher hielt. an ließ es getroſt fallen, denn eine viel verſprechende larheit ſchien uns nahe, ganz nahe zu treten, und wir aubten das wunderbar erhellende, löſende Wort ſchon u vernehmen. Aber jetzt eben iſt die Phyſik verworrener ls je. Die galvaniſche Säule ſcheint uns an einen unkt feſtgezaubert zu haben von welchem wir Alles warten, aber eben dadurch iſt die freie Beweglichkeit iſt verloren gegangen. Die Phänomene der Wärme nd des Lichts, die wunderbaren Erſcheinungen der Selbſtentzündung und der Exploſionen winken uns von dieſem Punkte ab, aber keine leitende Idee vermag uns zu orientiren. Berzelius und Wollaſton deuten auf geheime Geſetze der beſtimmteſten Art, ſie ſind da, aber wir vermögen ſie nicht klar zu enthüllen. Noch nie war eine ſolche Gährung, ein ſolches Schwanken, eine ſolche Unſicherheit in der Phyſik. Die Menge der Erſcheinungen nimmt dabei immer zu, neue Verhältniſſe, neue Subſtanzen werden immerfort entdeckt, aber die Geſetze ſcheinen ſich fortdaurend zu verbergen. Dieſer Reichthum, behauptet der Naturforſcher, dieſe Maſſe von Thatſachen ſey ein herrlicher Gewinn. Ja, wenn wir nur wußten, was eigentlich Thatſache ſey, wenn wir nicht auf gefährliche Abwege gerathen könnten, bei einem ſo prinziploſen Verfahren. Iſt die Natur nicht mit der Geſchichte zu vergleichen? Was mein Nachbar treibt, was die gemeinſte Natur in dem engſten Kreiſe vornimmt, iſt auch ein Geſchehenes, eine Thatſache, aber deswegen noch keine geſchichtliche; muß der Sinn für die Natur nicht ein großartiger ſeyn, wie der für die Geſchichte, wenn er faſſen ſoll, was wahrhaft That der Natur iſt? Laufen wir nicht, zumal in der Chemie, Gefahr, in ein endloſes und gewaltloſes Treiben mit dem Unbedeutendſten zu gerathen, wie der Geſchichtsforſcher, wenn er Alles an die engſte Perſönlichkeit knüpft? Dieſes unſichere Schwanken iſt allgemein, es iſt ein Reſultat der Lage der Wiſſenſchaft ſelber; aber in Deutſchland ſteigert ſich die Verwirrung auf eine unglückliche Weiſe. Es iſt allgemein beklagt und genügſam bedauert worden, daß ein nur gar zu kühnes, ja oft wahrhaft freches Beſtreben, die Natur aus ihrem innern Weſen, aus der Totalität ihres Lebens zu erkennen, oft auch die Ausgezeichnetſten irregeführt zu haben ſcheint. Verliert der empiriſche Naturforſcher ſich fruchtlos in das endloſe Gewirre des Einzelnen, ſo bildet jener phantaſtiſche

Theoretiker die wunderbarſten Träume, und verſäumt die genaue gewiſſenhafte Nachforſchung, ohne welche keine Naturwiſſenſchaft gedacht werden kann. Wie man auch von dieſen Unternehmungen denken mag, günſtig oder ungünſtig, ſo viel iſt gewiß, rohe Empirie und rohe Theorie ſcheinen wie zwei unverträgliche Welten einander gegenüber zu liegen. Sucht jene ſich an die einzelne Erfahrung zu halten, doch ohne daß man weiß, was eigentlich Erfahrung ſey, ſo glaubt dieſe von Ideen ausgehen zu müſſen, doch ohne mit Sicherheit nachweiſen zu können, woher ſie ihre Gewißheit hat. Ja ſo wenig iſt an eine Vereinigung zu denken, daß der Empiriker vielmehr Alles abwehrt, was jene enthüllt, enträthſelt zu haben vermeinen, während die Theoretiker nur gar zu geneigt ſind, die Erfahrung der Erfahrnen gering zu ſchätzen. Was aus dieſem Streite bis jetzt entſtanden iſt, ſcheint in der That nur eine geſteigerte Ungewißheit aller Anſichten nicht allein, ſondern auch eine Trägheit im Nachforſchen zu ſeyn, die beſonders in den letzten Zeiten, während man in England und Frankreich unermüdet das Alte zu berichtigen, neue Entdeckungen zu verfolgen bemüht iſt, auf eine auffallende Weiſe um ſich greift.

Dieſes Schwanken hat beſonders auf die Arzeneikunde den gefährlichſten Einfluß bewieſen. Die Arzeneikunde hat ſich in ältern Zeiten faſt lediglich auf mannichfaltige Erfahrung geſtützt, ja das tiefe practiſche Talent, welches die unter einander gemengten ſchwer zu unterſcheidenden Kennzeichen der Krankheiten und die zweckmäßig anzuwendenden Heilmittel mit inſtinktartiger

Sicherheit heraushob, war die eigentliche feſte Grundlage dieſer bewunderungswürdigen Kunſt, die das Unergründlichſte und Räthſelhafteſte ſelbſt, mehr ahnend, als begreifend, zu ordnen und zu handhaben wußte. Je mehr die Naturwiſſenſchaft gedieh, je mehr es gelang, Naturerſcheinungen unter feſte Geſetze zu bringen, deſto mehr wuchs das Beſtreben der Aerzte, auch eine äußere durch Reflexion und theoretiſche Wahrnehmung gewonnene Grundlage für ihre Kunſt zu finden, die dadurch zur Wiſſenſchaft erhoben werden ſollte. Die Arzeneikunde erſchien in ihrer Geſtalt wechſelnd, wie die Naturkunde, die urſprüngliche Unſchuld der reinen Wahrnehmung war auf immer verloren, die Reflexion warf einen dauernden Schatten in die Erfahrung, und der ſichere Inſtinkt ſchwankte, und ward, von den wechſelnden Vermuthungen ergriffen unſicher und zweifelhaft. Mechaniſche und chemiſche, elektriſche und galvaniſche Anſichten, Verwandſchaften und Polaritäten, Humoral- und Corpuscular Pathologien entſtanden und gingen unter, hemmten, beſchränkten, vernichteten ſich unter einander. Alte Kurmethoden verloren ihr Anſehn, Krankheiten wurden hier nach dieſen, dort nach jenen Anſichten geheilt. — Iſt es ſchwer in der anorganiſchen Natur zu beſtimmen, was eigentlich Thatſache ſey, ſo tritt dennoch das Geſetz reiner hervor, es iſt möglich, eine Erſcheinung von der andern rein zu ſondern, die beſtimmten Umriſſe, das Eigenthümliche herauszuheben, das Reingeſonderte in ſeiner Beziehung zu unterſcheiden; im Leben iſt eine ſolche Sonderung ſchwer, ja faſt immer unmöglich, die Geſetze entſpringen unmittelbar aus dem

Ganzen, das Einzelne verſchlingt ſich mit dem Ganzen, und dieſes iſt ein ewiges Räthſel. Das Unklare iſt weniger ſtreng, das Unbeſtimmte die Stätte der Willkühr. Voreilig wurden halb verſtandene Sätze der Naturwiſſenſchaft auf das Leben angewendet, und was die Erfahrung unbeſtimmt ließ, durch Begriffe verbunden. Aber eine ſchwellende Tiefe iſt zwiſchen dem unergründlichen Leben mit ſeinem Wechſel und ſeiner tiefen Entwickelung und dem endlichen Begriffe befeſtigt. Ein allgemeines Grundgeſetz iſt da, aber es ſpaltet ſich in unendliche Strahlen, und auf jedem Punkte tritt ein anderes geſtaltetes, in ſich eigenthümliches, in der gemeinſamen Einheit gegründetes Leben hervor. Der Brownianismus ſpielte mit Erregung und Erregbarkeit, und vernichtete die Mannichfaltigkeit der Qualitäten, um eine todte Begriffseinheit zu finden. Die Naturphiloſophie ſteigerte die Verwirrung. Freilich iſt die Arzeneikunde die höchſte Naturwiſſenſchaft, aber eben deswegen als Wiſſenſchaft unerreichbar. Die Theorie, wenn ſie voreilig angewandt wird, findet hier daſſelbe Widerſtreben, wie im geſchichtlichen Leben, die Wirklichkeit hemmt ſie, bis ſie wahrhaft durchſichtig wird, d. h. bis in der Geſchichte, wie in der Natur die Erſcheinung als ſolche verſchwindet, und die unreife Theorie kann das erſcheinende Leben nur verwirren. Vergebens ſucht der Arzt jetzt, einmal hingeriſſen, den urſprünglichen Inſtinkt des Talents, die reine Erfahrung wieder herzuſtellen, vergebens die wahre Theorie, die ihn mit dem Inſtinkte wahrhaft verſöhnen könnte; in einer unglücklich ſchwankenden Mitte iſt er wechſelnden Vermuthungen preisgegeben, indem er die Naturſicherheit des Inſtinkts verloren hat, ohne die höchſte Sicherheit der wahren Theorie errungen zu haben. Die hippokratiſche Arzeneikunde läßt ſich, in ihrer völligen Reinheit, ſo wenig wiederherſtellen, wie der alte unſchuldige Glaube. In Deutſchland iſt dieſe Verwirrung am höchſten geſtiegen, weil hier das Beſtreben nach Einſicht am ſtärkſten hervortrat.

Aber ſelbſt was aus dem allgemeinen Leben des Volkes ſich ſonſt auf die heiterſte Weiſe gebiert, was in dem Zwieſpalt des Daſeins die höhere Vereinigung hervorruft, die Poeſie, wie wechſelnd, in ihren Formen ſich ausſchließend erſcheint ſie in Deutſchland, das unglückliche Land, welches in jeder Richtung einer allgemeinen Verwirrung preisgegeben ſcheint! Im Orient, in Griechenland, in Rom, in dem alten Deutſchland, in den romaniſchen Ländern, ja jetzt noch in England und Frankreich, in Italien und Spanien zeigt die Poeſie ein allgemeines Gepräge, allgemein verehrte Namen, die noch vorzüglich gelten, anerkannte Muſter, die eine gewiſſe Einheit, eine Uebereinſtimmung erhalten. In Deutſchland allein ſteht Alles, die Poeſie aller Länder, aller Zeiten, die eigene frühere und gegenwärtige, als eben ſo viele Poeſien, möchte man ſagen, nicht bloß neben, ſondern gegen einander. Eine phantaſtiſche, unſinnige Traumwelt nennt der Eine, was der Andere anbetet, eine flache, proſaiſche Anſicht Dieſer, was Jener verehrt und hochhält. Einer huldigt nur den Griechen und verachtet die alten Deutſchen, Beide werden geringgeſchätzt von Andern, die nur Ludwig des Vierzehnten

Zeit preiſen. Man lächelt überklug, wenn wir Calderone bewundern, und noch giebt es Gebildete, die Shakeſpeare ein Monſtrum nennen. Wer Schiller ſchätzt, glaubt Göthe geringſchätzen zu müſſen, und umgekehrt. Herder, Novalis, Tieck, die Schlegel, Jean Paul haben allenthalben Anbeter und verachtende, geringſchätzende Gegner. Weil Keiner allgemein verehrt wird, iſt jeder Name ſchwankend geworden, ja ein Jeder von uns hat in verſchiedenen Epochen ſeines Lebens, bald Dieſen, bald Jenen anbeten, bewundern, ja wohl nachahmen müſſen, bis es uns — vielleicht nie — gelang, eine eigene Anſicht zu erringen, ſo daß die wechſelnden Hypotheſen, Theorien, philoſophiſchen Syſteme, Poeſien faſt als nothwendige Jugendkrankheiten erſcheinen, welchen wir unterliegen müſſen, gegen welche eine Schutzimpfung, den Kuhpocken ähnlich, nützlich und heilſam ſcheinen möchte.

Wie kann man hoffen, daß eine Kunſt jemals gedeihen ſollte in einem ſo ſchwankenden und ſchwebenden, hin und her in vielfältiger Richtung bewegten, ſich ſelbſt in dem Höchſten widerſtrebenden Ganzen? Die Kunſt iſt die höchſte Blüthe des in ſeinen innerſten geiſtigen Tiefen einig gewordenen nationalen Lebens. Ja wir können behaupten, daß die Franzoſen eine Kunſt haben, ſo eingeſchränkt ſie auch erſcheint, wenn auch die Einheit ihres Daſeins eigentliche Einförmigkeit genannt werden muß. Auch hat man es in Deutſchland bis jetzt beim Bewundern, Sammeln, bei unbeſtimmten Gefühlen, allgemeinen Theorien, Nachahmen und Copiren bewenden laſſen, indem man bald die griechiſche, bald die gothiſche Kunſt vorzog, ohne irgend ein wahrhaft Eigenthümliches erlangen zu können.

Daß Deutſchland das einzige Land in Europa iſt, wo die höhere Speculation noch lebt, wird allgemein anerkannt. Wie wenig haben Diejenigen das tiefe Volksthümliche der Deutſchen begriffen, die nicht einſehen, daß dieſe Richtung nichts Zufälliges, nicht das Werk einzelner Grübler, vielmehr ein wahrhaft allgemeines Product des innerſten Lebens der Nation iſt. Die Philoſophie, ſo vielgeſtaltet ſie auch erſcheinen mag, ſo ſehr die verſchiedenen Formen ſich auch wechſelſeitig ausſchließen, hat auf die ganze Denkweiſe der Nation einen entſchiedenen Einfluß. Selbſt Derjenige, der die Realität aller Philoſopheme ableugnet, kann dieſem Einfluß nicht entgehen, der ſich auf alle Richtungen des Lebens, wie des Wiſſens, auf die großen Verhältniſſe des Staats, wie auf die engern der Erziehung thätig beweiſt. Jener Gegenſatz zwiſchen Idee und Wirklichkeit, zwiſchen Theorie und Praxis, den wir allenthalben fanden, der in allen Wiſſenſchaften herrſcht, wird im Großen und Ganzen durch das Leben überhaupt, und die Speculation dargeſtellt. Die Speculation war früher weniger national, und ſelbſt Leibnitz war mehr ein europäiſcher als deutſcher Philoſoph, wenn man auch zugiebt, daß ſeine Tiefe, ſein Streben eine deutſche Natur vorausſetzt. Nachdem die Fläche der Popularität geherrſcht hatte, ward Kant der Stifter einer neuen Richtung, die mit allem ihren Wechſel doch ächt national war, ja ſo durchaus, daß dieſes Streben der Deutſchen allen übrigen Nationen, den ächt germaniſchen

Skandinavier ausgenommen, völlig verborgen geblieben iſt.

Aber eben hier, eben in dieſer Mitte des wiſſenſchaftlichen Lebens entdeckt man die größte Gährung: „Hier ſind die Gränzen alles Erkennens, die ihr nie überſchreiten dürft, ſagt Kant, bewegt euch innerhalb dieſer Gränzen und Alles wird euch klar ſeyn. — Ich zeige euch den höchſten Gipfel, die letzte Spitze alles Wiſſens, nach dieſem muß alles Erkennen hingezogen werden, hier nur iſt Alles feſt und ſicher, behauptet Fichte. — Das tiefſte innerſte Zentrum aller Dinge, wie alles Erkennens ward mir zu ſchauen vergönnt, und in dieſem die Löſung der Widerſprüche und den Urquell der Wahrheit, behauptet Schelling. — Laßt den Schein ſich vernichten und jedwede Kunde ſich in ſich ſelber erproben, wer das Richtige erkennt als ſolches hat auch das Unwandelbare geſchauet, ſo ſpricht Schleiermacher. — Laßt uns, die Einheit vorausſetzend, die Tiefe der Gedanken, und die unendliche Fülle der feſten Beſtimmungen, die die Sprache entfalten, mit Klarheit enthüllen: nicht wie Alles in Eins verſchmilzt, vielmehr, wie aus der Einheit in dieſer lebend, das Vielfältige ſich für die Vernunft gebiert, und in Gedanken, Ausdruck, Geſtalt und Daſein ſich kund thut, wollen wir, Jedes ſcharf bezeichnend, und beſtimmend darſtellen, ſo Hegel. — Alles, was ihr erkennen möget, iſt Entfaltung des Göttlichen, iſt Entwickelung fortſchreitender Offenbarung, Geſchichte, ſagt Schlegel. — Ich habe alle Philoſophien ergriffen und ergründet, aber Alles löſet ſich in unmittelbares Daſein, in tiefes Gefühl des eigenen Seins und einem höheren allumfaſſenden, in reinem Glauben des Glaubens auf; behauptet Jacobi." —

Eine kurze Zeit ſah alle dieſe Anſichten entſtehen und ſich wechſelſeitig bekämpfen, eine wunderbare Gährung hatte die thätigſten, lebendigſten Gemüther ergriffen, wer ſich einig glaubte, entzweiete ſich, ja wer die nämliche Sprache zu reden glaubte, ward von den Andern nicht mehr verſtanden. Der Kampf hat nachgelaſſen, aber der Zwieſpalt iſt geblieben. Kaum giebt es mehr ein wiſſenſchaftliches Geſpräch in Deutſchland. Ein Jeder ſpricht aus ſich ſelber heraus, Keiner achtet auf die Uebrigen, höchſtens ſprechen ſie von einander, ſich beurtheilend, ja wohl wechſelſeitig als nothwendiger Durchgangspunkt, conſtruirend, Keiner ſpricht mit den Andern. Faſt alle Philoſophen haben ſich an die übrigen gehalten, um eigne Philoſophien zu gebären, und keine Schule pflanzt ſich fort, ſondern eine jede gebiert, die Verwirrung bis auf den höchſten Gipfel ſteigernd, fortdauernd neue in unüberſehbarer Menge. Herbart, Troxler, Bouterweck, Weiß, Krug, Fries und wie ſie alle heißen mögen, treten mit neuen Lehren hervor, ja derſelbe, wie Reinhold, wie Fries, ändert ſich beſtändig, ſo daß keiner unter allen jenes gährende Chaos ohne Schwindel nur von Ferne zu überſchauen, auch nicht die ungeheuerſte Geiſteskraft, die ſich hingebend opfern wollte, dieſe Beſtrebungen ſo vielfältig wunderlicher Art zu ergründen im Stande wäre. Und dieſes iſt dennoch Deutſchlands innerſte geiſtige Eigenthümlichkeit, und von hieraus ſollte der geiſtige Bundestag ſeine Grundlage erwarten? Sollen wir das Beſtreben auf immer aufgeben, und mit dieſem die höchſte Gabe unſerer innern Natur, oder ſollen wir fortdauernd uns dem wunderſamen Triebe hingeben, der uns in die ſchwindelnde Tiefe unendlich wechſelnder Anſichten, wie in einen rettungsloſen Wirbel hineinzuſtürzen droht?

Als eine unglückliche Folge jener mannichfaltigen ſich durchkreuzenden Anſichten müſſen wir die Neigung anſehen, die immer mehr um ſich greift, ein jedes Product mehr zu kritiſiren als zu genieſſen, jene unſelige Reflexion, die allen Glauben, alles Zutrauen und mit dieſem allen höheren Genuß zerſtört. Dieſe Neigung hängt in unſern Tagen mit der fortſchreitenden Bildung ſo genau zuſammen, daß ſie wohl gar als ein vorzügliches Kennzeichen derſelben betrachtet wird. Es giebt eine unbefangene Bewunderung, einen ſchönen Glauben an die innere Wahrheit der Beſtrebungen ausgezeichneter Geiſter, eine kindliche Begeiſterung, die keineswegs das Urtheil ausſchließt, dieſes vielmehr erhöht, befeſtigt, und nur das reife gedeihen läßt. Dadurch gründet ſich Das was man im edlen Sinne eine Schule nennen kann, die, wo eine wahre lebendige Literatur ſich entwickeln ſoll, durchaus nothwendig iſt. Jetzt ſchämt ſich ſelbſt die Jugend Schüler zu heißen, je mehr die unüberſehbare Maſſe der Anſichten wächſt, deſto leichter glaubt ein Jeder eine eigene ſich bilden zu können und frühzeitig ſchnürt ſich das höhere gläubige Leben in eine enge unreife Selbſtſtändigkeit ein, die oberflächlich mit geliehenen Worten ſpielt und jeden höheren Genuß in ſeichten Maximen zu Grunde gehen läßt. Dieſes herrſchende Kennzeichen unſerer Tage hat ſelbſt auf das öffentliche Leben des Staats einen höchſt unglücklichen Einfluß, es hat den ächten, ſtillen, in Glaube und Hoffnung wurzelnden bürgerlichen Sinn getödtet, es hat die Religion ſchwankend gemacht, und einen geiſtigen Egoismus erzeugt, der mit dem ſittlichen verbunden, uns dem furchtbarſten Verderben immer näher zu bringen ſcheint. Wo es ſelbſt der edelſten, tiefſten Natur nicht gelingt allgemein anerkannt zu werden, wo Keiner als Repräſentant der geiſtigen Eigenthümlichkeit der Nation hervortritt, wo Alles ſich in Parteien zerſplittert, ſo, daß der Hochbegabte, wenn es ihm gelingt, gehört zu werden, nur als Parteihaupt betrachtet wird, da herrſcht eine unſelige Anarchie in der geiſtigen Welt, da kann auch der Staat ſich nicht, als ein geiſtiges Ganze, was er ſeyn ſoll, entwickeln und bilden.

In Deutſchland haben ſich bekanntlich, und zwar eben aus dieſem Sinn heraus, ſtehende, unſichtbare kritiſche Corporationen gebildet, deren bleibendes Geſchäft es iſt, ein ſchnelles gleichfertiges Urtheil über Alles zu haben. Aber in der That theilen ſich faſt alle ſchriftſtelleriſche Producte in ſolche, die über oder unter aller Kritik ſind, wenn dieſe ſich in der vorübergehenden Gegenwart ausſpricht. Wollte die Kritik ſich auf die Mittelgattung beſchränken, auf ſolche Unternehmungen, die ſich mit genauerer Beſtimmung und Unterſuchung ſolcher Thatſachen und Verhältniſſe, die beſonders die Zeit beſchäftigen, und allerdings geprüft und beurtheilt werden können, ſo würde man gegen ein ſo offenbar nützliches Unternehmen nichts einwenden. Die

Unterſuchungen erhalten dadurch mehr Leben, und das gemeinſchaftliche Bemühen erregt eine lebhaftere Theilnahme, die in aller Rückſicht erſprießlich genannt werden kann. Während aber ein großer Theil der Kritiker ſich darin gefällt, das offenbar Seichte und Geringe ſeicht und gering zu finden, und Dasjenige, was beſſer nicht einmal erwähnt würde, in die literariſchen Angelegenheiten des Tages hineinzieht, haben Andere ein ſchnelles Urtheil aus einer eigenen Anſicht über das Tiefſte und Höchſte. Die ächte, höhere Kritik hat eine doppelte Richtung, eine allgemeine und eine beſondere. Jene geht von ſicheren, allgemein anerkannten Principien einer Wiſſenſchaft aus, und unterſucht das Verhältniß des Products zu dieſem feſten in ſich gegründeten Ganzen. So kann der Mathematiker mit Sicherheit den Werth einer jeden Schrift beurtheilen; auch iſt das Urtheil über eine mathematiſche Schrift ſelten getheilt. Wo man aber über die Principien der Wiſſenſchaft ſelbſt uneinig iſt, wo in unſern Tagen die Wiſſenſchaft mehr oder weniger mit der Speculation zuſammenhängt, die ſelbſt in Parteien getheilt keinen wirklich nationalen Mittelpunkt gefunden haben, wie mag da die Kritik ihr Anſehn behaupten? Muß ſie ſich nicht ſelber einer höhern Kritik unterwerfen, die ihr Verhältniß zu den wahren, nicht aufgefundenen, oder was in Beziehung auf die nationale Literatur der Zeit daſſelbe iſt, nicht allgemein anerkannten Principien, unterſucht, und dann erſt gelten läßt, oder verwirft? Eine Kritik, die ſelbſt nur als Partei erſcheint, iſt gar keine. Ja wenn es möglich wäre die Parteien ſelbſt, die bunt unter einander gemiſcht ſind, zu ſondern, wenn die einzelnen Parteien ſich unter ſich vereinigten, die Grundſätze unbefangen ausſprächen und das Beſtreben, dieſe als einen Maßſtab der Beurtheilung zu benutzen, offen und redlich bekennten: ſo wäre es wenigſtens möglich, die größere oder geringere Einſeitigkeit oder Lebendigkeit, die Oberflächlichkeit oder Tiefe zu erkennen und die Kritik kritiſirte ſich ſelber, was allerdings lehrreich wäre. Aber dieſes findet nicht Statt. In allen unſern kritiſchen Inſtituten durchkreuzen ſich alle Anſichten auf eine wahrhaft chaotiſche Weiſe; ja man nennt die Verwirrung Unparteilichkeit, da gerade die vollkommene Sonderung der Parteien das einzige Mittel wäre, um Ordnung und möglichſt größte Klarheit in das verworrene Gewirre zu bringen. Die Richtung der Kritik gegen das Beſondere, gegen die Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers iſt wo möglich noch ſchwieriger, obgleich ihr ganzes Geſchäft hier nur ſeyn kann, dieſe, wo ſie iſt, anzuerkennen. Die Fata Morgagna, jene Luftſpiegelung, die in der Natur ſo ſelten iſt, muß man in der Literatur als herrſchend anſehen. Die meiſten Schriftſteller ſind zuſammengeronnene Luftgeſtalten, entſtanden aus der verwickelten Strahlenbrechung lichtvoller Naturen, die durch die allgemeine Wolkenbildung dem Volke nicht allein, ſondern nicht ſelten ſich ſelber verborgen bleiben. Die urſprüngliche, in ſich wahre, eigenthümliche Natur iſt nicht über, vielmehr unter dem Horizonte, und wird dem gewöhnlichen Menſchen nur durch jene Luftgebilde ſichtbar. Das aus ſich ſelber Entſprungene, in ſich ſelber Gegründete, iſt eben deswegen wahr, es iſt entſtanden unmittelbar aus dem ewigen Urquell aller Wahrheit, und iſt über alle Kritik, die den Schein von der Wahrheit zu ſcheiden ſtrebt, abſolut erhaben. Wahrheit und Leben iſt eins; eine jede eigenthümliche Natur iſt daher lebendig. Aber wie im Embryo ruht die Fülle des Lebens, und auch das Lebendige, urſprünglich Wahre kann in Mißgeburten ausarten. Die Zeit iſt vorzüglich glücklich zu ſchätzen, in welcher jede Eigenthümlichkeit ſich fröhlich entwickeln kann; das iſt da, wo die helle geiſtige Sonne klar über das Ganze ſcheint, und alle Keime entwickelt. Das chaotiſche finſtere Treiben unſerer Tage ſcheint dieſen Vorzug nicht zu haben. Wer mag das tief Eigenthümliche erkennen können, wer ſelbſt in irgend einer tödtenden Einſeitigkeit der Zeit befangen iſt? So wird der wahre Kern des Lebens von der Finſterniß zugedeckt, ſelbſt in der eigenen Seele des ausgezeichneten Menſchen. Wie ſoll nun die Kritik jenen trüben, zu deckenden Schein zerreißen, in welchem ſie ſelbſt befangen iſt? Daher war es von jeher ſo ſelten, daß ächt eigenthümliche Menſchen begriffen wurden, ja ſelbſt das Wahre, was ſich kund thun wollte, ward durch eigene Verwirrung nicht ſelten durch die allgemeine herrſchende immer in Schein verwandelt, und erſt als ſolcher begriffen. Daher ward die tüchtige tiefe Natur faſt immer nur aus ihren Anhängern, die Anhänger nur aus ihren Verwirrungen beurtheilt; ja dieſes Urtheil ſelbſt nur in neuen gegründet, und das ſo hin- und hergezerrte, in ſich zerriſſene, mit Irrthümern aller Art und fremden Zuſätzen wieder kümmerlich zuſammengeleimte Gebäude galt für ein neues Syſtem, welches ein Jeder aus ſeinem Standpunkte meiſt ohne Alles, beurtheilte, beſtritt, annahm, bewunderte oder verwarf. Ein Jeder, dem in unſern Tagen ein eignes Problem beſtimmt vorſchwebt, deſſen Löſung er ſein Leben widmen möchte, iſt in einer unglücklichen Lage. Schon die Erziehung, der Unterricht, ſeine Bildung hat ihn in jenes verworrene trügeriſche Scheinwiſſen der Zeit hineingeſtürzt, aus den widerſprechendſten Anſichten hat ſich ein widerwärtiges Gemenge gebildet, durch Gemeinplätze verbunden, welche ſich die allgemeine Stimme nennt. Dieſer Trotz zu bieten iſt nur Wenigen gegeben. Aber die eigene Natur ſiegt. Die leichteſten Einwürfe werden glücklich überwunden, die innere Welt entfaltet ſich, die aſſimilirende Kraft gewinnt Stärke und Bedeutung, ein lebendiges Ganze tritt als belebende Thätigkeit hervor, und das Einzelne wird von dem Ganzen getragen, in welchem es allein Sinn und Bedeutung erhält. Je weiter nun das Ganze gedeihet, deſto mächtiger regt ſich die Sehnſucht nach Theilnahme, nach einem gemeinſchaftlichen Streben, welches, was aus der eigenen Natur entſprang in die Totalität des geiſtigen Lebens der Zeit hineinbildet. Aber hier trifft er auf nichts als auf eine unüberſehbare Maſſe von ſeichten Widerſprüchen. Die erſten leichteſten Einwürfe, die ihm anfänglich entgegentraten, werden ewig wiederholt, Einzelnes ſeiner Anſichten wird angenommen und mit einer fremden Anſicht auf die unerträglichſte Weiſe verknüpft. — Will er dieſe Mißverſtändniſſe enthüllen, dieſe Verwirrungen heben, ſo liegt vor ihm ein endloſes Geſchäft, ſein Daſein wird ſchmerzhaft zerriſſen, und in den Abgrund hineingeriſſen kennt er ſich ſelbſt und die Einheit ſeines Strebens nicht mehr; will er, ſich ſelber treu, von der äußern Verwirrung ſich retten, ſo lebt er in finſterer Einſamkeit, das eigene Gebäude wird ihm zu mächtig, ja was auf dieſe Weiſe ſich ohne die allgemeine Theilnahme ausbildet, nimmt, urſprünglich ſchön und wahr, nicht ſelten in der Ausbildung eine monſtröſe Geſtalt an, die aus dem allgemeinen Widerſtreben erzeugt, dieſes immer ſteigert. Unſere Kritiken ſind faſt nichts als ſolche unglückliche Mißverſtändniſſe, die ſich in ſich ſelber immer mehr häufen; ja Bibliotheken entſtehen aus dieſer verworrenen Maſſe von Einwürfen gegen erdichtete Productionen, von Streitigkeiten, die beide Parteien immer mehr entfremden, anſtatt aufzuklären. So ſtehen ſelbſt die höchſten, edelſten Bemühungen gegen einander bewaffnet. Nun aber werfe man einen Blick auf jene unüberſehbare Maſſe des Gemeinen, und ganz Geringen, jene abgetrübte, kümmerliche Meinungen, Gedanken und Kenntniſſe, die für die geiſtige Armuth präparirt und auf allen Ecken feilgeboten werden, jene furchtbaren Armenanſtalten für die Unmündigen im Volke, Leſeinſtitute, die uns brockenweiſe mit der Zeit fortſchreiten lehren, Leihbibliotheken, die das über alle Beſchreibung, ja über alle Vorſtellung hinaus Schlechte aufnehmen, und die elendeſten Producte gedeihen laſſen, Schriften für das Volk, die alle wahre Volksgeſinnung durch mattherziges Gerede verkümmern, Kinderſchriften, welche die wahre, tiefe, religiöſe Sittlichkeit durch ſeichte Moralien verderben, breite Anweiſungen Dasjenige zu thun, was ſich ohne alle ſchriftliche Anweiſung, durch einfaches Uebertragen am leichteſten und natürlichſten thun läßt, flache Romane, ſeichte Schauſpiele, phantaſieloſe Mährchen, Almanache, Taſchenbücher, Journale, Tageblätter — jene Sündfluth, jenes grundloſe papierne Meer, deſſen Fluthen immer drohender, immer verwüſtender über uns einbrechen, und ſelbſt das Schönſte und Herrlichſte in ſeinen ſteigenden Wellen wegzuſchwemmen und zu ertrinken drohen.

Es giebt nur eine Wiſſenſchaft, und alle Wiſſenſchaften ſind nur lebendige Organe dieſer einen. Mag es auch wahr ſeyn, daß dieſe Einheit aller Wiſſenſchaften niemals in ihrer Vollendung hervortreten kann, ſo iſt es dennoch gewiß, daß ſie deſto lebendiger, bedeutender werden, je mehr ſie auf einem jeden Punkte von der urſprünglichen Einheit durchdrungen ſind. Aber dieſe eine Wiſſenſchaft iſt wiederum nichts von dem Leben Verſchiedenes, ſie iſt das Leben ſelbſt in ſeiner höchſten, würdigſten Bedeutung, und wo ſie ein nationales Gepräge annimmt, die Seele der Nation. Wie das belebende, bildende Licht in jeder Form des Naturlebens innerlich wird, und in der geringſten, wie in der höchſten die bewegende Kraft iſt, ſo ſoll die Wiſſenſchaft alle Glieder des Staats durchdringen, auch da das Belebende ſeyn, wo ſie in dem Product verſunken nicht als ein ſolches erſcheint. Eine jede Trennung, ein jedes darauf entſtandenes äußeres Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Staate iſt daher eine Verirrung, und was in ununterſcheidbarer Einheit mit dem Leben, als ein Heiteres und Foderndes hervortritt, wird ſo nur hemmend und tödtend. Es iſt freilich gewiß, daß die Wiſſenſchaft ganz und durchaus für den Staat da ſein ſoll; aber dieſes hat nur dann einen Sinn, wenn zugleich behauptet wird, der Staat ſey ganz und durchaus für die Wiſſenſchaft da. Ein jedes wiſſenſchaftliche Streben, welches ſich ganz vom Leben trennt, um eine völlig abgeſonderte Begriffswelt zu gründen, iſt ein thörichtes und verwerfliches, ſo wie ein jeder Staat, der irgend ein lebendiges Wiſſen ausſchließt, als wäre es ihm fremd, oder nur als unvermeidliches Uebel duldet, auf der niedrigſten Stuffe des Daſeins ſtehen bleibt und recht eigentlich barbariſch genannt werden muß. Betrachten wir nun das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Staate in Deutſchland, ſo ſcheint in der That jene Trennung vorzuwalten und mit dieſer eine äußere, hemmende Beziehung. Sie hat die herrſchende Anſicht von einem Gegenſatze zwiſchen Theorie und Praxis erzeugt, jene Behauptung, daß die Theorie für die Praxis nicht tauge, die man aber mit vollem Recht, wie Novalis, umkehren kann und billiger Weiſe über die Untauglichkeit der Praxis für die Theorie ſich beklagen. Was für die engern Bedürfniſſe des Staats, der das Wiſſenſchaftliche als fremd anſieht, dienlich iſt, wird nützlich genannt, und vorzüglich befördert; was über dieſe Bedürfniſſe hinausreicht, nennt man nutzlos, und es wird nur geduldet; was aber in den Verhältniſſen des öffentlichen Lebens eine thätige und fördernde Beweglichkeit unterhalten will, nicht ſelten gefährlich, und man ſucht es zu hemmen, wohl gar zu unterdrücken. Die Krautgärten und Getreidefelder werden ſorgfältig beſtellt und die zahmen Arbeiter geſucht, gepflegt und aufgemuntert, das hohe Wild wird aber in eine Umzäunung eingeſperrt, daß es die trefflich bebaueten Felder nicht verwüſte; dort mag es ſich in regelloſen Kämpfen üben, es wird, wenn gleich eingeſperrt, frei genannt, man ergötzt ſich an den wilden Sprüngen und nennt dieſe Duldung Achtung für die Wiſſenſchaft. Aber an der verſchloſſenen Gränze lauſchen die beſtellten Jäger, und wer ſich außerhalb treffen läßt, iſt mehr oder weniger vogelfrei. Wir dürfen keinesweges behaupten, daß die Schuld nur dem Staate zur Laſt falle, ſie iſt vielmehr wechſelſeitig; das unglückliche Verhältniß iſt aus den Verwickelungen der Zeit entſtanden, und kann nicht leicht, wenigſtens nicht plötzlich gehoben werden. Aber auf die Geſinnung der Gelehrten hat es einen unglücklichen Einfluß geäußert. Ein Theil derſelben hat ſich mit dem Staate verſöhnt, betrachtet die Wiſſenſchaften als Mittel zur Beförderung irdiſcher, augenblicklicher Bedürfniſſe, und ſucht ſorgfältig eine jede Unterſuchung zu vermeiden, die weiter führen könnte. Wenn ein eigenes practiſches Talent ſich hiebei ſelber zu gnügen ſuchte, ſo wäre freilich nichts dagegen einzuwenden, aber ſolche Gelehrte ſuchen nur zu oft das ihnen eigenthümliche Streben, unterſtützt von dem herrſchenden Sinn des irregeleiteten Staats, als das Höchſte, ja als das einzig Reelle darzuſtellen, ſie gründen auf ihre ſogenannte Nützlichkeit einen eigenen leeren Hochmuth, und können ſie dann vorzüglich geltend machen, wenn die reichliche Belohnung des Staats ihnen vorzügliches Anſehn verſchafft. Die Naturwiſſenſchaft verliert ſich dann in Fabriken, als ihrem höchſten Endziele, die Poeſie ſucht nützliche Empfindungen zu erregen und vor allen Dingen die Geldcirculation durch Wohlthätigkeit zu fördern, die Speculation verwandelt ſich in practiſche Philoſophie und verliert ſich in dem fruchtloſen Bemühen, durch Diſtictionen und Paragraphen den gemeinen Verſtand für endliches Denken aufzuklären, und wo möglich die Leidenſchaften auf ein gemeinſchaftliches Maß zu reduciren; ja die Religion läßt ſich gefallen, als untergeordneter Gehülfe für die Geſetzgebung zu dienen; uneingedenk des gebietenden Wortes des Erlöſers: Das Reich Gottes ſollt ihr vor Allem ſuchen; die Furcht Gottes iſt nützlich zu allen Dingen, und hat die Verheißung in dieſem und in jenem Leben. — Ein großer Theil, beſonders der deutſchen Gelehrten, ſcheint auf einem entgegengeſetzten Wege auszuſchweifen, indem er eine jede Annäherung zum Leben, als der Wiſſenſchaft unwürdig und ſchädlich betrachtet; ſie nähren jene verwerfliche Anſicht, durch welche die Jugend in die wüſte Region überſchwenglicher Begriffe, willkührlicher Theorien hinübergezogen wird, und erhöhen durch eine ſolche Einförmigkeit, die der Staat, der Alles was ſich geiſtig regt, von Rechts wegen als ſein Eigenthum betrachtet, nicht dulden kann, den Widerwillen der Behörden gegen die Wiſſenſchaft als ſolche. In der That wird Deutſchland in ganz Europa als ein Land betrachtet, in welchem die bloße vom Leben ſich abwendende Speculation vorherrſcht, und es ſcheint, als wollten ſich hier jene Zeiten der alexandriniſchen Schule, deren monſtröſe Auswüchſe in Conſtantinopel ſelbſt das öffentliche Leben lähmten, auf eine keinesweges wünſchenswerthe Weiſe hervordrängen. Es giebt ein ſchönes Ebenmaß wechſelſeitiger, heiterer und liebreicher Aneignung der Wiſſenſchaft und des Lebens, die vielleicht nur in Griechenland vorübergehend in der Geſchichte erſchien, das Daſein veredelte und der Wiſſenſchaft ſelbſt eine lebendige Bedeutung lieh. Wenn in unſern Tagen Frankreich und vor allen England die empiriſche Seite vorwaltend und einſeitig heraushebt, ſo ſcheint die theoretiſche Seite eben ſo entſchieden einſeitig in Deutſchland zu herrſchen, ja Viele denken ſich eben in der Trennung vom Leben groß, und die Einbildung, als ſey man eine ganz beſondere, über der Wirklichkeit, über der Gegenwart und ihrem Ereigniſſe ſchwebende, vornehmere Natur, hat ſich nirgends, wie hier ausgebildet, ſie hat eine Art geiſtigen Hochmuths entwickelt, die ſich eben in der Nutzloſigkeit groß dünkt, und die es dem Staate nicht verargen darf, wenn ſie geringgeſchätzt wird, da ſie ſelbſt auf ihn als auf einen widerwärtigen, bloß hemmenden Stoff, der ihre höhere Natur bekämpft, voll leerer Einbildung herabſieht. Andere Schriftſteller, die weder der eingeſchränkten Nützlichkeit ſich hingeben, indem ſie gegenwärtige Bedürfniſſe befriedigen, noch ſich in der grundloſen Tiefe überſchwenglicher Anſichten vertiefen mögen, ſchweben leichtſinnig an der verbotenen Gränze, ſuchen dort die Wachſamkeit der lauernden Zenſoren zu täuſchen, und indem ſie muthwillig und frech in der bürgerlichen Ordnung allerlei Unheil anzurichten ſtreben, unvermeidliche Uebel gehäſſig herausheben, eine jede Anordnung ſchmähen, die Großen beleidigen, dem Volke ſchmeicheln, unbeſonnen in einer verworrenen Zeit die Verwirrung ſteigern, ſind ſie es vorzüglich, welche die Freiheit tödten, die ſie mißbrauchen, und die unglücklichen Einſchränkungen herbeiführen, durch welche manches treffende und freimüthige Wort verſtummen muß.

Dieſe Verhältniſſe der Gelehrſamkeit zum Staate äußern ihren ſchädlichen Einfluß auf mancherlei Weiſe. Zwar werden viele Zweige der Gelehrſamkeit von dem Staate nicht bloß geduldet, ſondern auch unterſtützt, ſo die Philologie, die Mathematik, die Naturwiſſenſchaft. Die erſtere zeichnet ſich durch Strenge, durch feſtgeſetzte Prinzipien aus, iſt in ſich wie in ihrem Verhältniß zum Staate von der beweglichen Gährung entfernt; die zweite theilt die Strenge mit der erſtern, und iſt ihrer anerkannten Wichtigkeit wegen bekannt, und wenn die dritte auch an der geiſtigen Gährung Theil nimmt, ſo iſt dennoch dieſe ſelbſt nicht allein ohne allen beſtimmten ſtörenden Einfluß auf die bürgerliche Ordnung, ſie hat auch den Vorzug, daß eine jede Entdeckung, eine jede feſtere Beſtimmung, wie vielfältige Erfahrungen bewieſen haben, für die Induſtrie einen großen Nutzen verſpricht. Aber Deutſchland hat eben die Eigenthümlichkeit, daß hier die Einheit aller Wiſſenſchaften ſich in jeder darſtellen will. So innig, ſo organiſch ſcheinen hier alle Wiſſenſchaften verbunden zu ſeyn, daß keine gedeihen kann, wo irgend eine gehemmt wird. In England und Frankreich iſt es anders. Bei den Engländern hat die Nation ſich mit der Wiſſenſchaft verſöhnt. Dieſe ſtrebt nicht weiter, als jene wünſcht, ſie iſt ächt national geworden und kann über die Kräfte der Nation gebieten. In Frankreich hat zwar das Raiſonnement eine den Staat ſtörende Richtung genommen; aber wenig unter ſich verbunden, ließen die verſchiedenen Richtungen ſich trennen, und ihre ſogenannte Philoſophie hatte zu wenig Einfluß auf die poſitiven Wiſſenſchaften, als daß dieſe, wenn das Raiſonnement gehemmt wurde, ſich beſchränkt fühlen ſollten. Nun ſind die Akademien der Wiſſenſchaften, die eigentlich als rein wiſſenſchaftliche Inſtitute, als Vereinigung der Meiſter, von der Nation ſanctionirte Anſtalten, und daher gediehen dieſe in Frankreich und England, in Deutſchland hingegen konnten ſie niemals jenen großen Einfluß gewinnen. Bekanntlich iſt Baco der Urheber der neuen Akademien. Als er die Geiſter in Europa für die lebendige Naturforſchung gewann, zeigte er ihnen zugleich den großen Vortheil gemeinſchaftlicher Unterſuchungen, beſonders für die Naturwiſſenſchaft. Daß wir den Akademien, als phyſicaliſche Inſtitute zumahl, ſehr viel verdanken, iſt bekannt. Die engliſche Akademie in London, die franzöſiſche in Paris, die italieniſche in Bologna, ſelbſt die ſchwediſche in Stockholm und die ruſſiſche in Petersburg haben ihre glänzenden Epochen gehabt, und die zwei erſten haben ſie ſeit Jahrhunderten erhalten, ſo daß ſie in Rückſicht auf die Dauer ihrer Wirkſamkeit und bedeutende Thätigkeit zu den merkwürdigſten Inſtituten gehören, die jemals in der Geſchichte hervortraten. Warum waren dieſe gelehrten Vereine, wo ſie in Deutſchland auch von der Regierung ſanctionirt wurden, wie in Wien, in Berlin, in neuern Zeiten in München, nie für die Nation ſo wichtig? Die Akademien in Deutſchland waren von jeher in einer eigenen mißlichen Lage. Die nationale Einförmigkeit herrſcht in der Wiſſenſchaft, wie im Staate vor, in England und Frankreich; Italien, Rußland, Schweden zeigten keine innere Eigenthümlichkeit, die das allgemein europäiſch-wiſſenſchaftliche Streben modificirte. In Deutſchland hingegen herrſchte früher eine Hemmung alles eigenen Strebens und zugleich eine Zerſplitterung der Nation, die für die fremde aufgetragene Kultur keinen Mittelpunkt ſich zu bilden erlaubte, ſpäter bei einem jeden mächtig hervortretenden Geiſt eine ſo entſchiedene Eigenthümlichkeit, daß ſie der äußern Vereinigung eher widerſtrebte, als ſie ſuchte. Wollen die Akademien in Deutſchland ſich nur auf Dasjenige beſchränken, was gewiß national fixirt iſt, ſo würden ſie, in Vergleichung gegen das mächtige, ja gewaltſame Streben der aufgeregten Geiſter in allen Theilen des Wiſſens, zu unbedeutend, die Schranken ihrer Thätigkeit zu enge erſcheinen; nehmen ſie aber lebhaft Theil an Allem, was ſich gährend entwickelt, ſo gerathen ſie nur gar zu leicht in Gefahr, das Anſehn zu verlieren, welches zu ihrem Weſen gehört. Denn, wenn auch ein jedes Mitglied der Akademie, als einzelne Perſon, als Mitglied der nationalen Gelehrtenwelt keine beſondere Vorzüge fodern oder erhalten darf, ſo muß dennoch die Corporation, als eine vom Staate ſanctionirte, mit einer beſtimmten Autorität hervortreten. Das Weſen der Akademien iſt offenbar ariſtokratiſch, ſo daß ſie die nothwendige Demokratie nicht ausſchließt, alſo nicht oligarchiſch. — Sie ſollen dem auf Principien Gegründeten, dem Feſten, Sicheren, Geſetzmäßigen der

Wiſſenſchaft Gewicht zu verſchaffen ſuchen. Die Geſetzgebung zwar gehört dem gelehrten Volke, aber was als Geſetz gilt, ſoll durch die Akademie aufrecht gehalten werden. Aber je ſchwankender jene erſcheint, deſto unſicherer, unbedeutender muß dieſe erſcheinen. In Deutſchland ſind alle Theile der Wiſſenſchaft von einer großen Gährung ergriffen, über die Principien hat man ſich höchſtens in der Mathematik und grammatikaliſchen Philologie vereinigt, und ſelbſt über das Befugniß beider in den höheren Wiſſenſchaften beſtimmend hervorzutreten, hat ſich ein bedenklicher Streit erhoben. Die Autorität einer Akademie äußert ſich beſonders durch Anerkennung großer und entſchiedener Verdienſte, ihre innere Thätigkeit durch gemeinſame Erforſchung innerhalb der Gränzen des Erkannten und Begründeten, ihre Wirkſamkeit nach außen durch das Streben auch Andere durch Ermunterung, durch Leitung der Unterſuchungen noch nicht aufgehellter Punkte zur Thätigkeit im Sinne der Akademie zu leiten. Anerkennen kann eine Akademie offenbar nur, was ſchon entſchieden iſt, die Entſcheidung gebühret ihr keineswegs. Entſchieden kann Das nur werden, was in einem beſtimmten Verhältniſſe gegen ſichere, allgemein anerkannte Prinzipien einer Wiſſenſchaft ſteht, und dann was als Mittel einen beſtimmten, bedingten, endlichen Zweck zu erfüllen hervortritt. In der lebendigen Gährung der Wiſſenſchaft, wo ſich eine große Zukunft enthüllen will, wo mächtige Geiſter mit einander ringen, dürfen unſere Akademien ſich nicht hineinmiſchen, denn entweder wirken ſie hemmend, oligarchiſch, wenn ihre Autorität anerkannt wird, oder ihr nützliches Anſehn iſt dahin, wenn man ſie nicht achtet. Aber eben deswegen iſt ſie in unſern Tagen von dem Wichtigſten und Lebendigſten ausgeſchloſſen. Die innere Thätigkeit war in frühern Zeiten, wo ein jeder Gelehrter, von den übrigen getrennt, ſich einem finſtern iſolirten Brüten hingab, um eine heitere, offene Mittheilung vorzubereiten, wichtiger als jetzt. Alle Gelehrte ſind, wenn ſie irgend etwas Neues erdacht oder erfunden haben, gegenwärtig in der unmittelbarſten Verbindung mit den übrigen. Die Journale, die mit großer Bequemlichkeit und Schnelligkeit jede Erfindung, ja jede Aufklärung und Erläuterung, jede neue Anſicht, jeden auffallenden Gedanken verbreiten und dem allgemeinen Urtheil unterwerfen, haben eine ſo lebhafte und ununterbrochene Mittheilung unter allen Gelehrten veranlaßt, daß die Akademien mit ihrer ſteifen Form und ihren unbehülflichen langſam erſcheinenden Schriften, bei dem raſchen Gange der großartigen wiſſenſchaftlichen Unterhaltung, mehr als hemmende, unbequeme Anſtalten erſcheinen, die, was ſchon vielfältig erwogen iſt, erſt hinterher nachſammeln, ſo daß die akademiſchen Schriften ihre vormalige Wichtigkeit verloren haben. Wir ſehen daher ſelbſt die Mitglieder der Akademien jene bequemeren Wege der ſchnelleren Mittheilung wählen, und es läßt ſich ſchwerlich beweiſen, daß die großen Akademien, als ſolche, jetzt noch viel zur Beförderung der Wiſſenſchaft beitragen, auch da, wo ihre Mitglieder zu den berühmteſten gehören. Was aber die Wirkſamkeit der Akademien nach außen, indem ſie durch Preisfragen die Gelehrten zur Löſung wichtiger Probleme zu ermuntern ſuchen, betrifft, ſo iſt es zwar nicht unſere Abſicht zu leugnen, daß dadurch manches Nützliche geleiſtet wurde und geleiſtet werden kann; dennoch hat auch dieſe Form der Ermunterung und Belohnung Schwierigkeiten zu überwinden, die den Nutzen ſehr beſchränken. Die vorzüglichſten Männer, die eigenthümlichſten und tiefſten ſind ohne allen Zweifel diejenigen, welchen ein großes, das ganze Daſein ergreifendes Problem vorſchwebt, und dieſe werden ſchwerlich irgend eine Akademie als Richter ihrer Bemühungen anerkennen. Sehr ſelten ſehen wir daher ſolche Gelehrte unter die Preisbewerber ſich miſchen; auch ſind eigene, nicht fremde Aufgaben die Quellen wichtiger Entdeckungen, und wenn wir auch geſtehen, daß äußere Belohnungen einen eigenthümlichen Reiz haben mögen, ſo können ſie doch nie ein lebendiges Erkennen bewirken, welches aus einem heiligern und reinern Urſprung geboren wird. Ferner dürfen die Akademien bei ihren Preisfragen nie aus dem engen Kreiſe ihrer eigentlichen Beſtimmung heraustreten. Theoretiſche Aufgaben, ſolche, deren Löſung nur aus dem Innerſten der höchſten, nie vollendet darzuſtellenden Wiſſenſchaft möglich wird, dürfen nie aufgeſtellt werden, weil der Akademie keine geſetzgebende Gewalt, keine Entſcheidung gebührt. Man hat oft die Behauptung aufgeſtellt, daß die Verbindung ſelbſt der vorzüglichſten Gelehrten ſelten etwas Bedeutendes hervorbringt, daß das Gemeinſchaftliche der größten Männer ſelbſt kleinlich erſcheint. Und es iſt nothwendig ſo, wenn die Verbindung, wie in unſern Tagen, mehr eine äußere Veranſtaltung, als eine lebendige innere Durchdringung iſt.

Das, wodurch die öfter durch Zufall, als durch innern Ruf Vereinigten verbunden ſind, kann nur auf Koſten der Eigenthümlichkeit eines Jeden gedeihen. Bildet ſich nun eine gemeinſchaftliche Anſicht, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie flach, ſeicht, wo ſie mit Autorität hervortritt hemmend ſeyn wird. Daher haben diejenigen Akademien, die ſolche Probleme aufſtellen, deren Löſung eine lebendige Speculation erfoderten, keinesweges dadurch ihren eigentlichen Ruf befördert. Sie haben es vielmehr erleben müſſen, daß diejenigen Preisſchriften, die ſie auszeichneten, in der Literatur unbedeutend erſchienen, daß die vorzüglichſten ihr Urtheil keinesweges unterſchrieben. Wenn eine Akademie der Löſung eines Problems den Preis zuerkennt, ſo darf ſie ſelbſt nicht als entſcheidend hervortreten. Die bloße Darlegung der Frage und ihrer Beantwortung muß das Urtheil mit Nothwendigkeit in ſich enthalten, wo irgend ein ſubjectiver Grund der Beurtheilung ſich zeigt, ſinkt die Akademie, ihrer Würde vergeſſend, zu einer bloßen Perſon, und da die Energie des Eigenthümlichen durch die Vereinigung geſchwächt iſt, zu einer nicht ſehr bedeutenden Perſon herab. Das, worüber ſich die Mitglieder einer gelehrten Geſellſchaft mit Recht vereinigen können, iſt nothwendig von einer ſolchen Art, daß auch alle Kundige ſich darüber vereinigen müſſen, und das Urtheil iſt nicht das der Akademie, ſondern ein allgemeines. Auf dieſe Weiſe wird nun die Gränze beſtimmt, innerhalb welcher alle Preisaufgaben ſich bewegen müſſen. Philologiſche, mathematiſche, mechaniſche, phyſiſch beſtimmte Aufgaben, immer ſolche die durch feſtſtehende Prinzipien, oder durch einen endlichen Zweck, deſſen Erfüllung ſich allgemein beurtheilen läßt, ſich ſelber richten. Aber hierdurch wird die Wirkſamkeit ſolcher Akademien in einer bedeutenden, wiſſenſchaftlich bewegten Zeit innerhalb ſehr enger Gränzen gefeſſelt, ſie erſcheinen als Veranſtaltungen, deren Thätigkeit mit der Anſtrengung des Staats, mit der äußern Würde, in welcher ſie erſcheinen, mit der Autorität, die ſie zu behaupten ſuchen, in keinem rechten Verhältniſſe ſtehen. Eine Menge kleinerer Geſellſchaften, die zwar geduldet, aber nicht vom Staate eigentlich anerkannt wurden, haben ſich auf den meiſten Univerſitäten, in vielen Städten gebildet, und ſie waren faſt alle am wichtigſten, ſo lange man ſie nicht kannte, ſo lange die Neuheit, die engere freundſchaftliche Verbindung die Mitglieder wechſelſeitig begeiſterten; ſie verloren ſich in die Breite, wenn ſie Fremde aufnahmen, ihren ſtillen Bemühungen, die als wechſelſeitige Ermunterung nützlich waren, mehr eitel als beſonnen, lärmend eine Oeffentlichkeit zu geben ſuchten, die ihnen nicht zukam. Von den Leichnamen ſolcher Geſellſchaften zählen wir in Deutſchland, wie in andern Ländern eine Unzahl, und ſie dienen faſt ausſchließend nur dazu, den leeren Titelprunk der Gelehrten zu befördern. Viele gefallen ſich darin, ſolche Titel zuſammenzuhäufen und bedenken nicht, daß, wenn ſie an den Bemühungen ſolcher Geſellſchaften nicht wirklich thätig Theil nehmen, das Ganze nur als flache Eitelkeit erſcheint, wenn ſie aber nach ſo vielen zerſplitternden Richtungen hin wirkſam ſeyn wollen, ſie nach keiner viel zu leiſten vermögen, vielmehr das

Leben in tödtender, erſchlaffender Zerſtreuung zubringen müſſen.

Die Univerſitäten ſind für Deutſchland wichtiger, als die Akademien. Wir haben geſehen, wie ſie ſich, vorzüglich im dreizehnten Jahrhunderte, ächt national aus der Eigenthümlichkeit der germaniſchen Natur gebildet haben. Jemehr in England, Frankreich, Spanien, Italien die wiſſenſchaftliche Richtung eine lebendige oder erſtarrte Einförmigkeit annahm, deſto mehr ſank die urſprüngliche, bedeutende Form der Univerſitäten, die ſich nur noch, wenn auch modificirt, in Deutſchland erhalten hat. Selbſt in den neuen Zeiten zeigten die verſchiedenen Univerſitäten eine beſtimmte Eigenthümlichkeit. Göttingen, durch den trefflichen Münchhauſen geſtiftet, repräſentirt auf eine würdige Weiſe die allgemeine europäiſche Wiſſenſchaft, die billig ihren Repräſentanten fodert; Leipzig, obgleich es an der gehemmten Entwickelung des Staats Theil nimmt, iſt noch immer als Hauptſitz des gründlichen grammatikaliſchen Studiums merkwürdig; die freie Speculation gedieh vorzüglich in Jena, in verſchiedenen Epochen in Halle, einige Univerſitäten zeichnen ſich durch ihre mediciniſche Inſtitute aus, wie Bamberg, Würzburg, Berlin, Halle, andere durch den Eifer, mit welchem die Jurisprudenz getrieben wird, wie Göttingen, Heidelberg, Berlin. Jena, Halle, Leipzig waren zu verſchiedenen Zeiten durch ihre Theologen berühmt und geſucht. Selbſt kleinere Univerſitäten, wie Gießen, Landshut, Marburg, zeigten wenigſtens vorübergehend bedeutende Vorzüge. Dieſe Mannichfaltigkeit iſt ſo nützlich, als wünſchenswerth, ſie vor Allem unterhält den lebhaften wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang in ganz Deutſchland, ſie hebt die Trennung der Staaten und die politiſche Zerſplitterung, indem ſie einen jeden deutſchen Staat von den übrigen geiſtig abhängig macht, eine Abhängigkeit, die der größern nationalen Einheit im hohen Grade günſtig iſt, ja die vielleicht mehr als Alles dazu beitrug, daß die unglücklichen Verhältniſſe der Zeit ſie nicht ganz zu zerſtören vermochten. Das Weſen der deutſchen Univerſitäten beſteht darin: daß ſie die Einheit aller Wiſſenſchaften und die freie rückſichtsloſe Entwickelung einer jeden, nicht bloß in ſich, ſondern auch als lebendiges Organ des Staats zu unterhalten und zu befördern ſtreben. Je weniger daher die Univerſitäten von den engern Bedürfniſſen des Staats ergriffen wurden, je ſelbſtſtändiger und freier ſie ſich ihrer Idee nach bilden und geſtalten konnten, je mehr ſie als eigenthümliche aus ſich ſelber entſprungene Anſtalten erſchienen, deſto bedeutender ſind ſie zu jeder Zeit geweſen, und darin liegt der Grund, daß Univerſitäten kleinerer deutſcher Staaten, die in ihrer Mitte die lernbegierige Jugend aus allen Gegenden verſammelten, ſelbſt ohne viele koſtbare Veranſtaltungen, den wahren Geiſt derſelben auf eine kecke, eigenthümliche und bedeutende Weiſe zu entfalten vermochten. Mächtige Staaten, die nach den herrſchenden Grundſätzen eine große Anzahl zu dem beſtimmten Zwecke der zeitigen Adminiſtration zugerichteter Beamten bedürfen, können dem freien wiſſenſchaftlichen Sinne, der auf den Univerſitäten herrſchen ſoll, nur gar zu leicht ſchädlich werden. Es iſt nur zu natürlich, daß die Furcht bei den Behörden ſich erzeugt, es möchte das unendliche Streben der Wiſſenſchaft, wenn es ſich der Seele der Jugend bemeiſtert, dieſe von der bürgerlichen Beſtimmung, die auf die Erreichung beſtimmter, endlicher Zwecke zielt, ablenken. Es gehört ein groſartiger Sinn des Staats dazu, daß er einſehe, die freieſte, ungehemmteſte Entwickelung eines jeden Talents ſey auch für ihn das Wünſchenswertheſte und Höchſte. Dieſer ſchädliche Einfluß wird geſteigert, wenn man Univerſitäten in großen Städten anlegt. Nicht die Verführung, die Zerſtreuung durch Beluſtigungen von allerlei Art ſind es, die man zu fürchten hat; aber daß der Staat mit ſeiner beſtehenden Form, mit ſeinen Anſprüchen, Foderungen, Verſprechungen, Belohnungen, zukünftigen Ehren und Würden in verführeriſche Nähe tritt, daß der junge Mann von den Hörſälen in die Vorgemächer der Großen hinüberſchielt, daß die geſchäftige Zunge des Tages das Außerordentliche herumträgt, beſpricht, flach beurtheilt, mit dem engen Daſein der Gegenwart, die mit äußerm, mächtigem Pomp regiert, vergleicht, hier Gefahr, dort wohl gar Wahnſinn ahnet, und ſo die lebendigſten Keime in der Geburt erſtickt, iſt allerdings gefährlich. Die Univerſitäten ſind keinesweges dazu da, beſtehenden Formen, die endlich entſprungen, dem Wechſel unterworfen ſind, auch wenn ſie ihre Bedeutung verloren haben, eine bedeutungsloſe Dauer zu verſchaffen; ſie ſollen die belebenden Principien des Staats überhaupt, die Quellen der bildenden Kraft des Daſeins in allen Momenten enthüllen. Selbſt in der Einrichtung der Univerſitäten findet man noch Manches, welches dem urſprünglichen Sinne widerſtrebt. Von allen Facultäten fodert man Vorträge, deren Zweck die Ausübung iſt, die darauf gehen, die unreife bildende Kraft voreilig in beſtimmte Richtungen zu feſſeln. Die Theorie ſoll im Leben der Praxis keinesweges als ein Aeußeres dienen, ſie ſoll die innere freie Seele derſelben werden. Frühzeitig aber ſucht man ſie in ihrer Knechtſchaft, in ihrer Abhängigkeit darzuſtellen. Die eigentlichen Wiſſenſchaften, die einzigen wahren, werden Hülfswiſſenſchaften genannt, die zerſtörende Ausübung reicht mit ihrer lähmenden Hand in die früheſte Entwickelung hinein, und nicht bloß das Kind, nein der Embryo wird in hemmende Windeln gewickelt. Iſt im Leben die Ausübung das Vorherrſchende, ſo ſoll auf den Univerſitäten die tiefe Betrachtung vorwalten. Alle Praxis ſoll hier nur der Theorie wegen, alle Ausübung nur der Betrachtung, der tiefern Unterſuchung wegen daſeyn. Man klagt darüber, daß die Theorie für die Praxis untauglich ſey, und ſie iſt es auch in ihrer unnatürlichen, knechtiſchen Abhängigkeit, ſo daß die kümmerlichen Hülfswiſſenſchaften kaum zur Noth, noch viel weniger zur Hülfe dienen. Man wage es aber die äußere Trennung ganz vollſtändig, völlig keck und kühn zu ſetzen, ſo daß alle Praxis in der Theorie aufgeht; man gebe die klägliche Furcht auf, als wenn die Natur, die durch eine räthſelhafte, verborgene Weisheit das Gleichgewicht der Geſchlechter unterhält, nicht auch das Gleichgewicht geſelliger Fähigkeiten und Talente zu unterhalten im Stande wäre, — und in der That die Künſtelei, die bei der Erzeugung das Geſchlecht beſtimmen will, iſt nicht lächerlicher, nicht fruchtloſer als diejenige, die bei geiſtiger Erzeugung für die zukünftige Beſtimmung eine nutzloſe Sorge trägt, — man laſſe die Betrachtung, die Freiheit der Natur völlig rückſichtslos walten, und man wird erfahren, daß nur die endliche, feſſelnde Beziehung die Theorie durch die Praxis, dieſe durch jene einengte und verdarb.

Die Praxis aber, die ſich ganz in der Theorie verlor, wird dieſe ganz gewinnen und wahrhaft lebendig und frei beſeelt hervortreten. Aber die Univerſitäten ſind in dieſer Rückſicht nur gar zu genau mit den Staaten verflochten, die äußere Verwirrung des öffentlichen Lebens, die innere der Literatur erlauben es nicht, daß ein fröhliches, klares, in ſich ſicheres Verhältniß ſich ausbilde. Aus dieſer entſprang auch die Abhängigkeit der Univerſitäten von der Adminiſtration, die immer größer ward, immer nothwendiger erſchien, und deren unglückliche Folgen nicht zu vertilgen waren. Auch die Univerſitäten haben in ſich ſelber hemmende Formen, die der Bedeutung der Zeit widerſtreben und die freie Entwickelung des Geiſtes zurückhalten, Formen, die ihre alte Bedeutung verloren haben, und jetzt Feſſeln bilden. Wir meinen hier die pedantiſche Foderung, daß eine jede öffentliche Aeußerung durch eine fremde, todte Sprache auf eine unnatürliche und höchſt zweckwidrige Weiſe eingeengt iſt. Dieſe Foderung iſt ſchädlicher in der That, als ſie beim erſten Anblick ſcheint. Daß die lateiniſche Sprache vormals in den Wiſſenſchaften herrſchte, hat allerdings einen tiefen geſchichtlichen Grund; es iſt derſelbe, durch welchen ſie in der Kirche vorwaltete. Die germaniſchen Völker wurden durch die alte Welt erzogen, oder vielmehr was in der alten Welt abgeblüht war, ſollte ſich durch dieſe Völker neu entwickeln, eigenthümlich geſtalten. Alle Wiſſenſchaft der Geſchichte war daher eine Zeitlang Reminiscenz, und der Schüler mußte die Sprache des Lehrers führen. Allmählig erwachte der eigene Geiſt, mit dieſem die eigene Sprache. Dieſe iſt nichts Aeußeres, kein Kleid, das willkührlich gewählt wäre, kein gefärbter Lumpen, den man der nackten Seele umhängt. Gedanke und Sprache, Idee und Ausdruck ſind Eins, wie Seele und Leib. Was in allen Sprachen gedacht werden kann, gehört freilich keiner allein zu; aber das ſind auch nur die anorganiſchen Elemente der Wiſſenſchaften. Der zarte Hauch der tiefſten Eigenthümlichkeit des eigenſten, innerſten Lebens äußert ſich nur, wie wir früher gezeigt haben, in der eigenen Sprache. Der deutſche Geiſt iſt in dieſer Rückſicht mündig geworden; die Sprache hat ſich in den bedeutendſten Aeußerungen der Seele auf das innigſte angeſchmiegt, ohne das eigentlichſte, wahrſte Leben anzutaſten, vermögt ihr ſie nicht mit einer neuen umzutauſchen, und nun mit einer todten, mit einer ſolchen, der die höchſte Speculation, eben als ſie blühte, fremd war, mit der Sprache einer Nation, die von Dem, was uns am tiefſten bewegt, kaum eine Ahnung hatte. Auf den Univerſitäten in Deutſchland äußert ſich die höchſte wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die in Frankreich und England mehr in den Akademien erſtarrt iſt, hier ſind Einrichtungen, die zur öffentlichen Rede nicht nur auffodern, ſondern auch ermuntern. Der junge, geiſtreiche Mann wird von einer eigenthümlichen Anſicht ergriffen, er lebt auf einer Univerſität, die jede freie Entwickelung unterſtützen ſoll, er iſt von den Meiſtern umgeben, die als Kundige, was in ihm keimt, zu beurtheilen, zu ſchätzen, zu leiten wiſſen. Taucht er ſeine Idee in die unermeßlichen Fluthen des papiernen Meers hinein, welches alle Aeußerungen im Lande herumträgt, ſo vernimmt er nur ein verworrenes Getöſe, mehr geeignet ihn zu verwirren, als zu ermuntern und zu leiten; Stimmen laſſen ſich hören, er weiß nicht woher, der Neid ſchreckt ihn, das unreife Lob lockt ihn, hierhin und dorthin gezogen, zurückgeſtoßen, wo er kaum was zu fürchten, angezogen, wo er nicht viel weniger zu hoffen, zu erwarten hat, ſteht er rathlos und verwirrt da. Wie wünſchenswerth muß es ihm ſeyn, perſönlich, durch nnmittelbare That, die nächſte, natürlichſte Mittheilung zu ſuchen. Wer redend gegen ihn tritt, muß ihm beſtimmt antworten, was ihn ängſtigt, kann er klar entwickeln, was ihn ergreift und mit Ueberzeugung feſſelt, kann er mit Wärme vortragen, ein Augenblick kann Einwendungen hervorbringen und vernichten, die lebendige Rede hat eine Kraft, die dem Geſchriebenen nie zukömmt. Der Rednerſtuhl iſt da, die Meiſter, die mit ihm ſtrebenden Jünger ſind in der Nähe, die Einrichtung, daß jeder ſeine Einwürfe öffentlich vorträgt, iſt ſchon getroffen. Warum beſteigt er den Rednerſtuhl nicht? warum verſäumt er, da Alles ihn zur Rede ermuntert? Scheuet er den Kampf, den er wünſchen muß? Seine erſte Schrift iſt durch Recenſionen gemißhandelt, durch ſeichte Einwürfe zertreten, durch Mißverſtändniſſe verunſtaltet, oder Keiner achtete auf die Worte eines Namenloſen, der von den herrſchenden Anſichten kühn abzuweichen wagte. Sein Glück iſt in den Händen der Adminiſtration. Der Neid, die Furcht, die Trägheit weiß ſich dieſer anzuſchmiegen. Tauſend gehäſſige Künſte werden angewandt, um ihn zurückzudrängen, zu beklatſchen, und die höheren Behörden, die in die Wiſſenſchaft, die ſie durch ein unglückliches Verhältniß zu leiten berufen ſind, wie in eine fremde Welt hineinblicken, ſind nur gar zu geneigt, die nächſten Stimmen berühmter Männer, die ſie fortdaurend vernehmen, mit der wahren Stimme der Wiſſenſchaft zu verwechſeln. Auch verdiente Männer können dem eigenthümlichen Geiſte gefährlich werden, ja dieſe nicht ſelten am meiſten. Mühſam haben ſie ihren Ruf erworben, indem ſie eigene Anſichten ausbildeten; diejenigen ſind äußerſt ſelten, die den kühnen Geiſt unterſtützen mögen, der ihre Anſichten mit dieſen, vielleicht ihren Ruf zu vernichten vermag. Die Hinterliſt vermag ſelbſt das Lob ſo zu ſtellen, daß es dem Geprieſenen ſchadet. Gegen alle dieſe Waffen der Schlechtigkeit hat die Univerſität die herrlichſten Mittel. Man kann hervortreten, man kann die Meiſter auffodern, ihre Einwürfe an den Tag zu bringen, ſie dürfen den Kampf nicht ausſchlagen. Warum werden ſie nicht benutzt? Man nenne uns doch den bedeutenden wiſſenſchaftlichen Kampf, der auf den öffentlichen Kathedern in neueren Zeiten, in dem auf's innerſte wiſſenſchaftlich bewegten Deutſchland, Statt gefunden hat? — Noch mehr, man klagt darüber, daß in Deutſchland keine Schule für die Beredſamkeit daſey, — und ſo viele Geiſter leben unter uns, welchen die bedeutendſten Worte an dem Fuße des

Rednerſtuhls auf den Lippen ſtarben, obgleich Alles, innerer Ruf, Sorge für das äußere Glück, keimende Ideen ſie auffodern, ihn zu beſteigen. — Warum nicht? — Was haben die Katheder geliefert in unſern Tagen? Eine Unzahl von Programmen, die unbekannt blieben, oder eine andere Form annehmen mußten, um bemerkt zu werden; beſtellte Reden, die alle Zuhörer einſchläferten, elende Schülerarbeiten, die die Schüler zu den höchſten Würden einer Wiſſenſchaft brachten. — Nichts iſt verrufener als dieſe Form, die den Gebildeten zum Spotte dient, und die den Ruf der Univerſitäten immer tiefer ſinken läßt. — — Woher hat dieſe räthſelhafte Erſcheinung ihren Urſprung? — Das iſt es, daß ein thörichter, faſt unglaublicher Unſinn, das lebendige Wort von dieſen Rednerſtühlen ausgeſchloſſen hat, und daß nur das Todte, Unbequeme, was Keiner zu handhaben weiß, ſich dort darf vernehmen laſſen. Neue, tiefe Anſichten haben ſchon mit der angebornen Sprache zu kämpfen, ſchon dieſe legt uns Schwierigkeiten in den Weg, die ſchwer zu überwinden ſind. Iſt die Darſtellung gelungen, ſo iſt, je tiefer, je ſtrenger und gediegener ſich Alles gebildet hat, ein jedes Wort deſto wichtiger, ein jeder Ausdruck deſto theuerer, eine jede Wendung deſto unentbehrlicher. Indem wir gezwungen werden eine todte Sprache zu wählen, die unſeren innerſten Gedanken ewig fremd bleibt, haben wir, vor Allem redend, unſer innerſtes lebendiges Daſein aufgegeben, und die Einrichtung, durch welche die bedeutungsvollſte Unterhaltung die wichtigſten Prüfungen herbeiführen könnte, ſinkt zu einer ſtümperhaften Sprachübung herab. Ich vermag nichts, was mich innerlich bewegt, was mich am tiefſten beſchäftigt, in einer fremden Sprache auszudrücken. Soll ich deswegen verſtummen, obgleich Alles mich zur Rede auffodert? Ich lebe nun ſeit zwanzig Jahren als Lehrer auf den Univerſitäten. Was ich wiſſenſchaftlich wollte, hat mein ganzes Daſein ergriffen; in meinem Vaterlande, wie in Deutſchland, hat man mit tauſend unwiſſenſchaftlichen Waffen gegen mich gekämpft, ja aus meinem Vaterlande hat man mich getrieben. Ich habe, deſſen bin ich mich bewußt, redlich geſtrebt, ich kann geirrt haben, und habe mannichfaltig geirrt. — Wäre das Princip, welches meine Anſichten leitete, durchaus falſch, ſo wäre mein Daſein nicht ohne Schaden; denn ich habe, vielfältig erregend, auf eine zahlreiche Jugend gewirkt. Es iſt mir wol zu Ohren gekommen, daß Viele, beſonders die Mächtigen, und die ihr Urtheil leiteten, mit mir unzufrieden waren. Vergebens beſtrebte ich mich zu erfahren, warum? Leere Anhängerei und leeres Widerſtreben habe ich nun ſeit vielen Jahren ohne irgend einen Nutzen erfahren, Lob, nur geeignet meine Eitelkeit zu kitzeln, ohne mich zu fördern, Tadel, der mich nur erbittern konnte, ohne mich aufzuklären. Nach ſo vielen Jahren kann ich allen meinen Gegnern, die mich bürgerlich und wiſſenſchaftlich zu hemmen und mir zu ſchaden ſuchten, und wirklich geſchadet haben, kühn unter die Augen treten, und hier öffentlich ſie auffodern, daß ſie mir eine einzige Einwendung nennen ſollen, die aus dem eigentlichen Verſtändniſſe meiner Anſichten entſprungen von der Art wäre, daß man fodern könnte, ich ſollte darauf reflectiren? Sie iſt mir durchaus unbekannt geblieben. Wenn ich auf mehreren Univerſitäten hätte öffentlich hervortreten, die Lehrer, die Meiſter zum Kampfe auffodern können, wie ich es wünſchte, wenn ich ſie hätte zwingen dürfen, ſich mit meinen Anſichten bekannt zu machen — wie Vieles wäre berichtigt, wie Vieles aufgehellt, — da ich jetzt gegen unbekannte Einwürfe mich waffnen muß, unwiſſend, wie ich mich wehren, wie ich mich vertheidigen ſoll, wo ich Recht oder Unrecht habe. Dieſes iſt meine eigene unmittelbare Erfahrung, die ich ohne weitere perſönliche Rückſicht ausſpreche, weil es mir ſchicklich dünkt; dieſes iſt ohne Zweifel die Erfahrung vieler geiſtreichen Jünglinge. Man erlaube nicht allein, man fodere auch, daß ein Jeder, der neue Anſichten vortragen will, dieſe der freien öffentlichen Prüfung in der angebornen Sprache unterwerfe, man geſtatte ihm die Wahl der Univerſität, wenn er gegen die nächſte vielleicht gegründete Beſorgniſſe hegt, man erlaube ihm ſelbſt, wenn er unzufrieden ſeyn ſollte, eine Appellation an eine andere, zuletzt aber an das Publikum, und in der That, der leere Hochmuth, der eingeſchränkte Gaben hinter einer unſinnigen Form verbirgt, die nur die Mittelmäßigkeit laut werden läßt, würde ſeinen tödtenden Einfluß verlieren. Kurz, man befördere den lebendigen wiſſenſchaftlichen Kampf, der vormals in Deutſchland ſo bedeutend war, jetzt in erneuerter, wie es ſich ziemt, heimathlicher Form, und der nützliche Erfolg würde nicht ausbleiben. Wir haben den ſeichten Einwurf gehört, daß, wenn die gelehrten Kämpfe in der Mutterſprache erlaubt würden, ein jeder Unwiſſende ſich zudrängen, und das Ganze in regelloſes Geſchrei ſich auflöſen würde. Geſetzt aber auch, daß dieſes hie und da anfänglich der Fall ſeyn würde, ſoll man, — was jetzt offenbar geſchieht — um den Unverſtand abzuhalten, dem Verſtande verbieten, in ſeinen tiefſten Aeußerungen laut zu werden? — Aber man kann dieſem Uebel dadurch ſteuern, daß Derjenige, der öffentlich auftreten will, allerdings Proben ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung überhaupt abgelegt haben muß, dadurch ferner, daß die Meiſter, welche dieſe öffentliche Unterhaltung ja wol auf eine würdige, beſonnene und anſtändige Weiſe zu leiten wiſſen, deren Gedankenreihe und Schlußfolge doch wol nicht des Lateins bedarf, um geordnet und ſtrenge zu erſcheinen, ſich nicht ſcheuen, lebhaften Antheil zu nehmen. Oder giebt es etwa Gelehrte, die ſich vor der Mutterſprache fürchten? — In der That, das Alberne, Seichte, Unverdauete, welches durch ſchlechtes Latein verherrlicht in unſern Univerſitätsſälen ſich ungeſcheuet vernehmen läßt, darf kaum in der einfältigen Mutterſprache laut werden. Man meint, daß die Beredſamkeit der Gründlichkeit ſchaden könnte. Wie? iſt die letzte ſo kümmerlich, daß ſie den Kampf mit der erſteren nicht wagen darf? Das iſt wahr, zu Griechenlands Untergange trug die irregeleitete Beredſamkeit nicht wenig bei. O! möchten wir zu Grunde gehen, wenn wir erſt ein Leben errungen hätten, wie das ihrige. Aber iſt Deutſchland, iſt das Reich, ſind die Kammern, die Gerichtshöfe, iſt die Literatur nicht begraben in Papier? Laßt uns das lebendige Wort erringen, und den papiernen Feſſeln tödtender Buchſtaben entfliehen. — Solche abgeſtorbene Formen haben die Univerſitäten von dem allgemeinen Leben des Staats, aus deſſen Mitte ſie auf eine heitere, freie Weiſe entſpringen ſollten, mehr oder weniger getrennt, ſie haben dem Studentenleben jenes rohe, widerwärtige, geſchmackloſe Gepräge aufgedrückt, über welches man nicht unbillig klagt. Das Verhältniß des Univerſitätslehrers zu den Studenten, ſoll durchaus ein geiſtig freies ſeyn, ein gemeinſames Streben ſoll Beide durchdringen, und wenn der Lehrer, als der Erfahrne, der leitende iſt, ſo darf doch der Schüler keinesweges eine bloß paſſive Rolle ſpielen. Der Lehrer muß ſelbſt in thätiger wiſſenſchaftlicher Entwickelung begriffen ſeyn. Es iſt eine löbliche Sitte Derer, die ſich einer Wiſſenſchaft weihen, daß ſie der Bemühungen der Vorgänger nicht nur liebevoll erwähnen, ſondern auch gründlich entwickeln. Indem ſie das allmählige Fortwachſen bis zur Zeit ihrer eigenen Unternehmung treulich verfolgen, ſehen wir dieſe wie ein lebendiges Gewächs auf eine heitere und leicht begreifliche Weiſe ſich entfalten; ſie hat einen feſten Boden, aus welchem ſie hervorwächſt, und es iſt ihr vergönnt die gedeihliche Nahrung aus den abgeſtorbenen Pflanzen zu nehmen, die den Grund befruchten und ihrem Leben dienen. Daher iſt die geſchichtliche Entwickelung der Wiſſenſchaft ihre ſchönſte und genußreichſte Seite. Aber das geſchichtliche Studium muß ſelbſt ein lebendiges ſeyn, nicht ein bloßes träges Zuſammentragen roher Materialien, es muß die bildende Thätigkeit befördern, nicht hemmen, nicht an dem Ueberlieferten wie an ſtehenden Formen kleben; dann aber wird es das allgemeine Leben aller Wiſſenſchaften nicht allein, ſondern das des geſammten Daſeins von einem jeden Punkte aus enthüllen; es wird ſelbſt Leben, Selbſtſtändigkeit in der keimenden Seele des Jünglings erwecken. Die erregte bildende Kraft des Schülers wird ſeine Anſprüche an den Lehrer ſteigern, und dieſem fortdaurend zur Ermunterung und zum Sporn dienen, und dieſe wechſelſeitige Erregung allein vermag ein friſches, heiteres und fruchtbares Verhältniß hervorzurufen. Solche Blüthenzeiten haben ſich allerdings, viel verſprechend, auf mehreren Univerſitäten, wenn auch nur in kurzen Zeiträumen, gezeigt. Wenn ſie feſtgehalten werden könnten, ſo würden ſie ohne allen Zweifel dazu dienen, der Geſinnung der ſtudirenden Jugend eine heitere, großartigere, und ihrer Stellung würdigere Richtung zu geben. Ein freies, leichtes, unbefangenes, ja gewiſſermaßen muthwilliges Spiel, mit den beſtehenden, und doch keineswegs an und für ſich abſolut nothwendigen Formen des Lebens, ziemt ſich nicht allein für die rückſichtsloſe Jugend, zu einer Zeit, wo ſie nur die Anfoderungen der eigenen geiſtigen Natur zu befriedigen ſucht, ſie iſt nothwendig, und im höchſten Grade wünſchenswerth, weil ſie den Grund legt zu einer feſten, über die bloße Gegenwart erhabenen Geſinnung, zu einer wahren innern Freiheit, wenigſtens bei den edleren Naturen: ohne dieſe würde die bildende Kraft, ergriffen von dem widerwärtigen Kampf der feſſelnden Umgebung, unterliegen, wo ſie ſich eben thätig beweiſen ſollte; und in der That iſt daher die ſo genannte akademiſche Freiheit, wenn ſie nicht in geſetzwidrige Handlungen ausartet, von großer Wichtigkeit. Aber die Anſprüche auf eine ſolche Freiheit gründen ſich nur darauf, daß die jugendliche Seele von dem Höchſten und Heiligſten, von der Wahrheit und den tiefſten Foderungen der geiſtigen Natur ganz ergriffen iſt, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ein ſolches Streben auch das äußere Leben auf eine bedeutende Weiſe geſtalten werde. Denn eben das rückſichtsloſe und unbefangene Daſein, nicht eingetaucht in die ſchuldvollen Verhältniſſe des Staats, genährt durch das Heiterſte und Höchſte, würde dieſem Leben eine leichte Anmuth, eine heitere Schönheit mittheilen, aus welchem die innere Wahrheit, wie oft aus den unbefangenen Aeußerungen vorzüglicher Kinder, durchblicken werde. Warum iſt die Blüthezeit der Univerſitäten ſo vorübergehend? Warum iſt es ihr nicht gelungen, der Lebensweiſe der Studirenden ein bedeutendes Gepräge aufzudrücken? Eben deswegen, weil die geiſtige Blüthe aus dem ganzen Leben und allen ſeinen Verhältniſſen entſpringt, durch die allgemeine Geſinnung getragen werden muß, und ſich nicht ſchwebend in der Luft, in einer einzelnen Anſtalt, in welche alle Verwirrung des Staats eingreift, zu erhalten vermag. Jene ſchöne Zeiten ſind hervorgetreten, wie die Momente heiliger Begeiſterung in dem nicht ganz geſunkenen Menſchen, die ihn, für kurze Augenblicke, wie durch ein erhellendes Licht, über ſich ſelbſt zu heben vermögen, aber plötzlich verſchwunden, wie ſie plötzlich entſtanden ſind, ohne bleibende Spur vorübergehen. In unſern Tagen wird noch immer, vom Staate, wie von den Jünglingen, das Untergeordnete, das Geringere nur gefodert, und es iſt daher dem mächtigen Geiſte, der oft unwillkührlich durchdringt, allein überlaſſen, das Höchſte als ein Fremdes hinzuſtellen zur Ermunterung; aber er entfernt ſich, wenn er nicht begriffen wird. Daher erlöſcht die Begeiſterung nicht allein auf der Univerſität ſelbſt, ſondern auch in der Seele, die urſprünglich von ihr ergriffen ward. Verkannt in ſeinem Streben, welches Keiner begreift, verkennt der Lehrer ſich ſelbſt, die Trägheit ſchnürt das thätige Leben in ein Syſtem zuſammen, welches auf eine dürftige Weiſe der erlahmten Seele und den geringen Anſprüchen des Staats genügen ſoll, die bildende Kraft erliegt einem bedeutungsloſen Begriffe, welcher todt, wie er ſelbſt iſt, nur mechaniſche Mittheilung, kein Leben hervorrufen kann. Die meiſten Lehrer haben, wenigſtens zu einer kurzen Zeit ihres Lebens, eine ſchöne, innerlich bewegte Zeit erlebt, die zu Grunde ging, auf welche ſie ſelbſt, wie auf eine vergangene Träumerei herabſehen. Die Paragraphen werden nun Alles, und ſo entſtehen die verrufenen Hefte, die den geiſtigen Tod des Lehrers, wie ein furchtbares Contagion, dem ſtrebenden Jünglinge mittheilt. Die rohe Lebensart, die geſchmackloſen Gelage, die albernen Lieder, die lächerlichen, ja widerwärtigen Formen, wie ſie die ſtudirende Jugend unter ſich duldet, ſprechen ganz unbefangen und völlig naiv aus, was der kluge Lehrer gern verbergen möchte. Ob man nun durch äußere Mittel, durch Anordnungen und Befehle dieſer Lebensweiſe eine beſſere Richtung geben kann und ſoll? Keinesweges. Eine jede Einmiſchung, alles Gemachte, und nicht von innen heraus Gewordene, würde das Weſen der ſtudirenden Jugend in der tiefſten Wurzel verwunden. Selbſt in ſeiner Verunſtaltung enthält es den Keim geiſtiger Freiheit und die Möglichkeit einer zukünftigen, heitern und anmuthigern Entwickelung. —

Man könnte aus Dem, was wir bis jetzt geredet, den Schluß ziehen, daß wir das ſtrenge Studium der alten Sprachen, als die feſte Grundlage der allgemeinen gelehrten Bildung zu verdrängen ſuchen. Dieſes iſt durchaus nicht der Fall. Unſere ganze Bildung wurzelt fortdauernd in der alten Welt, aus welcher ſie entſprungen iſt; dieſe liegt mit ihrem in ſich geſchloſſenen Daſein, nicht wie eine Ruine, vielmehr wie ein ewig unverwüſtlicher Tempel, in dem unwandelbaren Hintergrunde; ſie enthält die für alle Zeiten gewonnenen unveränderlichen gnomiſchen Maſſen jedweder Kunde, und während Gedanken und Begriffe, von dem wechſelnden Leben ergriffen, ſchwanken und wogen in unſicherer Gährung, kehrt die unbefriedigte Seele, neue Kraft ſchöpfend, zu ihren ewigen, nie ganz enträthſelten Monumenten zurück, in welchen der Geiſt des Geſchlechts ſich tiefſinnig und alle Verhältniſſe des Lebens und Denkens ergreifend ſo wunderſam enthüllt hat. Daher wäre es in aller Rückſicht als ein großes Unglück zu betrachten, wenn jemals das Studium der alten Sprachen, und die gründliche Kunde der alten Welt auf den Univerſitäten erlöſchen. Ja ſelbſt jene öffentlichen Sprachübungen innerhalb ihrer natürlichen Gränze ſind von großer Wichtigkeit. Wenn ſie ſich nicht mehr dahin drängen, wo ſie nicht hingehörten, werden ſie ſich beſtimmter, ſchärfer, bedeutender in der eigenthümlichen Region ausbilden, die freilich äußerſt beſchränkt iſt. Die

Wichtigkeit des ſtrengen grammatikaliſchen Studiums für die frühere gelehrte Erziehung werden wir unten erwähnen. Streng erzogen, durch das Alterthum genährt, wachſe die Jugend heran und man halte in den Schulen vorzüglich auf das Gründlichſte und Feſte. Wo aber irgend ein Talent ſich bis zur wahrhaften Meiſterſchaft ausgebildet hat, da ſoll es anerkannt werden, auch wenn es auf andern Wegen, als den vorgeſchriebenen ſich auszubilden vermochte. Ein gelehrtes Sprachſtudium, wie unſeres, kannten die Alten nicht. Sind die urſprünglichen Quellen der menſchlichen Kunde, aus welchen alle Wiſſenſchaftlichkeit entſprang, ſo ganz verſiegt, daß ſie nichts Eigenthümliches, Großes mehr hervorzubringen vermögen, daß wir Alles nur durch Ueberlieferung erhalten müſſen? Können ſelbſt die Töne der alten Welt die Gedanken und Ideen, die ſeit Jahrhunderten das Geſchlecht durchdrangen, nicht auch mittelbar das Höchſte erwecken und nähren? Kann nicht ein großer und mächtiger Geiſt, ohne eine Silbe lateiniſch oder griechiſch zu verſtehen aus der bewegten Zeit ſelber, aus dem Leben das Herrlichſte ergreifen und darſtellen? Mit großer Mühe hat man gezeigt, wie Shakeſpeare ganz von aller Gelehrſamkeit entblößt war, — wer wagt es ſich mit dieſem großen Rieſen zu meſſen, der über das Leben ſchritt, wie ein fremder nächtlicher, wirkender Geiſt, dem Gedanken, Handlungen und Ereigniſſe, die uns verwirren und ängſtigen, wie ein leichtes, heiteres Spiel erſchienen, das gaukelnd ein tieferes, nur ihm nicht verborgenes Daſein bedeckte, ein Daſein, welches er nur zu durchſchauen, und durch räthſelhafte in dem

Leben ſelbſt verſchlungene Kunſt uns ganz nahe zu rücken vermochte? So trat dieſer gewaltige Geiſt hervor, während Tauſende ſich an die vermeintliche einzige Quelle lagern, ein kindiſches Spiel mit Worten treiben, und in der Mitte des höchſten Reichthums verſchmachten, indem ſie uns Silben zuwerfen, das Unverſtandene berichtigen, das ihnen ewig Verborgene mit leerer Betriebſamkeit, nun ſo, nun anders ſtellen, und wie vor einem verſchloſſenen Schranke ſtehen, der durch hundert in einander gewebte Schlöſſer verriegelt, nur von einem Punkte, den ſie nie zu finden vermögen, aufgeſchloſſen werden kann. Was hilft es uns, daß ſie ihr ganzes Leben hindurch alle dieſe Schlöſſer betrachten, ihre Räder beſchreiben, hier den Roſt abfeilen, dort das Unbedeutende ausbeſſern? Sollen wir ſie höher ſchätzen als die hochbegabte Natur, die durch eine tiefe Ahnung getrieben, unmittelbar den rechten Punkt trifft, alle in einander verſchlungene Räder in Bewegung ſetzt, daß der verriegelte Schrank, wie durch einen Zauber ſich öffnet und alle verborgene Schätze enthüllt? Sind wirklich keine Meiſter, eben weil der ſtarke Geiſt eine eigne Bahn brach, von den Univerſitäten, wo ſie hingehörten, ausgeſchloſſen? Wir reden nicht von der Naturwiſſenſchaft, die als eine durchaus moderne Wiſſenſchaft am meiſten die Alterthumskunde entbehren kann. Ziehen aber wirklich die Univerſitäten, durch die Kraft einer zweckmäßigen Einrichtung alles frei Geiſtige an ſich, ſondern ſie alles Fremdartige und Störende ab? Sind nicht ſelbſt Gelehrte aber polemiſche Naturen, deren Wirkſamkeit eben auf Univerſitäten ſich am kräftigſten gezeigt haben würde, von dieſen ausgeſchloſſen? Warum erſchienen nicht hier als Lehrer: Leſſing, die Schlegel, Tieck? Warum trat Schelling zurück? Ein Jeder, der auf eigenthümliche tiefe Weiſe ein geiſtiges Leben entfaltet, fühlt nothwendig das Bedürfniß einer unmittelbaren Mittheilung. Müſſen die Univerſitäten ſich nicht beſchämt fühlen, wenn die Trefflichſten ausgeſchloſſen ſind? Man beklagt ſich darüber, daß in unſern Tagen ſo viele junge Männer ſich einem regelloſen, phantaſtiſchen Streben hingeben; man ſammelt mit Schadenfreude die bizarren, grotesken Aeußerungen, und dünkt ſich wunderbar klug, wenn man ein jedes Paradoxon mit einem oder gar wohl mehreren Ausrufungszeichen begleitet, die das vornehme Achſelzucken und das albere Hm! im Geſpräch darſtellen ſollen, wohinter die ſouveräne Dummheit ihre vermeintliche Weisheit verbirgt, oder vielmehr auf eine geheimnißvolle Weiſe kund giebt. Wir wollen nicht davon reden, daß jetzt dieſes Hm! dieſes Achſelzucken, dieſe Ausrufungszeichen, faſt die privilegirten Schildknappen und Begleiter des wahrhaft geiſtig Vornehmen geworden ſind — aber wenn wir auch zugeben, und zugeben müſſen, daß manche Ausſchweifung ſich gezeigt hat, daß manches Talent in phantaſtiſcher Träumerei zu Grunde gegangen iſt — wie? muß dieſe Erſcheinung, wenn ſie eine allgemeine geworden iſt, nicht einen allgemeinen Grund haben, und iſt es nicht eine flache Albernheit fortdauernd nach Hinz und Kunz mit den Fingern zu zeigen, einen Auflauf für den Pöbel zu veranſtalten, indem ihr ſchreit ſieh, da iſt Einer, und da iſt wieder Einer, und Dieſer gebährdet ſich ſo, und Dieſer ſo. Laßt ſie laufen, bleibt ruhig zu Hauſe und fragt euch ſelber, ihr Ueberverſtändigen, ob ihr unſchuldig ſeyd an den regelloſen und wunderlichen Sprüngen. Habt ihr nicht das große, freie Leben ſo enge eingeſchnürt, daß ein Jeder, der ſich kühn eine Bahn brechen will, nur durch einen gewagten Sprung ſich zu retten vermag? Steht nicht der Großartige ohne Haltpunkt, ohne Leitung, indem ein Jeder ſich klüger dünkt und ihm erbärmliche Sprüche entgegenwirft, die, wenn ſie ihm von allen Seiten wiederholt entgegentreten, am Ende den klarſten Sinn verwirren müſſen? Iſt die Zeit nicht verſchwunden, da man das Eigenthümliche achtete, und hinter jedem kühnen geiſtigen Streben etwas Großes ahnete, bis es ſeine eigene Leere kund that? Die Univerſitäten ſollten das freie Streben unterſtützen; thun ſie das?

Kurz reden wir nur noch von den öffentlichen Volksbeluſtigungen, in ſo fern dieſe ein geiſtiges Gepräge haben, und, aus der tiefern Eigenthümlichkeit der Nation entſprungen, wieder auf dieſe zurückwirken. Sie ſind bei allen gebildeten Nationen von großem Einfluß, ja ſie ſind in unſern Tagen um ſo wichtiger, da ſie die Stelle der Volksfeſte vertreten. Wir meinen hier vorzüglich Muſik und Theater. Noch nie trat irgend eine menſchliche Unternehmung mit größeren Anſprüchen hervor, und blieb in der Ausführung auf eine ſo kümmerliche Weiſe zurück, als dieſes bei den theatraliſchen Vorſtellungen Statt findet. Zwar erſcheint auf unſerer Bühne hier und da wenigſtens das Vortrefflichſte nicht allein, was in frühern Zeiten England und Spanien, ſondern auch was die größten Dichter unſerer Zeit hervorbrachten. Zwar treten große entſchiedene Talente hervor und viele ſchweifen unerkannt, unbeachtet, von ſich ſelbſt und von der Nation, herum; es fehlt aber durchaus an einem feſten Mittelpunkt, die Schauſpieler haben keine nationale Grundlage, ihre Darſtellung keinen Haltpunkt, die Schauſpieler keine Schule. Das Elendeſte herrſcht in Allem vor, das Gute wird von den Wenigſten erkannt, ja die Darſtellung verzerrt es in das Schlechteſte und Widerwärtigſte, während das Mittelmäßige doch noch einigermaßen den Kräften der Schauſpieler angemeſſen iſt. Die Muſik hat durch die Opern ihren Hauptſitz in den Theatern, ſeit ſie aus den Tempeln entwichen iſt, oder wenigſtens hier nichts Lebendiges und Großes mehr zu produciren vermag. Die geiſtige Lüge des Tages hat ihren furchtbaren Thron auf dieſer Stätte aufgeſchlagen, um das verirrte Volk zu betäuben, die falſche Deklamation und Rührung, die ſich über das Gemeinſte ergießt, um es zu erheben, iſt für die Rede geworden, was die leere Farbenpracht in der Mahlerei iſt, welche die Armuth der bedeutungsloſen Geſtalten zudeckt, was der ſchwelgeriſche Luxus an Tönen in der Muſik iſt. Die tiefen, herrlichen Melodien der alten Lieder, der großen geiſtlichen Muſiken, ſchauen wie Engelsköpfe in die verworrene, gaukelnde, ſchreiende, künſtelnde Welt hinein; aber ſie werden nicht vernommen, und begrüßen nur in geweihten Stunden die wenigen Würdigen heimlich und einſam, wie das ganze, große, andächtige vergangene Daſein. Auf unſern Theatern muß der Staat ſelbſt das anerkannt Geringe, ja Schlechte dulden.

Es iſt in den letzten Zeiten Gebrauch geworden von Volksfeſten zu reden. Aber hütet euch, hier könnte das Aufgetragene tödtlich werden. Selbſt die tiefſten Gefühle, der laut hervorbrechende, himmelwärts ſtrebende Jubel, der nach der Befreiung aus der lange beklemmten Bruſt hell und jauchzend ertönte, hat kein bedeutendes Organ gefunden. Wenn die Nachricht von den wundervollen Siegen die erwartenden Städte traf, wenn Alles jubelnd unter einander lief, oder dankend den Kirchen zueilte, wenn Freund und Feind, Bekannte und Unbekannte ſich begegneten in einem gemeinſamen Gefühl, wenn dieſes Gefühl aufbrauſend über alle Ufer trat und Tauſende in ſeinen Abgrund verſchlang, da war es der Genius der Nation, der ſeine mächtigen Flügel über euch bewegte; aber wenn ihr Feſte bereitet, wenn die aufgeputzten Stadtengel mit Blumenkränzen erſcheinen, wenn der beſtellte Redner leere Worte hören läßt, da gießt ſich die Lüge der Zeit über euer wahres Gefühl, ihr wißt es ſehr wohl, und eine geheime Schaam läßt die Beſſern erröthen. Volksfeſte entſpringen lebendig aus dem feſten Daſein eines in ſich gebildeten Volks. Können die Krüppel tanzen?

Es iſt nun faſt ein halbes Jahrhundert verfloſſen, ſeit der unruhige, von unſtäten Begriffen bewegte Geiſt der Zeit die beſtehende Form der Erziehung angriff und neue Formen, neue Entwürfe an die Stelle der alten zu ſetzen anfing. Wir ſahen ſeit der Zeit unaufhörlich eine Methode die andere, eine Anſicht die andere verdrängen, und unter der Menge der unreifen Verſuche ſchien alles Sichere und Feſte auf immer zu Grunde gehen zu wollen. Der Unterricht, jener weſentliche Theil der Erziehung, ward ſo ſchwankend, wie Alles. Was ſich auf die natürlichſte Weiſe mittheilen ließ, ſelbſt der Unterricht im Leſen und Schreiben, ward durch tauſend Künſteleien mehr erſchwert, als erleichtert, während man Dasjenige, was nur durch Strenge und Schärfe eine wahre Bedeutung erhalten kann, in ein leichtes ſchwankendes Spiel zu verwandeln bemüht war. Dieſes verworrene Beſtreben der Erziehung hing mit der allgemeinen Verwirrung des Daſeins genau zuſammen, ſie entſprang aus dieſer und ſteigerte ſie. Die Erziehung hat eine doppelte Richtung, die Familienerziehung und die nationale oder öffentliche, beide ſchließen ſich nicht aus, ſie ſollen ſich vielmehr durchdringen und in und mit einander ſeyn. Dieſe beiden Richtungen ſetzen aber ein klares Verhältniß der Familien, alſo der Bürger zum Staate voraus, ein gleich ungehemmtes Leben im Ganzen und auf einem jeden Punkt, ein lebendiges organiſches Daſein. Ein ſolches Leben des Ganzen iſt, wie alles Leben, äußerlich beſtimmt, innerlich frei, ja je beſtimmter das Ganze, deſto freier innerlich. Wo die Beſtimmtheit und ſichere Form nach außen fehlt, da wird das ſchwankende Gebäude von unſichern Beſtimmungen ergriffen hemmend nach innen, und mit der ſchönen und heitern Freiheit jedes Organs verſchwindet die Sicherheit und Klarheit des Ganzen.

Der Jüngling ſucht die Zukunft in der Gegenwart zu offenbaren, ſein Leben iſt rüſtige That, bildende Kraft;

der Mann ſucht die errungene Gegenwart für die Zukunft zu ſichern, ſein Leben iſt reife Beſonnenheit, erhaltender Trieb; das Kind gehört der Gegenwart ganz, wie der Greis der Zukunft. Das Weſen des Kindes iſt Glaube, iſt heiteres Zutrauen. Die ſchuldloſe kindliche Perſönlichkeit iſt kein Egoismus, denn dieſer zeigt ſich erſt da, wo die Perſon, das enge abgeſonderte Daſein in einen Gegenſatz gegen das Allgemeine tritt. Was die bildende Kraft, das Licht in der äußern Natur, das iſt die Liebe für die menſchliche Seele. Wie das Licht im Frühlinge die keimende Pflanze hervorruft und die Kinderaugen der Blüthen das Licht ſuchen, und ſich an dieſes hängen, die Außenwelt der Pflanzen, ſo wird das Kind von der allgemeinen Liebe getragen. Wie eine ſchwellende Knoſpe ruht es mit rührender Zuverſicht in den Armen der allgemeinen, innerlich und äußerlich von bangen Sorgen bewegten Mutter, leicht athmend ſchwimmt es auf der brauſenden Woge der Zeit, die ſtürmenden Wellen beruhigen ſich in ſeiner Nähe, das verworrene Geſchrei tönt ihm, wie ferne winkende Muſik, und wie die ſchuldloſen Kinderarme greift die kindliche Seele ſelbſt nach dem Entfernteſten, als wäre es ganz nahe, denn dem Kinde gehört die Welt. Alle Entwicklung in der Natur iſt vegetativ, durch das Thier offenbart ſich die bildende Kraft von innen heraus, es ſtellt das Innerlichwerden des Lichts, die innere Unendlichkeit dar. So ſoll durch den Menſchen die Liebe, die ihn trug in ſeiner Kindheit, ſein inneres Eigenthum werden, während ſeines Lebens; ſein abgeſondertes Daſein ſoll das Ganze, es ſoll die Liebe ſelbſt darſtellen, und nur, wenn der Glaube der Kindheit in lebendige Liebe aufblüht, kann die Hoffnung ihm eine heitere Zukunft verſprechen. Alle Erziehung iſt Enthüllung eines beſtimmten menſchlichen Daſeins, nach innen iſt ihr Weſen Klarheit, die einen Jeden in ſeiner Eigenthümlichkeit und dieſe lebendig im Ganzen erkennt, nach außen Wahrheit, Sittlichkeit, die was innerlich erkannt iſt, äußerlich kund thut durch Leben und That. Die Erziehung hat eine doppelte Richtung; ſie ſoll das Ganze in den Einzelnen ſetzen, und zwar ganz, ungetheilt, völlig rückſichtslos, als wenn das Ganze für den Einzelnen durchaus da wäre. — Dieſe iſt die häusliche, die Familienerziehung, die keine andere Aufgabe hat, als die, daß die beſtimmte Eigenthümlichkeit ſich ungehemmt entwickele — ſie ſoll aber auch den Einzelnen dem Ganzen opfern, und zwar ganz, völlig rückſichtslos, als wenn der Einzelne nur für das Ganze da wäre — die öffentliche Erziehung, deren beſtimmte Aufgabe die iſt, einen jeden Einzelnen als ein lebendiges Organ des Ganzen zu ſetzen. Wo dieſe Richtungen ſich hemmen, ſich beſchränken, da zerſtören ſie ſich, der ſcheinbare Widerſpruch aber iſt durch die Liebe abſolut gelöſt. Liebe iſt Chriſtenthum, und alle Erziehung iſt ihrem Weſen nach nur durch das Chriſtenthum möglich. Die Alten, mit der Religion der Liebe unbekannt, ſchwankten nach den beiden Richtungen hin und her, die Durchdringung konnten ſie nie finden. Die Erziehung war nie heiterer und bedeutender, als in der ſchönſten chriſtlichen Zeit, als der Bürger ganz Menſch, das Menſchliche ganz bürgerlich war im großartigſten Sinne. Freilich dürfen wir, um dieſes Urtheil zu unterſchreiben, nicht an Dasjenige denken, was man in unſern Tagen faſt ausſchließlich Erziehung nennt. Zwar iſt niemals die Wahrheit des Daſeins ohne Klarheit, nie dieſe ohne jene; aber die innere Wahrheit war das Vorherrſchende in jener glücklichen, nie genug zu preiſenden Zeit, ſo wie unſere Zeit der Klarheit nachſtrebt, daher das Uebergewicht des Unterrichts in der heutigen Erziehung. Alle Erziehung iſt ſtrenge. Jede Neigung, jede Kraft ſtrebt unbeſtimmt in die Weite; aber nur wo Maß, Form, beſtimmter Umriß iſt, tritt das Leben hervor. Nichts Schwankendes, Unſicheres darf dem Kinde entgegentreten, vielmehr muß der feſte Ernſt durch die Liebe hindurchblikken. Dieſe ſtrenge, ja herbe Beſtimmtheit wird keinesweges dem freudigen, friſchen Daſein und der inneren Freiheit, der eigenthümlichen geiſtigen Entwickelung unnatürliche Gränzen ſetzen, vielmehr gedeiht dieſe nur dann. Wo der Bürger ſich ganz dem Staate hingiebt, da keimt in dieſer Geſinnung die nationale Erziehung, wo der Staat in ſeiner beſtimmten äußern Form jede geiſtige Richtung als ſeinem Weſen eigen anſieht und befördert, da keimt vom Staate aus die Familienerziehung. Aber leider iſt dieſe Geſinnung mehr als je aus der Geſchichte verſchwunden. Der eingeſchränkte Egoismus des Staats nimmt nicht allein, wie billig, das irdiſche Daſein in Anſpruch, ſondern auch das höhere, geiſtige, und die ſogenannte Achtung für die geiſtige Freiheit reicht keinesweges ſo weit, wie ſie ſollte, indem ſie nämlich eine jede Entwickelung als eine Erweiterung ihres eigenen Lebens anerkennen ſoll. Das bloße Daſden iſt hemmend, weil jede bloß auf die endlichen und engen Bedürfniſſe gehende Thätigkeit belohnt, unterſtützt und ſchon dadurch jede höhere zurückgedrängt wird. Der Egoismus der Familien bildet ſich in und mit jenen, er will eben nur Das, was dem Staate unbedingt zugehört, das endliche Daſein als alleiniges Eigenthum retten, und das Höchſte und einzig Reelle wird auf dieſe Weiſe in beiden Richtungen geopfert — wahres Menſchenopfer. Die Eltern wollen nur für das ſogenannte Fortkommen ihrer Kinder ſorgen, indem ſie den Staat als ein Mittel betrachten. Aber das wahre Fortkommen iſt dann erreicht, wenn der Menſch ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit frei und fröhlich entwickelt, wenn er Alles wird, was er werden kann; und indem die Familie dahin allein trachten ſoll, iſt es auch die höchſte Aufgabe für den Staat, dieſes zu befördern, ja der Staat verdient in der That dieſe Benennung im höchſten Sinne nur, wenn er dieſe Aufgabe als die eigentliche anerkennt und zu löſen ſucht. Der beſchränkende Egoismus der Familien und des Staats, der das frei Geiſtige in jeder Richtung höchſtens duldet, nicht als das eigentlich Wahre und Weſentliche in ſich aufnimmt und ſich aneignet, iſt das Grundübel aller Erziehung. Man hat in unſern Tagen geglaubt, daß es wohl möglich wäre eine Art der Erziehung zu erfinden, die das zukünftige Geſchlecht höher ſtellte, als das gegenwärtige. Aber leider iſt dieſe Aufgabe nicht eine todte, ſondern eine lebendige, und das Leben ſetzt ſich ſelber voraus. Es giebt keine nationale Erziehung ohne lebendige nationale Geſinnung, obgleich die erſtere durch die letztere beſördert wird. Sie ſind nothwendig in und mit einander, und was nicht in dieſem Kreiſe des Lebens befangen iſt, ſtirbt nothwendig als ein Fruchtloſes und Nichtiges ab. — Das Verhältniß der Erziehung zur menſchlichen Freiheit fällt mit dem Einfluß der Umgebung, des ganzen Daſeins auf die innerſte Beſtimmung des Willens zuſammen. Die Erziehung, überhaupt keine äußere Veranſtaltung, vermag es vortreffliche Menſchen zu bilden, daß aber die keimende Geſinnung aus der Mitte eines großartigen nationalen Lebens freudiger aufblüht, einen feſten Haltpunkt gewinnen kann, iſt eben ſo gewiß.

Wir können es nicht genugſam rühmen, daß in unſern Tagen das äußere Leben eine große Sicherheit gewonnen hat, daß die Gefahren verſchwunden ſind, die in frühern, rohern Zeiten alle Verhältniſſe unſicher machten, ſo daß der Menſch in ſtetem, gefahrvollem Kampfe nichts mit Ruhe beſaß oder genießen konnte. Unſere Landſtraßen ſind ſicher, Räuber und Mörder ſind ſelten und dem Ganzen faſt nie gefährlich, die mächtigen Geſetze ſchützen das Eigenthum, und eine jede rohe, zerſtörende Kraft wird durch die Verkettung der bürgerlichen Einrichtungen gebändigt. Zwar wäre es eine Thorheit, jene gewaltſamen Zeiten zurückzuwünſchen; aber dennoch iſt es gar nur zu gewiß, daß die geprieſene äußere Ruhe und Sicherheit ihre innern Gefahren hat, ſo wie die Unſicherheit ihre Vorzüge. Der offene Angriff foderte zum offenbaren Kampf auf, die ſtete Gefahr verband die Freunde inniger, die Liebe konnte ſich feuriger entwickeln, und der Zorn, der Haß war ſelbſt edler, wie kräftiger. Jetzt dreht ſich Alles um einen mehr lähmenden als ſtärkenden Kampf mit Bedürfniſſen, die wir nicht befriedigen können, der Kampf iſt innerlich geworden. Der Neid, der Eigennutz iſt nicht verdrängt, er hat ſich hinter den Geſetzen verborgen, und weiß aus ſeinem Hinterhalt das in ſich kümmerliche Daſein mit künſtlichen Waffen anzugreifen, ſo daß der Sieg für die Geſinnung keinen Vortheil bringt, das Unterliegen nur mattherzigen Haß erzeugt. In ſolchem Jammer wachſen wir heran, die Ehen ſelbſt ſind meiſt in ſich zerſtört, eine jede große Kraft wird in ſich ſelber verſchloſſen und findet keinen Wiederhalt, und von der früheſten Kindheit an hören wir das Dulden, das vorſichtige ſich Durchwinden, das kluge Benutzen der verwickelten Umgebungen rühmen, und wo in dieſem Kampfe des verſteckten Egoismus ſich irgend Theilnahme für fremdes Leiden, irgend eine ſchönere Geſinnung in ſchwachen Zügen regt, da wird ſie übermäßig geprieſen, bei den Kindern durch Belohnungen ſogar verdorben, und wir dünken uns ganz vortrefflich, wenn wir mit beſonnener Klugheit die Geldſtröme zu leiten wiſſen, daß für uns eine nie verſiegende Quelle ſich eröffnet, und aus dieſer eine kleine Ader für die Armuth fließen laſſen, ohne die Hauptquelle zu gefährden. Dieſe kümmerliche Wohlthätigkeit, dieſe Geſellſchaften, die, um das Unbedeutendſte zu geben, durch ſchlechte Lieder erſt gerührt werden müſſen, dieſe Belohnungen, wenn wir thun, was wir ohne Niederträchtigkeit nicht unterlaſſen dürfen, dieſes ewige Ermuntern zur kleinlichſten That hat auch auf die Jugend einen tödtenden Einfluß. — Faſt alle moraliſche

Kinderſchriften ſind von der Art, daß ein ſorgſamer Vater ſie nie in ſeinem Hauſe dulden ſollte, und was wir Tugend nennen, iſt durch das glatte Gewand, durch die flache Rührung, durch die kleinliche, alles Tüchtige und Große zertrümmernde Art die gefährlichſte Verführung geworden. Eine Menge Romane ſuchen unſere klägliche Noth, unſer erbärmliches Familienunglück zu veredeln, und verderben die keimende Phantaſie der Kinder, ja ſelbſt diejenigen, die Unglück, Kampf und ein rüſtiges Daſein darſtellen, ſchaden mehr als ſie nützen. Denn ihre Darſtellung, die Alles in lächerliche Carricaturen verzerrt, die das mannhafte, ſtrenge, einfache Leben vergangener Zeiten in der nüchternen Sentimentalität unſerer Tage auf eine widerwärtige Weiſe hineintaucht, erregt nur eine kraftloſe Theilnahme, dient nur dazu der Trägheit ſelber eine willkommene Beſchäftigung zu verſchaffen, ja dieſe Erbärmlichkeit iſt nur aus der krankhaften Neigung entſtanden, müſſig und thatenlos als ein Spiel zu genießen, was nur als eigene That Bedeutung und Werth hat. Die träge Ruhe, die unſer Leben durchgängig bezeichnet, hat, wie die geiſtige, ſo auch die phyſiſche Kraft gelähmt. Vielfältige, gekünſtelte Genüſſe ſteigern die Begierden, geheime Ausſchweifungen tödten ſo Leib wie Seele und verpeſten das heranwachſende Geſchlecht, ein geheimes Gift ſcheint die ganze Generation angeſteckt zu haben, wie blaſſe Schatten ſchleichen unſere Kinder einher, und an die Stelle der belebenden Natur, des Ringens aller Kräfte, die ſich wechſelſeitig unterſtützen ſollten, iſt eine weichherzige Verzärtelung, eine ängſtliche Sorge, ein Heer von Arzeneien getreten, ſo daß faſt alle Kinderſtuben als Spitäler zu betrachten ſind, aus welchen die offene Natur ausgeſchloſſen iſt, und der Arzt ihre Stelle einnimmt. Unſere Frauen theilen die allgemeine Schwäche, und wenige, beſonders in den gebildeten Klaſſen, können im vollen Sinne Mütter genannt werden. Tauſend arme Kinder wandern von den Schulen in die Spinnſtuben, andere werden von irgend einer einſeitigen Beſchäftigung, die keine phyſiſche Kraft gedeihen läßt, für ihr ganzes Leben ergriffen, und die Gebildeten werden an das unſelige Papier gefeſſelt, welches das lebendige Wort, wie die lebendige That zu begraben droht.

Man hat in neuern Zeiten dieſes wohl eingeſehen: die ſogenannten Turnanſtalten, die in ganz Deutſchland immer mehr Eingang finden, ſuchen die phyſiſche Kraft der Jugend auf eine thätige Weiſe zu beſchäftigen und dadurch zu entwickeln. Es iſt nun zwar keinesweges unſere Abſicht, das Verdienſt des herrlichen und kräftigen Mannes zu ſchmälern, der dieſen Anſtalten einen neuen friſchen Schwung verſchaffte. Sein Beſtreben iſt dankenswerth und ſeine Bemühungen leiſten vielleicht Alles, was ſich jetzt leiſten läßt. Aber dennoch ſtehen dieſe Uebungen in unſerm ganzen übrigen Leben zu abgeſondert, ſie ſind nirgends lebendig und thätig an die übrigen Verhältniſſe des Daſeins angeknüpft, ſie ſtehen in keinem durchgreifenden Zuſammenhange mit unſerer Lebensweiſe, und daher wird der Einfluß, wenn nicht die größern Verhältniſſe ſich ändern, kaum von großer Bedeutung ſeyn. Die Jugend lebt, wie ſonſt, wird zu Hauſe verzärtelt, kümmerlich für das eigene

Fortkommen und für die Bedürfniſſe des Staats zugegerichtet, wie ſonſt, das Leben enthält keine Gründe, die ſie anſpornen könnten die natürliche Trägheit zu überwinden, und nun wird ſie aufgefodert ein paarmahl wöchentlich ſich zu balgen, zu ſpringen, zu klettern. Es iſt beſſer, als wenn nichts geſchieht, aber es ſieht dennoch einer Krankendiät ähnlicher, als einer geſunden Speiſe. Die gymnaſtiſchen Spiele der Griechen waren von einer ganz andern Art, ſie waren mit ihrem ganzen Leben aufs innerſte verknüpft, es waren keine Anſtalten, ein kümmerliches, in ſich verſunkenes Daſein zu unterſtützen, vielmehr freie, ſchöne Ergötzungen, heitere Spiele mit dem überwundenen Leben, körperlich brach aus dieſen Spielen die Anmuth des Lebens hervor, wie geiſtig in der Kunſt; ſie waren ſelbſt Theile der heiligen Kunſt und mit der Religion auf eine Weiſe verknüpft, die wir in unſern Tagen kaum begreifen. Daſſelbe läſst ſich von den Ritterübungen ſagen, von dem Turniren und Toaſtiren der chriſtlichen deutſchen Helden, was mit der ganzen religiöſen Poeſie des Lebens zuſammengeſchmolzen war. Solche Uebungen müſſen in unſern Tagen kriegeriſcher Art ſeyn, ſie müſſen ein öffentliches Gepräge haben, allgemein ſeyn, dem Kriege ſelbſt ein freieres, heiteres Anſehn mittheilen, ſie müſſen mit der nationalen Geſinnung verſchmelzen und mit dieſer gedeihen, wenn ſie mehr als bloße Sprünge werden ſollen.

Der Unterricht iſt der weſentlichſte Theil der heutigen Erziehung, ja ein Hauptheil derſelben. Das Streben nach bewußter Klarheit hat ſo ganz das Geſchlecht durchdrungen, daß es vergebens ſeyn würde, es zurückzudrängen, die ſchuldloſe Bewußtloſigkeit — wir müſſen es geſtehen — kann nicht mehr verwalten, und ſelbſt die geringſten Klaſſen ſind entweder in einer Art traurigen Stumpfſinns verſunken, oder ſie ſuchen die Verhältniſſe ihrer Lage, ihrer Beſchäftigung zu begreifen, zu überſchauen und als ein inneres Eigenthum zu handhaben. Dieſes Streben iſt durch Alles, was in der Zeit geſchah, hervorgerufen, und ſo mächtig geworden, daß ein jedes Rückbilden in die alte, bloß gläubige Zeit von den traurigſten Folgen ſeyn würde, und indem man die keimenden Organe tödtete, würde man dennoch nicht im Stande ſeyn, was erſtorben und erloſchen iſt, wieder zu beleben. Aber dieſes Bemühen, alles Aeußere äußerlich zu begreifen, hat es nicht unſer Daſein auch in den größern Verhältniſſen verwirrt und verfinſtert? Ja bricht nicht das Unklare und Nichtige deſto mächtiger hervor, je weiter uns dieſe ſcheinbare Klarheit führt? Mit einem ungeheuren Gebäude endlicher Weisheit iſt das Geſchlecht beſchäftigt, alle Kräfte ſind in Bewegung, ein Treiben und Jagen, ein Gehen und Kommen, eine nie ruhende, unſtäte Thätigkeit wirft Alles untereinander, ein Material, welches Keiner zu überſchauen vermag, hat ſich angehäuft, man iſt emſig bemüht die Arbeiten zu vertheilen und Jeden an ſeinen Platz zu ſtellen, einem Jeden ſeinen Kreis, ſeine Beſchäftigung anzuweiſen; aber während wir hier bauen, ſtürzt dort Alles zuſammen, das Ganze vermag Keiner zu faſſen, nichts will ſich dem Uebrigen fügen; dieſelbe Verwirrung, derſelbe Widerſtreit der Kräfte, der die ganze Unternehmung des Geſchlechts bezeichnet, findet ſich bei einem Jeden; die Großen kennen den Sinn ihrer Befehle nicht mehr; die Geringern die Bedeutung ihres Geſchäfts nicht, da mußte die tiefe Ahnung, daß ein Grundirrthum das ganze Geſchlecht ergriffen hat, mit bebender Angſt aus der vermeintlichen Klarheit ſelber hervorbrechen, man mußte inne werden, daß das Fundament hohl ſey, und mitten in der raſtloſen Thätigkeit gebar ſich der tödtende Zweifel, der Alles als ein Eitles, Nichtiges betrachtete, die Kraft lähmte, ſo daß Jeder, weil er von dem ſinnloſen Ganzen nun einmahl ergriffen war, das Geſchäft ſtumpfſinnig, ohne innere Theilnahme, träge, läſſig fortſchiebt, nur bemüht ſich ſelber zu retten, nicht innerlich, ſondern äußerlich, nicht durch ewige Hoffnung, ſondern durch irdiſche, nicht durch Wahrheit und Glauben, ſondern durch Geld. Die geringern Klaſſen des Volks ſind durchaus dem Irdiſchen preisgegeben und müſſen ein mühſeliges Leben voll Armuth und bedeutungsloſer Beſchäftigung hindurchkeuchen, man rechnet ihnen eine jede freie Minute nach, man verringert die Feſttage, man raubt ihnen alle jene Ergötzungen, die eine heitere, treuherzige Poeſie ihnen noch zurückließ, mit dem dürftigen Unterricht ihrer Jugend, der immer hohler, immer unerfreulicher wird, treibt man nutzloſe Künſtelei, und mit einer innerlichen Angſt vor Demjenigen, was friſch, fröhlich und gemüthlich ſich aus der heitern, unbefangenen Natur ſelber gebiert, werden auch die Lehrer künſtlich zugerichtet, damit nirgends ſich etwas zeigen ſoll, was dem kümmerlichen, in ſich ſelber leeren Calcul verwirren kann. Treibt man nicht das leere Erbarmen ſo weit, daß man dem

Volke die wahren innern Reichthümer, welche die Zeit ihm ließ, als furchtbare Irrthümer entreißt und ihm dafür wie Armenſuppen, ſo dürftige, abgekochte Brühen der vermeintlichen Weisheit als Feſttagsſpeiſen in den Sonntagsſchulen anbietet? Einer hatte wahres, tiefes Erbarmen mit dem Volke, er hat es eingeſehen, daß wir das Schwankende und Schwebende von ihm entfernen, daß wir die eigene geiſtige Kraft durch das Feſte und Sichere einer wohlgeleiteten Anſchauung in ſich ſtärken müſſen. Hätte ſein herrliches, tiefes Gemüth die verborgenen Quellen eines noch nicht verſiegten Reichthums beim Volke erkannt, hätte er die bloß verſchütteten, nicht zerſtörten Adern gereinigt, daß in der feſten Form ein lebendiger Puls ſchlüge, — wahrlich Keiner würde größer, ja mächtiger erſcheinen als Der, den wir auch ſo nie genug preiſen können, der ehrwürdige Peſtalozzi. Aber auch ſein Bemühen ward von der künſtelnden, unerquicklichen Zeit ergriffen, und anſtatt das erfriſchende Leben in die herben Umriſſe hineinzubannen, die ſtilldämmernde Erinnerung an die Vergangenheit, die nie ganz irregeleitete Phantaſie des Volks als belebendes Prinzip zu erwecken, erſtarrte das Ganze in trockner Geſtalt, und je ſchärfer Alles in die geringen Spuren des zitternden Lebens hineinſchritt, deſto gewiſſer und feſter dünkte uns Alles. — So entſtanden aus dem heilſamſten Anfang die Unterrichtsfabriken, die man allenthalben aufbauet. Aber wir können auch darin die Engländer nie erreichen, dieſe haben, wie andere Maſchinen, ſo auch Erziehungsmaſchinen im großen Stil errichtet und die Kunſt erfunden, tauſend Kinder, wie durch gleichförmig klappernde Räder, in der kürzeſten Zeit und bei den geringſten Koſten zu freien Bürgern zu formen. Wir werden durch tiefere Ahnung fortdauernd irregeleitet, und Das, was wir wollen, können wir nicht, weil ein nationales Gewiſſen ſeine geheime Stimme erhebt und die tödtende Conſequenz in der Geburt erſtickt. Die erſte, auch geiſtige Welt der Kinder, iſt die der Familie. Ihr könnt eben ſowohl einen allgemeinen nationalen Brei an die Stelle der Muttermilch ſetzen, als eine einſeitige nationale Erziehung an die Stelle der häuslichen. Zwar kann und ſoll der Staat über die geiſtige Erziehung wachen, wie über die phyſiſche, ja die Erziehung ſoll ganz für den Staat ſeyn, aber die innere Quelle des Eigenthümlichen iſt die heilige Stätte, die er ehren ſoll, ja um dieſe zu ſchützen iſt er ſelber da. Deswegen giebt es keinen furchtbareren Irrthum als den, daß der Unterricht für die geringern Klaſſen ihrem Anfang, ihrem Weſen nach verſchieden wäre von der für die ſogenannten gebildetern. Ein jeder Menſch hat, indem er geboren wird, die nämlichen geiſtigen Rechte, die innere Gabe iſt durch keine äußere bedingt, und dieſer Unterſchied ſchmäht den hohen Adel der göttlichen Natur, indem er häufig dem Unfreien und Geringen künſtlich ein nichtiges Daſein zubereitet. Die geiſtigen Strahlen ſollen, wie die irdiſchen Lichtſtrahlen, nach allen Richtungen ſich durchkreuzen ohne ſich zu ſtören, damit ſie jedes Auge treffen und anregen auf ſeine Weiſe. Es giebt offenbar keine wahrhaft nationale Erziehung, wenn die geiſtige, allſeitige Mittheilung von äußern Verhältniſſen abhängt, durch dieſe beſchränkt wird. Man könnte behaupten, daß dieſes ein nothwendiges Uebel ſey, daß in unſern Tagen die allſeitige Bildung doch immer mehr um ſich greife, ſo daß der Kreis des bildenden Lichts ſich fortdauernd, wenn auch langſam erweitere. Aber dieſes geſchieht nur auf Koſten des ächt Volksthümlichen. Wir Gebildeten müſſen lernen mit uns ſelbſt Erbarmen zu haben, wir müſſen lernen den eigentlichen Schatz, der im Volke begraben iſt, zu würdigen, wir müſſen aufhören uns, einſeitig von einer tödtenden Reflexion ergriffen, für die Ueberklugen zu halten, — kurz wir müſſen vom Volke lernen, wechſelſeitig erzogen werden. Wir ſind die Herrſchenden und haben das Wort, wer kann es leugnen? aber das verſtummte Volk, nicht in unſere Weisheit einſeitig hineinzulocken, ſondern aus ſeiner verſchloſſenen Welt hervorzurufen, daß es Muth faſſe, ſich ſelbſt ſchätze und laut werde auf ſeine Weiſe, iſt die Aufgabe, die ſich uns Allen aufdrängt, die Keiner zu löſen vermag.

Was den gelehrten Unterricht anbelangt, ſo iſt man endlich ſo weit gekommen, einzuſehen, daß das moderne ſpielende Treiben mit ſeichten Kenntniſſen und ſeichten Moralien etwas Klägliches und durchaus Fruchtloſes ſey, man ſieht ein, daß der geordnete Fleiß, das ſtetige, feſte Streben, nur aus einem unerſchütterlichen Grunde hervorkeime, und daß die Zeit, die irgend Etwas, was es auch wäre, in der Kindheit mit Strenge mittheilte, und nur das Tüchtige gelten ließ, große Vorzüge vor unſerer tändelnden Methode hat. Indeſſen iſt die lockere Art noch immer die herrſchende und man ſtutzt das Ganze mit leeren Deklamationsübungen, wohl ſogar mit kümmerlichen theatraliſchen Vorſtellungen auf, die ohne den geringſten Zweck nur eine äußere Eitelkeit, niemals eine innere Tüchtigkeit befördern. Wahrlich, wenn wir einen Knaben hervortreten ſehen, der ein ſchillerſches Lied zum Erbarmen herſagt, die Arme verlegen hin- und herbewegt, und mit dem Körper den Takt ſchlägt, wenn Andere ſich in Schauſpielen auf die kläglichſte Weiſe zieren, — welchen möglichen Nutzen können die ſtümperhaften Darſtellungen haben? Der Knabe lernt ſich öffentlich zu ſtellen und zu reden, ſagt ihr. — Er lernt öffentlich das Ungeſchickteſte zu thun, ohne zu erröthen, ſolltet ihr ſagen; ſtärkt ſeine Geſinnung, lehrt ihn ein eignes Daſein tief ergreifen, daß er aufgefodert wird, was ihn innerlich bewegt, durch Worte laut werden zu laſſen, und es wird ihm der Muth, die Stimme und die lebendige Gebährde nicht fehlen. Eure Drahtpuppen ſind noch nie Redner geworden, und eure kindiſchen Schauſpieler haben höchſtens Ziererei gelernt. Wir würden dieſes Unweſen kaum erwähnt haben, wenn es nicht den falſchen Sinn ſelbſt berühmter Inſtitute zeigte, wenn es nicht die thörichte Eitelkeit der Eltern zeigte, die ſich freuen, wo ſie heulen ſollten. Findet ihr ſolche Uebungen nützlich, ſo ſtellt ſie ganz im Stillen an, bei verſchloſſenen Thüren, und laßt die Knaben fühlen, wie wenig ſie leiſten. —

Man hat jetzt, wie ſchon früher Napoleon in den franzöſiſchen Schulen, ſo auch in unſern, Grammatik und Mathematik, als das Fundament des Unterrichts feſtgeſtellt. In der That mit Recht. Auch daß die alten Sprachen gewählt werden, iſt recht und billig.

Die geſchichtliche Wurzel unſerer ganzen Bildung muß fortdauernd genährt werden; auch erlaubt die grammatikaliſche Vollendung dieſer Sprachen, die als unveränderliche Naturerſcheinungen, ihre feſten Geſetze entdecken laſſen eine große, nothwendige Strenge in der Mittheilung; auch der ſtrenge Unterricht in der Mathematik iſt ſo unentbehrlich als wichtig. Wir wollen indeß nicht davon reden, daß die ſchwankende und ſpielende Zeit, die auf die ganze Generation einen bedeutenden Einfluß gehabt hat, die feſte Einſicht bei den Lehrern immer ſeltner gemacht hat, daß das gründliche mathematiſche Studium äußerſt ſelten iſt, daß Befehle von Oben, und ſtrenge Prüfungen der Schüler nichts halfen, wo die Lehrer wenig taugen — dieſes Uebel läßt ſich durch Aufmerkſamkeit, Eifer und Ernſt allmählig heben. Wir ſetzen alſo voraus, daß es gelingen mag, den grammatikaliſchen Unterricht ſo ſtrenge wie vormahls und nach einer verbeſſerten Methode, den mathematiſchen aber ſo allgemein und gründlich, wie nie, einzuführen — können wir behaupten, daß die Aufgabe des Unterrichts dadurch gelöſt ſey? Was will der Unterricht? offenbar die geiſtige Eigenthümlichkeit leiten, und eine jede Richtung befördern. Die reife Selbſtthätigkeit, in ſo fern ſie innerlich productiv wird, ſoll auf den Univerſitäten beſchäftigt werden. Der gelehrte Unterricht geht deswegen dahin, daß das Kind frühzeitig über Dasjenige, was es bewußtlos thut, reflectiren lernt. Die Reflexion offenbart die ſtrengen Geſetze, deſſen was bewußtlos von ihm ausgeübt wird. Das Kind ſoll daher nicht bloß ſprechen; aber auch die Geſetze der Sprade kennen, nicht bloß äußere Verhältniſſe der Figuren und Zahlen bewußtlos anſchauen, ſondern auch die ſtrenge innere Geſetzmäßigkeit dieſer Verhältniſſe mit Bewußtſein ergreifen. Iſt aber das lebendige Denken etwa angewandte Grammatik, die ganze Naturwiſſenſchaft angewandte Mathematik? Ja ſind die grammatikaliſchen und mathematiſchen Virtuoſen nicht oft gerade durch die Einſeitigkeit von allem lebendigen Wiſſen und Schauen ausgeſchloſſen? Zwar wird man behaupten, daß die übrigen Richtungen keinesweges verdrängt ſind; aber ſie ſind auch nicht lebendige Theile des Unterrichts, wenn ſie nicht eben ſo ſtrenge gehandhabt werden, wenn nicht ein feſtes, ſicheres Grundſchema der Mittheilung, wie für die Sprache und für die Mathematik den Unterricht leitet. Zu einer ſolchen Logik der innern Anſchauung hat zwar Peſtalozzi den Grund gelegt, aber theils iſt ſie zu eingeſchränkt, zu wenig auf die höhern, fortſchreitenden Bedürfniſſe berechnet, theils ſetzt ſie, da ſie das keimende geiſtige Vermögen thätig aufregen und beſchäftigen ſoll, eine innere Selbſtproduction bei dem Lehrer voraus, muß ihm ein lebendiges Organ ſeyn und läßt ſich, wenn ſie folgenreich wirken ſoll, nur für den Lehrer andeuten, ihm nicht vollendet mittheilen. Eine Lehrmaſchine, die das Ueberlieferte mechaniſch mittheilt, kann alles Mögliche, kann vielleicht todte Fertigkeiten bis zum Bewundern ausbilden, nur kein lebendiges Wiſſen. Die Naturwiſſenſchaft enthält wirklich ein Grundſchema einer äußern Anſchauung. Die Geſetze des lebendigen Gegenſatzes, die ſich ſtrenge wahrnehmen und darlegen laſſen, durch den Magnetismus, die Electricität, ſelbſt in verwickelteren und chemiſchen Erſcheinungen durch den Galvanismus, könnten eine ſtrenge Logik der Natur begründen, die wie die Grammatik für die Sprache, die Mathematik für die Verhältniſſe der Größen und Figuren, ſo für die Anſchauung des qualitativen Lebens ohne alle Einmiſchung von Erklärungen, die geiſtige Thätigkeit des Kindes auf eine ſtreng geſetzmäßige Weiſe in Anſpruch nähme. Von einer ſolchen zweckmäßigen Uebung, als weſentlichen und ſtrengen Theil des Unterrichts, durch welche das Kind aus dem bloßen Sprechen in das lebendige Denken, aus dem bloßen Rechnen in das lebendige Schauen fortdauernd von ſtrenger Zucht der nothwendigen Geſetze begleitet, hinübergeführt würde, iſt noch in unſer Erziehung gar nicht die Rede.

Doch wenn nun auch dieſes gelänge, wenn Alles, was ſich ſtreng und ſicher mittheilen läßt, in den Schulen wirklich mitgetheilt würde, — iſt dadurch der Unterricht ſelbſt lebendig, die Erziehung vollendet? Jenes hohe Belebende, wodurch der Unterricht in die Geſinnung, beide in das Leben hineingebildet werden, jener leichte geiſtige Hauch, der in der Natur das Tiefe, in der Geſchichte das Hohe, im Leben das Treffliche ahnen, ihm nachſtreben lehrt, kurz der poetiſche Theil der Erziehung, wie wir ihn im weiteſten Sinne nennen möchten, weil er das innerſte Daſein am unmittelbarſten berührt, iſt dadurch auch nicht von Ferne angedeutet. Man wird ſagen, dieſes läßt ſich nicht mittheilen, aber nahe führen läßt es ſich, und aus der Mitte des Schönen, Tüchtigen, Lebendigen gebiert ſich das Aehnliche.

Und nun ſchauet in unſere Schulen hinein, erinnert euch der eigenen Schulzeit, wie Alles zwiſchen läppiſcher, ungeſchickter Tändelei, und finſterer, unerquicklicher, geiſtloſer Strenge ſchwankt, wie Lehrer und Schüler ſich wechſelſeitig quälen, wie wir Alle, der Geiſtreiche, wie der Einfältige, keine Ahnung von einem tiefern Leben, keine Kunde von dem Herrlichſten dort erlangten, wie, was das bedeutende Kind will, wenn ohne Zuthun der Erziehung irgend ein verborgenes Wollen die innere Kraft bewegt, von den Lehrern faſt noch weniger begriffen wird, als was der Mann will von dem Staate. Man betrachte doch unſere Schulbücher, die neueſten wie die ältern, man erwäge das Beſtreben, in dem Unterricht entweder ganz beſinnungslos das Vorgeſchriebene mitzutheilen, unbekümmert um die Art, wie es begriffen wird, oder recht einfältig, breit und ſeichte zu erſcheinen, um nur verſtändlich zu ſeyn. Wie Wenige bedenken, daß das Kind an vielſeitiger geiſtiger Empfänglichkeit die Eltern übertrifft, und daß das Leben, wenn es die Kraft auch ſtärkt, durch die Beſtimmtheit doch zugleich auch einengt. Vergeſſen wir nicht unſere eigene Kindheit, ſehen wir nicht als auf etwas Geringes auf Das herab, was in der früheſten Zeit uns innerlich bewegte, wahrlich wir würden ſchaudern vor den meiſten Schulen, die trotz aller Künſteleien und Einrichtungen, Aufſicht und Anordnungen ein zuſammengedrängtes Bild der allgemeinen Verwirrung ſind, mehr geeignet das Höchſte und Bedeutendſte zu hemmen, als es zu fördern.

Das irdiſche Daſein iſt nicht in ſich ſelber begründet, jede Erſcheinung, die größte wie die kleinſte, hat keine feſte Realität, Völker wie Menſchen werden geboren, blühen und ſterben. In dieſem wandelbaren Wogen aller Verhältniſſe muß ein feſter Mittelpunkt ſich geſtalten, von welchem alle Bildung ausgeht. Dieſes lebendige Zentrum allein vermag die gerade, endloſe ſtarre Linie des Daſeins in ſich ſelber zu beugen und die eigentliche, wahrhafte Geſtalt ſpricht unmittelbar ein höheres, als das bloß erſcheinende Seyn aus, wir nennen es Leben in der Natur, in der Geſchichte, Religion. Nicht die Vernunft, nicht die Tiefen, welche nur den Hochbegabten zugänglich ſind, vielmehr ein Allgemeinens, dem Einfältigen, wie dem Klugen gleich Nahes, mit gleicher Nothwendigkeit Beſeligendes, was nur durch den böſen Willen verfinſtert werden kann, muß auf jeden Punkt einen Jeden durchdringen, und ſo die höhere Form des Staats bilden. Es giebt keine bleibende Staatsform, die nicht Theokratie wird. Wenn geſagt wird, der Staat ſoll dahin ſtreben, daß die Menſchheit Alles enthülle, was ſie zu enthullen vermag, ſo hat dieſer Ausſpruch keinen Sinn, oder er ſagt, der Staat ſoll das Höchſte der Menſchheit, das Ueberirdiſche offenbaren, die Kirche iſt ſeine Seele. Wie das Chriſtenthum ſich als die Religion der germaniſchen Völker bildete, wie die Sehnſucht nach Liebe aus dem rohen, harten, aber dennoch innerlich bewegten Gemüthe dieſes Volks dem Chriſtenthum entgegenkam, wie dieſe Liebe das Geſchlecht durchdrang, wie Kirche und Staat ſich großartiger bildeten, wie dieſe Formen beide ſanken und ein Reich des irdiſchen Verſtandes hervortrat, welches ſich in einer immer höher ſteigenden Verwirrung verwickelte und den Zuſtand unſerer Tage hervorrief, haben wir durch dieſe ganze Schrift zu zeigen uns bemüht. Eine natürliche Folge war, daß der Menſch ſich, abgeſondert von aller Religion, zu geſtalten ſuchte, indem ſie keine Form derſelben, als die ihrem eigenthümlichen Daſein nothwendige anerkannte. Es iſt klar, daß dieſe Trennung dem Regiment nicht zum Vorwurf gereichen kann; denn wo die Form der Religion zuſammengeſtürzt iſt, wo ein Schwanken der Glaubensformen nicht allein, ſondern eine Unſicherheit des Glaubens ſelbſt alle Gemüther ergriffen hat, da muß der Staat ſich von dem Vielfachen, ſich Widerſtreitenden ſcheiden, um zu verſuchen, ob er abgeſondert von Dem, was innerlich die Menſchen trennte, wenigſtens eine äußere Vereinigung finden kann. Daher iſt das Syſtem der Duldung ein nothwendiges Podukt der Geſchichte. In wie fern es möglich iſt dadurch eine Einheit zu begründen, ſpricht der Zuſtand unſerer Tage und ihre unauflösliche Verwirrung von ſelbſt aus. Es würde Wahnſinn ſeyn die Religionsverfolgung zurückzuwünſchen, ſie war zu jeder Zeit eine furchtbare Verirrung; aber die öffentliche religiöſe Duldung hat ihre Schattenſeite, die wir nicht verbergen wollen. Sie iſt aus dem Schwanken des Glaubens entſtanden und ſteigert ihn. Der Menſch gehört dem Staate zu, ja er wird aufgefodert dieſem ſein Leben, ſeine ganze Thätigkeit zu widmen; aber was für ihn nur als das Höchſte, nur als das Unwandelbare einen Werth hat, weil es als unerſchütterliche Grundlage allen Verhältniſſen des Daſeins Bedeutung leihen ſoll, wird vom Staate als ein Relatives betrachtet, welches in Beziehung auf ihn, ſich auch anders geſtalten mag. Jemehr daher der Menſch in die Verhältniſſe des Staats lebendig eingreift, jemehr ihn das allgemeine Daſein ergreift, deſto mehr läuft er Gefahr die Anſicht des Staats zu theilen. In der That ſehen wir auch, daß der feſte, ſichere Glaube ſich am reinſten erhalten hat bei denjenigen Klaſſen, die durch die ſteigende Gewalt der Dynaſtien zur bürgerlichen Paſſivität beſtimmt ſind, ja daß die tiefſte Religion, wie bei mehreren Sekten, ſich eben ſo durch eine möglichſt große Sonderung von dem Staate zu geſtalten ſucht. Daß der Regent ſelbſt einen beſtimmten Glauben hat, hebt dieſes Verhältniß nicht auf, denn ſein Bekenntniß gilt nur von ihm als Perſon, als Einzelnen, wo eine allgemeine Duldung mehrere Glaubensformen, ſogar unchriſtliche, in einen Staatskörper vereinigt; ja bei ihm erſcheint der Widerſpruch am härteſten, denn was ihm als Menſch ein abſolut und einzig Reales ſeyn ſoll, muß er als Regent zugleich als ein Relatives betrachten. Wir kennen ja Bürger, die ihrem Regenten eine Glaubensform erlaubten, die ſie nur mit Einſchränkung unter ſich duldeten. Dieſes Schwanken des Glaubens findet mehr oder weniger in ganz Europa Statt, aber in Deutſchland iſt auch in dieſer Rückſicht die Verwirrung am höchſten geſtiegen.

Im ſüdlichen Europa waltet der Katholicismus, im Norden der Proteſtantismus, in Frankreich hat der Katholicismus ſich mit dem herrſchenden Verſtande abgefunden. Die neueſten Erſcheinungen der wieder aufgelebten religiöſen Formen in Frankreich verrathen ihre irdiſche Abſicht auf die unbefangenſte Weiſe, und haben durchaus das Gepräge des Tändelnden, ja eine ungeſchickte Ironie, die ſich nicht zu verbergen weiß, bricht allenthalben hervor. Wie ganz anders mußte dieſes tiefgeſunkene Volk ſich zeigen, wenn auch nur die Spuren einer wahren religiöſen Bekehrung zu erkennen ſeyn ſollen! Ein ſtrafender Prophet mußte Hohe und Niedere, die jetzt Herrſchenden, wie die Unterdrückten zu einer würdigen großen Buße ermahnen; aber Alles, was ſich zeigt, iſt nur die alte Flachheit, die ein anderes Kleid anzieht, wie vormals, mit Verſtand und Demokratie, ſo jetzt mit Religioſität und Königsthum nicht gläubig, ſondern abergläubig und ungläubig zugleich, daſſelbe bedeutungsloſe Spiel treibt. In England iſt der Proteſtantismus mit der verſtändigen Staatsverfaſſung einig geworden, eine ſtarre Geſtalt hat die Kirche durch den mehr politiſchen als religiöſen Streit mit dem irländiſchen Katholicismus angenommen, und die verſchiedenen Sekten ſtellen mehr einen finſtern moraliſchen Spleen, als wahren Myſticismus dar. In Deutſchland hingegen herrſcht, wie in keinem Lande in Europa, eine wahre religiöſe Gährung. Der Katholicismus, der Proteſtantismus und die bloß verſtändige Aufklärung ſind nebeneinander in großen Maſſen ſo vertheilt, daß es ſchwer iſt, zu beſtimmen, wo eigentlich das Uebergewicht angenommen werden muß. Die Deutſchen waren auch, als die katholiſche Religion in ganz Europa in vollem Glanze herrſchte, die vorzüglichſte Stütze des Glaubens, ſie zeigten, als die Hierarchie zu ſinken anfing, den redlichſten Eifer in den Kirchenverſammlungen; aus die ſem Ernſt der Geſinnung entſprang die Reformation; er hat ſich in jeder Form noch immer mehr als irgendwo erhalten, und ſelbſt die ſeichteſte Aufklärung wird unter uns mit einem treuherzigen Enthuſiasmus, mit einer redlichen Begeiſterung getrieben, die man ſchwerlich in irgend einem andern Lande ſo herrſchend finden wird. Aber eben deswegen iſt die Verwirrung auch bei uns am größten. Nicht jene Hauptformen allein, auch alle ihre mannichfaltige, unzählbare Abſtufungen haben ſich ausgebildet, Katholiken werden Proteſtanten, um den Feſſeln einer erſtorbenen Form zu entgehen, Proteſtanten werden Katholiken aus tiefer Sehnſucht nach der Vereinigung mit der Kirche, myſtiſche Sekten, die mit der Reformation, oder in der Zeit ihres erſten, beweglichſten Lebens ſich bildeten, haben mit treuer Anhänglichkeit dieſelbe Form behalten, und in Oppoſition gegen die, alle Religion zerſtörende, Verſtandesweisheit hat ſich aus der Mitte der Wiſſenſchaft ſelber das entgegengeſetzte Extrem eines phantaſtiſchen Myſticismus gebildet, der keinen Verſtand zu dulden ſcheint. Weil der Deutſche Alles auf das Höchſte beziehen muß, ſo giebt es kaum ein bedeutendes Streben, politiſches oder wiſſenſchaftliches, welches nicht bei uns irgend eine Richtung für oder gegen den Glauben nimmt, und daher iſt die religiöſe Polemik nirgends heftiger und häufiger. Alle politiſche und wiſſenſchaftliche Verwirrung in Deutſchland, das Schwankende in allen Grundſätzen des Lebens und der Erziehung hängt mit dieſer religiöſen Gährung auf das genaueſte zuſammen, und ſteigert ſie. Ja wir können behaupten, daß die vorzüglichſten Geiſter Deutſchlands denſelben Kampf innerlich durchzukämpfen haben, daß die tiefſten Gemüther, wie das Reich in verworrener Bewegung nur mühſam, und nach langem innern Streit, die wahre beruhigende Ueberzeugung gewinnen können. Verſtand und Glaube führen einen nie völlig zu entſcheidenden Krieg in der Seele des Trefflichſten. Man hat behauptet, daß der Katholicismus und Proteſtantismus zwei nothwendige Formen derſelben chriſtlichen Religion wären; der Katholicismus, ſagt man, ſtelle das Seyn, der Proteſtantismus das Werden vor. Nun iſt es zwar gewiß, daß alles Leben ein Seyn und ein Werden fodert; aber dieſe Formen ſollen nicht äußerlich getrennt und einander entgegengeſetzt ſeyn, nicht ein Werden getrennt von dem Seyn kann ein lebendiges Daſein enthüllen, vielmehr Wachsthum, gradweiſe Entwickelung der nämlichen, urſprünglichen im Ganzen unveränderlichen Form, Seyn und Werden in ununterſcheidbarer Einheit. Iſt Katholicismus im Gegenſatz gegen den Proteſtantismus ein Seyn im Gegenſatz gegen das Werden, ſo ſind beide Formen gleich todt und nichtig, und wer dieſes behauptet, leugnet die Realität aller chriſtlichen Form für dieſe Zeit. Wir werden aber dieſes Verhältniß, und in wie fern es eine heitere und hoffnungsvolle Seite hat, in der Folge betrachten.

Auch hat man gefühlt, daß in der Trennung etwas Störendes liege; ſeit Deutſchland in ſich aufgewacht iſt, hat man daher an eine äußere Vereinigung gedacht. Aber in der Religion darf Keiner, um einer äußern Uebereinſtimmung willen, nachgeben. Was ſich bloß äußerlich, von außen her, durchdringt und nicht in ein aus der Trennung von innen heraus neu erzeugtes Leben ſich vereinigend geſtaltet, ſo daß die Nichtrealität der Trennung unmittelbar durch die neue, aus der innern Sehnſucht mit Geiſtesgewalt hervorbrechende Offenbarung klar wird, iſt nur eine todte Indifferenz, ein bedeutungslos Neutrales, der Untergang aller wahren Religion, die in dem Widerſtreite die wahre Form ſucht, ja in der Andacht beſitzt, auch, wenn ſie nicht ans Licht geboren iſt, durch eine äußere Uebereinkunft aber, wie ermüdet, den Kampf, mit dieſem das heilige Streben und alle lebendige Andacht aufgiebt. Geſetzt man würde etwa, wenn der Bundestag ſeine ordnende Bemühungen eine Zeitlang fortgeſetzt hat, geleitet von der Anſicht, daß eine religiöſe Vereinigung eine genauere politiſche herbeiführen würde, eine Art Kirchenverſammlung veranſtalten aus beiden Parteien, um zu verſuchen ob ſie nicht etwa durch wechſelſeitiges Nachgeben ſich annähern könnten, ſo würden nur zwei Fälle möglich ſeyn. Entweder es keimte in dem Katholicismus eine wirkliche lebendige Sehnſucht nach Dem, was in dem Proteſtantismus das Weſentliche iſt; eine gleiche Sehnſucht nach dem Weſen des Katholicismus dränge ſich aus dem Proteſtantismus hervor, ſo daß beide nicht, um mit den ſcheinbaren Gegnern, vielmehr um mit ſich ſelber einig zu werden, in der vollendetſten Trennung die Nichtigkeit des Gegenſatzes einzuſehen anfingen; dann wäre die Verſammlung, wenn es ihr vergönnt wäre, für Dasjenige, was ſtumm in jeder Bruſt ſchlummerte das löſende Wort, für den Keim, der in jeder Seele ruhte, die wahre Geſtalt zu finden.

recht eigentlich inſpirirt, ſie wäre eine Verſammlung von Gott begeiſterter Propheten; aber dann könnte ihr Ruf kein äußerer, ſondern ein innerer ſeyn, dann würden ſie, da ein ſolches Streben alle Gewalt finſterer Geiſter aufregt, Zwieſpalt und Streit vermehren, nicht vermindern, und das gewaltige Wort würde den Frommen ergreifen, Andächtige würden ſich um ihn verſammeln, aber die irdiſche Gewalt würde für ihr nichtiges Daſein kämpfen. Die gegenwärtige Zeit iſt in der Sünde des Irdiſchen zu verſtrickt, als daß wir hoffen können, die Seligkeit tiefer Vereinigung ohne Mühſeligkeit, ohne Kampf zu ſchmecken. — Von einer ſolchen Kirchenverſammlung, die aber nie um irdiſche Güter zu erlangen durch irdiſche Gewalt veranſtaltet werden kann, würde erſt dann die Rede ſeyn, wenn eine unruhige Sehnſucht alle Gemüther bewegt, ja wahrſcheinlicher iſt es, daß eine ſolche Offenbarung nie durch eine Verſammlung geſchehen wird, die wohl das Vorhandene ordnen, kaum aber den belebenden Mittelpunkt finden kann, vielmehr durch eine mächtige Natur, die göttlich erleuchtet, aus der Fülle der Zeit geboren, wie Luther, die Geiſter ergreifen, und für oder wider das Heilige waffnen wird. — Oder dieſe Verſammlung erſcheint als ein Product der modernen Duldung, und wird ſuchen den Katholicismus gegen ſein Weſen aufzuklären, dem Proteſtantismus katholiſche Flecken anzuhängen, und ſo lange ſchneiden und zuſtutzen, bis eine Scheinvereinigung entſtehet, und beide Parteien laſſen ſich dieſes gefallen, — dann wäre das Gelingen einer ſolchen Uebereinkunft das traurigſte Zeichen des äußerſten Verfalls aller

Religion, und was auf ſolche Weiſe entſtanden wäre, die Geburt einer geiſtigen Lüge, die alle beſeligende Wahrheit begraben würde. Wenn nun auch jene innere Bewegung der Gemüther, welche der nahen Verkündigung vorangehen muß, nicht daſeyn ſollte, ſo iſt doch auch die Läſſigkeit des Glaubens, die herrſchende unſelige Gleichgültigkeit noch weniger in die Nation eingedrungen, und wir können uns glücklich preiſen, daß von der tridentiniſchen Kirchenverſammlung an, bis auf die neueſten Zeiten, alle geringeren und bedeutungsloſern Verſuche der Art geſcheitert ſind, und hoffentlich nie gelingen werden. Eine geringere, und im Ganzen unweſentlichere Trennung, die nämlich zwiſchen den reformirten und lutheriſchen Gemeinden, iſt durch den Geiſt der Zeit wirklich von innen heraus faſt ganz überwunden, und iſt nur faſt ſcheinbar vorhanden.

Aber nicht bloß die chriſtlichen Glaubensformeln haben im Staatenvereine gleiche Rechte, auch die Juden ſind in unſern Tagen Staatsbürger geworden. Nun wollen wir zwar keinesweges leugnen, daß die Juden, wie die Samaritaner in früheren Zeiten unter ihnen, ſo unter uns ein Gegenſtand phariſäiſcher Geringſchätzung geworden ſind, daß der Glaube aus der uralten Wurzel oft mit tiefer Innigkeit hervordringt, ſo daß wir mit dem Erlöſer ſagen mögen: wahrlich, einen ſolchen Glauben haben wir nicht in Iſrael gefunden. Aber dennoch müſſen wir behaupten, daß vielleicht nichts mit ſo ſiegender Klarheit dargethan iſt, als das Unheil, welches daraus entſteht, daß die Juden in den chriſtlichen Staaten volle Bürgerrechte erhalten dürfen. Die öffentliche Stimme ſelber fodert eine große Beſchränkung, und uns iſt nichts bekannt worden, ja nichts denkbar, was ſich gegründeter dagegen ſagen ließe. Unſere Zeit hat zwei Extreme erzeugt, gleichſam der Auswurf ihres thörichten, bloßen irdiſchen Treibens; das eine Extrem iſt das Haſchen und Jagen nach einem unbegründeten Thun, welches, aus dem nichtigen Irdiſchen erzeugt, ſich ein irdiſches Ziel ſetzt, und ſich immer mehr in ſich ſelber verſtrickt. Es mußte ſich eine irdiſche Grundanſchauung für dieſes unſtäte Treiben geſtalten, eine äußere Welt, die das Vielfache vereinigte, und als der entgegenſtehende Schwerpunkt erſchiene, und das iſt das Geld geworden, deſſen Gewalt, ſeit aller ererbte Beſitz ſchwankend wurde, nie ſo mächtig in der Geſchichte hervortrat. Wie nun das loſe Thun und Treiben aus dem irreligiös gewordenen Proteſtantismus, der wie gegen den Glauben, ſo gegen alle Vergangenheit proteſtirt, und aus ſchwankenden Begriffen Alles aufbauen will, entſtand, und die formloſe, ewig bewegliche, nie geſtaltete Luſt darſtellt, ſo hat ſich durch eine wunderſame Nationaleigenthümlichkeit, wie durch einen tiefen Naturtrieb, das Geld an eine erſtarrte, vorchriſtliche Form geknüpft, das unbewegliche, in der Schwere ruhende, in ſich verſchloſſene Metall darſtellend. In der That, die Juden werden geduldet, wie die Hamſter von dem Landmanne, der in träger Ruhe ſeine Felder verwüſten ſieht, um aus der zweiten Hand bequemer zu nehmen, was er reicher, aber auch thätiger aus der erſten erhalten könnte; ſie ſtellen die reproducirten Bergwerke dar, und das verführeriſche Metall klingt den Staaten, wie aus verborgenen, wiedererzeugten Adern, aus ihrer Mitte entgegen. So ſind durch zwei unchriſtliche Formen das Elementariſche, die Luft und das Metall in ſeiner tödtenden Trennung mächtig geworden. — Das Alles geſtaltende Waſſer des Glaubens, die ächte Taufe, fließt, wie die Thräne der Sehnſucht, zwiſchen beiden, daß das harte Metall Herz, die unſtäte Luft lebendige Geſtalt gewinnen möge, und alle Thaten erſcheinen als zehrende Begierden dem Feuer ähnlich, welches, wo Alles ſich lebendig durchdränge, als inneres, mildes Lebenslicht nicht zerſtören, ſondern erhalten würde.

So ſchwankt der Grund, und mit dieſem Alles; die elementariſchen Urkräfte ſind immer mächtiger geworden, und haben innerlich den Frieden der Gemüther, äußerlich den Frieden der Staaten, auf jedem Punkte das belebende Zentrum zerſtört. Wo ſoll die Hoffnung ihr Anker werfen? wo das zerriſſene Gemüthſ den innern verborgenen Frieden? wo die verworrene Zeit ihren verſöhnenden Mittelpunkt finden?

Hoffnung.

Es ſoll nunmehr von Dem die Rede ſeyn, was Deutſchland zu hoffen hat, von der Lichtſeite der Gegenwart, die wir der Schattenſeite gegenüberſtellen wollen. Das troſtloſe Gemählde, welches wir bis jetzt entwarfen, entſtand durch die Betrachtung der Verhältniſſe des Einzelnen, und wir mußten deshalb das Vielfache näher betrachten. Die helle und hoffnungsloſe Seite des Daſeins aber, wenn wir überhaupt mit Grund eine ſolche annehmen dürfen, muß ſich im Ganzen, in der Uebereinſtimmung, in dem Gemeinſchaftlichen aufzeigen laſſen, ſo daß dieſelben **Verhältniſſe**, die, einzeln und äußerlich betrachtet, einander widerſtreiten, und wechſelſeitig einzuſchränken und zu vernichten drohen, anf jenem algemeinen Standpunkte betrachtet, ſich dennoch vereinigen, und aus der Gährung ſelber eine hoffnungsvolle und heitere Geſtalt gebären. Eine Betrachtung dieſer Art darf nun nicht an irgend etwas Einzelnem, an keiner Perſon, wie an keinem Ereigniſſe, und wenn beide in Rückſicht auf die vorübergehende Geſtalt der Gegenwart noch ſo bedeutend waren, einſeitig kleben; denn was ſo entſpringt, kann mit der düſterſten Zukunft drohen, und demnach nur einen Durchgangspunkt für das höhere

Glück der Nation bilden, es kann die Hoffnung uns ganz nahe zu rücken ſcheinen, und dennoch, indem wir ſie ergreifen wollen, weiter entfernen; es enthält keine Gewißheit in ſich. Als mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts das Unglück Deutſchlands verhängnißvoll näher rückte, als endlich dieſes wirklich einbrach, und Reiche und Völker und alle Verhältniſſe mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff, da ſahen Diejenigen, deren Blick nur an dem Einzelnen und deſſen Verhältniſſe haftete, nichts als Untergang, eine verlorene Schlacht ſchien ihnen Alles rettungslos zu zertrümmern, ja, je klarer ſie die endlichen Kräfte des Staats zu überſchauen, je gründlicher ſie dieſe zu berechnen wußten, deſto hoffnungsloſer mußte ihnen die Zukunft erſcheinen, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß eben die Mächtigen, im Ganzen genommen, diejenigen waren, die keiner heitern Ausſicht Raum gaben; denn ſie waren von der Macht des Einzelnen, welches in ſcheinbar großen Formen hervortrat und zu Grunde ging, am mächtigſten ergriffen. Daſſelbe gilt von Denjenigen, die nach dem glücklichen Kriege, nach den gewonnenen Schlachten Alles gewonnen glauben; zwar ſind dieſes eben nicht die Kundigen, vielmehr die Unkundigen, die von einer einzelnen großen Erſcheinung Alles erwarten. Die irdiſch Verſtändigen dahingegen vermögen auch dieſe vorübergehende Hoffnung keinen Augenblick feſtzuhalten. Jetzt glaubt man, daß Congreſſe und Bundestage das Ganze, Verfaſſungen und Einrichtungen von aller Art, einen jeden einzelnen Staat retten ſollen, ergreift die ſich entwickelnden Momente der Gegenwart mit unmäßiger Hoffnung, und verſinkt, wenn das grundlos Gehoffte ſich nicht ſo zeigt, wie träumeriſche Einbildung es vorgaukelte, abermals in troſtloſes Verzweifeln. In einer ſolchen Zeit iſt es vor Allem wichtig, eine ſichere, feſte Grundlage, eine allgemeine, in ſich ſelber begründete Anſicht zu gewinnen, die unabhängig von Allem, was die nächſte Zeit gebiert und zertrümmert, nicht von grundloſer und nichtiger Form bewegt, ſich aus der Gährung des Ganzen — dieſelbe Unüberwindliche in Allem, — ſtille entwickelte, mächtig ward, wo der Untergang drohte, klarer in ſich, je verworrener die Verhältniſſe, ruhig und in ſtetiger Entwickelung nicht ſprungweiſe ſich bildete, was der endliche Wunſch ergreift, gleichgültig abweiſt, was das eingeſchränkte Streben fürchtet, als Bildungsmittel freudig anerkennt. Bewußtlos ſchlummerte dieſe Anſicht, die, wenn ſie nirgends, als der Nation inwohnend, anzutreffen wäre, auch ohne alle Realität wäre, in dem ſtillen Gemüthe des Volks, und unterhielt in der furchtbarſten Zeit eine ſtille Zuverſicht, den Keim der ſpäter erlöſenden Kraft — was auf dieſe Weiſe ruhte, das iſt Demjenigen vergönnt mit Bewußtſein zu ſchauen, der das Ganze in ſeiner weſentlichen Geſtalt zu überſehen vermag, dem die bildende Thätigkeit der Nation, wenn auch nicht in ihren vereinzelten Strahlen, dennoch von dem erzeugenden Mittelpunkte aus, innerliches, eigenes, heiliges Eigenthum geworden iſt. Er wird, was aus dem Geiſte der ernährenden Kraft entſpringt, mit Freude begrüßen, er wird, was ſcheinbar ſtörend hervortritt, als unreife Verſuche anſehen, hier das Schlechte zu ſtützen, was ſeinen Untergang in ſich ſelber hat, dort wohl das Gute auf eine irrige Weiſe zu fördern, aber durch alles Schwanken hin und her, durch das Wogen und Brauſen der mannichfaltigen Kräfte entfaltet ſich immer mächtiger die helle, göttliche Geſtalt, deren Züge er zwar nicht erkennt, deren Worte er nicht vernimmt, die aber mit Klarheit und Glanz ihm vorſchwebt und in der Ferne winkt. Zwar fühle ich es, daß, wem die Zuverſicht nicht gegeben iſt, ſie auch durch keine Darſtellung gewinnen wird, daß, wer mit ſeinen Wünſchen und Hoffnungen an endlichen Bedürfniſſen, welche nur in der endlichen Gegenwart geboren und befriedigt werden, lebt, ſie ſelber die herrliche Gegenwart, die Vergangenheit und Zukunft in ſich ſchließt, niemals ſchauen wird. Aber ich weiß, was mich bewegt, was mich belebt; nicht erdacht iſt es, ſondern erlebt, innerlich erlebt, ich habe ſeine Geburt in der finſterſten Nacht des drohenden Unterganges geſchaut, dieſer habe ich mich angeſchloſſen, und ihr gehöre ich zu, die göttlichen Kinderaugen lächelten mich damals heiter an, und wo Tauſende verſtummten, ward mir das Wort gegeben. Ich weiß, daß ich nicht allein bin, daß ich geiſtige Brüder habe, ja einem ſtillen nationalen Bunde zugehöre, deſſen Geheimniſſe einem Jeden verkündigt werden, der ſie vernehmen mag. — Es wird dem Nachdenklichen nicht verborgen geblieben ſeyn, daß aus der Darſtellung der äußerlich unüberſehbaren Verwirrung uns dennoch helle Punkte ahnungsvoll entgegentreten, daß die mannichfaltig ſich durchkreuzenden Fäden ſich ebendeswegen untereinander hemmen und drängen, weil ſie ſich entwirren wollen, weil alle unruhig ein gemeinſames tiefes Ziel ſuchen. Ein heiliger Ernſt hat den Beſſern durchdrungen, das einzelne Treiben hat ſeinen Werth, was wir thöricht ſchätzten, ſeinen Glanz verloren. Wann war eine Zeit in der Geſchichte, die großartiger einen Jeden auffoderte ſeine eigene innere Tiefe zu erforſchen, und was er aus dem verborgenen Schatze ſeines Gemüths gewann, der Welt rückſichtslos zu ſchenken? Nicht äußerlich allein, auch innerlich iſt eine jede bedeutende Natur erſchüttert und bewegt, und die Urquelle des Lebens, das Höchſte und Heiligſte will ſich in Wort und That mit göttlicher Gewalt hervordrängen. Aber hier iſt die Stätte der Vereinigung. Wir werden es aufgeben, ſie immer von neuem zu ſuchen, wo wir ſie nie finden können, wo alles Streben nur neue Verwirrung gebar, wo die Klarheit und innere Ruhe immer mehr in unerreichbarer Ferne floh, je athemloſer wir ihr nachjagten. Preiſen wir Gott, der uns eine Zeit erleben ließ, die er beſtimmt hatte, das Herrlichſte, wenn auch nicht zu entfalten, doch dazu, daß dieſes in vielen zerſtreuten, innerlich auf einander, und auf gemeinſchaftliche Durchdringung deutenden Keimen belebt werden ſollte. Wem es vergönnt ward, dieſe wunderſame Zeit in ihren Tiefen zu faſſen, der hat mit der Hoffnung der Gegenwart den Genuß der Zukunft, er hat die höchſte Freudigkeit des Daſeins, die Kraft zu jeder männlichen That, den feſten Entſchluß ein jedes Opfer zu tragen, die ſtille Hingebung, wo die Gegenwart ſie fodert, das beſtimmte kecke Handeln, wo der Geiſt ihn ruft, den unerſchütterlichen Glauben auf immer gewonnen. Wie thöricht reden Diejenigen, die in der Zeit nur die verworrene Gährung, die mannichfaltigen Stimmen, die einander widerſprechen, vernehmen, und deswegen den Geiſt der Zeit leugnen, den ſie nicht zu faſſen vermögen! Ein jedes Handeln, welches nicht in ſeinem Sinne geſchieht, iſt todt, es giebt keine irdiſche Gewalt mehr, ihre Waffen ſind verroſtet, ihre Flügel gelähmt, ihre Lüge kund geworden. Er aber ſchreitet gebietend durch die Welt, ſein Wehen ward längſt von den Nachdenklichen vernommen, und ſeine laute Stimme tönt wie ein Meeresbrauſen. Auch Diejenigen, die ihn nicht geſchauet haben, ja dieſe am meiſten, vernehmen ſeinen drohenden Ruf, und es giebt nur eine große, mächtige Furcht, die den Zagenden die Nichtigkeit ihres Treibens unmittelbar kund thut. Zeiten, die wir todt wähnten, regen ſich wieder, der Vorhang des Tempels iſt zerriſſen, die Gräber thun ſich auf, und längſt verſtorbene Helden und tiefe Geiſter wandeln am hellen Mittage unter uns, die Stummen reden, die Blinden ſehen, und die Herrlichkeit Gottes will offenbar werden. Möchte es mir gelingen, was meine Seele durchdringt, laut zu verkündigen! Reinige Du mein Herz von jeder endlichen Rückſicht, und meine Seele von jedem thörichten Wahne, daß ich dein Wort faſſe, ewiger Gott! deſſen Finger ich erkannt habe, deſſen heiliger Odem mich ahnungsvoll angewehet hat.

Die Betrachtung ſoll mit Dem anheben, was ein rein Gemeinſchaftliches genannt werden muß, welches, indem es auf das innigſte der Perſon angeſchmiegt iſt, in jedem Momente einem jeden Gedanken, einer jeden Gemüthsſtimmung, der leiſeſten Ahnung, wie dem klarſten Bewußtſein dient, dennoch, wie durch eine unſichtbare Gewalt, der Macht des Einzelnen entrückt iſt, ſo daß das Ganze durch ihn auf das allertiefſte ſich in einen Jeden verſenkt, und das Verſchloſſenſte von einem jeden Punkte aus von dem Ganzen ergriffen wird. — Es iſt dieſes die Sprache, welche auf die allgemeinſte, ja auf eine rein objective Weiſe uns das Eigenthümliche einer Nation nicht allein überſchauen, ſondern auch in die innerſte Tiefe der Entwickelung hineinblicken läßt. Die Sprache zeigte in der ſchönſten Zeit der Kirche, des Reichs, der ritterlichen und bürgerlichen Freiheit eine gemüthliche Tiefe, einen ſüßen Klang, eine liebliche Anmuth, und zugleich eine wundervolle Beweglichkeit, die, wie durch Zauberzeichen, einen Blick eröffnet in das herrliche, von Liebe, Glauben und heiterer Freiheit durchdrungene Geſchlecht. Als die Zeiten trüber wurden, als ein rauher Kampf das ſchöne Leben ergriff, als Fürſten, Bürger, Adel ſich entzweiten, und jede Form durch Streit ſich ſelber erhalten mußte, als die Kirche in ſich zuſammenſtürzte, da ward die Sprache rauh, wie die Zeit; die zarte Lieblichkeit war verſchwunden, aber eine rohe Kraft, eine muthige, feſte Weiſe, blieb wie zu Luthers Zeiten, zurück, eine klare Einfachheit, eine redliche, treuherzige Art ſprach ſich deutlich genug aus, und das Wort war wie die That mannhaft und ſicher, rüſtig und klar, wenn auch der Bewegung die Gewandheit, dem Tone die Anmuth fehlte. — Die Liebe blickte durch die ſtrenge Hülle hindurch, und die innere Wahrheit des Gemüths, das ringend und kämpfend ein verlornes Gut ſuchte, offenbarte ſich auf eine rührende Weiſe. Wer kennt aber nicht den tiefen Verfall der Sprache, die mit dem Verfall des Reichs gleichen Schritt zu halten ſchien? Wie die Worte immer ungeſchickter in ungelenken Formen ſich anhäuften und über einander ſtürzten, fremde Töne ſich eindrängten, ohne ſich wahrhaft vereinigen zu können, wie für die tiefſten Gedanken kein Organ mehr, für die zarteſten Gefühle keine Worte mehr in der Sprache zu ſeyn ſchienen. Aus dieſem Verfalle aber hat ſich die Sprache unſerer Tage offenbar herausgebildet, und man vergleiche ſie mit Dem, was ſie noch vor einem halben Jahrhunderte war? Die Geſchichte hat kaum ein Beiſpiel von einer ähnlichen ſchnellen und lebendigen Ausbildung. Die wiſſenſchaftliche Tiefe der deutſchen Sprache iſt anerkannt, und ſie iſt in dieſer Rückſicht mit keiner andern lebendigen zu vergleichen, die tiefſte Speculation iſt ihr ſo heimiſch, daß man behaupten darf, ſie ſelbſt ließe ſich als eine lebendig entwickelte Sprachlehre betrachten, die man freilich mit der Grammatik nicht verwechſeln darf, — eine metriſche Gewandheit, eine anmuthige Leichtigkeit hat ſich für die Poeſie entfaltet, die wir vor kurzem nicht ahneten, ja wie die deutſche Sprache ſelbſt als das gemeinſame Ideal herrſchender Provinzialismen erſcheint, weiß ſie ſich wieder mit einer bewunderungswürdigen mimiſchen Beweglichkeit an eine jede geiſtige Eigenthümlichkeit anzuſchmiegen, und dieſe treu und wahr abzuprägen. Man leſe unſere geiſtreichſten Schriftſteller: Winkelmann, Leſſing, Göthe, Herder, Kant, Haman, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Jacobi, die Schlegel, Jean Paul, Novalis, Tieck, — iſt es nicht, als wenn ein Jeder uns eine andere Welt eröffnete, nimmt die Sprache nicht eine andere Geſtalt an, dieſelbe und dennoch eine andere, bis in den innerſten Tiefen? Dieſe wundervolle Biegſamkeit, dieſe Fähigkeit in allen Formen lebendig zu erſcheinen, tritt am herrlichſten hervor da, wo ſie fremde Produkte überträgt. In den frühern Zeiten zeigten die germaniſchen Stämme eine bewundernswürdige Leichtigkeit ſich fremde Formen anzueignen, und alle Nationen Europas ſind in ihrer mannichfaltigen Geſtaltung aus dieſem lebendigen Quell entſprungen. Die germaniſchen, in allen Richtungen beweglichen Anlagen ſind, in den meiſten Stämmen, durch Hineinbildung in fremde verloren gegangen in einer einſeitigen Ausbildung. Nur die Deutſchen, die ächten Germanen, haben ſie behalten, und ihre Sprache, die aus dem reinen Urquell entſprungen, die urſprüngliche Eigenthümlichkeit behielt, hat eine Macht, eine aſſimilirende Gewalt, die in allen übrigen Sprachen verloren ging. Wenn die alten Stämme, wie die Gothen, die Longobarden, die Burgunder, die Franken, die Normannen, von fremden Formen ergriffen wurden, ſo haben die Deutſchen durch die vielſeitige Ausbildung die Gewalt erlangt, alle Geiſtesäußerungen ſich anzueignen, und unſere Ueberſetzungskunſt iſt, in dieſem Grade ausgebildet, eine wahre geſchichtliche Entdeckung. Voß, Schlegel, Gries haben es gewußt Meiſterwerke kunſtreicher Uebertragung zu liefern, die mit nichts Aehnlichem in irgend einer Sprache ſich auch nur von fern vergleichen laſſen. Wäre es wirklich möglich den Homer ganz zu übertragen, wie die wundervolle Probe in Wolfs Analekten, ſo wäre das

Unglaublichſte geleiſtet. Man vergleiche hiermit die gänzliche Unfähigkeit der am meiſten ausgebildeten europäiſchen Sprachen aus der nationalen Einſeitigkeit herauszutreten. — Bei dieſer vielſeitigen Ausbildung, bei dem mannichfaltigen Reichthum und der Gewandheit hat unſere Sprache dennoch die gemüthliche Tiefe, die andächtige und fromme Einfalt, die treuherzige Offenheit nicht verloren, die ſie früher auszeichneten, die in den religiöſen Liedern zu allen Zeiten vorwaltete — wenn wir eine unglückliche Zwiſchenzeit ausnehmen, die dem ächt religiöſen Liede faſt den Untergang drohte, — und wer kennt dieſe alten herrlichen Töne nicht wieder bei Wackenroder, Novalis und Tieck? Zwar hat die Sprache auch ihre Schattenſeite, und wir hätten dieſe darlegen können, wenn ſie nicht bei der bedeutungsvollen lebendigen Entwickelung von der Lichtſeite zu deutlich überſtrahlt würde. Der Deutſche hat nicht das zarte Ohr für die Rundung und innere Vollendung, die den Franzoſen auszeichnet, noch immer müſſen die geiſtreichſten mit einer gewiſſen Ungelenkigkeit kämpfen; die Sprache ſträubt ſich, Ahnungen und erhabene Ideen blicken, wie aus einer unergründlichen Tiefe, aus einer verworrenen Sprache hervor. Wir erwähnen hier nicht etwa jene Klagen des Unverſtandes, der überhaupt keine Ideen zu faſſen vermag: können wir aber leugnen, daß dieſes Sträuben der Sprache gegen die Darſtellung des Tiefſten bei Haman, Franz Baader, Peſtalozzi deutlich genug hervortritt? Bei den erſten ſind die geiſtigen Blicke, bei den letzten die Fülle der ſchauenden Gefühle zu tief, um auf der Oberfläche ſpielen zu können. Ja, was vorherrſchend iſt bei den Genannten, das zeigt ſich mehr oder weniger bei den Meiſten, wenigſtens hier und da, wenigſtens in einzelnen Momenten, und wenn wir das Höchſte und Vornehmſte der deutſchen Literatur in dieſer Rückſicht mit dem Wichtigſten der franzöſiſchen vergleichen, ſo iſt der Unterſchied im höchſten Grade auffallend. Aber iſt dieſes nicht eher ein Vorzug als ein Mangel? Wenn unſere Sprache auch in dem Gebrauche ſchwankt, wenn ſie die äußere Vollendung und Rundung nicht hat, wenn ſelbſt der Sinn für dieſe ſich noch nicht ſo ausgebildet hat bei unſerer Nation, wie bei unſeren Nachbaren: ſo deutet dieſes auf die Eigenthümlichkeit des deutſchen Geiſtes, des Lebens, ja der Schickſale der Nation. Iſt die Sprache nicht vollendet, ſo iſt ſie auch nicht geſchloſſen, ſie ſtrebt noch immer nach allen Richtungen, übt ſich an den ſchwierigſten Gränzen, die für ſie keine ſeyn ſollen, ſie hat Hoffnung und lebendige Zukunft, wie keine andere Sprache. — Auch deswegen weil ſie eine Vergangenheit hat, wie keine andere, ſie wurzelt in den urälteſten Tiefen, da wo die menſchliche Erinnerung in dämmernder Naturanſchauung zu Grunde geht, ſie iſt mehr als einmahl aufgeblüht, hat Blüthen und Früchte getragen, die Zweige und Blätter verdorrten, aber aus der unvergänglichen Wurzel brachen neue hervor, und ſie will ihre lebendige Krone jetzt eben ſiegreich über die ſchwankende, erſchütterte Welt verbreiten. Die früheſte Vergangenheit ſpielt lebendig in ihre Form hinein. Alles gehört ihr urſprünglich zu, die Töne aller Völker, aller Zeiten klingen wieder in ihr, das Heiligſte bricht aus den verborgenſten Tiefen, wie dunkle, und dennoch erhellende Orakel hervor, jede Kraft kann ſich entfalten, keine Ahnung weiſt ſie von ſich, kein Gefühl darf verſtummen, jede Anſchauung kann ſich geſtalten, und die innigſte Liebe will ſich wunderſam offenbaren, die Töne befruchten, die Worte heiligen, und die göttlichſte aller Hoffnungen gebären. — Wenn wir das wunderbare Ringen ſo vieler Geiſter, die Andacht vernehmen, die da erwachte, wo man ihrem Untergange entgegenſah, die Worte hören, die das Innerſte ergreifen, wenn der holde Klang, das innige Gefühl, die tiefſten Töne der Wiſſenſchaft und der Poeſie laut werden, wenn wir wahrnehmen, wie dieſe räthſelhafte Entwickelung dennoch nur ein mannichfaltiges Streben bezeichnet, deſſen Mittelpunkt wir ahnend begrüßen, aber nicht zu ergreifen vermögen, iſt es nicht, als wenn das erlöſende Wort, der mächtige Geiſt erwartet werden mußte, der Alles hoffnungsvoll verkündigen will?

Dieſe große Anlage der Sprache, die ſich ſo deutlich entwickelt, iſt mit der geiſtigen Eigenthümlichkeit verſchmolzen, ja ſie iſt die eigentliche gemeinſchaftliche, kundgewordene Welt derſelben, ſie iſt als eine höhere Sprache in der Sprache ſelbſt anzuſehen; und wie die articulirten Töne die Menſchen von den Thieren ſondern, ſo iſt es dieſer unſichtbare, geiſtige, Alles veredelnde Hauch, durch welchen das höhere Streben der Menſchen von dem geringern geſondert wird. Eine großartige Vergleichung der Sprachen überhaupt würde ohne allen Zweifel eine Stufenfolge, der der thieriſchen Bildung ähnlich, in ihrem Verhältniß zu einander finden laſſen. Die Articulation, auf ihrer niedrigſten Stufe würde als ein rohes Knochengerüſte nach außen erſcheinen, und je bedeutſamer das geiſtige Leben ſich entwickelt, deſto mehr würde es nach innen gedrängt der höhern Entfaltung dem höhern Daſein dienen, deſto vollendeter würden die edlern Sinne, das bedeutende Antlitz, das klar blickende Auge, als die innerlich gewordene Sonne, hindurchblicken. Wenn wir nun das Eigenthümlichſte und Höchſte der geiſtigen Bildung der gegenwärtigen Deutſchen, Dasjenige, was vor Allem die gegründete Hoffnung einer bedeutungsvollen Entwickelung der Nation kund thut, durch einen allgemeinen Ausdruck bezeichnen ſollen, ſo ſcheuen wir uns nicht, den ſpeculativen Sinn als ſolchen zu nennen. Unter dieſer Benennung ſoll nun nicht etwa die Philoſophie irgend einer Schule, ja nicht einmahl die Philoſophie ſelbſt als Wiſſenſchaft verſtanden werden. Dieſer Sinn kann, ſelbſt bewußtlos als Eigenthum einer edlern Natur ſich entwickeln, wie in der Kunſt, er waltet da vor, wo der Menſch in den Formen des Daſeins nicht bloß das Endliche, Vergängliche, nicht Dasjenige allein ſchauet, was in wechſelſeitiger Abhängigkeit entſteht und vergeht, vielmehr Das, was in einer jeden Form das Weſentliche, in dem Endlichen ſelbſt das Unendliche iſt, wodurch dieſes einen eigenthümlichen, ja den alleinigen Werth erhält. Der äußern Erſcheinung gegenüber ſteht nothwendig der von ihr getrennte Begriff, die Begriffe erſcheinen eben ſo, nur mit einer geliehenen Realität untereinander, wie die Dinge unter ſich, und wiederum müſſen die Dinge von den Begriffen, dieſe von jenen ihre nirgends begründete Wahrheit leihen, ſie werden nur äußerlich auf einander bezogen. Man hat thörichter Weiſe behaupten wollen, daß die Speculation a priori wäre; aber das a priori gegen welches ihr eifert, hat nur einen Sinn, wo die Speculation nicht herrſcht, ja der ganze phantaſie- und ideenloſe Traum von einer Welt der bloßen Gedanken, die abgetrennt von allem Daſein eine Realität lügt, iſt erſt auf den Trümmern der Speculation entſtanden. Die reine Sonderung welche die Speculation fodert, iſt von der Abſtraction ganz und gar verſchieden. — Betrachten wir die Natur; was wir da todt nennen, könnten wir als eine Abſtraction der Natur betrachten, denn ſie ſchließt durch die todte Form das Ganze aus, um irgend ein endliches Verhältniß, als ein Einzelnes darzuſtellen; aber eben dadurch wird dieſes Einzelne als ein abſolut Abhängiges geſetzt, von der Kette der Urſache und Wirkung ergriffen, und in den Abgrund der Nothwendigkeit hineingeworfen, in welchem wiederum nur das Ganze Realität hat. Das Lebendige aber iſt geſondert, um innerlich verbunden zu werden, und je größer, je vollendeter die äußere Sonderung, deſto inniger die wahre Vereinigung d. h. die Offenbarung des Ganzen der Natur von Einem Punkte aus. So iſt die Sonderung des Philoſophen, des Dichters, des Künſtlers nicht etwa eine Abſtraction von dem allgemeinen nationalen Leben, ein Theoretiſiren, welches ſich der Praxis gegenüberſtellt, und dieſe ausſchließt; ſie iſt vielmehr die nothwendige Bedingung der höhern Entwickelung des nationalen Lebens, und in ſo fern rein praktiſch, ja die Praxis ſelbſt erhält erſt durch die Speculation, im allgemeinern Sinne, Bedeutung und Werth. Dieſe Sonderung iſt Hingebung zugleich, was gewonnen wird iſt nicht das getrennte Daſein, ſondern das Ganze, ihr Weſen iſt Liebe. Der Egoismus hingegen iſt nichts als ſittliche Abſtraction. Dieſer ſpeculative Sinn war das tief Eigenthümliche der germaniſchen Stämme; Ehre, Liebe, Treue, Bürgerſinn, waren ächt ſpeculative Ideen erhabener Art, die Neigung auf einem jeden Punkt einen jeden Stand, ein jedes Verhältniß durch äußere Sonderung innerlich zu verbinden war nichts als die ſchöne Enthüllung dieſes hohen Sinnes, und Alles, was in der herrlichſten Zeit ſich bildete, ſtellte die wahrhaft göttliche Gewalt deſſelben dar. Dieſer Sinn nun, der in dem Verfolg der Darſtellung eine tiefere Benennung erhalten wird, ward immer mehr zurückgedrängt, jemehr der bloße Verſtand alles Aeußere ergriff und reflectirend begreifen wollte. Spinoza und Leibnitz ſtanden durchaus einſam in ihrer Zeit, und was von dem letzten begriffen ward, war nur das Nichtſpeculative, die verſtändliche Hülle, die man ergriff, ohne Das zu faſſen, was ſie in ſich ſchloß, ja das ſpeculative Talent kannte damals das Streben nicht, ſich über den ganzen Kreis des Erkennens auszubreiten, es war mehr tiefe, herrliche Anlage, als lebendige, Alles geſtaltende Speculation. Die Reflexion, die in allen Richtungen des Lebens herrſchend geworden war, ließ das tiefere Verſtändniß nicht gedeihen. Nun iſt es zwar gewiß, daß der ſpeculative Sinn, wie wir ihn hier beſtimmt haben, aus den geſelligen Verhältniſſen gebildeter Völker nie ganz verſchwinden kann, weil jeder lebendige Zuſammenhang, weil die Reflexion ſelber allen Sinn, ja ihr Daſein verlieren würde, wo er ganz fehlte. Dennoch iſt es gewiß, daß er in unſern Tagen mehr als in Zeiten, die wir geringer ſchätzen, zurückgedrängt ward. Wir berufen uns auf den Inhalt dieſer Schrift ſelber, denn es iſt unſere hauptſächlichſte Abſicht geweſen, dieſes darzuthun. Auch in Deutſchland war er, wie in allen Ländern, gelähmt, ja man kann behaupten, daß die poſitive Antiphiloſophie der Franzoſen, der bloſe, verſtändige, eingeſchränkte Skepticismus der Engländer, die wolfiſche und baumgartenſche ſogenannte Philoſophie in Deutſchland es dahin gebracht hatten, daß die Philoſophie wieder von neuem entdeckt werden mußte. Nun iſt es in unſern Tagen unmöglich, daß ſich der ſpeculative Sinn, da er eben in einſeitiger Reflexion vergraben war, und aus dieſer ſich herausarbeiten mußte, ohne ſpeculative Philoſophie, als das einzige Organ, welches die Reflexion in ihrer Afterbildung am unmittelbarſten angriff, jemals wieder auf eine lebendige Weiſe thätig werden konnte, und in dieſer Rückſicht kann man den philoſophiſchen Syſtemen unſerer Zeit keinesweges einen großen, ja höchſt wichtigen Einfluß auf die bedeutungsvollere Entwickelung der Nation abſprechen. Hiermit wollen wir aber keinesweges behaupten, daß durch die Philoſophie allein dieſer Sinn erwacht iſt in Deutſchland, daß er ſich zu jener verhielte, wie Urſache zur Wirkung, was in mehr als einer Rückſicht falſch und irrig wäre. Vielmehr zeigt die Geiſtesgeſchichte der Nation in neuern Zeiten deutlich genug, daß es die urſprünglich edlere Natur des noch nicht erloſchenen germanischen Stammes war, die ſich gegen das tödtende Extrem der einſeitigen Verſtandeskultur ſträubte, der in ſich wach wurde, und wie durch eine plötzliche Erleuchtung alle Anſichten umkehrte, in mehrern Richtungen zugleich lebendig ſich hervorwagte, und ſo die angeborne Anlage von dem ſcheinbar unvermeidlichen Untergang rettete.

Die Sprache war tief geſunken, die Poeſie und das vergangene Daſein vergeſſen. Frankreich hatte die geiſtige Alleinherrſchaft über Deutſchland. Fürſten und Große erkannten ſie, die Gelehrten beugten ſich vor den Fremdlingen, krochen mit lächerlichen Gebehrden vor den vornehmen Gönnern, im ganzen Lande war eine trübe geiſtige Erlähmung, das tüchtige Volk ward verarbeitet, aufgeklärt, und mußte ſtumm und insgeheim das allgemein Verachtete, die ſtille Frömmigkeit und die kindliche Phantaſie der Vorzeit verbergen und genießen, die Religion war ein Spott, die Andacht ein Zeichen der Geiſtesſchwäche. In einer ſolchen Zeit, in welcher die äußere Geſtalt des Reichs der zerſtörenden Kraft eines allgemein mächtigen auf fremde Art gebildeten Königs unterlag, regten ſich, wie immer in Deutſchland, ohne irgend eine Unterſtützung von Oben, aus der Nation ſelber, Geiſter, deren Bemühung das tief geſunkene Reich geiſtig retten ſollten. In ganz Europa wurden zwar die alten Sprachen getrieben, die alten Schriftſteller ſtudirt, die alte Kunſt geſchätzt; aber der Sinn für das hohe Alterthum war erloſchen, und wie konnte er ſich in ſolcher Zeit erhalten? Da erſchienen die erhabenen und verkannten Geſtalten der alten Kunſt, nicht Denen, die in dem heitern Italien ihre Anſchauung genoſſen, wohl aber einem ſtillforſchenden armen deutſchen Schulmanne, in ſeiner kümmerlichen Umgebung, eine lebendige Idee ergriff ihn. — Winkelmann trat hervor, um den Sinn für die Kunſt zu retten; was ſeine Seele bewegte, veredelte die tiefgeſunkene Sprache, und Anſichten wurden ausgeſprochen, deren Urſprung um deſto wunderſamer erſchien, weil die Gegenwart nichts Aehnliches kannte, ja kaum ahnete. Aus der Mitte der gegebenen engbeſchränkten Ausbildung und Gelehrſamkeit, durch das Alterthum genährt, erſt mehr kämpfend mit dem vollkommen Erbärmlichen, aber tüchtig in ſich ſelber, gemüthlich, klar, einfach, muthig, erſchien Leſſing. Dieſer Kampf mit allen Waffen des mächtigſten Verſtandes, ſcheinbar im Dienſte der Zeit, ſollte den großen Geiſt des herrlichen Mannes befreien; auf eine rührende Weiſe brach eine tiefe Ahnung aus der klaren Mitte des endlichen Verſtandes hervor, da fühlte er das Kleine, das Flache und Geringe der Beſtrebungen der Zeit und als die Blüthe ſeines Daſeins, trat die Speculation aus der Reflexion ſelber, die Achtung für höhere Religion aus des Verſtandes Tiefe hervor — eine ſchwellende Knoſpe, die ſich nicht entfalten durfte, aber, eben weil ſie aus der Mitte der Zeit ſelber erzeugt war, die Zukunft weiſſagend aufſchloß. Wolf und Baumgarten beherrſchten die Lehrſtühle in Deutſchland; aus England kam Hume's Skepticismus und die Lehre von den Ideenaſſociationen; Frankreich gab einen ſeichten Materialismus, und über dieſe zerſtreuten, in ſich und außer ſich wenig zuſammenhängenden Anſichten goß ſich ein

Gerede über Tugend und Glückſeligkeit, practiſche Philoſophie genannt, ohne eine Ahnung von Spekulation. — Die Hypotheſen über die Natur waren völlig willkührlich. Still forſchte ein tiefer Geiſt in dieſem verworrenen Gemenge, die höhere Speculation war ihm, wie Allen zugedeckt. Aber er fühlte, wie enge die Schranken der Reflexion der Zeit war, er beſtimmte mit großer Schärfe ihre Gränzen, und indem alles Hohe und Große, Glaube, göttliche Wahrheit, Schönheit und lebendige Natur aus dieſen Gränzen verdrängt wurde und Alles nur, als ein hohles Bild, gebrochen in den Formen des Verſtandes, nur als ein trügeriſches Spiel der urſprünglich leeren Reflexion mit ſich ſelber erſchien, trat ihm aber durch die Schärfe der Trennung, wie durch eine Eingebung, die Ahnung der innern Einheit dauernd entgegen, und was beſtimmt ſchien alle Speculation zu vernichten, ward das Mittel ſie zu retten. Kant kann in dieſer Rückſicht mit Leſſing verglichen werden. Haman's tiefe Worte klangen wie myſtiſche Orakel, der Menge verborgen, aber von den Herrlichſten vernommen, und durch dieſe lebendig. Wir müſſen in dieſer Zeit auch den trefflichen Jacobi nennen, deſſen jugendliche Sehnſucht ihn unmittelbar an die verkannten Quellen der Speculation führte, deſſen ſchönes, von dem Höchſten innig bewegtes Gemüth anmuthig, lieblich und geiſtreich in die verſchloſſene Welt, wie ein fremder Geiſt hineintrat. Zu derſelben Zeit lebten zwei Dichter, der eine, Klopſtock, früher — Auch er war an die Gränzen der Zeit geknüpft, die er ſträubend zu durchbrechen ſuchte. Die lebendige Anmuth, die ein eignes Daſein überſangen enthüllt, konnte er nicht erwerben, aber er rang mit der Zeit, tiefe Poeſie und heilige Andacht brachen bedeutend aus dem Kampfe hervor, und wie ein Geiſterbanner ſchloß er ſich an die entfernteſte dunkelſte Zeit, um die hohen Geſtalten der Vorzeit herbeizuziehen, die, wenn auch in neblichter Ferne, mehr trübe winkend, als lebendig unter uns wandelnd, auf ſeinen mächtigen Ruf erſcheinen. Göthe aber, dieſer von Gott Hochbegabte, trat unmittelbar mit der unendlichen Fülle einer urſprünglich reichen Natur, mit den bedeutungsloſen Formen der Zeit ſpielend, mit dem geheimſten Geiſt der ewigen Natur, die wie ein todter, abgeſonderter, durch den Verſtand zerlegter und zugerichteter Leichnam das Geſchlecht nur hemmte und ſtörte, innerlich befreundet, mit der Vergangenheit vertraut, heiter, fröhlich; tief und ernſt und was der Zeit verſchloſſen war, ward wunderbar laut, die Sprache lebendig, die Anſchauung klar, das Leben bedeutungsvoll, und die innerſten Tiefen längſt verſtummter Gefühle, das Grauen und das Entzücken, die Liebe und der Haß, die Kraft und die Anmuth, wie ſie die Vorzeit bewegten, wurden wieder lebendig. Die Schwäche der Zeit mußte in einem tiefgreifenden Bilde ſich ſelber vernichten, und als Sehnſucht trat die innige Verbindung mit den tiefwaltenden Naturkräften hervor die Darſtellung zu veredeln. Die Zeit, da der ritterliche Muth mit einem unbeſtimmten ſchwankenden Daſein rang und unterlag, trat mit ihrer Kraft und Herrlichkeit lebendig in unſere Mitte, die alten Töne klangen wieder, und dennoch nicht wie ein Fremdes aus einer fernen Welt künſtlich

Herbeigezogenes, vielmehr als eine Blüthe der Zeit ſelber, und erweckten die ſchlummernde Erinnerung. So blind war das Geſchlecht, daß es ſpottend bei den großen Denkmählern der alten Zeit vorüberging, daß die mächtigen Geſtalten, die hohen Gebäude, wie ein verſchloſſenes Geheimniß ihm nichts offenbarten. Göthe eröffnete die verborgene alte Kunſt, und mit den alten Helden traten die Werke ihrer Welt, wie Herculanum aus der zudeckenden Aſche einer ausgebrannten Zeit lebendig hervor. Was er ſang war Leben und Tiefe, ſeine Lieder erſchütterten das innerſte Gemüth, und wie ein gewaltiger Torſo trat Fauſt hervor, als wollte die alte mythiſche Zeit wieder aufleben, aus unſerm Fleiſch und Blut geformt, das tiefe, dunkle Streben, was ohne Andacht frevelhaft iſt, das Grauen einer erwachten Zeit bezeichnend, die wohl ein mächtiges Verlangen, aber noch nicht ſeinen heitern Mittelpunkt gefunden und daher in ſeinem finſtern Brüten von böſen Geiſtern ſpottend ergriffen zu Grunde gehen mußte. Aber jenes Entſetzen muß der freudigen Begeiſterung vorangehen, und wer aus der äußern Welt und ihrem Sinn in die verborgene Tiefe hineingreift, muß vor ihr, wie vor ſeinem Untergange, zurückſchaudern. — Aber alle dieſe Keime lagen zerſtreut, die edelſten Geiſter kannten ſich kaum, innerlich beſchäftigt wurden ſie nicht begriffen, nicht von der Nation, nicht unter ſich. Leſſing und Göthe berührten ſich wenig, obgleich ſie zu gleicher Zeit die Geiſter der Nation in Bewegung ſetzten; aber von Beiden ward nur das Aeußere, die Sprache etwa, die lebendige Darſtellung, die anmuthige Kunſt von Göthe, die Schärfe, die Klarheit von Leſſing geprieſen, den innern verborgenen Kern achtete Keiner. Kants Bemühungen blieben lange verborgen, und endlich, von den Erklärern ergriffen, wurde die anerkannte Gränze als eine abſolute von den Flachen mit Freude feſtgeſetzt. Ein Diſtinguiren und Conſtruiren, ein Reflectiren und Beſtimmen fing an, die Categorien erſchienen als das Grundſchema der menſchlichen Vernunft, in deren auseinandergelegten Formen Kunſt und Wiſſenſchaft, Ahnung und Glaube, Leben und Erkennen ſich ſowohl eingepackt, gegen alle ſtörende Einwirkung der gährenden Zeit, unverwüſtlich, wie eingeſalzen, auf immer aufbewahren ließen. Manche ſchöne Bemerkung trat hervor, Herder mit ſeinem trefflichen Triebe auf alles Tiefe in der Speculation, in der Kunſt, in der alten orientaliſchen und altdeutſchen Poeſie hindeutend, die Geſchichte in ihrer Entwickelung, in ihrer Verbindung mit der lebendigen Natur ergreifend, Dichter, wie Stollberg; aber das Seichte und Geringe hatte das Geſchlecht ergriffen, ein leeres Thun und Treiben hatte faſt alle Menſchen in einer nichtsnützigen Geſchäftigkeit verſtrickt, wo ſich das Tiefere vernehmen ließ, da verneigte man ſich ſtillſchweigend und ging ſtumm vorüber, man verehrte es wie ein Vornehmes aber Beſchwerliches aus der Ferne und ließ ſich in der flachen, breiten, vielfältigen Unterhaltung nicht ſtören. Nun brach die Revolution herein und ergriff mit ihren elenden, alles Höhere zerſtörenden Problemen die Zeit: aber wie ſie ein unerſchöpflicher Quell für das Hin- und Herreden über allerlei Gegenſtände wurde, ſo war ihr Einfluß auf die keimende geiſtige Richtung dennoch höchſt wohlthätig. Eine Menge veralteter Formen fing an zu ſchwanken, die einſeitige Verehrung gegen das Herkömmliche ſtürzte ein, und wie das Seichte wagte ſich auch das Tiefe kühner, eigenthümlicher hervor, ja es war vorauszuſehen, daß das zerſtreuete Streben einen Mittelpunkt ſuchen, daß es in die bewegte Woge der Zeit lebendiger hereintreten, daß es die Gemeinheit zu einem durchgreifenden Kampf auffodern würde. Wir reden von derjenigen Zeit, die jetzt noch, wenigſtens von dem großen Haufen, verkannt und verſchrien wird, die Zeit, da der offene Kampf ungeſcheuet anfing. Wenn wir nun bekennen, daß dieſer Kampf ſelbſt, wie aller irdiſche Streit, ein entgegengeſetztes Extrem hervorrief, daß jugendlicher Uebermuth, daß eine irrige Ueberſchätzung der Kraft, die Dasjenige, was nur durch lang fortgeſetzte Bemühung erreicht werden kann, mit ſpielender Leichtigkeit gleich ergreifen zu können meinte, den erſten Verſuchen in vielen Richtungen das Gepräge des Unreifen, zu übereilt Gewagten gab: ſo ſoll uns dennoch nichts abhalten die Zeit zu preiſen, da ein gemeinſames Streben mit hoher Begeiſterung das Tiefſte zu faſſen und darzuſtellen, und ſeine Würde mit Kühnheit gegen die Seichtigkeit der Zeit zu behaupten, Geiſter vereinigte, die, Jeder in ſeiner Richtung, eigenthümliche große Verdienſte erworben haben, und an der Wiedergeburt der Nation Theil hat. Zu jener Zeit hat man Fichte, Schelling, die Schlegel, Tieck, Novalis, Ritter, aus der Ferne, Schleiermacher und Baader, im Hintergrunde, als der allgemein verehrte Göthe und der redliche, geiſig vornehme Schiller, wenn auch nicht von Allen in ſeiner Eigenthümlichkeit geſchätzt, dennoch der Zeit verbündet, zu einem gemeinſamen Streben vereinigt. Ich kam damals aus meinem entfernten Vaterlande nach Deutſchland, ward von dem hellſcheinenden, ſonnigen Mittelpunkte des ringenden geiſtigen Lebens mit ergriffen und will ſie preiſen dieſe Zeit, weil ich weiß, was ſie für Deutſchland geweſen iſt. In ihr fanden die zerſtreuten Strahlen einen gemeinſamen Brennpunkt, und von der Zeit an iſt der lang erloſchene ſpeculative Sinn — mag ſich die Gemeinheit noch ſo ſehr dagegen ſträuben — ein nationales Eigenthum aller Wiſſenſchaft und Kunſt in Deutſchland geworden, das abſolut vornehme, nie mehr zu verdrängende. Die Unwilligen ſehen auch wohl noch ſtolz auf uns herab und wiederholen thörichter Weiſe die Geringſchätzung der Ausländer, und wie dieſe von unſerer vermeinten Weisheit keine Notiz nehmen. Seid ihr Deutſche? Ihr bedauert, daß die trefflichſten Köpfe, und dieſe vorzüglich von der Phantaſterei ergriffen ſind. Ich dächte ihr ſolltet etwas Großes hinter Dem vermuthen, was die trefflichſten Köpfe zu ergreifen im Stande iſt, ſelbſt wenn ſie irregeleitet werden. Denkt euch alle Diejenigen ganz vernichtet, die von dem ſpeculativen Sinn innerlich bewegt wurden, die es noch ſind, und vereinigt euch, ihr Nüchternen, nach Geſetzen, die ihr aus London und Paris erhaltet, eine Literatur zu kneten, — könnt ihr ſodern, daß wir euer Werk loben ſollen? Ja, wenn Alles, was wir damals leiſteten, verloren ging, wenn nichts als bleibendes Werk uns überlebt, ſo iſt der Geiſt, der uns durchdrang, dennoch der wahrhaft nationale, der bildende für die Zukunft, der verheißende und hoffnungsvolle. Daß aber die wichtigſten und geiſtreichſten Werke von dieſem Geiſte, nicht von den hier oder dort unausgeſprochenen Worten deſſelben durchdrungen ſind, iſt ſo ausgemacht, daß wir nach faſt zwanzig Jahren Jeden auffodern können, das bedeutende Werk zu nennen, was ohne ihn erſchienen wäre. Man fodert wohl hier und da, daß wir einzelne Gedanken, abgeſchnittene Anſichten, beſtimmte Entdeckungen regiſtriren und als unſer Eigenthum bewährten ſollen, damit man auf eine leichte Weiſe das Verdienſt eines Jeden nach einer feſten Berechnung ſchätzen könne. Aber das iſt eben das Treffliche, daß Keiner ein eigenes, endliches Eigenthum aufzuzeigen vermag, daß Gedanken und einzelne Anſichten lebendig in einander eingreifen, daß jener eitle Streit um ein geiſtiges Eigenthum allen Sinn verliert, ſo daß man eben ſo wenig einen Werth auf abgeſonderte Gedanken und Entdeckungen, wie im Sittlichen auf einzelne Handlungen legen, daß die Eigenthümlichkeit eines ganzen geiſtigen Lebens dort, wie die unwandelbare Geſinnung hier, allein geſchätzt werden wird. Iſt nicht oft das Herrlichſte, was die Geſchichte erhalten hat, namenlos zu uns gekommen, ſind nicht alle großartige Anlagen unter dem zukünftigen Gebäude vergraben? Und warum ſollten wir es leugnen, warum nicht vielmehr freudig bekennen, daß Alles, was gemeinſchaftlich in jener Zeit keimte, Alles, was ſeit der Zeit ſich entwickelte, nichts iſt, als eine große vielſeitige Anlage, daß, wenn Das, was uns vorſchwebt, das große Urbild, welches uns ergriffen hat, wirklich bleibend in die Geſchichte eingreifen ſoll, von unſern Bemühungen kaum die Rede ſeyn wird. Wollen wir denn bloß, was wir vollendet, der Vorwelt überliefern, muß nicht eben der Streit mit dem Geringen, bloß äußerlich, endlich Begreifendem, ein Streit, den wir innerlich in uns ſelbſt ſowohl, als äußerlich gegen Andere durchzukämpfen haben, einen bleibenden Schatten auf alle unſere Bemühungen werfen? Schon daß wir gegen die einſeitige Reflexion kämpfen müſſen iſt hemmend, denn auch die Reflexion ſoll ſo gewiß ſich dem ſpeculativen Sinne hineinbilden, wie die elementaren Kräfte der lebendigen Geſtalt. Ja der Verſtand ſelbſt iſt das Geſtaltende, Ordnende; mit ihm, durch ihn allein tritt ſtrenges Geſetz, Maß, ſchöne Begränzung und ſicherer klarer Umriß hervor. Das Extrem der Reflexion, welche das Vielfache immer mannichfaltiger ſpaltete und zerlegte, jene Ausſchweifung unſerer Tage hat ſelbſt eine ſpeculative Bedeutung, ja es ſoll nicht vernichtet, wohl aber im höhern Sinne gedeutet werden. Nun wohl! dieſer Sinn, der wieder unter uns erwacht iſt, kann nur als eine Anlage betrachtet werden, aber dieſe iſt ächt national, ja dieſelbe urſprüngliche Natur, die in der Vorzeit durch Glauben und That mächtig war und die jetzt aus den zerſplitternden geiſtigen Richtungen der Zeit als unſer Eigenthum hervorbricht. Daß ſie den übrigen Völkern in ihrer Einſeitigkeit verborgen geblieben iſt, daß ſie Vielen unter uns ein Wahn ſcheint, iſt nicht ein Mangel, es iſt ein Vorzug. Noch vor wenigen Jahren hat ſich der Deutſche freiwillig dem Fremden geiſtig untergeordnet, und wenn Leſſing die Geprieſenen geringſchätzte, ſo erſchien es als eine perſönliche Sonderbarkeit, keinesweges als ein ausgeſprochenes, durch die allgemeine Stimme unterſtütztes nationales Urtheil; die Aufklärung verdankten wir den Fremden, ihre Diplomatik, ihre geſchichtliche Anſicht war unſere, an dem beſtehenden Leben rüttelten ſie früher als wir, an die Entwürfe einer Staatsverfaſſung wagten ſie ſich früher, ja ſie ſind noch immer unſere Meiſter im Entdecken und Experimentiren und dennoch hat jenes Unterordnen ganz aufgehört, ein jeder Deutſche weiß, daß ihm ein höheres Wiſſen innewohnt, es fällt ihm nicht ein daran zu zweifeln, daß er geiſtig tiefer zu dringen vermag, daß ihm wohl das Streben der Fremden verſtändlich iſt, während er im Beſitz einer geiſtigen Thätigkeit iſt, die den Fremden ein Räthſel bleibt. Iſt dieſes ein bloßer thörichter Wahn, eine nichtige Eitelkeit? Wahrlich dann wäre Deutſchland tiefer geſunken als je, dann wäre der tiefſte Grund ſeiner geiſtigen Thätigkeit auf immer getrübt, dann müßten wir wünſchen, daß die Unterjochung noch länger gedauert hätte, damit der eitle Geiſt nicht wieder auflebe, damit wir von dem Geiſte der Fremden, wenn auch unwillig, durchdrungen, den eignen Wahn zu vernichten gezwungen würden. Iſt es aber kein Wahn, ſo ſind wir im Beſitz einer eigenthümlichen, geiſtigen Anlage, und wir fodern euch auf, ſie zu bezeichnen; könnt ihr einen andern gemeinſchaftlichen Ausdruck finden, als den wir gewählt haben? — Wir nennen dieſe Anlage eine nationale, eben weil ſie kein Eigenthum eines Einzelnen iſt, weil ſie in vielen Richtungen zugleich erſchien, weil ſie nicht, wie in frühern Zeiten einzelne, verkannte Geiſter in abgeſchloſſener Einſamkeit bewegte. Jene fröhliche Zeit ſtellte das jugendliche, friſche, helle Aufjauchzen der wiedererwachten Kraft dar und war eben daher ſo bedeutend. Wollen wir aber den wahrhaft tiefen Einfluß dieſer Zeit wahrnehmen, ſo berufen wir uns auf die Gegner, auf Diejenigen, die ſich am meiſten gegen jede kühne Aeußerung, jede lebendige Anſicht ſträuben. Sie mögen ſich doch mit ſich ſelber vergleichen, wie ſie früher waren. Sie würden erſchrecken, wenn ſie im Stande wären, die eigene Umwandlung zu überſchauen; wenn ſie die Waffen, mit welchen ſie früher ausreichen zu können glaubten, mit denen vergleichen, die ſie jetzt brauchen müſſen, wenn ſie ſähen, wie ſich Alles unter ihren eignen Händen verwandelt hat. Wir geben euch die Anhänger und Nachbeter willig preis, wir wiſſen es ſehr wohl, daß, ſo wie man früher das Geringe und Gemeine mit lächerlichem, breitem, widerwärtigem Ernſt behandelte, jetzt ein tändelndes Spiel mit dem Höchſten in allen Richtungen der Wiſſenſchaften und Kunſt getrieben wird; können aber jene Ausſchweifungen jemahls als ein Beweis gegen den Geiſt gelten, deſſen Einfluß auf euch ſelber ihr nicht abzuwehren vermochtet?

Wir reden nicht von einzelnen Bemühungen, wir reden von allgemeinen Anſichten, die allein eine wiſſenſchaftliche Geſinnung begründen, und dadurch einen allgemeinen Einfluß auf die Denkweiſe der Nation gewinnen. Eine ſolche Geſinnung hat ſich in England, in Frankreich ausgebildet, iſt in beide Nationen eingedrungen und hat auf alle Anſichten des Lebens, ja auf die Religion einen entſchiedenen Einfluß gehabt. Dieſe Geſinnung ändert ſich nicht durch den gründlichſten Fleiß der Unterſuchungen im Einzelnen, nicht durch die vielfältigſten Entdeckungen. Eine ähnliche wiſſenſchaftliche Geſinnung war auch von außen her in Deutſchland eingedrungen, und gegen dieſe trat der mächtige Geiſt auf, deſſen Gewalt über die Zeit wir darſtellen wollen.

Ehe wir nun die Art zeigen, wie der wiedererwachte ſpeculative Sinn ſich in der Zeit hoffnungsvoll geſtaltet, müſſen wir noch Einiges von der großen und wenn auch nur in kurzen Zügen dargeſtellten Verwirrung in der deutſchen Literatur ſagen, denn ſelbſt dieſe hat eine hoffnungsvolle und klare Seite. Es wäre die größte Thorheit, wenn wir wünſchen wollten, daß Streit und Widerſpruch aus der Literatur verſchwinden ſollten; eben dieſes mannichfaltige Ringen, dieſes Erproben der Kraft nach allen Richtungen iſt eine wünſchenswerthe Erſcheinung. Nicht der Kampf, wohl aber die Erlähmung iſt gefährlich, und Nationen, wie einzelne Menſchen, huldigen aus einer Trägheit, die das Verſinken aller Kräfte verkündigt, einem herrſchenden Syſteme. Wenn wir nun aber auch geſtehen müſſen, daß die Verwirrung in der deutſchen Literatur den höchſten, ja den gefährlichſten Gipfel erreicht hat, ſo wird es uns doch hoffentlich gelingen, indem wir ſeinem Urſprunge nachforſchen, die Spuren einer großartigen Vereinigung zu finden, die bei den trefflichen und vornehmen Geiſtern nicht den nützlichen Kampf und die vielſeitigen Anſichten ausſchließt, wohl aber einen gemeinſamen, höheren Geiſt über Alles walten läßt. Die Verwirrung nämlich iſ daraus entſtanden, daß die bloße Reflexion und der erwachte ſpeculative Sinn in ihren Extremen, wie zwei von einander getrennte Welten daliegen, die faſt nichts mi einander gemein haben. Gegen das Beſtreben, das Endliche durch das Endliche zu bilden, dem ſeiner Natur nach Wandelbaren durch ein anderes Wandelbare Ewigkeit und Feſtigkeit zu geben, entwickelte ſich, wie durch einen elaſtiſchen Schwung das Ueberſchwengliche und Unmäßige, und während dieſe beiden Richtungen in beſtändige Thätigkeit verſetzt werden, jene in eine einſeitige, äußere, alle Formen des Daſeins umwandelnde, dieſe in eine eben ſo einſeitige, innere, alle Tiefen des Gemüths in unruhiger Gährung bewegende: läßt ſich die ſtumpfe Trägheit, die an dem Herkömmlichen haftet, mit zäher Gewalt vernehmen. In allen Wiſſenſchaften nämlich ſehen wir Solche, die das Ueberlieferte knechtiſch empfangen, als ein todtes Kapital weiter zu fördern ſuchen und in der Zeit, wie in einem verſchloſſenen Schranke, wohl aufbewahrt glauben, die nicht begreifen, Das, was geworden iſt, nur in dem beſtändigen Wechſel ſich zu erhalten vermag, daß das Geſchlech wie jeder Menſch mit ſeinem Pfunde wuchern ſoll. Dahin gehören die rohen Empiriker in allen Wiſſenſchaften, die ſich in den hiſtoriſchen gegen Alles ſträuben, was eine lebendige Veränderung gebiert, die in der Naturwiſſenſchaft ſich vor jeder neuen Entdeckung fürchten, oder durch ein Anſchließen an das Beſtehende ſie ſo unſchädlich, wie möglich zu machen ſuchen. Andere ſind von der unſtäten Beweglichkeit des endlichen Treibens ergriffen, ihnen iſt eine jede vergangene Form, ſchon als ſolche, eine bedeutungsloſe; da bloß das Endliche, Erſcheinende für dieſen einen Werth hat, ſo darf nichts beſtehen, und Alles ſoll von neuem gebildet werden, ihre Welt iſt die wechſelnde Gegenwart, deren Bedürfniſſe eine ſchnelle Befriedigung, deren Probleme eine augenblickliche Löſung erfodern. Aber eben aus dieſem Streben entſteht eine innere Betriebſamkeit, die Wiſſenſchaften durch endliche Begriffe zu formen, wie durch endliches Treiben das Leben. Die dadurch entſtehenden wiſſenſchaftlichen Formen ſind eben ſo wenig in ſich begründet, wie diejenigen des Daſeins. Im Gegenſatz gegen dieſe bildet ſich eine Richtung von der äußern Welt nach der innern, nach den Tiefen des Gemüths zu, nicht um dort Begriffe zu ſuchen, die doch nur in Beziehung auf die äußere Welt Realität haben, nicht durch Abſtraction, die den Gegenſatz, eben indem ſie ſich von ihm abwendet, anerkennt und dadurch fixirt, vielmehr um das äußere Leben zu vernichten, und wie trübſelige Menſchen die Gegenwart ſcheuen, die ihnen als ein beſtändiges Störendes und Feindſeliges erſcheint, wie ſie krankhaft über der Vergangenheit brüten, ſo entſteht aus jener Anſicht eine Ueberſchätzung der Vorzeit, die willkührlich gedeutet, ihnen keinen lebendigen Widerſtand entgegenſetzt, ſie nicht an die Gewalt endlicher Wirklichkeit erinnert. Aus dieſem Streben entſteht, als das höchſte Extrem, das rein Unendliche, in welchem Verſtand und Begriffe, Gegenwart und Vergangenheit zu Grunde gehen, indem ſich eine leere Sehnſucht gebiert, die alles Handeln lähmt, alles Denken verwirrt und das ganze

Daſein hineinſtürzt in den trüben Abgrund eines unmäßigen Verlangens. Wir ſahen dieſe Trennung in unſerer Literatur mit großer Gewalt hervortreten, ja da das bloß endliche Streben durchaus herrſchend und allmählich heranwachſend Alles ergriffen hatte, ſo kann man wohl behaupten, daß jenes entgegengeſetzte Verlangen, wenn gleich in ſich ohne Realität, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, nothwendig war. Wenn nun die Trägheit, die das Ueberlieferte bloß als ein ſolches annimmt und weiter fördert, die auch das Entſtandene wohl gelten läßt, wenn es eine Zeitlang gegolten hat und zur Gewohnheit geworden iſt, das Gleichgültige und Neutrale, der Bodenſatz der Zeit genannt werden muß, in welchem die entgegengeſetzten Richtungen ſich wechſelſeitig vernichten, ſo iſt das Edle und Würdige in der Zeit Dasjenige, in welchem beide ſich lebendig durchdringen, Gegenwart und Vergangenheit, Endliches und Unendliches in einer höhern Einheit ſich kund thun. Dieſe vierfachen Richtungen mit ihren mannichfaltigen Abſtufungen bilden die Verwirrung in unſerer Literatur, und wenn wir auch bedauern müſſen, daß der allgemeine Sinn ſich nicht ſo weit ausgebildet hat, daß eine herrſchende Stimme das Treffliche und Gediegene anerkennt, ſo kann es dem Beſonnenen doch kaum verborgen bleiben, wo die Hoffnung zu ſuchen iſt. Der ſpeculative Sinn, der das wahrhaft Eigenthümliche der Nation darſtellt, ſelbſt in ſeinen Ausſchweifungen, keimte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und hatte, als die verhängnißvolle Zeit in Deutſchland herannahte, ſchon die ganze Geſtalt der Literatur umgeändert. Wenn wir nun den Einfluß der letzten Zeit erwägen, ſo können wir ihn in der That nur als höchſt vortheilhaft betrachten. Denn die Trägheit, die bloße Argwöhnung kann in einer bewegten Zeit, die keine Neutralität duldet, ſich nicht erhalten und hat alle Bedeutung verloren, die Selbſtgenügſamkeit aber, die an einem endlichen Treiben haftete, iſt, wie die ganze vergangene Ueberklugheit, durch den mächtigen Geiſt, der in alle Richtungen des innern und äußern Daſeins eingreift, zuſammengeſtürzt und in ſich ſelber zu Grunde gegangen, und der in einer innern, träumeriſchen Welt Verſunkene muß durch die Gewalt der Gegenwart an eine bedeutungsvolle Wirklichkeit erinnert, mit dieſer verſöhnt werden.

Indem wir nun Dasjenige betrachten, was der mächtig gewordene lebendige Sinn uns gewährt hat, werden wir zuerſt die Vortheile und Vorzüge einer ſpeculativen Anſicht der Natur darſtellen. Viele werden hierbei an Dasjenige, was unter dem Namen Naturphiloſophie eine Menge Gegner in Deutſchland gefunden hat, denken und mir zugleich, als zu dieſer Partei gehörig, alles Recht abſprechen, über die eigene Anſicht zu richten, ja ſie werden mir die Fähigkeit das eigene Streben unbefangen zu würdigen, nicht zutrauen. Dieſe wünſche ich vor Allem überzeugen zu können, daß hier keineswegs von einem in beſtimmte Formeln und Worte gefeſſelten Syſteme, nicht von einer Anſicht, wie ſie ſich bei Dieſem oder Jenem geſtaltet hat, überhaupt von keiner Perſon die Rede iſt. Es wäre leicht möglich, daß die erſten Aeußerungen des ſpeculativen Sinnes in ihren früheſten Entwürfen unreif, ja irrig waren, ohne daß deshalb der Sinn ſelbſt, oder der mächtige Einfluß ſeiner Thätigkeit überhaupt gehemmt wurde. Denn wenn man geſteht, daß derſelbe Sinn bald ſo, bald anders, bei Dieſem und Jenem, nach der Eigenthümlichkeit ſeiner Natur ſich zu geſtalten vermag; ſo muß ihm etwas Gemeinſchaftliches zukommen, welches in Allem daſſelbe iſt. Dieſes Allgemeine iſt nun weder den Naturforſchern, noch den Philoſophen allein eigen; es kann und hat ſich bei den Dichtern, ja als tiefe Andacht bei den geiſtig Frommen thätig bewieſen. Wir wenden daher hier, wo es darauf ankömmt, eine wiſſenſchaftliche Geſinnung, aber keinesweges die Form derſelben, in ſo fern ſie ſich durch eine Perſon ausgebildet hat, von allen beſtimmten, eigenen Bemühungen abſehen, und fragen nur, wie die Natur dem ſpeculativen Geiſte im Gegenſatz gegen den bloß äußerlich reflectirenden erſcheint? — Die Naturwiſſenſchaft bildete bis jetzt den eigentlichen Haltpunkt des endlichen Wiſſens, auf ſie ſtützte ſich die Ueberzeugung von der abſoluten Realität eines äußern Daſeins und der hohe Werth der gemeinen Wirklichkeit. Die ſtrenge Beſtimmtheit und Schärfe der mechaniſchen Naturkräfte ſchien dem gemüthloſen, von dem Aeußern ergriffenen Menſchen um deſto erhabener, je mehr er die innere Sicherheit des Glaubens verloren hatte. Das eigentliche Axiom der Naturwiſſenſchaft iſt dieſes: nur Dasjenige läßt ſich erkennen, was ſich berechnen läßt, alles Uebrige in der Welt iſt nicht für das Erkennen, ſondern überhaupt auf eine unbeſtimmte Weiſe für das Gefühl, für ein unſicheres Wiſſen, und das Hauptſtreben der Zeit muß dahin gehen, den Calcul ſo weit zu bringen wie möglich. Natürlich entſprang aus dieſer Anſicht diejenige, die in Allem ähnliche, unabänderliche Naturgeſetze annimmt, auch da, wo der Calcul nicht hinreicht. Dieſe Geſetze gebieten über die Maſſe, als eine fremde Gewalt, die als das bewegende Prinzip in Allem Gott genannt wird. Dieſe Anſicht conſequent durchgeführt, muß alle Freiheit leugnen und alle Geiſter den Geſetzen einer fremden Natur unterwerfen. Sie hat ſich in einzelnen materialiſtiſchen Syſtemen ausgeſprochen. Wo nun dieſe Anſicht gilt, und dennoch die Freiheit ſich als eine innere unmittelbare Thatſache des Bewußtſeins regt, da muß ihr die Natur als ein Feindſeliges, Hemmendes entgegentreten, ſie drängt ſich als eine dunkle nächtliche Erſcheinung zwiſchen den Menſchen und ſeine höchſten Hoffnungen und Wünſche: das höchſte Beſtreben muß ſeyn, die Feſſeln der Natur abzuwerfen und ſelbſt wenn es ihren zwingenden Gegenſatz als einen urſprünglich nothwendigen anerkennt, der nur den negativen Werth hat, als Stützpunkt für das Bewußtſein zu dienen, wird ſie durch dieſe Negativität weder weniger drückend, noch ſogar weniger reel, vielmehr muß der Menſch ein ewiger Siſyphus, den Stein herunterrollen laſſen, weil das Hinaufrollen ſein Daſein iſt, und wenn es ihm gelingt die Natur zu zertrümmern, eine neue ſchaffen, weil das Zertrümmern ſeine eigentlichſte und erhabenſte That iſt. Durch Fichte ſprach ſich dieſes Syſtem am ſtärkſten und ſchärfſten aus, und in Deutſchland mußte es entſtehen, weil die urſprüngliche Freiheit des Geiſtes im Denken, wie im Handeln, hier nie zu Grunde gehen kann. Die hereſchende Anſicht der Zeit ſchwebte unbeſtimmt zwiſche Materialismus und Fichtianismus, und wenn die Menſchen vor beiden Syſtemen in ihrer Conſequenz zurückſchaudern, ja ſie als etwas Fremdes und Räthſelhafte betrachten: ſo liegt das eben in der Muthloſigkeit de Zeit, die Nichts in ſeiner Schärfe, Nichts bis zu ſeinem nothwendigen Gipfel zu verfolgen die Kraft hat. Di Natur ſah man ſeitwärts an mit Furcht und Beben die Freiheit ſchien ſelbſt nur Willkühr, die ewige Naturnothwendigkeit Zwang, daraus entſtand der geiſtige knechtiſche Sinn, welcher ſich der äußern ſchlechten Natur, und ihren ſchimpflichen Feſſeln ruhig ergab, und allen Troſt fand in einem Calcul, der alle Ereigniſſe berechnete, um augenblickliche Vortheile zu erſchleichen, wie der Knecht den anerkannten Herrn lenken zu können glaubt, wenn er ſeinen Launen ſchmeichelt, und ſeine Schwächen kennt und benutzt. Dieſes war die Klugheit der Welt, und beſtimmte die perſönliche Handlungs- und Denkweiſe. Der unreife Fichtianismus beherrſchte aber offenbar die Thaten für das Geſchlecht überhaupt, die Pläne zur Verbeſſerung der Menſchheit, daher das leere Thun und Treiben, Schaffen und Machen in Allem, welches der heiligen Natur nicht achtend auf der Oberfläche ſpielte. Mit dieſer Anſicht gebar ſich der Unglaube, das Schwanken, denn ohne Schaudern konnte man an die äußere Natur nicht denken, die unbekümmert um unſere Hoffnungen und Wünſche, erbarmungslos ihre eigenen eiſernen Geſetze verfolgt, und die innere Schwäche kannte man zu gut, um an die kümmerliche Freiheit zu glauben. Die ſpeculative Anſicht des Natur hebt dieſen Widerſtreit, ſie iſt keineswegs eine erfundene oder etwa in unſern Tagen entſtandene, ſie iſt vielmehr die urſprüngliche, nicht aus dem Bewußtſein entſtanden, ſondern der Urquell des Bewußtſeins, ſie lebte in der Kindheit des Geſchlechts, ſie waltet in Allem was groß, herrlich, ſicher in ſich hervortrat, wo ſie herrſchte blühte Wiſſenſchaft und Kunſt, ſie iſt mächtig in der alten kindlichen Poeſie, und keine Religion kann gedeihen, wo ſie nicht die Seele bewegt. Sie iſt daher der noch nicht erloſchene, heitere Geiſt der Kindheit des Geſchlechts, wie die noch lebendige Erinnerung an die eigene. Wenn die mechaniſche Anſicht die, aus den endlichen zwangvollen Verhältniſſen der Maſſen entſprungenen, der Bewegung unterworfenen, mathematiſch beſtimmbaren Geſetze als das höchſte ſetzt, ſo iſt die Anſicht des Lebens für den ſpeculativen Sinn die nächſte und urſprüngliche. Da man ſelbſt von dem Standpunkte der äußern Anſchauung, das Daſein des Lebens nicht leugnen kann, da dieſes ſelbſt für die leichteſte Betrachtung, nur als die Aeußerung eines frei geiſtigen, in ſich geſchloſſenen, in ſich ſelber begründeten, Alles in den Kreis einer thätigen Eigenthümlichkeit hineinziehenden Daſeins erſcheint, ſo war ſchon die Frage nach der Gränze des Lebens in der Natur nothwendig, und wo die Fähigkeit dieſe Spur der inwohnenden geiſtigen Freiheit zu ſchauen nicht ganz erloſchen war, mußte die Anſicht, die der mechaniſchen entgegentrat, entſtehen, daß das Leben auch da wallte, wo es ſcheinbar verdrängt iſt. Dem ächt ſpeculativen Sinne iſt aber das menſchliche Daſein ſelbſt das Tiefſte und Höchſte der

Natur, dieſe die innerſte, heiligſte Darſtellung ſeines eigenſten Weſens, der Menſch iſt nicht hingeworfen in eine fremde, ihn zwingende Welt, er iſt heimiſch in der eigenen, ſeine Eigenthümlichkeit, rein gefaßt, klar an das Licht geboren, iſt nicht ein von der Natur Getrenntes, ſie iſt lebendiges Organ einer ewigen Natur, die wie die Liebe, Alles beſtätigt, bejaht, in dem eigenen Weſen nicht hemmt und ſtört. Freiheit und Nothwendigkeit ſind nicht im Widerſpruche, ſie ſind urſprünglich eins, denn was wir Nothwendigkeit nennen, die eigentliche, heilige der Natur, iſt die der eigenen nicht einer fremden. Dieſer Sinn ſchaudert nicht vor der Gränze der Natur, ſie iſt ihm die eigentliche göttliche Gabe, der ſchöne Umriß der geiſtigen Geſtalt, das Maß, innerhalb welchem Alles gedeiht und ein jedes unendliche Streben ſeine Befriedigung findet. — Der Menſch unterliegt nur einem innern Kampfe, der ganz in ſeiner eigenen Natur liegt, dem Räthſelhaften mit dem Böſen; wo dieſes nicht herrſcht, iſt er in Einklang mit der ganzen Natur, und wo Begierden und Leidenſchaften Zerſtörung und Verwirrung hervorrufen, da iſt es die innere Zerrüttung, die ihren finſtern Schatten über das Daſein wirft. Dieſe Anſicht iſt nicht bloß, wie bis jetzt für den frommen Sinn da, ſie iſt für das Erkennen gewonnen, ſie iſt aus der Mitte der Reflexion entſprungen, ſie hat nicht bloß die Meinungen, die mit todten Stoffen und Atomen einer Seits, mit abſtrahirten ſogenannten dynamiſchen, aber kraft- und phantaſieloſen, anziehenden und zurückſtoßenden, kontrahirenden und expandirenden Kräften anderer Seits ein thörichtes Spiel treiben, überwunden, ſie hat mit dem höchſten Skepticismus gekämpft, ſie iſt der tiefſten Dialektik entgegengetreten, ja ſie entſpringt ſiegreich aus dieſer. Seit ſie in Deutſchland laut geworden, iſt das furchtbare Streben, die Natur aus einem chemiſchen Brei aus Retorten und Kolben, durch Auflöſen und Verdunſten wahrhaft begreifen und erklären zu wollen, auf immer zurückgedrängt, man glaubt nicht das Leben durch das Zerſetzen zu begreifen, und die Betrachtung, in die fröhliche, lebendige Natur heraustretend, hat einen würdigen Gegenſtand gefunden. Durch dieſe Anſicht iſt die Idee einer lebendigen Entwickelung, einer geiſtigen Entfaltung entſtanden und begründet. Was ſich in den Tiefen der Natur regte, was aus dem Innern hervorquoll, war die keimende geiſtige Gewalt, die in dem Menſchen reif wurde, die Gegenwart des geſammten Daſeins erſcheint als die Blüthe einer großen Vergangenheit, in dem Ganzen lebt ein ewiger Geiſt, nicht als ein Prinzip des bloßen Verſtandes zur Erklärung erſonnen, vielmehr als der ewig lebendige Gott, der Urquell alles Lebens, und alle wechſelnde Erſcheinung hat einen ewigen unwandelbaren Grund. Dieſe Ewigkeit iſt nicht eine abſtracte Allgemeinheit, die alles Eigenthümliche und tief Perſönliche vernichtet, um eine hohle Einheit zu gebären, ſie iſt das Leben ſelbſt, und der Grund iſt der Glaube, der gebärende Urquell die Liebe, die Alles trägt und erhält, und ihre Frucht unſterbliche Hoffnung. Dieſer Sinn hat nicht die Erfahrung verdrängt, vielmehr veredelt, ſie iſt nicht in den unreifen Conſtructionen, an welchen er, keimend, eine unſichere

Haltung ſuchte, gefeſſelt; aber dennoch hat die Betrachtung des Lebens, die Phyſiologie erſt eine Bedeutung durch ihn erhalten. Die Gegner freuen ſich, daß die von den flachen Anhängern verunſtalteten erſten Verſuche verloren gegangen ſind, und merken nicht, daß, was wahrhaft reel iſt in ihren eigenen Beſtrebungen, nur aus dieſem Sinne hervorgeht, ja mit der Achtung von lebendiger Erfahrung kann, auch in der verworrenen Arzeneikunde, das faſt erſtorbene Organ, jenes herrliche Talent, welches durch einſeitige Hypotheſen, durch mechaniſche und chemiſche Anſichten, durch abſtrahirte Kräfte und browniſche Formeln eingeengt war, die freie Bewegung wieder erhalten. Aber auch auf die Geſinnung der Zeit hat dieſer Sinn den mächtigſten Einfluß, denn er hat den furchtbarſten Gegner der Religion, den böſen Dämon, der uns irre führte, in ſeinen innerſten Tiefen ergriffen und überwunden, die äußere Natur iſt nicht mehr ein todter Bodenſatz, der dem bloß endlichen Wiſſen zum unüberwindlichen Hinterhalt dient, ſie hat ihre verborgenſten Geheimniſſe aufgeſchloſſen, die ſich nicht mehr abweiſen laſſen. — Was in dem Volke bewußtlos ſchlummert, das andächtige Gefühl, welches den Frommen an die Natur auf eine heitere Weiſe, wie an die eigene Heimath anknüpft, iſt als Blüthe der höchſten Erforſchung hervorgetreten, der Glaube darf wieder erſcheinen, das innerſte Gefühl iſt nicht dem Spotte preisgegeben, und was wir vor kurzem als ein Vornehmes und Herrliches verehrten, erſcheint als das Flachſte und Unbedeutendſte. Man hat es als einen Vorwurf herausgehoben, daß die ſpeculative Anſicht mit der Poeſie in einen Bund trat. Nun iſt es zwar gewiß, daß die tiefe Erforſchung ſtreng ſeyn, daß ſie ſich eigenthümlich geſtalten ſoll, daß ſie, wie Alles, in der vollſtändigſten Sonderung allein zu gedeihen vermag, daß alle jene ſpielende Verſuche einer tändelden Phantaſie, die durch Schlüſſe und Conſtructionen die Poeſie trüben, wie die Wiſſenſchaften durch ungeregelte Phantaſie, daß die ſchwebenden Luftgeſtalten, die aus den wahren Erforſchungen zuſammengeronnen waren, in unſern Tagen keine Realität haben; aber eben ſo gewiß iſt es, daß die gemeinſchaftliche Natur, die die Erforſchung mit der Dichtung verbindet, eben ihr größter Vorzug iſt, denn ſie iſt ein Beweis, daß ſie das Eigentlichſte, Wahrſte, Tiefſte des Daſeins unmittelbar berührt hat. Dieſe ſpeculative Naturwiſſenſchaft iſt das urſprünglich angeborne Talent der Dichter, ohne dieſe giebt es keine Dichtkunſt im höhern Sinne, und wenn irgend eine Eigenthümlichkeit die deutſchen dichterſchen Werke in unſern Tagen bezeichnet, ſo iſt es dieſe.

Dieſer Sinn, der freilich in jeder Richtung der nämliche iſt, hat in den geſchichtlichen Anſichten der Zeit ſeinen mächtigen Einfluß bewieſen, er hat das kümmerliche Beſtreben, die groſſen Formen der Vergangenheit aus einer flachen Gegenwart begreifen zu wollen, verdrängt, ja er hat die Vergangenheit gerettet, die mit allen ihren Denkmählern vor der Weisheit der Zeit, ihrer Diplomatik, ihren Maximen, ihren Sentenzen verſchüttet war. Waren nicht die gefährlichſten Anſtalten getroffen, die ganze Vorzeit des eigenen Volks, als in den furchtbarſten Verirrungen befangen, aus welcher wir uns nur mühſam herausgearbeitet haben, auf immer für die lebendige Erinnerung zu vernichten? ja, lag nicht die Anſicht als die herrſchende völlig ausgearbeitet da, daß das ganze Geſchlecht urſprünglich vom Wahnſinne ergriffen war, daß die Geſchichte in ihren mythiſchen Tiefen, friſch wie ſie aus dem Göttlichen geboren war, mit Verrücktheit anfing, daß in der alten Welt die höchſte, heiterſte Ausbildung mit dem blödſinnigſten Wahn ein unbegreifliches Gemenge bildete? Ward nicht alles Große in der Geſchichte eben ſo abgewieſen, wie alles Tiefe in der Natur? Hing nicht mit dieſer Einſicht Alles zuſammen, was in unſeren Tagen Zerſtörendes und Verwirrendes im öffentlichen Leben vorherrſchte — die Geringſchätzung des Volks, die Begriffsweisheit der Adminiſtration, die Zurückdrängung alles Deſſen, was ſich ſeit Jahrhunderten gebildet hatte, weil es nicht begriffen ward, ja die Verachtung der Religion? Dagegen erhob ſich der ernſte Geiſt der germaniſchen Natur, und ſah in der Verwirrung ſelber die tiefe Wahrheit; erkannte in dieſer die verſchloſſenen Kräfte der Welt, und die eigenthümliche Größe der Zeiten. Ein neues Studium iſt ſeitdem entſtanden, geboren aus dem Sinne für die vergangene nationale Größe, man hat das Herrlichſte erſt jetzt entdeckt, denn auch wer wußte, daß es da war, vermochte es nicht zu erkennen, wie die alte Welt der Griechen und Römer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, iſt die alte Welt des germaniſchen Stammes lebendig unter uns geworden; aber wenn damals äußere Ereigniſſe lang gehemmte Verbindungen eröffneten, und lange verborgene Schätze zu Tage förderten, und ſo dem keimenden Sinne entgegenkamen, ſo iſt in unſern Tagen Alles durch das erwachte Beſtreben ſelbſt gewonnen. Ja nicht bloß jene Schätze der Vergangenheit, die bisher Wenigen bekannt, jetzt unter uns erſcheinen, auch die Ruinen, welche die Zeit übrig ließ, werden lebendig und verſtanden, nicht bloß diejenigen, die in den ſtolzen Gebäuden der Zeit getrotzt haben, auch diejenigen, die in dem Gemüthe des Volks ſich erhielten. Dem mächtigen ſpeculativen Sinne verdanken wir es, daß die Eigenthümlichkeit des Volks gerettet wird, und dadurch tritt er ſchaffend und bildend in das öffentliche Leben hinein, und wirkt mit unwiderſtehlicher Gewalt auf alle Formen des Daſeins, und damit wir das Höchſte nennen, er beugt ſich vor dem Chriſtenthum ſelber, das höchſte Wiſſen der Zeit löſet ſich in demüthige Andacht auf, eine heiligende Sehnſucht hat die Edelſten im Volke ergriffen, der thörichte Spott iſt ſtumpf geworden. In der lebendig religiöſen Zeit der Reformation bildeten ſich abgeſonderte Gemeinden. Sie waren für die Zeit der überhandnehmenden Irreligioſität, was in den früheſten Zeiten die Klöſter, die Stätten, in welchen die Andacht ſich gegen die herrſchende Verwirrung der Zeit zu retten ſuchte; aber dieſe Sonderung ſelbſt, obgleich ſie den frommen Sinn rettete, als er zu Grunde zu gehen drohte, müſſen wir als einen Krankheitszuſtand des allgemeinen Lebens betrachten. Jetzt trat der Glaube als die höchſte Blüthe der tiefſten nationalen Bildung hervor, und alle Waffen, die gegen ihn gebraucht wurden, müſſen ihm dienen.

In der ſcheinbar trüben Verwirrung ſah der Beſonnene und Kundige jenen heitern Geiſt in jeder Richtung mächtiger werden, ſah, wie er die edelſten Gemüther unwiderſtehlich ergriff, wie er ſelbſt in ſcheinbarem Widerſtreite durch mancherlei Windungen eigenthümlicher Beſtrebungen auf daſſelbe Ziel hindeutete, wie die feſte Ueberzeugung ſich gebar, das ſichere Talent ſich freier bewegte, die Sprache ſich veredelte, und es war ihm wohl klar, daß, was auf ſolche Weiſe geboren war, nicht zu Grunde gehen konnte. Dennoch vermochte das geiſtige Streben keine feſte, nationale Wurzel zu faſſen. Was der endliche Sinn geboren hatte, war zu mächtig, die Staatsformen hielten das Volk in einem trägen, leidenden Zuſtande, während ſie ſich ſelber in Aufgaben verwickelt hatten, die nicht zu löſen waren. Der Knoten der Zeit war auf die verworrenſte Weiſe geſchürzt, ja die Einſicht, daß er nicht zu löſen war, galt für die höchſte Klugheit. Was durch höhere Ideen aus dem Wiſſen in das Leben hineinſah, erſchien, eben der Trennung wegen, als Träumerei. Der Knoten konnte nur zerhauen, nicht gelöſt werden.

Die einſeitige Richtung der europäiſchen Cultur hatte alle Länder ergriffen, hatte Alles, was die Vorzeit Großes, Heiliges beſaß, aus der lebendigen Erinnerung verdrängt. Daher ſehen wir die Tempel äußerlich verfallen, innerlich verödet, den Sinn für ein allgemeineres größeres Leben, für ein erweitertes Daſein in Liebe und Hingebung erloſchen. Finanzpläne, Fabriken, ſtehende Heere waren die einzigen Zierden der Zeit, ſie erhoben ſich auf den Trümmern der Vergangenheit, verwandelten alle Menſchen in Knechte tödtender Bedürfniſſe, und brachten in allen Verhältniſſen jenes kümmerliche Unglück hervor, welches abzuwehren alle Kräfte aufgeboten wurden, die Geldnoth. Die Könige, wie die Hausväter konnten nur daran denken, ja ſo ganz waren wir in dieſes Elend verſunken, daß ſelbſt die Liebe nichts Höheres kannte, als dieſe Noth von den bejammernswerthen Menſchen ſo viel als möglich abzuwenden. Zu natürlich entſprang daraus der Egoismus, der dieſen Beſitz für Alles anſah, denn ein höherer Beſitz verliert nicht durch die Mittheilung, das irdiſche Gut fodert alleinigen Beſitz, und ſo erkalteten die Herzen. Wer Geld zu bieten vermochte, konnte Alles beherrſchen; keine Macht war höher, und die Knechte des Geldes waren die Herren der Welt. Wohl war noch ein Edleres im Menſchen, und er ſehnte ſich nach einem höhern Gute, aber wie in ſchweren Träumen, beſchwert von verworrenen Gedanken, ſchlummerte der edlere Sinn, und wo er ſich regte, erſchien er als ein Ungeheures, als ein phantaſtiſcher Wahn, gegen welchen man ſich ängſtlich ſträubte. — Da bildete ſich das ſtille Verlangen in den zerſtreuten Geiſtern des edelſten Volks. Die erſten Verſuche waren zwar unvollkommen, ſie entſprachen, einzeln betrachtet, der erhabenen Idee nur wenig, die erſten Anklänge bedrängter Gemüther ertönten nur unvernehmlich, indem ſie, von der ſtolzen Erſcheinung der Zeit in allen Richtungen ergriffen, wie ſehr ſie ſich auch gegen ſie ſträubten, ihr dennoch angehörten. Aber deſto deutlicher wird es uns, daß, was ſo unzuſammenhängend, ja oft verworren im Einzelnen, was ſo ſcheinbar kleinlich auf mehreren Punkten entſtanden, zu einer gemeinſamen, lebendigen, Alles belebenden Anſicht heranreifen konnte, eben deswegen; weil Keiner ſich nennen kann, als den Urheber, einen größern, erhabenern, unſichtbarern anerkennen muß. Dem Frommen iſt es wohl bekannt, wie Gott dem Menſchen, wenn das Verlangen nach einem himmliſchen Gute in ihm keimt, harte Prüfungen zuſchickt, und wie er unter ſchweren Drangſalen für ein höheres Daſein heranreifen muß. Solche Zeiten der Reue und Buße ſollen uns ewig heilig ſeyn, wir ſollen die ſegnende Hand dankend anerkennen, die die harte Hülle der Verirrung ſchmerzhaft durchbricht, damit die heilige Saat gedeihe, Völker, wie Menſchen erfahren ſein gnadenreiches Erbarmen. Wie oft, wenn ein großes Unglück in eine Familie, in eine Stadt hineinſchlug, wenn Flammen verzehrend die Häuſer zertrümmerten, wenn Wehklagen und Jammer in allen Straßen erſchollen, ſahen wir, wie alle ſchönere Gefühle, die von der kleinern irdiſchen Noth gefeſſelt, in den ruhigen Häuſern zurückgedrängt waren, wie eine entfeſſelte himmliſche Geſtalt über der brennenden Stadt ſchwebte, die Liebe trat inbrünſtiger hervor, die Herzen erwärmten ſich an der feurigen Gluth, die Dasjenige verzehrte, was innerlich trennte, wenn es auch äußerlich vereinigte, und wie in einer allgemeinen Umarmung verſunken, vergaßen wir Neid und Haß und jede kleinliche Begierde. O wie oft habe ich in Tagen der allgemeinen Noth, des troſtloſeſten Jammers, unter tauſend Thränen, die heiligſten Gefühle, die in der täglichen, gewöhnlichen Noth erkalten, entfeſſelt geſehen. — Wehe uns, daß die ruhige Welt den Reiz nicht hat, daß

ie Liebe mit der verzehrenden Flamme erkaltet, daß die
arte Schale ſich aus der Aſche wieder gebiert, und Liebe
nd Hingebung enge umſchließt. So verläßt der Er=
ahmte in einem Erdbeben die Ruheſtelle, die ihn Jahre
ang feſſelte — ach! die erneuerte Kraft erlöſcht mit
er Gefahr, und er ſinkt hin, wenn ſie vorüber iſt.

Warum mußte Deutſchland das Härteſte erdulden?
arum die furchtbarſte Schmach, die unerträglichſte De=
müthigung? Deshalb, weil es beſtimmt iſt, das Hei=
gſte zu offenbaren, weil das Größte im Volke noch
hlummert, weil das Höchſte aus der geiſtigen Bil=
ung ſich hervordrängt, weil Liebe und Glauben und
reue frei walten ſollen. Daher die Prüfung, die Alles
uſammenſtürzte. Noch nie, ſeit die germaniſchen Völ=
r als Deutſche, das Herz von Europa beherrſchten,
atten ſie eine ſolche Schmach erlebt, noch nie waren ſie
ſcheinbar verloren. Hartes zwar hatten ſie erduldet,
nnere Uneinigkeit und Politik fremder Völker hatten
as Reich zertrümmert, aber fremde Feſſeln kannte das
reie Land nicht. Daher vermochten wir es nicht zu
lauben, bis das Ungeheure geſchehen war. Aber der
noten, den keine irdiſche Gewalt zu löſen vermochte,
llte zerhauen werden, damit der keimende Geiſt eine
eue Zukunft geſtaltete. Was damals in den Zeiten der
öchſten Noth dämmernd hervortrat, das ſollen wir feſt=
alten. Damals unter Jammer und Noth, unter uner=
räglichem Drucke ward Deutſchland wiedergeboren,
s war das allgemeine Loſungswort, und ein Jeder
annte etwas Ueberſchwengliches, etwas Heiliges, wenn
r das theure Wort ausſprach. Ein tiefes Gefühl, wie

Erinnerung aus früher Kindheit, ergriff einen Jeden. Auch das äußerlich nicht Verſtandene ward innerlich klar, und es war, als ahnete ein Jeder den großen Kampf, den er zu kämpfen habe um ein heimliches, verborgenes Gut, welches, ginge es verloren, dem Leben allen Werth, dem Daſein alle Bedeutung raubte. Deutſchland hörte man allenthalben nennen. Das bisher Verſchmähte ward einem Jeden ein theures Kleinod, ein Heiligenbild, welches, drohend dem Verräther, ſelbſt geſchützt von dem allgewaltigen Tyrannen, keine Ruhe ließ, mahnend den Schwachen, den Gläubigen ſtärkend, — ja wer recht in fröhlicher Hoffnung lebte, dem war es eine dem Feinde unſichtbare Fahne, die den verborgenen, aber ſicher hervortretenden Reihen hoffnungsvoll, ſiegverkündigend im hellen Sonnenlicht der gläubig erwarteten Zukunft vorwehte. Nein, nicht bloß Sorge um irdiſche Noth ward durch dich bezeichnet, theures Wort, es war der Urväter geheimer Schatz, der verhüllt und verborgen aus den Trümmern einer nichtigen Gegenwart hervortrat. Als du unter Schmerzen und Sorgen geboren warſt, himmliſches Kind, da hatteſt du keine Stätte dein Haupt zu legen, und hier und da ward ausgeſchickt, das Kind zu fahen und zu tödten, aber der Herr hat dich beſchirmt, die himmliſchen Heerſchaaren verkündigten deine Geburt, und die Weiſen hatten den Stern erkannt, der auf deine Ankunft deutete.

Aber indem ich auf die frohe Zukunft hindeuten will, ergreift mich bange Furcht, und ich will ſie nicht verheimlichen. Der Herr war uns wunderbar gnädig, für ſo lange Sünde ſandte er eine kurze Prüfung, ſiegreich haben die Heere den Tyrannen verdrängt; aber iſt uns Deutſchland noch, was es uns in jenen Tagen der Gefahr und des Jammers war? Haben wir den Schatz bewahrt, der uns unter Kummer und Sorgen anvertraut ward? Iſt die inbrünſtige Liebe nicht wieder erkaltet? — ſollte nicht eine große Buße uns fortdauernd an das Elend knüpfen, welchem wir ſo Vieles verdanken? Dieſelben Felder, die vor vielen Jahrhunderten der Ungarn Macht zerbrechen ſahen, wo der begeiſterte Guſtav Adolph irdiſch begründete, was Luther gebar, wo Friedrich die ſtolzen Nachbarn fliehen ſah, dieſelben ſahen in kurzer Zeit unſer Schmach bei Jena, unſere Begeiſterung bei Lützen, und unſere Rettung bei Leipzig. Ja in einem nahen Umkreiſe lag, durch wenige Tage getrennt, die höchſte Demüthigung und die höchſte Glorie der Nation. Sollte die Zeit vom vierzehnten October bis zu dem achtzehnten nicht als eine nationale Charwoche betrachtet werden? Nicht die Tage der Errettung allein ſollten feſtlich begangen werden, nur wenn wir uns demüthigen vor dem Herrn, mögen wir ſeiner Gnade theilhaftig werden, nur wer ſeine Sünde bekennt, mag des Erlöſers ſich erfreuen. Zu leicht verbirgt ſich in jener einſeitigen Feier der Siege die blinde Eitelkeit. — Sind die Schatten gänzlich verſchwunden, die uns die verdiente Strafe zuzogen? Wer iſt der Freche, mag er thöricht dem Volke oder niederträchtig den Fürſten ſchmeicheln, der ſagen darf, er kenne aus eigener Weisheit das Räthſel der Zeit, und vermöge es zu löſen? Liegt die Löſung in den Geheimniſſen der Cabinette, oder in den verworrenen Wünſchen des Volks?

Iſt wirklich die Gerechtigkeit herrſchend? Giebt es nicht ganze Länder, die unter fremdem Druck ſeufzen? — Wollen die Großen ihre Gewalt, die Geringen ihre thörichte Selbſtſucht willig opfern? Sind wir nicht alle, ſo innerlich wie äußerlich, von einem ſchwer zu ſchlichtenden Zwieſpalt ergriffen? — Nichts kann uns retten, als eine reine, fromme, gläubige Geſinnung, dieſelbe, die in den Tagen der Verzweiflung uns ſtärkte, die unter Demüthigung und Druck erzeugt wurde. Damals hing das Volk mit Treue und Zuverſicht an ſeinem Fürſten, ja getrennt von ihm, war es ihm am innigſten ergeben; damals erwarteten die Fürſten alle Rettung vom Volke, und das heiligſte Zutrauen knüpfte das ſchönſte Band; damals ward keine geiſtige Kraft, keine freie Geſinnung, kein eigenthümliches Daſein verſchmäht, in Allem glaubte man Hoffnung zu ſehen, und hat ſich nicht geirrt; damals galt es für die höchſte Tugend, das Schickſal des Landes als das eigene, innere zu tragen, die Verhältniſſe, ſo weit Lage und Einſicht erlaubten, klar zu überſchauen, und lebendig und thätig, nicht für ſich allein, ſondern für das Ganze zu leben; damals durchdrang ein reuiges Gefühl Volk und Fürſt, und wir erwogen die vielen Sünden, in welche die irreführende Zeit uns verwickelt hatte, wie wir der Väter Weiſe treulos verlaſſen, und dem finſtern Geiſte billig unterlagen, dem wir thöricht gehuldigt hatten; damals ward aller Troſt von Gott erwartet, alle Hoffnung entſprang aus ihm; damals ahneten die Beſſeren, eben als alles Aeußere zertrümmert war, das Heiligthum, welches uns anvertraut war, und dieſer Sinn, unter den Wehen einer erſchütterten Zeit, unter Angſt und Beben geboren, iſt Deutſchland. Dieſes wird nie zu Grunde gehen, die Wunder ſeiner Entſtehung reden zu laut, die Sehnſucht aus der tiefſten Bruſt, die heilige Weiſſagung aus der lebendig gewordenen Sprache, das wundervolle dämmernde Licht aus dem ringenden Erkennen deutet darauf. Was die Weiſen träumten, was die Frommen hofften, was jede ſinnende Seele ahnete, wird durch die großartige Geſtalt wirklich werden, die mitten aus der gährenden Verwirrung der Zeit, ein bildender Geiſt, ſich entfalten will. Zwar hoffe Keiner, daß es hervortreten werde ohne Schatten, ſelbſt dieſes Deutſchland wird eine irdiſche Erſcheinung ſeyn, irdiſch geboren um irdiſch zu vergehen. Wie thöricht reden Diejenigen, die einen Himmel auf der Erde hoffen, die hier in den Ketten des Vergänglichen ein unvergängliches Daſein feſſeln zu können wähnen, die von einer fortſchreitenden Bildung des Geſchlechts in dem Sinne reden, daß ſie meinen, es würde eine Zeit erſcheinen, wo alle Menſchen ohne Irrthum das Wahre erkennen, ein Jeder ohne Bosheit das Gute wolle, und ein Friede in aller Welt herrſchen würde, den wir nur durch den Tod erringen können. Eben ſo thöricht zwar iſt der Wahn Derer, die von der Zeit nichts erwarten, die, von den einzelnen ſich widerſtreitenden Erſcheinungen der Zeit ergriffen, das Große, was ſich entwickeln will, nicht zu faſſen vermögen, und ſich klug dünken im Beſitz einer troſtloſen Erfahrung, die alles Schöne und Hoffnungsvolle ihnen verbirgt. Was wir hoffen, iſt kein Traum, es ſind die Zeichen der Gegenwart und der Vergangenheit, die wir deuten. Die Geſchichte ſah in der alten Welt eine Zeit des Erkennens blühen, aber die Liebe, und mit dieſer die lebendige Bedeutung des eigenthümlichen Daſeins, welches nur durch Liebe erhalten wird, war zurückgedrängt. Dieſe ward geboren, die Erlöſung hatte dem Geſchlechte die höchſte göttliche Gabe geſchenkt; da gebar ſich aus unſerer Mitte die glänzende Zeit der herrſchenden Liebe, aber das Erkennen, und mit dieſem die klare Geſtaltung des Ganzen, die nur durch Erkennen gedeiht, war zurückgedrängt. Eine Zeit des Erkennens und der Liebe, ein heiteres Gleichgewicht beider — zwar ein irdiſches, deſſen höchſte Blüthe entſtehen und vergehen wird, will ſich entfalten, und wir erkennen den herrlichen Keim in unſerer eigenen Heimath. Daß ein zehrender Wurm ſich verbirgt in allem Irdiſchen, daß finſtere Geiſter, das Licht bekämpfend, gegen die hoffnungsvolle Geſtalt wüthen, daß alle zeitliche Blüthe nur einen Augenblick dauert und ach! zu ſchnell verwelkt, ſollte das unſern Muth zerknicken, unſere Hoffnung verkümmern, unſer heiliges Streben erlahmen? Habt ihr je geliebt, recht innig geliebt? was iſt euch dann das irdiſche Weib? wißt ihr nicht, daß die Blüthe der Schönheit vergeht, daß die Zeit das glühende Verlangen mäßigen, dämpfen wird? aber in der ſchnell verfliegenden Umarmung iſt dennoch alle Seligkeit — ja die Ewigkeit ſelber will uns mit ihrer Entzückung umfangen. Wer liebt, begreift allein die Zeit, das Zeitloſe in ihr.

An dieſes Deutſchland glauben wir. Die alte Welt ſoll in ihrer Trefflichkeit uns vorleuchten, und das kennen bilden, die herrliche, eigene Vorzeit ſoll die erkaltete Liebe und Kraft unter uns erwecken, daher treten beide lebendig unter uns auf mit gleich großer Bedeutung, ein drittes Element, als unſerer Zeit eigenthümlich, hat ſich geſtaltet, das iſt die Natur, deren Erſcheinungen uns mannichfaltig ergriffen haben, und ſo im Leben wie im Erkennen, nachdem wir in falſcher Richtung ſie faſſend, irregeleitet wurden, einen großen Kampf und Sieg über den mächtigſten Feind uns verſpricht. Ob nach jener Prüfung, die wir eben überſtanden, neue, vielleicht noch härtere uns bevorſtehen, hängt lediglich von dem Sinne ab, in welchem wir die Aufgabe faſſen, deren Löſung uns anvertraut ward. Denn nicht ein äußeres Glück iſt uns geſchenkt, nicht ohne Opfer von mancherlei Art wird Das nur gedeihen, was doch nur in einer großen Anlage keimt. Aber das wiſſen wir und verkündigen es laut, weil wir es erkannt haben, daß ſie gedeihen wird die große Zeit, ja die größte, die die Geſchichte ſah, und die bedeutungsvoll vor uns liegt. Für uns, in der Fülle ſolcher Hoffnungen geboren, ziemt es ſich nicht, mit krankhafter Sehnſucht an der Vergangenheit zu haften, vielmehr ſoll ſie lebendig werden in einer herrlichen Zukunft, der wir uns nähern. Und wie die Gegenwart in ihrem ſchönſten Streben auf eine ſolche Zukunft deutet, ſoll nunmehr, indem wir nur auf Dasjenige Rückſicht nehmen, was auf einen keimenden allgemeinen Sinn, auf eine wahre, lebendige, nationale Geſinnung hinweiſt, dargeſtellt werden

Das tiefſte Weſen des keimenden Deutſchlands iſt das Chriſtenthum. Durch die Religion der ewigen Liebe ward Deutſchland geſtaltet, alle Entwickelung iſt in ihr gegründet, jede Herrlichkeit gedieh in ihrem Lichte, und wie ſie mit der urſprünglichen Natur der edelſten Stämme verſchmolzen iſt, lehrt uns eine jede geſchichtliche Forſchung. Als die Kirche verfiel, erſchien die Reformation als eine tiefe religiöſe Reue, daher das Abwerfen alles irdiſchen Schmucks, daher das Hineinkehren in ſich ſelber, daher die herbe Form, die der Reue ziemt. Aber der irreführende Geiſt, der die Zeit ergriffen hatte, wirkte fort, da zog ſich das religiöſe Gemüth immer ſtiller, immer ernſter, immer verſchloſſener in ſich hinein; jene trübe Secten bildeten ſich, deren andächtiges, frommes Leben mit tiefer Rührung uns ergreift, und in dem Volke ruhte mit der Erinnerung der Vergangenheit ſein Glaube noch. Was auch der Geiſt der Zeit verſuchte, wie weit ſein Reich auch reichte, wie viele Seelen er auch in das Schwanken ſeiner heilloſen Zweifel hineinzog: ſo vermochte er dennoch jenen unverwüſtlichen Kern, der mit heiligem Ernſt, mit ſtiller Treue ſich in der Einfalt der Herzen verbarg, nicht zu tödten. Er iſt uns geblieben in der verworrenen Zeit, und in ihm, in dem lange verkannten Reichthume des Volks liegt der unverwüſtliche Keim einer ſchönen, religiöſen Zukunft. Wir dürfen wohl ſagen, daß er tiefer begründet, innerlich lebendiger, jeder Entfaltung fähiger iſt in unſerm Vaterlande, als in den übrigen durch Ueberbildung ausgezeichneten Ländern. Auch iſt es hier nicht etwa das Zeichen eines ſtumpfen Hinbrütens, eines trägen, alle Bildung ausſchließenden Hinſtarrens in eine todte Vergangenheit. Es iſt jetzt bekannt, und Jeder weiß es, daß, obgleich die einſeitige Cultur in Frankreich vorzüglich reifte, dennoch der größte Theil des Volks im Lande in einer großen Unwiſſenheit lebt; daß, obgleich das öffentliche Leben in England die geiſtige Thätigkeit der Bürger in Anſpruch nimmt und belebt, dennoch unter den ärmern Klaſſen eine unglaubliche Rohheit und gänzlicher Mangel an Bildung herrſchen. Die Maſſe des deutſchen Volks dahingegen hat, obgleich jede geiſtige Aeußerung an der allgemeinen Verwirrung des Daſeins Theil nimmt, nicht allein einen tüchtigen, klaren Verſtand erhalten, ſondern auch eine Bildung erworben, wie kein anderes in Europa, wenn auch dieſe erfreuliche Erſcheinung nicht in allen Gegenden Deutſchlands in gleichem Maße ſich zeigt. Erwägen wir nun, daß der chriſtliche Sinn da wieder lebendig ward, wo wir ſeinem Untergange entgegenſahen; daß das Beiſpiel Derer, die durch Ermahnung und Lehre das Volk leiten ſollen, öfter wie bisher unterſtützend hervortreten wird; daß Diejenigen, die Chriſtum verleugnen, nicht mehr zu den Weiſen ausſchließlich gerechnet werden; daß unter den Predigern viele hervortreten, die, nachdem wir lange die Götzen des Tages angebetet haben, den unbekannten Gott verkündigen; bedenken wir, daß die Erſchütterung aller herrſchenden wiſſenſchaftlichen Syſteme, das Zuſammenſtürzen der Gewohnheit in allen Lebensanſichten, die Unſicherheit der äußern Verhältniſſe, auf welche man bauete, die bewegten Gemüther zu dem Unveränderlichen und Höheren hindrängen: ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß das Chriſtenthum wieder unter uns lebendig werden will. Daß die äußere Vereinigung noch weit entfernt zu ſeyn ſcheint, daß wir uns auch in religiöſen Anſichten noch, ja immer mehr, zu trennen ſcheinen, ſo daß die gemeinſchaftliche Erbauung noch nicht gedeihen will, daß in vielen Gegenden die Kirchen leer ſind, darf uns, wenn wir die allgemeinen Zeichen und die ſtille Sehnſucht erkennen, die hervorbricht, keinesweges irre machen, und alle äußere Veranſtaltungen die Geburt zu beſchleunigen ſind unnütz nicht allein, wir möchten ſie heillos nennen. Stille dämmert der fromme Sinn in dem innerſten Gemüthe, kämpfend mit Zweifeln, die noch nicht überwunden ſind; Viele, die das Chriſtenthum verkündigen, ſind dennoch ſeine Gegner, und wir erkennen in dem Prunk der Worte, in dem unnützen Schmuck, in den leeren Spielen den Mangel an innerem tiefen Ernſt; Viele, die ſcheinbar und äußerlich das Chriſtenthum anfeinden, gehören ihm wahrhaft zu, weil ſie ſich ſelber gnügen wollen, weil die Zweifel deſto gefährlicher und tödtender hervortreten, je ernſthafter das Streben iſt. Was hier und da verbreitet wird, das ſoll ſich entwickeln, das tiefe Selbſtgeſpräch, welches den Sinnenden, in ſich Hineingekehrten, und ſeinen innern Kampf in abgeſchloſſener Einſamkeit verbirgt, ſoll Keiner ſtören. Das Gebären der ſchwangern Mutter ſoll nicht durch Künſte befördert werden, und wenn auch das Kind im Verborgenen ſich freudig bewegt, indem es die Nähe des Erlöſers ahnet, ſo ſoll es dennoch die Zeit der Reife ungeſtört verfolgen; dann tritt es hervor, die befreiete Bruſt athmet in der heitern Luft, und es wird laut in Freude und Schmerz. Sind unter den Lehrern ſolche, die den Sinn des Volks kennen, die die ſchädliche Zerſtreuung durch irdiſche Sorge zu bekämpfen, die, was noch in dem Volke ſchlummert, bedeutend an das Leben der Gegenwart anzuknüpfen vermögen, deren Herz rein, deren Sinn unverfälſcht für das Heil und in dem Heiland lebt, ſo werden ſie gehört werden, und wo Jemand das tiefe Sehnen, welches aus der Verirrung des Verſtandes hervortritt, gefaßt hat: um ihn werden ſich die Zweifelnden verſammeln, und wenn die Zeiten reif ſind, wird der Hochbegabte erſcheinen, der die Zerſtreueten ſammelt, die abirrenden Gedanken in den tiefen Mittelpunkt vereinigt, der Mächtige, deſſen ferner Ruf aus dem verwirrten Streben, aus den mancherlei Tönen, die ſich durchkreuzen, ſchon vernommen wird. Selbſt die ſcheinbare Trennung in der Kirche, das Verſchloſſene der Gemüther wird dann verſchwinden, wie die ſchwellende Knospe noch das Innere der Blüthe verbirgt, bis der Augenblick da iſt, wo das milde Sonnenlicht die Blätter entfaltet, und Leben und Sehnſucht ſich in Farbenpracht und Duft offenbart. Wir ahnen dieſe Vereinigung, die aus dem innerſten Streben der Zeit ſich hervorarbeiten will, denn die Vergangenheit iſt lebendig geworden, die abgeſtorbenen Formen werden, wenn auch anders geſtaltet, wieder Bedeutung erhalten, die Offenbarung wird ihren geheimen Schatz wieder kund thun. Wie die erſtarrte Form nach innerm Leben und Bewegung, ſo ſehnt ſich die bewegliche, in Zweifel und Zagen umhergetriebene Seele nach einem feſten Ruhepunkte. Den entflohenen Gehalt ſucht der Katholik, die zertrümmerte Geſtalt will der Proteſtant erringen, ja die Natur, ihre Wunder, ihre verborgene Kräfte, ihr tiefes Leben wollen auf das Höchſte deuten, und die Bauſteine zum künftigen Tempelbau werden ſtill zuſammengetragen, bis Derjenige erſcheint, der das löſende Wort ſprechen, die verſchloſſene Welt der Herrlichkeit enthüllen wird — dann wird ein Glaube und ein Reich ſeyn, die Andacht die Frommen wieder verbinden, die Zungen gelöſt ſeyn, die Lehrer begeiſtert, und die wiedererwachte Kunſt Dasjenige bildend offenbaren, was innerlich alle Gemüther bewegt.

Das Chriſtenthum, als Wurzel des ganzen Daſeins, wird dann auch die innere Seele des Staats ſeyn. Sein Weſen iſt reine innere Selbſterhaltung nicht dieſer, ſondern der Hingebung wegen; vollkommene Anerkennung des Eigenthümlichen, des Beſondern, als Mittelpunkt der Alles beſeligenden Liebe. Dieſe Geſinnung allein vermag die Staaten zu bilden und zu erhalten, in ihr allein liegt ihr Heil, und was wir Verfaſſung nennen, iſt, wo der Staat in lebendiger Bedeutung hervortreten ſoll, mehr das freie Walten der Liebe, als die Beſchränkung des Eigennutzes, die nur einen negativen Sinn hat. Wenn in Deutſchland ein jeder Stand, eine jede Provinz, ein jeder Staat ſeine Eigenthümlichkeit zu erhalten ſucht, ſo iſt es, weil dieſe allein, wo ſie unbehindert ſich entwickelt, die Liebe offenbaren kann, denn die Hingebung entſpringt aus der Freiheit, und wo wir dem äußern Zwange ſo unterliegen, daß wir nicht das Innere ſelbſt entfalten können, da kann der hohe Sinn der Selbſtaufopferung ſich nicht darthun.

Ja eben der äußere hemmende Streit, in dem ein Allgemeines, aus Begriffen Entſtandenes ſich hervorthut, um alle Eigenthümlichkeit zu vernichten, hat allen Zwiſt und alle Verwirrung herbeigeführt, hat einen Stand durch den anderen verdorben, eine Provinz durch die andere zerſtört. In keinem Lande in Europa herrſcht aber die innere Freiheit des eigenthümlichſten Daſeins mehr, als in Deutſchland; ſie iſt das Bezeichnende des germaniſchen Stammes, der ſich unter uns in Geſinnung, wie in Sprache am reinſten erhielt, aus dieſem Sinne, der in unſern Tagen unter uns auf eine wahrhaft erfreuliche Weiſe laut ward, den wir, indem wir das wiſſenſchaftliche Streben betrachteten, den ſpeculativen nannten, der chriſtlich betrachtet, der religiöſe genannt werden muß, der in Beziehung auf den Staat als der lebendige bürgerliche erſcheint, bricht die ſchöne Zukunft hervor. — Was in der Zeit des höchſten Druckes keimte, was ganz Deutſchland bewaffnete, was die Heere begeiſterte, war dieſer Sinn. Ein jeder Staat, eine jede Provinz, ein jeder Stand kämpfte für den andern, nicht gezwungen, ſondern frei, in der wechſelſeitigen Anerkennung lag die eigentliche Würde des Kampfes. Wir haben uns nicht geſcheuet den Verderb der Stände, den Zwieſpalt und die innere Verwirrung der Provinzen mit ſcharfen Zügen, ja mit Härte zu ſchildern; denn wenn wir es wagen, was uns trennt, genau und ſcharf ins Auge zu faſſen, ſo liegt die Vereinigung ganz nahe. Nur dann, wenn keine Hoffnung einer tiefen Vereinigung da iſt, wenn der Zwieſpalt nicht das Aeußere allein, ſondern das Weſen des Staats angegriffen hat, iſt es rathſam dieſen zu verdecken, wie man dem tödtlich Erkrankten den unvermeidlichen Tod verbirgt. Nicht Rettung entſpringt aus dieſem Stillſchweigen, nur vorübergehende Beruhigung, wo die Anſtrengung der Kraft doch nutzlos wäre. In einer ſo verzweiflungsvollen Lage iſt Deutſchland nicht, und es iſt Zeit, was uns hemmt, redlich zu bekennen, weil dadurch die Vereinigung vorbereitet wird.

Es ſoll jetzt von den Ständen die Rede ſeyn, und wie in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit, wenn dieſe ſich frei zu geſtalten vermag, ihre Veredlung zu ſuchen iſt.

Ganz Deutſchland weiß, was wir den Heeren verdanken. Ich rede von dem, welches ich kenne, von dem preußiſchen Heere. Noch nie haben ſich Krieger nach einer ſo harten Prüfung ſo groß gezeigt. Dieſelbe Armee, die in einer unglücklichen Zeit, nur wenige tüchtige Feldherren zu beſitzen ſchien, entwickelte die bewundernswürdigſten Talente wenige Jahre nachher; die Welt kennt ſie, und ihr Andenken wird die Geſchichte verewigen. Zwar iſt es unleugbar, daß die nationale Begeiſterung das ganze Heer belebt und erhoben hat, daß die zuſtrömenden Männer und Jünglinge aus allen Klaſſen, — der edelſte Kern des Volks, — der an dem großen Kampfe Theil nahm, ein friſches Leben in dem Heere erweckten; uns aber ſey es vergönnt Diejenigen zu nennen, die zu wenig genannt wurden, deren ſtille Hingebung und verborgenes Opfer nie genug geſchätzt worden iſt. Wir reden von den geringeren Offizieren in der preußiſchen Armee. Als der unglückliche Krieg die Glorie früherer Siege von Preußen geriſſen hatte, als die Armee bis auf eine kleine Anzahl entlaſſen war, wanderten dieſe, dem Mangel preisgegeben, wie Geächtete herum, die Schmach, die wir Alle verſchuldet, weil ſie aus der Schwäche aller Verhältniſſe entſprungen war, mußten ſie allein tragen. Aber in der innerſten Bruſt ſchwoll glühend, wie an geheimer Brandſtätte, Das an, was wir Deutſchen Ehre nennen, ſtille Hingebung, feſter Entſchluß. — Da trat aus der dumpfen Ruhe Schill hervor, und ſeine Helden, eine heilige Schaar, die, wie eine geiſtige Erſcheinung, wie aus dem Grabe entſtanden in der tiefſten Nacht, uns voranſchwebte, und hinſank, aber auf die große Zukunft deutete; da begleiteten Andere den kühnen Herzog von Braunſchweig, Viele ſtarben in Spanien das Schwert in der Hand. Nun näherte ſich die Zeit der großen Befreiung, die Begeiſterung der Bürger ward von ganz Deutſchland jubelnd anerkannt, die großen Feldherren errangen die Bewunderung der ganzen Welt, doch dieſe wurden nie erwähnt, ohne Auszeichnung, ohne Hoffnung auf Belohnung, unbekannt traten ſie ſtille vor die Reihen, die ſie anführten. Anſtrengung und Mangel jeder Art trugen ſie, wie die Maſſe der Krieger. Machten Wunden ſie untauglich, länger zu dienen, ſo war ihr Loos entſchieden; in ſtiller Verborgenheit konnten ſie nur hoffen ein unbemerktes, eingeſchränktes Leben zu friſten; thaten ſie das Höchſte — es war ihre Pflicht, und ſie elbſt erkannten es nur als ſolche. Wer blieb unverdroſſen bei jeder Anſtrengung, wer unterhielt in ſchwierigen Lagen den Muth der Truppen, wer führte die Schaaren in die Mitte des Feindes, wer trat immer, ja ohne Ausnahme an die Spitze der Krieger, dem unvermeidlichen Tode trotzend? Sie waren es. — Nur Wenige ſind wieder aus dem Kriege gekommen, die Meiſten ſielen, ſich freiwillig opfernd, ohne daß ihre Namen genannt, ja wir dürfen ſagen, ohne daß ihr Opfer von dem Volke hinlänglich anerkannt wurde. Dieſe bildeten die Grundlage des nationalen kriegeriſchen Sinnes; denn der geringere Offizier wirkt durch die Nähe am unmittelbarſten auf die Geſinnung der Maſſe, und wenn der vergangene militäriſche Glanz der Nation, die darauf folgende Schmach, und die wiedererweckte Begeiſterung in dieſem Lande für die Entwickelung des nationalen kriegeriſchen Sinnes vorzüglich günſtig war, ſo dürfen wir doch keinesweges zweifeln, daß derſelbe Keim allenthalben lebendig iſt. Durch den großen Kampf ſind die edelſten Kräfte der Nation in der Armee heimiſch geworden, ſie hat ein geiſtiges Eigenthum gewonnen, welches immer mehr wuchern wird, es fängt ein Sinn an ſich in ihr zu entfalten, der weder die Wiſſenſchaft, noch das bürgerliche Leben ausſchließt, und wenn wir nicht thöricht das Unerreichbare fodern wollen, wenn wir nicht in der engſten Umgebung, die vielleicht nur in unmerklichen Spuren Das enthält, was in unſern Tagen der Entwickelung doch allein in dem Ganzen wahrgenommen werden kann, Alles ſehen wollen: ſo dürfen wir von ihr das Schönſte hoffen. Ja, es giebt im eigentlichſten Sinne nicht mehr ein ſtehendes Heer, es iſt nach weiſen Einrichtungen in unſerm glücklichen Lande, nur die Vorſchule der Landesbewaffnung, für dieſe wird die Jugend ausgebildet, und wenn auch itzt noch die Landwehr als das Unreifere erſcheint, wenn daraus eine Trennung zwiſchen dieſer und dem ſtehenden Heere entſteht, ſo muß ja dieſe ganz verſchwinden, wenn die Landwehr in der Folge aus den Veteranen des Heers beſteht. Das ausgeſprochene Streben der Zeit, die Nation zu bewaffnen, iſt auf dieſe Weiſe von dem Staate anerkannt und dadurch jenem Hauptübel einer ſchädlichen Trennung begegnet. Doch die nationale Bewaffnung kann erſt dann im vollen Sinne gelingen, wenn das Volk mündig iſt, wenn ein jeder Stand ſeine eigenthümliche Stellung eingenommen hat, ſich frei entwickeln und lebendig in das allgemeine Staatsleben eingreifen kann, denn der Staat iſt ein organiſches Ganze, alle Organe müſſen ſich wechſelſeitig tragen und ſtellen in jedem Moment eine beſtimmte gemeinſchaftliche Entwickelungsſtufe dar. Ein jedes Bemühen, irgend ein Glied in der Trennung weiter zu fördern, iſt daher thöricht und ſinnlos, und Alles, was dem Staate obliegt, iſt, eine jede Entwickelungsſtufe mit Bewußtſein zu begleiten, in ihrem Weſen zu faſſen und ſo das Lebendige Wachsthum zu fördern.

In unſern Tagen, in der nächſten Vergangenheit, hat das Allgemeine der Begriffswelt vorgeherrſcht, und allmählig alle Verhältniſſe des Lebens, ſowohl innere als äußere, ergriffen; es will aber jetzt das Eigenthümliche in jeder Richtung ſein Recht behaupten, und dieſes iſt vorzüglich die Bedeutung der Zeit. Wir können nicht leugnen, daß das wechſelſeitige Anerkennen eines eigenthümlichen Daſeins jetzt wieder lebendig wird. In Deutſchland finden wir nur wenige Fürſten, die nicht die Rechte des Volks anerkennen, wenn auch der Geſichtspunkt verſchieden ſeyn ſollte, die Rechte der Fürſten werden durch die Treue zu jeder Zeit geſichert, und an eine Demokratie im wilden revolutionär franzöſiſchen Sinne denkt ſelbſt der frechſte Schriftſteller, der dem Volke ſchmeichelt, und die Großen einſeitig herabſetzt, nie, der Adel hat aufgehört ſich im Gegenſatze gegen den Bürger oder als eine iſolirte Klaſſe zu betrachten, und wo dieſe Geſinnung ſich hier und da noch äußert, iſt ſie verachtet, mehr lächerlich als gefährlich, denn die Heroen des Adels theilen ſie keinesweges; der Bürger denkt nicht daran den Adel zu verdrängen, und wenn auch wenige ſich die eigentliche Bedeutung des Adels deutlich denken mögen, ſo ſpricht ein unvertilgbares, bewußtloſes Gefühl ſeine Nothwendigkeit aus; auch der Gelehrte gewinnt immer mehr Einfluß, jemehr die nationale Eigenthümlichkeit der geiſtigen Bildung und ihr innerer Zuſammenhang mit allen Staatsverhältniſſen anerkannt wird.

Obgleich der Begriff einer Conſtitution höchſt verſchieden aufgefaßt werden kann, obgleich in Deutſchland, ſelbſt geſchichtlich eine große Mannichfaltigkeit der Conſtitutionen erfodert wird, ſo werden wir dennoch im Stande ſeyn, die Grundzüge einer zukünftigen Verfaſſung — nicht wie ſie ſich beſtimmt äußerlich in allen Verhältniſſen bilden wird, — wohl aber das Grundſchema, welches durch die Geſinnung der Nation in ſeiner keimenden Vollendung gefodert wird, darzuſtellen; denn etwas Gemeinſchaftliches muß in Allem aufzuweiſen ſeyn, wenn überhaupt die Rede von Deutſchland, als Nation, nicht ein bloßer bedeutungsloſer Schall ſeyn ſoll. Es hat ſich dieſes in dem allgemein ausgeſprochenen, ſelbſt von den Fürſten mehr oder weniger anerkannten, von keinem ganz abgewieſenen Wunſche nach einer Repräſentation ausgeſprochen. Eine ſolche Repräſentation kann nur da Statt finden, wo die Bedeutung der Stände rein aufgefaßt iſt, ſo daß ſie, indem ſie ſich wechſelſeitig anerkennen, auch von dem Staate anerkannt werden, und wir werden verſuchen, dieſe Bedeutung wie ſie geſchichtlich in Deutſchland begründet iſt, und ſich gegenwärtig zu geſtalten ſucht, in großen Umriſſen klar zu machen. Die ſo erkannten Stände bilden die Repräſentation, der Adminiſtration gegenüber. Dieſe beiden Staatsformen ſind als zwei Factoren, jene des Eigenthümlichen, dieſe des Allgemeinen zu betrachten; ſie ſetzen ſich wechſelſeitig voraus, ſo daß Alles, was adminiſtrirt wird, auf irgend eine Weiſe auch repräſentirt werden muß, und umgekehrt. Wo irgend eine dieſer Formen ausgeſchloſſen iſt, herrſcht nothwendig Willkühr des Vielfachen oder Einen.

Wir betrachten zuerſt den gelehrten Stand. Seine Thätigkeit hat eine dreifache Richtung — eine nach der

Vergangenheit, die der Gelehrte von irgend einem Punkte aus deuten ſoll. Alle Gelehrſamkeit, ja alle geiſtige Bildung, wo ſie eigenthümlich hervortritt, iſt eine Blüthe der Geſchichte, und in dieſer Rückſicht iſt ein jedes Studium, ſeinem tiefſten Sinne nach, geſchichtlich. Dieſe innere Entfaltung fodert von dem Staate nur Achtung, Aufmerkſamkeit, Ermunterung, die aber keine Conſtitution gewähren kann, die nur eine Frucht des allgemein herrſchenden Sinnes in einer Nation iſt, und wir dürfen in dieſer Rückſicht Deutſchland hochſchätzen, denn der Sinn für individuelle Geſtaltung iſt mit der Kraft, in welcher ſie hervortrat, gleichmäßig gewachſen, und weniger als irgend ein Land in Europa hat der Deutſche einen beſtimmten engen Maßſtab für die Beurtheilung geiſtiger Eigenthümlichkeit. — Die zweite Richtung geht auf die Gegenwart ſelber, die der Gelehrte bilden ſoll, ſie fällt einer Seits mit der erſtern zuſammen, wenn er als Schriftſteller ſich dem Volke öffentlich zeigt, anderer Seits erſcheint ſie als ein beſtimmtes Geſchäft, wenn er als Lehrer für die Erziehung und freigeiſtige Ausbildung wirkt. Als Schriftſteller gehört er der Nation, und darf nur nicht gehemmt werden, als Lehrer iſt er genauer mit dem Staate verbunden, und das beſtimmte Geſchäft fodert beſtimmte, auch äußere Mittel, eigene Einrichtungen, die hemmend oder befördernd wirken, je nachdem ſie zweckmäßig oder zweckwidrig ſind. Solche Inſtitute müſſen repräſentirt werden, weil ſie im höchſten Sinne eigenthümlichen Werth haben, weil ſie als lebendige Organe des Staats ſich von innen heraus bilden ſollen, welches nur dann möglich iſt, wenn die äußere Geſtalt aus dem Innern ihres Weſens entſpringt, weil ſie geſchichtlich wie überhaupt der Idee nach national ſind, und ſeyn müſſen. Es iſt uns höchſt merkwürdig geweſen, daß man in neuern Zeiten ſo wiederholt behauptet hat, der Gelehrte bilde keinen eigentlichen Stand, und nur der Beſitz ſolle repräſentirt werden. Man macht den Eigennutz zum alleinigen höchſten Organ des Staats, und über die höchſte Angelegenheit, über die Bildung und Erziehung, ſoll der Nation, durch die Meiſter, keine Stimme gebühren. Man hat die Behauptung aufgeſtellt, daß der Reiche deshalb der vorzüglichere Repräſentant ſey, weil er weniger verkäuflich ſey, weil eine zweckmäßige Einrichtung bei Auflagen ihn am meiſten intereſſire. Wohl — dann geſtehe man wenigſtens unumwunden, daß der Staat keinen andern Zweck habe, als Sicherheit des Eigenthums, dann leugne man, daß ſein eigentliches Weſen die höchſt mögliche geiſtige Ausbildung des Geſchlechts auf eine nationale, eigenthümliche Weiſe ſey. Iſt das Zutrauen zu einer großartigen Geſinnung, die ſelbſt über alles Irdiſche, in Beziehung auf ſeine Perſon, erhaben iſt, ganz aus dem Staate verſchwunden; gelten die Männer nichts, die eben, weil ſie einem Höhern nachſtreben ſollten, im Beſitz großer Reichthümer ſind: ſo wird in einem ſolchen Staate eben das Edelſte und Tiefſte nie repräſentirt. Die Geſchichte zeigt zwar Nichtswürdigkeit in allen Richtungen, aber Diejenigen, die von klarer Einſicht geleitet, mit Aufopferung und Freimüthigkeit, das Rechte und Paſſende für den höchſten Zweck geltend zu machen ſuchen, waren in der That nicht eben die Reichſten, ja wo ein groſes Unternehmen groſe Opfer fodert, da ſind dieſe eben — nicht ſowohl die verkäuflichen, weil ſie öfters ſchon verkauft ſind, als gewiß nicht die am meiſten klarſehenden, die von eigenem Beſitz geblendet ſind. Eine bloße Geldrepräſentation iſt nirgends unpaſſender, nirgends unnationaler als in Deutſchland, ſie fand nie Statt, außer in einer Zeit, wo die Repräſentation überhaupt keine Bedeutung hatte, ja eben daß das Höchſte ſich national geſtalten will, iſt Deutſchlands Eigenthümlichkeit und ſeine ſchönſte Hoffnung. Durch eine Repräſentation der gelehrten Inſtitute würden dieſe auch das finſtere Anſehen und die pedantiſchen Formen verlieren, die ſie von dem allgemeinen Bürgerlichen ausſchließen, und freie bürgerliche Inſtitute können allein freie Bürger bilden. Was von andern Ländern, die keine ſolche Inſtitute, wie wir, beſitzen, gelten mag, kann uns hier gleichgültig ſeyn. Univerſitäten aber ſind, ihrem tiefſten Weſen nach repräſentationsfähig, auch ſchon deswegen, weil ſie allerdings unter der Obhut des Staats ſtehend, adminiſtrirt werden müſſen. — Die dritte Richtung des gelehrten Standes geht auf die nationale Zukunft, die er vorzüglich vorbereiten ſoll. Dieſes geſchieht dadurch, daß er in Allem das Weſen von dem Schein, das Bleibende von Dem, was nur wechſelnd und veränderlich iſt, ſondert, und den Sinn der Ereigniſſe beſtimmt, kurz durch ein völlig rückſichtsloſes aus der geſchichtlichen Anſicht der Volkseigenthümlichkeit entſprungenes Urtheil über die Gegenwart. Und hier müſſen wir von der Preßfreiheit reden, und ohne Scheu Dasjenige ausſprechen, was dem redlich Forſchenden gebührt, um über die im tiefſten Sinne nationale Foderung über öffentliche Angelegenheiten eine öffentliche würdigende Stimme zu haben. So wie überhaupt das Geſchlecht ſich geſtaltet hat in Europa, kann gar nicht die Rede davon ſeyn, ob überhaupt ein Urtheil über öffentliche Staatsangelegenheiten geduldet werden ſoll. Es iſt da, alle Stände brauchen das Recht, geſchickt oder ungeſchickt, über Staatsverhältniſſe zu urtheilen, als ihr unveräußerliches Eigenthum. Man vermag es nur zu hemmen durch Maßregeln, die, wo ſie eintreten, Abſcheu, Haß und Widerſtreben in jeder Bruſt erregen, durch geheimes Nachforſchen, Spione und Angeber. Ja ſelbſt wo ein Tyrann, wie Napoleon, alle Mittel ergriff, um freie Aeußerungen zu hemmen, wollte er das öffentliche Urtheil keinesweges vernichten, ſondern nur beſtimmen. Eine jede Proklamation, eine jede officielle Nachricht, ja in den größten Verhältniſſen der Staaten unter einander, ein jedes Manifeſt ſetzt das Recht des Volks zu urtheilen voraus. Denn warum doch ſucht man Gründe anzugeben, wo ſie nicht erwogen werden dürfen? Unter allen Tyranneien in der Welt iſt keine unerträglicher als die, die zum Urtheilen heimtückiſch auffodert, um es zu beſtrafen, wo es laut wird, keine des Menſchen in der innerſten Tiefe ſpottender, als die, die Gründe angiebt, mit der thörichten Foderung, daß ſie unbedingt und ohne alles freie Urtheil, durch welches ſie erſt Gründe werden, anerkannt werden ſollen. Alſo — ob ein ſolches Recht zu urtheilen, das Geſchehene nach ſeinen Gründen, ſo weit die Urtheilskraft reicht, zu würdigen, das Urtheil zur Berichtigung mitzutheilen, überhaupt Statt finden ſoll, davon iſt gar nicht die Rede, weil man, wo man dieſes Recht aufzuheben wirklich im Stande wäre, alles Leben im Staate, jeden lebendigen bürgerlichen Sinn tödten würde, ja ſelbſt das ſchiefe, irrige, ſogar das aus böſem Willen entſprungene Urtheil muß, wo es nicht zur That wird, geduldet werden, weil ein jeder Eingriff zu leicht das Heiligſte verletzen könnte. Die Frage iſt alſo nur: ob ein ſolches Urtheil öffentlich werden darf? anders geſtellt: ob die Gründe des Verfahrens, welche die Staaten öffentlich werden laſſen, nothwendig in ihrer Einſeitigkeit öffentlich anerkannt werden müſſen, ob die Würde, ja Sicherheit des Staats durch eine rückſichtsloſe Prüfung ſolcher Gründe nicht gefährdet werden kann? Die Revolution ſcheint ein warnendes Beiſpiel zu ſeyn. Die Frage, ſo geſtellt, und wir glauben ſie muß ſo geſtellt werden, greift nicht das Recht auch der öffentlichen lauten Aeußerung unmittelbar an, ſie beſchränkt ſie nur aus äußern Rückſichten. Hier iſt es nur vorzüglich nothwendig auf die Nation Rückſicht zu nehmen. Man hat behauptet, daß die engliſche Preßfreiheit ſo ganz mit der Staatsverfaſſung und überhaupt mit der bürgerlichen Eigenthümlichkeit dieſes Volks verwachſen wäre, daß ſie, allein, getrennt von dem Ganzen, ſich nicht verpflanzen ließe. Wenn dieſes ſo viel heißen ſoll, als daß in Deutſchland, ſeiner Eigenthümlichkeit nach, keine Preßfreiheit eingeführt werden dürfe, daß ſie hier gefährlicher wäre als in England, daß ſie in Deutſchland weniger von dem Weſen des Staats gefodert würde; ſo müßte dieſes bewieſen werden; es läßt ſich aber niemals darthun, vielmehr müſſen wir behaupten, daß in keinem Lande in der Welt die Preßfreiheit ein größeres Bedürfniß ſey als eben hier, weil die geiſtige Freiheit hier ihren Hauptſitz hat, weil die allgemeine, hohe Gerechtigkeit, die auch Völkern ihr Recht widerfahren läßt, tief wurzelt in einer jeden deutſchen Bruſt, weil die Idee Deutſchland, wie wir zeigen werden, ſelbſt die der öffentlichen Gerechtigkeit iſt, weil in und mit ihr das Heiligſte ſich bilden, das in Diplomatik verzerrte, in Verhandlungen vergrabene in unglückliche Staatsverwirrungen faſt zu Grunde gegangene, ewige Recht hier wieder aufleben will. Mögen die Urtheile ſich wild durchkreuzen, mag der böſe Wille auch hier laut werden — und er wird es werden, wie wir uns nicht zu bekennen ſcheuen — aber ſo gewiß, als wir mitten in der Verwirrung der Geiſter die lichten Punkte einer großartigen Vereinigung ſchauen, ſo gewiß wird auch das öffentliche Urtheil, eben dann, wenn es ſich ungeſcheuet äußern kann, hier in Deutſchland, eine heilige vereinigende, nicht zerſtörende, vielmehr ordnende Gewalt erreichen, wie ſie die Geſchichte nicht kannte. — O! möchte man dich frei walten laſſen, heiterer Geiſt, der du die Edelſten durchdringſt, und die trüben Schatten einer verirrten Vergangenheit, mächtig, klar, gemüthlich, liebend zu zerſtreuen verſprichſt! Dann aber hat auch Deutſchland Mittel gegen die Gefahren der Preßfreiheit, die, wir behaupten es laut, mächtiger ſind, als die Staatsverfaſſung, als der bürgerliche Sinn in England. Nur der unerträglichſte Druck, nur die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, die man doch wohl nicht durch Stillſchweigen in ihren Unternehmungen unterſtützen will, vermag den Deutſchen zum geſetzwidrigen Widerſtande zu reizen. Was ihn in der ganzen Geſchichte auszeichnet, iſt die tiefwurzelnde Neigung zum ſtillen Gehorſam, ſelbſt gegen die nicht geliebte Obrigkeit, iſt die perſönliche Treue. Wer kann die Geſchichte der Reformation leſen ohne Rührung? Wie die Bürger zwar nie ablieſſen von Dem, was Gewiſſen und innere Ueberzeugung foderten, aber ſich zuſammenthaten und die Obrigkeit flehentlich baten, ſie doch nicht zu zwingen, wo ſie nicht nachgeben durften, wie ſie erſt dann ſich waffneten, als auch die Fürſten den Krieg geboten. Und warum ſollen wir in der Geſchichte längſt vergangener Zeiten die Beweiſe aufſuchen, da ſie uns ſo nahe liegen. Als Deutſchland dem höchſten Drucke unterlag, — wo regte ſich damals der Widerſtand? Trat er wohl da hervor, wo das öffentliche Urtheil mit der Bildung ſich am meiſten entwickelt hatte? Keineswegs. Jene Gebirgsbewohner, die keinen Begriff von diplomatiſchen Verhandlungen haben, die in ihrem einfachen Sinn nicht einzuſehen vermochten, daß irgend ein Recht ſie trennen könnte von dem geliebten Herrſcher, griffen zu den Waffen, mehr für ihn, als gegen die Feinde. Warum doch waren die Heſſen in Norddeutſchland die einzigen, die ſich empörten? Waren die preußiſchen Unterthanen weniger muthig, das Volk beſonnener, die Anhänglichkeit ſchwächer, der Druck geringer? Keinesweges. Aber die Heſſen glaubten das heiligſte Recht auf ihrer Seite zu haben. Sie waren von dem Eide nicht entbunden, der ſie fortdauernd an ihren Landesherrn knüpfte, dieſes Recht gab ihnen den Muth. Ich habe es oft erlebt, wie die ſchlichteſten Bürger und Bauern in den preußiſchen Landen bedauerten, nicht das Recht zu haben, welches die Heſſen bewaffnete, wie ſie ſelbſt unter dem höchſten Drucke die Abtretung ehrten, — und ein ſolches Volk, das gerechteſte, ruhigſte, treueſte in der Geſchichte ſollte durch ſchwankendes Gerede der Schriftſteller irregeführt werden? Doch weniger fürchtet man für das Volk, als für fremde Mächte. Die Frechheit der Schriftſteller, behauptet man, wagt ſich an die größten Fürſten, mit welchen wir im Bunde leben. Auch hier muß man unterſcheiden; wenn der Schriftſteller auf das Schwankende ſolcher Bedürfniſſe, die er deswegen doch ehren kann, wenn er auch nicht, aller Geſchichte zum Troß, an ihre Ewigkeit glaubt, wenn er auf die keimende Gefahr aufmerkſam macht, die irgendwo aus einer übermäßigen Gewalt für die Zukunft dem Lande drohen kann, ſo übt er nichts als ſein Recht. Wir behaupten aber keinesweges, daß eine jede öffentliche Frechheit geduldet werden ſoll. Perſönliche Angriffe auf verbundene Fürſten, frevelhafte Auffoderungen zur geſetzloſen That mögen ſtrenge beſtraft werden, ja je unerbittlicher das Geſetz ſolche Thaten richtet, deſto freudiger gedeiht die wahre Preßfreiheit. Wir bemerken mit Freude, daß die Preßfreiheit jetzt in Deutſchland ſo unumſchränkt herrſcht, wie irgendwo, daß ſelbſt mächtige Staaten, die ſie in ihrem Lande noch nicht eingeführt haben, dennoch ſtillſchweigend dulden, was auch noch ſo kühn aus einem ächten Sinne für Gerechtigkeit entſpringt, und ſolche Zeichen laſſen uns nicht zweifeln, daß der Bundestag die Preßfreiheit, die freilich ohne Cenſurfreiheit den Namen nicht verdient, für ganz Deutſchland auf immer als ein heiliges Staatseigenthum feſtſtellen wird. Die Foderung aber iſt gerecht, daß die kühne Aeußerung nie namenlos hervortritt; auf ein jedes freie Urtheil über öffentliche Angelegenheiten, das anonym hervortritt, ſollte, der unanſtändigen Feigheit wegen, eine Strafe ſtehen. Wer ein kühnes Wort zu ſprechen wagt, muß ſeine Perſon wagen, hinter der Anonymität verbirgt ſich der ſchlechte Sinn.

Wir wenden uns zur Betrachtung des Adels und des bürgerlichen Standes, um die Bedeutung dieſer Stände, wie ſie ſich geſtalten wollen, lediglich in Beziehung auf die keimende und hoffnungsvolle nationale Geſinnung darzuſtellen. Der Erwerb iſt an eine beſtimmte Richtung gebunden, er ſucht die höchſte Freiheit, er beſitzt ſie nicht urſprünglich. Man mißverſtehe mich nicht. Der Bürger iſt frei, aber nicht durch das Geſchäft, welches ihn nur an die Selbſterhaltung knüpft, er iſt frei nur durch den Sinn, der ihn über den Erwerb hebt und welcher auch durch dieſen nie erſtickt werden darf. Daher kann aber der einzelne Bürger (ſeine Perſon) zwar innerlich durch die Geſinnung, aber nicht äußerlich repräſentiren. Und hierauf gründet ſich die Nothwendigkeit des Adels und die Vorrechte ſeines erblichen Beſitzes. Ein deutſcher Edelmann iſt derjenige, der, durch den urſprünglichen Beſitz geſichert, den bloßen Erwerb unterordnet, nicht für die Selbſterhaltung zu leben braucht, der eben daher, ſelbſt perſönlich, die Idee des Staats und durch That und Handlung die Eigenthümlichkeit eines beſtimmten öffentlichen Verhältniſſes rein darſtellen kann. Sein Recht iſt das heiligſte und größte, das der Selbſtaufopferung, und dieſes allein. Er hat kein anderes, er darf kein anderes fodern, ein jedes andere, welches er in Anſpruch nimmt, vernichtet ſeine Würde und beraubt ihn des einzigen, welches ihn hebt. Ein jeder Edelmann daher, der ohne dieſen hohen Sinn den Namen behaupten will, giebt ſich nothwendig der Geringſchätzung, ja der Verachtung preis. Er wird geduldet, weil er einen nothwendigen Durchgangspunkt für die Erblichkeit der Geſchlechter bildet, die den Beſitz ſichert, aber auch nur geduldet, ſein ganzes Daſein iſt aber ohne Sinn. Zwar iſt die Ehre das heilige Eigenthum eines jeden Bürgers, wie der Glaube. Aber wie der Geiſtliche den Glauben in ſeiner Reinheit, ſo ſoll der Edelmann die Ehre in ihrer makelloſen Geſtalt erhalten. Sie ſtellt das Urbild des reinſten Selbſtopfers dar. Zwar iſt die Bedeutung des Adels eine andere, als vormals, denn es giebt keine Knechte, nur die Geſinnung adelt. Nicht im Widerſtreit gegen den Bürger ſteht der wahrhafte Edelmann, denn was er darſtellen will, iſt das Bürgerliche; was den Bürger veredelt, iſt das Adelige. Reichthum darf nie adeln, in Deutſchland wenigſtens nie. Er kann ein Mittel bilden für einen adeligen Sinn, damit dieſer ſich im Staate frei geſtalte, er ſelbſt aber hat keine Bedeutung. Der reichſte Kaufherr iſt Bürger, ſo lange er für den Erwerb lebt, er iſt Edelmann, wenn er das Erworbene als Grundlage edler Selbſtaufopferung braucht. Dieſes anzuerkennen, gebührt freilich nur dem Staate, in ſeiner höchſten Darſtellung dem Fürſten. Wie bei dem Adel alſo die Repräſentation überwiegend perſönlich iſt, ſo iſt es bei den Bürgern die Maſſe, die repräſentirt. Aber dieſe ſelbſt theilt ſich in Corporationen, dem Orte nach in ſtädtiſche und in andere, an demſelben Orte den Geſchäften nach, denn alles Eigenthümliche ſoll lebendig und thätig hervortreten. Wir zweifeln keinesweges, daß, wenn die Freiheit in Deutſchland hervortritt, die Zünfte werden repräſentirt werden. Indem ſie mit lebendiger Bedeutung wirkſam werden, — wird auch das Erſtarrte und Unangemeſſene in ihrer Form verſchwinden; ohnehin darf nichts repräſentirt werden, was nicht zugleich adminiſtrirt wird, und dadurch werden ſchon viele Mißbräuche verſchwinden. Was nun das Verhältniß der Bürger zum Adel betrifft, ſo iſt es ein durchaus freies. Die Weiber ſollten durchaus nicht für adelig gelten, es giebt wohl einen hohen Adel unter den Frauen, — aber dieſer iſt an keinen Stand geknüpft. Auch in dieſer Rückſicht hat ſich das öffentliche Urtheil in Deutſchland ſo ſicher, wie richtig ausgebildet. Mißheirathen haben daher keinen Sinn mehr, ſie gelten nur als ein lächerliches Vorurtheil; die publiciſtiſchen Anſichten in dieſer Rückſicht ſind durch allgemein bekannte hohe Beiſpiele in der Wurzel vernichtet, auch würde ein richtig ausgebildetes Urtheil über die wahre Würde der Frauen, die thörichte Eitelkeit des Adels, die mit der Verbildung der Frauen genau zuſammenhängt, am ſicherſten vernichten. Die Bauern ſind dem Weſen nach nicht von den Bürgern verſchieden. Sie repräſentiren einen Beſitz, bei welchem der Erwerb vorwaltet, in ſo fern einen eigenthümlichen Stand. —

Man hat in unſern Tagen das Recht der Geiſtlichkeit zu repräſentiren bezweifelt, und ſelbſt die muſterhafte Conſtitution, die ein großgeſinnter Fürſt — der erſte — ſeinem Lande ſchenkte, in welchem die Gelehrten eine freie Stimme unter den Ständen haben, geſteht der Geiſtlichkeit dieſes Recht nicht zu. Uns dünkt die Sache einfach; denn, wenn die Geiſtlichkeit adminiſtrirt werden ſoll, muß die Eigenthümlichkeit ihrer Erſcheinung, in ſo fern ſie im Staate lebt, auch repräſentirt werden; ja je lebendiger die Religion, als das innere Leben des deutſchen Staats, ſich zu bilden verſpricht, deſto nothwendiger iſt es, daß Alles, was durch ſchiefe Einrichtung, durch falſche Maßregeln, die doch möglich ſind, als hemmend erſcheinen kann, abgewehrt wird, welches am ſicherſten geſchehen mag, wenn auch dieſer Stand, was er zu fodern hat, ſelbſt zur Sprache bringt. Die Anführung des Spruches, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſey, ſpricht die Frechheit, die gern Alles, was die Religion angeht, als dem Staate fremd betrachten möchte, unbefangen aus.

Adminiſtration und Repräſentation ſind die zwei relativen Formen der deutſchen Staatsverfaſſung, wie ſie ſich geſtalten will. Die Adminiſtration darf eben daher keinem Stande vorzüglich näher ſeyn, als einem andern, denn ſie ſoll den reinen Gegenſatz bilden. Ebendeswegen dürfen die Beamten, ſelbſt die höchſten, nicht vorzüglicher Weiſe aus dem Adel gewählt werden, weil er ſonſt durch die doppelte Richtung ſeiner Thätigkeit ein ſchädliches Uebergewicht erhalten würde. Auch hierüber hat die Zeit richtig geurtheilt, und gewiß wird in dem Maße, als das Volk mündig wird, die Maſſe der Beamten abnehmen. Endlich iſt ein nothwendiger Erfolg der Repräſentation, die ohne dieſen keinen Sinn hat, die Verantwortlichkeit der Adminiſtration, wie der Repräſentation. Dadurch wird von ſelbſt der thörichte Beamtenſtolz und die unbürgerliche Geſinnung verſchwinden, wo ſie noch herrſchen, ſo wie auch die Relativität beider Formen klar dadurch ausgeſprochen wird.

Aber das eigentliche Zentrum, der feſte Punkt, die Sonne, in welcher alle Strahlen des bürgerlichen Lebens ſich vereinigen, iſt der Regent. Der Staat ſelbſt in der ſchönſten Perſönlichkeit. Wo der Regent nach der einen Seite der Adminiſtration einſeitig mit aller ſeiner Gewalt hingezogen iſt, da tritt die Eigenthümlichkeit des Volks ihm entgegen, die, wo ſie vernichtet wird, die ſchönſten Kräfte lähmt, wo ſie noch Bedeutung behält, als widerſtrebender Stoff erſcheint. Das freie Gleichgewicht erhaltend, iſt der Fürſt ſelbſt frei, ſicher, ja ſeine wahre Gewalt unbegränzt. Und zwar in Deutſchland am meiſten. Hier kann der König weder ein bloßer Begriff ſeyn, in welchem die Verfaſſung ſich ſchließt, wie in England, noch eine bloße Perſon, wie das in Frankreich der Fall war und zu werden ſcheint, er iſt Idee und Perſon zugleich. Alles, was das bürgerliche Leben Heiliges und Gebietendes hat, Alles, was wir wollen und wünſchen, die Bedeutung des ganzen Daſeins legen wir liebevoll in die Eine geheiligte Perſon, von welcher wir Alles erwarten, Alles hoffen, Alles erlangen, in den Mittelpunkt, in welchem alles Streben ſich vereinigt, den Quell, aus welchem wir Alles ſchöpfen, — wahrhaft aus Gott, weil nur durch eine höhere, aus dem Göttlichen entſprungene Anſchauung eine unendliche Idee, wie die Liebe es fodert, perſönlich werden kann. Das iſt die Bedeutung der deutſchen Treue. Die thörichte Trennung zwiſchen König und Vaterland, die von Frankreich zu uns kam, kennt der Deutſche nicht. Beide ſind ihm eins, er lebt in dem troſtloſeſten Zwieſpalt mit ſich ſelber, wenn es nicht ſo iſt. Er vermag nicht Bürger zu ſeyn, wenn er nicht Unterthan iſt. Perſönliche Hingebung, treue Verehrung gehören zu ſeinem Weſen.

Deutſchlands Einheit iſt nicht, wie in Frankreich oder England, eine äußere. Ein König über das ganze

Land, ein London oder Paris als Hauptſtadt, würde die ſchönſte Eigenthümlichkeit vernichten. Keine Staatsverfaſſung kann in der Erſcheinung vollendet ſeyn. Die Spuren der Relativität prägen ſich unvermeidlich ab in einem jeden irdiſchen Unternehmen. Aber durch viele Formen, in welchen das Grundſchema der Geſinnung zwar das nämliche iſt, aber ſo, daß ein relatives Element hier, ein anderes dort überwiegt, wird es Deutſchland gelingen, eine unſichtbare, höhere Einheit zu erringen, eine geiſtige, die das Ganze fodert, wie ein jedes Gemüth. Daher die Menge der Staaten, große und kleine, ſo und anders geſtaltete, die ihre Eigenthümlichkeit behaupten und behaupten ſollen, daher die Verſchiedenheit der Stämme, die ſich geſchichtlich erhielt. Deutſchland iſt gerettet, aller Zwieſpalt iſt verſchwunden, wenn dieſes anerkannt wird, wenn die größeren Staaten die Eigenthümlichkeit der Provinzen, wenn das ganze Reich die Eigenthümlichkeit der Staaten nicht bloß gelten läßt, ſondern auch als das Höchſte verehren. Alle Verwirrung, die wir oben ſchilderten, entſtand nur, weil dieſer Sinn fehlte. Was wir hart, an den Baiern zum Beiſpiel, tadeln zu müſſen glaubten, erſcheint dann anders. Dieſes Land war von alten Zeiten her in eine unglückliche Spannung gegen das Reich verſetzt, was es erhalten wollte, war eben das provinzielle Gepräge, ja die herbe Form, in welcher der Provinzialismus erſchien, zeigt eben auf einen tüchtigen, feſten Sinn; daß das Eigenthümliche ſich nicht ſo freudig zu entwickeln vermochte, war nur deswegen, weil es durch ein unnatürliches Widerſtreben des Ganzen, welches zum Widerſtand reizte, gehemmt wurde. Alle Opfer, zwar harte, die die unglückliche Zeit foderte, ſind gefallen; aber einen liebenden Vater ſoll ein Jeder finden, der die urſprüngliche Natur nicht einem Götzen erlogener Glückſeligkeit opfert. Hier wird ein Stand, dort ein anderer, hier die Adminiſtration, dort die Repräſentation verwalten, ja es ſoll einigen Städten vergönnt ſeyn nur in dem Ganzen unmittelbar die höchſte Gewalt zu erkennen; und ganz Deutſchland ſoll in den größten Verhältniſſen, wie in den kleinſten frei ſeyn, freie Bürger, freie Staaten, geiſtig durch Sprache, durch gleiche Geſinnung in den wechſelnden Formen, durch Glauben und Andacht, nicht äußerlich, aber deſto tiefer und inniger innerlich verbunden. Kein deutſcher Fürſt wird bürgerliche Kriege wieder erregen, keiner Deutſchland unterjochen wollen, ja nicht unterjochen können, weil keine Hand eines Deutſchen je gegen die theure Heimath ſich waffnen wird. Das iſt unſere Hoffnung! Möchte ſie erfüllt werden. Was wir *wiſſen*, iſt, daß die Zeit der Erfüllung kommen wird, auch wenn neue Verirrungen harte Prüfungen nothwendig machen ſollten.

Denn die Idee von Deutſchland iſt die der europäiſchen Gerechtigkeit. Faſt ein jeder Staat hat, durch die Art, wie er gebildet wurde, Wünſche, deren Erfüllung zu ſeinem Weſen zu gehören ſcheinen und die ohne Ungerechtigkeit nicht zu erreichen ſind. Deutſchland nicht. Wenn das Reich ſich geſtaltet hat, wenn erfüllt iſt, was die Zeichen der Gegenwart und die Fülle der Zeit verſpricht, dann iſt Italien, dann iſt Polen frei, denn alles Fremde wird die vollendete Bildung ausſcheiden. Ja Deutſchland muß dieſes wünſchen, und wir ahnen einen großen Bund, einen Föderativſtaat, nicht aus Eroberungsſucht eines frechen Tyrannen, nicht aus eitler Herrſchbegier, aber aus dem ſchönen Sinn eines gerechten mächtigen Volks entſprungen, nicht durch Künſte einer herabgeſunkenen Diplomatik, ſondern durch das heiligſte Zutrauen begründet. Im Weſten ſehen wir Länder, die, in äußerer Uebercultur verſtrickt, nur auf Unkoſten anderer ein monſtröſes Daſein erhalten können, im Oſten droht eine unreife, heranwachſende Maſſe mit furchtbarem Uebergewicht; aber die Schweiz gehört Deutſchland zu, die Niederlande werden, eingeklemmt zwiſchen Frankreich und England, erkennen, daß ſie mit uns verbunden nur durch die Stammverwandten Sicherheit finden können. Skandinavien, in ſeiner eigenthümlichen nationalen Entwickelung gehemmt, durch England gegen Weſten und durch Rußland gegen Oſten, wird, in ſich einig und verbunden, einſehen, daß es von Deutſchland Alles zu hoffen und nichts zu fürchten hat. Polen wird als freies Land uns gegen Oſten als Schutzwehr dienen, Italien, durch Schickſale und manche Spuren germaniſchen Sinnes uns verbündet, wird, ſelbſtſtändig, mit uns ſeyn. Dann wird, das ſüdliche Meer wie das nördliche frei, von Meeresherrſchaft nicht mehr die Rede ſeyn, und Deutſchland, wozu es berufen iſt, den Mittelpunkt aller Bildung und aller Gerechtigkeit in Europa bilden.

Man glaube nicht, daß wir ein unruhiges Streben erregen wollen, ein frevelhaftes Anſinnen, was wir ahnend in einer fernen Zukunft ſehen, näher zu rücken. Alles iſt nur Anlage, dämmernder Schein. Noch verdient Deutſchland ein ſolches Zutrauen auf keine Weiſe. Die Hoffnung iſt groß, aber die Zeit der Entwickelung fern. Wir können, was aus der Zukunft uns entgegendämmert, durch Verirrung noch ferner rücken, durch Uebermuth auf lange Zeiten vernichten. Treues Beſtreben eines Jeden, redliche Forſchung, wo uns der Geiſt winkt, rückſichtsloſe Wahrheit, wo ſie nothwendig iſt, ſtiller Gehorſam und hingegebene Treue gegen den Regenten, fromme Andacht und innere Demuth, wie ſie Demjenigen ziemt, der mit einer Fülle von Hoffnungen ſich von einer kleinlichen Gegenwart gefeſſelt fühlt, kann allein das Gut bewahren, welches Gott uns ſchenkte, um es treu zu geſtalten, nicht zum eitlen Prunk.

Pol. g. 9 10 ω

Die
gute Sache

von

Henrich Steffens.

Die gute Sache

von

Henrich Steffens.

Eine Aufforderung

zu ſagen, was ſie ſei, an alle, die es zu
wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers
letzte Begegniſſe
in Berlin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
Im März 1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählung, als Einleitung.

In einer kürzlich erſchienenen kleinen Schrift (Turnziel. Breslau bei Max und Comp. 1818.) kommt im Vorworte folgende Stelle vor.

„Schon in den traurigen Tagen des allgemeinen Druckes, als wenige Freunde in gefährlicher Verbindung lebten, nahm ich unter dieſen eine Richtung wahr, die mir Sorge machte. Sie trat in dem herrlichen Kriege in der ſchönen Begeiſterung entſchiedener hervor. Ich habe ſie, wo ſie erſchien, vom erſten Anfange an bekämpft, immer beſtimmter und ſtärker, je mächtiger ſie ward. Den Frühling 1817 brachte ich in Berlin zu. Ich erfuhr dort, wie eine falſche Anſicht herrſchend zu werden drohte, wie diejenigen, die ſie nicht billigten, dennoch von ihr mancherlei hofften, wie ſelbſt die Herrlichern ſie duldeten, wie es nur der Gemeinheit überlaſſen blieb, ſie durch einen armſeligen Widerſtand noch mehr zu verherrlichen."

Die Veranlaſſung zu dieſer Aeußerung war folgende: Ich war als Gegner der Anſichten, die auf den Turnplätzen herrſchend zu werden drohten, aufgetreten. Die Ausarbeitung meines Aufſatzes in dem erſten Theile der Schrift „Carricaturen des Heiligſten" war durch die Anlage der Schrift ſelbſt bedingt, aber ſie traf hier mit Ereigniſſen zuſammen, die geeignet waren, dem Streite eine ſehr heftige und leidenſchaftliche Wendung zu geben. Unter den Vorwürfen, die ich bei dieſer Gelegenheit vorzüglich erdulden mußte, ward der, daß ich jetzt anders denke, als ſonſt, mit großer Bitterkeit verbreitet. Dieſen Vorwurf von mir abzuweiſen, ſchien mir ſehr wichtig; denn, nicht abgewieſen, konnte er den noch viel ſtärkern, einer nichtswürdigen Abſichtlichkeit begründen, oder wenigſtens beweiſen, daß ich, wie einige meinten, aus Hochmuth, Eitelkeit und geiſtiger Selbſtſucht mich, nur um mich abzuſondern, gegen die von Freunden mit Eifer und Begeiſterung getriebenen Unternehmungen ſtelle. Deßwegen ſuchte ich auf alle Weiſe daran zu erinnern, daß ich zu jeder Zeit mich auf die nehmliche Art geäußert habe, und diejenige Anſicht, die ich jetzt beſtreite, auch viel früher beſtritten hatte. Die gefährliche Verbindung weniger Freunde während der Zeit des Druckes mußte ein Jeder, der überhaupt irgend etwas von mir wußte wohl kennen. Ich ſelbſt hatte ihre Abſicht, gegen die fremde Gewalt für König und Vaterland thätig zu ſeyn (in Kroſigks Leben, Zeitgenoſſen 9tes

Heft) öffentlich erwähnt; daß ſie gefährlich war, iſt ſonnenklar, denn meine liebſten Freunde büßten mit langer, harter Gefangenſchaft und nur der Zufall rettete mich ſelbſt aus einer wahrſcheinlich noch größern Gefahr. Da ich nun gezwungen bin, von dieſen frühern Verhältniſſen ausführlicher zu reden, als ich es jemals nöthig glaubte, muß ich noch ausdrücklich bemerken, daß die Richtung (der Anſichten, wie ſich von ſelbſt verſteht), die mir Sorge machte, keinesweges unter meinen engſten Freunden in Halle, deren Denkweiſe mir bekannt war und die mit mir auch in den Prinzipien übereinſtimmten, hervortrat, wohl aber unter vielen ſonſt tüchtigen und wohlmeinenden Männern, die für das Vaterland auf ihre Weiſe thätig zu ſeyn wünſchten. Dieſe Richtung nun kann ich am Kürzeſten und Beſtimmteſten bezeichnen, wenn ich ſie die Fichtiſche nenne. Wie alle Undeutlichkeit ſich durch Worte zu beruhigen ſucht, hörte man damals das Wort „Intelligenz" und wie dieſe das Vaterland retten müßte. Dann ſprach man davon, wie man die Jugend ganz vortrefflich machen wollte und was alles aus Deutſchland gemacht werden müßte, wenn es erſt von dem Drucke befreiet wäre. Da ich nun in dieſen Anſichten das Verwirrende des Jahrhunderts ſchon lange erkannt; da ich gehofft hatte, daß ein tieferes Studium, welches hoffnungsvoll zu keimen anfing, vor allem der religiöſe Sinn, der ſtill aus dem Ernſte der Zeit hervorbrach, dieſe falſche Richtung verdrängen würde: ſo ſahe ich nicht ohne große Sorge, den alten irreleitenden Dämon erwachen und laut werden und ahnete die Verwirrungen, die er anrichten würde. Gegen dieſe Richtung bin ich immer kämpfend getreten und führe hier eine Stelle an aus einer, eben während des Druckes und der gefährlichen Verbindung erſchienenen, kleinen Schrift „über die Idee der Univerſitäten,“ welche ich um ſo lieber erinnere, weil ſie für denjenigen, der ſie in ihrem innern Umfange begreift, als das Grundthema alles deſſen angeſehen werden kann, was ich ſpäter gelehrt habe.

„Endlich warne ich euch vor dem ſchädlichen Irrthume, welchem oft redliche, aber krankhafte Gemüther unterliegen, indem ſie wähnen, daß ſie berufen ſind, ein einſeitig entworfenes Bild erſonnener Vollkommenheit in der Welt zu realiſiren. Nicht in der Uebereinſtimmung mit der äußeren Welt, ſondern in der Uebereinſtimmung mit euch ſelbſt, die euch keiner rauben kann, liegt die Wahrheit eures Daſeyns, und mit dieſer die Weisheit. Zwar thätig werdet ihr ſeyn, was euch recht dünkt, immer lehrend, und was euch richtig ſcheint, ausübend, den Erfolg aber dem waltenden Geiſte der Geſchichte ruhig überlaſſen, und nicht in erſchlaffende wehmüthige Klagen euch verlieren, wenn, was ihr wollt, mißverſtanden wird, vielleicht, von Irrthum und Bosheit ergriffen, mißgeſtaltet erſcheint; denn nicht fremde Bosheit und fremder Irrthum, nur der eigene vermag euch zu beunruhigen. Zwar beſtrebt ihr euch, den Geiſt der Zeiten als euren eigenen zu faſſen, aber in ſeine unergründliche Tiefe zu ſchauen, iſt dem Sterblichen nicht vergönnt. Dennoch wißt ihr, daß die waltende Gottheit euch innerlich befreundet iſt. Eure eigene Thaten, einmal gethan, gehören dem ordnenden Geiſte zu, deſſen Offenbarungen ihr, getrennt von allem Perſönlichen, zu betrachten, keinesweges nach irdiſchen Wünſchen und Hoffnungen zu richten habt. Eure eigene innere Natur erkennt ihr in den Ideen Gottes, deren Betrachtung ihr euch andachtsvoll weihet, nicht in den krankhaften Idealen, die ewig nur Götzen verirrter Gemüther ſind. So ſeid ihr unabhängig von dem äußeren Wechſel, wahrhaft thätig im Sinne des Ganzen, und keine getäuſchte Hoffnung, nicht der Untergang deſſen, was euch das Theuerſte zu ſeyn ſcheint, nicht die Mißverſtändniſſe der Welt, vermögen die innere Ruhe zu ſtören, die, in ſtiller Betrachtung verſunken, in den Gährungen der Zeit, und in den Verwickelungen derſelben den allmächtigen Geiſt erkennt, der ſich in eurem Innern kund thut, der die Quelle aller Weisheit, ſo wie die innige Verbindung mit ihm die Wurzel aller Freiheit iſt."

Dieſes alſo war meine Sorge. Während des Krieges traten ſolche Anſichten beſtimmter und lauter hervor, durch Tracht und Sprache, durch nationale Feſte und Veranſtaltungen mancherlei Art, die erſt wenn ſie naturgemäß aus einer wahren, tiefer gegründeten Volksthümlichkeit entſpringen, eine Bedeutung erhalten, wollte man das Volk zu heben, den erlahmten Geiſt zu ſtärken ſuchen. Als ich im Frühlinge 1817 in Berlin war, hielt Jahn ſeine confuſen Vorträge, und man war emſig bemüht, ſelbſt die Kinder mit den verworrenen Anſichten von Deutſchthum bekannt zu machen. Die Beſonnenern billigten dieſes keinesweges, aber dennoch war ihnen die offenbare Schädlichkeit nicht, wie mir, einleuchtend, keiner trat dagegen auf. Ich, der ich in Verkündigung deſſen, was ich für Recht und Wahrheit halte, keine Rückſichten kenne, ja das äußere Verkennen ſogar gering ſchätze, beſchloß daher, auf eine, ſo weit meine Kräfte reichten, erſchöpfende Weiſe dieſe ganze Richtung zu bekämpfen, und das, was ſpäter geſchah, damals ſchon beſchloſſen war, und keine andern Gründe hatte, als die angegebenen; dieſes und dieſes allein ſollte die angeführte Stelle des Vorwortes beſtimmt ausſprechen.

Ich fand vor Kurzem eine Veranlaſſung, nach Berlin zu reiſen, und kam dort an am Neujahrstage 1819. Ich hatte erwartet, daß meine beiden letzten Schriften nicht wenigen Widerſtand finden, daß ſie, in ſo verworrenen Zeiten, manche Mißverſtändniſſe erzeugen würden. Ich war darauf bereit. Aber mit Erſtaunen, ja mit Entſetzen fand ich eine Stimmung, ſelbſt unter Freunden, die mir unerklärbar war. Wo ich hinkam, ward ich mit ſichtbarer Kälte aufgenommen, als hätte ich ein Verbrechen begangen, zog man ſich hier zurück, ſchwieg man dort; das ganze Benehmen war mir im höchſten Grade räthſelhaft. So vergingen einige Tage, bis ich in einem lebhaften Geſpräche auf jene Stelle des

Vorwortes aufmerkſam gemacht wurde, und wie man ihr in Berlin, faſt allgemein, eine unglaubliche Deutung gegeben hatte. Man fand in dieſer Stelle einen Verrath gegen die nächſten Freunde, einen Verſuch, ſie der Regierung verdächtig zu machen. Es gäbe, behauptete man eine Partei, die auf jede Weiſe die Volksfreunde und Freigeſinnten der Regierung verdächtig zu machen ſuchten, dieſe zögen aus der angeführten Stelle folgenden Schluß: Es ſei ein Streit unter den Verbündeten ſelbſt entſtanden, in der Heftigkeit des Streites ſei nun alles offenbar geworden, um ſich zu rächen, habe einer — und dieſer wäre ich — alles laut werden laſſen.

Was Freunde und Bekannte gegen mich auf eine ſo auffallende Weiſe empört hatte, wußte ich nun, ja immermehr erfuhr ich, daß es eine herrſchende Anſicht war. Daß ein Verdacht der Art mich treffen könnte, hatte ich niemals geahnet. Ich war auf das Tiefſte erſchüttert. Die Zumuthung des ſchamloſeſten und nichtswürdigſten aller Verbrechen ſchien mir die eigene Seele zu verpeſten; ich ſah mich, als wäre ich mir ſelbſt fremd geworden, in eine Fratze verkehrt; der feſte Boden, auf welchem ich ſicher und ruhig ſtand, war, wie durch plötzliches Erdbeben, erſchüttert und der Fels des Vertrauens ſchien unter meinen Füßen einzuſtürzen. Wenige mögen eine ähnliche Erfahrung erlebt haben, wenige ſich von den verworrenen, vernichtenden Gefühlen, die mich betäubten, einen Begriff machen können. Waffenlos ſtellte ich mich den erzürnten Freunden, die zwar nicht ſchlecht genug waren, mir eine ſolche Nichtswürdigkeit zuzutrauen, dennoch aber in jenen Aeußerungen eine unverzeihliche Unbeſonnenheit zu erblicken glaubten, und in ſtürmiſcher Eile an dieſe Anklage die wunderlichſten und confuſeſten

Einwürfe gegen meine Lehre überhaupt anknüpften. Das edle und offene Betragen der herrlichſten, über jeden Verdacht erhabenen Perſonen, die meinen Kampf in jeder Rückſicht billigten, ja den Muth prieſen, mit welchem ich mich eben mächtigen Verirrungen entgegenſtellte, vermochte mich, ſo lange ich in der verwirrenden Zerſtreuung der Hauptſtadt lebte, nicht zu beruhigen.

Als ich Berlin nach einem kurzen Aufenthalte von wenigen Tagen verließ, ſchwebte mir, in der Einſamkeit der ſchnellen Rückreiſe, alles das Unerwartete, was mir begegnet war, wie ein wunderbares Traumbild vor, und vorzüglich dachte ich darüber nach, ob es wirklich ohne gewaltſame Willkührlichkeit möglich wäre, aus jener unſchuldigen Stelle Gift zu ſaugen, ob wenigſtens meine Freunde, die mir eine unverzeihliche Unbeſonnenheit Schuld gaben, Recht hätten. Das Reſultat meiner ſcharfen Prüſung will ich den unbefangenen Leſern vorlegen.

Die dort genannte gefährliche Verbindung in eine ſolche zu verwandeln, die noch jetzt dem Staate Gefahr drohe, iſt ohne die gewaltſamſte Verdrehung nicht möglich. Sie fand während des Druckes Statt. Daß ich damals in Halle, der fremden Herrſchaft preisgegeben, lebte, durfte ich als bekannt vorausſetzen; die Gefahr entſprang aus dem Drucke, wie der klare Zuſammenhang der Worte darthut. Ich nahm, ſchrieb ich ferner, unter dieſen Freunden eine Richtung wahr, die mir Sorge machte. Es iſt wahr, ich habe an dieſer Stelle die Richtung ſelbſt nicht genauer bezeichnet; ſtünden dieſe Worte ganz für ſich, in einem öffentlichen Blatte, nicht in der Vorrede einer beſtimmten Schrift, dann könnte man ſie zweideutig nennen. Aber ſo? Geſetzt ſie ſtünden, was allerdings möglich wäre, in der Vorrede irgend einer meiner naturwiſſenſchaftlichen Werke, dann würde man ſie ohne Bedenken auf Irrthümer beziehen, die ich in der Schrift beſtreite — und durfte ich nicht fordern, daß man hier eben ſo verführe? Was mir, dem Gelehrten, der über das Weſen des Staates Unterſuchungen anſtellt, Sorge macht, iſt aus der ganzen Schrift auf das Deutlichſte zu erſehen. Es iſt jenes irdiſche Streben, das Heiligſte durch äußere Mittel zu erlangen, jener Irrthum, deſſen Schädlichkeit ich darzuthun ſuchte. Wenige Zeilen ſpäter, in derſelben Vorrede, erwähne ich die religiöſe Scheu für alles, was irgend die bloße Perſon treffen kann, und ſo ſollte ich zu ſprechen wagen, wenn ich kurz vorher die Frechheit gehabt hätte, Freunde der Regierung verdächtig zu machen? Und das ließe ſich von einem unbeſcholtenen Manne, deſſen ganzes öffentliches Leben, mit Aufopferungen mancherlei Art, lediglich ſeiner innern Ueberzeugung geweiht war, ohne gewaltſame Verdrehung annehmen? Wo in aller Welt iſt von mir irgend eine Aeußerung, irgend eine That laut geworden, die auch auf die entfernteſte Weiſe dahin gedeutet werden könnte, daß ich mit der lauernden, furchtſamen Polizei einerlei Sorge habe? Es wäre unbeſonnen, daß ich die Möglichkeit einer ſolchen Deutung nicht vorausſähe? Nun, dann wäre es auch unbeſonnen, wenn ich nicht Frau und Kind vor einem Erdbeben aus dem ſtürzenden Gewölbe rettete. — Gegen das durchaus und nie zu Vermuthende kann man auch von dem Beſonnenſten nie Vorſichtsmaßregeln erwarten. Und mit welcher ängſtlichen Vorſicht ſuchte ich, da, wo ich befürchten könnte, daß irgend ein Verdacht möglich wäre, dieſen zu entfernen? Das ganze Buch iſt lediglich gegen Irrthümer der beſten, redlichſten Menſchen gerichtet; wo ich den zu befürchtenden Einfluß der Schlechten erwähnen mußte, ſage ich ausdrücklich: S. 107, „die Umſtände erfordern eine Erklärung, die nothwendig iſt. Ich beſchuldige keinen, ich kenne keinen einzigen Turner, an deſſen redlicher Geſinnung ich zu zweifeln Urſache habe u. ſ. w.“ — Aber ferner, in einer Rückſicht wird die angeführte Richtung doch beſtimmt, nehmlich als eine ſolche, die ich vom Anfange an, und nicht jetzt erſt, bekämpft habe, ja der ganze Zuſammenhang des Vorwortes zeigt auf das Allerklarſte, daß ich den gegenwärtigen Kampf als eine Fortſetzung des frühern will betrachtet wiſſen. Habe ich nun jemals gegen gefährliche Verbindungen gekämpft, kann ſelbſt der thörichtſte Polizei-Spion etwas ſo Lächerliches von mir behaupten wollen? Alſo iſt die Stelle keinesweges zweideutig. Sie iſt ganz klar und deutlich und kann nur durch künſtliche Verdrehung ſo ausgelegt werden, wie man es verſucht hat. Auf einigen

Correcturbogen fand ich Druckfehler, die mir eine groſse Angſt einjagten. Einmal ſtand da, eben im Vorworte, Schändlichkeit der Unternehmung, ſtatt Schädlichkeit, ein andermal ward von den Abſichten der Turnfreunde, ſtatt von den Anſichten geſprochen. Meine Freunde wiſſen, mit welcher Furcht mich ſolche Druckfehler erfüllten. Daß ſie vernichtet wurden, hat mir nichts geholfen, es iſt faſt, als wenn, durch einen magnetiſchen Conſens, das Volk geleſen hätte, was wirklich doch einmal gedruckt war. Wenigſtens Abſichten, ſtatt Anſichten müſſen ſie durchaus geleſen haben, als ſie die nachfolgende Stelle „Den Frühling 1817 ꝛc.“ auszulegen wagten. Hier nun iſt von den Freunden gar nicht die Rede, vielmehr von Anſichten, die herrſchend zu werden drohten, die alſo keineswegs insgeheim, unter Wenigen, vielmehr öffentlich unter einer Menge ſich zu bilden anfingen; von denen, die ich von der Menge ausnehme, wird ausdrücklich behauptet, daß ſie die Anſichten nicht billigten, von andern, daß ſie ſie nur duldeten.

Endlich, ich habe hier ſowohl als in Berlin heftige Gegner durch meine letzten Schriften erhalten, unter dieſen ſind Männer, die ſchon durch ihre Stellung im Staate von der gegenwärtigen Lage der Dinge fortdauernd wohl unterrichtet ſind, ſchonen wollen ſie mich wahrlich nicht. Wäre irgend eine Möglichkeit, die gerügte Stelle auf eine ſo unvortheilhafte Weiſe zu deuten, ſie würden den Vortheil, den ſie dadurch über mich erhielten, nicht zu benutzen vergeſſen haben. Warum hat die unglückliche Deutung meiner Worte, ſelbſt nachdem ſie ſie erfahren haben, dieſe Männer eben ſo ſehr überraſcht wie mich?

Daß ein ſolches Mißverſtändniß Wurzel faſſen, daß es ſich in der Hauptſtadt verbreiten, daß es, wie ich leider Grund habe anzunehmen, ſelbſt bei Behörden Eingang finden könnte, iſt ein trauriges Zeichen von einem furchtbar herrſchenden Mißtrauen, von einem wechſelſeitigen Entfernen, deſſen Folgen ſich kaum berechnen laſſen. Es iſt eine Erfahrung, deren trübe Bedeutung weit über das Unglück reicht, das irgend eine Perſon treffen kann. Wer nun auch dieſes Mißtrauen erzeugt, wer dazu beigetragen haben mag, es zu unterhalten, iſt mir freilich nicht hinlänglich bekannt. Aber den Fluch der Nation tragen ſie mit Recht, wo ſie ſeyn mögen, ob ſie durch elendes Verklatſchen das Volk der Regierung, oder durch unſinniges Geſchrei die Regierung dem Volke verdächtig zu machen ſuchen.

Die gute Sache.

In einer bewegten und gährenden Zeit, die alle Elemente des Daſeyns verworren unter einander wirft, erzeugt ſich eine Sehnſucht nach einer geordneten Lage, die, gleich fähig, das Herrlichſte und Furchtbarſte zu gebären, die Gemüther ergreift. Die organiſche Verſchlingung aller Elemente des geſelligen Lebens überzeugt uns leicht, daß jene Ordnung nie aus einzelnen Verhältniſſen entſpringen kann, und ſelbſt wo das deutliche Erkennen fehlt, entſteht ein tiefes Gefühl, welches uns ſagt, daß das Einzelne aufhören müſſe, ein ſolches zu ſeyn, daß es nur in lebendiger Einheit mit dem Ganzen Bedeutung erhalten kann; ein Gefühl, welches uns unvermeidlich dahin bringt, daß wir eine jede Hemmung, eine jede, unſerer klaren oder undeutlichen Einſicht nach, erſcheinende Förderung ſo oder ſo beurtheilen, ſie abzuweiſen oder zu befördern ſtreben. Ich rede hier lediglich von den redlich Geſinnten, und für dieſe iſt **Alles**, was die erſehnte Ordnung, das allſeitige Wohlſeyn, die Freiheit zu fördern ſcheint, als eine Geſammtheit gedacht, die gute Sache, Alles, was dieſe zu hemmen ſucht, ſcheint ihnen haſſenswerth und verwerflich. Nun dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes ſchwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu ſteigern; denn der beſte Wille, die ſchönſte Geſinnung kann ſonſt das Hemmende ſelbſt als ein Förderliches mit Eifer vertheidigen und loben, das Förderliche aber als ein Gefährliches verfolgen und widerſtreben. Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorſam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit eine Auflöſung aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sache, wie ſie es an und für ſich allerdings iſt; diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen dieſe die gute Sache, und wahrlich ſie iſt die heiligſte, für welche das Leben unbedingt zu opfern, jedem, der ſie kennt und als inneres Eigenthum zu vertheidigen hat, wohl anſteht. Aber beide ſehen nur ihre gute Sache, ſie ſehen ſie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rückſichtsloſigkeit entſpringende, nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befeſtigende, vielmehr als eine ſolche, die der irdiſchen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtſam herumſpähen und horchen muß. Dieſe Furcht entſpringt aus einem unreifen Erkennen und iſt mehr, als man glaubt, die eigentliche Erzeugerin aller Verwirrung unſerer Tage, beſonders deßwegen, weil diejenigen ſich anſchließen an die Wohlmeinenden beider Parteien, die nicht vertrauungsvoll die heilige Sache in Gottes Hand glauben, und gerettet durch die Reinheit des eigenen Strebens in der Grenze, die ihnen Gott anwies, die vielmehr, als wahre Tyrannen, durch die äußere Gewalt, die ihnen Gott gab, oder innerlich durch verwirrende Begriffe, die Völker verblendend, irgend einen Zweck, immer einen haſſenswerthen, erreichen wollen. Da hört man, dieſen müſſen wir befördern, nicht weil er an und für ſich tüchtig iſt, vielmehr weil er für die gute Sache nützlich zu werden ſcheint; dieſen muß man unterdrücken, denn er ſcheint der guten Sache gefährlich zu werden; dieſe Unterſuchung iſt zwar wichtig, ſie deutet auf beſtimmte, ja gefährliche Irrthümer, aber jetzt darf ſie, unter den waltenden Umſtänden nicht angeſtellt werden, denn ſie könnte der guten Sache höchſt ſchädlich werden. So wird das Heiligſte ſelbſt, in die irdiſche Sorge hineingezogen, als ein Kränkliches, Schwächliches, was nicht in ſich ſelbſt, aus göttlicher Zuverſicht, alle Kraft beſitzt, behandelt. Zu einen Popanz wird das Höchſte verwandelt, ängſtlich fragt man ſich: wie ſteht es mit der guten Sache und fertigt Geſundheits-Büllettins aus, wie die von dem Könige von England, ja der bewegliche Wechſelcours ſoll beſtimmen, welche Papiere man mit Vortheil in Umlauf ſetzen kann. Aber eine ſolche Sache iſt eine armſelige, höchſt geringfügige, keineswegs die wahrhaft ſtarke, in ſich ſichere heilige Sache.

Was uns nun die gute Sache iſt, wollen wir, völlig rückſichtslos und unumwunden, hiermit öffentlich bekennen, und was wir, nach den Kräſten, die uns Gott verliehen hat, in Schriſten zu begründen und auf jede Weiſe klar und deutlich zu machen ſuchen, ſoll hier, als ein offenes Bekenntniß, in kurzen Sätzen dargeſtellt werden, damit Jeder, der von uns abweicht, wiſſen mag, was er zu bekämpfen hat, diejenigen aber, die unſere Anſicht im Ganzen theilen, auf eine jede Abweichung, die ſie vielleicht nicht billigen, aufmerkſam gemacht, dieſer begegnen können.

1.

Der Grundirrthum aller herrſchenden Anſichten vom Weſen des Staates iſt der, daß die Menſchen urſprünglich ein gleiches Recht auf die irdiſchen Güter haben. Eine doppelte Anſicht entſpringt aus dieſer, bald deutlicher und bewußter, bald mehr zurückgedrängt und wohl nicht ſelten völlig bewußtlos wirkend, indem einige annehmen, daß jenes urſprüngliche Recht durch eine göttliche Fügung in dem Laufe der Zeiten beſchränkt iſt, ſo daß eine ungleiche Vertheilung entſtanden iſt, die, wie ſie entſtand, fortdauernd geehrt werden muß, und ein neues Recht erzeugt, welches unverletzlich iſt (die einſeitige Anſicht der Legitimität), während andere annehmen, daß die Staaten durch eine Uebereinkunft eine gleichmäßige Vertheilung begründen ſollen, und, wo durch den Unbill der Zeiten das Gleichgewicht aufgehoben würde, dieſes durch eine Reviſion des urſprünglichen Vergleichs wieder herzuſtellen ſei. Nach beiden Anſichten iſt die Freiheit in den Staaten nie zu retten, denn jede Beſchränkung der urſprünglichen Natur hebt die Freiheit auf, mag ſie für einige größer, oder für alle gleich ſeyn.

2.

Ein jeder Menſch erſcheint in der Welt mit einer urſprünglichen Gabe, ſein, von Gott ihm ertheilter Ruf, ſeine eigenthümliche Natur, dieſe beſtimmt allein ſeine Stellung, erzeugt ſeine Heimath, begründet ſein Recht.

3.

Kein Menſch kann, dem Weſen nach, irgend etwas erwerben, keiner ſich berufen auf eigenes Verdienſt, nur was ihm von Gott aufgegeben iſt, kann er ausrichten, die eigenthümliche Natur enthüllen. Geburt höher als Verdienſt. (Möſer.)

4.

Je reiner ſich die urſprüngliche Eigenthümlichkeit darſtellt, deſto vollkommner offenbart ſich die Einheit eines jeden Bürgers mit dem Ganzen des Staates, deſto tiefer erwacht das unwiderſtehliche Gefühl, daß wir zur wechſelſeitigen Befreiung auf der Erde leben, daß das Schickſal eines jeden Menſchen in der innerſten, tiefſten Wurzel an dem Schickſale aller hängt, aus dieſem gebiert ſich die Liebe.

5.

Freiheit iſt Einheit der urſprünglichen Natur, innere Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt.

6.

Freiheit iſt reinſte Darſtellung der Liebe, heitere, ungehemmte Offenbarung des Beſondern im Ganzen, dieſes in jenem.

7.

Der Staat, ſeinem Weſen nach, beſchränkt die Menſchen durchaus nicht, er befreit ſie vielmehr, denn er iſt organiſche Darſtellung der lebendigen Einheit einer großen Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Naturen.

8.

Die geſchichtliche Erſcheinung einer tiefen Verwirrung des öffentlichen Lebens iſt eine, durch göttliche Zulaſſung erſcheinende, ſelbſt verſchuldete Züchtigung.

9.

Die geſchichtliche Erſcheinung eines heitern Strebens, die Idee des Staates darzuſtellen, iſt eine göttliche Fügung zur wechſelſeitigen Erlöſung der Menſchen.

10.

Stände ſind die ſtehenden, organiſchen Formen des Staates, in ſo fern ſie unveränderlich ſind, und ſich, jeder aus ſeiner Natur heraus, ſelbſtſtändig immer von neuem wieder erzeugen.

11.

Die Stände ſtellen ſich in einer doppelten Richtung dar: als entſpringend aus der innern Sicherheit einer urſprünglichen Natur — in ihrer reinſten Darſtellung Unſchuld — wobei die Bedingungen der Erſcheinung, als äußeres Geſchäft, als überliefertes Geſchick, als unveränderlicher Beſitz, mehr von außen gegeben ſind — als entſpringend aus einer geiſtigen Gabe, die für die Erſcheinung ihre äußeren Bedingungen ſucht.

12.

Dieſer Unterſchied gilt nur für die Erſcheinung, an ſich iſt die Einheit beider das wahre Leben des Menſchen, ſein Schickſal, ſeine aus der Tiefe des außerzeitlichen Daſeyns entſpringende eigene That; daher in Beziehung auf alles Irdiſche außer ſeiner Gewalt und für eine jede irdiſche Beurtheilung, Gnade oder ſelbſtverſchuldete Strafe.

13.

Durch die Stände wird ein jedes menſchliche, eigenthümliche Leben, ein jedes Geſchäft, erſt frei.

14.

Der Bauernſtand iſt die Darſtellung der allgemeinſten Einheit des natürlichſten Geſchäfts — durch Gemeinden.

15.

Der Bürgerſtand im engern Sinne iſt die Darſtellung des Individualiſirens mannichfaltiger Geſchäfte, durch die Corporationen.

16.

Der Adel iſt die Darſtellung des Individualiſirens der Perſon.

17.

Ohne freie, ſelbſtſtändige Ausbildung in unmittelbarer, organiſcher Einheit mit dem Staate (durch Repräſentation) giebt es keinen Bauernſtand, ohne Zünfte keinen Bürgerſtand, ohne unveränderlichen, perſönlichen Beſitz keinen Adel.

18.

Dieſe Stufenfolge iſt durchaus nothwendig, und wo in einem großen Staate ein Glied fehlt, verlieren die übrigen ihre Bedeutung.

19.

Auch in der geiſtigen Richtung des Erkennens nehmen wir die nämliche Stufenfolge wahr. Perſönliche Bedeutung hat das Genie, Bedeutung als Corporation die Gelehrten im engern Sinne als Gemeinde die Lehrer.

20.

Cenſur iſt Leibeigenſchaft des Erkennens, Beſchränkung des heiligſten Eigenthums, abſolute Hemmung der freien Entwickelung des Staates.

21.

Der Staat iſt nicht für die Erſcheinung, vielmehr für die Befreiung der Geiſter, lediglich freie Ausbildung jeder Eigenthümlichkeit, der unerſchütterliche Glaube, daß die ungehemmte Entwickelung der unendlichen Mannichfaltigkeit des Eigenthümlichen zugleich die organiſche Einheit aller, die Erlöſung auf jeden Punkt auch die des Ganzen ſei, iſt die heiligſte Offenbarung der Liebe, die heiterſte Darſtellung des ſchönſten Vertrauens auf Gott, die tiefſte Religioſität.

22.

Erziehung iſt Hineinbildung des Beſondern in das Allgemeine von dem beſondern Punkte der Familie aus — Tödtung der Selbſtſucht — Unterricht Hineinbildung des Allgemeinen in das Beſondere — Entwickelung des Eigenthümlichen aus ſich ſelbſt — durch die Schule. Es giebt außer dieſen beiden Richtungen keine, die eine freie Bildung organiſch zu entwickeln vermöge.

23.

Der Schüler wird ſcheinbar erzogen — d. h. die Selbſtbildung tritt für die Erſcheinung, als entſpringend aus der Leitung hervor — der Geſelle bildet ſich ſelbſt — d. h. die Selbſtbildung erſcheint als eigene That — der Staat iſt wechſelſeitige Bildung aller durch einen jeden und umgekehrt, fortſchreitende Befreiung durch gemeinſame That der Meiſter.

24.

Durch die Verfaſſung erſcheint ein Jeder von dem beſondern Punkte aus beſtimmend, der Einzelne auf die Gemeinde oder Corporation, dieſe auf den Stand, dieſer auf den Staat, ein Jeder daher iſt durch die Verfaſſung, der Idee nach, abſolut frei.

25.

Das Geſetz ſtellt das Ganze dar in ſeiner Richtung gegen die Perſon, und iſt abſolut gebietend. Aber dieſe Unterwerfung iſt die Freiheit ſelbſt, denn der Staat iſt durch die Verfaſſung die Selbſtthat der Bürger.

26.

Für den Schüler entſpringt der Gehorſam aus dem Beſondern (durch die Erziehung), die Befreiung aus dem Ganzen (durch den Unterricht). Für den Meiſter umgekehrt die Freiheit ſelbſt aus dem Beſondern (durch die Verfaſſung), der Gehorſam aus dem Ganzen (durch das Geſetz).

27.

Der König iſt nur frei durch die Freiheit des Staates. Ein jeder nicht conſtitutioneller Staat iſt ein interimiſtiſcher.

28.

Der König iſt der unverwandelbare Mittelpunkt alles deſſen, was ohne ihn nur durch Verhältniſſe auf einander bezogen werden kann. Der König ſtirbt nie, die Erblichkeit des Königthums ſtellt die Unwandelbarkeit des Mittelpunktes dar.

29.

Ein jedes feſte eigenthümliche Element des Staates hat, wie eine beſondere, ſo auch eine allgemeine Darſtellung, beide gleich frei, gleich eigenthümlich, jene entſpringt, ſelbſtſtändig aus der Bildung der Stände, dieſe aus der königlichen Gewalt und iſt durch die Beamten dargeſtellt.

30.

Der Beamte iſt ein ſelbſtſtändiger, freier Bürger, repräſentirt das Erkennen des Staates in einer beſtimmten, erſcheinenden Form.

31.

Es giebt Beamte der Verfaſſung und Beamte des Geſetzes.

32.

Was aus dem eigenthümlichen, freien

Leben der Stände entſpringt, darf nie durch Beamte dargeſtellt werden.

33.

Die Selbſtſtändigkeit des Staates iſt mit der Selbſtſtändigkeit eines jeden Bürgers eins, die Abhängigkeit des Staates iſt eine hemmende Feſſel für einen jeden Bürger. Ein jeder Staat iſt ein eigenthümlicher, politiſche Freiheit iſt bürgerliche, wie dieſe ſittliche, völlige Geſundheit und ungehemmte Entwickelung im Beſondern und Allgemeinen.

34.

Krieg iſt lebendige, thätige Erhaltung der politiſchen Freiheit, Abweiſung jeder Hemmung.

35.

Ein jeder freier Bürger iſt Krieger.

36.

Wie für die Verfaſſung und das Geſetz erſcheint auch für den Krieg eine allgemeine Richtung, dargeſtellt durch einen eigenen Kriegsſtand, deſſen Quelle die königliche Gewalt iſt.

37.

Der Krieger im eigentlichen Sinne iſt ein freier, ſelbſtſtändiger Bürger.

38.

Alles, was allgemein iſt im Staate, darf keine Spuren der Standes-Verſchiedenheit tragen. Alle Laſten müſſen gleichförmig vertheilt ſeyn; die Vertheidigung gebührt einem jeden auf gleiche Weiſe; vor dem Geſetze iſt jeder gleich; Würden und Ehrenſtellen ſind nur durch den urſprünglichen Ruf ohne irgend einen Vorzug eines beſtimmten Standes bedingt.

39.

Alles bloß Aeußere und Erſcheinende (Würden, Beſitz, Reichthum) hat an und für ſich keinen Werth, nur in ſo fern es zur Darſtellung einer innern Eigenthümlichkeit dient.

40.

Der wahrhaft Freie, ſelbſtſtändig ſich Darſtellende, auf Gott Vertrauende iſt der einzig Vornehme, ſteht unter keinem, iſt von ſeinem Punkte aus vollkommen unterworfen und vollkommner Herrſcher zugleich, iſt unüberwindlich, die Darſtellung der höchſten Gewalt.

41.

Bürgerlicher Freiheitsſinn iſt Sinn für

das Eigenthümliche, neidloſes Anerkennen äußerer Vorzüge, in ſo fern ſie einer eigenen Natur dienen und nicht hemmend irgend eine Eigenthümlichkeit beſchränken.

42.

Die Maſſe iſt der nie aufgehende Reſt der menſchlichen Erſcheinung, was nur durch die Menge zählt, nur in Verhältniſſen und äußern Rückſichten lebt, was die Erſcheinung ſelbſt als das Weſen betrachtet, das Schlechte, Thörichte und Knechtiſche in einem Jeden und unter allen.

43.

Das Volk iſt nicht die Maſſe (Carricaturen I. Th. Ueber die Bedeutung eines freien, wiſſenſchaftlichen Vereins Philomatie I. Th. S. 15.), es iſt vielmehr lebendige Einheit eigenthümlicher Naturen.

44.

Knechte des Staates (welche die Maſſe bilden) nennen wir diejenigen, deren Geſinnung mit der Geſinnung des Staates im Widerſpruche ſteht, ſo daß ſie irgend etwas Anderes, als das allgemeine Wohl ſuchen und wollen, alſo ein Jeder, der an einer vereinzelten, dem Staate fremden Exiſtenz hängt. Wäre dieſen auch im Staate große Gewalt anvertraut, ſo ſind ſie doch nur Knechte, und ihre Unterwerfung ſelbſt nur die eines Heloten, indem der geringſte Bürger innerlich abſolut vornehm und frei iſt. (Ueber die Idee der Univerſitäten, S. 80.) Das höchſte Intereſſe des Staates iſt, daß der Freie nie als ein Knecht, dieſer nie als ein Freier erſcheine. (Carricat. I. Th.)

45.

Die Maſſe iſt das ſtets von neuem zu Bekämpfende, zu Ueberwindende in einem Jeden, wie im Ganzen. Eine jede Beſchränkung im Staate durch Zwangsmittel und Strafen iſt gegen die Maſſe gerichtet, iſt Beſchränkung des Beſchränkenden, Aufhebung der Negation dadurch, daß ſie ſelbſt negirt wird, iſt Befreiung. Der Freie, wenn es möglich wäre, daß ein ſolcher völlig von allem Knechtiſchen erlöſ't erſchiene, iſt über dem erſcheinenden Geſetze, weil er das Geſetz an ſich darſtellt.

46.

Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Auerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.

47.

Der Heiland iſt die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art beſtätigt und befreit, Kirche und Staat ſind Eins und jede freie Verfaſſung chriſtliche Theokratie.

48.

Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdiſchen Verhältniſſe iſt Einheit des Proteſtantismus und Katholicismus, die Erſtehung einer Kirche, in welcher alle Herzen ſich beugen vor dem Erlöſer, jedes Erkennen, gereinigt ſeine höchſte Bedeutung findet, die wahre Freiheit ihre heiterſte Darſtellung. Der fröhliche Glanz dieſer Zeit wird entſtehen und vergehen, wie alles Irdiſche, wird nicht ohne Schatten ſeyn, aber jede Hoffnung lebt in ihr, und alle That erhält, als ſtille gläubige Vorbereitung ihre heiligſte Bedeutung in Beziehung auf ſie.

49.

Dieſe Einheit iſt die Einheit Deutſchlands, in frohem Glauben zu erwarten, durch ſtille That, die ihre Grenze demüthig erkennt, vorzubereiten, nie durch irdiſche Mittel der Gewalt oder der Begriffe ungeduldig herbeizuführen.

50.

Die Geiſtlichkeit iſt die freieſte, heiterſte Darſtellung der gemeinſamen Andacht der Bürger, ſie kann nicht auf irdiſche Weiſe repräſentirt werden, weil ſie, die tiefſte Einheit des Eigenthümlichen darſtellend, nichts irdiſch Eigenthümliches hat; aber je freier der Staat, deſto eifriger ſchützt er die Geiſtlichkeit, deren Gewalt Vertrauen, deren Gebot die Liebe, deren innere Herrſchaft, über jede Erſcheinung erhaben, die höchſte iſt.

51.

Alle Verhältniſſe ſind unter einander geworfen, Jedes iſt mehr oder weniger aus ſeiner eigenthümlichen Stelle gerückt. Das fühlen wir alle, daß keine irdiſche Weisheit uns retten, keine ſo oder ſo, von irgend einer Stelle aus, keine durch vielfältige Erfahrung errungene Kunde für uns die wahre Hülfe enthält. Die Nothwendigkeit einer Repräſentation iſt das tiefe Gefühl, daß ein Jeder ſeine eigene Stelle ſtill ſinnend ſuchen, ſich in ſich ſelbſt in ſeinem Geſchäfte, in ſeinem Kreiſe retten muß, damit die Liebe, das vereinigende Band aus wahrem göttlichen Vertrauen, nicht aus irdiſcher Klugheit, entſpringe. Dieſes Gefühl iſt in ſeiner tiefſten Bedeutung religiöſer Art, der geheime Keim des erwachten Glaubens im Volke.

52.

Eine jede Richtung des Beſondern gegen das Beſondere (Streben, das Beſondere in der Trennung als ſolches zu ſetzen) iſt Selbſtſucht der Vereinzelung — Spießbürgerlichkeit.

53.

Eine jede Richtung des Allgemeinen gegen das Allgemeine (Streben, das Allgemeine als ſolches in der Trennung zu ſetzen) iſt Tyrannei.

54.

Wenn die herrſchende Willkühr die äußere Gewalt mißbraucht, um einen erſonnenen Begriff von Glückſeligkeit dem Volke aufzubringen, es als Maſſe, als etwas lediglich Allgemeines behandelt, entſteht Deſpotismus. Tyrannei der äußern Gewalt.

55.

Die Neigung zum Deſpotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger über ſeine Freiheit wachen, denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.

56.

Wenn allgemeine Begriffe und dunkle Gefühle ſich gegen das Ganze, als Maſſe wendet, um dieſe, als ſolche, in Bewegung zu ſetzen, entſteht Fanatismus. Tyrannei der Begriffe und Gefühle.

57.

Beide Arten der Tyrannei ſind einander ähnlicher, als man glaubt.

58.

Fanatismus wirkt von innen heraus und verblendet ſelbſt die Beſten.

59.

Jeder keimende Fanatismus erſcheint in lockender Geſtalt, ja häufig liebenswürdig.

60.

Den Fanatismus in ſeinen Folgen zu beſtreiten, iſt unmöglich, einmal mächtig geworden, wirkt er zerſtörend, bis er auf den Trümmern des Heiligſten ſich ſelbſt in ſich ſelbſt vernichtet. Man muß den Muth haben, den keimenden Fanatismus in ſeiner ſcheinbar liebenswürdigen Geſtalt zu begegnen und im Prinzip zu vernichten.

Die in dieſen kurzen Sätzen herrſchende Geſinnung und Anſicht, deren innerer Zuſammenhang einem jeden Nachdenkenden klar ſeyn wird, iſt uns die gute Sache, welche wir mit denjenigen, die mit uns übereinſtimmen, auf jede Weiſe zu vertreten ſuchen werden. Ueber die Verſuche, ſie, als eine ſolche, durch Darſtellung zu begründen, ſei es erlaubt, einiges zu ſagen.

Daß die gute Sache, da ſie nicht etwas Vergängliches, aus irdiſchen Wünſchen und Leidenſchaften Entſpringendes, vielmehr das Bleibende, an ſich Seiende zu erreichen und zu erkennen ſucht, nur durch die Philoſophie, deren Weſen eben in der lebendigen Einheit aller Eigenthümlichkeit hervortritt, dargeſtellt werden kann, wird dem Beſonnenen einleuchten; auch haben die Philoſophen von jeher, wie Plato und Schelling, wohl eingeſehen, daß die vollkommenſte Darſtellung der Philoſophie der vollendete Staat ſeyn muß, und wie diejenigen, die von der Betrachtung der Ideen, wie ſie in der Geſchichte angedeutet ſind, ausgehen, nicht ruhen können, bis ihnen das Leben der Natur in ſeiner Tiefe klar wird; ſo kann auch derjenige, der mit dieſem die Betrachtung anhebt, nicht ruhen, bis dasjenige, was ihm als Leben in der Natur entgegentritt, ſich in ſeiner höchſten Darſtellung als Freiheit zeigt; ja ſeine Naturbetrachtung erhält erſt dadurch Sinn und innere Haltung. So gewiß wie es nun iſt, daß der vollendete Staat die vollkommenſte Darſtellung der Philoſophie wäre, ſo iſt es eben ſo einleuchtend, daß ſie in dieſer Darſtellung als Philoſophie in der beſondern Form verſchwinden würde, wie in einem ſolchen Staate auch die Poeſie verſchwinden müßte, weil das Leben ſelbſt Poeſie wäre, die Kunſt, weil in der höchſten Darſtellung der Idee die Schönheit als Urbild der Wahrheit und des Lebens erſcheinen müßte, wenn nicht die Erſcheinung in ihrer Nichtigkeit durch den Glanz der ſiegenden Idee erblaßte. In der Welt der Erſcheinung kann daher die Idee nie als vollendetes Leben hervortreten.

Die Kunſt muß dem Leben entſagen, um die Schönheit darſtellen zu können, die Poeſie der Wirklichkeit, um die innere Tiefe des wahren Lebens zu ergreifen, die Philoſophie der erſcheinenden Wirklichkeit, um die bleibende zu erkennen. Wenn über die Grenzen der Kunſt und Poeſie in dieſer Rückſicht kein Zweifel Statt findet, während über die Grenzen der Philoſophie die verworrenſten und unklarſten Vorſtellungen herrſchen; ſo iſt dieſes in der Stellung der Philoſophie ſelbſt gegründet. Denn, was die Kunſt betrifft, ſo iſt die natürliche Productivität, indem ſie die Schönheit ſucht, aber nie in der Vollendung erreicht, von der künſtleriſchen, die ſie findet, durch nie zu verwechſelnde Grenzen geſchieden, daſſelbe gilt von der dichteriſchen in ihrem Verhältniſſe zur wirklichen, die Philoſophie aber entſpringt aus der nämlichen Quelle der innern Selbſtthat, die ſich hier gegen das Ewige und Unvergängliche, dort gegen das Erſcheinende richtet. Aber dennoch ſind die Richtungen eben ſo beſtimmt, eben ſo abſolut geſchieden und dem wahren Philoſophen ſchwebt ein eben ſo deutliches Bewußtſeyn deſſen, dem er entſagen muß, vor, wie dem Künſtler oder Dichter. Bewußtlos kann die Schönheit, die Idee der Kunſt, ſelbſt aus den natürlichen Erzeugniſſen der menſchlichen Geſtalt hervorbrechen, ja es geſchieht, wo die Geſchichte in ihrer lebendigen Tiefe ſich regt, wie die Geſtalten der gebildeten Nationen, verglichen mit den Racen, wie die ſchönſten Zeiten der geſchichtlichen Entwickelung, verglichen mit den weniger günſtigen, beweiſen, es kann der poetiſche Sinn aus der Wirklichkeit ſelbſt hervorbrechen, den lebendigen Reiz der geſelligen Verhältniſſe erhöhen und die Darſtellungen veredeln; aber dennoch werden wir jene ſchönen Geſtalten der Natur mit denen der Kunſt, jene erhabene Darſtellung der Geſchichte mit denen der Poeſie nicht verwechſeln. So iſt auch der philoſophiſche Sinn, der in unſern Tagen in den Darſtellungen geſelliger und wiſſenſchaftlicher Verhältniſſe als das Ordnende ſich hoffnungsvoll zeigt, von der Philoſophie ſelbſt wohl zu unterſcheiden. Die Forderung an die Philoſophie, daß ſie das mannichfaltige Material des Lebens in ihre Darſtellung aufnehmen ſoll, ſetzt eine völlige Unkunde ihrer eigenthümlichen Form voraus, ſo wie das Streben der Philoſophen, eine ſolche Fülle der Verhältniſſe in die Form der Darſtellung hineinzubilden, der wahre Hochmuth, das Verkennen der menſchlichen Grenze, etwas Thörichtes, ſich ſelbſt Vernichtendes genannt werden muß. Ja, was die Philoſophie vorzüglich zu vermeiden hat, iſt die thörichte Einbildung, daß ſie in einer beſtimmten Richtung nach außen wirken könne: denn dadurch tritt ſie in einen nie zu löſenden Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſie wird ein Vereinzeltes, welches in einem erſcheinenden Verhältniſſe gegen das erſcheinende Ganze ſteht, und nicht von innen heraus, vielmehr von außen herein, durch Beſchränkung, nicht durch wahre Befreiung wirkt. Ja dieſe Verirrung iſt mit dem thörichten Hochmuthe, welcher die Philoſophie an die Stelle der Religion als ein im Leben Begründendes ſetzt, eins und daſſelbe. Denn da die Philoſophie, obgleich durch die falſche und verſchobene Stellung ein Vereinzeltes, doch nie die Forderung, ein Allgemeines zu ſeyn, aufgeben kann; ſo wird ſie nicht bloß in Betrachtung ſinnend verweilen, ſondern auch die Mittel zur Rettung, die allein aus Vertrauen auf Gott entſpringen, aus ſich zu erzeugen verſuchen. Man glaube nicht, daß die Philoſophie, weil ſie ſich auf dieſe Weiſe in der beſondern Form, die Bedeutung des allgemeinen Lebens betrachtend, einſchließt, etwa ein Abſtractum der Erſcheinung, eine abgezogene, in dürre Begriffe gefeſſelte Form der vergänglichen Verhältniſſe ſei. Es giebt Menſchen, und beſonders ſolche, die in dem verworrenen Getreibe der Welt, in dem unbeſtimmten Hin- und Herreden über mancherlei Ereigniſſe, nur von ſogenannten Erfahrungen und Gedanken ſich nähren, die wohl auch Manches von der Philoſophie von außen her vernommen, und wie dieſe in Einheit begründet ſei, dieſes aber keinesweges auf eine wirklich lebendige Weiſe begriffen haben; dieſe, in einem wohlmeinenden Kampfe gegen manches Schlechte, was mit äußerer Gewalt hervortritt, begriffen, ſuchen ihre Sorge in allem, und begreifen es nicht, wie ein ſolcher Kampf zwar nützlich, ja nothwendig ſei, aber nur als ein Palliativ zu betrachten, daß jede Radicalcur von einer tiefern, das Weſen ergreifenden Betrachtung ausgehen muß. Der Staat iſt ein ſittliches Individuum, ergriffen von der Verwirrung des erſcheinenden Lebens, wie der einzelne Menſch, und ſeine Beſſerung erfolgt auf die nämliche Weiſe im Staate, wie in einem jeden Menſchen. Zwar ſind wir täglich, ja ſtündlich mancherlei Lockungen zum Böſen ausgeſetzt und leben in einem ſteten, nie ruhenden Kampfe. Aber dieſer Kampf erhält nur eine wahre Bedeutung durch die ſinnende Betrachtung, die den Menſchen von allen Verhältniſſen befreit und nach dem Innern ſeines unſterblichen Weſens hineindrängt. Nichts iſt gefährlicher, als wenn dieſe Betrachtung, irre geleitet, in der Erſcheinung haften bleibt, wenn ſie in dunkle Gefühle, in bloßen aus den äußern Verhältniſſen abgezogenen Begriffen ſich bewegt; denn dann erzeugt ſich ein bloßes weiches Wohlwollen ſinnlicher Art, übertüncht mit irdiſcher Klugheit, und der Kampf gegen das Böſe hat keinen feſten Standpunkt, ja der eigentliche Hauptpunkt des Angriffs iſt auf immer verfehlt. Die ächte, ſtrenge Betrachtung aber geht lediglich auf die Geſinnung, ſie hebt aus der zerſtörenden Verwickelung irdiſcher Verhältniſſe das unſterbliche, eigenthümliche Weſen rein hervor, bringt es zur unmittelbaren Anſchauung; und in dieſer Rückſicht kann man behaupten, daß ein jeder Menſch, der ſeine innere Beſſerung mit heiligem Ernſte ſucht, ſeine eigene Philoſophie hat. Aber dieſe Betrachtung enthält nicht die Rettung, ſie zeigt ihm die ſonſt verborgene innere Stätte des furchtbaren Kampfes, er erfährt es, wie das Böſe das unſterbliche Weſen ergriffen und verpeſtet hat, aus der bloßen Betrachtung keimt innerlich keine neue Kraft, in der Erſcheinung giebt es keine Rettung für ihn, da zerbricht die rauhe Schaale der irdiſchen Verhärtung, ſein vergängliches Daſeyn geht in herber Reue unter, es ſchließt ſich an den Heiland an und das tiefe Myſterium der Erlöſung wird ihm klar. So führt die Verwirrung zur ruhigen, rückſichtsloſen Betrachtung, die Betrachtung zur Reue, zum Glauben, zur Erlöſung, bei den Völkern, wie bei den einzelnen Menſchen, und nachdem die keimende Betrachtung auf mancherlei furchtbare Irrwege gerathen iſt, nachdem ein verblendetes Volk verſucht hat, aus irdiſcher Weisheit das Räthſel des geſelligen Daſeyns zu löſen, und in dem thörichten Verſuche ſeine eigene Vernichtung fand, will, in Deutſchland, die tiefere ſinnende Betrachtung die wahre Stätte ſuchen, und wird ſie finden. Dieſe Betrachtung hat ihre beſtimmte Bedeutung, ihre eigene Aufgabe, die ſie löſen will, ſchweift nicht thöricht in der ganzen Welt herum, in der Einbildung, daß ihr alle Kunde gegeben iſt, iſt von dem Hochmuthe, in ſich eine erzeugende, erlöſende Kraft zu beſitzen, völlig befreit, ja von dem Irrthume, als wenn dieſe irgend einem Menſchen gegeben wäre, will ſie uns befreien. Sie überſteigt nicht die menſchliche Kraft, wenn ſie ihre Schranken erkennt.

So nun erſcheint mir die gute Sache des Vaterlandes, wie ich ſie mir klar zu machen ſuchte, um in der Verwirrung der Zeit einen Leitfaden zu finden, der mich, und die, denen ich, als Lehrer der Philoſophie, die Idee des Staats anſchaulich zu machen ſuchte, ſicher zu führen im Stande war. Seit funfzehn Jahren habe ich dieſe Anſicht zwar im Einzelnen immer genauer entwickelt, aber dennoch in den Grundzügen die nämliche, vorgetragen, und ein Jeder unbefangene wird geſtehen, daß ſie nicht ein willkührliches Aggregat von Behauptungen, vielmehr ein organiſch Zuſammenhängendes ſei, daß man ſie nicht als eine Meinung, etwas lediglich Erdachtes betrachten darf, welches ich etwa, wenn einige Freunde damit unzufrieden wären, ſofort aufgeben könnte. Nun wirft man mir aber vor, daß ich dieſe Anſicht keinesweges innerhalb der Grenzen der Schule dargeſtellt habe, daß ich, indem ich ſie an den herrſchenden Verirrungen der Zeit zu erproben ſuchte, dieſe als Antinomien der Idee des Staats betrachtete, meine Lehre ſelbſt in die lebendige Mitte der bewegten Zeit verſetzt habe, daß dieſe dadurch nicht bloß als eine wiſſenſchaftliche Anſicht, ſondern auch als eine That zu betrachten ſei, daß ſie als eine ſolche die Umſtände, die eben herrſchenden Verhältniſſe genau erwägen mußte, und daß dieſe, ſelbſt wenn alles, was ich ſage, ſeine volle Richtigkeit hat, dennoch einer ſolchen Darſtellung keinesweges günſtig ſind, daß ich für die Bekanntmachung einer ſolchen Schrift den unglücklichſten Zeitpunkt gewählt und mehr, als ich vielleicht ſelbſt glauben mag, geſchadet habe. Daß man mir ſolche Einwürfe machen wird, ſchließe ich aus der Wuth, mit welcher man mich von mehrern Seiten her anfällt. Denn, obgleich dieſe ſich wohl zum Theil von dem Haſſe der in ihren Unternehmungen geſtörten Turner herrühren mag, deren Sache, durch einen Zufall, mit der allgemeinen und größern, die ich zu vertheidigen ſuchte, auf eine leidenſchaftliche Weiſe zuſammenfiel, ſo iſt ſie doch daraus keinesweges allein herzuleiten. Wenn ich den Ton, der in den politiſchen Schriften und Oppoſitionsblättern unſerer Tage herrſcht, was dieſe bald verſteckter, bald offener äußern, erwäge; ſo wird der erwähnte Einwurf ſich ohne allen Zweifel folgendermaßen geſtalten. Die Sache der Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſei eben im Werden, ſie findet aber Widerſacher, deren Gewalt zu fürchten ſei, Stourdza's haſſenswerthe Schrift, die Kotzebue die Frechheit gehabt hat, für officiell zu erklären, die Art ihrer Erſcheinung, die unmittelbare gefährliche Richtung gegen das innere geiſtige Heiligthum des Volks hat eine allgemeine Beſorgniß erregt. Indem du die Verirrungen der Freigeſinnten aufdeckſt, giebſt du dieſen Feinden der Freiheit die gefährlichſten Waffen in die Hände, und ſtrebſt, was eben hoffnungsvoll keimte, in der Geburt zu erſticken. Was du von Freiheit ſprichſt, das überhören ſie; aber ſiegreich heben ſie dasjenige heraus, was du den Freigeſinnten vorwirfſt; ja um ſo gefährlicher biſt du, weil du ſelbſt als ein Solcher erſcheinen willſt. So ſpricht, ſagen ſie, ſelbſt einer aus ihrer Mitte; wie ſehr haben wir alſo Recht gehabt, für dieſe Ausbrüche eines wilden Freiheitstaumels zu warnen! So biſt du die Veranlaſſung, daß die keimenden Spuren der Freiheit in der erſten Entwickelung wieder zurückgedrängt werden, und darfſt dich nicht wundern, wenn wir dich zu der Partei rechnen, zu welcher du vielleicht innerlich nicht gehören magſt, aber durch den Erfolg deiner unüberlegten That, allerdings gehörſt. Ja die Sorge für die gute Sache erfordert, daß wir dich auf jede Weiſe, durch alle Mittel in der öffentlichen Meinung, deren laute Stimme in einer ſo ſchwankenden Zeit die einzige Gewähr leiſtet für eine freie Zukunft, ſo tief wie möglich herunterzuſetzen ſuchen.

Aber ihr irrt euch, wenn ihr meint, daß ich dieſen Erfolg und eure Wuth nicht vorausgeſehen habe. Daß in einer ſchwankenden Zeit ſich Widerſacher der Freiheit in der Umgebung eines jeden Regenten erzeugen müſſen, gebe ich euch ohne allen Rückhalt zu, ihr Einfluß kann groß, kann gefährlich ſcheinen, ja ich will keinesweges leugnen, daß ſie meine Lehre zu ihrem Vortheil zu benutzen ſuchen. Daß aber die Sache der ewigen Freiheit in einer, in allen Richtungen ſo hoffnungsvollen Zeit, wie unſere, dadurch wirklich in Gefahr gerathen ſollte, leugne ich auf das Beſtimmteſte. Hinter der Wahrheit kann ſich die Lüge nie in der Länge verbergen, ſie tritt, eben nach einem ſolchen Verſuche, in ihrer Nichtigkeit um ſo klarer hervor. Wenn die Verirrungen, die wir rügen, nun eben, ſelbſt bei den wohlmeinendſten Regenten, Beſorgniſſe erzeugen, die er nicht zu überwinden vermag? Die rückſichtsloſe, in ſich gegründete, ruhige, wenn auch freimüthige Unterſuchung vermag allein das Vertrauen der Mächtigen zu gewinnen. Sollte aber je eine unſelige Zeit ſich erzeugen, in welcher die wechſelſeitigen Mißverſtändniſſe bis zu dem furchtbaren Gipfel ſich anhäuften, daß die Fürſten in einem Bündniſſe gegen die Völker, dieſe in einer Vereinigung gegen die Regenten alle Sicherheit ſuchten; o! dann würde man ein wahres Denkmal für die Nachwelt nur dadurch hinterlaſſen, daß man unter die Trümmer der Verwüſtung, die Wahrheit verkündigend, ſich begraben ließe. Aber ſo iſt es keinesweges. Das Volk nimmt an dieſen Verirrungen keinen Theil, ſie ſind nicht gefährlich, und der Schein, als wenn es ſo wäre, iſt nur dadurch entſtanden, daß ein Jeder ſich ſcheuete hervorzutreten, weil der lockere Haufen der Tagesſchriftſteller allein das Wort führte. Aus dem Mißtrauen entſpringt das Vertrauen nie, es iſt nur, in ſo fern es ſich ſelbſt vorausſetzt.

Unſere Anſicht iſt klar, ſie ſpricht es unumwunden aus, daß die Lebenstinctur der Staaten eben ſo wenig in den Kabinettern, wie in den Begriffen der Staatsklügler oder auf den Turnplätzen bereitet wird; daß alles

Heil aus der ſelbſtſtändigen Entwickelung aller Elemente des Staates entſpringt, deren Einheit das Product des allſeitigen Vertrauens, des wahren Vertrauens auf Gott iſt.

Allerdings, ſagen die Gegner, ſo ſprichſt du, aber indem du das alte verroſtete Adelsinſtitut, den Ueberreſt aus einer traurigen, ſclaviſchen Zeit als ein Element des Staates anerkennſt, haſt du alle Freiheit zu lähmen verſucht, auf dich beruft ſich der albernſte Landjunker; den kümmerlichen Cirkeln, wo der Adelſtolz in dummer Unwiſſenheit ſich auf ſeine Geburt beruft, und auf die Bürger herabſieht, haſt du eine philoſophiſche Stütze zu geben verſucht, ſie verbinden ſich mit jenen Widerſachern der bürgerlichen Freiheit, ja meiſt ſind dieſe eben die Adlichen ſelbſt, die, allenthalben verdrängt, ſchon anfingen, ihre eigene Nichtigkeit einzuſehen.

Es kann nicht meine Abſicht ſeyn, mich hier gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen, was ich zu ſagen hatte, habe ich klar ausgeſprochen, und muß eine deutliche und gründliche Widerlegung erwarten. Nur folgendes. Wer ſo ſpricht, weicht entweder in den Grundprinzipien meiner Anſicht von mir ab, ſo daß er in dem Staate nicht eine wechſelſeitige Erlöſung, vielmehr eine wechſelſeitige Beſchränkung ſieht, daß er nicht die Mannichfaltigkeit des Eigenthümlichen, ſondern irgend eine allgemeine Menſchheit und Freiheit, als das Weſen des Staates bildend, betrachtet; in dieſem Falle wäre es thöricht, ſich in dieſer kurzen Erklärung mit ihm einzulaſſen; oder aber er ſtimmt in den Grundprinzipien mit mir überein, dann muß ich ihm ein Geſtändniß machen. Ich habe es verſucht, mir einen großen, in ſich geſchloſſenen Staat, der alle Elemente menſchlicher Bildung aus ſich entwickeln ſollte, ohne Adel anzuſchauen. Es iſt mir durchaus nicht gelungen. Die ganze Anſicht ſtürzte bei dem bloßen Verſuche in ſich zuſammen. Vielleicht kann ein anderer glücklicher ſeyn, als ich, vielleicht gelingt ihm, was mir nicht gelang. Ich erwarte das Reſultat ſeines Verſuchs mit großer Ruhe, und werde, wenn er für ihn günſtig ausfallen ſollte, mit derſelben Offenheit, mit welcher ich die Bedeutung des Adels vertheidige, ihn angreifen. Man vergeſſe nicht, daß nach meiner

Anſicht der Adel weder im Heere, noch unter den Beamten, noch bei der Vertheilung der Laſten irgend einen Vorzug hat, daß ſeine Bedeutung lediglich aus der perſönlichen Repräſentation in einem conſtitutionellen Staate, deſſen Verhandlungen die vollſtändigſte Oeffentlichkeit haben, entſpringt. Sollte nun ein ſolcher Repräſentant, als ein Unwiſſender, von den abgeſtorbenen und durchaus nichtigen Vorurtheilen des Adels Eingenommener, in den Verhandlungen irgend eine Bedeutung erhalten; dann könnte ſie nur aus der Schlechtigkeit der übrigen Stände entſtehen. Die Furcht vor dem Adel, in unſerm Sinne, ſetzt alſo einen Mangel an Vertrauen zum Volke voraus, welchen wir keineswegs theilen. Bei dieſer deutlich ausgeſprochenen Anſicht erſcheint uns kein Vorwurf armſeliger, als wenn man meint, daß der Pöbel des Adels durch uns eine Stütze zu haben vermeint. Sollte aber ein wahrer, durch Geburt, Geſinnung und Glücksgüter zur perſönlichen Repräſentation berufener Edelmann, der durch das Schwanken der Meinungen vielleicht an die Eigenthümlichkeit des eigenen Daſeyns zu zweifeln anfing, durch unſere Darſtellung die innere Sicherheit wieder gewinnen; dann würde uns dies höchſt erfreulich dünken.

Obgleich es durchaus nicht meine Abſicht iſt, hier meine Darſtellungen zu vertheidigen, ſo hielt ich es doch, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, für nothwendig, dieſe Hauptpunkte zu berühren. Mein Verhältniß dagegen zu den öffentlichen Verhandlungen über die Sache kann ich in der That nur von einer heitern Seite anſehen. Man glaube nicht, daß die unverſtellten Aeußerungen eines tief verletzten Gefühls bei der Gelegenheit der Berliner Ereigniſſe mit dieſer heitern Anſicht in irgend einem Widerſpruche ſtehen. Allerdings haben ſich bei dieſen Streitigkeiten Umſtände entwickelt, die mich auf das ſchmerzhafteſte berührt haben, die aber nicht vor das Publikum gehören und mit den öffentlichen Verhandlungen nichts gemein haben.

Die Idee des Staates, wie ſie mir vorſchwebt, iſt mir heilig und ewig, daß ich ſie geſchaut habe, iſt mein innerſtes, ſchönſtes Glück, von allen äußern Verhältniſſen unabhängig, und wie ich es vermag, will ich es verkündigen ohne Rückſichten, wie ohne Furcht. Aber ſie gehört keiner Perſon, ſie hat ſich ſtille aus allen bedeutenden Verſuchen in der Wiſſenſchaft und Poeſie entwickelt, bei allem ſcheinbaren, äußern Widerſpruche das Gemeinſame vieler Geiſter. Ja ſollte, wie wir hoffen, dieſe Idee durch göttliche Fügung geſtaltend und belebend aus dem Chaos der bildenden Kräfte hervorbrechen, eine bedeutende Zukunft vorzubereiten, dann würde kaum Einer genannt werden von allen, die uns jetzt vielleicht gewaltig ſcheinen, das mächtige Gebäude des großartigen Lebens würde den ſtillen Grund zudecken und die unreifen Töne unſerer Zeit in der Gewalt der hervorbrechenden Harmonie, kaum hörbar, verklingen. Wer aber, der ſo die Idee ſchaute, entſprungen aus dem tiefen Geheimniſſe des Glaubens, wie ſie mit zarten Tönen in das irdiſch bewegte Gemüth hineinragt, von jedem rohen Klange des äußern Lebens ſchüchtern zurücktritt, wird ſeiner Darſtellung irgend einen bleibenden Werth zuſchreiben? Alles ſcheint ſich gegen dieſe verſchworen zu haben. Die Strenge der Methode will die Idee feſſeln und ſie verweilt nicht ſelten in den ſüßlichen Blättern, die Begeiſterung verfliegt, wie ein ſchöner Traum, und die plumpe Realität der äußern Welt läßt uns das Heiligſte als eine Täuſchung wahrnehmen, als einen Rauſch, aus welchem wir mit Beſchämung, zu einer nüchternen Anſicht zurückkehrend, erwachen. Aber was die ſtille Betrachtung erzeugte und unter ſo ungünſtigen Umſtänden gebar, ſoll in der lebendigen Mitte der Zeit ſich erproben, zwiſchen Feindſchaft und Haß, zwiſchen Widerſprechen und Beleidigung, zwiſchen Ermunterung und Demüthigung, zwiſchen Einſicht und Mißverſtändniß ſoll es ſich hindurchwinden. Was die ſich ſammelnde Betrachtung erzeugte, iſt nicht ſelten einem Frühlingshauche ähnlich, der, ſich ohne Scheu, in der Mitte des Winters hervorwagt und ſchnell, ohne Spuren zurückzulaſſen; nur was mit allen Elementen gekämpft hat, im Hagelſchlag, unter ſtürzenden Regengüſſen ſich entwickelt, was ſich erhielt in anhaltender Dürre, was immer friſche Ähre gebiert unter Gewittern und Stürmen, iſt die wahre Blüthe und der geſchichtlichen Werth.

Und ſo ſei auch von mir der fröhliche Kampf gewagt, zu welchem man ſich, wie ich vernehme, von mehrern Seiten her rüſtet, obgleich bis jetzt ſich nur die leichten Truppen, mehr neckend als ernſthaft angreifend, haben ſehen laſſen. Diejenigen vor allen begrüße ich, die, obgleich dem Scheine nach meine Feinde, dennoch mit mir einerlei Sache verfechten, und nur die Schwächen meiner Verſuche ſchonungslos aufzudecken ſuchen, je ſtrenger, je klarer, deſto beſſer. — Wahrlich, was dieſe vernichten, gedenke ich keinesweges zu retten. — Ich hoffe, es darthun zu können, daß es eine redliche, ritterliche Art von wiſſenſchaftlichem Kampfe giebt, welcher bei der offenen Erklärung, daß man beſiegt ſei, dennoch die Ehre zu retten vermag. Ich würde es bedauern, wenn dieſe Gegner, wären ſie ſonſt entſchloſſen, meiner Schrift ihre prüfende Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die Erſcheinung des zweiten Theils, der freilich noch im Laufe dieſes Jahres fertig wird, abwarten wollten. Denn in der That ſind die Grundzüge der Anſicht in dem erſten Theile klar und deutlich ausgeſprochen, ſo daß der Angriff den rechten Hauptpunkt nicht leicht verfehlen kann.

Was aber die eigentlichen Gegner betrifft, ſo ſollen auch dieſe uns willkommen ſeyn. Der Redlichmeinende mag uns ohne Schonung angreifen. Wer weiß! die hart und entſchieden ausgeſprochene Trennung könnte zur Vereinigung führen. Der Uebelwollende mag alle Waffen brauchen, die ihm zu Gebote ſtehen, Gründe, wo er ſie zu finden vermeint, Witz, wenn er ihn beſitzt, ja Beſchuldigungen, Verdrehungen und Verläumdungen, die ja doch nur die Perſon, nie die Sache treffen können. Was wir öffentlich verſchuldet haben, müſſen wir, billiger Weiſe auch öffentlich büßen und falſche Beſchuldigungen vergeben in ſich ſelbſt. So wird hiermit ein Jeder herausgefordert; ja reizen möchte ich ſie faſt, denn was wir für die gute Sache zu thun vermögen, iſt ſelten ſo fördernd, wie dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun ſtreben. Auch war es uns von jeher zweifelhaft, was wir bei den Deutſchen am höchſten ſchätzen ſollten, ob die Fähigkeit der Beſten, ſich für das Edle zu begeiſtern, oder das plumpe Ungeſchick derer, die boshaft ſeyn möchten, das offenbar auf eine innere, edlere Natur ſelbſt der Geringern, der Maſſe zu deuten ſcheint, ſo daß man faſt einen klaren Vortheil hat, wenn es gelingt, die Bosheit in Thätigkeit zu ſetzen. Da ich eine wahre Freude an einer jeden Virtuoſität habe, ſo kann mich ſelbſt das Talent eines Banſen, wie in einem Schauſpiele, ergötzen und es iſt ohnehin etwas Luſtiges und doch zugleich Lehrreiches, wenn ein ganzer Haufe ſich gegen Einen bewaffnet, zu ſehen, wie der eine dieſe, der andere jene Mittel braucht und jeder glaubt, wenn er nur recht herzhaft zugreift, den entſcheidenden, tödtenden Streich zu verſetzen.

Da meine Studien mir nicht erlauben, die Zeit zu zerſplittern, da es ſich auch mit meiner Stellung als Lehrer ſchlecht vertragen würde, wenn ich mich in die Mitte der Schimpfenden und Verläumdenden verſetzte, und einem jeden leichten Angriffe mit gleichen Waffen begegnen wollte; ſo habe ich folgenden Beſchluß gefaßt. Bis zum Ende des Sommers werde ich gar keinen Angriff, auch keine Widerlegung beantworten. Bis dahin hoffe ich, mit dem zweiten Theile der Carricaturen und einigen andern literariſchen Arbeiten fertig zu ſeyn, und ich erſuche einen Jeden, der ſich entſchließt, mich anzugreifen, daß er dieſen Termin gütigſt benutzen möge. Meinem Verleger habe ich aufgetragen, alles, was gegen mich erſcheint, ſorgfältig zu ſammeln und mir vierteljährig mitzutheilen. Ich werde auf alles achten, wo ich mich beſiegt fühle, es redlich bekennen, was ich abzuwehren vermag, nach Kräften abwehren, ja wenn unter einer Maſſe von Anfällen, Verdrehungen und Verläumdungen ſich irgend etwas einem Grunde Aehnliches verbergen ſollte, dieſes, als ſtünde es in dem beſonnenſten und gründlichſten Aufſatze, ruhig herausheben.

Ich habe gelehrt, daß die unbedingte Preßfreiheit nie der Wahrheit, dem Rechte ſchädlich werden könnte; ich will nicht hoffen, daß irgend eine Cenſur irgend eine Zeile, gegen mich gerichtet, ſtreichen werde. Ich habe es nicht um ſie verdient.

So das, was ich die gute Sache nenne, dem drohenden Sturme anvertrauend, will ich erfahren, ob, was ich vertheidige, von Gott iſt oder nicht, entſprungen aus eitler Einbildung oder von höherer Bedeutung, zum Voraus die Freunde begrüßend, die um den nämlichen Preis Kampf und Anfälle allerlei Art nicht ſcheuen.

587

über

Kotzebue's Ermordung

von

Henrich Steffens.

1819.

Verlag von Joſef Max in Breſlau.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Über

Kotzebue's Ermordung.

(Preis 4 gr. Kurant.)

Einige werden behaupten, es ſey eine Begebenheit von keiner großen Bedeutung; denn daß dasjenige, was alle Gemüther und eben die beſten lebhaft bewegt, auf einen jungen ſchwärmeriſchen Mann bis zum Wahnſinn wirke, ſey nichts Ungewöhnliches, daß ein Menſch wie Kotzebue als Opfer falle, eben nichts Bedauernswerthes, das Ganze ſey nur dann etwas, wenn es zu viel beſprochen wird, es ſey eine Naturthat, deren Erfolg in Gottes Hand ſtehe, man ſolle die Gerichte walten laſſen, ſelbſt aber kein Urtheil fällen u. ſ. w.

So denke ich keineswegs. Das empörte Gefühl, welches eine ſolche That als verabſcheuungswürdig bezeichnet, darf durch gleichgültige Äußerungen nicht ſchwankend werden. Es iſt keine That, die in ſich erſtirbt, ſie reicht über ihre Ausführung hinaus, und eben das Urtheil über ſie zu befeſtigen und zu begründen, iſt im höchſten Grade wichtig für einen Lehrer, der die Geſinnung, wie ſie in jugendlichen Gemüthern aus Anſichten ſich bildet und geſtaltet, zu leiten berufen iſt. Selten bekümmere ich mich um die Art der öffentlichen Gerüchte, und wie neue, überraſchende Ereigniſſe in Zeitungen und Blättern erſcheinen. Hier ſchien es mir wichtig. Es iſt nicht meine Abſicht, jenen Verdacht, als wenn dieſe gräuelhafte That nach dem Beſchluſſe irgend einer Univerſität ſtatt gefunden hätte, zu vergrößern. Vielmehr tadelnswerth im höchſten Grade finde ich die übereilte und unbeſonnene Art, die ihn erregt. Nach allem was wir bis jezt wiſſen, iſt es durchaus am wahrſcheinlichſten, daß der unglückliche junge Mann, einſam über ſeiner That brütend, einer furchtbaren Krankheit unterlag, deren Elemente zwar in der Zeit liegen, doch ſo, daß wenige ahnen mögten, bis zu welchem wahnſinnigen Gipfel ſie ſich in einem trübſeligen Gemüthe auszubilden vermochte. Wir dürfen mit völliger Zuverſicht erwarten, daß die ſtrengen und trefflichen Männer, denen die wichtige Unterſuchung übertragen iſt, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und mit allſeitiger Umſicht verfahren werden, damit es völlig klar werde, ob der Mörder allein handelte, ob er unmittelbar oder mittelbar geleitet ward, damit nach vollendeter Unterſuchung kein unbeſtimmter Verdacht übrig bleibe, der von Furchtſamen ſowohl als Übelgeſinnten gemißbraucht, von den traurigſten Folgen ſein könnte.

Aber bedenklich ſind mir die übertriebenen Lobſprüche über die Vortrefflichkeit des unglücklichen jungen Mannes allerdings. Der eine ruhmt ſeine Heiterkeit und Klarheit, die ohne alle Schwärmerey war, der andere hebt ſeinen ſtillen Trübſinn hervor, der die traurigen Zeichen der Zeit bedauerte, ſeine tiefe Schwärmerey aus der edelſten Geſinnung entſprungen. Der böſe Geiſt, der ihn irreleitete, verwickelt ſich ſelbſt, wie immer, in die härteſten Widerſprüche. Für einen Jeden, der ſein beſonnenes Urtheil, ruhig betrachtend, feſtzuhalten vermag, vernichtet er eben den Erfolg, den er begründen will. Denn je liebenswürdiger der Elende, durch ihn irregeleitet, erſcheint, deſto grauenhafter iſt die That. Man könnte daher behaupten, daß es am rathſamſten wäre, das Gerede in ſich ſelber vergehen zu laſſen. Aber man irrt ſich. Die Jugend gefällt ſich in einer gefährlichen, ſcheinbar heldenmüthigen Rolle: daß ſie berufen ſey, das was ſie böſe nennt, zu ſtrafen und zu vernichten, erſcheint ihr groß und erhaben, und die ſtille, geräuſchloſe That, die mit der eigenen, dem Scheine nach beſchränkenden, in der Ausübung ſtrengen Bildung, mit der eigenen Beſſerung beſchäftigt iſt, wird von einer verführenden Stimme übertäubt, deren Erfolg ſich nicht überſehen läßt. Selbſt wenn jene irreleitende Stimme nie zu einer ſo verruchten That führte, iſt die bloße Billigung gefährlich und auf jede Weiſe zu vernichten. Es iſt hier alſo nicht von der That ſelbſt, ſondern von dem Princip, welches im Stande war ſie zu erzeugen, die Rede. Die Geſchichte hat Mordthaten aufbewahrt, die bewundernswürdig erſchienen, es iſt rathſam zu unterſcheiden, wie und warum ſie die Bewunderung erregten, ſie prüfend mit dieſer letztern zu vergleichen.

Es iſt gewiß, daß die Jugend des Volks, die berufen iſt den innern Zwieſpalt der Geſinnung in der Zeit zu theilen, und ſich für eine bedeutende Zukunft auszubilden, einen großartigen, bedenklichen Kampf zu beſtehen hat. Wie gewiſſenhaft, wie beſonnen muß derjenige Lehrer, deſſen Pflicht es iſt, ſie zu leiten, die Keime bewahren, daß ſie gedeihen, jeder auf ſeine Art, in beſtimmter Grenze, innerlich tief, wahr, ſtark und ſicher, nie in das leere Unendliche überſchweifend! Je ſicherer die eigenthümliche Gliederung, deſto freier, heiterer, allſeitiger kann die Umſicht ſeyn; von dem feſten, wohlbewahrten Punkte einer innern Heimat blickt das Gemüth in das Gewirr der Zeiten und Verhältniſſe, ſo daß nicht irgend eine einzelne Erſcheinung, als ein Popanz hervortretend, alles Übrige verſchlingt. Zuerſt alſo, daß dieſer Kampf ſich bis zu einer ſolchen That ſteigerte, in einem ſo engen, geringen Kreiſe, daß ſie ausgeübt ward gegen einen Mann, der als die leere Strohpuppe der Zeit angezündet eine bedeutende Flamme erzeugt, ohne daß irgend etwas verzehrt wird, iſt wahrhaft ſchauderhaft. Daß eine Anſicht in einer in vielen Richtungen aufgeſchloſſenen Zeit ſich bilden konnte, die eine ſo bedeutungsloſe Geſtalt, als die mächtigſte, dem Herrlichſten entgegenwirkende, geſpenſterhaft der Phantaſie vorführte, zeigte eine Verrücktheit des Engherzigen, eine übermäßige Gewalt des Gemeinen und Geringen, die unter einem Theile der Jugend leider herrſchen muß, wenn ſie in dem einen Unglücklichen ſich bis zum Wahnſinn ausbildete.

Man wird mir vorwerfen, daß es unbillig, ja gehäſſig ſey, den Ermordeten, eben indem er auf eine ſo furchtbare Weiſe durch den Mordſtahl fiel, in ſeiner Schädlichkeit darzuſtellen. Aber das Ereigniß iſt zu bedeutend, der gefährliche Irrthum des Princips läßt ſich nur enthüllen, wenn wir völlig offen und rückſichtslos verfahren. Dann aber iſt gar nicht die Rede von Kotzebue's Geſinnung, ſo wenig wahrlich, wie von Sands, ſie iſt aus der That nie zu beurtheilen, und erkennt nur Gott als Richter. Wir glauben keineswegs, daß Kotzebue den Entſchluß gefaßt habe, die Frauen zu verführen, als er ſein Schauſpiel Menſchenhaß und Reue verfaßte, ſo ſchändlich und nichtswürdig es uns auch erſcheint, wir finden uns nicht berufen ſeine Lobrede zu halten, aber verdammen wollen wir ihn auch nicht. Der ſchädliche Einfluß ſeiner Schriftſtellerey dauert aber fort, noch immer wirkt die von ihm verpeſtete Bühne auf ein irregeleitetes Volk, und ſein trauriger Tod darf uns nicht verblenden, über die Irrthümer, die durch ihn erweckt und fortdaurend thätig ſind. Indem wir nun dieſes zugeben, wird man behaupten, daß er keinesweges gering und gemein ſey, wie wir ihn oben nannten, daß ſein Einfluß auf die Geſinnung ſehr bedeutend, daß die Gemeinheit ſelber in ihm einen gefährlichen Mittelpunkt fand, und daß ſein Talent die Gefahr ſteigerte. Dieſes vorerſt zugeſtanden, er ſey der Hauptrepräſentant eines niedrigen Sinnes der Zeit geweſen, wie ſoll man ihm bekämpfen? Jene Maxime der freien Geſtaltung aller Staaten, daß jeder nur durch ſeines Gleichen gerichtet werden darf, gilt vor allem hier. Nur Geiſtiges kann Geiſtigem begegnen; wenn man dieſe Anſicht verlöſcht, wenn man glaubt, dem geiſtig Gefährlichen durch äußere Gewalt begegnen zu können, hat man die ruhige Haltung ſchon verloren. Auch Worte können eine ſolche äußere Gewalt bezeichnen, wenn die bloße blinde Wuth ſich äußert; die leere, geiſtloſe Verachtung, die hohle Drohung, ſolche Waffen, die bloß den Knoten frech zerhauen wollen, den Gott den Redlichforſchenden zu löſen berief, ſind von dem Mordſtahle nur dem Grade nach verſchieden, es iſt dieſelbe haſſenswerthe Tyranney, die, wenn die Wuth die größte Höhe erreicht hat, ſich zu tödten entſchließt. Du biſt von Kotzebue's ſchädlichem Einfluſſe als Schriftſteller überzeugt. Wohl, waffne dich ihm zu begegnen. Du mußt ſein Verhältniß zum Volk, zur herrſchenden Geſinnung kennen lernen, du mußt die tiefe Wurzel des Übels ergründen, nicht bloß die äußere Erſcheinung. Ein ſolches ernſthaftes, ſtrenges Studium, nur durch Fleiß und Entſagung zu vollenden, wird dir zeigen, daß kein Schriftſteller, der einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Zeit hat, einzeln daſteht, daß das leere Schimpfen die wahre Stelle des Übels gar nicht trifft. In einer glücklich keimenden Zeit, als die politiſche Verwirrung noch nicht Alt und Jung ergriffen hatte, als ein geiſtiges Ringen hoffnungsvoll anfing, trat jetzt vor 23 Jahren mein verſtorbener Freund, Mackenſen, in einer vergeſſenen geiſtreichen Schrift, „über das Nationaltheater" zuerſt hervor, und zeigte, wie elend und kümmerlich, wie krankhaft und ſittlich verabſcheuungswerth jene weinerliche Art, die alles Schlechte und Nichtswürdige zudeckt, in den Kotzebue'ſchen Schauſpielen war. Die Schrift machte Aufſehen, und verſetzte dem Rufe des damals noch angebeteten Dichters bey den Vorzüglichern den erſten tödtlichen Stoß. Als Tieck und vor allen die Schlegel ihn nachher angriffen, war der Sieg kaum zweifelhaft, nach und nach ſank Kotzebue's Anſehn, und wenn er noch fortdauernd einen Einfluß auf die Bühne behauptete, ſo war es nur, weil der Sinn, der ſich durch ihn ausſprach, leider zu tief unter der Menge herrſchte, weil das Publicum den Dichter wahrlich eben ſo ſehr verdarb, wie er das Publicum. Hier war die echte Stätte des Kampfs. Dieſelben geiſtigen Kräfte, für das Große, Herrliche, Gute hier, für das Schlechte dort, traten ſich kämpfend gegenüber. Doch geſetzt auch, was wünſchenswerth wäre, daß man ſich nach einer That, die den Abſcheu gegen Kotzebue auf eine ſo ſchauderhafte Weiſe ausſpricht, beſinnen wird ſeine ſchädlicheren Stücke aufzuführen, geſetzt, daß das Publicum ſich, mit einer Art von Grauen, von ihm abwenden wird, was wäre gewonnen? Wenig oder Nichts, behaupten wir. Denn was auf ſolche Weiſe nur äußerlich und oberflächlich ſcheinbar vernichtet iſt, das iſt einem durch äußere Mittel vertriebenen Ausſchlag ähnlich, der nur deſto wilder und ungeſtümer im Innern wüthet und in mancherley wechſelnden Formen wieder hervorbricht. Schon jetzt hat die Bühne Ungeheuer anderer Art, keineswegs weniger ſchädlich, als die Kotzebue'ſchen hervorgerufen, jene gräuelvollen Schickſalſtücke, die die größten Verbrechen als Thaten der Natur auf eine ekelhaft leidende Seele wälzen, jene Müllnerſchen Criminalſcenen, jene Vergötterung weiblich-geiſtiger Eitelkeit in Grillparzers Sappho, wo eine innerlich hohle Sehnſucht mit aller äußern Pracht der zeitigen Sprache hervortritt. Ein offener Kampf mit dem Tyrannen hat Deutſchland befreyet, und das nationale Selbſtgefühl erhoben und geſtärkt. Wäre Napoleon in Deutſchland durch einen Mörderdolch gefallen, dann wäre ein Verbrechen an ſeine Stelle getreten, ſein entrüſtetes Heer hätte, zur Rache entflammt, ein neues moraliſches Motiv erhalten, da die Kraft, in Siegen erſchöpft, allmählig erlahmte, und ungewiß würde der Einfluß auf das Volk bleiben.

Aber war denn Kotzebue ein wahrer Hauptrepräſentant einer falſchen Richtung der Zeit? war er im Fortſchreiten, nahm ſein Einfluß als Schauſpieldichter zu? Keinesweges. Längſt war ſein Ruf bei allen Beſſern geſunken, die Gefahr ſeiner Talente war verſchwunden, ſeine rüſtige Feder unterhielt die kümmerliche Armuth der Bühnen, erſterbende Gewohnheit ließ nur einen Schein-Einfluß zurück, und ſein Tod hat ihm durch die beſchränkte Anſicht eines verblendeten Schwärmers eine Bedeutung verſchafft, die er nicht mehr hatte und keinesweges verdiente.

Doch nicht blos als Dichter trat der Ermordete hervor, auch als politiſcher Schriftſteller, und die Rolle, die er als ſolcher ſpielte, war, meint man, von der Art, daß ſie denjenigen, der ohnehin als ſittlicher Giftmiſcher ſich gezeigt hatte, billigerweiſe der allgemeinen Verachtung und Verfolgung preis gab. Ein mächtiger Regent hatte mit uns den großen Kampf ehrenvoll getheilt, die Beſtimmung zu welcher ihn Gott berief, groß und herrlich wie keine, iſt der Zeit klar. Er ward berufen die höhere geiſtige Bildung eines dämmernden Volks zu vollenden, geſunkenen Racen den erſten Lichtſtrahl chriſtlicher Erleuchtung zuzuführen, den erſtarrten Orient, lange eingeſchlafen, für die Geſchichte zu erwecken; eine Miſſionsanſtalt im größten, erhabenſten Sinne iſt ſein großes, ausgedehntes Reich, deßwegen ſo gewaltig, damit ein wohlthätiger Fürſt in den weiten Feldern den gnadevollen Ruf an ſo viele in Sinnlichkeit gefeſſelte Völker kann ertönen laſſen. Er in ſolcher Richtung feſtgehalten, von uns und unſerm Volke wenig unterrichtet, mag durch mancherley Nachrichten und Berichte eben da Gefahr ahnen, wo uns allen die herrlichſte Hofnung blüht. Er ſandte den Kotzebue, daß er ihm über die literariſchen Erſcheinungen Bericht abſtatten ſollte. Es geſchah nicht geheim; als Kotzebue wieder in Deutſchland erſchien, verkündigten alle Blätter die Abſicht ſeiner Sendung. Daß er dieſen Auftrag auf eine Weiſe ausführte, die ihm keinesweges zur Ehre gereichte, iſt gewiß. Aber geheim war ſein Treiben gar nicht, was er von uns dachte, verkündigte er öffentlich in eigenen Blättern. Und welche Folge hatte dieſe Sendung? Geſetzt es wäre ihm gelungen, ſelbſt die Beſſeren unter uns einem fremden Monarchen verdächtig zu machen, wäre dieſes für einen deutſchen Mann, der die Selbſtſtändigkeit ſeines Landes kennt und werth hält, ein ſo großes Unglück? Iſt eine wirkliche Verfolgung von irgend einer Bedeutung aus dieſem Streben entſtanden? Haben die mächtigen Regenten Deutſchlands, die ihren Ruf, eine fortſchreitende höhere Bildung fördernd zu begleiten, wohl erkennen, die geiſtige Freiheit auf irgend eine Weiſe gehemmt? Iſt nicht das Streben des thörichten Mannes kümmerlich, ohne Erfolg geblieben? hat es nicht dazu gedient, die Tüchtigern zum freimüthigen Bekenntniß zu reizen, damit es klar werde, daß wirklich eine mächtige geiſtige Freiheit in Deutſchland herrſche, durch nichts zu verdrängen? Wenn man nun aber, etwa nach einzelnen Spuren, eine Verfolgung befürchtete, welch' ein Wahnſinn, ſie durch eine ruchloſe That ſinnlos herbeizurufen! Muß nicht ein Jeder, dem die Freiheit lieb und theuer, eben dann, wenn eine ſolche Furcht gegründet wäre, ſich abwenden von einer ſolchen That, deren Frevel irregeführte Regenten zu den härteſten Maaßregeln führen konnte? Doch dieſe, vorzüglich wichtige Seite der That und ihre zu befürchtenden Folgen, ſollen der Gegenſtand einer eigenen Unterſuchung ſeyn.

Kotzebue hat aber auch in Deutſchland gewirkt, er hat ein großes, wenn auch ein armſeeliges Publicum gehabt, er hat ſich dem kühnen freien Streben nichtswürdig entgegengeſtellt: darf man ſich wundern daß das gewaltige Rad der mächtigen Zeit zerſchmetternd über ihn fortrollte? Redlich und offen will ich ſagen, was ihm einen unverdienten Beifall verſchaffte. Die leeren Töne einer nichtigen Oppoſition waren es, man ſehnte ſich nach etwas Anderm, wie ſchlecht und kümmerlich es ſeyn mochte. Und wenn dieſes erbärmliche Gerede, wo keiner wußte was er wollte, ein Jeder in ſeiner Ecke unverſtändig ſchrie, mit einer ſchauderhaften Mordthat endigte, ſollte man ſich nicht mit Abſcheu wegwenden?

Die Geſchichte hat uns Mordthaten überliefert, die ein glänzendes Andenken hinterließen. Aber empörende Gewalt konnte ſie nur rechtfertigen. Der Ermordete mußte dem Geſchlecht gefährlich ſeyn, ſeine Ermordung die Gefahr wirklich entfernen. Als Harmodius den Hipparch tödtete und ſelbſt unter den Stößen der Trabanten hinſank, war er tief gekränkt, die Verfaſſung mit Füßen getreten. Brutus That hat allgemeine Bewunderung erregt, aber was ein mächtiges Volk Jahrhunderte lang mit tiefer Religioſität geehrt hatte, ſollte der Ehrſucht eines Einzigen geopfert werden — und was war der Erfolg! Eine treffliche Natur war vernichtet, um das Volk Schlechtern preis zu geben. Möchten diejenigen, die dieſe That einſeitig bewundern, Shakeſpeare's Julius Cäſar leſen und wieder leſen, das geheime Grauen, die Rache des Ermordeten geht durch das ganze Stück. Cäſars Geiſt vernichtet die Verblendeten, und der große Dichter wußte wohl, warum er dem Schauſpiele Cäſars Namen gab, es nicht Brutus nannte, obgleich jener kaum erſcheint, um wieder zu verſchwinden. Und wer war wahrhaft frey, innerlich kühnherrlich und mächtig, wenn nicht der große Geiſt, der das geſammte Leben unſerer Zeit und einer verſchloſſenen Zukunft gewaltig zu deuten vermochte!

Doch, wenden wir uns von der heidniſchen Zeit; wir ſind Chriſten, und ſollen billig nicht bloß ſo heißen, wir glauben, daß das Schickſal des Landes nicht in der Menſchen, ſondern in Gottes Hand gegeben iſt, ſorgfältig wachend ein Jeder auf der Stelle, die ihm Gott anvertraute, nie übermüthig, wenn Freiheit und Wohlſtand blüht, nie verzweifelnd, wenn Unterdrückung droht. In einer glücklichen Zeit, als das Chriſtenthum nicht gemißbraucht ward, irdiſchen Dünkel frevelhaft zu übertünchen, als es lebendig in den Gemüthern thronte, als man alle irdiſche Herrlichkeit und alles Wohl der Erde nur ſchätzte, in ſo fern es ein höheres Daſein lieblich durchblicken ließ, damals ſchauderte man ſchon deswegen vor einer That zurück, die den Bedrohten unvorbereitet traf, weil er in der

Blüthe ſeiner Sünden hingerafft würde, weil keine noch ſo große, ja edle Abſicht mit der Unthat verſühnen könnte, die den Menſchen ſeinem ewigen Schickſal plötzlich ohne Vorbereitung hingab. Und chriſtlich darf man in unſern Tagen einen ſolchen Frevel nennen!

Man wird vielleicht Wilhelm Tell nennen. O man nenne ihn nicht! Das Gräßlichſte war ſchon geſchehen, Geſetz und Herkommen, ja Leben und Sicherheit und weibliche Tugend war von den unſinnigen Tyrannen geopfert, des Vaters Pfeil hatte das Haupt des geliebten Sohnes Tod-drohend umſauſt. Mag die Sage wahr ſein oder nicht, ja wenn ſie nicht wahr iſt, deſto treffender ſpricht ſie. Das edle Volk möchte die wohlthätige Hand ſegnen; aber um das Grauen zu mildern, um die That zu rechtfertigen, müſſen ferne Sagen mit ihrem räthſelhaften Schein den Mörder beleuchten. Und wenn wir nun durch den herrlichen Dichter, den wir alle verehren, dieſe That wieder erleben, wenn der tief gekränkte Mann, ſein eigenes Leben, das gedrückte Land zu retten, lauſchend in dem Buſche liegt, wenn der Pfeil den ſichern Tyrannen in dem Hohlwege trifft, fährt nicht ein leiſer Schauder durch unſere Adern, iſt es nicht, als wenn ein nächtlicher Dämon uns drohend, irre führend, lockte, eine grauenhafte Empfindung, ſehr verſchieden von der, die uns ergreift, wenn in offenem Kampfe mit gleichen Waffen die gute Sache ſiegt. Diejenigen, die tiefer in die innerſte Mitte der Dichtung hineinzudringen vermögen, haben nicht mit Unrecht den Verfaſſer getadelt, als er den berüchtigten Kaiſermörder mit ſeinem Helden zuſammenbrachte, denn alle Bemühung des Dichters kann es nicht abwehren, daß der tiefe, ja widerwärtige Zweifel entſteht, den er eben heben wollte.

Und alle ſolche Thaten wollten äußere Gewalt äußerlich abweiſen, aber hier, wo die vielgeſtalte Meinung, ſchlecht oder gut, die keinem ausſchließend eigen iſt, durch keine Perſon dargeſtellt, geſtraft werden ſoll, hier iſt die That ſo widerſinnig wie frevelhaft.

Ihr rühmt den unglücklichen Mann, aber je beſſer er geweſen ſeyn mag, deſto furchtbarer. Mordthaten geſchehen täglich, daß der Nichtswürdige mordet erregt Abſcheu, aber nicht jenes innere Grauen: ja ſelbſt, wenn der Herrlichſte fällt durch gemeinen Mord, bedauern wir es zwar, aber das innere Erbeben, welches nothwendig entſteht, wenn eine Mordthat ſich durch Religioſität geheiligt wähnt, fühlen wir dennoch nicht. Es iſt das erſchütternde Gefühl einer verpeſteten Geſinnung, die ſchauderhafte Ahnung, daß ein Ungeheuer, tückiſchen Wahn erzeugend, mitten unter uns herumgeht, welches die Seele mit geheimer unſäglicher Angſt ergreift. Eine tiefliegende Stadt wird durch Dämme gegen das höhere Meer geſchützt. Das Meer, durch Fluth und Sturm bewegt, hebt ſich, die Wellen ſchlagen ungeſtüm an die

Dämme: wenn nun ein kleiner Waſſerſtrahl, ſcheinbar unbedeutend, hineingedrungen iſt, und in der Stadt erſcheint, dann iſt das ganze Volk von Angſt und unnennbarem Schrecken ergriffen, ein Jeder eilt herbei, man glaubt ſchon den unermeßlichen Ocean hereinſtürzen zu ſehen. Fluthen, durch Regen erzeugt, können Schaden anrichten, können Beſorgniſſe erregen, aber mit dem tiefen Grauen ſind dieſe nicht zu vergleichen, das ein ungleicher Kampf mit dem Unermeßlichen hervorruft. Vielleicht iſt Keiner ſo blödſinnig, Kotzebue's Ermordung öffentlich zu billigen; wenn jemand ſie aber mit Gleichgültigkeit, vielleicht mit geheimer Billigung nennt, der unterſuche ſich ſelber, vergehe in Reue, bis das Entſetzen in ihm reif wird, was ihn allein heilen kann.

Indem man nun aber mit Schrecken und Abſcheu dieſes Verbrechen vernahm, erzeugte ſich eine Furcht, die nur zu wahrſcheinlich ſchien, dieſe nehmlich, daß die deutſchen Re-

[illegible] ſich vorzüglich [illegible] entſchieden, die alle akademiſche Freiheit auf irgend eine Weiſe zu beſchränken. Schon früher hatte die Verſammlung der Studenten auf der Wartburg, mehr als billig, die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, die Ereigniſſe in Göttingen, obgleich ſie ſich in nichts von den Vorfällen, die ohne bedeutende Folgen auf Univerſitäten ſtattgefunden haben, unterſchieden, erhielten eine größere Bedeutung; der Krieg, der natürlicher Weiſe ein gemeinſchaftliches Intereſſe für alle deutſche Jünglinge hatte, erzeugte den Wunſch einer allgemeinen Verbindung, einer Vertilgung der alten landsmannſchaftlichen Trennung, die häufig zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab; auch dieſes urſprünglich durchaus unſchuldige, in löblichem Streben, ward von Vielen ſchlecht gedeutet, einzelne Unbeſonnenheiten, das altdeutſche Weſen und Benehmen, trugen viel dazu bei, den geſchöpften Verdacht zu verſtärken, Kotzebue's [illegible], obgleich ſie von einem einzigen

Unkunde des deutſchen Univerſitäts-Weſens zeugte, erregte lebhafte Beſorgniſſe, und wie natürlich, daß eine ſo unglückliche That dieſe vermehren muß. Denn wenn auch, wie wir überzeugt ſind, die ſtrengſte Unterſuchung beweiſen wird, daß der Verbrecher ohne Theilnehmer war, daß kaum einer ſelbſt ſeiner beſten Freunde die ſchreckliche That ahnete, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die wahnſinnigen Motive derſelben auf Irrthümer deuten, wie ſie ſich hier und da auf einigen Univerſitäten geäußert haben. — Ich theile dieſe Furcht nicht. Kein Schritt iſt geſchehen, der ſie begründen könnte, es wäre eine unerlaubte Thorheit zu glauben, daß die Regenten, die über das Wohl der Völker wachen, jene ewige Wahrheit der Geſchichte verkennen ſollten, daß keine innere Gewalt durch äußere Mittel abzuwehren iſt, eine Wahrheit, die wir zwar gegen das oberflächliche Geſchrei einer thörichten Menge zu wiederholen nöthig fanden, in Beziehung aber auf Regenten in Erinnerung zu bringen eine wahre Beleidigung wäre. Wie kann man glauben, daß es ihnen nicht bekannt wäre, daß ſolche Mittel mehr geeignet ſind, das Uebel zu vermehren, als es zu vernichten? Der Fanatismus zeigt ſich hin und wieder, aber mächtig, gefährlich iſt er noch nicht. Wie iſt er zu vernichten? Der König von Preußen, in einem Schreiben an die Univerſität Bonn, hat das wahre Mittel angegeben. Ernſthafte wiſſenſchaftliche Beſchäftigung der Jünglinge, und dieſe allein. So iſt alle Hülfe von den Univerſitäten zu erwarten. Dieſe ſind nicht Erzeugniſſe unreifer Begriffe, tief wurzeln ſie in der Geſchichte der Nation, deren Schickſale ſie theilten, deren wichtigſte und folgenreichſte Ereigniſſe ſie nicht ſelten herbeiführten, aus dieſer tiefen Wurzel haben ſie ſich ſtill entwickelt, lebendige Theile des lebendigen Ganzen, und während andere Theile, ergriffen von einer verwirrenden Zeit, zu ſchwanken anfingen, während der Adel unſicher wurde, die Zünfte zu verſchwinden drohten, ſtärkten ſie ſich, heimiſch und ſtark durch eigene geiſtige Freiheit, in ſich ſelber; ja unterjocht von fremder Tyrannei, die ihre Stärke, ihre Kraft, ihre Waffen nicht ahnete, wurden ſie die ſtillen Waffenplätze, die den heimatlichen Sinn rein erhielten, und rüſtig in ſich ſelber. Die Stätte wahrer Freiheit waren ſie von jeher. Unnütze Künſtelei, tändelnde Methoden drohten die Erziehung zu verderben, aber an dem feſten alterthümlichen Kerne der Univerſitäten brachen ſich ihre vernichtenden, verkrüppelnden Verſuche, und diejenigen Schulen blieben fortdauernd die tüchtigſten und beſten, die ihr altes Verhältniß gegen die Univerſitäten unverändert feſthielten, die ganze Erziehung dem ſtrengen Unterricht unterordnend. Auch die jetzt herrſchende Thorheit iſt nur vorübergehend, das Weſen der Univerſitäten unwandelbar, feſt, unerſchütterlich, wie das Weſen des Volks. Denn, was die Univerſitäten erhielt, als alle Verhältniſſe zu ſchwanken anſingen, war die angeerbte Tüchtigkeit, der geiſtige Adel, der nie erſtarb. Zum Weſen der Univerſitäten gehört aber die unabhängige Stellung der Studirenden untereinander und gegen die Lehrer, ja wir wagen die Behauptung, daß wenn das Ganze, wie vormals, mehr in ſich geſchloſſen beſtände, es aus eigner Kraft ein jedes fremde, oberflächliche Treiben aus der geſunden Organiſation ausſchließen würde. Selbſt die Studenten unter ſich haben eine eigne alte Geſchichte, deren bedeutſame Entwickelung zwar ſcheinbar durch die kriegeriſchen Ereigniſſe geſtört werden konnte, aber dennoch ſich wieder anknüpft, und unter den immer wechſelnden Gliedern ſich ſtetig fortbildet. Was der Krieg in der Jugend anregte, wird, an die wiſſenſchaftliche Bildung ſich anſchließend, dieſe veredeln, und wo mancherlei Abweichungen, mancherlei Ausſchweifungen ſich zeigen, mag man ſie wachſam lenken, doch ſo, daß jene Stetigkeit der Entwickelung nicht geſtöret werde. Der politiſche Fanatismus iſt dieſem Leben fremd. Ein ſolches hohles Geſchrei hat ſich nie aus den Univerſitäten erzeugt, es iſt ein fremder Anflug, der nie in das Innere des feſten Gebäudes dringen wird. Geſetzt aber, daß irgend ein Regent in Deutſchland nicht, wie unſerer, von jener innern nationalen Feſtigkeit überzeugt wäre. geſetzt, daß er es wagte durch beſchränkende Verfügungen die uralte akademiſche Freiheit in ihrem Weſen verletzend zu berühren, was würde der Erfolg ſeyn ? Jetzt tritt ein jeder Univerſitätslehrer unbefangen, rückſichtslos und freymüthig hervor; wie er es vermag, ſtraft er die Thorheit. Sich der freien ungehemmten Äußerung bewußt, nur der Wahrheit unterworfen, erſcheint er in ſeiner ganzen Würde, und was er ſagt wird ſicher gehört und erwogen. Wenn aber die äußere Gewalt da gebieten will, wo nur der innern die Herrſchaft gebührt, wird der Beſte verſtummen. Denn keiner wird ſich erniedrigen zum Werkzeug einer unrechtmäßigen Gewalt, wer aber auch unter ſolchen Umſtänden noch ſpricht, der erbittert nur, ſeine Wirkung iſt verloren, die Wahrheit ſelber verliert ihre Kraft von einem Knecht geſprochen. So hat der verblendete Regent die eigentlichen Waffen vernichtet und ſtreitet mit Waffen, die niemals treffen, er hat das innerſte, heiligſte Eigenthum des Volkes angegriffen, der Fanatismus, den er vernichten wollte, wird ſchleichend im Finſtern wuchern, die äußere Gewalt ſteigert die Erbitterung, und früh oder ſpät bricht ſie Vernichtung drohend hervor, deſto gefährlicher je geheimer ſie wirkt.

Aber nun, da eine ſolche Furcht billigerweiſe eine thörichte genannt werden muß, können wir ruhig eine vorübergehende Erſchütterung anſehen, und der unglückliche, bedauernswerthe junge Mann wird, wir ſagen es mit Zuverſicht, das letzte Opfer einer hohlen Thorheit ſeyn, wie er das erſte war. Noch indem ich dieſe Zeilen ſchließe, habe ich einen vormaligen Freund des Unglücklichen geſprochen, einen ruhigen, beſonnenen Mann, der jene Thorheit keineswegs theilt. Er hat mich verſichert, daß er nie einen edlern, herrlichern Jüngling gekannt habe. Wie furchtbar iſt die wahnſinnige Verrücktheit, die eine ſolche Seele auf eine ſolche Weiſe verblenden kann, und wenn irgend Jemand ſich bewußt wäre, daß er die frevelhafte That in das fleckenloſe Gemüth eines edlen Jünglings warf, wenn dieſer Nichtswürdige ſicher, daß der Verblendete ihm nie nennt, im Verborgenen, gefahrlos, die Folgen ſeiner ungeheueren Miſſethat erlebt, welch' eine irdiſche Strafe wäre hart genug für einen ſolchen Böſewicht? —

Eine That wie dieſe muß die irdiſche Gerechtigkeit ſchonungslos ſtrafen. Keiner zweifelt daran. Daß indeſſen Thaten denkbar ſind, die in den Augen des menſchlichen Richters ſtrafbar, durch den Geiſt der Liebe geheiligt ſind, wird zugeſtanden, jener rohe Phariſäismus einer eingeſchränkten menſchlichen Sittlichkeit aber, der, wenn er die Jugend anſteckt, von aller wahren Liebe entfremdet, von verworrenen Anſichten unterſtützt den größten Frevel erzeugen kann, deſſen furchtbar krankhaft verzerrter Gipfel aus der gerügten Mordthat hervorblickt, wird, wie irdiſch, ſo durch das Chriſtenthum gerichtet. Die Anſicht, die eine ſolche That möglich machte, erſcheint dem Verſtändigen gering und gemein, dem wahrhaft Sittlichen nichtswürdig, dem Frommen verabſcheuungswerth.

Bücher-Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung **Joſef Max und Komp.** in **Breslau**, ſind folgende Bücher erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Bredow's, G. G., Nachgelaſſene **Schriften.** Mit dem Bildniß und Leben des Verfaſſers, herausgegeben von Dr. J. G. Kuniſch. gr. 8. 2816. 1 rthlr. 22 gr.

Gaß, Dr. J. Chr., Jahrbuch des proteſtantiſchen Kirchen- und Schulweſens von und für Schleſien. gr. 8. 1818. 2 rthlr.

Hagen, Fr. H. von der, **Briefe in die Heimat**, aus Deutſchland, der Schweiz und Italien. Mit 2 Abbildungen. 1r 2r 3r Band. 8. 1818, 19. Geheftet 4 rthlr. 12 gr.

Hagen, Fr. H. von der, **Nordiſche Heldenromane.** 1r bis 3r Band. **Wilkina-** und **Niflunga-Saga**, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8. 1814. Geb. 4 rthlr.

—— —— **Nordiſche Heldenromane.** 4r Band. **Volſunga-Saga**, oder Sigurd der Faſnirstödter und die Niflungen. 8. 1815. 1 rthlr. 4 gr.

Linge, Dr. C., de Arte gymnastica in gymnasiorum disciplinam recipienda. 8. maj. 1818. 4 gr.

Mücke, M. H., Das kleine Blumenzeichenbuch. Dreißig Steindruckblätter in Kreidemanier. 8. In Futteral 1 rthlr.

Paſſow, Franz, **Turnziel.** Turnfreunden und Turnfeinden. 8. 1818. Geheftet 22 gr.

Paſſow, Franz, Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und meines Turnziels. 8. 1818. Geh. 4 gr.

Ueber Deutſchlands
proteſtantiſche Univerſitäten.

Antwortſchreiben
an den
Herrn Präſidenten von Lüttwitz

R

von
Henrich Steffens.

1820.
Verlag von Joſef Max in Breslau.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ew. Hoch Wohlgeboren werden verzeihen, daß ich Ihr mir früher zugeſandtes, jetzt gedrucktes Schreiben öffentlich beantworte. Daß ich den Inhalt deſſelben nicht billigte, haben Sie von mir mündlich erfahren; und wenn ich die Gründe nicht ſchriftlich entwickelte, ſo war dieſes nur deßwegen, weil, was nur unter uns verhandelt werden ſollte, ſich leichter und bequemer, wie allſeitiger, perſönlich discutiren ließe, und ich eine ſolche Gelegenheit, wenn Sie mir etwa die Ehre Ihres Beſuchs gönnen wollten, wohl noch zu finden vermeinte. Anders liegt die Sache jetzt, da unter ſo veränderten Umſtänden Ihr Schreiben öffentlich erſchienen iſt. Sie haben nicht etwa dieſe oder jene Lehrer der Univerſitäten, ja nicht blos einzele Univerſitäten, vielmehr das ganze Inſtitut, in allen ſeinen Verzweigungen angegriffen. Sie berufen ſich auf meine eigenen Aeußerungen, ja Sie betrachten meine Schrift: *Ueber Kotzebue's Ermordung*, nur als eine diplomatiſche, deren Zweck es iſt die akademiſche Freiheit zu retten, ohne daß ich als Weltweiſer das allgemeine Intereſſe hiebei genügend aus- und angeſprochen hätte. (S. 6.) Was dieſe Behauptung, daß meine

Schrift nur eine diplomatiſche wäre, für mich Beleidigendes, ja ſelbſt meine Würde als Lehrer Herabſetzendes enthält, überſehe ich, weil ich mich gegen dergleichen nie vertheidige, und ich würde keinesweges ein Wort darüber verlieren, wenn die Sache nicht jetzt eine ganz andere Bedeutung erhielte. Staaten können in Verwickelungen gerathen, die eine gewaltſame That nothwendig machen, ohne daß man die Gründe dieſer Nothwendigkeit in ihrem ganzen Umfange zu entwickeln vermag; ja Umſtände können ſtatt finden, die ihre Verheimlichung erfordern. Staaten dürfen frühere Verirrungen nicht geſtehen, damit das Vertrauen nicht wankend werde. In ſolcher Lage muß man den Schritt beſchönigen, und die Manifeſte ſind, in dem von Ihnen genommenen Sinne nur diplomatiſch.

Man hat lebhaft und ſeit Jahrhunderten über die Zuläſſigkeit ſolcher Beſchönigungen gewaltſamer Maaßregeln geſtritten, die mit der bedenklichen Unterſuchung über den Zuſammenhang zwiſchen Moral und Politik zuſammenfällt; eine Unterſuchung, die ich hier billig bei Seite ſetze. Wenn aber Inſtitute des Staats zu irgend einer Zeit verdächtig werden, wenn man ſie als die Quelle mancherlei Uebel anſieht, ſind ſolche Beſchönigungen nicht allein unklug, ſondern auch verwerflich und tadelnswerth im höchſten Grade. Ein ſolcher Diplomatiker, wie Sie ihn gemeint haben, war ich nie, ja, daß ich ganz und durchaus unfähig bin ein ſolcher zu ſein, iſt es vorzüglich, was man mir verwirft. Meinungen und Anſichten, die in unſern Tagen die Gemüther verwirren, habe ich unbefangen geprüft, die Quellen der Irrthümer, wie ich es vermochte, aufzudecken geſucht, auf eine Reform des Erziehungsweſens lebhaft und eifrig gedrungen. Eben deßwegen habe ich mir die heftigſten Angriffe zugezogen, ich werde, von Verblendeten unter die Ankläger der Univerſitäten gezählt. Wenn Sie mich nun zugleich unter die ungeſchickten Vertheidiger rechnen, ſo würde dadurch der obige Vorwurf in der That verſtärkt werden, und ich würde als ein Advocatus Diaboli erſcheinen, der, indem er zugibt, daß derjenige, den er zu vertheidigen unternimmt, der böſe Geiſt ſei, ſchon zum voraus ſeine Vertheidigung vernichtet.

Indem ich das ungeſtüme und grundloſe Treiben der Jugend unbefangen aufzudecken ſuchte, glaubte ich es hinreichend, das Verhältniß der Univerſitäten zu dieſen Verirrungen anzudeuten, und ich habe mir's vielleicht vorzuwerfen, daß ich dieſe Seite der Betrachtung nicht mehr hervorhob. Es wäre eine unverzeihliche Eitelkeit, wenn ich glauben wollte, daß dieſe Vernachläſſigung irgend einen ſchädlichen, oder daß eine genauere Erörterung einen wohlthätigen Einfluß gehabt haben würde: aber die Gelegenheit, die Ihre öffentliche Aufforderung mir an die Hand gibt, glaube ich allerdings benutzen zu müſſen. Ob es nun, ebenjetzt die rechte Zeit ſei? Ich ſollte es glauben; wie ich überhaupt nicht die Meinung derer theile, die ein vollſtändiges Stillſchweigen, ſeit das Cenſuredict erſchien, für nöthig und nützlich halten. Sie, Herr Präſident! haben von Rechtswegen eine andere Meinung. Freilich ſcheint das Datum, Gorkau den 3ten Auguſt, anzudeuten, daß Sie das Schreiben vor der Bekanntmachung des Cenſur-Edikts drucken ließen; aber wie Sie damals eine Veranlaßung fanden, das Schreiben, vielleicht für Freunde, drucken zu laßen, ſo müſſen Sie einige Monate ſpäter eine andere Veranlaßung gefunden haben, das früher Gedruckte in das Publikum zu bringen. Denn erſt im Anfange Dezember kam das Schreiben in die Buchhandlung, alſo ohne allen Zweifel unter der Aufſicht der damals ſchon angeordneten allgemeinen Cenſur. Ich finde kein Bedenken, hiemit das Geſtändniß abzulegen, daß ich meine öffentliche geäußerte Meinung über die Preßfreiheit nicht geändert habe: aber eben ſo unbefangen ſehe ich das feſteſte Vertrauen in die wiederholt gegebene Verſicherung der großen Liberalität der angeordneten Cenſur; ja Ihr Schreiben iſt mir ein auffallender Beweis von der Wahrheit dieſer Verſicherung. Sie haben, unter der Aufſicht der Cenſur, einen Angriff auf die ehrwürdigſten, wiſſenſchaftlichen Inſtitute des geſammten Deutſchen Reichs, wenn auch nicht drucken, doch publiciren laßen. — Man hat es Ihnen nicht verwehrt. In der That, ein erfreulicher Beweis für die große Liberalität der Preußiſchen Cenſur!

Das herrſchende dumpfe Stillſchweigen ſcheint mir Beleidigender noch, als das frühere übertriebene Geſchrei. Man wird ſagen, es ſei noch zu kurze Zeit, ſeit der Bekanntmachung des Cenſur-Edikts verfloſſen. Aber wie! kurz vorher ward alles was geſchah, berathen, beſprochen, reife und unreife, beſonnene und wild leidenſchaftliche Unterſuchungen erſchienen in großer Menge, ja in gewiß nicht unſchädlichem Ueberfluß, — und jetzt, weil das leidenſchaftliche Geſchrei aufhören muß, ſoll auch das ruhige und beſonnene Urtheil verſtummen? Dieſe Vorausſetzung iſt wahrhaft beleidigend. Die Staatszeitung, das einzige Blatt, welches öffentlich eine Meinung zu haben wagt, verſichert wiederholt, daß die Cenſur der ruhigen Widerlegung kein Hinderniß entgegenſtellen will, ſie wünſcht eine ſolche in ihrem Sinne, d. h. ſie will recht gründlich und vollſtändig widerlegt ſein. In den neueſten Zeiten iſt freilich der Ton ein anderer. Sie kann ſich nicht vertheidigen, nicht widerlegen, ſo lange ſie allein ſchreibt; und die Widerlegung unterdrückter Schriften, die man nur aus ihrer Relation kennt, wird ſie ſelber nicht für etwas Gründliches ausgeben, theils weil das Verbot ſelbſt ſchon eine Widerlegung iſt, ein Beweis des Unreifen, Leidenſchaftlichen, theils weil ein jedes Urtheil, wie es bei den Leſern vorausgeſetzt wird, eine unparteiiſche Vergleichung der Acten vorausſetzt. Sie iſt daher jetzt blos herausfordernd, und manche Aeußerungen ſind den gewagten Theſen ähnlich, die zum Widerſpruch reizen ſollen. Aber weder jene oft wiederholte Verſicherung, noch dieſe Herausforderung hat gefruchtet. Ein dumpfes Stillſchweigen hat die redſeelige öffentliche Schwatzhaftigkeit verdrängt, als könnte man ſo thöricht ſein zu glauben, daß derjenige Staat, der nun, ſeit wenigſtens 70 Jahren, ſo ſehr wie irgend ein anderer in Europa, ja mehr als die meiſten, freies, öffentliches Urtheil gewährt und gepflegt hat, jetzt auf einmal die Freimüthigkeit aus ſeinen Gränzen verbannt habe.

Da ich nun eine ſo beleidigende Meinung niemals getheilt habe, ſo glaube ich nichts zu wagen, wenn ich die Univerſitäten gegen Ihre Privatangriffe, offen und redlich vertheidige. Aber verzeihen Sie, wenn ich noch eine Bemerkung voranſchicke. Sie haben einige Blößen gegeben, die demjenigen, der Ihr Schreiben prüft, nicht leicht entgehen werden. Ich habe ſie nicht benutzt, eben weil ich alles, was einem, in Ihrem obigen Sinne, diplomatiſchen Verfahren ähnlich ſieht, verſchmähe. Die Sache ſcheint mir zu wichtig, und muß von einem größern als blos perſönlichen Geſichtspunkt aus betrachtet werden. Wenn ich hier und da einige Schwächen Ihrer Schrift berühre, ſo wird der Grund, aus der Art, wie es geſchieht, wie ich glaube, von ſelbſt deutlich werden.

Es iſt ein übles Zeichen, wenn in Zeiten allgemeiner Verwirrung ein jeder Stand anfängt den andern zu beſchuldigen. Wir ſind aus einer Art politiſcher Unſchuld ausgetrieben, haben insgeſammt von dem Baume des Erkennens genaſcht, deſſen Früchte von außen lieblich anzuſchauen ſind, aber herbe und unreif eine ſinnbethörende Kraft haben. Und als nun die Sonne des ruhigen Tages ſich neigte, als ſtürmiſche Leidenſchaft jede Bruſt bewegte, als es anfing dunkel zu werden in uns und um uns, da erſchien der Herr in dem Garten und ſeine drohende Stimme ließ ſich hören, daß jeder ſie vernahm, als er rief: wo biſt du? Und ein Jeder verbarg ſich vor der Stimme des Herrn, emſig bemüht die eigene Blöße zu decken. Aber der Ruf erſcholl abermals, und wir mußten erſcheinen.

Und vor den Richterſtuhl Gottes tretend fing nun die wechſelſeitige Klage an. Ein jeder beſchuldigte den andern, ſeine eigene Blöße glaubte er dem Ewigen, alles Durchſchauenden, verbergen zu können. Der Adel ſprach: Du hatteſt uns und unſere Geſchlechter geſegnet, o Herr! aber Deinen Segen mißgönnen uns die übermüthigen Bürger, und die Du uns unterworfen hatteſt, lehnen ſich auf, und die Du zum Dienen beſtimmt hatteſt wollen Herren ſein. Und die Bürger und Bauern antworteten: Du haſt uns die Augen eröffnet, o Herr! daß wir den Druck erkannten, dem wir unterlagen; und als Du das Geſchlecht ſtrafteſt vor Zeiten, da ſprachſt Du, ein Jeder ſoll im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeiten, aber ſie wollen ſich mit unſerm Schweiß ernähren und unſere Arbeit ſoll ihnen ein Paradies ſchaffen: ſo ſpotten ſie Deiner und Deiner Drohung. Und als die Verwirrung zunahm, wandte man ſich gegen diejenigen, denen die Deutung der Zeit gegeben war, und ſprach: Siehe, dieſe haben uns verwirret, ſtatt uns zu beruhigen. Sie aber antworteten: nicht unſere Deutung, aber der verkehrte Sinn hat ſie verwirret. Denn was aus ruhiger Betrachtung entſprang, deutete ein Jeder ſelbſüchtig für ſich. Da erſchienen die Prediger und riefen: Deine Tempel ſtehen leer und die Andacht iſt aus den Völkern gewichen. Aber die Gemeinden antworteten: Deine Prediger haben uns vertrieben, nicht Dein Wort hörten wir da, ſondern die eigene thörichte Weisheit, und da mußten wir, irrend, Dich ſuchen durch eigene Betrachtung. Da antwortete der Herr: Mich ſuchte keiner, ein Je der ſich allein. Denn in mir allein findet ihr den Frieden, und ſo ſeid ihr der Verblendung hingegeben, bis ein Jeder ſich beſchuldiget in ſtiller Reue und entſchuldiget die übrigen. Bis dieſe Zeit gekommen, daß die Liebe keimt in eurer Bruſt und ein jeder Stand den andern fördert, herrſche die Verwirrung unter euch, die Strafe, da ihr die Verſöhnung verſchmähet.

In dieſer Verwirrung erzeugte ſich das finſtre Ungeheuer, der allſeitige Verdacht, und entfremdete die Gemüther immer mehr, deſto furchtbarer, weil er nirgends begründet, allenthalben herrſchte, und ſich aus ſeiner eigenen Leere immer rieſenhafter gebar, ein gränzenloſes Geſpenſt der einbrechenden Nacht. Illuminaten und Jacobiner! rief man dort, Jeſuiten, Freimaurer, Finſterlinge! rief man hier. Ein Jeder trieb ſeinen Spott mit dem Verdachte der Gegner, aber an den eigenen glaubte er deſto feſter. Und ſo kam es dahin, daß auch die Wahrheit die Verwirrung ſteigern mußte, wie der Irrthum: denn eine jede Enthüllung des Irrthums ward in eine Beſchuldigung, eine jede Warnung in eine Anklage verkehrt.

Aus dieſem gährenden Mittelpunkte des allgemeinen wechſelſeitigen Verdachts ſind nun auch Ihre Beſchuldigungen und darauf gegründeten Anklagen gegen die Univerſitäten entſprungen. Alles, was Sie, Herr Präſident! behaupten, iſt nur in dem Verdachte gegründet, den Sie vorausſetzen, und ſoll dazu dienen ihn zu verſtärken, um die Nothwendigkeit ſolcher Maaßregeln zu beweiſen, die, wenn ſie in der von Ihnen angenommenen gränzenloſen Ausdehnung von der höchſten Gewalt gebilligt und ausgeführt würden, die Univerſitäten, ihrer innerſten Bedeutung nach, zerſtören würden. Zwar, wie Ihre Beſchuldigungen höchſt unbeſtimmt ſind, äußern Sie ſich auch nirgends deutlich über die zu ergreifenden Maaßregeln, nur ganz im Allgemeinen wollen Sie, daß die äußere Gewalt zugreifen, hemmen, beſchränken ſoll; aber dieſe Unbeſtimmtheit, die keine Gränzen der nothwendigen Hemmung anerkennt, iſt eben am gefährlichſten, und einzele Aeußerungen laßen auch errathen, wie tief, ja bis zur Vernichtung des Weſens der Univerſitäten, die Gewalt befugt ſei zu wirken. „Warum, ſagen Sie, (S. 19) wird über Hallers ſtaatswiſſenſchaftliches Werk, welches ächt Chriſtlichen Sinn athmet, ohne dem Despotismus nur irgend zu huldigen — — — — noch auf keiner Deutſchen Univerſität geleſen? — — — Sollte keinem Regenten die innere Gewalt zuſtehen, etwa zu befehlen, daß irgend einer ſeiner reichbeſoldeten Profeſſoren über dieſe, nicht zum politiſchen Fanatismus irre leitenden Schriften Vorleſungen halten ſolle, wenigſtens ſo lange, bis eine gründliche Widerlegung derſelben erfolgte? oder wollen Sie eine ſolche, rein-geiſtige Verfügung äußere Gewalt nennen?" Wem gebührt es denn, frage ich, über den reinwiſſenſchaftlichen Werth einer ſolchen Schrift zu urtheilen? Doch wohl den Meiſtern in dieſem Fache; und wo ſind ſie, wenn nicht auf den Univerſitäten? Wenn nun der Lehrer den ihm gewordenen Auftrag benutzte, um, was im vorliegenden Falle ein Leichtes wäre, zu beweiſen, daß der Verfaſſer von den ſeichteſten Vorausſetzungen ausgehend, mit unſäglicher Breite das Alltäglichſte behandelt, das eigentliche wahre Problem der Staatswiſſenſchaft aber gar nicht berühre, ja nicht einmal kenne? Wenn er ſeine tiefe philoſophiſche Unkunde aufdeckte, wenn er klar darthäte, daß ſeine Lehre, wenn auch nicht politiſchen Fanatismus, doch die lebhafteſte Unzufriedenheit mit der beſtehenden Verfaſſung unſeres Staats erzeugen müſſe, weil ſie mit den meiſten und wichtigſten Einrichtungen, mit der Art der Adminiſtration, mit dem herrſchenden Syſtem der Steuern und Abgaben, mit dem allgemeinen Conſcriptions-Syſtem in den härteſten Widerſpruch ſteht? Soll dann etwa der Lehrer daran gehindert, ſoll er wohl ſogar beſtraft werden? Und ein Befehl von Oben, eine Schrift in dem Fache, in welchem er alle Kräfte ſeines Lebens aufbietend, nach der Meiſterſchaft ringt, oder ſie, dem öffentlichen Urtheile nach, ſchon errungen hat, für vortrefflich, ächtwiſſenſchaftlich, zweckmäßig als Grundlage für ſeine Vorträge anzuſehen, wäre die Aeußerung einer rein geiſtigen Gewalt. Welche Anſicht von der geiſtigen Gewalt?

Die Beſchuldigungen, die zu ſolchen Maaßregeln berechtigen ſollen, ſind, behaupte ich, nirgends begründet. Nicht eine einzige beſtimmte Thatſache, deren Urſprung aus den Univerſitäten nachgewieſen wäre, iſt angegeben. Nichts, als ein nirgends begründeter Verdacht. Eine Stelle (S. 14.) iſt merkwürdig. Ich habe geſagt, daß die furchtbare Krankheit, die Sands Mordthat herbeiführte, eine ſolche wäre, deren Elemente in der Zeit lägen. Sie fragen darauf „wie kamen dieſe Elemente kranker Geſinnung in dieſe Zeit?“ Allerdings die Hauptfrage. Wer erwartet nun nicht, da die härteſten Beſchuldigungen begründet werden ſollen, eine gründliche Unterſuchung? Wie ſehr wird man getäuſcht! Nichts findet man, als folgende ſonderbare Zumuthung: „Man denke ſich für dieſe gegebene Zeit alle Deutſche Univerſitäten, Profeſſoren, politiſche Journale, beſonders die aus den Weimariſchen Landen kamen, hinweg; würden dann auch die Elemente ſolcher Geſinnungs Krankheit noch dieſelben ſein? Würde dann Sand den Weg nach der Wartburg und von Jena über andre Deutſche Univerſitäten in Kotzebue's Haus und Herz geſucht und gefunden haben?“ Nun in der That, Sie haben Recht, — wären weder Univerſitäten, noch Profeſſoren, noch Studenten, ſo würde kein Student Kotzebue'n ermordet haben, das iſt völlig klar und unwiderlegbar. Aber iſt damit irgend etwas bewieſen? Daß eine fanatiſche Geſinnung auf eine beunruhigende Weiſe ſich unter den Jünglingen, auch auf den Univerſitäten, gezeigt habe, wird zugeſtanden; daß ſie ſich nicht auf den Univerſitäten gezeigt haben würde, wenn gar keine da wären, das iſt unlaugbar. Was aber bewieſen werden ſoll, iſt, daß ſie aus den Univerſitäten entſprungen ſei. Wo die Symptome einer Krankheit ſich zeigen, iſt nicht nothwendig der Sitz derſelben, und nur die Unkundigen richten die Heilmittel gegen die Symptome, der kundige Arzt fragt nach der Quelle der Krankheit. Sie ſcheinen ferner daraus ein Hauptargument herzunehmen, daß die Univerſitäten den Unfug geduldet haben. Aber wo iſt das geſchehen? Bei dem Unfug auf der Wartburg griffen die Regierungen ſo ſchnell zu, daß den Univerſitäten nichts zu thun übrig blieb. So eilig wie die Regierungen konnten ſie nicht handeln, weil ihre ganze Einrichtung eine vorangehende gründliche Unterſuchung erfordert. Sonſt, Hr. Präſident! muß ich Sie auffordern, beſtimmt anzugeben, welchen politiſchen Unfug irgend eine Univerſität, wenn er zu ihrer Kunde kam, auf eine ſtrafbare Weiſe geduldet habe. Doch Sie gehen noch weiter. Wir ſollen verantwortlich ſein für eine jede Thorheit, die irgend ein Journal- oder Zeitungsſchreiber begeht, weil er auf irgend einer Univerſität ſtudiert hat. Sie führen Stellen an aus Welt und Zeit und andern Blättern, und werfen uns vor, daß wir ſie nicht widerlegt haben. Aber, Sie ſcheinen mit uns und unſern Studien nur wenig bekannt. Wir kennen dergleichen Zeug, ſolche ſchnell vorübergehende Aftergeburten einer kümmerlichen Oberflächlichkeit ganz und gar nicht, und Sie können völlig überzeugt ſein, daß ſolche Seichtigkeiten, unter allen Leſenden im ganzen Deutſchen Reiche, eben den Profeſſoren der Univerſitäten am unbekannteſten bleiben. Welch' eine ungeheure Zumuthung, daß wir, berufen aus dem Schatze des geiſtig Gediegenſten, was der menſchliche Geiſt entfaltete, den innern Reichthum der wiſſenſchaftlichen Bildung im Lande zu pflegen, uns mit den fliegenden Blättern bekannt machen, uns in den Abgrund der Verwirrung deshalb hineintauchen ſollen, um das zu widerlegen, was am ſicherſten vernichtet wird, wenn man gar nicht darauf achtet. Ja wäre es möglich, daß wir uns mit ſolchen Kläglichkeiten beſchäftigen könnten, ohne den leicht beweglichen Sinn der Jugend darauf aufmerkſam zu machen? Wir aber ermahnen unſere Jugend nie etwas Schlechtes, Seichtes zu leſen, immer nur ſich zu ſtärken und zu bilden durch dasjenige, was durch ſeine geiſtige Trefflichkeit bewährt iſt in jeder Richtung. Sollten wir aber jede Thorheit derer, die auf Univerſitäten ihre Zeit verdarben, verantworten, dann müßten wir auch Anſpruch machen auf jede Tugend und jegliches Verdienſt der Männer, die von uns einmal gebildet, an der Spitze aller Geſchäfte des Landes glänzen; dann aber wäre der ganze Staat uns auf eine ſolche Weiſe verpflichtet, daß eine jede Aufſicht, eine jede Lenkung, ohne Sinn ſein würde. Denn, da kaum irgend ein großer Staatsbeamter da iſt, der nicht auf einer Univerſität gebildet worden, ſo würde alle richtende, adminiſtrative, ja in jeder Richtung ordnende Gewalt von uns ausgehen: und welche Gewalt im Staate könnte nun wohl befugt ſein, ſich gegen dieſe Quelle aller Gewalt zu wenden? Aber wir laßen den trefflichen Männern, die gewiß auf den Univerſitäten die wahre Univerſität zu finden wußten, unbedenklich ihr Verdienſt als ihr heiligſtes Eigenthum, hoffen aber, daß Sie, Hr. Präſident! uns von einer Verantwortung entbinden werden, welche die Bedeutſamkeit der Univerſität, anſtatt ſie zu beſchränken, über jede Gränze hinaus ausdehnen würde.

Ich könnte hiemit die Prüfung Ihrer Beſchuldigungen gegen die Univerſitäten beſchließen, wenn ich es nicht nöthig fände, eine Stelle zu berichtigen, die mich perſönlich betrifft, und die, wenn ich ſie unberührt ließe, Anſichten über mein Verhältniß zu meinen Collegen verbreiten könnte, die ich auf keine Weiſe dulden mag. Ich habe in dem kleinen Aufſatze „über Kotzebue's Ermordung (S. 11.) geſagt: „Was der Krieg in der Jugend anregte, wird, „an die wiſſenſchaftliche Bildung ſich anſchließend, dieſe veredeln, und, wo mancherlei Abweichungen, mancherlei „Ausſchweifungen ſich zeigen, mag man ſie wachſam lenken, doch ſo, daß jene Stätigkeit der Entwickelung (die „in der Geſchichte der Univerſitäten ſich zeigt) nicht geſtört „werde.“ Sie haben (S. 17.) dieſe Lenkung auf den Staat bezogen, als wenn nur dieſer, nicht die Univerſitäten ſelber die Jugend zu lenken vermöge, was ich wenigſtens in der angeführten Stelle nicht geſagt habe. Darauf fahren Sie folgendermaßen fort: „wenn aber die dazu angeſtellten Lehrer und Führer, wie faktiſch erwieſen, es „nicht allgemein thun, ſondern zum Theil poſitiv und negativ durch That, Schrift und Unterlaßung die erkannten Irrleitungen beförderten, wie dann?“ Hier finden wir wieder eine bloße Behauptung, eine völlig unbegründete Beſchuldigung, die freilich ſo geſtellt iſt, daß ſie ſich gewiſſermaßen rechtfertigen ließe, aber dann auch alle Bedeutung verliert. — Denn das erwieſene Factum, daß die Profeſſoren nicht allgemein die Jugend zweckmäßig leiten, ſondern zum Theil das Tadelnswerthe befördern, findet ſeine Anwendung, wenn auch aus der Menge derſelben nur ſehr wenige ſich ſolcher Vergehen zu Schulden kommen ließen. Was aber hätte bewieſen werden ſollen, war, daß dieſe einen ſchädlichen Einfluß auf das Ganze ausübten, daß die übrigen, ſei es aus Furcht oder weil ſie die Gegner nicht zu überwältigen vermochten, von dieſen in ihrer ordnungsmäßigen und wohlthätigen Wirkung gehemmt wurden, überhaupt, daß die Univerſitäten, bei den zugeſtandenen Unordnungen und Ausſchweifungen der Jugend nicht im Stande ſeien ſie zu lenken. Aber von allem dieſem finden wir keine Spur, hier, wie überhaupt in der ganzen Schrift nicht — „wenn, fahren Sie darauf fort, indem Sie ſich an mich wenden, „wie z. B. aus der Turnfehde „gegen Sie, noch näher erkannt werden kann, welcher un„heilige Sinn die Gemüther von Profeſſoren in ihren offen„kundigen Aeußerungen beherrſcht? wenn unſre politiſchen „Schriftſteller, welche mit ihren kategoriſchen Imperativen „regieren zu wollen ſich anmaßen, unaufhörlich in die Ge„ſetzgebung idealiſtiſch und ungeſtüm einzugreifen trachten, „und trotz ihrer Widerſprüche und Gegenbeſchimpfungen die „ungebildete Volks-Stimme für ſich uſurpiren? Mir ſchau„dert vor dem Sündenregiſter aus den Schriften dieſer „Männer.“ — und nun folgt unmittelbar — „Preßfrei„heit und akademiſche Freiheit müſſen daher nothwendig „auch unter äußerer Gewalt der Geſetze und ihrer Vollſtre„cker ſtehen u. ſ. w.“ — Unter den Geſetzen ſtehen wir alle, und eine Freiheit, die ſich nicht den Geſetzen unterordnet, iſt ſchon dadurch keine, ſie iſt Empörung. — Was wollen Sie alſo, Hr. Präſident, mit Etwas ſagen, was ſich ganz von ſelbſt verſteht? Wo ein Profeſſor offenkundig und faktiſch die Jugend irreleitet und öffentlich und vor aller Welt Sünden auf ſich ladet, vor welchen der ruhige Bürger zurückſchaudert, da wird er billig hart und öffentlich beſtraft; und ſo fehlerhaft iſt unſere Geſetzgebung, Gottlob! nicht, daß ſie einen ſolchen Verbrecher gegen den Staat nicht zu treffen wüßte. Aber Ihre Meinung iſt offenbar eine andere; was Sie behaupten, hat, wie Ihr ganzer Brief zeigt, den Sinn, daß diejenige Verfaſſung, die auf eine geſetzmäßige Weiſe bis jetzt beſtand nicht hinreiche, daß neue Geſetze dieſe Verfaſſung beſchränken, ihre, bis jetzt von den Staat zugeſtandenen Rechte und Freiheiten, zum Theil wenigſtens, aufheben müßte. — Und nun ſoll ein Streit, den ich mit einigen Collegen geführt habe Ihnen zum Beweiſe dienen, daß ſolche Beſchränkungen nothwendig wären! Schwiege ich, dann würde man von Rechtswegen glauben, ich billigte Ihren Schluß, man würde mir vorwerfen, daß ich aus Rachſucht, aus verletzter Perſönlichkeit, mit Vergnügen ſähe, wenn die ehrwürdigen, ja durch Gelehrſamkeit, gründliche Forſchung, religiöſen Sinn, in ganz Europa geachteten und geſchätzten, durch die erhabenſten Erinnerungen vaterländiſcher Geſchichte geheiligten Inſtitute, deren Mitglied zu ſein mein größter Stolz iſt, die Opfer einer kleinlichen, verabſcheuungswürdigen Privatrache würden. Wahrlich, alle Angriffe, die ich von leidenſchaftlichen, mir unbekannten Männern habe erdulden müſſen, hätte ich verdient, und mehr, unendlich mehr als dieſe wenn ich zu ſo etwas fähig wäre. Aber, erlauben Sie, Hr. Präſident! daß ich Ihnen ſagen muß, Sie ſeien über mein Verhältniß zu denen Collegen, mit welchen ich in öffentlichen Streit gerathen bin, ſehr übel unterrichtet. Diejenigen, von mir geſchätzten Collegen, mit welchen ich öffentlich in Streit gerathen bin, gingen mit mir von denſelben Vorausſetzungen aus. Wir theilten das lebhafte Intereſſe für die Familien- und Schulerziehung, welches einem Univerſitätslehrer, der recht lebendig für ſeine Stellung lebt, ſo natürlich iſt; wir waren alle überzeugt, daß die Schul- und Familien-Erziehung an bedeutenden, ja der ganzen Zukunft gefährlichen Fehlern litt, daß beſonders die phyſiſchmoraliſche und die mit dieſer ſo eng verbundene religiöſe Erziehung äußerſt mangelhaft war. Dieſe Gebrechen zu heilen, war ihre völlig uneigennützige, in jeder Rückſicht zu lobende, Abſicht, wie meine. Es war ihnen nicht unbekannt, daß ich dieſe Abſicht mit ihnen theilte, und eben daher, überzeugt von der Reinheit der eigenen, konnten ſie ſich lange nicht davon überzeugen, daß ich eben ihr wahrer Gegner ſein könnte. Aber über die Mittel, die angewandt werden müßten, die Gebrechen zu heilen, waren wir durchaus entgegengeſetzter Meinung, und ch mußte, nur meiner innigſten Ueberzeugung folgend, ihr Gegner werden. Auch darin waren meine Collegen und Freunde mit mir einig, daß auf den Turnplätzen mancher- ei Unfug herrſchte. Sie glaubten aber es wäre das Gu- e überwiegend, ſie hofften, wenigſtens bei weitem die meiſten, eben durch ihren Einfluß das Schlechte zurückdrängen u können, und waren ſo entrüſtet, als ich die Mängel, ja ie Gefahr dieſer Richtung rückſichtlos aufdeckte, weil ſie befürchteten, daß nun die ganze Einrichtung, von welcher ſie manches Erfreuliche erwarteten, das Gute mit dem Schlechten zugleich zu Grunde gehen würde. Die Täuſchung, beſonders von Schullehrern, war natürlich. Unter ihren Augen ſahen ſie einige Jünglinge durch eine freiwillige Entſchließung, manche Fehler ablegen, wechſelſeitiges Vertrauen, Anhänglichkeit an die Lehrer, Mäßigkeit, ſtrenge Wahrheit, Fleiß ſahen ſie entſtehen, und alles faſt, was durch die beſtehende Schulzucht, durch Ermahnungen und Lehren bis jetzt nicht zu erlangen war. So unterlagen ſie einer edlen Täuſchung; und wer mit mir gelebt hat in dieſer Zeit und während ich durch namenloſe Skribler die unſinnigſten Angriffe erdulden mußte, der weiß, daß ich meine Gegner, auch wo ſie unbillig zürnten, fortdauernd ſo und nie anders beurtheilte, und öffentlich mich nie anders geäußert habe. Ich aber ſahe in dieſer Unternehmung den Gipfel einer Verirrung, die ſeit langen Jahren ſich allmälich entwickelt hatte und jetzt, in einer unruhig bewegten Zeit, ſchnell die höchſte Reife erlangte; ich fand die lärmende, betäubende Art und ſchnelle Wirkſamkeit der Reizmittel keinesweges heilſam, und will hier meine Gründe nicht wiederholen. Von einer Verfolgung durch Collegen weiß ich durchaus nichts. Die Art, wie ſie mich öffentlich angriffen iſt bekannt und unterſcheidet ſich in nichts von ſehr vielen Streitigkeiten, wie ſie unter Gelehrten ſtatt zu finden pflegen. Daß aber das öffentliche Geſchrei, welches ſich erhob, höchſt unanſtändig, ja empörend war, daß es mich überzeugen mußte, es ſei eben die rechte Zeit geweſen die ſchon bethörte

Jugend aus ſolchen Händen zu retten, das iſt allerdings wahr; und wenn nicht, nach dem natürlichen Gange der menſchlichen Schwäche, verblendet, müßte dieß ein jeder auch gefunden haben. Aber dieſe Angriffe rühren, ſo viel ich weiß, nicht von Collegen her. Doch geſetzt auch irgend ein Profeſſor auf irgend einer Univerſität gehörte zu den wüthendſten Gegnern und glaubte, man müſſe die Jugend auf die tollſte Weiſe in die Mitte der wilden Leidenſchaftlichkeit der Zeit hineinreißen, — was wäre in Beziehung auf die Univerſitäten damit bewieſen? Offenbar nichts. — Auf der hieſigen Univerſität z. B. hat ſich die ganz entſchiedene Pluralität, ſowohl unter den Profeſſoren als Studenten, für mich erklärt und hat ſelbſt die gutgemeinte Verirrung meiner Gegner nicht getheilt.

Indem ich nun von dieſer perſönlichen Sache, die ich berühren mußte, mich abwende, will ich auch weiter nichts von Ihren Einwürfen und Beſchuldigungen reden, vielmehr die Bedeutung der Univerſitäten kurz und in ihren Hauptmomenten zu entwickeln ſuchen. Ich werde darthun, was unter akademiſcher Freiheit zu verſtehen ſei, und wie wenig man zu befürchten habe, daß eine weiſe Regierung, die was ſich geſchichtlich in dem Staate gebildet hat, ehrt, dieſelbe jemals weſentlich beſchränken wird. Ich werde beweiſen, daß die Verirrungen der Zeit nicht aus den Univerſitäten entſprungen ſind, wenn ſie auch die Symptome der Krankheit nicht abzuwehren vermochten; ich werde vor allem die Behauptung begründen, daß eben die Univerſitäten, je vollſtändiger ſie ſich, ihrer Eigenthümlichkeit nach, geſtalten deſen, deſto ſchwerer die wahren Heilmittel gegen ſich, und einer verzerrten Bildung ergeben, durch mancherlei Bewegungen der Zeit in ihrer Entwickelung beſchleunigten Krankheit enthalten.

Am entſcheidendſten würde meine Behauptung durch eine gründliche und geiſtreiche Geſchichte der Univerſitäten überhaupt und ihre nationale Bedeutung, gerade für das proteſtantiſche Deutſchland insbeſondere, ſich begründen laſſen. In der That würde dann eine viel größere Bedeutung erhalten; denn eine ſolche Geſchichte würde darthun, wie die ganze geiſtige Entwickelung der Nation vorzüglich an die Univerſitäten geknüpft war. Sie müßte freilich von freiem Geiſte und von großer wiſſenſchaftlicher Anſicht ausgearbeitet ſein, nicht etwa eine bloße Univerſitäten-Sammlung, obgleich auch dieſe nicht fehlen dürfte, nicht bloß eine Skizze der äußeren Schickſale der Univerſitäten, auch eine tief verſtandene Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Lehren, ihre Art, ihr Verhältniß zur Wiſſenſchaft, Welt und Leben. Man würde ſich billig wundern müſſen, daß noch nie eine ſolche Geſchichte verſucht ward, wenn nicht die großen Schwierigkeiten, die zu überwinden ſind, einen Jeden natürlicherweiſe abſchreckten. Denn, auf den Univerſitäten muß man das Bewußtſein der nationalen Entwickelung in ſeiner größten Klarheit ſuchen, und es gibt keine Richtung des Geiſtes, die nicht von dieſem Mittelpunkte der höheren Bildung aus, erweckt, begünſtigt, bekämpft wurde. Auch läßt ſich kaum bezweifeln, daß die Archive der Univerſitäten in großer Ordnung und Vollſtändigkeit vorhanden ſind, ſich

annehmen, daß, was ich über die Univerſitäten des proteſtantiſchen Deutſchlands ſage, aus einer mehrjährigen geſchichtlich begründeten Anſicht entſprungen iſt. Ich nenne ausdrücklich die proteſtantiſch-Deutſchen, nicht die Franzöſiſchen, Engliſchen oder Italieniſchen, nicht die Deutſchen katholiſchen Univerſitäten, wenn dieſe nicht etwa mit den proteſtantiſchen vereinigt ſind, weil ich mir keine ſolche geſchichtlich begründete Anſicht von dieſen, wie ſie jetzt ſind, darzuſtellen zutraue.

Zuerſt begegnet uns die, Manchen wenigſtens dunkel vorſchwebende, Anſicht, als wenn die Univerſitäten nichts anderes wären, als Inſtitute des Staats dazu beſtimmt um den in der engſten Gegenwart liegenden Bedürfniſſen, eine beſtimmte Anzahl von Beamten zu erhalten, durch eine zweckmäßige Ausbildung lediglich in ihrer Richtung, abzuhelfen. Wir bedenken uns keinesweges dieſe Anſicht, als eine durchaus unrichtige, der geſchichtlichen Bedeutung der Univerſitäten völlig widerſprechende, zu bezeichnen. Am unbedenklichſten ſcheint uns dieſes in einem Staate, in welchem die Sicherheit des Throns und die Ruhe geſetzmäßiger Geſtaltung durchaus auf der Continuität der ungehemmten geſchichtlichen Entwickelung in jeder Richtung gegründet iſt. Wer die oben angeführte eingeſchränkte Anſicht hat, kann freilich nicht begreifen, wie man etwas, in ſeinen Augen ſo bedeutungsloſes, wie die akademiſche Freiheit, zu erhalten ſucht: er begreift aber eben ſo wenig, wie ſie jemals hat entſtehen können, was doch die Regenten bewogen hat eine ſolche Freiheit, die nicht auf den

Schulen ſtatt findet, die verſchwindet, wenn der junge Mann mit bedeutungsvoller Thätigkeit für den Staat wirkſam wird, auch nur zu dulden. Die vielſeitige, ja allſeitige Gelehrſamkeit, die der Staat auf den Univerſitäten zuſammen zu drängen ſucht, indem ein jeder die größten Meiſter in den verſchiedenen Fächern für ſie zu erhalten ſtrebt, ſo daß ſie die eigentlichen wahren Zufluchtsörter der tiefern Wiſſenſchaftlichkeit im Staate ſind und die einzigen, muß einem ſolchen eben ſo bedeutungslos, ja überflüſſig erſcheinen. Aus dieſer eingeſchränkten Anſicht iſt der moderne Streit über *Theorie* und *Praxis* entſtanden, die Behauptung, daß die Univerſitäten im engſten Sinne praktiſcher werden müſſen; und es iſt nicht zu läugnen, daß von dem hier dargeſtellten Standpunkte aus, der wiſſenſchaftliche Apparat mit dem eingeſchränkten Zwecke in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Wir dahingegen behaupten, daß die Univerſitäten *rein theoretiſche Inſtitute* ſind. Damit dieſes aber klar werde, müſſen wir uns vor allen über dasjenige, was man unter Theorie, was man unter Praxis zu verſtehen habe, verſtändigen.

Wenn das erzeugende Prinzip in der Geſchichte irgend ein Volk ergriffen hat und ſich in einer eigenthümlichen Richtung zu offenbaren ſtrebt, dann entſtehen wahrhaft organiſche Verhältniſſe, alle verſchiedenen Richtungen des Lebens ordnen ſich, alle Bedürfniſſe und ihre Befriedigung unterſtützen und beleben ſich wechſelſeitig, und auf einem jeden Punkte des Daſeins entdeckt man eine tiefe Abſichtlichkeit, wie das Produkt eines unergründlichen Be wußtſeins. Es iſt nicht möglich die unendlich manniafaltigen Verwickelungen des geſelligen Daſeins mit ruhiger Betrachtung zu verfolgen, ohne allenthalben, im Ganzen, wie in jedem Theile, die unergründliche Tiefe des organiſirenden Prinzips zu erkennen, welches in dem Verfolge der Zeiten alle Verhältniſſe ordnete, ſo daß es keinesweges als das Produkt irgend eines erſcheinenden Bewußtſeins hervortritt, dennoch aber aus einem höheren, gemeinſamen, nie erſcheinenden Bewußtſein, entſprungen ſcheint; und welches, für denjenigen, der einer geſchichtlichen Anſchauung fähig iſt, den Geſtaltungen der Geſchichte eine Aehnlichkeit gibt mit den lebendigen Erzeugniſſen der Natur, die eben ſo aus einer verborgenen Intelligenz entſprungen, die tiefe Abſichtlichkeit nur durch die Produkte ſelber offenbart. Wir nennen diejenigen Zeiten, in welchen dieſes organiſirende Prinzip, die vielfachen Verirrungen und Irrthümer des menſchlichen Daſeins beſiegend, mit Leichtigkeit und Anmuth auf einen jeden Punkt ein jedes beſonderes Leben gedeihen läßt, vorzüglich die glücklichen eines Volks, und ſie können ſich unter jeder Staatsform, wenn wir die Extreme der Anarchie und des Despotismus ausnehmen, bilden. Solche Zeiten ſind dem talentvollen Menſchen zu vergleichen, deſſen Bildung in eine glückliche Umgebung fällt, ſo daß alle Bedingungen ſeiner Entwickelung ihm fördernd entgegen treten. Ein klares Bewußtſein begleitet zwar alle ſeine geiſtigen Erzeugniſſe, aber der Grund dieſer Klarheit, die Sicherheit und die Zuverſicht mit welcher er handelt, iſt keinesweges aus dem Bewußtſein entſprungen, vielmehr in und mit dieſem gegeben, ſo daß das Bewußtſein ſelber, die Ueberlegung, Beſonnenheit und Abſichtlichkeit nur die Enthüllung eines tiefern Daſeins wird, ohne welches es ſeinem Weſen nach nicht begriffen werden kann. Nun ſind aber ſolche Zeiten, wie alles irrdiſche Glück, vorübergehend, und im Ganzen, wie im Einzelen, haben die Menſchen nur eine ſchnell verfliegende Blüthezeit. Wenn nun das, was wir als das eigentlich Erzeugende betrachten müſſen, in der Geſchichte zurükgedrängt iſt, dann bleiben die Produkte der lebendigern Zeit oft als hemmende Geburtshüllen einer neuen Zeit übrig, oft wohl auch nur als die verloſchenen Spuren einer großen Vergangenheit, als die traurigen Trümmer eines fröhlichen Daſeins, die für keine blühende Zukunft irgend eine Hoffnung eröffnen. Was ſo entſtanden iſt hat aber alle Elemente des geſelligen Lebens ergriffen, es wirkt fort nach dem erſten Anſtoß, als waltete das Trägheits-Prinzip der mechaniſchen Welt auch in der lebendigen, und jetzt erſt tritt das Bewußtſein mit ſeinem Anſpruche hervor: es will nicht bloß das aus heiligeren und tieferen Quellen Entſprungene ordnen, es will erzeugen, ja es will das erzeugende Prinzip ſelber in Grundſätze und Maximen feſtbannen, es hebt durch Reflexion die Spuren der Abſichtlichkeit aus den überlieferten Erzeugniſſen hervor, und glaubt, wenn es ihm gelungen iſt, ſie mehr oder weniger glücklich, von dieſen zu trennen, der urſprünglichen Quelle der Production nahe getreten zu ſein, ja ſie jetzt erſt entdeckt zu haben. Der bewußtloſe alles Bewußtſein tragende Grund und Boden der Natur ſcheint ihm dürftig, di vergangene Zeit ſcheint ihm nur eine zufällige, und die Völker ſind oft den alternden Männern zu vergleichen, die, wenn die Jugend entflohen iſt, glauben, jetzt erſt eingeſehen zu haben, wie man ſie brauchen, wie man Zeit und Kräfte benutzen müſſe; nur daß ſie den Verſuch, nicht wie jene Männer mit andern, mit den Kindern, ſondern mit ſich ſelber anſtellen. Indeſſen geht die überlieferte Ordnung ihren Gang fort, die Verhältniſſe bleiben wie ſie entſtanden ſind, als Erzeugniſſe der Geſchichte, nicht der Reflexion, wenn auch nicht mehr productiv, doch mit der zähen Gewalt der Gewohnheit, und wie ſpärlich der Strom des urſprünglichen Lebens auch ſein mag, er iſt es doch, ſeine innere Sicherheit übertrift dennoch das Schwankende der Reflexion, und ſo entſteht der Gegenſatz zwiſchen dem, was man gemeinhin Praxis und Theorie nennt. Dieſe nämlich, lediglich durch tödtende Abſtraction entſtanden, wie die Reflexionen über Poeſie und Kunſt, nachdem ſie verſchwunden ſind, dünkt ſich reich in unſäglicher Armuth. Was ein Erzeugniß tötender Auflöſung lebendiger Verhältniſſe iſt, will ſelbſt als ein Erzeugendes hervortreten, das leere Denken will die unendlich productive Kraft der ewig geſtaltenden Natur erſehen und entdeckt ſeine Schwäche und Nichtigkeit auf jede Weiſe. Die Praxis aber, ſo von dem ordnenden Bewußtſein, die von der urſprünglichen Friſche einer eigenthümlichen Natur getragen ward, verlaſſen, iſt ſelbſt nur ein Caput mortuum wahrer Theorien, welches den Menſchen aus den Köpfen in die Hände gerathen iſt. Daß nun die Aftertheorien, die ſich der erſterbenen Praxis gegenüber bilden, auf mancherlei Weiſe auf den Univerſitäten mächtig waren, geben wir zu, und wie es geſchehen konnte, wollen wir auch nicht verhehlen, indem es eben aus dieſer Betrachtung klar werden ſoll, wie alle Hülfe und Rettung gegen dieſe Anmaßung eines leeren Denkens dennoch nur von den Univerſitäten zu erwarten iſt.

Die größten Staaten der alten Welt ſind untergegangen und die nachfolgenden Geſchlechter haben keine Ahnung mehr von der Größe ihrer Vorväter, ja wenn in unſern Tagen, unter den Griechen z. B. eine leiſe Erinnerung der vergangenen Größe wieder hervortritt, ſo verdanken ſie dieſe den Barbaren. Des Orients, Griechenlands, Roms Trümmer liegen da, als fertige Bildungen, die ohne fernere geſchichtliche Entwickelung verwelkt und zerſtört, bei aller Herrlichkeit der Vollendung, dennoch die Gränze gefunden haben, außer welcher das Schönſte, welches in lebendiger Einheit innerlich harmoniſch zuſammenſtimmte, in einen vernichtenden Widerſpruch mit ſich ſelber ſich in mannigfaltige Verzerrungen auflöſt. Fragen wir nun, was hat dieſes Schickſal über die vormals herrlichſten Völker gebracht, was hat das Größte und Vollendetſte, die ſchönſten Blüthen der Geſchichte vernichtet? So iſt die allgemeinſte Antwort dieſe: eben die Gränze, daß die nationale Bildung nicht aus der innerſten Quelle des Geſchlechts, als ſolchem entſprang, nicht, wenn gleich eigenthümlich und dadurch national, die wahre, allgemeine, lebendige Einheit alles Eigenthümlichen war, welches für eine tiefe Volksgeſinnung, dasjenige erzeugt, was wir Liebe im erhabenſten, d. h. im religiöſen Sinne, für eine Volks-Intelligenz aber, dasjenige, was wir ein allſeitiges, jede Form des Daſeins in ihrer Art ergreifendes Erkennen nennen müſſen. Selbſt das Göttlichſte war den alten Völkern national, ſelbſt die Götter, daher die Vereinzelung ihrer Bildung. So ſahen wir auch in der neuern Geſchichte orientaliſche Völker auf eine eigenthümliche Weiſe manches Heitere und Anmuthige entwickeln, aber auch dieſe vergingen, die Blüthe verwelkte ohne reife Früchte zu tragen. Unter den vielen Segnungen des Chriſtenthums iſt dieſe eine der herrlichſten und größten, daß es den Völkern ein fortdauerndes Leben, eine immerwährende Entwickelung verſpricht, daß es die geiſtige Freiheit erzeugt, die das Geſetz zwar beſtätigt, nicht auflöſt, ſo aber daß ſie nach der Quelle der Geſetze hinweiſt, durch welche das Geſetz als das eigene eigenthümlicher Natur erſcheint, durch welche die Knechtſchaft für einen jeden verſchwindet, der durch die Liebe frei geworden iſt. Von jenem äußerlich erſcheinenden Punkt an, in welchem, in der Mitte der furchtbarſten Weltherrſchaft die die Welt jemals ſahe, nicht geachtet, nicht gekannt, die erſten ſtillen Gemeinden anſpruchslos ſich vereinigten um den Mittelpunkt der erhabenen Erlöſung, bis auf dieſen Tag, hat dieſe Entwickelung ihren ſtill ungeſtörten Fortgang. Zwar iſt das Leben der Völker wechſelnd, äußerlich ſchwankend und unſicher, zwar iſt jede eigenthümliche Blüthe der Geſchichte, wie die geiſtige eines jeden Menſchen, nur da, um zu verwelken, aber nie ſahen wir ſie verſchwinden ohne Frucht. Das herrlichſte Leben verging, das heiterſte Daſein entwickelte große, nie zu löſende Widerſprüche, das bunte Farbenſpiel glänzender Zeiten erblaßte: aber es war der Geiſt der Völker, der, wie der ſtille Keim der Pflanzen ſich abwandte von allen äußern Glanz, um in unſcheinbarer Beſchränkung eine neue Zukunft vorzubereiten. Und wenn wir nun fragen: in welcher Wirkung des Volkslebens erkennen wir dieſe Verheißung und ihre Erfüllung? Gibt es eine andere Antwort, als in der Gelehrſamkeit, wenn wir ſie, in allen ihren vielſeitigen Richtungen als ein großes Ganzes, welches ſich Jahrhunderte hindurch entwickelt hat, ihrem Weſen nach betrachten? Iſt ſie es nicht, welche die geiſtige Eigenthümlichkeit aller Völker zu jeder Zeit, und die geiſtige Entwickelung einer jeden Eigenthümlichkeit für alle Zeiten als das innere einigende Band, hervorhebt, iſt ſie nicht die heilige Einheit, die dieſelbe in allen, durch eine jede irrdiſche Geſtalt das Ewige zu enthüllen ſtrebt? Was iſt die Bedeutung jenes wunderbaren Triebes, der ſich losreißt von der engen Gegenwart, herüberreicht über die Schranken der gegebenen Bedürfniſſe, und hingedrängt nach einer innern Welt, ihre Bildung, ihre Geſtaltung, nicht für eine beſtimmte Zeit, nicht in einer beſtimmten Form, vielmehr in der Einheit aller Zeiten und Formen, zu begreifen, zu erkennen ſuche? Betrachten wir Griechenland in ſeiner ſchönſten Zeit, unter den Griechen diejenigen Geiſter vorzüglich, die von der Mitte des eigenen Lebens aus über die Gränze in der allgemeinen Welt des Geſchlechts einen umſichtigen Blick zu werfen ſtreben, dann entdecken wir zugleich mit großer Beſtimmtheit, die Klarheit, die claſſiſche Vollendung innerhalb der Gränze und die Unfähigkeit, was jenſeit lag, in ſeiner Eigenthümlichkeit zu erkennen. Wer kann Herodot leſen, ohne zu fühlen, daß bei aller Treue der Berichte, bei aller Sicherheit und Klarheit der Darſtellungen, dennoch alles Nichtgriechiſche ihm eine verſchloſſene Welt war? Wer hat ſich je mit dem unermüdlichen Ariſtoteles beſchäftigt, ohne beſtimmt zu erkennen, daß es mehr jene Theorie war, die aus einer einſeitigen Praxis entſpringt, als das wahre fortſchreitende Prinzip geiſtiger Bildung, welches ſich in und durch ihn darſtellte, daß ſein Wiſſen und Streben eine reflektirende Leichenrede über das verloſchene Daſein genannt werden kann. Freilich dennoch nicht mit demjenigen zu vergleichen, was ein von allem Daſein getrenntes Denken in neuern Zeiten erzeugte; denn alle Glieder des großen geiſtigen Lebens ſind in ihren mannigfaltigen Gebilde noch zu erkennen. Endlich nennen wir Plato, ſo unergründlich tief, ſo nahe gelagert an der Quelle der Liebe und des heiligſten Verſtändniſſes, und dennoch verſchloſſen für allen Sinn geſchichtlicher und natürlicher Entwickelung, die ihm fortdauernd fremd blieb, auch wo er ihre Bedeutung, wie aus weiter Ferne ahnete.

Das Chriſtenthum verſetzte den myſtiſchen Anfang des Geſchlechts, des erzeugenden Prinzips, wie es von Urſprung her war, mitten in die Geſchichte und ſchenkte dem verirrten Geſchlecht den erlöſenden Mittelpunkt aller Richtungen des Lebens, mit der gnadenvollen Verheißung, daß er nie mehr aus der Geſchichte verſchwinden ſollte. Die bloſe, erdiſche Herrſchaft, und alle lediglich äußere Gewalt hat ihre Kraft verloren, wie ihre Bedeutung, wo ſie einſern herrſcht iſt ſie dennoch gelähmt, und mitten unter ſcheinbarer Zerſtörung blüht, für den Gläubigen zu jeder Zeit die ewige Hofnung. Daher iſt eine Univerſalmonarchie, die ſich aus irrdiſcher Gewalt bildet, ſei es durch eine gewaltſame Natur, ſei es durch eine Vereinigung mehrer, jetzt unmöglich, das Beſtreben wird, wie die Geſchichte aller Chriſtlichen Staaten beweiſet, ſich ſelber vernichten, und die verſchloſſene Blüthe der Zukunft fördern, nicht hemmen. Das Chriſtenthum erhielt erſt durch die Germaniſchen Völker, die durch den friſchen Sinn für das Eigenthümliche ſich von allen übrigen, die je in der Geſchichte bildend hervortraten, unterſcheiden, zuerſt eine nationale Bedeutung; ein gemeinſamer Mittelpunkt des Glaubens zerſtörte die Vereinzelung nationaler Götter, und die ſichtbare Erſcheinung dieſes Mittelpunkts ſollte den unſichtbaren, wahrhaft befreienden reifen laßen. Dieſes einigende Centrum aller geſchichtlichen Verhältniſſe wird keinesweges erzeugt durch die Chriſtliche Gelehrſamkeit, deren Weſen wir jetzt näher zu beſtimmen ſuchen werden, auch nicht durch ſie allein offenbar, aber am nächſten ſteht ſie dem Urſprunge derſelben, am lauterſten vermag ſie die befreiende Thätigkeit aus allen zerſtörenden Hemmungen herauszuheben. Ihr Weſen iſt Glaube, nicht die ſelbſüchtige Ueberſchätzung eigener geiſtiger Kraft, vielmehr die feſte Ueberzeugung, daß die Entwickelung der Geſchichte, bei allen ſcheinbaren Widerſprüchen, dennoch die Entfaltung einer göttlichen Ordnung ſei, die reinſte Darſtellung des wahrhaft Geiſtigen im Menſchen. Und zwar nicht allein im Ganzen, auch in jeder Richtung, welche wir wählen mögen. Eine ſolche Continuität göttlicher Entwickelung, der in allem Kampfe ſtäts ſiegenden höheren Ordnung der Dinge will ſie darſtellen, und ein jeder Gelehrter, je nachdem ihn Talent und Neigung nach dieſer oder jener Richtung hindrängt, weiß vor aller Unterſuchung, daß in der Vergangenheit die Keime eines ſolchen fröhlichen Wachsthums liegen, die, je genauer erforſcht, deſto klarer als ſolche erkannt werden. Daher ruht er nie, wo eine ſcheinbare Lücke ſich zeigt, daher das Frohlocken bei einer jeden neuen Entdeckung; und alles was eine blos endliche, in ſelbſtſüchtigem Denken befangene Reflexion ihm ſagt, vermag nicht dieſen unzerſtörbaren Trieb auszurotten. Wie oft ſahen wir Gelehrte, die, wenn ſie Urtheil fällten über die Vergangenheit, über das Mittelalter z. B. dieſes nicht tief genug herabſetzen zu können glaubten, aber dennoch ſiegte der beſſere Sinn, und ſie konnten nicht ablaßen ſich emſig mit dem zu beſchäftigen, was in ihren eigenen Augen nur einen untergeordneten Werth hatte? Und als dieſer Trieb erwacht war, da gieng er auch weiter, die Erinnerung der vergangenen Zeit in der Geſchichte trat hervor, als die eigene des Gemüths; aber als enthielt auch die Natur in ihren ſcheinbar verſchloſſenen Formen eine heilige Schrift, die eine noch tiefere, geheimnißvollere Erinnerung bewahrte, als ſollte der Geiſt, einmal befreit, auch die Feſſeln der Natur nicht mehr als ſolche tragen, als ſollte ihm auch hier, durch ein gläubiges Erkennen das höchſte gelingen, nahm die Forſchung einen eigenen Weg, der durch Jahrhunderte hindurch, immer bedeutender ward.

Wir ſind hier aufgefordert die Gelehrſamkeit überhaupt, nicht dieſen oder jenen Gelehrten, zum Gegenſtand der Betrachtung zu erheben. Wer nun fähig iſt, bei einem ſolchen Ueberblicke die mannigfaltigen Richtungen der Forſchung und ihre Produkte zugleich ins Auge zu faſſen, dem allein gebührt ein Urtheil über ſie, er allein vermag ihre geſchichtliche Bedeutung zu faſſen. Er wird auch nicht geſtört durch die Verirrungen einzeler Gelehrten, nicht durch das falſche Streben vieler unter ihnen, er ſieht, wie von dieſer Quelle der Forſchung aus alle Keime heilſamer Entwickelung ſich, wie der friſche Lebensſtrom, unter die Völker ergießt; ihm iſt es unmöglich das äußere Leben ſelber und ſeine wechſelnde Form, das Produkt der ſtillen, Forſchung, über den erzeugenden Urſprung zu ſetzen oder ihr ein Recht einzuräumen, ſie zu hemmen oder einzuſchränken auf irgend eine Weiſe. Wir nennen das äußere Leben, auch das der Staaten, das Produkt der Gelehrſamkeit im obigen Sinne, und wenn man uns richtig gefaßt hat, ſagen wir nichts, als was alle Staaten und jedes Regiment willig einräumen. Dennoch erſcheint ſie nicht in der Zeit als ein Producirendes, ſo wenig, wie die unſichtbaren erzeugenden Kräfte der Natur, die ſich ſelbſt aufheben würden, wenn ſie im erſcheinenden Gegenſatze gegen ein äußerlich Wirkliches, nicht mehr das Producirende, ſondern ſelbſt ein Produkt wäre. Je reiner daher die Gelehrſamkeit, wie in einer eigenen Welt waltet, deſto einflußreicher, deſto wohlthätiger iſt ſie. Aber, man würde ſich ſehr irren, wenn man deßwegen glauben wollte, ſie ſei ein Abſtractum, ein Theoretiſches aus dem Praktiſchen und Gewordenen Abgezogenes, da ſie vielmehr das fortdauernd Werdende in allem Gewordenen, die Richtung einer jeden Zeit, eines jeden räumlich abgeſonderten Volks, gegen das über alle Zeit, über allen Raum Erhabene iſt, das wahrhaft Geſchichtliche, der ungehemmte Lebensſtrom, der ſich eben daher von allen Zeiten, und allen Völkern, ja von den verborgenen Kräften der ſcheinbar verſchloſſenen Natur nährt und, ſei es durch Anarchie oder Despotismus (die beide nur Aftergeburten einer beſtimmten Zeit, beſtimmter Ereigniſſe ſein können, nur ein vorübergehender Schatten der tiefer begründeten geſchichtlichen Entwickelung) in ſeinem fröhlichen Lauf geſtört, lähmend, nicht hier oder da, ſondern allenthalben in dem Staatsleben wirken muß, wie wenn der Pulsſchlag ſtockt. Daß der Schatten alles irrdiſchen Daſeins ſich auch in dieſe Welt hineinwirft? — wer wird es läugnen. Irrthum und jede menſchliche Leidenſchaft wirken hier, wie allenthalben. Fragen wir aber, wer das Richteramt in dieſer geiſtigen Welt verwaltet, ſo iſt es klar, daß hier alle äußere Gewalt in ihrer Nichtigkeit erſcheint, ja die Verheißung, die dem Geſchlechte gegeben iſt, beruht eben darauf, daß jene in der Region gründlicher Forſchung nichts vermag. Ich ſage auch hier nichts, was man nicht allgemein zugibt, und ſelbſt der einſeitigſte Tykann, wenn ihm des Geiſtes Gewalt drohend entgegen träte, würde ſich ſcheuen es unumwunden zu läugnen. Es iſt nicht lange her, daß die Gelehrten äußerlich in einem knechtiſchen Verhältniſſe gegen die Mächtigen der Erde ſtanden, faſt ein Jeder unterwarf ſich kriechend irgend einem hohen Gönner auf eine wahrhaft unziemliche Weiſe. Man vergleiche aber die Zueignungsſchreiben ſolcher Schriftſteller mit den Schriften ſelber, und man wird faſt immer einſehen, daß der in der Zueignung Kriechende, ergriffen von der Gewalt ſeines Gegenſtandes, war dieſer nur ein würdiger und weiß er ihn gründlich zu behandeln, den Schein der Knechtſchaft abgeworfen hat und ſich ſeiner urſprünglichen Kraft wohl bewußt iſt. Selbſt Herrſcher müſſen den Thron verlaſſen und aller irdiſchen Macht entſagen, wenn ſie ſich dieſer Welt anvertrauen. Was uns aber innerlich überzeugt, daß durch alle Irrgänge der vielfältigen Irrthümer und Thorheiten hier nur das Wahre, das Ewige gedeihen kann, nur, was das Geſchlecht hebt und veredelt, was dem Volk und dem Staate einer immer höhern, bedeutendern Entwikelung entgegenreifen läßt, iſt nicht irdiſche Reflexion, die furchtſam um ſich ſchauet, äußere Stützen hie oder da ſuchend, vielmehr wahrer religiöſer Glaube. Und wer muß mehr von dieſem durchdrungen ſein, als der Gelehrte ſelber, der das Erzeugniß ſeines innern Lebens, ſeines Fleißes und Nachdenkens dem bedenklichen Urtheil der Menge preisgibt? Aber nicht für ihn allein, auch für den Staat, für den Herrſcher ziemt es ſich, von dieſen Glauben durchdrungen zu ſein, der nie trügt. Wir können ihn recht eigentlich den proteſtantiſchen Glauben nennen, denn gehört nicht zu ſeinem innerſten Weſen die Lehre von der Verheißung, die dem eigenen, redlichen Forſchen gegeben iſt? Der Gegenſtand dieſer Forſchung iſt nun alles, was in den irdiſchen Verhältniſſen der Menſchen eine höhere, eine geiſtige Bedeutung erhalten kann; wurzelnd in dem Glauben, betrachtet ſie die höhere Welt, in welcher ihr eigentliches Leben iſt, in allen ihren Aeußerungen, ſowohl in den inneren des Gemüths, als in den äußeren der Geſchichte und Natur; und wie ſelbſt die Religion, iſt auch der Staat ein ſolcher Gegenſtand der Betrachtung. Wer nun dieſe innere geiſtige Welt, in dieſer Tiefe und Reinheit, wie ſie ſich hoffnungsvoll in unſerm Vaterlande geſtaltet hat, die wahre Deutſche Literatur, abgeſondert von dem loſen Geſchrei des Tages zu überſchauen vermag, der wird ein feſtes, in ſich ſicheres, durch ſtillen Fleiß ſeit Jahrhunderten gegründetes Gebäude erblicken, in welchem die mannigfaltigſten geiſtigen Blüthen, jede auf ihre Weiſe gedeihen, nichts aber, was oberflächlich, vorübergehend, ohne tiefen geſchichtlichen Grund hervortritt, eine bedeutende Stelle einnähme; er wird die unerſchütterliche Gerechtigkeit wahrnehmen, die nie einen Unwürdigen auf die Dauer hervorhebt, die immer von Neuem die Acten durchforſcht, um, wenn auch nach langen Zeiten, dem verkannten Verdienſte zu huldigen. Wo die äußere Gewalt beſchränkend in dieſer Region der ruhigen Forſchung erſchien ward es zu jeder Zeit als ein großes, allgemeines Unglück von den Edelſten gefühlt; und wenn ſie verſicherte, es wäre durch ſie nie etwas Bedeutendes, Großes unterdrückt worden, da traute man dieſen Verſicherungen keinesweges. Wie wäre dieſes nur denkbar, da ihr bloßes Erſcheinen, als äußere Gewalt, das Größte ſelbſt, die freie geiſtige Entwickelung hemmen will, und das Heiligſte, den unerſchütterlichen, religiöſen Glauben an den Sieg des Wahren und Ewigen durch den ungeſtörten Geiſtes-Kampf, durch kleinliche irrdiſche Rückſichten zu lähmen ſtrebte? Wenn man aber dennoch feſthielt an der gewiſſen Ueberzeugung, daß durch ſie nichts wahrhaft Großes untergehen könne, dann gründete ſich dieſe Ueberzeugung eben auf den Glauben, den ſie nicht kannte und vergebens zu erſchüttern ſtrebte.

Man wird behaupten, es ſei dieſes alles etwas Alltägliches und in unſern Tagen gar nicht Bezweifeltes, eben daher ſei die Darſtellung völlig überflüſſig. Nun weiß ich zwar ſehr wohl, daß die gründliche Gelehrſamkeit in unſern Tagen, in welcher Richtung ſie ſich auch zu geſtalten verſucht, wenigſtens in den proteſtantiſch Deutſchen Ländern, nichts zu fürchten hat, daß vielmehr die Regenten, ſehr wohl dieſe von dem oberflächlichen Geſchrei des Tages zu ſondern wiſſen, aber dennoch ſcheint mir, iſt nicht ein Jeder, der ſich zum Organ der Regenten aufwerfen möchte, frei von einer Anſicht, als hätte ein geheimes Gift ſeine Stätte in innerſter Mitte der Deutſchen gelehrten Bildung gefunden. Wie könnte ſonſt das leere Gerüſte von überlieferten geſchichtlichen Formen, die als Gewordenes als Tradition einen abſoluten Werth haben, mit ſo frechen Hohn gegen alle Bildungsfähigkeit der Zeit laut werden, als wenn nicht eben dieſe Bildungsfähigkeit die heiligſte aller Ueberlieferungen wäre?

Ich weiß ſehr wohl, daß ich durch dieſe Darſtellung der Bedeutung der Gelehrſamkeit den Punkt Ihres Angriffs nicht getroffen habe. Denn nicht die Gelehrſamkeit, ſondern die Univerſitäten haben Sie angegriffen. Jene aber iſt keinesweges ausſchließlich an die Univerſitäten gebunden. Die Akademien z. B. ſind Inſtitute, die von den Univerſitäten getrennt, der reinen Forſchung in jeder Richtung gewidmet ſind, und wie es ſcheint, tritt eben hier, weil ſie völlig von jedem andern Streben ſich losgeſagt haben, die Gelehrſamkeit in ihrer ſchönſten ungetrübteſten Bedeutung hervor. Aber Sie, der Sie uns ſogar für die Thorheiten aller derer, die einmal Univerſitäten beſucht haben verantwortlich machen, werden am wenigſten abläugnen können, daß in Deutſchland die Quelle aller gelehrten Bildung auf den Univerſitäten geſucht werden muß, daß das thätige wiſſenſchaftliche Leben der Univerſitätslehrer vorzugsweiſe, ſei es durch Darſtellung neuer Lehren, durch Entdeckungen aller Art, oder durch Bekämpfung veralteter Irrthümer, ſchöpferiſch den herrſchenden Geiſt der Literatur beſtimmt hat. Indeſſen, eben daß die Thätigkeit nicht ausſchließlich der Forſchung gewidmet iſt, daß ſie vielmehr auf die Jugend bildend einwirkt, fordert uns zu einer andern Betrachtung auf. Es entſteht die Frage: warum haben ſich ſo viele Vereinigungspunkte der vielſeitigſten Gelehrſamkeit gebildet, die zugleich als Centralpunkte der höhern geiſtigen Bildung im Lande erſcheinen? Wenn wir auch geſtehen, daß vielfältige geiſtige Bildung ohne irgend einen unmittelbaren Einfluß der Univerſitäten ſtatt finden kann, daß Mancher verbildet, mehre noch roh und ungebildet die Univerſitäten verlaſſen, ſo muß dennoch, im Allgemeinen, unläugbar eingeräumt werden, daß ſie die Blüthe der nationalen Jugend an ſich ziehen. Und warum?

Wir fragen die Geſchichte; ſie wird uns antworten. Als Moſes die Geſetztafeln ſeinem Volk überreichte, erſchien die wahre innere Grundlage aller Geſellſchaft, die ethiſche, die aus einer Geſinnung wechſelſeitiger Hülfe und Liebe ſich erzeugt, ohne welche jedes Recht etwas Nichtiges iſt. Aber dieſe Grundlage entſteht nicht aus äußerer Reflexion, ſie erzeugt ſich von innen heraus durch göttliche Gewalt, und muß als unmittelbares göttliches Gebot, als Offenbarung erkannt werden. Aus ähnlichen Grundlagen religiöſen Urſprunges, nur daß ſie nirgend in ſo reiner Klarheit hervortraten, erzeugte ſich das Recht der alten Staaten, der claſſiſche Boden aller Rechtsverhältniſſe für alle Zeiten. Als das einſeitig überlieferte Recht der alten Römer zu ſchwanken anfing, fanden ſie die ordnenden Elemente bei den damals blühenden Griechen. Wie ganz anders war die geſchichtliche Aufgabe, die die Germaniſchen Stämme zu löſen hatten! Die neben einander wohnenden mannigfaltigen Stämme wurden nach überlieferten Rechten und Gewohnheiten regiert, jeder auf ſeine Weiſe. Geſondert wie ſie waren, genügten dieſe für die einfachen geſelligen Verhältniſſe. Die Berührung ward lebhafter, die vielfältigen Rechte hemmten ſich wechſelſeitig, indem ſie ſich kreuzten. Kein blühendes Volk war mehr da, welches, als Muſter eines erneuerten Rechtslebens erſcheinen konnte. Da mußte man die halberloſchene Erinnerung der claſſiſchen Vergangenheit zu Hülfe nehmen. Ein allſeitiger geſchichtlicher Ueberblick war nothwendig. Unter einander mußten die vielfältigen, von einander abweichende Rechte der Städte und Länder verglichen werden, damit das Eigenthümliche, geſchichtlich Begründete nicht verwiſcht würde; dieſe ſo verglichenen Geſetze mußten in eine lebendige Beziehung gebracht werden mit den überlieferten claſſiſchen Quellen alles Rechts, wie ſie ſich aus den Trümmern eines verſunkenen Reichs gerettet hatten, und die innere Einheit dieſer Richtungen gegen das Allgemeine, wie gegen das Beſondere und Eigenthümliche darzuſtellen, war das ſchwer zu löſende Problem. Wollen Sie erfahren, wie in der Folge der Zeiten von einem großen Kaiſer die Löſung dieſes Problems geſucht wurde, ſo leſen Sie Raumers trefflichen Aufſatz über Kaiſer Friedrich des zweiten Geſetzgebung der Italieniſchen Städte. Es war der erſte Anfang eines großen, umſichtigen geſchichtlichen Lebens, und von dieſer Zeit an iſt das Problem daſſelbe geblieben, Jahrhunderte lang, und wird es ferner bleiben. Alle Rechtsverhältniſſe haben einen fortdauernden geſchichtlichen Grund, die vielfältigen eigenthümlichen Verhältniſſe ſind einheimiſch urſprünglich Germaniſch, die claſſiſchen, unveränderlichen Grundlagen in ihrer ſichern

Allgemeinheit ſind antik. Keine Richtung ſoll die andere verdrängen, beide ſich vielmehr durchdringen, die ganze Geſchichte ſoll lebendig werden in einer jeden Zeit und alle Elemente vergangener Verhältniſſe ſich durchdringen, in jedem eigenthümlichen Volksgebilde. So entſtand das Rechtsſtudium. Dieſes ſollte aber nicht, als eine todte Forſchung, vom Leben des Staats abgewandt ſich bilden, vielmehr, als die ſchönſte Blüthe der Geſellſchaft lebendige Früchte tragen. Aus dieſem Streben erzeugte ſich der Unterſchied zwiſchen eigentlich gelehrten Juriſten, die ihr ganzes Leben der erneuerten geſchichtlichen Erinnerung in ihrem ganzen Umfange über die beſtimmte Zeit und den Raum einzelner Völker und ihrer zeitlichen Bedürfniſſe heraus, widmeten, und denjenigen, welche, von ihnen gebildet, den lebendigen, wahrhaft organiſchen Sinn der Geſetzgebung in alle Verhältniſſe des äußern Lebens geſtaltend übertrügen: der erſte Punkt, von welchem aus freie, geiſtige geſchichtliche Erinnerung d. h. Gelehrſamkeit, erzeugend in das allgemeine Leben hineinragte, — die erſte Univerſität. Aber das Recht, das ordnende Geſetz erſcheint zwar äußerlich, als das erſte Bedürfniß, doch kaum nothdürftig befriedigt, wird es erkannt, daß es auf etwas Höheres und Tieferes hinweiſet. Der Staat iſt die Einheit eigenthümlicher Naturen. Wo ein jedes menſchliche Daſein ſich in ſeiner Sonderung geſtaltet, die eigene Gabe auszubilden ſucht, da hat es den Sinn des Ganzen und bildet ſich in dieſem Sinne, erhält ſich, indem ſie nur für das Ganze lebt, und beſtätigt ein jedes Daſein in ſeiner Art. So vereinigen ſich ſcheinbar getrennte Individuen in Arten, als Corporationen, ſcheinbar getrennte Arten in Gattungen als Stände, alle in einer höhern Ordnung als Staat, als Volk, in einem innern, wahren Leben, deſſen äußerer Ausdruck, das Regiment, die Obrigkeit, das Geſetz, deſſen innere heilige Einheit, wechſelſeitige Hingebung aller für alle, Treue gegen die Obrigkeit, Gehorſam gegen das Geſetz, indem dieſes als das Eigenſte der eigenen Natur erkannt wird. Der zerſtörende Schatten, der ſich über alles Leben wirft, daß kein einziger in fröhlicher Sicherheit gedeihen kann, und eben deßwegen auch nicht das Ganze, als die Einheit aller, entſteht daher, daß ein Jeder, ſündhaft aus ſeiner wahren Heimat, aus ſeinem inneren heiligen und für alle befreienden Paradieſe herausſtrebt, daß er, wahnwitzig ein Allgemeines ſchlechthin, nicht, als ein Beſonderes das Allgemeine ſein will. Dadurch entſteht der Krieg, die Gränzſtreitigkeiten eigenthümlicher Naturen, die ſich wechſelſeitig vernichten wollen; und die Beſtrebung, dieſen Streit zu ſchlichten, indem man die kämpfenden Mächte, von außen, jede innerhalb ihrer heimatlichen Gränze zurückweiſt, erzeugt das Recht, das hemmende Geſetz. Wie wäre es aber möglich dieſes großartig, mit geſchichtlichem Ueberblick zu unternehmen, ohne zu finden, daß alle Rechtsverhältniſſe keinen Frieden erzeugen, daß ſie nur ſcheinbar den Streit ſchlichten, daß die Legitimität nichts iſt, als ein Waffenſtilleſtand, der den Streit unter den unwillig Gehemmten, in ihren Anſprüchen, die ſie nicht aufgegeben haben, Geſtörten, nur zurückdrängt, aber eben dadurch den abermaligen Ausbruch mit größerer Wuth in irgend einer zukünftigen Zeit vorbereitet?

Daher ging das erwachte Geſchlecht weiter, und einmal zur allgemeinen Betrachtung aufgefordert, ſtieg die längſt verſchollene Erinnerung in immer mehr erweitertem Umfange hervor, und alle Probleme und Forſchungen, die jemals denkende Völker innerlich bewegte, wurden wieder lebendig. Das Recht wies nach ſeinen Quellen hin. — Wir müſſen die Rechtslehrer, die Altväter der eigentlichen Gelehrſamkeit in Europa nennen. Dieſer Trieb die Rechte wiſſenſchaftlich zu begründen, erweckte die Wiſſenſchaften aus ihrem langen Schlummer; und wenn wir auch in unſern Tagen Manches anders betrachten, Vieles als eine Abweichung von dem rechten, mittleren Ziel beurtheilen, ſo iſt etwas in der damaligen Zeit, welches uns mit Erſtaunen und Bewunderung ergreift. Das iſt die lebendige Theilnahme der Zeit und aller Gemüther an dem keimenden geiſtigen Leben, das iſt der gründliche Fleiß, die nie ruhende Forſchung, die ohne jedes blos irrdiſche Ziel, nicht hingewandt gegen die bloßen, engen kleinlichen Bedürfniſſe eines gegebenen zeitlichen Daſeins, ſich rückſichtlos verlor in eine höhere Region, die wahre, heitere Blüthezeit, die eben weil ſie das Geiſtige nur wollte und ſuchte, in allen Gliedern des Staats, ein regſames Leben erzeugte, deſſen anmuthige Friſche, mitten aus der grundloſen Tiefe der mühſeeligſten Forſchungen herausblikt, wenn man das Ganze ins Auge faßt. Aber dieſes Streben ruhte nicht, bis es die, in einſeitiger Ueberlieferung verſunkenen heiligen

Quellen der ewigen Liebe in ihrer urſprünglichen Reinheit gefunden hatte, die innerſte Mitte aller geſelligen Ordnung, das erlöſende Prinzip für alle Zeiten. Und ſo war der Proteſtantismus für die geſchichtliche Forſchung, die Entdeckung der befreienden Liebe, wie jenes erſte Streben mit der Entdeckung des Bleibenden im Geſetz belohnt ward. Wahre Freiheit iſt aber die Einheit der Liebe und des Geſetzes. Liebe nämlich erzeugt die Gränze aus ſich ſelber, die das Geſetz, iſt ſie überſchritten, wiederherſtellen will. Wo es aber, als aus der eigenen Natur entſprungen hervortritt, da iſt es mit der Liebe eins, die ruhige Heimat der befreieten und befreienden Natur zugleich.

Wir nähern uns dem eigentlichen Hauptpunkte der Unterſuchung. In welchem Anſehen die Univerſitäten ſtanden, wie ſie, nachdem ſie ſich früher in andern Ländern gebildet hatten, dennoch in Deutſchland die größte Bedeutung erhielten, wie wir dieſen Inſtituten die geiſtige Freiheit verdanken, die Wiederherſtellung der Kirche im heiligſten Sinne, iſt allgemein bekannt. Wie jetzt Hunderte, ſtrömten damals Tauſende den Univerſitäten zu, ſie hatten die bedeutendſten Rechte, große Freiheiten, und der ausgezeichnete Gelehrte genoß ein Anſehen, welches ihn den Vornehmſten und äußerlich Mächtigſten gleichſtellte. Nicht aus Reflexion waren jene Rechte entſtanden. Es war ein allgemeines, tiefes Gefühl, eine innere zuverſichtliche Anſchauung, die das erwachte Volk und auch den Regenten überzeugte, daß die Stätte der wahren Freiheit, die Quelle aller Bildungsfähigkeit, mit dieſer aller Hoffnung im Leben, nicht den Feſſeln der äußern gewordenen Verhältniſſe unterliegen, die Productivität nicht durch das Produkt gehemmt werden durfte. So hat ſich die akademiſche Freiheit gebildet aus der heitern, gläubigen Anſicht, daß eine unſichtbare, durch nichts Aeußeres beſchränkte geiſtige Bildung, die in den ſchönen Jahren der reifern Jugend den entfeſſelten Geiſt mit den innern Schätzen der Geſchichte bekannt macht, ihn hinzieht zu allem Großen, was in That, Wort oder Geſtalt, im Leben, Wiſſenſchaft oder Kunſt die Zeit überwältigt hat, zu dem Unſterblichen in der Geſchichte, in ihm auch den Sinn bilden würde, der höher liegt als die Zeit. So entſtand die ſchöne Ueberzeugung, daß der Staat ſeine wahre Bedeutung in der Region des Unſichtbaren ſuchen müſſe, daß ein tiefes Myſterium der bildenden Kräfte verſchloſſen ruht in den äußern Verhältniſſen, in den wechſelſeitig ſich beſchränkenden Bedürfniſſen, welches nur, wo der Sinn aufgeſchloſſen wird, ſich dem Eingeweihten offenbart. Aber ächt Chriſtlich ſollte dieſes Verborgene nicht Dieſem oder Jenem durch Gunſt anvertrauet werden, vielmehr ward ein Jeder, der Hohe wie der Niedere, der Arme wie der Geringe, eingeladen ſich dieſe Schätze der Einſicht ſelber zu erwerben. Ja eben die Ueberzeugung, daß die geiſtige Bildung nur einen Werth hat, in ſo fern ſie eine ſelbſt erworbene iſt, daß dieſe wahre Freiheit ſich ſelbſt als die Quelle ihrer Geſtaltung erkennen muß, ſich ſelbſt das eigenthümliche Feld der Thätigkeit, die eben deßwegen, weil ſie durch eine Selbſtbeſtimmung beſtimmt wird, nicht als äußere hemmende Gränze, ſondern als der ſchöne Umriß einer ſich ſelbſt genügenden lebendigen Geſtalt erſcheint, erwählen muß, eben dieſe Ueberzeugung war es die die freie Richtung des Eigenthümlichen in den Menſchen hier vor allen ehrte, ihr durch keinen äußern Zwang nahe trat und die ſtrengen Bande der Gewohnheit und der Geſetze ſo weit löſte, wie es mit der Ordnung der Geſellſchaft beſtehen konnte. Daß die größte Menge derer, die auf den Univerſitäten verſammelt waren, für ein ſolche Bildung nicht reif waren, daß ſich mancherlei Unordnungen und geſellige Unbequemlichkeit aus einer ſolchen Freiheit erzeugen mußten, die durch die milde disciplinariſche Jurisdiction nicht durchaus zu überwältigen waren, daß eine ſolche Freiheit eine Art von Rohheit ſelber erzeugen könnte, die ſonſt nicht geduldet wurde, mußte ſo leicht zu entdecken ſein, den Beſonnenen ſo frühzeitig in die Augen ſpringen, daß die Vorausſetzung, man habe die Unbequemlichkeiten nicht gekannt, unter allen die thörigſte genannt werden muß, wenn auch die Geſchichte ihr nicht gerade zu widerſpräche. Es iſt alſo klar, daß man aus höhern Gründen jene Unbequemlichkeiten duldete: die Einſicht herrſchte in den Staaten und beſtimmte die Handlungsweiſe der Regenten, daß das Schlechte, Rohe, Geringe, hier auf dieſer heiligen Stätte nicht verſchwinden könnte, ohne daß auch das Herrlichſte und Wichtigſte verletzt würde; daß man um äußere Ordnung, da wo ihre Verletzung ohnehin nicht von bedeutenden Folgen ſein konnte, zu handhaben, die reine Quelle des ordnenden Princips im Staate nicht trüben dürfte, und daß eine tüchtige, in ſich klare, feſte zuverſichtliche Natur, die ſich in jenem Garten der freien Eigenthümlichkeit bildete, wie eine erhabene Geſtalt durch die Pracht ſeiner äuſern Thaten, oder durch die Fülle und Lieblichkeit ſeines Genius, duftend; und farbig in die Zeit hineintritt, tauſend erlöſend, während das Unkraut, was man duldet, unbemerkt verwelkt.

Doch wir wollen jetzt den Uebergang bilden zur Betrachtung der gegenwärtigen Zeit. Wie der allgemeine Coder des äuſern Rechts, der Geſetze, die Eigenthümlichkeit rechtlicher und geſetzlicher Verhältniſſe nicht aufhebet, vielmehr in einer großartigen Einheit beſtätigt, ſo ſollte der Coder der ewigen erlöſenden Liebe, nachdem er aus den Händen derer, die ſeine ſegnende Wirkung dem Volke entreißen wollten, um ihn ſelbſt zum äuſern Mittel einer frevelhaften Herrſchaft zu mißbrauchen, die innerſte Eigenthümlichkeit der Menſchen reinigen und beſtätigen durch die lebendige Einheit der heiligen Erlöſung, daß ein Jeder ſei, einer in allen und alle in dem Einen, in welchem und durch welchen alles iſt und war und ſein wird, in dem Erlöſer. Auch fließt, ſeit jener glücklichen Zeit ein Strom der Gnade unter die Völker, der nie verſiegt, und erhält den feſten Glauben unerſchütterlich für diejenigen, die ihn gekoſtet haben, auch in den trübſten Zeiten allſeitiger Verwirrung. Nie iſt er verſiegt, wenn er ſich auch in der innerſten Stätte des verſchloſſenen Gemüths verbergen mußte, wenn er auch ausbiegt vor der äuſern Macht und Pracht der Welt und einen Zufluchtsort ſucht in der ſtille ſinnenden Seele derer, die wenig geachtet werden, ja, wenn er auch der Weisheit der Welt in trübſeligen Zeiten, als eine Thorheit erſchiene. Dieſer Strom der Gnade verſiegt nie, und alle Hoffnung beruht auf dieſem unerſchütterlichen Glauben. Aber indem er ſcheinbar verſchwand und zurücktrat in die verborgene Stätte ſtillſinnender Gemüther, um für eine glücklichere Zukunft die Keime zu erhalten, die einſt, wir leben in der Zeit der fröhlichen Hoffnung, alle Verhältniſſe des Lebens durchdringen ſollen, ſchien er ſich aus dem Leben zurückgezogen zu haben, und das irdiſche Leben war ſeiner eigenen unauflöslichen Verwirrung preisgegeben. Verwüſtende Kriege zerſtörten die Blüthen und reifgewordenen Früchte einer früheren Zeit. An die Stelle der wahren Demuth, die ihre Gränze erkennt, und ſcheinbar ſondernd, alles innerlich verbindet, erzeugte ſich der Hochmuth, der über die Gränze herausſtrebend jegliches Daſein mit dem andern verwirrend vermengt; und was ſo ſich innerlich widerſtrebte, das ſollten Begriffe äußerlich verbinden; das liebevolle Band, welches gleiche Beſchäftigung umſchlang und jede in ihrer Art gedeihen ließ, ward lockerer und zerfiel; Corporationen und Stände verloren ihre Bedeutung, die Städte ihren Glanz, der Adel ſeinen Ruhm, die Gelehrten ihr Anſehen. Steigende Bedürfniſſe erzeugten Selbſucht, und dieſe nährte ſich an den zunehmenden Bedürfniſſen. Eitler Prunk trat an die Stelle der innern Tüchtigkeit, ſo im Leben wie im Wiſſen, unſinniger Luxus einzeler an die Stelle der erhabenen Pracht des Oeffentlichen und der Andacht. Anſtatt daß lebendiger ritterlicher Sinn die Orden in frühern Zeiten, erzeugten jetzt auf die verkehrteſte Weiſe die Orden die Ritter; die Politik ſchlang ihr tödtendes Netz über alle Staatsverhältniſſe, und ihr Abbild im Kleinen, die Etikette über alle geſelligen. Da wandte ſich Alles um, daß das Erſte das Letzte, das Geringſte das Höchſte ward. Früher diente das Daſein dem Höchſten, wenigſtens ward es anerkannt, daß es ſo ſein ſollte, jetzt ſollte das Höchſte dem Geringern dienen, und es entſtand die ſinnloſe Frage: wozu dasjenige nütze, um deſſen willen alles iſt und durch welches es allein Bedeutung erhält. Die Produkte einer ſo verworrenen Zeit trugen den Tod in ſich, nicht lebendige Fülle fortſchreitender Bildungsfähigkeit; das Bewußtſein hatte ſich von dieſen Produkten, als einer geſtaltloſen Seele zurückgezogen und übte ſeine Gewalt, die in der Einheit enthaltend iſt, in Zerſtörung; wie das milde Lebenslicht, welches innig dem Leibe eingebildet, die erzeugenden Kräfte unterhält, außerhalb, als verzehrendes Feuer erſcheint. So trennten ſich Denken und Sein, und traten ſich, zwei Schemen einer unglücklichen Zeit, furchtſam und ſcheu gegenüber. Dieſes Sein, das mit dem Gefühle des Todes geboren, in krampfhafter Selbſterhaltung ohne Zutrauen ängſtlich in ſich ſelber vergeht, nannte man Praxis; das geſtaltloſe Denken, welches in keinem Produkte ſich erkennt, und alles Erzeugte mit ruheloſer Haſt zerſtören muß, um in einem andern zu ſuchen, was es, ewig in der Unendlichkeit ſuchend, nur in der unendlichen Nähe der ſtillen Demuth finden kann, nannte man Theorie; und da kein Sein ein Denken und kein Denken ein Sein entbehren kann, ſo entbrannte der wechſelſeitige Haß, das Mißtrauen und die tödtende Angſt immer glühender und der Beſte wie der Schlechteſte erſtarrte in dem gedankenloſen Sein oder zerfloß in das ſeinloſe Denken, indem, was ſich floh, immer von Neuem verdammt war ſich zu ſuchen, und ſich nur ſuchte um ſich zu fliehen. Sieh das war das Schickſal der Zeiten und iſt es zum Theil noch.

Daß nun die Univerſitäten Theil nahmen an der allgemeinen Verwirrung, die kein einzeler verſchuldete, die ſich vielmehr aus allen Verhältniſſen gebar, als der Glaube, die Andacht, die ſtille Frömmigkeit ſich vor der Aftergeburt irdiſcher Weisheit verbergen mußte, iſt unleugbar. Sie theilen die allgemeine Schuld, und haben ſie vergrößert, wie alle. Lebendige Geſchichte iſt lebendiger Glaube, und nichts anderes; in ihm iſt alle Macht und alle Bildung, die nie aus irdiſcher Kraft entſpringen kann und nie daraus entſprang.

Die Univerſitäten konnten ſich nicht frei halten von der allgemeinen Verwirrung. Als Denken und Sein, Theorie und Praxis, Revolution und Adminiſtration ſich trennten und allgemeine Grundſätze das Veraltete erhalten, dem Werdenden ſeinen Werth geben ſollten, ſchlichen ſich die herrſchenden Verzerrungen auf die Univerſitäten ein, — wer darf es läugnen? Die einſeitigen Syſteme des Naturrechts, die Anſichten der Aufklärerei ertönten auch von den Kathedern, und die verwirrende Lehre von einer allgemeinen Glükſeeligkeit, nicht eine ſolche gedeiht, unter höherer Lenkung indem ein Jeder ſeine Stellung, ſein Leben in eigenthümlicher Friſche entwickelte, die vielmehr von Außen her den Menſchen aufgedrungen wurde, und bald eine blinde Ergebung forderte, bald die ungeſtümen Leidenſchaften in Bewegung ſetzte, fürchterlich ſchwankend zwiſchen gedankenloſer Trägheit und krampfhaften Zuckungen, ward auch auf den Univerſitäten gepredigt. Legen wir das offene Geſtändniß ab, die Schuld an der Verwirrung theilen wir alle, — Keiner iſt rein, auch nicht Einer. Daraus erzeugten ſich die wechſelſeitigen Beſchuldigungen. Sollen dieſe nie aufhören? Theuerſter Hr. Präſident! ich bin ſogar verſchrien hie und da, als ein Vertheidiger des Adels, glauben Sie etwa, ich kenne den Verfall des Inſtitutes nicht? Glauben Sie, ich vermöchte nicht den Druck des Adels in Ländern, wo die ererbten Vorrechte ihm Gewalt geben, den Güterwucher, die klägliche Unwiſſenheit der Häupter vieler großen Familien, den Kaſtenhochmuth und ſo viele Kümmerlichkeiten zu beweiſen? Ich wollte es nicht; wie ſolche Beſchuldigungen von mir keinen Stand treffen ſollten. Ruhig hinweiſen wollte ich nach einem innern Mittelpunkte wechſelſeitigen Verſtändniſſes. Erwägen die Edelleute, was, nach dieſer Anſicht, man billig von ihnen fordert, welche großartige und klare Ueberſicht der allgemeinen Verhältniſſe des Staates, welche ächte Bürgerlichkeit, welche aufopfernde Geſinnung, ſie würden auch einſehen, daß alle äußeren Vorzüge nur die Möglichkeit eines Adels enthalten, deſſen Aufrechthaltung mir für den Staat zwar wichtig, ja unerläßlich dünkt, der aber wenn er ohne die Wirklichkeit da iſt, billig zu den lauteſten Klagen Anlaß gibt, ſie würden geſtehen, daß die Zahl ächter Edelleute nicht groß iſt, daß, wäre ſie es, dieſe durch ihr bloßes Daſein allen Widerſpruch überwinden, alle Vertheidigung überflüſſig machen würden. Alles eigenthümliche Leben hat, mehr oder weniger, ſeinen feſten Haltpunkt verloren, die Zünfte ſind verſchwunden, das Anſehen des Adels iſt geſunken, die innern lebendigen Kräfte aller Stände ſind gelähmt, die einzigen Gebäude, welche in ihrer alten ehrwürdigen Geſtalt der Zeit Trotz boten, in allen ihren Theilen, innerlich ſich erhielten, waren die Univerſitäten. Sie ſtellen den letzten Fels dar, der die Vergangenheit mit der Zukunft in einer bedeutungsvollen Gegenwart verbindet. Sagen Sie nicht, es ſei der Profeſſor der ſpreche, ſtellen Sie mit mir die ruhige Betrachtung an, die nicht geſtört werden ſoll durch das Lärmen einer äußeren, flüchtigen Beweglichkeit, durch das Windesbrauſen einer aufgeregten Zeit, und ſagen Sie nicht, es ſei Zeit die Grundlagen anders zu befeſtigen, weil hier und da die Fenſter klappern, oder einige Dachziegel herunterfallen.

In allen andern Richtungen des Staates wird der Menſch von der Gegenwart gefangen. Es iſt ſo, es ſoll ſo ſein, ſie hat ihre dringende Noth, ihre Bedürfniſſe, die augenblickliche Befriedigung fordern, ihre beſtimmten Aufgaben, die nur durch beſtimmte Kenntniſſe und Fertigkeiten gelöſt werden können. Aber herrſchte dieſe Gegenwart allein, ſie würde ihre Bedeutung verlieren. Die Univerſitäten ſind die einzigen Inſtitute, die rein für die Zukunft da ſind, für dieſe im tiefſten Sinne, wie ſie ſich, nicht aus einer oberflächlichen Gegenwart, vielmehr aus der tiefſten Wurzel der Vergangenheit erzeugt, den Durchgangspunkt in einer belebten Gegenwart ſucht. In den Collegien und Dikaſterien kann auch die Unkunde ſich verbergen, wenige Tüchtige können den Deliberationen eine einſeitige Richtung geben, während die übrigen nur durch die Maſſe zählen, und die Einigkeit in ſolchen Vereinen iſt oft ſchädlicher, als der lebendige Widerſpruch ſein würde. Die Gunſt hat Manchem eine bedeutende Stelle verſchafft, und das Geheimniß der Erwägungen deckt den Mangel an Geſchick zu. Allen dieſen Behelfen muß der Univerſitätslehrer entſagen. Sorgfältiger, als die meiſten übrigen muß er ſchon in der Jugend ſich ausbilden, er wird ſtrenger geprüft, und die Gunſt kann vielleicht auch hier dem weniger Tüchtigen eine Stelle verſchaffen, aber nur die Tüchtigkeit kann ſeinen Ruf erhalten. Die Prüfung hört, ſo lange er lebt und thätig iſt, nicht auf. Man fordert von ihm, daß er nicht allein das Ueberlieferte in der Wiſſenſchaft den Jünglingen mittheilen, ſondern auch dieſe in ihrer Entwickelung fördern ſoll. So muß er ein lebendiges, auf eine beſtimmte Weiſe thätiges Glied der geiſtigen Entwickelung der Zeit bleiben, wenn er Geringſchätzung entgehen will. In ſeinem Kreiſe, unter ſeinen Collegen, ja unter Studierenden kann er ſein Anſehen nur erhalten, indem er ſich einer ſtäts bedenklichen Prüfung unterwirft, einem öffentlichen fortdauernden Urtheile, welches ſeinen Ruf beſtimmt. Seine Schwächen bleiben nicht verborgen, und der bloße Verſuch ſie zu verbergen iſt hinlänglich, um ſie weltkundig zu machen. Dabei haben dieſe Univerſitätslehrer den Vortheilen entſagt, die für die meiſten den größten, ja den einzigen Reiz haben. Die Schüler können erwarten von einer Ehrenſtelle zur andern fortzurücken, ſie erhalten äußeres Anſehen, Ehre, Glanz Vermögen; der alternde Lehrer ſieht die wechſelnde, ſchönſte, blühende Jugend ſeines Landes, vor Ehrgeiz geſpornt, ſich hoffnungsvoll entfalten, ſieht den ausgebildeten Mann, den er anregte, in dem höchſten Rathe glänzen, er bleibt auf der Stelle, die er wählte, und die er nur einnehmen konnte, indem er mancher glänzenden Hoffnung entſagte. Eine Corporation nun, die ſich ſo, von Innen heraus bildete durch beſtimmte geiſtige Neigungen, die ihren Lohn in ſich ſelber haben, die alle Seelenkräfte in beſtändiger Thätigkeit erhalten, deren Handlungen und Produkte fortdauernd gerichtet werden, deren Bildung unvermeidlich in ihrer Bedeutungsloſigkeit verdammt iſt, wenn ſie nicht in der tiefſten Vergangenheit gegründet erſcheint, eine ſolche Corporation, die in einer großartigen Verbindung alle Zweige geiſtiger Entwickelung umfaßt, ſollte, (der uralte Stamm des nationalen Wiſſens, mit ſeinen tiefen Wurzeln in einem fruchtbaren Boden,) von den Stürmen der Zeit, von dem Einfluß eines leicht beweglichen Fanatismus aus ſeiner feſten Stellung gerückt, und von dem tobenden Winde der Zeit in die Luft fortgeführt werden? Wie unglaublich! Wo wäre denn die Sicherheit, wenn nicht hier? Soll ſie in der verirrten Gegenwart liegen, in ihrem Streben und Ringen in widerſprechender Richtung, wenn ſie verſchwunden iſt aus der tiefern Verbindung der Vergangenheit mit der Zukunft? Wenn dieſes mit dem lebendigen Holze, in welchem aus der Wurzel die friſchen Säfte alter Kunde den Blättern und Blüthen zueilt, alſo hat geſchehen können, was iſt von dem trockenen zu erwarten?

Es hat nicht an Verſuchen gefehlt die Univerſitäten in Anſtalten zu verwandeln, die lediglich beſtimmt waren die Bedürfniſſe der engen Gegenwart zu befriedigen, nicht an Vorſchlägen, dieſem alten ehrwürdigen Inſtitute eine moderne, bequemere Form zu geben, den alten reichen Schatz in ſchnell circulirende Landesmünze von geringern Gehalt umzuprägen, die Mauern und alle Pilaſter niederzureißen, um Baracken zu bauen, die leichter zu handhabende Materialien zur Volksaufklärerei in Schulen und auf Kanzeln, zum Curiren, Richten und Adminiſtriren aufzuſpeichern — Gottlob! die Regenten kannten den Werth dieſer Inſtitute zu gut, und ſelbſt, wo der Ausdruck für die tiefere Bedeutung zu fehlen ſchien, bewies die Aufrechthaltung ihrer Freiheit die großartigen Opfer, die auch in trüben Zeiten gebracht wurden um ihnen eine würdige Geſtaltung zu geben, hinlänglich wie man ſie ſchätzte. Die höchſten Beamten, die nächſten Räthe des Königs waren ſelbſt auf den Univerſitäten geweſen; die fröhlichſte Zeit in welcher die Jugend von dem Genius der Geſchichte begrüßt, genährt von allem was in irgend einer Zeit Herrliches und Kräftiges erzeugt war, umgeben von Freundſchaft, wie ſie rein und heilig nur keimt in jugendlichen Gemüthern, die ſich dem innern Triebe geiſtiger Bildung rückſichtlos überlaſſen dürfen, verlebten ſie hier. Sie wiſſen es wohl, daß, wer hier nicht einen großen Entſchluß für ſein Leben faßte, unfähig wird ihn zu

[illegible]

[illegible]

[illegible]

erſchien, ſo daß die Mittel, die er wählte ſich zu erhalten, nur dazu dienen konnten, den Sieg des Unglaubens noch mehr zu verherrlichen: dann fragen wir billig, wodurch in Deutſchland dieſe gefährliche Richtung gehemmt ward? Eben aus der Mitte der wiſſenſchaftlichen Bildung, eben da, wo die drohenden Waffen zur Vernichtung des Chriſtlichen Glaubens zuſammengehäuft ſchienen, blühte er wieder ſiegreich hervor, die vorzüglichſten Geiſter huldigen ihm unbedingt, es gilt nicht für etwas Geringes und Unverſtändiges Chriſtum zu bekennen und ſein ganzes Heil in ihm zu finden. Ja eben weil dieſer Glaube redlich mit dem gefährlichſten Zweifel gekämpft, die tödtenden Angriffe des vielfältig ausgebildeten Verſtandes hat erdulden müſſen, iſt er unüberwindlich wieder hervorgedrungen, und was gegen ihn gerichtet war muß ihm dienen. Wodurch ward dieſe heilſame Veränderung möglich? Ich frage, wie Sie ſelber. Denken Sie ſich die Deutſchen Univerſitäten weg, und es iſt Ihnen nicht möglich, dieſe Erſcheinung zu erklären. Die Aufklärerei war den Deutſchen von Außen angethan; dieſes Gebäude des Scheins konnte der gründliche Deutſche Gelehrte, ungeſchickt nachahmend, nur verzerren und eben dadurch zerſtören: aber das redliche Forſchen erhielt ſeinen Lohn auf anderem unerwartetem Wege. Mag es wahr ſein, daß auch auf dieſem Wege manche Verirrung ſich erzeugt hat, dennoch wird der Beſonnene kaum die Zeit zurückwünſchen, in welcher der von allem Glauben entblößte irdiſche Verſtand ſeinen flachen Sieg feierte.

Als der Glaube immer mehr verſchwand, erzeugte ſich auch der Verſuch, wie die Geſinnung durch Begriffe und Grundſätze, ſo auch den Staat durch bloße Reflexion zu regeneriren; ein Verſuch, deſſen zerſtörende Folgen ſeit Jahrhunderten, in allen Richtungen, ſowohl von oben, wie von unten, ſowohl an den Höfen wie unter dem Volke, ſich immer gewaltſamer entwickelte. Der Urſprung dieſer Verirrung kann abermals nicht in Deutſchland geſucht werden. Sie iſt als ein fremdes Erzeugniß der äußerlich mehr ausgebildeten Nachbaren uns zugekommen. Die geſchichtliche Gewandtheit, mit welcher Montesquieu, deſſen große Verdienſte ich nicht verkenne, die oberflächliche Beredſamkeit, mit welcher Rouſſeau das große Thema des Tages, die Regeneration der geſelligen Verhältniſſe behandelte, unterſtützt von einer allgemeinen empfundenen Unbehaglichkeit in der Stellung der Stände gegen einander, deren Gründe ich oben kurz darzulegen ſuchte, verſchaffte ihren Anſichten allgemeinen Eingang. Auch in Deutſchland bildete ſich das ſogenannte Naturrecht, eine durchaus moderne Wiſſenſchaft, im Allgemeinſten eine aus der bedeutungslos gewordenen Praxis erzeugte univerſelle Theorie, die alle Grundſätze der Regeneration zuſammen faſſen ſollte. Aber auch dieſe Syſteme des Naturrechts wurden durch gründlichere, mehr vom Leben abgewandte Behandlung in Deutſchland unſchädlicher. Leſen Sie, in dieſer Rückſicht ſelbſt den Haller, den Sie ſo hoch ſchätzen. Sie werden ſehen, wie die Lehrbücher des Natur- und Völkerrechtes, die auf den Univerſitäten ausgearbeitet wurden, wenn ſie auch dem allgemein herrſchenden Irrthume huldigten, dennoch ſich durch ruhige

Beſonnenheit, durch Warnung vor allem übereilten Eingreifen in die Einrichtungen des Staats, durch eine Verehrung gegen die entſtandenen Formen deſſelben und eine Achtung gegen ſtille geſchichtliche Entwickelung, die natürlichſte Frucht wahrer, gründlicher Gelehrſamkeit, auszeichnen. Ich möchte faſt alles unterſchreiben, was er über dieſe Schriftſteller ſagt, nur die flache Anſicht, als wenn die irrigen Meinungen einiger Philoſophen Europa verwirrt hätten, die Unfähigkeit einzuſehen, daß Ereigniſſe der Art ſich aus allen Elementen des Lebens und des wechſelſeitigen Mißverſtändniſſes entwickeln, muß wohl ein jeder ruhig Betrachtender verwerfen. In der That hat die Verrückung aller geſelligen Verhältniſſe eben ſo verwirrend auf die Denker, wie dieſe auf das Leben einwirkt. Am unwiſſendſten erſcheint er aber, wo er über die neuere Philoſophie, von Kant an, ſich vernehmen läßt. Es ſchien mir von jeher außerordentlich merkwürdig die entgegengeſetzten Extreme zu verfolgen, die ſich von demſelben Punkt überhandnehmender Reflexion aus, in Frankreich und in Deutſchland ausbildeten. Dort ergriff die Verwirrung das äußere Leben und erzeugte die Revolution: hier wandte die Reflexion ſich nach innen, immer tiefer forſchend, bis das Extrem, von allem Aeußern abgewandt, ſeine letzte Ausbildung fand in einer tiefſinnigen Philoſophie, in der Fichteſchen. Dort endigte die allgemeine, gräuelhafte Verwirrung in einer finſtern Tyrannei, die ganz Europa bedrohte; hier drängte ſich die ganze Kraft der Reflexion immer mehr in einem Punkt zuſammen, in welchem ſie ihre einſeitige Richtung aufgeben mußte und wie aus einem verworrenen äußeren Leben dort ſich die Tirannei, ſo erzeugte ſich aus einem tiefen Denken hier die geiſtige Freiheit. Man ſage nicht, dieſer Erfolg ſei mit jenem nicht vergleichbar, ſei etwas durchaus Einzeles. So wird derjenige nie ſprechen, der die Gewalt wiſſenſchaftlicher, vor allem philoſophiſcher Bildung auf das Deutſche Volk, die ſtille Macht ſeiner Literatur kennt. Nun ſoll keineswegs geläugnet werden, daß die flachere, mehr äußere Richtung der Nachbarn auch auf uns nachtheilig gewirkt hat, ich geſtehe, daß vielleicht ſogar auf den Lehrſtühlen hier und da die Irrthümer gehört wurden, welche in Frankreich die Revolution erzeugten; aber erſtens müſſen wir uns hüten vor jenem Geklatſche der vergangenen Zeit, welches Haller auf die widerwärtigſte Weiſe wieder zu erneuern ſucht: und dann fragen wir, wo wohl weniger Bewegungen entſtanden ſind, in jener allgemein gährenden Zeit, als eben auf den Deutſchen Univerſitäten? Ja, wenn wir bedenken, welche allgemeine Begeiſterung die erſten Ausbrüche der Revolution in ganz Europa erzeugten, weil ſie, und eben bei den Beſten, die größten Hoffnungen erregte, wie die ſiegreichen Heere im Herzen von Deutſchland ſtanden, wie eben ein geiſtiges Element das ganze Leben in Europa zu erneuern verſprach, und wie auf den Univerſitäten die leichtbewegliche, von einer ſo imponirenden Erſcheinung ergriffene Jugend in rückſichtloſer Selbſtbildung begriffen war, ſo müſſen wir in der That annehmen, daß die Univerſitäten in ihrer uralten Form ein Heilmittel gegen jene äußere Verirrung enthielt, welches die Anſteckung von der wahren geſunden Mitte dieſer Inſtitute abhielt, ja ſelbſt gegen den anſteckenden Stoff reagirend wirkte.

Manches freimüthige Wort ward auf den Univerſitäten geſprochen, ja ſie vorzüglich nährten die geiſtig kühne, für die Wahrheit ſich unbedingt opfernde Geſinnung und ſtärkten ſie in der Seele der trefflichſten Jünglinge. Aber nicht jenes allgemeine, ſchwankende Gerede, wie es laut ward und jede Beſonnenheit verdrängte, vielmehr die tüchtige That, die aus klarer Einſicht beſtimmter Verhältniſſe entſpringt, bedingt iſt durch die eigenthümliche Stellung, und jede äußere Hemmung, als ungerechte Gewalt, da abweiſt, wo ihr die Herrſchaft gebührt. Man frage, ob nicht bei weitem die Meiſten, die ſo als gediegene Stützen des Staats in bedenklichen Lagen erſchienen und geprieſen werden, gern und willig bekennen, daß die ſchöne Zeit des akademiſchen Lebens jene Kraft keimen ließ, daß die Anhänglichkeit an irgend einen begeiſternden Lehrer ſie nährte, daß durch die freie Beſchäftigung mit Wiſſenſchaft, durch die Erinnerung an dasjenige, was Groß und Trefflich in der Geſchichte iſt, durch die wahre Freundſchaft, die nur ſo gedeiht, jener kühne Entſchluß entſtand, der ſpäter reif ward. Man wird dieſen Einfluß der Univerſitäten ihnen doch nicht zum Vorwurf machen? Wer jemals darüber reiflich gedacht hat, was eigentlich geſchichtliche Bildung ſei, wie in ihr die ſtille Entwickelung und die Selbſtthat zugleich, als in einer höheren Einheit verbunden erſcheinen, wie die ungehemmte und lebendige Berührung mit allem Groſſen die Seele veredelt, indem ſie allein die eigenthümliche Richmung, als eine innere, freie, ſelbſterwählte, und ſo den tiefſten Sinn der Geſchichte aufſchließt, indem ſie jene heitere, großartige Gleichheit erzeugt, die jede Natur, jedes Talent, jede Bildung innerlich begreift und hochhält, dem wird die heiligſte Bedeutung der Univerſitäten nicht verborgen bleiben, er wird zugleich begreifen, wie ſie mitten in der Verwirrung einen Kern des friſchen geſunden Lebens bewahren und eben von der freien Univerſalität aus alle Verzerrungen der reflectirenden Partialität ausſchließen mußten.

So, in ihrem Sinne beſchäftigt, blieben die Univerſitäten von dem politiſchen Dämon befreiet, und kamen niemals in Verdacht, ſelbſt nicht, wenn die Gegner der Revolution, die ſelten zu loben waren, faſt immer Feinde jedes Fortſchreitens in der Geſchichte, dieſen oder jenen Lehrer anklagen zu müſſen glaubten. Die Verbindungen, die unter den Studierenden ſtatt fanden, und die ich im Ganzen genommen keinesweges zu vertheidigen begehre, waren überlieferte, veraltete Formen, die mit der Gährung des Tages nichts gemein hatten. Napoleon überſchwemmte Deutſchland, ein glühender Haß gegen den Tyrannen bewegte jede Deutſche Bruſt, die meiſten Univerſitäten des proteſtantiſchen Deutſchlands waren in ſeiner Gewalt, — wie natürlich, daß die Blüthe der Deutſchen Jugend den allgemeinen Haß theilte, ja daß er ſich hier unbefangener, ſtärker äußerte! Hier nun fanden geheime Verbindungen gegen den gemeinſchaftlichen Feind ſtatt, auch Profeſſoren nahmen an dieſen Theil, einer ward erſchoſſen.

Aber dennoch traf der Verdacht ſolcher geheimen Unternehmungen nie die Univerſitäten. Ich lebte unter der fremden Gewalt in einer Stadt, die ſich auszeichnete durch ihre warme Anhänglichkeit an das alte Königshaus, an das angeſtammte Vaterland, die Univerſität theilte dieſe Anhänglichkeit ganz. Ja Schills herrliche Schaar, ſpäter der Herzog von Braunſchweig erſchienen hier. Keiner von der Univerſität folgte dieſen. Es war nicht Mangel an Muth, nicht weil der Haß erkaltet war, aber der Geiſt der Univerſitäten, obgleich er den Fremden, ſeinem innerſten Weſen nach widerſtand, verhinderte alle ſolche unreiſe Verſuche.

So ſind wir denn unſern Tagen ganz nahe gekommen. Wir haben geſehen, wie die Univerſitäten in den bedenklichſten Verhältniſſen ihre alte Bedeutung zu erhalten wußten; wie ſie zwar mit in die Bewegung der Zeit hineingeriſſen, dennoch ihrem unſichern Schwanken einen bedeutenden Widerſtand entgegen zu ſtellen vermochte; ja von Innen heraus, durch Forſchungen in jeder Richtung haben ſie den Glauben gerettet; da wo ſie alle Gewalt verloren zu haben ſchien, haben ſie das Seichte in den Syſtemen, die den Begriffen menſchlicher Reflexion eine erzeugende Kraft in der Geſchichte zuſchrieben, aufgedeckt. Denn waren die Anſichten, die die Revolution herbeiführten, nicht die herrſchenden, ſelbſt wo man ihre Conſequenzen ſcheuete und nennen Sie mir einen Deutſchen Gelehrten von entſchiedenem Ruf, er ſei Rechtslehrer oder Philoſoph, der ſie nicht beſtreitet? Was im Auslande durch theure Erfahrung erkauft wurde, das lehrte den Deutſchen Gelehrten beſonnene Forſchung. Das Syſtem des geſellſchaftlichen Vertrags, die Lehre von allgemeiner Freiheit, von allgemeinen Menſchenrechten, die das Eigenthümliche der Stände aufhebt, und jene thörichte Gleichheit erzeugt, die ſich ſelber nicht verſteht, iſt aus der Deutſchen Literatur, wenn wir nicht alle Flugſchriften und jede vorübergehende Schriftſtellerei, als Theile derſelben betrachten, verſchwunden, wie die Lehre, von der Trennung der Gewalten, und nicht etwa, durch äußere Gewalt, oder durch Rückſichten, die billig niemals für den Gelehrten da ſein ſollen, ſondern durch die anerkannte Seichtigkeit. Ein jeder, der den Stand der Rechtslehre, der Philoſophie, der geſchichtlichen Bildung in Deutſchland kennt, wird dieſes geſtehen müſſen. Und nun fragen wir billig: wie ſind denn die Lehrer, durch deren wiſſenſchaftliche Forſchungen die Dämonen des Unglaubens und der bloſſen Begriffsweisheit verſcheucht ſind, auf einmal die Verfechter derſelben geworden?

Wer einen unbefangenen Blick auf die Deutſchen Univerſitäten wirft, der wird das Ungegründete eines ſolchen Verdachtes ſogleich einſehen. Indeſſen, ſagt man, die Thatſachen ſind da, die Verirrungen einer thörichten Jugend haſt du ſelber darzuſtellen geſucht, ja von einem keimenden Fanatismus haſt du zu ſprechen gewagt. Kannſt du dich wundern, wenn man; nach ſolchen Beſchuldigungen, deine Vertheidigung nicht glaube?

Meine Antwort liegt in jeder Silbe des Vorhergehenden. Es iſt hier nicht von einzelen Verirrungen einzelner

Lehrer, wenn dieſe auch ſtatt gefunden haben ſollten, ja nicht von der falſchen Richtung der Jugend, wenn ſie auch noch ſo weit um ſich gegriffen haben ſollte, die Rede, — davon vielmehr, wann und wodurch ſie entſtanden iſt?

Und da antworte ich auf das Beſtimmteſte, — nicht auf den Univerſitäten.

Sie läßt ſich hinlänglich aus den gährenden Bewegungen der Zeit und aus der unſichern und ſchwankenden Lage des Erziehungsweſens auf Schulen und in den Familien erklären. Was die erſte betrifft, ſo kann es nicht unſere Abſicht ſein ihrer Entſtehung nachzuforſchen, welches ohne einen allſeitigen Ueberblick aller Verhältniſſe der Zeit nicht möglich wäre, auch nicht zu beſtimmen, in wie fern man ſie beſchränken, oder auf ſie zu achten habe: wir hatten nur zu zeigen, daß die akademiſche Freiheit d. h. die durch keine äußere Gewalt beſchränkte oder bedingte Selbſtbildung, wie ſie auf den Univerſitäten einen, durchaus von den Launen der Zeit unabhängigen geſchichtlichen Mittelpunkt fand, dieſe unruhigen Bewegungen nicht erzeugt haben, und eben ſo wenig nähren.

Die Grundlage alles Unterrichtes auf den Schulen iſt Religioſität, die den unwandelbaren Glauben erzeugt, der eben dadurch eine Grundlage für das ganze Leben wird; aus dieſem Grund erzeugt ſich der Unterricht ſelber, deſſen Weſen hauptſächlich darin beſteht alles Schwankende, Willkürliche entfernt zu halten, ſo daß der ſtrenge Zuſammenhang auf die innere Nothwendigkeit des [illegible]zen hinweiſt, deſſen Sicherheit durch den Glauben gegeben iſt. Die äußere Erſcheinung einer gelungenen Erziehung iſt reine Hingebung, völliger Gehorſam. Die Grundlage aller Lehre auf den Univerſitäten iſt Philoſophie, im eigentlichſten Sinne, nicht wie ſie in dieſem oder jenem Syſteme erſcheint, ſondern wie ſie ſich in einer jeden Seele als Selbſtthat erzeugt, und alle Bedeutung der Lehren gründet ſich auf ſelbſterworbene Einſicht, die niemals entſtehen kann, wo nicht in einer jeden Richtung des Eigenthümlichen alle Elemente des Daſeins ſich hineinbilden, auch da, wo dieſe, nicht völlig geſondert, als ſolche erkannt werden. Wie die Freiheit des Bewußtſeins, die den Menſchen von den Thieren ſondert, eine, wenn auch undeutliche, dennoch nothwendige Anſchauung des ſinnlichen Univerſums vorausſetzt, ſo ſetzt die höhere geiſtige Freiheit eine Anſchauung des geiſtigen Univerſums eben ſo nothwendig voraus.

Nun ſoll zwar auf den Schulen das Organ der Freiheit keimen, deſſen lebendige Function das Weſen der Univerſitäten ausmacht, wie das Organ des freien Athmens bei dem Embryo, aber die wahre Function dieſer Freiheit tritt, wie das Athmen ſelber nach der Geburt, erſt auf der Univerſität hervor. Aller Schulunterricht beruht darauf, die keimende Selbſtändigkeit in der Form des Glaubens und des Gehorſams zu nähren, dieſe ſoll als innere Sehnſucht ſich entwickeln, aber, was zum Weſen der Univerſität gehört, muß von der Schule ausgeſchloſſen bleiben. Ich werde mich weiter unten darüber äußern. Eben ſo ſoll die Univerſität die zweckmäßige Bildung der Jugend für ihre zukünftige Beſtimmung fördern, aber indem mehr der Sinn gebildet wird, die Einſicht im Ganzen mit Klarheit erworben, als durch praktiſche Fertigkeit, die erſt mit dem Geſchäft ſelber erworben werden kann. Dieſe Neigung das Praktiſche voreilig auf der Univerſität auszubilden, hat, wie jene, die Reflexion, die nur aus den höhern Stufen ſelbſtändiger Bildung mit Klarheit hervortritt, auf den Schulen hervorzurufen, mehr als alles dazu beigetragen die Gränzen zwiſchen Univerſität und Schule zu vermiſchen. Sie hat die Univerſitätslehrer von ihrer eigentlichen Beſtimmung öfters abgelenkt, hat den ſchädlichen Sinn, der alle höhere Bildung als etwas Ueberflüſſiges verdrängt, wenigſtens hie und da erzeugt. Der junge Mann erſcheint im Geſchäftsleben mit Anſpruch auf eine Geſchicklichkeit, die er nicht beſitzt. Da die Univerſitäten ihre Richtung gegen das Theoretiſche nie aufgeben können, ſo erzeugen ſich Theorien in einem äußern Verhältniß gegen die Praxis, d. h. gegen die wirkliche Gegenwart und ihre Verhältniſſe; und da ſie als das Verſtändige ſich darſtellen, ſo wollen ſie die Praxis beherrſchen: dieſe aber, die das Ungeſchick einer ſolchen praktiſch gewordenen Theorie wohl bemerkt, weiſet ſie mit ihren Anſprüchen ab. Ja dieſer Streit iſt der eigentliche Streit unſerer Tage, und iſt entſtanden aus der Beſchränkung der Univerſitäten, aus dem unglücklichen Verſuch Inſtitute, deren innerſte Bedeutung, nicht aus einer Abſtraction, ſondern aus der freien geſchichtlichen Richtung des Lebens ſelber gegen das Geiſtige hervorgegangen iſt, auf eine unnatürliche Weiſe umzukehren.

Ein junger Mann, geſchichtlich gebildet in ſeinem Fache, hat zwar eine innere Sicherheit erlangt, die einen bleibenden Einfluß auf ſein ganzes Leben haben wird; aber ganz anders ſtellt er ſich dar, als der einſeitig praktiſch Gebildete. Dieſer hat eine Menge Regeln und Grundſätze, die aus einer vermeintlichen Erfahrung abſtrahirt ſind, denen er irriger Weiſe eine große Kraft zuſchreibt, die er theils vielfältig beſchränken, theils aufgeben muß. Jener weiß, daß er, in das öffentliche Leben hineintretend, eine andere Richtung verfolgen ſoll; die geſchichtliche Bildung erzeugt Achtung für das Eigenthümliche der erzeugten Verhältniſſe, die nicht nach allgemeinen Regeln, vielmehr aus ſich ſelber verſtanden und beurtheilt ſein wollen; ſie vorzüglich verhindert die ſchädliche Anſicht, als wenn irgend etwas im Staate, als ein Einzeles, welches durch Begriffe äußerlich mit dem Ganzen zu verknüpfen wäre, betrachtet werden könnte, und dennoch zieht ſie ihn mit großer Liebe zur ſorgfältigſten Behandlung des ſcheinbar Unbedeutendſten, welches durch eine lebendige Verknüpfung mit dem Ganzen erſt ſeine Bedeutung erhält. Kurz: die wahren Geſetze einer geſchichtlichen Entwickelung, die weder der erſtarrten Vergangenheit mit gedankenloſer Hingebung huldigt, noch unruhig ſtrebend den Gang des geſelligen Wachsthums durch leere Begriffe umgeſtalten will, werden nur durch eine ſolche Bildung möglich; ſie allein kann das Räthſel des verwickelten Daſeins unſerer Tage löſen, denn ſie erzeugt, je geiſtig freier ſie gefaßt iſt, deſto ſicherer das ſtille Vertrauen, die gewiſſenhafte Frömmigkeit, die durch Sorgfalt die ſcheinbar beſchränkteſten Verhältniſſe zu heiligen vermag; ſie vernichtet den

Schein, das Streben nach äußerem Glanze und wer einer innern ſelbſterwählten, durch wahre Bildung veredelten eigenthümlichen Welt zugehört, dem erſcheint, was die Welt ſchätzt, Rang, Titel und bloße äußere Würde, als etwas Gleichgültiges. Obgleich er ſolche Vorzüge nie, als hätten ſie an ſich eine Bedeutung, zu erlangen ſtrebt, wird er ſie dennoch keinesweges geringſchätzen, ſich nie durch höhere Ehrenſtufen gedrückt, ſelbſt nicht durch Unterordnung gehemmt fühlen. Nur dieſe Bildung kann mit Sicherheit den gediegenen, feſten bürgerlichen Sinn bilden, der weder ſich der Knechtſchaft ergibt, noch gegen die nothwendigen Schranken der Geſellſchaft blind eifernd ſich empört, nur ſie kann den freimüthigen Mann bilden, der, indem er, was die Geſchichte in eigenthümlichem Sinn entwickelte, erkannte, auch weiß, wo irgend ein Irrthum oder Ungerechtigkeit, das ihm Heilige zu verletzen droht; der dann, je ruhiger er die Gränzen ſeiner Stellung erkennt und ehrt, deſto männlicher die Stelle vertheidigt, die er einnimmt, und die ihm, durch die klare Einſicht, die er zu erlangen ſtrebte, durch den treuen Eifer, der ihn belebt, durch die Andacht, mit welcher er ſein Geſchäft treibt, ein Tempel Gottes geworden. Wo ein ſolcher Mann ſich hören läßt, tritt das Recht ſelber hervor; äußere Geſetze verſtummen, wo die Quelle des Geſetzes rein und lauter fließt; und wir behaupten, es gibt keine Gewalt auf der Erde, die gegen ihn, dem die Verhältniſſe ſeiner Stellung genau bekannt ſind, der den eingeſchlichenen Mißbräuchen in ihrem geheimſten Urſprunge nachzuſpüren vermag, den allgemeinen Ueberblick mit genauer Kenntniß des Einzelen verbindet, etwas auszurichten vermag.

Ja, — ſagt man — zeig' uns dieſen Mann, und beweiſe uns, daß er auf Univerſitäten gebildet wurde, und nur durch dieſe gebildet werden kann. Wohl iſt ein ſolcher Mann ſelten, Gott muß ſein Herz reinigen, das ſtille Gebet muß ihn heiligen, die Demuth die Schranken ſichern, damit die Umriſſe der geiſtigen Geſtalt in ſtiller Verſchloſſenheit, in reinlicher Anmuth, den verborgenen Schatz unendlicher Liebe zu bewahren und dennoch zu offenbaren vermag. Keine irrdiſche Einrichtung kann das Göttliche erzeugen, und obgleich wir in Sünden geboren ſind, wird die Andacht dennoch auf eine ewige Weiſe aus dem heiligen Geiſt erzeugt. Aber wie der Menſch zu Grunde geht in der wüſten Zerſtreuung des Lebens, wenn er nicht Stunden der Andacht feſtſetzt und heilig hält, und ſie nicht als unnütz aufgeben darf, weil er oft in ſolchen Stunden Gott und den Erlöſer vergebens ſuchte, die heiligſte Verbindung erſt dann gewiß verloren hat, wenn er ſie aufgibt: ſo ſoll auch die menſchliche Geſellſchaft einen ſolchen Mittelpunkt der ruhigen Betrachtung haben, in welchem (wie in dem Gebet das Heiligſte in uns ſich dem Heiligſten ergibt) von allen blos äußern Rückſichten befreiet, der Geiſt der Einzelnen, den verborgenen Geiſt der Geſchichte begegnen kann; und dieſe Stelle muß dem Staate heilig ſein. Man ſage nicht, daß wir fromme Andacht mit irrdiſcher Wiſſenſchaft verwechſeln. Hier iſt nicht die Rede von dem Einzelen, vielmehr von der Bedeutung der Gelehrſamkeit überhaupt. Das Gebet eines jeden Chriſten iſt: ſegne du das Tagewerk meiner Hände! wodurch angedeutet wird, daß unſer Werk wenn es unter den Menſchen hervortritt und wirkt, nicht blos als unſeres zu betrachten iſt, wir ſelber ein Werkzeug Gottes ſind, ſeinen Geiſt zu offenbaren, auch durch die geringſte That. Ja unſere Anſprüche auf Freiheit, d. h. auf ungehemmte Ausbildung unſerer Fähigkeiten, auf unbehinderte Aeußerung eigenthümlicher Thätigkeit, gründet ſich allein hierauf. Und wo iſt dieſe Freiheit nothwendiger, als da, wo das Tagewerk allen Sinn verliert, ohne ſie, bedeutungslos zuſammenſtürzt in ſich ſelber, wenn ſie fehlt? Ich weiß wohl, daß dieſe höhere wiſſenſchaftliche Freiheit, der Kern und die Quelle aller Freiheit unter uns nie in Gefahr kommen wird, aber dennoch hat die Zeit gezeigt, wohin Anſichten, wie die Ihrige, leider führen können. Weh uns, daß die Zeit wieder gekommen iſt, wo ſolches geſagt werden muß. Es iſt leider nicht blos der Irrthum eines Einzelen, den wir hier zu bekämpfen haben. Indem ich dieſes ſchreibe, erfahre ich, daß auf einer berühmten proteſtantiſchen Univerſität in Deutſchland der Befehl ergangen iſt, daß man nichts lehren darf, was in der Theologie der feſtſtehenden Dogmatik widerſtreite, keine Exegeſe vortragen darf, die nicht mit dieſer zuſammenſtimme, aller Myſticismus iſt verboten, und in der Philoſophie alles Forſchen nach göttlichen Geheimniſſen. Auch die Vorträge über die Geſchichte ſind unter Aufſicht geſtellt, ohne daß man etwas Näheres über die Furcht, die dieſe Quarantaine veranlaßte, erfährt.

Man könnte ſagen, gibt es nicht eine Exegeſe, die den Glauben in ſeiner Grundveſte vernichtet, einen Myſticismus, der an Wahnſinn gränzt, eine Philoſophie, die, indem ſie die Religion begründen will, ihre heiligſten Stützen untergräbt? Iſt es nicht die heiligſte Pflicht eines Regenten, dieſes Gift von den Univerſitäten zu entfernen, wo es unvorbereitete Gemüther anſtecken kann? Wir antworten: wo iſt der Gerichtshof, der hierüber richten ſoll? Wer wagt es die Gränzen menſchlicher Forſchung zu beſtimmen? Wird es nicht der Willkür überlaſſen bleiben den Gläubigen in einen Myſtiker, den tüchtigen Forſcher in einen verbrecheriſchen Exegeten, den tiefen Philoſophen in einen gefährlichen Grübler, den freimüthigen Geſchichtsforſcher in einen Unruhſtifter zu verwandeln? Wo ſolche Geſetze herrſchen, da gibt es keine Theologie mehr, keine Philoſophie, keine Wiſſenſchaft der Geſchichte. Hebt die Univerſitäten auf, laßt willige Knechte prüfen, laßt die Lehrbücher unter eurer Aufſicht verfertigen, gebt Geſetze für das Denken, beſtimmt ſeine Schranken feſt und unerſchütterlich, und laßt durch ein großes Autodafe, alle Blüthen des deutſchen Geiſtes ſeit einem Jahrhundert auflodern! dann handelt ihr wenigſtens folgerecht. Ihr ſtellt euch als ſolche, die es wiſſen, wie weit der Geiſt in ſeiner Forſchung gehen darf, die das unzweifelbare Recht haben, alles was jenſeits dieſer deutlich erkannten Gränze liegt zu vernichten. So weit, wie euer Erkennen reicht, ſo weit reicht euer Richteramt; ahnet man, daß ihr euch richtend hineinwagt in eine Region, deren Weſen euch unbekannt iſt, ſo iſt es um euch geſchehen; denn alle Sicherheit alles Vertrauen, welches an einander bindet, beruht darauf, daß jeder nur die Macht hat, die ihm die klare Einſicht gibt. Dürft ihr die geheime Gewalt antaſten, die unſichtbar die Geiſter vereinigt in tiefem Forſchen, warum das Volk nicht die äußere? Welche iſt die heiligſte und wem gebührt hierüber der Ausſpruch? — Und zu welcher Zeit tritt dieſes düſtere Zeichen der verworrenen Zeit hervor? Ein halbes Jahrhundert hindurch war der Unglaube das Bezeichnende der Bildung, wenn auch nicht durch Geſetze wörtlich und deutlich unterſtützt, ſo doch durch Anſehen und manche ſtille Ermunterung. Man verſuchte es zwar hier und da den Unglauben durch Verbote zu hemmen. Es gelang nie; denn für das Recht der freien Forſchung kämpfend wurden die Verfolgten Märtyrer, und dieſer Kampf heiligte den Irrthum von Rechtswegen. Aber aus der Mitte der freien, ja der freieſten Forſchung ſelber trat die Morgenröthe eines ſchönen Tages des keimenden Glaubens hervor. Halb erwacht iſt das Geſchlecht aus einem tiefen Schlafe, der mit ſchweren Träumen alles Sinnen und Trachten an irdiſche Verhältniſſe knüpfte; der Geiſt lächelt, ſich ungewiß beſinnend, dem aufſteigenden höhern Licht entgegen. Es gab keinen Edlen im Lande, der nicht an dieſer Knospe einer fröhlichen Zukunft, an dieſes heitere Kind der geiſtigen Freiheit ſich enge anſchloß; keinen hoffnungsvollen Jüngling, der hier nicht ſeine heiligſte Liebe erkannte. Wir, die Lehrer ermunterten die Jugend mit reinem Herzen, an dieſer Geburt einer ſchönen Zeit feſtzuhalten, die von keinem Einzelen erzeugt, nicht dieſem oder jenem zugehört, vielmehr aus allem, was Groß und Anmuthig und Herrlich in Wiſſenſchaft, Kunſt und That iſt, entſprang und: — haben wir irgend eine Gewalt, — dieſem werdenden Geiſte verdanken wir ſie. Iſt dieſer Engel ein Verführer? Seid ihr vom Himmel geſandt dieſe finſtere Geſtalt zu vernichten? Iſt das, was wir für Heilig hielten, ein geheimes Gift? was wir als liebliche Sonne begrüßten, die dickſte Finſterniß? Wo iſt das Leben, welches ihr uns verſprechen könnt, wenn wir das unſrige opfern?

Billig fordert der Regent Vertrauen vom Volke; es gebührt ihm, und von allgemeinen Begriffen aus ſoll keiner richten über ſie und dieſes Vertrauen erſchüttern. Was äußerlich hervortritt, um die beſtehende Ordnung zu zerſtören, was den Gehorſam verletzt und das Volk in unruhige Bewegung ſetzt, iſt tadelnswerth nicht allein, ſondern auch der ſtrengſten Strafe würdig. *Ein* Vertrauen fordern wir wieder von dem Regenten, einen feſten unerſchütterlichen Glauben, ohne welchen auch er nicht ſein kann, den Glauben, der ein wahrhaft frommer und gottergebener iſt, an die ſiegende Kraft der frei forſchenden Wahrheit. Die reine, unverfälſchte Wahrheit ſelber, die ſieht der Menſch vielleicht nie, aber was, aus tiefer Forſchung, als *meine* Wahrheit erſcheint, iſt nicht allein mein heiligſtes Eigenthum, ich bin auch berufen ſie zu verkündigen. Lenke ich ein, weil äußere Gefahr droht, dann habe ich das Heiligſte verrathen. Damit nicht eine jede Seelenkrankheit, eine jede flüchtige geiſtige Verirrung ſich eindrange und das Recht behaupte auch thätig zu wirken, ſind die Schulen und Univerſitäten da, die Prüfungen mancherlei Art. Ein jeder muß beweiſen, daß ſeine Ueberzeugung nicht als eine vereinzelte da ſteht, als ſolche iſt ſie immer eine Krankheit, daß ſie geſchichtlich begründet, ein gemeinſames Produkt des Ganzen der wiſſenſchaftlichen Bildung iſt. Dieſer Beweis gibt ihm erſt das Recht die eigenthümliche Richtung lehrend zu verfolgen. Aber mehr darf, ſoll der Staat nicht thun, ſo lange die Lehre, ſelbſt Forſchung, nur zur Forſchung auffordert, ſei es über die Bedeutung des Glaubens, oder über das Weſen des Staats, oder über welcherlei Gegenſtand der geiſtigen Forſchung es ſein mag. Das iſt es, was unſer König, als das Wiſſenſchaftliche bezeichnet hat, was er ausdrücklich ehrt, die wahre Grundlage aller akademiſchen Freiheit. Hier iſt unſere Heimat, die wir, würde ſie jemals angegriffen, mit unſerm Leben zu vertheidigen haben, denn wie dem König, haben wir der Wahrheit geſchworen. Zwar wollen wir keineswegs läugnen, vielmehr offenherzig bekennen, daß unſere Lehren nicht ohne Einfluß auf die geſelligen Verhältniſſe des Staats bleiben, daß ſie in dieſen eine immer größere Freiheit aller Glieder des Staats hervorrufen, ſo daß ein jeder Stand, eine jede Corporation in ihrer Art, und dadurch ein jedes Glied derſelben, nicht durch Geſetze von Außen, ſondern durch die innern Geſetze der eignen Natur ſich geſtalten kann: aber dieſe Freiheit zerſtört nicht die bürgerliche Ordnung, erſchüttert nicht den Gehorſam gegen König und Geſetz, befeſtigt vielmehr beide. Die Maaßregeln, die gegen die Univerſitäten ergriffen ſind, obgleich ihre Abſicht, die akademiſche Freiheit mit Schonung zu behandeln, nicht zu verkennen iſt, haben dennoch manchen trüben Zweifel erzeugt. Wie wünſchenswerth wäre es daher, wenn unſer erhabener Monarch, der hohe Beſchützer der proteſtantiſchen Freiheit in Deutſchland, erklärte, daß durch jene Beſchränkungen die Gränzen der durch die Bundesverſammlung verabredeten Maaßregeln überſchritten wären.

Manches wäre noch zu beachten, was von großer Wichtigkeit iſt, — ſo Vieles, was die alte Bedeutung verloren, und nur noch als formeller Ueberreſt geblieben iſt, — Manches betreffend die Disciplin auf den Univerſitäten, und die nothwendige Zucht, durch welche unwiſſende und rohe Jünglinge beſchränkt werden müſſen, — Manches wäre über die geheimen Geſellſchaften zu ſagen, wo dieſe ſchädliche Thorheit von alten Zeiten noch geblieben iſt. Keiner wird läugnen, daß ſie nie zu dulden ſind, aber ihre eigentlichſte Quelle liegt in einem tiefen Widerſpruche des geſelligen Lebens, der bis jetzt weder durch ethiſche, noch durch geſetzliche Mittel wirklich gelöſt ward, und kann aus leicht begreiflichen Gründen nicht Gegenſtand einer öffentlichen Verhandlung werden. Dieſes und Mehres, worüber ein Univerſitätslehrer, wenn er es mit Eifer geweſen iſt, oft genug Gelegenheit gehabt hat reiflich nachzudenken, ſteht mit dem, was mich bewogen hat jetzt die Feder zu ergreifen, mit den unruhigen Bewegungen des Tages, nur in mittelbarer Beziehung, und ich könnte ſchließen, wenn ich es nicht nöthig fände auf diejenige Richtung der Schulerziehung aufmerkſam zu machen, die vorzüglich die Verwirrung der Jugend erzeugt hat, und die, iſt ſie einmal eingeriſſen, weder durch die Univerſitäten noch durch äußere Gewalt gehoben wird, ſondern nur dadurch, daß man ſie ihr ihrem Urſprunge nachſpürt und ſie da zu heben ſucht.

Die Verwirrung, die unter der Jugend entſtanden iſt, und einen gefährlichen Nahrungsſtoff in einer gährenden Zeit fand, entſprang aus dem thörichten Verſuche ſie in Maſſe zu beſſern, durch ſchnell wirkende Mittel die Exantheme zu vertreiben; und man jubelte, als man hier und da dieſe verſchwinden ſahe: ein ſolcher Verſuch, der ſich wie ein gefährliches Quakſalbermittel zu einer gründlichen Cur verhält, konnte nie auf den Univerſitäten entſtehen, weil er ihrem Weſen widerſpricht. Es wäre wohl wichtig die Schulerziehung überhaupt zu unterſuchen, hier dürfen wir der Betrachtung dieſe Ausdehnung nicht geben. Es ſoll nur die Rede ſein von denjenigen Schulen, die in unmittelbarer Beziehung gegen die Univerſitäten ſtehen, von den gelehrten nämlich.

Die Religion, behaupteten wir oben, wäre, wie die Grundlage des ganzen Lebens, ſo vorzüglich die des Schulunterrichts, die Philoſophie die Grundlage der Univerſitätsbildung. Sie ſetzt die Religion voraus. Wo dieſe erſt durch die Philoſophie begründet werden muß, iſt ſie auf immer verloren. Dieſe Behauptung ſteht nicht im Widerſpruch mit der oben aufgeſtellten, daß der Glaube wieder aus der Mitte der freieſten Forſchung in unſern Tagen hervortrat denn der iſt nicht erzeugt durch ſie. Wie äußere Ereigniſſe den zerſtreuten Menſchen zur Beſinnung bringen, ſo können innere trübe Zweifel und der Widerſpruch der Gedanken, die ſich wechſelſeitig aufheben, den Menſchen nach dem lichten, tiefſten Punkte des kindlichen Glaubens hindrängen, den er nur dann wahrhaft erkennt, wenn er in ihm den Urſprung, den verborgenen Grund und Boden alles Erkennens wahrnimmt. Der Glaube aber war aus der Bildung unſerer Zeit verdrängt, die endliche Reflexion hatte ſeine Stelle eingenommen, und in die frühe Erziehung mußte dieſe gefährliche Umkehrung vorzüglich eingreifen. Die häusliche Andacht war aus den Familien verdrängt, und man bedachte nur das irdiſche Wohl der Kinder, ſuchte nur das irdiſche Daſein zu ſichern, ja es ward allgemein angenommen, daß die Religion, der Glaube, der eben der kindlichen Seele ſo nahe liegt, — „wenn ihr nicht werdet wie Kinder, könnt ihr nicht das Himmelreich erben,“ — für die Kinder zu hoch liege, daß der Religionsunterricht erſt durch allerlei irdiſche Kenntniſſe und Verſtandesbildung eingeleitet werden müßte, kurz, er ward als eigentliches Fundament durchaus verkannt. Aus dieſem Verkennen erzeugte ſich der Irrthum der neuern Pädagogik, die Thorheit der Vielwiſſerei, das leere, fruchtloſe Herumtappen in der Natur, in der Sittlichkeit; und ſo entſtand die Schuleinrichtung, die jetzt ſtatt findet, und auf deren Hauptirrthum ich um ſo mehr aufmerkſam machen will, da man eben beſchäftigt iſt, die Mängel der gelehrten Schulen zu unterſuchen. Möchte es mir gelingen, durch dieſe Betrachtung die prüfende Aufmerkſamkeit der ordnenden Behörden auf einen Punkt von der größten Wichtigkeit hinzulenken!

Die einfache Reflexion äußerte ſich ſo: um die Prinzipien irgend einer Kunde mitzutheilen, ſei es nicht genug von dieſen eine dürftige Kenntniß zu beſitzen, man müſſe mit einer Wiſſenſchaft gründlich bekannt ſein, um in ihren Anfangsgründen den Kindern Unterricht zu ertheilen; denn nur aus dieſer Gründlichkeit entſpringe die Sicherheit, die Feſtigkeit der Methode, die bei dem erſten Unterricht durchaus nothwendig iſt. Daß ein Lehrer in Allem unterrichte, ſei höchſt ſchädlich, und dadurch hatte ſich der enge Pedantismus erzeugt, der alle Keime geiſtiger Entwickelung zu zerſtören drohte. Man traf daher die jetzt faſt in allen Schulen herrſchende Einrichtung, daß für die verſchiedenen Fächer des Unterrichts verſchiedene in dieſem Fache wohl unterrichtete Lehrer angeſtellt wurden: eine Einrichtung, die ich, in der Ausdehnung, in welcher ſie ſtatt findet, als ein Hauptverderben der Schulerziehung betrachten muß, und auf deren ſchädliche Folgen ich hier aufmerkſam machen will.

Betrachten wir einen ſolchen Lehrer in ſeinem Verhältniſſe gegen die Schüler, ſo iſt es klar, daß dieſes nie ein wahrhaft lebendiges und inniges werden kann; denn die Einheit der Schulerziehung und des Schulunterrichts, des religiöſen und ſtreng verſtändigen Prinzips, kann nicht in einem Theile des Unterrichts, der dem Lehrer zugetheilt ward, ſondern nur in dem Ganzen geſucht werden. Ein jeder ſolcher Lehrer muß in wenigen Stunden eine große Menge Kinder einſeitig beſchäftigen: er kann ſie nie kennen, was ſie innerlich ſind, ihre eigenthümlichen Fähigkeiten bleiben ihm, faſt immer, verborgen: alle Lehrer müſſen durch äußere Vergleichung zu erſetzen ſuchen, was einem jeden an wahrer Kunde entgeht: und ſo entſteht, an der Stelle der lebendigen Einſicht, die tabellariſche Ueberſicht, der Tod aller wahren Schulzucht, das leere, prunkende Weſen der wöchentlichen und halbjährigen Zeugniſſe, die im Grunde nichts bezeugen.

Betrachten wir die Schüler einer ſolchen Schule in ihrem Verhältniſſe gegen die Lehrer, dann erblicken wir bald das höchſt Zerriſſene und Unzuſammenhangende. Wie genau, bis in das kleinſte Detail, auch der Lehrplan vorgeſchrieben iſt, das Einzige, was man dadurch bewirkt, iſt, daß man dem ſchlechten Lehrer ſein handwerksmäßiges Treiben erleichtert, dem guten, fähigen, der es mit Luſt und Liebe iſt, ſein ganzes Geſchäft verleidet; und dennoch wird man nie im Stande ſein, die Eigenthümlichkeit des Lehrers, mag ſie fördernd oder hemmend wirken, zu unterdrücken. Dieſe Verſchiedenheit der Lehrer, in unſern Tagen zumal, wo alle wiſſenſchaftliche Bildung in einem bedeutenden Schwanken begriffen iſt, welches zwar für die höhere Entwickelung etwas Heilſames genannt werden muß, wovon aber das Kind nichts merken darf, — entgeht dem Kinde keinesweges, verwirrt es nothwendig. Wie ſorgfältig man auch die Zweige des Unterrichtes geſpaltet hat, ſie berühren ſich dennoch, und das Kind vernimmt Widerſprechendes von den verſchiedenen Lehrern. Ich weiß, daß es ſo iſt, und nichts kann ſchädlicher ſein. Frühzeitig wird das Kind zur unreifen Reflexion aufgefordert, — und zu welcher! es vergleicht die Lehrer; — entweder alle bleiben ihm gleichgültig, oder es ſchließt ſich an einen vorzugsweiſe an. Kaum kann man ſagen, was man am meiſten bedauern ſoll. Der ſichere Grund, das Gleichgewicht der Bildung, iſt auf immer verſchwunden, und an eine wahre Vereinigung der Kinder unter ſich, die Blüte der Kindheit, iſt nicht zu denken. Alle Strafen der Kindheit müſſen dem Vergehen unmittelbar folgen, nur ſo ſind ſie heilbringend und von wahrem Nutzen: daß man dieſe einfache Erfahrung vergeſſen konnte, zeigt, wie verblendet die Erzieher waren, nachdem ſie den Grund und Boden verloren. Solche Strafen ſind bei der herrſchenden Einrichtung nicht möglich; denn man hat völlig Recht, wenn man dem, der bloß in einzelen Zweigen Unterricht ertheilt, nicht die Gewalt giebt zu ſtrafen. Die mangelnde Aufſicht erzeugt Verbindungen, um die Lehrer zu quälen, welche die Kinder nicht achten; das inquiſitoriſche Verfahren zerſtört vollends die kindliche Einfachheit; ſchlechte Moralien können die Stelle des ſtillen religiöſen Vertrauens nicht erſetzen; ein ungerechtes Zugreifen iſt, bei der mangelnden genauen Kunde, faſt unvermeidlich: und ich habe, ſeit ich dieſe Einrichtungen kenne, Aeußerungen von Kindern über die Schule und Lehrer gehört, die ich, ich darf es mit Beſtimmtheit verſichern, in meiner Kindheit niemals vernahm.

Die Familien können mit einer ſolchen Schule in gar kein Verhältniß treten, ein beſorgter Vater findet keinen, an den er ſich halten kann, und eben weil die Schüler nur neben einander ſtehen, durch keinen Lehrer innerlich verbunden, weil die Lehrer neben einander ſtehen, weder durch die Kinder, noch unter ſich innig verbunden, muß ein Director dieſes Aggregat äußerlich verbinden, Conſiſtorien die Direktoren, Miniſterien die Conſiſtorien inſpiciren, und man glaubt durch eine genaue Ueberſicht, durch Verordnungen und Vorſchriften zu erſetzen, was an innerem Leben fehlt.

Aber das Bedaurungswürdigſte von allem iſt, daß durch dieſe herrſchende Anſicht, aus welcher alle Schuleinrichtung hervorging, die heilige Kunſt des Lehrens, anſtatt in geſchichtlicher Folge und ſo mit innerer Sicherheit ſich zu entwickeln, zu Grunde zu gehen drohe, den Faden der ſtätigen Fortbildung faſt verloren hat. Religioſität iſt, ſagen wir, die Grundlage des Schulunterrichts, ſie ſetzt, und zwar nothwendig, Unterricht und Erziehung als eins, ſie verbindet eben ſo innig Lehrer wie Schüler, und das Talent des Lehrers blüht nur in jener tiefen Anhänglichkeit an die Kindheit, die mit unſäglicher Liebe und Theilnahme die Seele des ſo begabten Menſchen feſſelt, als wäre es der einzige Gegenſtand, für welchen er leben, in welchem ſein Leben Bedeutung und Sinn erhalten kann. Dieſes Talent wird in der zerſplitternden Trennung zerſtört, denn ihm genügt nur ein ganzes Daſein. Was die Geſchichte ſelbſt der Ungewißheit, dem Schwanken und dem Zweifel und mit dieſem der Willkür der Menſchen entriß, in ſtrengem Zuſammenhang, in einem feſten, innerlich in ſich übereinſtimmenden Bau, der jeden Widerſpruch ausſchließt, will der

Lehrer dem Kinde mittheilen, damit der Verſtand eine unerſchütterliche Grundlage erhält, Vertrauen zu ſich ſelbſt, wie zur Welt, wie die Geſinnung in der Religion. Dieſes Liebes-Leben erzeugt eine beſtimmte Eigenthümlichkeit, ein unendliches Streben, eine eigne wiſſenſchaftliche Kunſt, die, wie eine jede, nur da gedeiht, wo ſie mit freier Liebe geübt werden kann, die, eben der eigenthümlichen Richtung wegen, durchaus verſchieden iſt, von dem, was den Gelehrten dazu bringt eine Wiſſenſchaft in ihrer Entwickelung zu verfolgen und zu fördern: ſie fordert eine eigene Gründlichkeit, ſie bildet ſich, ſtill und ſicher, aus einem eignen Leben, und was ſie will, iſt Befreiung und feſte Geſtaltung der keimenden Eigenthümlichkeit. Wahrlich, wenn wir das Weſen der Erziehung erwägen, müſſen wir behaupten, daß jene wunderbaren Schulen, die bettelhafte Kinder zur Zeit der Reformation mit begeiſterten Lehrern verbanden, die auf den Landſtraßen herumzogen, dieſem näher ſtanden, als der äußerliche, künſtliche Schulunterricht unſerer Tage mit ihrer genauen Aufſicht und mit den ſtörenden Fabrikprinzipien. Sollen wir weitläuftig von den äußern Vorzügen der geſchichtlich begründeten Einrichtung reden, die in jeder Claſſe der Schule einen Lehrer hinſtellt, in welchem Erziehung und Unterricht einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt finden? — wie die innere Sicherheit der Methode dadurch gewinnt, ja dadurch allein möglich wird, wie, bei derſelben Anzahl der Lehrer, einem Jeden eine geringere Menge Kinder zugetheilt wird, — wie die äußere Aufſicht über die Schulen, die doch nur das Schlechte abweiſen, nie das Gute erzeugen, nur negativ, nie poſitiv wirken kann, innerhalb ihre naturgemäßen Gränzen gewieſen wird, wie ſich der Familie gegenüber ein lebendiger Anhaltpunkt in der Schule bildet, und ſo eine heilſame Wechſelwirkung möglich wird, — wie die Lehrer der untern Klaſſen, die hier Herr und Meiſter ſind, zugleich in den höhern einige Stunden geben können unter Aufſicht des eigentlichen Lehrers dieſer Klaſſen, — wie ein allmäliger, ſtufenweiſer Unterricht in ſicherer Gliederung eben bei dieſer Sonderung derſelben möglich wird, ein naturgemäßer Uebergang zur freien Selbſtbildung auf den Univerſitäten, die erſt da anfängt, wo die eigenthümliche Natur ſich ſelbſt begreifen und faſſen will. — Alles bezieht ſich aber auf die Liebe, die nie in einer zerſplitternden Beſchäftigung gedeihen kann. Dieſe erzeugt vielmehr bei der beſtändigen Wiederholung eines und deſſelben innerhalb enger Schranken, ohne eine innere Unendlichkeit, Stumpfſinn, Beſchränktheit, Verdruß, der durch die äußere Anordnung, die einen jeden Schritt lenkt, unvermeidlich vergrößert wird. Dieſes tief verletzte Gefühl der Schullehrer hat die Ausſchweifungen unſerer Tage erzeugt, hat die zauberähnliche Anhänglichkeit zwiſchen Lehrer und Kinder nach einem falſchen Punkt hingezogen, weil es aus der Schule verdrängt war. Ja, ich weiß, daß es ſo iſt. — In der falſchen Einrichtung der Schulen fanden die Beſten ſich geengt, weder Kinder noch Lehrer einen Mittelpunkt der tiefen Zuneigung, die ſie ſuchten. Anſtatt die Erſcheinung zu bekämpfen, ſollte man ihre Quelle vernichten. Sähe man erſt ein, daß alles Herrliche und Große nur gedeiht, wo die eigenthümliche Liebe, welche die Seele an einen beſtimmten Punkt der Wirkſamkeit feſſelt, frei walten kann, ließe man ſie walten, begriffe man, wie alle äußere Gewalt nur beſchränken, nie erzeugen kann, — das Kind gediehe in fröhlicher Klarheit des geiſtigen Wachsthums, der Lehrer in einer Beſchäftigung, deren Bedeutung, wie ſie in einem heitern Leben ſich unter ſeinen Händen darſtellte, ihn immer tiefer ergreifen würde, die Univerſität bildete ſich aus ſich ſelber, in freier Forſchung, ein Jeder würde in ſeinem Kreiſe, in ſeiner Stellung *alles* finden, frohes Daſein, willige Ergebung, treuer Gehorſam, — Vertrauen würde an die Stelle des Verdachtes treten, jegliches ordnete ſich ſchöner, anmuthiger aus der klaren Einſicht von vielen Punkten, als aus der dürren, unlebendigen Ueberſicht, die alles ergreift, nur nicht das Leben, — und, ach! Manches wäre anders.

Druckfehler.

Seite 52. Z. 2. von unten: nicht eine ſolche gedeiht unter höherer Lenkung. L. nicht eine ſolche, die unter höherer Lenkung gedeiht.

Breslau, gedruckt mit Kupferſchen Schriften.

Auswahl

vorzüglicher Werke und Schriften

aus dem Verlage

von

Joſef Max in Breslau.

(Zu haben in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands).

Henrich Steffens über Kotzebue's Ermordung und die Turnkunſt

Über Kotzebue's Ermordung von Henrich Steffens. 8. 1819. Geheftet 4 gr.

Turnziel Sendſchreiben an den Herrn Prof. Kayßler und die Turnfreunde von Henrich Steffens. 8. 1818. Geheft. 16 gr.

K. O. Müllers Helleniſche Geſchichten.

Geſchichten

Helleniſcher Stämme und Städte

von

Dr. Karl Otfried Müller,

Profeſſor an der Univerſität Göttingen.

Erſter Band.

Orchomenos und die Minyer,

Mit einer Karte der Thaler des Kephiſſos und Azoros.

gr. 8. 1820.

(Preis: Weiß Druckpapier 2 rthl. 16 gr. Velinpapier und ſauber cartonnirt 3 rthl. 8 gr.)

Fr. H. von der Hagen über die Nibelungen.

Den Freunden altdeutſcher Poeſie muß es höchſt willkommen ſein, das Nibelungen-Lied in der vor Kurzem erſchienenen Schrift:

Die Nibelungen
ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer
von
Friedrich Heinrich von der Hagen.
8. 1819. Geheftet 1 rthl. 4 gr.

in ſeinen geſchichtlichen und poetiſchen Elementen aufgelöſt, und nicht nur die ganze gewaltige Heldenhandlung entwickelt, ſondern auch die einzelnen Heldengeſtalten in ihrer innerſten Bedeutung ſowohl, als auch in ihrem Verhältniſſe zum Ganzen charakteriſirt und dargeſtellt zu ſehen. Allen, die einen tiefern Blick in das Weſen und die Geſtaltung unſeres alten Volksepos zu thun wünſchen, iſt obige Schrift unentbehrlich.

Briefe in die Heimat
aus
Deutſchland, der Schweiz und Italien
von
Friedr. Heinrich von der Hagen.
1r bis 3r Band. Mit 2 Kupfern. gr. 12. 1818—19.
Geheft. 4 rthl. 12 gr.

Welche Richtungen das Buch mit beſonderm Fleiße verfolgt, mögen nachſtehende Worte der Vorrede näher bezeichnen:

„Daß hier hauptſächlich von der Baukunſt, dann von Bildnerei und Malerei die Rede iſt, kann nicht befremden, da beſonders die erſte in ihrem Urſprung und Gipfel als Gotteshaus auf Erden, das bedeutendſte und dauerndſte Denkmal und der ſicherſte Maaßſtab der Bildung eines Volkes und einer Stadt iſt, mit ihr die übrigen Künſte ſo unzertrennlich verbunden, und alle in ihr, wie unter ihrem Himmelsgewölbe, vereint und bewahrt ſind; ſelbſt die Denkmale der Dichtkunſt, ſo wie die Geſchichte und das öffentliche und häusliche Leben eines Volkes können nur in dieſer Vereinigung recht verſtanden werden. Nicht minder gehören dazu der Grund und Boden, auf dem dieſes alles gewachſen, und die vollen, nicht wie Kuliſſen wandelbaren Umgebungen der Natur; vor allen auch die Geſtalt und Tracht, Sitten und Gebräuche, Sprache und und Sagen der Menſchen ſelber, die ſich zwar leichter verwandeln, aber immer noch das Alterthümliche mehr oder minder durchblicken laſſen."

„Alles dieſes mit leiblichen Augen zu ſchauen und überall an Ort und Stelle weiter zu forſchen oder ſolches durch Freunde zu veranlaſſen, war die nothwendige Ergänzung unſerer, auf das vaterländiſche Mittelalter gerichteten Studien, und der einzige Bewegungsgrund dieſer Reiſe."

Karl Ernſt Schubarth über Göthe.

Seitdem Göthe in ſeiner Schrift: **Ueber Kunſt und Alterthum**, Bd. II. Heft 1. S. 145 u. w., ſich entſchieden für die Schrift:

Zur Beurtheilung Göthe's
von
Schubarth.
8. 1818. Geheftet 16 gr.

erklärt und die Tüchtigkeit derſelben anerkannt hat, ſo iſt und bleibt ſie nun wohl ein nothwendiger und unentbehrlicher Anhang zu deſſen Schriften, und um ſo mehr von großer Bedeutſamkeit, als darin die Göthe'ſchen Werke, ſowohl im Verhältniß zu einander, als zu der Zeit, in der ſie geſchrieben, ſo wie auch in ſich ſelbſt, zum erſten Mal mit Tiefe und Gründlichkeit gewürdigt ſind. Und da Göthe in ſeinen Werken ſein Zeitalter, wie noch keiner vor ihm, in hoher Klarheit repräſentirt, ſo gewinnt auch obige Beurtheilung, als geiſtreicher Beitrag zum richtigen Auffaſſen und Verſtehen der Zeit, doppelt an Wichtigkeit.

G. G. Bredow's nachgelaſſene Schriften

mit

dem Bildniß und dem Leben des Verfaſſers

herausgegeben

von

Dr. J. G. Kuniſch,

gr. 8. 1816. Velindruckpapier 1 rthl. 22 gr.

Inhalt: 1. Meiſter Adam. — 2. Andreas Gryphius Lebensbeſchreibung. — 3. Herr Peter Squenz oder Pyramus und Thisbe. Schimpfſpiel in 2 Handlungen nach Andreas Greif. — 4. P. N. Deſtouches Lebensbeſchreibung. — 5. Die falſche Agnes oder der poetiſche Dorfjunker Luſtſpiel nach Deſtouches. — 6. Erzählungen nach Oliver Goldſmith. — 7. Shakeſpeare und ſeine Dramen von Johnſon. — 8. Gedichte. — 9. Dionyſios Schilderung des Erdkreiſes. Aus dem Griechiſchen überſetzt.

Ueber Volksſchulen und Elementarunterricht

Ein

Beitrag zur Bildung der Lehrer,

von

Dr. Daniel Krüger,

Director des katholiſchen Schullehrer-Seminariums ꝛc.

8. 1818. 1 rthl. 22 gr.

Inhalt: Einleitung ſtatt der Vorrede. — 1. Die Elementarſchulen, wie ſie waren, und wie ſie ſind. — 2. Die Schul-

---

lehrer-Seminarien in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, im Allgemeinen. — 4. Ansicht von den Pflichten des Schullehrers, in so fern er auch gewöhnlich Kirchendiener und Gerichtsschreiber zu sein pflegt. — 5. Die Elementarschulen als [illegible] Anstalten zur Erziehung. — 6. Über die Lehrweise und Methode des Unterrichts genannt. — 7. Von den häuslichen und geselligen Verhältnissen des Schullehrers.

Fr. H. Himmels Kriegslieder der Deutschen.

Sammlung neuer Deutscher Kriegslieder. Verfaßt von Gerbstädt, Collin, Theodor Körner, Baron von Lüttwitz, Karl Müchler, Eliſe v. der Recke und Tiedge. Mit Begleitung des Pianoforte von Fr. Heinr. Himmel. 4. Sauber geheftet. Auf bestes Schweizerpapier, Ladenpreis 1 Rthl. 4 gr. Herabgesetzter Preis 18 gr.

Diese Sammlung trefflicher Lieder mit eben so trefflichen Melodien unsers verewigten Himmel, sind nun so häufig auf schlechtes Papier und fehlerhaft nachgedruckt worden und werden es noch immer, daß wir uns veranlaßt sehen, um diesem ehrlosen Getriebe zu begegnen, dieselben im Preise, der ohnehin schon billig, herabzusetzen. Sie haben von jetzt an im Ladenpreise 18 gr. Kurant. Wir hoffen nun, es werde unsere Original-Ausgabe, welche sauber, korrekt und auf bestes Schweizerpapier gedruckt ist, dem schlechten und fehlerhaften Nachdruck vorgezogen werden.

Hagen, Fr. H. v. d., der Nibelungen-Lied in der Ursprache. Mit den Lesarten aller Handschriften unter dem Text, Einleitung und vollständigem Wörterbuche. Ausgabe für Lehrer. gr. 8. 1820. Velin-Druck. Schreib- und Velinpapier.

— — der Nibelungen-Lied in der Ursprache. Mit vollständigem Wörterbuche. [illegible] bedeutend verbesserte und sehr vermehrte Schul-Ausgabe gr. 8. 1820. Velin-Druck. Schreib- und Velinpapier.

[illegible]

— — [illegible]

— — [illegible]

[illegible]

[illegible]

— — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Rücke, M. H. 10 Vorlegeblätter zu Übungen im freien Handzeichnen. Enthaltend: Abbildungen von Werkzeugen, Geräthen, Gefäßen und andern Gegenſtänden, welche Kinder täglich vor Augen haben. 4. 1830. In Futteral. 12 gr.

Schall, J. Vorlegeblätter zum Unterricht im Elementar-Zeichnen nach Lehmanns Theorie. fl. 4. 1819. In Umſchlag. 18 gr.

Von

der falſchen Theologie

und

dem wahren Glauben.

Eine

Stimme aus der Gemeinde

durch Mühsam

Henrich Steffens.

Breslau,
Im Verlage von Joſef Max und Komp.

1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſer kleinen Schrift waren die hier ausgebrochenen theologiſchen Streitigkeiten und die damit verbundenen, wenigſtens in unſerer Provinz allgemein bekannten Angriffe auf meinen Freund Scheibel. Die Frage, was mich bewegen konnte, mich in eine Streitigkeit der Art zu miſchen, liegt ſehr nahe, und ich glaube ſie kurz beantworten zu müſſen. Hätte dieſe Streitigkeit ſich bloß mit theologiſch-philologiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, ſtände ſie ganz iſolirt, ſo daß ſie, als durchaus auf das Gebiet der gelehrten Forſchung beſchränkt, weder das Verhältniß meines Freundes als Religionslehrers zur Gemeinde, noch irgend einen Gegenſtand des Glaubens auf eine für die Gläubigen bedenkliche Weiſe berührte, dann würde ſie freilich nur den gelehrten Theologen angehen. Daß dieſes *nicht* der Fall war, wird ohne allen Zweifel ein Jeder geſtehen.

Ermüdet von dem langen Kampfe mit einem Wiſſen, welches nicht allein innerhalb ſeiner Grenzen, ſondern auch da, wo es nicht hinreicht, ſich in ſich begründen wollte, fing ich an mich an das Chriſtenthum zu wenden, fing ich an mehr zu ahnen, als zu glauben, daß der Heiland der Welt auch der Erlöſer des Denkens, der Erretter der verirrten Vernunft von ihren eigenen Verirrungen ſei. Es wird denjenigen, die meine Schriften kennen, nicht ſchwer ſein, dieſe Neigung, anfänglich mehr durch ein ahnendes Gefühl erregt als auf einem feſten Glauben beruhend, zu finden. Wenn wir, uns ſelbſt überlaſſen, allein mit unſern Zweifeln kämpfen, erſcheint ſelbſt der Wink der Gnade nur zu leicht als ein Erzeugniß des eignen Gefühls, und erſt in der Mitte einer gläubigen Gemeinde, vereinigt durch einen Lehrer, deſſen eigner zuverſichtlicher Glaube an den Heiland einen feſten Mittelpunkt darbietet, öffnen ſich die Augen, der gemeinſchaftliche Glaube ſondert ſich von dem bloß ſubjectiven Gefühle, und ſein Urſprung aus der Gnade, ſein Gegenſtand als ein höheres, von dem Schwanken menſchlicher Gefühle und Gedanken völlig unabhängiges, uns geoffenbartes Reich Gottes wird uns klar. Ein ſolcher Lehrer, der mich mit der Gemeinde verband, ward mir Scheibel. Ich fand mich berufen, ihn zu vertheidigen — nicht als gelehrten bibliſchen Philologen: als ſolcher muß er ſich ſelbſt vertheidigen; aber nie darf die Gelehrſamkeit ſich ſtörend hineindrängen in ein Verhältniß zwiſchen Lehrer und Gemeinde; es liegt höher als alle Gelehrſamkeit — nicht als Menſchen; er lebt unter uns, und an ſeinem redlichen Willen zweifelt wohl Keiner; auch hat ſein heftigſter Gegner wohl dieſen nicht zweifelhaft machen wollen — endlich nicht ſo, daß ich jede

Aeußerung, deren Werth oder Unwerth ich zu beurtheilen vermag, vertrete. Hat mein Freund, gegen den herrſchenden Unglauben kämpfend, ſich zu einſeitig harten Urtheilen verleiten laſſen, ſo habe ich mir die Frechheit des frühern Wiſſens vorzuwerfen; und ſtreben wir beide dem nach, der allein Alles iſt in Allem, auch in Milde des Urtheils, wie ſollten wir wechſelſeitig vertheidigen, was wir an uns ſelbſt tadeln? —

Indem ich nun mich rüſtete zu einem Kampfe für meinen Freund, war es allerdings meine Abſicht, den heftigſten Gegner unmittelbar anzugreifen. Aber bald ſahe ich ein, daß dieß nur Zwietracht und Unfrieden herbeiführen, daß das verlezte Gefühl unwillkürlich die Feder leiten würde, und ich entſagte einer Fehde, die nur zu leicht als ein wahrer Unfug an heiliger Stätte erſcheinen könnte.

So nahm meine Darſtellung eine mehr allgemeine Wendung, ſie traf die Perſönlichkeit der Gegner gar nicht und mag ſich ſelber vertheidigen. Ich kämpfe nicht für ihn, wohl aber für das, was uns beiden das Heiligſte iſt.

Weniges, was ich über ihn ſelbſt zu ſagen habe, mag hier den Platz finden. Man wirft ihm Verfolgungsſucht vor. Wie? ſezt Verfolgung nicht überwiegende Macht voraus? Iſt der gläubige Chriſt in unſern Tagen im Beſitze dieſer Gewalt? Wie thöricht und ſeltſam! von einem einzelnen, der kämpfend gegen eine mächtige Menge daſteht, der aller Hilfe entſagt außer der, die ihm durch den Geiſt wird, behauptet man, er verfolge! Seid ihr denn etwa durch äußere Mittel von ihm beſiegt? Welche irdiſche Gewalt hat er gegen euch zu empören geſucht! Seid ihr geflohen, daß er euch nachſezte?

Er nennt eine Lehre ungläubig, unchriſtlich. Iſt der Chriſt etwa über den Gegenſtand ſeines Glaubens in Ungewißheit? Iſt es nicht völlig ſprachrichtig, wenn man dasjenige, was dem wahren Glauben widerſpricht, ungläubig, was dem Chriſtenthum widerſpricht, unchriſtlich nennt? Wir wiſſen wohl, daß dieſe Aeußerungen vorzeiten zu empörenden Verfolgungen gemißbraucht wurden; gilt das aber auch für die bedrängte Gemeinde? Er verketzert, ruft ihr. — Wo iſt das Gericht gegen Ketzer? und gibt es nicht Tauſende, die ſtolz ſind auf dieſen Namen? Soll man dem rechten Gebrauch paſſender Ausdrücke auch da entſagen, wo der Misbrauch offenbar unmöglich iſt? Er hat Keinen einen Ketzer genannt, wohl aber eine Lehre ungläubig, wenn es ihm Thatſache war, daß ſie dem wahren Glauben widerſprach. Daß er diejenigen, die er in Irrthum befangen glaubt, verdammt, iſt euer Schluß — ihr mögt ihn vertreten.

Mein Freund erhielt einen ſehr bedeutenden Ruf nach dem Auslande. Es war zu einer Zeit, in welcher er hier von allen Seiten gedrängt wurde. Er hat nicht öffentlich davon geſprochen. Kaum ſeine Freunde haben es erfahren, und ich lebte lange vertraut mit ihm, ohne das Geringſte davon zu wiſſen. Er ſchlug dieſen Ruf, der ihm einen großen, ja mächtigen Wirkungskreis verſprach, deßwegen aus, weil er befürchtete, daß die Gewalt, die ihn berief, die Freiheit theologiſcher Unterſuchungen nicht dulden würde. Eben dieſe Freiheit iſt ihm theuer; je ungehemmter der Kampf, deſto herrlicher der gewiſſe Sieg der heiligen Wahrheit — Das iſt ſein Glaube, und er ſollte verfolgen — verfolgen wollen? — Nein, des Verſtandes Fanatismus iſt mächtig, von ihm haben wir, wenn auch jezt noch nicht, doch nur zu wahrſcheinlich in der Zukunft Verfolgung zu befürchten.

Was mir dieſer Freund iſt, was er der Gemeinde iſt, will ich nur kurz erwähnen. Ein Seelſorger im wahrſten Sinne. Ja Gott hat ihm eine Gabe gegeben, dem innern Zweifel einer ringenden Seele zu begegnen, wie ſie wenigen zu Theil ward, und immer kräftiger und ſtärker wird das Zeugniß für ihn abgelegt werden. Wenn er ſich abwendet von allem Aeußern, wenn das Geheimniß der ewigen Liebe des Heilandes ihn durchdringt, dann iſt ſeiner Rede eine Kraft gegeben, die alle Zweifel gewaltſam niederreißt, dann eröffnet ſich eine Tiefe der Sprache, eine innere Fülle der Andacht, dann ergreift uns eine heilige Zuverſicht, die ihn erleuchtet und durchſtrömt — und ich hörte Vorträge von ihm, die mir ewig unvergeßlich ſind.

Einer meiner Verwandten, voll ſtiller Chriſtlicher Geſinnung, ward ſeit Jahren durch Krankheit verhindert die Kirche zu beſuchen. Scheibel wurde von uns erſucht eine erbauliche Rede in ſeiner Krankenſtube zu halten, und mehrere Verwandte verſammelten ſich. Er ſprach über die Heilung des Taubſtummen, und wie wir geiſtig taub ſind und den Liebesruf nicht hören, der in unſerm Innerſten tönt, und wie wir ſtumm ſind, weil wir nur reden können, nachdem wir ihn gehört, ihn vernommen haben. Immer tiefer, immer gewaltiger drang er in die innere Verwirrung der Seele hinein, und als nun das Wort erſcholl, das erlöſende, war es uns, als weiche plötzlich die harte Taubheit, als klänge das erlöſende Wort auf dem bewegten Abgrunde des Gemüths wieder, als löſete ſich urplötzlich die Zunge zum Lobpreiſen Gottes. Eine gewaltſame, tiefe Rührung ergriff uns alle (keineswegs etwa Schwärmer oder Schwachgläubige), und ich berufe mich auf einen Jeden, der dieſer ſegensvollen Stunde beiwohnte. Das iſt der Kanzeltreter, wie man ihn zu nennen beliebt.

Eine jede heilige Handlung ergreift ihn ganz, und nie kannte ich einen ſo ächten Beichtvater. Er iſt nicht bloß mein Freund, er iſt ein Segen für mich und meine Familie. Gott verhüte, daß meine Kinder je vergeſſen, was er ihnen durch dieſen Lehrer ſchenkte. Und daher reiche ich dem Verſchmähten und Verfolgten mit Freudigkeit vor aller Welt die Hand, und bekenne, was Gott mir gegeben, durch ihn, und bitte, daß er einen Bund ſegnen möge, der in ſeinem Namen, im Namen des Heilandes geſchloſſen wurde.

Ich werde durchgängig in dieſer kleinen Schrift als ein Mitglied einer beſtimmten Chriſtlichen Gemeinde reden, nicht als ein Lehrer derſelben, auch nicht als ein Schriftgelehrter. Da der Chriſtliche Glaube thätig werden ſoll in einer jeden Seele, da ein jedes Mitglied der Gemeinde ſeine heilbringende Kraft auf gleiche Weiſe erfahren kann, da der Schriftgelehrte den wahren Quellen des Glaubens nicht näher ſteht, als die Uebrigen: ſo muß es eine Anſicht der Chriſtlichen Religion geben, die, unabhängig von aller gelehrten Forſchung, aus dem Verhältniß eines jeden Chriſten zur göttlichen Offenbarung entſpringt; ja dieſe gemeinſchaftliche Anſicht (ein Ausdruck, den wir uns hier vorläufig der Verſtändlichkeit wegen erlauben, wohl wiſſend, daß er der unerſchütterlichen Gewißheit, die das reine Weſen des Glaubens ausmacht, keinesweges entſpricht) bildet zuerſt die Gemeinde, und ſelbſt der Lehrer und

Schriftgelehrte gehört nur zur Gemeinde, inſofern er ſie mit den übrigen Mitgliedern theilt.

Zuerſt, um den Gegenſtand dieſer Schrift, das Verhältniß der Religion zur Theologie klar einzuſehen, iſt es einleuchtend, daß wir zuvor das Verhältniß der Lehrer zur Gemeinde erkennen müſſen. Denn auf irgend eine Weiſe muß dieſer als durch wiſſenſchaftliche Forſchung (theologiſch) gebildet und doch zugleich als gläubiges (religiöſes) Mitglied der Gemeinde betrachtet werden.

Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, alle Veränderungen, die die Chriſtliche Kirche in ihrer äußern Erſcheinung erlitten hat, hier betrachtend zu verfolgen, und es würde ſich für denjenigen, der ſich als einen Unkundigen in der theologiſchen Wiſſenſchaft, nur als einen Gläubigen bekennt, dem es obliegt, ſeinen Glauben auch durch thätige Forſchung zu begründen (Suchet in der Schrift; ſie iſt's, die von mir zeuget) nicht ziemen, eine Betrachtung anzuſtellen, die ohne die gründlichſte theologiſche Kunde nicht möglich iſt.

Uns iſt es hinlänglich, zuvörderſt die proteſtantiſche Kirche von der katholiſchen zu unterſcheiden. Dieſe letzte kennt kein Verhältniß der Theologie zur Religion. Ihre Religion iſt ſelbſt Theologie, fortdauernde Inſpiration der durch Gott begünſtigten Lehrer der Kirche. Nicht einem Jeden iſt die Urquelle des Chriſtenthums zugänglich; nur ſo wie es durch die Anordnungen und Lehren der aus geweihten Lehrern beſtehenden Kirche ſich offenbart, ſoll es geglaubt werden.

Dadurch daß die proteſtantiſche Kirche dieſe Gewalt abwehrte, und einen Jeden auf die heilige Schrift als die einzige Quelle des Glaubens hinwies, erhielt ſie ihren Namen.

Klar iſt es, daß es nicht die Meinung der Reformatoren ſeyn konnte, daß dadurch die Bibel der willkürlichen Deutung eines Jeden preisgegeben ſeyn ſollte. Es würde wahr ſeyn, was ihnen wohl auch vorgeworfen wird, daß ſie die Kirche in ſich zerſtört haben, daß, was ſie lehrten, nicht Glaubensfreiheit, ſondern blinde Willkür ſey, wenn ſie nicht voraus ſetzten, ja mit unerſchütterlicher Gewißheit glaubten, daß die heilige Schrift ſelbſt, wie es ihnen nur vergönnt war, ſie mitzutheilen, in der heimathlichen Sprache, einen Grund der Vereinigung, ein feſtes Fundament des gemeinſamen erneuerten Glaubens enthalte.

Aber allmählich hat ſich eine doppelte, ja einander entgegengeſetzte Anſicht der Art, wie man durch Selbſtprüfung der heiligen Schrift ſeinen Glauben begründen könne, erzeugt; und dieſe hier zu entwickeln, iſt um ſo nothwendiger, da ſie keinesweges ein Eigenthum der Schule genannt werden kann, da ſie ſich vielmehr einem jeden, auf irgend eine Weiſe wiſſenſchaftlich gebildeten Mitgliede der Gemeinde aufdrängt, da ſie, durch ſolche Mitglieder, ſo wie durch die Lehrer verbreitet, der Menge der Chriſten bekannt geworden iſt, und zwar ſo, daß, wenigſtens in Deutſchland, ein jeder Chriſt ſich für eine der beiden Anſichten erklären muß. Ja wenn auch die große Verſchiedenheit der beiden Anſichten ſich noch nicht völlig rein in allen Gemüthern entwickelt hat, wenn Viele die entgegengeſetzten Anſichten mit unklarem Bewußtſeyn noch verbinden, ſo läßt ſich doch mit Beſtimmtheit vorausſehen, daß die Trennung früher oder ſpäter allgemein anerkannt werden muß. Und wie völlige Redlichkeit und innere, unumwundene Wahrheit, wenn in irgend einem Falle, dann vor allen da, wo es das Heiligſte gilt, unſere Richtſchnur ſeyn muß, ſo haben wir uns keinesweges bedacht, dieſe Verſchiedenheit in dem Gebrauch der heiligen Schrift gleich ſo klar und entſchieden als möglich hervorzuheben. Denn nichts ſcheint uns gefährlicher, als der täuſchende Schein, mit welchem man einen ſtrengen Widerſpruch ſich ſelber und Andern zu verbergen ſucht, einen Widerſpruch, der nothwendiger Weiſe ein Schwanken, eine innere Unſicherheit erzeugt, in welcher die heilige Zuverſicht des Glaubens zu Grunde gehen muß.

Wir reden hier nicht von einer ſogenannten Vernunftreligion, die abgeſondert von der Offenbarung ſich geſtalten will. Iſt es nicht erlaubt, das ordnende Princip der geſelligen Verhältniſſe der Menſchen, abgeſondert von der geſchichtlichen Entwickelung des Geſchlechts, durch Reflexion herauszuheben, und ſo ein lediglich aus dem Standpunkte eines reflectirenden menſchlichen Bewußtſeyns erzeugtes Naturrecht zu begründen, ſo iſt eine Religion, die lediglich aus dem Meinen und Denken der Menſchen entſprungen wäre, ein noch viel härterer Widerſpruch. Alle Religion ward als Offenbarung, als eine Gabe höherer Geiſter betrachtet, und war nur dadurch Religion. Die Chriſtliche Religion iſt die Offenbarung der ewigen Liebe Gottes, iſt, ſo wie ſie den Gläubigen geſchenkt ward, die Enthüllung eines höhern ſeligen Lebens, gegen welches alle irdiſche Erſcheinung erblaſſen muß, ſo daß alle Größe der Erde nicht werth iſt der Herrlichkeit, die uns offenbar werden ſoll, die wir einſt wirklich hier im feſten Glauben beſitzen. Eine Vernunftreligion iſt daher gar keine Religion. Und nur ein verirrtes Denken kann in dieſem Wort eine Zuſammenſetzung dulden, die ſich ſelber aufhebt.

Eben ſo wenig iſt es unſere Abſicht, den Unterſchied als einen ſolchen, der ſich frühzeitig ſchon, etwa zwiſchen den Lutheranern und Reformirten, entwickelt habe, darzuſtellen. Wir nehmen die entgegengeſetzten Anſichten, wie ſie in unſern Tagen, nicht etwa auch jetzt noch durch jene Trennung der erſten Zeit der Reformation bezeichnet, da ſind. Vielmehr haben ſich zwei große Hauptanſichten der proteſtantiſchen Kirche gebildet, und zwar ſo, daß Reformirte und Lutheraner ohne Unterſchied, ſich bald mehr der einen, bald mehr der andern nähern. In wiefern aber Luthers Anſicht (hier wo wir von Verſchiedenem, ja Entgegengeſetztem reden, ohne daß uns das einzig Wahre klar geworden iſt, ziemt es noch, jenem Ausdruck, der auf das menſchlich Schwankende hindeutet, zu gebrauchen) dennoch die eine Richtung am Reinſten ausdrückt, wird aus der Folge erhellen.

Endlich übergehen wir hier den auch von den Theologen nicht immer klar gefaßten Unterſchied zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus; ein Unterſchied, der lediglich der Schule angehört, ob es gleich wohl möglich wäre, daß eben dieſer durch eine ſtrenge Sonderung der entgegengeſetzten Anſichten, auch wie ſie dem Laien, wenn er ſeinen Glauben prüfen will, erſcheinen müſſen, ſeine wahre Bedeutung erhielte.

Allgemein läßt ſich die Verſchiedenheit ſo bezeichnen: Einige glauben, man müſſe die als geſchichtlich angegebenen Umſtände, unter welchen das Chriſtenthum erſchien, die äußere Form der Ueberlieferung, von ihrem Weſen trennen; während andere eine ſolche Trennung der Form und des Weſens für durchaus unerlaubt, ja frevelhaft halten. Wir ſtellen hier dieſe Anſichten des Chriſtenthums in ihrem ſtärkſten Gegenſatze dar, indem uns freilich nicht unbekannt geblieben iſt, daß die erſte ſich ſelten in ihrer völligen Konſequenz ausſpricht.

Erſte Anſicht.

Die Anſicht des Chriſtenthums, welche wir hier ihren Hauptzügen nach darzuſtellen ſuchen, hat etwas überaus Verführeriſches; ſie droht, eben in unſern Tagen immer mehr um ſich zu greifen; ſie weiß ſich den Ausdrücken der heiligen Schrift anzuſchmiegen, ja wir wollen nicht leugnen, daß Vorträge in ihrem Sinne von der Art ſeyn können, daß der frömmſte Chriſt, den tiefen Irrthum nicht ahnend, durch ſie erbaut wird. Aber eben deßwegen halten wir für nothwendig, den gefährlichen Grundirrthum deſto unumwundener herauszuheben, und von allen Seiten in ſeiner Blöße darzuſtellen. Dieſe das wahre Chriſtenthum in ſeinem eigentlichen Weſen vernichtende Anſicht läßt ſich alſo vernehmen:

Als der Heiland auf der Erde erſchien, waren die Geſetze der Natur, als ſolche, nur wenig bekannt. Neben einer großen Klarheit und bewußten Kraft in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen äußerte ſich, ſelbſt unter den am meiſten Gebildeten, eine abergläubiſche Furcht, als könne ein geheimes Grauen in der Natur wach werden, als vermöchte eine verborgene Gewalt den ſtillen, gewohnten Zuſammenhang zu durchbrechen. Daß es Naturgeſetze gibt, deren völlige Unveränderlichkeit uns ſo nothwendig erſcheint, wie der menſchliche Verſtand ſelbſt, ward nicht allgemein eingeſehen, ja mit völliger Klarheit kaum von den Weiſeſten.

Unter dem Volke aber, in deſſen Mitte der Heiland erſchien, herrſchte in dieſer Rückſicht noch ein blinder Aberglaube. Als das Chriſtenthum heraustrat aus dem dunkeln Anfangspunkt, und das Geſchlecht in Bewegung ſetzte, trug die Ueberlieferung das Gepräge der Zeit, der Umgebung. Nicht die Wunder, nicht die Weiſſagungen, nicht die außerordentliche Geburt und die Auferſtehung des Herrn und Heilandes, nicht die Vorſtellung von einem myſtiſchen Kampfe des Erlöſers mit einem unheimlichen böſen Geiſte, der uns lockt, indem der Herr zu unſerm Heil uns zu ſich ruft, nicht die Vorſtellung von ſeinem endlichen Siege, ſind das Erſtaunenswürdige. Wunder und Weiſſagungen finden wir in allen Religionen; daß große Männer von Göttern erzeugt wären, war eine herrſchende Vorſtellung; Kämpfe gegen widerſtrebende Geiſter kommen in den Mythologien des Alterthums auch vor.

Das aber war das wahrhaft Erſtaunenswürdige, das eigentliche Wunder, daß zu einer Zeit, in welcher die Weltherrſchaft, wie nie in der Geſchichte, mächtig war, in welcher ſie nicht bloß die äußern Verhältniſſe des Lebens mit unwiderſtehlicher Kraft ordnete und lenkte, ſondern auch den Menſchen und alle ſeine Hoffnungen innerlich feſſelte, in einer Zeit, in welcher es für die höchſte Weisheit galt, die Uebel des Lebens mit verzweifelnder, hoffnungsloſer Gleichgiltigkeit zu tragen, daß in einer ſolchen Zeit, unter einem unbedeutenden, ja verachteten Volke, eine Lehre erſchien, durch welche die Menſchen nicht bloß die ſinnliche Welt und Alles was ſie darbietet, geringſchätzen lernten, ſondern auch mit der lebendigſten Hoffnung in die ſelige Mitte eines unſichtbaren Reichs der Gnade und der Liebe verſetzt wurden, daß ſie, losgeriſſen von der Sinnlichkeit, in einem höhern Leben alles Heil ſuchten und fanden. Betrachten wir, wie dieſe Lehre unter den grauſamſten

Verfolgungen gedieh; wie ſie allmählich keimte und wuchs; wie die alte Welt und alle ihre Herrlichkeit dieſem Lichte der Liebe weichen mußte; wie es das ganze geſchichtlich gebildete Geſchlecht ergriff; wie alle ſpätere geiſtige Entwickelung, mittelbar oder unmittelbar, mit dieſem innern Kern des Lebens in Verbindung ſtand, und dieſe innere Verbindung, ſelbſt im Widerſtreben, nicht zu verleugnen vermochte: dann haben wir eine wahre Umwandlung der Geſchichte, die ſelbſt dem Ungläubigſten als ein Wunder erſcheinen muß.

Aber der Chriſt bleibt nicht bei jenem Staunen über eine räthſelhafte Wirkung auf die Zeiten ſtehen. Er lagert ſich an der Quelle des Wunders, die noch immer für ihn mit allem Reichthume der Gnade und des Heils fließt. Iſt das nicht das größte Heil dem Menſchen gegeben, daß ſeit der Erſcheinung des Erlöſers, frühe durch Lehre und Unterricht, ſpäter durch Leben und Betrachtung, eine Erkenntniß der eignen innern Ohnmacht entſtanden iſt, ein Gefühl der Abhängigkeit von der Gnade Gottes, eine Sehnſucht ſie zu ſuchen und in ihr alle Seligkeit zu finden? Daher iſt Er das Urbild der ewigen Liebe, Er der Vermittler zwiſchen

Gott und Menſchen, der Erlöſer von allen Uebeln des Lebens, der Verſöhner und der Heiland.

Aber ſein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Innerlich, in den verborgenſten Tiefen des kämpfenden Gemüths iſt die heimliche Stätte ſeiner ſtillen Wirkung, unabhängig von jeder Erſcheinung, ja eben ſo unabhängig von den Vorſtellungen, die alle Mitlebenden von der Art ſeiner Erſcheinung auf Erden ſich bildeten. Wohl forſcht der Chriſt in der heiligen Schrift Tag und Nacht; ſie iſt ihm theuer, ja das Theuerſte; aber nicht Wunder ſucht er, die ein willkürliches Spiel mit ewigen Naturgeſetzen vorausſetzen; er bedarf deren nicht, denn der ſtille Einfluß auf ein widerſtrebendes Gemüth, wie er das Geſchlecht beugte und nach einem unſichtbaren Gut hinlenkte, iſt das wahre, innere, immer fortdauernde, für einen Jeden noch thätige Wunder der innigen Gemeinſchaft mit dem Heilande. Das iſt der gediegene Kern der heiligen Schrift, das die Offenbarung der Liebe Gottes in der Welt, das geheime Wort, welches ſtille geboren ward in einer unſcheinbaren Umgebung, immer lauter ertönte in den verworrenen Zeiten, und noch wiederhallt in einer jeden Seele, die ſich nach ſeinem gnadenvollen Heile ſehnt.

Vor dieſem Wort iſt die abergläubiſche Furcht vor Dämonen und ihrer Wirkung verſchwunden; der klare Tag eines heitern Lebens in einer geordneten Natur iſt aufgegangen; der Menſch erſcheint nicht als das willkürliche Spiel guter und böſer Geiſter, ruht vielmehr ſicher in den Vaterarmen eines Alles umfaſſenden Gottes, der ſich in den Geſetzen ſeiner Schöpfung verbirgt, und niemals den Gang von Ewigkeit her geordneter Geſetze willkürlich zu ändern braucht.

Iſt nicht die klare Erkenntniß, das heller gewordene Bewußtſeyn des Daſeyns und ſeiner Verhältniſſe, iſt nicht die ganze unſern Tagen gewordene Naturwiſſenſchaft, eine eigne Gabe Gottes, die wir nicht verſchmähen dürfen? Ja, iſt nicht alle Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt in ihrer gegenwärtigen Geſtaltung aus der eigenthümlichen Umwandlung entſtanden, deren innerſten Kern der gläubige Chriſt in dem Chriſtenthum erkennt? Mögen diejenigen, die nicht ihr Heil in Chriſto ſuchen, irregeleitet werden, bis dahin, daß ſie in Allem nur den Mechanismus eines äußern Daſeyns ſehen, und ſich ſelbſt ergriffen finden von dem Räderwerke der äußern Erſcheinungen und der durch dieſe beſtimmten Gedanken — wir können ſie beklagen, aber innerlich wiſſen wir, daß Alles dennoch denen zum Beſten dient, die an den Heiland glauben.

Sollen wir die heilſamen Erfahrungen verſchmähen, die uns immer deutlicher, immer beſtimmter beweiſen, daß alle ſogenannten übernatürlichen Erſcheinungen, genauer unterſucht, auf Täuſchungen oder Betrug beruhen? Iſt der forſchende Verſtand nicht eine Gabe Gottes und ſeine herrlichſte?

Ein doppeltes Wunder hat das Chriſtenthum, indem es das leitende Prinzip der Geſchichte ward, den Gläubigen immer klarer enthüllt. Vor uns entwickelt ſich immer tiefer die ewige, geſetzmäßige Ordnung des Daſeyns, und deutet auf einen unwandelbaren Schöpfer, der ſein unergründliches Weſen in dieſer Ordnung verbirgt. Die Wiſſenſchaft iſt die Wohlthat, dem Menſchen geſchenkt, die dieſe Ordnung aller Dinge in ſteigender Klarheit darſtellt. In uns aber ſcheint als das heiligſte, geheimnißvolle Wunder jene Sonne der Liebe und Gnade, durch welche die äußere Welt erſt ihre tiefere Bedeutung erhält; ſie verſöhnt uns mit der Welt und mit Gott, ſie erzeugt den innern Frieden, der dem bloßen Verſtand unzugänglich iſt, und löſet die ſcheinbaren Widerſprüche des Lebens. Sie lehrt uns in einem jeden Uebel ein Gut, in einem jeden Unglück eine Prüfung, in einem jeden irdiſchen Verluſt einen himmliſchen Gewinn erkennen.

Die ewige Liebe aber, die zwar, als die Fülle der Zeiten kam, als die ewige Fügung aller Verhältniſſe des Geſchlechts durch ein Uebermaß von Trotz und irdiſcher Zuverſicht eine Empfänglichkeit für einen höhern Genuß, durch eine allgemeine Knechtſchaft eine Sehnſucht nach der innern Stätte der wahren Freiheit erzeugt hatte, auf der Erde erſchienen iſt, die aber ſelbſt nie geworden, — das Wort von Ewigkeit her — und nie aufhören wird zu ſeyn, — iſt die Ewigkeit; ſie ſichert uns die Unſterblichkeit — in Ihm leben, weben und ſind wir. Das Chriſtenthum hat den Tod überwunden; denn der Tod gehört zu jener ewigen Ordnung der Dinge, zu jenem Geſetze, welches durch die Liebe beſtätigt wird; und wer in der Liebe wiedergeboren iſt, weſſen Wille ganz in dem Willen Gottes aufgegangen iſt, der will irdiſch ſterben, wenn die Ordnung der Welt ſeinen Tod fodert, und lebt auch hier als derjenige, der ſchon geſtorben iſt.

Diejenigen, die ſo an Chriſtum als an ihren Heiland glauben, ſind in ihm verbrüdert, und bilden eine durchaus geiſtige, über alle Erſcheinung erhabene Kirche. Durch wechſelſeitige Tröſtung werden ſie geſtärkt, durch Forſchen nach dem wahren Geheimniß in der Schrift werden ſie erleuchtet; und immer klarer ſondert ſich für das gereinigte Bewußtſeyn der innere Kern, das Weſen des Chriſtenthums von dem Zufälligen, von den äußern, erſcheinenden Wundern, die ohne das innere Wunder der erlöſenden Gnade nie eine Bedeutung hatten, und da, wo dieſes in ſeiner innerſten, geheimnißvollſten Tiefe begriffen wird, alle Bedeutung verlieren.

Wohl können die Gläubigen ſich vereinigen zu heiligen Handlungen, die als bedeutſame Symbole auf das Reingeiſtige der innigen Gemeinſchaft hinweiſen. So iſt die Bedeutung der Taufe das Anerkennen der gnädigen Fügung Gottes, die das Kind in der Gemeinſchaft der Kirche geboren werden ließ, und iſt nothwendig mit der Zuverſicht verbunden, daß er diejenigen, die für die Bildung und

Erziehung des Kindes zu ſorgen haben, alſo lenken will, daß ſie es in die heilſame Lehre einweihen, ihm durch ein Leben in der Liebe vorleuchten. So iſt das Abendmahl eine Vereinigung der Gläubigen, durch welche ſie, von der Sünde ſich reinigend, alle Störung des ſinnlichen Daſeyns abweiſend, ſich der gnadenvollen Liebe ganz hingeben, eins ſind mit einander, und alle gemeinſchaftlich eins in dem Heilande, — ein heiliger, geiſtiger Genuß.

Das Weſen des Chriſtenthums iſt alſo die innere, geiſtige Offenbarung des unvergänglichen Weſens des Menſchen, wie er, durch die Gnade von Sünde befreiet, in und mit Gott lebt, und ſein wahrhaftes, ewiges Seyn erkennt. Daß dieſe Offenbarung nicht durch menſchliche Kraft, die fortdauernd nur auf ein Einzeles, von dem Ewigen Getrenntes geht, und eben deßwegen dem Geſetz unterliegt, ſondern nur durch die Gnade, die, alle ſondernde Selbſucht durchbrechend, uns mit der ewigen Liebe verbindet, uns gegeben worden, iſt die feſte Ueberzeugung des Glaubens.

So werden diejenigen reden, die ſich Chriſten nennen, und, an den Heiland glaubend, dennoch verſuchen, das Weſen des Glaubens von der zufälligen Form zu trennen, um den Glauben ſelbſt mit den Geſetzen des irdiſchen Denkens zu verbinden.

Widerlegung der erſten Anſicht aus der zweiten.

Wir aber, die wir feſt an eine zu einer beſtimmten Zeit erſchienene Offenbarung Gottes im Fleiſche glauben, in dieſer Rettung ſuchen und finden, nicht allein gegen alles Schwankende im menſchlichen Meinen, ſondern vornehmlich gegen alles Unvollkommne im menſchlichen Leben, gegen die Sünde, die uns und alle Erſcheinung verpeſtet hat, gegen den geheimen Wurm, der in allem menſchlichen Daſeyn wühlt, — wir reden, indem wir hier zuerſt eben das dem Verſtändigen ſo Widerwärtige, die Wunder, das die Geſetze der erſcheinenden Natur nicht bloß ſcheinbar, ſondern wahrhaft Aufhebende, ſo ſtark wie möglich als zum Weſen des Chriſtenthums gehörig herausheben, alſo:

Keineswegs iſt das Wundervolle, den Geſetzen der erſcheinenden Natur Wider=

ſprechende, im Leben des Heilands auf irgend eine Weiſe von ſeiner Lehre zu trennen. Wie die Offenbarung der ewigen Liebe Gottes durch ſeinen Sohn, unſern Heiland, nicht aus der Reihefolge irdiſcher Gedanken, nicht als die höchſte Blüte, als die vollendetſte Entwickelung irgend einer vorhergehenden Lehre, nicht aus der Tiefe der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, vielmehr von oben, aus der Höhe in die Welt hereinleuchtete; ſo ward auch die Geburt des Heilandes nicht bedingt durch die Reihefolge irdiſcher Schöpfungen; er ward vielmehr erzeugt von dem Heiligen Geiſt, und empfangen und geboren durch eine reine Magd.

In der Taufe wirkt der Heilige Geiſt der Verheißung, der in dem zukünftigen Leben uns zu leiten und jede Verſuchung abzuwehren verſpricht, wenn wir uns willig finden laſſen ſeine warnende Stimme zu vernehmen. Daher konnte Johannes, der Verkündiger des Heilandes, taufen und der Heiland ſelber unterwarf ſich der Taufe, damit, wie er die Offenbarung der Liebe war, ſo der Geiſt der Taufe offenbar würde, durch ſeine eigene.

Er lud unſere Sünden auf ſich, und ſelbſt die Verſuchungen des ſinnlichen Daſeyns blieben ihm, dem Menſchgewordenen Gotte, nicht fremd; ſie erſchienen ihm, als der böſe Geiſt ihm entgegentrat, in großen Zügen, die ihre Hauptformen andeuten, als Lockungen des bloßen ſinnlichen Lebens und ſeiner Bedürfniſſe, als unmäßige Begierde, die den Geſetzen der Natur trotz bietet, als Hochmuth, der die Welt beherrſchen will. Und als er ſie abgewieſen hatte, erſchienen die Engel und dieneten ihm. So iſt er, wie unſer Heil, ſo unſer ewiges Vorbild geworden.

Wie ſeine Lehre, aus dem ewigen Reiche Gottes entſprungen, auf dieſes als auf die wahre Heimath der Menſchen hinwies, ſo entſprangen ſeine Handlungen aus der ewigen Quelle aller ſchöpferiſchen Macht, und als ſolche leuchteten ſie die höheren Geſetze eines ewigen Rathſchluſſes offenbarend, aus der Ordnung einer verborgenen Welt heraustretend, in die untergeordnete Welt der Erſcheinung herein; dem Verſtande in Räthſel, ein Unerträgliches, wie ihm ſeine Lehre eine Thorheit ſchien.

Als er auf der Erde wandelte, den Irrthum bekämpfend, die Gläubigen lehrend, die Schwankenden ermahnend, die Schwachen ſtützend, erſchien er den Irdiſchen irdiſch. Als er aber auf dem Berge, nur von geliebten Jüngern begleitet, ſich von allem Irdiſchen abwandte, da verklärte ſich ſeine Geſtalt, und er ſelber deutete bei dieſer Verklärung auf ſeine zukünftige Auferſtehung. So vermag die tiefe Andacht des Gläubigen, wenn er, von der Erde abgewandt, ſich dem Heiland ergibt, wohl vorübergehend die Züge zu veredeln, das Antlitz zu verklären, als wollte eine höhere, edlere Geſtalt die irdiſchen Banden durchbrechen; aber ſie ſinkt unvermeidlich zurück in die ſchlafende Erſcheinung, wie ein vorübergehender Hauch, denn das Leben winkt und ſeine ſinnliche Gewalt; — aber ſolche Augenblicke eröffnen und vorbedeutend die Pforten der Unſterblichkeit.

Als er den martervollen Tod erlitten hatte, da verließ der Todte das Grab, und iſt auferſtanden und ſeinen Jüngern erſchienen und gen Himmel gefahren; und ſeine Auferſtehung iſt eine Verkündigung derjenigen, die wir erwarten, die Auferſtehung des Fleiſches.

Wie der Geiſt der Verheißung ſich bei der Taufe Chriſti offenbarte, ſo erſchien der Geiſt der Erfüllung nach ſeiner Himmelfahrt, und die erleuchteten Jünger, bis dahin zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, wurden die mächtigen Verbreiter des Chriſtenthums, dieſelben, die früher ein irdiſches Reich und [illegible] Herrlichkeit erwartet hatten, schon und geistigem jetzt für das Reich Christi, [illegible], die den Heiland verlassen hatten, als er zu Martern und zum Tode geführt ward, wagten freudig ihr Leben für den [illegible]. Es war den Gläubigen die Gabe der Sprachen gegeben, den [illegible] die Weisheit des Glaubens, [illegible] zu erkennen und zu verkündigen, was den [illegible] verborgen war, ja noch heute eine [illegible], und sie predigten für [illegible], deren [illegible] Verbreitung, wo sie jetzt [illegible] und noch [illegible] sich [illegible], von dem Heiland selbst auf das [illegible] war. Und auch jetzt noch [illegible] Volk, ein [illegible] Zeichen, [illegible], und steht in [illegible] in einer weiten Zukunft das Heil, [illegible] einst so nahe war, und [illegible], ja von sich stößt.

So lange ist das [illegible] und die [illegible] von der [illegible], daß es auch [illegible], daß man nicht [illegible] den heiligen Geist [illegible] hat. Die [illegible] ist auch ein göttliches [illegible] — und [illegible] erscheint sie in einer Umgebung von [illegible], [illegible] und großer [illegible], und

eine Schrift, die ſo ſchädlich auf das Geſchlecht gewirkt hat, wie dieſe, die ihr die heilige nennt? Was ſonſt hat dieſem Wahne, dieſer Verblendung Jahrhunderte hindurch die Kraft gegeben, die nicht allein die ſchwachen Geiſter, ſondern auch die ſtärkſten feſſelte, als der hemmende Glaube, ohne welchen der Verſtand einen kühnern Flug genommen hätte, der menſchliche Geiſt einer großartigern Entwickelung entgegengegangen wäre? — Immer wieder vom Neuen erſcheinen dieſe Einwürfe des Verſtandes, der, wo ſeine Gewalt anerkannt wird, auch ſeine Anſprüche fortdauernd erneuert, und durch einen halben Glauben, welcher das Weſen des Chriſtenthums von der Form trennen will, und das Princip dieſer Trennung anderswo als in der heiligen Schrift finden muß, ſich niemals abweiſen läßt.

Auch ſind in der That alle Verſuche dieſen Widerſpruch zu löſen zu jeder Zeit höchſt dürftig erſchienen; und wenn jemals, ſo erfordern ſie in unſern Tagen eine redliche, unumwundne Prüfung, die offen und klar ausſpricht, wie ſie die Sache findet, und ſich nicht hinter dialektiſche Künſte verbirgt.

1.

Einen Verſuch, — wir müſſen ihn wahnwitzig nennen, wenn wir ihn nicht frevelhaft nennen ſollen, — erwähnen wir zuerſt, weil er, unter allen der ſchwächſte, wohl nie bei irgend einem verſtändigen Menſchen Beifall finden kann.

Daß der menſchliche Verſtand ſich entſchließen kann, die heilige Schrift ganz und durchaus als eine ſolche zu betrachten, die, auf Täuſchung und Betrug gegründet, nur einen hemmenden, nie einen fördernden Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht gehabt habe, iſt uns keinesweges unbegreiflich; er ſpricht damit ſeine Wahrheit aus, und wenn er keine höhere kennt, wenn ihm das ewige Wunder des Glaubens verſchloſſen iſt, ſo erſcheint dieſer Entſchluß unvermeidlich. Daß aber Jemand in Chriſtus einen göttlichen Lehrer, in der heiligen Schrift ein Buch des Heils und der beſeligenden Wahrheit anerkennen, und dennoch dem Heiland einen offenbaren Betrug zuſchreiben kann, iſt ſo widerſinnig, daß man an die Möglichkeit einer ſolchen Verirrung, wäre ſie nicht wirklich da, kaum glauben könnte. Uns iſt vor einigen

Jahren die Recenſion einer Schrift vor Augen gekommen, in welcher der Verfaſſer uns belehrt, mit welcher tiefen Menſchenkenntniß Chriſtus bei der Hochzeit zu Kana die Gäſte zu täuſchen wußte, und ihnen erſt als ſie trunken waren, Waſſer ſtatt Wein reichte. Daß ein Menſch auf ſolchen Wahnwitz verfallen konnte, ſcheint faſt unbegreiflich; aber ganz unglaublich muß erſcheinen, daß der Recenſent dieſen plumpen Verſuch lobt, und noch durch hinzugefügte Gründe der ſeichteſten Art zu unterſtützen ſucht. Wir erwähnen dieſen Verſuch nur als einen traurigen Beweis, wohin das Streben, die Wunder aus der Schrift zu verdrängen, zu führen vermag.

2.

Ein zweiter Verſuch hat, wenigſtens in der Schule der Theologen, mehr Eingang gefunden; es iſt der bekannte, wenigſtens einige Wunder durch genauere Sprachunterſuchung aus der Bibel zu verdrängen, als wären ſie nur durch fehlerhafte Auslegung hineingelegt worden. Wir Unkundige können uns zwar in dieſe Sprachforſchungen nicht einlaſſen, obgleich ein natürliches Mißtrauen, ja ein völliges Nichtachten dieſer

Bemühungen entſteht, wenn ſie nicht als vollkommen entſchieden von allen Sprachforſchern angenommen werden, und in dieſem Falle müßte das Reſultat offenbar zur allgemeinen Kenntniß der Gemeinde kommen. Verſteckt ſich aber hinter dieſen Verſuch das Streben, die heilige Schrift gleichſam weniger unvernünftig zu machen, dann erſcheint es uns als völlig unverſtändig, ſo lange noch irgend ein Wunder übrig bleibt, ſo lange die Fundamentalwunder des Chriſtlichen Glaubens — die Zeugung Chriſti durch den heiligen Geiſt und ſeine Auferſtehung bleiben.

3.

Endlich reden Andere ſo: Es ſeyen, ſagen ſie, die Wunder keinesweges nothwendig zur Begründung des Chriſtlichen Glaubens, ſie bilden keinesweges einen weſentlichen Theil deſſelben. Der Heiland ſelber knüpfte ſeine Lehre nicht an die Wunder; ſie verwies vielmehr den Menſchen ganz und durchaus an ſeinen innern Zuſtand, damit er ſo ſeine Ohnmacht und das tiefe Bedürfniß der heilſamen Verſöhnung, der Gnade und der ewigen Liebe kennen lerne. Inſofern aber die Wunder als Thaten des Heilandes erzählt werden, kann man annehmen, daß ſie keinesweges an ſich Wunder waren, nicht Erſcheinungen, die den Geſetzen der Natur völlig widerſprachen, ſondern nur ſolche, die den ungebildeten Zuſchauern als Wunder erſcheinen mußten. Unter den Vortheilen des Chriſtenthums iſt keiner der geringſten, daß es, mittelbar wenigſtens, dem Forſchungsvermögen des menſchlichen Geiſtes eine freiere, bedeutendere Richtung gegeben hat, und man kann den Einfluß des Chriſtenthums auf die wiſſenſchaftliche Bildung unſerer Tage nicht ableugnen, wenn man mit einem großartigen Ueberblick die geſchichtliche Entwickelung des Geſchlechts überſchauet. Die genauere Kenntniß der Erſcheinungen der Natur und ihres geſetzmäßigen Zuſammenhanges iſt aber ein weſentlicher Theil dieſer Bildung. Manches, was den frühern Geſchlechtern ein Wunder ſchien, iſt für uns aus den Geſetzen der Natur wohl zu erklären; und ſo Unerwartetes haben wir entdeckt, daß wir wohl hoffen dürfen, in der Zukunft noch Bedeutenderes zu enthüllen: ſo daß wohl dieſes das Erſtaunenswürdige in Beziehung auf die perſönliche Erſcheinung Chriſti bleibt, daß ihm bekannt war, was erſt ſpätere Jahrtauſende zu enthüllen vermochten, daß aber der Begriff eines Wunders an ſich, der dem Verſtande unerträglich iſt, völlig verſchwindet. Dieſe Anſicht ſieht die, ihrer Annahme nach, ſcheinbaren Wunder als geſchichtliche Thatſachen an.

Aber geſetzt nun auch, alle Wunder Chriſti wären von der Art, daß man die Hoffnung haben könnte, daß ſie ſich, wenn auch nicht jetzt, doch in der Zukunft aus dem geſetzmäßigen Zuſammenhange der ganzen erſcheinenden Natur erklären ließen; geſetzt, es gelänge uns, dieſe Wunder mit ſolchen ſeltſamen Erſcheinungen in Beziehung zu bringen, die in unſern Tagen zur Sprache gekommen ſind, mit denen des thieriſchen Magnetismus, mit den Ereigniſſen, die einen großen, unerwartet heilenden Einfluß des reinen Vertrauens ſelbſt auf körperliche Gebrechen zu beweiſen ſcheinen; geſetzt, dieſe Erſcheinungen wären, ihrem Umfang, ihrer Wirkungsart nach, ſo bekannt, daß wir uns ein ſicheres Urtheil über ſie erlauben dürften, — was keinesweges der Fall iſt, indem jedesmal ein beſinnungsloſer, ja abergläubiſcher Eifer Wahres und Falſches in trüber Verwirrung unter einander miſcht, dann aber die Gegner eben ſo beſinnungslos die Unterſuchung unterbrechen — geſetzt endlich, was ſich gar ſehr bezweifeln läßt, daß die ſcheinbaren Wunder mit den Heilungen Chriſti, wenn Lahme gingen, Blinde ſahen, Taube hörten, eine beſtimmte Aehnlichkeit zeigten: — was würde daraus folgen? Jener heilende Einfluß beſtimmter Menſchen auf andere erſcheint nicht nothwendig verbunden mit vorzüglicher Geiſtesfähigkeit oder tieſer, ächter Religioſität; ja ſolche Männer, die ſich durch geiſtige Fähigkeiten auszeichneten und einen ſolchen Einfluß ausübten, ſind noch nicht einmal bekannt geworden. Gewöhnlich ſind es Menſchen aus den geringen Klaſſen. Entſchieden aber muß dieß, ſeiner Wirkungsart nach keinesweges hinlänglich bekannte, Vermögen als eine Natureigenthümlichkeit beſtimmter Menſchen betrachtet werden, beruhend auf einer gewiſſen, noch zu ergründenden, phyſiſchen Beſchaffenheit. Dieſe Natureigenthümlichkeit muß zu allen Zeiten dageweſen ſeyn, und der Vorzug unſerer Tage würde nur der ſeyn, daß man den beſtimmten Wirkungskreis genauer ſondert, und die Stelle, die dieſes Vermögen unter andern in dem Zuſammenhange des Naturlebens einnimmt, mit möglichſter Klarheit zu ermitteln ſucht. In frühern, weniger gebildeten Zeiten erſchien als ein Wunder, als ein von höherer Hand erlaubtes willkührliches Aufheben beſtimmter Naturgeſetze, was in unſern Tagen als begreiflich aus einem tiefern Zuſammenhange, den wir erkennen oder wenigſtens ahnen, gefaßt wird. Ein Vorzug vor der nächſten Vergangenheit aber wäre es, daß wir Thatſachen nicht abweiſen, die wir aus dem gegenwärtigen Stande der Naturwiſſenſchaft nicht begreifen können.

Wird dieſes nun zugegeben, ſo kann wohl der Menſch, der ein ſolches Vermögen beſitzt, ſeiner beſchränkten Kenntniß wegen dieſes als eine unmittelbare Gottesgabe anſehen; ja man könnte, obgleich nie, ohne auf eine bedenkliche Weiſe das Anſehn der heiligen Schrift zu gefährden, behaupten, daß die Apoſtel die ſcheinbar wunderthätige Kraft, die ihnen verliehen war, durch eine Täuſchung als eine unmittelbare Gabe des heiligen Geiſtes betrachteten, obgleich ſie nichts als eine eigenthümliche Naturbeſchaffenheit geweſen wäre, welche ſie mit ſolchen Menſchen theilten, die an ihrer göttlichen Sendung keinen Antheil hatten, ja dieſer vielleicht widerſtrebten. Aber von dem

Heilande ſelbſt, wird ihm göttliche Natur beigelegt, kann man dieſe Selbſttäuſchung auf keine Weiſe vorausſetzen. Er mußte nothwendig wiſſen, daß das heilende Vermögen nichts der erſcheinenden Natur Fremdartiges ſey, daß er es mit andern Menſchen theile, daß es nur eine Natureigenthümlichkeit ſey; und wenn er den von Johannes ausgeſandten Jüngern ſagt: „gehet hin und ſaget Johanni wieder, was ihr ſehet und höret; die Blinden ſehen, und die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten ſtehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt;" wenn er auf ſeine Wunder als Beſtätigung ſeiner Lehren hinweiſt: ſo kann er dem Vorwurfe, daß er Andere wiſſentlich habe täuſchen wollen, nicht entgehen. Vergebens ſucht man durch allerlei künſtliche Wendungen dieſen Vorwurf von dem Heilande zu entfernen: denn was das unbefangene ſittliche Gefühl auch des einfältigſten Menſchen verletzt, kann nicht von Gott ſeyn. Dieſes Gefühl, deſſen Verhältniß zur Religion wir ſpäter unterſuchen werden, iſt höher als das erſcheinende Naturleben, und iſt als ein unerſchütterliches Geſetz in das Herz des Menſchen gepflanzt.

Aber dieſer ganze Verſuch, die Wunder aus noch verborgenen, künftig vielleicht zu entdeckenden Naturgeſetzen zu erklären, ſcheitert ohnehin völlig an ſolchen Wundern, die, wenn ſie aus dem geſetzmäßigen Zuſammenhange der erſcheinenden Natur jemals begriffen werden ſollen, eine Umänderung der Grundanſchauung erfordern, durch welche alle erkannten Geſetze ihre Bedeutung verlieren würden. So die Speiſung der Viertauſend durch wenige Brode und Fiſche; ſo die Verwandlung des Waſſers in Wein.

Um nun dieſe Schwierigkeit zu heben, um überhaupt das dem forſchenden Verſtande Widerſtrebende, ja Unerträgliche in dem Leben Chriſti, ſeine Zeugung durch den heiligen Geiſt und Geburt durch eine reine Jungfrau, ſeine Verklärung, ſeine Auferſtehung, ſeine Wunder, mit einem Schlage zu entfernen, behauptet man, daß jene Erzählungen von dem Heilande mythiſchen Urſprungs ſeyen. Und was eine Mythe ſey, und wie man verſucht hat, den Begriff der Mythe auf die Darſtellungen der heiligen Schrift anzuwenden, wie dadurch, indem man eine Schwierigkeit zu überwinden ſtrebt, das ganze heilige Anſehen der Schrift untergraben, der feſte Glaube in ſeinen Wurzeln getödtet wird, iſt jetzt zu unterſuchen.

Was eine Mythe ſey, und wie ſie auf die heilige Schrift angewendet worden.

Der Menſch iſt in die Mitte einer erſcheinenden Natur geſtellt, ihm iſt das Sittengeſetz, auch unabhängig von der Religion, als leitendes Princip gegeben, und eine geordnete Natur, deren Geſetze er nicht überſchreiten kann, umgibt ihn. Der prüfende Verſtand lehrt ihn dieſe Geſetze leiten, daß ſie ihm dienen, und überzeugt ihn, daß klare Einſicht in die Verhältniſſe der Natur und unerſchütterliche Befolgung des gebietenden Geſetzes in uns, einen Zuſammenhang zwiſchen jenem urſprünglichen Sittengebot und der Ordnung der Natur enthüllt, durch welchen die geſelligen Verhältniſſe geordnet werden und der Menſch fähig wird, zufrieden und glücklich zu ſeyn. Zwar daß dieſes Glück nicht wirklich da iſt, daß die innere Zufriedenheit, der wahre Friede nicht auf der Erde errungen wird, bleibt dem Verſtändigen nicht verborgen.

Aber wo Ereigniſſe, die nicht in ſeiner Gewalt ſind, ſeine Zufriedenheit ſtören, ſein Glück vernichten, da ergibt ſich der Verſtand einer Gewalt, die höher iſt als er; was aber in ſeiner Gewalt ſteht, dem ſtrengen Gebote der Sittlichkeit zu folgen, und durch klare Einſicht den Zuſammenhang der Dinge zu ſeinem und ſeiner Mitmenſchen Beſten zu lenken, das iſt Alles, wozu er in ſich eine Aufforderung findet. Der überlegende Verſtand des Menſchen kann keinen andern Standpunkt finden, und wie wir die Menſchen kennen, wie ſie untereinander handeln und wirken ſollen, ſcheint dieſe Handlungsweiſe die weiſeſte.

Aber dieſem Verſtande muß es ſeltſam vorkommen, daß ſeine Schärfe und ſcheinbare Sicherheit dem Menſchen keineswegs genügt. Wir haben vielmehr ein eigenthümliches Vermögen, die Einbildungskraft, deren Gegenſtände aus einem tiefern Gefühle des Daſeyns, des Lebens in und mit der Natur entſpringen, während der Verſtand Alles den Empfindungen, den äußern Eindrücken und der Art und Weiſe, wie ſie in die Formen des Denkens aufgenommen werden, verdankt. Dieſes ſeltſame Vermögen, mannigfaltig geſtaltet bei den Hochbegabten, erzeugt eine eigene, dem Verſtande ihrem Urſprung nach unbekannte, ſeinen engen Bedürfniſſen fremde Welt. Dieſe Welt der Einbildungskraft ſtellt nicht den Menſchen der Natur entgegen, das heitere, lebendige Naturgefühl, welches nicht einzele Gedanken mit einzelnen Dingen in Beziehung ſetzt, vielmehr das Leben als ein Ganzes völlig in eine unergründliche Einheit verſenkt, iſt der Grund und Boden der Einbildungskraft.

Aus dieſer dem Verſtande unzugänglichen Einheit keimt ein bedeutendes Leben hervor, der eigentliche Sitz aller höhern Freude, alles tiefern Schmerzes der irdiſchen Menſchen. Daher enthüllt die Muſik eine geheime Luſt und ein verborgenes Weh, welches der Menſch mit der Natur zu theilen ſcheint; daher kann der erſtarrte Stein und das bunte Bild das rein Geiſtige, die Schönheit enthüllen. Dunkle Ahnungen, die nie völlig zu verdrängen ſind, ein tiefes Entzücken und eine geheime Angſt, ergreifen wechſelsweiſe die Seele, wenn ſie ſich der Einbildungskraft hingibt, und die Poeſie mit all ihrem Zauber entſpringt aus ihr. Nicht bloß äußerlich, für den Menſchen, ſondern auch innerlich, mit ihm, lebt die Natur. Ihr eigner Jubel ſcheint ſich in dem Glücklichen enthüllen zu wollen, und ihr eignes inneres Weh tritt, Unheil weiſſagend, da hervor, wo unglückliche Ereigniſſe den Sinn verwirren, die ſtarke Seele eines kämpfenden Helden ergreifen, Verirrungen, ja Verbrechen erzeugen, und ſo den tragiſchen Untergang vorbereiten.

Der Verſtand, indem er uns von der Natur ſondert, uns dieſer entgegenſtellt, erzeugt eine Gegenwirkung, in welcher wir uns ſelbſtändig, frei fühlen. Die Poeſie verſenkt uns ganz in die Natur, als keimte unſer eigentliches Weſen in ihrer unergründlichen Tiefe, und ſie iſt die wahre Stätte alles Wunder, ſie ſelbſt für den Verſtand das größte. Der klare, ſich ſelbſt und ſeine Grenzen überſchauende Verſtand wird nicht die Dichtung für bloße Erdichtung, für einen reinen Wahn und Irrthum erkennen; er wird geſtehen, daß ſie eine Seite des menſchlichen Daſeyns zu enthüllen vermag, die eben ſo weſentlich iſt, wie die dem Verſtande erſcheinende. Da aber alles Urtheil der Menſchen von den Verſtande ausgeht, da dieſer die Form des Erkennens enthält, ſo wird er das Recht behaupten, die

Bedeutung der Dichtung zu entwickeln, ihren Werth oder Unwerth zu beſtimmen.

Verſtand und Einbildungskraft ſind ſelten in einem ſolchen Gleichgewicht, daß ſie ſich wechſelſeitig unterſtützen. Dieſes Gleichgewicht, in welchem die Naturfülle der Poeſie mit der Klarheit des Verſtandes in lebendiger Einheit iſt, wollen wir unbekümmert um die Ausdrücke der Schule, Vernunft nennen.

Der Verſtand vermag die Sonderung des eignen Selbſt nicht feſt zu halten. Er findet ſich nicht allein durch Naturbedingungen gebunden, ſondern auch durch geſellige Verhältniſſe. Ja indem beſtimmte Anſichten des Lebens dem verſtändigen Menſchen als Regel des Urtheils dienen, muß er doch zugleich geſtehen, daß dieſe ſelbſt keinesweges aus ihm erzeugt ſind, daß ſie ſich vielmehr aus der Folge der Entwickelung des Geſchlechts geſtaltet haben. In der Vergangenheit ſcheint daher das Geheimniß ſeines eignen innerſten Schickſals zu ruhen, und was vor Jahrtauſenden geſchah, iſt ihm nicht bloß Gegenſtand einer bedeutungsloſen Neugierde, enthält vielmehr den Keim ſeines eigenſten Lebens. Wie der einzelne Menſch von ſeinen eignen Thaten umſtrickt wird, wie Neigungen, Begierden, Erkenntniß allmählich ſich in ihm entwickelt haben und derjenige vorzüglich der Gebildete genannt wird, derjenige vorzüglich ſich ſelbſt kennt, der dieſe ſtufenweiſe Entwickelung des eigenthümlichen Lebens mit klarem Bewußtſeyn zu verfolgen vermag, ſo muß der Menſch, lebendig der Geſchichte einverleibt, mit bewußter Erinnerung die Fortbildung des Geſchlechts verfolgen, um ſeine Stelle in der Zeit mit Klarheit zu erkennen.

Bei dieſer Forſchung entdecken wir dann, daß das Schwanken zwiſchen Verſtand und Einbildungskraft, welches uns fördert, oder hemmt, aufklärt oder trübt, auch das Geſchlecht im Ganzen ergriffen hat. Ganze Epochen ſcheinen von der dichtenden Einbildungskraft ergriffen. In der nächſten Vergangenheit aber waltete der einſeitige Verſtand vor, der in allen Erzeugniſſen der Einbildungskraft nichts als Thorheit und Wahn entdeckte, nur daß man den Urſprung dieſer ſeltſamen Thorheit, das irdiſch Anmuthige, Schöne und Erhabene, das ſich aus dieſer unreinen Quelle zu entwickeln vermochte, und die zauberiſche Gewalt, die ſie ausübte, niemals begreiflich machen konnte. In unſern Tagen hat man dieſer Welt der Dichtung, die beſonders aus beſtimmten Epochen der Geſchichte uns anſpricht, eine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Man erkannte, wie alle heidniſche Religioſität ſich aus einer dem Verſtande nicht zugänglichen Anſicht des Lebens entwickelte; man ſah, wie eine eigenthümliche, dichteriſche Welt ſich aus dem Leben der Völker entwickelte, keimte, wuchs, einen beſtimmten Blütepunkt erlangte und verwelkte.

Alle Völker, die ſich in der Geſchichte auszeichnen durch geiſtige Bildung, haben ihren Urſprung aus einer ſolchen dichteriſchen Vorzeit; und, ſelbſt nachdem dieſe verſchwunden iſt, bleiben die Früchte derſelben für Poeſie und Kunſt in unvertilgbarem Werthe. Ja ſelbſt Perſonen, Ereigniſſe, deren verſtändig geſchichtliche Wirklichkeit die bewußte Erinnerung des Geſchlechts nachzuweiſen vermag, löſen ſich, wie durch einen Zauber, von der feſten Reihenfolge der Begebenheiten los, und treten in eine eigne phantaſtiſche Sagenwelt hinein. So erſcheint Arthur bei der Tafelrunde ſeiner Ritter, ſo Karl der Große in der dichteriſchen Mitte ſeiner Helden, ſo treten [illegible]la (als Etzel) und Theoderich (als D[illegible]) in den dichteriſchen Zauberkreis des

Nibelungenliedes hineln. Und indem man das Weſen dieſer Welt, anſtatt ſie, wie früher, als bloßen Unſinn und Wahn zu vernachläſſigen, genauer erforſchte, entdeckte man, wie in den alten Mythologien der verſchiedenſten heidniſchen Völker, der indiſchen, ägyptiſchen, griechiſchen, ſkandinaviſchen, in den abweichendſten Modificationen der äußern Geſtaltung eine tiefe, innere Einheit, eine Uebereinſtimmung in der größten Verſchiedenheit ſich darſtellte, die auf ein tiefes, dem menſchlichen Geiſte eingeprägtes Daſeyn und Leben in einer Welt deutete, die dem Verſtande verſchloſſen, nur durch die erzeugende, lebendige Einbildungskraft wird und gedeiht. Zwar ſcheint ſich die Gewalt dieſer Welt zurückzuziehen, wo der betrachtende Verſtand verwaltet, zwar ſcheint dieſem nothwendig Manches als Wahn und Irrthum, was jenem in einer ungebildeten Zeit bedeutend war: aber ganz verſchwindet dieſe Kraft nie, und es gibt keinen ſelbſt der nüchtern verſtändigſten Menſchen, der nicht geſtehen wird, daß das irdiſche Leben ſeine ſchönſte Seite verlieren würde, wenn Poeſie und Kunſt verſchwänden.

So geſtaltet ſich die Welt, wie in dem einzelen Menſchen, ſo in der Geſchichte, in einer doppelten Richtung, in einer rein verſtändigen, in welcher alle Ereigniſſe ſich an beſtimmten Vorſtellungen und Gedanken und ihrem äußern Verhältniſſe zur Natur darſtellen; während in einer andern der Menſch mit der Natur innig verbündet, ein verborgenes, tiefes Leben führt, welches ſich in ſeltſamen Ahnungen, wunderbaren Ereigniſſen ausſpricht, die Sprache veredelt, den Tönen der Muſik ihren geheimen Zauber und den Geſtalten der Kunſt ihre Bedeutung gibt. Vergebens ſucht der Menſch irgend einer dieſer Richtungen allein ſich zu ergeben. Was ihm die eine raubt, verſpricht ihm die andre, und in einem nie zu löſenden Widerſpruche muß er das wechſelſeitig ſich Verdrängende vereinigen, wenn er ſein ganzes Daſeyn ergreifen will.

Dieſe räthſelhafte Welt der Poeſie, inſofern ſie als ein gemeinſchaftliches Erzeugniß beſtimmter Zeiten und Völker der Geſchichte erſcheint, erzeugt den Begriff der Mythe, und man nennt die Perſonen, die oft auch als geſchichtliche erſcheinen, inſofern ſie in den Sagenkreis der Mythe eintreten, mythiſche Perſonen. So ſind Arthur, Attila, Theodorich, Karl der Große, geſchichtliche Perſonen, inſofern ſie in der Wirklichkeit der von dem

Verſtande erkannten Vergangenheit, zugleich aber mythiſche Perſonen, inſofern ſie in dem Zauberkreis der dichteriſchen Bildungen der Zeit erſcheinen. Es liegt dem Verſtande Alles daran, dieſe Welten, ſelbſt indem man beiden ihren eigenthümlichen Werth zugeſteht, genau von einander zu ſondern, und dieſelben Perſonen, die theils geſchichtlich theils mythiſch erſcheinen, als ganz verſchieden zu betrachten; und in der That iſt nichts verwerflicher, als eine unklare Vermiſchung beider.

Wagen wir es nun, den Heiland als eine mythiſche Perſon zu betrachten, ſo entſteht die Frage, ob wir denn vermögen, die geſchichtliche Perſon von der mythiſchen zu trennen. Die Heroen der alten Welt ſind theils ſolche durchaus mythiſche Perſonen, deren Spuren aus der verſtändig bewußten Geſchichte ganz verſchwunden ſind, theils ſolche, die neben der mythiſchen auch eine geſchichtliche Bedeutung haben. Die obengenannten mythiſchen Perſonen der germaniſchen Sagenkreiſe ſind auch als wirklich geſchichtliche zu erkennen. Aber wodurch? Wüßten wir auch von Arthur nichts, als was uns die Sagen der Tafelrunde erzählen, könnten wir Karl den Großen nur aus den Gedichten, welche ihn in die Mitte ſeiner rieſenhaften Helden, Roland, Ogier, der Haymanskinder, verſetzen, träten uns Etzel und Dietrich nur im Nibelungenliede und Heldenbuch entgegen, dann würden uns dieſe Perſonen als geſchichtliche völlig unbekannt ſeyn. Wir würden freilich vermuthen können, daß irgend ein geſchichtliches Ereigniß den Grund dieſer Mythen gebildet habe, aber von welcher Art dieſes Ereigniß geweſen ſey, würde nothwendig unbekannt bleiben. Um die geſchichtliche Wirklichkeit dieſer Perſonen auszumitteln, müſſen wir andere, von den Mythen verſchiedene Quellen der Ueberlieferung kennen und erforſchen, Nachrichten, die aus ruhiger Betrachtung der Ereigniſſe, wie ſie wahrhaft ſtattgefunden haben, hervorgingen; erſt durch dieſe erkennen wir das eigentlich geſchichtliche Daſeyn der Perſonen.

Nun haben wir keine andere Ueberlieferung über den Heiland, als diejenige, welche auch die mythiſchen Elemente enthält. Keine anderweitige geſchichtliche Nachricht vermag uns über ſeine Perſon, die Umſtände, unter welchen er geboren wurde, lebte, lehrte und ſtarb, irgend einen Aufſchluß zu geben. Wir haben aber auch ſchon oben gezeigt, daß das phyſiſch Außerordentliche, ja Unglaubliche mit ſeinem Leben und mit ſeiner Lehre ſo innig verbunden iſt, daß ein jeder Verſuch der Trennung ſich als ein künſtlicher und willkürlicher, keineswegs aus der Darſtellung mit Nothwendigkeit hervorgehender, zeigt. Iſt die Geburt, die Verklärung, die Auferſtehung Chriſti nur mythiſch zu verſtehen, ſo iſt die ganze Perſönlichkeit Chriſti mythiſch, keineswegs geſchichtlich. Denn es gibt offenbar keine hinlänglichen Gründe, warum wir irgend etwas in einer den wichtigſten Hauptmomenten nach mythiſchen Erzählung für geſchichtlich anſprechen ſollten, wenn nicht anderweitige glaubwürdige Nachrichten uns nöthigen. Dieſe fehlen aber durchaus.

Allerdings wiſſen wir geſchichtlich, daß ein Volk einen alleinigen, unſichtbaren Gott anbetete, daß dieſes Volk einen Meſſias erwartete; wir können mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, wenn wir, auf dieſe freche Weiſe, mit menſchlicher Beurtheilung über das Daſeyn Chriſti zu richten uns erkühnen, daß zu irgend einer Zeit eine Perſon erſchienen ſeyn muß, die ſich für den Meſſias ausgab, ohne daß die Juden ihn dafür erkannten, daß er einen Anhang gewann, und ſo die Chriſtliche Kirche gründete. Aber dieſes iſt auch Alles: irgend eine geſchichtliche Auskunft über ſein Leben, über die Art, wie er Anhänger gewann und eine Kirche ſtiftete, vermögen wir um ſo weniger zu geben, weil auch die erſte Gründung der Kirche, das Wunder des Pfingſtfeſtes, die Wunder der Apoſtel, offenbar ein mythiſches Gepräge tragen.

Auf dieſe Weiſe wird die ganze Perſon Chriſti, will man auf irgend eine Weiſe conſequent verfahren, völlig aus der Geſchichte, aus der Region der bewußten, verſtändigen Erinnerung des Geſchlechts, herausgeriſſen und in die Welt der Einbildungskraft verſetzt. Nun enthüllen zwar die mythiſch dichteriſchen Erzeugniſſe eine innere, tiefe Wahrheit des menſchlichen Daſeyns; aber wie hoch wir auch ihren Werth anſchlagen wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß: ihre Darſtellungen an ſich können, als ſolche, nicht zum Glauben zwingen; ſie werden nur Symbole ſeyn, deren Deutung das, was wir äußere Wahrheit, Wirklichkeit, nennen, aufhebt, um das innere Weſen zu erkennen. So kann man wohl zeigen, wie etwa der menſchliche Geiſt dazu gebracht worden, das Außerordentliche in der Erſcheinung

Chriſti auch auf ſeine phyſiſche Entſtehung übertragen, auch als Unſterblichkeit der erſchienenen Perſon zu betrachten; aber das unvermeidliche Reſultat des Verſtandes bleibt doch, daß dieſes nur ein Wahn, oder wenn man es vornehmer ausdrücken will, eine dichteriſche Phantaſie ſeiner Jünger war.

Ferner folgt daraus, daß Chriſtus, Gottes Sohn, gar nicht auf der Erde erſchienen iſt, daß gar keine wahre Offenbarung ſtattgefunden hat. Denn eine Mythe iſt keine Offenbarung; und eben daher leugnet der Chriſt mit Recht, daß irgend eine heidniſche Religion durch eine Offenbarung gegründet ſey. Wir wollen zugeben, daß in den heidniſchen Religionsformen ſich tiefere Anſichten des irdiſchen Daſeyns, geheime Philoſopheme, verbergen; aber theils kann der Chriſt nie geſtehen, daß dieſe das wahre Weſen des Daſeyns offenbaren, ſelbſt wenn ſie noch ſo klar dargeſtellt würden, theils iſt eine Mythe, deren Deutung erſt durch menſchliches Nachdenken und Forſchen gefunden werden ſoll, nur eine Offenbarung zu nennen in demſelben Sinne, wie wie wir etwa die Natur eine Offenbarung Gottes nennen.

So viel iſt klar: geben wir zu, daß das

neue Teſtament mythiſche Elemente enthalte, ſo wird, da dieſes die einzige Quelle unſerer Forſchung iſt, die geſchichtliche Wirklichkeit von Chriſti Perſönlichkeit ſchwankend, und kann nie ſicher geſtellt werden. Ja dieſe erſcheint nur als die höchſt wahrſcheinliche Grundlage eines Gedichtes, welches einen ſo merkwürdigen Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht ausgeübt hat. Iſt dieſes aber der Fall, dann iſt es eben ſo klar, daß der Glaube an ſeine Lehre ſich keineswegs auf ſeine Perſönlichkeit gründen kann; der ſeltſame Einfluß, nachdem er einmal da iſt, muß irgend einen andern Anhaltspunkt in irgend einem menſchlichen Gefühle gefunden haben, aus welchem er dann auch abgeleitet werden kann, — ein Gefühl, welches immer dageweſen ſeyn muß, aber erſt unter beſtimmten, drückenden Verhältniſſen der Welt erwachte, und, auf eine freilich ſchwer zu erklärende Weiſe, durch eine mythiſche Ueberlieferung zum Durchbruche kam.

Diejenigen, die auf dieſe Weiſe alles, was ſich gar nicht mit dem Verſtande vereinigen läßt, als Mythe zu erklären ſuchen, haben wohl gefühlt, daß dieſe Anſicht, conſequent durchgeführt, die geſchichtliche Perſönlichkeit Chriſti ganz aufheben würde; ſie haben daher, auch da, wo ſie nach ihrer Anſicht durchaus nur Mythe ſehen können, dennoch höchſt inconſequent eine geſchichtliche Erzählung angenommen. Sie ſind es vorzüglich, die einige Wunder Chriſti durch die fortſchreitende Naturwiſſenſchaft zu erklären ſuchen. Aber warum doch geben ſie ſich dieſe Mühe? Die Wunder in einem Gedicht aus der Phyſik zu erklären, iſt doch ein gar zu ſeltſames Unternehmen. Und warum ſoll in einem Leben, in welchem die Hauptelemente unbegreiflich und nur als Mythen zu betrachten ſind, einiges ebenfalls Unbegreifliches geſchichtlich gefaßt werden? Ein Unternehmen, welches dann beſonders in ſeiner Schwäche erſcheint, wenn es, wie wir oben ſahen, ſich nicht einmal auf alle Wunder anwenden läßt.

Nun kann man, indem man auf dieſe Weiſe dasjenige, was als Erzeugniß der Einbildungskraft erſcheint, von dem ſondert, was dem Verſtande zugehört, Alles, was aus der erſten entſpringt, als völlig bedeutungslos anſehen, als das Produkt einer durchaus nichtigen Willkür, als Lüge, — wodurch die Perſönlichkeit Chriſti, da er nur in der Mitte dieſes Abgrundes von vermeintem

Unſinn erſcheint, als ein Erzeugniß des Aberglaubens hervortreten muß; — und da Manches ausgeſprochen wird, was dennoch auch dem Verſtande von hohem Werthe iſt, vor Allem das, was man reine Moral nennt, ſo wird dieſes herausgehoben, und man geſteht der heiligen Schrift zu: daß ſie eine reine Sittenlehre, aber zugleich eine Lockung zu mancher gefährlichen Schwärmerei enthalte; dieſer platte Rationalismus, der allen religiöſen Glauben vernichtet, kann hier, wo man dieſen vorausſetzt, nicht in Betrachtung kommen.

Oder, der Menſch erkennt, daß weder die Region des Verſtandes für ſich, noch die Erzeugniſſe der Einbildungskraft für ſich einen wirklichen Werth haben. Er muß ein Gleichgewicht beider ſuchen und finden, in welchem beide, Verſtand und Mythe, erſt ihren wahren Werth erhalten, der Verſtand durch dasjenige, was in den aus einem tiefern Gefühle entſprungenen Mythen, die Mythen durch das, was in dem Verſtande eine bleibende, ewige Bedeutung hat. So wohl der Verſtand, als die Einbildungskraft, müſſen, damit ein Gemeinſchaftliches gefunden werde, demjenigen entſagen, was beiden nur in der Trennung ein Weſentliches ſcheint, — ein Schein, der in der Vereinigung verſchwindet. Wir haben das Vermögen, welches auf dieſe Weiſe Verſtand und Einbildungskraft zu verbinden ſucht, Vernunft genannt.

Der bloß Verſtändige, wie wir den Verſtand hier beſtimmt haben, iſt ganz an die ſinnliche Welt gebunden, ſie allein iſt ihm gegeben, aus dieſer entſtehen die Eindrücke, die ſeine Vorſtellungen erzeugen, aus dieſer die Reflexionen über Verhältniſſe und Zuſammenhang der Dinge. Der Verſtand findet ſowohl das Sittengeſetz in ſich, als eine beſtimmte Ordnung der Erſcheinungen außer ſich. Aber da alles Dichten und Trachten an die Sinnlichkeit geknüpft iſt, ſo richtet ſich auch ein jedes Streben auf das ſinnlich perſönliche Daſeyn. Dieſes iſt die Quelle aller Erkenntniß, der Mittelpunkt des erſcheinenden Lebens, ohne welchen dieſes ſelbſt nicht wäre, das Ziel daher, auf welches Alles ſich bezieht, Anfang und Ende aller Gedanken und Handlungen. Wir nennen dieſen Mittelpunkt des menſchlichen erſcheinenden Daſeyns das ſinnliche Bewußtſeyn. Es findet ſich frei, inſofern Alles nur in Beziehung auf daſſelbe da iſt; aber dieſe Freiheit würde, indem ſie erkannt wird, verſchwinden, wenn der Menſch nicht im Stande wäre, ſie feſtzuhalten dadurch, daß er alle Verhältniſſe der Welt zwingt, ihm, ſeinen Wünſchen, ſeinem Willen, ſeinen Neigungen, zu dienen. Wo der ſinnliche Menſch einem fremden Willen dienen muß, wo nicht alles aus ſeinem eignen Entſchluß entſprungen iſt, fühlt er ſich abhängig.

Sehr wohl kann der Verſtändige, der mit Klarheit die Welt überſchauet, zu der Einſicht kommen, daß er, um wirklich ſeinen innerſten Willen geltend zu machen, in Manchem nachgeben muß; ja einen gewiſſen Grad der Sittlichkeit kann er erreichen und als das Angemeſſenſte erkennen. Er kann einſehen, daß, um ſein einzeles Daſeyn zu erhalten, Mäßigkeit in den ſinnlichen Genüſſen nothwendig iſt; es kann ihm klar werden, daß, um die Menſchen zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen, nichts dienlicher ſey, als ſie wohlwollend zu behandeln, daß er ihren Willen benutzen müſſe, als wäre er ſelbſtſtändig, um ſeinen durchzuſetzen.

Der Ausdruck für dieſen Schein der Sittlichkeit, der Alles auf die eigne erſcheinende Perſon bezieht, iſt die Klugheit; und ſie kann, wenn ſie mit Beſonnenheit verfährt, der Sittlichkeit täuſchend ähnlich ſehen; ja ſie kann äußerlich als Edelmuth, tüchtige Geſinnung, großartige That erſcheinen, und dasjenige bilden, was der alte Kirchenvater ein glänzendes Laſter bei allem Schein der Tugend nannte. Ziel und Zweck dieſer Klugheit iſt immer nur das eigne ſinnliche Daſeyn, und der Unterſchied zwiſchen dem gemeinen Laſter und dieſer Scheintugend liegt nur in der Art, wie die Selbſucht ihr eignes Daſeyn erkennt, und daher zu erhalten ſucht. Die gemeine Selbſucht bewegt ſich im engen Kreiſe des vergänglichen Augenblicks; je mehr dieſer Kreis ſich erweitert, deſto edler ſcheint uns die Selbſucht, die, eben um den größern Kreis zu umfaſſen, ſich ſorgfältiger verbergen muß; ſie muß nämlich als der innere, belebende Mittelpunkt eines mehr umfaſſenden Ganzen erſcheinen, ſie muß die Geſetze der Natur erkennen, die verwickelten Faden der niedern Selbſucht leiten, und für Andre zu ſorgen ſcheinen, indem ſie in der That nur für ſich ſelbſt, für ihre innern, eignen Zwecke ſorgt. Ja ſo weit kann der Kreis der verſtändigen Beſonnenheit gehen, daß ſelbſt eine Zukunft, die über die Grenze des erſcheinenden Lebens reicht, ihr den wahren, inneren Genuß darbietet. Das erhabenſte Ehrgefühl, welches die Bewunderung der Welt erregt, **kann** aus dieſer Quelle der erweiterten Selbſucht des Verſtandes entſpringen; und das Streben, in dem Andenken der Nachwelt und der kommenden Geſchlechter zu leben, kann ſo ganz die irdiſche Seele ergreifen, daß ſie alle vorübergehende Güter der Erde verſchmäht, ja den Tod wählt, um dasjenige zu erringen, was ihr das höchſte Gut ſcheint. Und dennoch bleibt es Selbſucht, und alle Opfer haben ihren Werth verloren, und jede Tugend, aus dieſem Grund entſprungen, obgleich ſie für das Geſchlecht heilſam ſcheint, iſt nur ein glänzendes Laſter. Zwar kann die Selbſucht nie das Gefühl ihrer Nichtigkeit völlig verlieren; ſie fühlt ſich, und zwar je größer und ſcheinbar ſittlicher ihr Streben wird, deſto ſtärker in ihrer Wirkſamkeit gehemmt durch eine Macht, die Alles lenkt, und was die Selbſucht will, früher oder ſpäter zerſtört; aber ein ſeltſames Widerſtreben hält uns ab, uns dieſer Macht völlig hinzugeben, und nur eine Selbtäuſchung ſcheint uns in Augenblicken eines vorübergehenden Gefühls mit ihr zu verſöhnen.

Das Chriſtenthum zuerſt, und dieſes

allein, hat uns dieſen Abgrund der Selbſucht entdeckt, vermag allein ſie in ihrer tiefſten Wurzel zu vernichten und uns mit Gott zu verſöhnen. Aber auch dieſes Gut von oben ſucht der Menſch für ſich zu gewinnen, und wie wir durch das Chriſtenthum mit Gott verſöhnt ſind, ſo ſuchen wir auch das Chriſtenthum ſelbſt mit dem Verſtande zu verſöhnen.

Die mythiſche Ueberlieferung des Chriſtenthums — ſo reden diejenigen, die jenen bedenklichen Verſuch unternehmen — hat uns den Heiland als das Urbild der Liebe, Gnade und Seligkeit geoffenbaret, indem er allein den ſelbſüchtigen Eigenwillen zu brechen vermag. Nun finden wir uns in unſerm ſelbſüchtigen Streben gehemmt durch ein Gefühl, welches uns der Allmacht Gottes unterwirft. Der Heiland hat dieſes Gefühl belebt, und entwickelt dadurch ein höheres Daſeyn. Aber alle irdiſche Kraft und Thätigkeit iſt urſprünglich in der Gewalt des irdiſchen Verſtandes, der Einzeles auf Einzeles und zuletzt Alles auf die eigne Perſönlichkeit, als Endziel, bezieht.

Jenes Gefühl, eben weil es im Gegenſatze gegen alle irdiſche Thätigkeit als ein ſolches hervortritt, iſt ein Gefühl der Abhängigkeit — (wir widerſtreben nämlich einer fremden Macht, deren Gewalt wir dennoch fortdauernd anzuerkennen gezwungen ſind); es kann daher keine That aus ſich ſelber erzeugen. Wo dieſes Gefühl, welches ſich abhängig findet, zur Thätigkeit aufgeregt wird, da müſſen wir auf eine Einwirkung des mächtigen Weſens ſchließen, welches, ſo wie es fortdauernd alle unſre Thaten, inſofern ſie aus der Selbſucht entſpringen, hemmt und ſie in ihrer Nichtigkeit darſtellt, ſo hier die geheime Gewalt ſelbſt bis zur eignen Vertilgung des ſelbſüchtigen Willens in uns erweitert, ja ſo, daß wir uns ſelbſt als ein neues Geſchöpf betrachten müſſen, weil die Selbſucht als die tiefſte Wurzel, aus welcher alle That des ſinnlichen Menſchen entſpringt, als die verborgenſte Quelle, aus welcher alle unſere Entſchlüſſe hervorquellen, betrachtet werden muß. Wenn aus der Mitte der gewöhnlichen, ruhigen Erſcheinungen des Lebens irgend ein drohendes Ereigniß hervortritt, welches das Geſchlecht zu einer gemeinſamen That vereinigt, wenn dann der Einzele ſich ſelber und alle Beſchlüſſe, die er für ſein eignes Beſtes gefaßt hat, vergißt, wenn alle Pläne des Eigennutzes, des Ehrgeizes, wenn auch nicht verſchwunden, doch, wie in jedem Einzelnen, ſo in dem Ganzen, zurückgedrängt ſcheinen, daß ſie ſich nur ſcheu und furchtſam hervorwagen: dann nennen wir dieß Gefühl Begeiſterung, als wären wir von der geheimen Gottheit berühret; dann beugen wir die Knie, und flehen Ihn an, daß er die That, die keiner ſich zuſchreiben darf, weil er die Quelle ihres Urſprunges, wie innig ſie ihn auch ergriffen hat, dennoch nicht in ſich ſelbſt ſuchen darf, die That, die von Ihm iſt, auch wolle gedeihen laſſen.

Dieſes Gefühl, ſagen unſere Gegner, — denn als ſolche müſſen wir ſie hier darſtellen — iſt die Quelle aller Religionen, auch des Chriſtenthums; aus dieſem müſſen ſie, muß auch das Chriſtenthum abgeleitet werden. Denn wodurch unterſcheidet ſich das Chriſtenthum von allen andern Religionen? Dadurch, daß es die Selbſtſucht nicht für irgend einen irdiſchen Erfolg, für irgend ein vorübergehendes Ereigniß, aufhebt, welches einmal gelungen ſelbſt wieder, was eine kurze Zeitlang zurückgedrängt ſchien, von neuem mit aller Macht erzeugt. So iſt ohne allen Zweifel das Gefühl für das Vaterland das höchſte, und wo

[illegible]

[illegible]

Gefühl auf das Ewige, Unvergängliche hingewieſen, hat eben daher Alles, was die Selbſucht erzeugt, in ſeiner Nichtigkeit dargeſtellt: ſo daß der wahre Chriſt, je mehr er die gnadenvolle Erregung des Gefühls erkennt, deſto beſtimmter allem bloß Irdiſchen und Vergänglichen entſagt.

Aber nun entdeckt der Verſtand ſelber eine unveränderte Ordnung; der Untergang der eignen irdiſchen Perſon, des Kerns aller ſelbſüchtigen Wünſche, iſt ſelbſt, wie die Geburt, durch dieſe Ordnung beſtimmt. Erkennt der Verſtand das Ewige, die höhere, über alle Selbſucht erhabene Gewalt Gottes, wie ſie liebevoll das Gefühl angeregt, ſo muß dieſes, indem es auf das Unveränderliche hinweiſt, auch die ewige Ordnung Gottes in der erſcheinenden Welt, durch welche die Nichtigkeit der ſinnlichen Perſönlichkeit eben ſo entſchieden gelehrt wird, gleichfalls anerkennen.

So verſchwinden alle Fictionen der Einbildungskraft, die das Geheimniß der im Gefühl offenbar gewordenen Liebe verhüllen, eben ſo gewiß, wie die ſelbſüchtigen Begierden. Aus dem ewigen Urquelle der Liebe erquikt und geſtärkt, von den unveränderlichen Geſetzen der Natur getragen, genießen wir, je klarer es uns gelingt beide Richtungen in uns zu erregen, die Ewigkeit; und ergeben wir uns dem Ewigen ganz, dann keimt jener ſelige Friede in uns, der dem Verſtande freilich ein Räthſel iſt und auf immer bleiben muß.

Wo dieſe Richtung nach dem Ewigen ſich zeigt, da, und da erſt, erſcheint uns, indem wir durch die Gnade erweckt ſind, der bloße ſinnliche Trieb und die Selbſucht in ihrer tiefſten Wurzel als ein ſchlechthin Nichtiges, das nicht beſtehen kann für das Ewige, ein jeder Reiz, eine jede bloß ſinnliche Neigung als Sünde, und das Gewiſſen, welches als bloß mahnendes auf ein ſtrenges Geſetz hinweiſt, erhält die bildende, lebendige Kraft, die für ein höheres ewiges Leben eine Geſinnung erzeugt, die als eine Wiedergeburt anerkannt werden muß.

So ſpricht ſich, in ihrer reinſten Form, die Anſicht aus, die, indem ſie die Erlöſung als eine Erziehung des Menſchen für das Ewige anerkennt, doch zugleich das Chriſtenthum, in welchem die Erlöſung dargeſtellt iſt, aber von Mythen verhüllt, die der Verſtand nicht anerkennen kann, mit dieſem zu verſöhnen ſucht. Da das mythiſche Chriſtenthum ein Erzeugniß der ſchaffenden Einbildungskraft iſt, inſofern dieſe in und mit dem belebten religiöſen Gefühle thätig iſt, ſo kann man dieſes als ein geſchichtliches Erziehungsmittel anſehen, welches den Werth verliert, je mehr der gebildete Verſtand das Ewige der Weltordnung anerkennt, welches den chriſtlichen Glauben von dem Boden aller ſchwankenden Mythen losreißt, um ihn auf den ewig gegründeten Boden anerkannter, unveränderlicher Geſetze zu verpflanzen. Aber nur in dem Maße, als jenes tiefere Erkennen der Ordnung einen feſten Halt gewinnt, darf jenes urſprünglich mit dem Chriſtenthume entſtandene Gebäude der Einbildungskraft vor dem klaren Tage verſchwinden; und man muß daher denjenigen, der dieſe Scheidung nicht vorzunehmen vermag, allerdings einen wahren Chriſten nennen; ja ſein Glaube, der die Mythen als etwas wirklich Geſchehenes betrachtet, kann ſelbſt als eine höhere Lenkung Gottes, als eine Weltordnung betrachtet werden, deren geſetzmäßige Entwickelung die höchſte Bewunderung erregt. —

So haben wir denn ein Chriſtenthum, welches uns für das Abſolute, ſchlechthin Ewige gewinnen will; einen Heiland, der, ſo wie er erſcheint, alsbald in ſeltſame Dichtungen der Einbildungskraft verhüllt wird, aus welchen ihn zwar nicht der einſeitige, im Sinnlichen befangne Verſtand, wohl aber die höhere Vernunſt befreien kann, ſo daß er das in der That Ewige offenbart. Eine religiöſe Anſicht, die zwar ſehr verſchieden iſt von der ſogenannten Vernunſtreligion der eben verfloſſenen Zeit, aber, verglichen mit ähnlichen Verſuchen früherer Epochen der Geſchichte, ſehr wohl, wie unſer Freund Scheibel ſie genannt hat, den Namen der gnoſtiſchen verdient. —

Das Chriſtenthum aber, und dieſes allein, wendet ſich an die Wurzel aller Selbſucht; verweiſt uns unbedingt an ein unvergängliches Gut; wirkt nicht vorübergehend, ſondern fortdauernd; nicht in dem betäubenden Rauſche großer irdiſcher Thaten, ſondern in der ſtillen Einſamkeit des ſinnenden Gemüths; erzeugt nicht bloß eine irdiſche Gemeinſchaft, ſondern eine ewige: und da es ohne unſer Verdienſt, ohne unſer Zuthun, auf uns einwirkt, ſo müſſen wir es als die Gnade des höhern Weſens betrachten; und da dieſe Gnade, indem ſie die Verirrungen der Selbſucht zerſtört, ein höheres Daſeyn erzeugt, welches nur in der Unvergänglichkeit Befriedigung findet, da ſie dadurch uns einen ewigen Genuß, die Seligkeit, verſpricht, ſo müſſen wir ſie als entſprungen aus der ewigen Liebe betrachten. Nun knüpft ſich dieſes Heil, welches dem Geſchlechte widerfahren iſt, an die freilich mythiſche Ueberlieferung von Chriſti Perſon, und er erſcheint uns daher als das Urbild, als die Offenbarung der Liebe, die in ihrer tiefſten Bedeutung erſt mit ihm in der Geſchichte hervortrat, ſo daß von dieſer Zeit an jenes für alle religiöſen Verirrungen empfängliche Gefühl einen heiligen, unveränderlichen Mittelpunkt bleibender, nie ganz zu vertilgender Vereinigung gefunden hat. —

Ich unterbreche hier die Darſtellung, um eine Betrachtung anzuſtellen, die ſich uns aufdrängt, und die uns ſo wichtig ſcheint, daß ſie wohl unſere Aufmerkſamkeit mit Recht fordert. Wir bekämpfen dieſe Anſicht, wir werden uns nicht ſcheuen, zu beweiſen, daß ſie, indem ſie die ewige Wahrheit des Chriſtenthums an ein menſchliches Gefühl zu knüpfen und lediglich aus dieſem abzuleiten ſucht, das Weſen deſſelben, den wahren Glauben, zu vernichten droht. Ja eben weil dieſer Verſuch, die ewige Herrlichkeit der kundgewordnen Gnade nur ſo zu erkennen, wie ſie ſich dem menſchlichen Gefühl offenbart, und alles An ſich, nicht für dieſes Gefühl, Wahre als ein Nichtiges zu betrachten, aus der Mitte des Chriſtenthums ſelber entſprungen ſcheint, ſich der Ausdrücke der heiligen Schrift bedient, dem irdiſchen Verſtande ſchmeichelt, indem er das Gefühl zu befriedigen ſcheint, ſo muß er zu den gefährlichſten gerechnet werden, weil er einen Schein des Glaubens erzeugt, der bei ſeiner innern Hohlheit dennoch einen geiſtigen Reichthum lügt.

Aber betrachten wir dieſe Anſicht des Chriſtenthums von einer andern Seite; vergleichen wir ſie mit derjenigen, die noch vor Kurzem die herrſchende war, die noch nicht verdrängt iſt. Hatte der ſeichteſte Verſtand nicht ſein Triumphlied auf den Trümmern der Kirche erhoben? ward es nicht faſt allgemein als ein Heil geprieſen, daß wir befreiet wären von dem Glauben, der als ein Aberglaube erſchien? Fing nicht die beſonnene Klugheit an, ſich an die Stelle der höhern Sittlichkeit zu ſetzen? verſuchte dieſe ſelbſt nicht, abgetrennt von ihrem Urquelle, der ewigen Liebe, ſich als gebietendes Geſetz ohne alle ausübende Gewalt hinzuſtellen, — die leere Formel eines Gebotes, welches, da es den wahren, lebendigen Richter, die alles Irdiſche vernichtende Reue, das zum eigenthümlichen Leben erwachte, durch die Liebe des Heilandes befruchtete Gewiſſen entbehren mußte, der Selbſttäuſchung der Menſchen fortdauernd preisgegeben war? — Galt es nicht für Weisheit, den Heiland zu ſchmähen, für Schmach, ihn zu bekennen, und die Seligkeit der Kinder Gottes für eine thörichte Schwärmerei? Ließ ſich dieſe Weisheit nicht allenthalben hören? drängte ſie ſich nicht in die Tempel Gottes? beſtiegen die Feinde des Chriſtenthums nicht die Kanzeln? wirkten die Bemühungen, dieß zu verdrängen, nicht in immer größeren und größeren Kreiſen, bis in die Hütte des geringſten Mannes? Ja was den gläubigen Vätern Hilfe und Troſt und Stütze war, was in dem engen häuslichen Kreiſe, in den Stunden der Andacht ihnen das Heiligſte war, das ward dem gegenwärtigen Geſchlecht immer mehr eine Thorheit. Und nun — iſt es nicht als eine wundervolle Fügung Gottes zu betrachten, daß dieſer Verſtand, nachdem er ſein ſicheres Gebäude aufgeführt hatte, ſelbſt genöthigt wird — nicht Chriſtum zu erkennen, denn das vermag er nie — aber wohl die Spuren der Erlöſung in einem aufgeregten Gefühle zu finden? — O möchte das innerlich und äußerlich erſchütterte Geſchlecht dieſe verborgenen Spuren verfolgen; möchte es immer inniger und inniger die Stimme erkennen, welche die Nacht des irdiſchen Lebens vertreiben will, und den Tag verkündigend in ihm ſich vernehmen läßt; möchte es ſich nicht irre leiten laſſen durch den Verſuch, dieſe heilige Stätte, den Keim des Reiches Gottes in uns, menſchlich zu deuten! Dann, ja gewiß dann wird er, der wahre Heiland, auferſtehen aus der Grabesſtätte des gereinigten Gefühls, und wir werden nicht bloß aus den Spuren auf eine fremde Liebe, auf ~~ein~~ Unbekanntes, das ſich nie völlig enthüllt, ſchließen, wir werden ihn auch ſelber ſchauen und erkennen, und in ihm den wahren Gegenſtand der Liebe; dann wird ſelbſt dieſe drohende Verirrung uns als eine gnadenvolle Führung erſcheinen, und wir werden in dieſer Leitung des Verſtandes ſeinen Finger ſchauen.

Ehe wir nun übergehen zur ausführlichen Entwickelung der Verſchiedenheit dieſer Anſicht von dem wahren Glauben, des Verhältniſſes derjenigen Theologie, die aus dieſer Anſicht, mehr oder weniger vollſtändig, ſich ausgebildet hat, zur Religion einer wahrhaft chriſtlich gläubigen Gemeinde, ferner des Verhältniſſes einer ſolchen Gemeinde, die ſich in ihrem Glauben von allen gnoſtiſchen Elementen, im oben angedeuteten Sinne, frei gehalten hat, zu andern, die entweder dergleichen in ihren Glauben aufnehmen oder wenigſtens darin dulden; ſo wollen wir nur noch zwei Ausſchweifungen des urſprünglich ſchon irregeleiteten Glaubens betrachten, deren Entſtehung aus der gnoſtiſch Chriſtlichen Theologie bei aller Verſchiedenheit ſich dennoch erkennen läßt.

Diejenige Anſicht, die wir bis jetzt entwickelt haben, zeigt uns, wie das aufgeregte religiöſe Gefühl die Einbildungskraft in Thätigkeit ſetzt, und ſo eine eigne, dem Verſtande fremde, mythiſche Welt aus ſich erzeugt, die, nachdem ſie einmal da iſt, als eine innere Belebung und fortdauernder Selbſtreiz für das Gefühl dient, obgleich ein fortſchreitendes vernünftiges Erkennen dieſe Selbſttäuſchung des Gefühls entdekt, und die ſtarre, unwandelbare Ewigkeit als die höchſte Frucht uns reicht. Nun iſt es, nachdem das religiöſe Gefühl einmal durch die Einbildungskraft in eine ſolche erzeugende Thätigkeit geſezt iſt, gar nicht einzuſehen, wie es aufhören kann in dieſer Richtung zu ſchaffen, das mythiſche Element muß fortdauernd thätig ſeyn. Da es nun, wenn es in ſeiner Eigenthümlichkeit als Mythe für die Vernunft ein merkwürdiger Gegenſtand der Unterſuchung, ja der Bewunderung ſeyn kann, wohl als Kunſtprodukt einen eigenthümlichen Reiz haben mag, aber nothwendig diejenige Wirkung verliert, die allein daraus entſpringt, daß der Verſtand ſelbſt dieſen mythiſchen Erzeugniſſen eine reelle Wirklichkeit zuſchreibt, ſo iſt klar, daß dieſe fortgehend mythiſchen Erzeugniſſe ein Gepräge der Wirklichkeit annehmen müſſen, kurz daß eine fortſchreitende Kirche, eine dem Verſtande fremde Welt der Wunder entſtehen muß, in welcher alle Perſonen, von der Wirklichkeit der äußern, verſtändigen Welt getrennt, die Wirklichkeit des Chriſtenthums darſtellen. Für die Vernunft, die eine gnoſtiſche Theologie im obigen Sinne lehrt, müſſen alle Legenden der katholiſchen Kirche, alle Wunder der Heiligen einen gleichen Werth mit den Wundern Chriſti, mit den außerordentlichen Ereigniſſen, die ſein Leben auf der Erde auszeichneten, haben. Sie erkennt zwar in dieſen Ereigniſſen keine abſolute Wirklichkeit, wohl aber eine tiefe Wahrheit für eine beſtimmte Stufe des Erkennens.

Es iſt klar, daß ein ſolcher Glaube an eine ſichtbare Wirklichkeit des Chriſtenthums in ſeiner völligen Konſequenz nur dadurch möglich wird, daß dasjenige, was für eine höhere überſinnliche Welt gilt, mit aller Realität der wirklichen Welt in dieſer erſcheint — eine wahre Verwandlung deſſen, was die Vernunft mythiſch nennt, in ſinnliche Wirklichkeit. Und die Transſubſtantiation, die in der Abendmahlslehre poſitiv hervortritt, gehört zum innern Kern der ganzen Lehre in dieſer Richtung, wo ſie ſich völlig entſchieden ausbildet. So mußte ein gläubiger katholiſcher Chriſt in der Blütezeit der Hierarchie — eben ſo gewiß glauben, daß der Heilige Geiſt ſich in der Geſtalt des Pabſtes, inſofern dieſer für die Kirche thätig iſt, oder in einem Koncilium der Väter der Kirche geoffenbart, ja dieſe Geſtalt angenommen hat, als wir glauben, daß er ſich bey der Taufe Chriſti in der Geſtalt einer Taube offenbarte. Es iſt ferner klar, daß dieſer Glaube auch den ſogenannten Gnadenmitteln eine dem Zauber ähnliche Wirkung zuſchreiben mußte, eine Wirkung, die mit der Lehre von den Werken genau zuſammenhängt, weil dieſe mit aller Wunderkraft der Mythen die reale Wirklichkeit der erſcheinenden Welt verbindet. Da aber alle Mythen aus der Einbildungskraft entſtanden, oder, wenn ſie der Verſtand erfand, auf die Einbildungskraft berechnet ſind, ſo muß nothwendig ein Erkennen dieſer Entſtehung irgend wo in der Geſchichte ſtattfinden, ſie ſelber aber muß ſich verbergen, und ein Unterſchied zwiſchen Laien und Geiſtlichkeit iſt nothwendig. Die höhere Geiſtlichkeit iſt diejenige, die nicht bloß an das Chriſtenthum glaubt, ſondern es auch auf eine Weiſe, die die Vernunſt eine mythiſche nennt, fortdauernd bildet. Wir behaupten keinesweges, daß dieſe Ausſchweifungen, wie ſie hier in ihrem höchſten Extrem dargeſtellt ſind, zum Weſen des Katholicismus gehören, aber man kann ſchwerlich leugnen, daß ſie ſich geſchichtlich aus ihm entwickelt haben.

Eine andre Ausſchweifung, ja die entgegengeſetzte, erzeugt ſich da, wo das ſogenannte mythiſche Element des Chriſtenthums fortwährend bildend, die ganze verſtändige

Wirklichkeit verſchlingt. Es entſteht dann eine Welt der Einbildungskraft, eine dichteriſche Anſchauung aller Dinge und ihrer Entſtehung, die den Verſtand und ſeine Geſetze in eine höhere Region verſezt, wo ſie als nichtig erſcheinen, ein thatenloſes Träumen, welches alle verſtändige Thätigkeit für die Welt der Erſcheinung lähmt, jener phantaſtiſche Myſticismus, der nothwendig mit großem innern, geiſtigen Hochmuth verbunden iſt, der oft genug von den Feinden des Chriſtenthums mit dieſem verwechſelt wurde.

In einer doppelten Richtung kann dieſe Erſcheinung ſich zeigen; oft ſind beide vereinigt, jedesmal gleich irreleitend und gefährlich.

Erſtens nämlich geſtaltet er ſich zu einem völlig phantaſtiſchen Erkennen, welches die harte Schale der ſinnlichen Welt zu durchbrechen und ein geſetzmäßiges Leben höherer, ewiger Art zu ſchauen vermeint, eine Richtung des Erkennens, die, obgleich ſie aus einem irregeleiteten Chriſtenthum entſprungen, dennoch ihrem Weſen nach dieſem völlig fremd iſt, und oft, wie bey Angelus Silesius, eine große Aehnlichkeit mit den frechſten Syſtemen der Philoſophie hat. Es bilden ſich myſtiſche Sekten, die im Beſitz geheimer Weisheit zu ſeyn wähnen, eine Art Vernunftreligion, die, wie ſehr ſie auch von der gemeiniglich ſo genannten verſchieden iſt, dennoch keinen andern Namen verdient, inſofern ſie glaubt, daß dasjenige, was den Menſchen, auch den herrlichſten, auch den Chriſtlich frömmſten, nach Chriſti und der Apoſtel Lehre verborgen bleiben ſoll, ihnen enthüllt ſey.

Die zweite Richtung äußert ſich im äußern Handeln und Leben. Da aber die Verirrungen, die in dieſer Richtung entſtehen, uns erſt dann klar werden können, wenn wir die Früchte des wahren Glaubens, das Verhältniß des Chriſten zur gegenwärtigen Welt, betrachten, und da es uns äußerſt wichtig und bei dem wiedererwachten Glauben nothwendig ſcheint, den Unterſchied zwiſchen Schwärmerei und geiſtigem Hochmuth einerſeits und verſtändigem Chriſtenthum anderſeits ſo klar, als es uns vergönnt iſt, darzuſtellen, ſo wollen wir dieſen Gegenſtand in der Folge behandeln.

Der wahre Glaube.

Indem ich es wage, das Weſen des wahren Chriſtlichen Glaubens darzuſtellen, iſt eine Vorerinnerung, durch welche der Umfang und die Art der Darſtellung genauer beſtimmt wird, vor Allem nothwendig.

Ich bekenne daher, daß ich allen Troſt und alle Hoffnung in der durch Luther gereinigten Lehre finde, und dieſe ihrem Weſen nach darzuſtellen ſuchen werde. Ich gedenke nun hier keineswegs eine ſogenannte Glaubenslehre oder eine Wiederholung der Bekenntnißſchriften zu geben, vielmehr nur dasjenige beſtimmt und entſchieden hervorzuheben, was in unſern Tagen, meiner Ueberzeugung nach, am meiſten Gefahr läuft verkannt zu werden. Denn der Kampf gegen das Chriſtenthum trägt zu jeder Zeit ein anderes Gepräge, und nicht mit denſelben Waffen kann zu allen Zeiten der Feind bekämpft werden. Daher haben wir diejenige Anſicht, die ſich Chriſtlich nennt, und die unſrer feſten Ueberzeugung nach das innerſte Weſen des Glaubens untergräbt, bisher dargeſtellt, und es iſt unſre Abſicht, den ſchneidenden Kontraſt der wahren Lehre mit dieſer zu zeigen.

Warlich, auch uns iſt die Liebe das innerſte, das heiligſte Myſterium, der Kern und das Weſen des Chriſtenthums. Aber kann die Liebe aus einem Gefühl abgeleitet werden?

Iſt ſie nicht ganz und durchaus und unzertrennbar mit ihrem Gegenſtand gegeben? Wird ſie nicht unmittelbar in und mit dieſem gekannt, ſo daß eine jede Trennung, eine jede Sonderung, ſelbſt zum Behufe der Betrachtung, vernichtend wird? Zwar werden unſere Gegner behaupten, daß auch ſie einen ſolchen Gegenſtand anerkennen, daß ihnen der Heiland ja dieſe Offenbarung der Liebe ſey, ohne welche das Gefühl ſich ſelber nicht erkennen, ſeine Fülle, ſeine Seligkeit nicht finden könnte. Aber wie?

Alles was auf der Erde als Liebe erſcheint, iſt zwar vergänglich, iſt, wenn es unbedingt hervortritt, nichtig, ja Sünde, und darf nie verglichen werden mit jener unbedingten Hingebung, die durch die gnadenvolle Liebe Gottes in der Seele des Menſchen wach wird; aber dennoch ſey es uns vergönnt, dasjenige, was uns vorbildlich in der erſcheinenden Welt gegeben iſt, was wir Menſchen Liebe nennen, hier genauer zu betrachten, — nur damit es klar werde, daß ſelbſt dieſe matte und, wenn ſie das ganze Daſein des Menſchen in Anſpruch nimmt, ſündhafte Liebe aufhöret Liebe zu ſeyn, wenn wir verſuchen, ſie aus irgend einem Gefühl abzuleiten oder nur ſo, wie ſie dem ſich ſelbſt betrachtenden Gefühl erſcheint, zu begreifen.

Was wir, ſelbſt in der Liebe, die die Geſchlechter verbindet, ſo nennen, iſt eben die unbedingte Hingebung, die alles Heil nicht in ſich, ſondern in einem Andern ſucht und zu finden meint. Dieſe Liebe iſt ein ſchnell vorübergehender Rauſch, die vergänglichſte aller irdiſchen Blüten, und es kann warlich nicht unſere Abſicht ſeyn, ſie hier zu vergöttern, da ſie, wenn ſie die Seele bleibend feſſeln will, vor der reinen unbedingten Liebe zum Heilande nicht beſtehen kann. Die wahre Liebe, die auch eine religiöſe Bedeutung hat, zeigt ſich als wechſelſeitige Duldung und gemeinſchaftliches Streben nach einer höhern Liebe, die dann als eigentlicher Mittelpunkt erſcheint, die Vereinigung befeſtigt, die Treue bewahrt, das Band heiligt.

Wie aber das Erkennen für ſich, in ſich begründet, ſeyn will und die Ewigkeit zu beſitzen wähnt, wie durch eine mit dem irdiſchen Daſein gegebene, wie es ſcheint unvermeidliche Täuſchung dieſes Streben nach einem feſten, ewigen Erkennen das Höchſte und Vorzüglichſte des menſchlichen Geiſtes zu ſeyn ſcheint, ſo daß wir uns dieß Streben, obgleich ſein letztes Ziel die gefährlichſte Verirrung iſt, dennoch nie als vollkommen verſchwunden denken können, ohne alle Kraft und Trefflichkeit völlig vernichtet zu ſehen: ſo iſt jener Keim einer unbedingten Liebe, wo er ſich ganz entwickelt, der Grund und Boden aller Poeſie; aller Anmuth ihrer Darſtellung — und in ſolche ſeltſame Widerſprüche iſt das menſchliche Leben verflochten, daß, während es auf der einen Seite als das Höchſte erkannt wird, das innerſte Weſen des Daſeins als ewigen Beſitz ſich anzueignen, anderſeits es nicht weniger ein Edles und Schönes ſcheint, ſich in einem Gegenſtand der Liebe ganz zu verlieren.

Wo dieſe Liebe auf eine geſunde Weiſe erſcheint, da iſt Liebe und Gegenliebe wechſelſeitig mit den Perſonen gegeben; und wo ſich ein durchaus wahres, auf keine Weiſe kränkelndes Gefühl zeigt, welches mit der umgebenden Welt, mit dem, was theure Pflichten fordern, übereinſtimmt, da bildet dieſes einen Uebergang zu jener Vereinigung, die unter dem Schutze einer höhern Liebe gedeiht. Aber ein kränkelndes Gefühl erſchafft ſich ein Ideal, das Weib ein ſchwebendes, aus dem verirrten Gefühl entſprungenes Bild männlicher, der Mann ein ähnliches Bild weiblicher Vollkommenheit. Wohl hat dieſe verirrte Liebe einen Gegenſtand, aber nur einen ſelbſterſchaffenen, der ſich nie aus dem Gefühl herauswagt, in dieſes verhüllt bleibt; und ewig ſuchend und nie findend betet die kranke Seele das eigne Geſchöpf an. Ja ſelbſt wenn ſie nun einen Gegenſtand der Liebe in der Erſcheinung findet, ſo geſchieht es doch nur dadurch, daß ſie jenes voraus fertige Bild auf den Gegenſtand überträgt, und nur kurze Zeit kann die Täuſchung dauern, die, je grenzenloſer die thörichte Hoffnung war, deſto ſicherer in Verzweiflung endigt. Allerdings iſt dieſe Verirrung der Liebe in einem natürlichen Gefühl gegründet. Denn in der Tiefe des Geſchlechtstriebes liegt die Forderung eines Gegenſtandes, welchem wir uns ganz hingeben können. —

Iſt es nicht klar, daß jener Verſuch, den Gegenſtand religiöſer Liebe nur ſo zu erkennen, wie er dem menſchlichen Gefühl erſcheint, in demſelben Verhältniſſe zur wahren Liebe ſteht, wie jene kränkelnde Geſchlechtsliebe zur geſunden? —

Doch betrachten wir eine andere Aeußerung der menſchlichen Liebe, die höhere, geiſtigerer Art zu ſeyn ſcheint. — Nicht ein jeder Menſch kann Alles ſeyn; ein Jeder hat ſeinen Beruf, durch Führung Gottes erhält er ſeine beſtimmte Stellung, und derjenige erſcheint uns vorzüglich beglückt, deſſen Stellung im Leben mit einer urſprünglichen, göttlichen Gabe zuſammenfällt, die ihn die Verhältniſſe des Lebens, welche er zu ordnen berufen iſt, ſey es in einem großen, ſey es in dem engſten Kreis, klarer überſchauen, beſtimmter und lebendiger geſtalten läßt.

Dieſe urſprüngliche, göttliche Gabe (wir nennen ſie das Talent) erſcheint als eine eben ſo urſprüngliche Neigung, die ſich ſelber in der frühen Kindheit ſelten kennt, und nur in und mit dem Gegenſtand ſich zu geſtalten vermag; ſie erſcheint als Liebe zu einer beſtimmten Beſchäftigung, dieſe ſey nun Betrachtung oder äußere That. Es iſt nicht möglich dieſe Liebe aus einem beſtimmten Gefühl herzuleiten, abgeſehen von dem Gegenſtand, denn was jenem das eigenthümliche Gepräge gibt, iſt ja eben dieſer Gegenſtand ſelbſt. Aus einem Gefühl des Künſtlers, des Dichters, des Regenten, wenn dieſe durch eine frühe Neigung zum Bilden, zum Dichten, zum Herrſchen berufen ſind, die Liebe abzuleiten, die ihr ganzes Daſein in Anſpruch nimmt, iſt unmöglich. Wohl gibt es ein ſolches Gefühl, aber es iſt die Seele des beſtimmten Lebens, und wir könnten ebenſowohl den Leib aus der Seele ableiten, wie den Gegenſtand des Talents aus einem Gefühl. Die Gabe Gottes iſt ihrem Urſprunge nach dem eignen Beſitzer unbegreiflich; er findet ſich in ihrem Beſitze ohne ſein Zuthun, und wie ſie ihm geworden iſt, vermag weder Verſtand noch Vernunft zu faſſen. Und dennoch gedeihen beide nur innerhalb der Grenzen der zugetheilten Gabe. Sie erſcheint den Menſchen oft als etwas Beſchränkendes; wenn er aber ſeine ihm angewieſene Grenze verläßt, dann gerathen ſo Verſtand wie Vernunft in Unordnung, daß er Verwirrung anrichtet, ſtatt zu ordnen und lebendig zu geſtalten, wozu ihn Gott berufen hat.

Alles was in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen, in der Geſchichte Großes und Herrliches geſchehen iſt, entſpringt aus dieſer Quelle einer geheimnißvollen Liebe. Aber auch ſie iſt irdiſcher Art und, wo ſie unbedingt ſich äußern will, ſündhaft. Sie iſt nur, inſofern ſie thätig iſt, bildend, erzeugend, ordnend; aber was ſie bildet, erzeugt, ordnet, iſt ſelbſt ein Bedingtes, beſtimmt von einer Vergangenheit, die allen Verhältniſſen des Lebens eine beſondere Richtung gab, getragen von einer beſtimmten Zeit, beſchränkt durch eigne Schranken und vielfältige Aeußerungen menſchlicher Thätigkeit in demſelben Sinne, hindeutend endlich auf eine Zukunft, die Alles anders geſtaltet, und was wir wollten, oft vernichtet, was wir bildeten, nur als Keim benutzt, was wir erzeugten, durch andere Erzeugniſſe verdrängt.

Nur wenn wir mit völliger Entſagung das uns zugetheilte Werk als entſprungen aus einer höhern Liebe, die alles Vergangene geleitet, alle Gegenwart in ihrer Gewalt hat und alle Zukunft überſchaut und beſtimmt, wenn wir jegliche gelungene, aus wahrer Liebe hervorquellende That nicht als die eigne, ſondern als die ihrige erkennen, nur ſo mag es uns gelingen, mit wahrer, innerer Freudigkeit thätig zu ſeyn und den Segen zu erlangen, der von oben kommt.

Dann wünſchen wir nicht in einer andern Zeit geboren zu ſein, wir haben keinen Wunſch; denn Gott, der uns in dieſe Umgebung verſetzt hat, beſtimmte die uns geſchenkte Gabe mit ihrem Gegenſtand. Indem das Erkennen ſich ſo, wie es jetzt iſt, geſtaltet hatte, ward ich geboren, um in dieſem Felde des Erkennens thätig zu ſein und zu forſchen; indem die äußeren Verhältniſſe des Lebens ſich ſo geſtalteten, wie ſie eben ſind, ward ein Andrer geboren, um dieſe zu ordnen; und nur ſo, in dieſer Entſagung, die Alles einem höhern Willen anheimſtellt, iſt mein Wille gereinigt, meine That gedeihlich, die verborgene Liebe, die mich zu einem Geſchäft hinzieht, geſund.

Dann aber iſt das Gefühl nie und auf keine Weiſe von dem Gegenſtande getrennt, beide vielmehr in und mit einander gegeben; ja bloß in dem Gegenſtande, deſſen Umfang unermeßlich iſt, deſſen Tiefe ich niemals zu durchſchauen vermag, der mir nur in der Reihefolge der Entwickelung eine vorübergehende Stufe näher rückt, mit welcher ich mich befreunde, nicht in dem Gefühl erkenne ich die Befriedigung, das Gelingen, den Segen.

Aber auch dieſes Gefühl nimmt oft eine kränkelnde Richtung, auch dieſes will den Gegenſtand nicht ſo, wie er gegeben iſt, mit entſagender Treue umfaſſen, ſondern bildet ſich einen Götzen aus dem Gefühl entſtanden, ein ſogenanntes Ideal, ein menſchliches Muſterbild der Vollkommenheit, mit welchem die Gegenwart verglichen wird; und dieſer Götze, aus dem Abgrunde der Selbſucht entſprungen, erzeugt den eignen Willen, der alles um ſich her anders bilden will, ein Wille, der ſich entweder in jammernde Sehnſucht verliert, daß er keine Welt für die beſchloſſene That findet, oder gewaltſam in die beſtimmt gegebene Richtung der Zeit eingreifend, verwirrt, wo er aufklären, zerſtört, wo er ordnen ſoll.

Zwar werden unſere Gegner behaupten, daß ſie keinesweges jene kränkelnden Richtungen der Liebe billigen, daß eben, indem ſie das Urbild der Liebe in dem Heiland als dem Erlöſer und Vermittler mit Gott erkannt haben, alle jene untergeordneten Verzerrungen des Gefühls nach einer krankhaften, irdiſch perſönlichen Einſeitigkeit verſchwinden, in ihrer Nichtigkeit erſcheinen müſſen, daß ſie in ihm ja eben den erlöſenden Mittelpunkt alles Daſeins erkennen, der dem Geſchlecht und einem jeden Menſchen innerlich gleich nahe, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf gleiche Weiſe thätig, das gereinigte Gefühl von den Lockungen der einſeitigen That und der eignen Werke errettet. Aber dennoch iſt dieſe ſo gefaßte Vorſtellung des Heilandes nichts anders als das ſo verrufene Ideal, welches, anſtatt in einer vergänglichen Geſtalt gefaßt zu ſein, die doch zu irgend einer Zeit ihre eigne Nichtigkeit erkennen kann, ſelbſt als Richter auf den Thron Gottes geſezt wird, und der Irrthum iſt nicht geringer, weil er in das Unermeßliche verſezt wird.

Wir können uns wohl denken, wie der Menſch, wenn er über die Natur des religiöſen Gefühls reflektirt, und dieſes menſchlicher Weiſe zu begreifen ſucht, dahin geführt werden kann, aus dieſem Gefühl die Religion zu begründen. Eben ſo können wir uns denken, wie er, nachdem er einmal den Glauben an den Heiland aus dem Gefühl abgeleitet hat, und nun dieſen ſo geſtalteten Glauben mit dem in der heiligen Schrift verkündigten Heiland der Welt vergleicht, von dieſem Alles, was dem Gefühl, inſofern es von dem menſchlichen Verſtande geleitet wird, nicht entſpricht, als Mythe, als Gebilde der Einbildungskraft, das aller realen Wirklichkeit ermangelt, abſondert. Ja eben die Beſchäftigung des Verſtandes mit dem widerſtrebenden Stoff iſt eine Anſtrengung, eine Thätigkeit, die ſich ihrer Kraft ſelbſt bewußt wird. Aber wie nun dieſes eigene Erzeugniß, abgeſehn von dieſer Thätigkeit, einen abſoluten Werth erhält, wie dieſes aus einem ſchwankenden Gefühl herausgehobene Gebäude wahre Religion wird, wie es das Gefühl ſelber ſtärken, erhalten, ja erlöſen kann, bleibt völlig unbegreiflich.

Wir wiſſen es wohl, daß ein Lehrgebäude, wenigſtens ſo lange wir es mit aller Anſtrengung zu begründen ſuchen, eine Befriedigung gewährt, die ſich bis zur ſcheinbar unerſchütterlichen Ueberzeugung ſteigern läßt; wird aber dieſe Ueberzeugung nicht eine wahrhaft fixe Idee, eine Art Wahnſinn, ſo iſt ſie, ſelbſt in den Augenblicken der ſcheinbar vollen Befriedigung, von einem ſtillen Bewußtſein ihrer menſchlichen Schwäche begleitet — ja dieſe iſt das keimende religiöſe Gefühl, welches uns zu einem höhern Glauben, als derjenige iſt, der erſt durch menſchliche Betrachtung begründet wird, hinleitet.

Und wenn nun dieß Gefühl der menſchlichen Schwäche (daſſelbe für das Erkennen, was für das Handeln und Leben) uns gewaltſam ergreift, wo finden wir dann Troſt? In der heiligen Schrift ſuchen wir ihn vergebens. Dieſe hat nur ihren Werth, inſofern uns das Lehrgebäude in allen ſeinen Theilen vorſchwebt und wenn dieſes zu ſchwanken anfängt, dann bleibt uns nichts übrig als einen matten Kampf zu beginnen, ein geheimes Widerſtreben gegen dasjenige, was dem Verſtande unbegreiflich iſt, was er nicht abzuwehren, aber auch nicht zu überwältigen vermag.

Dieſes gilt ſelbſt für den Erfinder und Begründer eines ſolchen Lehrgebäudes. Aber diejenige Kraft der Ueberzeugung, die aus der eignen geiſtigen That entſpringt, pflanzt ſich nicht auf andere fort. Entweder entſtehen blinde Anbeter, die in ſtumpfer Trägheit die Lehre des Meiſters annehmen — ein Glaube an Menſchen, der den wahren religiöſen Glauben völlig aufhebt; — oder der zuverſichtliche Glaube, der ganz an die heilige Schrift, wie an die Offenbarung einer höhern, dem Verſtande unzugänglichen Welt ſich hält, ſchwankt, und kann keinen Mittelpunkt unerſchütterlicher Befriedigung finden. Wer von uns, die wir mit allen Zweifeln der Zeit kämpfen mußten, kennt dieſen Zuſtand unſeligen Schwankens nicht? Trübſal und innerer Kampf, ein Wink der Gnade treibt uns dazu, Troſt und Hilfe in der heiligen

Schrift zu ſuchen. Aber indem wir uns dieſer heiligen Stätte näherten, wurden wir unwillkührlich zurückgeſtoßen. Aberglauben fanden wir da, wo wir Wahrheit ſuchten; vergebens tröſteten wir uns mit einer mythiſchen Bedeutung; zu innig verflochten ſind Lehre und Begebenheit — und mit dem wunderthätigen Erlöſer, an den wir nicht glauben konnten, verſchwand der Heiland, der uns tröſten, erquikken ſollte.

Alle Forſchung bezieht ſich auf einen beſtimmt gegebenen Gegenſtand; über dieſen vermag der Forſcher nichts, ja die Wahrheit der Forſchung iſt eben in der völligen, unveränderten Sicherheit des Gegenſtandes begründet. Der ſinnliche Menſch glaubt an den beſtimmten, geſetzmäßigen Gang der Erſcheinungen, und die Zuverſicht ſeines Denkens und Handelns, ja ſeines Lebens gründet ſich auf dieſen Glauben. Ob eine höhere Naturwiſſenſchaft möglich ſei oder nicht, mag hier unbeſtimmt bleiben. Die herrſchende Naturwiſſenſchaft bleibt wie der herrſchende ſinnliche Glaube innerhalb der Grenzen des ſinnlichen Bewußtſeins. Aber eine Theorie des Athmens und der Verdauung ändert in dieſer Funktion ſelbſt nichts, und die Optik lehrt uns nicht auf andre Weiſe ſehen. In der Religion iſt aber von einer andern Welt die Rede. Wird nun deren Wirklichkeit zugegeben, und hat die heilige Schrift uns einen Blick in dieſe dem ſinnlichen Menſchen verborgene Welt gegönnt; dann muß alle Forſchung den Glauben an dieſe Welt, ſo wie ſie geoffenbart wurde, vorausſetzen. — Der allgemeine Sinn, in und mit welchem die erſcheinende Welt in ihrer bewußtloſen Fülle iſt, muß urſprünglich wahr ſein; denn alle Forſchung kommt auf dieſen als auf den eigentlichen Richter zurück. Alle Täuſchung, alle Irrthümer ſind erſt entſtanden aus einer unreifen Reflexion, ſind keinesweges urſprünglich. — Was nun der urſprünglich reine, in ſich wahre Sinn für die erſcheinende Welt, das iſt die Verkündigung für den Chriſtlichen Glauben. Zwar ſezt der Glaube eine Empfänglichkeit voraus; aber es iſt eben ſo unmöglich, dieſe Empfänglichkeit abgetrennt von der durch die Verkündigung offenbar gewordenen Welt zu denken, wie wir die ſinnliche Empfindung, als eine Empfänglichkeit für die Eindrücke der Dinge, nicht von den Dingen als vor ihnen daſeiend trennen, und aus ihr die Dinge ableiten können. Der Sinn in ſeiner urſprünglichen Wahrheit iſt eben die ununterſcheidbare Einheit der Empfindung und der Fülle der Erſcheinungen, und alle Forſchung hat das Endziel, die Irrthümer zu verſcheuchen, die aus der Trennung entſtanden ſind. — So kann man auch ein Gefühl, welches den Glauben fordert, nicht von dem Glauben trennen. Ein ſolches Gefühl, durch welches wir uns etwa als abhängig von einer höhern Gewalt betrachten, enthält nicht einmal die Empfänglichkeit für den lebendigen Glauben, der aus ihm ſo wenig begriffen wird, als das Leben aus dem Tode. —

Doch damit wir den Standpunkt des Streits verlaſſen und hindeuten nach dem Reiche Gottes, welches uns offenbar geworden, ſei es uns vergönnt, die Natur als ein Vorbild zu betrachten, in welchem Andeutungen liegen, die zwar, wo der wahre Glaube nicht befeſtigt iſt durch die göttliche Gnade, nicht erkannt werden können, dem Gläubigen aber dazu dienen, ihm das Verhältniß des Reiches Gottes zur erſcheinenden Welt zu beſtimmen, das Verhältniß des uns verſprochenen neuen Himmels und der neuen Erde, in welcher wir, erlöſt von den Uebeln des irdiſchen Lebens, die Seligkeit der innigen Vereinigung mit dem Heiland in der Gemeinſchaft der Heiligen genießen werden, wenn wir ganz in der Liebe lebend nur ſeinen

Willen thun — zu dem ſchwankenden Erdenleben.

In der Natur unterſcheiden wir die ſogenannten todten Stoffe von dem Lebendigen. Was wir das Todte nennen, folgt eigenen Geſetzen, und wir unterſcheiden allgemeine Geſetze der Bewegung, die für alle Stoffe, für jedwedes Ding auf dieſelbe Weiſe gelten, von den beſondern Geſetzen, die mit eigenthümlichen Eigenſchaften der Körper zuſammenhängen. Der innere Zuſammenhang dieſer Geſetze und die ſtets wiederkehrende Ordnung, in welcher ſie ſich äußern, deuten allerdings auf ein inneres Leben in der ganzen Natur, wie ſie aus der ſchaffenden Kraft des göttlichen Willens entſprang. Aber was wir lebendig im engern Sinne nennen, was unmittelbar als ein Lebendiges ſich darſtellt und uns entgegentritt, iſt von dem Todten weſentlich verſchieden. Wir finden keinen Uebergang vom Todten zum Lebendigen. Aus den Kräften und Geſetzen, die das Todte bewegen, ſo daß es ſich anzieht, zurückſtößt, wechſelſeitig durchdringt, können wir das Leben nicht begreifen. Dieſes weiſet vielmehr auf eine innere unendliche Tiefe hin, die wie aus einer ganz andern, fremden Welt ein ganz andres Erzeugniß hervor hebt. Zwar ſehen wir die nämlichen Stoffe, die äußerlich den Geſetzen der todten Natur unterworfen ſind, ſich in dieſe Tiefe der lebendigen verlieren, aber ſie ſind, ſo lange das Leben dauert, nicht mehr dieſelben; und wie verborgen uns das innere Geheimniß des Lebens ſein mag, und obgleich alles ſinnlich erſcheinende irdiſche Leben ein vergängliches iſt, kein wahres Leben, ſondern nur ein Schwanken zwiſchen Leben und Tod, ſo wiſſen wir doch, daß dieſer, wo die Tiefe des Lebens ſich aufſchließt, alle Bedeutung verliert.

Es liegt in den Menſchen das Streben, was ſie klar und innerhalb ſeiner Grenze geſetzmäßig erkannt haben, über alle Grenzen hinaus als Erklärung anzuwenden, und jemehr es dem Geſchlecht vergönnt war, die Verhältniſſe, unter welchen Stoffe ſich anziehen und zurückſtoßen, trennen und vereinigen, kennen zu lernen, deſto mehr ſuchten ſie dieſe Kunde zur Erklärung des Lebens im engern Sinne anzuwenden. Aber eben dieſes Streben mußte ſeine eigne Thorheit aufdecken; es diente mehr als Alles dazu, uns zu überzeugen, daß wir, die Schwelle des Lebens betretend, uns der Quelle näherten, aus welcher alle Dinge entſprungen waren, und die in der unendlichen Mannigfaltigkeit zwingender Geſetze nicht mehr erkannt werden konnte.

So ſahe man wohl ein, daß das ſcheinbar Todte und das im engern Sinne ſogenannte Lebendige ein gemeinſames Leben durch den ſchaffenden Willen erhalten hatten, aber für die Erſcheinung waren beide Welten völlig getrennt; es gab keinen Uebergang. Nichts Lebendiges kann aus den Geſetzen, die die todten Stoffe bewegen, erklärt werden; nur ſo viel war klar und entſchieden: was als ein äußeres Verhältniß zwingend, wechſelſeitig hemmend, die Erſcheinung bedingend in den getrennten Stoffen hervortrat, das beſitzt im Leben eine innigere Vereinigung, das hat ſich zu einer höhern Einheit verklärt, die vorausgeſetzt werden muß, wenn man das Leben lebendig faſſen will.

Und nun verſetzen wir uns betrachtend auf die Grenze der thieriſchen Welt und des menſchlichen Daſeins. Hier begegnet uns ein ſo Tiefes, ſo ſeltſam Verborgenes, daß wir vergebens den Abgrund des Räthſelhaften zu durchdringen ſuchen. Können wir leugnen, daß den Thieren etwas dem Bewußtſein

Aehnliches gekommen? Hier iſt nicht die Rede von Glauben. Die Thiere werden durch Begierden getrieben, ſie werden angezogen und zurückgeſtoßen durch Luſt und Unluſt, Freude und Schmerz bewegen ſie. Sie wiſſen das, was ſie anzieht, durch eigne That zu erlangen, das, was ihrem Daſein widerſtrebt, durch eigne Handlung zu vermeiden. Die ganze herrſchende innere Wirkſamkeit ſpricht ſich in dem höhern Inſtinkt aus. Was bei den Menſchen ein Gegenſtand der Ueberlegung, des Nachdenkens iſt, das wir uns, als wäre es auf die nämliche Weiſe erzeugen, beſchreiben und ausſprechen, in den Handlungen der Thiere erzeugen. Und dennoch, wenn wir eine ſolche Behauptung wagen wollen, ſehen wir uns von einem tiefen, zu ſchauderhaften Irrthume zurück. Das Band des Bewußtſeins, welches die Handlungen des Menſchen an ſeinen Urſprung, an ſeinen Willen knüpft, welches alle Handlungen deſſelben Menſchen mit einander verbindet, welches die Handlungen aller Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Ganzen innerlich verknüpft, iſt völlig verſchwunden. Was die Menſchen und die Thiere bewegt, iſt daſſelbe und dennoch ein ganz anderes. Es gibt keinen Uebergang von dem Thiere zum Menſchen;

[illegible] — — [illegible]? — — [illegible]

was ſcheinbar Großes erzeugt wurde, ſtürzt in ſich zuſammen. Jahrhunderte erblinden; das Auge ſchauet nicht, was die frühern Anmuthigen ſchufen, Großes leiſteten. Dann erwacht ein ſpäteres Geſchlecht und ſucht in den Gräbern, und die Trümmer vergangener Herrlichkeit der Erde ſollen ein neues Daſein hervorrufen und ihre Weisheit uns leiten. Aber der Sinn iſt ein anderer, und unter unſern Händen entſteht, was wir nicht wollen, geſchieht, was wir nicht wünſchen, und nichts vermag die geheime Schuld zu tilgen, die Alle unter einander ängſtiget und einen Jeden in ſich.

Siehe! da ertönt die frohe Botſchaft: Ein Kind iſt geboren, Gott iſt uns erſchienen; er wälzte die Schuld auf ſich; er hat unter uns gelebt, damit wir dem Irdiſchen abſterben ſollen; er hat gelehrt, damit wir gereinigt werden; er iſt martervoll geſtorben, damit wir leben ſollen. Er hat das Reich Gottes uns geoffenbaret, ein Reich nicht von dieſer Welt; und wie das Leben, nicht aus den Geſetzen der todten Natur erklärbar, aus der Fülle des ewig ſchaffenden Willens unmittelbar das Siegel des Todes löſte, und wie das Bewußtſein, nicht aus der thieriſchen Seele erklärbar, aus der Fülle des ewigen ſchöpferiſchen Willens die

Feſſeln der bloß thieriſchen Begierde zerbrach, ſo hat er uns einen neuen Himmel und eine neue Erde verkündigt, die denjenigen offenbar wird, der an ihn glaubt, und dieſer Glaube iſt nun der Keim, die verhüllte Frucht alles Erkennens, und ſo wenig als der Keim ſeine zukünftige Blüte faſſen kann, obgleich ſie ſicher ſchlummert in ſeinem Innern, eben ſo wenig kann der Menſch ſeine Herrlichkeit begreifen, obgleich er ſie beſitzt. Aber die Schatten des irdiſchen Lebens verſchwinden, indem er weiß, wo ſeine Heimat iſt, und daß ihn die Erde trägt als einen Fremden, und daß es eine Stätte gibt, wo ſeine Schuld getilgt wird.

Es iſt keinesweges unſere Abſicht, das ſchöne und tiefe Gefühl, welches in vorübergehenden reinſten Stunden unſers ſchwankenden Daſeins uns unmittelbar mit der lebendigen Natur verbindet, verdächtig zu machen, oder jene ſelbſtreinigenden Naturgefühle, die uns die Herrlichkeit Gottes in ſeiner Schöpfung näher rücken, als etwas darzuſtellen, was wir zu fliehen haben. Es iſt vielmehr gewiß, daß dieſes, für Augenblicke wenigſtens, beſeligende Gefühl ſelbſt aus dem Chriſtenthum entſprungen iſt. Denn in Allem, was die alten Völker, ſelber die trefflichſten, an die Natur knüpfte, in ihren erhabenſten und gelungenſten Darſtellungen ſpricht ſich eine Härte aus, die den größten Gegenſatz bildet gegen jene Milde und Tiefe, die das Naturgefühl der Chriſtlichen Völker bezeichnet, wo dieſes in ſeiner Reinheit hervortritt. Dieſe Freudigkeit, die unſer ganzes Daſein ergreift, wenn Wald und Gebirg, wenn Thiere und Pflanzen, wenn Himmel und Erde wie eine Hymne aller Kreaturen in unſerm Innern wiedertönt, daß wir hinſinken in die liebenden Arme des ewigen Vaters, iſt etwas ſo Heiliges, dem innerſten Weſen des Chriſtenthums ſo Verwandtes, daß es, durch den wahren Glauben geſteigert, in Stunden der reinſten Andacht am herrlichſten erſcheint.

Es gibt Zeiten in unſerm Leben, wo wir von wilden Leidenſchaften innerlich zerſtört, für jene Herrlichkeit verſchloſſen ſind; gleichgiltig gegen den Wechſel der Jahreszeiten, geht uns das Aufjauchzen des Frühlings, der Genuß des Sommers, die milde Wehmuth des Herbſtes, die lebenſchwangre Stille des Winters ohne Eindruck vorüber; aber wir fühlen es wohl, daß dann das ſtille Gleichmaß unſers tiefſten Daſeins verſchwunden iſt. — Der Verſtand mit ſeiner kühlen Beſonnenheit ſucht das heilige Gefühl für die Natur abzuſtumpfen, und reicht uns an der Stelle ihres Reichthums todte, ſtarre Begriffe. — Ja ſelbſt eine mißverſtandene Frömmigkeit ſcheucht uns von der Natur weg, als lauerte in ihr alle Verſuchung, und geängſtigt taumeln wir, angezogen durch das natürlichſte aller Gefühle, und zurückgeſtoßen von einem ſeltſamen innern Widerſpruch, wie von böſen Geiſtern gepeitſcht, zwiſchen Himmel und Erde.

Doch nicht bloß in ſolchen leidenſchaftlichen Momenten des Lebens, in welchen ein innerer Zwieſpalt uns von der tiefen, nicht bloß ſinnlichen Wurzel des Daſeins zu trennen ſtrebt, erſcheint uns das Naturgefühl in einem ſtrengen, unauflösbaren Widerſpruch befangen.

Keiner wird leugnen, daß die Empfänglichkeit für das Leben und Weben der Natur ein Vorzug des Menſchen ſei; ja die wahre Frömmigkeit, die heiligſte Andacht erhöht, reinigt das Naturgefühl, verdrängt es nie. So hat dieſes tiefe Gefühl einen geheimen Zuſammenhang mit dem religiöſen. Wir leugnen keinesweges, daß ein Gefühl die Stätte der Religion in der menſchlichen Seele ſei, wenn wir auch nie zugeben können, daß ſie aus dieſem Gefühle hergeleitet werden kann. Was wir hier Gefühl nennen, iſt die unmittelbare Gegenwart des ganzen, ungetheilten, ſowohl ſinnlichen als auch geiſtigen Daſeins, der Einheit der Perſon und ihrer ſinnlichen und geiſtigen Welt. Es verhält ſich zum höhern Erkennen, das es begreifen möchte, wie die ſinnliche Empfindung zum Verſtande.

Dieſes religiöſe Gefühl, indem es das Naturgefühl reinigt, und uns für die Herrlichkeit der Schöpfung empfänglich macht, entfaltet eben deſſen innere Tiefe. Aber je reiner und tiefer es ſich ſo bildet, deſto entſchiedener iſt es von einem geheimen Grauen begleitet, von welchem es niemals ſich zu trennen vermag. Ja eben aus dieſer Verbindung entſpringt die tiefe Rührung gleich dem Gefühl eines Menſchen, der, plötzlich von einer ſchmerzhaften Krankheit geneſen, nur ungewiß ſich der Freude hingibt, weil er jeden Augenblick die Wiederkehr der Schmerzen erwartet.

Die Natur dieſes Gefühls haben die Philoſophen ſelten einer genauen Unterſuchung unterworfen; auch wir wagen es nicht, dieſen Gegenſtand, den wir an einem andern Orte ausführlicher behandelt haben, hier in ſeiner ganzen lehrreichen Ausdehnung darzuſtellen. Nur für einen Punkt fodern wir die Aufmerkſamkeit der Leſer, weil dieſer, wie wir glauben, ohne einen großen Apparat von Naturkenntniß und ſpeculativer Gründlichkeit aus dem Gefühl ſelber, welches kaum irgend einem Menſchen fremd ſein kann, der für ein höheres Daſein Sinn hat, ſich erkennen läßt.

Wie auch unſer inneres, tiefſtes Verhältniß zu der ganzen Natur in ihrer Unermeßlichkeit beſchaffen ſein mag, ſo wird doch Keiner leugnen, daß wir innig vereinigt ſind mit den thieriſchen Geſchöpfen. Eine geheime Theilnahme, ein natürliches Mitleiden läßt uns eine verborgene Gemeinſchaft alles Lebens ahnen; es wird als etwas Unnatürliches, ja Frevelhaftes betrachtet, wenn wir dieſes gemeinſchaftliche Gefühl verdrängen; ja es iſt unſern heiligſten Gefühlen, unſerer reinſten, ſelbſt frommen, Gott geweihten Liebe ſo nahe verwandt, daß ein Jeder unbedenklich geſtehen wird, daß derjenige, der es ganz ausgerottet hat, auch für das Höchſte und Heiligſte unempfänglich ſein wird. Nicht bloß wenn der Menſch leidet, nicht bloß wenn die höhern Thiere mit Schmerzen kämpfen, auch dann, wenn der zertretene Wurm ſich unter unſern Füßen windet, fühlen wir jene Theilnahme, jenes Mitleiden, als wäre unſer eignes, tiefſtes Leben ſchmerzhaft berührt. Wir ſind ſelbſt öfters in die Lage verſetzt, ein Leben zerſtören zu müſſen. Aber dennoch müſſen wir bekennen, daß jenes Mitleiden nie verſchwinden darf.

So finden wir ſelbſt in unſerm Verhältniß zur Natur einen unauflösbaren Widerſpruch, Mordluſt und Mitleiden ſeltſam gepaart. Und das Mitleiden iſt mit unſern innerſten, heiligſten Gefühlen in einer geheimen Verwandtſchaft.

Wohl mag es dem Forſcher gelingen, uns zu überzeugen, daß der Wechſel alles erſcheinenden Lebens das Bleibende in der Gattung nicht zerſtört, daß dieſer Wechſel ſelbſt auf eine höhere, unveränderliche Ordnung der Dinge hinweiſt, welcher wir mit unſerm edelſten Weſen angehören. Aber jener Widerſpruch wird dadurch nicht gelöſt, ja er darf nicht gelöſt werden, er findet nicht bloß für die Erſcheinung ſtatt, er zeigt ſich in aller Strenge, in ſeiner herben Geſtalt in dem Innerſten desjenigen Gefühls, welches nur für das höhere Daſein da iſt.

Aber tiefer noch wird dieſes Gefühl verletzt, unergründlicher tritt der Widerſpruch in ſeiner zurückſtoßenden Härte hervor, wenn wir in der Natur ſelbſt jene Mordluſt entdecken, durch kein Mitleiden gemildert, wie wir ſie grauenhaft unter wilden Thieren finden. Es iſt nicht bloß das Morden, es iſt die Luſt an der verlängerten Qual, das Spielen mit der Todesangſt, die furchtbare Grauſamkeit der Natur, die auch mit zu ihrer für die Betrachtung unveränderlichen Ordnung gehört, nicht an das Individuum, ſondern an die Gattung geknüpft iſt, welche einen ungeheuren, ja qualvollen Widerſpruch in das heiligſte Gefühl hineinwirft.

Am furchtbarſten erſcheint dieſe bösartige Gewalt der Natur da, wo ſie das menſchliche Gemüth gefeſſelt hat und feſthält, bei jenen wilden Völkern, die in der ſtarren Einſamkeit der Natur vertrocknen oder in ihrer ſinnlichen Glut wild auflodern. Wir müſſen geſtehen, daß dieſe der Sünde hingegebenen Menſchen von der Natur unterjocht ſind; aber niemals können wir die ungebändigte Wolluſt, niemals die wilde Grauſamkeit als eine bloße Naturerſcheinung, als etwas betrachten, welches mit zu der Ordnung der Erſcheinung gehört, und ſich für eine tiefere menſchliche Forſchung in einem höhern Geſetz auflöſt. Fortdauernd bleibt ein geheimes Grauen übrig, welches die innerſte Seele in ihrer geheimſten Tiefe durchzittert und durch kein Denken, durch kein Syſtem überwältigt werden kann.

Durch die ſchönen Bemühungen ſolcher Männer, die, ohne irregeleitet zu ſein durch die Grübeleien der menſchlichen Weisheit, ſich der Bekehrung wilder Völker gewidmet haben, erfahren wir auf eine über allen Zweifel erhabene Weiſe, welche wunderbare, tiefgreifende Wirkung das einfach vorgetragene Chriſtenthum auf die Völker geäußert hat; wie ſie, plötzlich erwachend, von tiefer Reue ergriffen, in ihrem frühern Zuſtand eine geheime Schuld fühlten, die ſie zutrauensvoll bekannten, alles Heil von dem Heiland erwartend, eine Schuld, die da war, noch ehe ſie ſich ihrer bewußt waren.

Aber niemals fühlen ſie ſich durch dieſe Bewußtloſigkeit entſchuldigt. Was wir dem Einfluß der Natur, der menſchlichen Umgebung, der einſeitigen Richtung, der Erziehung zuzuſchreiben geneigt ſind, ja was uns, wenn wir menſchlich den innern Zuſammenhang beſtimmter Begierden mit der beſtimmten klimatiſchen Beſchaffenheit, mit der durch dieſe nothwendig gegebenen Lebensweiſe erwägen, durchaus als ein unwillkürliches Naturerzeugniß erſcheint, das dünkt dieſen Menſchen, wenn ſie aus einem Schlummer, der ſeit Jahrtauſenden ihre Vorväter, ihre Verwandten und ſie ſelber einwiegte, plötzlich erwachen, als ein furchtbares Vergehen, als eine innere Empörung gegen Gott; und dieſes Gefühl, wie es hier auf der ſcheinbar niedrigſten Stufe des menſchlichen Daſeins erſcheint, iſt der wahre Grund, das eigentliche Fundament des Chriſtlichen Glaubens, ſowohl für den Weiſeſten unter den am meiſten ausgebildeten Völkern, als auch für das roheſte Geſchlecht.

Zwar, wie in der Natur das erhaltende Geſetz über alle ſcheinbar zerſtörende Gewalt ſiegt, ſo daß in allem doch Gottes ewiger Wille geſchehen muß, der dem redlichen Forſcher als ein Unerſchütterliches, das ihn mit hoher geiſtiger Freude durchdringt, ahnungsvoll entgegentritt, ſo iſt auch ein durch die Natur, durch den urſprünglichen göttlichen ſchaffenden Willen in die menſchliche Seele eingepflanztes Geſetz da, das Sittengeſetz. Aber dieſes, obgleich der Menſch es erkennt, und deſto deutlicher, je mehr er an verſtändiger Ausbildung zunimmt, hat keine erzeugende Kraft, wie jedes Geſetz nur das Widerſtrebende ordnet, nie eine innere Quelle ſelbſtändiger Erzeugniſſe werden kann. Niemand kann im ſtrengſten Sinne ein Geſetz befolgen des Geſetzes wegen, und das Erkennen als ſolches erzeugt innerlich keine neue Kraft.

Wenn wir auf natürliche, irdiſche Weiſe tugendhaft ſind oder vielmehr erſcheinen (man erlaube uns hier, wo ſcharfe Beſtimmung ſo nothwendig iſt, den ſtrengſten Ausdruck, der, ohne aufgehoben zu werden, ſpäter eine ſelbſt wahrhaft Chriſtliche Milderung erhalten ſoll); dann iſt immer ein andrer Trieb da, den wir im Allgemeinen Liebe nennen können. So ward die Vaterlandsliebe in blühenden Zeiten eines begünſtigten Geſchlechts nicht ſelten die Wurzel großer Tugenden; ſo mildert die Liebe zu den ſchönen Künſten die Sitten und benimmt ihnen die Rohheit, wie ſchon die Alten bemerkten; ſo vermag irdiſche weiſe Beſonnenheit und Betrachtung der Folgen unſrer Thaten die Leidenſchaften zu mäßigen; ja ſelbſt die Geſchlechtsliebe, das enge Zuſammenleben in Ehe und Familie ſind ſtarke Reizmittel für den natürlichen, irdiſchen Menſchen, ſich dem Sittengeſetze zu nähern.

Betrachten wir aber die Natur dieſer mancherlei Richtungen menſchlicher Liebe, ſo entdecken wir, daß ſie alle das harte Geſchick aller Erſcheinung theilen. Kein Gefühl der Liebe für das Vaterland iſt an ſich rein; ja eben in unſern Tagen muß es auch demjenigen, der es nicht auf jedem Blatte der Geſchichte zu leſen vermag, einleuchten, wie eben in dieſer Liebe, wenn ſie für ſich beſtehen will, und nicht einer höhern untergeordnet iſt, die allergefährlichſte Verlockung liegt, die ſelbſt den klarſten Verſtand zu verfinſtern und das ewige göttliche Sittengeſetz in ſeinen Grundpfeilern zu erſchüttern vermag. Uns muß auch die Verführung der Künſte klar werden, wie die Milderung der Sitten zur wollüſtigen Verzärtelung wird, wie an die Stelle der Rohheit eine bloß äußere, ja gleißneriſche Verfeinerung tritt, die alle Tücke verrätheriſch nach innen zurückdrängt. Daß die menſchliche Weisheit, wenn ſie ſich aus ſich ſelber erzeugen will, die Keime der heiligſten Liebe vernichtet, und in ſich ſelber zuſammenſtürzt, das muß derjenige am klarſten fühlen, der eben von ihren Lockungen befreiet, ſich dahin wendet, wo allein das Heil iſt. Ja da die Weisheit, die Philoſophie eben das Höchſte ſucht, ſo muß ſie entweder zum Chriſtenthum leiten oder völlig von ihm abführen; die Verhärtung des Gemüths, welche die Natur auf der niedrigſten Stufe hervorbrachte, verſucht ſie hier auf der höchſten, eben daher gefährlichſten, und auch die Liebe zur Weisheit muß einer höhern Liebe untergeordnet werden, wenn ſie ſich nicht ſelbſt in ein Bösartiges verkehren ſoll. Die Geſchlechtsliebe aber, ſo wie die Familienliebe iſt, wenn ſie als alleinige Norm für das Leben, unabhängig von allem Höhern, hervortreten will, dem thieriſchen Triebe zu nahe verwandt, um für eine wahre Erfüllung des Sittengeſetzes Gewähr leiſten zu können.

So iſt der Menſch, mit allen ſeinen Gaben, in ewigem Widerſpruche; keiner Begierde darf er trauen, alle Luſt verhüllt eine gefährliche Verſuchung, in aller irdiſchen Anmuth liegt ein verborgener Wurm, die geheimſten Regungen der Seele in den ſtillſten Stunden wollen uns irre leiten, der Zauber der Natur lokt uns, und jeder eigne Gedanke führt uns abwärts.

Dieſe Ueberzeugung, daß alles Irdiſche nicht bloß ein Vergängliches, für das Ewige Nichtiges, ſondern auch im tiefſten Grunde ein Böſes wird, wenn es für ſich ſein will, können wir nicht aus uns ſelber erhalten; denn alles menſchliche Treiben iſt ſündlich von Anfang an. Entweder eine urſprüngliche Gabe lokt uns in einer beſtimmten Richtung Alles zu ſuchen; oder wir verſchmähen, was uns etwas Großes dünkte, ein Anderes ſuchend, was wir wieder verwerfen, in ewigem Schwanken; oder wir bauen ein allumfaſſendes Syſtem, welches ſo

Gefühl wie Leben in einer ſtarren Gedankeneinheit verewigen ſoll, immer von Neuem der irdiſchen Sicherheit uns hingebend.

Eine ſolche Ueberzeugung iſt vielmehr urſprünglich gegeben; ſie lehrt uns die geheime Tücke, die gemeinſchaftliche Schuld kennen, die in allem irdiſchen Daſein, ſelbſt in dem Zauber der Natur verborgen iſt, die wir in unſerm innerſten Weſen wiederfinden, die, obgleich Allen gemein, doch mit ihrer ganzen Schwere ſich auf einen Jeden ungetheilt wirft, als wäre ſie ganz und allein die eigne. Sie lehrt uns den Willen kennen, der dem göttlichen Willen widerſtrebt. Es iſt nicht eine bloße Unvollkommenheit, nicht eine bloße Nichtigkeit, nicht eine bloße Ohnmacht, von welcher ein überſchwengliches Gefühl uns retten kann. Der wahre Chriſt erkennt, wenn Gottes Gnade ihn an ſich zieht, einen doppelten Willen in ſeinem Innern, einen, der ſich Gottes Willen poſitiv feindſelig gegenüberſtellt; er weiß, daß alle Schwäche, alle Ohnmacht zum Guten, und wenn ſie auch durch viele Geſchlechter auf ihn fortgeerbt wär, dennoch in einer geheimen Schuld, in einer eignen Bösartigkeit ihren Grund hat. Obgleich dieſe, durch Jahrhunderte fortgepflanzt, ihm wie übergeben wurde, ſo iſt ſie doch urſprünglich aus der verborgenſten Tiefe ſeiner eignen Seele, aus dem finſtern Abgrunde ſeines dem Böſen hingegebenen Daſeins erzeugt. Wo ein Wille einem andern widerſtrebt, da iſt eine geiſtige Perſönlichkeit, und die heilige Schrift lehrt uns, daß ein böſer Geiſt, der Lügner und Mörder von Anfang, uns an ſich lokt, ſich in alle Herrlichkeit der Natur, in jeden irdiſchen Genuß, ja in die verborgenſten Tiefen der Seele verbirgt, um uns irre zu leiten.

Ihr findet es ungereimt, daß wir büßen ſollen für eine fremde Schuld, daß eine Sünde, von dem Erſten des Geſchlechts begangen, uns angerechnet werden ſoll von demjenigen, den wir gezwungen ſind als das Urbild aller Gerechtigkeit zu verehren. Ja wohl iſt dieſes dem bloß an dem Irdiſchen hangenden Verſtand ein Räthſel, und dennoch iſt es das erſte Geheimniß, welches dem Chriſten, auch dem ſcheinbar Verſchloſſenſten, klar wird. — Die gemeinſchaftliche Schuld hat ihren erſten verborgenen Urſprung aus einem der göttlichen Liebe feindſeligen Geiſte, aber ſeine Schuld iſt unſere, indem wir uns ihm hingeben. Als wären alle Menſchen in einer großen Geſtalt vereinigt, als ſchlüge ein gemeinſchaftliches Herz in dem ganzen Geſchlecht, iſt die Vergangenheit der ganzen Geſchichte unſere Vergangenheit; und wie wir büßen müſſen für diejenigen Begierden, die in früher Kindheit erwacht ſind, deren Urſprung wir nicht mehr kennen, für Neigungen, die uns gefeſſelt hielten, ehe wir ihre furchtbare Gewalt zu durchſchauen vermochten, wie die eigne Vergangenheit uns feſſelt und feſthält, eigne Thaten, einmal gethan, ja eigne Gedanken, kaum klar gedacht, eine enge Welt um uns erzeugen, und uns immer tiefer in Verirrungen verſtricken, aus welchen wir uns nicht zu retten vermögen; ſo haben die Thaten vergangener Geſchlechter, die irreleitende Gewalt eines feindſeligen Dämons tauſend Lockungen in die heitere Welt gelegt.

Ihr behauptet, daß dieſe Lehre ſelbſt der Sittlichkeit gefährlich werde, indem ſie die Schuld von uns abwälzt auf jenen finſtern Geiſt, deſſen Gewalt, wie wir bekennen, keine menſchliche Kraft widerſtehen kann. Aber daß wir ihm dieſe Gewalt über uns gegeben haben, daß wir dadurch alle Schuld auf uns gewälzt haben, nicht werth ſind der Gnade und Liebe, die uns winkt, uns eben daher ihr ganz hingeben, in ihr aufgehen müſſen mit dem ganzen werthloſen irdiſchen Daſein, iſt eben die innere, zuverſichtliche Ueberzeugung, der geheime Grundton des ganzen Chriſtenthums.

Wohl iſt der Urſprung des Böſen ein unerforſchliches Geheimniß; vermöchten wir es zu durchſchauen, dann wäre das lezte Räthſel des menſchlichen Daſeins gelöſt; dann würden wir nicht mehr wie in einem Spiegel, wie in einem dunklen Wort ſchauen; unmittelbar würde die Natur ihre finſterſten Tiefen, ſo für das Leben, wie für das Erkennen, aufſchließen; wir würden uns plötzlich losreißen von den Verirrungen, die uns feſthalten, von den trüben Irrthümern, von den Widerſprüchen des Daſeins, die uns in ſtörender Verworrenheit hierhin und dorthin jagen, daß wir Haß finden, wo wir Liebe, Irrthum, wo wir Wahrheit, Tod, wo wir Leben ſuchen; aufgehen würde das Reich Gottes in aller ſeiner ewigen Herrlichkeit, und die Liebe würde ihr unvergängliches Feſt feiern. Aber wir vermögen es nicht, die unendliche Tiefe, die in einer unerreichbaren Vergangenheit ruht, wie in der innerſten Nacht unſerer eigenen Seele, zu durchſchauen, die furchtbare Finſterniß, von welcher die erſte Sünde erzeugt wurde, und die den erſten Fall in einem jeden irdiſch Gebornen erneuert. Nicht jener Sündenfall allein, auch der unſere liegt vor der irdiſchen Betrachtung, und nur ein unmittelbares trübes Gefühl belehrt uns, daß wir in einer geheimen Gemeinſchaft, abgewandt von dem Reiche Gottes, urſprünglich uns ſträubend gegen die Arme der ewigen Liebe, die uns umfaſſen wollen, einem böſen Geiſt angehören, dem wir uns ſelbſt ergeben haben. — Ihr wollt dieſes Räthſel löſen, wollt den Boden alles menſchlichen irdiſchen Daſeins hervorheben, und eine eigne Welt — auf welchen Boden? — bauen, wollt die Wurzel alles menſchlichen Erkennens in die Blüte einer neuen Weisheit verwandeln, und dan, was nur in der Tiefe wächſt, nur im Verborgenen für uns gedeiht, eine künſtliche, ſchattenloſe Stellung in der Lichtregion menſchlicher Vernunft geben. Aber unvermeidlich verliert das Böſe ſeine tiefſte Bedeutung; die Klarheit der Vernunft iſt ſelbſt die dunkelſte Finſterniß, und Blüten, die aus der ſtillen Nacht dem ewigen Sonnenſcheine der umfangenden Liebe entgegenreifen würden, verſenkt ihr durch einen vernichtenden Proceß in die Finſterniß der Wurzel.

Nicht durch Forſchungen oder Erklärungen irgend einer Art entſteht die Ueberzeugung von dem tiefen Verderben alles irdiſchen Daſeins, deſſen geheimen Keim wir in uns ſelber finden;

es iſt eine Thatſache, es iſt ſo, wir erkennen es unmittelbar mit Furcht und Zagen. Dieſe Erkenntniß iſt die Wurzel und die Frucht des Chriſtenthumes zugleich, die Grabestiefe, die finſtere Nacht, durch welche wir, zagend, furchtſam, aber mit immer ſteigendem Vertrauen, wandeln müſſen an der Hand des Heilands. Er hat uns dieſes Grab eröffnet, uns in dieſe Nacht hineingeführt, die uns immer grauenhafter umgibt.

Wohl mag der Menſch, auch ohne an den Heiland zu glauben, oft von Schauern ſeines eignen Daſeins umweht werden; es mag ihn eine tiefe Rührung ergreifen; ja die Rührung, die mit aller heitern Freude verknüpft iſt, können wir ein ſolches Wehen aus der Ferne, einen ſolchen verborgenen Liebeshauch nennen, der den armen, verirrten Wandrer zur Quelle aller Seligkeit lockt. Aber ſchnell verfliegt dieſer vorübergehende Hauch; die harte Welt mit ihren Wünſchen und Begierden, mit ihrer Sehnſucht, ihrem Streben und Erkennen drängt ſich dann enger um uns, und in dumpfem Stumpfſinn gehen wir den trüben Gang des gewöhnlichen Lebens fort.

Das iſt eben das wunderbar Ergreifende, daß Alles, was wir herrlich und groß nennen in der Welt, uns nicht auf den rechten Weg zu führen vermag. Das einfältigste Gemüth genießt unmittelbar eine Seligkeit, ein Vertrauen, nach welchem der Weiseſte vergebens ringt. Es iſt nicht allein der Beſitz irdiſcher Güter, nicht bloß das Lockerde der Erde, auch das Erkennen, die Fülle geiſtiger Gaben, welche zwar die Wurzel eines höhern Lebens enthält, aber ſich ſelbſt immer weiter von dem Lichte des Glaubens entfernt. Wir ſehen die roheſten Wilden (irdiſch betrachtet ſo tief unter uns) wie verwandelt, die Begierden gemäßigt, die ſtummen Züge, den ſcheinbar trüben Blick nach dem Heiland gewandt, und eine Freudigkeit, die das ganz arme Leben mit aller zukünftigen Herrlichkeit ausſchmückt, Menſchen, die in ihrem verborgenen, in der Mißgeſtalt verſchloſſenen Daſein einen geheimen Schatz verhüllen, der den Tod überwindet.

Und wir? was hat uns das Leben gegeben? was iſt es uns ohne dieſe eine ſelige Gewißheit, die dennoch nicht herrlicher, nicht größer und reicher ſich in uns zu geſtalten vermag, als in der Seele des Armen, von der Natur Verlaſſenen, den wir bemitleiden möchten? — Ach! wie ſchwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes kommen! Der reiche Beſitz feſſelt die Begierde und erwekt immer neue, die reiche Ehre erzeugt einen irdiſchen, nie zu ſtillenden Hunger, und das reiche Erkennen erregt den unermeßlichen Trieb, der in beiden liegt, und übertüncht ihn, daß er nur noch verführeriſcher wird. Es verbirgt das aufgehende Licht unter die Trümmer fortdauernd erneuerter Zweifel, und bauet aus den zuſammengeſtürzten Bruchſtücken ſein irreleitendes, täuſchendes Gebäude.

Wenn dann der Heiland in dieſes mühſelige Werk gnadenvoll hineinblikt, dann regen ſich die finſtern Kräfte, und jemehr wir ſie in ihrer nächtlichen Geſtalt erkennen, deſto mächtiger ſcheinen ſie wirken zu wollen. Da fühlen wir wohl, daß wir den letzten Kampf zu beſtehen haben, den ſchweren, eigentlichen Todeskampf; immer ſtärker will ſich die Begierde an uns ſchmiegen, wenn wir ſie wahrhaft, mit Anſtrengung abwehren wollen, und ein unendlich tiefer Schmerz vermag allein das letzte Band zu zerreiſſen. Das iſt die tiefe Reue, die ſtrenge Buße, die nicht allein eine Ohnmacht iſt, die ſich an das anerkannt Richtige hält, und ſich, ſchuldlos an der eignen Schwäche, durch eine Unvollkommenheit der Natur von der Seligkeit ausgeſchloſſen fühlt, die ſie erlangen möchte;

wir wiſſen vielmehr (das innerſte Gewiſſen ſagt es uns), daß wir ſelbſt durch eine Abwendung von Ihm, durch eine geheime, ſelbſtverſchuldete Verwandtſchaft mit dem Urheber alles Böſen uns losgeriſſen haben von der Seligkeit, die uns beſtimmt war.

Der Chriſt, wenn eine ſolche Reue ihn ergreift und alles Irdiſche ihn verläßt, müßte vernichtet werden in Verzweiflung über ſich und das ganze Daſein, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen wäre. Aber eben dieſer Zuſtand iſt der ſtille, gnadenvolle Keim des neuen Lebens, welches den Tod überwindet; zermartert in ſeinem Innern durch den langen Kampf verſucht der Arme doch immer von neuem ſich ſelbſt zu helfen, und wenn er nun endlich ermüdet, völlig in ſich zerbrochen, ganz hilflos alles Irdiſche hingibt, da wird er gegen Oſten gewandt, und ihm winkt aus der Ferne die dämmernde Morgenröthe, und mit unſäglicher Milde ſieht ihn der Heiland an, und ſtreckt die liebevollen Arme dem Ringenden entgegen, und nun weiß er, wo ſeine Hilfe iſt. Da ſtreben die müden Arme dem winkenden Erlöſer entgegen, und mit aller Gewalt windet er ſich hervor aus der finſtern Nacht; da iſt jeder Gedanke ein Gebet, jeder Wunſch von dem Irdiſchen abgewandt. Da fällt es wie eine Binde von ſeinen Augen, und war ihm gegeben in der Natur oder in den Schickſalen des Geſchlechts zu forſchen, ſo ſieht er jetzt die Kräfte ringen in der Tiefe, und gewaltig kämpfend neue Geſtalten der Völker gebären und verſchlingen im Laufe der Jahrhunderte, und erkennt den geheimen, dem irdiſchen Auge verborgenen Liebeskampf, der anfing, ehe der Menſch war, ſieht den kämpfenden Helden, die Kraft Gottes, die ein Reich der Liebe zu gründen vermag. Da ertönt das Wort Gottes wie ein gewaltiger Schlachtruf ihm, dem Verſchloſſenen, dicht vor das Ohr, und ein verborgener Wiederhall klingt aus den innern Tiefen ſeiner Seele heraus; da richtet er ſich freudig empor, und weiß, daß der Sieg gewiß iſt, und genießt ſchon jetzt die Freuden des Sieges.

Das Erkennen vermag nur das Geſetz Gottes, welches freilich ein Ewiges iſt, dem gegenüber alles Vergängliche ein Nichtiges, zu ahnen; aber das Leben Gottes iſt ihm ewig fremd, nur dem Glauben zugänglich. Wir ſagen: das Erkennen kann das Geſetz Gottes ahnen; aber es kann dieß auch nur durch den Glauben, durch die Liebe, die in ihm wirkt; denn dieſe enthält des Geſetzes Schlüſſel, ſie befreiet von den Feſſeln des Geſetzes, daß wir freie Kinder Gottes werden, doch eben indem ſie das Geſetz beſtätigt, nicht aufhebt. Die Philoſophie unſrer Tage iſt ſelber nur durch das Chriſtenthum möglich geworden; aber das Höchſte, was ſie erſtrebt, iſt ein in ſich gegründetes Syſtem; ſie mag die Richtigkeit des Endlichen darthun, aber die Unendlichkeit des Begriffs vermag keine Seligkeit zu geben.

Der Glaube verwandelt das ganze ſinnliche Daſein in eine lebensſchwangre Hülle eines zukünftigen Heils. Was widerſtrebende Geiſter in den finſtern Abgrund hineinziehen möchten, was ſie für ihren Kampf ſelbſt gewonnen haben, das muß ſich ordnen und fügen nach einem höhern Willen, daß es die Fruchthülle einer ewigen Blüte der ſiegreichen Liebe wird. Wohl lieben wir dieſe Hülle mehr als den Keim, der in ihr verborgen liegt, wohl fühlen wir einen Jammer und die unſäglichen Schmerzen der neuen Geburt; aber aller Tod verwandelt ſich in eine prophetiſche Wehklage und aller Untergang iſt eine Weiſſagung.

Das Grab iſt kalt und ſtumm; Keiner, der durch die Pforte des Todes ging, kam je zurück, Kunde zu geben von dem Geheimniß des Jenſeits. So jammert der natürliche Menſch, von dem Grauen des Todes umfangen. Da treten die Weiſen hervor, und zeigen uns, wie wir ja nur der Erſcheinung nach vergänglich ſind, wie ein Erkennen uns über das Vergängliche zu erheben vermag, wie dieſes, in ſich gegründet, in dem über alle Erſcheinung erhabenen Geiſt der ewigen Vernunft in uns, das Bleibende iſt, in welchem wir leben. Aber die Liebe entweicht; ein tiefes Gefühl des Daſeins, der Perſönlichkeit, die wir, eben wenn wir lieben, nicht bloß in uns, ſondern in Allen erhalten wiſſen möchten, ja welche nur eine Bedeutung für uns hat, inſofern ſie erhalten wird in den Geliebten, jene ewige Quelle der ſüßen Zuneigung, die trübe fließt in der Welt, iſt dem Erkennen verborgen. Und dennoch hat die Liebe nur eine Bedeutung inſofern ſie ewig iſt.

Das Chriſtenthum will uns kein Syſtem des Erkennens geben, es iſt rein geſchichtlich, es enthüllt uns eine zukünftige Welt, ein zukünftiges Leben, an welchem wir ſelber theilnehmen ſollen. Aller verſtändige Zuſammenhang darf dem Chriſtenthum dieſes geſchichtliche Gepräge nicht rauben, welches zu ſeinem Weſen gehört.

Die heilige Schrift iſt die Offenbarung dieſes verborgenen Reiches Gottes, enthüllt uns die Zukunft, beſtätigt die Perſönlichkeit eines jeden Daſeins, inſofern es einem neuen Leben angehört, deſſen Mittelpunkt der Erlöſer iſt, und gibt eben dadurch der Liebe erſt Sinn und Bedeutung. Alle geiſtige Liebe des natürlichen Menſchen wirkt zwar erzeugend für das irdiſche Daſein, dieſe Erzeugniſſe vermögen zwar ein Göttliches darzuſtellen, aber nur wie es trübe durchblikt in den zweifelhaften Kampf der ſinnlichen Erſcheinung. Wir nennen die erzeugende Kraft der geiſtigen Liebe des natürlichen Menſchen Begeiſterung, und wohl können wir annehmen, daß dieſe urſprünglich in ihrer kindlichen Reinheit göttlicher Art iſt.

Man hat aber wohl auch, was durch menſchliche Begeiſterung Herrliches geſchah, als durch Inſpiration entſtanden gedacht, und das durch jene Anſicht vorbereitet, als wäre die Inſpiration, durch welche die heilige Schrift entſtanden, derſelben Art, nur reiner, als jene Begeiſterung, die ebenfalls in Wort und That das Schönſte und Bedeutendſte erzeugt. Aber dieſe Anſicht untergräbt das Chriſtenthum. Wohl wird irdiſch Schönes und Großes durch die Begeiſterung erzeugt, ja keine andre Quelle des Trefflichen und Durchdringenden mag es geben; jener ewig neu erzeugenden, quellenden

Kraft der lebendigen Natur ſteht ſie nahe, ſich verjüngend in mancherlei Geſtalt, wie dieſe. Aber ſie iſt *nie rein*, nie völlig auf Gott gerichtet; ſie enthält nothwendig eine Abweichung von ihm, wie alles irdiſch Schöne, und der geheime Wurm nagt an ihrem Innern, wie an Allem, was der Menſch will. Daher iſt die Inſpiration, durch welche die heilige Schrift den menſchlichen Verkündigern des Reiches Gottes eingegeben ward, ganz, durchaus und dem Weſen nach verſchieden von jeder, ſelbſt der herrlichſten menſchlichen Begeiſterung, wie ſie für Wiſſenſchaft und Kunſt einzelne Menſchen und in begünſtigten Zeitaltern ganze Völker durchdrang.

Die Inſpiration der heiligen Schrift war die unmittelbare Offenbarung des Geiſtes Gottes, der über dem verworrenen Treiben der Menſchen, wie am erſten Schöpfungstage über dem finſtern Abgrunde ſchwebte, und alle abirrenden Gedanken nach dem einen Ziele, nach der Fülle der geheimnißreichen Zukunft hinlenkte. Als der Geiſt über dem Waſſer ſchwebte, da ſchuf Gott Himmel und Erde; aber eine jede Zeit der fortſchreitenden Schöpfung enthielt zugleich eine Weiſſagung derjenigen Geſtalt, die am letzten Tage, Gottes Bild tragend, Herr der Erde werden ſollte. Als der erſte Adam fiel, kam der Tod in die Welt, und Alles trennte und zerſtörte ſich wechſelſeitig; aber eine neue Schöpfung ward vorbereitet, die Schöpfung des ewigen Erbarmens; geheimnißvoll verhüllte ſie ſich, der irdiſchen Herrlichkeit verborgen, in die Geſchichte eines äußerlich unbedeutenden Volkes; aber der Geiſt Gottes ſchwebte über dieſem Volke, und alle ſeine Schickſale waren verhüllte Weiſſagungen des zweiten Adams, desjenigen, der das Elend, die Verwirrung, die Sünde der Welt und mit dieſer den Tod überwinden ſollte.

Das Chriſtenthum von dem Judenthum losreißen, heißt es vernichten. Es bleibt keine Stätte mehr, als die des irdiſch Ueberſchwenglichen. Die Richtung, in welcher das verborgene Reich Gottes ſich bilden ſollte, ſonderte ſich frühzeitig von allem Irdiſchen ab, ja erſchien in herber Form, wie die Säfte, die der Blüte zuſtrömen, ſich in dem herben Stamm verbergen. Wenn ihr Moſi glaubtet, ſo glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geſchrieben, ſagt der Heiland (Ev. Joh. 5, 46.).

3. Wir nehmen eine dreifache Richtung in der Offenbarung der Schriften des alten Bundes wahr. Gott wird geoffenbart zuerſt als Schöpfer

aller Dinge und als mächtiger Erhalter, zweitens als Erlöſer, in der Verheißung, endlich als heiliger Geiſt, als der Verkündiger, und ſo ruht das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit verhüllt in dem alten Teſtament; es ward offenbar, als der Heiland erſchien; enthüllt aber wird es erſt im Reiche Gottes, und alle Annäherungen und Andeutungen, die in der Philoſophie hervortreten, bringen uns dem Geheimniſſe nicht einmal ſo nahe, wie der einfache Glaube der Einfalt; denn was dieſer hat, iſt ihm Thatſache, aus einem innern Leben entſprungen; was jene zu erhalten vermeint, darf ſelbſt nur dieſe Quelle haben, aber dann kann ſie die Enträthſelung nicht im irdiſchen Erkennen ſuchen.

Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, iſt in die Welt gekommen, das heißt nicht: ein Menſch, mit göttlichen Gaben ausgerüſtet, erſchien durch die Fügung Gottes in der Welt, dem es gelang eine reinere Sittenlehre zu predigen, und dadurch die Menſchen zu leiten. Es kann nicht einmal verſtändigerweiſe dieſes heißen, wie wir ſchon oben gezeigt. Es iſt nichts ſelbſt für das Chriſtenthum wünſchenswerther, als die völlig und rein ausgeſprochene Wahrheit. Es hat der irdiſche Verſtand auch ſeine Wahrheit, die eben, je reiner ſie ſich ausſpricht, deſto deutlicher den tiefverſteckten Irrthum gewahr wird. Viele Menſchen ſuchen das Chriſtenthum mit der Wiſſenſchaft und Kunſt, mit der Anmuth und Vornehmheit des Lebens auszuſöhnen; da geht man Mancherlei aus dem Wege, was man redlicher Weiſe nie verbergen darf. — Ein überſchwengliches Gefühl nähert ſich dieſer Quelle, mit allem Irdiſchen beladen, aber ſchöpft nur, was dem Leben behagt, wohlgefällig, anmuthig klingt. Scharfe, forſchende Weisheit nimmt das in aller ſeiner unergründlichen Tiefe höchſt einfache Chriſtenthum unter ihren Schutz, verſchweigt, was ein allzu widerſtrebender Stoff zu ſein ſcheint, und ſucht das Uebrige ſtrenge zu deuteln und zu ordnen.

Wir behaupten keinesweges, daß ſolche Menſchen ſich nur etwas vorlügen. Wohl können Stunden kommen, in welchen ein menſchliches Gefühl ſich nach einer höhern Liebe ſehnt, aber das Erzeugniß dieſes Gefühls iſt ſo wenig der Erlöſer, der wirkliche Gegenſtand aller Befriedigung, als das unendliche Gefühl, welches uns irdiſche Freundſchaft und Liebe vermiſſen läßt, und uns ahnungsvoll ergreift, auf irgend eine Weiſe zu vergleichen iſt mit dem befriedigten Gefühl der unmittelbaren Gegenwart des Geliebten. Der heilige, einige, ewige Gegenſtand aller Chriſtlichen Liebe kann dieſes Gefühl aber nie anſprechen: denn dieſer, wenn er wirklich ein ſolcher iſt, ſteht nicht in unſerer Gewalt; wir können nichts von ihm abnehmen oder zuthun oder ihn verändern nach unſerm Gutdünken. Wie er uns gegeben, geoffenbaret iſt, müſſen wir ihn erkennen, müſſen wir ihn lieben, muß er uns Alles ſein. Daß dieſes für das Erkennen eben ſo unmöglich iſt wie für das Gefühl, leuchtet von ſelbſt ein. Nur müſſen dieſe, wenn ſie ſich Chriſten nennen, das Widerſtrebende des Gegenſtandes doch inne werden; ſie müſſen geſtehen: dieſer, obgleich er unſer Gefühl angeregt, obgleich er unſre Vernunft in Thätigkeit geſetzt hat, und inſofern unſern Dank verdient, iſt nicht der rechte; er iſt nur ein Vorbote des viel reinern Meſſias, wie wir ihn im Gefühl ahnen, durch das Erkennen darzuſtellen ſtreben. Daß man dieß nicht unumwunden ſagt, daß man ſich Chriſt nennt, oder wirklich Chriſt zu ſein vermeint, iſt die größte Hemmung für die Ausbreitung des Chriſtenthums in unſern Tagen, und dieſe Lüge führt ſelbſt den reinſten Sinn irre. Gegen dieſes Umgehen gehalten war die ungeheuchelte Geringſchätzung früher Zeiten unſchädlicher, und Verfolgung ſelbſt hat die Kirche geſtärkt, während dieſer täuſchende Sinn ſelbſt den Gläubigen irre macht, wenigſtens die Kraft des Widerſtrebens lähmt. Saulus hatte das Chriſtenthum in redlicher und offener Fehde verfolgt, und wurde ein Paulus.

Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, erſchien in der Welt, d. h. eine neue Schöpfung fing an (mit dem neuen Adam), ein Reich Gottes ward gegründet, beſtimmt die Gewalt der Finſterniß und der Sünde zu überwinden. Der Anfang und das Ende dieſer neuen Schöpfung iſt unſer Heiland; und nicht bloß ſeine Lehre, nein ſein ganzes Leben, ſeine Thaten und Wunder, ſein Tod und ſeine Auferſtehung ſind gleichbedeutende Myſterien ſeines verborgenen Reiches, deſſen Offenbarung uns als eine frohe Botſchaft verkündigt wurde.

Gott iſt Menſch geworden, d. h. die Fülle der ewigen, lebendigen Liebe verſenkte ſich in den Abgrund des qualvollen, ſündhaften Daſeins, lud allen Schmerz und alle Schuld auf ſich. So erſchien das Licht, welches in der Finſterniß leuchtete, und in die Seele derer, die es erkannten, den Keim einer zukünftigen Herrlichkeit pflanzte, der durch Seine Liebe heranreifen ſoll für ſein ewiges Reich. Der menſchgewordene Gott iſt auferſtanden, und nicht eine Verwerfung der menſchlichen Vernunft, vielmehr dieſe Auferſtehung gibt uns die Gewißheit der Unſterblichkeit als perſönlicher Fortdauer, daß wir auferſtehen werden, gleichwie er auferſtanden iſt. Daher war die Auferſtehung des Heilandes die Grundlage aller Lehren bei der erſten Gemeinde, daher hat Paulus (1 Kor. 15.) allein auf dieſes Ereigniß (daß Chriſtus der Erſtling derer war, die entſchlafen ſind) die ganze Lehre von der Auferſtehung gegründet. Der auferſtandene Heiland aber, Gott von Ewigkeit her, iſt von nun an ewig Menſch, nicht auf ſinnlich menſchliche Weiſe, ſondern als Herr und Herrſcher der in den Tiefen der wiedergebornen Seelen gegründeten Gottesherrſchaft, und wo ſie in ſeinem Namen verſammelt ſind, da iſt er mitten unter ihnen. Wohl iſt der Heiland als Gott in Allem, wie er war von Anfang an, aber in ſeiner unvergänglichen, göttlich menſchlichen Perſönlichkeit als Erlöſer, als derjenige, der den Tod überwand und ſiegreich ein Reich der Liebe gründete, offenbart er ſich nur denen, die an ihn glauben, die, durch den heiligen Geiſt erleuchtet, in der Erneuerung des Lebens, in ſeiner Kraft und ſeiner Gnade den ewigen Frieden erkennen. Die heilige Schrift mit der Offenbarung

rung daß in der biblischen Welt verborgenen Reiches Gottes, wie sie uns durch den Geist Gottes mitgetheilt worden, kann auch nur durch ihn verstanden werden, und nicht auf irdische Weise. Nicht allein die Sünde, die sich in Neigungen und Begierden darlegt, auch die menschliche Vernunft, wenn sie das Ewige mit eigner Kraft begreifen will, schließt uns von dem Reiche Gottes und von der seligen Gemeinschaft mit dem Heilande aus; ja das Christenthum erhält erst durch [illegible] seine Bedeutung, so daß der natürliche Mensch mit allen seinen Gaben, mit seiner Wissenschaft und Sittlichkeit ganz und durchaus dem Tode angehört, und nur an jener Herrlichkeit theilnehmen kann, die allein durch Ihn zu erringen ist.

Die heilige Schrift allein enthält jene Offenbarung, und alle Weissagungen und Wunder sind Aufschlüsse aus jenem verborgenen Reiche Gottes, die auf menschliche Weise oder nach menschlicher Wissenschaft zu erklären, auf immer [illegible] Welt und ihre Wahrheit so verbergen, wie die christliche Offenbarung vom Christenthum. Wie, nach Paulus im Briefe an die Römer, diejenige Gerechtigkeit, die durch die Liebe des Heilandes uns geworden, völlig

[illegible]

[illegible]

Die Gemeinde und das Verhältniß derſelben zu ihren Lehrern.

Es giebt in unſern Tagen Einige, welche die Behauptung aufgeſtellt haben, daß alle diejenigen, welche die heilige Schrift als Richtſchnur des Glaubens betrachten, eine gemeinſchaftliche Chriſtliche Gemeinde bilden. Eine Behauptung, die viel zu unbeſtimmt iſt, denn die abweichendſten Meinungen können ſich an die heilige Schrift halten, und die größte Beſtimmtheit, die unwandelbarſte, von allem menſchlichen Meinen unabhängigſte Gewißheit iſt nirgends nothwendiger, als in der Religion. Daher haben ſich auch, nicht zufällig, ſondern aus innerer Nothwendigkeit, als durch Luther der Chriſtliche Glaube zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückgeführt wurde, zwei verſchiedene Gemeinden gebildet und daher vermochte Luther nicht nachzugeben, weil der Chriſtliche Glaube ſicher, feſt, unerſchütterlich ſein muß in allen ſeinen Theilen, und nichts Widerſprechendes, nichts Zweideutiges dulden. In allgemeinen Zügen haben wir den innerſten Kern des Glaubens, ſo wie er ſich im Gegenſatze gegen das ſpeculative Meinen unſrer Tage zeigt, dargeſtellt, und nennen hier diejenigen, die einen durch Gott vermittelbar und geſchenkte Offenbarung des durch Menſchen nie zu ergründenden Rathes Gottes in der heiligen Schrift auf die oben angegebene Weiſe glauben, im engern Sinne eine Gemeinde.

Eine ſolche Gemeinde betrachtet ſich ſelber als eine gnadenvolle Fügung Gottes, der ſie durch Schrift, durch Lehre und Gottesdienſt und durch die Gnadenmittel zur Seligkeit führen will. Nicht einem jeden Mitgliede der irdiſch erſcheinenden Gemeinde wird, als ſolchem, die Seligkeit zugetheilt. Die Mittel ſind ihnen allen gegeben; Alle ſind berufen, aber nicht Alle auserwählt. Geſäet iſt durch die göttliche Gnade die heilſame Saat; aber Etliches fiel an den Weg; da kamen die Vögel und fraßen's auf. Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchſen auf und erſtickten's. Etliches fiel auf ein gut Land, und trug Frucht, Etliches hundertfältig, Etliches ſechzigfältig, Etliches dreißigfältig (Ev. Matth. 13, 3—8.).

Aber für ein jedes auf der Erde lebendes Mitglied der Gemeinde ſind Alle gleich. Daß äuſſerer Glanz nichts vermag, iſt freilich einem Jeden einleuchtend: aber auch geiſtige Gaben, ſelbſt durch den Glauben geſegnet, bringen Keinen dem Reiche Gottes näher. Der Einfältige beſizt alle Herrlichkeit der geſchenkten ewigen Güter, wie der Weiſeſte. Ja ſelbſt die Vorzüge des Glaubens, das reinſte Bekenntniß, das Hingeben in die Liebe des Heilandes begründet für die Erſcheinung keinen Unterſchied, kann uns nicht berechtigen, etwa einen Kern vorzüglich Gläubiger und Auserwählter in der Gemeinde anzunehmen. Denn nur der Herr vermag die Herzen zu durchſchauen; Keiner kann den Schein von der hellen, ewigen Wahrheit unterſcheiden; und wer jezt für uns Alle dem Heil am nächſten zu ſtehen ſcheint, kann in einer zukünftigen Prüfung unterliegen, während die Gnade den ſcheinbar verworfenſten Sünder in einer Stunde zu rühren weiß. Obgleich nicht geläugnet werden kann, daß nur Wenige auserwählt ſind, ſo bleiben dennoch alle Glieder der Gemeinde, der Einfältigſte wie der Weiſeſte, der Böſe ſelbſt wie der Gute, deßwegen einander gleich, weil nur der höchſte Richter, der Heiland ſelbſt, ſich die wahre Scheidung vorbehalten hat, weil, ſo lange der Menſch lebt, die Hoffnung für den Verirrten, die Furcht für den Beſten nie weichen darf. Der einzige in Allem unveränderliche, feſte Mittelpunkt iſt der Heiland ſelber. Und ſo entſteht, wie in dem geordneten Staate die Gleichheit vor dem Geſetze, ſo die höhere Gleichheit vor der ewigen Liebe, die zum Weſen einer jeden wahren, innigen Chriſtlichen Gemeinſchaft gehört.

Gilt aber dieſe Gleichheit vor der ewigen Liebe allein von der Gemeinde? Iſt es entſchiedener Glaube der Gemeinde, daß nur ihre Mitglieder ſelig werden können, alle übrigen verdammt ſind? Ein Jeder, der durch Gottes Gnade ſelig werden kann, iſt vor Gott uns gleich. Und wenn alle Menſchen berufen ſind zur Seligkeit, und wir nicht wiſſen, wer von Gott erwählt iſt, und auf welchen Wegen er die Menſchen leitet, daß ſie Glieder ſeines Reiches werden, hat dann die Gemeinde gar keinen Vorzug?

Wenn wir die Bedeutung einer gläubigen Gemeinde begreifen wollen, dann iſt vor Allem nöthig, auch ihr Verhältniß zur Welt zu erkennen. Der Geiſt Gottes leitet die Gemeinde, aber an der Wahrheit erkennen wir ihn. Er verſteckt ſich nicht hinter Unklarheit, er haßt alle Zweideutigkeit. Sein Weſen iſt die Wahrheit.

wie das Weſen des Sohnes die Liebe. Wir wollen Keinen richten, nicht gegen Dieſen oder Jenen, gegen Keinen treten wir perſönlich auf, und was die Welt Arges behauptet, wohl auch erdichtet, ſoll uns fremd bleiben. Aber wodurch der Schwärmer ſich unterſcheidet von dem verſtändigen Chriſten, und daß der Chriſt keineswegs dem Verſtande, Gottes herrlichſter Gabe, entſagen darf, das wollen wir redlich unterſuchen, und hoffen die Hilfe, die da vor Allem nothwendig iſt, wo die größte Gefahr auf der heiligſten Stätte droht.

Wer den wahren Glauben beſitzt, muß dieſen als den einzigen Weg zur Seligkeit betrachten. Es iſt eine ſeltſame Thorheit, dieſes leugnen zu wollen. Denn die Seligkeit iſt ja der Gegenſtand des Glaubens, und dieſer hat ja nur ſeine Bedeutung, inſofern er über alles Schwankende, alles Ungewiſſe des Gutdünkens und Meinens abſolut erhaben iſt. Nehmen wir an, daß es noch einen andern, von unſerm abweichenden Glauben gebe, der zur Seligkeit führt, dann müßten wir entweder unſern aufgeben, oder beiden einen relativen, vergänglichen Werth zuſchreiben. Im erſten Falle würde der neuerwählte Glaube uns der allein beſeligende; im zweiten Falle hätten wir gar nichts, woran wir wahrhaft glauben könnten. Denn das Einzige, was wir durch die Religion ſuchen, iſt das Unwandelbare.

Ohne Sinn und ſo frevelhaft wie thöricht wäre es aber, wenn wir annehmen wollten, der Ewige könne ſich auf verſchiedene, nicht bloß abweichende, ſondern widerſtreitende Weiſe offenbaren, und daß das Mittel, welches Heil, Segen und Frieden bringen ſoll, zugleich beſtimmt ſei, Zwietracht und Feindſchaft zu erregen. Sagt man nun: nicht dieſe Zwietracht ſei von Gott, der vielmehr wolle, daß wir die verſchiedenen Wege, die Er, der Verborgene, wähle, gleichmäßig hochhalten, unſern Glauben als ſeine Gabe für uns, die übrigen Formen des Glaubens für die Uebrigen, und ſo in Friede und Eintracht unſerer Zukunft entgegen ſehen ſollen — Welcher aber? Die ganze Anſicht verwandelt ja den Glauben in ein bloßes Meinen; wenigſtens bleibt uns kein Mittel mehr, beide zu unterſcheiden, und wir kehren unvermeidlich zu derjenigen Verwirrung zurück, der wir eben durch den Glauben entflohen zu ſein hofften. Das Meinen kann mancherlei Art ſein, jedes deßwegen gleich viel werth, weil keins einen völlig bleibenden, in ſich gegründeten Werth hat. Die Wahrheit iſt nur eine. Die Behauptung der Duldung, wie ſie vernommen wird, daß wir unſern Glauben als den Weg zur Seligkeit für uns, die übrigen, nothwendig der unſern widerſprechenden Glaubensarten als beſeligend für diejenigen, die an ihnen hangen, anſehen ſollen, hebt ſich ſelber auf. Denn verſchiedene Glaubensformen ſtehen nicht neben einander, ſie widerſtreiten ſich abſolut, und ſchließen ſich ihrem Weſen nach nothwendig wechſelſeitig aus.

Und dennoch — welche furchtbare Konſequenz, vor welcher das tiefſte Gefühl, das innigſte, das kindlichſte, deſſen Verwandtſchaft mit dem Gott der Liebe wir keinesweges abläugnen können, wie vor der fürchterlichſten Gotteslästerung zurückſchaudert! Es iſt nicht bloß der Verſtand, der ſich vor der Folgerung ſträubt, die ſcheinbar in der Behauptung eines allein ſeligmachenden Glaubens enthalten iſt; der ſchneidende, vernichtende Widerſpruch wird in jene verborgene Region des Gemüths hineingeworfen, in welcher der Glaube ſelber thätig iſt.

Jahrtauſende ſind verfloſſen, ohne daß der Glaube verkündigt wurde; immer nur Wenigen ward er in ſeiner wahren Geſtalt offenbar. Millionen ſind ewig verdammt, während dieſe Wenigen allein von dem Gott der Liebe zur Seligkeit beſtimmt worden. Dieſe Anſicht, einmal ausgeſprochen, darf ſich keine der Folgerungen verbergen, zu welchen ſie unvermeidlich führt.

Du ſollſt Gott lieben über Alles, und die Menſchen wie dich ſelbſt — Wie? dann werden wir ja nicht ſelig, können nicht ſelig werden; denn lieben wir die Menſchen wie uns ſelbſt, dann müſſen wir uns mit ihnen verdammt fühlen, oder unſre vorgeſpiegelte Liebe iſt eine Lüge. Alles was zur Verdammniß beſtimmt iſt, müſſen wir, ſo wie wir es als ein ſolches erkennen, nicht allein fliehen, ſondern verabſcheuen, und die ewige Liebe ſelbſt hat, indem ſie ſich uns offenbarte, unſere Herzen, die ſich erweichen wollen, zuſammengeſchnürt. Offenbar müſſen wir, ſind wir Chriſten, nur für die Bekehrung leben; nichts darf uns anziehen; Alles muß uns ein Nichtiges, die Geſchichte eine Maſſe von Greueln ſein; der gähnende Abgrund der Vergangenheit hat faſt alle Völker rettungslos der Verdammniß preisgegeben; die irdiſche Zukunft eröffnet keine Hoffnung, und in dem vorübergehenden Augenblick einer vergänglichen Gegenwart erſcheinen wir, die unſelig Auserwählten, wie Loth, fliehend mit den Wenigen, um eilig dem entſetzlichen Untergange zu entrinnen. Und leider wir fliehen vergebens; denn unſer Herz, unſer tiefſtes Gefühl bleibt unter den eingeſtürzten Trümmern zurück. Wir ſollen lieben, was der Gott der Liebe verdammt hat; reißen wir uns los, dann iſt unſer Glaube todt und nichtig, und die Seligkeit nicht für uns; und gehört unſre Liebe dem geächteten Geſchlechte, daß wir ſie, dem Gebote gemäß, wie uns ſelbſt lieben, wie wird es uns möglich ſein, ihre Verdammniß nicht zu theilen? —

Es gibt keinen Widerſpruch des Daſeins, entſcheidend, furchtbar, wie dieſer, und wir müſſen ihn in ſeiner ganzen Schärfe hervorheben, damit er gelöſt werde.

Wollt ihr nun behaupten, dieſes Gefühl der Theilnahme gehöre ſelbſt nur dem natürlichen, verderbten Menſchen an, dann, ihr gläubigen Egoiſten, fliehe ich euch und euren unſeligen Glauben, und entſage allem Antheil an euch und eurer frevelhaften Lehre, wenn ihr zu behaupten wagt, der Gott der Liebe ſei Menſch geworden, damit wir unmenſchlich würden.

Und dennoch — es iſt außer Zweifel — allein unſer Glaube führt zur Seligkeit, oder er kann nicht für uns der wahre Glaube ſein, und nur wer an den Heiland glaubt, wird ſelig.

außer ihm gibt es keinen Weg zum Heil; denn es ſtehet geſchrieben: es iſt in keinem Andern Heil, iſt auch kein andrer Name den Menſchen gegeben, darin wir ſollen ſelig werden; und: wer nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Meine Leſer werden mir erlauben, die Art, wie dieſer Widerſpruch gelöſt wird, durch ein Gleichniß zu verſinnlichen. Ich kann hierbei eine Bemerkung nicht unterdrücken. Wer in Gleichniſſen über die tiefſten, dem menſchlichen Verſtande unzugänglichen Gegenſtände des Chriſtlichen Glaubens reden will, der wird es unmittelbar inne werden, wie völlig unerreichbar die erhabene Einfachheit, Fülle und Wahrheit der Gleichniſſe unſers Heilandes iſt. Wir müſſen beſchränken, vor Mißdeutungen warnen, auf das ſelbſt weſentlich Abweichende aufmerkſam machen, und die Schwäche der eignen Darſtellung auf jede Weiſe offenbaren. Dieß gilt nun auch von dem nachfolgenden Gleichniß, bei welchem ich die Leſer erſuchen muß, nur auf die Abſicht zu achten; das in andrer Rückſicht Ungenügende wird von ſelbſt in die Augen fallen.

Im fernen Oſten regierte vor langen, langen Jahren ein weiſer König, der in ſeinem ganzen, großen Reiche die allgemeine innige

Liebe ſeiner Unterthanen genoß. Weiſe Geſetze ſorgten für die äußere Ordnung, Unterricht für die innere; ein Jeder liebte ſich in ſeinen Mitbürgern, ſeine Mitbürger in ſich, und den erhabenen, weiſen König über Alles. Mehr dieſer innere Trieb, als das äußere Gebot, ja dieſer allein leitete alle Handlungen, und ein Jeder ſchien ſeiner eignen Natur zu folgen, ſeinen eignen Willen zu thun, indem die Liebe ihm gebot, den Willen des geliebten Königs zu erfüllen.

Gott hatte es dieſem Könige vergönnt, ein ſehr hohes Alter zu erleben, ſo daß er, in gleicher Kraft und Weisheit, mit gleicher Liebe und unwandelbarem Zutrauen viele nach einander folgende Geſchlechter regierte.

Aber ſchon im Anfange ſeiner Regierung empörte ſich einer der Größten des Reichs, ein Mann von großen Gaben und unbändiger Kraft. Die allgemeine Liebe, die Alle durchdrang, ſchien ihm Schwäche, und was man aus ſich ſelbſt ſein kann und aus eigner Kraft, ſchien ihm allein den Werth des Daſeins zu begründen. Wie er ſich ſelbſt Geſetzgeber war, ſollte es ein Jeder ſein, und was die Liebe geſtaltete, ſollte tüchtiger aus der eignen Kraft, aus dem Sinnen der Einzelnen hervorgehen. So wenne er ſich in Haß von dem gewaltigen Könige. Einige, die ſeiner Meinung waren, trennten ſich eben ſo, und obgleich ſie nicht unter ſich einig waren — denn das Fundament ihres Daſeins war die vereinzelte Selbſucht, ſo ſchienen ſie doch durch den gemeinſamen Haß vereinigt. Der König aber entfernte ſie aus ſeinem Reiche, und verbannte ſie in ein fernes, rauhes Gebirge.

Aber in der Nähe dieſes Gebirges war eine entfernte Provinz ſeines Reichs, glücklich durch die Liebe wie die übrigen. In dieſe ſandte der Vertriebene ſeine Anhänger, und die lockende Lehre griff immer gewaltſamer um ſich. Als die Bewohner dieſer Provinz noch in Liebe lebten, ſchien ihnen der König ganz nahe, ja in ihrer Mitte zu ſein, und ein Jeder wandte ſich an ihn; denn er war in der That da, ſchien in einem jeden Hauſe zu leben, ſchien das liebevolle Mitglied einer jeden Familie zu ſein. Als ihnen aber, irregeleitet durch den boshaften Verführer, die Liebe fremd ward, da ſchien es ihnen, als ſei der König ferne entrückt. Wie könnte er ihre Bedürfniſſe kennen?

Früher, in der ſchönen Zeit des völligen Vertrauens, wußte Jeder, daß ſein Leben eine doppelte Richtung habe, und wenn ſich beide in völliger

Gleichheit, wenn gleich ſich ſcheinbar widerſtreitend, äußern konnten, fühlten ſie das Daſein in der ganzen Fülle ſeines eigenſten Weſens. Die eine Richtung ließ alle Strahlen der gemeinſamen Liebe in eine jede Seele ſich verſenken, und ein Jeder empfand dann in dem Glück Aller die eigne Seligkeit; in der entgegengeſetzten ergaben ſie ſich zutrauensvoll dem Ganzen. In der Art, wie die Umſtände dieſe Hingebung foderten, ſprach ſich die große Liebe des Königs aus, und wenn ſie die größten Opfer brachten, das Liebſte dahin geben mußten, ſo erſchien es ihnen dennoch nicht als ein Opfer. Freudig brachten ſie ihre Reichthümer dar, und ſchienen ein Glück in der Armuth zu finden, wenn ſie geboten wurde; denn die Fügung, die ſie zu einem ſolchen Opfer auffoderte, war ja keine Vernichtung; es war die freudige, fröhliche Uebung des eigenſten Daſeins, welches die Seligkeit der Liebe nur ſo erkennen konnte.

Jetzt war ihnen dieſe Geſinnung fremd. Wohl ſuchten ſie ein Band der Vereinigung, und Mancherlei ward erſonnen, um die Liebe zu erſetzen; aber was innerlich getrennt war, konnte keine äußern Künſte vereinigen. Die äußere Anmuth und Schönheit ſchlug ſie zur Bewunderung, die Weisheit der eignen Vernunft zum Erkennen, die Gewalt der Geſetze zur wechſelſeitigen Duldung vereinigen. Alles ward verſucht, um jenem entfernten, liebenden Könige gegenüber, ihm trotzend, ja ihn haſſend, in eigner Kraft und Herrlichkeit zu erſcheinen.

Oft glaubten die armen Verirrten das Kleinod zu beſitzen, und prieſen ſich wechſelſeitig glücklich, wenn hier die Kunſt ein hohes Bild erzeugte, dem ſie ihre Verehrung zollten, dort die Sprache in anmuthigen Tönen ein höheres Leben ahnungsvoll aufzuſchließen ſchien, hier die eigne Weisheit ein glänzendes Gebäude aufführte, dort die Geſetze des Staats Alles friedlich geordnet zu haben ſchienen. Aber Alles mißlang, die Bewunderung, die Anbetung erzeugte grübelnde Luſt, die anmuthigen Töne Weichlichkeit, die Weisheit neue Irrthümer und die ordnenden Geſetze Haß und Zwieſpalt. Ach die Verirrten erkannten es nicht, daß Alles, was Treffliches erzeugt ward, aus einer liebevollen Gabe (einem Reſt jener verſchmähten, verſchwundenen Vereinigung,) entſtanden war, daß aller Segen durch die Trennung entwich.

Der alte König begleitete mit trauernder Sorge die Verirrung ſeiner Unterthanen. Ich könnte mit Macht hinziehen, jene Ruchloſen vertreiben, die böſen Rathgeber feſſeln, und Jeden, der den thörichten Haß theilt, aber ich will nur die Liebe meiner Unterthanen, ſie iſt ja das Fundament meines Reichs, und alle Geſetze ſind ja nur, inſofern ſie durch die Liebe beſtätigt werden. Nein! der Zwang kann die Liebe nicht erzwingen. Zwar ſie ſind alle dem Gerichte verfallen, Keiner kann Gnade fodern; aber ſie ſind nicht ganz wie jener urſprünglich Freche, Hochmüthige, der den Keim des Haſſes in den Himmel der Liebe ſäete. Eine verdrängte Spur der alten Liebe, ihnen ſelber ein Geheimniß, ſchlummert im Verborgenen. Ich muß ſie hingeben in einem verworrenen Sinne gemeine Dinge zu treiben, damit ſie ihr eignes Elend fühlen, damit die Früchte des Abfalls reifen und zerſtörend unter ihnen wirken; das Gift der Selbſtſucht muß aufgehen, bis es ſich ſelber verzehrt, und in die Trümmer des zerfallenen Daſeins ſoll die Sonne meiner alten, treuen Liebe hineinſcheinen, damit, wer mich erkennt, die Seligkeit ſeiner urſprünglichen Heimat in mir erkennen, das verlorene Gut wiedererlangen möge.

So ſprach der König, und die Unglücklichen verloren ſich immer tiefer in die ſelbſüchtige Trennung, und da das Strafgericht nicht unmittelbar eingriff, da ſie die Folgen ihrer Verbrechen nicht in den ächten Quellen erkannten, ſo erſchien ihnen der alte König immer fremder, die eigne That immer vielverſprechender, und oft prieſen ſie ſich glücklich, wo das ſelbſt herbeigeführte Unheil drohend in der Nähe ſtand. Zwar war eine tiefe, unvertilgbare Erinnerung der alten Ordnung übrig geblieben; aber dieſe erſchien nur als ein leeres Gebot, der lebendige Trieb, der geſunde Früchte erzeugt, war im Innern verdorrt, die waltende Kraft nicht allein gelähmt, ganz vergeſſen, und Herrſchſucht, Ehrgeiz, Eigennutz, ſelbſtſüchtige Klugheit ſuchte die Stelle der Liebe zu erſetzen, um die Quelle der Geſetze in der Bildung zu vergiften.

Ein treuer Diener des alten Königs lebte unter dem verirrten Volke. Ihm konnte die Fülle ſeiner Liebe, da wo der König die Gewalt der böſen Rathſchläge walten ließ, nicht unmittelbar offenbar werden; aber eine ſelige Gewißheit, daß ſie erſcheinen würde, erfüllte ſein ganzes Daſein, und ſein Geſchlecht war auserwählt, die ſtille Verheißung von einer kommenden Befreiung zu verkündigen. Dieſes Geſchlecht, hingewieſen auf eine Region, die dem Volke immer verborgener, immer fremder ward, verſank ſelbſt, erkannte den Schatz nicht, der ſich fortdauernd erneuerte; ſo armſelig erſchien es, weil es die Kraft nicht theilte, die das übrige Volk immer mehr von der urſprünglichen Liebe entfremdete, und weil es den eigenen innern Reichthum verkannte.

Im Volke aber waren noch Einige im ungeſchwächten Verhältniſſe zu jenem begnadigten Geſchlecht ſtehend. Sie kannten die Liebe nicht, aber das Geſetz war mit aller Gewalt ihnen entgegen; es vermochte nicht den lebendigen Trieb zu erregen, aber ein Widerwille gegen die verkannte Selbſtſucht, gegen die Lüge keimte, ſie wußten nicht wie. Denn waren ſie, ohne es zu wiſſen, das Kleine, was ihnen vergönnt war, pflegend. Sie waren eingezwängt zu Hauſe; die ſchöne Vergangenheit war ihnen erloſchen, die Gegenwart fremd und lockend zugleich, die Zukunft verſchloſſen. Nur der ſtille Lohn ihrer Arbeit, ihres Fleißes rief Verhältniſſe des Volks herbei, die einen geheimen, ihnen unbekannten Segen verbargen. Das Lob der Welt, wenn ſie in ihrem Sinne zu handeln ſchienen, ließ ſie mit ſtillem Hohne kommend gering. So wurden ſie gerichtet durch die Liebe.

Und als nun die Verirrung am höchſten

geſtiegen war, als eine allgemeine Unterdrükkung die ſchauderhafte Gewalt des Haſſes auf den Thron ſetzte, als Alle ſich der Selbſucht widerſtrebend unterwerfen mußten; da erſchien der Sohn des Königs, die Fülle ſeiner Liebe, und verkündigte das Heil einer zukünftigen Vereinigung mit dem urſprünglichen Reich. Er erſchien in der Mitte der Nachkommen des treuen Dieners, aber das thörichte begünſtigte Geſchlecht verkannte ihn, nur Wenige glaubten an ihn; er ward verſchmäht, gemißhandelt, man ſuchte ihn zu tödten, und glaubte ihn todt.

Aber die Wenigen, die an ihm hingen, fühlten die Kraft ſeiner Verheißung; das Elend des verirrten Daſeins war ihnen klar geworden, und er, der Verſchmähte, lebte fortan mit den Gläubigen; unſichtbar dem ungläubigen Volke, offenbarte er ſich den Treuen, und in der Mitte der verworrenen, verblendeten Menge bildete ſich eine immer wachſende Vereinigung derer, die an die ſiegreiche Zukunft glaubten. Indeſſen ſelbſt in der Mitte derer, denen er den zukünftigen Sieg verkündigt, denen er ſich geoffenbart hatte, waren Viele, die abfielen; die Gegenwart war ihnen zu mächtig, ihre Gewalt zu groß. Aber die unwandelbare Treue derer, die am Glauben feſthielten, wirkte auf

Tauſende, wirkte im Geheimen ſelbſt auf ſolche, denen die Verkündigung verborgen blieb, und weckte ſchlummernde Keime in den verſchloſſenſten Gemüthern, nicht beſtimmt jezt ſchon ſich zu entfalten, wohl aber ſich rüſtig zu zeigen für die groſe Zeit, die ſie nicht ahneten, die aber die Gläubigen mit Zuverſicht erwarteten.

So geſchah es, daß die Verhältniſſe des Volks ſich nach und nach umbildeten, daß der Keim der Liebe in vielen Gemüthern thätig ward, und wer die neuerwachte Zeit mit der alten in allen Richtungen des Lebens genau verglich, dem konnte die wunderbare Veränderung, deren Quelle den Wenigſten bekannt war, nicht entgehen.

Aber der tückiſche Feind ſchlummerte nicht. Selbſt der Offenbarung wußte er ſich zu bemächtigen, der reinen Verkündigung wußte er einen fremden Anſtrich zu geben. So lange deutete und erklärte und erläuterte er, bis der klare Sinn völlig verdunkelt war, und an der Stelle des liebenden Sohnes erſchien eine neue Mißgeſtalt des trennenden Haſſes, ein Afterbild der Liebe.

So erſchien die Verkündigung keineswegs allenthalben, wo der Name des Sohnes genannt ward, und der irregeleitete Glaube fand ihn nicht. Ja die Quelle der Verkündigung wurde dem Volke entriſſen; ein ſtarker Bund bemächtigte ſich der geheimen Zeichen, an welchen der Sohn erkannt ſein wollte, und ſo ſäete der Böſe das Unkraut unter den Weizen. Die Liebe gewann aber im Stillen und bereitete den kommenden Sieg vor, und der Sohn, der unſichtbar wirkte in allen Gemüthern, der einen Jeden im Volke kannte, auch diejenigen, denen die Verkündigung nicht bekannt war, ließ die Zeichen, die ſeiner offenbaren Wiederkunft vorangehen ſollten, immer gewaltiger hervortreten.

Da erſchien er plötzlich, der offene Kampf begann, und es zeigte ſich nun, daß Viele, die zu ſeinem vertrauten Rath gehörten, ſich dem Feind ergeben hatten, aber die freudige Zuverſicht ergriff Viele, die ihn jezt erſt erkannten, und die verborgenſten Tiefen der geheimen Liebe, dem eignen Gemüth unbekannt, ſchloſſen ſich gewaltſam auf, und alle verworrenen Träume von eigner That verſchwanden; alſo daß die Lezten unter den Erſten erſchienen, daß ſelbſt diejenigen, die da ſagten, ſie wollten dem Willen der verkannten Liebe nicht folgen, als ſolche erſchienen, die ihn erfüllt hatten, während Viele, die den Namen des Herrn und ſeines Sohnes genannt hatten, von ihm nicht erkannt wurden. An dieſem Tage des Gerichts erſt trennten ſich die Guten entſchieden von den Böſen, das Gute zugleich von dem Böſen in einem Jeden; das uralte Reich der Liebe erſtand in ſeiner Herrlichkeit, und der tückiſche Feind und alle diejenigen, welche die Liebe wahrhaft abgeſchworen hatten, wurden, vergeblich wiederſtrebend, zähneknirſchend, in das Gebirge verbannt und auf ewig gefeſſelt.

Sehet da! das iſt die Lage der Chriſten. Es gibt auf der Erde kein Zeichen der Auserwählten; Keiner darf hervortreten, und ſagen: mich hat der Herr erwählt; der Herr allein kennt ſeine wahrhaft Treuen.

Freilich iſt uns alle Seligkeit nur durch den Glauben gegeben; aber wie dieſer der unſterblichen Seele gegeben wird, wie er ſelbſt denen, die ohne Verkündigung geſtorben ſind ſeit Noahs Zeiten, offenbar wird, das iſt uns verborgen. Daher iſt allerdings unſer Glaube allein ſeligmachend, und er iſt nur dadurch der wahre Glaube. Aber wer von dem wahren Glauben durchdrungen iſt, kennt keine größere Angſt, zittert vor keinem Frevel ſo ſehr zurück, als vor dem, daß er etwa die geheime Saite der zukünftigen Liebe, die verborgene Quelle, die der Herr ſich für eine ſpäte Einwirkung aufbehalten hat, verletzend berührt haben könnte.

Daher lehrt der wahre Glaube die allgemeine Liebe; Thaten können wir tadeln, Lehren mit Kraft und Eifer beſtreiten, die irdiſche Gerechtigkeit fordert mit Recht ihre Opfer, aber nichts darf die Liebe gegen jeden Menſchen, wer er auch ſei, in uns tödten, wenn wir ihn in Beziehung auf das Reich Gottes betrachten. Die Sünde, die nie vergeben wird, iſt unter uns, das Unkraut nicht allein, ſondern auch die Bosheit, die ſie ſäet, die Gottes Macht gefliſſentlich trozt, ſeinen Geiſt ſchmäht. In beſtändiger Furcht vor einem Bündniſſe mit dem boshaften Lügengeiſt muß der wahre Chriſt leben, aber die furchtbarſte Verzweiflung müßte uns ſelbſt ergreifen, wenn wir glauben könnten, daß die Bosheit des Teufels ganz von uns Beſitz genommen habe, eine Verzweiflung wie diejenige, die von Shakſpeare in dem Monolog Richard des Dritten geſchildert wird:

„Mein ſchauderndes Gebein deckt kalter Schweiß.
„Was fürcht' ich denn? mich ſelbſt? Sonſt iſt hier Niemand.
„Richard liebt Richard, das heißt: Ich bin Ich.
„Iſt hier ein Mörder? Ja ich bin hier.
„So flieh — Wie? vor dir ſelbſt? — mit gutem Grund.
„Ich möchte rächen — Wie? mich an mir ſelbſt?

„Ich liebe ja mich ſelbſt. Woher? für Gott,
„Das ja ich ſelbſt hätt' an mir ſelbſt gethan?
„O leider nein! Vielmehr haſſ' ich mich ſelbſt
„Verdachter Thaten halb, durch mich verübt. —

Wie dieſe ſich ſelbſt vernichtende Verzweiflung in uns, muß eine ähnliche Veranſchauung von Andern einen grenzenloſen Abſcheu gegen dieſe hervorrufen, der in den ſeltnen Fällen, wo furchtbare Greuelthaten und ruchloſe geiſtige Frechheit ſelbſt für das liebende Gemüth keinen Schimmer der zukünftig rettenden Hoffnung übrig läßt, vor ſich ſelber als vor dem gähnenden Abgrund des urſprünglich Böſen in uns zurückſchaudert.

Wenn alſo auch ſolche Beiſpiele leider möglich ſind, ſo ſind ſie doch höchſt ſelten, und ſo mögen auch Beiſpiele Solcher vorkommen, deren heiterer, kindlicher, ergebener und freudiger Sinn, durch alle Prüfungen ſich ſelbſt gleich bleibend, eine Dämmerung der künftigen Morgenröthe durchſchimmern läßt; es mögen Solche uns entgegentreten, durch welche der Friede des Himmels aus Wort und That und Antlitz uns entgegen leuchtet. Ja ſie ſind wirklich da, und Gott gönnt uns ſolche Zeugen ſeiner Kraft. Sie ſind ein Segen für Alle, die in ihrer Nähe leben; die ſtille, anſpruchloſe Gewalt des Glaubens ſchwächt den ſelbſtſüchtigern Trotz zurück, und jede irdiſche Luſt wird in ihrer Nähe gereinigt. Aber dieſe am meiſten ſind ganz Liebe; ſie vertragen Alles, ſie glauben Alles, ſie hoffen Alles, ſie dulden Alles. Sie begraben die Geliebten und preiſen Gott, ſie dulden die Verfolgung und lieben ihn. Der Hochmuth der Welt muß ſich beugen vor ihrer Demuth; der Frevel erblaßt und der Spott verſtummt, wo ihre ſtille Geduld erſcheint, und der Feſttag der ewigen Hochzeit wird gefeiert, wenn wir weinend um ihr Sterbebette ſtehen, wenn ſie uns heiter durch Schmerzen den Himmel entdecken laſſen in dem verklärten Antlitz, wenn wir ungewiß ſchweben zwiſchen irdiſcher Trennung und ewiger Vereinigung, wenn die Hinſcheidenden uns irdiſche Qual und himmliſchen Troſt aus dem nämlichen Becher reichen.

Obgleich wir auf dieſe Weiſe ſelbſt auf der Erde uns hingetrieben fühlen zu einer annähernden Anſchauung der Hölle wie des Himmels, der Verdammniß wie der Seligkeit, ſo darf jene doch nur die Furcht, dieſe nur die Hoffnung erregen, und wir können ſo wenig verdammen, als ſelig ſprechen. In dieſem Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung, welches bei den Schlechteſten und Beſten uns in der Erfahrung entgegentritt, finden wir eben ſo in uns ſelber, und der wahre Chriſt muß fortdauernd fürchtend hoffen, damit ihm die Seligkeit des Glaubens nicht entgehe, und hoffend fürchten (die Gottesfurcht), damit er nicht in gefährliche Sicherheit verfalle.

Ihr werdet ſagen, dieß ſei allgemein bekannt und von jeher von Jedermann zugeſtanden; überflüſſig ſei es daher, daran zu erinnern. Aber wie doch hat das Seltſame entſtehen können, daß der Gläubige den einzigen Weg zur Seligkeit in der ſichtbaren Kirche, der Ungläubige aber in der Annahme eines allein ſeligmachenden Glaubens das Einſeitige der abſoluten Ausſchließung aller hier, außer den, nicht Gläubigen haben behaupten können, daß dieſes Vorgeben noch täglich gegeben und genommen wird? Ja eben dieſes Schwebende des Urtheils über alle Menſchen wie über uns ſelbſt, welches durch einen Glauben, deſſen allein beſeligende Kraft wir erkennen, entſteht, würde in ſeiner völligen Vollkommenheit begriffen und vor allen Irrthümern bewahren, die auch die Gläubigen nur zu ſehr uns leiten, und die wir hier genauer zu entwickeln ſuchen werden, um den Unterſchied zwiſchen dem ſich täuſchenden Schwärmer und dem verſtändigen Chriſten zu beſtimmen.

Die Speculation muß annehmen, daß alles Lebendige und Geiſtige nur iſt, inſofern es immer von Neuem wird, daß nichts weder eine lebendige noch geiſtige Bedeutung hat, was nicht, indem es auf eine beſtimmte Weiſe iſt, dennoch in jedem Augenblick entſtehe, ſich bilde. Dieſe Anſicht, die, in ihrem ganzen Umfange gefaßt, das Tiefſte der Speculation ausſpricht, war den gläubigen Chriſten von jeher bekannt. Die Myſterien unſers Glaubens ſind nicht bloß einmal geoffenbart, um nun uns äußerlich überliefert zu werden; ſie werden immer von Neuem offenbar, einem jeden Gläubigen in jeder Stunde innerlich geboren, ja ſie entſtehen aus den allerinnerſten, geheimnißreichſten Tiefen des menſchlichen Gemüths, obgleich nicht durch dieſes. Wie das Leben nicht aus dem Verhältniß der Stoffe entſtehen oder begriffen werden kann, wie die genaueſte Kenntniß und die auf dieſe gegründete kunſtreichſte Behandlung der Stoffe, aus welchen das Lebendige zu beſtehen ſcheint, nichts auch nur auf die entfernteſte Weiſe dem Lebendigen Aehnliches zu erzeugen vermag, ſo kann auch die gründlichſte Forſchung aller irdiſchen Weisheit nichts dem Glauben Aehnliches hervorbringen.

Was für das Lebendige das Leben, das iſt für den Glauben der Geiſt Gottes, der einen neuen Trieb, eine Richtung aller Kräfte nach dem Reiche der ewigen Liebe in Jeſu Chriſto in uns erweckt, den neuen Adam durch einen Schöpfungsakt erzeugt, daß alle Gedanken und Thaten, fortan von dem Irdiſchen als ſolchem abgewandt, eine neue Geſtalt ſuchen und finden, eine Geſtalt, in welcher, was auf der Erde kämpfend und ringend ſich widerſtrebt, in eine innere Einheit ſich verſenkt, in die Liebe, die allen Gedanken, allen Handlungen eines jeden Menſchen die innere Uebereinſtimmung, den Frieden Gottes mittheilt, die als in ſich ſelbſt befriedigte Perſönlichkeit mit jeder andern dem Reiche Gottes nachſtrebenden innerlich vereinigt, daß ſie eins ſind unter einander, wie alle eins mit dem Heilande. Die Einwirkung des Geiſtes iſt eine völliger innere Umkehrung des Menſchen, eine Erleuchtung, deren Urſprung aus der Gnade wir erkennen, und durch dieſe allein ſchließt ſich die heilige Schrift für uns auf, und nur durch ſie werden wir wahrhafte Chriſten, nur ſie macht uns zu Gliedern einer wahren Gemeinde.

Das Gefühl, daß jedes irdiſche Beſtreben etwas Ungenügendes iſt, daß kein Genuß befriedigt, jede Handlung, ſelbſt die beſte, keine dauernden Früchte bringt, kurz: daß auf der Erde nichts einen bleibenden, feſten, abſoluten Werth hat, kann in der That auf eine natürliche Weiſe entſtehen; es ſteht in demſelben Verhältniſſe zum Glauben, wie der Zweifel an der Realität der erſcheinenden Dinge zur wahren Philoſophie. Es iſt ein nothwendiger Vorläufer des Glaubens, aber es gibt kein Zeugniß deſſelben; denn dieß Gefühl kann auch ohne den Glauben entſtehen, und erzeugt den Haß des Irdiſchen, innere Feindſchaft gegen alle Menſchen, Unempfindlichkeit gegen die verborgene Herrlichkeit Gottes in der Natur, finſtern Ingrimm, ja Haß gegen uns ſelbſt, und endigt in Verzweiflung. Wie aber die Philoſophie den Zweifel in eine beſtimmte Behauptung, daß der Verſtand, der nur die erſcheinenden Dinge und ihre Verhältniſſe begreift, keine Realität hat, deßwegen verwandelt, weil ihr die alleinige Realität eines höhern, geiſtigen Daſeins klar geworden iſt; ſo verwandelt die freudige, zuverſichtliche Ueberzeugung des Glaubens, daß aller bleibende Genuß und jede höhere Gabe Gottes hier geſäet iſt, um dort im Reiche Gottes zu reifen, das Gefühl des Nichtigen des ganzen irdiſchen Daſeins in eine innige Gewißheit, und das Erkennen, daß ein böſer Geiſt uns von Gott ablenkt, daß unſer geheimes Bündniß mit ihm uns dem Reiche Gottes entfremdet, in eine tiefe Reue, in ein Abſterben für alles bloß irdiſche Streben, aus welchem Tod das neue Leben des Geiſtes, durch ihn erzeugt, zuerſt freudig hervorquillt.

Wer in den engſten Kreiſen menſchlichen Wirkens und Denkens, wie in den größten, durch die gnädige Fügung Gottes in ſich hineingeworfen ward, wer gekämpft hat mit dem Gefühl des Nichtigen alles menſchlichen Daſeins und ohne Troſt und Hilfe gerungen hat mit der Verzweiflung, wer berührt von dem böſen Geiſt die Quelle alles menſchlichen Elendes in ſich wie in Allen erkannt und die Qualen vernichtender Reue getragen hat, wer, hingeworfen in den Staub, aufgeſchloſſen durch die Gnade für die Gnade, ſich flehend hinwendet zu dem, der allein Hilfe geben kann, und nun die erſten Strahlen der ewigen Barmherzigkeit ſich entgegenleuchten ſieht, und den Heiland in ſeiner Nähe ſieht, und die Fülle der Seligkeit, die für alle Geſchlechter der ganzen, weiten Erde gekommen iſt, ſich ihm zuneigen ſieht, wer ſo in den Stunden der höchſten, innerſten Noth, als ihm Alles geraubt war, als alle frühern Schätze ihm genommen, Alles, was ihm groß und herrlich dünkte, in der eignen Nichtigkeit verging, daß er da ſtand völlig verarmt an Geiſt wie an Leben, und zuſammenſank unter der eignen ſchweren Sündenlaſt, wer da die ewige Herrlichkeit erkannte, zu der er berufen war — ſollte der nicht jauchzen, nicht freudig und mit aller Gewalt ſich dem ergeben, was ihm ja nothwendig Nichts wäre, wenn es ihm nicht Alles iſt? Wenn durch den Geiſt der befruchtende Keim der ewigen Liebe erweckt iſt und die liebedürſtende Seele die unmittelbare Nähe des ewigen Bräutigams vernimmt, der ſie dem Vater zuführt und ſeinem Reiche, wenn man endlich einmal nach langen, ſchweren Stunden die feſte, unergründliche Gewißheit des Daſeins da iſt — ſollte ſie dieſes Glück, heimlich zwar erworben und in ſtillem Gebet, verſchließen den Freunden und denen, die er lieb hat? Weiß er nicht, daß, was ihm geworden iſt, auch allen Uebrigen ſeligen Frieden gewähren kann, und nichts Anderes? Wenn uns ein unerwartetes irdiſches Glück begegnet, dann macht man uns, und von Rechtswegen, einen Vorwurf daraus, wenn wir es nicht freudig mittheilen, und es ſollte zu tadeln ſein, wenn wir mit dem höchſten Glück, der Gewißheit der Seligkeit den Geliebten entgegenwallen, und das gewordene Heil in liebender Ermahnung verkündigen? Wo dieſes Gefühl wahr iſt, da hat es eine beſeligende, reinigende Kraft, die überſtrömende Gewalt der Liebe ergreift den Widerſtrebenden, der Schwankende wird ſicher, und je redlicher wir gekämpft haben, deſto mehr wird den Freunden der Kampf erleichtert, ſo daß wir eine ferne Ahnung haben von jenem Kampfe des Heilandes, der alle Sünde auf ſich lud, um uns zu erlöſen. Weh uns, wenn wir verſchloſſen ſind gegen ſolche Zeichen des Geiſtes, die gnadenvoll uns mahnend und entgegenkommen!

Es iſt ferner natürlich, daß Diejenigen, denen nach langem Kampfe das Heil geworden iſt, ſich nachdrücklich zu wahren, zu erhalten ſuchen.

Aber dennoch, ich halte es für meine heilige Pflicht, indem ich nicht bloß durch eigenen Willen, vielmehr durch eine Fügung Gottes, die ich erkenne und ehre, dahin gebracht wurde, über Gegenſtände meines heiligſten Glaubens nicht als ein Schriftgelehrter, ſondern als ein Mitglied der Gemeinde öffentlich zu reden, angemeſſen die Gefahren zu bezeichnen, die hier den Gläubigen drohen, die gefährlicher, die ſchmerzhafter, weil ſie uns da begegnen, wo wir uns dem Heil am nächſten glauben. Ich nehme nach dieſer Seite mit geheimer Furcht, theils weil ich, aus Gründen, die ich hier eben darzulegen ſuchen werde, es für unziemlich halte, dasjenige, was nur in der größten Einſamkeit, in der geheimſten Stille der innerſten Beſinnung in ſeiner größten Reinheit ſich zeigt, was in dem nächſten Moment ſchon entweder durch die eigne Sünde oder durch den [illegible] [illegible], die beide die durchſichtige Klarheit des Gemüths verfinſtern, von dem Zeitlichen ergriffen wird, öffentlich als eine mit etwas [illegible] Gunſt zu preiſen, theils und vorzüglich, weil ich niemals irgend einen Menſchen, der ſich in Wahrheit von dem Chriſtenthum durchdrungen, von dem Geiſt der Liebe ergriffen glaubte, auf irgend eine Weiſe verletzen möchte. — Aber dennoch, können wir es leugnen, daß in unſern Tagen Manches ſich zeigt, was den ſtrengern Chriſten Bedenken erregen mag? Nicht deswegen ſchweige ich nun, weil ich befürchte, daß das wahre Chriſtenthum auf irgend eine Weiſe durch eine ſolche Unterſuchung gefährdet werden könnte; denn wahrlich, hätte ich darüber irgend einen Zweifel, ſo würde ich ewig ſtillſchweigen; deswegen aber, weil viele ſchwankende Gemüther eine Deutung fordern und bedürfen, und weil ich ſie ſo verlangend zu finden,

den unwahren, verfälschten Zusätzen, welche aber den durch das Christenthum wirklich Bewegten anstößig machen, zu warnen möchte.

Es ist eine wahrhaft Christliche Erfahrung, die uns belehrt, daß die recht seeligen, heiligen Augenblicke, diejenigen der wahren Erweckung nicht in unsrer Gewalt stehen. Selbst der frömmste Christ macht täglich, ja stündlich diese Erfahrung, die dem auch dem Heil Ringenden anfänglich viele Sorge macht, bis er lernt, diese Schwäche selbst mit Demuth ertragen. Nun ist nichts gefährlicher, als wenn wir die uns vergönnten, vorübergehenden erweckteren Augenblicke willkürlich fesseln, daß eine gewisse Form Christlicher Ausdrücke und durch eine Selbsttäuschung [illegible] gelten soll, was uns innerlich zu gewissen Augenblicken vergönnt ist. Dadurch sinkt das Heiligste, was in seiner Reinheit und Kraft nur als unbedingter Einfluß uns durchdringen soll, was als göttliches Geschenk uns ermuthigen und stärken soll und eben daher auch nur vorübergehend gereicht wird, zur [illegible] Gewohnheit herab. Es ist auch eine Folge, die fast unvermeidlich aus solchen [illegible] entspringt, die oft sich zum [illegible] machen, die unsre-

[illegible] Gefühle und chriſtlichen Grundſatz zu erwecken.

Der Heiland ſagt: wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchließ die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen (Ev. Matth. Kap. 6, V. 6). Was iſt aber der andere eigentliche Gegenſtand des Gebets, das heiligſte und wichtigſte, wenn nicht eben die Erinnerung von oben? — In der Gemeinſchaft der Menſchen kann alle Sünde, ſo oft ich unter Menſchen geweſen, bin ich weniger als Menſch zurückgekommen, ſagt der fromme, [illegible] und [illegible] [illegible] Thomas a Kempis. Warum doch dringt der Heiland auf jene Zurückgezogenheit, wenn wir beten? eben ſollte er das Gebet um das Heiligſte, welches [illegible], weil uns durch ein ſolches Gebet erſt in ſtillem willigen Herzen [illegible] [illegible] erzeugen wird, was jene Erinnerung auch ſchützen?

Es iſt aber nicht die eigne Sünde und Schwäche allein, die wir zu fürchten haben, wenn wir beſtändig, und im Verborgenen im [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], weil [illegible] die Früchte der Liebe [illegible] gen iſt, Geduld, Sanftmuth, Demuth, [illegible], [illegible], ſtillen Fleiß, und [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Seelen, niemals Wahrheit bewegt haben, ſo ſchleicht ſich unwillkürlich, ſelbſt bei den Beſſern, wahrhaft Gläubigen, ein äußeres Wandeln ohne wirklichen innern Ruf ein, und man gewöhnt ſich unvermerkt, die Verſicherungen über ſeinen innern Zuſtand mit dieſem ſelbſt zu verwechſeln. Eine höchſt gefährliche Täuſchung: denn aus ihr entſpringt die Neigung dieſen Verſicherungen auch bei Andern einen gleichen Werth beyzulegen, allmälig fängt man an, ſich als den vorzüglich Begünſtigten, Erwählten zu betrachten, und die heuchleriſche Verblendung iſt ſchon da. Man verhehlt die Täuſchung, geſchützt durch wohlklingende Ermunterung, als wenn der heilige Geiſt durch mich rede, durch mich handle. Der Verblendete nennt ſich demüthig, weil er ſich wegwirft und nur als ein willenloſes Gefäß der ewigen Gnade betrachtet.

Immer iſt die Behauptung des Zuſtandes der vollendeten Erleuchtung als eines Bleibenden höchſt gefährlich, denn wie doch ſollen wir dieſen Zuſtand begreifen? Daß alle Gerechtigkeit, Weisheit, Macht und Heiligkeit vom Heilande herrühre; daß Alles, was man durch mich in der Welt Gutes, das meinem Heil Zuträglich geſchiehet, von Ihm abzuleiten iſt, das iſt der demüthige Glaube, der ſich aber allein kann ſeine, wenn wirklich irgend etwas hervortretend Gerechtes, irgend etwas Weiſes, Heiliges, Mächtiges durch mich geſchehen iſt, und ich nun allen Segen meiner gelungenen That ihm allein zuſchreibe. Wenn ich aber glaube, die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Macht des Heilandes ſtelle ſich in mir dar, ſo iſt das entweder jenes ſtille Gefühl der gläubigen Liebe, welches weder ſeine Gerechtigkeit durch ein Richten, noch ſeine Macht durch eine Handlung, noch ſeine Weisheit durch ein ausgeſprochenes Erkennen darzuſtellen vermag; es iſt die zuſtändige Seligkeit, die mich erfüllt; aber iſt dieſe Gabe mir im Verborgenen gegeben, dann ſoll ich ſie auch ſtill im Verborgenen bewahren, ja ſorgend, wie um einen geheimen Schatz, deſſen die eigne Sündhaftigkeit mich immer wieder von Neuem berauben kann; — oder ich glaube, dieſe hohen Eigenſchaften des Heilandes wollen ſich durch mich offenbaren; dann iſt mein Urtheil, meine Weisheit, meine Macht — denn als ſolche erſcheinen ſie ja doch äußerlich — völlig unwiderſprechlich, und ich bin, zwar nicht aus eigner Machtvollkommenheit, ſondern durch ihn, völlig unfehlbar, wer meine Lehre vernimmt, wer meine Handlung ſiehet, der grüßt den Heiland an.

Es ſind nur hier zwei Fälle: Entweder die hohen Gaben ſind mir im Verborgenen gegeben, ſo daß es mir nicht vergönnt iſt, ſie zu offenbaren als ſolche: dann ſoll ich ſie verbergen, und mit Sorge bewahren; oder ich vermag ſie zu offenbaren: dann bin ich das Höchſte, was der Menſch werden kann, und dieſe Behauptung ſollte nicht Hochmuth erzeugen? Ich dürfte mich den Darſteller der höchſten Gerechtigkeit, Weisheit, Macht und Seligkeit nennen, ohne verglichen zu werden mit dem Phariſäer? Auch er ſchrieb nicht ſich ſeine Vollkommenheit zu. Er dankte Gott, daß er nicht war, wie der Zöllner.

Der Gläubige iſt nie geneigt, und mit Recht, die Verſicherungen des Heilandes als ſolche zu betrachten, die auf bloß locale Verhältniſſe bezogen werden. Am wenigſten dürfen wir dieß von ſeinen ſtrengen Strafreden gegen die Phariſäer behaupten. Der wahre Chriſt muß gewiß nichts ſo ſehr fürchten, als auch nur die geringſte Annäherung an dasjenige, was der Heiland mehr als Alles und ſo wiederholt tadelte, und die ſchärfſte Bezeichnung, die ſtrengen Züge deuten offenbar auf ein tiefes, in der menſchlichen Natur liegendes Verderben, welches in einer jeden religiöſen Form eben ſo wie in dem damaligen Judenthum ſich verbergen kann. Chriſtus ſelbſt war mild gegen alle Fremde, nur jenen innern religiöſen Hochmuth ſtrafte er mit äußerſter Strenge; ja wie wenig er jenem mürriſchen, in einer ſtarren Form verſteinerten, ſich ſelbſt ſelig preiſenden Chriſten ähnlich ſah, das beweiſt jene merkwürdige Aeußerung über die Art, wie ihn die ſich heilig Dünkenden betrachteten: Des Menſchen Sohn iſt kommen, iſſet und trinket; ſo ſagen ſie: Siehe, wie iſt der Menſch ein Freſſer und ein Weinſäufer, der Zöllner und der Sünder Geſelle!

Sollen denn die durch den Geiſt bewegten Gläubigen die rein menſchliche Neigung ſich innerlich zu verbrüdern völlig unterdrücken? Wenn Thomas a Kempis, wie du eben erwähnteſt, behauptet, man komme jedesmal ſchlechter aus der Geſellſchaft, kann er da eine ſolche Geſellſchaft meinen, die ſich verſammelt zur wechſelſeitigen Erbauung? Gewiß nicht, wenn ſie völlig rein, in ſich wahr iſt. Solche Verbindungen, die nicht ganz zuſammenfallen mit der allgemeinen Gemeinde, die aus einem zwar wahrhaft Chriſtlichen, aber doch mehr perſönlichen Bedürfniſſe entſpringen, bilden die geiſtige Geſelligkeit mit der Innerlichkeit, ja ſie bilden die durch das Chriſtenthum verkere Freundſchaft; ſie ſind gewiß deſto wahrer, je freier ihre Form gehalten wird; die Zuſammenkünfte, je unbeſtimmter ſie durch irgend eine Verabredung erſcheinen, die Unterhaltung, je unwillkürlicher ſie durch das gefühlte Bedürfniß ſelbſt herbeigeführt wird, werden deſto fruchtbarer, deſto wahrer ſein. Eine beſtimmte Form, die mehr oder weniger dem öffentlichen Gottesdienſte ähnlich ſieht, vorgeſchriebene Geſänge, die einen feierlichen Vortrag einleiten und beſchließen, ſtören, wenn wir die innere Erfahrung fragen, die Verſammelten ſelbſt, ſo daß ſie völlig verſtummen, und wenn ſie durch Gewohnheit ſelbſt eine Art von Bedürfniß werden, fehlt doch der innere, friſche Quell wahrer Erhebung.

Ob wir nun alle Verſammlungen und Verbindungen derer, die ſich durch den Heiland im Geiſte und der Wahrheit inniglicher vereinigt glauben, mißbilligen? Wir fordern von denen, die ſich ſo verbunden haben, die milde Geſinnung, die auch in ſcheinbar von dem Chriſtenthum abweichenden Formen das Leben, ja in ſolchen, die unverkennbar die Liebe und Begierden, den Hochmuth und Eigendünkel nähren, dennoch zugleich eine geheime Leitung erkennen, das Wahre, das Gute ſelbſt da ſehe, und wir ſollten es wagen, eine Neigung, die immer von Neuem hervorbricht, bezwingen, weil ſie freilich gefährlich werden kann, ja wohl, ſchlechthin als eine thörichte zu tadeln, eine Neigung, die, wo ſie erlogen iſt, zwar der furchtbarſten Lüge, aber wo ſie wahr iſt, auch der heiligſten Wahrheit entgegenragte?

Wenn der von dem Geiſte der Wahrheit getriebene Geſinnte ſich erhebt, wenn Tauſende, die in der Blindheit der äußeren Werke verſunken waren, ihm wie zur Zeit der Apoſtel zuſtrömen, wenn die bewegten Gemüther ſich zu Gott erheben, die Tiefe des wahren Glaubens ahnen, und eine Erſcheinung, die wir der geiſtlichen Erfahrung nach für unglaublich halten ſollten, uns plötzlich entgegentritt, wenn Gott den geweihten Evangeliſten der Menge übermittelt durch das gewaltige Wort eines geiſtlichen Lehrers, ſollen wir da nicht ſeine leitende Fürſorge erkennen? Ja geſtehen müſſen wir, wenn wir erfahren, daß der verborgene Schatz, den wir ſelbſt in der Zerſtreuung der Welt, des Wiſſens und Zweifelns verloren hatten, auch dem wir, innerlich erſchüttert, in zweifelhaftem Kampfe, immer von neuem Zweifelnden umgetrieben, Jahre lang geſucht haben, wie unſichtbar naht, da wo wir ihn nicht suchen; und wenn die Gewalt des Wortes, die Macht des Geistes Tausenden die Knie beugte, sollen wir da rückwärts uns hinstellen, und mit einem falschen Maße des Irdischen das unendliche Göttliche messen?

Ist etwa die Brüdergemeinde eine tadelnswerthe Verbindung? Sollen wir auf die Seite derer treten, die Alles ableiten, was entführten den Glauben, das wahre Heil in Jesu Christo für das Höchste erkennt und diese Lehre bekennt? Müssen wir nicht befürchten, daß christliche Aufsicht und Liebe, wenn wir es nicht wagen demüthigen beyzustimmen, und der Welt ein Gräuel ist, als wollten wir einem Andern dienen zwischen Gott und Teufel?

Wahrlich, unter allen Zeugungen Gottes in unsern Tagen kleiner und feiner Erweckungsgemeinen, als diejenige, die jene Alterthümer der protestantischen Kirche aus dem Gedächtniß hervorrief und ihnen Dauer gab, wie Zinzendorf und Spangenberg, die in einer Zeit, in welcher der traurige Verfall der Gemeinde schon anfing, das Herz des Gläubigen beugte, und so eine stille, gemüthliche Verbrüderung gründeten, die Menschen nun zu dem heiligsten Werke.

Werfen wir einen Blick auf das heutige

Europa, ſehen wir, wie ein unruhiges Treiben in allen Gemüthern, kaum durch der Gewaltigen mächtige Gewalt zu unterdrücken, immer bedenklicher hervorbricht, wie ganze Völker die Bande des Gehorſams gelöſt haben, andere willig in einem zweifelhaften Kampfe die heilige Verbindung abgeworfen haben, wie menſchliches Erkennen, indem es auf Erlöſung verſprach, die Vereinigung [illegible], die Gewalt [illegible], umgekehrt, an vielen Orten das Menſchenleben vernichtete, ja, wo es nicht war, erzeugte — und bemerken wir dann, abgewandt von jener unruhigen Verwirrung, die ſtille Thätigkeit einer ſich entfernenden Gemeinde, und wie der Herr das heilige Streben ſichtbar geſegnet hat; ſehen wir, wie auch der Name dieſer Verbrüderung, in ſtiller Einfalt und Treue gegen den Herrn erzogen, durch den Glauben geläutert und vor den Verſuchungen der Zeit in der einfachen, chriſtlichen Umgebung geſchützt, ſo Viele mit großer Aufopferung aller Bequemlichkeiten des Lebens ausziehen, um das Heil unter den Heiden zu verkünden; bedenken wir, wie dieſe Herrnhuter den Klagen der Welt mit einer Thätigkeit entgegen, der [illegible] Völkerſchaften, dort [illegible] [illegible], zu [illegible], wo es Unterſtützung erlangen, nur als ein Mittel irdiſche Vortheile zu erlangen betrachtet wurde; erwägen wir, wie in den fernen Gegenden, wo ſie allen Gefahren trotzbietend ſich niederließen, Eigennutz, gänzliche Sittenloſigkeit, nicht ſelten furchtbarer noch als in Europa unter den Gebildeten herrſchten — und müſſen wir nun geſtehen, daß allein gläubige Beharrlichkeit und einfacher, hoher, unerſchütterlicher Glaube ſolche Hinderniſſe zu überwinden vermochten, dann ſtehen wir keinen Augenblick an, die Behauptung aufzuſtellen, daß das letzte Jahrhundert, in welchem die Zeit, unter wiſſenſchaftlichen und politiſchen Beſtrebungen, durch ſo viele überraſchende Erſcheinungen einer beträchtlichen Zukunft entgegeneilte, nirgends aus einem ſo einfachen, ſtillen Anfang ſo große, wahrhaft hoffnungsreiche Reſultate herbeigeführt hat, wie die Miſſionsanſtalt der Brüdergemeinde, die Veranlaſſung und das Muſter aller übrigen ſeit der Reinigung der Kirche.

Zwar die entlegenen Gegenden, die kalten, öden, eiſigen Gebirge, in welchen die Miſſionare ſich aufhalten, haben wenig Anziehendes, aber der rohe Eigennutz vermag den Menſchen zu ähnlichen Entſagungen zu bringen, und daher ſehen wir von vielen ſtill bewunderten

Chriſtlichen Gemeinden nur das Zeugniß ihrer Stifter und Gründer. Viele werden wohl glauben, daß die Chriſtliche Anſtalt ſich leicht täuſchen könne, daß ſie oft, wo ſie eine Seele gewonnen zu haben glaubte, nur Heuchler bildete, daß das bequemere Leben, die willkommene äußere Hülfe mehr als das Chriſtenthum ſelbſt die Wilden anziehe. Ich will nicht leugnen, daß ich ſelber, bis ich mit den Unternehmungen bekannter wurde, dieſen Zweifel hegte. Wer aber die Berichte der Miſſionare, die ſo deutlich das Gepräge der einfachen Wahrheit tragen, genauer kennt, dem muß dieſer Zweifel ſchwinden, er muß die Gewalt des Chriſtlichen Glaubens auf die roheſten Gemüther, die ſegensreiche Thätigkeit der einfach gebildeten Lehrer anerkennen.

Aber nicht alle dieſe Gemeinden haben ſich in ſolchen einſamen Gegenden gebildet. In der Kapkolonie ſind viele von der Brüdergemeinde gegründeten Miſſionen von berühmten Reiſenden beſucht worden. Keiner hat ſie beſucht, der nicht ſeine Verwunderung geäußert hätte. Es iſt nicht allein die Frömmigkeit, die ſchmuckloſe, ſtille Feier einer erhabenen Gottesverehrung, an die Stelle des ſtumpfſinnigſten, aberwitzigſten Aberglaubens geſetzt, welche das Erſtaunen dieſer Männer erregte: es iſt die Mäßigkeit, die Arbeitſamkeit, der Fleiß, die kluge Ordnung der geſelligen Verhältniſſe, die körperliche Reinlichkeit und Sittenreinheit, die nicht allein gegen den wilden Zuſtand der noch nicht Bekehrten, ſondern auch gegen den rohen Zuſtand verwilderter Chriſten den auffallendſten, ja für den bloßen Verſtand unbegreiflichſten und unerklärbaren Gegenſatz bilden. Ich berufe mich auf das Zeugniß von Barrow, Lichtenſtein, Burchell. — Es überwindet der Glaube die Welt; an ſeinen Früchten muß ſie ihn erkennen.

Wer, der nur überhaupt das Chriſtenthum liebt, kann leugnen, daß der Gemeinſinn der Brüdergemeinde auf das Gemüth eine ſtille, tiefe Gewalt ausübe?

Und dennoch iſt dieſe Gemeinde eine menſchliche; dennoch hat ſie den Geiſt, den ſie lehrt, nicht ganz verſtanden, und in ihr, wie in ihrer Einrichtung [illegible], die das [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible].

Wenn aber in unſern Tagen ſich ähnliche Verbrüderungen und, wie es ſcheint, immer häufiger zu bilden anfangen, wenn es gewiß iſt, daß eine geheime Neigung zur Sonderung, wenn auch nicht [illegible] [illegible], doch genährt wird, ist es dann nicht Pflicht zu wehren? Um so mehr, da alles äußere Eingreifen der Gewalt, wenn nicht offenbar gefährliche Schwärmerei die Ordnung der Gesellschaft zu stören droht, vermieden werden muß. Dabei nämlich steigert einen jeden Irrthum, [illegible] ihn nie zu vermindern; und wenn selbst in äußern Verhältnissen, wo politische Irrthümer den Staat betreffen, der aufgeklärtere Edle, der sie gewaltsam verdrängen will, nicht selten ihre Kraft vermehrt und so den Feind wachsen, den man vertilgen möchte, so ist ein solcher Eifer bei religiösen Verirrungen, auch wo sie sich entschieden zeigen, um so tadelnswerther, da er hier nichts als etwa die Verfolgung [illegible] kann. — Ich sage ausdrücklich: wenn nicht auf eine entschiedene Weise eine der göttlichen Ordnung, die auch von Gott ist, gefährliche Schwärmerei sich zeigt. Beispiele der Art sind aus der Geschichte der Reformation bekannt, und der verständige Christ wird es bedauern, daß auch in unsern Tagen solche Verirrungen den Widerstand der Obrigkeit hervorriefen, ja nothwendig machten.

Leidenschaftliche Verfolgungen unterscheiden sich von der christlichen Ermahnung dadurch, daß ſie nicht wie dieſe alle ſittliche Perſönlichkeit in der gemeinſamen Verbindung vernichten, ſondern dieſe Perſönlichkeit [illegible], indem ſie dennoch als vernichtet durch die Sünde betrachtet wird, durch die Vernichtung [illegible], und in einem ſeltſamen Widerſpruch verſuchen ein perſönliches Wechſelverhältniß vernichteter Perſönlichkeiten begründen wollen — und dieſes iſt es allein, wodurch unſere Ueberzeugung auch ſolche argen Verirrungen der Gläubigen gefährlich werden können, auch wohl ſchwach werden, was aber Lebensgeiſt nothwendig mit ihnen verbunden iſt, und daher auch nicht vermieden werden darf. Da aber die Möglichkeit einer ſolchen Gefahr, der größten ohne allen Zweifel, die den ſittlichen Chriſt treffen, menſchlicher Weiſe in einer jeden liegt, auch die heiligſte Wahrheit in eine ſittliche Lüge verwandeln kann, ſo wollen wir die beiden Hauptquellen derſelben näher betrachten.

Die erſtere iſt eine äußere, für die Verbreitung nämlich, als innerer Verfall der allgemeinen Gemeinde, die wir ſpäter betrachten werden. Die zweite iſt eine innere, ein ſolcher fortwährender Irrthum, den wir ſo klar als möglich aufdecken wollen.

Das Chriſtenthum iſt auf eine der Verauf eine dem Verſtande unerklärbare Weiſe erſchaffen geworden. Das Reich Gottes, welches in ſeiner vollkommenen Herrlichkeit erſt in dem verheißenen Zuſtande ſich entfalten ſoll, neigte ſich zur Erde, als Gott Menſch ward. Seine Geburt, ſeine Thaten, ſeine Wunder bezeugten eben ſo wie ſeine Lehre ſeinen höheren Urſprung aus einem Reiche, welches nicht von dieſer Welt war.

Als Chriſtus aber ſeine Jünger als ihr Lehrer um ſich verſammelte, war auch ſeine Gemeinde begründet. Sie ſelbſt ſchienen ſeinen hohen Ruf noch nicht zu kennen, ſein wahres Reich war ihnen verborgen. Erſt nach ſeiner Verherrlichung, als das Grab überwunden, und die Decken der irdiſchen Natur durchbrochen waren, als ihm Macht des verborgenen Reichs entfalten mußte, als die erſte Blüte des ſeligen Lebens ſich geſtaltete, der Erſtling derer, die entſchlafen ſollen, da erſt erſchien der Geiſt, durch die Taufe des inneren Verſtandes ergriffen, und die Jünger Jeſu wurden die Verkündiger der ewigen Lehren, mit der Gabe der Sprachen, der Weiſſagung, der Wunder, der Heilung leiblicher Krankheiten ausgerüſtet. Dieſe außerordentlichen Gaben des Chriſtus waren, wie die Geburt und das Leben des Heiſondern ſelbſt, eine Offenbarung; die Eingebung, unveränderlich für alle Zeiten, was die ganze gegründete Gemeinde und die heilige Schrift.

Nun verſuchte aber im Verfolg der Zeiten die menſchliche Auslegung, daß der Herr durch ſeine heilige Offenbarung nicht der willkürlichen Deutung der menſchlichen Vernunft habe preisgeben können. Man nahm daher an, daß die Lehren der Kirche fortdauernd auf jene außerordentliche Weiſe geleitet würden, wie die erſten Gründer, die Apoſtel. Wir können auch dieſe Grund Zeugung nicht verkennen. Denn müſſen die Kinder nicht ſelber an die Lehren, an die Väter glauben, und iſt jener Glaube nicht der Urſprung des wahren? Müſſen nicht die andern Völker an ihre Bekehrer ſelber glauben, als an die Bibel unmittelbar? — Aber dieſer Glaube, ſo heilſam für die erſten rohen Völker, verwandelt ſich in einen Fluch für diejenigen, die im Verfolge der Zeiten die Ablöſung unterließen; Glauben wollten erhalten, als jene Freiheit ergangen iſt, wenn wir durch die göttliche Gnade entgangen ſind.

Nur jener geiſtliche Orden, der ſelbſt ſpäter die Chriſtliche Kirche zu zerſtören ſuchte, die höchſte geiſtlichſte Verklärung, die unter dem Schleier der Demuth und ſchon hier den Beſitz des höchſten Gutes, des Geiſtes und die Apoſtelwürde verſpricht, ſehen immer von Neuem, verſchieden und eben, auf mannigfaltige Weiſe die Geſtalt wechſelnd, wieder.

Die auserwählteſten Seelen waren die Himmelsbilder jenes heiligen Baumes, der aus dem verborgenen Reich Gottes in die Welt hineinragt und Früchte der Seligkeit trägt. Nach dem Berichten der heiligen Schrift müſſen wir glauben, daß ſie nicht allein die Apoſtel, ſondern auch andere kaum genannten Mitgliedern der erſten Gemeinde zugetheilt waren. Ihre Früchte reiften für die Welt. Aber auf der Erde, wie durch jene erſte Gemeinde, offenbart ſich Gott nicht mehr für die Menſchen, und Niemand darf den Glauben an ſeine Lehre ſo in Anſpruch nehmen, wie die Apoſtel. Entſtände eine Gemeinde, wie die erſte, und lehren, wie die Apoſtel ausgerüſtet, dann müßten ihre Lehren als eine Fortſetzung der Offenbarung betrachtet werden, ja die heilige Schrift würde nicht mehr die einzige Quelle der Offenbarung ſeyn können. Wie ein jeder Chriſt glaubt, daß die Lehren der Apoſtel vollkommen waren, müßte man behaupten, daß auch noch immer auf einer außerordentlichen Weihe und die Offenbarung gewieſen werden müſſe; denn nur ſo war jene unmittelbare Mittheilung nothwendig.

Das war der Glaube der katholiſchen Kirche, die aber doch zugleich lehrte, daß die einzelnen Geiſtesgaben, durch eine ſtrenge Ordnung unter ſich verbunden, durch die feſte Vereinigung allem innern Widerſpruch der ſogenannten Offenbarung vorbeugen. Wenn aber ſolche gefährliche Wahn, als wenn der heilige Geiſt unmittelbar einem Menſchen außer Zeit auf ſinnliche Weiſe, wie zur Zeit der Apoſtel, wirke, in der gereinigten Kirche entſtehe, dann iſt eine völlige Anarchie unvermeidlich, dann entſtehen jene ſchwärmeriſchen Sekten, deren Geſchichte die Geſchichte kennt und von Nachfolgern zu weiten lehrt.

Wohl iſt die Gabe der Sprachen noch da; aber, wie mein Freund Schlegel ſehr richtig ſagt, geknüpft an das Studium, an mühſamen Fleiß und ununterbrochene Forſchung — ewig iſt die Gabe der Weiſſagung noch vorhanden, aber ſie iſt mit Forſchung in dem Gange der Geſchichte, mit ſtill beſonnener Betrachtung der Natur, der menſchlichen Geiſter und des Ganges ihrer Entwickelung, verbunden — ſo iſt auch die Gabe der Wunder da, [illegible] durch Treue und Fleiß gewiſſenhafte Unterſuchung gewährt die Lehre der Natur vom Menſchen, der Bildungsentwickelung dieſ[illegible] — ſo endlich iſt auch die Gabe der Heilung da, aber nur zu erwerben durch fleißige Betrachtung, genauer Forſchung, lange, mühſame Anſtrengung. Paulus lehrt uns, wie ſelbſt die außerordentlichen Gaben, den erſten Lehrern zur Offenbarung der Macht Gottes gegeben, ohne Liebe [illegible] und [illegible]; wie vielmehr müſſen wir daher behaupten, daß nur durch den Glauben jene Gaben ihre Vollendung erhalten. Ja gewiß, hier, durch Fleiß und Mühe, im verſtändigen Gebrauch der mitgetheilten Gaben würde der Glaube erſt ſeine große, unergründliche Gewalt zeigen, und in dem [illegible] chriſtlichen Sinnes mit der Welt Kämpfe zu überwinden.

Es gibt eine Freude, die dem Fleiß lohnet, eine ſtille Freude, welche [illegible] Einſamkeit begleitet [illegible], [illegible] [illegible] wird, eine Frucht der Entſagung, der [illegible], die ſie [illegible] [illegible], in ihrem eignen Erfahrung mit der Weisheit, mit dem Geiſte früher erkannt haben iſt. Es iſt eine Freude rein himmliſcher Art, die mit dem Hochmuth, mit dem Dünkel nichts gemein hat, und ſelbſt die Mittheilung an Fremde iſt nur ein armer Erguß der wahrhaft beglückten Seele. Erſt ſpäter, wenn wir mit der ſtill empfangenen Gabe hervortreten, wenn wir im Weſen Verſchloſſenes ausgeſprochen wähnen, dann die Stunde ſorgen, daß, was ein Segen für uns ſein ſollte, ſich nicht ſchon in einen Fluch verkehre, der uns und das reine Geſchenk vergiftet.

Wer dieſe Freude genießt, der erkennt leicht, daß alle guten Gaben von oben ſind. Daß dieſe demnach einem wahren Chriſten auch durch den Glauben erhalten, wird ſchon zugeſtanden, zu behaupten. Wer aber dasjenige, was der göttlichen Anordnung gemäß nur nach einer angeſtrengten, mühſamen Bewerbung einer natürlichen Gabe, durch den Glauben geſucht, gelangen kann, durch den bloßen Glauben erlangen will, der iſt auf einem ſehr gefährlichen Wege, er iſt ein Schwärmer, der nicht auf dem Glauben, vielmehr auf ſündlich vermeſſenem geiſtlichen Hochmuthe wandelt.

Wir wählen ein Beiſpiel aus der Heilkunde. Aehnliches ließe ſich zwar auch an andern Gaben nachweiſen, hier aber am deutlichſten. — Lange glaubte man durch ſoge-

[illegible] Theorien und Begriffe, die bald ſo, bald anders geſtaltet hervortraten, die Heilkunde zu verändern. In unſern Tagen traten wieder, wie wohl auch früher, mehrere Erſcheinungen hervor, die auf eine überraſchende Weiſe die heilende Gewalt des Vertrauens darzuthun ſchienen. Männer, die ſich berufen wähnten, heilten durch den Glauben, und man glaubte die Wunder der früheſten Chriſtenheit wiederkehren. Daß [illegible] [illegible], daß man Erſcheinungen der Art nicht mit gehöriger Kälte und Beſonnenheit unterſucht hat, daß ſie [illegible] angenommen oder verworfen wurden. Aber nie werde ich dieſe Unternehmungen billigen. Ja ich geſtehe, daß ſie, meiner Ueberzeugung nach, dem wahren Glauben völlig widerſprechen. Es mag manches noch Verborgene in jenen Erſcheinungen liegen, die [illegible] phyſiologiſchen Erklärungen ſich leicht und natürlich wie die [illegible] des Phänomens, aber wie weit dieſe Kunſt auch reichen mag, entſchieden [illegible] würde ſie nur, wenn ſie als der lebendige Quell eines [illegible] Chriſtenthums erſchiene. Die Kraft des Glaubens wird nicht durch [illegible] Kunſtgriffe geläutert, und ſoll er im Sinne des Chriſtenthums wunderbare Heilungen geben, ſo müſum ſo als Diener der gründlichſten Heilkunde und des feſteſten Glaubens zugleich erſcheinen.

Der Herr ſpricht: Schauet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. — Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen. (Ev. Matth. 6, 28 und 34.) Gilt es einem armen auch gläubigen Chriſten, der dieſes ſo verſtehe, als wenn er aller eigenthümlichen Sorge für die Zukunft völlig überhoben wäre, als wenn er im unthätigen Glauben nur die Hilfe Gottes erwarten ſollte? Wie er dem Samen der Lilie eine Blume und der ganzen Pflanze ihre beſtimmte Richtung gegen die Elemente gab, und wie ſie nach den natürlichen Geſetzen wächſt und gedeiht, und wie er dem Sperling den ſelbſterhaltungsmäßigen Inſtinkt gab, ſo gab er dem Menſchen Vernunft und Verſtand, und nur der lebendige Geiſt des Glaubens und Vertrauens, da werden beide zur Darſtellung der gehörigen Blüte des ewigen Lebens, und daher iſt der Sinn jener göttlichen Lehre dieſer: daß du erkenneſt, daß dich Gott berufen hat zu einem thätigen Wirken, daher ſollſt du alle Kräfte anwenden, um der Vernunft und dem Verſtande gemäß nach menſchlich naturgemäß zu bilden, wie die Lilie dem Geſetze ihrer Natur nach. Du ſollſt nicht ängſtlich ſchauen nach irdiſchen Vortheilen, ſondern ſtille wachſen nach innerer Pflege deſſen, was dir anvertrauet ward. Dieſes Trachten wird Gott ſegnen, dieſen Fleiß ſein Geiſt leiten und erleuchten; und es wird Früchte der Liebe tragen. Nichts ſchützt uns aber mehr vor jenem geiſtlichen Hochmuth, und die wahre Demuth kann nicht prunkend hervortreten; ſie, die ſtille, heiligſte Blüte des Chriſtenthums, gedeiht beſcheiden am ſicherſten und ſchönſten zwiſchen den Dornen der liebevollen Mühe. Wer nicht ein Geſchäft hat, dem er ſich mit ganzem Eifer ergibt, wer dieſes nicht liebt, wie ſich ſelbſt und alle Menſchen, der hat den ſichern Boden nicht gefunden, auf welchem auch hier das Chriſtenthum Früchte trägt. Ein ſolches Geſchäft wird zu einem ſtillen Tempel geweiht, in welchem der Heiland ſeinen Segen ausgießt in jeglichem Stande der Völker; es vereinigt uns mit allen andern Menſchen, daß wir ihre Freuden und ihre Leiden theilen, und was wir von ihnen uns wollen, was wir es ihnen, nicht ſcheuen als das Mühe, als unvermeidliche Bedingung; es lehrt uns die eigne Beſchränkung mit jenem Werth richtig [illegible], und iſt der wahre, ſtille, fruchtbare Boden des thätigen Chriſtenthums. Es [illegible] Verbindung, es erzeugt liebevolle Zuneigung, auch im Irrthum und Sünde noch [illegible], wie der Heiland unter Zöllnern und Sündern lehrt; es reinigt und heiligt, ſo weit Gott es erlaubt, und indem die ſchwankende [illegible] getragen wird von Gottes Ordnung in dieſer Welt; erhebt ſie durch den Geiſt von dem Wiſſen des höhern Lebens durchſchienen ſich und naturgemäß der ſeligen Zukunft entgegen.

Dieſes Wiſſen, als wenn Gott uns auf irgend eine außerordentliche Weiſe in unſerm Innern, Gemüthe, Wirken in der Welt leiten, hat nichts mit der beſeligenden Gewißheit gemein, daß er uns auf eine dem Verſtande und der Vernunft unerklärbaren Weiſe zu unſerm eigenen Heil einwirken. Dieſes letztere iſt, wie ſchon oben gezeigt wurde, das Fundament unſers Glaubens. Nur niemals vermögen wir, was Gott durch uns ausrichten will, ſo in der Welt darzuſtellen, wie er es will. Seine Gnade läßt euch nicht fehlen, und die Stimmen der ſtillen Seligkeit werden uns [illegible] und ewiglich erhalten; aber dennoch wird eine tiefe Ahnung, daß wir dasjenige, was Gott uns erlegen, als verlassenen, als ausgestoßenen, können uns schwach zu fühlen vermöchten, die wahre Demuth erzeugen, und selbst wenn wir Alles gethan haben, erscheinen wir als unnütze Knechte. Wäre ich ein willenloses Werkzeug der göttlichen Gnade gewesen, dann möchte ja, was durch mich geschähe, die völlig reine Offenbarung des göttlichen Willens sein, und ein jedes Widerstreben wäre eine Gotteslästerung; ich möchte für die göttliche That, für die göttliche Lehre, die der Geist durch mich offenbar werden ließ, den nämlichen Glauben in dem nämlichen Grade fodern, wie derjenige ist, der mich mit dem Heiland und seiner Offenbarung durch die heilige Schrift verbindet. Der Heiland selbst konnte bitten, und den Vater, daß er den Kelch von ihm nehmen möchte — und du Wurm! wer du auch seist — was ist durch dich geschehen, was hast du vermocht, daß du auf eine unmittelbare Einwirkung des Geistes zu pochen wagst? Lasse das Urtheil der Menschen walten nicht allein, wie selbst schelten; lasse deine Widersacher reden, nicht mit jener leidenschaftlichen Liebe, die als geringschätzendes Mitleiden erscheint, sondern so, daß du erkennst, Gott hat ihnen gegeben, was du verlangt hast —

[illegible] kann, wenn da ſie ſeinen Uebergang [illegible] auch unter die Ungläubigen rechnen mußte.

Ein Irrthum hat ſich in unſern Tagen erzeugt. Wir wollen nicht leugnen, daß er ſich unvermeidlich [illegible].

Durch ſo viele [illegible] Forſchungen der Wiſſenſchaft und Leben ermüdet, durch die ſchwankenden Ereigniſſe der Zeit zur Beſinnung gebracht, ſind Viele zum Chriſtenthum geführt worden, und das Licht des Glaubens hat die finſtre Nacht des langen Zweifels verſcheucht. Sie wiſſen nun, wo das Heil allein zu ſuchen iſt. Aber nur zu leicht vergeſſen ſie, daß nicht das Leben ſelbſt die Sünde iſt, daß nicht der Teufel die Welt ſchuf, ſondern Gott, daß der böſe Geiſt zwar das Geſchlecht verführt, die Welt der [illegible] verpeſtet hat, daß hier kein vollkommenes Gut erlangt wird, aber daß dennoch durch die Welt, durch den Gang der Ereigniſſe, durch die ſtufenweiſe Fortbildung des menſchlichen Geiſtes der göttliche Wille durchdringet, der Alles zum Beſſern lenkt. Der böſe Geiſt kann nichts erzeugen, nichts erſchaffen; was aus Gott erſchaffen wurde, das ſucht er zu verführen und irre zu leiten.

Daher iſt in allen Zeitaltern ein [illegible] [illegible], etwas Gutes, welches es von Gott iſt, und einem Pöbel, inſofern er dem Teufel iſt. Wir ſollen die Menſchen lieben wie uns ſelbſt, aber nur den Teufel in dem Menſchen, ſo wie ein [illegible] in uns.

Wer iſt nun dieſer Menſch, den wir lieben ſollen? und wie ſoll dieſe Liebe ſich äußern? Menſchliche Liebe iſt ein zugleich einer verſchiedenartigen Anerkennung, daß wir und Alle gleichſam unter einander in religiöſer Rückſicht, aber alle nichtig vor Gott. Sollen wir die großen geiſtigen Gaben, die Gott den Menſchen geſchenkt hat, deßwegen verſchmähen, weil wir durch ſie uns gefallen werden? Keineswegs. Ich gebe zu, daß derjenige, dem es Ernſt iſt mit ſeinem Chriſtenthum, der ſich wenig erbaute bei dem ſchönen alten Glauben, einem Standpunkt [illegible] erhebt, der innere Wahrheit hat, in welchem er Alles verſchmähte, was ihn früher anzog und ihm werth war; ja noch mehr: ich will zugeben, daß ein ſolcher Standpunkt [illegible], iſt das Streben [illegible] nichtig, erſcheinen muß. Wenn aber deßwegen die Jugend, noch unreif, unbekannt mit den hohen Mitteln der geiſtigen Gnade, die für das Geſchlecht in der Wiſſenſchaft verborgen liegen, und die den Geiſt nicht zu vernichten vermögen, geringſchätzt, was Fleiß und Mühe und Ehrenben und Wahrheit ſchöpfen, wenn die Erzeugniſſe großer Geiſter ihnen gefährlich ſcheinen und die Bewunderung ſeltner Talente erſchlaffen — in welcher leeren, dürftigen, einförmigen Einſamkeit, in welchem trägen, unfruchtbaren Brüten drohte der Geiſt zu verſchmachten. Ja wenn dieſe Jugend berufen wäre, nach ſeiner Ausbildung das Geiſtige der Zeit zu reinigen, wie lieblos erſcheint ſie! Da ſie ſich nun gebildet durch die Kunſt, durch die Poeſie — war es nicht dein ſündiger Sinn, der ſich ſo verirrte, wo der wahrhaft kleine Geiſt prahlt, daß er ſich durch ſchöne Gaben des Menſchen hat verherrlichen wollen, wie durch die Pracht und Herrlichkeit der Natur? Wahrlich o giebt eine Bewunderung der hohen Gaben Gottes, die wahrhaft fromm iſt, und wer nicht durch Shakſpeare oder Göthe oder durch Meiſterſtücke der alten Welt erſt zum Beten gebracht wurde, und recht innig, recht treu, recht kindlich das ganze Geſchlecht liebgewonnen, den Gott ſo herrlich ausgeſtattet, der, allmächtig ſchaltend, Licht und Dunkel erſchafft, und nicht in der Form der Chriſten-Gemeinde eingeſperrt, der ſich frei und mächtig offenbart vor allen Völkern, und in jeder Heimath eine Stätte, in jeder Andacht eine Verführung ſieht — der kennt den hellen Tag der ſegenreichen Liebe nicht.

Findeſt du es nothwendig, zu fliehen, was dich früher anzog, ſcheint dir die Philoſophie gefährlich, die Poeſie verführend, laſtet die Größe der alten Welt wie ein ſchwerer Druck auf deiner Seele — wohl, du magſt dich verſchließen und die Strenge der Selbſtverläugnung, iſt ſie wahr und ächt, wird dich wieder heilen in wahre Mitte zurückführen. Aber wie darfſt du als Lehre durch das Chriſtenthum geboten dasjenige verkünden, was eine harte Erfahrung dir nothwendig macht. Auch hier lauert die größte Gefahr. Wir bekennen, daß dieſe Strenge beſonders in unſern Tagen, vorzüglich dann, wenn wir nach mannigfaltigen Verirrungen durch ein ſtrenges, ſich ſelbſt genügendes Denken uns an die wahre Quelle des Heils wenden, unvermeidlich iſt; ja kaum iſt eine wahre Bekehrung ohne ſie möglich. Aber ſo wie ſie ſich aus der einſamen Stille der grübelnden, ewigen Selbſtbetrachtung herauswagt, ſo wie ſie mit dem Gepräge des Allgemeingültigen hervortritt, ſo iſt ſie dem furchtbarſten Irrthum preißgegeben.

Der Chriſt, der ſich wahrhaft an die Gnate Gottes, an die Leitung des Geiſtes, an die ewige, ewig nahe, heilige Liebe des Heilandes gewandt hat — der in Zucht und Orden ſeinen Glauben feſthält, dem Gott es gegeben hat, daß er es innerlich fühlt, wie Alles von ſeiner göttlichen Barmherzigkeit getragen wird — der tritt heiter in den großen Frühlingstag der erneuerten Schöpfung, und mitten in der Verwirrung ſteht er ruhig da, ein fröhliches Kind, und ſieht an dem warmen, heitern Tage die Sonne der Liebe ſcheinen über das ganze Geſchlecht. Es iſt ihm wie ein Schleier von den Augen gefallen, und er hört die Geſänge und Chöre der Menſchen, und den verborgenen Jubel in der Wehklage, und ſieht die Morgenröthe ſchimmern in der finſtern Nacht, und vermag Alles, und glaubet Alles, und duldet Alles, und hoffet Alles, und ſchließt das ganze Geſchlecht an ſeine liebende Bruſt, und theilt ſeine Sorgen, und wacht weinend auf Alle. Werdet wie die Kinder. Wie Chriſtus Menſch geworden iſt, ſollen wir Kinder werden, alle Gaben Gottes genießen, wie ſie, und in Leiden, Zuverſicht in ſeinen Armen ruhen, wie das Kind in den Armen der Eltern — in des Vaters Armen, der da weiß, wenn ein Sperling zur Erde fällt, der das Geſchlecht nicht dem Böſen gewidmet, am Montage zu ruhen, der will, daß die Chriſten ſelig werden.

Da ſchmähet das Schauſpiel, Tanz und luſtige Freude ſcheinen ihr vom Böſen, und nicht ſelten hören wir Verdammungen, als wenn alle Luſt Wolluſt, und jede unbefangene Freude ein Verbrechen wäre. Wer will leugnen, daß die Schauſpiele unſerer Tage verführeriſch ſind, daß ſie die Sinnlichkeit nähren, ſinnliche Luſt, Weichlichkeit, üppiges Gefühl wecken und befördern? Aber wem verdanken wir dieſe Einſicht? Wer hat uns nicht eigentlich die Augen über den Verfall des Schauſpiels geöffnet? Etwa die ſchwärmeriſchen Frommen? Keineswegs. Und warum nicht? Deswegen, weil die Bühne ein natürliches Bedürfniß des Menſchen iſt, weil ſie ſich auf einer beſtimmten Stufe der Bildung mit Nothwendigkeit erzeugt, weil ein eigenes Talent die mimiſche Darſtellung fodert, weil hochbegabte Geiſter große Meiſterſtücke für die Darſtellung lieferten. Wenn nun ein frommer Eifer alle dramatiſche Kunſt verdammet, ſo ſieht man in einer ſolchen Verdammung zunächſt eine geiſtige Beſchränkung, die ſich leichtſinnig das Recht anmaßt, über Verhältniſſe zu richten, deren Werth ihr verborgen geblieben, oder ein anmaßend, hochfahrendes

Gemüth, welches die Geſetze für ſich erkennt, aber eben deßwegen kein allgemeines Urtheil fällen kann.

Willſt du die Geheimniſſe des Drama's aufdecken, ſo mußt du das ächte Drama kennen, zu lieben; nur die Liebe der reinigenden Kraft, ſie verdrängt nicht, aber veredelt. Was wir Geiſtreiches über das Verſchiedene und Wandelbare des Schauſpiels erfahren haben, verdanken wir ſolchen Männern, die das Drama liebten, die zugleich auf die wahre, reinere Geſtaltung hinſteuerten. Und wenn ſich auch nicht beweiſen läßt, daß dieß es bis jetzt im ächt chriſtlichen Sinne geſchah, ſo können wir auf doch nicht wohl einem frommen Gefühle danken, das auch dieſe Kunſt in ihren Eigenthümlichkeiten vielſeitig zu durchdringen vermöchte, ſo wie nicht wenige Dramen eine ruhige, richtige, beſonnene Geſinnung entwickeln, die ſelbſt an den ſchrecklichen Bildern ſchildern, zu chriſtlichen Gedanken betrachtet werden kann, und wenn wir ruhig anſchauen die großen Ereigniſſe, die geheime Qual des Verbrechers, die ſeltſamen Fügungen des Geſchickes, das Innere des Menſchen, deſſen verborgene Tiefen ſich unſerem Auge auf Momente öffnen, erblicken, wenn die vergangene Vergangenheit wieder lebendig wird, und schnell und kräftig an uns wirkt, sollte nicht solche Darstellung mehr noch selbst, als die vernommenen Ereignisse des Heilands, die uns seine Lehr und That zeigen, mehr als die ausführlichen Ueberlieferungen uns zu Betrachtungen führen, die dem Christlichsten Sinne heilsam wären? Gewiß, alles Wirken des Menschen muß von der Liebe ausgehen; die Liebe aber ist thätig im Forschen; sie will erst wissen, was zu wirken ist, ja was gewirkt werden muß, sie muß das verborgene Gute kennen, ehe sie wirket.

Das Christenthum ist ein fortdauerndes Wunder. Die Herrlichkeit der erschaffenden Welt, das Gesetz der Natur, die göttliche Ordnung des natürlichen Menschen, Verstand, Vernunft und Sittengesetz vermochten nicht es zu erzeugen, nicht es zu begreifen. Dieser heilige Schatz entsteht noch immer, das Geheimniß der ewigen Liebe, durch die Wirkung des Geistes, wie in jener heiligen Zeit, und sie vereinigen, den Forschungen ist dem Geiste, der nichts einen bleibenden Werth, was nicht durch die ewige Liebe bestätiget wird. Der göttliche Geist, der jene Wundergaben den Aposteln mittheilte, wirkt noch auf uns und erleuchtet uns, leitet uns, wie die ersten Gewerden. Aber die Welt ist erlöst durch den Heiland, und die heilige Schrift enthält das Geheimniß der Erlösung. Die Gerechtigkeit kann nicht selig machen, aber sie wird nicht aufgehoben durch die Schrift, vielmehr [illegible] durch den Glauben. Gegen die ewige Ordnung Gottes sträubte sich das Volk, aber das Gesetz, die natürliche Ordnung wird befestigt durch die Liebe. Der Irrthum, zu dem das Volk ist noch geneigt, [illegible] und [illegible] an [illegible], aber die Formen des geistlichen Reiches Gottes sind nicht [illegible] in eine bestimmte Form gebannt, sich [illegible] gestellt, und [illegible] werden [illegible] vergessen. Vernichtet ist die Gewalt der Hölle nicht, aber gebrochen, und nun ist die Gewißheit des Sieges gewonnen. Das ist unsre Seligkeit, die wir auch hier genießen. Aber [illegible], weil die Formen [illegible] sich in der Welt, haben ihre [illegible] [illegible]. Denn das Wunder des Christenthums ist in der Fügung Gottes erkannt, in den [illegible], [illegible] Leitung der Sache, und [illegible] Verstand und Vernunft gezwungen worden, um der Wahrheit der Geschichte zu gehorchen.

Wohl sind wir hier berufen, das Reich Gottes zu verbreiten. Wohl mögen ein [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

eine Schwäche des Verstandes, keineswegs ein Beweis der Stärke des Glaubens, wenn wir Wunder erwarten. Ja der wahre, starke Glaube bedarf keines anderen Wunders, als des einzigen, welches da ist, und seine innere Kraft fortdauernd offenbaret. Nur der schwankende Glaube sucht ängstlich eine äußere Stütze. Sich darauf berufen, daß dies oder das ein Wunder im eigentlichsten, ächt Christlichen Sinne, wie die Wunder des Heilandes und der Apostel, hervorgebracht habe, heißt dem witzelnden Unglauben einen gefährlichen Triumph bereiten. Die Erfahrung spricht zu laut, zu deutlich. Allenthalben, wo man Wunder vermuthete, entdeckte man Täuschung oder Betrug, widerwärtige Schwärmereyen oder Schwäche des Verstandes. Eine solche übernatürliche Wirkung von geistigen [illegible], [illegible] Eindrücken des Außerordentlichen, ein falsches Vertrauen der Gewalt des Glaubens, wo er am mächtigsten, am herrlichsten wirkt, ist, dem Unglauben zum leichten Siege preisgeben, nicht der unerschütterliche Fels, auf welchen Gott seine Kirche gebauet hat.

Erkennet deinen Beruf, [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], würdig, demüthig, [illegible] und stiller [illegible] [illegible] noch und jener

Familie, gemeinſam verbinde ſie dich mit chriſtlichen Freunden, ſie ſtark im Unglück, mild gegen Andere, ſtreng gegen dich ſelbſt. Ein geſunder Baum kann nur geſunde Früchte tragen; an ſeinen Früchten wird man ihn erkennen. Ein ſolches ſtilles, frommes, gläubiges Leben iſt ein Segen für die Umgebung; es belehrt durch ſein Beiſpiel; es iſt ſo mächtig wie das Wort.

Will die alte [illegible], den geiſtigen Kampf der Zeit zu theilen, ſo wiſſe: der Verſtand kann nur durch ſich ſelbſt überwunden werden. Zwar der Geiſt macht Alles zu Allem; aber er braucht nur das [illegible], um den Verſtand zu beſiegen. Geläuterter Vernunft und Verſtand ſollen entgegentreten, damit die Kirche ſiege — eine nothwendige Entſcheidung — aber die Formen des Glaubens ſind durch den Geiſt auch in Wiſſenſchaft und Kunſt, in die ganze geiſtige Entwicklung des Geſchlechtes geleitet, und ſollen da, wo er ſie hinpflanzte, gepflegt werden durch Liebe, die Bewunderung, die Bildung. Fremde Geiſtesgaben ſind dem ächten Chriſten nur gefährlich. Selbſt die lebendigſte Zuneigung, ja die Begeiſterung, die eine große Maſſe zu erregen vermag, kann zwar in eine heftige Bewegung verſetzen; aber die Fortſchritte

Sehen von dem weiten Standpunkte herrlichen Geiſtes Lyra aber ſo ſinnlich ſein; zu nicht ſeinen verdingt ſich hochmüthige geiſtige Perſönlichkeit, Unempfänglichkeit und Ungerechtigkeit unter dem Schein, um Ganzes herrliche Blüthe zu ſchmücken. Wenn ich in einem Werke die Sprache genau habe, erhabenen Gedanken erkannt, der, aber lieben was ich [illegible], in der menſchlichen Geſtalt das Bild Gottes darſtelle, und man ergriffen von der tiefen Wahrheit der Natur ſtünde — bete ich das Werk an? oder iſt dieſe Anſicht etwas nicht wahrer Art?

Die Philoſophie hat ſich zum Hochmuth verleitet, die Kunſt ſeine Sinnlichkeit genügt — wer? und wer weiß da ſie ſiegen? Nicht [illegible] gefallen [illegible], auf welche Weiſe der Geiſt ſeine Schranken für die Zukunft kennen muß? Der Geiſt ſchließt die nothwendigen Schöpfungen [illegible] auf, er läßt aber nie in ſchwankender Ungewißheit. Hat man etwas in ſeinem Hauſe? Gewiß nicht.

Entweder ſie entſteht, daß bei der geiſtige Fähigkeiten nicht gegeben iſt, die nothwendig erkannt wird, um die Urſprünge der Kunſt und Wiſſenſchaft richtig zu würdigen, und entſagt man, weil ſie nicht gegeben iſt — eine kleine Ahnung zeigt die [illegible] urſprünglichen Grenzen.

Das demüthige Bekenntniß kann man nie mit einem [illegible] über Kunst und Wissenschaft verbunden sein; daß manche Irrthümer, viel dem Glauben Gefährliches in beiden verborgen sei, daß zwar [illegible] [illegible]; aber [illegible] nicht [illegible], das Gold von dem Unrath, das Heilsame von dem Schädlichen zu scheiden. Diese freiwillige, bescheidene Selbstbeschränkung ist eine wahre [illegible], ja keine kleine [illegible] ist so tief, ist so selten, wie die höchste Gabe, so ist selbst die [illegible].

Aber du [illegible] dir die geistige [illegible] zu; und du willst [illegible]? — Zeigt sie den Geist so vernehmlich spricht, zeigt sie er dir den [illegible] gezeigt hat, da du ihn erkennst, willst du denn ihn — je die [illegible] [illegible] verlassen? zeigt sie du mit [illegible] Liebe, mit Ordnung und Zuversicht [illegible] für das Gute [illegible]? Eine fortgesetzte weitere Selbstprüfung wird dir dann zeigen, [illegible], was dich zum Hochmuth, zur Eitelkeit verleiten, [illegible] in der Welt [illegible] eine Kunst, [illegible] in dir [illegible]. Selbst auch die Hülfe der Gnaden [illegible], wird dir das [illegible] große Geister [illegible], lehre, [illegible] erscheinen, und wo die Irrthum liegt, wird er sich dir nicht verborgen können. Ist nicht die großen, mächtigen Geisteskampf die Herrlichkeit und das Elend unſerer Tage? Das hat die [illegible]: nur der Zweifel habe die Dichter, die Künſtler, die Philoſophen getrieben? Wird der Irrthum, wie er wirklich iſt, übermächtig, weil die Regierung ſelbſt, und wie alle Schmeichler den Feind mit unnützen Worten ſchmähend, ihn zu bekämpfen ihn nicht den Muth hat? Nein! hier iſt ein wahrer, herrlicher, durch den Glauben geläutert, durch die Geiſtesgaben, die ſich durch die Liebe ihren Werth erhalten, [illegible], [illegible], zu heiliger [illegible], Der auch gründlichen Wiſſen, [illegible] Geiſt, ſtiller Forſchen, [illegible] der Gottes Natur [illegible] [illegible], aller [illegible], und die wirkt — denn das iſt ja eben der Segen des Chriſtenthums, — daß, wenn er, [illegible] auch noch ſo [illegible] wird, zu [illegible] wird, [illegible], als [illegible], als [illegible], nicht [illegible] Macht [illegible]. [illegible] wird in dem großen [illegible] [illegible] Element [illegible] Zeit der Wunder und Zeichen, wo das [illegible] das Reich Gottes [illegible] wird, [illegible] das [illegible] ſich zum [illegible].

Es wird [illegible] der [illegible] Blick [illegible], wie es [illegible] iſt; ſo muß die Klugheit der Schlange mit der Einfalt der Taube vermählt; in dieſem Sinne ſollen wir uns Freunde machen mit dem ungerechten Mammon; und ſo wollen jene Freunde des Glaubens, die nicht im Verborgenen bleiben ſollen, das Licht, welches wir nicht unter den Scheffel ſtellen, ſondern auf den Leuchter, daß es leuchte [illegible] [illegible] Herrlichkeit erſcheinen. Dieſe Zuverſicht macht uns [illegible], daß in [illegible] Freunden verborgene Glaube [illegible] nicht [illegible]. Wir erkennen [illegible] das Walten des Geiſtes in uns, aber auch im [illegible] Kampf die eigne Entſcheidung.

Wir dürfen doch [illegible] nicht [illegible], einen Vorwurf aufmerkſam zu machen, daß die Feindſchaft der Welt, der Hochmuth des [illegible], die in der Kraft des Chriſtenthums den [illegible] Feind, wenn auch nicht [illegible] erkennen, doch ahnen, [illegible] [illegible] Verbindung [illegible], zu ſich zu [illegible] haben, daß geiſtige [illegible], einzelne Behauptungen, nicht [illegible] und [illegible], als Zeugniß gegen die [illegible] [illegible] Geſinnung auftreten müßten. Er geht, ſo [illegible] in den [illegible]

[illegible] das religiöse Gefühl [illegible] ist die Wirkung des Christenthums, daß ich nicht einen Funken eines Gefühls [illegible] habe, [illegible] genug. Aber gewiß wird kein frommes Gemüth durch eine [illegible] Stimmung erregt werden, und an die [illegible] an die [illegible] und [illegible] an die Wunder des Christenthums zu [illegible] habe ich auch nicht [illegible] werden wollen.

Ohne deswegen bei dieser Stimmung [illegible] Überzeugung kommen, [illegible] Zwar gibt es [illegible] von welchen ich [illegible] daß sie [illegible] ich [illegible] Jüngling, [illegible] zu wenig, um sie [illegible] zu [illegible] Jünglinge [illegible] zu wenig [illegible]

Die Sekten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] selbst zu untergraben, [illegible] Übrigen [illegible]? [illegible] zu bemerken, daß der Eid an die symbolischen Bücher nicht binde, [illegible] vergessen? [illegible] wie sie sich nach dem [illegible] müssen, die Aussprüche der heiligen Schrift [illegible], aber allmählig und unmerklich [illegible] Sinn unterlegen sollen, [illegible] ursprünglichen ganz verloren hätten, wodurch es ihnen gelingen würde, [illegible] an ihrem Glauben zu beruhigen? Ja, zu beruhigen. [illegible] einer Gemeinde [illegible] wird, [illegible] Glauben der Gemeinde ganz theilen. [illegible] Zweifel, [illegible] überzeugt, daß, [illegible] Zweifel [illegible] werden. [illegible] Begriffe auf den Glauben zu [illegible] zu [illegible], daß [illegible] überzeugt bin, daß, [illegible] Ruhe, [illegible] gefährdet hat, [illegible], den Kampf des Glauben [illegible] [illegible] wird, [illegible] werden. Ja selbst dem Kampf mit der Lüge, mit dem geistigen Zwange darf der wahre Glaube nicht scheuen. Eine jede äußere Gewalt, um auch den falschen Begriff auf den Glauben zu verhindern, ist nicht eigentlich [illegible]. Solche Begriffe können den Gläubigen nicht erschüttern, den nicht, dessen Glaube durch den Geist erzeugt, durch die Liebe belebt ist. Denn nicht auf äußeren Sätzen, nicht auf Begriffen einer kirchlichen Tradition und Überlieferung beruht sein Glaube. Er ist gegründet auf einen Felsen, ja auf die höchste Erfahrung, auf ein Leben, welches, über allen Zweifel erhaben, [illegible] [illegible] [illegible], wie es so herrlich in dem ersten Kapitel Johannis, Vers 4, dargestellt wird. Die Schwachheit aber dieser [illegible] den [illegible] Gebrauch einer Gewalt, die der schwache Glaube nicht entbehren kann; und Luther selbst aber [illegible] an die Verkündigung, daß die Kirche des Wortes [illegible] [illegible] hat, daß sie ein Glaube gegeben ist, den kirchlichen Wechsel in seinen Bedürfnissen [illegible], wenn er [illegible] soll.

Es gereicht nun, ob die Freiheit, welche [illegible] Unterscheidung von alle [illegible], so auch die christliche Kirche, nicht [illegible] so gewiß ist es doch auch, daß der Glaube des Christenthums dem Glauben desselben ganz und gar gleichen muß; ja er muß noch mehr als ihn, als in den übrigen Religionen befestigt sein. [illegible] soll er nicht allein die [illegible] predigen, er soll den Kampf mit allen Zweifeln beständig kämpfen lassen. Und wenn er auch einmal diesen Kampf als Sieger [illegible], darf er ihn wagen als schon entschieden. Ist der Glaube etwa ein solcher, der diesen [illegible] Glauben des Christen auf irgend eine Weise einmal zu [illegible] hat, der ihn anderer [illegible] hat? Ist er irgend einmal anders, als ein [illegible] des Menschen? — Es ist doch eine so klare, dem einfachsten Verstande einleuchtende Sache, daß es bei aufrichtigem Glauben, wie man jemals gegen die irgend einen Zweifel hat [illegible] können. Hat der einfache Glaube [illegible] Zweifel, die er [illegible] nicht zu überwinden vermag, dann muß er seine [illegible] aufgeben; denn jeder Zweifel, der an der Lehre des Glaubens nagte, hemmte die [illegible], hinderte die Macht der [illegible], die ihm aufgetragen ist. [illegible] ist nicht als Zweifler, ist er nur der [illegible], und der Glaube des Christen ist auf Erden [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] ist gar keiner. [illegible] zu halten. [illegible] zu sein. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] überwunden hat, [illegible] [illegible] [illegible].

Die katholiſche Kirche glaubt, daß eine fortdauernde Inſpiration der Diener der Kirche zu ihrer Erhaltung nothwendig ſei. Sie will nicht den Kampf mit allen Zweifeln wagen, [illegible] [illegible] [illegible]. Die proteſtantiſche Kirche ſcheut keinen Kampf, und ihre feſte, gläubige Ueberzeugung iſt die: daß dem Glauben die Gewalt gegeben über alle Zweifel des Geiſtes. Eine katholiſch-chriſtliche Zeitung iſt daher von einer proteſtantiſchen weſentlich verſchieden. Jene iſt eigentlich zugleich eine Kirchliche, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. Eine katholiſche Zeitung, die irgend eine [illegible] gegen die angenommenen, durch die Kirche und ihre Diener [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ſich [illegible] [illegible] in ihrer [illegible] [illegible]. Eine proteſtantiſche Zeitſchrift, die irgend eine freie Unterſuchung [illegible], [illegible] irgend einen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß die katholiſche Kirche [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] ſich eine deutſche Colonie, die [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] ist. Der Glaube ist auch nicht eine bloße [illegible] [illegible] [illegible] durch [illegible] nur durch Glauben, und wenn [illegible]

[illegible]

Der Glaube ist nothwendig, wenn wir [illegible]

[illegible] wichtig geworden, zur eigenen Erbauung nicht allein, ſondern auch zur Forſchung gegeben ward, alſ ein Organ zu betrachten, dann müſſen wir vorausſetzen, daß ſie ihrem Inhalte nach für einen Jeden durch den Glauben verſtändlich ſein muß, ja daß die Beſchreibung ſelbſt durch eine höhere Leitung entſtanden iſt. Dann erſcheint aber die Theologie als Wiſſenſchaft [illegible] beſchaffen, wenn einen Glauben vermag ſie die Schrift nicht zu leſen, durch den Glauben aber nichts zu erhalten, was ihn ſo nicht dem Ungläubigen mitzutheilen vermag.

Nimmt man hingegen an, daß die Theologie durch ihre Forſchungen weſentliche Veränderungen in den religiöſen Anſichten, ein Abweichen vom allgemeinen Sinn bedeutende Verbeſſerungen der heiligen Schrift vornehmen, daß ſie ſelbſt Theile der Schrift, die ſich bisher als weſentlich [illegible], ausſchließen kann, dann iſt durchaus nicht einzuſehen, wie dieſe [illegible] und Glauben, wie die Zukunft [illegible] gewiſſe Beſtimmung des [illegible] [illegible] ſein kann. Wenn ich mir auch nur die Möglichkeit denke, daß die Lehren von der wunderbaren Geburt und Himmelfahrt, von der Auferſtehung, von der Verklärung des Geiſtes und Körpers in irgend einer Zukunft durch wiſſenſchaftliche Prüfung nachträglich aber entdeckt werden [illegible], dann ſind ſie alſo urſprünglich [illegible] ſchon verrathen. Ebenſowenig darf man der Wiſſenſchaft keine Gewalt über irgend etwas dem Glauben Weſentliches zuſchreiben, ohne dieſen zu untergraben. Wenn nun aber behauptet wird, daß eben dieſes, was das Weſentliche des Glaubens iſt, durch eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung begründet werden müſſe, ſo iſt dieſe Behauptung dem Glauben nicht weniger gefährlich; denn auch derſelbe darf in der Gemeinde kein Zweifel obwalten. Der Glaube kann nicht unerſchütterlich ſein, wenn ſein Gegenſtand ſchwankt. Er verſchwindet durch dieſes Schwanken aus einer Menge ſubjectiver Meinungen an der Stelle des Glaubens.

Dieſes iſt der ſtärkſte gefährlichſte Einwurf gegen den erneuerten Glauben, der von der katholiſchen Kirche immer von Neuem vorgebracht worden. In der That mag man immerhin annehmen, daß die heilige Schrift einem jeden Chriſten das Heil verkündige — aber wenn ſie nicht, wie ſie auch ausgelegt wird, Alles durch den Geiſt mit gibt, wenn die Theologie und wiſſenſchaftliche Prüfung das Verſtändniß derſelben erſt vermittelt, ſo iſt es

Möglichkeit, ihre Verbreitung zu hemmen, und nur das jedesmalige Resultat der Gemeinde mitgetheilten, und es darf nicht die heilige Schrift selbst, sondern nur das Resultat der forschenden Theologie, die dadurch in die alleinseligmachende Kirche verwandelt wird, den Glauben bestimmen.

Er wird übersehen, wenn wir glauben, daß Ullmann in anderm Sinne ausgegangen. Er sah sehr deutlich ein, welche Gefahr dem Glauben durch die Freiheit der Untersuchung drohte, und in seiner Streitschrift mit Zwingli [illegible] hat er deutlich genug gezeigt, wie gerne er diese Gefahr, die ihm in unsrer Zeit immer bedenklicher hervortritt, bannte.

Wenige haben die menschliche, natürliche religiöse Lust besser, und tiefer unser Glauben umfaßt, eingesehen. Er hat ihn durch manchen [illegible] [illegible] erzwungen; er kannte die freiwillige Gewalt des [illegible] Wissenschaft, aber er fürchtete sie nicht. Der Fromme glaubt oft [illegible] die Kunst, die natürliche Welt [illegible] zu müssen, weil sie gefährlich werden kann. Dagegen aber ist sie gefährlicher geworden, als da, wo sie als Wissenschaft, als Theologie den Glauben erklären, seinen Werth auch bestimmen wollte, und [illegible]

[illegible], [illegible] [illegible], wenn sie hier geschlossen wäre! Der Glaube war dem Luther doch allgemeine Schranke aller Unterscheidung; in die kräftige Forschung bringt er einigende Einheit, er [illegible] die Speculation in die Sinnlichkeit des ewigen Heils, er die Sprachschätze in die [illegible] Theile der Sprachen, und er ist mit der ganzen Fülle seiner heiligenden Kraft, wie die [illegible] Theile der ganzen gläubigen Theologie, so [illegible] [illegible] und ganz [illegible] in dem protestantischen Grunde einer Lehre. Aber der Gläubige aus dem Glauben ist die Gemeinschaft, ist der Fels, auf welchem der Herr seine Kirche gebaut hat, ist die unsichtbare innerste Mitte der Kirche, deren alleiniger Offenbarer er ist. Denn er allein kann dem Ganzen und einem jeden Theil [illegible] zu Werke.

Die Lehre der Kirche ist hervorgegangen, seit die Trennung aller Forschung zur Befestigung des Glaubens erkannt hat; dadurch ist er geworden. Nicht verschieden ist die Thatsache der geistlichen Forschung, einer eigenen Sache [illegible]. Durch diese Richtungen theilt es sich als Wissenschaft und Lehre einer jeden Religion der Gemeinde mit, und es wird, was die Bestätigung, so die Vorstellung, jene [illegible], [illegible] [illegible], einer Lehre entgegen.

[illegible]

[illegible] Fülle und [illegible] Herrlichkeit durch den [illegible] [illegible] eines Tones ausgedrückt wird, und daß zugleich und durch die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Herrlichkeit der ganzen [illegible] [illegible] vermag.

Wenn der [illegible] [illegible] ist der [illegible] [illegible], der [illegible] und [illegible] ist der [illegible], der [illegible] [illegible] nicht [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible] zu [illegible], der [illegible] wird, in [illegible] [illegible], und den [illegible] der [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] über [illegible] [illegible] zu [illegible], aber nicht [illegible] [illegible], der auch [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er die [illegible] [illegible] [illegible] ist, daß [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] wird, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] in den [illegible], [illegible] [illegible], der [illegible] wird, und [illegible], [illegible] [illegible] in dem [illegible] der [illegible], die [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ist, [illegible] [illegible] in [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].

Die Reise.

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Tauſende um ihn in Wüſten und Einöden, und er lehrte das Volk; aber er enthüllte ihnen nicht das innerſte Geheimniß ſeiner Sendung; ſelbſt ſeine Jünger faßten den Sinn ſeiner Verkündigung nicht — und es bildete ſich keine Gemeinde. Sollte der Herr nicht die bewegten Gemüther zu ſich rufen, daß ſich zu ihm drängen Alle, die mühſelig und beladen ſind, von einer geheimen gemeinſchaftlichen Sehnſucht getrieben, auch ohne ſich ſelber wechſelſeitig, auch ohne ihn in ſeiner Wahrheit zu kennen? Sie vermögen den Kampf mit dem Wiſſen nicht abzuweiſen, die Gewalt des irdiſchen Erkennens iſt nicht gebrochen, aber ein geheimer Zug treibt ſie, ein Wink der Liebe, der ſich in ihnen offenbaren will. Wer, in die Irrthümer der Zeit verſtrickt, in ſich und um ſich her ſchauend, die nächſte Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen vermag, der muß das hohe Wunder des leitenden Geiſtes erkennen und preiſen. O folgt nur dem gnadevollen Ruf, ergebt euch ihm ganz, und ihr werdet nicht bloß äußerlich vereinigt, ſondern wahrhaft Eins ſein unter einander und mit uns, und wir Alle in Ihm, der allein Alles iſt in Allem.

Dieſe Union iſt ein Bedürfniß der Zeit,

und wir preiſen Gott, daß dieſes Bedürfniß wach geworden iſt, ſelbſt da, wo man feindſelig den Glauben als Aberglauben verdrängen wollte. Aber ſie bildet keine wahre Gemeinde. Sie muß geſtehen, daß Manches, was uns Gegenſtand des Glaubens iſt, ſo oder anders, ja auf mannigfaltige Weiſe erkannt werden kann, je nachdem der Verſtand gebildet iſt, die Forſchung dieſe oder jene Richtung genommen hat, und das, wodurch ſie zu vereinigen ſtrebt, iſt ein Unbeſtimmtes, kein Feſtes, in allen Theilen Unerſchütterliches.

Daß die Union nur diejenigen zu verbinden vermag, die ein inneres Bedürfniß nach einer religiöſen Vereinigung fühlen, abgeſehen von mancher Verſchiedenheit der Lehre, die ihnen unweſentlich dünkt, iſt an und für ſich klar, und wird wohl auch kaum von Jemand geleugnet werden. Ja dieſer lediglich aus einem ſolchen Bedürfniß hervorgegangene freiwillige Entſchluß gehört eben ſo weſentlich zum Begriffe der Union, wie das Abweichende der religiöſen Lehre, wenn nicht in Allem, doch in einzelnen Theilen. Denn wo jenes Bedürfniß nicht iſt, kann die Union nicht entſtehen, und wo keine Vereinigung abweichender Anſichten iſt, verſchwindet ſie ebenfalls. Dieſe

Abweichung muß ferner von der Art ein, daß ſie früher ſchon eine Trennung bewirkt hat, die man jetzt nicht mehr für nothwendig anſieht. Aber nicht allein eine ſolche völlig freiwillige Vereinigung früher getrennter Chriſten gehört zum Weſen der Union. Der Verſuch ſie zu bilden ruft nothwendig ein anderes Verhältniß hervor, durch welches ſie beſonders auch für die wahre Gemeinde heilbringend werden kann.

Die wahre Gemeinde iſt ſeit der Erneuerung des Glaubens keinesweges verſchwunden. Wir können es aber nicht leugnen — die Wichtigkeit, die hohe Bedeutſamkeit mancher Lehre iſt durch die herrſchende Gleichgiltigkeit weniger beachtet worden. Selbſt gläubige Chriſten verfielen in eine Art von Schwanken, welches der feſten, wenn gleich geheimnißvollen, doch keinesweges unbeſtimmten Lehre die ſichere Bedeutung zu rauben drohte. Erſt als die Union eine Aufforderung zur Vereinigung laut werden ließ, fing die Gemeinde an, über ihren alten, ſichern Beſitz, den ſie in einer ſchwankenden Verbindung nicht in Gefahr bringen darf, reiflicher nachzudenken. Das freiſte, ſtärkſte Ausſprechen der Differenz darf durch die Union nicht verhindert, nicht gehemmt werden — was ſich von ſelbſt verſteht —; aber wir behaupten noch mehr: ſie würde ſelbſt aufhören eine Union im eigentlichen Sinne zu ſein, ſie wäre nicht innerlich wahr, wenn ſie nicht Alles thäte, um jene Differenz, wo ſie ſchon da iſt, zu befördern. Das Bedürfniß der Union iſt entſtanden aus der immer mehr herrſchend gewordenen Anſicht der Zeit, daß die Chriſten nicht allein die abweichendſten Anſichten unter einander dulden, ſondern auch von dieſen abſehend ſich mit einander vereinigen können. Die Toleranz iſt ihr Grundfundament. Aber nothwendig entſteht nun auch die Anſicht, daß Chriſten einer Lehre zugethan ſein können, die eine Vereinigung ausſchließt. Die abweichenden Lehren, die innerhalb der Union ſtatt finden können, werden nicht bloß geduldet; man muß ſie betrachten als ſolche, die einen gleichen Werth haben, alle nämlich nur einen relativen. Aber unter den Relativitäten muß offenbar auch diejenige vorkommen, die eine Vereinigung mit Andersgeſinnten ausſchließt. Man wird behaupten, das nicht zu Duldende ſei eben das, daß eine ſolche Gemeinde ſich allein im Beſitze des wahren Glaubens zu ſein dünkt; aber iſt dieß denn nicht nothwendig, wenn der Glaube überhaupt wirklich ein religiöſer iſt? und endlich — kann eine Lehre nicht von der Art ſein, daß ſie mit einer andern in völligem Widerſpruche ſteht? Wo nun eine ſolche Lehre ſich geſchichtlich gebildet hat, ja ſeit der erſten Erneuerung der Kirche die urſprüngliche, die erſte war, wo ſie im Staate, wie in der Kirche ſich ein Recht erworben hat, ſich rein und unvermiſcht zu erhalten, da könnte das Streben nach einer Vereinigung allerdings von der Anſicht ausgehen, daß die Strenge dieſer Lehre im Verlauf der Zeiten nachgelaſſen habe, daß ſie jetzt der Vereinigung kein Hinderniß in den Weg lege. Aber wenn man ſich geirrt hätte, wenn es ſich zeigen ſollte, daß die Spuren der alten ſtrengen Lehre noch da ſind, daß eben die Auffoderung zur Union ihr die alte Kraft und Beſtimmtheit wiedergegeben hat — dann iſt es klar, daß man die Beſtrebungen dieſe Lehre in ihrer reinen Abgeſchloſſenheit zu entwickeln auf jede Weiſe fördern muß. Denn wenn erſt die Einheit des Glaubens nicht zugleich eine Einheit der Lehre iſt, wenn ſie ſich in mancherlei Glaubensarten geſtalten kann, dann wird die unſichtbare Einheit nur erkannt, indem ſie ſich aus der Eigenthümlichkeit einer jeden wieder entwickelt. Dieſe Trennung von der Union entſteht alſo aus ihr ſelber unvermeidlich, ja ſie gehört mit zur Union; eben durch die Trennung und nur ſo wird dieſe in ihrer tiefſten und wahrſten Bedeutung hervortreten.

Die wahre Gemeinde kann keiner Union beitreten, von welcher Art ſie auch ſein mag; denn erkennt ſie irgend etwas, eine Lehre oder Meinung, nicht als nothwendig in der Schrift gegründet, dann iſt dieſes kein Theil ihres Glaubens, kann keine Trennung, keine Abweichung, alſo auch keine Union herbeiführen. Erſcheint ihr aber eine Lehre gewiß und beſtimmt in der Schrift gegründet; dann kann ſie keine Deutung, keine abweichende Auslegung als mit der ihrigen vereinbar annehmen. Ueber den Werth der Lehren, die wir der Offenbarung verdanken, kann aber der Menſch ſich kein Urtheil anmaßen; wer alſo nicht die Lehre der Gemeinde theilt, gehört ihr nicht zu, iſt durchaus von ihr getrennt. Man findet dieſes Ausſchließen lieblos, als wenn hier überhaupt von der Liebe die Rede wäre. Wer die geheimen Wege Gottes beachtet, auf denen er die Menſchen zum Heil leitet, wer es leider oft genug erfahren hat, wie wenig innere Wahrheit ein äußeres Bekenntniß hat, der kann wohl Menſchen achten, hochhalten, ja recht innig lieben, die nicht zur Gemeinde gehören, der wird ſelbſt ſeine Liebe nicht nach einem Bekenntniß richten, deſſen Aufrichtigkeit und innere Wahrheit er ſelten zu beurtheilen vermag. Aber hier iſt die Rede von einer Vereinigung. Werdet ihr, die ihr uns lieblos nennt, ihr, die ihr eine allgemeine Toleranz predigt, einen frommen, redlichen Katholiken weniger lieben, weil ihr euch nicht mit ihm in einer Gemeinde vereinigen könnt? Daß wir dieſen thörichten Vorwurf nur nicht immer wieder hören müßten, deſſen Seichtigkeit demjenigen, der ihn braucht, bei dem geringſten Nachdenken ſelbſt in die Augen ſpringen muß. Vielmehr lieblos müſſen wir dieſen Vorwurf ſelbſt nennen, der uns verhindern will, dasjenige, was uns der heiligſte Schatz iſt, in ſeiner urſprünglichen Reinheit zu bewahren.

Die heilige Abendmalslehre der wahren Gemeinde, wie wir mit zuverſichtlichem Glauben die unſrige nennen, iſt das heiligſte Myſterium unſers Glaubens. Als der Verſtand dieſes tiefſte Geheimniß zu lüſten, zu deuten wagte, da war der Weg gebahnt zu allen den unglücklichen Verſuchen, die immer mehr und mehr den Glauben zu erſchüttern drohten. Ein weiſſagendes Gefühl ließ unſern herrlichen

Luther dieſes ahnen, und daher wollte er eben hier niemals nachgeben. Viele, ſelbſt unter ſeinen Anhängern, nannten Eigenſinn, was warlich das tiefſte Erkennen der zukünftigen Gefahr war.

Dieſes iſt unſer Glaube von dem Genuß des Abendmals. Wie der heilige Geiſt wirklich und in der That und nicht bloß ſo, wie er in der allgemeinen Leitung des Geſchlechts, ſondern auf eine beſondere Weiſe gegenwärtig iſt in der heiligen Taufe, ſo der Heiland im Abendmal. Er, der auferſtandene Erlöſer, Jeſus Chriſtus, iſt Gott und Menſch ewiglich. Als Menſch in ſeiner verherrlichten Perſönlichkeit, leiblich als Herrſcher im Reiche Gottes, vereinigt er ſich im Abendmal mit uns. Als Gott iſt er für einen Jeden ganz, wie das Licht hineinſcheint in ein jedes Auge, und doch als ein Beſonderes da iſt, wie das Wort hineintönt in ein jedes Ohr, und doch als beſondere Stimme vernommen wird. Aber er iſt bei uns, er iſt für uns da als ewige, unendliche, grenzenloſe Liebe, er ergibt ſich uns ganz, daß ſein göttlicher, verklärter Leib verſchmilzt mit unſerm, dieſen durchdringend mit den fruchtbaren Keimen einer ſeligen Entwickelung für ein höheres Reich, daß ſein Blut, einmal vergoſſen für das ſündige Geſchlecht, unſere Adern durchſtrömt, jede ſterbliche Glut und jede ſinnliche Bewegung zu verdrängen — und er hat uns gelehrt diese ewige, liebevolle, unerklärbare Hingebung ſeiner dem Geſchlecht und einem Jeden auf gleiche Weiſe geweihten Perſönlichkeit den Genuß ſeines Leibes und Blutes zu nennen, denen, die ſie würdig genießen, zur Seligkeit, denen, die ſie unwürdig genießen, zur Verdammniß.

Ich habe mehr als billig alle jene Streitſchriften unterſucht, mich mit allen jenen Spitzfindigkeiten bekannt gemacht, durch welche man ſich dieſer Lehre vom Genuſſe des Fleiſches und Blutes Jeſu Chriſti zu nähern ſucht, ohne doch das Entſchiedene, was dem Verſtande widerſtrebte, anzunehmen. Aber alle Annäherungen ſind vergeblich. Wenn ihr uns ſagt: die Andacht ſteigere, reinige das Gefühl, daß es von dem einen Gedanken an den Erlöſer ganz durchdrungen, wirklich von ihm erfüllt iſt, ſo iſt dieſe Steigerung des Gefühls, dieſe Ueberſpannung der religiöſen Subjectivität nie im Stande ſich ſelbſt den Gegenſtand zu ſchaffen. Ihr verſenkt euch in den Erlöſer — er iſt nicht da, ſich euch zu ergeben. Wenn ihr ſelbſt die reale Gegenwart des Heilandes zugebt, dann ſtehen wir an der heiligſten Stätte noch immer zweifelnd da — denn was iſt euch die Realität? Glaubt ihr an jene geheimnißvolle Gegenwart des Heilandes durch das verborgene Walten Gottes über die Kirche, auch ohne unſer Zuthun, ganz abgeſehen von unſerm Gefühle, ja ſo, daß der Unwürdige ſich ſelbſt das Gericht iſſet, glaubt ihr an die gänzliche Hingebung, das Aufgehen ſeiner ewigen Perſönlichkeit in eure — warum ſträubt ihr euch gegen das klare, unumwundene Bekenntniß? Warum wollt ihr eine Union mit uns, die ja irgend eine Abweichung für beſtändig fixirt, wo der Gläubige keine, gar keine dulden darf? Ihr nennt eure Abweichung unweſentlich — wie wollt ihr dieſes darthun da, wo Alles undurchdringliches Räthſel iſt?

Seht! wir bilden unſere Kinder, und unterrichten ſie fleißig; aber zaudernd beſinnen wir uns immer von Neuem, ehe wir ihnen das große, unausſprechliche Geheimniß enthüllen. Sie müſſen das Wunder der Erlöſung kennen, ihre eigne Sündhaftigkeit, den Kampf mit dem Böſen, ſie müſſen ſich mit kindlicher Zuverſicht an den wenden, der alle Kinder liebte — und wenn ſie nun die Tiefe der Sünde und der eignen Nichtigkeit durchſchaut haben, wenn ſie allein bei ihm Hilfe ſuchen, allein von ihm Hilfe erwarten, dann nähern ſie ſich zagend dem Altare, und der verborgene Abgrund der grundloſen Liebe ſcheint wie eine liebliche Morgenröthe in die erneute Seele hinein; ſie haben ſeinen Leib genoſſen und ſein Blut getrunken, und die Ströme des ewigen Lebens durchfließen das neu begonnene Daſein, und wir begrüßen die uns irdiſch geſchenkten Kinder, als ſtänden wir jenſeits des Grabes; uns iſt die Kraft gegeben, die den Tod überwindet.

Wir ſelber ringen nach dem Heil im ſtillen, täglichen Gebet; aber die Welt lockt uns und die Sünde iſt mächtig in uns, und wir ermüden und ermatten in dem ſtets erneuerten Kampfe. Aber er hat uns die Stätte gezeigt, wo wir Hilfe finden und Troſt und unüberwindliche Kraft. Da wagen wir es, und ſtellen uns wie vor ſein heiligſtes Gericht, und klagen uns an, und verbergen uns ſelber und verbergen ihm nichts, und eröffnen ihm den Abgrund unſerer Sünden, und laden auf ihn unſere Schuld, wie er ſie getragen für das ganze Geſchlecht, und knieen in Reue und Zerknirſchung, und rufen ſeine Barmherzigkeit an — und er vergibt uns. Was das Allerheiligſte war für Iſrael, wo nur der Hoheprieſter den unſichtbar gegenwärtigen zürnenden Gott anflehen durfte, das iſt das Abendmal für uns — es iſt das Allerheiligſte, aber die ewige Liebe iſt gegenwärtig. Und Alles, was einzelne Stunden uns zu geben vermochten, was Gott uns gönnte in ſtillem Gebet, was das Forſchen in ſeinem Wort, in den Fügungen Gottes uns ſchenkte, jede hohe, ſelige Freude drängt ſich in die ſelige Gewißheit zuſammen: wir haben ſeinen Leib genoſſen und ſein Blut getrunken, er iſt unſer Heiland geworden, hat ſich uns ergeben, daß alle ſeine Kraft und alle ſeine Macht unſere iſt, wenn wir allen irdiſchen, geiſtigen wie ſinnlichen, Genuß aufgehen, verzehren laſſen durch den ewigen Keim einer Entwickelung zur Seligkeit, den er geſäet hat.

O möchtet ihr alle dieſer Seligkeit theilhaftig werden! Aber wir fragen euch — euch, die ihr redlich und wahrhaft ſeid — könnt ihr, ohne ganz unſern Glauben zu theilen, als Lehrer uns mit Brodt und Wein den Leib Chriſti und ſein Blut reichen zum heiligen Genuſſe? Könnt ihr überhaupt das Mal theilen mit uns?

Mancher mag da ſein und mit uns knieen, der vom Heiland entfernter iſt, als ihr es ſeid; Gott kennt ihn, uns bleibt ſein Unglaube verborgen. Aber eine Union bekennt die Abweichung, und gereinigt iſt der Altar zum ſeligen Genuſſe nur dann, wenn ein Glaube Alle auf gleiche Weiſe verbindet.

Der Geiſt wird ſeine Gemeinde leiten und reinigen, der Heiland wird aus der Hülle des bewegten, aber verirrten Gefühls mächtig hervortreten und ſich denen offenbaren, die ihn ſuchen, aber ihn noch nicht erkannt haben, daß ſie mit uns knieen, nicht bloß neben uns, mit uns genießen, was er aus unergründlicher Liebe einem jeden zum ewigen Heil darbietet, daß ſie eins ſind mit uns im ſeligen Glauben, nicht bloß äußerlich vereinigt.

Ausführlicher
literariſcher Bericht
über
empfehlungswerthe Werke und Schriften
aus dem Verlage
der
Buchhandlung Joſef Max u. Komp.
in Breslau
(am Paradeplatz, in der goldenen Sonne.)

In allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands u. d. Schweiz zu haben.

Bredow, G. G. Schriften. Ein Nachlaß. Mit dem Bildniß und dem Leben des Verfaſſers, herausgegeben von Dr. J. G. Kuniſch. Neue Ausgabe. gr. 8. 1823 .... 1 Rthlr.

Dieſe Auswahl aus den Papieren eines unſerer ausgezeichnetſten Geſchichtſchreiber glauben wir dem Publikum wiederholt empfehlen zu dürfen. Bei der großen Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der hier mitgetheilten Abhandlungen und Aufſätze (das Ganze iſt 12 enggedruckte Bogen ſtark) machen wir auf das Leben und die Charakteriſtik des wackeren deutſchen Komikers Andreas Gryphius (deſſen Luſtſpiel Peter Squenz hier als Probe ſeiner Darſtellungsweiſe vollſtändig abgedruckt iſt), ferner auf das Leben des franz. Luſtſpieldichters Deſtouches (deſſen poetiſcher Dorfjunker hier in gelungener Ueberſetzung beigefügt iſt), ſodann auf die nach Pariſer Handſchriften und den beſten kritiſchen Hülfsmitteln trefflich gearbeitete Verdeutſchung des Dionyſios Periegetes ganz beſonders aufmerkſam. Das beigegebene Bildniß des Verſtorbenen iſt von Bolt in Berlin, nach einem ganz ähnlichen Miniatur-Gemälde in Kupfer geſtochen und vorzüglich gearbeitet. Druck und Papier ſind in jeder Hinſicht empfehlungswerth.

Breslauer Burſchenlieder. Neu gewählt und vermehrt. 8. 1821. Sauber gebunden 1 Rthlr. 4 gr.

Das eben genannte Commersbuch zeichnet ſich unter allen bisher erſchienenen einerſeits durch die umſichtige und treffliche Auswahl der beſten vorhandenen alten und neuen Lieder, die hier, wie ſonſt nirgends, ſich zuſammengeſtellt finden, als auch andrerſeits durch das ſaubere und gefällige Aeußere aus, womit es von der Verlagshandlung ausgeſtattet worden: ſo daß es nicht blos der geſammten ſtudirenden Jugend, ſondern auch allen denen, die im gereifteren Mannesalter ſich noch der heiteren akademiſchen Jahre gern und froh erinnern, als geſelliger Begleiter, ſo wie als anſprechendes Denk- und Erinnerungsbuch auf alle Weiſe zu empfehlen iſt.

Büſching, Dr. J. G., Lieben, Luſt und Leben der Deutſchen des ſechszehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm ſelbſt aufgeſetzt. 1. u. 2. Band. 8. 1820. 22 ...... 2 Rthlr. 16 gr.

Eine höchſt anziehende, erſt neuerdings in einer alten Handſchrift entdeckte, Selbſtbiographie des alten Schleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, die nicht blos reich an mannigfaltigen und anmuthigen Scenen, Abentheuern und Vorfällen iſt, wie ſie nur jene Zeit darbieten konnte, ſondern die auch als treuer und lebendiger Sittenſpiegel des ſechszehnten Jahrhunderts, als geſchichtliches Denkmal von dem Leben und Treiben des damaligen ſchleſiſchen Adels, der Ritterſchaft, der kleineren Fürſten, daheim und auf Reiſen, ja des geſammten deutſchen Bürgerſtandes jener Zeit, in Schleſien wie in den Reichsſtädten, zu betrachten iſt. Mehrere Literatur-Zeitungen und kritiſche Blätter haben ſich bereits vortheilhaft über dieſes Werk ausgeſprochen, und ſo bedarf es keiner weitern Empfehlung.

Gaß, Dr. J. Chr., (Konſiſtorialrath und Profeſſor) Ueber den chriſtlichen Kultus. 8..... 20 gr.

In unſern Tagen, wo der Kultus und die Liturgie der proteſtantiſchen Kirche mehr als jemals Gegenſtand vielſeitiger Erörterungen und

Betrachtungen geworden ſind, darf die vorliegende genannte Schrift eines unſerer ideenreichſten Theologen nicht überſehen werden. Sie zerfällt in folgende Hauptabſchnitte: 1) Beſchaffenheit und Mängel des proteſtantiſchen Kultus. 2) Der katholiſche Kultus. 3) Vergleichung des Kultus in beiden Kirchen. 4) Das Weſen des Kultus und ſeine Theile. 5) Von der Predigt. 6) Von den Sakramenten. 7) Von den Grundſätzen für die Anordnung des Kultus oder der Liturgik.

Gaß, Dr. J. Chr., (Konſiſtorialrath und Profeſſor) Jahrbuch des proteſtantiſchen Kirchen- und Schulweſens von und für Schleſien. 1. Band. gr. 8. Ladenpreis............ 2 Rthlr.

Herabgeſetzter Preis................ 1 Rthlr.

Eine Sammlung anziehender, gedankenreicher und wichtiger Abhandlungen, über die auf dem Titel angegebenen Gegenſtände, beſonders auch über das Synodalweſen unſerer Zeit. Dieſes Jahrbuch iſt keinesweges blos für Schleſien berechnet, ſondern darf vermöge ſeines Inhalts der geſammten Geiſtlichkeit des proteſtantiſchen Deutſchlands mit allem Recht empfohlen werden.

Glocker, Dr. E. F., Grundriß der Mineralogie. Für Univerſitäten und höhere Gymnaſienklaſſen. Nebſt einem Anhange: ein Verzeichniß aller bis jetzt in Schleſien aufgefundene Fſſilien enthaltend. gr. 8. 1821. Preis für Schleſien, wenn man ſich direkte an die Verlagshandlung wendet, 1 Rthlr. Preis fürs Ausland, ſo wie in jeder andern Buchhandlung, 1 Rthlr. 12 gr.

Dieſer Grundriß iſt jedem Kenner und Freunde der Mineralogie, wegen der eigenthümlichen, den Fortſchritten der Wiſſenſchaft angemeſſenen Behandlungsweiſe zu empfehlen. Er umfaßt die geſammte Mineralogie (Oryktognoſie und Geognoſie) in einer gedrängten und doch zugleich vollſtändigen Ueberſicht. Die Foſſilien ſind nach natürlichen Familien geordnet, und, ſtatt, wie es bisher gewöhnlich war, mit langen Beſchreibungen, größtentheils mit kurzen und ſtreng bezeichnenden Charakteriſtiken verſehen. Insbeſondere iſt auf die ſchleſiſchen Foſſilien Rückſicht genommen, und zwar nicht allein im Anhange, welcher ein Verzeichniß derſelben enthält, ſondern auch bei den Familien ſelbſt. Mehrere ganz neue Foſſilien ſind aufgeführt, die erſt ſeit einigen Jahren, zum Theil vom Verf. ſelbſt, in Schleſien entdeckt worden ſind. Ein Vorzug dieſer Schrift beſteht auch noch darin, daß die Einleitung und der allgemeine Theil der Oryktognoſie, welcher, gleichſam der Schlüſſel zum Ganzen, zugleich die Kennzeichenlehre in ſich begreift, gründlicher abgehandelt und die darin vorkommenden Begriffe ſchärfer beſtimmt ſind, als es gewöhnlich zu geſchehen pflegt.

Hagen, Fried. H. v. d., Briefe in die Heimat, aus Deutſchland, der Schweiz und Italien. 4 Bände. mit 2 Kupf. 8. 1818. —21. Geheftet .... 5 Rthlr. 20 gr.

Das vorliegende Reiſewerk, welches wir der Aufmerkſamkeit des vaterländiſchen Publikums nicht genug anempfehlen zu können glauben, unterſcheidet ſich, wie bereits mehrere einſichtsvolle öffentliche Beurtheiler (Wiener Jahrbücher; Jenaiſche Literaturzeit., Hermes) bemerkt haben, von allen ähnlichen Reiſebeſchreibungen und Darſtellungen, welche neuerdings über dieſe Gegenden verſucht worden ſind, hauptſächlich dadurch, daß es beſonders die Kunſtdenkmale des deutſchen wie des italiäniſchen Mittelalters, namentlich der Baukunſt, Bildnerei und Malerei, einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit würdigt, und über ihre Form ſowohl, als über ihre geſchichtliche Entſtehung, die gründlichſten Forſchungen aufſtellt. Daneben hat der Verfaſſer das Leben der Menſchen und manche ſchöne Sitte und Sage aus voriger Zeit, alte örtliche Erinnerungen, geſchichtliche Denkmale, Naturſcenen, und vieles Andere, bei ſeinem Durchfluge aufgefaßt, und in geiſtreichen Skizzen dargeſtellt, was nicht blos den Kunſtfreund, ſondern auch den Freund der vaterländiſchen Vergangenheit, ja jeden ſinnvollen Leſer anſprechen muß.

Der ſo eben fertig gewordene 4te Band enthält Rom's Alterthümer und Kunſtſammlungen, umfaſſend und ausführlich beſchrieben.

Hagen, Fr. H. v. der, Der Nibelungen Lied. Zum erſtenmal in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Urſchrift, mit Vergleichungen aller übrigen Handſchriften. 3te, berichtigte, mit Ein-

leitung und Wörterbuch vermehrte Schulausgabe. gr. 8. 1820. 1 Rthlr. 18 gr. Velin-Papier u. kartonnirt .... 2 Rthlr. 18 gr.

— — Daſſelbe. Große Ausgabe. Mit den Lesarten aller Handſchriften unter dem Texte, und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geſchichte. 1. Band. Auch unter dem Titel: der Nibelungen Noth. 3te, berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. gr. 8. kartonnirt 3 Rthlr. 16 gr. Velinpapier und karton .... 4 Rthlr. 20 gr.

Das Publikum empfängt hier die erſte kritiſche, mit Vergleichung aller vorhandenen Handſchriften bearbeitete Ausgabe unſeres ehrwürdigen Nibelungenliedes, zugleich mit allen nöthigen Erläuterungen des Ganzen wie des Einzelnen reich ausgeſtattet. Die Wichtigkeit dieſes alten Sprach-Denkmals für den Forſcher, wie für den Freund der Dichtkunſt, ja für die geſammte ſprachbefliſſene Jugend, iſt bekannt genug, und wir erlauben uns blos hinzuzuſetzen, daß die Leſung dieſes Gedichts ganz beſonders geeignet iſt, um den Dilettanten in das Studium altdeutſcher Literatur einzuführen.

Hagen, F. H. v. d., Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. 8. 1819. Geheftet .... 1 Rthlr. 4 gr.

Den Freunden altdeutſcher Poeſie muß es höchſt willkommen ſeyn, in vorſtehender Schrift das Nibelungenlied in ſeine geſchichtlichen und poetiſchen Elemente aufgelöſt, und nicht nur die ganze gewaltige Heldenhandlung entwickelt, ſondern auch die einzelnen Heldengeſtalten in ihrer innerſten Bedeutung ſowohl, als auch in ihrem Verhältniſſe zum Ganzen charakteriſirt und dargeſtellt zu ſehen. Allen, die einen tiefern Blick in das Weſen und die Geſtaltung unſeres alten Volksepos zu thun wünſchen, iſt obige Schrift unentbehrlich.

Hagen, Fr. H. von der, Nordiſche Heldenromane. 1ſter bis 3ter Band. Wilkina- und Niflunga-Saga, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8. 1814. geh .... 4 Rthlr.

Deſſen: Nordiſche Helden-Romane. 4r Bd. Wolſunga-Saga, oder Sigurd der Fafnirstödter und die Niflungen. 8. 1815 .... 1 Rthlr. 4 gr.

Wilkina- und Niflunga-Saga enthalten eine umfaſſende aus dem Altnordiſchen überſetzte Sammlung unſerer altdeutſchen Stamm- und Heldenſagen, ſämmtlich zu dem großen Kreiſe gehörend, als deſſen Mittelpunkt und Schlußſtein die Dichtung von den Nibelungen zu betrachten iſt. Die Wolſunga-Saga dagegen enthält die gewaltige Nibelungen-Fabel in ihrer mehr nordiſchen Geſtaltung, wie ſie ſich in des Nordlands Eisgebirgen geſtaltet und abgeſpiegelt hat. Der Werth dieſer uralten in unſerer heimiſchen Vorzeit tief gewurzelten Sagen und Ueberlieferungen iſt für das Studium unſerer altdeutſchen Dichter und ihrer Werke höchſt bedeutend, ja, man kann ſagen unermeßlich. Aber auch abgeſehen davon findet der Leſer hier einen reichen Vorrath der herrlichſten alten Sagen, Erzählungen und bewunderungswürdigen Geſchichten, die eben ſo anmuthig, als gewaltig, abentheuerlich und ſinnreich ſind.

Hagen, Fr. H. v. d., Irmin, ſeine Säule, ſeine Straße und ſein Wagen. Einleitung zu Vorleſungen über altdeutſche und altnordiſche Götterlehre. gr. 8. 1817 .... 12 gr.

Eine höchſt anziehende, mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit geführte Unterſuchung über den altdeutſchen Gott Irmin, über die aus Karls des Gr. Geſchichte bekannte Irmenſäule, und über andere an dieſen Kultus ſich knüpfende Gegenſtände. Dem Freunde der Vaterlandsgeſchichte, wie dem Forſcher des Alterthums, muß dieſe Schrift ganz beſonders willkommen ſeyn.

Handel, Chr. F., (Königl. Superintendent und Pfarrer), Evangeliſche Chriſtenlehre mit und nach den Hauptſtücken des Katechismus für den Schul- und Konfirmanden-Unterricht. 8. 1822. 4 gr. (In Partieen zu 30 Exempl .... 3 Rthlr. netto.)

Der Herr Verfaſſer bemerkt hierüber Folgendes: Den erſten Gedanken an ein Buch, wie das, welches unter obigem Titel erſchienen iſt, veranlaßte die von dem hohen Departement des Kultus unterm 1ſten

Juli 1813 erlaſſene Verfügung, nach welcher künftig dem Katechismus Luthers ein auf die einzelnen Stücke deſſelben ſich beziehendes Spruch- und Lieder-Versbuch beigefügt werden ſollte. Es haben damals vielleicht die meiſten evangeliſchen Geiſtlichen Schleſiens Beiträge dazu geliefert, aber bis jetzt iſt ein ſolches Buch nicht zu Stande gekommen, ſo ſehr auch insbeſondere für Elementar-Schullehrer und Schüler daſſelbe einem dringenden Bedürfniß abgeholfen haben würde. Der Verf. obiger Chriſtenlehre hat den Gedanken daran ſeit jener Zeit feſtgehalten, ſich jedoch bald überzeugt, daß eine bloße Spruch- und Lieder-Sammlung dem Zweck nicht ganz entſpreche, vielmehr Fingerzeige zur Erklärung der Hauptſtücke und zur Anwendung der Sprüche dabei weſentliches Erforderniß ſeyen. Und ſo ſuchte er in ſeiner Schrift beides mit einander zu vereinigen, und glaubt nun Lehrenden und Lernenden, ja ſelbſt ſeinen jüngern Amtsbrüdern zum Konfirmandenunterricht ein Buch anzubieten, das einem längſt gefühlten Bedürfniß einigermaßen abhilft. Es folgt Schritt vor Schritt den Hauptſtücken des Katechismus; die erklärenden Fingerzeige ſind hinter jedem Stück des Katechismus als in eignen Nummern fortlaufende Paragraphen beigefügt, hinter welchen ſodann unmittelbar die Bibelſprüche und Liederverſe folgen. Viele der letztern ſind aus alten Kernliedern gewählt und meiſt unverändert beibehalten. Möglichſte Kürze, um das Buch nicht theuer zu machen, mit möglichſter Vollſtändigkeit zu einen, mußte hier ſteter Geſichtspunkt ſeyn. Doch ſcheint dem Verf. die letztere ſo weit erreicht, daß wohl kaum irgendwo auch nur die wörtlich abgedruckten Sprüche alle dürften auswendig gelernt werden, vielmehr von Seiten des Lehrenden eine den Fähigkeiten der Kinder angemeſſene Auswahl zu treffen nothwendig ſeyn wird.

Vorne ſteht übrigens eine Einleitung, die zur Vollſtändigkeit des Ganzen als ein Religionslehrbuch erforderlich ſchien. Bei dem vierten Hauptſtück iſt eine Erneuerung des Taufbundes, ſo wie beim fünften das allgemeine Beichtgebet aufgenommen. Zum Schluß ſind Morgen-, Tiſch-, Abend- und Schulgebete beigefügt.

Harniſch, Dr. W., Anweiſung zum (Kopf- und ſchriftlichen) Rechnen. Erweitert und mit Einhundert und zwei und zwanzig Tafeln verſehen, worauf Eintauſend und fünf und zwanzig zweckmäßige Aufgaben und deren Auflöſung zur Uebung im ſchriftlichen Rechnen, vom M. H. Mücke, Lehrer am Friedrichs-Gymnaſium. gr. 8. zuſammen 33 Bogen. Preis 10 gr. Kur. netto.

In Partieen von 20 und mehreren Exemplaren laſſen wir das complette Exemplar für 8 gr. netto. — Das Rechenbuch, 14 Bogen ſtark, einzeln 6 gr. netto. — und die Beiſpielſammlung, 19 Bogen ſtark, einzeln 8 gr. netto. Das alles ſind Preiſe von der größten Wohlfeilheit, und kein anderes Rechenbuch von gleicher Bogenzahl und gleicher Brauchbarkeit iſt im ſo ermäßigtem Preiſe zu bekommen. Wegen des innern Werthes und der Brauchbarkeit dieſes Buches, beziehen wir uns auf eine der neueſten darüber erſchienenen Recenſionen in der Literaturzeitung für Deutſchlands Volksſchullehrer. Jahrgang 1820. 1ſtes Heft.

Harniſch, Dr. W., Die Raumlehre, oder die Meßkunſt, gewöhnlich Geometrie genannt,

mit gleichzeitiger Beachtung von Wiſſenſchaft und Leben, für Lehrer und Lerner. Mit 7 Steintafeln. 8. 1822. 17½ Bogen ſtark. Preis für alle diejenigen, welche ſich directe an die Verlagshandlung wenden... 14 gr. In jeder andern Buchhandlung des In- und Auslandes iſt der Ladenpreis unabänderlich. 18 gr.

Die Einführung der Geometrie in die Volks- und Bürgerſchulen unterlag ſo lange vielen Schwierigkeiten, als wir keinen Leitfaden hatten, der eben ſo ſehr die Weitſchweifigkeit der Peſtalozziſchen Schule, als die dürren Begriffe der alten Mathematik vermied, und dabei auf innere Bildung und äußere Geſchicklichkeit fürs bürgerliche Leben zugleich ſah. Dieſem Uebelſtand iſt durch vorliegendes Buch abgeholfen, welches brauchbar gefunden werden wird, von allen Volksſchullehrern, die ſich mit demſelben bekannt machen wollen.

Herber, Dr. C. J., Silesiae Sacrae Origines. Adnexae sunt Tabulae Chronologicae in Annales historiae dioecesanae. 8. maj. 1821. Charta impress. 20 gr. Charta membran. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Zweck dieſer Schrift geht dahin, zwei in der neueren Zeit über die Einführung des Chriſtenthums in Schleſien in Anregung gebrachte Fragen auf eine bündige und lichtvolle Weiſe zu beantworten. Nachdem der Verfaſſer auf den Grund der vorhandenen Nachrichten, die Geſchichte der Bekehrung Schleſiens vorgetragen, beſchäftigt er ſich mit den intereſſanten Unterſuchungen: Den urſprünglichen biſchöflichen Sitz in Schleſien auszumitteln, ſo wie die jüngſt wieder erhobenen Zweifel: „ob in Schleſien urſprünglich der griechiſche oder lateiniſche Ritus eingeführt worden und herrſchend war?“ — zu löſen, und ſeine feſte und entſcheidende Anſicht hierüber auszuſprechen. Da der Verfaſſer von S. 46 — 150 eine tabellariſche Ueberſicht der geſammten Geſchichte des ſchleſiſchen Bisthums vom J. 966 an, bis zur Organiſirung der neueſten Verhältniſſe der kathol. Kirche in den preuß. Staaten durch die päpſtl. Bulle vom 16. Juli d. J., beigefügt hat; ſo wird dadurch vorläufig, bis zur Erſcheinung eines größeren Werkes, einem längſt gefühlten Bedürfniß auf eine wünſchenswerthe und genügende Weiſe abgeholfen, und es darf ſicher erwartet werden, daß die kathol. Geiſtlichkeit vorliegendes Werk freundlich annehmen, und demſelben gern in ihrer Büchersammlung eine würdige Stelle gönnen wird.

Himmel, Fr. H., Sammlung neuer deutſcher Kriegslieder, von Vorbſtädt, Collin, Th. Körner, Baron Lüttwitz, Müchler, Eliſa von der Recke und Tiedge. Mit Begleitung des Pianoforte. 4. Geheftet. Schweizer Papier.................. 18 gr.

Kayßler, A., (Dr. und Profeſſor) Einleitung

in das Studium der Philoſophie. In ſechs Vorleſungen. 8. .... 1 Rthlr.

Eine Reihe philoſophiſcher Vorleſungen, die weniger für den Anfänger oder für eine oberflächliche Bekanntſchaft mit dieſem wichtigen Gebiet berechnet ſind, als vielmehr für denjenigen, der in den Geiſt und das Weſen unſerer neueſten Philoſophie tiefer einzudringen geneigt iſt.

Konfirmations=Scheine, zwei und dreißig. Jeder einen andern Bibelſpruch und eine daran geknüpfte Erinnerung enthaltend. gr. 8. 1823. Velin=Papier mit paſſenden, geſchmackvollen Randverzierungen.

Die Verordnung des hochwürdigen Königl. Konſiſtorium für Schleſien, vom 17. Juli 1811, befiehlt: daß jedem konfirmirten Kinde ein Konfirmations=Schein ertheilt werden ſolle; und das Amts=Blatt der Königl. Hochpreislichen Regierung zu Liegnitz 1822, Stück 16, No. 121, verordnet noch beſonders: daß jede Brodherrſchaft, welche einen unverheiratheten fremden Dienſtboten miethet, ſich bei deſſen Anzuge den Konfirmations=Schein aushändigen laſſen und der Orts=Obrigkeit einreichen, dieſe aber dem Geiſtlichen der Parochie ſolchen vorlegen ſolle.

Die pünktliche Befolgung dieſer Vorſchrift der hohen Behörden wäre gewiß der erſte bedeutende Schritt, das lange gefühlte dringende Bedürfniß einer Jugend=Polizei zu fordern. Die angezeigten Konfirmations=Scheine werden den Herren Geiſtlichen, die um die Zeit, wo die Kinder zum erſtenmal das heilige Abendmal empfangen ſollen, am meiſten mit Arbeiten überhäuft ſind, die Ertheilung derſelben ſehr erleichtern, und da ein gedrucktes Blatt in den Augen des Landmanns einen viel größern Werth hat, als ein Geſchriebenes, ſo werden ſie ſolches ſorgfältiger aufbewahren und öfterer leſen. Der Herr Verfaſſer iſt von der Idee ausgegangen: daß bei dieſer hochheiligen Handlung das religiöſe Element auch ſelbſt die darüber ausgefertigte Beglaubigung durchdringen müſſe, und für ſie die gewöhnliche bürgerliche Form nicht paſſe, darum ſind ſie ſo eingerichtet, daß ſie ſich auch eignen ſelbſt an heiliger Stätte an die Katechumenen vertheilt zu werden. Der Verleger hat ihnen ein ſo würdiges Aeußere gegeben, daß auch die Herren Stadt=Geiſtlichen, die ihren Konfirmanden ein Andenken an die ſchöne Zeit des Umgangs mit ihnen und an die erſte heilige Stunde ihres Lebens laſſen wollen, den Söhnen und Töchtern aus den gebildetſten Ständen ſie ohne Bedenken ertheilen können. Uebrigens ſind dieſe Konfirmations=Scheine auch für die katholiſche Kirche, mit den nöthigen Abänderungen brauchbar eingerichtet und der Hochwürdigen Katholiſchen Geiſtlichkeit mit vollem Recht zu empfehlen.

Krüger, Dr. D., (Kanonikus und Domprediger) Predigten an Sonn= und Feſttagen. 3 Bände. Zweite vermehrte Auflage. Mit Genehmigung der geiſtlichen Obrigkeit. gr. 8. 1820. Druckpapier. 2 Rthlr. 18 gr. Holländiſch Papier. 3 Rthlr. 18 gr.

Den chriſtkatholiſchen Glauben, die Tugend und die wahre Weisheit des Lebens, deren Anfang und Ende die Furcht des Herrn iſt, zu befeſtigen und zu verbreiten, iſt Zweck und Inhalt dieſer religiöſen Vorträge. Gottesfürchtigen Familien werden ſie gewiß zu jeder Zeit ein willkommenes chriſtliches Haus- und Familienbuch ſeyn und bleiben. Die nöthig gewordene zweite Auflage ſpricht für den innern Werth, für die Theilnahme und den Beifall, womit dieſe Sammlung von frommen Gemüthern auf- und angenommen worden iſt.

Den Preis derſelben haben wir, um deren Anſchaffung auch dem Minderbegüterten möglich zu machen, auf das Billigſte geſtellt; bei einer Abnahme von 5 Exemplaren erbieten wir uns jedoch, noch 1 Exemplar unentgeldlich zu geben.

Krüger, Dr. Daniel, (Kanonikus und Domprediger) Ueber Volksſchulen und Elementarunterricht. Ein Beitrag zur Bildung der Lehrer. 8. .... 1 Rthlr. 22 gr.

Das Ganze zerfällt in folgende Abſchnitte: 1) Die Elementarſchulen, wie ſie waren und wie ſie ſind. — 2) Die Schullehrer-Seminarien nach ihrer gegenwärtigen Einrichtung. — 3) Anſichten von den Pflichten des Schullehrers. — 4) Die Elementarſchulen als öffentliche Anſtalten zur Erziehung. — 5) Ueber die Lehrweiſe, auch Methode des Unterrichts genannt. — 6) Von den häuslichen und geſelligen Verhältniſſen des Schullehrers.

„In allen dieſen Abſchnitten, — heißt es in einer darüber erſchienenen Recenſion, — iſt für die, denen das Buch beſtimmt iſt, viel Treffliches in einer lichtvollen, oft herzlichen und eindringenden Sprache geſagt, was recht beherzigt und angewendet, zum fröhlichen Gedeihen des großen Werks der Volksbildung im Vaterland, gewiß viel beitragen wird."

Und, fährt der Recenſent fort:

„Möge ein ſo reichhaltiges und ſchätzbares Buch, welches gleichſam die Quinteſſenz vieler andern pädagogiſchen Werke enthält, ſowohl in ſeinem engen Kreiſe, für welchen es zunächſt beſtimmt war, als auch außer demſelben unter Schulmännern jeder Konfeſſion recht viele aufmerkſame Leſer finden, die ſich dadurch vielfach belohnt, ermuntert und geſtärkt fühlen werden."

Dr. Martin Luther, wider die Schleicher und Winkelprediger. Ein Sendſchreiben aus dem Jahre 1532. Mit einem Vorworte und einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. L. A. W. Hennicke. gr. 8. 1821. Geheftet.......... 6 gr.

Dieſes Büchlein redet in aller Sanftmuth und milder Zurechtweiſung zu denjenigen, welche, zwar einſeitig irrend, aber doch göttlichen Eifers voll, allein ihrer Seelen Heil und Gottes Ehre durch ihr ſonderliches Zuſammenthun in einzelne Verbrüderungen und geheime Zuſammenkünfte, bezwecken. Solche ſollen hier gewarnt werden. — Dann redet es zu denjenigen, welche, ohne wahren gottſeligen Sinn und richtige Einſicht, wider Ordnung und Recht, aus bloßem Eigenwillen und Trotz, um Menſchenlobes und ſchnöden Gewinnes halben, eine Sonderung zu ſtiften und das Wort des Herrn nach eigenem Gutdünken zu predigen, ſich unterwinden. Es redet gegen alle Unberufenen und Ungelehrte aus der unlauterſten Hefe des Volkes, die in das Predigtamt eingreifen und durch allerhand Täuſcherei ſich Anhang ſammeln. — Ferner redet es gegen alle loſe Geſellen, welche umherſchleichen, die Gemüther zu verwirren, gegen die verordneten Pfarrer und Lehrer aufhetzen, allerlei Zwietrachtsſaamen ausſtreuen, des

Sakraments ſich ermächtigen und neue abergläubiſche Ceremonien einführen, — jeder auf ſeine eigne Hand und Morgen anders als Heute. Für dieſe ſoll hier **Luthers** Wort recht eigentlich ein Spiegel (und ein Riegel) ſeyn; eine heilſame Arznei, von allen, die es trifft, wohl zu Rathe zu nehmen, damit ſie zur Umkehr von ihrem Wege vermocht werden.

Mücke, H. M., (Erzprieſter und Pfarrer) Neue Sammlung von Gelegenheits-Predigten. Mit Genehmigung der Geiſtlichen Obrigkeit. 8 .... 1 Rthlr. 6 gr.

Volkspredigten bei verſchiedenen Anläſſen, Feſttagen und andern Feierlichkeiten, werden immer eine wünſchenswerthe, willkommene Erſcheinung ſeyn. Predigten aber, wie die vorſtehenden, ausgezeichnet durch jene echt chriſtliche Beredſamkeit, die mit ſteter Berückſichtigung der Faſſungskraft des Volks, Geiſt und Herz erhebet, und den Verſtand ausbildet, verdienen beſonders von jungen Geiſtlichen, denen die Kanzel auf Dörfern und in kleinen Städten ein ſo reiches Feld der Wirkſamkeit eröffnet, recht fleißig geleſen und zugleich als praktiſche Anweiſung benutzt zu werden: wie die Gegenſtände öffentlicher Belehrung brauchbar, fruchtbar und faßlich für das Volk, dem eigentlichen moraliſchen Zweck der kirchlichen Anordnung gemäß behandelt werden ſollen.

Außer Predigten an Feſttagen der Heiligen, Jahresſchluß-, Wallfahrt-, Erndtefeſt- und Schulpredigten, enthält dieſe Sammlung noch Predigten bei verſchiedenen äußeren Veranlaſſungen.

Müller, K. O., (Dr. u. Profeſſor in Göttingen) Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte. 1ſter Band. Orchomenos und die Minyer. Mit einer Karte. gr. 8. 1820. Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr. Velinpapier. 3 Rthlr. 8 gr.

Ein höchſt wichtiges Werk, reich an tiefen Forſchungen, Aufklärungen und neugewonnenen Reſultaten. Hauptinhalt iſt Griechenlands älteſte Geſchichte, ſein früheſter Kultus und Kulturzuſtand, ſeine Mythen und Heldenſagen, ſeine Völkerzüge und Kolonieen, insbeſondere aber die Geſchichte des alten mächtigen Staates von Orchomenos, welcher als Haupt- und Mittelpunkt der Urgeſchichte von Hellas zu betrachten iſt.

Perikles. Aus dem Griechiſchen des Plutarchos mit Anmerkungen überſetzt von Dr. J. G. Kuniſch. gr. 8. 1818 .... 10 gr.

„Recenſent meint — in der Liter. Beilage zu den Schleſ. Provinzialblättern, 6tes Stück, Mai 1818 — daß ihn in jeder Hinſicht vorliegende Ueberſetzung des Plutarchiſchen Perikles von Herrn Dr. Kuniſch vollkommen befriedigt, und ganz Plutarchiſch angeſprochen habe; ja er getraut ſich, dieſelbe auch unbedenklich allen denen des größern Leſepublikums anzuempfehlen, die aus der Mitte ſchaaler und mattherziger Geſchichtsromane einmal eine wahrhaftige und kräftige Darſtellung des Helleniſchen Lebens und ſeiner Blüthezeit zu genießen wünſchen.“

Rendſchmidt, F., Anweiſung zum Kopf-

rechnen für Lehrer an Volksſchulen, wie auch zum Selbſtunterricht. 8. .... 10 gr.

Rhapſodieen eines Denkers über die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit. Neue Ausgabe. gr. 8. Geheftet. 1 Rthlr. 8 gr.

„Dieſe Sammlung von ungefähr funfzig Aufſätzen — ſagt der Beurtheiler in der Halliſchen Literat. Zeitung — empfehlen wir als eine geſunde, Geiſt und Herz ſtärkende Nahrung. Es lebt in ihnen ein ſtreng ſittlicher Geiſt. — Religion, Kirche, Kunſt, Staat, öffentliche Sittlichkeit, Geſetze, insbeſondre Strafgeſetze und deren Ausübung ſind die Haupt-Gegenſtände.“

Schubarth, K. E., Zur Beurtheilung Göthe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunſt. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 1820. Weiß Druckpapier. 3 Rthlr 12 gr.
Schweizer Papier .... 5 Rthlr.

Ueber dieſe Schrift äußert ſich Göthe in einem ſeiner Schreiben an den Verfaſſer: „Er komme ſich vor, als ob er durch einen Doppelſpath ſeine Perſönlichkeit in zwei Bildern gewahre, wobei es ihm ſchwer ſey, das urſprüngliche und abgeleitete zu unterſcheiden. Für das eine könnten ſeine eigenen Werke gelten, für das andere die unternommene Schubarthſche Auslegung. Mit Ungeduld erwarte er den zweiten Band, um das aufgeregte Intereſſe zu ſtillen.“

Ein neues Schreiben Göthe's enthält in Bezug auf den zweiten Band: „Die freudige Anerkennung eines über alles, was den menſchlichen Geiſt überhaupt nur intereſſiren könne, gleichmäßig ſich verbreitenden Beſtrebens.“

Außer der Betrachtung über Göthe's Werke, verbreitet ſich der Verfaſſer noch über ſämmtliche Zweige der neueren Literatur, indem er nach den verſchiedenſten Richtungen, jenen allgemeinen Mittelpunkt menſchlichen Strebens nachzuweiſen ſucht, von deſſen Feſthaltung oder Abweichung ſowohl das erfreuliche Gedeihen von Literatur und Kunſt, wie ihr Sinken und endlicher Untergang allein ſich ableiten läßt.

Eine ausführliche Ueberſicht des geſammten Inhalts, welche zugleich zur Abſicht hat, auf das eigentliche Haupt- und Grund-Thema, welches in beiden Bänden verarbeitet worden, hinzuweiſen, iſt zur Erleichterung des Leſers dem erſten Bande beigegeben.

Schubarth, K. E., Ideen über Homer und ſein Zeitalter. 8. 1821. Weiß Druckpapier. .... 1 Rthlr. 12 gr.
Schweizer Papier .... 2 Rthlr.

Dieſe geiſtreiche Arbeit eines bekannten Kunſtrichters und Kritikers über den joniſchen Sänger, ſein Zeitalter und ſeine Stellung und Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, iſt für den Philologen wie für den Freund altgriechiſcher Poeſie von gleich großem Intereſſe. Sie zerfällt in zwei Theile. In dem erſten ſucht der Verfaſſer der Betrachtung Homeriſcher Poeſie, einen neuen, eigenthümlichen, durchaus freien Standpunkt auszumitteln. In dem zweiten entwickelt er den Kulturzuſtand der Homeriſchen Zeit, die kunſtreiche Anlage der Handlung und

Charaktere in der Ilias, überhaupt die Richtung, den Zweck und das Heimatliche der Homeriſchen Poeſie; und indem er zuletzt auf die Unterſuchungen neuerer Kritiker über Einheit und Ganzheit der Homeriſchen Dichtungen eingeht, gelangt er zu einem Reſultate, das, nach Allem was über dieſen Gegenſtand geſprochen und geſtritten worden, ſich gewiß als neu und wichtig bewähren wird.

Schulz, Dav., (Dr. und Profeſſor) Ueber die Parabel vom Verwalter im Lukas. 8. 1821. .... 14 gr.

Eine mit Geiſt und feiner Sprachkenntniß geführte Unterſuchung über den wahren Sinn und die Bedeutung der evangeliſchen Parabel vom Verwalter. Wer da weiß, wie ungenügend die größeren Commentare zum N. T. dieſen Abſchnitt behandelt haben, der wird ſich freuen, über die ſcharfſinnige und überraſchende Art und Weiſe, womit der Herr Verf. die räthſelhaften Schlußworte Chriſti aufzulöſen und aufzuklären gewußt hat.

Steffens, H., Ueber Kotzebue's Ermordung. 8. Geheftet .... 4 gr.

Steffens, H., Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten. gr. 8. 1820. Geheftet .... 10 gr.

Ein Wort zu ſeiner Zeit, beſonders in unſern Tagen, wo über die Stellung und das Verhältniß dieſer ehrwürdigen Inſtitute ſo entgegengeſetzte Anſichten zur Sprache gekommen ſind. Akademiſche Lehrer, wie junge Studierende, werden dieſe Ideenreiche Schrift gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Steffens, H., Anthropologie. 2 Bände. gr. 8. 1822. Druckpapier ...... 4 Rthlr. 18 gr.
Velin-Papier .... 6 Rthlr.

Die Anthropologie hat in unſern Tagen durch die vielſeitigſten Forſchungen einen bedeutenden Umfang und eine ſo durchaus neue, eigenthümliche und reiche Entwickelung und Geſtaltung erhalten, daß ſie tiefer und gewaltiger als je in den Kreis der allgemeinen menſchlichen und wiſſenſchaftlichen Bildung eingreift. Sie umfaßt nicht blos die ganze Entwickelungsgeſchichte des innern und äußern Menſchen, ja des geſammten Geſchlechts, ſondern auch die Urgeſchichte und die Natur des Planeten, den der Menſch bewohnt, und mit dem er auf die geheimſte und innigſte Weiſe verknüpft iſt.

Schon ſeit Jahren hielt der Herr Verfaſſer jedesmal vor einer groſen Anzahl Zuhörer und mit allgemeinem Beifall Vorleſungen über dieſen Gegenſtand. Die darin ausgeſprochenen Ideen ſind es, die hier genauer und gründlicher entwickelt werden.

Nach ihnen wird der Menſch in einer dreifachen Beziehung dargeſtellt:

1) als Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit der Natur (Entwickelungs-Geſchichte der Erde, geologiſche Anthropologie);
2) als Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart (organiſche Epochen der Erde, phyſiologiſche Anthropologie);
3) als Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft (geiſtige Offenbarung des Göttlichen in einem Jeden, pſychologiſche Anthropologie).

Die Ausführung dieſer hochwichtigen Gegenſtände macht, wir dürfen es behaupten, die Erſcheinung dieſes Werkes zu einer der wichtigſten in der neueſten Literatur, und iſt als wahre Bereicherung derſelben anzuſehen.

In naher Beziehung ſtehen und größtentheils verwandten Inhalts ſind die im vorigen Jahre erſchienenen

Steffens, H., Schriften. Alt und Neu.
2 Bände. gr. 8. 1821. Druckpapier. 3 Rthlr. 6 gr.
Velin-Papier .... 4 Rthlr. 8 gr.

welche nicht minder wichtig und aller Aufmerkſamkeit werth ſind. Das nachfolgende reichhaltige Inhalts-Verzeichniß wird das näher darthun; es ſtehe hier ſtatt weiterer Empfehlung.

Erſte Abtheilung. Zur Naturphiloſophie.

Beurtheilung dreier naturphiloſophiſchen Schriften Schellings. — Ueber das Verhältniß der Naturphiloſophie zur Phyſik unſerer Tage. — Schellingiſche Naturphiloſophie. — Ueber das Verhältniß der Philoſophie zur Religion.

Zweite Abtheilung. Reden.

Ueber das Verhältniß unſerer Geſellſchaft zum Staate. — Ueber die Bedeutung eines freien Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt.

Dritte Abtheilung. Zur Phyſik.

Ueber den Oxydations- und Desoxydations-Prozeß der Erde. — Geologiſche Anſichten zur Erklärung der ſpätern Veränderungen der Erdoberfläche. I. Thatſachen, die den großen Einfluß der Vulcanität auf die veränderte Geſtalt der Erdoberfläche beweiſen. II. Thatſachen, welche bedeutende Veränderungen der Oberfläche der Erde durch Zuſammenſtürzen großer Gebirgsmaſſen in ſich ſelber beweiſen. III. Die Ausbreitung des Quaderſteins. — Was kann für Schleſiens Naturgeſchichte durch die Einwohner geſchehen? — Einige Höhenmeſſungen im Rieſengebirge. — Was iſt in neuern Zeiten für die Phyſik des Kaukaſiſchen Gebirges geſchehen? — Ueber die Meteorſteine. — Ueber die Bedeutung der Farben in der Natur. — Ueber die Vegetation. — Ueber die elektriſchen Fiſche. — Ueber die Geburt der Pſyche, ihre Verfinſterung und mögliche Heilung. — Ueber die menſchlichen Racen,

Taciti, C. Corn., Equitis Romani, Germania. Recensuit, varietate lectionis instruxit, annotationemque G. G. Bredovii integram addidit Fr. Passow. 8. maj. 12 gr.

Herr Prof. Paſſow hat nicht nur bei dieſer neuen Ausgabe den Bredow'ſchen Abdruck nochmals kritiſch durchgeſehen, ſondern auch durch eine ſehr reichhaltige Zugabe von Noten und Anmerkungen mit fortlaufender vollſtändiger Vergleichung faſt aller Editionen, dieſelbe ſo ausgeſtattet, daß die Germania in der gegenwärtigen Geſtalt nicht nur für den Philologen und Forſcher des deutſchen Alterthums als ein unentbehrliches und wichtiges Hülfsmittel, ſondern überhaupt und mehr noch als eine erſchöpfende, feſt- und fortbeſtehende Schulausgabe angeſehen werden kann.

Vergiß mein nicht, zarten Kinderſeelen und allen denen gewidmet, die ſich gern an himmliſche Dinge erinnern laſſen. 24. 1822. Velinpapier und gebunden......... 8 gr.
Mit Goldſchnitt.................................. 10 gr.

Weſſen Gemüth noch empfänglich iſt für einfache und innige Aeußerungen eines frommen, kindlichen, ſeinem Heiland treu ergebenen Herzens, wer überhaupt die wunderbare Tiefe der chriſtlichen Einfalt faſſen und vernehmen mag, in dem wird gewiß dieſe Sammlung frommer Sprüche mehr als ein flüchtiges Intereſſe erregen, er wird in ihr für alle Zuſtände ſeines innern Lebens ein paſſendes Wort, für verworrene und verlaſſene Augenblicke, Rath und Troſt, und für ſein Bedürfniß eines theilnehmenden Herzens ein in alle ſeine Klagen und Freuden einſtimmendes Gefühl finden. Beſonders dürfen wir die Sammlung Eltern und Erziehern als das beſte Spruch- und Gebetbüchlein für Kinder empfehlen. Zu Geburts- und Namenstagen, wie zum Heiligen Chriſtfeſt wird es gewiß ein recht erfreuliches Geſchenk ſeyn; Druck und Papier ſind überaus nett und zierlich, beides von Friedrich Vieweg in Braunſchweig.

Waagen, Dr. G. F., Ueber Hubert und Johann van Eyck. 8. 1822. Druckpapier .... 1 Rthlr. 6 gr.
Schweizer Papier.................. 1 Rthlr. 16 gr.

Nach ſo mancherlei Vorarbeiten über das Leben und die Werke dieſer eigentlichen Urheber der neuern chriſtlichen Kunſt, welche unlängſt gleichſam erſt wieder entdeckt ſind, und nun mit Recht die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, erhalten wir hier zuerſt eine umfaſſende und gründliche Geſchichte und Darſtellung dieſer großen Erſcheinung. Anziehend und wahrhaft werden uns der merkwürdige und reiche Schauplatz und die Vorgänge derſelben, in den Niederlanden eröffnet, dann der Brüder van Eyck Leben erzählt, Johannes große Erfindung der Oelmalerei unterſucht, die Wirkungen dieſer neuen glänzenden Kunſt in allen ihren Zweigen auf alle Malerſchulen umher dargeſtellt, und die ſämmtlichen van Eyckſchen Werke und ihre Nachbildungen, meiſt aus eigener Anſchauung genau beſchrieben. Dieſes Buch, welches eine treffliche Bewährung ſeiner Einleitung von der Behandlung der Kunſtgeſchichte liefert, erregt den Wunſch, daß der Verfaſſer einſt die geſammte deutſche Kunſtgeſchichte ſo bearbeiten möge; was nach Fiorillo's verdienſtlicher Zuſammenſtellung keineswegs überflüſſig iſt. Es zeugt von ſo viel Liebe und Sinn für die Kunſt, wahrer Sachkenntniß, gründlicher Forſchung und gemüthlicher Darſtellung, daß es allen Freunden deutſcher Art und Kunſt höchlich zu empfehlen iſt.

Xenophon's Anabaſis. Ueberſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Prof. und Rector K. W. Halbkart. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1822. Preis auf weißes Druckpapier.................................. 1 Rthlr. 8 gr.
Schweizerpapier.................................. 2 Rthlr.

Xenophon's Geſchichte des berühmten Rückzuges der zehntauſend Griechen, iſt wegen ihres anziehenden Inhalts ſowohl, als wegen ihrer ſchönen und gediegenen Darſtellung mit Recht Vielen lieb und werth geworden, und wird eben deswegen auf allen Gymnaſien unſerer Provinz vorzugsweiſe vor andern griechiſchen Klaſſikern mit Nutzen geleſen. Darum glauben wir denn auch auf dieſe neue Ausgabe einer Ueberſetzung, deren Werth ſeit einer Reihe von Jahren allgemein anerkannt iſt, aufmerkſam machen zu müſſen, mit der Verſicherung, daß der Herr Verf. bei dieſer neuen Umarbeitung ſeines Werks nichts unterlaſſen hat, um es einer höhern Vollendung und den Anforderungen näher zu bringen, welche die gegenwärtige Zeit an jedes Unternehmen der Art zu machen berechtigt iſt. Der junge Studirende wie der Sprachkenner wird in ihr ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Verſtändniß des griechiſchen Textes, der Freund alter Geſchichte und der Kriegskunſt der Alten, ein Werk voll tiefer Belehrung, das größere Publikum aber ein angenehmes Unterhaltungs- und Leſebuch finden, deſſen Inhalt den Reiz des Wunderbaren und Unglaublichen mit der höchſten geſchichtlichen Treue und Wahrheit vereinigt.

Zemplin, Dr. A., (Königl. Preuß. Hofrath und Brunnen-Arzt.) Salzbrunn und ſeine Mineralquellen. Im Anhange: Fürſtenſtein in der Gegenwart und Vergangenheit. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. 1822. 23 Bogen ſtark. Preis auf weißes Druckpapier.......................... 1 Rthlr. 8 gr.
Velin-Papier.......................... 1 Rthlr. 22 gr.

Es wird kaum ein Mineralquell aufzufinden ſeyn, welcher allein durch ſeine Heilkräfte in kurzer Zeit einen ſo bedeutenden Wirkungskreis gewonnen hätte, als Salzbrunn. Salzbrunns Quellen erregen immer größere Aufmerkſamkeit; Tauſende haben ſich ihrer wohlthätigen Wirkungen bereits erfreuet, und ſie haben oft mehr geleiſtet, als Wiſſenſchaft und Erfahrung erwarten ließen. Der Brunnen-Arzt, Herr Hofrath Dr. Zemplin, ließ vor fünf Jahren eine kleine Schrift über dieſen Brunnenort drucken; ſeit zwei Jahren fehlte die Auflage gänzlich. Das Bedürfniß einer neuen Auflage, oder vielmehr einer neuen ausführlicheren und möglichſt vollſtändigen Schrift wurde immer dringender, ſo daß der Herr Verfaſſer ſeine ſeit Jahren geſammelten Erfahrungen und Beobachtungen nicht länger zurückhalten konnte, ſondern von neuem ſie herauszugeben ſich entſchließen mußte. Dem ärztlichen Publikum wird daher dieſe Schrift gewiß willkommen ſeyn, ſo wie allen Kranken, die Salzbrunns Heilquellen zu brauchen nöthig haben, nützlich und belehrend. Die beigegebene Beſchreibung von dem angränzenden ſchönen Fürſtenſtein wird hoffentlich jeden Käufer des Buches als angenehme Zugabe erfreuen; es ſind hiebei alle vorhandenen Materialien, ſowohl die gedruckten, als die handſchriftlichen, benutzt worden.

Zeichen-Bücher.

Mücke, M. H. Das kleine Blumenzeichenbuch zum Weihnachtsgeſchenk. Dreißig Steindruckblätter in Kreidemanier, zur angenehmen und nützlichen Beſchäftigung für die Jugend. 8 In Umſchlag.................................. 1 Rthlr.

— — Dreißig Vorlegeblätter zur Uebung im freien Handzeichnen. Enthaltend: Abbildungen von Werkzeugen, Geräthen, und andern Gegenſtänden, welche Kinder täglich vor Augen haben. 8. In Futteral.............................. 12 gr.

Schall, Joſef, Vorlegeblätter zum erſten allgemeinen Elementarunterricht im freien Handzeichnen. 4. Geheftet...... 12 gr.

— — Studien für Landſchaftzeichner, zum ſyſtematiſchen Unterricht entworfen. Querfolio. Geh.................................... 16 gr.

Schall und H. Mücke, Studien für Blumenzeichner, zum ſyſtematiſchen Unterricht entworfen. Querfolio. Geheftet............ 16 gr.

— — Vorlegeblätter im Situationszeichnen, nach Lehmanns Theorie. kl. 4. In Umſchlag...................................... 18 gr.

Aus dem Verlage des Herrn W. A. Holäufer haben wir theilweiſe käuflich an uns gebracht, und erlaſſen zu herabgeſetzten wohlfeilen Preiſen, nachſtehende Bücher:

Frenzel, A., num dogma catholicum est, matrimonii vinculum inter vivos conjuges nullo in casu solvi posse? edid. Dr. **Dereser.** 8. 1819....................................... 6 gr.

Gravenhorſt, J. L. C., Grundzüge der ſyſtemat. Naturgeſchichte. gr. 8. 1817. Ladenpr. 16 gr.
Herabgeſetzter Preis .... 8 gr.

Halbkart, C. W., Tentamina criseos in difficilioribus quibusdam auct. veter. et graecor. et latinorum. 8. 1815. Ladenpreis ..... 10 gr.
Herabgeſetzter Preis .... 4 gr.

Harniſch, Dr. W., Das Leben des funfzigjährigen Hauslehrers Felix Kaskorbi, oder Erziehung in Staaten, Ständen und Lebensverhältniſſen. 2 Theile. 8. 1817. Ladenpreis .... 3 Rthlr. 12 gr.
Herabgeſetzter Preis .... 2 Rthlr.

Kruse, F. C. H., de Istri ostiis, dissertatio historico-geographica, cum tabul. geogr. 8. 1810. Ladenpreis .... 16 gr.
Herabgeſetzter Preis .... 6 gr.

Schall, K., Luſtſpiele. Enthalten: 1) Mehr Glück als Verſtand. 2) Der Kuß und die Ohrfeige. 3) Trau, ſchau, wem? 4) Der Strohmann, oder die unterbrochene Whiſtpartie. 5) Theaterſucht. 6) Das Heiligthum. 8. 1817. Ladenpreis ... 2 Rthlr. 12 gr.
Herabgeſetzter Preis .... 1 Rthlr. 8 gr.

Singer, G. F., Elemente der Electricität und Electrochemie, aus dem Engl. überſetzt, mit Anmerkungen, welche die neueſten elektriſchen Entdeckungen enthalten, von C. H. Müller. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1818 .... 3 Rthlr.

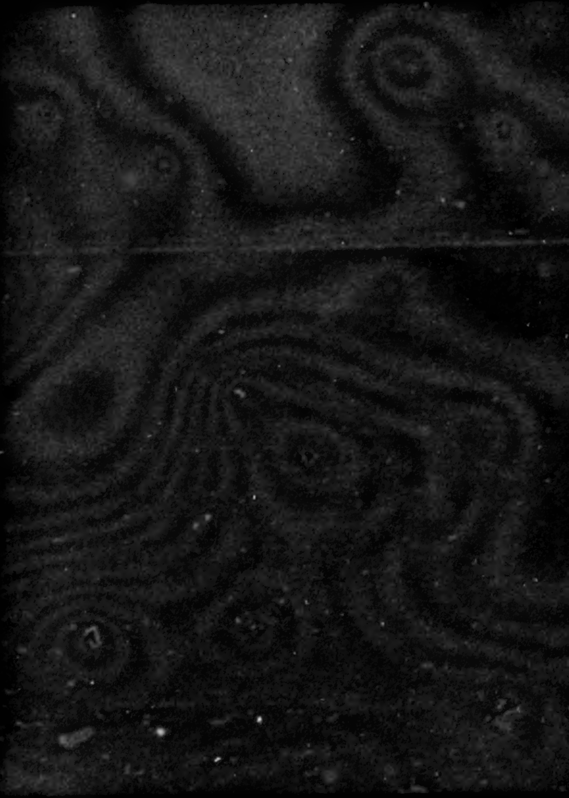
Weber, Dr. F. C., Lehrbuch der politiſchen Oekonomie. 2 Bde. gr. 8. 1812. Ladenpr. 4 Rthlr.
Herabgeſetzter Preis .... 1 Rthlr. 12 gr.

Zachariae, Th. M., Inſtitutionen des römiſchen Rechts, nach der Ordnung der Juſtinianiſchen Inſtitutionen bearbeitet, nebſt Anhang. gr. 8. 1816 .... 3 Rthlr.

Druck und Papier von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehler.

S. 20 Z. 8 von unten: in l. ein:
— 26 „ 6 Waſſer ſtatt Wein l. Wein ſtatt Waſſer.
— 37 „ 3 von unten: den l. dem.
— 59 „ 6 wie l. wie ein.
— 97 „ 8 von unten: ſelbſtreinigenden l. ſelbſt reinigenden.
— 157 „ 14 geben l. gegeben.
— 158 „ 4 einen l. einen neuen.
— 161 „ 9 von unſer: er l. ſie. ihm l. ihr.
— 178 „ 11 Burſtell l. Burchell.
— 208 „ 6 von unten: hinter: Liebe, ein Punktum.
— 243 „ 1 ein l. ſein.
Und dann überall für Selbſucht l. Selbſtſucht.



Polemiſche Blätter

von

Henrich Steffens.

Polemiſche Blätter

zur

Beförderung der ſpeculativen Phyſik

herausgegeben

von

Henrich Steffens.

Erſtes Heft.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1829.

Vorrede.

Ich habe bis jetzt geglaubt, daß wir, was wir geiſtig erzeugen, ſich ſelbſt überlaſſen müſſen und an dem erregten Streit keinen Theil nehmen. Es iſt ein Irrthum. Die Gabe, die uns geliehen iſt, ſollen wir nicht bloß ausbilden, ſondern auch ſchützen. Die Naturphiloſophie hat durch dieſe Geſinnung der Beſſern offenbar verloren.

Aus dieſem Grunde habe ich beſchloſſen, Hefte herauszugeben, die ausführliche Kritiken der herrſchenden phyſiſchen, chemiſchen, phyſiologiſchen Theorien aus einem ſpeculativen Standpunkt enthalten ſollen. Die lebendige Spekulation iſt nicht an die Formel einer Schule gebunden. Ein jeder bedeutende Theil der Naturkunde hat, indem er ſich geſchichtlich entwickelte, eine eigene Sprache gebildet, an dieſe ſoll die Kritik ſich anſchließen, und mehr durch den herrſchenden Sinn der Darſtellung, als durch ſpeculative Formeln, ihren höhern Standpunkt beurkunden. Daß wir indeſſen den ſpeculativen Ernſt nicht einer flachen Verſtändlichkeit opfern wollen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber ein Gegenſtand liegt mir nahe. Die Idee einer geſchichtlichen Entwickelung der Erde (von Herder angedeutet, von Werner vorbereitet), wie ich ſie 1801 darzuſtellen wagte, möchte ich einer ſtrengen Prüfung unterwerfen. Hat die Erfahrung, ſeit länger als ein Vierteljahrhundert, ſie beſtättiget oder widerlegt? oder beſtimmter, hat die Entwickelung der Phyſik eine Stufe erreicht, die eine ſolche Darſtellung möglich macht oder nicht? Denn dieſe Idee entſpringt zwar nicht aus der Erfahrung, aber ſie hat auch keine geſchichtliche Bedeutung ohne ſie. So wird das nächſte Heft eine ſtrenge Prüfung meiner eigenen Unternehmung liefern, dabei aber freilich eine Polemik gegen die herrſchende Geologie vermeiden können. Ueberhaupt von einer Verbrüderung mit den theoretiſirenden empiriſchen Phyſikern iſt gar nicht die Rede. Vielmehr von einer entſchiedenen Trennung und darin wird dieſe Polemik den alten Character nicht verleugnen.

Dahingegen wird ſie aller Perſönlichkeit, allen kleinlichen Waffen entſagen, ohne ein ähnliches von den Gegnern zu fordern.

Ich ſehe wohl ein, daß eine ſo große Unternehmung ſich kaum von einem Manne ausführen läßt. Aber eine vielfältige Erfahrung hat mich belehrt, wie wenig eine zum Voraus verabredete Verbindung mit Freunden, beſonders entfernten, zu leiſten vermag, und daher habe ich es gewagt, allein hervorzutreten. Indeſſen hoffe ich, Mitarbeiter zu erhalten und wünſche ſie. Einige haben mir Beiträge verſprochen, die mir ſehr angenehm ſeyn werden.

Mein Wunſch iſt auch, daß Gegner an dieſen Blättern theilnehmen möchten. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir. Ich werde immer Rede ſtehen, wenn man mir einzelne Irrthümer nachweiſt. Aber hier iſt der Ort für ſolche Correctionen nicht. Was hier beſtritten wird, muß einen Einfluß auf die Anſicht haben, die ich vertheidige, und dieſe muß den Streit begründen. In welchem Ton die Aufſätze verfertigt ſind, iſt mir völlig gleichgültig. Selbſt den härteſten habe ich durch eine lange Uebung zu ertragen gelernt. Auch kann der Gegner ſicher ſeyn, daß ſein Aufſatz unverändert abgedruckt wird und ohne gegneriſche Bemerkungen, die ich haſſe. Wenn ich nicht in einem ähnlichen Ton antworte, wird man mich hoffentlich entſchuldigen.

Steffens.

Zur

Geſchichte der heutigen Phyſik

von

Henrich Steffens.

Die allgemein herrſchende Naturanſicht einer beſtimmten Zeit, wie ſie mit ihrem eigenthümlichen Gepräge bei verſchiedenen Völkern hervortritt, bildet die Grundlage ihres ganzen Wiſſens, iſt die Trägerin des allgemeinen Erkennens, und ihr Einfluß dehnt ſich auf alle Richtungen des Lebens aus. Sie wirkt beſtimmend auf alle geſellige Ordnung, auf die Sittlichkeit, ja auf die Religion. Die beſondere Geſtaltung der Naturanſicht iſt es vorzüglich, die gewiſſen Zeiten eine ſcharf bezeichnete Eigenthümlichkeit mittheilt, durch welche ſie ſich beſtimmt ſcheiden von den frühern und ſpätern, und als eigene, ausgezeichnete geſchichtliche Gebilde hervortreten. Wir dürfen behaupten, daß die Geſchichtsforſcher, obgleich der Einfluß herrſchender Naturanſichten ihnen nicht verborgen bleiben konnte, ſo daß es, je treuer das dargeſtellte Gemälde eines Zeitalters iſt, deſto klarer hervortritt, dennoch nicht die ganze Tiefe, die unergründliche Gewalt dieſer Richtung des menſchlichen Geiſtes erkannt haben.

Selbſt die Lehren der Schule ſind wichtiger, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Was dort, als Vermuthung oft lange gekämpft, durch Unterſuchungen, die in ihrem vollen Umfang niemals die Grenzen der Schule überſchreiten, begründet, langſam heranwächſt, wird nicht ſelten allgemein herrſchende Anſicht, und übt eine Gewalt über alle Gemüther aus, die deſto mächtiger iſt, je weniger ſie erkannt wird. Was in der Schule noch immer zweifelhaft iſt, höchſtens als wahrſcheinliche Hypotheſe erſcheint, das wird entſchiedener Leitfaden der Denkweiſe des Volkes, und nicht ſelten waren Anſichten, durch frühere Schulen gebildet, eben dann am mächtigſten, wenn ſie hier geſtürzt wurden. Geſchichtliche Bewegungen ſind auf dieſe Weiſe entſtanden, heftige Kämpfe erſt einer werdenden Schule mit der vergangenen, dann der mächtiger gewordenen neuen mit der herrſchenden Anſicht des Volkes. Dieſes ſträubte ſich gegen eine Verwandlung, der es künftig zu unterliegen beſtimmt war, um, nach Jahrhunderten vielleicht einen ähnlichen Kampf mit der nehmlichen Heftigkeit und mit dem nehmlichen Erfolg zu beginnen.

Dieſe Betrachtung mag uns entſchuldigen, wenn wir der nachfolgenden allgemeinen Darſtellung der geſchichtlichen Entwickelung der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage eine weitere Ausdehnung geben, als gewöhnlich geſchieht, weil wir der feſten Ueberzeugung ſind, daß kein wiſſenſchaftliches Element der geſchichtlichen Entwickelung des Geſchlechts iſolirt begriffen wird.

Die herrſchende Phyſik iſt, wenn ſie als eine unſeren Tagen eigenthümliche, ſie beſonders auszeichnende Richtung des menſchlichen Geiſtes betrachtet wird, keinesweges alt. Man kann ihre eigentliche Entſtehung in den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſetzen, und um einzuſehen, wie in dieſer Epoche eine früher vorbereitete Metamorphoſe von allen Seiten ſich offenbarte und von den nehmlichen Grundanſichten ausgehend ſich bis auf unſere Tage immer mächtiger entwikkelte, wird es nothwendig, einen Blick auf die frühere Zeit und ihre Naturanſicht zu werfen.

Noch immer ſind die Spuren jener verdrängten Zeit nicht verſchwunden, ſie leben in den Anſchauungen des Volkes, ſie haben, aus der Wiſſenſchaft verdrängt, ihr Daſeyn, wenn auch geläutert, doch nicht weſentlich geändert in der

Poeſie erhalten, ja Wenige, ſelbſt ſolche nicht, die ganz durchdrungen ſind von der herrſchenden Lehre, die beſtimmend eingreifen in ihre Entwickelung, können den Einfluß einer Denkweiſe, die ſie entſchieden bekämpfen, völlig abwehren. Und dennoch wird es uns ſchwer, ja ganz mag uns vielleicht nie gelingen, uns in das innere Daſeyn jener jetzt verdrängten, überwundenen, meiſt verſchmähten Zeit zu verſetzen. Der Grund wird, glauben wir, aus der Darſtellung ſelbſt erhellen, und da er ein nothwendiger, in der beſondern Art der Entwickelung der jetzt herrſchenden Anſicht liegender iſt, mag er das Mangelhafte der Darſtellung jener Zeit entſchuldigen.

Die Erde ruhte in dem Mittelpunkt des Weltalls. Die zehn Himmel wölbten ſich um ſie. Der Mond, die Sonne, die Planeten, auf ihren irren, immer mehr verwickelt erſcheinenden Bahnen, hatten eigene Himmel, eigene Gewölbe, in welchen ſie ſich bewegten und die Wirkſamkeit dieſer Gewölbe concentrirte ſich da, wo die Himmelskörper erſchienen, trat eben daher, wenn ſie vereinigt waren (in ihrer Conjunction), ſich widerſtrebend oder unterſtützend, mächtiger hervor. Das Firmament mit zahlloſen Sternen dehnte ſich als ein großes Gewölbe über die Himmel der Planeten aus, umgeben von dem durchſichtigen Chryſtallhimmel und von dem leuchtenden, feurigen Empyreum, und jenſeits — in myſtiſcher Ferne lag das Primum mobile. Aber die Erde war in der Mitte; auf ſie bezogen ſich alle Himmelskörper, wie auf ihrem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt. Das Univerſum mit allen ſeinen verborgenen Kräften war dem Geſchlecht näher gerückt, das ganze Weltgebäude war ihre Heimath. Nicht unmittelbar offenbarte ſich ihnen die Unendlichkeit des Seyns, nur ſo, wie ſie als gefeſſelte, gebundene Erſcheinung feſtgehalten wurde im Mittelpunkt, und aus dieſem hervorſtrahlte, erhielt ſie, in der gebundenen Form ihre urſprüngliche Bedeutung.

Wie die Erde der Mittelpunkt des Univerſums war, ſo daß alle ſympathetiſchen Kräfte und Materien ſich hier vereinigten, die Fülle des Daſeyns zu erzeugen, zu erhalten, zu formen, ſo war der Menſch der Mittelpunkt der Erde — der Mikrokosmus, und alle Einflüſſe des Himmelskörpers wirkten, in Freundſchaft oder Feindſchaft, bei ſeiner Geburt, wie ſie bei der erſten Schöpfung der Erde zuſammen gewirkt hatten dieſe zu erzeugen.

Der Vater hatte allen Reichthum ſeiner Schöpfung, der Erde erſchloſſen, ihr das Myſterium ſeiner Abſichten vertraut, ſelbſt die Verkündigung des Heils durch den Sohn ſollte ſich irdiſch darſtellen, und wie alle Macht des Vaters in der erſcheinenden Erde, ſo ſollte alles Heil der Erlöſung ſich in einer ſichtbaren Kirche mit einem leiblichen Oberhaupt vereinigen, endlich, wie in einem jeden Menſchen, die ganze Macht des Vaters, wie in einer zuſammengedrängten Weltſchöpfung, ſich wiederholte, ſo wiederholte ſich durch den Genuß des heiligen Mahles, die Menſchwerdung des Heilandes für einen jeden Genießenden.

So hielt ein erſcheinender, lebendiger Mittelpunkt in allen Verhältniſſen, in den kleinſten, wie in den größten, ſo Leben, wie Gedanken feſt, und das Geſchlecht fühlte ſich frei, wie wir uns durch unſern Leib ja keinesweges gefeſſelt fühlen, dieſer vielmehr der Träger jeder freien Aeuſſerung des Geiſtes iſt.

Und wie die Natur unter den Einfluß fremder Geſtirne lebte und ſich erhielt, ſo war auch alles, was in der Geſchichte mächtig war, von fremden Völkern entlehnt. Fremde Weisheit eines untergegangenen Volks, durch orientaliſche Gluth faſt unkenntlich geworden, bildete in ſeltſam verzerrter Geſtalt ihre Wiſſenſchaft, eine fremde verſtümmelte Sprache engte das eigene Denken ein, fremde Inſtitutionen ordneten ihre Städte, fremde Rechte ihre geſelligen Verhältniſſe, ja die Religion war ihnen von einem fremden orientaliſchen Volk überliefert — das primum mobile, das urſprünglich Erzeugende, war ihnen, wie in der Natur, ſo in der Geſchichte, entrückt.

Und dennoch galt dieſes nur für die Betrachtung. Das geiſtige Princip durchdrang ſie, ihnen unbewußt, denn ſie fühlten ſich ins Centrum verſetzt, auf welches der Umkreis, ſich nicht auf eine endliche, ſondern auf eine unendliche Weiſe bezieht. Hiort *) macht die richtige Bemerkung, daß den Schriftſtellern des Mittelalters der Begriff des Organismus völlig unbekannt war. Der Begriff nehmlich ebendeßwegen, weil ſie ſich von dem Totalorganismus ganz ergriffen fühlten. Die Idee eines allgemeinen Lebens, in welches alles verſchlungen war, war die bewußtloſe Trägerin ihrer Anſichten und konnte daher nie als ſolcher Gegenſtand der Betrachtung werden. Daher vermochte dieſe Richtung des Geiſtes, die uns ſo einſeitig dünkt, ſo Mächtiges, Großes zu erzeugen, eine große Zeit, eine heitere bedeutende Poeſie, eine ſchöne, eigenthümliche Kunſt, kurz eine bewundrungswürdige Eigenthümlichkeit, welche wir in einer frühern Schrift anzudeuten wagten. Eine Andeutung, die denen partheyiſch ſcheint, die nie über das einzelne der geſchichtlichen Thatſachen ſich erheben können, denen es nicht vergönnt iſt, den innern erzeugenden Geiſt einer beſondern Zeit in ſeiner Reinheit aus der Verwirrung der Ereigniſſe herauszuheben und zum Gegenſtand einer eigenen beſtimmten Betrachtung zu machen.

Aber dieſes war eine nothwendige Folge der eigenthümlichen Geſtaltung des Geiſtes, daß er ſich gebunden fühlte von der Natur, mit welcher er ſo innerlich, wie äußerlich vereinigt war. Er vermochte es nicht ſich von ihr loszureißen, um ſich zum Gegenſtand einer eigenen genauen Forſchung zu

---

*) In ſeiner Schrift über Johannes Scotus Erigena.

machen, eine jede Beobachtung endigte mit etwas Unbegreiflichem, Ueberſchwenglichem, eine jede Reflexion verſchwamm in ein ahnendes Gefühl und alle Schärfe und Beſtimmtheit verſchwand, ſelbſt wo ſie ſich zu geſtalten ſuchte.

Auf der Erde unterſchied man nach Ariſtoteles die vier bekannten Elemente, und jedes war durch beſtimmte Qualitäten, die man die erſten (qualitates primariae) nannte, bezeichnet. Dieſe aber beſchränkten ſich auf das Warme und Kalte, Trockne und Feuchte. Das Feuer, als das geiſtigſte Element, das oberſte, leichteſte, war trocken und warm, die Luft, körperlicher ſchon, war feucht und warm, das Waſſer feucht und kalt, und die Erde endlich, die als der ſubſtantiellſte Niederſchlag der Schöpfung den ſoliden Grund alles Daſeyenden bildete, war trocken und kalt. Der Hauptgrundſatz damaliger Zeit war: daß alles Gleichartige ſich ſuchte, und zu verbinden ſtrebte. So waren Feuer und Luft, Waſſer und Erde durch Trockenheit und Feuchtigkeit von einander geſchieden, aber die beiden erſt genannten Elemente durch die Wärme, die beiden letztgenannten durch die Kälte unter ſich verbunden, ebenſo Feuer und Erde, Luft und Waſſer durch die Wärme und Kälte von einander getrennt, aber die erſtern durch die Trockenheit, die zweiten durch Feuchtigkeit mit einander verbunden. Die nächſten Wirkungen dieſer erſten Qualitäten wurden, als Qualitäten einer zweiten Ordnung (Qualitates secundariae) betrachtet. So, wenn die Wärme, indem ſie aus gewiſſen Materien das Unreine (Widerwärtige) ausſchied, dieſelben einfacher (gleichartiger) machte, und zugleich verdünnte, nannten ſie dieſe Dünne — und eben ſo, wenn die Trockenheit die Körper zuſammenſchrumpfte, rauh, hart machte, nannten ſie dieſe Rauhigkeit und Härte — eine Qualität zweiter Ordnung, dagegen die mehr zuſammengeſetzten Produkte, wie Milch, Urin, Schweiß u. ſ. w. ihnen für Qualitäten der dritten Ordnung galten.

Erſt ſpäter, und in der That als eine Folge ſchon erwachter eigener Beobachtung, als ein erſter Verſuch Erſcheinungen, die man von mehrern Seiten experimentirend verfolgte, zu erklären, entſtand die Annahme verborgener Qualitäten, wie die des allbekannten horror vacui, obgleich aus dem Ariſtoteles des Mittelalters hergeleitet finden wir dennoch dieſe Annahme nicht bei den ältern Phyſikern.

Weil die Idee des Organismus die inſtinktartige Grundlage aller ihrer Anſchauungen war, die, ebendaher, kein Gegenſtand der Reflexion werden konnte, erſchien auch jenes Princip, daß das Gleichartige ſich ſuche, nicht, als eine bloße todte Anziehung, ſondern als Sympathie und Antipathie. Denn jene oben erwähnten Qualitäten waren die äußern Formen der Dinge, der tiefere Grund dagegen, aus welcher dieſe Anziehung entſprang, entſtand ihnen aus den innern, wirklich lebendigen Formen. Alle ihre Schriften ſind erfüllt mit ſolchen Beiſpielen von Sympathien und Antipathien, von welchen manche durch die Ueberlieferung noch unter dem Volke gelten, die ſämmtlich aus dieſer Zeit ihren Urſprung haben. Mehrere wiederholen ſich bei allen Schriftſtellern. Eine neue Entdeckung ſolcher Erſcheinungen ſchien der damaligen Zeit faſt ſo wichtig, wie die Entdeckung neuer Thierpflanzen- oder Foſſiliengattungen, neuer Stoffe oder beſtimmter Verhältniſſe in unſeren Tagen, und die Phyſiker jener Zeit ſchienen auf die Vermehrung vermeinter Erfahrungen der Art eben ſo große Hoffnungen zu bauen, wie die jetzigen auf ihre realen und wichtigen Entdeckungen.

Bei der Verfolgung ſolcher Erfahrungen war ihnen Alles wichtig. Die Beſchaffenheit, die ganze Eigenthümlichkeit gewiſſer Körper wirkte freundlich oder feindlich auf andere. Thiere z. B. auf Pflanzen: ſo machte die Gegenwart der Ziegen und Böcke den Oelbaum und Rebenſtock unfruchtbar. Pflanzen auf Thiere: ſo erſtarrt die Natter, wenn man ihr einen Buchenzweig entgegen hält. Aber auch der Blick wüthender Menſchen, mancher Thiere; die Stimme: ſo fürchtet ſich der Löwe vor dem Hahnengeſchrei; der Schatten: ſo verſtummen die Hunde, wenn ſie über ihren eigenen Schatten kommen; ſie wiſſen es, laufen daher gegen die Sonne und verletzen die nachfolgenden Hunde mit ihrem Schatten. Die bloße Intenſion eines Menſchen: ſo, verſichert Roger Baco, daß ein Ausſätziger, wenn er ſich es feſt vornimmt, einen andern viel leichter anſtecke, als wenn er keinen ſolchen Vorſatz hat. Es iſt bekannt, wie vielerlei Wirkſamkeit man einer unberührten Jungfrau zutraute; beſonders beförderten ſie das Wachsthum von ihnen gepflanzter Bäume und Blumen. Dieſe Anſichten waren durchaus herrſchend, ſie bildeten ein weſentliches Hauptelement der ganzen damaligen Phyſik und wie ſeltſam es uns auch jetzt erſcheinen mag, ſo iſt es dennoch gewiß, daß wir uns durchaus keinen richtigen Begriff von der Eigenthümlichkeit jener Geiſtesrichtung machen können, wenn wir ſie, als etwas Geringfügiges, ja Verächtliches abweiſen. Demjenigen Forſcher, dem die beſtimmte, ſpecifiſche Bildung einer Zeit, die alle Keime der jetzigen aus ſich entwickelte, wichtiger erſcheint, dürfen aber, wie mich dünkt, ſolche Anſichten nicht gleichgültig ſein.

Sie glaubten nicht, daß was ſich auf eine ſolche Weiſe ſuchte oder floh (das Princip des Freundlichen und Widerwärtigen) im Lebendigen und Todten ein Verſchiedenes wäre. Wenn die Conjunction der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen beſonders günſtig ſchien, wenn der geriebene Bernſtein leichte Körper, der Magnet das Eiſen anzog, wenn Steine in auflöſenden Flüſſigkeiten ſich bewegten, wenn Menſchen durch Blick, Worte, geheimen Einfluß überhaupt auf andere einwirkten, entſtanden dieſe Wirkungen aus dem nehmlichen Princip. Selbſt die Antipathie, das Zerſtörende entſprang aus der Neigung des Gleichartigen ſich zu vereinigen.

Aber eine große Scheidung, einen urſprünglichen Widerſpruch des Daſeins überhaupt erkannten ſie; er bildete den Grundton ihres geſammten Erkennens und war durchaus religiöſer Art. Es war die herrſchende Anſicht von Gott und dem Teufel. Jener war das Princip des ſich immer Gleichen in Allem, des Erhaltenden, Reinen; dieſer das Princip der Zerſtörung, des Feindſeeligen. Alles, was auf die Erhaltung ging, was das Leben, die Geſundheit, in und mit Gott förderte, war aus jener reinen Quelle des in ſich Gleichen entſprungen, gehörte der innern Form des allerhaltenden Lebens zu. Das Zerſtörende war auch ein Gleichartiges, weil eben alle innere Formen, in ſeiner Gewalt, die Zerſtörung wollten. Selbſt, wo durch ſeine Gewalt das Leben verlängert, die Geſundheit befördert, der Wohlſtand befeſtigt ſchien, war es nur eine Täuſchung, die früher oder ſpäter in einer grauenhaften Cataſtrophe endigte, daß das Scheinleben nur einen deſto furchtbarern Tod herbeiführen mußte, die Geſundheit als eine verborgene innere Fäulniß, das Gold als Staub erſchien, und es in Wahrheit war.

Dieſes aber war das tief eigenthümliche jener Zeit, daß, wie die Erde als Mittelpunkt des Univerſums, das Primum mobile als ein das ſinnliche All umfaſſendes, Gott als das Alles gleichförmig durchdringende betrachtet ward, ſo auch der Menſch das Ewige nicht in dem Geiſtigen, von allem Irdiſchen befreiten Bewußtſeyn erblickte, ſondern an den Mikrokosmus irdiſcher Perſönlichkeit gebunden, ſo daß dieſe nie ganz aufhörte, der Mittelpunkt des ganzen Daſeyns zu ſeyn.

Daher war ſelbſt ihre Religion eine geſteigerte, bis ins Unendliche hinausgedehnte Sinnlichkeit, daher vermochte ſelbſt das bis zum höchſten geſteigerte Gefühl ſich nicht von dieſem an die Leiblichkeit gebundenen Band des Bewußtſeyns loszureißen, daher war ihre ganze Phyſik Magie.

Was damals, als das höchſte wiſſenſchaftliche Streben des Magiker betrachtet ward, ging dahin, alles Göttlich-Gleichartige, wie es in der ſichtbaren Natur, durch widerſtrebende Elemente verunreiniget ſich vorfand, zu reinigen, damit dasjenige, was als das Göttliche, Erhaltende in jeder innern Form verborgen liege, frei wirken könne. Dieſes iſt die Alchymie — kein zufälliger, willkührlich erſonnener, vielmehr ein durchaus nothwendiger, ſchlechthin weſentlicher Beſtandtheil der herrſchenden Phyſik. Alle Phyſiker ſuchten den Stein der Weiſen, mußten ihn ſuchen, denn es gab damals keine andere Phyſik und konnte keine andere entſtehen. Die Erzeugung dieſes edelſten Kerns alles Daſeyns war ebenſowohl ein religiöſer Act, wie ein phyſiſches Experiment, und dieſes allgemein herrſchende Beſtreben liefert den ſchlagendſten Beweis von dem Gebundenſeyn des Geiſtes an das Irdiſche. Das ſo Gereinigte, in welches die urſprüngliche Schöpfungskraft ſich concentrirte, mußte auf den Makrokosmus angewandt die edelſten Materien, Edelſteine, vor Allem das Gold erzeugen; auf den Mikrokosmus aber angewandt, aus demſelben Grunde (weil nehmlich das urſprünglich erhaltende Princip in beiden daſſelbe war) Geſundheit befördern und das Leben verlängern.

Aberglaube iſt nie aus ſich ſelber entſtanden, er kann nie ſeinem erſten Urſprung nach, als etwas ſchlechthin Willkührliches betrachtet werden. Die allgemeine Beziehung des Alls auf das beſtimmte durch die Sinnlichkeit gebundene Bewußtſeyn, indem dieſes dennoch von der ganzen Fülle des Alls durchdrungen war, erzeugte jene einſeitige, in ſich mächtige, ja bewundrungswürdige Richtung, aus welcher der Aberglaube entſtand und entſtehen mußte. Der Menſch lebt in dem fortdauernden innern Zwieſpalt ſeiner Gedanken und Neigungen, den er nie ganz zu beherrſchen vermag. Aber dieſer innere Kampf hatte zu jener Zeit eine tiefere Bedeutung. Die Fülle des ganzen Daſeyns, die ganze Macht der Natur warf ſich dem Kämpfenden entgegen und er ſollte ſich entſcheiden. Jener Region der reinen Betrachtung, in welcher wir uns, wenn auch nicht gereinigt, doch beruhigt fühlen, indem wir alle Erſcheinung entfernend und uns ganz den Gedanken überlaſſen, konnte man nur von Ferne ſich nähern, oder mußte mit der ganzen Kraft des ungetrennten Lebens ſich ihr ergeben. So ſteigerte ſich der innere Kampf und war ſelten ein entſchiedener. Wer ſich, ohne den Standpunkt zu verlaſſen, an welchen er durch die Zeit gefeſſelt war, der Betrachtung des Göttlichen hingab, durch göttlichen Beiſtand jenen Reinigungsprozeß ſuchte, jenes Erkennen der Signatur der Dinge, die ihren Zuſammenhang mit den Geſtirnen, mit den allgemein herrſchenden Potenzen offenbarte, der war zugleich der Weiſe und der Fromme — ſein Aberglaube, wie wir es nennen, war der Glaube ſeiner Zeit, er war nach der Art der damaligen Zeit, wiſſenſchaftlich gebildet. Aber, eben weil dieſer Kampf das ganze Daſeyn in Anſpruch nahm, ſo Geſinnung wie Gedanken, ward er ſelten völlig entſchieden. Was wir jetzt die Eitelkeit der Gelehrten nennen und überſehen, was, mit großem Talent verbunden, oft nur, als eine heilſame Triebfeder, das Wichtigſte und Bedeutendſte hervorzurufen, betrachtet wird, das nahm damals einen viel gefährlichern Charakter an, und ſo bildete ſich jener Gegenſatz zwiſchen einer weißen und ſchwarzen Magie, zwiſchen einer ſolchen, die ihren Urſprung aus dem erhaltenden Princip hatte, und in dem herrſchenden Sinne gläubig genannt werden konnte, und einer ſolchen, die ihren Urſprung aus dem zerſtörenden Princip hatte, und die wir, ſelbſt in dem Sinne der damaligen Zeit — abergläubiſch nennen können. Denn Alles, was ſie zu erzeugen vermochte, war doch nur Täuſchung, obgleich dieſe tiefer reichte und mächtiger war, als wir anzunehmen geneigt ſind.

In der That iſt, bis tief in das ſechszehnte Jahrhundert hinein, uns kein Phyſiker bekannt, der nicht von der hier dargeſtellten Naturanſicht beherrſcht war und in wie fern ſelbſt Copernicus, dieſer große Geiſt, der eine neue Zeit ſchuf, obgleich er das Fundament der alten Naturanſicht untergrub, ſich die Conſequenz ſeiner Lehre und die nothwendigen Folgen derſelben dachte, iſt nicht bekannt. Spätere Phyſiker, die das copernicaniſche Syſtem annahmen: vermochten ſich dennoch nicht von der frühern Anſicht ganz loszureißen und wir können nicht leugnen, daß ſie auch auf Keppler noch einen bedeutenden Einfluß ausübten, wenn gleich auch wir mit Andern der Meinung ſind, daß manches Treffliche, was er lehrte, durch die einſeitige Richtung der ſpätern Zeit, mit Unrecht verdrängt ward. Indem wir aber der hier dargeſtellten Naturanſicht eine ſo durchaus vorwaltende Macht über alle Geiſter jener Zeit zuſchreiben, wird man uns Roger Baco, als eine merkwürdige Ausnahme anführen.

Die Zeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit fällt in die letzte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als jene eben dargeſtellte Naturanſicht die durchaus herrſchende war. Lange nach ſeinem Tode lebte er in der Erinnerung, faſt als eine myſtiſche Perſon, deren mannichfaltige und tiefe Naturkenntniſſe wirklich das Ziel erreicht hatten. Er war zu den wenigen gerechnet, von welchen man behauptete, daß ſie den Stein der Weiſen wirklich beſäßen, und mehrere Anweiſungen ihn zu verfertigen erſchienen unter ſeinem Namen, die man freilich mit Grund als untergeſchobene betrachten kann. Dieſe Anſicht von ſeiner Perſon blieb aber die allgemeine. Selbſt Bayle *) ſah in ihm nur den abergläubiſchen Mönch und berichtet aus Franciscus Picus und Naude mancherlei Seltſamkeiten von ihm. Erſt ſpäter als D. Jebb Roger Baco's

---

*) Dictionnaire Art. Roger Baco.

Opus majus — bis dahin nicht gedruckt und dem Bayle unbekannt — herausgab, *) als Wood **) mehrere Stellen aus ſeinen Schriften bekannt machte, ward man wieder auf ihn aufmerkſam. Daß er die Mathematik liebte und gründlicher als damals die Phyſiker trieb, daß er die herrſchende Unwiſſenheit der Schulen rügte, daß er den grammatikaliſchen Unterricht ſtrenger und allgemeiner eingeführt wiſſen wollte, vor Allem aber, daß er mehrere ſpätere Entdeckungen — das Schießpulver, die Fernröhre wenigſtens angedeutet hatte — dieß war es vorzüglich, was die Phyſiker beſtimmte, in ihm einen Mann zu ſehen, der weit über ſein Jahrhundert hervorragte. Er wurde von den Geiſtlichen verfolgt, man ſperrte ihn ein, man verbot ſeine Schriften. So ward er, in dieſer Rückſicht, mit Galilaei verglichen und die Neigung, eine herrſchende Anſicht der Natur, die ſich mühſam gegen die frühere geſtellt und jetzt den Sieg errungen hatte, als eine ſolche darzuſtellen, die dem Geiſt zu allen Zeiten eigenthümlich angehörte, und nur durch zufällige Verfinſterung verdrängt war, brachte es endlich dahin, daß man in ihm einen Mann zu erkennen glaubte, der ſie ſelbſt in der ungünſtigſten Zeit in ſich zu geſtalten und feſtzuhalten vermochte. Er hatte, glaubte man, die Beſchränktheit, den Aberglauben ſeines Zeitalters überwunden, er wollte die Natur ſelbſt erforſchen und unterſuchen nach Grundſätzen, die denen einer ſpätern, aufgeklärtern Zeit ähnlich ſahen. Zwar konnte man nicht leugnen, daß Manches bei ihm ſich vorfindet, was als Beweis dienen mußte, daß auch der freieſte Geiſt ſich nicht ganz aus der Macht ſeiner Umgebung herauszuarbeiten vermochte, aber man glaubte doch, daß dieſes zwar ſeine helle Einſicht trübte, aber nicht ganz zu verſinſtern vermochte, daß er, unter andern Umſtänden, (als ob diejenigen, unter welchen er geboren war, nicht weſentlich, ſondern nur als Zufälligkeiten zu ſeinem Daſeyn gehörten) einer der ausgezeichnetſten Naturforſcher geworden wäre.

---

*) London. 1733.

**) Historia et Annal. Universitatis oxoniensis. T. 1. S. 122 — 144.

Es iſt nicht zu leugnen, daß Roger Baco im Beſitz beſonderer und für ſeine Zeit ſeltſamer Kenntniſſe war. Wir können ihn wohl einen freien Geiſt nennen, obgleich wir leugnen müſſen, daß die Eigenthümlichkeit der Zeit in ihm verdrängt war, weil wir uns für überzeugt halten, daß eine jede geſchichtliche Entwickelungsſtufe des menſchlichen Geiſtes einen Keim der höchſten Wahrheit in ſich enthält und aus ihrer beſondern Form zu entfalten vermag.

In der That enthält ſein Opus majus manche ſolche helle Stellen, die indeſſen nur denjenigen in Verwunderung ſetzen können, der mit der tiefſinnigen Philoſophie des Johannes Scotus, ja ſelbſt des Albertus magnus unbekannt iſt. Unter den herrſchenden magiſchen Künſten gehörten auch die Bezauberungformeln — und wie der Glaube an die Wirkſamkeit ſolcher Formeln entſtehen konnte, der uns ſeltſam und widerſinnig dünkt, iſt nicht unerklärlich. Das ganze Daſein war in der bis zur Unendlichkeit geſteigerten Form der Erſcheinung gebunden, auch das Wort mußte an jene Realität des Daſeins theilnehmen, die geheime Influenz, die auf die Gedanken wirkte, konnte ſich aus dem Worte nicht ganz zurückziehen, denn Nichts konnte einer Gewalt entrinnen, die alles umfaßte. Dieſe Anſicht entſprang natürlich, ſie war nicht ohne innere Wahrheit. Aber dem Nachdenklichen mußte es einleuchten, daß das Wort zwar urſprünglich, wie es aus dem innern Weſen des Geiſtes entſpringt, mächtig iſt und große Gewalt ausübt, daß es aber, ſelbſt von derſelben Perſon gebraucht, zu einer Zeit die Kraft eines ganzen Daſeins enthält, und dennoch zu andern Zeiten wirkungslos iſt, daß es, noch vielmehr losgeriſſen von ſeinem lebendigen Boden, überliefert, und als äußere Formel gebraucht, allen Sinn und damit jede Wirkung verliert. Roger Baco war, irre ich nicht, einer der erſten, die gegen dieſen Wahnſinn hervortraten. Aber ausdrücklich unterſcheidet er von den gebräuchlichen Beſchwörungsformeln, den Gebrauch, den die Aerzte zuweilen von Liedern, feierlichen Sprüchen und Charakteren machen, *) nicht, als wenn ſie an ſich etwas auszurichten vermöchten, vielmehr weil der Kranke dann andächtiger und begieriger (devotius et avidius) die Arznei annehmen wird, weil der Geiſt aufgeregt, freier, zuverſichtlicher, hoffnungsvoller die Geneſung erwartet.

Es iſt mir merkwürdig erſchienen, daß in England, ſpäter das Land der Maſchinen, die erſte recht ſeltſame Weiſſagung von der großen Wirkſamkeit dieſer letztern erſcheinen ſollte und ich ſetze die Stelle, wo Baco von ihnen ſpricht, ganz her: „Nam instrumenta navigandi possunt fieri sine hominibus remigantibus, ut naves maxime fluviales et marinae ferantur unico homine regente, majori velocitate quam si essent plenae hominibus navigantibus. Currus etiam possunt fieri ut sine animali moveantur, cum impetu inaestimabili, ut existimantur currus falcati fuisse, quibus antiquitus pugnabatur. Possunt etiam fieri instrumenta volandi ut homo, sedens in medio instrumenti revolvens aliquod ingenium, per quod alae artificialiter compositae aerem verberent ad modum avis volantis. Fieri etiam potest instrumentum, parvum in quantitate, ad elevandum et deprimendum pondera quasi infinita, quo nihil utilius in casu. Nam per instrumentum altitudinis trium digito-

---

*) Epistolae Fratris Rogeri Baconis de secretis operibus naturae et artis et Nullitate Magiae. Hamburgi 1618. p. 18.

„rum et latitudinis eorum (duorum?), et minoris
„quantitatis, posset homo se ipsum et socios ab omni
„periculo carceris eripere et elevare et descendere.
„Potest etiam facile fieri instrumentum quo unus homo
„traheret ad se mille homines per violentiam, ipsis in-
„vitis et sic de rebus aliis attrahendis. Possunt etiam
„fieri instrumenta ambulandi in mari et in fluviis ad
„fundum sine periculo corporali. Nam Alexander mag-
„nus his usus est, ut secreta maris videret, secundum
„quod ethicus narrat astronomus. Haec autem facta
„sunt antiquitus et nostris temporibus et certum est,
„praeter instrumentum volandi, quod non vidi, nec ho-
„minem qui vidisset cognovi, sed sapientem qui hoc ar-
„tificium excogitavit explicite cognosco. Et infinita
„alia possunt fieri, ut pontes ultra flumina sine colum-
„na, vel aliquo sustentaculo et machinae et ingenia in-
„audita. *)“

Dieſe Stelle enthält manches, was ſicher damals bekannt war, wie er ja auch verſichert, daß er es geſehen hat, und wie derjenige nicht bezweifeln wird, der die rieſenhafte Baukunſt jener Zeit und das mechaniſche Geſchick, welches dieſe vorausſetzt, kennt, manches, was man damals wohl verſucht hat, aber viel ſpäter, ja erſt in unſeren Tagen auf eine in jener Zeit nicht geahnete Weiſe vollendet iſt, und es iſt immer merkwürdig, daß das einzige wirklich Erträumte und nie verwirklichte, das Fliegen, als ein bloßer Verſuch, der noch nicht zur Ausübung gekommen war, erſcheint. Es iſt bekannt, wie dieſes von da an, bis in unſere Tage, beſtändig ohne Erfolg erneuert worden iſt. Aber dieſe Stelle zeigt uns auch den Sinn, aus welchem dieſe Unternehmungen entſprangen. Es war offenbar derſelbe, der auch jetzt

---

*) a. a. O. S. 57—58.

noch, wie die Alchemie, und manche geheime vermeintliche Wiſſenſchaft, unter dem Volk zum Vorſchein kömmt — und keine von Roger Baco's Schriften kann als Beweis angeführt werden, daß er aus einem höhern, etwa mathematiſchen Standpunkte den Zuſammenhang mechaniſcher Lehren überſchauete.

Am tiefſten ſcheint er von der Gewalt, die Lichtſtrahlen durch Refractionen und Reflexionen beugen, zurückwerfen und lenken zu können, ergriffen geweſen zu ſein — und dieſes war nicht ohne Bedeutung — denn das Licht kannte man als das erſte aller Elemente, dem Geiſtigen ſo nahe verwandt, ſelbſt ſchon bei Albertus magnus. Roger Baco muß allerdings die Luftbilder der Hohlſpiegel gekannt haben, denn er ſagt ausdrücklich: „Possunt etiam sic figurari perspicua, „ut omnis homo ingrediens domum, videret veraciter „aurum et argentum, et lapides pretiosos et quicquid „homo vellet et quicunque festinaret ad visionis locum nihil inveniret.“ Daß man fälſchlich von ihm behaupte, er habe die Fernröhre ſchon gekannt, iſt ſchon bewieſen, weil eine Vorrichtung, wie er ſie in ſeinem Opus majus nennt, durch welche man die entfernteſten Dinge deutlich ſehen, die kleinſte Schrift in der größten Entfernung ſoll leſen, einen Knaben als einen Rieſen, das kleinſte Heer als das größte, die entfernteſten als die nächſten und umgekehrt ſoll erblicken können, ſo wie ſie unmögliches vorausſetzt, keinesweges durch Gläſer, ſondern durch Spiegel zu Stande kommen ſollte. *) Aber man hat überſehen, daß ſeine Erwartungen von der Wirkung der perſpectiviſchen Kunſt, wie er ſie nannte, offenbar magiſcher Art waren. Folgende Stelle, **) wo er von den

---

*) Gehlers Wörterbuch. Art. Fernrohr.

**) a. a. O. S. 41.

Wirkungen der Reflexion und der Refraction ſpricht, beweiſt dieſes hinlänglich: — „sic etiam omnia, quae essent in civitatibus et exercitibus contrariis, possunt ab inimicis deprehendi. Possunt etiam sic figurari corpora, ut species et influentiae venenosae ducerentur quo vellet homo.“ Er beruft ſich auf Alexander, der wie Ariſtoteles bezeugt das Gift eines Baſilisken, der von den Mauern einer feindlichen Stadt gegen das Heer gerichtet war, durch ſolche Kunſt gegen die Stadt zu lenken wußte.

Wie Bayle erzählt, verſichert Franciscus Picus in einer, wahrſcheinlich untergegangenen Schrift des Roger Baco geleſen zu haben: ein Menſch, in einer guten Conſtellation geboren und deſſen Körper durch chemiſche Kunſt wohl vorbereitet ſei, könne durch Hülfe des Spiegels des Almacheſt und durch perſpectiviſche Kunſt Zukünftiges weiſſagen und Verborgenes entdecken. Vergleicht man dieſe Stelle mit dem, was Wood aus ſeiner Abhandlung de perspectivis anführt, und dann auch mit dem, was er von einem jungen, geiſtig und körperlich wohlgebildeten Mann erwartet, deſſen begeiſternde Rede nicht blos von einer wohlklingenden Stimme, von einem ſprechenden Auge, von einer empfehlenden Geſtalt, ſondern auch von den Ausdünſtungen und ihre geheime Influenz unterſtützt wird, ſo kann man kaum an ihrer Aechtheit zweifeln.

Wir erblicken alſo in Roger Baco einen Mann, der durch die Nachrichten, die ihm das Alterthum lieferte, durch die Kenntniſſe, die er beſaß, und die, für ſeine Zeit, ſelten und bewundrungswürdig genannt werden müſſen, vor Allem durch die Ueberzeugung, daß alle geheime Kräfte der Natur ſich in dem Menſchen zuſammendrängen und von ihm ausſtrahlend auf die ganze Natur zurückwirken, einen hohen Begriff von der Gewalt des Menſchen über die Natur erlangt hatte. R. Baco hoffte nicht durch eine entſchiedene als urſprünglich geſetzte Trennung von der Natur und dann durch eine Reflexion, die allmählig und vom Einzelnen zum Einzelnen fortſchreitend wiedergewann, was die Trennung geraubt hatte, ein Ziel zu erreichen, welches durch die Richtung ſelbſt in das Unendliche hinausgeſchoben werden mußte, er forſchte nicht der Forſchung wegen, d. h. ſo: als wäre dieſe das Mittel, eine Vereinigung des Geiſtes mit der Natur hervorzurufen, die urſprünglich und vor der Forſchung gar nicht da war — er glaubte vielmehr, der Geiſt würde durch fortgeſetzte Reinigung ſeine urſprüngliche Vereinigung mit der Natur immer deutlicher, immer tiefer erkennen, dem alſo in ſich und in ſeinem innerſten Weſen gereinigten Geiſte gegenüber würde auch das in ſich Gleiche, Erhaltende in der Natur, als dasjenige, was dem Geiſte ſeinem Weſen nach verwandt war, ſich offenbaren. Alle ſeine Beſtrebungen waren auf dieſen Effect gerichtet. Die wirkliche That, die, aus dem innerſten Vereinigungspunkt beider entſprang, war weder eine einſeitige, ſomit willkürliche des Geiſtes, noch eine bloße Naturthat, und dadurch eben unterſcheidet ſich die aus der Reflexion entſprungene Phyſik unſerer Tage weſentlich von der Magie jener Zeit. Roger Baco war daher recht eigentlich ein Magiker, obgleich er eine Schrift de nullitate magiae verfaßt hat.

Er bemerkt, daß Adam, wie er von Gott, in ſeinem Bilde geſchaffen wurde, den Keim der leiblichen Unſterblichkeit in ſich trug. Dieſe gehörte alſo zu ſeinem Weſen und ging erſt durch den Sündenfall verloren. Nun kann der Menſch ſich zwar nie, ſo lange er auf der Erde lebt, von Sünde befreien, daher nie die irdiſche Unſterblichkeit wieder erlangen, aber das pränoachitiſche Geſchlecht erreichte ein Alter von 800 bis 900 Jahren und eine ähnliche Lebensdauer mußte man wieder erlangen. Das Beſtreben, das Leben zu verlängern, war daher, wie das der Metallverwandlung, durch ein ovum philosophicum, welches er hervorbringen zu können glaubte, nicht bloß etwas Zufälliges, ein Aberglaube, welchem der ſonſt in modernem Sinne aufgeklärte Mann nicht zu entrinnen vermochte — es war vielmehr ein aus dem Weſen ſeiner Anſicht erzeugtes, und gehörte ſeiner Zeit ganz zu.

Wir haben hier nur ſeine Naturanſichten beleuchtet, aber dieſe waren es, die alle übrigen beherrſchten, und nur, weil wir unſre eigentliche Abſicht nicht aus den Augen verlieren dürfen, enthalten wir uns einer Unterſuchung ſeiner übrigen Beſtrebungen, wie die den grammaticaliſchen Unterricht zu befördern, obgleich es uns nicht ſchwer fallen würde, auch in dieſen den damals herrſchenden Geiſt zu erkennen. Nur eine Bemerkung müſſen wir uns noch erlauben. Tennemann behauptet: — „weit entfernt von aller Geheimniß„krämerei wollte er alle ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe als „ein Gemeingut der Menſchheit zu ihrer Veredlung und Ver„beſſerung ihres Zuſtandes mittheilen u. ſ. w.“ Allerdings wünſchte er eine Menge Kenntniſſe allgemein zu verbreiten, aber er konnte die Abſicht nicht haben, die höchſten Myſterien der Natur dem Volke mitzutheilen, dieſer Gemeingeiſt war, und mußte der damaligen Zeit fremd ſein. Ein eigener Abſchnitt ſeines Briefes **) handelt de occultando secreta naturae et artis und nachdem er die Eintheilung in Weiſe und Volk, als wäre dieſes von jenen urſprünglich verſchieden, getadelt hat, erwähnt er, wie zwar in gemeinen Dingen, die für den Weiſen keinen eigentlichen Werth haben, das Volk mit dieſem übereinſtimme, dann aber, wenn von dem Höchſten die Rede, ſich völlig von ihm trennen müßte und dieſe

---

*) Geſchichte der Philoſophie. 8r B. 2te Abth. S. 827.

**) a. a. O. [illegible]

Betrachtung ſoll eben den Werth ſeiner Mittheilung des höchſten Geheimniſſes an den Fürſten, an welchen der Brief gerichtet, erhöhen.

Wir haben ſo ausführlich von Roger Baco geſprochen, weil, ſo oft er erwähnt wird, doch keiner der älteren Phyſiker unbekannter zu ſein ſcheint, als er, und weil jene Behauptung, als wenn er, von einer andern Umgebung getragen, ſich unter den Naturforſchern auszeichnen würde, in die ganz müßige Betrachtung ſich auflöſt: was aus ihm hätte werden können, wenn er ein ganz Anderer geworden wäre. —

Hoffentlich wird mir aber der Leſer eine ähnliche Darſtellung der übrigen Phyſiker jener Zeit erlaſſen. Durch Rixner und Siber *) liegen die Acten aus den Schriften des Paracelſus, Cardanus, Tileſius, Patricius u. ſ. w. vor uns — hinreichend um die Eigenthümlichkeit der Naturanſicht zu beurtheilen. Wir finden es aber nöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß eine tiefe Speculation ihr nicht fremd war. Wer unſere Darſtellung begriffen hat, wird vielmehr finden, daß dieſe ein weſentliches Element der herrſchenden Anſicht war, und wo urſprüngliches Talent war, nothwendig zum Vorſchein kommen mußte. Aber wir dürfen ohne Bedenken behaupten, daß ein nicht zu verkennendes Gepräge des gebundenen Bewußtſeyns, welches ſich in ſeiner völligen Freiheit nicht zu bewegen vermochte, aller Speculation jener Zeit aufgedrückt iſt. Von Johannes Scotus Erigena bis zum 17. Jahrhundert behielt alle Philoſophie in dieſer Rückſicht eine gemeinſchaftliche Richtung, die aber keineswegs innerhalb ihrer Schranken eine große Mannigfaltigkeit, ja den Streit ausſchloß. Selbſt der Kampf gegen die Peripatetiker, der mit Tileſius und Patricius anfing, fand innerhalb der

---

*) Leben und Lehrmeinungen berühmter Phyſiker am Ende des 16ten und am Anfange des 17ten Jahrhunderts. Sulzbach. 1819. 3. Bd.

Schranken der noch herrſchenden Eigenthümlichkeit ſtatt und iſt ſpecifiſch von demjenigen, der ſpäter im Verlaufe des 17. Jahrhunderts und recht entſchieden erſt mit Carteſius anfing, getrennt. Bei dem Uebergang von jener alten Zeit zu einer neuen, ihr faſt ganz entgegengeſetzten, als alle Geiſter in einer ſeltſamen Gährung verſetzt waren, traten zwei Männer hervor, die zu den ſeltenſten des Geſchlechts gehörten. Beide faßten das Hauptproblem der aus einer wunderbaren Vergangenheit ſich entwickelnden auf eine ferne Zukunft hinweiſenden Zeit in ſeiner größten Tiefe. Der eine mehr nach der Richtung des Begriffs, objectiv, ſtrenge, wiſſenſchaftlich, — es war Jordanus Brunus, der zweite ganz in der Richtung der innern Anſchauung, ſubjectiv, myſtiſch, dichteriſch — es war Jakob Böhme. Aber ſelbſt bei dieſen war wie die Andeutung einer verhüllten Zukunft, die noch in der Entwickelung iſt, die Gewalt der Vergangenheit nicht zu verkennen. Jordanus Brunus ſchloß ſich an den ſeltſamen Raimund Lullius. Und ſchon dieſe Erſcheinung ſollte uns auf jenen frühern Philoſophen, der ſo gut wie unbekannt iſt, aufmerkſam machen. Die in unſern Tagen ſo allgemein verſchmähte, gering geſchätzte, aber wenig verſtandene lulliſche Kunſt muß dem geſchichtlichen Forſcher merkwürdig erſcheinen, wenn er erfährt, daß ein ſo tiefer Geiſt wie Jordanus Brunus unabläſſig mit ihrer Vervollkommnung und Erweiterung beſchäftigt war. Wie dieſer Philoſoph ſich an Raymund, ſo ſchloß ſich Jakob Böhme an Paracelſus, der ſchon durch die Sprache, die er wählte, wie durch ſeinen phantaſtiſchen Sinn dem Volke näher ſtand.

Man wende uns nicht ein, daß, indem wir das Element der Reflexion aus jener Zeit ausſchließen, die alles ſpaltende Dialektik der Scholaſtiker gegen uns ein Zeugniß ablegt. Denn dieſe war ganz und durchaus verſchieden von Allem, was wir in unſeren Tagen Reflexion nennen.

Wenn die Verſtandesreflexion jetzt eine urſprüngliche Trennung des Seyns und des Denkens vorausſetzt, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß das Denken als urſprünglich leer, als bloßes Vermögen erſcheint, die Eindrücke der Sinnlichkeit aufzunehmen — daß alſo die Begriffe nur das Abſtracte der concreten Vorſtellungen werden, und durch dieſe, wie ſie ſelbſt durch ihre Eindrücke, ihre Realität erhielten — ſo war in jener frühern Zeit von einer ſolchen Trennung nicht die Rede, die Begriffe waren zwar von Dingen abgewendet, aber die Einheit beider ward, wenn auch nicht mit klarem Bewußtſeyn anerkannt, ſo doch angenommen. Die Begriffe geſtalteten ſich im Innern der Seele, wie in einer eignen Welt, und dennoch enthielt dieſe Welt alle Formen, alle Beziehungen *ihrer* äußern, ſie erſchien als das Primum mobile, welches die Natur umfaßte und ordnete, von ihr ſelbſt ausgeſchieden, wie der eilfte Himmel — und nach der innern Unendlichkeit hineingedrängt, wie hier nach der äußern heraus. Ebendeswegen nimmt man in der damaligen Zeit einen wunderbaren Reichthum der innern Gedankenwelt wahr, in deſſen Abgrund wir kaum hineinzuſchauen vermögen, während die äußere Welt wenig beachtet wurde und nur da, wo ſie unmittelbar das Innerſte in Bewegung ſetzte, die Aufmerkſamkeit zu erregen vermochte.

In der neuern Phyſik herrſcht das Princip vor, daß das Gleichartige ſich flieht, das Ungleichartige ſich ſucht, — entweder, wie einige meinen, um ein aufgehobenes Gleichgewicht wiederherzuſtellen — oder, wie andere annehmen, um einen realen Gegenſatz aufzuheben. Die Magie der frühern Zeit ward aber von einem entgegengeſetzten Princip beherrſcht. Wie wir oben gezeigt haben, galt für dieſe, allgemein, daß das Gleichartige ſich ſuche. In den dürftigen Gegenſtänden einer beobachtenden Reflexion erkannte man dieſes Princip, als ein Vorwaltendes, es beſtimmte die Einwirkungen der

Qualitäten auf einander, aber mächtiger, entſcheidender trat es in der Lehre von den Sympathien, von den geheimen Einflüſſen hervor — und dieſe bildete recht eigentlich den Kern der ganzen herrſchenden Magie. Die Anſicht dieſer Lehre ſetzte freilich Gott, oder vielmehr das Göttliche, als ein Aeußeres, in einer Beziehung gegen die irdiſche Perſönlichkeit, aber es war eine Veräußerung, die nicht alle Gemeinſchaft aufhob, es entſtand dadurch keine abſolute Trennung, keine völlige Entfremdung, die erſt durch eine Unendlichkeit von Vermittlungen, alſo gar nicht gehoben werden konnte. Je vollkommner nun die Perſönlichkeit, durch Glauben, durch Geſinnung, durch Erkennen, überhaupt durch Ausſcheiden aus den mannichfaltigen irdiſchen Verflechtungen gereinigt wurde, deſto näher erſchien ſie dem ihr verwandten Göttlichen gerückt, ja ſie war es in der That; die Veräußerung ward, in gleichem Verhältniß mit der innern Reinigung, aufgehoben, das Aeußere, als ein Inneres, Immanentes geſetzt. Daher konnte, wo die geiſtigen Verhältniſſe des Geſchlechts hervortraten, das Herrlichſte ſich geſtalten, in der Kirche die heilige Kraft des Glaubens, in dem Staate die kräftige, erhaltende That, in der Poeſie das innigſte, reichſte Gefühl, in dem Erkennen die Tiefen der wahren Speculation.

Wo aber der Geiſt ganz in das Irdiſche verſank, da nahm eben jene Anſicht die gefährlichſte Richtung. Wie dort die irdiſche Perſönlichkeit, durch die Gewalt des Gleichartigen verſchwand, das gereinigte Gemüth alles Irdiſche hinter ſich ließ und durch Glauben, durch That, durch freie geiſtige Geſtaltung, durch Forſchung ſich in die Region der Ideen erhob, ſo verſank dahingegen die Idee ſelber, ſich verzerrend, in ihr himmliſches Afterbild — das Reingeiſtige ward nun ſelbſt ein Sinnliches, eine Elixir, ein Stein der Weiſen, um die irdiſche Perſon als ſolche, Gold, um ſeine Beziehungen gegen das Geſchlecht zu heben, zu befeſtigen. Der Glaube jener

Zeit ward daher, durch dieſe Magie ein Aberglaube, ſie ſelbſt durchaus phantaſtiſch, und ihr Beſtreben im eigentlichen Sinne Zauberei. Denn Aberglaube iſt die ſeltſame Verunſtaltung, durch welche ein Ewiges ſich als ein ſchlechthin Endliches darſtellt, der geſunkene Engel, der ſich in einen Geiſt der Finſterniß verkehrt und phantaſtiſch wird die productive Einbildungskraft, wenn ſie, anſtatt ein anmuthiges, leichtes Spiel mit den ſinnlichen Erſcheinungen zu treiben — ein Spiel, deſſen Fülle und Reichthum eben durch die herrſchende Anſicht befördert wurde — ſich eine Gewalt zutrauet, die das Sinnliche, als ſolches zum Geiſtigen ſteigert. Die dichtende Phantaſie iſt in dem Geiſtigen heimiſch, ihr iſt das Erſcheinende nur ein Spiel, es hat keinen Werth an ſich. Dem Phantaſten iſt das Erſcheinende das eigentlich Wahre, das Geiſtige wird als Knecht der Erſcheinung unterworfen und die That des Phantaſten iſt ein Zaubern. Dieſe Verkehrung liegt dem ſchwankenden menſchlichen Geiſte ſehr nahe, ſie miſcht ſich unwillkürlich in alle ſeine Geſinnungen, Thaten, Forſchungen, ſelbſt in die nüchternſte Reflexion und man irrt ſich ſehr, wenn man glaubt, es ſei das Zaubern mit dem Namen verſchwunden.

Die ganze Naturkunde jener Zeit war abergläubiſch, phantaſtiſch; die magiſchen Phyſiker Zauberer. Vorzüglichere Geiſter vermochten ſelbſt in dieſen gefährlichen Schein eine höhere Wahrheit hineinzubilden. Cardanus, Componella, Teleſius, Paracelſus erſcheinen uns in dieſer Rückſicht merkwürdig. Aber immer trat die Wahrheit nur als ein Blitz, nie als ein ruhig leuchtendes Licht hervor und der verwirrende Grundcharakter der damaligen Phyſik herrſcht in allen ihren Schriften vor.

Das ganze Zeitalter war von dem Gefühl durchdrungen, daß in der Natur etwas Dämoniſches, Unheimliches liege, welches denjenigen mit gewaltiger Verlockung ergreife, der ſich ihr forſchend ergiebt. Man hat jener Zeit vorgeworfen, daß ſie ihre Naturforſcher Zauberer nannte: aber ſie waren es, mehr oder weniger, alle. Es iſt unmöglich, ihre Schriften, ſelbſt die der beſſern, der tiefern zu leſen, ohne zu fühlen, daß der reinere Geiſt mit einem dämoniſchen Princip in einem kaum zweifelhaften Kampf begriffen iſt, daß er ſich vergeblich dem gewaltigen, nächtlichen Einfluß zu entziehen ſucht. Es iſt nicht zu leugnen, daß die herrſchende magiſche Phyſik die Grundlage aller uns ſeltſam dünkenden, ja unbegreiflichen Verirrungen jener Zeit enthielt. Von da aus trat ſie, mit der Schlechtigkeit verbunden, in den Kreis des Volks, und geſtaltete ſich, als ein Bündniß mit dem Teufel, welches, von dem nehmlichen Princip ausgehend, ſich ſelbſt widerſprechend, eine Vereinigung des Gleichartigen in dem Ungleichartigen, ſich ſelbſt Vernichtenden ſuchte. Das Unheimliche der Natur ragte verheerend in die Geſchichte hinein, verpeſtete die Geſinnung und verwandelte ſelbſt die Religion in eine Zauberei.

Wenn wir nun das Verlockende, Finſtere, ja Grauenhafte der Vorzeit nicht verbergen, wenn wir uns glücklich preiſen, ſolchen Verirrungen entronnen zu ſein, ſo dürfen wir dennoch nicht vergeſſen, daß dieſe Richtung des Geiſtes nicht von einzelnen Menſchen ausging, daß ſie nicht, als etwas ſchlechthin Willkürliches und Zufälliges betrachtet werden darf, daß ſie vielmehr eine *Bildungsſtufe des ganzen Geſchlechts* bezeichnet, welche ſelbſt die gegenwärtige Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit aus ſich zu entwickeln vermochte. Der Phariſäismus irgend einer Zeit, die ſich erhaben dünkt in ihrer Richtung, ſich auf die Bruſt ſchlägt und Gott dankt, daß ſie nicht iſt, wie jene vergangene, erſcheint eben ſo tadelnswerth, iſt an ſich eben ſo ſchlecht, und beſchränkt, wie der Phariſäismus einzelner Menſchen. Wer in der Geſchichte die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes erkennt, wird keiner

Zeit in ihrer Geſtaltung einen abſoluten Werth zuſchreiben — eine Annäherung zur höchſten Entwickelung wird erſt dann erſcheinen, wenn in irgend einer Zeit die Einheit in die Nothwendigkeit früherer Bildungepochen in ihrer Art erkannt wird. Ja man wird erkennen müſſen, daß eine jede ſolche Zeit, wenn es ihr gelang, in mannichfaltigen Formen von einem gemeinſchaftlichen Punkt, wie von einer inwohnenden Seele aus, ſich zu bilden, Producte erzeugte, die ihr eigenſter Beſitz genannt werden müſſen, die einen unveränderlichen, unverwüſtlichen, ja ewigen Werth haben und die keiner andern Zeit, vor ihr oder nach ihr, auf dieſe Weiſe gelingen konnten. So tritt die Poeſie und die Kunſt jener Zeit hervor.

Ich habe die Aeußerung vernommen, daß die größte Verzerrung, die wahnſinnige Monſtroſität jener Naturanſicht, die finſtern Geſpenſtergeſchichten, die Hexen und ihre Proceſſe, als ein Erzeugniß des Proteſtantismus betrachtet werden müſſen. Und es iſt nicht zu leugnen, daß jener unheimliche Spuk, nachdem der Proteſtantismus mächtig geworden war, immer grauenhafter und ſcheußlicher ward, reichte er doch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Will man nun dieſe Verirrung, als eine Folge des Proteſtantismus betrachten, weil ſie ſich mit ihm erzeugte, ſo läßt ſich dieſes zwar, bei dem allgemeinen organiſchen Zuſammenhang aller Formen beſtimmter Bildungsſtufen, und da man die religiöſe Richtung, als die am Tiefſten greifende betrachten muß, nicht ſchlechthin ableugnen; aber dieſe Folge iſt nur eine mittelbare, keinesweges eine unmittelbare, ja ſie entſtand und mußte nothwendig ebendeswegen entſtehen, weil die erwachte geiſtige Freiheit ſich gegen das Fundament richtete, aus welchem die Verirrung entſtand.

Was ſo tief durch Jahrhunderte gegründet war, konnte durch die veränderte Lehre der Schule nicht plötzlich verdrängt werden. Aber indem die bedeutendſten Geiſter der Zeit ſich von der herrſchenden Anſicht abwandten, verlor ſie ihren edelſten Kern; der großartige Zuſammenhang, der ſie trug, pflegte und veredelte, verſchwand. Von keiner Kirche geheiligt — ſelbſt die noch beſtehende der Vorzeit mußte in dieſer Rückſicht der errungenen Bildungsſtufe huldigen — von keiner Kunſt und Poeſie geadelt — von keiner Philoſophie unterſtützt — war ſie allen Ausſchweifungen, bis zu den wahnſinnigſten preisgegeben. Es war das verweſende, das zergehende Product einer abgeſtorbenen Zeit. Und dieſer Proceß der Fäulniß dauerte Jahrhunderte lang.

So viel uns bekannt iſt, war die Magia naturalis des Baptiſta del Porta das letzte Werk im Sinne der alten Anſicht von einiger Bedeutung, deſſen Einfluß in das achtzehnte Jahrhundert hineinreichte. Del Porta war in vieler Rückſicht ein ſehr merkwürdiger Mann. Er lebte in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Sein Werk de refractione *) war ganz im Sinne der neuern ſcharf ſinnlich beobachtenden und beſtimmenden Zeit und ſeine Anſicht, daß das Auge als eine dunkle Kammer zu betrachten ſei, kann man, als den Anfang der neuern Optik betrachten. In der That mußte für das Sehen das Organ des Sehens ſelber in den Kreis der ſinnlichen Betrachtung hineingezogen werden, ehe man hoffen konnte, daß die phyſicaliſche Lehre der Optik, als ein in ſich geſchloßnes Syſtem erſchiene. Die Acuſtik harrt noch auf einen del Porta, der uns das Ohr auf eine ähnliche Weiſe betrachten lehrt und bis dahin wird Alles, was ſie darſtellt, nur fragmentariſch, nur Bruchſtück ſein. In ſeiner Schrift von den luftförmigen Körpern, **) obgleich er den horror vacui annimmt, geht er dennoch ganz den experimentalen Weg und die dunkle Qualität ſpielt, wenn wir den damaligen Stand der Erfahrung erwägen, völlig die Rolle unſerer neuern Hypotheſen, auf keine Weiſe geringer als ſie, ja ganz in dem nehmlichen Sinne feſtgehalten, zur Erklärung benutzt und begründet. Vor allen Dingen erſcheint er in ſeinem Werk de humana physiognomonia *) als ein wahrhaft geiſtreicher Mann, der auch jene zarteren Züge des Lebendigen auf treffende Weiſe zu entdekken, feſtzuhalten und zu vergleichen wußte. Nun iſt es, eben bei dieſem ſo bedeutenden Mann, höchſt lehrreich, die große Gewalt der vergangenen Zeit, wie ſie ſich in ſeiner Magia naturalis **) darſtellt, zu verfolgen. Die alte Sympathie, die ariſtoteliſche Lehre der frühern Zeit von den Qualitäten ſpielt noch eine Hauptrolle und daher ward dieſe Schrift eines ſo ausgezeichneten Phyſikers auch die Hauptſtütze für diejenigen, die ſich der ſpäter herrſchenden Zeit widerſetzten. Vor uns liegt eine deutſche ***) ſehr erweiterte Ueberſetzung, ein ſeltſames Gemiſch von Carteſiſchen Philoſophemen und alten Anſichten, die, obgleich ſie ſich aufheben und widerſprechen, hier friedlich nebeneinander ſtehen, ganz auf die nehmliche Weiſe, wie wir in unſeren Tagen einige Empiriker die craſſeſten Anſichten mit kantiſchen oder geliehenen naturphiloſophiſchen Lehren bekleiſtern ſehen, oder wie die aufgeklärten theologiſchen Dogmatiker verfahren, wenn ſie Kant und Schelling und Schleiermacher und Krug und Bouterweck und noch ein Duzend anderer Philoſophen friedlich zuſammenſtellen, um dann ihren eignen ſeichten Weg zu gehen, nachdem ſie dieſen Herren zuerſt eine ganz unnöthige Reverenz gemacht haben. Dieſe Magie des del Porta hat für die damalige Zeit auch das Empfehlende, daß indem ſie mit Sympathien, geheimen Einflüſſen ein ſchon ſichtbar matter gewordenes Spiel treibt, ſie zugleich für Haus und Hof, Küche und Keller ſorgt. — Die letzten Prophezeihungen, die in Deutſchland wenigſtens, ertönten, ſind die von den Türken, und wie ſie hier oder dort, wenn dieſes oder jenes ſich zuſammentreffend ereignete, verheerend erſcheinen würden. Sie ſind daher auch ſtehen geblieben bis auf den heutigen Tag und eben jetzt hören wir ſie oft genug wieder. So finden wir auch die kümmerlichen Reſte einer verſchwundenen bedeutenden Zeit, wie ſie noch unter dem Volke leben und in Ehren gehalten werden, wie ſie wohl oft von da aus in höhere Kreiſe hineintreten, in dieſer Magia naturalis aufbewahrt. Alle ſympathetiſchen Kuren, alle jene alten Myſterien der Kochkunſt, alle geheimen Einflüſſe von Pflanzen, die ſich durch ihre Nachbarſchaft ſchäden oder ihr Wachsthum fördern und tauſenderlei der Art, wie es noch, als ein Spuk der Vergangenheit, ſich im Volke, und wollen wir offenherzig ſein, mehr oder weniger in einem Jeden, verſteckt, als die zugedeckten bezwungenen, aber keinesweges vernichteten Spuren der frühern Gewalt einer vergangenen Zeit im Verborgenen lebt, findet ſich in dieſer Schrift geſammelt. Es war daher natürlich, daß eine andere an dieſe ſich anſchloß, die man als den letzten Verſuch anſehen kann, die alte Anſicht gegen die neuere zu vertheidigen, jene wo möglich zu retten. *) Sie iſt vorzüglich gegen Bechers bezauberte Welt gerichtet und ertheilt eine vollſtändige Lehre von der Magia in Deo — ex Deo — in Daemonibus bonis — in Daemonibus malis — von der Magia sacra,

---

*) Neapol. 1591.

**) Pneumaticorum Libri tres. Neapoli. 1601.

---

*) Hanovriae 1593.

**) Hanovriae 1545.

***) Des vortreflichen Herrn Joh. Bapt. Portai Magia naturalis — verdeutſcht von Chriſt. Peganum, ſonſt Räuter genannt. Nürnberg 1718.

---

*) Amphitheatrum Magiae naturalis universae, theoreticae et practicae, oder gründlicher, ausführlicher Bericht und Unterricht von denen gröſſeſten, geheimeſten Wunder-Machten Gottes, der Natur, der Engel, der Teufel, der Menſchen — als der zweite Theil oder Anhang zur Magia naturalis Joh. Baptiſt de Porta von Felix Maurer, Phil. et Med. Doctor. Nürnberg. 1714.

secreta — spirituum intellectivorum — insomniorum — praesagiorum — meteorica — astrologiatrica — chymicoiatrica — endoxa sive acroamatica — paradoxa — sympathetica — facinorosa — in verbis ac dictis — in herbis plantisve — in lapidibus vel potius Naturae in recessibus adeoque cunctis. —

Die Geſchichte, äußerlich betrachtet, liefert nur eine verworrene, unzuſammenhängende Menge von Thatſachen, deren troſtloſes Reſultat ein regelloſer Wechſel von Rückſchreiten und Fortſchreiten ohne Zweck und Ende zu ſein ſcheint. Ein tiefes, wenn auch ſelten zum klaren Bewußtſeyn heranreifendes Gefühl von Zuverſicht bildet den Grundton des menſchlichen Gemüths und, was die Reflexion ſtörendes erzeugt, erſcheint nur als ein Aufgetragenes, willkürlich Gebildetes, welches, wie es entſtand, entſchwindet, ohne jenen tiefern Grund des Daſeyns zu erſchüttern. Nur ſo entgeht der Betrachtende der Verzweiflung, die ihn ergreifen müßte, wenn die Nichtigkeit, die gänzliche Zweckloſigkeit jenes verworrenen Wechſels ihm entgegentritt.

Das alleinige Mittel, jene zerſtörende, in Verzweiflung endigende Betrachtungsweiſe ganz zu vernichten, daß der Geiſt ſicher und zuverſichtlich ruhe in dem Schooß der ewigen Liebe — iſt der chriſtliche Glaube. Jeder andere Verſuch iſt ein thörichter — in und mit ihm aber nimmt auch die Betrachtung eine heitere Richtung und vor Allem fühlt ſich der Geiſt von Erſtaunen und Entzücken ergriffen, wenn er das geheime Geſetz der Entwickelung des Geſchlechts erkennt. Zwar die geiſtige Entwickelung in der Geſchichte und die eines jeden Bewußtſeyns, wenn ſie in ihrer eigentlichſten Tiefe begriffen werden ſoll, ſind nicht verſchieden. Der Geiſt iſt hier und da der nehmliche, und weder in dem ſubjectiven Bewußtſeyn, trennt es ſich von der Geſchichte, noch in dieſer, als einem jenem Bewußtſeyn Aeußerlichen kann die gemeinſchaftliche Einheit, mit dieſer die Ordnung, das Geſetz der Entwickelung erkannt werden. So iſt die wahre Geſchichte nothwendig Speculation und kann nie aus einer bloßen Zuſammenſtellung und äußeren Vergleichung der Thatſachen entſtehen. Aber dennoch mag es der Betrachtung, ruht ſie auf dem Boden des Glaubens und iſt es ihr gelungen, jene höheren Anſichten zu gewinnen, vergönnt ſein, einen innern, bedeutungsvollen Zuſammenhang der Entwickelung, die auch den Nichteingeweihten überraſchen muß, nachzuweiſen. Eine reinfactiſche Darſtellung iſt möglich, deren Wahrheit man nicht abzuleugnen vermag, die jene troſtloſe Anſicht einer willkührlichen, zufälligen Zuſammenhäufung völlig zu verdrängen fähig iſt.

Und eben die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage, wie ſie ſich aus der frühern Naturanſicht entwickelte, wie ſie ſich ſtufenweiſe entfaltete, ſcheint uns vor Allem geeignet, Gegenſtand einer ſolchen Darſtellung zu werden. Denn ſie beruht nicht bloß auf innerer Betrachtung: Entdeckungen, oft überraſchende, nicht ſelten ſcheinbar zufällige, häufig ſolche, die man nicht erwarten konnte, mußten ſich mit der innern Betrachtung verbinden, damit das ganze Gebäude zu Stande käme, und wenn durch dieſe Entwickelung dennoch ein innerer, abſichtsvoller Zuſammenhang unverkennbar hindurchblickt, dann kann der zweifelnde Verſtand den Gedanken, daß eine Intelligenz das Ganze leite, nicht abweiſen.

Aber nun dehnt ſich die unermeßliche Naturwiſſenſchaft in allen ihren Verzweigungen vor uns aus; eine jede ſcheint eine eigene Geſchichte zu haben, und die Betrachtung muß, ſo ſcheint es, mit einer unendlichen Verwirrung endigen, die wenig Hoffnung, eine geſetzmäßige Entwickelung zu erkennen, aufkommen läßt.

Wir müſſen uns daher auf einen Punkt zurückziehen, von welchem aus das Geordnete der Entwickelung ſich vorzüglich erkennen läßt und einen ſolchen muß es geben, wenn überhaupt eine Darſtellung, wie die angedeutete, möglich ſein ſoll.

Aber einen ſolchen Punkt bietet uns die im engern Sinne ſogenannte Phyſik (natural philosophy der Engländer.)

So gering der Werth der Definitionen in der Speculation ſein mag, ſo gewiß iſt es, daß ſie da, wo von einem beſchränkten, ſich ſeiner beſtimmten Abſicht wohl bewußten Streben die Rede iſt, nützlich ja nothwendig ſind — und ſo beſtimmen wir die Phyſik im engern Sinne: als die Darſtellung der Geſetze der äußern Wechſelwirkung aller Dinge.

Indem die Phyſik ſich nur mit den äußern Wechſelwirkungen aller Dinge beſchäftigt, iſt ihre Schranke beſtimmt. Sie ſchließt alles Lebendige aus, denn da, wo Urſache und Wirkung, als äußerlich getrennte Momente unterſchieden werden und zwar ſo, daß das Verhältniß der Urſache zur Wirkung ſich als ein unmittelbares in ſeiner Geſetzmäßigkeit erkennen läßt, indem unter den nehmlichen beſtimmt gegebenen Bedingungen, zu jeder Zeit der nehmliche Erfolg ſtattfindet, da erkennen wir die Wirkung todter Kräfte und die Phyſik in obigem Sinne iſt auf die anorganiſche Natur, als den einzig möglichen Gegenſtand ihrer Forſchung beſchränkt. Die ſubjective Bedingung ihrer Möglichkeit iſt ſinnliche Erfahrung, denn dieſe allein vermag uns von jenen äußern Wechſelwirkungen hinlängliche Kunde zu verſchaffen und das Mittel iſt der Verſuch, der ſtreng und reinlich, alle Nebenumſtände entfernt, um jede Wechſelwirkung in ihrer höchſten Beſtimmtheit und Sonderung wahrzunehmen. Nur die Combination ſtrenger, entſchiedener Verſuche giebt der Beobachtung, die den Gang der Natur in ihren mehr zuſammengeſetzten Operationen verfolgt, einen Werth. Die Chemie, ihrem Weſen nach, gar nicht von der Phyſik getrennt, unterſcheidet ſich von ihr nur durch die Richtung. Geleitet von den erkannten Geſetzen verfolgt jene alle unendlich mannichfaltigen Combinationen der Wechſelwirkungen und beſchreibt die daraus reſultirenden Produkte, da die Phyſik, in obigem Sinne beſtimmt, vielmehr die erkannten Erfahrungen benutzt, um aus dieſen die allgemeinen Geſetze herzuleiten.

Die ſo beſtimmte Phyſik bildet aber den eigentlichen Codex, der das, der herrſchenden Anſicht nach, allein Feſtbegründete (das Exacte) in der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage enthält. Sie verdankt der Mathematik ihre ſtrenge Form und iſt die gebietende Doctrin. Daher muß die Betrachtung mit ihr anheben und die nothwendige Beziehung auf ihre vorherrſchende Gewalt nie aus den Augen verlieren.

Aber eben dieſes ſtrenge Feſthalten an dem Geſetzmäßigen in der Natur, hat auch der Geſchichte der Phyſik ein Gepräge geſetzmäßiger Entwickelung gegeben und dieſe iſt daher vorzüglich wichtig.

Es iſt ein bekanntes Reſultat der comparativen Anatomie, daß die Organe höherer Thiere ſchon in den niedern angedeutet ſind, daß man eine Folgereihe gemeinſamer Entwickelungen bis zu dem Menſchen herauf verfolgen kann und daß der nehmliche Typus der Metamorphoſen bei der Entwickelung der Embryonen der höhern Thiere, vorzüglich der Menſchen, unter gewiſſen beſtimmten Beſchränkungen, die das herrſchende Geſetz nicht aufheben, ſich wiederholt. Betrachten wir die Organe der Bewegung, der Verdauung, der Generation, der Reſpiration, ſo finden manche Ausweichungen, Abweichungen von einer gewiſſen Normal-Metamorphoſe, deren Stufen der menſchliche Embryo durchläuft, Statt, durch welche das regelmäßige Fortſchreiten der Metamorphoſe mehr oder weniger verſteckt wird, indem dieſe Abweichungen zugleich die eigenthümliche Bildung einer jeden Stufe bedingen. Betrachtet man aber die Entwickelung des Gehirnſyſtems und der von dieſem auslaufenden Nerven, dann hat man ſich dem Punkt der gemeinſamen Entwickelung aller Thiere genähert. Hier ſind jene Abweichungen faſt ganz verſchwunden und wenn man das Gehirn des menſchlichen Embryo's mit dem der niedern Thiere, bis zu den Menſchen hinauf vergleicht, ſo fällt die erſte Stufe mit den niederſten Thieren, die ein wirkliches Gehirn haben, zuſammen, und jede nachfolgende Stufe zeigt genau die Bildung eines immer höhern Thieres an.

Was ſich hier als leiblich lebendige Entwickelung zeigt, das wiederholt ſich geiſtig, in der Entwickelung der Naturwiſſenſchaft. Die Phyſik, wie wir ſie beſtimmt haben, iſt dem Gehirn zu vergleichen und wir glauben einleuchtend darthun zu können, daß der naturgemäße Unterricht — die individuelle Entwickelung — dem geſchichtlichen Gang folgen muß, daß der Unterricht dann am erfolgreichſten iſt, wenn er, bei den Individuen die nehmlichen Stufen durchläuft, die die Geſchichte dem Geſchlecht vorſchreibt.

Das merkwürdige geiſtige Erwachen gegen das Ende des funfzehnten und im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts iſt oft genug Gegenſtand einer ſorgfältigen Unterſuchung geweſen, öfter noch ward es, bald auf eine tiefe, häufiger auf eine flache und einſeitige Weiſe geprieſen. Und wie wäre es auch möglich, daß eine ſo erſtaunenswürdige Zeit nicht immer von Neuem die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen ſollte? Doch glauben wir, daß eine Betrachtung dieſer Zeit, von unſerm Standpunkt aus, nicht überflüſſig erſcheinen wird.

Zwar war die ariſtoteliſche Philoſophie, wie ſie, durch die Saracenen vielfältig verzerrt, durch die eigenthümliche Richtung eines wiſſenſchaftlich beſchränkten Volks modificirt worden, die Grundlage aller philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bildung der ältern Zeit. Die Lehre von den Qualitäten war ganz aus Ariſtoteles entlehnt. Alles, was als Reflexion hervortrat, floß, wenn auch trübe, aus dieſer entfernten Quelle — aber, ſie ſelbſt lag in myſtiſcher Ferne.

Zwar war die platoniſche Philoſophie ſelbſt der früheſten Zeit nicht fremd. Johannes Erigena kannte ſie und es iſt bekannt, wie im funfzehnten Jahrhundert Cuſanus die Platoniſche Lehre, freilich meiſt die der neuplatoniſchen Schule, ſyſtematiſch zu behandeln ſuchte. Die Dichter liebten den Plato und, wie platoniſche Ideen den Dante, Petrarca und Boccacio begeiſterten, iſt in unſern Tagen oft genug zur Sprache gekommen. Aber wie Ariſtoteles durch die Araber, war Plato durch die Alexandriner verunſtaltet und wenn man die Platoniker jener Zeit Myſtiker nennt, ſo muß man ihn ſelbſt das verborgenſte Myſterium ihrer Philoſophie nennen.

Die ſeltſame Erſcheinung, daß ein barbariſches Volk, durch faſt vierhundert Jahre ſich in den geſegneteſten Ländern von Europa erhalten, in der Mitte cultivirter Völker, deren wachſende Gewalt ſie vernichten mußte, geduldet werden konnte, gehört, betrachtet man ſie aus einem höhern Geſichtspunkt, als gewöhnlich geſchieht, zu den bedeutendſten und merkwürdigſten, ja wir möchten ſie dem ſo oft mit Verwunderung bemerkten, ſo oft von den ſeichten überſehenen wohl auch beſpöttelten, Leben des jüdiſchen Volks in unſerer Mitte gleichſtellen. Denn wie die Gewalt der türkiſchen Waffen, indem ſie über ein längſt erſtorbenes, tief geſunkenes Volk das Gericht ſprach, auch die edelſten Lebensſäfte nach den Stellen hindrängte, wo ſie allein aufgenommen, aſſimilirt werden konnten, ſo hat ihr zähes Leben der mannichfaltigen Eigenthümlichkeit, dem Kampf der gährenden Kräfte freien Spielraum gelaſſen, und erhalten, was ihre erſte und friſche Gewalt hervorrief. Ein mächtiges Volk auf gleicher Stufe der Bildung mit den übrigen Völkern, in Conſtantinopel herrſchend, wäre der freien Ausbildung höchſt gefährlich worden.

Aber das Elend des griechiſchen Volks rief auch die wehmüthige Erinnerung an die große Vergangenheit hervor. Man darf ſich kaum wundern, wenn eine Religion, die nicht leicht verzerrter erſcheinen konnte, als die chriſtliche in Griechenland, deren Lehre in die roheſten, furchtbarſten Grübeleien hineingezogen war, edle Geiſter mit Widerwillen erfüllte, daß ſie hofften durch die Erneuerung jener alten Zeit der Heroen, das erſtorbene Daſeyn neu zu beleben. Gewiß iſt es, daß nur ein Streben, welches alle Hoffnung des höchſten Lebens in ſich trug, die edelſten Keime für ein beſſeres Geſchlecht retten konnte.

So iſt mir jene Vergötterung der alten Zeit, jene bekannte weiſſagende Aeußerung des Georgius Gemiſtus Plethon ein Zeichen der großen Kraft der geſchichtlichen Entwickelung, die nur, indem ſie mit unendlicher Kraft anfing, ſo Großes zu leiſten vermochte.

Die Erneuerung der ariſtoteliſchen Philoſophie war bedeutend, aber die platoniſche wirkte, wenn auch nicht ſo ſehr in der Breite, doch intenſiv, mächtiger. Sie rief jene merkwürdige platoniſche Academie in Florenz hervor, die mit Recht als eines der herrlichſten Erzeugniſſe des geſchichtlich-lebendigen geſelligen Triebes betrachtet wird,*) durch Ficin geſtiftet. Die edelſten Medici's gehörten ihr zu, aus ihrer Mitte trat der tiefe, vornehme Geiſt Giovanni Pico von Mirandola hervor, ſie wirkte, wie früher ſchon, belebend auf die Poeſie, ja auf die Kunſt, und der Sinn, der ſich in ihr zuſammendrängte, war der nehmliche, der jene heitere Zeit in Italien ſchuf, die, indem ſie eine ſchöne, wenn auch vorübergehende Blüthe, entfaltete, zugleich in ihrem Verwelken, die erſte

---

*) Die Geſchichte der platoniſchen Academie von Karl Sieveking. 1812.

Regung einer neuen Geburt verkündigte, deren Entwickelung durch Jahrhunderte wir noch entgegenſehen. Und ſo war dieſe Philoſophie die erſte Stätte jener mächtigen Begeiſterung, das punctum saliens der neuen Bildung.

Aber dennoch vermochte der Geiſt ſich nicht von den Banden loszureißen, die ihn feſſelten. In allen, ſelbſt den bedeutendſten philoſophiſchen Schriften jener Zeit tritt die Philoſophie, als eine überlieferte hervor. Wenn wir die Schriftſteller leſen, dann wird es uns klar, wie ſie ein Fremdes zu faſſen ſuchten, nicht ein urſprünglich Eignes zu erzeugen vermochten. Andreas Caeſalpin *) z. B. ohne allen Zweifel derjenige, der den Ariſtoteles am tiefſten gefaßt hat, nahm Alles als ein Gegebenes und konnte eben daher nie bis zum innerſten Verſtändniß dringen. Wir müſſen von Ficin und Giovanni Pico daſſelbe ſagen. Die wahre Philoſophie einer beſtimmten, eigenthümlichen Zeit wird nie aus den Schriften allein begriffen, wenn dieſe als ein Aeußeres, ſchlechthin Gegebenes betrachtet werden. Die eigentliche Enträthſelung giebt nur die Philoſophie überhaupt, die, wenn ſie auch niemals in ihrer abſoluten Geſtalt hervortreten kann, dennoch das erzeugende Princip iſt, aus welchem eine jede Zeit die geiſtige Bedeutung der vergangenen erkennt, und eine wahre Philoſophie muß von Neuem werden, wenn ſie begriffen ſein ſoll, als eine gegebene bleibt ſie ein fortdauerndes Räthſel.

Daher war in der ariſtoteliſchen Philoſophie jener Zeit, in welcher die ſpeculative Reflexion vorherrſchte, das Bewußtſeyn von dem allgemeinen, erkannten Geiſt geſchieden, und wenn man jetzt den Caeſalpin lieſt, begreiſt man es kaum,

---

*) Andreae Caesalpini Aretini Quaestionum Peripateticarum Libr. V. — Daemonum investigatio peripatetica. — Venetiis. 1593.

wie er dem Mittelpunkt der Philoſophie ſo nahe, doch ganz von ihm entfernt blieb. Daher verflüchtigte ſich in der platoniſchen Philoſophie das Bewußtſeyn in die Formloſigkeit des abſtracten Geiſtes, und alle Form der Philoſophie jener Zeit ſchien nur beſtimmt jenen Auflöſungsprozeß einzuleiten. Man darf ſich daher nicht wundern, daß dieſe Erneuerung, dieſe Begeiſterung der Zeit die Bande nicht zu löſen vermochte. Aber auf eine merkwürdige Weiſe konnte ſie dennoch manche Stufen ſpäterer Bildung, und zwar mit ſeltener Kraft, andeutend darſtellen. Unter dieſen ſcheint mir vorzüglich Pomponatius, den ich zwar nur aus Tennemann *) kenne, beſonders bedeutend geweſen zu ſeyn. — Nur die Hauptrichtung des Geiſtes blieb die nehmliche. Paracelſus und Cardan waren geiſtige Erzeugniſſe dieſer Zeit, die Phyſik blieb magiſch.

Aber es war die Bewegung des Foetus, die eine herannahende Geburt verkündigte und ſie ward geſchichtlich. Denn eben jetzt trat jene Erfindung hervor, die dem beginnenden Kreislauf des Blutes ähnlich, die erſten Pulsſchläge des freiern Lebens verkündigte. Ficins Plato gehörte zu den erſten Produkten der eben in Italien bekannt gewordenen Buchdrucker-Kunſt.

Und eben als dieſe Bewegung der Geiſter die Zeit erfriſchte, ward ihr ein neues unerwartetes Geſchenk gereicht. Die Völker der frühern Zeit, vor Allem das deutſche Volk, zeichneten ſich durch einen friſchen Naturſinn aus, der ſich nicht ſowohl durch ausführliche Darſtellung, nicht durch zergliedernde Entwickelung der Empfindungen, wohl aber durch ein tiefes, inniges Gefühl ausſprach. In den früheſten Dichtungen treten Felder und Wälder, Berg und Thal, Flüſſe und Meer, mit wenigen, kurzen Worten ſcharf bezeichnet, dennoch mit

---

*) Geſchichte der Philoſophie, 9ter Band. S. 69.

wunderbarer Klarheit uns entgegen und wir überzeugen uns leicht, daß was ſo tief ſich darſtellt auch tief gefühlt war. Für jene dem zerlegenden Verſtand verborgenen Eigenthümlichkeiten des großen Naturlebens, für den geheimen Zuſammenhang zwiſchen dieſem und dem innerſten Gemüthsleben hatte die Zeit einen ſchönen, ja ergreifenden Sinn, ein tiefes Verſtändniß, eine innere, durch keine Reflexion geſtörte Einheit ſchien Geiſt und Natur zu verbinden. Und am heiterſten, anmuthigſten trat dieſer fröhliche Naturſinn da hervor, wo er ſich am unbefangenſten, als der faſt unſchuldige Kinderſinn äußern konnte, in den Gedichten, in den Geſängen.

Aber in der Forſchung verhielt es ſich Anders. Hier war, was dort heiter und klar und in ſich ſelber ſicher erſchien, trübe, verworren. Die Natur, in deren Mitte die Forſcher lebten, der Himmel, der ſich über ſie wölbte, die Thiere und Pflanzen, die ſie umgaben, die Gebirge, die ihnen entgegen ſtarrten, waren von den Nebeln der Traditionen umhüllt. Ueberlieferungen der Griechen und Römer, Sagen, Träume, bildeten eine eigene Welt, die die ſinnliche umhüllte. Selbſt über diejenigen Thiere und Pflanzen, die uns am nächſten umgeben, herrſchten Sagen, wie die Phantaſie ſie über die fremdeſten, entfernteſten Gegenſtände auszubrüten pflegt.

Jetzt entdeckte Columbus eine neue Welt, Vasco de Gama umſegelte Afrika, drang bis Indien vor, Franz Dracke umſegelte die Erde. Man ſahe ein neues Himmelsgewölbe, neue nie geſehene Sternbilder, eine gluthvolle Vegetation, mächtige Wälder, mit mannichfaltigen fremden, immer wechſelnden Formen; duftende, aromatiſche Kräuter, nährende Pflanzen, fremde, ſeltſame Thiere, neue, unbekannte Menſchenracen nahmen ſo Phantaſie, wie Sinn in Anſpruch. Dieſe großen Entdeckungen äußerten zwar, auf diejenigen, die ſich dem wilden Genuß einer lockenden übermächtigen Natur hingaben, einen gefährlichen, ja geiſtertödtenden Einfluß, aber ſie feſſelten den tiefern Geiſt, ein neuer Trieb, eine neue Beſchäftigung, die reine, genaue Naturbeſchreibung ward in dieſer Zeit geboren. Man wollte Formen, aus deren Zuſammenſeyn eine ſo erſtaunenswürdige Welt erzeugt wurde, feſthalten, und die Alten konnten nicht als Leiter dienen, wenn man Thiere und Pflanzen beſchreiben wollte, die ſie nicht kannten. Die neue Welt machte den Forſcher auf die nächſte aufmerkſam und man entdeckte jetzt mit Verwunderung, daß dieſe faſt ebenſo unbekannt war, wie jene. Eine Anregung dieſer Art, in einer ſchon mannichfaltig bewegten Zeit, mußte mit großer Energie hervortreten. Das ſechszehnte Jahrhundert ſah eine Menge Naturbeſchreiber, wie ſie die frühere Zeit nicht kannte, und Gaza, Barbarus, die im funfzehnten Jahrhundert lebten, konnten kaum mit den mittelmäßigern Nachfolgern verglichen werden. Unter dieſen nennen wir l'Ecluſe, Caeſalpin (den Botaniker), Bauhin, Aldrovand und vor Allen den unermüdlichſten, umſichtigſten, unter den Genannten den früheſten — Conrad Geſner. Die Naturbeſchreiber des ſechszehnten Jahrhunderts konnten ſich mit den Alten meſſen, ja ſie übertrafen den Theophraſt, den Plinius, den Dioscorides. Die ungleich größere Mannichfaltigkeit der Formen forderte eine größere, beſtimmtere Anordnung aller, eine beſtimmtere Bezeichnung eigenthümlicher Gruppen. *) Mit leidenſchaftlichem Eifer ergaben ſich Viele dieſer neuen, mächtig anziehenden Beſchäftigung. L'Ecluſe entwarf die erſte einheimiſche Flora. Alle die oben genannten verſuchten Claſſificationen zu entwerfen und die fröhlich erwachende friſche Forſchung, die auf jeden Schritt, in der eigenen, bis

---

*) Ignorata genera propria, nulla descriptio, quamvis accurate tradita, certum demonstret, sed plerumque fallat — Cesalpina.

dahin unerforſchten Heimath, wie in den entfernteſten Gegenden neue Schätze entdeckte, erzeugte eine neue Doctrin, die von da an, bis in unſern Tagen mit leidenſchaftlichem Eifer getrieben wird. Aldrowand unternahm große Reiſen, ſammelte eine große Menge Pflanzen und Thiere und ließ dieſe durch die geſchickteſten Künſtler zeichnen. Er verwandte ein bedeutendes Vermögen auf dieſe Weiſe und ſtarb, alt, blind, und völlig verarmt in einem Spital, ein Opfer eines mächtig erwachten Triebes der Zeit, der ihn ergriffen hatte, ohne daß er in die Menge eingedrungen war, ohne daß er eine allgemeine Anerkennung fand, die ihn hätte retten können. *) Selbſt Baco, deſſen umſichtiger, divinirender Blick ſo viele Lücken in den meiſten Doctrinen erblickte, glaubte ſich ſchon über die überflüſſigen Zeichnungen von Pflanzen und Thiere, über den beſchränkten Sinn, der blos an der Form der Species haftete, beklagen zu müſſen. **) Und in der That waren die erſten Verſuche der Claſſification wenig geeignet, die größern Anſprüche, die Baco machte, zu befriedigen.

Aber dieſe Beſchäftigung, die ſo freudig anfieng, beſtimmt, ſich Jahrhunderte hindurch immer mächtiger zu entfalten, vermochte das ſtarke, nächtliche, magiſche Band, welches die Geiſter an die Natur, wie an einen verborgenen Zauber feſſelte, nicht zu löſen. Die Beſchreibung konnte nur das Ganze der Erſcheinung faſſen und die ſelbſt genauer beſchriebenen Formen vermochten nicht die ſtrengern Beziehungen, den geſetzmäßigen Zuſammenhang der Dinge zu entdecken. Das Denken fand eine gegebene Philoſophie, die Quelle der lebendigen Production blieb verborgen, die beſchreibende Beobachtung fand eine gegebene, räthſelhafte Natur, die Quelle ihrer Geſetzmäßigkeit blieb ein Myſterium und neben der nüchternſten Forſchung geſtaltete ſich eine phantaſtiſche Phyſik.

---

*) Bayle Art. Aldrowand,

**) — Quinta et ultima, de collectionibus Materiae exquisitis, quae a nobis collegia minora vulgo species apellantur. In hac autem postrema sola industria scriptorum enituit, ita tamen, ut potius luxuriata sit in superfluis (iconibus animalium aut plantarum et similibus intumescens) quam solidis et diligentibus observationibus dictata, quae ubique in historia naturali subnecti debeant. Atqve, ut verbo dicam, omnis quam habemus naturalis historia, tam inquisitione sua, quam congerie, nullo modo in ordine ad eum quem diximus finem (condendae scilicet philosophiae) aptata est. Quare Historiam inductivam desiderari pronunciamus. De augmentis scientiarum. Lib. II. Cap. III. S. 97. Parisiis. 1624.

Eine jede neue bedeutende Erſcheinung in der Geſchichte wird von zerſtörenden Zeichen, die ihre Annäherung verkündigen, begleitet. Es ſind die frühern Formen, die als Geburtshüllen in ſich verfallen. Hätte die geiſtige Richtung der Zeit ſich nicht an ſich ſelber verwirrt, die fruchtloſe und zuletzt bedeutungloſe Zerſplitterung, die ins Unendliche gehende Vereinzelung der Gedanken nicht einen Widerwillen erzeugt, der den Untergang verkündigte, der Enthuſiasmus, mit welchem die Erneuerung der griechiſchen Philoſophie aufgenommen und fruchtbar für die Zukunft aufbewahrt und entwickelt wurde, hätte nicht ſtattfinden können. Aber dieſe neue Kraft, die nicht aus den innerſten Quellen der eigenen Productionskraft entſprang, konnte ſich nicht aus ſich ſelber neu geſtalten. Zu dieſer Zeit erſchien ein fanatiſches Volk, vernichtete mit zermalmender Kraft ein anderes, welches längſt zum Untergang reif war, drängte aber in deſſen edelſten Geiſtern, die ſich von der nichtigen Gegenwart mit aller Macht geiſtiger Kräfte abwandten, den Kern einer großartigen Vergangenheit zuſammen, daß er einen neuen befruchtenden Boden ſuchen und finden ſollte. — Wäre nicht die Naturkunde jener Zeit, je mehr ſie ſich in der Breite entwickelte, deſto kümmerlicher, leerer, bedeutungsloſer der unendlichen Fülle der Natur gegenüber erſchienen, nie wäre der glühende Eifer der Forſchung entſtanden. Zu dieſer Zeit traten Völker ſtark in ſich, feurig, entſchloſſen, wie wenige, geſtärkt durch Kämpfe, die Jahrhunderte lang gedauert hatten, gehoben durch den endlich errungenen Sieg, mit übermüthiger Kraft hervor, und errangen für reinere Forſchung die Zukunft einer immer reicher hervortretenden Natur, die alle ihre Schätze einem friſchern Geſchlecht eröffnen ſollte, wie die Griechen die Vergangenheit der Geſchichte neu belebten. Aber es war in beiden Richtungen keine Erzeugung, es war geſunde ſtärkende Nahrung, die eine erzeugende Kraft vorbereitend entwickeln ſollte.

Die wahre Wiedergeburt der Zeit, der Keim der völligen lebendigen Metamorphoſe war die Reformation, und es iſt nicht möglich, ihre volle Bedeutung zu entwickeln, ohne anticipirend auf alle Stadien der Entwickelung zu deuten bis auf unſere Tage, ja auf ſolche, die ſich noch nicht entfaltet haben.

Es iſt gewiß, die Reformation wäre ohne den furchtbaren Verfall der Kirche nicht zum Vorſchein gekommen. Aber dieſer Verfall war die negative Bedingung ihrer Geſtaltung, die zerborſtene Geburtshülle, aus welcher die neue Geburt hervortrat. Wie die griechiſche Weisheit, die bleibende Grundlage aller geiſtigen Forſchung, inſofern ſie rein menſchlich genannt werden kann, aus der Verhüllung einer verunſtaltenden Tradition hervortrat und die ſchlummernden Geiſter erfriſchte, wie das in verzerrten Ueberlieferungen verſchloſſene Buch der Natur ſich eröffnete und die Geiſter zur unmittelbaren Forſchung einlud, ſo ſollte jenes heilige Buch, die einzige Quelle alles höhern Lebens dem Geſchlecht geſchenkt werden. Die Schriften der griechiſchen Weltweiſen waren aus den Händen ſophiſtiſcher Grübler, das Buch der Natur aus den Händen phantaſtiſcher Träumer geriſſen, da trat die Offenbarung, die man frevelhaft verhüllt hatte, wieder hervor, Und als ſie hervortrat, verſchwand die Gewalt der irdiſchen Erſcheinung, die alle freie religiöſe Bildung feſſelte und feſthielt, der Zauber, der den Sinn bethört hatte, verlor, wie die heilige Schrift ihr Leben ergoß, alle Kraft, das Zauberwerk ſteigerte ſich zur reinen Geſinnung und der lebendige Glaube ward wieder mächtig in der Welt.

Indem wir hier die Idee des chriſtlichen Glaubens entwickeln, iſt es nicht unſere Abſicht, eine eigentliche religiöſe Betrachtung anzuſtellen, vielmehr wollen wir ſuchen ſeine Bedeutung für die Entwickelung des Erkennens überhaupt feſtzuſetzen. Freilich läßt es ſich nicht leugnen, daß ein ſolches Erkennen, aus dem Boden des chriſtlichen Glaubens entſprungen, nie das Gepräge der Religioſität verlieren kann.

Der chriſtliche Glaube, wie er, durch Luther, wieder lebendig wurde in der Geſchichte, iſt das Abſolute — aber nicht, als ein bloßes Denken, auch nicht, als ein bloßes Seyn, eben ſo wenig, als ein Erkennen, welches die Einheit des Seyns und Denkens unmittelbar ſetzt oder durch Begriffe vermittelt. Sein innerſtes Weſen iſt vielmehr ein abſolutes Leben, ein Daſeyn. Der Glaube grübelt nicht über das Seyn Gottes, aber das Daſeyn Gottes iſt ihm das unmittelbar Gewiſſe. Der chriſtliche Glaube hat ein eigenes Reich (Gottes), eine eigene Natur (die Göttliche), eine eigene Welt (die himmliſche). In dieſer lebt er, in dieſer allein erkennt er ſein eigentliches, wahres, wirkliches Daſeyn, in und mit Gott. Die Welt der Erſcheinung, die irdiſche Welt, in ſo fern ſie einen Werth, als etwas in ſich ſelbſt Beſtehendes, im höhern Sinne Reales zu haben behauptet, iſt das dem göttlichen Reiche, der göttlichen Welt Widerſtrebende. Dieſe irdiſche von Gott trennende Macht der Welt erkennt der Glaube, als die Macht eines böſen Geiſtes (des Teufels). Es gehört zum Weſen des chriſtlichen

Glaubens, den Teufel, als einen Geiſt zu betrachten, den Urſprung des Böſen, der Sünde, aus ihm herzuleiten. Denn das einzige Uebel (welches dadurch zum Böſen geſteigert wird) iſt die Selbſtſucht, der Wille, der das Daſeyn von ſeinem Leben in und mit Gott trennt. Der Urſprung dieſes Willens, die Möglichkeit eines Abfalls von Gott, iſt dem Glauben ein Myſterium. Denn der irdiſche Menſch nimmt Theil an dem Abfall, abſtrahiren wir von ihm, dann tritt uns nur der Begriff des Böſen entgegen, aber in dem Glauben durchdringen ſich Erkennen und Seyn in einem höhern Daſeyn, in einem höhern Leben, eine jede Trennung, auch diejenige, die nur angenommen wird, um die Einheit zu vermitteln, iſt ihm eine Nichtrealität. Der irdiſche Menſch kann daher nicht von dem Böſen abſtrahiren, der Verſuch ſelbſt erſcheint dem Gläubigen nothwendig als eine Verſuchung. Nun iſt Alles, was die irdiſche Welt der Erſcheinung, als ein in ſich Reales ſetzt, Alles, was in dieſem Sinne iſt, lebt, denkt oder handelt, dem Glauben Sünde, und der irdiſche Menſch, der aus eigenem Willen der Sünde in dieſem ausgedehnten, ächtchriſtlichen Sinne, völlig entſagen wollte, der ſuchte ſeine eigene Vernichtung. Denn wir ſind mit allem Sinnen, mit allem Denken in der Erſcheinung gefangen und ein abſolutes Erkennen kann nie ein abſolutes Leben werden, und iſt daher dem Glauben ein Nichtiges, ſo auch als Erkennen, weil es nicht in ſein Object aufgeht.

Aber dennoch iſt die Welt die Schöpfung Gottes. Sein Verſtand ordnete die körperliche Welt (durch die Nothwendigkeit) wie die der Freiheit (durch die Sittlichkeit). Beide, jene Naturnothwendigkeit, dieſe Sittlichkeit bezeichnen für den Glauben das Geſetz Gottes, welches der irdiſche Menſch nie völlig zu erfüllen vermag. Denn alle Luſt und Begierde will, in Widerſpruch mit beiden, Leben gewinnen und bereitet ſich den Tod. Gottes Fürſorge leitet die Geſchichte der Natur (zur Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde,) die des menſchlichen freien Geſchlechts (zur Seligkeit). durch die ewige Liebe. Die Liebe hebt nicht das Geſetz auf, ſie beſtätigt es vielmehr, ſie iſt die Erfüllung des Geſetzes.

Sie iſt der Weg (als ſiegreiche Entwickelung des Geſchlechts und eines jeden Menſchen) die Wahrheit (als zuverſichtlicher Glaube) das Leben (als ſeliges Daſeyn.) Die Liebe wird erkannt als Gottes Sohn, von Ewigkeit bei dem Vater, als das Wort, durch welches alle Dinge geworden ſind. Er, der Sohn, erſcheint dem Glauben, als der ſiegreiche Kämpfer gegen den Teufel. Alles himmliſche Leben iſt von dieſem beherrſcht, aber dennoch geht durch alle Sinnlichkeit ein geheimer Zug des Göttlichen, der verklären, erleuchten kann, und dem ganzen Leben des Menſchen eine höhere Weihe, einen Segen ertheilt. Der Menſch hat mit der ganzen Natur jenen für ihn zweifelhaften Kampf zu beſtehen, der über ſeine Seligkeit entſcheidet. Die ganze irdiſche Welt iſt in dieſem Kampf befangen. Alles, was aus Gott erſchaffen wurde, wird hier von der Verirrung ergriffen. Die erſten Menſchen wurden im Bilde Gottes erſchaffen, aber fielen, und dieſer Fall rief den Zwieſpalt, den gegenſeitigen Haß, das Heer der Verirrungen hervor, die das Geſchlecht durch unmäßige Luſt gegen die Natur, und alle Menſchen gegeneinander empörte, und das Recht iſt der täuſchende Stellvertreter der ewigen Sittlichkeit geworden. Dieſes hält die kämpfende Selbſtſucht unwillig innerhalb erzwungener Grenzen, es bändigt die Feindſchaft, aber vernichtet ſie nicht. Wenn die Natur, empört über den Frevel, ſich drohend erhebt, wenn vernichtende Gewalt, wenn tyranniſche Selbſtſucht ganzen Völkern den Untergang bereiten, wenn großer Verluſt, der Tod der wenigen, denen wir durch Natur oder Neigung näher ſtehen, uns erſchüttern — dann iſt es, als beſönne ſich der Menſch auf den verborgenen Schatz der göttlichen Liebe, der in ihm ruht

— wenn uns ein unerwartetes Glück, ein äußeres, oder inneres trifft, dann iſt es wohl manchmal, als wenn ein Hauch der leiſe geahndeten Seligkeit uns anwehte, aber bei einzelnen Menſchen, wie bei Geſchlechtern verſchwindet er ſchnell und die berechnende Selbſtſucht verwandelt das Geſchenk bald in einen eigenen Erwerb, mit welchem ſie nur für ſich Wucher treibt. Es giebt wohl wenige Menſchen, die nicht in ſchnell vorübergehenden Momenten ſich völlig von der Sünde befreiet, völlig mit Gott und der Welt ausgeſöhnt fänden, aber ſolche Momente verfliegen, wie ein Traum und ein Jeder kann jenes dem Verſtande ſo räthſelhafte Myſterium von dem Urſprung des Böſen aus eigner Erfahrung kennen lernen.

So ſieht der Glaube das ganze Geſchlecht von der Sünde ergriffen und fühlt, wie es in den innerſten Tiefen ſeines eigenes Daſeyns, wie ein jeder Menſch in den verborgenſten Gründen ſeines eigenen Weſens gereinigt werden muß. Da ward der Sohn Gottes Menſch, daß der Menſch Gott wiedergegeben würde. Er trug alle Sünde, opferte ſich und ſtarb, und der Gläubige weiß jetzt, daß er nur durch Opferung und Tod gerettet wird. Der freiwillige Tod vernichtet nicht das ſinnliche Leben, verklärt es aber. Der Sinnlichkeit abſterben iſt der Sieg über den Tod, der Triumph des wahren Lebens, die Wiedergeburt. Dieſen Sieg kann der Gläubige nicht durch ſich ſelbſt erringen. Mit der Erſcheinung des Heilandes iſt erſt die Schöpfung vollendet, der Tag ſeiner Geburt iſt der große Tag des Herrn, er iſt die Sonne eines neuen Weltalls, der Schwerpunkt, in welchem alle Seelen ruhen, indem ſie in ſich ſind. Den innern Mittelpunkt ihres eigenſten Daſeyns finden ſie nur, wenn er der gemeinſame Mittelpunkt Aller iſt. Er iſt das erwärmende, belebende Licht, alle Entwickelung für die Seligkeit iſt nur durch ihn. Das Leben, lebendig erkannt, nicht in der Abſtraction des Begriffes, iſt das Vorbild der Liebe. Wenn wir uns ſo eine völlig geſunde Organiſation denken, ſo müſſen wir ein jedes Organ, als durch das Ganze und für das Ganze lebend faſſen. Man gebe einem ſolchen Organ, dem Herzen z. B. ein Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes, dann würde es ſich nothwendig, in ſeinem ganzen Daſeyn, als nicht durch ſich, ſondern durch das in ihm waltende Leben des Ganzen ſeiend, ergreifen, und es würde ſich in ſeiner Function, die dann ein Handeln wäre, als blos für das Ganze thätig, wiſſen. Sein Daſeyn wäre Gnade, ſeine That Opferung. Der Geiſt Gottes ſelber Gott, iſt der Gründer der Zuverſicht; wie die Seeligkeit durch den Sohn iſt, ſo wird ſie durch den Geiſt. Aber alle Vorſtellungen des Glaubens werden in der lebendigſten Perſönlichkeit ergriffen und eben dadurch zur reinſten Liebe geſteigert. Gott iſt perſönlich, nicht eins mit der Welt, denn dieſe iſt, wie ſie erſcheint, nur die verhüllte Offenbarung ſeines Sieges über den Teufel. Gott hat die Welt geliebt, und die Liebe iſt ſeine, und doch eine ſelbſtſtändige Perſönlichkeit, dieſer Sieg iſt nicht allein, er wird auch immer von Neuem errungen, und dieſer erneuerte Kampf, dieſer immer von Neuem ſich offenbarende Triumph iſt ſein, und doch eine ſelbſtſtändige Perſönlichkeit.

So hat der Glaube, das ganze irdiſche Leben zu einem höhern, rein geiſtigen, aber ewig lebendigen, verklärt, erhöht. Alles, auch das Erkennen, auch die Wiſſenſchaft und jedwede Kunde, erhält erſt den Werth durch den Glauben. Er iſt unmittelbar wie die Schwere in den Körpern, wie das Licht dem Auge, er kann durch kein Erkennen vermittelt, durch keine Forſchung begründet werden, jedes Erkennen, jede Forſchung erhält erſt den wahren Grund durch ihn, denn er ergreift, wo er iſt, nothwendig das ganze Daſeyn. Er verſetzt uns, durch die Gnade, aus welcher er entſprungen iſt, in eine andre Welt, die die Enträthſelung der ſinnlichen enthält. Wenn wir in dieſer Welt der Liebe leben, ſind wir ſelig.

Die Forſchung, das Erkennen, das Handeln und Wirken in der ſinnlichen Welt hört nicht auf, es fängt vielmehr erſt jetzt recht lebendig an, aber in einem andern Sinne. Das geringſte Geſchäft, durch die Treue, durch die Liebe veredelt, trägt höhere Früchte, und das höchſte Erkennen gewinnt, indem es ſich demüthiget.

Wie die Speculation mit den für den ſinnlichen Verſtand unaufhörlichen Widerſprüchen anfängt, ſo fängt die Religion da für das Erkennen an, wo die Selbſtthätigkeit der Vernunft ſich in die völlige Hingebung der Liebe verliert. Durch die Speculation geht der Verſtand nicht verloren, durch Glaube die Vernunft eben ſo wenig, und den Glauben antirational zu nennen, weil er behauptet, daß alle wahre Erleuchtung von Gott herkomme, der ein lebendiger iſt, und kein bloßer Begriff, iſt faſt ein verſchuldeter Irrthum.

Wir haben nicht allen Reichthum des Glaubens enthüllen wollen, unſere Abſicht beſchränkt ſich auf eine Darſtellung des Einfluſſes, welchen eine ſolche Anſicht äußern mußte, wenn ſie in der Geſchichte, nach langer Zeit der Verhüllung, wieder hervortrat. Zwar war der Glaube, als chriſtlicher, ſeit ſeiner erſten Gründung, fortdauernd derſelbe, ja er bildete den lebendigen Kern der frühern Kirche. Wo er aber, während dieſe herrſchte, ſich reiner zu geſtalten ſuchte, da geſchah es im Kampf gegen die herrſchende Anſicht, und dieſe ſelbſt hatte eine Sonderung zur Folge, die ſeinem Weſen in ſeiner völligen Reinheit, als dem erlöſenden Princip für die Geſchichte, widerſprach. In der Kirche ſelber war er an eine ſinnliche Erſcheinung gebunden. Man kann aber ſo wenig durch ſinnliche Eindrücke den Glauben erwecken, wie man durch Steigerung des Körperlichen ſich dem Geiſtigen nähern, oder durch Verfeinerung des ſinnlichen Verſtandes zur Speculatoin gelangen kann.

Jetzt trat alſo jene Lehre des lebendigen Glaubens hervor. Eine eigene, innere Welt umfaßte die äußere, und die ſinnliche Welt erſchien als eine Verhüllung des höhern. An die Stelle der äußern, gebietenden Kirche trat die Zuverſicht des Glaubens, an die Stelle der Werke die reine Geſinnung, die erſt durch Glauben hervorgebracht werden konnte, an die Stelle der Ueberlieferung trat die eigene Forſchung. Wir können die Geſinnung und die Forſchung nicht von einander trennen; ſie geſtalten ſich in ihrer Eigenthümlichkeit, in und mit einander, aber dieſe letztere ſoll uns vorzüglich beſchäftigen. Man könnte uns einwenden, daß die Lehre den Glauben als eine unmittelbare Mittheilung ohne Mitwirkung eigener Forſchung ſetzt, dieſe letztere alſo eben ſo ſehr, ja entſcheidender noch, als die geſtürzte Kirche ausſchließt, aber dieſes Wunder, wodurch der Glaube unmittelbar in ſeiner völligen Kraft ſich aller Gemüther bemächtigte, trat nicht hervor. Sein Hervortreten wäre die Vollendung der Geſchichte. Ja obgleich die Zuverſicht des Glaubens, (das höchſte Wunder,) erkannt ward, ſo vermochte ſie dennoch ſelbſt die chriſtlichſten Gemüther nicht ſo zu ergreifen, daß ihr ganzes Daſeyn davon durchdrungen ward. Luther, berufen dieſe große wohlthätige Kriſe in der Geſchichte herbeizuführen, geſteht ſelbſt, daß er von vielen, ſchweren Zweifeln gequält würde. Das Herkömmliche, die Gewohnheit, dieſe ſtille, aber grundloſe Gewalt war geſtürzt, was Jahrhunderte hindurch, als das Heiligſte, von einem geheimen Zauber umgeben, gegolten, ward hart angefochten, was man mit einer geheimen furchtſamen Scheu, nur aus der Ferne zu betrachten gewohnt war, wurde uns ganz nahe gerückt, ja in eine Aufgabe verwandelt, deren Löſung, wenn ſie auch nicht von uns abhing, doch ein inneres, geiſtiges Entgegenkommen, eine Empfänglichkeit von unſerer Seite vorausſetzte, die auf alle Weiſe doch zuletzt in den innerſten Tiefen des Geiſtes ſtattfinden mußte. So war der tiefer denkende Menſch, und von dieſem iſt bei einer geſchichtlichen Betrachtung der geiſtigen Entwickelung allein die Rede, ſelbſt wenn er mit gläubigem Sinne in der Schrift forſchte, an Gott, d. h. an ſein innerſtes Selbſt, auf ſeine geheimſten, eigenſten, ſittlichen und intellectuellen Erfahrungen gewieſen. Daß aber die meiſten Denker Zweifler werden mußten, daß, wiewohl es ihnen einleuchtete, wie nichtig jener ſinnliche Schein war, der an die Stelle des Weſens ſich gedrängt hatte, ſie dennoch nicht ſogleich die Wahrheit einer Lehre einſahen, welche, indem ſie völlige Hingebung fordert, die angeſtrengteſte innere Thätigkeit mehr als irgend eine andere in Anſpruch nimmt, die, indem ſie Frieden verſpricht, uns zu dem ſchwerſten Kampf auffordert, und die dem Verſtande eine Thorheit iſt und ſein muß, dies war nur zu natürlich. Jetzt zuerſt, da die Metamorphoſe das Innerſte des Geſchlechts erregend getroffen hatte, ward die moderne Reflexion geboren. Sie trat mit der Reformation hervor und hat ſich immer mannichfaltiger, immer entſchiedener in ihrer Eigenthümlichkeit ausgebildet bis auf unſere Tage.

Nicht blos die nächſt vorangehende Zeit, die wir hier in ihrer Eigenthümlichkeit darzuſtellen verſucht haben, vielmehr die ganze frühere Geſchichte des Geſchlechts iſt von der Zeit, die ſich jetzt zu geſtalten anfieng und die uns noch beherrſcht, weſentlich verſchieden. Bei allen frühern betrachtenden und forſchenden Geiſtern war das Band, welches die Unendlichkeit des Denkens an die Welt feſſelte, nie völlig gelöſt. Wenn auch dadurch die Erſcheinung an der Fülle der Unendlichkeit theilnahm, reicher, lebendiger, dem Geiſte verwandter erſchien, ſo konnte doch jene ungefeſſelte Umſicht nicht entſtehen, die nach allen Richtungen frei, Einzelnes mit Einzelnem verband, und die mannichfaltigen Beziehungen des Lebens und der Dinge überſchaute und ordnete. Es wäre intereſſant, in dieſer Rückſicht die Griechen mit uns zu vergleichen, zu ermitteln, was ihnen die Natur verhüllte, die in ſo vielen Richtungen ſich uns enthüllt. Was aber in Beziehung auf die nächſt vorangehende Zeit die große Umwälzung hervorrief, das vermögen wir wohl darzuſtellen.

Eine Religion, die ſich ganz von der Sinnlichkeit losriß, die Quelle aller Offenbarungen einem Jeden mittheilte, und ihn zur Prüfung des eigenen Glaubens aufforderte, mußte dem ſubjectiven Meinen eine Gewalt einräumen, die früher in der Geſchichte unbekannt war. Im Anfange trug dieſes Meinen ſelbſt ein religiöſes Gepräge, es war die Wirklichkeit, man ſetzte ſein ganzes Daſeyn daran. Wo aber die Meinung als reale Wirklichkeit erſcheint, mit ihrem Object identificirt iſt, da will ſie ihr Recht behaupten, allein da zu ſeyn. Die frühere, jetzt verdrängte Kirche, war verfolgungsſüchtig, verdammte und mußte verdammen, denn was nicht ihre irdiſche Erſcheinung, als die Offenbarung des Heiligſten verehrte, das war eben dadurch feindlich und mußte als ſolches behandelt werden. Man mußte den Ketzer gewinnen oder ihn verdammen, ein drittes vertrug ſich mit dem Weſen der Kirche nicht, und da die Kirche ihr Beſtehen, an ihre irdiſche Kraft geknüpft hatte, ſo mußte ſie auch den Abtrünnigen durch irdiſche Strafen unſchädlich machen. Der lebendige Glaube ſpricht das Verdammungsurtheil über keinen aus, weil die Wiedergeburt durch den Glauben, ſelbſt wenn ſie in der Welt der Erſcheinung ſich kund giebt, dennoch ihrem Weſen nach, einer höhern Welt angehört, in dem Myſterium der innerſten Seele verborgen iſt, und ſtattfinden kann, wo und wie wir ſie nicht zu erkennen vermögen. Die äußere Erſcheinung iſt ihm ein Nichtiges und wie nahe oder entfernt eine Seele von ihrem Heil iſt, können wir nie erfahren. Der Gläubige braucht noch weniger äußere Mittel, um den Glauben zu erzwingen, weil er nie für den Glauben fürchtet, weil dieſer nur aus dem von allem äußern

Zwang entfernten Verhältniß zu Gott entſpringt. Die ſubjective Meinung aber, wenn ſie ſich zur Religion ſteigert, iſt nothwendig, verfolgungsſüchtig, weil das Gefühl ihrer Subjectivität ſie nie verlaſſen kann, ſelbſt wenn ſie ſich ihrer nicht deutlich bewußt iſt, weil ſie eben deswegen feindſelig geſtellt iſt, gegen jede andere Meinung, die ihr nothwendig ebenſo als eine ſubjective erſcheint. So entſteht der Fanatismus.

Aber in der fernern Entwickelung muß dieſes Meinen zum immer klarern Bewußtſeyn ſeiner Subjectivität kommen. Dadurch entſteht zuerſt die völlige Trennung des Denkens, als eines rein Subjectiven von dem Object, eine Trennung, die, nachdem ſie eingetreten iſt, nie wieder aufgehoben werden kann und die Behauptung erzeugt, daß der Menſch nur ſein Denken denkt, und da zwar die Geſetze des Denkens die nehmlichen ſind bei allen Menſchen, innere und äußere Welt aber den verſchiedenen Menſchen höchſt verſchieden erſcheinen kann, ſo bilden ſich, durch dieſelben Geſetze des Denkens mannichfaltige Welten der Meinung, die für einen Jeden gleiche, alſo für keinen alle Realität hat. Es ließe ſich wohl beweiſen, und wir werden bei dem weitern Verfolg dieſer Darſtellung Gelegenheit finden, es zu zeigen, daß, wie das Gefühl der Subjectivität, wo die Reflexion ſelbſt ihren Urſprung vergißt und ſich bewußtlos in ihren Gegenſtand verliert, dieſes bewußtloſe Verſunkenſeyn begleitet, ſo auch die Reflexion, wo ſie völlig zum Bewußtſeyn gekommen iſt, ein Gefühl jener urſprünglichen Vereinigung des Denkens und Seyns, von welchem ſie ausgieng, nie ganz zu verdrängen vermag, daß dieſes Gefühl das Object unwillkührlich mit dem ſubjectiven Denken zu einer Einheit verbindet und ſo einen Fanatismus erzeugt, der, wenn auch nicht ſo gewaltſam wirkend, doch keinen andern Namen verdient und welchen das denkende Individuum nicht anerkennen will, ja mit aller Gewalt bei andern bekämpft, bei ſich aber nicht ahndet.

Wo das ſubjective Denken, getrennt von ſeinem Object ſich geſtaltet und ſich ſeiner Subjectivität bewußt iſt, da muß es andere, ja unendlich viele mögliche Subjectivitäten anerkennen, die mit ihm gleichen Werth haben. — Es kann ſich nicht, als das alleinige heilbringende geltend machen wollen in der Welt, wie die frühere Kirche, es hat aber auch jene ſtille Hoffnung, daß die Gnade dem ſcheinbar Widerſtreitenden nahe ſei, die den Gläubigen, mit jedem ſittlich guten und innerlich redlich ſtrebenden Menſchen in Liebe und Neigung verbindet, welches Glaubens er auch ſei, von ſich gewieſen. Es bleibt daher dieſem Denken nur die geprieſene Duldung übrig, weil man, genau genommen auch ſich ſelbſt, und ſeine Subjectivität nur duldet, und wo man ſich mehr als duldet in Gefahr geräth, fanatiſch zu werden.

Mag man aber von dieſem Uebergewicht ſubjectiver Meinungen noch ſo geringfügig denken und in unſeren Tagen haben wir oft genug Urtheile gehört, die dieſe Richtung des Geiſtes, als etwas Geringes darſtellten, ſo kann man dennoch nicht leugnen, daß ſie beſonders dazu beitrug, der ganzen neueren Zeit, deren geſchichtliche Aufgaben uns noch beſchäftigen, ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Die frühere Kirche behauptete zwar ihr fortdauerndes Daſeyn, aber das bewegende, eine bedeutungsvolle Zukunft verheißende Princip lag in der Erneuerung des lebendigen Glaubens, und wir können uns, wollen wir das Fortſchreiten und die Bildungsweiſe der neuern Zeit verſtehen, dieſe eben ſo wenig weg denken, wie das Chriſtenthum überhaupt, wenn wir den Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Welt verſtehen wollen. Nun iſt es zwar nicht zu leugnen, daß die Verwirklichung der höchſten Idee des chriſtlichen Glaubens, dann erſt ſtattfindet, wenn dieſer alle diejenigen Momente des irdiſchen Lebens, die einer höhern Seligkeit durch die Gnade fähig ſind, durchdringt, und zwar nicht ſo wie in der frühern Kirche, die das Sinnliche und Irdiſche, als das Urſprüngliche ſetzt, welches als Solches geſteigert werden ſollte, ſo vielmehr, daß durch das Höchſte, durch die Gnade belebt, alles Irdiſche als eine Bildungsſtufe für das ſchon erkannte, errungene, geglaubte höhere Daſeyn erſcheint, daß, indem dieſe Idee alles Irdiſche durchdringt, es auch durch ſie verklärt, erhöht wird und nicht, als ein Gut an ſich, ſondern als eine Entwickelungsſtufe für eine ſelige Welt betrachtet wird. Aber die frühere Kirche war mit dem Sinnlichen in ein gefährliches Bündniß getreten, gegen dieſes war eben der Kampf des erneuerten Glaubens gerichtet und es war natürlich, ja nothwendig, daß er ſich zuerſt von allem, durch eine irrende Richtung der Religion, nach ſeiner Anſicht Verpeſteten abwandte. So entſtand eine Trennung aller Wiſſenſchaften von der Religion, wie die frühere Zeit ſie nicht kannte und ſelbſt die Philoſophie mußte in dieſem Gegenſatz, jetzt zuerſt Weltweisheit werden. Jene Verklärung des ganzen Daſeyns der Geſchichte, ja ſelbſt der Natur durch den Glauben, ſchwebt nun zwar dem Gläubigen, als das letzte Ziel ſeiner Hoffnung, durch weiſſagende Andeutungen der Schrift beſtätigt, vor, aber in der Trennung, in welcher er Irdiſches und Himmliſches, jenes als Geſetz, dieſes als Liebe Gottes erkennt, ſoll dieſe erwartete Zeit erſt vorbereitend herbeigeführt werden. Selbſt der Gläubige freuete ſich auf dieſe Befreiung des denkenden Geiſtes von einer feſſelnden, beſchränkenden, irdiſchen Form. In der frühern Kirche war der Phyſiker ebenſowohl, als der Theolog in Gefahr, als Ketzer betrachtet zu werden, denn nicht jene freie, geiſtige, innere Welt der ewigen Liebe, die eben, weil ſie, in Beziehung auf das Irdiſche, als ein Unbedingtes erſcheint, Jegliches in ſeiner innerſten Art beſtätigt, war dort der herrſchende Geiſt; vielmehr eine Anſicht, die alle Forſchung, wie den Glauben ſelbſt, an eine zeitliche Form knüpfte. Jetzt war der Geiſt frei — frei durch den Glauben, der uns die Kindſchaft Gottes durch die ewige Liebe erwirbt, frei für die Forſchung, weil jene Trennung des Irdiſchen von dem Göttlichen der hemmenden Verbindung entſagt hatte. Die teleologiſche Anſicht der Geſchichte und vorzüglich der Natur, wie ſie ſich ſehr frühzeitig ſchon ausbildete, ſah in dem Unglück der Völker und einzelner Menſchen eine mahnende Strafe, in dem Glück eine leitende Fürſorge, und bezog dieſes alles nicht auf eine ſichtbare Erſcheinung, ſondern auf das Ewige, ebenſo wie ſie in dem entdeckten Zuſammenhang der Dinge die Weisheit Gottes erkannte. Und wenn es zugeſtanden werden muß, daß dieſe Anſicht, in der Art, wie ſie erſchien, etwas Beſchränktes und Enges zeigte, ſo konnte ſie dennoch die freiere Ausbildung nicht hemmen, weil es nur der Sinn war, der jenen Zuſammenhang alles Daſeyns mit dem Glauben, welchen er ahnete, nicht aufgeben wollte und konnte; aber dieſe Ahnung ward durch menſchliches Meinen feſtgehalten und das Bewußtſeyn dieſer Subjectivität konnte nie ganz verſchwinden. Ein jeder Forſcher konnte wohl erwarten, daß ihn eine weitere Forſchung zu tieferer Einſicht in die göttliche Weisheit führen könne, keiner aber befürchten, daß ihm eine gründliche, unbefangene Unterſuchung Schwächen der göttlichen Leitung in der Geſchichte und der göttlichen Ordnung in der Natur entdecken würde. So entſtand jene ungehemmte Entwickelung des Geiſtes, jene Flexibilität und Beweglichkeit aller Forſchung, die eine neue Zeit ſchuf. Sie mußte beſonders die Naturwiſſenſchaft fördern. Denn es konnte nicht verborgen bleiben, daß wenn von geſchichtlichen Erſcheinungen die Rede war, das willkührliche Meinen eine gefährliche Gewalt über den Gegenſtand ſelbſt ausübte, daß die Anſichten über die Geſchichte, über die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen, ſowohl in den größten Kreiſen des Staatslebens, wie in den engern des Familienlebens, dadurch ſchwankend wurden und die Unſicherheit und Beweglichkeit der Meinungen theilten, ja, wo dieſe durch eine gefährliche Verbindung mit der Religion fanatiſch wurden, übten ſie ſelbſt eine verzerrende Gewalt über die Sittlichkeit aus. Die Natur aber zeigte eine ſtets unwandelbare Ordnung, die über jedes Wähnen erhaben, jede Täuſchung, die man feſthalten möchte, bei fortſchreitender Unterſuchung vernichtete. Eine jede geſtürzte Meinung mußte hier, als ein Reiz zur weitern Unterſuchung, zur ſorgfältigern Prüfung erſcheinen, je unſicherer eine herrſchende Anſicht wurde, deſto lockender trat die ewige Ordnung, die unerſchütterliche Geſetzmäßigkeit der Natur den Forſchern entgegen und eine jede Verirrung erzeugte nicht innere Zerrüttung bei den Forſchern, ſondern einen neuen, freiern Trieb, ſich dem zu nähern, was immer deutlicher ſeine innere Verwandſchaft mit dem Geiſte kund that, indem es ſich jeder vertrauten Annäherung zu entziehen ſchien. Die abweichende Meinung erzeugte nicht Verfolgung oder irgend eine Hemmung von Außen, weil das höchſte religiöſe Intereſſe nur durch die Hoffnung einer zukünftigen Verbindung mit dem Wiſſen an das Forſchen geknüpft war, nicht durch eine beſtimmte Form des Wiſſens, die allein für die religiöſe gelten ſollte.

Wir haben hier dasjenige, was mit der Erneuerung des Glaubens gegeben war, nicht ſo, wie es ſich im Anfange und als die frühere Kirche noch eine bedenkliche Gewalt behielt, nicht wie es ſich in einem anfänglich noch zweifelhaften Kampf zeigte, ſondern wie es ſich nach und nach entwickelte, vorbedeutend dargeſtellt, und wollen uns von jetzt an ausſchließlich mit der Entwickelung der Phyſik, in dem Sinne, in welchem wir dieſe Doctrin der allgemeiner werdenden Naturwiſſenſchaft oben gefaßt haben, beſchäftigen und an dieſe Betrachtung den Einfluß der fortſchreitenden Phyſik auf die geſammte Naturwiſſenſchaft, ihr Verhältniß zur Philoſophie in den auf einander folgenden Epochen anſchließen und endlich mit kurzen Worten zu zeigen ſuchen, wie von dieſem Mittelpunkt einer ſtrengen, in ſich geſchloſſenen Doctrin eine Naturanſicht ſich entfaltete, die nicht weniger dazu beitrug, eine eigenthümliche Zeit der Geſchichte in allen ihren Verhältniſſen zu bilden, als diejenige, die durch ſie verdrängt worden war.

Denn ein neues Organ war dem Geſchlecht geſchenkt. Ein Organ, welches, ſo frei thätig, ſo nach allen Richtungen die Natur ergreifend und erforſchend zum erſtenmal in der Geſchichte erſchien. Es war das Organ der ſcharfen, entſchiedenen ſinnlichen Beobachtung, die, je reiner und genauer ſie ſich geſtaltete, deſto deutlicher ihre Verwandſchaft, ja ihre Identität mit der innern geiſtigen Form aller Evidenz, mit der Mathematik erkannte und ſo, was äußerlich, als ein Geſetzmäßiges erſchien, durch die innere ſtrenge Form beſtätigte und über jenes bloße Meinen und Wähnen zu erheben verſprach. Wenn wir die Frage aufwerfen wollten, wodurch ſich die gegenwärtige Zeit, wie ſie ſich in den letzten drei bis vier Jahrhunderten geſtaltet recht eigenthümlich von der frühern unterſcheidet, ſo dürfen wir nicht anſtehen, zu antworten, daß der tiefſte Grund dieſer beſondern Eigenthümlichkeit in der Phyſik liegt, und es wird hoffentlich aus dem Verfolg unſerer Darſtellung klar werden, daß wer über unſere Zeit ein wirklich erſchöpfendes Urtheil fällen will, nur die Oberfläche berührt, wenn er den bedeutenden Einfluß dieſer Doctrin überſieht. Sie bildet einen mächtigen Centralpunkt, von welchem aus alle Quellen des Erkennens, wie ſie ſich in allen Richtungen der geiſtigen Thätigkeit eröffneten, angezogen wurden, und in den weiteſten Kreiſen, ſelbſt da, wo ſich das Erkennen in die That, das Wiſſen in ſein Product verlor, in jedweder geiſtigen wie äußern Geſtaltung der Zeit läßt ſich ihre Gewalt nachweiſen. Eine ſo bedeutende geſchichtliche Erſcheinung darf nicht blos als ein Gegenſtand einer einſeitigen, wenn auch wiſſenſchaftlichen Widerlegung, betrachtet werden. Sie muß anerkannt werden. Die Vernunft iſt nie zu retten, wenn ihre geſchichtliche Entwickelung nicht als ihre höchſte, weſentlichſte Form erſcheint und in dieſem Sinne iſt alle Philoſophie Erfahrung.

Die heutige Phyſik hat in ihren feſteſten Grundzügen ſich aus der Aſtronomie entwickelt. Die unveränderliche Ordnung der Himmelskörper, die Mathematik ihrer feſtbegründeten Bewegungen war von uralten Zeiten dem Forſcher nicht entgangen. Alte Sagen reden von einer untergegangenen aſtronomiſchen Weisheit, in deren innere Tiefen noch keiner mit klarem Blick hineinſah. Aber eine eigenthümliche Anſicht ward die geſchichtliche, auf welche wir uns hier beſchränken. Man darf nicht das ptolomäiſche Syſtem als ein hypothetiſches in modernem Sinne betrachten, es war vielmehr eine nothwendige geſchichtliche Entwickelungsſtufe, ein embryoniſches Gebundenſeyn an die feſtbegründete, ruhende Erde.

Als die Quellen der griechiſchen Weisheit ſich den zweifelnden und ſchon reifer gewordenen europäiſchen Philoſophen eröffneten, als eine neue Welt die Aufmerkſamkeit für die Betrachtung der eigenen Heimath feſſelte, als endlich der erneuerte Glaube der eigenen Forſchung, in ſo fern ſie ſich auf irdiſche Gegenſtände bezog, die hemmende Feſſeln abnahm, und die irdiſche Erſcheinung der Kirche erſchütterte, war das alte Gebäude der Aſtronomie in einer ſchwankenden Lage. Es iſt hinlänglich bekannt, wie, je genauer die aſtronomiſchen Beobachtungen wurden, je weiter ſie ſich, beſonders durch Regiomontanus ausdehnten, deſto weniger die Berechnungen der Bewegungen ſich nach der alten Anſicht fügen wollten, wie ſie immer ſeltſamere Annahmen erforderten, wie man verwickelte Epicyclen annahm, um die

Bahnen der Planeten zu erklären. Obgleich alſo die Grundlage des ptolomäiſchen Syſtems keinesweges, als eine bloße Hypotheſe, als eine willkührlich angenommene Anſicht betrachtet werden kann, keimte doch, eben auf dem Felde der Aſtronomie zuerſt der Gebrauch der Hypotheſen ganz in modernem Sinne, um einen einmal herrſchenden Geſichtspunkt feſtzuhalten, um die Widerſprüche, die ſich immer mehr und mehr häuften, wenigſtens zu entfernen, um alle Erſcheinungen der cosmiſchen Bewegungen, innerhalb einer beſtimmt gegebenen Naturanſicht zu erklären. In der That hatte die Aſtronomie in der letzten Epoche des ptolomäiſchen Syſtems viele Aehnlichkeit mit der Geſchichte der Hierarchie, und die Grundlage beider ſchwankte ſchon, ehe ſie geſchichtlich ſtürzte.

Copernicus war ein katholiſcher Domherr, aber der große Gedanke, der ihn leitete, war eine Frucht errungener geiſtiger Freiheit. Die Kühnheit ſeiner Anſicht wird demjenigen einleuchten, der unſere Darſtellung der frühern Zeit geleſen hat und ihr einige Realität zuſchreibt. Sie ſetzt eine intenſive Klarheit des frei reflectirenden Bewußtſeyns voraus, die vielleicht mit dieſer überraſchenden Kraft nie in der Geſchichte hervortrat. Wenn Copernicus ſelbſt ſeine Anſicht, als früher ſchon dageweſen darſtellt, wenn er ſie faſt mit einiger Aengſtlichkeit an frühere, mehr geahnete, als erkannte Lehren griechiſcher Weiſen anſchließt, ſo waren dieſe doch nur, als ein unfruchtbares Saamenkorn da, welches ſich nicht zu einem ſo mächtigen Baum der Erkenntniß zu entwickeln vermochte. Er ſelbſt betrachtete ſeine Idee, als eine Meinung, als eine Hypotheſe und ſelbſt nachdem dieſe durch Jahrhunderte hindurch ſich erprobt hat, wird ſie von den Phyſikern unſerer Tage, als eine Hypotheſe betrachtet. Es iſt lehrreich zu ſehen, wie dieſe Phyſiker das feſteſte Gebäude des ſinnlichen Erkennens, nach ihrer Anſicht alles Erkennens, abſichtlich auf einem ſchwankenden Grunde der bloſſen Wahrſcheinlichkeit ruhen laſſen. Was ſie dazu bewog und in wie fern ſie auf ihrem Standpunkt recht haben, wird die Folge der Darſtellung zeigen. Aber man kann dieſe Idee mehr, als eine Hypotheſe, man kann ſie eine Entdeckung im höchſten, im vornehmſten Sinne nennen, und wie wir mit Sicherheit behaupten, daß keine zweite Entdeckung, wie die des Columbus möglich iſt, ſo können wir auch mit derſelben Gewißheit ausſprechen, daß Copernicus in der Geſchichte einzig daſteht und auf immer ſtehen wird. Das Bewußtſeyn, was alles mit der copernicaniſchen Anſicht zuſammenſtürzen mußte, mochte Vielen der damaligen Zeit wohl einleuchten — daß ihre Wirkung nicht blos auf die Aſtronomie ſich beſchränken konnte, wohl Vielen klar werden. Tycho de Brahe ſuchte durch eine modificirte Hypotheſe wenigſtens die Grundlage des alten Gebäudes, die Erde, als ruhenden Mittelpunkt des Univerſums zu retten, da das Ganze nicht mehr zu retten war. Aber am tiefſten mußte die frühere Kirche, wo ſie noch mächtig war, fühlen, wie erſchütternd dieſe Anſicht war. Wenn ſie ſich auf jene bekannte Bibelſtelle berief, ſo verbarg ſie ihre wahre Furcht. Die unerſchütterliche unwandelbare, ſichtbare Herrſchaft der Kirche konnte auf einem bewegten Planeten, der mit andern um einen gemeinſchaftlichen entfernten Mittelpunkt kreiſte, keine ſichere Heimath finden. Die Axt war an die Wurzel aller beſtehenden Naturanſicht gelegt, das tiefſte Fundament alles bisherigen Wiſſens war untergraben.

Das geſchichtliche ſinnende Bewußtſeyn war heimiſch geworden in der geiſtigen Vergangenheit ſeiner eigenen Geſchichte, eine hoffnungsvolle Zukunft eröffnete dem forſchenden Sinn die unendliche Mannichfaltigkeit der lebendigen und todten Formen, das religiöſe Bewußtſeyn warf die Ketten einer feſſelnden Tradition, die Täuſchung der Werke von ſich und erkannte das innere Verhältniß ſeiner ewigen Perſönlichkeit zu einem liebenden, verſöhnten Gott, und Copernicus befreiete es von den letzten Feſſeln, daß es heimiſch ward in dem Univerſum. In allen Richtungen eröffnete ſich für den forſchenden Sinn eine Unendlichkeit.

Wir wiſſen, was dieſen vorzüglich auf ſinnliche Gegenſtände richtete, und indem wir die Hauptzüge aus der Geſchichte der heutigen Phyſik darzuſtellen verſuchen, iſt es unſere Abſicht, den Geiſt derſelben im Ganzen und den Gang ihrer Entwickelung zu verfolgen, nicht ins Einzelne gehende Unterſuchungen über die allmählige Ausbildung der verſchiedenen Lehren anzuſtellen. Und zwar aus folgendem Grunde: Die Lehren der mechaniſchen Phyſik — wir nennen ſie die quantitative — hängen ſo genau zuſammen, die gegenwärtig herrſchende Darſtellung iſt ſo innig mit der geſchichtlichen Entwickelung derſelben verbunden, daß ein jedes gründliche Handbuch das Geſchichtliche zugleich enthält. In der That bilden die Kepplerſchen Geſetze und Galiläi's Entdeckungen von den Geſetzen des Falls und der Pendelſchwingungen noch immer einen weſentlichen Theil des Syſtems der heutigen Phyſik. Nun aber kann hier nur die Rede ſein von dem, was wirklich eine geſchichtliche Bedeutung erhielt, was dem mächtigen Strom der einmal eröffneten Richtung folgte und es iſt hinlänglich dieſes anzudeuten. Eigenthümliche Anſichten, welche theils aus den Tiefen der verdrängten Zeit entſprangen, theils auf eine zukünftige über die jetzt herrſchende Vorſtellungsweiſe hinaus liegende Phyſik deuteten, äußerten ſich zwar, aber ſie konnten ſich nicht erhalten und können nur dann erwähnt werden, wenn wir auf ein höheres Streben hinweiſen, welches ſich aus der jetzt noch mächtigen Anſicht heraus geſtalten will. Verkannte Lehren, ſolche, die der allgemeinen Aufmerkſamkeit entgingen, ſind uns daher hier, wo wir eben den Geiſt der herrſchenden Lehre darſtellen wollen, keinesweges wichtig und wir würden unſern Zweck gänzlich verfehlen, wenn wir mit Hervorhebung ſolcher Lehren einen unnöthigen gelehrten Prunk treiben wollten.

Was die mechaniſche Phyſik — die feſte Grundlage aller ſtreng beſtimmten phyſiſchen Lehren in ihrem Zuſammenhang — hervorrief, war die Entdeckung, daß der Calcul Momente der Bewegung, die der ſinnlichen Beobachtung entgingen, verborgene geſetzmäßige Verhältniſſe, feſthalten und entwickeln könne. Das Reſultat gab dann erſt der Erfahrung jene Schärfe, jene bewunderungswürdige Beſtimmtheit, die als ſichere Grundlage betrachtet werden konnte und durch einen einfachen Gedanken ſah das Geſchlecht ſich in Conſequenzen verflochten, die es Jahrhunderte hindurch zu verfolgen gezwungen wurde. Bei den Himmelskörpern ſprang die Geſetzmäßigkeit ihrer Bewegungen in die Augen, was die genauere Forſchung unmittelbar entdeckte, war eben das Geſetzmäßige — aber die innern Verhältniſſe, das verborgene Geſetz dieſer Geſetzmäßigkeit konnte der Forſcher nur ahnden, der Calcul mußte es beſtätigen und begründen.

Keppler war der Gründer der heutigen Phyſik. Seine Ausbildung der Optik würde ihn allein unſterblich machen; aber in der That erhielt das copernicaniſche Syſtem erſt durch ihn lebendigen Inhalt, Keime zukünftiger Entwickelung. Und dennoch war er ſelbſt, ſeinem innerſten Weſen nach, der Zeit, die ihm alles verdankte, fremd. Die Anſicht des Copernicus war die kühnſte That der trennenden Reflexion. In der ruhenden Erde wurzelte der Geiſt, embryoniſch feſtgehalten, und alle Gedanken ſchoſſen vegetativ aus der Hülle hervor, konnten aber den Zauber nicht löſen, das Band nicht zerreißen, um animaliſch eine willkührliche Bewegung zu erhalten. Copernicus vernichtete die Erſcheinung, um ſie auf immer als ſolche zu fixiren. Die Erſcheinung, ſagen wir, denn offenbar iſt dasjenige, was der Sinnlichkeit gemeingültig für alle Menſchen erſcheint, mehr als ein Schein.

Auch blieb er, wie der Erſte, ſo auch der Letzte. Obgleich die ganze Zeit dieſem kühnen Gedanken ihre eigenthümliche Ausbildung verdankt, hat noch keiner es gewagt, hinter andern Erſcheinungen einen Schein, der ſich durch eine Erklärung, als Erſcheinung einer höhern Reflexion erkennen ließe, auch nur zu vermuthen. Was verhinderte die Phyſiker, dieſen Weg zu wählen? Dieſes war es: damit dem Urgedanken der Reflexion eine erſcheinende Welt gegenüber treten könne, mußte dieſe als eine äußere Unendlichkeit der innern der Reflexion erſcheinen, ſie ſelbſt aber, als ein unendliches Aggregat von Endlichkeiten. Wäre in dieſem Aggregat irgend etwas, als ein Unendliches, nicht durch Sinnlichkeit ſchlechthin Bedingtes anerkannt worden, ſo wäre die Realität des gewählten Standpunkts vernichtet geweſen und wir werden zeigen, mit welcher eiſernen Conſequenz die fortſchreitende Zeit den einmal gewählten Standpunkt feſthielt.

Aber Keppler vermochte es, den lebendigen Sinn feſtzuhalten, auf der in dem Univerſum bewegten Welt heimiſch zu bleiben, *) für ihn, ja in und mit ihm lebte noch das Univerſum. Das Quantitative der Schwere genügte ihm nicht, er erkannte in dem Magnetismus ein Qualitatives, alle Zahlen der Verhältniſſe hatten ihm eine tiefere Bedeutung, er ahndete Epochen der Entwickelung des Univerſums ſelber, und wenn er mit vorahndendem Entzücken über die Entdekkung ſeiner Geſetze ſpricht, die allgemein anerkannt ſeinen Namen für die folgenden Jahrhunderte unſterblich machte, ſo iſt ſeine Freude über die entdeckte bewunderungswürdige Proportion zwiſchen den Planeten nicht geringer. Und dennoch forderte die Zeit, daß die erſte Entdeckung allgemein angenommen, als die größte, folgenreichſte, wichtigſte, die je

---

*) „Terra mensor omnium (planetarum).“ De admirabili proportione orbium coelestium. Tubing. 1596. S. 10.

einem Phyſiker gelang, erſchiene, die zweite, als ein thörichter Wahn verſchmäht wurde, ja verſchmäht werden mußte. Mußte, ſagen wir, denn ohne Bedenken ſprechen wir es aus; die nachfolgende Zeit in ihrer reinen Eigenthümlichkeit, die großen Reſultate derſelben konnten nur gewonnen werden, indem ſie mit ausſchließender Conſequenz ihren Weg verfolgte. So erſchien, was die erſte Grundlage der neuern Phyſik war, zwar durch den Calcul nachgewieſen, dieſes aber nur durch einen blinden Zufall veranlaßt. Denn der nachfolgenden Zeit, und zwar immer entſchiedener, je mehr ſie ſich entwickelte, ward der Geiſt der Vergangenheit fremd. Es geſchah aber alſo, damit es der tiefern Betrachtung klar werde, daß, was eine bedeutende Zeit ſchuf, nicht willkührlich entſtanden ſein könne, vielmehr aus der tiefſten Wurzel der Vergangenheit, als ihre ſchönſte Blüthe, hervorgewachſen ſei. Galiläi dahingegen war der erſte Phyſiker ganz in modernem Sinne. Die Geſetzmäßigkeit der Bewegungen, die das Weltgebäude unmittelbar offenbart, iſt auf der Erde verſteckt, um ſie zu entdecken, muß man das Störende entfernen, verwickelte Erſcheinungen vereinfachen, Verhältniſſe, die ſich mannichfaltig durchkreuzen und trüben, entwirren. Das Experiment, durch welches man jene Sonderung zu bewerkſtelligen ſuchte, war zwar nicht neu, aber durch Galiläi erhielt es zuletzt Strenge und reinliche Beſtimmtheit. Jetzt erſt konnten die beobachteten Bewegungen durch den Calcul begründet werden. Galiläi's Entdeckungen beſchäftigen uns jetzt ſeit mehr als zweihundert Jahren, ſie gehören zu den erſten Elementen, die dem angehenden Schüler mitgetheilt werden, wenn der mehr ausgebildete Sinn, der den Stoff beherrſcht, thätig wird, ſind ſie ſchon man möchte ſagen, inſtinktartig geworden und ſo iſt es denn nicht zu verwundern, daß wir jene Freude der erſten Entdeckung nicht kennen. Es iſt aber unmöglich, ſich in jene glücklichen Zeiten zu verſetzen, ohne ergriffen zu werden von dem lebhaften Streben der Zeit. Die Sinne waren ſeltſam geſchärft, und wie durch einen Zauber entwickelte ſich plötzlich ein, bis dahin kaum gekanntes Talent, welches in den unbedeutendſten Erſcheinungen, mit den einfachſten Mitteln, die verborgenen Geſetze, welche die mechaniſchen Bewegungen der Körper leiten, erkannte und mit Sicherheit beſtimmte. Galiläi iſt in dieſer Rückſicht, als eine durchaus neue Erſcheinung in der Zeit zu betrachten; eine neue Epoche in der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes hub mit ihm an. Ein ſolches Streben erkennt in einem dämmernden Bewußtſeyn die Fülle der Zukunft, die es verbirgt, und eine zuverſichtliche Hoffnung, die ihre Erfüllung in ſich ſchließt, führt die großen Erfolge herbei, die ſie weiſſagt.

Galiläi ließ elfenbeinerne Kugeln eine glatte, geneigte Ebene hinabrollen, und die Reſultate dieſes einfachen Verſuches wurden in ihrer Bedeutſamkeit erkannt, blieben erfolgreich während der ganzen Zeit der Entwickelung der Phyſik, und beſchäftigen die Phyſiker noch. Er hing eine bleierne Kugel an einen ſeidenen Faden, zählte die Schwingungen, und entdeckte jene Geſetze, die weiter verfolgt den Mittelpunkt der ganzen mechaniſchen Phyſik bilden, durch Huygens genauer beſtimmt, das ſicherſte Zeitmaaß abgaben, ohne welche die Ausbildung der Aſtronomie nicht möglich geworden wäre, die den Grund legten zu jenen Unterſuchungen, die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Die Länge des Secundenpendels, von Beſſel, Freicinet, Sabine u. ſ. w. in verſchiedenen Gegenden der Erde beſtimmt, iſt noch jetzt einer der wichtigſten Gegenſtände der Unterſuchung der Phyſik. Der friſche, noch nicht durch die Maſſe der Entdeckungen verwirrte Sinn, ſchien, wie durch eine geheime Inſpiration die erfolgreichſte Richtung anzunehmen. Die copernicaniſche Anſicht, die Kepplerſchen Geſetze, hatten den Sinn für die Betrachtung der

Himmelskörper, deren Bewegung jetzt einfacher, geordneter erſchien, belebt — und alles ſollte der glücklichen Zeit gelingen, die mit fröhlicher, jugendlicher Luſt ein großes Ziel zu erreichen ſtrebte. Brillenſchleifer in Middelburg ſpielten, gewiß ohne ſich des Erfolges des Spiels bewußt zu ſeyn, mit Brillengläſern, und das Fernrohr war erfunden. Dem *angeregten Geiſt ward eben jetzt, wie aus einer verborgenen* Hand dieſes bedeutende Geſchenk gereicht. War es ein Zufall? Ueberſieh jene Zeit in allen ihren Verhältniſſen, wie in den verſchiedenſten Richtungen die fremdartigſten Geiſter ſich verſtanden, wie vergrabene Schätze ſich eröffneten, eine neue Welt den erſtaunten Völkern geſchenkt wurde, wie Zufall und Glück, Natur und Geiſt zuſammentraten, Gedanken, wie Blitze, hier und dort, wie ohne Zuſammenhang, hervorzuckten, die entfernteſten Ereigniſſe einen geheimen Bund eingingen, alles gerüſtet eine reifgewordene Zeit zu zerſtören, alles voll fruchtbarer Keime, eine neue Zeit zu gebähren, und hat Gott dir das Organ geſchenkt, um dieſe Entwickelung des gemeinſamen Lebensprincips zu entdecken, dann erkennſt du, was immer da iſt, wenn eine neue Zeit ſich geſtaltet.

Es iſt bekannt, wie höchſt unbequem, wie nachtheilig conſtruirt das erſte (galiläiſche) Fernrohr war. Noch müſſen die Naturforſcher die Schärfe des Sinnes, die Geduld und die Virtuoſität der Beobachtung bewundern, die Galiläi in den Stand ſetzten, mit einem ſo unvollkommnen Inſtrument ſo wichtige Beobachtungen anzuſtellen. Der Nuntius sidereus verkündigte der erſtaunten Welt die Entdeckung der Jupitersmonde und des Saturnusringes, und der Senat in Venedig erhöhte das Gehalt des Galiläi um das Dreifache, als Lohn für das edle Vergnügen, welches er den Mitgliedern verſchaffte, als er ihnen durch ſein, ihnen geſchenktes Fernrohr, die neuen Gebilde am Himmel zeigte. Guſtav Adolf ſollte Zeuge dieſer großen Entdeckung ſein. Galiläi ſah die

Sonnenflecken, ja entdeckte ihre Bewegung, ſah die Nebelflecken ſich in Sterne zertheilen. Vor uns liegt eine Schrift, die eine, für jene Zeit, und mit ſo unvollkommnen Inſtrumenten faſt unglaublich genaue Topographie des Mondes enthält, und jenes Erſtaunen, jene freudige Ueberraſchung, die den Entdecker ergriff, recht lebhaft ausdrückt. *) Es war natürlich, daß ſich gegen ſo unerwartete Entdeckungen Einwendungen erhoben. Man mußte den Einwurf, daß dieſes Inſtrument täuſche, ernſthaft widerlegen.

Brunnengräber in Florenz verſuchten vergebens das Waſſer über 32 Fuß Höhe heraufzupumpen, und ſchon ſchwankte die allgemein angenommene Lehre von dem Horror vacui. Galiläi konnte die einmal gefaßte Anſicht nicht überwinden. Als aber (vierzig Jahr ſpäter) Toricelli eine gläſerne Röhre mit Queckſilber füllte und das offene Ende unter Queckſilber ſteckte, war der leere Raum augenſcheinlich da. Dieſer einfache Verſuch trug mehr, als bändereiche Widerlegungen, dazu bei, das Anſehen verjährter Lehren zu ſtürzen, rief, in einer Zeit, die ſo viel Neues, Ueberraſchendes erlebte, eine Epoche der freiern Entwickelung des Geiſtes hervor, die auch außerhalb der Schule der Phyſiker von entſcheidendem Einfluß war. Als Paſcal den Mont d'Or beſteigend, die Queckſilberſäule ſinken ſah, als Toricelli's Vermuthung beſtätigt wurde, war der Druck der Luft erkannt, und die Phyſik erhielt ein Werkzeug, welches jetzt noch durch ſeine regelmäßige und unregelmäßige Oſcillationen den Forſchern ein Räthſel aufgiebt, deſſen Löſung vergebens geſucht wird.

---

*) De phaenomenis in orbe Lunae novi Tellescopii usu a Galilaeo nunc iterum suscitatis-phys. disp. a. Julio Caesare a Galla. Venetiis. 1612.

Wer kann die erſten mislungenen Verſuche des Otto von Guericke, durch Pumpen einen luftleeren Raum zu erzeugen leſen, ohne das Erſtaunen zu theilen, welches die Gewalt des Luftdrucks erregte. Zwar konnte die bekannte Höhe der Queckſilberſäule durch eine einfache Berechnung dieſen Druck beſtimmen, aber es iſt aus den genannten Verſuchen klar, daß die Phyſiker erſt durch die unmittelbare Erfahrung die erſtaunliche Gewalt und Größe des Luftdrucks kennen lernten. Als aber im Beiſein des Kaiſers das Wunder der Magdeburger Halbkugeln öffentlich gezeigt ward, erkannte auch der Unkundige den Werth einer Wiſſenſchaft, die mit Beſonnenheit den Weg der Erfahrung verfolgte. Denn, was früher durch Geheimniß lockte, durch phantaſtiſche Andeutung anzog und ſo die unerklärbare Zaubergewalt immer mächtiger hervortreten ließ, daß die Gedanken unklar in den nächtlichen Träumen verſanken, das trat jetzt, als ein Erzeugniß der klaren Reflexion hervor, und wie überraſchend der Erfolg auch den Unkundigen ſchien, ſo vermochte doch der Forſcher jeden Schritt der Entwickelung mit beſonnenem Bewußtſein zu verfolgen. Man erſtaunte über die Gewalt des Luftdrucks, aber er erſchien nicht, als eine fremde Macht, die mit verwirrendem Zauber das Bewußtſein umnebelte, ſtatt es aufzuhellen. Man kannte die Erſcheinung, noch ehe ſie ſich zeigte, man konnte die Kraft berechnen, benutzen, der Verſtand, der die Natur gezwungen hatte, beſonnene Fragen verſtändig zu beantworten, war überraſcht, aber nicht, wie früher, betäubt, er hatte einen Sieg errungen, der größere verſprach und mit jedem Schritt trat der klare Zuſammenhang, durch welchen das Bewußtſein ſich befreiet, entfeſſelt fühlte, immer deutlicher, immer erfolgreicher hervor.

Ein Jahrhundert hindurch entwickelte ſich die mechaniſche Phyſik und das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erlebte die ſyſtematiſche Vollendung der Richtung, die das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſo hoffnungsvoll entſtehen ſah. Ein Codex, unveränderlich für alle Zeiten, bildete ſich, indem die Kepplerſchen Geſetze und die Galiläi'ſchen des Falles und der Pendelſchwingungen in einer höhern Einheit verbunden, eine gemeinſame Bedeutung erhielten.

Während der Zeit hatte die Geſchichte der größten Länder bedeutende Epochen durchlebt. Kaum war ein großes Reich vorhanden, deſſen Lage, Verfaſſung, geſellige Verhältniſſe ſich nicht anders geſtaltet hatte, als man es ein Jahrhundert früher hätte ahnden können — wiſſenſchaftliche Anſichten hatten ſich ausgebildet, ſehr verſchieden von denen, aus welchen ſie entſprungen waren, und der Einfluß einer ſo neuen, in ſich immer mehr befeſtigten Doctrin, wie die mechaniſche Phyſik, war in allen Richtungen bemerkbar. Wir werden in der Folge dieſen Einfluß genauer betrachten, aber entſchieden dürfen wir behaupten, daß die mechaniſche Phyſik, das wichtigſte, entſcheidendſte, dieſes Jahrhundert recht eigentlich geiſtig bezeichnende Produkt war. Durch ſie erhielt die Zeit ein neues, bis dahin nicht gekanntes Organ der Naturforſchung, durch ſie eine nie geahndete Richtung, die alle folgende Zeiten auf eine ſpecifiſche Weiſe von der ganzen Vergangenheit trennt. Alle übrigen Anſichten, Meinungen, Lehren, ſelbſt die wichtigſten und erfolgreichſten waren Zwiſchenſtufen der Bildung, die nur einen vorübergehenden Werth hatten, die dem nothwendigen Wechſel unterlagen, wie die innern und äußern Verhältniſſe der Staaten und des Lebens. Nur die mechaniſche Phyſik erſchien, als das *reife* Produkt der Zeit, in der Form, die es erhalten, beſtimmt ein unveränderliches Geſetz für alle Zeiten zu ſein. Griechenland gab uns die bleibende, unvergängliche Form der Schönheit, Rom die für alle Zeiten geltenden Urformen des Rechts und durch ſie leben, ſelbſt nach ihrem Untergang, Griechenland und Rom in unſerer Mitte, und beherrſchen uns. So erſcheint auch die mechaniſche Phyſik des ſiebzehnten Jahrhunderts, als eine ſolche in ſich vollendete Form. Dieſes iſt aber das erſtaunenswürdige, daß, was auf eine ſolche Weiſe, als das geſchloſſene, in ſich gerundete Produkt eines Jahrhunderts erſchien, ſeine Vollendung und Rundung durch einen Mann erhielt, der dadurch die Kränze aller Vorgänger zu einem unſterblichen, der ſeine Stirne umwand, verwandelte, daß einer für die zerſtreuten Räthſel der Vorgänger den gemeinſamen Ausdruck und dadurch die Löſung fand. Es war Newton.

Es iſt uns immer ſeltſam vorgekommen, wenn man aus dem Standpunkt der Speculation Newton zu beſtreiten ſucht. Es iſt keine einzelne Perſon, ich möchte ihn mit Homer zuſammenſtellen, der, was in zerſtreuten Tönen keinen Mittelpunkt der Vereinigung finden konnte, zu einem harmoniſchen Ganzen verband. Eine ſolche Erſcheinung iſt aber mit einem Naturprodukt zu vergleichen. Sie hat die nehmliche Sicherheit und Klarheit der innern Form, die alles Fremdartige ausſcheidet und Nichts Unſicheres, Ueberflüſſiges duldet. Sie will anerkannt ſein. Wer ſie nicht anerkennt, verſteht ſie nicht. Zwar iſt es wahr, daß eine jede ſolche geſchichtliche Geſtaltung, wenn ſie ihre vollendete Form gefunden hat, über dieſe herausſtrebt. Es iſt der gemeinſame Fluch alles menſchlichen Strebens. Aber die Blüthe der Vollendung in ihrer gerundeten, in ſich klaren Geſtalt, überlebt jede Verirrung und es iſt gewiß, daß keiner dieſe in geringerm Maaße theilte, als Newton ſelber.

Es lag uns ob, die Naturanſicht, welche die innerhalb ihrer ſehr beſtimmten Schranken ſichern Lehren der mechaniſchen Phyſik begründete, in beſtimmten Zügen darzuſtellen. Sie war ſehr von den frühern, oben dargeſtellten, verſchieden, ja dieſen diametral entgegengeſetzt.

Sie fixirte die ſinnliche Erfahrung und die durch dieſe entſtandene ſinnliche Reflexion. Nur was den Sinnen in ſtrengen, beſtimmten Verhältniſſen, die ſich meſſen, berechnen ließen, entgegentrat, war ihr entſchiedene Thatſache. Alles übrige ſchwankende Vermuthung. Alle Unterſuchungen über die Natur der Sinnlichkeit waren aus dem Kreiſe ihrer Doctrin ausgeſchloſſen. Sie würden in ein Feld geführt haben, wo dieſes Verhältniß ſelbſt durch ein höheres enträthſelt werden mußte, und ſo den einmal erwählten, ſichern Standpunkt völlig verrückt haben.

Den Sinnen erſcheint aber alles im Raume ruhend, bewegt in der Zeit. Nun iſt zwar Kant der erſte geweſen, der bewieſen hat, daß die reine Bewegungslehre (die Phoronomie) aus der Natur der ſinnlichen Reflexion ſelbſt, auch ohne eine Beziehung auf äußere Gegenſtände, (a priori) entſpringe. Aber ſie wurde in der That, während der ganzen Zeit der Ausbildung der mechaniſchen Phyſik, als eine ſolche behandelt und bei den Betrachtungen zu Grunde gelegt. Geſchwindigkeit und Richtung ließen ſich an einem bloßen bewegten Punkt, abſtrahirt von aller Körperlichkeit, beſtimmen und ſo entſtanden die Beſtimmungen der Geſetze der gleichförmigen und gleichförmig beſchleunigten Bewegung, die Lehrſätze der Phoronomie von der Bewegung im abſoluten Raum allein, von der Bewegung im relativen Raume und mit dieſem im abſoluten, und die hieraus entſpringenden Conſtructionen einer zuſammengeſetzten Bewegung. Was dieſe letztern betrifft, die das ganze ſiebzehnte Jahrhundert hindurch die Phyſiker beſchäftigten, ſo iſt ihre Entſtehung lediglich aus der Reflexion a priori einem jeden klar, denn ſie wurden angewandt, um die Richtung der Bewegung, die ſich den Sinnen aller Menſchen aufdringt, zu vernichten, ſie wurden durch das copernicaniſche Syſtem nothwendig, und wenn man die rotirende Bewegung der Erde und den dadurch entſtehenden Schein einer Bewegung der Himmelskörper in entgegengeſetzter Richtung durch die ſcheinbare Bewegung eines Ufers von Rechts nach Links, während wir uns mit einem Schiffe von Links nach Rechts bewegen, zu verſinnlichen ſuchte, ſo war eben dadurch die Annahme dieſer Anſicht aus einer andern Quelle bewieſen. Eben ſo iſt es augenſcheinlich, daß der Lehrſatz, daß bei gleichförmig beſchleunigter Bewegung die durchlaufene Räume ſich wie das Quadrat der Zeiten oder der Geſchwindigkeiten verhalten, durch das Herabrollen auf der geneigten Ebene nur verſinnlicht, keinesweges begründet wurde. So hatte die, von aller Fülle der Natur abſtrahirende Reflexion ihren Standpunkt fixirt, war ſich der Mittel, über welche ſie, ihrer Natur nach, zu gebieten hatte, bewußt und verfuhr mit jener Sicherheit, die über alle Beſtimmungen mathematiſche Evidenz verbreitete und von dem Schwankenden, Willkührlichen früherer Methoden ſehr verſchieden war.

Aber indem ſie nun den Gegenſtand ihrer Betrachtung, Beſtimmung und Berechnung ins Auge faßte, ward es ihr klar, daß ſie dieſen erſt in der größten Allgemeinheit denken müßte. Alles war ihr ein Aeußeres, von dem Bewußtſeyn Getrenntes geworden und erſt durch die von dem Bewußtſeyn unabhängigen Beſtimmungen dieſes Aeußeren entſtanden beſtimmte Eindrücke, die beſtimmte Vorſtellungen erregten und ſich zu beſtimmten Begriffen ſteigerten. Indem man alſo dieſes Aeußere in ſeiner Allgemeinheit dachte, abſtrahirte man von einer jeden Beſtimmung, welcher Art ſie ſeyn mochte. Dieſes völlig beſtimmungsloſe Abſtractum war die Materie für die Phyſik daſſelbe, was für die reflectirende Metaphyſik die Subſtanz. — Es iſt bekannt, wie ſchwer es den Phyſikern der frühern Zeit wurde, den Newtonſchen Begriff der Materie in ſeiner völligen Reinheit, in ſeiner abſoluten Negativität zu denken. Ein jeder Ausdruck, den man wählen mochte, enthielt irgend etwas Beſonderes, mußte von der reinen Anſchauung eines durchaus Beſtimmungsloſen abführen. Es war vielleicht nicht möglich, für die völlige Gleichgültigkeit (Indifferenz) gegen Ruhe und Bewegung (eine Vorſtellung, die ſich ſelbſt nur durch die höchſte Abſtraction feſthalten ließ,) einen andern Ausdruck als den gewählten zu finden. Aber eben dieſes — Trägheit (inertia) mußte verleiten eine größere Neigung zur Ruhe, als zur Bewegung bei der Materie anzunehmen. Denn die unreife Reflexion kann ſich kein Seyn ohne ein beſtimmtes Daſeyn denken und das Beharren in dieſem Daſeyn erſcheint ihr dann, als das Urſprüngliche.

Die abſolute Negation aller beſonderen Beſtimmungen hatte nur einen poſitiven Ausdruck der in ſeiner größten Allgemeinheit, eben das von aller Reflexion Getrennte bezeichnete — Raumerfüllung, Körperlichkeit — und mit dieſer war Ausdehnung und Undurchdringlichkeit nothwendig zugleich geſetzt.

Die möglichen Beſtimmungen der Materie ſind innere — beſtimmte Form und Beharren in dieſer Form — beſtimmter Uebergang von einer Form zur andern — (qualitative Ruhe und Bewegung) — oder äußere, die nicht auf die beſtimmte Beſchaffenheit der Materie an ſich, ſondern lediglich auf Raum und Zeit Rückſicht nehmen — Beharren in demſelben Orte — mechaniſche Ruhe — Veränderung des Orts mit größerer oder geringerer Geſchwindigkeit — mechaniſche Bewegung — Und da dieſe Betrachtung nur mit graduellen, nicht mit ſpecifiſchen Verſchiedenheiten, nur mit Größen ſich beſchäftigt, ſo nennen wir die Phyſik, die ſich auf eine ſolche Betrachtungsweiſe gründet — die quantitative.

Die mechaniſche Phyſik des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie ſie durch Newton am Schluße deſſelben ihre Vollendung erhielt, entſtand aus der Aſtronomie; der große Erfolg des copernicaniſchen Syſtems führte zur Betrachtung der Geſetze der Ruhe und Bewegung auf der Erde nach derſelben Verfahrungsweiſe. Die Aſtronomie beſchäftigt ſich aber mit Körpern, bei welchen, von ihren einmal gegebenen, unwandelbaren Formen abgeſehen, nur die Ruhe und Bewegung und die Geſetze der letztern nachzuweiſen und zu beſtimmen waren.

Es iſt bekannt, mit welcher ſiegreichen Klarheit die mechaniſche Phyſik zu beweiſen vermochte, nicht bloß, daß die ruhenden Körper in ihrer Ruhe beharren, bis ſie, den quantitativen Standpunkt feſtgehalten, äußerlich in Bewegung geſetzt werden, ſondern auch, was der ſinnlichen Anſchauung weniger einleuchtend iſt, daß die bewegten Körper, einmal in Bewegung geſetzt, die mitgetheilte Bewegung in der damit zugleich gegebenen Geſchwindigkeit unverändert behalten, bis ſie durch äußern Widerſtand zur Ruhe gebracht werden. Aber dieſer Zuſtand der Ruhe oder Bewegung, gegen welchen die beſtimmungsloſe Materie ſich gleichgültig verhält, und in welchen ſie einmal verſetzt, fortdauernd beharrt, mußte einen Grund haben, der nicht in ihr ſelber liegen konnte. Dieſer unbekannte Grund, dieſes ſchlechthin verborgene Etwas, ward Kraft genannt. Kraft iſt der mechaniſchen Phyſik nichts, als was Ruhe in einem bewegten, Bewegung in einem ruhenden Körper hervorruft. Die Naturkräfte ſind daher unbekannte Größen und die mechaniſche Phyſik kann keine ſpecifiſche Differenz der Kräfte erkennen. Nur einen Unterſchied, der aber lediglich auf die Art und Weiſe, wie ſie ſich äußern, nicht auf eine Verſchiedenheit ihrer Natur deutet, erkennt ſie. Eine Kraft kann nemlich eine einmal mitgetheilte Bewegung erzeugen, die dann in der Richtung und mit der Geſchwindigkeit fortdauert, die der Körper einmal erhalten hat — eine gleichförmige, oder ſie kann fortdauernd in einem Körper auf die nemliche Weiſe Bewegung erzeugen, die dann eine gleichförmig beſchleunigte iſt. Durch dieſe Wirkungsarten iſt nichts über die Natur der Kraft ausgeſprochen. Die gleichförmige Bewegung, die ein Körper durch die Kraft eines Menſchen erhält, der ihn fortſchleudert, iſt der mechaniſchen Phyſik nicht verſchieden von der Centrifugalkraft, die den Himmelskörpern urſprünglich mitgetheilt wurde, und die Schwere iſt urſprünglich eben ſo wenig verſchieden von der Elaſticität. Beide ſind Kräfte, die fortdauernd mit der nemlichen Intenſität wirken, ſie wirken daher, wenn auch unter andern Umſtänden, nach den nemlichen Geſetzen und die Geſetze der Pendelſchwingungen beſtimmen eben ſowohl die Oscillationen der vibrirenden elaſtiſchen Salte, wie die Schwingungen des ſchweren Pendels.

Ferner. Die Beſtimmung der Materie, als einer ruhenden oder bewegten, ſetzt eine Negation der allgemeinen, — einen leeren Raum — voraus. Es mag wahr ſeyn, daß die Entdeckung des Toricelliſchen Vacuums und die Approximation zur Darſtellung eines luftleeren Raumes durch die Luftpumpe die Phyſiker zuerſt zu der Anſicht einer unkörperlichen Ausdehnung gebracht, gegen welche, wie bekannt, nicht blos die frühere ariſtoteliſche Phyſik, ſondern auch die Carteſiſche Schule ſich ſträubte, aber es iſt zugleich gewiß, daß der gewählte Standpunkt der Reflexion die Annahme eines luftleeren Raumes forderte, und zwar nicht blos, um die Bewegung, als eine ſecundäre Beſtimmung der Materie (als ein Accidens der Subſtanz) zu erklären, ſondern auch deswegen, weil einer jeden beſondern Beſtimmung der Materie die Negation der allgemeinen gegenüber treten mußte — wie das Nichts dem Etwas. Die Materie war dem Phyſiker nur Raumerfüllung, die Beſtimmungen der Materie waren alſo Begrenzung des Raumes und das Grenzenloſe trat als leerer, unkörperlicher Raum hervor. Aus dem nemlichen Grunde war die atomiſtiſche Anſicht eine folgerechte Conſequenz des Standpunkts, den man gewählt hatte. Denn keine Beſtimmung der Materie konnte ſie ſelbſt ihrem Weſen nach, als Raumerfüllung, aufheben. Die Theilbarkeit der Materie ins Unendliche, der Gegenſtand vieler Streitigkeiten ſeit Jahrhunderten, mußte daher verworfen werden. Die kleinſten Theile der Körper konnten den Sinnen entſchlüpfen, aber nie konnte man annehmen, daß ſie Ausdehnung und Undurchdringlichkeit einbüßten — die Materie wäre ſonſt, und mit ihr der Standpunkt der Betrachtung vernichtet geweſen. Es iſt eine Inconſequenz einiger doch blos deutſchen — Phyſiker unſerer Tage, wenn ſie glauben, daß man die dynamiſche Anſicht mit der mechaniſch-mathematiſchen vereinigen könne. Jene conſtruirt die Materie aus Anziehungs- und Zurückſtoßungskraft, ſie ſetzt dieſe Kräfte, als urſprünglich erkannte, aus welchen erſt die Materie begriffen wird. Der mechaniſchen Phyſik iſt aber die Materie nie ein Gegenſtand der Conſtruction, ſie iſt ihr das urſprünglich Gegebene und die Kraſt erkennt ſie nur aus der meßbaren und zu berechnenden Intenſität ihrer Wirkungen. Und ſelbſt dieſe werden in atomiſtiſchem Sinne fixirt, denn die Conſtruction duldet keine Continuität.

Man kann die Himmelskörper, verglichen mit dem Univerſum, unendlich klein nennen, aber dann iſt das Unendliche ſelbſt in unendlicher Ferne nur durch eine endloſe Progreſſion für die reflectirende Betrachtung zu erreichen, und dieſer Begriff des unendlich Kleinen und unendlich Großen der mathematiſchen Phyſik, der nur einen relativen, aus der Vergleichung entſprungenen Werth hat, (Unendlich Kleines und Großes der erſten, zweiten, dritten Ordnung) ſchließt bekanntlich eine beſtimmte Endlichkeit keinesweges aus. *)

---

*) Die franzöſiſchen Phyſiker nennen gegenwärtig die kleinſten untheilbaren Theile der Körper nicht Atome, ſondern Molecule, und zwar weil jener Ausdruck die Möglichkeit einer

Indem nun die mechaniſche Phyſik alle Körper, als aus Atomen beſtehend, betrachtet, geht ſie von demſelben Standpunkt aus, mag ſie einzelne Körper oder das Univerſum betrachten. In der That kann man das Univerſum als einen unendlich großen Körper anſehen, deſſen Atome alle Himmelskörper ſind. Denn nicht blos dieſe ſind unendlich klein, ſondern auch ihre Entfernungen von einander. Bekanntlich nimmt die atomiſtiſche Anſicht eine ſolche relative Entfernung der Atome an. Die größere oder geringere Entfernung, alſo die größere oder geringere Menge der Atome in gleich großen Räumen beſtimmt die ſpecifiſche Dichtigkeit, oder was daſſelbe iſt, die Maſſe, und da die Geſchwindigkeit und die Menge der Atome, die in Bewegung geſetzt werden, die Größe der letztern, dieſe aber die Intenſität der bewegenden Kraft beſtimmt, ſo wird die letztere durch das Product der Geſchwindigkeit in die Maſſe (MC) gemeſſen. Auch hier iſt von keiner qualitativen Differenz der Atome die Rede.

Theilung ausſchließt, dieſer nicht. Aber dieſes Schwanken iſt ſeltſam genug. Denn behaupteten die Phyſiker, unſere Begriffe von der Theilbarkeit der Körper können nicht weiter gehen, als die Erfahrung uns zeigt, und die Grenzen wären die Theilung durch Stoßen, Reiben, Auflöſen u. ſ. w., dann freilich hätten ſie recht, der Begrif wäre nur ein relativer. Aber die Atomiſtik iſt kein Erfahrungsbegrif, vielmehr ein Begrif des reflectirenden Verſtandes, der allgemein gültig auf alle Erfahrung angewandt wird. Können die Atome getheilt werden, ſo ſind entweder die Theile, die dann entſtehen, die Atome, oder, wenn die Theilbarkeit wirklich bis ins Unendliche geht, iſt die Anſicht ſelber aufgehoben, und mit dieſer verſchwinden die Molecule, wie die Atome. Ueberhaupt iſt es von großem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, daß die Naturforſcher einſehen lernen, wie nothwendig die atomiſtiſche Anſicht mit der mathematiſch-mechaniſchen verbunden iſt.

Die mechaniſche Phyſik des ſiebzehnten Jahrhunderts, wie ſie durch Newton ihre ſyſtematiſche Rundung erhielt, beſchäftigte ſich mit den Erſcheinungen der Schwere, der Cohärenz und mit denen des Lichts. Allerdings zeigten dieſe Erſcheinungen qualitative Verſchiedenheiten, die anerkannt werden mußten, doch ohne, daß man vermochte ſie ihrem Weſen nach zu erkennen. Die Schwere (als Centralkraft) war eine beſtändig in den Körpern fortwirkende, und in Verbindung mit der urſprünglich mitgetheilten Centrifugalkraft ordnete ſie die Bewegung der Himmelskörper und beſtimmte ihre Geſtalt. Für die Berechnung (über das Hypothetiſche, was ihr zu Grunde lag, ſpäter) war hier alle Qualität verſchwunden bis auf eine urſprüngliche Differenz, die es unentſchieden ließ, ob ſie wirklich auf ein Verſchiedenes ihrem Weſen nach hindeutete, oder ob urſprünglich eine Kraft, nur auf verſchiedene Weiſe wirkend, erſt nemlich Bewegung mittheilend und eine geradlinigte gleichförmige Bewegung erzeugend, dann fortdauernd von der Tangente ablenkend, als Centralkraft, eine gleichförmig beſchleunigte Bewegung unterhaltend. Die Kraft, mit welcher die Atome der Körper ſich anzogen, ward anerkannt, durch den Widerſtand, den ſie bei der Trennung oder Veränderung ihrer Lage äußerten, gemeſſen, aber eben ſo wenig ihrem Weſen nach erkannt. Ob ſie dieſelbe Kraft ſey, die als Centralkraft der Schwere erſchien, blieb unentſchieden, ſo wie der Ausdruck Attraction nur eine Erſcheinung, eine Thatſache der ſinnlichen Erfahrung, aber nicht ihren Grund bezeichnete. Man erkannte Grade der Cohärenz in den feſten, tropfbar flüſſigen und gasförmigen Körpern, man erkannte Modificationen der Cohärenz in den unelaſtiſchen und elaſtiſchen Körpern, aber auch hier ward von jeder Qualität abſtrahirt, und nur jene Differenz feſtgehalten, die durch mitgetheilte und fortdauernd wirkende Bewegung Statt fand.

Die mechaniſche Phyſik hatte zwei Wege, die ihr Sicherheit und Evidenz verſchafften. Der erſte, indem ſie mit Conſequenz eine Anſicht verfolgte, die von allem Qualitativen abſtrahirte, die Kräfte nur in ihren Wirkungen als Ruhe oder Bewegung hervorrufende Größen betrachtete, und die Geſetze dieſer Wirkungen durch den Calcul beſtätigte. Der zweite, indem ſie mit Schärfe die Wirkungen der Kräfte, wie ſie der ſinnlichen Anſchauung entgegen treten, ſonderte, und ſo die reine Thatſache in der Natur erkannte. Beide Wege unterſtützten ſich wechſelſeitig. Die Schärfe und exacte Reinheit des Experiments machten den Calcul erſt möglich, und dieſer beſtätigte dann die Richtigkeit der durch das Experiment beſtimmten Thatſache. Die mechaniſche Phyſik wirkte durch dieſe Verfahrungsweiſe nicht blos innerhalb ihrer eigenen Grenzen. Durch dieſe ward jede Beobachtung in allen Zweigen der Naturkunde ſicherer, ſchärfer, durch ſie lernte man alles Ungehörige von der Betrachtung entfernen, um ein jedes Verhältniß der Natur in geſonderter Reinheit herauszuheben, und ihre Verfahrungsweiſe ward das ſichere, wenn gleich nie völlig zu erreichende Muſter, und zwar nicht blos für den Naturforſcher. In der That darf man behaupten, daß ihr Einfluß ſich auf jeden Zweig der menſchlichen Forſchung überhaupt erſtreckte.

Jene verworrene, in phantaſtiſcher Ahndung verſunkene Anſchauung der Natur und der Lebensverhältniſſe, die keinen Gegenſtand der Betrachtung zu ſondern vermochte, für welche vielmehr das unklarſte Gemiſch als ein Einfaches galt, mußte allmählig der nüchternen Forſchung weichen und die großen Reſultate der Phyſik erweckten in allen Richtungen geiſtiger Thätigkeit die lebendigſte Hoffnung.

Aber dennoch war die urſprüngliche Grundlage, das, wodurch die mechaniſche Phyſik in ihrer bewundrungswürdigen Conſequenz erſt möglich ward, weder aus dem Calcul, der nur ein gegebenes beſtimmen, meſſen, in ſeiner Geſetzmäßigkeit begründen kann, noch aus der Erfahrung, als ſichere, unwiderſprechliche Thatſache entſprungen. Dieſe Grundlage war die Copernicaniſche Hypotheſe, die, der herrſchenden Anſicht nach, nur einen willkührlichen Urſprung hatte. Die Anwendung phoronomiſcher Lehrſätze bewies nur, daß die erſcheinende Ruhe der Erde eine nothwendige Sinnestäuſchung ſeyn konnte, ja ſie ſelbſt ward erſt durch die Vorausſetzung möglich. So geſchah es, daß, indem die organiſirenden Principien der geſchichtlich geſelligen Verhältniſſe (der Staaten in ſich und unter einander), die Principien der Sittlichkeit, ja der Religion, die doch, ſo wie ſie Gegenſtand der Betrachtung werden, als ewige, unerſchütterliche Wahrheiten reingeiſtiger Natur erkannt werden müſſen, immer mehr in einem ſchwankenden ſich widerſprechenden Meinen untertauchten, das feſte und in ſich am meiſten begründete Lehrgebäude, nicht unſerer Zeit allein, ſondern aller Zeiten, aus einer glücklichen Fiction entſprungen erſchien. Die Anſchauung des Univerſums, die durch Copernicus in der Geſchichte lebendig ward, war aber mehr als eine bloße Hypotheſe, ſie war eine Idee. Aber die poſitive Seite dieſer ächt ſpeculativen Idee ward, als ſie hervortrat, verkannt und die Zeit, in welcher ſie ihrer vollen Bedeutung nach erkannt werden ſoll, iſt, obgleich jetzt da, doch noch der Phyſik verborgen. Sie iſt die Grundlage einer Spekulation deren geſchichtliche Entwickelung erſt anfängt und wenn dieſe ſich ſiegreich die Bahn gebrochen hat, wird man erſt die volle Bedeutung der Copernicaniſchen Inſpiration begreifen. Wer mit einiger Aufmerkſamkeit unſerer Darſtellung der frühern Phyſik und ihrer durchgängigen Verſchiedenheit von der jetzt herrſchenden gefolgt iſt, wird ſie ſchon ahnden.

Wir dürfen uns aber nicht darüber beklagen, daß jene höhere Idee in ihrem Urſprung verkannt ward und Jahrhunderte lang in die Einſeitigkeit einer ſtarren Reflexion ſich verhüllte. Wie das auf das Erkennen gerichtete beſtimmte Bewußtſeyn eines jeden Geiſtes ſeine ganze Bedeutung, wenn gleich verhüllt, in ſich trägt, aber, ſelbſt dann, wenn es entſchieden auf das Höchſte gerichtet iſt, erſt auf einer gewiſſen Stufe der Entwickelung erkennt, ſo finden wir die nehmlichen Stadien der Entfaltung, wenn wir den Bildungsproceß des geſchichtlichen Bewußtſeyns verfolgen, ja hier bezeichnen langdauernde Epochen einen jeden Schritt der langſamen Entwickelung, die kein Glied überſpringen darf. Das Feſthalten des innerhalb der Grenzen ſinnlichen Erfahrung reflectirenden Verſtandes war mit bedeutender Reſignation auf ein reicheres Leben verbunden, die Zeit wandte ſich hier, wie in allen übrigen Richtungen, vor allem in der Religion, reumüthig von der Fülle eines bunten phantaſtiſchen Daſeyns ab, und wir werden in der Folge dieſer Darſtellung nicht verhehlen, wie auch Treffliches der frühern Zeit dem ſtrafenden Gericht unterlag. Wollen wir aber die Bedeutung dieſer Kriſe in der Geſchichte faſſen, ſo dürfen wir nicht die ſtrenge Zucht verkennen, die durch alle Stufen einer ſcharfen Schule den Geiſt für ein höheres Erkennen vorbereiten wollte. Die höhere Speculation, wenn ſie zugleich mit jenem Standpunkt ſinnlicher Reflexion ſich entwickelt hatte, würde dieſe nur verdüſtert, ſelbſt aber eines ſichern Bodens entbehrt haben, auf welchem ſie fußen konnte, wie das höhere Leben auf dem Boden der unorganiſchen Natur. Die Mathematik iſt für die Naturbetrachtung, was die Geſetze des Denkens für die freiere Speculation, was die Grammatik für die Sprache iſt. Die ſtrenge Unterricht fordert Gehorſam, er unterwirſt den keimenden Verſtand unbekannten Geſetzen, die erſt, wenn ſie uns, wie inſtinktmäßig angeboren ſind, als die eigenen des Geiſtes erkannt werden und dann die höhere Freiheit tragen, nicht hemmen. Daher jene Beſchränkung, die indem ſie unſere ſinnliche Gewalt über die Natur vergrößert hat, den höhern Sinn zu feſſeln, zu hemmen ſcheint, daher iſt der Erfolg der mathematiſchen Phyſik, indem durch dieſe unſer äußeres Leben mit ſo vielen überraſchenden Mitteln das ſinnliche Daſeyn zu erweitern, beweglicher zu machen, vielſeitig auszubilden bereichert worden, dennoch im Vergleich mit den eigenthümlichen Productionen einer frühern Zeit ſo beſchränkt, ja faſt kümmerlich. Alles geht ins Breite, ins Unermeßliche, aber die geiſtige Beſonnenheit, die das Unermeßliche zu einem lebendigen, höhern Leben concentrirt, will ſich nirgends zeigen, und unſere Dampfmaſchinen, Fabriken, Landſtraßen ſo mächtig ſie ſind, zeigen dieſes Verweilen auf einem bloß mechaniſchen Standpunkt im Leben, wie im Wiſſen deutlich genug, neben jenen Producten der Malerei, der Baukunſt einer frühern Zeit, die aus einem höhern Bedürfniß entſprungen waren.

Wir haben die Lehre vom Licht deswegen nicht berührt, weil dieſe zwar den herrſchenden Grundſätzen gemäß behandelt wurde, aber nicht dazu beitrug, eine eigenthümliche Naturanſicht zu begründen, die ſie vielmehr vorausſetzte. Baco bemerkte ſchon zu ſeiner Zeit, daß dieſe Lehre bloß mathematiſch, nicht phyſiſch behandelt wurde, und dieſes war im Weſentlichen fortdaurend der Fall. Die Entdeckung der Geſchwindigkeit des Lichts ward zwar, gegen die Carteſiſche Schule, benutzt, um die, durch die herrſchende Anſicht nothwendig gewordene Annahme einer Materialität des Lichts zu beweiſen, ſie ward ſpäter, durch die Anwendung zur Erklärung der Aberration für die Aſtronomie wichtig, ſie ward ein Gegenſtand der Berechnung, aber da ſie für jede irdiſche Entfernung, als nicht daſeyend, kein Gegenſtand directer Beobachtung werden konnte, hatte ſie keinen Einfluß auf die eigentliche Phyſik. Die Erſcheinungen der Reflexion und Refraction zeigen nichts, als Richtungen, keine Bewegung, und können nur Gegenſtand geometriſcher Beſtimmungen ſeyn. Die Erklärung der Reflexion aus einer Zurückſtoßung, der Refraction aus einer Anziehung der von dem Lichte getroffenen Körpertheilchen, wie Newton ſie verſuchte, hat keine weſentliche Bedeutung. Denn geſtändlich vermehren ſolche Hypotheſen nicht unſere Kenntniß der Natur, ſie haben nur einen Werth, inſofern ſie dazu dienen, die Geſetzmäßigkeit der Natur zu begründen, und dem Calcul zu unterwerfen. Einen ſolchen Nutzen haben dieſe Annahmen keinesweges. Die faktiſche Geſetzmäßigkeit der genannten Erſcheinungen, der auf dieſe gegründete Calcul bleibt gleich klar und beſtimmt, man mag dieſe Hypotheſe annehmen oder nicht. Die Lehre von den Farben, ſo ſehr ſie auch dazu beigetragen hat, Newtons Namen berühmt zu machen, beweiſt auf eine auffallende Weiſe, wie gekünſtelt das Verfahren, wie complicirt die Annahmen wurden, wenn die mechaniſche Phyſik ſich an die Unterſuchung qualitativer Verhältniſſe wagte, bildet in dieſer Rückſicht einen ſchneidenden Contraſt mit der erhabnen Einfachheit, die in der Gravitationslehre herrſcht, und der eifrigſte Anhänger Newtons dürfte wohl kaum jetzt, da dieſe Lehre ſchon erſchüttert iſt, die Behauptung wagen, daß ſie auf dieſelbe Weiſe für alle Zeiten begründet ſey, wie die Gravitationslehre.

Die mechaniſche Phyſik hatte mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre feſte, für alle Zeiten unerſchütterliche Grundlage erhalten. Es iſt bekannt, wie wichtig die Anwendung der mathematiſch analytiſchen Methode der Aſtronomie geworden iſt, Laplace's tiefſinnige Entwickelung der Perturbationslehre iſt eine der großartigſten Erſcheinungen in dieſem Felde. Weniger bedeutend iſt die Erweiterung der mechaniſchen Phyſik und auch hier iſt es Laplace, der durch die genauere Beſtimmung der Lehre von der Capillarität ſich den größten Ruhm erwarb. Aber die Grundlage blieb unerſchüttert, Newton iſt für die mechaniſche Phyſik geworden, was Euklid für die Geometrie iſt.

Mit Galiläi und Keppler gleichzeitig lebte Gilbert. Aber ſeine phyſikaliſchen Unterſuchungen nahmen eine ganz andere Richtung. Die Alten ſchon erſtaunten über die geheimnißvolle Wirkung des Magneten, Plato ahndete in dieſer Anziehung die Wirkung einer mächtigen Naturkraft. Die Griechen, die Römer, die Phyſiker des Mittelalters nennen den Magneten nie ohne Erſtaunen, ſie ſahen in ihm eine verborgene Thätigkeit, die ſie mit Scheu betrachteten. Seit vierhundert Jahren, wahrſcheinlich noch länger, kannte, benutzte man den Compas, ſeine Abweichung war ſeit funfzig Jahren in Paris auf dem Obſervatorium beobachtet und beſtimmt, früher ſchon gekannt, und doch war Gilbert der erſte, der die Polarität des Magneten und ihre Geſetze entdeckte. Es iſt bekannt, wie ſehr er ſelbſt von dieſer Entdeckung ergriffen war, wie die Erſcheinungen des Magnetismus ihm als Grundlage einer Phyſik dienten. Er zuerſt betrachtete die Erde, als einen Magneten. *) Auch auf Keppler machten die magnetiſchen Erſcheinungen einen großen Eindruck, ſie hatten für ihn eine kosmiſche Bedeutung. Sie deuteten ihm lebendigere Verhältniſſe, als diejenigen der bloß mechaniſch aufgefaßten Gravitation an. Jedermann weiß, wie die Phyſiker, bis in unſern Tagen, in dieſer Anſicht nichts ſahen, als Ausſchweifungen einer überſpannten Phantaſie, deren Gewalt über ei-

---

*) De magnete, magneticisque corporibus et majore magnete tellure physiologia nova. Lond. 1600.

— „Et Gilbertus, popularis noster, philosophiam aliam „ex magnete elicuit.“ Baco de augmentis scient. Liber 1. gr. 41.

nen Mann, deſſen Verdienſte man anzuerkennen gezwungen war, lebhaft bedauert wurde. Die einmal feſtgehaltene mathematiſch-mechaniſche Phyſik, die nur Quantität, Maße erkannte und berechnete, mußte immer mehr, je conſequenter ſie ſich entwickelte, jene Anſicht verdrängen. In der That erhielt die Lehre von dem Magnetismus das ganze ſiebzehnte Jahrhundert hindurch gar keine weſentliche Erweiterung. Dieſe zeigte ſich erſt länger als ein Jahrhundert ſpäter, als Halley ſeine Abweichungscharte bekannt machte. Die Neigung der Magnetnadel kannte ſchon Normann, beſtimmte ſie für Paris für das Jahr 1576 *) Leotaud verfertigte in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts Neigungscompaſſe **) ja früher ſchon wußte man, daß die Nadel in der Nähe des Aequators horizontal ſchwebe, daß ſie ſich, und zwar immer ſtärker, mit dem ſüdlichen Ende neige, wenn man ſich gegen Süden, mit dem nördlichen, wenn man ſich gegen Norden von dem Aequator entferne. Hudſon fand unter 75° nördlicher Breite 1607 die Neigung der Nadel 87° 30′ bei Nordcap und Novaja Zembla 84°, ***) und doch erſchien die erſte Neigungskarte erſt 1768, von Wilken entworfen ****) Wenn wir mit dieſen weſentlichen Erweiterungen von Swindens und Bruggemanns Unterſuchungen, die über das Weſen der magnetiſchen Vertheilungen ein helleres Licht verbreiteten, verbinden, ſo können wir behaupten, daß die Lehre von dem iſolirten Magnetismus im Jahre 1782 die Grundlage erhalten hatte, auf welcher man noch immer fortbauet, ſie iſt als eine iſolirt ſtehende ihren geſetzmäßigen Erſcheinungen nach vollſtändig bekannt. Zwar werden Hanſteens Unterſuchungen wahrſcheinlich entſcheiden, ob wir der Erde zwei oder vier magnetiſche Pole zuſchreiben ſollen, aber innerhalb der Grenze der magnetiſchen Erſcheinungen wird dadurch in der Lehre von der Vertheilung, der Grundlehre des Magnetismus, nichts verändert. Alle Beſtimmungen gründen ſich auf dieſe.

---

*) New attractive. Cap. 3. 4.

**) Magnetologia sive de magneticis philosophia. Liva. 1668.

***) Purchas Pilgrim. Vol. 3.

****) Vetenskabs Acad. Handlingar. År. 1768.

Aber die Erſcheinungen des iſolirten Magnetismus, die Lehre von der Vertheilung, enthält die Elemente, die Grundzüge einer Geſetzmäßigkeit, die wir die Logik der qualitativen Phyſik nennen können, und zwar, wenn von allen irreleitenden Hypotheſen abgeſehen wird, in der größten Einfachheit. Hier entdecken wir factiſch eine Wirkung in entgegengeſetzter Richtung. Keine einzige Erfahrung berechtigt nur einer dieſen Richtungen einen Vorzug vor der andern zu zuerkennen der einen etwa eine rein poſitive, der andern eine rein negative Bedeutung zu geben. Durch dieſe Bezeichnung kann die Erfahrung nichts anders andeuten, als eine entgegengeſetzte Richtung zweier in jeder Rückſicht gleich poſitiver Naturthätigkeiten, mögen wir ſie nun Agentien, ohne alle weitere Beſtimmung, oder Kräfte, oder Materien nennen. Wobei wir aber doch, wählen wir die letztere Anſicht, der Annahme entgegengeſetzter Kräfte die dieſe Materien in Bewegung ſetzen, nicht entbehren können. Was einen ruhenden Körper in Bewegung ſetzt, iſt Kraft. Hier werden ruhende Körper in Bewegung geſetzt, und zwar in entgegengeſetzter Richtung, alſo wirken hier entgegengeſetzte Kräfte. Das iſt der einfachſte Ausdruck nach der völlig reinen, conſequenten Lehre der mechaniſchen Phyſik. Ferner: Hypotheſen werden nur angenommen, inſofern ſie dazu dienen die Geſetzmäßigkeit der Erſcheinungen zu begründen, an ſich haben ſie gar keinen Werth, da ſie uns über das Weſen der Natur nicht belehren. Nun ſind aber alle Geſetze der Magnetismus ganz unabhängig von den Hypotheſen, ſie bleiben klar in ſich, ſie können beſtimmt, ja eben ſo genau ihrer Intenſität nach berechnet werden, wenn wird ſie bloß als Wirkungen von Kräften anſehen, wie, wenn wir dieſe betrachten als einer Materie inhärirend. Dieſe magnetiſche Materie iſt alſo eine völlig müßige Fiction.

Aber deſto entſchiedener tritt die reine Thatſache des Gegenſatzes und ſeiner Geſetze hervor, und zwar in der klarſten, überſchaulichſten, ſächlichſten Geſtalt. Man muß die abſichtsvolle Leitung der Geſchichte, die die Phyſiker durch die einfachen Erſcheinungen des Magnetismus für die verwickelten der Elektricität vorzubereiten hatte, bewundern. Der Magnetismus zeigte ſich nur am Eiſen, ward erſt ſpäter in wenigen nahe verwandten Subſtanzen entdeckt, beide Glieder des Gegenſatzes finden ſich in dem nehmlichen Körper vereinigt. Die Art, wie ſie in dieſen Körpern gebunden ſind, wie ſie erregt, in Thätigkeit geſetzt werden, die klare Weiſe auf welche uns die Natur hier bloße wechſelſeitige Erregung, ohne alle Mittheilung von irgend einer Materie zeigt, ſchien dazu geeignet die Naturforſcher dahin zu bringen, daß ſie einen von den bloß quantitativen Verhältniſſen völlig verſchiedenen Kreis von Erſcheinungen anerkannten, und man kann behaupten, daß der reine Gewinn der Entdeckung und Erforſchung des iſolirten Magnetismus ſich auf die Kenntniß der Polarität und ihrer Geſetze beſchränkt.

Es iſt von jeher die Art des menſchlichen Geiſtes geweſen, eine jede geſchichtlich gewordene Anſicht, als eine abſolute, Alles beherrſchende zu betrachten, ſie ſo behandelnd bis zum höchſten Extrem zu verfolgen. Die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes offenbart eine fortſchreitende Intelligenz. Ganze Geſchlechter ſind berufen, Jahrhunderte hindurch beſtimmte Glieder der Entwickelung die als ſolche einen bleibenden Werth haben, auszubilden. Aber die Gabe wird in einen ſelbſterrungenen Beſitz verwandelt und dieſen will man nicht aufgeben. Die Entwickelung ruht nie, aber das Geſchlecht will ſie nicht anerkennen, es verwandelt ſich in eine zehrende Geſtalt, die das einmal Erworbene als ein allein Mächtiges hinſtellt, die Norm für das Erkennen aller zukünftigen Zeiten glaubt eine jede Zeit errungen zu haben, und giebt dieſen Glauben erſt dann auf, wenn ſie unwillig, ohnmächtig, in ſich verwirrt und zertrümmert, der Gewalt einer mächtigen Zukunft weichen muß. Es iſt merkwürdig, daß derjenige Kreis der. Erſcheinungen, der, wir hoffen es darthun zu können, beſtimmt iſt, die noch herrſchende mechaniſche Phyſik innerhalb ihrer Grenzen für immer zu feſſeln, in derſelben Zeit ſich dem forſchenden Geſchlecht offenbarte, die die mechaniſche Phyſik friſch, thätig und mit Begeiſterung ſich bilden ſah. So nährt ein jedes ungemeſſene Streben ſeine zukünftige Schranke, und iſt gezwungen ſie auszubilden.

Der fröhliche und geſunde Anfang hat jederzeit etwas Unſchuldiges; unbegrenzt liegt die Gabe vor uns, bis die Selbſtſucht des Erkennens ſich hineinbildet, und die Ahndung ſchenkt dem unbefangenen Beginnen, was die ſelbſtſüchtige Reflexion ſpäter als ein Nichtiges betrachten möchte. Keppler erſcheint, als der kühne, herrliche Heros, der die Zukunft und die Gegenwart zugleich umfaßte, dieſer das wichtigſte darbot, jene ahnend begriff. Es war natürlich, daß er einſam daſtand, die Gabe benutzte, die Weiſſagung verſpottete man, bis auf den heutigen Tag. Das ſiebzehnte Jahrhundert erkannte faſt durchgängig in dem Magnetismus ein Geheimniß, d. h. eine der herrſchenden Anſicht fremdartige Erſcheinung und die Carteſianiſchen Verſuche, dieſe Erſcheinung zu erklären, waren wenig geeignet das Räthſel zu löſen. Erſt als man die magnetiſchen Abweichungs- und Neigungslinien auf der Erde zu ziehen anfing, als man die Oscillationen dieſer Linien in größeren und kleineren Epochen erkannte, als man einſah, daß dieſer eigenthümliche Kreis von Erſcheinungen ein bewegendes Princip, das der Gravitation an Wichtigkeit gleich, wie dieſes ein (noch verborgenes) Syſtem von Bewegungen enthielt, wagten ſich die Hypotheſen kühner hervor, und der Verſuch, alles in Materie, Stoff, zu verwandeln, ward jetzt immer allgemeiner. Der Einwurf gegen die Annahme imponderabler und jedem Sinne unzugänglicher Materien, daß der Begriff der Materie ein Object der Sinnlichkeit vorausſetzt, trifft allerdings den Phyſiker nicht, denn wie wir geſehen haben, iſt die Materie nichts, als reine Raumerfüllung, erſt durch Bewegung und bewegende Kräfte macht ſie einen Eindruck auf die Sinne, und erſcheint. Sie iſt ein reines Produkt der Reflexion, nicht der ſinnlichen Wahrnehmung. Wir wollen den jetzt noch allgemein herrſchenden Gebrauch der fingirten Materien zwar hier nicht einer ausführlichen Prüfung unterwerfen, denn dieſe wird eben ein wichtiger Gegenſtand der Polemik, die wir hier geſchichtlich einzuleiten verſuchen. Nur auf einen Punkt glauben wir aufmerkſam machen zu müſſen. Die Annahme ſpecifiſcher Materien widerſpricht nemlich der urſprünglichen Annahme derſelben, hebt das Princip völlig auf. Materie iſt die völlig gleichgültige Trägerin aller Wirkungen, ihr kömmt nichts zu, nicht einmal Ruhe noch vielweniger Bewegung. Jede ſinnliche Empfindung, alſo auch jede Vorſtellung, wird erſt durch das, was Ruhe oder Bewegung anzeigt, durch das Unbekannte, was man Kraft nennt, hervorgebracht. Alſo giebt es nur eine allgemeine, völlig eigenſchaftsloſe Materie und mehrere können nicht einmal gedacht werden. Freilich ging Newton bei dieſer Annahme nur von einer Kraft aus, der Attraction, und dachte ſich dieſe ſo oder anders modificirt in den Erſcheinungen der Schwere, der Cohärenz, der Adhäſion. Wenn man aber für ſpecifiſche Kräfte ſpecifiſche Materien annimmt, ſo zerfällt die urſprünglich eine Materie ſelbſt in mehrere d. h. die eine Welt der ſinnlichen Wahrnehmung in mehrere Welten der Reflexion, die auf keine Weiſe mit einander verbunden werden können, denn ſie ſind nicht auf eine ſecundäre, untergeordnete Weiſe getrennt, ſo daß ſie auf einem allgemeinen Standpunkt wieder vereinigt werden können, ſie ſind vielmehr abſolut, ſie ſind im Princip getrennt und haben nichts miteinander gemein. Die allgemeine, körperlich erſcheinende Materie wird, nach der Anſicht der mechaniſchen Phyſik erſt durch Schwere Maſſe; ſo lange man die Hoffnung hegt, alle Attraktion aus dem nehmlichen Princip zu erklären, iſt kein Grund vorhanden, die Schwere als Aeußerung einer ſpecifiſchen Materie zu betrachten, denn die Cohärenz, die Adhäſion u. ſ. w. konnten als Modificationen der Schwere d. h. der Maſſe angeſehen werden, und die Hypotheſen von ſchwermachenden Materien haben keinen Eingang gefunden. Wenn man aber annimmt, daß die Kräfte die Materie ſelbſt in eigenthümliche verwandeln können, ſo gehören ja die Kräfte zum Weſen der Materie, ſo muß in die Reihe dieſer ſpecifiſchen Kräfte auch die Schwere, als der Materie weſentlich, treten, und der Standpunkt der ſinnlichen Reflexion iſt durchaus verrückt, oder man muß annehmen, das jede Materie für ſich — für ſich, ſagen wir, da ſie als ſpecifiſch magnetiſche- elektriſche- Wärme- Lichtmaterie urſprünglich gedacht iſt — auf gleiche Weiſe wie diejenige Materie, die durch die Schwere als Maſſe erſcheint, gleichgültig gegen Ruhe und Bewegung iſt, und nur durch eigenthümliche Kraft auf eigenthümliche Weiſe beſtimmt werde — dann aber iſt jede Beziehung dieſer Materien auf einander ſchlechthin aufgehoben, ſie bilden völlig geſchiedene Welten, deren Vereinigung auf dem einmal gewählten Standpunkt nicht einmal gedacht werden kann. Die Phyſiker haben einen zweifachen Ausdruck, Materie und Stoff, zwar werden dieſe Ausdrücke häufig ohne Unterſchied gebraucht, und der Grund iſt, daß man der Conſequenz, die durch eine entſchiedene Scheidung der Begriffe, die mit dieſen Ausdrücken verknüpft ſind, entſteht, aus dem Wege zu gehen ſuchte, und den Unterſchied lieber ſchwankend in den Hintergrund ſtellt. Aber demohnerachtet iſt es nicht ſchwer, ihn hervorzuheben. Unter Materie verſtehen ſie jene gedachte Grundlage, Stoff aber iſt auf ſpecifiſche Weiſe beſtimmte Maſſe, und in der That, alle Wahrſcheinlichkeit jener imponderablen Materien gründet ſich auf die Hoffnung, daß ſie ſich, irgendwie, als Stoffe körperlich offenbaren werden. Die Neigung, unſichtbare Stoffe anzunehmen, iſt zwar ſehr alt, ward aber beſonders dadurch unterſtützt, daß man an der unſichtbaren athmoſphäriſchen Luft die Eigenſchaften der Schwere und der Elaſticität ſo genau beſtimmen und berechnen konnte, ward noch mehr befeſtigt als man ſpäter ſo viele ſpecifiſch verſchiedene Gasarten entdeckte, und unter dieſen die ſpecifiſch leichteſten aller Körper — Zwar erſcheinen einige Gasarten dem Auge gefärbt, alle, in beſtimmte Schwingungen geſetzt, ſind hörbar, viele werden gerochen, geſchmeckt, alle thun ſich dem Gefühle durch Schwere kund, aber dennoch offenbart die ruhende Luft, in welcher wir uns bewegen, ſich keinem Sinne, und die Anſicht, daß Körper ſich den Sinnen unter allen bis jetzt entdeckten Verhältniſſen entziehen konnten, lag nahe. Der Grund, warum die Grundlagen jener Erſcheinungen bald Materien, bald Stoffe genannt wurden, lag darin, daß die Wahrſcheinlichkeit der Annahme auf einer ſchwankenden Hoffnung beruhte. Einerſeits wagte man die Hoffnung, daß dieſe Materien auf irgend eine Weiſe jemals körperlich als Maſſen ſich irgend einem Sinne offenbaren ſollten, nicht beſtimmt auszuſprechen, andererſeits konnte man die Unmöglichkeit nicht zugeben, ohne jede Wahrſcheinlichkeit der Annahme zu vernichten. Daß dieſe Hoffnung völlig grundlos iſt, wird eine ſpätere Prüfung zeigen. In der That ſind die imponderabeln Stoffe an die Stelle der verborgenen Qualitäten getreten, über deren glückliche Entfernung wir nun Jahrhunderte lang den Jubel erneuern hören, wie über die Vertreibung der Geſpenſter, und ſie haben keine größere Bedeutung als dieſe.

Eine zweite Hoffnung iſt die, daß die fortſchreitende Erfahrung uns berechtigen werde, die Zahl der ſpecifiſchen verſchiedenen imponderabeln Stoffe zu verringern und es hat nicht an Verſuchen gefehlt, die Wärme, als eine Modification des Lichts darzuſtellen, ſo wie ein ähnlicher Verſuch den Magnetismus als eine Modification der Elektricität zu betrachten, eben in unſern Tagen vielen Beifall erhielt. Da aber die Ausſicht Licht und Elektricität unter einander, oder beide mit der Gravitation ſo zu verbinden, daß ſie aus einem Princip erklärt würden, gar zu ferne liegt, ſo behält die Phyſik drei völlig von einander geſchiedene Welten. Sie wirken auf einander, aber, wie vom Standpunkte der ſinnlichen Reflexion Leib und Seele.

So viel iſt klar, die qualitativen Gegenſätze — die des Magnetismus zuerſt, traten als ein völlig Fremdartiges in die Phyſik hinein, und es blieb ungewiß, ob es gelingen würde, ſie nach den herrſchenden Grundſätzen zu behandeln, und mit eben ſo glänzendem Erfolg wie die mechaniſchen Erſcheinungen der Attraction. Aber dieſer Erfolg war für die mechaniſche Phyſik zu außerordentlich, als daß man nicht auf jede Weiſe hätte verſuchen ſollen den einmal errungenen Standpunkt zu behaupten. Wir werden hier verſuchen, den Erfolg dieſer Bemühungen in einem allgemeinen Ueberblick darzuſtellen, wobei wir noch einmal erinnern müſſen, daß die Darſtellung nur als Einleitung zu einer umfaſſenden Prüfung dienen ſoll, und daß es uns lieb ſein würde, wenn Gegner mir Gelegenheit geben, was hier kurz in ſeinem allgemeinen Effect angedeutet iſt,ausführlicher zu behandeln, vielleicht auch hier und da zu beſchränken und zu berichtigen. Eine jede Polemik, die wirklich iſt, was ſie ſein ſoll, entwickelt ſich, und kann in ihrer erſten Anregung nie ſo klar erſcheinen, wie ſie durch die beſtimmten Einwürfe, welche beſtimmte Antworten fordern, erſt wird.

Nur einen Gegenſtand müſſen wir, ehe wir weiter ſchreiten, noch berühren. Wir haben behauptet, daß der reine Gewinn der Phyſik von der Lehre des iſolirten Magnetismus, wie dieſe in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſich faſt völlig ausbildete, die Kenntniß der Geſetze der Polarität war. Aber eben dieſe wird in ihrer einfachen factiſchen Geſtalt in unſern Tagen nicht anerkannt, ſelbſt gegen den Ausdruck „Polarität“, der doch auch geſchichtlich auf dem Boden der Experimentalphyſik entſtanden, hat man ſich, aus Oppoſition gegen diejenige Anſicht, die wir in dieſen Blättern, als eine mit großer geſchichtlicher Bedeutung hervortretende darzuſtellen verſuchen werden, erklärt. Eine berühmte Academie ſtellte eine Preisfrage auf, die die Abſicht hatte, eine gründliche Unterſuchung über die zweckmäßige Anwendung dieſes Begriffs zu veranlaſſen. Sie blieb unbeantwortet, aber hier und da hört man die mechaniſchen Phyſiker ſich über den Gebrauch dieſes Ausdrucks mehr oder weniger heftig beklagen. Mir ſind nur zwei Phyſiker bekannt, die dieſe Anklagen mit Gründen zu unterſtützen ſuchen, und an dieſe allein kann ich mich halten. Es ſind Demondferrand *) und Hanſteen **).

Die Stelle bei dem letztern lautet folgendermaßen: „Dieſer Ausdruck (Pole für den Magneten) iſt übel gewählt, weil er ſich auf einen Irrthum gründet und mehrere veranlaßt. Man ſtellte ſich nemlich den Magneten als eine Art Symbol der ganzen Erde (als eine Erdkugel im kleinen) vor, gab ihm ſeine Pole und ſeinen Aequator und glaubte, daß eine gewiſſe Sympathie ihn fortdaurend zwänge, ſeine Pole gegen die Umdrehungspole der Erde zu kehren“ u. ſ. w. — Er erwähnt darauf die alten bekannten Erwartungen von den Terellen, die lediglich mathematiſche Bedeutung des Ausdrucks Pol und fährt dann fort: „Von der Lehre des Magnetismus iſt dieſes Wort in die ganze übrige Phyſik eingewandert und hat unter Köpfen, die mehr Phantaſie, als Urtheilskraft und Tiefſinn beſaßen, eine ſo große Verwirrung veranlaßt, wie jemals ein leeres Wort. Beſſer wäre es, den Magneten durch eine Indifferenzebene und zwei Halbaxen zu theilen. In jeder Halbaxe iſt die Kraft von entgegengeſetzter Art und nimmt von der Indifferenzebene nach außen gegen die Erdflächen, wo ſie am ſtärkſten iſt, allmählig zu. Das Wort Pol iſt dahingegen unbeſtimmt, denn einige verſtehen darunter bloß die Erdflächen, andere eine Region in der Natur der Erdflächen, wo, nach ihrer Einbildung, die Intenſität am größten iſt; aber eine ſolche Region findet man nicht.“

---

*) Handbuch der dynamiſchen Elektricität. Ueberſetzung von Fechner. S. 9.

**) Magazin for Naturvidenskaberne Aargang. 1823. 2 H. S. 284 in einer Note.

Indem wir dieſe Stelle überſehen, iſt es uns überraſchend zu finden, daß kaum eine beſſere Rechtfertigung des Ausdrucks Pol aufzufinden iſt, als diejenige, die uns Hanſteen darbietet, indem er den Gebrauch deſſelben beſtreiten will. Pole eines Kreiſes bezeichnen in der Geometrie zwei Punkte, die auf einer Linie genommen werden, welche auf der Ebene dieſes Kreiſes ſenkrecht ſteht und durch ſeinen Mittelpunkt geht. Dieſelbe Bezeichnung ging in die Aſtronomie über, die Pole eines Planeten beziehen ſich auf die Ebene des Aequators. Nun ſchlägt Hanſteen ſelbſt vor, ſich eine ſolche Ebene durch den Indifferenzpunkt des Magneten zu legen, und die entfernten Punkte — mögen ſie liegen, wo ſie wollen, da hier von Richtungen die Rede iſt — nach welchen die magnetiſchen entgegengeſetzten Kräfte gerichtet ſind, ſtehen nach dieſer Anſicht genau in demſelben Verhältniß zu der indifferenten Ebene, wie die fixirten Pole der Erde zum Aequator. Da hier bloß von der Richtung die Rede iſt, ſo iſt es vollkommen gleichgültig, ob man die höchſte Wirkſamkeit der entgegengeſetzten Kräfte auf Erdflächen ausdehnt, oder wirklich auf Puncte concentrirt, ob man ſie in den erſcheinenden körperlichen Erdpunkten oder unterhalb derſelben ſetzt — in anderer Beziehung mag eine dieſer Vorſtellungen richtig, die andere falſch ſeyn — aber ſie machen den Ausdruck nicht ſchwankend oder unbeſtimmt, weil ſie die Richtung beider Kräfte nicht verändern. — Hanſteens Vorſchlag, den Magneten in zwei Halbaxen zu theilen, erfordert ein neues Wort, um den Begriff der Polarität zu bezeichnen und kann die falſche Vorſtellung veranlaſſen, als wenn die eine Thätigkeit allein in der einen, die entgegengeſetzte allein in der zweiten Hälfte der Axe vorhanden wäre, eine Vorſtellung, die, wie bekannt, mit den Geſetzen der Vertheilung nicht übereinſtimmt. In der That hat nie ein bloß formeller, mathematiſcher Begriff folgerechter eine dynamiſche Bedeutung erhalten und keiner drückt die reine Thatſache, abgeſehen von allen Hypotheſen, klarer, beſtimmter und deutlicher aus. Kann man den Gebrauch des Wortes Electricität (die Bernſteinheit, Bernheit oder das Bern, wenn man ſich im Sinne affectirter Puriſten ausdrücken wollte) wohl auf eine ſo klare Weiſe rechtfertigen? Der dynamiſche Gebrauch des Begriffs wird durch den Ausdruck Polarität ganz deutlich ausgeſprochen und das Recht, ihn da anzuwenden, wo entgegengeſetzt wirkende Kräfte ſich gegenſeitig vorausſetzen und wechſelſeitig ſteigern, iſt in und für ſich klar und hängt wie man ſieht, gar nicht von träumeriſchen Anſichten, von geheimen Sympathien oder dergleichen ab. So iſt der erhitzte Tourmalin ganz in dem nemlichen Sinne polariſch electriſch.

Auch die voltaiſche Säule hat Pole und Demondferrand's Einwurf gründet ſich auf die ſeltſame Vorausſetzung, daß man die Zuleitungsdräthe Pole nennen ſoll. Das war nie der Fall. Die Pole der Säule ſind ihre Endflächen und eine geſchloſſene galvaniſche Kette iſt, ſo lange ſie geſchloſſen iſt, nicht polar, wohl aber die nicht geſchloſſene Säule. Hanſteen meint, man müſſe dieſen Ausdruck deswegen abſchaffen, weil er ſo häufig gemisbraucht werde. Aber welche wichtige, phyſicaliſche Entdeckung könnte dann ihre einmal geſchichtlich gewordene Bezeichnung behalten? Zeigt nicht die ganze Geſchichte der heutigen Phyſik eine ununterbrochene Reihefolge gemisbrauchter herrſchender Anſichten — ſah man nicht die ganze Natur, auch die lebendige — mechaniſch, electriſch, chemiſch, galvaniſch erklären?

Ampere braucht, für die voltaiſche Säule ſtatt Pole die Benennung poſitive und negative Rheophoren (Stromträger). Benennungen der Art ſind in der heutigen Phyſik nur zu häufig. Hypotheſen belehren uns nicht über die Beſchaffenheit der Natur: es ſind Fictionen, zur Bequemlichkeit des Calculs erfunden, ſie ſind aus einem zugeſtandenen Cirkel entſtanden. Denn erſt zieht man allgemeine Folgerungen aus den gegebenen Erſcheinungen, dann ſucht man die Geſetzmäßigkeit der Erſcheinungen aus dieſen Folgerungen durch den Calcul zu fixiren, die Hypotheſe, die ſo als Grundlage der Erklärung dient, bleibt ſelbſt nicht unverändert. Im Verfolg der verſuchten Erklärung modificirt man dieſe nach dem Calcul. Sie erhält dadurch ein ungemeſſenes Feld willkührlicher Thätigkeit. Doch mag dieſe mathematiſche Accommodationsmethode ſo weit reichen, wie ſie will, — das höchſte Intereſſe für die Naturwiſſenſchaft iſt offenbar, daß das Bewußtſeyn ihres willkührlichen Urſprungs immer lebendig erhalten werde. Dieſe Betrachtung iſt zu wichtig, als daß wir ſie nicht verfolgen ſollten. Eine jede neue Entdeckung kann eine herrſchende Hypotheſe ſtürzen — und wenn die Erhaltung und weitere Ausbildung einer Idee, wie die der Gravitationslehre, als ein Gewinn für die Phyſik betrachtet werden muß, ſo iſt dahingegen der Sturz einer Hypotheſe ein großer Vortheil, ja die ganze Geſchichte der Phyſik zeigte in einer jeden geſtürzten Hypotheſe eine Hemmung, oder eine läſtige Beſchränkung aufgehoben.

Keine Fiction vermag uns über den Grund der Geſetzmäßigkeit, die durch den Calcul zum Vorſchein kommt, zu belehren. So kann eine Maſchine durch Menſchen, durch Thiere, durch Feuer, durch Waſſer, durch Dämpfe in Bewegung geſetzt ſeyn — weiß man die bewegende Kraft zu verbergen, ſo kann der Calcul die Kraft der Maſchine berechnen, über den Urſprung der Kraft kann ſie keinen Aufſchluß geben. Es kann daher immer mit der größten Wahrſcheinlichkeit vorausgeſetzt werden, daß eine jede Hypotheſe falſch ſey, und es iſt von großem Intereſſe, auf ihren Sturz hinzuarbeiten. Die Phyſiker unſerer Tage, die ſich in einem unüberſehbaren Gewirr von Thatſachen, Entdeckungen, Notizen, Tabellen, Formeln herumtreiben, fühlen ſehr wohl, wie locker das Band der Hypotheſen iſt, die, neben einander hingehend, ſich nie wechſelſeitig verſtändigen. Die Sicherheit des Calculs und die große Maſſe der Entdeckungen gelten ihnen Alles, und ſie ſelbſt blicken mit einem ironiſchen Lächeln auf ihre Hypotheſen, als auf etwas völlig Unweſentliches. — Aber „nicht Jeder iſt frei, der ſeiner Kette ſpottet“. — Der Naturforſcher muß daher, wenn er wirklich den Namen eines nüchternen unbefangenen, nicht von ſeinen eigenen Ketten gefangenen behaupten will, in jedem Moment der Betrachtung die Flexibilität des Geiſtes behalten, die ihm eine Naturerſcheinung neben der hypothetiſchen Bekleidung in ihrer urſprünglichen nackten Geſtalt zeigt, damit ihm nicht nur der Sinn bleibe, eine jede Thatſache, die zum Sturz einer Hypotheſe — auch ſeiner eigenen — dienen kann, wenn ſie ihm unwillkührlich entgegen kommt, als einen Gewinn zu begrüßen und zu verfolgen, ſondern auch, was noch wichtiger iſt, damit ihm die Fähigkeit bleibt, ſolche Entdeckungen zu machen. Man würde dann, häufiger, als es leider geſchieht, erfahren, daß ein großer Theil unſerer ſcharfſinnigſten mathematiſch begründeten Hypotheſen — Rechnungen ohne Wirth genannt werden müſſen. Aber die Sprache iſt keinesweges gleichgültig. Ein fortdauernd gebrauchtes Wort ſchleicht ſich mit Gewalt in die Seele hinein, und die zähe Gewalt der Gewohnheit macht uns immer unfähiger, etwas andres zu denken, uns etwas anderes vorzuſtellen, als was das immer wiederholte Wort bezeichnet. So werden Fictionen gewiſſermaßen viſionär und unſere ganze Phyſik ein Heer undurchdringlicher phantaſtiſcher Hypotheſen. — Sprechen doch die Phyſiker, als ſähen ſie die elektriſche Materie in feurigen Büſcheln ausſtrömen, und was der Phyſiker doch wenigſtens als Hypotheſe anerkennt — wenn gleich nicht mit jener Freiheit der Seele, die die urſprüngliche Thatſache von der Fiction entkleidet unbefangen erblickt — das wird dem Laien eine unbeſtreitbare Wahrheit, geht von Mund zu Mund durch ganze Geſchlechter, verzerrt die Naturanſicht eines ganzen Zeitalters, und dieſe dringt dann ſo mächtig und unwiderſtehlich, wie ſie immer in den weitern Kreiſen des menſchlichen Denkens wirkt, in alle Wiſſenſchaften, in alle Gedanken hinein, verunſtaltet, je weiter ſie reicht, deſto mehr, das Leben, das Wiſſen, ja die Religion, und kehrt ſo, mit der Gewalt einer unwiderſtehlichen Maſſe in die Schule der Phyſiker zurück, ſie immer enger, immer beſchränkender zu feſſeln und jede unbefangene Betrachtung unmöglich zu machen. Wir werden Gelegenheit genug finden, in dem Verfolg der Unterſuchungen, denen dieſe Blätter gewidmet ſind, Belege zu dieſer keinesweges übertriebenen, vielmehr in jeder

Rückſicht ſtreng wahren Behauptung zu liefern. Denn faſt unſere ganze Phyſik iſt in hypothetiſche Formeln, fingirte Anſichten, in eine auf dieſe gebaute, erkünſtelte Sprache, die jede freie Betrachtung der urſprünglichen Natur zudeckt, hineingetaucht. Der Begriff der Polarität iſt keinesweges eine Erfindung neuerer Zeiten, er bezeichnet, ſtreng und rein eine unleugbare Thatſache, und ſollte es ſich zeigen, daß er den Hypotheſen der Phyſiker unbequem wäre — deſto beſſer! offenbar wird er, iſt er ſonſt feſt begründet, eben dadurch wichtig.

Ich habe ſchon geäußert, daß ich hier nur die Polemik geſchichtlich einleiten wollte, aber eben deßwegen mußte ich die geſchichtliche Bedeutung des Begriffs der Polarität rechtfertigen.

Wir nähern uns der Zeit, in welcher wir leben, der Darſtellung der Anſichten, die uns noch mehr oder weniger beherrſchen, und die eben Gegenſtand zukünftiger Prüfungen ſeyn ſollen. Es iſt eine reiche Zeit, bedeutende Entdekkungen drängen ſich, offenbar haben die Naturforſcher einen Standpunkt gewonnen, welcher Vieles leiſtete, noch mehr verſpricht. Wir haben oben behauptet, daß ein Gewinn der begründeten mechaniſch mathematiſchen Phyſik, auch der war, daß eine genaue Beſtimmung, was eine phyſikaliſche Thatſache ſey, durch ſie zuerſt begründet wurde. Die Ausſcheldung alles Ungehörigen, die reine Sonderung beſtimmter Verhältniſſe, die nur auf eine ſolche Weiſe geſondert, ſich ganz auf die nemliche Weiſe wiederholen und ſo auf immer gegründete Facta hinſtellen, welche von aller ſubjectiven Täuſchung befreit ſind, gewährt einen Vortheil, der nicht hoch genug geſchätzt werden kann, hat das Zeitalter, wenigſtens innerhalb der Grenzen der experimentalen Phyſik, auf immer von jenem unſichern, verführeriſchen Herumtappen in unbeſtimmten Anſchauungen befreit, wenigſtens die Neigung, ſich einer gleichen Beſtimmtheit zu nähern, in allen übrigen Zweigen der Naturwiſſenſchaft erweckt, ja iſt nicht ohne Einfluß auf alle Verhältniſſe des Lebens und des Denkens geblieben.

Dieſe Behauptung nun ſcheint in einem directen Widerſpruch mit dem oben dargeſtellten Einfluß der Hypotheſen zu ſtehen, und wir müſſen zeigen, wie beide Behauptungen, dieſen Schein ohnerachtet nebeneinander beſtehen können.

Eine phyſikaliſche Thatſache durch genaue Forſchung erkannt, in ihrer Geſetzmäßigkeit ſcharf beſtimmt, iſt Gegenſtand einer tiefergehenden wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, wird aber, noch ſo genau erforſcht und ſinnlich erkannt, noch ſo ſcharf beſtimmt und berechnet dadurch keinesweges ſelbſt wiſſenſchaftlich. Alles, was auf ſolche Weiſe reinlich geſondert, in ſeiner Geſetzmäßigkeit erkannt wird, iſt nur eine ob zwar durchaus nothwendige Vorbereitung. Und ſchon als ſolche gewährt dieſe dem Geſchlecht die wichtigſten Vortheile, die nur dann ihren Werth verlieren, wenn man das höhere Ziel, zu welchem ſie führen ſollen, aus den Augen verliert. Dieſe Vorbereitung entfernt die Täuſchung, die den tiefer Schauenden irre führt. Die Conſequenz der Natur, die den Forſchenden, von welchem Punkt er auch anfängt, welchen Weg er auch verfolgen mag, immer mächtiger ergreift, die Sinne ſchärſt, das Urtheil befeſtigt, das Geſchick erhöht, wird die Mutter der größten folgenreichſten Entdeckungen; indem wir uns der Geſetzmäßigkeit der Natur hingeben, wird ſie unſere Dienerin, wie eine erweiterte menſchliche Organiſation tritt ſie, geordnet, fügſam, als ein lebendiges Glied in unſere geſelligen Verhältniſſe herein und unſer ganzes Daſeyn iſt geſteigert. Iſt es zu verwundern, daß der Glanz überraſchender Entdeckungen, daß ſo große Erfolge, ein völlig neues, in allen Richtungen beweglicheres Daſeyn, daß das bewundernswürdige Geſchick bis dahin in der Geſchichte nicht geahndeter Talente, daß eine Thätigkeit, die in offenem Einverſtändniß mit der Natur ſie ſich immer entſchiedener unterwirft, dem Geſchlecht, als ein großer Sieg erſcheint, daß es die Sieger krönt, daß diejenigen, die auf ein fernes Ziel, auf Mühe und Anſtrengung hinweiſen, auf Schätze, die zu erringen ſind in einer andern ganz fremden Region, während wir in Genüſſen errungener Vortheile, die immer neue verſprechen, ſchwelgen, nicht gehört werden?

Und dennoch behaupten wir, daß dieſer Glanz der Phyſik, dieſes Großartige ſeiner äußern, ſinnlichen Geſtaltung, gar nichts Wiſſenſchaftliches enthält, ja, daß dieſer Weg, einſeitig verfolgt immer weiter von aller Wiſſenſchaft entfernt. Keine Hypotheſe hat die Phyſik gefördert. Die Gravitationslehre war mehr. Ihr fordert den Beweis? Wir würden uns wenigſtens nicht wundern, wenn eine ſolche Forderung an uns erginge. Denn was der unſterbliche Schelling ſeit einem Vierteljahrhundert lehrte, iſt wie vergeſſen, obgleich es unwiderlegt und unwiderlegbar daliegt. — In der qualitativen Phyſik hat aber keine Hypotheſe irgend etwas gefördert, weder die feſtere Beſtimmung der Thatſachen, noch ihren geſetzmäßigen Zuſammenhang unter einander, und man kann bei einer jeden genauen Unterſuchung, die wirklich fördernd war, eine andere willkührliche Fiktion unbedenklich unterſchieben und das nemliche Reſultat erhalten. Aber hemmend, beſchränkend hat dieſe falſche Richtung gewirkt, wie eine kurze Darſtellung des Zuſtandes der gegenwärtigen Phyſik beweiſen ſoll.

Zwar überblicken wir im Großen die Stadien der Entwickelung der Phyſik, wie ſie durch die verſchiedenartigſten Geiſter, durch ſcheinbaren Zufall, aber deutlich durch eine geheime Intelligenz, deren bewundrungswürdige Spuren wir in den früheren Epochen zu verfolgen ſuchten, gefördert wurde, dann erkennen wir, bis auf dieſen Augenblick, einen ſo bedeutungsvoll geordneten Gang, daß der verworrene Zuſtand der Wiſſenſchaft faſt unglaublich — ſcheint. Nichts kann uns mehr, als dieſe Betrachtung, davon überzeugen, daß eine Zeit vor uns liegt, die über den Calcul und über die chemiſche Analyſe hinausſtrebt, eine Zeit, die denjenigen verborgen blieb, die ihre Entwickelung zu fördern beſtimmt waren, die, indem ſie allmälig reif wird, denen, die ſie herbeiführten, wie ein drohendes Zeichen vorſchwebt.

Mag man den Magnetismus, wie man will, deuten, mag man die Erde, als einen einfachen oder doppelten Magneten betrachten, ſo viel iſt dennoch faktiſch gewiß, er bildet einen Gegenſatz, der für die ganze Erde gilt. Um in der Sprache der empiriſchen Phyſik zu reden: die Schwerkraft ſtelle die Einheit der geſammten Erde, das quantitative Verhältniß derſelben dar, der Magnetismus ein Zwiefaches, Entgegengeſetztes der Kräfte, ein Qualitatives. Einen einfachen, unaufgelöſten Gegenſatz kann man ſich in der Natur nicht denken. Wie die Gravitation die Himmelskörper in kreiſende Punkte verwandelt, ſo erſcheinen ſie durch den Magnetismus als Linien, deren Biegung der endliche Blick nicht überſchauen kann, und der unbefangene, durch die Einſeitigkeit der quantitativen Phyſik nicht beſchränkte, durch die Gewalt willkührlicher Hypotheſen nicht gehemmte Forſcher ſieht ſich genöthigt, in dem Magnetismus eine kosmiſche Erſcheinung anzuerkennen, wie ſchon Keppler und Gilbert ahndeten. Alle magnetiſche Bewegungen, wenn ſie auch durch telluriſche Verhältniſſe erregt werden, wie die ſogenannten elektro-magnetiſchen, ſind cosmiſcher Art, und keine Modification vermag die univerſelle Richtung des für die Erde unüberwindlichen Gegenſatzes aufzuheben. Die Naturforſcher haben es verkannt, obgleich die erſte genaue Unterſuchung wie unwillkührlich zu dieſer Anſicht leitete, aber es bleibt doch merkwürdig, daß dieſe beiden kosmiſchen Richtungen, die der Einheit, wie die des Gegenſatzes, die erſten waren, die dem erwachten Geſchlecht gereicht wurden. Der geſchichtliche Geiſt vergiſst nichts, auf verborgene Schätze beſinnt er ſich früher oder ſpäter, und hebt hervor, was lange verdrängt war — Wir haben geſehen, wie nur der Begriff der Polarität, in ſeiner höchſten Einfachheit, der Gewinn war, den die Phyſik aus einer ſo großen Entdeckung, wie die des Erdmagnetismus zog.

Die Elektricität ſtellt den Gegenſatz in einer weit größern Verwickelung dar. Bekanntlich hatte die anziehende Kraft des geriebenen Bernſteins und des Lyncurs die Aufmerkſamkeit der älteſten griechiſchen Philoſophen auf ſich gezogen. Und bis auf Gilbert kannte die Phyſik nur dieſe Erſcheinung. Man kann alſo behaupten, daß die Elektricität zu gleicher Zeit mit dem Magnetismus ein Gegenſtand phyſiſcher Forſchung wurde, und ſo ruhte der Keim der ganzen heutigen Phyſik in ihren erſten Anfängen. Sieht man nicht auf den Erfolg der Gilbertſchen elektriſchen Verſuche, der allerdings unbedeutend war, ſondern nur auf die Verſuche, ſo muß man geſtehen, daß ſich hier noch mehr als bei den magnetiſchen, ein erſtaunenswürdiges experimentirendes Talent entfaltete. Er erweiterte nicht allein den ſo viele Jahrhunderte hindurch auf den Bernſtein und Tourmalin beſchränkten Kreis der Körper, die durch Reibung elektriſch werden, er entdeckte auch die Anziehung des Rauches, ja des Waſſers durch Elektricität, und daß, bei der Art, wie er experimentirte, ihm der Einfluß der feuchten und trocknen Luft auf das Mißlingen und Gelingen elektriſcher Verſuche nicht verborgen blieb, muß uns in Erſtaunen ſetzen. Durch Gilbert entdecken wir, wie durch den gleichzeitigen Galiläi die erſten Aeußerungen des von jetzt an geſchichtlich werdenden Talents, aus welchem die ganze heutige Phyſik ſich entwickelte. *)

---

*) De Magnete. 1600. Lib. 2. Cap. 2.

Aber dennoch blieb ihm der Gegenſatz der Elektricität verborgen, und es iſt bekannt, wie lange es dauerte, ehe ſeine merkwürdigen Verſuche irgend einen bedeutenden Erfolg hatten. Das ganze ſiebzehnte Jahrhundert verſtrich, ohne daß die Lehre von der Elektricität irgend einen Fortſchritt machte, Boyle's, Otto von Guericke's, Newtons Verſuche haben nur ein hiſtoriſches Intereſſe und ſelbſt Hawkesbee's Experimente mit dem Leuchten der Electricität im luftleeren Raum, konnten wohl Erſtaunen erregen, aber ſie hatten keinen Erfolg. In der That, mit der Entdeckung der Leitung durch Johann Grey *) (1728 — 33) und mit der des elektriſchen Gegenſatzes durch du Fay **) (1733 — 37) **) trat zuerſt die Lehre von der Electricität auf eine erfolgreiche Weiſe in der Geſchichte der Phyſik auf. Sie hat zwei deutlich zu unterſcheidende Epochen. Die erſte, die der Iſolatoren, die durch Reibung elektriſch werden. Die herrſchende Anſicht in dieſer Epoche war, daß die Elektricität mitgetheilt würde — die Entdeckung der elektriſchen Maſchine machte ſie der Welt bekannt, ſie erregte Erſtaunen, ja Schrecken und die entdeckte Elektricität des Gewitters bildet den Blütepunkt dieſer Epoche. Ich nenne ſie die Frankliniſche. Die Mitte des achzehnten Jahrhunderts war nicht abergläubiſch. Aber die Electricität war wie ein Blitz in die Geſchichte hineingeſchlagen und es war nicht zu verwundern, daß die Schule, wie die Laien geblendet wurden. — Sie erſchien ihnen, wie ein geheimer Zauber, bis gegen das Ende des Jahrhunderts glaubte man das Leben aus der Electricität entſprungen, durch ſie erhalten, ſo daß man eine Zeitlang Wunderkuren durch Electricität verrichtete, auf dieſelbe Weiſe, wie in unſeren Tagen durch thieriſchen Magnetismus und Händeauflegen.

---

*) Philosophical Transact. abredged. Vol. 7. a. 8.

**) Memoires de l'Acad. royal d. sc. 1733 — 1737.

Die zweite Epoche iſt die der Leiter. Sie werden durch Berührung elektriſch, die Vertheilung trat in dieſer Epoche an die Stelle der Mittheilung, die Entdeckung des Elektrophors bildete den Uebergang von der vorigen Epoche zu dieſer und durch die Erfindung des Condenſators ward ihre höchſte Entwickelung möglich. Wenn die erſte Epoche ſich durch groſe, in die Augen fallende Erfolge auszeichnete, ſo war es mehr die ſtrenge Verfolgung der Geſetzmäßigkeit aller elektriſchen Erſcheinungen, das Auffinden der electriſchen Funktion in den zarteſten Beziehungen, die dieſe zweite Epoche für die Phyſik ſo wichtig machte

Die Elektricität des Gewitters bildete das Hauptmoment der erſten Epoche und wir beherrſchen, ſeit wir dieſe Kenntniß erlangten, eine der größten gewaltigſten Naturerſcheinungen. — Aber die kaum bemerkbare Elektricität, die dann entſteht, wenn zwei heterogene Metallplatten ſich berühren, war eine eben ſo wichtige, ja in die Kenntniß der Geſetzmäßigkeit der Natur tiefer eingreifende Entdeckung, das Hauptmoment dieſer Epoche. Wir nennen ſie die Voltaiſche. Durch ſie erkannte man in der Elektricität den geſetzmäßigen Haupttypus aller wechſelſeitigen Einwirkung zweier differenter Körper auf einander und die Elektricität bildet, von dieſer Zeit an, den eigentlichen Mittelpunkt der ganzen qualitativen Phyſik. Aber eben in den leiſeſten, unbemerkbarſten Aeußerungen erſcheint ſie uns am wichtigſten, nicht da allein, wo eine ſtark ausgeſprochene qualitative Differenz eine große Energie elektriſcher Spannung erzeugt, da vielmehr, wo eine bloße Verſchiedenheit der Oberfläche, der Temperatur, ja der Farbe ſie erregt. Aber dieſe Entdeckung führte uns viel weiter als Magnetismus. —

Der letztere erſcheint in großartiger Einfachheit, hinweiſend nach kosmiſchen Verhältniſſen, deren Wechſel in einem unendlichen Raum, in einer unendlichen Zeit ſich nicht überſchauen läßt. — Die Veränderung der Abweichung hängt von elektriſchen Verhältniſſen ab, die keinen Einfluß auf den Erdmagnetismus, als ſolchen haben, während ein fortdaurender Wechſel zum Weſen der Elektricität gehört. Sie entſteht, verſchwindet und wird wieder erregt allenthalben und in jedem kleinſten Momente. Der Magnetismus wirkt in erhabener Einſamkeit, abgewandt von allen wechſelnden Proceſſen, — denn offenbar ſind die Bewegungen der Abweichung ſolche, durch welche die veränderlichen Proceſſe der Erde widerſtrebend gefeſſelt und in jene Ruhe des ſtarren, urſprünglichen Gegenſatzes hineingezogen werden — dieſer ſelbſt aber wird durch keinen Wechſel der Erde geſtört. Die Elektricität aber iſt Allem Alles, und die Anſicht, daß ſie alle chemiſchen Proceſſe einleitet, lag ſchon jetzt ganz nahe, obgleich Lichtenberg, als er auf eine eigenthümliche Thätigkeit der Elektricität bei der Waſſerbildung durch den elektriſchen Funken deutete, der erſte war, der ſie weiſſagend ausſprach. So entwickelte ſich jener Haupttypus aller qualitativen Veränderung, erſt nachdem die Lehre der einfachen Geſetze der Polarität, wie ſie in den magnetiſchen Erſcheinungen ſich kund geben, faſt völlig begründet war.

Wenn Magnetismus und Elektricität uns den Haupttypus des einfachen Gegenſatzes zeigen, ſo ſind es vielmehr die körperlich fixirten, für die ſinnliche Erſcheinung unüberwindlichen (unzerlegbaren) Qualitäten, die die Grundlage der Chemie bilden (den Wurzelwörtern der Sprache ähnlich). Ihre Mannigfaltigkeit, die zahlreichen Combinationen der Trennungen und Verbindungen, die unüberſehbare Menge der Produkte, die aus dieſen Verbindungen entſtehen, eröffnen dem Experiment ein unermeßliches Feld. Aber eben deßwegen war die Aufgabe für die experimentale Naturforſchung, wenn ſie die Geſetzmäßigkeit, die in dieſem ſcheinbaren Chaos von

Miſchungen und Entmiſchungen verborgen lag, enthüllen wollte, eine unendlich verwickelte.

Man wird nun behaupten, daß eben dieſe Kunſt, anſtatt die Anſicht einer allmähligen, regelmäßigen Stadien folgenden geſchichtlichen Entwickelung, wie wir ſie bis jetzt darzuſtellen ſuchten, zu unterſtützen, dieſe vielmehr auf das entſchiedenſte widerlegt. Denn die chemiſche Kunſt iſt die älteſte aller Künſte, ihre erſte Entſtehung verliert ſich wie die der Aſtronomie in einer mythiſchen Zeit.

Aber eben das merkwürdige Verhältniß der Chemie zu unſerer heutigen Phyſik wird dazu beitragen, unſere Anſicht zu beſtätigen, in ein helleres Licht zu ſetzen. Denn dieſe Kunſt blieb der Phyſik, während ihrer mächtigen Entwickelung, bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts fremd, ſtand wenigſtens nur in einer ſehr entfernten Beziehung zu ihr, und konnte keinesweges, als ein integrirender Theil derſelben, ſo wie ſie ſich in der ſtrengern Schule ausbildete, betrachtet werden. Vielmehr war die Chemie die Stätte, nach welcher der oben dargeſtellte Geiſt der Naturanſicht des Mittelalters ſich zurückzog, nachdem er aus der mechaniſchen Phyſik, die das Bewußtſeyn, die Geſetzmäßigkeit der Natur auf dem experimentalen Wege zu erforſchen, klar ausgebildet hatte, ſchon längſt verdrängt war. Die beiden Helmonte, Vater und Sohn, obgleich die fortſchreitende Zeit auch ihren Einfluß auf ſie äußert, obgleich einzelne, wie weiſſagende Blicke in eine Zeit, die ſich erſt ſpäter entwickelte, ihnen vergönnt waren, obgleich wir Aeußerungen in ihren Schriften von einer noch nicht geahndeten Tiefe entdecken — Vorzüge, welchen die auf ſinnliche Erſcheinung beſchränkte, experimentirende und berechnende Methode entſagen mußte — ſind dennoch ganz in den Anſichten der frühern Zeit gefangen; dieſelbe mehr ahnende, als erkennende Tiefe, daſſelbe träumende Bündniß mit der Natur, daſſelbe Streben, aus der dunkeln Tiefe, in welcher ſie ſich gefeſſelt fühlten, ſich reinigend zu erheben. Sie ſtanden in einer andern Welt, derjenigen der herrſchenden Reflexion völlig fremd, ja von ihr, als irreleitend, vermieden.

Selbſt bis in unſern Tagen, iſt jene Macht einer magiſchen Anſicht aus der Chemie nicht ganz verdrängt, obgleich ſie nicht mehr laut werden darf. Sie hat ſich mit jenen finſtern Trümmern einer völlig zerfallenen Vorzeit verbunden, und treibt, hier und da, wie dieſe, einen geheimen Spuk unter dem Volk.

Es iſt nicht zu leugnen, daß einige der ausgezeichnetſten Phyſiker der Schule ſich mit der Chemie beſchäftigten, wie Robert Boyle, daß einige Chemiker des ſiebzehnten Jahrhunderts ihre Kunſt im Sinne der erwachten Zeit auszubilden ſuchten, wie Glauber. Aber alles blieb zerſtückelt, fragmentariſch und ſelbſt der berühmte Becker (in ſeiner Physica subterranea) vermag den düſtern Geiſt der Vorzeit nicht in ſeinen Lehren zu verdrängen, der, jemehr er nur als trübe Ruine einer Zeit, die früher ein volles Daſeyn entfaltete, übrig blieb, deſto ungenügender, ja oft in grellem Widerſpruch mit dem, was ein helleres Bewußtſeyn leiſten mochte erſchien.

Stahl wird allgemein als der erſte angeſehen, der eine Verbindung der bis zu ſeiner Zeit getrennten Chemie mit der Phyſik vorbereitete. Ich möchte ihn den Carteſius dieſer myſtiſchen, magiſchen Welt nennen, der, durch den erſten allgemeinen, aus der beobachtenden und experimentirenden Reflexion entſtandenen Begriff, das letzte magiſche Siegel löſte. Es war nicht ſo ſehr die Hypotheſe von dem Brennſtoff, die ihm die in der That bedeutende Stelle anwies, die er einnahm, wie die große univerſelle Bedeutung, die der Verbrennungsproceß von jetzt an auf immer erhielt. Man hatte ein vereinigendes Princip für eine große Menge Proceſſe gefunden und man darf dieſe Anſicht eine Entdeckung nennen. Man mußte die größere Bedeutung des Verbrennungsproceſſes ſchon erkannt haben, ehe man für dieſen eine allgemeine hypothetiſche Grundlage ſuchte. Dieſer erweiterte Begriff war es, nicht die Hypotheſe, die zur ſtrengern, ſichern Entwickelung der Chemie beitrug. Aber merkwürdig iſt es, daß dieſe erſte allgemeine chemiſche Hypotheſe, obgleich in ihr eine wirkliche Idee verborgen lag, in ihrer erſten Geſtalt, als ein Verborgenes, faſt Myſtiſches erſchien, ſo daß dieſe ſelbſt, obgleich aus der Reflexion entſprungen, das Gepräge der frühern magiſchen Zeit tragen mußte.

Wie ſehr auch die Chemie ſich erweiterte und ausbildete, ſie blieb dennoch in der ganzen erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Phyſik fremd. Black, Scheele und Bergmann waren die erſten, die durch die Schärfe ihrer Verſuche die Stahlſche Lehre mit der Phyſik in eine genauere Verbindung brachten. Als die Kohlenſäure in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt, der Sauerſtoff entdeckt, das Waſſer zerlegt ward, als Lavoiſier's Scharfſinn die zerſtreuten Thatſachen vereinigte, um auf ſie ſeine Theorie des Verbrennungsproceſſes zu gründen, als es ihm vorzüglich gelang, mathematiſche Beſtimmtheit in alle Verſuche, genaue Berechnungen des ſpecifiſchen Gewichts, welche feſtere Beſtimmungen der Gewichtsmengen erlaubten, in der Chemie einzuführen, ſtürzte die Scheidewand, die bisher Phyſik und Chemie von einander getrennt hatte, und die Wärmetheorie, die ſchon früher ſich zu entwickeln anfing, gehörte beiden Doctrinen zu. Von jetzt an begann die herrſchende chemiſche Epoche der Phyſik; eine Kunſt, die bisher in die pharmaceutiſchen Laboratorien gebannt war, bildete ſich zu einer alle qualitativen Erſcheinungen des Lebens umfaſſenden Lehre aus, der innere Zuſammenhang der Erklärungen, die Wichtigkeit der Reſultate für das bürgerliche Leben, die Menge der Entdeckungen, verſchaffte der Chemie einen allgemeinen Eingang. Jetzt fing man auch an chemiſche Verhältniſſe zur Erklärung großer Naturerſcheinungen anzuwenden, ſelbſt das Lebendige ward mehr oder weniger in dieſen Kreis der Erſcheinungen hineingezogen, und die Chemie erhielt das große Anſehen, das ſie noch behauptet.

Verfolgen wir nun die bedeutendſten Epochen in der Entwickelung der Phyſik, ſeit ihrer entſchiedenen Vereinigung mit der Chemie, die Geſchichte der Phyſik ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, ſo entdecken wir Stadien der Entwickelung, die um ſo mehr, als aus einer höhern die Geſchichte leitenden Intelligenz entſprungen betrachtet werden müſſen, da die herrſchende Phyſik ſie als ſolche kaum anerkennt.

Zuerſt trat Berthollet hervor, der die Chemie mit der mechaniſchen Phyſik in eine bis dahin nicht geahndete Verbindung brachte. Seine Lehre von dem Einfluß der chemiſchen Maſſe, und die damit zuſammenhängende, von der Wirkung veränderter Cohärenzverhältniſſe auf die Verwandtſchaft iſt als eine, auf immer faktiſch begründete zu betrachten, und völlig unabhängig von den bekannten und widerlegten Folgerungen.

Dann, als dieſe Lehre ſchon feſt begründet war, trat eine wichtige Entdeckung hervor, die die Chemie mit der Elektricität verband. Die chemiſche Verwandtſchaft hatte nun ein feſteres Princip erhalten; was, ſeit Bergmann, nur in Tabellen geordnet war, mußte, ſo ſchien es, eine höhere als bloß tabellariſche Bedeutung erhalten. Die Voltaiſche Säule, dieſe unvergängliche Ehren- und Denkſäule ihres großen Entdeckers — iſt auch deßwegen ſo merkwürdig, weil kaum irgend eine große Entdeckung ſo rein, als der Gipfel einer folgerechten Reflexion, erſchien, die ein langes Leben hindurch verfolgt wurde. Und dennoch würde dieſe Reflexion keine Grundlage gefunden haben, auf welche ſie bauen konnte, wenn nicht der Zufall Galvani mit den merkwürdigen Erſcheinungen der einfachen galvaniſchen Kette mit einem thieriſchen Glied bekannt gemacht hätte, wenn Volta nicht, durch ſeinen Streit mit Galvani Gelegenheit gefunden hätte, was ihn frühere Forſchung über die Geſetze elektriſcher Vertheilung gelehrt hatte, weiter, ſchärfer auszubilden. Und doch ahndete er nicht, konnte nicht ahnden, was im Gang ſeiner Beobachtungen gar nicht lag, den großen Einfluß ſeiner Entdeckung auf die ganze Chemie, ſo daß dieſer, da er unmittelbar mit der Entdeckung der Säule hervortrat, den Entdecker ſelber überraſchen und um ſo mehr, als ein Geſchenk einer höhern Intelligenz erſcheinen mußte, wenn man erwog, wie alle frühern Forſchungen, als den Forſchenden verborgene Vorbereitung erkannt werden konnten. Wir verehren Volta, er war ein hochbegabter, ausgezeichneter Phyſiker und wir glauben nicht ſeinen Ruhm zu ſchmälern, wenn wir behaupten, daß er keine Ahndung hatte, nicht haben konnte von der Bedeutung der Säule, die mit deren Entdeckung unmittelbar gegeben war. Wenn wir die Ausbildung der Chemie in dieſer Zeit, die keimende Anſicht, die in den Erſcheinungen der Metallreductionen ein höheres Princip, als das herrſchende der chemiſchen Verwandtſchaft zu ahnden begann, erwägen, wenn wir dann zugleich die Geſchichte der Streitigkeiten zwiſchen Galvani und Volta verfolgen, wie dieſer die Quelle der galvaniſchen Erſcheinungen, die Zuckungen thieriſcher Muskeln, aus der durch Berührung zweier Metalle erregten Elektricität abzuleiten ſuchte, wie es ihm vorzüglich wichtig ſeyn mußte, die thieriſchen Glieder zu entbehren, wie er vorausſetzen mußte, daß, was in der thieriſchen Kette, als Zuckung erſchien, ohne dieſe eine andere, wie ſchon die phyſiologiſchen Zungenverſuche vorausſehen ließen, chemiſche Wirkung ſeyn mußte, wie dieſe Wirkung, wenn ſie klar hervortreten ſollte, eine bedeutende

Steigerung der durch die Berührung zweier Metalle erzeugten Elektricität erforderte — und wie nun die Säule entdeckt ward — wenn wir dieſes Alles erwägen, wenn wir ſehen, wie alles von den verſchiedenſten Seiten reif ſchien, das große Geſchenk zu empfangen, und wie das wechſelſeitige Verſtändniß ohne dieſes nicht möglich war, ſo können wir hier die höhere leitende Hand kaum verkennen. Und doch haben wir abſichtlich eine Seite der Betrachtung, eben die wichtigſte, ruhen laſſen, die Bewegung der Geiſter, die eben in dieſer Zeit, in einer andern, von den Phyſikern verſchmähten Richtung, muthig und fröhlich hervortrat und die wir aus Gründen, die der nachdenkende Leſer leicht einſehen wird, hier nicht verfolgen können.

Indem wir nun die Lehre der chemiſchen Phyſik, die, während die Electrochemie ſich entwickelte, als die bedeutendſte erſcheint, Berzelius Proportionenlehre nehmich, erwähnen, ſehen wir uns genöthigt, eine Behauptung zuſtellen, ohne ſie hier beweiſen zu können. Dieſe nehmlich, daß die Proportionenlehre richtig verſtanden, und nicht in die verzerrende Atomenlehre hineingezogen, die ſie in den Händen des großen Entdeckers beſchränkt, die tiefſte Begründung der Chemie, in ihrer Verbindung mit der Elektricität, als dem allgemeinen Typus aller Verwandtſchaft enthält. — Wir müſſen dieſe Behauptung ohne Beweis hinſtellen, weil dieſer nur möglich wird durch eine eigene, ausführliche Unterſuchung, die wir unſern Leſern nicht ſchuldig bleiben werden. — Wie ſehr auch der Begründer dieſer wichtigen Lehre ſich dagegen ſträuben mag, ſo iſt es dennoch gewiß, daß die tiefſte wiſſenſchaftliche Begründung ſeiner Lehre erſt dann Statt finden kann, wenn die Hypotheſe, die er annimmt, widerlegt ſeyn wird. Endlich ſchloß dieſe merkwürdige Reihefolge geſchichtlicher Entwicklungen mit Oerſtedt's berühmter Entdeckung. Das erſte Viertel unſers Jahrhunderts war beſtimmt, alle diejenigen Haupterſcheinungen der Natur, die von einander getrennt, iſolirt in ihrer Geſetzmäßigkeit zwei Jahrhunderte hindurch erforſcht waren, in eine bedeutungsvolle Vereinigung treten zu ſehen. In der That, wenn wir dieſe Reihefolge von Entwicklungen überſchauen — muß ſie uns nicht als eine höchſt bedeutungsvolle, in ſich klare, organiſche Entfaltung erſcheinen? Sollte man nicht glauben, daß ein ſolches geordnetes geſchichtliches Fortſchreiten, in welchem ein jedes vorhergehende Glied das nachfolgende keimend in ſich enthielt, auch in der Schule eine zuſammenhängende Ordnung erzeugen würde, daß die Lehre einer ſo begünſtigten Zeit einige Spuren der Harmonie der geſchichtlichen Entwicklung enthalten werde?

Wir haben die, jetzt ſchwankende Lehre vom Lichte auch hier nicht erwähnt, denn noch iſt der Phyſik das Licht nicht aufgegangen. Die Morgenröthe der Naturwiſſenſchaft wird dann aufgehen, wenn man den Zuſammenhang aller Erſcheinungen, den einen Geiſt in Allem, und mit dieſem auch das Licht erkennen wird. Aber Räthſel haben ſich auch in dieſer Lehre hervorgedrängt, die, indem ſie die Naturforſcher zu den verwickeltſten Hypotheſen führten, die hier vorzüglich mit denen des erſterbenden ptolomäiſchen Syſtems viele Aehnlichkeit haben, hoffnungsvoll auf eine Zeit der Erneuerung zu deuten ſcheinen. — Dieſe Forſchung iſt die tiefſte, und wenn derjenige erſcheint, der zweite Copernicus, der die belebende Sonne wirklich als den Mittelpunkt des Syſtems erblickt, — dann erſt wird es zu tagen anfangen.

Was iſt nun der Erfolg dieſer Entwicklung geweſen? Bietet der Ueberblick über den Reichthum an Entdeckungen jenen Genuß, der aus zuſammenhängender geiſtiger Einheit entſpringt? Hat das Geſchlecht ſeine Aufgabe verſtanden?

Hat die Anſicht, die in der mechaniſchen Phyſik ſo Vieles, ſo Großes leiſtete, in der qualitativen Phyſik die nehmliche ordnende Gewalt ausgeübt? oder — ſind Zeichen da, die uns hoffen laſſen, daß was noch nicht erlangt iſt, in irgend einer Zukunft erreicht werden kann? Eine jede unbefangene Betrachtung der Lage der Phyſik unſerer Tage kann dieſe Frage beantworten. Nie ſtand eine Lehre, die ſich Wiſſenſchaft nennt, in einem mehr ſchreienden Widerſpruche mit ihrem Gegenſtand. In der Natur iſt alles Einheit, Leben, aus einer Quelle ſtrömt alles, und fließt in ſich zurück in ewiger Erneuerung. — Hier iſt alles ein unendlich zerſtückeltes, Sandkorn zu Sandkorn gezählt ohne Abſicht und Ende. — In den Schulen der Phyſiker iſt die Natur einer Ruine ähnlich, aus welcher hier und da Schätze als Spolien für die unerquicklichen Bemühungen des berechnenden Verſtandes geraubt werden. — Stoffe werden entdeckt, Verhältniſſe werden ſtrenge geordnet, aber in der Trennung von dem Ganzen, haben ſie keine Bedeutung und die innere Einheit wird nicht erkannt, wird verſchmäht, wenn man ſie anzudeuten wagt.

Die Ordnung vom innern Zuſammenhang der elektriſchen Erſcheinungen, die wir Volta verdanken, iſt erſchüttert, das hoffnungsvolle Gebäude Lavoiſier's iſt zuſammengeſtürzt, die Voltaiſche Säule iſt ein Babelthurm geworden, der, indem er größere Einheit verſprach, eine faſt unüberſehbare Verwirrung hervorrief. Von ihr aus wollte man eine allgemeine Ausſicht über das Gewühl chemiſcher Verbindungen gewinnen, aber jeder Verſuch machte die Ausführung unmöglicher und der berühmteſte unter allen (der des Berzelius) iſt als der am meiſten mislungene zu betrachten. Von ihr aus ward ein Blick in die dunkle Welt des Magnetismus geworfen. — Welche Früchte hat dieſe große Entdeckung getragen, deren Wichtigkeit ein jeder, wie gezwungen, behauptet, ohne ſichs klar machen zu können, worin ſie beſteht? Magnetismus durch Wärme, durch Drehung iſt ſeitdem entdeckt. Wo iſt die Hoffnung eine wirkliche innere Einheit dieſer offenbar verwandten Erſcheinungen zu finden. Jede bedeutende neue Entdeckung hat zwar die Maſſe unſrer Kenntniſſe, aber auch die Verwirrung vermehrt. — Welche hoffnungsloſe trübe Zeit liegt vor uns, wenn wir unſere Zeit vergleichen mit jener fröhlichen, weniger reichen des ſiebzehnten Jahrhunderts, als eine jede Entdeckung augenſcheinlich Früchte trug, als ein jeder Fortſchritt einer organiſchen Entwickelung ähnlich war, die durch alle Verirrungen hindurch blickte.

In das Innere der Natur dringt kein menſchlicher Geiſt, rufen die Phyſiker, wir begnügen uns die Natur zu betrachten wie ſie iſt, und allgemeine Geſetze aus den Erfahrungen zu abſtrahiren, ſagen ſie und geben alle Anſprüche auf Kenntniſſe der primairen Urſachen auf. Was verſteht Ihr unter allgemeinen Geſetzen? Doch ſolche, wodurch was ohne Ordnung in der Natur erſcheint, von dem Forſcher in einer höhern Einheit vereinigt erkannt wird? Wenn nun aber, was Ihr ſo in einer abſtrahirten Einheit erkennt nur dazu dient, dasjenige, was die Natur, was Eure Erfahrung, als eine Einheit Euch giebt, völlig zu zerſplittern, daß dieſe, die wahrhaft iſt, ſich unter Euren Händen in eine völlig geſetzloſe Zuſammenſetzung Eurer Abſtractionen verwandelt, was habt ihr gewonnen?

Die einfachen Subſtanzen, die Subſtrate ſind für die Phyſik, was die Wurzelwörter für die Sprache ſind. Wir wählen zwei, das Silber und den Diamanten. Wie erſcheinen ſie in Euren Lehrbüchern? In den Tabellen der ſpecifiſchen Schwere, der abſoluten und relativen Cohärenz, der Strahlenbrechung, der Wärmeleitung, der ſpecifiſchen Wärme, der elektriſchen Leiter und Iſolatoren, in Tabellen des Galvanismus, des Elektromagnetismus, des Thermomagnetismus, der chemiſchen Verwandtſchaften u. ſ. w. findet man ſie aufgeführt, einige dieſer Eigenſchaften bis zu den vierten, fünften Decimalen in ihren graduellen Verhältniſſen beſtimmt. Und nun hebt ihr das ſo in Tabellen Zerſtückelte heraus und ſtellt es zuſammen. — Und das wäre nun das Silber, der Diamant? Wo liegt denn die Hoffnung, dieſe Eigenſchaften in einer Einheit zu erblicken, die eben dasjenige wäre, was für die Erfahrung iſt, da doch der Standpunkt des ſinnlich gegebenen Daſeyns derjenige iſt, auf welchen Ihr Euch geſtellt habt? Liegen dieſe Qualitäten nicht wie fremde Welten neben einander? Kann der Weg, den Ihr verfolgt die Einheit herbeiführen? Wir leugnen ſchlechthin die Möglichkeit. — Wir fordern Euch auf, dieſe auf irgend eine Weiſe zu begründen, damit, wenn Ihr eine ſolche Einheit zu erlangen ſucht — Ihr nicht in die Kategorie der verſchmähten Alchemiſten Euch verſetzt ſehet. Wir ſagen, wenn es Eure Abſicht iſt, eine ſolche Einheit zu erlangen — denn mehr als zweifelhaft iſt ſelbſt dieſe Vorausſetzung.

Unter den Händen der Phyſiker iſt an die Stelle der lebendigen Naturbetrachtung ein empiriſcher Verſtandes-Idealismus getreten, ein Abſtractum beſonderer Welten, in welchen allgemeine Geſetze herrſchen, die aus Fictionen erklärt werden, und das Ganze iſt ein geiſtloſes Aggregat bewunderungswürdiger Virtuoſitäten. Ja dieſelbe einfache Erſcheinung bietet Widerſprüche dar, die ſich nicht auflöſen laſſen. Die Wärme dehnt die Körper aus — ſo lautet das allgemeine Geſetz — aber das Waſſer wird auch durch Kälte ausgedehnt. Wenn Gaſe in tropfbarflüßigen Zuſtand, noch mehr, wenn ſie in feſten Zuſtand übergehen, wird Wärme frei. Aber Schwefelſäure mit Waſſer gemengt, bringt eine verhältnißmäßig geringe Zunahme der Dichtigkeit hervor, der Aggregat-Zuſtand iſt derſelbe, und bei dieſer Miſchung wird die Temperatur gewaltſam erhöht — Gaſe aber — wie Kohlenſäure und Ammoniak bilden einen feſten Körper und die Wärmeerzeugung iſt unbedeutend. Die Ausſtrahlung der Wärme, die Wärmeleitung, die Veränderung in dem Aggregatzuſtand der Körper durch die Wärme, die ſpecifiſche Wärme, haben die Phyſiker genau unterſucht, berechnet, aber ein gemeinſchaftliches Princip für die Aeußerungen derſelben Naturthätigkeit zu finden, iſt ihnen nicht gelungen. Iſt zu verwundern, daß unſere Handbücher der Phyſik nur eine Reihefolge von Aufſätzen ſind, die faſt nichts mit einander gemein haben? — daß die ganze phyſicaliſche Literatur ſich in Journaliſtik auflöſt, daß die phyſikaliſchen Verhandlungen den diplomatiſchen ähnlich ſehen, die ſich endlos in die Breite ziehen? Und wahrlich eher noch werden wir durch dieſe den ewigen Frieden, als durch jene die wiſſenſchaftliche Einheit erhalten. —

Täglich wachſen die Unterſuchungen, die Verſuche, die Beobachtungen, die mathematiſchen Formeln auf Funktionen gegründet, die Entdeckungen, die mannichfaltigſten Anſichten durchkreuzen ſich, und erhöhen die Verwirrung. — Ob unter den Vermuthungen, die der Tag entſtehen ſieht, nicht oft die glücklichſten, ſei es, weil ſie der herrſchenden Anſicht widerſtreiten, oder weil ſie dunkel, ungeſchickt hervortreten, verſchmäht werden, während die ſeichteſten Beifall finden und die hemmende Verwirrung vergrößern — wer will es beurtheilen? Wo iſt in dieſem Chaos der allgemeine Maaßſtab, um die Wichtigkeit einer Unterſuchung zu beurtheilen. — Indem man die Einheit durch grenzenloſe Vermehrung der Einſeitigkeiten zu erreichen ſucht, kann die genaueſte Unterſuchung, mit der größten Virtuoſität angefangen und durchgeführt, in der Beſtimmung der Verhältniſſe völlig exact und dennoch irreleitend, hemmend ſeyn. Iſt es nicht auffallend, daß Berthollets wichtige Unterſuchungen über den Einfluß der chemiſchen Maſſen und der Cohärenzveränderungen auf die Verwandtſchaften anerkannt ſind, — und dennoch bei allen Verſuchen ohne Einfluß erſcheinen?

Und dennoch iſt dieſe in ſich zerfallende Phyſik, deren einzelne Lehren je ſchärfer ſie berechnet ſind, deſto ſchneidender von einander getrennt ſcheinen, dieſes Chaos von Entdeckungen und Beziehungen, ohne alle gemeinſchaftliche Bedeutung, die Grundlage der ganzen Naturkunde, ja die herrſchende Anſicht iſt eben, daß wir nur mit Sicherheit kennen, was mit Schärfe berechnet iſt — Sie giebt die Anleitung zur Erklärung aller großen Naturphänomene, und da, wo das Leben hervortritt, das Auseinandergelegte äußerlich auf einander Bezogene, dem Calcül zugängliche in der innern Unendlichkeit der Productivität verſchwindet, erſcheint das Princip des Lebens, als ein Fremdartiges, das Urſprünglichſte, als ein Aufgetragenes, als eine dunkle Qualität der beſchränkteſten Art, als eine Lebenskraft. —

Die ſchöne Neigung durch eine ſchärfere Beobachtung die Natur in allen ihren wechſelnden Formen zu verfolgen, wie ſie ſchon gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts keimte, entwickelte ſich immer freudiger. Aus allen Gegenden der Erde traten neue Thiere, neue Pflanzen hervor, man lernte allmählig auf die unterſcheidenden Merkmahle achten, ihren Werth, ihre Bedeutung verſtehen, bezeichnen, wir aber eilen die bedeutende Epoche in der Geſchichte der Naturkunde hervorzuheben, die durch einen Mann bezeichnet wird, der einen ſo großen Einfluß auf ſein Zeitalter ausübte, wie wenige, einen Einfluß, der noch immer fortdauert und fortdauern wird. Es wird einem Jeden einleuchten, daß wir von Linné reden, deſſen geſchichtliche Bedeutung in unſern Tagen keinesweges hinlänglich anerkannt wird.

Das Lebendige übt eine große Gewalt über uns. Es wird nicht bloß als Individuum, als beſtimmte Art in ſeiner Einheit, in ſeiner Totalität unmittelbar angeſchaut, auch die mannichfaltigen Beziehungen der lebendigen Formen, die Verhältniſſe, die aus der thätigen Wechſelwirkung entſpringen, drängen ſich uns, in ihrer Beſonderheit, dennoch, als der Einheit eingebildet auf, und ein nicht zu verdrängendes Bewußtſeyn zwingt uns das Geſtändniß ab, daß nichts Lebendiges aus einem bloß äußern, relativen Verhältniß, als ſolchem begriffen wird. Vergebens hat man das Princip des Lebens in einer fremden, erſt durch ſinnliche Erfahrung kund gewordenen Kraft zu finden geſucht, es zeigt ſich als eine intelligente Einheit und eben daſſelbe, was die innerſte Quelle des Lebens für jede ſinnliche Wahrnehmung in ein undurchdringliches Geheimniß verhüllt, offenbart uns unmittelbar ſeine Verwandtſchaft mit dem Geiſtigen, es iſt, wie ganz und durchaus ein Aeußeres, ſo auch ganz und durchaus ein Inneres.

Und dennoch wollte die herrſchende, ſinnliche Reflexion auch in dieſes Gebiet mit ihrer, durch die ganze Richtung der Zeit mächtigen Gewalt hineindringen. So lange die Gegenſtände der Betrachtung ſich überſehen ließen, als noch wenige, rohere Merkmale hinreichend ſchienen, das, was die Betrachtung ſondern mußte, als ein Geſondertes zu erkennen, war der Widerſpruch, der zwiſchen der urſprünglichen, natürlichen Anſchauung und jenem Beſtreben der Reflexion ſtattfand, kaum wahrzunehmen, es hatte ſich noch nicht entwickelt. Was die Reflexion ſonderte, blieb, wenn gleich in ſeiner beſtimmten Sonderung anerkannt, doch als ein lebendiges Glied der großen Organiſation, es war der Reflexion näher gerückt, ihr aber nicht unterworfen.

Anders verhielt es ſich, als die Zahl der geſonderten Formen immer gewaltiger heranwuchs, als die Virtuoſität der Beobachtung immer feſtere, beſtimmtere Merkmale mit Sicherheit heraushob, als Arten und Gattungen mit ſchneidender Eigenthümlichkeit in reinlichen Umriſſen feſtgehalten wurden, und zwar ſo, daß dieſe eben durch ſcharfe Bezeichnung einzelner Merkmale in ihrer Vereinzelung fixirt wurden. Der völlig unbefangene Sinn, von aller Reflexion entfernt, kann ſich der zarteſten Merkmale auf eine inſtinktmäßige Weiſe bewußt werden, ja oft bildet ſich dieſer Inſtinkt in einzelnen Richtungen ſo aus, daß keine Reflexion ihn zu erreichen vermag, aber ihn trägt auch die Anſchauung des Ganzen in ſeiner Reinheit, ungetrennt von dem, was ihm als beſonderes Merkmal vorſchwebte. Wird dahingegen dieſes zum völlig bewußten Begriff geſteigert, wird es im Wort ausgedrückt, durch Schrift feſtgehalten und in ſeiner Vereinzelung überliefert, dann wird unvermeidlich die urſprüngliche Anſchauung der Einheit verdrängt, und man glaubt jetzt das Lebendige durch das Merkmal zu erkennen, da es doch nur eine äußere Hülfe iſt, das ſchon Erkannte wiederzufinden. In der That haben dieſe Merkmale in ihrer völligen Vereinzelung keinen andern Werth, als denjenigen der äußerlichen willkührlichen Zeichen, die man den Viehheerden aufdrückt, um ſie von einander zu unterſcheiden. Geſchieden von der innern Einheit des Lebens, in und mit welcher ſie allein Bedeutung haben, verlieren ſie eine jede. Und dennoch iſt dieſe Vereinzelung von großer, ja von geſchichtlicher Bedeutung, ſie allein bahnt den Weg zur wirklichen Wiſſenſchaft, ſie allein bringt jene Fülle des Mannigfaltigen, jene Beſtimmtheit des Beſonderen hervor, und indem ſie der Wiſſenſchaft feindſelig gegenüber zu treten ſcheint, iſt ſie berufen, ihr zu dienen. Die Reflexion kann ihrer Natur nach die bloße Vereinzelung nicht feſthalten, ſie verſucht, was urſprünglich innerlich vereinigt war, äußerlich zu verknüpfen, und obgleich dieſe Verknüpfung nie ihr Ziel erreicht oder erreichen kann, ſo bleibt doch da, wo wir uns mit dem Lebendigen beſchäftigen, beſonders in den hochbegabten Geiſtern ein unmittelbares Bewußtſeyn des Urſprünglichen thätig, und was ſie ſelbſt als ein Product des reflectirenden Bewußtſeyns betrachten, iſt dennoch aus einer höhern Quelle entſprungen.

Dieſes gilt vor Allen von Linné und dadurch übte er die große Gewalt über ſeine Zeit aus. Um ihn ganz zu ſchätzen, muß man die Lage der ſogenannten Naturgeſchichte vor ſeiner Zeit mit der nachfolgenden vergleichen, man muß erwägen, was durch ihn geſchah und was erſt durch ihn möglich geworden iſt. Er wollte ein künſtliches Syſtem gründen, ein Mittel um die unüberſehbare Maſſe der entdeckten Thiere und Pflanzen ſo zu beſchreiben, daß man aus den ſichern Kennzeichen die beſtimmte Art wieder erkennen und ſo zu ordnen, daß man unter allen Thieren und Pflanzen das Beſchriebene an einer beſtimmten Stelle aufſuchen und finden könne. So war ſeine klar ausgeſprochene Abſicht eine ſchlechthin äußere, ſie hatte mit der Wiſſenſchaft unmittelbar gar nichts gemein, ja indem ſie alle Thätigkeit für dieſen unermeßlichen einleitenden Apparat in Anſpruch nahm, ſchien ſie vielmehr von jeder wiſſenſchaftlichen Richtung abzulenken, und wer darf leugnen, daß ſie dieſe nicht heilſame Wirkung auch gehabt hat?

Iſt nun aber Linné wirklich nichts als dieſer künſtliche Anordner und Beſchreiber der Thiere und Pflanzen? Ja, konnte er es nur werden, wenn er nicht mehr, weit mehr war? Schon die große Kühnheit, einen ſolchen Plan zu faſſen, muß uns eben ſo ſehr in Verwunderung ſetzen, wie, daß er auf eine ſolche Weiſe gelingen konnte. Er wollte das ganze Heer der bekannten Thiere und Pflanzen ordnen und beſchreiben, ja wollte ein ſolches Syſtem der Anordnung und Beſchreibung entwerfen, daß es auch für alle ſpäter entdeckten Thiere und Pflanzen gelten ſollte. — Seine Schüler reiſten in allen Weltgegenden, die Entdeckungen wuchſen ſo, daß Jahrhunderte der Naturkunde nicht geſchenkt haben, was wir dieſem einen Mann unmittelbar oder mittelbar verdanken. Gegner traten hervor: von dieſen beſtritten, von der Maſſe der neu entdeckten lebendigen Formen aber getragen, entwickelte, erweiterte ſich ſein Syſtem immer mehr, hier und da berichtigt, aber nach dem urſprünglich gefaßten Plan, und wenn ſeine Abſicht nicht ganz erreicht iſt, wenn man in vielen Rückſichten von ihm abweicht, ſo blickt ſeine Unternehmung dennoch, als die urſprünglich alles Begründende aus jeder ſpäteren unverkennbar hervor. Was leitete ihn nun bei dieſer kühnen Arbeit? Eine Induction? — Wo war ihr Princip? Offenbar konnte ein ſo kühnes Werk nicht durch eine Vergleichung des Einzelnen entſtehen.

Die Naturforſcher haben beſtimmte Haupttypen der lebendigen Formen erkannt, die obgleich mannigfaltig modificirt, immer dieſelben bleiben. So bilden ſich größere und kleinere Gruppen, die man natürliche Familien nannte, und was man mit dieſer Benennung bezeichnen wollte, konnte offenbar nichts anders ſeyn, als der Begriff einer unmittelbar durch ihre Anſchauung gegebenen Uebereinſtimmung der Bildung, der alſo nicht erſt durch die Reflexion entſtand, vielmehr unwillkührlich vereinigte, was dieſe getrennt hatte. Linné war der erſte, der dieſe Idee auf eine wirklich tiefe Weiſe faßte. Selbſt diejenigen, die ſeine Verdienſte, wenn auch anerkennend, möglichſt beſchränken möchten, müſſen geſtehen, daß dieſe Idee, die das eigentlich Reale der ganzen neuern Naturbeſchreibung ausmacht, zuerſt durch ihn entſtand, und wenn ſie frühere Aeußerungen der Art anführen, wie ſie die von Magnol nennen, ſo beweiſt eben das Schwankende, völlig Unbeſtimmte ſolcher Aeußerungen, wie wenig der Begriff natürlicher Familien vor Linné deutlich ausgeſprochen war. Eine jede wichtige Entdeckung, eine großartige Anſicht, die geeignet iſt eine geſchichtliche Bedeutung zu erhalten, wird vorahnend angedeutet, ehe ſie deutlich ausgeſprochen wird. — Bei wenigen ließ ſich dieſe Vorahnung undeutlicher vernehmen, als eben bei dieſer. Dieſe große Anſicht natürlicher Familien ſchwebte ihm vor, und obgleich die einſeitige Conſequenz einer künſtlichen Anordnung oft unnatürliche Trennungen veranlaßte, ſo blieb dennoch, zumal in der Botanik, die urſprüngliche Anſchauung, der geiſtreiche Blick, der das Ganze umfaßte, das leitende Princip und erzeugte ein künſtliches Syſtem, welches noch jetzt die größtmögliche Annäherung zu einem natürlichen enthält. Man hat mit Recht die überraſchende Uebereinſtimmung, die oft zwiſchen beiden ſtattfindet bewundert. — Die Aſperifolien, die Umbellaten, die Stellaten, die Roſaceen, die Cruciferen, die Malvaceen, die Syngeniſiſten, die Orchideen u. ſ. w. treten als natürliche Familien ungetrennt aus dem künſtlichen Syſtem hervor und ſelbſt die gewaltſame Trennung einiger Gattungen, wie die der Labiaten, der Perſonaten u. ſ. w. dienten, nachdem die Idee einer natürlichen Sonderung der Familien, als größerer Organe der Geſammtorganiſation lebendig und in ihrer tiefen Bedeutung ergriffen war, dazu, den Gegenſatz zwiſchen dieſen und der künſtlichen, aus der Reflexion entſprungenen Eintheilung, zwiſchen den untergeordneten Mitteln, und dem näheren wiſſenſchaftlichen Ziel aller Forſchung in das hellſte Licht zu ſetzen. Daß die natürlichen Familien, wie ſie Linné erkannte, das Product einer unmittelbaren, geiſtreichen Anſchauung der Natur war, iſt um ſo entſchiedener, als es ihm nie gelang, ſie durch Reflexion zu fixiren, da er ſie nur durch das, was er Habitus nannte, nicht durch einzelne Merkmahle feſtzuhalten vermochte. Die beiden Juſſieu, Vater und Sohn, und alle Naturbeſchreiber ſeit ihrer Zeit haben ſich die Aufgabe geſtellt, die natürlichen Familien durch feſte Merkmahle zu bezeichnen. Der Vortheil dieſer geſchichtlich gewordenen Richtung iſt, daß eine unmittelbare Anſchauung, die freilich gar keine wiſſenſchaftliche Grundlage hat, weil ſie höher liegt, als alle Reflexion, dennoch das leitende Princip der Anordnung geworden. Getragen von einer Anſicht, die der Forſcher nicht zu begründen weiß, gelingt ihm mancher tiefe Blick, aber weil er ſelbſt ganz von dem Standpunkt der Reflexion gefeſſelt iſt, wird die Löſung der Aufgabe, ſo wie ſie nun einmal geſtellt iſt, unmöglich. Die innere Einheit in ihrer Unendlichkeit, läßt ſich, nachdem ſie durch die Reflexion aufgehoben iſt, durch äußere Zuſammenſtellung nicht wiederherſtellen, da der reflectirende Verſtand und ſeine abſtrakte Merkmale allein Spuren des Geſetzmäßigen enthalten, erſcheint die Grundlage als ein Willkührliches, Geſetzloſes, und es iſt bekannt, daß die tiefſinnigſten Forſcher unſerer Tage, Decandolle, Robert Brown, je näher die Schärfe der Reflexion und der geiſtreiche Blick in natürliche Vereinigung der Bildungen einander traten, deſto auffallender das Unvereinbare der beiden völlig geſchiedenen Welten darthaten. — Selbſt nachdem man die Theile der Frucht, ihre Bildung, die Anweſenheit oder Abweſenheit des Eiweißkörpers, die Stellung des Embryo's, kurz jene Theile in welchen die keimenden Pflanzen das Eigenthümliche ihrer Geſtaltung mehr auf einen Punkt zuſammenzudrängen ſcheinen, zu berückſichtigen anfing, hat dennoch die ſcharfſinnigſte Unterſuchung die Hoffnung ein Geſetz der Bildung zu finden, welches, indem es die Form einzelner Organe der Pflanzen bedingt, zugleich das beſtimmende ſei für die Totalform einer Gruppe von Pflanzen, die daſſelbe Organ in derſelben Geſtalt beſitzt, keinesweges auf eine durchgreifende Weiſe bewährt. — Alle einzelne, reflectirte Beſtimmung erſcheint als eine künſtliche, zwiſchen ihr und der natürlichen ſchwankt principlos die Beobachtung, die Menge der natürlichen Familien, die Willkührlichkeit ihrer Annahme, die Ungewißheit im Ganzen vermehrt ſich, je mehr die Zahl der Gattungen und Arten, für deren Begründung man eben ſo wenig feſte Principien zu finden weiß, wächſt. Das ganze Gebäude würde durch die Maſſe der Gegenſtände, die eine dürftige Reflexion zuſammenhält, in ſich zerbrechen, wenn es nicht getragen würde von einem ſichern Sinn, von jener unmittelbaren Anſchauung eben, von welcher die Forſcher ſich keine Rechenſchaft geben können, die von dem Standpunkte der Reflexion aus gar keine Realität hat, und dennoch in der Ausübung alle.

In der Zoologie ſind Linné's Verdienſte eben ſo entſchieden. Indem er die Claſſe der Amphibien beſtimmte, die Reptilien von den Säugethieren trennte, die ſchwimmenden Amphibien (die Chondropterygien) von den gewöhnlichen Fiſchen ſonderte, hat er in der That zuerſt natürliche Gruppen fixirt, die den frühern Beobachtern entgingen, hat er ſelbſt die allgemein bekannten, wie die der Säugethiere und der Fiſche zuerſt in ihrer wahren Eigenthümlichkeit erkannt. Daſſelbe gilt von der Trennung der Würmer von den Inſekten, und der Eintheilung der Würmer in Inteſtina, Mollusca, Teſtacea, Lithophyta und Zoophyta. Dieſe Anordnung enthält die eigentliche Baſis aller ſpätern genauern Eintheilungen, ſie waren ohne einen großen, alles umfaſſenden Blick nicht möglich — aber auch ſeine Behandlung der Claſſen iſt höchſt wichtig. Viele Ordnungen, auch ſolche, die nur durch den zarteſten Sinn für die Eigenthümlichkeit der Formen erkannt werden konnten, haben noch immer ihre Bedeutung behalten, viele von ihm als Genera beſtimmte Gruppen, enthalten die klar erkannten natürlichen Familien, und wenn man die Verwirrung (den Augias-Stall, wie Afzelius, Linné's Biograph ſich ausdrückt) der Zoologie vor ihm und den Einfluß, den er auf dieſe Wiſſenſchaft gehabt hat, erwägt, ſo muß man ihn auch hier bewundern, ja man verſteht es, wie in der Geſchichtlichen Entwickelung dieſer Doctrin der Natur-Kunde, eine Epoche vorübergehender Befriedigung entſtand, entſprungen aus dem Gefühl, daß wir von einer frühern widerwärtigen Unordnung zu einer unerwarteten geordneten Klarheit gelangt waren, und aus der Ueberzeugung, daß, was Linné geleiſtet hatte, weiter führte, als die ausgeſprochene Abſicht errathen ließ.

Hier nun trat in unſern Tagen eine Richtung der Entwickelung hinzu, die wir unbedenklich die wichtigſte nennen, die die Zeit erlebt — die comparative Anatomie, deren großes Reſultat, eine unverkennbare, durch die ganze Thierreihe hindurchgehende Continuität der Entwickelung, zu jener, der vereinzelenden, reflectirenden Betrachtung ſo fremden Anſchauung eines Totalorganismus unwillkührlich führen mußte. Und Cuvier iſt durch ſeine Verdienſte unſterblich geworden, wie Linné, Lavoiſier und Berzelius. Zwar wirkten bei der vielſeitigen Ausbildung der comparativen Anatomie, durch Cuvier vorzüglich veranlaßt, offenbar Ideen aus einer der bisherigen Phyſik fremdartigen Region, als leitende Principien, bald dunkel geahndet, bald deutlicher gedacht, auch mit entſchiedener Conſequenz verfolgt. Dieſes vermiſchte Verhältniß einer ſo wichtigen Doctrin ſoll Gegenſtand einer ſpätern kritiſchen Unterſuchung ſeyn. Hier kann nur von ihr die Rede ſeyn, inſofern ſie entſchieden an der Anſicht der ſinnlichen Reflexion feſthält, und nur ihr hieraus entſpringendes Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft überhaupt iſt in Betracht zu ziehen. Dann aber tritt ein ſo ſchreiender Widerſpruch zwiſchen dem Gegenſtand der Betrachtung und dem Apparat der Erklärungen, ein ſo auffallendes Misverhältniß zwiſchen der Tiefe der organiſchen Entwickelung, und der Oberflächlichkeit der verſuchten Hypotheſen hervor, daß es hinlänglich iſt, dieſes hier nur anzudeuten. In der anorganiſchen Natur iſt es möglich, die verſchiedenen Functionen iſolirt zu betrachten. Die Erſcheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus, laſſen ſich, wenigſtens für die ſinnliche Reflexion, iſolirt verfolgen, man kann verſuchen, ſie in dieſer Trennung zu erklären, und ſo entſtehen elektriſche, magnetiſche Theorien, wie die der Wärme und des Lichts. Aber eine iſolirte Theorie der Senſibilität, der Irritabilität, der Reproduction, iſt ein Unding, — und ſo bildete ſich, in ganz anderm Sinne, als die Theorien der Chemie und Phyſik, der Geſammtheit der Erfahrungen der Anatomie gegenüber, eine eigene Doctrin, die Phyſiologie, deren Gegenſtand zu klar die Einheit des Lebens war, als daß dieſe ſich hätte verleugnen laſſen. Zwar fehlt es nicht an Aeußerungen, die uns belehren ſollen, wie die Phyſiologie, nachdem ſie lange ein Spiel wechſelnder Hypotheſen geweſen iſt, endlich, in der neueſten Zeit, eine ſichere Baſe erhalten habe, indem ſie, anſtatt eine ſpeculative, eine Erfahrungswiſſenſchaft wurde. Zwar entwickelte ſich eine eigene Richtung, die der experimentalen Phyſiologie. Auch hier, nachdem die comparative Anatomie ſich bis zu einer, vor wenigen Decennien kaum geahndeten Virtuoſität ausgebildet hat, die für das phyſiologiſche Experiment eine ſicherere Grundlage ward, ſuchte man durch Viviſectionen die Functionen des Lebens, wie die der anorganiſchen Natur, zu iſoliren und ſo den eigenthümlichen Kreis ihrer Wirkſamkeit der Beobachtung näher zu rücken. Die Eigenthümlichkeit der reproductiven Functionen ſuchte man nicht allein durch eine genaue Verfolgung ihrer Aeußerungen im iſolirten Zuſtande, ſondern auch durch eine chemiſche Zergliederung der erhaltenen Producte aufzuſchlieſſen, und ſo trat das phyſiologiſche Experiment in Verbindung mit der Chemie. Wir wollen das Verdienſt dieſer Unterſuchungen nicht verkennen. Es iſt gar nicht zu leugnen, daß auch in dieſer Richtung, die ſchwierigſte der

Naturkunde, ein bewundrungswürdiges Geſchick der reflectirenden ſinnlichen Forſchung ſich entfaltet hat, das nicht ohne großen geſchichtlichen Werth iſt. Aber erſt, wenn wir die lebendige Bedeutung der Function erkannt haben, werden dieſe Erfahrungen wichtig werden und ein ſolches Erkennen vermögen ſie nicht, auf irgend eine Weiſe herbeizuführen. Es giebt keine Phyſiologie. Die Anhäufung ſolcher Erfahrungen bilden keine Fortſchritte einer Wiſſenſchaft, die auf dieſem Wege gar nicht einmal entſtehen kann, wenn wir auch davon abſehen wollten, daß der Verſuch die Functionen des Lebens ſo zu iſoliren, daß ſie einen Gegenſtand des ſichern Experiments, im ſtreng empiriſch phyſiſchen Sinne, werden können, nie vollſtändig gelingen wird. Die reinen Thatſachen der experimentalen Phyſiologie ſind weit ſeltener, als die in den Vorurtheilen der Zeit befangenen Forſcher zugeben wollen, und dieſe Doctrin kann ſich in dieſer Rückſicht keineswegeſ mit der experimentalen Phyſik meſſen. Die Phyſiologen möchten den Weg einſchlagen, der die Phyſik mit ſicheren, durch den Calcul feſt beſtimmten Facten bereicherte. Aber die Zeit, da man das Leben electriſch, chemiſch, galvaniſch zu erklären ſuchte, iſt verſchwunden, der Calcul verliert alle Bedeutung, wo das Leben anfängt, und verlaſſen von den Grundlagen, die der Phyſik eine ſcheinbare Evidenz geben, ſchwebt die Forſchung zwiſchen einer ungewiſſen Vereinzelung, und einer intelligenten Einheit, die ſie weder, als die einzig reelle, abweiſen kann, noch zu erreichen vermag.

Die experimentale Phyſik iſt in der neueſten Zeit in eine merkwürdige Verbindung mit der Mineralogie getreten, ja die ganze Phyſik hat eine Richtung genommen, die anzudeuten ſcheint, ſie hoffe auch einige Aufſchlüſſe über größere geologiſche Phänomene geben zu können. Was man bis jetzt als Hauptreſultat dieſer Richtung betrachten kann, fordert jetzt unſere Aufmerkſamkeit.

Die Mineralogie hatte eine Epoche, die wir vergleichen können mit der vorübergehenden chemiſchen, durch Lavoiſier, electriſchen durch Volta, zoologiſchen und botaniſchen durch Linné bezeichnet. In mancherlei Rückſicht konnte man ſie eine unſchuldige nennen. Wenigſtens verdiente ſie in ihrem Urſprung dieſe Benennung. Sie entſtand ſpäter als die Linnéiſche, früher, als die Lavoiſierſche und Voltaiſche, und iſt bekanntlich durch Werner bezeichnet.

Es iſt allgemein geworden, Werner als einen Vergeſſenen zu behandeln, ſeine Verdienſte zu verkennen, ja wohl gar ſeine feſt begründete geſchichtliche Bedeutung abzuleugnen. Man möchte ihn darſtellen, als einen ſolchen, dem es zwar gelang, bedeutende Männer anzuregen, für die Wiſſenſchaft zu gewinnen, der aber ſelbſt nur wenig leiſtete von bleibendem Werth. Wenn wir nur irgend einen beſtimmten Begriff mit einer ſo ſchwankenden Aeuſſerung zu verbinden vermöchten. Er ſollte unklar ſeyn, aber ſeine Schüler ſollte er zur Klarheit bilden, ſeine Verwirrung ſollte Ordnung, ſeine Beſchränktheit einen großen Wirkungskreis der Forſchung erzeugen. Eine Erregung ganz ins Unbeſtimmte! keiner weiß, was er ſagt, wenn er ſo ſpricht. — Freilich iſt es nicht zu leugnen, daß Werner, nach ſeinem Tode keinen ſo bleibenden Einfluß auf ſeine Schüler ausübte, als Linné — aber ſeine Zeit grenzte auch zu nahe an die der allgemeinen, zwar reichen, aber dennoch chaotiſchen Gährung. Seine Schüler, von dieſer ergriffen, verließen ihn. Eben ſo unleugbar iſt es, daß er die ſcharfe Conſequenz der Reflexion nicht beſaß, die Linné ſo beſtimmt, ſo eigenthümlich auszeichnet. Die Chemie feſſelte ihn z. B. bei ſeiner Claſſification, er operirte gegen ihren einſeitigen Einfluß, aber er hatte nicht die Kühnheit, ſie ganz abzuweiſen — von ihr zu fordern, daß ſie der Eigenthümlichkeit der Form huldigen, und wo ſie dieſe nicht erreichen konnte, ihre Grenzen erkennen ſollte. Selbſt bonomiſche, bergmänniſche Anſichten hemmten ihn. Aber dennoch iſt er der erſte geſchichtliche Oryktognoſt, ganz in demſelben Sinne, wie Linné der erſte Botaniker. Es giebt nichts ungerechteres, als wenn eine Zeit, über die ihr unmittelbar vorangehende, richtet. Eine Einſeitigkeit vernichtet die andere in ſolchem, immer oberflächlichen Gericht. Vermöchte eine ſolche Zeit das ſie beherrſchende Vorurtheil abzuwerfen, um den wirklich geſchichtlichen Kern, das bleibende Weſen ihres eigenen Strebens rein zu begreifen, dann würde für ein ſolches Erkennen auch die Einſeitigkeit der nächſten Vergangenheit verſchwinden, aber ihr Weſen würde beſtätigt, nicht vernichtet.

Was Werner, wie Linné, hier zuerſt als Oryktognoſt betrachtet, auszeichnete, war die Klarheit, die Sicherheit, die Schärfe der unmittelbaren Anſchauung, das eben, was wir, in Vergleich mit dem ſpätern, jetzt herrſchenden, das Unſchuldige ſeiner Zeit nennen möchten. In dieſer Rückſicht iſt er noch jetzt von keinem übertroffen, ja, wir behaupten es, von keinem erreicht. Man vergleiche die Mineralogie, wie ſie vor ihm war, wie Cronſtedt und Wallerius ſie ihm überlieferten, man vergleiche ihn mit den Gleichzeitigen ſeines rüſtigen, reichen jugendlichen Alters, mit Born, mit Romer D'Isle. Zwar ſind die Verdienſte des Letztern um Kryſtallographie, für ſeine Zeit, bedeutend, aber man braucht nur die allmälige Ausbildung der Wernerſchen Oryktognoſie mit Romer d'Isle's Werk zu vergleichen, um die größere geſchichtliche Bedeutung der erſtern einzuſehen. Bei allen, durch eine ſehr abweichende Richtung entſtandenen Veränderungen, waren doch Werners richtige Beſtimmungen die Grundlage, von welcher man ausgieng. Er, wie Linné, ſonderte zuerſt die eigenthümlichen Formen, und wenn es ihm auch nicht gelang, den Kern der feſten Eigenthümlichkeit zu erkennen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß dieſer hier tiefer verborgen lag, und vor ihm nicht erkannt war. Der linnkiſche Verſuch war, obgleich richtig gedacht, doch in der Ausführung ſo mislungen, daß er eben beweiſt, wie weit die Mineralogie von der Stufe der Entwickelung entfernt war, die die Kryſtalliſation, als den feſten Punkt der Eigenthümlichkeit der Formen zu erkennen vermochte. Durch Werner ward dieſe Entwickelung eingeleitet. Aber der freiere, mehr unbefangene Blick hielt jede Modification der Form, die ſich in und mit der kryſtalliniſchen zeigt, ebenfalls feſt. Die Bedeutung der Kryſtalliſation mehr ahndend, als erkennend, ordnete er doch die verwandten Formen in Gruppen, indem jede Verknüpfung mehrerer Merkmahle dazu diente, untergeordnete Eigenthümlichkeiten hervorzuheben, die, obgleich ſchwankender, wenn man ſie beſtimmen will, dennoch, in einer beſtimmten Verbindung, immer die nehmliche beſtimmte Bildung hervorrufen, und ſo für das höhere Ziel der Oryktonoſie eine wichtige Kunde vorbereiten. Und eben dieſer zarte Sinn für die leiſern Andeutungen beſonderer Bildungen, die Sicherheit, mit welcher er ſie heraushob, ja die Schärfe der Beobachtung, die die leiſeſten Modificationen des Bruchs, der Zuſammenſetzung, des Glanzes, ſelbſt der Farbe, eben ſo wohl, als der Schwere, der Härte und Kryſtalliſation, auf eine bis dahin nicht geahndete Weiſe, erkennbar machte, bildet ſein Hauptverdienſt und wenn dieſes weniger erkannt wird, ſo iſt es nur, weil dieſer Sinn nur wenigen gegeben iſt, und in der, wenn gleich wichtigen, doch einſeitigen Richtung der neueſten Zeit, verloren zu gehen droht.

Ob man die, jetzt freilich auf immer für die Oryktognoſie gewonnenen feſten Punkte kryſtalliniſcher Formen — Gattungen, Ordnungen, Claſſen oder Familien nennt, ſcheint um ſo gleichgültiger, da die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Formen in größeren Gruppen geordnet ſich leicht überſehen läßt. Offenbar kann ein kryſtalliniſcher Mittelpunkt, bald eine ſehr beſchränkte Gattung, bald einen größern Kreis mannigfaltiger Bildungen, wie eine eigene Welt aufſchließen — oder haben etwa Anatas, Dioptas, Leucit gleiche Bedeutung mit Quarz, Feldſpath, Kalkſpath? —

In den neuern Zeiten iſt nun für die Oryktognoſie die Kryſtallographie das leitende Princip geworden. Hauy iſt durch die Begründung dieſer Lehre unſterblich und wer darf die große geſchichtliche Bedeutung dieſer merkwürdigen Entwickelungsſtufe verkennen? Sie hat uns die Mathematik der Natur in jeder beſondern qualitativen Bildung des Unorganiſchen offenbart, die Strenge einer, bis jetzt verborgenen Geſetzmäßigkeit, die ſich in die innere Unendlichkeit jeder Form verliert, und aus dieſer heraustretend, mannigfaltige Modificationen erzeugt, in welchen ſie ſich unverändert erhält, ſtellt ſich mehr oder weniger deutlich dem beobachtenden Sinne dar. Zwar ſehr oft iſt die primitive Form nur eine hypothetiſche, eine Grundlage für den Calcul, durch welchen man die ſecundairen Formen aus einer einfachen ableiten will, aber dennoch iſt durch dieſe Auffaſſung zuerſt Beſtimmtheit in die Oryktognoſie gekommen, und was wichtiger iſt, es iſt uns ein Blick in die Tiefe qualitativer Bildung vergönnt, die wie durch die thätigen wechſelſeitigen Verhältniſſe, die ſich in der Chemie aufſchließen, ſo auch durch die Schärfe der Form in ihrer ganzen innern unendlichen Fülle ſich kund giebt. Auch die Optik giebt uns wichtige Aufſchlüſſe über die kryſtalliniſche Struktur und wird, je mehr ſie in ihrer Anwendung Sicherheit gewinnt, deſto mehr dazu dienen, die Schlüſſe des Calculs zu controlliren und die Anzahl hypothetiſcher primitiver Formen zu verringern.

Wie nun die Kenntniß der Formen anorganiſcher Körper Schärfe und Beſtimmtheit gewonnen hat, ſo hat ſich andrerſeits die Chemie ausgebildet und die Proportionenlehre iſt der Mineralogie höchſt wichtig geworden. Fragen wir aber, was nun das endliche, wiſſenſchaftliche Reſultat ſo groſſer Entdeckungen iſt, ſo erſtaunen wir billig, wenn wir finden, daß die Oryktognoſie, mehr als je ein Spiel der geſetzloſeſten Willkühr geworden iſt, daß die Verſuche, bald die kryſtalliniſche Struktur, bald die chemiſche Miſchung hervorzuheben, immer nun ſo, nun anders erneuert werden, alle aber nur ein vorübergehendes Daſeyn erhalten, während der höhere Verſuch, eine Einheit beider als Grundlage zu benutzen, noch immer als ein unerreichbares Ziel, durch die Entdeckung der iſomorphen Formen, kaum angedeutet, den Mineralogen vorſchwebt.

Sucht man Werners Verdienſte um die Oryktognoſie zu verkleinern, ſo iſt dieſes noch vielmehr der Fall, wenn er als Geognoſt genannt wird, und wer darf leugnen, daß ſeine Einſeitigkeit, das Beſtreben, eine einmal gewonnene Anſicht feſtzuhalten, ihn hier vorzüglich irre leitete, ihm Verhältniſſe verbarg, die er beſonders berufen ſchien, zu entdekken. Denn in der That, eben durch die Mittel, die er uns gab, wurden ſie entdeckt, und nur eine Blindheit, die uns in Erſtaunen ſetzt, ließ ihn Verhältniſſe verkennen, die ſich deutlich genug unter ſeinen Augen darthaten. Bekanntlich hat der unbefangene, geognoſtiſch ſcharfblickende Raumer, in der Nähe von Freiberg, Lagerungsverhältniße gefunden, die Werners Anſicht, wie er ſie, auf wenige Beobachtungen, in einem beſchränkten Raum gebaut hatte, erſchütterten. — Aber wir fragen billig, ſoll eine ſolche Erfahrung euch nicht, ſtatt als Vorwurf für Werner, als Warnung für euch ſelber gelten? In dem ganzen Felde der Naturforſchung iſt jede Hypotheſe eine Einſeitigkeit, der Wernerſchen ähnlich. Was ſie euch giebt, das hebt ihr zwar hervor, aber habt ihr eine Ahnung von dem, was ſie euch verbirgt? In der That, es hat etwas Rührendes, wenn man die zähe, unüberwindliche Beſchränktheit des Talents, verbunden mit dem bewundrungswürdigſten Scharſſinn betrachtet.

Aber dennoch dieſes zugeſtanden, was war die Geognoſie vor Werner? Man kann uns Verhältniſſe, von andern entdeckt, von ihm verkannt, ſpäter beſtätigt nennen, wir wollen die Verdienſte eines Trebra, eines Charpentier, eben in dem, wodurch ſie Werner entgegentraten, nicht ableugnen, aber verdankt nicht die Geognoſie ihm vor Allen den Begriff der Formation? Man kann behaupten, daß er eben dadurch Gründer der Geognoſie geworden. Unter Formation verſtand er jene bald einſachen, am häufigſten aber mannigfaltig, wie er ſich ausdrückte, zuſammengeſetzten eigenthümlichen Einheiten, die für die Geognoſie und im Großen daſſelbe ſind, was die Gattungen für die Oryktognoſie. — Und hier ſehen wir abermals die Schärfe des Sinnes, mit welcher er auffaßte. Von dieſer Seite iſt ſeine Theorie der Gänge viel merkwürdiger, als durch die Theorie ſelber, obgleich dieſe zuerſt Einheit in eine Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe brachte, die zwar bekannt, aber vor ihm nie ſo ſcharf beobachtet war. — Er verfolgte die Eigenthümlichkeit der größern Gebilde, wie ſie in den Gängen, in den regelmäßigen Lagern, in Stockwerken u. ſ. w. ſich zeigte, er verband, die fortlaufende Metamorphoſe verfolgend, mehrere Gebilde zu Reihen, die abermals größere Formationen ausmachten, deren Gliederung auf eine geſchichtliche Metamorphoſe deutete. Wo war vor ihm eine Idee, dieſer ähnlich an Kühnheit, wie an tiefer, unergründlicher Wahrheit? Man hat viele Formationen genauer beſtimmt, aber die erſte Idee, in ihrer Klarheit aufgefaßt, gehört Werner. Es iſt dadurch ein Problem für die Geologie entſtanden, welches ſo weit über die Grenzen der reflectirenden Phyſik hinausgeht, daß dieſe billig hier ein ſchlechthin unerreichbares Ziel erkennen ſollte. Denn die eigenthümliche Einheit der Formation, indem ſie an den entfernteſten

Oertern, auf die nehmliche Weiſe zuſammengeſetzt erſcheint, zeigt unleugbar auf eine Einheit der erzeugenden Kraft hin, die ſich in einer Mannigfaltigkeit der Producte offenbart. Die oryktognoſtiſch zuſammengeſetzte geognoſtiſche Gattung, ſo können wir die Formation nennen, iſt eine That, ein Gedanke der Natur, der in den verſteinerten Formen, wie in Hieroglyphen verſchloſſen ruht. Kann die zerlegende Chemie dem verborgenen Sinn näher treten, als derjenige, der ohne Geiſtiges, ohne das verſtandene Wort, durch ſorgfältige Unterſuchung der Buchſtaben, den Sinn der Hieroglyphen enträthſeln wollte?

Auch die Beſtimmung der Lagerungsverhältniſſe hat Wernern ſehr Vieles, ja ohne Sauſſure's Verdienſte zu verkennen, das meiſte zu verdanken, obgleich die Einſeitigkeit ſeiner Anſicht und die beſchränkte Zähigkeit, mit welcher er ſie verfolgte, ihn verhinderte, ſie unbefangen anzuwenden und eben dadurch auszubilden.

Die Schlüſſe, die er aus ſeinen Anſichten zog, ſind hier ſchwankend geworden, dort völlig geſtürzt. Es bleibt mehr als zweifelhaft, ob wir Urgebirge im Wernerſchen Sinne annehmen dürfen; aber die ganze Reihe der ſogenannten Flötzgebirge, von da an, wo die erſten Verſteinerungen ſich zeigen, und eine Continuität der Fortbildung entdecken laſſen, hat die frühere Bedeutung behalten, die doch wohl, wenigſtens verſteckt, in der Wernerſchen Lehre von den Formationsreihen liegen mußte, da ich, vor länger als ein Vierteljahrhundert ſie aus dieſer heraus zu heben vermochte. Was ich damals zu behaupten wagte, hat die genauere Unterſuchung beſtätigt, und auch hier hat ſich Cuvier einen unſterblichen Ruhm erworben, indem er mit derſelben Genauigkeit, die in der comparativen Anatomie ſo große Reſultate hervorrief, die Verſteinerungen, die foſſilen Knochen unterſuchte, ihre Altersfolge in den Gebirgen beſtimmte, ſie mit den Skeletten jetzt lebender Thiere verglich. Es gab eine Zeit, (dieſes iſt das groſſe, nicht zu verdrängende Reſultat einer genauen Forſchung) in welcher die menſchliche Organiſation noch nicht entwickelt war auf der Erde, eine Zeit, in welcher die thieriſche Entwickelung noch nicht die Bildungsſtufe der Säugethiere erreicht hatte, eine ältere Zeit, in welcher alle thieriſche Bildung auf noch niedrigeren Stufen gehemmt war. Dieſelbe Continuität der Metamorphoſe, die jetzt, von den niederſten Thieren bis zu den höchſten, in derſelben Zeit erkannt wird, erhält eine geſchichtliche Bedeutung. Wir müſſen eine Zeit annehmen, die höher liegt, als die menſchliche Sinnlichkeit, denn in ihr entwickelten ſich erſt die Sinne. Haben die Naturforſcher jemals ernſthaft erwogen, welchen alle ſinnliche Reflexion überragenden, die wiſſenſchaftliche Realität einſeitiger ſinnlicher Beobachtung bedrohenden Geiſt, ſie ſelbſt beſchworen haben und nicht abzuweiſen vermögen?

Das größte Verdienſt der neueſten Geognoſie iſt die genauere Beſtimmung eigenthümlicher Formationen und die unbefangenere Beobachtung der Lagerungsverhältniſſe.

Werner hatte einſeitig die fortbildende Metamorphoſe verfolgt, er hatte bekanntlich das Bedeutungsvolle, was dieſe ihm gab, ſelbſt durch die beſchränkte Anſicht einer theils mechaniſchen, theils chemiſchen, Präcipitation vernichtet. Zwar hat die gegenwärtige Geognoſie, für die Flötzgebirge, keinen höhern Standpunkt gewonnen, und alles, was ſich darüber hinauswagt, erſchien bis jetzt willkührlich, phantaſtiſch; — aber die der Fortbildung entgegengeſetzte, die lebendige Entwickelung ausſchlieſſende, Gährung und Metamorphoſe der Maſſe in ſich ſelber, hat mehr die Aufmerkſamkeit der Forſcher auf ſich gezogen. Doch hier iſt noch alles dunkel. Die Größe der Maſſen, die man zu unterſuchen hat, die Verwirrung in einzelnen derſelben, wodurch die verſteckte Ordnung der Lagerung ſich den Forſchern verbirgt, erlaubt keine unmittelbare Anſchauung. Was wir nach der genaueſten Forſchung erhalten, iſt ein Geſchloſſenes, ein Product der, manche Verhältniſſe nothwendig übergehenden, Combination. Da drängt ſich irgend eine Anſicht auf, die eine relative Wahrheit beſitzt. Hat man ſie gegen eine frühere zu vertheidigen, die ſie entweder ganz verkannte, oder innerhalb zu enger Schranken einſchloß, dann erhält ſie leicht eine zu große, unbeſchränkte Ausdehnung. Sie leitet die Beobachtung. Aus der Verwirrung der Lagerung können bald dieſe, bald jene Verhältniſſe als die geſetzmäßigen herausgehoben werden, und eine beſtimmte Anſicht verbirgt nur zu leicht das wahre Geſetz. Eine prüfende Unterſuchung, eine factiſche Kritik, iſt ſchwierig, und ſelten tragen die Beobachtungen jenes Gepräge des deutlich in ſich Gerundeten, worin die Klarheit, Beſtimmtheit und völlige Unbefangenheit des Forſchers eine ſichere Gewährleiſtung für die Wahrheit ſeiner Darſtellung iſt. So hat die Erhebungstheorie gewiß ihre Wahrheit, aber kaum darf man ihr die Ausdehnung geben, die ſie in unſern Tagen erhalten hat. Am wenigſten darf man ſie an die Einſeitigkeit der Vulkanität anknüpfen. Dieſe gehört, in der Art, wie ſie erſcheint, ganz der letzten geognoſtiſchen Epoche an, das Schmelzen iſt ebenſo einſeitig, wie das Präcipitiren und wenn die Vulkaniſten Feuer genug haben, um das Waſſer ihrer Gegner zu verdunſten, ſo haben die Neptuniſten Waſſer genug, um das Feuer der erſtern auszulöſchen. Ja ſelbſt die rohe Art, nach welcher man die Lagerung verſchiedener Gebilde, als auf einander gelegt, oder von unten heraufgeſtoßen betrachtet, ſcheint manche Beſchränkung zu erleiden; unbefangene Forſcher haben Verhältniſſe entdeckt, die einen wechſelſeitigen Einfluß ſich begrenzender Maſſen, die eine Umwandlung ganzer Maſſen, welche ſtatt gefunden hat, während die Lage derſelben völlig unverändert blieb, auf eine klare Weiſe andeuten.

Endlich hat ſich eine Doctrin der Naturkunde in unſern Tagen gebildet, die von großer Bedeutung und Werth erſcheint. Die phyſiſche Geographie, begründet durch Humboldt, Buch, Wahlenberg, ſuchte alle Elemente einer phyſikaliſchen Betrachtung auf die eigenthümliche Bildung der verſchiedenen Gegenden der Erde wie der verſchiedenen Höhen derſelben Gegend anzuwenden, und ſo entſtehen größere, mannigfaltigere Gebilde, welche Gebirge, Gewäſſer, Luft, Pflanzen und Thiere, als ein eigenthümliches Geſammtleben umfaſſen. Das der bloßen ſinnlichen Reflexion ſchlechthin unzugängliche Problem, alle dieſe Beziehungen, die nur neben einander geſtellt ſind, in ihrer lebendigen Vereinigung zu begreifen, drängt ſich auch hier den Naturforſchern auf.

Erwägen wir nun, wie die experimentale Phyſik ſich geſetzmäßig entwickelte, geleitet durch eine Intelligenz, die höher liegt, als die ſinnliche Reflexion, aus welcher ſie entſprang, wie Zoologie und Botanik ſich immermehr in die unauflösbare Aufgabe, natürliche Familien durch beſtimmte Merkmahle der ſinnlichen Betrachtung zu fixiren, wie die Oryktognoſie in die eben ſo ſchwierige, die Einheit der Form und der chemiſchen Miſchung nachzuweiſen, verwickelt ſieht, wie die comparative Anatomie uns eine Continuität der Entwickelung durch die ganze Thierreihe nachweiſt, die wir mit tiefer Bedeutung wiedererkennen, indem die Animaliſation ſich in großen Erdepochen entwickelt, dann iſt es zwar gewiß, daß dieſe lebendigeren Probleme ſich entwickelt haben in und mit der ſinnlichen Reflexion, daß es die vorzügliche geſchichtliche Bedeutung dieſer Richtung der Forſchung war, uns dieſe höhere Betrachtung näher zu rücken, aber wir können keinesweges behaupten, daß ſie ein Product der Reflexion iſt. Vielmehr erſcheint, was ſich ſo entwickelte, immer der Reflexion unzugänglicher. Es iſt der Sinn, der im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts zurückgedrängt ward, der während des Verlaufs von Jahrhunderten immermehr verſchwand, und jetzt gereinigt wiederkehrt. Nicht ſo, wie er damals ſich zu geſtalten ſuchte, bereichert vielmehr mit Allem, was eine ſchärfere, bis zur Bewunderung ausgebildete ſinnliche Betrachtung und Reflexion uns ſchenkte, ſoll er, dieſe belebend, wieder mächtig werden. Die Phyſik hat eine neue, dem unbefangenen, ungebildeten Sinn verſchloſſene Welt geheimer Beziehungen dem tiefer Forſchenden aufgeſchloſſen, ſie ſieht aber, je weiter der Blick reicht, deſto deutlicher, wie ſie zwar immer größere Kreiſe aufſchließen, immer nach allen Richtungen mehr in Breite ſich ausdehnen kann, aber die Hoffnung, das Räthſel der Einheit zu löſen verſchwindet immer mehr, je näher daſſelbe in jeder Richtung ſich herandrängt. Geben die Naturforſcher dieſe Hoffnung auf, dann droht die Naturkunde unter der Zahl der eigenen Reichthümer zuſammen zu ſtürzen und je ſtrenger die getrennten Fragmente geordnet ſind, deſto widerwärtiger ~~erſcheint die Unordnung,~~ das Chaotiſche des Ganzen ~~wird um~~ ſo unerträglicher, je deutlicher die Einheit, als das nahe gerückte Räthſel, der zerſplitternden Vereinzelung gegenüber ſteht. Halten ſie aber die Hoffnung feſt, wollen ſie, von ihrem Standpunkt aus, das Unerreichbare erreichen, wollen ſie durch abſtracte Allgemeinheiten das Räthſel löſen, dann hat das Vorurtheil des Verſtandes die irrigen Probleme früherer Zeiten, die Quadratur des Cirkels, das Perpetuum mobile, ja, nur in veränderter Form, den Stein der Weiſen, und alles, was man glücklich verdrängt glaubte, wieder herbeigerufen.

Wir haben bis jetzt einige merkwürdige Erſcheinungen in der Geſchichte der heutigen Phyſik nicht erwähnt, obgleich ſie uns eine große Bedeutung zu haben ſcheinen — und zwar deswegen nicht, weil ſie eben in der erſten Entwickelung begriffen, mehr auf eine zukünftige, als die gegenwärtige Geſtaltung derſelben Bezug haben. — Die Elaſticität, inſofern ſie einen thätigen Gegenſatz (Action und Reaction) innerlich in den Körpern ſetzt, enthält in der That den allgemeinſten Typus alles Qualitativen, wie die Schwere den des Quantlitativen. In dieſer Rückſicht iſt die Anwendung der Schwingungen elaſtiſcher Körper, als die Grundlage einer phyſiſchen Erklärung des Vernehmbaren (als Theorie der Acuſtik) und Wahrnehmbaren (als Theorie des Lichts) von großer Bedeutung, und Webers Wellenlehre, eben ſo wie die wieder aufgenommene, ſorgfältiger ausgearbeitete und durch die auffallendſten Erfahrungen beſtätigte Eulerſche Theorie des Lichts, als einer Undulation des Aethers, beide einander verwandt, erſcheinen als ſehr wichtig. Aber beide werden, in ihrer Ausbildung die Nothwendigkeit einer ſpeculativen Anſicht noch fühlbarer machen. Daſſelbe gilt von Purkinje's bedeutungsvollem Verſuch, die Sinnlichkeit ſelbſt, wie ſie in ſich und durch die Gegenſtände bedingt iſt, zum Gegenſtand des Experiments zu machen.

So hat die Geſchichte der Phyſik eine Zeit hervorgebracht, die eine höhere, lebendige Anſicht, eine ſpeculative Wiſſenſchaft fordert, obgleich ihre Möglichkeit auf dem Standpunkt der ſinnlichen Reflexion nicht begriffen wird.

Eine Naturanſicht, die ſich Jahrhunderte lang mit ſo erfolgreicher Conſequenz ausbildete, mußte nothwendig eine veränderte Anſicht des Daſeyns überhaupt hervorrufen und iſt die Philoſophie, (die eigentliche Wiſſenſchaft) ihrem Weſen nach auf das Eine Ewige in Allem gerichtet, ſo mußte die Phyſik der drei letzten Jahrhunderte ihr gefährlich werden. Indem wir nun die Fortbildung deſſen, was man in der erwähnten Zeit, Philoſophie nannte, in den Hauptzügen verfolgen, liegen vor uns mühſam geordnete Studien, die aber hier nicht mit der Ausführlichkeit und in der lehrreichen Ausdehnung benutzt werden können, die nothwendig wäre, wenn man ſich ein ſicheres Bild von der Eigenthümlichkeit der ausgezeichnetſten Philoſophen verſchaffen wollte. Denn eine Menge Unterſuchungen der Art (wir nennen vorzüglich Ritner) iſt ſchon vorhanden, und das Hauptreſultat, die bekannte Thatſache, daß der Reichthum durch ſinnliches Forſchen gewonnener Erfahrungen den Sinn allmählig innerhalb der Schranken der Reflexion immer mehr feſſelte, iſt zu bekannt.

Dennoch finden wir es nothwendig, uns vorzüglich mit einem bedeutenden Mann, mit Baco von Verulam, ausführlicher zu beſchäftigen. Gleichzeitig mit Keppler und Galiläi, bezeichnen dieſe Drei vorzüglich den großen Wendepunct der Umgeſtaltung alles Wiſſens. Bekanntlich behauptet Baco noch in unſern Tagen ſein bedeutendes Anſehen, er liefert den Gegnern der Philoſophie die Waffen, die ſie für die gefährlichſten halten und ſeine ſpruchreichen Schriften werden noch immer benutzt. Indeſſen ſcheint es uns, als wenn man Baco's bedeutende geſchichtliche Eigenthümlichkeit keinesweges richtig gefaßt hätte.

Baco war es nicht, der auf den Werth genauer Beobachtung langſamer, beſonnen fortſchreitender, reiner Unterſuchung zuerſt drang, man war ſchon vor ihm auf dieſem Wege thätig. — Baco zeichnete ſich nicht als Phyſiker im ſtrengſten Sinne aus. Er hinterließ nicht, wie die großen, eben erwähnten Männer, irgend etwas, das einen bleibenden Werth in der Phyſik behielt. Endlich war er kein Philoſoph im ſtrengſten Sinne. Die Stellen, die man anführt, und die auf Ideen zu deuten ſcheinen, kommen nur gelegentlich vor, werden von ihm nie im klaren Selbſtbewußtſeyn feſtgehalten.

Seine Hauptclaſſen aller Wiſſenſchaften, die Geſchichte, ſowohl die der Natur, wie die des Menſchen, abgeleitet von dem Gedächtniß, die Kunſt von der Phantaſie, die Philoſophie von Vernunft, ſind auf einem durchaus untergeordneten Standpunkt aufgefaßt, und man kann nicht daran zweifeln, wenn man ſeine, noch unter den Naturforſchern herrſchende Beſtimmung der Philoſophie lieſt. *)

Baco war aber eine großartige perſönliche Eigenthümlichkeit, vollkommen mit Allem bekannt, was zu ſeiner Zeit, und für die beſtimmte Richtung der geſchichtlichen Entwickelung von Bedeutung war. Er ſtand nicht feindſelig der Philoſophie gegenüber, wie die empiriſchen Naturforſcher unſerer Tage, aber er durchſchaute ihre Verirrung. Was misverſtandene Tradition verzerrt hatte, jene ſeltſame Vereinigung eines verblichenen, dem geſunden Sinn entfernten Daſeyns und eines verirrten Denkens, erſchien ihm in den geſelligen Verhältniſſen, wie im Erkennen, als das Feindſelige, was man bekämpfen müſſe. Dieſe Verirrungen nannte er ſcharf und geiſtreich die Idole ſeiner Zeit (idola fori et theatri,) als wollte er die Zerrbilder der Idee bezeichnen. In dieſen, aus ſchwankender Erinnerung, umwölktem Sinn, und unklarem Denken entſtanden, hatten ſich jene fixen Begriffe gebildet, die die Natur und Geſchichte in verzerrter Geſtalt darſtellten und die er anticipationes mentis nannte. Es war ihm klar, daß das Denken, wie das Seyn, jenes in ſeiner Freiheit, dieſes in ſeiner Geſetzmäßigkeit, geſondert und eben dadurch innerlich verbunden ſein müßte, und daß das befreite Denken ſich erſt in ſeinem Object finden, ſich veräußern muß. Das Denken faßt ſich zuerſt, ſeinem Weſen nach,

---

*) De augment. scient. L. 2. C. 1. p. 86 Parisiis 1624. Philosophia individua dimittit; neque impressiones primas individuorum, sed notiones ab illis abstractas complectitur; atque in iis componendis et dividendis, ex lege naturae et rerum ipsarum evidentia versatur, atque hoc prorsus officium est, atque opificium rationis.

als ein Denken des Objects, der Dinge, d. h. als Naturgeſetz, daher war es eine ſpeculative Intelligenz, der ſich neugeſtaltenden Zeit in ihrer ganzen Friſche, (ſehr verſchieden von dem Geiſt, der jetzt die Naturforſcher treibt) welche ihn bewegte. Mit einer geiſtreichen Umſicht umfaßte er alle Theile des menſchlichen Wiſſens, ſein Organon erſcheint uns daher für die Beurtheilung ſeiner Eigenthümlichkeit weniger wichtig, als ſeine Schrift: de augmentis scientiarum. In dieſer enthüllt er ſein Streben nach allen Richtungen mit bewundrungswürdiger Klarheit und es iſt unverkennbar, daß eine Idee der Einheit — obgleich nicht aus ſich beſtimmend und productiv, wie im philoſophiſchen Wiſſen — der leitende Grund ſeiner ordnenden Thätigkeit iſt. Es gelingt ihm auf eine geiſtreiche Weiſe, was widerſprechend, ſtörend, hemmend erſcheint, auseinander zu legen, daß es ordnend, fördernd, aufklärend hervortrete. Dadurch werden die Lücken und das Fehlende ihm deutlich, er bezeichnet dieſes mit treffender Schärfe und ſeine Vermuthungen, ſeine Fragen, ſeine Ahndungen, durch welche er die mögliche Ergänzung in der Zukunft anzudeuten ſucht, eilen nicht ſelten ſeinem Zeitalter vor. Es iſt der Geiſt des gewandten Staatsmannes, der, den widerſtrebenden Stoff beherrſchend, alle Richtungen des Erkennens mit gleicher Liebe und Energie verfolgt und ordnet. Aber eben, weil er ſo den Mittelpunkt ſeiner Zeit darſtellte, als Repräſentant ihrer geiſtigen Thätigkeit hervortrat, leuchtet das Uebergewicht der ſinnlichen Reflexion, der Phyſik in weiteſtem Sinne hervor, wie ſie nicht ihn, vielmehr das Zeitalter beherrſchte. Wenn er die Regeln angiebt, die bei dem Experiment zu verfolgen ſind, damit man ſichere klare Reſultate erhalte und von dieſen geleitet, langſam, kein Glied überſehend, keiner Willkühr Raum geſtattend, fortſchreite und ſo die Natur zwinge, ihre verborgenſten Geſetze zu enthüllen, ſo herrſcht in dieſen Regeln der nehmliche Geiſt, der die Forſcher auffordert, ſich unter einander zu verbinden, damit das gemeinſchaftliche Streben jene Widerſprüche ausgleiche, die ebenſoſehr den Sinn verwirren, wie die verwickelten Erſcheinungen der Natur. Man kann in der That ſeinen berühmten, geſchichtlich gewordenen Vorſchlag, Academien zu ſtiften, in ſeinem Sinne, als ein fortgeſetztes, großartiges Experiment betrachten. Aber eben ſo practiſch und umſichtig faßt er das Verhältniß der Naturforſcher zu den Staaten auf, und wie auch dieſe ſich wechſelſeitig verſtändigen, fördern müſſen, weiß er mit ſiegender Klarheit darzuſtellen. Ein ſolcher Geiſt war berufen, ſeine Zeit zu beherrſchen und auf die folgende entſcheidend einzuwirken, denn keiner überſchauete ihre Bedürfniſſe wie er, und keiner wußte ſie, wie er, zu befriedigen. Ohne irgend einer Richtung der Bildung ausſchließlich anzugehören, bildete er den Mittelpunkt aller. Er wurzelte, wie Keppler in der Vergangenheit, von welcher er ſich abwandte, ohne ſich von ihr zu trennen.

Die gegenwärtigen Phyſiker citiren ihn zwar, aber kennen ihn kaum. Träte der Geiſt, der in ſeinen Schriften herrſcht, ihnen entgegen, dann würden ſie einſehn, daß ihre Zuſammenſtellung von Thatſachen keinesweges eine Induction, ihre iſolirte und ihre iſolirende Hypotheſen keineswegen eine interpretatio naturae im Baconiſchen Sinne genannt werden können. Das Allgemeine, was er ſuchte, war, wenn auch keine einzelne Aeußerung es bezeugte, dennoch geiſtig lebendige Einheit, die nicht in irgend einer beſtimmten Richtung, ſondern in der Geſammtheit aller verborgen iſt, umfaßte das ganze Daſeyn und duldete keine Zerſplitterung. Unſre herrſchenden Theorien würden ihm nicht mehr werth ſeyn, als die anticipationes mentis, die er beſtritt, er würde ſie ſchonungslos idola theatri seu theoriarum nennen, und ſie als ſolche behandeln und das Chaotiſche und Zerriſſene unſerer Naturwiſſenſchaft würde einen Geiſt, der mit umſichtiger Klarheit alle Zweige des Erkennens überſchauete, mehr noch ängſtigen, als die dämmernde Traumwelt, die er zu verdrängen ſuchte. Unmittelbar nach Baco trat die Mündigkeit des philoſophiſchen Geiſtes, wie er ſich im ſiebzehnten Jahrhundert höchſt eigenthümlich zu geſtalten ſuchte, hervor. Die ausgebreitete Wirkung des Carteſius auf ſein Zeitalter fand zwiſchen 1629 — 1649 ſtatt und Baco ſtarb 1626. Das cogito ergo sum des Carteſius, der Verſuch, alles Erkennen an ein urſprüngliches Denken anzuknüpfen, war der conſequent ausgeſprochene Gegenſatz gegen die frühere Zeit, die man bekämpfte, war der entſchiedene Anfang einer neuen, herrſchenden. Da aber das Denken ſchlechthin ſich nicht, als durch die Sinnlichkeit bedingt ergreifen ließ, vielmehr als Grund, als Urſprung aller Bedingung, ſo lag in dieſem reinen Anfang des Denkens ein ſpeculatives Element, welches in den erſten Schriften der Carteſius, vorzüglich in ſeinem Tractat de methodo noch auf eine reine Weiſe thätig war. — Aber das Uebergewicht der ſinnlich reflectirenden Zeit äußerte ſich vor Allem bei Carteſius. Es war nicht die unbefangene, geiſtreiche Freiheit des Baco, vielmehr ein Denken, welches nur deswegen ſich von der Vergangenheit losriß, um ſich ganz der Erſcheinung zu ergeben, deren urſprüngliche Nichtrealität für das Denken ſelbſt nur als eine erſcheinende, ſchnell verſchwindende Skepſis hervortritt. Es iſt bekannt: wie das erſte Denken des Carteſius ſich einen Gott der Wahrheit bildet; auf dieſen vertrauend, ergiebt er ſich der ſinnlichen Erſcheinung *) ganz und der kühn hervortretende

---

*) Primum Dei attributum, quod hic venit in considerationem est, quod sit summe verus et dator omnis luminis: adeo ut plane repugnet ut nos fallat, sive ut proprie et positive sit causa errorum, quibus nos obnoxios esse expe-

Skepticismus verſchwindet, wie er entſtanden iſt, ohne eine Spur nach zu laſſen. *Das gedachte* Seyn iſt ihm Raum, beide zugleich, aber Seyn und Raum, nicht als ein actu infinitum, vielmehr als ein indefinitum (als ein Unbeſtimmbares) in ſeiner Endlichkeit unendlich gefaßtes als ein progreſſiv Unendliches. So auf dem ſinnlichen Standpunkt fixirt, iſt ihm das Seyn das dem Denken ſinnlich gegenüberſtehende in ſeiner größten Allgemeinheit; und da Raum und Seyn ihm zugleich ſind, ein leerer Raum undenkbar. Die Bewegung der Körper untereinander, ihre Annäherung und Entfernung, das wechſelſeitige Anziehen und Zurückſtoßen ſind ihm daher Probleme, die er durchaus auf dem einmal, nach der Vernichtung der urſprünglichen Skepſis, feſtgehaltenen Standpunkt, durch eine ſinnliche Reflexion zu löſen ſucht. — So entſtand ſeine Wirbellehre und der urſprüngliche Philoſoph ward ein empiriſcher Phyſiker ganz im modernen Sinne. Als ein ſolcher hat er große Verdienſte, ſeine Verſuche, ſeine mathematiſche Virtuoſität und das noch nicht verdrängte Bedürfniß der Phyſik ſich an die Speculation anzuſchließen, verſchaffte ihm den großen Einfluß. Er ward, eben weil ſein Lehrgebäude ein ſpeculatives ſeyn ſollte, dogmatiſch, ja er iſt der eigentliche Urheber des dogmatiſchen Materialismus, der beſonders in ſeinen phyſiologiſchen und pſychologiſchen Unterſuchungen ganz das Gepräge deſſen trägt, was in ſpätern Zeiten mehr entwickelt in der franzöſiſchen Schule den gefährlichen Gipfel erreichte, dort herrſchte und zum Theil noch herrſcht. Er war

---

ximur. — Atqui hinc sequitur, lumen naturae seu cognoscendi facultatem a Deo nobis datam, nullum unquam objectum posse attingere, quod non sit verum, quatenus ab ipso attingitur, hoc est, quatenus clare et distincte percipitur. — Principia philosophiae. Francof. 1692, S. 7.

ſo weit entfernt, ein Spiritualiſt im Sinne der neueſten werdenden, franzöſiſchen Schule zu ſeyn, daß die tiefern Anklänge der ächten Speculation vielmehr bei keinem Philoſophen entſchiedener in die ſinnliche Reflexion hineintauchten, und ſo ſenſualiſtiſch wurden, und es iſt uns unbegreiflich, wie Couchoir ihn unter die Spiritualiſten rechnen kann.

Mit mehrerm Recht gehört Malebranche in dieſe Claſſe. Aber ſeine ganze Philoſophie, in einzelnen Anklängen tief und bedeutend, war dennoch mehr eine Flucht vor der Sinnlichkeit, als ein Sieg über ſie.

Die Philoſophie des Carteſius enthielt allerdings ein rein ſpeculatives Element. Gott war ihm der Anfangspunkt aller Betrachtung und ſein Weſen, ſein Verhältniß zur Natur ein Hauptgegenſtand ſeiner Philoſophie, wie der ſeiner Anhänger. Aber ein reines, ſchlechthin unbedingtes Denken, als Anfangspunkt der Speculation hervorgehoben, mußte ein eben ſo unbedingtes Seyn fordern und die Einheit beider erkennen. Bin ich, weil ich denke, ſchlechthin und unvermittelt, ſo ſind Seyn und Denken ohne Vermittlung identiſch, und in dieſer Identität das Seyn ſo unbedingt, wie das Denken. Das ſo begriffene iſt aber die ewige, von keiner Bedingung, von keiner Affection abhängige, durch ihr Denken ewig ſeyende Subſtanz, in und mit welcher alles, als ihre ewigen Attribute, auf eine gleich ewige Weiſe iſt, und zwar ſo, daß alle Modificationen (modi) dieſer Subſtanz ihre unveränderliche Einheit nicht zu trüben vermögen. Durch Carteſius iſt das Denken der unbedingte Anfang aller Speculation — aber es fand ſich durch die Sinnlichkeit bedingt, und verlor alle ſpeculative Bedeutung, indem es ſich innerhalb der Grenze dieſer gegebenen Bedingungen bewegte. Spinoza erhob dieſen mit Bewußtſeyn ergriffenen Anfangspunkt zur wahren Speculation, doch ſo, daß er, der eigenthümlichen Richtung ſeines Zeitalters huldigend, das Seyende, Objective im Denken heraushob, und ſo wenig er von ſeinem Zeitalter begriffen wurde, müſſen wir dennoch behaupten, daß er eine wahrhaft geſchichtliche, alſo auch für die Zukunft bleibende, Bedeutung hat. Wir ſcheuen uns nicht zu bekennen, daß der Spinozismus, nach unſerer Ueberzeugung, eine unvermeidliche Seite der Speculation iſt, dadurch freilich verwerflich, daß er die ganze Philoſophie zu ſeyn behauptet, und ſo wenig es zu erwarten iſt, daß er in ſeiner urſprünglichen ſtarren Form wieder hervortreten kann, ſo wenig läßt ſich der ihm zu Grunde liegende Gedanke jemals verdrängen. Spinoza's Lehre war nicht neu, ſie iſt ſo alt, wie die Speculation, aber indem die durchaus freie, durch nichts Aeuſſeres bedingte Reflexion ſich von der Sinnlichkeit abwandte, und ihren Gegenſtand in ſeiner abſoluten Reinheit ergriff, entſtand ein Lehrgebäude, welches die Geſchichte der Philoſophie, auf eine ſolche Weiſe feſt in ſich geſchloſſen, niemals kannte.

In eine Zeit verſetzt, in der das geſchichtliche Band der Tradition, welches das Geſchlecht mit der Vergangenheit und mit der Natur früher verknüpft hatte, zerriſſen war, während man aus bedingten Verhältniſſen, die immer nur auf andere, ebenſo bedingte hinwieſen, die Ordnung der Staaten und der Natur wiederherzuſtellen ſuchte, zog ſich der ſinnende Geiſt in ſich zurück. Der, von allem Aeußern losgeriſſene Gedanke, ward in ſeinem Urſprung ergriffen. — Aber die urſprüngliche Skepſis verlor ſich in dem Glauben an die gegebenen Bedingungen, an die Wahrhaftigkeit der Sinne — das erſte Stadium der Speculation, wie ſie ſich aus der freien Reflexion entwickelte. (Dieſes Stadium wiederholte ſich in unſern Tagen durch Kant, doch ſo, daß dieſer ſich durch die Schranken des ſubjectiven ſinnlichen Denkens bedingt ſah, wie Carteſius durch das ſinnliche Object).

Spinoza, das Object zum Abſoluten ſteigernd, bezeichnet das zweite Stadium der Entwickelung und ſtellt ſomit einen nothwendigen Durchgangspunkt der Philoſophie dar. (Auch dieſes Stadium wiederholte ſich in unſern Tagen durch Fichte, der das Subject zum Abſoluten ſteigerte, ſo daß man Spinoza, den in das Object verſunkenen Fichte, ſo wie dieſen, den in das Subject verſunkenen Spinoza nennen kann.)

Zwar iſt der Begriff der Immanenz ſo alt, wie die Speculation und nothwendig mit dieſer verknüpft, aber die Philoſophie, aus der freien Reflexion regenerirt, mußte auch dieſen Begriff, wie von Neuem aus ſich erzeugen und es iſt Spinoza's Verdienſt, daß durch ihn die Natur, als die Aeußerung des innwohnenden göttlichen Geiſtes erkannt ward. Die Immanenz führt freilich zu der Anſicht, daß die Weltordnung ein, in dem göttlichen Verſtande mit Nothwendigkeit gedachter Ausdruck des göttlichen Weſens ſey, wie wir die Sittlichkeit in ihrer höchſten Reinheit, ja ebenfalls als das aus dem göttlichen Weſen mit unbedingter Nothwendigkeit entſprungene Geſetz, für jede ihrer bewußte freie Intelligenz uns denken müſſen, aber daraus folgt keinesweges mit gleicher Nothwendigkeit, daß das Weſen Gottes durch die bis zum Abſoluten geſteigerte Welt erſchöpft ſey, oder mit andern Worten, ein innwohnender Gott ſchließt den Begriff eines extramundanen, nur in der Einſeitigkeit des Spinoziſchen Syſtems, (welches dadurch allerdings irreligiös wird) aber keineswegs an ſich aus. Leibnitz, deſſen Philoſophie ſo völlig von dem Spinozismus abwich, ja dieſem grade entgegengeſetzt war, betrachtete dennoch die weſentlichen Formen des ewigen Seyns, (die ewigen Wahrheiten), als nothwendige Erzeugniſſe des göttlichen Verſtandes. *)

---

*) Nihilominus tamen cum nonnullis nobis imaginari non debemus, veritates aeternas, cum a Deo dependeant, arbi-

An dieſen tiefſten Philoſophen, mit welchem das ſiebzehnte Jahrhundert ſchloß und das achzehnte anfieng, deſſen Lehre auf eine höchſt bedeutende Weiſe ſich dem abgeſchloſſenen Syſtem der mechaniſchen Phyſik gegenüber geſtaltete, wenden wir uns jetzt.

Man kann Leibnitz nie verſtehen, ohne ſich auf ſeinen d. h. auf den religiöſen, chriſtlichen Standpunkt zu verſetzen. Er war durchaus Chriſt, ſein Wiſſen ein *gläubiges Wiſſen*. Daß die Vernunſt für ſich, ohne göttliche Offenbarung, ewige Wahrheiten des Seyns erkennen könne, wie ja das Gewiſſen ewige Geſetze des Handelns zu erkennen gezwungen iſt, war ihm klar, ebenſo, daß das Chriſtenthum, als Offenbarung, ſich auf Erfahrung — innere, wie äußere — gründet. *) Wenn in unſern Tagen ſelbſt tiefere Geiſter in der allſeitigen Ausbildung der Naturwiſſenſchaft, eine nicht zu überwindende Schwierigkeit finden, wenn es darauf ankömmt, die Wahrhaftigkeit der Wunder, die ſich, als geſchichtlich begründet, an die Verkündigung des Heils anſchließen, feſtzuhalten, kannte Leibnitz dieſe Schwierigkeit ſehr wohl, ja es giebt keinen Philoſophen, der

---

trarias esse, et a voluntate ipsius pendere. Id verum non est, nisi de veritatibus contingentibus, cum e contrario necessariae unice dependeant ab intellectu ejus et sint objectum ipsius internum. — Ita Deus solus est penitus primitiva seu substantia simplex originaria, cujus productiones sunt omnes monades creatae, aut derivatae, et nascuntur, ut ita loquar, per continuas Divinitatis fulgurationes, per receptivitatem creaturae limitatas, cui essentiale est esse limitatam. Principia Philos. 47. 48. Opp. Vol. II. p. 27.

*) Theodicea-Dissert. de conformitate fidei cum ratione. Pars I. p. 446—448. versio nova. Francof. et Lips. 1739.

einen deutlichern Begriff hatte von dem in ſich geſchloſſenen Leben der Natur, die lediglich ihren eigenen Geſetzen folgt, als eben er. Dadurch eben, daß er die Autarkie der Natur zum völlig klaren Bewußtſeyn erhoben hatte, unterſcheidet ſich ſeine Philoſophie, als wahres, lebendiges Produkt ſeiner Zeit, von allen vorhergehenden. Die herrſchende Naturanſicht hat durch ihn eben eine höhere, ſpeculative und zugleich religiöſe Bedeutung erhalten. Wenn wir bedenken, daß eben zu ſeiner Zeit das Gravitationsſyſtem ſeine Vollendung erhielt, daß die qualitative Phyſik, ſeit der Zeit, trotz der Menge der Entdeckungen und Hypotheſen, nichts aufzuweiſen hat, was ſich ſo großartig in ſich geſchloſſen, geſtaltete, ſo können wir nicht einſehen, welche Fortſchritte der Naturkunde Leibnitz, auf ſeinem Standpunkt, in Verlegenheit ſetzen könnten, wenn er jetzt lebte, und die ſpeculative Idee der Schwere war ihm keinesweges verborgen. *) Wir haben dieſe Seite gefliſſentlich herausgehoben, weil ſie das Eigenthümliche der Leibnitziſchen Philoſophie und ſeiner Zeit am entſchiedenſten bezeichnet.

Die Entwickelung der Phyſik mußte die Möglichkeit der Wunder immer zweifelhafter machen, wurden aber dieſe geleugnet, ſo ſtürzte die geſchichtliche Grundlage des Chriſtenthums völlig ein, das ganze innere Weſen deſſelben als übernatürlicher Offenbarung mußte verſchwinden und je höher der Standpunkt war, von welchem aus man die eigenthümliche

---

*) Cognovit Cartesius animam non posse dare vim corporibus, quoniam eadem semper virium quantitas in materia conservatur, credidit autem animam posse mutare directionem corporum. At quidem ideo factum est, quod ipsius tempore lex naturae ignoraretur, quae vult eandem semper directionem totalem conservari in materia. Principia. 83. Opp. Vol. II. p. 30.

Richtung der Zeit überſchauete, deſto unvermeidlicher mußte dieſes Reſultat erſcheinen, wenn nicht in dem Chriſtenthum ſelbſt etwas verborgen lag, wodurch dieſe Angriffe auf ſein inneres Weſen abgewehrt werden konnten. Leibnitz war ſo weit entfernt, die Autarkie der Natur abzuleugnen, daß er vielmehr, bei einer merkwürdigen Gelegenheit ſtrenger ſcheint als Newton, und von ſeinem höhern Standpunkt aus dieſen zurechtweiſt. *)

---

*) Da hier von einem Gegenſtand der allgemeinen Phyſik die Rede iſt, der noch immer in derſelben Unbeſtimmtheit ſchwebt, wie zu Newtons Zeiten, von dem möglichen mechaniſchen und zerſtörenden Zuſammenſtoßen der Weltkörper nehmlich, ſo glauben wir, daß es nicht ohne Intereſſe ſeyn wird, Newton und Leibnitz über dieſen Gegenſtand zu hören. In Newtons Optik Quaestio 31. p. 327. editio Clarke, Lausanne et Genevae 1740. kommt folgende Stelle vor: „Nam dum cometae moventur in orbibus valde excentricis, undique et quoque versum in omnes coeli partes, utique nullo modo fieri potest, ut caeco fato tribuendum ſit, quod planetae in orbibus concentricis motu consimili ferantur eodem omnes; exceptis nimirum irregularitatibus quibusdam, vix notatu dignis, quae ex mutuis cometarum et planetarum in se invicem actionibus oriri potuerint, quaeque verisimile est fore, ut longinquitate temporis majores usque evadant, donec haec naturae compages manum emendatricem ſit desideratura. Leibnitz äußert ſich über die Stelle: (Extrait d'une Lettre a S. A. R. Mad. la Princesse de Galles. Opp. Vol. II. p. 110.) folgendermaßen: Mr. Newton et ses Sectateurs ont encore une fort plaisante opinion de l'Ouvrage de Dieu. Selon eux, Dieu a besoin de remonter de tems en tems sa montre, autrement elle cesserait d'agir. Il n'a pas eu assez de vue, pour en faire un mouvement perpetuel. Cette machine de Dieu est même si imparfaite selon eux, qu'il est obligé de la décrasser de tems en tems par un concours ex-

Es iſt uns hier nur erlaubt, eine geſchichtliche Darſtellung einer Philoſophie zu geben, deren Tiefe die Mangelhaftigkeit ihrer Darſtellung weit überragt, wie ſie in kurzen Aufſätzen zuſammengedrängt, in Briefen zerſtreuet, mit den widerſtrebenden Ausdrücken einer hemmenden Zeit kämpfte. In den folgenden Heften werden wir öfters Gelegenheit finden, ausführlicher mancher lehrreichen Anſicht dieſer Philoſophie zu erwähnen.

Hier nur ſo viel. Indem Leibnitz einfache, unkörperliche, thätige Subſtanzen annahm, in welchen das Univerſum abgebildet iſt, ſo daß ſie nicht entſtehen und nicht vergehen können, daß Nichts Aeuſſeres in ſie hineindringen kann, alles vielmehr, als ein Inneres ſich aus ihrem Innern entwickelt, (eine Metamorphoſe, die nie in eine Metempſychoſe übergehen kann), indem Monaden als urſprüngliche Eigenthümlichkeiten die Grundlage ſeines Syſtems bildeten, indem er dieſe als urſprünglich und mit Nothwendigkeit aus dem göttlichen Verſtand gebildet darſtellt, ruht freilich im tiefſten Hintergrunde der Grundgedanke des Spinoza, und die Monaden ſind in dem göttlichen Weſen, als ewig jede in ihrer Form das Unendliche des Alls in ſich tragende und dann unveränderliche, der ewigen Monas, d. i. Gott eingebildet. —

---

traordinaire et même de la raccommoder, comme un horloger son ouvrage, qui sera d'autant plus mauvais maître, qu'il sera plus souvent obligé d'y retoucher et d'y corriger. Selon mon sentiment, la même force et vigeur y subsiste toujours, et passe seulement de matière en matière, suivant les loix de nature et le bel ordre préétabli. Et je tiens, quand Dieu fait des miracles, que ce n'est pas pour soutenir les besoins de la Nature, mais pour ceux de la grâce.

*) De la Nature et de la Grace, fondés en Raison, Opp. Vol. II. p. 30.

Aber dieſe Idee der ruhenden Ewigkeit, die ſich in das Nichts auflöſt, iſt ihm nicht Gegenſtand der Philoſophie. Eine jede Monade iſt bei Leibnitz eine ſich entwickelnde Welt, ſie iſt beſchränkt, endlich und in ihrer Endlichkeit gehemmt durch alle übrigen (leidend,) und wirkt hemmend auf ſie. Seine Philoſophie will eine Geſchichte der Schöpfung und ihre Bedeutung. Inſofern die Monade beſchränkt iſt, verliert ſie keinesweges ihre Einfachheit, ebenſowenig ihre weſentliche Eigenthümlichkeit, aber die in ihr abgebildete Unendlichkeit objectivirt ſich ihr als ein auſſer ihr ſeiendes, und wird eine unendliche Menge ſich wechſelſeitig hemmender Monaden. — Das Univerſum iſt in ihr, aber auf eine verworrene Weiſe, nur der Widerſchein der urſprünglichen, in ſich klaren Unendlichkeit, und dieſe gebundene, nach auſſen geworfene, innerlich verworrene Unendlichkeit iſt die Perception der Monade, die, als die zurückgelaſſene Spur der urſprünglichen Thätigkeit einen Niſus, einen Appetit, ein Streben erregt — eine eigenthümliche Thätigkeit, der Urſprung aller Bewegung, aller Action in der erſcheinenden Welt. Da aber jenes wechſelſeitige Widerſtreben der Monaden in der göttlichen Idee derſelben nichtig iſt, ſo muß, was in der verworrenen Perception der gehemmten, und dadurch vereinzelten Monaden als wechſelſeitige Hemmung erſcheint, durch ein nothwendiges, alles ordnendes Geſetz für das Ganze geebnet werden, und ſo entſteht ein Reich der wirkenden Urſachen (regnum causarum efficientium), die körperliche, erſcheinende Welt des unwandelbaren Geſetzes, durch den ordnenden Verſtand Gottes erzeugt. Von dieſer Welt der wechſelſeitigen, in das Unendliche gehenden Bedingungen abgewandt, ohne irgend eine endliche, beſtimmte Beziehung auf dieſe, iſt die Welt der Perception in einer jeden Monade thätig. Sie kann in keiner einzelnen oder endlichen Beziehung gegen das Körperliche gedacht werden, weil in einer jeden ſolchen Beziehung das Geſetz der wirkenden Urſachen, und mit ihm die Gewalt einer äuſſern Unendlichkeit hervortritt; die Perception aber eine Concentration der innern Unendlichkeit jeder beſondern Form iſt. Die Perception und das mit ihr entſtandene Streben fungirt, und handelt daher in und aus einer eigenen Welt — die des göttlichen Willens, der Endurſachen (regnum causarum finalium.) Alles Daſeyn (die ganze Natur) hat offenbar nach dieſer Anſicht, wie es in einer Rückſicht der Welt des Geſetzes unterworfen iſt, ſo in einer andern eine Seite der freien Entwickelung aus dem Innern des eigenthümlichen Weſens. Die Qualitäten der organiſchen Natur ſind Monaden mit gebundener Perception, die, obgleich ſie keinesweges vernichtet werden kann, was unmöglich iſt, dennoch ſo unterworfen iſt, daß ſie ganz dem Geſetz dienen muß. — Bei den Thieren ſteigerte ſich dieſe Perception zur Bildung der Entelechie — der Seele, in ihrer innern Einheit mit dem Leibe, — und bei den Menſchen zur Apperception, oder zur intelligenten Seele — zum Geiſt. —

So denkt und handelt freilich der Geiſt, wie in einer eigenen Welt, als gäbe es keinen Körper, der Körper, wie in einer eigenen Welt, als gäbe es keinen ſich bewußten Geiſt, aber eben weil beide Welten unendlich, abſolut getrennt ſind, ſind ſie unendlich, abſolut, aufeinander bezogen, d. h. ſie ſind identiſch. Alle Einwendungen der Gegner, Bayle's zum Beiſpiel, entſprangen nur daher, daß ſie völlig an den Dualismus gekettet ſind, und die der präſtabilirten Harmonie zu Grunde liegende Identität nicht begreifen können. Wille und Verſtand, Freiheit und Nothwendigkeit ſind in Gott nicht getrennt, und daß die Einheit beider Welten das innerſte Weſen des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns ausmacht, hat Leibnitz, ſo deutlich, wie ſeine Zeit und ſein Standpunkt erlaubte, gelehrt. *)

Keine Monade, wie keine Entelechie iſt ohne Körper, beide Welten ſind, wie im Ganzen, ſo in jeder eigenthümlichen Subſtanz, ſtets in und miteinander, alles Leben iſt Enthüllung, aller Tod Verhüllung, das Wechſelſpiel beider, Metamorphoſe. Gott iſt perſönlich, die durch ſeine Macht erſchaffene, durch ſeinen Verſtand geordnete Schöpfung iſt beſtimmt, ſeinen Willen zu offenbaren. Aber ſein Weſen iſt Liebe, ſein Handeln Gnade — ſo bauet er ſein Reich der Gnade, und alle Geiſter die ſich der Liebe ergeben, ſind zur Seeligkeit beſtimmt. So iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Liebe, eine Enthüllung ſeiner Gnade, und was nicht durch die Liebe frei wird, dient dem Geſetz. Aber das Geſetz wird durch die Liebe beſtätigt. — Die Welt des Geſetzes und die der Liebe, obgleich getrennt, ſind in Gott vereinigt. So iſt das Körperliche, was dem Geiſt dient, obgleich eigenen Geſetzen folgend, dennoch ein Vorbild der Liebe — Organiſation — wechſelſeitige Beſtätigung beſonderer Formen. — Was aber der eigene Leib für den ſinnlichen Menſchen, das ſoll das Univerſum werden für den befreieten Geiſt. — Unterordnung der Qualität unter das enthüllte Geſetz, Befreiung der ſeufzenden Creatur (ein neuer Himmel und eine neue Erde) und Seeligkeit der durch die Liebe frei gewordenen Geiſter. —

---

*) — notre ame est architectonique encore dans les actions volontaires et decouvre les sciences suivant lesquelles Dieu à reglé les choses (pondere, mensura, numero); elle imite dans son departement et dans son petit monde, où il lui est permis de s'exercer, ce que Dieu fait dans le grand. Opp. Vol. II. p. 36.

Fragen wir nun, was der dunkle Grund dieſer Entwickelung iſt, was das Beſondere der urſprünglichen Subſtanzen vereinzelt, die eigenthümliche Form einer jeden in eine Grenze, die wechſelſeitige Beſtätigung in eine Hemmung, in einen Widerſtreit verwandelt, ſo unterſcheidet Leibnitz ein malum metaphysicum, welches nur Unvollkommenheit ausdrückt, ein malum physicum, welches ſich durch Verſchlimmerung der Zuſtände und ein malum morale, welches ſich durch Sünde offenbart. *) Wenn wir den Geiſt ſeiner ganzen Philoſophie überſchauen, ſo können wir nicht bezweifeln, daß nach ihm die Sünde, der böſe Wille, der nie ſtirbt und doch nie Reales erzeugt, der dunkle Grund des ganzen ſinnlichen Daſeyns iſt, daß aber der Sieg des (durch das Geſetz) ordnenden göttlichen Verſtandes, und der (durch die Liebe) befreienden Gnade durch die ganze Schöpfung geht, wer daher von dem Reich der Gnade abſieht — der bloſſe Metaphyſiker, nicht der Philoſoph im höchſten Sinne — erblickt nur Unvollkommenheit, die vor Gott eine Nichtigkeit iſt; den Abgrund der Sünde aber, und mit dieſem den dunkeln Grund der ganzen Schöpfung, den nächtlichen Boden, in welchen die Gnade den lebendigen Keim ſäet, erkennt nur der Chriſt, nur ihm iſt der verborgene Abgrund der Sünde in einem Jeden, wie im Ganzen, offenbar geworden. Das phyſiſche Uebel (die Verſchlimmerung) läßt dieſen Abgrund ahnden, aber nur die Gnade enthüllt ihn, und ſeine nächtliche Tiefe. Wenn das Reich der Gnade ſich offenbart, dann wird die ganze Natur verwandelt, **) dem göttlichen Geſetz unterworfen, zur Strafe demjenigen was ſich von der Liebe abwandte, dem aber der ſich ihr ergab zur Befreiung. Aber eben deßwegen war das Leben, die Lehre des Erlöſers dem ſinnlichen Menſchen ein inneres, und ſeine Geburt, ſeine Auferſtehung, ſein Handeln ein äuſſeres, körperliches Wunder, eine Offenbarung aus dem verkündigten Reich der Gnade, welches andern Geſetzen folgt, als denen der ſinnlichen Natur. Keiner hatte ein klareres Bewußtſeyn von der Nothwendigkeit einer religiöſen Phyſik, wenn der Glaube ſich nicht in die Willkührlichkeit des Meinens, des nackten Begriffs verlieren ſoll, überall entwickelt, als eben Leibnitz.

---

*) Theodicea. Pars pr. p. 606.

**) Ab hac harmonia pendet, quod res deducant ad gratiam per ipsas vias naturae et quod hic globus e. gr. destrui et reparari debeat per media naturalia iis momentis, quando regimen spirituum id postulat ad aliquos puniendos, caeteros remunerandos. Princip. Opp. Vol. II, p. 31.

Seine Philoſophie iſt faſt nur fragmentariſch erſchienen, manches dunkel, manches verſäumt, das Wichtigſte oft nur angedeutet. Er mußte mit der Sprache — es wär ihm nicht einmal vergönnt die eigene zu brauchen — mit den faſt unglaublichen Misverſtändniſſen ſeiner Umgebung, mit der einſeitigen Geſtaltung einer bloß mechaniſchen Phyſik, die ihm keine lebendige Vorbilder reichte, kämpfen. Ueberhaupt ſey es hier — und welche Gelegenheit könnte paſſender ſeyn — ausgeſprochen: die Philoſophie iſt nie das Product eines einzelnen Menſchen, ſie iſt, der Erſcheinung nach abſolut abhängig, wie die Seele von dem Leibe, ohne welchen ſie ſich nicht zu äußern vermag und dennoch abſolut ſelbſtſtändig. Der Streit daher, ob ſie a priori oder a posteriori entſtehe, iſt ein völlig müßiger, beides iſt gleich wahr und gleich falſch, wie ſchon vor langer Zeit Schelling bemerkte. Im Leibnitzſchen Sinne kann man ſie die Entelechie (unitas) einer beſtimmten Entwickelungsepoche des Geſchlechts nennen. Aber eben deßwegen giebt es Zeiten, in welchen das Geſchlecht ſich in der Zerſplitterung, in der Zerſtreuung gefällt, daß es keinem gelingen mag, ſich zu beſinnen, andere Zeiten, in welchen die ausgeſprochene Einheit in der herrſchenden Zerſtreuung verkannt wird; daß wir aber diejenigen Zeiten, darin ein Streben nach belebender Einheit, wie ein heiterer Strom alle Gebilde des Daſeyns durchzieht, vorzüglich preiſen müſſen, daß dieſes die Zeiten ſind, die wir vor allen glücklich ſchätzen, das beſtätigt die laute Stimme aller Edlern durch die ganze Geſchichte hindurch.

-Leibnitz ſtellt das dritte Stadium der Entwickelung der Philoſophie, eine Geſchichte der Schöpfung dar. (Auch dieſes Stadium hat ſich, als das bedeutendſte, geiſtige Ereigniß unſerer Tage mit Schelling entwickelt, als eine Geſchichte des Geiſtes. Es iſt noch in der Entwickelung begriffen und das Zeitalter hat den Einfluß deſſelben nicht abwehren können.)

Leibnitz blieb ſeiner Zeit fremd, wie Spinoza, obgleich er nicht, wie dieſer verſchmähet ward, vielmehr geſucht, geachtet war. Selbſt in unſern Tagen ward Spinoza hervorgehoben, Leibnitz blieb faſt unbekannt und zwar deßwegen, weil man ſich das chriſtliche Element ~~ſeiner~~ Speculation, ohne welches ~~dieſe durchaus~~ nicht verſtanden werden kann, anzuerkennen ſcheuete. Seine Zeit begriff ihn nicht, weil ſie in der ſinnlichen Reflexion befangen war. Die Welt der wirkenden Urſachen, von dem Urgrund getrennt, ward nach ihm der Stapelplatz der ſinnlichen Reflexion, ſeine Welt der Endurſachen verkehrte ſich in eine leere Teleologie, man kitzelte ſich mit Kenntniſſen, brüſtete ſich mit Tugenden und irdiſcher Glückſeeligkeit; die Wiſſenſchaft, ihren zureichenden Grund in der ſinnlichen Erfahrung findend und ſelbſt die Belohnung der ſittlichen Trefflichkeit aus der nehmlichen Quelle ſchöpfend, ſtellte das armſeelige Geſpenſt einer präſtabilirten Harmonie dar, deren Optimismus einen züchtigenden Candide wohl verdiente.

Der Grund zu dieſer Verirrung lag allerdings in der Leibnitzſchen Philoſophie ſelbſt. Das Princip des zureichen den Grundes war ihm das höchſte, es verſchlang ſelbſt das höchſte Ziel der Endurſachen, das zweite Princip (des Widerſpruchs) beſchränkte jede Beſtimmung und die ganze Aufgabe der Philoſophie war nur als ein Objectives, als ein Gegenſtändliches, welches ſich ſeiner eigenen freien Thätigkeit nicht bewuſt war, begriffen. Ich kann auf Braniß *) verweiſen, denn in der That habe ich, was er mit Schärfe entwickelt hat, hier nur von einer andern Seite darzuſtellen geſucht.

Ich nähere mich dem Schluß. In Deutſchland ward in dem Leichnam der Leibnitzſchen Philoſophie noch ein Seufzen wahrgenommen, das auf einen Scheintodt deutete. In England verſank, durch Locke hindurch, der Geiſt in die Hume'ſche Gewohnheit, die alle Selbſtthätigkeit des Geiſtes ableugnete, und deren myſtiſcher Hintergrund der Aberglaube an die Erſcheinung war — der entſchiedenſte Gegenſatz jener alten Zeit, die wir dargeſtellt haben, und in Frankreich herrſchte der dogmatiſche Materialismus, wie er durch Carteſius ſchon gegründet war, nur conſequenter alles Geiſtige ableugnend. Die Geſchichte ſondert die Völker nie völlig. — Ein Gemenge aller Anſichten gebahr — die Aufklärung, das Product eines Jahrhunderts, welches ſich mit eben ſo vielem Recht das philoſophiſche nannte, wie wir ſchon jetzt anfangen unſeres das kritiſche zu nennen. Die Phyſik, wie wir ſie dargeſtellt haben, war im Grunde Alles. Während ſie ſich entwickelte, verſank die Sprache, die Philoſophie verſtummte und ward, wo ſie laut wurde, verkannt, die Poeſie, die Kunſt verſchwand — und die Religion ward verſchmäht.

Man misverſtehe uns nicht. Die Phyſik iſt eine der bedeutendſten Erſcheinungen in der natürlichen Entwickelung

---

*) Die Logik in ihrem Verhältniß zur Philoſophie. Berl. 1823.

des Geſchlechts, ja vielleicht die bedeutendſte unter allen, ſie hat der ganzen modernen Welt ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, ſie deutet auf eine große, wunderbare Zukunft. Wenn, indem ſie ſich ausbildete, manches Herrliche der Vergangenheit zurückgedrängt ward, wenn die Einſeitigkeit der Richtung der Zeit manches Treffliche verkannte, ſo ging es nicht verloren.

Das Talent der Entdeckungen iſt ein großes, ja unergründliches, es erringt die Unſterblichkeit und verdient ſie. Aber es iſt ein eigenthümliches Talent. Man fordert, daß die Philoſophie eine ars inveniendi werden ſoll. Eine unvernünftige Forderung. Die Mathematik beherrſcht die Phyſik — welche große Entdeckungen verdanken wir den größten Mathematikern? — Sind la Place, und Gauß weniger große Mathematiker, weil ſie nicht als große Entdecker in der Phyſik hervortreten? Es iſt die alte Rede von dem Zuſammenfallen der Theorie mit der Praxis in der bedingteſten Form, die am Ende der Tage wohl gelingen mag. Eine jede Entdeckung geht von dem allerbedingteſten aus, die lebendige Combination von dem Ganzen. Beide Talente können vereinigt ſeyn in einer Perſon, aber der experimentirende combinirt nicht, der combinirende entdeckt nicht. Davon iſt die Rede, ob nicht dem lebendigen combinirenden Talent, welches ohne eine ſpeculative Bildung, nicht thätig ſeyn kann, einen Platz gebührt in der Phyſik, ob unſere Zeit ihn nicht fordert?

Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts hat ihren Werth verloren und läßt ſich nur noch unter den Theologen und einigen ſogenannten Philoſophen, die ſich an dieſe anſchließen, vernehmen — die ganze Zeit hat eine lebendigere Richtung genommen. Welchen Wendepunkt bezeichnet der einzige Göthe! — die Poeſie wird verſtanden, die Kunſt der Vergangenheit geſchätzt, man ſucht eine jede Zeit der

Geſchichte in ihrer Eigenthümlichkeit zu faſſen, die Philoſophie, das ſpeculative Talent wird allgemeiner, kaum erkennt man, bei der großen Veränderung die Spuren einer frühern Zeit, ja ſelbſt das Chriſtenthum darf laut werden, die Verkündigung des Heils wird vernommen, die dem Menſchen Alles ſeyn muß, oder Nichts, und in der Phyſik drängen ſich die Aufgaben herbei, die eine höhere Löſung fordern — die qualitative Phyſik zeigt einen Zuſammenhang der Entwickelung, der höher liegt, als alle Hypotheſen, natürliche Gruppen der lebendigen Natur bieten ſich dar, durch keine ſinnliche Merkmale feſtzuhalten, die Anatomen entdecken eine Continuität der Bildung durch das ganze Thierreich, die Unterſuchung der Gebirge deutet auf eine Geſchichte der Erde — und inmitten einer ſolchen Zeit, während die Phyſik uns ſolche Probleme aufdringt — ſollte ſie, (ein todtes Präcipitat des gährenden Geiſtes) alle Reichthümer der Jahrhunderte dem höher ſtrebendem Geiſte verhüllen, ja immer unzugänglicher machen! —

Wir glauben — auch ohne daß die Naturphiloſophie genannt wurde, dargethan zu haben, daß eine Epoche der Phyſik, an Bedeutung derjenigen ähnlich, die den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts bezeichnet, da iſt, und daß die Naturphiloſophie, die ſpeculative Phyſik, nicht als ein Erzeugniß Einzelner, vielmehr als ein wahrhaft geſchichtliches, eine neue Zeit höherer Bedeutung für die Naturkunde vorbereitet. Und dieſes darzuthun war allein unſere Abſicht.

Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum iſt.

Eine Confeſſion

von

Henrich Steffens.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck und Papier
von C. Schumann
in Schneeberg.

Die Einführung der Union zu tadeln iſt ein ſehr müßiges Geſchäft. Vielleicht hat ſich noch nie eine öffentliche, herrſchende, religiöſe Anſicht, durch den König ausgeſprochen, ſiegreicher bewährt, und eine jede Einwendung, die, etwa aus Grundſätzen hergeleitet, laut würde, muß dem gelungenen Werke gegenüber verſtummen. Dem Staatsmanne mußte eine herrſchende Einheit der Kirche — eine Staatsreligion wünſchenswerth erſcheinen; denn durch dieſe konnte eine Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten möglich werden, welche bis dahin nicht zu erreichen war. Wie ſollte Bedenken entſtehen ein ſo heilſames Werk zu beginnen, wenn von keiner Seite bedeutende Stimmen ſich dagegen erhoben, wenn ſelbſt die chriſtliche Geſinnung, welche in neuern Zeiten, durch die ernſten und unſichern Verhältniſſe erzeugt, laut zu werden wagte, ſich dem Wunſche der Regierung anſchloß? Zwar mögen nur Wenige ſich der Bedeutung einer Union deutlich bewußt geworden ſein; aber zu jeder Zeit wird die Menge in den wichtigſten Angelegenheiten durch das klare Bewußtſein Weniger geleitet. Daß daher die entſchiedene

Mehrheit, durch diejenigen entſtanden iſt, die theils völlig gleichgültig gegen die Religion, ihre äußere Form dennoch aufrecht halten zu müſſen glauben, und dieſe daher hinnehmen, wie ſie ſich auch geſtalten mag, theils durch ſolche, die, ohne die Religion als einen Gegenſtand eigenen Nachdenkens zu betrachten, durch die Beſchlüſſe der Prediger völlig beruhigt ſind, endlich durch diejenigen, welche, wenn auch die Union ihnen bedenklich ſchien, doch der Meinung waren, daß die allgemeine Uebereinſtimmung, die herrſchende Anſicht, die Verträglichkeit und Liebe ein Opfer der religiöſen Anſicht forderten — kann der Union nicht zum Vorwurf gereichen; denn eine jede, ſelbſt die tiefſte, bedeutendſte, von dem innerſten Geiſte des Chriſtenthums ausgehende, Wiedergeburt der Kirche würde die erſcheinenden Elemente ihrer geſchichtlichen Begründung auf ähnliche Weiſe erhalten und benutzen müſſen.

Die Union fordert nicht, daß irgend ein Gläubiger den Glauben ſeiner Väter aufgeben ſoll, ſie ſetzt aber voraus, daß die dreihundertjährige Differenz, durch welche die proteſtantiſche Kirche in ſich zerriſſen ward, nachdem ſie vielſeitig beleuchtet, in ihrer geſchichtlichen Entſtehung erforſcht, ihrer weſentlichen Bedeutung nach unterſucht worden, wenn auch nicht verſchwunden, doch milder geworden ſei. Wenn man den faktiſchen Beſtand beider Konfeſſionen unterſucht, würde es ſchwer fallen jene Trennung noch zu finden. Denn ein bedeutender Theil der reformirten Prediger ſcheint, dem Sinne nach, lutheriſch geworden zu ſein, während viele lutheriſchen Prediger ſich zur kalviniſchen Anſicht, wenn auch nicht in ihrer urſprünglichen Form, neigen. Auch auf die Gemeinden hat dieſe Vermiſchung eine große und vielſeitige Gewalt ausgeübt, und Wenige werden ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen vermögen, ob ſie in der That das ſind, was ſie ſich nennen, da das Chriſtenthum, ſelbſt wo es wieder lebendig wurde, mehr eine Sache des Gefühls, der andächtigen Rührung, der innern unbeſtimmten Anregung, als des entſchiedenen Erkennens geworden iſt. Unter ſolchen Umſtänden ſollte die Union nichts Neues einführen, nichts Vorhandenes verdrängen, vielmehr die Gegenwart der Kirche, wie ſie da iſt, der Wahrheit gemäß, bezeichnen. Indem die Lehrer der Gemeinden öffentlich anerkennen, daß jene Differenz, die in früheren Zeiten ſelbſt feindſelig feſtgehalten wurde, in ihrer jetzigen Erſcheinung mehr eine äußere, formelle, als eine innere, weſentliche ſei, indem ſie ohne Bedenken dieſen als reformirte, jenen als lutheriſche erſcheinen, ſo daß ſie, wie Paulus, Allen Alles geworden ſind, wird eine Einheit der evangeliſchen, beide Formen in ſich ſchließenden Kirche entſtehen, die ſiegreich gegen den Aberglauben, den fanatiſchen Eifer der dürren, frucht- wie geiſtloſen dogmatiſchen Kämpfe der Vergangenheit gewaffnet iſt. Jene trübſeligen Geiſter, die, in ein leeres Innere ſich vertiefend, von Welt und Leben ausſcheidend, ſelbſt durch das Heiligſte irregeleitet erſcheinen, werden alle Gewalt verlieren — und die heitere Vereinigung wird Staat, Leben und Wiſſenſchaft mit der Religion ausſöhnen, indem dieſe liebend, reinigend, nicht abſtoßend wirkt. Auf eine ebenſo entſchiedene Weiſe wird die vereinigte Kirche den Verirrungen der Gegenwart, der falſchen Aufklärung entgegentreten können. Die Form des Gottesdienſtes erinnert in allen Theilen an die innerſte, heiligſte Wahrheit des Chriſtenthums — eine jede Lehre, die in die Kirche einzudringen wagt, muß dem chriſtlichen Sinne huldigen, wenn ſie nicht mit dem angeordneten Kultus in harten Widerſpruch treten will. Die Union erſcheint nicht als ein ſchon vollendetes Werk, vielmehr als der Anfang einer neuen, bedeutenden, geſchichtlichen Entwickelung; ſie bietet einen erwünſchten Vereingungspunkt ſcheinbar ſich aufhebender Gegenſätze dar, und die verſchiedenſten Geiſter werden auf einem Punkte vereinigt, wo ſie ſelbſt ſich noch immer als getrennt erkennen zu müſſen glauben, und hegen, in der abweichendſten Sprache die nemlichen Hoffnungen. Denn iſt nicht die Hoffnung, daß das heutige Geſchlecht jene ſtarren Anſichten, welche jetzt nur noch in den geringern Klaſſen und unter beſchränkten Theologen herrſchen, endlich überwinden werde, daß ein gemeinſamer, tieferer, über der Erſcheinung liegender Mittelpunkt des Erkennens alle Verhältniſſe des Lebens ſo ordnen werde, daß das

Höchſte, das Unvergängliche ſich frei geſtalten kann — jene menſchenfreundliche Lehre, die früher mehr von Seiten des Gefühls, jetzt ſtrenger mit geiſtiger Schärfe feſtgehalten wird, wie abweichend, ja tadelnswerth die Aeußerungen dem Frommen erſcheinen mögen, dennoch dem Weſen nach übereinſtimmend mit der Lehre von der Zukunft des Herrn, von einer ſeligen Zeit der triumphirenden Kirche? Und ſo ſcheint, wie ſehr auch der klar Erkennende die gläubigen Hoffnungen der Frommen misbilligen mag, wie thöricht, ja frevelhaft die Erwartungen Jener dieſen vorkommen mögen, dennoch ein höherer Standpunkt des Friedens angedeutet, auf welchem, was beiden noch mangelt, wechſelſeitig ausgeglichen werden wird. Man kann in der That annehmen, daß Viele, und vielleicht eben die geiſtig Gewaltigſten unſerer Tage, mit mehr oder weniger klarem Bewußtſein die Union aus einem ſolchen Geſichtspunkte betrachten, und wenigſtens zuverſichtlich hoffen, daß jene Störungen, die von Seiten der Kirche jeder freien, geiſtigen Aeußerung ſo oft hemmend entgegentreten, von jetzt an auf immer verſchwinden werden.

Die Union erkennt an, daß noch Solche da ſind, die ſich von ihr ausſchließen — Nichtunirte. Ich verſtehe unter dieſen nicht diejenigen, welche man wohl als die Nichtunirten zu bezeichnen pflegt, auch da, wo man es am wenigſten erwarten ſollte — ſolche nemlich, die blos an dem Formellen des Gottesdienſtes hängen, die z. B. mit der Union ſich verſöhnen würden, wenn man die Oblaten beim Abendmahle beibehielte: — dieſe, die Schwachen, möchte man durch ſchonende Nachgiebigkeit leicht gewinnen — man könnte ſie offenbar nur in den geringſten Klaſſen ſuchen, und ein Aberglaube dieſer Art würde, wo er ſich vorfände, von Rechtswegen einen Vorwurf gegen die Lehrer begründen, welche durch Vernachläſſigung des Religions-Unterrichtes ihn veranlaßt hätten, — vielmehr verſtehe ich unter den Nichtunirten, die wohl eine poſitivere Benennung verdienen, ſolche, die jene Differenz, wie ſie geſchichtlich mit der Reformation anfing, noch feſthalten und als eine weſentliche betrachten, die keineswegs geneigt ſind, was ihnen ein Heiliges iſt der Zweideutigkeit mehrfacher Erklärungen preiszugeben — kurz, die ſtrengen Reformirten, wenn wirklich ſolche noch da ſind, was mir unbekannt iſt, und die ſtrengen Lutheraner, von welchen von jetzt an allein die Rede ſein ſoll. Dieſe ſtehen nun der, durch die Zeit, durch die herrſchende Richtung ihrer Geiſter gewaltigen Union gegenüber — und wie? Haben ſie nichts von dieſer zu fürchten? Man denke ſich ſolche Menſchen der Union gegenüber, mit derſelben Intenſität der geiſtigen Kraft, wie wir ſie euch in Bezug auf den Katholizismus gern und willig zutrauen. Wie oft hörten wir euch über die Künſte der heimlichen, ſchleichenden Proſelytenmacherei klagen — aber nun dieſe Lutheraner, angeſchloſſen an Gemeinden, die ihnen fremd ſind, geleitet von Predigern, die ihre Ueberzeugung nicht theilen, proviſoriſch geduldet, weil man ſchon mit Gewißheit ihrem Verſchwinden entgegenſieht: und dennoch iſt auch ihnen dasjenige, dem ſolche Gefahren drohen, ihr innerſtes Heiligthum, ihr Glaube, ihre Religion. Lutheraner der Art findet man nicht, hören wir von allen Seiten rufen — und wo ſie hervortreten ſind ſie zu ohnmächtig, um gegen den Strom der Zeiten zu ſchwimmen.

Es iſt ſchon bekannt, alle Zeitungen haben es berichtet, und ich gedenke nicht es zu leugnen, bekenne vielmehr hiermit öffentlich und feierlich, ich gehöre zu dieſen Lutheranern und ergreife die Feder ihre Sache offen zu verfechten, und inſofern ſie mich und meine Anſicht betrifft, zu vertreten. Und dennoch iſt Alles, was ich von der Union geſagt habe, keine Ironie — ich liebe ſie nicht — es iſt mir heilige Wahrheit, daß die Union einen heilſamen Vereinignngspunkt für diejenigen darbiete, welche — ſei es, weil ſie über die eigenthümliche Geſtaltung ihres Glaubens nicht im Klaren ſind, oder weil ſie überhaupt meinen, man müſſe in dem religiöſen Gebiete fortdauernd etwas Schwankendes, ſo und ſo zu Beſtimmendes feſthalten — keinen andern finden können: aber wie kann man fordern, daß diejenigen, denen die Religion das Allerbeſtimmteſte, alles Uebrige in der Welt Begründende iſt, die da feſt glauben, daß die Beſtimmtheit der Form nicht durch die Syſteme der Theologen, ja auch nicht durch die immer weitergehende Forſchung erſchüttert werden könne, daß ſie da ſei durch eine höhere göttliche Ordnung, welche erhaben iſt über jedes ſchwankende Meinen — ihr Heil ſuchen ſollen, wo ſie es nie finden werden? Sollten ſie gezwungen ſein eine Gewißheit, die ihre Seligkeit begründet, dem ungewiſſen Kampfe preiszugeben, der ihnen fremd iſt, weil ſie, im Frieden mit ſich, durch eine unwandelbare Ueberzeugung beruhigt ſind?

Eine Bedenklichkeit kann, wie mir dünkt, ſelbſt der entſchiedenſte Unirte nicht leicht abweiſen, wenn er ruhig die Gegenwart und ihre Bewegung überſchaut. Mit welchem freudigen Eifer, immer in der Meinung das Beſſere zu erreichen, hat man Verhältniſſe aufgelöſt, Inſtitutionen aufgehoben oder beſchränkt — ſelbſt in Staaten, deren äußere Form dieſelbe blieb, der neuen, mächtigen Zeit eine große Gewalt eingeräumt — bis man, nicht ohne Sorge wahrnahm, daß manches Unentbehrliche, Bedeutende der Vergangenheit, was ſich nicht ſo leicht wieder herſtellen läßt, in dieſem Verbeſſerungseifer zurückgedrängt, ja, vernichtet worden war. Hat dieſe weinige Gährung — um das Bild eines der geiſtreichſten Vertheidiger der Union zu gebrauchen — nicht der Natur gemäß ihr ſaures Stadium erreicht?

Wenn nun die Union ſelbſt eine, freilich nothwendige, durch den Gang der geiſtigen Entwickelung beſtimmt bezeichnete, nicht zu vermeidende, und eben daher durch ein beſchränktes Urtheil nicht zu richtende, Kriſe der Alles nivellirenden Zeit wäre, wenn, eben gegen dieſe Verallgemeinerung die konzentrirte Energie der Eigenthümlichkeit ſich, auch geſchichtlich zu retten ſuchte? Selbſt in jener Verallgemeinerung wird das Eigenthümliche nicht ausbleiben, aber wird nicht in der grosartigen, geſchichtlichen Geſtalt, als Kirche hervortreten. Die Hierarchie vorübergehender Subjektivitäten, wie ſie ſich ſchon auf eine bedenkliche Weiſe gezeigt hat, wird dieſe Stelle vertreten, und in ihrer kränklichen Form auf die Nothwendigkeit einer geſünderen Geſtaltung hinweiſen.

Will man uns, die wir ſtrenge Lutheraner zu ſein bekennen, die wir feſthalten an einem Bekenntniſſe, welches, wie oft auch beſtritten, als beſchränkt verſchrien, verſchmäht, doch noch nicht ſeine geſchichtliche Bedeutung verloren hat — Sektirer, Separatiſten nennen? Wir haben dieſe Benennung ſchon vernommen; aber welche ſeltſame Verkehrung aller Begriffe! — Man ſcheint zu glauben, daß mit dem Verſuche zu der Union die lutheriſche Kirche in ihrer Eigenthümlichkeit verſchwunden ſei; aber beſteht ſie nicht noch in ganzen Ländern, in welchen wohl ſchwerlich die Union je eingeführt werden wird? — Doch, wenn auch nur die Wenigen in unſerm Lande, welche ihren Entſchluß, den alten Glauben in ſeiner ſelbſtſtändigen Form feſtzuhalten erklärt haben, übrig geblieben wären, wie darf man ſie Sektirer oder Separatiſten nennen? — Sekten entſtehen durch eine Lehre, die von der herrſchenden, der beſtehenden Kirche abweicht; wir wollen das Beſtehende erhalten und werden Sektirer genannt. Separatiſten nennt alle Welt diejenigen, welche ſich von einer Gemeinſchaft losſagen; man trennt ſich von uns, die wir im ruhigen, dreihundertjährigen Beſitz waren, und nennt uns die Separatiſten. Darf man vergeſſen, daß unſere Prediger vereidet waren für das Bekenntniß, welches ſie jetzt aufgeben ſollen? Wenn die Latitudinarier unſerer Tage, bei ihrem Bemühen Alles auszugleichen, den Eid in eine Form ohne Bedeutung verwandeln, in eine Verpflichtung, die zu nichts verpflichtet, ſo kann man doch unmöglich das Halten des Beſchwornen, die Erfüllung der Verpflichtung tadelnswerth nennen. Die Lehrer, welche ſo unglücklich ſind, in dem Kampfe mit äußeren Verhältniſſen, dasjenige, was ſeinem Weſen nach ein Heiliges ſein ſollte, als ein Bedeutungsloſes zu betrachten, müſſen vielmehr den Mann beneiden, der Eid und Glauben, Verpflichtung und Ueberzeugung in ſo reinen Einklang zu bringen weiß, daß auch kein ſcheinbarer Widerſpruch die Uebereinſtimmung ſtört.

Man vergißt, daß unſer Bekenntniß, durch deſſen Ausſchließung man das verwirft, was wir auf den Altären als ein Heiliges verehren ſollen, unſerer Kindheit

Lehre, unſer Troſt und Heil war, von dem Staate beſchützt, durch treue Lehrer genährt und gepflegt wurde — und nun, da es uns ein heiliges Gut geworden iſt, will man es uns wieder entreißen.

Als ich den Entſchluß faßte mein Glaubensbekenntniß, mein Anſchließen an eine Gemeinde, die dieſes mit mir theilt, und unſere Stellung der Union gegenüber, zum Gegenſtande einer öffentlichen Schrift zu machen, wollte man mich davon abſchrecken.

Was geht es dich an, ſagten Einige; wie doch kannſt du dich dazu drängen eine Sache zu verfechten, die blos den Prediger angeht? — Eine große Anzahl dieſer Herren theilt ſelbſt dieſe Anſicht; denn leider iſt unter den Proteſtanten ein Klerikerweſen eingeriſſen, und nur zu oft hört man ſie von Laien reden. — Kleriker allein ſtehen den Laien gegenüber: dieſer Gegenſatz hatte damals, als die Bibel ſelbſt ein Myſterium war, den modernen Leviten anvertraut, hat noch unter Katholiken eine geſchichtliche Bedeutung. Jetzt unter uns hat ſie gar keine. Doch davon werden wir ſpäter noch Gelegenheit finden ausführlicher zu reden. Aber fragen darf ich euch, die ihr ſo fragt: was iſt euch denn die Religion? Für mich iſt ſie das, ohne allen Vergleich, Höchſte. Ich habe verſucht mir meiner Stellung als Menſch und Bürger klar bewußt zu werden, und die Religion ſollte von dieſem Streben ausgeſchloſſen bleiben? Es giebt Verirrungen, ja ſehr gefährliche Verirrungen, die aus der Neigung des Volkes, ſich in Religionsſtreitigkeiten zu miſchen, entſprungen ſind; aber eben ſo gewiß iſt es, daß keine Veranſtaltung die Religion zu retten vermag, wenn das Volk ihr jede Theilnahme entzieht. Daß ich hier auftrete, kann man weder billigen noch misbilligen — wie es geſchieht, muß allein entſcheiden.

Es wird dir nicht erlaubt ſein, eine ſolche Schrift herauszugeben! riefen Andere. Ich muß geſtehen, daß ich erſchrak, als ich dieſen Einwurf zum erſtenmal hörte; nicht als wenn ich den Fall für möglich gehalten hätte — das geringſte Nachdenken mußte mich von der Grundloſigkeit des Einwurfs überzeugen — aber ich wurde unwillkührlich von einem Traume ergriffen, als wäre das Unglaubliche nun wirklich da. Alſo — träumte ich — was ſeit dreihundert Jahren die Gemüther beſchäftigte, das iſt nun zum endlichen Abſchluß gekommen — und wie? — In deinem Gemüthe? Keinesweges. Biſt du der Einzige? Eben ſo wenig. In der Wahrheit dauert alſo dieſe Differenz wirklich noch fort, ſo wie in der Zeit — das Verbot beweiſt es ja; denn das wirklich Abgeſtorbene würde ohne irgend einen Erfolg von Einzelnen ausgeſprochen werden und das Verbot demnach überflüſſig ſein. Welcher mögliche Grund kann da ſein, weshalb die lutheriſche Lehre ſich jetzt nicht mehr in ihrer reinen, geſunden Eigenthümlichkeit geſtalten darf? Hat man, nachdem ſie ſo lange beſtanden, jetzt auf einmal entdeckt, daß ſie dem Staate, der bürgerlichen Ruhe gefährlich ſei? Unmöglich — wo wäre der Grund zu einem ſolchen Verdachte? Oder giebt es eine gebotene Staatsreligion — ſind die Lutheraner Ketzer geworden? — denn Ketzer heißen in der Geſchichte diejenigen, welche ſich gegen die allgemein als geltend angenommene Form der Religion als ſelbſtſtändig zu behaupten ſuchen, und deswegen beſtraft werden. Iſt das Mittelalter wieder wach geworden mit ſeinem Verbote und Interdikte? Wird man die geheimen Lutheraner, wie die Waldenſer in ihren Schlupfwinkeln aufſpüren und vor Gericht ziehen? — Thor! rief ich, als dieſes Bild meiner erhitzten Phantaſie mich immer mehr erſchütterte — welch' ein Wahnſinn hat dich ergriffen! Lebſt du nicht in einem Lande, nicht berühmter durch ſeine Waffenthaten, als durch jene Pietät, mit welcher die höchſte Gewalt, in heiliger Scheu, ſich von der Stäte zurückzieht, die die Geſchichte geweiht hat, und nur den Fanatiker, denjenigen, welcher die öffentliche Ruhe ſtört, in ſeine Grenzen zurückweiſt. Darf nicht der Rationaliſt, ja der Ungläubige ungehemmt lehren und ſchreiben — und nur der alte Stamm der Lutheraner wäre zum dauernden Stillſchweigen verdammt? — Dieſes Land, ſeit mehr denn ſiebenzig Jahren, als das Land unangetaſteter Duldung, unter allen Reichen Europas ausgezeichnet, hätte ſich wie durch einen Zauber verwandelt? — Ich erzählte meinen beſorgten Freunden den Traum, ſie lächelten und ſchämten ſich der thörichten Einwendung.

Nachdem ich nun den beſtimmten Entſchluß gefaßt, als Vertheidiger meines Glaubens aufzutreten, wobei ich alles wohl überlegt zu haben glaubte, da die Wichtigkeit der Sache in dieſem Augenblicke nicht zu verkennen war, und nachdem ich meine beſorgten Freunde zum Stillſchweigen gebracht hatte — erhob ſich eine andere Sorge, die mich faſt ſchwankend zu machen drohte. Als ein furchtbarer Dämon trat mir das vielgeſtaltige, ſeltſame, in einem ſelbſt vernichtenden, nie ruhenden, innern Kampfe, begriffene, Monſtrum — deutſche Litteratur genannt — entgegen. Was wagſt du, Unglücklicher? ſagte ich mir. Was willſt du zu vertheidigen dich erkühnen? und du? Biſt du nicht eben ſo verſchrien, wie die Sache, die du thörichterweiſe zu vertheidigen unternimmſt?

Die augsburgiſche Konfeſſion — jenes Bekenntniß zur Zeit der Noth, als man gezwungen war ſich zu erklären, eilig zu Stande gebracht, kaum niedergeſchrieben, nicht allein von den Gegnern angefeindet, ſondern auch von Anhängern in ſeiner Abfaſſung beſtritten, als eine unglückliche Hemmung ſeit langer Zeit anerkannt, mit einer Bedeutung in der deutſchen Litteratur, wie etwa die der Artikel des weſtphäliſchen Friedens in der politiſchen Welt

— welcher Gegenſtand der Vertheidigung! Wie viel weiter iſt das theologiſche Studium ſeitdem fortgeſchritten! Das ganze Heer der Theologen ſteht mir drohend gegenüber — gläubige wie ungläubige Rationaliſten und Supranaturaliſten; mögen ſie noch ſo verſchieden denken, darin ſcheinen ſie einig — faſt einig — jenes veraltete Dokument habe jetzt nur noch eine Bedeutung für die Forſchung einer ſchon verſchwundenen Zeit. Gemeinden, die dieſes Bekenntniß noch als Grundlage ihrer religiöſen Anſicht betrachten, mögen übrig geblieben ſein — aber aus jenem richtenden Areopag iſt es verdrängt, und ein paar ſtarrſinnige, finſtere, beſchränkte Gelehrte dienen in ihrer Verlaſſenheit nur dazu, ſeinen entſchiedenen Sieg zu verherrlichen. Was darfſt du hoffen ſolchen Gegnern, in einer ſolchen Zeit, gegenüber? Die Virtuoſität ihrer Philologen iſt dir — dem Aphilologen — fremd; die gründlichen Unterſuchungen ihrer Geſchichtsforſcher kennſt du nur aus der Ferne; der Tiefſinn ihrer Philoſophen droht dir mit einer ſchmähligen Niederlage.

Und du? Armer, Verlaſſener! — iſt es dir fremd geblieben, wie ſehr du deinem eigenen Rufe geſchadet haſt, ſeit du deine religiöſe Ueberzeugung öffentlich auszuſprechen wagteſt? — In der That tröſtlich iſt die Ausſicht keinesweges: er ſchließt ſich den Pietiſten an — er hält Erbauungsſtunden und lößt einen armen Handwerker ab, der eben eine geiſtliche Rede ſprach — man glaubte die

Fortſetzung zu hören; er verketzert, verdammt Andersdenkende, er mag es nicht einſehen — denn er würde, weiches Herzens, ſelbſt erſchrecken, wenn er einſähe, wohin ſeine Religioſität führen kann — aber beſchränkt, einfältig, wie er geworden iſt, begreift er nicht, daß, hörte man auf ihn, die Auto da fe'es, die Ketzergerichte wieder hervortreten müßten; als Neophyt des Glaubens iſt er ein Apoſtat des Wiſſens geworden — man braucht nicht ſeine Schriften zu leſen, um dieſes zu wiſſen, denn es verſteht ſich von ſelbſt — ſo lautet es von allen Seiten, wenn man mir die Ehre erzeigt mich noch zu nennen. Als ich vor ſechs Jahren die entfernten Freunde in meinem Vaterlande beſuchte, erwartete man die ſeltſamſte, unglaublichſte Verwandlung nun ſelbſt mit Augen zu ſehen, und ſie wunderten ſich nicht wenig, als ſie denſelben heitern, an Allem lebendig theilnehmenden unbefangenen Mann noch immer vor ſich ſahen.

Nicht diejenigen allein, welche Notizen und Gerüchte in der litterariſchen Welt auszubreiten pflegen, und deren hier und da zerſtreute Berichte über mich, mir wohl größtentheils unbekannt geblieben ſind, ſelbſt die geiſtreichſten Freunde haben mich verlaſſen. Er verſchmäht alle Freuden des Lebens, ſelbſt Wohlthaten werden nur an ſolche vertheilt, die mit heuchleriſcher Verſtellung in ſeine beſchränkten Anſichten eingehen, er haßt Wiſſenſchaft und Kunſt. Wohl mag er ſelbſt kein Heuchler ſein, aber, in trübſeliger Verzweiflung an allem Wiſſen, ſucht er Troſt in der Unwiſſenheit, in mattherziger Zerknirſchung Hülfe bei ſeinem Beichtvater. Sein ſeltſamer Glaube iſt eine zu individuelle Erſcheinung, als daß ſich beſtimmt darüber urtheilen ließe, ſagen diejenigen, welche am ſchonendſten verfahren wollen — d. h. es iſt eine nicht leicht zu erklärende fixe Idee, eine vielleicht unheilbare Idioſynkraſie. Bis in meine innerſten Verhältniſſe ſind die ſeltſamſten Gerüchte eingedrungen. Freunde haben mit tiefem Mitleid mich und meine Familie betrachtet, als hätten wir jedes Intereſſe an den Gegenſtänden, die uns ſonſt wohl ergötzten und freundlich mit Andern verbanden, verloren — und Alles, was theilnehmende Freunde beſorgten, ſchien nur zu entſchieden ſich zu beſtätigen, als ich mich ſeltſamerweiſe entſchloß, mit Wenigen verbunden zu vertheidigen, was in den Augen der Gebildeten längſt allen Werth verloren hatte. Wie durfte ich mich wundern, daß meine Freunde ſich zurückzogen, als alle Hoffnung verſchwand mich vor einer ſolchen Verirrung zu bewahren — ſetze ich doch meinen erworbenen Ruf, ja vielleicht mehr auf das Spiel; erſcheint mir doch als das Wichtigſte, dem ich alles Andere aufzuopfern bereit bin, was in ihren Augen keinen Werth hat. Ja, eine ſchwere Verantwortung lade ich auf mich, indem ich, wenn auch nicht allein, das freundliche Einverſtändniß ſo vieler wohlgeſinnter Menſchen ſtöre, und da, mit Wenigen vereint widerſtrebend einſchreite, wo ein liebevoller Sinn das ganze Land vereinigt zu haben ſcheint.

So ſchwere Beſchuldigungen, wie ich ſie von allen Seiten zu hören gezwungen bin, wie ich ſie, mit der Welt und meiner Umgebung bekannt, zum Theil vorausſah, müßten ſchon allein mich hinreichend entſchuldigen, wenn ich öffentlich auftrete. Keine Stimme iſt laut geworden, die mich vertheidigte, obgleich Schriften von mir erſchienen ſind, die mit Beifall geleſen wurden, die die Anſichten und Meinungen, welche man mir zutraute, kaum ahnden ließen. Selbſt was der Vorausſetzung deutlich widerſprach, mußte das angenommene Vorurtheil zu beſtätigen dienen, und ein berühmter Dichter und guter Freund glaubte das, was er, wie alle, für gewiß annahm, auch da zu finden, wo der Unbefangene nur das Entgegengeſetzte entdecken kann.

Kein Schriftſteller mag weniger für ſeinen öffentlichen Ruf geſorgt haben, als ich. Ich ſuchte nie Stimmen für mich zu gewinnen, ich ſtehe ſeit langer Zeit mit keinem öffentlichen Blatte in Verbindung, ich habe keine Anhänger gebildet — ja, ich muß es mir vorwerfen, daß ich, aus Trägheit, manche freundliche Anſprache, die ich wohl zu ſchätzen wußte, zu benutzen verſäumte. Aber jetzt, da ich für dasjenige, was mir das Heiligſte iſt, wenn auch nicht Verbündete, doch Aufmerkſamkeit und freundliche Theilnahme zu gewinnen ſuche, fühle ich wohl, daß ich vernachlſſiägt habe, was keiner ungeſtraft vernachläſſigen darf.

Und dennoch — wenn ich nun alle dieſe Beſchuldigungen, wie ſie mir theils durch Schriften, theils durch ſchriftliche und mündliche Warnungen und Vorwürfe bekannt geworden ſind, überſchaue, ſo ſcheint mir das, was zuerſt ſo abſchreckend auftrat, etwas Tröſtliches zu enthalten. Es ſpricht ſich in den meiſten ein Intreſſe aus, eine freundliche Sorge, die mitten unter den Vorwürfen, den warnenden Liebesruf nicht verkennen läßt, und nur bei wenigen Fällen fand ich mich im erſten Augenblicke feindlich berührt.

Als ich überlegte, welche Form ich dieſer Schrift geben ſollte, ſchien mir die erwählte am zweckmäßigſten. Denn die Religion iſt, wie in einer Rückſicht, rein geſchichtlich, ſo in der andern rein individuell: ſie iſt beides zugleich in unergründlicher Einheit — und es iſt keinem, der nicht blos über Religion ſprach, ſondern religiös, jemals gelungen ſeine Individualität auszuſchließen. Eine zugeſtandene, religiöſe Subjektivität, iſt ſie geſunder, tüchtiger Art, wird, indem ſie ſich recht offen und unverholen ausſpricht, eben dadurch objektiv. Eine ſolche Darſtellung, wenn ſie nur einigermaßen gelingt, hat auch den Vortheil, daß ſie echt genetiſch das Tiefſte, was den Menſchen in Bewegung ſetzen kann, auf natürliche, verſtändliche Weiſe entſtehen und ſich entwickeln läßt, ſo die

Aufmerkſamkeit feſſelt und Theilnahme erregt. Es iſt nicht von einer Schule, ſondern von einem Menſchen, nicht von Dogmen, ſondern von Ueberzeugung die Rede — wie es ſein muß, wenn es ſich um Religion handelt. Jener oft genug erwähnte Vorwurf, als wenn religiöſe Anſichten keinen praktiſchen, d. h. ſittlichen Werth hätten, ſind von ſelbſt widerlegt, wenn man ſieht, wie ſie ſich, nicht blos aus dem Denken, ſondern auch aus dem Leben entwickeln; und ich hoffe, es wird mir gelingen die Vorwürfe der Feinde, die Beſorgniſſe der Freunde zu heben, ohne ſie direkt zum Gegenſtande leidenſchaftlicher Widerlegung zu machen.

So trete dieſe kleine Schrift denn getroſt in die Welt. Ob ſie irgend etwas enthält, das mit dem, was ich ſonſt in Schriften geſagt oder mündlich gelehrt und geäußert habe, im Widerſpruch ſteht, mögen diejenigen beurtheilen, die mich und meine Schriften kennen.

Erwäge ich, was dieſe Zeilen beabſichtigen, ſo könnte ich wohl zweifeln, ob ich auch berufen bin ſo Wichtiges und Großes zu beginnen. Nie fing ich ein Werk mit einer ſolchen Miſchung von Scheu und innerer Zuverſicht an. Möchte die Reinheit der Geſinnung der Heiligkeit des Gegenſtandes entſprechen.

Ich empfand von jeher eine geheime Scheu bei dem Gedanken meine Perſönlichkeit zum Gegenſtande einer öffentlichen Verhandlung zu machen. Ich zweifelte an der inneren völligen Wahrheit einer öffentlichen Beichte; die Beſchäftigung mit uns ſelbſt, wird ſie in dieſer Abſicht unternommen, erzeugt eine unvermeidliche Selbſttäuſchung, und eine jede Autobiographie enthält „Wahrheit und Dichtung.“ Durch ein bewegtes inneres Leben bilden ſich Erfahrungen, die, weil ſie nicht blos gedacht, ſondern auch gelebt wurden, ſich nur in der Form erlebter Ereigniſſe darſtellen laſſen. Ich wagte ſolche Darſtellungen, indem ich es für ſchicklicher hielt, die unverfälſchte Wahrheit hinter dem durchſichtigen Schleier zugeſtandener Dichtung leicht zu verbergen, als ſie durch unwillkührliche Dichtung zu verunſtalten. Wie man nun auch dieſe Verſuche in Rückſicht der Darſtellung beurtheilen mag, die höhere Idee, welche aus Allem hervorblickt, die Abſicht wird wenigſtens dem Unbefangenen nicht verborgen bleiben.

Jetzt, da Verhältniſſe, die ſich nicht abweiſen laſſen, mich zwingen perſönlich aufzutreten, werde ich wenigſtens den Vortheil haben, durchaus wahr ſein zu können — weil ja nicht davon die Rede iſt, was ich bin, vielmehr nur von dem, was ich zu werden ſtrebe, ein Streben, welches, ermangelte es aller inneren Wahrheit, ſich ſelbſt aufheben und vernichten würde, ſogar in der Darſtellung.

Obgleich ich alſo entſchloſſen bin die folgenden Betrachtungen, abgewandt ſowohl von meinen eigentlichen Studien, als auch von den Freuden, Verirrungen und Leiden meines Lebens zu verfolgen, glaube ich doch einen Zeitpunkt meiner Knabenjahre umſtändlicher darſtellen zu dürfen. Er enthält alle Keime meines zukünftigen Lebens, wie ſie rein und ungeſtört aus einem friſchen Daſein ſich zu entwickeln begannen, und liegt meinem gegenwärtigen Leben ſo fern, daß er wohl Gegenſtand einer unbefangenen Betrachtung werden kann. Es iſt der Zeitraum von 1785 bis 1787, von meinem zwölften bis zum vierzehnten Jahre.

Fragment aus meinen Knabenjahren.

Mein Vater war ein lebensluſtiger, in Geſellſchaft fröhlicher und gewandter Mann; gutmüthig, leichtſinnig, wobei ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten ſich aber in beſtändiger Verwirrung befanden. Als ich an Jahren ſo weit vorgerückt war, daß ich die innern Verhältniſſe der Familie durchſchauen konnte, war die Lage meines Vaters ſchon ſehr zerrüttet; ich ſah ihn oft verdrießlich, mismuthig — und er ſuchte dann Zerſtreuung außer dem Hauſe. Seine Vorzüge, aber leider auch ſeine Fehler ſind nur zu entſchieden mein Erbtheil geworden. Ich ſoll unter ſämmtlichen Kindern — wir waren ſechs Geſchwiſter — dem Vater in Allem am ähnlichſten ſein.

Meine Mutter ſtammte aus einer der angeſehenſten bürgerlichen Familien des Landes her, ſie beſaß in ihrer Jugend ausgezeichnete Schönheit und war das liebſte Kind ihrer Eltern. Aber die Neigung zu einem Manne ohne Vermögen, ohne bedeutende Ausſichten, der ſich nur durch einige perſönliche Vorzüge bemerkbar machte, verbitterte ihre Jugend. In acht Jahren gebar ſie ſieben Kinder — das älteſte ſtarb im erſten Jahre — und die Folge davon war eine Auszehrung, von welcher ſie nie genaß, obgleich ſie erſt im funfzehnten Jahre meines Alters ſtarb. So weit meine Erinnerung aus der Kindheit reicht, kannte ich ſie nur als eine blaſſe, magere, ſchwächliche Frau; aber die zarteſten weiblichen Züge, welche ich je ſah, die ſtillen, ſchmerzvollen, noch nicht erloſchenen Augen, voll Milde und Duldung, ſchweben mir noch wie heilige Träume meiner Jugend vor der Seele.

Der Vater war als Arzt faſt den ganzen Tag beſchäftigt; die kranke, meiſt bettlägrige Mutter konnte die Erziehung der Kinder nicht beſorgen — ja oft mußte der lärmende Schwarm von dem Krankenlager entfernt werden — und ſo waren wir der Aufſicht einer alten, treuen Magd anvertraut, gegen deren Gebote die heranwachſenden Knaben ſich immer mehr ſträubten. Die Krankheit der Mutter, die fortdauernd verwirrte Lage des Vaters warf einen trüben Schein auf alle inneren Verhältniſſe unſeres häuslichen Lebens, obgleich wir nie eigentlichen

Mangel litten. Dennoch war das ſtille Leben nicht ohne Genuß; zwanglos trieben die Knaben ſich in Wald und Feld und auf dem Meere herum, wir ſchwammen faſt eben ſo früh, wie wir gingen, und Streitigkeiten wurden ſchnell und auf die einfachſte, natürlichſte Weiſe geſchlichtet. Keiner wurde vorgezogen, weder von den Eltern, noch von den Lehrern — und unter uns duldeten wir keine Herrſchaft; aber die vier Knaben, wie oft ſie unter ſich uneins waren, ſtanden innig verbündet gegen jeden äußeren Angriff. Wenn die kranke Mutter einmal vorübergehend genaß, wenn ſie das Haus verlaſſen und an einer Landparthie theilnehmen konnte, war in der Familie ein Feſttag; die wilden Knaben näherten ſich ihr mit einer ruhigen Zärtlichkeit, und der gelindeſte Verweis wirkte ſtärker, als die härteſten Strafen des Vaters. Auch er konnte nur vorübergehend, in gereizter Stimmung die Mutter kränken, und bald war das herrſchende liebevolle Verhältniß wieder hergeſtellt. Sie aber war fortdauernd der Mittelpunkt der Liebe und Sorge für die ganze Familie. Ich erinnere mich nie eine heftige Aeußerung, eine gebieteriſche Forderung von ihr gehört zu haben, und doch ſoll ſie, als noch Jugend, Schönheit und Geſundheit ihr Leben erheiterten, ſehr heftig geweſen ſein.

Oft glaubte ſich mein Vater von der angeſehenen Familie ſeiner Frau zurückgeſetzt oder vernachläſſigt; Misverſtändniſſe erzeugten Klagen, die, wie ich ſpäter wohl erfuhr, nicht immer gerecht waren. Uns konnten ſolche Verhältniſſe, wenn der lebhafte Vater ſich laut beklagte, nicht verborgen bleiben, und ſie erzeugten einen ſelbſtſtändigen Trotz, wie er, dem Reichthum und der Macht gegenüber, unter ſolchen Umſtänden faſt wohl immer zu entſtehen pflegt.

Ich gehörte zu den frühreifen Knaben und konnte in meinem vierten Jahre ſchon leſen; ich fing ſehr früh an kleine Gedichte zu verfertigen und traute mir nicht wenig zu. Doch traf Mehreres zuſammen, wodurch die keimende Eitelkeit des Knaben gedämpft wurde; meine Brüder galten für ſchönere Knaben; jene lebendige, innere und äußere Beweglichkeit, welche ſpäter unter meinen ruhigen Landsleuten auffiel, und die ſich bis jetzt noch erhalten hat — dieſe Quelle ſo vieler Freuden und Leiden mein ganzes, buntes Leben hindurch, jedem, der mit mir in Verbindung trat, hinlänglich bekannt, nicht ſelten beſchwerlich — war mir nicht in meinen jüngeren Knabenjahren eigen. Vielmehr erſchien ich, bis faſt in mein zwölftes Jahr, ſtill und zurückgezogen. Ich nahm ſelten an Spielen theil, man ſah mich in einer Ecke ſitzen, oft, wie behauptet wird, unter dem Tiſche mit einem Buche beſchäftigt. Meine Brüder waren, wie ſchöner, ſo auch gewandter, und oft ließ man den trübſeligen Knaben völlig unbeachtet. In der gelehrten Schule war ich zwar, beſonders in der niedern Klaſſe, von dem Lehrer geliebt und galt für fleißig und fähig; aber ein Bruder, ein Jahr jünger als ich, konnte mich dennoch von Klaſſe zu Klaſſe begleiten.

In meinem zwölften Jahre wurde der Vater als Regimentsarzt, von Helſingoer nach Roeskilde — jene alte, jetzt bis zu einem unanſehnlichen Landſtädtchen herabgeſunkene Reſidenzſtadt der däniſchen Könige — verſetzt. Die beiden für den gelehrten Stand auserſehenen Brüder — ich, der zweite und mein jüngerer Bruder, denn der älteſte war für das Militär beſtimmt — hatten in Helſingoer eine Klaſſe erreicht, die mit der Sekunda unſerer Gymnaſien verglichen werden konnte, ich ſogar nach der letzten Prüfung eine Prämie erhalten, und dennoch erlitten wir die Demüthigung in Roeskilde in eine niedrigere Klaſſe verſetzt zu werden. Die Lehrmethode in den gelehrten Schulen Dänemarks war, während meiner Kindheit, ſehr alterthümlich und höchſt wahrſcheinlich ſeit länger als einem Jahrhunderte unverändert geblieben. In der Klaſſe, in welche wir jetzt verſetzt wurden, mußten wir Lutheri Katechismus, ins Lateiniſche überſetzt, auswendig lernen; als Grundlage des Unterrichts im Griechiſchen diente das neue Teſtament, es wurde ins Lateiniſche überſetzt und Kaſtelli's Verſion, mit Vorwiſſen des Lehrers, benutzt. Der römiſche Hauptſchriftſteller war Juſtinus. Ich habe ihn ſeit der Zeit nie in der Hand gehabt, aber wohl erinnere ich mich noch, daß ſeine leichte chronikenartige, reflexionsarme Erzählung mir ſehr wohl gefiel. Schlimmer wurde es, als ich eine Klaſſe höher rückte; hier mußte ich den beliebten Juſtinus mit Cicero's de officiis und Ovidii epistolae ex Ponto vertauſchen, die mir beide im höchſten Grade zuwider waren. Da man es wohl bedenklich finden mochte, den Knaben mit den Ausſchweifungen des Auguſteiſchen Hofes und mit dem vermutheten Vergehen des Dichters, wodurch er ſich eine ſo harte Strafe zuzog, bekannt zu machen, da es überhaupt nicht in der Art der damaligen Zeit lag, ſich um den Inhalt eines klaſſiſchen Schriftſtellers zu bekümmern, ſo wurde Periode für Periode konſtruirt, überſetzt, jeder begangene Fehler ſogleich, gewöhnlich körperlich, gerügt, und ich erinnere mich nicht je eine Aeußerung vernommen zu haben, die uns ein Intereſſe für den Verfaſſer einflößen konnte. So tönten mir die langweiligen Klagen des unglücklichen Dichters, ſtückweiſe, zwiſchen grammatikaliſchen Korrektionen und den Schimpfreden des Lehrers, ausgeſtoßen, höchſt widerwärtig, und ich glaubte mich noch mehr, als er, zum Klagen berechtigt. Ich habe keine Luſt empfunden dieſes Buch wieder zu leſen; als aber ſpäter ſeine Metamorphoſen mich in hohem Grade ergötzten, konnte ich mir gar nicht vorſtellen, daß dieſer der nemliche Dichter ſei, der mir in früheren Jahren eine ſo große Qual verurſacht hatte. Cicero wirkte noch abſtoßender auf mich: das breite, moraliſche Gerede ſchien dem Knaben überflüſſig, ohne Zweck und Ziel. Von früher Kindheit an waren mir weitläufige, moraliſche Ermahnungen eher ſchädlich als nützlich. Wenn ich mich vergangen hatte, wußte ich es recht gut, und gegen die Strafe lehnte ich mich nie auf, ſelbſt wenn ſie hart war. Aber wenn man mir nun breit und weitläufig auseinanderſetzte, was das ſtrafende Gefühl mir kräftiger, tiefer und ſchneidender klar machte, als alle dieſe Belehrungen, ſo regte ſich eine Empfindung, die ſittlich höchſt verderblich auf mich wirken mußte. Dieſe Ermahnungen, dieſe Belehrungen erſchienen mir einfältig, ja albern, und je klüger der Lehrer daſtehen wollte, deſto mehr verlor er in meinen Augen, während ich nicht unterließ mich deſto höher zu ſtellen. Eine ähnliche Stimmung rief Cicero in mir hervor, und ohne allen Zweifel trug die Mühe, welche es mir koſtete, mich durch das klaſſiſche Latein zu arbeiten, die ſtörenden, oft fühlbaren Zurechtweiſungen, welche das Leſen unterbrachen, nicht wenig dazu bei, mir dieſe Lehrſtunden ſo unangenehm zu machen. Als nach langen Jahren ein ausgedehnteres philoſophiſches Studium mir dieſes Buch des berühmten Klaſſikers in die Hände gab, trat die Empfindung meiner Kindheit, die Qual der Lehrſtunden mir lebhaft vor die Seele: ich erblickte den zankenden, polternden Lehrer, ich glaubte ſeine drohenden Fäuſte zu ſehen, und es koſtete mir Mühe eine Schrift durchzuleſen, die mir auch damals, trotz ihres klaſſiſchen Styls, nur geringen Genuß und dürftige Belehrung darbot.

Der Religionsunterricht war ziemlich ausgedehnt: Guldbergs Lehrbuch der natürlichen und geoffenbarten Religion, in einer lebhaften, ja, wie es mir damals ſchien, anmuthigen Sprache geſchrieben — viele Anſichten waren klar aufgefaßt, ausführlich dargeſtellt, lebendig vorgetragen, und auf jede Weiſe bildeten dieſe Schriften einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem trocknen Unterrichte, durch welchen ſelbſt Perikles und Alkibiades alte Pedanten wurden, und Aspaſia als eine langweilige Matrone erſchien. Durch dieſes Buch trat eine Fähigkeit hervor, die mich unter meinen Mitſchülern auszeichnete und die Aufmerkſamkeit auf mich lenkte. Die Sprache, als ſolche, hatte nie einen Reiz für mich; ich lernte ſie, weil ich mußte. Aber was ich überſchauen, umfaſſen konnte, was mich immer anſprach, das vergaß ich nie. Buchſtäblich Auswendiglernen aber war mir eine Qual. Während meine Mitſchüler ſich mühſelig abquälten, um einzelne Blätter — das vorgeſchriebene Penſum — wörtlich zu behalten, hatte ich Bogen durchgeleſen und konnte ausführliche Rechenſchaft ablegen von dem Geleſenen. Auch ich ſollte gezwungen werden Alles wörtlich herzuſagen, man wollte von der alten, hergebrachten Art nicht abgehen; aber es war mir unmöglich — und der Lehrer mußte ſich fügen. Jetzt, mir ſelbſt überlaſſen, waren die Lehrſtunden für mich die höchſte Freude. Was ich las, ließ ſich leicht faſſen; ich dachte mich, ſo tief ich es vermochte, in den Gang der Vorſtellungen des Schriftſtellers hinein, ich ſcheute mich nicht ſie zu erweitern, und arbeitete ſo, ohne ein Wort niederzuſchreiben, einen Aufſatz aus, den ich leicht und lebhaft vortrug. Allerdings waren dieſe Stunden ein Triumph für meine Eitelkeit; aber während des Vertrages dachte ich nicht daran — es war dann der Gegenſtand, welcher mich ergriff, und ich fühlte die Freude, die mir, wie Wenigen, gegeben wurde, mich, innerlich erregt, mit Leichtigkeit mitzutheilen. Dieſen Stunden verdanke ich viel; es waren die einzigen, die in der Schule mein eigenthümliches Weſen unterſtützten und förderten, während alle übrige Beſchäftigung, ohne irgend eine innere Aufregung, mir nur durch die Zucht, das Geſetzmäßige und ſeine Strenge nützlich wurde.

Sogenannte Realwiſſenſchaften waren den damaligen gelehrten Schulen meines Vaterlandes völlig fremd; mit der Geſchichte wurden wir durch ein kurzes Handbuch bekannt, deſſen geiſtloſes Fortſchreiten durch Jahrzahlen und den Wechſel von Schlachten und Königen — uns keinen Begriff von einem höheren Walten in den Schickſalen der Völker geben konnte. Nur ein paarmal ſchien der Verfaſſer ſich über die gewöhnliche Trockenheit erhoben gefühlt zu haben — und dieſe Stellen traten mir, auf eine ſeltſame Weiſe, wie Blütenzeiten der Geſchichte entgegen, ohne daß ich ſie ſpäter als ſolche wieder zu erkennen vermochte. Und ſo war denn meine Beſchäftigung in der Schule nicht von der Art, daß ſie mein aufgeregtes Gemüth hinlänglich hätte beſchäftigen können.

Glücklicherweiſe wurden die Schüler damals noch nicht ſo ſehr mit Lehrgegenſtänden überhäuft, daß dem freien Triebe des Geiſtes, der Selbſtbeſchäftigung keine Stunde übrig geblieben wäre. Fünf Stunden täglich brachten wir in der Schule zu, zwei Stunden reichten hin, um die aufgegebenen Penſa auszuarbeiten; Mittwoch- und Sonnabends Nachmittag war keine Schule, wozu die Sonn- und Feſttage, die Ferien und Markttage kamen; und man konnte die Zucht in der Schule, die damals nie nachließ, um ſo ſtrenger handhaben, je gemäßigter die Forderungen waren. So blieb mir nicht blos für kindliche Spiele, für leibliche Uebungen, für manchen Muthwillen, der in Geſellſchaft der Brüder und Mitſchüler ausgeübt wurde, ſondern auch für eigene Beſchäftigung, für Manches, was mich innerlich ergriffen, Zeit und Muße genug übrig, und der ſtille Genuß, welcher mir auf dieſe Weiſe geworden, und wie mir Natur und Geſchichte, und das Heiligſte, das Chriſtenthum in dieſen Tagen unverdorbner Kindheit nahe traten und mich erfüllten, das iſt es, was ich hier darzuſtellen gedenke. Ich glaubte die berührten Verhältniſſe meines Lebens nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen, das Folgende konnte nur aus dieſem begriffen werden.

Wenige Menſchen mag es geben, denen die Natur ein ganzes, langes Leben hindurch ſo viele, ſo ungetrübte Genüſſe gewährte, wie mir. Sie war mir Alles — Himmel und Erde, Wald, Meer und Gebirge ſchienen von meiner früheſten Kindheit an, ſo weit die Erinnerung rückwärts zu dringen vermag, meine innere Heimath zu ſein. Es waren nicht blos die Frühlingstage, der warme Sommer, oder der reiche, milde Herbſt, nicht blos die ſchönen Gegenden, oder die heitern Tage, die mich anzogen — ein jeder Zuſtand der Natur hatte von jeher einen eigenen Reiz für mich. Die wüſten, ſandigen Ufer, die dunkeln, trüben, weitausgedehnten Moorgegenden, der Winter mit ſeinem klingenden Froſte, ja, wie Sturm und Ungewitter, ſo auch die trüben, regnigen Tage — enthielten für mich eigene, verborgene Schätze, die ich mit unendlicher Begierde zu enthüllen ſuchte. Zwar mochte ich mich gern, wie andere Kinder, in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben, und in Geſellſchaft, von der Sonne beſchienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Luſt tauchen, welches ſie mütterlich aufſchließt; aber dieſe Freude war nicht meine höchſte. Eine andere, tiefere ergriff mich dann, wenn ich einſam, von den Geſpielen getrennt, in ein geheimes Geſpräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, welche mich durchdrang — mit ihr verſank. Alles, was ſie beſaß, drängte ſich dann an mein warmes, kindliches Herz; der innere Jubel war mit einer ſtillen, tiefen Rührung verbunden, ich muß ſie Andacht nennen; ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beſeligenden, Alles belebenden, unendlichen Schöpfung war. Nicht blos das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen, wilden, kahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren worden war, und die ich ſchon in meinem ſiebenten Jahre verließ, das rauhe Meer mit ſeinen empörten Wellen und ſeinem Gewimmel von Schiffen, an deſſen Ufer ich gelebt hatte, ja die Gegenden, welche durch Beſchreibungen, ſelbſt die ſchlechteſten, mir bekannt geworden, bemächtigten ſich, oft unwillkührlich, meiner Seele, verſetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer, ſchattiger Wälder, in die Glut tropiſcher Regionen, ſo daß ich dort zu leben wähnte, und wenn ich von einer ſolchen Reiſe zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem ſeltſamen, freudigen, ja ſtolzen Gefühle durchdrungen, daß mir ſolche Genüſſe zu Gebote ſtanden. Ich kam mir ſo reich, ſo verſchwenderiſch begabt vor, daß ich mit keinem hätte tauſchen mögen. Schon in dieſer Zeit meiner Kindheit konnte ich aus der Mitte der Menſchen entfliehen, wenn irgend eine kindiſche Sorge mich quälte, und in fernen Gegenden Erſatz ſuchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war.

Die Gegend um Roeskilde iſt gegen Oſten ſchön; ein Meerbuſen des Kattegats ſchneidet tief in das Land ein; in alten Zeiten fähig größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt, bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt, ſo ſeicht, daß er nur für kleine Jachten fahrbar bleibt. Die Ufer ſind mit Waldungen bedeckt. Wir Kinder konnten achtzehn Kirchthürme von dem elterlichen Garten aus zählen, die in der fruchtbaren Gegend zerſtreut lagen, und die ſtille, idylliſche Anmuth der Umgebung hatte für uns, die wir ſchon an das Ufer eines tobenden Meeres und ſein Gewühl gewöhnt waren, einen ganz eigenen Reiz. Auch für mich ſchien eine Zeit des ruhigen Genuſſes einzutreten; was mir früher geworden war, hatte ich nicht verloren, aber neue Schätze boten ſich mir dar, und ich genoß ſie in vollem Maße.

Aus dieſem innigen, freudigen, einſamen Naturleben entſprang meine Liebe für die Naturforſchung. Ich wollte die Schätze, welche die liebende Mutter noch verbarg, mir zu eigen machen. Die fernen Gebirge Norwegens und ihre geprieſenen Bewohner beſchäftigten mich unaufhörlich. Daß die Felsblöcke, welche in der flachen Gegend umherlagen, jenem Gebirge urſprünglich angehörten, hatte ich — ich weiß nicht durch wen — erfahren — und von jetzt an waren ſie mir Gegenſtände der ſorgfältigſten Unterſuchung. Bald unterſchied ich mehrere Gebirgsarten; ich wußte ſie nicht zu nennen, aber ich ordnete ſie nach ihrer Verwandtſchaft und konnte jubeln, wenn ich ein weißes, reines, durchſichtiges Quarzgerölle am Ufer des Meerbuſens fand — es brachte mir Grüße von dem fernen Geburtslande; dieſes ſelbſt ſchien mir durch meine Geburt in ſeinen Gebirgen das Myſterium meines Daſeins zu verhüllen.

Die Bibliothek meines Vaters enthielt meiſt mediziniſche und chirurgiſche Schriften; Gellert, Hagedorn, Klopſtock und Haller, jene geprieſenen Dichter einer vergangenen Zeit, waren da. Aber unter allen Schriften waren zwei — Tabernamontani Kräuterbuch und Krügers Naturlehre — die mir wichtig wurden. Das große, alte botaniſche **Foliowerk,** mit ſeinen rohen Holzſchnitten, hatte für mich einen unendlichen Reiz. Ich ſammelte Pflanzen, unterſuchte ihren Bau, ich verſuchte ſie nach dem alten Tabernamontanus zu beſtimmen, und freute mich über jede neue Pflanze, mit ihrem barbariſch-lateiniſchen Namen, wie über einen gewonnenen Schatz.

Wichtiger noch wurde mir Krügers Naturlehre. Mit welchem mühſeligen Fleiße ſuchte ich mir Newtons Gravitationslehre begreiflich zu machen, wobei ich wohl merkte, daß einige mathematiſche Vorkenntniſſe nöthig waren. Die Schule ertheilte gar keinen mathematiſchen Unterricht, und in der Bibliothek des Vaters fand ſich kein

Lehrbuch der Art; ich ruhte aber nicht eher, bis ich im Beſitze eines ſolchen Buches war, und bald verſtand ich wenigſtens ſo viel von den Elementen der Geometrie und Arithmetik, daß ich Krügers Lehrbuch faſſen konnte. Der mechaniſche Theil der Phyſik iſt hier ausführlich abgehandelt. Die Schrift war in jener Zeit erſchienen, als die Erfindung der Elektriſirmaſchine die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf die gewaltigen Aeußerungen der Elektrizität hinlenkte. Muſchenbroeck hatte eben die Wirkung der leidener Flaſche empfunden — und die Relation von dieſen merkwürdigen Erſcheinungen traf mich, jetzt einige dreißig Jahre ſpäter, als wenn ſie eben ſtattgefunden hätten. Schon in Helſingoer hatte mir ein Knabe, welcher ein paar magnetiſche Stäbe beſaß, das Spiel der Anziehungen und Abſtoßungen gewieſen, und wie die ſchwebenden Stäbe nach Norden zeigten. Wie geheimnißvoll erſchien mir dieſe inhaltsſchwere, ſtumme Sprache der Natur, wie beneidete ich den glücklichen Knaben um dieſen herrlichen Beſitz. Ich konnte, was ich dort zum erſtenmal geſehen, nicht vergeſſen, und als Krüger mich jetzt von den magnetiſchen Kräften unterrichtete, ſuchte ich jene früheren Erfahrungen wieder recht lebhaft bei mir hervorzurufen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erſte Gelegenheit die größeren Wirkungen der Elektrizität kennen zu lernen, und dennoch wie glücklich war ich, wenn die geriebene Siegelſtange Papierſchnitzel anzog, wenn ich ein Glas anhaltend ſo lange reiben konnte, bis ich das Kniſtern hörte. Es liegt ein hoher Reiz in dieſen erſten Kenntniſſen, die man erwirbt, zumal dann, wenn wir ihren Beſitz mühſam durch Selbſtthätigkeit erlangen, wenn ſie uns nicht aufgedrungen werden. Dieſe Armuth der Kenntniſſe, mit dem Streben nach Erweiterung verknüpft, iſt mit einer lieblichen Unſchuld gepaart; wir lieben die wenigen Gegenſtände, die uns beſchäftigen, ohne uns zu quälen, und werden allmälig in den immer größern Umfang des Wiſſens hineingezogen; aber jene genußreiche Unſchuld des Anfanges geht nur zu bald verloren.

Dieſe Beſchäftigung erhielt einen eigenen Reiz durch ihre Heimlichkeit. Die unſcheinbaren Gegenſtände, welche ich ſammelte, hatten für die Brüder nichts Merkwürdiges. Was ich im Stillen trieb, blieb dem Vater verborgen; die vertrauten Unterhaltungen mit der Kranken waren ganz anderen Inhaltes, weder Mitſchüler noch Lehrer hatten eine Ahndung von meinen kindlichen Naturſtudien, und in der ganzen Stadt war mir keiner bekannt, der mich leiten, belehren und meine Zweifel löſen konnte. So beſaß ich ein eigenes, tiefes Geheimniß; ich ſah mich durch dieſe Beſchäftigung ſchon frühzeitig in eine genußreiche Einſamkeit getrieben, und Alles, was mich mit der Natur verband — jenes tiefe Gefühl, mit welchem ich ihr Leben zu umfaſſen ſuchte, und jene ſtillen Bemühungen ſie im Einzelnen zu ergründen, ſchloſſen mich von der Umgebung aus. Dieſes Geheimniß ahndete Niemand, denn es ſtand in ſeltſamen Kontraſte gegen meine äußere Beweglichkeit, die jetzt immer mehr, immer gewaltiger ſich entwickelte. Ueber alle anderen Gegenſtände ließ ich mich gern ausführlich vernehmen; ich fiel nicht ſelten, durch weitläufige Reden und Belehrungen meiner Umgebung beſchwerlich; ein jeder mußte glauben, daß ich nichts verheimlichen, kein Gefühl verſchließen, keinen Gedanken verſchweigen könnte: aber je offener ich ſonſt war, deſto ſicherer blieb mein eigentliches Geheimniß verborgen, mußte es bleiben, denn was ich zeigen konnte, was ich mitzutheilen vermochte, war zu dürftig; für den Zuſammenhang aber, welchen ich ahndete, fand ich keinen Ausdruck. Dieſe Neigung war jahrelang genährt worden und gewachſen, ſie hatte dadurch eine Stärke gewonnen, die beſtimmt war meiner ganzen Zukunft eine unerwartete Richtung zu geben, ohne daß Eltern, Lehrer oder Brüder ihre Bedeutung ahndeten.

Aber noch in einer andern Richtung ſollte ich in dieſer, für meine geiſtige Ausbildung ſo reichen Zeit erregt werden. Ich lebte jetzt in einer Stadt, die vormals ſo merkwürdig dageſtanden hatte; dieſe alten Mauern waren Zeugen der größten Begebenheiten geweſen, die in längſt verfloſſenen Jahrhunderten mein Vaterland verherrlichten. In einem flachen, fruchtbaren, ſtark bevölkerten Lande verſchwinden leicht und ſchnell die Spuren der Vergangenheit. Wo früher Straßen ſtanden, lag jetzt Acker und Wieſe; aber der alte bedeutende Umfang der Stadt wurde dem Knaben gezeigt. Man nannte Dörfer in der Nähe derſelben, die früher Theile von ihr geweſen waren, und gegen Oſten ſah man noch Wälle und Gräben, jetzt mit Gras, Bäumen und Schilf bewachſen, eingeſunkene Räume, in Moraſt verwandelt. In dieſen Gegenden wanderte ich oft und verſetzte mich in jene Zeiten unſerer mächtigen Könige, in die Tage der Waldemare und des großen Erzbiſchofs Abſalon. Dieſe letztere, merkwürdige Geſtalt aus der ſchönſten Zeit des däniſchen Reichs, als Vertrauter eines großen Königs, als ſiegreicher Feldherr gegen die Wenden, als Zerſtörer von Arkona, als Oberhaupt der Kirche, als Beſchützer der Gelehrten und Freund des berühmten Saxo, welcher ſeine Thaten verewigte, gleich ausgezeichnet, hat für mich noch ein näheres Intereſſe. Meine mütterliche Familie — Bang — war eine der älteſten im Lande; zu verſchiedenen Zeiten hatte ſie in der Geſchichte des Landes eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt, und ſie behauptete von dem uralten Stamme entſproſſen zu ſein, der durch Abſalon verherrlicht wurde. Als ein Beweis diente das Familienwappen, welches meine Mutter noch führte. Abſalon hatte zuerſt Kopenhagen gegründet und nach ſich Axelſtadt genannt. Sein Familienwappen wurde das Wappen der neuen Stadt und iſt es geblieben, und dieſes iſt das nemliche, welches die Bange noch heute führen. Ein ſonderbares Ereigniß ſollte die bedeutende Verwandtſchaft uns näher rücken. Der Kantor bei der alten Domkirche hatte mit unſäglicher Mühe eine Schrift in mehreren Quartbänden ausgearbeitet, welche die Lebensbeſchreibungen aller Prediger und Rektoren, die funfzig Jahre lang ihr Amt verwaltet hatten, enthielt. Bei ſeinen mühſamen Unterſuchungen fand ſich, daß die Bange vorzüglich reich waren an ſolchen Greiſen, die der geliebte Gegenſtand ſeiner Schrift waren, und ſein Intereſſe für dieſe Familie bewog ihn daher, dem Urſprunge derſelben nachzuforſchen und eine Stammtafel zu entwerfen. Er ſuchte zu beweiſen, daß dieſer Stamm in grader Linie von Esbern Snare, Abſalons Bruder, einem ausgezeichneten Feldherrn jener bedeutenden Zeit herſtamme, und den Band ſeiner weitläufigen Schrift, welcher dieſe Unterſuchungen enthielt ſchenkte er meiner Mutter, als Glied dieſer durch ihn verherrlichten Familie. Hier ſahen wir Kinder nun unſere Namen gedruckt, als Mitglieder eines der bedeutendſten Geſchlechter des Landes; wie viele Grafen und Freiherrn, Biſchöfe, Geſandte und andere mächtige Männer aus dieſem Stamme hervorgegangen waren, fand ſich weitläufig angezeigt. Ein Bruder meiner Mutter, der in Kopenhagen eine hohe Stelle bekleidete, hatte den vergeſſenen Adel ſeiner Vorväter erneuern laſſen, wie denn Bürgerliche, ſelbſt wenn ſie den Adel gering zu ſchätzen vorgeben, nur zu gern jede Gelegenheit ergreifen, um zu beweiſen, daß ſie auch auf irgend eine Weiſe Anſpruch auf adliche Herkunft machen dürfen. Mir aber war der Gedanke, daß ich von Esbern Snare herſtamme, bei weitem der wichtigſte, und die Neigung genauer mit den früheren Schickſalen meines Vaterlandes bekannt zu werden, ließ mir keine Ruhe. Der Unterricht in der Schule befriedigte mich gar nicht. In den alten Räumen des ehrwürdigen Schulgebäudes, die ohne allen Zweifel ſelbſt Zeugen vieler bedeutender Ereigniſſe, vieler wichtigen Beſchlüſſe einer mächtigen Zeit geweſen waren, vernahm man nichts, was auf irgend eine lebendige Weiſe an die große Vergangenheit erinnerte. Ein dürftiger Auszug aus Suhms däniſcher Geſchichte konnte die Begierde, jene glänzenden Epochen, deren dort erwähnt wurde, genauer kennen zu lernen, wohl erregen, aber nicht befriedigen. Wie glücklich ſchätzte ich mich daher, als Chriſtiani's und Gebhardi's voluminöſes Werk über die däniſche Geſchichte, als ein Theil der allgemeinen Weltgeſchichte mir in die Hände fiel. Dieſes Werk iſt nichts weniger, als unterhaltend; aber meine Helden und ihre Thaten fand ich, nach Saxo ausführlich beſchrieben, und die kindliche Phantaſie wußte die Gegend umher mit ihnen zu beleben — ich ſah die alte Stadt in ihrer Herrlichkeit wieder aufgebaut. Einige wichtige Begebenheiten, wie die Ermordung des herrlichen Knud Laward, ſind mit umſtändlicher Anſchaulichkeit erzählt, und dieſes furchtbare Ereigniß zog mich um ſo mehr an, als der beliebte Esbern Snare, den ich nun einmal wie einen näheren Verwandten betrachtete, bei dieſer Gelegenheit eine ſo glänzende Rolle geſpielt, weil ſeine ritterliche Tapferkeit, ſeine Treue und Hingebung ſich hier bewährt hatten. Dieſes Studium war mir um ſo theurer, da es allgemeine Theilnahme fand. Die Mutter, die Brüder, die ältere Schweſter horchten auf meine Erzählungen, und was ſie vernahmen, erhielt als eine Familienſache ein höheres Intereſſe.

Mir aber war dieſe Beſchäftigung doppelt wichtig. Was ich durch die Lehrer nie vernommen hatte, das räthſelhafte Geſchick der Völker, der Geſchlechter trat dämmernd vor meine Seele. Das Wachsthum, die Blüte, und den, meinem Vaterlande in früheren Zeiten drohenden Untergang, konnte ich verfolgen, und daß eine jede Veränderung mit Blut bezeichnet war, erfüllte mich mit Grauen. Aber faſt wie Märchen klangen mir dieſe Erzählungen, wenn ich ſie mit der friedlichen Ruhe verglich, mit der ſtillen Ordnung des Gewöhnlichen, wie ſie faſt ein Jahrhundert lang gedauert hatte, und ſo für immer gegründet ſchien. Oft zwar fühlte ich mich von einer unruhigen Sehnſucht nach einer bewegteren Zeit ergriffen, oft träumte ich von Kriegen und Schlachten, von ſeltſamen Ereigniſſen, die ritterliche Tapferkeit, Treue, hingebende Liebe in Anſpruch nahmen, und jene weichliche Zärtlichkeit, die ſich in die eigenen Gebilde hineinſpinnt, jede ernſte Thätigkeit lähmt, anſtatt ſie anzuſpornen, und die ſpäter, durch ſo Vielerlei genährt, immer mehr überhand nahm, fing an auch mich anzuſtecken. Ich verſetzte mich in ſolche erdichtete Lagen, ließ Greuel allerhand Art um mich entſtehen, Eltern und Brüder in drohender Gefahr ſchweben, und ich war dann der Held, der ſie rettete. Ich konnte, von ſolchen Dichtungen ergriffen, mich in Thränen baden. — Aber friſche Kindheit, die nie ruhende Begierde des erwachten Wiſſens, und eine geheime Schaam, die mich hinderte ſolchen Träumen ernſthaft nachzuhängen, hemmten die Ausbildung dieſer krankhaften Richtung.

Für den aufgeregten Knaben wurde aber jetzt beſonders die große Domkirche überaus wichtig. Die Schule war ſeit uralten Zeiten dieſer Kirche angeſchloſſen, welche für das merkwürdigſte Gebäude des Landes gilt. Aus der ſchönſten Zeit des Mittelalters herrührend und in einem grosartigen Style gebaut, enthält ſie die Grabmäler aller königlichen Geſchlechter Dänemarks, die ſeit mehreren hundert Jahren regiert haben, bis auf das unſerer Tage. Die Knaben, welche ſich alle Freitage und Sonntage in dem Chore, vor dem Altare verſammeln mußten, wo ſie die Sitze der vormaligen Domherrn einnahmen, ſahen vor ſich, in der Mitte des Chors, den großen, ſchwarzen, marmornen Sarg der Königin Margaretha, unter deren Scepter ſich das tief geſunkene Reich zu heben begann, der Stifterin der kalmariſchen Union, die hundert und fünfundzwanzig Jahre lang die drei ſkandinaviſchen Reiche vereinigte — eine Zeit, die den Dänen glorreich erſcheint, obgleich ſie unheilbringend für alle Theile war. Große Gewölbe, durch eiſerne Gitter verſchloſſen, zeigen die marmornen Denkmäler der neuern Könige; die untern Räume hingegen enthalten die Gräber vieler ältern Fürſten. Ich wußte mich bei dem Kantor — ſchon als ein Glied des Bangſtammes — beliebt zu machen, obgleich ich ſo wenig Stimme hatte, daß ich von ſeinem Unterricht im Geſange ausgeſchloſſen blieb. Ich ſchlich oft mit ihm in die untern Gewölbe, wenn ſie für Durchreiſende geöffnet wurden, und bald war ich mit dieſen Denkmälern vertraut.

So fühlte ich mich denn von allen Seiten angeregt, und was ich trieb, geſchah in großer Einſamkeit. Die Lehrer miſchten ſich nicht darein, und neben den Schulaufgaben, die nie bedeutend waren, erweiterte ſich die Welt meiner Selbſtſtudien immer mehr. Das geſchichtliche Studium wurde mir beſonders dadurch wichtig, daß es mir die größeren Verhältniſſe des Lebens aufſchloß, und mir zeigte, was Kraft, Muth und Kenntniſſe vermögen, und wie wohl öfter Menſchen, deren Abkunft in Dunkelheit gehüllt iſt, zu großen Dingen berufen ſind. Die höchſten, die reinſten Entſchlüſſe bewegten das kindliche Gemüth. Für die Wahrheit, das Recht und die

Wiſſenſchaft zu leben, zu ſtreben und thätig zu ſein ſchien mir ein ſchönes, heiteres, beneidenswerthes Loos. Es war damals eine anmuthige, friedliche Zeit; in der Geſchichte ſchlummerten noch die dämoniſchen Kräfte, welche das Menſchengeſchlecht in Verwirrung ſetzen ſollten; die freundliche Umgebung ließ keine Ahndung von dem, was ich ſpäter erleben ſollte, in mir aufkommen, und noch waren mir die lockenden Leidenſchaften der Sinnlichkeit und Ruhmſucht fremd. Oft ſtellte ich Selbſtprüfungen an; ich zog mich dann, beſonders während der Ferien zurück, um den täglich heranwachſenden Schatz meiner Kenntniſſe zu überſehen, und meine Freude bei dieſem Geſchäft war ſo rein und ungetrübt, wie ich ſie ſpäter ſelten genoß. Wenn auch irrige Anſichten in der Seele des ſich ſelbſt überlaſſenen Knaben aufſtiegen, ſo konnten ſie doch kaum Wurzel faſſen. Unbefangen und offen für jede Belehrung der Schriftſteller, wurde gefährliche Einſeitigkeit vermieden, und der Geiſt der Zeit, wie er mir damals erſchien, ſchloß das gar zu Auffallende, Barocke, ſchroff Originelle aus. Was von der Art in mir dämmerte, fand noch keinen beſtimmten Ausdruck, und war mir ſelbſt ein Geheimniß.

Eine Unterhaltung theilte ich mit meinen Brüdern. Die Richardſonſchen Romane, und vor Allem Fieldings Tom Jones beſchäftigten uns lebhaft; Tom Jones war unſer Liebling. Was das Buch Gefährliches enthält, konnte uns noch nicht ſchädlich werden; aber der jugendliche, fröhliche, offene Held erſchien uns als ein Muſter, während Blifil in unſern Augen das Bild einer gemeinen Seele, eines Spiesbürgers, eines verächtlichen, beſchränkten Menſchen wurde, und der Eindruck dieſes Buches auf mein jugendliches Gemüth war ſo tief, daß er, irre ich nicht, einen bedeutenden Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat.

Es fehlte mir auch nicht an Gelegenheit mich unter meinen Mitſchülern, ja unter den Freunden meines Vaters bemerkbar zu machen. Die Söhne der Honoratioren vereinigten ſich im Sommer zum Vogelſchießen. Viele Sorgfalt wurde auf die Flitzbogen verwandt, die Prämien waren verhältnißmäßig bedeutend — und die Feſtlichkeit, welche ſich jeden Monat einmal erneute, fand abwechſelnd in den Häuſern der verbündeten Familien ſtatt, und ſchloß mit einem ungewöhnlich glänzenden Mahle, ward aber jedesmal mit einer Rede eröffnet. Ich war der alleinige Redner, und das ſchien mir natürlich. Die Eltern ließen es geſchehen, keiner meiner Mitſchüler wollte mit mir wetteifern, und ſo ſchrieb ich die Reden und trug ſie mit vieler Wärme vor. Ich erinnere mich des Inhalts dieſer Reden kaum; man ſchien ſie gern zu hören, auch die Eltern der Knaben horchten auf die Belehrungen des jungen Redners; aber das nachfolgende Schießen, die Fröhlichkeit, die Freuden des feſtlichen Mahles verdrängten bald jede Erinnerung an den ernſthaften Anfang, und kaum dachte ich ſelbſt an eine Arbeit, die mich mehrere Tage anhaltend beſchäftigt hatte. Nur eine Rede, die mehr als gewöhnlich Aufmerkſamkeit erregte, behielt ich lange. Sie handelte von den Pflichten der Könige und der Patrioten, war in dem Sinne der damals dämmernden Zeit, die ſpäter ſo große Erſchütterungen hervorrief, mit vieler Kühnheit und Freimüthigkeit abgefaßt, wurde lebhaft vorgetragen, und muß ſich in dem Munde eines dreizehnjährigen Knaben ſeltſam genug ausgenommen haben. Mein Vater beſonders war mit dieſer Rede überaus zufrieden, und in der That, ihm verdankte ich auch vorzüglich dieſe Richtung. Talentvoll, lebendig, mit ſeiner Lage unzufrieden, glaubte er, oft nicht ohne Grund, ſich über den Druck der Mächtigen beklagen zu dürfen, und that es nicht ſelten mit der Heftigkeit, welche ihm eigen war. Seine Klagen nahmen dann oft eine allgemeinere Wendung; von der Willkühr höherer Behörden und dem Stolze des Adels, von dem Uebermuthe der Reichen und der Begünſtigung Unfähiger, von den drückenden Verhältniſſen der Bürger und der Laſt der großen ſtehenden Heere, von allen jenen Aeußerungen der Unzufriedenheit, die ſpäter die Welt und mich ſelbſt, oft wohl mehr als billig, in Bewegung ſetzten, hörte ich nun zum erſtenmal reden, und die dunkeln Vorſtellungen davon verwebten ſich mit den feurigen Entſchlüſſen zukünftiger Thätigkeit, und trugen ohne allen Zweifel dazu bei, ein Ereigniß hervorzurufen, welches in der Schule eine große Gährung verurſachte, und mir und meinen Brüdern, ja ſelbſt meinem Vater hätte gefährlich werden können. Ich darf es nicht verſchweigen, obgleich der Schluß, den man daraus ziehen möchte, mir vielleicht unvortheilhaft ſein wird, ja mit meinem Leben, wie ich es hier dargeſtellt habe, in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Die Schule war in fünf Klaſſen eingetheilt, die von unten gezählt wurden, ſo daß die fünfte Klaſſe den höchſten Rang einnahm. In einem ſehr großen gewölbten Saale des Erdgeſchoſſes waren alle Klaſſen verſammelt, und eine hölzerne, blau angeſtrichene Wand, am obern Ende deſſelben, trennte ein Viertheil, für die höchſte Klaſſe beſtimmt, von den übrigen Abtheilungen. Der untere, größere Theil des Saales war durch bruſthohe Verſchläge in vier Räume für die vier untern Klaſſen getheilt. Ein Kreuzweg trennte ſie.

Die Schüler pflegten ſich faſt eine Stunde vor dem Anfange des Unterrichts zu verſammeln. Dieſe Zeit wurde zum Spielen benutzt. Die meiſten trieben ſich auf dem Kirchhofe, wenige zwiſchen den Bänken, und einige auf den Gängen herum. Hier wurde mancher muthwillige Streich erſonnen, der die Einwohner des Städtchens beſchäftigte und noch öfter verdroß; hier bildete ſich eine eigene, kleine Welt aus, die, immitten der Ungebundenheit, ihre feſte Regel hatte. Beſonders aber herrſchte ſeit uralten Zeiten, ſo feſtbegründet wie das Anſehen der Lehrer, eine ſtrenge Unterordnung, die nie verletzt werden durfte. Die Klaſſen waren in zwei Bänke getheilt, wer den oberſten Platz einnahm wurde Dux genannt, und die Schüler ſeiner Bank mußten ihm gehorchen. Jeder Schüler einer höheren Klaſſe hatte das Recht die Räume der niedern zu beſuchen; aber nie durfte ein Schüler der niedern Klaſſe in eine höhere hineintreten. Beſonders aber war das Anſehen der höchſten Klaſſe überaus mächtig, und die Schüler der Meiſterleitie (Meſterleren), wie ſie genannt wurden, übten eine unbeſchränkte, ganz willkührliche, oft höchſt drückende Tyrannei über alle anderen Klaſſen aus. Sie mengten ſich in alle Streitigkeiten und entſchieden nach Gutdünken; ſie theilten Strafen aus, haßten und begünſtigten, wen ſie wollten und an eine Appellation war nicht zu denken. Eine Klage bei dem Lehrer wäre Hochverrath geweſen.

Während nun die begünſtigten Schüler ſich luſtig herumtrieben, die verhaßten, zu ihrem Verdruſſe, auf ihren Schulplätzen durch den ſtrengen Befehl der Gebietenden feſtgehalten wurden, während hier geſpielt, dort gefochten, an einem andern Orte berathſchlagt wurde, waren regelmäßig Poſten ausgeſtellt, um die Ankunft der Lehrer, die theils in dem Schulgebäude ſelbſt, theils in der Nähe wohnten, früh genug anzuſagen. Die Schüler dieſer Klaſſe eilten dann herbei, während die übrigen ſich noch herumtrieben. Die Lehrer der untern Klaſſen erſchienen zuerſt, ſo daß ich, der in der vierten Klaſſe meinen Platz hatte, ſchon beſchäftigt war, wenn der Rektor erſchien. Dieſer war ein ſtrenger, ernſthafter Mann, ein Bruder des auch in der gelehrten Welt bekannten Arztes Sardorf. Er hatte den Titel als Juſtizrath und ſah einem vornehmen Weltmanne ähnlicher, als einem Schullehrer. Er war in dem ganzen Städtchen hoch verehrt, wurde zu den ausgezeichnetſten Honoratioren gerechnet, und alle Schüler betrachteten ihn mit achtungsvoller Furcht. Wenn er, nachdem der Unterricht in den untern Klaſſen ſchon angefangen hatte, durch den Saal ſchritt und hinter der Doppelthüre verſchwand, erſchien er mir ſo würdig, der höhere Unterricht der höchſten Klaſſe ſo bedeutend, daß es mir wie ein Myſterium vorkam, und ich von dem, was hinter dieſer dünnen Wand, an welche ich mich lehnte, gelehrt wurde, die wichtigſten Aufſchlüſſe über manchen Zweifel, der mich quälte, erwartete.

An den Spielen und Unternehmungen der Vorſtunde nahm ich ſelten Antheil, obgleich ich Dux der untern Bank war, und alſo einige Autorität auszuüben hatte. Meine Selbſtſtudien ließen mir wenig Zeit für die Aufgaben der Schule, und gewöhnlich waren dieſe auch nicht ſo ſchwierig, daß ſie viele Zeit erfordert hätten. Ich benutzte daher faſt immer die Morgenſtunden zur Arbeit, und trat genau zu der für den Unterricht angeſetzten

Stunde in die Schule. Obgleich ich ſelbſt auf dieſe Weiſe den willkührlichen Mishandlungen der Schüler der höchſten Klaſſe weniger ausgeſetzt war, hatte ich dennoch Gelegenheit ſie gegen andere ausüben zu ſehen. Ich will nicht behaupten, daß ſie immer unrecht handelten; die Autorität ſelbſt erzeugt ein Gefühl von Gerechtigkeit, welches da wo keine Leidenſchaft es verblendet, auch auf jugendliche Gemüther ſeinen Einfluß behauptet. Ja, man dürfte wohl mit Recht ſagen können, daß dieſe Einrichtung, natürlich, wie ſie entſtanden war; ſich nicht ſo lange erhalten haben würde, wenn ſie nicht eine lobenswerthe Seite gehabt hätte. Ich war aber einigemal Zeuge offenbarer Mishandlungen kleiner Knaben geweſen. Die Schwäche der Kinder, die kein Gehör fanden, der Misbrauch einer rohen Gewalt, wo ſie keinen Widerſtand finden konnte, empörte mich. Einigemal, wo ich den Vermittler abgeben wollte, wurde ich verächtlich abgewieſen und mußte mir geſtehen, daß ich gegen dieſe Gewalt nichts vermochte. Aber Auftritte der Art erſchütterten mich, ich zitterte dann vor Ingrimm, und nichts konnte mich tröſten. Da entſtand der Entſchluß in mir alle unteren Klaſſen gegen die erſte zu vereinigen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß ſie, mit einander verbunden, dieſer Trotz bieten konnten. Ich verſammelte die acht Vorgeſetzten (duces) der Klaſſen, ſtellte ihnen lebhaft die Anmaßung der Mitſchüler vor, und wie es in unſerer

Gewalt ſtände, ſie zu demüthigen. Sie zitterten, als ſie meinen Vorſchlag hörten, und ihre Angſt, ich will es geſtehen, äußerte auch ihren Einfluß auf mich. Aber, wie es wohl bei ähnlichen, wichtigern Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, ich ſah ein, daß ein ſo gefährlicher Verſuch, einmal gewagt, doppelt nachtheilig wird, wenn man ihn aufgiebt — und meine feurige Beredſamkeit, die jetzt den zweifachen Zweck hatte, die eigene Furcht zu dämpfen und die Zuhörer zu entflammen, drang wirklich durch. Die erhitzten Knaben verſammelten ihre Untergebenen, alle ſchienen begeiſtert, und das Geheimnißvolle, Gefährliche und Neue, das Gefühl Theilnehmer einer Verſchwörung zu ſein, übte einen großen Reiz über ſie aus, der noch dadurch erhöht wurde, daß ein Jeder, wenn die Unternehmung mislang, ſich hinter die Uebrigen zu verſtecken und ſo aller perſönlichen Verantwortung zu entgehen, wenn ſie aber gelang, alle Vortheile einer unbeſchränkten Freiheit zu gewinnen hoffte. Nicht erwachſene Aufrührer allein, auch Knaben kennen dieſe Gefühle, in welchen Feigheit und Muth inniger verbunden ſind, als man zu glauben gewohnt iſt.

Es war ausgemacht worden, daß bei einer Gelegenheit, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere, der allgemeine Aufſtand ausbrechen ſollte. Aber die Verbündeten waren Kinder, unvorſichtige Aeußerungen machten die Schüler der erſten Klaſſe aufmerkſam, ſie horchten, fragten, und bald war alles verrathen, der Aufſtand gedämpft und ich als der Urheber genannt.

Mein jüngerer Bruder war eines Morgens, früher als ich, in die Schule gegangen — die große Unternehmung lockte ihn — ich aber, wie gewöhnlich noch mit meinem Schulpenſum beſchäftigt, zu Hauſe geblieben. Eben wollte ich nun auch fortgehen, als ich meinen Bruder, todtenblaß, auf dem entblößten Kopfe eine klaffende Wunde, aus welcher das Blut über das Geſicht floß, lautſchreiend in das Haus ſtürzen ſah. Eine Menge Menſchen waren ihm theilnehmend und entrüſtet gefolgt und verſammelten ſich vor dem Hauſe. Mein Vater war noch nicht ausgegangen; ich folgte dem Bruder vor Schrecken erſtarrt, als er zu ihm hineinging. Er, meine Mutter, ſahen den verwundeten Knaben mit Entſetzen an; nur mit Mühe erfuhr mein Vater, was geſchehen war. Nie ſah ich eine ähnliche Wuth; ſein Geſicht glühte, die Stimme ſchwankte, mir gebot er in abgebrochenen Worten zu Hauſe zu bleiben, ergriff meinen Bruder, ohne auf die ängſtlich rufende Mutter zu hören, und eilte mit ihm, wie er war, durch ein paar kleine Straßen bis zu der Wohnung des Rektors, von dem erſtaunten, und bei dem Anblick des verwundeten Knaben, entrüſteten Hauſen begleitet. Der Rektor war in der Schule und mußte gerufen werden; die Folgen des Geſpräches mit ihm erfuhr ich auf eine für mich erſchütternde Weiſe.

Den Tag darauf, als ich allein ohne meinen Bruder in die Schule trat, herrſchte eine allgemeine ängſtliche Stille, ein jeder Knabe ſaß auf ſeinem Platze, man hörte keinen laut ſprechen. Kein Schüler der erſten Klaſſe ließ ſich ſehen, die Thüre blieb verſchloſſen, die Stunden waren ausgeſetzt. Wir ahndeten nur dunkel, daß etwas Außerordentliches vorbereitet würde. Mit mir wagte es keiner zu ſprechen, und ich ſelbſt war von einer tiefen Angſt ergriffen. Der zweite Morgen fing wie der erſte an, aber jetzt ſchritten die Schüler der höhern Klaſſe mürriſch durch den Saal und verſchwanden ſtillſchweigend hinter der verſchloſſenen Thüre. Schon hatte der Unterricht in den untern Klaſſen angefangen, als der Rektor, von dem Konrektor und einem dritten, deſſen verhängnißvolles Ausſehen uns Schrecken einflößte, begleitet, erſchien, und kaum war die Thüre der erſten Klaſſe hinter ihnen geſchloſſen, als ſie wieder hervortraten. Alle höheren Schüler mußten ſich in dem breiten Kreuzgange aufſtellen, der Rektor und ſeine Begleiter ſtanden mit feierlichem Ernſte in der Mitte des Saales, und nun fing der erſtere an, was geſchehen war, in ruhigen Worten zu erzählen. Auch von unſerer kindiſchen Unternehmung war die Rede und ich ſaß zitternd da; doch wurde mein Name nicht genannt. Er tadelte mild, daß wir uns nicht an die Lehrer gewandt, gab uns aber Recht, daß wir den Uebermuth der Mitſchüler nicht länger geduldig hatten ertragen wollen. Als er der Mißhandlung meines Bruders erwähnte, wurde ſeine Rede immer ſtrenger, zuletzt klang ſie — mir wenigſtens, der ich in banger Erwartung hinhorchte — furchtbar. Jetzt wurde der unglückliche Schüler, welcher meinen Bruder verwundet hatte, vorgeführt, der eine Begleiter des Rektors, mit einer ſchweren Ruthe bewaffnet, näherte ſich ihm, und die harten Schläge, welche er empfing, doppelt fühlbar, weil der arme Jüngling durch die Art der Strafe ſich auf immer beſchimpft fühlen mußte, klangen in den weiten Räumen wieder. Eine jede öffentliche Strafe hatte von früher Kindheit an für mich etwas Entſetzliches, mein innerſtes Weſen Zerreißendes; ich mochte nie Zeuge einer ſolchen Beſtrafung ſein. Jetzt war ich es zum erſtenmal — freilich gezwungen — und mußte mir leider geſtehen, daß ich die Veranlaſſung der Verwundung meines Bruders und dieſer beſchimpfenden Züchtigung war. Alle Knaben weinten, denn ſo weit die Erinnerung reichte, hatte man keinen ſolchen Auftritt erlebt in der Schule. Ich glaubte aller Augen auf mich gerichtet, ich fand mich ſo ſchlecht, meine Unternehmung ſo tadelnswerth! — Ein jeder Schlag traf mich. Wie ganz anders hatte ich mir den Erfolg gedacht, als ich den Entſchluß faßte, der mir ſo heroiſch dünkte.

Viele Tage vergingen unter großer Furcht; die Wunde meines Bruders heilte bald, aber die empörten Schüler waren wüthend. Als mein Vater eines Abends im Dunkeln ausging, ſtieß er an einen Faden, der quer über die einſame Straße geſpannt war. Man erwartete wohl, daß er ſtürzen würde, und wollte dann wahrſcheinlich unerkannter Weiſe über ihn herfallen. Mein Verhältniß zur Schule, mein ganzes bisheriges, innerlich zufriedenes Daſein war geſtört. Zwar wagte keiner mich anzugreifen, denn ein achtzehnjähriger Isländer, ausgezeichnet durch ſeine körperliche Stärke, die ihn auch auf der Univerſität berühmt machte, wie alle Isländer, ein ſtarker Lateiner, aber in allen übrigen Fächern zurück, ſaß neben mir in der Klaſſe und hatte mich liebgewonnen. Er hatte keinen Antheil an meiner kindiſchen Unternehmung genommen, mich vielmehr davor gewarnt; dieſer erklärte jetzt, daß ein jeder, der mich anzugreifen wagte, es mit ihm zu thun haben würde, und dieſe Erklärung gab mir völligen Schutz. Doch war es ein Glück, daß eben um dieſe Zeit mein Vater nach Kopenhagen verſetzt wurde; wir verließen mit Freuden das Städtchen.

Indem ich dieſe Kleinigkeiten aus meiner Kindheit erzähle, fühle ich es wohl, daß ich zu unbedeutend bin, um das Intereſſe beſonnener Leſer für ſolche Ereigniſſe in Anſpruch nehmen zu dürfen. Aber wie vermag ich es den Mittelpunkt meines Daſeins hervorzuheben und darzuſtellen, oder, ſollte dieſes unmöglich erſcheinen, wenigſtens anzudeuten, wenn die Peripherie unbekannt bleibt? So iſt es mir auch klar, daß die wenigen, noch Lebenden, die etwa ſich eines Knaben erinnern, der damals ihnen bekannt war, vielleicht ihre Zuneigung genoß, mich kaum in dieſem Bilde wieder erkennen werden. Die leichte Beweglichkeit, mit welcher ich jeden Eindruck aufnahm und wiedergab, der heftige Jähzorn, welcher mich oft befiel, ſich mehr in Worten, als in Thaten äußerte und ſchnell verflog, ließ den ſinnenden Knaben mit ſeinem ſtillen Ernſte nicht vermuthen. Man traute dem ſo raſch Ergriffenen, in ſteter Unruhe ſich Bewegenden, keinen feſten Entſchluß zu, und daß ein geheimes, tiefes Streben ſich hinter der mehr als offenen, oft unbeſonnenen, der Umgebung beſchwerlichen Redſeligkeit verbergen könnte, mochte Niemand glauben.

Ich kann dieſen Widerſpruch meines Daſeins, der wohl bei keinem Menſchen ganz fehlt, an mir aber ſo ſchneidend hervortritt, nicht in der Kürze entwickeln, ohne misverſtanden zu werden. Es muß hinreichen ihn angedeutet zu haben, denn mich ruft das wichtigere Geſchäft, welches allein alles Vorhergehende zu entſchuldigen vermag.

In Dänemark, wie in ganz Skandinavien, iſt die lutheriſche Religion Staatsreligion. Die Reformirten, wie die Katholiken werden geachtet, geſchützt, und ich habe ſie nie über Bedrückungen klagen hören; aber ſie werden nur geduldet. Der ſonſt unbeſchränkte König hat perſönlich die einzige Verpflichtung, daß er lutheriſchen Glaubens ſein muß. In meiner Kindheit fand der Unterricht —

wenigſtens in den Schulen, die ich zu Helſingoer und Roeskilde beſuchte — in ſeiner urſprünglichen Reinheit und Einfachheit ſtatt, und wenn er auch nichts Erregendes hatte, vielmehr nur in einer trockenen Ueberlieferung der Glaubenslehren und äußeren Ermahnungen, die nie lebendige Theilnahme erwecken, beſtand, ſo enthielt er doch auch nichts, was ſtörend einwirkte, wenn das religiöſe Gefühl in den Kindern durch die Geſinnungen der Eltern erweckt wurde. Ein Buch muß ich dennoch nennen, welches ſchon in meiner frühſten Kindheit einen tiefen Eindruck auf mich machte; es war Hübners bibliſche Geſchichte. Die kurzen Erzählungen haben, bei aller natürlichen Naivität und Einfachheit, dennoch immer etwas in ſich Geſchloſſenes, Kernhaftes und Anziehendes. Das Leben der Altväter erſcheint in ſeiner reinen, erhabenen Einfalt, die Geſchichte des jüdiſchen Volkes in ihrer Schärfe, das Evangelium in ſeiner Lieblichkeit, ohne Prunk und ermüdende Reflexion. Seit meinem ſiebenten Jahre ſah ich das Buch kaum; aber viele Stellen, die mich innerlich bewegten, hinterließen einen bleibenden Eindruck und ſchweben mir noch mit beſtimmter Klarheit vor.

Jegliche Regung der Andacht, ein jedes religiöſe Gefühl verdanke ich meiner Mutter; recht eigentlich muß ich ſie den guten Engel meines Lebens nennen. Sie war es im tiefſten Sinne des Wortes, und wenn je, ſelbſt im ſpäteren Alter, das ſtrafende Gewiſſen ſich aus der Verworrenheit und den Verirrungen des Lebens erhob, ſo ſtellte es zu jeder Zeit mir ihre wehmüthig ſorgende Geſtalt vor die Seele, wie ſie, durch die Sprache einer höhern Welt ſeit früher Kindheit mit mir verbunden, dann warnend winkte.

Ich lebte damals jene anmuthige Zeit der Jugend, in welcher ein dämmerndes Bewußtſein über das, was die frühere Kindheit unbewußt glaubt und dunkel fühlt, aufzugehen anfängt, ohne demſelben ſeine Heiligkeit zu rauben. Die Welt und was ſie mir Ergötzliches darbot, berührte mich ſtark, aber vorübergehend, ich konnte mich in den kindlichen Genüſſen bis zum Uebermaaß berauſchen, und dann ſchien alles Höhere in dem Taumel, der mich ergriff, vergeſſen und verſchwunden, aber ich erwachte ſchnell aus dieſem Rauſche, der mich augenblicklich betäubte, ohne den inneren, tieferen Kern meines geiſtigen Lebens zu vergiften. Und der Mittelpunkt aller Liebe — meine Mutter — wie konnte ich an ſie denken, ohne tief bewegt zu werden! Ein Gefühl, aus hoher, grenzenloſer Achtung, unbeſchränkter Hingebung und zartem Mitleiden gemiſcht, ergriff mich, wenn ich ſie ſah — ich konnte mich nach ihrem Anblick, wie nach dem einer Geliebten ſehnen. Jede Bewegung, die leiſe Sprache der Kranken, ihre unbedeutendſten Worte übten über mich eine hinreißende Kraft aus, und die ſanfteſte Ermahnung, wenn ſie von ihr kam, vermochte den heftigſten Zorn des Knaben zu bändigen.

Ich war ſchon in der frühſten Kindheit zum Geiſtlichen beſtimmt worden, und ich betrachtete mich gern als einen zukünftigen Prediger. Die Talente, welche man mir zutraute, das innere Sinnen, meine Neigung zur einſamen Beſchäftigung, ſchienen dieſe Beſtimmung ſo natürlich zu fordern, daß nie ein Zweifel darüber entſtand. Nur als das heftige, bewegliche, nach außen ſtrebende Weſen ſich immer bedenklicher zu entwickeln anfing, erzeugte dieſe Verwandlung des ſonſt ſo zurückgezogenen Knaben, die Sorge der Mutter. Dieſe Lebhaftigkeit ſchien ihr mit dem Ernſte eines zukünftigen Geiſtlichen in Widerſpruch. Ich ſelbſt bekam das oft zu hören, und von der geliebten Mutter geäußert, erregte es meine Aufmerkſamkeit, aber ich begriff es nicht. Wenn ich in meine ſtille, einſame, innere Welt verſunken war, dann ſchien ich mir ſelbſt ein anderer zu ſein, was mich vorher äußerlich bewegt hatte, war verſchwunden, und da ſolche plötzliche Aufwallungen, in der damaligen, wenn auch nicht ſchuldloſen, doch friedlichen Zeit meines Lebens, keineswegs ſtörend in die Welt eingriffen, in welcher ich mich bewegte, ſo glaubte ich vorwurfsfrei dazuſtehen. Wenn aber darauf die kindiſche Freude, die geſellige Aufregung mich erfaßte und ich mich ihr ganz und ungebunden hingab, ſchien mir dieſes wieder ſo natürlich, daß ich es mir eben ſo wenig vorzuwerfen vermochte. Ich wußte recht gut, was eigentlich Tadel verdiente. Gerade in dieſer Zeit meiner Kindheit entſtand unter einigen, älteren, chriſtlich geſinnten Bürgern die Sorge, daß mit den Perücken der Geiſtlichen auch das Chriſtenthum verſchwinden würde; man tadelte einen jungen Geiſtlichen heftig, der ſich unterſtanden hatte in einem Familienkreiſe zu tanzen, und ſah in dieſen Zeichen der Zeit etwas höchſt Bedenkliches und Drohendes. Der Vater, welcher überhaupt, im damaligen Sinne, aufgeklärt war, rühmte ſolche Verſuche, die äußere Manier der Frömmigkeit zu bekämpfen, eben ſo ſehr, wie ſie von Andern getadelt wurden, und obgleich die Aufklärung meines Vaters mir manche geheime Sorge machte, neigte ich mich doch, von einem angebornen Widerwillen gegen jede äußere, nichtige, aus einer inneren Lüge entſprungenen Form getrieben, zu dem jüngeren Geſchlechte, und ſelbſt die Mutter konnte in der natürlichen Veränderung der Kleidung, oder in der unſchuldigen Luſt eines ſonſt redlichen und frommen Predigers nichts Tadelnswerthes finden. Ich ahndete damals noch nicht, daß wenige Jahre ſpäter dieſer Haß gegen die äußere Manier, ihre abſtoßende Förmlichkeit und angelernte Salbung — dieſer Phariſäismus der Geiſtlichkeit, der in meiner Jugend ſo grell hervortrat, auch da noch, als die neueren Anſichten zu herrſchen anfingen — ein Hauptmotiv für mich werden ſollte, dem geiſtlichen

Stande zu entſagen. In der That iſt der Haß gegen alles Kaſtenweſen, gegen jeden Formalismus eigenthümlicher Richtungen, wenn ſie ſich fixiren und ſich in ſich abſchließen wollen, wenn ſie dem lebendigen, liebevollen Wechſelverhältniſſe mit allen übrigen Richtungen des Lebens zu entſagen ſuchen, noch heute in mir eben ſo ſtark, als er es damals war. Er begründete von früher Kindheit an meine Abneigung gegen das Militair, in deſſen Mitte ich lebte, ſpäter eine Geringſchätzung der Geiſtlichen, und eine nie ganz verdrängte Oppoſition gegen den Adel. Ein früh erwachtes, deutliches Bewußtſein überzeugte mich, daß eine ſolche Abſchließung ſtets mit einer Vernichtung der edelſten Keime, welche Gott uns zur Entwickelung anvertraute, unvermeidlich verknüpft iſt.

Aber wie lebhaft der Knabe ſich auch nach außen hin bewegen mochte, nie war ſein Gemüth inniger, wahrer von der Heiligkeit des Glaubens durchdrungen, als in jener Zeit, die ihm noch immer als die friedlichſte, fröhlichſte, als das Paradies ſeines Lebens vorſchwebt. Die Mutter ahndete den nahen Tod und lebte nur noch für ihr höheres Leben; mir erſchien ſie als ein ſchon jenem Daſein geweihter Engel, der uns bald verlaſſen würde, zugleich aber dringend ermahnte, an den Tod zu denken, für den Augenblick zu leben, der uns allen bevorſteht, ihr aber ſo nahe war. Ich erinnere mich an zwei heftige und bedenkliche Anfälle ihrer Krankheit, die uns in Angſt ſetzten — da öffnete ſich das ſtille Heiligthum der Krankenſtube, an welche die Kranke, Leidende wochenlang und für uns unzugänglich gefeſſelt war. Wir Kinder mußten uns alle um das Krankenbett ſtellen, ich ein Gebet vorleſen; der Vater, tief bewegt, lehnte ſich an das Bette, die Mutter richtete ſich in die Höhe und die Kinder ſchluchzten. Aber wie eine tröſtende Stimme aus einer ſeligen Welt klang dann, was ſie von der nahe bevorſtehenden Erlöſung ſprach, von der Freudigkeit, mit welcher ſie dem Tode entgegen ſehe, und der Zuverſicht, mit welcher ſie uns, die Kinder, der Obhut Gottes anvertraute. Sie wandte ſich, das letzteremal an mich — wie es ſpäter in ihrer Sterbeſtunde geſchah — ſie weihte mich dem Dienſte des Herrn, ſie ſprach den Segen über mich. Die grundloſe Liebe zu meiner Mutter, die mit mir herangewachſen war, erhöhte den Eindruck einer ſolchen Rede — laut weinend ſtürzte ich auf die Knie, ich wünſchte mit der Mutter zu ſterben — und dennoch durchdrang mich in dieſem ſchmerzlichen Augenblicke ein ſeliges, ja freudiges Gefühl, und als ich die Mutter verließ, fühlte ich mich wie geweiht.

Von dieſer Zeit an wurde ich, auch als die gefährlichen Symptome der Krankheit nachgelaſſen hatten, öfter allein in die Stube der Mutter geführt. Was ſoll ich von dieſen Stunden ſagen, die mich mit der Mutter in eine ſo innige Verbindung brachten, daß ſie erſt mit ihrem

Tode aufhörte. Womit wir die Zeit zubrachten — es war nicht Gebet, nicht Belehrung, und doch beides; ihr ſchönes, liebevolles Vertrauen löſte auch mir die Zunge, ſo daß ich zu ſprechen wagte, ihr mittheilte, was ich gelernt hatte, was mich vorzüglich anſprach, ſo wie die Zweifel, welche mich quälten. Ich erinnere mich nicht meine Mutter je in einer überſpannten Stimmung geſehen zu haben — jene Seelenangſt, in welche der Reuige verſinken ſoll, kannte ſie nicht, oder hatte ſie längſt überſtanden; Alles, was ſie ſprach, war Friede und Freudigkeit, und ſelbſt das, in religiöſer Hinſicht nicht ganz glückliche Verhältniß zu meinem Vater, wurde auf eine ſo zarte und ſchonende Weiſe berührt, daß ſie dadurch den geheimen Zwieſpalt, welcher ſich in meiner Seele erhoben hatte, beſchwichtigte, nie verſtärkte. Wir laſen Manches zuſammen, Gebete, Andachtsbücher: viele ſprachen mich wenig an — aber Stillings Jugend lernte ich in dieſen Stunden kennen, nicht leicht konnte eine Schrift für mich wichtiger ſein, und auch Fenelons tiefer Geiſt trat mir, wie ein höherer Genius, deſſen Bedeutung ich mehr ahndete, als begriff, entgegen.

So war das Chriſtenthum die innerſte Angelegenheit meines Lebens geworden. Ich erinnere mich, daß ich in Stunden, wenn meine Seele ganz in dem aufgegangen war, was mich durchdrang, meinen Brüdern fremd, ſeltſam vorkam, daß ſie es Verſtellung nannten — und dann wieder nicht begreifen konnten, wie ich in andern Stunden ſo ganz das fröhliche, unbefangene Kind zu ſein im Stande war. Aber ich war in beiden Lagen durchaus glücklich, und auch die Religion wurde mir jetzt der Gegenſtand eines ernſthaften Studiums. Ich habe in dieſer Zeit die ganze Bibel durchgeleſen; die Beſchäftigung mit dem neuen Teſtamente in der Schule, obgleich ſie meine Kenntniß der griechiſchen Sprache nicht ſonderlich förderte, lenkte meine Aufmerkſamkeit doch fortdauernd auf einen Gegenſtand, der mir ſchon ſo wichtig geworden war. Ich ſuchte mir die Hauptlehren des Chriſtenthums anſchaulich zu machen, und arbeitete lange an einem dogmatiſchen Lehrbuche, — freilich war ich während dieſer Arbeit Lehrer und Schüler zugleich. Das einzige, was ich aus dieſer glücklichen Zeit eines mannichfaltigen, inneren Lebens, übrig behalten habe — iſt der Anfang einer Kirchengeſchichte, die, wie Stollbergs, mit Adam beginnen und in der gegenwärtigen Zeit endigen ſollte. Meine Quellen waren außer der Bibel, eine däniſche Ueberſetzung des Joſephus und Baſtholms Geſchichte des jüdiſchen Volkes. Das Manuſkript reicht bis zu Samuels Zeit. Noch immer erinnere ich mich, mit welcher Freude ich das Buch der Makkabäer las. Es war mir angenehm das jüdiſche Volk, aus ſeiner wunderbaren Abgeſchloſſenheit, in die Mitte bekannter Völker treten zu ſehen. Ich fühlte es wohl, daß Leben, Geſinnung, Sprache ſich geändert hatten, daß jene Tiefe der Religioſität, jenes Aufgeben in einer höhern Beſtimmung, gegen welche das Volk ſich immer von Neuem und immer vergebens ſträubte, wenn auch nicht ganz verſchwunden, doch zurückgetreten war; aber eine Empfindung durchdrang mich, der ähnlich, die uns ergreift, wenn wir einen Menſchen, mit welchem wir einſame Stunden ernſthafter Betrachtung durch zu leben pflegen, unvermuthet in eine heitere Geſellſchaft treten, und mit Andern in Streit und Frieden verkehren ſehen. Gelehrte Theologen werden lächeln, wenn ſie den ſchon alten Naturforſcher über ſeine kindiſchen, fruchtloſen, theologiſchen Studien reden hören.

Auch die Kirche, die Predigten wurden mir nun wichtig; zwar nicht diejenigen, denen ich zuweilen in der Domkirche gezwungen beiwohnen mußte — Beiwohnen — ſage ich, denn ich erinnere mich nicht, daß ich eine einzige angehört hätte, und nur ſelten blieb ich während der Predigt in der Kirche. So ſtrenge die Schulzucht, ſo locker war die Aufſicht über uns Schüler während des Gottesdienſtes. Wir mußten uns einfinden und ſingen; der Kantor, mit dem wir ſonſt faſt in keiner Verbindung ſtanden, als daß er in Nebenſtunden Unterricht im Singen, der immer mit Nachläſſigkeit betrieben wurde, und einmal wöchentlich in der der deutſchen Sprache ertheilte, hatte deshalb keine Gewalt über uns, und ſeine ſeltſame Geſtalt, ſeine bizarren Manieren machten ihn lächerlich.

Wenn die Predigt anfing, ſchlichen wir davon, um auf dem Kirchhofe zu ſpielen.

Eine Kirche, die einer Landgemeinde gehört, liegt in einer entfernten Vorſtadt von Roeslilde. Ich hörte den Prediger derſelben rühmen, und begierig zu erfahren, ob ſein Vortrag meine Aufmerkſamkeit feſſeln könnte, beſuchte ich die Kirche. Wie ſehr fühlte ich mich gleich zum erſtenmal angezogen, als ich die freundlichen Züge des Redners erblickte: es war ein Mann von mittlern Jahren, der mit dem offnen, klaren Antlitz frei um ſich ſchaute; ſeine Stimme klang hell und deutlich, ſeine Gebete waren kurz. Schon als Kind erkältete mich das Anhören langer Gebete, die kein Ende nehmen wollten; das dürre Regiſter irdiſcher Bedürfniſſe, dem Herrn vorgehalten, erſchien mir zweckwidrig, die ſichtbare äußere Anſtrengung der laut Betenden, eine Wärme zu erkünſteln, die nicht unwillkührlich aus dem innerſten Herzen hervorquoll, ängſtigte, ja peinigte mich. Ich kannte das Gebet, denn ich lebte in jener glücklichen Zeit der Unſchuld, welcher es ſo natürlich iſt; aber nie konnte ich laut beten, nie die Worte eines Gebetes künſtlich ſetzen — es war des Herzens innigſte Sehnſucht, die den liebenden Vater, des Ohnmächtigen ängſtliches Flehen, das des Mächtigen Schutz ſuchte; es quoll unmittelbar, ohne klare Worte und mir dennoch unendlich deutlich, aus den innerſten Tiefen eines bewegten Daſeins hervor, und fand unmittelbar Erhörung.

Ja, ich darf es ſagen, ich betete in jener fröhlichen Kindheit nie, ohne erhört zu werden. Aber ich wollte mir auch keine Güter der Erde erflehen: wie etwas wunderbar Herrliches lag Welt und Zukunft vor mir, und in der Gegenwart fand ich mich ſo überſchwenglich beglückt, wie von einem anmuthigen Zauber umfangen. Erhalte meinen Glauben rein, konnte ich, nicht ohne Angſt, flehen, wenn Geſpräche mit dem Vater bedenkliche Zweifel in mir erregten, die dennoch nur einen vorübergehenden Eindruck hinterließen. Wohl konnte in meinen Gebeten der Wunſch liegen, daß Gott mich zu einem berühmten Manne machen möchte, deſſen Namen genannt und geprieſen würde; aber an meinen Fleiß, an meine Mühe ſah ich ſeine Erfüllung gebunden, und wünſchte auch nicht, daß es anders wäre, denn in dieſer Mühe lag ja der Quell eines unſäglichen Genuſſes. Meine Gebete waren nichts anders, als der unwillkührliche Ausfluß des dankenden Gefühls, welches mich überzeugte, daß ich erhört war, ehe ich flehte.

Freudig ergriff es mich daher, als ich nun hörte, wie der Prediger in einfachen Worten Gott anrief, daß er den Zuhörern jene ſtille, ſinnende Aufmerkſamkeit, jenes von dem Irdiſchen abgewandte, reinigende Einkehren in ſich ſelbſt ſchenken möchte, damit jedes Gemüth, wie das Gotteshaus, welches uns umfing, ein gereinigter Tempel des Herrn würde, in welchen ſein heiliges und erlöſendes Wort tiefen und fruchtbaren Boden fände. Ich fühlte die Wirkung dieſes Gebetes in meinem Innern; ich verſchlang jedes Wort des Redners, und verließ die Kirche, von einer Seligkeit durchdrungen, wie ich ſie jetzt zum erſtenmal kennen lernte. Aber eine kurze Beſinnung verdrängte bald jene freudige Stimmung, und ich fühlte mich von einer großen Angſt ergriffen. Ich hatte meiner Mutter verſprochen ihr die Predigt wiederholen zu wollen; ich war überzeugt, daß das, was mir mit Schriften, welche ich durchlas, und deren Inhalt mir klar wurde, gelungen war, mir auch mit Predigten, die ich hörte, gelingen müßte — und nun nahm ich mit Schrecken wahr, daß der hinreißende Eindruck der Rede gänzlich ihren Inhalt überwältigt hatte. Lange ſtreifte ich auf den Feldern herum, beſann mich vergebens — das Ganze ſtand klar vor meiner Seele, wie ein wunderbares Bild, deſſen Nähe mich beglückte, ohne daß ich die einzelnen Züge zu unterſcheiden vermochte — und ſo erſchien ich weinend vor der Mutter, um ihr das Seltſame zu erzählen, was mir begegnet war, und wie ich verzweifelte jemals eine Predigt wiederholen zu können. „Nimm dir's nur vor, Henrich," ſagte die gütige Mutter, „denke recht lebhaft daran, daß du die Predigt nicht blos für dich, ſondern auch für deine arme, kranke Mutter hörſt, die leider keine Kirche beſuchen darf, und es wird ſchon gelingen. Ihr Zureden tröſtete mich. Der Kantor erlaubte mir leicht aus der Domkirche wegbleiben zu dürfen, da ich doch nur ſtillſchweigend daſaß und aus Mangel an Stimme nicht mitſingen konnte. Jeder Sonntag traf mich nun der Kanzel des geliebten Predigers gegenüber: mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit hörte ich ſeinem Vortrage zu, und vergaß bei keiner Periode, daß ich ſie der armen, kranken Mutter, wie einen Segen, in das Haus bringen ſollte. Jetzt glaubte ich meiner Sache gewiß zu ſein; wenn die Predigt zu Ende war, ging ich einſam in den Feldern herum, ſuchte mir den Inhalt, den Zuſammenhang ins Gedächtniß zurückzurufen, und eilte, erfüllt von dem, was ich vernommen, was ich mir angeeignet hatte, zur Mutter. Die Geſchwiſter erſchienen, und meine Rede quoll, faſt jedesmal ohne Anſtoß, aus der überfließenden Seele hervor. Selige Augenblicke, wenn ich die Thränen der Rührung und der Freude in den Augen der liebenden, glücklichen Mutter ſah! O, daß ihr nie aus meiner Seele verſchwunden wäret — mit welcher ungetrübten Freude würde ich mich ihrer dann jetzt erinnern. Lange ſetzte ich dieſe Beſchäftigung fort, die mich ſo ſehr beglückte, bis einſt die Mutter mir ſagte: du haſt nun ſo lange Predigten gehört, dir den Zuſammenhang gemerkt, ſollteſt du nicht endlich im Stande ſein, ſelbſt eine Predigt auszuarbeiten? Ich erſchrack, als ich dieſe Worte hörte: gewohnt nur das aufzufaſſen, was ich vernahm, war mir der Gedanke, daß ich ſelbſt eine Predigt verfaſſen könnte, nie eingefallen, ja, ich würde vor einer ſolchen Vorſtellung, wie vor einer Vermeſſenheit, zurückgebebt ſein. Mir ſchien, ſeit ich den geliebter Prediger kannte, ſein Amt ſo heilig, ſeine Beſtimmung ſo erhaben, und ſo herrlich das Ziel, wenn es meinem angeſtrengteſten Fleiße gelingen könnte, in ferner Zukunft, ſo wie er, das geheiligte Evangelium den Menſchen zu verkündigen. Zwar träumte ich mich oft in dieſe Zeit hinein, ich ſah mich auf der Kanzel — was ich übernommen, verband ſich mit dem, was ich ſelbſt gedacht hatte, und meine Reden, mehr angeſchaut, als gedacht, ergriffen mich ſelbſt und die erträumten Zuhörer. Aber dieſe Träume, wie ſo viele andere, die als weiſſagende Blüten den halbſchlummernden Knaben auf dem einſamen Lager begrüßten — dufteten, entfalteten ſich in der ſtillen Nacht, und verwelkten, wenn die Reflexion des Tages ihm die dürre Wirklichkeit und ihre Schranken nahe rückte. — Jetzt ſah ich mich durch die Mutter aufgefordert, und mehr bedurfte es freilich nicht, um alle Bedenken zu heben; denn was glaubt die Jugend nicht unternehmen, nicht wagen zu können? Ich weiß mich auf keine dieſer Predigten zu erinnern; die Mutter ſchien mit ihnen zufrieden; doch wagte ich es nur ſelten, ich glaube etwa drei- bis viermal, ihr ſelbſtverfertigte Predigten vorzutragen.

Obgleich die Prediger der Domkirche nicht des Knaben Aufmerkſamkeit feſſeln konnten, ſo war ihm dennoch dieſe Kirche in vieler Rückſicht wichtig. Das große, mäch tige Gebäude enthielt ſo Vieles, was die Phantaſie in lebhafte Bewegung ſetzte. Die Denkmäler der Könige, die Ueberlieferungen von den großen Gerichten Gottes, welche das Land erſchüttert und ganze Geſchlechter ausgerottet hatten, kurz Alles, was hier, in dieſen mächtigen Räumen, das ſtumme Zeugniß ſeiner Gewalt ablegte, verband ſich mit der gottesdienſtlichen Feierlichkeit, die für mich immer etwas Ergreifendes hatte. An gewiſſen Tagen der Woche mußte ein Schüler, Morgens früh um ſechs Uhr, zwiſchen die immer offnen eiſernen Gitterthüren des großen Chores treten und laut ein Gebet leſen. Es war immer angenehm, wenn die Reihe mich traf, und oft übernahm ich dieſes Gebet für andere Schüler, die beſonders im Winter ſich ſcheuten, ſo früh aufzuſtehen.

Ein Kirchendiener begleitete mich, ſchloß den Chor auf, zündete an einem Kandelaber die Lichter an, und ich trat in die geöffnete Gitterthüre. Der Chor war um einige Stufen erhöht, ich blickte in die langen Gänge hinab, welche noch in nächtliches Dunkel gehüllt lagen. Nur hier und da ſaß ein Andächtiger, wohl verwahrt gegen die Kälte, vor ſich ein Licht; mir war es dann, wenn ich die finſtern Maſſen überſah, als ob die begrabenen mächtigen Geſtalten mir nahe träten, als erblickte ich das offene, dunkle Grab der ganzen Vergangenheit des Geſchlechtes vor mir, das ſtumm, nicht das Leben, welches mich ſonſt umgab, vielmehr das Grauen des Unterganges verſchwundener Zeiten kundthat. Der Eindruck war völlig phantaſtiſch. Wenn ich aber das Gebet mit heller, lauter Stimme in die Dunkelheit hineinſchallen ließ, dann ergriffen mich die einfachen Worte tief; oft war die Stimme unſicher, ſie klang wie eine fremde, die mir warnend zurief; Thränen der Reue, der Sehnſucht, der zweifelnden Hoffnung ſtrömten die Wangen herab, und viele Tage hindurch konnte ich dieſen Eindruck nicht überwinden, der mich mit langer, ernſter Wehmuth durchdrang.

In dieſer Kirche lernte ich auch die Wirkung des chriſtlichen Liedes kennen. Schon in Helſingoer war das neunjährige Kind bewegt und erſchüttert, wenn es, als Chorknabe in der Reihe der Singenden, ſelbſt ſtumm, die Leichen zum Grabe begleitete, und die traurigen Töne des ernſtmahnenden Liedes: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,“ ſich hören ließen. Aber hier zuerſt trat die Gewalt des Liedes mir entgegen und machte einen Eindruck auf mich, der nie ganz verſchwand, und jetzt, wo ich mich dem hohen Alter nähere, ſeine ganze frühere Gewalt wieder erlangt hat.

In Dänemark wurde in meiner Kindheit die Ausbildung in der Muſik völlig vernachläſſigt. Die Mutter hatte in ihrer Jugend Klavier geſpielt, aber in unſerm Hauſe war kein Inſtrument zu finden, nur der eine Bruder beſaß eine mittelmäßige, völlig unausgebildete Stimme, die Mutter ſang zuweilen, kaum vernehmlich, ein geiſtliches Lied, und es tönte wie ein Seufzer, der mich zwar ergriff, aber die Gewalt des Geſanges kaum ahnden ließ. Noch bis in viel ſpätere Jahre blieb dieſer Genuß, der ſo vielen Menſchen vergönnt iſt, mir völlig fremd. Es war daher natürlich, daß die meiſten Kirchenlieder von mir gar nicht beachtet wurden, die längern mich vielmehr ermüdeten. Wie mich aber zum erſtenmal der Kirchengeſang mit ſeiner ganzen, geheimnißvollen Gewalt durchdrang, das will ich jetzt erzählen.

Der Frühling war ſehr zeitig gekommen. An einem ſchönen heitern Oſtermorgen, und ehe ich nach der Kirche ging, hatte ich, mich einſam wegſchleichend, voller Freude einen Blick in die heitere Gegend geworfen, und die erſten Blüthen, als bekannte Freunde jubelnd begrüßt. Von dieſem friſchen Frühlingsgefühl beſeligt, heiter und glücklich, von dem Sonnenlichte ſchuldloſer Freude durchwärmt, ſelbſt in dieſem reinen Augenblicke einer Frühlingsblüte ähnlich, trat ich in den Chor, als mächtig von der Orgel her das Lied tönte: „Er iſt erſtanden, frohe Mähr, verſöhnt iſt unſer Gott und Herr, der Himmel iſt mir offen," nach der bekannten Melodie: „wie hell glänzt uns der Morgenſtern." *) Als ich dieſe mächtige Melodie,

---

*) Seit vierzig Jahren hörte ich kaum dieſes däniſche Lied ſingen, und jetzt, da ich an jene Zeit meiner Kindheit zurückdenke, ſteht es noch unverwüſtlich in meiner Seele da, und ich kann der Luſt

die, wohl ein Jahrtauſend hindurch, ſo viele wechſelnde Geſchlechter durchbebt, erwärmt, erſchüttert hat, vernahm, da war es, als würde die Macht der Muſik mir nun plötzlich kund gethan, als hätte das heitere Frühlingsgefühl ſeine tiefe, ernſte Bedeutung erhalten. Er iſt erſtanden tönte es mir aus Himmel, Erde und Meer, aus Wald und Flur, und aus den verborgenſten Tiefen der bewegten Seele entgegen. Ich habe keine Worte für die Fülle der Seligkeit, die in dieſer Gewißheit lag, wie ſie mich durch unſichtbare Flügel in eine höhere Welt erhob, wie alles ſich in Freude und inneres Jauchzen verwandelte, und wie auf den Wellen der Töne mein ganzes

---

nicht widerſtehen, es ſo, wie es aus der Kindheit mir entgegentönt, hierher zu ſetzen:

Han er opſtanden
Store Bud!
Min Gud er en forſonet Gud
Min Himmel er nu aaben,
Min Jeſu ſeierrige Død,
Fordømmelſernes Pile brød
Og knuſte Helveds Vaaben —
Hiin Røſt
Min Trøſt
Ved den Sever
Som jeg ever
Helved bæver
Han var død, men ſee! han lever.

Weſen, melodiſch durchzittert, in den Himmel hineinſchwamm, der mir als geöffnet verkündigt wurde.

„Nun aber iſt Chriſtus auferſtanden von den Todten,
„und der Erſtling geworden unter denen, die da ſchlafen.
„Sintemal durch einen Menſchen der Tod und durch
„einen Menſchen die Auferſtehung der Todten kommt.
„Denn gleichwie ſie in Adam alle ſterben, alſo werden
„ſie in Chriſto alle lebendig gemacht werden.“

Dieſe Worte von der Kanzel verkündigt durch den geliebten Prediger, in deſſen Kirche ich eilte, während die Töne des Liedes meine Seele füllten, erhielten nun für mich eine unergründliche Feierlichkeit. Der Oſtertag erſchien mir als der größte Feſttag der Natur, der Geſchichte und eines jeden Menſchen. In dieſem unentwickelten Gefühle lag eine Tiefe, die mir in der Erinnerung lange Jahre hindurch vorſchwebte. Ich ſuchte es oft in ſpäteren Zeiten des verworrenen Treibens hervorzurufen; es leuchtete mir aber wie ein wunderbar Bekanntes, mir Befreundetes entgegen, das mir jetzt unbekannt, entfremdet worden war.

Aber vor Allem war mir das Abendmahl das tiefſte Myſterium des Chriſtenthums, noch ehe ich es genoß. Dieſes bedeutendſte und höchſte Sakrament wurde in der großen Domkirche mit beſonderer Stille und Feierlichkeit begangen. Unten ſaßen die vorbereiteten Gäſte, die Geſchlechter getrennt, in ſtilles Gebet verſunken. Der Altar iſt mit einem niedrigen Gitter umgeben und vor dieſem eine Erhöhung zum Knien. Die Anzahl, die auf einmal hier knien kann, iſt der ganzen Gemeinde bekannt. Ruhig erheben ſich die Männer, ordnen ſich kniend um den Altar, die Prediger theilen Brod und Wein, von einem zum andern fortſchreitend, aus, ſie erheben ſich — und man ſieht nie eine zweite Reihe hervortreten, bevor die erſte ſich ruhig niedergelaſſen hat.

Ich hatte oft mit der Mutter von dieſem tiefſten Geheimniß des Glaubens geſprochen. Daß ich ſelbſt noch nicht zu dieſem Genuſſe reif geworden, ſteigerte das Gefühl ſeiner Unergründlichkeit in mir. Wohl ſchlich manchmal, wenn ich im kindlichen Sinne das Wunderbare, was dem Genießenden gereicht werden ſollte, erwog, ein leiſer Zweifel, wie ein furchtſamer, ſcheuer, lauernder Begleiter der Andacht, ſich in meine Seele; aber er erhöhte nur meine Verehrung, denn jeder Zweifel, kaum geahndet, verwandelte ſich in Angſt. Das Gefühl, als wollte eine geheime, nächtliche Gewalt mir das höchſte Gut entreißen, gab dieſem einen größern Werth, ſo daß ich mit ängſtlichem Streben das Heilige feſtzuhalten ſuchte, was ich zu verlieren befürchtete.

Wenn ich nun aber die Gäſte des heiligen Mahles ſich von dem Altar erheben ſah, während ich den Sitz der Knaben in der Nähe einnahm, und grübelnd nachſann, welcher wunderbare Genuß ihnen geworden war — dann konnte ich mit einer forſchenden Begierde, die aus

Zweifel, Angſt und grundloſer Verehrung zuſammengeſetzt war, die ernſthaft Sinnenden verfolgen, wenn ſie an mir leiſen Schrittes vorübergingen.

Wie unendlich näher trat mir aber dieſes Heiligthum, wenn es die geliebte Mutter genoß. Einmal, als ihre Krankheit bedenklich wurde, ward es ihr im Hauſe gereicht. Die Zeit der Vorbereitung hatte ich mit ihr zugebracht, mein Herz war zerriſſen, die drohende Gefahr hätte dann ein ſo innerlich wehmüthiges, mein ganzes Weſen durchdringendes Gefühl erregt, daß die Andacht des Knaben ſelbſt nicht die gewöhnliche Reinheit der Anſchauung feſtzuhalten vermochte. Wie ſchrecklich erſchien mir der Augenblick, wenn der Prediger mit den geweihten Gefäßen in die Krankenſtube trat.

Es war aber fortdauernd der innigſte Wunſch der Mutter, das Abendmahl mit der Gemeinde in der Kirche zu genießen. Doch mußte ſich vieles vereinigen, damit dieſer Wunſch erfüllt werden konnte. Es war nur in der mildeſten Sommerzeit, nur bei heiterem Wetter, nur in den kurzen, ſchnell vorübergehenden Augenblicken, wenn ſie ſich einmal vorzüglich wohl befand, möglich. Ich erinnere mich dieſes, mir ſelbſt ſo wichtige Ereigniß zweimal erlebt zu haben. Wenn die blaſſe Geſtalt, die mir ſo theuer, die mir Alles war, mit ſchwankenden Schritten, von freundlichen Frauen unterſtützt, ſich dem Altare näherte, wenn ich, der jeden geheimen Zug des geliebten

Antlitzes kannte und zu deuten wußte, das Geſicht wie verklärt ſah, wenn aus den großen, ſchönen, ſonſt matten Augen die Freudigkeit des Himmels ſtrahlte, und ſie nun hinkniete — dann war es, als hätte mein Weſen ſich mit dem ihrigen verſchmolzen. Ich zitterte, als träte mir ein Heiliges entgegen, deſſen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger ſich der kranken Mutter näherte, wenn ihr das geweihte Brod gereicht wurde, und die geweihten Tropfen über die blaſſen Lippen floſſen: dann ſtrömten die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte ſelbſt das Heiligthum genoſſen zu haben und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme ſtürzte, damit ſie — die Geſegnete — mich ſegnen möchte.

Nach ſolchen Augenblicken mußte ich die Einſamkeit ſuchen; nicht die trübe Einſamkeit der Kammer, die vielmehr, welche mich in die Mitte der Natur verſetzte. Ein einſamer Platz, nahe bei der Stadt, wo bedeutende, mit hohem Graſe bedeckte Wälle, die einzelne mächtige Buchen trugen, mit Schilf bewachſene Moräſte einſchließen, war mir vorzüglich lieb. Selten ſah ich hier, und nur aus der Ferne, Menſchen: aber dicht hinter den Bäumen erhob ſich der majeſtätiſche Dom mit ſeinen Thürmen, vor mir lagen die verſunkenen Wohnungen der Helden, deren Denkmähler die Kirche bewahrte, und über dem Grabe der Geſchichte drängte ſich das friſche Leben der Natur; Blumen blickten aus der Fülle der Gräſer hervor, Bäume, die erſt keimen konnten, nachdem, was der Menſch baute, lange zerſtört war, ragten rieſenhaft in die blaue Luft hinein, und Inſekten ſpielten zwiſchen Pflanzen und Schilf. Ich begrüßte die emſigen Käfer, die bunten Schmetterlinge, das kriechende Gewürm, die Blumen, als Bekannte, und das Gefühl, daß dieſes Leben in ſeinen wechſelnden Formen mir nicht fremd war, erfüllte mich mit reiner Luſt. Noch erinnere ich mich lebhaft des erſchütternden Augenblickes, als ich, nach der letzten Abendmahlsfeier meiner Mutter in der Kirche, von ihr im Hauſe, nach einem ſtillen Gebet, geſegnet entlaſſen worden war — und mich hier auf dem Schauplatze ſo vieler einſamer Freuden befand.

Diesmal war eine innere Furcht, ein peinliches Vorgefühl von dem nahen Tode meiner Mutter, mein Begleiter in die Einſamkeit. Sie war ſehr erſchöpft zu Hauſe gekommen und einer Ohnmacht nahe; die Augen blickten mich ſo wunderbar, ſo Tod verkündigend an, daß ich ein geheimes Entſetzen nicht überwältigen konnte. Zum erſtenmal ergriff mich eine innere Angſt, als ſtünde ich allein mit der Mutter, die mich bald verlaſſen würde, in der Welt. Jetzt erſt fühlte ich es recht ſchmerzlich, wie Vater und Brüder ſogar keinen Theil nahmen an dem, was mir ſo theuer war. Ich fühlte mich ſo verlaſſen, ich ſehnte mich nach einem Knaben, der meine Gefühle, mein Streben, meine Sehnſucht theilte. Ich träumte mir es ſo herrlich, wenn ein ſolcher Knabe, eben ſo einſam, eben ſo durchglüht, wie ich, zu mir träte und ſeine Klagen laut werden ließe — wie wir uns dann verſtehen, Alles mittheilen und ſo ſelig ſein würden. Mit ſolcher Gewalt ergriff dieſes Gefühl mich erſt in ſpäteren Jahren wieder. Jedesmal, wenn es ſich zu nähern drohte, ſuchte ich ihm zu entfliehen — denn ein Grauen der fürchterlichſten Verlaſſenheit durchzitterte mich dann, als würde ich von kalter Todeshand erfaßt. Damals warf ich mich laut weinend in das hohe Gras: erhalte meinen Glauben rein, rief ich, ängſtlich ringend im Gebet; da ſah ich mich wieder in den Dom verſetzt, die blaſſe Mutter näherte ſich dem Altare, und ich genoß, mit ihr verſchmolzen, den Leib und das Blut des Heilands.

Ich ſcheue mich dieſen Moment ausführlich zu ſchildern. Zu ſehr müßte ich befürchten, daß die Anſicht des Alters Gefühle ſo innerlicher Art in der Erinnerung anders auffaſſen möchte, als wie ſie damals den Knaben durchdrangen. Nur das iſt gewiß, es war einer der ſeligſten, gewiß der reinſte Augenblick meines ganzen Lebens.

Denn, was mich damals durchdrang, war die ganze Fülle eines ungetheilten Daſeins, jede Geſtalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, deſſen innerer Sinn mir bekannt ſchien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu faſſen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Geſtalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des

Lebens und der Liebe, ſtrömte durch alle Adern der Natur, ſprach durch jede Form zu mir, und geſtaltete ſich durch alle meine Gedanken; er war es, er ſelbſt, denn das kindliche Gemüth verſteht es am innigſten, daß der Gegenſtand der Liebe perſönlich ſein müſſe. Mein Chriſtenthum hatte nichts von der Manier irgend einer Schule, ja ein frühzeitig erwachtes Gefühl ſtieß dieſe, wo ſie ſich vernehmen ließ, zurück, und ohne äußere Verbindung bildete ſich das religiöſe Gefühl in mir aus, an der Seite einer Mutter, deren geheimſter Troſt die Liebe des Heilands war. Entfernt von allen ſolchen, die uns eine gewiſſe Art des Ausdrucks lehren konnten, waren die Gebete Mittheilungen natürlicher Aeußerungen eines wahren innern Lebens. Auch ſtellten wir keine Vergleichungen an. Jenes Gefühl der Einſamkeit, welches mich eben deswegen mit Entſetzen erfüllte, weil es mir neu war, ergriff mich ſonſt nie. Meine Brüder konnten fromm ſein, wenn die Mutter betete; wenn ſie über meine ernſthafte Beſchäftigung mit der Religion ſpotteten, ſo kränkte mich dieſes nur vorübergehend, und die kindliche unbefangene Fröhlichkeit ließ bald jeden Vorwurf der Art verſtummen. Auch fiel es mir nie ein mich für vorzüglicher zu halten; ich glaubte einfach, daß ſolche Betrachtungen ſich für einen zukünftigen Prediger ziemten.

Mein Vater verließ Roeskilde, wir lebten jetzt in Kopenhagen, meine Mutter ſtarb ein Jahr ſpäter, und weihte ſterbend den weinenden Jüngling zum Verkündiger des heiligen Wortes.

Was wir alle durch den Tod der Mutter verloren, und ich beſonders, muß ich verſchweigen. Eine andere Neigung, ein anderes Streben hatte ſchon, ehe die Mutter ſtarb, mein ganzes Leben in Anſpruch genommen. Ich war dem Studium der Theologie entfremdet worden, bevor ich noch den Entſchluß, es zu verlaſſen, mit klarem Bewußtſein gefaßt hatte.

Mein Vater ſtarb in Armuth und Kummer; ich drückte ihm die Augen zu. Zwei Jahr ſpäter hatte ich durch eine Schrift einen Ruf erlangt, ich ſaß, in einer Stadt des ſüdlichen Deutſchlands, an der Spitze einer zahlreichen Geſellſchaft, durch welche eine damals berühmte wiſſenſchaftliche Anſtalt meine Ankunft feierte. Zum erſtenmal genoß ich die Freude einer ſo ehrenvollen Anerkennung und ſchwelgte in dem Genuſſe. Aber in der ſtillen Nacht ſchwebte mir die Geſtalt des kummervollen Vaters vor der Seele; was würde dieſe Anerkennung dir geweſen ſein, armer Vater, hätteſt du ſie erlebt! dachte ich, und brachte die Nacht in Thränen zu.

Alle meine Brüder ſind geſtorben, weit auseinander liegen ihre Gräber — der geliebteſte ruht in einem andern Welttheile. Die Schweſtern ſind durch Meer und Länder von einander und von mir getrennt — und ich lebe hier, fern von dem Lande meiner Jugend, das mir ewig theuer blieb — und denke an die Weihe einer ſterbenden Mutter, an die bunt durchlebten Jahre, und wie ich im hohen Alter auf eigenem Wege dahin geführt wurde, wohin der Segen der Mutter mich führen wollte — denke an den Inhalt, an die Veranlaſſung der gegenwärtigen Schrift.

Schauen wir rückwärts bis zu den erſten Anfängen unſerer körperlichen Bildung, dann entdecken wir eine Reihefolge von Verwandlungen, die eine große Bedeutung erhalten — denn die nemliche Reihefolge zeigt ſich wieder, zwar mannichfaltig modifizirt durch äußere in beſtimmten Punkten feſtgehaltene Bildung, aber dennoch innerlich, dem Urſprunge nach unverkennbar — wenn wir abwärts blicken von den Menſchen bis zu den niederſten Thieren, ſo daß der Menſch ein lebendiges Glied des Geſammtthiers wird, deſſen Bildungsſtufen er in den erſten Perioden ſeiner Verwandlung nachahmt.

Erſtaunen wir nun über eine ſolche innerliche Verſchmelzung des Menſchen mit dem, was ſich durch die ganze Thierwelt bildet, als blickten wir in die dunkle, räthſelhafte Tiefe unſeres, über aller Erſcheinung liegenden, eigenen Urſprungs hinein, bedenken wir, daß dieſe Anſicht, welche erſt in unſeren Tagen herrſchend wird, ein ſo entſchiedenes Faktum iſt, daß ſie als Grundlage aller Forſchungen gilt, ſo muß das Erſtaunen noch wachſen, wenn wir entdecken, daß dieſe Thierwelt, deren innere Gliederung uns ſo wichtig geworden, in der nemlichen Reihenfolge, in welcher ſie von unten herauf gebildet wird, ſich, wieder auf verſchiedenen Stufen, als ein großes Ganze feſtgehalten und in ſeiner Geſtaltung modifizirt, in früheren Epochen der Erdbildung ſich entwickelte, die in den Abgrund der Natur, in ihre dunkelſten Tiefen ſich verlieren.

Wenn der Menſch zur Beſonnenheit erwacht, vermag er nicht ſich in ſeinem einzelnen Daſein zu ergreifen; je heller ſein Geiſt um ſich ſchaut, je tiefer er in ſein inneres Weſen blickt, deſto mehr erweitert ſich der Kreis, deſſen lebendiger Mittelpunkt er wird. Von dem engſten an, der die nächſten Umgebungen einſchließt, bis zu dem größten, der uns in die Mitte des Volkes, dem wir zugehören, und in die Mitte des Menſchengeſchlechts verſetzt, bis zu der Entwickelung der Geſchichte werden wir getrieben, immer weiter — ſo daß die Erinnerung, die uns bis in die eigene Kindheit zurückgedrängt, erſt ihre Bedeutung erhält, wenn wir mit allen Menſchen zu einem großen Ganzen verſchmolzen, bis zur Entwickelung des ganzen Geſchlechts zurückſchreiten, und indem wir die Jahrbücher der Geſchichte aufſchlagen, und die wechſelnden Schickſale der Völker betrachtend verfolgen, iſt es, als beſönnen wir uns auf unſer eigenes, innerſtes Schickſal, als träten wir dem verborgenen Räthſel unſeres eigenen Daſeins näher, ohne es löſen zu können.

Aber jene Naturbetrachtung führt uns tiefer — ſie verſenkt unſeren Urſprung in die Tiefen aller thieriſchen

Entwickelung und mit dieſer in den nächtlichen Abgrund der ſich bildenden Natur.

Vergebens ſträubt ſich der Menſch gegen eine Anſchauung, vor welcher er anfänglich zurückbebt; einmal in ihrer Gewalt, iſt er gezwungen ſich ihr zu ergeben und alles anzunehmen, wozu ſie führt. Es iſt nicht jene freundliche Uebereinkunft des Menſchen mit einer Natur, die, obgleich ihm fremd, ihn dennoch nicht blos duldet, ſondern auch manches Nützliche, Angenehme, Gedeihliche darreicht, und ihn in der ſchmeichelnden Täuſchung erhält, als wäre ſie nur dazu da, ſein ſinnliches Daſein zu erheitern, über das Dunkel ſeines Urſprungs, wie über das Ungewiſſe ſeiner Zukunft einen verbergenden Schleier zu werfen, daß das Grauen eines tieferen Daſeins ihn nicht erſchrecke: unwiderſtehlich wird er in eine Zeit verſetzt, die über alle ſinnliche Erſcheinung hinausreicht — denn in dieſer Zeit hat ſich erſt die Sinnlichkeit ſelbſt entwickelt, und er muß ſie als ſeine, als ſeinem Weſen angehörig betrachten. In dieſe tiefere Vergangenheit ſeines Daſeins zurückgedrängt, kann der Menſch die ſinnliche Gegenwart nicht feſthalten — ſie deutet auf eine Zukunft über aller Erſcheinung. Nicht blos das Einzelne, Schwankende wechſelt, verſchwindet, das Ganze erſcheint als ein Vorübergehendes, was geworden iſt und ſeine Form in einer höhern Entwickelung verlieren wird.

Die Freiheit, der Geiſt, der Wille können, wie ſie in der Gegenwart den bleibenden, ruhenden Mittelpunkt bilden, und für die große Zukunft, welche wir erwarten, Alles sind, der Vergangenheit nicht fremde ſein. Ein ordnender Verſtand hat die Entwickelung geleitet, ein verborgener Wille blickt in Allem hindurch, und ein perſönlicher Geiſt, der ſich in die Vergangenheit verbarg, offenbart ſich in jedem Menſchen, der als Schlußpunkt deſſen, was war, als Mittelpunkt deſſen, was iſt, als Anfangspunkt deſſen, was kommen wird, erſcheint.

In der Natur erblicken wir den ſiegreichen Willen, in ihr muß alles, dem ſtrengen Geſetz unterworfen, dienen, und nur aus dem tiefſten Grunde der menſchlichen Seele dämmert jenes Ungebundene, welches auf eine Zukunft deutet, hervor. Und wie mächtig erſcheint er! Man hat ihn oft genug den Herrn der Schöpfung genannt; hier tritt er in viel tieferem Sinne als ein ſolcher auf — erſt, da er hervortrat, ordnete ſich die Erde, erhielt ein jedes thieriſche Leben ſeine jetzige Geſtalt, wurden alle Kräfte dem Leben dienſtbar. Ja, iſt es gewiß, daß ein geheimes Band alles Daſein verbindet, dann dürfen wir behaupten, daß mit der Ordnung der Erde auch die des Planetenſyſtems, die des Univerſums entſtand, und daß der Tag der Schöpfung bis ins Unendliche dann erſt begann, als die geiſtige Sonne in dem Innerſten des menſchlichen Geiſtes aufging, und ſie umfaßte.

Und dennoch, ſchauen wir in unſer eigenes Innere, ſo finden wir einen verborgenen Schatz, der uns beſeligen ſollte, aber ſchwankend und unſicher nur Qualen bereitet. Wir können ſein Daſein nicht ableugnen, und wagen nicht ſeinen Beſitz als einen ſichern zu betrachten. Werſen wir einen Blick auf die Geſchichte des Menſchengeſchlechts, ſo erſcheint dieſes Kleinod in dem verworrenen Streite der Zeiten und Völker faſt unſcheinbar, und was wir in uns kaum zu erhalten vermögen, dort in dem größeren Kampfe verloren. Nur Wenige vermögen in jenen räthſelhaften Verſchlingungen der Geſchichte den Faden eines ordnenden Geiſtes feſtzuhalten. Schauen wir endlich rückwärts in die Epochen der Entwickelung der Erde, dann ſehen wir zwar jetzt den Sieg des ordnenden Verſtandes, aber auch hier entdeckt ihn nur der tief Forſchende, auch hier erblicken wir allenthalben wilde Zerſtörung — ja eben dem Forſchenden wird es klar, daß, wie in der Geſchichte ganze Geſchlechter, ſo in jenen früheren Epochen ganze Formen der Thierwelt emportauchten und, durch eine geheime Gewalt gehemmt, ſich abweichend, endlich monſtrös ausbildeten und zerſtört wurden. Derſelbe Kampf, welcher in den Tiefen einer jeden Seele, in den Schickſalen der Völker das Gedeihen jener bedeutungsvollen Zukunft, die über aller Erſcheinung liegt, zu hemmen ſcheint, muß auch ſtattgefunden haben, als dieſe Erſcheinung ſich ihre Ordnung, ihr Geſetz ausbilden wollte — und hineingezogen in einen Abgrund, der wie unſere

Geſtalt, ſo auch unſern Willen, unſern Geiſt, unſer innerſtes Daſein aus den finſtern Tiefen einer vorgeſchichtlichen Vergangenheit keimen läßt, müſſen wir auch da den Urſprung des räthſelhaften Kampfes ſuchen, welcher uns in uns ſelbſt und untereinander beunruhigt und verwirrt.

So hat der Weg der Reflexion und der Forſchung, welcher den Geiſt innerhalb der ſinnlichen Erſcheinung feſtzuhalten ſuchte, uns, wie wider unſern Willen, in jene höhere, jenſeits derſelben liegende Region gezogen, und was die Mythen alter Zeiten in verworrenen Träumen, in kaum verſtändlichen Sagen von früheren Kämpfen der Natur und der Titanen Uebermuthe berichten, ſcheint, obgleich dunkle doch tiefe Naturerinnerung, die in das dämmernde Bewußtſein der älteſten Geſchlechter auf eine räthſelhafte Weiſe hineinragt. Jede Religion aber, wahre, wie falſche, hat eine über die Erſcheinungen hinausliegende Naturſeite, betrachtet das ſinnliche Daſein, das Leben des Menſchen in der Mitte der Natur, das geheime Räthſel der Geſchichte als die Mittelſtufe einer Entwickelung, die aus einer unbekannten Vergangenheit entſprungen, nach der ſeligen Zukunft deutet. Ohne Leib keine Seele, ohne Leiblichkeit keine Seligkeit.

Unſterbliche Perſönlichkeit.

Ich habe, was Jedem, der meine Schriften kennt, hinlänglich bekannt iſt, hier nicht beweiſen, nur andeuten wollen, ich habe Alles in großen Zügen hingeworfen, damit es dazu diene, die Richtung meiner religiöſen Denkweiſe, was ich ſuchte und gefunden zu haben glaube, erklärbar zu machen. Eine pſychologiſche Erklärung iſt von einer wiſſenſchaftlichen Demonſtration verſchieden, und ich werde dieſe Verſchiedenheit in Allem, was folgt, feſtzuhalten wiſſen.

Der Menſch iſt der Mittelpunkt der erſcheinenden Schöpfung. In der völligen Reinheit ſeines Daſeins ruht eine Vergangenheit, die früher war, und eine Zukunft, die nach aller Erſcheinung bleibt. Ehe Abraham war, bin ich, konnte freilich nur der Alleinreine ſagen, aber ganz verdrängt kann dieſer innerſte Keim des Menſchen nie ſein. Es iſt der Fluch des Verworfenen, wie der Segen des Reinen, daß er nie dieſem Selbſt, dem innerſten, unvergänglichen ganz zu entfliehen vermag.

Wie die Lichtſtrahlen ſich brechen in jedem Auge und ſich mannichfaltig durchkreuzen, ohne einander zu ſtören, wie die Tonwellen ſich durchſchneiden nach allen Richtungen in einer jeden Melodie, und von einander geſondert, doch innigſt verbunden, jede in Allen, ſich durchdringen, ſo würde jede menſchliche Perſönlichkeit in und mit allen leben, jede einzelne alle übrigen beſtätigen in ihrer Art, und alle die ewige Harmonie eines ſchlechthin ſeligen Daſeins darſtellen, wenn ſie in der urſprünglichen Reinheit beſtänden. Aber der Keim iſt in keinem verſchwunden, muß in Jedem vorausgeſetzt werden; mit ihm ſich zu verbinden würde, wo es gelänge, der Weg zur Seligkeit ſein.

Es iſt bekannt, daß alle meine Schriften eine nicht zu verdrängende religiöſe Richtung haben, mehr oder weniger hervortretend, je nachdem es der Gegenſtand erlaubt, fehlt ſie faſt in keiner ganz. War es eine Erinnerung aus der frühern, ſchönen Zeit meiner Kindheit? Ich nannte dieſe meine Religion das Chriſtenthum, ſie knüpfte ſich genau an das Streben, das Innerſte der Perſönlichkeit in einem jeden Menſchen zu erkennen — wie dieſe Richtung entſtand, wie ſie ſich immer mehr entwickelte, was mir jetzt das Chriſtenthum iſt — ſoll hier dargeſtellt werden.

Die Geſchichte der Natur, wie ich ſie erkannt hatte, ſchloß die ganze Geſchichte des Menſchen in ſich, auch ſie entwickelten ſich als Natur. Wie nun die Naturforſcher die verſchiedenen Arten der Thiere und Pflanzen durch unveränderliche Merkmale zu unterſcheiden ſuchen, ſo wollte ich, ſo weit es dem Menſchen möglich iſt, jenes Unveränderliche, Weſentliche in den verſchiedenen Menſchen erkennen. Nicht blos jene großen, gewaltigen Naturen, die im Leben, in der Wiſſenſchaft und Kunſt hervorragen, und unſere Aufmerkſamkeit, unſere Bewunderung erzwingen, zogen mich an; wenn ein menſchliches Bemühen eine gewiſſe Feſtigkeit gewonnen hat, bewegt es ſich unabläſſig in allen Richtungen ſeiner eigenthümlichen Bahn; die Naturforſcher, indem ſie bemüht ſind, die mannichfaltigen Arten zu beſtimmen, werden, oft mit beſonderer Vorliebe, eben von ſolchen Gruppen angezogen, in welchen die Natur den nemlichen Typus der Geſtalt mit kaum wahrnehmbaren Modifikationen, auf die mannichfaltigſte Weiſe unermüdlich zu wiederholen ſucht — ſo waren auch mir jene ſtillen Naturen, deren Daſein in den engſten Kreiſen entſteht, ſich ausbildet und verſchwindet, deren Gedanken und Handlungen, von einer kleinen Umgebung ſicher getragen, auf eine kaum wahrnehmbare Weiſe ſich unterſcheiden, theuer und wichtig.

Dieſe innerſte Eigenthümlichkeit eines Menſchen, der Ausdruck ſeiner ewigen Perſönlichkeit, hat ihre Geſtalt, die nie in der Erſcheinung rein hervortreten kann, aber in Augenblicken des reinſten Daſeins ſich loswindet, und uns dann wie aus einer höhern Welt begrüßt. Sie ſtellt ſich nicht durch einen Theil, vielmehr durch das ganze Daſein dar, nicht blos durch das, was man gewöhnlich das Sittliche im engſten Sinne zu nennen pflegt, vielmehr durch die Aeußerung jeder Thätigkeit, mit welcher, der Menſch ausgerüſtet iſt, durch die Ausbildung jeder Gabe, Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbe; das Geringſte, was der Menſch treiben mag, wie das Höchſte, erhält, indem es aus dieſer Quelle entſpringt, Bedeutung für eine höhere Welt — und ſo wenig iſt es meine Anſicht, daß irgend Etwas, was dem Menſchen Gegenſtand des Forſchens und Bildens werden kann, als ein Nichtiges zu betrachten ſei, ſo wenig iſt jene Behauptung, die ich ſelbſt von bedeutenden Männern hören mußte, als wären mir Wiſſenſchaft und Kunſt, wo ſie durch Hochbegabte verherrlicht hervortreten, etwas Geringes, daß vielmehr für mich alle ſolche Erzeugniſſe, als aus einer höhern Welt entſprungen, auch eine ewige Dauer, in dieſer eine ewige Bedeutung haben. Ja, eine jegliche Forſchung, jede Idee, die aus der innern Wahrheit meines eigenen Daſeins entſprungen, mich ergreift, begrüße ich als einen Schatz der Ewigkeit, und die Freude, welche mich dann durchdringt, hat mit der Welt und ihren Erſcheinungen nichts gemein.

Den Umkreis der erſcheinenden Welt, welcher das Gepräge einer ſolchen Perſönlichkeit trägt, nenne ich ſein Eigenthum — im Gegenſatz gegen den rohen Beſitz. Ein Menſch kann vieles beſitzen, ohne daß es je ſein Eigenthum wird — und dasjenige kann ſein Eigenthum ſein, deſſen Beſitz er nie erlangt. Die bewußtloſe Zuverſicht, mit welcher eine ſolche Perſönlichkeit eine Kraft äußert, die tiefer liegt, als alle Erſcheinung, nenne ich Stolz im edleren Sinne; nach Innen verwandelt ein ſtrafendes Bewußtſein dieſen nothwendig in ſtille grundloſe Demuth.

Es iſt unmöglich ſich in ſolche Forſchungen zu verſenken, ohne auf die ſtillen, der Welt, oft den redenden Geiſtern ſelbſt verborgenen, geheimen Geſpräche zu lauſchen, ohne die verſteckte Harmonie verhüllter Naturen, die ſich, fremdartig durch Land, durch Sprache, in der Nähe durch Misverſtändniſſe mancherlei Art getrennt, dennoch verſtehen, wenigſtens zu ahnden — und es will mir bedünken, als blickte durch alle Verwickelung und Verwirrung der Zeit das Bemühen hindurch, welches auch den Naturforſcher ergriffen hat, als wollte man an die Stelle der künſtlichen Klaſſifikation den natürlichen Familien ihr Recht widerfahren laſſen, und ſo dem Gedeihen deſſen, was allein auf der Welt einen wahren Werth hat, den Weg bahnen.

Es iſt ferner unmöglich ſich mit ſolchen Forſchungen zu beſchäftigen, ohne wahrzunehmen, daß man nicht blos als Betrachtender ſich ſeinem Gegenſtande gegenüberſtellen kann, daß dieſe Betrachtung ſelbſt, wenn ſie laut wird, ſich in eine That verwandelt, und wie jede andere ſtörend oder fördernd auf den Gegenſtand einwirkt. Was fortdauernd Gegenſtand unſerer Forſchung iſt, wird auch Gegenſtand unſerer Liebe. Wo unſer Schatz iſt, iſt unſer Herz. Die Furcht, irgendwo eigenthümliche Keime zu erſticken, in ihrer Entwickelung zu hemmen, bildete ſich immer ſtärker in mir aus, je mehr ich mir geſtehen mußte, daß meine gewaltſame Natur, die Macht, mit welcher jede Idee mich ergriff, die Leichtigkeit, mit welcher ſie Worte fand, grade da, wo meine Thätigkeit am heilſamſten ſein konnte, bedächtigere, oft vielleicht tiefere Naturen überrannte, betäubte, ſo daß ſie verſtummen mußten. Dieſes Abſtoßen, wo ich anziehen, dieſes Hemmen, wo ich fördern wollte, war mir furchtbar quälend, und ich habe mich nie darüber tröſten können. Dennoch that ich, was ich vermochte, um die Jugend zu überzeugen, daß ich alles Mitgetheilte als eine Aufforderung zur Selbſtthätigkeit betrachte, daß wer ſelbſt denkt, auch ſelbſt ſpricht und keinem nachſpricht, daß jeder im Leben ſeine eigene Aufgabe zu löſen habe, nicht eine fremde. Indem aber die Löſung dieſer Aufgabe ſich an geſchichtlich ausgebildete Wiſſenſchaft, an die Ordnung einer beſtehenden Welt knüpfte, in welcher man nicht als ein Fremdartiges in ungemeſſenen Bahnen ſich bewegen darf, vielmehr als ein lebendiges Organ einer, im Denken, wie im Handeln geordneten großartigen Organiſation thätig ſein ſoll, gelang es mir die Ausſchweifungen der ungebundenen Genialität zu hemmen, und ich glaube nicht, daß man mir während der Dauer meines jetzt vier und dreißigjährigen Lehramtes vorwerfen kann, Schwärmer gebildet zu haben, ſo wenig wie eine manierirte Schule, die ich mehr als alles vermeiden wollte.

Doch war mir dieſe einſeitige Gewalt der eigenen Perſönlichkeit quälend, ſo mußte ein Blick auf die Welt mich in noch größere Unruhe verſetzen. Denn eben in unſeren Tagen — und immer gewaltſamer — hat eine unzählbare Menge einzelner Worte, deren Bedeutung in der vernichtenden Allgemeinheit, in welcher ſie gebraucht werden, alle Beſtimmtheit verliert, eine furchtbare Gewalt erhalten. Sie verwandeln die Menſchen in Schemen, ſie verhüllen die reine Geſtalt, ja ſie erzeugen in dem nie zu vermittelnden Kampfe, was ſie beſtreiten wollen. Es ſind nicht die Philoſophien, Theorien und Anſichten von mancherlei Art allein, deren Menge und Einſeitigkeit die Verwirrung in unſerer Literatur erzeugt und ſteigert, die ich hier meine, jene Worte vielmehr, die ganze Maſſen feindſelig gegen einander waffnen und in der Geſchichte eine Verwirrung hervorbringen, von welcher jene literaire nur ein mattes Abbild giebt. Ultralegitime, Ultraliberale, geheime Jeſuiten, Myſtiker, Fanatiker, Ungläubige, Rationale, Phantaſten, Nüchterne, Spiesbürger u. ſ. w. heißen jene unheilbringende Bezeichnungen, die noch nie in einer ſolchen furchtbaren Menge da waren. Die Religiöſen verdammen, die Philoſophen vernichten, die Politiker unterjochen, die Aeſthetiker beſpötteln, die Geiſtreichen kritiſiren, ja das Beſtreben die Einſeitigkeit zu vermeiden, erzeugt eine neue.

Es iſt nicht meine Abſicht dieſes Bild auszumalen — ich verſuchte es früher — und diejenigen, welche mit meinen Schriften bekannt ſind, werden ſich ſolcher, jetzt faſt vergeſſener Verſuche vielleicht erinnern. Die Verwicklung dieſer, durch bloße Worte erzeugten Bewegungen hat ſeitdem leider zugenommen.

Es gab von jeher Menſchen, die ſich aus dieſen gewaltſamen Oscillationen zu retten, die einen Ruhepunkt in dieſem Schwanken zu finden ſuchten.

Der gebildete Weltmann wählte das Syſtem der Billigung, des Gleichgewichts; indem er an jeder Richtung, ſelbſt an ſolchen, die ihm ſeiner Natur nach fremd waren, irgend eine Seite hervorhob, die innerhalb beſtimmter Grenzen nicht ganz zu tadeln war, ſuchte er die Extreme zu vermitteln. Wer darf leugnen, daß in dieſer Bemühung eine relative Wahrheit ſich verhüllen kann? Wenn dieſe wirklich da iſt, ſo enthält ſie ein geheimes, weder zur Anſchauung, noch zum Denken gereiftes Bündniß mit dem, was innerlich wahr in einem jeden Daſein vorhanden iſt, und eben daher rührt das Gepräge von Liebenswürdigkeit, von Anmuth, das etwas ſo Anziehendes hat. Ja geiſtreich kann der billige Weltmann erſcheinen, wenn er jeden gemäßigten Anklang zu verſtehen, und bis auf eine gewiſſe Grenze alles, ſelbſt das Tiefſte, wenn auch nicht zu faſſen, doch zu ahnden ſcheint. Aber ſelbſt in dieſer günſtigſten, ausgebildetſten Form, iſt doch das Weſen der allgemeinen Ausgleichung blos ein Regiren der Extreme, der Ausſchweifung, nicht ein poſitives Setzen der innerſten Wahrheit der Perſönlichkeit. Innerhalb der gemäßigten Grenze iſt ihr das Falſche, Richtige, welches die Extreme erzeugt, nie von dem Weſen getrennt, ja dieſe unreine Miſchung widerſtrebender Potenzen, durch welche doch das Falſche nie als ein Wahres erſcheinen kann, ſieht in dem Wahren ſelbſt oft nur einen Gegenſtand der Schonung, nicht der Anerkennung. Da dieſes Syſtem von der innerſten Realität eines individuellen Daſeins nichts weiß, da ihm das Naturprinzip der Individualität fremd bleibt, konnte es mir nichts darbieten, was die Löſung meiner Aufgabe näher brachte. In der engern Umgebung der Gegenwart ruhend, ja ſelbſt über dieſe hinausreichend, aber doch den Standpunkt größerer geſelliger Verhältniſſe nicht verlaſſend, kann dieſe Richtung geiſtreich, liebenswürdig erſcheinen, weil das Reinmenſchliche noch ein Gemüth dulden kann; wenn ſie ſich aber über die ganze Geſchichte verbreitet, die Kämpfe der Völker und Zeiten darſtellen will, wenn das innerlich leere Syſtem des Gleichgewichts hier als Maaßſtab der Beurtheilung dienen ſoll, dann wird es ganz inhaltslos, und ſo erſcheinen mir vorzüglich diejenigen Geſchichtſchreiber, die ſich wohl vorzugsweiſe die unpartheiiſchen zu nennen pflegen.

Die Kunſt, die Poeſie war mir wichtiger, ja, als ich in meiner Jugend erfuhr, daß ſie die Organe der Philoſophie wären, wurde es mir zuerſt klar, daß dieſe einen höhern, über die ſinnliche Erſcheinung erhabenen Gegenſtand haben müßte. Auch lag meiner eigenthümlichen

Natur zu Folge die Poeſie mir nahe. Wenn wir uns ganz dem Genuſſe der Natur hingeben und es recht innerlich erfahren, daß wir ihr zugehören, daß alle ihre Schätze unſere ſind, wenn es dem Dichter gelingt dieſes Gefühl in Worte zu faſſen — müſſen wir nicht geſtehen, daß er uns einen Blick thun läßt in die Tiefen des Gemüths und der nur durch die Erſcheinung verhüllten Natur? Ja er ſcheint aus jener grundloſen Tiefe, in welcher wir uns, in unſerer innerſten Einheit mit der Natur ergreifen, ſelbſt zu reden. Wenn die Poeſie uns in die Mitte des alltäglichen Lebens verſetzt, aber allem, was uns in der gewöhnlichen Wirklichkeit abſtößt, oder gering, bedeutungslos erſcheint, einen höhern Reiz verleiht, daß wir durch den Schleier des Alltäglichen ein höheres Daſein begrüßen, dann fühlen wir uns von den Feſſeln der Umgebung befreit, und ſolche Gedichte laſſen uns ſelbſt in die Eigenthümlichkeit früherer Zeiten tiefer hineinblicken, als die rohen geſchichtlichen Thatſachen.

Die Zeit, alles uns durch die Gewöhnung theuer Gewordene, ſchwankt; große Gefahren umgeben uns, große Ereigniſſe ziehen uns in ihre Mitte, Haß und Liebe, Freude und Schmerz, furchtbare Leidenſchaften und ſtille grenzenloſe Hingebung, treten in erſchreckendem Wechſel hervor und wühlen in den verborgenſten Tiefen gewaltiger Naturen, daß dieſe unverholen an das Tageslicht treten müſſen. Der Dichter allein vermag in dieſer Verwirrung eine geheime Ordnung zu ſchauen, ſiegreich wagt er den Kampf mit den widerſtrebenden Maſſen, bis ſie ein kunſtreiches Ganze darſtellen.

Ich habe geſchwelgt in dieſen Genüſſen, ich betrachtete die Dichter als die begünſtigtſten Sterblichen und noch erſcheinen ſie mir ſo — aber befriedigen konnten ſie mich nicht, ſie ſchienen mir jenen Weltleuten in umgekehrter Richtung zu begegnen. Wie jene von dem Aeußern der erſcheinenden Welt ausgehen und ein allgemeines, aber innerlich hohles Gleichgewicht erſtreben, ſo wollen dieſe, aus den tiefſten Quellen der verborgenſten Perſönlichkeit ſchöpfend, nicht dieſe in ihrer Reinheit, vielmehr in ihrem zweifelhaften Kampfe darſtellen, denn die Kraft, welche ſich hierbei entwickelt, Größe und Erhabenheit ſind ihr die wichtigſten Momente — und wenn Menſchen, Geſchlechter, Völker zu Grunde gehen, weiß ſie die innere Quelle ſolcher Kämpfe hervorzuheben, große Leidenſchaften, feſte Entſchlüſſe, von den Menſchen verkannte Geſinnungen enthüllen ſich, und auf der öden Stätte der verfolgten Menſchheit, der vernichteten, zerſtreuten Geſchlechter, der verſchwundenen Völker feiern wir, die Darſtellung bewundernd, den Sieg der Kraft, die ſelbſt im Unterliegen überwindet.

Wenn ein Gefühl, eine Neigung den Menſchen ganz durchdringt, wenn Himmel und Erde, und die freundliche Umgebung, welche ihn ſonſt trug, für ihn allen

Werth verliert, daß er wie in ſeltſamen Wahnſinne hintaumelt — ſo iſt ſelbſt dieſe furchtbarſte Verhüllung der klarſten Perſönlichkeit, und mit Recht, ein Gegenſtand der Poeſie, ja eben die vollendete Klarheit und Ruhe vermag ſie nie darzuſtellen.

Die Poeſie, die Kunſt der Alten, des Mittelalters, als ein Ganzes betrachtet, ſind die höchſten Blüten dieſer Zeiten, aber ſie ſterben, wie dieſe glänzendſten Entwickelungen beſtimmter Epochen des Menſchengeſchlechts, und haben keine Zukunft. Unſere Poeſie, noch ohne eigene Kunſt, hat eine Zukunft, weil ſie ſich noch entwickelt. Die früheren dichteriſchen Epochen hatten einen religiöſen Mittelpunkt, ja wir ſehen ein, daß ſie, aus ihm entſprungen, in ihm wurzelnd, ſich entwickelten und lebten — dieſer Grund und Boden fehlt der Poeſie unſerer Tage; wir ſuchen den Mittelpunkt und ſinnen nur zweifelnd, ob ſie, ohne ihn zu finden, vergehen ſoll, oder, ob ſie ihn erwerbend, eine Blütezeit erzeugen wird, die doch wieder das Verwelken herbeiführen muß.

So ſind Poeſie und Kunſt ſelbſt Eigenthümlichkeiten, die tiefſten, die bedeutendſten, mir die angenehmſten, und große Dichter, wie hervorleuchtende dichteriſche Zeiten ſcheinen mir das, was ich in dem geheimen Schickſale des Menſchengeſchlechts zu erforſchen ſuchte, in konzentrirter Geſtalt näher zu rücken. Wenn die Harmonie der Sprache und der Anordnung mich hinreißt, wenn die Bedeutung aufgeſchloſſener Naturen mir nahe tritt, wenn mir die klare, in ſich vollendete Form, welche ſo widerſtrebende Stoffe zu überwältigen vermag, eine innere Zufriedenheit gewährt, dann iſt es mir, als wenn ich in das Räthſel des Daſeins tiefer hineinblickte, ja die Poeſie ſelbſt iſt mir das größte, unergründlichſte — und führt mich zu einer tiefern Quelle. Die Wahrheit der Dichtung, die mir, Gottlob, nie verborgen blieb, die mich in allen Formen, im leichteſten Scherze, wie im tiefſten Ernſte anzieht und bewegt, deutet auf eine höhere, giebt ſie aber nicht.

Von der Philoſophie ſei es mir erlaubt kurz zu ſprechen. Sie verbindet die beiden entgegengeſetzten Richtungen des Weltmannes und des Dichters, wenn ſie als Vermittlerin der Extreme auftritt. Sie vermittelt nicht blos durch Negation, wie der erſte, und ſie verhüllt nicht das Poſitive in eine individuelle Darſtellung, wie der zweite — ſie mußte mir geben, was ich ſuchte, und mit völligem Vertrauen verfolgte ich den Weg, welchen ſie mir zeigte.

Doch eine große Schwierigkeit trat, als ich mich meinem Ziele näher dünkte, mir entgegen: ich hatte, wie ſo viele Philoſophen, gegen die Erfahrung geeifert, und doch mußte es mir immer deutlicher werden, daß wir alles, ſelbſt die Philoſophie nur der Erfahrung zu verdanken haben. Der Streit gegen ſie ging, das erkannte ich im=

mer klarer, von einem Verkennen ihres Weſens aus. Iſt Erfahrung nicht Talent? jenes verborgene Verſtändniß der innerſten Perſönlichkeit und ihrer Welt? Mußte es mir nicht auffallen, daß ſo viele bedeutende Entwickelungen des Lebens da ſind, die mir durch mittelbare Erfahrung näher treten, indem ich ſie nur ſo, wie eine begünſtigte Perſönlichkeit zu ergreifen, zu enthüllen weiß, ſelbſt zu faſſen vermag? Sind nicht die Erfahrungen eines Dichters, eines Malers, eines Bildhauers, eines Muſikers, ſo verſchieden, wie ſie ſelbſt? Und ſollten die Philoſophen eine Ausnahme machen? Selbſt, wenn ich die tiefſinnigſten Werke derer, die ich am höchſten verehre, Schellings, Hegels, in dieſer Hinſicht durchforſchte, war es mir klar, daß ich dasjenige, was ſie durch ſtrenge Entwickelung der Begriffe darzuthun ſuchten, als ein früher ſchon Gegebenes, Angeſchautes erkennen mußte; ja der Misbrauch der Philoſophie, der Grund, warum ſie faſt nimmer in der zweiten Hand ſo leer, ſo plump, ſo abſtoßend wird, ſchien mir eben daraus zu entſpringen, daß die Schüler die Methode wie ein Zaubermittel zu gebrauchen ſuchten, welches dasjenige geben ſollte, was ihnen urſprünglich verſagt war.

Zwar iſt das Selbſtbewußtſein ein formell Allgemeines, das Selbſt, als ſolches, entſteht erſt, indem es ſich ſeiner bewußt wird, aber jede Darſtellung geht von einer Perſönlichkeit aus; vergebens ſträubt ſich dieſe gegen ſich ſelbſt, als ein Daſeiendes, ein jeder Verſuch ſich zu entfliehen, iſt nur eine Verzerrung deſſen, was man verdrängen will. Iſt dieſes nun da der Fall, wo das Allgemeinſte, die Wiſſenſchaft in ihrer ſtrengen Form ſich geſtalten ſoll, um wie viel mehr da, wo das, was man erkennen will, ein zugeſtanden Gegebenes, ein Daſeiendes, wie mir die ewige Perſönlichkeit, iſt. Willſt du, erwog ich, ihr nahe treten, damit du ſie in ihrer Verhüllung entdeckſt, dann muß erſt der Sinn ausgebildet werden: aber jede Forſchung, ſoll ſie gelingen, ſetzt lebendige Zuneigung, Liebe voraus; hier nun mußte die Liebe in ihrer höchſten Bedeutung mich allein leiten können. Da wurde es mir klar, was jene alte Mythen von Eros, als ſchaffendem Prinzip zu bedeuten hatten, wie die Idee der Liebe in die tiefſinnigſten Philoſophien, als ein Mittelpunkt der Lehre, hineintrat. Iſt der Sinn für das Eigenthümliche, die herrlichſte Gabe, welche Gott den Menſchen ſchenken kann, erſt wirklich in dir erwacht, dann muß er zur Geſinnung heranreifen, wenn das Erkennen ſich wirklich geſtalten ſoll. Nicht von einer Wiſſenſchaft allein, in welcher die Perſönlichkeit ſich zu verbergen ſtrebt, und in die Allgemeinheit verlieren will, wenn es ihr auch nie gelingt, konnte die Rede ſein; dieſe ſelbſt wollte lebendig, in reinerem Sinne, unter Andere treten, mit dieſen ein höheres Leben führen, für welches die Nichtigkeiten der Erſcheinung verſchwänden, wollte da leben, wo Geiſter ſich erkennen, wie ſie ſind. Was iſt herrlicher, als zu wiſſen, was man in einem Menſchen zu lieben hat? Nur wer dieſes weiß, liebt wirklich; das iſt die eigentliche, tiefe Selbſtaffirmation, die jedes in ſeiner Art affirmirt, wie ſich ſelbſt, und die die wahre Verheißung hat.

Gegen mich ſelbſt wandte ſich nun die Forſchung. Nicht als ein ſolcher mochte ich auftreten, der in die Allgemeinheit ſeines Selbſtbewußtſeins verſchwände, nicht gegen ein Seiendes, welches erſt durch den Akt des Bewußtſeins wurde, vielmehr als ein Daſeiendes, welches in der Mitte eines mannichfaltigen Daſeins verhüllt, verwirrt da war, der es einſah, daß in dem Maaße, in welchem die Hülle ihn ſelbſt irre leitete, auch jede andere Perſönlichkeit ihm verhüllt erſchien. Da trat die Erinnerung an jene Dichtungen, an die alten Mythen von der Reinigung hervor, wie auch durch geheime Lehren eine ſolche Anſchauung des Höchſten dem Geweihten vergönnt war. Aber am hellſten klangen, als eine tiefe Erinnerung aus meiner Kindheit, mir die einfachſten, erhabenſten aller Worte: wer reines Herzens iſt, wird Gott ſchauen.

Es wird einem Jeden, der meine Rede bis hieher mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgte, klar ſein, daß der Reinigungsprozeß, welcher von mir geſucht wurde, ſehr verſchieden war von jenen moraliſchen Beſſerungsverſuchen, die jedem Menſchen eigen ſind, wenn ſie auch öfters nur ein Gleichgewicht der Neigungen unter ſich und mit der äußern Welt erſtreben. Was ich ſuchte, war die Enthüllung der eigenen, ewigen Perſönlichkeit, die, aus einer verborgenen Vergangenheit hervortretend, für eine höhere, ſelige Zukunft beſtimmt war, und deren Verhüllung mir nicht blos als eine Verhüllung der einzelnen Perſon erſcheinen konnte. Das Band, durch welches wir uns gefeſſelt fühlen, wird gebildet durch das ganze gegenwärtige, ſinnliche Daſein, durch Natur und Geſchichte, als die beſtimmte Entwickelungsſtufe, die wir nicht überſchreiten können, obgleich wir uns geſtehen müſſen, daß der Werth unſers ganzen Daſeins verſchwände, daß es uns als ein Nichtiges erſcheinen müßte, wenn es nicht für eine höhere Zukunft zu enthüllen vermöchte, was wir dennoch, als ein uns Entfremdetes, in einen ſeltſamen Widerſpruch verſtrickt, vergebens zu erringen ſuchen.

Wer nun eine ſolche Forſchung, die nicht blos gedacht, ſondern erlebt wird, wirklich kennt, dem kann auch das Grauen, das Entſetzen nicht fremd ſein, welches uns ergreift und immer gewaltſamer heranwächſt, je tiefer wir forſchen. Es kommen furchtbare Augenblicke, in welchen das ganze irdiſche Daſein uns zur Laſt zu werden, in welchen alles Körperliche uns zu erdrücken ſcheint, und dennoch ſind diejenigen Momente, in welchem das Daſein zu entweichen, das Körperliche zu verſchwinden ſcheint, nicht weniger grauenhaft. Die Verzweiflung würde grenzenlos ſein, wenn nicht der Keim eines höheren Lebens in dieſem Grauen der Nacht, in dieſer Mitternachtsſtunde ſich entwickelte und eine kommende Morgenröthe verkündigte.

Das Chriſtenthum.

Das Hemmende, die vergängliche Erſcheinung Erzeugende, die ewige Perſönlichkeit für den verborgenen Sinn Verhüllende, erſchien mir als ein Allgemeines der ganzen Entwickelungsſtufe des Daſeins. Er widerſtrebt dem ordnenden Willen eines perſönlichen Gottes, und muß ſelbſt ein Wille ſein — ein Wille, der verborgen in den Urtiefen der jenſeits der Erſcheinung liegenden Vergangenheit, nur als widerſtrebender Wille erſcheint, der, aller realen That unfähig, beſtimmt iſt die Allgewalt und Herrlichkeit des ordnenden Verſtandes zu offenbaren.

Aber dieſer Wille hat mich ergriffen, er wird mein Wille, er iſt das Böſe in mir, welches mich mit Grauen erfüllt. Lehrte mich die allgemeine Betrachtung des Daſeins das Erſte, ſo überzeugte mich das prüfende Bewußtſein von dem Letztern. Wie jene Betrachtung mir den Urſprung des Böſen jenſeits der Erſcheinung und für dieſe, als ein Ganzes geltend, nachweiſt, ſo zeigt mir die Selbſtprüfung die Unmöglichkeit, den Urſprung des Böſen, wie es mich beherrſcht, in der Erſcheinung zu begreifen. Es ſetzt ſich, wie das Bewußtſein ſelbſt, voraus, es kann nie entſtehen, wo es nicht ſchon war. Alle Schuld iſt meine, ganz und durchaus — und ſie iſt dennoch zugleich eine allgemeine. Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier eine Entwickelung meiner Unterſuchungen über das Böſe zu geben, ohne ein tiefes Eingehen in ſpekulative Forſchungen iſt es unmöglich. Hier will ich nur begreiflich machen, wie ich zu der Ueberzeugung kam, daß das die ewige Perſönlichkeit Verhüllende, das mich von Gott und Seligkeit Ausſchließende, das Böſe in mir war, und das nichts in der Erſcheinung, keine eigne Kraft, und kein eignes Bewußtſein, mich aus ſeiner Gewalt zu retten vermochte.

Bis hieher lebte ich noch immer in dem Wahne, daß das, was ich auf dieſe Art einſah, ein Erzeugniß eigener Betrachtung wäre; nun wurde es mir aber klar, daß dasjenige, was mich geleitet hatte, jene Erinnerungen aus meiner Kindheit waren, die mich nie verließen; das Chriſtenthum hatte mich fortdauernd begleitet, ich vermochte nicht es abzuweiſen, es war mir das Höchſte, das Bedeutendſte. Aber es hatte mich nicht ergriffen, nicht durchdrungen, es hatte ſich in der Selbſtthat des eigenen Wiſſens, als Idee geſtaltet. Jetzt, da ich mich bis in die innerſten Tiefen des Daſeins gebunden fühlte, da das Sein in dem verborgenſten Myſterium des Daſeins, das Denken ſich durch das Bewußtſein des Abfalls gefeſſelt ſah, mußte ich einſehen, daß nur eine unbedingte Hingebung mich befreien konnte. Wird nicht die Spekulation dann erſt lebendig, wenn der Verſtand ſich in unauflösbare Widerſprüche verwickelt ſieht, und wird ſie nicht in höherem Sinne beſtätigt, indem man ihren engeren Standpunkt zu verlaſſen wagt? Die Philoſophie iſt die abſolute Selbſtthat, das Selbſtbewußtſein findet in ſich ſelbſt alle Schätze des Erkennens, aber es vermag nichts; der Formalismus des Denkens hat keine erzeugende Kraft. Wird ſie nicht im höheren Sinne, in ſich klarer, wieder erſtehen, wenn der Erkennende heimiſch wird in der erhabenen Welt der eigenen Perſönlichkeit, wenn er nicht blos denkt, ſondern auch lebt, wo ſeines wahren Denkens unzweifelbare Quelle allein gefunden wird? Und ſo wäre denn die abſolute Hingebung die dritte höchſte Stufe der geiſtigen Entwickelung, aus ihrem ſtärkſten Gegenſatze erzeugt.

Wem ich mich hingeben ſollte, war mir nicht unbekannt. Oft trat die glückliche, ja wenn ich die ſchönſten Momente hervorhebe, ſelige Zeit der Kindheit mir entgegen — es kamen Augenblicke, in welchen ſie mich ganz ergriff: dann war mir die heilige Schrift wie aufgeſchloſſen und ich glaubte zu faſſen, was mir ſonſt ein Räthſel war. Aber ich vermochte dieſe Stimmung nicht feſtzuhalten, ſie verſchwand in dem Abgrunde von Entſchlüſſen, Forſchungen, Intereſſen des Tages und geiſtigen Genüſſen. Ich konnte die ſtille Ruhe der Einſamkeit meiner Kindheit nicht wiederfinden. Zurückgezogen von aller Geſellſchaft, war ich von einer innern Welt umgeben, die mir ſelten Ruhe gönnte, einſam war ich faſt nie.

Aber immer dringender trat die Forderung hervor — dich ganz hingeben, das ganze Daſein, Handeln und Denken, verſenken in ihn — um Alles wieder zu empfangen, gereinigt und für die Ewigkeit beſtimmt! Ich hatte es oft geſagt, ich hatte es gelehrt in Schriften und Reden — es war keine Lüge; aber ich hatte es nicht erlebt.

Das Leben war mir fortdauernd das Vorbild der Liebe. Hat nicht das Herz ein eigenes Leben, eine eigene Funktion, iſt es nicht unaufhörlich in dieſe, wie in eine eigne That verſunken? Und wenn es nun plötzlich ein Bewußtſein erhielte, ſich ergriffe und faßte in einer eigenen Art! Müßte es ſich nicht begreifen, als ganz und gar geworden durch das Ganze des Leibes, daß es Alles, was es war, dieſem verdankte, und in jeder That, als ſich hingebend ganz und gar für den Leib — ſo daß es fortdauernd oszillirend zwiſchen Gnade und Opferung, entſtanden aus dem Ganzen in jedem Augenblicke, und hinſtrömend in das Ganze in jedem Augenblicke, ſelbſt der immer wechſelnde und dennoch in dem Wechſel beharrende Durchgangspunkt für ein höheres Ganze, in welches es ganz verſunken war, und doch ganz es ſelbſt blieb.

Wäre dieſes unſer Zuſtand, verhielten wir uns zu Gott, wie das Herz zum geſunden Leibe, dann würde keine Hingebung möglich, wir erkennten uns, als unmittelbar entſprungen aus ſeinem Weſen, unmittelbar zurückſtrömend in ihn, ewig ſeiend in unſerer Art durch die Einheit der Gnade und der Opferung. Aber wir ſind von ihm getrennt, und alle That iſt mehr oder weniger ein Verſuch, außer ihm zu ſein. Die Liebe Gottes ruft uns zu ihm, und alle geſchichtliche Entwickelung des ganzen Daſeins iſt von dieſem Rufe durchdrungen. In der Geſchichte mußte daher der Punkt hell hervortreten, welcher allein eine unbedingte Hingebung fordern konnte. Rein unmittelbar, aus Gott erzeugt, wie das Herz aus dem ganzen Leben des Leibes, mußte die befreiende Geſtalt ſelbſt Gott ſein. Nicht aus Gnade, ſondern ſelbſt die Gnade darſtellend und verkündigend, mußte ſie ſich ganz opfern. Alles Hemmende, Verhüllende, Trennende, alle Schuld drängte ſich an ihn, die Gewalt der Erſcheinung mußte, was Erſcheinung war, vernichten, das Vergängliche ſich ſelbſt zerſtören — ſein Untergang war der Sieg, ſein Tod Leben und Auferſtehung. Alle Schuld, die freie, ſelige Zukunft verkündigend, war vertilgt, und alle, die ihm zugehörten, und nur, wer ihm zugehört, waren verſöhnt, wiedergeboren für das ſelige Leben.

Ich ſah ihn wandern auf der Erde, lehrend, ermahnend, von Wenigen gefolgt, ſo lange er auf der Erde erſchien, von keinem begriffen. Trotzig tritt die Kraft, die Macht in der Geſchichte hervor, ſie unterjocht Völker, ſie zertritt Geſchlechter, über verſtummende Geiſter, über zu rückgedrängte Keime ſchreitet ſie weg, ihr vergängliches Werk zu bauen. Was ſie baut, ſtürzt zuſammen. Er wandelte unbeachtet, unter einem verachteten Volke, und verkündigte, daß er gekommen ſei, ein Reich zu gründen, welches nie vergehen werde — er fiel. Wer ihn ſah, ſpottete des Ohnmächtigen. Faſt ſind zweitauſend Jahre vergangen, und er hat dem Menſchengeſchlechte eine andere Richtung gegeben, jedem Gemüthe einen andern Grund, das Innerſte des Daſeins hat er umgewandelt, daß es den alten Zuſtand als ein Fremdes, faſt Unzugängliches betrachten muß. Alles was wir ſind, ſind wir durch ihn geworden, unſere ganze Vergangenheit hat er erſchaffen, unſere ganze Gegenwart iſt von ihm erfüllt. Selbſt, wer ihn ſchmäht, geht auf dem Boden, den er ſchuf, vermag ihm nicht zu entrinnen — und unter uns wandert ſein zerſtreutes Volk: als es verſammelt war, den mächtigen Nachbarvölkern faſt ein Geheimniß, jetzt ſich eindrängend in alle Verhältniſſe des geſchichtlichen Lebens, um Zeugniß abzulegen für ihn. Und ihm ſollte unſere Zukunft fremde ſein?

Die Göttlichkeit ſeiner Lehre muß ſelbſt derjenige anerkennen, welcher ihn nicht, ſie nicht in ihrer Tiefe zu faſſen vermag. Alle Kniee beugen ſich vor ihm, ſelbſt der widerſtrebende Gegner muß ihm unwillig huldigen.

Ich hatte es lange erkannt, jetzt erlebte ich es, um es im höhern Sinne zu erkennen: du mußt Dich ganz unbedingt hingeben; nicht allein jedes Wort aus dem Munde deſſen, der dir der geoffenbarte Gott iſt, muß dir heilig, alles, was ſich um ihn geſtaltete, jede That, jedes Ereigniß dir heilige Wahrheit ſein. Was du erſt durch den Verſtand faſſen, ja ſelbſt durch das höhere Denken begreifen willſt, was eben deswegen erſt Bedeutung erhält, wenn es durch dich beſtätigt iſt, vernichtet das Weſen der unbedingten Hingebung ganz und gar — du biſt wieder auf dem Standpunkte, den du verlaſſen willſt. Ein jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl; alle müſſen vernichtet werden, oder alle haben geſiegt.

Was mich ſonſt abſtieß, erhielt jetzt Bedeutung, ja, was ſonſt die furchtbarſten Zweifel, die ich nicht abzuweiſen vermochte, erzeugte, das mußte ich jetzt fordern, es war mir unerläßliche Bedingung.

Wer kennt nicht jene, wie es ſcheint, unüberwindliche Schwierigkeit, die ſich jedem, beſonders bei der jetzt herrſchenden Anſicht des Lebens, unwillkührlich aufdrängt, wenn er die Geſchichte des Heilandes als wirkliches Ereigniß annehmen will? Welch' eine Miſchung von hoher Weisheit, die wir ſtaunend anbeten müſſen, und der widerwärtigſten Ungereimtheiten! ſagte der redliche Rouſſeau. Jene Wunder, die ſich häufen, dicht neben den hellſten Anſichten, Licht der erhabenſten Vernunft, und Finſterniß des beſchränkteſten Aberglaubens in unerträglicher Miſchung. Dichter halfen ſich mit der dämmernden Welt der Mythen, die eine phantaſtiſche Wahrheit hatte; Philoſophen ſtellten den Heiland als Mittelpunkt ihrer Idee'n hin, die über alle Erſcheinungen und ihre Täuſchungen erhaben ſind; Nüchterne leugneten alles und legten jene Miſchung des Widerwärtigſten dem Heilande ſelbſt bei, ihn unbedenklich als gutmüthigen Betrüger darſtellend, oder ſie glaubten milder, daß die Größe ſeiner Erſcheinung die Fiction einer Wunderwelt um ihn erzeugte, das Produkt beſchränkter Bewunderer. Faſt alle waren einig, und ſind es noch, die Wenigen, welche mit kindlichem Vertrauen an die Wirklichkeit der Wunder glaubten, als Beſchränkte zu bemitleiden, oder als Heuchler zu verachten. So unmöglich ſchien es unſeren Tagen, ſo ſeltſam, die Wunder des Heilandes als geſchichtliche Wahrheit zu erkennen.

Ich bin Naturforſcher, die Strenge ihrer Unterſuchungen, die beſonnene Erwägung aller Verhältniſſe, um Täuſchungen zu vermeiden, die immer wiederkehrenden Zweifel, bevor man irgend ein bis dahin unbekanntes Verhältniß, irgend eine neue Erſcheinung als Thatſache gelten läßt, iſt mir wohlbekannt, und ich ehre ſie. Ich ſelbſt nehme nichts als Thatſache an, was ſich nicht als Beobachtung bei wiederholter Forſchung, auf die nemliche Weiſe unzweifelbar darſtellt, was ſich nicht als Verſuch, genau unter den nemlichen Verhältniſſen, mit Sicherheit auf die nemliche Weiſe hervorbringen läßt. Es iſt bekannt, daß die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage, ihre höchſte Zierde und ihren eigenthümlichſten Beſitz, dieſem beſonnenen Wege, der ſich ſo ſehr von dem unſichern, phantaſtiſchen früherer Zeiten unterſcheidet, und ihre ganze Ausbildung verdankt, daß durch ihn ihre große Entdeckungen erſt möglich wurden.

Deſſen ungeachtet finden wir eine Richtung des allgemeinen Daſeins, die ſich dieſem ſtrengen Geſetze der Erſcheinung nicht fügen will, jenes ſchlechthin Unerklärbare, Wundervolle, wo es ſich zeigt Willkührliche und Geſetzloſe, das, wenn es da iſt, uns mit Grauen erfüllt, und dennoch von unſerem innerſten Weſen gefordert wird. Der Naturforſcher hat Recht, wenn er es abweiſt, denn ſein ſicherer Standpunkt iſt der, der geſetzmäßigen Erſcheinung, ſelbſt dann, wenn dieſe im höheren Sinne gedeutet wird. Dieſes ſchlechthin Unerklärbare iſt ſo innig mit der menſchlichen Natur verbunden, daß es zu jeder Zeit, wenn auch in verſchiedener Form wiederkehrt, und von umſichtigeren, in ſich klareren Naturen abgewieſen, ſich immer von Neuem aufdrängt. Von jeher ſtand es mit der religiöſen Ueberzeugung in genauer Verbindung und trug das Gepräge des herrſchenden Glaubens. Wo ſich die Religion in die Sinnlichkeit der gegenwärtigen, herrſchenden Entwickelungsepoche verlor, wurde der Sinn der Menſchen von dieſem Räthſelhaften ſo gefangen genommen, daß der geordnete Zuſammenhang der Erſcheinung in einen fernen Nebel verſchwand, während das Unbeſtimmte, Grenzenloſe eine täuſchende Beſtimmtheit annahm und die Menſchen verlockte.

So erſchienen Vogelflug, rauchende Eingeweide, dunkle Orakel in der alten Welt, ſo die Legenden und ihre Wunder im Mittelalter, die grauenhaften Hexengeſchichten im ſiebzehnten Jahrhunderte, und Tellurismus, Clairvoyance und Wunderkuren in unſeren Tagen. Geſpenſterhaft erſcheint uns, dieſer Neigung hingegeben, das Daſein, d. h. ſchwebend in der unbeſtimmten Mitte zwiſchen unabwendbarer Täuſchung und zweifelhafter Wahrheit. Wer in beſtimmten Fällen Erſcheinungen ſolcher Art Glauben beimißt, wird albern, beſchränkt, abergläubiſch genannt, mit Recht; und wer den Grund derſelben abzuleugnen wagt, wird dennoch nüchtern, geiſtlos, flach genannt, wieder mit Recht.

Ich ſcheute mich nie dieſen Erſcheinungen nahe zu treten; von dem Dorfſchulzen in Schleſien bis zu dem Fürſten von Hohenlohe, von Mesmer bis zu der Seherin von Prevorſt, blieb mir keine Aeußerung dieſer Richtung fremd, ſelbſt der Tellurismus beſchäftigte mich eine Zeit lang. Ich erkannte den Grund, aber der Nüchternſte war kein ſtrengerer Zweifler, als ich, wenn es darauf ankam einzelne Erſcheinungen zu prüfen. Ich überzeugte mich, daß nie die letzte Spur von Täuſchung verſchwand, daß man nie ein entſchiedenes Reſultat gewann, oder höchſtens innerhalb enger Schranken, die ſich freundlich an klar erkannte, durch die, wenn auch verborgene, Ordnung der Natur begründete Thatſachen anſchließen ließen. Alles Ueberſchwengliche blieb nächtlich, finſter, unbeſtimmt, für die Dichtkunſt die jenes Verhüllte in einer höhern Darſtellung gleichſam durchſichtig machen kann, aber nicht für ein wahres Erkennen fruchtbar und gedeihlich.

Und dennoch konnte ich den Grund aller dieſer Erſcheinungen nicht ableugnen; ſo urſprünglich, wie das Menſchengeſchlecht, iſt er in ſeiner innerſten Natur gegründet, und ruht in jener tiefen Vereinigung aller Richtungen des ganzen ungetheilten Daſeins. Wie kann das ein Unwahres ſein, was der dichteriſchen Darſtellung ihre höchſte Bedeutung verleiht? Aber hier gewinnt es nur eine geſonderte Wahrheit, nur innerhalb der Grenzen der Darſtellung gilt ſie. Wie erhält es eine allgemeine Geltung? Giebt es irgend einen Punkt des Daſeins, wo es ſo hervortritt, daß es anerkannt werden muß, ohne daß die heitere Ordnung der Erſcheinung, die das Erkennen trägt, zerſtört wird? Wäre ein ſolcher Punkt vorhanden, ſo müßte von dieſem aus das verſtändige Erkennen gefördert, nicht gehemmt erſcheinen.

Ich überzeugte mich bald, daß dieſes Unerklärbare — dieſer nie aufgehende Reſt des Lebens, auf die herumſchweifenden Keime der jenſeits aller Erſcheinung liegenden Entwickelung des geſammten Daſeins deute, die eben, weil ſie von dieſer gefangen, weil ſie in den innern Kampf derſelben hineingezogen ſind, keinen Mittelpunkt einer klaren Enthüllung finden können, und ewig ſchwebend zwiſchen Täuſchung und Wahrheit, die Menſchen auf eine fortdauernd unbeſtimmte Weiſe zugleich anziehen und zurückſtoßen müſſen. Daher die unergründliche Gewalt des Wunderbaren und der Mangel an Befriedigung, daher die grenzenloſe Verirrung, die ſo Verſtand, wie Vernunft gefangen nimmt, daher beſonders in unſeren Tagen die ſeltſame Entflammung, die allgemeine, krankhafte Anziehung, die das Wundervolle erzeugt, wenn es in irgend einer neuen Form hervortritt, die ungemeſſene Hoffnung, welche es erregt, und die nüchterne Leerheit, die es hinterläßt, wenn es bald verſchwindet, um einer anderen Täuſchung ähnlicher Art Platz zu machen. Während die Wiſſenſchaft, verhüllt in Irrthümer mancherlei Art, in Abweichungen, deren Verirrung man erkennen muß, dennoch einen gediegenen Kern, einen fruchtbaren Keim ſteter Entwickelung enthält, welchen folgende Geſchlechter, als ein anvertrautes Gut immer weiter fördern, daß man den leitenden Gang einer höhern Intelligenz in dieſem fröhlichen Fortſchreiten nicht zu verkennen vermag, laſſen jene Erſcheinungen nur das Gefühl der Schaam zurück, ſpätere Geſchlechter fühlen ſich, wie von einer lähmenden Krankheit geheilt, wenn ſie irgend eine Form des Aberglaubens überwunden haben, um ſich leider durch eine neue Form immer wieder irre leiten zu laſſen.

Muß es nicht, ſchon bei dieſer Betrachtung erwünſcht ſcheinen, einen ſichern Mittelpunkt für dieſe herumſchweifenden, irreleitenden Keime zu finden — beruhigend ſein, von dieſer hellen Stätte des Wunders in die aufgeſchloſſene Zukunft zu blicken, anſtatt, unſtät zu immer neuen Täuſchungen verlockt, in nächtlicher Verwirrung herumzutappen?

Bietet denn die Erforſchung der Natur ſelbſt nicht Betrachtungen dar, die uns leiten können? Iſt nicht das Leben von dem Todten völlig getrennt, daß kein Uebergang irgend einer Art aus dieſem in jenes zu finden iſt? Vergebens ſuchen die Naturforſcher, von den ſtrengen Geſetzen des allgemeinen Lebens — gewöhnlich des Todten genannt — hingeriſſen, aus dieſen das beſondere Leben zu begreifen; ſie ſind gezwungen eine neue Welt, deren Urſprung in den Urtiefen der Schöpfung geſucht werden muß, anzuerkennen, wenn ſie dieſe geweihte Stätte betreten. Andere Geſetze herrſchen hier, das Lebendige iſt dem Todten ein Räthſel, ein Wunder — es entwickelt ſich nach eigenen Geſetzen mit der Erde zugleich, und alle Entwickelungsſtufen, der früheren Hemmungen entbunden, ordnen ſich um die Geſtalt des Menſchen, daß dieſe als die ordnende Macht erſcheint. Aber der Menſch iſt nicht allein ſich ſelbſt, er iſt auch der Thierwelt ein Räthſel, und denken wir uns eine Zeit, in welcher er noch nicht da war, dann mußte der Keim, welcher ſeine Schöpfung verbarg, einer anſchauenden Intelligenz, als ein fremdes, der damaligen Entwickelungsſtufe ſchlechthin Unbegreifliches erſcheinen. Und wir ſollten glauben, daß die ſchöpferiſche Kraft, welche die Gewalt der verhüllenden Erſcheinung brechen, die jede Perſönlichkeit in dem innerſten Mittelpunkte ihres ewigen Daſeins befreiend ergreifen, die eine neue Zeit inniger Befriedigung und Seligkeit vorbereiten ſollte, aus dem begriffen werden könnte, deſſen Gewalt ſie vernichten will? So gewiß, wie das Leben nicht aus dem Todten, der Menſch nicht aus dem Thiere, ſo gewiß kann die ewige Perſönlichkeit nicht aus der irdiſchen ergriffen werden, die enthüllte Natur Gottes, die neue Welt, nicht aus der verhüllten — wo ſie hervorbricht und offenbar wird, iſt ſie nothwendig ein Wunder, und zwar in allen ihren Aeußerungen. Ja, bis in die kleinſten Kreiſe gilt das nemliche Geſetz. Eine jede neue, fruchtbringende Idee, die in der Seele eines Menſchen laut wird, iſt zwar vorbereitet durch Fleiß und Mühe, bildet ſich zwar lebendig und entwickelnd in das fortſchreitende Leben des Geiſtes hinein, entſteht aber, wird erzeugt, ohne Verbindung, aus der Tiefe des Geiſtes, einem Wunder ähnlich.

Vermöchtet ihr alles zu faſſen, die völlige Tiefe der Offenbarung, die uns durch den Heiland geworden iſt, ihr würdet eine andere Welt für ſie fordern. Aber ihr habt ſeine Lehre, ſeinen göttlichen Geiſt zu euch herabgezogen — wenn auch bewundernd, ihn als den Einzigen unter euch preiſend — und ſo war es freilich eine Thorheit, für einen Geiſt, der derſelben Art war, wie eurer, eine Natur anderer Art zu fordern.

Wir aber, die in ihm Gott ſelbſt erkennen, ſehen die Vergangenheit und Zukunft der Geſchichte, Anfang und Ende der Welt ſich in der Offenbarung begegnen, welche wir die allein heilige nennen; eben deswegen enthüllt ſie den verborgenen Mittelpunkt einer jeden Perſönlichkeit, in ihrer Nichtigkeit oder Wahrheit, eben deswegen hat ſie die Geſchichte umgeſtaltet, wird eine neue unvergängliche Welt aus dieſer vergänglichen erſchaffen, und vernichtet, tödtet fortdauernd in uns alles Irdiſche und Sterbliche, um den Keim der Unſterblichkeit, inmitten der Welt der Erſcheinung, als das eine höhere Entwickelnde zu erzeugen und zu erhalten, damit wir der Nichtigkeit entnommen, wieder geboren werden für jene.

Die Philoſophen dürfen über die Beſchränktheit verachtend lächeln, wenn die Einwürfe, welche von dem Standpunkte des ſinnlich reflektirenden Verſtandes ausgehen, gegen ſie laut werden — und mit Recht; die Dichter dürfen vornehm fordern, daß wir unſeren gewöhnlichen Anſichten von der hemmenden Wirklichkeit, von dem Geringen der Geſinnungen, ja von der Sittlichkeit im beſchränkten Sinne, entſagen ſollen, um die Wahrheit deſſen zu genießen, was ſie uns bieten, und wahrlich — auch dieſe mit Recht; und dennoch wagt ihr es, das, was die vorübergehende Sitte der Zeit entwickelt hat, Begriffe, die durch Erziehung entſtanden, durch Uebereinkunft herrſchend geworden ſind, deren Geſtaltung ihr in der nächſten Zukunft ſelbſt nicht zu faſſen vermögt — mit flachem Spotte hinüber zu tragen auf die geheiligte Stätte, die alles, was die Zeiten erzeugten, was der Menſch denken mag, alles, was das Menſchengeſchlecht Großes und Herrliches gethan hat und thun wird, überragt, um es einſt nach einem ewigen Maasſtabe zu richten.

Von dem Geiſte erzeugt, von der Unſchuld geboren, erſchien der Herr auf der Erde — das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns. Was er lehrte, war die grosartigſte Andeutung; die Verkündigung ſeiner Herrlichkeit, und die der Zukunft, war die Macht, durch welche er die Schranken des erſcheinenden Denkens durchbrach; was er that, entſprang aus der Gewalt, mit welcher er die Macht der erſcheinenden Natur überwand. Daher legten ſeine Wunder, wie ſeine Lehre, Zeugniß von ihm ab; das Volk kannte, ſeine Jünger verſtanden ihn nicht. Aber eine Ahndung der Erfüllung aller Weiſſagungen, das Reifwerden der Pflanze, die geſäet war, ſeit Abraham, die unſcheinbar ſich entwickelt hatte, der Welt und ſich ſelbſt unbekannt, durchdrang das erwählte, den eigenen Geiſt verkennende Geſchlecht. „Wahrlich, wahrlich, ich ſage „euch, es ſei denn, daß das Waizenkorn in die Erde „falle und erſterbe, ſo bleibt es allein, wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte.“ Als er ſtarb, verlor die Erſcheinung ihre Gewalt, da zerbarſt die Hülle, die den Tempel des Herrn dem Menſchengeſchlechte verbarg, da öffneten ſich die Vorhallen der heiligen Zukunft.

Das tiefſte, nächtliche Geheimniß alles Daſeins trat hervor, als er ſich am Kreuze von Gott verlaſſen fühlte. Er war es nicht, der dieſem Gefühle unterlag — er überwand den Tod, als er ihm zu unterliegen ſchien — es war das Wehklagen aller Erſcheinung, die, als ſeine verſchwand, ihr inneres Grauen erkannte; es war ein Aechzen aus den tiefſten Gründen der Schöpfung, daß die Erde bebte und die Todten ſich in den Gräbern bewegten. So mochte in den Urzeiten der gebundenen Schöpfung jede Entwickelungsepoche zu einem höhern Daſein mit Untergang droh'n, ſo verkündigte jener ſchmerzhafte Ruf den Untergang der alten Welt, und tönte in Jahrhunderten der Verwüſtung nach, ſo liegen noch immer Verzweiflung und ſelige Hoffnung dicht neben einander in jeder ringenden Seele, ſo deuten furchtbare Zerſtörungen und der Schmerz des Irdiſchen weiſſagend auf die Zukunft des Herrn.

Aber er hat geſiegt, indem er unterlag. Der Erſtling der Auferſtandenen öffnete eine neue Welt, eine geiſtige; aber alles Geiſtige iſt Leib und Seele in unzertrennlicher Einheit. Mit ihm fing die Kirche an, ſein Reich war gekommen, die Zukunft in die Gegenwart geſäet, daß ſie wachſe und reif werde.

Den Auferſtandenen predigten alle Apoſtel, die Auferſtehung war der Angelpunkt ihrer Verkündigung.

Hingeben ſollſt du dich ganz, dich deiner entäußern. „Wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und „wer ſein Leben auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben.“ Der Gegenſtand dieſer Hingebung, dieſer Entäußerung, dieſer grenzenloſe Liebe iſt er — der Auferſtandene — er iſt der Mittelpunkt, nicht eines allgemeinen Denkens, ſondern eines neuen Lebens — er iſt das göttliche Naturprinzip einer neuen heiligen Schöpfung. Das Auge des Menſchen, wie das Ohr, iſt gebunden durch die niederen Sinne — dennoch vermag das Auge das Unendliche, das Univerſum zu ſchauen, und in jeder beſondern Form, die innere Unendlichkeit als Schönheit, und das Ohr vernimmt die unendliche Deutung des Wortes und die innere Unendlichkeit harmoniſcher Töne. Die Geſtalt iſt gebunden durch die ſinnliche Erſcheinung, durch niedere Luſt und enge Sorge, aber dennoch kann ſie in Augenblicken des höhern Entzückens, in Momenten eines höhern Daſeins verloren in ein himmliſches Schauen, befreit durch eine Geſinnung, die alles geringere abweiſt, wie verklärt durch die Hülle blicken und ſich vorübergehend offenbaren — der auf kurze Zeit entfeſſelte Engel in uns. So ſchlummert der Keim eines höheren Daſeins in unſerer Geſtalt, daß wir erfahren, wie wir erſchaffen ſind in dem Bilde Gottes.

Es war der Segen aus der ſchönſten Zeit meiner Kindheit, daß mir die perſönliche Unſterblichkeit das urſprünglich Gewiſſeſte war mein ganzes Leben hindurch. So wie das Erkennen einen höhern Standpunkt, einen feſteren Boden gewann, brach dieſe Gewißheit mit immer ſiegreicherer Stärke hervor und wurde die Trägerin alles deſſen, was ich erkannte und lehrte. Die Natur ſucht, durch alle ihre Bildungen die höchſte Individualität — den Menſchen — in ſeiner reinſten Perſönlichkeit der freie Mittelpunkt der Welt, der Prieſter der Natur: ſo begrüßte ich das Unſterbliche in uns zuerſt. Was andere durch die Vermittelung der Gedanken ſuchen und zweifelnd feſthalten, war mir unmittelbar gegeben, das Gewiſſen war mir dasjenige, was auf dieſes ſchlechthin Gewiſſe in uns deutete. Es war nicht die Sittlichkeit allein, als ein Abſtraktum von Pflichten und Tugenden, die man zu erringen ſtrebt, mühſam und dennoch unſicher ſich zu erwerben ſucht, es war nicht das Erkennen allein, welches aus dem Bewußtſein entſprungen, zu vermitteln ſucht, was ſich nie vermitteln läßt, wenn es nicht urſprünglich vermittelt iſt — es war das ganze, ungetheilte Daſein, die Perſon, mit ihrer Welt, Erkennen und Handeln, Seele und Leib, geſundes Leben, welches nie ſtirbt. Ich nannte es die Urgeſtalt, die in uns verhüllt iſt; ſie war es, die ich in ihrer reinen Form ſchauen, erkennen, lieben wollte.

Ich ahndete, daß der Heiland der Mittelpunkt aller dieſer ewigen Geſtalten war, aber die völlig unbedingte Hingebung verlieh mir erſt die unendliche Gabe. „Und „alles, was mein iſt, das iſt dein, und was dein iſt, „das iſt mein, und *ich bin in ihnen verkläret,*" ſprach er.

Das erſte, was wir erringen, iſt der Glaube — der Grund und Boden in der ſeligen Welt, der auch hier iſt, aber denen verborgen, die den Glauben nicht haben. Geringe dünkt euch der Glaube, tief unter dem Wiſſen ſtehend, ſo daß euch der Gläubige ein Schwächling ſcheint — und iſt er nicht der Träger des Wiſſens, das ihr nie ohne Glauben wiſſen könnt, und das, was ihr fortdauernd zu glauben gezwungen ſeid, damit euer Wiſſen nur einen Werth erhält, dieſes unendlich überragt? Nehmt euer ganzes Wiſſen, erweitert ſeine Grenzen, begründet es feſt, unerſchütterlich, und blickt um euch und in euch — es hat keinen Werth, wenn es nicht getragen wird von der Welt des Glaubens, die ihr nie völlig zu ergreifen vermochtet. Ja unergründlich iſt dieſe Welt, ſelbſt wenn er gefeſſelt iſt von der Erſcheinung. Setzt nicht jede bewußte That, auch die größte, eine Unzahl bewußtloſer voraus, die ihr nur durch den Glauben zu beherrſchen vermögt? Eine jede bewußte Gedankenreihe, ſelbſt die tiefſte, klarſte, umfaſſendſte, wird von einer Welt ſchlummernder Gedanken getragen, die nur durch den Glauben da ſind; jede bewußte Bewegung eines Körpers iſt nur durch eine Reihenfolge inſtinktmäßiger Bewegungen, die ſie tragen, möglich — ja, was die ſelbſtſtändigſte That, was der tiefſte Gedanke erzeugt, bildet eine neue Welt um euch, der ihr nicht entrinnen könnt, ſinkt in den Abgrund des grundloſen Glaubens; und nur ſo vermag er jede zukünftige That, jeden zukünftigen Gedanken zu tragen.

So wirkt der, von der Erſcheinung gefeſſelte Glaube; und nun jener, der uns heimiſch macht in einer ſeligen Zukunft, der in der ganzen verhüllten Welt die Keime der höheren Entwickelung gedeihen läßt, in dieſer, mit dieſer lebt — könnt ihr zweifeln, daß er die Verheißung hat?

Er bildet den Sinn, daß wir wahrnehmen, was in der Welt wirklich lebt, daß wir vernehmen, was in ihr Wahrheit iſt; aus ihm wird erſt das Erkennen geboren, ohne ihn iſt jenes höhere Leben unmöglich, undenkbar. Aber ſo nothwendig der Glaube iſt, daß wir ihn als Alles bezeichnen können, weil er die Verheißung hat, ſo herrlich das Erkennen iſt, weil es erwirbt, was der Glaube beſitzt, ſo ſind beide dennoch nicht das Höchſte. Der Glaube trägt Alles, in der bewußtloſen Beſonderheit, die das Ganze unentwickelt, wie den Keim in ſich ſchließt, das Erkennen entfaltet alles, in der bewußten Allgemeinheit, die das Beſondere, die Perſönlichkeit, nur im Ganzen ſieht — die Liebe, welche den Sinn zur Geſinnung ſteigert, iſt das Höchſte; ſie iſt Leben und Seligkeit, und aller Glauben und alles Erkennen erhält ſeinen Werth durch ſie.

Der fromme Chriſt braucht einen Ausdruck, welcher oft angefeindet wird; er wünſcht, daß der Heiland Geſtalt in ihm gewinnen möge. Man findet dieſe Aeußerung myſtiſch, fanatiſch, ſchwärmeriſch. Wie ſoll es mir gelingen, Euch, meine Freunde, begreiflich zu machen, daß dieſe Aeußerung recht im Innerſten das ausdrückt, was ich die tiefſte Seligkeit der Liebe nennen möchte? Der Apoſtel, wenn er die Gemeinde als den Leib des Herrn darſtellt, benutzt die Glieder des Leibes, die eins ſind und alle einander gleich, durch die Einheit des Lebens. Dieſes Bild iſt herrlich, aber ſeine eigenen flammenden Worte über die Liebe fordern, daß wir es in einem höheren Sinne nehmen. Die Organe des Leibes ſind, wenn gleich dem Ganzen einverleibt, doch nur gebunden auf eine beſtimmte Weiſe; das ganze Leben iſt in einem jeden Organe, doch aber gefeſſelt in der beſonderen Form. Wir ſind frei in dem Heilande, Kinder Gottes durch ihn; daher tritt uns die geheiligte Perſon aller Perſönlichkeit, die Urgeſtalt aller Geſtalten entgegen, und vermögen wir uns ihm hinzugeben, dann giebt er ſich auch uns hin, ganz und gar, daß wir, wie die Beſondern, ſo doch auch in ihm, mit ihm, er ſelbſt ſind; er iſt in uns verklärt, ſagt der Heiland. Das iſt der Abgrund der Liebe, daß wir alle, die in ihm ſind, lieben durch die Liebe, welche jeden beſeelt — „auf daß ſie Alle eins ſeien, gleich wie der Vater in mir und ich in dir; daß auch ſie in uns eins ſeien“ — nicht als eine Mannigfaltigkeit der Gedanken, oder ein Gewühl der Gefühle, die ſich in einen Urgedanken verlieren, oder die in ein Urgefühl verſchwimmen, vielmehr als alle Perſönlichkeit, die in die Liebe einer Perſon verſinkt, um aus dieſer verjüngt wieder hervorzuquellen, ſich opfernd für ihn und erzeugt aus ihm in ewig ſeligem Wechſel.

Die Einheit Aller iſt freilich das Höchſte, aber ſie iſt nur, durch die völlige Sonderung, durch die vollendete Perſönlichkeit, durch die ganz in ſich geſchloſſene Geſtalt, welche als Seele und Leib, in wechſelſeitiger Durchdringung, ſich ſelbſt und einen jeden völlig durchſchaut, als zu ihrem Weſen gehörig erkennt und beſtätigt auf ihre Weiſe. Auch der Heiland, als Gegenſtand der Liebe und doch zugleich als die Liebe ſelbſt, iſt wie die einigende, doch auch völlig geſonderte Perſon aller Perſönlichkeit.

Dieſe Einheit ſelbſt iſt der offenbar gewordene, perſönliche Gott, der Geiſt, ſich darſtellend durch die Gemeinſchaft, ebendaher ſelbſt Perſon. Gott ruht als das verborgene All in der Seele eines jeden Menſchen, er iſt als ſolche ununterſcheidbare Einheit, welche auf eine unlebendige Weiſe Vergangenheit und Zukunft, durch das Geſetz einer feſſelnden Gegenwart feſthält, er iſt die unbekannte, ungenannte Gewalt, der wir preisgegeben ſind, von uns, den unterworfenen, gebundenen Menſchen gefürchtet. Der Ungebildete, an die engſte Gegenwart, an eine beſchränkte Sinnlichkeit gefeſſelte, fühlt mit ſtumpfen Schrecken ſeine Macht, und ſucht ihr durch die Sinnlichkeit zu entrinnen; der Gebildete, Umſichtige weiß, daß er ihm nicht entrinnen kann, und das Höchſte, was er zu ſchauen, das Tiefſte, was er zu denken vermag, alle Herrlichkeit des Lebens und Wiſſens verſinkt in die furchtbare Gewalt des alles umſchlingenden Schickſals, dem er ſich unwillig, mit der Ergebung der Verzweiflung unterwirft. Ja dieſe ſelbſt, die das Unvermeidliche, das Entſetzliche ins Auge faßt, und die Vernichtung mit Ruhe trägt, wird ſein Stolz, ſeine Würde, ſeine höchſte Sittlichkeit. Durch den Heiland ward uns Gott ein Vater, der ordnende Verſtand ein liebevoller Ruf an Jeden, und der Geiſt, die ewige Erzeugung, welche in jedem Momente den Vater und den Sohn offenbart, ſo in der Leitung der Welt, in der Führung der Völker, wie in dem innern, ringenden Leben des einzelnen Menſchen, allenthalben mit derſelben Fülle der Seligkeit.

Luther.

Nachdem ich den Standpunkt des Chriſtenthums, nicht blos für das Erkennen wiedergefunden, ſondern mir auch innerlich erworben hatte, war ich nun überzeugt nur von dieſem aus die ewige Perſönlichkeit, ſo weit ſie ſich auf der Erde und in der Verhüllung der Erſcheinung erkennen läßt, in ihrer Eigenthümlichkeit begreifen zu können.

Luther erſchien mir ſo bedeutend, als der Gewaltige, welcher berufen war, der ganzen Geſchichte in allen ihren Richtungen eine andere Geſtalt zu geben, nicht blos deswegen, weil er die Hierarchie bekämpfte, ſondern auch, weil er die Naturſeite des Chriſtenthums feſthielt, indem er ſie von der Erſcheinung losriß, und ihr eine innere, geiſtige Bedeutung gab, weil ihn ein weiſſagendes Gefühl ahnden ließ, daß die Gewalt des reflektirenden Verſtandes die Kirche zerſtören würde, weil er den erſten Verſuch dieſer Gewalt ſo entſchloſſen abwies.

Es iſt unzweifelbar, daß jene Anſicht, die das Heil, welches dem Menſchengeſchlechte durch das Chriſtenthum zu Theil wurde, als Keim zu einer neuen herrlichen Entwickelung, die in die Natur, wie in die Geſchichte gelegt war, welche die fortdauernde wirkliche Gegenwart des Heilandes in der innerſten Mitte ſeiner Kirche, aus welcher er ſich einſt offenbaren wird, vorausſetzt, die Grundanſicht des Chriſtenthums von den erſten Zeiten ſeiner Stiftung an war. In und mit dieſer Richtung zu denken, zu leben, zu handeln, ſich ihr und ihren ſeligen Hoffnungen hinzugeben, war der Glaube, welcher eine unendliche Zuverſicht denen verlieh, die durch ihn beglückt waren. Ja ſelbſt die Entſtehung aller Schwärmereien, aller Ausſchweifungen läßt ſich nur ſo erklären. Ohne dieſe Anſicht wäre die Entſtehung des Katholizismus durchaus unbegreiflich.

Wenn man die Vereinigung der Gläubigen den Leib des Herrn nennt, ſo hat dieſer Ausdruck gar keine Bedeutung, wenn nicht der Geiſt für einen jeden, als das erzeugende, der Heiland als das den Keim entwickelnde, nährende Prinzip wirklich da iſt. Lebt er, iſt er nicht ganz in einem Jeden, ſo iſt er auch nicht im Ganzen. Zwar iſt die ſtille Hingebung, welche den Gläubigen mit dem Heilande verbindet, der verborgene Keim, welcher ſein ganzes Leben trägt, aber von der Sinnlichkeit feſtgehalten, ihren Verirrungen preisgegeben, wird er zurückgedrängt, und der Beſte erlebt es nur zu oft, daß er den ſeligen Beſitz kaum erkennt, ja verloren zu haben glaubt. Von dieſer Angſt ergriffen, von der Gewalt des Böſen, die nie ganz überwunden wird, gequält, wächſt die Sehnſucht nach der völligen Hingebung, der Keim des höhern Lebens erhebt ſich, ſie fühlt die Kraft der

Gnade, der Vergebung, welche ſie reinigt, die verhüllte Urgeſtalt fordert die himmliſche Speiſe.

„Wahrlich, ich ſage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben Manna gegeſſen in der Wüſte und ſind geſtorben. Dies iſt das Brod, das vom Himmel kömmt, auf daß, wer davon iſſet nicht ſterbe. Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel gekommen. Wer von dieſem Brod eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt. Da zankten die Juden untereinander und ſprachen: Wie kann dieſer uns ſein Fleiſch zu eſſen geben? — Jeſus ſprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchen Sohnes und nicht trinken ſein Blut, ſo habt ihr kein Leben in euch. Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngſten Tage auferwecken. Denn mein Fleiſch iſt die rechte Speiſe, und mein Blut iſt der rechte Trank. Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich geſandt hat der lebendige Vater und ich lebe um des Vaters Willen: alſo wer mich iſſet, derſelbige wird auch leben um meinetwillen. Dies iſt das Brod, das vom Himmel gekommen iſt, nicht wie eure Väter haben Manna gegeſſen und ſind geſtorben. Wer dieſes

„Brod iſſet, der wird leben in Ewigkeit. Solches ſagte
„er in der Schule, da er lehrte in Kapernaum. Viele
„nun ſeiner Jünger, die das höreten, ſprachen: das iſt
„eine harte Rede, wer kann ſie hören? Da Jeſus aber
„bei ſich ſelbſt merkte, daß ſeine Jünger murreten, ſprach
„er zu ihnen: ärgert euch das? Wie, wenn ihr denn ſehen
„werdet des Menſchen Sohn auffahren dahin, da er
„zuvor war? Der Geiſt iſt, der da lebendig macht, das
„Fleiſch iſt kein nutze. Die Worte, die ich rede, die ſind
„Geiſt und Leben.“

Ich führe dieſe viel beſtrittene Stelle (Joh. 6. 47 — 63.) ganz an. Es iſt bekannt, daß nach der herrſchenden Anſicht, dieſe ganze Rede des Heilandes nur ſymboliſch ſein ſoll Man beruft ſich darauf, daß Jeſus mit ſeinen Jüngern redend, die ganze Seltſamkeit der Rede vernichtet. „Das Fleiſch,“ ſagt er, „iſt kein nutze.“ — Es ſei zugeſtanden, daß es ſich ſchwerlich beweiſen läßt, der Heiland rede hier beſtimmt vom Abendmahle; aber dennoch iſt es kaum möglich, die Idee des Abendmahles tiefer auszudrücken, über jeden Zweifel erhaben, klarer zu bezeichnen. Allerdings ſoll es nicht ſinnlich, ſondern geiſtig verſtanden werden. Aber entſchieden ſagt hier der Heiland: nicht blos Worte für die erwägende Seele rede ich, ich bin ganz für euch da, wie ich mich für euch geopfert habe; ich durchdringe euer ganzes Daſein, ich bin geſtaltete Nahrung, ſo daß ihr um meinetwillen leben werdet, wie ich um des lebendigen Vaters willen, daß ich euch erwecken werde am jüngſten Tage. Daher iſt ſeine Rede Geiſt und Leben, daher nennt er hier ſeinen Vater den lebendigen, daher erwähnt er ſeiner Auferſtehung, was ſonſt, in dieſer Verbindung, ſchwerlich einen Sinn haben würde.

Das Abendmahl iſt der höchſte, individualiſirende Prozeß des Chriſtenthums; durch daſſelbe verſenkt ſich das ganze Geheimniß der Erlöſung, in ſeiner reichen Fülle, in die empfängliche Perſönlichkeit. Der fruchtbringende Strom der Gnade, welcher die ganze Natur und die Geſchichte, ſeit jenen Zeiten ihrer großen Wiedergeburt, durchwallt und reif macht für eine ſelige Zukunft, nimmt die Geſtalt des Heilandes an, damit, was Alles in Allem iſt, für ſie ganz ſei. Daher das Abwenden von allem Böſen, die Reue, die vereinigende Vergebung, die gänzliche Hingebung. Dieſe aber iſt Liebe; nur eine Perſönlichkeit kann Gegenſtand der gänzlich ſich opfernden, den Willen völlig in Anſpruch nehmenden Liebe ſein — und ewiges Leben durch Liebe iſt die innerſte, tiefſte Bedeutung des Chriſtenthums. Was der Chriſt wohl glaubt, was ſein ganzes Leben durchdringt, was den Tod überwindet — ihn zugleich aber zurückdrängt in die Sinnlichkeit, und wie in ihm ſchlummert, das wird durch die beſeligende Gegenwart des Erlöſers, der für ihn iſt, ganz iſt, hier Gewißheit, Genuß, Nahrung. Nur wer das Weſen der

Liebe kennt, und der kennt es nur, welcher es erlebt hat, kann jene Innigkeit faſſen. Alles, was wir denken und wollen, jede keimende Idee des Geiſtes, alles, was wir Großes und Herrliches ſchauen und genießen, jene Züge der Urgeſtalt, die verborgen in der irdiſchen Erſcheinung, verzerrt durch das verworrene Leben, gefeſſelt und gebunden ſind — Leib und Seele zu einem höheren geiſtigen Bunde ſich durchdringend, treten dem gegenwärtigen Heilande entgegen; alles, was er der Welt war und ſein wird, was er lehrte und litt, geſtaltet ſich in uns, daß wir inne werden, ſeine Worte ſind er ſelbſt — ſind Geiſt und Leben.

Wer jemals mit Aufmerkſamkeit den letzten Aufſatz Luthers gegen die Sakramentirer geleſen hat, der wird finden, daß dieſe Anſicht des Abendmahls ihm nicht fremd war. Es iſt von keinem Dogma die Rede, noch weniger von den Zwiſtigkeiten und ſeltſamen Spitzfündigkeiten der Theologen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Ich bin kein Theologe, aber die Religion, wie ſie mir höher ſteht, als alles Irdiſche, iſt mir Gegenſtand des tiefſten Nachdenkens, und was ich auf dieſe Weiſe mir ſelbſt klar zu machen ſuchte, iſt die Grundanſicht meines Glaubens geworden. Das Abendmahl iſt mir die höchſte, wichtigſte, myſteriöſeſte aller religiöſen Handlungen, ja ſo wichtig ſcheint ſie mir, daß für mich durch ſie alle Lehre die unergründlichſte Bedeutung erhielt.

Ich behaupte keinesweges, daß dieſer hohe Genuß allein gebunden iſt an das Bekenntniß, ſo wenig in der That, als er nothwendig dieſes begleitet. Eine Behauptung der Art erkläre ich ſchlechthin für lieblos, dem Sinne des Chriſtenthums widerſprechend, und ich werde mich in der Folge ausführlicher darüber äußern. Aber hier iſt die Rede von der hohen, ſegensreichen, geſchichtlichen Bedeutung der Lehre, die, verſchwände ſie in ihrer Eigenthümlichkeit, das Fundament des Chriſtenthums untergraben würde.

Hat man ſich zuerſt von dieſer Grundanſicht des Chriſtenthums getrennt, ſo giebt es keinen Uebergang, durch welchen man ſie wiederfinden kann. Wenn ein verirrtes Denken die Realität des Seins, der Natur abgeleugnet hat, weiß es den Weg, welcher zu ihr führt, nie wieder zu finden, und das religiöſe a priori iſt ſo irreleitend, wie das philoſophiſche — ja gefährlicher, weil jene Welt des Glaubens erſt durch die Gnade entſteht, erſt durch Entſagung erworben wird. Der erſte Verſuch des Verſtandes, die reale Gegenwart des Heilandes im Abendmahle abzuleugnen, verwandelte die ganze Lehre in einen Gegenſtand ſinnlicher Reflexion, legte den Keim zu allen den Veränderungen, die ſich ſpäter ausbildeten, ausbilden mußten, wenn ſich gleich eine tiefere Anſicht, durch eine inkonſequente Scheu, lange in der Geſchichte erhielt und ſich noch in vielen Gemüthern erhält. Denn mit der religiöſen Realität des Individuums, die ihn zum Prieſter weiht und das ganze Geheimniß der ſeligen Lehre für ihn aufſchließt, verſchwindet die Realität der Gattung, der Kirche. Alle Verſuche, durch Steigerung des Gefühls, durch Verſenken in die Subjektivität, das, was einmal verloren gegangen iſt, wieder zu erhalten; ſind vergebens. Im umgekehrten Sinne ſind ſie jenen Verſuchen der materialiſtiſchen Phyſiker ähnlich, welche durch feine und immer feinere Materien, Aether und Nervenfluida, den Uebergang zu dem Geiſtigen zu finden vermeinen. Und doch iſt, ſo wie hier kein Uebergang, dort keine ſolche Vermittelung möglich. Die Lehre fordert eine unbedingte, einfache Annahme, oder ſie iſt gar nicht da.

Man denke ſich, daß die heilige Lehre, welche den Heiland erblickt, als den allgegenwärtigen Schöpfer einer erneuerten, für die Seligkeit beſtimmten Schöpfung, welche immitten der Erſcheinungen die Keime einer neuen Welt pflegt, welche ihn erblickt, wie er alle Schöpfungskraft geiſtig geſtaltet in ſeiner Kirche, und wie dieſe Geſtalt jedem nahe iſt, und in Stunden der Reinigung ſich ihm ganz, als ſelige Nahrung hingiebt — man denke ſich, ſage ich, daß dieſe Lehre, (wie ſie ſich erhalten hat und in vielen einfachen Gemüthern die herrſchende iſt) noch immer die Grundlage unſerer bürgerlichen, ſittlichen, ja geiſtigen Bildung wäre — wie ganz anders ſtände es um die Geſinnung der Zeit? Jene Quelle der Liebe ſcheint verſiegt, wir wühlen in uns ſelbſt und in unſerem hohlen Innern, ja, da der Urgegenſtand aller wahren Hingebung verſchwunden iſt, ſcheint es unmöglich, uns irgend einem Gegenſtande völlig hinzugeben. Die heilige Treue, welche uns an König und Vaterland bindet, iſt ſchwankend geworden; Meinungen ſind an ihre Stelle getreten — wir leſen kein Buch, wir ſehen kein Bild, wir hören keinen Ton mit jener Unbefangenheit, die ſich ihrem Gegenſtande hingiebt, um aus ihm neubelebt wieder hervorzugehen: nur uns ſelbſt leſen, hören, ſehen wir, und immitten der größten Reichthümer, welche Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie aller Zeiten uns darbieten, leben wir in grauenhafter Einſamkeit. Wir verachten unſere eigene Kindheit, und haben den Sinn für die Kindheit der Geſchichte verloren, ja ſelbſt die ewig blühende Natur liegt in Hypotheſen und Fictionen vergraben.

Wer aber dieſen verborgenen Schatz der Geſchichte in ſeinem eigenen Innern gefunden hat, wer es weiß, daß er nur in ſeiner Eigenthümlichkeit, in reinlicher Sonderung, welche ſich fernhält von allen wechſelnden Meinungen und Verirrungen der Zeit, ſeine heilige Bedeutung erhält — muß der nicht Alles aufbieten, um ſich ihn, und was daſſelbe iſt — weil eine ſelbſtſüchtige Religion ein unerträglicher Widerſpruch wäre — ihn dem Menſchengeſchlechte zu erhalten; muß es ihn nicht mit Entſetzen erfüllen, wenn er denſelben irgendwo untertauchen, ſich verhüllen und in der Verwirrung der Welt ſich verlieren ſieht?

Der Heiland wird ſeine Kirche beſchützen; er hat es geſagt, daß ſeine Kirche beſtehen ſoll bis zu jener großen Umwandlung, die ſie in ihrer Herrlichkeit offenbaren wird. Er bedarf unſerer nicht, ſagen einige; er bedarf unſerer, wir dürfen es ſagen, denn er liebt uns — es iſt ihm ſo viel an uns, als uns an ihm gelegen, ſagt Angelus Sileſius tiefſinnig und wahr. Wie! wir ſollten glauben, daß Natur und Geſchichte in einer großen Entwickelung begriffen, und daß dieſe beſtimmt ſei, die ewige Wahrheit, die ewige Liebe zu enthüllen, daß der Keim dieſer Entwickelung in den Völkern, wie in jedem Menſchen, die eigentliche Realität, die einzige, innerſte Wahrheit des Daſeins ſei — und dennoch zweifeln, dennoch glauben wir zugleich, irgend eine Gewalt der Erſcheinung, ſelbſt die furchtbarſte, die ja eine Nichtigkeit in ſich wird, wenn ſie von der ewigen Wahrheit getrennt oder dieſer entgegengeſetzt iſt — könne den Rathſchluß Gottes, das Werk der Liebe zerſtören? Gäbe es einen höheren Wahnſinn, wie dieſen? Nein, es iſt nicht von dieſer Entwickelung, von uns iſt die Rede — wer ſeine Werke thut, wird inne werden, ob ſeine Lehre von Gott iſt; wer ihn, wie er die Welt liebt, für ſie lebt, und in einen jeden den Keim des ewigen Lebens ſäet, bekennt vor den Menſchen, weſſen ganzes Leben und Handeln aufgeht in ſeinem Werke, der weiß, daß er ihm angehört.

Kirche. Gemeinde.

Viele, denen dieſe Schrift zufällig in die Hände fallen könnte, und die ich freilich auch auf keine Weiſe zu gewinnen hoffe, werden ſie verächtlich, ja triumphirend wegwerfen. Haben wir es nicht geſagt, wußten wir es nicht, wohin die allem geſunden Menſchenverſtande und aller Logik hohnſprechende Naturphiloſophie dieſen Phantaſten führen würde? brauchen wir ein weiteres Zeugniß? werden ſie ſagen, und das Urtheil iſt gefällt.

Viele aber werden, wenn ſie auch meinen Glauben verwerfen, über das Bisherige billiger urtheilen. Sie werden die Spekulation, welche darin herrſcht, ahnden, und wohl auch einſehen, daß dieſe, mit den Erinnerungen aus der Kindheit verbunden, einen Glauben dieſer Art erzeugen konnte. Ja, einige werden in dieſer kühnen Rückkehr zu einer, den Gebildeten längſt verdächtig gewordenen Lehre, etwas Pikantes finden, merkwürdig genug, um einige Aufmerkſamkeit, einiges Intereſſe zu erwecken — Freunde werden mich ſelbſt vertheidigen.

Aber, daß ich nicht blos Chriſt bin, daß ich mich nicht begnügte, eine Lehre, die ſich meiner bemächtigt hatte, als ein perſönliches Bedürfniß, zu meiner eigenen, inneren Beruhigung auszubilden, daß es mir nicht genug war, dieſe Lehren durch Schriften zu verbreiten, um die ſeltſame Individualität in die Mitte der ſtreitenden Geiſter unſerer Tage hineinzuwerfen, damit das Reſultat des Kampfes anzeigen möge, was etwa in ihr eine wahre Bedeutung habe und ſich erhalten werde — daß ich vielmehr an eine Gemeinde mich anſchloß, mich an die Spitze derer ſtellte, die, doch in anderem Sinne, mein Bekenntniß theilen, daß ich für dieſe Gleichgeſinnten thätig zu ſein wage, das iſt allen, ſelbſt meinen Freunden, ein Greuel. Konnteſt du dir, ſelbſt noch vor Kurzem, es denken, daß du, den die größten Intereſſen des Menſchengeſchlechtes bisher beſchäftigten, der du Natur und Geſchichte in ihrer innerſten, tiefſten, gemeinſamen Bedeutung zu ergreifen ſuchteſt, der du, in große Gedanken vertieft, mit den edelſten der Zeit im Bunde lebteſt, und das Glück hatteſt von dieſen vernommen zu werden — daß du dich jetzt in der Mitte dieſer Menſchen wiederfinden ſollteſt, umgeben von Beſchränkten, Ungebildeten, die dich nicht verſtehen können, wie du ſie wahrlich nicht verſtehſt; daß du, der nicht mit Unrecht ſich beklagt hat, von Gebildeten nicht verſtanden zu werden, nun im Bunde ſtehſt mit dem Unverſtande, mit dem plumpen Vorurtheile, ſeine Sache führſt, und eine höhere Thätigkeit, zu welcher du berufen biſt, dieſem furchtbaren Wahne opferſt? So reden die Freunde, und viele haben ſich von mir abgewandt.

Ehe ich nun dieſen Hauptvorwurf meiner Freunde, dieſen Gegenſtand ihres Unwillens, ihrer Sorge, berühre, ſei es mir erlaubt, eine herrſchende Richtung unſerer Tage, die zwar jederzeit da war, aber ſich doch jetzt vorzüglich unter uns, in ſchneidender Eigenthümlichkeit ausgebildet hat, freimüthig zu bezeichnen. Ich nenne ſie die Ariſtokratie der Geiſtreichen. Es iſt eine Art offener Loge, die ſich allenthalben in Deutſchland, aber doch vorzüglich in den Hauptſtädten des nördlichen, immer gewaltiger ausbildet. Die Mitglieder gehören zu den Gebildeten, ohne Unterſchied der Stände, und ſie hat ſich beſonders auf dem Boden der wieder lebendig gewordenen Philoſophie, Poeſie und Kunſt gebildet. Die Philoſophen, Dichter und Künſtler gehören nicht alle zu dieſer Loge, welche eine Art geſelliger Bildung, und eine Leichtigkeit, jede Anſpielung zu faſſen und wiederzugeben, erfordert, die nicht jedem zu Gebote ſteht; aber viele Gelehrte rechnen ſichs zur beſonderen Ehre, zu den Geiſtreichen gezählt zu werden, welches eine ganz andere Bedeutung hat, als gelehrt, gründlich, tief, ſcharfſinnig ſein. Ich ſelbſt genieße die Ehre Mitglied dieſer Loge zu ſein, und es iſt ſogar, ſelbſt wenn man mich tadelt, zur Gewohnheit geworden, mich den Geiſtreichen zu nennen, ſo daß ich mich faſt als einen Meiſter vom Stuhle zu betrachten verſucht werde. Die Loge ſchließt alſo Philoſophen, Dichter, Künſtler ein, die übrigen aber ſind überſchwengliche Liebhaber von allem Großen, Kühnen, Edlen, Tiefen, Anmuthigen, beſonders aber begeiſtert für den ſtechenden Witz, deſſen keiner ganz entbehren darf. Von der Freimaurerloge, die, glaube ich, als ſolche keinen ſonderlichen Anſpruch auf Geiſtreichigkeit macht, ſondert die hier erwähnte ſich, wie faſt durch Alles, ſo beſonders dadurch ab, daß in der Loge der Geiſtreichen die Frauen eine Hauptrolle ſpielen, wie überhaupt ein gewiſſes Nach-Denken, Nach-Fühlen, Anempfindeln, eine Haupttugend der Frauen und der Mitgliedſchaft dieſer Loge iſt. Sie hat ihre eigenen, oft wechſelnden Gegenſtände, gewiſſe Dichter, Künſtler, geiſtreiche Gelehrte, die ſie bewundern, ſie haben ausſchließlich ihr eigenes Intereſſe, ihre eigne Sprache, und der vorzüglichſte Geiſt, welcher nicht in der Mitte der Loge lebt oder mit ihr in Verbindung ſteht, wird ſich ſchwerlich zurechtfinden. Es ſcheint, als wollte ſich eine Epoche entwickeln, nach der Eigenthümlichkeit der Deutſchen gebildet, der ähnlich, welche in Frankreich, unter Ludwig dem Vierzehnten entſtanden war, und bis zu den Encyklopädiſten dauerte, die aber freilich keinen ſo großen und glänzenden Mittelpunkt gefunden hat, als jene.

Ich wage nicht zu behaupten, daß das Geiſtreiche im eminenten Sinne, ſeltner wäre im ſüdlichen Deutſchlande, als im nördlichen, man könnte vielleicht mit größerem Recht das Entgegengeſetzte behaupten; aber dieſe

Ausbreitung geiſtreicher Geſelligkeit, die faſt Manier und Manie geworden iſt, herrſcht offenbar im nördlichen vor. Sie iſt nicht ohne günſtigen Einfluß, ſie ſteigert die Empfänglichkeit für alle edleren Produkte der Poeſie und Kunſt, ja ſie bereitet den Sinn zum Verſtändniß tieferer Idee'n vor, ſo wie ſie entſchieden den Vorzug hat, das Gemeine, Geringe, Flache immer mehr und mehr auszuſchließen. Der ſeichte Rationalismus iſt ihr fremd.

Was aber an dieſer Richtung am meiſten zu tadeln iſt, das iſt ein gewiſſer Hochmuth, der ſich auf Vorzüge gründet, die leichter zu erwerben ſind, als man gewöhnlich glaubt. In der That iſt die Maſſe dieſer Geiſtreichen, wie alle Maſſen, gar nichts Beſonderes, und ſelbſt das Großartige, in dieſe Manier hineingezogen, durch ihre geſellige Virtuoſität verherrlicht, erſchien mir nicht ſelten gering. Doch nicht dieſe Maſſe bedaure ich, welche leicht erzeugt, ein leichtes, wandelbares Spiel gegebener Verhältniſſe, eben ſo ſchnell vergeht, als ihre Urtheile, Scherze, Anſichten, einigemal wiederholt, bald alle Kraft verlieren — diejenigen vielmehr, welche ein höheres, geiſtiges Eigenthum, in der ſtillen Einſamkeit gepflegt, auf dieſen Markt des Tages bringen. Es iſt eine der traurigſten Erfahrungen, daß beſtimmte Richtungen, wenn ſie ſich ausgebildet haben und eine große Gewalt ausüben, dem Einfluſſe des Geringern ſelten entgehen, ja, daß dieſes, wenn es nun beſchränkend, verzerrend auf das

Ganze gewirkt hat, mehr als man glauben ſollte, auch auf die Beſſern zurückwirkt. So entſteht aus dem, was groß, edel, umſichtig, für jede gediegene Form empfänglich ſein ſollte, das Beſchränkende, vieles Bedeutende Ausſchließende — und der Hochmuth.

Die achtbare Klaſſe der Handwerker iſt in Deutſchland mehr, als in Frankreich und England, von dem Umgange mit den Gebildeten ausgeſchloſſen, und es iſt begreiflich, daß ſich dadurch auch eine größere Verſchiedenheit der Sprache und der Denkweiſe gebildet hat. In der That haben dieſe Bürger mehr Recht ſich über den Hochmuth der Gebildeten, als dieſe über den Stolz des Adels zu beklagen, und kaum können wir uns mit dem Abſtande in der Bildung entſchuldigen, wenn wir wiſſen, was die ſogenannte gebildete Geſellſchaft in ihrer Mitte dulden muß. Dieſe Sonderung wird auf eine bedenkliche Weiſe geſteigert durch das Bündniß der Geiſtreichen, die nur zu geneigt ſind diejenigen auszuſchließen, welche eines gewiſſen Gepräges der herrſchenden Manier entbehren, ja die Entſchiedenheit des Chriſtenthums, in einer ihrem Geiſte fremden Richtung, wird ihnen verhaßt.

Ich bin ſo eitel, wie andere, und weiß es; aber mein nie nachlaſſendes Forſchen nach einer jeglichen, rein menſchlichen Eigenthümlichkeit erlaubte mir nicht, jene geringeren Klaſſen, als blos für uns lebend zu betrachten. Wie oft dachte ich mit Sorge an die edlen Keime, welche in einem zurückgeſtoßenen Gemüthe verkümmern, ja ſelbſt, wo ſie Boden gefaßt haben und ſich entwickeln, eine falſche Richtung erhalten, weil ſie nicht verſtanden werden, weil die herrſchende Form ihnen fremd und ſtarr entgegen tritt. Ich darf mich nicht rühmen viele ſolcher Menſchen genauer zu kennen; meine Sprache, meine ganze Bildung ſchließt mich leider von ihrem Kreiſe aus, und man hat mir eine, mir nicht gebührende Ehre erzeigt, wenn man vorausſetzt, daß ſie zu meinem genauen Umgange gehören: dennoch machte ich, und beſonders in jüngeren Jahren, als der beweglichere Geiſt ſich leichter in fremden Formen zurecht fand, als ich mit voller Liebe den Umgang tüchtiger Handwerker ſuchte, manche erfreuliche Erfahrung.

Ich habe zu der Zeit Fanatiker und Myſtiker, Heuchler und Frömmler unter dieſer Klaſſe gefunden, und mich, damals mit leichterem Sinne, oft an den ſeltſamen Sprüngen und bizarren Anſichten der erſteren, an der leicht zu durchſchauenden Maske der letzteren ergötzt; noch immer iſt mir jede zu ſtark hervortretende chriſtliche Manier zuwider, und häufige Bibelſprüche, im Munde des gemeinen Mannes, erregen meinen Verdacht und ſtoßen mich ab. Aber ich wünſchte, man möchte, wie ich, die Erfahrung machen, welches ſchöne, herrliche Bildungsmittel die heilige Schrift und ein zuverſichtlicher Glaube für den gemeinen Mann iſt. Seine Sprache iſt veredelt, über alle Verhältniſſe des Lebens drückt er ſich beſtimmt, klar, verſtändig aus; man ſieht es, daß er ſich gehoben fühlt über die engen Schranken eines dürftigen Daſeins, und ich kenne ſolche, die nur mühſam und kümmerlich ſich durch das Leben winden, und dabei einer Aufopferung, einer Liebe, einer Grosmuth fähig ſind, die man ſelbſt in den höheren Ständen ſelten, in den geringern und ärmern faſt nie findet. Ich habe an dieſen Menſchen nichts bemerkt, was jene falſchen Richtungen des Chriſtenthums ahnen ließe, kein Prunken mit der Gnade, keine Berufung auf den Geiſt; es waren ſchlichte Menſchen, aber wenn die Rede kam auf das, was ihnen das Heiligſte war, ſah ich eine Freudigkeit ihr ganzes Weſen verklären, und ich wurde, ich geſtehe es gern, mit hingeriſſen.

Die Geiſtreichen ſtehen zwar in einem ganz anderen Verhältniſſe zu den chriſtlich Religiöſen, als diejenigen, welche ſich vorzugsweiſe die Aufgeklärten zu nennen pflegen. Jene haben für innigere, religiöſe Gefühle, für ein tieferes Erkennen Achtung, ſelbſt wenn ſie es bei den geringeren Ständen finden, und beide würden Männer, wie die eben bezeichneten, wo ſie dieſelben fänden, lieben und auszeichnen, wie wir: aber ebenſo gewiß hat ſich in unſern Tagen, während der Glaube wieder mächtig zu werden anfängt, eine Abneigung gegen dieſen erzeugt, die, wo das offne Bekenntniß, beſonders unter den höheren

Ständen, laut wird, ſich immer vernehmlicher, ja feindſeliger äußert. Dieſe öffentliche Stimme geht beſonders von der Anſicht aus, daß die chriſtliche Lehre, wie ſie von dieſen Neuern aufgefaßt wird, die Menſchen auf eine gefährliche Weiſe geiſtig beſchränke, daß ſie eine Feindſeligkeit gegen Wiſſenſchaft und Kunſt erzeuge, einen finſtern Widerwillen, ſelbſt gegen ſchuldloſe Freuden des Lebens errege, und eine abſtoßende Geringſchätzung alles deſſen, was groß und edel in der Geſchichte genannt wird, wenn es nicht die äußere Form des Chriſtenthums trägt.

Sollen wir die Verirrung vieler chriſtlich Geſinnter unſerer Tage ableugnen? Wir wagen es nicht, vielmehr iſt es unſere Abſicht, dieſen Vorwurf, in wiefern er begründet ſein mag, freimüthig hervorzuheben. Zu groß und bedeutungsvoll iſt das Chriſtenthum, als daß es je in eine Parteiſache verwandelt werden könnte, und wer in vollem Ernſte und mit ſeinem ganzen Daſein für eine ſelige Zukunft zu leben ſucht, muß nie ſchonen, wo die Wahrheit Tadel fordert.

Ein Hauptirrthum vieler neuer Chriſten iſt der, daß ſie, wenn ſie Widerſtreben oder abweichende Meinungen finden, ſich in die erſte Zeit der unter Verfolgung entſtehenden Kirche zurückverſetzt denken. Aber damals waren alle Verhältniſſe durchaus andere: die Welt ſollte, von einem kleinen, unſcheinbaren Punkte aus ſich neu geſtalten, die ganze alte Welt ſtand der neuen feindſelig, ja Vernichtung drohend gegenüber; Glaube, Liebe, Hoffnung waren friſch und mächtig an der lautern Quelle des nahen, göttlichen Lebens entſprungen; die Gegenſätze bildeten ſich mit gewaltiger Energie aus — hier, nicht blos ſtille Verachtung, ſondern Grauſamkeit, entſchiedener Haß, vernichtender Abſcheu, dort völlige Hingebung, freudiges, inneres Leben, unwandelbare Zuverſicht. Die Gefahren erzeugten Muth, der grelle Gegenſatz ſtärkte das Bekenntniß, und alle nichtigen Einbildungen, welche ſonſt in dem Kreiſe einer engen Erſcheinung Wurzel faſſen, verloren da ihre Bedeutung, wo man jeden Augenblick bereit ſein mußte, alle Güter des Lebens, Beſitz, Anſehen, ja das Leben zu opfern.

Jetzt hat das Chriſtenthum alle Elemente des Lebens durchdrungen, und ſelbſt, wo ein ſcheinbarer Kampf ſtatt findet, ja wo dieſer das innerſte Weſen der Lehre zu bedrohen ſcheint, iſt er dennoch auf dem Boden der Religion entſprungen. Es iſt ein innerer Zwieſpalt und kein äußerer, und ein jeder mehr oder weniger beſtimmt, ihn in ſich ſelbſt durchzukämpfen. Wenn auch der graduelle Unterſchied unter den verſchiedenen Menſchen noch ſo bedeutend ſein mag, dennoch können wir im Allgemeinen behaupten, daß die Elemente der Zeit jeden durchdringen, und dadurch erhält der Kampf eine ganz andere Bedeutung. Er iſt in Keinem völlig rein, und eben daher in Keinem völlig unrein. Wie im Politiſchen, ſo hat jeder auch im Religiöſen einen geheimen Verräther in der eignen Bruſt zu bekämpfen, der bei Vielen noch unbewußt in der innerſten Seele ſchlummert, aber nur auf die Gelegenheit wartet, die ihn aufwecken wird. Im Religiöſen unſerer Tage hat ſich nun auch, nachdem das Menſchengeſchlecht die Zeiten der Verfolgung überwunden, eine zweideutige Scheinduldung geſtaltet und Macht gewonnen. Wir nennen ſie eine Scheinduldung, weil die Unduldſamkeit nur ein anderes Gewand trägt; es herrſcht jetzt das, was ein Freund, nicht mit Unrecht, die Tyrannei der Billigkeit nennt: aber dieſe iſt eben ſo geeignet, alles Geringe, Nichtige, ja Gemeine in den Verfolgten zu nähren und zu pflegen, als jene kräftige Verfolgung das Große, Kühne, Entſchloſſene zu entwickeln im Stande war. Es giebt heutzutage ſelbſt für die innere Lauterkeit der Geſinnung nichts gefährlicheres, als wenn man gezwungen wird, die Rolle eines Märtyrers zu ſpielen. Sie erſcheint immer klein, ja kleinlich und lächerlich, und gegen dieſen Schein vermögen wenige Menſchen zu kämpfen. Wer eine Sekte bildet, wer ſich ſondert, iſt ſchon dadurch gezwungen, Manches, was dem Chriſten, der die Welt, wie der Heiland ſelbſt, lieben ſoll, werth und theuer ſein muß, auszuſchließen, und jedes Ausſchließen der Art widerſtrebt dem innern Weſen des Chriſtenthums, welches berufen iſt, nicht einige Wenige, welche ſich für die Auserwählten halten, ſondern das Menſchengeſchlecht, die Geſchichte und die Natur zu reinigen und zu verklären. In dem Separatismus liegt jederzeit etwas dem Chriſtenthume Fremdes, und dennoch iſt es leider gezwungen, ſich abgeſondert, von vielen, ſcheinbar feindſeligen Elementen getrennt und geſchieden zu bilden. Es ſcheint allenthalben und eben deswegen nirgends, ſicher, rein, zuverſichtlich zu ſein, es hat den feſten Boden verloren, auf welchem es fröhlich gedeihen kann, und wo es ſich geſtaltet, wird es mehr Manier, Form, Aeußeres, was dem Schlechten, wie dem Guten zugänglich, dem innerlich Erlogenen, wie dem Innerlich Wahren gleich ähnlich ſieht.

Daraus hat ſich nun die Anſicht gebildet, daß es in unſeren Ländern keine Gemeinde im ſchöneren, freieren, echt kirchlichen, nicht blos bürgerlichen Sinne mehr gebe, daß die Kirche deshalb dem Staate anheim fallen müſſe, der die Verpflichtung hat, wenigſtens für den äußerlichen Zuſammenhang zu ſorgen, wo aller innerer fehlt.

Wer mit treuem, alles Schöne, Tiefe und Herrliche liebenden Sinne Welt und Menſchen umfaßte, mußte den innern Mittelpunkt der Beruhigung in ſeiner eigenen Bruſt ſuchen, aus den Trümmern der Zerſtörung ſammeln, was ihm Heil zu verſprechen ſchien; und da er, ohne innere Unwahrheit, ſich dem Zerſtückelten, bei ſeiner Zerriſſenheit in jeder Geſtaltung Verzerrten nicht hingeben konnte, die heilige Wahrheit durch eigene, innere Berathung zu retten ſtreben. Auch ich ging lange dieſen Weg und darf behaupten ihn ganz zu kennen.

Aber iſt es denn ſo — kann nur dasjenige, was wir Irrthum nennen, was, als ein ehrwürdiges Gebäude der Vergangenheit, dem Innerſten der Zeit fremde, da ſteht, kann der Katholizismus allein Kirche genannt werden? Wäre dieſes der Fall, dann müßte jeder, der in der Geſtaltung der katholiſchen Kirche einen Irrthum ſieht, geſtehen, daß das Chriſtenthum ſeiner höchſten und tiefſten Bedeutung nach, verloren gegangen wäre; ich wenigſtens, nach dem Standpunkte, von welchem ich das Chriſtenthum betrachtete, konnte dieſe vernichtende Betrachtung durchaus nicht abweiſen. Sind jetzt wirklich keine anderen Gemeinden, als diejenigen, welche alle abweichenden Meinungen der Zeit in äußerlicher Zucht und Ordnung halten, mehr vorhanden, iſt alle innere Verbindung, alle eigenthümliche Geſtaltung, die, aus der inneren Quelle entſprungen, einem unſichtbaren Reiche die entwickelnde Gewalt giebt, verſchwunden, dann iſt der lebendige Keim des Chriſtenthums verwelkt, und wir bemühen uns vergebens, ihn wieder zu beleben.

Wie unſer organiſcher Leib ſich nicht aus eigener Kraft zu geſtalten, zu entwickeln vermag, ſondern nur in lebendiger Einheit mit der Natur; wie das bürgerliche Daſein keinen Sinn hat, ohne den Staat, ſo kann der Chriſt, im tiefſten Sinne, ſich nur bilden in inniger, lebendiger, Verbindung mit der Gemeinde, im engeren Sinne, und durch dieſe mit der Kirche. Wie wir oben behaupteten, es ſei das Ganze nichts, wenn nicht das Individuum eine ewige Bedeutung hat, ſo müſſen wir hier behaupten, das Individuum ſei nichts, ohne das Ganze. Das Chriſtenthum iſt das, in der Welt offenbar gewordene Reich Gottes, in die Mitte der Welt gepflanzt, ja der Mittelpunkt derſelben — die Geſchichte in der Geſchichte; die Kirche eine große, dem irdiſchen Sinne verborgene, von den Gläubigen erkannte Schöpfung, der Heiland, der neue Adam einer geheimen Naturentwickelung, in deren innerſter Organiſation wir uns allein wahrhaft lebendig fühlen. Dieſe Anſicht und die ſcheinbare Unmöglichkeit, ein beſtehendes Leben in dem zertrümmerten Proteſtantismus zu finden, brachte tiefſinnige Geiſter zu dem Entſchluſſe, ſich der katholiſchen Kirche anzuſchließen — und hätte die allgemeine herrſchende Anſicht Recht, ſo dürften wir ſie nicht tadeln.

Der Gottesdienſt einer Gemeinde ſetzt kein perſönliches Verhältniß im gewöhnlichen Sinne voraus, ja dieſes kann, wenn es zu ausgebreitet iſt, eher dazu dienen, eine Menge ſtörender, Andacht hemmender Vorſtellungen zu erregen. Wenn wir zum gemeinſamen Gottesdienſt verſammelt ſind, ſo iſt die Stille, die allgemeine Andacht, ein geheimes Vereinigungsmittel im höheren Sinne. Alle irdiſchen Verhältniſſe verſchwinden ganz, es entſteht ein Gefühl der allgemeinen Auflöſung des Lebens in einer Zukunft, die ſich in der Erſcheinung nicht verwirklichen kann, und wenn die Behauptung mit Recht aufgeſtellt wird, daß die Geſinnung und Ueberzeugung des Predigers bei der Vertheilung des Sakraments, wären auch beide tadelnswerth, doch keinen ſtörenden Einfluß auf die Heiligkeit der Handlung habe, ſo gilt dieſes noch in einem viel bedeutenderen Grade von der Geſinnung der Verſammelten. Ob die Andacht vieler eine erheuchelte iſt, oder nicht, kann nie ſtörend einwirken, ſoll es nicht, weil der in echt chriſtlichem Sinne dem Gottesdienſte Beiwohnende, keine ſolche Reflexion anſtellt. Die Heuchelei ſelbſt wird hier eine, wenn auch unwillige Unterwerfung unter die höhere Macht, welche uns alle gewaltig ergreift, und ſo ſchädlich innere Lüge in den irdiſchen Verhältniſſen des Lebens wirken mag, ſo vernichtend ſie für den Heuchler iſt, hier wird ſie genöthigt der ewigen Wahrheit zu dienen.

So hat die allgemeine Andacht eine reinigende, erhebende Kraft; ſie ſelbſt aber vermag wohl ſelten mächtig aufzutreten, wo nicht eine heilige Einheit des Glaubens, in allen ſeinen weſentlichen Theilen vorherrſcht. Dann erſt erhält das unbeſtimmte Gefühl einen Inhalt; das leere, wenn auch noch ſo gewaltſam hervorbrechende, verfliegt, wie es entſtanden iſt, und bleibt fruchtlos. Wo aber ein ſolcher ſicherer Inhalt der Andacht ſeine fruchtbare Fülle mittheilt, da iſt jeder Gottesdienſt ſegensreich, und die größte Einfachheit, welche jeden äußern Prunk verſchmäht, iſt der Heiligkeit des Orts und der Abſicht der Verſammlung am angemeſſenſten. Zwar iſt eine gewiſſe Reinheit der Sprache, eine gewiſſe Vollendung der Ausführung in den Geſängen, wie in den Gebeten und Vorträgen nothwendig — ja, wenn alles, was die Sprache Anmuthiges und Tiefes, alles was die Kunſt der Darſtellung Reiches und Durchdringendes zu vereinigen fähig iſt, das Vorzüglichſte, was der menſchliche Geiſt zu erzeugen vermag, dem Heiligen geweiht wäre, um es zu verherrlichen, dann würde — wer wagt das zu leugnen — ein ſolcher Gottesdienſt, der aus dem hervorginge, was die edelſten Geiſter auch ſonſt zu verehren gewohnt waren, dieſe hinreißen, und auch die mehr Verſchloſſenen in allen Tiefen des Daſeins aufregen und beleben. Dennoch iſt ein ſolcher Gottesdienſt nicht nothwendig, um einer Verſammlung die höchſte Weihe zu ertheilen. Wer künſtleriſche Vollendung von jedem Liede, hohe Beredſamkeit von einem jeden Redner fordert, bringt den Sinn nicht mit, der hier vorherrſchen ſoll; und wie die einfachen Worte eines ergriffenen Mannes, während großer Gefahren oder in bedenklichen Verhältniſſen, die Menge zu bewegen, ja zu erſchüttern vermögen, ſo iſt auch hier der Glaube, die Zuverſicht, das Vertrauen mehr, als alle Herrlichkeit der Kunſt, die nie als Erſatz dient, wo jene fehlen.

Ich habe theilgenommen an der Andacht einer ſolchen Gemeinde, in deren Mitte ich es nicht bedauerte, diejenigen Anſprüche vergeſſen zu können, welche mich ſonſt, mehr vielleicht als billig, verfolgen und manchen Genuß ſtören. Ich konnte, wie in meiner Kindheit, mich wieder ganz hingeben, und, bis ein unglückliches Ereigniß eine Vereinigung ſtörte, die mir ſo wichtig, ſo theuer, ja ſo heilig geworden war, genoß ich die glücklichen Erinnerungen an jene früheren Jahre ungetrübt.

Aber es war natürlich, ja nothwendig, daß dieſer mir ſo theure Genuß, mich zur Betrachtung der Kirche überhaupt führte. Wer es der Mühe werth fand, den Gang meiner religiöſen Entwickelung zu verfolgen, der wird einſehen, daß ich weder an die Katholiken mich anſchließen konnte, die, was nur als Keim einer geiſtigen Zukunft in der Erſcheinung, innerlich entwickelnd, reinigend, thätig iſt, in der Form der erſcheinenden Sinnlichkeit feſſeln zu können meinten, noch an diejenigen, welche den Boden göttlicher Naturentwickelung verließen, um in dem Abgrunde wechſelnder Meinungen und Gefühle erſt den Standpunkt zu ſuchen, der entweder von Ewigkeit her gegeben iſt, oder nie gefunden werden kann. Ja ſo wichtig erſchien es mir, an dieſem Grunde des Chriſtenthums feſtzuhalten, daß jedes Schwanken in irgend einem Punkte mir für das Ganze der Ueberzeugung gefahrdrohend dünkte. Mir war das Chriſtenthum das größte

Weltereigniß, und nur als ſolches, nie als ein Produkt ſubjektiver Gedanken und Gefühle, vermochte ich es zu faſſen. Eben ſo wenig aber konnte ich die Meinung derer theilen, die an die völlige Vernichtung aller wahren, aus dem Innerſten der Gemeinden hervorgehenden, kirchlichen Verhältniſſe glaubten. Ich konnte nicht, denn ein ſolcher Glaube würde meinen religiöſen ſelbſt völlig zerſtören. So gewiß, wie die heilige Schrift das Siegel der Erſcheinung gebrochen, das Reich Gottes auf der Erde offenbart hat, ſo gewiß kann dieſes nie untergehen; ſelbſt, während der Katholizismus herrſchte, war es da. Ich konnte nur als Mitglied einer Gemeinde Chriſt ſein, ſo wie dieſe, nur als Theil der wahren Kirche, des innerſten, entwickelnden Elements der Geſchichte, für mich Realität hatte. Da mein Geiſt nun dieſer Kirche eben ſo innig einverleibt war, als mein Körper der Natur, mein bürgerliches Daſein dem Staate, ſo war es nothwendig, daß ich ihr Schickſal theilte. Ich theile den abergläubiſchen, ſchwächlichen Wahn mehrerer nicht, der die Trägheit und innere Unentſchloſſenheit hinter dem göttlichen Schutze verbergen will; ich weiß wohl — und wie könnte ich daran zweifeln, — daß Gott ſeine Kirche beſchützt, aber wir ſind berufen, ſie uns zu erhalten. So mußte ich mich entſchließen ihr ein Opfer zu bringen, welches, betrachtete ich meine Verhältniſſe, ſo wohl gegen den Staat, wie gegen Freunde und Familie, ein ſchweres genannt werden darf. Aber mir blieb keine Wahl; denn erſchien es Luthern zu ſeiner Zeit nothwendig, den erſten Keim einer zerſtörenden Reflexion von der Kirche abzuweiſen, ſo mußte das mir jetzt, da dieſer Keim ſich wuchernd entwickelt hat und in alle Zweige des Lebens eingedrungen iſt, doppelt nothwendig erſcheinen — das allgemeine Mißfallen beſtärkte meinen Entſchluß. Je bedenklicher das Hervortreten war, für deſto nothwendiger hielt ich es.

Theologen. Laien.

Man hat dieſe Benennungen in unſern Tagen wieder zur Sprache gebracht, und zwar ſo, als bildeten Theologen und Laien einen Gegenſatz; und ſelbſt ausgezeichnete Theologen haben ſich über das Recht der Laien, religiöſe Gegenſtände öffentlich zu beſprechen, auf eine Weiſe vernehmen laſſen, die zu mancherlei Irrthümern führen kann.

Der Gegenſatz ſelbſt iſt ſchon falſch, die Benennung Laie kann in dem alten Sinne durchaus nicht gebraucht werden. Denn die Laien ſind, der geſchichtlichen Bedeutung nach, nicht den Theologen, als ſolchen, ſondern den Klerikern entgegengeſetzt. Als die heilige Schrift den Gemeinden ein verſchloſſenes Buch war, als die Beſchlüſſe der Päbſte und Concilien in Glaubensſachen ein kanoniſches Anſehn hatten, als eine erſcheinende, geſetzgebende Gewalt über das Innerſte des Glaubens herrſchte, waren diejenigen, welche dieſe Gewalt beſaßen oder ausübten, Kleriker, und die blind Gehorchenden Laien; ein ſolches Verhältniß iſt in der freigewordenen Kirche undenkbar.

Nun behaupten aber einige, der Glaube ſei in der proteſtantiſchen Kirche die Sache eines Jeden — er könne glauben, was er wolle; die Erforſchung der heiligen Schrift aber, als der Urkunde alles Glaubens, ſei lediglich Sache der dazu Berufenen, eine Behauptung, welche die Sicherheit des Glaubens, der eben auf dieſer Urkunde beruht, ganz der wechſelnden Meinung dieſer Theologen preisgiebt. Sie ſuchen uns darzuthun, der Heiland ſei ein vorzüglicher Weiſer, auf deſſen ſittliche Lehren wir zu achten haben, doch ſo, daß wir uns hüten vor dem Aberglauben der Zeit, welchem auch er nicht zu entrinnen vermochte. Von dieſer Behauptung des flachſten Verſtandes an bis zu der ſtupideſten Wortorthodoxie, die von jeglichem Geiſte entblößt iſt, ſehen wir die Theologen ihre Anſichten in allen Formen wechſeln, und ſie ſtellen dieſe uns als das Erzeugniß theologiſcher Forſchung dar. Wenn nun die Theologen behaupten, wir können glauben, was wir eben wollen, während ſie das Anſehn der Urkunde unſeres Glaubens, theils durch geiſtloſe Vertheidigung, theils durch flache Angriffe untergraben, ſo iſt dieſes ein armſeliger Spott, der nie ſich hätte hervorwagen können, wenn nicht die Geiſtvolleren die Religion der

Gemeinde lediglich als eine Sache des geringeren Volks betrachteten, die ſie lächelnd den Theologen überlaſſen — und weit entfernt, daß die ſtillſchweigende Duldung dieſer Erklärungen, etwa als ein Zeichen des Anſehens, welches das theologiſche Studium genießt, betrachtet werden könnte, iſt ſie vielmehr ein ſchlagender Beweis, wie gleichgültig die Religion, als Kirche, den Geiſtig-Vornehmern unſerer Zeit geworden iſt.

Dieſe Behauptung iſt beſonders auffallend in einer Zeit, in welcher der Einfluß der Katheder, der Kanzeln und der theologiſchen Schriften, bis zu den geringſten Klaſſen herunterreicht und auf die Religion in allen Richtungen einwirkt. Wir wollen nicht unterſuchen, ob dieſe Veränderung der religiöſen Anſicht urſprünglich von den Theologen ausging, oder ob ſie nicht vielmehr der Gewalt der Zeit, der allgemeinen Herrſchaft einer geiſtigen Geſinnung unterlagen, die immer mächtiger wurde — ſo viel iſt gewiß, ſie wirken, wenn auch ſelbſt angeregt, unmittelbar, und durch die Lehrer mittelbar am meiſten auf das Volk.

Iſt es aber gewiß, und es läßt ſich kaum leugnen, daß die Veränderung, ſelbſt in den theologiſchen Anſichten, durch fremde Elemente der Bildung, durch die überhandnehmende Macht der ſinnlichen Reflexion, durch die Ausbildung der Naturwiſſenſchaft, beſtimmt wurde, wie können denn dieſe Elemente plötzlich aufhören, wirkſam und thätig zu ſein? Aeußert die wiedererwachte Spekulation nicht entſchiedenen Einfluß auf die Theologie — und wird es nicht, wenn wir die Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften überſehen, völlig klar, daß Philologie und hiſtoriſche Forſchung nie allein thätig ſind, daß beide geleitet werden von einem herrſchenden Geiſte, deſſen Gewalt ſelbſt der tiefſte Forſcher nie ganz zu entrinnen vermag?

Gewiß iſt das theologiſche Studium ſo groß und herrlich, wie irgend ein anderes, und nur der Meiſter darf reden, wo er der gewaltige iſt, aber was iſt die Theologie? Im höchſten Sinne Philoſophie, auf das Chriſtenthum gegründet. Der denkende Menſch kann aber nie die Religion blind annehmen und ſollten die Reſultate ſolcher Forſchungen in der That, den gelehrten Theologen immer und unter allen Umſtänden gleichgültig ſein?

Eine lutheriſche Kirche, d. h. eine ſolche, welche die augsburgiſche Konfeſſion als die Grundlage ihres Glaubens anerkennt, ſondert ſich von der katholiſchen, weil dieſe der ſinnlichen Erſcheinung (durch Hierarchie, Werke, Transſubſtantion) ein zu großes Recht einräumt; ſie ſondert ſich von jeder andern Geſtaltung der Kirche, wenn dieſe der ſinnlichen Reflexion zu viel nachgiebt. Das Reich Gottes, welches ihr im Glauben durch die heilige Schrift kund gethan wurde, hat einen Naturanfang, der über die erſcheinende Welt hinausreicht. Dieſe ſo, auf wundervolle d. h. nicht aus der Erſcheinung zu erklärende Weiſe offenbar gewordene Natur, iſt ſeitdem die innerſte, eigenthümlichſte, realſte geblieben; ſie durchdringt alles Leben und weckt die Keime, wo ſie empfängliche Gemüther findet. Das iſt der fortdauernde Gnadenruf an Jeden.

Die allgemeinen Kräfte der Natur durchdringen ſich in der geſunden Geſtalt des Menſchen, das eigenthümliche Leben des Staates in dem Daſein des echten Bürgers, der ewigen Perſönlichkeit aber in den ſeligen, vorübergehenden Momenten des völlig gereinigten Daſeins offenbart ſich die göttliche Perſönlichkeit und ſie erkennt, wie dieſe, ganz Leib und ganz Geiſt, ſich ihm ergiebt, ohne ſich von Allen zu trennen — wie derſelbe Ton, auf dieſelbe Weiſe jedes Ohr, derſelbe Lichtſtrahl auf dieſelbe Weiſe jedes Auge trifft, wie daſſelbe Wort (es iſt Fleiſch geworden) auf dieſelbe Weiſe jede Seele erfüllt. Daher iſt der Geiſt, als erzeugende Perſönlichkeit, real gegenwärtig bei der Taufe, der Heiland im Abendmahl — und dieſes iſt der Geiſt der augsburgiſchen Konfeſſion, die Grundanſicht, nicht ein Dogma, an Werte gebunden. Ob nun dieſes Bekenntniß, in der Art, wie es überliefert wurde, in dem Drange der Umſtände entſtanden, ſelbſt ein Gegenſtand des Streites derer wurde, die es entworfen hatten, mag ein intereſſanter Gegenſtand der Unterſuchung für die Geſchichtsforſcher ſein; daß es ſiegreich alle Einwürfe überwand, daß es in der Form, in welcher es überliefert wurde, eine geſchichtliche Bedeutung erhielt, in ganzen Ländern angenommen und die Grundlage ihrer religiöſen Bildung wurde, daß es durch Rechte beſchützt, durch Verträge geſichert, ein geſetzliches Anſehen in vielen Ländern gewann, iſt ein unbeſtrittenes Faktum, und hier kann nur von dieſer geſchichtlichen Gewalt die Rede ſein. Alle ſpäteren Streitigkeiten, alle Spitzfündigkeiten der Theologen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, bis zu der manducatio oralis, ſelbſt die ſymboliſchen Bücher haben offenbar nur einen vorübergehenden Werth; ſie enthalten die Verſuche, dieſes Bekenntniß aufrecht zu erhalten, durch Klauſeln, durch oft ſeltſame Beſtimmungen, die das Gepräge des Jahrhunderts und der Perſonen tragen. Der Drang der Umſtände, Verhältniſſe, die uns zu einem entſcheidenden Schritte zwingen, wirken, wenn der vorliegende Gegenſtand uns theuer, ja heilig iſt und uns ganz durchdringt, nicht ſelten wie eine Inſpiration; ſie drängen alles Ueberflüſſige zurück, und ſo enthält die Augsburgiſche Konfeſſion die Grundanſicht der Kirche, und ein bewußtloſes, wir dürfen es ſagen, durch Gott geleitetes Gefühl, ſchloß alles aus, was überflüſſig war, ſo wie das, was künftig dem innerſten Weſen der Kirche Gefahr drohte, die Gewalt des erſcheinenden Denkens, wie die des Staates.

Wir wollen das Verhältniß der Theologen zu den Gleichgeſinnten, wie den Glauben der Kirche, welche uns die wahre ſcheint, unterſuchen. Wir denken uns dabei die lutheriſche Kirche in ihrer reinlichen Sonderung; die Theologen ſind ſelbſt Mitglieder dieſer Kirche, und haben nicht eine Meinung, ein Dogma, vielmehr eine reale, höhere Welt mit allen gemein — nicht durch das Bekenntniß, denn dieſes iſt nur eine äußere Erſcheinung, ſondern durch den Glauben, welchen alle theilen. Alle leben in dieſer Welt durch den Glauben, wie der ſinnliche Menſch in der ſinnlichen Welt durch den Leib, alle erblicken in dem, was der Erſcheinung angehört, ein durch das Böſe, durch die Sünde verhülltes höheres Daſein, aus welchem ſie wiedergeboren, neu erzeugt ſind, für welches ſie leben, handeln und denken. Dieſe Grundlage der Geſinnung, wie ſelten ſie auch in ihrer Reinheit hervortreten mag, iſt dennoch und allein ihre Religion. Ueber dieſe Grundlage, die keine Gelehrſamkeit iſt, und keine erfordert, hat der Theologe einer ſolchen Kirche offenbar keine Gewalt, ja, das tiefſte Studium vermag nicht ihn in religiöſer Hinſicht höher zu ſtellen, als den geringſten Mann, deſſen reine Geſinnung, deſſen hingebende Liebe ihn in der ſeligen Welt einheimiſch macht. Der Theologe verhält ſich zu den wahren Mitgliedern der Gemeinde, wie der Naturforſcher zu der uns allen, auf gleiche Weiſe gemeinſchaftlichen Natur. Man klagt über die geiſtige Hemmung, über die Finſterniß, welche ein ſolches Bekenntniß verbreitet, über die lähmende Gewalt, welche es ausübt — und es iſt entſchieden, daß es ſo gewirkt hat; aber ich leugne gradezu, daß eine ſolche Hemmung in dem Weſen deſſelben liegt. Was haben die Menſchen nicht gemisbraucht? Müßten wir nicht dem Chriſtenthume entſagen, wenn wir den Mißbrauch, welchen es veranlaßte, zu ſeinem Weſen rechnen könnten?

Leider iſt die Anſicht eine herrſchende geworden, als ob die Freiheit jede unwandelbare Beſtimmtheit ausſchließe, als ob die Freiheit des Erkennens nur da ſich kund thue, wo ein beſtändiger Wechſel ſelbſt das innerſte Weſen umwandelt, ſo daß Alles wandelbar wird, und das einzig Beharrliche der Wechſel bleibt, in und durch welchen die Freiheit ſich offenbart. Und dennoch iſt, im ſinnlichen Leben ſogar, die körperliche Geſtalt des Menſchen, ſchlechthin und bis ins Unendliche beſtimmt, bei allem Wechſel für das ganze Geſchlecht die nemliche, unwandelbare, und an dieſe Geſtalt iſt die Möglichkeit der Offenbarung jeglicher geiſtigen Freiheit mit unüberwindlicher Naturnothwendigkeit gebunden. Daſſelbe gilt für die Geſchichte; die eigentliche Freiheit, im eminenten Sinne, kann ſich nur da geſtalten, wo die geiſtigen Gattungen in beſtimmten, reinlich geſonderten Umriſſen auseinander treten und ſich trennen, ſo daß jede wie in der eignen Welt lebt: ja alle Verwirrung in der Geſchichte, und nach jeder Richtung hin, politiſche, wiſſenſchaftliche, religiöſe, entſteht durch eine voreilige, innerlich leere, ſich ſelbſt zerſtörende

Vereinigung unbeſtimmter Geſtaltungen, welche nur dann entſtehen kann, wenn durch lange Kämpfe ermattet, eine jede ihr eigenes Weſen verkennt, ſo daß dieſer ſcheinbare Friede nur ein täuſchender Waffenſtillſtand iſt. Für eine ſolche Vereinigung hat ſelbſt die Spekulation, in ihrer ſtrengen Allgemeinheit, keinen andern Ausdruck, als den der Indifferenz. Solche Verwiſchungen und Vermiſchungen erzeugen nur Willkühr, ſtatt der Freiheit; denn, da das Weſen der geſchichtlichen Gattungen nie verſchwinden kann, und als ſolches doch nicht begriffen wird, da es, in dieſer Unbeſtimmtheit erfaßt, ein Unendliches, Unbegrenztes wird, ſo iſt jede thätige Aeußerung der einzelnen, geſchichtlichen Gattung eine verſuchte Vernichtung aller übrigen, die, abgewieſen, in ſich zurückkehrt — und da Alle Alles gelten wollten, ſo gilt keine etwas. Zwar wird jene bedeutungsvolle, alles, wie es in der Natur geſchieht, nach ſeiner Eigenthümlichkeit beſtimmt trennende und dennoch im Innern vereinigende Geſtaltung, nie in der irdiſchen Geſchichte entſchieden hervortreten; aber die Zeiten, welche eine Annäherung zu einer ſolchen Sonderung verſtatteten, werden als die glücklichſten geprieſen, während diejenigen, welche auf eine unklare und verworrene Weiſe das Unbeſtimmte dürftig durch äußere Mittel vereinigen wollen, trübſelige, durch eine geiſtige Erſchlaffung, durch ein wechſelndes Chaos bezeichnete Epochen erzeugen, die, ſo reich ſie an ſchlummernden Keimen ſein mögen, dennoch immer tiefer ſinken, und für die Betrachtung der Zukunft nichts als eine leere, traurige Oede darbieten, wie für die Gegenwart eine gährende Verwirrung.

Iſt dieſes nun gewiß, und es kann nie geleugnet werden, ſo muß denjenigen, welche den religiöſen Glauben als das innerſte, eigentlich weſentliche Element in der Geſchichte betrachten, vor Allem einleuchten, daß die beſtimmte Sonderung der Kirche, welche ihnen als die wahre erſcheint, allein es vermag, die Verwirrung zu heben, Ordnung und wechſelſeitiges Anerkennen in dem wüſten Chaos der Gegenwart zu erzeugen. Gelänge es ihr, in reiner Geſtalt, geſondert von allen ſtörenden Elementen, hervorzutreten, dann würden auch die finſtern Schatten, welche, wie in der ganzen Geſchichte, ſo in jedem Gemüthe zu verlocken ſuchen, daß wir unſer ſelbſt und uns unter einander nicht erkennen, verſcheucht werden.

Die heilige Schrift iſt kein Buch, welches mit irgend einem andern verglichen werden kann. Es iſt von allem, nicht dem Grade nach, ſondern ſchlechthin, ſpezifiſch unterſchieden. Es umfaßt Gott und Menſchen, Leben und Tod, Himmel und Erde, Natur und Geſchichte; ja die Natur erhält erſt ihre Geſchichte, ihre göttliche Beſtimmung, die Geſchichte ihre göttliche Natur, ihre ewig freie Beſtimmtheit durch dieſe Schrift — wenige bedenken, was das Wort Gottes unergründlich Tiefes enthält. Seit faſt zweitauſend Jahren war es das tiefe Fundament der höchſten, geſchichtlichen Bildung.

So hat dieſe Schrift Wurzel geſchlagen in jedem Gemüthe, iſt in eine unendliche Menge von Beziehungen gegen eine unendliche Menge Menſchen getreten — als die neue Schöpfung einer verborgenen, noch in den Keimen verhüllten Welt, und darin, der alten Schöpfung, der Natur ähnlich. Sollte nicht das Ergebniß jeglicher Forſchung in dieſem Buche, als in einer tiefen, ja höhern Natur, welches, vom Talent unterſtützt, durch Anſtrengung geregelt, durch Gewiſſenhaftigkeit gereinigt, gewonnen wurde, uns werth und theuer ſein?

Aber es giebt nur eine ewige Wahrheit, nur eine Geſtaltung hat die Verheißung — und dieſe, welche alle Keime der Entwickelung aus ſich enthüllt, ſollte hemmend erſcheinen? Erlaubt es nur, daß ſie hervortreten darf in ihrer reinen, mächtigen, Geſtalt; laſſet ſie laut werden, damit die innere Kraft des geiſtigen Reichthums, welche ſich in ihr verbirgt, offenbar werde und erſcheine — und ihr ſollt erkennen, daß ſie die mächtige iſt; nicht an geiſtloſe, ſeelentödtende Worte gebunden, und dennoch in jeder Aeußerung, in jedem Worte beſtimmt, nicht an eine beſchränkende Lehre gefeſſelt, und dennoch in allen Beſtimmungen ſtrenge, wird ſie jegliches Talent anfeuern, wenn es durch den Glauben gereinigt iſt, keine Forſchung ſcheuen, keinen Zweifel abweiſen. Sie wird nie mit äußeren Waffen kämpfen.

Einer der geiſtreichſten Vertheidiger der Union wünſcht für den allgemeinen Kampf der Meinungen ein offenes Feld. Auch wir ſcheuen uns nicht ihn zu beſtehen, ja wir wünſchen ihn — um ſo mehr, da unſer religiöſer Glaube, und unſer klares Bewußtſein eben dann, wenn der geiſtige Kampf nach allen Richtungen offen und ungehemmt ſtattfinden kann, uns mit Sicherheit den Sieg verſpricht; und dieſen deſto gewiſſer, da wir erkennen, daß das geiſtig Gewaltigſte, das Gediegenſte unſerer Zeit, wie es die Natur ergreift, die Geſchichte zu ergründen und in gewiſſenhafter Forſchung zu deuten ſucht, wie es das Leben zu geſtalten ſtrebt, wenn es ſich bis zum bewußten Glauben zu ſteigern und die gebundene Knospe zu entfalten vermochte, uns dazu willig ſeine Waffen darreicht, die bis jetzt von uns abgewandt, ja wohl feindſelig gegen uns gekehrt ſind. Dann wird die Theologie als der lebendige, geiſtige, entwickelnde Mittelpunkt alles Erkennens, nicht blos an eine Zunft gebunden, ihre höchſte Bedeutung erhalten, und jener frühere Unterſchied zwiſchen Klerikern und Laien wird dem freieren, großartigen weichen, der diejenigen ſondert, welche in ſtiller Einfachheit des Sinnes durch den Glauben ſelig ſind, und diejenigen, welche berufen, für die Zukunft des Herrn thätig zu ſein, ſich der Gnoſis hinzugeben wagen, die, obgleich hier nur wie in einen Spiegel blickend, in die Tiefen der Gottheit ſchaut. Ein Unterſchied, der keinen Vorzug begründet, weder auf dieſer, noch auf jener Seite.

Freien Kampf fordern auch wir, glauben aber, daß dieſer nicht an Bedeutung verlieren wird, wenn er ſich nicht ganz und gar in die vorübergehenden Formen vergänglicher Subjektivitäten, als kämpfender Parteien verliert, wenn es nicht blos die Meinungen des gelehrten Herrn A., des berühmten Herrn B. u. ſ. w. ſind, welche ſich untereinander reiben, wenn es vielmehr große, geſchichtliche Maſſen ſind, die mächtig mit einander ringen, dem Kampfe eine tiefere Bedeutung geben und einen gewaltigern Aufſchwung. Wo jene Zerſplitterung herrſcht, da entſtehen Gemeinden und Gemeindchen ins Unendliche, die Religion wird eine wechſelnde Modeſache, an die intereſſante Perſönlichkeit irgend eines Redners geknüpft, und die große, ſtrenge, geſchichtliche Form geht in dem anmuthigen, äſthetiſchen Vortrage des Einen, in dem ſpekulativen Tiefſinne des Zweiten, in der ſentimentalen Schwächlichkeit des Dritten, in der beſchränkten Frömmelei des Vierten unter. Es bilden ſich eben ſo viele Sekten, die freilich ohne irgend eine bedeutende Reibung neben einander hingehen, weil dieſe ganze Art ſich wenig über die herrſchenden Geiſtreichigkeiten des Tages zu erheben vermag, und in allen möglichen Nüancen nur dazu dient, einem kränkelnden, geiſtigen Hochmuthe eine unerquickliche Nahrung zu bereiten.

Schluß.

Duldung. Anerkennung.

Es wird aus Allem, was ich bis jetzt entwickelt habe, aus dem Streben, durch welches ich ganz für das Chriſtenthum gewonnen wurde, aus meiner Anſicht deſſelben, die ſich immer mehr ausbildete und zuletzt als unerſchütterliche Ueberzeugung fixirte, einleuchten, daß mir das Chriſtenthum allein den Standpunkt allgemeiner, umſichtiger Duldung gewähren konnte, daß außer dieſem Standpunkte gar keine wahre Duldung möglich iſt, daß dieſe aber, echt chriſtlich aufgefaßt, ſich bis zur lebendigen, poſitiven Anerkennung alles deſſen, was aus der Wahrheit und der Liebe zu irgend einer Zeit, in irgend einer Form, in der Geſchichte erzeugt wurde, ſteigern muß. Das Chriſtenthum iſt die innerſte Mitte der erlöſenden Entwickelung des ganzen Menſchengeſchlechts und der Natur. In der alten Zeit ward dieſe Erlöſung prophetiſch verkündigt durch ein den übrigen Völkern verborgenes Volk, Allen aber in allem Herrlichen und Großen, Tiefen und Hohen, Anmuthigen und Schönen angedeutet. Es iſt die ſchönſte

Aufgabe des chriſtlichen Forſchers mit reinem, liebenden Sinne dieſe Deutungen in ſämmtlichen Richtungen der Geſchichte, auch in unſeren Tagen hervorzuheben, und nur die Lüge und die Selbſtſucht, wo ſie erſcheinen, am anhaltendſten in ſich ſelbſt zu bekämpfen. Das zukünftige Schickſal des Menſchen iſt, wie das tiefſte Innere des Gemüthes von der Erſcheinung abgewandt und verborgen in Gott; ja dieſes Innerſte des eigenen Gemüthes deckt ſich keinem Menſchen vollkommen auf, und daher lehrt die Schrift, daß wir unſere Seligkeit mit Furcht und Zittern zu erringen ſuchen ſollen. Richten dürfen wir nie, denn alles, ſelbſt die Sünde gegen den Sohn, kann vergeben werden, nur die gegen den Geiſt führt zur ewigen Verdammniß — und wer kann über die Bedeutung dieſer grauenhafteſten aller menſchlichen Unthaten in Zweifel ſein? Sie iſt das bewußte ſich Abwenden von Gott, wodurch das letzte Band reißt, und der Menſch, ingrimmig, ohnmächtig widerſtrebend, auf immer der Unterworfene, der Knecht eines ewigen Geſetzes wird, welches von jetzt an aufgehört hat, das Geſetz der eigenen Natur zu ſein. Daß aus der Leidenſchaft, der Lüge, aus der Schwäche ſelbſt, wenn ſie den Menſchen in den innern Abgrund der Verwirrung immer tiefer verſtrickt, dieſe Unthat der innern Empörung gegen Gott ſich entwickeln kann, ſoll der Menſch glauben, denn aus dieſem düſtern Hintergrunde erhebt ſich das unabläſſige Streben, das nie erſchlaffende Ringen nach dem Lichte, durch dieſes ſelbſt, durch die Gnade erzeugt.

Alſo hat Gott die Welt geliebet, nichts iſt ausgeſchloſſen — der forſchende, gläubige Chriſt, von allen Feſſeln der Selbſtſucht befreit, ſteht im Erkennen, wie im Lieben ungebunden da, auch die eigene Anſicht feſſelt ihn nicht; das Chriſtenthum aber iſt die Offenbarung des Heils, alles deſſen, was einen Keim der Zukunft in ſich trägt. Auch in den Formen der Kirche, wie ſie ſich abweichend geſtaltet haben, dürfen wir eine tiefere Bedeutung ahnden. Sehen wir gleich in der rein gehaltenen, von jeder fremden Beimiſchung geſonderten, in ihrer Eigenthümlichkeit nach außen geſchloſſenen, lutheriſchen Kirche, das in unſeren Tagen vorzüglich vorwaltende Ebenmaaß der Naturſeite und der Seite des Denkens ſich offenbaren, ſo ſoll dennoch nicht geleugnet werden, daß in dem Katholizismus, in der Richtung der überwiegenden Naturſeite, eine Tiefe der verborgenen, göttlichen Natur uns noch verſchloſſen liegt, die, nach innen gewandt, in zukünftiger Herrlichkeit hervortreten wird — und ſehen wir nicht ein Ringen nach jenem höhern, von der Erſcheinung abgewandten Erkennen, wie zu jeder Zeit, ſo auch jetzt aus dieſer Kirche hervorbrechen? So wird auch auf der Seite des Denkens, wie dieſes aus dem Glauben wiedergeboren, (nicht gelähmt — geſtärkt und verklärt vielmehr) ſich einſt eine Tiefe kund geben, die wir hoffnungsvoll und ahndend begrüßen. Dann wird das Extrem der Verbildung in dem Katholizismus, der in die Erſcheinung durch den Aberglauben, in die äußeren Werke, wie durch einen böſen Zauber gebundene Sinn weichen. Wir müſſen den von der ſinnlichen Reflexion gefeſſelten, alles Göttliche in ſeiner tieferen Bedeutung verkennenden Verſtand, die misbräuchlich ſogenannte Aufklärung, den Rationalismus im engſten, flachſten Sinne, das entgegengeſetzte Extrem nennen, und geſtehen, daß wir ihn nicht höher zu ſetzen vermögen, als jenen Aberglauben, über deſſen Vertreibung er triumphirt.

Deswegen iſt dieſer Rationalismus ſo populair geworden, hat ſich eingedrängt in die niederen Klaſſen, und dort vorzüglich die unglücklichen Keime zu den Früchten gelegt, die jetzt leider reif zu werden drohen. Aber auch er muß von dem tieferen Denken überwunden werden, und wenn dieſe Verirrungen ausgeſchieden ſind, dann wird die wahre Vereinigung, die triumphirende Kirche ſich entwickeln.

Der Kampf iſt nicht ausgeſchloſſen, er iſt aber ein ritterlicher, der den Gegner verſteht, ſchätzt, anerkennt — wie aller Kampf, welcher aus der Liebe entſpringt und nur das Nichtige vernichtet.

Wiſſenſchaft und Kunſt.

Das ſtrenge, ernſte Chriſtenthum ſchließe Wiſſenſchaft und Kunſt aus, behaupten viele; vielmehr werden beide durch das Chriſtenthum ihre wahre höhere Bedeutung erhalten, entgegnen wir. Es iſt kein Fach, kein Studium — es iſt eine Geſinnung, und zwar die innerſte; nicht ein ſolches, dem wir uns erſt mit übertriebenem Eifer hingeben, um dann davon ablaſſend, anderes zu treiben, wie Tiek's Shakſpeare: vielmehr dasjenige, aus welchem Alles übrige, wie aus einem gemeinſchaftlichen Grunde freudig hervorſpringt. So ſagen andere: die harmoniſche Ausbildung aller Seelenkräfte ſei das Ziel der Menſchen — was keineswegs geleugnet werden ſoll — nur wenn ſie meinen, die chriſtliche Religion ſei ein Aeußeres, ein Ding, welches mit den übrigen ins Gleichgewicht gebracht werden ſoll, müſſen wir dieſes verneinen; ſie iſt vielmehr das Gleichgewicht ſelbſt — ja mehr als dieſes, die zur Geſinnung gewordene innere Einheit, welche die Harmonie erſt möglich macht.

Ein tiefſinniger Schriftforſcher in meiner Nähe, deſſen Entwickelung ich früher begleiten durfte, machte mich zuerſt auf eine merkwürdige Unterſcheidung in der heiligen Schrift aufmerkſam. Bekanntlich wird das jüngſte Gericht, die letzte, vollendete Zukunft, von der Zukunft des Herrn in der Geſchichte unterſchieden. Dieſe letztere ſtellt die chriſtliche Lehre von der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts, als Blütenpunkt der gegenwärtigen Epoche des ſinnlichen Daſeins dar; ſie überträgt, was der Reflektirende als ein Erzeugniß der ſich reibenden Meinungen und Geſinnungen erreichen zu können meint, auf den Erlöſer, und erblickt in ihm, in ſeiner Wiederkunft, die Löſung der Aufgabe der Geſchichte, die Scheidung des Böſen von dem Guten. Alles, was die Schrift von der Verdammniß der Ungläubigen ſpricht, bezieht ſich auf dieſe Entwickelung, und erhält eben dadurch einen milderen Sinn. Ich überlaſſe meinem Freunde die theologiſche Entwickelung ſeiner Lehre, mir aber iſt es klar, daß das Glück derer, die lebendig den Heiland anerkennen, jenes abrahamitiſche iſt, jenes Glück des Glaubens ſelbſt, welches freilich der Ungläubige entbehren muß. Aber dieſes eben, frei, kindlich, in einem die Welt liebend umfaſſenden Sinne, ſieht in allem dem, was einen bleibenden Werth in der Geſchichte hat, ja auch in der eigenen ſtillen Bemühung, wie ſie ſich gewiſſenhaft entfaltet, jene Blüte, in welcher es ſeine innerſte, heiligſte Bedeutung erhalten wird. So iſt jedes Beſtreben geſegnet, und das Ausſchließende bleibt dem Gläubigen fremd. Ja er genießt die allſeitige Freude an der Bemühung aller, ihm iſt der weiſſagende Blick in die heitere Zukunft vergönnt, deſto heller, je umſichtiger er iſt. Wohl freut ſich jeder Forſcher ſeiner Entdeckung, ſeiner klareren, feſteren Beſtimmung, aber jene hohe, ſelige Freude iſt allein dem Glauben eigen. Und ſie erſtreckt ſich nicht auf dieſes Forſchen allein, ſie durchdringt des Gläubigen ganzes Leben, ſie trägt und ſtärkt ihn. Wer die Verworrenheit unſerer Zeit innerlich durchlebt hat, und die drohenden Ungewitter der jüngſten Tage mit Schrecken ſich geſtalten ſah, kann der daran zweifeln, daß Monſtra ſich regen, Ungeheuer entſtehen wollen, wie die jener Urzeit des in der Natur gebundenen Geiſtes, wie jene der zertrümmerten Vergangenheit in der Geſchichte. Zagend ſieht jeder ſelbſt der nächſten Zukunft entgegen, und muß ſich wohl geſtehen, daß nur eine höhere Macht das Ungewitter beſchwören kann. Wir theilen nicht die Meinung derer, welche ſolche Zeichen zuſammentragend, die Naturerſcheinungen, wie ſie epochenmäßig ſich wiederholen, ſammelnd, die letzten Tage verkündigen: wir glauben vielmehr, der Schrift getreu, daß ein jeder, wie auf ſeinen Tod, der nahe und fern ſein kann, auf die Ereigniſſe der Zeit bereit ſein müſſe. Aber nur der wahrhaftige Chriſt hat für alle Ereigniſſe des Lebens — und ſein Herz ſchlägt für das ganze Geſchlecht — jene ruhige Zuverſicht, jenen heitern Glauben, den nichts überwindet; und das iſt ſeine Seligkeit, er begehrt, ſo lange er hier lebt, keiner andern — richten will er keinen, aber bedauern muß er jeden, der ſie nicht theilt.

Jener monſtröſe Wahnſinn hingegen, der jeden, welcher nicht auf der Erde ſein Bekenntniß theilt, der ewigen Verdammniß preisgiebt, iſt ihm furchtbar, er nennt ihn unchriſtlich und mit Recht. Das hohe Richteramt, die letzte Entſcheidung, ertheilt der liebenden Geſinnung die ewige Seligkeit; durch ſie gehört auch der, welcher während ſeines Lebens nicht das Glück hatte, den Heiland zu erkennen, zu den durch die Liebe Gerechten.

Aber eine höhere Bedeutung trägt jedes redliche Streben in ſich, denn Alles, was die Wahrheit erkannte, Alles, was die Liebe that, reicht *über* dieſes Leben hinaus; der Gott der Liebe hat das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt jedem ihm geweihten Bemühen, und was in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Treue und Liebe gelingt, das iſt nicht geſtorben, es lebt mit uns, in uns, als der freien Kinder keimendes Erzeugniß.

Myſtizismus. Fanatismus.

Alles iſt an die Entwickelungsſtufe des Menſchengeſchlechts gebunden; aber eben, weil ſie eine Entwickelung iſt, ruht in ihr das Ewige. Es kann erkannt werden, denn es *iſt* da, und wahre Wiſſenſchaft, in ihm gegründet. Fürchtet ſie nicht, wenn ſie auf dem Boden des Glaubens entſprungen iſt. Der Grund des Daſeins iſt verborgen, die Zukunft, welche Alles enthüllen ſoll, nur für den Glauben da. Dieſes Geheimniß iſt myſtiſch — aber, was im Erkennen die Stufe der Entwickelung frech und ungeduldig überſpringt, wird Myſtizismus. Dem Chriſtenthume iſt er fremd, denn die wahre Demuth, die ſtille, heilige, ſchönſte Blüte des Glaubens erkennt in den innern und äußern Verhältniſſen des Lebens das Geſetz eines liebenden Gottes, dem ſie ſich freiwillig ergiebt. Frevelhafter noch iſt ~~derjenige, der,~~ nicht als lebendiges Glied der Zeit und ihrer Ordnung, die Entwickelungsſtufe handelnd überſpringt — er wird fanatiſch.

Aber die Liebe iſt das Höchſte — wer dem Menſchengeſchlechte in jenem Sinne allumfaſſender Liebe ſich opfert, dem kommen ſelbſt ſeine Irrthümer zu Gute, ihm wird viel vergeben, denn er hat viel geliebt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 19 Zeile 8 von unten, ſtatt: religiös, lies: religiös iſt.
„ 20 „ 5 von oben, ſtatt: Vorwurf, lies: Einwurf.
„ 29 „ 7 von oben, ſtatt: ſind, lies: iſt.
„ 49 „ 10 von oben, ſtatt: Meiſterleitie, lies: Meiſterlectie.
„ 71 „ 8 von oben, ſtatt: übernommen, lies: vernommen.
„ 94 „ 3 von oben, ſtatt: wenig, lies: ungegründet.
„ 98 „ 6 und 7 von oben, ſtatt: Billigung, lies: Billigkeit.
„ 99 „ 14 von oben, ſtatt: ein Gemüth, lies: ein ſolches Gemüth.
„ 104 „ 9 von unten, ſtatt: nimmer, lies: immer.
„ 110 „ 10 von oben, ſtatt: eigenen, lies: ewigen.
„ 111 „ 13 von oben, ſtatt: einer, lies: ſeiner.
„ 115 „ 11 von unten, ſtatt: ihrer, lies: phyſikaliſcher.
„ 169 „ 16 von oben, ſtatt: unſer, lies: uns.

Schriften von Henrich Steffens,

welche

im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Komp. in Breslau erſchienen, und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen ſind.

Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeine. Von Henrich Steffens. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Anthropologie. Von Henrich Steffens. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Schriften. Alt und Neu. Von Henrich Steffens. 2 Bände gr. 8., 1 Thlr. 18 Gr.

Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik. 1. Heft: zur Geſchichte der heutigen Phyſik. Von Henrich Steffens. gr. 8. geheftet. 22 Gr.

Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten. Von Henrich Steffens. gr. 8. geheft. 10 Gr.

Ueber Kotzebue's Ermordung. Von Henrich Steffens. 8. geheftet. 4 Gr.

Turnziel. Sendſchreiben an Herrn Profeſſor Kayßler und die Turnfreunde. Von Henrich Steffens. 8. geheftet. 16 Gr.

Novellen.

Die Familien Walſeth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. 2te verb. Auflage. 5 Bändchen. gr. 16. geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen v. Henrich Steffens. 6 Bändchen 8. 5 Thlr. 20 Gr.

Unter der Preſſe befindet ſich und erſcheint nächſtens:

Malkolm. Eine norwegiſche Novelle. Von Henrich Steffens. 2 Bände. 8.

Predigten.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und zu haben:

Das Heil in Chriſto und ſeine Aneignung und Verſchmähung. Drei Predigten von Julius Müller, evangeliſchem Pfarrer in Schönbrunn. gr. 8. 1831. Geheftet. Preis 8 Gr. oder 10 Sgr. Die Prediger-Literatur Deutſchlands hat durch obige Predigten eine gewiß ſehr dankenswerthe und ſehr anzuerkennende Bereicherung erhalten. Wie der Titel andeutet, ſtehen ſie in einer engen Beziehung zu einander, und bilden gewiſſermaßen ein zuſammenhangendes

Ganzes. Die eigenthümliche, Geiſt und Gemüth anſprechende Auffaſſung und Entwickelung bibliſcher Texte, ſo wie die Gediegenheit der Darſtellungsform und die Schönheit der Sprache und des Ausdrucks, werden dieſen Predigten überall Eingang verſchaffen, und wir ſind in Voraus überzeugt, daß die öffentliche Kritik dieſelben, nicht blos den Herren Predigern, ſondern auch allen religiös Gebildeten, als eine wahrhaft erbauende Lektüre dringend anempfehlen wird.

Drei Zeitalter der chriſtlichen Kirche, dargeſtellt in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen von Dr. G. F. W. Suckow, evangeliſchem Prediger. 8. 1830. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Oben angezeigte, ſo eben erſchienene Schrift, iſt beſonders und mit Recht allen praktiſchen Theologen zu empfehlen. Hoffentlich wird ſie mit Intereſſe aufgenommen werden, da ſie einen Gegenſtand gründlich zu erörtern ſtrebt, welcher die Aufmerkſamkeit der meiſten evangeliſchen Prediger bei der Verwaltung ihres Amtes von jeher in Anſpruch genommen hat.

Buchhandlung Joſef Max u. Komp.
in Breslau.

Steffens

H. lit. U.
274 b

Ueber

geheime Verbindungen

auf

Univerſitäten.

Ein Fragment aus den Vorträgen über die Hodegetik

von

Henrich Steffens.

Zum Beſten der Schleiermacherſchen Stiftung.

Berlin, 1835.
Bei Duncker und Humblot.

[illegible]

Aufgefordert von einem Theil meiner Zuhörer laſſe ich dieſes Fragment drucken, wenn auch nicht ganz wie es geſprochen wurde — denn ein mündlicher Vortrag muß ſich von einem gedruckten Aufſatz unterſcheiden — doch der Hauptſache nach ſo, wie ich dieſen Gegenſtand hier und ſeit mehreren Jahren in Breslau behandelt habe.

Die geſchichtliche Darſtellung der Univerſitäten leitete uns zu der Anſicht, daß ſie durch die vereinigende Macht der Philoſophie entſtanden ſind. Dieſe bezeichnet uns hier die geiſtige Einheit, die alles Wiſſen durchdringt und die daher, ſo wie ſie alle Wiſſenſchaften vereinigt, auch für die Epoche der Selbſtbildung, die innere Einheit und geiſtige Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt herbeiführt, die das Ziel der Studien auf den Univerſitäten iſt, und die in einer jeden beſondern Beſchäftigung das Allgemein-Geiſtige hineinbildet. Daher die Benennung „Universitas literarum“. Eine Univerſität, durch welche die leere Vereinzelung der Studien aufgehoben und die lebendige Einheit, wie im Ganzen, ſo in einem Jeden geſetzt wird.

So zog die Philoſophie die mediciniſchen Schulen von Montpellier und Salerno an ſich, wie die juridiſche Schule von Bologna, ſo verließ die Theologie die Klöſter; den gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt alles Wiſſens, die gemeinſchaftliche Entwickelung, die eine jede Wiſſenſchaft in ihrer eigenthümlichen Art fördert, in einer größern Vereinigung ſuchend. Die Philoſophie iſt daher Anfang, Mitte und Ende aller Studien auf den Univerſitäten, ſie iſt das immanente, belebende Prinzip aller Doctrinen, und wenn wir jeden Verſuch, die höhere geiſtige Einheit in die beſonderen Verhältniſſe erlangter Kenntniſſe hineinzubilden, Theorie nennen, ſo müſſen wir die Univerſitäten als rein theoretiſche Inſtitute betrachten — eine Anſicht, die zu begründen und gegen alle Einwürfe zu vertheidigen, ſpäteren Darſtellungen überlaſſen wird.

Ebenſo behalten wir uns vor, ſpäter den Begriff der philoſophiſchen Facultät, als einer beſondern zu entwickeln, ſo wie der Grund, weshalb das Studium der Sprachen, der Geſchichte, der Natur, der Pädagogik von Rechtswegen dieſer Facultät angehört. Aber die Philoſophie iſt nicht eine leere, getrennte Einheit, nicht eine Abſtraction, die ſich von dem allgemeinen Leben iſolirt, ſie iſt die bewußte Einheit, wie aller Verhältniſſe des ſich in ſich beſinnenden, ſo des ſich entwickelnden Geiſtes, und diejenigen Zeiten preiſen wir vorzüglich glücklich, in welchen dieſe Macht beſonnener geiſtiger Vereinigung alle Verhältniſſe des Lebens durchdringt. — Daher erſcheinen die übrigen Facultäten nicht als getrennte Inſtitute in ihrer Vereinzelung, vielmehr als lebendig verbunden zum gemeinſamen Leben. —

Natur und Geſchichte liegen vor uns als zwey große Formen, die unſer ganzes Daſeyn ergreifen. — Jene tritt uns, als eine fremde Gewalt entgegen, durch deren Geſetze wir uns gebunden fühlen. Sie ſollen als Geſetze des Geiſtes erſcheinen, der allein unſer wahres Weſen bildet, damit wir uns frei fühlen. Dieſe erſcheint als aus der Verbindung eigener, menſchlicher Thaten entſprungen, ſie ſoll ſich entäußern, in ein geordnetes geiſtiges Ganze uns binden, damit die leere Unendlichkeit wechſelnder Verhältniſſe einen innern ruhenden Mittelpunkt finde, damit die Willkür ſich zur Freiheit, zur geiſtigen Einheit verkläre.

Wir kennen einen Standpunkt, auf welchem die Natur uns nicht bindet, nichts enthält, was unſerm Weſen innerlich widerſtrebte, auf welchem alles, was in der Geſchichte uns zu feſſeln ſcheint, uns innerlich frei läßt. — Es iſt der Standpunkt, auf welchem der Chriſt ſich durch göttliche Gnade erhoben fühlt. — Hier wiſſen wir uns von der ewigen Liebe getragen, die unſer wahres, ewiges Weſen enthüllt, und in dieſem ſich uns als erlöſende, verſöhnende Macht kund giebt. Die Religion löſt alle Räthſel des Lebens unmittelbar, und iſt dem Kinde wie dem Alten, dem Einfachen wie dem geiſtig Gebildeten gleich nahe. Was ich in dieſen Stunden vortrage, was ich überhaupt auf der Univerſität lehre, ſetzt die chriſtliche Geſinnung voraus. Damit die Selbſtbildung des Jünglings möglich ſey, muß die gereinigte Geſinnung in dieſem unwandelbaren Mittelpunkt ſeines Daſeyns den Ruhepunkt gefunden haben, aus welchem jede Forſchung hervorquillt, zu welchem ſie wieder zurückkehrt.

Aus dieſer heiligen Quelle genährt, durch das Ringen nach ſelbſtbewußter, geiſtiger Einheit des Wiſſens erfriſcht, durch gründliche Studien geſtärkt, ſoll der Jüngling ſich eine geiſtige Heimath erwerben, indem er ſich dem Staate weiht. Fühlt er ſich berufen, ſich der Speculation, der Sprachkunde, der Geſchichts- oder Naturforſchung, der Erziehung zu widmen, dann bleibt er auf immer innerhalb der Grenzen der philoſophiſchen Facultät. Aber Natur und Geſchichte treten, jene beherrſcht, indem wir uns ihren erkannten Geſetzen unterwerfen, dieſe geordnet, indem wir den göttlichen Willen, der Alles lenkend, durch ihre Entwickelung bildend fortſchreitet, durch Forſchung erkennen und durch Handlung erfüllen, in das Staatsleben hinein. — Und ſo entſtanden die vier Facultäten. Die eine, die cameraliſtiſche, fehlt zwar auf den meiſten Univerſitäten, oder iſt vielmehr mit der philoſophiſchen mehr äußerlich, als ihrer Bedeutung nach, verbunden. Aber wir wiſſen, wie das klare Bewußtſeyn von dem Einfluß der Natur auf das Staatsleben, die geſchichtliche Gewalt über die Naturverhältniſſe, die unſerer Zeit ihre eigenthümliche Bedeutung giebt, den früheren Zeiten, in welchen ſich die Univerſitäten bildeten, unbekannt war, und ſo blieb jene beſtimmte Facultät in der allgemeinern verhüllt. — Die höhere naturwiſſenſchaftliche und induſtrielle Bildung unſerer Tage ſcheint ihre Trennung zu fordern.

In univerſeller Richtung ſuchen wir, die Naturgeſetze benutzend, die geſchichtlichen Verhältniſſe zu ordnen, und die Facultät, die dieſe Richtung ausbildet, iſt die cameraliſtiſche. —

Concentrirt ſich die Naturwiſſenſchaft auf die

Menſchen, als Individuen, hier die natürliche Ordnung (die Geſundheit) erhaltend, ſo entſteht die mediciniſche Facultät.

In univerſeller Richtung ſuchen wir die geſchichtlich entſtandenen Verhältniſſe der Geſellſchaft zu ordnen, und die Facultät, die dieſe Richtung ausbildet, iſt die juridiſche. —

Concentrirt ſich die Geſchichte, als Offenbarung, auf die Menſchen, als Individuen, hier die göttliche Ordnung erhaltend, ſo entſteht die theologiſche Facultät.

Welche zukünftige Beſtimmung der Jüngling auf den Univerſitäten nun auch wählen mag, für den Staat, für ſeinen Dienſt ſoll er ſich ausbilden und die Selbſtbildung hat eben die Bedeutung, daß ſie ihn nicht als todtes Mittel, ſondern als lebendiges, mit Selbſtbewußtſeyn thätiges Organ dem Staate einbildet. — Das Verhältniß des Studierenden zum Staate iſt hieraus von ſelbſt klar. Die Thätigkeit für dieſen bildet ſeine Zukunft, er aber iſt lediglich an ſich ſelbſt gewieſen. Daß er über ſeine zukünftige Thätigkeit mit ſich ſelber in's Klare komme, iſt — nicht der Anfang, vielmehr das Ziel der akademiſchen Studien. Iſt dieſes ihm gelungen, dann iſt die Abſicht ſeines Aufenthalts auf der Univerſität erreicht. Er iſt alſo ganz an ſich gewieſen. Das Verhältniß zu ſeinen Lehrern, ihre Vorträge, jede Aufforderung zur Thätigkeit, jede Unterſtützung die er genießt, jede Aufmunterung die ihm wird, weiſe ihn auf ſich zurück. Dieſe geiſtige Selbſtentwickelung, dieſer höhere, edlere Egoismus iſt ſein einziger Beruf — andere Anſprüche werden nicht an ihn gemacht. Verlieren Sie dieſe ruhige, innere Selbſtbeſchäftigung aus den Augen, glauben Sie ſich berufen, für einen weitern, außer Ihnen liegenden Wirkungskreis thätig zu ſeyn, dann zerſtören Sie die Entwickelung der Gegenwart und verkümmern ſich die eigene Zukunft. Selbſt die beſtimmte Richtung der vier Facultäten nach einer zukünftigen Praxis zu, bleibt innerhalb dieſer Grenze der innern Selbſtbefriedigung. — Der Schüler ſoll nicht ſelbſtklug den Studenten auf der Schule ſpielen, eben ſo wenig der Student den Staatsbürger auf der Univerſität. Daher ſind die Vorübungen, durch welche die Studierenden für ihre zukünftigen praktiſchen Beſtimmungen ausgebildet werden, von Rechtswegen von den Univerſitäten getrennt. Es fängt ein neues, ihnen bis dahin unbekanntes Leben an, und es iſt heilſam und nützlich, daß ſie es als ein ſolches erkennen.

Das ganze Geſchlecht wird für eine höhere Beſtimmung erzogen. Die Erziehung durch fremde Hülfe iſt die der Schüler, die Selbſterziehung die der Geſellen, die wechſelſeitige Erziehung, unter göttlicher Leitung, die der Meiſter, die das Geſchlecht, den Staat fordern ſoll. Je beſtimmter, je entſchiedener und klarer dieſe Gliederung hervortritt, deſto bedeutender iſt die geiſtige Entwickelung. Aber eben daher wird der Geſelle, wie er auf den Univerſitäten ſich ausbildet, für geiſtig reif erklärt. Er hat aufgehört ein Kind zu ſeyn, er fordert mit Recht nicht als ein Kind behandelt zu werden, aber auch der Staat muß ihn dann als einen **Solchen** betrachten, der Verpflichtungen mit Ueberlegung übernimmt und ſich ſeiner Handlungen bewußt iſt. Daher muß er die volle Verantwortung für ſeine That übernehmen, ja er muß ſelbſt dieſe Verantwortlichkeit fordern, ohne welche er nicht als ein Freigeſprochener betrachtet werden kann. —

Die bisherige Darſtellung hat uns einem Gegenſtande nahe gebracht, der unſere ganze Aufmerkſamkeit, der eine offenherzige, klare, unverhüllte Unterſuchung fordert. Vorträge, die ihre Abſicht unmittelbar, im ächten Sinne praktiſch, eine Anleitung zur zweckmäßigen Benutzung der Univerſitäts-Jahre zu geben, nicht verläugnen, können dieſe Unterſuchung nicht umgehen. Die unglücklichen Verirrungen, die ſich auf mehreren deutſchen Univerſitäten eingeſchlichen haben, geheime Verbindungen, thörichte, ja verbrecheriſche Unternehmungen haben das Mißtrauen der Regierungen erweckt, in ganz Deutſchland fand man es nothwendig, gegen ſo tiefgreifende Uebel die ſtrengſten Maaßregeln zu nehmen. Viele Jünglinge ſind das Opfer eigener Verirrungen geworden, viele Eltern beweinen ihre Söhne, noch mehrere zittern für ihre Kinder. Ich kenne den Umfang dieſer Verbindungen nicht, mir ſind ihre Thaten nur da bekannt geworden, wo ſie eine unglückliche Oeffentlichkeit erhielten. In vielen Abſchattungen von eigentlichem Verbrechen bis zur unſchädlichen, obgleich ungeſetzlichen und ſtrafbaren Thorheit mögen dieſe Verbindungen Jünglinge in ihre Mitte gelockt haben, und meiſt verſchwindet ſelbſt die Erinnerung an ſolche Verirrungen, wenn die zwingenden Verhältniſſe des Lebens ſie ergreifen. — Aber das Factum iſt da, wir dürfen es nicht läugnen. — Zwar weiß ich, daß ſolche Verbindungen unſerer Univerſität fremd ſind, daß der Thor, der es wagen wollte, jugendliche Gemüther für geheime Bündniſſe zu gewinnen, an der guten Geſinnung unſerer Studierenden einen nie zu überwindenden Widerſtand finden würde. Aber viele Jünglinge verlaſſen unſere Univerſität um andere zu beſuchen. Viele ſind von andern hierher gekommen und eine ſo wichtige, in ihren Folgen ſo traurige Verirrung, die ſich, während unſere Univerſitäten ein Gegenſtand der Bewunderung, ja des Neides der ausgebildetſten Völker ſind, faſt unvermeidlich mit der Vorſtellung von dieſen verbindet, fordert uns auf, ſie ſtreng und rückſichtslos zu prüfen.

Leider herrſchen ſchon ſeit langer Zeit die geheimen Verbindungen auf unſeren Univerſitäten. Als ich ſie, nun vor faſt 40 Jahren kennen lernte, fand ich Conſtantiſten, Amiciſten u. ſ. w. neben den halb oder ganz öffentlichen, oft geduldeten Landsmannſchaften. Es mag ſchwierig ſeyn, den Urſprung ſolcher Verbindungen zu enträthſeln, mir iſt er unbekannt, aber ich vermuthe, daß ſie Reſte des unglücklichen dreißigjährigen Krieges ſind, der ſo viel Rohes und Barbariſches in dem zerrütteten Deutſchland erweckte und zurückließ. Ich bin geneigt, daraus die Ueberlieferung mancher widerwärtigen Form zu erklären, die in ihrer Rohheit, für den Fremden, ſeltſam abſtach gegen die geiſtigen Blüthen, die ſich in ihrer Mitte entwickelten.

Mag indeſſen der geſchichtliche Urſprung ſolcher Verbindungen immer verborgen bleiben, leicht iſt er zu erklären, wenn wir uns in die Lage einer rohen Jugend nach einem ſo langen zerſtörenden Krieg verſetzen. Die aus der Schule entlaſſenen Jünglinge wollten ſich der neu erlangten Selbſtſtändigkeit auch unter ſich bewußt werden und trotzig bildeten ſie geſellige Verhältniſſe, die eben durch ihre Unabhängigkeit von den öffentlichen Behörden ihren Werth erhielten. Roh, geiſtlos, bizarr wie die Zeit, die ſie erzeugte, geſtalteten ſie ſich, und es würde unbegreiflich ſeyn, wie ſie ſich in der fortſchreitenden Zeit erhalten konnten, wenn wir nicht die faſt zauberhafte Gewalt der Ueberlieferung kennten.

So entſtand da, wo die geſetzmäßige Grundlage für die ganze Zukunft ſich im Innerſten des Gemüths aus freier Geſinnung befeſtigen ſollte, in grellem Widerſpruch eine Stätte der Geſetzloſigkeit, der frechen Willkür. — Man hat behauptet, daß ſolche Verbindungen hier und da nicht ohne Nutzen waren, daß bedeutende Jünglinge durch ſie das Mittel fanden, einen heilſamen Einfluß auf die Verbündeten auszuüben, die ſich den Geſetzen einer eigenen Verbrüderung willig unterwarfen, während ſie ſich gegen eine aufgedrungene ſträubten. Wir geben zu, daß ſolche Erſcheinungen in jenen Zeiten ſtattfanden, vergleichen wir ſie aber mit der Maſſe des Rohen, Widerwärtigen, Ausſchweifenden, ſo werden ſie ihre Bedeutung völlig verlieren. Haben wir doch lange genug die edlen Räuber bewundern müſſen. Es muß ſtrenge behauptet werden, daß ein jeder geſetzloſer Zuſtand ſich in ſich ſelber zerſtört und nur ſcheinbar gute Früchte zu tragen vermag.

Seltſam! Das Zeitalter ſcheint, ſelbſt durch alle convulſiviſche Aeußerungen hindurch, jedem Geheimniß den offenen Krieg zu erklären.

Die Religion ſollte ihren Myſterien entſagen, der Staat ſeine Geheimniſſe enthüllen. — Wo man Recht hatte, wo ein willkürlich entſtandenes, durch Verbrüderung verhülltes Geheimniß hervorblickt, da erſchien es in raiſonnirenden Darſtellungen, in Gedichten, auf der Bühne, als ein Finſteres, ſich ſelbſt Zerſtörendes, Nichtiges dem graden, offenen Daſeyn gegenüber — ja der Jeſuitismus ward eine perſonificirte Maske des ſchlechten Geheimniſſes, auf welche man alles Abſcheu Erregende, wie es ſeit Jahrhunderten die Geſellſchaft im Ganzen und die ſittliche Geſinnung der Individuen zerſtört hatte, zuſammenhäufte. Sollte man nicht glauben, daß in einem ſolchen Zeitalter das hellſte Bewußtſeyn von der Schädlichkeit geheimer Bündniſſe ſich ausgebildet hatte? Und dennoch konnte man es dulden, daß ſolche Verbindungen auf den Univerſitäten den heranreifenden Jüngling auf der Schwelle des Lebens, wo der freigewordene, ſich ſelbſt beſtimmende Geiſt ſich der Wahrheit, dem Göttlichen ergeben ſollte, in ihren zerſtörenden Kreis lockten! — In dem mannichfaltig verſchlungenen menſchlichen Daſeyn können ſich Ereigniſſe ausbilden, die ſelbſt den redlichen Mann in quälende Zweifel verſtricken — ob er den Freund verrathen, ob er ein bedenkliches Geheimniß, welches ſich ihm aufdringt, entdecken ſoll oder nicht. Zwar wird der religiös und ſittlich Starke auch hier nicht ſchwanken, er wird offen dem Freunde gegenüber erſcheinen und ſeine Pflicht nicht verſäumen. Aber dennoch erſcheinen uns Fälle der Art als die furchtbarſten, die uns treffen können, und wir bitten Gott, ſie von uns abzuwenden. — Hier aber ſollten Einrichtungen geduldet werden, die das jugendliche Gemüth eben, indem es ſich in ſich ſittlich ſtärken ſoll, unvermeidlich in jene zweifelhafte Lage hineinziehen, wo ihm das feierlich gegebene Verſprechen als nichtig und die Lüge ehrenhaft erſcheint.

Ein jedes Geheimniß, wenn es willkürlich gewählt wird, wenn es zu verborgenen Zwecken mehrere Menſchen vereinigt, hat etwas ſittlich Verderbliches. — Wie wünſchenswerth, wenn unſer Daſeyn ganz unverhüllt, durchſichtig, durchaus wahr erſcheinen könnte. Ein jeder Menſch verbirgt leider geheime Verbindungen in ſeinem Innerſten. Die Maſſe der Leidenſchaften und Begierden, das ſouveraine Volk in uns iſt fortdauernd gegen das Gewiſſen verſchworen, und ſelbſt in dieſem innern Kampf treten geheime Bündniſſe hervor, die ihre Abſichten dem richtenden Bewußtſeyn zu verbergen ſuchen.

Selten iſt die Jugend, wenn die Noth ſie nicht zwingt, geneigt, das zu thun, was ihr obliegt, und der Studierende, der aus der Schule entlaſſen, an ſich ſelbſt gewieſen iſt, verliert ſich zu leicht in Beſchäftigungen, die ſeine Neigungen befriedigen — ſträubt ſich gegen die ſtrenge Ordnung einer geſunden, geſetzlichen Entwickelung. Da lockt ihn das geheime Bündniß — Nichtigkeiten erhalten einen eingebildeten Werth — eine neue Welt mit ihren bizarren Formen ergreift, hemmt, feſſelt, beſchränkt ihn, entfernt ihn immer mehr von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, da er, in rühmlicher Verbindung mit wenigen Freunden, das unabhängigſte Leben führen konnte, und — was beſonders bedauernswerth genannt werden muß — der Jüngling gewöhnt ſich, Dinge in der Maſſe verborgen vorzunehmen, die er keinesweges perſönlich zu vertreten, vielmehr zu verläugnen entſchloſſen iſt. Eine Geſinnung, vor welcher der ſich achtende, reine Jüngling zurückſchaudert.

Dieſes ſind die Gefahren geheimer Verbindungen in ihrer unbedeutendſten Form. — Aber ſie enthalten, durch ihre Geſetzloſigkeit, den Keim zu den größten Vergehungen, der ſich entwickeln wird, wenn die Gelegenheit ſich zeigt, der ſich leider, begünſtigt durch die trübe Verwirrung der gegenwärtigen Zeit, wirklich entwickelt hat.

Ehe wir die bedauernswerthe Richtung der akademiſchen Jugend betrachten, wird es nöthig ſeyn, eine andere zu beurtheilen, die ſich in und mit der gefährlichern, aber auch wohl ohne dieſe, ausgebildet hat.

Als die akademiſche Jugend, ergriffen von der allgemein herrſchenden Begeiſterung und ermuntert durch die glänzende Tapferkeit des Heeres, auf eine ſo ruhmwürdige Weiſe an den Gefahren des Krieges Theil genommen hatte, und nun zurückkehrte, mußten die alten verroſteten Formen des Univerſitätslebens ihr widerwärtig erſcheinen. Einer Jugend, bereichert mit ſo großen Erfahrungen, lag der Verſuch, die geſelligen Formen des akademiſchen Lebens zu reformiren, ſehr nahe. Wir ſehen für's erſte von allen unreifen politiſchen Beſtrebungen ab, die ſich mit dieſem Verſuch verbanden. In der That hat er ſich, wenigſtens hier und da, ohne eine ſolche unreine Beimiſchung, gezeigt. Manches konnte, einzeln betrachtet, lobenswerth erſcheinen. Man wollte die Menge kleinlicher Streitigkeiten, die Maſſe thörichter Duelle verdrängen. Sittlichkeit, Tugend ſollte befördert werden. — Sollte man nicht glauben, daß ein ſo löblicher Zweck ſich offen, klar, den Geſetzen gemäß, ausſprechen würde? Daß dieſe Jugend einſehen würde, es ſey die wahre Reform der Univerſität, wenn ein Jeder ſich ganz mit ſeinen Studien beſchäftigte, ſich durch ſtillen Fleiß und Ordnung auszeichnete? Ein ſolches Leben, der Pflicht der Studierenden ruhig, ſtetig geweiht, befördert allein die Sittlichkeit. Aber man wählte einen andern Weg. Man ſtellte ſich, verbündet, den übrigen, die die alte, entſtellte Gewohnheit des Lebens beibehalten wollten, feindlich gegenüber, Streitigkeiten mancherlei Art entſtanden, und ich habe Jünglinge gekannt, die, nachdem ſie vom Morgen bis Abend, alle drei Jahre hindurch, emſig bemüht geweſen waren, die Tugend und Sittlichkeit unter ihren Commilitonen zu befördern, nachdem ſie Kämpfe beſtanden, Zwiſtigkeiten geſchlichtet (Alles der Tugend wegen), mit Schrecken die Entdeckung machten, daß das Triennium verfloſſen war, ohne daß ſie das Geringſte gelernt hatten. In der That ſind alle ſolche Bemühungen ſchon in ſich eitel, ja nichts als nichtige Ausflüchte, hinter welchen die Faulheit, das träge Herumſchlendern eine Entſchuldigung ſucht.

Aber tadelnswerther noch erſchien dieſer Verſuch, weil er, im ſchreiendſten Widerſpruch mit ſeinem ausgeſprochenen Zweck, ſich hinter geheime Verbindungen verbarg. — Die Geſetzlichkeit ſelbſt ſollte ſich durch Geſetzloſigkeit entwickeln, die klare, offene Wahrheit hinter einer Mauer von Lüge beſchützt werden. Der redliche Kant, um den Werth der offenen That auf eine recht auffallende Weiſe darzuthun, ſpricht: Du hältſt dich für überzeugt, daß der Staat eine andere Geſtalt annehmen muß. — Wohl! trete hervor, ohne irgend ein Bündniß, rede auf dem offenen Markt. — Ein Staat, der ſich ſtark in ſich ſelber fühlt, wird dich als einen Wahnſinnigen behandeln, und ſtürzt er durch den Worthauch eines einzelnen Menſchen um, dann biſt du unſchuldig — er war ſchon in ſich zuſammengeſtürzt, ehe du ſprachſt; du haſt nur eine Thatſache ausgeſprochen. — Und fehlt es etwa an Muſtern anderer Art? Welcher bedeutende, ausgezeichnete Gelehrte hat an ſolchen Verbindungen Theil genommen? Erinnern wir an Klopſtocks ſtilles Leben in Jena, an ſeine

Verbindungen mit Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä in Leipzig — verſetzen wir uns in jene Zeit, als ein heiteres, wiſſenſchaftliches Bündniß in Göttingen Boje, Voß, Stolberg, Bürger und mehrere Andere vereinigte; verfolgen wir Goethe während ſeiner Univerſitätsjahre in Leipzig und Straßburg.

Die fruchtbare, ſchöne Zeit in Jena im Anfange des Jahrhunderts, wenige Jahre ſpäter in Halle, die ſo geiſtig reich, nicht bloß für die Literatur, auch für alle Richtungen des Lebens ſo bedeutend erſchien, drängt ſich der Betrachtung auf, und wir behaupten keineswegs, daß ſie von unſern Univerſitäten verſchwunden iſt. — Sehen wir ſie doch in unſerer Mitte blühen, ſehen wir begeiſterte Jünglinge ſich um verehrte Lehrer verſammeln, Jünglinge, die in einer, durch eigenthümliches Talent beſtimmten, ruhigen Beſchränkung, die nie in geiſtloſe Vereinzelung oder ſtarre Einſeitigkeit ausartet, mit warmen Eifer ſich ausbilden. — Hier blüht die wahre akademiſche Freiheit, die unabhängig die Schätze des Geiſtes ſich aneignen, die das Tiefſte und Höchſte, das Herrlichſte und Größte, was die vornehmſten Geiſter vergangener Zeiten erzeugten, ihr Eigenthum nennen darf. Hier gedeiht das enge, heilige Bündniß der Freundſchaft, der wechſelſeitigen, ermunternden Theilnahme, und der geordnete Fleiß, die innige Liebe zu der erwählten Beſchäftigung, das klare Bewußtſeyn des überſichtlichen Fortſchreitens bildet den heitern Grund des fröhlichen Daſeyns, einer glücklichen Zeit, die mit dem Mann fortlebt, die als tröſtende Erinnerung durch das ganze Leben hindurchgeht, und den Greis noch erheitert.

Der glückliche Jüngling, der die Aufgabe ſeines Lebens mit Sicherheit und Klarheit gefaßt hat, und ſie mit allen Kräften ſeines Daſeyns zu löſen ſucht, bildet ſich zugleich für das Geſchlecht, bildet ſich für den Staat aus, und ſeine Selbſtbildung verliert alle Spuren des Selbſtſüchtigen, verklärt ſich zu inniger Liebe, indem er ſich für das zukünftige Leben, für den Staat hingiebt. — Wie glücklich iſt unſere Jugend — nur die verblendete Thorheit kann dieſes Glück verkennen, ſich ſelbſt berauben. — Ein heiteres Geſchick verſetzte ſie in einen Staat, der, wenn irgend einer, ſich in die Mitte, auf den Gipfel der Aufgabe der Zeit geſtellt hat. — Aus den Ruinen des faſt zuſammengeſtürzten Reiches und aller frühern Verhältniſſe, nach einem langen zerſtörenden Kriege, durch die glänzenden Verdienſte ſeiner Herrſcher, trat er in ſich ſtark hervor. — Kein Staat hat größere Erinnerungen, geeignet eine geſunde Jugend ganz zu gewinnen; in der nächſten Vergangenheit liegt ſeine größte That. Bis in die kleinſten Verhältniſſe mit Sicherheit geordnet, mit der Fülle gemäßigter Bildung, die einen jeden Staatsbürger für ſeine Verhältniſſe ausbildet, ſteht er feſt und ſicher da, während andere in ihren Grundveſten ſchwanken. Was durch zweifelhafte Principien ungewiß geſucht wird, beſitzen wir, und wir ſahen Einrichtungen keimen, ſich entwickeln, blühen, um welche uns Völker, die ſich die freiſten nennen, mit Recht beneiden. Das deutſche Volk kann ſich mit dem abſtracten Begriff des Staats nicht begnügen. — Es muß ihn in eine Perſon zuſammendrängen, damit er Wirklichkeit gewinne, damit er Gegenſtand hingebender Liebe werde. Liebevolle Treue iſt die glänzende Tugend des Deutſchen, durch ſie, durch ſie allein iſt er ſtark. Und wir — Glücklichen — werden von einem König beherrſcht, deſſen ruhige, beſonnene Gerechtigkeit, deſſen Liebe für ſein Volk, nicht dieſes allein, nein alle Völker anerkennen und bewundern.

Mit welcher heitern Zuverſicht kann der reine Jüngling ſich einem ſolchen Staat, einem ſolchen König hingeben — wie muß er ſich glücklich preiſen, daß er geboren wurde in Verhältniſſen, die alle ſeine Kräfte, die innerſten, reinſten ſeines Geiſtes hervorrufen, pflegen, in ſtiller Ordnung entwickeln, und die Stätte für ihre ſegensvolle Wirkſamkeit vorbereiten! — Die edle Kühnheit tüchtiger Jünglinge will der Staat nicht unterdrücken. Zwar in der ſtillen Ruhe der innern Selbſtbildung ſind Kämpfe äußerſt ſelten; je entſchiedener der Studierende für ſeine Beſtimmung lebt, deſto ſeltener werden ſie, und dennoch können, wenn auch nicht auf dieſer Univerſität, Momente kommen, in welchen er mit kühler Beſonnenheit und ſtarkem Muthe die Verirrungen, die wir bezeichnen, von ſich abwehren muß. Wichtiger aber iſt die ſtarke Zuverſicht der reinen Geſinnung des Mannes, die eben in den Jahren der Selbſtbildung keimt. Wie die Staaten ſich in fortſchreitender Wechſelwirkung, durch mancherlei Verirrungen, entwickelt haben und entwickeln werden, iſt freilich, der tiefſten Bedeutung nach, das Werk des höchſten Geiſtes, der ſich in ihnen offenbart, aber, was die Menſchen in der Erſcheinung anordnen, aufbauen und geſtalten, iſt, ſelbſt im beſten Falle, ein Unvollkommenes. Es werden Fälle kommen, wo ſie, in der Zukunft, innig vertraut mit den Verhältniſſen, in deren Mitte eine ſorgfältige, gründliche Vorbildung ſie verſetzt hat, Irriges entdecken werden, ſich berufen fühlen, Hemmendes zu entfernen, Förderndes herbeizuführen. Da iſt die wahre Stätte edler Freimüthigkeit. Auch hier wird faſt immer das reiflich Durchdachte, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, den Sieg erringen, und öfter, als die Menſchen glauben wollen, entſteht der Widerſtand nicht gegen das, was mit Recht gefördert werden ſoll, vielmehr aus der ſich eitel hervordrängenden Perſönlichkeit. Doch — es ziemt ſich, daß wir offen geſtehen, auch die Mißverſtändniſſe, die Thorheit, ja die Bosheit kann das Werk hemmen, kann den beſten Willen lähmen — dann aber — und eben dann werden die Folgen einer klaren Durchbildung in den Jünglingsjahren, die nicht allein den Geiſt läutert, ſondern auch die Geſinnung ſtärkt, ſich am entſchiedenſten bewähren. Sie werden der mit beſonnener Ruhe, aus der innerſten Wahrheit der durchſchaueten und begriffenen Verhältniſſe, entſprungenen Ueberzeugung nie entſagen; Sie werden, was ſich Ihnen entgegenſtemmt, mit geſetzlichen Waffen bekämpfen, nie ſich zum wilden Widerſtand verleiten laſſen, und die Ruhe, mit welcher Sie das Unvermeidliche tragen, ſelbſt den tiefen Schmerz, das Wahre verkannt zu ſehen, wird lehrreich ſeyn, wird Früchte tragen, früher oder ſpäter, wie die Feſtigkeit Ihrer Ueberzeugung. Ein ſolches Daſeyn kann verkannt, kann mißverſtanden werden, aber es hat ſeine Stätte bezeichnet, es bleibt, wie ein mahnendes Gewiſſen des Staats, lebendig, und keiner opfert ſich der heiligſten Wahrheit, ohne des Sieges gewiß zu ſeyn — eines Sieges, der nie durch Uebertretung der Geſetze errungen wird. Die Geſetze des Staats ſind nie bloß äußere, ſie ſind — und dieſes iſt die ächt religiöſe Anſicht — auch die inneren eines jeden Bürgers; wenn wir ſie übertreteu, vernichten wir unſer eigenſtes, innerſtes Weſen. Was wir den Geſetzen des Staates ſcheinbar opfern — nie die Wahrheit, nur ihr Hervortreten in der Erſcheinung in einem beſtimmten Moment — geht nie verloren; es zieht ſich in das Innere zurück, um ſich reicher, entſchiedener in der Folge zu entwickeln.

Wir haben die Betrachtung bis auf dieſen Punkt geführt, wir haben das Verhältniß der ſtudierenden Jugend zum Staate, hinlänglich für unſern vorliegenden nächſten Zweck, entwickelt — es bleibt uns nur übrig, jene bedauernswerthe Verirrung, die Jünglinge von der ruhigen Stätte der Selbſtbildung in den Strudel unſinniger, verbrecheriſcher Unternehmungen verlockte, zu prüfen. Wir können es mit Ruhe, denn unter meinen Zuhörern, ich ſage es mit Zuverſicht, findet ſich keiner, der an dieſen Verirrungen Theil nahm.

Schon vor langer Zeit fand der Staat es nothwendig, ernſthafte Maaßregeln gegen geheime Verbindungen der Studierenden zu nehmen. Sie wurden geſetzlich als Staats-Verbrechen beſtimmt, und ein criminelles Verfahren gegen die Verbündeten angeordnet. Das Geſetz war öffentlich, wurde einem Jeden bekannt gemacht, wenn er unter die Zahl der Studierenden aufgenommen wurde. Ein feierliches Gelübde, durch Handſchlag an Eides ſtatt beſtätigt, wird ihm abgenommen. Kein Jüngling kann ſich entſchuldigen, denn die Behörde wird es nicht unterlaſſen, ihn auf die Wichtigkeit dieſer Handlung aufmerkſam zu machen. Es iſt das erſte freiwillig abgelegte Gelübde, es konnte nie abgefordert werden, wenn die Behörden nicht vorausſetzten, daß der Jüngling ſeine ganze Bedeutung einſahe. Jetzt, nachdem der Staat es wagt, auf ſeine Geſinnung zu bauen, hört er auf, ein Kind zu ſeyn, er iſt *reif*, d. h. geiſtig mündig, erklärt, und dieſer erſte Entſchluß, dieſer ernſte Moment entſcheidet über ſeine Zukunft. Iſt er hier im vollen Sinne innerlich wahr, dann hat er ſich dem Staate geopfert, ſeine Univerſitätszeit wird ihm wichtig — die Verpflichtung hat nicht bloß den negativen Sinn, ſoll nicht bloß das Verbrechen abwehren; ſie ſchließt die Reinheit der Geſinnung in ſich, die ein ganzes

Daſeyn durchdringt und läutert. Iſt dieſe erſte freie Handlung ein Betrug, eine Lüge — dann wuchert ſie fort — und wer in einem ſolchen Betrug ergriffen wird, hat billig das Vertrauen verſcherzt.

Und dennoch wäre es möglich, daß preußiſche Jünglinge ſich zu einem ſolchen Betrug entſchließen konnten? — und zwar in dem Augenblick, wo ſie erwählt wurden, theilzunehmen an den wohlthätigen Inſtituten, deren freie, ſelbſtſtändige Einrichtung das beneidenswerthe Eigenthum unſeres Volks iſt? — es ſcheint unglaublich — und wie tief der wüſte Geiſt der Geſetzloſigkeit in unſern Tagen wühlen mag in den Gemüthern, daß die Jugend unſeres Volks alle Vortheile, die eine heitere Zukunft ihr darbietet, ſo gänzlich verkennen ſollte, unbegreiflich. Dieſe Unglücklichen — mit frevelhaftem Uebermuth wollen ſie die göttliche Ordnung des Staats zerſtören. Titanen in eigener Einbildung, jammern und wehklagen ſie, wenn ſie von dem mächtigen Geſetz, das ſie verletzten, ergriffen werden, und wollen dann als Kinder behandelt ſeyn.

Der Studierende iſt an ſich gewieſen. Daß eine äußere Legitimität, die nicht getragen wird von einer reinen Geſinnung, von einer klaren Einſicht, — die das Geſetz nicht beſtätigt durch die Liebe — ein Leeres ſey, hat das ſichere Bewußtſeyn des Staates erkannt. Auf den Univerſitäten wird dieſe Geſinnung, dieſe Einſicht gepflegt, dazu, dazu allein ſind ſie da. Nicht der Zwang der Geſetze ſoll die zukünftigen Beamten des Staats für eine aufgedrungene Pflicht, die eigene Billigung vielmehr für eine reine freiwillige, liebevolle Hingebung gewinnen. — Und wenn nun dieſe Stätte verpeſtet wird! — Wenn die Jugend, die ſich dem Staate hingeben ſoll, ſich ihm feindlich gegenüber ſtellt — wenn alle Kräfte, die ſich für ihn ausbilden ſollen, abwärts gewandt, in finſterer, nächtlicher Verkehrtheit, auf ſeine Zerſtörung ſinnen — kann, darf er es dulden? Hier tragen die unglücklichen geheimen Verbindungen ihre unſeligen Früchte. Der Verdacht, einmahl erweckt, kennt keine Grenzen. Gewiß nur Wenige haben das Verbrechen in ſeinem ganzen Umfange erkannt, bei weitem die meiſten ſchauderten zurück und entſagten Unternehmungen, in deren Nähe ein unglücklicher Leichtſinn ſie hinzog. Aber die Zweideutigkeit des ſtrafbaren Geheimniſſes wirft ihren dunkeln, nie aufzuhellenden Schatten auch auf die wieder gereinigte Geſinnung — ſie macht die Reue verdächtig und keine Verſicherung vermag das verlorne Vertrauen wieder zu erwecken. Beſchließen Sie nie verſteckt zu handeln, immer offen, klar, wahr zu ſeyn. Auch wenn Leidenſchaften, wenn Affecte irreleiten, findet dann die Reue Glauben und die Beſſerung erweckt Vertrauen. —

Wir wünſchen die Preſſe frei. — Es iſt nicht zu läugnen, die Cenſur, indem ſie die Verantwortlichkeit von der urſprünglichen Stätte des erzeugten Gedanken ablenkt und auf eine fremde Perſönlichkeit überträgt, muß unvermeidlich manches gewichtige, bedeutende Wort hemmen. — Wodurch aber entſtand jene Ueberſchwemmung des Nichtigen, die ſich über unſere Literatur ergießt, wodurch der Wahnſinn der Zerſtörung, der eine Zügelung unvermeidlich machte? Wenn ſtrenge Wiſſenſchaft und eine ernſte Zukunft die Jugend in Anſpruch nimmt, wenn die Quelle der ſeichten Verirrung verſiegt, dann wird die Preſſe auch ihre höhere Bedeutung wieder erhalten und durch die Kraft des ſich entwickelnden Geiſtes ihre urſprüngliche Freiheit erringen.

Meine Herren! Sie ſind Mitglieder eines Inſtitutes geworden, welches wir den Stolz unſeres Volks nennen können, aus deſſen Mitte Alles, was geiſtig groß in der Wiſſenſchaft, im Staate, in der Religion erſchien, ſeit Jahrhunderten ſich herausbildete; berühmte Lehrer bieten ſich Ihnen dar, Sie zu leiten; das Vaterland verſpricht in ſeiner geordneten Stärke eine ſichere Zukunft. Ein jedes Mitglied der Univerſität zeige ſich dieſes Glückes würdig.

Wie wünſchte ich, daß, was ich hier geſprochen habe, von allen Commilitonen aller deutſchen Univerſitäten gehört, erwogen würde. Es war nun vor mehr als zwanzig Jahren, als ich, einer begeiſterten Jugend gegenüber, wie heute, für das theure Vaterland ſprach. — Der eigene herrliche Geiſt der Zuhörer lieh meinen Worten Kraft. — Die Hörſäle leerten ſich — die Jugend theilte den großen Kampf, und gern rufe ich in der Erinnerung eine ſo glückliche Zeit der heißeſten Vaterlandsliebe zurück. — Möchten dieſe Worte, in einer ruhigeren

Zeit, einen eben ſo tiefen, wenn auch nicht ſo augenblicklich ſichtlichen Eindruck machen. — Möchte die ſtudierende Jugend einſehen, daß es ein großer, heiliger Gegenſtand jugendlicher Begeiſterung ſeyn muß, auf jede Weiſe das Vertrauen des Königs, des Staates wieder zu gewinnen.

BIBL [illegible]
MO [illegible]

Gedruckt bei A. W. Schade.

Chriſtliche

Religionsphiloſophie

von

Henrich Steffens.

Erſter Theil.

Chriſtliche
Religionsphiloſophie

von

Henrich Steffens.

Erſter Theil.

Teleologie.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Wer mit einiger Theilnahme meine ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen verfolgte, dem wird es nicht unbekannt ſein, daß der Standpunkt, von welchem aus ich jetzt das Höchſte zu betrachten wage, ſich durch alle meine wiſſenſchaftlichen Darſtellungen hindurch immer freier und allſeitiger ausbildete. Er lag ſchon in meiner erſten Schrift (innere Naturgeſchichte der Erde, 1801) verborgen, durch die Art, wie ich die Schellingſche Naturphiloſophie auffaßte. Wie unendlich viel Schelling zur Entwickelung meiner Anſicht beitrug, habe ich nie verleugnet. Wie ſie ſich ohne ihn geſtaltet hätte, vermag ich nicht zu beurtheilen. Meine Schrift überſchätze ich nicht. Der Gegenſtand war mir zu mächtig, obgleich ich ihn viele Jahre lang mit mir herumgetragen und in den vielſeitigſten Richtungen zu verfolgen ſuchte. Dieſes Werk wird vergeſſen werden, ja, meine Hoffnung beruht darauf, denn es wäre vergebens geſchrieben, wenn es nicht viel Beſſeres hervorriefe. Die Gewißheit aber durchdringt mich, daß es mit aller

Unvollkommenheit den einzigen Weg enthält, der eine Ausſöhnung zwiſchen dem chriſtlichen und dem Welt-Bewußtſein herbeizuführen vermag.

Ich muß erwarten, durch Principien bekämpft zu werden, deren Wahrheit ich eben beſtreite. Die beherrſchende Richtung des einſeitigen, nur verallgemeinernden Raiſonnirens, hat den Sinn für die lebendige Eigenthümlichkeit und die Fähigkeit, mit dieſem das Daſein aufzufaſſen und zu verfolgen, aus der Philoſophie verdrängt. Die ſogenannten Gedanken, in ihrer leeren Allgemeinheit concret geworden, treten ſo handfeſt und plump hervor, daß man die Zeit des Materialismus faſt zurückwünſchen möchte. Dieſer war doch genöthigt, etwas Höheres, wenn auch ſich ſträubend, anzuerkennen. Wird alles eigenthümliche Daſein abgeleugnet, ſo kann der abſolute Philoſoph ſich freilich nach allen Richtungen bewegen, ohne einen Widerſtand zu befürchten.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Seite
1. Einleitung. 1
2. Vorläufige Betrachtung über das Verhältniß der Religion zur Religionsphiloſophie überhaupt. 4
3. Gegenſatz der Religion und Philoſophie, in Beziehung auf ihren Anfangspunkt. 14
4. Geiſtige Bedeutung der menſchlichen Perſönlichkeit. 16
5. Die Liebe, als Ausdruck der Einheit aller beſondern Perſönlichkeiten. 51

Zweite Abtheilung.

1. Die Idee der göttlichen Liebe als gemeinſchaftliches Fundament der chriſtlichen Religion und der Philoſophie. 61
2. Glaube, Liebe, Hoffnung. 81
3. Die Perſönlichkeit Gottes und die Perſonen in der Gottheit. . 113
4. Die Offenbarung des göttlichen Willens. 147
5. Die erſten Menſchen. 219
6. Die Mythe. 293
7. Die Erlöſung. 410

Erſte Abtheilung.

I.

Einleitung.

Die chriſtliche Religionsphiloſophie ſetzt eben ſo gewiß ihren Gegenſtand voraus, wie die Naturphiloſophie die Natur, oder die Geſchichtsphiloſophie die Geſchichte. Es wird alſo angenommen, daß ein gegebenes Chriſtenthum da ſei, und daß es als ſolches Gegenſtand einer philoſophiſch wiſſenſchaftlichen Behandlung ſein könne.

Die Religionsphiloſophie kann die Religion nicht erzeugen. Wer ſie faſſen will, muß ein Chriſt ſein. Dieſer nun weiß es zwar, und iſt ſich's deutlich bewußt, daß er nicht durch philoſophiſche Reflektionen Chriſt geworden ſei; aber auch diejenigen, die etwa ihrer Ueberzeugung nach nicht Chriſten ſind, werden eingeſtehen müſſen, daß nicht das Chriſtenthum allein, ſondern eine jede Religion, ihrer Form nach und — da dieſe von ihrem Weſen nicht getrennt ſein kann — auch dieſem nach, eben durch das, was ſie zur Religion macht, vor aller Reflektion da ſei; und zwar bei religiöſen Völkern, wie bei jedem religiöſen Gemüthe, auf die nämliche Weiſe. — Wenn in dem letzten Jahrhundert beſonders von einer natürlichen Religion die Rede war, ſo kann dieſe nur als das Abſtraktum einer wirklich gegebenen betrachtet werden. Man wird, glaube ich, dieſes ohne

Schwierigkeit zugeben; bedenklicher ſcheint eine zweite Behauptung, dieſe nämlich: daß die Religionsphiloſophie über ihren Gegenſtand, ſo wie ſie ſich in der Geſchichte entwickelt hat und vor aller Reflektion da iſt, keine Gewalt habe.

Die Naturphiloſophie hat einen allgemein anerkannten und entſchiedenen Vortheil. Die Natur iſt ein in ſich Geſchloſſenes, und zwar ſo, daß, was durch die Spekulation eine höhere Bedeutung erhält, in der ſinnlichen Vorſtellung völlig unverändert bleibt und ſo wenig eine andere Geſtalt annimmt, wie das bedeutungsvolle Wort in der Sprache. Man wird zugeſtehen, es wäre eine Thorheit, zu behaupten, daß man einen Schriftſteller verſtehe, wenn man mit dem Text beliebige Veränderungen vornimmt. Unterwirft man ſich dieſem, ſowohl bei der höhern Deutung der Natur, wie bei dem Verſtändniß des Schriftſtellers, ſo kann die Deutung ſchwieriger ſein, aber man geht ſicherer, weil der Gegenſtand in beiden Fällen über uns zu gebieten hat und auf jede Weiſe uns zurecht weiſt, wo wir mit ihm in Widerſpruch kommen. Man vergeſſe nicht, daß wir von dem Verſtändniß eines beſtimmten Schriftſtellers und zwar ſo, wie er aus ſich ſelber, aus ſeiner Schrift begriffen werden ſoll, geſprochen haben; nicht über ſein Verhältniß zu einem höhern, über ihm liegenden Geiſt, den er etwa nur unvollkommen oder ſelbſt abirrend darzuſtellen verſucht hat. Was nun auf eine unvollſtändige Weiſe von einem ſolchen Schriftſteller gilt, der wohl nie, und wäre er der bedeutungsvollſte, als eine rein geiſtige Souveränität betrachtet werden darf, das muß ſchlechthin und abſolut von der Natur behauptet werden. Sie iſt ein durchaus in ſich Geſchloſſenes, in ihr iſt nichts ein bloßer Buchſtabe, in ihr darf kein Wort ausgelöſcht, keine Zeile geſtrichen werden, ohne daß der ſpekulative Deuter in ſeiner völligen Richtigkeit erſcheint. Daher iſt die Natur die Elementarſchule aller Philoſophie, und verdächtig erſcheint eine jede, die ihrer Zucht zu entrinnen ſtrebt, und in den wechſelnden Formen der Geſchichte, oder in den, wie es ſcheint, unſichern und ſchwankenden Formen der Religion, ſich vorzugsweiſe denkend zu bewegen ſucht. Denn beide ſind für die Erſcheinung, nicht wie die Natur in ſich abgeſchloſſen, ſondern fortſchreitend. Sie ſind nur, inſofern ſie immer von neuem entſtehen; aber man darf, wie es ſcheint, nicht von ihnen behaupten, daß ſie werden, nur in ſofern ſie ſind. Die Sicherheit der ſinnlichen Natur liegt nämlich darin, daß ſie, ſpekulativ betrachtet, zwar auch als ein Werdendes begriffen wird, aber nur inſofern ſie iſt. Die Spekulation kann nur die daſeiende Form reproduciren. Die Religion, ſo wird allgemein behauptet, enthält eben ſo wenig, wie die Geſchichte, eine ſolche unverändert bleibende Form. Fortſchreitend, wie beide ſind, iſt eine jede nachfolgende Zeit die Richterin der vergangenen, und wem ſollte das Richteramt zukommen, wenn nicht der Philoſophie? So kehrt ſich das Verhältniß völlig um. Indem die Philoſophie Geſchichte und Religion als ein Werdendes betrachtet, wird, was aus der Vergangenheit in die Zukunft übergehen ſoll und darf, was alſo Weſenheit und Wahrheit beſitzt, nur durch ſie erkannt werden und eben dadurch in die Wirklichkeit treten. So entſteht das bedenkliche Verhältniß, daß die Philoſophie in ihrer Darſtellung den ächten objektiven Boden verloren hat, daß das Denken ſeiner eigenen Konſequenz lediglich überlaſſen bleibt, dieſe aber allenthalben — auch in einer jeden einſeitigen Form — auf eine unüberwindlich zähe Weiſe hervortritt; und der innere feſte Zuſammenhang des ſich ſelbſt überlaſſenen abſtrakten Denkens iſt ſo wenig ein Beweis der allgemeinen Wahrheit, wie die monſproſſen organiſchen Gebilde, die ſich ebenfalls ſtrenge mit organiſcher Konſequenz ausbilden.

So ſcheint es nun, daß nur Naturphiloſophie die wahre ſein könne, daß wir nie geſichert ſein können gegen die Willkür ſubjektiven Denkens, wenn wir uns an Geſchichte oder Religion wagen; denn die eigene Konſequenz des Denkens gewährt uns dieſe Sicherheit nie, und den von dem Subjekt zuerſt getrennten, dann mit dem Geiſt in Einheit geſetzten Gegenſtand, der als ſolcher ſich in ſich ab- und jede Willkur des denkenden Subjekts ausſchließt, finden wir nur in der Natur. Soll alſo eine Philoſophie, die Natur, Geſchichte und Religion in der Einheit des Geiſtes aufzunehmen und zu erkennen vermag, überhaupt möglich ſein, ſo muß der Geiſt ſich ſelber objektiv, d. h. Natur, und als ſolche in ſich geſchloſſen und von ſich ſelber ſtrenge geſchieden ſein. Dann erſt, wenn auf eine ſolche Weiſe der Geiſt Natur geworden, kann die Alles umſchließende Natur als Geiſt gefaßt werden. Sie wäre dann Gegenſtand der Philoſophie, und ohne eine ſolche unwandelbare Natur gäbe es überhaupt keine. Die neueſte Philoſophie hat dieſes anerkannt, und ſie nennt das Chriſtenthum den Standpunkt, auf welchem der Geiſt ſich ſelbſt objektiv geworden ſei. Wir, da wir eine chriſtliche Religionsphiloſophie beabſichtigen, ſind berechtigt, dieſe Anſicht der herrſchenden Philoſophie anzunehmen, und wir betrachten das Chriſtenthum als die Grundlage aller Philoſophie überhaupt.

2.

Vorläufige Betrachtung über das Verhältniß der Religion zur Religionsphiloſophie überhaupt.

Als eine in ſich geſchloſſene, vom ſubjektiven Denken rein getrennte, demnach in der Form ſtreng geſchiedene Objektivität, die dennoch das Denken in ſich ſchließt, tritt das Chriſtenthum hervor. Es kann alſo in dieſer objektiven Form ſelbſt Gegenſtand des Denkens ſein. Dieſes Denken hebt die von dem Subjekt geſchiedene Objektivität nicht auf, beſtätigt ſie vielmehr und bildet ſo eine eigene Wiſſenſchaft — die Theologie —, ganz ſo, wie die Erforſchung der Natur und ihrer Geſetzmäßigkeit die ſtreng vom Subjekt geſchiedene Objektivität feſthält. Aber die Religion iſt nicht Theologie, ſo wenig wie die ſinnlich objektive Natur mit der Naturwiſſenſchaft zuſammenfällt; die Religion bedarf, behauptet man, der Theologie nicht, die ſinnliche Zuverſicht des Naturlebens nicht der Naturwiſſenſchaft. Dennoch iſt es ein großer Irrthum, wenn ferner behauptet wird, daß die Theologie keinen Einfluß auf die Religion überhaupt habe, dieſe vielmehr, als das Gemeingut aller Chriſten, ſich gleichgültig verhalte gegen theologiſche Unterſuchungen. Muß man doch geſtehn, daß die feſt in ſich und ihrer Objektivität gegründete Natur verſchiedenen Geſchlechtern anders erſcheine. Sehen doch alle gebildete Völker, durch die Schule der Naturforſcher belehrt, der ſinnlichen Erſcheinung trotzbietend, die Erde um die ſtillſtehende Sonne wandeln.

Faſſen wir dieſen Einfluß der Theologie auf die Religion, der ſich nicht abläugnen läßt, auf, ſo kann es uns nicht entgehen, daß er in unſern Tagen als ein gegenſeitiger betrachtet werden muß, denn auch die religiöſen Anſichten, inſofern ſie ſich ſo oder anders geſtaltet haben, tragen zur beſtimmten Bildung der Lehre nicht weniger bei. Wie dieſes bewegliche und in der Zeit veränderliche Wechſelverhältniß ſich ausgebildet hat, kann erſt ſpäter dargeſtellt und die eigentliche Bedeutung deſſelben uns klar werden. Wir nennen daher dieſe Betrachtung eine vorläufige, denn aus ihr geht eben die Nothwendigkeit einer Religionsphiloſophie hervor.

Es iſt nämlich klar, daß dieſe Reaktion der Religion auf die Theologie eben dadurch entſtanden iſt, weil jene (der Boden ihrer Objektivität) unſicher und in ſich ſchwankend geworden iſt. Die Naturwiſſenſchaft beſitzt einen ruhenden Grund und Boden ihrer Forſchungen, und wie beweglich die Anſichten ſein mögen, wie auch die Lehre wechſeln mag, ſo bleibt der Gegenſtand der nämliche und die Betrachtung kann, ſich orientirend, ſelbſt nach dem Sturz lange herrſchender Betrachtungsweiſen, (wie im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert) von neuem anfangen. Anders verhält es ſich mit der Religion. Schon wenn dieſe anfängt, ſich ſelber Gegenſtand zu werden, wenn der Menſch ſich frägt: was iſt die Religion? ſo fängt der Boden der Objektivität zu ſchwanken an. Es iſt nicht ein Zweifel, der ſich mit andern Zweifeln innerhalb der Grenze allgemeiner Sicherheit vergleichen läßt. Was ſich ſo regt, iſt klarer oder dunkler gedacht in ſeiner abſoluten Unergründlichkeit der *Zweifel ſelber* So wird, was als ruhende göttliche Natur in ſeiner Form ein Seiendes, Unbewegliches ſein ſoll, in der Bewegung des Gedankens aufgenommen und ſeinem Weſen nach ein Anderes. Dieſer Zweifel, einmal entſtanden, fordert ſeine Löſung; ein jeder Verſuch, ihn abzuweiſen, ruft nur eine geiſtige Betäubung hervor, aus welcher er immer mächtiger, immer zerſtörender wieder hervortritt. Der Prozeß, durch welchen ſo der Boden aller geiſtigen Sicherheit zu ſchwanken anfängt, durch welchen ein innerer Kampf bald hier mit gefährlicher Energie ſich erhebt, bald dort nach einem proviſoriſchen Waffenſtillſtand wieder erneuert wird, iſt ein geſchichtlicher aller gebildeter Völker und entwickelt ſich nach dem nämlichen Typus in einem jeden Gemüth. Die Betäubung kann bei Einigen in beſtimmten Zeiten, und zu derſelben Zeit bei beſtimmten Menſchen, den völligen Anſchein der Ruhe der unmittelbaren religiöſen Ergebung erhalten, aber die urſprüngliche Sicherheit wird dadurch nicht wieder hergeſtellt, und das Geſchlecht iſt nur zu geneigt, Stereotypen einzurichten, bevor es über den Text einig iſt. In dieſer Zeit der kämpfenden Kirche leben wir alle, und Keiner — ſelbſt das ruhigſte Gemüth, in den beſchränkteſten Verhältniſſen —, der mit völliger Hingebung in der ruhenden Objektivität der Religion verſinkt und ſo die Segnungen ſeines zuverſichtlichen Glaubens genießt, darf behaupten, daß ihm der Kampf völlig fremd ſei. Eben ſo wenig aber kann angenommen werden, daß der ruhende Grund des Glaubens in ſeiner Gegenſtändlichkeit ganz in die Bewegung des ſubjektiven Gedankens aufgegangen ſei. Er bleibt, ſelbſt da, wo man ihn völlig überwunden zu haben glaubt, und verſchwindet ſelbſt aus dem der Religion ſcheinbar feindſeligſten Gemüthe nie ganz.

Man verſtehe uns daher richtig. Denn, wie in einer frühern Zeit der ruhenden Kirche, die als ein Unwandelbares mit der Sicherheit der Natur den Gläubigen gegeben war, der Kampf nie ganz verdrängt war, ſo iſt auch dieſer Grund ſelbſt nie in unſerer Zeit des Kampfes völlig verſchwunden; und niemals fällt es uns ein, zu leugnen, daß, was wir bei einer großen geſchichtlichen Betrachtung eine Betäubung nannten, auch bei den Einzelnen nur als eine ſolche erſcheine und der ſiegreichen Gewalt der religiöſen Objektivität keinen Raum ließe. So wie wir die Macht dieſes Grundes auch da nicht leugnen, wo der kühn kämpfende Zweifler ihn gänzlich überwunden zu haben wähnt.

Erwägen wir nun, wie dieſer Kampf entſtanden iſt, ſo wird es uns klar, daß er dadurch entſtand, daß das menſchliche

Bewußtſein ſelber als ein gedoppeltes hervortrat, als ein ſinnliches nämlich, welches, auf die ſinnliche Natur beſchränkt, ein in ſich Geſchloſſenes und Gewiſſes zu ſein ſchien, während die Religion ein Ewiges darſtellte, und zwar ſo, daß dieſe gedoppelten Richtungen auseinander lagen, und daß es der ſich entwickelnden Geſchichte, die als die vermittelnde beider Richtungen ihre Bedeutung hat, noch nicht gelungen iſt, die Einheit beider zu erkennen. Wie auch frühere Zeiten ſich geſtaltet haben — und hier müſſen wir dieſe Unterſuchung vorläufig ruhen laſſen — ſo iſt es entſchieden, daß dieſer Kampf jetzt ein innerer iſt. Wie die Religion ſelber ſich nicht in äußeren Handlungen, ſondern in Geſinnung, ſo ſtellt ſich der Kampf des Erkennens nicht bloß im Glauben, ſondern auch in Meinungen dar, und das Weſen dieſer Meinungen müſſen wir in's Auge faſſen. Sie ſtellen das Doppelte des Bewußtſeins im Allgemeinen dar, und da durch dieſes der Kampf entſtand, ſo wird bald die eine Richtung des ſinnlichen Bewußtſeins, bald die zweite ſiegreich hervortreten, beide aber nicht in ihrer Einheit, ſondern geſchieden. In beiden Richtungen liegt ein Wahres, das anerkannt, und ein Falſches, was bekämpft werden ſoll. So aber, daß die urſprüngliche Einheit, alſo der Sieg innerhalb der Form der Religion geſetzt werden muß. Der Kampf nämlich entſtand dadurch, daß das ſinnliche Bewußtſein die Form des Religiöſen annahm und dadurch eben ein religiöſes Element in die Gewalt der Sinnlichkeit gerieth. Das, worauf das ſinnliche Bewußtſein ſein Recht begründet, iſt das religiöſe Element in ihr. Das Unrecht des religiöſen Bewußtſeins entſtand durch das in ihr hineingedrungene ſinnliche Element. Das ſinnliche Bewußtſein ſoll ſich nicht vernichten ſondern ſein Weſen in der Religioſität erkennen. Das religiöſe Bewußſein ſoll die Sinnlichkeit nicht verdrängen, ſondern das durch die falſche Trennung von ihm geſchiedene Weſen als ſein eignes in ihr anerkennen und in ſich aufnehmen. So entſteht die Vermittelung dadurch, daß die Sinnlichkeit ſich nicht als ein Abſolutes feſthält, ſich ſelbſt vielmehr als die Entwickelungsſtufe des Religiöſen, dieſes aber, das Sinnliche, als die noch geſchloſſene Knospe der eigenen Wahrheit betrachtet. Nur dadurch wird die Sinnlichkeit irreligiös, nur dadurch ſteht das ſinnliche Bewußtſein dem religiöſen feindlich gegenüber, daß es ſich fixirt, für ein Abſolutes erklärt; in den Strom göttlicher Entwickelung aufgenommen, iſt es ſelbſt göttlich und religiös. Der Religiöſe geräth mit ſich ſelber in einen Widerſpruch, der nie gelöſt werden kann, wenn er Natur und Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kunſt als ein der Religion fremdes Element von ſich ausſcheidet. Seine innerſte Wahrheit verbietet ihm, das Leben im Staate als Bürger, das Leben in der Wiſſenſchaft als Denkender, überhaupt die Vernunft in eminentem Sinne als eine der Religion feindſelige Macht zu betrachten. Das Gewiſſen iſt die Vernunft des Handelns, die Vernunft das Gewiſſen des Denkens; und ſo gewiß das Gewiſſen als das Geſetz Gottes in unſere Herzen geſchrieben iſt für das Handeln, ſo gewiß iſt es die Vernunft für das Denken. Die Sittlichkeit kann, wie der Chriſt weiß, nicht ſelig machen, aber dieſes ewige Geſetz Gottes wird durch die Religion in ſeiner Reinheit hervorgehoben, in ſeiner Geſetzmäßigkeit durch ſie beſtätigt. So kann auch die Vernunft nicht ſelig machen, aber ihr eigentliches Weſen, ihre ewige Geſetzmäßigkeit entſpringt als ein nicht menſchliches, ſondern göttliches Geſetz; und dieſes wird durch die Religion verklärt, beſtätigt, in Thätigkeit geſetzt, nicht aufgehoben und beſchränkt. So iſt die Religion durchaus rational, wie ſie durchaus ſittlich iſt. Dieſes zu beweiſen, iſt die Abſicht der Religionsphiloſophie.

Aber das Fundament aller Philoſophie iſt der Glaube, deſſen Bedeutung erſt ſpäter entwickelt werden kann. Wir wählen daher die allgemeinere Bezeichnung, die wir bekanntlich Schleiermacher verdanken; die nämlich des religiöſen, oder beſtimmter des chriſtlichen Bewußtſeins.

Es giebt Ausdrücke, die in ſich ſelber eine große geſchichtliche Bedeutung haben. Wie ſolche Ausdrücke, oft ausgeſprochen, nicht ſelten einen geiſtig beſchränkten Sinn erhalten, ſo daß die tiefſten Ideen dadurch faſt ſinnlos werden, und man es recht eigentlich erlebt, wie der lebendige Geiſt durch den Buchſtaben todtgeſchlagen wird, ſo zeigt eben dieſe Verirrung, wo ſie recht allgemein und herrſchend wird, wie ſehr der gewählte Ausdruck (hier das chriſtliche Bewußtſein) in die Maſſe hineingedrungen iſt und dadurch geſchichtliche Bedeutung erhalten hat. Es war, als wäre durch Schleiermacher plötzlich allen der Begriff klar geworden, den ſie ſuchten, als hätte er das rechte Wort des Räthſels gefunden, und es iſt bei aller Behandlung religiöſer Gegenſtände, nicht bloß bei den theologiſchen, nie mehr zu umgehen. Zwar iſt das Chriſtenthum eben dadurch ganz beſtimmt in ſeiner Geſchiedenheit von dem allgemeinen Selbſtbewußtſein aufgefaßt; aber wie Kant, indem er das ſinnliche Bewußtſein in ſeiner Beſtimmtheit ſonderte und innerhalb ſeiner Grenzen behandelte, eben dadurch, was aus dieſem ausſchied, klarer und deutlicher als die Philoſophen vor ihm bezeichnete, ja, die höhere Stufe der Entwickelung geiſtiger Einheit des ſo Geſchiedenen vorzubereiten berufen war: ſo hat auch durch jene Sonderung des chriſtlichen Bewußtſeins von dem

Weltbewußtſein Schleiermachers die höhere Einheit beider eingeleitet.

Es war zunächſt Schleiermachers Abſicht, einen ſichern Boden für die Geſtaltung chriſtlicher Dogmatik zu erhalten. Er ſah es ein, daß dieſe durchaus ein Nichtiges wäre, wenn man nicht eine feſte Grundlage gewönne. Er behauptete mit Recht, ſeine ganze Bemühung wende ſich von der Philoſophie ab; denn die Verſchiedenheit der Religion von, nicht die Einheit derſelben mit der Philoſophie ſollte erkannt oder beſtimmter anerkannt werden. Aber der Prozeß dieſer Sonderung, wenn er nicht ein willkürlicher werden ſollte, konnte bei der Ungewißheit der Grenzen, die durch den lange dauernden Kampf entſtanden war, ihre Verwandtſchaft mit der Philoſophie nicht verleugnen.

Ohne nun hier die Art und Weiſe, wie Schleiermacher die Sonderung vornahm, einer Prüfung zu unterwerfen, die erſt ſpäter ſtattfinden kann, muß man ihm doch unleugbar das Verdienſt zugeſtehen, und zugleich den wahrhaft religiöſen Muth, nicht aus dem Standpunkte der urſprünglichen, noch nicht erſchütterten religiöſen Gewißheit heraus — denn dieſe iſt ſich ſelbſt nicht Gegenſtand einer Reflektion geworden, — vielmehr eben aus dem Standpunkte des verworrenen Kampfes ſelbſt, den zertretenen Grund des Chriſtenthums hervorzuheben und in ſeiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Mag der Ausdruck Gefühl ein unbeſtimmter, nicht ganz geeigneter ſein, dieſes Gefühl enthielt mehr, es enthielt ein eigenes Leben, ein eigenes Bewußtſein und bezeichnete den heiligen Boden in ſeiner Urſprünglichkeit ſelber. So iſt die Schleiermacherſche Dogmatik, obgleich für die Theologie beſtimmt, doch der Religionsphiloſophie höchſt wichtig geworden.

Indem nun das chriſtlich religiöſe Bewußtſein auf eine Weiſe, wie man es kaum vor Kurzem noch ahnen konnte, ſich wieder hervordrängt, wird es ſich aber auch ſeines Schwankens bewußt. Der furchtbare Ernſt der Zeiten, das unſichere Hin- und Herwogen aller Verhältniſſe der Staaten, wie der Wiſſenſchaften, hat die Sehnſucht nach einem ruhenden Mittelpunkte lebendig hervorgerufen. An dieſes verhüllte Leben, welches ſich ſelbſt ſucht und nicht zu finden vermag, wenden wir uns hier, denn in dieſem liegt das verborgene Chriſtenthum. Die Einheit des Glaubens mit allen Bildungsmomenten der Zeit, inſofern dieſe ſelbſt in ſich Wahrheit und daher auch lebendige Zukunft enthalten, iſt *Philoſophie*, und es giebt fortan nur eine *chriſtliche*. Beruhigt können die Gemüther nur ſein, wenn die Religion der Maaßſtab aller Wahrheit iſt; und die Religion hat ihre beruhigende Löſung erhalten, wenn ſie, in ihrer innern Wahrheit unverändert, — denn ſie iſt ja das Unveränderliche, von allem Wechſel der Zeit Unabhängige ſelbſt — alle Weisheit, wie alles Leben in ſich aufnimmt. Ein Jeder iſt es ſich bewußt, daß ſeine Zweifel dadurch entſtanden ſind, daß das Weltbewußtſein und das chriſtliche Bewußtſein auseinander liegen. Eben ſo entſchieden wird ein Jeder geſtehen müſſen, daß die Religion aufhört, eine ſolche zu ſein, wenn ſie nicht mehr das Höchſte, ſelbſt über das Denken, ſo wie es in einer beſtimmten Zeit laut wird, Erhabene bleibt. Das wahre ſpekulative Denken iſt eine fortſchreitende Funktion der Religion, wie das ſinnliche Denken eine Funktion der ſinnlichen Welt.

Allerdings hat das Chriſtenthum, ſo wie es in der Zeit hervorgetreten iſt, eine beſondere Form, und dieſe in ihrer Wahrheit iſt ſo unerſchütterlich, wie das Weſen, deſſen Ausdruck ſie iſt; aber alles Leben dieſer Form iſt gerichtet nach dem Innern, ja, nach dem Innerſten, und ſo hat ſie die Gewalt, das Innerſte in Allem zu enthüllen, daß eine jede Form, indem ſie ſich in ſich erkennt, ihr innerſtes Weſen in der religiöſen Form findet. Wie die Planeten in ihrem innerſten Mittelpunkte der Schwere zugleich ihre Einheit mit der unveränderlichen Sonne, ja, mit dem Univerſum enthüllen.

Es iſt eine Gewohnheit geworden, ein menſchliches Bedürfniß als etwas der Wiſſenſchaft Geringes und Unwürdiges zu betrachten, aber das wiedererwachte Bedürfniß der Religion iſt ſelbſt ein Element der Zeit, und es ziemt ſich für denjenigen, der die Religion als das Höchſte betrachtet, wohl, zu geſtehen, daß er dieſem Bedürfniß dienſtlich und förderlich ſein wolle. So ſoll dieſe Schrift, gelingt es uns ſonſt, das einigermaßen zu erreichen, was wir beabſichtigen, ebenſowohl das zweifelnde Gemüth beruhigen, als die Wiſſenſchaft zu begründen ſuchen. Unſere Betrachtung iſt ſpekulativ, ſie iſt ganz und durchaus auf das Ewige und Unveränderliche gerichtet, und dennoch wird die Darſtellung nicht bloß durch die perſönliche Beſchränkung, ſondern ſelbſt durch das Weſen, welches hoffentlich aus der Hülle einer unvollkommenen Darſtellung hervorblicken wird, nicht eine abſolute des Abſoluten ſein können. Das liegt aber in der Natur einer jeden lebendigen Entwickelung. In dieſer iſt das Ganze, nicht theilweiſe, ſondern ganz; das Ziel der Pflanze, Blatt, Blüte und Frucht liegen in dem Keim, und die geſunde Entwickelung enthüllt nach einander, offenbart in ſucceſſiven Momenten, was in einem jeden frühern verhüllt iſt. So liegt, wie im Keime die ganze Pflanze, ſo in der denkenden Entwickelung des Chriſtenthums die fortſchreitende Offenbarung bis zum Gipfel ſeiner Enthüllung. Und geſund iſt der Moment, welcher hervortritt, nur, wenn er die beſtimmte Stufe der Entwickelung feſthält. Aber in den graden, lichten Strom des ungeſtörten Wachsthums hineingezogen, liegt ſo gewiß die noch unenthüllte ſelige Zukunft — nicht ein troſtloſer Progreſſus in's Unendliche — wie in dem Keim der Pflanze Blüte und Frucht.

Iſt nun die Religionsphiloſophie dazu berufen, den Kampf zwiſchen dem religiöſen und Weltbewußtſein zu beendigen, ſo iſt ſie dem wiſſenſchaftlichen Theologen ſo wichtig, wie einem jeden zweifelnden Chriſten; denn die Zweifel können ihm nicht fremd bleiben und mit dem ſchwankenden Boden ſchwankt die Lehre und mittelbar durch dieſe die Religion ſelber. So wird der Kampf durch Unſicherheit der Lehre heftiger entzündet und, auf den heiligen Boden der Religion verſetzt, gefährlicher, vernichtender. Ein halsſtarriges, beſchränktes Abſchließen führt, in einer Zeit, die ungebunden in der chriſtlichen Lehre ſelbſt eine unerträgliche, nicht länger zu duldende Beſchränktheit zu erkennen glaubt, nur die ſichere Niederlage herbei, und bloße Behauptungen vermögen das ringende, durch innere Kämpfe zerriſſene Gemüth nicht zu beruhigen.

3.

Gegenſatz der Religion und Philoſophie, in Beziehung auf ihren Anfangspunkt.

Um das Verhältniß der Philoſophie zur Religion richtig aufzufaſſen und ſo die Einheit beider einzuleiten, wird es vorzüglich nothwendig ſein, den Gegenſatz beider, wie er unmittelbar uns ſchroff entgegentritt, ſcharf und entſchieden aufzufaſſen. Denn in der That, betrachten wir dieſen, ſo ſcheint eine Vereinigung beider unmöglich und die allgemein herrſchende Anſicht, daß beide ihrem Weſen nach ſich feindlich gegenüberſtehen müſſen, wohl begründet zu ſein.

Die Philoſophie geht von dem Allgemeinen aus, nur durch ſtrenge Abſonderung, nur durch Abſtraktion entwickelt ſich folgerecht und feſt die ſtreng wiſſenſchaftliche Form. Es wäre unnöthig, dieſes hier darzuthun, es iſt zu bekannt. Ja, diejenige Philoſophie unſerer Tage, die den höchſten Gipfel der Abſtraktion als einen Anfangspunkt erkennt, faßt das Seiende nur als ein Sein des Denkens und die lebendige Wirklichkeit, einem Spektrum gleich, als das Konkrete einer allgemeinen, ſich ſelbſt aufhebenden Abſtraktion auf.

Die Religion dahingegen faßt Alles in der menſchlichen Form und den Menſchen in ſeiner Perſönlichkeit. Ein jeder Menſch, wie er iſt, ſteht in einer unmittelbaren Beziehung zu Gott dem Ewigen, als wäre, wie er für Gott, ſo Gott für ihn ganz da. In der ganzen heiligen Schrift iſt von keiner Menſchheit die Rede. Für die Menſchen iſt der Heiland geſtorben, und das Band, welches einen jeden Menſchen an Gott bindet, iſt nicht ein ſinnliches, ſondern ein ewiges. Die ewige Perſönlichkeit wird nicht durch die Schrift erklärt oder bewieſen, ſie iſt recht eigentlich die Grundlage des Chriſtenthums ſelber (1. Korinth. XV. 12—23). So tritt in dem Innerſten eines jeden Menſchen, inſofern er dem Chriſtenthum im wahren Sinne ſich zuwendet, der Kampf zwiſchen dem Sinnlichen und Ewigen ebenſo als ein in ſich geſchloſſenes Eigenthümliches hervor, und nach dem nämlichen Typus, wie in dem ganzen Geſchlecht, als wäre dieſer beſondere Menſch in ein ſchlechthin vereinzeltes Verhältniß zu Gott geſetzt. In dieſe Unergründlichkeit eines beſtimmten perſönlichen Daſeins kann der allgemeine Schematismus der Philoſophie nicht hinein dringen, und das Chriſtenthum ſcheint ſein Weſen zu verlieren, wenn es ſich in die Allgemeinheit der Philoſophie verliert, in welcher Menſchen nur als verſchwindende Momente einer allgemeinen geiſtigen Entwickelung hervortreten. Vor allen Dingen alſo und bevor wir die Vermittelung darſtellen, iſt es nothwendig, durch eine, ſcheinbar außerhalb der Religion liegende, Unterſuchung die geiſtige Bedeutung der menſchlichen Perſönlichkeit zu begründen.

4.

Geiſtige Bedeutung der menſchlichen Perſönlichkeit.

Iſt die Philoſophie das Erkennen der ewigen Wahrheit und wird es zugeſtanden, daß ſie, in dieſem Sinne genommen, ein weſentliches, nicht mehr abzuweiſendes Element der geiſtigen Bildung unſerer Zeit ſei, ſo drängt ſich eine Aufgabe zur Löſung auf, die von der größten Wichtigkeit iſt. Sie iſt in der Frage enthalten: wie verhält ſich die Philoſophie zu den allgemeinen Bildungsmomenten einer beſtimmten Zeit? Wenn nun der Philoſoph behauptet, daß dieſe Frage ſich aus der Philoſophie ſelbſt beantworten laſſe, weil ſie, indem ſie ſelbſtſtändig denkend fortſchreitet, ihre Entſtehung in einer beſtimmten Zeit aus ſich ſelber ableitet und, was man außer ihr zu erkennen glaubt, als das höhere, ja, als das abſolute beſtimmt; wenn er ferner behauptet, daß eine gegebene Entwickelungsſtufe in ihrer Möglichkeit erklärt iſt, indem ſie als ein beſtimmt geiſtig Konkretes erkannt wird: ſo haben doch die berühmteſten Philoſophen unſerer Tage die Aufgabe, durch einleitende Betrachtungen die Entwickelungsſtufen des Geiſtes, die zur Philoſophie führen, nachzuweiſen, entſchieden anerkannt.

Dieſe Aufgabe in unſerm Sinne war Kant fremd, und dadurch wird die große Bedeutung, aber auch die Schranke ſeiner Philoſophie (wenn wir ſeine kritiſchen Unterſuchungen ſo nenen dürſen) bezeichnet, denn Kant iſt der reine, ſcharf aufgefaßte Ausdruck ſeiner Zeit ſelber. Er beſchränkt das Erkennen auf die Sinnlichkeit, und ſucht nur eben durch dieſe Beſchränkung das dem ſinnlichen Menſchen gemeinſame Sichere und allgemein Nothwendige feſt zu begründen. Die Keime der Philoſophie, die ſich ſpäter entwickelten, wurden zwar anerkannt, aber nicht erkannt, ſie wurden vielmehr poſitiv aus der Sphäre des Erkennens ausgeſchloſſen. Sie waren noch von der harten Fruchthülle umgeben, aber dennoch iſt es höchſt merkwürdig, und, um die Bedeutung dieſes Mannes zu verſtehen, nothwendig, darauf aufmerkſam zu machen, wie die drei entſchiedenſten Richtungen philoſophiſcher Entwickelung in der That als lebendige Keime in ſeiner Kritik lagen. So faßte er die ſittliche Freiheit als eigenes Geſetz des handelnden menſchlichen Geiſtes. Sie entwickelte ſich als abſolute That, die ſich als ſolche erkennt, durch Fichte. — So war ihm die nur aus ſich ſelber zu faſſende Geſtalt als Schönheit im reinen geiſtigen Schauen: ſie entwickelte ſich als die in ſich ruhende abſolute Idealität durch Schelling, wie er in der frühern Epoche ſeiner philoſophiſchen Bildung hervortrat. — Endlich enthielt der Begriff der innern Zweckmäßigkeit, wie dieſer Kant durch das organiſch Lebendige klar ward, den Keim des ſich in ſich faſſenden Denkens, wie es ſich ſpäter durch Hegel entwickelte. Kants Kritik bildet daher die Elementarſchule aller neuern Philoſophie, und man muß ſeinen Irrthum getheilt haben, um die höhere Spekulation, die ſich aus dieſem entwickelte, zu verſtehen. Die höchſte Aufgabe der Philoſophie iſt nun die Einheit des Schauens, Handelns und Denkens als ihr Fundament, oder beſtimmter, als ihr in allen Richtungen des Erkennens gleich entſchieden hervortretendes Centrum zu ergreifen.

Damit nun die Aufgabe der Philoſophie, wie ſie ſich in einer beſtimmten Zeit zu geſtalten habe, in ihrem ganzen Umfang erkannt werde, iſt es vor Allem nothwendig, den Punkt richtig zu faſſen, von welchem aus der durch die ſinnlichen Verhältniſſe gefeſſelte Geiſt ſich losreißt, ſich ſelbſt in einem höheren Erkennen ergreifend. Nur ſo kann er ſich als der wahre begrüßen; er iſt dann die reife Geburt der Zeit, und in der Nothwendigkeit ſeiner Entfaltung liegt die Gewährleiſtung für ſeine Reife zur Enthüllung des noch verſchloſſenen Geheimniſſes ſeiner in der Wahrheit thätigen Freiheit. Zwar wird die Darſtellung eines ſolchen, außerhalb der Philoſophie liegenden Anfangspunktes ihrer ſelbſt, das Gepräge einer philoſophiſchen Bildung tragen, aber keine Wiſſenſchaft bedarf ſo nothwendig des immer erneuerten Zurückgehens zu ſeinem Anfangspunkt, wie dieſe. Die Philoſophie muß, indem ſie ſich fortbildet, immer von neuem entſtehen und ſich im Entſtehen belauſchen, nur ſo bewährt ſich ihre wahre geiſtige Freiheit.

Dieſen Standpunkt, auf welchem das ſinnliche (empiriſche) Wiſſen in das ſpekulative umſchlägt, zu finden, ſind bis jetzt zwei Wege eingeſchlagen. Der eine durch Hegels Phänomenologie, der zweite durch Braniß pſychologiſche Einleitung zur Methaphyſik. Hegels Phänomenologie iſt ein höchſt merkwürdiges tiefſinniges und geiſtreiches Werk. Es enthält einen ſehr wichtigen und höchſt nothwendigen Rückblick eines ſchon in ſich abgeſchloſſenen Philoſophen, der ſich in ſeiner Entwickelung bis zum Selbſtſterkennen des Geiſtes bewußt zu werden ſucht. Ein ſolcher Rückblick wird nun, je bedeutender der Geiſt iſt, der ſich in ſeinem Fortſchreiten belauſcht, deſto gewiſſer eine allgemeinere Seite enthalten, kann aber dennoch nie ſeine ſubjektive Entſtehung verleugnen. Daß die Pſychologie die Möglichkeit, ja, die Nothwendigkeit der Entſtehung der Philoſophie in einer beſtimmten Zeit nachzuweiſen habe, iſt auch von Schelling in ſeiner Vorrede zum Couſinſchen Werke anerkannt, aber wie dieſe Wiſſenſchaft ſich bis jetzt geſtaltet hat, laſſen ſich die Momente der Bildung einer Spekulation keineswegs in ihrem ganzen Umfange aus ihr darthun. Den einzigen Verſuch, der bis jetzt angeſtellt wurde von Braniß, müſſen wir von ſeinem Standpunkte aus einen ſehr gelungenen nennen. Er bildet in ſeiner abſtrakten Allgemeinheit den nothwendigen Gegenſatz gegen den ſubjektiven Fortgang der Phänomenologie. Es entſteht die Frage, ob nicht in der Einheit jener ſubjektiven Richtung der Phänomenologie und der allgemeinen der Pſychologie ein lebendigerer, umfaſſenderer, dem erkennenden Geiſte verwandterer Standpunkt ſich nachweiſen ließe.

Um bei dieſer Unterſuchung ein ſicheres Reſultat zu erlangen, muß zuerſt von dem Verhältniß des empiriſchen Wiſſens zur Philoſophie die Rede ſein. Wenn Hegel den Satz: nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, dem zweiten: nihil est in sensu, quod non fuerit in intellectu, mit Recht entgegenſetzt, ſo drängt ſich die Nothwendigkeit auf, dieſem Verhältniß näher zu treten, und wir entdecken dann leicht, daß der intellectus nichts Anderes iſt, als die mit Nothwendigkeit hervortretende geiſtige Gewalt der Einheit der ſcheinbar zerſtreuten geiſtigen Gliedmaßen (dissecta membra) einer beſtimmten Zeit. Nie hat die rohe Senſualität irgend etwas mit dem Geiſte gemein, beide ſind ſchlechthin von einander abgewandt. Es wird dieſes Verhältniß am klarſten, wenn in der Philoſophie die nicht begriffene und dennoch zum Begriff erhobene Natur auf eine naive Weiſe als eine Entäußerung des Geiſtes betrachtet wird. Der Geiſt wird dann ohne alle Vermittelung ſelbſt den Boden, auf welchem er ganz unbefangen ſich bewegt, vorausſetzen, und die Weltgeſchichte erhält auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt eine geographiſche Grundlage. Hier ſieht man nun, wie, anſtatt eine wirkliche geiſtige Vermittelung zu verſuchen, dieſer Geiſt vielmehr in einer völligen Entäußerung ſeiner ſelbſt ſich als ſolchen nicht begreift, ſondern findet; und das Denken iſt in dieſem Vorgefundenen eben ſo ſehr ein durchaus gedankenloſes Sein, wie das Sein des denkenden Geiſtes ein Daſeinloſes Denken. Beide fallen völlig aus einander. In der That ward die Aufgabe einer Geſchichte der Philoſophie ſchon vor mehr als funfzig Jahren durch Herder tiefer verſtanden. Ganz anders tritt dieſes Verhältniß hervor, wenn wir eine beſtimmte Zeit und ihre Bedeutung im Seienden wie im Denkenden unbefangen auffaſſen. Da erkennen wir, wie die Geſchichte eine Natur nur hat, inſofern die Natur geſchichtlich begriffen wird. Die Natur als ſolche erſcheint als das den Geiſt Entwickelnde, und nur inſofern dieſes ihr gelingt, erkennt ſich der Geiſt in ſeiner Freiheit. Dieſe Vermittelung, inſofern ſie vor der Philoſophie ſtattfindet, iſt ein Geiſtiges, und nur dieſes Geiſtige des Seienden, wie es in der Geſtaltung der Staaten, in Wiſſenſchaft und Kunſt einer beſtimmten Zeit, in den Bildungsmomenten einer Geneſis, die die ſinnliche Zeit zu einer geiſtigen Succeſſion erhebt, findet die Philoſophie ihre wahrhafte zeitgemäße Realität. Sie iſt die umfaſſende Funktion der nur ſcheinbar auseinander geriſſenen und zerſplitterten Glieder einer geiſtigen Organiſation; und dieſe kann ſo wenig getrennt gedacht werden von den Gliedern ſelbſt, wie das Gehirn und ſeine Funktionen von dem Leibe. — Tritt die rohe Erfahrung jemals dem rein Geiſtigen gegenüber, daß der Geiſt in der Zeit, aus jener unmittelbar geboren, ſich als das Urſprüngliche des ſo Erfahrenen erkennt? — So verhält es ſich keineswegs. Der Philoſoph iſt als ſolcher kein Geſchichts- oder Naturforſcher, kein Staatsmann oder Theologe, kein Künſtler oder Dichter, der ein ſo oder ſo Vorgefundenes zu ordnen, zu ergründen oder zu geſtalten ſucht.

Wo finden wir nun die Quellen, aus welchen dieſe Vermittelung entſpringt, und wie erkennen wir in dieſen das Mannigfaltige, ſcheinbar zerſtreute Geiſtige, welches, in ſeiner Einheit erkannt, den Geiſt in der Zeit gebiert? Wir behaupten, in der menſchlichen Perſönlichkeit, wenn dieſe in ihrer Wahrheit erkannt wird. Ich höre den Sprecher des philoſophiſchen Hauſes zur Ordnung rufen, denn, ſo wenig wie im Parlamente, darf in dieſem von der Perſönlichkeit die Rede ſein.

Die faſt allgemein hervortretende Unfähigkeit der Philoſophie unſerer Tage, die Perſönlichkeit in ihrem Weſen, in ihrer Wahrheit zu erkennen, beweiſt am klarſten das Uebergewicht der einſeitig abſtrakten Allgemeinheit ihrer Bildung. Und dieſe Unfähigkeit würde auch ſo ſchwer zu erklären ſein, wäre nicht die Philoſophie ſelbſt, indem ſie durch einen beſtimmten Meiſter in einer durch ihn gebildeten Schule, durch eine beſtimmte Sprache, in einer ſinnlichen Zeit laut geworden, und dadurch mit der Nichtigkeit bloß erſcheinender Perſönlichkeiten behaftet geblieben, wodurch zwiſchen dieſen eine Reibung entſteht, während die Philoſophie doch ein Allgemeines und Abſolutes darſtellen wollte. Wenn durch einen ſolchen Kampf auch der Sieg auf der Seite der Spekulation blieb, ſo ward dieſer doch nie ohne einen Verluſt auf beiden Seiten errungen. Dadurch nun geſchah es, daß die Gegner in dem Feinde nur die unterliegende Schwäche erkannten, und man gewöhnte ſich daran, in aller Perſönlichkeit, inſofern ſie nicht in der Allgemeinheit einer philoſophiſch-konſtruirenden Schule ſich fügen wollte, ein Nichtiges zu erkennen. So entſtanden die Ausdrücke „krankhafte Subjektivität“ und dergleichen, die ſtereotyp geworden ſind, und durch welche eine einſeitig abſtrahirende Philoſophie ihre Triumphe feiert. Man vergaß, daß nur, wo Geiſter reden, vom Geiſte die Rede ſein kann, und da man doch die Objektivität eines Geiſtes nicht entbehren konnte, ſo ward eine, allerdings die bedeutendſte, Perſönlichkeit der Zeit in eine abſolute verwandelt, und der konſtruirende Gott ſpiegelte ſich in dieſem Götzen. Die edelſte Eigenthümlichkeit der Zeit ward aus der lebendigen Mitte lebendiger geiſtiger Eigenthümlichkeiten herausgeriſſen, in ihrer Einzelnheit als eine abſolute verehrt und ſo verzerrt.

Von dieſem Kampfe der krank gewordenen Subjektivität der Philoſophie ſelber — denn Kämpfe dieſer Art finden nur auf gleichem Boden ſtatt, und die abſolute Philoſophie ſinkt in dieſer relativen Stellung ſelbſt zur ſinnlichen Relativität herab — wollen wir völlig abſehn und die Perſönlichkeit in ihrer Bedeutung ſtrenger zu faſſen ſuchen. Es ſcheint dann vor Allem nothwendig, die Form derſelben näher zu bezeichnen, und wir betrachten zu dieſem Behuf dasjenige, wodurch ſie ſich auszeichnet und auf irgend eine Weiſe geſchichtliche Bedeutung erhält. Durch eine ſolche reinlich erhaltene Form blickt das Weſen und mit dieſem die Wahrheit der Perſönlichkeit am deutlichſten durch. Der allgemeine Ausdruck Talent, Pfund nach Luther, kömmt uns hier entgegen, und wir ſuchen die Idee des in der Erſcheinung verhüllten Talents genauer zu bezeichnen.

Von einem ausgezeichneten Talent ſagt man, es ſei angeboren; was bedeutet dieſer Ausdruck? In der That nichts Anderes, als daß es keinen ſinnlichen Anfang hat; daß es, wie das allgemeine Bewußtſein, ſich ſelbſt vorausſetzt. So weiſt uns ein jedes Talent nach einer Sphäre hin, die über die Sinnlichkeit hinausliegt und eben das iſt, was wir ſeine Natur nennen, eine geiſtige aber, deren Eigenthümlichkeit eben auch ſein Weſen ausmacht. Es gilt hier von dem Talent einer menſchlichen Perſönlichkeit, was von einer jeden Gattung der Thiere gilt. Auch dieſe erſcheint zwar in der Sinnlichkeit, aber ſie iſt nur in ihrer Idee, in der Wiſſenſchaft, in welche ſie ſcharf und beſtimmt gefaßt werden muß, ihrer Beſonderheit nach, mit dieſer aber zugleich in ihrer größeren Einheit mit den verwandten, ja, mit allen Thieren. Dieſe Idee iſt es, die einem jeden Phyſiologen vorſchwebt, ſeine Unterſuchungen leitet, ohne daß die Unbefangenheit der Forſchung gefährdet wird. Die Phyſiologie iſt in dieſer Einheit — die nicht eine leere Allgemeinheit iſt, denn ſie hebt die Gattungen nicht auf, ſie beſtätigt vielmehr jede Form in ihrer Art — allein und zwar auf geiſtige Weiſe thätig. So muß nun das Talent betrachtet werden als das Pfund, das Gewicht, das in allem Schwanken Unveränderliche, als der ſouveraine König der Perſönlichkeit, der nicht ſelbſt aus den ſinnlichen Verhältniſſen entſprungen ſein kann, da er ja vielmehr alle Verhältniſſe beherrſcht oder, damit die Perſönlichkeit ſich geſund erhalte, beherrſchen ſoll. Kein Talent kann ſich in ſeiner Vereinzelung völlig ausbilden; damit es in ſeinem ganzen Umfange gedeiht, muß es ſich den Bildungsmomenten ſeiner Zeit unterwerfen, wie kein Lebensprinzip ſich zu entwickeln vermag ohne Nahrung. Daher iſt das Talent, abgeſehen von der Strenge der Schule, in welcher es ſich bilden ſoll, eine leere

Abſtraktion, ein Nichtiges. Aber eben ſo wenig vermag die Schule ein Talent zu erzeugen, wie kein Thier durch die angemeſſenſte Nahrung entſteht oder die fruchtbarſte Düngung eine Pflanze zu erzeugen vermag. Daraus folgt nun, daß das bedingte Bewußtſein, wenn es, wie in der Pſychologie, in ſeiner bloßen Allgemeinheit betrachtet wird, eine leere Abſtraktion und ein Nichtiges ſei, und hieraus erhellt ſchon, daß wenigſtens in Beziehung auf die begünſtigten und hochbegabten Menſchen, die wir vorzugsweiſe die talentvollen zu nennen pflegen, das Bewußtſein nur in der eigenthümlichen Art ſeiner ſogenannten Bedingtheit die Wahrheit erhält, die in der bloßen abſtrakten Allgemeinheit ſo wenig, wie in der Vereinzelung, die das Beſondere von dem Allgemeinen trennt, geſucht werden kann. Dieſe wird nur in der Einheit beider erkannt.

Das Talent iſt reine Objektivität und kann nie aus dieſer Form heraustreten. Daher iſt die Perſönlichkeit Natur — durchaus gegenſtändlich — nicht allein für andere Perſönlichkeiten, ſondern auch für ſich ſelbſt. Dieſe ſetzt ſich durch das Talent nicht als das, was ſie iſt, ſie findet ſich. Das Talent iſt das menſchliche Subjekt, als unüberwindliches Objekt; das Ich, welches ſich nicht ſelbſt beſtimmt; der reine Gegenſatz des Fichteſchen Ich, dieſes als ein Nicht-Ich. Vergebens ſucht der ſubjektive Geiſt ſich zu trennen von dieſem Naturgrund aller geiſtigen Entwickelung, ihn in dieſer Trennung als Ausdruck eines rein allgemeinen Denkens zu gebrauchen. Eine jede Bemühung der Art ſtraft ſich ſelber, ſie wird um ſo gewiſſer eine bloße Verzerrung deſſen darſtellen, was ſie beherrſchen zu können meint. Das größte dichteriſche Talent unſerer Tage, Göthe, hat ſich auf eine ſehr entſchiedene Weiſe über die Naturgewalt deſſelben ausgedrückt. Seine Aeußerung, wie wir ſie in der bekannten Eckermann'ſchen Schrift finden, iſt in ihrer natürlichen Naivität um ſo lehrreicher, da ſie das Talent vergleicht mit dem mühſam Erworbenen. Daß ich ein Dichter bin, ſagt er, iſt kein Verdienſt, ich war zum Dichten gezwungen. So iſt, was Bewunderung erregt, was ihm die große geſchichtliche Bedeutung gab, ihm ſelber eine reine Naturthat; ſein Verdienſt ſucht er aber eben in dem, was keinesweges eine ſolche allgemeine Anerkennung fand. Ohne Talent, oder was dasſelbe iſt, gegen dieſes, vermag der Talentvolle nichts, mit dieſem Alles.

Die bewußte Perſönlichkeit erkennt in ihrem Talent den feſten Naturgrund ihrer geiſtigen Eigenthümlichkeit; aber dieſe feſſelt ſie nicht, vielmehr fühlt ſie ſich freier in dem Maaße, als das Talent entſchiedener in ſeiner Beſonnenheit ſich darſtellt. Denn dieſe iſt für ſie keine Grenze. Indem es ſich von der Grenze ab dem Mittelpunkte zuwendet, iſt es, äußerlich getrennt, (in ſich gerundet) durch ſein Centrum mit dem All des Geiſtes verbunden. Daher die innere Nothwendigkeit eines innerhalb der Erſcheinung unerklärbaren Bündniſſes zwiſchen den Talenten der verſchiedenſten Art in begünſtigten Perioden, welche durch dieſes die Intenſität eines höhern geiſtigen, das Verſchiedenſte einigenden Lebensprinzips darſtellen. Denn in dieſen Richtungen aller Erſcheinungen durch hochbegabte Geiſter nach dem geiſtigen Schwerpunkt zu, beleuchten ſie ſich wechſelſeitig, wie die Sterne. Die bedauernswerthen Zeiten, die geſetzloſen oder einem todten fremden Geſetz unterliegenden Interregna treten Alles verwirrend hervor, wenn die Talente ſich von ihrem innern Schwerpunkt ab der Grenze zu bewegen. Dann erſt wird ſie Grenze, wechſelſeitig hemmende Relation. Die Sicherheit des Talents verſchwindet, ſie beſchränken, hemmen ſich, werfen ſich wechſelſeitig ihre Schatten, nicht ihr Licht zu. So fühlen ſie ſich gefeſſelt, weil die centrale Quelle ihrer Freiheit verkannt wird. Sie ſtreben über ihre Grenze heraus, aber jenſeits derſelben iſt die geiſtige Wirklichkeit und die ewige Perſönlichkeit verſchwunden. An ihrer Stelle herrſcht die leere abſtrakte Allgemeinheit. Das wahrhaft Poſitive hat ſeine Einheit verloren, und das Talent wird gezwungen, in der krankhaften Richtung ſeine Negation zu negiren, ohne die urſprüngliche Sicherheit wiederfinden zu können. In ſeinem Mittelpunkte ſich bewegend, iſt es dahingegen bedingt und unbedingt zugleich. Beide, die Bedingung wie die Unbedingtheit, ſind nicht, wie ſie in der Trennung gedacht werden; die Gegenſätze ſind da und auch nicht da, oder um uns mit Schelling beſtimmter auszudrücken, ſie werden nicht negirt, ſondern ihre Einheit wird geſetzt.

Alle Vorwürfe gegen enge Perſönlichkeiten, krankhafte Subjektivität u. ſ. w. treffen die Verzerrung, die Verirrung, nicht die reine Form; dieſe iſt in ihrer reinen Sonderung, nicht wie ſie erſcheint, ſondern wie ſie iſt — *aus Gott*. — Das Talent, ſo gefaßt, iſt produktiv, ja, es iſt das einzig wahrhaft produktive, es iſt für den geiſtigen Fortgang der Geſchichte das Geſetzgebende, und dieſe ſeine geſetzgebende Gewalt iſt die einzig wahre; Keiner weiß, was er ſpricht, wenn er von einer andern redet. Als eine ſolche produktive Gewalt wollen wir das Talent jetzt betrachten, wie bisher der Form ſeines Inhalts, ſo jetzt dem Inhalte ſeiner Form nach.

Um den Gegenſtand, den wir hier behandeln wollen, in ſeinem ganzen Umfange zu faſſen, erlaube man uns eine vorläufige Betrachtung.

Kant ſchließt ſeine Sittenlehre mit dem Ausrufe: „Zwei Dinge ergreifen mich immer mit neuer Bewunderung, die verſtändige Geſetzmäßigkeit des Univerſums über uns, und das ſtreng gebietende Sittengeſetz in uns.“ Aber wie hoch auch dieſe Bewunderung ſein mag, Verwunderung wird auf dieſe Weiſe nie entſtehen. Die Geſetzmäßigkeit der Natur iſt die Trägerin des Daſeins überhaupt; das Sittengeſetz eben ſo die Grundlage alles Handelns, und wir müßten jene Intenſität der Reflektion erreichen, durch welche das Bewußtſein, daß wir da ſind, daß wir handeln, uns als etwas Fremdes erſcheint, wenn jene ewige Ordnung des Seins und Handelns uns in Erſtaunen ſetzen ſollte.

Verfolgen wir die Geſchichte der letzten Jahrhunderte, ſo finden wir, in der Richtung der Naturwiſſenſchaft, wie in der Geſchichte des Denkens und des Handelns, das Allgemeine als eine Vorſchule in ſeiner Geſetzmäßigkeit erkannt, und der Sinn für das mannigfaltig Individuelle und Beſondere in ſeinen oft zarten und dennoch bedeutenden Unterſchieden, bildet ſich erſt allmälig aus. Aber, dieſes Individuelle, in ſeiner Einzelnheit betrachtet, tritt uns faſt unvermeidlich, iſt es ein Lebendiges, als ein frei Handelndes, iſt es ein Todtes, als das Produkt einer freien Handlung entgegen, wenn in jenem ein Verſtändiges, in dieſem ein ſtreng Regelmäßiges erkannt wird. Beiſpiele werden das Geſagte erläutern. Der Menſch iſt ſo ſehr von den einzelnen Gegenſtänden ſinnlicher Betrachtung ergriffen, vermag ſo wenig die innere Einheit aller Funktionen zu faſſen, daß Alles nur in einem äußern Verhältniß begriffen wird, und daher iſt es ihm vollkommen verſtändlich, wie die Natur Eins durch das Andere zerſtört, und wie dadurch geſetzloſe Formen willkürlich entſtehen. Willkürlich iſt nämlich die

Form, wenn ſie in ihrer Einzelnheit unmittelbar, als auf eine ihr fremde Unendlichkeit bezogen, geſchaut wird. Eine beſtimmte Bildung der Natur erlaubt uns dagegen nicht, das alſo Gebildete als eine bloße Einzelnheit zu betrachten. Wenn der unbefangene, aber für die Naturforſchung in ihrer reichen Tiefe noch verſchloſſene, Sinn zuerſt auf die beſondere, geſetzmäßig beſtimmte Form des unorganiſch Mannigfaltigen, in ſeiner Art Individuellen, aufmerkſam wird, wenn er z. B. den Kryſtall betrachtet, ſo traut er der Natur nicht dieſe ſtrenge Geſetzmäßigkeit, dieſe Mathematik des Beſondern zu. Dieſe regelmäßige kryſtalliniſche Form kann nur, wie er glaubt, durch ein menſchlich freies Bewußtſein entſtanden ſein; ſie erſcheint ihm als ein Kunſtprodukt, und derjenige, der ein vollkommen unverletztes um und um kryſtalliſirtes Foſſil, einen Granat etwa, zum erſten Mal erblickt, wird, ſich ſelbſt überlaſſen, gar nicht im Zweifel ſein, er wird den belächeln, der glauben könnte, ein ſolches Produkt wäre durch die Natur entſtanden. So fremd iſt dem in der Sinnlichkeit befangenen Sinne die bildende Thätigkeit der Natur, inſofern dieſe ſich durch das Beſondere offenbart. Aber nicht dem Unkundigen allein, ſondern auch dem Forſcher bleibt die ſtrenge Geſetzmäßigkeit individueller Formen ein Gegenſtand des Erſtaunens, wenn er durch die fortgeſetzte Betrachtung entdeckt: daß dieſe Geſetzmäßigkeit ſich bis in's Unendliche verfolgen läßt und ſich in ein völlig ideales, außerhalb aller ſinnlichen Erſcheinung liegendes Verhältniß beſtimmter Richtungen gegen einander auflöſt; daß dieſes Verhältniß bei einem beſtimmten Gehalt ſo entſchieden unverändert gegeben iſt, daß das ſinnlich Handgreifliche ſelbſt nicht mehr als ein bloß ſinnliches begriffen werden kann, ſich vielmehr in einen bloßen Ausdruck, in eine Aeußerung verkehrt, die ein

Höheres offenbart. Sein Erſtaunen wird dann wohl ein Erſchrecken, es iſt ihm, als verſchwände der Boden aller Realität; und es iſt bekannt, mit welcher Beharrlichkeit die Forſcher ſich gegen eine Anſicht ſträuben, die ſich zwar dem Unbefangenen aufdringt, aber dennoch abgewieſen werden muß, weil ſie der Grundlage ihrer ganzen Forſchung mit Gefahr droht.

Derſelbe auf das Aeußere gerichtete Sinn erſtaunt nicht weniger, wenn er in den Handlungen der Thiere ein Verſtändiges entdeckt, ein zweckmäßiges Verfahren, welches ſich nach den Umſtänden, überlegend, richtet, um eine beſtimmte Abſicht zu erreichen. So lange der Inſtinkt als eine Handlung der Gattung erſcheint, ſo lange die Uniformität der Handlungen dem Betrachtenden die Gattung unmittelbar vorführt, ſo daß ein fremdartig Unendliches ihm hier wie ein Univerſum entgegenkömmt, beruhigt er ſich mit der Vorſtellung des Natürlichen überhaupt; ſo, wenn wir die Zellen der Bienen, künſtliche Neſter der Vögel betrachten, wir bewundern ſie zwar, aber ſie überraſchen uns nicht. Tritt dem Betrachtenden jedoch das Thier unter Verhältniſſen handelnd entgegen, die zufällig zu ſein ſcheinen, die nur unter dieſen beſondern Umſtänden für dieſes einzelne Thier gelten können, ſo erſcheint nicht mehr die bloße Gattung, ſondern, wie er glauben muß, ein ſelbſtändig aus eigener Ueberlegung handelndes Thier, und er bezieht den Verſtand, der ſich in der Handlung zeigt auf dieſes. Man erzählt z. B., daß der Storch, wenn in einem tiefen Gefäße das Waſſer, welches er trinken will, ſehr niedrig ſteht und ihm unerreichbar iſt, Steine in das Gefäß hineinwirft, damit der Stand des Waſſers ein höherer wird. Der Betrachtende wird dann wohl von einem Entſetzen ergriffen, weil die Schranke, die ihn ſelber von dem Thiere trennt, einzuſtürzen droht; und es wird ihm ſchwer, der Gattung dieſe Freiheit des Handelns zuzutrauen, wie er nicht begreift, auf welche Weiſe die Mathematik des Univerſums bis in die Bildung des Kryſtalls hineinzureichen vermag. Kaum wird es möglich, ihm begreiflich zu machen, daß, wie die todte Natur eine durchaus geſetzmäßige, im ſcheinbar Einzelnen, wie im Ganzen, ſo die lebendige eine durchaus verſtändige ſei. Denn ein Verſtand, der bloß auf die Erhaltung des ſinnlichen Individuums oder auf die der Gattung ſelbſt geht, iſt nur ein ſolcher, der der nie erſcheinenden Gattung angehört, und hat ſeinen Urſprung nur aus der freien Verſtändlichkeit einer höhern, bloß geiſtig (wiſſenſchaftlich) zu faſſenden Natur. Und dieſes gilt ſelbſt von dem Menſchen, wenn er ſich ſo thieriſch beſchränkt äußert und eben daher in ſolchen Momenten aller Perſönlichkeit entſagt.

Betrachten wir aber nun die talentvolle Perſönlichkeit in ihrem entſchiedenen, eminenten, in ſich ſicheren Hervortreten, ſo ſcheint ſie zwar uns ſelbſt näher und der Welt, welche als die uns eigenſte, innerſte, und auch die begreiflichſte ſein ſollte, angehörig; und dennoch ſteigert ſich das Erſtaunen, und Alles wird uns um ſo unbegreiflicher, je näher wir es betrachten.

Denn alle Bildungsmomente, alle höhern Lebensäußerungen, wie ſie in den verſchiedenſten Richtungen ſich entwickeln und völlig von einander unabhängig, ſcheinbar geſetzlos ſich in einander verſchlingen, um das Gemeinſame, ſchwer zu Faſſende der geiſtigen Kultur einer beſtimmten Zeit zu bilden, empfangen wir ja nicht unmittelbar, ſondern mittelbar. Die verſchiedenen Talente enthüllen uns erſt, was uns ſonſt verborgen blieb. Nur wenn wir mit einem entſchiedenen Talent begabt ſind, iſt dieſes, wir wiſſen ſelbſt nicht wie, uns die innerſte, eigenſte, und uns dennoch fremde Welt, die unmittelbar erzeugend produktive.

Wir müſſen den Muſiker, den Maler, den Dichter, um hier zuerſt die Künſtler zu nennen, in welchen man gewohnt iſt, die Macht des Talents am entſchiedenſten anzuerkennen, als eben ſo viele Quellen aufgeſchloſſener Lebens-, ja, Naturrichtungen betrachten. Sie ſind heimiſch in einer Welt, die uns nur durch ſie bekannt wird; und wenn auch eine Schule, die ihre Ausbildung fördert und fördern muß, uns näher ſteht und uns lockt, dem Talent in ſeiner immer mächtiger hervortretenden Eigenthümlichkeit näher zu treten, ſo verhüllt ſich doch ſeine Entſtehung immer mehr, je mehr wir forſchen

Das Talent kann niemals von ſeinem Gegenſtande getrennt oder in einem äußern Gegenſatz gegen dieſen gedacht werden; das ſubjektiv Geiſtige des Talents wird daher Natur genannt, weil eben der Gegenſtand deſſelben erſt in dem Subjekt als ein Geiſtiges hervortritt. Das Objektive, die Natur, iſt alſo dann Geiſt, wenn der Geiſt Natur iſt, und dieſe Einheit beider, die eine von ihrem Naturgrunde getrennte Reflektion niemals wieder zu erringen vermag, iſt eben die Wahrheit der Perſönlichkeit, dieſe Wahrheit aber ihre Freiheit. Das Talent fühlt ſich wie gezwungen, ſich der eigenthümlichen Thätigkeit hinzugeben; aber dieſer Zwang findet nur dann ſtatt, wenn es ſeine eigenthümliche Form zu durchbrechen ſucht. Das Talent geht unter, ſagt man, wenn es ſich nicht zu beſchränken weiß: die Quelle rein geiſtiger Erzeugniſſe fließt reichlicher, ungetrübter, reiner, wenn das Talent ſich in den Abgrund ſeiner Eigenthümlichkeit verliert; ja, in der innern verborgenen Tiefe der Perſönlichkeit liegen alle geiſtigen Schätze begraben. Die ſtrenge Zucht, unter welcher es ſich bildet und entwickelt, verwandelt ſich in eine eigenthümliche Nahrung und gedeiht als freie That, weil die Perſönlichkeit nicht einem fremden Geſetz unterliegt, vielmehr, was ein Zwingendes, was Natur erſcheint, als eigene Beſtimmung erkennt. Darin liegt das Räthſel des Talents verborgen, daß es in der Sinnlichkeit, wie in eine fremde Welt hinausgeſtoßen, erſt ſpät ſich auf eine Urthat zu beſinnen vermag, von welcher ab es ſich verlockt, abgelenkt findet, und die das tiefſte Beſinnen und die Gewalt der urſprünglichen Thätigkeit wie in ihrer vollkommnen Reinheit und Kraft hervortreten läßt; aber je mächtiger dieſe Urthat hervortritt, deſto freier iſt das Talent. Man nennt dieſe die innerſte geiſtige Freiheit enthüllende Thätigkeit eine künſtleriſche; und dann muß die Kunſt nicht bloß auf Muſik, Plaſtik, Poeſie beſchränkt werden, vielmehr auf jede Produktion des Denkens und Handelns, die in größern oder engern Kreiſen mit erzeugender Kraft hervortritt und eine geiſtige Bedeutung hat. Vermöchte daher die Perſon die in ihr verborgene eigene Aufgabe vollkommen rein zu faſſen, ſo würde ſie in dieſer ihre eigene That erkennen, und zwar nicht als eine einzelne, vielmehr als eine That des geſammten Daſeins; denn die ſcheinbare Beſchränkung iſt keine Vereinzelung, und die Perſon findet ſich in ihrer geiſtigen Einheit mit der ganzen Natur, je tiefer ſie ſich in ſich ſelber verſenkt, mit allen Talenten zum gemeinſchaftlichen Verſtändniſſe verbündet, indem ſie von einem jeden ſich abzuwenden ſcheint. Daher das unabläßige Studium, die ſtrenggeordnete ununterbrochene Thätigkeit des geſunden Talents; daher die geſetzgebende Gewalt deſſelben. In der That müſſen wir behaupten, daß alle geſetzgebende Gewalt in ihm ruhe, und es giebt keine andere, ſo wenig im Staate, wie in der Wiſſenſchaft oder Kunſt.

Der wahre Herrſcher, der nicht bloß weiß, was er will, ſondern auch, was die Menge will oder wollen ſoll — eigentlich auch will, nur daß ſie ihren eigenen Willen nicht in ſich, ſondern in dem Talent des Herrſchers erkennt — ordnet eben dadurch das Zerſplitterte, Zerſtreute ſich Widerſprechende, auf eine harmoniſche Weiſe, und ſo erſcheint Alles als ſeine That. Je freier, unbedingter ſie hervortritt, deſto mehr findet ſich ein Jeder durch ſcheinbare Unterwerfung frei, und künſtleriſch muß man den Herrſcher nennen, der ſo eine rohe, widerſtrebende Maſſe zu beherrſchen vermag. — Wenn ein Geſchichtsforſcher, indem er eine beſtimmte begabte Zeit nach allen Richtungen des Erkennens und Handelns, nicht bloß in der Leerheit eines abſtrakten Raiſonnements, ſondern in der lebendigen Eigenthümlichkeit, die eben ihre innerſte Wahrheit iſt, in ihrer Perſönlichkeit uns vorführt, ſo wird nicht allein, je tiefer das Talent ſeine eigene Aufgabe faßt, je mehr ihm ſein Werk gelingt, das Ganze der ſo wieder lebendig gewordenen Zeit ſich ſondern von der abſtrakten Allgemeinheit aller Zeiten, ſondern auch die Geſetzgebenden, leitenden, bedeutenden Perſönlichkeiten einer ſolchen Epoche werden in ihrer Freiheit hervortreten und ſo das Innerſte, Geiſtigſte ihres Weſens enthüllen; und es iſt unmöglich, in einer ſolchen Darſtellung den freien Künſtler zu verkennen, der nicht durch dieſes oder jenes, ſondern durch das Ganze geleitet wird. Ja, oft iſt die talentvolle Kunſt des Geſchichtsforſchers mächtiger, als ſein bewußtes Wollen, welches ihm nicht ſelten eine geringere Abſicht unterſchiebt. Die geiſtige Freiheit der Natur, die er als die eigene zu erkennen verſchmäht, ſiegt über die Willkür eines untergeordneten Meinens. Wer kann dieſen Sieg des Genius verkennen, wenn er Johannes Müller lieſt — von da an, wo er ſein Material beherrſcht, von der

Erzählung der Toggenburger Erbſchaftsſtreitigkeiten an bis zu dem Ermatten, dem tragiſchen Hinſinken der Schweizer nach den Siegen über Karl den Kühnen.

Aber auch in der Wiſſenſchaft, in welcher die Macht der Gegenſtände den Geiſt ganz zu feſſeln ſcheint, herrſcht der Genius, das Talent, und alles Erkennen, wie es ſcheint, unmittelbar, nur durch die ſinnlich gegebenen Gegenſtände bedingt, entſpringt aus ihm. Eine jede wahrhaft fruchtbare Entdeckung zeigt ſich zwar nie ohne gewiſſenhafte Mühe des Forſchens, aber dieſe ſtellt jederzeit die Wehen einer Geburt dar, die einen andern Urſprung hat. Das Forſchen allein mag, was das Talent entdeckte, näher beſtimmen und entwickeln, aber die Geſchichte der Phyſik beweiſt hinlänglich, daß, wo dieſes höhere, erzeugende Princip fehlt, ſelbſt, was das Talent uns ſchenkte, in machtloſer Einſeitigkeit befangen, ein Hemmendes, und nicht mehr ein Förderndes werde. So traten Kopernikus, Keppler und Newton als Geiſter hervor, welche die hemmenden Schranken früherer Forſchung zerbrachen und eine neue Bahn in der Wiſſenſchaft ſchufen. Selbſt da, wo die Natur den ſich ihr ganz hingebenden Forſcher einen tiefen Blick in das Innerſte ihrer bis dahin verborgenen Geſetzmäßigkeit vergönnt, iſt doch die Macht des Talents unverkennbar. Verfolgen wir die Forſchungen des großen Volta, unter den Phyſikern neuerer Zeit durch die Konſequenz ſeiner Unterſuchungen kaum Einem der frühern oder ſpätern vergleichbar (Melloni kann in dieſer Beziehung vielleicht neben ihn geſtellt werden), von der Zeit an, wo er den Elektrophor erfand, bis zur Entdeckung des Kondenſators, ferner bis zur Entdeckung der Elektricität, die durch die Berührung zweier Metalle erzeugt wird; dann ſpäter, wie er die ſchiefe Anſicht Galvanis von einer thieriſchen Elektricität abwies und dadurch immer tiefer in die Erregung der Elektricität durch die zarteſten Differenzen hineinblickte; endlich bis dahin, wo er ſeine ewige Ehrenſäule errichtete: Alles ſcheint eigene, reine, freie und durch das konſequenteſte Denken hervorgerufene That; es iſt uns, als würde die Natur gezwungen, in den Zauberkreis eines mächtigen Geiſtes hineinzutreten, ihm zu dienen, von jetzt an das Gepräge ſeiner innerſten Konſequenz zu tragen — und dennoch iſt wieder Alles Gegenſtand, und er ſcheint nur das paſſive Mittel einer mächtigen Natur, die ſich jetzt in ihrer Geſetzmäßigkeit zu offenbaren beliebt, wie zufällig, wie willkürlich. Der mächtige Entdecker erbleicht, verſchwindet, und die in ihrer Entdeckung fortſchreitende Natur wirft ihn hinter ſich, wenn ſeine Offenbarungen vollendet ſind. Nur Dankbarkeit, nur ſubjektive Gefühle ſittlicher Art, dem Erkennen fremd, erhalten ſeinen Namen, ſeine Verdienſte in der Geſchichte den Wiſſenſchaften. Dieſe in der Konſequenz ihrer Entwickelung bedarf ſeines Namens nicht mehr. So iſt das Talent ganz Geiſt und ganz Natur, und nur in der Einheit beider liegt ſeine Wahrheit.

Auch da, wo die Nothwendigkeit in ihrer rein formellen Geſtalt ſelbſt als eine innere, alle Perſönlichkeit verdrängende erkannt wird, bildet dennoch das Talent den freien künſtleriſchen Durchgangspunkt ihrer Entwickelung; und wenn das mathematiſche Talent eine beſtimmte Aufgabe ſchärfer faßt, wenn die Löſung eben dadurch einfacher wird, gerader zum Ziele führt, dann entdeckt man in dieſer Eleganz des Werkes die Freiheit des Geiſtes, die auch hier die Nothwendigkeit künſtleriſch zu beherrſchen vermag; und die lebendige Entwickelung der Mathematik ſelber muß ihre Quelle in dem Geheimniſſe der Perſönlichkeit ſuchen.

In der Botanik, in der Zoologie zeigt ſich umgekehrt die Macht des Talents grade in unſern Tagen durch die freiere Auffaſſung der Form. Der Blick, der in dem den Sinnen gegenüber geſtellten verworrenen Haufen lebendiger Geſtalten die Gruppen natürlicher Familien ſondert, iſt ein freier, geiſtiger, eine Aeußerung des räthſelhaften Talents, und auf ihn gründet ſich die ſtreng fortſchreitende Forſchung, die nie völlig darzuſtellen vermag, was der Blick unmittelbar gab. Eine jede natürliche Familie der Thiere oder Pflanzen iſt, je beſtimmter und reiner ſie aufgefaßt wird, eine in ſich geſchloſſene, dem Talent geiſtig ſichtbare Geſtalt, die durch alle Gattungen und Arten nur annähernd dargeſtellt werden kann. Die ſinnliche Natur giebt die zerſtreuten Glieder dieſer Geſtalt, und nur dem Genius iſt es vergönnt, ihre organiſche Einheit anzudeuten.

Ueberſchauen wir nun, was ſich als Reſultat aus der bisherigen Betrachtung ergiebt, ſo finden wir, daß das Talent ſeiner in der Sinnlichkeit hervortretenden Form nach ein beſtimmt in ſich Geſondertes iſt, ſo, daß dieſe Form auf alle Weiſe in ihrer Entwickelung bedingt iſt durch allgemeine, außer ihr liegende Elemente; ſie iſt ein Endliches, welches eine Unendlichkeit außer ſich hat, mit welcher ſie ſich erſt zu verwirklichen vermag, und inſofern iſt ſie einer fremden Nothwendigkeit unterworfen, wie die leibliche Organiſation vom Lichte, von der allgemeinen Temperatur, von der Atmoſphäre, von der Nahrung abhängt. Zweitens iſt aber das Talent ſeinem Weſen nach ein in der Sonderung Unbedingtes, in ſich Begründetes, ein innerlich Unendliches und Freies, nur durch ſich ſelber zu Beſtimmendes. Drittens endlich iſt es der Wahrheit nach die Einheit beider.

Nun entſteht aber eine andere wichtige Frage. Wir haben bis jetzt das Talent betrachtet, wie es entſchieden unabweisbar hervortritt, ſo daß ſeine Macht, ſeine Selbſtändigkeit Anerkennung erzwingt. Nun frägt es ſich, ob man nur von den auf ſolche Weiſe Ausgezeichneten und Hochbegabten ſagen darf, daß ſie Talent beſitzen, es aber den Uebrigen abſprechen müſſe? In der That ſcheint es bedenklich, wenn wir die Anſprüche auf Talent bis in's Unbeſtimmte ausdehnen; noch bedenklicher, wenn wir allen Menſchen Talent zuſchreiben wollen, Talent alſo und Perſönlichkeit als daſſelbe, nur etwa von verſchiedenem Standpunkte aus betrachtet, aufzufaſſen wagen. Auch hören wir oft das Urtheil über ſonſt achtbare, gewandte Menſchen: ſie haben Kenntniſſe, Geſchick, Anlagen, aber keine Talente. Und ſoll dieſes wirklich der Fall ſein, wie viel mehr muß es von den völlig Ungebildeten, in den beſchränkteſten Verhältniſſen Lebenden gelten; ja, ganz entſchieden von den barbariſchen Völkerſtämmen, von den Raſſen, denen man doch nicht die Perſönlichkeit abzuſprechen wagt, wenn man ſie überhaupt für Menſchen gelten läßt. Und dem in das Thieriſche verſunkenen Neuholländer, Peſcheräh oder Eskimo Talent zuzuſchreiben, würde faſt bizarr und lächerlich erſcheinen.

Und dennoch gerathen wir, wenn wir das Talent nicht als das Bezeichnende jeder Perſönlichkeit annehmen wollen, in noch bedeutendere Schwierigkeiten. Denn, betrachten wir das Talent ſelbſt, ſeiner Form, ſeinem Weſen und ſeiner Wahrheit nach, ſo wird uns die Nothwendigkeit, in dem Talent die Wahrheit und geiſtige Wirklichkeit der menſchlichen Perſönlichkeit überhaupt anzuerkennen, völlig klar werden. Wäre das Talent ein beſonderer Vorzug einiger Menſchen, ſo wären dieſe in der

That als eine Gattung zu betrachten, die toto genere von den übrigen Menſchen verſchieden wären.

Wenn man ſich von der Allgemeinheit des Talents, d. h. von der über der Erſcheinung liegenden Urſprünglichkeit einer jeden Perſon, auf dem Wege, den wir hier eingeſchlagen haben, überzeugen will, ſo iſt es vor allen Dingen nothwendig, den Begriff des Talents ſelbſt ſchärfer und eben daher allgemeiner zu faſſen.

Die Betrachtung, die uns dazu dienen ſoll, darf den Charakter der allgemeinen Verſtändlichkeit nicht verlieren. Sie ſoll das erwägende Bewußtſein ſelbſtändig zu dem Reſultate führen, welches wir eben ſuchen, und beſonders nachweiſen, wie die Beſchränkung, die uns eine geiſtige Eigenthümlichkeit der Menſchen nur da erkennen läßt, wo ihre Aeußerung ſtark in die Augen fällt, keineswegs feſtgehalten werden kann.

Allerdings läßt es ſich nicht leugnen, daß die Maſſe der Menſchen in der Erſcheinung nur als ein Produkt äußerer Verhältniſſe ſinnlich hervortrete; daß ihr ganzes Leben, ja, jede Aeußerung, nur durch äußere Verhältniſſe bedingt zu ſein ſcheinen; ja, inſofern beſtimmte Formen des Lebens ihre Gewalt über beſtimmte Völker in beſtimmten Zeitepochen ausüben, geht dieſe Gewalt offenbar auf die Unterdrückung der Eigenthümlichkeit. Und dieſes gilt nicht allein von den barbariſchen Völkern, die in einer ſittlich, wie geiſtig engen Beſchränktheit ſeit undenklichen Zeiten gefeſſelt ſind. Vielmehr muß zugeſtanden werden, daß ſelbſt die kultivirteſten Völker, indem ſie eine beſtehende Form des Staats feſtzuhalten ſuchen und dadurch die Bürger als Momente zur Erhaltung dieſer Form betrachten, jederzeit zur Beſchränkung der Eigenthümlichkeit beitragen, und mehr oder weniger an der Stelle der lebendig organiſchen Entwickelung einen geiſtloſen Mechanismus des Vereins zu erzeugen und feſtzuhalten ſuchen. Aber eben dieſes Beſtreben, welches der Geſchichte zu jeder Zeit und ſelbſt unter den günſtigſten Verhältnißen eigen zu ſein ſcheint, indem es uns bedeutende Maſſen menſchlicher Perſönlichkeiten vorführt, zeigt uns zugleich den Weg, der uns am entſchiedenſten die entgegengeſetzte Richtung erkennen läßt.

Ueberhaupt erlaube man uns hier eine Bemerkung, die in der Folge immer wichtiger erſcheinen wird. Die bloß auf das Allgemeine gerichtete philoſophiſche Betrachtung, indem ſie, aus ſich ſelber ſchöpfend, in ihrer Selbſtthätigkeit hervortreten will, iſt wenig geeignet, auf die Quelle ihrer Ideen hinzuweiſen, die im Seienden, unabhängig von dem abſtrahirenden Denken, dasjenige, was dieſes ausſprechen will, in der That ſchon ausgeſprochen hat. Das Fundament aller Philoſophie iſt eine Naturanſchauung, die zwar ſelbſt mit einem fortſchreitenden Denken zuſammenfällt, niemals aber von dem gegebenen Gegenſtande durch eine abſolute Abſtraktion gewonnen wird. Die Philoſophie war freilich zu jeder Zeit die nämliche, aber ihre gelungene Darſtellung findet ſie nur, indem ſie erkennt, daß ein Geiſtiges unabhängig von ihr ſchon gegeben war. Das Denken eilt voraus, aber ohne ſeinen Inhalt, ohne ſeine lebendige Darſtellung. Dieſe gelingt nur dann, wenn erkannt wird, daß es ſchon da war, obgleich dem abſtrahirenden Denken verhüllt. Daher ſehen wir alle Bemühungen der ſchärfſten Denker mißlingen, wenn ſie nicht ihre Aufgabe ſchon gelöſt finden in einer Naturanſicht.

Spinoza, von der Natur abgewandt, erſtarrt in der einſeitigen Allgemeinheit des ſubſtantiellen Begriffs. Carteſius, und tiefer Leibnitz, konnten die geeignete Darſtellung ihrer Philoſophie nicht finden, weil die herrſchende Naturanſicht ihnen nichts darbot, als unlebendige mechaniſche Vorbilder. Die Philoſophie unſerer Tage, wenn ſie auch das Verdienſt hat, die Idee, die ſich immermehr in der Naturwiſſenſchaft verwirklicht, früher im Allgemeinen gefaßt zu haben, die Idee einer lebendigen Natur, ſoll dennoch geſtehen, daß die Konſequenz des Denkens, in welche die komparative Zoologie und Phyſiologie uns hineingeriſſen hat, daß die Gewalt einer lebendigen Anſchauung, die immer mächtiger hervortritt, nicht für die philoſophiſche Schule allein, ſondern ſelbſt für das ganze zukünftige Geſchlecht, eine bis dahin verborgene Richtung des Denkens uns enthüllt hat; daß die lebendigen Geſtalten, indem ſie die geiſtige Selbſtändigkeit einer unendlichen Anzahl von Arten und mit dieſer die Einheit aller enthüllt, was bis dahin als bloßes Produkt, dem Geiſt fremd, da war, in eine Schrift verwandelt hat, die, wenn man ſie zu leſen verſteht, das Syſtem ſchon enthält, für welches der Philoſoph, abgewandt, vergebens eine Darſtellung ſucht. Wir ſcheuen uns daher nicht, was jene organiſchen Vorbilder uns geben, auf den vorliegenden Gegenſtand anzuwenden.

Zu dieſem kehren wir alſo zurück. Wie der Phyſiolog in den leiblichen Organen den Ausdruck beſtimmter Funktionen erkennt, ſoll auch von uns ein jedes perſönliches Daſein beſtimmter menſchlicher Vereine als Ausdruck ſolcher Funktionen erkannt werden. Da tritt uns nun das allgemeine menſchliche Bewußtſein erläuternd entgegen. Je geiſtiger ein Staat entwickelt iſt, deſto entſchiedener ſpricht ſich ein ſolches Bewußtſein ſo aus, das eine jede Staatsform, ja, eine jede Verbindung mehrerer Menſchen überhaupt, wenn ſie die Verfaſſung, die ſie verbindet, unverändert feſthalten will, als ein Hemmendes betrachtet. Allgemein anerkannt wird alſo hiermit, daß das Weſen des Staats, des Vereins überhaupt, nicht in irgend einer ſtehenden Form liegt. Nicht das, was auf eine ſolche ſtarre Weiſe iſt, enthält das Weſen des Staats. Damit dieſes Wahrheit werde, muß die Form eine bewegliche, das heißt, eine lebendige werden. Wir reden hier, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht von Solchen, die es nicht anerkennen, daß das, was im Staate geworden iſt, nie ein bloß Mechaniſches ſei, und daher, was ihnen nur Mechanismus dünkt, zertrümmern wollen, um etwas in der ſinnlichen Zeit entſtehen zu laſſen, was, wie die lebendige Gattung, wie das Talent ſelbſt, ſich ſelber vorausſetzt und nur wird, inſofern es ſchon da iſt. Nicht die Form des Staats iſt das Hemmende, ſondern nur ihre Unlebendigkeit, durch welche die Entwickelung ausgeſchloſſen wird. Worin beſteht nun das Weſen des Staats? Wir betrachten hier, wie früher, als wir das Weſen des Talents erwogen, die am meiſten ausgebildeten Staaten und fragen, was ihre Aufgabe ſei. Hier nun können wir mit großer Allgemeinheit behaupten, daß ſie nie eine von der Natur abſtrahirte Aufgabe zu löſen haben. Der Staat iſt der lebendigſte, geiſtigſte, in welchem jede menſchliche Perſönlichkeit den freien Raum für die Entwickelung eigenthümlicher Funktionen findet. Beſitz, Ehre, Auszeichnung, Wirkungskreis erhalten nur dadurch ihre Bedeutung, daß ſie Ausdruck der Eigenthümlichkeit und ſo in Eigenthum verwandelt werden. In Beziehung auf die vorzüglichſten Talente findet dieſes allgemeine Anerkennung. Der Staat wird der vorzüglichſte genannt, die Zeit überhaupt als die trefflichſte begrüßt, in welcher der Künſtler, der Gelehrte, der Staatsmann ſeine Eigenthümlichkeit am reinſten auszubilden vermag; und fragen wir, was die Freiheit des Bürgers überhaupt bedeutet, ſo liegt die Antwort nahe. Der Begriff einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit in der abſtrakten Form hat ſeine Herrſchaft verloren, und iſt an der Langenweile ſeiner einförmigen Wiederholung geſtorben. Die Freiheit iſt Eigenthümlichkeit und nichts Anderes; ſie ſetzt eine gegebene Naturgrenze voraus, einen eigenen Boden, auf welchem der Menſch der ſouveräne Herrſcher iſt. Dieſer iſt nicht ein bloß ſinnlicher, vielmehr das geiſtige Fundament aller ſinnlichen Entwickelungen. Wo dieſer Boden anerkannt wird, da erkennt der Staat ſein Weſen. Dieſes unantaſtbare Reich der Perſönlichkeit hat kein ſinnliches Maaß; es wird nicht nach dem in der Erſcheinung hervortretenden Umfange des Beſitzes oder des Handelns gemeſſen. Nur dann tritt der Staat in ſeiner unendlich reichen Herrlichkeit hervor, in der lebendigen Mannigfaltigkeit ſelbſtändiger Korporationen und innerhalb dieſer ſelbſtſtändigen Perſönlichkeiten, die ſich, ineinander verſchlungen, innerlich verſtändigen und das Lebensprinzip finden in einem perſönlichen (nicht bloß fingirten) ſelbſtändig gebietenden Herrſcher.

Die höhere Organiſation unterſcheidet ſich im Leiblichen dadurch von der niedern, an die allgemeinen Geſetze der Natur gebundenen, daß in dieſer das Lebendige von dem Todten abhängiger, die Gattungen unter einander weniger geſondert, die Organe jeder Gattung weniger eigenthümlich ſind, während in jener die Selbſtändigkeit des Lebens in der Natur, die Sonderung der Gattungen unter einander (indem nur jede ſich in ihrer Eigenthümlichkeit faßt und geſtaltet), endlich die Sonderung der Organe jeder Gattung in ſich, immer deutlicher hervortritt, je entſchiedener die höhere Organiſation ſich entwickelt. Auf gleiche Weiſe iſt derjenige Staat der bedeutendſte, von allen äußern Verhältniſſen unabhängigſte, unter den übrigen Staaten der ſelbſtändigſte, in ſich ſelber der wahrſte, in welchem die freien Eigenthümlichkeiten aus der allgemeinen Maſſe verhüllter Perſönlichkeiten am mächtigſten hervortreten.

Leidet nun dieſes keinen Zweifel, ſo iſt die abſolute Wahrheit des Staats, die abſolute Organiſation deſſelben identiſch mit der abſolut freien Eigenthümlichkeit aller Bürger. Die Philoſophie hat dieſes anerkannt; und die vorzüglichſten Philoſophen ſind darin einig, daß der vollendete Staat die eigentliche Verwirklichung der Philoſophie ſelber ſei. Iſt es nun auch gewiß, daß ein ſolcher Staat (von den chriſtlich Geſinnten auch anerkannt) nicht als ein ſinnlicher, vielmehr als die über alle Sinnlichkeit liegende freie Einheit abſolut freier Perſönlichkeiten, oder wie das chriſtliche Bewußtſein ſich ausdrückt, als eine Gemeinſchaft der Seligen erkannt wird, ſo folgt doch daraus, daß ſowohl von dem philoſophiſchen, als von dem religiöſen Standpunkte aus das, was gehemmt wird, eben das Poſitive, das Weſen des Staats ſei; und dieſes iſt ja nun nichts Anderes, als die geiſtige Eigenthümlichkeit einer jeden Perſon, die mit ihrem Naturgrund eins iſt. So alſo können wir die Allgemeinheit des Talents als die über alle Sinnlichkeit liegende Grundlage einer jeden menſchlichen Perſönlichkeit, als das Fundament, ſowohl der Philoſophie, wie der Religion betrachten.

Was in der ſinnlichen Zeit geworden iſt, iſt ihr anheim gefallen und geht zu Grunde, aber das Reſultat unſerer Betrachtung iſt, daß die menſchliche Perſönlichkeit zwar die unveränderliche Grundlage ihrer Erſcheinung iſt, keineswegs aber ſelbſt erſcheint. Sie offenbart ſich leiblich, ſinnlich, ſie ſelber aber als Perſönlichkeit iſt Geiſt.

Haben wir nun dieſe Anſicht gewonnen für die geiſtig am meiſten entwickelten Staaten, ſo können wir die weniger entwickelten, die rohen, ja, diejenigen menſchlichen Vereine, in welchen das geiſtige Band des Staats faſt ganz zerfallen iſt, doch nur als ſolche betrachten, in welchen die Hemmung immer mächtiger geworden, die freien Eigenthümlichkeiten immer ſtärker gefeſſelt erſcheinen; als verſchwunden können wir ſie nie annehmen, ſo weit die menſchliche Perſönlichkeit überhaupt reicht.

Das Bewußtſein iſt daher in der Erſcheinung nicht bloß, wie die Pſychologen es bis jetzt betrachteten, auf eine allgemeine Weiſe bedingt, ſondern jedes perſönliche Bewußtſein zugleich auf eine beſondere Weiſe. Dieſe beſondere, mit der Erſcheinung gegebene Bedingung ward bis jetzt von dem Pſychologen nur in ihrer krankhaften Erſcheinung, in ihren Extremen der Verbildung, wo ſie abgeriſſen von der allgemeinen Bedingtheit in ihrer Vereinzelung als pſychiſche Krankheit, Wahnſinn u. ſ. w. hervortrat, überhaupt als etwas Beſonderes, als Kurioſität hervorgehoben und in Betrachtung gezogen. So lag das allgemeine Bewußtſein von dem beſondern getrennt da, eine wiſſenſchaftliche Einheit beider war aus der pſychologiſchen Betrachtung ausgeſchloſſen.

Was man empiriſche Pſychologie nennt, iſt durchaus Naturwiſſenſchaft, Auffaſſung in die Sinnlichkeit hervortretender Seelenäußerungen, inſofern dieſe bei allem Schwanken der Erſcheinungen ſtrenge Geſetzmäßigkeit enthüllen. Eine jede menſchliche Perſönlichkeit, inſofern ſie allgemein, aber auch auf eine beſondere Weiſe bedingt iſt, iſt zu gleicher Zeit einem ſtrengen Naturgeſetz unterworfen. Das Geheimniß der Freiheit liegt außerhalb der Sinnlichkeit. Entdeckt kann dieſes Myſterium nicht werden durch ſinnliche Forſchungen; wohl aber kann die Pſychologie einen höhern Standpunkt gewinnen, ſo wie die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage immer tiefer das Problem des Lebens auffaßt. Und damit dieſes möglich werde, muß ſie ſich als komparative Pſychologie geſtalten, muß ſie ſcheidend und forſchend ſich in den Abgrund der Perſönlichkeiten hineintauchen; wie die Naturforſcher vor den unendlichen Mannigfaltigkeiten der Arten nicht zurückgeſchreckt ſind, ja, es gewagt haben, die Gattungen einer längſt vergangenen Zeit der Natur herauf zu beſchwören, damit ſie ihre geiſtige Verwandtſchaft mit den noch lebenden Gattungen kund thun. Nur dann, wenn der Pſycholog mit dem nämlichen Eifer, mit demſelben lebhaften Intereſſe die menſchlichen Eigenthümlichkeiten in ihren innerſten Regungen, wie der Naturkundige die Gattung, erforſcht, wird die Pſychologie eine lebendige, wahre Wiſſenſchaft. Dieſer *Sinn für das Eigenthümliche* iſt das wahre Organ der Spekulation, durch dieſes wird ſie erſt möglich; und wie der Zoolog allenthalben, wo ſich willkürliche Bewegung zeigt, auch Nerven vorausſetzt und ſich freut, wenn er dieſe innerſte Stätte des organiſchen Lebens entdeckt hat, ſo muß auch der Pſycholog in den verborgenſten Stätten menſchlicher Perſönlichkeit den urſprünglichen beſondern Naturgrund aufſuchen und den Sinn, ihn aufzufaſſen, ausbilden.

Der Sinn für das Eigenthümliche fordert, wie er in der Erſcheinung hervortritt, eine eigene, doch hier nur vorläufige Betrachtung. Da keine Eigenthümlichkeit vollkommen rein hervortritt, ſondern eine jede mehr oder weniger verhüllt, verſteckt, gehemmt iſt; und da eine jede ſolche Hemmung zu gleicher Zeit eine Vereinzelung wird: ſo entfernen ſich dadurch die wahren Perſönlichkeiten von einander und werden ſich wechſelſeitig ſinnliche Aeußerlichkeiten, erkennen ſich nicht, wie ſie ſind, faſſen ſich vielmehr nur, wie ſie erſcheinen. Dieſe Vereinzelung, die ſich bis zur völligen Entfremdung ſteigern kann, erzeugt alle jene Mißverſtändniſſe der Beurtheilung, die im Handeln, wie im Denken Staaten und einzelne Menſchen untereinander verwirren und wechſeltigen Haß hervorrufen. Die ſittliche, wie die wiſſenſchaftliche Kritik iſt dann genöthigt, das ſo Getrennte nicht ſeiner Natur (ſeinem Weſen) nach, ſondern durch abſtrakte leere Allgemeinheiten mit einander zu verbinden. Es iſt bekannt, wie Jakobi, der abſtrakten Auffaſſungsweiſe des Sittengeſetzes durch Kant und Fichte gegenüber, die Rechte der Perſönlichkeit geltend zu machen ſuchte. Die Einſeitigkeit, mit welcher dieſes geſchah, und die bei Jakobi nur die entgegengeſetzte der Abſtraktion verdrängte, ward ihm mit Recht von Hegel vorgeworfen. Die Sittlichkeit iſt durchaus allgemein und durchaus perſönlich zugleich; aber ſelbſt dem Vorzüglichſten und Hochbegabteſten erſcheint ſeine eigene Weſenheit als ein Fremdes, als eine Aufgabe, welche er mehr oder weniger gewiſſenhaft zu erfüllen ſucht, oder von welcher er ſich, was bei den ſeltenſten Gaben leider häufig genug iſt, immermehr entfernt. Nur, wo die ſinnliche Erſcheinung in dieſen innerſten Kern ihres Daſeins, in die göttlichen Einheit des Denkens, Handelns und Lebens völlig aufginge, fiele das Allgemeine des Sittengeſetzes und das perſönliche Daſein vollkommen zuſammen. Das wäre der Menſch reines Herzens, der Gott ſchaut (Matth. 5, 8.); das wäre zugleich der Geiſt, der Alles durchſchaut, auch die Tiefe der Gottheit (1. Korinth. 11, 10).

Da dieſer unter den Menſchen nie erſcheint, ſo iſt der Sinn für das Eigenthümliche ſelbſt beſchränkt. Dennoch muß behauptet werden, daß er, wie das Eigenthümliche ſelbſt, oder wie wir es früher nannten, das Talent, nicht ſinnlichen Urſprunges ſei. Er kann, wie das Talent ſelbſt, ausgebildet werden, aber ſein Urſprung iſt jenſeits der Erſcheinung. Nicht dadurch, daß man diejenigen Verhältniſſe, welche die Eigenthümlichkeiten in der Erſcheinung mit einander verknüpfen, auch noch ſo genau unterſucht, wird man dieſen Sinn erwecken, wo er fehlt. Giebt es doch ausgezeichnete Perſönlichkeiten, die mit großer, weit wirkender Kraft hervortreten, und die, ſelbſt durch eine einſeitige Richtung beſchränkt, Andere nicht allein dulden, ſondern auch anerkennen. So muß der Sinn für das Eigenthümliche als ein geiſtiger Naturgrund betrachtet werden, durch welchen Geiſter mit einander vor aller Naturerſcheinung ein gemeinſchaftliches Leben führen. Von den Künſtlern wird dieſes allgemein angenommen, und man hat vollkommen Recht, wenn man demjenigen, dem der Sinn für bildende Kunſt, für Muſik, für Poeſie abgeht, jede Befugniß, über Leiſtungen der Art ein Urtheil zu fällen, abſpricht. Man könnte eben ſo gut eine Theorie der Farben von dem Blinden, wie von einem ſolchen Beſchränkten, etwa durch die Künſte eines allgemeinen nothwendigen Denkens, durch ſogenannte philoſophiſche Konſtruktionen, Aufſchlüſſe über das Weſen der Poeſie oder Kunſt erwarten. Nun kann aber dieſer Sinn kein todter ſein; er bildet ſich mit dem Talent, mit der urſprünglichen Produktion gemeinſchaftlich aus, und wenn er auch in der Erſcheinung nur als ein reproduzirender hervortritt, ſo entſpringt er dennoch aus einer Quelle, die, höher als die Erſcheinung, einen ſolchen Unterſchied zwiſchen urſprünglicher Produktion und in der Erſcheinung laut werdender Reproduktion nicht kennt.

So entſtehen Gemeinden der Talente, die ſich mannigfaltig durchkreuzen, und derſelbe Menſch gehört mehreren ſolchen zu. Daß auch hier mancherlei Mißverſtändniſſe, mancherlei Beſchränkungen aus der Vereinzelung der Perſönlichkeit entſpringen, verſteht ſich von ſelbſt; weiter aber, als der Sinn, reicht niemals das Erkennen. Dieſer nämlich iſt nicht bloß eine Grundlage für das Erkennen der Künſte, ſondern für das Erkennen jedweder Richtung menſchlicher Eigenthümlichkeit überhaupt. Das Talent iſt Sinn für die geiſtige Bedeutung beſonderer Richtungen der Natur und Geſchichte. Der Sinn für die Eigenthümlichkeit iſt der für die Talente; und ſo liegt die Wahrheit deſſen, was wir in einer Zeit Kultur nennen, da, wo Geiſter ſich wechſelſeitig verſtehen, auf einem rein geiſtigen Boden.

Nun iſt die Philoſophie das abſolute Erkennen, wie es ſich in einer beſtimmten Zeit geſtaltet, das heißt, ſie iſt ein allſeitiger Sinn für die Eigenthümlichkeiten der Zeit, und ohne dieſen wäre ihre Darſtellung jederzeit ſelbſt nur eine ſinguläre unter den übrigen, nicht in ihrer Beſonderheit zugleich eine abſolut allgemeine. Obgleich nun ein ſolch' allſeitiger Sinn nie da war, müſſen wir dennoch behaupten, daß eine jede Zeit klarer oder verhüllter bei den gebildeten Völkern ihre Philoſophie habe. Sie unterſcheidet ſich aber durch ihre größere oder geringere aſſimilirende Kraft. Erlaube man uns ein Gleichniß.

Solche Gleichniſſe unterſcheide ich von den Vorbildern, die uns die Natur darbietet. Dieſe enthalten in abgeſchloſſener Objektivität die nämliche Wahrheit, die, in höhere Entwickelung hineingeriſſen, in der Geſchichte ſich offenbaren will. Ganz fehlt dieſe Wahrheit zwar nicht bei den Gleichniſſen, wenn ſie glücklich gewählt ſind; aber dieſe treten unvermittelt hervor, ſprechen uns unmittelbar an, und dienen daher zur Erläuterung mehr, als zur Entwickelung deſſen, was man andeuten will. Solche Gleichniſſe, an welche man ſich unmittelbar hält, gewinnen als gnomiſche Maſſen nicht ſelten eine große geſchichtliche Bedeutung, eine für viele Menſchen tief überzeugende Gewalt. So diente Jahrtauſende hindurch die Metamorphoſe des Schmetterlings als Erläuterung der perſönlichen Unſterblichkeit.

Das Gleichniß nun, welches uns zur Erläuterung der Bildung der Philoſophie zu verſchiedenen Zeiten und ihrer ſucceſſiven Entwickelung in der Folge der Zeiten dienen ſoll, nehmen wir vom Waſſer. Dieſes verdünſtet bei einer jeden, ſelbſt der geringſten Temperatur. Was man Dunſt nennt, iſt hier wirkliche Waſſerluft (Waſſergas); keineswegs verſchieden von derjenigen, die durch das Kochen entſteht. Eine jede Steigerung der Temperatur vergrößert die Intenſität der Luftverwandelung, und bei einem jeden Wärmegrad findet eine genaue Menge in Luft verwandelter Waſſermaſſe ſtatt. So ſteigt die Gewalt, mit welcher die Luftform das Waſſer aſſimilirt, mit jedem Wärmegrade, das Kochen iſt nichts Anderes, als die vollſtändige Aſſimilation der ganzen Waſſermaſſe. Der Prozeß der niedern Temperaturen iſt in der That der nämliche, welcher, wenn die Temperatur von 100° erreicht iſt, alles Waſſer in Luft verwandelt. Ebenſo iſt der allſeitige Sinn für das Eigenthümliche zu jeder Zeit da, aber die aſſimilirende Gewalt iſt in einer beſtändigen Steigerung begriffen. Und durch dieſe findet für jene eine Entwickelung der nicht aſſimilirten Maſſe gegenüber, ſtatt, die durch das wechſelſeitige Verſtändniß der Talente vorbereitet wird und ohne ein ſolches nicht möglich wäre. So iſt die eigenthümliche Richtung menſchlicher Forſchung, durch welche die Naturwiſſenſchaft als ein neues Organ in der Entwickelung der Zeiten hervortrat und unſere Tage ſo durchaus und eigenthümlich von der vergangenen Zeit ſcheidet, nicht ein Produkt, vielmehr eben ein geiſtiges Organ der Philoſophie, durch welches die aſſimilirende Gewalt des Geiſtes das ganze Daſein zu ergreifen ſucht.

Das Talent kann von ſeinem Gegenſtande nicht getrennt werden, wie wir oben gelernt haben. Zwar in der Erſcheinung congruiren ſie nie vollſtändig, und das Gerede, als wenn ein Naturforſcher, ſelbſt der hochbegabteſte, als ein reines Organ der Natur hervortrete, iſt ein leeres. Denn was ihn von ſeinem Mittelpunkt entfremdet und dieſen als eine Aufgabe faſſen läßt, trennt auch den Gegenſtand von ihm; dennoch iſt es entſchieden, daß der Urſprung des Talents nur aus ſeiner Einheit mit den Gegenſtänden ſich begreifen läßt. Nun haben wir eine umfaſſendere Anſicht des Talents gewonnen, indem wir es als das Weſen der Perſönlichkeit erkannten und von ſeiner bloßen Erſcheinung unterſchieden. Wir haben die geiſtige Eigenthümlichkeit als das Geſetzgebende in allen Richtungen, nicht bloß der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſondern auch des Lebens, als das im eminenten Sinne die Kultur Geſtaltende und dadurch Staatenbildende, kennen gelernt. Der Gegenſtand der Philoſophie iſt daher niemals ein Sinnliches, vielmehr eine geiſtige Organiſation beſtimmter Eigenthümlichkeiten, die, je entſchiedener ſie ſich ſelbſtändig — die vita propria der Organe — darſtellen, deſto klarer dem Geiſte ſich offenbaren. Dieſer tritt uns nur nahe, indem wir die Geiſter unterſcheiden. Eine Philoſophie iſt daher nur möglich, wenn wir uns in der höhern Einheit der beſtimmten Perſönlichkeiten ſelbſt finden. Es iſt die allgemeine Lebensfunktion, die auf gleiche Weiſe in jedem Organ erkannt werden muß, und wenn dieſe geiſtige Einheit nicht aus einer jeden beſondern Richtung hervorſpringt und dem Forſcher entgegen kömmt (das allſeitige Studium als Vorbereitung zur Philoſophie), iſt ſein Bemühen umſonſt. Es giebt daher nichts Thörichteres, als wenn man in den verſchiedenen Wiſſenſchaften nur ein rohes Material erkennen will, einen Erdenkloß, dem der Philoſoph den lebendigen Odem in die Naſe bläßt. Von der Kunſt ſpricht die Philoſophie ſchon achtungsvoller, und ſie hat in unſern Tagen in der Verblendung ihrer ſinnlich zeitigen Subjektivität, die immer mächtiger wird, je mehr man ſie ableugnet, eine dichteriſche Geſtalt als einen abſtrakten allgemeinen Götzen, eine Perſönlichkeit, die alle übrige verſchlingt, hervorgehoben, und dadurch die hohe Bedeutung, die ſie wirklich hat, in ein Zerrbild verwandelt. Wer Göthe in ſeiner mächtigen Perſönlichkeit gefaßt hat und bewundert, der muß es am meiſten bedauern, wenn er in ein Präparat der Schule, die Adern mit dem geiſteständelnden Queckſilber der Zeit ausgeſpritzt, ausgetrocknet und ſo aufbewahrt wird. Das Volk weiß es nicht, daß ein jedes Talent ſeinem Weſen nach nothwendig ein künſtleriſches iſt, daß es keine Richtung des Lebens, des Handelns der Wiſſenſchaft oder der Kunſt giebt, die nicht urſprünglich künſtleriſch wäre, inſofern ſie produktiv iſt; daß der in der Sinnlichkeit gegebene Umfang künſtleriſcher Thätigkeit nicht ſein Weſen bedingt, und daß die Natur, die auch Wiſſenſchaft werden ſoll, bevor die Philoſophie anfangen kann, eine ſchon in ihrer Objektivität geiſtige genannt werden muß.

Es wird ſich in der Folge zeigen, daß dieſe Betrachtung der Wahrheit der Perſon, mit ihrer Ewigkeit offenbar eins, die einzige wahre Grundlage zum Erkennen der Herrlichkeit Gottes abzugeben vermag; und wir haben, indem wir auf dieſe Weiſe die Philoſophie entſtehen ſehen, da, wo der Geiſt in den Geiſtern erkannt wird, da, wo man das unmittelbar Göttliche in dem innerſten Weſen der Perſönlichkeit ſelbſt erfaßt, einen gemeinſchaftlichen Boden für Religion und Philoſophie gewonnen.

5.

Die Liebe, als Ausdruck der Einheit aller beſondern Perſönlichkeiten.

Es iſt bekannt, daß man ſeit uralten Zeiten der Liebe als dem Ausdrucke der größten Einheit gehuldigt hat. In neueren Zeiten findet man dieſen Ausdruck wohl wieder, aber immer nur bildlich benutzt. Man glaubt nicht, daß die Idee der Liebe als Grundlage eines ſtreng wiſſenſchaftlichen philoſophiſchen Gebäudes dienen könne, und auch hier kann man wohl eine tiefe ſinnliche Subjektivität der Philoſophen kaum verkennen; und dennoch ſpricht die Liebe unmittelbar als That, in viel objektiverem Sinne, die Einheit des Subjekts und Objekts aus, als dieſe etwa durch die Gegenſätze von Denken und Sein und Einheit beider, oder durch die engere Formel eines Ich = Ich oder allgemeiner eines A = A ausgeſprochen werden kann. Schon die Idee der Geſchlechtsliebe, in ihrer völligen ſittlichen Reinheit gefaßt, iſt ein wechſelſeitiges Finden und Erkennen zweier Perſonen, einer in der andern als ſolche (A = B). Die Liebe vernichtet nicht die eine Perſon durch die andere, beide beſtätigen ſich vielmehr wechſelſeitig, und zwar ihrem innerſten Weſen nach, und nur ſo ſind ſie im geiſtigen Sinne produktiv, ja, dieſes geiſtige Prinzip der einigenden Liebe übt ſelbſt eine Gewalt aus über die ſinnlich phyſiſche Produktion; und die Religion hat dieſe Idee im tiefſten Sinne gefaßt, indem ſie die Bedeutung einer Geburt ohne Sünde hervorhob.

Kehren wir zur Betrachtung des Talents zurück. Wird der Menſch in der Erſcheinung von dieſem beherrſcht, daß es ihn als ein nicht abzuweiſendes Geſetz, dem er unvermeidlich unterworfen iſt, ergreift, dann iſt es ihm ein Fremdes, Gebietendes, er findet ſich als von ſeinem Weſen und den Gegenſtand von dem Talent getrennt. Wenn nun die ſinnlichen Hemmungen, die dieſe Trennungen hervorriefen, von dem Menſchen ſiegreich bekämpft werden, wie ſpricht ſich die dadurch keimende Einheit aus? Wir haben keinen andern Ausdruck dafür, als die Liebe; durch welche der Menſch in ſeinem Talent, dieſes in ſeinem Inhalt durch völlige Hingebung aufgeht. Aber auch der Gegenſtand, als ruhte in ſeinem tiefen Naturgrund ein ſchlummerndes Bewußtſein, eine ſtumme Sprache, die das Wort ſucht, giebt ſich dem Talentvollen hin. Jener findet ſein ewiges Daſein durch den Naturgrund, dieſer ſein geiſtiges Weſen durch das Erkennen beſtätigt. Die Natur wird ganz Geiſt, der Geiſt ganz Natur, und dieſe Umarmung beider hat allein die Verheißung und die zeugende Kraft.

Ferner: was das Talent von ſeinem Gegenſtande trennt, trennt auch den Menſchen in ſich ſelber; Denken, Wollen und Daſein überhaupt, (d. h. Zuſtändlichkeit in jedem Moment) liegen aus einander; aber auch dieſe Trennung wird aufgehoben in demſelben Maße, in welchem der Menſch ſich mit ſeiner Aufgabe identifizirt. Die reine Produktivität des Talents iſt ein wollendes thätiges Denken als Daſein. Dieſe verſchiedenen Richtungen ſind nicht aufgehoben, aber in ihre Einheit geſetzt. Die Kunſt iſt uns der allgemeine Ausdruck der reinen Thätigkeit, des Eigenthümlichen der Perſon. Daß in einem rein künſtleriſchen Beſtreben das Bewußtſein zwar da iſt, aber nicht reflektirend hervortritt, auf eine ſolche Weiſe, wie es in der Trennung abſtrahirend reflektirt; daß eben ſo das Handeln nicht als eine bloß bewußtloſe Thätigkeit, die von dem Denken getrennt, thätig iſt, und daß endlich die Zuſtändlichkeit eines ſolchen in ſich ſelbſt geſchloſſenen Daſeins im Denken und Wollen aufgeht, iſt hinlänglich bekannt; und ein Jeder, der über Menſchen nachgedacht hat, die ihre eigene innerſte Aufgabe, ihre Stelle in der Welt, am reinſten erkannt und erfüllt haben, wird geſtehen, daß der innere Friede eines ſolchen Menſchen deſto entſchiedener hervortritt, je mehr er in ſeiner Beſtimmung aufgeht.

Ferner: wie das Talent mit ſeinem Gegenſtand eins wird, Denken, Wollen und Daſein in ihrer Einheit erkannt werden, ſo iſt auch ein ſolcher Menſch, je entſchiedener er ſich ſelbſt zu leben ſcheint, deſto inniger mit den allgemeinen Verhältniſſen des Daſeins verbündet. Das Talent bildet ſich durch die Zucht des Lernens, das Wollen reinigt ſich durch die Zucht des Handelns, und das friedliche Daſein faßt ſich in ſeiner innern Uebereinſtimmung mit den äußern Verhältniſſen; daher iſt eben ein ſolcher Menſch, je reiner die ewige Perſönlichkeit ſich enthüllt, deſto gewiſſer der Ausdruck der Wirklichkeit ſeiner Zeit und ihrer lebendigen Entwickelung. Wer furchtſam nachfrägt, was ihm Gegenſtand des Denkens und Handelns ſein ſolle, der iſt ſchon dadurch dem bloß ſinnlichen Daſein und ſeinen Verhältniſſen preisgegeben, und unterliegt dem Schwanken eines bloß ſinnlichen Lebens; denn liegt die ſichere Aufgabe und ihre Löſung nicht in ihm ſelber, ſucht er ſie in der Unſicherheit äußerer Rückſichten, ſo vermag er ſie nie zu finden.

Dieſe Zuverſicht, die da mächtig iſt, wo der gegebene Naturgrund der Perſönlichkeit vorherrſcht, und nur mit der grundloſen (nicht unbegründeten) Liebe hervorbricht, nennen wir Glaube, die wahre Grundlage alles Denkens und Handelns, der Ausdruck der wahren Heimat einer jeden Perſon, die Quelle ihrer geſetzgebenden Gewalt in der Geſchichte, das Fundament ihrer unantaſtbaren Souveränität, die die Welt anerkennen, der ſie ſich unterwerfen muß und ſoll, und der, als Ehre im vornehmſten Sinne, ſie zu huldigen gezwungen iſt. Die Welt, der Staat, die Familie kann Beſitz, Thätigkeit, ja, Leben in Anſpruch nehmen, nie die Ehre. Dieſe Zuverſicht des Glaubens läßt die in ſich ſichere Perſönlichkeit entſchieden, ja, ſtolz nach Außen wirken; der edle Stolz iſt aber nichts, als die bewußtloſe Zuverſichtlichkeit des perſönlichen Naturgrundes ſelbſt, er duldet nichts Schwankendes um ſich, er ruft die Zuverſichtlichkeit einer jeden Perſon ſeiner Umgebung auf, daß ſie hervortrete. So quillt ſtolze Sicherheit aus dem unverſiegbaren Born des geſund entwickelten Talents hervor. Die Reflektion, wenn ſie die Unſchuld der Bewußtloſigkeit verliert, der leiſeſte Hauch eines reflektirenden Bewußtſeins, durch welches wir uns mit Andern vergleichen und durch die Vergleichung als vorzüglicher erſcheinen, vernichtet den Adel der Perſönlichkeit und verwandelt den geſunden Stolz in Hochmuth. Der wahre Stolz iſt aber nichts Anderes, als die Sicherheit der unſterblichen Heimat, und er ermuntert, belebt jede Perſönlichkeit, er weiſt einen Jeden nach ſeiner wahrhaften Heimat; und wie ſtrenge er ſich auch äußern mag, wir finden uns durch ihn belebt, befördert, nie verletzt.

Aber der auf eine ſolche Weiſe Stolze iſt innerlich demüthig; denn kein erſcheinender Menſch iſt mit ſeiner Aufgabe völlig identiſch — „und wenn wir Alles gethan haben, ſind wir dennoch unnütze Knechte.“ — Am klarſten erkennen wir dieſes, wenn wir in den unglücklichen, der Gewalt der Erſcheinung unterliegenden Perſönlichkeiten das Verhältniß ſich umkehren ſehen. Da wird die Geſinnung verpeſtet durch den irregeleiteten Stolz, der die Perſönlichkeit nicht ergreift, wie ſie als Naturgrund eines ſichern Daſeins gegeben iſt, vielmehr nur ſo, wie ſie ſich in der Erſcheinung in der äußern Beziehung zu Andern findet, und wie ſie ſich nur zu erhalten vermag auf Unkoſten der Uebrigen. Dieſer auf ſolche Weiſe Stolze — oder vielmehr Hochmüthige — erſcheint nach Außen demüthig, unterwürfig, denn er muß die Lumpen einer nichtigen Perſönlichkeit von der Umgebung betteln, und dennoch blickt der Hochmuth hindurch; und dieſe falſche Demuth iſt daher verletzend, weil wir es durchfühlen, daß ſie herrſchen will, ohne daß ihr die geſetzgebende Gewalt gegeben iſt.

Wir können nicht zweien Herren dienen, Gott und dem Mammon, und dennoch ſollen wir uns ganz dem Geſchlechte hingeben, dem wir lebendig einverleibt ſind. Wir ſollen im ſcheinbaren Widerſpruche dem Staate dienen, deſſen Bürger wir uns nennen; wir ſollen im noch engern Verhältniſſe ganz der Familie leben, an welche die heiligſten Banden des ſinnlichen Lebens uns knüpfen; wir ſollen endlich in dem engſten Kreiſe uns ganz der Aufgabe, d. h. der eigenen Perſönlichkeit, hingeben. Daher heißt es: „du ſollſt den Nächſten lieben, wie dich ſelbſt.“ Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Auf dieſelbe Weiſe, wie wir uns ſelbſt zu lieben berufen ſind, ſollen wir auch den Nächſten lieben. Ihn ſollen wir lieben, wie wir uns ſelbſt lieben; uns ſelbſt aber ſollen wir haſſen, wie wir ihn haſſen dürfen. Dann iſt Haß und Liebe einerlei, ſie ſetzen ſich wechſelſeitig voraus; ich liebe mich nicht mehr, als meinen Nächſten, ich haſſe den Nächſten nicht mehr als mich ſelbſt; der Haß ſelbſt will nur die Liebe, hier wie dort; und ſo iſt eine jede Form in Allem und Alle in einer jeden Form. So wird die perſönliche Liebe, oder die Liebe, mit welcher die Perſon ſich ſelbſt umfaßt, die göttliche, dieſe beſtätigt, entwickelt durch eine jede Perſönlichkeit alle übrigen, und die größeren und kleineren

Formen der Vereinigung mehrerer Perſonen, als Staaten, Stände, Familien, werden ſelbſt perſönlich. So gehört es nicht bloß zu meiner ſinnlichen Erſcheinung, ſondern zu meinem Weſen, daß ich Mann oder Frau oder Kind, daß ich Handwerker, Gelehrter, Beamter, Adliger, daß ich Bürger des Staats bin, und indem ich auf dieſe Weiſe alle dieſe Formen in der innerſten Eigenthümlichkeit ergreife, ergebe ich mich Gott am reinſten — „ihn ſollen wir über Alles lieben" — denn er iſt die Liebe.

Es wird einem Jeden einleuchten, daß wir bei dieſer Betrachtung uns ganz von der Sinnlichkeit, als wenn dieſe etwas Bleibendes und in ihrer Form feſtgehalten ewig Wahres wäre, abgewandt haben; und wie wir gleich anfänglich die Wahrheit und Ewigkeit der Perſon nicht in ihrer Erſcheinung erkannten, ſo erhalten alle Beziehungen des Daſeins in den engſten, wie in den weiteſten Kreiſen ihre Wirklichkeit und Wahrheit nur in einem rein Geiſtigen.

Dieſes Geiſtige nun, dieſes Allumfaſſende und Eine und Daſſelbe in Allem, iſt die göttliche Liebe. Daſſelbe, was die Trennung des Inhalts von der ſubjektiven Form des Talents, die Trennung des Denkens von dem Daſein in der Perſon, die Trennung der Perſon von der Familie, der Familie vom Staate, des Staats von dem Geſchlecht aufhebt, hebt auch die Trennungen aller dieſer Formen von Gott auf; und wie das Licht in der Natur für jedes Auge ganz, wie das Wort für jedes Ohr ganz, ſo, im abſoluten Sinne, iſt die göttliche Liebe ganz in einer jeden Form. Daher iſt der wahre Bürger des Staats zugleich der wahre Weltbürger. Er ſoll jeden Volksverein des ganzen Geſchlechts lieben wie ſeinen eigenen Staat, und innerhalb des Staats bekämpfen, was er in den übrigen Volksvereinen bekämpft, dieſen und jene reinigend, und in ihrer wahren Wirklichkeit beſtätigend. Und ſo von den größern Formen zu den kleinern bis zu den engſten der Perſönlichkeit ſelber, die dann „reines Herzens iſt und Gott ſchaut.“

Auch hier ſoll uns die Organiſation ein Vorbild ſein. Herz und Gehirn treten in der geſunden Organiſation nicht einander äußerlich gegenüber. Ein jedes dieſer einzelnen Organe iſt die äußere ſinnliche Erſcheinung beſtimmter in ſich geſchloſſener Funktionen, die, je reiner ſie in der eigenthümlichen Thätigkeit hervortreten, deſto vollkommener, ſcheinbar von einander abgewandt, die geſunde Einheit der Organiſation darſtellen. So wird auch die Geſchlechtsliebe reiner, je entſchiedener das Männliche in dem Manne, das Weibliche in dem Weibe ſich darſtellt; alle äußere Annäherung macht das Verhältniß trübe; der Mann wird innerlich vom Weibe getrennt, je weibiſcher, das Weib vom Manne, je männlicher ſie erſcheint. —

Denken wir uns das Herz bis zum Bewußtſein geſteigert, wie wird es in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden, in ſeinem Beſtehen ſich ſelber faſſen? Es iſt nur, inſofern es wird; aber es wird auch nur, indem es iſt? Es würde nie ſich finden, als entſtehend aus ſich ſelber in ſeiner vereinzelten Form; und dennoch muß es ſich faſſen, inſofern es ein Lebendiges iſt, als entſtehend aus ſeinem Urſprung in jedem Moment. Denn Alles, was als ein bloß in beſtimmter Form Daſeiendes begriffen wird, iſt ein Todtes; ſo iſt der Stein todt nur, inſofern man das immer erneuerte Werden in ihm nicht erkennt. So wie nun der Urſprung des Herzens nicht aus ſeiner erſcheinenden Form, die vielmehr ſich ſelber vorausſetzt, begriffen werden kann, ſo kann es auch ſich ſelbſt nicht faſſen, als entſtanden aus irgend einem andern Organ außer ihm; aus dem Gehirn etwa, aus den Lungen, aus der Leber oder der Milz, oder aus einer verbundenen Thätigkeit dieſer verſchiedenen Organe; denn dadurch würde das Herz ſeiner Funktion nach als ein von dieſem Abhängiges ſich erſcheinen und ſich nicht in ſeiner Selbſtändigkeit erkennen; wohl aber würde es ſich faſſen als entſprungen aus dem Ganzen. Das alſo, was in ihm wird, (das Herz ſelbſt als ein Gewordenes) iſt nicht dieſes, welches ſich ſelbſt in irgend einer Trennung von dem Ganzen wird; es iſt vielmehr dieſes, zwar in der Erſcheinung ſich äußernde, aber nie ſelbſt erſcheinende Ganze, welches wir Leben nennen, das in ihm thätig iſt. So würde das Herz als ein Gewordenes ſich nur ergreifen als eine Aeußerung des Ganzen und, inſofern es ein Beſonderes iſt, ganz in dieſem aufgehen. Ein Bewußtſein, welches ſich auf eine ſolche Weiſe als beſtätigt in ſeiner Form, nicht durch ſich ſelber, ſondern durch ein anderes Höheres, in welchem es aufgeht, ergreift, hat das Verdienſt ſeiner Eigenthümlichkeit, die innere Wahrheit ſeines Daſeins, nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Ganzen zu verdanken. Es iſt geworden durch Gnade, d. h. ohne eigenes Zuthun, wenn es ſich faßt ſeiner Erzeugung nach.

Betrachtet ſich nun das Herz, dem wir Bewußtſein geliehen haben, in ſeinem fortdauernden Werden, das mit dem Gewordenſein eins iſt, in ſeiner nie ruhenden Thätigkeit, ſo wird es, wie aus dem Ganzen entſprungen, auch nur als für das Ganze thätig ſich erkennen. Es beſteht daher ſein ganzes Weſen in einer fortdauernden Oscillation, in welcher es ſich faſſen muß, nun als entſprungen aus dem Ganzen, dann wieder als ſich dem Ganzen opfernd; das Bewußtſein würde ſich in jedem Moment erkennen müſſen, als ſeiend durch Gnade und thätig durch Opferung. Keine Thätigkeit des Herzens, die ſich nicht dem

Ganzen hingäbe, würde als aus dieſem entſtanden von ihm erkannt werden können; und dennoch würde die fortdauernde Eigenthümlichkeit des Herzens dadurch ſo wenig vernichtet werden, daß ſie vielmehr eben dadurch ſich in ihrer beſondern Form beſtätigte. Ein ſolches Herz wäre dann von dem Ganzen des Lebens durchaus nicht getrennt, es wäre das Leben ſelber — der Sohn des Lebens, von dieſem urſprünglich und immer von Neuem erzeugt. —

Zweite Abtheilung.

1.

Die Idee der göttlichen Liebe als gemeinſchaftliches Fundament der chriſtlichen Religion und der Philoſophie.

Wir haben bis jetzt die Idee der Liebe, in den beſondern Formen, durch welche ſie auf ein Höheres, ja, auf das Höchſte deutet, darzuſtellen geſucht. Indem wir nun die Idee der abſoluten Liebe näher zu beſtimmen ſuchen, dürfen wir nicht vergeſſen, was ſchon gleich im Anfange dieſer Schrift geſagt ward, daß die Religion als das urſprünglichſte durch ſich ſelbſt Geſetzte, betrachtet werden muß. Von ihr gilt im eminenteſten Sinne, was vom Leben, vom Talent behauptet wurde, daß ſie nur wird, inſofern ſie iſt. Es iſt unmöglich, den Anfang der Religion in irgend einer Form des Werdens, wie ſie im Handeln oder Denken hervortritt, entſtehen zu ſehen. Sie hörte auf Religion zu ſein, wenn ſie durch irgend eine menſchliche Funktion als aus einem Andern abgeleitet erſchiene; und dieſes, was durch die ganze folgende Entwickelung immer klarer werden ſoll, leuchtet dem Chriſten unmittelbar ein. Er verhält ſich zum Ewigen, wie der ſinnliche Menſch zur Natur, und alle Forſchung, alles Denken vermag ihn ſo wenig von der Objektivität der Offenbarung, wie die Naturwiſſenſchaft den Menſchen von der in ſich geſchloſſenen Gegenſtändlichkeit der Natur zu trennen.

Der Dogmatiker iſt eben daher der Naturforſcher der Offenbarung, der, wie dieſer, durch alles Forſchen in jedweder Richtung nur ſeinen Gegenſtand zu beherrſchen vermag, indem er ſich ihm ganz hingiebt. Sollte nun das ſpekulative Denken eine Gewalt beſitzen, die dem Dogmatiker abgeſprochen wird? Schon die Idee der Liebe beantwortet dieſe Frage und muß die höhere Gewalt des Denkens ableugnen. Wer von der Liebe abſtrahirt, das weiß ein Jeder, in welcher Form ſie ihn auch ergreifen mag, der hat ſie ſchlechthin verloren und kann ſie nie wieder erlangen.

Die Philoſophie fängt da an, wo der ſinnliche Verſtand ſich in unauflösbare Widerſprüche verliert, und alle Dialektik beruht darauf, daß die Begriffe der Einheit und Vielheit, der Ruhe und Bewegung, des Seins und des Werdens, die, jede für ſich, ſo wie jede in Beziehung auf einander gedacht, ſich widerſprechen und aufheben, als mit einander und in einer höhern, dem Verſtand unzugänglichen Einheit gedacht werden müſſen. Wo nun das ſpekulative Denken anfängt, will es das höchſte Sein, ja, die abſolute Selbſtändigkeit erreichen, und alle Reflektionen, wie ſie in mannigfach verwirrenden Meinungen in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, im Staate ſich auszubilden ſuchten, wollen nichts Anderes, als ein urſprünglich Verlorenes durch das ſelbſtändige, von ſeinem Gegenſtande getrennte Denken wiedergewinnen. So hat dieſes ſich ausgebildet, bis es den höchſten Punkt des abſolut ſelbſtändigen Gedankens, oder, wie Hegel ſagt: „die Darſtellung Gottes, wie er in ſeinem ewigen Weſen vor der Erſchaffung der Natur oder eines endlichen Geiſtes iſt," erreicht hat. Dieſer Gipfel der Selbſtändigkeit des philoſophiſchen Denkens war erreicht, als der ſich nothwendig in Widerſprüche verflechtende und dadurch ſich ſelbſt aufhebende Verſtand zur ſpekulativen Vernunft heranreifte. Jener wurde dadurch aber nicht aufgehoben, vielmehr innerhalb ſeiner Grenze beſtätigt. Und eben ſo muß die abſolute Selbſtändigkeit der Spekulation, ſo wie ſie das Extrem erreicht hat, in das Entgegengeſetzte, in die abſolute Hingebung, umſchlagen, ohne ſich zu vernichten.

Wir haben geſehen, daß die Produkte der Talente nur begriffen werden, wenn ſie für uns ihrem Weſen nach als ein geiſtiges Eigenthum anerkannt werden, d. h. daß, wenn der Sinn — jener urſprüngliche geiſtige Beſitz — fehlt, alles Denken, welches den Gegenſtand begreifen will, ein Leeres ſei; noch viel mehr gilt dieſes von der Religion. Die ſogenannte Unbefangenheit, die ſich von der Religion trennt, um über ſie aus andern Quellen des Erkennens ein unparteiiſches Urtheil zu fällen, hat ihren Gegenſtand vernichtet: wer das Werk eines Dichters wahrhaft beurtheilen will, denkt mit ihm, oder ſein Denken iſt leer. Wer ein Werk der Tonkunſt beurtheilen will, lebt in den Wellen der Töne; verſchwinden dieſe, auch aus der Erinnerung, ſo iſt der Gegenſtand verſchwunden, und jedes Bemühen, ihn wiederzufinden, vergebens. Wer den Staat in Wahrheit erfaſſen will, muß in ihm, in ſeiner lebendigen beſtimmten Form leben, d. h. wie er iſt, ihn lieben; der Staat muß ihm perſönlich werden, damit er ihn, wie er da iſt, liebe; dann in dieſer völligen Hingebung, wird ſein Denken ein Denken des Staats und die Entwickelung ſeiner Gedanken von ſeinem eigenthümlichen lebendigen Standpunkt aus, wird die

Zukunft des Staats in demſelben Grade andeuten, als er ganz in ihm lebt.

Daß dieſes in einem viel höheren Grade, ja, abſolut von der Religion der ewigen Liebe gelten muß, leuchtet einem jeden Chriſten von ſelbſt ein.

Dieſe Behauptung aber ſcheint den Begriff des Chriſtenthums, als wäre es nur als ein Beſonderes, Bedingtes, Endliches zu beſtimmen, eben dadurch das Allumfaſſende von ihm auszuſchließen und damit auch ein Allgemeines des Denkens zu fordern, indem es abgeleugnet wird; ja, es ſcheint durch dieſe Darſtellung die Unmöglichkeit einer Religionsphiloſophie dargethan zu ſein, wenn nicht in dieſer Form das Allgemeine der Philoſophie ſich ſelbſt nachweiſen ließe. Dieſes aber iſt eben die Abſicht dieſer ganzen Schrift.

Der Gang, den wir bis jetzt verfolgt haben, und den wir auch ferner zu verfolgen entſchloſſen ſind, bringt es mit ſich, daß wir zuerſt im Vorbilde geiſtiger Art nachzuweiſen ſuchen, was die Religion der Liebe unmittelbar beſitzt. Daß ſie daſein muß, um durch das Denken zu werden, haben wir ſchon gezeigt, und ſie iſt eben daher nur ein Gegenſtand des Denkens, inſofern man in und mit ihr iſt, handelt und denkt. Die pſychiſchen Funktionen zur Idee verklärt, als die Fundamente aller Talente, zeigen uns den Weg, den wir ferner zu gehen haben.

Wir halten uns an Kant. Schon in der Einleitung zeigten wir, wie er, indem er das Erkennen innerhalb der Sinnlichkeit fixirte, das Anſich, die Wahrheit der Dinge aus dem Kreiſe des Erkennens ausſchloß, dennoch drei Formen desjenigen, was nicht bloß aus einem andern, ſondern aus ſich ſelbſt alſo nicht ſinnlich, nicht in der bloßen Erſcheinung, ſondern als das Wahre, als das Anſich begriffen werden muß, anerkannte.

Die Schönheit war ihm ein an ſich Seiendes, welches er von dem Nützlichen trennte, indem dieſes auf eine objektive Weiſe ein ſinnliches Verhältniß der Dinge zu einander enthält; eben ſo trennte er es von dem Angenehmen, durch welches ein ſinnliches Verhältniß zum fühlenden Subjekt feſtgehalten wird. Das Schöne dahingegen bezieht ſich nur auf ſich ſelber, das Weſen deſſelben iſt mit ſeiner Form eins, wir faſſen das Schöne nur, wenn wir uns ganz in ihm verlieren, ſo daß wir, ſelber mit ihm eins, auf eine unendliche Weiſe ein Aeußeres werden, das ſeiende Schöne aber eben dadurch auf eine unendliche Weiſe ein Inneres wird. Keiner kann aus den Begriffen des Angenehmen und Nützlichen zum Begriff des Schönen gelangen. Wer bloß in äußern Verhältniſſen lebt, begehrt und denkt, dem bleibt das Schöne durchaus verborgen, und es gab ganze Zeitalter, in welchen das Geſchlecht, bloß von dem Angenehmen und Nützlichen ergriffen, gegen das Schöne verſchloſſen blieb. In einer Vergangenheit, die nicht ſehr entfernt iſt, ſtand der mächtige Dom in Köln unſichtbar vor jedem Auge; der Straßburger Thurm ragte doch in die Luft hinein, und Keiner ſah ihn; die herrlichſten Kunſtſchätze waren dem verſchloſſenen Sinne ſo vergraben, wie Herkulanum und Pompeji durch die bedeckende Aſche. Noch immer müſſen wir behaupten, daß der Sinn für das Schöne in ſeiner reinen Urſprünglichkeit etwas viel Selteneres iſt, als man gewöhnlich glaubt. In der That finden wir die Urtheile über Poeſie und Kunſt ſelten rein, und die meiſten kommen aus der zweiten Hand, aus herrſchenden Meinungen oder aus beſchränkenden Syſtemen, ſpekulative, ſyſtematiſche, oder wird geiſtreiche; ja, die Talente ſelbſt, in dieſes Chaos unreifer Theorien und Anſichten hineingeriſſen, verſinken auch dann in das Angenehme (den Effekt), ja, wohl ſogar bis zu dem Nützlichen herab, wo ſie es am wenigſten vermuthen. Aber dennoch bleibt die in den Verirrungen der Zeit verhüllte Idee der Schönheit immer die nämliche, und es giebt ein Gewiſſen, welches dieſe Idee mahnend in den Hintergrund aller Ausſchweifungen ſtellt, und alle Realität der Kunſt entſpringt aus dieſer. Auch vermag ſie daher das Fundament einer Philoſophie in einer eigenthümlichen Richtung, das Organ derſelben zu ſein, und das tiefſte ſpekulative Talent unſerer Tage hat ſich an dieſem zur chriſtlichen Philoſophie hinangebildet.

Ebenſo faßte Kant das Sittengeſetz und mit dieſem die Wahrheit aller menſchlichen Handlung als ein ſchlechthin Gegebenes, nur aus ſich ſelber zu Faſſendes, über alle Zeit Erhabenes, eben daher weder von der Zeit, noch vom Raume, noch von den in der Zeit oder im Raume hervortretenden Verhältniſſen Abhängiges. Das Sittengeſetz drückte das Weſen des Menſchen aus, und die unbedingte Nothwendigkeit war zugleich die Freiheit, weil eine ſolche, wenn ſie das innerſte, eigenſte Weſen ausſpricht, nie als beſchränkend gedacht werden kann. So war das Sittengeſetz das Anſich des Menſchen, und im Gegenſatz gegen dieſes bildete ſich die Glückſeligkeitslehre (der Eudämonismus), die den handelnden Menſchen nur in den äußern ſinnlichen Verhältniſſen feſthielt. Und in der That war die Zeit, die allen menſchlichen Handlungen nur in und für die Erſcheinung einen Werth beilegte, diejenige, welche zu gleicher Zeit nur das Angenehme und Nützliche erkannte, und die Strenge des Geſetzes war auf gleiche Weiſe und zu gleicher Zeit verhüllt, wie das Ewige der Schönheit. Obgleich nun dieſe Idee des Sittlichen in jedem Menſchen mehr oder weniger zurückgedrängt iſt, ja, obgleich die Spuren des ſittlichen Gewiſſens in vielen Menſchen kaum aufzufinden ſind, ſo wird dennoch dieſes als das in ſich ſelbſt Gewaltige, und zwar unabweisbar erkannt; und ein trefflicher Philoſoph hob dieſe Idee hervor, erkannte ſie in ihrer Abſolutheit, alle geiſtige Thätigkeit des Menſchen durchdringend und leitend, und ſchuf eine eigenthümliche Philoſophie, die als ein lebendiges Glied der Entwickelung des geiſtigen Erkennens fortdauernd ihren Werth behaupten wird.

Und wie nun als ſeiend der Menſch die Idee erkennt in der Schönheit, als handelnd in der Sittlichkeit, ſo ward durch Kant auch die Idee des in ſich geſchloſſenen Denkens, des nur aus ſich zu begreifenden Gedankens hervorgehoben und anerkannt. Wie er, indem er alles dasjenige, was innerhalb der Sinnlichkeit erkannt und nur als Erſcheinung beſtimmt und gehandhabt werden kann, von der Schönheit reinlich abſonderte; wie er eben ſo, was nur für die ſinnliche Erſcheinung einen Werth hatte und einen endlichen Zweck vorausſetzte, von der ewigen Idee der Sittlichkeit trennte und dadurch (zwar, wie er glaubt, dem Erkennen unzugänglich) dennoch beiden ihren richtigen Platz außerhalb des Kreiſes der Sinnlichkeit anwies: ſo ſonderte er auch das Denken außerhalb der Erſcheinung von dem ſinnlichen, und ſtellte den Gegenſtand reinlich dar, der, in ſich geſchloſſen in ſeiner Gegenſtändlichkeit zugleich ganz Gedanke war. Er erkannte dieſen durch das organiſche Leben. Wie die Schönheit das nur aus ſich ſelber zu begreifende Sein, das an ſich Seiende, die Sittlichkeit die nur aus ſich zu begreifende Handlung, das Anſich der Handlung: ſo ward ihm die Organiſation der nur aus ſich zu begreifende Gedanke, das Anſich des Gedankens, der aber, obgleich er ſo menſchlich gedacht wurde, ſeltſamer Weiſe dennoch nicht als der eigene Gedanke erſchien, ſondern als der eines fremden Weſens. Ein Gedanke, der, obgleich durch uns gedacht, doch wie ein Todter dalag, dem das, was zum Weſen des Gedankens gehört, eine Entwickelung aus ſich ſelber, völlig entging. Doppelt ſeltſam iſt es, wenn Kant, um dieſes unbegreifliche Verhältniß noch ſchwankender zu machen, wie Hegel richtig bemerkt, als eine Vermuthung, als eine Möglichkeit unter andern ausſpricht, daß der fremde Gedanke, der ſich durch die Organiſation unmittelbar darthut, von einem Denken herrühren könne, welches mi dem menſchlichen doch wohl einerlei ſei. Dieſe Anwendung de ſinnlichen Kategorie der Möglichkeit auf einen innerhalb de Sinnlichkeit durchaus unbegreiflichen Gedanken, zieht einen Abgrund dialektiſcher Verwirrung hervor, die Kant wohl nicht, als er die Vermuthung äußerte, durchſchaute. Er würde ſonſt erkannt haben, daß dieſe Möglichkeit unmittelbar die Wirklichkeit in ſich enthielt, und daß, was wir als Gedanke denken, nothwendig zur Einheit des eigenen Gedankenſyſtems gehören muß.

Kant faßte dieſen ſich ſelbſt faſſenden Gedanken der Organiſation als den der innern Zweckmäßigkeit auf; und wie di Idee der Schönheit dem Angenehmen, die Idee des Sittliche dem die Glückſeligkeit Fordernden, ſo trat hier dem Begriff der äußern Zweckmäßigkeit gegenüber der Begriff der innern Dieſer Begriff des Lebendigen ward daher ſo aufgefaßt, da Mittel und Zweck nicht in einem äußern Verhältniß, ſonder in einem innern begriffen wurden; d. h. ein jedes Organ de Organiſation konnte nie in einem äußern Verhältniß gegen da Ganze begriffen werden, vielmehr nur in ſeiner Einheit mi dieſem, und wäre ſo irgend ein Organ als ein Beſonderes ei

Mittel für das Leben, ſo wäre es doch zugleich, da es unmittelbar das Ganze ausdrückte, Zweck; und die Organiſation ſelber, eben indem ſie ſich ſchlechthin auf ſich bezog, das Ganze durch ein jedes Organ und alle Organe nur in und mit dem Ganzen faßte, wurde ſelbſt Zweck, d. h. nur aus ſich ſelber zu begreifender Gedanke.

Nur der abſolute Gedanke iſt der in ſich geſchloſſene, in ſeiner Konſequenz feſtgehaltene und gefeſſelte. Was das Denken mit ſeiner immer ſteigenden Gewalt durch das mannigfach ſich Widerſprechende der Meinungen Jahrhunderte lang ſuchte, war der Ausdruck der immer tiefer ſich faſſenden Perſönlichkeit in der Verirrung der Erſcheinung. Durch die Expiationen einer frühern Religioſität wollte ſie, als das verzärtelte Kind, eine fremde göttliche Allgemeinheit für ſich gewinnen, damit ſie, unmittelbar auf dieſe fremde Unendlichkeit bezogen, in ihrer Einzelnheit ſich behaupte. Die fortſchreitende Zeit ſah ein, daß man auf eine ſolche Weiſe in der That nichts gewinne, daß das göttliche Allgemeine, als Natur, in unerbittlicher Ordnung ſich um unſere Wünſche und Beſtrebungen gar nicht bekümmere, und daß in der Form der Geſchichte ſelbſt die Quelle, aus welcher die mißverſtandene Gnade hervorſpringen ſollte, als eine bis dahin verehrte höchſte Gewalt, vertrocknete. Die ſo von dem fremden Gott, dem ſie vertraute, verlaſſene und getäuſchte Perſon fing nun an durch eine allmälige Steigerung ſich für mündig zu erklären, und zwar, indem ſie ſich noch immer, in der Vereinzelung, als ein Allgemeines ſetzte. Dieſes Allgemeine nannte die Perſon ihre Meinung, und in welcher Form dieſe hervortrat, als politiſche, philoſophiſche oder religiöſe, war ſie nothwendig ausſchließend, fanatiſch und unduldſam. Das Chaos, aus welchem alle Dinge ſich entwickelten, verwandelte ſich allmalig in ein umgekehrtes, in welchem ſie ſich wechſelſeitig verzehren und vernichten. Das Bewußtſein dieſer wechſelſeitigen Vernichtung iſt der in ſich geſchloſſene Gedanke unſerer Tage.

Um zu begreifen, wie das, was Kant als innere Zweckmäßigkeit in der Organiſation auffaßte, als Er-Innerung eines Gegebenen, ſo umſchlug, daß es eine Ent-Aeußerung eines ſchlechthin Denkenden wurde, ſo daß der Gedanke im erſtern Falle ein Sichfaſſen der Organiſation ihrem Weſen nach, ein Inſichſein derſelben, in dem zweiten Falle das gegebene Seiende ein Außer-Sichſein derſelben war, muß man nicht vergeſſen, daß die Perſon ſich für mündig erklärte, eben dadurch, daß ſie als ein bloß Denkendes eine jede Hingebung verwarf. Dieſer Prozeß der ſich wechſelſeitig vernichtenden Meinungen konnte nur dadurch vollendet werden, daß ſie aufhörten als der Perſon zugehörig, meine (Meinung) zu ſein; und die eigentliche Gewalt der Philoſophie, durch welche die Perſönlichkeit in ihrer höchſten Vereinzelung hervortrat, vermochte ſich nur durch die abſolute Allgemeinheit zu erhalten, die ſo wenig der Vereinzelung zu entſagen entſchloſſen war, daß ſie vielmehr in einer beſtimmten Zeit, in einem beſtimmten Volke, an einer beſtimmten Sprache und an die gegebene Stufe ihrer Entwickelung gebunden, ja, mit aller ſogenannten geiſtreichen beweglichen und liebens-würdigen Eigenthümlichkeit die Alles verſchlingende Gewalt des abſoluten Gedankens als den Geiſt der Zeit verkündigte, begrüßte und zuletzt ſelbſt darſtellte. Früher mußte ſich die Religion der Meinung unterwerfen, jetzt hat dieſe aufgehört Meinung zu ſein und iſt ſelbſt Religion geworden.

Es iſt bekannt, daß die drei hier in der Trennung von einander betrachteten Richtungen des Geiſtes, die als ſolche nur mit einem Abſoluten ſchließen konnten, als geiſtige Einheit des Seienden, Schönheit, als geiſtige Einheit des Willens, Sittlichkeit, endlich als geiſtige Einheit des Denkenden, Philoſophie, ſich bis zu jenem Gipfel des Abſoluten erſt dann entwickelten, nachdem ſie in der Geſchichte, jede für ſich, einen religiöſen Charakter anzunehmen begonnen. Und ſo bildete ſich vor Fichte die ſogenannte praktiſche Religion, deren ganze Bedeutung in dem abſtrakten Begriff der Sittlichkeit aufging. Man ſuchte einen ordnenden Mittelpunkt für die Handlungen, wie ſie in der Erſcheinung hervortreten, und vermochte dieſen nur zu erkennen in der leeren Abſtraktion eines allgemeinen Sittengeſetzes. Es bildete ſich eben ſo in der Zeit das ſogenannte äſthetiſche Chriſtenthum, und mit dieſem eine Philoſophie, welche die Kunſt als ihr Organ anerkannte; aber dieſe hatte den Vortheil, daß ſie ſich von dem Seienden, Gegebenen, welches ſie ja als ein Geiſtiges und zu ihrem Weſen Gehöriges anerkannte, nicht loszureißen vermochte und eben daher nicht abſchließen konnte, ſondern einer höhern Entwickelung entgegen ging. Eben ſo gab es eine theoretiſche Philoſophie des Rationalismus, durch welche, wie durch die Sittlichkeit die Religion in die Form des religiöſen Handelns, wie durch die äſthetiſche Religion in die Form des bloßen Schauens, ſo die Religion der Wahrheit nach ſich in die des bloßen Denkens auflöſte. Und hatte Kant Theorie und Praxis auseinander fallen laſſen und unvereinbar neben einander geſtellt; war durch Fichte die Theorie durch die geiſtige Praxis verſchlungen: ſo ward die Praxis ſelbſt durch Hegel als ein Aeußeres oder vielmehr ſich Ent-Aeußerndes, als in ſeiner Nicht-Wahrheit aufgefaßt, der nicht wahren Vorſtellung preisgegeben und, von der abſoluten Theorie ergriffen, erſt in ſeiner Wahrheit erkannt.

Die Religion iſt aber eben die höhere Einheit des Schauens, Handelns und Denkens. Das wahre Schauen iſt zugleich ein Denken und Handeln; das wahre religiöſe Handeln zugleich ein Schauen und Denken, das wahre religiöſe Denken iſt zugleich ein Schauen und ein Handeln. Das Denken und Handeln, einſeitig und dadurch vereinzelt in die Form des Schauens hingezogen, wird phantaſtiſcher Myſtizismus. Das Schauen und Denken einſeitig in die Form des Handelns hingezogen, wird zerſtörender Fanatismus. Das Schauen und Handeln, einſeitig in die Form des Denkens hingezogen, wird vernichtender Formalismus. Und dennoch iſt das volle Daſein, und das Handeln wie das Denken, durch die Religion auf eine ſolche Weiſe beſtimmt, daß das Schauende, Handelnde, Denkende nicht als ein Theil, ſondern eben als das ganze Weſen und der Ausdruck der vollen Wahrheit ſich geſtaltet; und in jeder dieſer Richtungen findet ſich der Chriſt, von den übrigen nur ſcheinbar ausgeſchloſſen, ſtets gefördert, nie gehemmt.

Wenn wir nun die göttliche Liebe als das Fundament des Chriſtenthums betrachten, ſo wird es uns zuerſt einleuchten, daß ſie das Unmittelbare und doch zugleich das Vermittelnde genannt werden muß. Daß die Liebe eine unmittelbare ſei. ſpricht ſich entſchieden aus; denn ſie iſt ein Sichfinden in einem Andern, ſo daß das höchſte Problem aller geiſtigen Thätigkeit durch und mit der Liebe geſetzt und gelöſt iſt zugleich. Aber eben deswegen iſt die göttliche Liebe auch die ewig vermittelnde, ſie iſt nur Liebe, inſofern ſie als ſolche immer von neuem erzeugt wird. Sie ergreift in ſich ſelber das Andere als zu ihrem Weſen gehörig, und in dem Andern ſich ſelbſt als zu ſeinem Weſen gehörig; er, der Andere, geht in mir, ich in ihm auf, und die Einheit dieſer fortdauernden Oscillation iſt der Lebensprozeß der Liebe. Aber die Liebe bezieht ſich nicht, wie das abſtrakte Denken, urſprünglich auf ſich ſelbſt, vielmehr auf den Andern, in welchem und durch welchen wir ſind. Dieſer Andere, in welchem der Chriſt ſich ſelber erkennt, iſt der liebende Gott. Die Idee der Liebe iſt die der völligen Gegenſeitigkeit. So iſt freilich Gott nicht bloß als Gegenſtand unſerer Liebe, ſondern auch als der uns Liebende gegeben, und die faſt an Vermeſſenheit grenzende Aeußerung des Angelus Sileſius:

„Es iſt Gott an mir ſo viel, wie mir an ihm gelegen“

drückt dieſe Wahrheit auf eine energiſche Weiſe aus. Aber dennoch gehört es zum Weſen der Religion der Liebe, daß wir Alles als von Gott empfangen betrachten, ohne daß wir irgend etwas ihm zu geben vermöchten. Denn in der Idee der Liebe finden wir nichts von einem Handeln, von einem wechſelſeitigen Austauſchen. Die völlige Hingebung ſagt uns, daß wir ohne den Andern nicht ſind. Wir erinnern daran, daß auf eine gleiche Weiſe das Talent ſich nur findet, indem es ſich ſeinem Gegenſtande ganz hingiebt, ja, je reiner und zugleich je ſchöpferiſcher es iſt, deſto entſchiedener tritt dieſe Richtung der reinen Hingebung hervor, ſo daß das Talent Alles ſeinem Gegenſtande, ſich nichts zuſchreibt. Dieſe Liebe aber gegen einen todten Gegenſtand, als ein Beſonderes, würde gar keine geiſtige, ja, offenbar nur eine thieriſche Bedeutung haben und aus Liebe in einen bloßen Trieb verwandelt werden, der das Leben, wie in dem thieriſchen Inſtinkt, an beſtimmte Gegenſtände feſſelte und knüpfte. Soll dieſer Trieb zur Liebe geſteigert werden, dann muß in der beſondern Form des Gegenſtandes das Geiſtige der ganzen Natur, wenn auch verhüllt, da ſein, und ſo Geiſt und Geiſt ſich wechſelſeitig finden und anerkennen, ja, eben darin müſſen wir den Grund der freien Perſönlichkeit, und mit dieſer die Sonderung geiſtiger Eigenthümlichkeiten und die größere Mannigfaltigkeit der Talente ſuchen, wie ſie mit den klar geſonderten eigenthümlich geſtalteten Organen des Staatslebens hervortreten, nachdem das Chriſtenthum in der Geſchichte mächtig ward. Es iſt die göttliche Gewalt, die in Allen thätig iſt, auch wo ſie es nicht erkennen. Der Chriſt aber iſt derjenige, der ſich als Perſon dem liebenden Gott ganz hingiebt, und ſo iſt ihm Gott Alles — das Seiende durch ſich ſelbſt, das Denkende durch ſich ſelbſt —, eben deswegen das ſchlechthin Wollende.

Nur durch unſere völlige Hingebung iſt Gott der Ausdruck unſerer innerſten Perſönlichkeit und er ſelbſt Perſon. Wir erfahren alſo — denn die Hingebung der Liebe iſt die innerſte Erfahrung, wie ja der ſinnliche Verſtand auch auf gleiche Weiſe erfährt und wir, ohne uns dem ſinnlichen Gegenſtande hinzugeben, von ihm gar nichts zu erfahren vermögen — daß Gott eine Perſon ſei. Die Perſönlichkeit Gottes iſt nichts, was etwa auf logiſche Weiſe demonſtrirt werden ſollte. Man könnte eben ſo gut es nothwendig finden, dem Naturforſcher die Realität der Gegenſtände, mit welchen er ſich ausſchließlich beſchäftigt, zu beweiſen. Die Perſönlichkeit Gottes iſt die unmittelbare Thatſache des Gott liebenden Bewußtſeins, die unmittelbare Offenbarung ſeines Willens. Denn dieſer iſt das Letzte, über welches wir nicht heraus können, der Anfang zugleich, mit welchem wir beginnen müſſen.

Als eine ſolche göttliche Perſönlichkeit iſt Gott der Wollende, auf jede Weiſe Freie, die durch nichts, auch durch kein

Denken, ſo wie durch kein Sein bedingte Perſönlichkeit. Dieſer abſolut freie Wille, der das Ganze und jede beſondere Form trägt und in dieſer ſich ausdrückt, iſt dasjenige, in welchem der liebende Gott ſein Weſen erkennt. Wir müſſen von demjenigen, welcher ein äſthetiſches Urtheil fällen will, fordern, daß er die Schönheit geſchaut, d. h. innerlich erfahren habe, was ſie ſei; wir müſſen von demjenigen, der ein ſittliches Urtheil fällen will, fordern, daß ihm das Gebot, welches alle menſchliche Handlung ordnet, bekannt geworden ſei, d. h. daß er die gebietende Gewalt des Geſetzes innerlich erfahren habe; wir müſſen endlich von dem, der ſich als Philoſoph zu produciren wagt, fordern, daß er die Wahrheit des in ſich geſchloſſenen Gedankens nicht bloß als Produkt einer Konſtruktion, obgleich in und mit dieſer, erfahren habe: daher wird derjenige, der jene äſthetiſche Erfahrung nicht feſtzuhalten vermag, immer von neuem das bloß Angenehme und Effektvolle in ſeiner nichtigen Abhängigkeit ſtatt des Unabhängigen und Freien der Schönheit ergreifen; daher wird derjenige, in deſſen Erfahrung die gebietende Gewalt des Sittengeſetzes verhüllt iſt, an der Stelle der lebendigen Geſinnung die leere äußere Legitimität der Handlungen ergreifen; endlich wird derjenige, dem die unmittelbare Erfahrung des Geiſtes, unabhängig von aller Konſtruktion und angeſtrengtem Denken, obgleich nie ohne dieſes, abgeht, an der Stelle deſſen, was er ſucht, den todten Schematismus impotenter Begriffe finden. Und ſo wird, wer die Erfahrung, die ihm den lebendigen Gott gegenüberſtellt, verloren hat, in demſelben Maaße das Bewußtſein ſeiner Perſönlichkeit in dem großen nothwendigen Zuſammenhange der Dinge dämmernd untertauchen ſehen.

Eine Idee nennen wir die Einheit des Begriffs und ſeines Gegenſtandes. Der Begriff kann daher aus Begriffen ſo wenig, wie der Gegenſtand aus Gegenſtänden, erkannt werden; ſo wie eben der Begriff unmittelbar mit dem Gegenſtande, ſo wird auch unmittelbar der Gegenſtand in dem Begriff erkannt. Wenn behauptet wird, daß wir den Gegenſtand durch den Begriff erkennen, daß dieſer das Vermittelnde ſei, ſo müſſen wir andrerſeits ebenſo behaupten, daß der Begriff durch den Gegenſtand ſei. Der geiſtig erfaßte Gegenſtand enthält nicht allein ſeinen Begriff, ſondern entwickelt ihn auch (intellektuelle Anſchauung); und eben dadurch, und dadurch allein, vermag der Begriff rückwärts den Gegenſtand wieder zu erzeugen. Dieſe Pulſation iſt die geſunde Aeußerung des geiſtigen Lebens.

Wenn wir nun die Idee des chriſtlichen Bewußtſeins, indem wir uns auf das bisher Dargeſtellte beziehen, zum Gegenſtand einer geiſtigen Anſchauung machen wollen, wählen wir für die Darſtellung das Leben des Chriſten, wie es ſich zwar nicht in der ſinnlichen Welt darzuſtellen vermag, aber als das Weſen des Chriſtenthums von einem jeden Chriſten anerkannt wird und anerkannt werden muß.

Es iſt auch hier nicht von einem bloß Allgemeinen die Rede, nicht von einem allgemeinen Geiſt, ſondern von einem perſönlichen. Der Chriſt erkennt ſich zuerſt als ſolchen in ſeiner ewigen Perſönlichkeit; es iſt nicht bloß von einem Geiſte der allgemeinen Wahrheit die Rede, ſondern von der Seele, und die göttliche Wahrheit ſelber wird nicht bloß in der Allgemeinheit des Denkens und Erkennens, ſondern auch als der Seelen Seligkeit *) ergriffen. So iſt die göttliche Wahrheit

---

*) Es iſt uns bekannt, daß Seele (als Seivala, ein Hauch, Ruach) ſeiner Ableitung nach ein ganz anderes Wort iſt,

nicht bloß die Einheit des Denkens mit einem abſtrakten Sein, ſondern zugleich die Einheit deſſelben mit einem beſonderen lebendigen Da-Sein.

Was es nun auch ſei, wodurch der Chriſt von ſeiner innerſten Wahrheit getrennt werden mag, d. h. von ſeiner Einheit mit Gott, wir können hier für's Erſte davon abſehn; denn der Chriſt erkennt es in ſeiner Richtigkeit, und ſein Bewußtſein hebt als die einzige Wirklichkeit und Realität das ewig Poſitive hervor.

In der ſinnlichen Welt, das ſei hier nur allgemein bemerkt, führt der Chriſt ein doppeltes Leben. In einer Richtung findet er ſich durch die Sinnlichkeit gehemmt und dadurch von Gott getrennt, in einer andern Richtung findet er ſich durch das ſinnliche Leben gefördert, ja, es enthält die Elemente der Entwickelung ſeiner wahren ewigen Perſönlichkeit, d. h. ſeiner Seligkeit. Fördernd wird die Sinnlichkeit nur, indem der Chriſt ſich ihrer Quelle zuwendet, keineswegs, indem er ſich feindſelig von ihr trennt; die reine Quelle aber aller Sinnlichkeit iſt Gottes ſchöpferiſcher Wille. In und mit dieſem findet die Seele ihre Seligkeit, d.h. ihr Weſen. Der Chriſt hat das deutlichſte Bewußtſein darüber, daß er, getrennt von Gott, in der Gewalt der ſinnlichen Erſcheinung iſt; und in demſelben Maaße, als die Trennung hervortritt, wächſt auch die Abhängigkeit. So iſt der Menſch überhaupt innerlich getrennt von der Natur, aber eben deswegen ihr äußerlich unterworfen. Die

---

als ſelig (aus ſaljan, ſpäter ſellan, lat. salus, geben). Aber eben das Gegebene, der Naturgrund in ſeiner Reinheit drückt der Seele Weſen, ihre göttliche Wirklichkeit, ihre Seligkeit aus.

Menſchen ſind auf dieſelbe Weiſe innerlich von einander geſchieden, dadurch aber wechſelſeitig ſich feſſelnd und unterwerfend, die Seele endlich innerlich in ſich ſelbſt zerſplittert, und eben daher jeder gegenwärtige Moment von einer feſſelnden Vergangenheit gebunden, und mit Furcht und Zittern einer unſichern Zukunft preisgegeben.

Eben ſo hat der Chriſt das deutlichſte Bewußtſein davon, daß in dem Maaße, als er ſich der göttlichen Quelle zuwendet, auch der innere Friede in ſeine Seele zurückkehrt. Er ſieht in dieſer Vereinigung mit Gott zu gleicher Zeit die Einheit alles deſſen, was, innerlich getrennt, ſich äußerlich bekämpft; was ihn früher hemmte, fördert ihn jetzt; und alle Formen, die ihn ſonſt finſter, nächtlich verlockend bedrohten, treten jetzt von der Sonne eines höhern Lebens durchglüht und angeregt, als Ausdruck der Seligkeit ihm entgegen. Er iſt ganz Gelehrter, wenn er dazu berufen iſt, ganz Künſtler u. ſ. w., ganz Bürger, Gatte, Vater, nichts mit halber Seele; denn der göttliche Wille drückt ſich nicht theilweiſe, ſondern ganz in einer jeden Form aus. Der Chriſt würde ſich trennen von dem Staate, von Weib, Kind und Wiſſenſchaft; er würde ſich gegen die Herrlichkeit der Natur verſchließen, wenn er in dieſen Formen der Sinnlichkeit nur das von Gott Trennende erkennte. Denn in voller Bedeutung lautet der Ausſpruch des Heilandes „du kannſt nicht zweien Herren dienen.“ Es iſt bekannt, daß finſtere Verwirrungen des Chriſtlichen Bewußtſeins eine ſolche innere Trennung der Seele hervorriefen, aber eben dadurch jene Wahrheit des lichten Chriſtlichen Bewußtſeins heller leuchten ließen. „Dem Reinen iſt Alles rein,“ heißt es; dann aber auch: „wer reines Herzens iſt, wird Gott ſchauen.“ So iſt der Chriſt mit ſich ſelbſt, mit der Geſchichte, ja, mit der Natur auf's Innigſte verbündet. Die Einheit des ganzen Daſeins, die als das Räthſel der höchſten ſpekulativen Weisheit dem Denker vorſchwebt, iſt durch das chriſtliche Bewußtſein wirklich und zugleich perſönlich.

Wenn die Natur ſich an unſer Herz drängt, wenn der entfeſſelte Strom des allgemeinen Lebens uns mit ſich fortreißt, wenn wir den wahren Gottesdienſt im Frühling begehen, wenn die Reize einer ſchönen Gegend mit aller Gewalt der Neuheit uns feſthalten, dann wiſſen wir wohl unmittelbar, daß die Natur, ſo fremdartig und uns unterjochend, ſo durchaus in ihrer feſten Ordnung von allen unſern Wünſchen abgewandt ſie uns ſonſt auch erſcheint, dennoch uns innerlich verwandt ſei. Und allem Mißtrauen entſagend, geben wir uns, den ſtrengen kalten Tyrannen vergeſſend, der Natur hin, wie das Kind der Mutter.

Wir ſtehen nicht anders in der Geſchichte. Der Staat entſpricht ſo wenig unſern Erwartungen und Wünſchen, wie die Natur. Wir ſind durch ihn mehr oder weniger, wie durch eine fremde Gewalt, unwillig gefeſſelt. Wir verſuchen es wohl ſogar, uns ihm gegenüber, wie gegen einen vernichtenden Feind, durch Widerſtand zu retten Wenn aber günſtige Verhältniſſe der Geſinnung, die wir die beſſere nennen dürfen, eine offene Bahn der Thätigkeit darbieten; wenn die herrſchende Gewalt des Staats ſich dem beſſern Sinne der Perſönlichkeit ergiebt, wie die Natur dem aufgeſchloſſenen Sinn im Frühling: dann hört die Trennung auf, und wir werden uns bewußt, wie die fremde Gewalt doch auch ein der Perſönlichkeit innerlich Verwandtes enthält.

Wenn dem Künſtler, dem Gelehrten, dem Herrſcher in irgend einer Richtung die Löſung einer ſchwierigen Aufgabe gelingt, dann tritt der von ihm in der Erſcheinung getrennte Naturgrund ſeines eigenſten Daſeins als dem erſcheinenden Staatsleben innerlich verwandt hervor und er findet ſich ſelbſt, indem er ſich hingiebt.

Aber was auf eine ſolche Weiſe nur innerhalb der Welt ſinnlicher Erſcheinung durch günſtige Verhältniſſe herbeigeführt wird und Momente der geiſtigen Einheit blitzähnlich hervorruft, verſchwindet wieder, und wir fallen in die alte Knechtſchaft zurück. Wir finden uns fortdauernd durch die Geſetze der Natur, als durch fremde, gefeſſelt, und der heitere Blick, der uns gefangen nahm, ſcheint uns dann ein phantaſtiſcher Traum, der ſich dem fortdauernden Ernſte des Lebens gegenüber nicht zu erhalten vermag. Was uns im Staate durch einen weiten Wirkungskreis anzog, als verkündigte es uns die Freiheit, ſchnürt uns nur in engere Feſſeln ein; und ſelbſt, was der innere ſinnende Geiſt dem Forſcher ſchenkte, wird von den äußern Verhältniſſen und von der Zeit ergriffen, und in eben demſelben Maaße, wie wir es als unſer Eigenthum feſthalten wollen, verliert es ſeine geiſtige Bedeutung, und was uns die Freiheit zu verkündigen ſchien, verwandelt uns in Knechte. Und ſo wird in uns, um uns und außer uns der alte Zwieſpalt wieder mächtig, und die Unterwürfigkeit unter die Natur, unter den Staat, ja, unter die eigene Eigenthümlichkeit, tritt als der Zuſtand dauernder Knechtſchaft wieder hervor.

Das chriſtliche Bewußtſein erkennt die Nichtigkeit aller ſolcher Zuſtände. Es iſt durch keinen bedingt, auch nicht durch die Schranke der erſcheinenden Perſönlichkeit ſelbſt, ob dieſe nun durch größere oder engere Verhältniſſe gebunden erſcheint, geiſtig, handelnd, beſitzend, innerlich oder äußerlich, reich oder arm ſei, bedingt den innern Reichthum das Chriſtliche Bewußtſeins nie. Es entſteht dadurch nie eine bloße Zuſtändlichkeit, vielmehr — durch die ſtrengſten logiſchen Sätze des ſpekulativen Philoſophen wird lange nicht ſo entſchieden die Nichtigkeit des, von der ewigen Wahrheit getrennten, in der abſtrakten Form der Sinnlichkeit gefeſſelten Daſeins ausgeſprochen. Das Chriſtliche Bewußtſein erkennt alle gegebenen Formen des Lebens in der Natur, in der Geſchichte, in den innern Zuſtänden der Seele ſelber, abgetrennt von der göttlichen Einheit, in ihrer abſoluten Unwahrheit. Ihm iſt Alles, wie es ſinnlich vorliegt, göttliche Fügung, d. h. das Band der ewigen Nothwendigkeit, wie es in der Natur, in der Geſchichte, in der eigenen Seele den von Gott Getrennten als unerbittliches Schickſal feſſelt, wird abſolute geiſtige Freiheit eines liebenden Gottes, Offenbarung eines Willens, der ſich mit gleicher unendlicher Freiheit der Nothwendigkeit der Natur, dem Fortſchreiten der Geſchichte und der Entwickelung des Menſchen zur Seligkeit hingibt und fügt, indem er doch allenthalben die eigene Selbſtbeſtimmung ausſpricht.

In der That iſt dieſe Idee der durch nichts, auch nicht durch eine eigene Nothwendigkeit, gebundenen Freiheit Gottes, ein ſo weſentliches Element des Chriſtlichen Bewußtſeins, daß, wo ſie verſteckt, wo ſie, wie in unſern Tagen, verkannt wird, das Weſen der Religion in der Form einer ihr feindſeligen Philoſophie aufgeht. Es wird uns hoffentlich gelingen darzuthun, daß das Chriſtenthum eben durch dieſen Gegenſatz gegen die herrſchende Philoſophie Schöpfer der wahren wird.

2.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Das Verhältniß des Glaubens zum Wiſſen iſt in unſern Tagen Hauptthema geworden, und iſt es noch. Die Unterſuchungen haben ſich ſo vielfältig verwickelt, daß man in der That zuletzt kaum weiß, was man glaubt, und noch weniger an das glaubt, was man zu wiſſen vermeint.

Wir werden verſuchen, auf das bisher Entwickelte uns ſtützend, die Idee des Glaubens in ihrer völligen Reinheit darzuſtellen.

Ein jedes Talent hat, wie wir wiſſen, als Ausdruck der Perſönlichkeit, ein unerſchütterliches Fundament, welches als Träger aller perſönlichen Thätigkeit in den mannigfaltigſten Aeußerungen daſſelbe bleibt. Je reiner, ſondernder dieſes hervortritt, deſto zuverſichtlicher äußert ſich die Perſönlichkeit. Vergebens ſuchen wir für dieſe Zuverſicht, für dieſe reine unwandelbare Sicherheit, als eine in ihrer Objektivität ſubjektive Aeußerung der Perſönlichkeit, irgend einen andern Ausdruck, als den des Glaubens. Die in ihrer Produktivität auf eine eigenthümliche Weiſe mit Zuverſicht thätige Perſon findet ſich zwar von ſich ſelber getrennt, ihr Innerſtes geht nicht in ihrer erſcheinenden Thätigkeit auf, es iſt eine Aufgabe, die ſie löſen, ein Geſetz, dem ſie ſich unterwerfen ſoll, und ſo findet ſie ſich von zweifelhaften Selbſtbeziehungen ergriffen; aber was ihr die Sicherheit giebt, die zugleich als Wahrheit in ihren Produktionen hervortritt, liegt nicht in ihren Beziehungen, ſondern in deren Einheit. Was wir als Wahrheit, Schönheit, als ein Ewiges in den Produkten des Talents erkennen, was als ein ſolches, wie es entſprungen iſt, aus einer geiſtigen Quelle, auch nicht abhängig iſt von dem Wechſel der Zeiten, der Meinungen, der Erſcheinungen überhaupt, iſt jenes Ewige der Perſon, der Geiſt derſelben; und geiſtreich im wahren Sinne iſt das Produkt ſelber, wenn es nicht allein bildend denkt, ſondern auch denkend bildet; dadurch aber ſpricht es eine Entwickelung aus, die höher liegt, als alle Erſcheinung; eine Entwickelung, die eine abgeſchloſſene, d. h. innere Unendlichkeit, ein infinitum vi naturae suae unmittelbar offenbart, nicht ein Unendliches des unendlichen Progreſſes, ein infinitum vi causae suae iſt. Dieſes Produkt ſeiner eigenen inneren Unendlichkeit iſt in ſich ſicher und entſprungen aus der innern Sicherheit des Talents, die wir als Glaube bezeichnen. Dieſer iſt ſo ganz mit dem Talent eins, daß es ohne ihn gar nicht gedacht werden kann. Ein jeder nennt dieſen Glauben das Vornehme des Talents, den Adel ſeines Urſprungs, und es wird keinem, der die Bedeutung der talentvollen Perſönlichkeit zu würdigen weiß, jemals einfallen, was, geleitet durch die ſinnliche Reflexion, erzeugt wird, ja, das Gelungenſte, zu allen Zeiten Bewunderungswürdigſte, was das Talent zu leiſten vermag, über dieſe unerſchöpfliche Quelle desſelben zu ſetzen. Dieſe führt uns nicht bloß ein beſonderes Werk vor, ſondern die ganze Perſönlichkeit, die zwar ſich, erſcheinend, in ihren Werken offenbart, aber ein höheres Daſein, als das der bloßen Erſcheinung, in ſich enthält und nie vollſtändig zu entwickeln vermag.

Jemand, der mir den Vorzug des Wiſſens vor dem Glauben klar machen wollte, äußerte ſich einſt folgendermaßen: „Das Wiſſen muß doch über den Glauben geſetzt werden; denn was ich weiß, das weiß ich doch, was ich aber glaube, das glaube ich ja nur." Dieſe naive Tautologie enthält, in der Art, wie die Menſchen in der Erſcheinung gewöhnlich hervortreten, eine große pſychologiſche Wahrheit. Denn wer nicht durch eine völlige Hingebung, wie das Talent, ſein Wiſſen aus dem Glauben ſchöpft, der freilich wird nie ſeines Glaubens gewiß ſein. Er wird auch jene innere Sicherheit einer vornehmen adelichen Natur, welche die Geliebte findet, nicht ſucht, den

Freund unmittelbar erkennt, nicht durch bloße Ueberlegung ſich konſtruirt, das Vaterland beſitzt, nicht erſt durch Reflektionen ſchaffen zu müſſen glaubt, keineswegs zu begreifen, noch weniger darzuſtellen vermögen.

Und dennoch iſt ſelbſt innerhalb der Erſcheinung der Glaube an dieſe ſo mächtig, ja, das allein Mächtige, daß ohne dieſen unſere Thätigkeit eine ſich widerſprechende und ſelbſt aufhebende ſein wird. Hume iſt derjenige unter allen Reflections-Philoſophen, der mit dem klarſten Bewußtſein die Erſcheinung als ſolche innerhalb ihrer in ſich abſchloß, und eben dadurch alle ſelbſtthätige Reflection aufhob und mit folgerechter Konſequenz in den Glauben an ſinnliche Dinge und ihre Verhältniſſe zu einander verwandelte. Und in der That, wenn wir die ſelbſtthätige Aeußerung des ſinnlichen Denkens betrachten, wie ſie in der Erſcheinung hervortritt, und wie ſie ſich darzuſtellen vermag in der Mitte einer unüberſehbaren Mannigfaltigkeit ſolcher Actionen, in welchen das Bewußtſein erloſchen iſt, und die dennoch als die Grundbedingungen der Aeußerung der vermeintlichen Selbſtthat hervortreten: ſo werden wir geſtehen müſſen, daß ein grundloſer Inſtinkt, eine innerlich gewordene Macht eines ſchlechthin gegebenen Daſeins alle geiſtige Selbſtthätigkeit beherrſcht. Wollten wir uns gegen die Gewalt des Inſtinkts ſträuben, wollten wir, von ihr losgeriſſen, auf irgend eine Weiſe thätig ſein, ſo wäre nicht allein jede Gedankenäußerung, ſondern auch jede körperliche willkürliche Bewegung, jeder Entſchluß überhaupt unmöglich. Die Hingebung an dieſe mannigfaltigen Verhältniſſe und ihre geſetzmäßige Verknüpfung untereinander, iſt der Glaube. Er bedingt jede ſinnliche Aeußerung im Worte, wie in der That, von der mit Bewußtſein ausgeübten unbedeutendſten körperlichen Bewegung bis zur kühnſten, gewaltigſten That, bis zu den tiefſten, reichſten Gedankenäußerungen.

Wie können wir nun behaupten, daß dieſer Glaube, der alle Bedingungen, alle Verhältniſſe der äußeren Natur und der Ereigniſſe uns dienſtbar macht, daß dieſe Gewalt, die uns allein in den Stand ſetzt, zu handeln und zu denken, die das ſelbſtthätigſte Handeln, das freieſte Denken, indem beide ſich ſinnlich äußern, ſelbſt in ſich aufnimmt, kleiner ſei, als die von ihr ausgehende ſinnliche Thätigkeit, die ſelbſt dem Ganzen verfallen iſt, ohne welches wir nichts vermögen?

So iſt, wenn Denken und Handeln innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit feſtgehalten werden — und ſo betrachten wir ſie hier — der Glaube an den ſinnlichen Zuſammenhang der Dinge und der Ereigniſſe, das einzig Bleibende in Allem, die Realität, die alle bewußte Thätigkeit erzeugt, trägt und wieder verſchlingt, in ihrer ſubjektiven Unermeßlichkeit nicht ein Geringeres, ſondern ein unendlich Mächtigeres und Größeres, als dieſe, durch welches alles ſinnliche Wiſſen entſteht, und von welchem es beherrſcht wird.

Haben wir nun eingeſehen, daß ſowohl das beſondere Bewußtſein des Talents, als das allgemeine, welches alle ſinnlich verbindet, von dem Glauben beherrſcht wird, und ohne dieſen ohnmächtig und nichtig iſt, ſo werden wir den Glauben ſchlechthin, den religiöſen Glauben, ohne allen Zweifel ſeiner höchſten Bedeutung nach beſſer faſſen. Vermöchten wir es, mit derſelben Sicherheit göttlich zu leben, wie das Talent, welches mächtig iſt und in ſich gegründet, hervortritt, auf ſeine eigene Weiſe lebend, wie wir alle in der ſinnlichen Natur und in der Mitte ſinnlicher Ereigniſſe ſinnlich leben: ſo würde, wie die rein geiſtige Natur dem Talente, wie die allgemein ſinnliche Natur dem bedingten Bewußtſein, ſo die rein göttliche Natur dem Göttlichen dienſtbar ſein. Jede Handlung und alles Wiſſen würde aus dieſer göttlichen Quelle unmittelbar entſpringen, und es würde von keinem Gegenſatz zwiſchen Glauben und Wiſſen die Rede ſein.

Und ganz anders zeigt ſich nun die höhere Gewalt des Glaubens. Was in ſeiner Beſonderheit als Glaube des Talents und in ſeiner Allgemeinheit als univerſeller Glaube gefaßt wird, das iſt hier die Einheit, die uns alle untereinander und mit der ſinnlichen Natur verbindet. Sie macht uns heimiſch in einer höhern Welt, und obgleich wir uns getrennt wiſſen von dieſer, ſo iſt ſie dennoch für das chriſtliche Bewußtſein das allein Reale, das ganze Leben Tragende. Das Bewußtſein des Talents iſt ein nichtiges, wenn es ſeinen Glauben an ſich ſelbſt verliert; das ſinnliche Bewußtſein iſt ein nichtiges, wenn es ſeinen Glauben an die Natur und Geſchichte verliert. Das chriſtliche Bewußtſein hebt ſich ſelbſt auf, wenn es den göttlichen Naturgrund ſeines Daſeins verliert.

Das chriſtliche Bewußtſein umfaßt Geſchichte und Natur als ein Inneres, beide in ihrem grenzenloſen Umfang abgeſchloſſen in ſich und zugleich nicht abgeſchloſſen, d. h. als eine Entwickelung des Höhern. Schon früher haben wir bemerkt, daß der Begriff der Entwickelung ein rein geiſtiger ſei; wir finden es nothwendig, dieſes hier ausführlicher darzuſtellen.

Eine jede lebendige Entwickelung findet in der Zeit ſtatt, aber ſie ſelbſt ſchließt eine Einheit der Zeit und des Raumes in ſich, die höherer Art iſt, als die Form, in welcher beide, durch die Reflection getrennt, aufgefaßt werden. Daher iſt das Räumliche der lebendigen Entwickelung zugleich ein Zeitliches, ein ſeiendes Ding, welches aber zugleich wird; und eben ſo iſt das Zeitliche ein Räumliches, welches, indem es wird, zugleich iſt. Wir vermögen dieſe Momente nie zu trennen, ohne den Begriff der lebendigen Entwickelung aufzuheben. Aber eine jede Entwickelung iſt in der That eine lebendige, und es iſt ein völliges Mißverſtändniß, in ihr etwas Anderes, als ein über die Sinnlichkeit Liegendes, zu finden. Was ſich entwickelt, iſt in ſich eingewickelt; die Evolution ſetzt eine Involution voraus. Daher ſchließt der Begriff der Entwickelung den Progreſſus in's Unendliche aus: das Ende iſt mit ihrem Anfang und das Ganze mit einer jeden Stufe geſetzt; ja, das prius iſt das Ganze, innerhalb welchem die Entwickelung ſtattfindet, und ohne welches es gar keine Bedeutung hat. Es iſt alſo klar, daß eine jede Entwickelung eine Gegenwart hat, die ihre Vergangenheit und ihre Zukunft vollendet enthält, wenn ich nicht irre, das, was Schelling die göttliche Succeſſion nennt.

Der Glaube des chriſtlichen Bewußtſeins ſtützt ſich, wie der des Talents und des allgemeinen ſinnlichen Bewußtſeins, auf ein Gegebenes in der Form der Vergangenheit; aber dieſe Vergangenheit, die Himmel und Erde umſchließt, und den göttlichen Willen als ein Seiendes darſtellt, iſt nicht ein abgeſetztes Reſiduum, nicht ein todtes Präcipitat, ſie iſt vielmehr die ewig ſich erneuernde ſchöpferiſche That ſelber, iſt alſo zugleich Gegenwart und Zukunft. Wer daher den Glauben beſitzt, der beſitzt in der Vergangenheit Alles, was iſt und ſein wird, zugleich. Er lebt in der Vergangenheit, handelt in der Gegenwart, denkt in der Zukunft; denn dieſes für die Gegenwart Handelnde, für die Zukunft Denkende, ſchließt die Vergangenheit nicht aus, beſtätigt ſie vielmehr als ſolche.

Der Chriſt in der Erſcheinung findet ſich durch ſeine Vergangenheit gehemmt, von ſich ſelbſt, von der Welt, weil von Gott, getrennt. So findet ſich das Talent von ſich ſelbſt geſchieden und dadurch in ſich unſicher. Der ſinnliche Menſch findet ſich von der ſinnlichen Natur getrennt und dadurch ohnmächtig: und dennoch weiß der talentvolle, wie der ſinnliche Menſch überhaupt, daß alle Sicherheit aus der Einheit des Getrennten entſpringt. Nicht die Natur allein, auch unſere eigenen Thaten bilden eine Welt um uns, die uns mit einer harten Nothwendigkeit umſchlingt und feſthält. Nur der Glaube, der uns unmittelbar mit dem göttlichen Willen vereinigt, und uns aus allen Verwickelungen der Erſcheinungen und der eigenen Handlungen losreißt, führt uns zu dem Anfang der Schöpfung zurück, in und mit welchem wir urſprünglich, wie die ganze Welt, rein aus dem göttlichen Willen erzeugt und wiedergeboren, eine Vergangenheit beſitzen, die alle Kraft einer freien Gegenwart und alle Verheißung einer göttlich geſunden Zukunft in ſich einſchließt.

Wenn der Heiland ſagt: „haſt du Glauben wie ein Senfkorn, dann kannſt du zu dieſem Berge ſagen, hebe dich weg, und er hebt ſich weg,“ ſo iſt dieſes keineswegs, wie wohl auch Chriſten, die die Tiefe des Ausdrucks nicht faſſen, zu meinen pflegen, bloß bildlich oder figürlich zu nennen, vielmehr wird hierdurch im tiefſten Sinne die wahrhafte Bedeutung des Glaubens ausgeſprochen. „Haſt du Glauben wie ein Senfkorn,“ d. h. haſt du dich zurückgezogen aus allen Verhältniſſen der erſcheinenden, nie reinen Entwickelung bis zur Urquelle derſelben; ruheſt du, allem bloß Aeußerlichen entſagend, in dieſer, dann beſitzeſt du die Kraft derſelben, dann findeſt du dich ſelbſt in deinem reinſten Urſprung aus Gott, dann iſt dein Wille nicht von deinem Naturgrunde getrennt, vielmehr dieſer ſelber, d. h. der göttliche Wille, wie er die Welt ſchuf und ſie fortdauernd beherrſcht; und da der göttliche Wille durch keine Naturnothwendigkeit gebunden iſt, ſo iſt deiner, inſofern er der reine Ausdruck deſſelben iſt, es eben ſo wenig.

Dieſe lebendige Vergangenheit iſt zugleich die Gegenwart; dieſer aufgeſchloſſene Grund des Daſeins iſt die wahre Thätigkeit; dieſer lebendige Glaube die Liebe, und ſie allein iſt, wie im Univerſum, wie im Talent, ſo auch aus dem religiöſen Glauben, als aus ihrem alleinigen Grunde, ſchöpferiſch. Daher kann die Seele ihre Seligkeit ſo wenig, wie der Leib ſein lebendiges, durch fortdauernde Thätigkeit beſtätigtes Daſein, finden ohne Glauben. In der Leiblichkeit tritt er hervor, mit der Sicherheit des Inſtinkts, der ja in der That nichts Anderes iſt, als die innere Sicherheit und Zweckmäßigkeit des Naturzuſammenhanges, wie dieſer ſubjektiv geworden iſt. Wäre es möglich, daß dieſe Sicherheit des Inſtinkts völlig verſchwände, ſo würde der Tod, alſo die zerfallene Organiſation, die nothwendige Folge davon ſein: wie ſich ſelbſt phyſiologiſch darthun ließe.

Alle Dialektik der Erſcheinung liegt darin, daß Raum und Zeit aus einander gehalten werden; das Räumliche nimmt die Form des Gewordenen, das in der Zeit Hervortretende die Form des Werdenden an, und die Vermittelung, in welchem Raum und Zeit, Sein und Werden, Thätigkeit und Ruhe in einander ſind als eins — die Gegenwart — iſt nicht und wird nicht, weil ſie in dem Moment des Seins ein Werden und in dem Moment des Werdens ein Sein iſt. So iſt ihr Entſtehen mit ihrem Verſchwinden und ihr Verſchwinden mit ihrem Entſtehen ein und ebenderſelbe Moment, und wir vermögen weder das erſte, noch das zweite Moment, noch die Einheit beider durch Reflektion feſt zu halten. Wäre nun die Einheit beider für den Menſchen nie vorhanden, ſo wäre ſein Daſein ein völlig ſtumpfes, leeres, dem Wechſel der Erſcheinungen knechtiſch preisgegebenes. Und ſo wird uns eine Betrachtung der Erſcheinungen, aus welchen inmitten der ſinnlichen Trennung der Zeit und des Raumes die Einheit beider und mit dieſer die wahre Gegenwart ſich offenbart, von großer Wichtigkeit.

Welche Bedeutung hat die wahre Freude, die wahre Trauer im menſchlichen Leben? Beide zeigen ſich nur da, wo der Menſch, wie man ſich auszudrücken pflegt, in einer Empfindung aufgeht. Was will das ſagen? Offenbar nur dieſes: der Menſch hat ſich aus der Abhängigkeit von den äußern Verhältniſſen des Lebens losgeriſſen, die ſo das Denken in der Reflektion, wie den Willen im Handeln bindet, und fühlt ſich dadurch freier. Dieſe äußern Verhältniſſe ſind dadurch nicht verſchwunden, das klare Bewußtſein, welches ihn in die Mitte der Erſcheinungen hinſtellt, iſt nicht ſchwächer, dunkler geworden. Iſt dieſes der Fall, dann hat die Freude ihre wahre Bedeutung verloren, wie die Trauer, beide ſind keine geſunde Erſcheinungen. Beide ſtellen vielmehr, wo ſie ihrer ächten Natur nach hervortreten, jederzeit ein Höheres dar, als die bloße Erſcheinung. Alle Verhältniſſe, die uns früher als äußere feſſelten und beherrſchten, werden jetzt als zu unſerer eigenſten Natur gehörig betrachtet, und ſo hat das, was unſere Freude erweckt, uns freilich ganz ergriffen, aber nur, indem wir es völlig beherrſchen; die gänzliche Hingebung iſt mit der Freiheit eins. Dieſes gilt nicht bloß von der Freude, ſondern auch von der Trauer.

Jede wahre, geſunde Freude, mag ſie im ſcheinbar bewußtloſen Leben als Unſchuld, oder im Handeln als Glück, oder im Denken als unmittelbare Wahrheit uns ergreifen, iſt nichts als die Geburt einer wahren Gegenwart, es iſt der ſchöpferiſche Moment im Leben, welcher das Sein als ein Werden, das Werden als ein Sein ergreift. Es iſt zwar nicht bloß die empiriſch pſychologiſche Beobachtung, daß die ſinnliche Zeit in dem Moment der wahren Freudigkeit unbemerkt verſchwindet, in demſelben Maße, in welchem auch die äußerliche Räumlichkeit ihre feſſelnde Bedeutung verliert, was uns hier ein über die Sinnlichkeit reichendes, höheres Daſein entdecken läßt; dennoch müſſen wir auch dieſe Erſcheinung näher betrachten. Wir erwachen, ſagt man, aus der Freude oder aus der Trauer, wie aus einem Traume; aber mit dieſem Ausdruck wollen wir keineswegs ein hinſinkendes, ſich in ſich verlierendes Bewußtſein bezeichnen, nur daß wir von der Sinnlichkeit abgewandt ſind, hier wie dort, wird dadurch ausgeſprochen. Und wenn wir im Traume uns von einer fremden Natur überwunden glauben, ſo beherrſchen wir ſie vielmehr hier. Wir fühlen uns heimiſch in einem höhern Leben, es iſt eine bedeutendere Welt, in deren Atmoſphäre wir athmen, aus deren Lebensquellen wir uns nähren, und um dieſes zu bezeichnen, iſt die wahre Poeſie da. So tritt ſpielend mit Engeln das unſchuldige Kind in ein höheres Leben, und es iſt eine anmuthige Dichtung, daß in ſolchem Spiele Jahrhunderte wie ein Moment vergehen, und daß das Kind wiederwachend in einer ihm ganz fremd gewordenen Welt und unter ganz andern Verhältniſſen ſich wiederfindet. So wird die Zeit der Völker, die Epochen ihrer Geſchichte die bedeutendſten, in welchen alle Lebensverhältniſſe, in einer raſchen, geſunden, friſchen Entwickelung begriffen, ſich aus der eigenen

Natur, nicht aus den krankhaften Mißgeburten einer verzerrenden Reflektion geboren, in fröhlicher Thätigkeit offenbaren. Ja, ſelbſt die höchſte Weisheit, der Gipfel der Freudigkeit des Erkennens geſtaltet ſich als eine Viſion, und jede wahrhafte Gewalt des Erkennens, jede tief geiſtige Beſchäftigung beherrſcht die Zeit, ja, erzeugt eine neue innere und grenzenloſe.

Jede geſunde Freude iſt Luſt, nicht Begiede, welche das Fehlende ergreift, vielmehr eine in ſich befriedigte, die wahre Luſt. Wenn im ſinnlichen Leben ein äußeres begehrt, dann aber auch verzehrt und, wie die Nahrung, uns gleichgeſetzt wird, ſo geſchieht dieſes nur dadurch, daß wir wieder zur Nahruhg dienen, und wir werden, wie ſich naturwiſſenſchaftlich darthun läßt, von der umgebenden Natur ſelbſt fortdauernd verzehrt, ſo wie wir verzehren, bis der Tod darthut, auf welcher Seite der Sieg iſt: aber die Freude zeigt ihre geiſtige Natur dadurch, daß ſie ihren Gegenſtand beſtätigt, ja, immer von neuem erzeugt in ſeiner Art, und nur ſo befriedigt iſt; daß ſie ſich bewußt iſt, wie ſie dem andern zur Nahrung dient und ſelbſt immer von neuem aus ihm erzeugt wird. So iſt alle wahre Freude Liebe, und nur dieſe hat eine Gegenwart.

Aber auch die wahre Trauer wendet ſich von der feſſelnden Gewalt der Umgebung ab und findet Daſein und Leben in dem Gegenſtande, den ſie betrauert. Handeln und Denken, nur in äußern Verhältniſſen aufgefaßt, vermögen, und wären ſie noch ſo grauenhaft, keine wahre Trauer zu erzeugen. Die Wahrheit aller tragiſchen Dichtung iſt, daß die Trauer ihren höhern geiſtigen Mittelpunkt nicht verliert; denn ſie beſitzt einen geheimen Schatz an ihm. Es iſt nicht der wirkliche, nur der ſcheinbare Untergang der ſich verhüllenden Liebe, die Nacht der Liebe, der uns an den Gegenſtand auf eine ewige Weiſe knüpft, auch da, wo er zu verſchwinden ſcheint. Die wahre geſunde Trauer iſt eben ſo weſentlich mit ihrem Gegenſtand eins, eben ſo gewiß die Aeußerung einer Liebe, die höher iſt als die Sinnlichkeit, wie die Freude. Wo die Trauer der Zerſtreuung weicht und nicht eine fortdauernd ſtille Stätte im Bewußtſein erhält, da war ſie nie. Die Wahrheit der tragiſchen Dichtung iſt eben nur da, wo dieſes Lebens- und Liebes-Princip das innere Centrum des Gedichts ausmacht. Wir reden hier, um unſern Gegenſtand nicht aus den Augen zu verlieren, nur von einer Tragödie im chriſtlichen Sinne, und ſie ſoll uns nur dazu dienen, die Bedeutung einer Gegenwart der Liebe auch im Untergang zu erkennen, dann aber behaupten wir, daß eine moderne Tragödie niemals einen chriſtlichen Werth hat, wenn nicht eine verſöhnende Hoffnung höher reicht, als alle zerſtörende Erſcheinung, und zwar eine ſolche, die inmitten des Unterganges lebt und das innerſte Liebesprincip der Erhaltung feſthält. Dadurch allein entſteht jener innere organiſche Zuſammenhag, jene lebendige Kunſt, die alle ſcheinbaren Diſſonanzen in einer größern Harmonie vereinigt. Verſchwindet dieſe geiſtig bleibende Mitte, das einzig wahrhaft Objektive der Tragödie, im Leben wie in der Kunſt, dann iſt auch die Trauer verſchwunden, und wir erkennen ihre Nichtigkeit. Die größten Gräuel ſind uns dann gleichgültig und erregen bloß jenes phyſiſche Mitleiden, jenes thieriſche Gefühl, welches nur zu oft, in eine matte Sentimentalität verkleidet, in einer barbariſchen Zeit — denn es giebt auch eine Barbarei der Sentimentalität, ja, der Geiſtreichigkeit, — Effekt genannt wird. Ein Zuſammenhäufen von ſchreienden Diſſonanzen des ſinnlichen Lebens, die allenthalben zum Vorſchein kommen, wo dieſes einen bleibenden Werth haben will, in ſich geſteigert und, wenn auch noch ſo künſtlich (nie künſtleriſch) zuſammengeſtellt, erzeugt keine Kunſt, kein wahres Gedicht. Die Zuthat, das Angeflickte, eine Betrachtung, die den Leſer begütigen ſoll, iſt dann ſelbſt ein künſtlich Hinzugefügtes und entſpringt nie aus der wahren Geſinnung des ſogenannten Dichters, der ſich vielmehr barbariſch in der Anhäufung der Diſſonanzen gefällt. Alle Trauer iſt der fortdauernde Aſſimilationsproceß, der den Gegenſtand ſeiner Liebe feſthält, indem er ihn verzehrt; wie die Freude der Genuß iſt, der ſich den Gegenſatz als ſolchen aneignet. Wo unter Völkern und in begünſtigten Zeiten das Leben der Liebe laut wird und Geſtalt annimmt, da geſtaltet ſich, wenn auch in der Sinnlichkeit feſtgehalten, die Poeſie, deren Mittelpunkt Natur iſt, als Geſchichte, und Geſchichte als Natur. Wie im ſinnlichen Leben, in der Sinnlichkeit der Aſſimilation, der Genuß ein vorübergehender, der Verdauungsproceß ein fortdauernder iſt, jener die verſchwindende Luſt, dieſer als Wurzel aller Krankheit einen verborgenen Schmerz, ſelbſt bei vollſtändiger Geſundheit, in ſich ſchließt: ſo iſt auch die Freude im höchſten Sinne eine vorübergehende, die ſtille Trauer dagegen verbirgt ſich in den Tiefen des Daſeins und bricht aus dieſen, wie aus den innerſten Wurzeln des Lebens, hervor. Aber in dieſe Trauer der Liebe verhüllt ſich die Freude; von dieſer Freude nährt ſich die Trauer. So treten in der Poeſie die Pulsſchläge eines höhern Lebens der Liebe hervor, der ſinnlichen Zeit und dem ſinnlichen Raume unterworfen, wie das thieriſche Leben der vegetativen Entwickelung in der Pflanze. Daher verſtummt das Jauchzen der Freude in ihr und iſt, ſelbſt während ſie laut wird, ſich der geheimen Trauer bewußt. Daher verliert ſich das Herbe der Trauer, und ſie erkennt in ihrem Innerſten eine Quelle der Freude. Beide Oscillationen berühren die Liebe, aber vermögen ſie in ihrer ewigen Geſtalt nicht feſtzuhalten. Die Dichtung hebt die Schätze der Vergangenheit, aber ſie entſchlüpfen ihr; ſie erwartet die Liebeswunder der Zukunft, aber ſie erreicht ſie nie.

Die göttliche Liebe iſt, ihrer Idee nach, abſolut, d. h., ewige That; nicht das Werden von einem Seienden getrennt, jenes vielmehr in dem Moment des Gewordenſeins, ſo wie dieſes in dem Moment des Werdens. Wenn der Glaube der Sinn, ſo iſt die Liebe die Geſinnung; der erſte bezeichnet das Paſſive der Hingebung, die zweite die mit der Hingebung gegebene Selbſtthätigkeit. Kant, indem er die Geſinnung als Sittlichkeit auffaßt, hat auf eine höchſt verdienſtvolle und tiefſinnige Art die Unerreichbarkeit der Geſinnung innerhalb der Erſcheinung dargeſtellt; aber die Art, wie er die Realität des Sittlichen nur im Sittengeſetz erkennt, ſoll uns dazu dienen, die Bedeutung der göttlichen Liebe im chriſtlichen Sinne, inſofern ſie ſich als menſchliche That offenbart, ſchärfer und beſtimmter darzuſtellen.

Die Liebe iſt der reine Ausdruck für jede wahrhaft produktive menſchliche Thätigkeit, ſie hat, wie wir früher darthaten, als Talent allein eine erzeugende Kraft. Aber das Talent tritt ſelbſt in den Hochbegabteſten nie ganz oder unverhüllt hervor, und ſo enthalten auch die Produkte deſſelben, ſelbſt wenn ſie innerhalb der Sinnlichkeit eine bleibende Bedeutung haben, wie die klaſſiſchen Erzeugniſſe der alten Welt, eine Hemmung, wie die ſinnliche Natur ſelber eine ſolche iſt. Dieſe Hemmung hat die Perſönlichkeit ergriffen, daß ſie ſich nie in ihrer völligen Freiheit auszuſprechen vermag. Das, was wir bei den Alten bewundern, was uns unerreichbar ſcheint, iſt die Sicherheit, das rein in ſich Geſchloſſene innerhalb einer beſtimmten Grenze. Das Klaſſiſche drückt jene Naturſicherheit der Erzeugniſſe der alten Welt aus. Wir erſcheinen unfertiger, unſicherer, weil der abgeſchloſſene Umriß, der in der Natur und bei den Alten das in ſich Gerundete und Vollendete abſchließt, niedergeriſſen iſt und die Perſönlichkeit, die aus dem Weſen des Chriſtenthums entſpringen ſoll, in ihrer ſinnlichen Beſchränkung ſelbſt ein Ewiges, wie im Ganzen ſo in einer jeden Perſon, iſt. Das, was die alte Welt von der neuen trennt, iſt, daß in dieſer die Natureinheit, welche die Perſönlichkeit zwar nicht aufhebt, aber bindet, durchbrochen iſt, weil die erlöſende Liebe das Weſen der Perſönlichkeit in einem Jeden lebendig macht. Sie wird der Perſon das Gewiſſeſte, das Gewiſſen, und im chriſtlichen Sinne iſt dieſes von dem, was man in der alten Zeit ſo nennen konnte, durchaus verſchieden.

So wie nun durch die Sittlichkeit überhaupt die erſcheinende Perſönlichkeit als eine von dem Weſen getrennte, dieſem nicht entſprechende Form ſich ergreift und dadurch das, was Weſen der Perſon iſt, in ein Fremdes, der erſcheinenden Perſönlichkeit aber ſchlechthin Gebietendes verwandelt, ſo daß die Quelle aller Freiheit ein Geſetz wird, dem wir unterworfen ſind: ſo gilt daſſelbe von dem Fundament des Talents. Auch dieſe Quelle der reinen Perſönlichkeit tritt hervor als ein gebietendes Geſetz, denn rein erſcheint das Talent, als Ausdruck der eigenthümlichen Perſönlichkeit, ſo wenig, als die freie Einheit aller Perſonen durch die Sittlichkeit. Wo beide, Talent und Sittlichkeit rein hervorträten, würden ſie eins ſein. Daſſelbe Moment, welches die Form einer jeden Perſon mit ſeinem Weſen vereinigte, würde auch, indem ſie jede Perſönlichkeit in ihrer

Art auf eine ewige Weiſe beſtätigte, die Einheit aller offenbaren. Das Chriſtenthum hat einen präcis bezeichnenden Ausdruck für dieſe Offenbarung der ewigen Liebe, ſie nennt ſie die Gemeinſchaft der Seligen.

Dennoch giebt es Momente, die, geboren in den Tiefen der Perſönlichkeit, aus dem der Perſon ſelber verborgenen Innerſten die göttliche That durchblitzen laſſen. Die erſcheinende Perſon darf eine ſolche That nicht die ihrige nennen; jeder Chriſt erkennt ſie als eine höhere, und ſie allein hat die wahre Verheißung. Solche Thaten, durch welche wir eben in den reinſten Momenten unſeres Daſeins uns befreit, nicht gefeſſelt erkennen, ſind diejenigen, die Verheißung haben. Sie treten nicht bloß in den gewaltigen Erſcheinungen der Geſchichte hervor — da ſogar viel ſeltener — vielmehr am häufigſten in den ſtill fortſchreitenden Momenten des Lebens, da, wo das Leben, die Thätigkeit beſtimmter Menſchen reinigend, auf die Umgebung wirkt. Dieſe ſittliche reinigende Gewalt iſt nie ohne gediegene Tüchtigkeit, entſchieden ausgeſprochene Eigenthümlichkeit, die wir als Feſtigkeit der Geſinnung, als Zuverſicht der Handlungsweiſe, als klar ordnende Verſtändigkeit begrüßen. Alles geiſtig Beſchränkende, alles gewaltſam Fanatiſche, alles empfindelnd Verſchwimmende, verſchwindet, wo eine ſolche Geſtalt, ſo ſtreng wie milde, hervortritt. Sie duldet nichts Unwahres, nichts Untüchtiges, nichts Unentſchloſſenes. Die Zeit nennen wir die herrlichſte, in welcher ſolche Geſtalten, die nicht durch äußere Uebertragung der Gewalt, nicht durch Scepter und Schwert, ſondern durch eine höhere, innere Verbriefung die mächtigen Geſetzgeber ſind. Und ſie ſind die einzigen wahrhaften. Durch ein ſolches Leben leuchtet die göttliche That, d. h. der göttliche Wille als göttliche Liebe hindurch.

Aber der göttliche Wille iſt nicht bloß denkend, er iſt zugleich handelnd, d. h. ſchöpferiſch, und ſeine Schöpfung iſt nicht eine vergängliche, ſondern eine ewige. Es giebt in ihr als göttliche Schöpfung nichts Vergängliches, ſie iſt in jeder Form ein ewiger Ausdruck des ewigen Lebens. Der Chriſt ſoll den göttlichen Willen erfüllen; geſchähe dieſes nie, ſo wäre ſein ganzes Daſein ein nichtiges, das Chriſtenthum ein ſchlechthin nicht Denkbares. Kein Chriſt wird, wenn er überhaupt weiß, was er ſpricht, behaupten, er habe zu einer beſtimmten Zeit einen beſtimmten göttlichen Auftrag erhalten, und die Art, wie er ihn ausführen ſolle, ſei ihm vorgeſchrieben. Sein ganzes Beſtreben, ſein ganzes Leben iſt Gott gewidmet, aber, wo er mit reiner höherer Bedeutung in der Geſchichte im göttlichen Sinne erſcheint, da iſt er es am wenigſten ſich bewußt, ja, oft erfährt es die Geſchichte nicht; denn was von der Erſcheinung abgewandt ſeine Bedeutung erhält, findet ſein Maaß nicht in dieſer.

Dennoch müſſen wir behaupten, was aus Gott Ausdruck des göttlichen Willens ſei, das beſitzt auch göttliche ſchöpferiſche Kraft und hat eine ewige Bedeutung, nicht für den engen Kreis, in welchem es ſich offenbart allein, nicht für die kurze Zeit, in welcher wir das Entſtehen, die Entwickelung, die Folgen ſolcher Thaten zu verfolgen im Stande ſind, ſondern ſchlechthin für die ganze Geſchichte, als Auferſtehung der Vergangenheit, als thätige Gegenwart, als lebendige Zukunft, ja, als Natur; denn eine jede That Gottes umfaßt ſein ganzes Werk. So nur iſt die göttliche Liebe die ewige Gegenwart ſelber und (obgleich von der Erſcheinung abgewandt) das innere, von göttlicher Entwickelung ergriffene Weſen derſelben, und die Wahrheit aller menſchlichen That iſt ihre Göttlichkeit.

In dieſem Sinne nennen wir die Liebe die Perſon ſchlechthin, die abſolut freie, die ihren Willen als ſolchen unmittelbar offenbart.

Die Organiſation iſt das Vorbild der Liebe, und hier iſt der Ort, uns noch beſtimmter darüber auszuſprechen, als bisher. Man pflegt wohl zu ſagen, wenn man Begriffe zu erläutern ſucht, daß man ſie durch Verſinnlichung dem Begreifenden näher rücke, wenn auch nicht ſchärfer, doch anſchaulicher zu machen vermöge, und bisher iſt allerdings dieſe Methode der Verſinnlichung faſt allein gebraucht; ſie tritt willkürlich hervor, und dieſe Willkür raubt der Verſinnlichung allen wiſſenſchaftlichen Werth; aber die Anſchauung des in ſich geſchloſſenen organiſchen Lebens drängt ſich uns von der Naturkunde aus, als ihrer Urquelle, immer gewaltiger auf. Es hat noch Keiner es verſucht, den mächtigen Einfluß, den dieſe Anſchauung, nach allen Seiten hin, in der Poeſie, in der geſchichtlichen Forſchung, in der Staatsbildung, in der Philoſophie ſelbſt fortdauernd ausübt, mit Bedacht zu verfolgen. Sie iſt es, die der zerſplitternden, todten, mechaniſchen Anſicht ſich gegenüberſtellt, und alle Hoffnung der Zukunft beruht darauf, daß ſie, lebendig werdend, das Uebergewicht erlange, den Sieg erringe. Dieſe Anſchauung iſt der früher herrſchenden entgegengeſetzt; nicht eine Verſinnlichung des Geiſtigen, die immer nur äußerlich an dem Gedanken haftet, ſein Weſen nie bewährt und eben daher als eine unweſentliche, willkürliche, nie als eine nothwendige erſcheint. Obgleich es dennoch auch ſo unbegreiflich wird, wie zwei einander völlig fremdartige Größen, ſich — wenn auch noch ſo unvollſtändig — wechſelſeitig zu verſtändigen und zu erläutern vermögen. Dieſes Räthſel wird gelöſt, das Leben, die höhere Bedeutung wird begriffen, wenn wir den Weg der Betrachtung verfolgen, der ſich uns durch die lebendige Anſchauung aufdrängt. Dieſer nämlich weiſt uns nicht nach einer Verſinnlichung des Geiſtigen, ſondern nach einer Vergeiſtigung des Sinnlichen hin.

Oft genug iſt es geſagt, daß eine jede Form des Lebens den Typus des ganzen Lebens in ſich einſchließe, nachgewieſen kaum jemals. Aber dadurch eben wird die Geſtalt laut, ſie wird als Geſtalt Begriff, Wort, Lehre. Sie behält die ſtrenge Unabänderlichkeit ihrer Objektivität, indem ſie in die Subjektivität des Gedankens hineintritt. Wir, die wir die Organiſation betrachten, ſind die Denkenden, und dennoch iſt ſie ganz Gedanke; wir ſind die Redenden, und dennoch ſpricht ſie. In uns entſpringt Wort aus Wort, Gedanke aus Gedanke, aber in ihr iſt dieſe Folge der Gedanken ſchon eine abgeſchloſſene und die Einſeitigkeit einer eigenthümlichen Sprache in einer beſtimmten Zeit mit einer beſtimmten Bildung behaftet, als Ausdruck eines beſtimmten Volks, ja, in der engſten Grenze ſelbſt einer beſtimmten Perſon (von welcher Reihe der Bedingtheiten wir uns nie loszureißen vermögen) erhält ſie ihre lebendige Ergänzung. Es iſt ſeltſam, daß man glaubt, es ſei das Ohr weniger ſinnlich, als das Auge, beide nenne ich überſinnliche Sinne, weil das Auge die Schönheit ſchaut (ja die ewige) als Univerſum, und weil das Ohr die Harmonie hört. Wie die beſtimmte Anſchauung ihre wahre Geſtalt erhält durch den Begriff, ſo erhält der Begriff ſeinen wahren Gehalt durch die Anſchauung.

Die Gewohnheit, immer nur in der Sinnlichkeit, bei geiſtiger Betrachtung, eine Verſinnlichung zu finden, ein Aufgeben der höhern geiſtigen Bedeutung, um ſich zu der geringeren Faſſungsgabe ſinnlicher Menſchen herabzulaſſen, iſt ſo allgemein, daß ich es wohl begreife, wie die entgegengeſetzten Verſuche der Vergeiſtigung des Sinnlichen ſo oft ſcheitern müſſen. Die Philoſophie des nackten Denkens traut der Pflanze nur einen Geiſt zu, inſofern ſie in das Netz ihrer Gedanken hineingelockt und ſo gefangen wird, aber daß das rechte Wort, das gediegene, ſich erſt mit der Anſchauung findet, iſt der in dem eigenen Gedanken befangenen Richtung unſerer Zeit nur zu fremd. Wem die Pflanze nicht ſpricht, deſſen Sprache bemüht ſich vergebens die Pflanze zu finden; wie nur mit dem Glauben die Liebe, nur mit dem Sinn die Geſinnung da iſt. Ich muß wiederholt darauf aufmerkſam machen, weil es in der Philoſophie Gewohnheit geworden iſt, die Anſchauung zu verdächtigen, als hörte mit ihr das Denken auf. Mag eine Philoſophie des Denkens in einer Entwickelung der Kategorien ihren Werth haben und ſich ſo oder ſo, als ſpekulative Logik oder Metaphyſik geſtalten, ſie iſt dann ein allgemeines Denken, der mannigfaltigen Beſonderheit des Anſchauens gegenüber; die Wahrheit iſt ſie nur durch das, was ihr fehlt. Die Anſchauung eines Mannigfaltigen ohne innere Einheit iſt Empirie, die Spekulation ohne jenes Mannigfaltige bloße Abſtraktion; und wenn dieſes nur als ein Konkretes des Allgemeinen, nur als ein Beſonderes deſſelben aufgefaßt wird, ſo hat es ſeine lebendige Bedeutung verloren. Es iſt das wahre Leben aus ihm herausgeſogen, es iſt in dem Schematismus des bloßen Begriffs ſelbſt nur ein Schema geworden. Nur wenn Du in dem Beſondern das Ganze, die Seele als Leib und eben deswegen auch dieſen als jene zu faſſen vermagſt, begreifſt du beide. Nicht eine Entäußerung des Geiſtes allein ſoll die Sinnlichkeit ſein, ſondern eben ſo entſchieden, ja, mit der Entäußerung zugleich, eine Er-Innerung der Sinnlichkeit ſoll dir der Geiſt ſein. Vor allen eine Religionsphiloſophie iſt nur auf dieſe Weiſe möglich, und uns verwahrend gegen jenen oberflächlichen Leichtſinn, mit welchem die Vergeiſtigung des Sinnlichen nur als ſpielende Allegorie behandelt zu werden pflegt, bitten wir uns die Aufmerkſamkeit für die folgende Darſtellung beſonders aus.

Der Sinn für geiſtige Naturanſchauung iſt die unerläßliche Bedingung der Entwickelung aller ſpekulativ religiöſen Denkweiſe. Darin, daß die Naturwiſſenſchaft den Punkt erreicht hat, auf welchem das bloß Sinnliche der Betrachtungsweiſe in ein Geiſtiges umzuſchlagen gezwungen wird, liegt ganz und allein die Hoffnung einer chriſtlichen Religionsphiloſophie. Die Waffen, die aus ihr gegen den Glauben genommen wurden, werden dann dieſem dienen; was feindlich ſchien, wird in eine friedliche Stütze ſich verwandeln. Das Wort ſoll Fleiſch werden und als Licht in die Finſterniß hineinſcheinen.

Auf eine heitere Weiſe ſprach ſich dieſe Grundbedingung aller chriſtlichen Naturbetrachtung in dem Bemühen früherer Theologen aus, die Zweckmäßigkeit der Natureinrichtungen auf eine göttliche Intelligenz zu beziehen. Der Irrthum lag nicht in dem Sinne, der tiefer war als ſeine Aeußerung, vielmehr darin, daß dieſer auf einer niederern Stufe gefeſſelt blieb; und betrachten wir dieſen Sinn ſeiner geſchichtlichen Bedeutung nach, ſo war auch er ein lebendiger, und die kleinen engen Verſuche, die Zweckmäßigkeit äußerlich aufzufaſſen und auf dieſe Weiſe zu erklären, erſcheinen in ihrer unſchuldigen Naivität, in ihrer Kindlichkeit neben den mächtigen Naturgedanken, aus welchen ſie mit Kinderaugen unbefangen herausblicken, liebenswürdig und bedeutungsvoll. Die verſtändige Reflexion hat freilich mit ſolchen Aeußerungen ein leichtes Spiel.

Wir wählen die Pflanze, und zwar nicht willkürlich: denn ſie iſt das Thier in die Gewalt der äußerlich ſinnlichen Erſcheinung ganz hineingeriſſen; daher iſt alles Thieriſche hier Leib, ſomatiſche Entwickelung, Pflanze, und das menſchliche Gehirn bildet ſich nach vegetativen Geſetzen, wie das geringſte Moos. Das Thier iſt unſichtbar, denn es iſt Seele. Was die Seele ſichtbar macht, iſt Leib und Lebensprincip und ſelbſtändige Thätigkeit, als ſinnliche Aeußerung, als Wort für das Auge, wie das Wort Leib für das Ohr iſt, damit beide über die Sinnlichkeit herausreichende Sinne nicht ſich fremde bleiben, ſondern ſich innerlich durchdringen. Wir können ja nie daran zweifeln, daß die thieriſchen Seelenäußerungen, ihrer Wahrheit nach, daſſelbe ſind, was in der Pflanze, ohne ſolche ſelbſtändige Thätigkeit, ſich als bloßes Lebensprincip offenbart. Denn es iſt ja in der That die nämliche Naturfunktion (wenn gleich, je höher die Thiere ſich entwickeln, innerlich deſto reicher), die ſich in der Pflanze, wie in den Thieren darſtellt. Wie das Blatt der Pflanze innerlich reift in der Blüte, wie die Blüte ſich ganz der Befruchtung, wie die ganze Pflanze ſich der Frucht opfert, Alles aber, jeder Schritt der Entwickelung in der Hülle ſinnlicher Kontinuität feſtgehalten wird, ſo finden wir ja denſelben Typus der Funktionen bis zu den höchſten Thieren hinauf. Nur daß die in der Leiblichkeit verhüllte Seele bei den Thieren frei aus der innern Unendlichkeit des thieriſchen Lebens ſelbſt, aus einem Ueberſinnlichen, wie nackt hervortritt. Der Inſtinkt des Vogels, der das Neſt baut, iſt die nämliche Thätigkeit, die aus dem Ovario der Pflanze die Frucht bereitet. Opfert ſich der Vogel nicht einer Zukunft, iſt dieſe Thätigkeit nicht, wie Schubert ſo geiſtreich und wahr bemerkt, mehr — als ihre bloße ſinnliche Erſcheinung, indem ſie das Neſt bauend, dann brütend, hungernd, abmagernd, nicht in der Gegenwart lebt, vielmehr aufgeht in Etwas, was ſinnlich noch nicht da iſt, und ſo ganz, wie die Blüte verwelkt, während die Frucht reift. Und damit wir nicht daran zweifeln ſollen, ſo tritt ein ganzes Reich thieriſcher Formen vermittelnd zwiſchen die Pflanzen und die höheren Thiere. Die Inſekten ſtellen die ganze Folgereihe der Entwickelung dar, die wir bei den Pflanzen finden. Das Ei, die Raupe, die Larve, der Schmetterling ſind keimende Frucht, Stengel und Blatt, Knoſpe und Blüte; nur hat die Natur, wie Schelling ſagt, die Brücke, die bei der Pflanze ſtehen blieb, hinter ſich geworfen. Das ganze Thier ruht ſchon in dem Ei, und man kann in dieſem ſelbſt die Geſchlechter unterſcheiden. Es iſt ein immer erneuerter, reicher Anfang aus dem Ganzen. Das Ei, zur Raupe entwickelt, treibt Blätter. Denn die Haut der Raupe iſt ein einhüllendes Blatt, welches ſich nach außen, wie die Blätter bei der Pflanze, entfalten und jede fernere Entwickelung ausſchließen will. Aber eben die Umhüllung beweiſt die Gewalt einer höhern, über der Sinnlichkeit liegenden Thätigkeit, und daher verliert die Haut ihre lebendige Bedeutung, indem ſie, durch den Häutungsprozeß nach außen getrieben wird und ſtirbt, verwelkt in der Erzeugung. Daher iſt auch die Ernährung, die ſich bei der Pflanze von dem Lebensprincip nicht geſchieden hat, die wir als eine gemeinſame That der Pflanze ſelbſt und der Totalität der ſich dem Lebendigen zuwendenden Erſcheinungswelt betrachten müſſen, hier durch eine innere

Welt vermittelt und tritt als Seelenäußerung, als eigene That hervor. Daher ſpinnt die Raupe ſich ſelber ein, als Larve, und der Schmetterling iſt die losgeriſſene Blüte. Die Befruchtungsorgane entwickeln ſich in ihm erſt, wie in der Blüte, und er verwelkt nach der Befruchtung, wie ſie. Aber eben, weil das Thier ganz von der äußern Erſcheinungswelt gebunden iſt in der Pflanze, tritt in ihr die Bedeutung der ſinnlichen Entwickelung am reinſten hervor. Das Thier iſt in der Pflanze, wie der Menſch in der Thierwelt, wie der Geiſt und die Liebe in dem ſinnlichen Menſchen verhüllt. Die Pflanze aber iſt von dem Thiere abgewandt nach einer eigenthümlichen Welt, das Thier von dem Menſchen, der ſinnliche Menſch von dem geiſtigen. Doch nicht dieſe Betrachtung wollen wir hier verfolgen, die ſpäter in ihrer tieferen — und dadurch auch religiöſen — Bedeutung erkannt werden ſoll. Uns iſt es vielmehr hier darum zu thun, dem reinen Typus der ſinnlichen Entwickelung in ihrer tiefſten Verhüllung durch die Pflanze näher zu treten.

Ein jeder Menſch, wie das ganze Geſchlecht, ſoll Pflanze werden, die Liebe iſt das innere Lebensprincip, ſie iſt in aller Erſcheinung verhüllt, durch die Sinnlichkeit gebunden, wie die thieriſche Seele in der Pflanze. Dieſe ſoll uns belehren, indem ſie, durch die Erſcheinung ſelbſt redend, uns ihr verborgenes Lebensprincip enthüllt.

Alle Erzeugung geſchieht im Dunkeln, ſie wendet ſich von der Erſcheinung ab, von dem Tage, von dem erregenden Lichte. Die keimende Pflanze verbirgt ſich in den Schooß der Erde. Sie ſucht den Urſprung, den reinen Anfang, der in keiner äußern Kontinuität zu finden iſt; ſie entſagt dem Zuſammenhang mit der Mutterpflanze, ſie entſpringt, von dieſem Punkt des ſich Selbſtfaſſens, nicht aus einem andern, ſondern aus ſich ſelbſt und als Embryo, im erſten Moment des Keimens, in dem Moment der Zeugung ſelber, unſichtbar verſchwimmend in der noch nicht geſchiedenen Maſſe des Ovariums, iſt die Pflanze thieriſch. Aber ſie wird von der Gewalt der Umgebung, die der Gattung den Standpunkt ihrer Entwickelung anwies, ergriffen. Die Naturthat, die als Gedanke und Geſtalt zugleich ſich in ihr äußert, verſenkt ſich in die vorgeſchriebene Form, das Thieriſche verhüllt ſich immer mehr, und der Embryo ſprengt die Schale der Frucht, ſich jener inneren Einheit von Licht, Wärme und Feuchtigkeit ganz hingebend, in und mit welcher er allein lebt. Durch die ganze thieriſche Natur hindurch gilt das Nämliche. Die Erzeugung iſt der ganzen Natur geheimſte That, auch bei dem Menſchen, durch ſie ſucht ſie ihre innere Unendlichkeit, ihr eigenes Selbſt, von allem Aeußern abgewandt. Die Begattung iſt nur als bewußtloſer Inſtinkt geheiligt und rein; die Scham iſt das verhüllende Blatt, welches den Akt für ſich ſelber verbergen ſoll. In das Bewußtſein hineingetreten, iſt der Akt der Erzeugung eine vernichtende That, die die Frucht ſelber zu verzehren drohet und vergiftet. Auch die geiſtige Erzeugung, wenn ſie rein iſt, hält ſich ſchamvoll in ſich ſelber, und es giebt eine ſchamloſe Entblößung des Erkennens. Alle große That keimt im Dunkeln, findet ſich in ihrem Urſprung, in ihrem über alles Zeitliche liegenden Anfange, wo ſie ganz Natur iſt, ganz Gedanke. Erſt die Entwickelung ſcheidet, wie das Federchen (der zukünftige Stengel) und die Samenlappen (das zukünftige Blatt), ſo Denken und Natur; doch bleibt das Lebensprincip nicht, wie es urſprünglich war, das innerſte der Entwickelung, ſo erſtarrt der Gedanke, wie der Stengel in ſich, und das lebendige Blatt verwelkt, ohne ſich zu entwickeln. Jener heilige Keim, der ſich auf jeder Stufe der Entwickelung erneuern ſoll, der, wenn er erliſcht, jede Entwickelung vernichtet, iſt hier wie dort, in der Pflanze, im Thiere, bei der leiblichen Entwickelung des Menſchen, wie bei der geiſtigen, in allen Stufen vorbildlich, im Geiſtigen, der ewigen Wahrheit nach, die Geſundheit, das Leben ſelber, die Liebe.

Die Naturforſcher haben es erkannt, daß alle höhere Entwickelungen der Blüte, der Befruchtungsorgane, ſelbſt der Frucht, ihren Urtypus finden durch das Blatt. Zwar haben ſie, ſeltſam genug, aber wir müſſen es geſtehen, auf ihrem Standpunkt nicht unrichtig, die Metamorphoſe des Blattes zum Kelch, Blütenblatt, Befruchtungsorgane u. ſ. w., alſo die Entwickelung zum Höheren, eine Verkümmerung genannt.

Die Naturforſcher, behaupten wir, haben Recht, obgleich der Ausdruck ſelbſt einen Widerſpruch zu enthalten und es wenig paſſend zu ſein ſcheint, dasjenige, was das innere Weſen der Pflanze reicher enthüllt und eben dadurch ſich höher entwickelt, ein Verkümmertes zu nennen. Der Grund iſt folgender: Die Samenlappen, die Wurzel nämlich, die ſpätern Wurzelblätter, die Blätter der eigentlichen und höheren Entwickelung ſind ſelbſt Momente einer fortſchreitenden Bildung. Als ſolche gehören ſie der Pflanze weſentlich zu, und in der Idee der Pflanze, in der über die Erſcheinung liegenden, in ihrem bleibenden Typus der Form ſich erhaltenden Pflanze, ſind ſie ſelbſt als Blätter bleibend, obgleich ſie der Erſcheinung nach verwelken, indem die Frucht ihrer Reife entgegeneilt. Aber dennoch iſt daſſelbe Blatt, wenn es ſeine Form als eine in der Erſcheinung höchſte Entwickelung feſthält, für die Pflanze ſelbſt ein Hemmendes. Dieſe, in einem zu fruchtbaren Boden, unter zu reizenden äußeren Potenzen ſich entwickelnd, bildet nur

Blätter und keine Blüten. So erzeugt in der Geſchichte die Macht äußerer Verhältniſſe, ja, der fruchtbare Boden einer ſcheinbar reichen Zeit, mit einem Stillſtand der Entwickelung, einen wilden Wuchs. Die Zucht alſo, die jenen ungebundenen Trieb mäßigt und das Blatt der höheren, auf das Weſen gehenden Entwickelung opfert, iſt in der That für die Erſcheinung eine Hemmung. Daher ſoll das Blatt, für die höhere Bildung gewonnen, verkümmern, wie die wilde Sinnlichkeit. Das Blatt ſelbſt aber iſt in ſeiner Art, auch ohne ſich in ſeiner Geſtalt zu vernichten, ein geſundes, wenn es als Träger die höhere Bildung fördert. Dann vereinigen ſich die zerſtreuten Blätter kreisförmig um die innere Achſe der Pflanze, indem ſie als Kelch, als Blumenkrone erſcheint, aber eben dieſe Vereiniguug um ein gemeinſames Centrum beſtätigt das Blatt ſelber in ſeiner Art, und die äußerlich zerſtreuten Blätter nehmen Theil an der centralen Bildung der ganzen Pflanze, durch welche ſie ſich in allen Formen ihrer Bildung zugleich ſetzt. So ſammeln ſich bei den kultivirten Völkern die zerſtreuten Richtungen mannigfaltiger Thätigkeit um eine geiſtige Mitte, welche die höhere concentrirte Entwickelungsſtufe eines ganzen Volks andeutet. Aber wie Kelch und Blumenkrone ſelbſt nur Entwickelungsſtufen ſind, ſo iſt auch die Kultur der Völker jederzeit nur eine ſolche. Aeußere Reizmittel, der Blüte dargeboten, erzeugen eben ſo einen wuchernden Trieb, der die Entwickelungsſtufe feſthält und die höhere verdrängt; es entſtehen die ſogenannten gefüllten Blumen, in welchen die Befruchtungsorgane in die Blumenblattbildung verſchlungen werden (in der Geſchichte der ſogenannte, immer wild wuchernde, Geiſt der Zeit). Die ſinnliche Zeit beſitzt aber den Geiſt nie, und die Farbenpracht der Blüte ſo wenig, wie der Hauch der Düfte dürfen uns über das Gehemmte der Entwickelung täuſchen. Dieſe Farben, dieſe Blüten einer ſogenannten kultivirten Zeit ſind von keiner höhern Bedeutung, als das Blatt der Barbarei, ſie haben ſich von dem innern Weſen, durch welches ſie allein in ihrer Form ihre Bedeutung erhalten, abgewandt, wie in der Pflanze das Blatt, und ſie müſſen dem wuchernden Trieb entſagen, der Erſcheinung nach verkümmern, ſich der höheren Entwickelung opfern, damit ſie ſich als das, was ſie ſind, auch in der Form, in welcher ſie beharren wollen, zu beſtätigen vermögen.

Zwar iſt die Pflanze, innerhalb der Sinnlichkeit feſtgehalten, gezwungen, den Kreislauf der nämlichen Form immer zu wiederholen; aber dennoch, damit wir die höhere Bedeutung der Vergeiſtigung des Sinnlichen entſchieden erkennen mögen, offenbart ſich uns eine höhere Entwickelung, die wir nicht mehr als eine in der Sinnlichkeit feſtgehaltene, vielmehr als eine ſolche erkennen, mit welcher die Sinnlichkeit ſelbſt in ihrem ganzen Umfang auf eine höhere Stufe deutet. Dieſe verdient vor Allem Gegenſtand denkender Betrachtung zu werden.

Die ganze Botanik hat die anerkannte Abſicht, natürliche Gruppen immer deutlicher zu ſondern; man nennt ſie Familien, und ſie entſtehen nicht aus einem reflektirten Schematismus, — wie die künſtlichen Klaſſifikationen entſtanden ſind — ſondern durch eine angeſchaute Verwandtſchaft, die in der Natur (wie ein gegebener Typus der Bildung) aller Reflexion vorliegt. Es iſt ſo wenig die Abſicht der Naturforſcher, dieſen rein geiſtigen Typus aus einer Reflexion entſtehen zu laſſen, daß vielmehr alle, auch die ſchärfſte Beſtimmung nur als eine Annäherung zu einer entſchieden vorher gegebenen Form, die dem Betrachtenden fortdauernd vorſchwebt, die ſogar die geiſtige Einheit der zerſtreuten Gattungen der Familien iſt, ſelbſt aber der Anſchauung unerreichbarer ſcheint, betrachtet werden muß. Je näher wir dieſer Urpflanze der Familie treten, deſto bedeutender tritt die wiſſenſchaftliche Bildung der Botanik hervor. Was iſt nun damit geſagt? Offenbar dieſes: In dieſem Urtypus, der die geiſtige Einheit der zerſtreuten Glieder der verwandten Gattungen ausdrückt, iſt zugleich die geiſtige Einheit der Familie ſelbſt geſetzt; daher wird mit der beſtimmten Sonderung der Familien, mit der beſtimmteren Kenntniß der Eigenthümlichkeit der Formen auch der organiſche Zuſammenhang aller Familien unter einander immer deutlicher hervortreten.

Die Urpflanze einer jeden Familie, iſt ſie ein Reales oder ein Ideales — der letzte Ausdruck hier in dem ganz gewöhnlichen Sinne genommen — alſo ein bloß Erdachtes? Das wird Keiner behaupten können; vielmehr, als ein Gedanke, iſt ſie ja eben das wiſſenſchaftliche Reale in den verwandten Gattungen. Das bloß Gedachte hat ſeine Konſequenz in ſich ſelber; dieſe aber vermag ohne die Anſchauung hier nichts, ja, ſie entſteht durch dieſe und bildet ſich nur mit ihr aus. Unter den vielen Familien ſind nur wenige vollkommen rein geſondert und durch dieſe Sonderung in ihre Eigenthümlichkeit aufgefaßt. Viele, ja, die meiſten ſind noch unklar in einander verſchlungen; viele, die man ſondern zu können glaubte, werden reducirt werden, andere hervorgehoben, deren Gattungen, fälſchlich beſtimmt, Familien, unter welche ſie zerſtreut ſind, in ihrer Ausbildung hemmen, daß ſie ihren eigenen Vereinigungspunkt nicht finden können. Die fortdauernde Operation der Sonderung und der eigenthümlichen Beſtimmung der Familien iſt ganz und gar ein Werk der Anſchauung. Die Urpflanze einer jeden Familie tritt immer entſchiedener hervor, je mehr die Sonderung und Beſtimmung ſich entwickelt. Erreicht wird ſie zwar nie, aber ſie wird ganz entſchieden vorausgeſetzt, und zwar nicht als ein Allgemeines des Gedankens, welches immer wieder beſtimmt wird, vielmehr als ein ſchon vor aller reflektirten Beſtimmung Beſtimmtes. Was ſollen wir nun von dieſem alſo Beſtimmten ausſagen? Iſt es? Als ſinnliches Objekt, wie wir wiſſen, keineswegs; und dennoch können wir nicht läugnen, daß es ein Objekt ſei, und zwar ein beſtimmtes, ein ſinnlich unfertiges Objekt, aber ein geiſtig ganz genau umgrenztes und in ſich abgeſchloſſenes. Dieſe Vollendung der Urpflanze in ſich ſelber, liegt ſo beſtimmt in dem Gedanken, der alle wiſſenſchaftliche Bemühung der Naturforſcher leitet, daß ohne dieſelbe alle Forſchung ihre Bedeutung verlöre. So beſtimmt, wie in einem jeden wahren Räthſel die Löſung liegt, ſelbſt wenn ſie auch nie gefunden würde. Iſt dieſes nun wahr, ſo iſt ja die Familiengruppe der verwandten Pflanzengattungen in einer ſich vergeiſtigenden, nur für den Geiſt realen Geſammtentwickelung begriffen, die durch die Sinnlichkeit überhaupt auf einer niedrigeren Stufe feſtgehalten wird, aber dennoch ſelbſt innerhalb der Sphäre der Sinnlichkeit für den erkennenden Geiſt immer entſchiedener hervortritt. So iſt die ganze Pflanzenwelt als für eine höhere Entwickelung beſtimmt da, und ihre Verklärung durch den Geiſt iſt ihre Zukunft.

Erkennen wir nun eine ſolche, ſelbſt in der beſchränkten und von der Natur gefeſſelten Geſtalt der Pflanze, wie vielmehr in der menſchlichen Perſönlichkeit, deren eigentliche Bedeutung und Wahrheit eine rein geiſtige iſt. Die geiſtige Zukunft des Menſchen aber iſt die zuverſichtliche Hoffnung. Sie iſt für den wahren Chriſten völlige Gewißheit, für den erſcheinenden, der niemals gewiß iſt, ob ſeine Entwickelungsſtufen ihr Ziel erreichen, ob der Trieb nicht die Entwickelung auf einer niederen Stufe feſthält, in welcher ſie (in ihrer Form nicht beſtätigt) nur ein Nichtiges bleibt, — nur Hoffnung mit innerer Furcht gepaart. In der wahren Hoffnung aber iſt die Zukunft als Gegenwart und Vergangenheit zugleich. —

Iſt die Urpflanze Anfang oder Schluß? Mit gleichem Rechte kann man ſie als Beides betrachten. Und die Naturforſcher ſind in der That geneigter, die Mannigfaltigkeit der Arten und Gattungen derſelben Familie als aus einem Urtypus entſtanden zu betrachten: dann wäre dieſer der Anfang. Aber als hervortretend durch die wiſſenſchaftliche Zucht des Erkennens iſt er zugleich der Schluß, dem daher das durch alle Stufen der Entwickelung unveränderliche Eine, die Seele der Familie, die allerdings in ihrer Totalität einen geiſtigen Anfang hat, d. h. ſich ſelber vorausſetzt, aber erſt in der Zukunft ſich verwirklicht. So hat auch die Geſchichte einen Anfang aus Gott, in welchem ſie erſchaffen wurde in ſeinem Bilde, (das Paradies, das goldene Zeitalter, welches in der Erinnerung vor aller Geſchichte liegt) und ein Ende (der Himmel, die Vollendung) das erſt verwirklicht werden ſoll. Die Idee des Chriſtenthums iſt der Anfang als Ende, das in ſich ruhende, in ſich befriedigte Daſein überhaupt. So iſt die Hoffnung nur für die Liebe, ſo ſind Beide nur für den Glauben da. Die Liebe aber iſt die ewige Gegenwart, der objektiv gewordene Gott; und die chriſtliche Philoſophie hat als ihren Anfang nicht ein abſtraktes Sein = Nichts, vielmehr Alles durch die Hingebung; und wie alles Leben, wird ſie nur, weil ſie ſchon iſt. Es giebt kein Erkennen des Ewigen ohne ein Leben im Ewigen. Wer in dieſem, d. h. in Gott, in der Liebe lebt, der kann von ihm, der kann von dieſer nie abſtrahiren; und in dem Ausdruck: erkennen, liegt ſchon das Prius des zu Erkennenden. So iſt alle Philoſophie völlige Hingebung, Leben, Handeln und Denken in und mit dem All, Religion, ſpekulative Betrachtung.

3.

Die Perſönlichkeit Gottes und die Perſonen in der Gottheit.

Das chriſtliche Bewußtſein, wenn es die Liebe als das Centrum, als das wahrhaft Seiende ſeines Daſeins ergreift, iſt, wie wir erkannt haben, keineswegs das Ich einer durch äußere Erſcheinung bedingten Perſönlichkeit. In der Form dieſer geht vielmehr die Totalität der Erſcheinung ſelber als Natur und Geſchichte, das ſcheinbar Vereinzelnde in ſeiner Form vollkommen beſtätigend, auf. Allerdings findet ſich der Menſch in der ſinnlichen Erſcheinung durch beide, durch die Natur wie durch die Geſchichte, bedingt. Sein Leib unterliegt in dem Kampfe mit der äußern Natur als ein Vereinzeltes. Er bildet einen vorübergehenden Moment der organiſchen Bewegung des ganzen Naturlebens, ſo daß er in der Zeit geboren wird, ſich entwickelt und ſtirbt. Das Bewußtſein aber, indem es vor dem Tode ſchaudert, findet ſich von dieſer Naturordnung getrennt, und muß einſehen, daß die Naturorganiſation ſelber, nicht als eine geſunde, ſondern als eine in ſich erkrankte ihm erſcheine. In dem Geborenwerden, ſich Entwickeln und Sterben, könnte ſich für denjenigen, der das Leben der Natur als ein Leben des eigenen Geiſtes ergreift, nie eine Krankheit entwickeln; das Sterben würde vielmehr ein freier Akt des über die

Sinnlichkeit reichenden Bewußtſeins ſelber ſein, in welcher es ſich als vorübergehender Moment ſelbſt ergriffen. — Aber ſo wird ſelbſt ein ſolches Bewußtſein ſich nie finden. Kein erſcheinender perſönlicher Leib iſt völlig geſund. Die Krankheit ruht in Jedem und würde ihrer Entſtehung nach völlig unbegreiflich ſein, wenn ſie nicht vor ihrer Erſcheinung da wäre. In der That wird eine jede tiefere Ueberzeugung uns leicht lehren, daß ein leibliches Daſein, welches die Momente des Entſtehens, der Entwickelung und des Sterbens, der völlig ungeſtörten Naturordnung gegenüber ganz rein durchlebte, niemals ſich ſelbſt als im Widerſpruch mit dieſer Ordnung bewußt ſein könnte. Der organiſche Fortgang, ja, ſelbſt das Verſchwinden der Organiſation im Tode würde nothwendig zu ihm, als zum Weſen ſeiner Perſönlichkeit gehörend, erſcheinen, wie Wachen und Schlaf, wie die Pulsſchläge des Herzens. Ja, ein ſolches leiblich gewordenes perſönliches Daſein würde die Erſcheinung als ſolche in jedem Moment, wenn ſie hervorträte, in der Ewigkeit ſeiner Perſon aufnehmen und dadurch als Erſcheinung vernichten. Dasjenige alſo, was die Erſcheinung fixirt, iſt für die leibliche Organiſation ein Unweſentliches, und der Begriff der Krankheit iſt ihr fremd. Indem wir nun dieſe Idee hier feſt halten, finden wir ſie als das Bleibende, ſelbſt in der beſondern leiblichen Form, durch das chriſtliche Bewußtſein beſtätigt. Denn in der wahren geiſtigen, göttlichen Organiſation iſt jeder Moment derſelben nicht als ein bloß Verſchwindendes, ſondern ſelbſt als ein Ewiges geſetzt.

Die feſtgehaltene todte Erſcheinung, nicht die in ihrer Totalität lebendig bewegliche, die zugleich Geiſt iſt, trennt innerlich Leib und Seele, daß ſie ſich nicht zu faſſen vermögen. Beide ſind ſo in ſich und unter einander in das Unweſentliche äußerer, ſich wechſelſeitig zerſtörender Verhältniſſe hineingeriſſen, weil der Leib von der Totalität der Natur getrennt iſt, und eben daher von dieſem in ſeiner Vereinzelung als ein Unweſentliches betrachtet und vernichtet wird; weil eben ſo die Seele, von dem Geiſt geſchieden, durch dieſen, wie ſie in der Trennung hervortritt als ein Unweſentliches und Nichtiges, negirt wird. Das iſt die Unſeligkeit der Seele. Das Weſen in der Erſcheinung verhüllt, kann indeſſen nie verſchwinden, denn es iſt ein ewiges. Es entweicht aber, als ein Entfremdetes nach außen und gebiert das nicht zu erreichende Unendliche der nie befriedigten Begierde in der Seele, während die Natur in der Entäußerung Maſſe wird, die auch die Bedeutung des eigenen Innern verliert, welches nur in der ihr entfremdeten Unendlichkeit des Univerſums geſucht und nie gefunden wird.

Dieſer Widerſpruch zeigt ſich auf die nämliche Weiſe für das Geſchlecht, wie für eine jede Perſönlichkeit. Jenes iſt ſelbſt eine erkrankte Perſönlichkeit zu nennen, in der Erſcheinung ihrem Weſen, ihrer Wahrheit entfremdet.

Wie der Leib in der Natur, ſo ſteht die Seele, von dieſer getrennt, in der Geſchichte. Ein jeder Menſch iſt in der Art, wie er zum Vorſchein kömmt, denkt und handelt, ein Produkt der Geſchichte; das Talent ſelbſt, obgleich ein Ueberſinnliches ſeinem Urſprung nach, tritt gebunden durch eine vorhergegangene, ſo oder ſo geſtaltete Zeit in die Welt. So iſt die Geſchichte der Völker, ſo weit die bewußte Erinnerung reicht, keinem Menſchen fremd, ſie iſt ſeine eigene innere; der geringſte Menſch in dem engſten Verhältniß trägt das eigenthümliche Gepräge ſeines Volks in einer beſtimmten ſinnlichen Zeit und vermag dieſem nie zu entrinnen. Ein Bauer unſerer Tage iſt ein anderer, als ein Bauer irgend einer Zeit der Vergangenheit. Ein ſolcher aus dem Mittelalter und ein anderer in unſern Tagen würden ſich in ihren Wünſchen und in ihrer Furcht, in dem, was ſie zu erreichen ſuchen und fliehen, nicht verſtehen können. Aber nicht bloß der ſo innerhalb enger Verhältniſſe Gefeſſelte, auch der durch geiſtige Gewalt Mächtigſte iſt ein Produkt der geſchichtlichen Vergangenheit, von welcher ſich Keiner loszureißen vermag, ja, deſto weniger, je mächtiger er iſt; denn ſeine ganze Macht, ſeine geſchichtliche Bedeutung, wie wir ſie ja nennen, beruht eben auf der Reinheit der Entwickelung einer geſchichtlichen Vergangenheit, die als Gegenwart durch ihn verkündigt werden ſoll. Selbſt das Beſtreben, ſich von der Vergangenheit loszureißen (das Thörichte unſerer Tage), hat ſich in uns mit dieſer entwickelt, wie die Krankheit mit den normalen Prozeſſen der Organiſation.

Iſt nun die Seele, dem Leibe entfremdet, dieſem unterworfen, ſo iſt alles Denken und Handeln in der Geſchichte, indem Gegenwart und Vergangenheit auseinander fallen, der letztern unterworfen, und wir finden uns, wie innerlich durch unſere eigene Perſönlichkeit, ſo im Staate durch die Vergangenheit der Geſchichte gehemmt. Aber auch hier kann das ewige Weſen nicht verſchwinden, und die ſich erneuernde krankhafte Bewegung der Völker in der Zeit ſucht ein nur ſcheinbar entflohenes, aber innerhalb der Sinnlichkeit nie zu erreichendes Gut.

Auch das Weſen des Daſeins, welches auf die Wahrheit geht, kann zwar verhüllt, aber nie verdrängt werden. Während Krankheit und Irrthum Natur und Geſchichte verdüſtern, iſt im Stillen die Wiſſenſchaft thätig. Sie ſtellt in allen Richtungen die verborgene Gewalt des Geiſtes wieder her. Mag der Irrthum auch hier mächtig ſein, mag ſie in einer entfremdeten

Unendlichkeit ein zugeſtanden nie zu Erreichendes, im innern Widerſpruch mit ſich ſelbſt, zu erreichen ſtreben: ſo beweiſt doch dieſer Widerſpruch, daß im innern Weſen des perſönlichen Erkennens das uns Fremdgewordene, als das Centrum, noch immer mächtig iſt.

Was iſt es doch, was uns zur Erforſchung der Natur treibt? Warum, nachdem dieſer Trieb einmal wach ward, iſt er nie zu verdrängen? Eine jede thieriſche, wie jede vegetative Form wird von uns betrachtet, geſondert, beſtimmt; als hinge eben das Innerſte unſeres Daſeins von der genauen ſtrengen Unterſuchung ab. Ja, dieſe nimmt ſelbſt für denjenigen, der ſich ihr ergiebt, einen ſittlichen Charakter an; und es giebt ein Gewiſſen der Unterſuchung, welches zum unabläſſigen Nachforſchen auffordert, als wäre nicht allein mit der Wahrheit, die erkannt wird, ſondern auch mit der Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, die ſie findet, ein hohes unſchätzbares Gut verbunden. Was bringt die Geſchichtsforſcher dazu, die kleinſten Thaten längſt vergangener Zeiten, die ſcheinbar unbedeutendſten Ereigniſſe mit unermüdetem Fleiße zu erforſchen, und einen jeden, dem oberflächlichen Urtheil nach, noch ſo unbedeutenden übrig gebliebenen Reſt der Vergangenheit in Wort oder in der Geſtalt, als einen hohen Schatz zu verehren? Dieſer nie zu vertilgende Trieb begründet die Civiliſation der Völker und ihren geiſtigen Werth. Wie der thieriſche Inſtinkt verſteht er ſich ſelber kaum, und dem Staate ſcheint er nicht ſelten fremd. Sein Urſprung liegt offenbar tiefer, als alle Erſcheinung, ſein Ziel höher, als dieſe, und wo er laut werden kann und innerhalb ſeiner Grenzen allein mächtig iſt, wird das untergeordnete Thun verdrängt, im Einzelnen oder im Ganzen, in ſchnell vorübergehenden oder länger dauernden Epochen, und nimmt, oft widerſtrebend, eine höhere Richtung an. Aber ſelbſt verkannt, hört der Trieb nie auf thätig zu ſein, wo er einmal erwacht iſt. Sein Werk ſchreitet unaufhaltſam vor, behält den Faden ſeiner Vergangenheit als ein geiſtiges Band, und das Geſchrei des Nützlichen und Angenehmen, des gegenwärtigen Bedürfniſſes, und wie die Klagen heißen mögen, durch welche die Erſcheinung laut wird, obgleich ſie mit aller Gewalt der ſinnlichen Gegenwart hervortreten, vermögen nicht den fortſchreitenden Gang der Forſchung, die immer mächtiger wird, je tiefer ſie reicht, zu überwältigen.

Iſt es nicht das tiefe Bewußtſein, daß in der Natur wie in der Geſchichte unſere eigene innere Vergangenheit verborgen liegt, und daß Alles daran liegt, daß dieſe als eine ſolche laut wird?

Wenn die Idee der göttlichen Liebe der unmittelbare Gegenſtand der Philoſophie iſt, in und mit welcher auch die Form des Erkennens, nicht wie ſie getrennt iſt von dem Sein, ſondern wie ſie als die Einheit beider Formen und als ihre Vermittelung da iſt, dem chriſtlichen Bewußtſein objektiv wird; wenn von der Liebe nie auf eine abſolute Weiſe abſtrahirt werden kann, weil ſie ſelbſt durch eine ſolche Abſtraction verſchwindet und nie wieder erlangt werden kann: ſo iſt ſelbſt das höchſte Erkennen, das ſich ſelbſt faſſende Selbſtbewußtſein, eine Thätigkeit der Liebe ſelber, und indem ſie, objektiv geworden, ſich geſchieden hat von dem Subjekt, iſt ſie dennoch ganz und gar in der Einheit mit dieſem geſetzt. Wäre mit dem ſich ſelbſt Faſſen des Bewußtſeins die abſolute Hingebung nicht unmittelbar gegeben, ſo daß die Bewegung des Denkens eine Function der lebendigen Liebe ſelbſt wäre, ſo würde das chriſtliche Bewußtſein in ſeiner Wurzel vertilgt.

Iſt nun der abſolute Gegenſtand des chriſtlichen Bewußtſeins die Liebe, und ſehen wir ab von der Form einer Philoſophie, die ſich aus ihr und mit ihr bilden ſoll, verſenken wir vielmehr die Betrachtung in die Gegenſtändlichkeit ſelbſt, ſo daß ſich das Bewußtſein durchaus in ihm ergreift, und fragen wir uns, was unmittelbar in und mit der göttlichen Liebe gegeben iſt, ſo finden wir zuerſt und zwar nothwendig die Idee eines perſönlichen Gottes; denn das Letzte, was wir als das Ewige in uns ſelber finden, iſt die Form der Perſönlichkeit, die eins iſt mit der göttlichen und eben daher, wie dieſe, das All beſtätigt in jeder Form. Der Ausdruck des ſo Gefundenen, welches in jeder Perſon ein eigenes und dennoch in Allem daſſelbe iſt, iſt der abſolute Wille. Ein ſolches Wollendes iſt aber nothwendig eine Perſon aller Perſönlichkeiten, und verſchwände die Idee der Perſönlichkeit aus dem abſoluten Willen, ſo wäre er aus den beſondern Perſönlichkeiten, inſofern dieſe als mit ihm eins eine ewige Bedeutung haben, ebenfalls verſchwunden. Ein perſönlicher Gott iſt nothwendig ein außerweltlicher, denn der Wille iſt durch das, worin er ſich offenbart, auf keine Weiſe beſchränkt. Ein Wille, der nur in und mit ſeiner That als ein ſolcher anerkannt wird, iſt kein abſoluter Wille. Der wollende Gott fiele dann mit ſeinem Werke zuſammen; er wäre durch dieſes gebunden, allerdings durch ſeine eigene Nothwendigkeit, aber dennoch gebunden, wie etwa ein Denkprozeß, der vor ſeiner Ausführung in ſich ſchon fertig daſteht und abgeſchloſſen iſt, ſich ſelber erkennt, indem er ſich innerhalb des vorgedachten Entwurfs thätig bewegt. Geben wir dieſem Denkprozeß als ſolchem, Perſönlichkeit, dann iſt dieſe allerdings in die innere Nothwendigkeit verſunken, die Unbedingtheit des Willens zu Grunde gegangen, und von einer Freiheit der Entwickelung kann gar nicht die Rede ſein. Ein Entwurf, wenn er als das Vorbedachte, als das **Prius** und Vorliegende eines Denkprozeſſes betrachtet wird, iſt dennoch, während er ſich durch die Bewegung des Denkens verwirklicht, der Wahrheit nach in ſich abgeſchloſſen, und ein Wille, der nur in ihm erkannt wird, hat als Wille ſeine Freiheit verloren. Es iſt eine, wenn auch innerlich unendliche, dennoch in ſich abgeſchloſſene Einzelheit, und dieſe iſt freilich, weil ſie ſich nur auf ſich ſelbſt bezieht, nur innerhalb ihrer Wahrheit hat, jederzeit abſolut, aber keinesweges frei. Der Gott des chriſtlichen Bewußtſeins iſt aber in jedem Moment ſeines Daſeins ſchlechthin und unbedingt frei.

Das ſinnliche Bewußtſein ſträubt ſich gegen dieſe Annahme. An die Sinnlichkeit gebunden, die einen unüberwindlichen und in ſich nothwendigen Zuſammenhang aller Dinge erkennt, an die Erſcheinungen der Geſchichte geknüpft, deren geſetzloſer und willkürlicher Wechſel nach einem unerbittlich Ruhenden, gegen die Perſönlichkeit Gleichgültigen hinweiſt, endlich an die eigene Conſequenz des Denkens gefeſſelt, in und mit welcher allein, als die innere Realität des Geiſtes, die Wahrheit erkannt wird, iſt es vielmehr geneigt, die Wahrheit des Daſeins überhaupt in einer abſoluten Nothwendigkeit zu ſuchen.

Die innere Nothwendigkeit iſt, ſagt die Spekulation, die Freiheit. Wer ſich ſeiner eigenen Natur gemäß im Sein, Handeln und Denken bewegt, der iſt durch dieſe nicht gebunden, ſondern frei. Die äußere Nothwendigkeit aller Dinge als Schickſal ſteigert ſich alſo durch die Selbſtbeſtimmung des

Denkens zur innern Nothwendigkeit, d. h. zur Freiheit. So ſehen wir das Talent eben durch die Bedingtheit einer innern Natur frei werden, und ſo iſt die Wahrheit der Philoſophie freilich, als ein in ſich Nothwendiges und dadurch in ſich Abgeſchloſſenes, ganz und durchaus aus der Selbſtbeſtimmung, d. h. aus der Freiheit. Nun entſteht die Frage, ob der Gott des chriſtlichen Bewußtſeins als ein ſolcher durch das Werk ſeiner Offenbarung allein gedachter und in dieſen Gedanken aufgehender betrachtet werden kann, ſo daß diejenige Bewegung des Gedankens, durch welche Welt, Natur und Geſchichte nicht aus einem äußern ſinnlichen Zuſammenhang erkannt, ſondern aus einem innern geiſtigen Prozeß des Denkens erzeugt werden, durch einen ſolchen Denkprozeß, den Gott des chriſtlichen Bewußtſeins erkennen läßt? Ein ſolcher Gott iſt auf jede Weiſe nur das Innere ſeiner eigenen Entäußerung, und was man eine Bewegung des Gedankens nennt, iſt die innere Entwickelung deſſen, was durch die Entäußerung geſetzt iſt. Das All der Entäußerung wird als das Nichts geſetzt, um innerlich als Denken erzeugt und ſo in ſeiner Wahrheit erkannt zu werden. Dieſer Prozeß iſt zwar als ſolcher ein innerer und unbedingter, der, was in der Entäußerung gegeben iſt, als in der Selbſtbeſtimmung und durch dieſe entſtehen und ſo erkennen läßt. Aber das Ende dieſer Selbſtbeſtimmung iſt dennoch das Zuſammenfallen, die Einheit derſelben mit der Welt der Entäußerung, und conſequent betrachtet, wird Gott die ſich entwikkelnde Welt, welche ihre äußere Nothwendigkeit durch einen Denkprozeß als eine innere und dadurch als eine freie erzeugt. Die Entwickelung des Denkens in der Geſchichte, als das Ewige derſelben, iſt alſo der Denkprozeß Gottes ſelber, und die wahre oder abſolute Perſönlichkeit Gottes iſt das Endziel ſeines Werkes, die vollendete Erinnerung der Entäußerung ſelber. Die Perſönlichkeit Gottes wird alſo und iſt nicht. Verſuchen wir es, die ſpekulative Bedeutung der Perſönlichkeit Gottes, wie ſie im chriſtlichen Bewußtſein unentwickelt zwar, aber dennoch in ſich gewiß und ihre Wahrheit enthaltend, verborgen liegt, zu entwickeln, um ſie mit dieſer Denkweiſe zu vergleichen.

Gott iſt ein außerweltlicher Gott, d. h. ſein Wille iſt nicht bedingt durch die Art, wie er ſich uns offenbart hat. Er hat ſich ſo offenbaren wollen. Damit iſt nun keineswegs geſagt, daß Gott in einem äußern Verhältniß zur Welt ſteht, etwa, wie nach der ſinnlichen Categorie der Cauſalität ſich zur Welt verhält, wie Urſache zur Wirkung. Dieſe Anſicht, die wohl ſogar durch eine verirrte Theologie ſich als orthodoxe Doktrin ausgeſprochen und eine jede Abweichung von ihr als ein Unchriſtliches betrachtet hat, entbehrt freilich aller Verwandtſchaft mit der Spekullation und hat ſehr viel dazu beigetragen, die Feindſchaft zwiſchen Philoſophie und Theologie zu befeſtigen. Wenn dieſe Doktrinärs die Schöpfung aus Nichts ſo betrachteten, als wäre dieſes Nichts doch Etwas, ſo haben ſie von dieſem dualiſtiſchen Standpunkte der roheſten Sinnlichkeit die Lehre von der Immanenz Gottes in der Welt und von der Welt ſelber, in ſo fern ſie ſinnlich erſcheint als ein bloßer Ausdruck des göttlichen Weſens, ſo aufgefaßt, als wäre, was, äußerlich durch die Sinnlichkeit in ſich gebrochen, ſinnliches Ding genannt wird, innerlich vernommen, wie es äußerlich wahrgenommen wird, das Wort und dieſes Gott. Eine ſolche Anſicht, durch welche die Welt als Ausdruck des göttlichen Willens auch Gott ganz darſtellt und daher ein Selbſtſtändiges, in ſich Geſchloſſenes, nur aus ſich ſelber zu Begreifendes ſei, ward häufig und wird auch wohl noch von den Theologen Pantheismus genannt. Aber dieſe Doktrin der Theologen iſt keineswegs aus der innern Wahrheit des chriſtlichen Bewußtſeins geſchöpft. Für dieſes iſt das All der Sinnlichkeit zur geiſtigen Einheit geſteigert, keineswegs Gott. Aber durch dieſes All ſpricht ſich Gott, als Gott, dennoch ſelbſt aus. Die Welt iſt äußerlich ganz von Gott getrennt, aber eben dadurch auch innerlich ganz mit ihm als eins geſetzt. Solche abſolute Einheit des äußerlich getrennten, erkennen wir klar genug in der Einheit, die für die Sinnlichkeit zwar in das äußerlich Unendliche ſich verbirgt, in der Spekulation aber als das geiſtig Centrale erkannt wird. So iſt die Einheit der Schwere der Himmelskörper unmittelbar mit ihrer Rundung gegeben, und indem ſie ſich in ihrem Mittelpunkt ergreifen und ſo völlig äußerlich von einander getrennt ſind, innerlich geſetzt. Aber dieſe Einheit, als Willensäußerung, liegt, der ſinnlichen Betrachtung unerreichbar, im Unendlichen.

Wir haben behauptet, daß alle Erſcheinung auf ein Geiſtiges als ihre Wahrheit deutet. Wird dieſes aufgefaßt, ſo erkennen wir — damit wir platoniſch reden — in der Erſcheinung die Vorbilder der Ideen, wie ſie in Gott ſind. Solche Vorbilder geiſtiger Produktivität, vor unſern Augen aus dem ſchöpferiſchen Willen entſprungen, liegen uns nahe. Wir betrachten ſie daher hier, wie ſie ſich künſtleriſch geſtalten, beſonders und am deutlichſten durch die Dichtung im eminenten Sinne. In der That ſchließt eine bedeutende Dichtung, rein objektiv betrachtet, eine Idee der göttlichen ſchöpferiſchen That in ſich; wie ein chriſtliches Leben in ſeiner Reinheit, der göttlichen Liebe zugewandt, uns ja auch, wenn wir es mit Hingebung betrachten, dieſer näher rückt. Zwar offenbart ſich die ganze lebendige Idee der Schönheit eben ſo wenig in irgend einer, auch der eminenteſten Dichtung, unmittelbar, wie die göttliche Liebe in irgend einem chriſtlichen Leben der Erſcheinung. Aber die Richtung nach der Idee zieht die Betrachtung nach dem reinen, wenn auch verhüllten Mittelpunkt hin, und wer friſch, zuverſichtlich und gereinigt von der Feier der Myſterien der chriſtlichen Liebe kommt, der mag auch wohl die Göttlichkeit der Idee in den Vorbildern erkennen. So wollen wir in der Produktivität des wahren Dichters auch den ſchöpferiſchen Willen, die Idee der Schöpfung überhaupt annähernd zu erkennen ſuchen, wie wir aus der Erſcheinung des chriſtlichen Lebens die Idee chriſtlichen Bewußtſeins hervorhoben und in ihrer Reinheit erkannten.

Verhält ſich etwa das Wollen des Dichters zu ſeinem Werke, wie, innerhalb der Sinnlichkeit, Urſache zur Wirkung? Iſt er nicht vielmehr, je wahrer und tiefer das ſchöpferiſche Talent ſich ausſpricht, deſto mehr immanent in ſeinem Werke, und zwar ſo, daß die Wahrheit der Dichtung eben darin liegt, daß der Dichter nicht das Aeußere der Erſcheinung, ſondern das innere Weſen offenbart, ja, ſeine geiſtige Perſönlichkeit nicht nur, wie ſie erſcheint, ſondern wie ſie iſt? Aber eben dadurch, durch die Immanenz ſeiner ſubjektiven Perſönlichkeit in dem Werk, ſondert ſich dieſes, äußerlich, ſinnlich von dem Subjekt. Es erhält die wahre Objektivität, und die Trennung iſt immer vollſtändiger, je vollendeter das Gedicht iſt. Dieſes iſt dann in ſich geſchloſſen und von der erſcheinenden Subjektivität des Dichters geſchieden, als führte es ein eigenes Leben. Ein jedes Gedicht, ſeiner Idee nach, trägt zwar die Subjektivität des Dichters in ſich, aber als ſeinen Mittelpunkt; daher können doktrinäre Gedichte zwar ihre Bedeutung haben, ſind aber keineswegs als rein aus der dichteriſchen Produktivität erzeugt zu betrachten. Man könnte ſie angewandte Dichtung nennen, im Verhältniß zu der reinen. Solche Gedichte aber, die mit dem Anſpruch auf reine Poeſie hervortreten, deren Subjektivität ſich aber nicht in dem Mittelpunkt der Dichtung verbirgt, dieſe vielmehr äußerlich hervortreten läßt, ſind die manierirten; ſie ſind durch eine dem Gedicht fremde, außer dieſem liegende Beziehung feſtgehalten; ſie erſcheinen recht eigentlich von der Gewalt ſinnlicher Cauſalität ergriffen, und wir müſſen ſie als Wirkungen betrachten, die aus einer ihnen fremden Urſache hergeleitet werden; wie die Bewegung einer Kugel aus dem Stoß einer andern erklärt wird. Ein ſolches Gedicht, wenn wir es ſo nennen dürfen, trägt auch die Spuren des Zerfallens in ſich ſelbſt. Die Perſonen würden ihrer Perſönlichkeit nach in einander zerfließen, wenn nicht die beſtändig gegenwärtige Reflection des Dichters ſie auseinander hielte, und die ſogenannte Haltung, die das Zerfließen und die innere Unſicherheit der Perſonen verbergen ſoll, erſcheint als die Dräthe der Marionetten, die dieſe in Bewegung ſetzen und wohl eine vorübergehende Illuſion erzeugen, die aber eben ſo oft vernichtet wird, weil der Drath zum Vorſchein kommt. In einem wahren Gedicht hingegen iſt, wie die Subjektivität des Dichters in dem Centro des Ganzen, ſo auch in dem Innerſten einer jeden Perſon verborgen, und die Selbſtändigkeit und innere Sicherheit des ganzen Gedichts theilt ſich dieſem mit, ſo daß ſie ſich, wie willkürlich und frei, untereinander bewegen, jede Perſon für ſich, wie aus einer eigenen innern Welt. Die Kritiker lieben die erſte Art der Gedichte am meiſten, denn die äußere Abſichtlichkeit läßt ſich ablöſen und als Kritik mit Bequemlichkeit abſondern; und der Kritiker kann ſich das Kompliment machen, daß er den Dichter durchſchaut hat.

Wie nun in einem vorzüglichen Gedicht der Dichter immanent iſt in ſeinem Gedicht, durch das Aeußere der Erſcheinung das Weſen, das Anſich, das Talent der Perſönlichkeit ſelbſt ſich offenbart, und zwar nicht als ein Aeußeres, nicht als eine Urſache, die eine außer ihr liegende Wirkung hervorruft, ſondern als das Innerſte des Gedichts, welches die Wahrheit der dichteriſchen Perſönlichkeit getrennt von dem Dichter und dennoch mit ihm eins darſtellt: ſo iſt Gott, aber auf eine abſolute Weiſe, die Welt ſelber und dennoch ganz von ihr getrennt, ja, eben in dieſer abſoluten Einheit alles deſſen, was in der Welt wirklich iſt mit dem wahrhaft Seienden der Welt, iſt die Trennung Gottes von der Welt am entſchiedenſten ausgeſprochen. Was durch ein treffliches Gedicht hervorblickt, deutet ſo auf Gott, weil es, wie es hervortritt, göttlicher Art iſt; und dieſes Seiende deſſelben iſt es, wodurch es in ſeiner innern Einheit ein Bleibendes wird für alle Zeiten, und eine ſo große und unüberwindliche Gewalt über uns ausübt. Aber der Dichter tritt ſelbſt nie in ſeiner reinen Perſönlichkeit hervor. Er iſt, durch die Hemmungen der Erſcheinungen gefeſſelt, ſo wie durch ſein gebrechliches Daſein, durch die Entwickelungsſtufe ſeiner Zeit, die mehr oder weniger als eine feſtgehaltene und ruhende, aus dem Strom der reinen Entwickelung herausgeriſſen, ſtagnirt, ſo wie endlich durch das Wort ſelber, welches das Kleid eines beſtimmten Volkes, einer beſtimmten Zeit tragen muß und ſelbſt in ſeiner höchſten Verklärung den finſtern Schatten eines erſcheinenden Daſeins nicht zu verdrängen vermag.

Der Dichter geht nicht auf in ſeinem Werke. Die Totalität ſeiner Perſönlichkeit ſpricht ſich zwar in dieſem aus, aber nicht minder in mannigfaltigen andern Werken verſchiedener Art, und er iſt nicht bloß in einem Werke, ſondern in der Totalität aller zu erkennen. Ja, wie er ganz iſt in einem Gedichte, entdecken wir nur, und zwar immer klarer, je reicher ſeine Productivität iſt, aus der Einheit aller. So, aber auf abſolute Weiſe, iſt Gott für das chriſtliche Bewußtſein, als außer der Welt ſeyend, nicht bloß ein abſtrakt allgemein Wollender, ſondern auch außerweltlich Schaffender, und alle jene durch die Sinnlichkeit beſchränkten Anſichten, die das Weſen Gottes zwar in einer Unendlichkeit, aber in einer bloß ſinnlich feſtgehaltenen, wahrzunehmen glauben, ſind dem auf das rein Geiſtige gerichteten chriſtlichen Bewußtſein fremd. Daher weiß es nichts von jenen Hypotheſen, die auf ferne Sterne, alſo immer innerhalb der ſinnlichen Welt, Geſchöpfe ſetzen, die den verborgenen Gott auf andere Weiſe offenbaren. Die ganze Sinnlichkeit iſt ihm ein in ſich geſchloſſenes Werk; und jenſeits dieſer liegen andere Schöpfungen, uns, ſo wie wir in der Sinnlichkeit befangen ſind, unzugänglich. Liegt doch in einem Werke des Dichters nicht einmal irgend Etwas, was uns zu einem andern zu führen vermöchte. So iſt Gott das immanente Weſen der Welt, und nichts außer ihm hat in der Welt Wahrheit und Wirklichkeit; und dennoch iſt er zugleich ganz und gar außerweltlich — und inſofern der uns verborgene Gott, deſſen Myſterium kein menſchliches Denken zu enthüllen vermag.

Ferner, in der Darſtellung ſeines Werkes iſt der Dichter freilich durch den ſchon vollendeten Theil für den zukünftigen gebunden. Oft muß er ſogar das ſchon Dargeſtellte mehr oder weniger verändern, um freie Hand für die Fortſetzung zu gewinnen. Je herrlicher aber ſeine Dichtergabe iſt, je vollendeter ſie durch Zucht der äußern Bildung, durch geſunde Nahrung ſich entwickelt hat, deſto reiner wird die Conception des Gedichts eine in ſich abgerundete ſein und während der Darſtellung ihm immer als ein Ganzes, nicht allein in ſeiner Allgemeinheit, ſondern auch in einer jeden ſich darſtellenden Form, vorſchweben. Aber bei den Bedingungen, die den Dichter in der Erſcheinung feſſeln, wird dieſe Freiheit der Conception in einem jeden Moment der Darſtellung nie völlig unbedingt hervortreten können, und eben deswegen das Werk ſelber ſeinem urſprünglichen Gedanken nie ganz entſprechen. Je mehr aber dieſes gelingt — und das höchſte Gelingen iſt doch nur eine Approximation — deſto mehr werden uns alle Theile des Gedichts als durch ein inneres Band mit einander verknüpft erſcheinen, und was uns als innere, ja, als unüberwindliche Nothwendigkeit erſcheint, iſt eben der Ausdruck der Freiheit des Dichters. Was ſeine Freiheit bindet, ihm als ein Zwingendes entgegentritt, iſt nicht das Göttliche, wie es ihn bei der erſten Conception durchdrang und trieb, vielmehr eben das Hemmende der Erſcheinung.

Gott aber erzeugt die Welt immer von neuem und Alles, was Wahrheit und Wirklichkeit iſt in ihr, zugleich, die ſtrenge Nothwendigkeit, die alle Vergangenheit, als die fernſte Vorzeit in der Natur, als die engere in der Geſchichte, unüberwindlich bindet, daß kein Gedanke ſich von ihr loszureißen vermag, iſt Gottes urſprüngliche That, die nie eine Erzeugung aus einem Vorhergehenden und alſo nie durch dieſes bedingt ſein kann, ſondern die Urthat ſelber, die immer als rein aus dem

Willen entſprungen in ihrer unbedingten Freiheit thätig iſt. Dieſe völlig unbedingte Freiheit offenbart ſich nun nicht blos im Ganzen, ſondern auch in jedem auf göttliche Weiſe Wahren und daher Wirklichen, in ſeiner beſondern Form. So erhält jede menſchliche Perſönlichkeit ihre Wahrheit und Wirklichkeit gar nicht aus den Banden der Nothwendigkeit, die alle Dinge unter einander verknüpft, und die Einheit des göttlichen Weſens im Ganzen darſtellt, als abgetrennt von dem Beſondern, welches durch eine Hemmung dem Ganzen äußerlich gegenüber tritt. Vielmehr entſpringt die Wahrheit und Wirklichkeit der Perſon rein aus Gott, als die freie Urthat, aus welcher die ganze Schöpfung entſprang. Daher iſt Gott in Beziehung auf eine beſtimmte Perſönlichkeit eben ſo unbedingt frei handelnd, wie in der Schöpfung der ganzen Welt. Der chriſtliche Glaube hat eben darüber das klarſte Bewußtſein. So iſt Gott unbedingt frei, und wer meint, er unterliege etwa ſeiner eigenen Nothwendigkeit, aus dem ſpricht das Band, welches ihn ſelbſt feſthält, und von welchem er ſich allerdings ſo wenig losreißen kann, wie von der Gewalt der Einheit, die ihn im Denken, wie im Handeln und Daſein feſſelt, weil ſie ihm fremd geworden iſt, nicht die Urthat Gottes, die ſein innerſtes Weſen und ſeine Wahrheit ausmacht, und die nie aufhört, die unbedingt freie, urſprüngliche zu ſein. Daher erhält das Geſetz Gottes ſeine innerſte Wahrheit für das chriſtliche Bewußtſein nur, indem es durch die Liebe, die uns frei macht, beſtätigt wird.

Alles menſchliche Denken, inſofern es in der Sinnlichkeit befangen iſt, treibt ſich in Gegenſätzen herum, deren Vermittelung unerreichbar iſt. Es iſt ſeinem Weſen nach dichotomiſch, und das dritte vermittelnde Glied liegt im Unendlichen. Die

Spekulation hat den Begriff der Triplicität als Trinität, als das Urſprünglichſte, als die Baſis aller ihrer Darſtellungen ausgeſprochen. Wie aber die Dreieinigkeit verhüllt in dem chriſtlichen Bewußtſein liegt und eben als ein Geheimniß ſich ausſpricht, weil ſie als die Grundlage ſeiner Anſchauung ihm nicht ſelbſt bewußt wird, wollen wir hier darzuſtellen ſuchen. Daß dadurch das Myſterium, welches das göttliche Weſen in allen ſeinen Werken verhüllt, nicht auf freche Weiſe gelüftet werden ſoll, wird die Darſtellung ſelbſt hoffentlich darthun.

Gott iſt, und in dieſem Sein iſt er ganz; es iſt nicht ein abſtraktes Sein, ſondern eben ein ſeiendes Denken. Subjektiv begründet dieſes Daſein den Glauben, und durch ihn wird die Vergangenheit zugleich als Gegenwart und Zukunft geſetzt. Es iſt der ganze Gott in ſeiner Perſönlichkeit, wie er ſich als der Seiende offenbart. Aber eben, weil dieſe nicht abgeſchloſſen iſt mit der ſinnlichen Welt, ſondern auch auf eine uns nicht geoffenbarte außerweltliche Schöpfung deutet, und zwar nothwendig, ſo iſt uns allerdings der ganze Gott in allen ſeinen Werken gegeben, aber uns offenbar geworden in den Werken der ſinnlichen Welt. Dieſe Offenbarung, durch welche Gott, als der abſolut Seiende, wir aber als in ihm ſeiend und lebend geſetzt ſind, befreit uns von aller Gewalt der Sinnlichkeit, als ſolcher, und indem für uns, als Chriſten, alles Daſein Liebe wird und Gott die Liebe iſt, ſo iſt der Zug der Nothwendigkeit, welcher uns an das Ganze knüpft, nicht mehr ein Zwang, dem wir unwillig folgen. Was als ſolcher erſcheint, iſt uns vielmehr ſelbſt ein Nichtiges, und von den Hemmungen der Sinnlichkeit losgeriſſen, wird die Vergangenheit — die innere der eigenen Thaten ſowohl, als die äußere der Natur — eine von Gott ausgehende, die uns der innerſten wahren Perſönlichkeit, als unſerm Urſprung, und Wirklichkeit entgegenführt.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, daß irgend eine allgemeine Richtung der Philoſophie als Lehre aus der Reflexion entſtünde, die nicht früher als Geſinnung unter den Menſchen da war. Geſinnung nennen wir hier diejenige Gewalt, die eine Lehre, ehe ſie als eine ſolche in ihrer gedachten Einheit für das Bewußtſein hervortritt, über das Leben handelnd und denkend ausübt.

Den roheſten Völkern erſcheint das Daſein in ſeiner Totalität (die Welt) als eine fremde Gewalt, die auf unſere Vernichtung ausgeht. Böſe Dämonen drohen mit Untergang, man glaubt durch Zaubermittel allerlei Art ſie zu gewinnen, und wenn Augenblicke einer aus der Nacht des Lebens hervorleuchtenden Freiheit und Freude die Ahnung von einem uns im Innerſten verbündeten Weſen hervorleuchten läßt, ſo vermag dieſes Hervorblitzen der tiefſten Wahrheit keinen Raum zu gewinnen. So iſt das ganze Leben von einer geheimen Angſt begleitet, die wir nicht allein bei tief geſunkenen Menſchen, ſondern ſelbſt bei den Thieren entdecken, deren ſcheues Weſen faſt fortdauernd von einer Angſt, welche nie nachläßt, durchdrungen iſt. Dieſes Bewußtſein herrſcht bei allen Völkern vor, die das Heil nicht kennen, und ſelbſt die heitern Griechen ſahen in den Göttern fremde, feindſelige Weſen. — „Die Götter haſſen das Menſchengeſchlecht“ — und doch waren ſelbſt dieſe Götter einer feindſeligen Gewalt unterworfen. Das Höchſte, was eine ſolche Anſicht zu erreichen vermag, iſt der aus der Verzweiflung hervortretende Trotz der Stoiker; eine hoffnungsloſe Ergebung. Τὰ ἐφ ἡμίν und τα οὐκ ἐφ ἡμίν bezeichnen die nichtige und enge Stelle einer täuſchenden Freiheit, die, wenn das Daſein in ſeiner Totalität genommen wird, verſchwinden muß. Nur wenn man dieſe Täuſchung aufgiebt, wird die fremde Gewalt (die Subſtanz ſelbſt) Denken, das drohende Fatum eigene That. Natur und Geſchichte vermögen uns nicht zu vernichten, wenn wir ſelbſt den Vernichtungsprozeß vornehmen.

Das chriſtliche Bewußtſein aber hat die Perſon geheiligt, das ganze Daſein in jedem Moment als Ausdruck des göttlichen Willens iſt da, um mich meiner Wahrheit nach zu beſtätigen, und der göttliche Wille iſt nicht mächtiger in der Erhaltung des Univerſums, als in der Beſeligung einer jeden Perſon. Dieſe ſelige Gewißheit ſteigert die abgeſchloſſene Vergangenheit alles Daſeienden zum Glauben, und was der Glaube ſubjektiv iſt, das iſt objektiv Gott als Vater, als lebendiger Schwerpunkt des Daſeins, der, was in unendlicher Ferne liegt für das ſinnliche Bewußtſein, uns unendlich nahe bringt, daß es das Centrum unſeres Daſeins wird, was drohend und fremd iſt, heimiſch macht in dem Innerſten unſerer Perſönlichkeit, daß es Quelle aller eigenen Thätigkeit wird. Das ganze Daſein, als die in ſich geſchloſſene Offenbarung eines väterlichen Gottes, befreit uns daher von der feſſelnden Vergangenheit der uns umſchlingenden Natur, der eigenen, wie der fremden Thaten. Gott iſt in uns, wie wir in ihm ſind. Der göttliche Friede, der höher liegt als aller menſchliche Verſtand, d. h. als alles ſinnliche Daſein und Denken, iſt der Ausdruck des in ſich völlig befriedigten Daſeins, ſo daß, was in zweifelhafter Entwickelung fortſchreitet, als ein in ſich abgeſchloſſenes, durch keinen Schatten Verfinſtertes, durch keinen Irrthum Verzerrtes, durch keine Gefahr Bedrohtes, mit Zuverſicht ergriffen wird.

Aber, wie Gott ein Seiender, iſt er auch auf ewige Weiſe, alſo abſolut, ein Werdender und eben daher der Vater, das immanente Prinzip der Schöpfung, und der Schöpfer zugleich. Als Werdender iſt er von dem Seienden nicht relativ, ſondern abſolut getrennt, wie vorbildlich Leib und Seele. Der Wahrheit nach iſt der Leib ganz Seele, ſo wie die Seele ganz Leib, und wenn wir dem Leibe keine von der Seele abgeſonderte Perſönlichkeit zuſchreiben, ſo liegt das eben darin, daß er, wie er erſcheint, ſeine Wahrheit nicht in ſich, ſondern nur in der Gattung hat. Ein menſchlicher Leib, der als ſolcher die volle Wahrheit der Gattung ausdrückte, würde als Leib keineswegs verſchwinden, obgleich er durch ſein Daſein der ganze Ausdruck der Seele, durchſichtig für dieſe, wäre. So geſchaut, müßten wir allerdings dem Leibe Perſönlichkeit zuſchreiben, ſo wie der Seele.

Was es auch ſei, wodurch das, was in Gott eine Bewegung des Werdenden, zugleich aber ein Ausdruck der nie getrübten Ruhe des Seins für uns iſt, nicht unmittelbar als ein in ſich Seiendes, ſondern mittelbar in der Form der Entwickelung erkannt wird: ſo viel iſt klar, die mit dem chriſtlichen Bewußtſein gegebene Anſicht, nach welcher die Entwickelung zur Seligkeit als eins mit der Erkenntniß Gottes geſetzt wird, ergreift das in der göttlichen Zeit Werdende zugleich durch Glaube, Liebe, Hoffnung, als ein ſchon Daſeiendes, obgleich in der Form des Werdens. Dieſes Werden, durch welches ſubjektiv eine Entwickelung ſtattfindet, deren Erfolg aber keineswegs zweifelhaft iſt, iſt Gott als ſelbſtthätig, nicht bloß denkend, ſondern im Denken ſchaffend. Durch dieſes Hervortreten der Selbſtthat des ſchöpferiſchen Gottes thut er ſich dem Menſchen kund, nicht bloß als ein Aeußeres, ſondern als ein Inneres einer jeden Perſönlichkeit. Dieſes ſich Kundgeben Gottes in einer jeden Perſon als ihre innerſte Wahrheit iſt es, was wir Talent genannt haben, der Naturgrund der Perſönlichkeit. Selbſt, wo der Menſch dieſen Naturgrund im Sein, Denken und Handeln als das Weſen ergreift, in welchem er aufgeben muß, um in der Wahrheit Gottes zu ſein, bleibt er dennoch für das chriſtliche Bewußtſein, als ein Geiſtiges, aber der Perſönlichkeit, der Erzeugung ſelbſt Entfremdetes, als eine Macht Gottes. Wir nennen dieſe Macht *die Kraft*, weil ſie von den Bedingungen des erſcheinenden Daſeins ergriffen iſt, wie wir dieſelbe Benennung für die in der uns entfremdeten Natur ſich kundgebende Thätigkeit Gottes haben. Das völlig gereinigte chriſtliche Bewußtſein aber weiſt einen jeden Menſchen in ſeiner Selbſtthätigkeit nach ſeinem Naturgrunde hin, als nach der Gabe Gottes, nach dem Grunde, mit welchem er wuchern ſoll, und ſo ergreift ihn die Zuverſicht ſeiner fortſchreitenden That; als die des ſich offenbarenden Geiſtes, die mit ihm, durch ihn, in ihm thätig iſt, die ihn von den Bedingungen eines vergangenen feſſelnden Lebens befreit, die ſeine Perſon beſtätigt in ihrer beſondern Art, ſo wie ſie eine jede Perſönlichkeit, die in dem Kreiſe ihrer Entwickelung hervortritt, in ihrer Art beſtatigt, und auf dieſe Weiſe in der Entwickelung den Weg, die Wahrheit und das Leben enthält. So offenbart ſich der Geiſt als der *reinigende* und *ſegnende*, als der heilige Geiſt. Der Begriff der Heiligung darf von dem Begriff des Geiſtes, wie er ſich dem chriſtlichen Bewußtſein kund giebt, nie getrennt werden, denn es iſt, was durch ihn wird, nie ein bloßes Selbſtdenken, ſondern mit dem Selbſtdenken eine Selbſtthat. Die Heiligung iſt ſubjektiv für die Perſon daſſelbe, was der Segen objektiv für die That iſt. Jene wird durch dieſe, dieſe durch jene beſtätigt auf göttliche Weiſe. Wenn wir erwägen, daß die ganze Schöpfung für das chriſtliche Bewußtſein nur Wahrheit hat, inſofern ſie Ausdruck des göttlichen Willens iſt, ſo wird es uns auch klar, daß der

Segen keine andere Bedeutung haben kann, als die der ſchon im göttlichen Bewußtſein ſeienden Seligkeit, die in der menſchlichen Perſönlichkeit als Geſinnung, in der That als ſich entwikkelnde Schöpfung, im ausgedehnteſten Sinne in der Form des ſchlechthin zuverſichtlichen Werdens ſich zeigen muß.

Der Geiſt, der nur der Ausdruck des Geſetzes iſt, iſt nicht der Geiſt des chriſtlichen Bewußtſeins, er iſt nicht der wirklich offenbar Gewordene — der Weg, die Wahrheit und das Leben, — er hat keine heiligende Kraft und muß, ſelbſt wo er täuſchend das Anſehen der Selbſtbeſtimmung annimmt, als eine allgemeine Willensäußerung des in der Schöpfung verborgenen Gottes, der durch die Welt der Erſcheinung ſich noch nicht auf eine ſolche Weiſe offenbarte, daß die Perſönlichkeit ihre ewige Beſtätigung erhalte, erkannt werden. Durch dieſe Beſtätigung allein kehrt die Perſon aus der Erſcheinung in ihre innerſte Wahrheit zurück und wird als ein Kind Gottes frei.

Dieſe dem Geſetz unterworfene Selbſtbeſtimmung, die, von der Perſönlichkeit, ohne welche ſie freilich nie ſtattfinden würde, abgewandt, das Selbſt durch ſich ſelbſt aufhebt, nicht beſtätigt, erkennt das Allgemeine, und die Perſönlichkeit nur als einen verſchwindenden, in dieſes Allgemeine übergehenden Moment.

Die göttliche Schöpfung iſt, wie in jedem Moment eine werdende, auch eine ſeiende, ein Ausdruck der allgemeinen Einheit des göttlichen Willens. Zur Entwickelung innerhalb der Sinnlichkeit gehören nothwendig die Momente, in welchen das Daſein (das Leben), die That (das Handeln), und das Denken (das Erkennen), als geſondert ſich ausbilden. Für das chriſtliche Bewußtſein ſind dieſe Momente in ihrer Einheit aufgefaßt und ſind Dasjenige, was darin die Beſtätigung des Geſetzes durch die Liebe genannt wird.

Dieſe Richtung des Geſchlechts nach dem Allgemeinen, die dadurch offenbar gewordene Gewalt des Geſetzes in ſeiner abgeſchloſſenen Einheit erkennen wir in der mächtigen Entwickelung der bedeutendſten Völker. — Das Volk des Lebens (der Kunſt) iſt der Grieche, das Volk des Handelns (der That) iſt der Römer, und die europäiſchen Völker entwickeln ſich als die des Denkens (des Erkennens).

Es iſt oft genug behauptet worden, daß die geſchichtliche Bedeutung des griechiſchen Volks durch die Idee der Schönheit ausgedrückt ſei, aber dieſe ſelber, wie ſie von den Griechen dargeſtellt wurde, kann der Richtung der Allgemeinheit, durch welche die freie Sonderung der Perſönlichkeit verhüllt und zugedeckt wird, nicht entſagen. Weib und Familie gingen in dem Bürger auf, dieſer in dem Staate. Und wenn die Staaten ſelber dadurch freiere Individualitäten wurden, ſo entbehrten ſie dennoch jenes innerſte Leben, welches nur da zum Vorſchein kommen kann, wo die Einheit des Staats in der freien Entwickelung der innerſten Eigenthümlichkeit aller Perſönlichkeiten geſetzt wird. Ja, je entſchiedener die Perſönlichkeit von einer ſolchen Allgemeinheit verſchlungen wurde, deſto tiefer trat die klaſſiſche Eigenthümlichkeit des Volkes hervor. So ward die Darſtellung der Kunſt vollendet, klaſſiſch geſetzt für alle Zeiten, unſterblich, während die Staaten nur als verſchwindende Momente hervortraten. Ein unerbittliches Fatum umſchlang untergehende Geſchlechter; nur in dem Momente des Unterganges aufgefaßt, als unfreiwillige Opfer eines richtenden Verhängniſſes, erſchienen ſie groß; es war das dämmernde, in ſich ſelber kaum erwachte Selbſtbewußtſein, in ſeiner unergründlichſten Naturtiefe, welches im Moment des Entweichens von ſeiner eigenen Alles umſchlingenden Nothwendigkeit ergriffen wurde, die ſich in der Poeſie der Griechen kund that, und ſelbſt in der Ariſtophaniſchen Ironie die Perſönlichkeit höhnend opferte. Alle Mythologie iſt Religion, als Naturthat unter dem Siegel der Naturnothwendigkeit verſchloſſen, aber ſelbſt die Natur, wie ſie bildend fortſchreitet, bis ſie durch die menſchliche Geſtalt ſich ſelber erkennt, will nicht allein die Stämme der Völker, (als in ſich gleichartige, von dem Ganzen des Geſchlechts geſonderte Maſſen) erfaſſen, vielmehr iſt ihr Werk nur vollendet, wenn ſie dieſe Stämme in Perſönlichkeiten ſondert. So blickt im Fortgange der mythologiſchen Welt das allgemeine Geſetz aller Bildung hervor, nach welchem, von einem ſtrengen Anfange aus, alle Bildungsſtufen hindurch, wie Schelling gezeigt hat, die Freiheit der Naturformen ſich immer klarer offenbart; aber die Freiheit der mythologiſchen Kunſt, das Geſchloſſenſein der Geſtalt in ſich ſelber, ſo daß ſie als Schönheit nur aus ſich ſelber begriffen werden kann, iſt nur das Vorbildliche der wahren Freiheit, wie der ſinnlich organiſche Leib das Vorbild der Liebe. Das geiſtig Ganze iſt in die vollendete Form geſetzt, aber durch das Ganze, nicht durch ſich ſelbſt. Daher iſt die Darſtellung des Lebens, und zwar je bedeutender und freier die künſtleriſche Naturbildung hervortritt, deſto tiefer tragiſch, ja, ſelbſt ihre Philoſophie *). Es iſt der Moment, in welchem der ſelbſtthätige Geiſt ſich trennt von der Natur, ſich ſelbſt zu ergreifen, aber dieſe umfaßt ihn mit unüberwindlicher Gewalt, und ſo iſt er gezwun-

---

*) Was hier nur angedeutet werden darf, hoffe ich anderswo ausführlicher begründen zu können.

gen, ſich als Natur darzuſtellen. Eben dieſer tragiſche Moment enthält zu gleicher Zeit den Grund der Anmuth und Heiterkeit des griechiſchen Lebens, der griechiſchen Kunſt. Der Untergang der Perſönlichkeit iſt das Aufblühen des Geſchlechts und der Frühling der Geſchichte. Daher erſcheint die Kunſt am heiterſten da, wo das Weſen der Selbſtthat friſch, wie ſie aus der Natur entſprang, durch dieſe mit ihrer geiſtigen Schätze unendlicher Fülle begabt, von ihr ergriffen, Geſtalt gewann, wie das verborgene Thier in der Anmuth der Blüthe ſtill wird. Dieſe Richtung, indem ſie das Allgemeine der lebendigen Perſönlichkeit ausdrückt, offenbart zugleich das Beſondere der Natur. Daher das ſchlechthin Geſetzliche der Formen, die völlige Naturſicherheit der Bildung, die von jetzt an ein unveränderliches Naturfundament aller geiſtigen Entwickelung iſt.

Aus dem erſten rohen, maſſenhaften Titanenkampfe hat die Welt der Mythologie nach den nämlichen Geſetzen, nach welchen, wie wir ſpäter nachweiſen werden, die ganze Natur ſich bildete, die in ihrer Gewalt verhüllte Geſchichte, fortſchreitend entwickelt. Die nordiſche Mythologie, die eine größere Tiefe, als ſelbſt die griechiſche, in ſich ſchloß, beſtimmt, die innerſte Naturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu tragen und eine beſſere Entwickelung zu fördern, wie der Boden die Pflanze, vermochte es nicht, aus dem rohen Maſſenhaften des Titanenkampfs ſich herauszuarbeiten. Ihr blieb Anmuth und Schönheit fremd; denn die ringende Natur ſollte erſt durch das chriſtliche Bewußtſein, durch die Freiheit der Perſon ihre klare Bedeutung erhalten.

Was aber für die Natur ein Perſönliches, das iſt für den Geiſt ein Allgemeines, es iſt nicht die Schönheit in ihrer heiligen Wahrheit. Ich nenne die griechiſche Schönheit die Kategorie derſelben. Was der Chriſt Schönheit nennen darf, iſt ein durchaus Ueberſinnliches, welches ſich als Leib niemals bleibend ſinnlich darzuſtellen vermag und dennoch auf's Innigſte mit der Sinnlichkeit verbunden, ja, mit dieſer eins.

Iſt es nicht etwas höchſt Merkwürdiges, daß ſich dasjenige, was ein rein Geiſtiges iſt, wie durch das Wort für das Ohr (vernommen), ſo durch den Leib für das Auge (wahrgenommen) darſtellen läßt? Der Leib wird dann eine geiſtige Sprache, und Adel der Geſinnung, Liebe der That, perſönliche Hingebung, aus welcher die Macht göttlicher Zuverſicht im Gebet hervorquillt, geheiligte Verklärung in tiefer Andacht vermag es, den im gewöhnlichen ſinnlichen Daſein verſchloſſenen Naturgrund aufzuſchließen, daß der verhüllte und in den ſinnlichen Verhältniſſen gefeſſelte Engel in uns frei wird, und wir in das Innerſte der Perſönlichkeit, wo der Leib ſelber Seele wird, weil die Seele Leib geworden iſt, wie in die freundliche Tiefe der ſich uns ganz hingebenden Natur hineinblicken. Alle Wandelbarkeit der Erſcheinung zwiſchen der vernichtenden Hemmung und der geſunden Entwickelung drückt ſich wechſelnd durch die menſchliche Geſtalt aus. Und wo die göttliche Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit, wie die Sonne hinter den wechſelnden Wolken, hervorbricht, da iſt für die Perſon die Heiligung und für ſeine That der Segen gewiß. Das iſt der Tröſter (der Paraklet), und die griechiſche Kunſt enthält zwar die Kategorie dieſer Schönheit als ein Beſonderes des Allgemeinen, die innere Freiheit der Perſon, die göttliche Kindſchaft, das ewig Poſitive, das Allgemeine des Beſondern vermag ſie nicht darzuſtellen. Die wahrhaft perſönliche Schönheit kann mit dem Unſchönen in der Erſcheinung verbunden ſein; aber ſie trägt den Sieg über dieſes, und wo liebende Geiſter ſich begegnen, erkennen ſie ſich in der Urſchönheit, die Maske der Erſcheinung vermag ſie nicht zu ſtören. So kann auch die allgemeine Schönheit da ſein, wo die wahre urſprüngliche nicht zum Vorſchein kömmt. Das griechiſch Schöne iſt das Geſetz Gottes, aber nicht beſtätigt durch die Liebe.

Mit den Griechen ſchloß ſich die Geſchichte der Natur in der Geſchichte ſo ab, wie die Geſchichte der Natur in der Natur mit der menſchlichen Geſtalt. Jetzt erſt, durch die Römer, überſchritt das Bewußtſein handelnd die Schranke der in ſich geſchloſſenen Eigenthümlichkeit und ward ein Unendliches, Schrankenloſes. Was Griechenlands Untergang herbeiführte, war, von einem kleinen Anfang (aber in dieſem ſchrankenlos), der Naturentwickelungskeim für Rom. Der römiſche Staat war von ſeiner erſten Geſtaltung an ein erobernder, und ſtellt den Typus der ſelbſtſüchtigen Perſönlichkeit dar, die nur enden konnte mit dem, was der Tod aller Mythologie ſein mußte, mit einem ſinnlich erſcheinenden Gott.

Aber indem die lebendige Einheit des Naturgrundes in einer jeden Perſönlichkeit zurückgedrängt wurde, faßte ſich die Selbſtthat in der Vereinzelung immer mächtiger. Die innere Vereinigung einer ſichern Natur ſonderte äußerlich die Eigenthümlichkeiten, im Staate, wie in der Natur, daß eine jede Perſon ſich aus ſich ſelber geſtaltete. Die vereinzelte Perſon iſt aber innerlich von allen getrennt und wird eben deswegen äußerlich auf die übrigen bezogen, d. h. ſie iſt dem Geſetz der Erſcheinung unterworfen. So ward die Gewalt in der Geſchichte das Herrſchende, der eigentliche Krieg eines Jeden gegen Alle und Aller gegen Jeden. Aber dieſe Gewalt, die mit der Vereinzelung hervortritt, erſcheint in der Geſchichte als die grenzenloſe Naturkraft, die, indem ſie ſich ſelber nicht in ſich zu faſſen, zu bewegen und dadurch ihrem Weſen nach objektiv zu offenbaren vermag, auch ſubjektiv dem Bewußtſein verborgen bleibt. Die Kraft wird nie in ihrem Urſprunge erkannt, ſondern nur in ihren Aeußerungen, d. h., wie ſie in der Mitte hemmender und beſchränkter Bedingungen erſcheint. Das Weſen der Geſchichte, wie der Natur iſt in jener, wie in dieſer das allem Erkennen Unzugängliche, und ſie muß als Kraft vernichtet und als Ausdruck des göttlichen Willen gefaßt werden, damit man ſie ihrem Weſen nach begreife. Alle Thätigkeit entgegengeſetzter Kräfte, die ſich wechſelſeitig hemmen, iſt eine nichtige, weil in keiner das Weſen irgend einer Kraft ſich ſelbſt offenbart. Der Gegenſatz iſt durch die ſinnliche Kategorie der Cauſalität ausgedrückt. Nichts iſt ein Thätiges (Urſache), außer dadurch, daß es ein Leidendes (Bedingtes, Wirkung) iſt, ſo wie freilich nichts eine Wirkung ſein kann, wenn dieſe nicht als Aeußerung einer verborgenen Thätigkeit aufgefaßt wird, die in ihrer Bedingtheit wieder als die Wirkung einer höheren Urſache erſcheint, deren Thätigkeit, wenn man ſie auffaſſen will, immer von Neuem entflieht. Aber die Einheit, die aus dem Innern der Perſönlichkeit entwichen iſt, die iſt in Gott, deſſen Macht das Nichtige der Vereinzelung aufhebt und dem Geſetz unterwirft, was nicht in und mit ihm lebt und handelt. So entſteht jene negative Einheit, die den Streit nicht aufhebt, wohl aber bezwingt. Nicht etwa dadurch, daß in den Gegenſätzen ſelber eine Gewalt der Ordnung läge, wie diejenigen annehmen, die da glauben, daß der Streit der vereinzelten Perſönlichkeiten geſchlichtet werden könne durch eine Uebereinkunft (Staaten gebildet werden durch einen Kontrakt), ſo daß der Sieg der Mäßigung auß der Kraft ſelbſt entſpränge. Dieſes iſt ſchon deswegen unmöglich, weil eine jede Kraft eine unendliche iſt und ihr Maaß nicht in ſich, ſondern außer ſich findet. So iſt das Rechtsverhältniß des Geſchlechts, wie es ſich durch die Römer ausſprach, und wie es ein Fundament aller folgenden Rechtsverhältniſſe ward, für die Perſönlichkeit ein rein negatives; das Weſen, die Wahrheit der Perſon flieht ſich ſelber und ſucht ſich nicht durch die Beſtätigung, ſondern durch die Vernichtung fremder Perſönlichkeit. Durch dieſen wechſelſeitigen Vernichtungsprozeß werden die Perſönlichkeiten in ſich zurückgetrieben, aber durch dieſe Zurücktreibung in ihre Heimat nicht heimiſch, denn der Sinn ſtrebt nach außen, und das Verhältniß bleibt ein äußerliches. Nun wird zwar in dieſem Konflikt der Aeußerlichkeiten ein Geſetzmäßiges entdeckt, aber nur in der Macht der wechſelſeitigen Zurücktreibung, in dem Zwange, der der Willkür der Vereinzelung gegenüberſteht ohne alle Vermittelung; wie die ewige Nothwendigkeit der göttlichen Freiheit, deren unmittelbare, auf ewige Weiſe vermittelte Offenbarung ſie iſt. So iſt das Geſchlecht einer fremden, ihrem Urſprung nach, ihm unbekannten Geſetzmäßigkeit unterworfen. Das Geſetz (die Nothwendigkeit, das Rechte der Rechte) bleibt ſeinem Weſen nach dem Gezwungenen, dem Schlechten verborgen. Das Geſetz iſt dem Vereinzelten ein zwingendes, ein Naturgeſetz, nicht beſtätigt durch die Liebe; als ſolches aber eine Kategorie, ein rein Allgemeines einer verborgenen Macht, welche, indem ſie gegen die vereinzelte Perſönlichkeit gerichtet iſt, dieſe nur als ein in ſeiner Negativität hervortretendes Beſonderes des Allgemeinen zu faſſen vermag. Es iſt die anorganiſche Natur der Geſchichte, deren Kreisform und Rundung in ſich ſelber, und mit dieſer der Schwerpunkt, ſinnlich in dem Unendlichen geſucht werden muß. Dadurch aber werden die unendlich in ſich concentrirten Punkte des Kreiſes, die den ganzen Kreis in ſich ſetzen und gemeinſchaftlich auf das Centrum, auf eine innerlich unendliche Weiſe, beziehen, in grade Linien verwandelt, die ſich wechſelſeitig begrenzen, eine jede eine andere Richtung nehmend; dieſe vermögen aber nur ihre wechſelſeitige Beſchränkung, nicht ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf ein inneres Centrum zu faſſen.

Aber ſelbſt innerhalb der Perſönlichkeit, inſofern dieſe eine erſcheinende iſt, tritt die Hemmung hervor durch die Vereinzelung, und die Perſon wird dann ſelbſt im Innerſten des Bewußtſeins dem Geſetz unterworfen. Allerdings ſind alle drei Formen der Unterwerfung (die des Seins, des Handelns und des Denkens) mit einander geſetzt, und es kann nur von einem Ueberwiegen der einen oder der andern die Rede ſein, durch welches die Eigenthümlichkeit beſtimmter Entwickelungsſtuſen der Geſchichte angedeutet wird. So viel aber iſt klar, daß die dritte Geſtaltung nur ſtattfinden kann, wo auf der höchſten Stufe ſinnlicher Bildung das perſönliche Bewußtſein ſeine Beſtätigung in ſich ſelber gefunden hat, d. h. durch Gott befreit iſt. Der Gegenſatz, durch welchen die Hemmung und durch dieſe die Unterwerfung unter das Geſetz ſtattfindet, iſt dann in der Form eines zwieſpaltigen Bewußtſeins ſelber geſetzt. Die Vereinzelung eines Bewußtſeins aber, als die Selbſtthat des Denkens, giebt die partikuläre Meinung, und Meinungen treten gegen einander auf, ſich hemmend und ſtörend, wie handelnde Perſonen. Ein geſetzmäßiges, in ſich abſolut begründetes Denken weiſt die partikuläre Meinung zurück, die, wie ſie hier genommen wird, jederzeit eine ſchrankenloſe iſt, wie die Rechte das Handeln zurückweiſen, auf eine negative Weiſe (ſ. oben). Das perſönliche Denken, welches eben dadurch ſchrankenlos wird, daß es von ſeinem Naturgrund ſich trennt, wird aber durch jenes Zurückweiſen, nur durch ein anderes, nicht in ſich ſelber beſtätigt. Das Daſeiende wird nur ein Sein des Denkens, das Perſönliche nur ein Concretes des Allgemeinen. In dieſem, nicht in ſich ſelber, hat die Perſon eine Bedeutung. Allerdings würde dieſes Denken, welches ſich in unſern Tagen zu geſtalten ſucht, in der negativen (kritiſchen) Form der Ausdruck eines göttlichen Geſetzes ſein, wenn es als Wahrheit des in ſich ſelber Unwahren, d. h. als allgemeine Kategorie des Denkens hervorträte *). Denn ein göttliches Geſetz iſt jederzeit das Allesumfaſſende, Beharrliche in der Bewegung des Werdens. Dieſes Geſetz, geiſtig beſtimmt, iſt durch die Auffaſſung, welche die Entwickelungsſtufe als eine in ſich abgeſchloſſene betrachtet, nothwendig. Aber der Geiſt, der das Eigenthümliche nur ſo als ein Allgemeines (ſelbſt das Konkrete wird nur in der Allgemeinheit der Kategorie wahr) auffaßt, wäre nicht der Geiſt des chriſtlichen Bewußtſeins, der Alles durchſchaut, auch die Tiefen der Gottheit, nicht der Geiſt der lebendigen Zukunft, der auf die Seligkeit gerichteten Hoffnung, des Troſtes.

Der Sohn Gottes iſt dem chriſtlichen Bewußtſein der Offenbarer des göttlichen Willens, der Wille aber iſt völlig frei, weder durch das Daſein, noch durch das Werden gebunden. Es iſt Gott als wollender, und obgleich Gott, als daſeiend erſchaut, ganz Gott, und alles Daſeiende (die Schöpfung) ein Ausdruck des göttlichen Willens iſt, wie er ſich durch das ewige

---

*) Was hier erwähnt werden mußte, ſoll als Schluß dieſer Schrift ſchärfer entwickelt werden.

Geſetz, welches alles Werden als ein Seiendes ſetzt, kund giebt; obgleich der werdende Gott ganz Gott iſt, indem der Wille, der ſich in der Entwickelung zur Seligkeit offenbart, ſich verwirklicht: ſo iſt er dennoch ganz in ſich ſelber der reine, durch kein Daſein, wie durch keine Entwickelung gebundene Wille und offenbart ſich als ein ſolcher durch den Sohn. Er iſt der ewig erneuerte Anfang, der durch keine vorhergehende Momente, ſo wie durch keine nachfolgende gebunden iſt. Durch ihn offenbart ſich der daſeiende Gott als Vater; er iſt der alleinige Vermittler, nicht in der Trennung der Formen des Denkens, Handelns und Seins, vielmehr in, mit und durch die Einheit aller.

Der göttliche Wille iſt das ſich auf ewige Weiſe ſelbſt Beſtimmende, nicht als eine in dem Selbſt aufgehende Beſtimmung, ſondern für das chriſtliche Bewußtſein als eine Offenbarung. Dieſes hat ſein Weſen und ſeine Wahrheit eben darin, daß Gott ſich in ihm offenbart. Aber dieſe Offenbarung ſetzt ein Anderes voraus, in welchem Gott ſich erkennt und inſofern beſtätigt, und dieſes Andere, alſo beſtätigt, findet ſich eben dadurch in ſeiner Einheit mit Gott. Der Ausdruck dieſer Einheit iſt objektiv für das Andere, die Liebe (Gott iſt die Liebe) und in dem Andern abermals die Liebe (Höher als das Erkennen iſt die Liebe, 1 Korinth. 13). Dadurch erhält jener Cirkel, mit welchem alle Philoſophie anfängt, — es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater, Joh. 6. 44, und dann: Niemand kömmt zum Vater, denn durch mich, Joh. 14. 6. — ſeine wahre poſitive, lebendige Bedeutung. Die Liebe wird perſönlich, Gott gewinnt Geſtalt, gebiert ſich in uns, inſofern er iſt; und dennoch iſt er für uns, nur inſofern er wird, immer wieder von Neuem geboren; der alſo in der

Ewigkeit und in einer jeden Perſon auf ewige Weiſe aus Gott Geborne, durch welchen der göttliche Wille, als ſolcher, Wille der Perſon wird, ſo daß dieſe nicht bloß einem fremden Geſetz gehorcht (ſich unterwirft), ſondern, inſofern ſie im göttlichen Willen aufgeht, Geſetze giebt, enthält die Wurzel aller chriſtlichen Ethik (Joh. 15, 7). Der einzige Vermittler aber, nicht bloß des Handelns, ſondern auch des Denkens iſt der Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus, unſer Heiland. In ihm ſind wir frei, das Geſetz nicht aufgehoben, ſondern beſtätigt durch die Liebe, als Sein ſo wie als Denken. Das chriſtlich ethiſche Handeln (die Offenbarung des göttlichen Willens, die uns frei macht) iſt das Vermittelnde zwiſchen beiden. Der Geiſt geht aus vom Vater und vom Sohne, denn er führt das Daſeiende zu ſeinem ewigen Anfang zurück und ſetzt mit dem Anfang im Werdenden den Schluß.

Hier iſt nun die Stelle, wo es uns erlaubt iſt, das Weltbewußtſein ſelber, wie es auf eine immer fortſchreitende Erlöſung des Erkennens deutet, in ſeiner religiöſen Wahrheit für das chriſtliche Bewußſein zu gewinnen; hier wird es uns möglich, darzuthun, daß, was wir Vorbild bis jetzt genannt haben, in ſeiner innerſten Wahrheit den Keim des Höchſten in ſich enthält, welches ſich, aus dieſem, ſeinem Weſen nach erkannt, für die höchſte Betrachtung geiſtig gewinnen läßt. Dadurch wird nun der Unterſchied zwiſchen Vorbild und Gleichniß völlig klar werden. Das Letzte entſteht durch ein äußeres Spiel mit Aehnlichkeiten, jenes aber iſt, was es iſt auf einer niederen Entwickelungsſtufe, für eine höhere. Und wohl läßt es ſich beweiſen, daß die Parabeln, wie ſie Chriſtus benutzt, die Bedeutung der Vorbilder hatten. Die Natur innerhalb ihrer, wie ſie ſich aufgeſchloſſen hat für das menſchliche Bewußtſein, ſoll das Zeugniß des Geiſtes ablegen, und es ſoll uns klar werden, wie das Weltbewußtſein, indem es nicht mehr von dem chriſtlichen Bewußtſein getrennt, dieſem feindlich gegenüber ſtehend, vielmehr in dieſem verklärt iſt, wahre ſpekulative Philoſophie werde.

4.

Die Offenbarung des göttlichen Willens in der Natur.

Indem wir nun von der Naturſeite des religiöſen Bewußtſeins reden, wiſſen wir, daß wir viele Einwürfe zu erwarten haben, die aber, wenn wir uns über dieſen Ausdruck verſtändigt haben, hoffentlich verſchwinden werden.

Denn zuerſt werden die Naturforſcher über eine, wenn ſie durchdringen ſollte, der Naturwiſſenſchaft höchſt ſchädliche Verwechſelung der Natur mit der Ethik Klage führen. Sie werden behaupten, daß die teleologiſche Behandlung der Natur ihre ſtrenge Geſetzmäßigkeit aufhebt, auf welcher eben alle Sicherheit wiſſenſchaftlicher Forſchung beruht. Selbſt, werden ſie ſagen, wenn die Natur des Geſetzes uns verborgen bleibt, haben wir an der Geſetzmäßigkeit eine ſichere Leiterin und eine ſtrenge Zucht der fortſchreitenden Schule. Wird aber dieſe aufgehoben, dann ſind wir nur dem leeren Phantaſieſpiel preisgegeben.

Darauf antworten wir, daß die Naturphiloſophie eine in ſich ſelber begründete Wiſſenſchaft ſei, die eben Alles, was in der Sinnlichkeit und für einen ſinnlich ſcharf erkennenden Verſtand geſetzt iſt, innerhalb ihrer Grenzen als ein Ewiges auch für ein göttliches Erkennen darſtellt. Der Verſtand wird nicht aufgehoben durch die Ausbildung der Vernunft. Es findet daher gar keine Verwechſelung zwiſchen Naturphiloſophie und Phyſik ſtatt, denn obgleich jene ohne dieſe nie zum Vorſchein kommen kann, die Philoſophie vielmehr als die Frucht der ſinnlichen Erfahrung betrachtet werden muß, ſo daß die erſte die geiſtige Entwickelung der letztern enthält, in und mit welcher ſie allein eine Bedeutung hat, ſo iſt ſie dennoch in dieſer Einheit eine von der innerhalb der Sinnlichkeit fixirten getrennte Wiſſenſchaft. Ja, es muß ſogar zugeſtanden werden, daß die Phyſik (dieſe Benennung, wie im Alterthum, im ausgedehnteſten Sinne gebraucht) ſich ohne die Philoſophie, dieſe aber nie ohne jene zu entwickeln vermag. Der Naturphiloſophie bleibt nichts übrig, als das Erkennen und die Darſtellung der geiſtigen Einheit deſſen, was durch die Naturwiſſenſchaft als wahre Entwickelung gewonnen wird. Dieſe iſt viel reicher, als die Philoſophie, denn ſie enthält durch die Fülle ihrer Forſchungen eine unendliche Menge verhüllter Keime, die die wahre Philoſophie mit ſtiller Beſcheidenheit als ſolche für eine zukünftige umfaſſendere Entwickelung ihrer ſelbſt verwahrt, ſorgfältig eine jede voreilige ſich ſelbſt vernichtende Benutzung derſelben vermeidend.

Die Philoſophie, anſtatt die ſtrenge Zucht naturwiſſenſchaftlicher Forſchung zu ſtören, erkennt ſie vielmehr in ihrer Eigenthümlichkeit entſchieden an. Je feſter ſie ſich in ſich begründet, deſto weniger wird ſie mit jener in trüber Vermiſchung erſcheinen, ſo wie ſie auch dadurch, daß ſie den philoſophiſchen Forſchungen einen richtigen Standpunkt anweiſt, die in ſich geſchloſſene und ſtreng auf die ſinnliche Forſchung baſirte Phyſik von ſolchen Unterſuchungen befreit, die auf dem Felde ſinnlicher Erfahrung ihre Begründung nicht finden können und daher nur hemmend ſind. Die Naturwiſſenſchaft hat ihre Wahrheit, die durch ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung ausgeſprochen wird, und die auch nicht aufgehoben wird, weil ſie in einer höhern aufgeht.

Der Unterſchied der Naturphiloſophie von der Phyſik iſt eben dieſer, daß die erſtere durchaus religiös, oder beſtimmter, chriſtlich iſt.

Aber gegen dieſe Behauptung ſträubt ſich die Theologie und ein aus der Schule der Theologen entſprungenes dunkles Gefühl der Chriſten. Seltſam zwar iſt dieſes Sträuben, da die Theologen ſelbſt eine göttliche und menſchliche Natur des Heilandes ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſen; merkwürdig in einem religiöſen Bewußtſein — deſſen Grundlage ſich dadurch ausſpricht, daß das Wort Fleiſch ward — welches einen neuen Himmel und eine neue Erde und die Auferſtehung des Leibes erwartet. Aber der Einwurf der Theologen beruht auf einem Mißverſtändniß, welches gerade das Entgegengeſetzte der Naturforſcher genannt werden muß. Denn wie dieſe befürchten, daß die Idee göttlicher Freiheit den Begriff ſtrenger Nothwendigkeit in der Natur ſchwankend machen ſolle, ſo befürchten jene umgekehrt, daß der Begriff der in ſich geſchloſſenen Geſetzmäßigkeit der Natur den der göttlichen Freiheit untergraben werde. Es wird ſich zeigen, daß dieſe Furcht eine völlig unbegründete iſt, daß vielmehr die Naturphiloſophie, indem ſie die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Natur ſelber zur göttlichen Teleologie verklärt, das eigentliche Fundament einer in ihrem Weſen poſitiven chriſtlichen Philoſophie gefunden habe, nämlich den Punkt, durch welchen, wie wir uns ſchon früher geäußert haben, das Geſetz beſtätigt wird durch die Liebe.

Alle Einwürfe laſſen ſich heben oder ſind vielmehr durch die Schrift ſelber gehoben, wenn wir ihre Ausſprüche wohl erwägen. Der Verſtand, der Gott nicht zu erkennen vermag, ſubjektiv gefaßt, ſteht der ſinnlichen Natur gegenüber; beide werden, beſchränkt auf ſich und nicht als Entwickelungsſtufen bezogen auf ein Höheres, durch die Philoſophie, wie durch das chriſtliche Bewußtſein für nichtig erklärt. Aber beide erkennen in und mit der Sinnlichkeit ein Höheres, ein göttliches Erkennen, einer göttlichen Natur gegenüber, durch einen Geiſt, der ſelbſt in die Tiefen der Gottheit hineinzudringen vermag. Der Tadel, den wir ſo oft vernommen haben, ſcheint ja auszuſprechen, daß in der Natur als ſolche nichts Göttliches ſei. Conſequent verfolgt, würde er es dahin bringen, daß wir, wie einige religiöſe Fanatiker, alles Sinnliche als ein Sataniſches betrachten, dem heiteren Gefühl, welches uns mit der Natur verbindet, mißtrauen, Wiſſenſchaft und Kunſt, inſofern ſie innerhalb der Sinnlichkeit ſich geſtalten, verſchmähen, eine jede unſchuldige Freude, welche oft eben in ihrer heitern ſinnlichen Art aus dem dankerfüllten Herzen wahrhaft chriſtliche Momente entwickelt, verdammen und die Sinnlichkeit ſelber als ein mißlungenes Werk Gottes betrachten, welches er wieder aufgeben müße; wodurch der religiöſe Fanatismus auf eine merkwürdige Weiſe der modernen Tragödie der Verzweiflung verwandt wird. Wer aber in und mit der Sinnlichkeit ein Werdendes auf ewige Weiſe erkennt, wer das Nichtige und Böſe da findet, wo die Sinnlichkeit als ein Feſtſtehendes und Abſolutes betrachtet, den Segen des Geiſtes aber erkennt, wo ſie ſelber, alſo die Natur, als eine werdende erkannt wird, dem wird auch ſeiner Tage Werk im tiefſten Sinne geheiligt, für den liegt im denkenden (d. h. gewiſſenhaften) Handeln, im handelnden (d. h. lebendig vernünftigen) Denken, ſelbſt als ſolche die Verheißung. Die Perſon, deren ewige Bedeutung das Fundament des Chriſtenthums iſt, wird dann nicht als getrennt gedacht von ihren Werken. Innerhalb der Sinnlichkeit, ja, in ihre Form gekleidet, hat eine jede Aufgabe ihre ewige Bedeutung, und im tiefſten Sinne begreifen wir, was es heißt, daß unſere Werke uns nachfolgen. So iſt nicht verloren für die Ewigkeit, was die verſtändig liebevolle That oder die gewiſſenhafte Forſchung hier gewann, und obgleich wir in der Sinnlichkeit befangen, den Erfolg unſerer Thaten und Gedanken nicht zu verfolgen vermögen, lebt doch der Chriſt in der ſeligen Zuverſicht, die ſich durch den hoffnungsvoll zu erwartenden göttlichen Segen ausſpricht. Daher erkennen wir uns zwar, wenn wir Alles gethan haben, als unnütze Knechte, aber dennoch iſt uns verheißen, daß wir, wenn wir treu über das Kleine waren, in und mit dieſem das Größte gewinnen werden.

Nicht die chriſtliche Religion allein, eine jede Religion ohne Ausnahme, alle religiös ſich verirrenden Mythologieen unterſcheiden ſich von einer bloßen Lehre, von einem bloßen Syſtem des Denkens dadurch, daß ſie ein denkendes Sein ſind; ein Leben aber, welches auf eine ſolche Weiſe in der Form des Seienden ein Denkendes einſchließt, iſt das rein Objektive, als Denken die Geſchichte in der Natur, als Sein die Natur in der Geſchichte. Und wenn man, wie wir hoffen, in dem Nachfolgenden ein Erkennen finden wird, welches dem chriſtlichen Bewußtſein völlig entſpricht, ſo wird man ohne allen Zweifel geſtehen müſſen, daß die Religionsphiloſophie nur durch das Hervorheben der Naturſeite des Chriſtenthums, als ſolche, ihre Bedeutung erhält, daß nur ſo eine Verſöhnung zwiſchen dem chriſtlichen Bewußtſein und dem Weltbewußtſein möglich iſt; und zwar dadurch, daß dieſes erſt ſeine Verklärung zur höhern Wahrheit durch jenes findet.

Es iſt in dieſer Beziehung merkwürdig, daß das alte Teſtament reich iſt an Bildern, die die göttliche Macht in der äußern Unendlichkeit des Univerſums darſtellen. Die Unermeßlichkeit des Weltalls, die Unzählbarkeit der Sterne, die Entfernung derſelben, leiht den Maaßſtab für die bildliche Darſtellung der Größe und Erhabenheit Gottes. Solche Bilder treten in ihrer erhabenen Bedeutung in dem Buch Hiob, wie in dem Pſalter oft genug hervor, ſie ſind auch den Propheten nicht fremd. Im neuen Teſtamente ſind ſie verſchwunden. Die äußere Erſcheinung hat, ſelbſt wenn ſie in der Natur oder in der Geſchichte die größte Bedeutung zu haben ſcheint, da keine Bedeutung, es weiſt den Menſchen in ſich ſelber hinein, damit er da die Stätte der göttlichen Gnade und aus dieſer der göttlichen Freiheit und des ewigen Daſeins erkenne, und ſo legt es den Keim zu einem Erkennen, deſſen höchſte Bedeutung ſich durch das Auffaſſen der Natur als eines in ſich Geſchloſſenen, aus ſich ſelber zu Begreifenden beurkundet.

Jahrhunderte ſind verfloſſen, bevor dieſe Sonderung ſtattfand, ehe die in ſich gerundeten Planeten ihre gemeinſchaftliche Einheit in ihrem Mittelpunkt erkannten; dadurch von einander geſondert, eine Einheit offenbarten, die, über der Sinnlichkeit liegend, in einem Jeden eine äußere, in der ewigen Wahrheit zugleich eine innere Aller war. Man wird die große religiöſe Bedeutung des Proteſtantismus erkennen, wenn man ſie durch alle Verirrungen hindurch als die Erlöſung des Erkennens betrachtet. Frühere Epochen ſonderten allmälich die Völker in innere Eigenthümlichkeiten, deren Zerſtörung, nachdem ſie ſich ausgebildet hatten, als ein geſchichtlicher Frevel anerkannt werden muß. Es war die Erlöſung der geſchichtlichen That, die ſich in Völkerſtämme, noch aber nicht durch die, zugleich in der Erſcheinung freie, Perſönlichkeit, ausſprach. Dieſe entwickelt ſich in dem Maaße, als eine jede ſich in Allen und Alle ſich in einer jeden erkennen.

Wir werden in der nachfolgenden Darſtellung Alles ausſchließen, was eine genauere Kenntniß der Naturwiſſenſchaft vorausſetzt, und ebenſo ſorgfältig Alles, was zweifelhaft und unſicher ſcheint. Wir werden nur dasjenige aufnehmen, was einen beſtimmten Grad der Gewißheit erlangt und zugleich eine höhere geiſtige Bedeutung erhalten hat. Dieſes ſcheint uns geeignet, von der Schule ſich loszureißen und reif zu ſein für die Hineinbildung in das allgemeine Bewußtſein der Zeit. Die Naturwiſſenſchaft ſelbſt hat, durch eine Reihe von Jahren, ſich ſträubend, dieſe Reſultate geiſtiger Art entwickeln müſſen, und wir dürfen die Forſcher nicht tadeln, wenn ſie auf jedem Schritt, der Entwickelung hemmend, wie es ſchien, entgegentraten. Denn das Beſtreben der Menſchen, das Geiſtige, was geahnet wird, noch unreif einzutragen und die fehlende Reife durch ein naktes Denken zu fördern, iſt ſo mächtig, daß die Zögerung, die durch das pflichtmäßige Widerſtreben der Naturforſcher entſteht, und welche die Ungeduld des ſtrebenden Geiſtes zu zügeln vermag, allein fähig iſt, die Früchte, die dem Geiſte werden ſollen, völlig reif für eine geiſtige Erndte auszubilden. Wenn auf eine ſolche Weiſe die Naturforſcher das Recht, ja, die Pflicht haben, die Reſultate, die auf ein Höheres deuten, ſo lange abzuweiſen, bis ſie gezwungen ſind, ſie anzunehmen, ſo darf andrerſeits das geiſtige Erkennen nicht ruhen, was für eine höhere Betrachtung reif wird, in Empfang zu nehmen, und für ihr Reich zu gewinnen. Wohl erinnern wir uns der Zeit, wo auch uns die Ungeduld ergriffen hatte, wenn die Naturforſcher verſchloſſen ſchienen für das, was uns gewiß dünkte. Aber, indem wir die Zeit von faſt einem halben Jahrhunderte überſchauen, in welchem wir mit gleicher lebhafter Theilnahme das Fortſchreiten der Naturwiſſenſchaft einerſeits und das Hineinkehren des ſich beſinnenden Geiſtes in ſich ſelber andrerſeits betrachtet haben, müſſen wir die ſtrenge Zucht, die uns zähmte, vielmehr preiſen und das Widerſtreben, welches noch ſtattfindet, als ein nothwendiges anſehen.

Die Methode der Betrachtung, die wir gewählt haben, ſteht allein einer ſchlechthin poſitiven Philoſophie offen, die von der unbedingten Freiheit des göttlichen Willens ausgeht. Daß die göttlichen Gedanken ihren ſtrengen Zuſammenhang und mit dieſem ihre geiſtige Einheit in der Schöpfung nicht verlieren, wenn die Betrachtung ſich ihr zuwendet; daß die Hoffnung, in göttlicher Erkenntniß, die auf jedem Schritt ihre Gewißheit in ſich trägt, zu wachſen, keine leere ſei, wenn der betrachtende Sinn ſich von der feſſelnden Sinnlichkeit losreißt und ſich ihm zuwendet, ſoll die folgende Darſtellung hoffentlich beweiſen.

Vor uns liegt die unermeßliche Natur, und von ihrer Unendlichkeit ergriffen, verſchwindet die Erde bis zu einem unendlich Kleinen, und wir ſelber können uns in dieſer Unendlichkeit nicht finden, wir gehen in ihr unter. Der Menſch hat eine ſeltſame Neigung, ſich ſchwindelnd in die grenzenloſe Tiefe zu ſtürzen, und ſo das Erhabene und Große lediglich außer ſich zu ſehen. Er würde dieſes nie wagen, wenn er nicht die innere dämmernde Gewißheit behielte, daß er bei dieſem Hineintauchen in das Unermeßliche doch bliebe, und daß dieſes ſelbſt, wie außer ihm, doch auch in ihm ſei, ſo daß der Gedanke des äußerlich Unendlichen eben als ein ſolcher ſeinem Bewußtſein, d. h. ihm ſelber zugehöre.

Beſinnt ſich nun der ſinnliche Menſch in ſich ſelber und tritt auf eine ſolche Weiſe der äußern Unendlichkeit gegenüber, ſo findet er ſich zwar von dieſer getrennt und geſchieden, aber er muß doch zugleich geſtehen, daß es etwas giebt, was ihn mit der fremden Unermeßlichkeit in Beziehung ſetzt, und welches, als das Ordnende ſeines Bewußtſeins, eine eigne Thätigkeit beurkundet. Wenn auch dieſe Thätigkeit für den einzelnen Menſchen eine bedingte zu ſein ſcheint und ſich, vergleichen wir ſie mit der Totalität aller ſinnlichen Erſcheinungen nur innerhalb eines engen, beſchränkten und zweifelhaft ſchwankenden Kreiſes, zu bewegen vermag, ſo findet er doch zugleich eine von dieſer Beſchränkung befreite Thätigkeit, die, indem ſie für alle Menſchen dieſelbe iſt, als ein Geiſtiges einem Jeden zugehört, und zwar nicht theilweiſe, ſondern ganz. Er nennt dieſe Thätigkeit den Verſtand, und dieſer iſt der gemeinſchaftliche allgemeine Träger aller Selbſtthat überhaupt. Er bezieht ſich nicht auf dieſes und jenes in der Schöpfung, ſondern auf das Ganze, und ſeine Beſtimmungen, die ſich als die gemeinſchaftlichen aller Menſchen darſtellen, gehen auf das Allgemeine.

In der ſinnlichen Gegenwart, die uns feſſelt, treten nur Gegenſtände hervor, die ſich (einzeln in der Zeit und miteinander im Raume) uns aufdrängen, einen beſtimmen Eindruck hinterlaſſen, dann verſchwinden und keine Spur der eigenen Thätigkeit zu erkennen geben. Aber das Wiedererkennen dieſer Gegenſtände, nicht bloß, wie ſie einzeln uns ſinnlich afficiren, ſondern wie ſie in dem Verſtand ſelbſt bleibende Geſtalt gewonnen haben, iſt zwar nicht ohne den beſtimmten Eindruck der gegebenen Gegenwart, entſteht aber doch auch nicht durch dieſen. Wenn das Kind ein Pferd ſieht, ſo iſt der Eindruck ein unmittelbarer, und es geht ohne Selbſtthätigkeit in dieſem Eindruck auf; wenn es aber in einem zweiten Pferde dasjenige wieder erkennt, was in dem erſten nur für eine ſinnliche Gegenwart war, jetzt aber verſchwunden iſt, ſo zeigt ſich, daß es nicht bloß paſſiv an die wechſelnden Erſcheinungen geknüpft iſt, ſondern daß ein Beharrliches, welches nicht verſchwindet, ſo wie es erſcheint, ihm eigen iſt. Es behandelt auch dieſes, wodurch die bloße Empfindung zur Vorſtellung geſteigert wird, als ein ihm Zugehöriges, und die Sprache, die, obgleich die ſinnliche Welt bezeichnend, doch lediglich ein Organ des ſelbſtthätigen Verſtandes iſt, giebt ihm einen Ausdruck für dieſes Beharrliche, den einzelnen Individuen gemeinſchaftlich Zukommende. So entſteht ihm der Begriff des Allgemeinen, der Gattung; es urtheilt, indem es den für die Empfindung nur einzelnen Gegenſtand in das Allgemeine der Gattung aufnimmt. Die Entwickelung des Verſtandes ruft dieſe Thätigkeit der Verallgemeinerung in allen Richtungen hervor. Die Prädikate des einfachen Urtheils werden Subjekte eines höheren; dieſes Thier iſt ein Pferd, urtheilt man zuerſt, dann, dies Pferd iſt ein Säugethier, das Säugethier ein Thier überhaupt, das Thier ein Lebendiges, das Lebendige ein Sinnliches. So ſteigt der Verſtand vom Allgemeinen zum Allgemeinern, und der betrachtende Forſcher macht dieſe Thätigkeit der immer fortſchreitenden Verallgemeinerung zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchung. Er entdeckt dann Formen des Denkens, die die allgemeinſten Prädikate aller ſelbſtthätigen Urtheile genannt werden müſſen, welche als ſolche, auf alle Gegenſtände angewandt, den

Kreis bezeichnen, innerhalb deſſen der Verſtand auf die nämliche Weiſe für alle Menſchen, alſo abgeſehen von den in der Erſcheinung perſönlichen, ſubjektiven Bedingungen ſeiner Bildung, mit der unveränderlichen Sicherheit ſeiner urſprünglichen Natur überhaupt, thätig ſein kann. Die höchſten Urtheile ſind diejenigen, die alle beſchränkten Prädikate den höchſten mit Beſtimmtheit unterordnen. Man nennt ſie Kategorien, und ſie ſind bekanntlich die der Quantität, der Qualität und der Relation. Wenn der Menſch den Umfang (den äußern — Extenſität — oder den innern — Intenſität) eines daſeienden oder in der Erſcheinung thätigen Gegenſtandes kennt, wenn er die Beſchaffenheit deſſelben zu beſtimmen vermag, endlich, wenn er das Verhältniß deſſelben zu den übrigen begriffen hat, dann hat er Alles aufgefaßt, was die genaueſte Kenntniß eines gegebenen Gegenſtandes für den Verſtand bedingt. Was aber eben darthut, daß die Verſtandesthätigkeit eine in ſich begründete ſei, iſt dieſes, daß ſie, obgleich aus den Gegenſtänden der äußern Welt entſprungen, dennoch ſich von dieſen zurückziehen und ſich in ihrer eigenen innern Einheit (Conſequenz) bewegen kann. So fallen Wirklichkeit und Möglichkeit aus einander, und nur, wo beide zuſammenfallen, ſind innere und äußere Welt gleich geſetzt; und was als wirklich mit ſeiner Möglichkeit gedacht wird, iſt als nothwendig erkannt. So beſtimmte Kant die Grenze für die Selbſtthätigkeit des Verſtandes, innerhalb welcher dieſer die Funktion des Urtheilens mit völliger Sicherheit, geſetzgebend (conſtitutiv) ausüben kann. Er kann nur das Geſetzmäßige erkennen, nur Gegenſtände ihrem Umfange, ihrer Beſchaffenheit und ihren Verhältniſſen nach beſtimmen. Das Geſetz ſelber, das in den Gegenſtänden verborgene Denken, tritt für den Verſtand nur hervor, ſo wie es gebrochen durch die ſinnlichen Kategorien erſcheint. Diejenige Nothwendigkeit aber, die mit der Möglichkeit, mit dem Denken an ſich, unmittelbar die Wirklichkeit, d. h. die Gegenſtände an ſich ſetzt, bleibt in dieſem verborgen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Art und Weiſe, wie dasjenige Aeußere, welches Gegenſtand des ſinnlichen Erkennens iſt, von uns aufgenommen und durch die Verſtandesthätigkeit mit Sicherheit in ſeinen Verhältniſſen erkannt wird, ſo finden wir dieſe beſtimmt durch die Anſchauungsweiſe im Raume (nach welcher die Dinge außer uns, aber auch außer und neben einander), und in der Zeit, (nach welcher wir die Dinge außer uns, aber auch außer und nach einander) geſetzt werden.

Wir haben an dieſem allgemein bekannten Reſultat der Kanteſchen Philoſophie hier der nachfolgenden Darſtellung wegen erinnern wollen. Eine kurze Ueberlegung überzeugt uns, daß der im Erkennen konſtitutive Verſtand nicht das Weſen unſeres Bewußtſeins enthält. Er iſt vielmehr durch eine urſprüngliche Bedingung von dieſem ausgeſchloſſen, ſo daß das Bewußtſein im verſtändigen Erkennen keineswegs ſich ſelbſt, wie es iſt, ſondern nur wie es erſcheint, d. h. wie es nicht iſt, ergreift und ſich alſo nicht bewußt iſt. Um nun dieſen Widerſpruch zu heben und die Bedeutung deſſelben für ein chriſtliches Bewußtſein zu entwickeln, welches im Erkennen wie im Handeln berufen iſt, ſich von der bloßen Erſcheinung, d. h. von dem Unwahren ab und dem Wahren zuzuwenden, wollen wir Natur und Geſchichte, ſo wie ſie dem konſtitutiv erkennenden Verſtande vorliegen, genauer betrachten.

Wenn wir dieſen Weg eingeſchlagen haben und überhaupt von Kant ausgehen, ſo geſchieht dieſes deswegen, weil ſeine Kritik der Zeit und der zeitgemäßen Entwickelung des Bewußtſeins zugehört. Denn eine unbefangene Selbſtforſchung wird uns überzeugen, daß eine beſtimmte, keineswegeſ ganz überwundene Stufe der Bildung, auf welche die Forderung des ſinnlichen Verſtandes, ſich mit ihrer eigenen Sicherheit zu begnügen und Alles, was nicht in dieſer begründet ſei, abzuweiſen — noch immer, ſelbſt dem tiefer dringenden Selbſtbewußſein gegenüber, uns mehr oder weniger beherrſcht. Dieſe Gewalt der ſinnlichen Kategorien, die ſich des Maaßſtabes zur beſtimmten Schätzung aller menſchlichen Urtheile bemächtigt hat, iſt keineswegs verſchwunden, weil ſie in den Schulen der Philoſophen in ihrer Nichtigkeit dargeſtellt, eben ſo wenig, weil ſie in den chriſtlichen Gemeinden gering geſchätzt wird. Vielmehr bleibt ſie ihrer Gewalt nach, wo wir ſie durch die Dialektik der Philoſophen bedrängt oder durch die Reinheit einer chriſtlichen Geſinnung beſiegt glauben.

Was iſt es nun, was in der Geſchichte, wie in der Natur von dieſem Verſtand als ein durch ihn Beſtimmtes und alſo Erkanntes beherrſcht wird? Wir dürfen uns hier nicht mit der Form oder dem Inhalt einer durch die Verſtandesthätigkeit in ſich begründeten Wiſſenſchaft beſchäftigen, wohl aber müſſen wir hinweiſen zu dem Verhältniß, in welchem eine ſolche Wiſſenſchaft zum chriſtlichen Bewußtſein ſteht. Ein ſolches Erkennen ſchließt nämlich, wie wir wiſſen, geiſtige Schönheit, Leben, Sittlichkeit, Alles alſo, was für ein chriſtliches Bewußtſein einen Werth hat, als ein dem Erkennen Unerreichbares aus, und indem es ſeine ganze Bedeutung nur darin finden kann, daß es die Wahrheit ſucht, iſt das Reſultat ſeiner Selbſtforſchung, daß, was es erkennt, nicht das Wahre ſei. Das ſo Erkannte in ſeinen Verhältniſſen aufgefaßt, iſt die todte unorganiſche Natur, und die Begründung dieſer Verhältniſſe weiſen uns nach einer fremden, äußern Unendlichkeit hin. Die Vergangenheit der Natur, obgleich durch die Gegenwart abgeſchloſſen, führt uns dennoch rückwärts in eine Unendlichkeit hinein, weil die Reflektion keinen Anfang finden kann, und der Verſtand muß Alles nach den Verhältniſſen der Gegenwart beurtheilen, weil dieſe allein ihm zugänglich ſind. Ihm iſt daher die Natur, auch in ihrer anfangsloſen Vergangenheit nur aus der Gegenwart und ihren ſinnlich erkannten Verhältniſſen zu erklären. Faſſen wir die Natur im Raume, ſo iſt das Verſchloſſenſte und von dem Bewußtſein innerhalb der Sinnlichkeit am meiſten Entfremdete, ſchlechthin Unzugängliche die Maſſe. Aber dieſe, obgleich ſie alle ſinnliche Erſcheinung trägt und alles ſinnliche Erkennen begründet, iſt ſelbſt keine Erſcheinung. Sie iſt das Beharrliche, Unveränderliche in allen Verhältniſſen, daher eben als Maſſe dem Verſtande, der nur Verhältniſſe erkennt, völlig unzugänglich. So wird ſie als Gegenſtand vernichtet und in einen bloßen Gedanken verwandelt, der als beharrliche Subſtanz alle Verhältniſſe als Accidenzen feſthält. Der nicht reflektirte Sinn ſchreibt zwar dieſen Maſſen, wie Silber, Gold u. ſ. w. eine objektive Realität zu. Aber das reflektirende Erkennen, die Wiſſenſchaft, vernichtet dieſe Realität und löſt ſie in lauter Eigenſchaften auf, als Prädikate, die Accidenzen einer uuerreichbaren Subſtanz genannt werden müſſen. Das Silber z. B. hat eine beſtimmte Farbe, einen beſtimmten Glanz, eine ſpezifiſche Schwere, ein eigenthümliches Verhältniß zur Wärme, zur Elektricität, zum Magnetismus, zum chemiſchen Prozeß. Dieſe Eigenſchaften, ſagt man, hat das Silber, es müßte alſo das objektiv reale Silber auch ohne dieſe Eigenſchaften eine objektive Realität haben und ein Gegenſtand des Erkennens ſein können. Aber abgetrennt von den Eigenſchaften, in welche es aufgelöſt iſt, um erkannt zu werden, verſchwindet der beſondere Gegenſtand ganz und gar, denn der unbefangene Sinn erhält den Begriff der Realität eines Beſondern nur dadurch, daß es den Gegenſtand als die Einheit aller Eigenſchaften betrachtet; dieſe aber iſt der Wiſſenſchaft unzugänglich; für ſie zerfällt das Silber in Eigenſchaften, die nichts mit einander gemein haben. Dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Tabellen der ſpezifiſchen Wärme, der Elektricität, des Magnetismus, des chemiſchen Prozeſſes, die abermals dieſe nicht darſtellen, wie ſie als beſondere aus der Einheit des eigenthümlichen Gegenſtandes hervorgehen, ſondern wie ſie in bloße magnetiſche, elektriſche, chemiſche Verhältniſſe aufgehen, und durch deren Betrachtung man das Silber aus den Augen verliert, um ein abſtraktes Verhältniß des Magnetismus, der Elektricität u. ſ. w. feſtzuhalten, und der ſo in Eigenſchaften zerſplitterte und mit dieſen in bloße Verhältniſſe hineingeriſſene Gegenſtand wird ein ſchlechthin Unweſentliches. So iſt das ſinnlich verſtändige Denken ſich ſelbſt bewußt, daß es ſich nur begriffen hat als ein Erdachtes, von den Gegenſtänden, die es erkennen will, ſchlechthin Getrenntes. Indem es die Dinge erkennen will, erkennt es weder dieſe, noch ſich ſelber, und muß, um etwas den Gegenſtänden Aehnliches zu erhalten, ſeine Zuflucht abermals zu ſich ſelber nehmen, ſich durch Fiktionen (Hypotheſen) täuſchend, die zugeſtanden als ſolche erkannt werden. Der unbefangene Sinn betrachtet die Unendlichkeit des Univerſums als ein unmittelbar auch innerlich Gegebenes, und durch das chriſtliche Bewußtſein zum Göttlichen geſteigert, fühlt er ſich dem All befreundet, ſo daß dieſes ein ihm Innerliches wird. Dadurch wird ihm auch unmittelbar das Beſondere in ſeiner Einheit in und mit dem All ein Reales. In die Unendlichkeit des ſinnlichen Denkens hineingeriſſen aber, wird das All ein ſchlechthin Entfremdetes, und das nie und nirgend abzuſchließende Aeußere kann nur, durch einen endloſen Progreſſus, im Innern die verlorene Einheit des unbefangenen Sinnes ſuchen, aber nie finden. Die Ordnung des Alls, die Wahrheit der Dinge erhält ſich nur durch den geſunden Sinn, der außerhalb des ſinnlichen Erkennens unüberwindlich beharrt und uns in jedem Augenblicke wiedergiebt, was uns das Erkennen raubt.

So liegt die anorganiſche Natur vor uns, ſie iſt zerfallen in Stoffe, in beſondere unzerlegbare Subſtanzen, deren Zahl zwar durch die fortſchreitende Kunſt der Zerlegung vermindert werden könnte, doch ohne daß die Wiſſenſchaft irgend einen Vortheil daraus zöge, weil die Stoffe, Subſtrate genannt, nur aus ihren Verhältniſſen erkannt werden und daher der Wiſſenſchaft nichts an ſich Poſitives ſein können; wie der bloß ſinnliche Menſch, deſſen Bedeutung nur aus den Beziehungen, in welchen er zur äußern Welt ſteht, begriffen wird, auch in dieſen aufgeht und nichs Poſitives einer eigenthümlichen Geſinnung kund giebt. Dieſe Verhältniſſe laſſen ſich nun in den engern Kreiſen des chemiſchen Prozeſſes, wie in den größten des Univerſums immer ſchärfer auffaſſen, ja, bis zur vollendeten mathematiſchen Genauigkeit beſtimmen. Und in der That müſſen wir auch behaupten, daß die Mathematik für die Thätigkeit des Verſtandes die Formen des ſchlechthin Gewiſſen aller ſinnlichen Erkenntniß in ſich enthält. Keine ſchlechthin ſinnliche Kategorie iſt mit wahrhafter konſtitutiver Sicherheit auf Erfahrungen angewandt, wenn ſie nicht mathematiſche Beſtimmtheit erlangt hat. Alle mathematiſche Evidenz beruht eben darauf, daß das Bewußtſein einem Geſetz unterworfen iſt, gegen welches gar keine Appellation ſtattfinden darf. Und die tiefſte ſpekulative Bedeutung dieſer Wiſſenſchaft liegt eben darin, daß, indem das höhere Bewußtſein ſich dieſer Geſetzmäßigkeit unterwirft, es ſich dennoch, wie die Freudigkeit des Erkennens beweiſt, obgleich gebunden, frei fühlt. Nur wenn dieſes Erkennen in der Sinnlichkeit, innerhalb welcher es allein thätig iſt, die einzige geiſtige Realität findet und ſich ſo zur Geſinnung ſteigert, wenn es die Gefangenſchaft ſelbſt als die Stätte der Freiheit begreifen will, wird es in ſich unwahr.

Es iſt für die Religionsphiloſophie von großer Wichtigkeit, die Anſicht der Natur, die alles Erkennen mit der größten Evidenz und Sicherheit nur im Maſſenverhältniß faſſen zu können glaubt, in ihrer Konſequenz feſtzuhalten. Denn wie Alles ein Inneres iſt, ſo iſt es auch ein Aeußeres, und zwar ein äußerlich Sinnliches, und da wir dieſes Aeußere, wenn es in ſeiner Form als ſolches feſtgehalten werden ſoll, niemals erkennen können, weil es ſonſt ein Inneres, und dadurch der Gegenſatz, innerhalb welchem die Sinnlichkeit ihre Bedeutung hat, aufgehoben würde, ſo erhellt, daß dieſes ſchlechthin allgemein Objektive des ſinnlichen Bewußtſeins zwar als ein Unüberwindliches uns gegenüber ſteht, aber zugleich als das abſolut Indifferente, durchaus Unzugängliche. Die Naturforſcher, die innerhalb der Sinnlichkeit allein erkennen, müſſen daher dieſes Objektive eben als ein von allem Denken Getrenntes nothwendig feſthalten und zwar als den Träger alles Denkens, der ſelbſt nicht von dieſem getragen werden kann. Dieſes ſchlechthin Aeußere, was nie ein Inneres werden kann, iſt die Maſſe; und Newton, der den wiſſenſchaftlichen Vereinigungspunkt aller zerſtreuten Anſichten eines ganzen Jahrhunderts bildete und dadurch ſeinen unſterblichen Ruf erlangte, hatte auch darüber das deutlichſte Bewußtſein. Ihm war die Maſſe das nothwendig Anzunehmende, aber nie zu Erkennende; das unveränderlich Ein und Daſſelbe, durchaus Eigenſchaftsloſe, welches nie verſchwinden dürfte. Daher die Nothwendigkeit der Bildung der atomiſtiſchen Lehre, die das Maſſenhafte, auch wo es ſich in der Erſcheinung zu verlieren ſchien, feſthielt. Maſſe und Eigenſchaften ſind objektiv, was ſubjektiv für das Denken, als ſolches, Subſtanz und Accidenz ſind. Newton betrachtete daher die Maſſe als abſolute Indifferenz und der Begriff der Trägheit ſpricht nichts Anderes aus. Was er Materie nannte, iſt Maſſe ſchlechthin und erhält ſich als ſolche in allen wechſelnden Formen und als Atom bis in den kleinſten Theil. Wenn Maſſe gleich Schwere geſetzt wird, ſo bleibt dennoch jene der gleichgültige Träger, durch dieſe, als eine unbekannte, von ihr ſchlechthin verſchiedene Kraft, in Thätigkeit und damit in ein Verhältniß der Bewegung geſetzt, welches ſich beſtimmen und durch dieſe Beſtimmung in ihrer Geſetzmäßigkeit erkennen, d. h. berechnen läßt. Dieſe Indifferenz wird durch die Gleichgültigkeit gegen Ruhe und Bewegung ausgedrückt. Ein Körper, d. h. ein Maſſenartiges, Raum Erfüllendes, in Bewegung geſetzt, bewegt ſich fortdauernd, bis es durch einen andern Körper zur Ruhe gebracht wird, und es liegt in der dem Körper mitgetheilten Bewegung gar kein Grund der Abnahme derſelben — eben ſo wie ein ruhender Körper ruht, bis er auch durch einen dem Ruhenden fremden in Bewegung geſetzt wird. Da nun Ruhe ſowohl, als Bewegung der Maſſe eingepflanzt iſt und nicht ihr urſprünglich zugehört, ſo kann der Grund der Veränderung, der dadurch in der Maſſe hervorgebracht wird, nicht in ihr geſucht werden. Nicht allein, was Bewegung in einem ruhenden Körper, ſondern auch, was Ruhe in einem bewegten Körper hervorruft, nennt Newton Kraft, dieſe aber iſt der Maſſe abſolut fremd. Durch die Kraft wird die Maſſe dem Erkennen zugänglich, denn ruhende und bewegte Maſſen treten durch dieſe in wechſelſeitige Beziehungen gegen einander, und dieſe ſind es, deren Geſetzmäßigkeit aufgefaßt und beſtimmt werden kann, und die dadurch die Wiſſenſchaft erzeugen. Die Kraft aber iſt dem Erkennen eben ſo unzugänglich, wie die Maſſe, und aus zwei durchaus unbekannten Welten bildet ſich die dritte der Beziehungen, der Verhältniſſe, die allein in ihre Geſetzmäßigkeit erkannt werden. Die Eigenſchaften, deren Verhältniſſe den Gegenſtand alles naturwiſſenſchaftlichen Erkennens begründen, ſind daher weder Maſſe, noch Kraft, und doch Beides zugleich, ſie ſind Kraftäußerungen an der Maſſe, ſo wie Maſſenſonderungen durch die Kraft. Aber da die Unveränderlichkeit der Maſſe durch die Kraft aufgehoben iſt und die Sonderung der Kraft durch die unveränderliche Einheit der Maſſe verſchwindet, indem beide ſich fremd ſind und bleiben, ſo kann, was Eigenſchaft genannt wird, weder in der einen noch in der andern, noch in der Einheit beider, die nicht zu Stande kommt, geſucht werden, und eben daher bleibt die bloße Beziehung, deren wahre Einheit im Unendlichen liegt, das allein zu Erkennende. Die Beziehungen ſchließen ſich alſo nicht in ſich ſelber. Sie entdecken uns nur eine Geſetzmäßigkeit, d. h. einen nothwendigen Zuſammenhang aller Beziehungen, ohne Geſetz, d. h. ohne jene Einheit, die der Geſammtheit ihrer Beziehungen eine alle durchdringende Bedeutung zu geben vermag. Daher müßte die ſynthetiſch mathematiſche Methode in der ſtreng konſtruirenden Naturwiſſenſchaft nothwendig der analytiſchen, die Formel aus Formeln entwickelt und den Progreſſus in das Unendliche eröffnet, den Platz räumen. Man thut Newton vollkommen Unrecht, wenn man ihn nicht von ſeinem Standpunkte aus beurtheilt. Aber nicht Newton wird auf dieſe Weiſe verkannt, man verkennt zugleich die Bedeutung einer großen geſchichtlichen Entwickelung, die innerhalb ihrer Grenzen ihre eigene Konſequenz verfolgte und in ſich abzuſchließen verſuchte. Man kann mit Recht ſagen, daß Keppler den Keim einer größern Entwickelung der Naturwiſſenſchaft in ſeiner tiefen Perſönlichkeit einſchloß und dennoch geſtehen, daß das ganze ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert immer deutlicher, immer entſchiedener die Trennung des in ſich ſelbſt ſich faſſenden Bewußtſeins von dem an die Sinnlichkeit gebundenen vorbereitete. Das entſchiedene Uebergewicht des ſinnlichen Selbſt hätte ſich nie ſo deutlich ausgeſprochen, die Macht des zurückgedrängten geiſtigen Erkennens wäre in der Art, wie es geſchah, nicht ſo tief hervorgetreten, wenn jene Sonderung nicht ſtattgefunden hätte. Die Geſetzmäßigkeit der Natur, innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit feſtgehalten, war die eines fremden, nicht erkannten Geiſtes, und ſie bildete die reine Forderung, daß man die Natur als ein in ſich Geſchloſſenes betrachten ſolle, immer entſchiedener aus. Dieſer dem Verſtande unzugängliche, nur aus ſich ſelber zu faſſende Geiſt, der, bloß durch Approximation, d. h. gar nicht erkannt werden kann —„in das Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt“— drang dem Bewußtſein eine Aufgabe auf, die gelöſt werden mußte.

Aber das All iſt, ſinnlich betrachtet, Maſſe. Dieſe wird Trägerin der größten Bildungen, wie der geringſten, und die in dieſer Richtung gefeſſelte Konſequenz konnte nie aufhören. Die Planeten mußten, inſofern ſie Maſſen waren, gedacht werden als durch außer ihnen liegende Kräfte in Bewegung geſetzt.

Die mannigfaltigen Eigenſchaften der Körper der Erde waren ihnen durch Kräfte aufgeprägt, die ihre Verhältniſſe untereinander hervorriefen und beſtimmten. Man konnte dieſe Verhältniſſe nicht aufgeben, ſo lange man in den Maſſen die Grundlage des Erkennens fand, und dieſe durften nie verſchwinden, wenn man den Standpunkt der Sinnlichkeit feſthalten wollte. So zogen ſich die Beziehungen, indem immer weitere Kreiſe der Geſetzmäßigkeit, und innerhalb dieſer ein immer größerer Reichthum geſetzmäßiger Verhältniſſe ſich eröffnete, in das Unendliche zurück. Die geſetzmäßige Ordnung der Planeten verlor ſich in der noch unbeſtimmten des Univerſums, die geſetzmäßige Ordnung der Körper der Erde (ſelbſt nur unvollkommen durch Licht- und Wärmetheorien, durch Magnetismus, Elektricität und chemiſchen Prozeß verfolgt), verlor ſich in der innern Unendlichkeit der lebendigen Geſtalten, und man konnte auch hier die Konſequenz nicht los werden, man mußte die Aeußerlichkeit der Verhältniſſe, wie in die äußere Unendlichkeit des Univerſums, ſo in die innere der Lebensprozeſſe hinein zu verfolgen ſuchen. Das Bemühen, die Lebensprozeſſe ſelbſt als Modifikationen chemiſcher Prozeſſe und dieſen mit ihrer erkannten Geſetzmäßigkeit bis in die Tiefen des Lebens hinein nachzuſpüren, rief eine generatio aequivoca hervor, die tiefer war, als die frühere, die nur an den ſinnlichen Schein, nicht an die erkannten Geſetze der Erſcheinung geknüpft war. Betrachtet man die Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich in unſern Tagen bildet, ſo zeigt ſich auf eine unwiderlegliche Weiſe, daß dieſe Konſequenz des bloß ſinnlichen Erkennens noch immer mächtig iſt.

Aber ſie reicht noch weiter. Auch menſchliche Verhältniſſe, da die Menſchen leiblich als Maſſen hervortreten, da die Naturnothwendigkeit einen Jeden ergriffen hat, inſofern er erſcheint, mußten der äußerlichen Betrachtung unterliegen. Auch hier, auch in dieſen Verhältniſſen ſollte eine unbekannte Kraft die unbekannte Maſſe in Bewegung ſetzen, und die daraus entſpringende Geſetzmäßigkeit den einzigen des Verſtandes würdigen Gegenſtand der Betrachtung bilden. Man hoffte durch die überraſchende Sicherheit des Erkennens, die aus der Betrachtung der unlebendigen Natur, durch welche das All ſeine Geſetzmäßigkeit offen darlegt, entſprang, dieſen Weg mit Erfolg weiter verfolgen zu können. Man kannte keinen andern und konnte ihn nicht kennen, ſo lange man den Standpunkt der bloßen Sinnlichkeit feſthielt. Aber eben dieſer Weg, ſo weit verfolgt, war beſtimmt den Standpunkt zu erſchüttern, den er befeſtigen wollte.

Immer ſchwankender und in ſich unſicherer wurden die Reſultate der Unterſuchung, je weiter ſie reichen wollten. Sie geſtalteten ſich anders durch eine jede Perſönlichkeit; die Syſteme verſchwanden, wie ſie entſtanden waren, aber man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß dieſe Konſequenz des ſinnlichen Bewußtſeins, die, wie die Gegenſtände ihres Erkennens, in das Unendliche hineinreicht, verſchwunden wäre. Sie herrſcht noch fortdauernd in der Tiefe der Gemüther und bricht aus der Mitte der geiſtigen Spekulation nicht ſelten hervor, benutzt die Sprache der tiefſten Philoſophie und ſucht ihre Lehre, die Geſinnung geworden oder vielmehr aus dieſer entſprungen iſt, auch da feſt zu halten, wo man ſie überwunden glauben ſollte.

Es ziemt ſich für eine Religionsphiloſophie, diejenige Geſinnung, die ſich durch die hier dargeſtellte Anſicht des Lebens und der Natur bildet, auch ihrer tiefern Bedeutung nach darzuſtellen. Wir nennen ſie, wie ſie wohl auch öfters genannt wird, die mathematiſche. Es giebt konſequente Phyſiker, die auf ihrem Standpunkt mit Recht behaupten, die Naturforſchung habe allein den Anſpruch auf die Benennung einer Wiſſenſchaft, inſofern die Geſetzmäßigkeit ihrer Erfahrungen ſich mit mathematiſcher Stringenz auffaſſen laſſe. Die Hypotheſen haben für dieſe Naturforſcher der ſtrikten Obſervanz an ſich keinen Werth, denn ſie ſollen nur, als ſubjektive Hülfsmittel, dazu dienen, die Geſetzmäßigkeit ſchärfer hervorzuziehen und exakter zu beſtimmen. Alle übrige Naturforſchung iſt ihnen eine ungenaue und ſucht, mit mehr oder weniger Glück, das zu erreichen, was die ſogenannte exakte Phyſik ſchon beſitzt. Dieſe Richtung der Wiſſenſchaft bildet ſich da aus, wo das Innere der Natur ſich in der Maſſe, und eben dadurch in der äußern Unendlichkeit der Zeit und des Raumes verliert. Bekanntlich hat dieſe exakte (mechaniſche) Phyſik, als Aſtronomie, den Triumph ihrer innern Evidenz gefeiert, und wo dieſer Standpunkt der Naturbetrachtung hervorgehoben wird, da hat man ſich auch von dem Innern der Perſönlichkeit völlig abgewandt. Der Begriff des Ethiſchen iſt ganz und gar verſchwunden.

Wird dieſe Betrachtungsweiſe der äußern Unendlichkeit des Univerſums nicht, wie ſie dem unreflektirten Sinn unmittelbar gegeben iſt (denn dann wird das Fremde und Aeußere ſelbſt ein Inneres, wenn wir die göttliche Macht anerkennen und bewundern) vielmehr, ſo wie ſie dem reflektirten Erkennen inne wohnt und in dieſem thätig iſt, zur Geſinnung geſteigert, ſo entſteht das Bemühen, ſie als eine abſolute anzuwenden und ihr eine ausſchließliche Geltung für das ganze Daſein zu verſchaffen. Dieſe Geſinnung nimmt nun nicht allein jene naive und unſchuldige Bewunderung des Univerſums ſo in ſich auf, daß dieſe nicht mehr in der kindlichen Unmittelbarkeit, der ſtrengen Forſchung gegenüber, ſteht, ſondern, von der Konſequenz der Reflektion ergriffen, ſchreitet ſie in immer weitern Kreiſen fort; das Univerſum wird einer fremden Unendlichkeit unterworfen; ſelbſt geſchichtliche, ethiſche Verhältniſſe werden nur in ihrer erſcheinenden Beſtimmtheit einer in ihrem Urſprung unzugänglichen Geſetzmäßigkeit preisgegeben, und in dieſer die Wahrheit und Gewißheit geſucht. Dieſe Geſinnung beruft ſich auf jene ſinnlich realen Reſultate, durch welche die Natur immer großartiger beherrſcht und für die ſocialen Verhältniſſe des Geſchlechts benutzt wird. Und in der That, wenn es im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert als ein eigenthümliches Gepräge der Entwickelung der civiliſirten Völker betrachtet werden kann, daß ſie die Macht des Gedanken, die die Ordnung der Himmelskörper für ein in ſich begründetes Erkennen gewann, faſt unwillkürlich mit einer Art von Anbetung bewunderten, ſo iſt in der gegenwärtigen Zeit das Geſchlecht nicht weniger erſtaunt über die unerwarteten Reſultate, die ſich aus der ſtrengen Schule der mechaniſchen Phyſik entwickelten, und allen Verhältniſſen der Staaten, der Geſellſchaft, der perſönlichen Thätigkeit eine andere Richtung ſchon gegeben haben, und unaufhaltſam fortſchreitend eine noch mächtigere vorbereiten. Recht konſequent geſprochen, würde der ſo Geſinnte ſagen können: Vor 300 Jahren trat eine innere Bewegung der Gemüther hervor; Ihr nennt ſie eine religiöſe, chriſtliche; blickt um Euch und erkennt die Früchte dieſer Bewegung. Daß ſie den Aberglauben einer frühern Zeit verdrängte, wollen wir loben, und ihre große Bedeutung für die Civiliſation der Völker ſoll ihr nicht abgeſprochen werden, doch ihr größtes Verdienſt war, daß ſie einer Forſchung freie Bahn öffnete, die beſtimmt war, Dasjenige wieder zu ordnen, was ihre eigene unverſtändige Ueberſchwänglichkeit verdarb. Ihr habt uns Alles verſprochen, eine Macht, die größer wäre als Himmel und Erde, glaubtet Ihr zu beſitzen und einem jeden Menſchen mittheilen zu können. Der beſonnene, alle Verhältniſſe des Lebens ſtreng betrachtende Menſch erkennt die Ohnmacht der Gewalt, die Ihr zu beſitzen vermeint. Wir haben nichts verſprochen, wohl aber ſtille fortſchreitend gearbeitet. Streng geordnete Arbeit, ganz dem Gegenſtand gewidmet, mit dem wir uns beſchäftigen, energiſche Abſtractionen, die alles Schwankende und Störende entfernten, Alles Ueberſchwängliche ausſchloſſen, um in reinlicher Sonderung die ſtrengen geſetzmäßigen Verhältniſſe des Gegebenen hervorzuheben, feſtzuhalten und zu beſtimmen, beſchäftigten uns ganz. Was wir ſuchten, war eben dieſe Geſetzmäßigkeit ſelbſt. Wohin ſie uns führen würde, wußten wir nicht, aber was ſie dem Geſchlecht geworden iſt, zeigt ſich jetzt. Sind wir nicht zu betrachten als die Prieſter einer Religion, die, in ihren Reſultaten unbekannt, dennoch unter allen bis jetzt lautgewordenen die mächtigſte iſt? Denn wo ſie hervortritt, ergreift ſie unwiderſtehlich das ganze Leben. Vergebens werdet Ihr Euch gegen ihre ſtrenge Geſetzmäßigkeit waffnen; ſie hat die Macht, Verhältniſſe zu ordnen, und Ihr müßt Euch dieſer Ordnung fügen. Eure Religioſität enthielt noch immer die Reſte der Kindheit des Geſchlechts; es hat ſich mündig erklärt. Durch den Ackerbau einer frühern Zeit war der Menſch bewußtlos von einer nährenden Natur getragen. Dieſer embryoniſche Zuſtand des Geſchlechts bildete das Fundament unſerer geſelligen Verhältniſſe. Jetzt iſt es anders. Dieſelbe Reflektion, welche die ruhende Erde in Bewegung ſetzte und um die Sonne kreiſen ließ, hat alle Verhältniſſe des Lebens ergriffen und bald wird, was ruhen und von der Arbeit Anderer zehren will, aufhören zu ſein. Der beſonnene Verſtand, der die Verhältniſſe kennt, beſtimmt und ſo beherrſcht, wird allein das Recht der Exiſtenz behalten. Selbſt der Acker iſt ein rohes Material geworden und trägt nur Früchte, wenn er, wie alle rohe Materie, durch den reflektirenden Calcül ſeine Geltung erhalten hat. So hat ein jedes ruhende Daſein ſeinen Boden verloren, und bald wird die Zeit kommen, wo es nur eine errungene Exiſtenz giebt. Auch jetzt giebt es nur eine wahre Gewalt, die eine verſtändige Zukunft hat, das iſt diejenige, die die Verhältniſſe überſieht, den Faden der Geſetzmäßigkeit, der ſich durch alle hindurchzieht, auch wo der Menſch frei zu handeln wähnt, feſt zu halten weiß und ſo herrſcht.

Man kennt die Zuverſicht, die äußerlich erſcheinende Sicherheit, mit welcher Menſchen dieſer Geſinnung hervortreten. Zwar die Macht, die ſie zu beſitzen glauben, iſt ihnen ſelbſt unbekannt, aber die der Geſetzmäßigkeit iſt unüberwindlich. Auch wäre die Konſequenz einer ſolchen Anſicht, wenn ſie ſich völlig in ſich auszubilden vermöchte, ſchlechthin unwiderlegbar. Denn ſie laſſen Alles willig fahren, geben eine jede Vermuthung preis und ziehen ſich auf den Boden der erkannten Geſetzmäßigkeit zurück. Iſt nun auch das Prinzip ſeiner Strenge nur innerhalb enger Grenzen feſtzuhalten; ſo gelten ihnen doch, da es ſich nicht nachweiſen läßt, die großen Reſultate inſofern als Beweis, als, was nicht erkannt werden kann, doch in dieſen anerkannt werden muß.

Haben wir erkannt, daß die Richtung des Denkens nach Außen uns nur die Geſetzmäßigkeit auffaſſen läßt, aber ſo, daß das erkennende Subjekt ſelbſt nur ein Ausdruck jener Geſetzmäßigkeit, und dadurch dieſer unterworfen wird, ſo wollen wir jetzt die entgegengeſetzte Richtung verfolgen, in welcher die religiöſe Bedeutung der Natur, in der ſcheinbar von der Religion abgewandten, Richtung ſich darſtellen läßt.

Wir haben in dem Vorhergehenden öfters, als Vorbilder für die Entwickelung ewiger Ideen, das Leben benutzt, aber die Idee des Lebens als eine Alles umfaſſende des Daſeins überhaupt, ſoll jetzt in ihrem innern ſpekulativen Zuſammenhang und in ihrer Einheit dargeſtellt, und ſo der Sinn der Vorbilder in ſeiner weiteſten Ausdehnung erkannt werden. Die lebendige und die unorganiſche Natur, wenn ſie im Gegenſatz gegen einander begriffen werden, ſtellen als Vorbilder den Gegenſatz zwiſchen dem chriſtlichen und ſinnlichen Selbſtbewußtſein dar. Gelingt es uns daher, die Ueberzeugung zu begründen, daß die anorganiſche Natur in ihrer Geſetzmäßigkeit erſt Wahrheit, d. h. geiſtige Bedeutung erhält, wenn ſie zum Leben verklärt und durch daſſelbe beſtätigt wird, ſo werden wir, von allem Aeußern uns abwendend, ſo wie von allem bedingt Innern oder bloß ſinnlich Verſtändigen, auch geiſtig begreifen, was wir vorbildlich aufgefaßt haben. Es wird ſich zeigen, daß der Gegenſatz zwiſchen dem chriſtlichen und dem Weltbewußtſein (ſelbſt Natur geworden) am tiefſten, in ihrer kaum in irgend einem Menſchen, beſiegten Unergründlichkeit, erkannt werden muß in der Art, wie wir die Natur auffaſſen, und daß die reine Scheidung zwiſchen dem Lebendigen und dem Todten, die unſere Tage auszeichnet, wir dürfen ſagen, den präciſeſten Ausdruck des wirklichen Kampfs und der möglichen Verſöhnung in ſich enthält, und immer klarer ſich ausſprechen will. Das eigentliche Verſtändniß liegt zwar hier wie allenthalben nicht in, ſondern zwiſchen den Zeilen, und iſt nur für den, der es da zu finden weiß.

Wir haben im Vorhergehenden ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß unter allen frühern Philoſophen Leibnitz dieſen Gegenſatz im Sinn der gegenwärtigen Zeit am klarſten gefaßt hat. Aber dieſer Philoſoph verhält ſich in der That zu den frühern des 17ten Jahrhunderts, wie Newton zu den Phyſikern, und lehrreich iſt es, dieſen Parallelismus zu verfolgen. Wenn die Gewalt ſinnlicher Reflektion ſich vor Allen ausbildete, ſo daß Newton ein ſchon ganz entwickeltes Organ für ſeine tiefere Darſtellung vorfand, ſo zerfielen Leibnitzens Verſuche, weil die Zeit, d. h. geſchichtlich gefaßt, recht eigentlich die Natur, ihm das verknüpfende Band der geiſtigen Darſtellung, wie es ſich ſpäter entwickelte, verſagt hat.

Wir wollen es verſuchen, das, was wir den Geiſt in der Zeit nennen, wie er ſeine nächſte Zukunft verkündet, nicht in den Formen irgend einer Schule, ſondern unmittelbar aus ſich ſelber ſich ausſprechen zu laſſen. Es wird ſich dann ergeben, ob er ſo — nicht von der Zeit beherrſcht, ſondern dieſe beherrſchend — ſich dem chriſtlichen Bewußtſein freundlich zu oder von dieſem ſich feindlich abwendet.

Die Anſicht, alles Lebendige der Erde als in einem gemeinſchaftlichen Organismus begriffen zu betrachten, iſt nicht etwa von Philoſophen den Naturforſchern aufgedrungen, ſelbſt Schelling würde ſie niemals mit der Klarheit haben auffaſſen können, wenn ſie nicht, vor aller Spekulation, ſchon durch die Naturwiſſenſchaft der Zeit geſchenkt geweſen wäre. Die oberflächlichen Fragen, ob die Natur in grader Linie oder etwa netzförmig Thiere und Pflanzen anordne, haben ganz und gar ihre Bedeutung verloren, und erregen, wo ſie etwa laut werden, unter den Naturforſchern keine Theilnahme. Der Unterſchied zwiſchen den Philoſophen unſerer Tage und den Phyſiologen liegt in der That nur darin, daß jene in der Einheit, dieſe durch die Einheit Alles erkennen. Beide Richtungen ſind in und mit einander, aber eben deswegen getrennt, und daher iſt, was wir in dem Folgenden darzuſtellen ſuchen, zwar ohne die Phyſiologie unſerer Tage gar nicht möglich, kann aber dennoch keineswegs als ein Reſultat derſelben, ſo wenig wie die Seele als ein Reſultat des Leibes, betrachtet werden. Als ein Beweis gegen dieſes äußere Getrenntſein kann auch nicht angeführt werden, daß die reife philoſophiſche Ausbildung mit der Reife der phyſiologiſchen gleichen Schritt gehe Denn dieſer Einwurf wird vollkommen aufgehoben, wenn wir erwägen, daß die Seele ſich ja keineswegs aus dem Leibe herausbildet, obgleich ein Verhältniß wechſelſeitig ſich bedingender Reife zwiſchen beiden ſtattfindet. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß das, was Fundament der empiriſchen Wiſſenſchaften iſt, eben Gegenſtand der Spekulation wird. Es iſt das, was wir Kategorie genannt haben, und was, getrennt von dem eigentlichen Gebäude, als das Seiende, aufhört Fundament zu ſein, daß Nichts übrig bleibt, als eben der leere Platz.

Der Begriff eines Totalorganismus alles Lebendigen der Erde kann freilich dem Naturforſcher als ſolchem, und obgleich er die leitende Idee aller ſeiner Forſchung iſt und ihr erſt den wiſſenſchaftlichen Werth ertheilt, nicht ſelbſt objektiv werden. Er enthält aber in ſich eine eigene Conſequenz und bildet eine eigene Wiſſenſchaft, die zwar, in ihrem Verhältniß zur Phyſiologie oberflächlich betrachtet, einige Aehnlichkeit mit der Mathematik, in ihrem Verhältniß zur unorganiſchen Experimentalphyſik hat, demungeachtet aber ſich ganz anders zu ihrem

Gegenſtand verhält, ſo daß ſie als toto genere verſchieden betrachtet werden müſſen. Denn die Mathematik iſt das geiſtige Organ eines ſinnlichen Erkennens; in dieſem aber iſt Alles innerlich getrennt, und es findet nur eine äußere Beziehung ſtatt. So ſind auch Form und Weſen von einander getrennt, und dieſes entſchwindet dem Erkennen in demſelben Maaße, als jene ſich ausbildet; ſo daß nur die Geſetzmäßigkeit des Verhältniſſes übrig bleibt. Ein Jeder wird geſtehen müſſen, daß nichts der Art bei der Betrachtung des Lebendigen ſtattfindet. Das naturwiſſenſchaftliche Totalaufſchließen des Organismus enthält zwar eine Unendlichkeit, aber eine ſolche, die unmittelbar mit der immer genauern Erforſchung des Beſondern, in dieſem enthalten, als das Weſen des Gegenſtandes, dem Naturforſcher entgegenkommt. Und es iſt die Evidenz des Totalorganismus ſelber, die bei dem klareren Erkennen eines jeden Thiers, ja, eines jeden Organs eines beſtimmten Thieres ſich unmittelbar ausſpricht, je entſchiedener die Wiſſenſchaft fortſchreitet. So iſt hier eine überſinnliche Kategorie, die des Lebens, die ihre eigene Evidenz in ſich enthält, und die uns immer tiefer in der Betrachtung einer unmittelbaren geiſtigen Einheit des Beſonderen mit dem Allgemeinen hineinführt und, in unſern Tagen eine eigene Wiſſenſchaft begründend, eine Umkehrung aller Naturbetrachtung vorbereitet. Wie die mechaniſche Phyſik in der ſtillen Schule anfing, ihre Wirkung durch Jahrhunderte hindurch immer mächtiger hervortrat, bis ihre Anſicht das ganze Leben ergriffe, und ſelbſt zum Fundament der Beurtheilung geſchichtlicher und ethiſcher Verhältniſſe anwuchs, ſo liegt in jener Umkehrung der Naturwiſſenſchaft eine Macht der Zukunft, die den Naturforſchern innerhalb der Grenzen ihrer Thätigkeit verborgen bleiben muß. Sie ſpricht aber die Zukunft nicht der Naturwiſſenſchaft allein, ſondern der ganzen Anſicht des Lebens aus. Sie wird die Geſetzmäßigkeit der mechaniſchen Phyſik nicht aufheben (kein Buchſtabe des Geſetzes ſoll verloren gehen, bis Alles vollendet ſei, Matth. 5, 18), aber ſie giebt dem Geſetz ſelber die höhere Sanction des Lebens. Die Konſequenz dieſer Idee nun wollen wir verſuchen hier zu entwickeln.

Erſtens iſt es an und für ſich klar, daß der Totalorganismus alles Lebendigen auf der Erde, alle unendlichen Formen mit einander, als zugleich in und mit einer höhern Einheit des Lebens überhaupt, ſeiend ſetzt. In der That iſt die Geſchichte der Phyſiologie nichts anders, als eine ſolche fortſchreitende Erweiterung des Begriffs des Lebens. Erſt bildete ſich eine iſolirte Menſchenphyſiologie aus, dann ward es den Naturforſchern klar, daß der Menſch ſeiner Organiſation nach nicht iſolirt verſtanden werden konnte. Die Phyſiologie ward comparative Zoologie. Die äußere Vergleichung war nur das ſinnlich Vorbereitende, und iſt es noch. Aber eine Idee, welche höher reicht, als alle bloß äußere Vergleichung, lag ſchon in dieſer verhüllt, die nämlich: daß ein jedes Thier, ja, ein jedes thieriſche Organ, als eine Modification, d. h. als eine beſondere Form des Totalorganismus begriffen werden muß. — Indem aber alle Thiere, in einer Organiſation vereinigt, Gegenſtand der Betrachtung wurden, überzeugten ſich die Naturforſcher immer mehr davon, daß auch das Pflanzenleben in die große Idee des Totalorganismus hereintreten muß, und daß die Pflanzenphyſiologie nicht bloß neben der Phyſiologie der Thiere geſtellt werden kann, daß vielmehr alles Leben in einer wiſſenſchaftlichen Idee vereinigt, begriffen werden muß. Es iſt eine Konſequenz des Lebens überhaupt, die ſo mächtig geworden iſt, daß die Naturforſcher ſie nicht mehr abzuweiſen vermögen, ſondern durch die Betrachtung immer weiter auszubilden, gezwungen ſind. Wir werden ſehen, daß dieſelbe Macht und zwar unaufhaltſam weiter führt.

Zweitens aber iſt dieſe ſeiende Totalorganiſation zugleich eine werdende, und zwar ſo, daß dieſes Werden ſelbſt in der Form des Seienden als ein ſolches erkannt wird. Man iſt genöthigt das Werdende, als in dem Seienden verſteckt, zu betrachten, und das, was in der Einheit des Totalorganismus mit einander und zugleich gegeben iſt, ſo, als wenn das Eine ſich aus dem Andern entwickelt hätte. Dieſes iſt der Begriff der Metamorphoſe, der die Formen des Lebens zuerſt für das Erkennen aufſchließt, der ganzen Phyſiologie, als Wiſſenſchaft, ihre Bedeutung giebt, und das innerſte Weſen der Organiſation, als die Aeußerung einer Intelligenz erkennen läßt. Es iſt dasjenige für den Totalorganismus ausgeſprochen, was Kant in einer jeden einzelnen Organiſation erkannt hat: der auf alles Lebendige erweiterte Begriff einer innern in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Zweckmäßigkeit, deren Anfang zugleich Ende, deren Mittel zugleich Zweck genannt werden muß, — das im Ganzen ſich Beſtätigende in jeder Form.

Durch dieſen Begriff des Lebens überhaupt, inſofern er rein wiſſenſchaftlich und in ſich abgeſchloſſen, ergriffen wird, iſt die Trennung zwiſchen Raum und Zeit völlig aufgehoben. Freilich findet dieſe Aufhebung ſchon in der mechaniſchen Phyſik ſtatt; da nämlich, wo die mathematiſchen Naturforſcher gezwungen werden, zu einer außerhalb der Sinnlichkeit liegenden Kraft ihre Zuflucht zu nehmen. Dieſe wird in ihrer Aeußerung erkannt, indem Raum durch Zeit gemeſſen wird. Der größere

Raum in einer kleinern Zeit zurückgelegt, giebt die größere, der kleinere Raum in einer größern Zeit zurückgelegt, die geringere Intenſität der Kraft. Da aber die Kraft, von der Maſſe getrennt, dem Erkennen unzugänglich iſt, ſo wird das gemeinſchaftliche Maaß zwar zur Beſtimmung des geſetzmäßigen Verhältniſſes benutzt, die Einheit des Raumes und der Zeit aber ſo wenig, wie die Kraft ſelbſt erkannt. In der Organiſation dahingegen, in welcher, wie die wiſſenſchaftliche Forſchung ſie ergreift, der Begriff der Entwickelung als die Einheit des Gedankens und des Seienden gegeben iſt, iſt auch die Einheit der Zeit und des Raumes und zwar nothwendig geſetzt. Man braucht nur das Lebendige genau aufzufaſſen, um es einzuſehen, daß, was in ſeinem Innern vorgeht, ſich durchaus nicht faſſen läßt durch eine Anſchauung, die die Formen des Raumes und der Zeit auseinander hält. Was nämlich in irgend einem Moment als bloß Raum erfüllend ergriffen wird, das müſſen wir als ein Todtes anſehen. Und da alle ſinnliche Anſchauung nur da ſtattfindet, wo Zeit und Raum auseinander gehalten werden, auch für das Erkennen die ſinnlichen Kategorien nur für eine ſolche Anſchauungsweiſe Bedeutung haben, ſo iſt es klar, daß alles Lebendige ſchon, ſo wie es leiblich erſcheint, ganz und durchaus und unmittelbar, in allen unendlichen Modifikationen ſeiner Erſcheinung, ein über die Erſcheinung Liegendes ausſpricht.

Da nun aber das Lebendige dieſe doppelte Richtung hat, ſo werden wir die Nothwendigkeit einſehen, daß, behufs der ſinnlichen Erſcheinung, Raum und Zeit auseinander treten müſſen; nur ſo, daß das in der Zeit Werdende dennoch die Totalität des Ruhenden aus ſich entwickelt, ſo wie das im Raume Seiende das Ganze des Werdenden in ſich enthält. So ſpricht ſich ſinnlich aus, was durch die Idee des Lebens erkannt wird.

Betrachten wir in dieſer Richtung die Thiere als ſich in der Zeit entwickelnd, ſo ſehen wir, daß ein jedes Thier als Embryo die ganze Reihe der Verwandlungen durchläuft, die von den untern Thieren bis zu den Menſchen hinauf, als ſchon in der Idee des Totalorganismus vollendet, vorliegt. Die Regelmäßigkeit dieſer Entwickelung verbirgt ſich zwar bei den niederen Thieren, wird aber, von der Fiſchbildung an, durch alle Wirbelthiere hindurch, bis zu dem Menſchen hinauf, immer deutlicher. Dieſe embryoniſche Entwickelung läßt uns einen tiefen Blick in die Bedeutung des Lebens hineinwerfen. Vergleichen wir nur die äußeren Formen der Fiſche, der Amphibien, Vögel und Säugethiere, jede dieſer Klaſſen für ſich, und wie ſie ſich gegen einander verhalten, ſo giebt uns dieſe Vergleichung zuerſt ein verworrenes Bild der wechſelſeitigen Verwandtſchaft der Thiere jeder Klaſſe unter ſich und der Klaſſen unter einander. Will man ſie wie in einem Netz ordnen, ſo wird die höhere Entwickelung, die bis zu den Menſchen heraufreicht, ganz zurückgedrängt. Will man aber dieſe, wie es ſcheint, in grader Linie fortſchreitende Richtung feſthalten, dann wird das mannigfaltig durcheinander gewobene Netz durch die einſeitig aufgefaßte Anſicht gewaltſam zerriſſen, und auf keine Weiſe können wir, ſchwebend zwiſchen zwei Betrachtungsweiſen, die beide ſich uns aufdringen und ſich wechſelſeitig unter einander aufheben, die Wahrheit erkennen. Die neueren phyſiologiſch-anatomiſchen Unterſuchungen haben auch zur Löſung dieſes Räthſels geführt.

Das Leben nämlich wird als ein geiſtiges erkannt und auch als ein ſolches beſtimmt. Es wird daher ſich ſelber objektiv, wie ein jedes Geiſtige; in dem, worin es ſich als Objekt zu faſſen ſucht, iſt es ganz, und ſo iſt der Leib des Totalorganismus die ganze Organiſation ſelber; und auch in dieſer leiblichen Form wird die doppelte Richtung des Geiſtigen durchblikken. Denn einerſeits wird die Organiſation ſich der äußern Natur hingeben, andererſeits ſich in ſich zu faſſen ſuchen. Die Richtung der Hingebung iſt es aber, die vorzugsweiſe die ſomatiſche genannt wird. Der Leib des Totalorganismus ergiebt ſich den allgemeinen Verhältniſſen der univerſellen Natur, und die Selbſtthätigkeit des Lebens iſt zwar das Leitende aller Bildung, tritt aber als ſolches nicht hervor. Nun ſind die Entwickelungsſtufen einer jeden lebendigen Art, durch Geburt, Wachsthum, Reife und neues Entſtehen aus dem Untergange des Individuums, bezeichnet. Dieſe Kreisform alles Lebens, durch welche eine jede Entwickelung in ſich ſelber zurückgewieſen wird, iſt durch die beſtimmte und, wir müſſen es ausſprechen, in ihrer innern, unendlich vielſeitigen Entfaltung, dennoch beſondere Form des Totalorganismus bedingt. Wir nennen dieſe Richtung — die innerhalb des Lebens denſelben Gegenſatz hervorruft, den wir für das ganze Univerſum zwiſchen Leben und Tod erkannt haben — die vegetative. Dieſer Typus, der für eine jede Form des Lebens gilt, modificirt ſich dadurch, daß die centrale Richtung ſich in der vegetativen einerſeits verbirgt und andererſeits aus dieſer entſteht. Da aber beide Richtungen, obgleich für die Erſcheinungen nie in einander übergehend, in einer jeden beſondern Geſtalt durch das Leben als eins geſetzt ſind und geiſtig in dieſem als eins erkannt werden, ſo bildet ſich, für das in ſich ſelbſt geſchloſſene allgemeine Leben, der Begriff der Gattung, als der für den Geiſt allein reale, in welchem der Gegenſatz eben ſo abſolut aufgehoben iſt, wie er für die Erſcheinung abſolut geſetzt iſt, und wir begreifen, wie es zum Weſen der Erſcheinung gehört, daß er innerhalb dieſer nothwendig feſtgehalten werden muß. Daher zerfallen alle Formen des Lebens in zwei Richtungen, die der Pflanzen und die der Thiere.

Alles Lebendige kann nur dadurch in ein Verhältniß mit dem Todten hineingezogen werden, daß es ſtirbt. Die Nothwenigkeit des Sterbens aber liegt darin, daß Leben und Tod einander eben ſo relativ gegenüberſtehen, wie innerhalb des Lebens Thiere und Pflanzen. Es giebt deswegen keinen Uebergang zwiſchen Leben und Tod, obgleich der Moment des Todes in einem jeden Leben liegt. Selbſt der Menſch iſt, obgleich in ihm die centrale Richtung der Organiſation abſolut hervortritt oder hervortreten kann, ſo wie er ganz Pflanze iſt, doch zu gleicher Zeit ganz Maſſe, und zu den wechſelnden Momenten ſeines Daſeins in der Erſcheinung, deren Realität nur in der Gattung liegt, die nie erſcheint, gehört es, daß die Maſſe eben ſo wohl an den erſcheinenden Individuen ihr Recht ausübt, wie die Vegetation. Das alſo, was in dem Lebendigen Maſſe iſt — und es iſt nicht theilweiſe, ſondern ganz Maſſe — iſt dem Tode geweiht. Und ſo führt der Kreislauf der Entwickelung ſelbſt den Untergang herbei, und der Menſch ſtirbt wie alle Thiere und Pflanzen fortdauernd, während er lebt. Dieſes Aufgehen des Lebens in der äußerlichen Unendlichkeit des Univerſums iſt, für den, durch die bloße Geſetzmäßigkeit des Todten gefeſſelten, ſinnlichen Verſtand, ein abſolutes Entweichen aus der Sphäre ſeines Erkennens. Denn das Beſtehen der Gattung iſt ihm unbegreiflich, und dennoch iſt er genöthigt, durch den Kreislauf der Geſchlechter dieſe anzuerkennen. Er ſieht ſich, wenn er ſich, wie in unſern Tagen, als ein Erklärender konſtituiren zu können glaubt, genöthigt, das Leben in eine unbekannte Kraft zu verwandeln — eine Qualitas occulta, die, wenn die Ausbildung eines allgemeinen Erkennens herrſchend wird, der Zukunft nicht weniger ſeltſam erſcheinen wird, als die Annahme eines Horror vacui der frühern Zeiten uns jetzt erſcheint. — Indem man ſo die Anſicht des Todten, d. h. der Erſcheinung, feſthielt, mußte der Verſuch entſtehen, das Lebendige aus dem Todten zu erklären. In früheren Zeiten, als eine myſtiſche Einheit Leben und Tod mit einander verband, ward dieſes Entſtehen des Lebendigen aus dem Todten dadurch, daß das Erſtere durch das Letztere erzeugt wurde, erkannt, und ſo bildete ſich die Anſicht von der Erzeugung der niedern Pflanzen und Thiere durch die ſogenannte Generatio aequivoca. Dieſe Lehre verſchwand, ſo wie die Trennung des Lebendigen und Todten in der Fortbildung der Naturwiſſenſchaften entſchieden anerkannt wurde. Später wurde das Todte, in ſeiner äußern Geſetzmäßigkeit von dem Lebendigen zwar ſchärfer geſchieden, aber ſelbſt bis in unſere Tage hat ſich dennoch auf eine andere Weiſe die generatio aequivoca wieder geltend gemacht. Thiere und Pflanzen erzeugen ſich nicht mehr unmittelbar aus anorganiſchen Subſtanzen, vielmehr iſt die Lebenskraft eine ganz beſondere und von allen übrigen Kräften verſchiedene, nur innerhalb des Lebens thätige. Da nun die Verhältniſſe der Maſſen zwar in der todten Natur aus Kräften erklärt werden, die Maſſe aber nie in der Kraft aufgeht, ſo daß auch die Verhältniſſe, bei ſtreng gegebenen Umſtänden, ſich zwar ganz beſtimmt auf die nämliche Weiſe wiederholen, fortdauernd aber äußerlich bleiben und niemals in ſich abſchließen, ſo mußte man verſuchen, ſich die durch die Lebenskraft modificirten Verhältniſſe innerhalb des ſinnlichen Verſtandes dadurch begreiflich zu machen, daß man auch dieſe als von äußerlich und ſinnlich gewordenen Verhältniſſen ergriffen, auffaßte und beſtimmte. Ein ſolches Mittel ſchien nun die Chemie darzubieten. Dieſe beſchäftigt ſich mit qualitativ verſchiedenen Stoffen, die ſie in ihren äußeren geſetzmäßigen Verhältniſſen gegen einander aufzufaſſen vermag, und da dieſe Stoffe von den lebendigen Körpern aufgenommen und wieder ausgeſchieden werden, da man zuſammengeſetztere chemiſche Verbindungen entdeckt, da, wo Stoffe aus den Lebensprozeſſen ausſcheiden, ſo hofft man durch immer weiter ſchreitende Ausbildung der Chemie immer tiefer in den Lebensprozeß ſelbſt hineindringen und der Natur die Modifikationen ablauſchen zu können, die der chemiſche Prozeß erleidet, wenn er in die Gewalt der ſogenannten Lebenskraft geräth. Nur Modifikationen dieſes Prozeſſes dürfen durch das Leben ſtattfinden, weil, wo dieſer ſelbſt aufhörte, die Lebensprozeſſe dem ſinnlichen Erkennen durchaus unzugänglich werden müßten. Daß die Lebenskraft ſelbſt eine unbekannte blieb, konnte um deſto unbedenklicher erſcheinen, da die ganze Phyſik aus unbekannten Kräften erklärt, und die Hoffnung ſich alſo, wie ſich von ſelbſt verſteht, dort wie hier, auf die Entdeckung einer Geſetzmäßigkeit der Lebensfunctionen, die ſich immer beſtimmter auffaſſen ließe, beſchränken müßte. So wenig wir nun die große Wichtigkeit der Chemie verkennen, ja, ſelbſt den Verſuch, durch immer genauere chemiſche Analyſen, die Eigenthümlichkeit beſtimmter organiſcher Gebilde genauer zu erforſchen, zu ſchätzen wiſſen, ſo iſt es dennoch klar, daß die Chemie in dieſer Richtung einen bedeutenden Nachtheil hat. Denn in der anorganiſchen Natur treten die äußern gegebenen Verhältniſſe als die bleibenden hervor, und ihre Einheit ſtört die geſetzmäßige Betrachtung nicht; weil ſie in dem Unendlichen liegt. In der organiſchen Chemie hingegen, wenn man ſie nicht als bloße Chemie und von dem Leben getrennt betrachten, vielmehr

Schlüſſe auf das Leben ſelber wagen will, drängt ſich die Einheit des Lebens auf eine ſehr unbequeme Weiſe auf, und läßt ſich nie und nirgends abweiſen; ſo daß die Chemiker doch werden zugeben müſſen, daß, was ihnen in den äußern Verhältniſſen vorliegt und ſich beſtimmen läßt, ganz und gar nicht das Leben ſei, was aber als Leben ſich äußert, ihnen ſchlechthin verborgen bleiben muß. Geſetzt, es gelänge der Chemie, lediglich durch ihre Kunſt ſolche Subſtanzen zu erzeugen, wie ſie in jenen komplizirteren Verhältniſſen hervortreten, die man bis jetzt nur dem Leben zuſchrieb; Subſtanzen, die ſolchen ähnlich wären, die man auch in den thieriſchen Exkrementen und Ausſonderungen findet, was würde daraus folgen? Offenbar nichts Anderes, als daß man dieſe Subſtanzen aus Irrthum, als dem Leben eigenthümlich, bis jetzt betrachtet hätte. Denn die Beſtimmung, durch welche man den Begriff des Lebens ſo auffaßte, als wäre, was Subſtanzen ſolcher Art erzeugte, nothwendig ein Lebendiges oder dem Lebendigen Verwandtes, iſt weder durch die Totalität der Lebenserſcheinungen ſelbſt, noch durch die Beſchaffenheit der Subſtanzen, auf irgend eine Weiſe begründet.

Wie Leben und Tod, ſind Pflanzen und Thiere ſich entgegengeſetzt, und es bilden ſich keine Uebergänge von einem zum andern. Aber, wenn die Richtungen zwiſchen Leben und Tod, als, ſchlechthin in ihrer Einheit nie zu vermittelnde, Unendlichkeiten der Anſchauung und der Reflektion, dem ſinnlichen Verſtand vorliegen, ſo erfahren wir innerhalb des Lebens ſelbſt, während die unendliche Mannigfaltigkeit thieriſcher und vegetativer Formen ſich vor uns ausbreitet, wie die Macht der Einheit bleibt und keineswegs verſchwinden kann. Auf der gemeinſchaftlichen Grenze der Pflanzen- und Thierwelt ſpielt die Natur leiſe und leicht umſchlagend, wie die wechſelnden Gedanken in der Seele, mit vegetativem und animaliſchem Leben. In dieſer ſchwebenden Mitte, wo beide Richtungen ungewiß ſind und keine in ihrer entſchiedenen Eigenthümlichkeit hervortreten kann, ſehen wir den thieriſchen Moment des Lebens allmälig ſich in der Pflanze verbergen, und wir können nicht daran zweifeln, daß die Pflanze als individuell lebendig (ſeelenhaft, ein τὸ ψυχίδιον) zugleich ganz Thier iſt, ſo wie das Thier bis zu dem Menſchen herauf, inſofern es leiblich iſt, pflanzlich bleibt. Das Thier iſt unſichtbar, und erſt da, wo der Faden des äußern ſinnlichen Zuſammenhanges der Dinge in ihren Verhältniſſen gegen einander reißt, ſo daß wir den Urſprung entſtehender Veränderungen nicht aus der äußern ſinnlichen Kauſalität erklären können, wo wir den Körper ſelbſt als urſprüngliche Quelle mannigfaltiger Wirkungen und dadurch ſinnlich als eine Urſache, die durch nichts Aeußeres, ſondern nur durch ſich ſelbſt bedingt iſt, anerkennen müſſen, nehmen wir an, daß eine Seele ſich äußere.

Durch das Pflanzenleben verliert ſich das Thier immer tiefer in der äußeren Unendlichkeit der Erde, aber dieſe Richtung bleibt telluriſch, und wo vielleicht irgend eine kosmiſche Beziehung der Pflanzenwelt ſich in der Zukunft ſollte entdecken laſſen, da können wir überzeugt ſein, daß dieſe ſich vermittelt durch eine telluriſche, zeigen wird. Bis jetzt kennt die Naturwiſſenſchaft keine ſolche, obgleich die Tiefe unreflektirter Naturbetrachtung ſie zu allen Zeiten gefordert hat. Indem die Pflanze ſich ſo hingiebt, gewinnt ſie aber die, nur in der Richtung der äußern Unendlichkeit bewegten, Elemente der Erde für das Lebendige, während das Anorganiſche ſelbſt ein verborgenes Leben enthüllt; woraus das Beruhigende, Heitere entſteht, welches uns durch die Pflanzenwelt anſpricht. Sie iſt die Vermittlerin zwiſchen der äußern Unendlichkeit des Univerſums und der innern. Das Thier aber entwickelt ſich, tritt hervor, wie es verborgen war in der Pflanze, in der ſtillen Ordnung, wie die immer klarer werdenden Gedanken, die aus der Seele hervortreten, ſich immer beſtimmter in ſich und unter einander erkennen. Das iſt jene Sonderung, durch welche die Gattungen und Arten unter einander, die Organe eines jeden Individuums und mit dieſen der immer größere Kreis der Welt, der von einem jeden Thiere beherrſcht wird, immer beſtimmter bis zu dem Menſchen hinauf, hervortritt. Dieſes Thieriſche, das wir die Seele der Gattung nennen müſſen, iſt, wenn wir den Totalorganiſmus betrachten, immer daſſelbe, und es geht der nämliche Gedanke durch alle Formen des Daſeins hindurch. Die mannigfaltigen Gattungen bilden das Ewige, was nicht geworden iſt und nicht zu Grunde gehen kann. Sie treten aus ihrer Einheit in ſich und mit allen Uebrigen heraus, indem ſie, um erſcheinen zu können, einen Gegenſatz hervorrufen (ſich ſelber objektiv werden). Dieſer Gegenſatz (des Männlichen und Weiblichen) wird relativ geſetzt und aufgelöſt (durch die Begattung), und offenbart, für das geiſtige Erkennen die Gattung, die ſelbſt nie erſcheinen kann, obgleich ſie die Wahrheit der Erſcheinung erhält. Die vegetative Richtung iſt diejenige, die jene unendliche Mannigfaltigkeit der Formen ſchafft, deren wechſelſeitige Verwandtſchaft und wechſelnde Funktionen ein verworrenes Bild geben, welches, nur durch eine fortdauernde Unterſuchung allmälig geordnet, in ſeiner gedankenvollen

Tiefe erkannt werden kann. Die Zoologie, die komparative Anatomie und Phyſiologie, (dieſe wichtigen Wiſſenſchaften, deren tiefgreifender Einfluß auf die zukünftige Geſtaltung des Geiſtes in der Geſchichte nur von Wenigen erkannt wird) verfolgen unabläßig dieſen Weg erfolgreicher Forſchung, indem ſie — was früher vereinzelt und in der Trennung betrachtet wurde — die äußere Geſtalt, den innern Bau, die Funktionen der Organe und ſelbſt die chemiſchen Verhältniſſe, wie dieſe hervortreten, wenn das Leben entweicht, jetzt vereinigt zur Beſtimmung der Familien benutzen. Denn dieſe Vereinigung wird das Erkennen der höheren geiſtigen Einheit nothwendiger Weiſe herbeiführen, und je allſeitiger die einzelnen Gattungen aufgefaßt werden, deſto mehr Licht werfen ſie auf die verwandten, und ſo weiter in immer größeren Kreiſen.

Eine Richtung der gemeinſchaftlichen Bildung giebt es aber, die, obgleich leiblich und vegetativ ſich geſtaltend, dennoch, innerhalb der ſinnlichen Erſcheinung, ſich darſtellt als diejenige, durch welche die Organiſation ſich in ſich beſinnt; und dieſe Bildung, in und mit welcher die Erſcheinung ſich ſelber zu fliehen ſucht, und ſich einem Höhern unmittelbar weiht, können wir die Offenbarung der innern Einheit aller Thiere unter einander und die Beſtätigung einer jeden Gattung in ihrer Art nennen: es iſt das Nervenſyſtem. Es giebt durch alle Thiere hindurch nur eines und daſſelbe, und es iſt die entſchieden zu erkennende tiefere Anſicht der ſich in unſern Tagen ausbildenden Phyſiologie, daß ſie nicht bloß die äußeren Verhältniſſe organiſcher Thätigkeit zum Gegenſtand der Betrachtung macht, ſondern bei der Erklärung des Athemholens, des Verdauungsprozeſſes, der thieriſchen Wärme und der Eigenthümlichkeit der Organe und ihrer Funktionen, die tiefere Beziehung zum Nervenſyſtem aufzufaſſen und zu begreifen ſucht. Durch alle Thiere hindurch, von dem niederſten, bei welchem man bis jetzt hat Nerven entdecken können, bis zu dem Menſchen hinauf, reicht daſſelbe Eine Syſtem und ſchließt, wenn man es für ſich betrachtet, die ſcheinbare Verworrenheit aus, die oft nicht allein die thieriſchen Formen im Ganzen, ſondern auch den durchgehenden Faden der Vereinigung in den verſchiedenen Gebilden dunkel und unſcheinbar verbirgt. Wenn bei den niederen Thieren dieſe durchgreifende Einheit des Nervenſyſtems ſich weniger deutlich darſtellen läßt, ſo beweiſt die Regelmäßigkeit der Entwickelung deſſelben durch alle Wirbelthiere die Einheit des alle thieriſchen Formen beherrſchenden Syſtems auch da, wo es dunkler erſcheint.

Und dieſes Syſtem entwickelt ſich nun, von dem Embryo an, bei einem jeden Thier nach dem nämlichen Typus, nach welchem es ſich durch alle Thiere entwickelt. Hier ſchließt die ſinnliche Zeit ſelber den Abgrund des ganzen Lebens, wie er als ein Seiendes und dennoch für die höhere Betrachtung als ein Werdendes (als Metamorphoſe) hervortritt, durch eine jede Gattung auf. In den niederſten Thieren ſetzen die Prototypen des Nervenſyſtems die höhern voraus; auf den mittleren Entwickelungsſtufen weiſt das ſich entwickelnde Nervenſyſtem mit gleicher Nothwendigkeit nach den niederſten und nach den höchſten Stufen, und bei dem Menſchen durchläuft es alle. Was ſich als Fiſch, als Amphibie, als Vogel, endlich als niederes oder höheres Säugethier in eigenen mannigfaltigen Welten der Formen ausbreitet, wird als embryoniſche Bildung, je höher die Entwickelungsſtufe iſt, in einen höhern Strom der Entwickelung hineingeriſſen, und gezwungen, was ſich ſonſt zu einer eigenthümlichen Welt auszubilden vermag, durch ſchnell vorübergehende Metamorphoſe nur anzudeuten. So liegt der tiefſte eigentlichſte Bildungsmoment eines jeden Thieres in allen, und der Menſch offenbart ſchon durch ſeine ſinnliche Organiſation die Einheit aller.

Es iſt hier nichts ausgeſprochen, was nicht in der geiſtigen Konſequenz als Reſultat der genaueſten Forſchung unſerer Tage liegt. Es iſt keine Hypotheſe, es iſt ein durch die Forſchung erworbenes geiſtiges Erkennen, zu lebendigen Gedanken herangereift, welches ſeine Sicherheit nicht aus der formellen Abſtraktion, ſondern aus der innern Einheit mit dem erkannten Gegenſtand ſelber erhalten hat.

Wenn wir nun aber in dieſe geiſtige Einheit aller lebendigen Formen hineinblicken, drängt ſich uns die Frage auf: ob der Totalorganismus ſelber ein bleibendes Letztes, ſeiner Form nach Starres und Unüberwindliches ſei? oder ob dieſe totale Organiſation nicht eine Entwickelungsſtufe darſtellt und in ihrer Geſammtbildung zu einem noch Höhern fortſchreiten könne? Dieſe Frage läßt ſich nicht abweiſen. Offenbar ſind die Gattungen aller Thiere und Pflanzen innerhalb eines beſtimmten Kreiſes, ihrer beſondern Geſtalt nach, feſt gehalten, und die geiſtige Betrachtung mag wohl, immer tiefer forſchend, erkennen, daß dieſe Formen durch die des Totalorganismus bedingt ſeien; daß ſie aber ſämmtlich in ihrer Einheit weiter ſchreiten können, ſcheint nothwendig, weil wir den Begriff der Organiſation, ohne fortſchreitende Entwickelung, nur dann ſinnlich feſthalten können, wenn wir ſie, als zurückſchreitend betrachten. Das Ganze kann ſo wenig ruhen, wie die Organe. Und um dieſen Gedanken ſchon hier vorläufig einzuleiten, erinnern wir an eine Betrachtung, die wir früher anſtellten. Die Naturforſcher, ſagten wir, wurden auf die Pflanzengattungen aufmerkſam, die, obgleich durch viele bleibende Merkmale getrennt, doch den Zug einer allgemeinen Verwandſchaft ſo unverkennbar tragen, daß man ſich zu dem Verſuch, dieſe Verwandtſchaft weiter zu verfolgen, getrieben fühlte. Dieſe Verwandſchaft, die, inſofern ſie ſich dem unbefangenen Sinn offenbart, ſich durch die Totalität der Form ausſpricht, der Habitus (Phyſiognomie) der Pflanzen genannt wird, enthält, wenn man ſie zuerſt entdeckt, den eigentlichen geiſtigen Reiz der Pflanzenkunde. Linné, indem er es nothwendig fand, zuerſt die Pflanzen künſtlich zu ordnen, damit man ſie äußerlich in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit überſchauen konnte und alle Forſcher ein gemeinſchaftliches Mittel erhielten, um ſich ihre Entdeckungen mitzutheilen, erkannte dennoch die genaue Kenntniß dieſer Verwandtſchaft, durch welche natürliche Familien entſtehen, als das höchſte Ziel der Botanik; und Rouſſeau, ohne Botaniker zu ſein, ward von dieſer geheimen Verwandtſchaft ſo entzückt, daß er, durch eine, freilich oberflächliche, Darſtellung, die Frauen für die Pflanzenkunde zu gewinnen ſuchte. Der unſterbliche Juſſieu entſagte ganz aller künſtlichen Klaſſifikation, und ſeit der Zeit hat ſich die Botanik ganz der Begründung der natürlichen Familien zugewandt. Wir haben früher nur dieſe Verwandtſchaft der Pflanzen betrachtet, weil es unſere Abſicht war, auf eine geiſtige Zukunft, die ſich nicht bloß in den Worten des abſtrakten Denkens, ſondern auch in den Geſtalten der Natur verbirgt, aufmerkſam zu machen. Hier aber müſſen wir es ausſprechen, daß die ganze Wiſſenſchaft der lebendigen Natur eine ſolche Verwandtſchaft erkennt. Indem dieſe natürlichen Familien immer beſtimmter geſondert werden, entdeckt man eine geheime Geſchichte der Totalorganiſation. Sie ſcheint aus einfachern Formen, die ſich innig verwandt waren (wie aus einem goldenen Zeitalter), entſtanden zu ſein und dieſe wieder durch das Erkennen erreichen zu wollen. Die zerſtreuten Glieder der Familien, die durch die Sinnlichkeit auseinander gehalten werden, nähern ſich, verſtändigen ſich, je genauer ſie unterſucht werden; und auch die verſchiedenen Familien deuten, je beſtimmter ſie in ihrer Eigenthümlichkeit hervortreten, deſto deutlicher auf eine großartige organiſche Einheit. So enthält die fortſchreitende Wiſſenſchaft der lebendigen Natur eine Weiſſagung, die innerhalb der ſinnlichen Erſcheinung nicht erfüllt werden kann. Denn iſt die Wahrheit des Denkens zugleich ein Seiendes, ſo muß das Fortſchreiten des Erſten zugleich eine Entwickelung des Letzten ſein, auch wo dieſes innerhalb der Verhältniſſe der Sinnlichkeit nicht zum Vorſchein kommen kann.

Dieſe Betrachtung leitet uns nun weiter. Wie weit reicht das Leben? Darf man behaupten, daß die Geſammtorganiſation aller Thiere und Pflanzen in die Mitte einer, ihr ganz fremden, todten Welt verſetzt ſei? Findet keine Gemeinſchaft zwiſchen dieſen beiden ſtatt? und deutet nicht ſchon das Leben der Thiere und Pflanzen auf der Erde; die Ernährung und Entwickelung in der ſtets beweglichen Atmosphäre, im Waſſer; das Hineingehen chemiſcher Stoffe in den geheimnißvollen Kreis des Lebens und das Heraustreten derſelben, wenn das Leben verſchwindet, auf eine tiefe Verwandtſchaft beider? Alle Vegetation richtet ſich nach außen, ſie verliert ſich in den äußern Elementen der Erde, und alles Leben iſt vegetativ. Die Pflanzenphyſiologie hat die Aufgabe, das Geſammtleben der Erde und der Pflanzenwelt darzuſtellen. Alles aber, was Theil an dem

Leben nehmen darf, muß ſelbſt lebendig ſein, und es wird eine Zeit kommen, in welcher man erkennen wird, daß die Ernährung der Pflanzen das enthüllte Räthſel der Ernährung (die nach Außen gewandten, in die äußern Verhältniſſe hineingeriſſenen Prozeſſe) auch des thieriſchen Lebens ſei; ſo wie wir in allen Verhältniſſen der anorganiſchen Natur das äußerlich Gewordene des Lebens überhaupt erkennen. Hat man das Leben rein aufgefaßt, dann mag es wohl gelingen, ſelbſt in dem chemiſchen Prozeß ſein Aufgeſchloſſenſein für äußerlich unendliche Prozeſſe zu erkennen; und hat man das thieriſche Leben tiefer begriffen, dann mag man die auseinandergelegte Gliederung ſeiner Funktionen in den rein vegetativen Prozeſſen der Pflanzen auch tiefer faſſen.

Der Geſammteindruck einer durch Vegetation charakteriſirten Gegend in ihrer lebendigen Einheit, das Klimatiſche, die durch die Totalität der Naturverhältniſſe gegebene Pflanzenwelt, wie ſie durch Licht, Wärme und Feuchtigkeit bedingt wird, enthält für den unbefangenen Sinn recht eigentlich die tiefſte Aufgabe der Pflanzenphyſiologie.

Wie der unbefangene Sinn, führt auch die unbefangene Betrachtung zu den nämlichen Reſultaten. Von jeher fühlte die religiöſe Geſinnung ſich gedrungen, die Natur zum Gegenſtand erbaulicher Betrachtungen zu machen. So entſtand die Teleologie, die Gottes Weisheit und Güte in der Natur nachzuweiſen ſuchte, und die bekanntlich Gegenſtand häufiger Angriffe geweſen iſt, wie ſie in unſeren Tagen faſt verſchwunden ſcheint. Die Theologen haben ſich in ihre dogmatiſche Schule zurückgezogen, und die Naturbetrachtungen ſind ihnen immer fremder geworden. Die Naturwiſſenſchaft ſelber hat eine tiefere Richtung genommen und benutzt jene äußere teleologiſche

Betrachtungsweiſe immer weniger; und dennoch müſſen wir geſtehen, daß ſie keineswegs ohne Bedeutung iſt, ja unentbehrlich ſcheint, weil ſie die wichtigſten Aufgaben nicht ſelten herbeigeführt, wenn gleich nicht gelöſt hat. Die Teleologen haben zwar oft genug willkürlich verfahren, vereinzelte Bemerkungen, Notizen ohne Zuſammenhang neben einander geſtellt und über das ſo principienlos Zuſammengehäufte allgemeine Betrachtungen angeſtellt, die völlig ohne irgend einen wiſſenſchaftlichen Werth waren. Aber dennoch haben ſie, wo ſie Thiere und Pflanzen zum Gegenſtand ihrer Betrachtung machten, das ganze Daſein in Erwägung gezogen. Es ward in ſeinen innern, wie in ſeinen äußern Beziehungen unterſucht, und eben dadurch erhielten nun die Darſtellungen der Lebensart der Thiere etwas Heiteres, den unbefangenen Sinn ungemein Anſprechendes, und die lebendige Anmuth der Natur ſchien friſch und fröhlich in ihren Unterſuchungen ſich auszuſprechen. Die Abſicht war, das Thier, die Pflanze in allen ihren äußeren Beziehungen aufzufaſſen, und wenn man den Nutzen beſtimmter Organe, die auf eine beſtimmte Weiſe eingerichtet waren, um bald als Schutz gegen die Angriffe der Thiere und des Klimas, bald zur Förderung der Ernährung und Begattung zu dienen, zum Gegenſtande der Unterſuchung machte, ſo ward dieſe äußere Harmonie zwiſchen der lebendigen Form und ihrer Umgebung, zwar nur äußerlich aufgefaßt, als äußere Zweckmäßigkeit betrachtet, aber dieſe führte die Nothwendigkeit des betrachtenden Geiſtes herbei, ſie zur innern Zweckmäßigkeit zu ſteigern, d. h. wiſſenſchaftlich aus der Einheit des Lebens zu erklären. Es iſt nicht das fromme Gemüth allein, welches ſich zu dieſer Betrachtungsweiſe gedrungen fühlt. Die Naturforſcher, die Phyſiologen zumal, ſehen ſich genöthigt, zu ihr ihre

Zuflucht zu nehmen und, wo der innere organiſche Zuſammenhang ſich nicht verfolgen läßt, den Nutzen des Organs hervorzuheben. Man kann dieſe teleologiſche Anſicht der Naturforſcher mit den vorläufig hingeworfenen leichten Punkten der Geographen vergleichen, wenn ſie den muthmaßlichen Umriß noch nicht unterſuchter Ufer angeben wollen. Die Phyſiologie zeigt in der Geſchichte ihrer Entwickelung Beiſpiele genug von dem Verſchwinden dieſer vorläufigen Betrachtungsweiſe, indem ſie verdrängt wurde durch eine höhere, die den Zuſammenhang, der bis dahin nur äußerlich betrachtet wurde, aus dem Innern der Organiſation ſelbſt erkannte. Die Lebensart der Thiere und Pflanzen, die Totalität ihres Daſeins durch alle Entwickelungsſtufen hindurch, der Kreis, der gebildet wird durch die ſowohl äußern als innern Verhältniſſe, die klimatiſche Beſchaffenheit, die Natur des Erdbodens, das Leben in der Mitte feindſeliger Thiere und Elemente, die Aeußerungen des Inſtinkts, die mit allen dieſen Verhältniſſen in Uebereinſtimmung ſind, bilden eine erweiterte Organiſation, deren leichter Umriß durch jene äußerlichen Unterſuchungen angedeutet iſt: aber die Idee einer innern Einheit aller dieſer Verhältniſſe, aus der Konſequenz ihrer geiſtigen Auffaſſung mit Nothwendigkeit gefolgert, reicht weiter als die Unterſuchung, ja, iſt die wahrhaft geiſtige Bedingung dieſer, und ſo bleibt der erweiterte Begriff der Organiſation ein Unabweisbares, was die Wahrheit vor aller Unterſuchung in ſich enthält und beſtimmt iſt, dieſe zu leiten.

Die vegetativen Prozeſſe, die ſich von dem thieriſchen Leben abwenden und ſich den univerſellen Verhältniſſen der Erde hingeben, wie die Blätter der Pflanze, die Häute der ſich häutenden Thiere, Klauen, Nägel, Haare, ſind offenbar die Ausdrücke einer Lebensfunktion, die allen Thieren zukommt; es iſt bekannt, in welchem genauen Zuſammenhang Vegetation und Atmosphäre ſtehen, und wenn gleich die letztere größern telluriſchen Verhältniſſen unterliegt, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß ſie auch in einem wahrhaft organiſchen Zuſammenhange mit der Organiſation ſteht. Es bildet ſich hier eine Anſicht, die der chemiſchen, wenn dieſe ſich mit ihren äußern Verhältniſſen in das Leben hineindrängen will, völlig entgegengeſetzt iſt. Die Pflanze, indem ſie ſich völlig hingiebt, gewinnt die keimvolle Atmosphäre, ſie nährt ſich von ihr, und alles Leben innerhalb des Totalorganismus kann man ein Wiederkäuen nennen; denn alle Thiere nähren ſich von ſchon Organiſirtem, von Pflanzen oder Thieren.

Nun aber kann man nicht jene äußere telluriſche Umgebung des Lebens als theilweiſe lebend und theilweiſe todt anſehen; ſie iſt offenbar beides ganz, und haben wir dieſes eingeſehn, ſo bietet ſich eine andere Betrachtung dar, die uns in der That die ganze ſinnliche Welt, wie ſie jetzt vor uns liegt, als eine ſolche kennen lehrt, die ſich den Geſetzen organiſcher Metamorphoſe gemäß aus einer frühern Stufe entwickelt hat; und dieſe Anſicht, die für ein chriſtlich wiſſenſchaftliches Erkennen von der größten Wichtigkeit iſt, wollen wir jetzt, wie ſie in der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage vorliegt, zu begründen ſuchen.

Es iſt merkwürdig, wie die Naturforſcher zu jeder Zeit die Erfahrungen, die ſich wiſſenſchaftlich geordnet hatten, und die Anſichten, die ſich dadurch bildeten, auf die Erdbildung anzuwenden geneigt waren. Dieſes Bemühen führte zur Betrachtung der Mythologien alter Völker, die, wie man wohl einſah, in wunderbaren Bildern eine Erdbildungsgeſchichte enthielten. Chriſtliche Naturforſcher aber ſuchten beſonders ihre Erdbildungslehre mit der moſaiſchen Tradition in Uebereinſtimmung zu bringen. Obgleich dieſe rohen Verſuche, die im ſiebzehnten Jahrhunderte meiſt mechaniſch, ſpäter chemiſch wurden, nie einen bleibenden Werth erhielten und immer nur eine vorübergehende Exiſtenz hatten, ſo bleibt der immer wiederholte Verſuch dennoch merkwürdig. Für eine ſpekulative Betrachtung der Geſchichte der Wiſſenſchaften enthält ein ſolches Beſtreben, welches ſich nicht abweiſen läßt, als Aufgabe, eine geiſtige Wahrheit, wie unvollkommen die Ausführung auch ſein mag. In unſern Tagen nimmt die geologiſche Betrachtungsweiſe einen immer bedeutenderen Platz ein; die große Mannigfaltigkeit der Richtungen, in welcher die Naturwiſſenſchaft ſich ausgebildet hat, ſcheint hier einen Vereinigungspunkt finden zu wollen. Man erkennt Principien an, die die Unterſuchung leiten müſſen. Da die frühern Verſuche gar keinen wiſſenſchaftlichen Werth haben, ſo kann man behaupten, daß die Geologie erſt jetzt anfängt, und alle Mängel eines noch ſchwankenden Anfanges trägt. Die jetzt herrſchenden geologiſchen Hypotheſen leiden an einer rohen Einſeitigkeit, die dem unbefangenen Beobachter nicht entgeht, und eben ihre Einſeitigkeit verdirbt und verzerrt die Beobachtung; denn im Gefühl ihrer Schwäche hat ſie ihre Unbefangenheit verloren und ſucht nur Beſchäftigung für die willkürlichen Hypotheſen. Deſſenungeachtet hat die vorherrſchende plutoniſch-vulkaniſche Anſicht der Gebirgsbildung eine Seite ausgebildet, die für uns von großer Bedeutung iſt. Die Reſte organiſcher Geſchöpfe, die wir in den Gebirgen finden, bieten den grenzenloſen Hypotheſen keinen Raum. Eine Verſteinerung kann zwar verkannt werden, aber die erweiterte Unterſuchung findet ihre Korrektur, und ein in der That bewunderungswürdiges Talent hat ſich in der Zeit ausgebildet, eine untergegangene Organiſation wird immer klarer in ihrer

Beziehung zu der jetzt beſtehenden erkannt, und der Begriff des Totalorganismus muß für eine frühere Zeit der Erde erweitert werden.

Hier wollen wir nun zuerſt eine Thatſache hervorheben, die unter allen die entſchiedenſte iſt, dieſe nämlich: daß es eine Zeit gab, wo die Erde ohne Menſchen war. Seit Kant ſind wir gewohnt, die Zeit als die ſubjektive Form ſinnlicher Anſchauung zu betrachten, ſie kann alſo von dieſer gar nicht getrennt gedacht werden. Was ſich daher in der Zeit ausbildet, bildet ſich nothwendig zugleich in der Form menſchlicher Sinnlichkeit. Hier aber iſt die Rede von einer Zeit, die der menſchlichen Bildung vorangeht, die ſogar, wie ſich ſpäter zeigen wird, als die Zeitfolge einer organiſchen Entwickelung erkannt wird, deren höchſte Stufe erſt durch die Ausbildung der menſchlichen Sinnlichkeit erreicht iſt. Wie ſollen wir nun den Begriff der Zeit als eine bloße Form ſinnlicher Anſchauung feſthalten?

Schon Kant beklagt ſich darüber, daß diejenigen, die willig zugeben, der Raum ſei eine ſolche Anſchauungsform, mit Einwendungen gegen dieſelbe Behauptung, wenn ſie auf die Zeit angewandt wurde, ſchnell bei der Hand waren. Sie fühlten ſich nämlich in Beziehung auf dieſe freier, als in Beziehung auf den Raum, und die Veränderung in der Zeit war ihnen zugleich eine nicht bloß paſſive äußere, vielmehr eine ſolche, durch welche die Selbſtthätigkeit des Denkens, die ein Vorhergehendes, Vergangenes mit einem Nachfolgenden, Gegenwärtigen verknüpfte und auf ein, aus dieſem zu folgerndes Zukünftiges bezog, ein mit der Form der Zeit ſo innig Verbundenes zu ſein ſchien, daß man den Moment der Selbſtthätigkeit von dieſer Form der bloßen Anſchauung nicht zu trennen, und dieſe daher nicht in ihrer reinen gegebenen Objektivität feſtzuhalten vermochte.

Nun haben wir aber oben dargethan, daß in einer jeden Entwickelung, die, obgleich ſinnlich hervortretend, doch unmittelbar als Ausdruck eines Ueberſinnlichen begriffen werden muß, die Zeit eine durchaus geiſtige Bedeutung erhält, die für eine jede organiſche Form Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nicht bloß ſo wie ſie auseinander liegend erſcheinen, ſondern auch in der in ſich geſchloſſenen totalen Einheit begreift. Was hier für eine jede beſondere ſich entwickelnde organiſche Geſtalt, das gilt für das Ganze des Totalorganismus und, da er als lebendig in ſeiner allgemeinen irdiſchen Umgebung erkannt iſt, für dieſe mit, wenn die Organiſation hier geologiſch betrachtet wird.

Es iſt aber nicht möglich, den Menſchen iſolirt in der Mitte des Totalorganismus ſich zu denken. Eine Totalorganiſation, die den Menſchen nicht als den Schlußpunkt ihrer Bildung in ſich aufgenommen hat, iſt nothwendig eine ganz andere, als diejenige, die erſt in ſeiner Geſtalt ihre Bedeutung erhält. Was nun ſo in der Konſequenz der Begriffe des organiſchen Lebens liegt, das finden wir durch die geologiſche Betrachtung beſtätigt. Die Organiſation, die den Menſchen ausſchließt, iſt in allen ihren Formen, in denen der höhern, wie in denen der geringern Thiere, von der ſpäter ſich entwickelnden verſchieden. Aber die Geologie giebt uns einen noch höhern Beweis der organiſchen Konſequenz der Entwickelung der Erde.

Mögen die Thatſachen dieſer Wiſſenſchaft, wenn wir ſie einzeln betrachten, noch ſo ſchwankend ſein; mag es z. B. von einer nahe liegenden Zukunft erkannt werden, daß viele Gebirgsmaſſen ſich auf eine faſt organiſche Weiſe als Reſiduen eines lebendigen Prozeſſes gebildet haben, welche jetzt auf eine rohe Weiſe als geſchmolzene Maſſen, die nach einander gehoben wurden, betrachtet werden — ſo viel iſt gewiß: wo organiſche Reſte gefunden werden, da enthalten die älteſten Schichten nur niedere Thier- und Pflanzenbildungen; ſo wie die Schichten jünger werden, ſteigern ſich die Bildungen zu höhern Stufen der Entwickelung. Zwar iſt die Epoche, in welcher die älteſten Gebirge bloß wirbelloſe Thiere enthielten, nicht in ihrer Sonderung klar erkannt, aber man muß auch bekennen, daß die älteſten Gebirge in ihrer Altersfolge ſchwer zu unterſcheiden ſind; und wir zweifeln nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo man auch dieſe Epoche als eine ſolche, in welcher alle Wirbelthiere fehlen, anerkennen wird.

Deſto entſchiedener treten die Epochen hervor, die ſich dadurch auszeichnen, daß ſie abſchließen mit höheren Thierbildungen. Wir finden in den älteſten Epochen der Geſchichte der Erde, wie wir ſie durch die Geologie kennen gelernt haben, eine Thierwelt, die den jetzt noch beſtehenden Typus der untern, erſtern Stufen, der Mollusken und noch geringerer Thiere trägt, zugleich aber ſo, daß ſich eine fremdartige Richtung der Bildung durchgängig erkennen läßt; denn nicht allein iſt es entſchieden, daß aus dieſer Epoche gar keine Thiere, der Art nach, mit denen der jetzigen Welt übereinſtimmen, ſondern, wenn man ſie im Ganzen vergleicht mit den Thierreſten der Vorwelt, die in ſpätern Epochen nachfolgen, ſo findet man ſie auch von dieſen in der Bildungsweiſe abweichend.

Eine zweite Epoche reicht, in Beziehung auf die Entwickelungsſtufe der Thierwelt, bis dahin, wo das thieriſche Leben aus der embryoniſchen Hülle des Waſſers herausſtrebt, ohne ſie ganz abwerfen zu können, bis zu den Amphibien, und es iſt eine eben ſo gewiſſe Thatſache der Naturwiſſenſchaft, daß es eine Zeit gegeben hat, wo keine Vögel und Säugethiere auf der Erde lebten, wie es gewiß iſt, daß die Erde eine Epoche ohne Menſchen hat. So finden wir drei Entwickelungsſtufen und eben ſo entſchieden eine vierte, älteſte und erſte, deren Abſchluß und Verſchiedenheit von der nächſtfolgenden zweiten freilich bis jetzt weniger klar erkannt iſt. Dieſes große Reſultat geologiſcher Unterſuchungen ſteht im Ganzen ſo feſt, daß es ein leitendes Princip nicht bloß der Geologen, ſondern auch der Zoologen unſerer Tage geworden iſt. Die Verſteinerungen haben nicht ſelten ein Licht verbreitet über den organiſchen Zuſammenhang noch lebender Thiere. Die zoologiſchen Syſteme haben ſich bis zur Aufnahme dieſer Formen erweitert, und es iſt dadurch anerkannt worden, daß der Totalorganismus der gegenwärtigen Epoche der Erde, ſeiner geiſtigen (wiſſenſchaftlichen) Bedeutung nach, nicht begriffen wird, wenn er nicht mit einem frühern Zuſtande in Verbindung gebracht wird.

Wenn wir auf die, in den verſchiedenen Epochen der Erde fortſchreitende, Bildung der Vegetation nicht Rückſicht nahmen, ſo war es, weil dieſe für unſern vorliegenden Zweck weniger wichtig ſcheint; nur bemerken wir, daß auch ſie die Thatſache: daß die Geſammtentwickelung alles Lebens mit der Erde überhaupt zuſammenfällt, auf jede Weiſe unterſtützt. Eine ſo großartige wiſſenſchaftliche Entdeckung konnte ſich in einer Reihe von Jahren nicht ausbilden, ohne mancherlei Irrthümer zu veranlaſſen, die innerhalb des großen geiſtigen Kreiſes Einwürfe erzeugten, welche, ſo wichtig ſie auch ſein, und ſo viele Berichtigungen ſie herbeiführen und fordern mögen, dennoch das Reſultat im Ganzen unerſchüttert ſtehn laſſen. Dieſe embryoniſchen Vorſtufen, die auf die menſchliche Geſtalt, als ihren Schlußpunkt, hinweiſen, können nun nicht begriffen werden, abgetrennt von dem telluriſchen Zuſtand überhaupt, vielmehr müſſen wir annehmen, daß die Entwickelung des Lebens eine gleiche der ganzen Erde geweſen iſt. Wir müſſen alſo den Begriff des Lebendigen für die ganze Erde in Anſpruch nehmen, ohne daß dadurch die innerhalb ihrer Grenze geſetzmäßige Betrachtung der anorganiſchen Natur ihre Bedeutung verliert. Dieſe ſtellt das univerſelle Verhältniß, die centrifugale Richtung des ganzen Daſeins dar, das Lebendige aber diejenige Richtung der Bildung, die die Bedeutung des Ganzen immer tiefer und klarer, in einer jeden Form ſucht. Entgegengeſetzte Richtungen aber können nicht aus einander erklärt werden, und alle Bemühungen, den Urſprung der Welt oder die großen Formen der Entwickelung derſelben aus anorganiſchen Kräften zu erklären, werden eben ſo gewiß ſcheitern, wie das Beſtreben, dem Organismus in ſeinen großen Formen, ja, ſelbſt in den beſondern einer jeden Gattung deſſelben, durch ſinnliche Forſchung näher zu treten. Obgleich Alles in der erſcheinenden Welt dem Tode geweiht iſt, und ſelbſt das Lebendige, ſelbſt der Menſch, die Gewalt des Todes im Leben trägt — „mitten wir im Leben ſind, von dem Tod umfangen" — ſo daß das ganze Leben, als erſcheinend in der Richtung des Geſetzes, todt, anorganiſch (das Todte iſt, während des Lebens gefeſſelt, verhüllt im Lebendigen, wie das Lebendige im Todten), in der Richtung des Lebens, der Liebe aber, lebendig genannt werden muß: ſo liegen doch beide Richtungen abſolut von einander getrennt da, und eben deswegen, im Ganzen und in einer jeden beſondern Form, abſolut als Eins.

Iſt es nicht in und für ſich klar, daß die Erde, die keine lebendige Form zu erzeugen vermochte, nicht in dieſer oder jener einzelnen Beziehung, ſondern ganz und durchaus in ſich und in allen ihren Verhältniſſen zu den übrigen Planeten, eine andere ſein mußte, als diejenige, die die höchſte Entwickelung des Lebens erzeugte, trug und pflegte? ſo daß, was in einer frühern Zeit dem Leben feindlich war, jetzt ſich dieſem ganz und gar zuwandte. Eben ſo entſchieden nämlich, wie es iſt, daß es eine Erdepoche gab ohne Menſchen, eben ſo ausgemacht iſt auch, daß in der früheſten Epoche der Erde dieſe ohne alle lebendige Formen war. Sind nun dieſe Extreme des telluriſchen Zuſtandes nicht im Einzelnen, ſondern total verſchieden, ſo müſſen auch die zwiſchenliegenden Stufen bezeichnet werden als totale Veränderungen, d. h. die Erde, als die Trägerin einer ſich immer mehr entwickelnden Organiſation, muß ſelbſt betrachtet werden, als von dieſer Entwickelung ergriffen, indem ſie ſich ihr fügt.

Hier ſteht uns die Aſtronomie entgegen, die zwar auch einen Urſprung der Erde aus den durch Calcül gewonnenen Geſetzen verſucht. Aber da dieſe keine erzeugende Kraft haben, ſo iſt die Vorausſetzung, wie in der Hypotheſe des Laplace, ſelbſt eine ſinnlich bedingte, ſchlechthin willkürlich angenommene. Die über das ganze Planetenſyſtem ausgebreitete Hitze der Sonne, mit ihrer eben ſo weit reichenden glühenden Gas- oder Dampfatmosphäre; die angenommene Axendrehung der Sonne, für welche kein Grund angegeben wird, die allmälige Konſolidation der Planetenkörper durch die Erkältung der glühenden Sonnenatmosphäre in beſtimmten Entfernungen u. ſ. w. mögen dazu dienen, auf ſinnlich ſubjektive Weiſe ſich die Anordnung der Maſſen begreiflich zu machen: aber, wie dieſe ſich in einer unendlich mannigfaltigen Menge von Körpern aufſchließen, die geſetzmäßig unter einander bedingt ſind; wie die Erde ſich mit ihren lebendigen Geſchöpfen entwickelt und ſich dieſen fügt, bleibt nicht allein unerklärt, ſondern es iſt in und für ſich klar, daß durch den Kreis, innerhalb welches die Erklärung ſich einſchließt, eine jede höhere, die die innern Geſetze der telluriſchen Verhältniſſe und der Entwickelung des Lebens in ſich aufzunehmen fähig wäre, abſolut ausgeſchloſſen iſt.

Die Aſtronomie mit ihrer bewunderungswürdigen, auch geiſtig höchſt bedeutenden Evidenz, gründet ſich auf einen in beſtimmter Ordnung gegebenen unveränderten Zuſtand unſerer Himmelskörper. Dieſer iſt der letzte geologiſche. Sie hat durchaus nichts Geſchichtliches in ſich. Und es heißt keineswegs die Aſtronomie angreifen, wenn wir ihr gleiches Alter mit dem Menſchengeſchlecht ertheilen. Von einer Erde ohne menſchliche Sinnlichkeit hat ſie, und kann ſie keinen Begriff haben, denn ſie iſt ja eine ſinnliche Erfahrungswiſſenſchaft, und die Sinnlichkeit überſpringt ſich ſelber, wenn ſie weiter reichen will, als ihr Fundament, und ſich eine Anſchauung von einer Welt erſchaffen, die früher da war, als die menſchliche Sinnlichkeit ſelber.

Wenn wir behaupten, daß die Aſtronomie nichts Geſchichtliches enthalte, ſo gilt dieſes von unſerm Sonnenſyſtem und von demjenigen Theil unſers Univerſums, der vorzugsweiſe dem Calcül und den auf dieſen gegründeten Hypotheſen unterworfen iſt. Denn daß das Univerſum ſelbſt im Ganzen einen geſchichtlichen Charakter anzunehmen anfängt, beweiſt eben die Aſtronomie unſerer Tage durch die Entdeckung der Doppel- und Nebelſterne. Es wird immer wahrſcheinlicher, daß dieſe wahre Stufen bis zur vollkommenen Entwickelung unſeres Planetenſyſtems darſtellen. Das chriſtliche Bewußtſein hat ein Intereſſe daran, wie die Spekulation, daß unſer Planetenſyſtem, ja, unſere Erde, der Mittelpunkt des Univerſums ſei. Wenn in der Geſchichte der Völker die Erde, ſinnlich betrachtet, im Mittelpunkt des Univerſums ruhte, wenn eine tiefere Anſicht, die früher da war, verdrängt wurde, ſo bewies dieſes eben, daß der centrale Geiſt noch nicht frei war, ſondern durch die Sinnlichkeit gebunden. Daß die Epoche unſerer Naturwiſſenſchaft, die von der Aſtronomie ausging, damit anfing, daß wir die Erde in ihrer Kugelform umfaßten, daß ſie, losgeriſſen von ihrem ruhenden Mittelpunkte, in die Bewegung der übrigen Himmelskörper hinein verſetzt wurde, hat eine große Bedeutung. Denn das wahrhaft Centrale des Univerſums kann nie in der Erſcheinung hervortreten. Wie das menſchliche Bewußtſein frei erklärt wurde, indem es aufhörte, die Bedeutung der Sittlichkeit in den äußern Werken zu ſuchen, und ſie nur in der über alle Erſcheinung liegenden Geſinnung erkannte, ſo ſollte der Mittelpunkt des Univerſums ebenfalls als ein Inneres, nicht bloß als ein Aeußeres, erkannt werden.

Wir können uns hier nicht in eine Unterſuchung einlaſſen, die, dem ruhigen Gange der Forſchungen voraneilend, doch nur aus einer willkürlichen Vermiſchung des Ermittelten und bloß Erdachten beſtehen dürfte. Nur dieſes dürfen wir hier ausſprechen, daß die heutige Aſtronomie ſich dem Zeitpunkt nähert, in welchem man in unſerm Planetenſyſtem den am meiſten organiſirten Punkt des Univerſums erkennen wird, und daß dann auch die Zeit nicht fern ſein wird, in welcher auf gleiche Weiſe unſere Erde nicht als der erſcheinende, wohl aber als der innerlich, geiſtig betrachtete Centralpunkt des Planetenſyſtems erkannt werden wird, wie der Menſch im Totalorganismus. Es iſt, ſagen wir, von Wichtigkeit für das chriſtliche Bewußtſein und, ſoll dieſes mit dem Weltbewußtſein verſöhnt werden, nothwendig, daß der Geiſt frei ſtehe im Univerſum, nicht etwa von der

Sinnlichkeit getrennt, ſondern dieſe beherrſchend in allen Richtungen ihrer äußern Unendlichkeit. Dieſe Anſicht, die das Univerſum als ein Erzeugniß des göttlichen Willens umfaßt, vermag allein die ſinnliche Phantaſie zu verdrängen, die außer ſich im ſinnlichen Univerſum die Vollendung, ja, die Seligkeit ſucht. Man wird die geweihte Stätte, auf welcher der Herr erſchien, als den abſoluten Mittelpunkt des Univerſums erkennen. Die wilde Verirrung, durch welche man die Seelen auf entfernte Sterne verſetzte, auf dem Sirius das wiederkehrende Paradies zubereitete, während Andere für einen jeden Himmelskörper eine eigene Geſchichte, der menſchlichen ähnlich, ja, einen eigenen Erlöſer annehmen zu müſſen glaubten, werden auf immer verſchwinden. In dieſer Rückſicht iſt die Kantiſche Philoſophie ebenfalls die wahre Signatur unſeres Zeitalters. Der transſcendentale Idealismus ließ zuerſt die ganze Sinnlichkeit um ein, wenn auch innerhalb der Sinnlichkeit gefeſſeltes, Bewußtſein ſich bewegen. So, für die geſchichtliche Entwickelung des Geiſtes entſchieden, aus allen Elementen der Bildung hervorgehend, rein, klar und geſchichtlich mächtig, wie durch Kant, trat dieſe Richtung des Geiſtes nie hervor. So können wir dieſen als den geiſtigen Kopernikus, Schelling aber, der die Geſetze des freien Geiſtes verkündigte, als den geiſtigen Kepler unſerer Tage bezeichnen.

Erwägen wir nun, was die Konſequenz des Lebens nothwendig fordert, daß das Leben nämlich von dem Todten abſolut getrennt, nur aus ſich ſelber begriffen werden kann, ſo iſt es klar, daß, wie das Lebendige in der Erſcheinung durchaus Maſſe iſt, auch die Maſſe des Univerſums ganz und durchaus als lebendig betrachtet werden muß. Wie das Thier in der Pflanze innerhalb der engern Kreiſe des Lebens, ſo iſt das

Leben in der Maſſe verhüllt; und der Begriff der Entwickelung muß auch auf das ganze Univerſum angewandt werden, dieſe aber, wie ſie in der Erſcheinung hervortritt, iſt unmittelbar die Verkündigerin eines höhern nie Erſcheinenden.

Licht und Schwere ſind, wie Zeit und Raum, wie Denken und Sein, in der Erſcheinung von einander getrennt. Von dem Standpunkte der Naturentwickelung aus, ſind beide eins, das bildende bewegende Prinzip des Lichts mit dem ruhenden der Schwere abſolut vereinigt, und der Unterſchied zwiſchen dem erſcheinend Lebendigen und dem erſcheinend Todten liegt darin, daß jenes in ſeinem Centrum, dieſes außer ſeinem Centrum erkannt wird. Das Auseinanderfallen des Raumes und der Zeit, mit welchem Ruhe und Bewegung als getrennte Momente auseinander liegen, hat ſeinen Grund darin, daß ihre Einheit in einer fernen Unendlichkeit geſucht werden muß, alſo für ein jedes ſinnliche Erkennen unerreichbar iſt. Die geiſtige Betrachtung verwandelt dieſe äußere Unendlichkeit in eine innere, und der vermittelnde Begriff, der die Anſicht des ſinnlich Anorganiſchen mit dem geiſtig Lebendigen verknüpft, drückt ſich durch ein verzögertes Leben aus. So kann man das Leben ein Univerſum nennen, deſſen lebendige Oscillationen in jeder unendlich kleinen Zeit, in einem unendlich kleinen Raum ſtattfinden, während das Univerſum ein Leben darſtellt, deſſen Oscillationen ſich nur in einer unendlich großen Zeit, in einem unendlich großen Raum faſſen laſſen. Daher beziehen ſich Bewegung und Ruhe nur äußerlich auf einander, das Ruhende beharrt in ſeinem Zuſtande, bis es durch eine äußere Urſache in Bewegung, das Bewegte in ſeinem bewegten Zuſtande, bis es eben ſo in Ruhe verſetzt wird. Die Einheit der Ruhe und Bewegung liegt im Unendlichen. Für die Spekulation aber, alſo vom

Standpunkt des Ewigen, gilt dieſer Unterſchied nicht, und die Vermittelung iſt ſelbſt nur eine ſcheinbare, die ſich ſchlechthin aufheben muß, weil jene unendlich kleinen Momente der Zeit und des Raumes eben ſo entſchieden nach dem Innern zu, wie die unendlich großen nach Außen, im Unendlichen liegen, alſo unerreichbar ſind, durch den Geiſt aber vernichtet werden.

Was die frühern Naturforſcher das Chaos nannten, gab ein Bild der vollkommen regelloſen Verwirrung, als könnte der Verſtand aus dem ſchlechthin Unverſtändlichen erzeugt werden. Das Chaos aber iſt der Zuſtand des Ununterſcheidbaren, in welchem alle Unterſchiede verhüllt liegen, und aus welchem dieſe erzeugt werden. Das Lebendige, wenn es ſeinen Anfang ſucht, koncentrirt ſich in dem unſcheinbaren Embryo, das Univerſum ſucht ſeinen Anfang in der äußern Unendlichkeit grenzenloſer Maſſen. Dieſes gilt nicht bloß von der leiblichen Erſcheinung, ſondern auch für die in der Erſcheinung ſich äußernde Seele. Was wir die Maſſe der Seele nennen können, iſt jener unermeßliche Abgrund des Unverhüllten der Perſönlichkeit, die ſich zu den lichten Momenten, in welchen das Ganze der Perſon ſich in ſeiner innern Einheit des Denkens, Handelns und Seins darſtellt, in der That, wie ein unendlich Großes zu einem unendlich Kleinen, verhält. Die herrſchenden Momente, ſelbſt der größten Anſtrengungen des abſtrakten Denkens, verhalten ſich, wie die des Lichts zur Maſſe, die nur äußerlich auf einander bezogen werden, in der anorganiſchen Natur. Das Denken, wie das Licht, beleuchtet die Gegenſtände, ſondert und trennt ſie, ja, durchdringt ſie wie in dem Kryſtall, aber vermag nicht, ſie im Innern zu bewegen, nicht zu beleben. — Das Licht leuchtet in der Finſterniß, und die Finſterniſſe haben es nicht begriffen. (Joh. 1, 5.) — Daher das Verhältniß der Maſſe zum Leben.

Jene verhält ſich immer in der Erſcheinung, wie ein unendlich Großes, ſinnlich nicht zu Umfaſſendes. Die lebendige Anſicht der Natur fängt alſo mit dem Ununterſcheidbaren in der Erſcheinung an, und wohl mögen wir in jenen Nebelſternen den, für die gegenwärtige Zeit fixirten Urzuſtand ſich bildender Himmelskörper erkennen, ſo wie die niederen Thiere uns den erſcheinenden Urzuſtand der Animaliſation andeuten, und eine Anſicht, derjenigen des Laplace ähnlich, nach welcher die Planeten ſich vormals aus einem, dem gasförmigen ſich nähernden Zuſtande, ausgebildet haben, mag wohl angenommen werden. Aber das Princip der Entwickelung kann hier ſo wenig, wie bei der Entſtehung des Lebens, in ſinnlichen Verhältniſſen geſucht werden.

Vor allem iſt es wichtig, daß wir die Idee des Lebens in ihrer Anwendung auf das Univerſum ſo einfach, klar und beſtimmt wie möglich, auffaſſen.

Die Totalorganiſation hat ſich, wie die Geologie entſchieden beweiſt, mit der Erde entwickelt. Alſo nimmt dieſe Theil an der Entwickelung, oder beſtimmter ausgedrückt: ſie ſelber iſt in, mit und durch das Leben lebendig. Um ſie als todt zu betrachten, müſſen wir von dem Leben abſtrahiren.

Laplaces Hypotheſe zeigt uns das Univerſum vor allem Leben. Aber das Sondernde, das Bildende war nicht ein mechaniſches, ſondern ein lebendiges Princip. Die aufgelöſte (gasförmige) Geſammtmaſſe des Univerſums bewegte ſich in ſich ſelber; aber ohne daß die bewegten Maſſen einen Mittelpunkt fanden. Indem aber das Leben auf der Erde anfing, in jeder Form, und damit auch in allen lebendigen Formen der thieriſchen Geſtalten, als Einheit betrachtet, ein ſelbſtändiges Centrum zu bilden, war dieſes, mit derſelben Intenſität, mit welcher es in jedem Thiere hervortrat, der Ausdruck der Intenſität des Centralen für die Himmelskörper. Die Erde fing an, ſich in ſich zu ordnen und zu ründen, in demſelben Maaße, in welchem die Totalorganiſation ſich in ſich und in einem jeden Thiere entwickelte. Die Erde, als ſie nur Amphibien und die niedern Thiere, die unter dieſen ſtehen, trug, war, noch nicht als ein Ganzes, nicht als ein in ſich Geſondertes unter den übrigen Planeten geſetzt, obgleich dieſe Sonderung mit derſelben Intenſität anfing, mit welcher ſie ſich, als eine innere, in der Thierwelt kundthat. Die Fortſchritte des Lebens enthielten das Wort, welches die Planeten von den äußern Verhältniſſen entband, und als der Menſch erſchaffen ward, fand dieſes bedeutende, in einer jeden Form des Daſeins beſtätigende, Wort ſeinen Mittelpunkt — den innern ſubjektiven in dem menſchlichen Bewußtſein — den äußern, objektiven, in der Schwere, die alle Planeten von einander trennte, daß ein jeder ſich in ſeinem eigenen Aether bewegte, und alle, völlig von einander getrennt, ſich wechſelſeitig, nicht äußerlich, ſondern durch ihren Mittelpunkt, in ihrer tiefen Einheit erfaßten.

Dieſe Darſtellung enthält keine Hypotheſe. Wer mit dem allumfaſſenden Begriff des Lebens ſich vertraut gemacht hat — und es gehört eine nicht geringere Koncentration des lebendigen Sinnes, eine nicht geringere Anſtrengung des mühevollen Studiums dazu, ſich in und mit den Geſetzen des ſich entwickelnden Lebens denkend zu bewegen, als zur trennenden Abſtraktion — dem wird die innere geiſtige Einheit unſerer Darſtellung von ſelbſt einleuchten, er wird in ihr nichts Willkürliches oder unbeſtimmt Phantaſtiſches erkennen, vielmehr die freie Gewalt des einen ſchaffenden Geiſtes.

Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß die Religioſität ihre volle Bedeutung nur durch das Handeln erhält, d. h. chriſtlich geſprochen, durch die thätige Liebe, die aus dem lebendigen Glauben geboren wird. Aber dennoch darf keinesweges behauptet werden, daß das Erkennen dem chriſtlichen Bewußtſein fremd ſei. Alle Mythologien haben, und zwar nicht zufällig, als Grundlage, eine Kosmogenie. Das Chriſtenthum darf dieſer ihrer Naturſeite keinesweges entſagen; und wenn man behauptet, daß die heilige Schrift keine Phyſik lehren wollte, um damit die etwaigen phyſikaliſchen Irrthümer, oder um entſchiedener und unumwundener zu ſprechen, den phyſikaliſchen Aberglauben, von welchem auch die Schriftſteller der heiligen Schrift nach den herrſchenden Anſichten befangen ſein ſollen, nothdürftig zu entſchuldigen, ſo ſcheint uns dieſe Art der Entſchuldigung auf jeden Fall oberflächlich. Dieſe Schriftſteller kannten freilich nicht Waſſerſtoff, Sauerſtoff u. ſ. w., ſo wenig wie unſere Hypotheſen über Elektricität und Magnetismus: aber man darf keineswegs behaupten, daß die jetzt herrſchenden Anſichten der Natur, wenn ſie gleich viel weiter fortgeſchritten ſind, alle Relativität der geſchichtlichen Erſcheinung abgeworfen haben; und wenn die mächtig erwachte Richtung der lebendigen Betrachtung, die uns unvermeidlich in Konſequenzen hineinzieht, die wir nicht abzuweiſen vermögen, durch die langſam fortſchreitenden Unterſuchungen immer reicher ſich ausbildet, ſo könnte wohl eine Zeit kommen, in welcher man der Gegenwart einen Aberglauben an Stoffe und Kräfte vorwerfen würde. Eine philoſophiſche Betrachtung der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes wird der relativen Ausbildung der Naturanſichten der früheſten Zeiten nicht alle Wahrheit abſprechen. Wohl aber werden wir, wenn wir uns in eine ſolche mythologiſche Zeit verſetzen, in der Totalität aller mythologiſchen Anſichten einen Unterſchied von tiefer Bedeutung erkennen; einen ſolchen nämlich, den wir in der Entwickelung der Erde ſelbſt ſchon anerkennen müſſen. In der Entwickelung der organiſchen Gebilde bis zu immer höheren Stufen läßt ſich eine doppelte Richtung unterſcheiden. Die eine iſt diejenige, die man als eine Hemmung betrachten muß, durch welche die Stufe feſtgehalten wird, indem alle Formen des Lebens durch die Hemmung zugleich als abweichend erſcheinen von denen, die ſich in den höheren Stufen ausbilden; und die zweite Richtung nennen wir diejenige, die den graden Strom der Entwickelung inmitten der Hemmung bewahrt und ſo eine höhere Stufe vorbereitet, ja, weiſſagt. Wir können nicht leugnen, daß alle Entwickelungsſtufen in einer jeden liegen, auch alle ſpäteren der Idee nach, in den früheſten, und daß dieſe Totalität des ganzen Gebildes eben die Wahrheit einer jeden Entwickelungsſtufe ausmacht. Wenn wir nun auch unbedenklich die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte in die Mitte der mythologiſchen Zeit verſetzen, ja, uns nicht ſcheuen zu behaupten, daß ſie zur organiſchen Einheit der mythologiſchen Zeit gehört, d. h. zu einer Zeit, in welcher eine geheime Naturgewalt das noch nicht entfeſſelte Bewußtſein in allen ſeinen Aeußerungen durchdrang und leitete, ſo glauben wir doch dadurch keineswegs unſere heilige Ueberlieferung herabzuſetzen. Denn immitten der übrigen Kosmogenien bewahrt ſie auf eine eigenthümliche Weiſe einen auf die göttliche ſchöpferiſche Gewalt gerichteten reinen Charakter, ja, man kann in ihr den Strom der höheren Offenbarung der göttlichen Wahrheit, wie ſie in den verwilderten Geſtaltungen der übrigen Mythologien ſich verbarg, auf eine merkwürdige Weiſe erkennen. Denn:

Erſtens ſehen wir alle bedeutenden Mythologien wie feſtgebannt an frühere Entwickelungsſtufen der Natur, obgleich dieſe durch die Bildung der Menſchengeſtalt verdrängt ſind. Die Einbildung eben der bedeutendſten Völker iſt noch beherrſcht von jenen titanenhaften Kämpfen, die, kaum unterdrückt, einer höhern Ordnung haben weichen müſſen. Die Geologen entdecken in den Gebirgen, tief verſteckt, die Reſte ſolcher Geſchöpfe, die, längſt verſchwunden, als der Menſch erſchaffen ward, dennoch dieſen vorgeſchwebt zu haben ſcheinen, als die Mythologien Drachen und andere Mißgeburten erſchufen. Und, wie man erzählt, daß die magnetiſchen Träume, die für das Bewußtſein des Wachens ganz verſchwunden ſind, durch die Vermittelung der gewöhnlichen Träume, für die Erinnerung gewonnen werden können, ſo entdecken wir in den tiefſten indiſchen und ſkandinaviſchen Mythen eine dunkle Erinnerung an frühere Naturbildungen, die durch den leichtern, mit dem Bewußtſein ſpielenden mythiſchen Traum aus dem tiefen Naturſchlaf, der mit dem menſchlichen Bewußtſein zugleich die Geſtalt des Menſchen verhüllte, wieder erweckt ward; wunderbare dunkle Erinnerungen, die, wie die früheſten organiſchen Formen in die Maſſe, ſo in das verhüllte Naturleben ſelbſt hinein verklingen. Alle dieſe nächtlichen Träume ſind in der moſaiſchen Weltſchöpfungsgeſchichte verſcheucht, die Epochen der Entwickelung, bis zur ſiegreichen Erſchaffung des Menſchen im Bilde Gottes, ſind, wenn auch nur kurz, als eine Entwickelung dargeſtellt, die alle Hemmungen überwand. Und ſo iſt der reine Strom göttlicher Fortbildung, vergleichen wir unſere Schöpfungsgeſchichte mit den übrigen, feſtgehalten, und ſie iſt, obgleich an dem eigenthümlichen Leben der mythiſchen Zeit theilnehmend, völlig verſchieden von allen Kosmogenien, wie das Lebendige von dem Todten, und ein jeder Uebergang von ihr zu den heidniſchen Mythologien iſt in der Erſcheinung abgeſchnitten. Je weiter die Geologie ausgebildet wird, deſto merkwürdiger iſt in der That ihre Uebereinſtimmung mit der moſaiſchen Kosmogenie. In dem in der moſaiſchen Ueberlieferung ſogenannten Wechſel von Tag und Nacht erkennen wir die Oscillationen großer Naturepochen, und ſelbſt das frömmſte Gemüth wird wohl kaum beunruhigt werden, wenn wir bei den Benennungen von Tag und Nacht nicht an eine Zeitabtheilung von 24 Stunden denken. Denn dieſe Abtheilung hätte früher, als ihr Maaß, d. h. früher, als die Sonne, da ſein müſſen. Und wenn wir auch nicht auf den Menſchen Rückſicht nehmen, für welchen doch dieſes Maaß nur allein iſt, ſo vernichtet ja die Erzählung dieſe Vorſtellung ganz, indem ſie die Sonne in der Schöpfung erſt hervortreten läßt am vierten Tage. Es tritt überhaupt — und darauf glauben wir vorzüglich hier aufmerkſam machen zu müſſen — nicht die ſinnliche Zeit hervor, ſondern diejenige, die den göttlich geordneten Verſtand unmittelbar offenbart, die auf die ſchlechthin reale göttliche Vollendung, durch alle Stufen der Entwickelung hindurch, gerichtet iſt. Und ſchon mit der Schöpfung fing die Verkündigung ſeiner Liebe an. Dieſe göttliche Zeit — Alpha und Omega, Anfang und Ende — durch deren Enthüllung die ganze heilige Schrift, einem göttlichen Epos des ganzen Daſeins ähnlich, welches mit der ſinnlichen Schöpfung anfängt und mit dem Untergange und der Erneuerung der Welt endigt, hebt, wie wir hier nur andeuten wollen, die heilige Schrift aus der Mitte aller übrigen hervor und ſtellt ſie auf einen ganz andern, allen menſchlichen Schriften unzugänglichen Standpunkt.

Zweitens aber iſt es höchſt merkwürdig, wie hier das Licht früher da war, als die Quellen desſelben in der Erſcheinung. Dieſe, (die Himmelskörper) vor allen die Sonne, wurden in den Mythologien bald allein, bald mit andern Göttern göttlich verehrt. Denn alle göttliche Erinnerung des Geſchlechts war in den heidniſchen Mythologien von der Sinnlichkeit überwältigt. Hier aber iſt Schöpfung aus Gott und Erſchaffung des Lichts eins und dasſelbe; — und Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht, — iſt der objektive Ausdruck des göttlichen ſchöpferiſchen Willens als That, wie er ſich ſubjektiv unmittelbar als ſchaffender Wille bei Johannes ausſpricht, wenn es heißt: im Anfange war das Wort.

Wenn man nun annimmt, die Schöpfungsgeſchichte, weil ſie für das ausgebildete Weltbewußtſein ein Gegenſtand einer langſam fortſchreitenden, nie in der Erſcheinung abzuſchließenden Wiſſenſchaft ſei, habe für das chriſtliche Bewußtſein kein Intereſſe, ſo glauben wir einerſeits uns auf die Geſchichte ſelbſt berufen zu können, die eine Vorſtellung von der Weltſchöpfung in der einfachen Geſtalt, wie ſie in der heiligen Schrift daſteht, als hervorgegangen aus dem göttlichen Willen, nicht hat entbehren können; und die Weltſchöpfung ſcheint daher einen weſentlichen Theil einer chriſtlichen Dogmatik bilden zu müſſen. Für eine Religionsphiloſophie iſt ſie aber ſchlechthin unentbehrlich. Denn iſt es wahr, daß unſere Zeit vorzugsweiſe einen Kampf der Meinungen darſtellt, und zwar ſo, daß dieſer ſelbſt auf den Standpunkt des chriſtlichen Bewußtſeins geſetzt iſt, ſo muß er auch hier ausgekämpft werden. Das Verſchmähen des Erkennens hat ſich furchtbar gerächt; dieſes hat ſich dem chriſtlichen Bewußtſein gegenüber feindlich ausgebildet und quält es mit

Zweifeln, die das frömmſte Gemüth nicht zu überwinden vermag.

Ueberſehen wir, was uns die Betrachtung des Lebens bis jetzt gegeben hat, ſo wird der Ausdruck, der dem chriſtlichen Bewußtſein geläufig iſt: der Menſch ſei im Bilde Gottes geboren, erſt ſeine volle und reiche Bedeutung erhalten. Wenn wir hier dieſen Ausdruck, ſeinem Inhalte nach, genauer erwägen, ſo müſſen wir von dem, was zu aller Zeit Gegenſtand der Betrachtung der Chriſten und Philoſophen war, nämlich von dem Elende und der Nichtigkeit, die in und mit der menſchlichen Erſcheinung hervortreten, abſehen, denn das Geborenſein im Bilde Gottes bezeichnet ja eben die ewige Bedeutung des Menſchen in und mit Gott.

Wenn man die Würde des Menſchen darſtellen will, ſo pflegen diejenigen, die die Dinge äußerlich betrachten, ihre Zuflucht zu nehmen zur Vergleichung des Menſchen mit den übrigen Gegenſtänden der Natur. Man ſtellt ihn dann als denjenigen dar, dem die Natur, je weiter die Kultur des Geſchlechts reicht, deſto entſchiedener unterworfen iſt. Man glaubt wohl gar zu erkennen, daß Alles ſo und nicht anders von Gott für die Menſchen eingerichtet, daß alſo der Menſch der Zweck, alles Uebrige in der Natur nur Mittel für dieſen Zweck ſei. Der Naturforſcher hebt die Vorzüge ſeiner Geſtalt hervor, und wir wollen uns hier in Darſtellungen nicht einlaſſen, von welchen wir wohl vorausſetzen können, daß ſie hinlänglich einem Jeden bekannt ſind. Nur darauf müſſen wir aufmerkſam machen, daß alle dieſe Vorzüge doch dem chriſtlichen Bewußtſein, wie ſie auch aufgefaßt werden, nicht genügen können. Wird die Natur nur zum bloßen Mittel, für die Menſchen als Zweck, betrachtet, dann verliert der Menſch durch dieſe Herabwürdigung der übrigen Natur deſto entſchiedener allen Werth, da er ſelbſt niemals von der Natur getrennt werden kann, weder, wie er erſcheint, noch in der Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit. Iſt die Natur bloß Mittel, ſo mußte der Zweck außerhalb der Natur geſucht werden, d. h. außerhalb der Menſchen, inſofern ſie erſcheinen; denn ſo betrachtet ſind ſie ja ſelber ganz und gar Natur. Wird aber der Zweck innerhalb der Natur geſucht, ſo wäre dieſe theilweiſe als Mittel, theilweiſe als Zweck aufgefaßt, in ſich abſolut zerfallen, und dieſe teleologiſche Anſicht würde ſich ſelbſt aufheben. Dieſelbe Betrachtung läßt ſich anſtellen, wenn der Menſch als der Beherrſcher der Natur hervorgehoben wird, denn eben durch dieſe Herrſchaft wird der Menſch vielmehr immer entſchiedener der Natur unterworfen. Er muß nämlich eben, je mächtiger er wird, deſto entſchiedener ſich den Naturgeſetzen fügen, und ſeine ſcheinbare Herrſchaft wird in eine wirkliche der Natur ſelber verwandelt, ſo daß, wo der Menſch zu herrſchen ſcheint, es durch alle Entwickelung der Kultur und Civiliſation hindurch die Natur ſelber iſt, die ſich durch die Menſchen beherrſcht. Wenn z. B. jetzt die Menſchen durch die bewunderungswürdige Ausbildung der Maſchinen, eine ſcheinbare Macht über die Natur erhalten haben, ſo kann man mit eben ſo vieler Wahrheit ſagen, daß der Menſch in die Gewalt der mechaniſchen Kräfte gerathen ſei, die ihn benutzt haben, ihre geheime Herrſchaft zu offenbaren. Wo er es verſäumt, gehorſam und mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Befehle der Naturgewalt zu lauſchen, und ſo ſeine Unterwürfigkeit anzuerkennen, da wird ein jeder ſolcher Ungehorſam, ja, eine jede unfreiwillige Uebereilung, grauſam gerächt. Und was auf eine ſolche Weiſe, als rohe Gewalt ſinnlicher Kräfte, ſich vernichtend offenbart, das zeigt ſich nicht weniger da, wo die Naturgeſetze menſchlicher Handlungen durch Civiliſation in Bewegung geſetzt werden. Wer dieſe zu beherrſchen ſucht oder zu leiten ſcheint, der iſt ihnen eben dadurch ganz unterworfen, und nicht weniger ſtreng rächt ſich ein jeder Ungehorſam, ja, eine jede Vernachläßigung derjenigen Macht, die in der Erſcheinung die Herrſchaft beſitzt.

Daher iſt auch eine jede teleologiſche Betrachtung in ſich principlos, wenn ſie ſich bloß durch die äußerlichen Verhältniſſe der ſinnlichen Erſcheinung begründen will. Sie iſt genöthigt, eine jede poſitive Behauptung erſt zu beſchränken und dann aufzuheben, und wenn ein tieferes Bewußtſein dieſe Negation ſelber verneinen muß, ſo wird dadurch die urſprüngliche Poſition nicht wieder hergeſtellt.

Unſere Darſtellung erkennt durch die lebendige Entwickelung und in dieſer, wie ſie in der Erſcheinung hervortritt, ein höheres Princip, welches als das immanente Weſen in Allem ganz iſt, und da in dieſem alle Wahrheit liegt, ſo iſt ſie nicht in dieſer oder in jener Form des ſinnlichen Daſeins, vielmehr in keinem und in allen zugleich — in keinem, auch nicht in der menſchlichen Geſtalt, inſofern dieſe innerhalb der Erſcheinung feſtgehalten, — in allen, inſofern die Erſcheinung als eine lebendige Entwickelung aufgefaßt wird. So iſt die menſchliche Geſtalt die ordnende des Univerſums, und dem menſchlichen Auge gegenüber, als die innere Sonne, bildet ſich die Sonne als das äußerlich gewordene Auge. Die Erde, indem ſie nur Thiere auf eine niedere oder höhere Stufe hervorrief, feſſelte durch dieſe Hemmungen des ganzen Lebens zu gleicher Zeit eine jede lebendige Form der Totalorganiſation einer beſtimmten

Epoche in einer abweichenden Bildung. Dieſe wird gelüftet, je höher die Stufe iſt, die in ſpätern Epochen erreicht wird. Ganz geordnet iſt ſie nur da, wo die menſchliche Geſtalt alle Formen des Daſeins zu einer vollendeten Totalorganiſation vereinigt. Nicht der Menſch allein iſt auf dieſe Weiſe das freie Geſchöpf der Schöpfung, eine jede lebendige Form nimmt an dieſer Befreiung Theil, und eine in ſich vollendete Naturwiſſenſchaft wird an dem Wurm, den ſie unterſucht, eben ſo gewiß die Totalorganiſation der gegenwärtigen Epoche der Erde erkennen, wie ſie in der geringſten Drüſe, die ſie betrachtet, die beſtimmte Organiſation eines beſtimmten Thieres erkennen wird. Was aber das Leben geſtaltet, ordnet die Welt, und ſo allein erhält der Ausdruck, daß der Menſch im Bilde Gottes erſchaffen iſt, ſeine innere Wahrheit und ſeine wahre Bedeutung — und Gott ſah Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe, es war ſehr gut.

5.

Die erſten Menſchen.

Jetzt können wir es wagen, die Bedeutung der letzten Epoche in ſich näher zu entwickeln.

Zuerſt tritt uns hier eine Frage entgegen, die uns ſchon früher beſchäftigte, als wir uns auf der Grenze zwiſchen dem Lebendigen und Todten befanden; die nämlich: ob der Uebergang von den Thieren zu dem Menſchen eben ſo entſchieden geleugnet werden muß, wie der Uebergang vom Todten zum Lebendigen. Es ſcheint, als fände hier eine fortwährende Entwickelung ſtatt, und eine ſpekulative Anſicht, die das Leibliche als den äußern Ausdruck des Geiſtigen betrachtet, ſcheint am wenigſten geeignet, dieſe Kontinuität abzuleugnen. Auch giebt es ſpekulative Naturforſcher, die in der fortſchreitenden Entwikkelung der Thiere mit ihrem Schlußpunkt, als menſchliche Geſtalt, eine ununterbrochene Metamorphoſe wahrnehmen zu können und behaupten zu dürfen glauben. Es iſt merkwürdig, daß das allgemeine unbefangene Bewußtſein, ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung, wohl unbedenklich eine generatio aequivoca, da, wo von einem Uebergang des Lebendigen zum Todten, von einer Erzeugung des Erſtern aus dem Letztern die Rede iſt, anzunehmen geneigt iſt; aber hier, wo eine äußere Erzeugung des Menſchlichen aus dem Thieriſchen dem Anſcheine nach näher zu liegen ſcheint, ſträubt ſich das Bewußtſein gegen eine ſolche Gemeinſchaft mit den Thieren; auch fand eine Lehre, die dieſe behauptete, weder in der Wiſſenſchaft, noch außerhalb derſelben einen bedeutenden Eingang. Es ſcheint daher, als wäre hier die Unterſuchung, da der Zweck unſrer Schrift eine Verſöhnung des chriſtlichen Bewußtſeins mit dem Weltbewußtſein iſt, überflüßig; theils aber iſt die Anſicht, daß mit dem Menſchen ein neuer Anfang der Schöpfung beginne, daß dieſe mit der Erſchaffung des Menſchen zu ihrem Uranfange zurückkehre, kaum entſchieden genug ausgeſprochen, noch weniger begründet, theils wird es ſich zeigen, daß wir ſie nicht umgehen können, daß ſie vielmehr für uns eine beſondere, höchſt wichtige Bedeutung habe.

Es treten uns nämlich hier Fragen entgegen, deren Beantwortung eben ſo wichtig für das chriſtliche, wie für das Weltbewußtſein iſt, beſonders deswegen, weil die wechſelſeitige Verwandtſchaft, wie ſtark die äußere Trennung auch ſein möchte, ſich doch hier am entſchiedenſten ausſpricht. Das chriſtliche Bewußtſein findet hier Behauptungen, die ſich wechſelſeitig aufheben, die ſich aber dennoch aufdringen, nicht abweiſen, und die ſich anders als durch die Vermittelung des Weltbewußtſeins kaum löſen laſſen. Eben ſo wenig vermag das Weltbewußtſein zu leugnen, daß die Beſchäftigung mit ähnlichen Aufgaben, die ſich ihm aufdrängen, nothwendig eine Vermittelung des religiöſen Bewußtſeins erfordert. Es iſt jene ſchwankende Mitte zwiſchen Natur und Geſchichte, die wir die Naturgeſchichte der Menſchen nennen müſſen, und eine äußere Beſchäftigung mit den verſchiedenen Raſſen und Stämmen, die eine Klaſſifikation derſelben erforderte, hat auch wohl dieſe Benennung benutzt, wie man ja die Klaſſifikation der Thiere, Pflanzen und Foſſilien noch immer Naturgeſchichte zu nennen pflegt.

Die erſte bedeutende Erſcheinung, die uns hier entgegentritt, iſt diejenige, die uns zwingt anzunehmen, daß der Menſch in einer ſpätern Epoche der Erde, in der geologiſch letzten, erſt zum Vorſchein kam. Was dieſe Erſcheinung ſo räthſelhaft macht, iſt dieſes, daß hier von der Fortpflanzung der beſtimmten Gattung durch Begattung abgeſehen wird und von der Erzeugung der Gattung ſelbſt die Rede iſt. Wir haben dieſe Schwierigkeit ſchon früher berührt, als von einer Zeit vor der menſchlich-ſinnlichen die Rede war. Sie drängt ſich uns hier von neuem wieder auf. Es wird nämlich die Thatſache, daß die menſchliche Gattung zu irgend einer Zeit zum Vorſchein gekommen ſei, ausgeſprochen, nicht als ein Traum der Phantaſie oder als Produkt einer verdüſternden Spekulation, vielmehr als die Thatſache einer nüchternen ſinnlichen Erfahrungswiſſenſchaft. Hält man ſich nun an die Erſcheinung, daß zu irgend einer Zeit der Menſch entſtanden ſei ohne Eltern, ſo haben wir gleich von vorn herein ein Wunder, welches von keinem nachher folgenden auf irgend eine Weiſe überboten werden kann. Ein Wunder nämlich nennen wir hier eine, für das ſinnliche Bewußtſein hervortretende Thatſache, deren Erklärung nicht allein, bei gegenwärtigem Stande der Wiſſenſchaft, nicht zu erwarten, ſondern, bei welcher vielmehr vorauszuſetzen iſt, daß ſie den Bedingungen des ſinnlichen Weltbewußtſeins überhaupt widerſpricht, und deren Erklärung als abſolut unmöglich erkannt werden muß. Etwas Wunderbares liegt darin, daß die Geologen ſich haben zu dieſer Annahme entſchließen können, da es viel natürlicher geſchienen hätte, wenn man Alles, was man durch die genauen Unterſuchungen über die Altersfolge der Schichten, über das mit der Entwickelung der Erde ſich ſteigernde Fortſchreiten des Lebens erfahren hat, für eine Täuſchung erklärt hätte; und kaum läßt ſich dieſes Zugeſtändniß eines Wunders anders erklären, als dadurch: daß die Konſequenz der Lebenserſcheinungen ſelber, ſo wie ſie ſich wiſſenſchaftlich zu entwickeln begannen, eine Gewalt des Geiſtes hervorruft, die der ſinnliche Forſcher nicht abzuweiſen vermag. Und ſo iſt es. Der geiſtige Zuſammenhang, die Metamorphoſe in ihrer tiefern Bedeutung fordert für die Epoche der Entſtehung des Menſchen ein unmittelbares Anſchließen an die ſchöpferiſche That Gottes, an ſeinen ſchaffenden Willen. Die Zeit mit ihren Epochen, die wir die geologiſche nennen, enthält eine Reihefolge von Entwickelungen, die aber in allen ihren Elementen nicht als eine ſinnliche Zeitfolge, ſondern als ein geiſtiges Fortſchreiten aufgefaßt werden muß. So gefaßt, entſteht nun die Frage: ob der Menſch aus einem Paare entſprungen ſei, oder ob mehrere zugleich hervortraten — eine Frage, die, wie ſie in dem religiöſen Bewußtſein entſteht, die Unterſuchungen des Weltbewußtſeins nicht abweiſen kann; ſo wie das Weltbewußtſein auch die religiöſe Bedeutung der Frage kaum abzuleugnen vermag, wenn nämlich die Aufgabe, die durch dieſe Frage geſtellt iſt, in ihrer vollen Bedeutung aufgefaßt wird. Denn ſelbſt ein tieferes Selbſtbewußtſein muß Unterſuchungen abweiſen, die den Menſchen bloß als ein Naturprodukt betrachten. Von dieſem bloß ſinnlichen Standpunkte aus iſt allerdings die Annahme einer Mehrzahl der Raſſen unvermeidlich. Das Menſchengeſchlecht iſt nämlich für jede mögliche ſinnliche Erfahrung, für jede von dem ſinnlichen Bewußtſein begleitete, alſo im engern Sinne geſchichtliche, Erinnerung, urſprünglich in mehreren Formen auseinander gefallen, die, wie ſie auch entſtanden ſein mögen, völlig unverändert bleiben, ſo daß die Anſicht, daß dieſe verſchiedenen Raſſen aus einem Urſtamme entſtanden und abgeleitet werden könnten, etwa durch den Einfluß des Klimas oder der Lebensart, oder beider zugleich, als völlig unhaltbar abgewieſen werden muß. Denn ganz verſchiedene Raſſen lebten, ſo weit die menſchliche Erinnerung reicht, (wie, nach dem Bericht von Herodot, die Mauren und Neger ſeit Jahrtauſenden in Afrika) neben einander in demſelben Klima, ganz eben ſo, wie wir ſie in unſern Tagen finden. Seit Jahrhunderten ſind Raſſen in andern Klimaten unter andere Raſſen verſetzt, ohne daß man eine Spur von Veränderung findet. Dieſelben Raſſen führen eine ganz verſchiedene Lebensart, ſind ackerbauende oder nomadiſche Völker, ohne daß dadurch ihre Geſtalt ſich im Geringſten verändert. Die Raſſen liegen alſo außer einander, für alle ſinnliche Erfahrung beharrlich in ihrer Form, wie die chemiſchen Stoffe, und nur innerhalb des Geſchlechts bilden ſich durch die Begattung Baſtarde, wie durch eine Neutraliſation. Das ſind die Reſultate einer jeden ſinnlichen Forſchung. Ganz anders lautet das Reſultat einer lebendigen Entwickelung, die nothwendig ihren Abſchluß durch die Spekulation findet. Sie kann und darf eine urſprüngliche Mehrzahl der Menſchen nicht zugeben, denn dieſe könnte nur dann ſtattfinden, wenn der Menſch, ſeinem

Weſen nach, unter beſtimmten und beſondern äußern Naturbedingungen entſtanden wäre. Solche Bedingungen aber würden die Menſchen in ihrem innerſten Weſen auseinanderreißen, daß die Einheit des Geſchlechts verſchwände, ja, ſich nicht denken ließe. Iſt der Leib nur ſinnlicher Ausdruck der Seele, ſo müßte auch dieſe, durch Naturbedingungen in ihrem innerſten Weſen gefeſſelt, ſich äußern, und weder ein gemeinſchaftliches erkennendes Bewußtſein, noch ein gemeinſchaftliches ſittliches Princip ließen ſich begreifen. Daher iſt auch die Anſicht, die eine urſprüngliche Einheit des Menſchengeſchlechts vorausſetzt, je mehr die Idee des Lebens unter den Naturforſchern als leitendes Princip die Unterſuchungen lenkt, dunkler oder klarer ausgeſprochen, die herrſchende geworden. Und dieſe ſteht in einem genauen Zuſammenhange mit der Beantwortung der Frage, ob der Menſch aus der Thierwelt ſich gebildet habe oder nicht? Wird nämlich die Einheit des Geſchlechts angenommen, ſo müſſen wir mit der Entſtehung der menſchlichen Geſtalt zugleich einen abſoluten Anfang ſetzen, und dieſes führt uns nun zu einer genauen Unterſuchung des Unterſchiedes zwiſchen Thieren und Menſchen überhaupt.

Wir können die Verſuche durch einzelne ſinnliche Merkmale, wie durch die in gleicher Reihe geordneten Zähne, durch den aufrechten Gang, durch den Unterſchied zwiſchen Händen und Füßen, die Menſchen von den Thieren zu unterſcheiden, billig abweiſen; denn, ſo äußerlich aufgefaßt, ſind dadurch die Säugethiere ſtärker untereinander getrennt, als dieſe von den Menſchen, und Linné ſcheint mit kühner Ironie eben dieſes ausgeſprochen zu haben, als er eine zweite Art der Menſchen, den Orangutang, aufnahm und ihn homo troglodytes nannte. Alle jene Kennzeichen (wie z. B. die in dieſer Zeit entwickelte tiefe Abſichtlichkeit in dem Bau der menſchlichen

Hand u. dgl.) aber, die einzeln allerdings die Vorzüge der menſchlichen Geſtalt vor der thieriſchen beweiſen, ſind ſekundärer, untergeordneter Art und entſpringen aus einer tiefern Quelle. Dieſe wird dadurch erkannt, daß der Menſch, und er allein, von der Natur emancipirt, daß das menſchliche Individuum zugleich Perſon iſt. Aber die Erhebung des Individuums zur Perſon iſt die Erſcheinung der Gattung ſelber in einem jeden. Dieſe (ein Ewiges alſo) iſt in einem jeden Menſchen Fleiſch geworden, und ein jeder Menſch iſt, obgleich immitten der Naturbedingungen geboren und lebend, dennoch, ſeiner innerſten Perſönlichkeit nach, über alle erhoben. Wie das Licht, obgleich die Strahlen ſich mannigfaltig durchkreuzen, in ſeiner Unendlichkeit einen Mittelpunkt findet in jedem menſchlichen Auge; wie das Wort, obgleich die Schallwellen ſich mannigfaltig brechen, in ſeiner innerſten Bedeutung ſich aufſchließt für ein jedes Ohr, ja, geſäet wird in dem grundloſen Boden der Perſönlichkeit ſelber: ſo findet die ewige Liebe, die ſich in der ganzen Schöpfung offenbart, obgleich eine unendliche Mannigfaltigkeit der Geſtalten ſich durchkreuzt, dennoch einen tiefen, das All beſtätigenden Mittelpunkt in einer jeden menſchlichen Geſtalt.

Und wie dieſe Bedeutung des Menſchen, ſelbſt da, wo der organiſche Zuſammenhang ein ununterbrochenes Fortſchreiten zeigt, ſich ausſpricht, wollen wir jetzt darzuſtellen ſuchen.

Das Nervenſyſtem verbindet, wie wir ſahen, alle Thiere untereinander und ſchließt den geraden Gang der Entwickelung am entſchiedenſten auf; aber auch in dem Geſammtbau aller Thiere zeigt ſich ein Fortſchreiten, welches ſich in der Totalität der Hauptformen kund giebt. Die niederſten Thiere zeigen noch immer Spuren des Gegenſatzes zwiſchen Feſtem und Flüſſigem.

Korallen, wie Schnecken und Muſcheln, beſtehen aus einem gallertartigen Körper und einem äußeren Knochengerüſte. Thiere, die ſich an das Pflanzenleben genau anſchließen, die Inſekten nämlich, behalten dieſe Richtung, obgleich, was ein bloßes Gehäuſe bei den niederen Thieren war, hier, mannigfaltig gegliedert, von einer ſtets beweglichen Organiſation beherrſcht wird. Wir verlaſſen dieſe Bildungen, die freilich von großer Wichtigkeit ſind, um diejenigen zu verfolgen, die uns auf gradem Wege zu den Menſchen führen.

Die Wirbelthiere nämlich machen den Anfang zu einer Scheidung deſſen, was, bei den niedern Thieren vereinigt, ein bloßes Gehäuſe bildet. Das erdige Abgeſetzte wird nach Innen gewieſen als Knochengerippe, und ein anderes Gebilde tritt als allgemeine äußere Bedeckung auf. Bei den Fiſchen zeigt dieſe Trennung zwiſchen äußerem und innerem Gebilde, in ſeinem Anfange, nur Knorpel nach Innen, Schuppen und Schilder nach Außen. Bei den Amphibien erhält ſich dieſe äußere Bedeckung, aber bei vielen erweicht ſie, bei einigen iſt ſie faſt verdrängt und nach Innen die Ausbildung des wahren Knochengerüſtes weiter gediehen. Was nur als Schuppen und Schilder bei jenen Thieren war, wird bei den Vögeln lebendige Vegetation, und die Knochenſubſtanz iſt völlig ausgebildet, aber hohl. Bei den Säugethieren treten zuerſt die markvollen Knochen hervor; und wie die Gewalt des Maſſenhaften ſich noch erkennen läßt in der äußern Bedeckung der Fiſche und Amphibien, wie die Vegetation äußerlich die Vögel zu beherrſchen ſcheint, ſo wird ſelbſt dieſe nach Außen gehende Richtung, durch welche die Thiere, ihrem ganzen Leben, ihrer Ernährung, ja, Fortpflanzung nach, an äußere allgemeine Bedingungen des Lebens geknüpft ſind, verdrängt bei den Säugethieren. Die äußere Vegetation verliert die komplicirtere Geſtalt und verlängert ſich zum Haare. Der merkwürdige Gegenſatz, ſo roh aufgefaßt, deutet dennoch die fortſchreitende Bildung der äußern Geſtalt an. Denn die beiden großen Syſteme des Lebens, Nerven- und Gefäßſyſtem, bilden ſich immer vollendeter aus, treten, in ihrer eigenthümlichen Geſtalt in ſich geſchloſſen, äußerlich getrennt (Gehirn und Herz) einander gegenüber, durchdringen ſich in einem jeden, ſelbſt immer weiter ausgebildeten Organe, immer inniger, je mehr das Thier die Maſſe für ſeine innere Artikulation gewinnt und die äußere vegetative Bedeckung beſiegt. Alle Thiere, von den niederſten an, bis zu den Säugethieren hinauf, behalten einen vegetativen Charakter; bis auf einen gewiſſen Punkt iſt die Mutter geſchwängert vor der Begattung; alle dieſe Thiere ſind eierlegend; das Ei wird befruchtet. Erſt von den Säugethieren an iſt die Eierbildung völlig zurückgedrängt, was man Ei nennt, ganz in der Organiſation der Mutter verhüllt; dieſe, nicht das Ei, wird befruchtet. Und ſo iſt die tiefſte Naturgewalt, die vegetative nämlich, von den Gattungen beſiegt.

Wie oft hören wir die Klage, daß der Menſch von der Natur verlaſſen ſei, daß ſie mütterlicher für die Thiere geſorgt habe. Die zweckmäßigen Bewegungen des Leibes ſtehen ihnen früher zu Gebote, der Inſtinkt bildet ſich ſchneller aus. Der Menſch dahingegen kommt nakt zur Welt. Lange dauert ſeine leibliche Entwickelung. Er bleibt lange ungeſchickt, und die Bewegungen, die eine Selbſthülfe möglich machen, hat er nicht in ſeiner Gewalt. Man hat ihn beklagt, und es iſt eben ſein Vorzug. Es iſt der Ausdruck ſeiner Freiheit; in ſeiner Schwäche liegt ſeine Kraft. Die natürliche Lage eines neugebornen Kindes iſt auf dem Rücken; was durch die nakte Geſtalt ſchon angedeutet wird, der Sieg nämlich über die univerſelle vegetative Richtung des Lebens, zeigt eben, daß der Menſch mündig erklärt iſt. Er iſt an eine völlig überſinnliche Welt gewieſen und wird, ſo wie er zum Vorſchein kommt, in dieſe hinübergetragen. Das Kind iſt geboren, von den Armen der Liebe getragen zu werden. Das iſt der Boden, auf welchem es gedeiht, und jemehr der reiche Schatz der Liebe, der ſich in der Geſchichte offenbart, ſich an daſſelbe hinandrängt, deſto reicher quillt auch das eigenthümliche Leben aus der göttlichen Welt hervor, und es wird uns klar, daß hier nichts begriffen wird aus dem ſinnlichen Zuſammenhange der Dinge, daß wir vielmehr den Grund erkennen, aus welchem alle Verhältniſſe, alle Naturbedingungen in ihrem geſetzlichen Zuſammenhange entſprungen ſind.

Man hat den Inſtinkt der Thiere bewundert. Ich habe im Anfange dieſes Werks darauf aufmerkſam gemacht, wie der Menſch, wenn er ein Thier ſieht, welches ſich verſtändig, ſelbſt nach völlig zufällig eintretenden Verhältniſſen, zu richten weiß, erſchrickt, als wäre durch eine ſolche verſtändige Handlung die Schranke zwiſchen Thieren und Menſchen niedergeriſſen. Wir würden nicht ſo urtheilen, wenn wir nicht den menſchlichen, bloß auf das Sinnliche gerichteten Verſtand zu hoch, und den der Natur zu gering ſchätzten. Wer uns gefaßt hat, wird einſehen, daß der göttliche Verſtand, der alle Dinge ordnet, innerhalb der Sinnlichkeit ſich als Geſetz ausſpricht. Er äußert ſich als ſtrenge Regelmäßigkeit des Beſondern (Kryſtalliſation) da, wo dieſes dennoch ganz von dem Allgemeinen gefeſſelt iſt, — der ſeiende Verſtand, deſſen Werden in einer fremden Unendlichkeit geſucht werden muß, — er äußert ſich im Leben als werdende Regel, Verſtand im eigentlichſten Sinne da, wo er ein Seiendes wird. Aber das ſinnliche Leben iſt der Geſetzmäßigkeit der Natur unterworfen, wie das Todte, und daher gehört der Verſtand der Thiere der Natur zu, ſeine Thätigkeit äußert ſich durch das Thier, aber die Quelle bleibt in der Ewigkeit der Gattung verborgen. Alle That, die nur zur Erhaltung des Individuums (Ernährung) oder zur Erhaltung der Gattung (die Begattung, die wir ſelbſt eine Ernährung derſelben im eminenten Sinne, ſo wie wir, tiefer dringend, die Organiſation in ihrer innerſten Tiefe aufſchließend, die Ernährung eine Begattung nennen können) dient, iſt eine Verhüllung der Perſönlichkeit und die ausgeſprochene alleinige Realität der Gattung. Dieſes gilt auch für den Menſchen, und er iſt nur Perſon, inſofern er auf ein Ewiges gerichtet iſt. Daher müſſen wir annehmen, daß bei einem jeden Menſchen, und wenn er auch noch ſo tief geſunken wäre, dieſe Richtung nie verſchwunden iſt, denn ſie allein macht ihn zum Menſchen. Auch liegt ſie in aller menſchlichen That verborgen, ſelbſt da, wo dieſe als eine ſcheinbar hemmende und vernichtende hervortritt; und dieß iſt eben das Geheimniß des menſchlichen Lebens, welches wir ſpäter in ſeiner eigentlichen Wahrheit unterſuchen wollen: daß auch die Hemmung der Entwickelung, der Sinnlichkeit entriſſen und auf einen überſinnlichen Boden verpflanzt iſt. Daher kann der Menſch niemals dem Thiere gleich geſtellt werden. Er iſt, wie oft genug geſagt wird, entweder über oder unter dem Thiere. Dieſes Geſunkenſein beweiſen nicht nur die einzelnen Individuen in der Mitte einer beweglichen Kultur und Civiliſation, entſchiedener noch die verſunkenen Raſſen. Da, wo die Natur am mächtigſten iſt, in jenen Gegenden, in welchen ſie mit verſchwenderiſcher Hand alle ihre Schätze aufſchließt, wo die entbundenen Kräfte der ganzen Natur ſich zu einem reichen, üppigen, glutvollen Leben verbinden, wo, wie im tropiſchen Amerika, die rieſenhafteſte Vegetation ihren Sieg über die Thierwelt, ſelbſt über die Menſchen zu feiern ſcheint, wo, wie in Afrika, die mächtige Thierwelt das Uebergewicht behauptet, wo endlich, wie in Indien, beide Welten ſich das Gleichgewicht zu halten ſcheinen, wandelt der Menſch allein, als hätte die Natur aus einer tiefen grauſamen Ironie ihre Schätze da vergeudet, wo ihr Werth nicht erkannt wird, von der Natur und ſich ſelbſt verlaſſen, unſicher herum, und wo wir dieſe in ihrer Macht bewundern, bleibt uns für den Menſchen nur das Gefühl des tiefſten Mitleidens.

Die Bedeutung der menſchlichen Perſönlichkeit, wie die Natur ſich vorbereitet, ihr tiefſtes Geheimniß zu enthüllen, wollen wir jetzt in der Naturgeſtalt ſelber, den ſchon betretenen Weg weiter verfolgend, darzuſtellen ſuchen.

Wir müſſen die niederen Sinne von den höheren unterſcheiden. Das Gefühl iſt die Grundlage aller Sinne und hat eine doppelte Richtung — eine univerſelle nämlich und eine individuelle. Jenes wird allen Sinnen zugeſprochen, ja, iſt, kann man ſagen, ein nicht gefühltes Gefühl, inſofern es allen Organen zukommt, ſich in die innere Einheit der normalen (geſunden) Organiſation verliert, und nur da, wo die Organe durch Krankheit ſich zu individualiſiren ſuchen, als ein individuelles Gefühl (als Schmerz) zum Vorſchein kommt. Dieſes univerſelle Gefühl, als eine Seelenäußerung, als ein Inneres und Subjektives, verhält ſich zu dem individuellen Gefühle, wie der thieriſche Gallert zum Zellgewebe. In jenem verlieren ſich alle organiſchen Gebilde, und verfolgen wir die Thiere, wie ſie ſich von den niederſten, bis zu den höchſten, ausbilden, ſo entwickeln ſie ſich wieder aus ihm. Das individuelle Gefühl dahingegen tritt als ein beſonderes immer reicher entwickelt hervor, je mehr alle Sinne entwickelt ſind; und daſſelbe Verhältniß iſt vorgebildet durch das Zellgewebe, welches ſich auch als das Indifferente der übrigen Gebilde zeigt, aber immer klarer entwickelt, je entſchiedener die organiſchen Gebilde ſelbſt, in ihrer Eigenthümlichkeit, ſich geſondert haben. Dieſen Sinn ſehen wir in ſeiner Eigenthümlichkeit nur dämmerd hervortreten, nur unbeſtimmt ſich individualiſiren; am deutlichſten auf den Fingerſpitzen und den Lippen. Wie die Funktionen weniger geſondert ſind, ſo können wir auch kein entſchieden geſondertes Organ des individuellen Gefühls nachweiſen, keinen Theil des Nervenſyſtems, der dieſem Sinne vorzugsweiſe diente. Nun iſt ein jeder Sinn das Subjektivwerden äußerer Verhältniſſe, und der dunkle Sinn des Gefühls iſt an die verſchloſſenſten Verhältniſſe der Außenwelt gebunden. Er wirkt nur in unmittelbarer Berührung, er entdeckt nur Maſſenverhältniſſe (der Kohärenz und der Schwere), aber durch ihn erkennen wir ſchon eine Eigenthümlichkeit von Bedeutung. Wo die Sinnlichkeit ſich zu entwickeln anfängt, da tritt die Symmetrie des thieriſchen Baues hervor; im Nervenſyſtem, vorzüglich im Gehirn, auf eine durchgreifend geſetzmäßige Weiſe, ohne alle Abweichung. Was iſt die Bedeutung dieſer innern Uebereinſtimmung der freien thieriſchen Geſtalt in ſich ſelber?

Es iſt das Entgegengeſetzte und doch in ſich ſelber Gleiche. Ein Gegenſatz, der geſetzt und aufgehoben iſt zugleich; er tritt dunkel hervor im Gefühl, als ein Unterſchied zwiſchen Rechtem und Linkem; er zeigt ſich, wenn gleich noch immer verhüllt, durch das Geſicht; denn ſelbſt bei dem geſundeſten Sehen iſt ein Auge fern-, ein anderes kurzſichtiger. Es iſt der große Gegenſatz zwiſchen extenſivem Pflanzen- und intenſivem Thierleben, welcher hier nachklingt, aber nur, um in der Einheit der Funktion ſich zu verlieren. Der Magnetismus zeigt uns einen aufgeſchloſſenen Gegenſatz, der in der Sinnlichkeit nie aufgehoben, nie vermittelt wird. Der Magnet trägt die unauflöslichen Gegenſätze der Funktionen in der Einheit ſeiner Subſtanz. Die Sinne ſtellen das Doppelte der leiblichen Organe dar, aber die Getrennten werden durch die Einheit der Funktionen gleichgeſetzt.

Das Organ des Geſchmacks iſt ſchon ein eigenes, auch durch beſondere Nerven in Thätigkeit geſetztes, und dieſe Thätigkeit wird durch eine Flüſſigkeit vermittelt. Es iſt bekannt, daß der Gegenſatz, auf welchem die mannigfaltigen Geſchmackseindrücke beruhen, derjenige iſt, der zwiſchen Säure und Baſe ſtattfindet, und der die große Mannigfaltigkeit chemiſcher Verhältniſſe hervorruft. In der That können wir behaupten, daß, wenn das Gefühl Maſſenverhältniſſe innerlich ſetzt, ſo iſt der Geſchmack ſubjektiv dem Gegenſtand, was die Chemie objektiv dem Subjekt gegenüber. Aber wie das individuelle Gefühl ſich in dem univerſellen, ſo verläuft ſich der Geſchmack in dem Ernährungsprozeß, deſſen einleitenden Anfang, noch als chemiſchen Prozeß, er darſtellt. Selbſt die vermittelnde Flüſſigkeit, der Speichel, leitet den Verdauungsprozeß ein, ſo wie er dem Geſchmacke dient.

Das Geruchsorgan iſt noch entſchiedener geſondert. Die Nerven, die dieſen Sinn in Thätigkeit verſetzen, ſind ſelbſt beſtimmter ausgeſprochen; die Abſonderung, die als Begleiterin der Geſchmacksfunktion erſcheint, dient mehr ausſchließlich dem Sinne, und nur eine krankhafte Affektion vermag ſie in die allgemeineren Prozeſſe hineinzuziehen. Die Oberfläche des ganzen Körpers ſetzt das Gefühl in Thätigkeit, und es wirkt nur durch unmittelbare Berührung. Die Oberfläche der Zunge (die Zungenwarzen) iſt bei dem Geſchmack thätig, und er wird durch eine Flüſſigkeit vermittelt. Die Funktion des Geruchs hat ſich auf eine geringere Fläche koncentrirt, und der Sinn hat einen größern, ausgedehntern, unbeſtimmtern Wirkungskreis. Er wirkt in der Ferne. Es iſt der Sinn, nicht für Atmoſphäre überhaupt, ſondern für ſpecifiſche Atmoſphären. So wiederholt ſich, wenn wir dieſe drei Sinne betrachten, der Typus der Entwickelung alles Lebendigen. Je geſonderter das Organ in ſich iſt, deſto größer iſt der Wirkungskreis ſeiner Thätigkeit. Aber die Funktionen dieſer Sinne ſind ſubjektiv, was objektiv und äußerlich die großen Formen der Kohärenzverhältniſſe ſind. Dem Gefühl gegenüber ſteht überwiegend das Feſte, dem Geſchmack gegenüber das Flüſſige, dem Geruch gegenüber das Gasförmige. Nun iſt, was ſo äußerlich ergriffen wird, ſelbſt nur eine Aeußerung des Innern, und durch das Gefühl wird das ſinnliche Geſchöpf innerlich als Maſſe geſetzt, der äußern gegenüber. Das individuelle Gefühl iſt alſo das Innere der Maſſenverhältniſſe ſelber und ſteht eben daher in einer beſondern Beziehung zu derjenigen Thätigkeit (zur Muskelthätigkeit), die eben die Maſſe als eine ſolche beſiegt und ſo willkürliche Bewegung hervorruft. Wie die Maſſe, als ſolche, ſich nur offenbart durch die äußere Beziehung zu einem fühlenden Subjekt (durch Widerſtand), ſo enthält dahingegen die Chemie eine innere Bewegung der Maſſe in ſich ſelber, eine ſolche freilich, die ſich ſinnlich nur in ihren äußern Relationen faſſen läßt. Durch den Geſchmack wird dieſer Prozeß rein ſubjektiv ein innerer; die Chemie ſtellt die Entäußerung des Ernährungsprozeſſes, ſo wie dieſer die Er-Innerung des chemiſchen Prozeſſes dar. Die Atmoſphäre endlich, zumal, wo ſie als formloſe Ausſtrahlung beſonderer, vor Allem lebendiger Körper, erſcheint, zeigt ſich nicht als eine Auflöſung der verſchiedenartigen Subſtanzen, ſo daß die Sonderung verſchwände, etwa durch eine Neutraliſation. Die Naturforſcher lehren, daß alle Gasarten ſich gleichmäßig vertheilen, ohne ſich wechſelſeitig zu binden. Die Atmosphäre iſt daher ein gleichgültiges Nebeneinanderſein unbeſtimmter Beſonderheiten, in ihrer unbeſtimmten Formloſigkeit — eine Welt der Unbeſtimmtheiten, die erſt durch die Flüſſigkeit die Kraft des Gegenſatzes und mit dieſem des thätigen Prozeſſes, der mit Neutraliſation endigt, zu finden vermag. Vielmehr dürfen wir ſagen, ſie ſtellt eine Solution dieſer Verhältniſſe ſelbſt dar, denn in der formloſen Unbeſtimmtheit aller Verhältniſſe beſteht die Natur der Atmosphäre. So kann man das Feſte, als ein Bild der untergegangenen Thätigkeit, — der Vergangenheit; das Flüſſige, als ein Bild beſtimmter Thätigkeit, — der Gegenwart; — die Atmosphäre endlich, als ein Bild unendlich mannigfaltiger Thätigkeiten, die ihre Beſtimmtheit ſuchen, — der Zukunft nennen. So wird durch den Sinn des Geruchs das tiefſte innerſte Leben aufgeſchloſſen. Es iſt bekannt, in welcher Beziehung der Geruch bei den Thieren zur Begattung ſteht; er iſt der leitende Sinn für die bewunderungswürdigſten Aeußerungen des Inſtinkts; er bildet das Tiefſte und zugleich das Verborgenſte des thieriſchen Daſeins. Wo daher die Natur Geruch und individuelles Gefühl unmittelbar in einem Organ verbindet, wie durch den Rüſſel des Elephanten, da erſcheint die innere Thätigkeit des Inſtinkts, wie die äußere des Gefühls geſteigert.

Wir nennen dieſe drei Sinne die ſinnlichen, im engern Verſtande die thieriſchen Sinne. Bei den Thieren ſind Geſicht und Gehör — die höheren, die überſinnlichen Sinne — von dieſen niederen gebunden, wie das Thier in der Pflanze. Nur der Menſch ſieht das Licht, wie ſchon Leibnitz geſagt hat, das

Thier nur durch das Licht Gegenſtände; denn das Licht, als ſolches, ſchließt das Univerſum auf, und ſelbſt wenn der Sinn des Menſchen auf beſondere Gegenſtände fixirt iſt, müſſen wir die feſtgehaltene Beziehung als eine beſondere Richtung des allgemeinen Sinnes, der das All umfaßt, betrachten. Dieſer verſchwindet nie und darf nicht verſchwinden, wenn der Menſch bleiben ſoll, was er iſt. Selbſt wenn die engern Beziehungen auf beſondere Gegenſtände, ganze Generationen des Geſchlechts feſthalten, iſt zwar der allgemeine Sinn verfinſtert, aber in der Dunkelheit, in welche er zurückgetrieben wird, ruht dennoch ſeine geheime Thätigkeit nicht. Man ſchreibt den Thieren oft ein ſchärferes Geſicht, ein ſchärferes Gehör zu; aber dieſe Funktionen ſind dann immer auf beſtimmte Gegenſtände fixirt. Vorzugsweiſe wirkt das Geſicht anziehend und treibt das Thier den Gegenſtänden zu, die zu ſeinem Unterhalte dienen. So entdeckt der Vogel aus den hohen Lüften das kleinſte Thier, welches zu ſeiner Nahrung dient und welches in gleicher Entfernung von dem Menſchen nicht geſehen wird. Aber es iſt ſo wenig ein Vorzug des Geſichtsſinnes, daß es vielmehr eben die beſtimmte feſſelnde Beziehung enthüllt. Das Gehör wirkt vorzugsweiſe abſtoßend, und wie das Thier erhaltende Gegenſtände in großer Entfernung wahrnimmt, ſo vernimmt es ebenfalls in großer Entferrung, was ihm mit Untergang droht. Daher die lauernde Furcht, die allen Thieren gemein iſt, und die nur da theilweiſe zu verſchwinden ſcheint, wo die zahmen Thiere ſich dem Menſchen ganz hingeben und an ſeiner Zuverſicht Theil nehmen.

Was wir hier von der Funktion der Sinne geſagt haben, ſpricht auch die äußere Bildung der Thiere aus; der Geſchmacksſinn findet ſein Organ in den hintern Theilen des Gehirns und taucht dieſes in den Abgrund individueller Ernährung hinein. Der Geruchsſinn entſpringt aus den vordern Theilen des Geſichts, und zieht das Gehirn zu den äußern Verhältniſſen, die zur Erhaltung des Individuums, und durch dieſes der Gattung, dienen, unwiderſtehlich hin. Die mittlern Theile des Gehirns, die den höhern Sinnen dienen, unterliegen dieſem Zuge, und zwar deſto entſchiedener, je geringer die Thierbildung iſt. So erhebt ſich keine Stirnwölbung bei den Fiſchen und Amphibien. Die Elemente der Form des menſchlichen Gehirns ſind bei dieſen Thieren wie auseinander gezogen und können den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ihrer Thätigkeit nicht finden. Erſt bei den höhern Thieren wölbt ſich das Gehirn immer mehr, aber was bei den Menſchen das ſprechende Antlitz iſt, vermag nicht ſich zu bilden, die Geſtalt des Kopfs beweiſt noch immer die überwiegende Richtung der ſinnlichen Sinne; der Geruchsſinn, der die Gewalt der Gattung offenbart, der Geſchmacksſinn, der in engerer Beziehung zum Individuum ſteht, bleiben vorherrſchend, das Geſicht verlängert ſich zur thieriſchen Schnauze und drückt das Thier zur Erde nieder. Nur bei den Menſchen erhebt ſich die Mitte des Gehirns; das große Gehirn iſt das Centrum des Geſichts, das kleine Gehirn das centrale Organ des Gehörs. Beide Sinne ſind vollkommen individualiſirt, ſie ſind lebend und ſind thätig, als Thiere in den Thieren. Das lauſchende Ohr verbirgt ſich hinter den härteſten Knochen; ſeine Thätigkeit entſpringt aus einem beſtimmten Nerven, der Eindruck des Hörbaren findet auf einem kleinen Punkte ſtatt, und der Umfang ſeines Wirkungskreiſes reicht, wenn er gleich auch ein endlicher iſt, weit über den des Geruchs hinaus. Die Thätigkeit der Sinne iſt zwar durch die Entfernung bedingt; ſo wird ein Entferntes nur nach einiger Zeit gerochen. Mir ſind keine Verſuche über die Fortpflanzung des Geruchs bekannt; aber ohne allen Zweifel würde ſie ſich entdecken laſſen und dann zeigen, daß dieſe ohne Vergleich langſamer iſt, als die des Schalles. Die Geſchwindigkeit des Schalles iſt ſo groß, daß ſie ſich zwar ſchätzen, aber auf keine Weiſe wahrnehmen läßt; 1000—1100 Fuß etwa in einer Sekunde. Wir können dieſe Schnelligkeit ſubjektiv als die der Auffaſſung durch das Gehör bezeichnen, als die Intenſität des animaliſch ſinnlichen Lebensprozeſſes.

Wie das Ohr ſich hinter dem Felſenknochen verbirgt, ſo eröffnet das Auge das Innerſte des Gehirns, die Knochenwölbung des Auges iſt der nach Außen eröffnete Hirnſchädel; das Innere des großen Gehirns dringt durch den Sehnerven hervor, von der Hirnhaut begleitet, die als Hornhaut das Auge umgiebt und dem Lichte gegenüber durchſichtig wird. Der centrale Nerv verzweigt ſich auf der Netzhaut, und was ſonſt die Organiſation am tiefſten verhüllt, wagt hier an das Tageslicht zu treten; die Augenfeuchtigkeiten (den Dünſten und Wolken der Atmosphäre gleich) mildern nur das Zuſammentreffen des äußern und des innern Lichts, ſammeln die Strahlen, die der innern Sonne zugeleitet werden ſollen, und bilden den unſichtbaren Weg, auf welchem der ſehende Menſch das Univerſum als ein inneres Eigenthum umfaßt. Daher ründet ſich dieſes Organ, dem Planeten ähnlich, in ſich ſelber; daher hat es, wie ein eigenes Gehirn, ein eigenes Blutgefäß-, ja, Muskel-Syſtem. Ein eigener Inſtinkt leitet ſeine Bewegung, in geheimer Uebereinkunft mit der ihr verwandten Lichtwelt, und dieſer Inſtinkt bildet ſich aus, und lernt allmählig Entfernungen und relative Größen ſchätzen. Es weiß durch zweckmäßige Bewegung gefahrvolle Gegenſtände zu entfernen, wie durch einen ihm eigenen

Verſtand — die Aeußerungen des Inſtinkts. Das Auge hält den Menſchen wach; iſt dieſes offen, dann ſind alle Quellen der Welt und alle Beziehungen des Lebens dem Menſchen eröffnet, und wenn die Thätigkeit des Auges erlahmt, ſinkt der ganze Körper hin, und die lichten Gedanken verſchwinden. So ſind alle Funktionen des Menſchen, pſychiſche wie phyſiſche, dem Auge unterworfen; es ſtellt den tiefen Naturgrund des Daſeins am reinſten dar. Der Blick eröffnet das Innerſte des perſönlichen Daſeins; alle Züge des Geſichts können lügen, das Auge nicht. Der Unwahre muß es verbergen, der Heuchler verdrehen. Es iſt, können wir ſagen, die geweihte Stätte der Organiſation und ſteht über dem Ohr, wie die lebendige Anſchauung über der Reflektion. Auge und Ohr haben keine Maſſen ſich gegenüber, und nichts beweiſt ſo ſehr, wie die, innerhalb der Sinnlichkeit gefeſſelte, Wiſſenſchaft, wenn ſie ihre Grenzen überſchreitet und etwas Anderes als die bloße Geſetzmäßigkeit der Verhältniſſe erkennen will, gegen das Tiefſte und Bedeutendſte der Natur verſchloſſen bleiben kann, als dieſes: daß ſie das Licht als ein Maſſenhaftes zu betrachten fähig war. Ohr wie Auge ragen über das bloß Sinnlich-Gegenſtändliche heraus; das Ohr iſt die real gewordene, wie das Auge die räumlich gewordene geiſtige Zeit, und wie der Menſch auf der geringern Stufe der Reflektion den Raum als eine außer ihm ſeiende Form und grenzenloſen Gegenſtand zu betrachten geneigt iſt, ſo entſteht die nämliche Neigung, auch das Licht als ein Körperliches zu erkennen. Man kann aber überhaupt fragen, ob der Menſch das Licht ſehe. Denn hier, wo der höchſte Sinn ſich enthüllt, wird in der That die objektive Richtung der Thätigkeit unmittelbar eine ſubjektive; das Licht ein Sehen; ſo wie die ſubjektive unmittelbar eine objektive, das Sehen ein Licht, und ein Licht ohne Sehen iſt eben ſo undenkbar, als ein Sehen ohne Licht. Das Auge iſt das Vorbild des in ſich geſchloſſenen ſich ſelbſt tragenden Bewußtſeins in ſeiner innern Wahrheit — eigene Thätigkeit in abſoluter Hingebung. Als der Menſch erſchaffen ward, gingen der Welt die Augen auf.

Wir ſchließen hier die Darſtellung der ſichtbaren Entwicklung mit dem Auge, mit dem Sehen ſelber, durch welches der Gegenſtand in dem Sinne aufgeht. Einige werden mir vorwerfen, daß ich dieſes Thema für eine Religionsphiloſophie zu ausführlich entwickelt habe; dieſe verweiſe ich auf das Folgende, und ſie werden, glaube ich, geſtehen, daß ich vielleicht hier zu viel ausgelaſſen habe. Denn, obgleich ich gern zugebe, daß das einfältige Gemüth ohne dieſe Erkenntniß ſie dennoch unentwickelt beſitzt; obgleich ich nicht leugnen will, daß geiſtreiche und tief unterrichtete Männer mit dem redlichſten chriſtlichen Sinn dieſe Richtung nicht für ſo wichtig betrachten, als ich: ſo muß ich dennoch mit der feſteſten Ueberzeugung ausſprechen, daß eine Wiſſenſchaft, durch welche das chriſtliche Bewußtſein mit dem weltlichen ſo verſöhnt werde, daß dieſes ſeine Wahrheit in jenem erkenne, nur auf unſerm Wege möglich iſt. Was ich hier anzudeuten verſucht habe, ſoll Sinn werden. Die Anſicht einer lebendigen Entwickelung, die einzig mögliche chriſtliche Teleologie, wie ſie das ganze Daſein in allen Elementen durchdringt und alle ſinnliche Erſcheinung in einem höheren verklärt, wie ſie in der ſtrengen Nothwendigkeit des Sinnlichen die tiefe Einheit göttlicher Abſichtlichkeit zu erkennen vermag, und ſo das Höchſte, die göttliche Freiheit, die Unmittelbarkeit des göttlichen Willens von der chriſtlichen Perſon nicht als ein

Vermitteltes, Bewieſenes, ſondern als das unmittelbare Fundament alles Erkennens ergriffen wird, ſoll zur Gewohnheit werden. Alles, was wir hier bis jetzt dargeſtellt haben und ferner darſtellen werden, muß in uns Geſtalt gewinnen, es muß Fleiſch werden, damit wir einen chriſtlichen Ausdruck gebrauchen, ſo daß es im Himmel und auf der Erde nichts giebt, was Wahrheit für uns hat, als die grundloſe, tiefe, göttliche Abſichtlichkeit. Es iſt mir wohlbekannt, daß der herrſchende Geiſt der Zeit ſich von dieſer Richtung auf jede Weiſe abzuwenden ſucht. Er hat zu viel mit ſeinen eigenen Angelegenheiten zu thun; Meinungen auszugleichen, das Raiſonniren bis zum Abſoluten zu ſteigern. Selbſt wo er ſich am tiefſten zu faſſen ſucht, fehlt ihm der Muth in die reiche Tiefe der Naturbildungen hineinzutauchen; er ſieht ſich gezwungen, die Natur aus ſich herauszuſtoßen oder mit allgemeinen Begriffen dürftig zu überziehen, um ſo, auf dieſer dem Geiſte entfremdeten, zum Schweigen gebrachten Stätte, Platz zu gewinnen für das Gerede, welches, in ſeiner Objektivität durch und durch ſchwankend, dem Scheine einer aufgedrungenen ſubjektiven Sicherheit ſich am leichteſten fügt. Daß die Steine reden und die Herrlichkeit, ja, die Liebe Gottes verkündigen können, ſcheint dieſem Geiſte freilich ungebührlich.

Gerechter möchte der Einwurf derjenigen ſein, die in die Einzelnheit der Forſchung vertieft, zwar von einem höhern Geiſte geleitet werden, aber dieſen noch nicht laut werden zu laſſen wagen. Dieſe werden mir vorwerfen, daß ich noch viel zu viel ausgelaſſen habe. Wenn aber unter dieſen ſolche ſein ſollten, die den Muth haben, das leitende Princip ihrer eigenen Unterſuchung aus ſich ſelber reden zu laſſen, ſo werden ſie ohne allen Zweifel geſtehen müſſen, daß es hier ſeine eigene Konſequenz ausſpricht, ſie werden erkennen, daß die Betrachtung, die ſich dem Leben mit aller Macht zuwendet und es in allen Richtungen verfolgt, eine innere geiſtige Teleologie aufſchließt, die wir eine göttliche nennen müſſen, und die nicht, wie die herrſchend ſinnliche, vereinzelt auf der Oberfläche ihrer Forſchungen ſpielt, vielmehr immer tiefer in das Weſen derſelben hineintritt. Da er nun nicht unſere Abſicht iſt, uns tiefer in naturwiſſenſchaftliche Forſchungen einzulaſſen, glauben wir beſonders den Leſer darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß oft der gründlichſte Naturforſcher Recht behält, wenn er demjenigen widerſpricht, der, von einer Neigung, die Einheit alles Lebens hervorzuheben, verleitet, eine innere geiſtige Beziehung da nachzuweiſen ſucht, wo ſie noch keineswegs durch die ſtrenge Unterſuchung begründet iſt. Dieſer Irrthum, der allerdings in einer irrenden Perſönlichkeit ſeinen Grund hat, wird, wenn er beſiegt iſt, durch ein gründlicheres Forſchen, oft ſo betrachtet, als wäre er weſentlich verbunden mit der Anſicht im Ganzen, und als wenn dieſe mit ihm zuſammen ſtürzte. Wer aber ſich völlig vertraut gemacht hat mit der Idee der lebendigen Natur, dem wird die Gewißheit bleiben, daß ſie durch einen jeden abgewieſenen Irrthum in immer größerer Klarheit und Tiefe hervortreten wird. Erlebt der Chriſt im Handeln nicht das Nämliche? Wie oft müßten ihn die Handlungen derer, die ſich vorzugsweiſe die Frommen nennen, ja, die ſich redlich beſtreben, dem göttlichen Willen nachzuleben, irre führen, wenn ſolche Aeußerungen der wandelbaren Erſcheinung eine Macht über ihn gewönnen?

Doch bevor wir die höchſten Stufen der Entwickelung, die innerhalb der Sinnlichkeit das Höchſte in ſich einſchließen, darzuſtellen wagen, wird es nöthig ſein, hier einen Augenblick ſtille zu ſtehen. Wir wollen nicht allein in Betrachtung ziehen, was durch die bisher dargeſtellte Naturanſicht, die nichts enthält, als was die Naturwiſſenſchaft aus ſich ſelber erzeugt hat, in unſern Tagen für das chriſtliche Bewußtſein gewonnen iſt. Wir wollen zu gleicher Zeit einige Mißverſtändniſſe zu heben ſuchen, die, wie die Erfahrung uns belehrt hat, durch Darſtellungen, wie die hier gelieferten, veranlaßt werden.

Die Religiöſen finden nicht ſelten, auf einer gewiſſen Stufe der Reflektion, in der naturwiſſenſchaftlichen Richtung für den Glauben eine Gefahr. Dieſes gilt beſonders für denjenigen Theil der Naturwiſſenſchaft, der ſich mit der größten Konſequenz ausgebildet hat, und den Gipfel ſinnlicher Gewißheit zu erlangen ſtrebt; für die Phyſik der anorganiſchen Natur. Nun läßt es ſich zwar gar nicht abläugnen, daß die Naturwiſſenſchaft, innerhalb dieſer Grenzen ausgebildet, einen ganz entſchiedenen Einfluß auf die religiöſe Anſicht ausübt. Wir haben dieſe Steigerung des ſinnlichen Erkennens zur Geſinnung im Vorhergehenden dargeſtellt und vom Anfange an darauf aufmerkſam gemacht, wie tief die ſinnliche Gewißheit und Evidenz in der Denkungsweiſe der Zeit wurzelt, und wie ſie auch da mächtig iſt, wo die Schule mit ihren Unterſuchungen und Hypotheſen völlig verklingt und ſich nicht mehr erkennen läßt. Ja, eben dieſe Gewalt der Naturkunde über die religiöſen Anſichten der Zeit war es, die, nach unſerer Behauptung, eine Entwickelung der Naturſeite der Religion ſo nothwendig macht. Es galt nämlich, diejenige Richtung der geiſtigen Bildung, die dem chriſtlichen Bewußtſein gegenüber ſich feindlich auszubilden ſchien, für die Religion zu gewinnen. Hier wollen wir nun auf den Einfluß aufmerkſam machen, den die Doktrinen der Phyſik auf die Dogmatik ausgeübt haben.

Es iſt bekannt, daß ſich unter den chriſtlichen Dogmatikern unſerer Tage zwei entgegengeſetzte Anſichten ausbildeten, die bezeichnet wurden: als Rationalismus und Supernaturalismus. Schon Schleiermacher machte darauf aufmerkſam, daß dieſe Benennungen keinen wahren Gegenſatz enthalten; dieſer mußte ausgedrückt werden, entweder durch Naturalismus und Supernaturalismus, oder durch Rationalismus und Irrationalismus. Aber das ſcheinbar Unlogiſche in dem Ausdruck des Gegenſatzes wird vollkommen erklärt, wenn man ſeinen Urſprung verfolgt. So wie die allgemeine Aufnahme, die Schleiermachers eigenthümliche Bezeichnung des chriſtlichen Bewußtſeins fand, die Gewalt ausdrückt, die er geſchichtlich über die religiöſe Anſicht der Zeit ausgeübt hat, ſo beweiſen jene Ausdrücke, die ja keinesweges innerhalb der Schule geblieben ſind, wie mächtig Kant auf die religiöſe Geſinnung ſeiner Zeit gewirkt hat. Er war es, und es iſt ſein bleibendes Verdienſt, der das ſinnliche Erkennen entſchieden von einem höhern ſonderte. Innerhalb der Sinnlichkeit iſt die Natur ſelbſt ein Gegebenes, aber zugleich, ſeinem Weſen nach, ein Unzugängliches, und die Wahrheit, das Rationelle, liegt in der Art, wie ſie durch ſinnliche Kategorien erkannt wird. Jenſeits der Sinnlichkeit war dahingegen das Wahre ein Anerkanntes, welches nicht durch den ſinnlichen Verſtand zum Erkennen ſich zu geſtalten vermochte. Der vermeintliche Irrthum nun, welchen Kant zu bekämpfen ſuchte, war dieſer, daß wir, indem wir in allem unſerm Denken von ſinnlichen Kategorien geleitet werden, und daher auch nur Verhältniſſe und ihre Geſetzmäßigkeit mit Beſtimmtheit erkennen können, über die Sinnlichkeit hinaus eine übernatürliche Natur zu beſitzen glauben, daß wir alſo jenſeits der Sinnlichkeit unſere Erkenntniſſe ſynthetiſch erweitern könnten. Der

Gegenſatz bildet ſich ſo, daß das erſte Glied deſſelben, feſtgegründet auf die ſinnliche Evidenz, eine gegebene Natur und mit dieſer, als das Rationale, eine beſtimmte Form des Denkens beſitzt; das zweite enthält ein gegeben Rationales, für welches, damit es ſich zum beſtimmten Erkennen entwickele, eine höhere Natur poſtulirt und wohl auch angenommen wird. Aber wie in dem einen Gliede das Thätige das Denken, ſo iſt in dem zweiten die Thätigkeit in der ſubjektiven Annahme ein übernatürliches Naturgeſetz. In beiden Gliedern finden wir ein Rationales und Natürliches, aber in dem erſten iſt das Natürliche ein vor aller Unterſuchung unzweifelbar Gegebenes. Die Unterſuchung mußte alſo auf die Begründung des Rationalismus gerichtet ſein. In dem zweiten iſt das Rationale ein Anerkanntes, nicht zu Bezweifelndes (Freiheit und Sittlichkeit); die kritiſche Unterſuchung mußte ſich daher gegen das angenommene Natürliche richten, um dieſes, als ein durch das Denken nicht zu Begründendes, abzuweiſen. Daher ward, um den Gegenſatz zu bezeichnen, für das erſte Glied das Rationale, für das zweite das Natürliche, als die Gegenſtände der kritiſchen Prüfung, mit Recht hervorgehoben. Es erhellt aber zugleich, daß die Ausdrücke: Rationalismus und Supernaturalismus, als ſich entgegengeſetzt, nur für denjenigen einen Sinn haben, der entſchieden auf dem Standpunkte ſteht, der von Kant angenommen war; und der Vorwurf des Unlogiſchen gilt nur deswegen, weil dieſe Ausdrücke allgemein und deswegen freilich auch da angewandt wurden, wo ſie keine Geltung haben. Nun iſt aber dasjenige, was das Denken, freilich nicht, wie es an ſich iſt, wohl aber, wie es dem beſtimmenden Verſtande erſcheint, zu erkennen vermag, nichts Anderes, als die anorganiſche Natur. Eine jede andere Geſetzmäßigkeit läßt ſich wohl andeuten, aber nicht beſtimmen, und zwar deswegen nicht, weil mit einer jeden ſolchen Geſetzmäßigkeit ein Ueberſinnliches unmittelbar gegeben iſt, welches ſich nie abweiſen läßt und, in der organiſchen Natur als Leben, in der Geſchichte, als ſittliche Aeußerung, eben weil es als weſentlich der Erſcheinung zugehörig betrachtet wird, die Geſetzmäßigkeit ſchwankend macht. Es iſt unmöglich, auf eine ſolche Weiſe von dem Leben, wenn wir das Lebendige, von dem Sittlichen, wenn wir das Sittliche betrachten, zu abſtrahiren, wie von der Kraft, die die Körper in Bewegung ſetzt, wenn wir die anorganiſchen Verhältniſſe beſtimmen.

Wird dieſes nun zugegeben, ſo werden wir dem Chriſten zugeſtehen müſſen, daß in der Ueberhandnahme einer Wiſſenſchaft, die ſich auf die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der anorganiſchen Natur gründet, in der That etwas Gefährliches liegt. Aber deswegen zu ſchließen, daß dieſes Gefährliche der Wiſſenſchaft, ihrem Weſen nach, zugehöre und alſo mit der Entwickelung derſelben geſetzt ſei, muß als etwas Unchriſtliches, das chriſtliche Bewußtſein, wenn es ſich in ſeiner Klarheit ergreift, Aufhebendes und Vernichtendes anerkannt werden. In Allem, inſofern es in der Erſcheinung hervortritt, ſei es Daſein (als Lockendes der Natur), ſei es Handlung oder Lehre, erkennt das chriſtliche Bewußtſein eine Gefahr. Dieſe, inſofern die Richtung auf Gott als die einzig wahre feſtgehalten wird, iſt ſo gewiß, als Gott niemals aus der Einheit ſeines Weſens ſich verliert, eine bloße Hemmung, deren Nichtigkeit anerkannt wird; ſie iſt aber im Innerſten ihres Weſens etwas unendlich Tieferes, (die Gefahr ſelber); doch, für Gott und das auf das Göttliche gerichtete Leben als eine ſich ſelbſt vernichtende. Eine jede Richtung der Wiſſenſchaft aber hat eine poſitive Seite. So iſt die Konſequenz der ſinnlichen Erfahrungswiſſenſchaft nie zu verwerfen, vielmehr vollſtändig auszubilden.

Was wir hier in Beziehung auf den Werth des Erkennens hervorhoben, ſoll ſpäter, in Beziehung auf die religiöſe Würdigung der Perſönlichkeit, betrachtet werden.

Nun iſt die genaueſte Entwickelung und Beſtimmung aller anorganiſchen Verhältniſſe in allen ihren Richtungen, die nothwendige Bedingung zur Auffaſſung der lebendigen Natur. Wenn wir daher läugnen, daß das Leben aus der Chemie auf irgend eine Weiſe ſich erkennen laſſe, ſo wird dadurch der Verſuch der Chemiker, dem Lebensprozeß nahe zu treten, um in ihn hineinzubringen, keineswegs gehemmt, vielmehr auf das Entſchiedenſte gefördert. Denn die Fragen: wo hört der chemiſche Prozeß auf, und wo fängt der Lebensprozeß an? ſind nur durch Unterſuchung zu ermitteln; und ferner die Fragen: wie erſcheint ein Lebensprozeß beſtimmter Art, wenn das Leben entflieht, und wie verklingt ein chemiſcher Prozeß, wenn er ſich in das Innerſte des Lebens verliert? ſind für die Erkenntniß des Lebens höchſt wichtig. Was die Anatomen und Phyſiologen z. B. das organiſche Gewebe nennen, kann nie und auf keine Weiſe von dem Leben ſelbſt getrennt und vorausgeſetzt werden als etwas, worin das Leben ſich darſtellt. Denn dieſes Gewebe iſt ſelbſt bis ins Unendliche ein Lebendiges, und wenn man z. B., um eine anorganiſche Anſicht auf den Boden des Lebens zu verſetzen, den Prozeß der Einſaugung als durch Löcher geſchehen darſtellt, damit man nach der ſinnlichen Anſchauung ſich begreiflich mache, wie eine Flüſſigkeit den Weg finden kann durch eine lebendige Haut, ſo ſteht man hier gerade auf dem nämlichen Punkte, auf welchem man ſich befindet, wenn der chemiſche Prozeß bis in den Magen hinein und durch die Stadien der

Chymi- und Chylifikation verfolgt wird. Allerdings kann eine Einſaugung durch Löcher ſtattfinden, aber dieſe iſt eben nicht die lebendige; denn die Löcher, die man in einer ſolchen Haut annimmt, wären ja dann von ſolchen Rändern umgeben, die entweder ſelbſt nicht einſaugten, alſo nicht lebendig wären, und die Haut würde demnach beſtehen aus Löchern, die als ſolche doch nicht lebendig wären, und aus Rändern, die dieſe Löcher umſchlöſſen, und die auch nicht lebendig wären; oder wird angenommen, daß dieſe Ränder lebendig wären, ſo müßten ſie ſelbſt durchlöchert ſein, und die eben dargeſtellte Schwierigkeit kehrte hier im kleinen Maaße wieder. Denn dieſe Löcher der Ränder forderten wiederum Ränder, die abermals, inſofern ſie lebendig wären, durchlöchert ſein müßten, u. ſ. w. bis ins Unendliche; und auf dieſe Weiſe würde die Membran ſich in eine unendliche Menge immer kleinerer Poren verwandeln, bis ſie ſich auflöſte in einen allgemeinen Porus, d. h. in nichts.

Die Struktur der Maſſe, oder das organiſche Gewebe, verhält ſich nicht zur organiſchen Funktion, wie die Buchſtaben zum Worte, ſo daß im Lebendigen, wie beim mechaniſchen Schreiben etwa, wenn Buchſtaben, die aus einer ganz anderen Welt der Reflektion entſtanden und durch Verabredung neben einander geſtellt wurden, das Wort zum Vorſchein kömmt. Vielmehr iſt das ganze Leben ſelber durch das Gewebe ſinnlich geworden, und je mehr es ſich aufſchließt in ſeiner lebendigen Bedeutung, deſto mehr geht es für das Erkennen in der organiſchen Funktion auf und mit dieſer in der Einheit des organiſchen Lebens. Nun gehört zur Eigenthümlichkeit einer lebendigen Funktion auch der Moment, durch welchen ſie verſchwindet, und um die Art des Lebens zu faſſen, müſſen wir allerdings die Art des Sterbens kennen. Nur muß man hier ſo wenig, wie da wo das Anorganiſche ſich im Lebendigen verliert, deswegen, weil wir den Faden des chemiſchen Gegenſatzes bis in die Region des Lebens hinein verfolgen können, glauben, daß das Leben ſelber an dieſen Gegenſatz gebunden ſei.

Um dieſe Trennung, die in allen ſcheinbar innigen Verbindungen ſich feſthält, ſo klar zu machen wie möglich, wählen wir eine Darſtellung, die hoffentlich einem Jeden verſtändlich ſein wird.

Die Menſchen ſind mit einander durch die Sprache geiſtig verbunden, und ohne eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, wiſſen ſie, daß das allgemeine Vereinigungsmittel aller untereinander eben in der Sprache liegt. Nun denke man ſich aber, die Funktion des menſchlichen Weſens, die ſich durch die Sprache ausdruckt, wäre uns nicht mit der Einheit des Bewußtſeins unmittelbar gegeben. Man nehme an, daß dieſe Einheit der Sprachen, erſt durch eine genaue Unterſuchung erkannt werden könne, wie wir die Einheit der Lebensfunktionen erſt ſo zu erkennen vermögen. Wenn man nun in dieſem Falle Thiere entdeckte, die menſchliche Töne, ja, Worte auszuſprechen vermöchten, wie einige Vögel, würde man dann nicht hier eine Sprachfunktion entdeckt zu haben glauben? und wie würde man ſich beſtärkt in dieſer Annahme finden, wenn man andere Thiere entdeckte, die zwar keine menſchlichen Töne ausſprechen könnten, welchen aber der Menſch ſich, wie dieß ja öfter der Fall mit zahmen Hunden und Pferden iſt, durch Sprechen verſtändlich machen kann. Wir fordern die Chemiker auf, uns einen chemiſchen Prozeß zu nennen, welcher dem Lebensprozeß ſo nahe träte, wie dieſe Erſcheinungen der Sprache. Der Hund, das Pferd verſtehen uns, der Papagei ruft uns ganze Sätze zu, die für uns einen Sinn haben. Werden wir dahingegen unter verwilderte Raſſen geworfen, deren Sprache uns völlig unbekannt iſt, wie viel fremder würden uns dieſe ſein, als die zahmen Thiere unſerer Umgebung? Und dennoch liegt in den ganz fremden Tönen der wilden Raſſen ein Fundament wirklicher Verſtändigung. Das ſcheinbare Verſtehen des Hundes aber, ſo wie das wirkliche Sprechen des Vogels liegt ganz und gar und durchaus außerhalb der Sprache.

Es zeigt ſich bei den Unterſuchungen, die man angeſtellt hat, um die Lebensverrichtungen der Pflanzen kennen zu lernen, kaum eine Erſcheinung oder auch eine Verbindung von Erſcheinungen, durch welche mechaniſche, chemiſche, elektriſche Verhältniſſe und Geſetze auf eine ſo täuſchende Weiſe nach dem Lebensprozeß hinwieſen, wie der ſprechende Vogel oder das auf die menſchliche Rede horchende Thier nach der menſchlichen Sprache hinweiſt, ſo daß, wenn nicht das ſinnliche Bewußtſein hier durch ſeine eigene Natur gegen die Täuſchung bewahrt würde, dieſe unvermeidlich ſcheint.

Alle einzelne Verſuche, z. B. das Aufſteigen der Säfte bei den Pflanzen zu erklären, bleiben, ſelbſt wenn man ſie in der Vereinzelung lebendig nennt und dem Leben zuſchreibt, völlig ungenügend. Wie ſehr ſich die Phyſiker hier auf einem fremden Boden befinden, beweiſen vor Allen die mannigfaltigen Mittel, die ſie anwenden, um die einfache Erſcheinung zu erklären. Die Kapillarität, die Hygroskopie, die Endosmoſe, die Contractilität der Zellenwände, die wurmförmige Bewegung der Gefäße u. ſ. w. wurden einzeln nach einander als Erklärungsgründe gebraucht; meiſt aber behielt man ſie, wie ſie nach einander gewonnen wurden, um ſie in Verbindung mit einander anzuwenden; und dennoch mußte man geſtehen, daß ſie alle nicht hinreichten, die einfache Erſcheinung des gewaltſamen Steigens der

Säfte und die bei einer jeden Verletzung hervortretende Ergießung derſelben im Frühling zu erklären. Es iſt faſt unbegreiflich, daß es den Naturforſchern hier nicht auffiel, daß dieſe an die Jahreszeit gebundene Bewegung, gar nicht als eine den Pflanzen allein zugehörige betrachtet werden kann, daß der zweite Faktor der Bewegung außerhalb der Pflanze geſucht werden muß; und wie der Kreislauf des Bluts in den Thieren niemals aus dem einen Gliede des arteriellen oder venöſen Syſtems erklärt werden kann, vielmehr nur begriffen wird, inſofern die beiden Faktoren der Bewegung ſich wechſelſeitig bedingen: ſo müſſen wir eben ſo entſchieden hier wechſelſeitige Bedingungen annehmen. — Verhältniſſe, deren Vermittelung nicht durch die Pflanze allein, ſondern durch dieſe und ihre Umgebung ausgeſprochen wird. Der unbefangene Sinn, der die Jahreszeit, alſo eine größere Totalität, in und mit welcher die Pflanze lebt, als die Einheit des Lebens betrachtet, hat offenbar Recht und ſteht der Wahrheit näher.

Alles Lebendige iſt, wie wir geſehen haben, Maſſe und entrinnt der Schwere nicht; eben ſo iſt alles Lebendige Pflanze. Aber es bildet ſich eine eigene Welt der mannigfaltigſten Produkte, die, indem ſie ihre beſondere Form ergreifen und ſich geſtalten, ganz der Schwere unterliegen. Eben ſo bildet ſich eine eigene Welt des Lebens aus, in welcher alle Lebensprozeſſe rein vegetativ ſind. Dieſe überwiegende Richtung der lebendigen Bildung nennen wir die univerſelle oder centrifugale. Sie ſteht einer andern Richtung, die wir die individuelle oder centripetale nennen, gegenüber, und alle Prozeſſe, die zur Ernährung oder Fortpflanzung dienen, zeigen beide Richtungen, die zuſammen das Leben bedingen. So bildet ſich der Verdauung gegenüber ein univerſeller Ernährungsprozeß, dem Athemholen gegenüber die centrifugale Tranſpiration. Das allgemeine Geſetz iſt aber, daß die centripetale, animaliſche Richtung zugleich eine ſondernde iſt. So ſind die auf das innere animaliſche Leben gerichteten Funktionen der Verdauung und des Athemholens deutlich von einander geſondert; die univerſelle Ernährung dahingegen und die centrifugale Tranſpiration laſſen ſich nicht ſondern. Dieſe Ununterſcheidbarkeit der Funktionen iſt beſonders bei den Pflanzen wahrzunehmen. Und was man Ernährung durch die Wurzel und Aufſteigen der Säfte nennt, iſt eben ſo gewiß zugleich eine atmoſphäriſche Funktion, wie das ſogenannte Athemholen durch die Blätter und das Niederſteigen der Säfte zugleich ein Ernährungsprozeß genannt werden muß. Eben weil die Funktionen der Pflanzen ſich nicht innerhalb der erſcheinenden Organiſation abſchließen, tritt kein wahrer Kreislauf hervor. Die Gegenſätze ergreifen ſich nicht in ihrer Einheit für die Erſcheinung, weil ſie nur unklar geſondert ſind. Wenn ſo die Ernährung von oben nach unten (durch die Blätter) dem arteriellen Syſtem bei den Thieren verwandt iſt, ſo müſſen wir behaupten, daß die Pulſation dieſer Bewegung in der Atmoſphäre liegt; und wenn wir das Aufſteigen der Säfte mit dem venöſen Syſtem verwandt glauben, ſo müſſen wir eben ſo behaupten, daß die aushauchende lebendige Lunge die Luft ſei. Alle lebendigen Gegenſätze in der Natur ſind relativ, und der Kreislauf in der Pflanze iſt nur ein verdrängter, ſo wie auch jene Richtung der Vegetation, die die Gegenſätze innerlich auseinander hält und daher die Einheit, die ſich durch die vollendete Selbſtändigkeit der Organe ausſprechen würde, hemmt, ſelbſt bei dem Menſchen zu erkennen iſt.

Aber ſelbſt Ernährung und Fortpflanzung fallen, wie bekannt, bei den Pflanzen zuſammen; ja, die Fortpflanzung, die wir als die eigenthümliche der Pflanzen betrachten können (die Reproduktion), verſetzt die Gattung in einem unendlichen Progreſſus als eine unbeſtimmte und nie wieder aufhörende Wiederholung der nämlichen Form, die, ohne daß der Faden der Erſcheinung reißt, ſich fortdauernd aus ſich ſelber erzeugt. So wird durch eine jede Pflanzengattung eine äußere Unendlichkeit geſetzt, wie durch das Univerſum. Ein Baum gebiert aus ſich, aus einer jeden Blattachſel ein neues Individuum, und eine jede Knospe ſtellt die ganze Pflanze dar. Ob aus einer Knospe ein Blatt, ein Stiel, ein Baum oder ein Stamm mit Wurzeln wird, das hängt von äußern Umſtänden ab; ſie kann Alles werden. Die Fortpflanzung durch Ableger, durch Knollen, durch kriechende Wurzeln u. ſ. w. kennt kein Ende, und Decandolle macht darauf aufmerkſam, daß alle Trauerweiden in Europa aus einem Exemplar auf dieſe Weiſe ſich entwickelt haben, weil ſie hier niemals aus dem Saamen gezogen wurden. So wird die Organiſation in die äußere Unendlichkeit der Zeit geſetzt und giebt uns die Anſchauung einer äußerlichen ſinnlichen, nie abzuſchließenden Entwickelung.

Dieſe äußere Unendlichkeit gilt nun aber auch für den Raum. Alle vegetative Funktion, wie ſie von der erſcheinenden Pflanze ausgeht, ragt tief in die Atmosphäre hinein. Wenn wir uns einen ausdünſtenden Wald in den tropiſchen Gegenden denken, ſo iſt die Ausſtrahlung, die durch die Verdünſtung ſtattfindet, eine ſo tief greifende, daß man mit Recht behaupten kann, die ganze Maſſe des Waldes bilde gegen dieſen Wirkungskreis der Vegetation nur ein Minimum. Alles, was nun die Chemie darſtellt, die Zerlegung des kohlenſauren Gaſes, die dadurch bewirkte Aufnahme des Kohlenſtoffes, die Ausſcheidung des Sauerſtoffes u. ſ. w., bewegt ſich außerhalb des erſcheinenden Lebenskreiſes der Pflanzenwelt. Dieſer zeigt ſich nämlich da, wo eine Mannigfaltigkeit beſonderer lebendiger Formen und eine eben ſo nicht zu überſehende Mannigfaltigkeit der Modifikationen der Formen ſelber, ſich durch räumliche Bedingungen aufthut, und im Raum ſelbſt keinen Abſchluß findet. So werden die Pflanzenformen bedingt durch Feuchtigkeit, Temperatur und Licht. Alles iſt äußere Potenz, die, ohne ihre univerſelle Unbeſtimmtheit zu verlieren, dennoch eine lebendige Form in und mit der Pflanze erhält. Alle jene wandelbaren unendlichen Modifikationen aller lebendigen Formen und Funktionen, wie ſie durch Pflanzen und Thiere ſich darſtellen, und abhängig ſind vom Tageswechſel, Jahreswechſel, klimatiſcher Beſchaffenheit u. ſ. w., zeigen dieſe Gewalt des univerſellen Lebens. Sind nun etwa jene räumlichen Verhältniſſe ſo zu verſtehen, daß der eine Faktor, den wir in der erſcheinenden Pflanze erkennen, ein lebendiger und der andere, der ſich außer der Pflanze zeigt, ein todter ſei? oder findet dieſe ſeltſame Vermählung zwiſchen dem Lebendigen und dem Todten etwa innerhalb der Pflanze ſtatt? Dieſe Kolliſion, wenn ſie nur denkbar wäre, müßte freilich zum Theil innerhalb der Pflanze ſtattfinden, aber doch auch, wie die Prozeſſe der Ausdünſtung und des Athemholens darthun, außerhalb der Pflanze. Der geſunde Sinn wird ſagen, wenn er überhaupt erſt begriffen hat, wovon die Rede iſt, daß, wenn man nicht im Stande iſt, die ganze Pflanze als ein Produkt mechaniſcher, chemiſcher und elektriſcher Prozeſſe zu betrachten, wenn vielmehr ein Anderes, Fremdes des Lebens dazukömmt, man erkläre es, wie man wolle, dieſes Lebendige auch den ganzen Kreis der Funktionen umfaſſen muß; ſo wie es durchaus unmöglich iſt, einen pſychiſchen Zuſtand ſeiner Weſentlichkeit nach aus einem phyſiſchen zu erklären. Etwa die Idioſynkraſieen der Schwangeren, aus den mit der Schwangerſchaft verbundenen phyſiſchen Verhältniſſen; den Trieb zum Stehlen z. B. aus den Blutcongeſtionen. Dieſe leiblichen Erſcheinungen und die pſychiſchen Zuſtände erſcheinen in und mit einander, gehen parallel, ja, rufen ſich vielleicht ſogar wechſelſeitig hervor, ſo daß der Zuſtand des Körpers eine pſychiſche Aeußerung enthüllt oder dieſe eine phyſiſche Erſcheinung veranlaßt, aber beide entſtehen und bilden ſich aus, in, innerhalb der Sinlichkeit, ſo getrennten Welten, wie die der Seele und des Leibes. So werden alle diejenigen chemiſchen und mechaniſchen Erſcheinungen, die man hervorzurufen vermag in den Pflanzen, und zum Vorſchein bringen kann, wenn man die äußern Verhältniſſe der Pflanzen zum Waſſer, zur Temperatur und Atmosphäre äußerlich auffaßt, die Pflanze ſelbſt ebenſo in ihren bloß ſinnlich äußerlichen, außerhalb des Kreiſes des Lebens liegenden, Verhältniſſen verſetzen, wie wir, wenn wir einen zornigen Menſchen betrachten, obgleich ſein Zorn aus einer ganzen Reihenfolge von Ereigniſſen hervorging, die einer ganz andern Welt zugehören, denſelben dennoch auch als leiblich aufgeregt anſehen können. Der febrile Zuſtand kann eine Krankheit erzeugen, und dieſe muß, obgleich der Zorn den vorübergehenden Zuſtand veranlaßte, dennoch aus dem Komplex aller früheren leiblichen Zuſtände, welche die ſogenannte leibliche Konſtitution bilden, erklärt werden, alſo aus einer ganz andern Welt. Daſſelbe gilt nun von den Lebensfunktionen der Pflanzen. Da dieſe zwar ſich in der erſcheinenden Form der Pflanze darſtellen, aber keinesweges als ſelbſtändige Funktionen (wie wenigſtens in einem relativ höhern Grade bei den Thieren) aufgefaßt werden können, ſo muß das Princip dieſer Funktionen eben ſo wenig gefunden werden können in den äußern Verhältniſſen, in welche man die Pflanzen und ihre äußern Potenzen verſetzt hat, wie das Princip des Zornes in dem febrilen Zuſtande, den er veranlaßte oder hervorrief. Denn auch dann, wenn wir zugeben müſſen, daß irgend ein kranker Zuſtand eine exaltirte Stimmung und dieſe den Zorn veranlaßt, muß ja doch die zornige Aeußerung nur als eine durch die Krankheit enthüllte Erſcheinung einer andern Welt betrachtet werden. Iſt nun etwa die Atmosphäre ihrer innerſten Beſchaffenheit nach dem Chemiker ſo vollkommen aufgeſchloſſen, daß wir genöthigt ſind, jene Anſicht, obgleich die Betrachtung uns zu ihrer Annahme zwingt, der Evidenz einer ſinnlichen Erfahrung gegenüber, aufzugeben? Dieſes iſt, denke ich, keineswegs der Fall.

Doch es giebt eine andere Reihe von Betrachtungen, die noch lehrreicher iſt. Alle lebendige Entwickelung ſetzt die Einheit des Lebens voraus. Entwickelt ſich nun die Pflanze, ſo wie wir ſie in ihrer eigenthümlichen Welt, aber auch in der reinen vegetativen Richtung aller Thiere wahrnehmen, in und mit der Atmosphäre und den übrigen beweglichen Potenzen der Erde, und zwar ſo, daß es unmöglich iſt, die Pflanze von ihrer Umgebung abgetrennt zu denken: ſo muß auch das Princip der Entwickelung nicht in jener allein, ſondern zugleich in ihr und ihrer Umgebung geſucht werden. Und bietet uns etwa die Erfahrung nicht eine Menge von Erſcheinungen dar, die nur ſo verſtanden werden können? Von den Krankheiten der Pflanzen, den Verwachſungen, Monſtroſitäten u. ſ. w. an, bis zu den thieriſchen Epidemien, die ein geheimes Einverſtändniß alles Lebens mit der Umgebung beweiſen, finden wir Erſcheinungen genug, die auf ein ſolches, über alle ſinnliche Wahrnehmung liegendes gemeinſchaftliches Princip hindeuten. Bald quellen aus der Wandelbarkeit dieſes allgemeinen Lebensprozeſſes überwiegende Inſekten hervor, und die Blattbildung wird zurückgedrängt. Bald zeigt ſich der umgekehrte Fall. Beſtimmte, der ſinnlichen Wahrnehmung unzugängliche Prozeſſe (als fänden beſondere Gattungen ihr unbeſtimmtes formloſes Gegenbild der Erhaltung und Geſundheit in der Atmosphäre) ſtellen im geſunden Leben ein Gleichgewicht des erſcheinenden Thieres und ſeines formloſen Gegenbildes dar. Ein jedes thieriſche Leben hat ſeine eigene Atmosphäre, und unterſcheidet ſich von der Pflanze dadurch, daß es ſich, immer entſchiedener, je höher ſeine Entwickelung iſt, dieſer gegenüber ſelbſtändig behauptet, während die Pflanze ſich ihr hingiebt und durch dieſe Hingebung erhält. Man darf dieſe Anſicht nicht eine Hypotheſe nennen, ſie iſt vielmehr ein Fundament zukünftiger Unterſuchungen; das Gleichgewicht des erſcheinenden Bildes und des formloſen Gegenbildes wird oft aufgehoben. Dann wird zerſtörend, was ſonſt erhaltend war, und es entſtehen vernichtende Epidemien, nicht gegen alle Thiere auf gleiche Weiſe, ſondern gegen ganz beſtimmte Thiergattungen gerichtet. Der Menſch kennt ſolche drohende Prozeſſe, die ſein Geſchlecht treffen, er entdeckt ſie, wie ſie feindſelig die Thiere ergreifen, mit welchen er in näherer Beziehung ſteht, und deren Geſchick ihm daher bekannt iſt. Er findet aber ähnliche Krankheiten, die ſolche Thiere anfallen, welche den Menſchen fliehen und ihm daher fremder ſind.

Haben wir uns nun überzeugt, daß eine jede lebendige Entwickelung ſich nie durch Vereinzelung des ſich entwickelnden Individuums begreifen läßt, eben ſo wenig dadurch, daß es aufgefaßt wird in einem äußern Gegenſatz gegen die Umgebung, in und mit welcher es ſich entwickelt, ſo wird es uns klar, daß es nur begriffen werden kann aus der lebendigen Einheit, in und mit welcher es lebt. Man wird uns dieſes zugeben, aber zugleich behaupten, eine ſolche Auffaſſung ſei dem Erkennen unzugänglich. Darauf antworten wir: dem ſinnlichen Erkennen allerdings, und zwar dieſem ſchlechthin, dem geiſtigen Erkennen aber keineswegs. Wir haben ſchon öfters behauptet, die Phyſiologie, wie ſie ſich jetzt immer klarer ausbildet, ſei durchaus auf einem geiſtigen Boden thätig, auch wenn ihr die allumfaſſende Einheit deſſelben verborgen bleibt. Ein jedes Organ nämlich wird für die Unterſuchung immer vollſtändig nur dann erkannt, wenn es ganz in der Funktion aufgeht; und ſelbſt wo dieſes nicht gelungen iſt, ſchwebt es dem Forſcher als das für die Ausbildung ſeiner Wiſſenſchaft unumgänglich Nothwendige vor. So iſt das Auge für den Phyſiologen ſeiner Struktur nach klarer, als das Ohr, weil das Zuſammenfallen der Struktur mit der Funktion entſchiedener hervortritt. Aus demſelben Grunde aber auch die Optik viel beſtimmter wiſſenſchaftlich begründet, als die Akuſtik. Es folgt hieraus, daß die Phyſiologie auf einem Standpunkte thätig iſt, auf welchem, der Wahrheit nach, die Einheit der Funktion und des Organs ausgeſprochen iſt, ſo daß dieſes nur das Aeußerlichwerden der Funktion, die Funktion ſelber aber die Er-Innerung des Organs iſt. Dadurch wird das Organ ſelber Wort, in und mit welchem wir ein Höheres als ſeine bloße Erſcheinung vernehmen. Aber auch die Funktion kann eben ſo wenig vereinzelt erkannt werden, ſondern nur aus der Einheit des organiſchen Lebens des Individuums. Wird nun dieſes Individuum, ſo wie wir es betrachten, ſelbſt in ſeiner Totalität, als auf einer beſtimmten Stufe einer Entwickelung ſtehend, aufgefaßt, ſo iſt mit dieſer die Einheit aller Momente der Entwickelung zugleich geſetzt, und die Stufe wird eben ſo wenig vereinzelt begriffen werden können, wie die Funktion. Dieſe Einheit der Entwickelung kömmt nicht zum Vorſchein ſondern wird rein geiſtig geſetzt, in demjenigen, was wir die Gattung nennen. Dieſe aber iſt ſelbſt nur der bleibende Ausdruck der Funktion einer Geſammtorganiſation, und iſt in der Phyſiologie, vermöge der innern mächtigen Konſequenz des Lebens, von welcher ſie ergriffen iſt, eben ſo wenig vereinzelt zu betrachten. Lehrt uns nun, wie wir geſehen haben, die Geologie, daß auch die Totalorganiſation durch eine Entwickelung ſich ausgebildet hat, ſo ſind wir genöthigt, alle Momente des Daſeins der Erde in den Kreis dieſer lebendigen Ausbildung hineinzuziehen. Drei Epochen der telluriſchen Entwickelung des geſammten Lebens laſſen ſich unterſcheiden. Mit den Amphibien ſchließt die erſte, mit den Vögeln und Säugethieren die zweite, mit den Menſchen die dritte. Dieſe Entwickelung zeigt ſich, wie alle allmälig, fortſchreitend. Formen, die einer früheren Stufe zugehören, verſchwinden nach und nach, und diejenigen, die eine ſpätere bezeichnen, treten immer mächtiger hervor; und dieſer allmälige Uebergang, den Geſetzen organiſcher Entwickelung gemäß, wird immer deutlicher erkannt, je höher die Ausbildung iſt, alſo je jünger die Epoche derſelben, und je klarer uns die Altersfolge wird. Dadurch nun erhält die ganze Geologie eine phyſiologiſche Richtung; ſo daß es ihre Aufgabe iſt, eine jede Epoche als den Ausdruck einer beſtimmten Entwickelungsſtufe zu betrachten, welche die Momente ihrer organiſchen Eigenthümlichkeit nicht bloß in ſich, ſondern zugleich in den Zuſtand der Erde, alſo auch des Planetenſyſtems u. ſ. w., auffaßt. Auch hier wird man uns einwenden, dieſes ſei unmöglich; aber es iſt hier nicht von einem detaillirten Erkennen aller vergangenen Verhältniſſe die Rede, wohl aber von dem Sinne, mit welchem ſie aufgefaßt werden. Dieſen Sinn können wir nur dann den wahren nennen, wenn er die Freiheit beſitzt, von einem jeden Punkte aus das Ganze zu faſſen, welches wiederum nur dadurch möglich wird, daß er z. B., wenn wir das Leben geologiſch betrachten, eine jede Epoche in ihrer Eigenthümlichkeit erkennt. Dieſer Sinn aber, der eigentlich wahrhaft geiſtige und erzeugende, iſt derſelbe in allen Richtungen des Erkennens überhaupt. Dieſer Sinn bildet ſich lebendig aus, in und mit der Betrachtung des Lebens; er legt das Fundament für eine zukünftige Naturwiſſenſchaft der abſoluten Organiſation und iſt ſo wenig ein Produkt irgend eines abſtrakten Denkens, daß vielmehr das wahre Denken durch ihn allein ſeinen Inhalt enthält. Er iſt für das Erkennen, was für das Handeln der Glaube, und kann durch die denkende Beſchäftigung mit dem Lebendigen in ſeinen ſichern Naturformen ausgebildet, aber, wo er nicht iſt, nie erzeugt werden. Alle lebendige Geſchichte ward monſtrös; eine jede Epoche des menſchlichen Geſchlechts faßte ſich und ſeine Vergangenheit auf eine todte und einſeitige Weiſe, wo dieſer Sinn fehlte. Wo ein allgemeines Schema als das Erzeugende betrachtet wird, da mag der Reichthum einer Vergangenheit ſich umfaſſend überſchauen laſſen, aber die lebendigen Keime der Zukunft ſind vernichtet. Die Idee des Lebens, welche im denkenden Anſchauen eine jede Eigenthümlichkeit als ein Selbſtändiges, ja, Ewiges betrachtet, iſt als Sinn Glaube, als Thätigkeit Liebe.

Dieſer Sinn iſt der des ganzen Naturlebens und faßt die ganze Natur als eine lebendige, ſich entwickelnde Organiſation. Nun liegt aber das Princip der Entwickelung in keiner einzelnen Stufe derſelben, ſondern in allen; und da dieſes jederzeit den Progreſſus ins Unendliche aufhebt, indem es abſchließt, und ein Höchſtes als Ziel und Anfang zugleich ſetzt, ſo nennen wir die Stufe die höhere, welche ihre eigene Vergangenheit am tiefſten aufſchließt. In der That iſt dieſe vegetative Betrachtung des Daſeins überhaupt die höchſte, die wir zu erringen vermögen.

Der Begriff der Entwickelung wird alſo auf das ganze Daſein ausgedehnt, das Univerſum ſelber wird als eine immer fortſchreitende organiſche Ausbildung betrachtet, und wie die Pflanze die ganze Thierwelt umfaßt und trägt, und der Menſch ſelbſt, wie ganz Thier, ſo auch ganz Pflanze iſt, ſo iſt der höchſte Geſichtspunkt, den wir erreichen können, derjenige, der uns eine immer im Ganzen, wie in jeder Form ſich entwickelnde, den göttlichen Willen enthüllende Welt, als Grund alles Denkens, nicht als erzeugt durch das Denken, giebt. Und es wird, indem wir das Vorhergehende zuſammenfaſſen, nothwendig, was mit einer ſolchen Anſicht gegeben iſt, näher darzuſtellen.

Erſtens alſo iſt, mit der Entwickelung des ganzen Daſeins, wie der Schluß, ſo auch der Anfang deſſelben gegeben, und zwar ſo, daß Anfang und Ende nicht bloß in Allem, ſondern in einer jeden Form geſetzt werden.

Zweitens iſt dieſe Entwickelung als eine organiſche, d. h. als eine innerlich zweckmäßige geſetzt. Innere Zweckmäßigkeit aber offenbart unmittelbar Abſicht, und dieſe wird nur als Aeußerung einer abſolut freien Intelligenz begriffen. Dieſe Intelligenz (inſofern ſie ſich auf eine ſolche Weiſe offenbart), iſt perſönlich, denn zum Weſen der Perſon gehört der Wille, und die Wahrheit der Perſönlichkeit iſt die Offenbarung ſeines Willens. Iſt nun die Intelligenz eine ewige und abſolut freie, und erkennen wir in der ganzen Schöpfung die innere Zweckmäßigkeit einer ſich göttlich entwickelnden Natur, ſo iſt die Wahrheit nur da, wo die göttliche Abſicht erkannt wird, und die Natur hat ihre innerſte Bedeutung nur dann gefunden, wenn in einer jeden Form die göttliche Abſicht erkannt wird, dieſe alſo ein reiner Ausdruck des göttlichen Willens iſt.

Drittens, daß der göttliche Wille ſich als eine Entwickelung offenbart, ſetzt, wie alle Entwickelung, ein Hemmendes voraus; und auch wir müſſen von der Annahme einer ſolchen Hemmung ausgehen. Dieſe aber iſt für Gott als nichtig geſetzt, obgleich ſie zugleich inſofern als Grund, nicht des göttlichen Weſens, wohl aber der Art ſeiner Offenbarung, an welcher die göttliche Entwickelung ſich erweiſt, betrachtet werden muß. Wenn wir das Ganze als eine fortſchreitende organiſche Ausbildung betrachten, wenn das Leben zwar äußerlich wird (ſich äußert) in der Sinnlichkeit, ſelbſt aber nie erſcheint, ſo kann die Hemmung ſelber eben ſo wenig ein Sinnliches ſein. Vielmehr, Kampf wie Sieg müſſen, als jenſeits der Sinnlichkeit liegend, betrachtet werden. Welcher Art nun auch dieſe Hemmung ſein mag — und da, wo uns das Ende mit dem Anfang vorſchwebt, die Entwickelung auf einer jeden Stufe mit ihrer Vollendung zugleich gegeben iſt, (in dem ganz auf Gott gerichteten und in ihm aufgehenden chriſtlichen Bewußtſein), tritt ſie nur hervor, um vernichtet zu werden — ſo viel iſt einleuchtend, daß alle Hemmung als der dunkle Grund (damit wir uns des **Schelling**'ſchen Ausdrucks bedienen) erkannt werden muß, aus welchem alle Bildung hervortritt.

Viertens. Nicht das Ganze allein entwickelt ſich als ein ſolches, ſondern auch in einer jeden Form des Ganzen zeigt ſich die nämliche Entwickelung mit dem nämlichen Typus, der ſich im Ganzen findet. Denn das Ganze iſt der reine Ausdruck göttlicher Abſicht, und dieſe iſt nothwendig in einer jeden Form dieſelbe, die ſich durch das Ganze ausdrückt. Daher liegt in dem Erkennen der Entwickelung, als einer göttlichen, zu gleicher

Zeit der Typus, nach welchem ſie ſtattfindet, und wir erkennen, auf welchen Punkt der Natur wir uns auch ſtellen mögen, je tiefer unſere Einſicht dringt, deſto entſchiedener die göttliche Abſicht, die Bewegung göttlicher Gedanken.

Fünftens. Wie wir, iſt die Betrachtung rein auf Gott gerichtet, die Hemmung als nichtig, den Gipfel der Entwickelung als erreicht, den Sieg als entſchieden erkennen, ſo tritt uns in der Erſcheinung, und zwar ſo, daß es zu ihrem Weſen gehört, die Hemmung ſelber als eine unüberwindliche entgegen. Und dennoch iſt die Sinnlichkeit ſelber als der relativ höchſte Punkt, als der Gipfel der Entwickelung uns gegeben, in und mit welchem wir die früheren Stufen als ſolche erfaſſen, aber auch, was uns als der Gipfel einer vergangenen Entwickelung erſchienen, jetzt als den Anfang einer höhern erkennen müſſen.

Sechſtens. Der Typus der Entwickelung einer jeden Form läßt ſich zu gleicher Zeit als derjenige des Ganzen betrachten, und darin liegt eben die Wahrheit deſſelben, einerſeits als erkannt und andrerſeits als verhüllt. Suchen wir uns den Urzuſtand der Erde begreiflich zu machen, ſo müſſen wir auch für dieſe einen embryoniſchen Zuſtand kosmiſcher Abhängigkeit annehmen und ſie erkennen, wie ſie ſich von den übrigen Himmelskörpern trennt, ſich immer mehr in ſich ſelber ründet, je mehr die lebendigen Formen ſich ſelbſtändig ausbilden. So iſt dieſe Selbſtändigkeit, dieſes ſich ſelbſt Ergreifen in der Bedeutung des Ganzen, auf die nämliche Weiſe geſetzt für die Erde und für eine jede lebendige Form. Eben deswegen können wir den Menſchen als Vorbild des Erlöſers betrachten, die Erſchaffung des erſtern als die Erlöſung, die, frühzeitig verkündigt, mit ſeiner Geſtalt in Erfüllung ging. — Das Lebendige auf der Erde zeigt aber auf die nämliche Weiſe den Typus des Ganzen. Die niederen Bildungen werden ſo genannt, weil in ihnen die univerſelle Bildung der Erde Ueberhand gewinnt. Sie ſind alſo, ihrem Weſen nach, eins mit dem Ganzen. Denn der Unterſchied zwiſchen den höchſten Bildungen und den niedrigſten liegt nur in dem relativen Verhältniß der Faktoren, die eben als das Bedingende der Entwickelung in der Erſcheinung hervortreten. Uebergewicht des Ganzen, in ſeiner ſcheinbaren Trennung von dem Beſondern, iſt der Ausdruck der niederen Stellung. Wenn wir von dem Univerſum ſprechen, iſt es das Chaotiſche, in und mit welchem das Lebendige, für jedes ſinnliche Anſchauen und Denken in dem äußerlich Unendlichen liegt. Wenn wir von dem Lebendigen ſprechen, iſt es die niedere oder höhere Stufe der Entwickelung, die umgekehrt durch die höhere oder niedere Gewalt der äußern Verhältniſſe dargeſtellt wird. Betrachten wir nun aber die geologiſche Entwickelung der Thiere, ſo erkennen wir eine Zeit, in welcher die Form des Lebens ganz in den univerſellen Formen der Maſſe verhüllt war. Dieſe war die nämliche Zeit, in welcher die Erde als Maſſe nicht ſelbſtändig, ſondern den äußern Verhältniſſen des Univerſums unterworfen war. Je weiter das Leben fortſchritt, deſto mehr ſonderte ſich die Erde, d. h. deſto tiefer wurden die äußern Verhältniſſe in die innere Tiefe der geordneten Erde verborgen, und eben ſo in das Innere der Organiſation verhüllt. Der erſcheinende Totalorganismus trat auf einer jeden höheren Stufe wieder ganz hervor, alſo auch mit ſeinen geringſten, von der Totalität der Erde und ihren, in ſich relativ geordneten Verhältniſſen, abhängigen Thieren. Aber auch in dieſen waren die äußern Verhältniſſe, die früher das Ganze auf eine niedere Stufe feſſelten, zurückgedrängt und in das Innerſte des Lebens verhüllt, ſo daß, je weiter die erſcheinende Totalorganiſation gedieh, deſto entſchiedener das bloß Chaotiſche der äußern Verhältniſſe auseinander trat, die äußere Trennung zwiſchen Lebendigen und Todten immer klarer ward, und das Chaotiſche der Erde ſich in die äußere Unendlichkeit des Univerſums, das Hemmende des Lebens ſich in die innere Unendlichkeit der Individuen verbarg. So traten Leben und Tod entſchieden auseinander; bis ſich die innere Unendlichkeit in der Perſönlichkeit des Menſchen, der äußeren des geordneten Univerſums gegenüber, beide, völlig für die Erſcheinung geſondert, in ihrer Einheit darſtellten. — Derſelbe Typus nun entwickelte ſich in einer jeden Form des Lebens, in einer jeden Gattung, von dem embryoniſchen Zuſtande an, bis zu der vollendeten Bildung, je nachdem die Epoche der Erdbildung ihre innere Einheit in einer höhern, ausgebildeten Form des Totalorganismus concentrirte. Die jetzige Epoche der Erde ſtellt die relativ höchſte Ausbildung des Totalorganismus dar, die relativ höchſte Selbſtändigkeit der mannigfaltigen Gattungen des Lebens, und ebenſo die relative Entwickelung einer jeden Gattung, von dem embryoniſchen Zuſtande aus. — Denſelben Typus der Entwickelung finden wir aber wieder, wenn wir das menſchliche Geſchlecht für ſich betrachten. Wo die Gattung in einem jeden Individuum ſich darſtellt, indem dieſes durch die Perſönlichkeit verklärt wird, da enthüllt ſich der Uranfang der Schöpfung, und wie wir wiſſen, kann es keinen Uebergang geben von der Gattung zur Perſon. So iſt nun die totale Naturentwickelung der äußern gegenüber eine rein innere. Aber dieſe innere iſt dieſelbe, die göttliche Abſicht enthüllende, welche wir in der äußern erkannt haben, und ihr Typus iſt der nämliche.

Die Geſchichte des Geſchlechts führt zu einer Zeit, die wir die embryoniſche nennen müſſen — man hat ſie die mythologiſche genannt, — in welcher das dämmernde menſchliche Bewußtſein an den noch verhüllten Abgrund der äußern Natur gebunden war, wie die leibliche menſchliche Gattung an die organiſche, relativ gegebene, Einheit des Totalorganismus, dieſe an die Epoche der Erdbildung. Und nicht allein die chriſtliche Ueberlieferung, auch die Tradition aller Völker, deren hiſtoriſcher Adel die tiefſte Erinnerung der Vergangenheit feſthielt, zeigen nach einer Zeit hin, in welcher die Natur und die menſchliche Geſtalt, in einem wechſelſeitigen Kampfe begriffen, — die mütterlichen Wehen der Geburt der Geſchichte — noch nicht zur Ruhe gekommen waren.

Es giebt, wie wir dargethan haben, keinen Uebergang von den Thieren zu den Menſchen, und die generatio aequivoca, die uns hier zum zweiten Mal begegnet, enthält einen eben ſo entſchiedenen Irrthum, wie derjenige iſt, der in den äußern Verhältniſſen den Lebensprozeß erkennen will. Die Perſönlichkeit, die mit dem Menſchengeſchlecht anfängt und ſein eigentliches Weſen ausmacht, verhält ſich zur thieriſchen Gattung, wie das Leben zum Tode. Aber wir befinden uns hier auf einem Standpunkte, auf welchem die Sinnlichkeit ſelbſt ein Untergeordnetes iſt und ihre Bedeutung erſt im Geiſtigen findet. Denn die Perſönlichkeit ſelber nicht allein, ſondern auch die Gattung liegt jenſeits der Sinnlichkeit. Die Thiere ſetzen die äußern Verhältniſſe des Todten, oder des nur in der Aeußerlichkeit des Univerſums Unendlichen, innerlich, aber dieſes Innere, Centrale iſt ſelbſt, als ſolches, von den Verhältniſſen der Natur ergriffen. Und wie wir in der anorganiſchen Natur diejenigen beſondern Stoffe und die Verhältniſſe derſelben unter einander unterſcheiden können, die mehr in der univerſellen kosmiſchen Richtung gebunden ſind (die Chemie der Subſtrate, durch den Magnetismus bedingt), von denjenigen Stoffen und ihren Verhältniſſen, die das beweglichere Leben der Erde darſtellen (die Waſſer-Chemie, bedingt durch die Elektricität), ſo tritt abermals innerhalb des Lebens zwar die Aufhebung dieſer Differenz hervor, und ein jeder Lebensprozeß geht von der innerlichen Einheit jenes äußerlich Geſonderten aus, aber die Relativität, die früher eine ſinnlich äußere war, wird jetzt eine innere, und wir unterſcheiden Thiere, die telluriſch gebunden ſind, wie Stoffe kosmiſch, von ſolchen, die telluriſch frei ſind, wie Stoffe kosmiſch, obgleich telluriſch gebunden. So ſind äußere Verhältniſſe äußerlich gebunden in der anorganiſchen Welt, innere äußerlich in der organiſchen, innere innerlich in der ethiſchen.

In dieſem Lebendigen ſind nun die Gattungen daſſelbe auf einer höhern Stufe, was die eigenthümlichen Formen in der anorganiſchen Natur. Ein jeder chemiſche Prozeß iſt ein Lebensprozeß, der im Moment des Entſtehens wieder verſchwindet. Das Produkt iſt daher ein Eigenthümliches der Geſtalt nach (Kryſtall), aber dieſes Eigenthümliche wird als ſolches von der Univerſalität der Maſſe feſtgehalten. Wenn zwei chemiſche Stoffe ſich wechſelſeitig durchdringen und eine gemeinſchaftliche Richtung der Bildung erzeugen, ſo haben ſie ja in der That, in dieſer wechſelſeitigen Durchdringung, aufgehört Maſſe zu ſein, zu deren Weſen die Undurchdringlichkeit gehört. Aber dieſes höhere Leben tritt unter dem Zwange univerſeller Verhältniſſe hervor. Wir nennen daher das bewegende Princip eine Kraft, weil ſie ſich nicht in ſich ſelber zu faſſen oder darzuſtellen vermag; im Leben dahingegen iſt die Kraft in einer jeden lebendigen Form ſelbſtändig geworden, und die Bedingung, welcher ſie unterliegt, iſt ſelbſt eine überſinnliche innere, nur geiſtig zu faſſende. Dieſes Selbſtändige nun in einem jedem Leben hört eben dadurch auf, bloße Kraft zu ſein, und wird vielmehr eine fortdauernde Quelle der Kraftäußerung, d. h. Lebensprincip. So iſt, was eine äußere Beziehung und äußere Verhältniſſe hervorrief, durchaus geiſtig geworden, aber innerhalb des Geiſtigen wiederholt ſich der nämliche Typus, und die Bewegung göttlich ſchaffender Gedanken rief den Menſchen hervor — nach dem Bilde Gottes, den Schlußpunkt der erſcheinenden Welt, die von jetzt an (ſchon durch das leibliche Leben unmittelbar) ein Ueberſinnliches ausſprach, deſſen geiſtige Einheit durch den Menſchen gefunden war.

Wir dürfen nicht vergeſſen, daß unſere ganze Betrachtung vom Anfange an auf die göttliche Natur gerichtet iſt. Unter Natur aber verſtehen wir das Gegebene der Entwickelung, dieſe ſelbſt in der Form des Seienden, des Objektiven, alſo die zwar immer von neuem werdende, aber dennoch in der Form der Objektivität gewordene, abgeſchloſſene Entwickelung. Inſofern nun die ewigen Gedanken Gottes durch eine ſich entwickelnde Schöpfung ſich offenbaren, wird ſie nur begriffen durch eine, aus uns hier unbekannten Quellen hervorgehende Hemmung, die aber durch die fortſchreitende Entwickelung aufgehoben und als eine nichtige geſetzt wird, und die, betrachten wir Gott ſchlechthin, — d. h. die für uns unvollendete Entwickelung als in ſich völlig ausgeſprochen — auch als eine abſolut nichtige geſetzt werden muß. So gefaßt, muß nun auch die menſchliche Perſönlichkeit als Natur, d. h. der Menſch als Theil der objektiv gewordenen Schöpfung betrachtet werden, und der Anfang des Geſchlechts iſt eben ſo entſchieden ein Ausdruck deſſen, was Gott mit ihm beabſichtigte, wie die ganze Natur. Allerdings iſt nicht die Entwickelung allein, ſondern auch die Hemmung in der Abgeſchloſſenheit der Perſon eine innere geworden, aber, auf welche Weiſe nun auch dieſe Hemmung eine innere Vernichtung ausſprach — und eine ſpätere Unterſuchung ſoll dieſer Aufgabe näher treten, — ſo iſt die Bildung des menſchlichen Geſchlechts dennoch als eine Naturentwickelung, die Geſtaltung derſelben als eine Naturbildung zu begreifen, und ſpricht eben dadurch die abſolute Einheit des göttlichen ſchaffenden Willens aus.

Mit der Erſchaffung des Menſchen iſt ein Uranfang der Schöpfung ſelbſt geſetzt. Die beſondere Form ſchließt in ſich die ganze Schöpfung, als Ausdruck des göttlichen Willens. Anders darf die Aeußerung, daß der Menſch im Bilde Gottes geſchaffen iſt, nicht verſtanden werden. Wir haben früher dargethan, daß das menſchliche Geſchlecht aus einem Paare entſprungen ſein muß. Wir dürfen dieſe Schöpfung die Begeiſterung des ganzen ſinnlichen Daſeins nennen — und Gott blies ihm einen lebendigen Odem ein.—Auch innerhalb des ſinnlichen Lebens iſt die Begeiſterung das wahre Vorbild einer Schöpfung, wie aus dem tiefſten Grunde, aus der innerſten Wahrheit der Perſönlichkeit hervorgeht. Sie enthält, wenn gleich vor ihrer Entſtehung durch endliche Bedingungen gefeſſelt, dennoch eine freie Unendlichkeit in ſich, als der reine Anfang einer neuen Schöpfung, die, ihrem innerſten Princip nach, von der frühern verſchieden iſt, ja, die allem, was vor ihr ſich geſtaltete, eine höhere Bedeutung mittheilte. So gewiß nun, wie ein ſolcher neuer Anfang eben die Trennung von den feſſelnden Beziehungen (des Denkens oder Handelns) iſt, ſo gewiß war der Menſch das ſich Selbſtfinden und Erkennen der Natur, die ſich loswand von den feſſelnden Bedingungen der Gattung; und ſo können wir einerſeits geſtehen, daß, was durch den Menſchen offenbar ward, als der verhüllte, alle Hemmungen ſiegreich überwindende Gedanke, ſchon in den thieriſchen Gattungen verborgen lag. Kehren wir zu dem Vorbilde der Begeiſterung zurück. Auch dieſe iſt leer und unfruchtbar, und vermag nichts aus ſich zu erzeugen, außer inſofern ſie mit Mühe und Anſtrengung gerungen hat; inſofern ſie in den mannigfaltigen Gliedern, die, auseinanderliegend, ſich wechſelſeitig bekämpfend, keinen Vereinigungspunkt finden können, thätig war. Und dennoch iſt ſie keinesweges ein Produkt dieſer auseinanderliegenden Glieder; vielmehr iſt ſie das dem Kampf ſelbſt Fremde, welches, während er dauerte, die Vereinigung in ſich enthielt, die jetzt im Moment der Begeiſterung zum Vorſchein kömmt.

Dieſer Moment kennt keine Hemmung; dieſe tritt erſt hervor, wenn das, was die Begeiſterung rein beſitzt, ſich zu entwickeln beginnt. Die Maſſe der Bedingungen, die das, was nur Stufe ſein ſoll, feſthält, und dadurch das höchſte Ziel nicht zum Vorſchein kommen läßt, tritt erſt während der Entwickelung hervor. Die Geſchichte aller großen Thaten, die mit einer lebendigen Begeiſterung anfingen, die Geſchichte aller großen Gedanken, wie ſie mächtige Naturen ganz durchdrangen, folgen dem nämlichen Typus, den wir da erkennen, wo der höhere Begriff des Lebens an die leibliche Geſtaltung gebunden war. Dieſe Idee des Lebens überhaupt zeigte in den verſchiedenen Epochen der Erde, wie ſpäter in der Geſchichte, Momente des freien Hervortretens, die alle Formen des Totalorganismus in ſich enthielten; ſie wichen aber von dem graden Strome der Bildung ab. Mit dieſer Abweichung trat die Hemmung des Lebensprozeſſes hervor, die immer von neuem wie durch eine neue Begeiſterung ihren Uranfang ſuchen mußte, um, von der frühern Hemmung befreit — wiedergeboren — eine höhere Stufe der Entwickelung zu erreichen.

So begann mit dem Menſchen eine neue Zeit der Natur, und, wie unſere heilige Ueberlieferung es darthut, ſelbſt der große Gegenſatz, durch welchen die Erſcheinung der Gattung bedingt wird, der Gegenſatz zwiſchen Männlichem und Weiblichem, fand innerhalb der Gattung ſtatt. Wir ſtehen hier auf einem Boden, auf welchem uns das erſte Wunder entgegentritt; aber ſelbſt das Weltbewußtſein wird ja hier auf einen Punkt hingedrängt, der ſich nicht abweiſen läßt. Konnte man in einer frühern Zeit die Exiſtenz des Menſchengeſchlechts, mit dieſer das Daſein der Geſchlechter und ſo die Fortpflanzung durch Begattung als ein rein Gegebenes betrachten, deſſen Urſprung in eine Unendlichkeit der Zeit zurückgeſchoben wurde, ſo wie das bewegende Princip des Univerſums, deſſen geſetzmäßige Kraftäußerungen ſinnlich wahrgenommen und durch die Wiſſenſchaft beſtimmt werden, in der Unendlichkeit des Raumes: ſo hatte man wenigſtens den Vortheil, daß das nie zu Erreichende auch als Aufgabe abgewieſen werden konnte. Aber nun iſt, durch die Forſchung innerhalb der Sinnlichkeit, uns eine Erſcheinung aufgedrungen, welche nach einer Entſtehung des Geſchlechts vor aller Begattung hinweiſt, und die Vorſtellung, daß der Menſch in einer beſtimmten Epoche der Erdbildung entſtanden ſei, läßt ſich nicht abweiſen. Für die ſinnliche Forſchung muß es nun vollkommen gleichgültig erſcheinen, ob das Geſchlecht in der Form des männlichen oder in der Form des weiblichen zuerſt, oder ob beide Geſchlechter zugleich hervortraten. Eine von dieſen drei Möglichkeiten muß, wie leicht einzuſehen, angenommen werden. Sie ſind, ſagen wir, der ſinnlichen Naturwiſſenſchaft vollkommen gleichgültig, denn es leuchtet ein, daß dieſe nie Aufklärung verſchaffen kann über Naturverhältniſſe, die das Fundament aller ihrer Unterſuchungen ausmachen, und durch welche dieſe ſelbſt überhaupt erſt möglich werden.

Um nun das Verhältniß der Geſchlechter zu einander und ihre Bedeutung zu erfaſſen, müſſen wir abermals das Leben überhaupt und in allen ſeinen Formen betrachten. Wo das Leben iſt, da findet ſich der Gegenſatz der Geſchlechter, und es iſt ein Mißverſtändniß der Ideen des Lebens ſelbſt, wenn man dieſen Gegenſatz ableugnen will, wo irgend eine Form des Lebens in Betrachtung kommt; wenn man z. B. den Pflanzen die Geſchlechter abſpricht. Dieſe nämlich wiederholen innerhalb einer jeden Gattung die beiden von einander abgewandten und dennoch in der Gattung als Eins geſetzten Richtungen, die wir zwiſchen Pflanzen und Thieren fanden. Die Pflanze iſt das Weibliche, und daher fällt die Erzeugung der Gattung mit dem weiblichen Princip der Hingebung in der Pflanzenwelt zuſammen. Die Schwängerung (der Prozeß der Sonderung) geſchieht durch das Sondernde der Natur überhaupt, und die Pflanze wird in einer jeden Knospe durch die allgemeinen Potenzen des Lichts, der Temperatur und der Feuchtigkeit in ihren beſtimmten Verhältniſſen (als Klima und Jahreszeit) geſchwängert. Aber mancherlei Verhältniſſe, bald innere, bald äußere, bald allgemeinere, bald mehr beſchränkte, regen dieſen Prozeß innerhalb eines kleineren Kreiſes an, rufen Blütenbildung und mit dieſer Begattung hervor, doch ſo, daß das mütterliche Princip das Centrale bleibt. So ſtehen die Staubfäden in der Peripherie, der Stempel der Blume im Centro, und der Saame ſcheint eine concentrirte Modification der Blätterbildung überhaupt, wie auch die Botaniker es annehmen. Es iſt merkwürdig, daß unter den Thieren da, wo eine eigenthümliche Welt der Animaliſation ſich den Pflanzen gegenüber bildet, wo überhaupt in der ganzen Geſtaltung ſich ein Parallelismus mit der Pflanzenbildung kund giebt, ſich eine ſolche centrale Bedeutung des Weiblichen noch immer behauptet. Wir erkennen ſie bei den geſelligen Inſekten, bei den Bienen, den Weſpen, den Ameiſen u.ſ.w., die wir überhaupt mit den zuſammengeſetzten Blumen paralleliſiren können. Auch hier behauptet das weibliche Geſchlecht, z. B. durch die Bienenkönigin, ihre centrale Stellung, und das männliche hat offenbar eine untergeordnete Bedeutung. Bei den höhern Thieren, bei den Vögeln und Säugethieren, ſehen wir dieſes Verhältniß umſchlagen. Bei den geſelligen Thieren nehmen von jetzt an die männlichen den Mittelpunkt ein, und offenbar treten die weiblichen Thiere zurück. Hier alſo, wo das ſondernde Princip, das Thieriſche in den Thieren, das Vorwaltende iſt, wird das Weibliche ein Untergeordnetes, wie die vegetative Richtung der weiblichen Organiſation ſelber; ſo wie umgekehrt, wo das Thieriſche ſich in der Vegetation verbirgt, auch das Männliche untergeordnet und zurückgedrängt erſcheint. — Es gehört aber zur Bedeutung der thieriſchen Entwickelung, daß alle Glieder des Gegenſatzes mit einander, und in ihrer eigenſten Art entwickelt, zum Vorſchein kommen. So ſehen wir das Thieriſche und Männliche in der Pflanzenwelt allmälig ſich verbergen, das Vegetative und Weibliche dahingegen in ſeiner höhern Bedeutung mit dem Hervortreten des Thieriſchen und Männlichen ſich ausbilden. Jenes Verhältniß, welches bei den höhern Thieren zum Vorſchein kömmt, durch welches eine Mehrzahl der weiblichen Thiere ſich gemeinſchaftlich auf ein männliches als den Vereinigungspunkt bezieht — was bei den Inſekten und Pflanzen umgekehrt ſtattfindet — reicht bekanntlich in die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts hinein, wie die Polygamie der orientaliſchen Völker beweiſt.

Wer nun jene höhere geiſtige Bedeutung der Natur — die Folge dieſer Schrift wird darthun, in wiefern ſie dem Ethiſchen verwandt ſei — völlig gefaßt hat, dem wird die tiefe Bedeutung der Monogamie von ſelbſt einleuchten. Er wird einſehen, daß das ewige Verhältniß, wie es allein für das chriſtliche Bewußtſein ſich ausgebildet hat, in einer Rückſicht ein grundlos natürliches, in einer andern ein tief ethiſches genannt werden muß; und es giebt keinen Punkt des ſinnlichen Daſeins überhaupt, von welchem aus es demjenigen, der noch immer in einer lebendigen Anſchauung ein Fremdling und Unerfahrener geblieben iſt, leichter gelingen werde, die tiefe Einheit der Natur und des Geiſtes zu erkennen, als eben hier. Alle Verirrungen der Sittlichkeit überhaupt, die ſich von dieſem Mittelpunkte aus verbreiten, entſtehen in der That dadurch, daß jene Einheit aufgehoben und die Faktoren derſelben iſolirt ergriffen werden. Was wir hier nur andeuten, wird ſpäter in dieſer Schrift ſeine ausführlichere Erledigung finden.

Halten wir den Standpunkt einer ſich lebendig entwickelnden Organiſation feſt, den wir bis jetzt behauptet haben und ſehen wir von dem Ethiſchen, welches ſpäter Gegenſtand der Unterſuchung ſein ſoll, ab, ſo erkennen wir in dem erſten Adam die Perſönlichkeit der Natur. Aber dieſe, wie ſie das in ſich Abgeſchloſſene der Natur darſtellt, war auch ſelbſt eine in ſich abgeſchloſſene, nur aus ſich ſelber zu begreifende. Sie war eben, weil ſie in durchgängiger Einheit mit der Natur lebte, völlig, ſo wie ſie in der Erſcheinung erkannt wird, von dieſer getrennt, d. h. ſie war durchaus nicht abhängig von der Natur. Aus der Idee eines Weſens, welches, als Schlußpunkt aller zerſtreuten Bildungen, zugleich Mittelpunkt der ganzen Natur iſt, muß jede Abhängigkeit ausgeſchloſſen werden, es iſt die

Freiheit in ihrer Natürlichkeit, die durch dieſes ihre Darſtellung gefunden hat. Denjenigen, der es ſchwierig finden ſollte, mit der Objektivität der Natur den Begriff der Freiheit zu verbinden, erinnern wir an das Weſen und die Wahrheit der ewigen Perſon ſelbſt. Sie findet nämlich eben in ihrem Naturgrunde die in der Erſcheinung nie ganz enthüllte Stätte ihrer Freiheit als Perſon; ja, im Innerſten der Erinnerung ſchwebt eben dieſe, als eine glückliche Vergangenheit einem jeden Menſchen vor, als ein verlornes Paradies, welches wieder zu erlangen er ſich ſein ganzes Leben hindurch bemüht. Wer in dieſer Perſönlichkeit frei iſt? fragſt Du — es iſt Gott, der ſich noch nicht dem Menſchen enthüllt hat.

Der erſte Adam iſt daher ganz von der Natur getrennt, eben weil er ihr ganz zugehört, kein Gegenſtand ſteht ihm feindlich oder zerſtörend gegenüber, kein vernichtender Gegenſatz droht ſeinem Daſein; denn ſeine Einigkeit mit ſich ſelber iſt ja eben die Natur, die ſich in und mit ihm in allen Richtungen der Bildung verſöhnt findet. Das iſt die Idee des Paradieſes, die eben ſo gewiß ein Faktum des menſchlichen Bewußtſeins iſt, wenn es die Geſchichte des Geſchlechts auffaßt, wie es, als Gewiſſen wiedererkannt wird, in der innern Naturgeſchichte einer jeden Perſönlichkeit. Aber eben, weil der erſte Adam der Ausdruck eines paradieſiſchen Zuſtandes war, muß er urſprünglich unſterblich geweſen ſein. Man behauptet, daß es ſich nicht begreifen laſſe, wie ein Menſch, der gebildet war, wie wir, zu deren Natur die Sterblichkeit gehört, unſterblich ſein könne. Aber dieſer Einwurf entſpringt nur aus demſelben Standpunkte, auf welchem er allein möglich wird. Können wir etwa den erſten Menſchen in dem Sinne ſinnlich nennen, in welchem wir uns ſo nennen müſſen? ja, iſt das Verhältniß des menſchlichen Bewußtſeins zur Natur, welches doch durch die Sinnlichkeit ausgedrückt wird, nicht ſelbſt in einer Entwickelung begriffen? Daß ein erſter Menſch auf der Erde erſchienen, iſt eine Thatſache, daß mit ihm erſt die Gattung erſchien, iſt unzweifelbar, daß er, als Perſon, die Bedeutung der ganzen Gattung in ſich concentrirte, kann eben ſo wenig geleugnet werden. — Wie kann nun dieſer erſte Menſch, deſſen Bildung jenſeits der Sinnlichkeit fällt, die durch ihn erſt ihre Bedeutung erhielt, nach dem Maaßſtabe einer Sinnlichkeit beurtheilt werden, die ſich erſt aus dem Geſchlecht entwickelte? An ſeinem Daſein, als Anfang der Geſchichte des Geſchlechts, dürfen wir nicht zweifeln. Wenn ein ſolches Daſein uns zu Folgerungen zwingt, die nur aus einer höhern Ordnung der Dinge begriffen werden können; eine Ordnung, die uns ſchon durch die Betrachtung des organiſchen Lebens aufgedrungen wird, aus welchem Grunde ſollen wir uns gegen die Annahme ſolcher Forderungen ſträuben? Es giebt keinen andern Grund, als den durch uns ſchlechthin abgewieſenen: daß es kein anderes Erkennen giebt, als ein ſinnliches. Als Schlußpunkt einer in ſich vollendeten Natur, war der Menſch ein reiner Ausdruck des göttlichen Willens, ja, wenn man von der Autarkie der Natur ſpricht, muß man behaupten, daß ſie nur ſtattfand, ſo lange der Menſch in ungeſtörter Einheit mit ihr lebte.

Wir haben die produktive Begeiſterung in ihrem erſten reinen Urſprung als ein Vorbild des Paradieſes betrachtet, und wer jemals das Glück erlebt hat, nach langem, gewiſſenhaftem Kampfe mit Schwierigkeiten und Widerſprüchen mancherlei Art, plötzlich, wie durch eine Eingebung, den fruchtbaren Mittelpunkt zu finden, der alle Schwierigkeiten und alle Widerſpüche aufhebt, der weiß auch, wie ein ſolcher Moment uns rein, frei, glücklich findet. Alle jene äußere Beziehungen, die uns von dem Gegenſtand abhängig machten, ſind verſchwunden, wir fühlen uns frei ihm gegenüber, eben weil wir ihm jetzt ganz gehören. Ein ſolcher Moment wird in ſeinem erſten reinen Entſtehen als ein Glück begrüßt, als ein Geſchenk, nicht als eine Selbſtthat. Und erſt, wenn wir das Geſchenk, als ein Errungenes, Erworbenes behandeln, fängt die ſchwankende Geſchichte an, die uns wieder von dem Gegenſtande abhängig macht, und das helle Licht des erſten Moments verdunkelt. In einem ſolchen Moment iſt es aber das Talent, der Naturgrund der Perſönlichkeit, der als Stätte der urſprünglichen Freiheit ſich kund giebt.

Die Gattuug erſchien mit dem erſten Menſchen und, da in einer jeden Gattung der Urgegenſatz alles Daſeins liegt, deſſen Einheit die Wahrheit ſelber iſt, ſo trat auch dieſer innerhalb des Geſchlechts hervor. Aber der Mann war der erſte. Wie wir annehmen müſſen, daß das Thieriſche, als Grund der Sonderung, vor der Pflanze, die Selbſtthat vor der Hingebung da ſein müſſe, ſo müſſen wir auch dem Manne die Priorität zuſchreiben. Der Gegenſatz erzeugte ſich innerhalb des Geſchlechts, er trat in ihm hervor, als der Typus der Weltbildung, der ſich in der innern Unendlichkeit der beſondern Form wiederholt, aber er ward, wie geſetzt, zugleich aufgehoben.

Man findet es anſtößig, wenn unſere heilige Ueberlieferung auf ihre einfache Weiſe erzählt, wie Eva aus Adams Rippe erſchaffen wurde, während er ſchlief; aber Adam wäre ja aus der Erde geboren, wenn ihr dieſe Geburt auf roh ſinnliche Weiſe auffaſſen wollt. Irre ich nicht, ſo würden kundige Theologen mich unterſtützen, wenn ich annehme, daß die Rippe, nicht hier allein, das Geheimſte, Verborgenſte der Organiſation bezeichnet. Innerhalb der Sinnlichkeit kann Evas Geburt eben ſo wenig begriffen werden, wie Adams. Uns iſt es bedeutend, daß jener Gegenſatz ein innerer der Gattung iſt. Aber auch das Verhältniß beider zu einander in ſeiner paradieſiſchen Reinheit iſt bedeutend. Mann und Weib waren äußerlich völlig von einander getrennt, eben weil ſie innerlich völlig eins waren. Einig, jede Perſon in ſich, eins in der Trennung von einander, beide eins mit der Natur in der reinen Trennung von dieſer.

So erſchien der Menſch, als Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit; ein Moment, der nothwendig aufgefaßt werden muß, damit er in ſeiner innern Selbſtändigkeit, als Uranfang der Schöpfung begriffen werde. Anders erſchien er als Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft. Hier trat jene Hemmung hervor, deren Vernichtung die Offenbarung der göttlichen Ordnung in der Geſchichte, wie in der Natur enthüllte. So entſteht die Aufgabe, die erſten Zuſtände des menſchlichen Geſchlechts zu begreifen, indem wir auch hier die Betrachtungsweiſe verfolgen, die uns bisher leitete.

Die Aufgaben, die ſich hier aufdrängen, behalten noch immer ihre doppelte Stellung, die zugleich nach einem ſinnlichen Daſein und einem überſinnlichen Urſprung hinweiſen, daß die ſinnlichen Verhältniſſe in keinem Moment, als getrennt von dem Ueberſinnlichen, gedacht werden können, dieſe eben ſo wenig von jenen. Was wir die Bewegung göttlicher Gedanken nennen, was für uns eben dadurch ſeine Wahrheit hat, daß es die abſolute Offenbarung einer Intelligenz iſt, die wir nur durch Hingebung, als die eigne, zu faſſen vermögen, unterſcheidet ſich eben dadurch von dem herrſchenden Geiſte der Zeit, daß dieſer durch innere Trennung erreichen will, was nur in und mit der Erſcheinung Wahrheit hat.

Wir wollen verſuchen, die Art und Weiſe, wie die Aufgabe, ſich die älteſten Zuſtände des Geſchlechts klar zu machen, der nächſten geſchichtlichen Vergangenheit vorlag und von ihr begriffen wurde. Denn wir dürfen nicht verkennen, daß auch dieſe Verirrung ein tieferes Verſtändniß einleitete.

Mit der Naturwiſſenſchaft in ihren anorganiſchen Elementen bildete ſich die ſubjektive Trennung des abſtrakten ſinnlichen Verſtandes, der, einer fremden Natur gegenüber, nur die Geſetzmäßigkeit eines abſolut fremden Geſetzes zu erkennen vermochte. Dieſer ſinnliche Verſtand faßte nun das Problem eines früheſten Zuſtandes des Geſchlechts auf und erkannte richtig drei Momente, die aber nur äußerlich und vereinzelt betrachtet wurden. Einerſeits faßte man die Bildung der Raſſen als ein von den übrigen Zuſtänden abſolut Getrenntes, ſo daß die verſchiedenen Formen der menſchlichen Geſtalt bloß als Naturprodukte behandelt wurden. Alle Naturerzeugniſſe aber ſind ihrem Urſprung nach dem Verſtande entfremdet, und man ſah daher in der mannigfaltigen Verſchiedenheit menſchlicher Geſtalten die Produkte des Klimas oder tiefere, noch nicht entdeckte Naturverhältniſſe. Die urſprüngliche Mannigfaltigkeit des menſchlichen Geſchlechts war ein ſchlechthin gegebenes Element des Erkennens, und war man nicht im Stande, eine Geſetzmäßigkeit in der Bildung dieſer Formen nachzuweiſen, ſo lag, der Anſicht nach, der Grund darin, daß es der Naturwiſſenſchaft noch nicht gelungen war, dieſe zu entdecken. Das Geſtändniß des völlig Ungenügenden der Darſtellung hob die Gewalt und das allgemein als wahr Anerkannte des Princips keineswegs auf. So blieb es dabei, daß die Raſſenbildung nichts mit der Geſchichte gemein hatte. Sie war von dieſer, wie die Natur von dem Geiſte, abſolut getrennt und blieb lediglich Gegenſtand der ſinnlichen Naturwiſſenſchaft, die auf ihrem Wege die Geſtaltung der Menſchen aus Naturverhältniſſen zu erklären ſuchte.

Aber ein zweites Element des Urzuſtandes des menſchlichen Geſchlechts war die Sprache. Die Frage über den Urſprung der Sprache und ihrer Ausbildung, ward nun eben ſo von dem Naturelement abſolut getrennt und als ein willkürliches Produkt des menſchlichen Verſtandes dargeſtellt. Es entſtand jene Hypotheſe, die wir als das Extrem der Vereinzelung bezeichnen können, nach welcher die Sprache, von dem Menſchen erfunden, urſprünglich als eine Nachahmung der Naturtöne aufgefaßt wurde, und da nicht geleugnet werden konnte, daß die Sprache die Aeußerung des Denkens ſei, ſo daß Sprache zum Denken ſich verhalte, wie Leib zur Seele, und alles Denken zugleich ein Sprechen genannt werden müſſe, ſo erzeugten ſich aus der Sprache die Gedanken, und die urſprünglich gedankenleeren Menſchen ſprachen ſich wechſelſeitig allmälig in eine innere Welt der Gedanken hinein. Da aber die Sprache ſelbſt nur eine äußere geſetzmäßige Verknüpfung deſſen war, was die Naturtöne zerſtreut enthielten, ſo wäre es konſequent, eine Sprachkraft anzunehmen, welche die äußern Naturtöne eben ſo modificirte, wie die Lebenskraft die chemiſche Verwandtſchaft. Zwar mußte man geſtehen, daß man das Unergründliche der Sprachen und ihre große Mannigfaltigkeit auf dieſe Weiſe nie zu durchdringen vermochte. Aber dieſe Löſung lag, wie eine jede empiriſche, in dem Unendlichen. Andrerſeits aber war die Sprache eine Erfindung, aus der menſchlichen, von der Natur getrennten Reflexion des ſinnlichen Bewußtſeins erzeugt, und alſo ein durchaus Endliches, deſſen Urſprung aus einer fremden Unendlichkeit ſogar ſchlechthin abgeleugnet wurde, und ſo blieb ſie, obgleich aus Nachahmung der Naturtöne entſprungen, von der Natur ſchlechthin innerlich getrennt und als Naturerzeugniß negirt, und dennoch konnte ſie eben ſo wenig ohne die Natur begriffen werden. Es war die doppelte generatio aequivoca. Als Nachahmung entſprang die Sprache aus dem, was eben ſo wenig Sprache iſt, wie das Todte ein Lebendiges; und aus dem ſinnlichen Bewußtſein entſprang ſie, obgleich dieſes auf alle Weiſe die Sprache vorausſetzt. So ſollte die Einheit des Geiſtes, das Leben der Sprache, aus dem Tode der Naturverhältniſſe erklärt werden, und da, wo ſie lebendig war, als Aeußerung eines menſchlichen Bewußtſeins, wurde ſie getödtet, um auch hier aus ihren todten Elementen zuſammengeſetzt und ſo erklärt zu werden.

Aber es fand ſich ein drittes Element des Urzuſtandes des Menſchengeſchlechts, welches man durch die Mythologie zu bezeichnen pflegt. Da der reflektirte ſinnliche Verſtand nur ſich ſelbſt in einer gegebenen ſinnlichen Zuſtändlichkeit aufzufaſſen vermag, ja, ſelbſt, wo er ein Daſein erklären will, genöthigt iſt, ſich auf dieſen allein begriffenen Zuſtand zurückzuziehen, auch da, wo er die allgemeinſten und unbedingteſten Urtheile fällt, ſo entſtand eine Beurtheilung vergangener Epochen der Geſchichte, die wir die empiriſch pſychologiſche nennen müſſen. Jedes Urtheil des ſinnlichen Verſtandes nämlich gründet ſich auf ſinnliche Erfahrung, und es liegt in der Konſequenz ſeiner Thätigkeit, nur da zu begreifen und ſich als Erkennender zu ſetzen, wo er ein Geſetzmäßiges wahrnimmt oder in irgend einer Zukunft wahrnehmen zu können hofft. Dieſe ſchon beſtimmte oder für die Zukunft angedeutete Geſetzmäßigkeit bildet den Boden aller ſeiner Urtheile. Wenn nun das Leben eines vergangenen Volks Elemente enthält, deren Daſein aus der realen Wirklichkeit der ſinnlich gegebenen Gegenwart ſich nicht erklären läßt, ſo wird dieſer urtheilende Verſtand ein Element ſeiner zuſtändlichen Thätigkeit aufſuchen, welches etwa, als ein nicht aufgehender Reſt des ſinnlichen Daſeins, als ein Unbeſtimmtes, Unwirkliches, die Wirklichkeit durchzieht, ſie aber nie wahrhaft zu durchdringen vermag. Ein ſolches iſt dieſem Verſtand die Einbildungskraft, die den Menſchen in einen unwirklichen Zuſtand, der ſinnlichen Wirklichkeit gegenüber, verſetzt, und es gilt der empiriſchen Pſychologie, als einer ſinnlichen Erfahrungswiſſenſchaft, für eine Thatſache, daß der Menſch eine Neigung habe, ſich aus der reinen Wahrheit ſinnlich erkannter oder zu erkennender geſetzmäßiger Verhältniſſe loszureißen, um ſich durch die Einbildungskraft in einen, freilich erlogenen, höhern Zuſtand zu verſetzen. Daß dieſe Neigung, die immer mächtiger wird, je geringer die Kultur des ſinnlichen Verſtandes iſt, auf mancherlei Weiſe benutzt wird von den Verſtändigern, die eben dadurch eine Herrſchaft erlangen, iſt eben ſo entſchieden ein pſychologiſcher Erfahrungsſatz. So ward alſo der Zuſtand früherer Völker, beſonders der früheſte, ſo aufgefaßt, daß man, zurückgehend in die Vergangenheit bis zu der älteſten, eine Abnahme der Verſtandesbildung und mit dieſer eine Ueberhandnahme der Einbildungskraft, als Erklärungsgrund der Lebens- und Denkweiſe der Völker annahm. Da aber die Erzeugniſſe der Einbildungskraft etwas durchaus Subjektives an ſich haben, und ſich, pſychologiſch aufgefaßt, nach den Neigungen, Wünſchen und Befürchtungen eines Jeden richten, und da dieſe phantaſtiſchen Gebilde nur inſofern mit einander übereinſtimmen, als die menſchlichen Zuſtände überhaupt etwas Gemeinſchaftliches haben, ſo konnte die zuſammenhängende Einheit der Mythologien der älteſten Völker nur entſtehen, indem jene phantaſtiſche Einheit nur als Mittel benutzt wurde, die Völker zu beherrſchen. Und ſo erſchienen die Mythologieen einerſeits als pſychologiſch zu erklärende Erzeugniſſe der Menſchen überhaupt — Dichtung, — andrerſeits als Erfindung ſchlauer Menſchen.

Es iſt hier gar nicht die Rede davon, alle die mannigfaltigen, in allen Richtungen ſich bewegenden Beweiſe, auf welche man ſich ſtützte, und die hinlänglich bekannt ſind, anzuführen. Eben ſo wenig, den zum Ueberdruß wiederholten Kampf gegen ſolche Anſichten hier wieder zu erneuern. Dieſer Kampf hat billig aufgehört, und was früher mit Eifer bekämpft wurde, und zwar von Rechtswegen, kann jetzt als ein rein Objektives ruhig Gegenſtand der Betrachtung werden. Man wird dann einſehen, daß dieſe Vereinzelung getrennter Richtungen, die nur in ihrer Einheit verſtanden werden können, keine Wahrheit enthält. Und wer mit einiger Aufmerkſamkeit das Vorangehende durchgedacht hat, der wird hoffentlich einſehen, daß dieſe Urtheile nicht iſolirt gefaßt werden können, ſondern innig zuſammenhängend mit denjenigen Momenten der Bildung unſerer Zeit, die wir die tiefſten nennen müſſen, aus welcher alle Aufgaben unſerer Zeit, ihrer innerſten Wahrheit nach, entſprungen ſind, in und mit welcher ſie in ihrer Eigenthümlichkeit nur begriffen werden können.

Ein Verdienſt kann man den frühern Unterſuchungen nicht abſprechen; dieſes namlich: daß die drei Elemente, deren Einheit den Urzuſtand des menſchlichen Geſchlechts ausmacht, vollſtändig getrennt vor uns liegen, und daß dieſe Trennung, inſofern ſie innerlich ſtattfand, alſo Vereinzelung ward, ſich eben dadurch in eine Dialektik verwandelte, die, indem ſie die Vereinzelung aufhob, das Getrennte in ſeiner Beſonderheit gelten ließ, ja, beſtätigte, und zugleich die innere Einheit wieder herſtellte.

6.

Die Mythe.

Es liegt nun vor uns die Aufgabe, die, in dem Umfange, in welchem ſie gegenwärtig ſich darbietet, für unſere Zeit eigenthümlich genannt werden muß, eine Aufgabe, die da, wo das Erkennen ein weſentliches Element der Religion ſelber geworden iſt, ſich nothwendig aufdrängt und gelöſt werden muß, die nämlich: den Begriff der Mythe zu entwickeln. Wir können in der That den Verſuch, dieſen Begriff zu fixiren, als den letzten Kampf des Weltbewußtſeins mit dem chriſtlichen betrachten, aber er iſt bis jetzt auf eine etwas dürftige Weiſe geführt worden. Wenn wir z. B. dieſen Kampf, ſo wie er von Strauß gegen das reine Auffaſſen des Chriſtenthums in unſern Tagen angeregt wurde, erwägen, ſo muß es auffallen, daß dieſer ſcharfſinnige und kenntnißreiche Schriftſteller das Fundament, auf welches ſeine ganze Kritik gebaut iſt, ſo ſchwankend läßt, wie er es vorfindet; da doch ſein Bemühen, als ein Ganzes, nur dann einen wirklichen wiſſenſchaftlichen Werth haben würde, wenn dieſes Fundament ſelber feſt gegründet wäre. Der Grund, weswegen eine wahre Beſtimmung des Begriffs der Mythe nie gelingen wollte, weswegen die Dogmatiker, je nachdem ſie den Begriff des Chriſtenthums überhaupt in ſeiner Reinheit feſtzuhalten ſtrebten, oder durch eine ſchwankende Darſtellung, die Widerſprüche zu verdecken ſuchten, die eine Verſöhnung des Weltbewußtſeins mit dem chriſtlichen unmöglich zu machen ſchien, liegt darin, daß eine ſpekulative Anſicht, die das ganze ſinnliche Daſein in allen ſeinen Aeußerungen umfaßte, (eine Naturphiloſophie) ihnen fremd war. Leugnen konnten ſie nicht, daß alle Mythologie, verglichen mit dem, was rein geſchichtlich genannt werden konnte, ſich dadurch auszeichnete, daß ein überwiegendes Naturelement das perſönliche Bewußtſein feſtzuhalten und zu verhüllen ſchien. Das wahrhaft Geſchichtliche, dasjenige nämlich, was ſich begleitet von der bewußten Erinnerung darſtellte, ward von dem Mythiſchen getrennt; nicht etwa ſo, daß das Letztere das ganze frühere Daſein (in ſeiner Art eben ſo wahr, als das ſogenannte geſchichtliche) umfaßte, ſo vielmehr, daß hinter dem Mythiſchen ein durch das Geſchlecht erkanntes ſinnlich Wahres, Thatſächliches übrig blieb, welches man, wie dürftig es erſcheinen mochte, von dem, was die Mythe aufgetragen hatte, reinigen mußte. Der Prozeß dieſer Verzerrung oder Ausſchmükkung der Wahrheit, der von dem einfachen Verſtande als Lüge aufgefaßt werden mußte, ſollte nun zugleich etwas urſprünglich Nothwendiges, alſo Wahres und in der Natur des Menſchen Gegründetes enthalten. Aber dieſe Behauptung enthält keine Zauberkraft und vermag, wenn ſie nicht ſelbſt erklärt, d. h. in ihrem Weſen, und in der Wahrheit ihrer natürlichen Entwickelung ergriffen wird, nichts zu erklären. In der That ſind auch die ſpekulativen Anſichten, inſofern ſie von den Theologen benutzt wurden, höchſt dürftig. Der Uebergang von jener, ohne irgend eine Begründung, alſo ſelbſt willkürlich, angenommenen Naturnothwendigkeit, die in den Mythen liegen ſollte, bis zu den abſichtlich erſonnenen falſchen Darſtellungen, die, was urſprünglich, als Natur, doch Wahrheit haben mußte, in reine Erfindung und abſichtliche Lüge verwandelten, ließ ſich durchaus nicht feſthalten, und ſelbſt dem ſcharfſinnigen Strauß iſt es begegnet, daß er ſich noch auf dem Standpunkte der Mythe zu bewegen glaubt, da, wo er dem

Verfaſſer des Evangelii Johannis die Abſicht unterſchiebt, Thatſachen falſch darzuſtellen, um ſeinen Helden auf Unkoſten des Petrus hervorzuheben. Ohne allen Zweifel iſt der Begriff der Mythe feſter, beſtimmter und reicher, als ich ihn zu entwikkeln vermag, ſchon jetzt durch Schelling begründet. Mir aber iſt dieſe Begründung durchaus fremd, und ich habe aus vielen Gründen eine jede Bekanntſchaft mit ſeinen ſpekulativ mythologiſchen Unterſuchungen zu vermeiden geſucht. Allerdings liegt die Schwierigkeit der Begründung einer Mythologie darin, daß das Faktiſche derſelben nicht hinlänglich aufgeſchloſſen iſt, daß ſelbſt da, wo das Material, welches uns die Geſchichte überlaſſen hat, — wie das der ſkandinaviſchen Mythologie — ſich überſehen läßt, dennoch manche Ungewißheit übrig bleibt, die ſich ſchwer und nur nach einer mühſamen Kritik, welche ſelbſt erſt während ihrer Fortbildung eine gewiſſe innere Sicherheit erlangen kann, heben läßt. Das reflektirte Bewußtſein hat ſich des Organes der Darſtellung aller Mythen bemeiſtert, ſie ſelbſt in ihrem grundloſen Naturtypus ſcheinen, da, wo ſie laut werden, ihre urſprüngliche reine Bedeutung verloren zu haben, und aus dem Innerſten des forſchenden Bewußtſeins muß die verſchwindende tiefſte Bedeutung, die ſich meiſt in den Ueberlieferungen verhüllte, wieder erzeugt werden.

Die mythologiſche Welt muß, als eine in ſich geſchloſſene eigenthümliche, wie die lebendige in der Natur, betrachtet werden; ſie muß in der Totalität ihrer Formen aufgefaßt ſein, wenn wir ſie begreifen ſollen. Das geſchichtliche Bewußtſein zwar, im engern Sinne, verſenkt ſich in dieſe mythologiſche Welt, wir ſehen es aus dieſer, wie aus ſeinem Naturgrunde hervortreten, aber zugleich, als aus der Verhüllung entgegengeſetzter Richtungen. Alle Uebergänge alſo gelten nur für die

Erſcheinung. Erſt nachdem die vorbereitende Unterſuchung nicht allein die mythologiſche Welt in ihrer eigenthümlichen Trennung von der Geſchichte einerſeits, ſo wie von der körperlich ſinnlichen der Natur andrerſeits, ſondern auch die beſondern Formen der mythologiſchen Bildungen in ihrer organiſchen Eigenthümlichkeit erkannt hat, kann die innere Einheit dem Geiſte klar werden. Dann wird man finden, daß wie in der ſinnlich körperlichen Totalorganiſation, ſo auch hier eine, der geologiſchen ähnliche, Ausbildung der lebendigen Totalität aller Mythen und einer jeden auf jeder Stufe geſchichtlicher Entwikkelung, ſtattfindet; ferner eine Wiederholung dieſer Totalität mit Modifikationen der Bildung aller Formen auf einer jeden Stufe; ſo daß die eigentliche geſchichtliche Zeit, bis zum Erwachen des geſchichtlichen Bewußtſeins, immitten der Mythe einen Gang der immer freieren Ausbildung aller bis zu den klaſſiſchen Völkern der Geſchichte verfolgt. Wohl ſind mir die Schwierigkeiten nicht unbekannt, die einer ſolchen, konſequent durchgeführten Uebertragung des Typus der ſinnlichen Organiſation der Geſammtausbildung entgegenſtehen.

Obgleich nun, ſo betrachtet, die mythologiſche Welt vor uns liegt als eine ſolche, deren Erforſchung jetzt erſt anfängt, deren Unterſuchung lediglich als eine Aufgabe für die Zukunft da iſt, ſo hat dennoch die erwachte lebendige Betrachtung der Natur eine ſo aſſimilirende Gewalt, daß ſie es wagen darf, dieſer verſchloſſenen Region nahe zu treten, ja, es vermag, von dieſem in der Erſcheinung dunkelſten Punkte, aus, ein Licht zu verbreiten über Verhältniſſe des Lebens, die eben da, wo wir im hellſten Lichte zu wandeln glauben, die tiefſten Schatten werfen. Und dieſes war es auch ohne allen Zweifel, was den tiefſten Geiſt unſerer Zeit bewog, ſich den mythologiſchen Forſchungen vorzugsweiſe zu weihen und einen Standpunkt für die Ausbildung ſeiner ſpekulativen Ideen zu wählen, der einerſeits alle Tiefen der Natur und andererſeits alle Fülle der Geſchichte in ſich enthält.

Wir haben zwei Elemente erkannt, die, auseinanderliegend, als die Grundelemente der Mythologie betrachtet werden müſſen, und die, obgleich ſie niemals in ihrer Einheit als Faktoren der Mythologie aufgefaßt wurden, dennoch als Aufgaben ſich ſtellten, die nur in und mit dem Urzuſtande des menſchlichen Geſchlechts ihre Löſung fanden: die Entſtehung der Raſſen nämlich und der Urſprung der Sprache. Daß aber dieſe beiden Aufgaben nicht iſolirt werden können, daß ſie vereint den Urſprung der Mythen enthalten, und daß ohne ſolche Erweiterung in der Betrachtung, alles Gerede über die Bedeutung der Mythe ein lediglich Abſtraktes bleiben muß, wird die Folge zeigen. Zuerſt wollen wir die Entſtehung der Raſſen zum Gegenſtand unſerer Betrachtung machen. Wir ſtehen hier ſcheinbar rein auf dem Boden der körperlich ſinnlichen Natur. Der menſchliche Leib gehört ihr ganz zu und, jede Modifikation der Bildung des menſchlichen Körpers, ſinnlich betrachtet, ſetzt die Wechſelwirkung körperlicher Elemente voraus. Auch iſt es wirklich dieſer Standpunkt, der ſtandhaft von den Naturforſchern behauptet wird. Daß er, konſequent durchgeführt, zu einer urſprünglichen Vielheit der menſchlichen Geſtalten führt, haben wir geſehen. In der That iſt die Aufgabe, bloß phyſiſch, die Entſtehung der mannigfaltigen Raſſen aus einer Urform zu erklären, nicht zu löſen. Dieſe Schwierigkeit iſt deswegen ſo bedeutend, weil den Naturforſchern bei der Unterſuchung der Raſſen keine leitende Principien zu Gebote ſtehen. Selbſt die erſte, rohe Klaſſifikation der Hauptformen iſt höchſt unvollkommen. Die Blumenbachſche Eintheilung der Raſſen, obgleich man ſie als einen glücklichen Wurf betrachten kann, iſt doch viel zu roh und im Ganzen zu unentwickelt, und Bory de St. Vincent's neueren Verſuch muß man als einen ganz mißlungenen betrachten. Die einzelnen Kennzeichen, die man bis jetzt benutzt, ſind zu unbeſtimmt. Bildung der Lippen, der Naſe, der Backenknochen, Stellung der Augen, Farbe und Form der Haare, verſchiedenartige Wölbung des Hirnſchädels u. ſ. w., ſtehen zu iſolirt, und ſind bis jetzt ohne Zuſammenhang benutzt. Wenn alle dieſe Formen aus einer Urform entſtanden ſind, ſo iſt es für die Unterſuchung unvermeidlich, für dieſe eine Wohnſtätte aufzufinden. Und obgleich die Naturwiſſenſchaft, wie die Geſchichte nach dem Orient hinweiſen, ſo iſt dennoch damit der Forſchung kein weſentlicher Dienſt geleiſtet. Denn es leuchtet von ſelbſt ein, daß von dieſem Mittelpunkte aus, die mannigfaltigen Bildungen der menſchlichen Formen als Metamorphoſen müßten verfolgt werden können, wenn die Unterſuchungen ſelbſt die Annahme einer urſprünglichen Einheit des Geſchlechts beſtätigen ſollten. Wird nun aber auch zugeſtanden, daß eine ſolche Veränderung der Geſtalten nach allen Richtungen ſtattgefunden habe, ſo iſt es klar, daß dieſe Zerſtreuung zu gleicher Zeit die Menſchen dem Einfluſſe der verſchiedenartigen klimatiſchen Beſchaffenheiten der Gegenden unterwerfen mußte, nach welchen ſie ſich zerſtreuten. Man mußte dann ferner annehmen, daß die menſchliche Geſtalt damals ihrer ganzen eigenen Konſtitution nach, flexibler geweſen, und empfänglicher für äußere Eindrücke; oder beſtimmter geſprochen, die ganze Gattung hätte eine überwiegend vegetative Richtung, ſo daß, wie bei den Pflanzen, ein lebendiges Einverſtändniß zwiſchen der Form und der Umgebung ſtattfände, durch welches die individuelle Geſtalt gezwungen würde, das Gepräge der Gegend zu tragen. Dieſe Annahme iſt in der That keine willkürliche, man kann ſie nicht eine hypothetiſche nennen.

Wenn wir z. B. auf unſern großen nordiſchen Ebenen eine große Menge Gebirgsarten finden, die von den ſkandinaviſchen Gebirgen herrühren, ſo können wir mancherlei Hypotheſen erſinnen, um zu erklären, auf welche Weiſe ſie hergekommen ſind. Daß ſie aber hier ſich gelagert haben, ſo wie wir ſie finden, zu einer Zeit, in welcher das Verhältniß des Meeres und Landes zu einander nicht ſo war, wie es jetzt ſtattfindet, dürfen wir als eine Thatſache annehmen. Eben ſo gewiß iſt es, daß wir in der gegenwärtigen ſinnlichen Welt keine Momente des Daſeins finden, aus welchen die Entſtehung der Raſſen erklärt werden könnte. Allerdings iſt die Geſtalt die nämliche, durch welche die Gattung noch jetzt beſtimmt iſt; aber dieſer abſtrakte Typus, in ſeiner Allgemeinheit genommen, giebt uns nichts als einen leeren Formalismus, völlig entblößt von aller Wirklichkeit und Wahrheit. Daß nun die Entſtehungsart und ebenſo die erſten Epochen der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts jenſeits aller ſinnlichen Erklärung liegen, ſchließt keineswegs dieſe Aufgaben von dem Erkennen aus, verſetzt ſie vielmehr auf einen höhern Standpunkt deſſelben. So werden dem ſinnlich reflektirenden Verſtande, wie wir ſchon erkannt haben, Aufgaben vorgelegt, die ihm keineswegs fremd, ſondern eben ſeinem geiſtigen Weſen nach die nächſten ſind. Die Entſtehung der Raſſen ſetzt Naturbildungen voraus, die nicht innerhalb der Sinnlichkeit begriffen werden können, ſondern als Entwickelungen der Sinnlichkeit ſelbſt aufgefaßt werden müſſen. Es iſt alſo jenes, höher als der ſinnliche Verſtand liegende, durch dieſen aber vermittelte, Erkennen, welches ſich ſelbſt Bahn eröffnet durch die ſinnliche Betrachtung.

Das menſchliche betrachtende Bewußtſein denkt alſo in und mit dem ſich entwickelnden Geſchlechte, ja, das ſo ſich faſſende Bewußtſein iſt nichts Anderes, als der Ausdruck dieſer Entwickelung in allen ſeinen Momenten, und weiß es. Das Bewußtſein iſt freilich nicht bloß in uns, die wir jene Zeit betrachten, ſondern auch in dem Gegenſtande der Betrachtung thätig, nur in dieſem nicht zum Selbſtbewußtſein geſteigert — ein Verhältniß des Gegenſtandes zu dem Erkennenden, welches auf gleiche Weiſe ſtattfindet, wie in der Pſychologie, wenn ſie die Momente der erſten Entwickelung der Kinder unterſucht. Was wir nun Wahrheit und faktiſche Wirklichkeit nennen, liegt, dort wie hier, nicht in irgend einer Entwickelungsſtufe der Sinnlichkeit, etwa in derjenigen, auf welcher wir mit unſern Unterſuchungen und Erklärungen innerhalb der Sinnlichkeit uns bewegen, auch nicht in einem abſoluten Denken, welches ſich etwa dadurch bildet, daß das, was nur als eigene Entwickelungsſtufe Wahrheit iſt, ſelbſt als abſolut gefaßt wird.

Betrachten wir nun die Menſchen zur Zeit der Raſſenbildung, ſo iſt nicht einmal der Zeitbegriff, ſo wie er jetzt gefaßt wird, feſtzuhalten; denn der uns gegebene, geſchichtlich ſinnliche Zeitbegriff hat ſein beſtimmtes Maaß durch das ſinnliche Daſein im Ganzen, durch die Bildung des Univerſums. Und nur inſofern dieſes Maaß ein bewußtes geworden, bildet ſich mit dieſem die Zeit, als eine leitende Form der Anſchauung. Auch müſſen wir es geſtehen, daß diejenige Reflexion, die, zurückgehend zur mythologiſchen Zeit, das ſinnliche Zeitmaaß feſthalten will, ſogleich gezwungen wird, von ihrer eigenen Beſchränktheit das entſchiedenſte Zeugniß abzulegen; wie etwa, wenn man das jetzt laufende Jahr als das 5787ſte ſeit der Erſchaffung der Welt annimmt. Daher finden wir in den Mythologien ſelbſt die Entſtehung dieſes ſinnlichen Zeitmaaßes nicht, wie es von einem menſchlichen Bewußtſein beherrſcht wird und ſo als leitende Form für ſeine Urtheile dient, vielmehr ſo, wie es mit der Entſtehung und Bildung der Welt zuſammenfällt; und es iſt hinlänglich bekannt, wie ſcharfſinnige Forſcher dieſes kosmiſche Element aller bedeutenden Mythologien entwickelt haben. Dieſe, dem reflektirenden Verſtande ſo räthſelhafte Welt, wird uns, je genauer wir ſie unterſuchen, deſto entſchiedener eine eigenthümliche, die alle Momente der ſinnlichen in ſich enthält. Sie hat ihre Aſtronomie, ſowie ihre eigene Geſchichte, eine innere intenſive Unendlichkeit wie eine äußere, und ſie kann weder in dieſer noch, in jener Richtung begriffen werden, ſondern nur in der größern Einheit, die freilich ſelbſt die Einheit einer Entwikkelung, alſo ſelbſt eine relative, iſt. Die Betrachtung der leiblichen Seite des menſchlichen Geſchlechts in ſeiner Totalentwikkelung iſt zwar die beſchränkteſte, aber ſie führt doch eine Beſtimmtheit herbei, die den übrigen Momenten fehlt, und wir müſſen behaupten, daß nur, indem wir dasjenige feſthalten, was durch die genaue Unterſuchung der leiblichen Verhältniſſe gegeben iſt, wir ein ſicheres Fundament für das Erkennen der eigenthümlichen Entwickelungsſtufe der mythologiſchen Zeit erhalten. Betrachten wir die Formveränderungen des menſchlichen Geſchlechts während dieſer Zeit, ſo ſehen wir, wie wir oben ſchon erwähnt haben, die Organiſation empfänglicher für die Eindrücke der wechſelnden Umgebung, ja, damit wir uns roh ſinnlich im Sinne des entſchiedenſten Empirismus ausdrükken, Licht, Temperatur und Feuchtigkeit haben damals über die menſchliche Geſtalt, wie jetzt noch über die Pflanzenwelt, eine ſo große Gewalt ausgeübt, daß ſie dadurch die menſchliche Geſtalt nicht für eine Zeit allein, ſondern für alle Zeiten fixirt haben. So wenig aber, wie bei den Pflanzen, können wir bei dieſer Geſtaltung den Lebensprozeß einſeitig in dieſer Form feſthalten. Das Faktiſche der damaligen Welt, in und mit der menſchlichen Geſtalt, war alſo dieſe Entwickelungsſtufe, und wir haben ſie gar nicht in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit erkannt, wenn wir das Organ einer jetzt herrſchenden Reflektion als das Fundament der Auffaſſung jener Zeit betrachten. Die Welt ſelber war eben deswegen objektiv eine andere, weil ſie ganz und gar und durchaus ſubjektiv eine andere war.

Wir wollen den Standpunkt, den wir hier gewonnen haben, näher entwickeln, zuerſt, wie bis jetzt, das rein Leibliche feſthaltend. Es iſt klar, daß, wenn wir, wie früher gezeigt iſt, aus höhern Gründen genöthigt ſind, die Entſtehung des Menſchengeſchlechts als einen neuen Anfang der ganzen Natur zu betrachten, als ſich aus ſich ſelber entwickelnd, alſo aus einem Paar, wir dieſes als das normale auffaſſen müſſen, welches, leiblich angeſehen, die Keime aller Veränderungen in ſich enthielt und aus ſich entwickelte. Dieſes iſt nun der Standpunkt, den Kant annahm in ſeiner Abhandlung über die Entſtehung der menſchlichen Raſſen. Er ſonderte zuerſt Varietäten, Menſchenſchlag u. ſ. w., kurz, alle die Modifikationen der menſchlichen Geſtalt, die innerhalb der jetzt erkannten Sinnlichkeit durch Verſetzung in andere Klimate, durch langes Leben in denſelben, durch geſchlechtliche Vermiſchung und dergleichen, entſtehen und verſchwinden können, von den wahren Raſſen, die ſich eben durch ihre, innerhalb der gegebenen Sinnlichkeit unveränderte, Geſtalt auszeichnen. Um die Entſtehung dieſer zu erklären, nahm er an, daß das urſprüngliche Normalpaar einen, für die

Einwirkung aller Gegenden und Klimate der Erde, empfänglichen Körper hatte, d. h., daß dieſes Paar körperlich in ſich die mannigfaltigſten Keime enthielt, welche, je nachdem der Menſch in eine andere Gegend verſetzt wurde, ſich einſeitig und auf Unkoſten der übrigen entwickelten, und zwar bis dahin, daß die übrigen Keime von der Einſeitigkeit ergriffen, alle Entwickelungsfähigkeit verloren. Dieſe Annahme können wir ebenfalls keine hypothetiſche nennen; ſie iſt nothwendig, wenn wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Menſchengeſchlecht ſich aus Einem Paar, d. h., aus ſich ſelber, entwickelt hat. Aber ſie ſchließt eben ſo nothwendig eine weitergehende Konſequenz in ſich. Dieſes Gleichgewicht der mannigfaltigen Keime ſetzt nothwendig ein eben ſolches Gleichgewicht der ganzen Natur voraus, d. h. der Menſch war deswegen der Schlußpunkt der leiblichen Schöpfung, weil er den Mittelpunkt aller ihrer lebendigen und organiſchen Verhältniſſe darſtellte.

Nun können wir den Menſchen durchaus nicht als ein bloßes Naturprodukt betrachten. Die ganze Natur, die in ihm den göttlichen Willen als ſeinen Anfang fand, hatte ihre ſubjektive Wahrheit in und mit der objektiven, und dieſer Moment war der einer Naturbegeiſterung, wie wir ſie oben faßten, und alſo ein ewiger; daher lag in ihm die abſolute Uebereinſtimmung des Ganzen mit ſich ſelber, d. h. die Unſterblichkeit. Aber wie die ganze Schöpfung als eine Entwickelung von einer tiefen Hemmung ausging, und dieſe Hemmung ihre Bedeutung für die Entwickelung dadurch erhielt, daß ſie eine jede Stufe derſelben als eine abſolute feſthalten wollte, ſo trat, wie in der Schöpfung überhaupt, ſo innerhalb der Wiedergeburt derſelben durch die menſchliche Geſtalt, das tiefſte Geheimniß aller göttlichen Erſchaffung, die Hemmung nämlich, die wir freilich hier, ihrer finſtern, nächtlichen Bedeutung nach, noch nicht auffaſſen können, als dasjenige hervor, welches, was urſprünglich der Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit war, für das ſinnliche Auffaſſen in den Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft verwandelte. So war der Menſch durch eine unendliche Vergangenheit gefeſſelt. Der göttliche Anfang dieſer neuen Schöpfung, die durch die Menſchen anhub, war objektiv das Paradies, als das organiſche Gleichgewicht aller natürlichen Keime, und wie wir die Unſchuld hier betrachten, enthielt dieſe das ethiſche Gleichgewicht. Daß wir den Ausdruck Gleichgewicht ſtatt Einheit brauchen, wird ſich ſpäter begründen laſſen.

Wichtiger iſt es uns, die Momente zu entwickeln, die aus einer telluriſch-organiſchen Fortbildung, mit deren allgemeinem Typus wir uns hinlänglich vertraut gemacht haben; entſtehen.

Wir erhielten durch die menſchliche Seele einen pſychiſchen Mittelpunkt aller Bildung; zwar hat dieſer, ſo wie er ſich in der Erſcheinung äußert, keine erzeugende Kraft, und jene zu ihrer Zeit nicht ganz unbedeutende Stahlſche Hypotheſe, nach welcher die Seele ihren Leib baut, iſt für immer verſchwunden. Wenn wir die menſchliche Seele das Princip des Bewußtſeins, ſo wie es ſich nur in ſinnlichen Verhältniſſen äußert, nennen, ſo vermag ſie freilich nichts zu erzeugen; aber wenn wir in dem Weſen der Seele die ewige Urquelle der Perſönlichkeit erkennen, dann iſt dieſe (ſelbſt wenn ſie als verdunkelt durch die Hemmung betrachtet wird) das Erzeugende, nicht bloß des Leibes, ſondern der ganzen Natur. Und wie jene Richtung der Bildung, welche die thieriſche Gattung geſtaltet, auf einer jeden Stufe der Ausbildung nicht bloß eine animaliſche, ſondern auch eine telluriſche Metamorphoſe hervorrief, ſo war, wie wir dargethan haben, durch den Mittelpunkt menſchlicher Perſönlichkeit die Bildung nicht allein des menſchlichen Leibes, ſondern der Totalorganiſation ſelber, und in und mit dieſer, die ſelbſtändige Sonderung der Erde gegeben.

Um nun den Standpunkt feſtzuhalten, von welchem aus die Entſtehung der Raſſen uns allein verſtändlich werden kann, wird man die Mannigfaltigkeit der Formen der menſchlichen Geſtalt und die ſpätere Erſtarrung derſelben in der einmal erhaltenen Form nur dann begreifen, wenn man nicht bloß ein leibliches, ſondern auch ein pſychiſches Element der Metamorphoſe erkennt. Die Behauptung, daß die Raſſen ſich gebildet haben durch die Sünde, iſt den Meiſten ſehr barok erſchienen, und Viele haben wohl geglaubt, daß die bloße Anführung einer ſolchen Hypotheſe hinreichend war, um alle Widerlegung überflüßig zu machen.

Wir wollen verſuchen, zuerſt dieſe Anſicht für das gewöhnliche Bewußtſein zugänglicher zu machen, indem wir Betrachtungen verfolgen, die einerſeits den Naturforſchern, andrerſeits den Pſychologen nicht fremd ſein können.

Wir haben behauptet, daß der Begriff der Zeit, in welcher die große geologiſche Entwickelung ſtattfand, nicht als eine ſinnliche aufgefaßt werden kann, weil ja mit ihr erſt die Sinnlichkeit entſtand, und zwar ſo, daß eine menſchlich ſinnliche Anſchauung als Abſchluß der ganzen Naturentwickelung betrachtet werden muß, dieſe daher eben ſo wenig die allgemeine Grundlage der Entwickelung zu bilden vermag, wie etwa die Blüte die allgemeine Entwickelung der Pflanze. Dennoch müſſen wir geſtehen, daß das Vermittelnde für den Begriff jener großen

Entwickelungszeit ein Sinnliches ſei; ſinnliche Epochen müſſen wir aber diejenigen nennen, für welche wir kein Maaß finden können, die daher alle ſinnliche Beſtimmtheit verloren haben; und obgleich innerhalb der Sinnlichkeit aufgefaßt, nicht ſinnlich begriffen werden können. Der Sinn daher iſt ſelbſt gezwungen, über ſeine Bedingungen hinauszuſchreiten und, wie das Auge, wenn es die Schönheit ſieht, oder das Ohr, wenn es die Harmonie hört, eine überſinnliche Richtung zu nehmen. Für dieſe nun gilt die Betrachtung, die wir anſtellen wollen.

Wer uns mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, der wird einſehen, daß die Pſychologie nicht betrachtet werden darf als eine bloße, an die Erſcheinung haftende Wiſſenſchaft, daß wir mit ihr vielmehr eine, nur geiſtig zu faſſende, Totalorganiſation aller Seelen erhalten haben; und daß ein jedes Individuum, zur Perſönlichkeit geſteigert, dieſelbe ewige Bedeutung hat, die wir in der Animaliſation der Gattung zuſchreiben. Dieſe Totalorganiſation ſelber aber muß wiederum, als eine ſich geſchichtlich entwickelnde, im Ganzen erkannt werden, und zwar ſo, daß das Princip der Entwickelung (der durchgehende ſchöpferiſche Wille Gottes) ein immermehr die Perſönlichkeit in ſich ſonderndes und dadurch beſtätigendes wird, und daß ein Punkt in der Geſchichte vorkommen muß, in welchem die Perſönlichkeit eben ſo ihren göttlichen Anfangspunkt wiederfindet, wie das menſchliche Bewußtſein überhaupt durch die menſchliche Geſtalt. Dieſer centrale Punkt nun wird immitten der Entwickelung eben ſo gewiß ein abſoluter göttlicher Anfangspunkt ſein, der nicht begriffen werden kann aus den frühern Stufen, wie wir einen ſolchen erkannt haben bei der Erſchaffung der Menſchen, wenn dieſe als Schlußpunkt der animaliſchen Schöpfung betrachtet wird. Dieſe Betrachtungsweiſe, deren vollkommene Konſequenz in die Augen ſpringt, ſoll uns ſpäter ausführlicher beſchäftigen, hier aber ſoll ſie uns als Grundlage dienen, indem wir uns die Entſtehung der Raſſen klar zu machen ſuchen.

Die Geologen ſind darüber einig, daß die Naturelemente: Waſſer, Feuer, Luft, in den frühern Epochen der Erde, in wilder Bewegung waren, daß wir uns die mechaniſchen und chemiſchen Prozeſſe in eine gewaltſamere Thätigkeit verſetzt denken müſſen, wenn wir ſie, ſo wie wir ſie jetzt bei dem Zuſtande der Erde kennen lernen, auf eine frühere Zeit anwenden wollen. Das Hypothetiſche und Schwankende in der Geologie liegt nicht in dieſer Annahme ſelbſt, ſondern nur in der Anwendung derſelben zur Erklärung beſtimmter Gebirgsbildungen. Die Anſicht einer ſolchen gewaltſamen Bewegung in allen Richtungen bringt ſich uns unwiderſtehlich auf, ſie bildet die nothwendige Grundlage aller Erklärungsweiſen, ſie erzeugt Hypotheſen, iſt aber ſelbſt keine. Aber auch die organiſch bildenden Kräfte, obgleich in ſich geordneter, müſſen betrachtet werden als in einer ſolchen gewaltſamen Gährung begriffen, ſo daß die noch ſchwankende Metamorphoſe durch alle Stufen hindurch, wie durch heftige Kämpfe, den innern Mittelpunkt der Ordnung der Totalorganiſation und einer jeden Gattung ſuchte. Wie die Erde durch die fortſchreitende Sonderung im Ganzen und in allen ihren Prozeſſen, ſo beruhigte ſich auch die Totalorganiſation im Ganzen und in einer jeden Form der Gattung, je weiter ſie fortſchritt. — Und zeigt ſich nicht dieſer nämliche Typus fortſchreitender Ordnung, nachdem die Perſönlichkeiten durch das menſchliche Bewußtſein in ihrer ewigen Bedeutung hervortraten, den Gattungen gleich? Die Perſönlichkeiten waren da, aber von der Gattung ergriffen, ſo wie die Thiergattungen in den Epochen der

Erdentwickelung da waren, aber von den Erdprozeſſen bedingt und gefeſſelt. Wie hier die Selbſtändigkeit der Geſtalt, ſo rang ſich durch die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts das Bewußtſein von den feſſelnden Bedingungen erſt allmälig los. Auch dieſes iſt keine Hypotheſe. Die wilde Bewegung der Seelen unter einander dient eben ſo gut als Grundlage einer Betrachtung, die das menſchliche Geſchlecht von ſeinem Urſprunge an geſchichtlich aufzufaſſen ſucht. In allen Mythologien, die wir als überwiegende Naturerzeugniſſe des Geſchlechts begreifen müſſen, zeigen ſich jene gewaltſamen Prozeſſe einer noch kämpfenden, in ſich ſchwankenden Ausbildung, wie in der geologiſchen des Lebens überhaupt. Und eine kleinliche Anwendung der jetzt herrſchenden Pſychologie, iſt eben ſo unfähig, die Zeit der Titanenkämpfe zu faſſen, wie eine beſchränkte Anwendung der mechaniſchen Kräfte der jetzt herrſchenden Stürme des wild bewegten Meeres, der Ueberſchwemmungen der Flüſſe, der jetzigen Thätigkeit der Vulkane, oder noch weniger der geordneten chemiſchen Prozeſſe, die innerhalb des gegenwärtigen geregelten Zuſtandes der Erde erkannt werden, die geologiſchen Erſcheinungen zu faſſen vermögen. Verfolgen wir die Entwickelung des Menſchengeſchlechts durch die Geſchichte hindurch, ſo wird allerdings auch in einer jeden ſpätern Epoche der Entwickelung ein jeder Menſch alle Stufen der Metamorphoſe, von der erſten an, durchlaufen, wie der leibliche Menſch alle Stufen der thieriſchen als Embryo. Wenn wir dieſen, uns einmal bekannten, Typus der Metamorphoſe feſthalten, ſo iſt es klar, wie wir es zu verſtehen haben, wenn geſagt wird, das Kind ſtelle in den Epochen, in welchen es wie in einer innern, von allen äußern geſchichtlichen Verhältniſſen abgeſchloſſenen, der eigenthümlichen Einbildung ganz preisgegebenen Welt lebe, die mythologiſche Zeit dar.

Dieſe Behauptung hat ihre Wahrheit, wird aber in der Anwendung durchaus falſch, wenn ſie auf eine ähnliche Weiſe betrachtet wird, wie die Stufen der Metamorphoſe des Embryos von einigen Naturforſchern, die aus dieſen auf eine Verwandlung der niedern Thiere in höhere und dieſer in Menſchen ſchließen. Das Kind durchläuft alle Stadien der mythologiſchen Metamorphoſe ebenſo geſchichtlich, wie es leiblich als Embryo die Stadien der thieriſchen durchläuft; hineingeriſſen nämlich in einen Strom geſchichtlicher Entwickelung, die in ihrer eigenthümlichen Form beſtimmt iſt durch die Stufe der Bildung der Zeit und des Volks, in deſſen Mitte es lebt. Die eigene Welt der mythologiſchen Bildung früherer Zeiten, iſt alſo hier ſchlechthin verdrängt und kann auf keine Weiſe aus den kindlichen Träumen erklärt werden. Wohl aber iſt es nicht zu läugnen, daß der kindliche Sinn vorausgeſetzt werden muß, wenn wir die Mythologie faſſen wollen, denn die Verwandtſchaft zwiſchen Beiden iſt nicht abzuleugnen. Wer daher das Unglück gehabt hat, dieſen Sinn einzubüßen durch eine einſeitige ſinnliche Verſtandesbildung, der hat freilich zugleich die Fähigkeit verloren, jene frühern Zeiten in ihren Eigenthümlichkeiten zu faſſen, und alle Künſte des Denkens vermögen dieſen Verluſt nicht zu erſetzen.

Fragen wir nun, wie jene gewaltſamere Bewegung der Seelen unter einander ſich äußern würde, wie jene Zeit ſich geſtalten müßte, die ſich zur Vorzeit des Geſchlechts verhält, wie die gewaltſamen Bewegungen der Erde in ſich zur geologiſchen Vorzeit: ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß die Bedeutung der ganzen geſchichtlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechts ſich durch die immer klarer hervortretende, zuletzt ſchlechthin ausgeſprochene Emancipation der Perſönlichkeit darſtellt. Iſt nun der Leib die Erſcheinung der Seele, ſo iſt es klar, daß auch die

Selbſtändigkeit derſelben durch die individuelle Beſtimmtheit der leiblichen Geſtalt ſich ausſprechen mußte. Halten wir dieſe Anſicht feſt, ſo folgt, daß umgekehrt diejenige Urzeit, die wir die chaotiſche des Geſchlechts nennen können, ſich von unſerer unterſcheiden wird, nicht allein durch die abweichende pſychiſche Aeußerung, ſondern, immitten der durch die menſchliche Organiſation geordneten thieriſchen, als eine Schwankung und Unbeſtimmtheit der perſönlichen Geſtalt. Aber eine ſolche Schwankung iſt zu gleicher Zeit eine Hemmung der noch nicht in ſich beruhigten und ſicher gewordenen Natur. Eine ſolche Unſicherheit des bildenden Princips in der Erſcheinung konnte ſich nun eben ſo wenig auf die menſchliche Geſtalt beſchränken; denn, was dieſe hemmte, gab ſie zu gleicher Zeit der Thierwelt, wie der Erde überhaupt, den telluriſchen wie den kosmiſchen Verhältniſſen Preis. Daher finden wir ganz allgemein als eine tiefe Erinnerung des menſchlichen Geſchlechts ausgeſprochen, daß der gewaltſamen Bewegung der Seelen gegenüber auch Erſchütterungen des allgemeinen Naturlebens hervortreten. Zwar bewegte ſich, nachdem der Menſch erſchaffen war, die Erde in ihrer geordneten Bahn um die Sonne, aber jene innere Bewegung, die alle Bildung für die Erde feſſelte in ſpätern Zeiten, war noch für kosmiſche Einwirkungen offen, die die Spuren trugen von jener geologiſchen Urzeit, in welcher die Erde ſelbſt, als ein äußerlich Einzelnes, auf die übrigen Planeten äußerlich bezogen wurde, und der erworbene Mittelpunkt der Erde verſchwand zwar nicht, aber ſchwankte in den tiefſten Gründen der innerlich erſchütterten Einheit, wie das menſchliche Bewußtſein in dem Chaos der Geſchichte. Auch dieſes verſchwand nicht, war aber von den telluriſchen, ja, von den kosmiſchen Mächten ergriffen.

So wie nun dieſe Zeit eine bewegliche und ſchwankende war in den weiten Kreiſen des Daſeins überhaupt, ſo war ſie es ohne allen Zweifel auch in den engern Kreiſen des Lebens. Und wie die Bewegungen der Erde ſich in jeder Richtung als ſolche kund thaten, die, innerlich geſondert, ſich auf ein Aeußeres bezogen und eben daher ihren Mittelpunkt nicht in ſich fanden, ſondern außer ſich ſuchten, ſo war auch der Totalorganismus als ein ſolcher in ſchwankend geſtaltender Oscillation begriffen. Alle Thier- und Pflanzengattungen der damaligen Zeit entwickelten ohne allen Zweifel eine größere Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Formen. Wir haben früher darauf aufmerkſam gemacht, daß die natürlichen Familien auf eine Verwandtſchaft thieriſcher ſowohl als vegetativer Formen deuten, die ſich um eine Urgeſtalt zu bewegen ſcheinen. Dieſe Formen erhoben ſich aus dem Chaos in jener Zeit; und die fortſchreitende Entwickelung, geweiſſagt durch die Wiſſenſchaft, ſoll ſie nicht vernichten, ſondern verklären, in dem ſich entwickelnden Bewußtſein, und mit dieſem in der immer entſchiedener hervortretenden, alle verwandte Formen vereinigenden Urgeſtalt. In der That enthält die Naturwiſſenſchaft eine große Menge Thatſachen, die eine Entſtehung der Gattungen, wie ſie jetzt da ſind, in einer Zeit andeuten, welche mit der Bildung der Raſſen zuſammenfallen mag.

Wie nun aber entſtanden dieſe? Kant fand den ſinnlichen Ausdruck für den vorübergehenden Anfang der Geſtalt durch die Annahme der Vereinigung mannigfaltiger Keime; aber dieſe konnten nicht betrachtet werden als bloß leibliche, denn es iſt ja nicht von einem Thiere, ſondern von einem Menſchen die Rede. Welchen pſychiſchen Ausdruck können wir nun finden für dieſe Keime? Die einſeitige Entwickelung derſelben ſetzt offenbar eine einſeitige pſychiſche Richtung voraus. Ich nenne das bildende Princip, welches auf eine ſolche Weiſe die Normalgeſtalt zerſtörte und aus der ununterſcheidbaren Mannigfaltigkeit idealer Keime die Menge verſchiedener Geſtalten hervorrief, pſychiſch die Begierde; da wir hier in der bloßen Richtung des teleologiſchen Erkennens uns bewegen, ſo bleibt uns das Geheimniß der Sünde unbekannt. Die ſiegreiche ordnende Gewalt des göttlichen Verſtandes ruft auch hier für die Erreichung ihrer liebenden Abſicht mit einem jeden Widerſtreben eine Vernichtung des Hemmenden hervor; dennoch bleibt dieſes für die Erſcheinung, damit es auf eine höhere Entwickelung hindeute.

Das Stadium der Empfindung iſt, wenn wir die fortſchreitende Ausbildung eines menſchlichen Weſens betrachten, das Erſte, in welchem das Bewußtſein, wie embryoniſch verhüllt, ſchlummert und träumt. Die Empfindung zeigt die Bewegung des Gegenſtandes zum Subjekt; dieſes iſt da, aber ſeine Thätigkeit iſt lediglich eine paſſive des Widerſtrebens (Unluſt), oder der willigen, fördernden Aufnahme (Luſt). Dieſer Typus des embryoniſchen Zuſtandes findet innerhalb des zwieſpaltigen Bewußtſeins, welches ſich phyſiſch entwickelt, auf eine ſolche Weiſe ſtatt, daß es das Stadium des Begehrens ſchon urſprünglich in ſich aufgenommen hat. Daher tritt es nie rein hervor, ſondern ſchon urſprünglich mit dem Gegenſatz der Luſt und Unluſt behaftet. Die reine, wir müſſen ſagen, göttliche Empfindung iſt diejenige der reinen Aufnahme, nicht von dieſem und jenem, ſondern des Alls. Die Trennung des Bewußtſeins von dem Gegenſtande iſt, wie wir wiſſen, eins mit dem Zerfallen des Gegenſtandes wie des Bewußtſeins in ſich ſelber. Dieſe Trennung beherrſcht nun die Empfindung; es giebt kein Widerſtreben, welches nicht mit einem Streben nach einem Andern vereinigt wäre, keine Aufnahme, die nicht mit einem Widerſtreben endigte. Wo das Stadjum der Empfindung, ſelbſt aus dem mehr entwickelten Bewußtſein, überwiegend wieder hervortritt, da fühlen wir uns von einem Gegenſtande, abwehrend oder willig, ſchlechthin überwältigt, aber eben dadurch auch ſchlechthin vereinzelt. Der Ausruf der Bewunderung oder des Schreckens iſt ein vorübergehender Sieg der Empfindung über die Sprache, mit dieſer über das ſelbſtändige Denken; es iſt ein Geſtändniß der Niederlage des Bewußtſeins und ein Zurückkehren zum Geſchrei des Kindes. Das Paradies aber war das ſich dem Menſchen hingebende All, und die Unſchuld die abſolut reine Empfindung, — jenes prius eines Göttlichen, zu welchem wir, als dem anfangsloſen Anfang, zurückzukehren genöthigt ſind, und aus welchem, nachdem der Gegenſatz geſetzt iſt, alle Mannigfaltigkeit beſonderer Formen hervorgeht. Das Begehren und Abwehren ſind das Erzeugende der Mannigfaltigkeit alles Beſondern, inſofern es als ein Einzelnes anfängt.

Alle Begierde äußert ſich in unſerer Zeit der Reflektion als entſtehend aus einer innerlich freigewordenen Perſönlichkeit, ſowie durch eine leibliche Geſtalt, die durch ihre Unveränderlichkeit der Natur gegenüber, die errungene Selbſtändigkeit bewährt. Wie hemmend und abweichend, wie zerſtörend und vernichtend in den beſchränkteſten, oder in den weitern Kreiſen der mächtigſten Perſönlichkeit, die Begierde ſich auch äußern mag, ſie bewegt ſich innerhalb der Grenzen einer Sonderung, die ſie nicht zu zerſtören, und findet einen Widerſtand der Perſönlichkeit, den ſie nicht zu überwinden vermag. Daher können die Aeußerungen geſchichtlicher Mächte, wie ſie jetzt ſtattfinden, gar nicht verglichen werden mit jenen der Urzeit des Geſchlechts. Der

Naturgrund der Perſönlichkeit, wie wir ihn früher beſtimmt haben, kann zurückgedrängt, verzerrt werden, wir können in einem fortdauernden Kampfe mit ihm (als mit uns ſelber) leben, aber er bleibt ſeinem Weſen nach unverändert, unſer Fluch oder unſer Segen. Dieſer Naturgrund war in jener Urzeit in ſich ſchwankend, unſicher und erſchüttert; er vermochte ſich nicht loszureißen von den äußern Feſſeln der Gattung, die ihn feſthielten, aber auch alle Kraft der Gattung und mit ihr der ganzen Natur enthielten. Die dämmernde Perſönlichkeit bewegte ſich mit der Macht des Univerſums, eben weil ſie ſich nicht in ſich ſelber beſonnen hatte. So war der getrennte Wille mit der Naturkraft verbunden; das war die eigentliche Bedeutung jener Zeit. Nennen wir, durch die Beſchränkung der Sinnlichkeit gefeſſelt, die Geſchichte nur die von einem denkenden menſchlichen Bewußtſein begleitete Entwickelung des Geſchlechts, ſo war jene Zeit nicht geſchichtlich; dann aber muß auch die ſo beſchränkte Geſchichte geſtehen, daß jene Zeit (in welche wir den Urſprung aller Mythen ſetzen müſſen) ihr abſolut fremd und unzugänglich iſt; dehnen wir aber den Begriff der Geſchichte ſo weit aus, daß er das All umfaßt, als Ausdruck des göttlichen Selbſtbewußtſeins, göttlicher Gedanke und Abſicht, ſo müſſen wir ſo gewiß eine mythiſche Geſchichte, wie eine Naturgeſchichte und eine Geſchichte des Geſchlechts im engern Sinne, annehmen. Uns iſt alſo dieſe Zeit eine geſchichtliche und die ſo ſich äußernde Begierde, die mit der rohen Gewalt einer mächtigen Naturthat verbündet war, mußte in der Richtung der leiblichen Bildung mächtig ſein, wie ſie es in ſich war.

Innerhalb der jetzt geordneten Geſchichte äußert die einſeitig gewordene Begierde, wie die freie Beweglichkeit derſelben, die in jeder Richtung ihre Beſtätigung in der göttlichen Einheit ſucht, ihre Gewalt über die leibliche Perſönlichkeit deutlich genug, und man entdeckt ſie in wechſelnden Momenten derſelben Perſon, fixirt für die Perſon während ihres ganzen Lebens, ausgedehnt auf ganze Generationen, die hier edler erſcheinen, dort das Gepräge der Verworfenheit tragen; ja, in leichteren Zügen, die zwar erkannt, aber nicht ausgedrückt werden können, vermögen wir ſo die Verſchiedenheit der totalen Bildungsweiſe ganzer Völker durch die Nationalphyſiognomie zu unterſcheiden. Aber der Grundtypus der leiblichen Bildung iſt ſelbſtändig geworden, und daß die Perſon in dieſer Rückſicht keine Gewalt über ihre leibliche Geſtalt hat, iſt eben das Zeichen ihrer Freiheit. Sie iſt mit dieſer an ſich gewieſen. Und wie die beſtimmte Perſon durch ihre bleibende Phyſiognomie das Gepräge nicht einzelner vorübergehender Richtungen, vielmehr ihrer ganzen Eigenthümlichkeit trägt, ſo müſſen wir behaupten, daß, je weiter die Geſchichte ſich ausbildet, deſto mehr ſich das Innere auch äußerlich enthüllt. Jene Zeit aber war die der Verhüllung der Perſönlichkeit; dieſe war ſchwankend, und ſo auch ihre leibliche Geſtalt, daher die verwandelnde Macht der Begierde. Die vereinzelte Richtung derſelben ſtellte nicht eine mannigfaltige Welt wechſelnder Begierden innerhalb der Grenze der Perſönlichkeit dar, die maſſenhafte Richtung derſelben fand einen geeigneteren Gegenſtand in der rohen Totalität der Naturverhältniſſe. So war die telluriſche Verſchiedenheit der Weltgegend ein Lockendes für die Vereinzelung der Begierde, und dieſe, noch immer nicht von der Naturkraft emancipirt, bewegte ſich mit ihr und war ihr für immer unterthan. So wurde die Raſſe reiner Ausdruck der Gegend ſelber, und das gefeſſelte Bewußtſein ſchien alle Macht verloren zu haben; in der Einſeitigkeit auf immer an die Gegend geknüpft, in welche die rohe Begierde ſie hintrieb, gehörte ſie dieſer eigenthümlich zu, als hätte ſie ſich aus ihr entwickelt. Daher die tiefe Gewalt, die beſtimmte Gegenden über ihre rohen Einwohner ausüben, das Hineindringen der Gegend in ihr ganzes erſcheinendes Daſein, daß ſie ſterben, wenn ſie aus der gewohnten Umgebung losgeriſſen werden. Daher das Zuſammenfallen der tiefſten Verſunkenheit mit dem Alles beherrſchenden Siege einer Gegend über die Völker. Je inniger ſie in eine ſolche Gegend hineingebildet ſind, deſto mehr verzerrt ſich die Geſtalt, deſto mehr erlöſcht die Erinnerung, nur an eine enge Gegenwart gebunden, deſto mehr verdorren alle Spuren höherer Einheit der Perſönlichkeit, deſto mehr verſinkt die Sprache, und die innerſten Keime freier Eigenthümlichkeit äußern ſich durch eine tiefe Angſt, welche den Sieg einer fremden Gewalt, die das innerſte Daſein bedroht, anerkennt und fürchtet.

Dieſe Betrachtungen enthalten die leitenden Principien für eine eigene Wiſſenſchaft, die ſo wenig durch Anſichten, wie diejenigen, die wir entwickelt haben, in ihrer eigenthümlichen Ausbildung beſchränkt wird, daß ſie vielmehr durchaus innerhalb der Grenzen einer ſinnlichen Naturwiſſenſchaft ſich zu halten hat, wie die Phyſiologie innerhalb der Grenzen der erſcheinenden Organiſation. Dieſe Wiſſenſchaft hat eine doppelte Aufgabe. Sie ſoll diejenigen Veränderungen unterſuchen, die auf der Oberfläche der Erde in der letzten geologiſchen Epoche, die mit der erſten Erſcheinung des Menſchengeſchlechts zuſammenfällt ſtattfanden und ſie ſoll die Verbreitung der Menſchen über die Erde und die mit dieſer verbundene Metamorphoſe der Geſtalt zu ermitteln ſuchen. Je unbefangener und von einander unabhängiger dieſe Unterſuchungen vorgenommen werden, deſto reiner wird das Reſultat der Vereinigung ſein. Mit Zuverſicht dürfen wir dieſes erwarten; und dann werden eine Menge Schwierigkeiten verſchwinden, die jetzt die Erklärung der allgemeinen Verbreitung des Geſchlechts von einem Mittelpunkte aus zu erſchweren ſcheinen. Bei der Unterſuchung der Raſſen fordert aber ſchon das allgemeine wiſſenſchaftliche Intereſſe, welches in allen Zweigen der Wiſſenſchaft immer mächtiger wird, daß wir die verſchiedenen Geſtalten nicht einzeln neben einander ſtehend betrachten, ſondern in dem lebendigen Zuſammenhang der Metamorphoſe. Die einzelnen Charaktere, die man zur Unterſcheidung gewählt hat, roh und unzuſammenhangend, wie ſie angewandt ſind, können nie eine wiſſenſchaftliche Bedeutung erhalten; ſie verbergen die Uebergänge, welche die Geſtalten mit einander verbinden, anſtatt ſie hervorzuheben. Das Reſultat aber, welches ſchon jetzt ſich erkennen läßt, zeigt uns das ganze menſchliche Geſchlecht als eine, in allen ihren Formen ſich entwickelnde Totalorganiſation, welche, wie ſie in einer Richtung (die der Geſchichte im engeren Sinne) die höhere Stufe gegenwärtiger Bildung erreicht, in einer andern alle unteren Stufen mit ſich zieht. Und ſo wiederholt ſich hier der Typus, den wir bei der fortſchreitenden Bildung der Totalorganiſation in den geologiſchen Epochen der Erde erkannt haben.

Das ethiſche Intereſſe, welches bei der Betrachtung der Raſſen ſich nicht verdrängen läßt und ſich faſt unvermeidlich verletzt fühlt, wenn wir, wie die chriſtliche Liebe fordert, nicht bloß eine wiſſenſchaftliche Neugierde zu befriedigen ſuchen, ſondern auch das Schickſal des ganzen Geſchlechts als ein inneres eigenes ergreifen, ſcheint freilich durch die Härte der Naturanſicht nicht befriedigt werden zu können. Doch müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß wenn das Menſchengeſchlecht als eine

Totalorganiſation betrachtet wird, auch die Entwickelung derſelben in allen Gliedern ſtattfinden muß, daß derſelbe, der für die Erſcheinung der Unterſchiede des Höhern und Niedern hervorrief, dieſe auch gleichſetzen wird, damit die geiſtige Einheit wieder hergeſtellt werde. Dieſe Unterſchiede enthalten daher eine Nothwendigkeit, die zwar das ſinnliche Erkennen, aber nicht Gott bindet. Und dem erkennenden Geiſte iſt es klar, daß eine Hemmung, die in die Einheit der Organiſation eingeht, als eine ſolche auch da aufgehoben iſt, wo ſie fortdauernd für die Erſcheinung beſteht. Was hier nur angedeutet werden kann, die ethiſche Bedeutung der Raſſen nämlich vom Standpunkte des chriſtlichen Bewußtſeins, ſoll ſpäter ausführlich dargeſtellt werden.

Wir wenden uns jetzt zum zweiten Moment der mythologiſchen Zeit; es iſt die Sprache, deren rein objektiver, d. h. naturwiſſenſchaftlicher Bedeutung wir hier näher treten müſſen.

Selbſt die Naturforſcher haben anerkannt, daß, nachdem ſie alle leibliche Unterſchiede, durch welche die menſchliche Geſtalt von der thieriſchen getrennt werden ſollte, ſo ſcharf wie möglich hervorgehoben haben, dennoch die Sprache den Hauptunterſchied bildete.

Die thieriſche Stimme hat allerdings etwas, der Sprache ſcheinbar Verwandtes, aber ſie tritt erſt hervor bei den höheren Thieren, und deutet die dämmernde Perſönlichkeit an, ohne daß dieſe ſebſt zum Vorſchein kömmt. Das von der Gattung ſchlechthin gefeſſelte Individuum bezieht ſich nur in einzelnen vorüber gehenden Momenten auf ſich ſelber, es offenbart eine Zukunft, ja, opfert ſich dieſer, um der Erhaltung der Gattung zu dienen, aber dieſe Zukunft iſt für das Individuum keine, und wir können daraus mit Sicherheit ſchließen, daß die Spuren einer Erinnerung, wo wir ſie finden mögen, bei den Thieren keine wahre Vergangenheit anzeigen. So entäußert das gefeſſelte Individuum ſein Inneres nur in rein einzelnen Momenten, die, wie ſie abgeſondert entſtanden ſind, auch verſchwinden. Die thieriſche Stimme enthält daher die bloßen rohen Elemente der menſchlichen Sprache, die, wie in der anorganiſchen Natur das Feſte und Flüßige, auseinander liegen. Die Singvögel, die wie die Vögel überhaupt, als eierlegende Thiere, die höchſte Richtung einſeitig vegetativer Entwickelung im Thierreiche darſtellen, zeigen uns an der Stelle der leiblichen Produktion, bei den männlichen Thieren die Aeußerungen einer Luſt, eines innerlichen Jubels, der den Untergang des Individuums und das Aufblühen einer neuen Generation feiert. Es iſt das innerlich Gewordene jener Unendlichkeit der Continuität der Entwickelung, die in der Mutter durch das Brüten ſtumm wird. Was bei den Vögeln der Geſang, iſt bei den Blumen der Duft, aber dieſer vermag ſich nicht von dem Leiblichen zu trennen und nimmt die ganze Pflanze in Anſpruch. Der Geſang der Vögel iſt wahre Stimme, lautgewordene Animaliſation, die Aeußerung der innern Unendlichkeit der Gattung, wie ſie ſich in der einſeitigen Opferung des Individuums darſtellt; es iſt die Atmoſphäre des ſich äußernden innern animaliſchen Lebens. Der Geſang der Vögel enthält daher das flüßige unbeſtimmte Element der menſchlichen Sprache, wie es in ſeiner Trennung erſcheint. Die Stimmen der Raubvögel und Säugethiere dahingegen drücken die vereinzelnde Begierde aus, die vereinzelnden Momente der Luſt und Unluſt. Es iſt das ſchlechthin Endliche einer vorübergehenden Gegenwart; und wenn wir in dem Geſang der Vögel das Ineinanderfließen der unbeſtimmten Töne wahrnehmen, wie Vokale ohne Konſonanten, ſo erkennen wir in den Tönen der Säugethiere die Selbſtlaute, die Conſonanten in ihrer ſtarren Vereinzelung. Die Töne der Vögel ſind Bruſttöne, wie die des menſchlichen Geſanges; ſie tönen aus dem Innerſten der Organiſation heraus, mit dem Athemholen innig verwandt. Die Töne der Säugethiere ſind Kehltöne, wie die der menſchlichen Rede; ſie haben ſich entſchiedener von der Organiſation getrennt und beherrſchen dieſe ſelbſtändiger.

Haben wir nun ſo in der thieriſchen Stimme die roh auseinander gelegten Elemente der menſchlichen Sprache erkannt, ſo wird es uns vor Allem hier einleuchten, daß der erzeugende Moment der Sprache nicht in jenen auseinandergelegten Elementen geſucht werden kann. Hier muß es entſchieden erkannt werden, daß mit dem Menſchen ein neuer Anfang geſetzt iſt; denn die Sprache enthält die Entäußerung ſeines innerſten Daſeins, wie Seele und Leib ſind Denken und Sprache eins, und wer die Tiefe derſelben erkannt hat, wird einſehen, daß wir im Denken von der Sprache nie zu abſtrahiren vermögen, ſo wenig, wie bei der, in der Erſcheinung ſich äußernden Seele von ihrem Leibe. Eine abſolute Abſtraktion kann daher nie laut werden, denn ſie trägt ihren beſondern Leib nothwendig mit ſich, und was das Ohr vernimmt, iſt dieſes Beſondere, welches nur geiſtig begriffen wird durch Dasjenige, was größer iſt, als es ſelber.

Um nun die Bedeutung der menſchlichen Stimme, inſofern ſie ſich äußert durch Geſang und Rede, von dem Standpunkte, auf welchen wir uns hier geſtellt haben, tiefer zu faſſen, müſſen wir eine ausführlichere Darſtellung nicht ſcheuen, die nothwendig wird, wenn wir die Sprache zum Verſtändniß der Mythe benutzen wollen.

Es iſt bekannt, daß ein elaſtiſcher Körper 32 Mal ſchwingen muß in einer Sekunde, damit der tiefſte Ton hörbar wird. Die Unterſcheidung der Schwingungen durch das Auge, ihr Zeitmaaß für das Geſicht, muß alſo verſchwinden, wenn der ſchwingende Körper ſich für das Ohr aufſchließen ſoll. Hiedurch nun erkennen wir auf der erſten Stufe der Betrachtung den Unterſchied zwiſchen der ſichtbaren und der hörbaren Welt. Jene nach außen gewandte faßt alles Werdende als ein Gewordenes; für den Sinn des Geſichts iſt das All ein Vergangenes, ein in ſich Abgeſchloſſenes, und wo der geiſtige Blick tiefer reicht, entdeckt er hier das für das beſtimmte ſinnliche Bewußtſein aufgeſchloſſene All in ſeinen beiden ſinnlich auseinanderliegenden, ja, äußerlich völlig getrennten, aber eben deswegen in der innern Einheit ganz aufgehenden Gegenſätzen, als Natur und Geiſt, und perſönlich als Leib und Seele. Durch das Auge wird das ſeiende All (die Welt) als ein ſinnlich Aeußeres, die Seele als Leib wahrgenommen, durch das Ohr wird das All als Geiſt, der Leib als Seele vernommen. Wer den Leib als Natur, der hat auch die Seele als Geiſt begriffen; beide in derſelben einen lebendigen Entwickelung, nicht innerhalb der Sinnlichkeit, ſondern der Sinnlichkeit ſelber.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die tiefſte Anſchauung den Geiſt vernimmt, indem ſie ihn wahrnimmt, daß die Geſtalt ſelber dann das tiefſte Wort iſt. Aber in allem Wahrgenommenen herrſcht das ewige Geſetz Gottes vor, welches in der Geſetzmäßigkeit ſelber ſich verbirgt. Es iſt gewiß, daß das Geſicht innerhalb der Sinnlichkeit überwiegend iſt, und ſelbſt da, wo Perſönlichkeiten in äußere Verhältniſſe gegen einander treten, entdecken ſie mit Scharfſinn Dasjenige, was Furcht oder Hoffnung, Beifall oder Mißbehagen in der perſönlichen Geſtalt wahrnehmen läßt. Nur das reine religiöſe Bewußtſein, indem es Alles auf Gott bezieht, befreit die eigene Perſönlichkeit und mit dieſer die übrigen; es würde in völliger Reinheit (wie es nicht hervorzutreten vermag) das Innerſte der Perſönlichkeit in der eigenen, wie in allen fremden Geſtalten, durchſchauen, die verborgenſte Stätte des Kampfes und mit dieſem den göttlichen Sieg. Dieſe Anſchauung, in welcher die Wahrheit verſchloſſen liegt, iſt das eigentliche Erkennen der Wahrheit ſelber — nur wer reines Herzens iſt, kann Gott ſchauen. — Allerdings liegt eine ſolche Anſchauung, obgleich vermittelt durch die Sinnlichkeit, höher als dieſe. Und ſelbſt, wo der Kampf mächtiger und großartiger hervortritt, prägt ſich das Geiſtige in ihm ab, daß es die ſinnlichen Schranken durchbricht. So bildet ſich der Scharfſinn der Herrſchſucht, der nicht über die Umgebung allein, ſondern über Völker, die grenzenloſeſte Gewalt ausübt, und oft der ganzen Geſchichte eine neue Richtung mittheilt, zerſplitterte Kämpfe in einen großen mächtigen Kampf zuſammengedrängt erzeugt, aber eben dadurch dem göttlichen Geſetz unterliegt und den göttlichen Sieg offenbart. Aber auch der reine Sinn, wie er wohl hier und da hervortreten mag, faßt, mit überwiegender Anſchauung freier Eigenthümlichkeiten, künſtleriſch das Innerſte beſtimmter Epochen auf und vermag dann dem äußern verworrenen Streit eine innere geiſtige Bedeutung zu ertheilen. So iſt die äußere Anſchauung des Univerſums, obgleich dem ſtarren Geſetz des Daſeins ſcheinbar unterworfen, für den Geiſt zugleich ein Geiſtiges, auch da, wo dieſer das Alles vereinigende Wort nicht zu finden, nicht auszuſprechen vermag. Und dieſer Sinn, der, zur That herangereift, Geſinnung wird, muß vorausgeſetzt werden, wo das Wort der Wahrheit laut werden ſoll.

Nachdem wir dieſes erkannt haben, wird uns die Bedeutung der Sprache, ja, alles Hörbaren, wo es ein Geiſtiges verkündigt, klar werden.

Es iſt das Werdende als All auf einer beſtimmten Entwickelungsſtufe, welches uns hier entgegenkömmt, wie das Seiende im Sichtbaren. Der tiefſte Ton tritt da hervor, wo die Schwingungen nicht mehr wahrnehmbar ſind, ſondern nur, der Sinnlichkeit entriſſen, dem reflektirenden Geiſte ſich als Zahl kund geben; aber ſo wenig wie die abſolute Abſtraktion, oder das auch innerlich von dem Seienden ſich trennende Denken, die Tiefe der Wahrheit zu faſſen vermögen, ſo wenig vermag die Zahl dieſer unlebendigen Abſtraktion das Weſen und die Wahrheit der Töne zu begreifen.

Der Ton iſt das Innerſte freigewordene Werden der Natur ſelber, und Töne treten hervor aus dem bloßen verworrenen Geräuſch, wie die Stoffe in der ſichtbaren Natur, und beziehen ſich anorganiſcher Weiſe auf einander, durchdringen ſich aber auch lebendig, wie in der Organiſation.

Die ſichtbare Bewegung des Lebendigen wird eine willkürliche für die Erſcheinung, wenn ſie ihre Bedingung nicht innerhalb der Sinnlichkeit findet, ſondern als ein Ausfluß des Pſychiſchen der Gattung oder der Perſönlichkeit erſcheint. Unwillkürlich nennen wir die Bewegung, auch der lebendigen Organiſationen, dann, wenn die Quelle derſelben zwar in dem Mittelpunkte des Lebens geſucht werden, ſich aber in der Erſcheinung hervortretend den äußeren Verhältniſſen der univerſellen Elemente ergeben muß; wenn das Thier in der Vegetation ſich verbirgt, wie das

Bewußtſein der uralten mythiſchen Völker in dem All. Vermöchte das Erkennen das Siegel der Sinnlichkeit völlig zu löſen, ſo würden die Bewegungen, die einzeln und zerſtreut an den erſcheinenden vergänglichen Individuen lebendiger Gattungen geknüpft ſind, ſich zu einer innern Harmonie vereinigen und alle Aeußerungen der Thiere in der Einheit der Gattung laut werdend, eine Muſik der Gattungen ausdrücken, wie die Muſik der Sphären, von welcher die Alten zu ſprechen wußten. So aber liegt die Gattung auseinander; in der äußern Unendlichkeit der Erſcheinung, und der Wiſſenſchaft ſchwebt jene innere Harmonie als leitendes Princip des erwachten Geiſtes vor.

Ein neuer Blick eröffnet ſich für die Naturwiſſenſchaft durch die Bewegung des Lichts; dieſe zeigt uns Schwingungen, deren Zahl in der geringſten Zeit eine Unendlichkeit enthüllt (wie die des Univerſums im Raume), und zwar nicht bloß da, wo wir die Geſchwindigkeit unterſuchen, mit welcher ſich das Licht von den Himmelskörpern zu uns bewegt, ſondern auch da, wo der Kryſtall durch ſeinen Lichtprozeß ſelbſt eine eigenthümliche Richtung bildender Thätigkeit kund giebt. Dieſe in der Unendlichkeit verſunkene Oscillation iſt ſtumm geworden, und, weil ſie uns unmittelbar, als eine ſolche, gegeben wird, in der Richtung erſtarrt, und ſo wird die innerlich unendliche Bewegung des Alls dem ſinnlichen Menſchen fremd und die Produktivität iſt nicht mehr vernehmbar, nur das Produkt wird wahrgenommen.

Die Welt des Werdenden eröffnet ſich da, wo die Bewegung als ſolche, (ihre innere organiſche Thätigkeit) in der Sinnlichkeit laut wird.

Schubert hat die herrliche Anſicht ausgeſprochen, daß das, was als ein Aeußeres auseinander liegt in der Muskelbewegung der Thiere, geſteigert werde zur innern Bewegung der

Muskeln ſelbſt durch die Stimme. Die äußeren Muskelbewegungen alſo verhalten ſich zur Bewegung der Stimmorgane, inmitten des Lebens, wie die anorganiſche Natur zur organiſchen. Wo die Bewegung der Muskeln in ſich für das Auge nicht mehr wahrnehmbar iſt, da eröffnet ſich die innere Unendlichkeit des Werdens, der Oscillation. Die Stimme verbirgt ſich in der Unendlichkeit der ſtummen Geſtalt; die Geſtalt enthüllt ſich, in der Totalität ihrer Zuſtändlichkeit, als eine innere von Neuem werdende, durch die lautgewordene Stimme.

Wo ſo das Entſtandene im Entſtehen ergriffen wird, da wird auch die äußere Natur, die unter dem Siegel des ruhenden Seins verſchloſſen liegt, laut; das iſt das ſtille Geräuſch, welches ſelbſt aus der tiefſten Ruhe in der ſtummen Nacht hervorbricht. Das iſt das nie unterbrochene Rauſchen der Blätter im Walde, der ſchlummernde Pan, der ſich, wie im Traume, vernehmen läßt und deſſen nahes mögliches Erwachen die, der Natur innig verbündeten Alten, mit einem geheimen Schauder ergriff. Aus dieſer Welt allſeitiger Bewegung tritt der Zorn der innig erſchütterten Natur hervor. Der Orkan brüllt, der Donner rollt, während die Wellen des Meeres in ununterbrochenen einförmigen Tönen das Ufer ſchlagen, und die geſchäftigen Bäche ohne Unterbrechung und ſtill rauſchen; aber alle dieſe Töne haben ihren Mittelpunkt nicht geſunden. Sie reißen den Horchenden in die aufgeſchloſſene Natur hinein, als verkündigten ſie eine Muſik, deren abſchließende Melodie nicht zu erreichen iſt. Furcht und Hoffnung, Sehnſucht und ſtille Ruhe, knüpfen ſich wechſelnd an dieſe Naturtöne; können aber keine Geſtalt gewinnen, ſie verſchwinden, wie ſie entſtanden ſind, ergriffen von der wandelbaren Unbeſtimmtheit der getrennten Elemente, die ſich nicht wechſelſeitig zu faſſen vermögen.

Zu dieſen Tönen verhält ſich die Muſik wie die anorganiſche Welt für die ſichtbare Natur zur organiſchen und es iſt uns wichtig, dieſe eigenthümliche Welt, theils für ſich, theils in ihrem Verhältniſſe zur Sprache zu unterſuchen.

Man ſagt zwar, die Geſtalt, die der plaſtiſche Künſtler hervorzuzaubern vermag, ſchlummere in der geſtaltloſen Maſſe; auch ſpielt die Natur, abgeſondert von der Perſönlichkeit mit den rohen Maſſen, und in den Gebirgshöhlen bilden die Stalactiten in ihrer ſeltſamen Zuſammenhäufung Geſtalten, die an mannigfaltige Formen, wie ſie künſtlich gebildet werden, ſo an menſchliche Geſtalten erinnern. Die Phantaſie bildet ſich in dieſe ſpielenden Formen hinein und erzeugt eine wunderbare Welt, deren Element ihr gegeben werden. Selbſt in den coloſſalen Gebirgsmaſſen (z. B. des Quaderſandſteins), treten in rieſenhaftem Maaßſtabe ſolche Formen hervor. Aber, wo wir ſie finden, entdecken wir doch, durch Nachdenken, die Thätigkeit der perſönlichen Einbildung, die, wo die Natur mit zufälligen Formen ſpielt, wo ſie ihren ſtrengen Ernſt abgelegt zu haben ſcheint, eine Stätte für die eigene Thätigkeit gefunden zu haben glaubt.

Mit mehr Wahrheit kann man ſagen: das Gemälde, welches der Künſtler erzeugt, ſchlummere da, wo die Natur mit Schatten und Licht und mit den bunten Farben ſpielt, und daß er dasjenige zum Verſtändniß bringe, was die Natur in zerſtreueten Gliedern enthalte, die ihren eigenen Mittelpunkt nicht finden können. Auch ſcheint es in der That, als wolle die Natur durch die Farbenzeichnungen der Foſſilien, durch bloßes Helldunkel auf den Gebirgswänden, durch den Farbenwechſel der Abend- und Morgenröthe, wenn die Beleuchtung mit den veränderlichen Wolken ſpielt, auf einen in ihr ruhenden künſtleriſchen Trieb hindeuten, und wir glauben oft Gegenſtände mancherlei Art zu erblicken, die dem Betrachtenden, ſelbſt wo die Verhältniſſe von Helldunkel und Farbenmiſchung fortdauernd ſich erhalten phantaſtiſch vorſchweben, ohne daß ſie Beſtand haben; ſie ſcheinen zu entſtehen und wieder zu verſchwinden, ſie entdecken ſich Dieſem und ſind für einen Andern nicht da, ſie ſind eben ſo ſchwankend, wie da, wo, wie in den Wolkengebilden, die Verhältniſſe wechſeln.

Wie ganz anders verhalten ſich die Töne, die ſich, von der Natur erzeugt, in der Luft, in Felſenklüften, durch das ſtrömende Waſſer bilden. Sie ſchmiegen ſich an das Innerſte des menſchlichen Gemüths an, als tönte die Natur ſelbſt in aller ihrer bewegten Tiefe aus der Perſönlichkeit heraus. Wenn wunderbare, ſelbſt melodiſche Töne aus den Felſenklüften hervorbrechen, wenn oft, unvermuthet, ſeltſame Töne aus der Luft, in ſchnell vorübergehenden Augenblicken vernommen werden, ſo dringen ſie tief in die bewegte Seele hinein, und klingen aus ihr hervor, als eröffneten ſie plötzlich eine, dem Bewußtſein verſchloſſene Tiefe, und hallen hier lange, in bebenden Schwingungen nach, nachdem ſie dort verſtummt ſind. Wenn die Luft mit den Saiten der Aeolsharfe ſpielt, iſt es die Muſik ſelber, die wir in den unbeſtimmten Tönen vernehmen, in einem ganz andern Sinne, als wir in den rohen Zeichnungen der Natur, oder in den bizarren Geſtalten der Gebirgsmaſſen, oder in den verworrenen Gebilden der Stalactiten die Spuren der Kunſt zu erkennen glauben; während wir uns dennoch bewußt bleiben, daß es die Phantaſie iſt, die, in ſich ſelber thätig und erregt, mit einer fremden Welt ihr Spiel treibt.

Denn das iſt es, daß wir in Allem, was vernommen wird, uns ſelbſt vernehmen und uns einer Selbſtthat bewußt ſind, auch wenn wir ſie als eine ſolche nicht feſtzuhalten vermögen. In allen Tönen hören wir uns ſelbſt; die ganze Welt der Töne iſt ſchlechthin ſubjektiv; ſie beſitzt das Univerſum, welches äußerlich vor uns liegt, als ein durchaus Inneres, der Leib des Alls geht in dem Innern der Seele auf und daher tönen die Schwingungen der Saiten, die Vibrationen des Metalls, die Oscillationen der Luft und der perſönliche Geſang, wie aus der nämlichen Welt heraus, die hier, wie dort, ihre Stätte in der innerſten verborgenſten Tiefe der Perſönlichkeit ſelber beſitzt.

Als eine ſolche eigene, durchaus ſubjektive Welt müſſen wir nun Alles betrachten, was vernommen wird, Muſik wie Sprache, Geſang wie Rede. Sie iſt durchaus ſinnlich und in und mit ihrer Sinnlichkeit geiſtig, wie die ſichtbare Welt, wenn dieſe als ein Lebendiges aufgefaßt wird. Denn ſelbſt das Denken iſt ein Sprechen und die Sprache verhält ſich zum Denken, wie der Leib zur Seele. Es giebt keine Sprache ohne Denken; ſo wenig, wie dieſes je ohne jene thätig ſein kann. Selbſt das allgemeinſte Denken geſtaltet ſich leiblich, perſönlich, und je mehr es Ausdruck eines Allgemeinen zu werden ſtrebt, deſto perſönlicher, eigenthümlicher wird es, wenn es ſich nicht in bloßen Abſtraktionen bewegt, die völlig anorganiſch, eine bloß formale, äußere Bedeutung haben.

Wir betrachten alſo dieſe Welt des werdenden Bewegten, wie eine in ſich geſchloſſene, nur aus ſich ſelber zu faſſende in ihren eigenthümlichen Elementen. — Es iſt einer der wichtigſten Fortſchritte der geiſtigen Bildung unſerer Tage, daß wir angefangen haben, die menſchliche Sprache in allen ihren mannigfaltigen Gebilden rein objektiv, als ein organiſches Naturgebilde, als eine mächtige Totalorganiſation zu betrachten. Nicht allein erhalten wir dadurch das Recht, den Typus der Organiſation auf die Sprachen anzuwenden, ſondern dieſe ſelbſt tritt hier für das Erkennen in ihrer inneren Unendlichkeit hervor und enthüllt, was in der leiblichen Organiſation tief verborgen iſt. Wie die Thiere durch Bewegungen die Thätigkeit, die in den Pflanzen ruht, kundgeben, ſo wird durch die Sprache laut, was in der thieriſchen Organiſation ſtumm iſt. Wie wir auch die Betrachtung anſtellen, welche von den mannigfaltigen Elementen dieſer Organiſation wir auch hervorheben mögen, können wir ſie ihrer lebendigen, d. h. wahren Bedeutung nach, nicht begreifen, wenn wir in ihnen nicht die ganze Organiſation auffaſſen. Und wenn wir aus dem Begriff des leiblichen Lebens überhaupt ſchließen müſſen, daß jedes lebendige Element wird, indem es iſt, ſo wird es uns laut verkündigt, denn was dort Organ, lebendige Faſer, Gefäß, Zellgewebe iſt, das iſt hier Perſon.

Aus dieſer Naturbildung der Sprachen, die alle lebendige Sprach-Unterſuchungen, wenn ſie die anorganiſchen Verhältniſſe der Grammatik zuerſt in ihrer ſtrengen Geſetzmäßigkeit feſtgeſtellt haben, leitet und das innerſte Lebensprincip derſelben in der Einheit, nicht einer abſtrakten, ſondern allenthalben für dieſelben Völker zu verſchiedenen Zeiten und für alle Völker zu derſelben Zeit beſtimmten Form darſtellt, entſpringt eine komparative Sprachlehre, die alle Sprachen umfaſſen wird. Zwar iſt dieſe Wiſſenſchaft noch mit den erſten Elementen ihrer Bildung beſchäftigt, aber ſie eröffnet eine Tiefe der lebendigen Erkenntniß für die Zukunft, einen noch verborgenen Reichthum geiſtiger Entwickelung, die als die mächtigſte dem forſchenden Sinne vorliegt. Noch beſchäftigen uns die am meiſten ausgebildeten Sprachen, wie früher die Organiſation der höhern Thiere faſt ausſchließlich die Phyſiologen in Anſpruch nahm; aber wenn der durch mannigfaltige, ſtrenge Unterſuchung bereicherte Geiſt einen freiern Blick über alle zu werfen, wenn er den lebendigen organiſchen Zuſammenhang und mit dieſem die Momente der Metamorphoſe, die ſie alle untereinander verſchlingen, zu erkennen vermag, wird der tiefe Geiſt, der in den Sprachen liegt, die Bande der leeren Abſtraktion ſprengen.

Es iſt hier nicht von dieſen Unterſuchungen ſelbſt die Rede, deren Gang in ihrer tiefſten Bedeutung, nur durch den göttlichen Geiſt, der die ganze Geſchichte leitet, beſtimmt werden kann, wohl aber von dem Sinne, in welchem ſie angeſtellt werden müſſen, und der ſchon jetzt ſich erkennen läßt. Dieſem Sinne iſt es klar, daß, ſo wie die Thiere ohne die Pflanzen, dieſe ohne das allgemeine Leben, in und mit welchem ſie ſich entwickeln und bilden, ſo auch die Sprache ohne die Muſik in ihrer tiefſten organiſchen Bedeutung nicht begriffen werden kann. Der Totalorganismus deſſen, was durch die Menſchen laut und offenbar geworden, obgleich aus dem Bewußtſein geboren, dennoch dieſem, wie eine gegebene Natur, objektiv, muß daher in der Einheit dieſer beiden Faktoren betrachtet werden.

Zuerſt müſſen wir bemerken, daß man einen Ton und ſeine Höhe und Tiefe, wenn er für ſich betrachtet wird, als ein Abſtraktum auffaſſen müſſe, in welchem man nur die Zahl der Schwingungen und die, durch die aliquote Theilung des ſchwingenden Körpers bedingte ſtrenge Geſetzmäßigkeit dieſer Schwingungen mathematiſch aufzufaſſen vermag. Der Ton erhält erſt ſeine innere Bedeutung durch den Klang, d. h. dadurch, daß die innere Eigenthümlichkeit eines tönenden Körpers (Timbre der Franzoſen) in und mit ihm laut wird. Das reflektirende

Bewußtſein, die bloße Form des Gedankens, die ſich von dem beſtimmten Daſein zurückgezogen hat, erkennt daher das Weſen der Muſik ſo wenig, wie es überhaupt irgend etwas in ſeiner Wahrheit und Weſenheit erkennt, und der Akuſtik, als einem Theile der abſtrahirenden Phyſik, iſt die Muſik eben ſo fremd, wie das Daſein überhaupt.

Der geſetzmäßig klingende und dadurch im klangvollen Tone laut werdende Körper erfordert, damit er hörbar werde, ganz beſtimmte Verhältniſſe, in und mit welchen es ihm allein erlaubt iſt, ſein Inneres im Werden zu enthüllen. Und betrachten wir die anorganiſchen Körper, ſo ſehen wir, wie es nur wenigen gelingt, ſich in ihrer Eigenthümlichkeit als reine Kryſtalle zu formiren. Die mannigfaltigen Verſchlingungen des Daſeins, die unter einander, ohne geſondert zu ſein, auf die totale telluriſche Allgemeinheit unvermittelt bezogen werden, verhüllen und hemmen die wechſelſeitige Ausbildung, und günſtige Verhältniſſe werden erfordert, wenn ein Körper ſich in ſeiner kryſtalliniſchen Eigenthümlichkeit geſtalten ſoll. Dieſe Verhältniſſe ſind ganz beſtimmter Art, und es iſt bekannt, wie Berzelius ſich unſterblich gemacht hat, indem er durch die Proportionenlehre das ganz beſtimmte Verhältniß, unter welchem verſchiedene Stoffe, ſich in einer höhern Einheit durchdringen, wiſſenſchaftlich beſtimmt hat. Der Ausdruck einer ſolchen beſondern Einheit iſt die Geſtalt, die ſich mathematiſch beſtimmen läßt. Daſſelbe zeigt ſich nun bei den geſetzmäßig ſchwingenden Körpern. Aus den mannigfaltigen Schwingungen der Töne, die ſich wechſelſeitig hemmen und unvermittelt auf das Allgemeine einer unbeſtimmten hörbaren Bewegung bezogen werden, erzeugt ſich für das Ohr ein regelloſes Geräuſch, wie eine bloße umgeſtaltete Maſſe für das Auge. Die Theilung der Saite, der Luftſäule, in aliquote für ſich klingende Theile, iſt für den ſchwingenden Körper, was die Beſtimmtheit der Beſtandtheile für den Kryſtall. Da, wo der Ton als die Aeußerung eines beſtimmten klingenden Körpers hervortritt, läßt ſich die geſetzmäßige Bewegung deſſelben, wie bekannt, durch Klangfiguren ſichtbar machen, und die Phyſiker ahnen eine Gemeinſchaft zwiſchen der Kryſtallbildung und dieſen Figuren in der That, wenn wir bedenken, daß es uns nur möglich iſt, dieſe auf Flächen ſichtbar zu machen, das aber die ſchwingenden Körper, die ſchwingende Atmosphäre z. B., wenn ſie den Ton in ſich erzeugt und fortpflanzt, ſich in allen Dimenſionen mit gleicher Geſetzmäßigkeit in ſich bewegen muß, ſo dürfen wir vorausſetzen, daß der klingende Körper eine dem geometriſch regelmäßigen Kryſtall ähnliche Geſtalt bildet, nur daß dieſe im Bilden vernichtet wird, um ſich wieder zu bilden und nur im Entſtehen gefaßt werden kann. Dieſes Auffaſſen der einzelnen Töne giebt uns die anorganiſchen Elemente der Muſik. Sie ſetzen innerlich, in einer höhern Einheit, telluriſche, ja, kosmiſche Verhältniſſe. Daher läßt ſich die Geſetzmäßigkeit elaſtiſch ſchwingender Körper nach den Grundſätzen der Gravitationslehre berechnen, und ſie unterſcheidet ſich von dieſer dadurch, daß es ein ganz Beſonderes iſt, welches nur als ein ſolches das Geheimniß ſeiner Entſtehung laut werden läßt.

Die Pflanze bildet ſich wie der Kryſtall unter ganz beſtimmten Bedingungen (des Lichts, der Wärme und der Waſſergasſättigung der Atmoſphäre), nur wo dieſe Bedingungen genau ſtattfinden, vermag die Pflanze ſich zu entwickeln. Wo ſie fehlen, wird ſie im Aufkeimen zerſtört vor der Entwickelung, wie die gedeihende Pflanze, nachdem ſie ihren Lauf vollendet hat. Der Untergang der Vegetation erzeugt die fruchtbare Erde (den

Humus), die der Maſſe ähnlich, ein Lebendiges verhüllt, welches nicht zum Vorſchein kommen kann, weil das Centrum des Lebensprincips fehlt, weil die zerſtreuten und ſich wechſelſeitig hemmenden Glieder der Organiſation erſt in einer wirklich keimenden Pflanze ihren Mittelpunkt, und mit dieſem ihre innere Gleichſetzung (Aſſimilation) finden. Was das Lebensprincip für die Pflanze, das iſt ein perſönliches Bewußtſein für die Muſik. Nur wo dieſes als erzeugender Mittelpunkt hervortritt, ordnen ſich die Töne zur organiſchen Einheit. Und wir können ſie als das vegetative Leben des Bewußtſeins betrachten, in welchem es ſich dem Univerſum hingiebt, wie das Thier der Pflanze. Das Thier iſt, wie wir geſehen haben, unſichtbar, alles Sichtbare, auch dasjenige, was von der Gewalt des Thieriſchen am ſtärkſten ergriffen iſt, als ein Leibliches, Sichtbares, iſt Vegetatives. Was das Thier in der Pflanze, iſt die Sprache in der Muſik; aber das Thier, nur als ſolches, hat ſeine Realität nicht in ſich, ſondern in der Gattung, die nicht erſcheint. Innerhalb der Sinnlichkeit erſcheint daher das Thier nur leiblich als Pflanze, und die innere Lebensäußerung iſt nicht Ausdruck des Individuums, ſondern der Gattung. Das menſchliche Geſchlecht aber, als Gattung, iſt ganz in einer jeden Perſon, die Gattung ſelbſt, die zum Bewußtſein geſteigerte Natur. Daher wird der Typus der Organiſation ſich ganz innerhalb des Unſichtbaren bilden, und der Menſch ergiebt ſich der Gattung in der Muſik und mit dieſer der ganzen Natur, wie das Thier ſich verhüllt in der Pflanzenform, die nur in und mit dem allgemeinen Naturleben begriffen wird. Das Bewußtſein verſchwindet ſo wenig in der Muſik, wie das thieriſche Leben in der Vegetation. Die Muſik iſt die fortdauernde Hingebung, im perſönlichen Werden, als im Werden der Natur, das Selbſt als ein anderes, das Beſondere der Selbſtthat als die That eines Andern. Sie iſt Hingebung, ſagen wir, aber die Hingebung iſt nur dadurch möglich, daß wir uns ſelbſt als Geſonderte faſſen; und beſteht der geheimnißvolle Reiz der Muſik darin, daß wir uns immer von neuem hingeben, ſo iſt die Selbſtthat eben dadurch als eine fortdauernd ſich erneuernde zugleich geſetzt. So ergreift der Menſch die ungeſonderte Totalität ſeines Daſeins in und mit der beſondern Eigenthümlichkeit, und ſie enthüllt uns das innere Geheimniß der Vegetation ſelber. Sie iſt, wie dieſe, ganz und gar organiſch; obgleich von dem innern Mittelpunkte abgewandt, doch mit ihm.

Die Sprache hält die Sonderung feſt, aber ſo gewiß als das thieriſche Leben von der Vegetation getragen wird, ſo gewiß darf auch die Muſik nicht aus der Sprache entweichen; nur kehrt ſich hier, und zwar nothwendig, das Verhältniß um. Für das Auge iſt das Aeußere das unendlich Reale, welches ſich in ſeiner Unendlichkeit äußerlich entfaltet: für das Ohr, wenn es ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit als die Welt des Hörbaren ergreift, iſt das Unendliche ein Inneres, das Ganze, das Univerſum der Sprache, welches zwar in der Hingebung den lebendigen Ton, aber nicht das Wort, nicht das geſonderte Organ finden kann. So ſehen wir bei der Pflanze und bei den niederen Thieren, deren Entwickelung, wie die der Pflanze, durch beſtimmte enge Naturverhältniſſe bedingt iſt, die Lebensfunktionen und Organe in einander verſchwimmen, und wie die klare Sonderung der höhern Organiſationen in ſich und unter einander, tritt die Sprache aus der Muſik hervor, und zwar ſo, daß dieſe beiden ſinnlichen Faktoren des Bewußtſeins, je höher die Entwickelungsſtufe iſt, deſto reicher und von einander geſonderter in ihrer innern Einheit ſich gegenüber geſtalten. So ſehen wir das Pflanzenreich reicher, mannigfaltiger, in ſeiner Eigenthümlichkeit geſonderter ſich dem höher ausgebildeten Thierreich gegenüber ausbreiten.

Wie die willkürliche Bewegung und das eigenthümliche Lebensprincip aller willkürlichen Bewegungen (der Inſtinkt) uns die Gattung offenbart in ihrer Eigenthümlichkeit, ſo offenbart uns die Sprache die Eigenthümlichkeit der Perſon. In jedem Moment giebt ſich die Perſon dem Ganzen hin durch die Muſik, und behauptet ſich in der Hingebung. In jedem Moment ſondert ſich die Perſon durch die Sprache, und ſetzt, wo ſie ihr Weſen offenbart, das Allgemeine in dieſe Sonderung. Auch verräth ſich dieſe geheime Muſik der Sprache in allen bedeutenden Aeußerungen derſelben. Sie iſt zwar gebunden, aber nicht verdrängt, wo die höhere geiſtige Einheit ſich durch Strenge der Ordnung im Ganzen darſtellt; ſie bildet eine numeriſche Ründung des Ausdrucks, wo die wahre Beredſamkeit ein Allgemeines in ſeiner Eigenthümlichkeit auffaßt; ſie erzeugt den Rhythmus der Dichterſprache, wo, wie in der Muſik ſelber, beſtimmte perſönliche Verhältniſſe in einer höhern geiſtigen Einheit verklärt werden. Die Dichterſprache löſt ſich durch den Geſang in die Muſik ſelbſt auf, ohne ſich zu verhüllen; in der Muſik der Inſtrumente bildet ſich dieſe endlich in ihrer reinen Eigenthümlichkeit aus.

Hat nun dieſe kurze Betrachtung, die ſich in allen ihren Gliedern leicht ausführlicher behandeln ließe, die, ohne den Standpunkt zu verlaſſen, den wir gewählt haben, tiefe und erſchöpfende Aufſchlüſſe über die Natur, ſowohl der Sprache, als der Muſik verſpricht, hat ſie den Sinn erweckt, der in beiden, obgleich ſie ſich innig an das Bewußtſein ſchmiegen, ja, aus dieſem erzeugt werden, dennoch organiſche Naturgebilde erkennen läßt, die rein objektiv in und mit der Natur, in demſelben Sinne, wie die leiblichen Organiſationen, ihre Wahrheit und Wirklichkeit erhalten, ſo werden wir die Bedeutung dieſer Organiſation, wie ſie ſich mit dem Menſchengeſchlecht ausgebildet hat, darzuſtellen verſuchen. Doch damit dieſe Darſtellung der jetzigen Zeit und ihrer Denkweiſe verſtändlicher werde, wollen wir verſuchen, ſie an dieſe ſelbſt anzuknüpfen, indem wir die Auffaſſungsweiſe des Verhältniſſes zwiſchen Mythe und Geſchichte, wie ſie noch herrſcht, und theils aus dem Standpunkte ſinnlicher Reflektion, theils mit ſpekulativen Ideen unklar vermiſcht, ſich ausgeſprochen hat, zuerſt ſelbſt ſprechen laſſen. Wenn wir hier, indem wir den erſten Urzuſtand der Menſchen, wie er ſich durch die Sprache überliefert, und ſo uns objektiv wird, betrachten, Einiges wiederholen, was wir früher ſchon, als von der leiblichen Bildung des Menſchengeſchlechts die Rede war, geſagt haben, ſo iſt es, weil hier rein pſychologiſch ſich ausſpricht, was dort allgemeiner aufgefaßt wurde.

Alles, was durch die Sprache laut wird, iſt dem ſinnlich reflektirenden Bewußtſein pſychiſche Lebensäußerung. Dieſe aber, ſinnlich betrachtet, iſt ſelbſt nur Aeußerung eines Fremden, dem Erkennen Unzugänglichen. Die Seele iſt dieſer Reflektion ein Fremdes, wohl aber äußert ſie ſich in der Sinnlichkeit; und wir vernehmen dieſe Aeußerungen durch die Vermittelung der Sprache. So werden wir mit Erfahrungen bereichert, die in der empiriſchen Pſychologie wiſſenſchaftlich verbunden werden ſollen. Zwar kann dieſe Wiſſenſchaft innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit niemals die Sicherheit und Evidenz erhalten, die durch die Strenge mathematiſcher Evidenz ſich in der anorganiſchen Natur beſtimmt ausdrückt; aber hier, wie bei der Betrachtung des organiſchen Lebens, läßt ſich doch ein regelmä=

ſiges Wiederkehren der nämlichen Erſcheinungen unter den nämlichen Verhältniſſen erkennen, und ſo entſteht eine Geſetzmäßigkeit der, bei der oberflächlichen Betrachtung geſetzloſen und willkürlichen Handlungen, welche, wie man meint, wohl eine wiſſenſchaftliche Begründung erlaubt.

Zu dieſen pſychologiſchen Lebensäußerungen, wie wir ſie ſinnlich erfahren, gehören nun auch diejenigen, die täuſchend die Einbildung erzeugen, als könne der Menſch ein höheres, über die Sinnlichkeit reichendes Erkennen erlangen. Es iſt aber klar, daß dieſe Täuſchung ſelbſt innerhalb der Sinnlichkeit entſtanden ſein muß, und Alles, was ſich ſo ausſpricht, als könne der Verſtand, Wahrheit erkennend, außerhalb der Sinnlichkeit thätig ſein, wird und muß pſychologiſch erklärt werden. Wo daher in irgend einer Vergangenheit Thatſachen anerkannt werden müſſen, die ein Erkennbares jenſeits der Sinnlichkeit vorausſetzen, da iſt freilich ein wirkliches Element des menſchlichen Bewußtſeins thätig. Dieſes drücken die Pſychologen durch die Einbildungskraft aus, welche ſich dadurch von den übrigen ſogenannten Seelenkräften unterſcheidet, daß ſie, auch innerhalb der Sinnlichkeit denkend, wie handelnd, ohne Rückſicht auf äußere Verhältniſſe thätig iſt. Das menſchliche Bewußtſein, welches einſehen ſoll, daß es nur in und mit den Verhältniſſen da iſt, und in jedem Moment von einer geſetzmäßigen Ordnung des Daſeins ergriffen, die es nicht aufzuheben und zu verändern, wohl aber zu erforſchen, zu benutzen und zu beherrſchen vermag, kann der Neigung nicht widerſtehen, durch ſich ſelber zu ſein. Dieſe Neigung ſpricht ſich ſelbſt bei den kühlſten und beſonnenſten Menſchen als ein Wunſch aus, der die geſetzmäßigen Verhältniſſe des Daſeins in Beziehung auf uns, anders geſtalten möchte, als ſie wirklich ſind. Dieſer

Wunſch ſetzt nun wieder ein Bewußtſein voraus, welches, abgewandt von den äußern Verhältniſſen, ein von dieſem getrenntes Daſein als ſeine eigenſte Wahrheit im Gegenſatz gegen die ſinnliche Wirklichkeit angenommen hat. Aus dieſer Richtung entſpringen Vorſtellungen, als müſſe, was innerlich im Bewußtſein wahr iſt, auch durch die äußern Verhältniſſe beſtätigt werden. So erzeugen ſich Träume, Fiktionen von einem Glück, welches, inſofern wir handeln, unſern eigenthümlichen Wirkungskreis; inſofern wir wiſſenſchaftlich denken, unſern forſchenden Geſichtspunkt erweitern ſoll. Und dieſe Vorſtellungen bilden ſich, da ſie keinen äußern Widerſtand finden, ſondern lediglich die innere Uebereinſtimmung einer erſcheinenden, in ſeiner Bedingung ſich ergreifenden Perſönlichkeit mit ſich ſelber ausſprechen, bis zum täuſchenden Schein der Wahrheit aus. Ein geſundes Bewußtſein, welches die äußeren Verhältniſſe, in und mit welchen es ſich entwickelt, erkennt, wird immer aus dieſen Träumen von neuem herausgeriſſen und zur verſtändigen Thätigkeit getrieben, ja, es erkennt in jenen dichtenden Träumen, wenn ſie nicht Ueberhand gewinnen, einen Reiz zur neuen, geſtärkten, verſtändigen That; denn die Träume enthalten nicht allein, ſondern nähren auch Keime der Selbſtthat. Aber wenn der Verſtand auf eine ſolche Weiſe ſich in ſeiner Wahrheit ergreift, ſo wird er zu der Einſicht gelangen, daß, wie nützlich die Träume auch ſein mögen, ſie doch nur als ſolche erkannt werden müſſen. Schreibt man ihnen irgend eine Realität zu, ſo iſt das Gleichgewicht zwiſchen jenem innern Faktor des Daſeins, der nur in ſeiner Beſtimmbarkeit ſeine Bedeutung hat, und dem äußern verſtändigen, der allein in ſichern Beſtimmungen ſich zu äußern vermag, aufgehoben, der Menſch geräth in einen gefährlichen Zwieſpalt mit ſich ſelber, indem zwei, ſich wechſelſeitig ausſchließende Welten miteinander kämpfen. Der feſte Boden des ſinnlichen Glaubens iſt erſchüttert und der Menſch geräth in die Gewalt des Aberglaubens.

So findet der ſinnlich Verſtändige die Quelle aller religiöſen Vorſtellungen in der Mitte der höchſten Bildung, ja, in ſich ſelber. Er iſt ſich bewußt, daß ſie in jedem Moment hervorzuſtrömen geneigt iſt, daß ſie nie verſiegt und fortdauernd zurückgedrängt werden muß. Was nun auf dieſe Weiſe, obgleich es als ein thätiges, nie völlig abzuweiſendes Geheimniß des menſchlichen Bewußtſeins anerkannt werden muß und eine ſogroße Gewalt ausübt innerhalb ſolcher Verhältniſſe, wie die der ſinnlichen Gegenwart, die uns feſſeln und (werden ſie vernachläßiget) mitunter auch bedrohen, — das muß noch viel mächtiger hervortreten, ſich viel mannigfaltiger geſtalten da, wo es als Gegenſtand nicht bloß vereinzelter Zuſtände, ſondern des ganzen Daſeins hervortritt. Schon da, wo der Menſch innerhalb der Sinnlichkeit träumt, iſt es irgend eine beſondere Art der Exiſtenz, die ihm lieb geworden iſt, und die er zwar ſelbſt bis ins Grenzenloſe erweitern, die er aber doch, der Art nach, bleibend erhalten möchte. Wie vielmehr muß er nun, wenn von ſeinem perſönlichen Daſein überhaupt die Rede iſt, wenn die Frage entſteht, ob die Perſon ſelbſt (die Quelle ſeines Bewußtſeins, ſeines ganzen Daſeins, ja, alles deſſen, was er handelnd als Glück, oder denkend als Wahrheit zu erlangen ſtrebt) fortbeſtehen ſoll, ſich zur Bejahung dieſer bedenklichen Frage getrieben fühlen. Dieſe Frage aber iſt ſo nothwendig, wie das menſchliche Daſein überhaupt; ſie erhebt ſich in einer jeden Seele, und iſt nie abzuweiſen. Der verſtändige und kühle Menſch wundert ſich nicht darüber, daß die Vorſtellung von der Unſterblichkeit der Seele ſich allgemein ausgebreitet hat, und das ganze Menſchengeſchlecht mehr oder weniger beherrſcht. Vielmehr wird er von Verwunderung ergriffen, wenn er ſieht, daß, trotz dieſer natürlichen Gewalt der ſich einſchmeichelnden Einbildungskraft, eine entgegengeſetzte Anſicht Raum gewinnen könne, durch welche der beſonnene Verſtand gerettet wird. Die Wuth, die Verfolgungsſucht, die erregt wird, wenn man das perſönliche Daſein, welches aller ſinnlichen Erfahrung zum Trotze angenommen wird, abzuleugnen wagt, iſt dem verſtändigen Menſchen ſehr natürlich. Erleben wir doch alle Tage, daß die Menſchen ihre erträumten Vorzüge am heftigſten vertreten; ja, dieſer Zorn, der freilich am heftigſten iſt, wo die Menſchen ſich wechſelſeitig reizen, und wo der Gegenſtand des Aberglaubens als ein allgemeines Gut betrachtet wird, hat für den ruhigen Forſcher eine große Bedeutung. Er beweiſt nämlich auf die entſchiedenſte Weiſe, in der Geſchichte des Geſchlechts im Ganzen, wie in den engſten menſchlichen Verhältniſſen, daß ein jeder, ſelbſt der abergläubiſchſte Menſch, im Innerſten bezweifelt, was er zu glauben meint. Der Zorn nämlich iſt nichts anders, als der Verſuch, durch innere Anſtrengung demjenigen eine Realität zu verſchaffen, was man allen äußern Verhältniſſen zum Trotz aus der innern Subjektivität der Einbildungskraft heraus zu behaupten wagt. Da nun dieſer Zorn allenthalben, ſo weit die Geſchichte reicht, an Intenſität zunimmt und wächſt im gleichen Verhältniß mit dem herrſchenden Aberglauben, ſo beweiſt er eben, daß der verſtändige, durch das ſichere Fundament der Sinnlichkeit geleitete Verſtand auch unter den Völkern, unter welchen und in den Zeitaltern, in welchen der religiöſe Aberglaube allein zu herrſchen ſchien, dennoch mächtig war, und ſeine Gewalt in dem Gebiete des am meiſten durch den Aberglauben Beherrſchten zu erkennen gab. Denn gegen dieſen

Feind iſt es ja, gegen welchen er ſich mit ſo großer Mühe und mit ſo bewunderungswürdiger Anſtrengung waffnet. Der klare und unbeſtochene Forſcher menſchlicher Verhältniſſe überwindet durch dieſe Betrachtung die Verwunderung, die ſonſt entſtehen müßte, wenn er die mächtige Ausbildung des ſinnlichen Verſtandes wahrnimmt und wie dieſe Religion und Aberglauben vernichtet, weil er einſieht, daß er eigentlich nie wahrhaft beſiegt war, und weil Zorn und Verfolgungsſucht in der Geſchichte, als ein Geſtändniß der Niederlage betrachtet werden müſſen, ſelbſt da, wo die lauteſten Triumphlieder den Sieg verkünden.

Wir haben dieſe Anſicht hier ſo ausführlich dargeſtellt, denn ſie herrſcht vor und man trifft ſie allenthalben, auch da, wo man ſie nicht erwartet, und aus Gründen, die in der Folge entwickelt werden ſollen, auch auf dem Boden derjenigen Spekulation, die ſich die abſolute nennt.

Die Anſicht der Mythologie auf dieſem Standpunkte des ſinnlichen Verſtandes iſt nun klar. Der in ſich ſichere, auf das Sinnliche gerichtete Verſtand erkennt die Wahrheit in der Geſchichte in demſelben Maaße, in welchem der Conflikt ſinnlicher Verhältniſſe, ſinnlicher Beſtrebungen und Abſichten klar hervortritt und eben dadurch für die Erinnerung fixirt wird. Jenes religiöſe dichtende Element tritt dann in einen Kampf mit den rein ſinnlichen Beſtrebungen und macht ſich eben dadurch bemerkbar. Der Aberglaube iſt nämlich nothwendig produktiv; denn, was man der ſinnlichen Erfahrung gegenüber feſthalten will, würde durchaus verſchwinden, wenn nicht die menſchliche Thätigkeit beſtimmend waltete, ſowohl in den von den äußern Verhältniſſen abgewandten Richtungen, wie in dieſen Richtungen ſelbſt. So bildet ſich ein Gebäude abergläubiſcher Dichtungen, und es mag nicht ohne Intereſſe ſein, dieſe ſelbſt, in ihrer Art, zum Gegenſtande einer empiriſch pſychologiſchen Unterſuchung zu machen. Kann doch auf dieſelbe Weiſe der verſtändige Menſch Gegenſtand der eigenen Unterſuchung werden, indem er nachforſcht, wie ſeine eigenen Wünſche und Hoffnungen ſich in einem erträumten Gebäude eine eigene Heimat zu bereiten ſuchen. Er wird dann finden, daß ſelbſt die ſchmeichelhafte Vorſtellung, als wäre dieſes Gebäude durch ihn ſelbſt errichtet, durchaus verſchwindet, daß vielmehr alle Materialien für daſſelbe in den ſinnlichen Verhältniſſen der Perſönlichkeit vorlagen und nur aus der klaren Beſtimmtheit, die in dieſer herrſcht, in die Unbeſtimmtheit eines vermeinten Ueberſinnlichen hineingetragen würden. Der Geſchichtsforſcher nun wird wiſſenſchaftlich mit Intereſſe und ethiſch mit Billigkeit und überhaupt mit ruhiger Beſonnenheit Dasjenige betrachten, was ein ſo weſentliches Element des menſchlichen Daſeins überhaupt iſt, und ſich als eine Miſchung von Dichtung und Wahrheit mit einer Art von Nothwendigkeit aus dem Geſchlecht entwickelt. Wenn es überhaupt ein Intereſſe hätte, eine menſchliche Perſönlichkeit ſo genau zu erforſchen, wie die Eigenthümlichkeit der Völker und ihre Schickſale, ſo würde man ohne allen Zweifel finden, daß ihre Geſchichte ſich nie erklären läßt aus ihren ſinnlich ausgeſprochenen Abſichten, daß vielmehr auch ihre innere Traumwelt, mag dieſe in religiöſer Richtung, oder bloß innerhalb der Schranken ſinnlicher Verhältniſſe ſich ausgebildet haben, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Geſtaltung gehabt hat. Man hat nicht ſelten dieſe erweiterte Unterſuchung mit Glück auf bedeutende Menſchen angewandt, und es iſt gewiß, daß große Entdeckungen in der Wiſſenſchaft, mächtige Thaten in der Geſchichte aus der Zuverſicht entſprungen ſind, die eine ſolche vorbildende Einbildungskraft erzeugte. So wird dieſe ſelbſt und ihre Produkte Gegenſtand einer kalten ruhigen und beſonnenen geſchichtlichen Unterſuchung. Je bewußter dieſes Verfahren iſt, deſto mehr wird der Geſchichtsforſcher ſuchen, in den Sinn des Aberglaubens, welcher Art er ſein mag, hineinzudringen, denn dieſer iſt ihm, was die Thatſachen dem Naturforſcher. Der mechaniſche Phyſiker, wie der Chemiker wird das Leben nicht ableugnen, weil es ihm unbegreiflich iſt; er wird, erweitern ſich ſeine Forſchungen, eine jede Form organiſcher Bildung, in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufaſſen ſuchen, aber die verſtändige, für ſeine Wiſſenſchaft fruchtbringende Erklärung beharrt innerhalb der Grenzen der Verhältniſſe, die er überſchauen und deren Geſetzmäßigkeit er zu erkennen vermag.

So verfährt nun auch der Geſchichtsforſcher. Geſchichtlich iſt ihm nur Dasjenige, was ſich in der Form ſinnlicher Verhältniſſe feſthalten, überſchauen und aus den Erfahrungen, die wir über die Conflikte menſchlicher Perſönlichkeiten gemacht haben, erklären läßt. Auch die Religionen und ihre verſchiedenen Formen werden auf dieſe Weiſe Theile der Geſchichte; inſofern ſie nämlich ſinnlich wahrnehmbare und in ihren Verſchlingungen mit den übrigen Verhältniſſen erklärbare Begebenheiten hervorrufen. Die Zeit liegt nicht fern, in welcher man nur das Maſſenhafte der Geſchichte hervorhob; die Kriege, die äußern Schickſale der Dynaſtien, die diplomatiſchen Verhandlungen, inſofern ſie bedeutende Veränderungen hervorrieſen, und das ängſtlichſte Detail hielt doch dieſen Geſichtspunkt mehr oder weniger feſt. Man glaubte weiter geſchritten zu ſein, als man die pragmatiſche Behandlung wählte, als man tiefer hineinzudringen ſuchte in die Veranlaſſungen und Folgen der Begebenheiten: eine Behandlung der Geſchichte, die mehr oder weniger auf pſychologiſche Unterſuchungen gegründet war.

Man ſuchte aus der Bildung und Geſinnung bedeutender Perſonen, die aus ihrer Handlungsweiſe hergeleitet wurden, die Verſchlingungen der Ereigniſſe zu erklären, und ſo wurden die erſcheinenden bedeutenden Perſönlichkeiten ſchärfer aufgefaßt, und aus ihren wechſelſeitigen Beziehungen die Ereigniſſe verſtändlich gemacht und in einen innern Zuſammenhang gebracht. Die großen Ereigniſſe, in welche Europa verwickelt wurde, zeigten bald, daß auch dieſe Behandlungsweiſe nicht hinreichend war. Der Einfluß, der ſtattfand durch das Volksleben im Ganzen, die Verwickelungen, die aus einem günſtigen oder ungünſtigen Verhältniß der Finanzen entſtanden, aus den Meinungen über Regierungsformen, und über das Verhältniß der Völker zu den Fürſten, die ſtille und geheime Gewalt der wiſſenſchaftlichen Bildung, wurden immermehr hervorgehoben, man lernte tiefere Elemente der Ereigniſſe kennen, deren innere Vereinigung das Schickſal der Völker beſtimmte, die Blüte oder den Untergang der Staaten herbeiführt. Iſt man etwa dadurch dem Weſen der Wahrheit der Geſchichte näher getreten?

Noch immer bewegt das Erkannte ſich nur in den anorganiſchen Elementen, und was als ein Lebendiges in der Darſtellung hineintritt, wird dennoch nur in äußeren Beziehungen erkannt, und nur das Talent vermag aus dieſer Behandlungsweiſe der Begebenheiten, faſt bewußtlos, eine höhere Einheit in vorübergehenden Momenten durchblicken zu laſſen. So wenig, wie wir tadeln, daß die Naturforſcher den anorganiſchen Ständtpunkt der Naturbetrachtung feſthielten, ja, in dieſem Gange der Bildung die höhere Hand erkennen, die dieſe Wiſſenſchaft leitete, ſo wenig ſoll, was wir geſagt haben, auf irgend eine Weiſe den Geſchichtsforſchern zur Laſt fallen. Daß ſie zuerſt das Maſſenhafte, durch welches Völker und Fürſten einem harten Geſetz unterliegen (dem göttlichen Gericht) auffaſſen, daß dann die Perſönlichkeiten, ergriffen von dieſem Gericht, hervorgehoben wurden, daß endlich die innern allgemeinen Beziehungen, durch welche Völker und Perſonen in ihrer innern Einheit erkannt werden, hervortraten, bezeichnet die naturgemäßige Stufe der Entwickelung des Geſchichtsſtudiums. Aber das wahre Fundament des geſchichtlichen Studiums iſt nicht gefunden, und daher finden wir in allen geſchichtlichen Darſtellungen der neuern etwas Unfertiges. Daher bleibt die klaſſiſche Rundung und Vollendung der Alten den neuern unerreichbar. Zwar vermag das Talent hier und da, wenn die Geſchichte vorübergehend ein Volk in eine große That verwickelte, die tiefere geiſtige Einheit der Begebenheit in eine Einheit der Darſtellung zu übertragen; wenn es aber darauf ankommt, ein großes Volk in ſeiner Eigenthümlichkeit, von dem erſten Punkt der Entſtehung, durch alle Stufen ſeiner mehr oder weniger gelungenen oder mißlungenen Bildung, zu verfolgen, und von einem ſolchen nationalen Punkte aus (wie Herodot), einen Blick auf den lebendigen Zuſammenhang aller Völker zu werfen, dann müſſen wir geſtehen, daß ſelbſt das gelungenſte nur als Material betrachtet werden kann. Unſere Univerſalhiſtorie aber kann man nicht einmal ein Monſtrum nennen, denn dieſes bildet ſich doch durch einen Exceß des Lebendigen, in jener aber findet man keine Spur von Leben. So lange es für die höchſte Tugend eines Geſchichtsforſchers gilt, daß er, wie man es nennt, unparteiiſch ſei, daß er außerhalb der Erſcheinung ſteht, mehr ein Richter als ein Darſteller derſelben, können wir keine wahre Geſchichte erwarten. Es giebt einen geſchichtlichen Sinn, der auch das Ganze mit geiſtiger Freiheit zu umfaſſen vermag, aber dieſer muß in einem Naturgrunde wurzeln, muß ächt bürgerlich im eigenthümlichſten Sinne ſein, muß in und mit einem Staate leben, handeln, ſtreiten und auch denken. Eine ſolche nationale Perſönlichkeit, die es durch und durch iſt und es auch in ihren Darſtellungen nie und nirgends verläugnet, kann allein das geſchichtliche Auge aufſchlagen, daß ſie ihre Welt erblickt, allein horchend das Ohr aufſchließen, die bildende Bewegung zu vernehmen. Sie allein beſitzt die geiſtige Freiheit, die jede nationale Eigenthümlichkeit gelten läßt, und in jedem Streite die höhere Einigung, inmitten des drohenden Unterganges die lebendige, hoffnungsvolle Entwickelung erkennt. Ein ächter Bürger iſt allein der ächte Hiſtoriker und er muß vorausgeſetzt werden, wenn wir eine Geſchichte erhalten ſollen. Sie ſchlummert, wenngleich ſie nicht das Wort gefunden hat, nicht laut geworden iſt in dem ſtillen Sinn des reinen chriſtlichen Bewußtſeins. Der Ausdruck, die Geſchichte ſteht, wie eine jede menſchliche Perſönlichkeit in Gottes Hand, der die Haare auf dem Haupte eines Jeden gezählt hat, und auf gleiche Weiſe an den innern ſtillen Kämpfen und Seufzern des Verlaſſenen und Unbemerkten und an dem Geſchick der Völker Theil nimmt, enthält die wahre Quelle aller lebendigen Geſchichtsforſchung. Wir verkennen es nicht, daß die tieferen Anſichten, die durch die talentvollſten Geſchichtsforſcher laut werden, eine ſolche lebendige Anſicht reifen laſſen, daß das Beſtreben, eine jede Zeit, ein jedes Volk in ſeiner Eigenthümlichkeit zu faſſen, auch alle jene Elemente volksthümlicher Bildung in ihrer lebendigen Einheit hervorheben wird, ſo daß das leere Verallgemeineren, die flachen Denkformeln, dem gründlichen Studio gegenüber, immermehr in ihrer Nichtigkeit erſcheinen werden, und daß aus den Beſtrebungen der Beſſeren, in welchen ſich ein höheres Leben immer mächtiger regt, eine Zeit hervorgehen muß, die aus den tiefſten Gründen einer beſondern Nationalität den Geſchichtsforſcher erzeugen wird, der den horchenden Völkern das Geheimniß ihres Geſchicks enthüllen ſoll.

Eine allgemeine Anſicht der Geſchichte überhaupt, wie das chriſtliche Bewußtſein ſie verbirgt, iſt uns hier, wo es darauf ankömmt, das Verhältniß der mythiſchen Zeit zur geſchichtlichen zu entwickeln, vor Allem nöthig und es wird ſich zeigen, daß die angeſtellten Betrachtungen keinesweges überflüßig waren.

Eine ſolche Anſicht wird Mythe und Geſchichte nicht ſo trennen, wie der reflektirende Geſchichtsforſcher. Er wird nie, wenn er ſagt, hier höre die Geſchichte auf und die mythiſche Zeit eines Volks fange an, damit behaupten wollen, daß dieſe mythiſche Zeit in ihrer Art unwahr wäre, weniger geſchichtlich, als die im engern Sinne ſogenannte. Alle Geſchichte iſt eine Miſchung von Hemmung und Entwickelung, von Lüge und Wahrheit. Das göttliche Geſetz (das Weltgericht) liegt in der Zukunft, und die wahre, ächt wiſſenſchaftliche Kritik iſt diejenige, welche immitten des Kampfes den Sieg, durch die Hemmungen hindurch die Keime der Entwickelung hervorzuheben und darzuſtellen vermag. Entſchiedener, roher, maſſenhafter, traten die Verirrungen in jener frühern Zeit hervor, die die großen, der äußern Unendlichkeit zugewandten Verhältniſſe der Natur in Bewegung ſetzten, wie die mächtigen Maſſen in der geologiſchen Zeit, die ja auch das Leben in ſeiner Entwickelung zu hemmen ſchienen, aber dennoch förderten. Das chriſtliche Bewußtſein, welches nur auf Gott gerichtet iſt, trennt nicht Natur, und Geſchichte; die Natur iſt ganz Geſchichte, die Geſchichte iſt ganz Natur, und unſere Hoffnung, eine lebendige Darſtellung geſchichtlicher Entwickelung im engern Sinne zu erhalten, beruht eben darauf, daß, während das abſolute Raiſonniren über alle Eigenthümlichkeit wegſieht, die Macht des Naturgrundes, die Perſon der Perſönlichkeiten, als Volk, ſich dem gründlichen Forſcher immer entſchiedener aufdringt. Was früher Sinn und Geſinnung war, ſoll nicht verdrängt und als vorübergehendes Moment aufgehoben, ſondern zum Erkennen verklärt und dadurch in ſich ſelber frei werden.

Da nun eine ſolche Anſicht des Lebens in unſeren Tagen wieder lebendig zu werden anfängt, und auch, wie die bisher vorherrſchende abſtrakte Meinung, ihren ruhenden Mittelpunkt ſucht, ſo wollen wir hier uns deutlich zu machen ſuchen, auf welche Weiſe die Entwickelung der Geſchichte dem Betrachtenden entgegentreten muß. Dieſes Fundament der Betrachtung ſoll den Geſchichtsforſcher, indem er Thatſachen feſtzuſtellen verſucht, keineswegs beſchränken. Der Sinn, der ihn leitet, iſt ganz derſelbe, im engern geſchichtlichen Sinne, den wir als das begründende Fundament aller phyſiologiſchen Unterſuchungen kennen gelernt haben. Wo er gedeiht, iſt er nothwendig chriſtlich und zwar deswegen, weil es dem Chriſtenthum allein vergönnt iſt, alle Erſcheinungen der Geſchichte als in dem göttlichen Bewußtſein in ſich vollendet zu betrachten, weil es allein, wie wild die Zeit ſich ſtellen mag, durch Glaube geſtärkt, durch Liebe verklärt, als zuverſichtliche Hoffnung das Eine Alles organiſirende Princip des göttlichen Willens feſthält. Obgleich nun, wird die Geſchichte durch einen ſolchen Sinn aufgefaßt, keineswegs eine ſtrenge Unterſuchung der gegebenen Verhältniſſe beſchränkt werden darf, obgleich ſelbſt der Verſuch, durch die Betrachtung ſinnlicher Verflechtungen dem Weſen der Geſchichte näher zu treten, eben ſo wie da, wo der Chemiker durch geſetzmäßige Beſtimmung anorganiſcher Verhältniſſe in das innere

Weſen des Lebens hineinzudringen ſucht, ſeinen Werth behalten ſoll und als ein nothwendiges Glied der Entwickelung des geſchichtlichen Erkennens überhaupt anerkannt werden muß: ſo wird doch, wo das chriſtliche Bewußtſein ſich in der Geſchichte ausſpricht, der lebendige, auf Gott gerichtete Sinn immer entſchiedener hervortreten. Hier vor Allem iſt nicht davon die Rede, daß das chriſtliche Bewußtſein ſich dem Weltbewußtſein fügen ſolle, dieſes vielmehr wird ſein eigentliches Weſen nur dann erkennen, wenn es zu jenem verklärt wird.

Wie wird nun der Anfang der Geſchichte von dem chriſtlichen Bewußtſein aufgefaßt werden? Wir haben geſehen, daß die phyſiſche Erſcheinung des menſchlichen Geſchlechts zwei Wunder herbeiführt, d. h. im ſinnlichen Bewußtſein als Thatſachen beſtimmt hervortretende Ereigniſſe, die ſolcher Art ſind, daß man ſie nicht allein bei unſerm gegenwärtigen Stande der Naturwiſſenſchaft als völlig unbegreiflich annehmen, ſondern auch behaupten müſſe, daß ſie niemals in irgend einer ſinnlichen Zukunft erklärt werden können, und die dennoch, nicht allein abweichend von Allem, was wir ſinnlich erfahren, ſondern ſelbſt mit dieſem im Widerſpruch, in der ſinnlichen Wirklichkeit und in der Reihe der Erſcheinungen ſich kund gegeben haben. Nun entſteht die Frage: Wie ſollen wir dieſe Thatſache betrachten? Die Entſtehung der Menſchen in einer beſtimmten Epoche der Erdbildung und die Entſtehung der Geſchlechter bilden Ereigniſſe, die eben ſo entſchieden zu den ſinnlichen Thatſachen des menſchlichen Bewußtſeins gehören, wie irgend ein Ereigniß, welches durch Urkunden und geſchichtliche Zeugniſſe irgend einer Art dargethan iſt. Iſt eine ſolche Thatſache nun eine geſchichtliche oder nicht? oder in welchem Verhältniß ſteht ſie zur Geſchichte?

Das geſchichtliche Geſchlecht kann als ein Individuum betrachtet werden, welches ſich innerhalb des eigenen Bewußtſeins bewegt und ergreift, und Zeugniſſe und Urkunden ſind nichts Anderes, als Ausdrücke dieſer Bewegung des menſchlichen Bewußtſeins in ſich ſelber. Wo ſie verſchwinden, muß man alſo ſagen, da verſtummt die Geſchichte. Aber wenn nun Zeugniſſe anderswoher uns über die frühern Schickſale des menſchlichen Geſchlechts belehren, Zeugniſſe, die ſogar feſter, entſchiedener ſind, als diejenigen, welche, innerhalb des menſchlichen Bewußtſeins entſprungen, uns überliefert ſind; wie ſollen wir dieſe betrachten? Es giebt nur drei Möglichkeiten. Entweder wir erklären ſie, der in ſich bewußten Geſchichte gegenüber, für Täuſchung; ein Verſuch, der oft genug angeſtellt iſt und eigentlich noch bis jetzt aller Erklärung der mythiſchen Zeit zu Grunde liegt, auch dann, wenn man die anerkannte Täuſchung dadurch in eine ſeltſame Sorte von Wahrheit zu verwandeln glaubt, daß man ſie aus einer Naturnothwendigkeit herleitet. Dieſer Verſuch ſcheitert nun, der Naturwiſſenſchaft gegenüber, deren Zeugniß zu beſtimmt iſt und nicht abgewieſen werden kann. Wir haben für alle Zukunft die Thatſache gewonnen, daß der Menſch in einer beſtimmten Zeit auf der Erde erſchienen iſt. Dieſe Thatſache iſt dem Geſchlechte mit einer eben ſo großen Beſtimmtheit geworden, wie die, daß die Erde um die Sonne geht; ſie gehört fortan in die Reihe der gemeinſchaftlichen Vorſtellungen des menſchlichen Bewußtſeins, und es kömmt nur darauf an, was dieſes mit einer ſolchen Thatſache anfangen will. Nimmt man ſeine Zuflucht zu der gewöhnlichen Behauptung, daß, was nicht ſinnlich zu begreifen iſt, das ſei überhaupt nicht zu begreifen, ſo findet ſich das Weltbewußtſein in Beziehung auf dieſe Thatſache gerade da, wo das von keinem Zweifel erſchütterte. chriſtliche Bewußtſein ſteht. Es muß Wunder annehmen eben ſo gut wie dieſes, und dieſelbe Schwierigkeit iſt nur auf einen andern Boden geſchoben. Denn hier iſt, wie ſchon erinnert wurde, nicht von der, durch den Verſtand nicht allein geduldeten, ſondern auch von vorne herein und allgemein behaupteten Unbegreiflichkeit des Daſeins, innerhalb welcher Alles in ſeinem Zuſammenhange begriffen wird, ſondern von einer Thatſache, die dieſen Zuſammenhang aufhebt, die Rede. Wir müſſen ſie unter den übrigen ſinnlichen Erfahrungen als eine iſolirte, aus keiner andern in ihrer Geſetzmäßigkeit zu begreifenden, d. h. als ein Wunder dulden.— Oder wir verſuchen, was innerhalb der Sinnlichkeit unbegreiflich iſt, als durch ein höheres Erkennen verſtändlich, zu betrachten. Hat man nun dieſen Standpunkt als den einzig möglichen, wenn das Bewußtſein nicht auf immer in ſich zerfallen ſoll, eingenommen, dann ſtehen wir, wie wir früher ſchon geſehen haben, mit dem Anfange der Geſchichte da, wo wir bei der Betrachtung des Lebens überhaupt uns hingeſtellt haben, und das ſo gewordene Geſchlecht kann alſo eben ſo wenig ſeinen Lebensäußerungen nach ſinnlich verſtanden werden, wie ſeiner Geburt nach.

Ein neuer Einwurf wird uns hier entgegentreten. Man wird behaupten, daß der Anfang des Geſchlechts in ſeiner Unbegreiflichkeit, den Anfang alles Daſeins wiederholt und als Grundlage alles Begreiflichen ſelbſt nicht begriffen werden kann, daß aber eben ſo, wie die erſten Eltern auf ſinnlich natürliche Weiſe ihre Nachkommen erzeugten, ſo auch die Entwickelung des Bewußtſeins bei den erſten Geſchlechtern nach den nämlichen Geſetzen ſtattfinden mußte, die wir jetzt als die pſychologiſch-geſetzmäßigen erkennen, und aus dieſen erklärt werden müſſen, ſo wie ja auch wirklich in unſerer religiöſen Ueberlieferung, wenn wir, was ſie uns giebt, als eine Thatſache annehmen, dieſelben Leidenſchaften, Laſter und Tugenden, nur freilich, wie ſich begreifen läßt, einfacher, roher, grader auf das Ziel gehend, als ſpäter oder jetzt, als Beſtimmungsgründe menſchlicher Handlungen erkannt wurden. — Man denke ſich alſo den Zuſtand der erſten Menſchen, und verſuche es, ſich ihre ſogenannte pſychiſche Entwickelung klar zu machen. Alle die Schwierigkeiten, mit welchen die Theologen ſchon ſeit Jahrhunderten zu kämpfen hatten, drängen ſich jetzt dem Weltbewußtſein auf, und wenn ſolche Aufgaben noch nicht außerhalb der Schule zur Sprache gekommen ſind, ſo liegt dieß in der That nur darin, daß die Entſtehung der Menſchen in einer beſtimmten Epoche nur durch die Phyſiker anerkannt iſt, und trotz der allgemeinen Ausbreitung in allen Richtungen, doch ſelbſt hier und noch mehr außerhalb der Schule, als ein bloß äußerlich Erkanntes, als eine frappante und intereſſante Notiz aufgenommen iſt, ſo, daß die unendliche Konſequenz, die mit einem ſolchen zugeſtandenen Ereigniß verbunden, noch nicht ſo in die Bildungsmaſſe eingedrungen iſt, daß das geſchichtliche Bewußtſein dadurch in Bewegung geſetzt worden wäre. Da aber mit der entſchieden anerkannten Tatſache auch alle Folgerungen dem Bewußtſein gegeben ſind und von jetzt an ihm zugehören, ſo gehört ihre Entwickelung unvermeidlich der Wiſſenſchaft.

Es fragt ſich alſo: nach der Art der Entwickeluug der erſten Menſchen, welches das bewegende Princip ihrer Lebensäußerungen war, wenn dieſe mit der menſchlichen Handlungsweiſe in völlig entwickelten geſchichtlichen Epochen verglichen werden. Ein Unterſchied muß gleich auffallen und iſt durchaus nicht zu beſeitigen, nämlich dieſer, daß wir eben auf dem Standpunkte des ſinnlichen Erkennens nicht ein beſtimmtes

Bewußtſein, ſondern ein Bewußtſein überhaupt, als ein in ſeiner Allgemeinheit konkretes, begreifen müſſen; ein Bewußtſein nämlich, ohne Inhalt; da dahingegen in einer ſpätern Zeit, wie ſie reicher oder ärmer ſich geſtaltet hat, das Bewußtſein, wie es in der Erſcheinung hervortritt, ſich in und mit einem beſtimmten Inhalt entwickelt, ja, ohne dieſen eben ſo unbegreiflich iſt, wie die Seele ohne einen Leib. Wir hätten alſo entweder ein konkretes Bewußtſein als ein Ding ohne ſeinen Inhalt, welches, leer, wie es daſteht, eine in ſich fertige Seele, die ihren Inhalt ſucht, abermals ein Wunder wäre, und wären genöthigt, wie für die Entſtehung des Leibes einen andern Standpunkt der Entſtehung, ſo für das Erkennen der geiſtigen Entwickelung einen andern Standpunkt der Ueberlieferung, als den bloß ſinnlichen, anzunehmen. Was uns überliefert wird, wenn wir als Kinder uns entwickeln, wird von uns als innerlich Verwandtes betrachtet, welches durch Mittheilung von außen kömmt und die Nachahmung hervorruft. Leiblich zweckmäßige Funktionen, ſowohl als die Sprache, müſſen aber dennoch zugleich als entſtanden aus dem innern einer jeden Perſon begriffen werden, weil man ſonſt zwar behaupten könnte, das Kind verändere ſich, aber keineswegs ſagen könnte, es entwickele ſich. So kann eine Maſchine, durch welche man einen beſtimmten Zweck erreichen will, auch, je genauer man über dieſen nachdenkt, deſto zweckmäßiger eingerichtet werden, aber man darf nicht ſagen, es fände eine Entwickelung der Maſchine ſtatt; dieſe iſt nur da, wo der Keim der Vollendung ſchon in dem erſten Entwurfe lag, in der Gedankenfolge des Künſtlers.

Hat nun die Entwickelung des erſten Geſchlechts, wie unſere jetzige, durch eine Ueberlieferung ſtattgefunden? Je genauer wir unſere Aufgabe betrachten, deſto mehr zeigt es ſich, daß wir gezwungen ſind, dieſes anzunehmen. Haben wir doch ſchon zugeben müſſen, daß die Quelle der leiblichen Erzeugung anderswo lag. Iſt nun dieſe Ueberlieferung zugleich eine Entwickelung des erſten Geſchlechts, ſo iſt ſie nicht bloß als ein äußerlich Mitgetheiltes, ſondern auch als ein innerlich in dem Menſchen, wenn auch unenthüllt, Liegendes, alſo ſeinem Weſen Urſprüngliches zu betrachten.

Wir erinnern uns hier, was uns die Unterſuchung über die Natur der Sprache gelehrt hat. Sie bildet eine eigene organiſche Welt, die den Moment des Werdens als ſolchen zur Erſcheinung bringt. Hörbar iſt, was in jedem Augenblick als ein Entſtandenes erſcheint. Aber auch in dieſem iſt das Seiende ſo wenig verdrängt, wie in dem Leiblichorganiſchen. Es bildet ſich auf lebendige Weiſe in der eigenthümlichen Form die Sprache aus, und wie wir ſie vorfinden, entſteht ſie immer von neuem in ihrer gegebenen Form. Die Sprache nun hat, wie alles Lebendige, eine univerſelle und eine individuelle Richtung. In jener unterliegt ſie dem Geſetz einer, obgleich nach innen gerichteten, dennoch äußern Unendlichkeit. Sie bleibt im Werdenden, was ſie im Seienden iſt. Wird das menſchliche Geſchlecht als eine lebendige Organiſation betrachtet, deren Lebensprincip das Bewußtſein iſt, ſo müſſen wir, als einen Faktor dieſer Organiſation eine Richtung erkennen, der vegetativen, der leiblichen ähnlich; er bildet den Naturgrund alles bewußten Lebens, dieſes verhüllt ſich in ihm, wie das Thier in der Pflanze, die äußere Unendlichkeit des reflektirten Bewußtſeins iſt, eben durch dieſe bewußtloſe Richtung des menſchlichen Daſeins, als eine innere zwar nicht erkannt, aber für das Erkennen geſetzt. So iſt die ganze Natur zur Perſon geſteigert, und mit ihr iſt die That, die die Welt ſchuf, mit dieſer der göttliche Wille, und zwar als ein Ewiges, alſo unvertilgbar, geſetzt. Der erſte paradieſiſche vorübergehende Moment, durch welchen das All perſönlich ward, war alſo zugleich der Anfang einer neuen Schöpfung. Die Hemmung (das tief im Innern der Perſönlichkeit verborgene Unglück des menſchlichen Geſchlechts), die im All die Offenbarung Gottes als eine Entwickelung hervorrief, trat hier in ihrer tiefſten Bedeutung hervor. Auch ſie ward perſönlich; aber der nämliche Typus der Entwickelung, den wir im All erkannt haben, erneuerte ſich hier, wo die Natur zur Perſönlichkeit verklärt wurde, der Kampf und der Sieg ſollte auch hier durch den nämlichen Typus den göttlichen Willen offenbaren, damit es klar werde, daß die nämliche liebende Abſicht das ganze Daſein durchdringe.

Unſerm Standpunkte gemäß, erſcheint uns die Hemmung nur als der Stachel der Entwickelung, daher, als ſolcher, in ihrer Nichtigkeit, und ſiegreich ſchreiten die Zeiten der Geſchichte fort, wie die Epochen der Natur, den mächtigen und zugleich liebenden Willen Gottes enthüllend. Daher ſind wir berechtigt, eine fortgehende Schöpfung, d. h. eine fortſchreitende Naturbildung in der Geſchichte des Geſchlechts zu erkennen, wie wir in der Natur eine Geſchichte fanden. Durch eine ſolche Betrachtungsweiſe allein wird eine wahre ſpekulative Teleologie möglich.

So war der erſte Menſch der Anfang der Schöpfung, dieſe ſelbſt in ihrem tiefſten Sinne aufgefaßt; und aus dem dunkeln Grunde, aus welchem alle Schöpfung ſich enthüllt, trat die Geſchichte hervor. Wir ſahen das Leben ſich in der Maſſe verbergen, als wir den Urzuſtand der Erde betrachteten; ſo verbarg ſich das perſönliche Bewußtſein in der leiblichen Natur, und die Freiheit der Perſönlichkeit konnte ihren eigenen Mittelpunkt nicht finden, obgleich ſie unvertilgbar in dem Innerſten der Perſon thätig war. Daher waren auch, als jener lichte Moment des paradieſiſchen Zuſtandes verſchwunden war, als die zerſtreuende Hemmung die Entwickelung hervorrief, die Mächte der kämpfenden Natur thätig. Was hier, als allgemeine Andeutung, geäußert wird, fordert eine ſchärfere, genauere Beſtimmung, die ſpäter erfolgen ſoll.

Um die inneren Vorgänge, die damals ſtattfanden, zu faſſen, dürfen wir den Standpunkt des Erkennens, den wir errungen haben, nicht vergeſſen. Seit Kant hervortrat, iſt uns die Subjektivität alles Erkennens das Element der Spekulation geworden, und wenn er auch dieſe innerhalb der Sinnlichkeit und für eine abſolut fixirte ſinnliche Reflexion feſthielt, wodurch das Objekt ſelbſt dem ſubjektiven Erkennen entfremdet wurde, ſo war doch der Weg gebahnt für ein höheres Erkennen, welches in und mit ſeiner ſubjektiven Form die objektive in ihre Weſenheit und Wahrheit ſetzte. Eine ſolche Anſicht nun wird in einer jeden ſubjektiven Entwickelung zugleich die objektive ergreifen; ſie wird nicht behaupten, wenn ſie eine beſtimmte Epoche der Geſtaltung des menſchlichen Geſchlechts und des perſönlichen Bewußtſeins betrachtet, daß die Subjektivität einer ſolchen Entwickelungsſtufe eine ſchlechthin und in ihrer Wurzel falſche wäre; daß das Objekt der Zeit ſo da war in einer frühern Zeit, wie es einer ſpätern erſcheint, und daß daher der Maßſtab der Beurtheilung der vergangenen Zuſtände mit den ſpäteren ebenfalls ſich entwickelnden und alſo relativen Anſichten gegeben wäre. Was wir hier Zuſtand einer Zeit nennen, ſoll den Geſammtausdruck des beſtimmten Lebens und Daſeins des menſchlichen Geſchlechts auf der gegenwärtigen Stufe der Bildung bedeuten. Dieſer geht nun keineswegs mit allen ſeinen

Elementen auf in der aus ihm erzeugten abſtrahirenden Reflektion, und dennoch wird ſelbſt dieſe bedingt durch die Totalität des Zuſtandes. Dieſer Zuſtand nun, ob er gleich jetzt, wie zugeſtanden werden muß, eine höhere Bildungsſtufe der Perſönlichkeit und mit dieſer des All's bezeichnet, iſt dennoch, ſo wie er erſcheint, ein relativer, und nur inſofern er in den graden und geſunden Strom der Entwickelung hineingeriſſen iſt, ein wahrer. Daſſelbe gilt aber für eine jede frühere Epoche. Gab es in ihr keinen Ausdruck des All's, d. h. des göttlichen ſchöpferiſchen Willens, ruhte in ihr nicht das innere Weſen der Perſönlichkeit, ſo wäre ſie gar nicht zu erkennen; ſie fiele ganz jenſeits der lebendigen Anſchauung und könnte nie Gegenſtand der ſpekulativen Betrachtung ſein.

Wollen wir die Momente der früheren Zuſtände feſthalten, ſo ſpricht ſich der Typus, der für das Erkennen allein Geltung hat, in der vorbildenden Organiſation entſchieden aus. Wenn man daher das Kinderleben als Ausdruck der mythiſchen Zeit betrachten will, ſo erinnern wir hier wieder daran, daß das Kind, wie der Embryo, die Metamorphoſe des ganzen Geſchlechts durchläuft, aufgenommen in der höhern Stufe, in welcher es ſich entwickelt, während die früheren Entwickelungsſtufen des Geſchlechts eigene Welten bilden, den verſchiedenen Thierklaſſen ähnlich. Nur wenn wir dieſe Anſchauung feſthalten, haben wir den freien Standpunkt gewonnen, auf welchem wir ein Urtheil über die vergangenen Zeiten zu fällen vermögen, auf welchem wir ſie in ihrer innern, obgleich uns im Tiefſten verwandten, dennoch zugleich von uns abgewandten Eigenthümlichkeit zu erkennen vermögen. Allerdings geht in den Tiefen der Perſönlichkeit ein verbindender Faden durch alle Geſchlechter hindurch, der immitten der mannigfaltigen abweichenden Bildung die gerade Richtung der Entwickelung feſthält und enthüllt; wie das Nervenſyſtem in den verſchiedenen Thierklaſſen. Aber wie die thieriſchen Funktionen dieſes Syſtems ſich in das Innerſte des organiſchen Lebens, ſo verbirgt ſich dieſer Faden der äußeren abweichenden und mannigfaltigen Bildungen, wie dieſe in der Erſcheinung hervorgetreten ſind, in den verborgenſten Tiefen der Perſönlichkeit, nur demjenigen erkennbar, deſſen ganzes Erkennen auf die göttliche Abſicht der Schöpfung gerichtet iſt.

Nachdem wir auf dieſe Beſchränkung aufmerkſam gemacht haben, können wir in unſeren Tagen das Element der Mythe wohl wieder erkennen. Wir finden es aber nicht bei den Klugen und ſich weiſe Dünkenden, vielmehr bei den Kindern. Auch bei dieſen zeigt ſich der Urzuſtand als ein ſolcher, in welchem das keimende Bewußtſein von der Totalität der Umgebung überwältigt, eine ſcheinbar bloß paſſive Rolle ſpielt, und zwar durch den Moment der vorwaltenden Empfindung. In dieſem Zuſtande der herrſchenden Empfindung iſt ein jeder Moment ein geſonderter, von dem vorhergehenden und nachfolgenden getrennter. Der Zuſtand der Luſt, wie der der Unluſt liegen völlig auseinander, das Kind geht ganz unter in einer jeden Empfindung und es iſt ein Zeichen der höhern Entwickelung, wenn es anfängt, die wechſelnden Momente auf einander zu beziehen und dadurch ſich ſelbſt, als das Bleibende, von dieſem zu trennen und feſtzuhalten. Um nun den Urzuſtand des Kindes, wenn wir in ihm den Typus des Urzuſtandes des Geſchlechts wieder erkennen wollen, in dieſer Beziehung richtig aufzufaſſen, dürfen wir den Einfluß der Bildungsſtufe nicht überſehen. In dieſer, die ja nicht bloß eine äußere, ſondern auch eine innere der ſich entwickelnden kindiſchen Seele iſt, liegt der Moment des ſchnellen Wechſels nothwendig, denn dieſer iſt das Zeichen der lebendigen Organiſation, der innern geiſtigen Beweglichkeit der Zeit. Eben daher kann ein einſeitiger Moment der Luſt ſich nicht fixiren, das negative Abſtoßen der Unluſt ruft die Oscillation des höhern Lebens hervor, wie die willkürlichen Bewegungen des organiſchen Leibes durch einen ſolchen Wechſel immer mannigfaltiger hervortreten und beziehungsreicher werden, je höher das Thier ſich entwickelt. Je geringer daher die Entwickelungsſtufe iſt, deſto größer iſt die Gewalt der ſinnlichen Luſt, der einſeitigen Begierde, die mit beſtimmten allgemeinen Naturverhältniſſen zuſammenfällt. Denn man vergeſſe nicht, daß die Begierde, die Luſt, die ſich hervorwagt und ſich in ihrer Art fixiren möchte in unſern Tagen, ſelbſt bei den ungebildetſten Menſchen, einen verdrängenden Widerſtand findet durch die Gewalt der geſelligen Organiſation, die ſowohl äußerlich der einſeitigen Richtung hemmend entgegentritt, wie innerlich in der Seele ſelber eine Macht beſitzt, der keine Perſon zu entrinnen vermag. Der verworfenſte Menſch wird eben deswegen ein ſolcher, weil wir uns ihn denken müſſen, kämpfend gegen eine Gewalt, die er nur ſcheinbar, nie wirklich zu überwältigen vermag. Ein ſolches Daſein iſt uns daher eine Krankheit einer höhern Organiſation, nicht ein eigenthümliches Gebilde. Da aber, wo die einſeitige Begierde das ganze Daſein in Anſpruch nimmt, entſteht eine eigenthümliche Form deſſelben, in welche alle Momente der perſönlichen Erſcheinung hineingehen müſſen, ſo daß die Perſon, ſelbſt in der Erſcheinung, das ungehemmte Gebilde der innern Vereinzelung wird. Die Momente dieſer Bildung liegen aber nicht bloß in ihm, ſondern in der Art und Weiſe, wie die ganze Natur ſich in ihm abprägt; auch für uns gilt das Nämliche, aber die Art und Weiſe der Geſtaltung iſt durch eine höhere organiſche Gliederung vermittelt. Der dunkle

Grund, aus welchem die Geſchichte ſich entfaltet, ſetzte aber damals die Perſönlichkeit in eine unmittelbare organiſche Verbindung mit dem, was uns eine äußere, nur durch die Vermittelung der höhern Bildung beſtimmende Natur iſt. Uns iſt dieſe eine äußere, weil die äußere Trennung die innere Vereinigung anzeigt. Selbſt innerhalb der geſelligen Organiſation, die freilich deswegen in der ſchwankenden Bewegung des Werdens erfaßt werden muß, weil ſie das Ziel ihrer Entwickelung nicht erreicht hat, erkennen wir dieſen Unterſchied in dem Verhältniſſe zur Natur ſehr wohl. Das reiche Naturgefühl ſpricht eben jene geiſtige Freiheit aus, mit welcher wir, äußerlich getrennt von ihr, ſie nicht bloß in Beziehung auf unſere ſinnlichen Bedürfniſſe, ſondern geiſtig aufzufaſſen vermögen. Die weniger Gebildeten der Zeit unſerer Tage, durch das chriſtliche Bewußtſein verklärt, zeigen zwar nicht die reich entfaltete Beweglichkeit eines ſolchen Daſeins, aber in dem einfachen ſtummen Gefühle liegt nicht ſelten eine Tiefe und Wahrheit des Naturgrundes verborgen, die das ganze perſönliche Daſein durchdringt und erhebt. Anders verhält es ſich da, wo die einſeitige Begierde ſelbſt als eine vereinzelte Naturgewalt hervortritt. Da wird nicht die geiſtige Totalität des göttlichen Alls in dem Innerſten der Seele wiederklingen. Dem vereinzelten Daſein gegenüber wird eine Vereinzelung der Natur ſich bilden; ja, was in der Natur als Kraft ein Geiſtiges iſt, dem Geſetz des Alls unbedingt unterworfen, das wird hier an dem Geiſtigen der Perſönlichkeit Theil nehmen, und in dem Innerſten derſelben wird derjenige Kampf laut, der in der Natur beendigt iſt und ſich in der fortſchreitenden Ordnung der Organiſation kund thut. Der hemmende Feind, der in der äußern Natur beſiegt iſt, ſetzt in der Geſchichte ſeinen Kampf fort; es iſt der nämliche und er hat für die Betrachtung die nämliche, ſelbſt ſinnliche Realität, die wir ihm in der Natur zuzuſchreiben genöthigt ſind. Die geologiſche ſinnliche Forſchung zwingt uns, einen Kampf losgebundener Kräfte anzuerkennen, für deren Gewalt die gegenwärtige Ordnung des Daſeins uns keinen Maßſtab darbietet, und die zerſtörend wirkten in den früheren Epochen der Erde. Die Vernichtung der dadurch entſtandenen zerſtörenden Hemmung war die Offenbarung zunehmender Ordnung, aber was wir die zerſtörende Macht nennen, war eben ſelbſt in der Natur die innere Vereinzelung der Kraft, die der allgemeinen Ordnung kämpfend entgegentrat. Jetzt, da die Ordnung die Empörung der Kräfte beſiegt hat, erſcheinen ſie nur als ſolche, d. h. als Naturmächte, die der Nothwendigkeit der Verhältniſſe unterworfen ſind, dieſen gehorchen müſſen, und die ſtrenge Zucht des Alls geiſtig in der Wiſſenſchaft offerbaren und allerwege kund geben. Aber eben dieſe Vereinzelung war es, die (und mit ihr der Kampf) immer innerlicher ward, je höher die Organiſation ſtieg und ihren Mittelpunkt fand in der menſchlichen Perſönlichkeit. Die Geſchichte des Geſchlechts in ihrer Entwickelung enthält für das chriſtliche Bewußtſein den göttlichen Sieg hier, wie er in der Natur vollbracht iſt. Iſt es uns nun gelungen, dieſe höhere Einheit aller Geſchichte, ihrem Weſen nach, zu faſſen, iſt uns das Seiende der Natur ein Ewiges geblieben innerhalb der Entwickelung des Geſchlechts, ſo wie wir das Werdende der Geſchichte in der jetzt vollendeten ſtillen Ordnung der Natur erkennen, ſo wird uns der Sinn aufgehen, mit welchem jene früheſten Zuſtände des Geſchlechts aufgefaßt werden müſſen.

Der Verluſt des Paradieſes war die wieder hervorbrechende Nacht, ſowohl in der Natur, wie in der Geſchichte. Alle gebildeten Völker haben eine Erinnerung ſolcher Naturkämpfe; mächtige Fluten, gewaltige Zerſtörungen und neue Gebirgsbildungen ſchweben in der Vorzeit allen den edelſten Völkern, d.h. denjenigen, deren Erinnerungen bis zum erſten Urzuſtand hinreichen, in mächtigen Bildern vor. Dieſes iſt eine Thatſache, ſo entſchieden, wie irgend eine geſchichtliche, obgleich ſie nicht aufgefaßt werden kann mit dem Sinne, mit welchem in ſpäteren Zeiten Ereigniſſe, die unſerm jetzigen Zuſtande näher verwandt ſind, beurtheilt zu werden pflegen. So müſſen auch die gewaltigen Erſchütterungen der Natur dem Naturforſcher als Thatſachen erſcheinen, obgleich die Hypotheſen, die ſie zur Erklärung benutzen, als kleinlich, und ſelbſt von den Erfindern als unwahr angenommen werden. Daß eine ſolche Erſchütterung der ſchon in ſich ſelber geordneten Natur ſtattgefunden hat, iſt unzweifelbar, und dieſe Gewißheit kann dadurch nicht erſchüttert werden, daß wir in den Ueberlieferungen, die zu uns gekommen ſind, mancherlei Verirrungen und ſchwer aufzuhebende Widerſprüche finden. Die geologiſchen Unterſuchungen, von einem ganz andern Standpunkte ausgehend, beſtätigen immer mehr, je weiter ſie fortſchreiten, was noch nicht in der Erinnerung des Geſchlechts erloſchen iſt. Aber auch hier unterſcheidet ſich die heilige Ueberlieferung von einer jeden andern. Wie ſie in der Schöpfungsgeſchichte nicht die Verwirrung des Kampfes, wohl aber den Sieg und die Vollendung göttlicher Abſicht mit der Schöpfung der Menſchen verkündigte, wie ſie, als das Paradies verſchwand und die Nacht der Geſchichte hervorbrach, aus der Finſterniß des Falles hoffnungsvoll das Licht hervorleuchten ließ, welches die Finſterniß bekämpfen und zerſtreuen ſollte, ſo ward auch jetzt jene Bewegung der Kräfte als völlig beſiegt, die Ordnung der Natur und mit dieſer die Entwickelung einer organiſchen Geſchichte innerhalb der Sinnlichkeit als eine in ſich beſchloſſene Entwickelungsſtufe kund gethan. Die Ordnung der Sinnlichkeit ward als eine unveränderliche, als das Lebensprincip der Geſchichte offenbar; jetzt erſt ſchwiegen die Mächte, nachdem ſie der organiſchen Zucht des All's unterworfen. So lange die Erde ſteht, hieß es, ſoll nicht aufhören Saamen und Erndte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Jene Zeit war diejenige, in welcher ſich die Götterwelt geſtaltete. Man frägt: welchen Grad von Wahrheit das Heidenthum gehabt hat? ob Jupiter und Apollo, Brama und Vishnu, Odin und Thor wirklich dageweſen ſind oder nicht? Daß man dieſe Gebilde nicht als bloße Fictionen, alſo als willkürlich entſtanden, betrachten darf, leuchtete ſchon dem oberflächlichſten Betrachter ein, und als der Sinn für eine Entwickelung des Geſchlechts, die alle Momente ſeines innern und äußern Daſeins gemeinſchaftlich ergriffen hatte, weder innerlich, wie in frühern Zeiten, den Sinn leitete, noch aus einer wieder lebendig werdenden Gedankenwelt ſich zu entwickeln angefangen hatte, wie in unſern Tagen, glaubte man wohl das Räthſel löſen zu können, wenn man annahm, daß dieſe Götter urſprünglich Herrſcher, im gewöhnlichen Sinne, waren, die, mit vorzüglichen Fähigkeiten ausgerüſtet, bei einem unwiſſenden Volke einer unbegrenzten Verehrung genoſſen, und dieſe mißbrauchten, um ſich übernatürliche Kräfte zuzuſchreiben und ſich als Götter anbeten zu laſſen. Dieſe Anſicht iſt verworfen, ja, lächerlich geworden, und indem ſie mit höchſt naiver Beſchränktheit vorausſetzt, daß unſere geſelligen Verhältniſſe und unſere Beziehungen zur Natur die Grundlage der Zuſtände aller Zeiten geweſen ſind, verdienen ſie es. Selbſt der uralte Chronos, der ſeine Kinder verſchlang, ward von unſern Nachbaren als ein Tyrann dargeſtellt, der von ſeinem Miniſter Hermes irre geleitet ward; und dennoch lag in dieſer Anſicht mit ihrer ſinnlichen und beſtimmten Beſchränktheit eine Wahrheit verborgen, die, würde die Schranke aufgehoben, ſich wohl erkennen ließe.

Die Naturforſchung wird uns auch hier lehrreich. Wir haben, als wir die Entwickelungsgeſchichte der Erde darſtellten, darauf aufmerkſam gemacht, daß die Erde vor der Schöpfung der Menſchen in allen ihren Verhältniſſen von der gegenwärtigen verſchieden ſein mußte: und dennoch iſt es eben ſo entſchieden, daß ſie ganz und durchaus die nämliche war. Hebt bei der Forſchung, wenn ihr es vermöget, die Beſchränkung auf, durch welche der gegenwärtige Zuſtand der Erde als ein vereinzelter und dadurch abſolut endlicher aufgefaßt und als Grundlage eurer Betrachtung benutzt wird, ſo werdet ihr allerdings in dieſem gegenwärtigen Zuſtande ſelber einen frühern, von dieſem verſchiedenen und dennoch auch die Continuität der Entwickelung erkennen können.

Das Menſchengeſchlecht iſt im Bilde Gottes erſchaffen, durch ihn hat das All, in allen mannigfaltigen Beſonderheiten ſeiner Geſtaltung, ſeine innere Wahrheit und Weſenheit erhalten. Die menſchliche Perſönlichkeit iſt ewig, denn das, was in ihr die Perſon iſt, ihre Eigenthümlichkeit, findet ihren Grund nicht in der Erſcheinung. Der Menſch erſcheint in der ſinnlichen Zeit, aber ward nicht in ihr erſt, als er erſchien; daher vermag er ſeinen Anfang nicht zu finden, weder, als ein ſich Bewußter überhaupt, noch mit der beſtimmten Sonderung des Bewußtſeins. Betrachten wir nun die unendliche Mannigfaltigkeit der Perſonen, nicht allein derjenigen, die in der frühern Zeit waren, nicht allein derjenigen, die in der gegenwärtigen Zeit ſind, ſondern auch derjenigen, die bis zur Vollendung und Verklärung des Alls ſein werden: ſo müſſen wir ſie, als ſämmtlich ſeiend in Gott betrachten und der Akt der Schöpfung iſt die Bewegung des Werdens in und mit einem, in ſich ewigen, und unveränderlichen Sein. Gott, wie er ſich dem Menſchen offenbart hat, iſt die ruhende innerlich unendliche Einheit unendlich mannigfaltiger, in ſich innerlich unendlicher, lebendiger Perſönlichkeiten, die ihrer Wahrheit nach in ihm werden, indem ſie ſind, und wie ſie in Gott ſind. Vergebens ſucht man einen Urſprung der Perſönlichkeit. Es gehört eben zu ihrem Weſen, wenn wir ſie rein auffaſſen wollen, ohne Anfang zu ſein. Und dieſes Unergründliche alles Daſeins, welches nie erfaßt werden kann, iſt zugleich der göttliche lichte Hintergrund des göttlichen Weſens ſelber, welches ſich dem chriſtlichen Bewußtſein eröffnet. Dieſem iſt es klar, daß es, in der Bewegung des Seins, des Handelns und Denkens, nur ſeine Wahrheit findet in dem anfangsloſen Urgrund. Auch die Spekulation findet dieſe nur ſo. Wir waren urſprünglich in Gott; und die Hemmung, mit dieſer die Beſchränktheit, d. h. die wechſelſeitige Hemmung, die Nichts wie es iſt, ſondern nur wie es erſcheint, und durch ein Anderes bedingt wird, und dieſe Beſchränktheit, als das Unglück in der Perſon erkennen läßt, iſt ſecundair. Sie iſt, wie wir uns finden, zwar der Urſprung aller Dinge, ſelbſt des Bewußtſeins, aber nicht der Anfang. Wenn nun das chriſtliche Bewußtſein irgend etwas Bedenkliches in dieſer Aeußerung finden ſollte, die im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint mit dem, was im tiefſten Innerſten deſſelben ruht; daß nämlich der Menſch ganz und gar ein Geſchöpf Gottes ſei, alſo entſtanden iſt und erſchaffen durch den göttlichen Willen: ſo geben wir dem Bedenklichen zu erwägen, daß hier von einem Daſein die Rede iſt, welches der Entfremdung von Gott vorangeht, und welches das chriſtliche Bewußtſein vorausſetzen muß, damit die Entfremdung uns denkbar werde. Die Perſönlichkeit iſt eine beſondere, keineswegs im ſinnlichen Sinne endliche, Form des All's. Wir erinnern an diejenige Anſchauung, die wir im Anfange der Schrift ſchon entwickelt haben. Da zeigten wir, wie das Talent in ſeiner innerſten Wahrheit nur dadurch ein ſinnlich endliches würde, daß es ſich von ſeinem Centrum ab nach ſeinem Umfange bewegte, und über dieſen hinausſtrebte; dadurch wird die innere Unendlichkeit eine äußere, und dieſer gegenüber bildet ſich der Umfang als Schranke, als Begrenzung, als Endlichkeit. So entſteht der Gegenſatz von einem Endlichen und Unendlichen, der in beiden Gliedern gleich unwahr iſt. Bewegt ſich dahingegen die beſondere Form von ihrem Umfang nach dem Centro, dann iſt ihre Endlichkeit ſelber in dieſem, das All als das Unendliche in ſich geſetzt, wie der Schwerpunkt der Erde vorbildlich darthut, in und mit welchem ſich die Erde in ihrem eigenen Aether bewegt, unabhängig von den übrigen Planeten und von der Sonne, und dennoch ganz in der Einheit mit dieſer geſetzt. Die Hemmung entſteht alſo dadurch, daß der Menſch getrennt iſt von ſeinem perſönlichen Centro. Das Paradies war die Selbſtbeſtätigung des Alls in der Perſon; die Geſchichte hat als Schlußpunkt ihrer Entwickelung die Beſtätigung des Alls durch die Perſon. Der richtige Ausdruck iſt alſo, daß der Menſch ein Produkt der Schöpfung war und ein Erzeugniß des göttlichen Willens.

Um dieſen Gegenſatz vollkommen zu faſſen, erwäge man Folgendes: Was wir hier die Hemmung nennen, das Geheimniß der Schöpfung, und auf gleiche Weiſe das Geheimniß einer jeden Perſönlichkeit, in welcher der Anfang und das Ende der Schöpfung wie in Allem ruht, iſt die innere Trennung von Gott und mit dieſer die äußere Abhängigkeit, durch welche die Trennung ſelber in ihrer Nichtigkeit erſcheint. Das Gewiſſen des Menſchen iſt das Bewußtſein dieſer Trennung und ihrer Nichtigkeit vor Gott. So ergreift ſich der Menſch zu gleicher Zeit als in und mit Gott, als ewig alſo, d. h. ohne Anfang und ohne Ende. Ein jeder Menſch hat daher ein jenſeit der Erſcheinung liegendes Paradies, welches er ſelbſt zerſtört zu haben ſich bewußt iſt. Aber dieſer paradieſiſche Zuſtand, in welchem er durch eine ungetrübte Eigenthümlichkeit als eine lebendige Beſonderheit, als ein geſundes Organ der göttlichen Organiſation des Alls ſelbſt wider ſeinen Willen ſich zu faſſen gezwungen wird, iſt verſchwunden und alle Perſönlichkeiten ſind in wechſelſeitigen Kampf und Hemmung verſetzt und vernichten ſich wechſelſeitig durch dieſe äußere Beſchränkung mit einer Intenſität, die jener in der Perſon geſetzten Hemmung gleich iſt. So finden ſich die Menſchen in der Geſchichte; aber da dieſe Hemmung in einer jeden Perſon iſt, ſo tritt ſie dem Bewußtſein auch als eine urſprüngliche Hemmung der Geſammtheit aller Perſonen entgegen, und die Hemmung als eine Entfremdung des Geſchlechts von ſich ſelber, inſofern es in Gott und Gott in ihm iſt. Dieſe Entfremdung ſetzt alſo Gott außer dem Geſchlecht, und zwar als die Hemmung der Perſönlichkeit vernichtend. Gott und die göttliche That iſt daher außer dem Geſchlecht geſetzt und offenbart ſich dem Menſchen nicht in der Perſönlichkeit, die von ihm getrennt iſt, ſondern als ein von der Perſönlichkeit Getrenntes. Dieſes iſt aber ein Ewiges und kann nicht untergehen, wie es nicht entſtanden iſt. Sie ſelbſt aber iſt gezwungen, nicht ſich ſelber, ſondern den Gott in ihr, von welchem ſie ſich getrennt hat, zu offenbaren. Dieſer fremde Gott offenbart ſich als Natur, in welcher der göttliche Sinn der Menſchen gefangen iſt, und ihm ſelber fremd geworden. Alle Realität der Natur liegt daher in der gefangenen Perſönlichkeit verborgen, und iſt ihm in dem Maaße fremd geworden, als er ſich ſelber entfremdet war. Die göttliche Abſicht der Schöpfung aber iſt die Befreiung der Perſönlichkeit, die Wiederherſtellung der Göttlichkeit derſelben. Dieſe Abſicht erkennen, heißt zugleich die Wahrheit erkennen. Und es giebt keine andere Wahrheit als dieſe.

Sollte nun die Macht des entfremdeten Gottes, der gehemmten Perſon offenbar werden, ſo mußte die Natur oder das All, als die innerſte Wahrheit der Perſon, in dieſe geſetzt werden, und das Geſchlecht ſich ſelbſt ergreifen, als den Mittelpunkt der innern Einheit der göttlichen That, die die Natur ſchuf. Dieſer Moment iſt in der geheimen innern Geſchichte eines jeden perſönlichen Bewußtſeins derjenige, in welchem Gott den Menſchen in ſeinem Bilde ſchuf. Es iſt die Macht des göttlichen Willens, der jeden Widerſtand beugte und überwand; aber dieſer Moment ſelber, durch welchen Gott, als das in ſich geordnete All, den Ausdruck ſeines Willens in der Figuration einer Perſönlichkeit abprägte, diente dazu (und es iſt ſeine geheime geſchichtliche Bedeutung für das Geſchlecht, wie für eine jede Perſon) daß die Quelle der Hemmung in dieſer zugleich offenbar wurde. Jetzt erſt erhielt dieſe ihre wahre Bedeutung und erſchien mit ihrer ganzen grundloſen Tiefe in dem Inneren der Perſönlichkeit ſelber. Es war alſo das Myſterium der ganzen Schöpfung, welches durch Adams Fall hervortrat. Der Anfang aller Sinnlichkeit und Erſcheinung, der ſich fortwährend in der Ausbildung der Erdepochen erneuerte, war da, aber ſich in der Hemmung verbergend, als in dem dunkeln Grunde, aus welchem der Wille Gottes in ſeiner Macht und Liebe ſich fortſchreitend offenbarte, um die Entwickelung zu fördern, indem ſie vernichtet wurde. Das ſucceſſive Erwachen der Selbſtändigkeit der Gattungen war zugleich ein Hineindrängen der Hemmung in das Innere der Organiſation, bis Hemmung und Entwikkelung ihren Mittelpunkt fanden in dem Bewußtſein der Perſönlichkeit. Mit dieſer Perſönlichkeit der Natur erhielt alſo die Hemmung ſelbſt ihre tiefſte Bedeutung. Aber damit die Hemmung als eine ſolche, als eine ſecundäre nämlich, erkannt würde, mußte auch die Perſon, wie ſie vor der Hemmung war, wenn gleich nur aus der Ordnung des Alls (vorübergehend) zum Vorſchein kommen.

Und hier iſt es nun nothwendig, eine Anſicht der Geſchichte von ihrem Uranfang an darzuſtellen, die wir die einzig mögliche teleologiſche nennen müſſen. Nicht die Sonderung entſprang durch die Hemmung, wie eine einſeitige Anſicht des Denkens annehmen zu müſſen glaubte, wohl aber eine Vereinzelung der in Gott ruhenden Beſonderheiten, d. h. Perſonen. Da die ſich vereinzelte Perſönlichkeit das Bewußtſein in ſeiner Natürlichkeit darſtellte, ſo bildete ſich die Abweichung als Vereinzelung in dreifacher Richtung aus; als eine Vereinzelung der geordneten Elemente der Erde, telluriſch und zugleich kosmiſch; als eine Vereinzelung der lebendigen Gattung, animaliſch und zugleich vegetativ. Endlich als eine Vereinzelung der Perſonen, pſychiſch und zugleich leiblich. Aber dieſe drei Richtungen waren eben ſo wenig getrennt, vielmehr in und mit einander. Und wenn wir die Kontinuität der Naturbildungen da, wo das ſinnlich Wahrnehmbare verſchwindet und die höhere Stufe durch das Wort, als das bildende Lebensprincip, unſichtbar und nur vernehmbar wird, verfolgen, wenn wir jene höhern Bildungen, obgleich der fixirten Form der ſichtbaren Natur enthoben und in der noch immer fortdauernden Beweglichkeit der Geſchichte verſetzt, die nämliche ſinnliche Realität zuſchreiben, die wir für die früheren Bildungen der Organiſationen, wie ſie in der Entwickelungsgeſchichte der Erde erſchienen, unbedenklich annehmen, obgleich dieſe aus der gegenwärtigen Ordnung des organiſchen Lebens verdrängt ſind: ſo haben wir den Geſichtspunkt errungen, der von der Teleologie mit geiſtiger Nothwendigkeit gefordert wird, und der uns allein über das lebendige Verhältniß der frühern geſchichtlichen Bildung zu den ſpätern, Aufſchlüſſe verſpricht.

Wir wiſſen, daß die Geologie uns das Zeugniß giebt, von den Veränderungen der Erdoberfläche, die ganze Theile der Erde in Bewegung ſetzten, und die wir, ihrer Entſtehung nach, als völlig verſchieden von den jetzt durch Vulkanität, wie durch Ueberſchwemmungen ſtattfindenden Veränderungen, wie ſie innerhalb der Grenzen des geordneten Naturlebens ſich äußern, zu betrachten genöthigt ſind. Eine Beruhigung der Erde in ſich ſelber, wie die Naturforſchung bezeugt, wie die Geſchichte aller bedeutenden Völker in ihrer früheſten Erinnerung ſie aufbewahrt hat, ſahen wir auch in der heiligen Schrift angedeutet. Eben ſo giebt uns die Naturwiſſenſchaft Anlaß zu glauben, daß innerhalb des Lebens in der Bildung der organiſchen Gattungen Abweichungen ſich zeigten, die, nachdem die menſchliche Geſtalt als die ordnende der ganzen Natur hervorgetreten war, jene Macht monſtröſer Bildungen nicht mehr erreichen konnte, die in frühern Epochen hervortrat. Man entdeckt in der That in unſern Tagen immer häufiger in den neuern Schichten der

Gebirgsbildung Menſchenknochen mit Thierknochen jetzt verſchwundener Gattungen zuſammen gelagert, unter Umſtänden, die vorausſetzen, daß dieſe Thiere mit Menſchen zugleich gelebt haben müſſen, ein Reſultat, welches die Naturforſcher von Rechtswegen abgewieſen haben, bis jede mögliche Einwendung gehoben war. Endlich entſtand in dieſer Zeit die Mannigfaltigkeit der Raſſen; aber das innerſte Lebensprincip, die bildende Macht für die Erſcheinung blieb dennoch, von jetzt an, fortwährend die Perſönlichkeit der Natur, oder das All, wie es ſich zwar in einer Perſönlichkeit, aber noch nicht durch dieſelbe offenbarte.

Wenn wir nun dieſe Anſicht in ihrer vollen Bedeutung richtig aufgefaßt haben, ſo wird es einleuchten, daß die Anſicht der empiriſchen Naturforſcher von einer urſprünglichen Mehrheit des Menſchengeſchlechts, obgleich die höchſten Intereſſen des menſchlichen Geſchlechts ſie abweiſen muß, dennoch eine tiefe Wahrheit in ſich verbirgt. Denn die Perſönlichkeit, die auf eine ſolche Weiſe gebunden durch die Totalität der Natur und ſich ſträubend gegen ſie, ſich in der Vereinzelung zu faſſen ſuchte, mußte eben deswegen wie eine jede Hemmung in die objektiv vereinzelte Gewalt derjenigen Richtung gerathen, die ſie feſthalten wollte Dieſe Richtung aber hatte alle Elemente gegen ſich bewaffnet, und was die Vereinzelung darzuſtellen ſuchte, ward mit der ſtreng ordnenden Gewalt, die den Willen Gottes in der Natur offenbart, bleibend dem Ganzen unterworfen. Die verblendete einſeitige Begierde fand in der Naturumgebung, welcher ſie ſich ergab, eine ſcheinbare Befriedigung, die ſie aber den Naturelementen preisgab ſo, daß das bewegliche Lebensprincip erſtarrte und die Menſchen erſcheinen mußten, als wurzelnd in der Erde und entſpringend aus ihr. Sie gehörten fortan dieſer zu, wie die Pflanzen und

Thiere. Sie ſtellten nicht eine eigene, ſondern die Eigenthümlichkeit der Gegend dar, und wenn auch der gediegene Kern der Perſönlichkeit unvergänglich iſt, ſo war er doch in der Tiefe ſeines eigenen gehemmten Weſens zurückgedrängt, durch die allgemeinen ordnenden Geſetze der leiblichen Organiſation gebunden, daß er von dieſem dunkeln Abgrunde, in welchen er hineingeſtoßen war, ſinnlich, weder durch eine edlere Geſtalt wahrgenommen, noch durch eine ſelbſtändige Lebensäußerung vernommen werden konnte. Mußte nun nicht eine ſolche Geſtalt als aus der Gegend hervorgewachſen erſcheinen, waren dieſe Menſchen nicht wahre Autochthonen.

Ein ſolches, in allen Richtungen ſeines Daſeins gebundenes, an beſtimmte Verhältniſſe der Natur gefeſſeltes Bewußtſein hatte dennoch nicht die innere Unendlichkeit ſeines perſönlichen Daſeins vernichten können. Was es ſchaute, war das All, was es in ſeiner Gebundenheit dachte, mußte in irgend einem Vereinigungspunkte ein Abſolutes zu werden ſuchen. Das iſt der Urſprung alles Heidenthums, die Geburt der Götter.

Aber um die Entſtehung des Heidenthums in ihrem Umfange zu begreifen, müſſen wir die hier im Allgemeinen dargeſtellte Anſicht noch weiter unterſuchen. Die Vereinzelung unterwarf zwar die Menſchen beſtimmten Verhältniſſen der Natur, aber dennoch war ein inneres höheres Bildungsprincip gegeben, welches eine eigene Organiſation, die des menſchlichen Geſchlechts, hervorrief. Dieſe vereinigte jene Gegenſätze, ohne welche keine Organiſation gedacht werden kann. Es wiederholte ſich daher innerhalb des Geſchlechts, was auf einer frühern Stufe ſich als Gegenſatz und Vereinigung, als animaliſches und vegetatives Leben darſtellt. Die Gattung der Menſchen, die das Innerſte der ganzen ſinnlichen Natur repräſentirte, fiel im

Ganzen für die Erſcheinung auseinander, in jenen zwei Richtungen, die durch die leibliche Organiſation vorgebildet, als die vegetative und animaliſche uns hinlänglich bekannt ſind. Die vegetative Richtung aber erſcheint hier nicht mit der Lieblichkeit, die uns hinreißt da, wo das Thieriſche ſich in der Pflanze verbirgt, und zwar deswegen nicht, weil hier mit der Geſtalt die abirrende Begierde unvermeidlich als das bildende Princip hervortritt. Die nämliche Richtung aber dieſer gehemmten Organiſation des menſchlichen Geſchlechts ſtellte allerdings eine höhere Bildung dar, obgleich ſie an der allgemeinen Hemmung Theil nahm, und dieſer ſo wenig zu entrinnen vermochte, wie die Animaliſation ihrem vegetativen Fundament.

Es fragt ſich nun, wie dieſer Unterſchied, der offenbar nicht in der Bildung ſelbſt, ſondern in dem Bildungsprincipe aufgeſucht werden muß, alſo in den innerſten Lebensäußerungen der Perſönlichkeit (pſychiſch) ſich begreifen läßt? Nun zeigt ſich, wenn wir die Menſchen, ſelbſt auf der gegenwärtigen Entwickelungsſtufe, betrachten, ein Unterſchied der Thätigkeit des Lebens, wenn dieſe als Hemmung erſcheint, die wir als einen Gegenſatz betrachten können; es iſt derjenige, den wir durch Leidenſchaft und Affekt bezeichnen. Der letztere tritt da hervor, wo der Menſch den Verſuchungen der leiblichen Gegenwart unterliegt, dem unmittelbaren Genuſſe. Der Affekt hat daher keine Vergangenheit und keine Zukunft, er iſt an eine vereinzelte Gegenwart geknüpft, wie die leere Eitelkeit und ſinnlichen Lüſte allerlei Art. Die Leidenſchaft dahingegen (die Herrſchſucht, Geiz u. ſ. w.) lebt keinesweges in einer ſolchen ſinnlichen Gegenwart. Sie beherrſcht, wo ſie mächtig iſt, in der Perſon, als ein höheres Princip, die Sinnenluſt, und ſelbſt in derſelben Perſon erſcheint ſich der Menſch ſelber als der Knecht, inſofern er ſich dem Affekte hingiebt; der Herr, der dieſen Knecht unterjocht, iſt zwar ſelbſt beherrſcht und in ſich vereinzelt, aber durch ein höheres Princip. Dieſe beiden innern Lebensmomente, wo ſie überwiegend hervortreten, bilden in der Perſon ſelber den Unterſchied zwiſchen dem Herrn und dem Knecht, und ſo wie in uns, wird die Leidenſchaft den Affekt auch da beherrſchen, wo ein Verhältniß zwiſchen Perſönlichkeiten ſtattfindet. Aber je weiter die Vermittelung der fortſchreitenden Geſchichte hineintritt, deſto mehr gleicht ſich dieſer Unterſchied aus. Obgleich eine Hemmung in ihrer innerſten Wurzel, wird der Gegenſatz immer beweglicher und ſchwankt hinüber und herüber in ſtets wechſelnder Oscillation. Jener Gegenſatz, der dem oberflächlichen Beobachter nur als ein ſeichtes Reſultat einer roh empiriſchen Betrachtung erſcheinen mag, nimmt eine viel tiefere Bedeutung an, wenn wir ihn als Bildungsmoment durch alle Stufen des Geſchlechts hindurch verfolgen. Es leuchtet ein, daß ſo Leidenſchaft wie Affekt ſich unvermittelter roher einander gegenüber bilden mußten in jenen frühern Epochen des Geſchlechts. Wer ſich einer höhern Gewalt bewußt war, dem trat das Recht zu herrſchen, ja, zu unterjochen, unmittelbar entgegen. Unbedingter war auch die Unterwerfung. In großen Maſſen ſonderten ſich Herren und Knechte, und ſo entſtanden, wo ſie ſich neben und miteinander ausbildeten, der Unterſchied der Kaſten, und wo die Herren die Knechte verdrängten, der Unterſchied zwiſchen den geſchichtlichen Völkern und den tiefer geſunkenen Raſſen. Die ganze Geſchichte legt Zeugniß ab von der zunehmenden ſtarren Schroffheit dieſes Gegenſatzes, je weiter die Erinnerung in der Vorzeit zurückſchreitet. Daher werden alle Ueberlieferungen nicht allein, ſondern auch alle Ueberreſte der früheſten Zeit maſſenhafter, je älter die Zeit erſcheint, und die

Ruinen der älteſten Völker zeigen die abſolute Gewalt der mächtigeren Geiſter, deren Daſein in dunkler Ueberlieferung verhüllt iſt, während die gewaltigen Ruinen die Perſönlichkeit der unterjochten verbergen. So ſind die älteſten Schichten des Menſchengeſchlechts den Urgebirgen ähnlich, die eben ſo die Eigenthümlichkeit lebendiger Gattungen vor der Entwickelung gefangen nahmen und im Keime vernichteten.

Dieſes Verhältniß des Höhern und Niedern zu faſſen, iſt es freilich nothwendig, Beides, wenn es vereinzelt betrachtet wird, in ſeiner Nichtigkeit zu erkennen. Die Macht, die die knechtiſche Perſönlichkeit unterjochte, iſt ſelbſt als eine Knechtſchaft zu betrachten. Daß ſie ſich aber der göttlichen Abſicht gemäß ausbilden mußte, liegt eben darin, daß das Menſchengeſchlecht beſtimmt iſt, aus allen Organen ſeiner, durch die ganze Geſchichte hindurch ſich entwickelnden Organiſation, die Hemmungen in beſtändig fortſchreitender Metamorphoſe an das Tageslicht zu bringen, und ſo zu vernichten. Um aber dieſe in den verſchiedenen, auf einander folgenden Epochen hervortretende Metamorphoſe zu begreifen, muß Alles, was äußerlich zur Erſcheinung kömmt, theils in ſeiner Sichtbarkeit durch unmittelbare Gegenwart, theils durch bewußte Erinnerung als ein Sichtbares aufbewahrt und fortgepflanzt, theils durch ein bloß Vernehmbares, welches als Hintergrund eines ſchlummernden Bewußtſeins das Fundament der Geſchichte im engern Sinne bildet, aufgefaßt und die Bedeutung dieſer verſchiedenen Bildungsformen ermittelt werden.

Daß in dieſem Letztern das Sichtbare (das Ereigniß) wie es aus einem Bewußtſein entſprungen und durch dieſes aufbewahrt und fortgepflanzt wurde, ſich verhüllte, beweiſt nicht eine geringere ſinnliche Realität, ſondern nur, daß das Produkt der

Geſchichte in die Erſcheinung trat, durch eine Naturthat im engern Sinne, welche das Bewußtſein, indem es als That ſich äußern wollte, beherrſchte.

Um deutlich den Sinn zu erkennen, mit welchem das Wirkliche in der Menſchengeſchichte aufgefaßt werden muß, erlaube man uns vorbildlich auf den Sinn hinzuweiſen, mit welchem der Chemiker, wie wir oben auseinanderſetzten, das Leben auffaßt. Daß in der Erſcheinung der chemiſche Prozeß in das Leben hineinreicht, iſt freilich gewiß; eben ſo gewiß iſt es, daß der Chemiker, wenn er den Gang der Metamorphoſe verfolgt, wenn er z. B. die verſchiedenen Stadien der Aſſimilation zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung macht, auch in den chemiſchen Verhältniſſen einen geſetzmäßigen Gang entdecken wird. Denn das Lebensprincip, als das alle organiſche Thätigkeit bedingende, wird nicht dadurch ein geſetzloſes, daß es, was innerlich Leben iſt, in äußern Verhältniſſen hervortreten läßt; aber in dieſen äußern Verhältniſſen das Lebensprincip ſelbſt erkennen, aus dieſem die Wirklichkeit des Lebens faſſen zu wollen, iſt dennoch ein vollkommener Irrthum. Denn die Chemie kann wohl hoffen, die äußere Geſetzmäßigkeit immer genauer aufzufaſſen, und wir läugnen nicht, daß dieſes Studium in ſeiner fortgeſetzten Entwickelung eine Bedingung der genaueren Kenntniß des Lebens ſelber ſei. Wenn aber der Chemiker nur ſelbſt unbefangen die Natur ſeiner Unterſuchungen betrachtet, ſo wird es ihm, ohne daß er ein ſpekulativer Philoſoph zu ſein braucht, einleuchten, daß er fortdauernd neben dem Leben hergeht in einer parallelen Richtung, ohne jemals dieſes Leben zu berühren. Es wird ihm klar werden, daß der Gang ſeiner Unterſuchungen durch ihr Weſen ſelber von dem des Lebens ausgeſchloſſen iſt, und daß es eine Thorheit wäre, durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaft eine wirkliche Aufklärung über den Lebensprozeß zu erwarten. Was aber auf eine ſolche Weiſe parallel geht, ſetzt die Berührung in eine äußere Unendlichkeit, d. h. nirgends. Wohl aber wird die immer genauere Kenntniß der äußeren chemiſchen Geſetzmäßigkeit den Moment herbeiführen, der die äußere Unendlichkeit in eine innere verwandelt, in welcher der Chemiker, der das Leben in allen ſeinen Erſcheinungen ergreift, gezwungen wird, den äußern Gang ſeiner Unterſuchungen zu verlaſſen.

Faſſen wir nun das Leben in der Geſchichte auf, mit dem nämlichen Sinn, mit welchem der Chemiker in einem ſolchen Moment das Leben auffaßt, ſo werden wir einſehen, daß die Verhältniſſe, wie ſie in der Erſcheinung hervortreten (auch die geſchichtlich bedeutendſten) nicht in ſich ſelber, als Erſcheinung, den tiefen Gang der Geſchichte und ihrer Entwickelung zu erklären vermögen, wohl aber kann eine gründliche und erſchöpfende Erkenntniß ſolcher Verhältniſſe in immer reichern Umfange ein Erkennen *veranlaſſen*, welches ſie nicht zu *erzeugen* vermag, und den Sinn erwecken, der dem chriſtlichen Bewußtſein (freilich ohne jenen bewußten reichen Inhalt) unmittelbar gegeben iſt. Geleitet von dieſem Sinne, wollen wir nun jenen Hauptgegenſatz, zwiſchen Herrn und Knecht, zwiſchen Herrſchaft und Unterjochung, wie er in den früheſten Epochen des ſich entwickelnden Geſchlechts hervortreten mußte, wieder aufnehmen.

Das Geheimniß der Geſchichte, die göttliche Abſicht, iſt die Befreiung der Perſönlichkeit; d. h. das rein unbedingte Setzen des Alls in die beſondere Form derſelben. Der allgemeine Gegenſatz, der für die Erſcheinung in der Zeit, wie zu jeder Zeit im Raum, daraus hervorgeht, iſt derjenige eines durch das All gebundenen, und eines ſich in ſich faſſenden Daſeins; welcher Gegenſatz auf eine jede Stufe einer uns unbegreiflichen Hemmung ſich wiederholt. Auf einer jeden ſolchen Stufe tritt uns daher der Typus des Ganzen entgegen, und die Abſicht der Schöpfung leuchtet aus ihr hervor, wie aus dem großen Gegenſatz zwiſchen Natur und Geiſt. So ſtellt ſich der leiblichen Totalorganiſation gegenüber das Todte; innerhalb jener der Animaliſation gegenüber die Vegetation, und in der Geſchichte der Herrſchaft gegenüber die Knechtſchaft. Die Herrſchſucht, ſagten wir (und wir heben dieſe Leidenſchaft, als die bedeutendſte und alle andern umfaſſende, vorzugsweiſe hervor), wie ſie damals hervortrat, bildete mit der Knechtſchaft einen entſchiedenen, in der Erſcheinung völlig unverſöhnten Gegenſatz. Es war nicht bloß ein äußerer Konflikt zwiſchen Herrn und Knecht, ſie waren auch innerlich getrennt. Beide durch die Totalität der Erſcheinung, durch die Natur im Ganzen gebunden. Selbſt der mächtigſte Herrſcher unſerer Tage wird geſtehen müſſen, daß, was er beherrſchen will, innerhalb des Kreiſes der Wechſelwirkung menſchlicher Perſönlichkeiten liegt, und daß ſeine Gewalt bedingt iſt durch dieſe, vermittelt wird durch ſie. So bildet ſich ſelbſt in der abſoluten Herrſchaft, wo ſie am ſtrengſten iſt, eine Wechſelbeziehung zwiſchen Regenten und Volk, welche, betrachten wir ſie vollkommen objektiv, von Seiten des Regenten ſeine Handlungsweiſe bedingt, wenn ſie irgend eine vernünftige, d. h. geſchichtliche Bedeutung haben ſoll. So wie von Seiten des Volks, obgleich für dieſes die Unterwerfung nothwendig iſt, dennoch ein Theil der Herrſchaft ausgeübt wird. Wo aber die Geſchichte auf dieſe Weiſe nicht die Organiſation der Perſönlichkeiten darſtellt, wo das Bewußtſein zwar ſich auf ſich bezieht, aber die Macht, die dieſe Selbſtbeziehung, wenn ſie zur That reiſt, leitet und beherrſcht, in der gewaltigen Natur liegt, da wird ſich dieſe ſelbſt in den Aeußerungen des Bewußtſeins auch jederzeit als die herrſchende äußern. Die That des Menſchen wird, wo dieſer von der Natur gefeſſelt iſt, als eine Fortſetzung der Naturbildung erſcheinen — und ſo entſtand mit den Raſſen das Mannigfaltige menſchlicher Geſtalten. Aber auch da, wo der Menſch ſich ſelbſt faßte, trat die mächtige Perſönlichkeit nicht als in ſich frei, ſondern als die concentrirte Macht derſelben Natur hervor.

Finden wir doch immitten der Geſchichte unſerer Tage nur zu oft bei dem glücklichen Herrſcher die völlige Ueberzeugung, daß ihm die unbedingte Macht gegeben iſt, nicht über ſein Volk allein, ſondern über die ganze Geſchichte. Der gewaltige Mann, deſſen mächtige Perſönlichkeit Europa mit Unterjochung drohte, bewies der erſchrockenen Zeit, wie jener ſtarre Gegenſatz noch immer in ihr ruht. Wir nennen in unſern Tagen eine ſolche Ueberzeugung eine Täuſchung. Und in der That, das Verkennen der lebendigen Pulſe einer beweglicheren Organiſation des Menſchengeſchlechts, in welchen wir alle, der Herr wie der Diener, hineingeriſſen ſind, muß nothwendig als eine Krankheit desjenigen betrachtet werden, dem auf kurze Zeit die wirkliche Macht über die Völker gegeben ſcheint. Er war krank, und doch mächtig; aber nur, weil die ganze Zeit an derſelben Krankheit litt, deren Symptom ſeine Herrſchaft war. Wir können dieſe Täuſchung in ihrem bloß quantitativen Unterſchiede von da an, wo ſie in der Geſchichte gewaltig iſt, bis dahin verfolgen, wo in den engſten Schranken erſcheinender Perſönlichkeit die unbedingte Selbſtthat ſich außerhalb der allgemeinen Organiſation der Lebensverhältniſſe ſtellt und, ſich in ihrer Vereinzelung faſſend, Wahnſinn genannt wird.

Was aber jetzt Krankheit, das müſſen wir, den Gang der Erſcheinung feſthaltend, Geſundheit nennen, Eigenthümlichkeit der gegebenen Entwickelungsſtufe, wenn wir den Urzuſtand des Menſchengeſchlechts betrachten. Die Perſönlichkeit, in welcher die Natur ſich concentrirte, bildete ſich nach den nämlichen Geſetzen, nach welchen die Monſtra der Organiſation ſich gebildet haben, die wir in den geologiſchen Epochen der Erdgeſchichte erkennen. Auch ſie ſtellten damals den Gipfel einer organiſirenden Zeit dar, aber dieſer ſcheinbare Schlußpunkt der Schöpfung war zu gleicher Zeit eine Hemmung, und zwar nicht allein für die mächtige Geſtalt, ſondern zugleich für alle Glieder der Totalorganiſation, die dieſe Epoche bezeichnete. Haben wir dieſen vorbildlichen Urtypus aller lebendigen Schöpfung richtig aufgefaßt, ſo erkennen wir in ihr ſowohl die ſinnliche Realität als die geiſtige Richtigkeit der Herrſcher, die als Götter verehrt wurden. Fragen wir nun, ob dieſe Herrſcher gelebt haben, ſo müſſen wir behaupten, daß ihre ſinnliche Wirklichkeit eben ſo entſchieden iſt, wie die der thieriſchen Monſtra der Urzeit, und daß die Organiſation, deren Entwickelung durch die Sprache in der Geſtalt der Ueberlieferung übrig geblieben iſt, eine eben ſo entſchiedene Realität beſitzt, wie die ſichtbaren Reſte der aus der gegenwärtigen Thierwelt verdrängten Monſtra.

Wir dürfen es nicht wagen, in unſerer Darſtellung weiter vorzuſchreiten, ohne eine Betrachtung angeſtellt zu haben, die uns tiefer führt. Wenn wir in der Geſchichte eine Reihefolge von Perſönlichkeiten erkennen, die nach einander folgen in der ſinnlichen Zeit, und deren Geſammtheit die Eigenthümlichkeit der auf einander folgenden Epochen ausdrückt, wenn der Geiſt, der die Geſchichte leitet, ſich uns offenbart hat, daß wir immitten der ſcheinbaren Verwirrung ein geiſtiges Fortſchreiten wahrnehmen, ſo entſteht die Frage: gehört die bleibende Beſonderheit, die eine jede Perſönlichkeit in und mit der Erſcheinung ihrer Zeit beſitzt, zu ihrem Weſen, zu ihrer Wahrheit, und wie? Einerſeits ſcheint dieſes geläugnet werden zu müſſen; denn die Wahrheit der Perſönlichkeit iſt von aller Erſcheinung abgewandt in Gott, und betrachten wir den Menſchen in der Erſcheinung, ſo ſcheint das, was die Perſönlichkeiten verſchiedener Epochen der Geſchichte unterſcheidet, mehr ein Zufälliges zu ſein. Erwägen wir aber, daß der betrachtende Geiſt in der Geſchichte eine fortſchreitende Entwickelung wahrnimmt, die immer klarer wird, je mehr wir die Ereigniſſe, die ſich an uns heran- und in die Verhältniſſe der Zeit, in welcher wir leben, hineindrängen, ſo dürfen wir nicht leugnen, daß, was die Erſcheinung des Menſchen in einer beſtimmten Zeit bedingt, in einer geheimen Beziehung ſtehen muß zum Weſen ſeiner Perſönlichkeit überhaupt. Nun wiſſen wir, daß die Hemmung nicht eine äußere, ſondern eine innere iſt, und daß dieſe ſelbſt als der Grund der Sinnlichkeit und ihrer Entwickelung ihr vorangegangen ſein muß. Und betrachten wir die ganze Geſchichte als die Offenbarung des göttlichen Willens, die Abſicht Gottes aber als die der Befreiung der Perſönlichkeiten, ſo müſſen wir annehmen, daß diejenige Zeit, in welcher der Menſch geboren wird, durch eine Hemmung, die außerhalb der Zeit liegt, bedingt wird. Eine jede Epoche der Geſchichte hat daher in allen ihren Gliedern eine beſtimmte Aufgabe zu löſen, einen beſondern Kampf zu beſtehen, der durch die, außer der Zeit liegende, Hemmung bedingt iſt. Die Abſicht Gottes aber, die außer der Zeit liegt, iſt ſchon erreicht, die Geſchichte, von deren Entwickelung wir ergriffen ſind, vollendet, und das Schickſal eines jeden Menſchen von Gott ausgeſprochen, ehe es beginnt. Faſſen wir eine jede Epoche ſo auf, ſo iſt in ihr, inſofern ſie ein Moment des unveränderlichen Willens Gottes iſt, ſelbſt ein Unveränderliches und Bleibendes. Wir ergreifen unſer Daſein ſinnlich als ein entſtehendes, ſich entwickelndes und verſchwindendes. Aber es enthält zu gleicher Zeit, inſofern das innerſte Weſen der Perſon ein Ausdruck des göttlichen Willens iſt, ein Ewiges; dieſes liegt, der Wahrheit ſeines Daſeins nach, Allem zu Grunde. Der Leib ſtirbt, und ſtellt einen vorübergehenden Moment der Natur dar. Aber inſofern auch dieſe einen unſterblichen Mittelpunkt in der perſönlichen Form gefunden hat, muß er zwar in der Erſcheinung verſchwinden, kann aber nie untergehen. Die Gedanken, in der Sprache niedergelegt, verändern ſich, entſtehend aus einem Vorhergehenden, geſtalten ſich anders in einem Nachfolgenden, aber auch in dem, was ſcheinbar vergeht, muß ein Ewiges ſein. So wird der Menſch, indem er iſt, und die Verſchiedenheit der leiblichen Totalorganiſation von der geiſtigen der Geſchichte liegt darin, daß wir in jedem Moment die erſtere als ein Ganzes betrachten, ſo daß die Momente der Entſtehung und Bildung eines jeden Theils ein unendlich Kleines der Zeit werden, da hingegen die organiſche Ordnung der Menſchen unter einander, durch welche ſie in Gott ſich wechſelſeitig beſtätigen, für den ſinnlichen Menſchen in der äußern Unendlichkeit liegt. Eine jede Epoche der Geſchichte iſt daher ihrer unveränderlichen Wahrheit nach, indem ſie wird, zugleich ein Seiendes in einer, alle Vergangenheit und Zukunft umfaſſenden, göttlichen Einheit. Verſchwindet dieſe Einheit aus der Betrachtung, ſo iſt ſie in ſich unwahr und principlos; wird aber die göttliche Abſicht feſtgehalten, ſo kann die Wahrheit einer jeden Epoche nur aus der organiſchen Einheit der Natur und der Geſchichte verſtanden werden. Allerdings kann man ſagen, die erſten Menſchen waren im Grunde von uns nicht verſchieden, denn ſie drücken die nämliche Einheit der Organiſation aus, und dennoch ſind ſie ganz und gar verſchieden und müſſen aus ſich ſelber begriffen werden, nicht aus unſerer Zuſtändlichkeit. Und zwar auf eine viel tiefere Weiſe muß dieſes behauptet werden, als wenn wir die beſonderen Organe der leiblichen Organiſation betrachten, die zwar (als Gehirn- und Gefäßſyſtem) dieſelben Funktionen durch die ganze Thierreihe verrichten, aber dennoch bei einem jeden Thiere nur begriffen werden aus der beſondern Eigenthümlichkeit deſſelben; viel tiefer, ſagen wir, muß eine jede Epoche in ſich ſelber aufgefaßt und verſtanden werden, weil in der geiſtigen Organiſation des Menſchengeſchlechts, wie ſie ſich enthüllt, mit der innern Einheit die äußere Trennung entſchieden hervortritt. Und dennoch findet hier eine Schwierigkeit ſtatt, die wir in der vorbildlichen Organiſation nicht finden. In der letztern nämlich betrachten wir das Ganze als ein Abgeſchloſſenes, die äußere Trennung ſpricht ſich, je höher die Organiſation ſich entwickelt, mit der Einheit in einem jeden Organ entſchieden aus: in der Geſchichte dahingegen drängt uns die ſinnliche Betrachtung die gleichzeitige Entſtehung und Fortbildung des urſprünglich organiſch Eigenthümlichen auf; und da die Einheit in der Unendlichkeit liegt, ſo wird das lebendig Getrennte in die Verwickelung der wechſelſeitigen Beziehung hineingezogen, und es entſteht der Schein, als wenn alles Urſprüngliche ein Erzeugniß dieſer Wechſelbeziehung wäre, und ſo auf eine negative nichtige Weiſe entſtände. Der ächte geſchichtliche Sinn aber, wie er kunſtreich die Darſtellung des talentvollen Geſchichtsforſchers leitet, hebt als bleibende gediegene Punkte beſtimmter Epochen, perſönliche

Eigenthümlichkeiten hervor, um welche die einander wechſelſeitig bedingenden Erſcheinungen ſich ordnen und vermag dieſe Urſprünglichkeit in der Abhängigkeit, mit welcher eigenthümliche Perſonen in der Zeit erſcheinen, und die durch alle Momente der Bildung hindurchgehen, dennoch zu erkennen, ja, ſchreibt derjenigen Zeit die größte geſchichtliche Eigenthümlichkeit zu, in welcher ſolche Perſönlichkeiten in allen Richtungen des Daſeins freier walten.

Allerdings vermengt ſich zu allen Zeiten in der Geſchichte Lüge und Betrug mit der Wahrheit. Es giebt kein Moment derſelben, in welchem nicht das reinigende Erkennen den Kampf reproduciren und wieder durchkämpfen muß, der durch die Ereigniſſe ins Daſein trat. Aber wie dieſe hier, wo wir die Abſicht Gottes mit dem menſchlichen Geſchlecht rein objektiv auffaſſen wollen, nur als nichtige Hemmungen betrachtet werden, ſo können ſie auch niemals als etwas Urſprüngliches erſcheinen. Alle Hemmung iſt ein Abgewichenes von einem Urſprünglichen und muß dazu dienen, den göttlichen Willen zu offenbaren, ſo wie ſie in die Welt tritt. Sie wird dann im Innerſten einer jeden Perſon, wie im Innerſten der Natur, das Geſetz, welches das Nichtige der Perſönlichkeit offenbart, dasjenige, wodurch ſie nicht beſtätigt wird. Die Beſtätigung der Perſon nämlich, durch welche die Vernichtung, das Geſetz nämlich, in ein Poſitives verwandelt wird, welches die Macht Gottes innerlich in die Perſon ſetzt, und durch die Vernichtung ſelbſt dieſe beſtätigt, iſt die Liebe. Dieſe Beſtätigung alſo des Geſetzes durch die Liebe iſt das Zurückführen des Abgewichenen zu ſeinem Urſprünglichen, d. h. zur Wahrheit. So iſt, wenn wir die erſcheinende Geſchichte betrachten, keine Epoche, welche nicht, ihrem tieferen Urſprunge nach, als eine Miſchung von Wahrheit und

Lüge erſchiene und das reinigende Erkennen (die hiſtoriſche Kritik) hat die Verpflichtung, auch hier in der negativen Abweichung das poſitive Geſetz aufzuſuchen. Aber vergeſſen darf der Geſchichtsforſcher nie, daß die Lüge nichts Urſprüngliches ſei, vielmehr eine Hemmung, eine Abirrung eines urſprünglich Wahren, welches in Gottes Hand dazu dient, durch die Vernichtung des Nichtigen, durch ſeine Macht, ſeine Liebe, d. h. die Beſtätigung der Perſönlichkeit zu offenbaren. Aller Aberglaube iſt ein abgefallener Glaube; in ſeiner Entſtehung alſo eine Lüge: aber die Macht des Urſprünglichen kann die Hemmung nicht vertilgen, ſie bleibt und offenbart in der Geſchichte wie in der Natur das göttliche Geſetz, welches beſtimmt iſt, den Menſchen von der Nichtigkeit ſeiner eigenen Perſon zu befreien. Wie die wilden Bewegungen der Erde (die Gewalt des Todten), die vorbildlich in der Natur das darſtellen, was wir in der Geſchichte die Lüge nennen, allmählig gebändigt wurde, je mehr die Wahrheit und die Liebe in der Entwickelung der Organiſation zum Vorſchein kam; wie in der ſcheinbar willkürlichen Zerſtörung der Elemente ein tiefes göttliches Geſetz ſich verbarg, und, die empörten Kräfte ordnend, immer klarer hervortrat, je ſiegreicher das Leben ſich geſtaltete, ja, das Todte ſelbſt als göttliches Geſetz beſtätigte, aber auch ſo zum Leben verklärte, — ſo finden wir in der Geſchichte, wenn ein an Gott gerichtetes Bewußtſein ſie auffaßt, in dem, was urſprünglich Lüge war, eine Wahrheit, die dem tiefern Forſcher nicht entgeht. Dieſe Wahrheit nun hat dieſelbe Realität in der Geſchichte, wie das Geſetz in der Natur, und ſie wird erkannt, wenn wir nachforſchen, nicht, wie wir, in einer beſtimmten Zeit gefeſſelt, mit dem ſinnlich beſchränkten Verſtande uns eine frühere Zeit vorſtellen mögen, ſondern, wie Gott in dieſer waltete und durch ein göttliches Geſetz das Abirrende ſeinem Willen unterwarf.

Halten wir das Reſultat dieſer Betrachtung feſt, haben wir eingeſehen, daß alle Geſchichte Entwickelung iſt, und alles wahre Erkennen die reine und klare Einſicht in den Gang des göttlichen Willens, ſo wird es uns klar ſein, daß, wie die Natur ſelber dadurch ihre Bedeutung erhält, daß in ihr die Perſönlichkeit gar nicht zum Vorſchein kömmt, dieſe vielmehr das göttliche Geſetz offenbart, als die gemeinſchaftliche Wurzel, aus welcher alles perſönliche Daſein entſpringt und in welcher eine jede Perſon ſich ſelber als dem Geſetz unterthan erkennt, und daß die Entwickelung der Natur, als Ziel ihrer Verklärung, dennoch die Perſönlichkeit enthält und durch fortſchreitende Bildung beſtätigt; — ſo werden wir einſehen, daß die Entwickelung, die in die Perſönlichkeit geſetzt iſt, die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, mit dem Ueberwiegen der Natur oder des Geſetzes anfangen muß, inſofern die Entwickelung nur begriffen werden kann, wenn ihr Anfang als ein Maximum der Hemmung erkannt wird. Das Menſchengeſchlecht aber, wie es ſich urſprünglich geſtaltete, dem Geſetz unterworfen, enthielt, als Gattung, alle Momente einer Totalorganiſation, wie ſie leiblich vorgebildet ſind, und alle Perſonen offenbarten ſich zugleich als Gebilde, in welchen ein perſönliches Bewußtſein, obgleich tief verhüllt, dennoch das höhere Lebensprincip war. So bildete ſich eine eigene Welt, in welcher, in Beziehung auf die Perſon, die Entwickelung einer beſtimmten Hemmung herrſchte, der alle Formen gemeinſchaftlich unterworfen wurden, und welche die Geſtaltung einer jeden, als ein göttliches Geſetz, bedingte. Aber ſelbſt dieſes Geſetz iſt ſeiner innerſten Wahrheit nach eins mit der Entwickelung, und das Band der Natur, welches die Perſönlichkeit feſſelte, war dazu beſtimmt, das Richtige in ihr zu vernichten und ſie dadurch zu befreien.

Die Perſönlichkeit aber iſt ihrem Weſen nach ewig und unvergänglich, als ſolche unbedingt. Inwiefern nun die Hemmung die Perſönlichkeit ſo ergriffen hat, daß ſie dieſer ſchlechthin auch in ihrem innerſten Weſen und für immer unterworfen bleiben muß, und zwar ſo, daß ſie, auch wenn wir die Abſicht Gottes mit der Schöpfung völlig rein auffaſſen, beſtimmt bleibt, nur das Geſetz, nicht die Liebe zu offenbaren, vermag die Erſcheinung nie zu erkennen; ja hier, wo der Widerſtand gegen das Göttliche nur als Hemmung, die überwunden werden ſoll, aufgefaßt wird, vermögen wir es durchaus nicht zu begreifen. Es drängt ſich uns eben dadurch eine Aufgabe auf, die hier nicht gelöſt werden kann, und die nothwendig eine ganz andere Richtung der Betrachtung fordert. So viel aber vermögen wir ſchon hier einzuſehen: keine Geſtaltung, die als eine allgemeine und dem Menſchen in der Erſcheinung unüberwindliche ſich ausgebildet hat, die daher ganze Geſchlechter ergriff, kann als eine ſolche betrachtet werden, die aus der Totalorganiſation, alſo aus der lebendigen Einheit der Entwickelung des ganzen Geſchlechts abſolut herausgefallen wäre. Wenn wir alſo auch in der Erſcheinung keinen Moment der unbedingten Perſönlichkeit zu erkennen vermögen, ſo können wir zwar daraus auf die tiefe Verhüllung ſchließen, die in der ſinnlichen Welt ſtattfindet, müſſen aber dennoch zugeben, daß auch hier, wie in den verſunkenſten Raſſen, eine Zukunft der Enthüllung der Perſönlichkeit möglich, ja, daß ſie, wenn auch dem Erkennen unzugänglich, wirklich ſei. Dieſe Annahme folgt ſo entſchieden aus der Idee der Organiſation, wie die Annahme einer Nervenfunktion bei den Thieren, wo wir willkürliche Bewegung finden, und zwar auch bei ſolchen Thieren, bei welchen wir in der Ununterſcheidbarkeit ihrer Organe kein Nervenſyſtem irgend zu entdecken vermögen. Denn iſt das menſchliche Bewußtſein das Organiſirende der lebendigen Prozeſſe des Menſchengeſchlechts als ſolches, ſo dürfen wir nie zugeben, daß die Hemmung eine abſolut abſchließende der innern Entwickelung wäre. Nähmen wir dieſes an, ſo wäre der Menſch, das Volk, die Raſſe, als ſolche wie die leibliche Organiſation, ein bloßes Naturprodukt. Die Perſon hätte nur die Realität in der Gattung, d. h. ſie hörte auf, Perſon, überhaupt Menſch zu ſein; und ſo gewiß als das erkennende Bewußtſein niemals die innere Gemeinſchaft mit einem Menſchen oder mit einer Raſſe, wie tief ſie auch geſunken iſt, völlig aufgeben kann, ſo gewiß iſt die Unterwerfung unter die Natur nie eine abſolute. Auch ſchlummert dieſes Bewußtſein tief in einem jeden Menſchen, und wie weit der geiſtreich Gebildete ſich auch über die tief Verſunkenen erhaben fühlt, ſo findet er ſich doch, ſelbſt durch die verneinende Geringſchätzung, ganz anders gegen ihn geſtellt, als gegen ein Thier.

Das ganze Geſchlecht, in allen ſeinen Momenten, ſtellte ſich alſo als eine Totalorganiſation auf der erſten Stufe der Entwickelung dar. In ihr lag das gemeinſchaftliche Princip des göttlichen Geſetzes, welches in allen Richtungen die Lebensäuſſerungen band und feſſelte. Aber (damit wir die objektive Sprache und Darſtellung hier feſthalten) auch diejenigen Organe, die eine höhere Stufe der Entwickelung in der Totalorganiſation darſtellten, unterlagen derſelben Hemmung. Der Unterſchied zwiſchen Herrn und Knecht, denſelben Typus wiederholend, der zwiſchen höheren und niederen Thieren vorbildlich anerkannt wird, galt nur innerhalb der Erſcheinung, und der

Herr war, obgleich in der Erſcheinung der mächtigere, dennoch unterworfen, wie der Knecht.

Aber tiefer als im leiblichen Leben, können wir hier in das aufgeſchloſſene innere Getriebe des organiſchen Lebens hineinblicken. Was in der abgeſchloſſenen Einheit der leiblichen Organiſation unzugänglich iſt, das wird uns hier enthüllt, denn in einer jeden Perſon liegt, wenn auch im dunkelſten Innerſten verborgen, dasjenige Princip verſchloſſen, welches das ganze Geſchlecht bewegt.

Wenn wir die gegenwärtige Geſchichte des Menſchengeſchlechts und die höchſte Stufe ihrer Entwickelung betrachten, unterſcheiden wir drei Gruppen von Funktionen, unter welche alle menſchliche Lebensäußerungen fallen, und die zugleich eine pſychiſche und eine phyſiſche Bedeutung haben. Gefühl, im pſychiſchen Sinn, nennen wir das Innerlichwerden der Totalität unſerer Zuſtändlichkeit, wie ſie als ein noch Ununterſcheidbares aufgenommen wird. Ihr entſpricht, wenn wir unſer Verhältniß zur ganzen Natur auffaſſen, der geheime Einfluß, welchen die Weltgegenden, Klima, Eigenthümlichkeiten der Jahreszeiten u. ſ. w. auf die Geſtaltung der Völker ausübt. Wir können dieſen Einfluß nur als dem Bewußtſein vollkommen verborgen betrachten; eben weil dieſes in ihm verhüllt iſt, weil es hier ſtumm geworden iſt, wie das Thier ſtill in der Pflanze. Dieſe Macht der äußern Natur, über die Geſtaltung der Völker und einer jeden Perſon wird immer leiſer angedeutet, je höher die Kulturſtufe eines Volkes iſt. Sie beweiſ't aber, daß der Menſch nie von der Natur emancipirt iſt, und da in einer Organiſation alle Formen ſich ganz durchdringen, ſo übt dieſe Richtung ihre Gewalt aus über alle Lebensäußerungen der Perſon, und die höchſten und tiefſten Geiſtesäußerungen tragen, wie das Gepräge der Entwickelungsſtufe in der Zeit, ſo das der Gegend. Ein durchaus kosmopolitiſcher Menſch in der Erſcheinung iſt nur als Krankheit denkbar, es gelingt ihm nur, ein ſolcher zu ſein, inſofern er ſich in ein Abſtraktum verwandelt, ſich von ſich ſelber, wie er in und durch Gott iſt, trennt, alſo ſeine Nichtigkeit und nicht ſeine Wahrheit offenbaret. Das Gefühl iſt pſychiſch, was die Nationalität phyſiſch iſt, und was innerhalb der leiblichen Organiſation und in der bloßen Sinnlichkeit das ſomatiſche Leben iſt.

Eine zweite Gruppe von Funktionen zeigt ſich pſychiſch durch die Begierde bedingt, die bald in der ſinnlichen Gegenwart unmittelbar beſtimmt, ſich in dem äußert, was wir oben Affekt genannt haben, bald ein über die ſinnliche Gegenwart herausragendes, dieſe beherrſchendes, in der wechſelnden Zeit beharrendes Princip des Selbſt offenbart und ſo dem ſinnlichen Erkennen unzugänglich wird. Da die pſychiſche Lebensäußerung, wenn ſie jene Richtung annimmt, ſo erſcheint, daß der Menſch, wenn er andere oder ſich ſelbſt betrachtet, nie mit völliger Sicherheit das Princip, durch welches ſie beſtimmt wird, zu entdecken vermag, ſo erſcheint dieſe princip- und geſetzlos, d. h. willkürlich. Was dieſe Aeußerung pſychiſch iſt, das iſt phyſiſch das Temperament, in welchem wir in der Erſcheinung ein ſolches ſchwebendes Gleichgewicht der pſychiſchen Selbſtheit und der allgemeinen phyſiſchen ſchlechthin gegebenen Beſtimmtheit entdecken, daß wir nie durch ſinnliche Betrachtung zu beſtimmen vermögen, welche Richtung die eigentlich herrſchende ſei, ob das Temperament beherrſcht wird pſychiſch von dem bloßen Gefühl, phyſiſch von dem allgemeinen Naturgrunde, oder von dem Selbſt. So blickt das Schwankende und Unbeſtimmte der Willkür durch das Temperament hindurch, welches, obgleich ein phyſiſch Gegebenes, dennoch als ein Wandelbares erſcheint. Das Temperament kann ein Beſtimmtes für das ganze Leben ſein, und verwandelt ſich dennoch innerhalb des beſtimmten Kreiſes nach den beſtimmten Lebensaltern derſelben Perſon, ja, durch momentane Zuſtändlichkeiten. Und wie ſehr jener allgemeine Naturgrund der Völker, der durch die Gegend beſtimmt wird, in das Temperament hineindringt, ſehen wir daraus, daß die leiſen Anklänge der Verſchiedenheit der Temperamente ſelbſt den verſchiedenen Völkern ihr Gepräge aufzudrücken vermögen. Vorbildlich iſt das Temperament in der leiblichen Organiſation durch die Irritabilität dargeſtellt; dieſe ſchwebt zwiſchen der Willkür der höheren ſinnlichen Bewegungen und den unwillkürlichen ſomatiſchen Prozeſſen, und das Leben der Bruſthöhle, das Athemholen, zeigt ein ſchwebendes Gleichgewicht, indem es der Willkür entriſſen, doch zugleich dieſer unterworfen iſt.

Die dritte Gruppe pſychiſcher Funktionen iſt diejenige, welche die Urquelle der Perſönlichkeit mehr oder weniger offenbart. Sie iſt bezeichnet durch die Eigenthümlichkeit der Perſon, durch das, was wir das Talent genannt haben und entſpricht der Senſibilität der leiblichen Organiſation, die auf gleiche Weiſe das Innerſte der Gattung als eine nur durch ſich ſelber bedingte offenbart.

Dieſe drei Gruppen ſinnlicher Funktionen enthalten die organiſchen Kategorien, die ſich allenthalben in der unendlichen Mannigfaltigkeit aller Bildungen und Entwickelungsſtufen wiederholen. Durch das Gefühl, wie in der Animaliſation durch die Reproduktion und in dem Totalorganismus durch die Pflanze, wird das Eigenthümliche der Perſon, ihre innere Einheit in ſich, in die Unendlichkeit eines äußern Daſeins geſetzt, wie das Eigenthümliche der Gattung durch die Reproduktion und das Eigenthümliche des Lebens überhaupt in der Pflanze. Das Talent ſetzt die äußere Unendlichkeit als eine innere, die Welt als Perſon, die Animaliſation als Gattung, die Pflanze als Thier. Das Temperament endlich iſt, wie die Irritabilität in der leiblichen Organiſation, das Vermittelnde, beide in einander Hineinbildende, die erſcheinende Macht.

Ein jeder Menſch trägt dieſes dreifache Gepräge des allgemeinen Lebens in jedem Momente ſeines Daſeins; das Geſchlecht, als ſich entwickelndes geſchichtliches Individuum, trägt daſſelbe, und wenn das Gefühl das Ueberwältigende des Daſeins überhaupt und das Uebergewicht einer äußern Unendlichkeit darſtellt, ſo unterlagen die zwei letzteren Gruppen dieſem in dem erſten Alter des Menſchengeſchlechts. Aber ſo gewiß wie das All nicht theilweiſe, ſondern ganz in einer jeden Form der Entwickelung geſetzt iſt, ſo gewiß ſind auch alle drei Funktionen in einer jeden Epoche, alſo auch in dieſer erſten geſetzt. Aber die äußere Unendlichkeit iſt mit innerer Trennung verbunden. Alle Herrſchaft in der Geſchichte iſt eine geiſtige, das Talent hat die geſetzgebende Gewalt; und jederzeit iſt die Art, wie es ſich äußert, in der Sinnlichkeit bedingt durch die ſcheinbar willkürliche Bewegung, die dasjenige in den mächtigſten Aeußerungen des Geſchlechts zum Vorſchein bringt, was wir bei den einzelnen Perſonen das Temperament genannt haben. Je mehr der Geiſt, den wir den heiligen, reinigenden nennen müſſen, und durch welchen Gott ſelber ſich als das leitende Princip der Bildung offenbart, in der Geſchichte erkannt wird, deſto mehr wird die Ruhe und der Friede aller Perſönlichkeiten in und mit einander in ihrer wechſelſeitigen Beſtätigung hervortreten. Je ſtärker die innere Trennung iſt, deſto mehr tritt die äußere Abhängigkeit hervor, und ſelbſt der Herrſcher fühlt ſich gebunden und unterworfen.

Da das Princip der Bewegung nicht in der erſcheinenden Perſon liegt, obgleich es durch ſie zum Vorſchein kömmt, ſo ſcheint die Willkür, die das Ganze leitet, dem All des Daſeins anzugehören und offenbart ſich als ſolche am mächtigſten da, wo dieſes relativ am ſtärkſten in die Perſönlichkeit hineingebildet iſt. So fühlte ſich die gewaltigſte Perſönlichkeit in jener Urzeit des Geſchlechts am ſtärkſten von dem Ganzen getrennt, und wie ſtark auch der Knecht dem Herrn unterworfen war, ſo war dennoch der Herr dem Ganzen unterworfen; aber dieſe innere Unterwerfung war ſinnlich die Macht, die eben ſo grenzenlos war, wie die fremde Gewalt, die ſich durch die Perſönlichkeit äußerte. Denn wie der Herr dem All, und auf die nämliche Weiſe, war der Knecht dem Herrn unterthan. Innerlich von ihm geſchieden, war er ihm die fremde Welt, und ſein ganzes innerſtes Daſein hatte keine andere Bedeutung, als die der Unterwerfung. Der Wille des Herrſchers war ihm ein Geſetz, eben ſo unvermeidlich gebietend und unwiderſtehlich, wie das Naturgeſetz uns; und dennoch war dieſe Unterwerfung ein Höheres der Entwickelung, denn die Strenge derſelben nährte ein gemeinſames Princip der Fortbildung. Der Herr war, was die Gehirnbildung vorbildlich bei den geringeren Thieren, die auch in ſich wie eine Weiſſagung auf eine höhere Vereinigung hindeutet. Aber in dieſer Trennung lag zugleich eine andere Richtung, durch welche die Concentration in einer Perſönlichkeit ausgeſchloſſen wurde. So entſtand der Fetiſchismus und der hohle Naturdienſt, dem der perſönliche Herrſcher in Naturkräfte zerfloß und, den Ganglien der Mollusken ähnlich, keinen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt finden konnte. So entſtanden, indem die Begierde den Menſchen an bekannte Naturverhältniſſe verrathen hatte, die Raſſen. Die verzerrte

Geſtalt drückte ſomatiſch daſſelbe aus, was pſychiſch durch den partikulären Naturdienſt ſeinen Ausdruck fand. Das ganze Daſein in ſeinen innerſten Tiefen unterlag dieſen beſtimmten Naturverhältniſſen, die ſich in ihrer abgeſonderten endlichen Form, als der ſinguläre Ausdruck des Alls geſtalteten. Dieſe Richtung war das Hemmende der Entwickelung, der Affekt hatte ſie an das Beſondere der Gegend gebunden, wie an den immer vorübergehenden und fortdauernden Moment der beſtimmten ſinnlichen Gegenwart, die ſie feſthielt. So verſchwand die Gegenwart wie die Zukunft. Das All, welches nie aus einem menſchlichen Bewußtſein verſchwinden kann, verbarg ſich in dem ſtumpfen Daſein, und die fremde Gewalt deſſelben trat als ein Feindſeliges, die Gegenwart unmittelbar Bedrohendes, welches beſchworen werden müßte, hervor und erzeugte eine innere Angſt, eine fortdauernde Furcht, wie wir ſie auch in der Aengſtlichkeit der höheren Thiere wieder erkennen.

Die höhere Bildung innerhalb dieſer Stufe war nun da, wo der rohe Naturdienſt verſchwand und ſich zur Perſönlichkeit verklärte. Daher iſt der Urſprung aller Mythe eine Prieſterreligion, und zwar eine ſolche, durch welche das Geheimniß des Alls an die Prieſter geknüpft war. Je weiter wir in den Mythologien zurückgehen, deſto mehr verlieren ſich die Prieſter in die Göttergeſtalten ſelber, und was dem Volke geheim gehalten wurde, war nicht ein willkürlich Erſonnenes, ſondern das tiefe Geheimniß des Alls, welches unentwickelt und gewaltig, wie es da war, zum Weſen der Perſönlichkeit der Götter gehörte.

In dieſer Trennung trat aber das vermittelnde Verhältniß hervor, und es giebt keine Darſtellung, die (wie immer in der heiligen Schrift) jene Vermittelung mit inhaltſchwerer Kürze ausdrückt, der vergleichbar, die wir Moſe 1, 6, 4. leſen: „Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes (dieſer Ausdruck hier im altteſtamentlichen Sinne gebraucht) die Töchter der Menſchen beſchlieſen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute.“ Hier iſt nun die phyſiſche, wie die pſychiſche Seite dieſer Entwickelung, entſchieden ausgedrückt; aber zu gleicher Zeit wird hier, wie in allen Mythologien, deren Erinnerungen tief zurückgehen, ſich dem Anfange des Geſchlechts nähernd, die Geburt der Götter in die Zeit des Titanenkampfs geſetzt. Die Empörung gegen die ſtille Ordnung der Natur, die mit der Menſchengeſtalt ſich kund that, war zu gleicher Zeit eine Empörung der Natur in ſich ſelber, und Unthat und Strafe waren nicht zu trennen.

Dieſe Monſtra der menſchlich geſchichtlichen Urzeit haben freilich keine leiblichen Reſte hinterlaſſen, die monſtröſen Geſtalten ſind in der höhern Geſchichte der Sprache verhüllt, neuere Schichten der Ausbildung des Geſchlechts haben ſie zugedeckt; aber wohl möchte eine Zeit kommen, wo man durch die Ueberreſte dieſer zerſtörten und bedeckten Gebilde dem organiſchen Zuſammenhange ihres Daſeins näher treten, und, wie die geologiſchen Zoologen unſerer Tage, Deutungen finden wird, welche die Götter aus ihren verſchloſſenen Gräbern hervorrufen und in eine verſtändige Verbindung mit dem noch Lebendigen bringen werden.

Wenn wir einen Blick auf die Bildung des Menſchengeſchlechts im Ganzen werfen, ſo bleibt immer das Schickſal derjenigen Geſchlechter, die von den Wohlthaten der geſchichtlichen Entwickelung ausgeſtoßen, an die harten Bedingungen particulärer Naturverhältniſſe gekettet, hingegeben ſind, „in ihrem verkehrten Sinn zu thun, was nicht taugt," (Römer 1, 28.), eine nie abzuweiſende, ja, die tiefſte Aufgabe des menſchlichen Geſchlechts. Und jener ſtille Sinn des chriſtlichen Bewußtſeins, der das Gemüth von der chaotiſchen Bewegung, von der Verzweiflung und Hoffnung der Geſchichte abwendet, und nach den verſunkenſten Geſchlechtern hintreibt, hier das harte Siegel zu löſen, das ſeit Jahrhunderten die Perſönlichkeit verbarg, hat eine tiefe Bedeutung. Denn ein Ganzes iſt das Menſchengeſchlecht, und es iſt dem chriſtlichen Gemüthe nothwendig, ſich als eins mit allen Gliedern deſſelben zu ergreifen. Aber auch hier iſt der Gegenſatz, der ſich zwiſchen dieſem und dem einſeitig verallgemeinerten Denken darthut, ſchneidend und bedeutungsvoll. Der Kosmopolitismus der Reflektion bläht ſich zu einer Allgemeinheit des Menſchengeſchlechts auf, verzehrt die perſönlichen Verhältniſſe der Familie, des Staats, der Völker, um ſich in einer hohlen Idee der Menſchheit zu gefallen. Die durch die Abſtraktion verzerrte Perſon, die doch nie aus ihrer Haut herauszuſpringen vermag, zieht begierig den Lohn der Bewunderung und des Lobes an ſich, und quittirt im Namen der Menſchheit. Während der Zeit entſagen ſtille, unbemerkte Menſchen ſich aller Genüſſe der Geſchichte, und wenden ſich, mit der Zuverſicht der Liebe, freilich auch hier, wie in allem menſchlichen Treiben, eigenen wie fremden Irrthümern unterliegend, in ſcheinbar beſchränktem Kreiſe perſönlich an Perſonen, als läge in dieſem engen Kreiſe der Liebe eine grenzenloſe Zuverſicht. Während jene die Blüthe verfertigen zu können meinen, um aus dieſer, als dem Anfang, rückwärts gehend, den Keim zu entwickeln, verbergen jene den fruchtbaren Keim in die Erde und begraben ſich daneben.

Wir haben dieſe Betrachtung hier einen Platz finden laſſen, um nicht verletzend zu erſcheinen, wenn wir die in der Erſcheinung hervortretende Härte und Strenge des göttlichen Geſetzes hervorheben. Der flache, ſogenannte Optimismus, der durch die Verzerrung einer Leibnitziſchen ſpeculativen Idee entſtanden war, gefiel ſich in einer ſeichten Natur-Sentimentalität — die doch eigentlich eine Vergötterung des Sinnlichen an ſich war, als wenn dieſe nicht ihre Bedeutung durch die Selbſtopferung erhielte. Man verlor den Muth, unbefangen die ſinnliche Erſcheinung in allen ihren Richtungen aufzunehmen, und verbarg ſich gefliſſentlich das furchtbar Vernichtende, welches allenthalben zum Vorſchein kömmt. Schon unter den Thieren tritt dieſes hervor, und man kann ſich es nicht verbergen. Ihr treibt euren Spott mit dem Mitleid, welches uns ergreift, wenn wir leidende Thiere ſehen; es iſt euch eine Aeußerung der armſeligſten Subjektivität, und obgleich es auch wahr iſt, daß es als eine Krankheit erſcheinen kann, müßt ihr doch zugleich bekennen, daß es, ganz allgemein gefaßt, eben das Allertiefſte enthält. Denn dieſes Mitleid iſt die eigentliche innerſte Enthüllung der Einheit alles Lebens, eben deswegen darf es da, wo die Perſönlichkeit frei iſt, alſo in ſeiner Beſonderheit das Ganze ſetzt, nie fehlen. Wir ſehen es aus demſelben Grunde ſich auch immer entſchiedener ausbilden, je freier die Bildung iſt, und die in dieſer Rückſicht rohe Perſonen, ſind zu gleicher Zeit verhüllte und unfreie. Nun iſt der Widerſpruch eben da geſetzt, wo dieſe tiefſte Einheit des Lebens im Zwieſpalt mit ſich ſelber erſcheint, und in dieſer Rückſicht iſt die Grauſamkeit der Natur — ein Ausdruck, den wir, dem einſeitigen Optimismus gegenüber, nicht umgehen können — eben ſo entſchieden und allgemein, wie ihre Milde; denn es iſt, wie Werther ganz richtig klagt: wir können mit demſelben Rechte die lebendige Natur als ein alles verſchlingendes, alles wiederkäuendes Ungeheuer, betrachten, wie wir in ihr eine nährende, pflegende Mutter bewundern, und wir wollen hier nur als ein Unglück erwähnen, was ſpäter Gegenſtand einer tiefern Betrachtung ſein ſoll. Aber wenn dieſer vernichtende Prozeß als ein ſchneidender Widerſpruch des allgemeinen Lebens in ſich ſelber das Mitleiden erregt, ſo iſt jener Schmerz, der uns ergreift, wenn ganze Geſchlechter Jahrtauſende hindurch, der äußern Natur Preis gegeben, in ſich verſchloſſen bleiben, viel tiefer; denn hier iſt es das Bewußtſein, d. h. die ſich ergreifende Perſönlichkeit ſelber, die mit ſich in Widerſpruch geräth. Da kömmt auch die Oberflächlichkeit des einſeitigen Optimismus an das Tageslicht. Ihr freuet euch, daß der Eskimo durch die Seehunde alle ſeine Lebensbedürfniſſe befriedigt; aber daß ein menſchliches Daſein, dem lebendigen All entriſſen, an eine ſolche Partikularität der Natur gekettet iſt, daß dieſe Einſeitigkeit ſeines ganzen Daſeins alle höhere Bildung ausgeſchloſſen hat, das iſt es, was uns ſchmerzhaft bewegt, und unſer Mitleiden zur innigern Theilnahme ſteigert. Denn wie das körperliche Leiden eines lebendigen Weſens ſich uns als ein eigenes mittheilt, ſo nehmen wir inniger Theil an dem Verſunkenſein der Seelen. Wir fühlen es, daß die Hemmung, die dort die Bildung zurückhält, eine eigne innere iſt, die gemeinſchaftlich in allen Perſonen gehoben werden muß, wenn die Selbſtbeſtätigung in irgend einer als eine vollendete betrachtet werden ſoll. Daher giebt es für das chriſtliche Bewußtſein keine wichtigere Aufgabe, als den richtigen Sinn auszubilden, der auch in dieſer ſcheinbaren Härte die göttliche Teleologie nicht verkennt. Dieſes hier als künftig zu löſendes Problem hinſtellend, verfolgen wir die Strenge des Naturgeſetzes, welche ſich durch die Raſſenbildung ausſpricht, ohne ſie uns zu verheimlichen.

Die Raſſen nämlich finden wir allerdings, wird die jetzige Entwickelungsſtufe der Sinnlichkeit überhaupt feſtgehalten, auf eine Weiſe gebunden, die mit den Geſetzen der Organiſation des Geſchlechts als eine Totalität innig zuſammenfällt, und ſo wenig wie die niederen Organiſationen der Thiere zu den höheren, können dieſe ſich zu den höheren der menſchlichen Bildung emporheben. Das Geſetz, welches durch dieſe gehemmte Organiſation hervorgerufen wurde, kann zwar einen Keim der Entwickelung in ſich ſchließen, deren Grenze wir nicht entſchieden zu beſtimmen vermögen, aber dieſe iſt für eine jede Raſſe gegeben mit ihrer Geſtalt, und unüberwindlich. Ein Athen im Innern von Afrika, oder ein Rom unter den Eskimos, enthält innerhalb der Sinnlichkeit einen eben ſo entſchiedenen Widerſpruch, wie die Verwandlung eines Fiſches oder Amphibiums in ein Säugethier.

So entſchieden wie dieſe harte Anſicht ſich ausſpricht, dürfen wir doch nie vergeſſen, daß das ganze Menſchengeſchlecht auf eine gemeinſchaftlich höhere Stufe gehoben und in der Verklärung der leiblichen Organiſation zur Sprache, ein geiſtigeres Lebenselement erhalten hat. Haben wir den rechten Sinn für die Auffaſſung der Entwickelungsſtufen des ganzen Geſchlechts gewonnen, ſo werden wir begreifen, daß, objektiv betrachtet (d. h. wenn das Naturgeſetz, welchem das Menſchengeſchlecht inſofern es in der Erſcheinung ſich entwickelt, unterworfen iſt aufgefaßt wird), die Sprache ſich in der organiſchen Einheit aller Sprachen darſtellen muß, und daß eine Phyſiologie, nicht bloß eine Anatomie der Sprachen, die Sprachorgane (dieſe

Ausdruck hier nicht im gewöhnlichen Sinne, ſondern als Ausdruck organiſcher Sprachformen gebraucht) für das Erkennen zu Sprachfunktionen ſteigern müſſe, und zwar ſo, daß dieſe nicht iſolirt, ſondern in dem Totalorganismus aller Sprachen aufgenommen und aus dieſem begriffen werden, bevor wir im Stande ſind, über die Bedeutung einzelner Funktionen ein entſchiedenes Urtheil zu fällen. Was nun, um dieſe Aufgabe zu löſen, nothwendig iſt, das iſt nicht eine Konſtruktion deſſen, was wir zu erwarten haben, aus irgend einem abſoluten Denken ſchon fertig geliefert, es iſt vielmehr ein reicher, in ſeiner Verhüllung ſchon gedankenvoller, empfänglicher Sinn, der mit perſönlicher Hingebung beobachtend, forſchend, thätig iſt, wie die Miſſionäre unter den geſunkenen Raſſen, nicht wie die abſtrahirenden Kosmopoliten. Wir dürfen dann hoffen, noch in einer nahen Zukunft, wenn auch nicht die Aufgabe zu löſen, ſo doch ein Reſultat zu gewinnen, dem ähnlich, welches der chriſtliche Sinn durch die Emancipation der Sklaven gewonnen hat. Das iſt der Lohn, den wir zu erwarten haben, wenn wir zwar nicht, wie eine verwirrte Reflektion, glauben, in Beziehung auf das Daſein zu einer nothwendigen Täuſchung verdammt zu ſein, wohl aber der Wahrheit innerlich gewiß, ſie beſitzen, als hätten wir ſie nicht.

Dieſe ſcheinbar außerhalb dem Gange unſerer Aufgabe liegende Betrachtung, die uns nothwendig ſchien, um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, verlaſſend, ſchreiten wir in der Betrachtung des Urſprunges der Mythen weiter. Der allgemeine Gegenſatz zwiſchen einem innerlich ſich Entwickelnden und dem äußerlich Unendlichen, dem Geſetze Preisgegebenen, welches wir auf allen Stufen der Schöpfung wiederfinden, zeigt ſich auch innerhalb des Menſchengeſchlechts. Dieſes ſtellt auf dem gemeinſchaftlichen Fundament des Einen, aber in ſich zwieſpaltigen Bewußtſeins, alle Potenzen der Natur wieder dar, und ſo entſprechen die Raſſen der dem Geſetz unterworfenen äußerlich gewordenen Maſſe. Aber alle Scheidung auf einer gewiſſen Stufe iſt in der Sinnlichkeit eine relative. Und obgleich es keinen irdiſchen Uebergang giebt von derjenigen Richtung der Bildung, welche die Raſſen ſchuf, zu derjenigen, die aus der mythologiſchen Zeit eine höhere Entwickelung vorbereitet, ſo wenig in der That, wie von den Pflanzen zu den Thieren, ſo waren doch beide in und mit einander, und die Mannigfaltigkeit der Völker in der damaligen Zeit entſprang aus den vielfältigen beſtimmten Verhältniſſen, welche die ſcheinbaren Uebergänge der Raſſen in die geſchichtlichen Völker und umgekehrt, vermittelten.

Werden alle Sprachen als Organiſationen und ihre Einheit als die eines Totalorganismus betrachtet, ſo muß auch der Typus des leiblichen Lebens hier ſeine Anwendung finden. Und darin liegt die unendliche Hoffnung des Sprachſtudiums bei der Richtung, die dieſes in unſeren Tagen zu nehmen anfängt, bei der richtigen und wahren Anſicht, daß man den Zuſammenhang der Sprache auf organiſche Weiſe aufzufaſſen habe. Auch dieſe Organiſation hat ihren äußern, die bloße Geſetzmäßigkeit offenbarenden Ausdruck, und dieſer zeigt ſich in der grammatiſchen Strenge der Form; ſie wird, als eine ſolche hervorgehoben und Gegenſtand eines ernſten Studiums. Und je unabänderlicher und in ſich gegründeter dieſe äußere Geſetzmäßigkeit iſt und erkannt wird, deſto gewiſſer erkennen wir in der Sprache ein Geiſtiges der Entwickelung, und ſie wird als eine immer reichere, geiſtige Lebensverhältniſſe einſchließende, Welt anerkannt. Bedenken wir, daß der Sinn für ein lebendiges Sprachſtudium erſt jetzt zu keimen anfängt, daß unter allen Aufgaben, die dem Menſchengeſchlecht geworden ſind, dieſe: die Sprache als eine organiſche Entwickelung aufzufaſſen, die tiefſte genannt werden muß, ſo ſehen wir wohl ein, welch ein unermeßlicher Schatz geiſtreicher Forſchung vor uns liegt. Wir fürchten mit Recht die Maſſe der Verirrungen, die uns mit jedem Schritt von dem graden Wege ablenken werden; aber wir begreifen auch, wie dasjenige, was wir als göttliche Entwickelung betrachten müſſen, und wie es ſich durch alle Verirrungen hindurch den Weg bahnen wird, von einer ſo unendlichen Größe ſein werde, daß Alles, was jetzt laut wird, als unmerkbarer Anfang, als lebendiger Keim zwar, der aber noch nicht die harte Schale durchbrochen hat, in ſich verklingen muß, indem es ſich in das innere Leben der ſich immer mächtiger entfaltenden Geſtaltung verbirgt. Jeder eitle Gedanke an eine bleibende Celebrität muß ſich verlieren, wenn wir dieſe mächtige Zukunft, die alle Keime der Gegenwart in ſich aufnimmt, mit Zuverſicht erwarten. Dieſe Zukunft müßte in ſich verwelken, wenn unſere Bemühungen einen Werth behielten, und unſere ſchönſte Hoffnung gründet ſich darauf, daß wir ſämmtlich vergeſſen werden.

Die Sprache, ſo betrachtet, iſt der Ausdruck der ganzen Geſchichte, ihre Eigenthümlichkeit eins mit der der Völker, und ſie hat eine dreifache Richtung, durch die Organiſation vorbildlich ausgeſprochen: eine der bildenden Gedanken, das Princip der Entwickelung offenbarend, nach innen gewandt; eine, durch welche ſie ſtumm wird in der gebildeten Maſſe, nach außen gewandt, jene die Zukunft, dieſe die Vergangenheit der Völker, bezeichnend; dann endlich eine dritte, welche die organiſchen

Verhältniſſe der Völker in ſich und untereinander durch die ſinnliche Gegenwart darſtellt.

Auch die Sprachelemente laſſen ſich in ihrem embryoniſchen Anfange erkennen und dieſe wiederholen ſich in einer jeden Entwickelungsſtufe. So iſt das Geſchrei, d. h. der Ausdruck der abſoluten Herrſchaft einer vereinzelten Empfindung, die erſte lautbare Aeußerung des Kindes. Und wie der leiblich embryoniſche Zuſtand durch das ganze Leben hindurch im Schlafe, ſeinem Grundtypus nach wiederkehrt, ſo erzeugt ſich auch aus der Sprache durch die Interjektionen der Bewunderung, des Abſcheues, der plötzlichen Freude oder des Schreckens, jener erſte Moment einer Sprachfunktion, welche die lebendigen Aeußerungen zurückdrängt, indem ſie die ausſchließende Herrſchaft einer partikulären Empfindung kund giebt. — Ferner: wenn das Bewußtſein anfängt, Empfindungen auf einander zu beziehen, ſo ſpricht zwar das Kind; aber wie die einzelnen Empfindungen noch immer in ihrer Vereinzelung mehr neben einandergeſtellt, als ſich wechſelſeitig beſtimmend, erſcheinen, ſo treten auch die Ausdrücke dieſer Empfindungen in der Sprache unvermittelt hervor, und wir hören einzelne Aeußerungen, den Ausrufungen ähnlich, nur daß ſie negativ auf andere Empfindungen bezogen werden, indem dieſe durch die Beſtimmtheit der gegebenen ausgeſchloſſen werden. So drückt das Kind, und in der That auch die rohen Völker, einen Gegenſtand, eine Begierde, als ein Ausſchließliches aus, und wie das Urtheil und die organiſche Flexibilität des Geiſtes, bildet ſich die Sprache. Was nun ſo unendlich mannigfaltig modificirt in der beweglichen Organiſation der Sprache ſich auch jetzt erkennen läßt, das ſoll als eine früheſte Entwickelungsſtufe des ganzen Geſchlechts aufgefaßt werden. Dann aber darf nicht vergeſſen werden, daß der totale Organismus des Geſchlechts als in einer Geſammtentwickelung begriffen, obgleich auf der niedern Stufe betrachtet, dennoch alle Elemente zugleich enthält, die ſich in der Perſon nach einander entwickeln.

Eine jede Perſon tritt in der Erſcheinung durch die ſinnliche Geburt innerlich, ſo von der Natur, wie von der Geſchichte getrennt hervor, und dieſe Trennung iſt es, die die äußere Abhängigkeit erzeugt. Es iſt die Beſtimmung des Menſchen, dieſe äußere Abhängigkeit durch die innere Einheit aufzuheben, aber der göttliche liebende Wille hat dem ganzen Geſchlecht daſſelbe Ziel geſetzt. Was nun für eine jede Perſon innerhalb der Entwickelung der Geſchichte gilt, das gilt für die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen, und was für uns die Vergangenheit der Geſchichte, als eine beſtimmte Entwickelung ihrer Einheit mit der Natur iſt, das iſt die innere Trennung von der Natur in ihren Extremen als Anfang der Geſchichte.

In der Sprache nun und in allen mit ihr gegebenen Momenten des Daſeins zeigt ſich dieſe innere Trennung dadurch, daß eine in Beziehung auf die Perſon ungeſonderte Welt die Totalempfindung des Alls als eine grenzenlos mächtige, aber dennoch partikuläre, ſetzt. Daher das Maſſenhafte auch in der Sprache, welches uns entgegentritt, wenn wir die älteſten Erinnerungen bis dahin verfolgen, wo ſie verklingen, daher das Rohe und Maſſenhafte der unterjochten Völker überhaupt, wenn wir die Erzeugniſſe, die nachgelaſſenen Reſte ihres Daſeins betrachten, daher die unbeſtimmte, grenzenloſe und ſchrankenloſe Herrſchaft der Götter, daher die Gebirgsruinen der älteſten Epochen der Menſchen, in welchen eine menſchliche Thätigkeit faſt unkennbar begraben liegt, wie die verklingenden Spuren des organiſchen Lebens in den älteſten Gebirgen. Erſt wenn wir tiefer in die

Bedeutung der organiſchen Funktionen der Sprache eingedrungen ſind, wird es uns gelingen, allmälig das Räthſel zu löſen, welches noch über der Natur dieſer erſten verſchwundenen Sprachen ruht: dann wird es uns gelingen, die verſteinerte Geſchichtswelt der Nilkatarakten und der Gruppen der Grottentempel zu Mahar, Carli, Salcette, Elephante, Ellore, bis nach Ceilon herunter, wie ſie jetzt durch die Engländer entdeckt ſind und allmählig ſich enthüllen, ſo zu verſtehen, daß wir aus dieſem Knochengerüſte der Geſchichte mehr oder weniger auf die verſchwundenen lebendigen Funktionen ſchließen können; dann werden (wie die Verſteinerungen der geologiſchen Zeit in den Gruppen der jetzt lebenden Thiere) ſo auch die Verſteinerungen der Vorzeit des Geſchlechts in die lebendige Mitte der Geſchichte hineintreten.

Wir glauben, daß eine ſolche Ausſicht einer unendlich reichen zukünftigen Forſchung, eine ſolche Auferſtehung der begrabenen Geſchichte reich und hoffnungsvoll, wie ſie vor uns liegt, indem ſie Mühe, Anſtrengung und Fleiß in allen Richtungen in Anſpruch nimmt, und nur als göttliche Wahrheit auszuſprechen wagt, was ſich allmählig der genaueſten und Alles erwägenden Betrachtung aufſchließt, dem wahrhaft erkennenden Geiſte hoffnungsreicher erſcheinen muß, als alle abſchließenden Denkformeln, die nothwendigerweiſe zugleich Hemmungen des Erkennens ſind und an ihrer Vollendung ſterben.

Wir vereinigen die Reſultate der bisherigen Betrachtung, um genauer beſtimmen zu können, was wir Mythe zu nennen haben. Wir vergeſſen nicht, daß wir von einer Erſcheinung ausgehen, welche den Naturforſchern unzweifelbar geworden iſt:

dieſe nämlich, daß in der Entwickelungsgeſchichte der Erde alle Gattungen und als Schlußpunkt derſelben der Menſch geworden iſt, ohne geboren zu ſein. Dieſer Anfangspunkt unſerer Betrachtung, behaupten wir, verſetzt uns auf einen Standpunkt, der, obgleich in der Sinnlichkeit zum Vorſchein gekommen, uns unvermeidlich über dieſelbe hinaus- und zum Anfangspunkte des Geſchlechts hinführt; dieſer ſelbſt aber führt uns zum Anfangspunkte der Schöpfung überhaupt, der in der Natur verborgen, durch die Geburt des Menſchen enthüllt iſt; durch das Menſchengeſchlecht aber tritt das Perſönliche hervor, welches in der Schöpfung eine ewige Bedeutung hat, in und mit welcher die ganze Schöpfung ſelbſt ihre Bedeutung erhalten ſoll; und Was bis dahin Entwickelung eines bloß Sinnlichen war, ſoll jetzt Entwickelung eines Ewigen werden; aber als ſolches auch Entwikkelung der Natur, die erſt in der Perſönlichkeit der Menſchen ihre bleibende ewige Bedeutung erhält. So wird, was in der ſinnlichen Natur Geſtalt heißt, Wort, was in der Natur Entwickelung iſt, Gedanke, und jede menſchliche Geſtalt ſoll ein göttliches Wort und jede Eigenthümlichkeit des Menſchen (Perſönlichkeit) ſoll der Ausdruck eines göttlichen Gedankens werden; das iſt die Entwickelung des Menſchen zur Seligkeit. Denn nur ſo kehrt der Menſch, von Gott ausgegangen, zu ihm zurück. Der Abfall von Gott iſt die dunkelſte Nacht und der Anfang der Geſchichte. Dieſe Betrachtung führt uns zu dem Urzuſtande des Geſchlechts zurück. Der Abfall hatte das perſönliche Bewußtſein des Menſchen verhüllt, daß es der Natur unterworfen war; daher traten mit dem Kampf der Menſchen gegen Gott die, durch die Geburt des Menſchen geordneten Erdelemente wieder kämpfend hervor, und die Perſönlichkeit unterlag in dieſem Kampf, wie durch die Elemente der Schöpfung in einem früheren. Aber die Bedeutung dieſes Unterliegens, die Offenbarung des göttlichen Geſetzes, ſollte ſelbſt der Anfangspunkt einer neuern, tiefern und bedeutenderen Entwickelung zur Seligkeit werden.

Dieſes als anerkannt vorausgeſetzt, wiederholen wir nun kurz, was uns die Betrachtung, rückwärtsſchreitend zum Anfange des Menſchengeſchlechts, gezeigt hat.

Leiblich ſehen wir das Menſchengeſchlecht durch die vereinzelte Begierde zerſplittert, in ſeiner leiblichen Geſtaltung der Mannigfaltigkeit einer Naturordnung preisgegeben, die der Natur wieder den Frieden brachte, aber den Menſchen feſſelte. Selbſt die perſönlich-mächtigere Geſtalt, in welcher die Macht des Geſchlechts ſich concentrirte, war der Natur unterworfen, wie die mehr verſunkenen den Gewaltigen, deren Daſein ihnen verſchloſſen war. Ein Keim der Entwickelung war aber durch die Geburt der Götter eben dadurch gelegt, daß die Unterworfenen und Herrſchenden eine gemeinſchaftliche Organiſation bildeten, während die übrigen Geſtalten über die ganze Erde zerſtreut, von der Geſchichte ausgeſchloſſen, in der Erſtarrung beharrten. So bildeten ſich geſchichtliche Völker und Raſſen.

Die Fortbildung der geſchichtlichen Raſſen ſoll uns jetzt beſchäftigen; denn bei dieſen müſſen wir die Ausbildung der Mythe ſuchen und ihre Bedeutung finden. Die Völker, die wir außerhalb dieſes Ganges einer höhern Metamorphoſe finden, ſei es ſo, daß der Gegenſatz zwiſchen Herrn und Knechte ſich ſtarr (wie bei den indiſchen Kaſten) erhielt, oder ſo, daß der rohe Naturdienſt aller perſönlichen Concentration ermangelte (wie bei den Raſſen und ihren Stämmen), können wir nur als die zerſtreuten Glieder betrachten, die den Punkt einer gemeinſchaftlichen Entwickelung bei den geſchichtlichen Völkern fanden, die daher aufbewahrt wurden für eine ſpätere Entwickelung, die wir noch erwarten.

Wir beſchäftigen uns alſo von jetzt an allein mit den geſchichtlichen Völkern, und was uns ihr Innerſtes offenbart, wodurch ſie uns objektiv und dadurch Gegenſtand geiſtiger Betrachtung werden, iſt die Sprache, auf die nämliche Weiſe wie das Lebensprincip uns die Bedeutung des Totalorganismus aufſchloß. Auch hier erkennen wir alſo, in der Entwickelung der Sprache und durch dieſe, die Entwickelung des Geſchlechts. Sie folgt hiebei dem Typus der Metamorphoſe, dem, als ein allgemein lebendiges Geſetz der Fortbildung, die ganze Natur unterworfen iſt.

Nun wiſſen wir, daß die Sprache ſich gegenüber der Muſik findet, welche mit ihr die größere organiſche Einheit darſtellt. Aber dieſes iſt das allgemeine Geſetz aller organiſchen Bildung, daß Alles, was auf einer höhern Entwickelungsſtufe eigene, reiche in ſich geſonderte Welten bildet, die ſich aus ihrem Mittelpunkte verſtändigen, ſich in rohen äußern Gegenſätzen, innerlich ungeſondert auf den niedern Stufen bewegt. Eine jede niedere Stufe iſt daher eine in der Erſcheinung hervortretende Verhüllung Deſſen, was ſich auf einer höheren in ſich zu faſſen vermag, und ſich frei aus ſich ſelber bewegt. So war zwar die älteſte Sprache muſikaliſch (rhythmiſch), aber dieſer Rhythmus war eben ſo roh, eben ſo wenig ausgebildet, wie die Sprache. Rhythmus und Wort banden ſich wechſelſeitig, und dieſer rohe Anfang des noch nicht Unterſchiedenen war der Ausdruck der Abhängigkeit der Menſchen von der Naturgewalt, die ſie band. Daher dämmert eine Erinnerung der Naturbildung, wie aus einem vom Traume gefeſſelten Bewußtſein, in allen uralten

Ueberlieferungen des Geſchlechts, daher fallen dieſe mit dem, was ein mehr ausgebildetes geſchichtliches Bewußtſein ein hiſtoriſches Ereigniß nennen möchte, ununterſcheidbar zuſammen, und die Mythologien erſcheinen verzerrt, wenn wir in ihnen bloße Naturbildungen, oder bloße gewöhnliche geſchichtliche Ereigniſſe ſuchen. Daher war die Sprache der Ueberlieferung in der älteſten Zeit, wenn ſie das Innerſte ihres Daſeins ausſprechen wollte, ein roher Naturrhythmus, und die Rede durch den Geſang gefeſſelt.

Wir vermögen zwar nicht dieſer Stufe der Entwickelung in ihren erſten Elementen näher zu treten; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß alle Mythologie uns durch das Organ einer ſpätern Entwickelung überliefert wurde. Aber dennoch giebt es eine doppelte Richtung mythologiſcher Bildung, die uns merkwürdig und lehrreich iſt. Wie wir nämlich eine Erſtarrung des Menſchengeſchlechts auf allen Stufen finden, ſo finden wir auch ein relatives Hervortreten mythologiſcher Bildungen zu verſchiedenen Zeiten. Die Bedeutung dieſer ſpätern Bildung wird uns klar werden, wenn wir tiefer in den Zuſammenhang aller Mythen hineinſchauen. So trat die ſkandinaviſche Mythologie, wurzelnd in einer Urzeit, die der Betrachtung unzugänglich iſt, aber dieſer dennoch näher als irgend eine andere, aus den dunkeln Regionen der Erde, die der Geſchichte verſchloſſen waren, in einer viel ſpätern Zeit hervor, und während die griechiſche Mythologie ihren Anfang in einer vollendeten Ausbildung verhüllte, behielt jene, für eine viel höhere Entwickelung beſtimmt, den rohen Anfang unverändert, den wir noch in ihr zu erkennen vermögen. Wenn wir aber beide mit einander vergleichen, ſo ahnen wir das gleiche Geſetz, welches beide Mythologien in ihrem Uranfange beherrſchte, und wir können, durch dieſe Betrachtung, der Mythologie und jeder Mythe überhaupt näher treten.

So gewiß, als in dem Kinde das Selbſt thätig iſt, auch in den erſten Momenten ſeines Daſeins, in welchen es ſich kaum entdecken läßt, ſo gewiß als das Kind, während es den vereinzelten Empfindungen ganz unterliegt, und ein jedes Moment ſeines Daſeins von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden getrennt iſt, dennoch den Trieb nährt, dieſe Momente auf einander zu beziehen und ſich als das Beharrende in dem unzuſammenhangenden Wechſel zu ergreifen; eben ſo gewiß werden wir denſelben Typus bei der Entwickelung des ganzen Geſchlechts wiederfinden. Das Kind aber, auf der Stufe unſerer Zeit geboren, iſt beſtimmt, wie eine jede Perſon, die innerhalb der Gattung ſich bildet, ſich von einem engen, ſinnlich unſcheinbaren Punkte bis zu der Stufe zu erheben, welche die Gattung ſeiner Zeit erreicht hat. Das ganze Geſchlecht aber, von dem ähnlichen Typus der Entwickelung ergriffen, hat ſich gegenüber als Empfindungen erzeugend, die mächtigen Aeußerungen einer gewaltigen Natur. Dieſe nehmen es gefangen, wie die wechſelnden Empfindungen innerhalb der Schranken der pflegenden Familie das Kind. Der Trieb, ſie auf einander zu beziehen, ſchlummert aber in der rieſenhaften Unterwerfung, wie in dem Kinde.

Dieſes findet ſich überwältigt von den Empfindungen der ſinnlichen Wirklichkeit, und die eigene Welt des Spieles, durch welche es ſich in ſeiner eigenen Thätigkeit zu ergreifen ſucht, iſt keinesweges als etwas Unwirkliches zu betrachten; denn das Unwirkliche wäre eine Krankheit, und die Idee des Kinderſpiels (wir dürfen es wohl eine Idee nennen, die in der Erſcheinung mehr ausſpricht, als ein bloß Sinnliches,) gehört weſentlich zur geſunden Entwickelung des Kindes. Es iſt die friſche Selbſtäußerung, ohne welche keine Entwickelung ſtattfinden würde. Iſt nun, was zur Fortbildung nothwendig gehört, ein Wirkliches zu nennen, ſo müſſen wir in dem Kinderſpiel, wenn gleich ſubjektiv, eine Wirklichkeit annehmen, die eben ſo real iſt, als die der Gegenſtände. Alle höhere geiſtige, alſo wahre, Realität liegt aber in der Perſönlichkeit und offenbart ſich durch dieſe. Kann nun keine Perſon, wie ſie ſich in der Sinnlichkeit entwickelt, in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen werden, wenn wir von den Spielen, die ein weſentliches Element der geſunden Fortbildung ſind, abſtrahiren: ſo würde eine Betrachtung der Gegenſtände in Beziehung auf die Perſönlichkeit eine falſche ſein, die bloß die ſinnlichen Empfindungen in Betracht zöge. Die geiſtige Wahrheit liegt in der Einheit des ſtrengen, dem Geſetz unterworfenen äußern Lernens und, des Spiels *). Aber um das Kinderſpiel zu verſtehen, und, wie eben in dieſem, wenn es ſich unbefangen und (ohne zu frühzeitig durch die mehr oder weniger beſchränkte Reflektion der Eltern verſchoben, verzerrt, oder wohl gar erſtickt zu werden) geſund entwickeln kann, müſſen wir auf alle Bedingungen der Geſchichte Rückſicht nehmen, unter welchen das Kind ſich organiſch entwickelt. Wenn wir daher behaupten, daß der Kinderſinn dazu gehört, die Mythen in ihrer erſten naiven Entwickelung aufzunehmen, daß dieſer uns durch das ganze Leben bleiben muß, wenn uns dieſe kindlichen Mythen der Urzeit geiſtig zugänglich werden ſollen, ſo iſt es, weil dieſer Sinn innerhalb der Stufe der geſchichtlichen Organiſation von dem nämlichen

---

*) Die vortreffliche Anſicht des Kinderſpiels, die hier zu Grunde liegt, verdanken wir Braniß, der ſie in ſeiner pſychologiſchen Einleitung zur Metaphyſik entwickelt hat.

Punkte ausgeht, von welchem das ganze Menſchengeſchlecht, Mythen bildend, ausgegangen iſt. Kein Moment der Bildung, wenn ſie eine geiſtig organiſche-und lebendige bleiben ſoll, darf in dem Gange der Entwickelung verloren gehen; alle früheren müſſen in die ſpäteren hineingehen; und ein altkluger Jüngling und ein ſpießbürgerlich denkender Mann wird eben dadurch ein geiſtig beſchränkter, aller höhern Conceptionen unfähig, weil er ohne legitime Entwickelung kein ächtes Kind, ſondern nur ein Baſtard ſeiner Zeit genannt werden muß. So nur erweitert ſich der durch das organiſche Werden in beſtimmten Verhältniſſen feſtgehaltene, kindliche Sinn im reifen Mannesalter zu dem Sinn, der es wagen darf, das ganze Menſchengeſchlecht in allen Momenten ſeiner gewaltigen Entwickelung auf dem Punkte zu faſſen und geiſtig zu begreifen, auf welchem er ſich als Kind befand, und auf welchem entwickelt zu haben er ſich noch bewußt iſt. So wenig darf er ſich daher von dem Gegenſtande trennen, daß er ihn vielmehr nur verſteht, inſofern er ihn innerlich durchzuleben weiß. Es iſt nicht eine Entfremdung von jenem Urzuſtande des Menſchengeſchlechts, ſondern ſeine Verwandtſchaft mit ihm, durch welche dieſer ihm begreiflich wird.

Das Spiel des Kindes, wenn es in ſeiner reinen Bedeutung ſich entwickeln darf, enthält die Zukunft deſſelben, alſo das eigentlichſte Weſen und die Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit. Aber das Kind iſt ein beſonderer Ausdruck einer beſtimmten Stufe des Geſchlechts; hier iſt dahingegen von dieſem, als von einem Ganzen, die Rede. Das Kind iſt in unſern Tagen, wenn Gott ihm eine bedeutende Stellung zugedacht hat, von der beſtimmten Stufe der Entwickelung ergriffen, die eine jede Perſon an ſich gewieſen, und die innere Einheit mit der Natur durch eine äußere Trennung und Befreiung von dieſer bezeichnet hat. Was ſich aus der Urzeit entwickelte in und durch die Perſon, war innerlich getrennt, äußerlich dem Geſetz unterworfen, welches die ſinnliche Natur ordnet.

Jener Trieb daher (der recht eigentlich ein ſolcher genannt werden muß, weil er die Perſon, nicht in der Selbſtbeſtimmung, ſondern als beſtimmt getrieben durch ein fremdes, ordnendes Geſetz, darſtellt) beſtimmte die Form für die Entwickelung der alten Zeit eben ſo, wie die Form des animaliſchen Totalorganismus und, mit dieſer, die einer jeden Gattung in der Entwickelungsgeſchichte der Erde. Dieſer Trieb nun, der das ganze Geſchlecht innerlich in Bewegung ſetzte, und die Gegenſätze des äußern Daſeins, die in der Totalität der Natur ausgeglichen wurden, auch in der Eigenthümlichkeit der Perſon auszugleichen ſuchte, erzeugte die mythiſche Götterlehre. Erwägen wir, daß bei einer jeden lebendigen Entwickelung angenommen werden muß, daß alle Momente der Bildung auch auf den erſten Stufen gegeben ſind — und wenn wir ſagen, es ſei nur potentia für die Perſon da, was ſpäter actu zum Vorſchein kommen werde, ſo geſtehen wir ja, daß dieſes für die Erſcheinung in die bloße Potenz geſetzte Ganze, doch innerlich, der Wahrheit nach, ſelbſt actu, wenn gleich noch unentwickelt, da ſei, wie ja die Knospe nur dadurch ihre Bedeutung erhält, daß ſie ihre eigene Zukunft in ſich trägt: — ſo iſt die Perſon über die bloße Vergangenheit und feſſelnde Gegenwart gehoben, und was in kämpfenden Gegenſätzen ihr vorliegt, wird ein lebendiges Ganzes, welches auf eine gemeinſame Zukunft deutet. Wenn man nun die Mythe, in welcher dieſer Trieb ſich darſtellt, ein Gedicht nennt, ſo iſt ſie es in der That nur, weil ſie eine Wahrheit offenbart, welche in der ſinnlichen Wirklichkeit verborgen bleibt. Die Mythe enthält den Urſprung aller Poeſie, und wo ſie ihrer urſprünglichen Idee entſpricht, offenbart ſie ein in der ſinnlichen Gegenwart Verhülltes, indem ſie in einer höhern, lebendigern Geſtaltung Gegenſätze ausgleicht, die in der ſinnlichen Wirklichkeit unüberwindlich bleiben. Aber ſie war in jener Urzeit des Geſchlechts, wo Alles, was jetzt in äußerer Trennung ſich freier geſtaltet, noch in der äußern Ununterſcheidbarkeit ruhte, der ſinnlichen Wirklichkeit näher verwandt. Die Natur nahm noch Theil an den phantaſtiſchen Träumen des Bewußtſeins, ſo wie dieſes gebunden war durch die Ordnung der Natur. Die Heroen, die den Göttern folgten, erſchienen daher als ſolche, die nicht allein in menſchlichen Kämpfen den Sieg errangen, ſondern auch die wilden Naturkräfte bändigten. Wenn Herrſcher durch willenloſe Unterworfene faſt Unglaubliches ausrichteten, ſo vindicirte der keimende Trieb, der die Macht der Perſönlichkeit feſthalten wollte, das Werk der arbeitenden Maſſe für die herrſchende Perſon. Das Werk war durch ſie allein ausgeführt, und die eigentliche Wahrheit faßte das in der Erſcheinung Zerſplitterte in ſeiner wirklichen weſenhaften Perſönlichkeit zuſammen. Dieſes war nicht allein eine Vergötterung des Helden, ſondern auch eine Befreiung der gefeſſelten dienenden Perſon, in welcher das Weſen der Perſönlichkeit aufging als ein ihr Verwandtes. Aber dieſe Entwickelung hat ihr Ziel, denn ſie war durch die Sinnlichkeit als eine lebendige Totalität abgeſchloſſen. Alles daher, was erreicht werden konnte, war in ſich gegründete Einheit des Sinnlichen, d. h. Schönheit. Denn die Schönheit, wie ſie durch die Sinnlichkeit vermittelt, wahrgenommen wird, iſt nicht jene Urſchönheit, die alles Daſein in einer ſeligen Einheit aufnimmt und jede Perſönlichkeit in ihrer Art beſtätigt, obgleich ſie das Geſtaltende, Bildende auch der ſinnlichen Schönheit iſt. Sie tritt hervor, wo wir in der ſinnlich gegebenen Wirklichkeit, in unauflöslichen Widerſpruch verflochten, eine höhere Ausgleichung finden. Es ſind die anorganiſchen, ſich wechſelſeitig widerſtreitenden Elemente, die in einer höhern Einigung ihre wechſelſeitige Verſtändigung finden. Die Schönheit ſtellt eine Wechſeldurchdringung ſich in der ſinnlichen Aeußerlichkeit hemmender Kräfte dar. Aber ſie iſt nicht aus dieſen erzeugt; der tiefe Naturgrund des mythiſchen Daſeins ruht in ihr, und eben daher erſcheint ſie als die höhere Ausbildung deſſen, was in der Natur lebt. Aber die höheren Elemente trennen ſich. Im Gedicht geſtalten ſie ſich, können aber die Ruhe des Seins nicht finden; die Geſtalt verklärt ſich zum Gedanken, muß aber der Beweglichkeit des Gedankens entſagen. Die Allgemeinheit des Worts ward durch die Geſtaltung in die Perſönlichkeit beſtimmter Völker- und Familienerzeugniſſe hineingezogen durch das Gedicht, und die Perſönlichkeit der Geſtalt ward in ſtumme Allgemeinheit verſetzt. Die in ſich geründete Sprache veredelte ſich zum Geſange, der durch alle Zeiten klingt, die Geſtalt erhob ſich zum Grundtypus des Leibes. Hätte die Sprache ihren ſchöpferiſchen Naturgrund finden können, er hätte das Daſein des Volks verewigt, hätte die Geſtalt ſich in die Geſchichte hineinbilden können, ſie wäre nicht als Kategorie der Schönheit in dem Marmor erſtarrt.

Es giebt eine Mythe, an welche mich ein Freund erinnerte, und die die eigentliche Bedeutung heidniſcher Mythen auf eine einfache Weiſe enthält. Es iſt diejenige von Philemon und Baucis. Es iſt nicht möglich, den Sinn heidniſcher Religioſität in ihrer heiteren und reinen Geſtalt einfacher und innerlicher aufzufaſſen. Ein einfaches Ehepaar, welches, eben weil es ſelbſt durch innige Liebe in eine höhere Einheit geſetzt, den Göttern nicht unterworfen, ſondern mit der Geſinnung zugethan war, nimmt dieſe auf, wo ſie ſelbſt Hülfe flehend erſcheinen. Ihnen iſt nicht bloß, wie den übrigen Menſchen, die äußere, alſo der Perſon fremde, Gewalt der Götter, ſondern auch ihre innere Verwandtſchaft mit der Perſönlichkeit, die innere erzeugende Liebe des Alls durch die Liebe, die ſie wechſelſeitig vereinigte, aufgegangen. Es liegt in dieſer Erzählung etwas verborgen, was in der herrſchenden religiöſen Mythe faſt jener Ahnung der befreienden Liebe, welche von jeher das chriſtliche Gemüth bei Plato anzog, gleichgeſtellt werden kann; und mit dieſer entdecken wir das tiefe Bewußtſein, daß eine ſolche Verwandtſchaft mit den Göttern, die innerſte Wahrheit des Daſeins ſei, und daß dieſe, abgewandt von dem, was die Menge erſtrebt, nur im Verborgenen gedeiht. Die Mythe enthält das Geſtändniß, daß in ihr die Idee der wahren Frömmigkeit zurückgedrängt und gefeſſelt, daher mahnend, ja, drohend in einem jeden Ehepaar, als das gebundene Gewiſſen deſſelben, lag, und daß, was nicht in dem Einzelnen zum Vorſchein zu kommen vermochte, weil alle Verhältniſſe des Lebens und die mit dieſen gegebene Unterordnung des weiblichen Geſchlechts, dem ganzen Daſein eine ſchiefe Stellung gegeben hatte, nur durch eine aus dem Ganzen entſprungene Vorſtellung verwirklicht werden konnte. Aber durch dieſe Vorſtellung iſt eine Wahrheit, die in keiner Perſon ſich zu entwickeln vermochte, wirklich geworden. Denn es zeigte ſich, daß nicht die Freiheit der Perſon, ſondern nur eine, zwar geiſtige, aber noch durch das natürliche Band der Ehe gefeſſelte, Einheit als das Höchſte ausgeſprochen werden konnte. Dieſes Naturband enthielt, wie die ganze Mythe zeigt, die Weihe der höhern Geſinnung. In dem chriſtlichen Bewußtſein verhält es ſich gerade umgekehrt. Die Freiheit der Perſon in Gott, die göttliche Kindſchaft, giebt der Ehe ihre Weihe. So war ſelbſt dort das Höchſte an ein ſinnliches

Verhältniß gebunden, das Reinſte und Heiligſte nicht urbildlich, ſondern vorbildlich geſetzt. Daher konnte ein ſolches Daſein auch nur im Sinnlichen abſchließen. Die Hütte ward in einen Tempel verwandelt, die allgemeine ſtille Verehrung in öffentliche Anbetung, und das Ehepaar verſchwand zu gleicher Zeit, ſeinem Wunſche gemäß, indem es in Bäume verwandelt wurde, Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde. Und ſo klangen die wechſelſeitigen Verſicherungen der Liebe, bis ſie in Seufzer und ſtillen Pflanzenhauch verſtummten. Es ruht eine innerlich unendlich tiefe Naturwahrheit in dieſer einfachen Mythe. Nur der in der Natur verborgene Gott, deſſen liebendes Daſein geahnet, aber nicht erkannt wurde, verlieh der ſtillen Hingebung, durch die verborgene Vermittelung der Natur, die Beſtätigung eines ſolchen Daſeins; und das iſt die Bedeutung jeder religiöſen heidniſchen Mythe, wo es ihr vergönnt war, ſich, wie in Griechenland, zur Schönheit auszubilden.

Aber derſelbe verborgene Gott, der auf eine ſo heitere Weiſe ſich kund giebt, und die Erhaltung und Beſtätigung der Perſönlichkeit, ſelbſt wo ſie in der Natur verſchloſſen bleibt, zu verkündigen ſcheint, und es den Göttern erlaubt, friedliche Gemüther dahin zu lenken, wo ſie in ſtiller, bewußtloſer Ruhe einſchlummern, tritt auch als unerbittliches Schickſal da hervor, wo die entfremdete Perſönlichkeit in eigener Gewalt ſich äußern will. Unwillkürliche Mordthaten treffen die Geliebten, die mächtigſten Geſchlechter vernichten ſich in ſich ſelber, die ganze Naturgewalt ſpricht ſich als eine fremde aus, die das ganze Geſchlecht zwingt, wie milde Frühlingstage, ſo Sturm und Ungewitter geduldig hinzunehmen. Denn die Natur, die unſere Wünſche und Hoffnungen nicht kennt, die, was die Menſchen bewegt, kalt einem unerbittlichen Geſetz preisgiebt, beherrſchte nicht bloß das Aeußere der perſönlichen Erſcheinung, ſondern auch das Innerſte der Perſönlichkeit ſelbſt. Daher konnte ſelbſt das Erkennen ſich nicht losreißen von dieſer Allgewalt der beherrſchenden, in ſich ſelbſt ewigen Natur. Und in dieſem Sinne war die Einheit der Natur in aller griechiſchen Philoſophie, mochte ſie ſich, wie durch Parmenides, in der ſtarren Einheit des Seins oder, wie durch Heraklit, in der ewigen Bewegung des Werdens geſtalten, nothwendig pantheiſtiſch. Selbſt wo die ethiſche Seite hervortrat, hatte das Schickſal einen ſolchen pantheiſtiſchen Charakter, und es gab kein Mittel gegen dieſen, als den ſtoiſchen Trotz der Verzweiflung.

Aus dieſem Boden, und aus dieſem allein, wuchs die wahre Mythe hervor, und ſie iſt niemals auf irgend eine Weiſe mit geſchichtlicher Bedeutung wieder zum Vorſchein gekommen, wo nicht ein heidniſches Element in der chriſtlichen Religion keimte. Da ward dieſe, wie im Heidenthum, von der Erſcheinung gefangen, das Innerſte der Religion ward den Laien eine fremde Natur, und aus dieſer wuchs die Mythe wieder hervor, jetzt als eine Krankheit, was früher in der freudigen Entwickelung (obgleich beſtimmt, nicht vernichtet, wohl aber in ihrer heiteren Entwickelung durch ein Höheres beſtätigt zu werden) uns als eine in ſich geſchloſſene Natur vorliegt.

Und das iſt die Bedeutung der alten Zeit für das erkennende chriſtliche Bewußtſein. Für die religiöſe Betrachtung, die liebevoll die Beſtätigung der Perſon auffaßt, liegt in der wahren Anſicht, die die alte Zeit als einen Entwickelungsprozeß auffaßt, das Tröſtliche, daß dieſe beſtätigende Liebe der Perſon dämmernd durchblickt durch die Naturgewalt. Und obgleich es ihr nicht vergönnt war, das Geſetz zu durchbrechen und zu verkündigen, was in ihr feſt gebunden lag und ſchlummerte, ſo dürfen wir doch vorausſetzen, daß die verborgene Macht, die nicht bloß in der lautgewordenen Menſchengeſchichte, ſondern auch in den verſchloſſenen Gründen der Natur waltet, abgewandt von aller Erſcheinung, Mittel und Wege weiß, dieſe gefeſſelten Seelen zu löſen. Was in ſeiner Reinheit, im Erkennen der Wahrheit fördert, was als ein ordnendes Glied in die höhere Organiſation des Geſchlechts hineingegangen iſt, was in gereinigter Geſtalt als ein weſentliches Organ Träger und Grundlage des chriſtlichen Erkennens werden durfte, was auf eine ſolche Weiſe uns zum Segen ward, kann denen, die in der Reinheit jenes Geſetzes beharrten oder, inſofern dieſes einer jeden einzelnen und ſinnlichen Perſon unmöglich war, dieſer Reinheit nachſtrebten, nicht zum Fluche werden. Mit heiterem Sinne betrachtet aber das herrſchende Erkennen dasjenige, was in der Geſchichte eine bleibende Bedeutung erhält, und ſelbſt, was wir mit Recht als Irrthum abweiſen, ſelbſt jener hoffnungsloſe Untergang mächtiger Geſchlechter, ja, der Götter ſelbſt, jener troſtloſe ſtarre Pantheismus, ſprach in ſeiner negativen Form ein Poſitives aus. Die religiöſe Mythe aber hatte als einen weſentlichen Inhalt jenen Urgrund des Geſchlechts, in welchem, in der Ununterſcheidbarkeit der Natur und der Geſchichte, jene als ein ſtummes Daſeiendes vorwaltete; und der Charakter der Mythe erhielt ſich durch alle Stufen ihrer Entwickelung nur, indem dieſer Urgrund vorwaltend blieb. Sie kann daher niemals auf dem Standpunkt eines reflektirten und innerhalb der Erſcheinung von der Natur auch innerlich getrennten Bewußtſeins, aufgefaßt und beurtheilt werden. Was wir, auf dieſem Standpunkte gefeſſelt, eine geſchichtliche Thatſache nennen, iſt ja nur dasjenige, was eben ſo wie die Gegenſtände der Natur, uns äußerlich ſinnlich geworden iſt, und nur in ſeinen ſinnlichen Verhaltniſſen aufgefaßt und beurtheilt wird. Aber dieſe Erſcheinungen ſelbſt ſind aufgefaßt außerhalb der eigenen Wahrheit, und ein ſolches Erkennen beſitzt keine Macht, jene bis zur Abgeſchloſſenheit und Sicherheit der Natur ausgebildete Richtung zu begreifen. Die Zeit der Griechen daher iſt nicht bloß quantitativ, ſondern pſychiſch qualitativ von der unſern verſchieden. Die Naturwiſſenſchaft unſrer Tage, das Fundament unſers ſinnlichen Erkennens, iſt nicht bloß in dieſem und jenem, ſondern im tiefſten Grunde von der Naturanſicht der Alten verſchieden. Und ſelbſt da, wo die Alten, wie Theophraſt und Dioskorides, das Detail der Formen aufnahmen und beſchrieben, noch mehr da, wo ſie die Natur ſpekulativ auffaßten, wie Plato im Timäus, lag eine Naturanſicht zu Grunde, die nur dem höhern Geiſte zugänglich iſt, wenn ſie in ihrer reinen Eigenthümlichkeit aufgefaßt wird. Dieſe iſt aber in das mythiſche Fundament gelegt, dem Plato ſelbſt, obgleich ſich ſträubend, unterlag.

7.

Die Erlöſung.

Die Mythologie, wo es ihr vergönnt war, ſich in ſich bis zur Naturvollendung auszubilden, enthält die Wahrſagung ihres eigenen Unterganges, und dieſe iſt mit einer Wiederkehr der bezwungenen Titanen verbunden. Daher trat, als das Monſtrum der Geſchichte, die römiſche Weltherrſchaft hervor, durch jene Ungeheuer einer vergangenen Organiſation vorgebildet. Rom, ſo heiter und ſtark anfangend, entwickelte aus ſich jene monſtröſe Geſtalt, die mit den Gracchen anfing und mit Nero endigte, die die Götter ſtürzte und, in ſich Jahrhunderte hindurch verwelkend, einer neuen Zeit, einer neuen Geſchichte die Bahn eröffnete. Es war die Natur, die, in ſich geordnet, ihre eigene Bedeutung in dem Innerſten der Perſönlichkeiten ſelbſt finden ſollte. Jene Abhängigkeit von der Naturbildung, die mit der innern Trennung eins war, ſoll in einer höhern Einheit der Perſönlichkeit verklärt werden. Wie Zeus den Chronos geſtürzt hat, ſo ſoll er ſelbſt geſtürzt werden. Die nordiſche Mythologie, die ſpäter in der Geſchichte laut ward, und die fortdauernd ihrem wahren Anfange näher blieb, der es nicht gelang, jene Ausbildung zur Schönheit zu erreichen, deren tiefe Klänge aber fortdauernd an ein Schwanken, an eine Unſicherheit der Naturkräfte ſelbſt erinnern, war von dieſem Bewußtſein des Unterganges tief durchdrungen, und wie aus der höchſten Ausbildung der griechiſchen Philoſophie eine Ahndung von der Befreiung durch die Liebe hervorblitzte, ſo ſchließt Vola's Weiſſagung mit der Verkündigung eines Reiches des Friedens, welches als eine neue Morgenröthe hervorbrechen ſoll, wenn die Götter in der Götterdämmerung untergegangen ſind.

Wir aber wenden uns an die Verkündigung des Heils, wie ſie in der alten Zeit ſelbſt ſich geſtaltete und den Völkern verborgen blieb. Um die Bedeutung des jüdiſchen Volks in der Continuität der Entwickelung des ganzen Daſeins in allen Momenten zu faſſen, ſuchen wir wieder die Löſung des Räthſels in dem Grundtypus der lebendigen Organiſation. Dieſe hat ſich mit der Erde entwickelt; auf beſtimmte Stufen gehemmt, enthielt ſie doch auf einer jeden, durch die bis ins Unendliche gehende Sonderung der Gebilde, immitten der Hemmung, die Weiſſagung einer höhern Entwickelung. Dieſe enthält, wie wir erkannt haben, das leitende Princip aller fortſchreitenden Metamorphoſe, wie es in der Phyſiologie den Forſchern vorliegt. Aber das entwickelnde Princip fand in der Organiſation ſelbſt keinen Ausdruck, keine beſondere Geſtaltung. Das Weiſſagende tritt erſt mit der Erfüllung hervor, und wird in der ſich allmälig ausbildenden Wiſſenſchaft als die in der Organiſation ſelbſt verborgene Verkündigung erkannt. Es mußte nothwendig ſo ſein, denn in der organiſchen Einheit des Leiblichen konnte das weiſſagende Princip nur zum Vorſchein kommen, als ein beſonderes Gebilde, als ein Gewordenes, Seiendes. Dieſes aber konnte nicht in ſeine Beſonderheit, als ein von der übrigen Organiſation Getrenntes hervortreten. Wo es zum Vorſchein kam, erhob es alle Formen der Organiſation auf eine höhere Stufe, und ſprach ſomit ſich als die Erfüllung ſelber aus. Nur wo die Gattung ſelbſt in ihrer ganzen Unendlichkeit in der Perſon verhüllt war, wo die Erſcheinung ſelbſt eine anfangsloſe Geburt offenbarte, wo das Seiende als ein Werdendes hervortrat, ward eine Zukunft laut, die über die Gegenwart hervorragte.

Wodurch nun zeichnete ſich das weiſſagende Volk aus, das auserwählte Volk Gottes? Nicht dadurch, daß es die Stufe der Entwickelung überſprang, an welcher die alte Zeit gebunden war, wohl aber dadurch, daß ſein ganzes Daſein in der Verkündigung der höheren Entwickelung aufging. Sie ſelbſt unterlag daher, wie alle Völker der alten Zeit, dem Geſetz, deſſen Verklärung zur Liebe zu weiſſagen ſie beſtimmt war; und dennoch war dieſes Volk von allen übrigen abgewandt. Es gehört zu den geiſtig bedeutendſten Merkwürdigkeiten der Geſchichte, daß ein Volk, deſſen früheres Daſein erſt, nachdem es untergangen und in der Welt zerſplittert war, auf die ganze Bildung einen ſo bedeutenden Einfluß ausübte, während es da war und ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit entwickelte, der fortſchreitenden Geſchichte verborgen blieb. Die Alten kannten es kaum; Herodot nennt es nur, und es war dieſem Volke nicht vergönnt, an jenem in ſich geſchloſſenen und heiteren Daſein der ſinnlichen Schönheit Theil zu nehmen. Betrachten wir das auserwählte Volk Gottes in ſeiner Eigenthümlichkeit näher. Der Kampf der Naturkräfte war beendigt, die Erde in ſich beruhigt. Ob die noachitiſche Fluth eine allgemeine war und ein Untergang aller Völker mit ihr ſtattgefunden habe, mag unſicher bleiben. Die Tradition der heiligen Schrift fordert eine ſolche Annahme keinesweges. Eine allgemeine Züchtigung der verirrten geſchichtlichen Völker, ſo daß die weit verbreiteten Raſſen unberührt blieben, würde der aufbewahrten Ueberlieferung keinesweges widerſprechen; denn die von den beſtimmten Gegenden der Erde gefangen genommenen und in beſtimmten Klimaten wurzelnden Geſchlechter waren aus der Erinnerung der Geſchichte verſchwunden, auch wurden ſie, als die geſchichtlichen Völker ſich ausbreiteten, ganz, wie die neuen Gegenden ſelbſt, entdeckt. Wo geſchichtliche Völker hinkamen, fanden ſie ſolche Raſſen eben ſo eigenthümlich der Erde zugehörig, wie die Pflanzen, die dort wuchſen, wie die Heerden der Thiere, die dort herumzogen. Und dieſes Verhältniß aller geſchichtlichen Völker zu den der Natur preisgegebenen iſt daſſelbe geblieben von der älteſten Zeit der Erinnerung bis auf unſere Tage. Die Aeltervàter des jüdiſchen Volks aber bewegten ſich ganz innerhalb der Geſchichte und bewahrten in ſich, obgleich von der äußern glanzvollen Entwickelung abgewandt, ihr tiefſtes, verborgenſtes Räthſel. Nur wo die rohen perſönlichen Kräfte, mit der Natur gegen ſie, kämpften, nur wo „die Kinder Gottes die Töchter der Menſchen beſchliefen,“ wo ein geſchichtliches Chaos ſich bildete, trat die Strafe hervor. Die Raſſen ſchlummerten ſicher in der Vormundſchaft der Natur, welcher ſie ſich preisgegeben hatten.

Aus dieſem Untergange der Geſchichte trat eine neue hervor, und wir wollen, wie es ſich hier ziemt, mit ruhiger Objektivität das Verhältniß der Aelterväter und des aus ihnen hervorgehenden jüdiſchen Volks, wie es ſich geſtaltete, und wie es in der Erinnerung des Menſchengeſchlechts hervortrat und in ihr blieb, betrachten. Denn das iſt doch der eigentliche geſchichtliche Blick, für welchen allein dieſe ihre wahre Bedeutung enthüllt, daß wir dieſen geiſtigen Vorgang des menſchlichen Bewußtſeins im Ganzen betrachten; wie es in einſeitiger Richtung ſich auszubilden ſcheint, dann aber ſich auf alte, längſt verlorene Schätze beſinnt und, in dieſen, weſentliche Elemente ſeiner Entwickelung erkennt, und ſo bereichert fortſchreitet. Und wenn auch eine ſpäter hervortretende geiſtige Richtung dieſe Schätze, die einſt ſo viel galten, verſchmähen ſollte, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es dem Geiſte nicht gegeben iſt, auf eine ſolche Weiſe, was nicht bloß äußerlich aufgenommen, ſondern organiſch aſſimilirt iſt, und eben daher nicht ſeine Erſcheinung, ſondern vielmehr ſein Weſen beſtimmt hat, willkürlich aufzunehmen und wieder zu verwerfen.

Zuerſt bemerken wir, daß wir zurückgeführt werden zu jener ſtillen Ruhe, die zwar nicht das Paradies, aber wohl einen Nachklang deſſelben, zum Vorſchein bringt. Es ſind nicht Völker, es iſt eine Familie, an welche die Hoffnung der zukünftigen Geſchichte geknüpft iſt. Abraham, der auserwählte Mann Gottes, iſt nicht ein mächtiger Herrſcher, ſein Reich, wenn auch beſtimmt, ſich in der Sinnlichkeit zu offenbaren, iſt nicht ein in der Gegenwart erſcheinendes, es liegt ganz in der Zukunft der Verheißung, für welche er lebt. Die engere Natur, die ſich an dieſe Familie anſchmiegt, äußert ſich in den vertrauteren Verhältniſſen eines Lebens, welches noch immer die

Benennung des patriarchaliſchen behalten hat. Zwar iſt hier die Erhaltung des Lebens an Mühe und Arbeit geknüpft, und der Fluch, der Adam traf, ruht noch auf dieſer Familie. Aber die Natur ſcheint die Erlöſung ſelbſt andeuten zu wollen, die durch die fortſchreitende Entwickelung der Geſchichte immer klarer hervortreten ſoll. Aus dem Fluche, der den Menſchen zur Arbeit verdammte, entſtand ſelbſt ein keimender Segen. Zahme Pflanzen und Thiere entriſſen ſich dem wilden Naturdienſte und ſchmiegten ſich eng an ein perſönliches Daſein heran. So fing das Paradies an wieder ſtille zu keimen, wo es verſchwunden war, und es bildete ſich das heimliche Neſt, in welchem unter den bedeckenden Flügeln der Liebe das Menſchengeſchlecht brüten ſollte. Allerdings war der patriarchaliſche Zuſtand dem Orient nicht fremd, ja man entdeckt die Spuren deſſelben noch. Aber hier war die geweihte Stätte deſſelben, die eben deswegen in der Geſchichte eine bleibende Bedeutung erhalten hat; und wie ein jeder Menſch in dem Innerſten ſeiner ewigen Perſönlichkeit ein verborgenes, ihm entfremdetes, fortdauernd mahnendes Paradies entdeckt, wenn er ſich ſeiner innerſten Wahrheit zuwendet, ſo mag die ringende und kämpfende Familie, die aus dem Fluche den Segen hervortreten ſieht, wohl auch in jenem geweihten patriarchaliſchen Zuſtande ihr zwar irdiſches, aber reineres Urbild erkennen.

Dieſer ſtille Sinn, der ſich aus der Verwirrung der wüſten Begierden zurückzog, die das Menſchengeſchlecht mit ſich in Zwieſpalt brachten, zerſtreuten und ſtreitende Gegenſätze hervorriefen, welche nur dadurch ausgeglichen werden konnten, daß, was aus der Perſon hervortrat, ſelbſt bei den bedeutendſten Völkern als ein Ausdruck eines göttlichen Naturgeſetzes erſchien, unterhielt äußerlich in der Folge der Geſchlechter, innerlich in der fortdauernden Tradition, die Erinnerungen an den paradieſiſchen Zuſtand, die bei den übrigen Völkern, in der Mannigfaltigkeit der Zerſtreuung, den vereinigenden Mittelpunkt verloren hatten. So ward in dieſem Volke, in Abrahams Geſchlechte, die Continuität der Entwickelung erhalten. Und wie das Nervenſyſtem der Thiere, indem es ſich immitten des Leiblichen dennoch von dieſem abwendet, zu gleicher Zeit in der erblaßten Einförmigkeit ſeiner Geſtaltung die gerade Richtung auf die höhere Entwickelung feſthält, ſo wandte ſich auch Abrahams Geſchlecht von dem äußern bunten Gewimmel mannigfaltiger Bildungen ab, und es iſt merkwürdig, wie dieſe in kurzen, ſchneidenden Worten abgewieſen wurden. Nach der Wurzel der Sprachorganiſation wird kurz hingewieſen, das Chaos der Sprachverwirrung als dasjenige, aus welchem alle Zerſtreuung, Zerſplitterung und Zwieſpalt des Menſchengeſchlechts, aber auch die Ordnung einer höhern Natur, entſprang, wird hervorgehoben, und dann die Continuität der Geſchlechter bezeichnet, die in Abraham ihren Lichtpunkt finden ſollte. In ihm liegt die Bedeutung des ganzen jüdiſchen Volks, und mit dieſem die gerade Reihenfolge der Entwickelung, der göttliche Segen der Geſchichte.

Denn darin lag der Unterſchied zwiſchen dem jüdiſchen Volke und allen übrigen, daß dieſe, ſelbſt wenn ſie die höchſte Stufe der Entwickelung erreicht hatten, mit gebundener Perſönlichkeit, ein Ausdruck des göttlichen Geſetzes wurden, welches ſeine bleibende geiſtige Bedeutung als ein Naturgeſetz in der Geſchichte ſelber, als Schönheit fand; während dem Abraham und ſeinem Geſchlechte das göttliche Geſetz als ſolches objektiv ward. Dadurch aber, daß der gebietende Gott, der in den zerſplitterten Völkern der alten Welt unerkannt die Völker nach ſeinem ordnenden Willen geſtaltete und nach ſeiner Abſicht lenkte, während er als der Gebieter dem israelitiſchen Volke ſich offenbarte, war die Hemmung der geſchichtlichen Ausbildung zwar nicht verſchwunden, das Nichtige derſelben hatte zwar nicht ſeine ſcheinbare Macht in der Sinnlichkeit verloren, aber ein Bewußtſein trat der allein wahren Macht des Göttlichen gegenüber. Eben dadurch aber ward das Geheimniß der Hemmung, als Ungehorſam gegen Gott und als Offenbarung ſeines allein wahren Willens, unmittelbar kund gethan, und wir ſehen uns genöthigt, für die Bedeutung des jüdiſchen Volks einen andern Standpunkt zu wählen. Hier wollen wir dahingegen nur den Weg Gottes, für welchen eine jede Hemmung eine neue Grundlage fortſchreitender Entwickelung wird, wie bisher verfolgen.

Ein jeder Menſch beſitzt in den Momenten reiner fröhlicher Jugend, wenn dieſe die Kindlichkeit behält, in ſich ſeine ganze Zukunft, ungetrübt von Allem, was ſpäter einen Schatten wirft auf ſeine Entwickelung. *Ja, ſpäter ſelbſt, wenn in Augenblicken* eines erhöhten Daſeins die wahre Begeiſterung, die mit Recht ſo genannt werden darf, ihn ergreift, verſchwinden die Störungen und die lügenhaften Verwirrungen, in welche er ſich verſtrickt fühlt, wenn er nun verwirklichen will, was die Begeiſterung, als eine göttliche Gabe, ihm ſchenkte. Dieſer Nachklang einer Offenbarung des gebietenden Gottes, wie ſie innerhalb der fortſchreitenden Geſchichte mit dem Gepräge der beſondern organiſchen Form ihrer Entwickelung, durch Zeit und Ort bedingt, zum Vorſchein kömmt, mit der großen Bedeutung für das ganze Geſchlecht, ſtellt das jüdiſche Volk dar. Es war daher ein prophetiſches Volk; und wenn unter den Griechen Dichter, Künſtler und Philoſophen nicht als iſolirte, von den übrigen Griechen getrennte Perſonen, vielmehr als die wahrſten Aeußerungen des innerſten eigenthümlichſten Weſens der Geſammtheit betrachtet werden mußten, ſo ſprachen die Propheten des jüdiſchen Volks dasjenige aus, was die innerſte Wahrheit des Volks genannt werden muß. Die Hemmung war in das Bewußtſein geſetzt, der allein mächtigen Gewalt Gottes gegenüber. Sie war daher Ungehorſam gegen Gott, d. h. nichtig, und mußte jederzeit mit der unbedingten Unterwerfung ſchließen. Daher die Macht des Geſetzes über die Israeliten, die bis in die innerſten Anordnungen des Lebens hineindrang und die ſich Sträubenden immer enger feſſelte.

Das moſaiſche Geſetz erſcheint als ein partikuläres, und manche Satzung als eine willkürliche und eben daher bedeutungslos. Aber es liegt in den Einzelheiten dieſes Geſetzes eine tiefe Naturnothwendigkeit verborgen, die von den theologiſchen Forſchern zwar geahnet, aber keineswegeſ ins Klare gebracht iſt. Auch gehört dazu eine Forſchung, die das orientaliſche Leben, wie es damals erſchien und zum Theil noch erſcheint, in allen ſeinen Richtungen erſt erforſcht haben muß. In dem Maaße, in welchem der Orient (noch von uns abgewandt oder nur äußerlich gekannt) mit ſeiner aufgeſchloſſenen Vergangenheit in das Bewußtſein der Geſchichte hineintreten wird, muß auch dieſes Geſetz in ſeiner Einheit mit den Geſetzen anderer Völker, eben dadurch in ſeiner Verſchiedenheit von dieſen, erkannt werden. Man wird dann erſt die innere Bedeutung des ſcheinbar willkürlichen Ceremoniengeſetzes begreifen und das Allgemeine, für jedes menſchliche Daſein Bedeutende, welches in dieſer anſcheinenden Partikularität verborgen liegt. So nur wird das, was ſpäter das Geſetz genannt wird, wie es in ſeinem negativen Charakter, als die Vernichtung des Nichtigen in der

Perſon, in den Evangelien und beſonders in den pauliniſchen Briefen vorkömmt, uns vollkommen verſtändlich werden. Denn klar iſt es, daß daſſelbe, was mit Beziehung auf die Juden dort als Ceremonialgeſetz, durch welches die freie Perſönlichkeit und die Kindſchaft Gottes gebunden erſcheint, zugleich einen allgemeineren Charakter annehmen muß. Und was dort eine unbedingte Unterwerfung unter ein partikuläres Geſetz genannt wird, iſt hier die Unterwerfung unter eine Naturgewalt, die, als die göttlich gebietende, in die Geſchichte hineinragt und, was ſeinem Willen widerſpricht, einem höhern, der ſich ſträubenden Perſon entfremdeten, Geſetze unterwirft.

Wir nennen die Israeliten ein weiſſagendes Volk. Die Weiſſagung hat aber die Bedeutung, daß ſie die Realität in eine Zukunft ſetzt, alſo die Nichtigkeit der ſinnlich gegebenen Gegenwart, wenn dieſe als ein Bleibendes feſt gehalten wird, ausſpricht. Allerdings hat auch das jüdiſche Volk, wie alle Völker, die ein Geiſtiges in ihrer Erſcheinung zu verbergen und zu offenbaren berufen ſind, ſeine Blütezeit gehabt, und was die Familie der Patriarchen, das ſtellte das blühende Volk unter David und Salomon vorübergehend dar. Aber was in der göttlichen Wahrheit Einheit iſt, das iſt in der Erſcheinung nur ſchwankendes Gleichgewicht, in welchem die kämpfenden Kräfte ſich in ihrem Gegenſatze erhalten; dieſer aber wird wieder hervorgerufen, bis er in die höhere Einheit geſetzt und ſo, als bloßer Gegenſatz, vernichtet iſt. Daher dauerte dieſe ſcheinbare Blüte nicht lange, und das Verwelken offenbarte die göttliche Bedeutung des Volks.

Wenn die griechiſchen Dichter das in ſich geſchloſſene, zur Sicherheit der Natur gediehene Daſein auf eine eigene heitere Weiſe beſingen, und ſo, was in der äußern Unendlichkeit und in nie zu endenden Zwieſpalt verflochten iſt, als ein zu Erfaſſendes, zu Ueberſehendes und dadurch uns heimlich Verwandtes darzuſtellen wiſſen, ſo fühlen wir uns durch die tiefgreifenden Darſtellungen der israelitiſchen Propheten von einer göttlichen Gewalt ergriffen, die ſich uns zwar offenbart, während ſie ſich jenen verborgen hat, die aber auch in jedem Moment das nicht Genügende, ſich innerlich in ſich ſelbſt Verzehrende eines nichtigen Daſeins uns fühlen läßt. So ſehen wir das israelitiſche Volk fortdauernd in den verzehrenden Kampf hineingeriſſen. Es will ſich loswinden von der Gewalt des gebietenden Geſetzes, und ein vereinzeltes Daſein erringen, indem es ſich den vereinzelnden Abgöttern hingiebt. Nicht umſonſt wird daher die Abgötterei in der Schrift Hurerei genannt. Es ſoll erinnern an jene Titanenzeit und an die zerſtörende Gemeinſchaft der Kinder Gottes mit den Töchtern der Erde; es ſoll an die tiefe Naturgewalt erinnern, die das Herz in ſeiner Vereinzelung erſtarren läßt, wenn es ſich von dem göttlichen Willen trennt. Aber wie abgeſtoßen, fühlte das ſeiner innern Vernichtung entgegengehende Volk ſich mächtig angezogen. Denn es war den vereinzelten Perſonen klar, daß das eigentliche Vernichtende das innerſte Weſen der eigenen Perſönlichkeit war, die eben dadurch ſich aufdrang. So ward dieſes Volk gezwungen, im Untergange, und von Jammer und Klagen ergriffen, in dunkelen Worten das Heil zu verkündigen; und wenn die Griechen die Schönheit, auf unſterbliche Weiſe, aus ſich erzeugten, ſo fand niemals das Erhabene eine tiefere Darſtellung, als durch die Propheten. Sie haben auf immer die Tragödie des menſchlichen Geſchlechts auf die erſchütterndſte Weiſe dargeſtellt: es iſt nicht der äußere Untergang einer glänzenden ſinnlichen Welt, es iſt der innerſte Kampf der Seele mit ſich ſelber, daß die Gedanken gegen ſich auftreten und ſich wechſelſeitig verklagen, wie der ernſte Menſch ihn innerlich durchzukämpfen hat, der hier, wo das Geſchlecht im Ganzen berufen war, ſich, von der äußern zerſtreuenden Bildung abgewandt, ſich ſelbſt prüfend, in ſich ſelber hineinzuziehen, wechſelnd zwiſchen zerknirſchender Reue und leichtſinnigem Uebermuth, dasjenige in der mächtigen Form der Geſchichte darſtellte, was, ſo wie das Volk untergegangen war, als innere Geſchichte und innere Klage in einem jeden Gemüth laut werden ſollte.

Worauf das ganze Daſein des jüdiſchen Volks deutete, was alle Propheten weiſſagten, und was durch den Untergang Israels bereitet wurde, war die Geburt Gottes, der ewigen Liebe. Wir können das Menſchengeſchlecht als die Erlöſung der Natur und die früheren geologiſchen Epochen als die Verkündigung ſeiner Ankunft betrachten. Als der Menſch erſchien, fand die Natur, das All, ſeine Ordnung, mit dieſer eine innere, lebendige Beſtätigung in ſich ſelber; und wer in der Sinnlichkeit beharrt, ſo daß alle ſeine Gedanken nur diejenige Einheit des Geſetzes erkennen, die das All, als ein Ganzes, umfaßt, der kann auch nur dieſes ſtarre All erkennen, iſt in ſeiner Gewalt, ſo daß ihm das Geſetz nur durch den nothwendigen Zuſammenhang aller Dinge begreiflich wird, und ihm nur mit dieſem gegeben iſt. Aber die Erzeugung, die äußerlich leiblich in der Natur hervortritt, ward durch das Geſchlecht mit ihrer nächtlichen Hemmung, aus welcher ſie hervortrat und ſich entwickelte, nicht aufgehoben, ſondern innerlich in das Bewußtſein geſetzt. Die alte Zeit unterwarf dieſes ſelber dem Geſetz der Natur; und mit allem Reichthum des Bewußtſeins, mit aller innern Fülle der Perſönlichkeit erhob ſich, als eine höhere Natur, das Klaſſiſche, das in ſich Geſchloſſene des ſinnlichen Lebens, in welchem, wie Pflanze und Thier, so Geſtalt und Wort auseinander gingen; jene den beweglichen Gedanken in dem ruhenden Sein, dieſes die ruhende Geſtalt in der Beweglichkeit des Werdens aufnehmend. Eben dadurch war die Einheit des Alls weder in der Geſtalt, noch in den Worten zu finden; ſie lag außerhalb beider in der Allgemeinheit der Schöpfung und ward hier als der Gipfel der Vollendung der Sinnlichkeit ſelbſt feſtgehalten. Aber dieſe ſtarre Geſtalt ſollte beweglich, jenes bewegliche Wort ſollte feſt werden, die Geſtalt reden, das Wort ſich geſtalten. Das war das eigentliche tiefe Geheimniß der Schöpfung, die Geburt der ewigen Liebe, die in der Perſon ſelber die Gattung, und mit dieſer das ganze Daſein der Schöpfung als ihren innern Beſitz erkannte.

Schon im Anfange dieſer Schrift machten wir darauf aufmerkſam, daß mit dem chriſtlichen Bewußtſein in ſeiner völligen Reinheit, der Perſon eine Macht gegeben iſt, die keine im Himmel und auf Erden ſich gegenuber hat. Aber wer auf dieſem Wege der Entwickelung zur Seligkeit ſein innerſtes Lebensprincip mit unverwandter Anſchauung feſthält, der ſpricht mit dem Heiland: „was nicht mit uns iſt, das iſt gegen uns" (Math. 12, 30).

Erwägen wir nun, was ein unzweifelbares Reſultat unſerer, auf das Göttliche gerichteten Teleologie iſt: ſo finden wir, was das chriſtliche Bewußtſein uns unmittelbar giebt, durch ein Erkennen vermittelt, welches aus der Totalität aller Wiſſenſchaften (die in der Naturwiſſenſchaft ihr gemeinſames Fundament beſitzen) erzeugt wird und den innern Reichthum zu entfalten verſpricht, der unmittelbar dem reinen chriſtlichen Bewußtſein gegeben iſt. Dieſes Erkennen, an die Natur und die Geſchichte ſelbſt geknüpft, mit der ſtillen Forſchung in allen

Richtungen geboren, wächſt aus einem jeden unſcheinbaren Punkte, wie die Pflanze aus der bedeckenden Erde, kennt ſich im Anfange ſelber nicht, ja, wendet ſich mit der heiligen Scheu, mit der umhüllenden Scham der Erzeugung in ſich ſelber verſinkend, von einem höhern Bewußtſein ab, welches eben dadurch am ſicherſten in fröhlicher Geſundheit gedeihet, und ergreift mit des Geiſtes gewaltiger Einheit nicht allein alle Wiſſenſchaften, ſondern auch alle Richtungen des Handelns und Daſeins. Das iſt die Zukunft, die wir als die Erlöſung des Erkennens, wie theuer wir ſie vielleicht auch erkaufen mögen, hoffnungsvoll begrüßen. Dieſe göttliche Saat in ihren ſtillen Keimen darf der forſchende Geiſt ſinnend begleiten, und eine jede unſcheinbare Entwickelung in dieſer Richtung, wenn ſie dem Fortſchreiten klar wird, enthält eine ſelige Andeutung der Seligkeit ſelbſt.

Sprechen wir es aus, was uns die Wiſſenſchaft ſchon gab. Der Menſch iſt nicht theilweiſe, ſondern ganz der Schwere anheim gefallen, und inſofern ruht immitten des Lebens in ihm der Tod, der ihn dem Geſetz einer fremden kosmiſchen Unendlichkeit preisgiebt. Der Menſch iſt nicht theilweiſe, ſondern ganz Pflanze, und inſofern den telluriſchen Verhältniſſen einverleibt, mit welchen er in ſeiner beſondern Geſtaltung leiblich wächſt und ſich entwickelt. Der Menſch iſt nicht theilweiſe, ſondern ganz Thier, ſo daß in ihm die einſeitige Begierde thätig iſt, die die Perſon (die Seele) tödtet und der Maſſe des Geſchlechts, der Gattung preisgiebt. Der Menſch iſt nicht theilweiſe, ſondern ganz ein Erzeugniß der mythiſchen Zeit, die mit ihrer ordnenden Allgewalt alle Pulſe des geſchichtlichen Daſeins, auch wo ſie nicht erkannt werden, bedingt und geſtaltet. Endlich iſt der Menſch, ſeiner innerſten Wahrheit nach, Perſon, in welcher die Gattung lebt, wenn ſie in ihrer eigenen Reinheit, d. h.

in Gott, aufgeht. Nicht getrennt ſind dieſe Momente ſeines Daſeins, auch nicht ſo, wie ſie in der Trennung erſcheinen. Geſetzt ſind ſie alle, und zugleich aufgehoben. Aufgehoben nämlich, ſo wie ſie ſinnlich auseinander liegen und verſchiedene Welten der Gravitation, der Vegetation, der Animaliſation, der mythiſchen Vorzeit bilden. Geſetzt aber, ſo wie ſie in dem Weſen und in der Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit aufgenommen ſind. So iſt der Menſch in dem ewigen Urſprunge ſeiner Perſönlichkeit, die in Gott iſt, die ganze Natur; und was in ihm und durch ihn ſich ausſpricht, inſofern es dieſer reinen Urquelle entſpringt, iſt im Einverſtändniß mit dem Himmel und der Erde, und mit Allem, was innerhalb der Sinnlichkeit ſich ereignet.

Dieſes höchſte Lebensprincip der Perſönlichkeit aus Gott, ſchließt erſt das Geheimniß des göttlichen Willens auf; für eine jede Perſon mit der nämlichen innern Unendlichkeit, wie für das Geſchlecht im Ganzen.

Erlaube man uns im ſchwachen Vorbilde nachzuweiſen, was wir urbildlich durch die Geburt des Heilandes für das Erkennen gewonnen haben. Der Dichter, wenn er den Widerſpruch des ſinnlichen Daſeins, wie es gefangen iſt in beſtimmten Verhältniſſen, in einer höhern Einigung ausgleichen will, legt dieſe Ausgleichung nicht außerhalb des Gedichts, etwa in der Form eines Schluſſes, der erſt vermittelt wird durch eine, dem Gedicht ſelber fremde, Thätigkeit. Die Geſtalt des Gedichts, je vollkommener es iſt, deſto entſchiedener faßt es in ſich den ganzen Inhalt deſſelben, ſeine innere Wahrheit. Nichts Zufälliges ſind ihm dann die Bilder, ſondern eben die wahrſten Ausdrücke deſſen, was er ſagen, was er darſtellen will. Wir können zwar über das Gedicht raiſonniren, wir können ſinnend die Abſicht des Dichters begleiten, aber alles Nachſinnen ſoll nur dazu dienen, in die Geſtalt des Gedichts ſelber uns hineinzuführen, daß wir ſie in ihrer innerſten Wahrheit erfaſſen. So drückt das vollendete Gedicht eine eigne Welt aus, deren tiefſte Wahrheit eben darin liegt, daß die Abſicht, der Wille des Dichters, das Wort deſſelben, Geſtalt gewonnen hat. Der erſcheinende Dichter iſt ein Menſch, der Homer ſchlummert zuweilen, und ſo kann es wohl dem Dichter geſchehen, daß er glaubt, ſeine Abſicht nackt hinſtellen zu können, das Wort von der Geſtalt trennend. Wir erinnern uns, ſo Göthe getroffen zu haben, wie er über eins ſeiner herrlichſten Gedichte, die Geheimniſſe nämlich, eine Erklärung, von der Geſtalt deſſelben abſtrahirend, geben zu können glaubte. Die Geheimniſſe ſind freilich verſchwunden, aber mit dieſen auch das Gedicht ſelber und ſeine innerſte tiefe Wahrheit. Die Ausſicht nämlich, die mit dem Gedicht eine unendliche Welt uns eröffnete, der Klang, der in das Innerſte hineintönte und die Seele in ihren Tiefen löſte, der uns an das Gedicht feſſelte, wie an einen innern Abgrund, in welchem verborgene Schätze bewahrt werden, war jetzt ein Abgethanes, ein Fertiges, von welchem wir uns abwandten.

Was nun ſo vorbildlich der Dichter in ſein Gedicht hineinlegt, eine tiefe Abſicht in der Geſtalt deſſelben, als wenn dieſe ſcheinbare Verhüllung eben die lichteſte Offenbarung wäre, das gilt nicht auf bedingte, ſondern auf eine abſolut unbedingte Weiſe, nicht beſchränkt und begrenzt, wie Alles, was auf eine ſinnliche Weiſe in der Geſchichte laut wird, vielmehr abſolut ſchrankenlos und ſchlechthin frei, von dem ewigen Gott der Liebe. Das Wort ward Fleiſch, die ſtarre Geſtalt ward beweglich und Gottes Sohn ward Fleiſch, indem er in die Schöpfung ſelber der Schöpfung unergründliches Geheimniß einfaßte. Als Gott ſich ſelber perſönlich dem perſönlichen Bewußtſein offenbarte, ging in Erfüllung, was weiſſagend in der ganzen Natur ausgeſprochen wird, der Schwerpunkt ordnete auch für das Erkennen die verſchloſſenen Maſſen der Himmelskörper in ſich; aber nicht, um dieſe Ordnung des ſinnlichen Daſeins als ein Ewiges feſtzuhalten, vielmehr, um auch in ſie eine Bewegung zu legen, die die Pulſe eines höhern Lebens offenbaren ſollte. Selbſt die Aſtronomie nähert ſich dem Standpunkte der Betrachtung, der die ſtarre Ruhe des Univerſums aufheben und die ſtille Bewegung eines tiefern Lebens in der ſtummen äußern Unendlichkeit der Maſſe zu ahnen beginnt. Die Pflanzenwelt, wie die Thierwelt in ihrer leiblichen Erſcheinung und der Menſch, als der erlöſende Mittelpunkt, gründeten die Erde in ſich, aber fanden, mit der Ruhe des äußern Mittelpunktes, das Bewußtſein eines ſich lebendig entwickelnden Univerſums. Das war das Geheimniß, welches aus den tiefen Gründen der Natur immer heller in das Bewußtſein der Menſchen wiederleuchten ſollte, nachdem der Schöpfer ſelbſt als Sohn von ſich ſelber getrennt, wie verbildlich der Dichter von ſich ſelber in ſeinem Gedicht, aber eben dadurch in ſeiner ungetrübten Einheit, auf der Erde erſchien.

Und hier tritt nun die Frage hervor, die wir auf verſchiedenen Stufen auffaßten. Sie trat uns zuerſt entgegen, da, wo die Lehre von der generatio aequivoca die Scheidewand zwiſchen Leben und Tod nieder zu reißen drohte; die Frage nämlich, ob das Leben aus dem Todten, das Thier aus der Pflanze, der Menſch aus den Thieren entſtanden wäre. Wir haben geſehen, daß auf jedem Punkte dieſes geläugnet werden muß. Denn das äußere Verhältniß der Maſſen zu einander, durch welches die Eigenthümlichkeit der todten Natur bedingt wird, ſchließt das Leben aus; jene äußern

Verhältniſſe und die inneren, die ſich in der gegebenen Einheit des Lebens verlieren, wenden ſich von einander ab: die Pflanze, je eigenthümlicher ſie ſich ausbildet, kehrt ſich eben ſo von dem Thiere ab, es verhüllend; das Thier eben ſo von dem menſchlichen Bewußtſein, indem es ſich in der Gattung verliert, und niemals kann eine Entwickelung da ſtattfinden, wo die innerſten Keime ſelber von einer eigenthümlichen Richtung feſtgehalten werden, die ſich, aber nicht dieſe verſchloſſenen Keime, fortzubilden ſtrebt.

Es iſt uns beſonders hier darum zu thun, nachzuweiſen, wie die fortſchreitende göttliche Entwickelung immer den nämlichen Typus trägt, um Alles, was wir bis jetzt betrachtet haben, in einen Typus vereinigend, zu zeigen, wie, innerhalb einer gegebenen Entwickelungsſtufe, die Offenbarung einer jeden höhern, als eine den Gränzen der gegebenen Stufen fremde, erſcheint und erſcheinen muß. Betrachten wir irgend eine thieriſche Gattung, ſo zeigt ſie uns nichts, was über ſie hinaus führt, und ſelbſt wo in größeren Gruppen Verwandſchaften hervortreten, werden ſie uns doch keinesweges, inſofern ſie ſinnlich betrachtet werden, eine Continuität und mit dieſer die Einheit der Entwikkelung kund geben, die, alle Momente des thieriſchen Daſeins ergreifend, uns durch das geringere Thier zu einem höhern führt. Es iſt nämlich das Weſen einer jeden Entwickelung, daß ſie nur, aus einem Ganzen, als ſolche hervortritt, ſelbſt innerhalb der beſondern Gattung erkennen wir die Entwickelung deſſelben nur aus der Totalität der Organiſation; und nichts Vereinzeltes enthält die Kraft der Produktion. Wo nun von einer, im eminenten Sinne naturgeſchichtlichen, Entwickelung der Thiere überhaupt die Rede iſt, da müſſen wir eine jede Stufe, ſo wie ſie erſcheint, als eine ſolche betrachten, die ſich innerhalb einer beſondern Hemmung in den mannigfaltigſten Formen ausbreitet. Dieſe ſcheinbare Hemmung wird zwar durch die Entwickelung des Ganzen nicht aufgehoben, ſondern verklärt, als ein Beſonderes in die Einheit einer höhern Organiſation geſetzt; aber der Begriff der Hemmung, d. h. des Beſondern, als eines Vereinzelten, enthält keine entwickelnde Macht, ſchließt ſie vielmehr aus.

Was wir hier vorbildlich in der thieriſchen Schöpfung wahrnehmen, das zeigt ſich noch entſchiedener, wenn wir die Entwickelung der Geſchichte betrachten. Die alte Geſchichte bildete ſich aus in einer mythiſchen Zeit, in welcher durch eine Hemmung, die allerdings ein Höheres in ſich verbarg, das Fortſchreiten der Perſönlichkeit in allen Verhältniſſen des Lebens gebunden war. Entſprungen war dieſe Hemmung aus dem Innern der Perſönlichkeit ſelber. Das Beſondere war ein Vereinzeltes und eben daher dem Ganzen Unterworfenes. In dieſer Hemmung ſelber nun, die ja als eine ſolche die Vereinzelung in ſich ſchloß, konnte das Fortſchreiten zu einer höhern Stufe nicht geſucht werden. Sie ſelber zwar ward in ihrer Ausbildung, als ein göttliches Geſetz, ein Ausdruck des Alls auf einer beſtimmten Stufe, und entfaltete ſich zu einer eigenen Welt, die, mit der Sicherheit der Natur, ein eigenthümliches Daſein darſtellt, welches durch die ſpäteren Zeiten nicht aufgehoben, ſondern verklärt und beſtätigt werden ſoll, aber nicht durch dasjenige, was in der Erſcheinung ihre Eigenthümlichkeit hervorrief; vielmehr durch das, was in ihr und in einer jeden gebundenen Perſon das Urſprüngliche war, und was in dem ſinnlichen Daſein der Perſonen nicht, wohl aber in dem Ganzen zum Vorſchein kam.

Selbſt Dasjenige der alten Zeit, was auf eine neuere zu deuten ſchien, jene Anſchauung der Ideen in der platoniſchen Philoſophie, war nicht bloß quantitativ, ſondern ſpecifiſch verſchieden von dem, was durch das Chriſtenthum offenbar ward. Es wurzelte in einem eigenen Boden, von welchem es ſich nicht loszureißen vermochte. Es war, wie es in der Erſcheinung hervortrat, nicht ein Freies, ſondern ein Bedingtes. Selbſt wo die höhere ſpekulative Kritik, die platoniſche Dialektik, ſich richtend gegen das geiſtig Hemmende wandte, kann ſie nur aus allen Verhältniſſen des beſonderen Daſeins verſtanden werden, und ſelbſt die Beſtätigung eines höhern Erkennens vermag dieſe Bedingung nicht aufzuheben, ſo daß diejenige höhere Idee, durch welche das in ſeiner Art Eigenthümliche, in der Erſcheinung Vergängliche, in ſeiner Bedingung, als ein Unbedingtes, erkannt wird, nicht in Dieſem, inſofern es erſchien, ſondern in einem Höheren, als es ſelbſt war, geſucht werden muß. Von dieſer Bedingtheit der Erſcheinung zum abſolut Unbedingten giebt es keinen Uebergang, und dieſes in allen Momenten nachzuweiſen, iſt dem chriſtlichen Bewußtſein vor Allem wichtig. Alle Verſuche daher, die chriſtliche Lehre aus irgend einer vorhergegangenen abzuleiten, müſſen ſchlechthin abgewieſen werden. Es giebt innerhalb der Erſcheinung, ſelbſt wo ſie durch die Sprache das Höchſte in ſich enthält, nichts, was einen Uebergang zum Ewigen bildet. Das iſt es, worüber der Chriſt das tiefſte Bewußtſein beſitzt. Auch innerhalb des Chriſtenthums, wie es erſcheint, enthält die Erſcheinung nichts, aus welchem das Chriſtenthum entſtehen konnte. Die Geſinnung, die uns an die Erſcheinung feſſelt, ſchließt uns nicht partiell, ſondern ganz und gar von dem Ewigen aus; und wo auf irgend eine Weiſe, wie aus einer fremden Region, uns eine Kunde von einem Höheren geworden iſt, iſt uns die Erſcheinung in allen ihren Momenten das Feſſelnde, welches uns von dieſem Höhern ausſchließt. Der Menſch ſucht ſich zwar fortdauernd darüber zu täuſchen, er glaubt hier und da im Ewigen zu leben, wo er doch an die Erſcheinung verrathen iſt; er will nicht einſehen, daß ein Ewiges nie ein Getheiltes, ein Partielles ſein kann; und daß er dieſem entweder ganz, mit allen Momenten ſeines Daſeins, oder gar nicht zugehöre. Das chriſtliche Bewußtſein zerſtört dieſe Täuſchung völlig. Alles, was in der Sinnlichkeit iſt, ſoll vernichtet werden, um wieder aufzuleben; nur wenn er die Sinnlichkeit völlig überwunden hat, beſitzt er ſie ihrem Weſen nach. Es giebt eine Betrachtung des Daſeins, die, mit völliger Redlichkeit angeſtellt, uns am vollkommenſten überzeugen kann von dem Verhältniß des bloß Sinnlichen zum Ewigen. Schon innerhalb der Sinnlichkeit ſchätzen wir denjenigen am höchſten, und er erſcheint uns in der Geſchichte, wie der Mächtigſte, ſo der Würdigſte, der nicht unwillig getrieben wird nach einer beſtimmten Stellung im Leben, der nicht, wie durch eine fremde Gewalt, ein Erzeugniß äußerer Verhältniſſe, ſondern der eigenen That iſt. Keiner wird behaupten, daß ein ſolcher entſtanden wäre aus den Bedingungen ſeines Daſeins, die er zu beherrſchen berufen iſt. Wo er hervortritt, wird er als ein Urſprünglicher erkannt, und, wo nicht die geringe Geſinnung allein das Uebergewicht hat, die ohnmächtig in einer vorübergehenden Gegenwart eine Bedeutung erhält, wird man erkennen, daß mit einer ſolchen Perſönlichkeit, in den größern Verhältniſſen der Staaten, wie in den engſten der Familie, eine neue Zeit anhebt. Nun aber betrachte der Menſch ſich ſelbſt nicht ſo, wie er innerhalb der erſcheinenden Geſchichte thätig iſt; denn wie urſprünglich auch das erſcheinen möchte, was aus der Selbſtthat entſpringt, ſo wird es doch, ſo wie es ſich ausbildet, von den Bedingungen des Lebens ergriffen, und muß ſelbſt ein Bedingtes werden. Und kein Menſch, ſelbſt der bedeutendſte, wird in irgend einer That, wenn ſie ausgeführt iſt, die Reinheit ihres Urſprunges wiedererkennen. Man betrachte ſich vielmehr da, wo alle Momente des Daſeins in Bewegung geſetzt und die Perſon in ihrem innerſten Weſen und ihrer innerſten Wahrheit zur Selbſtthat aufgefordert wird — im Tode nämlich. Es iſt nicht allein das Sichſträuben gegen den Tod, das unwillige Sterben, welches die Knechtſchaft der Perſon bezeugt, auch die Sehnſucht nach dem Tode, ja, das trotzige Herausfordern, der perſönliche Muth, der Gefahren ſucht und den Untergang nicht ſcheut, zeigt keineswegs die Geſinnung, die die Perſon hier, ergreift ſie ſich in ihrer innerſten Wahrheit, in ſich ſelber beſtätigt. Die Sehnſucht nach dem Tode entſpringt nicht ſelten aus einer Unzufriedenheit mit unſerer erſcheinenden Stellung. Dieſe Unzufriedenheit aber ſetzt ja eben die Sinnlichkeit ſelber, als wenn ſie einen bleibenden und abſoluten Werth hätte. Ebenſo iſt der Ruhm, der uns dazu bringt, dem Tode Trotz zu bieten, ja ſelbſt, wenn er uns beherrſcht, die falſche Unſterblichkeit der Erſcheinung. Um mit aller Macht der Selbſtthat zu ſterben, mußte der Tod ſo, wie er ſtattfindet, alle Schmerzen, die uns ergreifen, alle Verhältniſſe zum Staat, zur Familie, zu den Freunden, wie ſie eben da ſind, Erzeugniſſe, nicht einer fremden Gewalt, ſondern der eigenen Wahl ſein. Dann erſt könnte der Menſch ſich ſagen, der Tod wäre die eigene That, und er hätte ſich ſelber gefunden in ſeinem eigenen Untergange, dann wären auch durch dieſen letzten Moment der Selbſtüberzeugung alle vorhergehenden Momente ſeines Daſeins durch ihn ſelber beſtätigt. Aber eben dieſe Betrachtung, die der Menſch auch während des Lebens in jedem Momente anzuſtellen fähig iſt, wird ihn überzeugen, daß im Innerſten ſeiner Perſon eine Hemmung liegt, die in die Tiefen ſeines Daſeins einen Schatten wirft, den er nicht zu vertreiben vermag. Hat nun das reine chriſtliche Bewußtſein ihn überzeugt, daß, um Gott anzugehören, er ganz in ihm leben müſſe, daß er ihm nicht theilweiſe zugehören könne, ſo fühlt eben der Menſch, der ſich am wenigſten über ſich ſelbſt zu täuſchen ſucht, ſich, wie er erſcheint, ganz von Gott getrennt. Wir haben den Ernſt des Todes für dieſe Darſtellung gewählt, eben deswegen, weil in ihm alle Täuſchungen ſchwinden und die Schatten da zum Vorſchein kommen, wo wir, uns ſelbſt betrügend, das Licht zu ſehen glaubten. Wer nicht in der Betäubung ſtirbt, wem der ächt chriſtliche Wunſch zu Theil wird, dem letzten Augenblick mit vollem Bewußtſein entgegen zu gehen, wem ein bedeutendes Leben vergönnt war, ſei es in der Richtung des Erkennens, des Handelns oder des weniger vermittelnden ſtillen Daſeins überhaupt, dem wird der ganze Werth der Perſönlichkeit mahnend und ſtrafend entgegentreten, wo ſie ſcheinbar verſchwindet. Dieſer Moment des Todes, wo er im Leben hervortritt — der Chriſt ſoll alle Tage ſterben — iſt ja nicht ein bloßer Kampf einzelner Verhältniſſe innerhalb der Erſcheinung, es iſt die Erſcheinung ſelber (die Geſchichte und die Natur, in einem größern oder engern Brennpunkte zuſammengefaßt,) welche ihm hier verzehrend gegenübertritt. Sie, die ſinnliche Welt, als ein Ganzes, ſie ſelbſt mit allen ihren Verhältniſſen, von welchen wir uns verſtrickt fühlten, ſoll ein Produkt des freien Willens, nicht das Erzeugniß eines fremden Geſetzes werden. Daher ſucht der Chriſt unvermeidlich das abſolut Freie, aus Gott Geborene in dem ganzen Daſein, und ſein Bewußtſein iſt ein chriſtliches geworden, eben weil er weiß, daß es ihm verkündigt iſt; — „ich weiß, daß mein Erlöſer lebet.“—

Hier iſt nun die Stelle, wo wir es nöthig finden, mit möglichſter Klarheit den Unterſchied hervorzuheben, welcher ſtattfindet zwiſchen derjenigen Wahrheit, die von dem chriſtlichen Bewußtſein gefordert wird, und der Wahrheit des ſich ſelbſt genügenden Denkens. Dieſer muß ſich, bei aller täuſchenden Aehnlichkeit, die nicht abgeläugnet werden kann, da, wo es darauf ankömmt, den Begriff der Erlöſung in ſeiner Wahrheit zu ermitteln, ins helle Licht ſetzen laſſen.

Wir ſind ganz und gar Gottes Geſchöpfe, und dennoch, wenn der Fromme, ſo weit gebildet, daß er die Frage vollkommen faßt, gefragt würde, ob Gott das Denken erſchaffen habe, wird er ſtutzen, und zuletzt antworten müſſen: nein. Denn es würde daraus folgen, daß das Denken nicht zu ſeinem göttlichen Weſen gehöre, und daß er ſelber, wenn er nicht mit ſeiner Schöpfung identificirt würde, was ein chriſtliches Bewußtſein nicht zugeben kann, gedankenlos wäre. Wird nun zugeſtanden, daß Gott, als die abſolute Intelligenz, ſeinem Weſen nach ein Denkender ſei, und iſt in dem Denkprozeß die höchſte Einheit geſetzt, ſo muß, behauptet man, ſich auch in dem menſchlichen Denken ein Standpunkt auffinden laſſen, von welchem aus dieſe Einheit, die Einheit, die ſomit die Wahrheit wäre und mit dem göttlichen Denkprozeß zuſammenfiele, rein und beſtimmt ſich herausheben ließe. Dieſe abſolute Darſtellung des Denkens liegt in der Nothwendigkeit des Prozeſſes ſelber, und dieſer muß, eine reine Selbſtbeſtimmung in ſich tragend, Alles verneinen, was nicht zur höchſten Einheit gehört, in ſich fortſchreitend, bis er über ſich ſelbſt völlig klar iſt. Dasjenige nun, was bloße Erſcheinung, und als ſolche, Vorſtellung iſt, enthält zwar ein Denken, aber ein ſolches, welches von der Einheit ablenkt (abſtrahirt), und ſomit iſt das Denken ſelber eine fortdauernde Korrektur der bloßen Vorſtellung, die das abgelenkte Denken auf ſeinen Urſprung zurückführt, auf die allgemeine Einheit reducirt und dadurch die abſtrakten Vorſtellungen in concrete Gedanken verwandelt. Durch dieſen Prozeß, da er zum Weſen Gottes, als Intelligenz, gehört, tritt die Selbſtbeſtimmung hervor, welche, inſofern ſie eine abſolute, eben diejenige iſt, durch welche Gott ſich ſelbſt offenbar wird. Dieſer Akt der Selbſtbeſtimmung kann nichts erſcheinend Perſönliches an ſich haben, und ſelbſt wo er ausgeſprochen wird als ein Concretes, iſt er ganz Gedanke, Denkbeſtimmung, nicht Vorſtellung. Dieſe nämlich hat ihre Wahrheit nur dadurch, daß das in ihr Abgelenkte durch die dialektiſche Bewegung des Gedankens in ein Concretes verwandelt wird. Das ſo concret Aufgefaßte iſt der Begriff, und die Wahrheit der Erlöſung iſt die Entwickelung und feſte Beſtimmung ihres Begriffs, durch welche Begriffsbeſtimmung das Abſtrakte der Vorſtellung vernichtet und ſie als ein Concretes verwirklicht wird. So alſo, in der vollendeten Darſtellung des Begriffs, iſt ſie erſt, und alles wahre Sein iſt nur ein Sein des Denkens. Dieſem Denken iſt Alles klar und durchſichtig, und es giebt für daſſelbe kein Myſterium, denn ein jedes Geheimniß wäre ein jenſeit des Denkens Geſetztes, Ablenkendes, alſo Abſtraktes, Unwahres und alſo durch das Denken Aufgehobenes. Dieſer in ſich gefaßte Denkprozeß iſt es, den wir als den Gipfel der intellektuellen Negation, als die Alles umfaſſende Kritik aller Denkprozeſſe, die eine Meinung zum Maaßſtabe eines gegebenen Daſeins ſetzen; als die aus einer abſoluten Meinung hervorgehende abſolute Kritik, ſchon im Anfange dieſer Schrift betrachtet haben. Sie hat es inſofern leicht, als ſie von vorn herein jenem alten Kriterium der Wahrheit, die, populär ausgedrückt, eine Uebereinſtimmung mit den Vorſtellungen fordert, entſagt hat, da nicht in dieſer, ſondern in der eigenen Conſequenz des in ſich abgeſchloſſenen Denkens die Wahrheit liegt. Wenn ſie daher ſagt, alles Mögliche ſei wirklich, ſo will ſie damit ausdrücken, es ſei, was wahrhaft iſt, nicht das Abſtrakte der Vorſtellungsweiſe, ſondern das Concrete des ſich beſtimmenden Selbſtbewußtſeins. Dieſes aber, da es ein Abſolutes iſt, enthält Alles, was der Wahrheit nach gedacht werden kann, und wird eine beſondere Zeitepoche der Geſchichte in der beſtimmten Wahrheit des geſchichtlichen Selbſtbewußtſeins aufgefaßt, ſo iſt in dieſem, und alſo überhaupt, nur das geſetzt, was gedacht iſt. Das ſich ſelbſt fragende Denken aber enthält in ſeiner Möglichkeit zugleich die concrete Beſtimmung, d. h. die Wirklichkeit. Alles, was außer dieſer Wirklichkeit liegt, iſt nicht möglich, denn es iſt überhaupt nicht.

In dieſer Behauptung nun, daß das abſolute Denken und der durch dieſes erzeugte concrete Begriff alle Wahrheit enthalte, und daß es kein Sein giebt, als in der Form des Denkens, fand der Begriff der Erlöſung ſeine höchſte Berichtigung und Vollendung. Unentwickelt lag dieſer Begriff ſchon in einer Vorſtellung, die den ſcharfen Gedanken enthielt, aber noch nicht die feſte Beſtimmung erhalten hatte, in dieſer nämlich: daß die menſchliche Vorſtellung die Idee ihrer ſelbſt ſuche, in welcher alſo die Menſchheit verwirklicht wäre, und das gedachte Sein als ein Concretes ergriffe. Dieſe Vorſtellung ward auf Chriſtus übertragen, und fand in ihm einen Punkt, durch welchen ſich die gereinigte, alſo in ihrer concreten Wahrheit gedachte, Menſchheit ſelber erkannte. Die frühere Vorſtellung des Ideals, ſchwankend und, wie durch Kant, empiriſch pſychologiſch entwickelt, war ſelbſt dadurch nur ein Abſtraktes; die abſolute Entwickelung ſteigerte das Ideal zur Idee, und durch die feſte Gedankenbeſtimmung zum Begriff, in und mit welchem die dialektiſche Bewegung in ſich abgeſchloſſen, alles Abſtrakte in ein Concretes verwandelt wurde, ſo daß man jetzt mit Wahrheit ſagen konnte, das Selbſtbewußtſein ſei von der eigenen Abſtraktion zur Wahrheit zurückgekehrt und erlöſt. Dieſer Gang des Denkens ſchloß ſich genauer an die Vorſtellung ſelber, an den geſchichtlichen Chriſtus und ſeine Lehre an; denn die Geſchichte ſelbſt hatte ſich für das beſtimmende Denken in eine dialektiſche Bewegung der Gedanken verwandelt. Das Schwankende einer bloß pſychologiſchen Vorſtellung war verſchwunden, und was in der Geſchichte erſchien, und wie es erſchien und Gegenſtand der Vorſtellung ward, enthielt ein Concretes, welches nur die Begriffsbeſtimmung des weiter entwickelten Selbſtbewußtſeins erwartete, um in ſeinem Weſen als gedachtes Sein und in ſeiner Wahrheit als Erkennen hervorzutreten. Es iſt daher keinesweges eine nichtige Accommodation, wenn dieſes Denken die Ausdrücke des Chriſtenthums benutzt, noch weniger darf man es eine Heuchelei nennen, wenn es behauptet, daß es keine Gewalt über den Gegenſtand habe; denn eben dieſer in ſeiner Eigenthümlichkeit enthält das Concrete, welches durch das Denken näher und ſchärfer beſtimmt werden ſoll.

Der Unterſchied, der zwiſchen dieſem, ſich aus ſich ſelbſt producirenden, Denken und dem des chriſtlichen Bewußtſeins ſtattfindet, liegt darin, daß dieſes zwar zugiebt, daß das Denken zum Weſen Gottes als Intelligenz gehöre, daß aber das Denken keine Macht in ſich ſelber beſitze, durchaus kein Sein aus ſich zu erzeugen vermöge; was es in ſich enthalte, ſei der Ausdruck der Einheit des göttlichen Willens. Der göttliche Wille in ſeiner Freiheit iſt ſeinem Urſprunge nach nicht gegeben durch das Denken, vielmehr eben ſo urſprünglich, wie dieſes. Der freie Willensakt Gottes offenbart ſich im Denken, als das ſchon mit dem Anfange gegebene Ende, als die ſchon mit dem Entwurf erreichte Abſicht Gottes; daher vermag nur der Wille zu produciren, und alles Sein iſt ein Willensakt, deſſen intelligente Einheit das Denken vermittelt. Daher iſt ein göttliches Sein vollendet da, wo der göttliche Wille offenbar wird; und nicht das Denken kann durch eine kritiſche Beſtimmung dieſes Sein näher beſtimmen, nur der göttliche Wille, in der Form der reinigenden Wiedergeburt des Seins, erhebt das bedingte, beſchränkte Sein zu einem göttlichen und unbedingten Daſein. Gott nun hat ſeinen Willen geoffenbart, mittelbar durch die Natur, durch das Geſetz, und unmittelbar durch ſeinen Sohn, durch die Liebe. Eine Abſicht kann nicht bewieſen, wohl aber nachgewieſen werden; und alles Denken der Menſchen iſt daher nicht ein urſprüngliches Denken in dem Sinne, daß in dieſem die Selbſtbeſtimmung Gottes ans Licht trete, vielmehr ein Nachdenken, als beſönne ſich das gereinigte Daſein auf ſeinen Urſprung aus dem göttlichen Willen. Dieſer iſt ſtets in ſich derſelbe, und die Entwickelung, die den Menſchen handelnd reinigt und denkend in dialektiſche Bewegung ſetzt, gilt für den in dem Widerſpruche der Hemmung gefeſſelten Menſchen, nicht für Gott. Dieſes auf Gott gerichtete Denken iſt nun allerdings aus der Wahrheit, aus der Einheit des Geſetzes, ſo wie das auf Gott gerichtete Handeln aus der Liebe. In Gott aber iſt das Handeln, die That, die Aeußerung des Willens, nicht von der Einheit derſelben in der ganzen Schöpfung, d. h. der Wahrheit, nicht von der Liebe getrennt. Und wer ſich von dem Daſein abwendet, um die Wahrheit der Liebe durch einen abſoluten Denkakt zu begreifen, wer die Liebe beweiſen will, hat ſie verloren und findet ſie nie wieder.

Als Chriſtus erſchien, ward die Natur nicht bloß als ein Ganzes in ſich geordnet und ſo offenbart durch eine Perſon, ſo wie der erſte Adam die Einheit des Willens Gottes in der Natur darſtellte, ſondern der Heiland war die Perſon aller wahren Perſönlichkeit, und die Wahrheit alles Daſeins war in dieſe geſetzt. Zwar waltete das Geſetz noch immer, aber die Hemmung und mit dieſer die Entwickelung, wie ſie durch die ganze Schöpfung hindurchgeht, hat jetzt ihre Bedeutung nur perſönlich. In der Perſönlichkeit eines jeden Menſchen ruhet die ganze Schöpfung. Alle Momente der Entwickelung der ſinnlichen Welt wiederholen ſich in ihr. Die Stätte des Kampfs und des Sieges hat den Boden der Sinnlichkeit, in welchem ſie wurzelten, verlaſſen, und an die Stelle des unſichtbaren Centrums, um welches alle Himmelskörper ſich ordnen und bewegen, und welches in einer äußeren, der Perſon entfremdeten Unendlichkeit liegt, iſt das innere Centrum der Perſönlichkeit getreten. Von jetzt an hat die Sinnlichkeit ſelbſt ihre Wahrheit und Wirklichkeit nicht in ſich, ſondern in demjenigen, was größer iſt als ſie.

Drei Schöpfungsmomente erkennen wir daher: einen kosmiſchen, als die Planeten ſich ordneten in ihren Bahnen um die Sonne, einen telluriſchen, als die Erde ihren Mittelpunkt in dem Menſchen fand. Durch den erſten Moment wurde das Beſondere der Perſönlichkeit, als ein ſchlechthin Beſchränktes und Verhülltes, in ſeiner Ununterſcheidbarkeit von der äußeren

Unendlichkeit ergriffen, in dem Weltkörper verborgen. In dem zweiten Moment ordnete ſich die äußere Unendlichkeit in einer Beſonderheit, die aber ſich ſelbſt eine äußere ward. Der dritte Moment, die Erſcheinung des Heilandes in der Welt, war derjenige, durch welchen die Unendlichkeit des Daſeins in ſeiner Einheit mit der Beſonderheit geſetzt wurde, daß nunmehr Er die Sonne iſt, um welche alle ewige Perſönlichkeit ſich bewegt, nach dem innern Mittelpunkt des eigenen Daſeins hingewieſen, in und mit welchem ſie eins ſind.

Allerdings iſt die Zeit, in welcher der Heiland erſchien, die, als eine Wiedergeburt der ganzen Geſchichte, als der keimende Sturz der alten Welt bezeichnet wird, aus der Continuität göttlicher Entwickelung zu begreifen. In der heiligen Schrift wird dieſe Continuität durch die Fülle der Zeit ausgeſprochen. Daß aber in der Erſcheinung ſelber, inſofern dieſe ſich glanzvoll in der von dem göttlichen Geſetz ergriffenen klaſſiſchen Zeit ausbildete, keine Momente lagen, welche die Ankunft des Heilandes andeuten konnten, iſt in und für ſich für einen Jeden klar, der, was wir über die mythiſche Zeit geſagt haben, verſtanden hat.

Der Uebergang von den feſſelnden Bedingungen des Geſetzes zur Urquelle der Freiheit kann nicht innerhalb dieſer Bedingungen ſelbſt liegen; und ſo wenig, wie ein productives Talent durch die äußern Bemühungen des Fleißes erzeugt werden kann oder aus den äußern Verhältniſſen des Lernens irgend etwas Urſprüngliches entſtehen kann, eben ſo wenig, und in unendlich viel tieferem Sinne, darf behauptet werden, daß Derjenige, deſſen Zukunft nur geahnet wurde, indem das Gott geweihte Volk ſich von dem Glanze der herrſchenden Stufe der Entwickelung abwandte, aus irgend einem Moment der erſcheinenden Geſchichte entſtehen konnte. Aber eben ſo wenig in der That konnte ſeine leibliche Erſcheinung aus derjenigen ſinnlichen Ordnung der Natur, durch welche die menſchliche leibliche Geburt bedingt wurde, entſtehen.

Und hier nun werden wir aufgefordert, von Demjenigen ausführlich und freimüthig zu reden, was für das chriſtliche Bewußtſein, wenn es mit dem Weltbewußtſein in Uebereinſtimmung treten will, unter allen das Bedenklichſte iſt. Es ſoll nämlich von den Wundern, die mit dem Daſein des Heilandes verbunden ſind, die Rede ſein.

Die Religion hat nur eine Bedeutung für den Menſchen, wenn er in der Geſchichte einen Punkt gefunden hat, dem er ſich völlig unbedingt hingeben kann. Dieſer Punkt der Hingebung kann auf einer jeden Stufe der Entwickelung ſtattfinden, aber ſie iſt, wie ſie auch erſcheint, jederzeit unbedingt; und ſo weſentlich gehört dieſes ihr zu, daß eine jede Bedingung, eine jede Vermittelung aus andern Quellen des Erkennens, der Anfang der Vernichtung aller Religion iſt, und es auch zu jeder Zeit war. Keine religiöſe Form hat ſich erhalten, wenn ſie irgend einer Stütze bedurfte. Und das Chriſtenthum kann ſich auch nur erhalten, wenn es ſelbſt Quelle und Mittelpunkt alles Erkennens wird; ſo daß alles Denken ſeine Wahrheit aus ihm ſchöpfen muß. Es iſt alſo hier von keiner Kapitulation die Rede. Haben wir das Recht, über die Momente der Erſcheinung des Heilandes aus eigenem Denken zu richten, ſo daß irgend ein Moment ſeiner Erſcheinung, als Denken in ſeiner Lehre, als Handeln in ſeinen Thaten, oder als Eigenthümlichkeit ſeines Daſeins, in ſeiner Geburt, ſeinem Leben, Sterben und ſeiner Fortdauer, nicht, wie dieſe uns gegeben werden, ſondern wie irgend eine ſpätere Entwickelungsſtufe ſie zu beurtheilen und zu korrigiren ſich befugt glaubt, ſo iſt der Heiland nicht erſchienen. Der Punkt einer unbedingten Hingebung iſt nicht gefunden; und die chriſtliche Religion iſt als ſolche in ihrer Wurzel vernichtet.

Eben ſo ungenügend haben ſich die Verſuche gezeigt, die Wunder aus dem Leben des Heilandes durch Erklärungen irgend einer Art zu entfernen. Sein ganzes Daſein iſt ein durchgehendes Wunder. Seine Auferſtehung hängt mit der geheimnißvollen Geburt zuſammen, alle ſeine Wunder mit ſeiner Lehre; und die chriſtliche Erbauung hat von jeher, als leiblich gewordene Ausdrücke deſſen, was als Lehre verkündigt wurde, als bildliche Ausdrücke, die, bis in die Tiefe der Natur gedrungen, durch ſinnliche Erſcheinungen ſtatt durch Worte ſprachen, die Wunder benutzt. So die Verwandlung des Waſſers in Wein, das Wunder der Speiſung der 5000 Menſchen in der Wüſte, das Austreiben der böſen Geiſter, das Heilen der Tauben, Stummen und Blinden, das Auferwecken der Todten. Es iſt eine große Wunderwelt, die entweder angenommen oder verworfen werden muß. Der in der Sinnlichkeit verhüllte Begriff der Mythe erſcheint hier ſchwach und bedeutungslos, wenn er für die alte Welt eine große und bedeutungsvolle Naturwahrheit in ſich ſchloß. Die heidniſche Mythe endigte mit vernehmbaren und wahrnehmbaren Geſtaltungen der Schönheit, die ihren bleibenden Werth haben. Das Chriſtenthum als Mythe, wäre ein völlig unreifes Erzeugniß, mit dem Heidenthum keineswegs vergleichbar.

Und dennoch müſſen wir geſtehen, daß wir hier den Punkt gefunden haben, welcher dem unbefangenen Gemüthe, wenn es ſich von der Lehre des Chriſtenthums auch tief ergriffen und bewegt fühlt, die größte Schwierigkeit darbietet. Zwar hat man den Menſchen eben an ſein Innerſtes hingewieſen, man hat ihn darauf aufmerkſam gemacht, daß die göttliche Gewalt, welche innerlich alle Bande der Sinnlichkeit zerriß und ihn für ein höheres Daſein gewann, ja ſelbſt ein Wunder genannt werden müßte, ſo bedeutend, wie die Erſcheinung des Heilandes in der Geſchichte. Aber ſelbſt dieſe innere Erfahrung vermag nicht den peinigenden Widerſtand der mächtigen ſinnlichen Evidenz zu überwinden. Einfache Menſchen, von den mächtigen Bildungselementen der Zeit nur äußerlich berührt, mögen in einer glücklichen Beruhigung beharren oder die keimenden Zweifel im Entſtehen unterdrücken können. Viele leben in einer Betäubung, aus welcher in jedem Moment die Zweifel, Vernichtung drohend, wiederum hervortreten. Es iſt nicht übler Wille, wenn geurtheilt wird, daß ein gebildeter Mann, der an die Wunder des Evangelii glaubt, ein Heuchler ſein müßte. Es iſt natürlich, daß man ſich auf die Naturwiſſenſchaft, auf die in ihrer Strenge erkannte Naturnothwendigkeit beruft, und die Wunder als ein mythiſches Erzeugniß, aus der Unwiſſenheit und rohen Bildung der erſten Chriſten entſtanden, erklärte. Alle Erfahrung über die Menſchen lehrt uns, wie man einen für göttlich erachteten Lehrer, nach ſeinem Hingang und wie er immer von neuem und immer mächtiger in der Erinnerung wieder auflebte, glorreicher und gewaltiger erſcheinen läßt. Je tiefer er geſunken ſchien durch die Demüthigungen und Verfolgungen ſeiner Feinde, deſto nothwendiger ſcheint es den Verehrern, ihm von einer andern Seite eine große Gewalt zuzugeſtehen. Der geiſtige Sieg, der in der Hinopferung lag, ſelbſt, wenn ſie als Lehre ausgebildet wurde, blieb dem Innerſten des Gemüths dennoch fremd. Sie war vielleicht kalte Ueberzeugung, aber nicht warmes Leben, und bedurfte einer äußern Stütze; je weiter der rein geiſtige Begriff der Erlöſung gedieh, deſto weniger nothwendig ſchien dieſer Stützpunkt. Jetzt iſt er überflüßig geworden, behauptet man, und das Chriſtenthum hat dadurch nicht verloren, ſondern gewonnen. Rouſſeau ſagte: Die Evangelien ziehen uns an und ſtoßen uns ab, denn neben den tiefſten Lehren ſehen wir, im großen Widerſpruche mit dieſen, den unerträglichſten Aberglauben hingeſtellt, und das iſt, unumwunden ausgeſprochen, das widerwärtige Gefühl, mit welchem der redliche Menſch, wenn ihm die Bildungselemente der Zeit nicht fremd geblieben ſind, fortdauernd zu kämpfen hat. — Denn es iſt nicht von einem Wunderbaren die Rede, nicht von geſchichtlichen Thatſachen, die uns unerklärbar ſcheinen, aber doch keineswegs die Möglichkeit der Erklärung ausſchließen. Wirkliche Wunder vielmehr, die nie erklärt werden können, die nicht in relativem, ſondern in abſolutem Widerſpruche mit aller ſinnlichen Evidenz ſtehen; ein ſchreiender Gegenſatz in der innerſten Wurzel alles Bewußtſeins und Erkennens tritt uns hier entgegen. Die Axt iſt an die Wurzel der innerſten Perſönlichkeit ſelbſt gelegt, und wenn das Lebensmark alles Erkennens verletzt iſt, ſo ſcheint das Organ, mit welchem wir das Chriſtenthum allein aufzufaſſen vermögen, ſelbſt hinſterben und welken zu müſſen.

Das iſt der letzte Kampf, den wir zu beſtehen haben, er tritt uns, Vernichtung drohend, entgegen; ja, werfen wir einen Blick auf die herrſchende Richtung des Geiſtes in unſern Tagen, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß an die Stelle der religiöſen Hingebung das Erkennen ſelbſt getreten zu ſein ſcheint. Denn die ſichere Baſe, der reflektionsloſe Glaube, herrſcht nur in wenigen Gemüthern, und ſelbſt in dieſen ſind die Elemente desſelben unterwühlt, ſo daß entweder ein Faktor, den wir keinesweges als einen unweſentlichen, vielmehr als einen durchaus nothwendigen der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts betrachten müſſen, verdrängt, verkümmert wird, und das Chriſtenthum dann als eine ſchädliche Hemmung geiſtiger Bildung betrachtet werden muß, oder jene Momente der Entwickelung gedeihen in ihrer geſchichtlichen Bedeutung, und die Erſcheinung des Heilands hört auf, eine unbedingte für die Hingebung zu ſein; ſie tritt in das relative Verhältniß aller Erſcheinungen, die, wie bedeutend ſie auch ſein mögen, einer jeden nachfolgenden Stufe das Recht, ſie auf ihre Weiſe aufzufaſſen, nicht abſprechen dürfen. Sie hört auf Religion zu ſein und wird Philoſophie.

Die Theologen wünſchen, glauben wir, wenn ſie in der Wahrheit chriſtlich geſinnt ſind, nirgends ſo ſehr eine Unterſtützung, die ſie in ihrer Schule nicht finden, als eben da, wo es darauf ankömmt, die Bedeutung der Wunder zu entwickeln. Aber ſie ſcheinen ſelbſt nicht einzuſehen, zu welcher Konſequenz dieſe Hülfe führt. Denn die Wunder des Heilandes, wenn wir dieſe ſelbſt auch für ſolche gelten laſſen, können doch nicht als einzelne Thatſachen betrachtet werden, die auf irgend eine Weiſe in ihrer Einzelheit aufgefaßt und verſtanden werden können. Wenn es entſchieden iſt, daß das nur Wunder genannt werden kann, was aller ſinnlichen Evidenz, und zwar nicht nur für eine beſtimmte Entwickelungsſtufe der Geſchichte, ſondern ſchlechthin für alle, ſo gegenübertritt, als gehörte es einer andern Welt zu, und daß der Begriff des Wunderbaren (durch ſeine relative Unerklärbarkeit überraſchend) vom Wunder ſelbſt völlig und toto genere verſchieden iſt: ſo leuchtet es ein, daß der Begriff des Wunders nur begründet werden kann durch eine Entwikkelung der Sinnlichkeit im Ganzen. Es muß aus dieſer ſelbſt, als ein Ganzes, eine Richtung hervorbrechen können, die innerhalb ihrer Grenzen keine Begründung finden kann, und ſie muß, obgleich der Sinnlichkeit fremd, dennoch in ihr erkannt werden. Nun iſt aber eine ſolche Anſicht der Sinnlichkeit nicht mit einer bloßen Erklärung abzufertigen oder als eine Notiz zu betrachten. Sie fordert eine eigene Wiſſenſchaft, die, dem Zugeſtändniß nach, nicht innerhalb der Schule gefunden werden kann. Und wenn wir auch nicht allein zugeben, ſondern auch entſchieden behaupten, daß dieſe Anſicht nur aus einem chriſtlichen Bewußtſein entſpringen kann, ſo iſt es doch gewiß, daß der Stoff ihrer Entwickelung nicht innerhalb der theologiſchen Schule, als eine ſolche, gefunden werden kann; ſie iſt vielmehr eben das Endziel einer Religionsphiloſophie, inſofern dieſe Naturphiloſophie, d. h. im chriſtlichen Sinne göttliche Teleologie, iſt. Und was eine ſolche Philoſophie, möge ſie auch ihrer Begründung nach innerhalb der Schule bleiben, dennoch von dieſer aus, wenn ſie, als ein ſicheres Fundament des gebildeten Bewußtſeins, geſchichtliche Macht erhielte, für die Religion ſein würde, muß ein Jeder, der darüber nachdenkt, von ſelbſt einſehen. Wäre es möglich, daß ſich eine Zeit in der Geſchichte ausbildete, in welcher es nicht, wie bis jetzt, als eine geiſtige Beſchränktheit betrachtet würde, als eine Entſagung deſſen, was wir mit Gott gemein haben, der Vernunft nämlich, wenn wir das ganze Daſein des Heilandes nicht bloß in ſinnlich geſchichtlicher Beziehung, die, in ihrem Getrenntſein von der Natur, der feſten Baſe ermangelt und ſich in der Wandelbarkeit der Meinung verliert, ſondern auch in Beziehung auf ſeine natürliche Erſcheinung, als ein Wunder betrachteten; wäre es möglich, daß eine ſolche Anſicht, als das Tiefſte, was das Nachdenken über ſein Weſen erlangen kann, erkannt würde:

dann wäre, glauben wir, die letzte Schranke zwiſchen dem chriſtlichen und dem Weltbewußtſein, zwiſchen Theologie und Philoſophie verſchwunden, eine Schranke, die auch innerhalb der erſten Wiſſenſchaft hemmend hervortritt. Wäre dieſer Standpunkt des Erkennens erreicht, dann würde die Freiheit der Unterſuchung eben ſo wenig der Theologie gefährlich werden können, wie Unterſuchungen der Perturbation, der ſcheinbar abnormen Bewegungen der Doppelſterne, oder, welche Entdeckungen der Aſtronomie noch vorliegen mögen, dem Geſetze der ewigen Ordnung der Himmelskörper und ihrer Bewegungen, wie ſie, der Erſcheinung zum Trotz, anerkannt ſind. Alle Hemmungen theologiſcher Unterſuchungen in geſchichtlicher und exegetiſcher Rückſicht, alles Schwankende in den Aeußerungen der Theologen, entſpringt daraus, daß ſie dem Begriff des Wunders nicht kühn unter die Augen zu treten wagen; daß hier, in der Welt der Erſcheinung ſelbſt, eine Erſcheinung hervortritt, welche die Baſe alles Erkennens zu erſchüttern und der Willkür preiszugeben ſcheint, wenn ſie zugeſtanden wird, oder einen nie aufgelöſten Widerſpruch zwiſchen dem chriſtlichen und dem Weltbewußtſein auf immer fixirt. Dieſer Widerſpruch aber iſt kein äußerer, ſondern eben für ein chriſtliches Gemüth der innerſte; ein furchtbarer Dualismus des Göttlichſten in uns, ein Kampf eines gedoppelten Gewiſſens, deſſen Gebote, wir mögen uns hinwenden, wohin wir wollen, gleich ſtrenge und unabweisbar ſind. Dieſes erwägend, werden wir bei der Betrachtung über die Wunder, eine ausführliche Entwickelung nicht ſcheuen.

Die Willkür, behaupten die Philoſophen, laſſe ſich gar nicht als Begriff für das Denken beſtimmen. Sie ſei, ſagen ſie, das Geſetzloſe und nur in ſeiner reinen Unbeſtimmbarkeit Beſtimmte. Will man ſie Begriff nennen, inſofern ſie beſtimmt, als das nicht zu Beſtimmende, von allem wirklich Beſtimmten Ausgeſchloſſene, ausgeſprochen iſt, ſo muß man ſie als Begriff des nicht zu Begreifenden auffaſſen; aber eben dadurch iſt die einzige Beſtimmung derſelben diejenige, durch welche ſie durch das Denken von dem Denken ausgeſchloſſen wird. In der Natur kann daher, da ſie ganz Geſetz iſt, von der Willkür nicht die Rede ſein.

Dennoch fordern wir eben für dieſe die Willkür, und die ſcheinbar unwiderlegliche Strenge des Denkens vermag dieſe Forderung nicht abzuweiſen. Zwar ſcheint die Annahme der Willkür in der Natur mit der Entwickelung des ſelbſtändigen Bewußtſeins im umgekehrten Verhältniß zu ſtehen, und je tiefer die geiſtige Ausbildung des Geſchlechts begründet wird, deſto mehr entweicht ſie in immer weiter entfernten Kreiſen. Eben dadurch unterſcheiden ſich die heidniſchen Völker von den Chriſten, daß, je tiefer jene verſunken ſind, deſto mehr ſind ſie dem Begriffe der Willkür preisgegeben, deſto ſchwankender erſcheint ihnen das ganze Daſein. Willkürlich handelnde Mächte haben ſich um die Perſönlichkeit gelagert, und die eigene Willkür wird nur durch eine höhere gezügelt. In der höchſten Ausbildung heidniſcher Religioſität ward die Willkür ausgeglichen durch die Form der Schönheit, blieb aber ihrem Weſen nach, und wo das ewig Nothwendige in dem Bewußtſein hervortrat, ward es als Schickſal, als ein ſchlechthin formloſes Weſen aufgefaßt; die in Allem geordnete Geſetzmäßigkeit des Lebens dahingegen begründet die perſönliche Selbſtändigkeit, hebt ſie nicht auf.

So wurde auch die Ordnung der Himmelskörper von jeher als eine unveränderliche betrachtet. Sie enthält die objektive Begründung alles ſinnlichen Bewußtſeins, und dennoch ruht in dieſem ein tiefer Zweifel, der mit einem furchtbaren Schauder die Menſchen durchdringt, je enger die Schranken des geſetzmäßigen Erkennens umzogen ſind. Es ſind Tiefen des Daſeins darin aufgewühlt, die weiter reichen, als die Sinnlichkeit ſelber, obgleich ſie an dieſe geknüpft zu ſein ſcheinen. Alles Tragiſche trägt dieſes Gepräge; denn nur das können wir tragiſch nennen, was nicht bloß einer erſcheinenden Perſönlichkeit, als einem Einzelnen, mit Untergang droht, ſondern, was in und mit der Perſon das Geſchlecht erſchüttert. Wird der Grönländer bei Sonnen- und Mondfinſterniß von Angſt ergriffen, ſo treten dieſe Erſcheinungen ſowohl, als die Kometen, die feurigen Meteore, allen Völkern, die noch in einer innern Abhängigkeit von der Natur leben, Unheil weiſſagend entgegen. Aber wenn auch dieſe Furcht auf eine Beſchränktheit der geiſtigen Ausbildung hindeutet, ſo finden wir doch eine andere Richtung des menſchlichen Geiſtes, die auf eine heitere Weiſe aus dem Erkennen ſelbſt hervorſpringt, auch wenn die Quellen der Furcht, die aus der Beſchränktheit entſpringen, verſiegt ſind. Was unſere Voreltern in Schrecken ſetzte, iſt uns Gegenſtand ruhiger Unterſuchung geworden, und ſelbſt die Furcht, daß ein Komet, mit unſerer Erde zuſammenſtoßend, eine Naturrevolution erzeugen könne, die noch im vorigen Jahrhunderte, wenn auch nur als eine entfernte Möglichkeit, den Aſtronomen vorſchwebte, hat ihre Bedeutung verloren. So iſt die Sicherung der kosmiſchen Ordnung, als die feſte Begründung des ſinnlichen Bewußtſeins überhaupt, die Grundlage des in ſich ſicheren Denkens und die Selbſtandigkeit der Natur, das unveränderliche

Objekt geworden, welchem gegenüber allein das in ſich abſolute Denken in ſeiner Selbſtändigkeit ſich hervorwagte. Viel tiefer würde jetzt der Schauder uns ergreifen, ja, er würde vernichtend ſein, wenn wir zur Anſicht unſerer Voreltern zurückzukehren vermöchten. Und dennoch blicken wir, zwar ohne Furcht, aber mit einem tiefdringenden Intereſſe der forſchenden Vernunft, nach ſolchen Erſcheinungen des Univerſums hin, die das ſtrenge Geſetz der Ordnung zu lüften ſcheinen. Wenn Sterne ihr Licht wechſeln, andere zum Vorſchein kommen, die nicht da waren, wieder andere auszulöſchen ſcheinen, ſo ergreift uns eine tiefe Ahnung, als hätte das Weltall inmitten ſeiner entſchiedenen Ordnung eine offene Seite, und wir athmen geiſtig freier, indem wir lebendige Pulſe da zu erkennen glauben, wo nur ſtarres Geſetz war. Die ganze Aſtronomie hat dieſe lebendigere Richtung in neueren Zeiten genommen. Wir erkennen Verhältniſſe der Himmelskörper, die auf verſchiedene Entwickelungsſtufen deuten. Wir haben Grund, zu vermuthen, daß das Weltall, wie es jetzt ſinnlich geſchauet wird, in einer Entwickelung begriffen iſt, für welche die Stufe ſelbſt, die uns feſthält, freilich das Maaß nicht beſitzt. Das Univerſum ſelber tritt ſo mit dem Typus des Totalorganismus hervor, der eben ſo, durch das Ganze, nacheinander mit fortſchreitender Form des Beſondern, darſtellt, was miteinander in einer jeden Gegenwart gegeben iſt. Aber was als eine Entwickelung des Alls aufgefaßt wird, das erſcheint nothwendig auf einer jeden Stufe als ein durch dieſe nicht Bedingtes, und, je geſetzmäßiger und ſelbſtändiger das Denken ſich der ewigen Ordnung der Natur gegenüber ergreift, deſto tiefer *fühlt* es ſich (wir haben keinen andern Ausdruck, als dieſen durch die Philoſophie unſerer Tage in die Acht erklärten) nicht nur innerhalb ſeiner, ſondern auch als Ganzes, bewegt und einer Gewalt unterworfen, die nicht aus ihm entſprungen iſt. Was aber aus ihm entſpringt, iſt Beſtimmung des Einzelnen durch das Ganze, wodurch jenes ſich gebunden weiß, d. h. es iſt Geſetz, wenn auch unerkanntes; was ſich nicht ſo beſtimmen läßt, iſt ein Geſetzloſes, d. h. dem geſetzgebenden Erkennen Willkürliches; und ſo liegt es in der Natur des Erkennens ſelber, eben wenn es ſeinen höchſten Punkt erreicht hat, ein Höheres anzunehmen, welches ihm, innerhalb ſeiner geſetzgebenden Gewalt, als Willkür entgegentreten muß.

Mit allen lebendigen Formen ſcheint eben ſo, immitten des Geſetzes, eine Willkür zu ſpielen, die ſich innig an das Leben anſchließt. Die Natur ſpielt mit ſcheinbar unbedeutenden Veränderungen; es iſt, als wäre es ihr darum zu thun, uns zu zeigen, daß in einem jeden Punkte der Schöpfung ſich eine Welt eröffnete. Beſonders da, wo, auf einer niederen Stufe der Entwickelung, bei den Pflanzen und Inſekten, das Leben ſich der beweglichen Atmoſphäre und dem Licht zuwendet, ſehen wir, wie die Natur ſich gefällt in einer unendlichen Wiederholung der nämlichen Form mit faſt unmerkbaren Modificationen. Man denke an die Formen der Ichneumonen und Motten, an die Gattungen **Carex**, **Silene**, **Senecio** u. ſ. w. Unermüdlich in kleinen Abänderungen, treibt ſie hier ein leichtes, wie es ſcheint, faſt muthwilliges Spiel mit Geſtalten. Giebt es doch nicht bloß gewöhnliche Menſchen, die die Naturforſcher faſt bemitleiden, wenn ſie ſich in dieſen Abgrund von Formen hineinſtürzen, eine jede Veränderung der Form mit der größten Sorgfalt aufzufaſſen und zu beſtimmen ſuchen. Auch Philoſophen haben zu behaupten gewagt, daß hier die Natur, in dieſer Kleinigkeit ihres unendlichen Geſchäfts, die Größe des Daſeins aus den

Augen verloren, und ſich jenſeits der Grenzen des abſoluten, reinen Denkens verborgen habe, wohin zu folgen dem ſtrengen Denker nicht zieme. Wie viel tiefer und bedeutender iſt der ſtille Sinn der Forſcher ſelbſt, der durch ein ſolches Gerede nicht irre geführt wird, der den tief verſchlungenen Text der Natur in allen Richtungen unermüdlich verfolgt, der ſich überzeugt hält, daß eine jede Formveränderung, die unbedeutendſte, wenn ſie einen bleibenden Charakter annimmt, ein Räthſel enthält, ein Wort verhüllt, welches verſtanden werden muß, wenn man den Sinn des Textes durchſchauen will. Aber ſelbſt dieſer Sinn, wo er am thätigſten iſt, kann den Gedanken, daß die Natur mit Formen ſpiele, kaum abwehren.

Inniger, einen jeden Menſchen anſprechender, tritt uns die Willkür da entgegen, wo wir die Geſtaltung unſeres Planeten ſelber und ſeiner Oberfläche betrachten. Die Vertheilung des feſten Landes im Meere, die Geſtalt der Welttheile und Länder, hat den entſchiedenſten Einfluß auf die Bildung des Geſchlechts ausgeübt. Sie hängt mit der Entwickelung der Völker und ihrem Geſchicke genau zuſammen, ja, ſie erzeugt die gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeit der Perſönlichkeiten ſelber. So drängt ſie ſich in das Allertiefſte der Seele hinein. Die fruchtbaren niederen Ebenen, die hohen Sandſteppen, die wilden Gebirge, die einſamen Inſeln, bedingen, jede dieſer Formen für ſich, das Daſein eines eigenthümlichen Geſchlechts. Und ſelbſt die höchſte Stufe freier und geiſtiger Entwickelung, vermag dieſen Einfluß nicht abzuwehren. Die Geſtalt des Landes formt nicht allein den Leib, ſie übt ihre Macht auf die Sprache aus; und ein jeder Gedanke, wenn er lebendige Wahrheit enthält, empfängt ein charakteriſtiſches Gepräge, durch welches der Typus des Landes, in welchem er laut wurde, aus welchem er hervorzuwachſen ſcheint, ſeine Macht kund giebt. Der Begriff von mehr oder weniger entwickelten und artikulirten Ländermaſſen, den wir Ritter verdanken, hat in dieſem Sinne eine große und tiefe Bedeutung, die, je mehr ſie entwickelt wird, deſto mehr als ein nothwendiges Gedankenglied aller geſchichtlichen Bildung betrachtet werden muß. Wohl mag es demjenigen, der die geiſtigen Schätze unſerer Tage überſchaut, vergönnt ſein, auch hier ein Geſetz zu erkennen, welches eine Fortſchreitung geordneter Bildung offenbart, aber dennoch wird ſelbſt ein oberflächlicher Blick auf die Vertheilung der Länder und des Meeres uns den Gedanken eines Unfertigen, mit welchem noch immer eine Willkür ſpielt, die wir als eine ſolche betrachten, weil wir die Abſicht nicht zu faſſen vermögen, unwiderſtehlich aufdringen. So wird das Bewußtſein ſelber in ſeinen tiefſten Wurzeln von einer Gewalt ergriffen, die ihre Abſicht in der Sinnlichkeit offenbart und zugleich verhüllt.

Und betrachten wir nun die lebendigen Geſtalten jede für ſich, ſo finden wir eine Spur der unbedingten Freiheit, die ſich niemals trennen läßt von dem geſetzmäßigen Gange der Entwickelung. Ja, die Schönheit ſelber, wo ſie in der höchſten Geſtaltung des Menſchen hervortritt, hebt dieſe Seite der Willkür hervor, ſo daß, was ſeiner Form nach ein Geſetzmäßiges iſt, doch zugleich als ein Freies aufgefaßt werden muß. Noch entſchiedener tritt die tiefe geiſtige Bedeutung der Völker hervor, wo der menſchliche Sinn nicht die Offenbarung der Schönheit an die Vereinzelung der Geſtalten knüpft, vielmehr wo die Idee dieſelben Gegenſtände mit einander vereinigt, die das Denken niemals völlig zu vereinigen vermag. Ja, dieſe Idee hat eben die Bedeutung, daß das, was hier als Einheit unſere ganze Seele ergreift, für eine jede Vermittelung durch Gedanken, verſchloſſen bleiben muß, und ſie würde verſchwinden, wo eine ſolche Vermittelung hervorträte. Das iſt der Sinn für die Schönheit der Natur, die ſich eben mannigfaltiger und reicher ausbildet, je freier die Perſönlichkeit ſich entwickelt. Daher tritt dieſer Sinn bedeutender hervor in unſern Tagen und iſt Zeichen der höhern Ausbildung ſelber. Je mehr die Reflektion und, mit ihr, unſer Verhältniß zur Natur, wie es nur durch den Gedanken vermittelt iſt, uns von der Natur entfremdet, und für ſein lebloſes, ſtarres Wiſſen gewinnt, deſto inniger bildet ſich der Sinn für lebendige Naturſchönheit aus, der uns, dem beſchränkten Wiſſen zum Trotz, eine höhere Wahrheit ſchenkt, die wohl dem Weſen der Perſönlichkeit verwandt ſein muß, da ſie nicht, wie beſchränkte Irrthümer, mit der geiſtigen Entwickelung verſchwindet, vielmehr immer tiefer hervortritt, je höher die Bildung iſt. Hier nun, wo das bunte Gewimmel der Pflanzen und Thiere, das Meer, der fortſtrömende Fluß, der rieſelnde Bach, das ſtarre Gebirge und, die Stätte aller Willkür, die veränderliche Atmoſphäre, die ſcheinbar rohen Elemente einer geiſtigen Einheit geben, wird es dem ſcharfſinnigſten Denker ſchwer werden, den vermittelnden Gedanken herauszuheben, der ſo disparate Momente geiſtig durchdringt.

Was nun ſo als Willkür in der Natur, das erſcheint als Zufall in der Geſchichte, und es gehört nicht viel Scharfſinn dazu, einzuſehen, daß unſer Daſein vernichtet wäre, wenn es ſich in einer Reflektion abzuſchließen vermöchte, wenn ein jeder Zweck, den wir erreichen wollen, ein jeder Gedanke, wenn er That werden ſoll (und nur ſo hat dieſer ſeine volle Wahrheit), in dem berechneten Calcül aufginge. Die mächtigſte Perſönlichkeit, ergriffen von der kühnſten Ueberlegung aller Verhältniſſe, die ihr entgegentreten, mag ſtolz darauf ſein, alle Zufälle zu beherrſchen, aber ihr inneres, geiſtiges Uebergewicht beruht eben darauf, daß dieſes unabhängig von ihr und unvermittelt durch ihren Gedanken, ihr gegenüber ſich entwickelt. Und wer dieſes in ſeiner wahren Tiefe zu faſſen vermag, der wird einſehen, daß, wer dasjenige auffaßt, was aus dem Gedanken allein entſpringt, und nicht zugleich ein fremdes Sein anerkennt, welches beherrſcht, innerlich aufgenommen, aſſimilirt werden ſoll, eben dadurch der vollen Wahrheit entbehrt.

Wir betrachten jenes Schwankende und Unſichere des Daſeins, wie wir es als Willkür in der Natur und als Zufall in der Geſchichte erkannten, von einer andern Seite. Dieſe war zwar öfters Gegenſtand der Betrachtung, aber wir glauben, daß ſie, in Verbindung geſetzt mit den frühern, wohl verdient erwogen zu werden, und daß ſie auch dann ein nicht ganz gewöhnliches Reſultat hervorrufen wird. Es iſt nicht der Aberglaube in ſeinen mannigfaltigen Formen, aber die Quelle deſſelben. Aller Aberglaube, haben wir behauptet, ſei ein Sekundäres, wie aller Irrthum. Die poſitive Quelle deſſelben, aus welcher er entſpringt und ſich immer von neuem geſtaltet, enthält eine Wahrheit, eine, in allen wechſelnden und abirrenden Formen unveränderte und feſte, Wahrheit. Es iſt die Nachtſeite des Daſeins, die Traumwelt des Geſchlechts, in welche eine jede Perſönlichkeit geiſtig nothwendig verſinkt, wie leiblich in den Schlaf; und wir müſſen behaupten, daß es einen Zuſtand des Ueberwachens giebt, der, entſprungen aus dem Uebermaaße der Reflektion, in unſern Tagen eine Krankheit erzeugt. Durch dieſe entſteht eine fixe Idee des bloßen Denkprozeſſes, die ſich bis zum Abſoluten zu ſteigern vermag. Allerdings ruht der Denkprozeß, als ſolcher, im Schlafe; und was wir als Denken dort wahrnehmen, was in dem magnetiſchen Schlaf, als wäre es ein Denken, hervortritt, müſſen wir das Produkt deſſelben nennen, welches, abgewandt von dem thätigen Denkprozeß, ſelbſt während des Wachens eine ſtille Combination, für alle Erſcheinung in die Bewußtloſigkeit verſunken, erzeugt, deren inſtinktmäßige und verborgene Bewegung mehr ein Naturprodukt des ſcheinbar ſchlummernden Naturgrundes, als ein Erzeugniß der Reflektion, genannt werden muß. Schon längſt waren die Pſychologen tieferer Art, die nicht bloß die ſinnlichen Erſcheinungen der Seelenäußerungen, ſondern auch ihre höhere geiſtige Bedeutung in Betracht zogen, darin einig, daß das, was in der Seele einmal aufgenommen, auch aſſimilirt würde, und daß jene Funktion des Gedächtniſſes weiter reiche, als alle Reflektion. Das Wort ſelbſt hat dieſe Bedeutung; es wird ein Gedachtes, in welchem der bewußte Denkprozeß unmittelbar untergeht. Wir nehmen es auf, nicht als ein Denken, ſondern eben als ein bewußtloſes Produkt des Denkens; es iſt ein fremdes Denken, welches ſich in uns bewegt, und was wir früher betrachtet haben als den Abgrund der Bewußtloſigkeit, der die Grundlage alles lautwerdenden Bewußtſeins iſt, liegt eben in dieſer Welt des Gedächtniſſes verborgen; die Erinnerung hat die Funktion dieſer inneren Welt für die betrachtende Seele in Thätigkeit zu ſetzen, und ſo iſt eine jede Reflektion ein Bewußtſein aus der zweiten Hand. Das Gedächtniß iſt daher das Fundament des Talents, es iſt, immitten des allgemeinen Denkens, das Verborgene, in und mit welchem die eigenthümliche Perſönlichkeit ſich geſtaltet. Der Geiſt, der Genius, zeigt ſich da, wo Gedächtniß und Erinnerung in einer höhern Einheit verbunden ſind. Aber unthätig iſt das Gedächtniß nie, es iſt das organiſche, geſtaltende Naturleben der Perſon, das Denken, wie es in der Geſtalt verborgen liegt als organiſcher Leib. Der Faden der

Reflektion (die reflektirende Erinnerung im wachen Zuſtande) hält uns feſt, und erzeugt jene einſeitige Conſequenz, die aus einem, durch alle Verhältniſſe des Lebens bedingten, in der Erſcheinung gegebenen einſeitig fortſchreitenden Wiſſen ſchließt. Daher die Thatſache, daß beſchränkte Menſchen, im magnetiſchen Schlafe, die Beſchränktheit, von welcher ſie während des Wachens unvermeidlich gefeſſelt ſind, ſelbſt belächeln. Der einſeitige Faden der Reflektion iſt zerriſſen, und die geſunde organiſche Reproduktion des bewußtloſen Inſtikts ſtellt den urſprünglichen natürlichen Zuſtand, wie er ſich im Stillen ausbildet, ohne durch eine einſeitige Reflektion verzerrt zu ſein, wieder her. So wirkt der tiefe Schlaf auch phyſiſch heilend, dadurch, daß er die Aufregungen des Wachens, durch welche die Krankheiten unterhalten werden, entfernt, daß die Einheit des Lebensprincips in allen Organen gleichmäßig thätig ſein kann. Es wäre intereſſant, einen abſolut abſtrakten Denker in einen magnetiſchen Zuſtand zu verſetzen, ſein Denken in die, für die Erſcheinung gegebene Bewußtloſigkeit zu verſenken, und ihn ſo aus dem Grabe ſeines Syſtems über dieſes ſprechen zu hören.

Alle wirklich begründeten pſychiſchen Erſcheinungen des, unglücklich ſo genannten, magnetiſchen Schlafs, die uns überraſchen, inſofern nicht durch eine unheilvolle Aufregung das ganze pſychiſche Daſein in ſich verpeſtet, und die Eingeſchlafenen in präparirte Hexen und Wahrſagerinnen verwandelt ſind, müſſen aus jener Gewalt des geſunden und heilenden Gedächtniſſes über die erkrankte Erinnerung erklärt werden.

Dieſe Traumwelt des Lebens, die auf eine partikuläre Weiſe krankhaft ſich geſtaltet hat in unſern Tagen, iſt aber, obgleich in wechſelnder Form, von jeher da geweſen. Sie enthält „den nie aufgehenden Reſt“ alles Daſeins, und die Erinnerung, wenn ſie nicht durch die Freiheit des Denkens in und mit den Erſcheinungen des Lebens lebt und denkt, und aus dieſer Einheit des Willens und Denkens ſich erweitert und bereichert, geräth in Schwindeln, wenn ſie ſich der Nacht und nicht dem Tage zuwendet, und eine eigne unheimliche Welt des unbeſtimmten Traumes erzeugt ſich, die ſo Verſtand und Sinn verwirrt und in Anſpruch nimmt. Es wäre in der That eine höchſt wichtige Unterſuchung, dieſe geſchichtliche Afterbildung, wie ſie zu allen Zeiten ſich erzeugte, in ihrer eigenthümlichen Verbindung mit der eigenthümlichen Entwickelungsſtufe des Geſchlechts überhaupt und der verſchiedenen Völker insbeſondere, zu verfolgen. Da nun dieſer nächtliche Grund des Daſeins nie verſiegt, ſo gehen nothwendig aus ihm Bildungen hervor, die zwar erblaſſen, je allſeitiger die Reflektion iſt, aber niemals ganz verdrängt werden können. Dieſe Welt, wie ſie als ein unheimlich Drohendes ſich dem verwirrten Sinn gegenüber darſtellte, hatte in früheren Zeiten ſich enger in die Perſönlichkeit gelagert, und ſie enthält den Grund aller mythiſchen Bildung, wie wir ſie früher darzuſtellen wagten. Sie herrſcht aber noch vor, obgleich ſie durch die freiere Perſönlichkeit ein ſubjektives Gepräge trägt und in entferntere Kreiſe verwieſen iſt. Der Menſch wird gering geſchätzt, und (von Rechtswegen) als ein ſolcher angeſehen, der in einem leeren Formalismus erſtarrt iſt, wenn in einem überwachten Zuſtande dieſe Quelle verſiegt iſt. Aber eben ſo mit Recht wird der Menſch als ein beſchränkter und bedauernswerther beklagt, der in die Gewalt der Mißgeburten, die aus dieſem Grunde ſich erzeugen, gerathen iſt.

Geweiht aber iſt dieſe Quelle innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit, und der Strom iſt dem Lebensſtrom ähnlich, der, ordnend, bildend, obgleich der Sinnlichkeit unzugänglich, durch alle organiſchen Formen hindurchſtrömt, in der Poeſie. Dieſe enthält die tiefe Wahrheit der nächtlichen Seite alles menſchlichen Daſeins, und je geſünder ſie iſt, deſto mehr erſcheint die innere Unendlichkeit des Gedächtniſſes, als bildende Funktion, mit der Klarheit der bewußten Erinnerung vereint. Und welcher dieſer Momente einſeitig hervorgehoben wird, der einer krankhaften Phantaſie oder der zweite eines überwachten Bewußtſeins, jederzeit erſcheint in einer ſolchen Trennung die Poeſie vernichtet. Wir haben ſchon oben gezeigt, wie ſie das bloß formelle Gleichgewicht erzeugt, und eben daher nur momentan beruhigt. Was den verhängnißvollen Menſchen beunruhigt, ihn in allen Verhältniſſen des Lebens den nie aufgehobenen Widerſpruch quälend erkennen läßt, daß das Unfertige des Daſeins ihn wie eine ſchwere Laſt niederdrückt, iſt eine perſönliche Krankheit, die aus derſelben Tiefe, die ſich ordnend in der Poeſie eröffnet, entſpringt. Aber daſſelbe Gefühl ruht in dem Bewußtſein eines jeden Menſchen und verſtummt nie, ſelbſt bei den leichtſinnigſten nicht. Eine jede That hat in ihren Erfolgen etwas Ungewiſſes. Das Unbeſtimmte des Lebens drängt ſich immer hervor, wenn wir beſtimmend in dieſes hineingreifen wollen. Ein jeder Richter wird die Fälle erkennen, wo eben dann, wenn das Geſetz entſcheidend ſpricht, ſein Richterſpruch innerlich bedenklich erſcheint. Vergeblich hat man geſucht, das geſetzliche Recht von dem ſittlichen zu trennen, immer von neuem weiſt dieſes auf jenes hin. So ſchwebt die Geſchichte zwiſchen einem menſchlichen und einem göttlichen Richterſpruch; und ob jener durch dieſen beſtätigt wird, bleibt ungewiß. In ſolchen Momenten wird eben der chriſtliche Richter inne, daß eine höhere bildende Macht alle Verhältniſſe durchdringen muß, deren Beſtätigung er gläubig erwartet.

Ein jeder Arzt, wenn er eine bedenkliche Krankheit behandelt, weiß, daß ſie in ihrer innerſten Eigenthümlichkeit aus den Tiefen des Lebensprincips, die ihm unzugänglich ſind, entſpringt und durch dieſe modificirt wird. Die Kurmethode, die mehr oder weniger an der einſeitigen Allgemeinheit der Reflektion leidet, iſt jenem Richterſpruch ähnlich, der bei der geſetzlichen Entſcheidung den höheren anzuerkennen genöthigt iſt. Auch er wird, je tiefer ſeine Einſicht iſt, deſto mehr erkennen, daß die Reflektion das, was in ſeiner Einheit Wahrheit iſt, nie erreicht. Und wo die Zuverſichtlichkeit eines Talents die glückliche Entſcheidung findet, da tritt eben jene Einheit der Erinnerung und des verborgenen Gedächtniſſes hervor, die das Talent auszeichnet und die künſtleriſcher Art iſt.

Vor Allem aber müſſen diejenigen, die nicht bloß den freien Menſchen benutzen, ſondern ihn nach der Quelle ſeiner Freiheit hinweiſen, ihn religiös ſittlich bilden wollen, die Erzieher, die Seelenſorger u. ſ. w., geſtehen, daß ſie den Erfolg gar nicht in ihrer Gewalt haben, und dennoch liegt eben hier allein alle Wahrheit und Realität des Daſeins. Das Recht verliert ſeinen Inhalt, die Geſundheit ihre Bedeutung, alle ſinnliche Vereinigung der Menſchen ihre Wahrheit, wenn nicht, was in der Erſcheinung als wechſelſeitige Bedingung ſich darſtellt, in einer jeden Perſon aus einem Unbedingten entſpringt; denn, wie das abſtrahirte Denken nur ordnen, nicht erzeugen kann, ſo vermögen auch die wechſelſeitigen Bedingungen der Handlungen nur eine wechſelſeitige Beſchränkung, nie ein lebendiges Wachsthum hervorzurufen. Wer thätig ſein will in der Richtung des reinigenden Geiſtes, dem tritt der Widerſpruch des Bedingten, wenn es zugleich ein Unbedingtes ſein ſoll, unmittelbar entgegen. Er muß geſtehen, daß der Einfluß, den er ausübt, zugleich vernichtet werden muß, weil das, was er erzeugen will, nicht das Produkt einer äußeren Einwirkung, ſondern Selbſtthat ſein ſoll. Aber dieſe hat eine Quelle, die kein Nachdenkender in der Erſcheinung ſuchen wird.

Werfen wir nun einen Blick auf Dasjenige, was wir jetzt betrachteten, ſammeln wir die einzelnen zerſtreuten Spuren willkürlicher Thätigkeit, wie ſie aus dem All, aus dem Leben, aus jeder auf den Geiſt gerichteten Handlung hervorbrechen, ſo iſt es ſchon an und für ſich klar, daß dieſe Zerſtreuung einen Mittelpunkt der Vereinigung vorausſetzt. Sie findet dieſen in dem Weſen und in der Wahrheit einer jeden Perſon; denn dieſe iſt nicht in der Zeit geworden, hat, als die beſondere eigenthümliche, nicht den Grund ihres Daſeins in der Erſcheinung, wächſt und gedeiht nicht aus den ſinnlichen Verhältniſſen, ſondern aus ſich ſelber, und jenſeits der Sinnlichkeit liegt ſo Hemmung wie Wachsthum. Daher iſt jede Spur der Freiheit, die aus dem abgeſchloſſenen Geſetze hervorbricht, ſelbſt wo ſie als Willkür in der Natur oder als Zufall in der Geſchichte erſcheint, nicht ein Geringes, welches die Vernunſt verſchmäht, das Denken verachtet, vielmehr ein tief Geiſtiges, ja, Heiliges, weil es auf eine Einheit hinweiſt, deren lebendiger Keim das All und jede Erſcheinung in ſich verbirgt. Wir ſagen die Willkür in der Natur; dieſe iſt uns da, wo ſie aus der Mitte des geſicherten Geſetzes hervorquillt, am bedeutendſten. Sie iſt uns heilig, wenn wir uns der Natur ganz hingeben, weil ſie unmittelbar die Verwandtſchaft der Natur mit dem Geiſte kund giebt, weil aus den verſchloſſenſten Tiefen des ganzen Daſeins da, wo die Freiheit ſich offenbart, auch des Geiſtes Macht, nicht in der abſtrakten Einheit des Denkens, ſondern aus der Mitte der Eigenthümlichkeit der Perſon ſelbſt, hervorbricht. Durch die Hingebung findet dieſe ſich beſtätigt in ihrem beſondern Daſein, gefördert in ihrer Entwickelung, geſteigert in ihrem Erkennen; die Naturbeſtimmung verklärt ſich zur Selbſtbeſtimmung, und eine tiefe Ahnung verkündigt ihr, was die gereinigte, in Gott lebende Perſönlichkeit vermag.

Wir nennen eben ſo den Zufall in der Geſchichte nicht die Willkür, die hier, wo menſchliche Handlung gegen einander in Konflikt treten, immer das Gefühl der Vernichtung mit ſich führt. Dieſes wird zwar ſelber durch das chriſtliche Bewußtſein vernichtet, aber nur dadurch, daß dieſer Vernichtungsprozeß die Willkür ſelbſt trifft. Denn das Verletzende derſelben wird in ein Förderndes verwandelt, und es iſt gewiß, daß der Begriff der Willkür hier ein nichtiger iſt. Anders verhält es ſich mit dem Zufall; denn inſofern dieſer gefördert wird, wenn eine That gedeihen ſoll, enthält der Begriff derſelben das, was der fromme Chriſt den Segen, was das zuverſichtliche Talent, wenn es auf geordnete Weiſe in ſich thätig iſt und ſich von der Macht der Schöpfung getrieben fühlt, Glück nennt, und ohne welches eine jede ihrem Weſen nach wahre Handlung, ein jedes Erzeugniß des Geiſtes, ein Nichtiges wäre. Der Zufall, der für uns thätig iſt, iſt die Beſtätigung der beſondern Handlung durch das Ganze, iſt die zuverſichtliche Hingebung an die Geſchichte ſelbſt, wie die Willkür in der Natur in ihrer tiefſten Bedeutung, wo ſie die ganze Seele erfüllt und uns wahrhaft beglückt, die Hingebung der Natur an den freien Geiſt, der ſich nur in ſeinem fortſchreitenden Werden findet und erkennt, genannt werden muß.

Aber der Zufall in der Geſchichte, die Willkür in der Natur, liegen nicht auseinander, ſie ſind in der Idee eins, und dann nicht mehr, was ſie in der Trennung zu ſein ſcheinen. Ein tiefes

Gefühl, (dieſes Wort iſt das rechte, denn es ſchließt uns die innere Unendlichkeit eines ganzen, in ſich bewegten Daſeins auf, aus welchem allein ſo Handlung, wie Gedanken hervorquillen,) ein tiefes Gefühl giebt uns die geſchichtliche Zuverſicht, wenn wir uns in der Einheit mit der Natur ergreifen, und ſchließt die Natur für uns auf, wenn wir uns mit der Geſchichte vereinigt fühlen.

Was iſt das nun, was uns ſo mit beiden befreundet? Es iſt das Bewußtſein, daß ein heiliger, reinigender Strom der Entwickelung durch das All geht, es iſt das Gefühl des Wachsthums in und mit der Natur und der Geſchichte, das Gefühl der Beſtätigung unſeres innerſten Weſens durch Gott. Wer uns in unſerer Betrachtung gefolgt iſt, der weiß, daß die höhere Entwickelung der Natur im Ganzen alle früheren Momente, die höchſte Stufe alle vorhergehenden des ganzen Daſeins in ſich aufnimmt; aber dieſe wollen nichts, als die göttliche Liebe offenbaren. Wie nun offenbart ſich die Liebe? — Nur dadurch, daß, was allein iſt, die ewige Perſönlichkeit, aus ſich ſelber *wird*, daß die verborgenſte Aufgabe der Schöpfung, nicht mehr an einer leiblichen Organiſation, die nur für die Gattung Realität hat, nicht mehr für eine mythiſche Zeit, die nur in der ſinnlichen Schönheit ihren Abſchluß findet, ſondern durch die Perſon ſelber gelöſt werde.

Aber dieſer Punkt der höchſten Entwickelung kann nicht durch eine Ausbildung der Hemmung gefunden werden; eine Wiedergeburt der ganzen Schöpfung kann ihn allein erreichen. Und hier erhält die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage ihre rechte Bedeutung. Denn immer entſchiedener drängt dieſe uns die Anſicht auf, daß die Erde eine Geſchichte habe, die ſich ohne eine Geſchichte des Univerſums nicht denken läßt.

Wir haben früher (S. 152) darauf aufmerkſam gemacht, daß, wie in der letzten Zeit die Sinnlichkeit ihren Abſchluß fand durch die Schönheit bei den Griechen, während bei den Juden die Zukunft ſich in der Form des Erhabenen ausſprach, ſo auch jene Unendlichkeit des ſinnlichen Univerſums, beſonders eine Bedeutung für den Schauenden hatte. Wer kennt nicht dieſe großartigen Aeußerungen, wie ſie durch alle Jahrhunderte der chriſtlichen Geſchichte hindurch typiſch geworden ſind. Der Pſalter und Hiob haben durch Darſtellungen ſolcher Art eine ebenſo unſterbliche Bedeutung erhalten, wie die Werke der Griechen, und allen ähnlichen Darſtellungen der alten Zeit fehlt die Tiefe und Größe, die dieſe auszeichnen. Obgleich aber dieſe Bilder eine lebendigere Bedeutung erhalten, als da, wo ſie als eine kalte Aeußerung der Reflektion und des nie abzuſchließenden Calculs laut werden, ſo iſt es doch bemerkenswerth, daß wir Bilder der Art nicht in dem neuen Teſtamente wiederfinden. Hier, wo der Menſch von den äußeren Verhältniſſen ab, ganz und durchaus nach dem Innern der Geſinnung gewieſen wird, verſtummen jene ſinnlich erhabenen Bilder. Als in dem Entwickelungsgange der Geſchichte, der Gottesdienſt (durch die Reformation) der äußern Richtung entſagte, um durch den geiſtigen Sinn (den Glauben) die Geſinnung (die Liebe) feſtzuhalten, trat — nach mehr als tauſendjähriger Abweichung — jene Geſtaltung des Erkennens hervor, welche die Erde emancipirte, und nach dem Mittelpunkte, nach dem rein Geiſtigen der Gravitation, und mit dieſem nach einem Ueberſinnlichen in Allem hinwies. Es war der Keim zu einer Richtung des Erkennens, der, in der harten Schaale eingeſchloſſen, Jahrhunderte brauchen wird, um völlig ſich zu entfalten. So iſt fortan wie die Natur, ſo das Geſchlecht, ſo eine jede Perſönlichkeit nach ihrem Centro, von dem Aeußeren nach einem Innern, von dem Sinnlichen nach dem Geiſtigen hingewieſen; aber dieſer Geiſt iſt nicht ein ſubjektiver des Erkennens allein, er iſt zugleich ein reinigender und durch die Reinigung ſchaffender, objektiver. Er hat die Macht über die Natur, über das geſammte Geſchlecht, wie über jede Perſon. Er iſt in der Geſammtentwickelung aller thätig, und nur ſo offenbart er die Wahrheit, die ſo wenig in dem von dem geſammten Daſein getrennten Erkennen, wie in dem von dem Erkennen getrennten Daſein geſucht werden kann. Aber dieſe Richtung der Wiſſenſchaft, die Natur geſchichtlich zu betrachten und alle früheren Momente in das jetzt immer reifer werdende Erkennen aufzunehmen, iſt nicht der religiöſen Geſinnung gleichgültig. Wir dürfen vielmehr behaupten, daß ſie die Baſe einer Lehre enthält, die, je weiter ſie ausgebildet, deſto mehr geeignet ſein wird, die Erlöſung des Erkennens herbeizuführen, die jetzt zwar mit der Zuverſicht des wechſelnden Lebens, aber doch auch mit der bewußten Schwäche des Anfanges ſich zu äußern wagt, und, kämpfend mit Allem, was gegen ſie bewaffnet iſt, von dem Standpunkte eines chriſtlichen Erkennens aus, die höchſte Bedeutung aller Erſcheinung zu deuten wagt.

Die heilige Schrift nennt Chriſtum den zweiten Adam, denn in der Mitte der Geſchichte iſt er, — was Adam als innerer Mittelpunkt der Natur war — die göttliche Perſon aller Perſönlichkeit. Aber die Geſchichte, als göttliche That, iſt ganz Natur; wo jene ihren Mittelpunkt fand, hatte auch dieſe ihr innerſtes Centrum gefunden, und dieſes mußte ſich eben ſo wohl wie jenes bewegen, als der Heiland erſchien.

Die Erſcheinung Chriſti auf der Erde bildet den Schlußpunkt chriſtlicher Teleologie, indem ſie die Freiheit der Perſon in und mit Gott — das Evangelium — verkündet. Und damit wir die volle Bedeutung dieſer Offenbarung begriffen haben, müſſen wir alle Momente der in dieſer Schrift gegebenen Entwickelung zuſammenfaſſen.

Die Perſon iſt, ihrem Weſen nach, nicht in der ſinnlichen Zeit geboren und ſtirbt nicht, und ihre Wahrheit iſt ihrer Unſterblichkeit gleich.

Die nächtliche Hemmung, die die Perſönlichkeit von Gott trennte, war der geiſtige Anfang der Schöpfung. Sie trennte die Menſchen von der Natur, die Menſchen unter einander und einen jeden Menſchen von ſich ſelber. Sie unterwarf eben daher den Menſchen der Natur, ſo daß ſie, in ihr verborgen, das zurückgedrängte Weſen derſelben bildete und dadurch das Geſetz Gottes offenbarte. Auf einer jeden Stufe der Hemmung bildete ſich eine eigene unendlich mannigfaltige Welt, die beides, die Unüberwindlichkeit der Hemmung in der Erſcheinung, die ſich innerhalb ihrer Grenzen ausbreitete, und zugleich die Hoffnung einer höhern Entwickelung, in ſich enthielt. Wo, auch in den gehemmten Formen, dieſe Hoffnung ſich verwirklichte, da ward das Innerſte der Schöpfung offenbar; es bildete ſich eine neue Welt in allen Räumen des Alls, und als der erſte Menſch erſchien, war in ihm die Ordnung der Natur vollendet, ſie fand ſich und ihr inneres Weſen in der menſchlichen Perſönlichkeit. Zwar iſt das unzweifelbare Reſultat der Geſchichte der Erde, das Reſultat einer lebendigen Naturwiſſenſchaft, deren Entwickelung das Geſchlecht ergriffen hat und immer mächtiger ergreifen wird, dieſes: daß eine jede wahre Entwickelung nicht verſtanden werden kann aus den Verhältniſſen der gegebenen Stufe, dieſe vielmehr die Offenbarung des verhüllten Weſens derſelben war, welches in ſich ſelber keine Vereinigung finden konnte; aber vor Allem erkennen wir es in der Thatſache der Erſchaffung des Menſchen.

Der Menſch ward geboren, aber die Hemmung feſſelte ihn an die Natur, die gebundenen Perſönlichkeiten konnten den Mittelpunkt der Einigung nicht finden, der außer ihnen lag. Daher lag der Schwerpunkt, gegen welchen die Perſönlichkeit gravitirte, außer ihr, und das Licht leuchtete ihr aus fremder Ferne; aber der innere Schwerpunkt und das innere Licht, beide in ihrer Einheit geſetzt, beide für alle und doch ganz für einen jeden, war ihr nicht gegeben.

Dieſe Sonne der Geſchichte und aller Perſönlichkeit, dieſer gravitirende Mittelpunkt, der in der Geſchichte, wo ſie mächtig iſt, als wunderbar anziehende Kraft erſcheint, trat mit dem Heiland hervor.

Habt ihr, was bis jetzt uns die Natur verkündigte, nicht einzeln begriffen, iſt euch die Einſicht zu Theil geworden, daß der Heiland nicht vergleichbar iſt irgend einer Perſon, wie ſie erſcheint, ſondern daß er das verhüllte Weſen Aller offenbarte, daß von jetzt an alle Hemmung in die Perſönlichkeit ſelbſt geſetzt war, und daß dieſe, wo ſie ſich von Gott getrennt weiß, ſich auch mit ſich ſelber im Zwieſpalt findet: ſo werdet ihr einſehen, daß hier von nichts Bedingtem die Rede iſt, wie es in der Trennung erſcheint, ſondern von demjenigen, in welchem alles Bedingte zugleich ein Unbedingtes iſt, von derjenigen Perſönlichkeit nämlich, die, rein aus Gott entſprungen, er ſelber ſein muß. Dieſe iſt der Sinnlichkeit eine Thorheit und aller Erſcheinung ein Räthſel. So gewiß, wie die vormenſchliche Thierwelt keine Elemente in ihrem Daſein enthielt, die auf den Menſchen deuteten, ſo gewiß kann kein Element des ſinnlichen Daſeins und kein Gedanke, der nur Vorſtellungen zum Gedanken ſteigert und in dieſer

Steigerung die abſolute Wahrheit erkennen will, die Bedeutung des Heilandes faſſen. Nur wenn der menſchliche Gedanke ſich zur Idee der Liebe verklärt hat, findet er die unwandelbare Zuverſicht, die heimliche Gewißheit des Geiſtes, die das innerlich beſitzt als Zukunft, was keine Gegenwart, ſelbſt als Gedanke, uns zu geben vermag. Dieſe Zukunft iſt die Wahrheit der Gegenwart ſelber und der reine geweihte Keim ihrer Entwickelung.

Der Heiland daher (die abſolute Perſönlichkeit) hatte alle Gewalt der göttlichen Schöpfung. Sie war, wie abſolut gebunden durch das Geſetz des Vaters, ſo durch die Liebe des Sohnes abſolut frei. Alles, was als Willkür in der Natur erſcheint, wird durch die Verkündigung der ewigen Liebe ſeine geiſtige Einheit erhalten, und die Unbeſtimmtheit des Begriffes, die innerhalb der Erſcheinung nicht aufhören kann, ja, nicht darf, ſpricht die Beſtimmtheit der verkündigten Zukunft aus. So hat vorbildlich das Talent ſeine eigene Zukunft mit Gewißheit in ſich, und die Wahrheit ſeiner Schöpfungen liegt nicht in dem, was es unreif erzeugt, vielmehr in dem, was ihm die Zukunft verſpricht, obgleich es ihm unmöglich iſt, es ſich durch Gedanken oder That klar zu machen*). Aber ſo wenig, wie dieſe Zukunft dem Talente ſeinem Weſen nach widerſpricht, ſo wenig widerſpricht auch (und in viel höherem Grade gilt dies) dasjenige, was dem Chriſten gegeben iſt, dem, was in der ſinnlichen Gegenwart Wahrheit hat. Dieſe Zukunft aber verheißt uns einen neuen Himmel und eine neue Erde. Die letzte Metamorphoſe der ganzen Natur, nicht eine Vernichtung der Erſcheinung — denn in Allem, was Gott ſchuf und wie es ward, ruht eine göttliche Poſitivität, die nicht vernichtet werden kann — wohl aber eine Steigerung zur ſeligen Perſönlichkeit, wird alle Momente der Vergangenheit in dieſem letzten aufnehmen, und durch ihn in ihrer Wahrheit beſtätigen.

---

*) Daher wird in unſerer Sprache auch das Talent bedeutſam Geſchick genannt. Ein Wort, welches die Eigenthümlichkeit und zugleich ihre Zukunft bezeichnet. Ich verdanke einem Freunde dieſe Bemerkung.

Dieſer Moment nun, durch welchen die Geſchichte in ihrer Einheit mit der Natur, das ganze Daſein in ſeiner göttlichen Centraliſation zum Vorſchein kam, offenbarte ſich als rein aus Gott entſprungen durch den zweiten Adam, wie der Schlußpunkt der Natur und der Anfangspunkt der Geſchichte durch den erſten. Innerhalb der Stufe einer Entwickelung liegt die Kraft nicht, die ſie über ſich ſelber erhebt; das gilt als Naturgeſetz, eben ſo entſchieden und unwandelbar, als für die Geſchichte. Es iſt aber auch in der Geſchichte eben ſo feſtſtehend, wie in der Natur. Daher konnte das in der Erſcheinung ſich entwickelnde Menſchengeſchlecht eben ſo wenig ein Moment der Erzeugung des Heilands in ſich enthalten, er konnte eben ſo wenig aus dieſem entſpringen, wie der Menſch aus der Thierwelt, als er erſchien. Es war das Wehen Gottes, welches dem Adam einen lebendigen Odem einblies, und er ſelber war es, der ſich offenbarte, als der Heiland erſchien. Es iſt ſo wenig ein Widerſpruch gegen eine wahre geiſtige Auffaſſung der Natur, wenn wir eine über der Erſcheinung liegende geiſtige Erzeugung des Heilandes fordern, daß vielmehr dieſe uns ſelbſt eine ſolche Forderung aufdrängt. Was iſt es, das euch verhindert, die übernatürliche Geburt des Heilandes anzuerkennen? Es liegt euch doch nur daran, die Trennung der Natur von der Geſchichte, mit dieſer die Abhängigkeit alles Leiblichen von dem bindenden Naturgeſetz, alſo auch die Sinnlichkeit als ein Bleibendes feſtzuhalten. Hier iſt aber von der göttlichen Bewegung, von der lebendigen Entwickelung in ihr die Rede. Nicht alſo, weil ein geiſtiges Bewußtſein die Wundererſcheinung des Heilands ausſchließt, ſondern weil ihr der Sinnlichkeit nicht zu entſagen vermochtet, leugnet ihr, was ihr ſonſt fordern müßtet, wenn ihr mit einem wahrhaft freien Blick die Bedeutung eures ganzen Daſeins zu umfaſſen vermöchtet. Und dennoch gilt für einen jeden Chriſten, was für die ganze Geſchichte behauptet werden muß, er ſoll ſich von ſich ſelber als Erſcheinung trennen, indem er wiedergeboren wird, wie er ſich von ſich ſelber trennen muß, wenn er frei ſterben will.

Iſt euch das Weſen der Weiblichkeit aufgegangen? Es iſt das Höchſte und auch zugleich das Klarſte, das Dunkelſte und doch zugleich das lichteſte Räthſel der ganzen Natur; es enthält die Idee der abſoluten Hingebung und iſt durch dieſe geweiht. Das Weib ſtellt die Natur, als eine ſolche, in ihrer Freiheit dar, der Mann hat die Aufgabe, die geiſtige Freiheit der Geſchichte als Natur zu faſſen; das höchſte Geheimniß des ſinnlichen Daſeins ruht im Weibe; daher kam die erſte Hemmung, als Geburt der Geſchichte, durch das Weib, und die Mutter des Heilandes ſtellt uns die Hingebung dar, die, auch in einem jeden Gemüth, erſt fruchtbringend wird. Die Zeit iſt noch nicht gekommen, ihre Sprache hat noch nicht die Reinheit und Tiefe erhalten, die uns erlaubt, über einen Gegenſtand, in welchem das tiefſte Räthſel des Daſeins ſich zuſammendrängt, frei zu ſprechen, ohne Mißverſtändniſſe zu erregen. Daß Maria in der Sünde geboren war und dieſe fortpflanzen mußte, bemerkte Kant, und verſuchte mit einer ſpöttelnden Ironie, die von ſeinem Standpunkte aus ſehr natürlich war, die übernatürliche Geburt des Heilandes, wie ſie, um einem religiöſen Bedürfniß zu genügen, ſich bis zur völligen Täuſchung pſychologiſch entwickelt hatte, zu erklären. Dem Chriſten aber iſt es nicht verborgen, daß er in jedem Moment aufgefordert wird, dieſes Wunder zu wiederholen. Am richtigſten faſſen wir die Geburt des Heilandes, wenn wir es uns völlig klar machen, daß der Heiland, als ein dem Geſchlecht Fremdes, in ſeiner Mitte erſchien und erſcheinen mußte, wenn er die Bedeutung erhalten ſollte, die er für das chriſtliche Bewußtſein hat. Durch die chriſtliche Teleologie nun — ein Erzeugniß des, wenn auch in ſeiner Vereinzelung gebundenen, ſo doch im Ganzen durch das Chriſtenthum geweihten, Erkennens — giebt uns die Naturwiſſenſchaft, geiſtig aufgefaßt, dasjenige, was das chriſtliche Bewußtſein als ſeine innerſte Ueberzeugung bewahrt.

So iſt der Heiland uns innerhalb des ſinnlichen Daſeins ein Wunder, d. h., ſeine Geburt läßt ſich ſo wenig aus den Bedingungen der Sinnlichkeit erklären, wie die Geburt Adams, obgleich dieſes letzte Wunder mit einer Gewißheit in die Reihe ſinnlicher Thatſachen getreten iſt, die ſich nicht mehr abweiſen laſſen. Aber ein ſolches wunderbares Daſein in ſeiner Reinheit erhalten, bleibt durchgängig wundervoll in allen ſeinen Momenten. Man hat verſucht, einen Unterſchied zwiſchen Mirakel und Wunder zu machen; die erſten als Erzeugniſſe der dichtenden Phantaſie, die letzten als wirklich geſchehen darzuſtellen. Es gehört dieſer Verſuch zu den vielen, ein ſchwebendes Gleichgewicht, eine rechte Mitte an die Stelle der entſchiedenen Einheit zu ſetzen; Verſuche, die doch nur dadurch entſtanden ſind, daß man den Heiland ſelbſt, als den Mächtigſten und Ausgezeichnetſten, innerhalb der Sinnlichkeit ſetzt, deren Permanenz man alſo unter jeder Bedingung retten will. Denn, was hier Wunder genannt wird, iſt es nicht. Menſchen, die die Macht einer großen Zukunft in ſich einſchließen, ſolche, deren Werke und ihr, der Gegenwart geheimer, Sinn erſt ſpäter hervortreten, haben wohl gelebt. Es iſt keineswegs etwas innerhalb der Sinnlichkeit Undenkbares, daß ein eminentes Talent Blicke in die Tiefe der Natur zu werfen vermag, die den übrigen Menſchen verborgen bleiben, und daß er ſo eine Macht ausübt, deren Quellen erſt ſpäter an das Tageslicht treten; ſelbſt wenn ein ſolcher Menſch ohne Vergleichung alle übrigen überragte, werden ſich zwar die Mitlebenden verwundern, können ihn aber nur als ihresgleichen betrachten, wenn ſie ihn auch als den Größten anſtaunen. Daher muß auch dieſer Verſuch ſchlechthin abgewieſen werden; wenn wir auch davon abſehen, daß uns das Recht, zu beurtheilen, was Wunder und was Mirakel ſei, auf den Standpunkt der Bedingtheit ſetzt, mit welcher das Chriſtenthum aufgefaßt wird, und die das chriſtliche Bewußtſein in ſeiner Wurzel untergräbt.

Adams Geburt war ein vorübergehendes Wunder, es verlor ſich in der Hemmung, die als Anfang der Geſchichte betrachtet werden muß, aber Chriſti Leben, Handeln und Daſein war ganz ein Wunder. Damit alle Momente ſeiner Erſcheinung ſo erkannt werden, muß er aufgefaßt werden, als durch und durch Menſch; ein ſolcher aber, der immitten der Zucht des Geſetzes (der äußern Verhältniſſe, denen er unterliegt,) die Liebe (das Leben und die Wahrheit) offenbart. Beide liegen aber in der Erſcheinung auseinander, und es findet kein möglicher Uebergang vom Geſetz zur Liebe ſtatt. Die Einheit beider iſt die des Geiſtes. Daher war der Heiland ganz Menſch und ganz Gott, und die ganze Zukunft, nicht bloß wie ſie ſich innerhalb der Sinnlichkeit entfaltete, ſondern die der Sinnlichkeit ſelber, ward von Neuem mit ihm geboren und ihre zukünftige Metamorphoſe kund gethan. In ihm konnte die Hemmung nicht ſtattfinden, ſie ward aber das Vernichtende ſeiner Erſcheinung, und mußte es werden. Nur wenn wir ſterben, werden wir wiedergeboren, und dieſer freiwillige Tod, aus welchem wir als Chriſten immitten des Lebens hervorgehen, iſt eben, als That des Geſchlechts (der Geſchichte Gottes), die Bedeutung ſeines erlöſenden Opfers. So lange aber ſein Leben auf der Erde dauerte, war Alles, was er verkündigte, neu, immitten der von dem Geſetz gefangenen Geſchichte, ein Höheres als ſie. Nicht allein höher als die Zeit, in welcher er lebte, ſondern höher als alle Zukunft der Geſchichte innerhalb der Sinnlichkeit. Seine Lehre enthielt einen durchaus der ſinnlichen Geſchichte fremden Inhalt, einen ſolchen nämlich, der in der Sinnlichkeit verhüllt, erſt mit ihrer Vollendung offenbar wird, und war ein Wunder, wie ſein ganzes Daſein. Daher müſſen alle Verſuche, dieſe aus der Continuität geſchichtlicher Entwickelung — etwa aus dem Uebergange der griechiſchen Weisheit durch die Sekte der Eſſäer zu erklären — durchaus ſcheitern; ſie vernichten die göttliche Perſönlichkeit ſeiner Lehre. Jetzt zuerſt ward eine Lehre, als ſolche, zugleich Lebens- und Handlungsmoment, daß ſie unmittelbar alle Momente des Daſeins ergriff und verklärte. Die ewige That der Liebe, durch welche Gott das All ſchuf, und die allenthalben frei iſt, ſo daß Gott die freie Perſönlichkeit, wo ſie offenbar wird, dem Geſchlecht und einer jeden Perſon die unbedingte Freiheit verkündigt, war der eigentliche lebendige Sinn ſeiner Lehre, die vor ihm nie geahnet war, und von jetzt an das nie zu vertilgende Fundament einer neuen Geſchichte werden ſollte.

Chriſtus war in der Krippe geboren; ſo von dem Lichte abgewandt, wird vorbildlich jeder Keim im Dunkeln geſäet, jede ſittlich geſunde Erzeugung von der umhüllenden Schaam verborgen, und jede wahrhaft producirende That keimt im Stillen. Dennoch war dieſe göttliche That (der tiefſte Gedanke der Schöpfung, der zugleich Geſtalt war,) beſtimmt, das Reich zu ſtürzen, welches alle Keime der Geſchichte verſchlungen und verzerrt zu haben ſchien, und alle Gedanken und Thaten der Zukunft in immer größeren Kreiſen nicht allein zu lenken, ſondern auch zu ſchaffen, bis ſie reif werden ihre eigene Hülle zu durchbrechen, damit ein Jeder, der in Ihm und mit Ihm lebt und denkt, Ihn wieder erkenne in einem Daſein, in welchem das Geſetz für die Liebe reif iſt, in einem neuen Himmel, einer neuen Erde.

Chriſti Leben war ganz göttlicher Gedanke, und göttliches Daſein, und jede That ward ausgeſprochen als Lehre, und zugleich ſo dargeſtellt, daß ſie Geſtalt gewann durch Wunder. Dieſe waren daher nicht Gegenſtände einer müßigen Neugierde, nicht bloß Objekte einer wiſſenſchaftlichen Forſchung, ſie waren aus einer Quelle entſprungen, die gleich reich fließt, mögen wir uns dem unenthüllten Tiefen des Innern, oder der lichten Welt der Gedanken zuwenden. Das iſt die eigentliche Bedeutung der Wunder des Heilandes. Sie unterſcheiden ſich dadurch von den täuſchenden Wundern der alten Zeit, ja, von denen des alten Teſtaments, daß ſie nicht eine bloß allgemeine Bedeutung für das Geſchlecht, ſondern ganz und gar, ſelbſt wo ſie die Entfernung eines ſinnlichen Uebels beabſichtigten, eine höhere Bedeutung annahmen.

Der Heiland unterlag, immer ſiegreich, den Hemmungen der Sinnlichkeit. Sein Leib hat die Verweſung nicht geſehen.

Seine Auferſtehung iſt eben ſo ein Anſtoß für das ſinnliche Erkennen geweſen, wie ſeine Geburt. Man kann nicht leugnen, daß, wenn dieſe beiden Thatſachen als ſolche vernichtet werden, die göttliche Eigenthümlichkeit verſchwindet und das chriſtliche Bewußtſein, als ſolches, tief in ſein Inneres hinein zerſtört wird. Man will nicht zugeben, daß ein Göttliches Geſtalt gewinnen und durch dieſe unmittelbar, wie durch das Wort und tiefer noch als dieſes, zu uns reden könne. Alles, was erſcheint, iſt, glaubt man, durch die Geſetze der Erſcheinung gebunden. Ja, man vermengt wohl gar die in ihrer Verklärung verſchwindende Perſönlichkeit mit den widerwärtigſten Geſpenſtererſcheinungen.

Erlaube man uns aber die vorbildliche Andeutung der Auferſtehung immitten der Sinnlichkeit, nachzuweiſen. Die Schönheit der Alten iſt klaſſich, und ſie iſt von Rechtswegen ein Gegenſtand der Bewunderung eben deßwegen, weil ſie ein Naturfundament für die ganze Zukunft bildet, aber nur, weil ſie ein in ſich Abgeſchloſſenes innerhalb der Sinnlichkeit iſt. Die chriſtliche Schönheit hat eine ganz andere Bedeutung. Spricht uns nicht die Geſtalt unmittelbar geiſtig an? Daß der Leib ſo oder ſo gehalten und bewegt, die Geſichtszüge in ihrem freien und willkürlichen Spiel ſo oder ſo ſich verwandeln, die Lippen durch eine faſt unmerkbare Veränderung, der bloße Blick der Augen, Zorn, Neid, Sehnſucht und jede zerſtörende Leidenſchaft einerſeits, und dann innere Güte, tiefe Betrachtung, heilige Andacht kund thun; iſt das nicht eine unmittelbare Offenbarung eines rein Geiſtigen? Blicken wir nicht durch die Geſtalt in das Innerſte der Perſönlichkeit in diejenige Stätte hinein, in welcher der Kampf der Geſchichte mit ſeiner ganzen Bedeutung, der Kampf des Alls, welcher die Schöpfung entwickelte, durchgekämpft wird. Und dennoch iſt das, was eine ſolche geiſtige Bedeutung hat, ganz und durchaus, nicht theilweiſe, ein leiblich ſinnlich Erſcheinendes. Verfolgen wir, wie es ſich ziemt, die Richtungen in der Erſcheinung, in welcher das Weſen und die Wahrheit der Perſon, wenn auch nur vorübergehend, beſtätigt werden. Müſſen wir nicht ſolche Momente, die auf ein gereinigtes Daſein deuten, als die geheiligten des menſchlichen Lebens betrachten? Sie ſind es, die, auch in der von der Natur vernachläßigten Geſtalt, uns den gefeſſelten Engel erkennen laſſen, der in dieſer oder jener Richtung ſich bewegt und die Flügel regen möchte, wenn nicht der nächſte Augenblick ihn wieder verſcheuchte, daß er in die leibliche Geſtalt ſich verſenken und verſtummen muß. Hier, in dieſen zerſtreuten Gliedern der ewigen Organiſation, die das All ordnete, wie es leiſe ſeine geiſtige Freiheit verkündigt, und die ſich, wie die ſpielenden Töne der rieſelnden Bäche, der Luftklänge der Aeolsharfe, zur wahren, reichen Muſik verhalten, erkennt der Chriſt die wahre Schönheit, die freie perſönliche. Die chriſtliche Kunſt hat verſucht, ſie darzuſtellen, und ſelbſt die ſchwache Andeutung erregt unſere Bewunderung. Daher mußte ſie die beweglicheren Farben an die Stelle des ſtarren Marmors wählen, und die Malerei iſt eine rein chriſtliche Kunſt, wie die Plaſtik eine griechiſche. Wenn nun jene zerſtreuten Züge ſich vereinigten, wenn, an der Stelle menſchlicher Güte, die ewige als That, an der Stelle der menſchlichen Betrachtung die ewige als Gedanke und That, an der Stelle des wankenden Daſeins, welches nur wie ein verſchwindender Schatten ſeine wahre Geſtalt mehr ſucht als findet, die Perſönlichkeit ſelber als Gedanke und That und Daſein ſich darſtellte, hätte ſie dann nicht in der Sinnlichkeit alle Bedingungen und Hemmungen der Sinnlichkeit überwunden, ſich in den tiefſten Gründen der Schöpfung beſtätigt? wäre ſie nicht eins mit der ewigen That, die das All in jedem Moment von neuem ſchafft und erhält, und eben deswegen von allen Verhältniſſen, die uns innerhalb der Sinnlichkeit binden, befreit? müßte ſie nicht verſchwinden in dem Momente ihrer höchſten Entwickelung, um uns, die wir an das ſtrenge Geſetz der Sinnlichkeit gebunden ſind, mit ſich in unſere eigentliche Heimat zu ziehen?

Das iſt die Auferſtehung, und als zweiter Moment die Himmelfahrt, das iſt der Moment, in welchem Gott nicht durch Wort und Lehre allein, ſondern durch Geſtalt das Geheimniß der ganzen Schöpfung kund that; das iſt der innerſte, geiſtige Schlußpunkt der Schöpfung und zugleich der Anfangspunkt der Geſchichte der freien Perſönlichkeit. Daher war die Auferſtehung den erſten Verkündigern ſo wichtig, daher iſt bei den Apoſteln dieſe Thatſache das begründende Faktum. Iſt der Herr, ſagt Paulus, nicht auferſtanden, ſo iſt alle unſere Hoffnung vergeblich.

Ein Jeder, der unſere Schrift in ihrem Zuſammenhange bis hieher verfolgt hat, wird einſehen, daß eine Lehre, wie diejenige, die wir hier, freilich nur unvollkommen, darzuſtellen und zu entwickeln geſucht haben, ihre innere Conſequenz und geiſtige Einheit wohl behaupten darf; daß ſie aber, und zwar nothwendig, eben ſo ganz und durchaus ſubjektiv und perſönlich ſein muß, wie ſie objektiv und allgemein iſt. Verliert ſie ſich in einem vereinzelten Subjekt, ſo hat ſie eben ſo wenig Realität, wie wenn ſie ſich mit vermeintlicher Unparteilichkeit von der Subjektivität trennt, um einen allgemeinen Standpunkt zu behaupten. Dem chriſtlichen Bewußtſein aber iſt das ganze Leben des Heilandes ſo heilig, wie ſeine Lehre; eben die Einheit beider bewährt ihre Göttlichkeit; ihm wäre der bloße Gedanke, daß in der organiſchen Einheit eines ſolchen Daſeins die Hemmung einer mythiſchen Zeit ihre Schatten werfen könnte, zugleich eine Vernichtung ſeines ganzen Weſens. So wenig ſucht der Chriſt anderswo eine Prüfung der Wahrheit des Inhalts der Evangelien, daß dieſe vielmehr allein Alles enthalten, wodurch er in der Natur, in der Geſchichte, in der Wiſſenſchaft einen Maaßſtab, und zwar einen abſoluten, für ſein ganzes Daſein findet. Wie der ſinnliche Forſcher des Sonnenlichts bedarf, um die ſinnlichen Verhältniſſe zu erkennen, und dieſes nicht entbehren kann, ſelbſt, wo es nicht unmittelbar thätig zu ſein ſcheint, ſo iſt der Heiland und ſein Leben der Lichtpunkt aller Verhältniſſe der Geſchichte, auch ſolcher, in welchen er ſich ſcheinbar verhüllt hat. Der große, göttlich geiſtige Zuſammenhang, durch welchen die Einheit der Lehre und der Wunder durch die ganze Schöpfung beſtätigt wird, und das Chriſtenthum ſelber eine freie geiſtige Quelle, die in allen Richtungen der Forſchung den Geiſt beſchäftigt, nach ſeinem innerſten Weſen zurückführt, und in der Sinnlichkeit ſtille Keime des Wachsthums und der geiſtigen Entwickelung ſäet, enthält die wahre Verſöhnung des chriſtlichen und des Weltbewußtſeins.

Die Teleologie iſt geſchloſſen; aber man erlaube uns einige Bemerkungen, die eben, wenn wir die Abſicht dieſer Schrift ins Auge faſſen, wichtig ſind. Was wir hier entwickelt haben, iſt zwar nicht bisher in dieſer Form ausgeſprochen worden, aber es lag in dem chriſtlichen Bewußtſein dennoch verborgen, welches den Herrn als Vater erkennt, der Himmel und Erde in ſeiner Gewalt hat, der die ganze Natur beherrſcht und Alles, was in ihr iſt, zum Beſten ſeiner Gläubigen leitet, daß es nichts giebt, noch geben kann, was nicht zur Förderung der Seligkeit diente. Nun kann kein Zweifel entſtehen über die völlige Subjektivität, die vorausgeſetzt werden muß, wenn ein chriſtliches Erkennen möglich ſein ſoll. Und da ein chriſtliches Bewußtſein Daſein, Handeln und Denken, als Glaube, Liebe und Hoffnung beſitzt, die Perſönlichkeit eben dadurch in ihrer Wahrheit, d. h. in ihrer Einheit geſetzt iſt, ſo muß man den reinen Kern, das gediegene Weſen des Chriſten allerdings einen Zuſtand nennen, ein Beſonderes, in der Erſcheinung von allem Anderen dadurch Unterſchiedenes, daß es in allem Wandelbaren das Unwandelbare, in allem Sterblichen das Unſterbliche iſt, welches mit ſeiner Vergangenheit und Gegenwart zugleich ſeine ganze Zukunft beſitzt, und in ſich trägt. Aber dieſe planetariſche Bahn eines perſonlichen Daſeins, die, auf ewig geordnet, in ſich ſelber zurückkehrt, bewegt ſich um die ewige Sonne des Heils, gravitirt gegen ſie und wird von ihr erleuchtet. Auch iſt dieſer Zuſtand der einzige, von welchem aus das Daſein des Chriſten geſichert, ſein Handeln geregelt iſt, und aus welchem alles Erkennen in ſeiner Wahrheit entſpringen kann. Ein jeder andere Zuſtand, etwa der eines Denkens, welches von dem chriſtlichen Bewußtſein abſtrahirt, und ſein Daſein von einem andern, ſelbſt gewählten Standpunkte aus betrachtet und durch dieſen die Betrachtung beſtätigen will, hat eine Trennung des Daſeins von dem Denken hervorgerufen und vermag nie die Einheit wieder zu erhalten. Ein ſolcher erkennt nicht in und mit Gott, der ſich nicht durch das Wort allein, ſondern durch Wort und Geſtalt auf gleiche Weiſe ausgeſprochen hat; er ſteht auf demſelben Standpunkte, auf welchem der Naturforſcher ſich befindet, wenn er durch Unterſuchungen außerhalb des Lebens Aufſchlüſſe über das Leben erwartet. In der That, die kritiſchen

Unterſuchungen der ſogenannten Unparteilichen, ſind ganz den chemiſchen ähnlich, die das Leben erklären wollen. Auch dieſe kontrolliren das Leben, und das wahre Princip deſſelben würde nicht einmal anerkannt werden, wenn es ſich nicht mit unüberwindlicher ſinnlicher Evidenz aufdrängte.

Das Verhältniß des Chriſtenthums zu einer Wiſſenſchaft des Denkens ſoll von einem andern Standpunkte aus behandelt werden. Aber ſchon hier müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß ein Polizeiverhör, mit den Berichterſtattern über das Leben, die Thaten und den Tod des Heilandes angeſtellt, nie ein anderes als ein negatives Reſultat liefern kann. Wer in dem Heiland den Punkt der ganzen Geſchichte des Geſchlechts gefunden hat, in und mit welchem dieſe ihren ruhenden Mittelpunkt erkannte, dem wird das Ueberſinnliche ſeiner Geburt und ſeines Daſeins, die Verklärung durch ſeine Auferſtehung und die Wunder, die das geſtalteten, was ſein Wort lehrte, in dem innerſten Zuſammenhange, als der Gipfel alles Erkennens hervortreten; er wird in dieſem ruhenden Centro der Geſchichte erſt die höchſte Vernunft, in ſich ſelbſt gereinigt, finden, und er wird eben ſo wenig glauben können, daß der Sohn Gottes, ſeinem Weſen nach, gebunden wäre durch irgend ein Naturverhältniß, wie er ihm irgend eine Sünde zuzuſchreiben fähig iſt; denn was uns durch den Heiland verkündigt wurde, ſeine ganze Bedeutung, liegt eben darin, daß er die Freiheit des unbedingten Geiſtes, der von jetzt an im ganzen Geſchlecht, in jedem Volk und für eine jede Perſon der beſtätigende oder vernichtende iſt und bleibt, uns für alle Zeiten verkündigt hat. Alle Zweifel, die gegen das Chriſtenthum entſtehen, entſpringen eben daher, daß man unſicher in der Sinnlichkeit um ſich blickt, daß nur Momente des Ewigen hervortreten, die, dem Blitz ähnlich, täuſchende Erleuchtung hervorrufen, und wieder verſchwinden. Man will die Sinnlichkeit behalten, und das Ewige nicht aufgeben. Zwei feindliche Mächte ſind da, die ſich das Gleichgewicht halten ſollen. Die freudig fortwachſende Sinnlichkeit, die in der Form, in welcher ſie in der Trennung erſcheint, aufgegeben werden muß, um in der höhern Idee der geſunden Entwikkelung, die ihr Ziel beſitzt, aufgenommen zu werden, iſt dem ſo Schwankenden unzugänglich; dem Chriſten aber iſt eben die Einheit der göttlichen Entwickelung nicht bloß ſchwankender Grund der bewußten Erinnerung in der Geſchichte, ſondern auch geſicherter Naturgrund ſeines ganzen Daſeins geworden, und was jene beunruhigt, wird ihm ſichere Quelle eines befriedigten Erkennens. Denn das Denken, welches dadurch, daß es ſich dem Willen Gottes hingiebt, nicht ſeine ewige Wahrheit eingebüßt hat, will das Erkennen ordnen: wie der Naturforſcher, der, nachdem er, der Erſcheinung zum Trotz, die Erde ſich um die Sonne bewegen ſieht, und dadurch die Erſcheinung ſelber nicht aufgehoben, wohl aber für ein höheres Erkennen verklärt hat, alle Unterſuchungen und Erfahrungen mit dieſem Fundament in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht. Das bloß ſinnliche Verſtändniß, durch welches die Erſcheinung ruhend bleibt, wie die Erde nach einer frühern Anſicht der Naturforſcher, beunruhiget ihn eben ſo, wie die ſinnlichen Begierden; aber er wird von Freude ergriffen, wenn er erkannt hat, daß eine Zeit gekommen iſt, in welcher die Umwandlung, die für das Erkennen der Maſſen und ihrer geſetzmäßigen Bewegung vor 300 Jahren ſtattfand, vorbildlich auf eine höhere deutet, daß ſie im Leben thätig ſein und das frühere Geſetz durch die Liebe beſtätigen wird.

Ihr wundert euch, daß die Evangeliſten in ihren Berichten nicht übereinſtimmen, daß vielmehr ein jeder aus ſeiner Erinnerung heraus erzählt, daß es der freien Eigenthümlichkeit überlaſſen war, ſich in engerem oder in weiterem Kreiſe, in dieſer oder in jener Richtung, zu bewegen, und begreift nicht, daß dieſe ſcheinbare Willkür eben das Zeichen des höheren Lebens ſei.

Wenn Euch das Leben des Heilandes, wie es in allen Momenten durch die Berichte der Evangeliſten dargeſtellt, das Centrum der Geſchichte geworden iſt, dann werdet ihr unmittelbar einſehen, daß der Beweis ſeiner Wirklichkeit nicht durch untergeordnete Elemente geliefert werden kann; es wird Euch klar werden, daß es nicht in die Wandelbarkeit der Meinungen herabgezogen werden darf. Daher hat die Gewißheit, die wir von dem Leben des Heilandes haben, allerdings eine andere als bloß ſinnlich faktiſche Bedeutung. Es ſtört uns nicht, daß das Chriſtenthum, erſt als es ſeine innere Macht in der Geſchichte darzuthun anfing, zugleich Zeugniß von ſeinem göttlichen Urſprunge ablegte, und wenn „dieſes Fremde in der Geſchichte", durch welches ſie völlig von Innen heraus umgewandelt wurde, als das ſchaffende Wort Gottes, wie er Himmel und Erde ſchuf und jetzt Fleiſch ward, aufgefaßt iſt, wird jene ſcheinbar ſtörende Differenz der Berichte — wir zweifeln nicht daran — ſelbſt ſtrenger unterſucht und erkannt, dazu beitragen, die tiefe Bedeutung des erlöſenden Daſeins unſeres Heilandes aufzuſchließen. Wir tadeln daher die kritiſchen Unterſuchungen nicht, die in den äußeren Verhältniſſen des Lebens Chriſti eine Uebereinſtimmung zu ermitteln ſuchen; ſie werden für das chriſtliche Bewußtſein immer ihre geſchichtliche Wichtigkeit behalten: aber nicht allein ein jeder Chriſt, der kritiſche Unterſucher ſelbſt iſt zu bedauern, wenn der enge Standpunkt, auf welchem er ſteht, ſeinen Glauben von ſeinen Unterſuchungen abhängig macht. Dieſe werden immer freier werden, je tiefer die Bedeutſamkeit des Daſeins des Heilandes aufgefaßt wird; wie vorbildlich die chemiſchen Unterſuchungen nicht beſchränkt ſind dadurch, daß der Lebensprozeß (die Nerventhätigkeit) in der Phyſiologie immer tiefer aufgefaßt wurde. Nur die Einſicht wird man gewinnen, daß der Lebensprozeß ſelber unabhängig iſt von ſolchen Unterſuchungen, daß es keinen äußeren Uebergang von dieſen zu jenen giebt, und daß die geiſtige Bedeutung des Lebens Chriſti zwar ausführlicher entwikkelt, dem Denken zugänglicher werden kann, aber in ihrer ewigen Objektivität dieſelbe bleibt.

Ein Heer von Bedenklichkeiten tritt uns von anderen Seiten entgegen, welches wohl auch ein chriſtliches Bewußtſein nicht ſelten beunruhigt, und welches nicht unbeachtet bleiben darf. Iſt, ſagt man, einmal die Grundveſte ſinnlicher Gewißheit erſchüttert, geben wir Wunder zu, ſo iſt dem Aberglauben Thür und Thor eröffnet; an der Stelle des geordneten Bewußtſeins, welches in und mit dem Gegebenen der Verhältniſſe des Daſeins lebt, handelt und denkt, tritt eine Vorſtellung hervor, die träumeriſch von dieſen Verhältniſſen abſtrahirt, eine finſtere Vorſtellung, die, wenn ſie vereinzelt bliebe, als Wahnſinn behandelt werden könnte, die aber, wenn ſie epidemiſch um ſich greift, wenn ſie ganze Völker anſteckt, eine nächtliche Gewalt erzeugt, die alle beſonnene Ordnung in den menſchlichen Verhältniſſen zerſtört. Man beruft ſich auf die Erfahrungen von Jahrhunderten, auf den furchtbaren Fanatismus, aus dem Boden des Chriſtenthums entſproſſen, der die ſchauderhafteſten

Verwirrungen erzeugte und auf Jahrhunderte hindurch ſo Sinn, wie Verſtand verwirrte. Es iſt wohl nur zu wahr, Alles, was in der Menſchen Hände geräth, wird verzerrt und verunſtaltet, und je tiefer das Innerſte erſchüttert wurde durch das Chriſtenthum, deſto furchtbarer waren die Erſcheinungen, die dadurch zum Vorſchein kamen. Es war nicht mehr das gebundene Bewußtſein, welches zur ſtrengen Ordnung der Natur zurückkehren konnte, in einer jeden Perſönlichkeit ruhte von der Zeit an eine Welt; und wenn auch die richtende Macht Gottes mit derſelben Gewalt ihr ewiges Geſetz, wie in der Natur, ſo in der Geſchichte walten ließ, ſo ward doch hier mit dem Vernichtungsprozeß zugleich die dunkle Quelle aller Nichtigkeit eröffnet, daß wir tiefer in die Nacht des Daſeins mit Schaudern hineinblicken, als jemals zuvor. Aber in dieſer Finſterniß leuchtet das Licht des hellen chriſtlichen Bewußtſeins, und je weiter das wahrhaft chriſtliche Erkennen gedeiht, deſto entſchiedener werden auch dieſe Schatten weichen.

Denn das chriſtliche Bewußtſein, je reifer es hervortritt, enthält die Kraft, ſie zu verſcheuchen. Wir haben geſehen, wie ein Willkürliches ſich in allen Richtungen des Daſeins eröffnet, wir haben erkannt, daß dieſes eben da am ſtärkſten hervortritt, wo die Erſcheinungen ſich an das Innerſte des Daſeins anſchmiegen. Alles wahre chriſtliche Erkennen hat nun ſeine Bedeutung dadurch, daß dieſes Willkürliche zwar anerkannt und in ſeiner wahren Bedeutung aufgefaßt wird, aber als ein Unbeſtimmtes auch unbeſtimmt bleibt. Dieſes Element des Daſeins iſt nie zu verdrängen; die höchſte Bildung hat keine Gewalt über daſſelbe. Einen Vereinigungspunkt für dieſes zu finden, liegt daher im Intereſſe menſchlicher Ordnung. Wie groß auch die Ausſchweifungen und Verirrungen waren, die durch die Ausbreitung des Chriſtenthums auf ſeinem Boden wie ein Unkraut wucherten — das Aergerniß muß zwar ſein, aber wehe dem, durch welchen es in die Welt kommt (Matth. 18, 7.) — ſo ſahen doch ſelbſt die Mächtigen, die nicht an das Chriſtenthum glaubten, ein, daß dieſes eine ordnende Gewalt hat, die nie aus der Geſchichte weggedacht werden darf, und mußten ſich unwillig einer Macht unterwerfen, die ſie gering ſchätzten. Und in der That, es giebt keine Anſicht, die das menſchliche Bewußtſein in allen ſeinen Richtungen ſo begründet, die ſo entſchieden alle Wunderſucht abweiſt, wie das reine chriſtliche Erkennen; denn der Begriff der Wunder Chriſti iſt nicht relativ, ſondern auf abſolute Weiſe an ſeine Perſönlichkeit geknüpft. Es iſt abermals eine generatio aequivoca verwirrender Art, die hier die Menſchen täuſcht; es giebt keinen Uebergang von dem Menſchen, der in der Erſcheinung dem Geſetz unterthan iſt, zu demjenigen, deſſen ganzes Daſein eine Offenbarung des göttlichen Willens war. Unbedenklich können wir zugeben, daß, wenn ein Menſch erſchiene, der, ſo wie der Heiland, Gottes Willen rein und auf abſolute Weiſe offenbarte, auch ihm die Macht gegeben wäre über Himmel und Erde, aber auch nur ihm. Alle vermeintlichen Wunder, ſelbſt die des alten Teſtaments, behalten die Spuren der Relativität, wie die aus der alten Zeit des Mythiſchen; nur die des Heilandes, die unmittelbar durch ihn und mittelbar durch diejenigen Jünger geſchahen, die ſein Daſein über ihre Erſcheinung erhob, haben den reinen Charakter der Perſönlichkeit und waren der Perſönlichkeiten wegen ausgeführt. Es iſt nicht genug, daß ein Menſch mit ſeinem Daſein redlich dem Chriſtenthume zugewandt iſt, er müßte, um Wunder zu verrichten, in fleckenloſer, göttlicher Reinheit erſcheinen. Wenn es denjenigen, die mit der Gewalt einer mythiſchen Zeit zu ringen hatten, denen ſelbſt das, was dieſe Zeit zerſtören ſollte, anvertraut war, erlaubt wurde, durch die Wunder den Heiland zu erkennen, ſo dürfen wir nur von dem fleckenloſen Aufgehen einer Perſon in den Willen Gottes auf jene Macht ſchließen. Uns iſt eben deswegen das klare ſinnliche Bewußtſein, die Sicherheit des geſetzmäßigen Erkennens gegeben, damit wir geſichert ſind gegen die Gewalt falſcher Propheten und einſehen lernen, daß das Reich der Liebe, je gewiſſer eine Einheit mit dem Geſetz gegeben iſt, deſto entſchiedener äußerlich beide trennt.

Selbſt während der Glaube das chriſtliche Bewußtſein beherrſchte, verſchwand das Bewußtſein dieſer Trennung nie, und man unterſchied die chriſtliche Zuverſicht von dem ſinnlichen Treiben derer, die jene nächtliche Seite des Daſeins für ſich zu gewinnen ſuchten. Man unterſchied die weiße Magie von der ſchwarzen. Die finſteren Künſte, das in der Erſcheinung nicht Abgeſchloſſene, ſcheinbar Freie und daher Willkürliche immer nur für ſinnliche Zwecke zu gewinnen, ward von jeher als eine gefährliche Abweichung des chriſtlichen Bewußtſeins betrachtet. Aber der vierte Tag iſt auch für das Erkennen aufgegangen in der innern Schöpfung, wie früher in der äußeren. Die Sonne ſoll auch dem Erkennen leuchten, und der Tag iſt von der Nacht geſchieden. Das iſt die wahre Bedeutung aller chriſtlichen Kultur, die weiße Magie im eminenteſten Sinne.

Der Menſch iſt in allen ſeinen Thaten, wie in ſeinem Denken an den Tag gewieſen, er ſoll wachen, nicht ſchlafen, handeln, nicht träumen; er ſoll in und mit den Verhältniſſen denken, und dem Geſetz unterthan ſein; was dieſem untergeben iſt, ſoll von ihm mit der Schärfe des Verſtandes aufgefaßt und erkannt werden, rein, und ſcharf geſondert ſollen die Reiche des

Geſetzes, des Lebens und der Liebe, von einander getrennt, in ihren eigenen Bahnen ſich bewegen, die der erſtern aber ganz und gar von dem der letzteren durchdrungen ſein. Der Menſch ſoll an Allem zweifeln, außer an der Liebe, denn nur in ihr ruht das Unwandelbare und ewig Gewiſſe, in ihr hat der Glaube allein ſeine Bedeutung, außer ihr iſt jede Zuverſicht, die nicht ein Erzeugniß des Zweifelns und ſtrengen Prüfens iſt, Aberglaube, und alle Wunderſucht iſt eine Krankheit des chriſtlichen Bewußtſeins. Denn die Verhältniſſe der Natur, wie die der Geſchichte werden nur durch ſtrenges Forſchen erkannt, und ſo fordern ſie unbedingte Hingebung. Revolutionen in der Geſchichte, die die unſaubern Geiſter ſinnlicher Meinung für ſich gewinnen wollen, daß ſich dieſe den ſchwankenden Wünſchen gemäß geſtalten ſollen, ſind daher die wahren Hexen- und Geſpenſtergeſchichten der neuern Zeit, die ſchwarze Magie, die ſich außerhalb des göttlichen Geſetzes bewegt. Das wahre chriſtliche Bewußtſein forſcht in der Geſchichte, wie in der Natur, daß es auch hier das Geſetz erkennen möge, welches in der Verflechtung geſchichtlicher Ereigniſſe, wenn gleich ſcheinbar unſicher und ſchwankend, dennoch im göttlichen Bewußtſein abgeſchloſſen und vollendet iſt; und hat es mit göttlicher Hülfe dieſes Geſetz erkannt, ſo wird es auch jede Willkür eigener Handlung verſchmähen, und ſich nur in und mit dem göttlichen Geſetz entwikkeln und bewegen. Daher iſt die wahre Fortbildung des Erkennens da, wo wir in den natürlichen wie in den geſchichtlichen Verhältniſſen nur dieſe ſtreng auffaſſen; die reine Einſicht in dieſe giebt uns allein die Hoffnung eines geiſtigen Fortſchreitens. Allerdings liegt in dieſen Verhältniſſen die Liebe Gottes verborgen, und die Zeit iſt gekommen, in welcher wir auch die Erlöſung des Erkennens erwarten dürfen, aber ſie wird nur dann gelingen, wenn wir uns hingeben, wo Hingebung erfordert wird, wenn wir gegen das klar erkannte Geſetz in der Geſchichte uns ſo wenig ſträuben, wie gegen die Geſetze der Natur. Wer die Geſchichte als eine göttliche That betrachtet, der wird im Sinne dieſer That handeln und denken, und nur wenn er durch ſtrenge Forſchung alle Verhältniſſe der Zeit geiſtig überſieht, wenn er ernſthaft und mit ruhiger objektiver Hingebung erforſcht hat, wie die Begierden und die Wünſche bei Hohen und Niedrigen, bei Herrſcher und Unterthan ſich wechſelſeitig bekämpfen und vernichten, wird es ihm gelingen, immitten der Unordnung dasjenige zu erkennen, was als ein Unüberwindliches in der Zeit ruht, und dem er ſich unterwerfen muß. Wie wir in der Natur Geſetze erkennen, die uns beherrſchen und beherrſchen ſollen, wenn wir mit ihnen, nicht gegen ſie, die Herrſchaft erlangen wollen: ſo giebt es in der Geſchichte ſolche Verhältniſſe, an welchen alle Macht ſcheitert, wenn man den Kampf gegen ſie verſucht. Wer dieſe mit göttlich freiem Sinn aufgefaßt hat, Herrſcher wie Unterthan, der iſt ſelbſt frei; der zum Gebieten Berufene nicht mehr, der zum Gehorchen Geborene nicht weniger, denn der Herrſcher iſt nur frei, indem er gehorcht, ſo wie der Unterthan ebenfalls durch ſeinen Gehorſam.

Aber eben ſo wie in der Geſchichte ſind wir auch in der Natur zum ähnlichen Forſchen aufgefordert. Der Heiland ſprach nicht, wenn er die Menſchen befreien wollte: Lege dich hin und ſchlafe, vielmehr ſagte er: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe; und wir wiſſen, daß alle ſeine Wunder zugleich Lehren ſind. Der Aberglaube hat in unſern Tagen die nächtliche Richtung nach dem Magnetismus zu genommen, ja, aller widerwärtige Spuk vergangener Zeiten ſcheint in dieſer thätig werden zu wollen; man will in dem Magnetismus die Quelle der chriſtlichen Wunder gefunden haben. Allerdings iſt hier ein nicht Abgeſchloſſenes, ein innerlich Unendliches, ein an die ſinnliche Organiſation gebundener Glaube, deſſen wunderbare Gewalt uns den Abgrund des ſinnlich pſychiſchen Lebensprincips kund thut.

Wie das Schrecken, die augenblickliche Gefahr (bei Feuersbrünſten, beim Erdbeben) das Princip der Erhaltung in Thätigkeit ſetzt, daß auf einmal, und ſogar bleibend, Menſchen geheilt worden ſind, die Jahre lang von Gicht angegriffen, völlig zu jeder Bewegung unfähig waren: ſo vermag auch der Glaube, die Zuverſicht der Hingebung an eine unbeſtimmte Macht, die innere Angſt, welche die Krankheit begleitet, nicht allein dieſe momentan zu vertreiben, ſondern auch heilend zu wirken; und dieſer pſychiſche Moment iſt bei allen Kuren thätiger, als man glaubt. Iſt es doch eine alltägliche Trivialität geworden, daß der Arzt behauptet, ſeine Kur könne nicht gelingen, weil dem Kranken das Vertrauen fehlt. Wenige Aerzte bedenken, daß in dieſem Ausſpruch etwas liegt, was die Meiſten abzuleugnen geneigt ſind. Wie die Arznei im Waſſer oder wenigſtens in dem Speichel, ſo muß ſie auch in dem Vertrauen aufgelöſt werden, wenn jene wirken ſoll, und dieſes rein Geiſtige tritt auf einmal mit einer ſinnlichen Realität hervor, obgleich es aus einem wunderlichen Diſpenſatorio verſchrieben werden muß. Was nun durch äußere, aufgedrungene Gewalt des Schreckens, was, durch die Thätigkeit der zum Pſychiſchen geſteigerten Organiſation vermittelt, durch den fremden Stützpunkt des Arztes ſtattfindet, das kann ſich auch aus dem Innern der Organiſation ſelber entwickeln, und zwar nur dann, wenn dieſes Innerſte in ſich aufgewühlt iſt, und ſo ein dunkler Inſtinkt, der das Bewußtſein bindet, die Quelle der Krankheit und der Heilung entdeckt. Dieſer Inſtinkt iſt es, der den Menſchen in ein Naturprodukt verwandelt und als Arznei benutzt wird, um ein irdiſches, ſinnliches Leben zu erhalten. Forſchen wir nach, wie weit die Unterſuchung uns beſtimmte Erfahrungen zu liefern vermag, damit wir nicht ſelbſt von der ſchwindelnden Tiefe ergriffen werden mögen, die hier Täuſchung auf Täuſchung häuft, ſo können wir nicht läugnen, daß uns ein Heilmittel gegeben iſt, welches mit Recht benutzt wird. Aber nur für dieſen ſinnlichen Zweck iſt es da, der ganze Zuſtand iſt ein Symptom einer Krankheit und kann nie die Bedeutung geiſtiger Geſundheit annehmen. Der Menſch ſoll ſich nicht dem Inſtinkt hingeben, ſondern, wie er auch geſtellt iſt, mit klarem Bewußtſein thätig ſein. Er wird nicht unfrei, weil er die Naturgeſetze erforſcht, erkennt, und dann als Fundament ſeiner ganzen Sinnlichkeit ſich dieſen unterwirft. Unfrei aber iſt er, wenn er, von dem thieriſchen Inſtinkt beherrſcht, als ein verkrüppeltes Ueberbleibſel einer einſt mächtigen mythiſchen Zeit, in die Gewalt eines Naturgeſetzes zurückſinkt, von welchem das Chriſtenthum uns auf immer befreit hat. Die heiteren Heilungen Chriſti, die klar und augenſcheinlich aus dem göttlichen Bewußtſein der Kraft entſprangen, haben ſo wenig gemein mit den finſteren Manipulationen des Magnetismus, die wie eine Anſteckung auf den Betrachtenden zurückwirken, daß wir vielmehr ſagen müſſen: als die Sonne der Geſchichte aufging, wurden alle jene böſen Geiſter verſcheucht, die Macht über die Natur iſt den Forſchern übergeben, in der Wiſſenſchaft wird es immer heller. Jemehr dieſe eine lebendige Bedeutung annimmt, deſto freier wird mit ihr das Erkennen ſelber, und wenn die reine Geſinnung, die freilich eine andere Quelle hat, durch das Erkennen von aller Abweichung geſichert, wenn beide in der höhern Einheit hervortreten, dann wird das Reich der Liebe ſich geſtalten.

Denn in der Entwickelung des Chriſtenthums erkennen wir jene drei Epochen wieder, die den Typus aller Entwickelung bezeichnen. Angedeutet wird dieſer in dem erſten Keim der friſchen Bildung, die alle Epochen in ſich ſchloß, durch Petrus, Paulus und Johannes. Die erſte Epoche, in welcher das Chriſtenthum, kämpfend mit der mythiſchen Zeit, beſtimmt war, dieſe abzuwerfen, war die des Geſetzes, durch welches die innerlich erweckte Geſinnung noch gebunden war. Wir nennen ſie die Petriniſche.

Die zweite Epoche, in der wir leben, die mit der Reformation anhub, iſt beſtimmt, Erkennen und Geſinnung mit einander auszugleichen, es iſt die Epoche des kämpfenden Chriſtenthums, das drei Jahrhunderte hindurch kaum die erſte Stufe der Entwickelung gefunden hat, die ohne allen Zweifel einen zukünftigen Glanzpunkt der Geſchichte hervorrufen wird, wie einſt die mythiſche Zeit ihre höchſte Ausbildung fand in Griechenland, und die Petriniſche Epoche ihren mächtigen Glanzpunkt durch die großen Kaiſer und durch das mächtige Papſtthum. Dieſe kaum angefangene Epoche iſt nicht beſtimmt, ſich in finſterer Abgeſchloſſenheit von dem Strom der gewaltigen Geſchichte zurückzuziehen. Alles, was Geiſt und Talent iſt, alle Keime der Perſönlichkeit, die Gott in der Geſchichte ſäete, ſind für dieſen Kampf berufen. Wir nennen dieſe Epoche die Pauliniſche. Wann ihre Blüthe hervortreten wird, weiß Gott allein, aber die Zeit iſt noch nicht da; ausgleichen werden ſich Erkennen und Geſinnung, nicht ſich durchdringen. Auch dieſe Epoche wird in hrer Macht ihre Abweichung kund thun, ihr Untergang wird in Chaos der Geſchichte hervorbringen, mächtiger als dasjenige, n welchem wir leben, und aus welchem wir eine neue Zeit der eſchichtlichen Blüthe erwarten.

Aber wenn die letzte Epoche, die Johanneiſche der Liebe, anhebt, dann erwarten wir die Wiederkunft des Herrn, und die Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

Das gebildete menſchliche Bewußtſein, wenn es auch nicht durch das Chriſtenthum verklärt iſt, hat fortdauernd in ſich eine ſolche, wenn gleich unüberwindlich durch die Sinnlichkeit gehemmte, Hoffnung genährt, ſie iſt in unſern Tagen mit der Benennung der Perfektibilität des Menſchengeſchlechts hervorgetreten; und je mehr die Perſönlichkeit die eigene Aufgabe ihres Daſeins als eine nicht vorübergehende, ſondern bleibende auffaßte, deſto nothwendiger mußte dieſer Moment einer hoffnungsvollen Zukunft ſich geſtalten; denn der Menſch ſoll ſich ſelber genügen, nicht allein für ſich ſelbſt, ſondern auch für die geſchichtlichen Verhältniſſe, in welchen er lebt. Wenn nun auch die Sittlichkeit in der Form einer geſetzlichen Einheit als das Weſen der Perſönlichkeit ihm vorſchwebt, ſo iſt es doch klar, daß dieſe ſelbſt aller Bedeutung entbehrt, wenn ſie nicht durch die Geſchichte verwirklicht wird. In der That muß ein jeder nachdenkende Menſch ſich ſagen, daß eine jede ſittliche That allen lebendigen Sinn verliert, wenn ſie nicht fortwuchert in der Geſchichte, das ganze menſchliche Geſchlecht alſo als ein fortſchreitendes ſittliches Individuum betrachtet wird. Wer mit völliger lebendiger Konſequenz dieſen Gedanken ausdenkt, — was freilich nicht möglich iſt, wenn er nicht in einer reinen Geſinnung ſein Objekt gefunden hat, — der muß Chriſt werden; wie der Gedanke ſelbſt, wenn auch unreif, allein aus dem Chriſtenthume entſtehen konnte. Der muß einſehen, daß die Konſequenz ſeiner Anſicht dazu führt, daß eine jede Perſon durch eine Beſtätigung aller Perſönlichkeiten nur ſich ſelbſt beſtätigt findet; daß dieſe ewige Seligkeit allein das Räthſel des

Daſeins als ein jenſeits aller Sinnlichkeit Liegendes löſt, daß alle ſinnlichen Verhältniſſe dann ſchwinden müſſen, damit wir, in Gott lebend, Gott als die Liebe ſchauen.

Die Teleologie iſt nur dem Lichte zugewandt, ihr iſt die Hemmung ein Nichtiges, ein lediglich Negatives: dieſe Hemmung aber hat ihre poſitive Seite, die wahrhaft nächtliche des menſchlichen Daſeins, die Finſterniß, aus welcher das Licht des Chriſtenthums allein hervorzubrechen vermag; und dieſe Poſitivität der Hemmung fordert uns zu einer andern Richtung der Betrachtung auf, die uns von jetzt an beſchäftigen ſoll.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler.

S. 17, Z. 4 anſtatt nenen lies neunen.
— — — 9 v. unten, anſtatt Idealität lies Identität.
— 20 — 9 v. unten, anſtatt nur dieſes, lies nur durch dieſes.
— 87 — 10 anſtatt ihrem lies ſeinem.
— 92 — 7 anſtatt Begiede lies Begierde.
— 93 — 13 v. unten, anſtatt Zuſammenhag lies Zuſammenhang.
— 107 — 12 v. unten, anſtatt: Die Saamenlappen, die Wurzel nämlich, lies: Die Saamenlappen nämlich, die Wurzel.
— 110 — 2 anſtatt unerreichbarer ſcheint, lies unerreichbar erſcheint.
— 124 — 12 anſtatt Idee lies Idee des.
— 174 — 7 v. unten, anſtatt Nuturforſchern lies Naturforſchern.
— 197 — 10 v. unten, anſtatt Beſchäftigung lies Beſtätigung.
— 241 — 5 anſtatt er lies es.
— 314 — 9 wird das Semicolon ausgelöſcht.
— 454 — 11 v. unten, eine Wahrheit, wird ausgeſtrichen.
— 458 — 15 v. unten, daſſelbe Ge-, wird ausgeſtrichen.
— — letzte Zeile, anſtatt gläubiger wartet, lies gläubig erwartet.
— 461 Z. 14 anſtatt geförbert lies gefordert.
— 467 — 16 anſtatt verſchiedenen lies verkündigen.
— 479 — 7 v. unten, anſtatt bleibt lies greift.
— 486 — 2 v. unten, anſtatt Zeiſt lies Zeit.

Chriſtliche
Religionsphiloſophie

von

Henrich Steffens.

Zweiter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Chriſtliche
Religionsphilosophie

von

Henrich Steffens.

Zweiter Theil.

Ethik.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1839.

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Die Sünde.

Seite

1. Urſprung der Sünde 1
2. Ueber das Böſe in der Natur. 65
3. Das Verhältniß des reinen Denkprozeſſes zur chriſtlichen Ethik. 100
4. Das Verhältniß der Gnade zur menſchlichen Freiheit. . . . 145
5. Göttliche Gerechtigkeit und Verſöhnung. 170
6. Das Gebet. 209
7. Die Verdammniß. 241
8. Zuſtand nach dem Tode. 274
9. Die Kirche. 331
   A. Urſprung der Kirche 331
   B. Die heilige Schrift. 348
   C. Die weſentlichen Elemente der ſichtbaren Kirche. 375
      a) Sakrament. 378
      b) Gebet und Geſang. 423
      c) Predigt. 426

Schluß. 430

Ethik.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Dritte Abtheilung.

Die Sünde.

1.

Urſprung der Sünde.

Betrachten wir das menſchliche Geſchlecht als Gattung und den Menſchen, inſofern er leiblich erſcheint, dann kann der Einzelne ſich kein wahres Daſein zuſchreiben, eben ſo wenig, wie wir dem einzelnen Individuum der Thiergattung ein ſolches zuſchreiben können. Das geiſtig Erkannte, alſo Wahre, Bleibende, für den Geiſt Reale, iſt die Gattung; daher hat auch nur dieſe eine wiſſenſchaftliche Bedeutung. Wenn wir die Gattung als ein Ganzes faſſen, ſo liegt ſie als ein in ſich Abgeſchloſſenes außer der Zeit; die Individuen, wie ſie, in ſinnlich zu unterſcheidenden Momenten der Geburt, des Wachsthums, des Alters und Sterbens, hervortreten, haben dann nur die Bedeutung der auf geiſtige Weiſe zu faſſenden Wiedererſcheinung der Gattung ſelbſt. Wie ein jeder Theil eines lebendigen Körpers dieſe Momente durchläuft, nur daß ſie ſich in die innere Unendlichkeit lebendiger Entwickelung überhaupt ununterſcheidbar verlieren — und zwar deshalb, weil uns das Ganze unmittelbar gegeben iſt — ſo iſt der Menſch, als bloßer vorübergehender Moment der ſich immer wiedererzeugenden Gattung, von dieſem Standpunkte aus, ſich ſelbſt ein Nichtiges, und er muß ſein leibliches Daſein, geiſtig gefaßt, aufgeben, ſo wie er es ergriffen hat. Wir ſehen daher das Hervortreten und Verſchwinden der leiblichen Individuen, die Produkte ſinnlicher Erzeugniß überhaupt, als den fortdauernden Ernährungsprozeß der Gattung an; die Gattung aber hat keinen ſinnlichen Anfang, ſie bildet vielmehr mit allen übrigen Gattungen des Lebendigen zuſammen ein unveränderliches Fundament aller Sinnlichkeit, ja, der ſinnlichen Natur überhaupt. Der Menſch, ſo wie er leiblich geboren wird, hat alſo mit dieſer Geburt keineswegs angefangen, er wird vielmehr, als das in der Gattung geiſtig (nicht leiblich, wie die Evolutionstheorie wollte,) Verhüllte, entwickelt; er tritt aus ſeinem verborgenen Daſein in die Erſcheinung, um wieder in die Wahrheit der Gattung zu verſinken.

Das Menſchengeſchlecht findet ſich, zweitens, mit einem Bewußtſein, welches in allen Menſchen daſſelbe iſt, und dieſes hat ſeine eigentliche Wahrheit nur, indem es, abgetrennt von aller Perſönlichkeit, das Geſchlecht als ein Ganzes umfaſſend, als ein in ſich Abgeſchloſſenes ſich ſelber ergreift. So, von dem bloß Leiblichen rein geſchieden, iſt es beſtimmt, ſeine Einheit mit der leiblichen Natur, inſofern dieſe geiſtig aufgefaßt wird, zu entwickeln, indem es ſich zugleich als Selbſtbewußtſein des Geſchlechts (als Geſchichte) aus ſich ſelber immer freier, immer ſtrenger ausbildet. Das Bewußtſein hat daher eben ſo wenig, wie das leibliche Daſein, einen Anfang in der Zeit. Es ſetzt ſich ſelber voraus, ja, wo es ſich als Selbſtbewußtſein rein ergreift, iſt es in jedem Moment auf eine abſolute Weiſe ſein eigener Anfang. Wenn wir uns, geiſtig, zum Begriff der Gattung ſteigern, ſo, daß das Leibliche Individuum als verſchwindender Moment in dieſem aufgeht, ſo hat ein individuelles Bewußtſein, als ſolches, von vorne herein gar keine Bedeutung für das in ſeiner abſoluten Allgemeinheit ſich aus ſich ſelber erzeugende Selbſtbewußtſein. Dieſes würde daher, als in ſich das allein Wahre enthaltend, die alleinige geiſtige Macht beſitzen, wenn nicht

drittens, ein, nicht leiblicher, ſondern geiſtiger Naturgrund, ein im Innerſten des Geiſtes, dem reflektirenden Bewußtſein nothwendiges, und von dieſem nie abzuweiſendes, Objektives bildete, wenn nicht dieſes Individuelle in einem jeden Menſchen, als das der Wahrheit nach Eingenthümliche, mit dem allgemeinen Bewußtſein zugleich gegeben wäre; wie wir es nachwieſen, indem wir die Bedeutung der Perſönlichkeit zu begründen ſuchten. Dieſes beſondere Bewußtſein (die Eigenthümlichkeit eines jeden Menſchen, das Ewige der Perſon) ſetzt ſich auf dieſelbe Weiſe ſelber voraus, wie das leibliche Individuum die Gattung, wie das abſolute Selbſtbewußtſein überhaupt. Das Weſen (der Inhalt) des beſondern Bewußtſeins iſt nicht von ſeiner Form zu trennen; beide, ihrer Idee nach daſſelbe, ſetzen verſchiedene Richtungen des Daſeins (der Natur und der Geſchichte überhaupt), alſo ein Beſonderes des allumfaſſenden Selbſtbewußtſeins voraus; und wie der leibliche Menſch nur von ſeinem beſondern Leibe aus lebt, ſich ernährt und überhaupt ſich den allgemeinen Naturgeſetzen gemäß bewegt, ſo vermag der perſönliche Menſch die Fülle des geiſtigen Daſeins nur von ſeiner Eigenthümlichkeit aus zu umfaſſen. Dieſe Perſönlichkeit iſt eine ewige; ſie iſt dasjenige in einem jeden Menſchen, was als Seiendes ſeinem Weſen nach, als Werdendes ſeiner Form nach (als Natur und Geſchichte), bleibt, weil es nicht bloß verſchwindende Momente beider, ſondern geiſtig beharrende darſtellt. So iſt die Einheit aller zur Seligkeit reif werdenden Perſönlichkeiten, die ewige göttliche einer im Ganzen in ſich ruhenden Organiſation.

Erwägen wir nun, daß der Menſch aus der Ewigkeit der Gattung, ſeinem leiblichen Daſein nach, *erſcheint*, nicht erſt in der Erſcheinung wird, aus der Ewigkeit des Selbſtbewußtſeins heraus denkt, aus der Ewigkeit ſeiner Perſon herausdenkend ſchafft, d. h. handelt, erzeugt: ſo iſt es klar, daß die menſchliche Perſönlichkeit ſelber keinesweges eine in der ſinnlichen Zeit gewordene, genannt werden kann, wenn ſie auch in der Zeit entwickelt wird. Sie kann daher nicht aufhören mit der verſchwindenden ſinnlichen Erſcheinung, weil ſie nicht geworden iſt in dieſer; vielmehr beſitzt ſie nach allen Momenten ihres Daſeins, denkend, handelnd und ſeiend, ein über alle Erſcheinung liegendes Princip, welches daher auch nicht mit der Erſcheinung verſchwinden kann. Aber eben ſo wenig kann ſie in die Allgemeinheit des abſtrakten Bewußtſeins aufgehen. Dieſer Selbſtmord durch das allgemeine Denken gelingt dem Menſchen nie, denn was er vernichten will, iſt das unüberwindliche Ewige, welches, in ſeiner Reinheit erhalten, Alles beſitzt, in ſeiner Abweichung aber genöthigt iſt, den Prozeß der Selbſtvernichtung immer von neuem zu wiederholen.

Aber eine weitere Betrachtung des Selbſt beweiſt uns, daß, was wir bis jetzt als eine Hemmung, als einen negativen Grund der ſchlechthin ſiegreichen Entwickelung betrachten, ein Poſitives ſei. In der Erſcheinung finden wir uns nicht allein leiblich bedingt durch ein Daſein, deſſen Urſprung außerhalb der Erſcheinung geſucht werden muß, nicht allein beſtimmt durch einen Denkprozeß, deſſen Selbſtbeſtimmung unabhängig iſt von allem ſinnlichen Daſein, nicht allein geſondert durch ein perſönliches Bewußtſein, ſondern auch gefeſſelt durch eine Schuld, deren Urſprung höher liegt als alle Sinnlichkeit; das Uebel iſt ein rein negatives für das höhere Erkennen. Hier aber iſt von dem Böſen die Rede. Das Böſe ſetzt ſich ſelber voraus, wie die Gattung, wie das denkende allgemeine Bewußtſein, wie die Perſönlichkeit. Um böſe zu werden, müſſen wir böſe geweſen ſein, aus dem Guten kann das Böſe nie entſpringen. Es iſt, ſo wie es erſcheint, nothwendig ein Urſprüngliches, der Anfang deſſelben in der Zeit iſt undenkbar.

Die Frage über den Urſprung des Böſen hat von jeher die Menſchen beſchäftigt, und man hat ſie vergebens zu beantworten geſucht. Die gemeinſten und oberflächlichſten Schwierigkeiten, die ſich mit der Frage zugleich aufdrangen, wurden da laut, wo das chriſtliche Bewußtſein erloſchen oder, richtiger geſprochen, zurückgedrängt war, ſo daß es ſich in ſeiner urſprünglichen Wahrheit nicht wieder zu finden vermochte. Dieſe Schwierigkeit klang wie eine Anklage gegen Gott, daß er, der Allmächtige, nicht das Böſe von vorn herein vernichtet, oder überhaupt ſich zu äußern erlaubt habe. Dennoch lag auch in dieſer oberflächlichen Aeußerung die Hauptſchwierigkeit verborgen, indem wir genöthigt ſind, entweder in Gott ſelbſt einen Widerſpruch zu ſetzen, oder eine Thätigkeit anzunehmen, die, außer ihm, völlig von ihm geſchieden, aus eigener Unabhängigkeit gegen ihn gewaffnet wäre. So würde, auf manichäiſche Weiſe, ein doppeltes Princip, ein abſoluter, unüberwindlicher Dualismus entſtehen, der die allumfaſſende Einheit Gottes aufhöbe.

Das chriſtliche Bewußtſein kennt dieſe Schwierigkeit nicht; und wir wollen es verſuchen, die Anſicht des Böſen, die mit dieſem gegeben iſt, aus ihm ſelber zu entwickeln.

Das Böſe iſt dem Chriſten nicht aus Gott, ſondern aus ihm ſelber; und wenn er bekennt, von Geburt aus böſe zu ſein, ſo ſpricht er damit nichts Anderes aus, als daß die Selbſtthat, die ihn von Gott trennte, nicht in der ſinnlichen Zeit ſtattfand, daß ſie vielmehr, als der Urſprung alles Uebels, als der Grund der Widerſprüche des Daſeins, die mit der Sinnlichkeit gegeben ſind, auſſerhalb der ſinnlichen Zeit liege.

In der Eigenthümlichkeit der Perſon, die dem Chriſten eine göttliche Gabe iſt, liegt nicht das Böſe. Man hat uns vorgeworfen, daß wir das ewig Perſönliche ein Eigenthümliches genannt haben, man will dieſen Ausdruck, in dieſem Sinne genommen, weder von einem religiöſen noch von einem philoſophiſchen Standpunkte aus, gelten laſſen; und zwar deswegen nicht, weil das Eigene in dem Menſchen eben, in der Sprache der chriſtlich Geſinnten das ſündhafte, in der Sprache der Philoſophen das krankhafte Subjektive ſei. Die Rechtfertigung dieſes Ausdrucks ſoll uns eben dazu dienen, die nachfolgende Betrachtung einzuleiten.

Eigenthum drückt ein poſitiv Seiendes aus, und zwar auf geiſtig reale Weiſe. So haben wir ſchon in früheren Schriften gezeigt, daß der bloße Beſitz, auf eine völlig todte unorganiſche Weiſe, auch da ſtattfinden kann, wo er nicht zum lebendigen Eigenthum heranreifte, nicht Ausdruck einer beſtimmten Eigenthümlichkeit iſt, und daß wir eigenthümlich uns aneignen können, was nicht in unſerm Beſitz iſt. Geiſtige Schätze (Bibliotheken, Kunſtſammlungen) beſitzt oft derjenige, deſſen Eigenthum ſie nicht ſind, weil ſie nicht als ein Ausdruck ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit betrachtet werden können, während ſie in der That mehr oder weniger das geiſtige Eigenthum des nicht Beſitzenden werden können. Alſo wird durch die Ausdrücke: Eigenthümlichkeit und Eigenthum, offenbar das Eigene geſetzt und aufgehoben zugleich. Eigenthümlichkeit nämlich drückt ein beſtehend geiſtig Reales aus, ſo daß das Eigene als ein Beſonderes auf eine organiſche Weiſe in das Ganze geſetzt wird; aber eben dadurch wird es als ein Vereinzeltes, d. h., religiös geſprochen, ein Böſes (in der Sprache der Philoſophen ein ſubjektiv Krankes), aufgehoben. Vereinzelung aber, oder wie dies ſittlich religiös genannt wird, Selbſtſucht, als eigene That, iſt Sünde.

Kant's größtes Verdienſt bei der Art, wie er die Sittlichkeit religiös auffaßte, ſpricht ſich in ſeiner Darſtellung des böſen Princips aus; und es leidet keinen Zweifel, daß aus dieſer ſich eine Philoſophie entwickeln ließe, dem chriſtlichen Bewußtſein entſprechender, als ſeine eigene. Dieſe nämlich litt an der abſtrakten Form, in welcher auf eine unlebendige Weiſe das Sittengeſetz als eine Thatſache des bloß allgemeinen Bewußtſeins, feſtgehalten wurde. Die flächeren Rationaliſten, die ihm folgten, ſcheinen die ſpekulative Bedeutung ſeiner Lehre vom böſen Princip, wenn auch nicht erkannt, ſo doch geahnet zu haben; ſie gingen ihr deshalb aus dem Wege, und obgleich ſie ſeine ſchiefe Richtung bei der Deutung des Chriſtenthums willig verfolgten, haben ſie dennoch das eigentliche Grundthema ſeiner Betrachtung zu umgehen geſucht. Es iſt merkwürdig, wie ſie getroſt fortbauten, indem ſie das Fundament unterwühlten. In der That iſt die ganze Kant'ſche Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft gebaut auf das anerkannte tiefe Verderben des menſchlichen Geſchlechts, auf die Ueberzeugung, daß es ſich ſelbſt, wie es in der Erſcheinung hervortritt, nicht zu helfen vermag; und das Poſtulat von einer reinigenden Macht des abſtrakten Sittengeſetzes zeigt ſich am Ende ſeiner ganzen Entwickelung ſo ganz in ſeiner Blöße, daß man ſich billig wundern muß, wie die leere Abſtraktion, aus welcher innerlich keine neue Kraft keimt, ihn mit ſo vieler Gewalt feſthielt; wie es möglich war, daß er nicht gezwungen wurde, zurückzublicken auf das ſchwache hypothetiſch-pſychologiſche Gewebe ſeiner vollführten Darſtellung, um ſo einen tieferen Grund zu entdecken, ein thatſächlich Poſitives, einen höheren Willen, welcher allein den ſelbſtſüchtigen zu beugen vermag, wie er ſich folgerichtiger aus dem richtigen Grunde entwickeln ließe. Denn, wie konnte er es überſehen, daß der ganze Kampf zwiſchen dem Guten und Böſen und der Sieg des erſtern nur eine Bedeutung hat, inſofern das Sittengeſetz verwirklicht wird, als eine erzeugende Macht hervortritt? Nur dadurch wird es zur Idee verklärt, bleibt aber als bloßer Gedanke nur ein leeres Ideal. Aus ſeiner eigenen Darſtellung folgt in der That, daß das Sittengeſetz nur iſt, — nicht bloß gedacht, nicht bloß als ein leeres Poſtulat gefordert wird, — inſofern es in der Perſon aufgeht, durch dieſe ſich darſtellt.

Anſtatt nun das Räthſel des Böſen da zu ſuchen, wo es für ihn ſelbſt lag, verwandelte er Alles, was auf die Perſönlichkeit einen Bezug hatte, in einen hypothetiſchen Erklärungsgrund des bloßen ſinnlichen Bedürfniſſes. Dieſer Grund verzehrt ſich ſelber während ſeines Fortganges, damit das leere Abſtraktum des Geſetzes allein übrig bleibe. Es iſt merkwürdig, in dieſer Beziehung Kant's theoretiſche und praktiſche Philoſophie mit einander zu vergleichen. In der theoretiſchen Philoſophie ſind mit der Sinnlichkeit die Thatſachen gegeben, die ſich nicht abweiſen laſſen, und die theils durch den conſtitutiv verfahrenden Verſtand innerhalb beſtimmter Grenzen bis zur mathematiſchen Evidenz geſteigert, theils durch principloſe Hypotheſen erklärt werden können. Da aber jene Evidenz keinen Grund in ſich ſelber beſitzt, vielmehr, weil die Natur nicht theilweiſe begriffen werden kann, in der Grundloſigkeit der Hypotheſen verſchwindet, ſo verliert auch jene mühſam errungene Evidenz für ein höheres Erkennen allen Werth. Das Erkennen der todten Natur, die ſtreng aufgefaßten Verhältniſſe der Mechanik der Bewegungen, ſind nicht relativ, ſondern durch die fixirten Einrichtungen des menſchlichen Verſtandes von dem lebendigen Erkennen abſolut und auf immer geſchieden. Das Sinnliche, als ein Ganzes und überall nicht zu Erklärendes, bleibt ein unbedingt Gegebenes und dadurch Gewiſſes. Alles Geiſtige, Ueberſinnliche, iſt Hypotheſe.

In der praktiſchen Philoſophie verhält es ſich gerade umgekehrt. Alle vernünftige Handlung ſetzt einen Zweckbegriff voraus, und dieſer iſt, nach Kant, mit der Vernunft nothwendig gegeben. Nun iſt ein jeder partikuläre Zweck zwar innerhalb gegebener Grenzen wohl zu überſchauen und vollſtändig ſeinen zweckmäßigen Verhältniſſen nach zu beurtheilen; aber ein ſolcher erſcheint, dem abſoluten Sittengeſetz gegenüber, als nichtig. Dieſes will eine Maxime, deren Zweck eine Einheit des Handelns für das ganze Menſchengeſchlecht fordert; und da dieſe nie in der ſinnlichen Erfahrung hervortreten kann, ſo bleibt ſie als bloße Forderung ſtehen. Dieſe Maxime aber übt auf den Unwilligen eine nicht abzuweiſende Gewalt aus, ja, alle menſchliche Handlung hat nur eine Realität, inſofern ſie verwirklicht wird; denn das Sittengeſetz iſt eben ſo entſchieden ein Regulativ für alles Handeln, wie die ſinnlichen Kategorien ein conſtitutives Geſetz für alles Denken bilden. Nun aber erſcheint dieſe Maxime nie, und ſelbſt, wo ſie rein ſein möchte, kann ſie nur vermuthet werden, ſelbſt aus den Handlungen Chriſti kann man nicht conſtitutiv auf eine reine Maxime ſchließen, denn dieſe tritt nie aus der Leerheit ihrer Abſtraktion heraus. Man kann, wie die Phyſiker, wenn ſie eine Menge Erſcheinungen durch die Hypotheſe vereinigen, auch von Chriſtus nur ſagen: daß, wenn wir alle ſeine Handlungen, wie ſie uns bekannt geworden ſind, betrachten, nichts der Annahme, daß eine völlig reine ſittliche Maxime ihre Quelle ſei, widerſpreche. Was nun von dem Reinſten gilt, daß nämlich die Reinheit ſeiner Handlungsweiſe nur den Werth einer Hypotheſe erhält, das gilt noch vielmehr für alle Handlungen der übrigen Menſchen. Die Quelle derſelben bleibt, mögen wir ſie bei andern Menſchen oder durch eine Selbſtprüfung zu entdecken ſuchen, jederzeit verborgen. So verſchwindet alles Weſen und alle Wahrheit menſchlicher Handlungen. In der Sinnlichkeit der Naturdinge liegt ein Abgeſchloſſenes vor uns, welches ſeinen Werth behält, auch wenn es dem Erkennen unzugänglich iſt; alle menſchliche Handlung aber, und eben deshalb auch die ganze Geſchichte und alle geſchichtlichen Erſcheinungen, haben nur einen hypothetiſchen Werth. Das Ueberſinnliche der Natur iſt nur Vermuthung, und dieſe, wo ſie ſich hervorwagt, muß, da ſie nicht aus der Natur ſelbſt entſprang, der alleinigen Gewalt des ſinnlichen Daſeins gegenüber, bald erblaſſen. In der praktiſchen Philoſophie, alſo in der Geſchichte, iſt aber das Ueberſinnliche, als Sittengeſetz, das einzig Gewiſſe, und alle erſcheinende Handlung verwandelt ſich ihrer Wahrheit nach in eine Hypotheſe, die, ſo lange das Sittengeſetz in ſeiner abſtrakten Form gehalten wird, nur zu grundlos erſcheint; und die Annahme, daß eine rein ſittliche Maxime die Menſchen leite, zeigt ſich der Erfahrung gegenüber als eine durchaus leere.

Kant's wahres Verdienſt beruht aber darauf, daß er dieſes bis zur völligen Evidenz gebracht hat. Seine pſychologiſche Entwickelung zeigt auf eine evidente Weiſe, daß es gar keinen Uebergang giebt von der menſchlichen Handlungsweiſe bis zu jenem reinen Willensakt, bis zu jener reinen Selbſtbeſtimmung, die in ſich und als Sittlichkeit für eine jede Perſon alleinige Weſenheit und Wahrheit hat. So wenig, wie der Phyſiker, der ſinnlich experimentirt, behaupten darf, daß die Annahme, die er ſich ausdenkt, um die Einheit und das Geſetzmäßige der Erſcheinungen zu erklären, aus dieſen ſelbſt entſprungen wäre, wie er ſich vielmehr deutlich bewußt iſt, daß ſie nur entſtehen kann, indem er von den Erſcheinungen abſtrahirt durch eigenes Denken, und ſo dieſe in ihrer Allgemeinheit auffaßt: ebenſo muß die ſinnliche Betrachtung der Handlungsweiſe der Menſchen, wenn ſie der Einheit eines Alles beherrſchenden Willens gegenüber betrachtet wird, uns zu einer Annahme führen, die das Geſtändniß in ſich enthält: dieſe Einheit könne aus der Handlungsweiſe ſelbſt nie abgeleitet werden; ſie ſei dieſer ſchlechthin fremd.

Das Sittengeſetz unterſcheidet ſich von einem jeden Naturgeſetz dadurch, daß dieſes die Freiheit bindet und keinen Raum läßt, das Sittengeſetz dahingegen eben nichts Anderes iſt, als der Ausdruck der wahren Freiheit ſelber. Wäre Kant nur einen Schritt weiter gegangen, ſo hätte er einſehen müſſen, daß das Sittengeſetz in der Form eines allgemeinen Gebots, alſo als zwingend, ſich gar nicht feſthalten laſſe. Denn hier, auf dem Standpunkte der Sittlichkeit, kann der Menſch, dem Gebot gegenüber und von dieſem getrennt, gar nicht als ein Gegenſtand des Denkens hervortreten, er ſei gut oder böſe; und zwar deswegen nicht, weil ſowohl das Böſe, als das Gute jenſeits der Erſcheinung liegt. Das Sittengeſetz iſt aber das allein Wahre. Nun findet dieſes ſeine wahre Darſtellung nur durch eine reine Perſönlichkeit, es iſt alſo mit dieſer identiſch, und der Widerſpruch, der darin liegt, daß, was Quelle der Freiheit ſei, als ein zwingendes Geſetz aufgefaßt werden muß, kann nur dadurch gelöſt werden, daß das Geſetz aufhört ein ſolches zu ſein und Ausdruck der wahren Perſönlichkeit, d. h. der perſönlichen Freiheit, wird. So lange alſo das Geſetz als ein ſolches erſcheint, wird weder in dieſem, noch in der Perſon, die ſich ihm unterworfen fühlt, die Sittlichkeit Selbſtthat. Bei Kant iſt das deutlichſte Bewußtſein davon. Das Sittengeſetz, ſagt er, ſoll Maxime, d. h. es ſoll aufhören, Geſetz zu ſein, und Quelle der Selbſtthat werden; und immer von Neuem weiſt er darauf hin, daß alle Bedeutung der Sittlichkeit verſchwinde, wo der Menſch nicht ſelbſtthätig ſein könne. So iſt die Sittlichkeit ſelber die abſolute Selbſtthat des Bewußtſeins. Dieſes: daß die Sittlichkeit nur ihre Wahrheit habe durch völlige Unbedingtheit eines menſchlichen Bewußtſeins, ward die Grundlage der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre, und ſie irrte, weil Fichte die That der Selbſtbeſtimmung, den mannigfaltig gegebenen Bedingungen gegenüber, in derſelben abſtrakten Allgemeinheit feſthielt, in welcher ſie ihm in der Form eines objektiv gegebenen Geſetzes, als vorgefundene Thatſache, von Kant überliefert wurde.

Fichte's Irrthum, ſagen wir, beſtand darin, daß er die Sinnlichkeit als einen reinen Gegenſatz, dem Ich gegenüber, fixirte, und ſo, wenn gleich mit einem negativen Zeichen, für die Thätigkeit des Selbſtbewußtſeins feſthielt, und ihr eben dadurch alle lebendige Bedeutung raubte. Es war das reine,

d. h. völlig von aller lebendigen Wirklichkeit abſtrahirte, menſchliche Bewußtſein inmitten aller Bedingungen des ſinnlichen Daſeins, welches aus ſeiner eigenen Machtvollkommenheit durch einen Progreſſus ins Unendliche die Nichtigkeit der Erſcheinungen aufheben und die aus der Selbſtbeſtimmung hervorgehende abſolute That hervorrufen ſollte. In dieſem Syſtem konnte der chriſtliche Begriff der Sünde keinen Platz finden. Für dieſen iſt eben die Sinnlichkeit, inſofern ſie die Sünde verbirgt, aus der Selbſtthat entſprungen, und der Kampf ſoll in der Sinnlichkeit durchgekämpft werden. So endet es mit dem göttlichen Siege, und die Bedeutung des Sieges, wenn das chriſtliche Bewußtſein zur Spekulation geſteigert wird, wird nicht bloß in dem rohen Gegenſatz eines menſchlichen Bewußtſeins, einer menſchlich gegebenen Selbſtthat, zur Wirklichkeit. Dieſe Wirklichkeit wird vielmehr nur erkannt, wenn die ganze ſinnliche Welt betrachtet wird, als beſtimmt für eine höhere Entwickelung. Denn die Sünde hat uns zwar von der Natur getrennt, aber auch von uns ſelber, ſo wie die Natur in ſich; und die Aufhebung dieſer Trennung, die innere Vereinigung des Zerfallenen, kann auf keinem Punkte der Trennung anfangen, ſondern muß zu gleicher Zeit allenthalben ſtattfinden, ſo daß eben deswegen das Bewußtſein der Einheit nur ein menſchliches iſt, inſofern es ein Göttliches zu werden vermag. Dieſes aber weiß ſo wenig von einer feſtgehaltenen Trennung zwiſchen Bewußtſein und Natur, daß es vielmehr mit der Aufhebung derſelben erſt anfängt.

Hier iſt nun die Stelle, von der Anſicht Schleiermacher's zu reden. Wir können zugeben, daß die Frömmigkeit, d. h. das Gefühl, durch welches wir uns einer fremden Macht in der Totalität unſeres Daſeins unterworfen wiſſen, ein Abhängigkeitsgefühl genannt werden muß, und daß dieſes jederzeit die Frömmigkeit begleitet. Auch finden wir keinen Anſtoß bei dem Gebrauch des Wortes Gefühl; denn gegen dieſen Gebrauch beweiſt hier, wie nirgends, der mannigfache Mißbrauch irgend etwas. Das chriſtliche Bewußtſein, inſofern es weder ein Handeln noch ein Denken iſt, wohl aber eine Quelle, ſowohl des Handelns wie des Denkens, die, ſo wie ſie handelnd und denkend in die Erſcheinung tritt, die Reinheit ihres Urſprungs nicht zu finden vermag, kann kaum anders bezeichnet werden, als durch jenen Ausdruck des noch nicht Unterſchiedenen, welches, ohne eine, durch das Bewußtſein hervorgerufene, Beſtimmtheit irgend einer Art, das ganze Daſein umfaßt, und was für Gott wie ein Seiendes, ſo auch ein Denkendes iſt, für die Perſon aber — ſelbſt, wo das höchſte Denken und das reinſte Handeln aus ihm hervorquillt, — im Gemüth verſchloſſen bleibt, als in dem reinen Schatz, aus welchem der Chriſt immer von neuem, mit göttlicher Wahrheit, ſo handelnd wie denkend, ſchöpft.

Aber die Art, wie das Abhängigkeitsgefühl von Schleiermacher aufgenommen wird, nämlich ſo, wie es in der Erſcheinung hervortritt und ſich pſychologiſch betrachten läßt, beweiſt, daß er es nicht in ſeiner ſpekulativen Tiefe aufgefaßt hat oder hat auffaſſen wollen; die chriſtliche Weihe nämlich, der Grundton, aus welchem das chriſtliche Bewußtſein ſich wie aus einer tiefen Nacht zum Tageslicht entwickelt, bewegt ſich nicht um die Erſcheinung der Sünde, ſondern eben um die Quelle derſelben. Der Chriſt iſt ſich ihrer als einer urſprünglichen, ja, unbedingten Selbſtthat bewußt, die mit derſelben Unendlichkeit in jedem Augenblick nicht ihn allein, wie er erſcheint, ſondern ihn und ſeine Welt in allen Momenten ihrer urſprünglichen Einheit zerreißt, zerſplittert, ſo daß, was urſprünglich in der Einheit ſeine Eigenthümlichkeit behaupten durfte, auf allen Punkten jetzt dem Geſetz der äußern Verhältniſſe unterworfen iſt. Als erſcheinender Menſch iſt er ſchlechthin gebunden, und zwar durch eine eigene That, die in der Erſcheinung Alles um ihn herum, wie ihn ſelbſt verpeſtet. Da er ſie aber nicht in der bloßen Erſcheinung ergreift, für welche allein die wahrnehmbare Schranke ſeiner Thätigkeit eine Bedeutung hat, vielmehr dieſe That eine unbedingte, alle Bedingungen, alle Abhängigkeit erzeugende iſt, ſo iſt die Frucht derſelben ſo ſchrankenlos, wie die That ſelber. Eben deswegen iſt der Urſprung der Sünde nicht ſeine That allein, ſondern, obgleich ſeine Selbſtthat, zu gleicher Zeit die des Geſchlechts. Ein jeder Chriſt, je wahrer ſeine Reue iſt, ſoll daher, wie der Heiland, ſein Muſter, die Sünde der ganzen Welt tragen als die eigene. Und je reiner die chriſtliche Selbſtbetrachtung ſich geſtaltet, je tiefer ſie ſich entwickelt, deſto inniger tritt die Ueberzeugung hervor, daß die Sünde zwar die Vereinzelung hervorruft, aber nur inſofern ihre Bedeutung erhält, als ſie die Trennung des ganzen Geſchlechts auf uns wirft. Daher iſt die Bekehrung nie etwas Partielles, ſie führt uns nicht zu der vereinzelten Geburt in der Sinnlichkeit, ſondern zu der urſprünglichen Schöpfung, zu Gott zurück, und wird eine Wiedergeburt genannt, eine Erneuerung des ganzen Daſeins, nicht ein Theil deſſelben, ſondern der Menſch und ſeine Welt werden von ihrem tiefſten geiſtigen Urſprunge an erneuert. — „Das Alte iſt vergangen; ſiehe, es iſt Alles neu geworden.“ (2. Corinth. 5, 17.) — Dieſe völlige Erneuerung des ganzen Daſeins iſt der reinigende Keim, der nur dann eine wahrhaft beſeligende Kraft beſitzt, wenn er als ein Keim der Entwickelung des Geſchlechts zur Seligkeit verklärt wird. Denn die ſchöpferiſche That, die freilich nie rein in der Erſcheinung hervorzutreten vermag, aber dennoch die Wahrheit des wiedergebornen Chriſten ausmacht, wirkt, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, nur reinigend innerhalb eines beſtimmten, ſinnlich zu überſchauenden Kreiſes, wie die Sünde; aber dieſe erſcheinende Schranke ſelber hat für Gott die Bedeutung einer ewigen, das ganze Geſchlecht umfaſſenden That. Denn für Gott iſt der Wiedergeborene ein bleibendes Organ der in ſeiner Vollendung geſetzten göttlichen Organiſation. Iſt es nun nicht zu leugnen, daß der chriſtliche Begriff der Sünde den handelnden Menſchen auf einen Punkt verſetzt, auf welchem er zugleich ſeine Einheit mit Gott, als ſchöpferiſche Perſönlichkeit, und eben daher auch ſeine Einheit mit aller Perſönlichkeit, die war oder ſein wird, erkennt, ſo iſt die Sünde eines jeden Menſchen gar nicht von der Aller zu trennen, und das ganze Geſchlecht, ja, Natur und Geſchichte in ihrer Einheit, verwandeln ſich in ein ſündhaftes Individuum, für welches wir den Anfang der verborgenen Sünde in dem Anfange der Schöpfung, den Anfang der offenbar gewordenen Schöpfung in dem Anfange des Geſchlechts, der erſten Menſchen, nach dem nämlichen Typus ſuchen müſſen, wie wir den Anfang unſerer Sünde in unſerer Kindheit aufſuchen. Daher giebt es keinen geeigneteren Ausdruck, als den des Apoſtels: „Wir ſind alle in Adam gefallen.“

Kant findet nicht in dem allgemeinen Determinismus (in der allgemeinen Nothwendigkeit des Daſeins), der ja auch in der That nichts Anderes iſt, als der Ausdruck der Einheit des göttlichen Willens in Allem, und der als bloß gegebene Beſtimmtheit, für denjenigen, der in der Einheit mit dem göttlichen Willen handelt, Selbſtbeſtimmung, alſo Freiheit wird, die Schwierigkeit der Lehre; wohl aber ſcheint ihm der Prädeterminismus, die Gewalt, die die Sünde über die Menſchen ausübt, die Macht der ſündhaften Gewohnheit, die den Menſchen von der freien Quelle des Urſprungs der Sünde, und eben dadurch von der Möglichkeit der Bekehrung immer weiter abführt, mit völlig unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden zu ſein. Das chriſtliche Bewußtſein in ſeiner Reinheit hebt dieſe Schwierigkeit völlig, und hält die Ueberzeugung feſt, daß die Macht, welche der Sünde in der Geſchichte gegeben iſt, nicht allein, inſofern ſie die einzelne Perſon beherrſcht, ſondern auch, inſofern ſie eine zerſtörende Verwickelung aller menſchlichen Angelegenheiten hervorruft, ein gerechtes Gericht Gottes ſei, daß die Macht der Gewohnheit in jedem Augenblick ſelbſt eine Erzeugung des verborgenen Willens genannt werden muß, die mit immer größerer Erbitterung den Widerſtand gegen den göttlichen Willen erneuert, bis er ſeine eigene Vernichtung herbeiführt. Der wiedergeborene Chriſt nennt dieſe Wurzel des Böſen in ihm zwar Schwäche des Fleiſches, aber er erkennt in dieſem Zuſtande, je reiner er iſt, deſto entſchiedener die Urthat ſelber, und nennt ſie die Hölle, die Stätte der Vernichtung, die freilich nie in der Erſcheinung hervortreten kann, ſondern nur da ſich erkennen läßt, wo wir, mit der Einheit aller Erſcheinung, uns Gott zuwenden. Wenn wir nun den Begriff der Sünde ſo in ſeiner ganzen Tiefe ergreifen, ſo finden wir in der Perſönlichkeit ſelber den Grundtypus der ganzen Schöpfung, und die krankhafte Subjektivität, die von der Philoſophie verachtete und als ein Nichtiges verworfene ſinnliche Zuſtändlichkeit, erhält für das chriſtliche Bewußtſein eine über der Sinnlichkeit liegende Bedeutung. Sie ſelbſt offenbart oder verhüllt die Entwickelung zur Seligkeit, den göttlichen Frieden, der uns mit Gott, mit uns ſelbſt, mit der Geſchichte und Natur verbindet; daß wir uns unſerm Weſen nach, die Geſchichte ihrer Entwickelung nach, und die ganze Natur in ihrer Einheit mit uns, Alles aber in der Einheit des göttlichen Willens unmittelbar ergreifen. Dieſe Einheit zerfällt eben ſo unvermeidlich durch die Sünde in allen ihren Gliedern, daß wir, getrennt von Gott, auch innerlich von uns ſelbſt, inſofern wir von Gott ſind, alle untereinander, ein Jeder und das ganze Geſchlecht von der Natur, und dieſe in ſich ſelber, als ein in ſich Getrenntes und Zerfallenes erſcheinen. Dieſes allgemeine Zerfallen, die dadurch hervorgerufenen unendlich mannigfaltigen äußeren Gegenſätze und der allgemeine Kampf Aller gegeneinander, entſpringt für das chriſtliche Bewußtſein aus derſelben Quelle einer jeden Perſönlichkeit. Das ganze menſchliche Geſchlecht, ſo wie es an die Erſcheinung geknüpft, denkt, handelt und da iſt, wird, betrachten wir es als ein Ganzes, als böſe anerkannt, und daſſelbe gilt auf die nämliche Weiſe für eine jede Perſon. Dieſe aber iſt ihrem Weſen nach, als aus Gott entſprungen, eine abſolute und unſterbliche, und würde aufhören Perſönlichkeit zu ſein, und als Perſon, alſo als ſündhaft, Gott Widerſtand zu leiſten, wenn dieſer Widerſtand nicht aus der in ſich zerfallenen Abſolutheit ihres Weſens ſelbſt hervorginge. Dieſes Poſtulat begründet eben die Macht des Böſen. So iſt ein Jeder für ſich und, in dem allgemeinen Conflikte, auf gleiche Weiſe Alle, von ihrer eigentlichen Heimat, von dem Schwerpunkte der Liebe entfernt, als wollte eine jede Perſon eine eigene abſolute Welt aus ſich ſchaffen und im Widerſpruch mit der aller übrigen Perſonen, ſo wie mit Gott, zu behaupten ſuchen. In der allgemeinen Organiſation der Liebe, in welcher Alles in Allem ſich durchdringt, iſt daher die Sünde des Geſchlechts zugleich die Sünde eines Jeden; ja, ſie wird für das chriſtliche Bewußtſein erſt Sünde dadurch, daß ſie anerkannt wird als der Urſprung des Zerfallens und Widerſpruchs, welcher das ganze Daſein in allen ſeinen Momenten ergriffen hat. Durch die chriſtliche Reue, wo ſie völlig rein iſt, wälzt der Chriſt freilich alle Schuld auf ſich und trägt ſie als die eigene, und die chriſtliche Sittlichkeit wäre in ihrer Wurzel vernichtet, wenn die Perſon ſich nicht unbedingt als die Urheberin des Böſen betrachtete, und dennoch findet ſie in der Geſtalt der Verlockung (der für die Erſcheinung hervortretenden Aufforderung zur böſen That, in der Geſchichte wie in der ganzen Natur,) die Sünde als ein Fremdes. Daß die Natur uns verlockt und die Menſchen ſich untereinander im Böſen beſtärken, wird äußerlich, als geſchähe es durch eine außer uns liegende Gewalt, der wir faſt unvermeidlich unterliegen müſſen, betrachtet. Innerlich aber iſt der Chriſt ſich eben bewußt, daß dieſe Gewalt, die andere Menſchen und die Natur über ihn ausüben, aus ihm ſelber, wie in Allen, aus dem in dieſen, wie in ihm, gleich unbedingten Willen entſpringt.

Da nun die Sünde ganz aus dem Willen entſteht und nur ſo genannt werden kann, inſofern ſie als Wille gefaßt wird, da ſelbſt die böſe That als ſolche nur eine ſündhafte iſt, inſofern in ihr der Wille in Betracht gezogen wird, ſo iſt es dieſer allein, — ein Wille nämlich, der dem göttlichen Willen entgegen iſt, — der hier Gegenſtand der Unterſuchung ſein kann.

Der Wille ſetzt eine Intelligenz voraus, und dieſe iſt ganz in einem Jeden, ja, der Chriſt darf ſie nie als eine fremde betrachten, ohne die Bedeutung der chriſtlichen Sittlichkeit völlig aufzulöſen. Er ſelbſt iſt Anfang und Wurzel des Böſen, als ruhte die Macht, die das ganze Daſein verwirrt, in ihm, und dennoch wird er es inne, daß dieſes Ganze auf ihn ſelber zurückwirkt, als wenn die Gewalt der eigenen That, jetzt als eine fremde, ihn überwältigte.

Daß aber dieſes ihm Entfremdete aus ihm ſelber entſprungen ſei, das erkennt er dann am klarſten, wenn er durch die reinigende Liebe in das Weſen ſeiner Perſönlichkeit zurückgeführt wird. In demſelben Maaße, als dieſe wächſt, verſchwindet die Täuſchung, die ihre ſcheinbare Wirklichkeit durch den böſen Willen erhält. Und dieſelbe Natur, die ihn früher als eine fremde Nothwendigkeit feſſelte, beherrſchte und zu verlocken ſchien, wird jetzt ſein eigenes innerſtes Organ, daß ſie ihm fördernd, nicht hemmend erſcheint; dieſelbe Geſchichte, die ihm als eine Maſſe von Greueln entgegentrat und für ihn einen immer erneuerten Reiz zur Sünde enthielt, ordnet ſich zur göttlichen Entwickelung, die einen Jeden in ſeiner Art und Alle unter einander, inſofern der böſe Wille vernichtet wird, der Seligkeit entgegenführt.

Nur als Wille, als das Letzte, über welches wir nicht hinaus können, iſt die Sünde poſitiv. Aber ein poſitiver Wille, dem göttlichen gegenüber, iſt eben ſo nothwendig ein perſönlicher. Ja, der göttliche Wille ſelbſt erweiſt ſich an dieſem als perſönlich, und nur inſofern er jenen ſchlechthin überwindet und ihn als den nächtlichen Grund aller Entwickelung beſiegt, offenbart ſich ein perſönlicher Gott. Daher iſt der Teufel, ſo ſehr auch die herrſchende Richtung unſerer Tage dieſe Vorſtellung als eine finſtere und abergläubiſche abzuleugnen und zu verdrängen ſucht, ein weſentliches Element des chriſtlichen Bewußtſeins. Um aber alle Mißverſtändniſſe hier zu beſeitigen, müſſen wir geſtehen, daß dennoch eine Anſicht, die ſich gegen die Exiſtenz eines Teufels ſträubt, als ein Erzeugniß klarer Einſicht betrachtet werden muß, und eine Wahrheit in ſich verbirgt.

Der Wille der Sünde kann nämlich nie reale That werden. Dieſe iſt unvermeidlich dem richtenden Geſetz der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen. Daher thut ſich die Sünde nur als Wille kund, der nichts vermag; ſie iſt ein Wille, der ſich nicht durch ſeine That beſtätigt, vielmehr in dieſer vernichtet, um ſich immer von neuem als Wille, und zwar nur als ſolcher, wiederzuerzeugen. So iſt er als das Nichtdaſeiende da, als die Lüge vom Anfange, die kein Beſtehen in ſich ſelber hat. Er iſt das poſitive Nichts, das Daſein als ein nicht Daſeiendes, der Widerſpruch ſelber, wie gegen Gott ſo in ſich; daher hat man unrecht, wenn man ſeine Perſönlichkeit leugnet, und unrecht, wenn man ſie als eine daſeiende behauptet. Denn der Teufel hat keine ſchaffende Gewalt, der böſe Wille iſt ein Denken ohne Sein, ja, er muß betrachtet werden als das Denken, dem alles Sein ſchlechthin entgegen iſt, als die abſolute Abſtraktion, die von Gott, d. h. von dem ſeienden Denken ſich zurückgezogen hat, um aus ſich ſelber zu werden wie Gott. Dieſes iſt ihm aber ſchlechthin verwehrt. Er vermag nicht zu ſein, auch als er ſelber nicht. In der Annahme eines perſönlich daſeienden Teufels liegt daher immer ein verſteckter Manichäismus. Es iſt faſt unvermeidlich, dann anzunehmen, daß er als ein daſeinder auch ein real thätiger ſei, der etwas über Gott und über das Göttliche in uns durch eine Gott fremde Gewalt vermag. Dieſe Annahme enthält, wie Kant richtig gezeigt hat, die Vernichtung aller, auch der chriſtlichen Sittlichkeit.

Die Sünde entſpringt fortdauernd, und iſt nur ein Werden, aus welchem nichts wird, oder vielmehr das Nichtige wird, dasjenige nämlich, welches für die Idee der Liebe durchaus als ein Nichtiges betrachtet werden muß, und als das, was es wollte, durchaus keinen Beſtand hat.

In der Erſcheinung zwar tritt ſie mit großer Gewalt hervor, und ihre Macht ſcheint ſelbſt größer, als die der Liebe. Diejenige Perſönlichkeit, die, von Gott mit den höchſten Gaben ausgerüſtet, unſere Bewunderung erregt, erſcheint oft in der vernichtenden Vereinzelung; die Kräfte des ſtrengſten Verſtandes ſtehen ihr zu Gebote, und was uns im chriſtlichen Sinne als ein geiſtiger Selbſtmord mit Grauen erfüllt, dient als ein göttliches Geſetz zur Geſtaltung des Geſchlechts ſelber, während die Liebe, als die ſchwächere, zu unterliegen ſcheint. Betrachten wir die mannigfaltigen geſchichtlichen Thaten des Geſchlechts, oder diejenigen einer Perſon, blicken wir um uns oder in uns hinein, ſo erſcheint die Liebe gleich ohnmächtig. Aber eben deswegen iſt uns die ſinnliche Welt, wenn ſie in ihrer Form als ein Bleibendes feſtgehalten wird, nur eine Erſcheinung, nicht die Wahrheit, nicht das Weſen, und nicht durch ein bloß Erſcheinendes, wie mächtig es auch hier und da zum Vorſchein kömmt, kann die Sinnlichkeit aus ſich ſelber reſtituirt werden. Alle Verſuche der Art ſind nutzlos auf die Symptome verwandt, und treffen das Grundübel nicht, welches nicht hier oder da, ſondern in der Totalität der Sinnlichkeit liegt und nur von dieſer aus, d. h. durch Gott, geheilt werden kann.

Für das chriſtliche Bewußtſein bildet die Reue den nächtlichen Durchgangspunkt, in und mit welchem erſt die Befreiung und die Seligkeit erkannt wird. Keiner hat die Bedeutung der Reue von ihrer ethiſchen Seite tiefer aufgefaßt, als Kant. Daß nicht etwa von einer partiellen Verbeſſerung, vielmehr von einer totalen Umkehrung der von Gott oder, wie er ſich ausdrückt, von dem Sittengeſetz, abgewandten Geſinnung die Rede iſt, hat er mit großer Schärfe gezeigt.

Wo finden wir nun die Urquelle dieſes Grundübels?

Man erlaube uns eine früher ſchon angeſtellte Betrachtung hier wieder aufzunehmen. — Als vorübergehendes Individuum einer Gattung iſt der Menſch leiblich nur ein verſchwindender Moment einer Naturnothwendigkeit, deren Anfang, Mitte und Ende, deren ganze geiſtige Bedeutung jenſeits der Sinnlichkeit liegt. Wird dieſe rein in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt, ſo iſt ſie ein geiſtig in ſich Abgeſchloſſenes, und es bleibt unbegreiflich, wie der Schmerz, das poſitive Leiden, irgend eine tiefere Bedeutung haben könne. Denn daß das zu Grunde geht, was zum Untergange beſtimmt iſt, würde, wenn die geiſtige Wahrheit erkannt iſt, ja ſelbſt uns alle ſo durchdringen müſſen, daß wir den Tod eben ſo entſchieden fordern müßten, wie die Geburt und alle Momente des ſinnlichen Lebens. Dieſe Naturnothwendigkeit alſo enthält entweder nicht die innere Wahrheit des chriſtlichen Bewußtſeins, oder dieſes wäre mit ſich ſelbſt in einen unauflöslichen Widerſpruch verſetzt, der vernichtet werden müßte. Nun ſieht die chriſtliche Reue den Tod nicht als einen phyſiſchen Durchgangspunkt für die Gattungen an; ein jeder Menſch iſt vielmehr, als Chriſt, zu einem bedenklichen Kampfe mit dem Tode aufgefordert, er ſoll freiwillig ſterben, noch während er lebt, um den Tod zu beſiegen, nicht um ſich in die Gattung zu verlieren, ſondern um als Sieger zur Seligkeit, oder als Beſiegter zur Verdammniß fortzuleben.

Das abſolute Selbſtbewußtſein gehört eben ſo, werdend, der fortſchreitenden Gattung, und auch für dieſe iſt die Perſönlichkeit nur ein vorübergehender Moment, daß ſie nur in dieſer, nicht in ſich ſelbſt ihre wahre Bedeutung hat. — Wenn behauptet wird: alles Wirkliche ſei vernünftig und alles Vernünftige wirklich, ſo kann dieſer ſo viel angefochtene Satz, je nachdem er verſtanden wird, als ein Grundirrthum oder als eine triviale Wahrheit der Spekulation betrachtet werden; im letzteren Sinne ſagt er nichts Anderes aus, als dieſes: Was in Gott möglich iſt, müſſe auch wirklich ſein, und was in Gott nicht wirklich ſei, müſſe auch unmöglich genannt werden, weil der Gegenſatz von Möglichkeit und Wirklichkeit für ein bedingtes menſchliches Bewußtſein allein ſeine Geltung habe. So verſtanden, iſt dieſer Satz ſchon längſt ausgeſprochen, und verſtand ſich in dieſer unbeſtimmten Allgemeinheit, als das Abſolute der Mittelpunkt der Spekulation ward, ganz von ſelbſt. Das Böſe, als ein ſolches, wäre dann eine Unmöglichkeit für Gott und eben deswegen, als ein Seiendes, nur ſcheinbar, der Wahrheit nach aber, ein Nichtiges.

So wird der Gegenſatz zwiſchen Böſem und Gutem ſelbſt, als derjenige zwiſchen Möglichkeit und Wirklichkeit gedacht, und es entſteht die Frage, nicht allein, wie ein Unwirkliches möglich, ſondern auch, wie ein Wirkliches unmöglich ſei und als ſolches gedacht werden könne. Nun iſt aber alles Denken, innerhalb der Sinnlichkeit feſt gehalten, von dieſem Widerſpruche befangen. Es iſt nicht der Widerſpruch allein, der ſich dem ſpekulativen Denken aufdrängt, und mit welchem es erſt anfängt, wenn wir uns das Endliche zugleich als ein Unendliches, das Ruhende zugleich als ein Bewegtes, das Seiende zugleich als ein Werdendes, das Eine zugleich als Vieles denken ſollen, von welchem hier die Rede iſt. Vielmehr iſt von einem Willen die Rede, welcher das Unwirkliche als das allein Mögliche, und das Wirkliche als ein Unmögliches ſetzt. Und dieſer Wille zeigt ſich als der herrſchende.

Die Möglichkeit des Unwirklichen (inſofern Alles möglich genannt wird, was die Einheit des in ſich abgeſchloſſenen Denkprozeſſes beſtätigt,) ſcheint freilich in den Wiſſenſchaften a priori, in dem Denken, wenn es ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, auch abgetrennt von allem Seienden, wie in der Mathematik, gedacht zu werden. Aber hier iſt eben alles Beſondere ein ſchlechthin Vereinzeltes, daher als ein Beſonderes durchaus aufgehoben, als bloße Größe oder bloße Zahl geſetzt. Eben daher werden auch nur Verhältniſſe erkannt, und obgleich die Einheit derſelben im Unendlichen liegt, ſo ſpricht ſich dennoch die göttliche Wahrheit der Geſetzmäßigkeit ganz entſchieden aus. Die Mathematik iſt in dieſer Hinſicht ganz das Entgegengeſetzte der Ethik, die, wie bekannt, von ihr, wenn ſie rein aufgefaßt wird, völlig getrennt bleibt. In der Ethik iſt das Geſetz unmittelbar für den ſinnlichen Menſchen da, die Geſetzmäßigkeit aber ſpricht ſich nirgends aus. In der Mathematik dahingegen iſt die Geſetzmäßigkeit auf einem jeden Punkte mit göttlicher Sicherheit für alle Menſchen auf gleiche Weiſe gegeben. Sie iſt eben deswegen das einzige völlig in ſich geſchloſſene a priori, und es kann daher in dieſer Wiſſenſchaft von Möglichkeit und Wirklichkeit, ſo wie ſie von einander getrennt aufgefaßt werden, gar nicht die Rede ſein. Alle Verhältniſſe ſind in ihr, wie gedacht, ſo auch verwirklicht. Aber der Mathematiker, als ein lebendiger Menſch, weiß auch, daß, wäre die Mathematik die einzige Wahrheit und Alles außer ihr ein Unwahres und Unwirkliches, ſein Selbſtbewußtſein ſelber, und die Thätigkeit, mit welcher die Verhältniſſe aufgefaßt werden, nicht allein ein unerklärbares Räthſel ſein würde, ſondern auch ein unwahres, ja, unmögliches, ſo daß die Mathematik, obgleich ſie innerhalb ihrer mit der Möglichkeit zugleich die Wirklichkeit ergreift, dennoch als ein Ganzes, was keinen Grund ſeiner Geſetzmäßigkeit in ſich ſelber findet, ſich für eine Unmöglichkeit erklären läßt. Erſt da, wo dieſe Wiſſenſchaft ſich in einem Daſein wiederfindet, wird es ihr klar, daß ihre wahre Wirklichkeit ein Geſetz ſein müſſe, und verfolgt ſie dieſen Weg, hebt ſie die Trennung auf, dann wird ſie von einer Natur ergriffen, die erſt in demſelben Maaße, wie das Einzelne, ein Beſonderes wird und einen eigenthümlichen Werth erhält, das Geſetzmäßige der bloßen Verhältniſſe in die innere Unendlichkeit lebendiger Formen verbirgt, und als Geſetz (als Liebe zugleich) erſt da ſich offenbart, wo alle Verhältniſſe in der innern Einheit des freien Bewußtſeins zugleich geſetzt und aufgehoben ſind. Iſt der Sinn des Mathematikers durch dieſe Geſinnung erweitert und erfriſcht, dann kann er ſich getroſt dem gewiſſenhaften Fleiß in der beſtimmten Richtung hingeben. Denn in Gott ſind alle Verhältniſſe des erſcheinenden Lebens, die ſich wechſelſeitig zu vernichten ſcheinen, auf ewige Weiſe, nicht bloß in der Form eines Denkens, ſondern, als ewige ſchöpferiſche That geſetzt und ausgeſprochen; und das iſt eben der ſchöne Ruf des berufenen Mathematikers, daß er nirgends ruht, bis die ſcheinbare Verwirrung und wechſelſeitige Verdunkelung der in der Sinnlichkeit gegebenen Verhältniſſe gehoben, und die klare Geſetzmäßigkeit Aller ausgeſprochen iſt. Denn wie das erſcheinende Leben nicht einzeln und theilweiſe, ſondern ganz Liebe iſt, ſo iſt es auch ganz Geſetz.

Von der Strenge der Mathematik wie von der Reinheit des Glaubens gleich entfernt, bewegt ſich die Meinung, die trotzige und zugleich verzagte, die ſchlechthin willkürliche, die zwiſchen Uebermuth und Verzweiflung ihr gaukelndes Spiel treibt, während tiefer ſinnende Menſchen das Geheimniß, durch welches das All geleitet, das verborgene Geſetz, durch welches Alles regiert wird, nicht bloß für den reinen Gedanken, dem es nur als ein Geſetzmäßiges erſcheinen kann, ſondern ſelbſt als die gebietende That in ihre Gewalt zu bekommen verſuchen. Und wie die drei Urformen der abſoluten Wirklichkeit — das Daſein, die That und das Erkennen — als die drei Stufen der innern höhern Entwickelung des Menſchengeſchlechts durch ſeine Geſchichte dargeſtellt wurden, ſo finden wir auch, daß jenes Beſtreben, das ganze Daſein zu beherrſchen, ſich auf dieſen verſchiedenen Stufen wiederholt hat.

Eine Ahnung ſagt dem Menſchen, daß das Gediegene, das Unveränderliche, das dem fremden All im Schwerpunkte der Erde am nächſten Verwandte, das Unſterbliche der Maſſe — im Golde liege, und daß nicht etwa eine willkürliche Wahl, vielmehr ein tiefer Naturgrund dieſem Metall die große Bedeutung in der Geſchichte ertheilt habe. So ward ihnen das Gold das verſchloſſene Geheimniß, welches Geſchichte und Natur mit einander verband, das ſtumme, lautloſe Wort, welches man unter jeder Bedingung in ſeine Gewalt bekommen mußte. Und wie man die Wurzel eines jeden perſönlichen Daſeins in die Unendlichkeit des ſinnlichen Alls ſetzte und das Schickſal der Menſchen mit den Sternen verband, ſo ward ihnen das Gold der Urſtern, der Repräſentant der geheimen Natur, der Urgedanke derſelben, und es bildete ſich die ſogenannte Centralphiloſophie der Adepten. Man verſteht dieſe nicht und hat ihre ganze Abſicht offenbar nur äußerlich aufgefaßt, wenn man glaubt, daß ſie Gold erzeugen wollten durch eigene That, nur um irdiſche Bedürfniſſe zu befriedigen. Sie wollten die Geſchichte beherrſchen, indem ſie das Geheimniß der Natur in ihre Gewalt bekämen. Es war eine Emancipation der Materie in einem viel tieferen Sinne, als die Materialiſten unſerer Tage ſie zu begreifen vermögen.

Da, wo der Begriff des ſinnlichen Lebens dem Menſchen näher trat, da erkannte man in der Organiſation des Menſchen das Höchſte. Der Menſch, ſagte man ſich, iſt das Leben im tiefſten Sinne, und nur der Lebendige hat Recht. Der Menſch iſt der Mikrokosmus, in welchem das Univerſum ſich ſpiegelt, er hat nur ein Unrecht, und das iſt, daß er ſtirbt. Die Arzneikunde beweiſt uns, daß beſtimmte Qualitäten und Bildungen der Natur, mit beſtimmten krankhaften Abweichungen des menſchlichen Leibes, heilend in einem Bunde ſtehen. Aber die ganze Thätigkeit dieſes Bündniſſes findet außerhalb des Centrums der Natur ſtatt; die Arzneimittel ſind die zerſtreuten Glieder einer auseinandergefallenen Erdorganiſation, die eben daher auch nur einem Einzelnen, einer beſondern Krankheit entgegenzutreten vermögen. Das, was ſo zerſtreut und zerſplittert iſt, vermag dennoch ſich mit dem Innerſten der menſchlichen Organiſation zu verſtändigen; die Einheit, die in dieſer ſtattfindet, kann daher auch dort nur ſcheinbar fehlen; und wie der nämliche Verſtand, der in Staat und Wiſſenſchaft mächtig ordnend und bildend hervortritt, in der ganzen Maſſe ſchlummert, ſo muß ein gemeinſchaftliches Lebensprincip, aus der ganzen Natur hervorgehend, jenes geheimnißvolle innere Verſtändniß hervorrufen. Wenn wir dieſes entdeckten, ſagt ſich der ſinnende Forſcher, dann würden ſich die rohen Elemente, die ſich ſelbſt untereinander widerſtreiten und in unruhigen, untergeordneten Gegenſätzen bewegen, unter ſich vereiniget und gemäßiget ſich der menſchlichen Organiſation friedlich gegenüber ſtellen, ihr dienen, ja, durch ſie Geſtalt zu gewinnen ſuchen; der Menſch würde dann die Fortdauer der Erde in ihrer ewigen Bahn theilen

So wurde das Lebenselixir und mit dieſem die Abſolutheit des ſinnlich menſchlichen Lebens aufgefaßt, durch dieſes wird der Menſch der wahre Mikrokosmus. Das Leben erhielt, nicht nur, wie bis jetzt, das nichtige Recht eines vorübergehenden Daſeins, es hatte die abſolute Gewalt gewonnen; und alle Richtungen der Geſchichte wie der Natur, die ſich unter einander verwirren, würden ſich geordnet in dem Menſchen, wie in ihrem Mittelpunkte, vereinigen und von ihm, wie von ihrer gemeinſchaftlichen Sonne, zurückſtrahlen. So muß man den Gedanken auffaſſen, der die Univerſalmedicin ſchuf; es war die Emancipation des Fleiſches, viel tiefer gefaßt, als in unſern tändelnden Tagen. Denn der abſolute Gedanke war ſelbſt auf den Standpunkt des Fleiſches geſetzt; dieſes war das bewegte Urwort, ſtumm zwar, aber in ſeinem ewig in ſich geſchloſſenen Werden ergriffen.

Die abſolute Philoſophie des Gedankens ſoll jetzt die medicina universalis mentis werden, was auf dem Standpunkt der Centralphiloſophie der Adepten die Maſſe, was auf dem Standpunkte des Lebenselixirs der Aerzte das organiſche Leben geweſen iſt.

Wenn die früheren Anſichten das Beſtreben erzeugten, den Urgedanken in der Form des Seins zu faſſen, und dadurch ihn ſelbſt verfinſterten und, in der Geſtalt der vorausgeſetzten, nie aufzuhebenden Verhüllung, als Myſticismus feſthielten, ſo war das neuere Beſtreben darauf gerichtet, den Urgedanken, als ſolchen, den Denkprozeß innerhalb ſeiner Thätigkeit, als das in ſich abſolut Durchſichtige und Klare, zu faſſen.

Dieſer Urgedanke ſchließt ſich in ſich ſelber ab und hat keinen andern Urſprung, als ſeine eigene Bewegung. Alles, was außer ihm vorgeſtellt wird, iſt ein bewußlos Gefeſſeltes, welches nur in ihm ſeine Wahrheit findet. Der Abfall, der die Vorſtellungen von der Wahrheit ausſchließt, iſt ſelber ein Erzeugniß des Urgedankens, der in dieſem Nichtſein des Seienden, zuerſt rein an ſich gewieſen wird; nur indem er als Anfang und Ende aller Vorſtellungen, wie ſie da ſind, ſich ſelber bewußt wird, tritt er als das abſolut Eine in Allem, als das unwandelbare Ewige und Unbedingte, alſo Freie hervor. Gott offenbart nicht die Einheit ſeines Willens, ſeiner Abſicht, durch ein Denken auf eine ſolche Weiſe, daß dieſe Einheit der Ausdruck ſeines Willens wird; vielmehr iſt dieſer Wille ſelbſt, als Aeußerung der Freiheit Gottes, ein Ausdruck des Urgedankens, der ſich in ſich ſelber bewegt. Die Unſicherheit der Vorſtellung, die, ewig ſchwankend, ihren eigenen Mittelpunkt nicht finden kann, enthält zwar die Wahrheit eben nur, inſofern ſie zum Gedanken geſteigert wird. Die leeren Trivialitäten, die ſeichten Jeremiaden wollen nichts, als matt und kraftlos die Unſicherheit ſchwankender Vorſtellungen feſt halten, hinter welchen eine nichtige Perſönlichkeit Schutz ſucht, weil ſie einſieht, daß ſie, der ſtrengen und alle Täuſchungen vernichtenden Klarheit des wahren Gedankens gegenüber, ſich nicht zu behaupten vermag. Du, der du klagſt, biſt das Nichtſeiende ſelber. wie können deine Klagen eine Bedeutung haben? Der Urgedanke, nicht ein bedingtes Ich, ſondern nur die denkende Bewegung, die, in ihrer Unbedingtheit ſich ſelber bedingend, durch alle Momente fortſchreitend, nie aus der ewigen Freiheit ausſcheidet, iſt Alles, was da iſt, war und ſein wird. Ohne ihn iſt nichts geworden von Allem, was da iſt, durch ihn wird Alles, was werden ſoll. Es iſt der ſich in ſich bewegende Gott, der im Fortſchreiten ſein eigenes Selbſtbewußtſein nach allen Richtungen hin immer tiefer ergreift. Was noch in der bloßen Vorſtellung ruht, in und mit welcher der Urgedanke ſich entäußerte, damit aus einem Nichtſeiende, das Sein denkend werde, iſt der noch ſchlummernde Urgedanke ſelber. Es giebt kein Myſterium, denn nichts wirft einen Schatten in den in ſich ſicheren Fortgang des Urgedankens ſelber. Alles vielmehr, was zum Gedanken wird, trägt die eigene Klarheit in ſich ſelber. So weit er reicht, iſt das Sein die Wirklichkeit in ihrem geiſtigen Fortgange, das reale Wirkliche., Du möchteſt dieſes und ſeine Macht vernichten, um den geiſtigen Leichtſinn zu behaupten. Wie vermagſt Du es, nachdem der Urgedanke laut geworden iſt? Kann es doch nur durch ein Denken geſchehen, welches ſich ſelber aufhebt, wenn es ſeine eigene, in ſich abgeſchloſſene Klarheit nicht in ſich trägt? Laß die liebelnde Sentimentalität ſchwinden, wag' es, dich in der Form der Perſönlichkeit zu vernichten, in der Einheit des Gedankens findeſt du die Wahrheit eines Selbſtbewußtſeins, welches durch dasjenige, was nur zur Vorſtellung und alſo auch zur Perſönlichkeit gehört, vermittelt wird. Dieſe Vermittelung des denkenden Selbſtbewußtſeins iſt der ewige Prozeß, und als ein ſolcher bleibt er und du mit ihm. Daher iſt die Wiſſenſchaft die Welt, und dieſe iſt nur der Wahrheit nach, inſofern jene in ihr gewußt wird. So iſt jedes Myſterium verſchwunden, alle Dunkelheit gewichen, alles Daſein von den Begriffen gefangen, Alles iſt völlig klar und durchſichtig, denn, was nicht zum Begriff der Einheit erhoben iſt, das iſt überhaupt nicht.

Nun aber iſt für das chriſtliche Bewußtſein der in ſich abgeſchloſſene Denkprozeß keinesweges der Anfang, er iſt vielmehr, was er iſt, als Ausdruck eines göttlichen Willens, einer göttlichen Abſicht, die ſich durch die Erſchaffung der Welt hat offenbaren wollen; die Vermittelung, durch welche die Wahrheit in der Wiſſenſchaft klar werden ſoll, darf ſich daher nie als das Urſprüngliche ſetzen. Dieſes muß jederzeit in dasjenige geſetzt werden, wodurch die wiſſenſchaftliche Vermittelung ſo betrachtet wird, als habe ſie ihre Wahrheit in einer höhern. Dieſe höhere Wahrheit aber iſt nicht eine äußere, ſondern eine innere, ſie wird durch das Denken als eine gegebene und dennoch aus unſerem innerſten Bewußtſein entſprungene, ſich uns darbieten. Sie wird unſere Wahrheit nur dadurch, daß wir ſie als eine empfangene betrachten, und ſie hört auf, unſere zu ſein, wenn wir ſie aus uns ſelber erzeugen wollen. Zwar wird uns der ſpekulative Denker antworten, dieſe Wahrheit ſolle auch nicht unſere ſein, ſondern die Wahrheit ſchlechthin; aber das chriſtliche Bewußtſein faßt dieſe Aufgabe anders. So wie die Handlung, auf den göttlichen Willen gerichtet, die Perſönlichkeit beſtätigt, ſo muß ſie auch durch das Erkennen beſtätigt werden. Was dem Chriſten das poſitive Wahre iſt, wird eben ausgedrückt durch dasjenige, was ganz und gar ein Anderes in der Art, wie es offenbar wird, und dennoch auf ewige Weiſe zugleich ganz und gar er ſelbſt iſt. Dem chriſtlichen Bewußtſein iſt nur da die Wahrheit, wo die göttliche Freiheit, die göttliche Abſicht ſich offenbart. Es giebt daher keinen andern Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, im Erkennen wie im Handeln, als den Sohn Gottes. Er iſt der Weg (die lebendige Bewegung des Gedankens), die Wahrheit (der Gedanke als That) und das Leben (ſeine Beſtätigung als Daſein). Allenthalben aber iſt die Einheit, und mit dieſer der folgerechte Zuſammenhang der Gedanken, das Geſetz, deſſen Wahrheit erſt dadurch bekundet wird, daß es ſeine Beſtätigung durch die Liebe, durch den Willen, durch die That erhält. Daher wird auch und muß die Negation in dem Fortgange des Denkens zur Wahrheit, von ihrem Anfange an eine poſitive Seite haben, und dieſe offenbart ſich nicht durch Fortſchritte in Negationen, ſondern durch einen Gegenſatz des Willens, der als ſolcher poſitiv wird. Dieſe poſitive Seite der Sünde, der ſcheinbare Dualismus, der dadurch entſteht, iſt ſo nothwendig für das chriſtliche Bewußtſein, ſowohl im Denken wie im Handeln, daß es ſeine innerſte Bedeutung verlieren würde, wo er verſchwindet.

Die Sünde führt den Chriſten, mag er die Geſchichte in ihrem Fortgange oder ſich ſelbſt betrachten, zum Urſprunge der Schöpfung zurück; und hierin liegt die ſpekulative Bedeutung der chriſtlichen Reue, die durchaus verſchieden iſt von der Verzweiflung des bloßen Denkers, wenn die Gedanken ſich zwar verwirren und vernichten, aber nicht wechſelſeitig verklagen. Immitten der Zeit gebiert ſich aus dem Geſchlechte, wie aus dem Bewußtſein eines jeden Chriſten, die Welt rein aus dem göttlichen Willen, und die That Gottes iſt eine freie, keinesweges von einem urſprünglichen Denken abhängige, obgleich durch dieſes ſich offenbarende. Sie, dieſe göttliche Thätigkeit, regt und bewegt das ſtillſinnende Bewußtſein, wie die Welt, als ſie aus dem Chaos geboren wurde, wenn es ſich ihr ganz hingiebt. Durch die Reue ſtürzt ſie ſich in den nächtlichen Abgrund aller Erſcheinung, und nur aus dieſer Finſterniß des ganzen Daſeins wird ſie wiedergeboren. Es iſt daher ſo wenig der Fall, daß die perſönliche Zuſtändlichkeit eines chriſtlichen Bewußtſeins immitten der Bedingungen der Erſcheinungen bloß als von dieſen ergriffen und alſo als ein Nichtiges zu betrachten wäre, daß vielmehr dieſe Zuſtändlichkeit ſelbſt, wo das chriſtliche Bewußtſein erwacht iſt, eine tiefe ſpekulative Bedeutung annimmt. Für jede Perſon iſt Gottes Sohn geſtorben; in dem inneren Kampfe der ringenden Perſönlichkeit, der den verallgemeinerten Philoſophen als ein nichtiger, des Erkennens unwürdiger erſcheint, offenbart ſich der Geiſt und der ihm widerſtrebende geiſtige Wille eben ſo tief, eben ſo in ſeiner innern Unendlichkeit, wie in der Geſchichte der Völker und in der Geſtaltung der ganzen Welt. Und wo die göttliche That mächtig iſt, offenbart ſie in der geringſten Perſon ihre unendliche Wahrheit und willkürliche, grenzenloſe Herrlichkeit eben ſo geiſtig klar, wie in der mächtigſten und in dem Geſchicke der Völker. Eben daher ſind die kleinen Mühen des Lebens, Sorge, Kummer und Freude des geringſten Menſchen, wo dieſer ſich im Geiſte und in der Wahrheit dem Gotte der Liebe zuwendet, ein würdiger Gegenſtand der Betrachtung, auch dem Tiefſinnigſten. Nicht größer zeigt ſich Gott, wenn er hier das Geſchick der Völker lenkt; nicht geringer, wenn er dort den einzelnen Menſchen leitet. Denn darin eben erzeugt ſich das chriſtliche Bewußtſein göttlicher Art, daß in ihm kein Maaßſtab der Erſcheinung eine Geltung hat, wo von einem Geiſtigen die Rede iſt. Das iſt die Urwahrheit des Chriſtenthums, die nie verleugnet werden darf, wenn ſein Weſen nicht verſchwinden ſoll. Daher wandte ſich der Herr nicht an die Mächtigen und Weiſen ſeiner Zeit, ſondern an die Geringen und Einfältigen. Daher pries er die geiſtig Armen ſelig; werdet wie die Kinder, ſprach er, wenn ihr das Reich Gottes erwerben wollt! — in minimis maximus.

Einen Scheindualismus nannten wir jenen Doppelwillen, deſſen Bedeutung nie hervortreten kann, wenn er ſich nicht eben als Wille offenbart. Als ſolcher tritt er aber nie hervor, wo nur Gedanken aus Gedanken entſpringen, ſondern da, wo der Gedanke ſchaffend iſt, That wird oder werden will. Der

Wille der Wahrheit iſt da, wo er ſchafft; der Wille, nicht bloß der Unwahrheit, ſondern der poſitiven Lüge iſt da, wo er ſich, ſich in ſich ſelber verzehrend, vergebens That zu werden beſtrebt. Dieſes leere Streben erhält ihn, als Willen, der beſtändigen Ohnmacht, der ſchaffenden Macht Gottes gegenüber, und vernichtet ihn als That, während ſo aus dem ſcheinbaren Dualismus die Einheit des göttlichen Willens allein ſiegreich hervorgeht.

* * *

Die Frage nach dem Urſprunge des Böſen iſt freilich durch die bisherige Unterſuchung ſo wenig gelöſt, daß ſie eben in der Art, wie wir ſie aufgefaßt haben, immer räthſelhafter ſich uns aufdrängen muß. Schelling, der die Philoſophie des doppelten Willens, als das Grundfundament einer chriſtlichen betrachtete, hat die Urſcheidung zwiſchen einem göttlichen Willen und dem Willen der Sünde, wie ſie freilich auf ähnliche Weiſe in den Schriften der Myſtiker, beſonders bei Jakob Böhme vorkam, in der Beſtimmtheit der wiſſenſchaftlich philoſophiſchen Sprache aufgenommen und in der berühmt gewordenen Abhandlung über die menſchliche Freiheit entwickelt. Er hat den Urſprung der Sünde dadurch zu erklären geſucht, daß er die Scheidung beider Willen, mit dieſer die Scheidung zwiſchen Gut und Böſe, aus einer abſoluten Indifferenz hervortreten läßt, die in Gott, als wollende und in ſeinem Willen als denkend ſchaffende Intelligenz, der Scheidung vorangeht; eine Annahme, die, dialektiſch betrachtet, allerdings eine große Schwierigkeit hat, weil dieſe Indifferenz, obgleich gedacht, doch niemals Gedanke oder Gegenſtand eines Gedankens werden kann. Dieſe Schwierigkeit iſt indeſſen einer jeden Philoſophie eigen, inſofern ſie das Selbſtbewußtſein vor ſeinem Anfange voraus ſetzt. Auch das abſolute Denken muß vor der Scheidung des Seins und des Nichts, da dieſe als erſter Akt des Denkens begriffen wird, die Ununterſcheidbarkeit beider Begriffe, mit deren Trennung erſt die Thätigkeit des Denkens, die wechſelſeitige Beziehung beider auf einander beginnt, als ein Gedanke, der nicht gedacht werden kann, nämlich, als dem Anfange des Denkens vorangehend, annehmen. Um den Dualismus des Guten und Böſen, wie er geſetzt wird, als ein urſprünglicher, und, indem er geſetzt, zugleich aufgehoben und die göttliche Einheit behauptet wird, in ſeiner ſpekulativen Bedeutung zu faſſen, wird es nothwendig ſein, die Natur deſſelben genauer zu erforſchen.

Je weiter wir in der Betrachtung der Sünde fortſchreiten, deſto mehr häufen ſich die Schwierigkeiten, die, iſt die Unterſuchung einmal angefangen, ſich nicht mehr abweiſen laſſen; ja, wenn irgenwo, ſo tritt hier der Gegenſatz zwiſchen dem chriſtlichen Bewußtſein und dem Weltbewußtſein ſchneidend hervor. Das Letzte, wie es als allgemeiner Menſchenverſtand außerhalb der Spekulation laut wird, ſpricht den Unterſchied zwiſchen dem ethiſch Freien und phyſiſch Nothwendigen ganz entſchieden aus, und will die Anwendung des Begriffs des Böſen nur auf das Erſtere, in ſeiner Trennung von dem Letzteren, angewandt wiſſen. Das Weltbewußtſein findet in der Vermiſchung des Ethiſchen mit dem Phyſiſchen den Urſprung aller phantaſtiſchen Willkürlichkeit, durch welche die klare Beſtimmtheit der Wiſſenſchaft zerſtört wird, und zugleich die Hauptquelle aller religiös fanatiſchen Verirrungen, die die widerwärtigſten

Monſtroſitäten erzeugen. Nun iſt zwar eine ſolche Vermiſchung dem chriſtlichen Bewußtſein völlig fremd, aber jene abſolute Trennung vermag es eben ſo wenig feſt zu halten. Der böſe Wille, als ſolcher, äußert ſich, wie er das Daſein in ſich aufnimmt, nicht allein in einem beſondern perſönlichen Bewußtſein, ſondern auch in der Totalität des Geſchlechts, ja, in der ganzen Natur. Und wenn der Chriſt den Urſprung des Böſen in ſich ſelber ſuchen muß, ſo iſt es nur, weil ſein Wille, indem er der Form der Perſönlichkeit bedarf, um thätig zu ſein, zugleich als ein geſchichtlicher, ja, als ein Gott widerſtrebender, ſeiner ganzen Natur nach, betrachtet werden muß. Wir haben in dem Vorhergehenden dargethan, daß die höchſte Bedeutung des Weſens der Perſönlichkeit in einem Naturgrunde liege; und in der That iſt es das tiefſte Streben unſerer Zeit, die vorzüglicheren Geiſter ihrer Eigenthümlichkeit nach, und zwar nicht bloß auf eine frühere ſeichte, für ein flaches, pſychologiſches Gerede hinlängliche Weiſe, ſondern mit einem reinen Intereſſe an das Individuum, als ſolches, zum Gegenſtande der Betrachtung zu machen. Das, was man bei einer ſolchen Betrachtung ſucht, und was aus einem genauen Studium aller äußeren und inneren Verhältniſſe hervorgehen ſoll, iſt das reine Bild der in ſich geſchloſſenen Eigenthümlichkeit, ſo daß die Bedeutung einer ſolchen Perſönlichkeit ſteigt, je reiner ſie, als die Geburt einer geiſtigen Vergangenheit in der Gegenwart erſcheinend, durch die ſelbſtändige Thätigkeit auf eine lebendige Zukunft deutet. Das Studium, mit Liebe auf die Perſon gerichtet, ſucht deswegen eine jede Bedingung, unter welcher ſie gebildet wird, ſorgfältig zu ergründen; und was uns als das Geiſtige anſpricht, iſt weder dieſe noch jene Aeußerung der Perſon, noch die äußere Geſammtheit aller, die man kennen lernt und unterſucht hat; vielmehr iſt es eine bleibende Einheit, die höher liegt, als alle Erſcheinung, und durch dieſe nie genügend ausgeſprochen wird. Je geiſtreicher die Perſon aufgefaßt iſt, deſto tiefer und inniger wird ſie von uns erkannt und begriffen. Was von Perſonen gilt, das gilt auch für eigenthümliche Epochen der Geſchichte. Wunderbar ſteht dieſe Richtung auf die Perſönlichkeit, vorzüglich, wo ſie rein aus der Liebe entſpringt, die, je reiner, deſto ſtrenger iſt, dem herrſchenden Formalismus des Allgemeinen gegenüber.

Aber wie die Geſchichte am tiefſten erkannt wird als Natur in ihrem zur Perſönlichkeit geſteigerten Naturgrunde, ſo muß die Natur begriffen werden als Geſchichte, d. h., wie wir eine Phyſik der Geſchichte fordern, müſſen wir eine Ethik der Natur anerkennen, und der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, darf auch dieſer nicht fremd ſein.

Dieſe Anſicht drängt ſich dem chriſtlichen Bewußtſein auf, weil es zu ſeinem Weſen gehört, die Natur als ein Erzeugniß des göttlichen Willens, d. h. der göttlichen Liebe, zu betrachten, ſo daß ihre Nothwendigkeit doch zugleich die offenbar gewordene göttliche Freiheit, und die Phyſik nicht bloß theilweiſe, ſondern ganz Teleologie wird. Nun iſt es freilich klar, daß die Natur in ihrer ſinnlichen Abgeſchloſſenheit die Ethik ausſchließt. Da aber dieſe ihre innerſte Bedeutung im Geiſtigen hat, da im chriſtlichen Sinne der ſittliche Wille ein göttlicher, alſo ſchaffender iſt, ſo muß auch die Natur, als aus einem göttlichen Willen entſprungen, geiſtig und nicht ſinnlich gefaßt werden. Nun haben wir in der Teleologie einen Standpunkt nachgewieſen, auf welchem die Sinnlichkeit ſelber eine Vermittlerin des Geiſtigen, d. h. das Wort auch für das Erkennen Fleiſch zu werden verſpricht. Dieſes iſt nur dadurch möglich, daß die ſeiende, ruhende Natur als ein Ganzes in die Beweglichkeit des Werdens verſetzt wird.

Wir haben in der teleologiſchen Darſtellung das Nichtabgeſchloſſene, Unvollendete des Alls in der Natur als Willkür, in der Geſchichte als Zufall aufgefaßt. Dieſe Willkür der Natur iſt eben ſo grundlos, wie ihre Nothwendigkeit, und deutet auf die Spur der Freiheit, die noch nicht aus ihr verſchwunden iſt. Durch den Zufall ſpricht ſich in der Geſchichte, deren Bedeutung in der perſönlichen Freiheit liegt, die durch ſie beſtätigt, ja, bis zur göttlichen geſteigert, nicht gebunden werden ſoll, dennoch die Nothwendigkeit einer fremden Gewalt des Ganzen aus, die hier ihre Bedeutung erſt durch die Perſon erhält. Im Reiche der ſittlichen Freiheit erſcheint dieſer Zwang äußerer Verhältniſſe eben ſo geſetzlos, wie die Willkür in der Natur; und Zufall wie Willkür, ſtellen eine Einheit, die keine Einheit iſt, die des Geſetzes und des Geſetzloſen, dar; und der Begriff der Willkür in der Natur, wie der des Glücks in der Geſchichte, iſt nicht bloß für eine untergeordnete pſychologiſche Betrachtung wichtig, er hat eine viel tiefere, echt ſpekulative Bedeutung, indem er uns auf den Punkt führt, wo das Geſetz und das Geſetzloſe einer jeden Erſcheinung nach ihrer Einheit, d. h. nach ihrem geiſtigen Urſprunge, hinweiſt.

Nun wiſſen wir wohl, daß Willkür in der Natur, und Zufall in der Geſchichte, von dem Standpunkte der abſoluten Wahrheit aus verſchwinden; aber ſo, daß beide als verſchwindende Momente nicht bloß äußerlich ſinnlich, ſondern in dem tiefſten Grunde des geiſtigen Bewußtſeins, als den Urſprung deſſelben bezeichnend, geſucht werden müſſen.

Die Behauptung, daß Willkür und Zufall Begriffe ſind, die ſich ſelber aufheben, wollen wir gelten laſſen. Sie iſt wahr.

In dem Vorbedachten der Handlung hat ſie keine Bedeutung, und in der Verwirklichung des Vorbedachten, mag dieſe ganz, theilweiſe oder gar nicht gelingen, eben ſo wenig. Und dennoch läßt ſich die Annahme der Willkür, wie wir ſie nur in ihrer objektiven Form in der Natur, die Annahme eines Zufalls, wie wir ihn nur in ſeiner, zwiſchen Subjekt und Objekt, zwiſchen Denken und Daſein ſchwebenden Form, in der Geſchichte betrachtet haben, nicht verdrängen. Die tiefſte Stätte der Willkür aber iſt das Bewußtſein ſelber, wie es in ſeiner Entſtehung begriffen wird. Die Willkür der menſchlichen Handlungen iſt ſelbſt nur die Erſcheinug aus einem tieferen Grunde; ſie hat ihren Urſprung aus einer Beſtimmungsloſigloſigkeit, die jeder Beſtimmung vorangeht; und daher iſt es nun gewiß, daß der Grund des Bewußtſeins jenſeits aller Sinnlichkeit liegt, und nur da begriffen wird, wo der Wille unbedingt thätig iſt. So iſt es klar, daß er ſich ſelber ſeinen Gegenwillen bilden muß, und daß der Freiheit des Wählens ein Moment vorangeht, den wir einen indifferenten nennen müſſen, und deſſen Bedeutung eine rein geiſtige iſt.

Was wir bis jetzt über die Natur des Guten und Böſen, ſo wie über das Verhältniß der Willkür und den mit dieſer gegebenen Gegenſatz zwiſchen Möglichem und Wirklichem geſagt haben, ſollte dazu dienen, den Begriff der Freiheit, ohne welche alle Sittlichkeit ihre Bedeutung verliert, von allen Seiten möglichſt zu begründen. Aber es iſt klar, daß bis jetzt durch unſere Betrachtung die Schwierigkeiten ſich fortdauernd häufen; ja, ſie ſteigern ſich, wenn, was das chriſtliche Bewußtſein fordern muß, die Naturnothwendigkeit des Daſeins in ihrem ganzen Umfange, den Aeußerungen der Freiheit gegenüber ſteht. Findet ſich nicht eine Stätte der Unbedingtheit im Menſchen, eine Stätte der reinen Selbſtbeſtimmung, ſo iſt der Menſch völlig unfrei; und dennoch ſind wir genöthigt, für einen jeden Menſchen, wenn wir ihn als eine ewige Perſönlichkeit betrachten, eine Bedingtheit nicht allein durch dieſe oder jene einzelnen Momente des ſinnlichen Daſeins, vielmehr, der Wahrheit gemäß, durch alle Momente des ganzen Daſeins, anzunehmen, ſo daß, wenn die Natur, wie die Geſchichte, eine Vergangenheit hat, dieſe, wie ſie geworden iſt, in ihrer ganzen Unendlichkeit nicht bloß eine äußere, ſondern eine innere Bedingtheit einer jeden Perſönlichkeit ausmacht. Iſt aber dieſe Bedingtheit des ganzen Daſeins, von welcher der Menſch ergriffen iſt, nicht bloß eine negative Hemmung, ſondern, wie in ſeinem ganzen Daſein, ſo in einem jeden Moment deſſelben ein Produkt der eigenen That, ſo daß behauptet werden muß: der Möglichkeit nach ſtehe es in jedem Moment einem jeden Menſchen frei, ob er der Unendlichkeit der Bedingungen, von welchen er ergriffen iſt, ſich hingeben will, oder ob er in Gott frei ſein wolle: ſo ſehen wir, daß der Prädeterminismus, bei deſſen Annahme Kant ſo viele Schwierigkeiten fand, noch viel tiefer genommen werden muß, als es durch ihn geſchah. Das ganze Daſein hält uns in den Feſſeln ſeiner grundloſen Nothwendigkeit. Was wir Gewohnheit der Sünde bei einem einzelnen Menſchen nennen, jene Macht, mit welcher die ſündliche Begierde als Gedanke laut wird und als That ſich äußert, als wäre ſie eben ein weſentliches Element unſeres Daſeins, deſſen inſtinktmäßige Thätigkeit ſich von ſelbſt verſtände, gilt in noch höherem Maaße, wenn wir das Geſammtleben der Menſchen in und mit einander betrachten. Denn beſtimmte Völker in beſtimmten Epochen, ſo wie das ganze Menſchengeſchlecht zu beſtimmten Zeiten, ſtellen ganz eigenthümliche Verirrungen dar, Abweichungen, die ſie den äußern Verhältniſſen der Geſchichte und den ſtrengen Geſetzen der Natur ſchlechthin unterwerfen. Dieſe ſündhaften Aeußerungen, die die verſchiedenen Völker und alle unter einander gemeinſchaftlich abbüßen müſſen, ſind eben, je weniger ſie anerkannt werden, deſto tiefer in das Innerſte der Seele hineingedrungen, daß ſie weſentlich zu ihrer Eigenthümlichkeit zu gehören ſcheinen. Und wenn wir auch dieſes Eigenthümliche bis zur höchſten Reinheit ſteigern, wenn wir uns die Perſönlichkeit völlig beſeligt und erlöſt denken, ſo wird dennoch die Eigenthümlichkeit, als ſolche, das Gepräge des Beſondern nur tragen, inſofern es betrachtet wird, als in jedem Augenblick die Abſonderung von Gott bekämpfend. Derjenige ſelige Zuſtand der Einheit aller Perſönlichkeiten unter einander und mit Gott, den wir nicht als Vergangenheit, wohl aber als den ewigen, unveränderlichen Grund aller Vergangenheit betrachten müſſen, als die ſchlechthin nothwendige Vorausſetzung eines jeden Gemüths, als den lichten Himmel, der, indem er umwölkt wurde, alle Thätigkeit im Denken, Handeln und Daſein hervorrief, iſt ein abſolut anfangs- wie endloſer, in welchem und aus welchem alles Denken entſpringt, und die Abſicht Gottes mit uns, (da Gott ſich nicht wie ein äußerlicher zu uns verhält, ſondern, als ein immanenter, in einer jeden Perſönlichkeit als Princip der Selbſtthätigkeit ſich zeigt, der Wille ſelbſt, aus welchem die Abſicht der Perſon hervorgehen ſoll) hebt alſo mit der Nacht der Abſonderung an, mit dem Begriff der Endlichkeit der Perſon. Dieſe Endlichkeit aber iſt ſchon im Urſprunge von dem Unendlichen getrennt, und dieſes Letztere ſoll in ſeiner Einheit mit dem Erſteren reſtituirt werden. Aber eben deswegen kann das Endliche, deſſen Urſprung durch den Abfall entſtand, zwar beſiegt, d. h. in ſeine Einheit mit dem Unendlichen geſetzt werden, aber nie verſchwinden.

Dieſe endliche Perſon iſt nicht bloß partiell geſondert von andern endlichen Perſönlichkeiten und mit dieſen in eine, in der ſinnlichen Zeit zu überſchauende Wechſelbeziehung geſetzt; ſie iſt auf eine unendliche Weiſe von der unendlichen Mannigfaltigkeit alles Endlichen getrennt, und die wechſelſeitige Abhängigkeit und die gegenſeitigen Bedingungen und Beſchränkungen alles Endlichen, haben nicht bloß ihrem unfreien Zuſtand, als eine Hemmung, erzeugt, ſondern ſind durch die perſönliche That hervorgerufen. Eine Spur dieſes innern Getrenntſeins und der, mit ihm gegebenen, äußeren Abhängigkeit bleibt nicht allein bei den bedeutendſten Perſönlichkeiten zurück, wir fordern ſie ſogar, und eine gewiſſe Schärfe, eine gewiſſe Strenge der Geſinnung hängt ſelbſt mit der Beſtimmtheit und Entſchiedenheit des Charakters zuſammen. In der That wird die ſchwächliche Hingebung, die keinen Widerſtand vorauszuſetzen ſcheint, die weichliche Lenkſamkeit keineswegs dem chriſtlichen Bewußtſein als das Vorzüglichere erſcheinen; ſo daß in den vielfältigen Schwankungen des Lebens wenigſtens die erkannte Möglichkeit des Böſen, zur vollen Ausbildung und in ſich ſicherern Rundung der Eigenthümlichkeit, erforderlich zu ſein ſcheint. Die Engel im Himmel, ſagt der Erlöſer, freuen ſich mehr über einen Sünder, der ſich bekehrt, als über neun und neunzig, die der Buße nicht bedürfen. Aber die Bekehrung iſt keine ſinnliche Thatſache, ſie iſt ein innerer Vorgang, und der Sieg iſt deſto bedeutender, je größer der Widerſtand, der in jedem Moment zu bekämpfen iſt. Es iſt bekannt, daß dieſe Anſicht der Sünde, als das nicht bloß äußere, ſondern innerſte Moment der

Bekehrung, ſo tief in dem innern Bewußtſein wurzelt, daß es bei fanatiſchen Sekten ſelbſt den Reiz zum Böſen hervorruft und durch eine furchtbare Verirrung eine ſchauderhafte Quelle der Sünde wird. Der Urſprung dieſer Verirrung, ſo finſter er auch erſcheint, bezeugt auf die entſchiedenſte Weiſe, wie tief im Innerſten die Möglichkeit des Böſen mit der Offenbarung des Guten verbunden iſt.

Wie das Evangelium auch dieſe räthſelhafte Seite des menſchlichen Daſeins, die, wenn ſie auch nicht zum Weſen der Eigenthümlichkeit gehört, doch eine immer rein geiſtige Bedingung ihrer Entwickelung bildet, in ſeiner erhabenen Einfachheit auffaßt und darſtellt, lehrt uns die ſonſt unerklärbare Verſuchungsgeſchichte des Heilandes. Er war — das iſt oft und klar genug ausgeſprochen — ohne Sünde; und in der That, das unbedingt Reine, ſchlechthin Fleckenloſe ſeines Daſeins, dasjenige, wodurch er innerlich über alle Bedingungen des ſinnlichen Daſeins erhaben war, ſelbſt wo er ihnen äußerlich unterlag, gehört ſo weſentlich zu ſeiner göttlichen Perſönlichkeit, daß ein jeder Zweifel in dieſer Rückſicht das chriſtliche Bewußtſein zerſtören würde. Dadurch ward er die Perſon aller Perſönlichkeit, der lichte, perſönliche Mittelpunkt der Geſchichte und der Natur, die beide ihm dienten, ſo daß das Geſetz des ganzen Daſeins ſeine Verklärung und durch dieſe erſt ſeine Beſtätigung durch die göttliche Liebe erhielt. Sein ganzes Leben ward dadurch die reine Aeußerung des göttlichen Willens, daß er, obgleich Menſch, doch zugleich als Gott anerkannt werden muß. Und dennoch hat die Verſuchungsgeſchichte des Heilands gar keinen möglichen Sinn, wenn nicht, ſelbſt was bei ihm, in der Erſcheinung, als menſchliche Perſönlichkeit hervortrat, das Böſe, welches nie Wirklichkeit werden durfte, als dunkle Möglichkeit vorausgeſetzt wird. Dieſer tiefſte Gegenſatz des menſchlichen Daſeins in ſich ſelber, dieſer Doppelwille jeder Perſönlichkeit in ſich, ohne welches ſie ſich nie zu ergreifen, in ihrer grundloſen Poſitivität zu faſſen vermag, ſo daß, damit die Perſon in ihrer Wahrheit begriffen werde, das Böſe wenigſtens als Wille, der Möglichkeit nach, wirklich genannt werden muß, enthält das eigentliche Räthſel, die Aufgabe, die zu löſen iſt, wenn von ſeinem Urſprunge die Rede ſein ſoll.

Mit einer heiligen Scheu faſſen wir dieſe Verſuchungsgeſchichte ins Auge, denn nie war in der erhabenſten Einfachheit die, bis dahin dem geſchichtlichen Bewußtſein verborgene, Tiefe des menſchlichen Daſeins auf eine ſo bedeutende Weiſe in allen ſeinen Momenten aufgeſchloſſen.

Das Böſe kann nicht erzeugen, aber es will eine jede Stufe, was nur Stufe der Entwickelung ſein ſoll, feſthalten. Die erſte Verſuchung, der ein jeder Menſch unterliegt, iſt die, daß er den Genuß der ſinnlichen Gegenwart für abſolut erklärt, aber „er lebt nicht vom Brodte allein, ſondern von jedem Worte, das durch den Mund Gottes geht.“ Es war dieſe erſte, ſinnlichſte Verſuchung, die der Affekte, des Willens, der ſich ſelber in ſeiner Aeußerung vernichtet. Durch ihn entſteht das bloß Maſſenhafte in dem Innerſten einer jeden Perſönlichkeit, durch ihn die Maſſe eines jeden Volks, die innerlich Unfreien, die geiſtige Knechtſchaft, durch ihn endlich die Maſſen des Geſchlechts, die Raſſen.

Die zweite Verſuchung iſt diejenige, durch welche wir nicht das Einzelne der Erſcheinung für unſere Selbſtſucht gewinnen, ſondern über die Natur ſelbſtſüchtig gebieten wollen.

Es iſt die bis zum vereinzelnden Frevel ausgebildete Zuverſicht des eigenthümlichen Naturgrundes, der Mißbrauch jener geheimen Gewalt des menſchlichen Naturgeiſtes, aus welchem oft in der Erſcheinung das Mächtigſte ſich entwickelt, aber ſo, daß es als Geſez mittelbar zur Entwickelung des Geſchlechts dient und, um für die Perſönlichkeit fördernd zu ſein, der Beſtätigung durch die Liebe bedarf. Denn was nicht ſeinen Urſprung aus Gottes Willen hat, der die Perſon beſtätigt in ihrer Einheit mit Gott, das verwandelt ſich nothwendig in ein Geſez, nicht bloß für die von Gott getrennte Perſon, ſondern auch für das Geſchlecht; und nur die ewige Liebe vermag dort, wie hier das Siegel des Geſezes zu löſen. Dieſer Verſuchung unterliegt jede geiſtig bedeutende Perſon, wo der Naturgrund allein waltet, ohne zur freien Perſönlichkeit verklärt zu ſein, wo dieſe zwar dadurch mächtig erſcheint, aber auch in die Gewalt des Grundes geräth, den ſie zu beherrſchen glaubt. Der Perſönlichkeit entronnen, dienen die Erzeugniſſe dazu, in der Geſchichte die unergründliche göttliche Abſicht für das gereinigte Bewußtſein auf eine heitere Weiſe, wie durch die grundloſen lebendigen Geſtaltungen in der Natur, zu offenbaren. Dieſer Verſuchung unterlagen die alten Völker, und es war der geiſtig geſchwängerte Naturgrund durch das göttliche Geſez geordnet, der die mythiſche Schönheit entwickelte.

Die dritte Verſuchung endlich iſt die des perſönlich unbedingten Bewußtſeins. Es beherrſcht, dieſer Verſuchung unterliegend, den einzeln genußreichen Moment des Affekts, ohne ihn zu unterdrücken; es ruft die Phantaſie zu Hülfe, und der Naturgrund muß ihm dienen. Aber das Bewußtſein iſt ſich in jedem Moment ſeiner Abſicht bewußt; es iſt nicht jene Herrſchſucht des Naturgrundes, es iſt das Innerſte des eigenthümlichen Selbſts, das

Meinige, die **Meinung**, die in einer jeden Perſon, wie in einem jeden Volke die Geſchichete in ſich zerſplittert, daß aller Kampf ein Kampf der Meinungen wird, daß von dieſem Mittelpunkte des abſolut ſelbſtſüchtigen Willens alle Güter der Erde einem Jeden zu Theil werden ſollen. Dieſe tiefſte Verſuchung iſt es, welcher unſere Zeit unterliegt. Wir kennen das Geſetz noch nicht, welches dieſen Willen reinigen und beugen ſoll; nur die gläubige Zuverſicht erwartet ſeine Beſtätigung durch die Liebe.

So waren es nicht die Verſuchungen, wie der einzelne Menſch ihnen unterliegt, es war die **Verſuchung** (der Verſucher), der dem Heiland entgegentrat, die Nacht des Alls, die ihre Finſterniß aufſchloß und der grundlos tiefe Sinn, daß er die Sünde des ganzen Geſchlechts auf ſich lud, ſpricht ſich aus dieſer kindlich einfachen Darſtellung aus. Aber aus dieſer nächtlichen Möglichkeit entſprang der ewige Tag der Geſchichte, der Verſucher entwich, die Engel dieneten ihm, die chriſtliche Sittenlehre ward verkündigt durch die Bergpredigt, das Geſetz dem Zwange der bloß erſcheinenden Geſetzmäßigkeit, in welcher es verborgen lag, ſtrenger, unabweichbarer nach ſeinem Urſprunge hingewieſen, und da durch die Liebe beſtätigt.

So haben wir nun von allen Seiten eine Unterſuchung einzuleiten geſucht, die für die Religionsphiloſophie unter allen die ſchwierigſte und, wie Viele glauben, im chriſtlichen Sinne zugleich die bedenklichſte genannt werden muß.

Indem wir die Schellingſche Anſicht von dem Urſprunge des Böſen, hier, wo wir an der Frage nicht ſtillſchweigend vorbeigehen dürfen, auf unſere Weiſe zu entwickeln ſuchen werden, tritt uns zuerſt das Bedenken chriſtlich geſinnter Männer entgegen, welche, indem ſie eine Unterſuchung der Art für gefährlich halten, ſie zugleich für unnöthig erklären. Und in der That, dieſe Bedenklichkeit hatte, wie ich geſtehen will, auch für mich ein ſehr bedeutendes Gewicht. Das Böſe, ſagen ſie, iſt das Geheimniß; Alles, was die Menſchen einander entfremdet, wodurch ſie ſich gegenſeitig verſchließen, wodurch ſie befürchten, wenn ſie ſich wechſelſeitig hingeben und ſich vertrauen, ſich auch wechſelſeitig beſchränken, ja, vernichten zu müſſen; die Schatten, die wir einander zuwerfen, entſtehen durch das Böſe, durch die Sünde. Die Staaten haben ihre Geheimniſſe untereinander, Geheimniſſe trennen Regierung und Volk, der liebevolle Menſch iſt von ſeinem Freunde durch Geheimniſſe getrennt, ja, ein jeder Menſch bewahrt in ſeinem Innerſten Geheimniſſe für ſich ſelber, verſchloſſene Tiefen, die er nicht zu öffnen wagt. Dieſe Geheimniſſe bilden das Geheimniß und verbergen den Urſprung der Sünde; daß ſie aber in meinem Willen ruht, daß ſie nur Sünde iſt, inſofern ſie aus dieſem entſpringt, das ſagt mir mit der klarſten Sicherheit, das Gewiſſeſte in mir, mein Gewiſſen. Mag denn ein Geheimniß bleiben, was als ein ſolches in allen Richtungen da iſt, unſer ganzes Bemühen, inſofern wir durch das chriſtliche Bewußtſein geleitet werden, wendet ſich von dieſem Geheimniß ab; es liegt hinter uns, wenn auch noch ſo dicht, und wir ſollen es nicht wagen, wie Loths Weib, nach der Stätte der Verwüſtung zurückzublicken. Alles Erkennen ſowohl, wie alles chriſtliche Leben, iſt dem lichten Tage zugewandt, und alle Wahrheit des Erkennens, wie alle Seligkeit des Handelns tritt hervor, indem dieſe Nacht weicht. Daß das Böſe ein Nichtiges für Gott ſei, darin ſeid ihr, die ihr euch ſolcher dunkelen Unterſuchung hingebt, mit uns einig. Die Klarheit und das fruchtbare geiſtige Erkennen, welches, dem Lichte zugewandt, ſich immer heiterer entfaltet, ward uns, wie euch zu Theil, indem wir immer deutlicher die göttliche Abſicht in Allem erkennen. Die dunkle Unterſuchung über den Urſprung des Böſen bleibt, wenn eure Unterſuchung geſchloſſen iſt, unfruchtbar, wie ſie war, und euch, wie uns, nur der immer von neuem zurückgedrängte Grund aller Entwickelung zur Seligkeit.

Aber wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß die Frage, einmal aufgeworfen, eine Schwierigkeit enthält, deren Löſung dem erkennenden Geiſte im höchſten Grade wichtig iſt. Wer die Wahrheit in dem bloßen Fortſchreiten des Denkens durch die Vermittelung der Begriffe ſucht, dem bleibt freilich dieſe Schwierigkeit unbekannt; denn ihm iſt das Sein des Nichtſeins die urſprüngliche Bedingung alles Wirklichen und Wahren, und das Setzen des Widerſpruchs und die fortſchreitende Hebung deſſelben iſt die Vermittelung, in und mit welcher die Wahrheit gegeben iſt. Das Böſe aber iſt dem chriſtlichen Bewußtſein, als Wille, der nicht bloß eine Vermittelung veranlaßt und in dieſer aufgeht, ein geiſtig Bleibendes und, wenn auch ohnmächtig, dennoch auf ewige Weiſe Beharrendes, ein nicht bloß Gedachtes, ſondern in ſeiner beſondern Form als Perſönlichkeit Seiendes, wollendes Daſein zur Verdammniß, durch das poſitive Abwehren aller Vermittelung; ſo wie zur Seligkeit, wo es als bloße Möglichkeit durch die Hingebung in den göttlichen Willen nicht zur Wirklichkeit wird. Dieſes Poſitive des Böſen enthält eben die Schwierigkeit. Es iſt nicht eine Frage, die ſich abweiſen läßt, wenn ſie einmal aufgeworfen iſt, nicht eine Wirklichkeit, deren Möglichkeit uns unbekannt iſt, und die alſo deswegen nicht abgeleugnet wird:

das Böſe tritt vielmehr, obgleich wirklich, der Vernunft als eine Unmöglichkeit entgegen; es enthält alſo einen Vernichtungsprozeß des Denkens in ſich ſelber; denn wenn wir in Beziehung auf das Handeln nie zugeben können, daß irgend eine That, die durch Sünde entſtanden wäre, als ſolche, eine Realität für Gott bliebe, und wenn wir zugeben müſſen, daß eine Handlung, von welcher angenommen wird, daß ſie Gott gegenüber ſich behaupten könne, die Sittlichkeit in ihrer Wurzel vernichtete, ſo ſcheint auch dem Denken eine tödtliche Wunde beigebracht, wenn wir ein anerkannt Unmögliches als den Grund der Wirklichkeit des ganzen Daſeins annehmen müſſen. Es iſt nicht Neugier, nicht frecher Uebermuth, wenn die Vernunft nicht ruht, bis ſie mit ſich ſelber einig geworden iſt, es iſt das Gewiſſen, welches im Denken die Einheit feſthalten muß, wie im Handeln. Dieſes kann nicht ruhen bis es jenen Begriff des Unmöglichen verdrängt hat, und es wird nicht beruhigt durch die Annahme der Wirklichkeit eines völlig Undenkbaren.

Nun kann das Böſe nicht aus Gott entſtanden ſein, darin iſt der ſpekulative Denker mit einem jeden Chriſten einig; aber es ſcheint eben ſo wenig aus ſich ſelbſt entſtehen zu können, weil wir es nicht als ein abſolut Urſprüngliches annehmen können, es vielmehr als einen Abfall von einem Urſprünglichen betrachten müſſen. Um den Begriff des Böſen faſſen zu können, wird daher die Natur einer Intelligenz überhaupt, die, wie ſie auch aufgefaßt wird, göttlicher Art ſein muß, in Betracht gezogen. In der That iſt dieſe Seite der Philoſophie ſeit Fichte der Mittelpunkt aller Spekulation geworden und geblieben. Daß die Selbſtbeſtimmung allem Denken und alſo auch aller vernünftigen Handlung, aller That zum Grunde liegt, und daß dieſe Selbſtbeſtimmung, auf unbedingte und ewige Weiſe, auch der Urſprung aller göttlichen That ſei, iſt Angelpunkt aller wahren Philoſophie; die Selbſtbeſtimmung aber ſetzt die Entzweiung des Geiſtes in ſich ſelber voraus; denn zwar iſt das, was beſtimmt werden ſoll, der beſtimmende Geiſt ſelber, aber in der Form des zu Beſtimmenden iſt es dennoch von der Thätigkeit des Beſtimmens geſchieden. Wie man nun auch dieſe Trennung des Geiſtes in ſich ſelber auffaſſen mag, als Ich und Nicht-Ich mit Fichte, als Subjekt und Objekt mit Schelling, als Sein und Nichts mit Hegel, jederzeit iſt die Annahme dieſer Trennung, als der nothwendige Grund der Selbſtoffenbarung des Geiſtes, vorausgeſetzt. Das chriſtliche Bewußtſein kann nicht mit Fichte den ſchaffenden Geiſt in der Form des Ichs, wie es ſich immitten ſeiner Bedingungen ergreift, und die Verwirklichung deſſelben durch einen ins Unendliche hinausgeſchobenen Prozeß des ſittlichen Handelns, als abſolut annehmen. Eben ſo wenig genügt es ihm, Gott als die abſolute Einheit und in ſich abgeſchloſſene ruhige Vollendung ſeiner ſelbſt, als höchſte Idee der Schönheit und der abſoluten Identität des Subjekts und Objekts, mit Schelling in den erſten Entwickelungen ſeiner Philoſophie zu betrachten. Denn obgleich wir dieſe Darſtellung der in ſich geſchloſſenen und in ſich völlig klaren Identität und die Bemühung, die Einheit in ihrer ungetrübten Abgeſchloſſenheit zu betrachten, als die Ausbildung des geſunden Organs aller Philoſophie anerkennen müſſen, und eben in dieſer Schelling'ſchen Darſtellung die Grundlage erkennen, die allein eine chriſtliche Spekulation möglich gemacht: ſo iſt es doch entſchieden, daß das chriſtliche Bewußtſein im Denken, wie im Handeln eben mit dem Schatten zu kämpfen hat, der in dieſe

Einheit hineingeworfen zu ſein ſcheint, mit welchem die Bewegung des Erkennens erſt anfängt, und der dort, wie hier, beſiegt werden ſoll.

Die Schwierigkeit, dieſes tiefſte aller Probleme richtig zu faſſen, liegt darin, daß die wenigſten Menſchen, ſelbſt Philoſophen und ſpekulative Denker, die Fähigkeit beſitzen, wahrhaft objektiv zu denken, d. h. mit dem Objekt, als Objekt, anſchauend. Der Gegenſatz zwiſchen einem Subjekt und Objekt ſoll zwar geſetzt, aber zugleich aufgehoben werden, das All, welches *wird*, ſoll zu gleicher Zeit *ſein*. Dieſe Tiefe der Spekulation iſt in dem chriſtlichen Bewußtſein und in dieſem allein begründet. Sein Objekt iſt allerdings das göttlich Subjektive, der beſtimmende, wollende Gott in Allem; er allein, als das ewig poſitiv Seiende, denkt, handelt, iſt. Was Gott ſpricht, das *iſt da*, und wenn wir, von Gott getrennt, uns wechſelſeitig die Schatten zuwerfen, ſtatt das Licht, wenn dieſer Schatten uns ſo undurchdriglich, ſein Widerſtand gegen das Licht, als Maſſe, uns ſo unüberwindlich ſcheint, ſo iſt dieſe ſinnliche Maſſe, ſelbſt in ihrer ſtarren Ruhe, ein geiſtig Bewegtes für Gott und für uns, inſofern wir in ihm leben. Es iſt eine oft genug wiederholte, geſchichtlich philoſophiſche Trivialität geworden, daß mit Carteſius die moderne Philoſophie ihren Anfang nahm, weil er das Denken abſolut vornehm an die Spitze ſtellte. Dieſe Behauptung mag für die ſubjektive Beſchränktheit der Schule gelten, die unter jeder Bedingung ſich in Beſitz von Formeln ſetzen muß, die ſich freilich bequemer, als das göttliche Denken, welches ſich in dem Leben ſelber bewegt, und deſſen mannigfaltige Geſtaltung zugleich ſein ausgeſprochenes Wort iſt, auch aus der zweiten Hand, handhaben laſſen. Aber für den objektiv denkenden Geiſt, der die Geſchichte lenkt, wird dieſe ſubjektive Richtung der Schule außerhalb der Einheit mit dem objektiven Gedanken, der ſich in der Naturwiſſenſchaft der damaligen Zeit ausſprach, ſelbſt ein Kümmerliches, Beſchränktes und Hohles genannt werden müſſen. Dieſer Gedanke des ewigen Objekts ſelber, ergriff das menſchliche Geſchlecht (nicht der Lehrer eines Syſtems in ſeiner Vereinzelung), als das Gravitationsſyſtem die Maſſe = Schwere, das Sinnliche alſo als ein Geiſtiges, das Einzelne als ein Ganzes, ſich ſelbſt Gleiches, durch ſeinen Mittelpunkt, unmittelbar in die Totalität des Alls ſetzte. Und wenn dieſer Gedanke des Univerſums auch zuerſt nur in der Zucht der Verhältniſſe (quantitativ) begriffen wurde und fortdauernd ſo behandelt werden muß, ſo liegt dennoch in dieſen ſelbſt die Gewalt der Geiſtigkeit des Alls verborgen. Faſſen wir nun ſo das ganze Daſein in ſeiner Einheit als göttliches Objekt der Selbſtbeſtimmung, als dasjenige, in welchem Gott ſich offenbart, ſo iſt es allerdings der Grund ſeiner Offenbarung, freilich nicht als Schwere, wie es für uns, vermittelt durch die ſinnliche Vereinzelung der Maſſe und durch die Zucht der Verhältniſſe, der wir unterliegen, uns gegeben iſt, wohl aber als dasjenige Geiſtige, in welchem der Grund und das beſtimmende Selbſt, Licht und Schwere, in fortdauernder innerer Selbſtverſtändigung ſich faſſen. Daher iſt die Bewegung des Grundes, obgleich von Gott getrennt, dennoch, inſofern durch ihn ſich Gott offenbart, die Verkündigung der Einheit Gottes ſelber. Aber damit dieſer Grund ſeine Bedeutung als ſolcher behalte, darf er nicht und kann er nicht ein nur Bedingtes ſein. Denn würde die abſolute Bedingtheit im Grunde geſetzt, ſo verſchwände er als Grund, ginge in die abſolute Unbedingtheit des göttlichen Weſens über, und diejenige Duplicität, die bei aller Thätigkeit einer Intelligenz vorausgeſetzt werden muß, und mit dieſer die Intelligenz ſelber, verſchwände. Der Grund alſo des göttlichen Daſeins und mit dieſem der göttliche Gedanke, obgleich der Wirklichkeit nach ganz und durchaus der göttlichen Einheit des Willens unterworfen, muß in ſich ein Ungebundenes, ein Unbedingtes enthalten, welches, obgleich die Einheit der Intelligenz offenbarend, dennoch eben dadurch auf eine ewige Weiſe — wie ja der Akt der Intelligenz ein ewiger iſt — dasjenige in ihr iſt, was, von ihr abgewandt, als auf unbedingte Weiſe von ihr geſchieden betrachtet werden muß. Das Böſe iſt daher das in Gott, was nicht aus ihm iſt, ſondern eben von ihm geſchieden, der ewige Grund ſeiner Offenbarung. Hierin liegt nun die Begründung des Böſen als Möglichkeit, und zu gleicher Zeit, inſofern die menſchliche Perſönlichkeit in ihrer beſondern Form das All einſchließt, die Möglichkeit des Böſen in einer jeden Perſon. Da eine jede Perſönlichkeit, ihrem Weſen nach, als eine ewige, alſo in der Zeit weder entſtandene, noch vergehende, betrachtet, in und mit Gott lebt, handelt und denkt, ſo gilt die Möglichkeit des Böſen nur von ihr als endliches Geſchöpf. Denn nur als ſolches hat ſie ſich von der Einheit mit ihrer eigenen Unendlichkeit getrennt und muß ſich ſo, als ein Gott Widerſtrebendes, auffaſſen.

Erwägen wir nun, daß alles ſittlich Gute das Böſe vorausſetzt, und daß der Begriff der Sittlichkeit ſelbſt vernichtet wäre, wenn wir die Möglichkeit des Böſen ableugnen, ſo ſcheint es nothwendig, anzunehmen, daß ein Wille, der das Endliche von ſeiner innern Unendlichkeit trennt, und dieſe als eine äußere, der er unterworfen iſt, ſetzt, zum Weſen deſſelben gehört. Die Sittlichkeit wird durch dieſe Trennung eben zu der Bewegung aufgefordert, die die fortdauernde lebendige Thätigkeit agitirt, und ſelbſt das reinſte Bewußtſein wird nur in Gott geſetzt, inſofern es ſich außerhalb der Gottheit weiß, ja, die lebendige Selbſtbeſtimmung des Bewußtſeins ſelber würde verſchwinden, wenn die Möglichkeit des Böſen aufgehoben würde. Dieſe Anſicht, daß die Freiheit eine Freiheit der Wahl iſt, begründet die ganze Sittenlehre, und ohne einen Willen, der gegen Gott iſt, verlöre der ſittliche Wille und mit dieſem die Sittlichkeit ſelber, ihren ganzen Werth. Freilich iſt der höchſte Begriff ſittlicher Freiheit da, wo uns die Kindſchaft Gottes verliehen iſt, und es ſcheint, als wenn da, wo wir in und mit Gott leben, das Böſe ſelbſt eine Unmöglichkeit ſein müſſe; denn eine jede böſe Willensäußerung iſt eine freie Vernichtung der freien Selbſtbeſtimmung. Die Sünde iſt die Aufhebung der Freiheit durch ſich ſelber; wo ſie ſich äußert, unterwirft ſie den Menſchen dem göttlichen Geſetz, und der Trotz, der den ſündhaften Willen erhalten will, ruft immer nur die größere Strenge des Geſetzes hervor, ſo daß der in Sünden beharrende Menſch eben durch die Aeußerung ſeiner Willensfreiheit immer unfreier wird. Gegen dieſe Unfreiheit der Freiheit ſelber iſt eben der Kampf des auf Gott gerichteten und durch ihn begnadigten Gemüths gewandt, und jemehr ſein Sinn und ſeine Geſinnung als Glaube und Liebe ſich geſtalten, deſto mehr entfernt ſich das Geſetz mit ſeiner Strenge und wird dennoch innerlich beſtätigt, als ein förderndes, nicht als ein vernichtendes. Es wird, ſcheint es, eben, je freier der Menſch im göttlichen Sinne iſt, ihm deſto unmöglicher, gegen einen göttlichen Willen zu handeln. Und daß die zweifelhafte Wahl, die in ihrem Schwanken am freieſten zu ſein ſcheint, immermehr nach der einen Seite ſich neigt und (wenn wir das erreichen könnten, was wir wollten, der reine Ausdruck des göttlichen Willens zu ſein, der alle Wahl ausſchließt,) wir nicht unſere Freiheit einbüßen, vielmehr nur ſo allein ſie zu gewinnen vermögen, ſcheint zu beweiſen, daß die ewige Perſönlichkeit in ihrer Weſenheit und Wahrheit nicht allein ohne Sünde, ſondern auch ohne den Willen der Sünde ſein müſſe. Und dennoch — wenn wir nun verſuchen, uns die Seligkeit ſo zu denken, ſo müſſen wir geſtehen, daß alle Selbſtthat ihre ſittliche Bedeutung verloren habe, und ſelbſt von den Seligen müßte es behauptet werden, daß eine angenommene Möglichkeit des Böſen, die nur nie zur Wirklichkeit komme, den nie zu verdrängenden, immer von neuem überwundenen Grund ihres Daſeins bilde.

Mit dem chriſtlichen Bewußtſein iſt die Lehre von den Engeln innig verbunden, und wie das Weltbewußtſein ſich ſträubt gegen die Annahme einer böſen Intelligenz, ſo iſt ihnen auch das Daſein der Engel eine Geburt des entſchiedenſten Aberglaubens; und dennoch liegt in dieſem Glauben an Engel die tiefſte ſpekulative Bedeutung. Das Bewußtſein der ewigen Perſönlichkeit in ihrer Weſenheit und Wahrheit, iſt mit einer, aller Zeit vorangehenden, Einheit der Perſon verbunden, alle Reue erhält ihre Bedeutung nur dadurch, daß wir uns dieſes urſprünglichen Zuſtandes, als eines durch die eigene That verlorenen, bewußt werden. Dieſer Zuſtand der Perſon nun, ihr friedliches und ſeliges Zuſammenleben mit Gott, wird ſelbſt als ein innerlich unendlicher geſetzt; eine Welt von Geſchöpfen, die in ihrer Einheit mit Gott beharren, iſt ein ſo nothwendiges Moment des chriſtlichen Bewußtſeins, daß die Annahme eines mit Gott geſetzten urſprünglichen Falles die ganze göttliche Selbſtoffenbarung, die ganze Schöpfung Gottes, ja, ſein eigenes Daſein in ſich trüben müßte; und diejenige Schöpfung, die aus dem dunkeln Grunde der Sünde ſich erſt emporheben ſoll, wird betrachtet als herausgeſtoßen aus dem fortdauernden Glanze des göttlichen Lebens, und erregt in dieſer Welt der nie aufhörenden Seligkeit, nur die liebende Theilnahme, ohne die Seligkeit zu ſtören. Iſt es nun gewiß, daß die Lehre von den Engeln ein weſentliches Element des chriſtlichen Glaubens genannt werden muß, ſo ſcheint dieſe Lehre mit der Annahme eines urſprünglichen Böſen, als eines, freilich von Gott abgewandten, aber dennoch nothwendigen, Grundes ſeiner Selbſtoffenbarung durchaus nicht beſtehen zu können. Zwar würde man behaupten, es ſei ja doch nicht möglich, wenn wir uns Engel denken, dieſe nicht als Intelligenzen zu betrachten, deren Selbſtthat ſich eben ſowohl durch eine ſittlich handelnde, wie durch eine bewußt denkende Selbſtbeſtimmung äußert. Man müſſe alſo hier eben ſowohl eine Möglichkeit des Böſen annehmen, wenn man die Wirklichkeit des ſittlich Guten auf irgend eine Weiſe begreifen wollte. Daß alſo die Engel den göttlichen Willen ausrichten und dem Menſchen zur Förderung der Seligkeit dienen, iſt nur dadurch denkbar, daß ſie ſich, in ihrer urſprünglichen Abſtammung aus Gott, fortdauernd rein erhalten, d. h. daß das Böſe in ihnen eine bloße Möglichkeit iſt, die nie zur Wirklichkeit kömmt, ein immer von neuem beſiegter Wille, der nie That wird und, fortdauernd überwunden, den göttlichen Willen als den eigenen ausübt. Aber hier drängt ſich nun eine neue Schwierigkeit auf, nämlich, der Unterſchied zwiſchen der Reinheit der Engel und der Unſchuld der erſten Eltern. Ein Unterſchied muß offenbar angenommen werden, und das rein himmliſche, wolkenloſe Leben, von der Gefahr der Sünde nie bedroht, muß von dem paradieſiſchen Zuſtande der erſten Eltern getrennt werden. Worauf beruht nun dieſer Unterſchied? Wenn wir unſere ſpekulative Anſicht feſthalten, offenbar darauf, daß in dem paradieſiſchen Zuſtande die Sünde, die in ihrer Möglichkeit gegeben war, in die Wirklichkeit übergeht, was von den Engeln nicht vorausgeſetzt werden darf. Nun iſt eine Möglichkeit, die nie Wirklichkeit wird, noch werden kann, von einer Unmöglichkeit, dem Begriffe nach, nicht zu trennen. Die Unſchuld iſt die wirkliche Sünde, wenn auch nicht actu, doch potentia. Die Erſcheinung ſelber hat allerdings in allen ihren Gliedern ihren Urſprung aus der Sünde, denn ſie iſt das All des göttlichen Geſetzes, durch welches der böſe Wille nicht allein gezüchtigt wird, ſondern auch gezwungen, Gottes Willen zu offenbaren. Wir haben dargethan, daß in der Entwickelungsgeſchichte der Erde die Schöpfung der erſten Menſchen ein Jubel des ſinnlichen Alls war, daß der Moment, in welchem der Menſch ſich in ſich ſelber fand und erkannte, zugleich der war, in welchem das All in ihm, wie im Bilde Gottes, in ſeiner ganzen Unendlichkeit innerlich geordnet, erſchien, und wir erkannten dieſen Moment der Einheit, vorbildlich durch den Moment reiner Begeiſterung im menſchlichen Leben dargeſtellt: doch dieſer iſt, betrachten wir ihn als den Anfang des Geſchlechts, oder innerhalb der Bedingung ſeiner Entwickelung, nur ein vorübergehender; denn die Gewalt des Böſen ruhte in dem ſinnlichen All, und die ſinnlichen Bedingungen des Daſeins riefen den Willen der Sünde hervor. Das geheime Grauen in der Natur fand in dem menſchlichen Willen einen perſönlichen Mittelpunkt, und die freudige Einheit der Natur, verwandelte ſich in eine Unterwerfung unter ihr. Wenn uns im Leben, freilich nur auf eine relative und beſchränkte Weiſe, das Vorbild der Unſchuld entgegen kömmt, nachdem das Urbild verſchwunden iſt, erkennen wir es da, wo wir eine

Einheit mit der Natur finden, wo dieſe ihr Recht behauptet; aber auch Recht hat, weil ſie nicht als ein durch das Geſetz Hemmendes, ſondern als ein fröhlich Förderndes der Perſönlichkeit erſcheint. Die ſpekulativen Philoſophen haben Recht, wenn ſie behaupten, daß alles Denken eine Trennung von Gott vorausſetzt. Die erſte Reflektion enthält die Möglichkeit der Sünde nicht allein, ſondern auch die Wirklichkeit derſelben.

Nun aber iſt jene innere Trennung, die mit der Reflektion anhebt, nicht der urſprüngliche Zuſtand der Perſönlichkeit. Dieſe findet ſich nicht als Daſein, ihrer Wahrheit nach, entſtanden durch die Sünde; vielmehr enthält das ſtrafende Gewiſſen das Zeugniß, daß, um die ewige That der Sünde ausüben zu können, damit der Wille der trennenden Selbſtſucht möglich wäre, die reine Perſönlichkeit angenommen werden muß. Sie alſo war das Urſprüngliche, und ſelbſt die Möglichkeit des Abfalls ſetzt die geiſtig reale Wirklichkeit voraus; die reine Eigenthümlichkeit daher muß, ſelbſt ſpekulativ, als das prius, angenommen werden, und die Sünde iſt durch ſie, ſie kann alſo nicht durch die Sünde entſtanden ſein. Sie iſt nicht durch den böſen Willen geworden, dieſer aber hat ihre Erſcheinung und ihre Unterwerfung unter eine, ihr durch die Sünde entfremdete, Welt hervorgerufen.

Hierin liegt, wie mich dünkt, die Hauptſchwierigkeit der Schelling'ſchen Lehre, ſelbſt von dem ſpekulativen Standpunkte aus. Der Kreis, in welchem das Denken ſich hier bewegt, iſt nie zu heben. Um böſe zu werden, müſſen wir zugleich böſe geweſen ſein, und dennoch müſſen wir uns zugleich, und zwar in unſerer perſönlichen Eigenthümlichkeit, als vor der Sünde ohne Sünde ſeiend betrachten, denn dieſe kann niemals als ein abſtrakt Unendliches, als ein böſer Wille in der leeren Allgemeinheit aufgefaßt werden. Sie iſt nur, inſofern ſie von der Perſon erzeugt wird, und obgleich wir ihren Anfang nicht finden können, müſſen wir ſie dennoch als ein Sekundäres betrachten. Das Böſe ſetzt nicht nur ſich ſelbſt, es ſetzt auch das Gute voraus.

Das Dunkel, welches über dem Urſprunge des Böſen ſchwebt, iſt alſo durch dieſe Unterſuchung nicht vollſtändig gehoben, denn nehmen wir an, was dem chriſtlichen Bewußtſein nothwendig iſt, daß wir als Perſonen und durch eigene That aus einem Zuſtande der Seligkeit herausgetreten ſind, ſo enthielt dieſer zwar das Böſe als Möglichkeit, aber auf eine ſolche Weiſe, daß dieſe Möglichkeit nie eine Wirklichkeit ward. Wäre das Verhältniß ſo aufzufaſſen, als wenn die, nicht zum Vorſchein kommende Wirklichkeit desungeachtet als ein drohendes Unheil über jeder Perſon, ſelbſt im Zuſtande der Seligkeit, ſchwebte — was wenigſtens als das Vorhergehende für diejenigen Perſönlichkeiten angenommen werden muß, die, wie die Menſchen, wirklich abgefallen ſind, — ſo müßte daſſelbe offenbar für alle Perſönlichkeit, auch die der Engel, angenommen werden, und es käme etwas Schwankendes und Ungewiſſes in ihren Zuſtand, welches, als Gedanke aufgefaßt, dem chriſtlichen Bewußtſein ein Frevel ſcheinen würde. Würde aber für die Engel dieſe Gefahr ſelbſt, als eine gar nicht zu befürchtende, alſo unmögliche geſetzt, ſo würde der Urſprung des Böſen auch hier auf eine Schwierigkeit ſtoßen, die eben ſo groß wäre, wie die allgemein bekannte und urſprüngliche. Denn die Sünde, die gedacht werden müßte als eine ſolche, die, einer Unmöglichkeit gleich, nie wirklich werden dürfte, wäre denn ſo rein und ſtrenge geſchieden von der wirklich gewordenen, wie die ſittliche Reinheit von der Sünde ſelbſt.

Eine andere Schwierigkeit, auf welche das chriſtliche Bewußtſein hier ſtößt, iſt dieſe, welche die Schellingſche Lehre mit allen ſpekulativen Verſuchen theilt, daß es ſich nie erlauben wird, die Sünde ſich ſo zu denken, als wenn ſie auf irgend eine Weiſe, (ſei ſie betrachtet als der nothwendige Gegenſatz einer Intelligenz in ſich, ſei ſie als Grund des göttlichen Daſeins aufgefaßt, der ſich, obgleich aus ihm entſprungen, unabhängig von ihm bewegen müſſe, irgend eine Bedingung für die Selbſtoffenbarung des göttlichen Weſens enthielte. Zwar kann Schelling mit Wahrheit ſagen, daß, wenn wir die Sünde als ſolche betrachten, dieſe chriſtliche Anſicht der Sünde nothwendig aus ſeiner Lehre folge; denn fände ſich in ihr, als Sünde, irgendwie die Begründung eines göttlichen Daſeins, ſo hörte ſie nothwendig auf, Sünde, d. h. das auf ewig von Gott Geſchiedene, zu ſein, und wer ſeine Lehre, ihrem innern Weſen nach, gefaßt hat, der darf behaupten, daß ſie nichts enthalte, was ein chriſtliches Bewußtſein auf irgend eine Weiſe zu beunruhigen vermag. Sie hat in der That nichts gethan, als die Schwierigkeit, die mit der Unterſuchung über den Urſprung der Sünde unvermeidlich verknüpft iſt, klar hervorzuheben.

Daß außer Gott nichts angenommen werden darf, was nicht er ſelber wäre, iſt eine ſo entſchiedene Wahrheit, daß mit ihrer Annahme oder Verwerfung die Vernunft ſowohl, als das chriſtliche Bewußtſein ſteht und fällt, und dennoch iſt es eben ſo entſchieden, daß die Sünde nicht aus Gott entſtanden ſein kann. Daher die Nothwendigkeit, die Sünde in die Creatur zu ſetzen. Aber auch dieſe iſt keineswegs ein Sündhaftes oder Böſes, inſofern ſich Gott in ihr offenbart; nur daß in ihr die Möglichkeit des Böſen geſucht werden muß, als das von Gott Getrennte, welches nicht aus ihm ſelber ſein kann. Gott, als

Grund, iſt der Wille des Grundes, der ihn verkündigt, ihn offenbart, das dem göttlichen Subjekt zugewandte Objekt iſt der Sohn Gottes. Das Böſe aber iſt ſo wenig eins mit dem urſprünglichen Grunde, daß man es vielmehr die Grundloſigkeit des Grundes nennen kann, dasjenige, durch welches eine jede Creatur in ihrer Vereinzelung ſich als Ein Unendliches ergreifen will, aber eben dadurch ein grenzenlos unbeſtimmtes Unendliches außer ſich ſetzt. Dieſe Grundloſigkeit des Grundes iſt ſelbſt eine Folge des Böſen, zwar eine unvermeidliche, doch keinesweges ſein Urſprung. Dieſer, der einen poſitiven Willen vorausſetzt, wenn der Begriff des Böſen nicht aufgehoben werden ſoll, kann aber aus ſeinen Folgen nicht begriffen werden; ja, die Trennung von Möglichkeit und Wirklichkeit ſcheint auf einen unbedingten Willen keine Anwendung finden zu können. Wille iſt Selbſtbeſtimmung eines freien Weſens, und eine bloße Möglichkeit der Selbſtbeſtimmung, die abgetrennt von der Wirklichkeit, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß dieſe nie zum Vorſchein kömmt, wäre ein beſtändiger Vernichtungsprozeß des böſen Willens, der alſo daſein müßte, und als das Böſe wirklich wäre, wenn dieſes gleich fortdauernd beſiegt würde. Iſt es nämlich gewiß — und der reine Begriff der Sittlichkeit erfordert es nothwendig — daß wir das Böſe nur als Wille ſetzen, ſo iſt dieſer Wille real, mag er in der Perſon ſelber durch die reine Selbſtbeſtimmung derſelben, oder wider den Willen der Perſon durch Gott, in ſeiner Nichtigkeit, erſcheinen. In dem erſten Falle, wo das Böſe durch die Perſon ſelbſt, im Entſtehen, vernichtet wird, und zwar ſo, daß dieſer Vernichtungsprozeß unaufhaltſam und fortdauernd die Handlungsweiſe derſelben beſtimmt, nennen wir ſie nicht bloß gut, ſondern auch ſelig: aber dieſe Seligkeit ſelber, wie die der Engel, würde dennoch die Wirklichkeit des fortdauernden und zuverſichtlich Beſiegten vorausſetzen; gegen eine bloße Möglichkeit giebt es keinen Kampf, eben ſo wenig eine willenloſe Freiheit. Und wenn der Gute das Böſe nicht will, ſo iſt es nur deswegen, muß man ſagen, weil er das böſe Wollen nicht will; dieſes aber iſt dennoch als dasjenige, was er nicht will, wirklich, nämlich als Wille, da, und nur inſofern es da iſt, hat der Kampf und der errungene Sieg eine Bedeutung. Wird aber das Böſe beſiegt wider den Willen der Perſon, dann iſt zwar dieſe ſelbſt böſe, und der göttliche Vernichtungsprozeß, der dann eintritt, würde die Perſon ſelbſt treffen, wenn nicht eine bloße Umkehrung des Verhältniſſes des gedoppelten Willens ſtattfände. Denn ſo wie bei dem Guten die Beſtätigung der Perſon, eben durch die fortdauernde Vernichtung des Böſen, ihre Beſeligung, ſo führt der herrſchende böſe Wille die beſtändig erneuerte Vernichtung der Perſon herbei, weil er ſelbſt eben ſo die Wirklichkeit des guten Willens in ſich fortdauernd anerkennen muß, wie der Gute die Wirklichkeit des böſen Willens; nur daß, die alleinige Realität des göttlichen Willens vorausgeſetzt, wo der gute Wille herrſcht, der innere Lebensprozeß die fortdauernde Erneuerung der Selbſtbeſtätigung iſt, wie da, wo der böſe Wille herrſcht, der Prozeß die fortdauernde Erneuerung einer Selbſtvernichtung in ſich enthält. So kommen wir niemals zu einer bloßen Möglichkeit, und aus der Willkür, d. h. aus der Freiheit der Wahl, läßt ſich ſo wenig die Wirklichkeit des Böſen ableiten, daß dieſe vielmehr jeder Zeit den böſen, wie den guten Willen als wirklich vorausſetzt. Zwar liegt in dem Begriff der Willkür die Unbeſtimmtheit, und dieſe kann, rein gefaßt und ohne Beziehung auf die Erſcheinung betrachtet, nur als die Indifferenz, in welcher weder das Gute, noch das Böſe iſt, begriffen werden; und ſo entſtände, inſofern die menſchliche Perſönlichkeit rein und nicht von ihrer eigenen Beſtimmtheit in der Erſcheinung ergriffen, gedacht wird, aus der Willkür ſelber zuerſt das Gute, wie das Böſe. Der Wille, als Selbſtbeſtimmung, iſt in dem Momente der Willkür nicht, weder auf dieſe, noch auf jene Weiſe, vorhanden; ja, dieſer Moment der reinen Unentſchiedenheit, feſtgehalten, erhält eben dadurch eine wahrhaft ſpeculative Bedeutung, denn ſie führt uns bei einer jeden Willensbeſtimmung zu dem Urſprunge des Böſen ſelbſt zurück, und nicht bloß ſo, wie dieſe Unentſchiedenheit in der Erſcheinung ſich offenbart, ſondern wie aus ihr überhaupt und auf abſolute Weiſe, die Erſcheinung erzeugt wird. Hier alſo, wo der doppelte Wille des Grundes in ſeiner reinen Urſprünglichkeit aufgefaßt wird, wo wir den handelnden Menſchen, ſeinem Weſen nach, zwar in der Erſcheinung ſich äußernd, finden, aber durch einen Entſchluß ſchon beſtimmt, der über der Erſcheinung liegt, drängt ſich uns das Räthſel des Urſprunges alles Böſen unmittelbar auf. Und wenn wir die Anſicht feſt halten, die uns ſchon in der Teleologie klar geworden iſt, daß der Menſch, ſowohl wie er iſt, wie durch die Art, wie er ſich entwickelt, innerlich den Typus wiederholt, nach welchem das All iſt und ſich entwickelt, ſo finden wir hier das Räthſel des Alls und einer jeden Perſon, als daſſelbe; und die Hemmung, die ſiegreich in der ganzen Schöpfung überwunden wird, muß ebenſowohl in der Natur, wie in der Geſchichte und in einer jeden Perſon ein Poſitives werden, d. h. einen ethiſchen Charakter annehmen. Schelling hat dieſen ethiſchen Charakter der ganzen Natur aus der philoſophiſchen Begründung ſeiner Lehre vom Urſprung des Böſen, abgeleitet; uns ſei es erlaubt, den umgekehrten Weg einzuſchlagen. Die Berechtigung dazu leuchtet ein; denn iſt es in der That möglich, das Ethiſche in der Natur aus ſeinen Grundprincipien herzuleiten, ſo müſſen auch dieſe ſich aus dem Hergeleiteten wieder herſtellen laſſen. Ja, dieſe Reproduction der Grundprincipien aus dem Hergeleiteten könnte als eine Probe der Richtigkeit derſelben betrachtet werden. Denn obgleich der Fortgang von den Grundprincipien aus, der ſchärfere zu ſein ſcheint, ſo iſt dennoch die umgekehrte Betrachtungsweiſe, ſelbſt wenn, was allerdings nothwendig iſt, die Grundanſicht dabei als das fortdauernd Leitende der Unterſuchung ſich zeigt, eine freiere, und verhindert nicht, Momente aufzunehmen, durch welche die Unterſuchung weſentlich erweitert wird, wenn auch Schwierigkeiten zum Vorſchein kommen ſollten, die bei dem ſtrengen Feſthalten der Grundprincipien verborgen blieben.

2.

Ueber das Böſe in der Natur.

Man iſt übereingekommen, den Begriff des Böſen bloß auf die erſcheinende Perſönlichkeit zu beziehen. Nur dieſe, behauptet man, habe eine ſittliche Bedeutung, und einen ethiſchen Moment könne man in der Natur nicht entdecken; auch ſei es, wird ferner behauptet, von Wichtigkeit, den Begriff des Ethiſchen aus der Natur auszuſchließen. Denn dieſer, in der Natur aufgenommen, würde alle Sicherheit der Naturkenntniß zerſtören, ſie wäre nicht mehr ein in ſich Abgeſchloſſenes und, als ſolches, Ausdruck ihrer eigenen innern Nothwendigkeit. Sie hörte auf, das Fundament eines feſten Erkennens zu ſein, wenn die Willkür in ihr, wie in der Geſchichte, ihr Spiel triebe.

Wir fühlen ſehr wohl das Gewicht dieſes Einwurfs, wir geben zu, daß der Begriff des in ſich Abgeſchloſſenen der Natur, ein weſentlicher Moment des klaren Bewußtſeins iſt, und ſelbſt das chriſtliche Bewußtſein erkennt in ihr das ſtrenge, in ſich geordnete Geſetz, welches durch die Liebe beſtätigt, nicht aufgehoben werden ſoll. Nun haben wir aber in der Teleologie eine Geſchichte der Natur kennen gelernt; ſie iſt ſelbſt ſo, wie ſie jetzt erſcheint, das Erzeugniß einer Entwickelung, die alle Momente des Daſeins zugleich ergriff. Als Vergangenheit iſt ſie ein Abgeſchloſſenes, ja, obgleich die Perſönlichkeit ſelber ihre tiefſte Begründung, den Anfang ihrer Entwickelung, ihre eigene Geſchichte vor ihrer Geburt, in den früheren Epochen der Natur erkennt, ſo iſt doch jede Erinnerung der Perſönlichkeit, die ſich in den dunkelen Gründen der Natur verliert, und ſich ſucht, ohne daß ſie ſich zu finden vermag, rein abgeſchnitten. Zwar iſt die Vergangenheit in der Geſchichte ebenfalls dem göttlichen Geſetz anheim gefallen, und dieſe mußte daher der Natur gleich geſtellt werden. Aber ſelbſt die älteſte Geſchichte des Menſchengeſchlechts enthält etwas, womit wir zu kämpfen haben, etwas Perſönliches, welches, ſo oder ſo, nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden geſtaltet, in der Tiefe einer jeden Perſon, als eine Wurzel des Böſen, ruht. Das iſt es, was alle Perſönlichkeiten mit einem gemeinſchaftlichen Geſchick bedroht, von einem gemeinſchaftlichen Unglück betroffen erſcheinen läßt. Und der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe tritt, auch in der Urgeſchichte des chriſtlichen Bewußtſeins, erſt mit der menſchlichen Perſönlichkeit hervor, und hat nur für dieſe eine ſittliche Bedeutung. Wo alſo die Perſönlichkeit verſchwindet, wie in der Natur, da muß auch jene Unterſcheidung verſchwinden, und es ſcheint im Widerſpruch mit dem Begriffe der Sittlichkeit ſelber zu ſtehen, wenn wir dieſen auf die Natur ausdehnen.

Und doch iſt es dem chriſtlichen Bewußtſein eben ſo eigenthümlich, einen düſtern Schleier zu erkennen, der über der ganzen Welt der Erſcheinung ruht. Wie es gewiß iſt, daß dieſes Tragiſche des ganzen Daſeins, wenn es die Augen verſchließt gegen die Herrlichkeit und Güte Gottes, einen furchtbaren, ſtarren Fanatismus erzeugt, der ſelbſt geiſtig widerwärtig ſtarr und beſchränkt wird, weil er ſcheidet, was ſeine Bedeutung nur in der innern Einheit hat: ſo iſt es dennoch ebenſo entſchieden, daß, je innerlich geiſtig bewegter die Perſon iſt, auch im religiöſen Sinne, deſto tiefer regt ſich dieſe nächtliche Macht der Erſcheinung in ihr; und ſie iſt ein ſo weſentliches Element der Reue ſelber, daß in dieſer ſchon die innere Gemeinſchaft des ganzen Daſeins mit einer jeden Perſönlichkeit geahnet werden muß. In der That entſteht aus dieſem finſtern Grunde, je tiefer das bewegte Gemüth, von der Trauer des Daſeins ergriffen, zur göttlichen Liebe ſeine Zuflucht nimmt, die heitere, beglückende Anſicht der Natur, wie das immer zuverſichtlichere Leben der Seligkeit ſelber. Und dieſe Gemeinſchaft des Gemüths mit allen Momenten ſeines Daſeins, muß uns ſchon überzeugen, daß zwar das Böſe nur ſeine Bedeutung für die Perſon hat, der Begriff der Perſönlichkeit ſelbſt aber keinesweges ſeine volle Bedeutung durch die leibliche Schranke ſeiner Erſcheinung ausſpricht. Das Böſe, das innerſte Geheimniß eines jeden Menſchen, bildet ſich, wo die Reue es erkennt, als Schmerz und Trauer aus, die ſich über das ganze Daſein verbreiten; und alle wahrhaft chriſtliche Freude wächſt nur aus dieſem Boden hervor.

Doch — faſſen wir die Anſicht auf, die den Begriff des Böſen aus der Natur verdrängt, betrachten wir uns ſelbſt, wie wir in der Erſcheinung uns entwickeln und geboren werden, und fragen wir uns, ob wir im Stande ſind, ſelbſt in Beziehung auf unſere eigene Perſönlichkeit den Begriff des Böſen von den Momenten, in welchen wir als bloße Natur erſcheinen, zu trennen. Es iſt ein bekannter Streit auch unter den Rechtsgelehrten, ob man das Kind im Mutterleibe auch als eine Perſon betrachten darf, ob es als ſolche perſönliche Rechte beſitzt. Nicht dieſen juridiſchen Streit haben wir hier zu ſchlichten, wohl aber den Zweifel, der ihm zu Grunde liegt, und der uns überraſchen muß, wenn wir ihn näher betrachten. Denn es iſt ja völlig entſchieden, daß das Kind im Mutterleibe, ſeiner Erſcheinung nach, als ein Naturprodukt betrachtet werden muß, als ein integrirender Theil der mütterlichen Organiſation; und ſelbſt die erſten Keime der Perſönlichkeit, welche in ihm verſchloſſen ruhen, treten erſt nach der Geburt und mit den Aeußerungen der Empfindung, die auf eine ſelbſtſtändige leibliche Perſönlichkeit bezogen werden, hervor. Wo ſollten wir auch den Anfang ſetzen, wenn nicht ſchon in dem erſten Moment der mütterlichen Empfängniß. Und wie ſeltſam, wenn wir in dieſem Anfange eines organiſchen Gebildes eine Perſönlichkeit annehmen wollten. Es iſt auch vollkommen klar, daß das menſchliche Bewußtſein hierüber keine Zweifel hat, und ein in den erſten Monaten der Entwickelung von der Mutter abgetrennter Embryo, wird keinesweges als ein Menſch betrachtet, oder als ein Kind beweint.

Und dennoch könnte der Zweifel ſchon gar nicht entſtehen, wenn nicht mit der Zukunft der Entwickelung die Totalität der Perſönlichkeit, durch eine Anſicht, die alle Momente zuſammen faßt, zugleich geſetzt wäre; eine Anſicht, die höher liegt, als die bloße Erſcheinung, und durch welche dasjenige als real ſchon geſetzt wird, was ſinnlich noch gar nicht da iſt.

Betrachten wir uns nun ſelbſt ſittlich und im chriſtlichen Sinne, ſo iſt es klar, daß dieſe, über der Erſcheinung und ihrer Bedingung liegende, Entwickelung, ſo durchaus mit der Erſcheinung unſerer ganzen Perſönlichkeit zuſammenhängt, daß alle Momente der Entwickelung in dieſer Einheit zuſammengefaßt werden müſſen. Wir können ſo wenig die erſten Stufen des keimenden Menſchen, obgleich dieſe ſich nicht allein in der Bewußtloſigkeit eines Thieriſchen, ſondern auch in der Naturnothwendigkeit eines vegetativen Lebens verbergen, ausſchließen, wie die letzten Momente des ſtumpfwerdenden Geiſtes. Eine jede Trennung dieſer Momente von einander wäre eine Aufhebung der Perſönlichkeit ſelber. Liegt in dieſer Einheit auch die Wurzel der Sittlichkeit, und iſt für die Perſon der ſündhafte Wille, der ſie von Gott trennt, nicht ein Produkt der Erſcheinung, ſo zeigt er ſich dem erwägenden Verſtande als ein ſolcher, der unmöglich in einer ſinnlichen Zeit erſt entſtanden ſein kann. Der Begriff der Sünde, ihrem Urſprunge nach, kann alſo gar nicht in Verbindung gebracht werden mit dieſem oder jenem Moment der Entwickelung der Perſon. Nur inſofern ſie in ihrer Totalität als Einheit betrachtet wird, iſt ſie ſündhaft. Aber dann muß auch behauptet werden, daß die Sünde mit allen Momenten, mit allen Stufen der Entwickelung zuſammenhängt, wie die Einheit des perſönlichen Lebens überhaupt; und das chriſtliche Bewußtſein hält mit vollkommener ſpekulativer Konſequenz die Anſicht feſt, daß wir nicht bloß in Sünden geboren, ſondern auch gezeugt ſind.

Dann aber gilt der Begriff der Sünde nicht bloß für die Perſon, ſondern für die Gattung; und obgleich ſie in einer jeden Perſönlichkeit als Wille immer von neuem entſteht, und zwar auf unbedingte Weiſe, ſo iſt ſie dennoch als Wille der Gattung zugleich zu faſſen. Iſt es nun gewiß, daß die Zerſplitterung durch die Sünde nur aus der Einheit der Gattung, wie aus der Perſon hervorgehen kann, ſo hängt die Sünde eben ſo genau zuſammen mit allen Momenten der phyſiſchen (leiblichen) Fortpflanzung des Geſchlechts in allen Richtungen, wie mit der Entwickelung der Perſon; aber dieſe Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts, als Gattung in der Natur, läßt ſich eben ſo wenig, als eine vereinzelte Erſcheinung in ihr begreifen. Sie iſt ein nicht bloß unbedingtes, ſondern lebendiges Organ der gegenwärtigen Ordnung der Erde, und mit dieſer des Alls. Nothwendig alſo fällt die Fortbildung des Geſchlechts mit der der organiſchen Ordnung der ganzen gegenwärtigen Welt ſo innig zuſammen, daß, wird der Gedanke in ſeiner völligen Konſequenz aufgefaßt, eine Trennung unmöglich iſt. Nun hat die Erde und, mit dieſer, das All eine Geſchichte, und der gegenwärtige Zuſtand iſt die Stufe der Entwickelung einer frühern. So wenig wie die Perſon, verfolgt ſie ſich bis zu dem Moment ihrer erſten phyſiſchen Entſtehung, die fortdauernde Continuität der Fortbildung willkürlich zu unterbrechen vermag, um etwa in irgend einem ſpätern Moment die Entſtehung der Sünde hineinzubilden, eben ſo wenig kann die Perſon die Continuität ihrer Entſtehung aus dem Geſchlecht, dieſes ſich ſelbſt von allen Bildungsmomenten der Erde trennen, ſo wie auch die ununterbrochene Folge organiſcher Fortbildung, die den gegenwärtigen Zuſtand der Erde hervorrief, aus früheren Zuſtänden feſtgehalten werden muß. So findet ſich die Perſon, betrachtet ſie ſich als eine urſprüngliche, in Gott ruhende, durch die poſitive Selbſtthat von ihm abgefallene, als handelnde Perſon in der beſondern Form ihrer leiblichen Geſtaltung ſündhaft, auch da, wo ſie ſich keiner eigenen That bewußt iſt, und ſie iſt böſe von Natur, weil der Begriff des Böſen auch in der Natur ruht.

Wir ſind auf einen Standpunkt geführt worden, von welchem aus wir die Natur, als die Wurzel des Böſen verbergend, betrachten müſſen; und ſelbſt die Naturwiſſenſchaft, als Gegenſtand eines geiſtigen Erkennens, giebt uns Räthſel genug, die ſchwer zu löſen ſind. Hier tritt uns jene Betrachtung, die wir früher über das Willkürliche in der Natur anſtellten, bedeutſam entgegen. Werther klagt über die Macht der Selbſtverzehrung, die in der Natur herrſcht, daß ein jeder Fußtritt tauſend lebendigen Geſchöpfen das Leben koſte, daß ein bewußtloſes Auftreten das mühſame Werk der Ameiſen zerſtöre, daß tauſend Eier zu Grunde gehen, wenn eins entwickelt wird, daß ſo ſelten ein Daſein ſein eigentliches Ziel erreiche, ſondern durch ein frühzeitiges Grab untergehe und an dem harten Felſen einer grauſamen Natur zerſchellt werde. Aber, in der That, die anorganiſche Natur, die Bildungen der Maſſe, die unter den ſtrengeren Geſetzen kosmiſcher Verhältniſſe ſich geſtalten, zeigen den tieferen Forſchern daſſelbe räthſelhafte Geſchick aller eigenthümlichen Bildung auch in den weiteren, ſcheinbar außer den Kreiſen des Lebens liegenden, Räumen der Natur. Allenthalben, wo bloß äußere Verhältniſſe ſich innerlich verſtändigen, tritt ein beſonderes regelmäßiges Gebilde hervor. Wir erkennen das Streben einer bildenden Kraft, die ſich durch eine Eigenthümlichkeit geſtalten will, allenthalben; aber es gelingt nur äußerſt ſelten. Die meiſten Kryſtalle ſelbſt, obgleich der Idee nach dem Lichte vermählt (durchſichtig), tragen den Schatten mit ſich. Noch ſeltener vermögen ſie ſich überhaupt zu entwickeln. Als ſiegte eine zerſtörende Gewalt, mächtiger als die bildende, in der Natur, wie in der Geſchichte, ſtellen auf der ganzen Oberfläche der Erde alle Gebirgsarten, alle erdigen Schichten, die wüſte Grabſtätte kryſtalliſcher Bildungen dar, die im wechſelſeitigen Kampfe ſich untereinander bis auf die letzte Spur vernichten.

Wenn die organiſche Natur in ſich ſelber einer Zerſtörung unterworfen iſt, ſo erkennen wir auch die Quelle derſelben. Ohne Rückſicht auf die Hypotheſen der Geologie, die immer etwas Wahres in ſich enthalten, und die, zwiſchen Feuer und Waſſer ſchwankend, ſich noch lange wechſelſeitig bekämpfen und dadurch modificiren werden, können wir doch als eine Thatſache behaupten, daß die Zertrümmerung der Gebirgsarten, die Hemmung der kryſtalliniſchen Bildung, mit der wachſenden Gewalt der ſich entwickelnden Organiſation zunimmt. Der Begriff eines Grundgebirges, in welchem alle Maſſen ſich verſtändigt, in welchem relativ die kryſtalliniſche Bildung ein Uebergewicht behielt, während die verſchiedenartigſten Gebirgsgebilde friedlich ſich auseinander zu entwickeln ſchienen, und in welchem alle Spuren des Lebens im Entſtehen verſchwanden, wie er durch Werner zuerſt aufgefaßt wurde, iſt zwar zurückgedrängt, aber keineswegs verſchwunden. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, wie Keilhau annimmt, daß dieſes ſtille Einverſtändniß der verſchiedenen Formen noch immer fortdauert, obgleich innerhalb enger Grenzen eingeſchloſſen. Der beſchränkende Irrthum, nach welchem eine, innerhalb enger Schranken eingeſchloſſene, chemiſche Kunſt als der einzige Erklärungsgrund der Gebirgsbildung dienen ſoll, verhindert die Geologen unſerer Tage, den freien Blick auf die Mannigfaltigkeit der Gebirgsverhältniſſe zu werfen; und ſo wichtig die Geologie auch geworden iſt, muß man dennoch geſtehen, daß es keine Wiſſenſchaft giebt, in welcher die, durch die Meinung beſchränkte Erfahrung, nur findet, was ſie ſucht. Aber dennoch kann die ſchwache Seite, die beſonders in Beziehung auf die Grundgebirge ſtattfindet, nicht lange verborgen bleiben. Selbſt, wo mächtige Bildungen in ſpäteren Epochen ſtattfinden, deutet die überwiegende Macht der Bildung mannigfaltig chemiſcher Subſtanzen, die in geſetzmäßiger Ordnung, obgleich unter ſich ſehr verſchiedenartig, in den entfernteſten Gegenden, auf die nämliche Weiſe zum Vorſchein kommen, und ſich auseinander in einer merkwürdigen Continuität entwickeln, auf die ältern Erzeugniſſe der Erdgeſchichte. Die ſpätern mächtigen Maſſen: Trachyte, Porphyre, Baſalte, treten in ſchroffem Gegenſatz gegen frühere Bildungen hervor; und ſelbſt wo die Länge der Zeit vermittelnd eingetreten iſt und Uebergänge erzeugt hat, wird die unbefangene Forſchung uns jederzeit nach der Fremdartigkeit ſolcher Maſſen, wie ſie urſprünglich entſtanden ſind, hinweiſen. Die zugeſtandene Hebung alter Gebirge, auch wenn ſie deckende Schichten durchbricht, ſcheint die frühere Bildung derſelben vorauszuſetzen; und die ſtill fortſchreitende Continuität dieſer Hebung, wodurch ſie ſich entſchieden von den vulkaniſchen Eruptionen unterſcheidet, weiſt auf eine, alle Momente der verſchiedenartigſten Bildung auffaſſende, ſtill und ruhig wie auf organiſche Weiſe wirkende, Thätigkeit hin. Dieſe Thätigkeit war zugleich die hemmende für die Organiſation, und iſt es noch, obgleich durch eine höhere Ordnung in engere Schranken eingeſchloſſen. Aber das organiſche Leben, auch da, wo es noch nicht zum Vorſchein kam, war — wir können nicht daran zweifeln — zugleich ein relativ Hemmendes für die ſich bildenden Maſſen. Die Organiſation von dem erſten Moment des Erſcheinens in geringeren Bildungen, bahnt ſich den Weg durch Zerſtörung, und nur durch gewaltſame Kriſen, durch mächtige vulkaniſche Eruptionen kann die in der Maſſe verborgene Macht ihre uralte Stärke wiedergewinnen; aber die urſprüngliche Sicherheit der Produktionen iſt verſchwunden; die convulſiviſch hervortretende Thätigkeit erliſcht in ihrem Produkt, und einem Gewitter ähnlich ſcheint ſie, überwunden, reinigend für die Entwickelung des Totalorganismus, der durch ſie, nach einer ſcheinbaren Zerſtörung, gefördert, nicht gehemmt wird.

Aber das wahrhaft Räthſelhafte iſt dieſer Kampf ſelber. Erkennen wir in der fortſchreitenden Bildung der Organiſation in jenen lebendigen Formen, die, je weiter jene fortſchreitet, deſto intenſiver eine Welt in ſich einſchließen, die Offenbarung eines göttlichen Willens, und ſteigert ſich, was bloß ein ſtarres Wechſelſpiel verſchiedener unbekannter Kräfte war, zur lebendigen Teleologie, dann muß jener Kampf der Erſcheinung und Sieg des göttlichen Willens, uns unvermeidlich dahin bringen, einen Gegenwillen anzunehmen. Denn nur Wille kämpft mit Wille; und wie wir früher gezeigt haben, daß das Anorganiſche niemals unmittelbar in Verhältniß treten kann zum Lebendigen, daß vielmehr ein Lebendiges angenommen werden muß, welches, obgleich in den anorganiſchen Verhältniſſen verborgen, dennoch allein das Geſammtleben der Vegetation und der Atmoſphäre begreiflich macht, ſo müſſen wir auch behaupten, daß, wenn eine göttliche Abſicht ſich durch die Geſchichte der Erde kund giebt, ſie ſich nur offenbaren kann durch die Unterwerfung einer entgegengeſetzten.

Betrachten wir nun die Organiſation ſelber auf ihren verſchiedenen Entwickelungsſtufen, ſo müſſen wir daran erinnern, daß dieſe Stufen gehemmt erſcheinen, daß dieſe Hemmungen, die eine höhere Ausbildung ausſchließen, mit monſtroſen Bildungen, als ihrer höchſten Entwickelung, endigen. Wer den Begriff der Organiſation in ſeiner Conſequenz feſthält, der wird um ſo weniger daran zweifeln, daß dieſe Monſtroſität zugleich das Hemmende ſei, wenn er weiß, daß alle organiſche Formen einer jeden Stufe eine Abweichung zeigen von der gegenwärtigen Form, daß dieſe Abweichung am größten iſt, wo die Monſtroſität ſich auf der niederſten Stufe ausbildet, daß ſie verſchwindet, je höher die Stufe der Entwickelung iſt, die ſich in der abſchließenden monſtröſen Bildung kund giebt, und daß das gemeinſchaftliche organiſche Maaß aller Formen erſt mit der menſchlichen Geſtalt hervortritt. Wir brauchen kaum zu wiederholen, daß, wird eine göttliche Abſicht in der fortſchreitenden Organiſation erkannt, auch eine entgegengeſetzte Abſicht, alſo ein böſer Wille, als das Hemmende zugeſtanden werden muß. Dieſes iſt in der ſinnlichen Natur zwar zurückgedrängt, es wird aber, ſo lange die Erſcheinung dauert, nie verſchwinden. Am klarſten zeigt ſich uns dieſer ethiſche Charakter der Natur, wenn wir die Handlungsweiſe der Thiere betrachten, und zwar deſto deutlicher, je höher die Entwickelungsſtufe iſt. Bei den Säugethieren finden wir nicht allein Liſt und Betrug, nicht allein widerwärtige ſinnliche Ausſchweifung, wenn auch vorzüglich nur bei den zahmen Thieren; was uns aber vorzugsweiſe zwingt, bei den Thieren einen ethiſchen Moment anzuerkennen, iſt die furchtbare Leidenſchaftlichkeit, der Zorn, die unbändige Wuth; denn durch dieſe erkennen wir in der Erſcheinung des wechſelnden Gebärens und Unterganges nicht bloß das ruhige Fortſchreiten einer fortbildenden Natur, ſondern auch ein fremdes, der Fortbildung ſelbſt feindſelig gegenüberſtehendes — ein böſes Princip, welches ſich zu individualiſiren ſtrebt. Vor Allem aber muß der nachdenkliche Menſch erſtaunen über die Grauſamkeit, über den Genuß des Zerfleiſchens, über die furchtbare Luſt der mächtigen Raubthiere, wenn ſie mit der ſchwachen und ohnmächtigen Beute ein höhnendes Spiel treiben, und an der verlängerten Qual, an der Angſt ein ſchauderhaftes Vergnügen finden. Vergebens behaupten wir, als liege eine Beſchwichtigung des verletzten ſittlichen Gefühls darin, daß dieſes eben zur Natur der Thiergattung gehört. Nie werden wir uns dadurch beruhigen können. In den Begriff der Gattung ſelbſt, die höher als alle Erſcheinung liegt, ſind wir genöthigt, ein böſes Princip hineinzubilden. Und, indem wir das Individuum losſprechen von aller Verantwortlichkeit, drängt ſich uns, im ſcheinbaren Widerſpruch mit allen gereinigten ſittlichen Begriffen, die Anſicht auf, daß das Böſe in die Gattung, alſo in die geiſtige geheiligte Stätte der Natur ſelber, hineingedrungen ſei.

Und dennoch können wir nie leugnen, daß das Böſe nur für eine freie Perſönlichkeit, nur für ein menſchliches Bewußtſein eine Bedeutung habe. So wälzt ſich die ganze Gewalt der Sünde auf uns, und die Natur trägt in ihrer Geſchichte, das Thier in ſeiner willkürlichen Handlungsweiſe das Gepräge des Böſen, weil wir es ſind; wir haben ſie verpeſtet, unſere Sünde ſpricht ſich aus unſerem Daſein in allen ſeinen Elementen aus. Das iſt die Angſt, mit welcher die Sinnlichkeit uns ergreift, das iſt die Gewalt der Lockung, die ſie in ſich ſchließt. Oft genug hat man geſagt, die Natur dürfe keine Gewalt über den Menſchen ausüben. Die Sittenlehrer, und vor allen Kant, haben mit großer Strenge bewieſen, daß der Begriff der Sittlichkeit in ſeiner Wurzel vernichtet wäre, wenn wir zugäben, daß die Natur, als eine außer uns liegende, irgend eine Gewalt über unſere ſittliche Handlungsweiſe habe. Der Begriff der Lockung, als einer äußeren Gewalt, die unſern ſittlichen Willen beſtimmte, darf nicht bloß relativ, er muß abſolut vernichtet werden, wenn der Begriff der ſittlichen Freiheit, und mit dieſer die Sittlichkeit ſelber, gerettet werden ſoll. Vergebens verſuchen wir uns mit der Lockung der Natur zu entſchuldigen, das Weſen der Perſönlichkeit ſelber erhebt ſich gegen ſolche Entſchuldigungen in der Form des ſtreng richtenden Gewiſſens, und läßt ſie nicht gelten. Wie läßt ſich nun dieſer ſcheinbar unauflösliche Widerſpruch löſen? Nur dadurch, daß wir in dieſer Lockung, in dieſer Gewalt einer ſcheinbar fremden Natur, ein Inneres, den eigenen böſen Willen erkennen. Dieſer iſt es, der ſich verhüllt hat in das ganze, uns entfremdete ſinnliche Daſein, und dieſem eine Macht giebt über uns. Und jetzt, aus dieſem Standpunkte betrachtet, erhält erſt dieſer, in der Teleologie ausführlicher dargeſtellte, Einfluß der Natur auf die eigenthümliche Bildungsweiſe der Völker ſeine ganze tiefe Bedeutung.

Wie ein Naturforſcher mit reiner Objektivität ſeinen Gegenſtand betrachtet, ſo wünſche ich, daß man den Einfluß der rein religiöſen, völlig reflektionsloſen Miſſionäre der Brüdergemeinde auf diejenigen Völker, die alle geſchichtlichen Momente und, mit dieſen, alle Macht des reflektirten Bewußtſeins verloren haben, ruhig erwägen wolle. Eben dieſe Miſſionäre, einwirkend auf ſolche Völker, liefern die lehrreichſten und reinſten Thatſachen; und während die ungeſtörte Einfalt des religiöſen Glaubens und aller Lebensverhältniſſe ſie den einfachſten Völkern näher bringt, erſcheint der Geiſt des Chriſtenthums in ſeiner unzweifelbaren Gewalt, einer reinen, unvermiſchten Thatſache der forſchenden Naturwiſſenſchaft nicht unähnlich. Daß ſie nicht bloß Lehren vortragen, daß ſie auch die äußern Lebenselemente der Völker berückſichtigen, daß ſie mit der Religion Reinlichkeit, Fleiß, überlegende Ordnung lehren, daß ſie ein organiſch vermittelndes Daſein zu beleben ſuchen, und zwar mit einer künſtleriſch merkwürdigen Sicherheit, ward von den verſchiedenartigſten Reiſenden mit Recht bewundert. Aber wenn nun in der Mitte dieſer vermittelnden organiſchen Lebensordnung, als die eigentliche belebende Seele derſelben, der unergründliche Begriff chriſtlicher Reue erwacht, wie ſollen wir uns dieſe räthſelhafte Erfahrung erklären? Iſt etwa die Reflektion, daß der Hottentotte, der Eskimo, geboren iſt unter einem Volke, bei welchem nicht allein alle wahren religiöſen Begriffe völlig verſchwunden, ſondern auch die ſittlichen in der Einſeitigkeit einer herrſchenden Gewohnheit ausgeartet waren, daß alſo eine unüberwindliche Gewalt ſie beherrſcht hatte, ſo tief? Liegt es nicht eben dem beſchränkteſten Menſchen am nächſten, ſich nicht bloß entſchuldigt, ſondern auch gerechtfertigt zu finden durch die völlige Unkenntniß der Lehren, die ſeine Handlungsweiſe beſtimmen ſollten? Und dennoch klagt ein ſolcher Menſch ſich ſelber an, und was ſein Volk und ihn, mit dieſem, ſeit Jahrtauſenden gefeſſelt hatte, erſcheint ihm als eine Gewalt, die ihn nur durch den eigenen böſen Willen beherrſchte. Man ſolle uns doch, etwa durch pſychologiſches Raiſonnement, eine ſo ſeltſame Erſcheinung erklären; und wie ſeicht und armſelig erſcheinen alle Entſchuldigungsgründe, an welchen die reflektirende Halbkultur ſo erfinderiſch iſt, neben dieſem tiefen Erwachen der reinen ſittlichen Freiheit, die da aus der verborgenſten Stätte erwacht, wo ſie durch eine unüberwindliche Naturgewalt unterdrückt, ja, vernichtet ſchien. Hier ruht, dem Einfältigſten, wie dem Weiſeſten gleich nahe, der wahre Schmerz des Daſeins, das tief Tragiſche der ganzen Sinnlichkeit, die dunkelſte Nacht des Lebens. Aber dieſer Schmerz hat nichts gemein mit dem Trotz der Verzweifelung, der in der alten Welt ausbrach, eben ſo wenig mit dem geiſtreich dichteriſchen Gethue, welches ſich als Weltſchmerz geſtalten möchte, dem widerwärtigen Geſchrei unartiger Kinder ähnlich, wenn der Vater ihnen launenhaft erſcheint, weil er ihnen den kindiſchen Willen nicht läßt. Der Weltſchmerz des erwachten chriſtlichen Bewußtſeins, und es iſt der einzige, der die Nacht des ganzen Daſeins in ſich trägt, eröffnet uns zugleich den Himmel der Seligkeit.

Dieſer Gang der Unterſuchung führt uns nun zu der Anſicht, daß das Böſe das eigentliche Räthſel des Daſeins ſelber ſei. Selbſt der abſtrakte Philoſoph, der keine andere Wirklichkeit und Wahrheit kennt, als das Concrete beſtimmter Gedanken, wird in ſeinem Bewußtſein einen Schatten finden, den er nicht zu verdrängen vermag; er wird den Uebergang zur ſinnlichen Wirklichkeit von der in ſich geſchloſſenen Einheit ſeines Syſtems (und wäre in dieſem Gedanke aus Gedanke noch ſo ſcharfſinnig hergeleitet, und alle zur Darſtellung der Einheit noch ſo ſicher in einander gefügt), niemals finden können. Er wird, iſt ſeine Gedankenwelt nur noch menſchlich geſund, und nicht eine im pſychologiſchen Sinne fixe geworden, die Gewalt des nie in dem abſtrahirenden Gedanken Aufgehenden, in ſeinem Sinne Unwirklichen und Unwahren, tief wurzelnd in ſeinem innerſten Bewußtſein finden, und geſtehen müſſen, daß Alles, was da iſt, auf einem myſtiſchen Grunde ruhe, deſſen Macht der Gedanke nie völlig zu beherrſchen vermöge. Geſund iſt alles Denken nur, inſofern es die innerhalb der Sinnlichkeit nie zu verdrängende Gewalt des Grundes anerkennt, und dann zu beherrſchen vermag.

Es iſt in unſern Tagen Sitte geworden, alle Diſſonanzen des ſinnlichen Daſeins in ſchreienden Gegenſätzen neben einander zu häufen. Der Menſch iſt allen Zufällen des Lebens, allen, das Schlechte am häufigſten begünſtigenden, gegen das ſogenannte Edle, Große und Gute faſt immer verſchwornen, Combinationen geſchichtlicher Ereigniſſe ſchlechthin preisgegeben; und der Urgedanke ſpricht ſich in einem Gotte aus, der in der Geſchichte zum Bewußtſein kommt, indem er eine Welt der Liebe und Hoffnung, die er in jeder Perſönlichkeit verſchloß, erbarmungslos vernichtet. Wie viel großartiger, wie viel geiſtreicher und tiefer iſt das chriſtliche Bewußtſein, welches, in allen Schwankungen und widerſprechenden Erſcheinungen des Lebens, in aller ſcheinbaren Ungerechtigkeit, den nie ſchwankenden Himmel eines göttlichen Daſeins feſtzuhalten vermag, das dieſen äußern Kampf als einen innern, dieſe Züchtigung als eine verdiente auf ſich nimmt, und aus einer jeden Prüfung, ſelbſt wenn die Welt es ſchmäht, gereinigt und geheiligt wieder hervorgeht. Der Chriſt beklagt ſich nicht, wenn die Welt ihn züchtigt, die Züchtigung nennt er eine verdiente; denn die göttlichen Gedanken werden nur ſeine, wenn ſeinem ordnenden Verſtande die göttliche Abſicht verſchwebt, und der göttliche Wille iſt nur ſeiner, wenn er ganz in ihm aufgeht. Derjenige, der ſich zum Lehrer berufen fühlt, wird, iſt er wahrhaft chriſtlich geſinnt, ſich nie über die Angriffe auf ſeine Lehre ängſtigen, er wird dieſe nie abweiſen, ja, je treffender ſie ſind, je ſchneidender ſie ihm entgegentreten, deſto lieber müſſen ſie ihm ſein; herausfordern wird er die Gegner, ihre Einwürfe gegen ſorgfältig gehegte und geliebte Anſichten ſelbſt mit möglichſter Schärfe ausbilden. Denn nur, was alle Angriffe überwunden hat, ſoll bleiben, was vernichtet werden kann, ſoll ſeiner eigenen

Geſinnung nach ſchonungslos vernichtet werden. So waffnet er ſich mit der Welt gegen ſeine eigene Lehre, ſucht den Kampf nie zu umgehen, unterdrückt, ſelbſt wenn es das Heiligſte gilt, keine Aeuſſerung, und das weibiſche Klagen über eine Welt, die ihn verkennt, über ein Geſchlecht, das ihn nicht verſteht, iſt ihm völlig fremd.

Der Standpunkt des chriſtlichen Bewußtſeins erfordert, daß dieſes ſich in jeder Beziehung von dem Böſen im Handeln, wie im Erkennen abwendet, und je entſchiedener es durch die Reue als die eigene That, die das ganze Daſein angeſteckt hat, erkannt wird, deſto nothwendiger erſcheint jene, von dem Böſen abgewandte, Richtung; und dieſes wird eben ſo nothwendig als die Nacht des Erkennens, wie als die Nacht des Handelns aufgefaßt. Daher das Myſtiſche, welches über allem Daſein ruht. Man kann und darf nicht mit dem Lichte erhellen wollen, was durch ſeine Dunkelheit ſeine Bedeutung erhält. Dem abſoluten Denker mag es gelingen, die Welt der Vorſtellungen, nach ſeiner Meinung, in das ſogenannte Concrete einer abſtrakten Reflektion zu verwandeln; daß aber die Welt der Vorſtellungen eben dieſe iſt, daß die Natur ſo vor ihm liegt, ja, daß ſie als Vorſtellungen ſeine ganze Dialektik verhüllt und trägt, das vermag er nicht zu begreifen, und vergebens ſucht er, wenn er die Welt der Vorſtellungen verlaſſen, wenn er die ganze ſinnliche Wirklichkeit in das Geſpinnſt ſeiner Formen gefangen genommen hat, den Rückweg zur ſinnlichen Wirklichkeit. Derjenige Philoſoph, der wirklich glauben ſollte, das Räthſel des Daſeins ſo gelöſt zu haben, daß das Geheimniß deſſelben verſchwunden wäre, bei dem dieſe Ueberzeugung nicht bloß ein Spiel mit Denkformeln, über deren innere Ordnung und Feſtigkeit der Zuſammenfügung er eine natürliche Freude fühlen mag, für welchen vielmehr die

Lehre zur Geſinnung geſteigert wäre, ein Solcher würde, von der Konſequenz ſeines Denkprozeſſes gefangen und in dieſer feſt beharrend, in der That außerhalb aller Gemeinſchaft mit allen von der Vorſtellung beherrſchten Menſchen ſtehen. Er würde mit den Wenigen, die etwa die rein perſönliche Intenſität ſeiner Abſtraktion theilten, in dem völligen Abgetrenntſein von der Welt der Vorſtellungen, die er als vorübergehende Momente hinter ſich geworfen hätte, da ſtehen. Aber ein ſolcher, ſelbſt nur Zweiter, der ſich an den Erſten anſchlöſſe, findet ſich nicht. Der zweite iſt eben, weil der erſte in ſeiner abſoluten Einheit entſchieden perſönlich bleibt, ein Anderer; und eine lebendige Philoſophie iſt nur dann möglich, wenn der Lehrer die perſönliche geiſtige Freiheit der Schüler zu fördern weiß, ſo daß dieſe eben dadurch am innigſten mit dem Lehrer vereinigt ſind, daß ſie ganz und gar ein Ausdruck ihres eigenthümlichen Naturgrundes, und nicht das bloße äußere Abbild einer fremden Eigenthümlichkeit werden.

Oft haben wir von Lehrern oder Schriftſtellern gehört, und zwar als einen Vorwurf, daß ſie nur anregten; als wenn es irgend etwas Höheres gäbe, was der Lehrer erreichen könnte. Im höhern geiſtigen Leben giebt es nichts Bedeutenderes, als eben die Anregung. Das Schlechte im Handeln, das Falſche im Denken kann aufregen. Die Erregung iſt zweideutig, für das Gute, wie für das Schlechte, für Wahrheit wie für Irrthum. Angeregt iſt der Menſch nur, wo das Gute und das Wahre geiſtig mächtig die Geiſter befreien und für ſich gewinnen will, daß ſie auf der eigenen Stätte eigene Probleme zu löſen, ein eigenes Daſein mit ſich ſelber in ihrem innerſten Weſen, d. h. mit Gott, in Einverſtändniß, zu bringen ſuchen. Wer überlieferte geiſtige Probleme, als ſolche, ſich nur äußerlich geben läßt, hat ſich ſchon dadurch gerichtet. Denn eben, weil der innerſte Naturgrund einer jeden Perſönlichkeit in dieſer ruht (wenn ſie ſonſt geſund iſt), wie die ſinnliche Natur innerhalb der Welt der Erſcheinungen für das allgemeine Verhältniß, weil er organiſch der Totalität alles Daſeins einverleibt iſt, iſt er, ohne aufzuhören perſönlich zu ſein, als ein Beſonderes, fähig, einen Ausdruck des Allgemeinſten zu bilden; und das Mißtrauen gegen die Welt der Vorſtellungen, die durch das Denken kontrollirt werden müſſen, bevor ſie anerkannt werden, will, was Grund alles Erkennens ſein ſoll, in das Reſultat deſſelben verwandeln. Aber dieſes Mißtrauen gegen die eigene Welt iſt das Symptom einer Krankheit, die zwar eine Monſtroſität des Erkennens, aber nie die Geſundheit zu erzeugen vermag. Solche Monſtroſitäten ſind diejenigen, die ſich nie einem geiſtigen Genuß, nie einer innigen Freundſchaft oder Liebe hingeben dürfen; der Genuß muß aus der Kritik, als Urtheil hervorgehen, denn die ruhige Stätte, in welcher er geboren, ein beſtändiger Gegenſtand der Betrachtung bleiben kann, iſt verſchwunden. Die Hingebung der Freundſchaft, wo ſie uns am reinſten ergreift, ſoll erſt aus der Reflektion erzeugt werden und als Hochachtung hervorgehen. Denn der ſichere Boden der vertrauenden Natur iſt ſchwankend und unſicher geworden. Indem auf eine ſolche Weiſe die natürliche göttliche Ordnung umgekehrt wird, daß der in den Denkformen Gefeſſelte nicht zu faſſen vermag, wie religiöſe Hingebung dem für das Denken nie völlig aufgeſchloſſenen Naturgrund, wo er ſchwankend und unſicher geworden iſt, ſeine urſprüngliche Feſtigkeit und Reinheit ertheilt, begreifen ſie es auch nicht, wie nur dem Reinen Alles rein iſt.

Ganz anders verfährt das chriſtliche Bewußtſein. Der Naturgrund (das beſondere Organ der abſolut in ſich klaren, für Gott durchſichtigen Organiſation des Alls) iſt ſeinem Weſen nach der reine Ausdruck der Perſönlichkeit ſelber. Alles wahre Denken iſt nicht dazu da, die ewige Perſönlichkeit zu erzeugen, vielmehr ſie in ihrer geſetzlichen und ſtrengen Ordnung durch den gereinigten Naturgrund, in welchem alle Erzeugung, alle Entwickelung, d. h. alle Offenbarung göttlicher Liebe, ruht, zu beſtätigen. Ihr wollt die ewige Liebe durch das Geſetz erzeugen; aber das Geſetz ſelber hat ſeine Wahrheit nur, inſofern es durch die Liebe beſtätigt wird. Eben deswegen iſt dieſe Liebe ſelbſt ganz göttlicher Gedanke, der ſich immer tiefer in der Perſönlichkeit offenbart, je reiner ſie iſt, d. h. je vollkommener ſie in dem göttlichen Willen aufgeht. Aller göttliche Gedanke iſt Ausdruck ſeines Willens, d. h. ſeiner liebenden Abſicht.

So ſcheint es nun, als könne der Naturgrund, während er in dem unſicheren Kampfe mit der Sünde befangen iſt, während dieſe von Neuem in ihm erzeugt wird, ſeinen Urſprung nie erkennen. Die kalte Reflektion, die ſich von der eigenen That trennt und ſie zum Gegenſtande des Nachdenkens macht, vermag die Sünde nur in ihrer abſtrakten Allgemeinheit, eben ſo wie das Sittengeſetz, aufzufaſſen, d. h. in ihrer Unwirklichkeit und Unwahrheit. Sie ſelbſt iſt aber, wie die Perſönlichkeit, ein Beſonderes, und wird in ihrer ſpekulativen Wahrheit nur als ein ſolches erkannt; zwar zugleich als ein Allgemeines, aber ſo, daß ſie in Allem die Vereinzelung durch eigene That ſetzt. Dieſe Vereinzelung kann ſich als eine ſolche nie faſſen, ohne ſich zugleich aufzuheben (die Reue, die unmittelbar die Reinigung mit ſich führt); dann aber wird eben die Vereinzelung ein unerklärbares Räthſel, ſie entſchwindet, wie für Petrus, den böſen Dämonen ähnlich, wenn der Hahn kräht. Der gereinigten Geſinnung aber und dem aus dieſer hervorgehenden

Erkennen wird das Böſe der Durchgangspunkt für die Reinigung ſelbſt, und der wahrhaft Bekehrte trägt alle Folgen der Sünde als die Ordnung Gottes, die in der ſtrengſten Züchtigung eben die Liebe kund giebt. Das erwachte Erkennen, der erweiterte Geſichtskreis, welcher die ſinnlichen Verhältniſſe nach allen Richtungen verfolgt und, was ihn bindet und feſſelt, in allen Verhältniſſen auffaßt, vermag, beharrt er in der chriſtlichen Geſinnung, dieſen Geſichtspunkt nicht zu verändern; und das umſichtigſte Erkennen ſteht, bei aller Klarheit in der Einſicht ſinnlicher Verhältniſſe, auf dem nämlichen Standpunkte, auf welchem das einfältige Gemüth ſich befindet, wenn es mit chriſtlicher Hingebung die Folgen der eigenen Sünde erkennt. Dieſe Hingebung iſt keine leidende; wo ſie in ihrer Wahrheit ſich zeigt, enthält ſie für die Welt der Erſcheinung die Kraft Gottes, die eine liebende, aber zugleich eine züchtigende iſt. Aber die friſche That einer ſolchen befreiten Perſon iſt von der Perſönlichkeit nicht getrennt, ſie tritt nie in der leeren Allgemeinheit der Abſtraktion hervor, ſie beſtätigt das Geſetz welches ſie unüberwindlich gebunden hält durch die Natur, und unterwirft ſich dem Geſetz, welches den böſen Willen bändigt durch die beſondern Verhältniſſe in der Geſchichte. In dieſer willigen Hingebung findet ſo Denken wie Handeln ſeine Alles überwältigende Macht; und ſo, durch die Gewalt der freiwilligen Unterwerfung unter ſinnliche Verhältniſſe, trat ſelbſt das Chriſtenthum, das größte und mächtigſte Wunder der Geſchichte, hervor. In dieſer Hingebung aber, inſofern ſie als das Fundament der Betrachtung ſich kund giebt, iſt Alles, was wir in der Reue als böſen Willen anzuerkennen gezwungen ſind, in ein göttliches Geſetz verwandelt, und ſpricht nichts aus, als die Einheit Gottes mit ſich ſelber. Wir können ſelbſt für das

Erkennen den böſen Willen nicht mehr finden, deſſen Urſprung wir ſuchen. Inſofern wir in der Reue uns als von dem böſen Willen geleitet erkennen, iſt er in jedem Augenblick ſein eigener Urſprung; und trennen wir uns durch Reflection von dieſer immer erneuten unbedingten Entſtehung, die eben nur als Erzeugniß aller Bedingtheit geboren wird, ſo haben wir nur die leere Allgemeinheit einer Sünde überhaupt, die hier, ſo wie, wenn wir die Sittlichkeit in einen bloß allgemeinen Begriff verwandeln, ihren poſitiven Inhalt verloren hat. Sind wir aber durch göttliche Gnade von dem göttlichen Willen durchdrungen, dann iſt dieſer allein da; und in ſolchen Momenten iſt der Wille der Sünde uns ein völlig Unbegreifliches. Denn eben, weil dieſer letztere nur Wille iſt, iſt die gedachte Möglichkeit zugleich die Wirklichkeit; und ſie hat keine andere. Daher iſt auch die tiefſte Reue die, in welcher die Gedanken ſich gegen einander erheben und ſich wechſelſeitig verklagen. Der Gedanke nun, der dieſe ſich untereinander vernichtenden Gedanken negirt, iſt der abſolute, muß nothwendig ſeinen Urſprung als Wille fahren laſſen und als eine bloße Negation des Denkens ſelbſt hervortreten. Der Begriff der Sünde iſt verſchwunden; dieſer hebt den Unterſchied zwiſchen Subjekt und Objekt auf, und in der Unbedingtheit des Willens iſt das Subjekt zwar das Beſtimmende, aber zugleich, als das gegen den göttlichen Willen Hervortretende, unmittelbar Beſtimmte. Der Wille, der ſich gegen Gott auflehnt, trägt in ſeinem Urſprunge ſchon ſeine Beſtimmtheit mit ſich; er iſt zwar als Wille ein unbedingter, aber zugleich das Erzeugende aller Bedingtheit, und er vermag nie ſich zu faſſen als der wahrhaft freie Wille, der ſich einem eigenen Objekt gegenüber ſtellt, um ſich in dieſem zu erkennen.

Doch wir müſſen das Bisherige zuſammenfaſſen, um das, wie uns ſcheint, völlig unerklärbare Myſtiſche, welches über dem Urſprunge des Böſen ruht, ſchärfer hervorzuheben. Der Gott, den wir erkennen, der Gott des chriſtlichen Bewußtſeins, offenbart ſich uns nicht als ein abſoluter Denkprozeß, ſondern als ein liebendes Denken; die abſolute Selbſtoffenbarung Gottes geht ganz in ſeinem Weſen auf, und ſetzt eine Schöpfung voraus, in welcher nicht allein Gott ſich erkennt, ſondern auch, als das immanente Princip völlig reiner Perſönlichkeiten, von einer jeden Perſon erkannt wird. Dieſe Welt, dieſe in ſich klare Schöpfung ſeliger Perſönlichkeiten, bildet den unwandelbaren Grund, das Erſte und Letzte, Anfang und Ende alles in der Sinnlichkeit befangenen Daſeins. Um ſich ſelbſt auf ewige Weiſe zu faſſen, in einer in ſeiner Einheit beharrenden Schöpfung, bedurfte Gott keines dunkeln Grundes. Das Objekt der göttlichen Intelligenz iſt zu gleicher Zeit, nicht bloß als Ganzes, ſondern auch in jeder Perſönlichkeit, mit ihm eins. Das ſind diejenigen Perſonen, die ſich nicht gebunden finden durch irgend ein ihnen fremdes Geſetz des Daſeins, des Handelns oder des Denkens, alſo auch keine ihnen fremde Natur ſich gegenüber finden, durch welche ſie fremden Geboten unterliegen, von einer ihnen fremden Gewalt gefeſſelt werden. Ihre ganze Welt findet ihren durchſichtigen Mittelpunkt in dem Innerſten einer jeden Perſönlichkeit; rein geſchieden und geründet in ſich, und eben daher auf unendliche Weiſe eins mit Gott. Der Schwerpunkt einer ſolchen Welt iſt zu gleicher Zeit der Mittelpunkt der Gedanken einer jeden Perſon. Das iſt der chriſtliche Himmel, die Welt der Engel. Ein jeder Menſch iſt den Engeln verwandt durch das, was in ſeiner Perſon göttliches Weſen und Wahrheit hat. Dieſe Verwandtſchaft, ja, urſprüngliche Einheit mit uns, zieht die Engel zu uns herab. Mit der Perſönlichkeit iſt auch eine Verſchiedenheit der Perſonen gegeben, eine Ordnung derſelben, ja, eine Unterordnung, die, wo ſie hervortritt, zwar als ſolche bleibt, aber zugleich unmittelbar die völlige Gleichheit aller ſetzt. Die Unterordnung menſchlicher Perſönlichkeiten iſt durch die Sünde eine innere geworden; ſie ſind von der innern Gleichheit getrennt, und täuſchen ſich, indem ſie glauben, dieſe durch die Zerſtörung der Ordnung wiederfinden zu können. Aber durch dieſe Unterordnung der himmliſchen Heerſchaaren, deren getrübtes Abbild die erſcheinende menſchliche darſtellt, bildet ſich ſelbſt eine beſondere Gemeinſchaft zwiſchen Engeln und Menſchen verſchiedener Ordnung, bis zu der engſten und einzelnen Perſönlichkeit ſelber. Und ſo entſtand — wir dürfen behaupten, auf völlig ſpekulative Weiſe — die Anſicht, daß ein jeder Menſch ſeinen Engel habe, der, wo der Wille ſich dem göttlichen hinneigt, ſich ihm nähert und nur durch die Sünde verſcheucht wird. Nun iſt die Schwierigkeit bei der Entſtehung des Böſen dieſe, daß Letzteres, um entſtehen zu können, eine Perſon vorausſetzt, alſo nicht Grund der Perſönlichkeit ſein kann. Nur das Geſchöpf ſündigt, es iſt daher als ſolches vor aller Sünde, und dieſe kann nicht Urſprung einer in ſich reinen Schöpfung ſein. Das chriſtliche Bewußtſein kennt einen doppelten Sündenfall, einen urſprünglichen durch Lucifer, den gefallenen Engel, der das ihm anvertraute Lebenslicht in verzehrendes Feuer verwandelte, und einen zweiten durch Adam, der die Ordnung der Natur in ſich ſelber, das Paradies, als die in ſich zur ſinnlichen Ordnung zurückkehrende Natur, zerſtörte.

Es iſt nicht bloß, wie **Kant** meint, ein Hinausſchieben der aus der Reflektion entſtandenen Frage nach dem Urſprunge des Böſen aus dem Kreiſe der Sinnlichkeit, wo ſie ihre Löſung nicht findet, nach der Region des Ueberſinlichen, in welcher ſie eben ſo wenig ihre Löſung finden kann, die für das chriſtliche Bewußtſein die Annahme einer böſen Perſönlichkeit, als das Fundament alles Böſen überhaupt, nothwendig macht. Es iſt die Ueberzeugung, daß das ganze Daſein von der Nacht des Böſen beſchattet werde, daß alle Gegenſätze der Natur, die Naturnothwendigkeit ſelber, inſofern ſie die Perſönlichkeit auch geiſtig beherrſcht, in allen Momenten ihres Daſeins einen Gegenſatz enthalten, der nicht bloß natürlicher, ſondern ethiſcher Art ſei. Dieſe Allgemeinheit des Böſen kann nun nicht durch einen bloßen Denkprozeß in ihrer Poſitivität erkannt, ſie muß auf eine Perſönlichkeit zurückgeführt werden; denn nur dieſe kann ſündigen. In der chriſtlichen Lehre vom Teufel liegt keineswegs die ſpekulative Löſung der Frage über den Urſprung der Sünde; dieſe Löſung wird aber auch nicht von ihr beabſichtigt, vielmehr iſt es die feſte Ueberzeugung, daß das Böſe nur durch eine Trennung von Gott, die eine frühere Vereinigung mit ihm vorausſetzt, nur durch einen perſönlichen Willen, der, urſprünglich mit dem göttlichen eins, ſich von dieſem trennte, ſowohl, wenn von der Totalität aller Sinnlichkeit, wie wenn von der eigenen Sünde der ſich ſelbſt in der Reue erkennenden Perſon die Rede iſt, ſtattfinden könne. Die Sünde des gefallenen Engels und die Sünde des Chriſten, der ſeinen eigenen Abfall beweint, iſt dieſelbe. Der Chriſt iſt es, der ſich ſelbſt erkennt als der gefallene Engel, der auf die ganze Sinnlichkeit einen Schatten wirft und den urſprünglich freien Geiſt dem ihm entfremdeten Geſetz unterwirft, und der Lucifer iſt es, der in ihm thätig iſt bei jedem Entſchluß zur Sünde. Die allgemeine Sünde, die die Sinnlichkeit verpeſtet, beherrſcht ihn, weil der böſe Wille der ſeinige geworden iſt. Daher iſt es ſo wenig der Fall, daß die Lehre vom Teufel dem chriſtlichen Bewußtſein als ein ſittlich gefährlicher Entſchuldigungsgrund dienen kann, daß ſie vielmehr dazu dient, die Reue zu ſchärfen und die Unergründlichkeit des böſen Willens, die tiefe Wirklichkeit der innern That, an das Tageslicht zu bringen. Daher wird aber auch das Erkennen des Böſen, bei ſeiner zugeſtandenen Allgemeinheit, dennoch ein rein perſönliches, und ſelbſt das aus der Reflection entſtandene Bewußtſein vermag nie, ſich von der Perſönlichkeit loszureißen, aus welcher das Böſe nicht auf eine äußerlich bedingte, ſondern, wie die Sittlichkeit es fordert, auf eine unbedingte, und eben daher das ganze Daſein ergreiſende, Weiſe entſteht.

Das myſtiſche Dunkel, welches über dem Urſprunge des Böſen ruht, liegt nur darin, daß das chriſtliche Bewußtſein dieſes in einer abſoluten eigenen That erkennt. Durch dieſe findet es ſich von Gott rein getrennt, aber auch von ſich ſelber, mag es ſich als daſeiend, als handelnd oder als denkend zu begreifen ſuchen. Dieſes innere Getrenntſein von ſich ſelber, iſt aber auch nur als ein Abfall des Selbſt von ſich ſelber, inſofern es in Gott iſt. Der Chriſt fühlt ſich als Menſch aus einem Paradieſe, als Geiſt aus einem Himmel vertrieben, in welchem er urſprünglich heimiſch iſt. Er kann daher nie den Urſprung des Böſen als den abſoluten ſeiner Perſönlichkeit betrachten; er iſt nicht aus dem dunkeln Grunde entſprungen, ſondern in dieſen herabgeſtoßen; denn der innerſten Wahrheit und dem Weſen nach iſt er göttlicher Art, und dieſes Göttliche, nie zu Vertilgende iſt, wie er ſich geſtehen muß, ſeine eigene Heimat, das Ewige in ihm, das, iſt er in Gott und ſomit in ſich ſelber geblieben, ſein Himmel, iſt er außer ſich, ſeine Hölle genannt werden muß. Die Speculation nun verwandelt die Sünde in den Urſprung ſelber, und ſie ſcheint es thun zu müſſen, ſeitdem die Philoſophie die abſolute Intelligenz durch ſich offenbaren wollte und Gott als dieſe aufzufaſſen ſtrebte. Indem nämlich der Denkprozeß in ſeiner Abſolutheit aufgefaßt wurde, mußte das Böſe als das in der Intelligenz dem Intelligenten Widerſtrebende hervortreten, durch welches jene ſich als Subjekt in ihrer fortdauernden Objektivität erhielt. Selbſt beſiegt, durfte das Böſe dennoch nie ganz verſchwinden, weil der Prozeß eines ſich faſſenden Bewußtſeins nie als eine bloß ruhende Einheit des erkennenden Subjekts und des erkannten Objekts, ſondern als eine fortdauernd von neuem werdende aufgefaßt werden mußte. Der Grund dieſes Werdens war nun das durch die Intelligenz aus ihr Abgeſchiedene, durch ſie nicht Beſtimmte; aber, inſofern das Denken thätig war und nur einer Thätigkeit gegenüber ſich äußern kann, war es vor allem Denken im Grunde, d. h. in dem ewig Objektiven.

Und hier drängt ſich uns nun die Hauptſchwierigkeit unſerer ganzen Unternehmung auf; denn iſt mit dem Begriffe der Sünde der Urſprung der Intelligenz überhaupt gegeben, ſo muß es ſich zeigen, in wiefern Philoſophie und Religion mit einander beſtehen können. Wir dürfen aber nicht vergeſſen, daß wir uns auf den Standtpunkt des chriſtlichen Bewußtſeins von vorn herein verſetzt haben; daß dieſes die Grundlage unſeres ganzen Erkennens in ſich ſchließt, daß es dieſelbe Gewißheit für uns hat, ja, eine feſtere und unerſchütterlichere, als das Bewußtſein der ſinnlichen Welt gegenüber. Es iſt uns nicht darum zu thun, dem chriſtlichen Bewußtſein, wie es in ſeiner geiſtigen Reinheit den Gläubigen bewegt, irgend eine Stütze von außen her zu verſchaffen, und eine chriſtliche Philoſophie ſoll nicht bloß eine Philoſophie der Religion, ſondern auch ganz und gar eine religiöſe Philoſophie ſein. Wir ſuchen nicht mit einem Weltbewußtſein, mag es ſich innerhalb der Sinnlichkeit beſchränkt fühlen oder, die Einheit des Alls auffaſſend, ſich zur Speculation ſteigern, eine Capitulation abzuſchließen; vielmehr iſt es unſere Abſicht, zu zeigen, daß alles Denken ſeinen Urſprung aus dem Glauben habe, daß alle geiſtige Gewißheit erſt dann gefunden wird, wenn ſie ihren Grund in dem Glauben erkennt. Daher behauptet der Chriſt, Alles, was ihm Gegenſtand des Denkens ſein könne, ſei Ausdruck eines göttlichen Willens. Ihm wird Objekt des Denkens, nicht er ſelbſt, ſondern Gott; und ſo auf Gott gerichtet, iſt Alles, was in ſeinem Denken ſich einigt, Ausdruck eines göttlichen Willens, einer göttlichen Abſicht. Nun aber behauptet der Philoſoph, daß das Denken und die Wahrheit nur dann begriffen wird, wenn es ſich ſelber genügt. Denn zum Weſen des Denkens gehöre es, daß es ſein eigener Anfang ſei, und eben daher auch, daß mit dieſem Anfange der Schluß gegeben ſei. Dieſes ſich in ſeiner Conſequenz ſelbſt Ergreifende, ohne welches keine Wahrheit da iſt, iſt, wie im menſchlichen Bewußtſein (wenn dieſes das Zuſtändliche von ſich ausſcheidet), ſo in Gott dieſelbe Wahrheit. Und hier ſcheidet ſich nun die auf ſolche Weiſe abſolute Philoſophie rein von der chriſtlichen, wenn ſie ſich völlig in ihrer Conſequenz auffaßt. Denn zwar iſt dem Chriſten, wie dem Philoſophen, die Intelligenz in Gott und, als denkende, im menſchlichen Bewußtſein, dem Weſen nach, dieſelbe. „Laſſet uns“ ſprach Gott „Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſei“ (1. B. Moſe 1, 26.), und dann wiederum „Siehe, Adam iſt worden wie unſer einer, und weiß, was gut und böſe iſt“ (daſ. 2, 22.): aber alle Wahrheit iſt dennoch

Ausdruck, nicht eines abſoluten Denkprozeſſes, ſondern eines göttlichen Wollens, einer göttlichen Abſicht. Um dieſe Abſicht kennen zu lernen, ſind wir nicht an uns, ſondern an ihn gewieſen; und wie der Chriſt nur auf göttliche Weiſe handelt, inſofern er den göttlichen Willen erfüllt, ſo erkennt er nur, indem er die göttliche Abſicht als ſolche begreift, d. h. indem er forſchet nach ſeinen Werken Tag und Nacht. Daher iſt die Hingebung in den göttlichen Verhältniſſen, in das Geſetz der Gegenwart, welches ſich dem Gläubigen kund thut, die ewige Richtſchnur aller chriſtlichen Handlung, und das Forſchen in Natur und Geſchichte das einzige Princip alles fruchtbaren Erkennens; und dieſe beiden Richtungen ſtärken ſich in ſich ſelber, nähren ſich aus ſich ſelber, offenbaren die Einheit des göttlichen Willens, wie die Einheit der göttlichen Abſicht, d. h. des göttlichen Denkprozeſſes. Dieſer, ſo aufgefaßt, trägt zwar die Relativität der Erſcheinung einerſeits, iſt aber dennoch das Abſolute, welches ſeine eigene Zukunft, das Ende mit dem Anfange, in ſich enthält; denn Gott iſt, wo er, oder wie er ſich offenbart im Handeln oder im Denken, wie das Lebensprincip in einem jeden Organ, nicht theilweiſe, ſondern ganz. Nun liegt aber in dem Denkprozeß ſelber, als ſolchem, eine innere Unendlichkeit, und dieſe drängt ſich uns auf. Es ſcheint daher, als müſſe der Chriſt den Urſprung in der verſuchten abſoluten Selbſtbeſtimmung des Denkens ſuchen. Denn dieſe Trennung ſetzt nicht die Abſicht, die That Gottes, ſondern das Denken an ſich, als das Höchſte, dieſes in ſeiner Abſolutheit, durch ein menſchliches Bewußtſein, wenn auch nicht dargeſtellt, ſo doch vermittelt, und inſofern Gott gleich. Aber das Göttliche, d. h. für den Chriſten das wahre Denken, liegt nicht in der Selbſtbeſtimmung des Denkens allein, ſondern in der des

Innerlichwerdens des göttlichen Willens, ſo daß die Beſtimmung durch Gott, als die Selbſtbeſtimmung des eigenen, durch ihn und in ihm geſetzten, gereinigten Weſens des perſönlichen Bewußtſeins, aufgefaßt wird. Dadurch nun entſteht ein Verhältniß des Erkennens zum chriſtlichen Bewußtſein, welches das umgekehrte einer abſoluten Philoſophie zu ſein ſcheint, und durch welches ſogar die Philoſophie bei der Richtung, die ſie in unſern Tagen genommen hat, ausgeſchloſſen wird. Die Philoſophie nämlich fängt mit einem Abſoluten an, und dieſes Abſolute kann nur in der Form des Denkens begriffen werden; aber ſo aufgefaßt, iſt das Denken ſein eigener Gegenſtand, als wenn außer ihm nichts wäre, und Alles in und durch ihn. Das Denken aber wird zwar durch eine Perſönlichkeit für die Vorſtellung vermittelt, iſt aber, ſo wie es in ſeiner Wahrheit erſcheint, von ſeiner Perſönlichkeit unabhängig; und dieſe bleibt, inſofern ſie Geiſt iſt, nur der bezeichnende Moment im Reiche der Vorſtellung. Es ſcheint, als wenn dadurch die Sinnlichkeit ſelbſt in einen höheren Moment verſetzt wäre; aber dieſes iſt keineswegs der Fall. Denn in der abſoluten Philoſophie des Denkens iſt die Vorſtellung zwar nicht die Wahrheit, aber die fortdauernde, ja, nothwendige Hülle derſelben, und alle ſinnliche Vorſtellung muß als ſolche bleiben, wenn der Gedanke ſich in ſeiner Einheit ergreifen ſoll. Denn dieſer iſt in der That nur die geiſtige Einheit des Vorgeſtellten. Daher ſtellt ſich der abſolut erkennende Denkprozeß ſo dar, daß er die erkannte Wahrheit des Vorgeſtellten iſt, d. h. als ſinnliche Geſchichte ſich entwickelt. Nun aber iſt die Welt der Vorſtellung die nothwendige Hülle aller Wahrheit — „nil in intellectu, quod non fuerit in sensu" — und kann nicht verſchwinden, als das Verhüllende der Wahrheit, weil dieſe durch jene offen=

bar wird. Daher kann die abſolute Philoſophie des Denkens ſich mit einer Geſchichte der Natur, d. h. des ganzen Daſeins, nicht vertragen; denn ſie würde die Sinnlichkeit ſelber, als die geiſtige Bewegung, die ihren Abſchluß nicht innerhalb ihrer findet, erkennen. Dieſe ſoll aber nur in den Gedanken ſtattfinden und da ihren Abſchluß erhalten. Daher tritt die abſolute Wahrheit, als eine in ſich rein geſchloſſene, auch in der Art hervor, wie ſie in der Sinnlichkeit laut wird; und es giebt keine andere perſönlich geiſtige Unſterblichkeit, als diejenige, die ſich in dem abſoluten Gedanken der ſich ſinnlich entwickelnden Geſchichte aufnehmen läßt. Auf dieſe Weiſe iſt die Vorſtellung, d. h. die ſinnliche Erſcheinung, eben ſowohl für abſolut erklärt, als dasjenige nämlich, deſſen Realität durch den abſoluten Gedanken negirt werden ſoll; wie in der Fichteſchen Philoſophie das Nicht-Ich die fortdauernd poſtulirte Sinnlichkeit in der Form der Negation iſt. Die Philoſophie des abſoluten Denkens iſt die Fichteſche ſelbſt, nur daß Fichte den Idealismus ſo auffaßte, als wäre er ein, in einer unendlichen Zukunft darzuſtellendes, Ideal, Hegel dahingegen ihn zur immanenten Idee des Sinnlichen erhoben hat. Und obgleich die Hegelſche Philoſophie den Progreſſus ins Unendliche verdrängt, die nie zur Wirklichkeit werdende Möglichkeit des Fichteſchen Idealismus, zur in ſich geſchloſſenen Wirklichkeit des Gedankens geſteigert hat, ſo trifft ihn dennoch der Vorwurf, die ſinnliche Wirklichkeit conſtant gemacht zu haben, zwar nicht als die Wahrheit, wohl aber als der fortdauernde, wenngleich als ſolcher unwahre, Grund derſelben.

Das chriſtliche Bewußtſein dahingegen hat Gott, und ihn allein, als ewiges Objekt. Das Subjekt fühlt ſich von ihm im Innerſten entfremdet. Das wahre Erkennen, oder die göttliche

Wahrheit, iſt alſo nicht für das Subjekt gegeben, wie es erſcheint. Dieſes kann in ſich keinen Moment der Wahrheit finden. Weil die Seligkeit, oder die Wahrheit des Daſeins, nur durch die göttliche Gnade da iſt, ſo kann es auch keine Wahrheit des Erkennens geben, die nicht aus derſelben Quelle herrührt. Nun ſagt zwar auch die abſolute Philoſophie des Denkens, es ſei nicht die Perſon, die denkt, als ſolche, ſondern Gott, der Geiſt, der in ihm denkt, aber dennoch findet bei dieſer ſcheinbaren Aehnlichkeit kein Uebergang von der chriſtlichen zur abſolut philoſophiſchen Denkweiſe ſtatt. Denn das abſolute Denken iſt, wie es abſolut hervortritt, rein in ſich abgeſchloſſen, und würde ſeine ganze geiſtige Bedeutung verlieren, wenn es nicht allenthalben als das in ſich Klare und Durchſichtige erſchiene. Geht aber alles Denken darauf, dieſes ſelbſt als Ausdruck eines Wollens, eines Zwecks zu ergreifen, ſo ſieht man ein, daß dieſer Zweck nur völlig durchſchaut wird, nachdem er als ſolcher ſich ausgeſprochen hat, und daß die Abſicht nur in ihrer Erfüllung völlig klar wird. Dadurch nun haben Einige zu der Behauptung ſich verleiten laſſen, daß eine ſolche Abſicht durchaus nicht zu erkennen wäre, und daß, da Gott dem chriſtlichen Bewußtſein ſich nur durch ſeinen abſichtsvollen Willen offenbart, er ſich überhaupt nicht erkennen laſſe, ſondern nur für den Glauben da ſei. Daß eine ſolche Behauptung bei denjenigen eine Geltung finde, die ſelbſt keinen chriſtlichen Glauben beſitzen oder durch dieſen geleitet werden, iſt freilich ſehr begreiflich; wie aber der Chriſt behaupten könne, alles Erkennen göttlicher Wahrheit wäre dem Menſchen geraubt, iſt nicht ſo leicht einzuſehen. Denn daß Gott ſeinen Willen durch ſeinen Sohn uns offenbart hat, iſt ja das Grundfundament alles Chriſtenthums; und daß, was im Handeln uns leiten ſoll, durch eine innere Naturnothwendigkeit dem Erkennen verſchloſſen bleiben kann, iſt völlig unbegreiflich. Das Reich Gottes, welches aus der Sinnlichkeit hervorgehen ſoll, hat innerhalb der Sinnlichkeit keine Schranken; es iſt, wie für alle Völker, ſo auch für eine jede Perſönlichkeit, in ſeiner Totalität da. Das ganze Daſein, im Denken wie im Handeln, geht in Gott auf. In dieſer Rückſicht unterſchied ſich Carteſius weſentlich von der neuern Philoſophie. Zwar hat er, den Worten nach, geſagt, die Gewißheit läge nur im Denken; aber indem er unmittelbar auf dieſe Behauptung die zweite folgen ließ, daß alle Wahrheit durch Gott gegeben wäre, und daß alſo der Denkprozeß, den das denkende Ich für ſich in Anſpruch nähme, durch Gott vollendet da wäre, verwandelte ſich das Denken aus ſich ſelber in denkende Betrachtung, und dieſe lag ſo entfernt von dem urſprünglich poſtulirten, abſoluten Denken, wie die ſinnliche Betrachtung ſeiner Zeit ſelber. Daher erſcheint Carteſius ſpeculativ am bedeutendſten in der Abhandlung: de methodo, in welcher der Gedanke ſeines zukünftigen Syſtems in völliger Freiheit ihm vorſchwebte, der in der Ausführung ſich nicht wiederzufinden vermochte. Der Grundirrthum ſeiner Philoſophie lag darin, daß er den göttlichen Gedanken, der ſich in der Natur offenbaren ſollte, ſo auffaßte, wie er unreif einer ſinnlichen Reflection vorlag; wodurch das Reſultat ſeiner Betrachtung, dem Gegenſtande entfremdet, wie alle Reflectionen, mit einer willkürlichen Annahme, die durch alle abſtrakte Beſtimmungen ihre Willkürlichkeit nicht verlieren konnte, abſchließen mußte, und ſtatt mit der Einheit des Denkens, mit dem Materialismus und mit einem unüberwindlichen Dualismus endigte.

BAYERISCHE
STAATS-

Wenn aber das Denken ſich mit völliger Conſequenz als das Abſolute ergreift, und aus ſich ſelber entwickelt, ſo, daß nur durch dieſes, ſo aufgefaßte, Denken alles Daſein ſeine Wahrheit und Wirklichkeit erhält, und in concrete Denkformen aufgebt, dann könnte man behaupten, ein ſolches Denken wäre ſelbſt das Böſe, das Bewußtſein, welches werden will wie Gott. Wir gehen hier in eine Betrachtung ein, die, indem ſie etwas Gehäſſiges zu haben ſcheint, eine genaue Erwägung verdient, und die in vieler Rückſicht von Wichtigkeit iſt. Und wenn ein Gegenſtand, der uns heilig iſt, bei einer Beurtheilung keiner irdiſchen Rückſicht unterliegen darf, werden wir mit völliger Freimüthigkeit uns darüber äußern, damit wir den Grundirrthum aller Philoſophie des abſoluten Gedankens, und ihren totalen Unterſchied von einer chriſtlichen Religionsphiloſophie ſcharf und entſchieden hervorheben.

Es giebt keine Aeußerung des chriſtlichen Bewußtſeins, die ſo viele Gegner gefunden hat, wie die: daß der Chriſt die Vernunft durch den Glauben gefangen nehmen müſſe; und indem man dieſe Aeußerung als eine die Vernunft ſelbſt in ihrem Weſen aufhebende, ſich dachte, ward es klar, daß man die abſolute Freiheit des Denkens dem Glauben gegenüber behaupten mußte. Ja, dieſer Zorn gegen die Behauptung der Theologen beweiſt, daß die Philoſophie des abſoluten Gedankens in dem gewöhnlich herrſchenden Rationalismus, wie er inconſequent und oberflächlich aufgefaßt wird, dennoch als Princip verborgen lag; und hat man erkannt, wie eine ſolche Anſicht ein jedes Bewußtſein, wenn es ſich durch die Momente der Bildung der Zeit zum Selbſtbewußtſein erhob, durchdrang und beherrſchte, ſo wird man geſtehen müſſen, daß die abſolute

Philoſophie nur mit Conſequenz hervorhob, was der ganzen Zeit und allen gebildeten Völkern eigen war, und man wird begreifen können, wie die Behauptung: das Chriſtenthum habe ſich überlebt, in der Form, in welcher es ſich ausgebildet hat, daß es zu Grunde gehen und einer höhern Entwickelung weichen müſſe, die rein aus dem, ſich ſelbſt in ſeiner Klarheit faſſenden, Selbſtbewußtſein hervorgehe. Dieſe Anſicht iſt daher keineswegs als die kühne Aeußerung einzelner ſtarker Geiſter, ſie iſt vielmehr als ein Erzeugniß aller Bildungsmomente gegenwärtiger Zeit zu betrachten.

Wie in der Zeit der Extreme getrennte Anſichten ſich niemals wechſelſeitig verſtändigen und ſo beſtätigen, vielmehr, und zwar nothwendig, wechſelſeitig beſchränken und aufheben, ſo darf nicht geleugnet werden, daß die Behauptung vieler Theologen, dem Freidenkenden gegenüber, eben ſo irrig und falſch war, ja, wie alles Falſche und Irrige, unchriſtlich genannt werden muß. Sie behaupteten nämlich nicht allein, daß die Vernunft nur mit der göttlichen Offenbarung thätig ſein dürfe und könne, ſondern auch, daß der Glaube das Unvernünftige, als ſolches, nicht allein dulden, ſondern auch, dem freien Gedanken zum Trotz, behaupten müſſe. Sie betrachteten den Verſuch, innerhalb des chriſtlichen Glaubens die Freiheit der Vernunft, die ſich zu regen anfing, thätig zu ergreifen, für ein gefährliches Unternehmen; und indem ſie uns die Kindſchaft Gottes durch den Glauben verſprachen und die Perſönlichkeit durch dieſen ſelig prieſen, zerſtörten ſie dieſe in ihrer innigſten, ja, in ihrer heiligſten Wurzel, und dieſelben, welche ſie freie Kinder Gottes nannten, ſollten in dem Mittelpunkte der unſterblichen Perſönlichkeit auf immer Knechte bleiben. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß eine ſolche Behauptung, ausgeſprechen, ſich ſelber aufhebt. Sie iſt ja ſelbſt eine Aeußerung eines Denkens, welches, indem es ſeine Unfreiheit bekennt, auch ſeine eigene Richtigkeit ausgeſprochen hat. Beſchränkte Behauptungen der Art haben den Rationalismus in ſeiner Entwickelung gefördert, und indem man einen gefährlichen Irrthum mit Recht beſtritt, geſtaltete ſich der entgegengeſetzte deſto kühner.

3.

Das Verhältniß des reinen Denkprozeſſes zur chriſtlichen Ethik.

In wiefern nun hat die Behauptung, man ſolle die Vernunft gefangen nehmen, ſelbſt einen vernünftigen Sinn?

Vorbildlich müſſen wir ja die nämliche Forderung machen, wo irgend eine geiſtige Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden ſoll. Wir müſſen uns dieſer hingeben, um ſie zu faſſen; und ſelbſt diejenige Philoſophie, die ein abſolutes Denken darzuſtellen behauptet, muß, inſofern ſie das eigenthümliche Produkt einer beſtimmten Perſönlichkeit iſt, das Gefangennehmen des eigenen Denkens in Anſpruch nehmen. Es kömmt nur darauf an: ob wir, indem wir uns auf dieſe Weiſe einem fremden Denken hingeben, uns fortdauernd gefeſſelt fühlen, ob alle unſere Gedankenäußerungen in den Feſſeln eines fremden Denkens ſich bewegen, oder ob wir durch die Hingebung ſelber uns befreit fühlen. Ein jeder Dichter z. B., je tiefer und bedeutender er iſt, hat eine beſtimmte Abſicht. Er will uns in eine eigenthümliche Welt verſetzen, die freilich, je gelungener die Darſtellung iſt, äußerlich deſto entſchiedener von ſeiner Perſönlichkeit getrennt, in ſich geſchloſſen erſcheint, aber eben dadurch am reinſten die innere Tiefe der Perſönlichkeit aufſchließt. Die Abſicht verhält ſich dann nicht zur Darſtellung, wie ein Aeußeres zu einem Aeußeren. Sie iſt das immanente Princip der Darſtellung ſelber in allen Richtungen. Daß eine wahre Dichtung nie das Produkt einer in Denkformeln fortſchreitenden Reflection ſein kann, iſt entſchieden. Das Unbedingte und innerlich Freie des Gedichts enthält ſelbſt den Ausdruck der innern Freiheit des Erzeugniſſes aus einem Willen, der durch das Denken zwar bewegt, aber nicht gebunden iſt. Dieſem Willen müſſen wir uns fügen; nicht, was Dieſer oder Jener denkt, ſoll er mitbringen und in das Gedicht hineintragen. Alle Gedanken vielmehr ſollen ihren Werth dadurch erhalten, daß wir uns dem frei wollenden Dichter, ganz hingeben. Dieſe Hingebung beabſichtigt der Dichter und wir finden uns denkend frei nur, indem wir uns nicht unſerm, ſondern ſeinem Willen fügen. So wird durch eine fremde Eigenthümlichkeit die eigene frei. Das iſt es, was vorbildlich ein jedes wahre Gedicht uns lehrt. Aber ſelbſt das beſte, ſo wie es in der Zeit hervortritt, hat etwas Beſchränktes in ſich, etwas Ausſchließendes; und ſelbſt der größte Dichter, je tiefer wir die Eigenthümlichkeit ſeines Gedichts auffaſſen, wird etwas unſerem innerſten Denken Fremdes entdecken laſſen, welches uns von ihm innerlich ausſchließt. Und dennoch werden wir geſtehen müſſen, daß die Entſagung uns geiſtig bereichert, und daß eben derjenige Dichter, der uns gefangen nimmt, uns zugleich befreit.

Was nun auf eine relative Weiſe von der geiſtig bedeutenden Dichtung gilt, das gilt auf eine ſchlechthin abſolute Weiſe von Gott. Die ganze Schöpfung iſt ein geiſtiges Erzeugniß des göttlichen freien Willens. Vor uns liegt es, wie eine ewige, ſich ſelbſt tragende Poeſie der ewigen Wahrheit ſelber. Dieſe iſt in ſich geſchloſſen und fertig. Daß wir ſie leſen, faſſen, und uns ganz hingeben können, iſt unſer Heil und unſer ewiges Erbtheil; und wie wir in einem Gedichte nur dann den Dichter faſſen, wenn wir alle Ereigniſſe des Gedichts innerlich durchleben, ganz aufgehen in der fremden Welt, die er uns aufſchließt, ſo und auf unendlich tiefere Weiſe muß der menſchliche Geiſt aufgehen in dem göttlichen Willen, nicht wie er aus einem abſoluten Denken ſich ihn denkt, ſondern wie Gott ſich ihm offenbart.

Aber Gott iſt in ſeinem Werke abſolut frei, und zwar deswegen, weil er Anfang und Ende zugleich beſitzt, weil, was für uns in der Succeſſion der Entwickelung ſich offenbart, ihm als ein Abgeſchloſſenes vorliegt, und zwar als ein ſolches, welches im Ganzen und in einer jeden geiſtig wirklichen Form (d. h. in einer jeden Perſönlichkeit) gleich frei iſt. Was aber in Gott, als das Werdende und abſolut Seiende zugleich, in der ſtets bewegten und in der Bewegung ruhenden Organiſation des Alls (nach dem Vorbilde der thieriſchen Organiſation) für Gott da iſt, das iſt uns in der Entwickelung durch völlige Hingebung, durch organiſches Leben in und mit allen Verhältniſſen der Natur und der Geſchichte (nach dem Vorbilde der Vegetation) gegeben. In dem Fortgange dieſer Entwickelung, in den engſten Kreiſen der Familie und des geſelligen Lebens, wie in den größeren der Staaten und der Völker unter ſich, iſt nur dasjenige, durch welches, auf eine ewige Weiſe, eine jede Perſönlichkeit in ihrer Art beſtätigt wird. „Niemand iſt gut, denn der einige Gott.“ (Matth. 10, 17.). Alles aber, durch welches Perſönlichkeiten ſich wechſelſeitig beſchränken, und dadurch (wie vorbildlich in der Urgeſchichte der Erde bei der geologiſchen Entwickelung der Thierreihe) eine Hemmung und, mit dieſer, eine Abweichung der Bildung hervorruft, iſt böſe und endigt mit dem Monſtrum, welches ſich ſelbſt in ſich vernichtet.

Nur das Gute iſt wahr, alles Böſe iſt unwahr. Das, wodurch das Wahre gut wird, iſt nicht die Form des Denkens in ſeiner Abſtraction von dem Sein in ihr, ſondern eben die Form des Seins, als ewig poſitiver Ausdruck der göttlichen Gedanken (Gott denkt und es iſt da). Eben daher muß das Denken ſelbſt, als ein ſolches, ſoll es eine Wahrheit ausſprechen, auch in der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Form, That, d. h. göttliche Entwickelung, werden. Das menſchliche Denken, auf Gott gerichtet, enthüllt zwar den Geiſt des Daſeienden, weiſt aber zugleich ſelbſt auf ein Verhülltes hin, welches erſt klar wird, wenn die ganze Sinnlichkeit ſich verwandelt und verklärt hat. Dieſes Lebendige wird, je reiner das Erkennen ſich geſtaltet, deſto mehr alle That durchdringen und, ſo ſchaffend, ſeine Wahrheit erhalten. Die That iſt das Entwickelnde, Lebendige im Denken, das Denken iſt das Ordnende der That; und wie dieſe ohne den ordnenden Verſtand ein Abweichendes, alſo Böſes, ſo wird jenes ohne das Seiende der That ein Unlebendiges, ohne alle Macht der Entwickelung, d. h. der Wahrheit. Denn lebendige Entwickelung des Alls durch einen Jeden und eines Jeden durch das All iſt die göttliche Wahrheit, und es giebt keine andere.

Man hat behauptet, Erkennen und Erbauung ſei zweierlei. Das Erkennen ſolle nicht erbauend ſein. Wir müſſen vielmehr behaupten, das ganze Erkennen habe nur in und mit der Erbauung ſeine eigentliche höchſte Wahrheit gefunden, wenn man unter Erbauung Alles verſteht, was eine chriſtliche Geſinnung anregt und lebendig erhält. Eine ganz einfache Darſtellung kann uns das Verhältniß zwiſchen ſcharfem Denken und Erbauen hoffentlich klar machen. Wenn der Chriſt mittelbar durch eigene That in bedenkliche Verhältniſſe verflochten, iſt, deren

Ordnung im göttlich reinigenden Sinne eine allſeitige ſcharfe Erwägung erfordert, ſo wird er ſich durch das Gebet vorbereiten. Ohne uns weiter auf die Bedeutung des Gebets hier einzulaſſen, iſt es dennoch klar, daß er dadurch ein höheres göttliches Princip, welches von der gereinigten Geſinnung aus alle Verhältniſſe, die er ordnen, allen Widerſtand, den er überwinden ſoll, als das eigentliche Thätige bei der ſchwierigen Ueberlegung, die ihm bevorſteht, anerkennt. Nun iſt zwar die Form des Gebets und die der verſtändigen Ueberlegung ſehr verſchieden, ja, es muß unverſtändig genannt werden, beide mit einander zu verwechſeln, und das Zurückſinken zum äußeren Gebet, wo die Verhältniſſe alle Energie des Verſtandes für die ſchwierige That in Anſpruch nehmen, muß er ſelbſt als einen Beweis betrachten, daß ſein Gebet nicht erhört ſei. Aber dennoch iſt dieſe ſcheinbare Ermattung nicht ſelten mit einer wahrhaften Stärkung verbunden, die im Augenblicke der höchſten Hoffnungsloſigkeit die ſinkende Zuverſicht wieder hervorruft. Ebenſo wird eine plötzliche Entwirrung der zu ordnenden Verhältniſſe, ein günſtiger Zufall, der auf einmal Klarheit hervorbringt, wo er nur dunkle Verwirrung ſah, ihm, ohne daß er den Standpunkt der Ueberlegung aus den Augen verliert, auf den Boden des Gebets zurück verſetzen.

Aber wir alle befinden uns durch das Leben ſelber in einer ſolchen verwickelten Lage. Bei Allem, was wir vornehmen, ſei es That oder Denken, muß die Erbauung Anfang, Mitte und Ende ſein. Der Vorwurf trifft daher nur dann, wenn dieſe in ſich unwahr iſt, wenn die Thätigkeit des beſonnenen Verſtandes, von der Erbauung innerlich geſchieden, die geiſtige Einheit hemmt, ſtatt ſie zu fördern. Und wie der ſtrengſte Denker fordern muß, daß man bei der genaueſten Darſtellung des innern Zuſammenhangs, die das Ganze aus den Augen verliere; wie die Darſtellung, ſelbſt die ſchärfſte, am gelungenſten iſt, wenn der Leſer oder Zuhörer ſich bei der genaueſten Entwickelung des ſcheinbar Einzelnen, dennoch von dem Ganzen des Gegenſtandes, wie von dem Alles tragenden Boden, ergriffen fühlt: ſo müſſen wir behaupten, daß die Erbauung das Weſen einer chriſtlichen Philoſophie ausmacht und nie verſchwinden darf. Sie iſt nur dann unwahr, wenn ſie die Schwäche der Darſtellung zudecken ſoll; wenn ſie nicht mit lebendiger Friſche aus der Betrachtung ſelber entſpringt. Dann aber hebt ſie die Darſtellung ſelber: und wer die Bedeutung einer chriſtlich ſpekulativen Unterſuchung gefaßt hat, kann durch eine Betrachtung, die alles Auseinanderliegende in einen reinigenden Mittelpunkt vereinigt, ein Licht erhalten, welches durch die ſorgfältigſte Auseinanderlegung des Zuſammenhanges nicht erlangt wird. Sie iſt in ihrer wahren Geſtalt, was wir eine Anregung genannt haben, und jedesmal eine Aufforderung zur eigenthümlichen Selbſtthätigkeit im ächt chriſtlichen Sinne. Dieſe aber weiß, daß Gott ſich an die Perſon in ihrer innerſten Tiefe wendet, und daß wir, wenn wir in uns ſelbſt verſänken, auch zu gleicher Zeit auf Gott gerichtet ſind, in ihm allein das Weſen der Perſönlichkeit, das heißt, die Seligkeit, erkennen.

Haben wir nun, was bisher geſagt iſt, genau erwogen, ſo werden wir einſehen, worin der Unterſchied zwiſchen einem chriſtlich und einem abſolut abſtrakten Denken beſteht. Ein chriſtliches Denken erkennt nicht allein in der Vereinzelung ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie ſie erſcheint, ſondern in dem All, welches nicht bloß äußerlich ihm vorliegt, ſondern, ſelbſt innerlich geiſtig durch ihn in engeren, ja, in den engſten wie in den weiteſten, Kreiſen zur Perſönlichkeit verklärt, ſein eigentliches Weſen iſt, eine Wahrheit, die, indem ſie einerſeits durchaus eine perſönliche genannt werden muß, in einer andern, in der Form der Natur überhaupt, in der Form des organiſchen Lebens, in der Form des Selbſtbewußtſeins, eine allgemeine iſt. Wahr wird das Allgemeine nur, wenn es eine jede Perſönlichkeit, alſo auch die eigene, in ihrer Art beſtätigt; ja, alles Erkennen entſpringt aus dem reinen Naturgrunde der Perſon, als aus dem eigenen Boden, von welchem wir getrennt ſind. Und die Wahrheit ſelber verkehrt ſich in Unwahrheit, wenn dieſer nicht als in lebendiger Entwickelung begriffen, erkannt wird. Das bindet uns an ein Seiendes, als dem urſprünglich uns geſchenkten Boden, in welchem ſich der göttliche Wille, d. h. die göttliche Liebe, offenbart. Nur in und mit dieſem ſind wir, was wir ſind, lebendige Organe, einer ewig in ſich lebendigen Organiſation. Alles, was die Perſönlichkeit aufhebt, hebt die Wahrheit auf. Nur durch die Liebe, die Denken und Handeln als Eins ſetzt, wird das Erkennen verklärt. Das Auge ſieht klarer, der Blick wird tiefer in dem Maaße, als das Weſen der Perſönlichkeit gereinigter hervortritt; dieſes aber ergreift die Perſon in der Einheit aller ihrer Momente, als eine denkende, handelnde und ſeiende. Aber Gott iſt abſolut frei, und iſt die Betrachtung wahrhaft auf Gott gerichtet, ſo nimmt ſie an der göttlichen Freiheit Theil; und wie diejenige Geſinnung, die in und mit der göttlichen Liebe ſich entwickelt, jede menſchliche Perſönlichkeit mit gleicher Liebe umfaßt, und die chriſtliche Sittlichkeit keinen Menſchen ausſchließt, ſich gegen keinen verſchließt, ſo iſt das Erkennen in ſeiner Form ein rein allgemeines. Aber es umfaßt nur, was für die Entwickelungsſtufe da iſt, zwar nicht als die Grenze, ſondern eben als lebendige Entwickelung aller Perſönlichkeiten, d. h. des Alls. Inſofern das All bis zur gegebenen Stufe der Entwickelung vor uns liegt, hat Gott ſich uns offenbart, aber nicht auf eine todte Weiſe, denn dieſe geiſtige Vergangenheit iſt nicht ein unlebendiger Niederſchlag aus dem göttlichen Willen, er iſt ganz in ihr, und die auf Gott gerichtete Gegenwart ergreift mit eben ſo viel Zuverſicht die Zukunft, wie ſie mit Klarheit die Vergangenheit durchſchaut. „Der Geiſt erforſcht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit" (Korinth. 2, 10.). Gott iſt daher, wenn er im Erkennen begriffen wird, nicht theilweiſe, ſondern ganz in uns thätig; und das Denken iſt ein Göttliches, d. h. Unbedingtes, in ſich ſelbſt Geſchloſſenes, aber nur, inſofern wir in und mit Gott und dem göttlichen Willen gemäß denken. Und wie der chriſtlich Bekehrte, wenn er von dem religiös ſittlichen Standpunkte aus ſein Leben betrachtet, weiß, daß er nicht bloß dieſe und jene Schwächen und Laſter abzuweiſen hat, daß vielmehr ſein ganzes Daſein in den Geboten Gottes aufgeben ſolle, und daß nur der völlig gereinigte Wille das Gebot in ein inneres eigenes Lebensprincip verwandelt: ſo iſt auch das Erkennen eine ſolche Befreiung von Allem, was uns an vereinzelte Verhältniſſe bindet, und wird ein geiſtig Freies, ohne daß es aufhört ein Eigenthümliches zu ſein, denn auch im Erkennen ſoll die Perſönlichkeit auf eine ewige Weiſe beſtätigt werden. Daher weiſt uns die tiefſte Betrachtung nach uns ſelber hinein, damit wir in dem Schwerpunkte des perſönlichen Naturgrundes unſere Einheit mit dem All erkennen mögen. Aber daher iſt auch alle Philoſophie Betrachtung. Zuerſt Selbſtbetrachtung; ſie iſt mit dieſer Betrachtung göttliche Entwickelung, wenn das von ſeinem Naturgrunde, wie von ſeinem ewigen Objekt getrennte Subjekt ſich in dieſem, wie es wahrhaft, d. h. ewig iſt, ganz verliert. Je mehr es ſich in dieſem innern Mittelpunkte ſeiner Perſon erkennt, deſto mehr ſchließt ſich das innere, wie das äußere Univerſum vor ihm auf. Es erkennt das Geſetz, welches alle Weſen verbindet, und ſein Denken umfaßt das All in ſeinen natürlichen, wie geſchichtlichen Verhältniſſen, nach Maaß und Zahl, und in höherer, gebundener, organiſcher Ordnung, wie in dem Weltgericht der geſchichtlichen Vergangenheit: aber dennoch iſt alles Denken nur ein Nachdenken.

Das göttliche Denken ſtellt ſich nämlich in jeder Gegenwart ganz dar, und es giebt einen Abſchluß des ſinnlichen Alls (des innern wie des äußern, der Geſchichte wie der Natur), welcher ſeine geiſtige Einheit ſo offenbart, daß ſie Geltung hat, ſowohl für die Vergangenheit, wie für die Zukunft des Geiſtes. Dieſes in ſich Abgeſchloſſene iſt das All; aber in den Feſſeln des Geſetzes, welches Gott von uns entfremdet und entfernt; denn nicht das Geſetz, ſondern die Liebe offenbart uns Gott. Allerdings iſt das Geſetz, je freier die Perſönlichkeit hervortritt, deſto entſchiedener, ſelbſt in ſeinem Urſprunge, unbedingt und frei; und eine Zeit, in welcher das Denken in ſeiner Form abſolut hervortritt, legt eben ein Zeugniß ab von dem, was ſie leugnen möchte, nämlich von der ewigen Wahrheit der Perſon, als Quelle des Denkens. Ein ſolches Denken nun, welches in ſeiner innern Conſequenz und Einheit nur das Geſetz entdeckt, inſofern es mit der Bedeutung einer geſchichtlichen Entwickelung aus allen Momenten der Zeit ſich herausbildet, iſt ein förderndes für die Entwickelung der Perſönlichkeit, ohne ſelbſt die Keime derſelben zu enthalten. Und in dieſem Sinne iſt es ſelbſt eine Thatſache, durch welche das Geſetzliche eine durchaus perſönliche Bedeutung enthält, indem es, aus der Freiheit der Perſönlichkeit erzeugt, dieſe innerlich vernichtet. Wir haben ſchon gezeigt, wie ein ſolches Denken jederzeit eine Entwickelung abſchließt, aber nicht weiter führt. Es haftet an der Sinnlichkeit, in welcher die Perſon freilich keine Realität hat; und die Bewegung des Denkens, ergriffen von der Einheit des Alls, d. h. von der Einheit des göttlichen Willens, dem es entfremdet iſt, und eben daher als eine in ſich abgeſchloſſene, freilich aus der Freiheit entſprungene, aber dieſe durch die abgeſchloſſene Entwickelung ſelbſt vernichtende, ſtellt nicht das Weſen und die Wahrheit des Daſeins, ſondern ihre Kategorie dar. So haben wir ein gefeſſeltes Denken in der Form des ſinnlichen Daſeins bei den alten Völkern erkannt, und es gab uns die Kategorie der Schönheit durch die Griechen, durch welche dieſe ihre allgemeinſte Bedeutung erlangte und inſofern geſetzgebend ward für alle Zeiten. Es war die Perſon, die als ein Naturgeſetz ſich offenbarte, aber dann auch als Perſönlichkeit unterging.

So ſahen wir durch die Römer die Principien des Rechts, wie es ſinnlich erſcheint, einer Kategorie des Werdens, unterliegen. Dieſe Principien enthielten den Abſchluß, durch welchen die Verhältniſſe der Menſchen unter einander von neuem geordnet werden müſſen, eine allgemeine Kategorie des Rechts.

Dieſe beiden Kategorien haben die Gewalt der Natur erlangt, liegen vor uns, wie die Geſetze derſelben, und ſollen zwar durch ein erkennendes chriſtliches Bewußtſein belebt, aber nie aufgehoben werden.

Haben wir nun dieſe Bedeutung der Natur-Kategorien richtig gefaßt und ſo erkannt, wie ſie die Wahrheit zwar enthalten, aber zugleich verhüllen, wie dieſe ſelbſt nie, weder durch die Schönheit der Griechen, noch durch das Recht der Römer offenbar werden konnte, wie nur die ewige Liebe dieſe Todten aufzuwecken vermag: ſo werden wir die Bedeutung des abſoluten Denkens in unſern Tagen auch klarer einſehen, und auch dem Räthſel, das in unſerer Unterſuchung noch fortdauernd über dem Urſprunge des Böſen ruht, näher treten.

Die Philoſophie des abſoluten Denkens fängt nicht mit Gott an, ſondern mit dem Denkprozeß ſelber. Sie kann es; und daß ſie es vermag, iſt eben das Zeugniß, daß die Perſon mündig geworden ſei, daß ſie Theil nimmt an der göttlichen Freiheit. Sie iſt unbedingt, und zwar eben durch die innere Unendlichkeit, die das All umfaßt. Dieſe Macht, die ihr gegeben iſt, kann aber nur dann in ihrer vollkommenen Tiefe gefaßt werden, wenn das Objektive, als ein außer ihr Liegendes, vernichtet wird, um als eine Entäußerung des Denkens ſelber wieder hervorzutreten. Es iſt ein Nichts; und die Vernichtung des Alls, damit es aus dem Selbſtbewußtſein wieder entſtehe, iſt die unvermeidliche Bedingung, unter welcher allein das allgemeine Denken ſeine Freiheit findet. Aber dieſe Philoſophie iſt durch die abſolute Negation Vorſtellung, d. h. an die äußere ſinnliche Welt, wie ſie in allen ihren Momenten, als Natur und Geſchichte, vorgefunden wird, nicht bloß relativ, ſondern abſolut gebunden. Sie iſt eben, weil ſie ein abſolut Beſtimmendes wird, zugleich ein abſolut Beſtimmtes. Alles, was ſinnlich iſt, die Ordnung der Natur ſowohl als die gegenwärtigen Verhältniſſe der Geſchichte, ſind, was ſie ſind und wie ſie ſind, auf eine abſolute Weiſe, die durch das geſetzmäßig fortſchreitende Denken ſo Gott, wie die Menſchen ſetzt. Das objektive Fatum der Griechen hat ſich in ein ſubjektives der neueren Zeit verwandelt, welches Gott und Menſchen auf gleiche Weiſe beherrſcht. Der Wille ſelbſt findet ſich nur als eine Aeußerung eines Denkprozeſſes, und ſeine Unbedingtheit iſt eine abgeleitete, keine urſprüngliche. Es könnte ſcheinen, als wenn dieſer Denkprozeß ſich, in ſeiner Urſprünglichkeit einmal ergriffen und erkannt, nie wieder abweiſen ließe. Denn wie kann der Menſch aus der Gewalt des Denkens ſich losmachen, da es doch nur durch ein Denken möglich iſt? Das chriſtliche Bewußtſein läßt ſich durch ein Gerede ſolcher Art niemals irre führen. Allerdings iſt das Denken die Intelligenz, dasjenige, was wir mit Gott gemein haben. Aber iſt der göttliche Wille das bewegende Princip unſeres ganzen Daſeins, und alles wahre Denken Aeußerung eines abſolut göttlichen Willensaktes; iſt dieſer Willensakt das wahre Poſitive in Allem: ſo begreift der Chriſt, wie das Denken Gottes, abgetrennt von ſeinem Willen, eben ſo unbedingt ſein muß, wie der von ihm unmittelbar anerkannte Wille, von dem Denken getrennt. Die Philoſophie der Freiheit muß aber eben ſo entſchieden den Willensakt, wie der abſtrakte Philoſoph den Denkprozeß, als das Erſte betrachten. Nur daß der hervorgehobene Denkprozeß den Begriff der wahren lebendigen göttlichen Freiheit, die zwar durch einen Denkprozeß ſich offenbart, aber nie aus den Beſtimmungen des Denkprozeſſes erklärt oder abgeleitet werden kann, aus den Augen verliert, während die lebendige Philoſophie der Freiheit, die zugleich die einzig mögliche des chriſtlichen Bewußtſeins iſt, beide, Freiheit und Denken, in gleicher Unmittelbarkeit beſitzt. Aber iſt die göttliche Freiheit uns entfremdet, ſo iſt ſelbſt der Denkprozeß in uns ein Zeugniß geiſtiger Knechtſchaft; und die Freiheit können wir nur dann erlangen, wenn wir das Denken als eine Selbſtthat nicht aufheben, wohl aber unter die Offenbarung des göttlichen Willens beugen. Einem entfremdeten Willen muß man ſich hingeben, und nur durch dieſe Hingebung wird er unſer. Dieſe Hingebung nun verwandelt Alles, inſofern es äußerlich iſt, allerdings in nichts, und die Sinnlichkeit ſoll abſterben, um geiſtig wieder lebendig zu werden: aber dieſer Vernichtungsprozeß iſt nicht der der Abſtraktion, vielmehr der göttliche Akt, der, als Entwickelung des Alls, den Prozeß der Metamorphoſe, der alle Elemente des Daſeins ergriffen hat, als wachſenden Keim einer Sinnlichkeit auffaßt, die beſtimmt iſt, in allen Momenten ihres Daſeins zugleich, ſich zu verklären. Dadurch erhalten wir ein abſolut Poſitives, die Affirmation von Allem in Allem. Die Negation des Negativen iſt eine doppelte Verneinung ohne poſitive Bejahung, und vermag nie, aus dem Geſetz des Allgemeinen hervortretend, die Urſprünglichkeit des erzeugenden freien Willens wiederzufinden. Und dennoch iſt dieſe Vernichtung des Richtigen, dieſe tiefe Dialektik unſerer Tage, ein wichtiger Moment der göttlichen Entwickelung der Geſchichte, und muß als ein ſolcher betrachtet werden. Es iſt der nothwendige Durchgangspunkt, die allerinnerſte Zucht der Gedanken „die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen" (Römer 2, 15), und man kann ſie von Rechtswegen die Wiſſenſchaft im ſtrengeren Sinne nennen. Aber dieſe kann nie jene abſolute Naturſicherheit des Klaſſiſchen erreichen, kann nie als geſetzgebende Gewalt, ihrer Form nach, für eine zukünftige Entwickelung des Geſchlechts feſtgehalten werden, wenn ſie nicht die Keime des Glaubens in ſich bewahrt. Das Poſtulat einer ſolchen lediglich negativen Philoſophie, das Poſitive als ein Concretes in ſich zu bewahren, offenbart unmittelbar durch die Vollendung die Richtigkeit des Syſtems; und ſo wie es geſchloſſen iſt, hat es ſeinen geſunden. Ja, eine ſolche Vollendung iſt nur durch eine, allerdings tiefe, Perſönlichkeit möglich. Nur in der Concentration eines perſönlichen Bewußtſeins, welches, in einer beſtimmten Zeit, aus der Mitte wechſelnder Meinungen, in einer, nur ihm innerlich zugehörigen Sprache, ſich der eigenen Conſequenz des perſönlichen Denkens ganz hingiebt, findet ein ſolches Syſtem ſeine Vollendung; und das Geſetz, deſſen Abſolutheit und bleibende Gültigkeit für das ganze Geſchlecht und für alle Zeiten es verkündigen möchte, zeigt ſeine Gewalt am aller entſchiedenſten an ihm ſelber, indem das, was ſchlechthin ein allgemeines werden ſollte, ſich in den Ausdruck einer ſtarr gewordenen Perſönlichkeit verwandelt. Dieſe bleibt allerdings eine ſehr bedeutende und muß als eine ſolche aufgefaßt werden; ſie concentrirte in ſich und erhob zum vollen Bewußtſein, was als zerſtreutes Element in der Zeit lag und keinen Mittelpunkt fand: aber eben, weil dieſe Concentration eine perſönliche ward, kann ſie für die Geſchichte nicht einen bleibenden Werth erhalten. Sie ſelbſt muß durch andere Perſönlichkeiten befreit werden, die in ihrem Urſprunge eben ſo unbedingt ſind, wie der abſolute Philoſoph ſelber. In ihrer Erſcheinung wird daher eine ſolche Philoſophie nothwendig eine relative, und zwar eben durch das, was in ihr ein Abſolutes iſt. In der Hand derjenigen, die ſich einem ſolchen philoſophiſchen Syſtem anſchließen, iſt ſie entweder eine bloße Erläuterung und Wiederholung, oder, inſofern der Schüler als ein Eigenthümlicher hervorzutreten vermag, wird ſie, und zwar, je entſchiedener ſie ihre Abſolutheit ausſprach, deſto gewiſſer, eine andere. Man beklagt ſich darüber, daß die Schüler der Hegelſchen Philoſophie die Strenge ſeiner Methode verlaſſen haben. Aber wer ſelbſt eine Perſönlichkeit zu offenbaren vermag, mußte dieſe in ein Concretes des Syſtems verwandeln, d. h. ſich ſelbſt vernichten; und nur derjenige, deſſen Perſönlichkeit knechtiſch in einer andern aufgeht und ſo wenigſtens in ſeinen ſinnlich erſcheinenden Aeußerungen unterdrückt wird, konnte ihm folgen. Er ſelber enthielt den Keim einer Entwickelung in ſich, die freilich durch die Methode mehr gehemmt als gefördert wurde.

Wir ſind jetzt dahin gelangt, daß wir die Frage beantworten können, in wiefern die Philoſophie des abſoluten Denkens als ein Böſes zu betrachten ſei.

In der Teleologie haben wir nachzuweiſen geſucht, daß das anorganiſche Denken, indem es durch Kant ſich in ſich abſchloß, allerdings, conſequent verfolgt, eine Richtung in ſich enthielt, die das Erkennen von ſich ausſchloß; aber es zeigte zugleich auf die, wenngleich dem Erkennen unzugängliche, Region des Schönen, des Lebendigen und des Freien: und obgleich Kant's Lehre, wenn ſie feſt gehalten wurde, als eine Hemmung betrachtet werden mußte, und inſofern als ein Böſes, ſo enthielt ſie dennoch einen verborgenen Keim einer höhern Entwickelung, der, obgleich er in der Hemmung gebunden wurde, ein Lebendiges in ſich einſchloß, wie in der Fruchthülle die Frucht, daß es da war, obgleich es nicht zum Vorſchein kam. Dieſes Lebendige nun, wie es in der Zeit und für die Geſchichte ergriffen wurde, und eine Philoſophie ſchuf, die eben von dem Standpunkte, als dem wahren alles Erkennens, ausgehen mußte, der von Kant als allem Erkennen verſchloſſen, betrachtet wurde, bildete die Wahrheit in ſeiner Kritik, von welcher man behaupten kann, daß ſie ſelbſt die innerſte Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit war; und ſo finden wir in ſeinen Darſtellungen die Wahrheit verhüllt. Ja, wir müſſen behaupten, daß dieſe Verhüllung ſelbſt ein Produkt des Lebens war, wie die Fruchthülle ſich aus dem vegetativen Leben erzeugt, welches beſtimmt iſt, ſie zu durchbrechen und abzuwerfen. Dieſes war das ethiſche, beſtimmter ausgedrückt, das religiöſe Element der Entwickelung der reflectirenden Perſönlichkeit und ihrer Zeit; und obgleich wir geſtehen müſſen, daß die Kantiſche Kritik einer Richtung die Bahn brach, die ſich immer mehr von dem Chriſtenthume abwandte und, durch die Knechtſchaft des in den Verhältniſſen gefeſſelten Denkens feſtgehalten, die göttliche Freiheit nur in einer leeren Allgemeinheit aufzufaſſen vermochte, lag dennoch das nicht ausgeſprochene Lebendige, dasjenige nämlich, welches den Dualismus zwiſchen Erkennen und Freiheit, als einen unüberwindlichen, ſetzte, aber zugleich aufhob, in der erſtarrten Lehre verborgen.

Zwar war der Einfluß, den Fichte auf die Wiſſenſchaft und auf die Zeit ausübte, momentan, und die lehrreiche Ausdehnung der Unterſuchungen, die Kant auszeichneten, konnte in einer Philoſophie, die eine bedingte Freiheit ſetzte, um die Bedingtheit aufzuheben, kaum ſtattfinden; aber dennoch iſt auch mit ihm ein weſentlicher Moment der graden Entwickelung geſetzt. Wie Kant nämlich die Freiheit in der leeren Allgemeinheit eines, dem Erkennen unzugänglichen, Sittengeſetzes ſetzte, ſo faßte Fichte dieſes zwar auch in derſelben abſtrakten Allgemeinheit auf, aber doch ſo, wie es, erſcheinend, das bedingte, d. h. das perſönliche Bewußtſein, durchdrang und bewegte. Die Perſon ſollte ſich nicht unmittelbar in ein Ewiges verſetzen, wohl aber ſich aus den bloßen äußern Verhältniſſen losreißen, und die

Reflection ſollte, als handelndes Erkennen und erkennendes Handeln, ſo Leben wie Wiſſenſchaft reinigend, ſich aus dieſer allmalig entfalten. Daß aber eine ſolche Reflection das Ziel nur durch eine äußere Unendlichkeit erreichen konnte, iſt in und für ſich klar; denn die ſo in der Reflection als frei ſich äußernde Perſönlichkeit fand ſich nicht durch dieſe und jene Verhältniſſe, ſondern durch das All gebunden, und die ſcheinbar fortſchreitende Thätigkeit mußte ſich ſelbſt auf einem jeden Punkte als gleich unendlich entfernt vom Ziele bekennen, konnte, was ſie erlangt zu haben glaubte, nicht einmal als ein Fortſchreiten auffaſſen, weil ein ſolches nur da begriffen wird, wo das Ziel ſelbſt das immanente Princip der Bewegung iſt, ſo daß es mit ſeinem Anfange und auf einer jeden Entwikkelungsſtufe ein Ausdruk des Ganzen iſt. Dieſe Philoſophie — wir können ſie die revolutionäre nennen — die auf dem höchſt möglich perſönlichen Standpunkte das alle Perſönlichkeit Verklärende, in einer ſinnlichen Zeit, als Wiſſenſchaft und Leben zugleich, entſtehen laſſen wollte. konnte eben ſo, ja, noch entſchiedener als die Kant'ſche Kritik, als ein Repräſentant des Böſen betrachtet werden. Sie wollte aus der Richtung der Zeit eine neue ſchaffen, und diejenigen haben die politiſchen Revolutionen nicht begriffen, die nicht in der Fichteſchen Philoſophie deren höchſte innerſte Bedeutung gefunden haben.

Aber eben, wenn wir dieſen Geſichtspunkt feſtzuhalten ſuchen, wenn wir das Zerſtörende, Willkürliche, nach allen Richtungen Ausſchweifende des praktiſch Revolutionären betrachten, welches, wie die Fichteſche Philoſophie, indem es eine ſchaffende Geſinnung geſtaltete, theoretiſch von einer Reflection ausging, die die eigentliche und ſouveräne Gewalt beſaß: wird man geſtehen müſſen, daß die Fichteſche Philoſophie ſo wenig als ein Princip des Böſen darſtellend, betrachtet werden kann, daß wir vielmehr in ihr einen reinigenden Moment erkennen müſſen, wie er in den Revolutionen ſelber, verhüllt und verzerrt, verborgen lag. Dieſe bezeichnen nämlich die Zeit, in welcher das in den Verhältniſſen gefeſſelte Bewußtſein ſich ſelber ſuchte; ein ſolches Suchen iſt nothwendig mit einem Abwehren aller äußern Verhältniſſe verbunden. Was uns als bewußtlos gewordene Gewohnheit, als inſtinktmäßig geduldetes Herkommen feſſelte, mußte abgewieſen werden, damit das Bewußtſein ſich in ſeiner urſprünglichen Freiheit, als Erkennen und Handeln zugleich, erfaßte. Eine ſolche Richtung der Zeit, die aus allen Momenten des Daſeins hervorging, bildete ſich nun durch wechſelnde und mannigfaltige Hemmungen aus, in welchen das, was geſucht werden ſollte, ſelbſt in der Bewußtloſigkeit willkürlich aufgeregter Verhältniſſe, zurückſank. Alle theoretiſchen Verirrungen, alle ſittlichen Gräuel, alle verwirrende Anarchie in dem wiſſenſchaftlichen Leben, bildeten ſich durch die zerſtreuenden Hemmungen eines bewegten Bewußtſeins, welches ſeinen Mittelpunkt ſuchte und nicht fand. Unter ſolchen Verhältniſſen enthielt die Fichteſche Philoſophie ein reinigendes Element in ſich, und war ſo wenig ein Böſes zu nennen oder, objektiv betrachtet, ein Uebel, daß es vielmehr wünſchenswerth erſcheinen muß, daß ein jedes dunkel aufgewühltes Bewußtſein, irre geleitet durch den in der Bewußtloſigkeit ſelbſt gefangenen Begriff der Freiheit, wie durch einen weſentlichen Moment der Selbſtbeſinnung, ſich zur abſoluten That des von allen Verhältniſſen abgewandten, ſich ſelbſt ergreifenden Selbſtbewußtſeins, wie Fichte, durcharbeitete. In der That ſchlug in ihm der lebendige Puls eines höhern Lebens. Es war ein Zurückkehren des Menſchen in ſein freies Innere, welches nothwendig weiter führen mußte; und zwar eben deswegen, weil der Fichteſche Standpunkt in der Form, in welcher er, als abſolute Selbſtthat, von den Bedingungen und ſinnlichen Verhältniſſen ſich abwandte, und ſie abwehrte, das einzig Poſitive nur in ſeinem Urſprunge fand. Er war Anfang, aber ohne Ende. Das Bewußtſein hatte ſich gefunden, aber nicht ſeine Wahrheit. Das negative Abwehren konnte niemals ſich in poſitiven innern Reichthum verwandeln, es hatte ſeine leere Form gefunden, ſein Weſen aber lag im äußerlich Unendlichen. Und da das Bewußtſein nichts als eine Form war, die ihr Weſen ſuchte, ſo mußte dieſes als Form, d. h. alſo, es ſelbſt, zu Grunde gehen, wenn es ſein Ziel erreicht hatte. Das Bewußtſein nämlich blieb, was es in den zerſtreuten Momenten der Zeit war, ein bloßes Suchen und nicht Finden, und es konnte dadurch, daß es ſich in der Form des Selbſtſetzens ergriff, alles Aeußere abweiſend, eben ſo wenig einen wahrhaft poſitiven Charakter annehmen, wie da, wo es in dem Akte des Selbſtſetzens auf niedere Entwickelungsſtufen, äußere Verhältniſſe mit aufnahm. Nun iſt aber das Selbſtbewußtſein nicht bloß ein Formelles, nicht bloß ein Selbſtſetzen, ſondern ein unendlich Poſitives. In dem Begriff des Ichs ſelber liegt nicht die Form der Erſcheinung und der gegebenen Bedingungen, vielmehr iſt das Ich, abgetrennt von den Verhältniſſen, eine leere Selbſtthat, die aus der abſtrakten Allgemeinheit eben ſo wenig ſich heraus zu arbeiten vermag, wie die Sittlichkeit, wenn ſie als ein allgemeines Gebot durch Kant aufgefaßt wird. Die That dort, wie die Thatſache hier, ſind gleich einſeitig formell und ohne Inhalt. Das Bewußtſein vermochte aber nicht ſich in dieſer abſtrakten Form zu erhalten, es mußte in ſeinem poſitiven Charakter die Form als das Weſen erkennen. Bei der

Wendung, die die Philoſophie genommen hatte, bei der Bildung des rein ſubjektiven Idealismus, aus welchem ſie nie wieder heraus kam, trat die Nothwendigkeit einer Entwikkelungsſtufe hervor, die in Kant verborgen lag und mit Fichte den Angelpunkt ihrer fernern Ausbildung fand.

Freilich lag das Suchen nach einem freien Bewußtſein in allen den zerſtreuten Momenten der Zeit, aber es konnte ſich als ein ſolches nicht erhalten; die leere Entſagung ohne Hingebung konnte ihm nicht genügen. Die Verhältniſſe des äußern Lebens, die in dem ſich ſelbſt ſetzenden Bewußtſein mit aufgenommen waren, bildeten ſeinen Inhalt; ſie waren nicht mehr bloß äußere Verhältniſſe, ſondern, als ſolche, zu gleicher Zeit durch das Bewußtſein geſetzt, innerliche, nicht bloß gegebene, ſondern auch beſtimmende. Sie waren rein theoretiſch, und bildeten das aus dem Subjekt hervorgehende, von ihm zwar in der Form des Objekts getrennte, aber in ſeiner Beſtimmtheit dennoch durch ihn beſtimmte, immanente Princip aller ſeiner denkenden Bewegung. Ich bin, ſagte ein in dieſer Art in der Partikularität ſich ergreifendes Bewußtſein, der Beſtimmende des Daſeins, von mir geht die Ordnung aller geſelligen Verhältniſſe aus und erhält ihre Wahrheit durch mich. Der Urgedanke prägt ſich in mir aus und iſt meiner (Meinung). Dieſe Zerſplitterung, wie man ſie nicht unrichtig ausgedrückt hat, in Atome, d. h. in rein vereinzelte Perſönlichkeiten, hatte keine organiſche Lebendigkeit; und alle Vereinigung war nur ſcheinbar (die der kompakten Majorität) eine bloße äußere Uebereinkunft, durch welche die innere Trennung verhüllt wurde, eine Coalition lügenhafter Art, die, im Widerſpruch mit ſich ſelber, die widerſprechendſten Hoffnungen nähren, nicht unterdrücken ſollte. Der tiefſte Ausdruck dieſer Verirrung ſpricht ſich durch die Aeußerung aus, daß ſelbſt Gott, als ein partikularer, ſubjektiv ſich geſtaltete für ein jedes Bewußtſein, und nichts ward, als ein Ausdruck der abſoluten Vereinzelung. Dieſer tiefen Gottloſigkeit gegenüber, die alle Vereinzelung abſolut zu machen ſuchte, bildete ſich die Macht des allgemeinen Geſetzes als abſolutes, ſich in ſich faſſendes und dadurch ſeiendes Selbſtbewußtſein, das jede Vereinzelung aufhob. Und wer darf behaupten, daß dieſe innere geiſtige Macht, dieſe, aus der Mitte des Zerfallens aller Gemüther hervortretende, Alles beherrſchende Folgerechtigkeit des Gedankens ein Böſes genannt werden könne? In der That, das Fortſchreiten der Geſchichte zur freien Perſönlichkeit forderte ein Geſetz, durch welches dieſe in ſich auf eine ewige Weiſe beſtimmt wurde. Was die Mathematik für die anorganiſche Natur und für das Auffaſſen äußerer Verhältniſſe iſt, das ſollte für die Organiſation, d. h. für dasjenige, was nur im inneren Verhältniß zu ſich ſelbſt begriffen werden kann, ſich bilden; die bloße Geſetzmäßigkeit, deren Princip in einer fremden, dem Erkennen unzugänglichen Unendlichkeit liegt, ſollte zum Geſetz geſteigert werden, welches nur als eine innere Unendlichkeit, die ſich ſelbſt ergreift, laut werden konnte. Der Gedanke, der in jedem Moment ſich ſelber faßt, mußte auch als ein in ſich abgeſchloſſener erſcheinen und, anſtatt an der partikulären Vereinzelung zu haften, das All ſelbſt ergreifen. Aber dadurch iſt zwar das All in ſeiner Einheit, aber nicht in ſeiner unendlichen Mannigfaltigkeit ergriffen, durch welche es mit gleicher innerer Unendlichkeit in eine jede perſönliche Form geſetzt iſt. Das ſo in den abgezogenen Gedanken feſtgehaltene All wird eine unwandelbare Form des Weſens, ein Schematismus, in welchem das Aufgeben jeder Partikularität in der abſtrahirten Einheit ausgeſprochen wird, und würde, ſelbſt wenn eine ſolche Trennung zugeſtanden werden könnte, das Formelle des Weſens, das Geſetz deſſelben, aber nicht dieſes ſelbſt, inſofern es Wahrheit und Liebe iſt, enthalten.

Wer kann leugnen, daß alles Leben einem Schematismus des Begriffs unterliegt, der ſich klar genug ſelbſt durch das erſcheinende Leben ausdrückt, ohne welchen dieſes nie verſtanden werden kann? Aber ſo gewiß, als die Wahrheit ohne die Auffaſſung einer ſolchen, eine jede Vereinzelung verneinenden, Form nicht begriffen wird, eben ſo gewiß iſt ſie ſelber nicht die Wahrheit. Die mannigfaltigen Formen der Organiſation z. B. drücken dieſe nicht als einen bloßen Schematismus aus, ſondern ſind, was ſie ſind, durch die Einheit mit einem innern unendlich Daſeienden, in und mit welchem ſie erſt ihre Wirklichkeit, d. h. ihre Wahrheit, erhalten. Dieſe Wahrheit des beſondern Daſeins innerlich geſetzt, iſt Erfahrung; durch welche der Gedanke erſt lebendig wird, d. h. eine, zwar in der Allgemeinheit geſetzte, aber zugleich nur aus ſich ſelber zu begreifende, Gattung. Eben weil die Philoſophie den abſtrakten Schematismus des Gedankens als einen abſoluten feſthalten und, was nur ein Ordnendes ſein ſoll und ſein darf, in ein Erzeugendes verwandeln will, wendet der frei forſchende Sinn ſich von ihr ab, und will ſich dem Geſetz nicht unterwerfen, in welchem kein lebendiger Puls ſchlägt; ihn zieht der unendliche Reichthum der Natur an, der in den mannigfaltigſten Formen des Daſeins, in der Geſchichte wie in der Natur, die Fülle einer Welt erkennt, die langſam gewonnene Schätze entdecken läßt, von welchen die bloße Abſtraktion nie etwas erfährt.

Dennoch iſt es unzweifelbar, daß die Richtung der ganzen Zeit nach dem Lebendigen, eine höhere Logik, ein tiefer aufgefaßtes Geſetz erfordert, als dasjenige, das bloß durch die mathematiſche Evidenz gegeben iſt. Die ſinnlichen Kategorieen, die innerhalb ihrer Grenzen thätig bleiben ſollen, müſſen ſelbſt ihre höhere Sanktion erhalten durch Kategorien des Lebens. Das iſt die Bedeutung einer ſchlechthin dialektiſchen Philoſophie. Das allgemeine Selbſtbewußtſein muß ſich in ſeiner Allgemeinheit ſelbſt den Geſetzen des Lebens fügen; denn dieſes ſetzt das All als den lebendig organiſchen Leib einer jeden Perſon, der eine jede Bewegung deſſelben lenkt und fördert, nicht als fremde Maſſe, die dem Bewußtſein entfremdeten Geſetzen folgt, beſchränkt und Widerſtand leiſtet. Aber dieſe allgemeine Bewegung des Denkens verhält ſich, wie die Bewegungen des Körpers, wenn ſie bloß als Aeußerungen der Organiſation betrachtet werden, zu der Willkür, die dieſe Bewegungen hervorruft, und die nicht aus der Einheit der Organiſation begriffen werden können. Und dennoch hat die Organiſation ſelber, obgleich eine in ſich geſchloſſene Einheit, ein Gedankenſyſtem von unendlicher Tiefe und ihre Wahrheit durch das, was höher liegt, als ſie. Der aus dem Leben abſtrahirte Urgedanke enthält den Begriff des Alls, als eine in ſich abgeſchloſſene Einheit. Dieſe iſt auf eine abſolute Weiſe, was vorbildlich die Einheit des organiſchen Leibes iſt. Aber der göttliche Wille, der ſeine Einheit in dieſem All ausprägt, iſt nicht bloß eine Denkform, ſondern eine Abſicht; und das Denken enthält ſeine Wahrheit, die Einheit der Form und des Weſens nur, indem es in den Denkformen die göttliche Abſicht aufzufaſſen vermag. Alles Lebendige (und das All iſt ein Lebendiges) wird dann nicht bloß als ein Concretes der Abſtraktion, ſondern in einer jeden Form als ein Ausdruck eines ſchöpferiſchen Willens erkannt.

Daher enthalten die Denkformen, wenn ſie etwas Anderes, als das Geſetz Gottes, ausdrücken wollen, welches aber ſeine Bedeutung nur durch die Liebe hat, keine Wahrheit. Sie vernichten, was Gott erhalten will; und an der Stelle lebendiger Eigenthümlichkeiten, die, jede in ihrer Art, durch die Reinigung beſtätigt werden ſollen (die ſtrafende Liebe im Ethiſchen, die ſtreng beurtheilende im Wiſſenſchaftlichen), entſteht jene vernichtende Allgemeinheit, jene zehrende, bis zum Fanatismus geſteigerte und poſtulirte Wahrheit der Unwahrheit ſelber, die das lebendige Kind dem glühenden Moloch in die Arme wirft. Man hat unſer Jahrhundert das kritiſche genannt. Dieſe Bezeichnung, die die Negation ſelber in ein Poſitives verwandelt, würde eine unſelige Weiſſagung zukünftiger Barbarei in ſich enthalten, wenn man es nicht als eine geſchichtliche Thatſache bezeichnen könnte, daß, nachdem ſolche allgemeine Bezeichnungen aufgekommen ſind, ſie benutzt werden, um das auszudrücken, was eben in der Zeit das Ohnmächtigſte iſt; und die Bemühungen naturwiſſenſchaftlicher und geſchichtlicher Forſchungen enthalten zum Glück, wo ſie ernſthaft und gewiſſenhaft ſind, ſelbſt oft bei der nämlichen, von dem abſoluten Denkprozeß ergriffenen Perſon, die Gewalt einer erzeugenden Wahrheit, mit dem Bewußtſein verbunden, daß ſie in ihrer reichen Fülle keineswegs aus dem Schematismus entſprungen ſind. Die Zeit iſt vielleicht nicht fern, in welcher es glücklichen und mächtigen Talenten gelingen wird, einem poſitiven, und dennoch geiſtigen Erkennen, in der Mitte des Lebens Platz zu verſchaffen; und dann wird dieſe, alles Daſein ſchematiſirende, Kritik unſeres Jahrhunderts eben ſo belächelt werden, wie die faſt vergeſſene Philoſophie des ſogenannten Philoſophiſchen.

Wir ſehen alſo, daß die Philoſophie des abſoluten Gedankens einen wirklichen Fortſchritt in ſich enthält, einen negativen nämlich, eine neue Logik, die das Leben ordnet. Ein allgemeines Auffaſſen der Form der Organiſation iſt eben ſo nothwendig geworden, wie das frühere der unlebendigen Erſcheinung es war. Indem der Begriff des Lebens die ganze Natur auffaßt, muß ſich eine jede eigenthümliche Perſönlichkeit dieſem gemäß bewegen. Der Gedanke muß das fördernde, nicht hemmende Geſetz des Geiſtes ſein, und, in ſeiner Strenge äußerlich von der Liebe getrennt, innerlich in ihr aufgeben und mit ihr eins ſein. Man hat zu allen Zeiten die Anſicht feſtgehalten, daß ein ſolches geſetzliches Denken eine Vorbereitung für die freie Entwickelung eines eigenthümlichen geiſtigen Daſeins ſei. Es iſt die organiſirende Zucht, mit welcher die Entwickelung erſt möglich wird; und inſofern würde eine organiſche Logik, die ſich nicht als die Wahrheit ſelber gibt, wohl aber als die geſetzliche Bedingung, ohne welche ſie ſich nicht zu entwickeln vermag, ſo entſchieden wichtig ſein, daß man allerdings ſagen muß, das Weſen will ſich in ſeiner Wahrheit ergreifen, es iſt da, aber es vermag ſich nicht zu erhalten, weil es ſeine Form nicht gefunden hat. Aber die Form, die nicht in und mit dem Weſen ſich bildet, die ſich ſchlechthin aus ſich ſelber, als wäre ſie die Wahrheit, geſtalten will, iſt nothwendig zugleich ein Hemmendes, Beſchränkendes des Weſens. Sie enthält die elementare Zucht, iſt aber nie als ein Urſprüngliches zu faſſen; und der abſolute Verſuch des Denkens iſt den Bemühungen gleich, durch äußere Mittel, aus der Reflection entſprungen, ein Talent zu erzeugen, wo es nicht iſt. Es iſt in der That der nämliche Irrthum, der in Beziehung auf das All, dort wie hier, ein poſitives erzeugendes Princip vernichtet, um ein hohles, unfruchtbares aus dem bloßen Denken zu erzeugen.

Das Verhältniß der abſoluten Philoſophie zur chriſtlichen und freien, giebt das ſeltſame Reſultat, daß in jener die Sinnlichkeit, obgleich mit dem Charakter der Negation geſetzt, bleibt, als dasjenige, in welchem der Geiſt ſich ſelber abſolut ergreift; und es iſt in der That nicht einzuſehen, was aus dem abſoluten Selbſtbewußtſein und ſeinen, ſich in ſich ſelbſt ergreifenden, Urgedanken werden ſoll, wenn er aufhörte, ſich aus der Vereinzelung der Vorſtellung zum Concreten des Gedankens zu erheben. Verſchwände die Welt der Vorſtellung, ſo hätte der Gott des Selbſtbewußtſeins das Object verloren, aus welchem er ſich immer erhebt, ſich immer entſchiedener in ſich faßt. Die chriſtliche Philoſophie dahingegen giebt der ganzen Sinnlichkeit, als ſolcher, eine geiſtige Bedeutung, und forſcht in ihr, als in dem göttlichen Wort, das im All Fleiſch geworden iſt, ſeit die Sinnlichkeit ſelbſt, als Natur wie als Geſchichte, einen Mittelpunkt gefunden hat in der Perſon aller Perſönlichkeiten. Nicht die Sinnlichket iſt das Böſe und daher Unwahre, wohl aber das Abſchließen derſelben, ſei es in der poſitiven Form der Erſcheinung, oder in der Form eines Urgedankens. Der Leib ſoll ein Tempel Gottes ſein, weil alle Sinnlichkeit eine Bewegung göttlicher Gedanken iſt, aber dieſe, als Ausdruck eines freien, liebenden Willens. So beſitzt das chriſtliche Bewußtſein die Welt, indem es ſie aufgiebt, während die abſolute Philoſophie von ihr beherrſcht wird, indem ſie ſie abweiſt; und darin eben liegt die leere Allgemeinheit, die freilich das ewig Eigenthümliche weder in den Perſonen, noch in den Gattungen, ſo wenig wie in den Himmelskörpern, aufzufaſſen vermag. Wer dieſes erkennt, der begreift ſie nur aus ſich ſelber, d. h. durch völlige Hingebung, wie ein jedes in ſeiner Form eigenthümliche geiſtige Werk begriffen werden muß. Man muß mit der Welt im göttlichen Sinne leben, um ſie zu faſſen, nur was man erlebt, d. h. innerlich erfahren hat, wird begriffen.

Wir ſind jetzt dahin gekommen, wo es uns möglich wird, uns beſtimmter über das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum chriſtlichen Bewußtſein auszuſprechen, und inwiefern ſie eine Gewalt ausübt oder nicht. Dieſe Betrachtung hängt genau mit der Beantwortung der Frage zuſammen, die einſt in einem für die ganze Geſchichte wichtigen Momente, von Pilatus aufgeworfen, und damals nicht beantwortet wurde, obgleich der Moment ſelbſt beſtimmt war, den unerſchütterlichen lebendigen Keim zur Beantwortung für die ganze Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts zu legen; die Frage nämlich: was iſt Wahrheit?

Wir haben in der Teleologie nachgewieſen, daß das anorganiſche Wiſſen ein ſolches ſei, welches ſeine Wahrheit nicht beſitzt; dennoch vermag es eine Gewißheit zu erlangen, die nie abzuweiſen iſt, nachdem ſie einmal erlangt wurde, die mathematiſche nämlich. Fragen wir, wie dieſe Gewißheit ſich zur Wahrheit verhält, ſo iſt es ja unleugbar, daß ſie, wie die Wahrheit ſelber, nicht bloß eine äußere, ſondern eine innere iſt, und daß eine jede menſchliche Perſönlichkeit einem Geſetze unterworfen iſt, welches das Beſondere der Perſönlichkeit abſolut aufhebt und alle Menſchen auf eine gleiche Weiſe beherrſcht. So iſt der Menſch innerlich, wie die Natur äußerlich, durch die Verhältniſſe gebunden; und nicht bloß der Menſch, ſondern auch die Natur, und nicht bloß dieſe in ihrer Allgemeinheit, ſondern auch in einer jeden beſonderen Form, ſtellt eine äußere Unendlichkeit dar, die dieſelbe mathematiſche Regelmäßigkeit,

d. h. geſetzmäßige Beſtimmtheit, in ſich trägt. Die Maſſe = Schwere, iſt das geordnete Univerſum; aber ein jeder Kryſtall enthält auf die nämliche Weiſe eine, innerhalb der Sinnlichkeit äußerlich aufgefaßte, Unendlichkeit der mit ihm gegebenen regelmäßigen Beſtimmtheit, und wird in allen ſeinen Modificationen durch dieſe beherrſcht. Die ſinnliche Reflection erkennt den Kryſtall nicht bloß als ein in Gedanken Theilbares, ſondern als ein durch Maaß und Zahl auf eine beſtimmte Weiſe bis ins Unendliche Getheiltes; und inſofern iſt eine jede kryſtalliniſche Grundform, innerhalb ihrer Beſonderheit, ein mathematiſches Axiom, aus welchem ſich alle Modifikationen deſſelben durch Abſtumpfungen, Zuſchärfungen, Zuſpitzungen der Ecken und Kanten, wie eine eigene, ihr eigenthümliche Mathematik, entwickeln laſſen.

Wenn wir nun dieſe Mathematik des allgemeinen Bewußtſeins des Univerſums, und einer jeden reinen eigenthümlichen anorganiſchen Form betrachten, ſo müſſen wir behaupten, ſie enthalte eine nie aufzuhebende Geſetzmäßigkeit, und mit dieſer die unüberwindliche Gewißheit, die allenthalben dieſelbe iſt, aber ohne ihre Wahrheit. Und dennoch iſt eben dieſe Gewißheit das vermittelnde Glied zur Entdeckung der Wahrheit, denn eben, indem die mathematiſche Evidenz uns ſchlechthin beherrſcht und in allen Momenten des Daſeins enthalten iſt, drängt ſich uns dasjenige auf, was nicht Mathematik iſt; und fänden wir uns nicht innerlich und äußerlich und in jeder Richtung von der harten geſetzmäßigen Nothwendigkeit ergriffen, ſo würden wir niemals durch das Erkennen zu faſſen vermögen, daß das Freie in uns, eben, weil es ganz auf eine unendliche Weiſe von dem Nothwendigen getrennt iſt, auch nur auf dieſe Weiſe mit ihm Eins ſein könne. Die Gefahr der mathematiſchen Evidenz, das, was wir in ihr das Böſe nennen müſſen, liegt keineswegs in der reinen und ſcharfen Ausbildung derſelben, vielmehr in dem Halbdunkel, in der verworrenen Vermiſchung des mathematiſch Evidenten mit dem ſittlich Freien. Wenn der Menſch ſich daher der mathematiſchen Evidenz hingiebt, ſo iſt die Strenge derſelben die Zucht, aus welcher alle Freiheit ſich erſt gebiert; und wir dürfen behaupten, daß, je mehr die Natur als die Baſe alles Erkennens aufgefaßt wird, je lebendiger das Geſpräch zwiſchen Natur und Geſchichte ſich ausbildet, deſto entſchiedener wird jene unendliche Evidenz, als eine allgemeine Vorſchule lebendiger Einſicht, die Grundlage einer jeden geiſtigen Entwickelung werden. Daher iſt und bleibt auch die mathematiſche Bildung ein nothwendiges Element jeder geiſtigen Erziehung.

Nun iſt aber der Menſch nicht bloß abſtrakte Mathematik, nicht ein bloß Allgemeines, vielmehr ſelbſt ein Univerſum, und zwar als Perſon; das Weltall iſt eben ſo nicht bloß ein Ausdruck der Verhältniſſe, ſondern auch ein in ſich Geordnetes und Geſchloſſenes, und inſofern Ausdruck einer göttlichen Perſönlichkeit; der Kryſtall geht eben ſo wenig in der bloßen Beſtimmtheit gegebener Richtungen und ihrem Verhältniß zu einander auf. Er iſt ein durch dieſe Richtung Werdendes, welches nur wird, inſofern es iſt. Der Menſch kann das Urverhältniß ſeines Daſeins in der Strenge aller Verhältniſſe wieder erkennen, aber das Weſen bleibt ihm fremd. Alle Verhältniſſe ſind dem verborgenen, ſich ſelbſt tragenden Urverhältniſſe unterworfen, alle werden aus dem geſetzmäßigen Grunde des Selbſtbewußtſeins. So conſtruirt es ſich ſelbſt, das Weltall und eine jede eigenthümliche Geſtaltung. Die Conſtruction wird und wird nicht, der Conſtruirende findet ſich nicht, indem er ſich eben findet, das Conſtruirte (die Welt der Erſcheinungen) verſchwindet, denn die Wahrheit iſt nicht in der bloßen Gewißheit enthalten.

Betrachten wir nun die geſchichtlichen Verhältniſſe auf eine gleiche, rein objektive Weiſe, wie ſie ſich in einer eigenen Natur, nämlich in der Sprache, entäußern, ſo finden wir zwar hier keine ſolche in ſich abgeſchloſſene Allgemeinheit; denn, wenn die Natur ein Seiendes iſt, was immer von neuem geiſtig **wird**, ſo daß dieſes Werdende eben deswegen in der Unveränderlichkeit des Seins, als Mathematik aufgenommen wird: ſo iſt die Geſchichte ein ſeiendes Werden, welches niemals in jene, das All der Geſchichte umfaſſende, Allgemeinheit des Seins aufgenommen werden kann. Aus dieſem Grunde erſcheint die Sprache immer in der lebendigen und eigenthümlichen Bewegung des Beſondern; und eine abſolut allgemeine Sprache würde das ganze Menſchengeſchlecht, redend, d. h. denkend, einem ſtarren Geſetz unterwerfen, wie das der Mathematik. Ein ſolches Geſetz aber würde alle Bewegungen menſchlicher Gedanken und Handlungen in eine abſolute Einheit verwandeln, d. h. auf der jetzigen Stufe der Entwickelung feſt bannen und vernichten.

Wir haben früher dargethan, auf welche Weiſe das Claſſiſche des Alterthums für die geiſtige Ausbildung des Geſchlechts einen Naturgrund bilde, und auch von der Sprache gilt daſſelbe. Die Grammatik der alten Sprachen iſt das innere Geſetz derſelben, welches eben ſo dem Sein entfremdet iſt, eben ſo die Form ohne Rückſicht auf das Weſen, wie die Mathematik der Verhältniſſe eine ſolche Form für die Natur darſtellt. Daher liegt in der Grammatik, wenn auch beweglicher, dennoch eine ſolche Gewißheit, ohne die Wahrheit, wie in der Mathematik, ſelber. Alle neueren Sprachen ſind in die unaufhaltſame Bewegung der Entwickelung hineingezogen, ſo daß jenes ordnende Geſetz der Sprache, obgleich es nie verſchwindet, ſich doch nicht mit der Beſtimmtheit feſthalten läßt; und dieſes iſt der Grund, warum nur die Grammatik der alten Sprachen als Bildungselement einer umfaſſenden geiſtigen Erziehung, dienen kann. Zur Zucht, zur eigentlichen vorbereitenden Grundlage aller geiſtigen Bildung, wird eine Naturſicherheit erfordert, die den Gegenſtand der menſchlichen Willkür entreißt, aber eben dadurch die Perſönlichkeit ſchlechthin beherrſcht; ſo daß dieſe innerhalb der herrſchenden Allgemeinheit keinen Platz findet. Allerdings iſt die Grammatik mit dem Sinn innig verbunden, wie die Eigenthümlichkeit in der Natur mit dem allgemeinen Naturgeſetz. Aber aus der grammatikaliſchen Philologie allein den Sinn zu entwickeln, wäre eben ſo thöricht, wie, in den mathematiſchen Verhältniſſen die Eigenthümlichkeit erkennen zu wollen. Der Sinn iſt von der grammatikaliſchen Regel eben ſo unendlich getrennt, wie die Freiheit von der Nothwendigkeit, und ihre Einheit tritt erſt mit dem Erkennen dieſer Trennung hervor. Aber eben dieſe ſtrenge Zucht einer ordnenden Grammatik, die niemals fehlen darf, führt den betrachtenden Geiſt zu demjenigen hin, welches in der bloßen äußern Regelmäßigkeit nicht liegt, obgleich es ohne dieſe nie zum Vorſchein kommen kann. Und das Halbdunkel der Vermiſchung ſtört hier, wie da, wo Mathematik und lebendige Naturbetrachtung vermiſcht werden, jede klare Entwickelung.

Daß Mathematik für die Natur und Grammatik für die Sprache, keineswegs die Wahrheit, oder das, was iſt, in ſich enthalte, wird ein Jeder uns gern zugeben; aber eben ſo gewiß iſt es wohl, daß das Formelle, welches ſie ausdrücken, in ſeiner ganzen Strenge und Unveränderlichkeit, auch wo das höchſte und tiefſte Denken das Weſen und die Wahrheit zu ergreifen ſucht, bleiben und als nothwendige Bedingung, als Grundlage beharren ſoll, und daß ein jedes menſchliche Bewußtſein aufhören wird, ein ſolches zu ſein, wenn es glaubt, nicht gebunden zu ſein durch die ſtrenge mathematiſche Geſetzmäßigkeit der anorganiſchen Natur, oder durch die grammatikaliſche Geſetzmäßigkeit der Sprache. Vielmehr muß behauptet werden, daß der Geiſt eben deſto freier iſt, je entſchiedener die Wahrheit eines höheren Erkennens ſich in und mit dieſer gegebenen, nie aufzuhebenden Nothwendigkeit bewegt.

Was auf eine ſolche Weiſe ein unüberwindlich Beſtimmendes für ein jedes Bewußtſein genannt werden muß, und was in der Beweglichkeit der Geſchichte, ſelbſt da, als die Gewalt eines in ſich Gewiſſen und der Herrſchaft des Bewußtſeins Entronnenen, uns leiten muß, wo das Erkennen es als ein noch immer in der Entwickelung Begriffenes und keineswegs Abgeſchloſſenes betrachtet — iſt als Mathematik und Grammatik der geſetzmäßige Ausdruck gegebener Objekte. Aber auch da, wo das Denken, auf dieſem Standpunkte feſtgehalten, ſich ſelbſt Objekt wird, wo der Menſch, innerhalb der Sinnlichkeit, über ſein eigenes Denken nachzudenken anfängt, wird er ſich von Geſetzen gebunden fühlen, die ſein Denken beherrſchen, und beherrſchen ſollen. Der Menſch, ſo auf ſich ſelbſt gerichtet, wird ſich als ein urtheilender finden; und die ſinnlichen Kategorien werden, als die ſchlechthin allgemeinen Prädikate aller möglichen, innerhalb der Sinnlichkeit gefällten Urtheile, als die unabänderlich gegebene Grundlage derſelben erkannt werden. So wie Mathematik und Grammatik in der gegebenen ſtrengen Form immer entſchiedener hervortreten, und als das Leitende der Naturanſchauung und der Rede hervortreten und erkannt werden, je freier der Geiſt ſich in ſeiner lebendigen Fülle und organiſchen Einheit ergreift: ſo muß auch das ſinnliche Bewußtſein, inſofern es in reinlicher Eigenthümlichkeit, innerhalb ſeiner Form, ſich bewegt, immer klarer ſich in ſich ſelbſt ründen, je höher die lebendigen Bildungsmomente ſich entwickeln. Die innerhalb der Sinnlichkeit, und nur aus dieſer, zu verſtehende Logik muß ſo gewiß aus ſich ſelbſt verſtanden werden, und die ſinnlichen Vorſtellungen der Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität, in dieſem Verhältniß zur Sinnlichkeit, als ein Seiendes begriffen werden, wie eine jede organiſche Function aus ſich ſelber. Innerhalb der Sinnlichkeit iſt Alles von der Erſcheinung beherrſcht und die Form des Denkens darf von der Form des Seins auch hier nicht geſchieden werden. Die ſinnlichen Kategorien ſind mit dem ſinnlichen Leben eins, und können, abgetrennt von dieſem, in der wahren lebendigen und freien Organiſation des Geiſtes eben ſo wenig als bloße Denkformen aus einem höhern erklärt werden, wie das Herz aus dem Gehirn.

Nichts hat mehr dazu beigetragen, eine Denkverwirrung und innere Unſicherheit allgemein in allen Wiſſenſchaften zu verbreiten, als der Irrthum, daß die Sinnlichkeit auch da, wo ſie ſich ſelber Objekt wird (in der durch ſinnliche Kategorien beherrſchten Logik nämlich), der Sicherheit und Gewißheit ermangelt, die, in Beziehung auf die gegebenen Objekte, für die Natur durch die Mathematik, für die Sprache durch die Grammatik erkannt werden. Die gemeine Logik enthält nicht die Wahrheit, wohl aber eine Gewißheit in ſich, die, nach einer ſorgfältigen Entwickelung erworben, eine Sicherheit erzeugt, die vorausgeſetzt werden muß, wo eine höhere Geiſtesbildung gelingen ſoll. Sie wird, erſt nachdem ſie ſo in ihren engern Schranken ſich ausgebildet hat, durch ein höheres Erkennen wiedererzeugt. Eine jüngere Generation überſpringt die für geringer geachteten Bildungsmomente, und will es nicht einſehen, daß eine geſunde höhere Organiſation und die lebendige geiſtige Einheit nur da möglich iſt, wo dieſe ſcheinbare Unterordnung aufhört, und eine jede, auch die geringſte, Funktion, in ihrer Selbſtändigkeit äußerlich getrennt, ſelbſt mit dem Höchſten eins wird. So geſchah es denn, daß die gemeine Logik, obgleich ſie, als ein geſchichtlicher Bildungsmoment, ſelbſt für die höchſte Spekulation gelten muß, obgleich ſie durch Kant ein ſicheres Fundament der Entwickelung erhalten hatte, während die Mathematik und Grammatik ſich in allen Richtungen entwickelten, immermehr aus der Erziehung der Jugend verdrängt wurde *). Die ſichere Aneignung einer ſinnlichen, doch nur ſcheinbar beſchränkten Logik, ſoll als ein ausgebildeter Moment in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit nicht aufgehoben, ſondern eben beſtätigt werden durch ein höheres Erkennen. Zwar vermag ſie nicht, dieſes aus ſich zu entwickeln, aber es bildet ſich auch nicht ohne ſie.

Wenn nun zugeſtanden wird, daß die drei hier betrachteten Denkformen des menſchlichen Bewußtſeins, die Mathematik,

---

*) Der Grundriß der Logik von Braniß, der dieſem Mangel auf eine zweckmäßige Weiſe abhilft, und als Grundlage (vielleicht populärer) auszubilden wäre, hat lange noch nicht die Anerkennung gefunden, die er verdient. Auch Tweſten hat durch ſorgfältige Entwickelung vernachläßigter logiſcher Combinationen dargethan, daß dieſe Doktrin, innerhalb ihrer Grenzen, ſehr wohl einer weitern Entwickelung fähig ſei, und hat ſich dadurch ein bleibendes Verdienſt erworben.

rein ſubjektiv für die Natur; die Grammatik, eben weil der Gegenſtand ſelbſt ein ſubjektiver iſt, als eine Geſetzmäßigkeit des Objekts ſelber; die Logik, als die rein auf das Denken bezogene Form des mit ſich ſelber ſich beſchäftigenden denkenden Subjekts, nicht die Wahrheit erkennen, daß dieſe vielmehr aus allen abſolut ausgeſchloſſen iſt: ſo entſteht die bedenkliche Frage, wie die Logik eines lebendigen Erkennens ſich in unſern Tagen geſtalten müſſe. Daß ſie nothwendig wird, läßt ſich nicht allein ſubjektiv aus der mächtig gewordenen Speculation, die ſich nicht mehr abweiſen läßt, darthun, ſondern auch objektiv aus der Entwickelungsſtufe, auf welche die Gegenſtände des Erkennens gehoben ſind. Die Teleologie hat den Begriff einer lebendigen geſchichtlichen Entwickelung der Erde aufgefaßt; und wie wenig dieſer auch in den einzelnen Unterſuchungen, gehemmt durch vereinzelnde Beobachtungen und beſchränkende Hypotheſen, ſich einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hat, ſo läßt er ſich dennoch, einmal gewonnen, nie mehr abweiſen, und ſeine Conſequenz wird bald alle Beobachter beherrſchen. Die Phyſiologie erkennt den Begriff der Reinheit des Lebens nicht bloß, wie er die einzelnen Individuen oder die Gattungen beherrſcht, vielmehr in der Geſammtorganiſation alles Lebens, als Leiterin jeder Unterſuchung im wiſſenſchaftlichen Sinne. Und wie die Geologie die Beweglichkeit der Zeit in das Beharrliche des Raumes hineinzubilden anfängt, ſo wird die Sprache für das Erkennen in der Wandelbarkeit der zeitlichen Entwickelung ein Beharrendes auffaſſen; und der Begriff einer Geſammtorganiſation aller Sprachen mit allen Conſequenzen, die in ihm ruhen, iſt auch in das Sprachſtudium hineingedrungen und ein nothwendiges Problem der Zukunft geworden. Betrachten wir nun die Wiſſenſchaften nur ſo, wie ſie ſich objektiv geſtaltet haben und das Denken beherrſchen, ſo finden wir uns durch die Natur überhaupt, durch das erſcheinende Leben, durch eine jede Gedankenäußerung, inſofern ſie ſich durch die Sprache ausdrückt, d. h. durch alle Momente des Daſeins, auf einen Standpunkt verſetzt, den wir noch vor einem Vierteljahrhundert kaum ahneten. Alles Erkennen fängt immer mächtiger an, in allen Richtungen ſich da zu bewegen, wo man ihm früher gar keinen Platz einräumen zu können glaubte. Aber dieſe neue Welt, die uns aufgegangen iſt, dieſer kühne Schwung, durch Schelling hervorgerufen, durch welchen die wahre Selbſtändigkeit des Geiſtes errungen ward, läßt die ganze Erſcheinung um die Sonne des Selbſtbewußtſeins kreiſen, und hat, wie alles Daſein, wenn es zum Erkennen reift, ihr Geſetz. Ja, das Selbſtbewußtſein ſelber iſt das Geſetz; und wie die Erde, als allgemeine Einheit, gegen die Sonne gravitirt, den unerſchütterlichen Grund, die ruhende Subſtanz in ihr findet, während alle Bildung der Erde und alle Mannigfaltigkeit ihrer Formen aus der Thätigkeit der Sonne hervorgehen: ſo liegt der Grund alles Daſeins in dem Selbſtbewußtſein, gegen welches alle Dinge gravitiren, und aus welchem ſie, ihre Bedeutung erhaltend, wieder hervortreten. Dieſe Selbſtthätigkeit iſt ein Denkprozeß, hat ſeine Geſetze, die nicht mehr im Gegenſatz gegen ein Sein gedacht werden können, vielmehr, wie in allem Leben, als die immanenten Principien des Daſeins ſelber, betrachtet werden müſſen. Nun ſcheint es zwar, als wenn dieſe Principien ſich eben ſo, wie die früheren der Mathematik, der Grammatik und ſinnlichen Logik, erſt langſam und mit geſchichtlicher Continuität aus der Beſchäftigung mit den lebendigen Gegenſtänden herausbilden müſſen; es ſcheint, als wenn eine organiſche Logik noch gar nicht als ein reifes Produkt der Zeit betrachtet werden könne; aber man irrt ſich. In der Natur des Lebens ſelber liegt, daß hier Anfang und Ende zuſammengefaßt werden müſſen; denn das Leben geht von ſeiner Totalität aus, und iſt nur ein ſolches, inſofern es im Ganzen und in jeder Form, als ein in ſich Geſchloſſenes, betrachtet wird.

Aber daraus folgt, daß der Denkprozeß ein immanenter ſeines Gegenſtandes ſein muß, wie das Lebensprincip ein immanentes des Lebens, d. h., alles Daſein muß zum Denken verklärt werden, und erhält nur ſo ſeine Wahrheit. Dieſes Denken, für welches die ganze Natur eine organiſche Entwickelung wird, umfaßt das All, nicht als ein äußeres, ſondern als ein inneres, als eine Selbſtbeſtimmung; und das All muß als die Selbſtthat des Denkens aus ihm entſtehen, damit es in ſeiner Wahrheit ſei. Ein ſolcher Anfangspunkt der Entſtehung des Alls iſt nun da, wo die Intelligenz ſich in ſich ſelber faßt und ſich aus ſich ſelber beſtimmt; und nur wenn die Geſchichte einen ſolchen ſelbſtändigen Anfang des Denkens gefunden hat, und in dem Maaße, als dieſes ſich entwickelt und beſtimmend fortſchreitet, wird die Wahrheit erkannt. Das All alſo muß auf eine unendliche Weiſe ſich ſelbſt negiren, um aus einer ſolchen Negation wieder zu entſtehen. Vor dieſem abſoluten Anfange iſt zwar das All da, aber die verborgene Selbſtbeſtimmung iſt in den Feſſeln der äußeren Bedingungen gefangen, die ſich innerhalb ihrer nicht zu faſſen vermögen. Das innere Lebensprincip liegt in einer äußern Unendlichkeit aller Bedingungen und vermag nicht zu erkennen, weil es ſich ſelber noch nicht erkannt hat. Dieſe Welt des bedingten Bewußtſeins iſt die der Vorſtellungen. Sie iſt vor dem Denken, aber doch auch erſt durch das Denken. Das Prius, der Zeit nach, gilt ſelbſt nur für die Welt der Vorſtellungen; und was einerſeits als dasjenige hervortritt, aus welchem, in der Zeit, das Erkennen ſich entwickelt, das entſteht, ſeiner Wahrheit nach, doch erſt aus dem ſich ſelbſt beſtimmenden Denken, welches, in ſich fortſchreitend, als wenn außer ihm nichts wäre, die Welt der Gedanken, d. h. die Wahrheit alles Daſeins, erzeugt. Nun aber iſt das Denken ein Fortſchreiten, aber, inſofern es Lebensprincip einer ewigen Organiſation iſt, nicht, wie das Fichteſche, ein innerhalb der Bedingungen ſich bewegendes, welches ſeinen Abſchluß nur in einer äußern Unendlichkeit finden kann; vielmehr beſitzt es in der That das Ende, in und mit welchem es erſt ein wahres Denken, nämlich das der Einheit, iſt, mit dem Anfange. Da nun der Denkprozeß ein immanenter des Alls iſt, ſo iſt das All ſelber, ſeiner Wahrheit nach, im Denken, und zwar ein ſolches, welches ſeinen Anfang, ſeine Mitte, ſein Ende, ſeinen Grund, lediglich in ſich ſelber findet, und das ſich mit immer klarerer Selbſtbeſtimmung faſſende Selbſtbewußtſein iſt die Welt, die ihre innerſte Wahrheit ſucht.

Im ſiebzehnten Jahrhundert war, wie wir erkannt haben, die ganze Richtung der erwachten Intelligenz objektiv; dieſelbe Conſequenz der ſich abſolut faſſenden Einheit, die in unſern Tagen ſubjektiv geworden, trug in dem Syſtem des Spinoza das Gepräge der herrſchenden Objektivität ſeiner Zeit. Denken und Ausdehnung, die ihm die Attribute der ewigen Subſtanz waren, mußten, außerhalb der geiſtigen Einheit, im Reiche der Vorſtellungen, außerhalb des Denkens und außerhalb ſich ſelber, als Zeit und Raum, auseinander liegen. In die Einheit des Selbſtbewußtſeins aufgenommen, bilden ſie aber den Urgegenſatz aller neuen Speculation und des Denkprozeſſes in ſich ſelber. Die Modi der ruhenden Subſtanz ſind die in ſich ruhenden Gedanken (jeder ſich in ſich faſſend) der ewigen Subſtanz, die mit ihrer, auf ewige Weiſe durch die Selbſtbeſtimmung erzeugten, Beſtimmtheit ſich ſelber faßt. Spinoza hat eine Stelle für die Freiheit, eine Stelle, wo das unbedingte All ſich ſelber als ein unbedingtes faßt, aber ſelbſt dieſe Freiheit ergreift ſich inmitten der Nothwendigkeit des, wenn auch auf unendliche Weiſe in ſich geſchloſſenen, Seins.

Was nun in dieſer objektiven Form des Spinozismus iſt, das wird unvermeidlich, auf eine ſubjektive Weiſe, die Philoſophie des abſoluten, ſich ſelbſt genügenden Denkens. Es iſt ein ſubjektiver Pantheismus, wie der Spinozismus ein objektiver. Hier iſt das Denken die Subſtanz, dort dieſe ein Denken. Allerdings findet das Denken eine Intelligenz, durch welche es ſich auf eine unendliche Weiſe offenbart. Aber dieſe Intelligenz (Gott) iſt nur, inſofern ſie durch die Selbſtbeſtimmung des abſoluten Denkprozeſſes ſich als den Punkt findet, an welchen die Selbſtoffenbarung geknüpft iſt. Als ein ſolcher, behält die beſtimmte Intelligenz ihre ewige Bedeutung, aber nicht als das, was ſie iſt, ſondern als dasjenige, ohne welches der Denkprozeß ſich nicht ſelber zu faſſen vermag. Dieſer perſönliche Gott des abſoluten Denkens iſt nun nicht das mit ſinnlichen Bedingungen kämpfende und dieſe durch ein endloſes Fortſchreiten negirende Ich, es iſt das ſchlechthin abſolute Ich, dem gegenüber ein eben ſo abſolutes, ſich ſelbſt verborgenes Nicht-Ich tritt. Und das höchſte Ziel dieſer Philoſophie iſt nicht Ich = Nicht-Ich, ſondern Sein = Nichts, d. h. das All iſt das ewig Objektive des göttlichen Seins, welches negirt werden ſoll, um als Gedanke begriffen zu werden, aber dieſes Objektive iſt ſelbſt nur das ſchlechthin Negative, die fortdauernde Antitheſe des wahrhaft göttlichen Seins. Alle wahre Theſe, alles wirklich Poſitive, inſofern es das göttliche

Weſen ausdrückt, iſt der Gedanke ſelber, der ſich alſo in ſeiner Poſitivität erkennt, ſich ſelber ſetzt in ſeiner ewigen Wahrheit, inſofern er die Negation negirt. Die Philoſophie, ſo wie ſie in der Geſchichte laut wird und ſich in ihrer Abſolutheit ergriffen hat, iſt nicht der Denkprozeß eines bedingten Ichs, vielmehr der Denkprozeß des Alls ſelber, der Ausdruck, nicht eines menſchlichen Bewußtſeins, ſondern des göttlichen Denkprozeſſes ſelber, der immanente Geiſt des Alls, das Univerſum als Gott.

Man könnte behaupten, daß eben hiemit das Böſe an ſich, das Bewußtſein, welches ſein will wie Gott, ſich ohne Scheu ausgeſprochen hätte; und ein wahrhaft ſich hingebendes chriſtliches Bewußtſein, wenn es eine ſolche Philoſophie in ihrer ganzen Conſequenz ergriffe, müßte faſt unvermeidlich davor zurückbeben. Aber dieſe Conſequenz tritt nicht hervor, und ſie ſelbſt hat eine Seite, die ſie gegen dieſe ſchützt. Es ſei, ſagen ſie, die Philoſophie die Wiſſenſchaft ſelber im eminenten Sinne. Das abſolute Selbſtbewußtſein im ſtrengen Fortgange ſeiner innern Nothwendigkeit, enthalte die Wahrheit, als Wiſſenſchaft; aber die Welt der Vorſtellung iſt dennoch ihr bleibendes Objekt, und enthält in ſich verhüllte Gedanken, die für ein zukünftiges Selbſtbewußtſein ihre Bedeutung erhalten werden. Denn obgleich dieſes den Standpunkt der Abſolutheit erreicht hat, ſich im All orientirt, beſonnen hat auf ſich ſelbſt, ſo iſt es doch nicht ein todtes Erkennen, vielmehr in beſtändiger Entwickelung begriffen. Jene Stätte des noch unentwickelten Denkens offenbart zwar nicht die Wahrheit, enthält ſie aber, wie ſie für ein zukünftiges Bewußtſein ſich darſtellen wird. Dieſe vorliegende verhüllte Seite des Alls, die beſtimmt iſt, ſich in ihrer Wahrheit zu ergreifen, iſt die Stätte einer zwar unbeſtimmten, aber unendlich tiefen Verehrung. So bleibt die Religioſität neben dem abſoluten Denken als ein abſolutes Object, welches für Gott ſich, während ſeines fortſchreitenden Denkens, immer mehr aufſchließt; und Alles, was ſich durch das Denken auf dem jetzigen Standpunkte nicht beſtimmen läßt, ſchließt in ſich die geiſtige Zukunft, ſo der Menſchen wie Gottes. Die geiſtige Zukunft, ſagen wir, denn allerdings iſt dieſe göttliche Funktion eine ewige, aber nur, inſofern Gott der Ausdruck der abſoluten Einheit des Gedankens iſt, in welchem die abſolute Nothwendigkeit, alſo das Ende mit dem Anfange, geſetzt werden muß. Aber, inſofern dieſer Urgedanke durch ein Selbſtbewußtſein ſeine Verwirklichung findet, findet er ſeinen Ausdruck in der fortſchreitenden Geſchichte. Dieſe Anſicht nun von einem unfertigen Gott, von einem Gott, der den Durchgangspunkt ſeiner eigenen Wahrheit nur durch ein menſchliches Bewußtſein findet, wie ſie mit völliger Naivität ſich ausſpricht, hat zwar ihren Urſprung aus dem Böſen, wie Alles, was uns in der Welt verwirrt und hemmt, und muß eine unchriſtliche genannt werden; aber eben die ſtrenge Nothwendigkeit des in ſich geſchloſſenen Denkens, welches in Allem, was nicht in ſeiner Conſequenz aufgeht, ein Gedankenloſes, mithin Unwahres ſieht, ſchließt auf die entſchiedenſte Weiſe das chriſtlich Wahre, als das ſchlechthin Poſitive, aus. Sie gewährt keinen Platz für dasjenige, was unmittelbar mit ſeiner Wahrheit gegeben iſt, keinen für die Ewigkeit der Perſon, keinen für Freundſchaft und Liebe, keinen für das große Geheimniß des Talents; und wie auf einer geringern Stufe Kant die allgemeinen Begriffe der Freiheit, Schönheit und inneren Zweckmäßigkeit in leere Abſtracta verwandelte, ſo hat die Philoſophie der abſoluten Abſtraction alle Fülle lebendig geiſtiger Wirklichkeit in die

Region des Unbeſtimmten und Unwahren geworfen. Gott iſt die Perſon der Gedanken, die Gedanken einer ewigen lebendigen Perſönlichkeit, als Gott, ſind ihm unerreichbar. Aber eben dadurch iſt eine Religionsphiloſophie möglich geworden, und wir ſind auf den Standpunkt in der Geſchichte gelangt, wo wir uns entſcheiden müſſen: ob das All ſeine Bedeutung erhält, indem es ſchlechthin und abſolut die Aeußerung eines göttlichen Willens iſt, welcher Wille eine lebendige Perſönlichkeit vorausſetzt, und zwar ſo, daß dieſe es iſt, die alles Poſitive und Wahre in ſich ausdrückt; oder ob ein abſolut abſtraktes Denken ſo Gott, wie Menſchen beherrſcht. Im erſtern Falle iſt allerdings der Gedanke Gottes, als Ausdruck ſeines Willens, ein abſoluter, und ein jedes ſich Beſinnen des menſchlichen Geſchlechts in ſich, inſofern es auf Gott gerichtet iſt, findet in ſich die göttliche Freiheit. Ja, wir würden es nicht unternommen haben, eine Religionsphiloſophie zu ſchreiben, wenn wir nicht von der Ueberzeugung durchdrungen wären, daß die göttliche Gnade durch die Fügung, die ſich in der Geſchichte ausſpricht, auch die Zeugniſſe göttlicher Freiheit und die Befreiung von einem fremden Geſetze uns geſchenkt habe. Aber das chriſtliche Bewußtſein kennt nur einen Gott, der weiß, was er will, deſſen ewiges lebendiges Selbſtbewußtſein ſeine Abſicht ſchon erreicht hatte, als er ſie faßte; und wenn wir ſchon die Entwickelung eines Ganzen vorgebildet finden, und auch noch ſo ſchwach angedeutet durch die innere Einheit eines völlig gelungenen Gedichts, wenn uns nichts Anderes übrig bleibt, als dieſes Gedicht innerlich durchzuleben, uns in der innerſten Tiefe ſeiner fortſchreitenden Entwickelung zu verlieren, ſo müſſen wir uns auch dem All geiſtig betrachtend hingeben, ohne uns einzubilden, daß durch den, wenn auch nur momentanen, Durchgangspunkt eines menſchlichen, zum unbedingten Selbſtbewußtſein erhobenen Bewußtſeins, erſt fertig wird, was auf eine ewige Weiſe im göttlichen Bewußtſein ſchon vollendet iſt. Weil wir die Mitſpieler ſind, meint ihr, müßten wir auch diejenigen ſein, durch welche das Gedicht fertig würde. Habt ihr je ein tiefes Gedicht geleſen, und verſtanden, ohne euch in Mitſpieler zu verwandeln? und liegt nicht die Nothwendigkeit, zumal für die chriſtliche Poeſie, irgend eine Perſönlichkeit als diejenige hervorzuheben, durch welche die Welt, die ſich um ſie bewegt, ihre Bedeutung erhält, darin, daß wir mit einer ſolchen Perſon (ja, je lebendiger die Dichtung iſt, deſto entſchiedener), wie in dieſe verwandelt, das Gedicht durchleben?

So hat die abſolute Philoſophie die allerwichtigſte und tiefſte Frage in das Innerſte der ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit geſetzt. Dieſe nämlich, ob ſie durch den abſoluten Gedanken, oder durch den Willen Gottes ſelbſtſtändig ſein wolle? Daß die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes durch völlige Hingebung in den göttlichen Willen nicht verloren gehe, iſt in und für ſich klar. Die Kindſchaft Gottes, die dem gereinigten chriſtlichen Bewußtſein verheißen iſt, iſt ja ſelbſt der Ausdruck der göttlichen Freiheit, der Ausdruck einer inneren, abſolut in ſich unendlichen Zweckmäßigkeit, als Vernunft, als Selbſtzweck in einer jeden Perſon. Nicht darin liegt die Nothwendigkeit, das Denken ſtatt dem Willen abſolut zu ſetzen, weil wir wähnen, nur ſo unſere geiſtige Selbſtſtändigkeit retten zu können; vielmehr verlieren wir die innere ewige Wahrheit der Perſönlichkeit ſelber, wenn wir ſie der Allgemeinheit des erkannten Begriffs opfern, und erhalten ſie nur, wenn wir ſie als Ausdruck einer göttlichen Wahrheit erkennen, die auch als ſolche in uns ruht, als eigenes Innere im reinſten, heiligſten Sinne, weil ſie ſich in uns entwickelt. Dieſe Frage unſeres innerſten Daſeins verſetzt uns allerdings nach dem Urſprunge der Schöpfung, die in jedem Momente und in einer jeden Perſönlichkeit wird; und damit in dieſem tiefen Urgrunde der Perſon, der innerſte Pulsſchlag ſeines geiſtigen Lebens ſich offenbare, iſt die Frage laut geworden und hat ſich in der Geſchichte zur entſchiedenen Beantwortung herausgeſtellt. Das Bewußtſein des Böſen, je tiefer es ſich in das Innere der Perſönlichkeit hinein wühlt, deſto entſchiedener verhüllt es ſich, um den vernichtenden Kampf auf der gefährlichſten Stätte anzufangen. Das geſchieht, indem das Böſe ſelbſt ſich in eine Bedingung des Denkprozeſſes verwandelt, in ein Nichts, deſſen, immer durch ein Sein verhüllte, Nichtigkeit, die erkannt werden ſoll, die Bewegung des Gedankens hervorruft. Die Anerkennung der eigenen Schuld des böſen Willens, der poſitiv von Gott abgewandten That, iſt aber für den Chriſten ein eben ſo tief geiſtig Inneres, worin er ſich verſtrickt fühlt, wie die göttliche Klarheit des Erkennens, die aus dieſem Dunkel entſpringt. Daher muß das chriſtliche Bewußtſein, weil es ſich getrennt fühlt von aller Wahrheit und einem fremden Geſetz unterworfen durch einen Willen, der ihn von Gott ſcheidet, die Rettung ſeines ganzen Daſeins in einem Willen ſuchen, deſſen Gedanken Ausdruck ſeiner Liebe ſind.

So ſchneidend nun der höchſte Gegenſatz im Innerſten der Perſon, als abſolutes Denken und als abſoluter Wille, in welchem erſt alle Gedanken ihre Bedeutung erhalten, uns im Innerſten der Perſönlichkeit entgegen tritt, ſo daß im erſten Falle die Perſon ſelber der Durchgangspunkt für eine, alle Perſönlichkeit verzehrende Allgemeinheit wird, während im zweiten Falle Gott ſelbſt, als die Wahrheit, das ewig immanente Princip jeder Perſönlichkeit iſt: ſo liegt dennoch eben in der klaren Ausbildung dieſes Gegenſatzes der geſchichtliche Moment einer Befreiung, die nicht bloß für den Chriſten, ſondern auch für denjenigen, der ſich mit dem abſoluten Denken bewegt, eine innere Bedeutung hat. Denn inſofern eine Erlöſung des Erkennens wirklich der Zukunft verheißen iſt, muß der Moment der abſoluten Allgemeinheit eben ſo entſchieden hervortreten, wie der der Vereinzelung. Dieſe Philoſophie iſt nicht die Erfindung eines müßigen Kopfes, ſie enthält in ſich einen geſchichtlichen Moment, der nicht bloß äußerlich aufgenommen, ſondern innerlich durchlebt ſein will. Und wie wir alle uns den gewaltig gewordenen Gedanken unterwerfen müſſen, um den herben Kelch der Alles vernichtenden Zweifel bis auf den Boden zu leeren, ſo dürfen wir auch annehmen, daß die Zuverſicht des Glaubens, die uns geſchenkt iſt, auch jenen nicht fremd bleiben wird.

So haben wir zwar auch hier, auf der innerſten Stätte der Perſönlichkeit, jene Extreme geſehen, die allenthalben aus der Macht des Böſen hervorſpringen. Dieſe ſelbſt iſt uns aber nicht klarer geworden.

Schelling's Anſicht dient nur dazu, es uns klar zu machen, daß das Böſe nicht aus Gott ſein, und daß doch auch eine poſitive Macht außer ihm nicht angenommen werden könne; daß das Böſe aus der innerſten Mitte des Göttlichen ſelber entſprungen ſei (der Urheber deſſelben, Lucifer, war ein gefallener Engel); daß dieſer innere Zwieſpalt der ganzen Schöpfung, wie einer jeden Perſon in ſich ſelber, das von Gott Abgewandte war, welches, ſo wie wir es in uns finden, das Dunkel bildet, in welchem Gott ſich als Liebe offenbart. Das All des ſinnlichen Daſeins hat ſich über die Schuld geworfen, und das Licht des Erkennens kann nicht hineinleuchten in eine Stätte, die nur durch das nächtliche Dunkel ihre Bedeutung erhält.

So viel aber iſt klar: alle Philoſophie, mit ihr jede Wiſſenſchaft, muß eine ethiſche Bedeutung erhalten; es iſt nicht die Dialektik zwiſchen Sein und Nichts, es iſt der Kampf zwiſchen Himmel und Hölle, und der ſchon entſchiedene Sieg des erſten, welcher den eigentlichen Gegenſtand aller Wiſſenſchaft bildet; es iſt ein ganzes Daſein, als Denken handelnd, d. h. ſchaffend, als Handeln denkend, d. h. Gott erkennend, welches ſo Wahrheit, wie Seligkeit in ſich enthält, und dieſe beiden ſind Eins.

4.

Das Verhältniß der Gnade zur menſchlichen Freiheit.

Das chriſtliche Bewußtſein betrachtet alles, was zur Seligkeit dient und den Sinn des Menſchen, von den irdiſchen Verhältniſſen ab, auf Gott richtet, als ihm durch göttliche Gnade ertheilt. Er ſelbſt vermag nichts. Selbſt das Gebet, welches, heiß ringend, Gott um einen gereinigten Sinn fleht, hat ſeine innere Wahrheit und lebendige Bedeutung von Gott. Es ſcheint, als wenn hier das chriſtliche Bewußtſein in einem Kreiſe befangen wäre, aus welchem es nie wieder heraus kommen kann. Das Gebet, welches einen reinen Sinn erringen will, ſcheint mit ſich ſelbſt in einem innern Widerſpruche zu ſein; denn es weiß ſich von Gott abgewandt, und eben dieſes iſt der Grund des Gebets: und dennoch iſt es zu gleicher Zeit dem Göttlichen zugewandt, denn dieſes iſt die ganze innerſte Bedeutung deſſelben. Dieſer Widerſpruch iſt der innerſte des perſönlichen Daſeins in der Erſcheinung überhaupt; und er iſt nicht zu löſen, ja, er ſoll nicht gelöſt werden, weil er eine göttliche Dialektik der fortſchreitenden Entwickelung zur Seligkeit in ſich einſchließt; und dieſer Widerſpruch iſt es, der uns Aufſchlüſſe über das Verhältniß der göttlichen Gnade zur Freiheit der menſchlichen Perſönlichkeit verſpricht.

Giebt es irgend eine Unterſuchung, die das thätige chriſtliche Bewußtſein nicht abzuweiſen vermochte, ſo iſt es dieſe; in der chriſtlichen Kirche ſpielt ſie eine Hauptrolle, und ſo lange man über die Wahrheit und das Weſen der Perſönlichkeit im Unklaren war, blieb die Schwierigkeit unauflöslich. Es kömmt hier die äquivoke Generation, wie wir ſie durch alle Stufen der Erzeugung in der Natur vorfanden und abgewieſen haben, noch einmal,und zwar auf der höchſten Stufe im Innerſten der Perſönlichkeit ſelber, zur Sprache. Der Pelagianismus war inſofern conſequent, als er die Entſtehung eines göttlichen Sinnes, aus den Verhältniſſen der Erſcheinung erzeugt, entſchieden annahm, aber dadurch auch (blieb er conſequent) die Erlöſung für überflüßig erklären mußte. Wenn menſchliche Sittlichkeit, ſo wie ſie in der Erſcheinung hervortritt, ein Verdienſt, d. h. einen poſitiven Werth für Gott, hatte, ſo iſt es klar, daß die Erlöſung kein anderes Geſchäft hatte, als dasjenige zu beſtätigen, was, ſeinem innerſten Weſen nach, ſchon durch ſich ſelber beſtätigt war. Die chriſtliche Kirche hat es eingeſehen, daß dieſe Lehre als eine ſchlechthin unchriſtliche, das Weſen des chriſtlichen Bewußtſeins in ſich zerſtörende, und eben daher von ihr entſchieden auszuſchließende, betrachtet werden müſſe. Man ſchloß ſich daher an einen modificirten Pelagianismus, bekannt unter dem Namen des Semi-Pelagianismus, der da herrſchend ward, wo man beſtimmten, mit Beziehung auf den religiöſen Reinigungsprozeß durch Gott, von der Kirche vorgeſchriebenen und in der Erſcheinung hervortretenden, Handlungen einen Werth zuſchrieb. Ohne uns in die Spitzfindigkeiten der früheren Theologen einzulaſſen, können wir hier im Allgemeinen uns damit begnügen, die eigentliche Bedeutung dieſer Lehre anzudeuten. Alle Kämpfe in der chriſtlichen Kirche, die durch ſo viele Jahrhunderte hindurch, nur zu oft mit fanatiſcher Verfolgungsſucht gepaart, entſtanden ſind, entſprangen aus der Nothwendigkeit, die menſchliche Freiheit feſtzuhalten und den Begriff der Gnade nicht fahren zu laſſen. Beide ſind aber gleich unbedingt, gleich abſolut, der eine als menſchlicher, der andere als göttlicher Wille. Eine Vermittelung ſcheint unmöglich. Die verſuchte Vermittelung der Semi-Pelagianer beſteht nun darin, daß das Verdienſt zwar einen Werth habe, aber, ſo wie es in der Erſcheinung hervortritt, an einer innern Schwäche leide, die einer Stütze von Oben bedarf. Etwa, wie man zugeben darf, daß der Keim einer beſtimmten Vegetation auch, ohne daß das Lebensprincip durch einen Samen gegeben iſt, durch eine glückliche Miſchung wohl entſtehen könne, aber der Stütze der univerſellern Verhältniſſe der Natur bedarf, um ſich zu entwickeln. Das angenommen Unzureichende einer verdienſtlichen Handlung, die dennoch als eine ſolche eine Macht in ſich enthielte, mußte nothwendig zur Unterſuchung der Hemmung führen, die der geſunden Entwickelung entgegen trat, und die nur durch eine Hülfe von Außen entfernt werden konnte; und ſo mußte es einleuchtend ſein, daß, ward die chriſtliche Sittlichkeit in ihrer Reinheit aufgefaßt, das Hemmende nicht ein bloß Negatives, ſondern ein Poſitives ſein müſſe, und alſo ſelbſt nur aus dem böſen Willen erklärt werden könnte.

der nicht auf eine relative, ſondern auf eine abſolute Weiſe von Gott trennt. Daraus entſprang nun die entgegengeſetzte Lehre, die wir eben hier in ihrer ſtrengſten Conſequenz hervorheben müſſen; ſie leugnet die Freiheit des Menſchen in Beziehung auf Gott völlig. Nach dieſer Lehre iſt der Menſch ſelbſt, ſeinem Weſen nach, von dem Göttlichen rein ausgeſchieden. Der Menſch habe, müſſen ſie behaupten, durch den Sündenfall ſchlechthin nicht allein das Gute, ſondern auch die Fähigkeit, es zu entwickeln, verloren. Die Perſönlichkeit ſei eine abſolut nichtige, und das Chriſtenthum ſelbſt ſei, ſeiner innerſten Bedeutung nach, eine Schöpfung aus nichts, wie die urſprüngliche des Alls ſelber. Nach dieſer Lehre kann alſo in der Perſon ſelber gar kein Grund liegen zur Erwählung, d. h. zur neuen Schöpfung der einen oder der anderen. Da alle Perſönlichkeiten gleich nichtig ſind, ſo iſt die Wahl völlig willkürlich. Die ſcheinbar harte Stelle bei Paulus (Römer 7, V. 21.), iſolirt genommen, ſcheint daſſelbe auszuſprechen. Diejenigen, die ſich mit der Annahme einer bloßen Willkür nicht begnügen wollen, leiten jene Wahl der göttlichen Gnade von der ruhenden Einheit des göttlichen Seins ab, innerhalb welcher die freie Entwickelung des Menſchen ſtattfindet, doch ſo, daß dieſe untergeordnete Freiheit der Erſcheinung durch das göttliche Sein, als Vorausſicht, das Reſultat des Kampfes gegen das Böſe, mit ſeinem Anfange ſetzt, und auf eine ſolche Weiſe dieſen erwählt und jenen verworfen hat. Wir dürfen wohl behaupten, daß mit den hier angedeuteten Anſichten alle mögliche gegeben ſind.

Das chriſtliche Bewußtſein hat das doppelte entſchiedene Intereſſe auf der einen Seite die unbedingte Nothwendigkeit der Gnade anzuerkennen, durch welche allein die Perſönlichkeit ihre reale Wahrheit und unſterbliche Wirklichkeit zu finden vermag, auf der andern Seite eben ſo unbedingt die menſchliche Freiheit zu retten. Verſchwindet der Begriff der Gnade, ſo daß die menſchliche Freiheit allein das, was der Chriſt die Selbſtgerechtigkeit nennt, als den Grund ſeines ſittlichen Daſeins annimmt, dann erzeugt ſich eine nicht bloß äußere, ſondern innere Trennung von Gott. Die Welt der Erſcheinung hätte dann die Beweglichkeit der Entwickelung verloren, und den Abſchluß in ſich ſelber gefunden. Denn es iſt in und für ſich klar, daß die reinſte Sittlichkeit — und ſie hat nur als eine ſolche eine Bedeutung — die Steigerung der Geſetzmäßigkeit des ganzen Daſeins zum eigenen Willen in ſich enthalten müſſe; es läßt ſich leicht darthun, daß nur in dieſer innern Einheit des Geſetzes und des Willens, des Denkens und des Handelns, d. h. Daſeins, die abſolute Sittlichkeit ihren Abſchluß finden kann, und die Unterſuchung würde willkürlich in der Mitte ihrer Conſequenz abbrechen, wenn ſie nicht bis zu dieſem Punkte fortgeſetzt würde.

Verſchwände aber die menſchliche Freiheit, ſo daß die Gnade ein völlig todtes Subjekt fände, ſo verlöre ſie ſelbſt alle ſittliche Bedeutung; dann wird der Begriff der Selbſtthat ganz ausgeſchloſſen, dann hat alle Handlung des Menſchen aufgehört, eine ſittliche zu ſein. Durch eine nothwendige Conſequenz muß derjenige, der, ohne Spur menſchlicher Freiheit, als ein äußeres unlebendiges Ding, durch die Gnade ſich gerettet weiß, wie er bei der Aufnahme in dieſelbe alle Selbſtthat ableugnet, auch fortdauernd dieſe von ſich ausſchließen. Er iſt nicht frei, ſondern ein bloßes Produkt der Gnade; und wie er ohne alle Selbſtthat, ohne irgend einen in ihm liegenden Grund, alſo willkürlich von der Gnade auserwählt ward, kann auch dieſe ihn nicht wieder fallen laſſen, wenn es nicht etwa durch eine neue Willkür geſchehen ſollte. Ein ſolcher Menſch findet ſich daher völlig ſicher. Einmal auserwählt, iſt nun jede Aeußerung des Willens eine göttliche, und die Conſequenz dieſer Annahme gebiert den furchtbarſten Fanatismus, der jede Handlung, auch die unſittlichſte, als eine Aeußerung der Gnade betrachtet.

So handelt es ſich hier um das Allerheiligſte, um die chriſtlich ſittliche Wahrheit der Perſönlichkeit ſelber, die das Intereſſe hat, zwei Begriffe, die ſich wechſelsweiſe auszuſchließen ſcheinen, in gleicher Unbedingtheit zu vereinigen.

Dieſer Streit entgegengeſetzter Principien iſt aber auch der Wiſſenſchaft nicht fremd geblieben. Er kommt da zur Sprache, wo von der ſinnlichen Verwirklichung des Erkennens die Rede iſt, und findet ſeinen Ausdruck durch das Verhältniß der Theorie zur Praxis. Dieſes Verhältniß wird gewöhnlich nur in dem allgemeinſten Sinne, wenn bom Staate oder überhaupt von Beziehungen der Geſelligkeit in größerm Umfange die Rede iſt, in Betracht gezogen. Uns aber iſt es darum zu thun, die Einheit der Theorie und Praxis, als die nothwendige Bedingung für die Enthüllung der Wahrheit einer jeden Perſon, darzuſtellen. Wir haben die Nothwendigkeit eingeſehen, in einer jeden Perſönlichkeit eine beſondere Figuration des Alls zu erkennen, inſofern dieſes ein Ausdruck des göttlichen Willens iſt, und wir wiſſen, daß dieſe Anſicht, verhüllt, in einem jeden chriſtlichen Bewußtſein ſchlummert; ja, das All hat ſelbſt erſt ſeine Bedeutung durch die Perſönlichkeiten erhalten, die eben dadurch zuerſt unmittelbar Objekte des göttlichen Willens ſind. Inſofern der Menſch in ſeiner perſönlichen Wahrheit begriffen wird, iſt er in ſeiner Beſonderheit eins mit dem All. Die Trennung durch die Sünde vermag dieſe Wahrheit des Beſondern nicht zu zerſtören, denn ſie iſt göttlicher Art; nicht entſtanden mit der ſinnlichen Zeit, kann ſie auch nicht in der ſinnlichen Zeit aufgehen und vernichtet werden. Sie bildet in der Erſcheinung für einen jeden Menſchen dasjenige, was größer iſt, als dieſe. Sie iſt der innere unveränderliche Kern und die bleibende Grundlage aller menſchlichen perſönlichen Entwickelung. Wir haben ſie, im objektiven Sinne, den Naturgrund der Perſönlichkeit genannt. Als die ſubjektive unveränderliche Subſtanz aller Aeußerungen der Perſönlichkeit nannten wir ſie Talent; als dasjenige, durch welches die Aeußerungen des Talents in den ruhenden Naturgrund hineingebildet werden, mag dieſe Wahrheit der Perſon ihre Anlage genannt werden.

Die Trennung der Perſönlichkeit von ihrem Naturgrunde durch die Sünde iſt der eigentliche, bis zur Perſönlichkeit geſteigerte Punkt der Trennung von dem All. Durch dieſe Trennung wird das All dem Menſchen ein geſetzmäßig Entfremdetes, Allgemeines, dem er unterworfen iſt. Dieſe Geſetzmäßigkeit, von welcher er ſich nie zu trennen vermag, obgleich ſie die Perſönlichkeit negirt, iſt das allgemeine Denken der Sinnlichkeit und ſetzt das All in ihm objektiv als eine fremde, ihn beherrſchende Natur, ſubjektiv als ein eben ſo fremdes Gebot der Sittlichkeit, welches die verſchwundene Einheit verhüllt, und dem er ſich zu entziehen ſucht oder unwillig unterwirft. So reicht das Denken jederzeit weiter, als das Wollen. Jenes umfaßt ein Allgemeineres, ſtellt den Menſchen in ſeinen geſetzmäßigen äußeren Beziehungen zu dieſem; und da die Perſönlichkeit jederzeit beide Richtungen in ſich findet und ſie irgendwie in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchen muß, ſo erzeugt ſich jene Scheinſittlichkeit, die wir die Rabuliſtik der Legitimität nennen können, eine Uebereinkunft, ein Capituliren der vereinzelten Perſon mit den Verhältniſſen der Welt (die Klugheit, die die Geſetzmäßigkeit der Welt für die Vereinzelung gewinnen will). Und Kant hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß die Reue der meiſten Menſchen faſt immer nur aus dem Bewußtſein entſteht, gegen dieſe Capitulation geſündigt zu haben, ſo daß durch eine ſolche Reue die Sünde keineswegs aufgegeben wird, es vielmehr der Erhaltungstrieb der Sünde ſelbſt iſt, die ſich in ihr thätig erweiſt. So hat ein jeder Menſch eine perſönliche Theorie innerhalb der Sinnlichkeit, die nie ganz mit ſeiner Praxis zuſammenfällt; und dieſer Widerſpruch begründet die Erſcheinungen der ſogenannten empiriſchen Pſychologie durch die unendlichen Modificationen, mit welchen das nie zu vermittelnde Verhältniß zwiſchen beiden wechſelt. Selbſt der beſonnenſte Menſch wird, wenn er den ſelbſt entworfenen Geſetzen mit großer Ueberlegung zu gehorchen ſucht, dennoch geſtehen müſſen, daß eine vollkommene Erfüllung des von ihm zur Erhaltung ſeiner Vereinzelung entworfenen Geſetzes ihm nie gelinge; ja, bis zu den zarteſten Aeußerungen der erſcheinenden Freiheit, da, wo der Geiſt ſeinen unmittelbaren Ausdruck ſucht durch den reinen vermittelnden Gedanken, wird eben derjenige, der einen wahren geiſtigen Willen beſitzt, wenn er in der Sinnlichkeit, d. h. durch Worte, ſich äußert, geſtehen müſſen, daß er nie genau ſagt, was er will, und daß hier, auf der innerſten Stätte der Theorie ſelber, der Widerſpruch zwiſchen dieſer und der Praxis nicht verſchwindet. Diejenigen, die mit Selbſtzufriedenheit auf ihre Aeußerungen blicken, ſind eben ſolche, die in der Gewalt der bloßen Praxis ſich mit dämmernden Gedanken, in welchen der urſprüngliche ſeine geiſtige Freiheit kaum erkennt, begnügen müſſen. Aber auch da, wo dieſe Legitimität der erſcheinenden Perſönlichkeit die gelungenſte genannt werden muß, kann ſie ſchon deshalb nicht ihren Abſchluß finden, weil der Wille ſelber in der Erſcheinung ein äußerlich unendlicher iſt; indem aus der Erfüllung immer nur ein neues Verlangen entſpringt, ſo daß das mühſam Erworbene, als ein Unfertiges, in einen weitern Kreis, durch eine erweiterte Theorie in eine umfaſſendere Praxis hineingebildet werden muß. So erneuert ſich der alte Widerſpruch fortdauernd auf die nämliche Weiſe, anſtatt gelöſt zu werden. Der Wille verliert in dieſem unendlichen Progreſſus, als ſolcher, ſeine Bedeutung. Denn er iſt ohne Ziel, weiß nicht, was er will, und täuſcht ſich beſtändig, wenn er es zu wiſſen glaubt. Dieſer, innerhalb der Erſcheinung nie zu löſende, Widerſpruch iſt für das Handeln ganz derſelbe, der ſich im Denken zeigt, wenn es ſich innerhalb der Sinnlichkeit bewegt. Er erhält die anorganiſchen Elemente des gebundenen Bewußtſeins.

Das chriſtliche Bewußtſein allein erhebt den genannten Widerſpruch ſelber auf den Standpunkt der Speculation. Hier erſcheint er völlig unbedingt in beiden Gliedern des Gegenſatzes, und eben dadurch gelöſt.

Es iſt in unſern Tagen ein Streit entſtanden über die Grundlage des Beſitzes, wie ſie in einer philoſophiſchen Rechtslehre ſtattfinden muß. Wir glauben, daß die Anſicht, die allein durch das chriſtliche Bewußtſein ſich begründen läßt, dazu dienen wird, den Hauptunterſchied zwiſchen Freiheit und Gnade und die Einheit beider völlig klar zu machen. Diejenigen, die die Verhältniſſe der Rechtswiſſenſchaft innerhalb der Grenzen der

Erſcheinung auffaſſen und in ihrer geſetzmäßigen Verknüpfung betrachten wollen, wie der genaue und gewiſſenhafte Naturforſcher die Verhältniſſe der ſinnlichen Natur, nennen den Beſitz eine Thatſache, d. h. ſie behaupten, daß die Begründung des Beſitzes ſich eben ſo wenig innerhalb der Rechtswiſſenſchaft finden laſſe, wie die Begründung der allgemeinen Thatſachen der Natur, die ſich ſinnlich nur aus ihren Verhältniſſen erkennen laſſen. Den Beſitz kann man recht eigentlich die Maſſe des Rechts nennen, und ſeine Wahrheit finden wir nur da, wo er gegen ein unſichtbares Centrum, welches, innerhalb der Geſetzmäßigkeit der Rechtsverhältniſſe, im Unendlichen liegt, gravitirt. Wie die Maſſe ihre Wahrheit hat, indem ſie = Schwere, d. h. ihre äußere Unendlichkeit innerlich geſetzt wird, in ihrer lebendigen Wirklichkeit erkannt iſt, ſo muß der Beſitz = Eigenthümlichkeit geſetzt werden, wenn man ſeine Wirklichkeit und Wahrheit erkennen will.

Wir erinnern hier an eine frühere ſpeculative Beſtimmung des Eigenthums, durch welche der Beſitz erſt ſeine wahre Bedeutung erhält. Nach dieſer Beſtimmung wird der Beſitz, zum Eigenthum gehoben, Ausdruck einer perſönlichen Eigenthümlichkeit. Er iſt ein bürgerlicher Leib, der ſich an jede Thätigkeit der Perſönlichkeit anſchmiegt und ihr dient, wie der Leib der Seele. Nur in dieſem Mittelpunkte lebendiger Perſönlichkeit hat der Beſitz, zum Eigenthum geſteigert, ſeine Wahrheit erhalten und kann nicht aus einem andern, ſondern aus ſich ſelber begriffen werden. So wenig wie eine organiſche Natur, als ſolche, in die Einheit des lebendigen Begriffs aufgenommen werden kann, wenn ihr das Leben nicht eingebildet iſt, eben ſo wenig kann der Beſitz aus dem vereinzelten Willen und einem Gegenſatz gegen einen allgemeinen, zum wahren Begriff erhoben werden. Der allgemeine Wille, der nach dieſer Anſicht den Beſitz zum Eigenthum ſteigern ſoll, iſt ſo wenig der wahre, daß er vielmehr ſelbſt in der Vereinzelung bleibt, und von dem beſonderen, dem er ſich gegenüber ſtellt, ſich nur relativ und comparativ durch eine ſogenannte dichte und compakte Majorität unterſcheidet. Dieſer Wille iſt und bleibt eine unbekannte Größe; er hat ſo wenig einen Grund in ſich ſelber, wie die Kräfte in der Natur, und wenn man zugeben muß, daß er nicht abgeleugnet werden darf, dort ſo wenig, wie die Kraft hier, und daß alle Beſitzverhältniſſe unmittelbar auf eine Perſönlichkeit, alſo auf den Willen, hinweiſen, wie alle Thätigkeit in der Natur auf Kräfte: ſo iſt es doch eben ſo entſchieden, daß dort ſo wenig, wie hier nichts erklärt wird. Der Wille des Beſitzes tritt nie aus der Relativität der Verhältniſſe heraus und enthält eben daher nur ein Factum in ſich. Die geiſtige Wahrheit der Rechte, durch welche dieſe das Rechte, die Gerechtigkeit, offenbaren, iſt gar nicht aus den Verhältniſſen zu erkennen, jenes iſt ganz und gar von dieſen getrennt, wie die Seele von ihrem Leibe, und eben dadurch innerlich mit dieſem Eins. Der Chriſt hat von jeher darüber das deutlichſte Bewußtſein, und durch das Chriſtenthum haben ſich Anſichten, auch da, wo es nicht herrſchte, aufgedrungen, die ſich nicht mehr abweiſen laſſen. So ſind, wie über die Verbindung zwiſchen Leib und Seele, Fragen laut geworden über die Verbindung zwiſchen Recht und Sittlichkeit; es haben ſich Materialiſten des Rechts gebildet, die alle Verhältniſſe der Sittlichkeit innerhalb der erſcheinenden Legitimität feſthalten, wie Idealiſten der Sittlichkeit, deren Wahlſpruch summum jus summa injuria. Aber die Frage ſelbſt, die eine geſchichtliche Bedeutung erhalten hat, ſucht die Einheit, und findet ſie nur in der abſoluten äußeren Trennung.

Wie die Verhältniſſe des Rechts hervortreten, werden ſie zwar durch ein höheres Princip geleitet, ja, erhalten ihre Bedeutung nur durch dieſes, aber innerhalb der Rechtsverhältniſſe kömmt es ſo wenig zum Vorſchein, und wird eben ſo wenig erkannt, wie die Seele aus dem Leiblichen. Ein Jeder giebt zu, daß die Geſetze nur dann eine Kraft haben, wenn ſie lebendig ſind in einer jeden Perſon. Dieſe ſoll Geſetzgeber und Richter zugleich ſein; wo dieſer lebendige Keim fehlt, wird jede Geſetzformel eine überflüßige ſein, und ſo wenig ein wahres Erzeugniß hervorrufen, wie der fruchtbarſte Dünger eine Pflanze. Wodurch nun unterſcheidet ſich dieſer lebendige Keim von den äußeren Rechtsverhältniſſen? Dadurch offenbar, daß dieſe eine Nichtigkeit der Perſönlichkeiten ſetzen und dadurch die Realität des Keimes negiren. So haben diejenigen Rechtslehrer, die annehmen, daß der Beſitz, als Factum, nur in die Rechtsverhältniſſe hineintritt, wenn an ihm ein Unrecht offenbar wird, völlig recht; ganz ſo, wie eine dem Erkennen entfremdete Thätigkeit in der Natur offenbar wird, wenn eine, durch Verhältniſſe bedingte, Veränderung eines factiſchen Naturprodukts zum Vorſchein kömmt, wenn Ruhe in dem Bewegten, oder Bewegung in der Ruhe erſcheint. Das Ruhende oder Bewegte wird dadurch ſo wenig erkannt, wie die Kraft; was aufgefaßt, beſtimmt und begriffen wird, iſt nur das Verhältniß. Allerdings muß ein Wille bei dem Beſitz, wie eine Kraft bei dem ruhenden und jetzt in Thätigkeit geſetzten Körper, angenommen werden; aber jener wird eben ſo wenig, wie dieſe, als ein Reales und geiſtig Wirkliches erſcheinen. Alles Recht erzeugt ſich aus dem Unrecht, und verſchwindet mit dieſem; der unrechtmäßige Beſitz kann vertheidigt werden, wenn ein fremdes Unrecht ihn angreift, d. h. wenn ein Störendes der allgemeinen Rechtsverhältniſſe, deren anorganiſche Ordnung und Geſetzmäßigkeit das Recht im Allgemeinen ausſpricht, ſich kund giebt. Er bleibt desungeachtet ein unrechtmäßiger Beſitz, der Vernichtung des Geſetzes preisgegeben, wenn an ihm das Unrecht und, mit dieſem, die Gewalt der Geſetzmäßigkeit in die Erſcheinung tritt; denn von dieſer iſt hier allein die Rede.

Die Geſinnung aber, die gefordert wird, iſt von den Rechtsverhältniſſen toto genere verſchieden. Durch dieſe werden die ſich wechſelſeitig bekämpfenden, hemmenden und ſtörenden Verhältniſſe geordnet; eine jede Perſon wird, durch das ihr entfremdete Geſetz des Ganzen, nach dem, was in ihr die Wahrheit iſt, hingewieſen: dieſe aber, als das Poſitive, wird nicht durch die negirte Negation erzeugt, ſondern vorausgeſetzt. Es iſt eben die lebendige Geſinnung in einem Jeden. Dieſes Poſitive iſt nun, wie wir wiſſen, die Liebe, durch welche eine jede Perſönlichkeit jede andere durch die Selbſtbeſtätigung in ihrer Art beſtätigt. Sie iſt und darf dem Geſetze nicht fremd ſein, ja, das Geſetz, als ein Ganzes, als die in der Erſcheinung hineintretenden Verhältniſſe des geordneten organiſirten Staats, iſt der Ausdruck der Liebe ſelber, die das Geſetz beſtätigt, nicht aufhebt. Dieſe Beſtätigung aber findet ſo ſtatt, daß das Geſetz ſelbſt, als ein lebendiges Ganzes, aus der äußern Unendlichkeit der Verhältniſſe herausgeriſſen und, als ein Inneres, in eine jede Perſon geſetzt wird. Daher ſind alle Geſetzverhältniſſe göttlicher Art, und es iſt nicht zu tadeln, daß man in der Geſchichte der Staaten von göttlichen Rechten ſpricht. Aber dieſe treten in ihrer Wahrheit nur dann hervor, wenn der Höchſte wie der Niedrigſte einſieht, daß er ein Vereinzelter iſt, daß er ſich ſelbſt die Strafe zu dictiren habe, und jederzeit Anſprüche aufzugeben, nicht zu ſteigern. Nur aus dieſer Geſinnung entſpringt das wahre lebendige Recht, nicht das bloß Hemmende eines uns entfremdeten Geſetzes, ſondern dasjenige, was in ſich den Keim der Unabhängigkeit, der abſoluten, ſegensvollen Souveränität in dem Staate, im Haupte deſſelben und in allen Bürgern ſetzt. Es iſt das Princip der Bewegung in der Geſchichte aller Staaten, und das einzige wahre.

Wir haben geglaubt, von dieſer Betrachtung ausgehen zu müſſen, denn ſie ſcheint uns vorzüglich geeignet, das Verhältniß der Gnade zur menſchlichen Freiheit aufzuklären. Wer mit durch Gott geſtärktem Glauben die Geſchichte betrachtet, wer ſein Daſein nicht als ein hohles Spiel abſtrakter Gedanken, ſondern als ein heiliges Leben von Gott ergreift, der findet ſich nie allein, ja, die Seligkeit, die der Vereinzelte ſucht, verkehrt ſich ſelbſt in eine Hölle. Was er nun ſich ſelber nie zuſchreiben kann, was nur in und mit dem Ganzen der Geſchichte begriffen wird, das iſt nur zu faſſen, als Aeußerung des Geiſtes, der die Geſchichte regiert; und derjenige, deſſen keimende Geſinnung zum umfaſſenden Sinne zu reifen anfängt, wird einſehen, wie er in ſich, in der Erſcheinung, nichts findet, was die Verwikkelung und den ſtrengen Zwang der Verhältniſſe in ihm und um ihn zu löſen vermöchte. Denn mit allen Faſern ſeines ganzen Daſeins iſt er von dieſen gefeſſelt und gefangen, und eine Rettung innerhalb der Verhältniſſe iſt hier durchaus nicht zu hoffen, da eben die reinſte Geſinnung den Druck der Verhältniſſe deutlicher fühlen läßt; nicht etwa auf jene thörichte und armſelige Weiſe, die in dem eigenen, für abſolut erklärten Willen und durch die, aus dieſem entſpringende, Gedankenwelt die Vollkommenheit der Geſchichte, und in der Abweichung von dieſem eitelen Wahne den Weltſchmerz erkennt; vielmehr ſo, daß er alles Unglück, als aus ſich entſprungen, in ſich aufnimmt und als eigene Schuld beweint.

Schon da, wo in den perſönlich erſcheinenden Verhältniſſen die im obigen Sinne genannte Theorie und die Praxis auseinanderfallen, ſehen wir, daß jene nur durch dieſe ihre Wahrheit erhält. Die Theorie kann nichts erzeugen, die Praxis eben ſo wenig ohne ſie, denn jene iſt ein Allgemeines ohne Bedeutung, wenn es nicht durch dieſe, als ein Beſonderes, wird; und ſo iſt es der Wille, der zugleich Denken und Sein, Erkennen und Handlung iſt, durch welchen das Denken ſeine Realität erhält. Dieſe Realität tritt aber deshalb nicht hervor und kann nicht hervortreten, weil der Wille nur ein endliches Ziel hat, welches ſich immitten der ſinnlichen Verhältniſſe geſtalten ſoll, und welches, ſcheinbar erreicht, als ein Vereinzeltes ſich zeigen muß. Und es offenbart ſich, daß der Widerſpruch, der jetzt zum Vorſchein kömmt, und einen neuen Gegenſatz hervorhebt, der aufgehoben werden ſoll, ſchon von vorn herein in allen Beſtrebungen der Perſon geherrſcht haben muß, und daß die Aufhebung des Gegenſatzes in allen Momenten der fortſchreitenden That keine wahre lebendige Entwickelung, die Hoffnung alſo eine Täuſchung war. Und dennoch erſcheint ſelbſt hier, wo die Perſon nicht ihre Wahrheit, vielmehr eine Steigerung der Vereinzelung in immer größerer Allgemeinheit will, das, was ſie in Thätigkeit ſetzt, nicht als ein ihr Zugehöriges, ſondern als ein Erworbenes, welches ſie zwar beherrſchen will, aber worüber ſie ſelbſt keine Gewalt hat; ſie muß ſich ihm fügen, wie einer fremden Gewalt. Der Kluge erwirbt ſich ſeine Kenntniſſe von außen; was er vorfindet, kann er nicht nach ſeinem Gutdünken verändern oder vernichten, und die ſcheinbare Herrſchaft gelingt nur durch Hingebung in anerkannt unveränderliche Verhältniſſe. Indem er nun ſo ſeine eigene Thätigkeit zum Gegenſtande der Betrachtung macht, muß er entdecken, daß ſein Ziel ein unerreichbares iſt, daß es, ſcheinbar erreicht, über ſich ſelbſt hinausgeht, und nie auf eine lebendige und organiſche Weiſe in ſich ſelber abſchließt. Alle Betrachtungen über die Eitelkeit menſchlicher Beſtrebungen, alle Klagen über die Widerſprüche des ſinnlichen Lebens, über den Untergang des Großen und Edlen, über das Mißlingen der beſten Abſichten, über das Unglück der vorzüglichſten Menſchen und das Glück der nichtswürdigen, entſtehen auf jenem Standpunkte der ſchlechthin unerreichbaren, äußerlich nie abzuſchließenden Unendlichkeit der ſinnlichen Zeit, die fortdauernd aus ſcheinbar überwundenen äußeren Verhältniſſen in andere hineinſchreitet. Nur dem chriſtlichen Bewußtſein iſt es gegeben, die Aufhebung dieſer Widerſprüche, als das Reale und einzig Wahre des ganzen Daſeins, zu faſſen; und wie der unaufgelöſte harte Gegenſatz für das Ganze des Lebens, im Unendlichen liegend, ſich allenthalben in der Vereinzelung erkennen läßt, ſo iſt die Aufhebung deſſelben, wie in das Ganze, ſo auch allenthalben geſetzt; aber dann auch, in einem jeden Beſonderen, als das Ganze. Dieſes Beſondere aber, welches unmittelbar in und mit dem Ganzen iſt, und für welches alle Vereinzelung in der Bedeutung des Ganzen ſich offenbart, nennen wir die Perſönlichkeit, die daher allein eine Wirklichkeit und Wahrheit hat. Nun iſt dieſe ſchaffende That in dem Einzelnen, durch welche er als das Ganze geſetzt wird, nie aus der Vereinzelung zu faſſen; die Perſon findet ſich aber in der Erſcheinung nie von den Verhältniſſen losgeriſſen. Was ſie an dieſe bindet, iſt aber, ſeinem dunkeln Urſprunge nach, als das Böſe nicht ein Einzelnes, welches etwa durch andere äußere Verhältniſſe beſchränkt, gehemmt und unſchädlich gemacht werden kann; es iſt vielmehr der böſe Wille ſelbſt, ein ſchlechthin Unendliches, welches die äußeren Verhältniſſe in allen

Richtungen erzeugt hat und feſthält. Von dieſen giebt es zum Guten keinen Uebergang. Der Keim des Guten, der ſich in ihm entwickelt, verhält ſich zu ſeinem Leben in der Erſcheinung, wie die organiſche Natur zur anorganiſchen, und kann ſo wenig in der ſinnlichen Welt erſcheinen, wie das Lebensprincip des Lebendigen; und zwar deswegen nicht, weil es das endloſe Fortſchreiten in eine Entwickelung verwandelt, die nicht allein die Perſon ergreift, ſondern die ganze Sinnlichkeit ſelber, und die als eine fortſchreitende Metamorphoſe des Alls, jenſeits der Sinnlichkeit, die ewig abſchließende Blüte des ganzen Daſeins und, mit dieſer, die Erreichung der göttlichen Abſicht als Seligkeit entfalten ſoll. Hieraus iſt es nun völlig klar, daß die ewig ruhende und in aller Metamorphoſe das Eine feſthaltende Subſtanz, das Lebensprincip des Alls in einem Jeden, wie im Ganzen, nur der lebendige Gott ſein kann, deſſen Abſicht erfüllt war, als der Entſchluß gefaßt wurde.

Der Chriſt nennt dieſe göttliche That, die die Perſon über ſich ſelber, als erſcheinende, erhebt, daß ſie ſich aus aller Verwickelung äußerer Verhältniſſe los reißt und der Entfaltung zur Seligkeit zuwendet, die göttliche Gnade. Sie iſt im Ganzen der Geſchichte, wie in einer jeden Perſon, auf gleiche Weiſe thätig. Daher iſt das ordnende Princip eines jeden Staats, in welcher Form es ſich auch geſtalten mag, inſofern man in der Ordnung der Völker ein Lebendiges, Förderndes des Geſchlechts, alſo eine organiſche Einheit, als das leitende und entwickelnde Princip, in allen ſich wechſelſeitig ſtörenden Verhältniſſen hoffnungsvoll erkennt, eine Aeußerung der göttlichen Gnade.

Es iſt merkwürdig, daß unſere Zeit ſich gegen dieſe Anſicht auf jede Weiſe ſträubt, und es giebt kein klareres Zeugniß von der Trennung des Weltbewußtſeins von dem chriſtlichen, als eben dieſes. Die höchſte Gewalt im Staate iſt in der Erſcheinung eben ſowohl ſtrenge Zucht, als milde Leitung. Der erſcheinende Herrſcher iſt jederzeit, mag er böſe oder gut ſein, das Mittel zur Förderung einer höhern Entwickelung. Er, der Erſcheinende, iſt nur dann der Begnadigte, wenn er ſelbſt perſönlich in dem Leben aus der Gnade aufgeht. Die Zerrüttung, die er hervorruft, und die ihn den äußeren Verhältniſſen preisgiebt, iſt aber nie aus ihm ſelber allein entſprungen; ein Tyrann kann keine Knechte erzeugen. Man muß vielmehr mit eben ſo vielem Recht und Unrecht behaupten, die im Volke herrſchende Knechtſchaft erzeuge den Tyrannen; denn das göttliche Leben der Völker iſt nicht ein aus äußeren Verhältniſſen zu faſſendes, ſondern ein organiſches. Die Völker ſind lebendige Perſönlichkeiten, die in und mit einander und in ſich, in den wechſelnden Erſcheinungen des Lebens, dem Böſen verfallen oder ſich zum Guten erheben. Worin nun unterſcheidet ſich die That, ſo des Volks wie der Herrſcher, inſofern in ihnen das göttliche Lebensprincip vorherrſcht, von der That derſelben, inſofern ſie den äußeren Verhältniſſen preisgegeben ſind? Dadurch, daß die letztere That eine wechſelſeitige Beſchränkung und Hemmung und eine Klage über dieſe Hemmung hervorruft, entſteht das Geſchrei nach Freiheit; nicht als das innere ordnende Princip einer jeden Perſon, ſondern als ein unbeſtimmt Unendliches, welches ſich, als unbedingter Wille, auf eine negative Weiſe, durch die bloße Entfernung der Hemmung, geſtalten zu können glaubt. Die erſte göttliche That aber, die das unfruchtbare Fortſchreiten in eine lebendige Entwickelung verwandelt, wird nur inſofern im Leben erkannt, als die Perſönlichkeiten, eine jede in ihrer Art, als in der Sinnlichkeit ſich offenbarende Eigenthümlichkeiten, ſich ſelber faſſen, nach ihrem eigenen Centrum gewandt, ſich reinigend geſtalten und ſo wechſelſeitig beſtätigen. Der größere oder geringere Kreis, in welchem die Perſon durch das ihr gegebene Geſetz des Daſeins (in ihrem, durch Gott beſtimmten Naturgrunde), zur Thätigkeit beſtimmt iſt, mag den größern oder geringern Umfang ihrer, durch Gott geleiteten, Thätigkeit beſtimmen. Der Diener, der ſich ſeinem Herrn in Treue hingiebt, iſt dem Herrn gleich, wenn ſie in Liebe verbunden ſind. Den Grund einer innern Trennung ſucht aber der Herr, wie der Diener in ſich, und erkennt ſie, als entſtanden aus der eigenen Schuld. Beide ſind innerlich gleich unendlich, eine jede Beſtätigung einer andern Perſon durch die göttliche Reinigung der eigenen, trägt die Verheißung der ganzen Geſchichte in ſich. Die Treue des Dieners iſt für den Herrn reinigend, die wahrhaft chriſtlich geſinnte Frau iſt das ſtillmahnende Gewiſſen des Mannes, und wie wir, haben wir den Begriff des Lebens in der Naturwiſſenſchaft ſeiner Wahrheit nach gefaßt, bei der Betrachtung des geringſten Thiers zum Leben des Alls geführt werden, ſo iſt eine jede That der reinigenden Liebe eine Funktion des höchſten Lebens in allen ſeinen Richtungen zugleich. Dieſes aber kennt keine Unterordnung, und auch der Herrſcher iſt nur ſelbſt, ſeiner Perſönlichkeit nach, aus Gott, inſofern er in der hingebenden Treue des Dieners dieſelbe Alles belebende und reinigende Gnade erkennt, durch welche allein auch er ſich in ſeiner Wahrheit zu faſſen vermag.

Es iſt ſo wenig der Fall, daß der Ausdruck göttlicher Gnade etwas die innere und wahre Freiheit des Menſchen Aufhebendes und Vernichtendes enthalte, daß vielmehr behauptet werden muß, daß die wahre göttliche Freiheit eben durch dieſen Ausdruck am klarſten bezeichnet und durch dieſe Bezeichnung erkannt wird. Eben ſo wenig liegt in der völligen Demüthigung vor Gott etwas die göttliche Wahrheit der Perſönlichkeit Entwürdigendes, daß vielmehr eben dadurch die urſprüngliche göttliche Verwandſchaft am klarſten ausgeſprochen wird.

Indem wir die That, die uns von Gott trennt, als die eigene feſthalten, werden wir zu derjenigen Quelle geführt, aus welcher nicht bloß die Freiheit der Willkür, ſondern auch die eigene, allein entſpringt, zu derjenigen Stätte, in welcher wir ganz in uns, ganz und mit jeder Perſönlichkeit und ganz in der abſoluten des göttlichen Weſens leben. Wäre dieſe göttliche Freiheit nicht in uns thätig, ſo würde der Begriff der Schuld ſelbſt verſchwinden. In und durch die aus der Willkür entſprungene Unfreiheit faſſen wir uns als frei. Aber keineswegs in der Erſcheinung; in dieſe verflochten, bleibt uns Schuld, wie Gnade, ihrer wahren Bedeutung nach, fremd. Wir können daher, da wir uns niemals in unſeren, in der Erſcheinung laut gewordenen, Gedanken oder uns offenbar gewordenen ſittlichen Handlungen des höheren Princips bewußt werden, den Grund der göttlichen Gnade nie erkennen. Die That, die uns von Gott trennte, und die ſich in jedem Moment der Erſcheinung wieder erneuert, iſt, ihrem Urſprunge nach, in Gott verborgen, und wir vermögen ſie nur als eine ſolche aufzufaſſen, wenn die göttliche Gnade den in der Sinnlichkeit gefeſſelten Sinn befreit hat.

Ich bin nur da frei, wo das Geſetz aufhört, mir Geſetz zu ſein, und reine Aeußerung des unbedingten Willens wird, d. h. da, wo ich völlig mit Gott eins bin. Es iſt nicht möglich, daß dieſe Umkehrung des Willens eine partikuläre oder bloß relative ſein, oder aus dieſer Relativität entſtehen kann, denn was uns von Gott trennt, iſt ein Unbedingtes, und wir können nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Nun aber ſpricht ſich dieſe unbedingte Aeußerung der göttlichen Freiheit ſo aus: Du ſollſt durch dein ganzes Denken, Handeln und Daſein, indem du dich ſelbſt beſtätigeſt auf göttliche Weiſe, zu gleicher Zeit beſtätigend und fördernd, auf jede Perſönlichkeit in ihrer Art, auf dieſelbe Weiſe einwirken. Der Menſch iſt nur zu geneigt, ein jedes geäußerte Wohlwollen als ein hinlängliches Zeichen eines wahrhaft göttlichen Sinnes zu betrachten. So geſchieht es, daß eine bloß ſinnliche Luſt, die eine jede Störung vermeidet, ſchon mit dem Namen eines guten Herzens belegt wird, obgleich eine ſolche Theilnahme ſelbſt nur innerhalb der Sinnlichkeit ſtattfindet und nur äußere Verhältniſſe berührt. Auf der andern Seite tritt zwar der Eifer für das göttliche Reich ſcheinbar hervor, aber der Maaßſtab für die Entwickelung deſſelben iſt ſelbſt ein beſchränkter und ſinnlich endlicher, und die Selbſtſucht nährt ſich da, wo aus der Sinnlichkeit eine ſcheinbare Beſtätigung fremder Eigenthümlichkeiten hervortreten ſoll, eben ſo entſchieden, wie da, wo ſcheinbar aus dem Reiche ewiger, wechſelſeitiger Beſtätigung die Trennung und der Zwieſpalt entſpringt.

Der Menſch iſt nicht bloß geiſtig gebunden, als erſcheinende Seele, auch leiblich findet er ſich dem allgemeinen Geſetz des Daſeins unterworfen. Das Temperament iſt, wie dargethan wurde, zwar nicht ſelbſt ein Leibliches, aber dennoch eine, ganz in der Naturbildung des Leibes gefangene, Aeußerung deſſelben. Es iſt die phyſiſche Aeußerung des Pſychiſchen; und es muß als ein falſches Streben betrachtet werden, das ſo in die Perſönlichkeit ſelbſt hineinragende Geſetz des Daſeins überwinden oder vernichten zu wollen. Aber dennoch ſoll dieſes Geſetz dem Menſchen als ein ſolches gelten. Es ſoll ein förderndes Organ des gereinigten Willens ſein, durch ihn der Leib ein Tempel Gottes. Daß in dieſer Geſundheit des Temperaments, der Idee nach, die völlige Geſundheit, ja, Unſterblichkeit des Leibes liegt, ſpricht ſich, wenn auch mehr inſtinktmäßig, als mit Bewußtſein, dennoch entſchieden genug aus; und daß alle Krankheit aus der Sünde entſprungen ſei, wird demjenigen klar werden, welcher die Bedeutung dieſer, von dem Begriff der Sittlichkeit nie zu trennenden, Aeußerungen in ihrem inneren nothwendigen Zuſammenhange verfolgt. Denn die Sittlichkeit, die das Temperament beherrſchen ſoll, enthält in ſich das ewige Naturmaaß der Perſon; ſie ſetzt voraus, daß dieſes ordnende Maaß, welches eine jede Eigenthümlichkeit der Natur in ihrer Art beſtätigt, durch eine menſchliche Perſönlichkeit ihren Mittelpunkt gefunden hat, und im Innerſten der Menſchen liegt ein dunkles Bewußtſein, welches den Verluſt dieſes Naturmaaßes als ein verlornes Paradies betrauert. Der Reſt dieſes Paradieſes, welches eben daher, als ein lebendig organiſches, in ſeinem innerſten Kern die Entwickelung der ganzen Sittlichkeit in ſich enthält, iſt die Mäßigkeit; nicht allein als das gegebene Maaß, ſondern auch als das aus einem göttlich reinen Gemüth immer von neuem erzeugte.

Der trivial gewordene Unterſchied zwiſchen Herz und Kopf erhält eine tiefere Bedeutung, wenn man den Sinn, der in ihm vorbildlich verſchloſſen iſt, genauer betrachtet. Denn, wenn wir die Urgeſtalt der Perſon, deren ſchwankendes Bild in der Erſcheinung zum Vorſchein kömmt, in uns feſthalten, ſo enthält das Herz das Vorbild des Temperaments, ſo wie das Gehirn das Vorbild des Talents. Beide äußerlich ſinnlich von einander geſchieden, aber in der Idee der Perſönlichkeit ſelbſt eins. Und wenn das Temperament das göttliche Maaß, die Schönheit der Urgeſtalt, als ihre Form, ſo enthält das Talent das Weſen einer jeden Perſönlichkeit, ihre Wahrheit, dasjenige nämlich, wodurch die Form als eine ſolche geſetzt wird. Aber die Schönheit iſt nie ohne die Wahrheit, dieſe nie ohne jene, und beide, in ihrer Einheit, enthalten in ſich die Seligkeit der Liebe, der wechſelſeitigen Selbſtbeſtätigung.

So und ſo allein iſt der Menſch auf göttliche Weiſe frei, und die Univerſalität des Chriſtenthums, die allen Particularismus ausſchließt, enthält eben in ſich die gegebene Möglichkeit der Befreiung aller Perſonen. Erwägen wir nun, wie der erſcheinende Menſch in allen Richtungen ſeines Daſeins von der Sinnlichkeit gefeſſelt und dem Geſetz unterworfen iſt, ſo iſt es völlig klar, daß er nirgends und auf keine Weiſe ſeine Perſönlichkeit in den Aeußerungen ſeiner Handlungen zu erkennen vermag. Was wir oben, innerhalb der Sinnlichkeit, Theorie und Praxis nannten, tritt hier dem chriſtlichen Bewußtſein, nicht in dem relativen Verhältniſſe der erſcheinenden Beſchränkung, ſondern auf eine abſolute Weiſe entgegen. Die in der Sinnlichkeit handelnden Perſönlichkeiten können mit ihrem göttlichen Urbilde nur eins ſein dadurch, daß ſie äußerlich als durchaus von einander getrennt erſcheinen; die erſcheinende Perſönlichkeit, als dem Geſetz ſchlechthin verfallen, die göttliche als ſchlechthin frei. Es iſt daher ſo wenig der Fall, daß der Begriff der göttlichen Gnade den der perſönlichen Freiheit aufhebe, daß dieſe vielmehr nur durch eine ſolche reinliche Sonderung zu retten iſt. Durch dieſe nämlich iſt die göttliche Freiheit in jedem Moment das in allen wechſelnden äußeren Verhältniſſen des Lebens Beharrende, und enthält in ſich das allgemeine, alle Perſönlichkeiten ſondernde Maaß, als Temperament, und das alle auf gleiche Weiſe in ihrer Art beſtätigende Eigenthümliche, als Talent. Dieſes ewig zugleich Sondernde und Vereinigende in einer jeden Perſon, iſt das Ewige, nie zu Vertilgende; ein Gebietendes, inſofern der böſe Wille in ihm der beſtimmende und herrſchende iſt, die Aeußerung der eigenen Freiheit aber, inſofern er ſich, als durch Gott beſtätigt, in ſeiner Art erkennt. Der lebendige Keim der göttlichen Perſönlichkeit verſchwindet daher aus keinem Menſchen, ſelbſt nicht aus dem verworfenſten. Er eben bildet ſeine Hölle, ſo wie die Seligkeit der Gott zugewandten Perſönlichkeit. Die Gnade iſt daher, was ſie iſt, der Schuld gegenüber; wie der Herr auch der gebietende iſt, dem Ungehorſamen gegenüber. Aber die Schuld äußert ſich in allen Richtungen des ſinnlichen Lebens, inſofern dieſes feſtgehalten wird, und wir müſſen in der Sinnlichkeit dieſe aufgeben, d. h. ſterben immitten des ſinnlichen Lebens, damit die geſetzliche Erſtarrung der Sinnlichkeit aufgehoben werde, und ſie ſelber in allen Momenten ihres Daſeins ſich als freudige Entwickelung zur Seligkeit bewege. Gefangen alſo von der Sinnlichkeit, vermag der göttliche Wille ſich nicht ſelber zu faſſen, und der Moment der neuen Geburt enthält nicht eine partielle, ſondern eine totale Umwandelung der ganzen Perſon. Dieſer Moment des Sterbens oder, was daſſelbe iſt, der Entſündigung, iſt der der unbedingten Hingebung an das Geſetz, als ſolches. Die Aufforderung zu dieſer Hingebung liegt nicht in dem ſinnlichen Menſchen, der als ſolcher, ohne in Widerſpruch mit ſich ſelber zu treten, den Tod, als den Durchgangspunkt zum eigenen Leben, nicht zu erkennen vermag. Daher erſcheint der Entſchluß, im Leben zu ſterben, nicht als der eigene. Er kömmt von Gott; aber daß Gott ihn gefaßt hat und in

Beziehung auf die Perſon verwirklicht, muß in dem Augenblicke, wo die Schuld alle Momente des Daſeins ergreift, der Perſon als ein unauflösbares Räthſel erſcheinen. Sie kann den Grund dieſes göttlichen Entſchluſſes nirgends in ſich finden, denn die Schuld, die ſie zur abſoluten Hingebung unter das Geſetz des Daſeins auffordert, und das in der Zerrüttung der Sinnlichkeit zerbrochene Maaß der Urgeſtalt wieder herſtellen ſoll, trennt ſie nicht auf eine endliche, beſchränkte, ſinnliche Weiſe, ſondern auf eine abſolute, von Gott. Es iſt der Zug des Vaters (Joh. 6, 44.), der uns zum Sohne führt. Dieſer Moment, der, weil der freiwillige Tod, welcher zum Leben führt, zwar eine abſolute That iſt, aber nicht als eine ſolche in der Erſcheinung hervortreten kann, ſondern, immer erneuert, der lebendige Puls der göttlichen Entwickelung wird, muß daher dem von tiefer Reue Durchdrungenen als grundloſe Gnade erſcheinen. Denn der Grund der Erwählung liegt ſchlechthin jenſeits aller Erſcheinung. Daher jene ſtarken Aeußerungen des Apoſtels (Römer 9, 18 — 21). Das Allen unzugängliche Myſterium der Wahl aber findet ſich ausgedrückt in dem Nachfolgenden (22, 23): „Derhalben, da Gott wollte Zorn erzeigen und kund thun ſeine Macht, hat er mit großer Geduld getragen die Gefäße des Zorns, die da zugerichtet ſind zur Verdammniß, auf daß er kund thäte den Reichthum ſeiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit.“ Er hat mit Geduld die Gefäße des Zornes, d. h. die Sünde, gewähren laſſen, damit die göttliche Beſtätigung der Perſon aus der gereinigten Selbſtthat entſpränge, die er als das innerſte Weſen der Perſönlichkeit in ihrer ewig unveränderlichen Bedeutung wiederherſtellen, nicht vernichten wollte. Gott wählt daher, der ewigen Wahrheit nach, nicht —

und es iſt völlig klar, daß von einer ſolchen urſprünglichen Wahl Gottes, in der heiligen Schrift nicht die Rede iſt. Er müßte ſonſt Menſchen geſchaffen haben zur Verdammniß; aber alle ſind zur Seligkeit berufen. Der Menſch vielmehr wählt, und nicht den Himmel, ſondern die Hölle. Die immer wachſende Gewalt der Sünde, die ihn gefangen nimmt und dem Geſetze preisgiebt, iſt eine negative Entwickelung; und der ſcheinbare Prädeterminismus offenbart die immer mächtiger werdende Enthüllung der nächtlichen Urthat, die ihn von Gott entfernte, verbirgt immer tiefer den freien Moment, in welchem das Göttliche in ihm thätig war. Daher muß der Chriſt die innerſte That ſeiner wahrhaften Perſönlichkeit, die ihn für die göttliche Einheit gewinnt und entwickelt, als eine fremde auffaſſen. Sie iſt ja auch ganz und gar Gottes; denn ſie entſpringt aus jener innerſten Quelle der Perſönlichkeit, die mit Gott eins und in dieſer Einheit thätig iſt.

3.

Göttliche Gerechtigkeit und Verſöhnung.

Beharret man bei der Anſicht, daß alle unſere Gedanken aus den ſinnlichen Vorſtellungen entſpringen, und daß es keinen Gedanken giebt, deſſen Urſprung aus irgend einer Vorſtellung ſich nicht nachweiſen ließe; behauptet man mit Hume, daß alle unſere Begriffe von Gott, ſeiner Macht, ſeiner Güte, ſeiner Weisheit, ſeiner Gnade, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit nichts enthalten, als bis zum Höchſten geſteigerte, von der Handlungsweiſe der Menſchen abſtrahirte Vorſtellung: ſo müßte es ſchon einem jeden Nachdenkenden auffallen, daß das chriſtliche Bewußtſein auf jeden Schritt im Ethiſchen, ſo wie wir es im Phyſiſchen nachgewieſen haben, gegen die ſinnliche Evidenz anſtößt. Auch hat das in der Erſcheinung gefangene Bewußtſein nie aufgehört, eben daraus die immer wiederholten Einwürfe gegen das Chriſtenthum zu erneuern. Dieſe Einwürfe ſind indeſſen durch die Speculation verſchwunden, und ſie waren, wie gegen das Chriſtenthum, auch gegen jede Philoſophie gerichtet.

Doch wird es lehrreich ſein, dieſe Einwürfe näher zu betrachten. Die Gerechtigkeit Gottes iſt ein Begriff, der ſich innerhalb der Sinnlichkeit gar nicht feſthalten läßt. Sie hat nur eine Bedeutung in Beziehung auf die ewige Perſönlichkeit; und ſie enthält, rein gedacht, die Beſtätigung einer jeden Perſönlichkeit in ihrer Art, und zwar auf eine negative Weiſe, indem ſie Alles negirt, was die Wahrheit, d. h. die innere Freiheit derſelben, hemmt, beſchränkt oder aufzuheben droht. Iſt es nun entſchieden, wie wir es erkannt haben, daß das innerſte Weſen der Perſönlichkeit ſich niemals in der Erſcheinung zu offenbaren vermag, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß nichts innerhalb der Sinnlichkeit als ein reiner Ausdruck göttlicher Gerechtigkeit betrachtet werden darf; denn wo dieſe die vermeintliche Vortrefflichkeit belohnt, kann der Lohn eine Strafe, und wo die vermeintlich verdiente Belohnung ausbleibt, die Strafe ein Lohn ſein. Es iſt ſchlechthin unmöglich, innerhalb der Sinnlichkeit und dem Erſcheinen äußerer Verhältniſſe einen Maaßſtab für die göttliche Gerechtigkeit zu finden. Auch iſt ein jeder Verſuch, dieſen anzuwenden, eine Ausſchweifung und Krankheit, und erzeugt entweder jene armſeligen Klagen des in der Sinnlichkeit beharrenden Menſchen, die in ihrer Conſequenz mit einem völligen Ableugnen göttlicher Gerechtigkeit endigen muß, oder einen furchtbaren Fanatismus und ſchauderhafte Liebloſigkeit, wo man dieſen Begriff feſthalten will, und wer hier hart beſtraft wird, als durch Gott gerichtet, zu betrachten wagt. So verliert dieſer Begriff ſeine ganze Bedeutung, wenn er, als aus der ſinnlichen Vorſtellung entſprungen, betrachtet, und nach dem aus dieſer entſtandenen Maaßſtabe beurtheilt wird. Noch ſchneidender tritt die Glaubenslehre der Chriſten von dem verſöhnenden Tode des Heilandes, der ſinnlichen Vorſtellung gegenüber. Wir dürfen uns hier kurz faſſen, denn unſere ganze Entwickelung, ſowohl die theologiſche als die ethiſche, enthält dieſe Lehre in ſich, ja, fordert ſie.

Die Entwickelung des Alls iſt einerſeits eine ſtufenweiſe der Natur, deren Geſchichte die immer geſteigerte Verklärung derſelben zur Perſönlichkeit, die allein mit einer göttlichen Realität erſcheint, offenbart; andrerſeits iſt die Geſchichte, im engeren Sinne, die ſtufenweis hervortretende, aus der, nur durch die göttliche Gnade möglichen, Selbſtbeſtätigung entſtandene, wechſelſeitige Beſtätigung aller Perſönlichkeiten, deren ruhender, göttlicher Naturgrund inmitten des Wechſels aller ſinnlichen Erſcheinungen immer feſter begründet werden ſoll.

Aus der Nacht der Sünde entſpringt jene Entwickelung, die mit der Beweglichkeit der Geſchichte in der Natur beſtimmt iſt, zu gleicher Zeit die göttliche Natur in der Geſchichte immer heller zu offenbaren. Iſt nun die Perſönlichkeit das einzig Reale für Gott, ſo iſt auch mit ihr die Sünde, wie die göttliche Subſtanz der Perſönlichkeit, mit immanenter Poſitivität, ſo wie mit immanenter Negativität, in eine jede Perſon geſetzt, und äußert ſich in ihr nach dem nämlichen Typus, der in dem Entwickelungsprozeſſe der Totalität aller Perſönlichkeiten in der ſinnlichen Geſchichte ſich offenbart.

Zwar fängt die Entwickelung des Alls mit dem höchſten Grade der Trennung von Gott an, und das Geſetz iſt das ſchlechthin überwiegende, aber ſelbſt in den weiten Räumen der Natur, immitten der Allmacht Gottes, die ſich durch das allumfaſſende Geſetz des Univerſums ausſpricht — indem er die Gefäße des Zorns mit großer Geduld trug, damit ſeine Herrlichkeit offenbar würde — erhielt das Leben den Segen der Entwickelung, und in den niederſten Thieren der älteſten Epoche der Erde war der Menſch ſchon vorgebildet. Die menſchliche Perſönlichkeit aber iſt ſelbſt das All, ihrer Wahrheit nach; und während das ſtreng richtende Geſetz auch hier, wie in der Natur, den Menſchen dem Geſetz unterwarf, keimte in ihm ein höheres Leben, ſo daß Alles, was in der Zukunft der Entwickelung ſich göttlich offenbaren ſollte, mit der reinen Richtung der Perſon auf das Göttliche auch da geſetzt iſt, wo für jede Erſcheinung die ganze Gewalt der Sinnlichkeit ſich über ſie geworfen hat und ſie jeder ſinnlichen Betrachtung entzog. So lag der unverwüſtliche Keim der Seligkeit in jeder, auch der dunkelſten, Epoche des menſchlichen Geſchlechts, und iſt auch noch in allen Richtungen der Bildung derſelben geſäet, auch bei den herabgeſunkenen Raſſen. Aber, wie in den älteſten Gebirgen, für die Erſcheinung, jede Spur des offenbar gewordenen Lebens verſchwunden iſt, und wie wir, einmal von der Idee des Lebens ergriffen, dennoch genöthigt ſind, die ganze Erde als eine lebendige zu betrachten, ſo aber, daß die Keime des Lebens ſich ſelber noch nicht gefaßt hatten, ſondern verborgen lagen in dem Schooße des entfremdeten Univerſums, dort Gott zugewandt, die verhüllte Wurzel der ewigen Pflanze göttlicher Entwickelung in lebendiger Bedeutung enthaltend: ſo trat auch eine Zeit hervor, in welcher in der Geſchichte die

Perſönlichkeit, dem Geſetz unterworfen, in Gott verborgen war, und eine zweite, in welcher die Perſon ſich in Gott, d. h. in ihrer eigenen innerſten Wahrheit, zu faſſen begann, eine Zeit, in welcher die Verheißung der ewigen Zukunft, die abſolute Freiheit der gereinigten Perſönlichkeit in und mit Gott, als Seligkeit, geſetzt war. Und was als Weiſſagung keimt in dem in ſich verſchloſſenen Gemüthe, das hat ſeine Erfüllung in dem ewigen Entſchluß des ewigen Gottes, obgleich dieſe Erfüllung nie in der Sinnlichkeit als eine ſolche erſcheinen kann.

Dieſe Richtung der ſchaffenden göttlichen Freiheit iſt nun ganz in dem Innerſten einer jeden Perſon, wie das Lebensprincip nicht theilweiſe, ſondern ganz iſt in einem jeden Thiere. Das Ganze aber wäre, als ein ſolches ſelbſt, nur ein Particuläres und Vereinzeltes, wenn es ſich nicht als ein auf ewige Weiſe innerlich werdendes Aeußeres aller Perſönlichkeiten in einer jeden offenbarte. So iſt das menſchliche Geſchlecht auf abſolute göttliche Weiſe, was der erſcheinende Menſch innerhalb der Geſchichte der Erde iſt; und die Seligkeit iſt mit der reinen Richtung auf Gott, eben ſo vollendet geſetzt, wie in der Totalorganiſation der Erde, die menſchliche Geſtalt mit dem geringſten Wurme. Dieſe immer reinere Entwickelung menſchlich freier Perſönlichkeiten in und mit einander, hat nun in allen Beziehungen des Lebens, als Denken, Handeln und Daſein, dieſelbe Bedeutung für eine jede Perſon und für das ganze Geſchlecht; und der Typus der Entwickelung des Ganzen wiederholt ſich für eine jede, und iſt nur ethiſch zu faſſen.

Wenn wir die erſcheinende Geſchichte ſelbſt im göttlichen Sinne faſſen, ſo iſt ſie, wie ſie iſt, und wie ſie erſcheint, zugleich über alle Erſcheinung gehoben; und nicht eine Abſtraction von ihr, ſondern ein geiſtiges Leben in und mit ihr, offenbart uns das Wunder der Liebe durch die Geburt des Heilandes. Es iſt nicht ein bis in die Unendlichkeit herausgeſchobenes Ideal menſchlicher Vollkommenheit, welches, obgleich innerhalb der Erſcheinung unerreichbar, dennoch in allgemeiner leerer Abſtraction poſtulirt wird, welches von der ſinnlichen menſchlichen Reflection auf die Perſon Chriſti übertragen wird. Es iſt aber eben ſo wenig ein abſtracter Urgedanke, der ſeinen unbedingten Anfang in einer Perſönlichkeit findet, die nicht, wie ſie iſt, ſondern nur, wie ſie gedacht, zugleich begriffen wird; es iſt der daſeiende Menſch, der durch die ewige Selbſtbeſtätigung Gottes die Affirmation der reinen Perſönlichkeit an ſich enthält. Es iſt der göttliche Wille, der einzig im göttlichen Sinne freie Menſch, die Perſon in allen Gott zugewandten Perſönlichkeiten — Gott ſelber, in einem jeden, war dieſe Perſon. Und kein Satz in dem feſtgebauten Gedankenſyſteme hat jemals eine geiſtige Gewißheit, die auch nur auf die entfernteſte Weiſe verglichen werden kann mit der göttlichen, und daher geiſtigen Realität, die ſich durch das geſchichtliche Daſein des Heilandes offenbart. Er iſt ſo wenig ein Erzeugniß des Denkens, daß ſein Daſein vielmehr die ewige, in Gott vollendete und gelöſte Aufgabe alles Denkens iſt.

Wir haben dieſe Entwickelung als die Erlöſung in der Teleologie dargeſtellt, hier wollen wir ſie in ihrer ethiſchen Bedeutung aufzufaſſen ſuchen.

Die Geſchichte ſchreitet fort, und die Reihe der Menſchen wechſeln vor unſern Augen, Generationen tauchen unter, andere blühen auf, die ſinnliche Betrachtung findet keinen Sinn in dieſem Wechſel, kein wahres Fortſchreiten in dieſer Folge der Begebenheiten, und eine Theorie der Geſchichte fällt ſo wenig mit der Praxis zuſammen, wie die des klugen Mannes mit ſeiner Handtungsweiſe. Die entworfenen Gedanken in der Geſchichte werden nie erfüllt, und wo ſie erfüllt ſcheinen, entdecken wir eben durch die Erfüllung, daß ſie nicht die richtigen waren. Der abſolute Gedanke, höher als die Erſcheinung, fordert die, in Vorſtellungen, wie in einem göttlich ausgeſprochenen Worte ſich entwickelnde, Geſchichte vor ſeinen Richterſtuhl, verwirft ſie, als ein Unwahres und Unwirkliches, welches von ihm, als dem Gott, und ſeiner Abſtraction abſtrahirt hat. Da in der göttlichen Abſicht der Urgedanke, als Ausdruck ſeines Willens, allerdings abgeprägt iſt und, wie alle Momente des Daſeins, in einer jeden Perſon, nicht theilweiſe, ſondern ganz, liegt; da derjenige, der jene göttliche Einheit in der Geſchichte nur in ihrer Allgemeinheit auffaßt, auch nur das göttliche Geſetz, d. h. die Richtigkeit aller Perſönlichkeit, zu begreifen vermag; da ihm das göttlich Poſitive, die Liebe, die eine jede Perſon in ihrer Art beſtätigen will, fremd bleibt: ſo vermag er nur den conſequenten Zuſammenhang des Geſetzes zu verfolgen, und als kritiſcher Richter in dem erſcheinenden Zuſammenhange die Richtigkeit aller Particularität und, mit dieſer, die gegebenen inneren Gegenſätze, die ſich aufheben, im Denken als Dialektik, im Leben als Kritik aufzuweiſen. Die lebendige Einheit vermag er nie zu faſſen.

Der Heiland, ſagt das chriſtliche Bewußtſein, iſt ein Menſch geworden, allen Schwächen der Menſchheit untergeben, wie wir. Der alte Adam war erſchaffen im Bilde Gottes, als Schlußpunkt der Natur. Dieſe war es, die ſich fand durch die menſchliche Geſtalt; aber der natürliche Menſch konnte ſich nur feſthalten durch die negative Unterwerfung unter das Geſetz; die poſitive Macht, die es beherrſchte, ſchlief in ihm, und die ganze alte Welt ward ſo von dem Geſetze des Daſeins beherrſcht. Der neue Adam rief diejenige Macht hervor, die allein das Geſetz zu beherrſchen vermag, weil ſie ſelbſt die geſetzgebende iſt — die Macht der Liebe.

Halten wir nun die göttliche Einheit in Allem feſt, ſo iſt es einleuchtend, daß die abſolute, reine menſchliche Perſönlichkeit nicht bloß ein Bild Gottes, ſondern die Quelle des göttlichen Daſeins, der göttlichen Thätigkeit und der göttlichen Entwickelung (die in Gott in ſich abgeſchloſſen iſt), offenbart. Aber indem dieſe Quellen dem Geſchlecht eröffnet werden und als die wahren Lebensſtröme des göttlichen Alls das Geſchlecht und jede Perſönlichkeit für die Wahrheit ihres Daſeins gewinnen, iſt Daſein, Handeln und Denken, in ihr zum Glauben, zur Liebe und Hoffnung, in allen Richtungen geſteigert; denn das Leben der reinen Perſönlichkeit iſt nicht das der Selbſtbeſtätigung allein, ſondern zugleich das der allſeitigen Beſtätigung jeder Eigenthümlichkeit in ihrer Art, inſofern der göttliche Wille den böſen überwindet. Daher iſt der Heiland für Alle erſchienen, und alle erſcheinende Partikularität der Völker und einer jeden Perſon, ſteigert ſich zum reinen Maaß, und durch dieſes zur Eigenthümlichkeit, die andere Völker und andere Perſonen fördert und reiniget. Das iſt der neue Keim eines höheren Lebens, der in der Geſchichte geſäet iſt und nie verdrängt werden kann, der, was ſtarres Gebot iſt, in lebendige geſchichtliche Entwickelung verwandelt, die das ganze ſinnliche Daſein bewegt und zur Erfüllung der göttlichen Abſicht hinführt. Wir haben dieſes Leben des Heilandes für das Geſchlecht, die Erlöſung genannt, und ſie bildet den Schlußpunkt der Teleologie.

Aber dieſem abſoluten, reinen, göttlichen Daſein gegenüber tritt die ganze concentrirte Macht der nächtlichen Sünde, die in ihm den Herrn und Meiſter anzuerkennen gezwungen iſt, und den ganzen unendlichen, unbedingten Widerwillen gegen ihn hervorruft. Iſt nun das Leben des Heilandes die innere Beſtätigung einer jeden Perſönlichkeit, ſo iſt auch ſein Wille die Vernichtung des böſen Willens einer jeden.

Zuerſt in Beziehung auf ihn ſelber, als in der Erſcheinung, von den ſinnlichen Verhältniſſen gebundene, menſchliche Perſönlichkeit. Die Sünde iſt allerdings in ihm geſetzt (er trägt unſere Schuld). Aber in uns iſt ſie es, die uns von Gott abwendet und die Einheit ſeines ewigen Willens in ein zwingendes Geſetz verwandelt; in dem Heiland war ſie, als das in ihm ſchlechthin Fremde, von ihm Abgewieſene. Daher iſt ſein ganzes Daſein eine fortdauernde Negation des Böſen, zuerſt in ſich ſelber (die Verſuchungsgeſchichte), dann für alle Perſönlichkeiten, die den wahren, eigenen Willen der Freiheit in ſeinem erkennen.

Der Begriff der göttlichen Strafe, durch welche ſeine Gerechtigkeit ſich offenbart, iſt ſchlechthin geiſtig und innerlich aufzufaſſen. Geſtraft durch Gott, findet ſich der Menſch da, wo er zur Kenntniß der göttlichen alleinigen Macht gelangt und die völlige Ohnmacht der Sünde ihm klar geworden iſt, ohne daß er ſie aufgiebt. So iſt der Heiland der Verkündiger göttlicher Gerechtigkeit und der ſtrafende Richter jeder Perſönlichkeit. Er iſt das in uns lebendig gewordene Gewiſſen, welches zwar nie aus einem Menſchen verdrängt werden kann, einen jeden, auch denjenigen, den der Heiland nicht kennt, fortdauernd beunruhigt, aber den ſcharfen, alle Sünde ſchlechthin vernichtenden Stachel erſt durch ihn erhält.

Der menſchliche Stolz ſträubt ſich gegen die Annahme eines leidenden Gottes. Daß derjenige, der Himmel und Erde beherrſcht, ſich dem freiwilligen Tode hingiebt und zwar nicht als ein allen Schmerzen Hohn Sprechender, der ſelbſt den vernichtenden Feinden Bewunderung abzwingt, ſondern von Hohn und Schmach der Umgebung niedergedrückt, erſcheint ſo gering. Man findet in dieſer Miſchung von Demüthigung und Anſprüchen auf göttliche Macht, etwas ſo Widerſtrebendes und Widerwärtiges, daß man ſich auf jede Weiſe davon abzuwenden ſucht. Das Gefühl perſönlicher Macht, wie es im Leben und in der Kunſt, als die Tragödie der Geſchichte und der Poeſie, durch die Helden, die in dem ſelbſt hervorgerufenen Kampfe oder von einem dunkelen Verhängniß ergriffen, im Untergange ſiegreich daſteht, iſt ſo entſchieden anziehend, als jene Hingebung, die Spott und Hohn willig hinnahm und den Tod der Verbrecher erlitt, abſtoßend erſcheint. Wenn der Philoſoph der ſinnlichen Evidenz Trotz zu bieten wagt, ſo ahnet der tiefere Menſch in ſeiner Paradoxie einen höhern Sinn; das Abſtoßende wird für ihn eben anziehend; und öfters haben in der Geſchichte Lehren und Meinungen, die dem gemeinen Sinn anſtößig ſind, eine, wenn auch nie allgemein anerkannte, geſchichtliche und nicht zu verdrängende Gewalt ausgeübt. Selbſt nur von dieſem Standpunkte des Räthſelhaften aus betrachtet, auf welchem ein ſcheinbar Ohnmächtiges, welches innerhalb der Sinnlichkeit gar keine Stütze findet, dennoch eine Macht beſitzt, die gegen alle äußere Angriffe geſichert iſt, müſſen wir die Leiden und den Tod des Heilandes und die Umwandelung der ganzen Geſchichte, die von dieſer ausging, als aller Räthſel Gipfel betrachten. Verſuchen wir es, dieſer, der Sinnlichkeit unverſtändlichen, Macht und ihrer geiſtigen Bedeutung näher zu treten.

Alles Geiſtige, d. h. die Einheit des Daſeins, Handelns und Denkens (jede dieſer Formen mit gleicher Unbedingtheit geſezt), entwickelt ſich aus ſich ſelber, nicht aus einem Andern; und ſo mag das chriſtliche Bewußtſein, inſofern in ihm der Heiland thätig iſt, die Bedeutung ſeines Urbildes in einem jeden wahrhaft auf Gott gerichteten Leben wieder erkennen. Dieſes aber iſt in der reinen Perſönlichkeit, als die Wahrheit ihres Daſeins, und zwar auf abſolute Weiſe, auch wenn ſie es nicht zu offenbaren vermag. Dadurch eben iſt der Chriſt frei, daß die göttliche Freiheit und, mit dieſer, die göttliche That in ihm ſelber ruht, als ſein eigenes Weſen. Und ſo wollen wir uns auf das rein chriſtlich ſittliche Bewußtſein eines jeden Chriſten berufen.

Die wahre Verwirklichung eines völlig reinen chriſtlichen Daſeins wird erſt da hervortreten, wo die innerſte Wahrheit der Perſönlichkeit ſich ausſpricht. Daß nur dasjenige, durch welches eine jede Perſon, mit welcher wir in der Erſcheinung in Beziehung treten, in ihrer Art beſtätigt wird, die Selbſtbeſtätigung enthält, iſt uns allen bekannt. Daß wir uns auf eine ſolche Weiſe, innerhalb der Erſcheinung, nicht ſelbſt zu beſtätigen vermögen, müſſen wir bekennen, und ſo bleiben wir immer von unſerer eigenen Wahrheit getrennt. Aber laſſen wir aus den Verwirrungen und ſich drängenden äußeren Verhältniſſen der Geſchichte, dieſe Geſtalt, wie ſie in einem jeden von uns ruht und den Keim der Seligkeit in ſich ſchließt, plötzlich erſcheinen, würde in der wahrſcheinlichen Combination — unſerer gegenwärtigen ſinnlichen Zeit z. B. — irgend etwas liegen, was dieſem wiedererſchienenen Heiland das Leben oder irgend eine Stütze darböte? Wir müſſen, wenn wir nur nach der ſinnlichen Wahrſcheinlichkeit urtheilen, behaupten, daß er rettungslos verloren wäre und wie unter den Juden dem Hohne und dem Spotte preisgegeben. Er würde — der einzig Berechtigte — nach allen Richtungen richtend hervortreten. Wer von uns allen würde die Kraft beſitzen, ihn nicht zu verleugnen? Alles, was wir das Gute und Rechte nennen, bildet ſich im ſchaffenden Handeln, durch welches die Perſönlichkeit ſich allein verwirklicht, in Gegenſätzen aus. Die gute Sache, ja, die beſte in der Erſcheinung, iſt dennoch nur die beſſere unter den ſchlechten; und ſie muß in der Geſchichte eben deswegen auch der ſchlechten Sache einen Reſt des Guten zugeſtehen. Dadurch erzeugt ſich ein ſchwankendes Verhältniß, welches innerhalb der erſcheinenden Geſchichte nur einen ſcheinbaren Frieden, einen Waffenſtillſtand, eine proviſoriſche Uebereinkunft, eine richtige Mitte vorübergehend zum Vorſchein bringt. Das wahrhaft Gute kann in dieſem Schwanken nie zum Vorſchein kommen. Oft hören wir die Freimüthigkeit einiger Menſchen loben, die Unparteilichkeit anderer: aber im innerſten, wahrhaften Sinne iſt kein Menſch freimüthig oder unparteiiſch. Ja, man hat nicht mit Unrecht behauptet, ein jeder Menſch, deſſen Perſönlichkeit auf irgend eine Weiſe eine geſchichtliche Bedeutung erhalten hat, dürfe, ſoll ſein Leben irgend eine Wahrheit enthalten, nicht neutral bleiben, er müſſe eine Partei nehmen, alſo eine äußere Stütze ſuchen.

Keiner vermag im abſoluten Sinne freimüthig zu ſein, d. h. ſo, daß ſein Wort oder ſeine That durch die vollendete Reinheit der eigenen Perſönlichkeit die Wahrheit Anderer in der Erſcheinung verwirklicht, indem er durch das Abweiſen der eigenen Sünde die Macht derſelben in den Uebrigen vernichtet. Keiner vermag es, Keiner iſt rein, auch nicht Einer (Römer 3, 10 — 12). Daſſelbe gilt von einem jeden Volke; und der nämliche Typus wiederholt ſich in den engſten Verhältniſſen, wie in den großen der Völker, und hat hier, wie dort die nämliche Bedeutung, den nämlichen Werth oder Unwerth. Auch der abſolute Gedanke hat erſt dann ſeine völlige geiſtige Freiheit erlangt, wenn er in dem Kleinſten, wie in dem Größten die gleiche Gebundenheit und das gleiche, wenn gleich gehemmte, Leben in den Familien, ja, in einer jeden Perſon, erkennt, wie in der größten geſchichtlichen That.

Daher mag es uns erlaubt ſein, auch hier durch ein Vorbild die folgende Darſtellung vorzubereiten.

Wenn ein übermüthiger und mächtiger Feind ein Land unterjocht hat, und die Bürger im Gefühle ihrer Ohnmacht ſich den fremden Geſetzen fügen; wenn, nachdem der erſte Schreck verſchwunden iſt, eine innere Uebereinkunft mit dem Feinde ſtattfindet, ſo daß der friſchere vaterländiſche Sinn nach und nach verſchwindet, und nun ein Jeder, getrennt von den übrigen Bürgern, das Joch der Knechtſchaft ſelbſt zu ſeinem Nutzen verwendet: ſo kann wohl dieſe Zerſplitterung der Bürger und dies Einheimiſchſein in einer fremden Gewalt, allmälig zur Gewohnheit werden. Aber niemals wird das wahre heimatliche Gefühl ganz verdrängt ſein; es ruht, wenn auch dem Knechte unbewußt, während er die drückenden Verhältniſſe der Gegenwart zu ſeinem Vortheile zu benutzen ſtrebt, wie ein tiefer, mahnender Ernſt, wie ein verborgenes Gewiſſen, in ſeinem Innern. Tritt nun ein Mann hervor, der mitten unter den Knechten die ganze geſchichtliche Eigenthümlichkeit ſeines Landes in freiem Sinne feſthielt, der lehrend und mahnend denſelben Sinn um ſich herum zu erwecken und zu ſtärken ſuchte, ſo wird er, ohne allen Zweifel, nur wenige und furchtſame Anhänger finden. Und wenn dieſe herrſchende fremde Gewalt von ſeiner, ihr bedenklichen, Thätigkeit Nachricht erhält, wird ſich eine mächtige Verfolgung gegen ihn erheben. Der fremde Herrſcher wird aber auch vorſichtig überlegen, ob er durch Nichtachtung der gefährlichen Perſon den Sturm beſchwören kann, und erſt, wenn er ſich überzeugt hat, daß die drohende Gefahr ſich nur durch ein Schrecken erregendes Beiſpiel abwenden läßt, wird er den Mann ergreifen und opfern. Wenn er ergriffen iſt, werden die wenigen furchtſamen Anhänger ihn verlaſſen, er ſtirbt und findet keine Stütze. Aber eben ſein Tod enthüllt in denjenigen, die ihn hörten und vernahmen, die ganze Schmach der Knechtſchaft. Diejenigen, die mit ihm lebten, deren Sinn durch ihn erweckt war, verkündigen jetzt offen und entſchieden, und mit rückſichtsloſer Kühnheit, was, ſo lange er lebte, ſo lange ſie durch die noch herrſchende Nachgiebigkeit der Knechtſchaft, durch Duldung deſſen, was nur durch entſchiedene That überwunden werden konnte, ihnen verborgen blieb; jetzt iſt es ihnen klar, daß ſie das Leben daran ſetzen müſſen, wie er, wenn das Vaterland befreit werden ſoll. Was früher ein Jeder ſich furchtſam zuflüſterte, wird jetzt offen gepredigt; viele Opfer fallen noch; die anfangs verſteckte Geſinnung breitet ſich immer mehr aus, der Druck, der, was einmal Geſinnung geworden iſt, niemals zu verdrängen vermag, vermehrt die Elaſticität der erwachten Kraft, und die Beſiegung des Feindes iſt früher oder ſpäter das Reſultat des erneuerten Kampfes.

Die Geſchichte enthält Züge genug zu dieſem Bilde; und wenn auch hier eine einzelne Perſon mit der reinen Bedeutung, die wir ihr hier gegeben haben, nicht hervorgetreten iſt, ſo können wir doch nicht läugnen, daß nicht ſelten ein Beſtreben in gedrückten Völkern lag, eine ſolche reine Entwickelung hervorzurufen, und daß ein jedes menſchliche Bewußtſein die Vorſtellung von einem ſolchen Ereigniß mit Leichtigkeit verfolgen und als ein völlig natürliches in ſich aufzunehmen vermag.

Wenn wir nun die Bedeutung einer ſolchen Perſönlichkeit genauer betrachten, ſind wir dann nicht berechtigt, zu behaupten, daß ſie die Schuld der feigen und feilen Knechtſchaft innerlich trug? aber, um ſie abzuweiſen; daß ſie die Strafe litt, die Allen gebührte; daß aber ihr Tod zugleich die innere Geſinnung in einem Jeden hervorrief, die in ihr in der größten Reinheit thätig war. Sie trug alſo die Schuld des Volkes, litt ſeine Strafe, und der lebendige Geiſt des Volkes, der jetzt heimkehrte, und einen jeden Bürger immer mehr und mehr ſtärkte, war durch ſie verſöhnt. Es iſt nicht ein äußeres, abergläubiſches Opfer, nicht eine ſinnloſe Expiation, es iſt die Wahrheit des Geiſtes ſelber, die frei wird, indem ſie das Nichtige vernichtet, indem ſie lehrt, daß nur eine ſolche unbedingte Vernichtung die Freiheit zu ſchaffen vermag. Wir fragen, ob die Bewunderung, die das Volk und die ganze Geſchichte dem Helden zollt, der, auch nur annähernd, eine ſolche Bedeutung erhielt, nicht in der That dasjenige in ſich enthält, was wir hier entwickelt haben? Ob nicht, wenn der dankbare Bürger das Erinnerungsfeſt ſeines Todes feierlich begeht, er ſich ſelber ſagt, daß nicht die äußere Erſcheinung ſeiner Opferung und Hinrichtung, vielmehr die Geſinnung, die in ihm eben durch ſeinen Tod am reinſten zum Vorſchein kam, und die in allen zurückgedrängt und von dem Knechtsſinne beherrſcht war, dem Feſte ſeine innerliche Bedeutung giebt?

Ich erwarte, daß man dieſen Verſuch, in dem menſchlichen Bewußtſein das Höchſte vorbildlich nachzuweiſen, tadeln wird. Derſelbe Philoſoph, der uns wohl erlaubt, in der erſcheinenden Organiſation das Vorbild einer geiſtigen Einheit nachzuweiſen, der es billigt, wenn wir das in ſich geſchloſſene tiefere Poëm, als ein Vorbild des in ſich geſchloſſenen Gedankens, anwenden, weil er dieſe Vorbilder, auch wenn der Urgedanke, als das Poſitive in Allem, betrachtet wird, wohl auch für dieſen zu benutzen vermag, wird uns vorwerfen, daß wir uns zu tief in das innere Getriebe der bloßen Vorſtellungen, in die ungewiſſe und willkürliche Region der bloß empiriſchen Pſychologie vertiefen, die niemals zu einem ſicheren, in ſich gegründeten Reſultate führt — der Theologe wird uns dieſe Vergleichung des nie zu Vergleichenden ſogar als einen Frevel anrechnen.

Beiden gegenüber, müſſen wir uns rechtfertigen, und die Rechtfertigung wird dazu dienen, den durchgehenden Gedanken unſerer Religionsphiloſophie ſelbſt heller hervorzuheben.

Alle Sinnlichkeit, inſofern ihre Form feſtgehalten wird, iſt böſe; aber alle Sinnlichkeit in jeder Richtung, inſofern ſie beweglich iſt und den Keim eines höhern Daſeins in ſich ſchließt, iſt gut, d. h. göttlich. Betrachten wir nun die Kämpfe der Völker, ſo wie ſie ſich durch eine göttliche Fügung eigenthümlich gebildet haben, ſo iſt die Verpflichtung, dieſe Eigenthümlichkeit durch eine reine, feſte Geſinnung zu erhalten und auszubilden auf jede Weiſe, die heiligſte eines jeden Bürgers. Ein jedes Volk in der Verflechtung der Geſchichte, geht durch die eigene Schuld zu Grunde, die, als eine innere, in einem jeden Bürger mit gleicher Unbedingtheit ihr vernichtendes Spiel treibt. Nur, was innerlich auseinander gefallen iſt, kann man äußerlich theilen; ja, es kann Bemühungen geben, ſelbſt mit Aufopferung des Lebens, ein ſo in ſich verſunkenes und zerſtückeltes Vaterland retten zu wollen, die als ein Frevel zu betrachten ſind, wenn nämlich die Geſinnung, die ſie erzeugte, aus einer, innerlich von dem Volke getrennten, alſo vereinzelten Perſönlichkeit hervorging. Die That iſt nur dann eine geſchichtlich wahre, wenn ſie die Freien befreit. Freigelaſſene Knechte tragen die Ketten fortdauernd, auch nachdem ſie abgenommen ſind. Die wahrhaft geſchichtliche Perſönlichkeit kennt das geheime Bündniß, welches keiner äußeren Verabredung und keiner geheimen Kabale bedarf, um belebt zu werden. Sie lebt in und mit dem Bürger des geordneten und in ſeiner Ordnung zerdrückten Staats. Es iſt die verkannte, ſich ſelbſt nicht faſſende Kraft eines jeden Bürgers, die in dem wahren Befreier ſich ſelber ergreift. Es liegt, müſſen wir behaupten, in demjenigen, der aus gediegener Geſinnung durch die Rückkehr zu der Väter alten Sitte, den Reinigungsprozeß der Bürger erſtrebt, ein ſtilles Gewiſſen und eine bei allen äußeren Erfolgen beruhigende Kraft, die das wahre Unternehmehmen von einem jeden falſchen unterſcheidet. Die Geſchichte ſelbſt — der Richterſpruch Gottes — unterſcheidet das in der Wahrheit begründete Bemühen von dem falſchen, und bringt ſo des Herzens geheimen Rathſchluß an das Tageslicht. Daher iſt der Erfolg (freilich nicht der nächſte, der das Opfer des reinſten Helden fordern kann, wohl aber der geſchichtliche) der Richterſpruch Gottes, und unterſcheidet die Bemühung, die innere Wahrheit der Geſinnung — die, als eine beſondere, zugleich eine allgemeine ſein muß — von der bloß vereinzelten. Da aber, wo dieſe Wahrheit hervortritt, wo die beſondere Perſönlichkeit beſtätigt wird durch die (wenn auch gedrückten und in ihrem Druck frei gewordenen) Bürger, hat die Rückkehr zur heimatlichen Geſinnung in chriſtlichen Staaten nicht bloß eine äußere politiſche, (in ihrer Trennung von dem Höchſten unwahre,) ſondern auch eine chriſtlich ſittliche Bedeutung. Jeder Bürger tritt in die alte Ordnung des freiwilligen Gehorſams aus der nur ſcheinbaren Unterwerfung wieder zurück; und mit der Knechtſchaft verſchwinden die dämoniſchen Lockungen, die einer fremden, das Eigenthümliche vernichtenden, Gewalt Alles preisgaben, was nur aus der geordneten Organiſation des Staats von Innen ſich lebendig und hoffnungsvoll, nicht in der Sinnlichkeit allein, ſondern auch in höherem, religiöſen Sinne, für ein höheres Daſein zu entwickeln vermag.

Eine ſolche, wie die hier entwickelte Anſicht, ſetzt freilich die Lehre von der Verſöhnung voraus, denn ſie ruht in einem chriſtlichen Bewußtſein und wird einem jeden Andern unverſtändig erſcheinen, auch würde das Dargeſtellte alles falſch ſein, wenn darin eine Vergleichung geſucht werden ſollte, ſo daß der Verſöhnungstod des Heilandes ſich von jenem verſöhnenden Tode der ſich für das Gute opfernden Menſchen, etwa nur durch den größern Umfang und den allgemeineren Sinn unterſcheiden ließe. Was wir als das Verſöhnende der erſcheinenden geſchichtlichen That darſtellten, hat nur ſeine Bedeutung durch das chriſtliche Element in ihr, welches nicht aus dieſer ſelbſt, ſondern aus dem höhern, ihr ſelber fremden, erkannt werden muß; und wie, von dem Standpunkte der freien Perſönlichkeit aus, dieſe in dem geringſten Thiere ſich ſelbſt erkennt, aber niemals eine Perſönlichkeit aus der Thiergeſtalt abgeleitet, oder in dieſer, ſo wie ſie in der Erſcheinung hervortritt, erkannt werden kann: ſo ſetzt alles auf göttliche Weiſe Verſöhnende, wenn es in der Erſcheinung begriffen werden ſoll, den Verſöhnungstod des Heilandes und das in der Geſchichte mächtig gewordene chriſtliche Bewußtſein voraus. Es bildet ſich daher kein Uebergangspunkt von der in der Erſcheinung hervortretenden That zur Selbſtopferung des Heilandes, der auf irgend eine Weiſe eine Vergleichung herbeiführen könnte. Selbſt der Reinſte bleibt, nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich, von allen übrigen geſchieden. Was er, im ſinnlichen Sinne, Gutes oder Böſes thut, muß ihm, als dem von den Uebrigen Vereinzelten, zugeſchrieben werden; und eben daher bleibt es der in der Erſcheinung ſich ausbildenden Betrachtung durchaus unmöglich, jene Innerlichkeit, die das Ganze in eine jede Perſon ſetzt, zu faſſen. So bilden ſich, wenn die ſinnliche Betrachtungsweiſe feſtgehalten wird, die Einwürfe gegen den Verſöhnungstod des Heilandes, die auch innerhalb derſelben niemals widerlegt werden können, und durch welche Verhältniſſe zur Sprache kommen, die dem reflectirenden Verſtande nicht weniger widerwärtig erſcheinen in ſittlicher Rückſicht, als die Wunder in phyſiſcher. Gott ſoll, ſagt man, ſeinen unſchuldigen Sohn wegen fremder Vergehungen beſtrafen, dieſer ſoll ſich ſelbſt anbieten, die Strafe auf ſich zu nehmen, der göttlichen Gerechtigkeit ſoll dieſe Strafe des Unſchuldigen als eine befriedigende erſcheinen. Der Schuldige wird ohne ſein Zuthun mit Gott verſöhnt, und die höchſte Ungerechtigkeit, die Strafe des Unſchuldigen, ſoll als das eigentliche unverwerfliche Zeugniß der Gerechtigkeit Gottes gelten. Es iſt völlig klar, daß der Begriff der Gerechtigkeit, wie er innerhalb der Sinnlichkeit aufgefaßt wird, eine ſolche Anſicht, nicht bloß auf eine relative, ſondern auf eine abſolute Weiſe ausſchließt. Sie will nur den Schuldigen treffen; und die Sagen und Dichtungen, in welchen der Richter die Aufopferung des Sohnes für den Vater, oder umgekehrt, annehmen, die es dulden, daß dieſer unſchuldig für den Schuldigen leidet, werden mit Recht als Zeichen der Barbarei, die jedem ſittlichen Gefühle widerſprechen, betrachtet.

Aber der Begriff der Verſöhnung iſt in der That auch nur auf dem rein geiſtigen Standpunkte der ſchaffenden Liebe zu faſſen; hier jedoch läßt er ſich ſelbſt in dem innerſten Leben einer jeden von der Sünde ab und auf Gott gerichteten Perſon nachweiſen. Der ſündige Menſch kann als eine doppelte Perſönlichkeit betrachtet werden, wie er in ſich einen doppelten Willen findet. Die Wahrheit ſeiner Perſon beruht auf der ihr entgegengeſetzten, in ſich unwahren Negation des böſen Willens. Dieſe iſt nur eine daſeinwollende, aber dennoch ſchlechthin nicht ſeiende. So lange nun der Menſch dem Willen der Sünde folgt, wird von ihm behauptet werden müſſen, daß er, der Wahrheit nach, nicht ſei, und das, was in ihm als Gutes verborgen iſt, auch ihm ſelber verborgen bleiben muß. In der Form nämlich, in welcher es von ſeinem Bewußtſein aufgenommen wird, hört es auf ein Gutes zu ſein. Es erhält ſeine Geltung nur für die äußeren Verhältniſſe, die ihn gefangen nehmen. Die tiefſte Bedeutung des Böſen wird dem Menſchen nur dann klar, wenn er das abſolut Gute, als ſolches, zu faſſen vermag. Dann aber erſt, wenn er das Böſe in ſeiner ganzen Unbedingtheit, dem ſich faſſenden Guten gegenüber, erkennt, und wie es alle Richtungen ſeines Daſeins durchdringt und verpeſtet hat: wird ihm der göttliche Vernichtungsprozeß der Sünde, d. h. die göttliche Gerechtigkeit, klar, die ihm in der Verblendung der Sünde verborgen blieb. Und ein jeder Menſch muß in ſich ſelber erkennen, daß es die, das Böſe abweiſende Perſönlichkeit in ihm, d. h. die gute Perſönlichkeit, ſei, die der göttlichen Gerechtigkeit Genüge leiſtet und die Strafe leidet. Eben daher erkennt er dieſe Perſönlichkeit als die, durch welche eine fremde That, die der göttlichen Gnade, ihm zu Hülfe kömmt. Nun aber iſt das geſammte Menſchengeſchlecht ein ſolches Individuum, in welchem die göttliche Liebe, die von der göttlichen Gerechtigkeit nie getrennt werden darf, ſo wenig wie dieſe von jener, ſich immer heller in einer jeden ihm zugewandten Perſon offenbart.

Der Zeitpunkt in der Geſchichte, in welchem der Heiland erſchien, war derjenige, in welchem jenes große Individuum des Geſchlechts, das Gute, d. h. Gott, ſich in ſich, faßte, das Böſe abwies, und ſo die göttliche Function offenbar ward, durch welche, wie das Ganze, ſo eine jede Perſönlichkeit befreit werden ſollte. Wir dürfen uns ſo ausdrücken, als wenn dieſe That die innerſte des Geſchlechts ſelber wäre; wir müſſen uns ſo ausdrucken, wenn ſie eine geiſtig ſittliche Bedeutung erhalten ſoll, denn nur dieſe geiſtige Freiheit des ſich entwickelnden Geſchlechts in ſeinem Innern, macht die perſönliche Freiheit eines jeden Menſchen überhaupt begreiflich. Wir dürfen, ſage ich, dieſen Ausdruck für die That wählen, ohne zu fürchten, ein chriſtliches Bewußtſein zu verletzen, oder mißverſtanden zu werden; denn hinlänglich haben wir dargethan, daß dieſe That nur eine eigene genannt werden kann, inſofern ſie Ausdruck des göttlichen Willens, der göttlichen Gnade iſt.

Alle Mythologieen, wie ſie, mythiſch ausgebildet, wie ſie in der Vergangenheit der bedeutendſten Völker hervortreten, ſprechen von einem leidenden Gotte. Der ſterbende Adonis der Griechen iſt bekannt; vor Allen aber iſt der Baldur der ſcandinaviſchen Mythologie bedeutend. Aber die religiöſen Mythologien enthüllen durch dieſe Vorſtellung nur die Grenzen ihrer innerſten Religioſität. Sie verkündigen den Untergang ihrer Götter; denn da, wo die Perſönlichkeit am tiefſten, bis auf den Tod verletzt wird, wo nicht ein äußeres Ereigniß allein, ſondern ein inneres, ſie vernichtend trifft, finden ſie einen, ihnen fremden, unzugänglichen Gott, deſſen ſtrengem Geſetze ein Jeder, auch die Götter, unterworfen ſind. Die Gothiſchen Völker, beſtimmt, das Chriſtenthum auszubilden und zu pflegen, ſind die einzigen, die in dunkler Ferne, durch die Götterdämmerung hindurch, eine Erlöſung nach dem Untergange ahneten.

Wenn wir nun ſo die tiefe, nächtliche Deutung des Todes — nicht des ſinnlichen allein, der aus den Verflechtungen des Lebens, aus dem Kampfe der Organiſation mit der Natur und aus dem Kampfe der Menſchen unter einander, entſpringt; des Todes vielmehr, der nicht den Leib allein, ſondern auch die Seele trifft (Matthäi 10, 28.) — als ein tiefes Geheimniß des ganzen Geſchlechts erkennen, und welches wir allenthalben, wo die lebendige Geſchichte in den Völkern nicht ſchlummert, ſondern mächtige Keime der Entwickelung in ſich enthält, wiederfinden müſſen: dann werden wir wohl einſehen, daß es mit der geiſtigen Entwickelung des ganzen Geſchlechts innig verbunden iſt. Gefährliche anſteckende Krankheiten können drohend die Völker treffen, daß ein Jeder ſich dem Tode preisgegeben ſieht. Verheerende Kriege können in einer langen Reihe von Jahren alle Sicherheit des ſinnlichen Daſeins aufs Spiel ſetzen. In ſolchen Zeiten mag der Menſch ſich in ſich beſinnen, aber er entdeckt dann auch, daß es einen tieferen, mächtigeren Tod giebt, der noch nicht ausgeſprochen iſt durch den irdiſchen allein. Derjenige nämlich, der nicht den Leib allein trifft, ſondern Leib und Seele verdirbt, der nicht innerhalb der ſinnlichen Verhältniſſe ſeine Bedeutung hat, ſondern da ausbricht, wo alle Richtungen des Daſeins, ſinnlich innere wie äußere, Geſchichte wie Natur, in ihrer Einheit getroffen werden.

Allenthalben, wo geſchichtliche Entwickelung im tieferen Sinne hervortrat, drängte ſich das Bewußtſein dieſes Todes den Menſchen auf; und ſie ahneten einen dunkeln Grund im

Innerſten einer jeden Perſönlichkeit da, wo ein gemeinſchaftliches Schickſal ſie alle verband und ein nächtliches Verhängniß über allen ruhte, eben ſo entſchieden das ganze Geſchlecht einem fremden richtenden Gotte preisgebend, wie eine jede Perſon.

Wenn wir dieſe wunde Stätte des, in ſeiner innerſten Tiefe erkrankten, Bewußtſeins, wo es ein allgemeines und auch zugleich ein ganz perſönliches iſt, gefaßt haben, dann erſt begreifen wir die heidniſch mythologiſchen Religionen in ihrer Verſchiedenheit vom Chriſtenthume. Das Bewußtſein des geiſtigen Todes nämlich, wie es die heidniſchen Völker beherrſchte und wie ein verborgener Schmerz des Daſeins allenthalben hervorbrach, ward durch das Chriſtenthum nicht verdrängt, vielmehr ans helle Tageslicht gezogen, daß es von jetzt an die Nacht des ganzen Daſeins, aus welcher der Tag der Seligkeit entſpringen ſollte, verkündigen mußte.

Der Begriff eines leidenden Gottes verſetzt uns auf den Gipfel aller Widerſprüche des menſchlichen Daſeins. Wird durch das Leiden nicht nothwendig die Poſitivität eines andern ausgeſprochen und die Negation eines eigenen Weſens? Und wie kann demnach der Begriff des Leidens irgend wie auf Gott angewandt werden? Und dennoch finden wir dieſen Begriff bei allen bedeutenden Völkern als den innerſten, geheimſten Kern ihrer Religioſität und als den Mittelpunkt des chriſtlichen Bewußtſeins. Wir haben darzuthun geſucht, daß die chriſtliche Reue in einer jeden Perſon daſſelbe Geheimniß in ſich enthalt; auch durch dieſe verſinkt, nicht äußerlich, ſondern geiſtig und innerlich, die ganze beſtehende Sinnlichkeit und ſtirbt ab, um als ein Entwickelungsprozeß eines höhern Daſeins von Neuem aufzuleben. Der tiefe Schmerz dieſes Todes wird durch das chriſtliche Bewußtſein nicht, als an der vereinzelten Perſon haftend, betrachtet; je reiner ſie ſich geſtaltet, deſto ſchwerer laſtet die Sünde der Welt, das Feſthalten der, ſcheinbar alle höhere Entwickelung abweiſenden, Sünde des ganzen Geſchlechts auf einem Jeden. Diejenige Perſönlichkeit, die bei dieſem Reinigungsprozeſſe dem Tode preisgegeben wird, um den innern Tod zu überwinden, iſt die auf Gott gerichtete. Sie, und ſie allein, weil ſie auf Gott gerichtet iſt, fühlt die Schmerzen des innerſten Todes und alle Qualen der Vernichtung. Aber dieſe Richtung auf Gott, dieſes ſich Abwenden von der Sinnlichkeit, kann ſie nicht, als aus ihr entſprungen, erkennen; es iſt die That der göttlichen Gnade, die durch den Heiland dem ganzen Geſchlechte verkündet ward. Wie nun wird Er von dem befreiten chriſtlichen Bewußtſein erkannt werden, nachdem er uns zum Kampfe mit dem Tode und zum Siege über dieſen führte?

Die Geſchichte ſelbſt, ihr Anfang, Mitte und Ende, iſt ein lebendiges, perſönliches Individuum. Urſprünglich in Gott ruhend, dann von ihm getrennt, hat es dennoch ſeine innerſte Wahrheit nur in und mit ihm; daß es gerettet werde im Ganzen und in einer jeden Perſon, haben wir als den Rathſchluß göttlicher Liebe erkannt; aber es iſt nur zu retten, indem die Abſicht Gottes zur eigenen That heranreift, d. h. dadurch, daß der göttliche Wille ein menſchlicher wird. Wo dieſer menſchliche Entſchluß rein gefaßt wurde, wo er aus der Mitte der dunkelen Verhältniſſe des Lebens verkündigt wurde, da war der Menſch Gott. Denn es war der Punkt, auf welchem die wahre menſchliche Freiheit ſchlechthin und unbedingt Gott wählte, und durch die Wahl das Wählen vernichtete. Der ſo ſich offenbarende Gott war alſo ganz Menſch, und nur inſofern er Menſch war, hatte ſein Entſchluß eine ethiſche Bedeutung. Er bezeichnet, und er allein, die Stelle, wo Selbſtthat und göttliche Gnade völlig Eins ſind, die lichte Stelle in der Geſchichte, auf welche ein perſönlich erſcheinendes Daſein inmitten der Sinnlichkeit, die Verkündigung der Gnade ſelber ward. So war er der auf ewige Weiſe aus Gott Geborene, der Anfang des Kampfes, mit welchem die Schöpfung anhub, und die Verkündigung des Sieges, mit welchem ſie in ſich abſchließt und endigt, wie der Mittelpunkt der ſich entwickelnden Geſchichte — der Sohn Gottes. — Er war ganz Menſch, aber, als ſolcher, mit der ganzen Macht, die in allen Perſönlichkeiten des ganzen Geſchlechts, inſofern ſie auf Gott gerichtet ſind, ſich entwickelt und zur Seligkeit reif wird, begabt. Daher war der Heiland zwar aus der Mutter Schooß geboren, aber der Geiſt, der ihn erzeugte, gehörte dem All, welches, als Ausdruck des göttlichen Willens, das innerſte Weſen einer jeden menſchlichen Geſtalt ausmacht. Das rein Ethiſche, die göttliche Liebe, als ſchaffende That, fand ihre Geſtaltung durch ihn; aber eben, weil er ganz Menſch war, bezeichnete er, als Gott, als der ganz auf Gott gerichtete, in welchem der züchtigende Gott ſich offenbarte, den tiefſten Punkt der von der Reue ergriffenen, und alle Schmerzen derſelben bis zum qualvollen Untergange tragenden, Geſchichte ſelber.

Das heitere Griechenland war untergegangen, der Gipfel aller geſchichtlichen Entwickelung drohte in einer Weltherrſchaft zu erſtarren, die alle Freiheit der Perſönlichkeit in einem irdiſch erſcheinenden und endlichen Gotte zu vereinigen ſtrebte. Das dunkle Schickſal, welches, als eine fremde, geiſtige Gewalt, Götter und Menſchen beherrſchte, war verſchwunden; und eine ſinnlich vereinzelnde Macht ſchien ſeine Stelle vertreten zu wollen. Zwar trug dieſe Geſtalt den Keim des Unterganges in ſich ſelber, wo das klare Selbſtbewußtſein durch den Begriff eines Alles umſchließenden Schickſals die Nichtigkeit der herrſchenden Macht auffaßte; und daher bildete ſich der Begriff des Schickſals, auf der Seite der Natur als materialiſtiſcher Epikuräismus, und auf der Seite der Geſchichte, als idealiſtiſcher Stoizismus aus; aber die heitere Zuverſicht der ſchaffenden Entwickelung, die bei den Griechen, unter der Vormundſchaft einer ewigen Natur, ſich faßte und fortbildete, war verſchwunden. Was ſich aus den früheren, ethiſchgeſetzlichen Verhältniſſen Roms zu erzeugen verſprach, erſtarrte in der Weltherrſchaft; und der nicht von der Sinnlichkeit ganz befangene Geiſt befreite ſich von der Knechtſchaft des herrſchenden Tyrannen nur, um den Untergang einer glücklichen Vergangenheit zu beklagen.

Während der Zeit lebte ein Volk in ſtiller Verborgenheit, in welchem das ſchlummernde und im ſinnlichen Treiben gebundene Gewiſſen des geſchichtlichen perſönlichen Individuums wach war. So mahnt ein ſtrenges Gewiſſen einen jeden Menſchen, während die nächtliche ſinnliche Umgebung, das Schaffen, Wirken und Handeln, ihn für ſich ganz in Anſpruch nimmt. Er hört kaum die Mahnung. Was ihm innerhalb der Sinnlichkeit gelingt, feſſelt ihn ganz; aber das Stille, Verborgene, kaum Vernommene, enthält in ſeiner ſcheinbaren Ohnmacht eine unendliche Gewalt, und iſt beſtimmt, ſein ganzes Daſein zu beherrſchen, ihn von dem, was ihm allein einen Werth zu haben ſchien, abzurufen, daß ein neues Leben, eine neue Geſchichte in ihm anfangen kann.

Wir haben in der Teleologie das jüdiſche Volk als ein ſolches dargeſtellt, dem das Geſetz objektiv ward; und eben darin lag der Vorzug und die Schranke des Volks, und die Nothwendigkeit, daß es den Völkern verborgen blieb, in welchen das Naturgeſetz ſelber, als Entwickelung, thätig war. Es iſt hier die Stelle, wo wir über den Unterſchied zwiſchen der Sittlichkeit des alten und neuen Teſtaments, des Judenthums und der chriſtlichen Völker, uns beſtimmter äußern können. Es iſt merkwürdig und durch die ganze Geſchichte des Chriſtenthums beſtätigt, daß diejenigen Abweichungen, die in der chriſtlichen Religion das Geſetzliche einſeitig hervorheben, und ſo einen Fanatismus göttlich ſtrafender Gerechtigkeit, welche ſie ſelbſt nicht allein anzuerkennen, ſondern auch auszuüben ſich berufen glauben, ſich beſonders, ja, faſt ausſchließlich, auf das alte Teſtament berufen, und aus dieſem ihre Berechtigung darzuthun ſuchen. Ohne Bedenken wird der göttliche Auftrag an das jüdiſche Volk, die Cananiter aus ihrem Lande zu vertreiben und ſchonungslos zu vernichten, als an alle wahrhaft Gläubige gerichtet, betrachtet, und jede menſchliche Schonung als ein Verbrechen geſtempelt. Wie wir durch die Monſtroſitäten Hemmungen der höheren Organiſationen erkennen, die für niedere Entwickelungsſtufen naturgemäß waren, ſo ſoll auch dieſe unglückliche Abweichung, die ſo viel Störung und Verwirrung in der Geſchichte angerichtet hat, und die unſerem Verſtändniß näher liegt, dazu dienen, uns die ethiſche Bedeutung des jüdiſchen Volkes aufzuklären. Denn, was in den ſpäteren Zeiten des Chriſtenthums, ja, noch immer in einzelnen fanatiſchen Gemüthern da iſt, was wir eben deswegen, wenn auch durch ein höheres Erkennen überwunden, in uns ſelbſt finden, und als eine gefährliche Krankheit betrachten müſſen: das war inmitten der mythologiſchen Zeit eine eigenthümliche Entwickelung von großer Bedeutung. Auch ſcheint es für die reine Auffaſſung des Begriffs der chriſtlichen Sittlichkeit, d. h. im Intereſſe des Heiligſten des Chriſtenthums ſelber, von großer Wichtigkeit, dieſe beiden ethiſchen Richtungen von einander zu ſondern. Endigte doch das jüdiſche Volk damit, den Heiland zu verhöhnen, zu mißhandeln und zu tödten, während aus der Mitte deſſelben Volks er ſelber, der Sohn Gottes, hervortrat.

Der Unterſchied zwiſchen dem Sittenprincip des alten und neuen Teſtaments iſt freilich häufig zur Sprache gekommen, und faſt trivial geworden. Auch iſt er von den Theologen oft genug in ausführlicher und lehrreicher Ausdehnung behandelt worden. Uns kömmt es aber darauf an, dieſen Unterſchied in ſeinen ſpeculativen Hauptmomenten ſcharf hervorzuheben. Dieſer läßt ſich aber ſo auffaſſen: daß die Totalität des jüdiſchen Volkes durch die Gebote, die ſowohl innerhalb des Staats, wie für die Verhältniſſe des Volks in ſeiner Beſonderheit zu anderen Völkern, verkündiget wurden, zwar ſeine Eigenthümlichkeit in der Entwickelungsgeſchichte des Geſchlechts enthielt, daß aber dieſe Bildung nicht auf eine lebendige, organiſche Weiſe durch die abſolute Beſtätigung der Perſönlichkeiten ſtattfand. Im Chriſtenthume dahingegen iſt Alles, indem es das Ganze beſtätigt, zugleich Selbſtbeſtätigung der Perſon, als die ewige und in ſich wahre. Es liegt eine Gefahr darin, wenn man dieſen Unterſchied bei der Anwendung des alten Teſtaments zur Erbauung nicht immer feſt hält. Denn der Menſch hat eine Neigung, die Liebe abzuleugnen und die Geſetzlichkeit ſo feſt zu halten, daß ſie, in der Erſcheinung hervortretend, die Geſtalt des Abſoluten gewinnt, als wenn die, aus der ſinnlich geſchichtlichen Reflection hervorgehende, Betrachtung eine abſolute Gewalt beſäße und, mit dieſer, in ihrer Lüge ſelbſt eine Wahrheit ausſpräche. Schon bei den Erzvätern des jüdiſchen Volks, ſelbſt bei den reinſten, wie Abraham, finden wir eine Handlung, die dem chriſtlichen Sittengefühl rein widerſpricht und von dem Standpunkte des Chriſtenthums aus, ſchlechthin getadelt werden muß; wenn er nämlich, ſeiner perſönlichen Sicherheit wegen, ſeine Frau, als eine ſolche, verleugnet. Die ganze Entwickelung des jüdiſchen Volkes in ihrer leiblichen Eigenthümlichkeit (der Urſprung der jüdiſchen Stämme aus den Söhnen Jacobs), gründet ſich bekanntlich auf einen Betrug; und es iſt dem einfältigen Chriſten oft ſchwer, nicht bei der Betrachtung deſſelben, und wenn er ſieht, daß der göttliche Segen eine ſolche That beſtätigt, in Verwirrung zu gerathen. Es iſt auch nicht immer eine ſchlechte Geſinnung geweſen, die aus dieſem Ereigniß gefährliche Einwürfe hervorhob. Es war das ſittliche Gefühl, durch das Chriſtenthum lebendig geworden, welches ſich gegen eine ſolche That und ihre ſegenreiche Folgen erhob.

Es iſt bekannt, daß unter den orientaliſchen Völkern die Liſt, der Betrug, wenn beide mit einem großen, geiſtigen Geſchicke zum Vorſchein kommen, ſelbſt als ein perſönlicher Vorzug noch immer betrachtet, ja, geachtet und geſchätzt werden, wie wir das freie geiſtige Talent ſchätzen. Alle Liſt geht darauf aus, fremde Perſönlichkeiten nicht für ihre, ſondern für unſere Abſichten zu gewinnen. Sie enthält alſo in ſich die Behauptung, daß, was wir in der Erſcheinung wollen, einen Werth und eine Wahrheit enthalte, die wir den übrigen Menſchen nicht zuſchreiben zu können glauben. Eine jede Liſt ſucht den eigenen Willen, als einen unbedingten und abſoluten, feſt zu halten. Verdrängt iſt dieſe orientaliſche und unchriſtliche Anſicht keineswegs; und wo die That einer mächtigen Perſon, begründet durch ihre großartigen geſchichtlichen Folgen, hervortritt, daher göttliche Beſtätigung zu erhalten ſcheint, erregt ſie noch immer unſere Bewunderung, und das ſogenannte großartige geſchichtliche Urtheil, welches ſich oft ein vornehmes Anſehn giebt und nach Erfolgen urtheilt, erhält ſich fortdauernd auf dieſem Standpunkte. Aller fromme Betrug hat dieſen Urſprung. Die ſinnliche Reflection tritt an die Stelle der reinen, chriſtlichen Zuverſicht. Das chriſtliche Bewußtſein in ſeiner vollkommenen Reinheit, wird dieſe Reflection nicht verdrängen, aber ſie weiß, wie weit ſie gehen darf, und wird die geweihte Stätte der wechſelſeitigen perſönlichen Beſtätigung nie verletzen (ſeid klug wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben. Matthäi 10, 16.). Von den engſten Kreiſen, von dem einfachſten Betrug, der ſich mit ſeinem guten Willen entſchuldigt, bis zu dem verwickeltesten und verhängnißvollſten, der, als Jeſuitismus, die ganze Geſchichte umſchlingt, geht die Liſt von der Anſicht aus, daß die göttliche Abſicht ſich ſinnlich durch uns darſtellt, und daß, was auf eine anorganiſche Weiſe als äußerlich zweckmäßig erſcheint, die Gewalt der immanenten, göttlichen innern Zweckmäßigkeit, ſtellvertretend beſitze. Wo nicht von Perſönlichkeiten, ſondern vom Volke, als einer Maſſe, die Rede iſt, wo die Völker, als Totalitäten, gegen einander hervortreten (und dieſe, wie ſie in der Erſcheinung mächtig, ſind jederzeit mit Unterdrückung der Eigenthümlichkeit der Perſon verbunden): da glauben wir noch immer, daß Liſt und Betrug nicht bloß erlaubt, ſondern auch geboten ſei. Die diplomatiſchen Verhältniſſe aller Staaten gründen ſich auf dieſe Anſicht; und es iſt ein großer Vorzug, ja, eines der ſchönſten Zeichen der keimenden, wenn auch ſich ſelbſt noch nicht erkennenden, chriſtlichen Religioſität, die auch in dem Verhältniß der

Völker unter einander herrſchend zu werden anfängt, wenn die Machthaber jetzt einſehen, daß auch die Diplomatie eine Wahrheit ſein müſſe. Dieſe Einſicht bleibt ein bedeutender Vorzug, wenn auch ein jeder Staat, indem von ſeiner Erhaltung die Rede iſt, ja, nur von Verhältniſſen, die bedenklich erſcheinen, ohne allen Zweifel glauben wird, daß die Liſt geboten ſei. Brechen aber offene Feindſeligkeiten aus, entſteht ein Krieg, dann wird die Liſt ſelbſt in unſeren Tagen eine Tugend, und das reinſte chriſtliche Bewußtſein, im ſcheinbaren Widerſpruch mit ſich ſelber, vermag nicht, ſie zu tadeln. Es iſt nicht zu leugnen, daß es einen Erhaltungstrieb geſchichtlich beſtehender Verhältniſſe giebt, der ſo nahe an das Heiligſte, welches wir auf jede Weiſe erhalten ſollen, grenzt, daß auch die chriſtliche Sittlichkeit eine Handlungsweiſe gerechtfertigt ſieht, ja, als gerechtfertigt betrachten muß, die ſonſt beſtimmt abzuweiſen wäre. Sie darf aber nur hervortreten, wo ſie durch die Liebe geboten iſt. Ja, ſie enthält in ſich „den nichtaufgehenden Reſt“ alles ſinnlichen Daſeins, die nie ganz aufzuhebende Willkür, die hier, aus der reinſten Stätte chriſtlicher Sittlichkeit, eben ſo hervorbricht, wie aus der in ſich geſchloſſenen Natur, und auf ein Höheres deutet, welches innerhalb der Erſcheinung, im Denken ſo wie im Handeln, ſeinen Abſchluß findet.

Erwägen wir nun jenes Uebergewicht der bloßen Geſetzlichkeit, wie es in der vorchriſtlichen und mythologiſchen Zeit ſtattfand, während die, alle Perſönlichkeit beſtätigende, Liebe in dem, aller ſinnlichen Betrachtung unzugänglichen, dem Menſchen entfremdeten, Gotte, verborgen lag: haben wir es eingeſehen, daß das jüdiſche Volk immitten aller mythologiſchen Völker begriffen werden muß, und das zur höhern Entwickelung beſtimmte, eben daher allen übrigen Völkern verborgene, Lebensprincip der Entwickelungsſtufe, enthielt, ſo wird uns auch die Einheit der teleologiſchen und ethiſchen Bedeutung deſſelben, nicht fremd bleiben. Der fremde, gebietende Gott iſt eben, als der gebietende, unterwerfende, ein allgemeiner Gott für das Volk. Er beſtätigt nicht die Perſönlichkeit, ſondern das Volk, als ein Ganzes. Er beſtätigt ſie nicht, ſagen wir, d. h., er iſt als die, die freie Perſönlichkeit beſtätigende, Liebe nicht offenbar, nicht Fleiſch geworden, wohl aber nährt er ſie auch da, wo ſie ſich ſelber in der Form der freien Liebe nicht zu ergreifen vermag. So gewiß iſt die göttliche Liebe auf dieſe geheime Weiſe thätig, als der Heiland für das ganze Menſchengeſchlecht geſtorben iſt, dieſes aber, als eine durchſichtige, in jeder Geſtaltung freie, göttliche Organiſation, alle Entwickelungsſtufen mit der höchſten beſtätigt. Nehmen wir aber das jüdiſche Volk, wie ſich Gott durch dieſes offenbarte, ſo war er, eben weil das Volk, als Totalität, ſeiner Abſicht gemäß hervortrat, nothwendig der beſondere Gott dieſes Volkes. Nur, wo die göttliche Entwikkelung das ganze Geſchlecht umfaßte, ward auch jede Perſönlichkeit in ihrer Art auf eine ewige Weiſe geſetzt, um, wenn ſie ſich der göttlichen Liebe zuwandte, durch dieſe beſtätigt zu werden. Aber das ſo in der Erſcheinung geſonderte Volk war eben, weil es gebunden war in ſich, auch gebunden in ſeinen Verhältniſſen gegen andere Völker. Dieſe Verhältniſſe, die, in ihrer Bedingtheit, äußere, ſinnliche waren, enthielten daher, als fremde göttliche Gebote, die reine Geſetzlichkeit, wie ſie ſich in der Erſcheinung offenbart, und den jenen Völkern verborgenen Rathſchluß der göttlichen Liebe verhüllt. Dieſes Volk konnte, ja, ſollte glauben, daß es berufen war, ein anderes Volk nicht allein zu bekämpfen, aus ſeinem Lande zu vertreiben, um es ſelbſt zu nehmen, ſondern auch ſchonungslos zu vernichten. Denn, wie Ueberſchwemmung und Erdbeben, wie verheerende Krankheiten, dem ewigen Rathſchluſſe Gottes gemäß, ganze Völker verheeren, ſo trat, was in der geheimen Gewalt der Naturkräfte verborgen lag, jetzt als ein Gebot hervor; und die Abſicht Gottes, wie ſie, ſtreng züchtigend und mit des Geſetzes Gewalt, das jüdiſche Volk bändigte und das Heil, als Weiſſagung, in der Ferne hielt, übte, durch dieſes Volk, die nämliche Zucht über andere Völker aus. So müſſen wir es faſſen, wenn die Schonung, welche die chriſtliche Liebe unbedingt gebietet, hier als ein Frevel, als ein Ungehorſam gegen das göttliche Gebot betrachtet wurde (Judaeorum mos sordidus et absurdus. Tacitus.). Aber nachdem die Liebe offenbar ward, iſt zwar jenes ſtrengere Geſetz nicht verſchwunden, welches durch göttliche Macht alles Nichtige, ſelbſt was der reinſte menſchliche Sinn zu erhalten wünſcht, vernichtet; aber der Ruf der Liebe iſt an einen jeden Menſchen ergangen, ſeit wir alle (Herrſcher wie Knecht) wiſſen, daß wir berufen ſind, alle Menſchen zu lieben, wie wir uns ſelbſt lieben. Wir dürfen zwar liebend züchtigen, wie wir uns ſelbſt züchtigen, nie aber glauben, durch Gott berufen zu ſein, ſein Richteramt auszuführen. Daher können Verhältniſſe entſtehen, die Menſchen feindſelig gegen einander ſtellen; aber, in der innerſten Tiefe der Wahrheit, erhält eine jede That der erſcheinenden Feindſchaft nur ihre Bedeutung durch die wechſelſeitige Anerkennung. Das iſt der tiefe Sinn des Ritterthums, die chriſtlich ehrenhafte Geſinnung, die den Feind in ſeiner Art gelten läßt, ja, beſtätigt, indem ſie ihn bekämpft; eine Geſinnung, die, heiter und anmuthig, mit allen Blüten der Kunſt und des Lebens ſelbſt die ſtarre Einſeitigkeit der religiöſen Entwickelungsſtufe überwand, und auf eine ſchöne Weiſe die Freiheit liebender

Perſönlichkeit aus den heftigſten Kämpfen hervorblicken ließ. In der alten Zeit, die wir die klaſſiſche nennen, ward dahingegen, ſelbſt in den Zeiten ruhiger Entwickelung, die Perſönlichkeit dem Allgemeinen geopfert, und ein ſolcher abſtrakter Staat verwirklicht durch die lykurgiſchen Geſetze der Spartaner; ja, der reinſte aller Griechen, obgleich er ahnend die chriſtliche Liebe begrüßte, zeigte, wie ſtreng er dennoch von dem Geſetze beherrſcht ward, welches über ſeine Zeit zu gebieten hatte, durch den Entwurf ſeiner Republik, die auf gleiche Weiſe die freie Eigenthümlichkeit einem abſtracten Staate opfert.

Aber die wahre Sittlichkeit iſt das einzige Lebensprincip der Völker, und in der wechſelſeitigen Affirmation der Perſönlichkeiten liegt allein ihre Entwickelung. Dasjenige Volk, deſſen Geſchichte als ein fortdauernd erneuter Ungehorſam gegen Gott, aufgefaßt werden muß, war auch dasjenige, welches in der Tiefe des Gemüths die Sittlichkeit erkannte, wenn auch das bewegende Lebensprincip derſelben nicht eine allgemeine Anerkennung finden konnte. So erſcheint neben den Prophezeihungen, auch in der Gegenwart, der Lichtpunkt nach göttlicher Freiheit ringender Perſönlichkeit in dem Manne Gottes, in dem unter allen hervorragenden König, der eben deswegen mit tiefer Bedeutung der Stammvater des Heilands genannt ward; und die Geſänge, die ſeinen Namen tragen, ſtellen jene reinere, chriſtlich ſittliche Richtung dar, die in den Prophezeiungen auf das ganze Volk hingewandt war. Daher ſind ſie von jeher dem mit der Sünde ringenden chriſtlichen Bewußtſein ſo nahe verwandt, ja, ſie enthalten die geheime Geſchichte eines jeden, mit ſich ſelber, und eben daher mit der Welt, kämpfenden Gemüths. Und dieſer Kampf ſpricht ſich auf gleiche Weiſe in dem Jubel, wie in der Klage, in dem verzweifelnden Zagen, wie in der Zuverſicht aus. In dem Pſalter wird der Heiland in dem Verborgenen geboren, der in dem Volke noch nicht zum Vorſchein kommen konnte, der, indem er fortdauernd gekreuzigt wurde, dem Volke den Untergang brachte, und deſſen Leiden und Herrlichkeit durch die Propheten verkündigt war.

Das israelitiſche Volk war vernichtet und zerſtreut; der Sinn, der ſich von Gott abgewandt hatte, konnte es nicht erhalten; die zerſtreuten Reſte wurden wieder verſammelt; der Tempel des Herrn ward wieder aufgebaut; für die Erſcheinung kehrten die alten großen Kämpfe, die, mit der Bedeutung des ganzen Daſeins, zwiſchen Klagen der keimenden Perſönlichkeit und frechem Uebermuthe des Götzendienſtes ſchwankten, nicht mehr zurück. Das Volk ergab ſich dem Geſetz; aber es war nicht jene poſitive Hingebung, aus welcher die lebendige, ſelbſtändige That hervortritt. Es war eine äußere Geſetzlichkeit, eine in der Erſcheinung feſtgehaltene Uebereinkunft mit den Geboten, die eben daher in der Richtung des Denkens eine unendliche Welt von Geboten erzeugte. Die Talmudiſten und Schriftgelehrten bildeten ſich aus, die durch immer mannigfaltigere Geſetze dasjenige erſetzen wollten, was nur erlangt werden konnte, indem man ſich von ihnen befreit fühlte, um ſie durch freie Liebe in ihrer urſprünglichen Einfachheit zu beſtätigen. Der neue Tempel ward gebaut; aber mit dem kühnen Geiſte des Ungehorſams, der beſtimmt war, ihn zu vernichten, verſchwand auch der mächtigere, der ihn als einen Tempel Gottes für die ganze Welt eröffnen ſollte. Schriftgelehrte zankten ſich, das Volk miſchte ſich unter die übrigen Völker, und die Indifferenz des großen Alterthums duldete es, ohne es zu faſſen. Vermochte es doch ſich nicht länger zu faſſen. Die Propheten waren verſtummt, die Sprache hatte den tiefen Ernſt, die erhabene Würde, den Klang des unergründlichen Schmerzes verloren; und es iſt unmöglich, die ſogenannten Apokryphen zu leſen, ohne dieſen mächtigen Unterſchied in jeder Zeile zu erkennen. Diejenigen aber im Volke, die auf die Hoffnung Iſraels warteten, kannten ſich ſelber kaum; und was ſie innerlich dunkel bewegte, war dem Volke fremd, ja, ein Feindſeliges geworden. So, als ihn Keiner erwartete, erſchien der Heiland; und vor ihm, als der Verkündiger ſeiner Ankunft, trat Johannes mit des alten Geſetzes Gewalt, welche, wenn auch abgewieſen, doch in der Väter bedeutender Zeit erkannt ward, ſtrafend und richtend hervor. Er war berufen, dem Volke den wahren Feind zu zeigen, und denjenigen zugleich, der beſtimmt war, ihn zu beſiegen. Ein jeder Menſch iſt dann am entſchiedenſten von der göttlichen Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit entfernt, wenn er mit der Geſetzlichkeit der Erſcheinung eine ſcheinbare Uebereinkunft getroffen hat, und ſich mit dieſer im dämmernden Bewußtſein begnügt. Dann wird die Nothwendigkeit des Todes zwar als ein unvermeidliches Uebel anerkannt, aber eben deswegen ſo viel wie möglich aus dem Bewußtſein entfernt, damit das Leben, welches ſich in ſich abſchließen will, nicht, während der Begründung, ſeine Nichtigkeit fühle; und eine jede Erinnerung, die den Tod und, mit dieſem, das ganze ſinnliche Daſein in ſeinem Untergange, als den eigentlichen Lebenskeim, erkennt, wird eine feindſelige, welche unterdrückt werden muß. Der Heiland aber lehrte, daß man ſterben müſſe, um zu leben. Die ganze Macht des damaligen abſoluten Denkens, der inneren, in ihrer Erſtarrung ſich mehr und mehr ausbreitenden Geſetzlichkeit, warf ſich vernichtend über ihn. Es war der Kampf auf Leben und Tod zunächſt des Volkes, aber dann, da dieſes die Richtung des ganzen Geſchlechts in ſich verbarg, der innere Kampf aller Menſchen. War doch das Geſetz der Erſcheinung mächtig geworden in der ganzen Geſchichte, und fing an, wie bei den Juden, eben, als es den Gipfel der Macht errungen zu haben ſchien, ſeine eigene Ohnmacht zu fühlen, inſofern es ſich als Selbſtthat feſthalten wollte. Der Heiland mußte leiden und ſterben, denn ſeine Leiden und ſein Tod war das hervortretende innerſte Räthſel des ganzen Daſeins, wie ſein keimendes Daſein in dem Innerſten einer jeden Perſon, der ganzen Schöpfung dunkele Nacht hervorruft. Seine Selbſtthat war Gottes, weil ſeine Hingebung eine ſchlechthin unbedingte war. So war er wahrer Gott, weil er wahrer Menſch war. Nicht äußerlich trug er unſere Sünden, er war vielmehr das offenbar gewordene immanente Princip jeder Perſönlichkeit; und wie ſeine Lehre zugleich eine Geſtaltung annahm, ſo mußte auch ſein Leben ſich nicht durch Lehre allein, ſondern lehrend durch alle Richtungen des ganzen Daſeins ausſprechen. Der Menſch ſtarb, d. h., jede auf Gott gerichtete Perſönlichkeit der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft ſtarb in und mit ihm, damit er den Tod beſiege. Der Tod ward Selbſtthat in der ganzen Welt jeder ringenden und ſiegenden Perſönlichkeit. Aber der Heiland ſtarb nicht bloß äußerlich; wir haben den Tod, welcher der Gerechtigkeit Gottes Genüge leiſtete, wir haben die Verſöhnung nicht begriffen, wenn wir bloß in den körperlichen Leiden des Heilandes und in ſeinem Sterben am Kreuze, die eigentliche Bedeutung ſeiner göttlichen Selbſtaufopferung ſuchen. Müſſen wir doch geſtehen, daß er, ſo betrachtet, keineswegs der Einzige genannt werden kann. Hohn, Spott, Mißhandlung und grauſamer Tod trafen viele Menſchen, die auch nicht ſelten für das ſtarben, was ihnen das Gute und Wahre dünkte. Nicht einmal die Märtyrer, noch unendlich viel weniger der Heiland, dürfen beurtheilt werden nach dem in der Erſcheinung hervortretenden Leiden. Auch der Irrthum, die Unwahrheit, das Feſthalten der Sinnlichkeit in Erkennen oder That, führt nicht ſelten eine, ſcheinbar freiwillig erwählte, Verfolgung, Schmerzen, Leiden und Tod herbei; zu jeder Zeit hat auch der Irrthum ſeine Märtyrer gehabt. Für die ewige Wahrheit (ja, *als dieſe*) ſtarb nur der Eine. Daher ward das Kreuz, einmal errichtet, die Glorie der Geſchichte, daher wird es innerlich aufgerichtet in einer jeden ringenden Perſon, die die Seligkeit ſucht und findet. Es war das Sündenbekenntniß, die innere Reue, die Strafe des ganzen Geſchlechts, ja, mit ihr der ganzen Schöpfung, nicht der abſolute Gedanke allein, ſondern die abſolute That des göttlich ſchöpferiſchen Willens, nicht die matte Selbſtbeſtimmung des Begriffs, ſondern der mächtige Sieg, der allen Völkern und der ganzen Natur laut verkündigt wurde, damit der innere Kampf, wenn auch in den vereinzelten Gemüthern noch immer zweifelhaft, dennoch für alle, mit göttlicher Zuverſicht, durchgekämpft werde. Nicht Gott war der Leidende, denn er, der Alles Beſtätigende in Allem, lebt im ewigen Licht und im ewigen Frieden. Aber der Menſch, der ſich innerlich dem Geſetz und, mit dieſem, dem innern Tode hingab, war der Gott. Denn dieſe reine Hingebung vernichtet, richtend und ſtrafend, alle äußeren Verhältniſſe und, mit dieſen, des Geſetzes Gewalt über den Menſchen. So iſt der wahre Menſch der innere Mittelpunkt aller Menſchen, der geiſtige Schwerpunkt des Alls, gegen welchen ſie in dem Aether eigener, in ſich geründeter Bahnen, innerlich, wie die Planeten äußerlich, gravitiren. Der abſolut reine Menſch, der unbedingt gute, iſt Gott, denn nur Gott iſt gut. Der einzig Gute, der Fleiſch ward, war eben der Heiland. Alle Andern, die eine durch äußere Verhältniſſe bedingte Uebereinkunft mit dem Geſetze treffen, ſind unrein; Keiner iſt rein, auch nicht Einer. Nur inſofern des heiligen Geiſtes Sonnenlicht die durch die Verhältniſſe gefeſſelte Maſſe belebend trifft, ſprießt aus ihr das Leben und die, Seligkeit weiſſagende, Entwickelung hervor, die allein die Verheißung hat. Aber die Maſſe iſt das unendlich Mächtige in der Erſcheinung, ſie ergreift das ganze Daſein mit ihrer dunkeln Macht, daß der Geiſt verläugnet wird und als ein Nichtiges erſcheint. Die Macht der Verhältniſſe ergreift ein jedes erſcheinende Daſein ſo äußerlich in der Natur, wie innerlich in einer jeden Perſon; und ohne eine Erſchütterung, die das innerſte Leben in ſeinen tiefſten, in dem All verborgenen Gründen aufwühlt, kann ſie nicht überwältigt werden. Ja, da muß dieſe am grenzenloſeſten in ihrer nächtlichen Dunkelheit erſcheinen, wo der Gott in uns ſie am gewaltigſten zurückweiſt. Als der Heiland Blut ſchwitzte und ſprach: „wenn du willſt, dann nimm dieſen Kelch von mir“ und in noch tieferem Sinne, als er am Kreuze ausrief: „mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen“, da trat ihm die Sunde der ganzen Welt, die er, der Reine, abwies, wie ſie in dem All, inſofern es erſcheint, mächtig iſt, ganz nahe, da trat der gefallene Engel, der, obgleich die Finſterniß ſelber, dennoch (Lucifer) gezwungen wird, das Licht, die leuchtende Fackel göttlicher Offenbarung, vor ſich zu tragen, ihm entgegen; und als er ſprach: „es iſt vollbracht“, brach die Morgenröthe des neuen Tages aus der tiefſten Nacht der Schöpfung hervor. Da wich der

Satan, wie auf dem Berge der Verſuchung, als die reine Lehre verkündigt werden ſollte, da gewann dieſe Lehre lebendige Geſtalt, und der erſte Augenblick der noch verhüllten Auferſtehung war der letzte des Todeskampfes. Da regte ſich in den innerſten Tiefen der Schöpfung die neue Geburt aus Gott; und der neue Adam erſchien von jetzt an, das Urbild aller menſchlichen Geſtaltung, der neu aufgerichtete, unvergängliche Tempel Gottes, und alle Herrlichkeit der Schöpfung, und alle Zukunft der Geſchichte und der Natur mit ihm. Fortan ringt die Erde nach dieſer Geſtalt in einer jeden Perſon; und es iſt mit dem Erſtlinge der Auferſtandenen der Keim geſäet in allem erſcheinenden Leben, der Keim, der in jeder Perſon alle beſtätigen will, und die Beſtätigung des Geſetzes durch die Liebe, durch ein chriſtliches, immer reiferes Erkennen in allen Räumen der äußerlichen unendlichen Natur ſetzt. Wenn das Erkennen zum Handeln reif geworden iſt, dann ſtirbt die ganze Schöpfung, wie die Perſon, alle Tage, und vollendet (das verwelkende Blätterleben verdrängend) diejenige höchſte Entwickelung, die die Herrlichkeit der Blüte mit der Strenge der Frucht in ewiger Vereinigung darſtellt.

6.

Das Gebet.

Das Gebet verſetzt uns in das Innerſte der Perſönlichkeit ſelber. Wir können es, wie es durch das chriſtliche Bewußtſein aufgefaßt wird, den immer wieder hervortretenden Anfang der Perſon nennen, in und mit welchem dieſe wird, nicht, wie ſie *erſcheint*, ſondern, wie ſie in und mit Gott iſt. Der fortdauernd in der Erſcheinung und ihren Verhältniſſen wieder verſinkende Menſch erhebt ſich in ſich ſelber, und findet ſich nur durch einen Anderen, durch Gott, in ſich ſelber beſtätigt. Im wahren Gebet ſindet allein die Function ſtatt, die uns rein in Gott, und dadurch in unſer eigenſtes Selbſt, verſetzt. Und daß dieſe nicht von uns ausgeht, ſondern von Gott, offenbart uns unmittelbar das Reich der Gnade, in und mit welchem wir allein leben, handeln, denken und ſind. Aus dieſer Einheit des in der Erſcheinung Getrennten gehen alle die Widerſprüche hervor, mit welchen der denkende Menſch zu kämpfen hat, wenn von dem Gebete die Rede iſt. Die größte Schwierigkeit liegt darin, daß der Standpunkt der Subjektivität, auf welchen uns das Gebet verſetzt, derſelbe iſt und ſein muß, auf welchem das Denken in ſeiner Selbſtändigkeit einen abſoluten Werth erhält und erhalten ſoll. Denn da, wo der Menſch in ſich ſelber ſo ſich verliert, daß alle äußeren Verhältniſſe nur einen abgeleiteten Werth erhalten, da ſindet die Perſon den Ausgangspunkt nur in ſich, als rein freier Gedanke, der durch nichts als durch ſich ſelber bedingt und beſtimmend iſt. Ein dunkeles Bewußtſein ſpricht (als die verborgene Macht der Speculation) daſſelbe aus, wo die Reflection der geiſtigen Bildung, ſelbſt innerhalb der ſinnlichen Verhältniſſe und durch dieſe beſchränkt, ihre Gewalt ausübt. Dieſe wach gewordene Reflection verhindert den Zutritt zum wahren Gebet; und faſt unvermeidlich verwandelt ſich dieſes in eine denkende Ueberlegung, die immer tiefer und umfaſſender wird, je freier der Denkprozeß ſich aus ſich ſelber geſtaltet. Es iſt der Urgedanke ſelber, der die Welt der Vorſtellung und, mit dieſer, die Perſönlichkeit vernichtet. Die Axt iſt an die Wurzel des Daſeins gelegt.

In der That giebt es kaum einen reflectirten Menſchen, der nicht in dem Augenblicke des Gebets, wenn irgend ein außerordentliches Ereigniß, ein überraſchendes Glück oder eine große Noth es, wie unwillkürlich, hervorruft, in ſich ein gedoppeltes Weſen fühlt. Denn einerſeits findet der Menſch ſich von einem perſönlichen Gott berührt, von einer fremden Gewalt, die allein vermag, ihn in ſeinem innerſten Weſen zu beſtätigen oder zu vernichten; und andererſeits erhebt ſich der ſelbſtändige Gedanke, der jene Gewalt und die Beziehung des Innerſten der Perſon zu einem perſönlich objektiven Gotte in das Reich der, dem ſelbſtändigen Denken untergeordneten, Vorſtellung verweiſt. Es iſt der allerinnerſte Kampf der Seele mit ſich ſelber, der, wenn er in ſeiner gefahrvollen Bedeutung begriffen wird, wohl geeignet iſt, eine innere Verzweifelung hervorzurufen. Selbſt der reine, einfältige Chriſt kennt dieſen Moment ſehr wohl; und es giebt vielleicht keinen innern Kampf, der tiefer in das Eigenthümliche der Perſönlichkeit hineinwühlt, als dieſer. Daher die Klagen über die Unfähigkeit, beten zu können. Die Macht der Reflection, die poſitiv das Gebet bei den für die Welt Gebildeten abweiſt, erſcheint hier als ſtumpfe Hemmung; und der Menſch ſcheint nur zur Ruhe zu kommen, indem er leichtſinnig ſich den ſinnlichen Verhältniſſen hingiebt, das Ueberraſchende des Glücks durch kühle Beſonnenheit zu beherrſchen ſucht, und das Unglück, als ein unvermeidliches Uebel, trägt, wohl auch durch Ueberlegung ſo viel wie möglich unſchädlich zu machen ſucht — oder die Reflection ſchlechthin behält das Uebergewicht. Man glaube nicht, daß der Menſch, wenn er ſich als ein negatives Erzeugniß ſeiner eigenen Schlüſſe betrachtet und das Poſitive nur in Denkbeſtimmungen zu finden glaubt, ſich ſelbſt, als erſcheinende Perſon, aufzugeben gemeint ſei. So — als die ſtabile Form einer ſtrengen, abſoluten Denkbeſtimmung — iſt noch kein Menſch hervorgetreten; und es giebt vielleicht keinen religiöſen Fanatiker unter denen, die ſich vorzugsweiſe die Auserwählten zu nennen wagen, der auf eine entſchiedenere Weiſe die Allgemeinheit des Gedankens für die Perſönlichkeit innerlich vindizirt, deren Nichtigkeit er erkannt zu haben glaubt, als ein ſolcher abſoluter Denker.

In der Religion, innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, hat Kant ſich mit der gewöhnlichen Freimüthigkeit in einer Anmerkung, am Schluſſe des Werks, im Sinne des abſoluten Denkens, über das Gebet ausgeſprochen. Der Menſch, ſagt er, ſucht ſich entweder durch die Idee Gottes (ohne ſich auch anzumaßen, demjenigen, was, als ein Schluß, aus der Thatſache des Sittengeſetzes hervorgeht, eine objektive Wirklichkeit zuzuſchreiben, oder durch dieſen bloßen Schluß das Daſein Gottes als bewieſen zu betrachten), für die reine Befolgung der Gebote dieſes Geſetzes zu ſtärken — oder dieſer Schluß hat eine ſolche Gewalt über ihn gewonnen, daß er Gott ſich gegenwärtig denkt und perſönlich anredet. Eine ſolche Anrede nun, die nur möglich iſt, wenn die Gedanken (als bloß gedacht) ein reines, von dem Denken ausgeſchiedenes, Objekt geworden ſind, und ſo ſich aus einer Gedankenbeſtimmung in eine Thatſache verwandelt haben, erzeugt nun, der Kant'ſchen Anſicht nach, das Gebet; wobei der Menſch ſich dennoch fortdauernd ſeiner Täuſchung bewußt bleibt. Denn „er ſtellt ſich wenigſtens (ſelbſt innerlich) ſo, als „ob er von Gottes Gegenwart überzeugt ſei, in der Meinung, „daß, wenn es auch nicht ſo wäre, es wenigſtens nicht ſchaden, „vielmehr ihm Gunſt verſchaffen könnte. Mithin kann in dem „letzteren (buchſtäblichen) Gebet die Aufrichtigkeit nicht ſo voll„kommen angetroffen werden, wie im erſteren (dem bloßen „Geiſte deſſelben). Die Wahrheit der letzteren Anmerkung wird

„ein Jeder beſtätigt finden, wenn er ſich einen frommen und
„gutmeinenden, übrigens aber, in Anſehung ſolcher gereinigter
„Religionsbegriffe, eingeſchränkten Menſchen denkt, den ein
„anderer, ich will nicht ſagen, im lauten Beten, ſondern auch
„nur in der, dieſes anzeigenden, Geberdung überraſchte. Man
„wird, ohne daß ich es ſage, von ſelbſt erwarten, daß jener
„darüber in Verwirrung oder Verlegenheit, gleich als über
„einen Zuſtand, deſſen er ſich zu ſchämen habe, gerathen werde.
„Warum das aber? Daß ein Menſch mit ſich ſelbſt redend
„betroffen wird, bringt ihn vor der Hand in den Verdacht, daß
„er eine kleine Anwandlung von Wahnſinn habe; und eben ſo
„beurtheilt man ihn (nicht ganz mit Unrecht), wenn man ihn,
„da er allein iſt, auf einer Beſchäftigung oder Geberdung betrifft,
„die der nur haben kann, welcher Jemand außer ſich vor
„Augen hat, was doch in dem angenommenen Beiſpiele nicht
„der Fall iſt."

Ich habe dieſe Stelle ganz angeführt, weil ſie mit entſchiedener Freimüthigkeit ausſpricht, was mehr oder weniger einen jeden Menſchen im Gebete ſtört, und ihrer großen Redlichkeit wegen faſt klaſſiſch genannt werden kann. Freilich muß es einem Jeden auffallen, daß er das Beiſpiel des laut gewordenen Gebets nur in jener kümmerlichen Geſtalt der ſchwachen Perſönlichkeit auffaßte, daß ihm das Gebet, wie es auch laut wird in den Schriften tief innerlich ringender Chriſten, nicht vor Augen ſchwebte, daß er an Paulus, an den Verfaſſer der Nachfolge Chriſti, an das laute, gemeinſchaftliche Gebet der innerlich bewegten Gemeinde nicht dachte, nicht an die geſchichtliche Aufregung ganzer Völker, die neue Zeiten ſchuf und ihre höchſte Bedeutung ausſprach in dem lautgewordenen Gebet; an den knieenden Guſtav Adolf, der das Heer zum Kampfe und zum Siege einweihte. Dieſes wären doch Beiſpiele der Realität des Gebets lebendiger Art; und hätte er den Muth gehabt, das Räthſel des Gebets auf eine ſolche Weiſe in ſeiner wahren Tiefe und Großartigkeit zu faſſen, dann würde er auch für das laut werdende Ringen des geängſtigten Gemüths eine größere geiſtige Achtung gezeigt haben, würde nicht in der Scheu, die das in der ſtillen Einſamkeit laut werdende Geheimniß des Innerſten nicht zur Schau tragen und Fremden preisgeben will, eine bloße Schaam, als wäre man ſich eines ausbrechenden Wahnſinnes bewußt, entdeckt haben. Auf eine ſolche armſelige Weiſe läßt ſich die Tiefe des Gebetes nicht enträthſeln. So nun ward das Gebet von Kant aufgefaßt; und auf ſeinem Standpunkte konnte er es kaum anders faſſen, denn die Vernunft hatte für ihn, als ſolche, zwar eine in ſeinem Sinne ideale Realität, die in der innern Geſetzmäßigkeit der Schlüſſe lag, dieſe Realität aber ſelbſt blieb in ſeiner eigenen allgemeinen Conſequenz verſchloſſen, ohne ein Daſein zu berühren, noch viel weniger hervorzurufen.

Anders freilich geſtaltet ſich das Gebet nach der Anſicht des abſoluten Denkens; denn da alle Vorſtellung ein Denken iſt, welches ſeine Form ſucht, um in dieſer ſich ſelbſt zu finden, ſo iſt in dem von der Welt der Vorſtellung gefangenen Gebete allerdings ein Denken verborgen, welches aber der momentanen und durch ein höheres Erkennen zu vermittelnden Form der Vorſtellung, um, als Denkbeſtimmung, Geiſt und Wahrheit zu erhalten, entſagen muß. Daß es, auf dieſen Standpunkt des reinen Denkens erhoben, aufhört, Gebet zu ſein, iſt in und für ſich klar. Der abſolute Denker kann zwar einen Betenden conſtruiren, aber nie ſelbſt im Geiſte und in der Wahrheit beten. Die abſolute Reflection hat den Sieg gewonnen; und zur Welt objektiv geiſtig aufgefaßter Vorſtellungen kann das Denken, nach dieſer entſchiedenen Präcipitation aller ſinnlichen Wirklichkeit, nie wieder zurückkehren. Die ganze Sinnlichkeit iſt von der Reflection ausgeſchieden als ein Solches, welches ſeine Realität keineswegs in ſich hat, eben ſo wie für die ſinnliche Betrachtung die todten Stoffe aus dem Lebendigen ausſcheiden, die von da an keine Bedeutung in ſich ſelber und keinen Antheil an dem Lebensprozeſſe haben.

Alle Religionen ſind auf Gebet begründet. Das wahre Denken, inſofern es zwar eins iſt mit der innerſten Realität der Perſönlichkeit, aber ſo, daß dieſe in jenem nie ganz aufgeht, obgleich es ſich in ihr entwickelt, ja, ihre eigene Entwickelung iſt, und alſo auch nie durch die erſcheinende Perſönlichkeit laut werden kann, bildet die Grundlage aller Religionen. Da, wo eine erſcheinende Perſönlichkeit ſich als die abſolute Vermittlerin der göttlichen Wahrheit ſetzt — mag dieſe die Feſſeln der Subjektivität erkennen oder nicht — verwandelt ſich die Religion in Denken, und ihre Form hat alle Realität verloren. Die Religion der Alten hatte ihre Gebete ſowohl, wie die chriſtliche, aber die Naturnothwendigkeit ſelber war das Vermittelnde zwiſchen Gott und der Perſönlichkeit. Denn erſt durch den Heiland war die Perſönlichkeit Gottes einem jeden Menſchen offenbar geworden. Perſönlichkeiten aber beſtimmen ſich nicht wechſelſeitig auf äußere unorganiſche Weiſe, ſondern auf eine lebendige, organiſche. Je reiner beide ſind, deſto inniger durchdringen ſie ſich, daß das Du ein Ich wird, ohne aufzuhören ein Du zu ſein. Wir wiſſen, daß dieſe Einheit des äußerlich Getrennten die Liebe iſt, die nur begriffen wird, wo Perſonen und Perſonen ganz in einander aufgehen, ohne die Perſönlichkeit zu verlieren.

Wo das organiſche Verhältniß zu Gott durch die Naturnothwendigkeit vermittelt ward, da trat die Verſöhnung der getrennten Willen, welche die Wurzel der Perſönlichkeit in ſich enthalten, innerhalb der Sinnlichkeit hervor. Das ſinnliche Daſein ſelbſt mußte, da, wo ſie frei und nicht durch ein abſolutes Geſetz gebunden erſchien, wo die göttliche Freiheit als Willkür ſich offenbarte, ſeinen, in den dunkelen Verſchlingungen der Natur verborgenen, Willen kund geben; und ſelbſt das reinſte Chriſtenthum vermag dieſen trüben heidniſchen Grund des Daſeins nicht ganz zu verdrängen. Inſofern wir uns den ſinnlichen Verhältniſſen preisgegeben wiſſen, ſpricht der uns entfremdete Gott nur aus der unendlichen Ferne zu uns; und wir müſſen ſogar behaupten, daß Alles, was den von dem bloßen Denken feſtgehaltenen Menſchen als ein Geringes und Verächtliches erſcheint, und nicht mit Unrecht, dennoch der einzige, wenn auch trübe Reſt eines übrig gebliebenen Verhältniſſes der Perſönlichkeit zu einem freien Gott, genannt werden muß. Da, wo der Aberglaube in dem leichten Spiele geſetzloſer Verhältniſſe die Zeichen des göttlichen Willens aufſucht, iſt er allerdings von der unmittelbaren Gegenwart der göttlichen Perſönlichkeit abgewandt, und hat ſich dem dunkelen Grunde ſeines eigenen Daſeins ergeben; aber das Denken, indem es dieſe finſtere Richtung verdrängt, muß heranreifen zur unmittelbaren Offenbarung des göttlichen Willens, nicht durch dieſes oder jenes Zeichen innerhalb der Sinnlichkeit, ſondern durch das freie göttliche All. Bleibt es im Denkprozeſſe feſtſtehend, ſo wird es, mag es innerhalb der Sinnlichkeit ſich relativ oder das All, als den bloßen Denkprozeß, abſolut auffaſſen, unausbleiblich relative und abſolute Reflection, und die Religion iſt verſchwunden.

Was nun in unſeren Tagen Aberglaube genannt und kaum je vollſtändig von irgend einer menſchlichen Perſönlichkeit überwunden wird, ſelbſt wo ſie ihn verachtet — „nicht jeder Mann iſt frei, der ſeiner Ketten ſpottet" — das war im Alterthume eine natürliche, ja, innerhalb der Sinnlichkeit nothwendige, und daher wahre, Aeußerung des Daſeins. Das Fatum ſelber ward dadurch beweglich; und aus der Naturnothwendigkeit, die die Perſönlichkeit band und feſſelte, ſprach ſich, wie aus einer unendlichen Ferne, eine, wenn auch ſchwankende, unſichere, mit Angſt gepaarte, dunkele Hoffnung aus. Was jetzt Aberglaube iſt, war die von der Sinnlichkeit innerlich beherrſchte Aeußerung des Glaubens, die in dem, von Gott entfernten, dunkelen Naturgrunde verborgen, ſich ſelbſt nicht zu faſſen vermochte, und keine Zuverſicht gewinnen konnte. Aber dieſer Grund war die verborgene Stätte des göttlichen Willens; und der Wille der Vereinzelung, wo er ſich dem göttlichen hingab, ward, überwunden, die Stätte göttlicher Entwickelung. Die Gebete traten innerhalb der Erſcheinung als feierliche Ordnung hervor. Aus der Nothwendigkeit, ſich mit den höhern Mächten perſönlich zu verbinden, das Daſein durch ihre Gegenwart zu heben, entſprang die Kunſt, und die Schönheit veredelte durch die Naturthat des Volkes, des Geſchlechts eine jede Perſönlichkeit, ohne ſie in der innerſten Tiefe ihres Daſeins von der feſſelnden Gewalt der Erſcheinung zu befreien. Sie, dieſe in der Sinnlichkeit ſich offenbarende Schönheit, war das Fatum, die unerbittliche Strenge der Naturnothwendigkeit, die ſich in ſich ſelber faßte und, obgleich in der Form der Erſcheinung hervortretend, das Vorbild der perſönlichen Freiheit, ja, das Höchſte, was die

Erſcheinung, als ſolche, darzuſtellen vermag. Daher geſtaltete ſich alles auf Gott Gerichtete in der Form der Naturſchönheit; ja, Schiller hatte nicht Unrecht, als er ſagte: daß die Menſchen göttlicher wurden, je menſchlicher, (d. h. je mehr als Erſcheinung ſelbſtändiger) die Götter wurden. Sie erſchienen und bewohnten die Tempel, ſie verkündigten Glück und Unglück, freudige Entwickelung und furchtbaren Untergang. Alle Feierlichkeiten waren Kunſterzeugniſſe und nährten die Kunſt, aber ſie waren zu gleicher Zeit verhüllte Gebete, durch welche die noch gefeſſelten Perſönlichkeiten ſich flehend an die Götter wandten.

Aber der Allerhöchſte wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht ſind, — das Reich Gottes kömmt nicht mit äußerer Geberde, ſondern es iſt innerlich in uns. — „Ehe Abraham ward, bin ich", ſprach diejenige göttliche Perſon, die die Wahrheit und Freiheit der Perſönlichkeiten verkündigte, und ſie mit der beweglich und lebendig gewordenen Sinnlichkeit erhob. Eben daher hat der Naturglaube, wo er perſönlich, alſo willkürlich, wird, die Heiterkeit des Alterthums verloren, und ſich in einer widerwärtigen Perſönlichkeit verzerrt; denn er legt jezt das Zeugniß ab von dem böſen Willen, der uns von Gott entfernt und von dem göttlichen Lebensprincipe, in und mit welchem wir allein unſere perſönliche Bedeutung erhalten können. Ihr werft dem Chriſtenthume vor, daß es einen Aberglauben erzeuge und noch immer zu erzeugen drohe, der finſter, unſchön nicht allein und widerwärtig, ſondern ethiſch abſcheulich genannt werden muß. Warum wiederholt ihr dieſe Beſchuldigung nicht, wenn ihr die Bildung des Menſchen betrachtet? Der Menſch, ſagt ihr, könne nie dem Thiere gleich ſein; wenn er zum Thieriſchen herunterſinkt, iſt er tiefer geſunken, als das Thier, denn, indem er dasjenige aufgiebt, wodurch er über das Thier erhoben iſt, kann er die Naturſicherheit deſſelben nie wieder erhalten. Ganz ruhig ſprecht ihr dieſes aus, als eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, und nie fällt es euch ein, indem ihr den Menſchen glücklich preiſt, daß er beſitzt, was die Thiere entbehren müſſen, daß jener Ausſpruch gerade dieſelbe Beſchuldigung in ſich enthält, durch welche ihr das Chriſtenthum zu treffen, ja, wohl vernichten zu können glaubt. Der Chriſt ſteht höher, als der Heide, oder er ſinkt tiefer, als dieſer, wenn er ſeinen Vorzügen frevelnd entſagt.

Der Chriſt hat das deutlichſte Bewußtſein davon, daß der Zuſtand des wahren Gebets den höchſten Gipfel der chriſtlichen Wahrheit in ſich enthält. Es iſt der Moment, in welchem die innerſte Wahrheit ſeines Daſeins die realſte Wirklichkeit, die alle äußeren ſinnlichen Verhältniſſe unmittelbar vernichtet, und eben dadurch alle Abſtraction, die die Relativität der Erſcheinung erſt abweiſen muß, ſchlechthin verdrängt. Gott iſt wahrhaft gegenwärtig im Gebet, und zwar nicht ſo, wie er, in einer Unendlichkeit ſich verbergend, ſeine Gegenwart durch die Naturnothwendigkeit vermittelt, ſondern uns unmittelbar nahe. Er iſt in uns, er iſt die innerſte Wahrheit und das Weſen unſeres Selbſtbewußtſeins, und dennoch iſt er ein Anderer, und wir ſind uns deſſen bewußt, was uns von ihm trennt. Dieſe Trennung iſt alſo eine ſchlechthin innere, eine durchaus geiſtige. Wir ſind von uns ſelber getrennt, und der Widerſpruch des ganzen

Daſeins wird uns klar. Wenn es den Heiden erlaubt war, ſich durch eine Naturvermittelung (wenn auch nur vorübergehend) befreit und mit Gott verſöhnt zu wiſſen, ſo iſt uns dieſe Vormundſchaft der Natur verſagt. Sie ſelbſt iſt ein Geiſtiges geworden, Ausdruck des göttlichen Willens, der unmittelbar ſeine Herrlichkeit, richtend oder beſtätigend (in beiden Richtungen auf gleiche Weiſe liebend), einer jeden Perſönlichkeit nahe tretend, offenbart. Allerdings iſt das wahre Geſpräch mit Gott ein Selbſtgeſpräch, aber ein reinigendes und Geweihtes. Er entfernt ſich von uns und wird ſtumm (wie wir ſelber keine Worte finden können), und verbirgt ſich in den Verhältniſſen der Erſcheinung, die uns feſthalten und zu vernichten drohen, wenn wir uns ſelbſt von ihm entfernen. Das Wort, die Sprache, gehört nicht der ſtrengen Schule der Reflection allein, ſie iſt die beweglich gewordene Organiſation ſelber; und was das leiblich organiſche Daſein in der Erſcheinung feſt hält, und dennoch vorbildlich ausſpricht, iſt, ſeit der Heiland erſchien, laut geworden und, wie in der Stufenfolge organiſcher Entwickelung als das Ebenbild Gottes, in der menſchlichen Geſtalt, ſo als das Urbild Gottes in der befreiten Perſönlichkeit verwirklicht. Das innerſte Selbſtgeſpräch, das Geſpräch mit Gott, iſt das aufgeſchloſſene Myſterium der Schöpfung ſelber, welches ſich in einer jeden Perſon wiederholt. Dieſer Monolog iſt das Gebet. Wenn der dramatiſche Dichter durch alle Ereigniſſe und Verwickelungen des Dramas, die ſich um den Helden des Stückes zuſammendrängen, die Perſönlichkeit deſſelben enthüllen will, dann giebt er die dialogiſche Form auf und nimmt zum Monolog ſeine Zuflucht. Das Gebet iſt, in einem viel tieferen Sinne, ein Monolog und Dialog zugleich.

Daher tritt Gott uns im Gebet als der Herr der ganzen Schöpfung entgegen, nicht als willkürlich handelnd, ſondern als abſolut frei, ſo wie damals, als ſeine Liebe zur Befreiung der abgefallenen Geiſter ſich liebend entſchloß, der Schöpfung unendliches Werk zu beginnen. So iſt Gott und bin ich im Gebet, als wäre außer uns nichts da. Dieſe reine Einſamkeit des Menſchen, dieſes abſolute Getrenntſein von allen irdiſchen Verhältniſſen iſt. — Es iſt *mein* Daſein und *mein einziges* und wahrſtes; ich bin nicht ſo, weil ich mich ſelbſt ſo ſetze, ich finde mich ſo, es iſt der Schöpfung reinigendes und ſchaffendes Geheimniß, welches den böſen Willen gefangen nimmt und in mir einen neuen Sinn, ein neues Herz ſchafft. Gott iſt mir offenbar geworden, iſt mir Objekt, Gegenſtand, (und ich weiß, erfahre es), er ſoll von jetzt an der Einzige ſein. — Denn „in ihm und in ihm allein leben, weben und ſind wir." Und doch ſprechen wir mit Gott, und aus uns ſpricht der Ewige mit ſich ſelber, und der Dialog der Gnade und Barmherzigkeit verwandelt ſich in den Monolog des göttlichen Daſeins, welches ewig in ungeſtörtem Frieden ſein eigenes Weſen erkennt, und in einer jeden Form, ſo auch in meiner, auf ewige Weiſe beſtätigt. Haſt du jemals das Geheimniß der Liebe begriffen, auch nur ſo, wie ſie in ihrer, dennoch geiſtigen Tiefe zwei erſcheinende Perſonen zu ergreifen vermag? Iſt nicht das Geſpräch der Liebenden ein wahres Selbſtgeſpräch, ſpricht nicht ein Jeder aus dem Andern heraus, nicht aus ſich, und liegt nicht die wechſelſeitige Selbſtbeſtätigung in dieſen Monologen, die für die Erſcheinung die dialogiſche Form annehmen müſſen? Ja, jedes lebendige Geſpräch, jedes fördernde und anregende, *wird* nur durch dieſes gegenſeitige Umſetzen der Perſönlichkeiten; er ſoll aus mir, ich ſoll aus ihm reden, dann erſt iſt das Geſpräch ein organiſches, nicht ein anorganiſch hemmendes. Und ſo müſſen wir behaupten, daß es die, jede Perſönlichkeit beſtätigende, Liebe iſt, die allein dem Geſpräche eine lebendige Bedeutung zu geben vermag.

Daher ſtehen wir, obgleich wir uns eben in dem Moment des wahren Gebets am tiefſten gebunden fühlen, dennoch, durch die Gnade Gottes mit ihm innig vereinigt, ihm frei gegenüber; und auch er iſt, wie in der ganzen Schöpfung, ſo auch in ſeiner ewigen Beziehung zu uns, abſolut frei. Ob, was uns im ſinnlichen Leben begegnet, ein Förderndes oder Hemmendes der göttlichen Entwickelung ſei, das bleibt uns völlig verborgen; und dennoch muß der Chriſt, je reiner ſeine Geſinnung iſt, Alles, was Gegenſtand ſeiner Liebe geworden iſt, als ein geheiligtes, ihm anvertrauetes Gut betrachten. — Er darf, als Mann die Frau, als Frau den Mann, als Vater oder Mutter das Kind, als Thätiger, dem das Kleine anvertraut ward, das Geſchäft nicht gleichgültig aufgeben; und dieſes Ringen, das zu erhalten, was ihm innerlich, nicht äußerlich gegeben ward, dieſe tiefe Neigung, in allen Verhältniſſen des äußeren Lebens, die ſich um uns geſtalten, den verborgenen Keim einer göttlichen Entwickelung zu ahnen, der von uns gepflegt werden ſoll, iſt die eigentliche lebendige Quelle des Gebets. Nicht allein in den Perſonen unmittelbar wird der Chriſt dieſen verborgenen Keim vorausſetzen, ſondern auch mittelbar in denjenigen ſinnlichen Verhältniſſen, die durch Andere, wie durch ihn ſelber zur Perſönlichkeit geſteigert werden ſollen. Dieſe erhalten aber ihre Bedeutung eben dadurch, daß ſie in der lebendigen Perſon aufgehen, die allein für Gott in ihrer Beſonderheit eine ewige Bedeutung hat. In der Erſcheinung bleibt dieſer Keim uns allen verborgen, und dennoch bildet er die ewige Vorausſetzung, ohne welche all unſer Handeln eitel und alles Erkennen leer wäre. Der Chriſt erkennt ihm in der geiſtigen Continuität, die ſich bis zur gegebenen gegenwärtigen Entwickelungsſtufe verfolgen läßt. Sie bildet in der ſinnlichen Zeit die göttliche (die Fülle der Zeit, wie es in der Schrift heißt); und ſo iſt dieſer, in Alles geſäete Keim, ihm klar, ja, nimmt, als Wurzel alles Erkennens, der Wahrheit nach, ſein ganzes Denken in Anſpruch, obgleich er da, wo die ſinnliche-Welt ihn zur Thätigkeit beſtimmt, in den bloß äußeren Verhältniſſen, in welchen er unterzugehen in Gefahr iſt, und die er für ein höheres Daſein gewinnen ſoll, ſich der klaren Betrachtung entreißt, ſo daß dieſe in den ſinnlichen Verhältniſſen verborgen bleibt. So entſteht aus der Gewißheit ſelber eine Ungewißheit, die ſich uns, wenn wir die nächſte Zeit, und was ſie geſtalten will, in den größten wie in den kleinſten Kreiſen betrachten, mit deſto größerer Gewalt aufdrängt, je tiefer das Erkennen wird. Denn zwar weiß der Chriſt, daß die Zukunft des Geſchlechts in Gottes Hand ſteht, aber nicht dieſe Allgemeinheit der göttlichen Abſicht iſt ihm anvertraut; er, als ein Vereinzelter, ſoll aus ſeiner Vereinzelung heraustreten, ein im göttlichen-Sinne Beſonderer, geiſtig Eigenthümlicher werden, wie er es wor dem Falle war, und ſoll eben dadurch eine jede Perſon zur Entwickelung der eigenen Beſonderheit im Innern anregen. Das nun, was in Gott ewig geiſtige Gegenwart iſt, das iſt in ihm verborgene Zukunft. Das Allergewiſſeſte wird, in die Vereinzelung ſinnlicher Verhältniſſe hineingeriſſen, zugleich das Ungewiſſeſte, damit es ihm klar werde, daß ſeine Gedanken nicht die göttlichen ſind. Und dennoch ſind ſie es; ja, alle ewige Wahrheit und Seligkeit beruht darauf, daß ſie es werden. Hier, wo der Keim der ewigen Entwickelung uns ſelbſt von den Feſſeln des Geſetzes losreißt, wo der Heiland ſich in uns geſtaltet, fängt das Gebet an, und das Geſpräch mit Gott wird ein inneres Selbſtgeſpräch. Immitten der äußern Verhältniſſe ſind fremde Perſonen mit uns nicht äußerlich, ſondern innerlich verbunden, und nicht bloß verbunden, ſie gehen vielmehr in der Einheit unſeres Weſens auf, ſo wie wir in der Einheit ihres Weſens. In der Ungewißheit, die ſich aus dem Standtpunkte der Sinnlichkeit nie verdrängen läßt, liegt der allertiefſte Zweifel, der niemals durch eine erſcheinende Perſon, ſondern nur durch Gott gelöſt werden kann. Wir fühlen uns ganz mit ihm vereinigt und dennoch völlig von ihm getrennt. — „Sein oder Nichtſein“, das iſt alſo die Frage; nicht, ob jenſeits der Sinnlichkeit ein perſönliches Daſein ſich fortſetze, vielmehr, ob das als ewig Erkannte ein Wahrhaftes oder ein ſich in ſeiner Nichtigkeit Ergreifendes ſein ſolle, davon iſt die Rede, und nichts Sinnliches vermag uns darüber eine Auskunft zu geben. Da werden wir nicht mehr von irdiſchen Rückſichten ergriffen, nicht ein fremdes All, welches ſich ſtückweiſe aufſchließt, und ruhelos uns von einer Relation zur andern hinweiſt, das All ſelber tritt uns, die wir uns des böſen Willens bewußt ſind, als Aeußerung des göttlichen Willens, gegenüber. Da wird die höchſte Organiſation des Alls, die ſtets bewegliche, gezwungen, ihre innerſte Tiefe zu offenbaren; und was nur durch Vermittelung des Denkens, als Geſetz ſich ausſprechen läßt, wird ein Unmittelbares. Die vermittelnde Abſtraction, das denkende Werden, erhält ſeine Bedeutung als ein Daſein, und wir ſind nicht mehr da, inſofern wir denkend werden, alle unſere Gedanken vielmehr finden ſich ſelber als ein auf ewige Weiſe Daſeiendes. Wie eine jede Organiſation nur wird, inſofern ſie iſt, und der Moment der Einheit des Daſeins der einzige iſt, der zu gleicher Zeit allen

Functionen, als werdenden, ihre Bedeutung giebt, ſo liegt auch die Realität der ewigen Perſönlichkeit, als werdende, nur darin, daß das, was als eine Entwickelung eine Zukunft hat, zugleich dieſe Zukunft als ewige Gegenwart in ſich trägt.

Durch das Gebet erzeugt ſich jener Moment, wo von der ewigen Beſtätigung unſeres innerſten Daſeins die Rede iſt; und wie unſer ſinnlicher Leib nie begriffen werden kann aus ſich ſelber, wie er erſcheint; vielmehr ſeine Erſcheinung die Beſtätigung in jedem Momente durch die Totalität der Natur erhält, deren Macht wir in der Art und Weiſe erkennen, wie ſie ſich in unſerer nächſten Umgebung, als Klima u. ſ. w., äußert: ſo muß auch die Perſönlichkeit, ſo lange ſie auf einer beſtimmten Entwickelungsſtufe betrachtet wird, beſtätigt werden, nicht in ſich allein, ſondern in und mit dem geiſtigen All der ganzen Geſchichte, die ihre Gewalt in der nächſten Umgebung kund giebt. So nun, von der Erſcheinung ergriffen, die keine Bedeutung in ſich ſelber hat und dennoch eine ewige Bedeutung in ſich einſchließt, findet ſich ein jeder Menſch fortdauernd, wenn er ſich in ſeinem Innerſten, d. h. im Sinne der göttlichen Gnade, zu ergreifen ſucht. Hier erhalt die Liebe, die aus dem Glauben entſprungen iſt, und von der Zuverſicht der lebendigen Hoffnung getragen wird, ihre eigentliche Bedeutung. Das Gebot „du ſollſt den Nächſten wie dich ſelber und Gott über Alles lieben", hört auf ein Gebot zu ſein und wird das innerſte Lebensprincip. Könnte in der Erſcheinung dieſes Lebensprincip frei walten, fände es nicht fortdauernd ſich von dem Geſetze gebunden, ſo wäre das Gebet der laute Jubel der Seligkeit ſelber. Das All wäre durchſichtig für die befreite Seele, des Geſetzes Gewalt wäre aufgehoben, und durch den trüben Schatten der Verhältniſſe, ja, in dieſem, würde die in ſich klar gewordene Seele die ganze Zukunft als ewig ſichere Gegenwart genießen. Alles Denken iſt ein Sprechen, welches ſich nur in der Vermittelung weiß, alles Gebet iſt ein Sprechen der durch den Vermittler befreiten Seele. Was durch das Denken, als ein Geſchloſſenes, aber dennoch für eine verhüllte Zukunft Unvollendetes da iſt, das tritt als der entwickelnde Trieb, ringend mit den Verhältniſſen hervor, und iſt eben ſo gewiß und nothwendig, wie das Denken, eine Sprachfunction, denn es hört nicht auf, ein Denken zu ſein, weil es aus der Vollendung ſeines Daſeins thätig iſt, wie die aufgeſchloſſene Blute in der keimenden Knospe. Es iſt alſo ein Denken; und weil es das allerfreieſte, unmittelbar ſein ewiges Daſein ergreifende Denken ſelbſt iſt, ſo tritt auch die Unbedingtheit der Vernichtung durch den böſen Willen in Allem hervor, und die ganze Sprache hält dieſen, nur durch Gott zu löſenden, Widerſpruch in Allem, was Gegenſtand des Gebets ſein ſoll, den Gegenſatz von Himmel und Hölle, unmittelbar feſt. Alle chriſtlichen Gebete, die dieſen Namen verdienen, entſpringen aus der Liebe, und ohne dieſe hat das Gebet keine Bedeutung. In Allem, was dem Geſetz unterworfen, ja, von des Geſetzes Gewalt innerlich durchdrungen iſt, ſo daß der ſinnliche Menſch nur dieſe wahrnimmt, ruht der Keim der erzeugenden Liebe. So entdeckt ihn der liebende Chriſt nicht allein in ſich, ſondern auch in den Perſonen, in deren Mitte er lebt, und in welcher die geſetzliche Macht, ſo wie die ewige Liebe, die die ganze Geſchichte durchſtrömt, ihm zunächſt offenbar wird; und nicht allein in den erſcheinenden Perſonen, ſondern auch in den mannigfaltigen Verſchlingungen geſchichtlicher Verhältniſſe, durch welche die Perſonen untereinander, und die immer mehr und mehr geiſtig aufgeſchloſſene Natur, eine perſönliche Bedeutung erhalten.

Ihr behauptet: das, was entdeckt wird in der Naturwiſſenſchaft, habe an ſich und ohne Rückſicht auf eine Perſönlichkeit eine Bedeutung, als das Concretwerdende des allgemeinen abſtracten Gedankens; ja, ihr behauptet von euerem Standpunkte mit völligem Recht und durchgeführter Conſequenz, daß ſelbſt die Perſönlichkeiten in der Geſchichte nur, für die Vorſtellung geltende, Momente eines abſoluten Denkens ſeien, welches ſich aus ſeiner ewigen Natur ſelber ſetzt. Der Chriſt aber kennt keine andere Realität als die der Perſönlichkeit; ſie allein, weil in ihr die ewige Realität, der göttliche Wille ſich entwickelt oder gehemmt wird, hat eine ewige Bedeutung. Alles hat ſein Weſen und ſeine Wahrheit für die Perſon; und wie eine beſchränkte Teleologie innerhalb der Sinnlichkeit die Natur, als eingerichtet nur zum Dienſte der ſinnlich erſcheinenden Perſönlichkeit, betrachtete, ſo iſt für den zum Erkennen heranreifenden Chriſten alle geiſtige Realität der ganzen Natur und des Alls nur geſetzt, inſofern durch ſie Perſönlichkeiten in ihrer Art beſtätigt werden. Alle Wiſſenſchaft hat nur ein Ziel, dieſes nämlich, daß durch ſie die Liebe offenbar wird, die eine jede Perſon durch alle, und alle Perſonen durch eine jede, beſtätigt und im engern Kreiſe ergreift zum wechſelſeitigen Erkennen aller Perſonen, nicht wie ſie erſcheinen, ſondern wie ſie, das All in allen Richtungen ergreifend, auf einer jeden Stufe der Entwickelung die Fülle aller geiſtigen Fortbildung in ſich einſchließend, wahrhaft ſind. Daher verleugnet die Wiſſenſchaft ihre Abſicht nicht, ſie iſt durchaus ethiſch, d. h. praktiſch. Alle geſchichtliche Praxis nämlich ſucht die Befreiung und wechſelſeitige Beſtätigung eines jeden menſchlichen Daſeins. Das iſt der Sinn alles Praktiſchen, und ohne dieſen fehlt ihm alles Princip und alle geiſtige Einheit. Hat ſo das chriſtliche Bewußtſein das All in der Einheit aller Perſönlichkeiten ergriffen, iſt dieſes als die Aeußerung eines ewigen liebenden Willens erkannt, giebt es keine andere reale Gegenwart, durch welche die, im Entſtehen verſchwindende, ſinnliche Gegenwart ihre Bedeutung erhält, als die göttliche: ſo iſt das Gebet die unmittelbarſte und höchſte Aeußerung des wahren Lebens ſelber, und die naturlichſte aller Functionen, wenn wir die Natur im göttlichen Sinne nehmen.

Wenn Eltern, Kinder, Freunde ſterben, ſo wird uns derjenige, der ſie, auf die göttliche Zuverſicht ſich berufend, gleichgültig und ohne in ſeinem innerſten Weſen erſchüttert zu ſein, ſterben ſieht, jeder Zeit als ein Menſch erſcheinen, deſſen innerſte Perſönlichkeit auf eine, uber alle Sinnlichkeit liegende, ſittliche Weiſe erkrankt ſei. Es iſt nicht bloß ein ſinnliches Verhältniß, welches uns an die erſcheinende Perſon knüpft, die Liebe iſt nur geiſtig zu faſſen, wir ſterben ſelber in und mit dem Geliebten, denn das in der Erſcheinung verhüllte Leben wird nicht ergriffen, wie es in der Sinnlichkeit uns gegenuber ſteht, ſondern als ein anderes, welches doch zugleich in die Einheit mit uns geſetzt iſt. Dieſe wechſelſeitige Beſtätigung iſt die heiligſte Aufgabe unſeres Lebens; aber die Früchte derſelben erkennen wir nur, wie ſie, dem Geſetz des ſinnlichen Daſeins unterworfen, in der Erſcheinung hervortreten. So lange wir mit dem Geliebten leben, giebt uns die Liebe ſelbſt, wenn ſie reiner Art iſt, eine heitere Zuverſicht; denn die gegenſeitige Läuterung, das, wodurch wir fördernd, als das Du in dem Ich und als das Ich in dem Du, leben, iſt uns eine Bürgſchaft. Alle Liebe iſt ewiger Art; und der Prozeß, der das Anorganiſche irdiſcher

Verhältniſſe in ein Organiſches der Liebe verwandelt, ſchließt die Hoffnung lebendiger Entwickelung unmittelbar in ſich. Aber der Tod hebt dieſe Vermittelung auf. Was durch und mit ihr gegeben war, tritt aus dieſer freundlichen Vermittelung heraus, und der göttliche Wille wird uns nicht unmittelbar als Liebe, ſondern durch die Macht des Geſetzes kund gethan. Da bebt die Perſönlichkeit in ſich ſelber, da iſt der Menſch nicht bloß in ſeinen erſcheinenden, ſondern in ſeinen ewigen Tiefen erſchüttert; und eben der Chriſt, der von der nächtlichen Tiefe, die durch das Geſetz ihm am entſchiedenſten entgegentritt, am innerſten getroffen wird, findet ſich einem ſtreng richtenden Gotte gegenüber. So lange der Geliebte in Gefahr ſchwebt, ſoll uns die ſüße Gewohnheit des Zuſammenlebens eine heilige und geweihte ſein, denn ſie iſt uns nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich, nicht bloß auf eine zeitliche, ſondern auf eine ewige Weiſe gegeben, und die Fülle der Zeit, in welcher Gott ſeine pflegende Liebe offenbart, ruht in ihr. Wahrlich, die tiefe Sorge, die während der Gefahr den geliebten Sterbenden begleitet, hat keine ſinnliche Wurzel; und was Perſonen mit Perſonen innerlich in Liebe verbindet, darf nicht verglichen werden mit der bloß ſinnlichen Neigung, die, ſchnell wechſelnd, Gegenſtand mit Gegenſtand vertauſcht.

Das Gebet erſtreckt ſich nicht unmittelbar auf Perſonen allein, ſondern auf Alles, was Gegenſtand der Liebe iſt, alſo auch auf die Objekte perſönlicher Thätigkeit, auf alle Aeußerungen des Talents; und hat das innerſte Leben des Chriſten ſeine Bedeutung nur daher, daß er Alles in ſeiner Art, und zwar auf ewige Weiſe, beſtätigen will, ſo wird das Gebet alle Verhältniſſe des ganzen Lebens umfaſſen, inſofern dieſe Keime der göttlichen Entwickelung in ſich enthalten. Es iſt ſo wenig der Fall, daß dieſe völlige Hingebung, durch welche das ſich ſelbſt faſſende Bewußtſein ſich mit ſeinem ganzen Reichthume und ſeiner ganzen Fülle nicht ſetzt, ſondern findet, die Macht, die Kraft der Thätigkeit lähme, daß ſie vielmehr die Quelle und die einzig wahre aller mächtigen That iſt. Das Gebet iſt der fortdauernde Pulsſchlag desjenigen Lebens, welches ſeine Bedeutung im Ewigen hat, die eben daher aus der höchſten Organiſation hervorbricht, und in der Sprache laut wird. Die Vermittelung zwiſchen Denken und Sein, die abſolute Umwandelung der Dialektik in ein poſitives Daſein, die Weihe der Sprache, liegt allein in ihm; denn es iſt nicht ein abſtractes Sein, welches als ein Nichtſein ſich ergreifen muß, um zu werden, es iſt ein abſolut poſitives, als Daſein, welches, indem es gegeben iſt, auch die Quelle alles Denkens wird und, als das Reale in aller geſetzlichen Beſtimmung des Denkens, dieſes in allen Richtungen und in einer jeden Form der Denkbeſtimmung durchdringt. Die Frage, ob das abſolute Denken den abſoluten Willen, oder dieſer jenes umfaßt und beherrſcht, tritt hier in ihrer völligen Naktheit unmittelbar hervor. Nicht beten zu können, beweiſt jederzeit, daß das menſchliche ſelbſtändige Denken über die Hingebung in den göttlichen Willen, der dadurch der eigene wird, verſteckt, oder offenbar, in der Form eines bedingten Bewußtſeins oder des unbedingten Selbſtbewußtſeins, den Sieg errungen hat.

Nach dem, was wir jetzt über das Gebet geſagt haben, ſpricht ſich die Macht deſſelben von ſelbſt aus; wir können über den Sinn der Aeußerung, daß ein jedes Gebet, welches im Namen des Heilandes ſtattfinde, erfüllt werde, nicht im Zweifel bleiben, und es wäre in unſeren Zeiten überflüſſig, darüber viele Worte zu verlieren. Das Gebet des Herrn enthält die innerſte

Wahrheit und den Geiſt aller Gebete. Das unmittelbare Anerkennen der göttlichen Perſönlichkeit, die lebendige Hoffnung: daß ſein Reich walten, daß ſein Wille innerhalb der Sinnlichkeit ſich herrſchend äußern möge, wie er ſich in der Ewigkeit ſeines Daſeins ungetrübt äußert; daß unſer ſinnliches Daſein nur ſeine Erhaltung finde als ein Entwickelungsprozeß für ein höheres; daß Alles, was uns von einander entfernt, indem wir äußere Verhältniſſe, die ſich feindſelig beſchränken, aufgeben, damit, was uns wechſelſeitig hemmt und bindet, in gegenſeitige Beſtätigung ſich verwandele; daß dieſer Keim gemeinſchaftlicher Entwickelung aller Perſönlichkeit gedeihe, indem alle Verhältniſſe des Lebens um uns herum ſich ſo geſtalten, daß ſie jede Verſuchung entfernen, allenthalben die Ermunterung zum Guten enthalten und ſo das wahre Uebel beſeitigen; und daß, inſofern dieſes geſchähe, die Macht und die Herrlichkeit Gottes eben aus dieſer Thätigkeit ſeiner Liebe offenbar werde, — enthält die ganze Bedeutung des Gebets, wie wir es dargeſtellt haben. Es iſt unvermeidlich, daß in der Erſcheinung eine Unzahl von Täuſchungen hier hervortritt, ja, daß ſie, eben weil ſie aus dem Innerſten der Perſönlichkeit entſpringen, ſo verwickelter Art, ſo verſteckt ſind, daß es für ein, aus der Erſcheinung ſchließendes, Bewußtſein kaum möglich wird, ein richtiges Urtheil zu fällen.

Bei den Aeußerungen des Talents, wenn es mit der Zuverſicht ſeines Naturgrundes (deswegen eben nicht mit der göttlichen, gereinigten Perſönlichkeit) erſcheint, wird dieſe uns als ein Beweis der innern Naturwahrheit deſſelben gelten. Sollte aber dieſe Zuverſicht etwa verſchwinden, da, wo das Talent für ein höheres Daſein, und daher auch in ſich ſelber geweiht, thätig wird? Eine ſolche Zuverſicht unterſcheidet ſich aber von derjenigen, die aus der bloßen Reflection entſtanden iſt, eben ſo, wie von der eines jeden Talents, wenn in ihm die Wahrheit des Naturgrundes ohne die Beſtätigung der Perſönlichkeit thätig iſt, dadurch, daß ſie nicht das Erzeugniß, ſondern der Grund aller Reflection iſt, und ſo das Poſitive, in und mit welchem alles wahrhaft erzeugende Denken gegeben iſt, bleibt und bleiben muß. Wenn auch nie auf eine abſolute Weiſe, ſo treten doch diejenigen, die wir deswegen die von Gott Berufenen nennen, ſo hervor, daß, was ſie durch Gebet zu erringen ſuchen, faſt (nie ganz) durch ihr Daſein erfüllt iſt. So ein Jeder, der mit der Macht ſtrafender Liebe reinigend in der Geſchichte thätig war. Aber wir würden uns ſehr irren, ja, einen leichten und oberflächlichen Sinn verrathen, wenn wir ſolche Aeußerungen echt religiöſer Zuverſicht nur da erkennen wollten, wo ſie ſich mächtig in der Geſchichte hervordrängen. Auf den verſchiedenſten Entwickelungsſtufen, wie ſie innerhalb der Sinnlichkeit mit einander gegeben ſind, nun einen größeren, dann wieder einen engeren Kreis des Erkennens umfaſſend, treten ſolche Perſönlichkeiten hervor, und die höhere oder geringere Geltung findet nur für die Erſcheinung ſtatt. Das wahre, innerlich chriſtliche Leben eines ſolchen Menſchen (ſein fortwährendes Gebet) iſt zu gleicher Zeit ein Reinigungsprozeß der Erſcheinung. Durch das Gebet und mit demſelben zeigt ſich die Erfüllung.

So gewiß nun, wie es einem Chriſten ziemt, eine ſolche, ſelbſt in der Erſcheinung durch Gott geſegnete, Thätigkeit zum Gegenſtande ernſter Betrachtung zu machen, ſo können wir doch nicht läugnen, daß hier eben die Quelle großer Selbſttäuſchung verborgen liegt. Die Zuverſicht, mit welcher ſolche Menſchen hervortreten, ſollte auch innerlich in einem Jeden auf die nämliche

Weiſe lebendig werden: aber die Betrachtung macht den Naturgrund der ſo Begabten ſelbſt zu einem Gegenſtande der Reflection; wir glauben dieſen Menſchen, deren göttlicher Ruf uns klar wird, ablauſchen zu können, was ſie in eine ſo mächtige Bewegung ſetzt, und durch eine Art äußerer Nachahmung dasjenige erlangen zu können, was nur eine Bedeutung hat, wenn es aus dem innern, ſich ſelbſt verborgenen Grunde der Perſönlichkeit entſpringt. Als Luther an Melanchthon's Krankenbette das Leben ſeines Freundes von Gott mehr zu fordern, als zu erflehen ſchien, als er ausrief: Du darfſt, Du kannſt mir den Freund nicht rauben; da war dieſe Form des Gebets um ſo mehr eine geweihte, weil der ſcheinbare Trotz eine wahre Demuth für Gott in ſich enthielt. Es war das Geſtändniß, daß er ohne Melanchthon nichts vermöchte, daß die Milde des Freundes allein für ſtille Entwickelung gewinnen könne, was durch ihn im Sturm und Ungewitter geſäet worden war. Aber ſo wie alles Gute durch die Menſchen verzerrt wird, ſo wirken ſolche mächtige Naturen nicht ſelten hemmend, ſtatt fördernd. Es entſteht, wie in unſern Tagen, nicht ſelten ein ſchwächliches Drängen, mit einer leeren Selbſteinbildung verknüpft, um, wie man es nennt, für Gottes Reich thätig zu ſein. Das will der Menſch nie einſehen, daß, wie die höchſte Function der Entwickelung durch das Gebet nach der ſtillen Kammer verwieſen iſt, wie das Reich Gottes nicht durch äußere Geberdung kömmt, ſo auch die eigentliche Stätte der perſönlichen Wahrheit in dem Innerſten der Perſönlichkeit ſelber ruht, und ſich innerhalb der Grenzen der Eigenthümlichkeit offenbart. Dieſe iſt, ihrer göttlichen Natur nach, in jeder Perſon und, abgeſehen von den äußeren Verhältniſſen der Erſcheinung, in einer jeden Form, auch in der beſchränkteſten, gleich reich. Das Zudrängen zu einer Erfullung des göttlichen Willens, der in die Augen fallt, wird für diejenigen Naturen, die berufen ſind in einem engeren Kreiſe thätig zu ſein, ein das Chriſtenthum verleugnender Irrthum der gefährlichſten Art. Aus dem in der ſinnlichen Welt hervortretenden Gelingen oder Mißlingen einer ſolchen Thätigkeit kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein Schluß gezogen werden. Die ſcheinbar mißlungene That, die verkannte und verſchmähte, iſt nicht ſelten die wahre, die, obgleich, äußerlich betrachtet, vernichtet, dennoch ihren Segen in ſich trägt. Diejenige aber, die zu gelingen ſcheint, und in der Geſchichte eine Zeit lang fortwuchert, iſt dennoch oft mit einem organiſchen Fehler geboren, und trägt ihre Nichtigkeit in ſich. Es giebt nicht leicht etwas Gefährlicheres, als eine, durch die Reflection entſtandene, mithin in ſich unwahre, vermeintliche Berufung zur Thätigkeit, im göttlichen Sinne. Wenn wir die Selbſttäuſchung eines gewöhnlichen Menſchen, der ſich ein Talent zutraut, welches er nicht beſitzt, und ſo ſein eigenſtes Daſein durch ein leeres Beſtreben in einer falſchen Richtung verzerrt, betrachten, ſo werden wir, obgleich wir dieſe erlogene Selbſtſchätzung chriſtlich, als aus der Sünde entſtanden, anſehen muſſen, dennoch nicht ſelten von einem innern, tiefen Mitleiden ergriffen; wenn aber die Perſönlichkeit auf die nämliche Weiſe durch ſich ſelbſt irre geleitet, mit einem göttlichen Auftrage hervortreten zu können meint, und trotzend die göttliche Hülfe in Anſpruch nimmt, dann geſellt ſich zum Mitleiden ein tiefer Widerwille, ein Zorn geweihter Art. Denn jeder Zeit iſt es dann, und zwar auf der heiligſten Stätte, die vereinzelte Perſon, und ein armſeliges beſchränktes Denken, welches ſich anmaßt, den göttlichen Willen vertreten zu wollen. Ja, aus dieſer tiefen Sünde iſt, im viel höheren

Grade, als wir es gewöhnlich glauben, der Rationalismus entſprungen. Die Feindſchaft gegen das Chriſtenthum, die, indem ſie mit Recht dasjenige abweiſt, was als ein Nichtiges, Armſeliges und Ohnmächtiges ſich hervordrängt, zu gleicher Zeit ſich von dem geheiligten Boden abwendet, iſt ſo entſtanden. Es giebt nichts Entſetzlicheres, als wenn ein ſolcher Menſch ſagt: der Geiſt habe ihm gegeben zu äußern, was, wenn wir es vernehmen, nicht ſelten das Geiſtloſeſte und Thörichteſte genannt werden muß. Das wahre Gebet täuſcht uns nie über uns ſelbſt. Ich habe einmal zu behaupten gewagt, Dummheit ſei ein Laſter; ich habe viel dafür leiden müſſen, und es iſt begreiflich, woher die Anklagen erſchollen, und wer vorzüglich das Intereſſe hatte, mich zu bekämpfen! Kein Menſch, dem Gott ſeinen Verſtand erhalten hat, iſt urſprünglich dumm; ein jeder Menſch wird es, wenn er ſeinen wahren Ruf verkennt, wenn er jenſeits der Grenze ſeiner Eigenthümlichkeit thätig ſein will. Es giebt auch eine ſogenannte geiſtreiche Dummheit; und wer die wahren Keime zukünftiger Entwickelung in unſerer Zeit, die geſunden, lebendigen, hoffnungsvollen, erkannt hat, Beſonnenheit genug beſitzt, um ſie zu faſſen, und ſie dann mit der Geiſtreichigkeit der Zeit und mit dem, was wir die Literatur des Tages nennen, vergleicht, der wird wohl kaum leugnen können, daß dieſe Dummheit, deren eigenſtes Princip die Unverſchämtheit iſt, laut genug geworden ſei. Es giebt wohl nicht leicht eine Aeußerung bedauernswürdiger Beſchränktheit, die das Mißverhältniß zwiſchen dem Gegenſtande, deſſen Wahrheit ſie darſtellen zu können ſich anmaßt, und ihr eigenes Thun und Treiben auf eine auffallendere Weiſe kund giebt, als dieſes lockere Spiel leerer Perſönlichkeiten.

Ich habe dieſen Gegenſtand ſo ausführlich erwähnt, weil die Täuſchungen, die in Rückſicht auf die Zuverſicht, die aus dem Gebete hervorgeht, und die Anſichten, die von der Erfüllung deſſelben ſich zu bilden pflegen, oft aus dieſer trüben Quelle entſpringen. Es iſt der höchſte Gipfel, wo der helle Tag und die dunkele Nacht des ganzen Daſeins ſich unmittelbar berühren; und aller Fanatismus entſpringt hier, innerhalb der Erſcheinung, ſcheinbar aus der nämlichen Stätte, aus welcher der hellſte Tag der geſunden, perſönlichen wie geſchichtlichen, Entwickelung hervorzugehen ſcheint. Das Erſte, was das wahre Gebet zur Folge hat, iſt, daß es uns nach der innerſten Mitte der Perſönlichkeit, wie ſie, abgewandt von der Sünde, in ihrer ewigen Eigenthümlichkeit ihr Weſen offenbart, hinweiſt, und allein aus dieſer heraus thätig ſein will. Es iſt das reinſte Bewußtſein deſſen, wozu wir berufen ſind, und dieſes ſtellt ſich niemals als ein bloß Allgemeines, ſondern eben als das am reinſten von allem Andern Geſonderte, dar. Der Widerſpruch, den wir oben erwähnt haben, und der ſich dadurch ausſpricht, daß wir Gott um die Kraft, recht zu beten, bitten, zeigt offenbar ſelbſt die wahrhaft lebendige organiſche Bedeutung des Gebets; und wir entdecken (faſſen wir uns in dem Zuſtande des wahren Gebets) uns ſelbſt in dem Momente der höchſten Entwickelung. Denn jenes Bedürfniß, zu beten, welches da und doch auch nicht da iſt zu gleicher Zeit, ſetzt ſich ſelbſt voraus, wie das Bewußtſein, wie die Perſönlichkeit überhaupt. Es iſt dieſes beſondere Bewußtſein ſelber, welches ſich findet, wie das keimende Leben in der Knoſpe, ohne ſich aus ſich ſelber in der vereinzelten Form der Erſcheinung ergreifen zu können. Daher iſt es die immer geſteigerte Sehnſucht nach der Einwirkung der Gnade, die das hoffnungsvollſte Zeichen der geſunden Entwik ſelung ſelbſt genannt werden muß: wie die Knospe die belebende Sonne fordert, um ſich zu entfalten, und wir dennoch annehmen müſſen, daß die Strahlen nichts Aeußeres in die Vegetation hineinbringen, ſondern das innerſte Leben der Pflanze ſelbſt anregen und in Thätigkeit ſetzen. Das wahre Gebet iſt daher mit ſeiner Erfüllung eins, es entſpringt aus dem Glauben und nährt ihn zugleich; es iſt jene innere Zuverſicht des Daſeins, die wir vorbildlich in dem Talent erkannt haben, und die oft als bloße Natur, ohne die Perſönlichkeit zu beſtätigen, unſere Bewunderung erregt, und, mit allen Verhältniſſen des ganzen Daſeins verbunden, das Glück geſchichtlicher, aber von der Sinnlichkeit gebundener Entwickelung darſtellt, welche hier die ganze Perſönlichkeit ergreift, ſo daß nicht das Talent allein, ſondern die Perſon ſelber, in ihrer Wahrheit beſtätigt wird, und in allen Momenten ihres Daſeins zugleich für ein höheres ſich ausbildet. Das Gebet, ſagen wir, iſt mit ſeiner Erfüllung zugleich gegeben; und wie die Zuverſicht des Talents mit dem, was wir das ſinnliche Glück nennen, ſo iſt das wahre Gebet mit der Seligkeit gepaart. Es würde die reinſte ewige Seligkeit ſelbſt darſtellen, wenn der Zuſtand in der Sinnlichkeit ein bleibender wäre, oder ſein könnte. So aber lebt das auf Gott gerichtete Gemüth, in dem Wechſel zwiſchen unbedingter Hingebung, die die innerſte Selbſtbeſtätigung und das Leben aus Gott ſelber iſt, und einem bedingten Daſein, in einem Wechſel, der ſelbſt ein lebendiger iſt, und weder ein rein unbedingter noch ein bedingter genannt werden kann. Dieſe Einheit des ſich ſcheinbar Widerſprechenden bildet daher die eigentliche Bedeutung des chriſtlichen Gebets. Es iſt die ewig ſich wiederholende Erneuerung der Thätigkeit einer göttlichen Organiſation. Daher darf auch das bedingte Bewußtſein, von dem Strome des höhern Lebens durchdrungen, ſein Daſein nicht aufgeben, denn Alles, was die gereinigte Liebe ergreift, bildet den innigſten Lebensprozeß der Perſönlichkeit ſelber; daher dürfen, ja, ſollen wir beten für Alles, was uns Gegenſtand der Liebe geworden iſt. In dem inneren geiſtigen Leben, wie es ſich in der Sinnlichkeit entwickelt, wenn es auf Gott gerichtet iſt, ruht die Zuverſicht eines für die Seligkeit reifenden Daſeins; und der Menſch vermag das Bewußtſein der völligen Reife für den Tod, in ſich nie zu erkennen, daher, je tiefer und klarer das chriſtliche Bewußtſein ſich geſtaltet hat, deſto ernſter fleht er um die Verlängerung des Lebens, und vertauſcht nur die Hoffnung, es zu erhalten, mit dem Troſte und der Hoffnung auf die, jenſeits aller Erſcheinung liegende, göttliche Gnade, wenn er die Unvermeidlichkeit des Todes erkennt. Alles Gebet hat daher in den Stunden der höchſten Gefahr ſeine reinſte Aeußerung in jenen Worten des Heilandes: „Herr, nimm dieſen Kelch von mir, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.“

Was nun für den erſcheinenden Menſchen, inſofern in ihm ein höheres Daſein ſich hoffnungsvoll entwickelt, gilt, das gilt auch für Alles, was mit ihm durch die Liebe in der innern ſeligen Einheit der Perſönlichkeit in Gott aufgegangen iſt. Nicht allein Perſonen ſterben, auch Gegenſtände der Liebe aus allen Richtungen des Lebens des göttlichen Alls, gehören nicht äußerlich, ſondern innerlich zu unſerm eigenſten Daſein. Wie es ſich für die chriſtliche Familie ziemt, um das Leben der Eltern, der Geſchwiſter, der Kinder zu flehen, wie die ſorgende Pflege der Liebe den Sterbenden umgiebt, und die Hoffnung nicht nachläßt bis zum letzten Athemzuge: ſo ſoll der Menſch die Bemühungen, zu welchen ihn das Talent berufen hat, und die durch die Liebe geweiht ſind, nicht geſtorben glauben, weil er unter dem Kampfe mit Schwierigkeiten aller Art erlahmt und ermüdet. Und wenn die Liebe rechter Art iſt, wird er am Krankenbette, ja, am Sterbebette ſeiner Arbeit, ſeiner Thätigkeit ſitzen, wie die trauernde Mutter am Bette des ſterbenden Kindes, noch hoffnungsvoll lauſchend bis zum letzten Athemzuge. So wird auch der Bürger mit ſeinem Staate innerlich ſich vereinigt finden; nicht mit einem aus der Allgemeinheit der Gedanken abſtract conſtruirten, ſondern mit einem lebendigen, wie er aus der ganzen Geſchichte, aus der hiſtoriſchen Vergangenheit, in welcher die lebendige Macht der Gegenwart und alle Hoffnung der Zukunft ruht, hervorwuchs, und wie er mit heimathlichem Gefühl in ſein innerſtes Leben eindrang und „die ſüße Gewohnheit des Daſeins und des Lebens“ begründete. Er wird ſich von dem erkrankten Staate nicht trennen, noch viel weniger ihn zertrümmern wollen, in der eitelen Hoffnung, aus eigenen Gedanken einen neuen, beſſern aufbauen zu können. Mit der drohenden Gefahr wird vielmehr die ſorgfältige Pflege des gegebenen, nicht erdachten, ſondern lebendigen Staats fortdauernd wachſen, und auch er wird die Hoffnung nur in der unvermeidlichen Todesſtunde aufgeben. Daher hat das Gebet für uns ſelbſt, für die Familie, für die Obrigkeit, als das ordnende Element des Staats, ja, für alle Menſchen, die nämliche Bedeutung der wechſelſeitigen Beſtätigung. Es iſt der höchſte Moment der göttlichen Freiheit, die mit ihrer ſchaffenden, jede Perſon in ihrer Art fördernden Allmacht, das innerſte Leben der Perſönlichkeit ſelbſt durchſtrömt, das göttliche, ſchöpferiſche Selbſtgeſpräch, das innerſte Myſterium der Sprache, wenn ſie ſich ſelber Object wird, das Wort, welches nicht in der leeren Conſequenz der Gedankenbeſtimmungen fortſchreitet, ſondern Fleiſch ward, Gedanke, That und ſeliges Daſein in ſich durchdringender Einheit, das Reich Gottes, welches zu uns kömmt, ſein Wille, der ſich äußert, auf der Erde, wie im Himmel. Daher iſt die Todesſtunde unſerer bedingten Hoffnungen zugleich der Lebensmoment der höheren, und indem wir um die Erhaltung des ſinnlichen Daſeins innig flehen, ſind wir eben am geneigteſten, es willig aufzugeben. Wenn in der Wahrheit chriſtliche Eltern das Kind erziehen, dann ſorgen ſie nicht auf irdiſche Weiſe, was aus ihm werden ſoll, und wiſſen es, daß die eigenen Gedankenbeſtimmungen, der Tiefe eines perſönlichen Daſeins gegenüber, keine Bedeutung haben. Sie fragen vielmehr, was iſt die göttliche Abſicht? Sie lauſchen auf den göttlichen Ruf, der in einer jeden Perſönlichkeit ſchlummert; und wenn ſie den Segen der Erziehung hoffnungsvoll erwarten, ſo gründet ſich dieſe Hoffnung darauf, daß es ihnen gelingt, die geweihte Stätte der göttlichen Freiheit, die in einem jeden Kinde ruht, durch die göttliche Gnade zu erkennen, um ſie pflegend und fördernd zu begleiten. Es kömmt in dem Prozeſſe perſönlicher Entwickelung die Zeit, in welcher das Kind mündig erklärt wird, das Mädchen zur reinen Jungfrau, der Knabe zum Jüngling ſich entwickelt. Dann findet eine ſcheinbare Scheidung ſtatt, die Perſon iſt reinigend an ſich ſelbſt gewieſen; es iſt die Epoche der Selbſtbildung, und wenn die erſte die der Schule genannt wird, die zweite die der freien Geſellen, in welche der ſondernde Prozeß der lebendigen Organe ſich zur wechſelſeitigen Durchdringung ausbildet: ſo iſt die der Verhältniſſe des Volks, des Staats, in welchem die Jungfrau, jetzt Frau, den reinen, keuſchen Mittelpunkt der Familie bildet, der Jüngling, jetzt Mann, Bürger des Staats geworden iſt, die

Gemeinſchaft der Meiſter, die, ſich wechſelſeitig beſtätigend, inſofern der Keim göttlicher Entwickelung gnadenvoll in ſie geſäet iſt, ſich wechſelſeitig erziehen ſollen, damit es klar werde, daß alles Feſthalten zu gleicher Zeit ein Entwickeln und alles Leben eine Erziehung des Geſchlechts ſei. Mündig werden wir zwar nur jenſeits erklärt; aber wie in dem Knaben, je entſchiedener ſeine Eigenthümlichkeit hervortritt, deſto klarer die Zukunft des Jünglings, in dem Jünglinge, je reiner ſich in ihm die heitere Blüte ſeines innern Berufs entwickelt, die reife, geſunde Frucht verborgen liegt: ſo reift ein göttliches Erkennen (zugleich That und Daſein) in einem jeden Menſchen, wenn ſein Sinn auf Gott gerichtet iſt, und er erkennt auf göttliche Weiſe und handelt dem göttlichen Willen gemäß, und lebt im ſichern Vorgefühle der Seligkeit auch hier. Der Ausdruck dieſes Lebens iſt das Gebet, welches mit der innern Demuth äußere Zuverſicht und Sicherheit, mit der erkannten Ohnmacht die unüberwindliche Kraft, mit dem ſcheinbaren Untergange ſelbſt, das mächtigſte Leben (ſo innerhalb der beſondern Perſönlichkeit, wie in der Totalität der Geſchichte) offenbart. Daher iſt das Leben des Chriſten ein fortdauerndes Gebet, ſtumm oder laut, in der ſtillen Kammer oder in der Gemeinde, allenthalben dasjenige bezeichnend, was nicht in der Erſcheinung iſt, und ihr dennoch die alleinige Wahrheit, Weſenheit und lebendige Bedeutung giebt.

7.

Die Verdammniß. Die Toleranz.

Nichts beweiſt entſchiedener, daß, wie durch das Chriſtenthum der hellſte Tag, ſo auch die dunkelſte Nacht der Perſönlichkeit ſich kund giebt und an das Tageslicht tritt, als daß die

Behauptung laut werden konnte, und in der Erſcheinung eine ſo furchtbare Gewalt auszuüben vermochte: es ſeien in der Erſcheinung ſelber Zeichen gegeben, durch welche man die von Gott ſchlechthin dem Gerichte Preisgegebenen, die ewig Verdammten von den zur Seligkeit Auserwählten zu unterſcheiden vermöge, und daß dieſes Zeichen mit dem laut ausgeſprochenen Bekenntniß der Lehre des Chriſtenthums gegeben wäre. Die Behauptung alſo, daß nur diejenigen Menſchen, denen das Chriſtenthum verkundigt iſt, und (da man unter dieſen die Heuchler ausnehmen muß) nur die Wenigen, die die verkündigte Lehre durch ihr, mit dem offenen Bekenntniß der wahren Lehre verbundenes, äußeres Leben rechtfertigen, der Verdammniß entgehen können. Iſt es gewiß, daß die chriſtliche Religion und die auf dieſer begründete Sittlichkeit, keine andere Bedeutung habe, als diejenige, die ſie dadurch erhält, daß die Liebe, ihrer ewigen Idee nach, nur dann ſich in einer jeden Perſon belebend zu zeigen vermag, wenn dieſe ſich beſtätigt findet durch alle Perſönlichkeiten, daß dieſe Liebe keine Grenzen kennt, als diejenigen, die mit den Bedingungen der Erſcheinung hervortreten, und die daher nur für dieſe, nicht für die Liebe, die größer iſt als alle Erſcheinung, eine Geltung haben: ſo iſt die ſchauderhafte Gewißheit, die angenommen wird, daß das ganze Heidenthum, daß alle diejenigen Menſchen, die in der Erſcheinung nicht als Chriſten, und zwar als Chriſten eines beſtimmt ausgeſprochenen Bekenntniſſes, hervortreten, der ewigen Verdammniß preisgegeben ſind, die abſcheulichſte, die je hat ausgeſprochen werden können; und wir müſſen behaupten, daß alle Gräuel, die jemals in der Geſchichte ſich kund gaben, daß alle widerwärtige Grauſamkeit der Barbarei nur als die zerſtreuten Glieder einer grauenhaften Monſtroſität betrachtet werden können, die den Mittelpunkt ihrer Mißgeſtaltung in dieſer furchtbaren Lehre fand. Ließe es ſich darthun, daß ſie durch unſere heilige Schrift begründet werde, ſo wäre das chriſtliche Bewußtſein in einen nie zu verſöhnenden Widerſpruch mit ſich ſelber verſetzt; und je reifer und tiefer die verſöhnende Liebe ſich geſtaltete, deſto entſchiedener müßte ſie ſich von demjenigen, was dennoch, der Behauptung nach, zu ihrem Weſen gehören ſoll, mit Grauen und Abſcheu wegwenden.

Wir brauchen kaum darzuthun, was einem Jeden, der den Gang des chriſtlichen Bewußtſeins teleologiſch, wie ethiſch verfolgt hat, von ſelbſt einleuchten muß, daß dieſe Lehre nämlich eine ſchlechthin unchriſtliche ſei. In der heiligen Schrift kömmt keine Stelle vor, durch welche eine, ſo ſein innerſtes Weſen aufhebende, Anſicht begründet werden könnte; wohl aber ſehr entſchieden viele Stellen, die ihre mögliche Ausbildung auf jede Weiſe zu verhindern ſuchen *).

---

*) Wir können uns hier nicht in die ausführliche Behandlung eines Gegenſtandes, der ſich mehr für eine theologiſche, als für eine religiös philoſophiſche Unterſuchung eignet, einlaſſen; da aber dieſer Gegenſtand in religiös ſittlicher Beziehung von der größten Bedeutung iſt, ſo halten wir es nicht für überflüßig, hier die Stellen, die auf den Zuſtand der Perſonen nach dem Tode, und auf die Lehre der Verdammniß irgend einen Einfluß haben, ſowohl aus dem alten, wie aus dem neuen Teſtamente, wie ein theologiſcher Freund ſie für uns zuſammenzuſtellen die Güte hatte, hier anzuzeigen, damit es dem nicht theologiſchen Leſer erleichtert werde, die Anſicht, die wirklich durch die heilige Schrift begründet iſt, mit derjenigen zu vergleichen, die wir, als mit dem chriſtlichen Bewußtſein gegeben, zu entwickeln ſuchen werden.

Oft haben wir Gelegenheit gehabt, in der Richtung der Geſchichte, die die Gemüther von dem Chriſtenthume abwandte, das feindſelige Princip, als hervorgerufen durch den verdammlichen Irrthum, der ſich, in der Erſcheinung, aus dem Boden des Chriſtenthums ſelber zu entwickeln ſchien, wahrzunehmen. Innerhalb der Sinnlichkeit bewegen ſich die Kräfte

---

Altes Teſtament, im Original oder nach Meyer's Ueberſetzung: — Hiob. 3, 11 — 19. — 7, 7 — 10. — 10, 20 bis 22. — 17, 13 — 16. — 38, 16. 17. Pſalm. 6, 6. 30, 10. 115, 17. 18. — 88, 12. 13. — 49, 17 — 21 vergl. a. 12. 13. — Jeſaias 14, 3 — 27. — 38, 17 — 19.

Neues Teſtament. — Math. 5, 25. 26. — 7, 13. 14. — 7, 21 — 23. — 9, 24. — 10, 15. — 10, 32. 33. — 10, 37 — 39. — 10, 41 — 42. — 11, 21 — 24. — 12, 31. 32. — 13, 1 — 23. — 16, 18. — 19, 21 — 26. — 22, 1 — 14. — 24, 30. 31. — 40, 41. — 25, 1 — 12. — 25, 14 — 30. — 25, 31 — 46. — 26, 29. — Marc. 9, 38 — 41. — Luc. 7, 36 — 50. — 14, 8 — 15. — 9, 61. 62. — 14, 33. — 15, 4 — 10. — 16, 19 — 31. 18, 9 — 14. — 19, 11 — 27. — Joh. 3, 16 — 21. — 5, 24. — 5, 28. 29. — 6, 37 — 40. — 44. 45 — 57. 58. — 11, 10. 11. — 11, 25. 26. — 12, 47 — 49. — 14, 2. 3. 6. — 15, 6. — Actor. 1, 6. 7. — 2, 27. — 3, 19 — 21. — Röm. 5, 1 — 5. — 8, 28 — 30. — 9, 11 — 24. — 11, 15 — 24. — 11, 30 — 32. — 1 Kor. 15, 23 bis 28. — 2 Kor. 5, 1 — 10. — Epheſ. 2, 8. — Philipp. 3, 7 — 14. 2, 12 — 13. — 1 Petri. 3, 17 — 20. — 4, 8. vergl. Proverb. 16, 6. — Matth. 5, 7. — Luc. 6, 37. 38. — 2 Petr. 1, 9 — 11. — 1 Joh. 3, 5 — 9. — 5, 18. — Hebr. 6, 4 — 6. — 10, 26. 27. — Jacob. 2, 13. — 2, 24. 26. — 5, 19. 20. — Apoc. 6, 9 — 11. 19, 20. — 19, 21. — 20, 5. — 20, 4 — 6. — 20, 11 — 13. — 20, 14. 15. 21 ganz. — 21, 24 — 27. — 22, 2. — 22, 3. 4.

der erſcheinenden Natur, ſo wie alle Ereigniſſe der erſcheinenden Geſchichte zwiſchen den Extremen ſolcher Gegenſätze, die nur in der Unendlichkeit des entfernten und uns entfremdeten Gottes ihre Löſung finden. Die Feindſeligkeit, die in der Geſchichte ſich gegen das Chriſtenthum erhob (obgleich ſie in dem geheimen böſen Willen ihren eigentlichen Keim enthielt), ward auf dieſelbe Weiſe genährt durch den gerechten Kampf gegen einen Irrthum, der durchaus verwerflich war. Es bildete ſich eine Dialektik wechſelſeitiger, abſoluter Vernichtung, die aus der Quelle der ewigen wechſelſeitigen Beſtätigung ſelbſt zu entſpringen ſchien; und diejenigen, die das in der Erſcheinung hervortretende Richteramt mit Recht verwarfen, es aber zugleich, indem ſie der Behauptung der Gegner Glauben ſchenkten, als zum Chriſtenthume gehörig, betrachteten, wandten ſich auch feindſelig gegen dieſes. In der That muß uns die abſolute Liebloſigkeit, die ſich aus der Stätte der Liebe ſelber zu entwikkeln ſchien, gefährlicher ſcheinen, als diejenige, die mit jener auch das Chriſtenthum abweiſen zu müſſen glaubte. Dieſe letztere Anſicht nämlich ſchloß einen verborgenen Keim der wahrhaft chriſtlichen Liebe, die ſich nur ſelber nicht zu faſſen vermochte, keineswegs aus, während jene Anſicht, die ſich chriſtlich nannte, die Axt an die Wurzel der Liebe ſelber legte, ihr, die ihrem Weſen nach eine ſchlechthin freie und unbedingte iſt, eine willkürliche Grenze ſetzte, ſie in eine ſinnliche Endlichkeit verwandelte, und ſo in ihrem innerſten Weſen vernichtete. Ausgeſöhnt kann dieſer Gegenſatz (einmal in der Erſcheinung hervorgerufen und als das bewegende Princip derſelben anerkannt) ſo wenig werden, wie die Gegenſätze der Natur durch die ſinnliche Auffaſſung derſelben, die ihr innerſtes Weſen verhüllt, nicht kund giebt. Nur das wahre Chriſtenthum hebt den Widerſpruch entſchieden hervor, um ihn in ſeinen Extremen rein zu faſſen und ſo zu löſen.

Denn allerdings iſt es gewiß, daß der Begriff der ewigen Verdammniß dem chriſtlichen Bewußtſein nothwendig iſt, und ſich nie abweiſen läßt; nur daß ſeine Bedeutung nicht innerhalb der Erſcheinung, vielmehr in dem, was außer ihr liegt, gefaßt werden muß, und nur geiſtig begriffen werden kann. Dasjenige, was nicht, wie alle Erſcheinung, aus einem Andern, ſondern nur aus ſich ſelber begriffen werden kann, wie der Wille, der ja, als ſolcher, ein ſchlechthin Unbedingtes, nie Anfangendes, vielmehr der abſolute Anfang ſelbſt genannt werden muß, iſt nicht in der ſinnlichen Zeit entſtanden, kann ſich in dieſer nie als reiner Wille offenbaren, und eben ſo wenig mit ihr zu Grunde gehen. Und dennoch bildet er das innere Weſen der ganzen Erſcheinung. So haben wir den göttlichen Willen gefaßt, als die immanente, poſitive Wahrheit aller Erſcheinung, die dennoch nie aus dieſer allein erkannt oder auf irgend eine Weiſe abgeleitet werden kann. Aber auch dem böſen Willen, als ſolchem, obgleich er, als Wille, der nie zur That wird, als ein Wille, der fortdauernd vernichtet wird, um ſich fortdauernd in ſeiner leeren Unendlichkeit zu erneuern, aufgefaßt werden muß, kömmt dieſelbe Unbedingtheit zu. Auch er iſt nur aus ſich ſelber zu faſſen und durchaus nicht, als in einer ſinnlichen Zeit entſtanden, zu begreifen. Und obgleich (geiſtig gefaßt) die reine Sündenloſigkeit zum Weſen der Perſönlichkeit, wie ſie war, wahrhaft iſt und ſein wird, gehört, ſo hat dennoch der böſe Wille, (wenngleich geiſtig auf eine ſecundäre Weiſe) das Innerſte der Perſönlichkeit ergriffen, als die ihn durchdringende Negation ſeiner Wahrheit. Und ſelbſt die, in der Perſon Geſtalt gewinnende und immanent gewordene, göttliche Liebe vermag wohl den Tod,

d. h. die Sünde, zu feſſeln und zu überwinden, aber der unterjochte Feind iſt kein abſolut vernichteter. Wäre jene Lehre, die eine endliche Verſöhnung des Teufels mit Gott (die Wiederbringung aller Dinge als mißverſtandene Aeußerung einer ſchwächlichen Liebe, die ihre Kraft und ewige Macht nicht kennt) annimmt, eine dem chriſtlichen Bewußtſein weſentlich zugehörige: ſo würde in der That der Begriff der chriſtlichen Sittlichkeit ſelbſt, die ſchlechthin auf die Unbedingtheit des böſen Willens gegründet iſt, in ihrer innerſten Tiefe erſchüttert. Denn ein Wille, der irgendwie, in irgend einer Zukunft, als ein aufgehobener und vernichteter betrachtet werden kann, muß auch, da er, als ein ganzer, in jedem Momente hervortritt, in einer jeden Aeußerung als ein in ſich begrenzter und endlicher aufgefaßt werden. Dieſe Begrenzung aber kann nicht mit der in der Erſcheinung hervortretenden der Perſönlichkeit, die innerlich ein All in ſich ſchließt, verglichen oder, wie dieſe, aufgefaßt werden. Das Böſe wäre vielmehr ein innerlich Bedingtes, welches alſo nicht, als aus ſich ſelbſt, ſondern als aus einem Andern entſprungen, gedacht werden müßte, d. h. der böſe Wille wäre, als Wille, vernichtet, und es gäbe überhaupt kein Böſes, ſondern nur ein Uebel. Aber das Böſe hat ſo wenig eine Grenze, daß es vielmehr, als das an ſich Unbegrenzte, ſchlechthin Formloſe, welches, wie keine Geſtalt, ſo keine Wirklichkeit, anzunehmen fähig iſt, betrachtet werden muß. Dieſes aller Geſtaltung Feindſelige nun, einmal als Wille geſetzt, iſt freilich der dunkle Grund aller Form, der, als ſolcher, wenn er in den Mittelpunkt eines beſondern perſönlichen Daſeins, als das Geſetz deſſelben, gefeſſelt iſt, die Quelle der ewigen Freiheit ſelber wird, aber ohne als Wille vernichtet, wenngleich beherrſcht zu werden. Denn indem die freiwaltende göttliche

Liebe das Geſetz, als ſolches, beſtätigt, feiert ſie eben dadurch den immer erneuerten Sieg, der ja keine Bedeutung haben würde, wenn der Feind vernichtet wäre.

Dieſe Unbedingtheit des böſen Willens, die nie ganz aufhört, und die ganz thätig iſt in einem jeden Menſchen, ſelbſt in demjenigen, der im Sinne der göttlichen Liebe lebt, erzeugt die fortdauernde Furcht, die ein weſentliches Element des chriſtlichen Bewußtſeins iſt, die, ſo lange das ſinnliche Daſein dauert, eine fortdauernde Begleiterin der Zuverſicht iſt. Die Möglichkeit, daß der böſe Wille herrſchend werden könne, daß die Zukunft uns die Nacht der Hölle, ſtatt den Himmel der Seligkeit, vorbereite, muß dem Chriſten ſtets vorſchweben; und das geheime Grauen iſt die innerſte dunkle Nacht, aus welcher der Tag der göttlichen, beſtätigenden Liebe immer von neuem hervorbricht. Es liegt etwas unendlich Tiefes in der inneren Erfahrung des ringenden chriſtlichen Bewußtſeins; und dieſer innere Kampf, die fortdauernden Geburtswehen eines höheren Lebens, die zuſammengedrängte Unendlichkeit einer verborgenen Dialektik, die in jedem Momente die tiefſten Widerſprüche des ganzen Daſeins auffaßt und verſöhnt, iſt es vor Allem, die uns ſelber in das Geheimniß des Entwickelungsprozeſſes des göttlichen Lebens verſetzt. Hier iſt die Stelle, wo dasjenige, was die Schule die Entäußerung nennt, das All, wie es ſinnlich vor uns liegt, mit allen ſeinen Bedingungen ein Inneres und in ſeinem geiſtigen Urſprunge erkannt wird. In den Verhältniſſen, von welchen wir während unſeres Lebens ergriffen ſind (natürliche, wie geſchichtliche), und indem wir, dazu hingeriſſen durch die geheime Tücke des Herzens, uns dem ewig ordnenden Geſetze (die Wahrheit unſeres eigenen Daſeins trübend), wenngleich vergeblich, zu entreißen ſuchen, verbirgt ſich die ordnende

Gewalt des Alls, welches uns verdammt. Es iſt nicht bloß ein dichteriſcher, bildlicher Ausdruck, wenn geſagt wird, es ſtürze das ganze All vernichtend ſich über den Sünder, wenn das ſtrafende Gewiſſen in ihm laut wird. Und ſelbſt, wenn Kant das Sittenprincip in der abſtracten Form auffaßt, iſt er eben hier, wo das verletzte Geſetz, ſtreng richtend, hervorgehoben, ja, vernichtend wird, gezwungen, dieſem eine perſönliche Bedeutung zu geben, die mit der leeren Allgemeinheit der Abſtraction wenig zuſammen paßt.

Die inneren Kämpfe eines ringenden Gemüths gehören zu denjenigen Erſcheinungen, von welchen die abſolute Philoſophie des Denkens ſich, wie von einem Geringen und bloß krankhaft Subjektiven, abzuwenden geneigt iſt; und doch iſt es eben der allerhöchſte Gipfel alles deſſen, was in der Geſchichte laut wird, die geheime Stätte, in welcher ſie in einer jeden Perſönlichkeit nach ihrem wahren Anfange zurückſchreitet; und wer dieſe Stätte verkennt, dem bleibt der Gang der Geſchichte und die göttliche Abſicht, die ſich in ihr ausſpricht, ewig verborgen. Hier nun wird es uns klar, daß die Gewalt, welche das Böſe über uns ausübt, die Macht einer ſündhaften Neigung, die uns zur Gewohnheit geworden iſt, eben, je unüberwindlicher ſie ſcheint, deſto entſchiedener uns die nächtliche Unbedingtheit des böſen Willens, wie er in dem Innerſten des Gemüths ſich verbirgt, in ſeiner ganzen, die göttliche Ordnung bekämpfenden, alle unſere Neigungen, Begierden und Handlungen beſtimmenden, Macht kund giebt. Das Räthſel des Prädeterminismus verdrängt aber ein anderes, dunkleres, indem das des Böſen überhaupt an die Stelle geſetzt wird. Das Unüberwindliche der böſen Neigung, je ſchneidender es hervortritt, enthält keinen Prädeterminismus, keine Abſicht, die von Gott ausging, entdeckt uns vielmehr die Tiefe der eigenen Schuld, der eigenen Verdammniß. In unſerer Selbſtſucht, in unſerer, aus dem Böſen entſtandenen Vereinzelung, liegt der Grund, der uns dem Geſetze preisgiebt. Es iſt die Intenſitat des böſen Willens, die das göttliche Geſetz abweiſen will, die in einer ſich ſelbſt aufhebenden Entwickelung der Sinnlichkeit, zum Vorſchein kömmt. Wir ſind der Verdammniß preisgegeben, weil wir es wollen; und was uns innerlich vernichtet und den Vernichtungsprozeß fortdauernd mit immer größerer Gewalt erneuert, iſt der eigene Wille, nicht der göttliche. In dieſem Sinne müſſen wir behaupten, daß Gott das Böſe keinesweges dulde oder zulaſſe; vielmehr wird eben der höchſte Entwikkelungsprozeß, der von dem All ausgeht, und innerhalb der Verhaltniſſe der Sinnlichkeit nicht begriffen wird, uns das nie abzuweiſende Zeugniß geben, daß er das Böſe nirgends dulde, und daß alles wahrhaft Seiende eine Vernichtung deſſelben ſei.

Dieſes Bewußtſein nun der abſoluten Nichtigkeit des Böſen für Gott, iſt die Verdammniß, und ſie iſt unbedingt eben da, wo ſie in ihrer ganzen Schärfe nicht erkannt wird. Wer von der Sinnlichkeit und den ſinnlichen Verhältniſſen, als enthielten ſie das einzig Reale, ganz beherrſcht wird, legt eben dadurch das Zeugniß von der Macht des böſen Willens über ſich ab: ſei es, indem der ſinnliche Affect ſich den gegenwärtigen Genüſſen hingiebt, und ſo der ſinnlichen Gegenwart einen Werth zuſchreibt, den ſie nie beſitzt; ſei es, indem die Leidenſchaft eine bedingte und begrenzte Vergangenheit auf eine eben ſo beſchränkte Zukunft bezieht, um eine in ihrem Anfange, wie in ihrem Ziele nur ſcheinbare Entwickelung hervorzurufen. In beiden Fällen enthält jede in der Erſcheinung hervortretende

That einen Vernichtungsprozeß der Perſönlichkeit, von welcher ſie ausging; aber dieſe kann nicht vernichtet werden, denn ſie iſt ewig. Sie ſucht ſich von ſich ſelber zu trennen, ſie trennt den göttlichen Willen, die göttliche Abſicht von der eigenen, und iſt eben daher, wo ſie ſich frei zu ſein dünkt, abſolut unterworfen. Dieſer Vernichtungsprozeß kann nie aufhören, es iſt der Wurm, der nie ſtirbt, die Glut, die uns innerlich fortdauernd verzehrt; und iſt die Perſönlichkeit eine ewige, die nicht entſtanden iſt in der Erſcheinung, und nicht verſchwindet mit dieſer, ſo kann die Qual nicht mit dem Tode endigen. Sie iſt vielmehr unbedingt und hat eine ewige Bedeutung, wie der böſe Wille ſelber.

Iſt nun ſo der Begriff der ewigen Verdammniß als ein weſentlicher des chriſtlichen Bewußtſeins zu betrachten, ſo muß andrerſeits auch behauptet werden, daß es keinen anderen Weg zur Seligkeit giebt, als durch den Heiland. Die Anſicht, als wenn es mehrere Wege zur Seligkeit geben könne, in dem Sinne, wie ſie aufgefaßt wird von dem religiöſen Indifferentismus unſerer Tage, leidet an einem nie zu löſenden Widerſpruche. Sie nimmt mehrere, ſich wechſelſeitig ausſchließende Religionen an, die gleich wahr ſein ſollen. Sie ſetzt ſelbſt das Chriſtenthum in die Relativität der Erſcheinung. Da aber eine Religion entweder als das unbedingt Höchſte betrachtet werden, oder aufhören muß Religion zu ſein, ſo enthält dieſe Anſicht unumwunden die Behauptung der gleichen Unwahrheit aller Religionen, die alle aus einer gemeinſchaftlichen Täuſchung entſtanden wären. Täuſchung, ſagen wir, und zwar in ganz anderem Sinne, als man etwa ſagen könnte, das ſinnliche Erkennen, inſofern es als Erſcheinung feſtgehalten wird, ſei ebenfalls nur eine Täuſchung. Denn ſelbſt derjenige, welcher glaubt, das menſchliche Erkennen ſei auf die Sinnlichkeit beſchränkt, giebt unbedingt zu, daß dieſes Erkennen nicht die Wahrheit ſei. Dieſe, die Wahrheit des Innern der Natur, wie ſie es nennen, ſei dem menſchlichen Erkennen verborgen: die chriſtliche Religion aber nimmt die offenbar gewordene Wahrheit ſelber als Gott, der in und mit Allem iſt, in ihre Vorſtellung auf. Wird nun dieſe Vorſtellung ſelbſt in die Relativität der Erſcheinung geſetzt, ſo iſt auch Gott nur eine ſinnlich ſubjective Erſcheinung, d. h. er iſt nicht Gott; und der Götzendienſt, der ein nicht Göttliches als Gott ſetzt, enthält ſeine eigene Vernichtung in ſich, weil er dennoch genöthigt iſt, wie der Böſe in ſeinem innerſten Gewiſſen, einen Gott, der höher iſt, als die Erſcheinung, anzuerkennen, und dem gegenüber dieſe Anſicht eine abſolut nichtige, d. h. eine Täuſchung, genannt werden muß. Hier kann nun von einer Capitulation nicht mehr die Rede ſein. Die Täuſchung, als eine ſolche erkannt, kann nicht feſtgehalten werden, und den gehuldigten Indifferentismus muß man eine potenzirte Täuſchung nennen, die ſich über ſich ſelber fortwährend täuſcht.

Die chriſtliche Religion alſo, d. h. der Glaube an den Heiland, als den alleinigen Vermittler (ſeiend, objektiv, vorgeſtellt, geſchichtlich) und zugleich als die Vermittelung (denkend), der uns allein den Weg zur Seligkeit zu führen vermag, der Begriff eines allein ſelig machenden Glaubens, iſt mit dem chriſtlichen Bewußtſein nothwendig gegeben. Und ſo ſcheint es allerdings, als wenn diejenigen, denen der Heiland nicht offenbar geworden iſt, die auf der Erde ihn nicht gekannt haben, dem Gerichte Gottes anheimgefallen wären, und als wenn die Behauptung, die wir, als eine entſetzliche, unter jeder Bedingung abzuweiſende, von uns ſtießen, in der That mit dem chriſtlichen Bewußtſein gegeben wäre.

Alles, was in dieſer Schrift entwickelt iſt, enthält in allen Richtungen ſo entſchieden die Widerlegung der Anſicht, die aus der Form der bloßen Erſcheinung irgend ein Recht zu richten, ableiten will, daß es überflüßig ſcheint, es hier ausführlicher darzuſtellen. Man kann es merkwürdig nennen, daß dieſelben ſtrengen Richter, die es willig zugeben, daß der größte Verbrecher keinesweges als von der göttlichen Barmherzigkeit ausgeſtoßen, betrachtet werden kann, dennoch zugleich behaupten, daß die lebendigſten Aeußerungen der Liebe, wenn ſie nicht mit dem Bekenntniſſe verbunden ſind, gar keine Hoffnung für die Seligkeit eines Menſchen zulaſſen, während das Bekenntniß ſelber, ſo wie es in der Erſcheinung laut wird, nicht ſelten, in den Augen Vieler, recht eigentlich der Sünden Menge zudeckt. Es iſt um ſo unverſtändiger, da der Unſittliche den Richter, der ihn verdammt, in ſich ſelber findet, das Bekenntniß aber ſich nur unter geſchichtlich (nicht perſönlich) gegebenen Verhältniſſen entwickeln kann. Es giebt eine Menge Thatſachen, die auf eine entſchiedene Weiſe beurkunden, wie tief die Neigung, die wir in ihrer eigentlichſten, innerſten Wurzel die heidniſche nennen müſſen, die in einer früheren Zeit die Form der ganzen Kirche bildete, und geſchichtlich beſtimmt war, den Uebergang des Heidenthums zum Chriſtenthume zu vermitteln, in der Natur des ſinnlichen Geſchlechts liegt. Von der Neigung nämlich iſt hier die Rede, das, was als lebendiger Keim einer höheren Entwickelung zwar die Sinnlichkeit mit ſich fortreißt, und einer jeden Handlung eine höhere Bedeutung giebt, ſelbſt aber niemals erſcheint, in der Sinnlichkeit zu fixiren; von Demjenigen, wogegen Luther mit aller Macht kämpfte, von dem Werke. In der Erſcheinung hat Alles eine doppelte Richtung. Diejenige Meinung, die der That, wie ſie erſcheint, als einer ſolchen, einen Werth zuſchreibt, iſt die böſe, alſo unchriſtliche; die Anſicht aber, die derſelben That nur einen Werth zuſchreibt, inwiefern ſie einen höhern, durchaus innern Entwickelungsprozeß der Liebe enthält, iſt die reine, gute, alſo chriſtliche. So iſt die nämliche Handlung niemals zu beurtheilen, wie ſie erſcheint, ſondern, wie ſie wahrhaft iſt. Alle Wahrheit des Daſeins aber liegt für das chriſtliche Bewußtſein über der Erſcheinung, obgleich ſie dieſe ganz durchdringt, ja, deren einzige Realität in ſich enthält. Das öffentlich abgelegte Bekenntniß enthält gar keine Sicherheit für die innere Geſinnung, die allein einen Werth hat; und diejenige Form deſſelben, die der Liebe Grenzen ſezt, die ſich abſchließt und eine ſtarre Manier annimmt, erregt billiger Weiſe Verdacht. Die wahre Liebe findet in der Erſcheinung gar keine Grenzen; und ob die Form, in welcher das Chriſtenthum allerdings hervortreten ſoll und muß, dadurch, daß das chriſtliche Bewußtſein in einer jeden geſchichtlichen Geſtaltung die innere Wahrheit (ſeinen lebendigen Keim) zu erkennen glaubt, und daher zu nähren ſucht, und Allen Alles wird (1 Corinth. 9, 19—22), an lebendiger Bedeutung verliert, wird die Folge zeigen. So iſt eine, mit äußerer Aengſtlichkeit verbundene, Beobachtung des Gottesdienſtes, die nicht aus der innerſten Geſinnung hervorgeht, jeder Zeit mit Gefahr verbunden, und verwandelt ſich faſt unvermeidlich in ein Werk. Der ſo regelmäßig gewordene Beſuch des Gottesdienſtes, die bei jeder Gelegenheit, und zwar in einer fixirten Manier, laut gewordene Aeußerung deſſen, was nur als ein Inneres und Belebendes des ganzen Daſeins eine Bedeutung hat, enthält nur zu oft in ſich das Beſtreben, für die Erſcheinung zu fixiren, was nur, als ein über alle Sinnlichkeit Liegendes, Wahrheit hat. Und dennoch hat auch dieſe Geſtaltung eine doppelte Seite, und derjenige, der ſie verdammen will, ein eben ſo entſchiedenes Unrecht, wie, wer ſie unbedingt als ein Zeichen des Chriſtenthums annimmt. Denn ſie kann ſein und iſt nicht ſelten die überfließende Fülle eines wahrhaft liebenden Gemüths. So wie die reinſte Geſinnung in ihrer Erſcheinung erſtarren kann, ſo kann die erſtarrende Ueberlieferung durch ein reines Gemüth beweglich werden. Dem Reinen iſt Alles rein. Da wir hier dieſen Gegenſtand nur erwähnen, um darauf aufmerkſam zu machen, daß die bloße Erſcheinung hier, wie nirgends, einen Maaßſtab für die innere Geſinnung abzugeben im Stande iſt, ſo bleibt er aufbewahrt für eine fernere Entwickelung bei einer andern Gelegenheit. Eben ſo wenig aber kann die aus dem Erkennen hervortretende, erſcheinende Feindſchaft gegen das Chriſtenthum, obgleich der Chriſt ſie mit aller Macht zu bekämpfen berufen iſt, als ein Maaßſtab für die innerſte unchriſtliche Geſinnung eines Menſchen gelten. Zwar giebt es nur Eine Wahrheit, aber da dieſe nie rein in der Erſcheinung hervortritt, ſo kann ſie hier eben in der negativen Form (als redlicher Zweifel, der nicht abgewieſen wird, ehe er überwunden iſt) eben ſo entſchieden hervortreten, wie die Unwahrheit in der poſitiven. Dem wahren und in ſich klaren chriſtlichen Bewußtſein iſt eine ſolche Anſicht keineswegs fremd; und die innigſte, nicht bloß reine, ſondern auch reinigende Liebe verbindet dann dieſe, wie es ſcheint, völlig getrennten Glieder auf die lebendigſte Weiſe, während der innere Sinn ſich da abwendet, wo bloß für die Erſcheinung die völlige Uebereinſtimmung ſtattfindet (Matth. 21,28—30). So tritt die ſtarre Lehre, die nur in der Erſcheinung ihren Werth findet, in einen geheimen Gegenſatz gegen das gereinigte Gemüth, und dieſes nährt Hoffnungen, die die liebloſe Lehre abweiſen zu müſſen glaubt. Die Liebe, und dieſe allein, iſt ſie reiner und göttlicher Art, hat das Recht zu richten, denn ihr allein iſt der göttliche Wille offenbar. In dieſem Sinne konnte die bekannte Geſchichte des Boccaz eine klaſſiſche Bedeutung erhalten und, ſelbſt wo ſie, wie durch Leſſing, die abſolute Wahrheit des Chriſtenthums zweifelhaft zu machen ſchien, für das in ſich klare, chriſtliche Bewußtſein, als die wahrhaft beſtätigende Aeußerung deſſelben, aufgenommen werden.

Die Sucht, aus erſcheinenden Aeußerungen über die Seligkeit oder die Verdammniß zu richten, iſt mit Recht als die finſterſte und ſchauderhafteſte verworfen; ſie keimt als die dunkelſte Nacht des Chriſtenthums, dem Lichte gegenüber, ſie will ſich, auch wo ſie abgewieſen wird, in einem jeden Gemüthe geſtalten. Sie hat die unſeligſte Verwirrung in die Erſcheinung hineingebracht; und es war natürlich, daß das ganze Geſchlecht ſich wie von einem dämoniſchen, finſteren Drucke befreit fühlte, als die Verfolgungsſucht, in ihrer eigenen inneren Wuth erſchöpft, unterlag.

Was die Verfolgungsſucht hervorrief, war in der That die Neigung, die immer von neuem hevortritt, ein menſchliches Denken als ein abſolutes zu fixiren, um einer Schule die Bedeutung einer Religion, der feſſelnden Geſetzmäßigkeit in der Sprache geſtalteter Gedankenbeſtimmungen eine abſolute Bedeutung zu geben. Die katholiſche Kirche hat bekanntlich denjenigen, den ſie Ketzer und Irrlehrer nennt, den Vorwurf gemacht, daß, nachdem die große geſchichtliche (traditionelle) Einheit der Kirche verſchwunden war, ſie ſelbſt in ſich in mannigfaltige Kirchen zerfiel, die ſich wechſelſeitig verdrängten. Aber dieſes Chaos war, wie in aller Entwickelung, die kämpfende Grundlage einer höhern. Man hat in unſern Tagen wohl ſogar die katholiſche Kirche gelobt, wenn ſie es zuweilen duldete, daß das Weltbewußtſein ſich in den kühnſten Formen als ſpeculative Philoſophie, der Kirche gegenüber, zu äußern wagen durfte. Pomponatius, der entſchiedenſte und ſcharfſinnigſte von dem Chriſtenthum abgewandte Rationaliſt, durfte die Hauptſätze des chriſtlichen Glaubens angreifen, wenn er nur die Form des kirchlichen Bekenntniſſes, im inneren Widerſpruche mit ſeiner Lehre, feſthielt. Die Kirche hatte eine Coalition gebildet, und übergab den eigentlichen Schatz des Chriſtenthums der geiſtigen Freiheit des Denkens, ſo wie das innerſte Geſetz, wie es beſtätigt wird durch die Liebe, willig dem von Gott getrennten Dämon des Selbſtdenkens, wenn ſie das Werk, die Erſcheinung, die allein für ſie einen Werth hatte, behalten durfte. Aber ſo wie das Licht der Liebe hervortrat, ſo wie der innerſte Sinn, als Glaube, das Leben in dem Reiche Gottes, welches allein Gewähr leiſtete für die Entwickelung der lebendigen Geſinnung (der Liebe), gelehrt wurde, trat, der göttlichen Freiheit des Willens gegenüber, auch die nächtliche Freiheit des Dämoniſchen in ihrer Unbedingtheit hervor. Wo die Liebe capitulirt, iſt ſie beſiegt: der Kampf mußte auf der innerſten Stätte ausgekämpft werden, damit der Sieg eine Wahrheit würde. Wenn dieſer Kampf in ſeinen erſten Momenten in der äußeren Geſchichte (in der Erſcheinung) nicht hervortrat, ſo lag der Grund darin, daß die Jahrhunderte lang durch die Sinnlichkeit bedingte geiſtige Thätigkeit ſich innerhalb der Bedingungen, alſo als äußere ſinnliche Geſchichte, entwickeln mußte, ehe ſie die Stätte des eigentlichen Kampfes, der innern, jede Form für eine höhere Entwickelung gewinnenden Liebe, erreichen konnte. So trat dieſer Kampf aus den äußeren Verwickelungen der Geſchichte in das Innerſte der Perſönlichkeit herein, um hier, wo der Sieg allein ſeine Bedeutung hat, ausgefochten zu werden. Nicht weniger gefährlich iſt er hier, aber auch hier allein, im Innerſten der Perſon ſelber, kann der Sieg errungen werden.

Nur das Chriſtenthum iſt tolerant. Ihr wißt nicht, was ihr ſprecht, wenn ihr den Begriff der Toleranz gegen das Chriſtenthum anwendet. Ohne dieſes wäre er in der Geſchichte eine Unmöglichkeit, und in eurer Macht ſtand es nur, ihn zu verzerren und zu verflachen. Toleranz ſchließt keineswegs die Lehre aus: daß es nur einen Weg zur Seligkeit giebt; vielmehr iſt die wahre Duldung, die eigentliche tiefſte, nur durch dieſe Lehre möglich geworden. Es iſt geſagt worden, daß das, was nur auf Duldung Anſpruch machen könne, auch nicht einmal dieſe verdiene, und wir müſſen dieſe Aeußerung unterſchreiben. Der Sinn, welcher alle Formen des Bekenntniſſes nur duldet, kann auch nur Duldung gegen die eigene bezeigen. Nur der Alles umfaſſenden Wahrheit iſt es gegeben, in jeder Form, auch in der verborgenſten der Erſcheinung, die geheime Wahrheit zu erkennen, die allein gepflegt, genährt, entwickelt werden ſoll, und der gegenüber von Duldung zu reden, Unſinn und Frevel iſt, weil ſie, anerkannt als Geſetz, Unterwerfung und Hyldigung fordert, und als Liebe die Aeußerung des eigenen Lebensprincips geworden iſt. So wandte ſich Paulus, als er der Blüte des Heidenthums gegenüber trat, an den unbekannten Gott, dem die Athenienſer auch einen Tempel gebaut hatten, als an denjenigen, der, obgleich unerkannt, dennoch den lebendigen Keim des Chriſtenthums in ſich verbarg. Alles dagegen, was aus dem menſchlichen Denken, als ein in ſich Abgeſchloſſenes, in der Geſchichte laut wird, iſt ausſchließend, iſt unduldſam, ſeinem Weſen nach, und die ſcheinbare Duldung nichts, als eine mattherzige Erſchlaffung. Die Vorausſetzung, daß (ethiſch betrachtet), ſo wie in dem größten Verbrecher, noch die Keime der wahren Perſönlichkeit ſchlummern und durch den Hauch der göttlichen Barmherzigkeit belebt werden können, ſo auch aus den erſtarrteſten Formen der religiöſen Lehren bei den geſunkenſten Völkern, und eben ſo in einer jeden Verirrung, die, aus der Cultur ſich erzeugend, feindſelig von dem Chriſtenthume ſich abwendet, der unbekannte Gott noch ſeinen, wenn auch verlaſſenen, Tempel hat, — geſtaltet ſich nur in dem reinen, chriſtlichen Bewußtſein.

Die Lehre von der ewigen Verdammniß iſt alſo eine weſentliche des chriſtlichen Bewußtſeins; ſie bildet die nächtliche Seite des geſchichtlichen Daſeins im Ganzen, ſo wie in einer jeden Perſon. Die innere Erfahrung, daß in der Erſcheinung das Böſe, einer Naturkraft ähnlich, ſeine äußere Unendlichkeit dadurch entdeckt, daß es, nach den Geſetzen der gleichförmig beſchleunigten Bewegung, in jedem Momente den Vernichtungsprozeß aus ſich ſelber ſteigert, und die durch dieſe Erfahrung begründete Anſicht, daß, was hier als eine äußere Unendlichkeit erſcheint, die Enthüllung einer innern iſt, die ihren Anfang und ihr Ende zugleich in dem von Gott abgewandten Willen hat, beweiſt entſchieden: daß dieſe mit der Erſcheinung gegebene Steigerung des perſönlichen Vernichtungsprozeſſes, wo das Böſe die Ueberhand hat, als Maximum ein Unbedingtes, alſo Ewiges iſt. Derſelbe Entwickelungsprozeß, der in uns, inſofern wir uns der Liebe hingeben, das ganze Daſein, die Perſon in der Geſchichte, die Geſchichte in der Perſon, Geſchichte und Natur zur Seligkeit verklärt, muß die von Gott abgewandte Perſönlichkeit dem Geſetze preisgeben. Das, was in uns der Himmel iſt, wird in einer ſolchen

Perſönlichkeit eben die Hölle. Denn die Negation, die ihre poſitive Seite in dem böſen Willen hat, erhält ihre, ſich ſelbſt aufhebende, Wirklichkeit durch das Göttliche der Perſönlichkeit, welches den ſtrafenden Vernichtungsprozeß fortdauernd erneuert. Wenn wir nun, der innern Erfahrung folgend, dieſe Richtung der rein negativen Entwickelung, wie ſie in uns ſelber beſtändig uns Gefahr droht, wie ſie in der Geſchichte alles Göttliche zu verzerren ſtrebt und Gräuel auf Gräuel häuft, mit dem Ernſte betrachten, der entſtehen muß, indem wir dieſe tragiſche Seite des Daſeins und ihre dunkle Bedeutung erwägen: ſo ſpricht ſich die furchtbare Gewißheit aus, daß auch innerlich, in der Geſchichte, das Böſe = Maſſe iſt, daß es die Maſſe des Daſeins bildet, daß, wenngleich Alle berufen, doch nur Wenige auserwählt ſind. Aber wie die lebendigen Organiſationen in der Natur, ſo tauchen, durch die belebende Liebe, aus der Maſſe und der an äußere Verhältniſſe gebundenen Geſetzmäßigkeit die Organiſationen zur Seligkeit auf. So werden wir alle Menſchen, die mit uns in irgend eine thätige Beziehung treten, als ſolche betrachten, die in den Kreis der belebenden Liebe hineingezogen ſind, damit die Nacht des Daſeins verſchwinde und die ewige Beſtätigung der Perſönlichkeit in einer jeden Perſon mit der Selbſtbeſtätigung ſich offenbare. Nicht wir ſind etwa, ſo wie wir erſcheinen, diejenigen, die, indem wir uns ſelbſt affirmiren, die mit uns in Liebe Verbundenen an der Entwickelung der göttlichen Freiheit theilhaftig machen, denn das äußere Verhältniß der Cauſalität hat hier ſeine Bedeutung verloren, und iſt ein lebendiges, organiſches geworden; und wie durch uns der Reinigungsprozeß der eigenen Perſönlichkeit zugleich reinigend auf unſere Umgebung wirkt, ſo werden auch die mit uns verbundenen Perſonen, eine jede von ſich aus, uns auf gleiche Weiſe beſtätigen. Das beſeligende Lebensprincip, die Perſönlichkeit der, zur lebendigen Einheit geſteigerten, Perſönlichkeiten iſt der Heiland. Aber, wie der Begriff des Lebens die ganze Natur umfaßt und nie innerhalb ſinnlicher Grenzen verſchloſſen bleiben kann, ſo ergreift die Idee der Liebe alle Perſönlichkeiten; und da dieſe fortdauernd in einem Entwickelungsprozeſſe begriffen ſind, ſo wird die Möglichkeit der Ausbildung zur Seligkeit bei keiner Perſon geleugnet. Ja, in dieſer allumfaſſenden Anſicht der belebenden Liebe liegt der Begriff der befreienden Univerſalität des Chriſtenthums verborgen und iſt nur durch ſie zu verſtehen. Wie wir bei einem jeden Menſchen, wenn wir mit ihm in ſinnlich geſchichtliche Berührung treten, vorausſetzen, daß er geleitet werde von dem nämlichen Verſtande, der in uns thätig iſt, und wie wir die Hoffnung ſelbſt bei dem Beſchränkteſten nicht aufgeben, daß es uns gelingen werde, den Verſtand, der uns leitet, irgendwie in ihm in Thätigkeit zu ſetzen, ſo ſetzt auch die chriſtliche Liebe ſich ſelbſt in den Anderen, wie in ſich ſelber voraus, nur auf eine unendlich tiefere Weiſe. Daß der Verſtand nicht vernichtet iſt, ſelbſt da nicht, wo er in der Erſcheinung völlig verſchwunden ſcheint, daß er ſelbſt bei dem Wahnſinnigen ſich nur verborgen hat, und durch eine verſtändige Behandlung und Pflege wieder zum Vorſchein kommen kann, begründet bekanntlich die pſychiſche Heilkunde, und iſt das ſchöne Reſultat einer Bildung, die, obgleich die Zeit im Erkennen von einem leeren allgemeinen Denken beherrſcht zu ſein ſcheint, dennoch die ewige Wahrheit der Perſönlichkeit immer entſchiedener hervorhebt. So nun, wie hier, in der Beſchränkung der Sinnlichkeit, das Verborgenſte der Liebe zugänglich wird, ſo liegt die Seligkeit in einer jeden Abweichung, ſei es eine ethiſche des Handelns, oder eine denkende des Erkennens, verbergen in den Perſönlichkeiten, die, in der Erſcheinung, von dem Heile abweichen. Eben dasjenige, was uns mit dem Heilande innerlich verbindet, iſt der Zug, der, mit uns, den Verirrten zum Heilande führt. Die Entwickelung der Seligkeit iſt ſelbſt dem reinſten Chriſten nicht ganz aufgeſchloſſen, die finſterſte Abweichung vermag ſie eben ſo wenig ganz zu verbergen.

Der Heiland, äußerte eine mir innig befreundete Perſon, ſei für die ganze Welt geſtorben, aber nur für die wahren Chriſten auferſtanden. An dieſe Aeußerung knüpfen wir eine Betrachtung, die von großer Wichtigkeit iſt.

Es iſt nicht zu leugnen, vielmehr, wenn wir die Aeußerungen des Heilandes erwägen und alle Stellen in der heiligen Schrift, die auf den Zuſtand nach dem Tode Bezug haben, vergleichen, gewiß, daß dem Bekenntniſſe des Glaubens an den Heiland, wenn es rechter Art iſt, ſo daß die lebendige Liebe, als die heitere Blüte deſſelben, hervorwächſt, eine beſeligende Kraft zuzuſchreiben iſt, daß eben daher das Abweiſen der Verkündigung als ein verdammungswürdiges betrachtet wird. Dieſe iſt ja, rein und mit völliger Hingebung aufgefaßt, die Selbſtbeſtätigung der Perſon in Gott, wie ſie uns unmittelbar durch ſeine Gnade geſchenkt iſt. Was in dem ungewiſſen Dunkel des Entwickelungsprozeſſes der ganzen Geſchichte ſchlummert, iſt dem Gläubigen zur Gewißheit geworden; und die lebendige Hoffnung, die aus dem wahren Glauben und der thätigen Liebe entſteht, ſetzt immitten der Entwickeluag das Ziel derſelben, als ein ſchon erreichtes. Das iſt die Perſon des auferſtandenen Heilandes, die nicht bloß als ein Denkprozeß und Werdendes, ſondern in ihrer Einheit, als eine in ſich geſchloſſene

Organiſation, mit ihrem, in uns aufgehenden Daſein, uns die Ruhe der Einheit mit dem Werden der Entwickelung zugleich giebt.

Leſen wir die Stellen, die in Hiob, in dem Pſalter, bei Salomon u. ſ. w. im alten Teſtamente, über die Unſterblichkeit vorkommen, ſo ſehen wir, daß dieſe zwar nicht geleugnet wird (es leuchtet durch, daß der Menſch, wenn auch noch ſo unklar, durch die in ihm ruhende innere Unendlichkeit bewegt, ſeine eigene Vernichtung nicht zu faſſen vermag), aber die dunkele, nächtliche Seite derſelben iſt allein aufgefaßt; das von dem Geſetze der Sinnlichkeit gebundene Bewußtſein vermag ſich von dieſer nicht loszureißen, um ſich ſelbſt, als in einen höheren Entwickelungsprozeß hineingezogen, zu ergreifen. Nur bei dem königlichen Sänger, dem, geiſtig gefaßt, wahrhaften Stammvater des Heilandes, drängt ſich ein dämmerndes, höheres Bewußtſein hervor, welches jenſeit des Todes reicht, ein Blitz, der in die dunkle Nacht des Grabes hoffnungsvoll hineinleuchtet. Daher konnten die beiden Anſichten, die abſolute Nacht des Grabes, als Sadducäismus, und die einſeitige Auffaſſung der Unſterblichkeit, als Phariſäismus, in der abſtracten Form einer todten Lehre ſich ausbilden. Aber auch die wahre Lehre von der Unſterblichkeit, der helle Tag der Seligkeit mit ſeiner finſtern Nacht, hat dieſe doppelte Seite. Das Licht leuchtet in der Finſterniß, auch da, wo dieſe es nicht begreift Joh. 1, 5.). Und die Finſterniß verſchwindet, wo der Tag aufgeht; beide ſind da in beiden Richtungen.

Dieſe Betrachtung hat eine Bedeutung für alle Richtungen des perſönlichen Daſeins, im Erkennen, wie im Handeln, und es iſt daher nothwendig, ſie weiter zu verfolgen.

Jede Thätigkeit des Menſchen, im Denken, wie im Handeln, hat eine Beziehung auf das Innerſte ſeiner Perſönlichkeit, die keine Richtung einſeitig auffaßt, ſondern Denken, Handeln und Daſein in der ungetrübten Einheit entwickelt. Von jeher ward das Problem, welches die Einheit und die Verſchiedenheit der in der Schule ſo genannten theoretiſchen und praktiſchen Philoſophie aufzufaſſen und zu löſen ſuchte, ein Gegenſtand der ernſtlichen Erwägung des Geſchlechts, der vorzüglich da zur Sprache kam, wo das Volk den geiſtigen Schatz der Geſchichte als eine höhere Kultur bewahrte und durch eine fortdauernde Ausbildung zu entwickeln ſuchte. Die Stoiker ſuchten die praktiſche (ethiſche) Philoſophie vorzüglich auszubilden, während die übrigen Schulen im ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Fortſchreiten dem Sittlichen eine nur durch das Denken begründete Bedeutung zugeſtanden. Plato war der einzige, der die Einheit beider Richtungen erkannte. Denn allerdings ſchlummert in dem, was er Ideen nennt, ein Daſein, deſſen Realität ſich als die Einheit des Denkens und des Handelns ausſpricht. Aber das zugleich Schaffende und Beſeligende, das Alles in Allem Beſtätigende, wie es aus den erſcheinenden Perſönlichkeiten, als die Geſammtentwickelung des Geſchlechts, in der Geſchichte zum Vorſchein kömmt, blieb ihm verborgen, ſeine Ideen konnten die Perſönlichkeit nicht beleben, nicht als ein Licht hervortreten, welches jede Perſönlichkeit bildend durchdrang und befreite. Sie beharrten in der eſoteriſchen Verſchloſſenheit, und vermochten nie, aus dieſer herauszutreten. Die Unſterblichkeit, als Beſtätigung einer jeden reinen Perſönlichkeit, durch dieſe Beſtätigung der ganzen Geſchichte, und mit der Geſchichte der Natur, iſt die Lehre des Chriſtenthums, und nur durch dieſes möglich.

Liegt im Chriſtenthume die Anſicht, daß das All von einer höheren Entwickelung ergriffen iſt, und daß dieſe in einer jeden beſonderen Form als ein Ganzes geſetzt wird, ſo iſt es klar, daß es keine, auch noch ſo geringe, Aeußerung des ſinnlichen Daſeins giebt, welche nicht an der Entwickelung Theil nähme, die dadurch allein eine lebendige und in ſich wahre wird. Die Unſterblichkeit vermag allein Alles in Allem zu beſtätigen, und zwar auf eine ewige Weiſe.

Dieſe lebendige Entwickelung nun findet nicht allein für die Perſon, als ein Ganzes, ſondern auch für eine jede Function derſelben ſtatt, inſofern dieſe, als Aeußerung des göttlichen Willens, hervortritt. Der gläubige Chriſt aber allein iſt ſich einer ſolchen lebendigen Entwickelung bewußt, auch ohne daß ſie in der Form des Erkennens hervortrete. Dieſes innere Bewußtſein, in welchem eine jede reine That zugleich als eine Aeußerung der göttlichen Gnade geſetzt wird, giebt dem Chriſten eine Zuverſicht, die über alle Erſcheinung hervorragt; denn durch den Glauben lebt er im Reiche Gottes, und weiß, daß deſſen Wille geſchieht, wie im Himmel ſo auf Erden.

Wir haben in der Teleologie ſchon die Nothwendigkeit gezeigt, daß in dem Entwickelungsprozeſſe der perſönlichen Functionen, wenn dieſe die Wahrheit der Perſönlichkeit offenbaren, zu gleicher Zeit eine Fortbildung der ganzen Geſchichte, ja, des Alls, als Aeußerung des göttlichen Willens, liegen müſſe. Wer den Begriff der geiſtig organiſchen Fortbildung der Natur und der Geſchichte in ihrer göttlichen Einheit, ſeiner vollen Bedeutung nach, gefaßt hat, der wird den Unterſchied, der ſtattfinden muß zwiſchen denjenigen Perſönlichkeiten, deren Entwickelung unter den Feſſeln des Geſetzes ſtattfindet, und denjenigen, denen die Liebe Gottes offenbar geworden iſt, wohl erkennen. Wir haben in dem Vorhergehenden gezeigt, daß die Liebe auch diejenige Perſönlichkeit zu beſtätigen vermag, die in der Erſcheinung dem Geſetze unterliegt. Aber dieſe Beſtätigung ruht in dem Rathſchluſſe des verborgenen Gottes. Sie aber, die erſcheinende Perſönlichkeit ſelber, kennt und ahnet ſie nicht.

Eine jede That der Liebe, auch die ſcheinbar unbedeutendſte, iſt unſterblich, wie dieſe ſelbſt. Ihr iſt die Macht gegeben über die ganze erſcheinende Welt; und in ihr ruht die That Gottes, die Himmel und Erde ſchuf, und immer von neuem ſchafft und zugleich fortbildet, damit die Abſicht ſeines Willens offenbar werde.

Iſt das chriſtliche Leben dahin gediehen, daß wir, zwar nicht mit der Welt, inſofern dieſe die Sinnlichkeit feſthalten will, wohl aber in und für die Welt thätig ſind, ſo darf es keine That geben, die nicht, indem ſie eine reinigende Bedeutung für uns hat, zu gleicher Zeit eine lebendige Bedeutung, nicht bloß für die Entwickelung der Geſchichte überhaupt, ſondern auch für das ganze ſinnliche Daſein hätte. Wir müſſen es ſchon als eine Verirrung betrachten, ja, als eine gefährliche Beſchränktheit, wenn der Chriſt ſein Tagewerk als ein ſolches anſieht, welches nur für die Welt wäre. Es giebt kein Werk, der Perſon würdig, und wenn es das geringſte wäre, auf welchem nicht ein Segen ruht. Das einfältig chriſtliche Gemüth, je reiner der unbefangene Sinn iſt (ſo daß dieſer weder durch die Vermittelungen der ſinnlichen Reflection, noch durch dunkele, die Geſinnung trübende und abſchließende Lehre irre geführt wird), deſto entſchiedener wird es das Pfund, welches ihm mitgegeben iſt, das Tagewerk, welches es vollenden ſoll, nicht bloß als eine äußere, für die Sinnlichkeit geltende Aufgabe betrachten, ſondern in ſeiner Arbeit, als ſolcher, eine lebendige

Quelle höherer Entwickelung entdecken. Das geſchieht da, wo die gewiſſenhaft geordnete Arbeit, in ihrer beſondern eigenthümlichen Weiſe, zu gleicher Zeit die Grundlage einer chriſtlichen Familie bildet, auf welcher der Segen ruhet. Aber dieſer Segen ſpricht ſich nicht bloß in der ſittlich reinigenden Form einer Familie aus; dieſe ſelbſt wirkt mit der ſtillen Gewalt der göttlichen Liebe, auch wo wir den Faden der lebendigen Thätigkeit für die Betrachtung nicht feſt zu halten vermögen; nicht allein in einem endlichen beſchränkten Kreiſe, ſondern auch in dem unendlichen des ganzen ſittlichen und natürlichen Daſeins.

Auch das Weltbewußtſein hat, als ſolches, den Begriff der Perfectibilität des menſchlichen Geſchlechts auf eine ſolche Weiſe ausgebildet, daß ſein Urſprung aus dem chriſtlichen Bewußtſein ſich nicht verleugnen läßt. Aber, indem es das lebendige Fundament, aus welchem es hervorwuchs, zerſtörte und die Reflection und das eigene Denken an die Stelle des Glaubens ſetzte, verlor es ſeine wahre Bedeutung.

In der That, wenn der Chriſt ſeine Arbeit geſegnet nennt, ſo liegt in dieſer Aeußerung die Verheißung für die Zukunft der Geſchichte ſelber. Sollte es ſo ſchwer ſein, nachzuweiſen, daß die Fortbildung der Völker und die immer mehr ſich entwikkelnden Staatsinſtitutionen, daß ein jedes eigenthümliche Daſein, eine jede beſondere Function der Perſönlichkeit, ſelbſt die in der Erſcheinung beſchränkteſte (eben, je reiner alle Verhältniſſe ſich in ſich ründen, um in Dienſt eines lebendigen, eigenthümlichen Daſeins zu treten, deſto entſchiedener), wie ſie ſich in der fortſchreitenden Geſchichte geſtalten, auf eine Zeit deuten, in welcher die, nicht äußerlich, ſondern innerlich, in Gott befreiten Menſchen, ein jeder in ſeiner Art, ſich frei bewegen, das Ganze durch ihr eigenſtes Daſein beſtätigend, ſo wie ſie durch dieſes beſtatigt werden? Dieſe Hoffnung begleitet den Chriſten und den Chriſten allein. Dieſe Gewißheit des Segens beſitzt nur er, und was ihn mit ſeiner Arbeit in Liebe verbindet, das verbindet ihn auf die nämliche Weiſe mit den übrigen Menſchen. Es iſt die offenbar gewordene Liebe des Heilandes, der in ihm Geſtalt gewinnt, durch welche die bürgerliche Geſellſchaft ihre Seele erhält, die, nach Innen zu auf Gott gerichtet, den Geiſt der Entwickelung in ſich beſitzt, und eben dadurch die bürgerlichen Inſtitutionen in ihrer Art ordnet, belebt und in den Strom hoffnungsvoller Fortbildung hineinzieht. Es giebt keine reine That, mit welcher nicht das Erkennen dieſer innern Unendlichkeit unmittelbar gegeben wäre; und es giebt kein chriſtliches Erkennen, welches nicht ſeine innerſte Wahrheit in der Unmittelbarkeit der im chriſtlichen Sinne ausgeübten perſönlichen That findet. Daher iſt eine jede wahrhaft chriſtliche That ein verſchloſſenes, unendliches Erkennen, und jedes Erkennen iſt nur wahr, inſofern es ſich wiederfindet in der Unmittelbarkeit der That.

Wenn der thätige Bürger oder Beamte, mit aller Anſtrengung des Denkens, die äußeren Verhältniſſe zu durchdringen ſucht, und die ganze Aufmerkſamkeit auf das Geringſte und ſcheinbar Unbedeutendſte richtet, ſo ſucht er, geſtarkt durch den Glauben, den ihm verborgenen Grund, aus welchem ein förderndes Leben, inmitten dieſer äußeren Verhältniſſe, ſich geſtalten will; und das in der Erſcheinung Dürre und Lebloſe, das Mechaniſche des Geſchäfts, belebt ſich unter ſeinen Händen, denn es ſpricht ſich in ihm das innerlich in Bewegung geſetzte Geſetz des Lebens aus, welches ſeine Beſtätigung durch die Liebe ſucht. So wird die genaueſte Erforſchung der Vergangenheit des Geſchlechts eine innere Bewegung der alten Zeiten, die ihre Beſtätigung in der Gegenwart, wie dieſe durch ſie.

erhält. So wird die beſchränkteſte Beſchäftigung mit Naturgegenſtänden, die ſorgfältigſte Beobachtung, indem ſie die kleinſten Aeußerungen der Natur verfolgt, eine lebendige Auferſtehung der Natur ſelber; und es giebt keine Beſchäftigung, die aus der reinigenden Liebe entſprungen iſt, die nicht eine ewige Verheißung hätte. In dieſem Sinne muß man es faſſen, wenn geſagt wird, unſere Thaten folgen uns nach. Allenthalben in der Erſcheinung, in uns, um uns herum, liegen die Keime göttlicher Entwickelung zur Seligkeit, die, durch den böſen Willen gehemmt und in der Sinnlichkeit feſt gehalten, die Verdammniß herbeiführen, wie ſie, fröhlich gedeihend, die Seligkeit erzeugen.

Wer nun durch den Glauben die Kindſchaft Gottes erlangt hat, wer von dem Geſetze freigeſprochen iſt, der betrachtet die ganze Geſchichte mit der nämlichen hoffnungsvollen Zuverſicht, mit welcher er die Liebe in ſich erkennt und ergreift. Dieſe Seligkeit iſt nur dem Gläubigen ertheilt, ja, ſie iſt nur durch den Glauben möglich; denn dieſer allein beſitzt die Gewißheit, die aus dem offenbar gewordenen göttlichen Willen entſpringt.

Unſere heilige Schrift ſtellt den Schlußpunkt dieſer Entwickelung als eine Wiederkunft des Herrn und Heilandes dar. Die teleologiſche Betrachtung hat uns gezeigt, daß dieſe Lehre, die, zur lebendigen Perſönlichkeit geſteigerte, von der ſogenannten Perfectibilität des Menſchengeſchlechts iſt. Der reflectirende Verſtand, durch das Chriſtenthum belebt und durch die eigene Reflection irre geleitet, ſuchte einen Sinn in dem ſonſt unverſtändlichen Wechſel geſchichtlicher Ereigniſſe hineinzubringen. Aber dieſe Lehre, wie ſie in dem chriſtlichen Bewußtſein lebt, hat eine unendlich tiefere Bedeutung, die für die Reflection unerreichbar iſt. Sie ſetzt die Blüte der Geſchichte in eine jede

Perſönlichkeit, und beſtätigt eine jede That der auf Gott gerichteten Liebe auf eine ewige Weiſe. Die That iſt durch den Herrn geſegnet, d. h. ſie hat eine nicht bloß erſcheinende, ſondern ſelbſt von dem ſcheinbar engſten Grunde aus geſchichtliche, lebendige Bedeutung. Der heilige Geiſt, der Geiſt der göttlichen Entwickelung, äußert ſich in ihr. Daß wir dieſes wiſſen, daß wir in einem jeden Momente des Lebens einſehen, daß in einer jeden gewiſſenhaft vollführten und durch die göttliche Liebe geheiligten That, in einer jeden Arbeit eine Verheißung ruhte die ſie unſterblich macht, erzeugt die Zuverſicht des Glaubens, die lebendige Hoffnung, und aus dieſer nährt ſich die Liebe, Nur für den Chriſten, nur aus dem Glauben entſpringt dieſe hoffnungsvolle Seligkeit, nur er kennt ſie. Er lebt nicht äußerlich, ſondern organiſch innerlich mit der ganzen Geſchichte. Die lebendigen Pulſe der göttlichen Entwickelung des Geſchlechts, des Fortwachſens zur Seligkeit, ſchlagen in ihm. Wer dieſe Seligkeit abweiſt, für den iſt ſie nicht. Der Heiland iſt für ihn geſtorben, aber nicht auferſtanden (1 Korinth. 2, 14). Iſt er ein redlicher Zweifler, dem das Räthſel des Daſeins noch verborgen iſt, dann wird der Herr den verborgenen Keim des höheren Lebens in ihm ſchützen und leiten, aber ſo lange die Zweifel ihn quälen, ſteht der Paraklet ferne, und ſein Troſt bleibt ihm fremd. In den ſtarren Verhältniſſen der zweifelnden Reflection kann der heitere Troſt des Geiſtes ſchlummern, und das in Gott verborgene Leben kann aus den härteſten Zweifeln hervordringen, wie die Liebe aus den Widerſprüchen eines in ſich verpeſteten und unſittlichen Menſchen.

Man pflegt dieſe reinigende Gewalt der ſinnlichen Reflection, wie der Sünde, wo ſie angenommen wird, für das Erkennen als eine Beſchränktheit, für das Handeln als der

Sittlichkeit gefährlich, zu betrachten. Der Zweifler allerdings wird, von einer ſinnlichen Dialektik befangen, nie zur Ruhe kommen können, und der Troſt der Liebe iſt ihm unbegreiflich. Der Verbrecher, nur in der Erſcheinung beurtheilt, erregt von Rechtswegen unſern Haß und unſere Verachtung. Aber hier iſt von der ſinnlichen Erſcheinung nicht die Rede. Der höchſte Gipfel des inneren, aus den Verirrungen der Reflection, wie aus den ſittlichen Verirrungen entſtandenen, Widerſpruches, kann eben da, in dem Momente, wo dieſe am zerſtörendſten erſcheinen, wo die Oberflächlichkeit des ſinnlichen Raiſonnements unſere entſchiedene Geringſchätzung und die Verwerflichkeit der ſittlichen Handlungsweiſe von Rechtswegen den Abſcheu erregen, den Wendepunkt, die innere Kriſe herbeiführen, die die Perſönlichkeit in ſich zur Beſinnung bringt. Es ſei, ſagt ihr, indem ihr die Schärfe der Abſtraction allein feſthaltet, ein widerwärtiger, das rein ſittliche Gefühl verletzender Anblick, wenn der Menſch durch Angſt und Noth und ſelbſtſüchtige Motive dahin gebracht wird, wo nur der ſelbſtändige Geiſt, der Geiſt der ſich ſelber faſſenden ſittlichen Freiheit eine Bedeutung hat. Wir geben es zu. So wie ihr das ſinnliche Ereigniß auffaßt, liegt in ihm etwas dem reinen Sinne Widerwärtiges; und dennoch könnet ihr nicht leugnen, daß oft aus der Verzweiflung ſelber die lebendigſte Hoffnung, aus der tiefſten Muthloſigkeit die kühnſte Zuverſicht ſich entwickeln kann. So wie in der heiterſten Entwickelung des Glaubens, wenn er in der Erſcheinung ſich äußert, der Zweifel: ſo ruht in dem herrſchenden Zweifel noch immer der zurückgedrängte Glaube. So wie in dem ſiegreichen guten Willen der Liebe der böſe, ſo ruht in dem böſen ſelber zurückgedrängt der gute. Und wie in der Geſchichte aus dem Gipfel der Knechtſchaft die Freiheit, ſo bricht, bei ſolchen

Menſchen, der Glaube aus dem Unglauben ſelbſt, die Liebe aus dem Haſſe hervor. Dieſe inneren Vorgänge, in der Erſcheinung tiefer als ſie, ſind es, an welche ſich das durch den Glauben geſtärkte chriſtliche Bewußtſein hält. Wie es in den verzweiflungsvollſten Verhältniſſen die Hoffnung feſthält, in der verworrenſten geſchichtlichen Gährung den Entwickelungsprozeß einer heiteren Zukunft erkennt, ſo faßt es, mit nie nachlaſſender Liebe, eine jede menſchliche Perſönlichkeit; ſie iſt ihm ſo viel werth, und hat eine eben ſo tiefe Bedeutung, wie die ganze Geſchichte. Hieher gehören nun die von dem reflectirenden Verſtande hart beurtheilten Bekehrungen auf dem Todesbette. Das ſcheinbar Schwächliche und Armſelige, welches darin liegt, daß man durch die Todesfurcht ſich für das Göttliche gewinnen läßt, wird in einer Beziehung mit vollem Rechte abgewieſen, denn dieſe ſelbſtſüchtige Furcht iſt aus dem Böſen entſprungen, und hält die Sünde feſt; und ſo wie, im Leben, der Zweifler nicht ſelten der Trotzige iſt, der ſich frech von dem mahnenden Geiſte abwendet, und der Verbrecher leider wohl am häufigſten den böſen Willen feſthält, ſo liegt in der knechtiſchen Todesfurcht allerdings eine Vorahnung der Verdammniß; aber auch dieſe Furcht hat eine lebendige Seite. Wo der Tod uns nahe tritt und mahnt, da ſteigt auch der böſe Wille, der die Sinnlichkeit feſthalten will, mit ſeiner ganzen Gewalt hervor. Der auf Gott gerichtete Sinn, eben je entſchiedener er das Böſe abzuweiſen ſtrebt, fühlt die gefährliche Gegenwart deſſelben; und was bei dem knechtiſch und ſündhaft Furchtſamen als ein Schrecken der Vernichtung, ein Zurückbeben vor der Gegenwart Gottes iſt, das wird, bei den mit ſich ſelbſt Ringenden, Gott Zugewandten, eine Furcht vor der Gewalt des, die Sinnlichkeit feſthaltenden, Böſen. Iſt dieſes nun der Fall, iſt es gewiß, daß nur ſelten in der Erſcheinung die knechtiſche Furcht der herrſchenden Sünde ſich von dem bedenklichen Kampfe einer ringenden Seele, die den nahen Sieg ahnet, aber noch nicht erkämpft hat, unterſcheiden läßt, ſo begründet eben dieſes Unentſchiedene die Hoffnung. Ja, eben denjenigen, welcher den Kampf einer jeden Perſönlichkeit, die zugleich die innerſte Bedeutung ihrer geiſtigen Entwickelung in ſich enthält, begriffen hat, wird die lebendige, organiſche Anſchauung zu der Einſicht bringen, daß in dem mannigfaltigen Wechſel lebendiger Prozeſſe die Functionen der Fortbildung hier langſamer, ruhiger, ſtätiger von einer Stufe zur andern führen können, während dort eine ſcheinbare Hemmung die zurückgedrängte Geſundheit in ſich ſtärken und durch eine hervortretende Kriſe entwickeln kann. Eine ſolche Kriſe erwartet das hoffnungsvolle chriſtliche Bewußtſein an einem jeden Sterbelager; es ſucht ſie herbeizuführen, aber wagt nie, ihre wohlthätige Wendung an irgend eine erſcheinende Bemühung zu knüpfen. Wohl iſt es dem liebenden Chriſten ein Troſt, wenn der Sterbende, mit Gott im Bunde, ſo ſtirbt, daß der Wille, der ihn abruft, zugleich ſein eigener geworden iſt und als ein ſolcher ſich ihm kund thut; und es giebt keine heiligere Weihe des Lebens, als der Augenblick, wo es entweicht. Wem es vergönnt iſt, mit vollem Bewußtſein zu ſterben, wer in dem letzten Acte der Selbſtbeſtätigung, Andere in Liebe ihm Verbündete in der göttlichen Wahrheit und im Geiſte zu beſtätigen vermag, der hat des Lebens höchſte Blüte in der Todesſtunde entfaltet. Aber ein furchtbarer Aberglaube iſt es, wenn der Menſch es wagt, an Bedingungen, die an die Erſcheinung gebunden ſind, unbedingt die Seligkeit zu knüpfen. Wer plötzlich, wer in dem heftigen Kampfe leidenſchaftlicher Aufregung, wie im Kriege, wie in weiter Ferne, ſich ſelbſt überlaſſen, einſam ſtirbt, wer ſelbſt in dem letzten Momente des Lebens von der Gewalt der Verirrungen, die in der Zeit herrſchen, feſtgehalten wird, ſo, daß das Wort der Liebe, wie es durch eine menſchliche Perſönlichkeit entgegen tönt, ihm fremd bleibt, durch die Gewalt geſchichtlicher Verirrungen von der Liebe getrennt, wie Andere durch die Natur: für den iſt der Herr dennoch geſtorben; und hier vor Allem wird die Anſicht, die dem chriſtlichen Bewußtſein gegeben iſt, wichtig und folgenreich: daß die Erſcheinung, als ſolche, das lautgewordene Wort, ſo wenig wie die offenbar gewordene That, das Räthſel der göttlichen Entwikkelung, den Rathſchluß des verborgenen Gottes in ſich enthält oder offenbart. Daher reicht die liebende Hoffnung über jede Erſcheinung hinaus. Es giebt keinen andern Weg zur Seligkeit, als durch den Heiland; aber die Wege, auf welchen Gott die Seelen zum Heilande führt, der verborgene Zug des Vaters ruhet in dem göttlichen All, als Ausdruck ſeines abſolut freien Willens, und kann da mächtig ſein, wo keine irdiſche Erſcheinung ihn zu erreichen und zu erkennen vermag.

8.

Zuſtand nach dem Tode.

Allerdings iſt der Zuſtand nach dem Tode uns verſchloſſen, und eine jede Vermuthung, die ſich jenſeit des Grabes wagt, ſcheint ein Frevel zu ſein; aber dennoch giebt es Momente, die auch dahin reichen, wo die Sinnlichkeit aufhört; ihre Bedeutung zu verfolgen, iſt dem chriſtlichen Bewußtſein ſogar ein Bedürfniß, welches ſich nicht abweiſen läßt. Wir wollen verſuchen, hier dieſe Bedeutung hervorzuheben, und eine Betrachtung der Art wird dazu dienen, einerſeits zu verhindern, daß eine bloß ſinnliche Vorſtellung, bloß ſinnliche Gefühle mit ihrer Vereinzelung auf ein höheres Daſein übertragen werden; andererſeits, daß, indem wir bloß das Particuläre der Perſönlichkeit aufheben, wir nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten, und uns in eine leere Abſtraction des geiſtig Allgemeinen verlieren. Die Lehre von dem Zuſtande nach dem Tode ſoll weder eine Präcipitation, ein ſinnliches Caput mortuum, noch eine Sublimation, eine allgemeine Verdünſtung, ſein.

Auch hier reicht uns nun das erſcheinende Leben ein Vorbild, welches eben in unſeren Tagen wichtig und lehrreich geworden iſt. Wir erinnern an dasjenige, was wir, und zwar warnend, von dem ſogenannten magnetiſchen Schlafe geſagt haben.

Der Menſch ſchwebt fortdauernd zwiſchen Wachen und Schlaf. Dieſer Wechſel gehört ſelbſt zum Lebensprozeß, und der Schlaf iſt einerſeits dem bewußten Leben, andererſeits dem Tode verwandt. Dieſe Verwandſchaft ward zu jeder Zeit allgemein anerkannt, und je mehr wir das Weſen des Schlafs erkennen, deſto tiefer wird ſie aufgefaßt. Aber dennoch lag, was mit der Entwickelung der Naturwiſſenſchaft immer klarer wird, ſchon in dem menſchlichen Bewußtſein verborgen, und von jeher hat man in dem Traume ein tieferes Bewußtſein erkannt, welches die Tiefen des Denkens in ſich einſchließt. Dasjenige im denkenden Bewußtſein, was ſich in der Ordnung der erſcheinenden Entwickelung nicht ſelber faßt, durch welches vielmehr das Bewußtſein ſich in ſeiner innern Unendlichkeit verliert, und aus der Totalität ſeiner erlangten Entwickelungsſtufe, als ein Seiendes, Gegebenes, ſich ausſpricht, iſt der wahre Traum. So wie Alles in der Erſcheinung relativ iſt, ſo iſt es auch der Traum. Die mancherlei Erſcheinungen, die ſich durch dieſe Relativität entwickeln, bilden einen Gegenſtand der beobachtenden Pſychologie. In ihr ziemt es ſich, diejenigen Zuſtände, durch welche das Wachen in dem Traume dieſen mehr oder weniger beſchränkend, ſo wie diejenigen, in welchen der Traum in das Wachen hineinragt, in allen mannigfaltigen Modificationen zu unterſuchen. Für uns aber gebührt es ſich, die unbedingte Totalität des, mit einer gegebenen Entwickelungsſtufe verbundenen, Traumes zum Gegenſtande unſerer Betrachtung zu wählen. Wenn er, wie alles Unbedingte, ſich auch nie völlig rein in der Erſcheinung auszubilden vermag, ſo deuten dennoch die tiefſten Träume auf dieſen wahren Traum, ſo, daß er ſich wohl in ſeiner eigentlichen Bedeutung auffaſſen läßt. Der Schlaf iſt die Hineinbildung der beſondern Perſönlichkeit in die allgemeine, ſo wie das Wachen die Hineinbildung der allgemeinen in die beſondere. Er iſt aber zugleich die Hineinbildung der Animaliſation in die Vegetation, ſo wie das Wachen die des Pflanzenlebens in das thieriſche. Daher verſchwindet das ſelbſtthätige Denken pſychiſch, wie die willkürliche Bewegung phyſiſch im Schlafe. Nun wiſſen wir, daß in der Vegetation das Individuelle des Daſeins gefeſſelt iſt von den univerſellen Lebensprozeſſen der Erde. Es iſt keine freiwillige Hingebung, ſondern ein reiner, durch das allgemeine Geſetz beſtimmter Naturprozeß, welcher das Bewußtſein im Schlafe feſthält, wie das Thier in der Pflanze feſt gehalten wird. Aber dieſes Daſeiende iſt nicht bloß Denken, ſondern die Perſönlichkeit in der Totalität ihrer Functionen. Das Bewußtſein iſt im Traume allerdings das Bedingte, aber eben, weil es in ſeiner Totalität gefaßt wird, zugleich mit ſeiner Unbedingtheit geſetzt. Es iſt ein Leben des Alls in der Perſon, aber vermittelt durch die in der Erſcheinung hervortretende bedingte Fortbildung. Hiedurch tritt in dem tiefſten Schlafe die gegebene Schranke eben ſo nothwendig hervor, wie die innere Unendlichkeit derſelben. Und faſſen wir den ſchlafenden Menſchen in ſeiner ſich entwickelnden Eigenthümlichkeit, inſofern er zugleich denkend und daſeiend, d. h. handelnd, begriffen werden muß, ſo fällt ſowohl der Schatten, wie das Licht, ſowohl das vernichtende Böſe, wie das beſtätigende Gute in den Traum hinein. Und obgleich der Traum, wo er ſich rein geſtaltet, nothwendig etwas Divinatoriſches in ſich hat, ſo iſt dieſes dennoch eben ſowohl dämoniſcher, wie göttlicher Art.

Wir können nicht daran zweifeln, daß der Schlaf, den wir einen traumloſen nennen, eben die Entwickelung des tiefſten Traumes genannt werden muß; und die teleologiſche Betrachtung hat uns gezeigt, daß das, was wir den magnetiſchen Traum nennen, jenes Sprechen aus dem Traume heraus, jenes Lautwerden des verſchloſſenen Geheimniſſes, als eine abnorme Umkehrung des natürlichen Verhältniſſes, als eine Krankheit betrachtet werden muß, die ſchon, als ſolche, ein verwirrendes Princip in ſich enthält, und daß wir zwar durch den magnetiſchen Schlafzuſtand bedeutende Aufſchlüſſe über die Natur des Schlafes und Traumes erhalten haben, wenn wir die Erſcheinungen in ihrem allgemeinen Typus auffaſſen, und in den krankhaften, alſo vereinzelten Erſcheinungen nur dieſen feſt halten, daß aber die particulären Erſcheinungen uns jeder Zeit ſelbſt mehr irre führen, als aufklären.

Wird nun der magnetiſche Traum in ſeinem allgemeineren Typus aufgefaßt, ſo iſt er in jeder Rückſicht wichtig und belehrend. Dieſes nämlich iſt entſchieden: daß die ganze Perſönlichkeit, wie ſie in ihrer Totalität, als daſeiend, denkend und handelnd, während des Wachens ſich ausgebildet hat, mit allen

Momenten ihrer Vergangenheit und Gegenwart ſich in ſich bewegt, ſo daß ſie ſich nicht allein aller Gedanken, Handlungen und Zuſtände der zur Zeit des Schlafs ſelbſtthätigen Perſönlichkeit bewußt iſt, ſondern ſich auch, nicht bedingt durch die ſinnliche Zeit, gerade durch das Gebundenſein frei in der Mitte aller früheren Momente ihrer Entwickelung oder ihrer Hemmung hingeſtellt findet. Die Werke des Tages, des Wachens, inſofern ſie höher liegen, als die Erſcheinung, folgen dem Schlafenden nach; und dieſe Ruhe des Bewußtſeins, eben, je entſchiedener ſie iſt, dieſes Verſunkenſein deſſelben in ſich ſelber, eben, je reiner es hervortritt, iſt dem wachenden Zuſtande völlig verſchloſſen. Daher nennen wir den tiefſten Schlaf, d. h. denjenigen, der den wahren Traum auf naturgemäße Weiſe ausbildet, traumlos; der wahre Schlaf iſt für die Erſcheinung ſtumm, wie das Grab, und nur, weil er ſelber, obgleich gerichtet nach dem, was jenſeits der Erſcheinung liegt, von der Erſcheinung ſelber ergriffen iſt, kann er durch eine krankhafte Umkehrung der Verhältniſſe widernatürlich hervortreten und laut werden; aber dennoch bleibt das in ſich verſunkene Bewußtſein dem wachenden verſchloſſen; und je bedeutender der Traumzuſtand iſt, deſto entſchiedener iſt er von dem wachenden getrennt. Es iſt bekannt, daß der ſogenannte Hellſehende, wenn er erwacht, nichts von ſeinem Zuſtande während des Schlafes weiß, obgleich der Schlafende, und eben, je vollſtändiger der tiefe Traum ſich entwickelt, deſto entſchiedener alle Zuſtände des Wachens erkennt und überſieht.

Selbſt der Uebergang von dem wachenden Zuſtande zum magnetiſchen Schlafe, wo er ſich normal ausbildet, iſt uns zu lehrreich, als daß wir ihn nicht zum Gegenſtande einer genauen Betrachtung machen ſollten.

Dieſe normale Entwickelung des magnetiſchen Schlafes iſt freilich ſehr ſelten. Denn da die Art und Weiſe, wie die Zeit dieſes wichtige Problem ergriffen hat, eine höchſt leidenſchaftliche und maaßloſe ward; da die dämoniſche Gewalt, die aus dem aufgewühlten Grabe des magnetiſchen Traumes hervortrat, als eine gefährliche Lockung, die Beobachter ſelbſt ergriff; da dieſe Gewalt rückwirkend den Traum der Schlafenden verpeſtete; da eine verwirrende Reflection, betäubt durch die Macht des Traumes, ſich chaotiſch mit dieſem vermengte, und ſtörend aus der Tiefe des Schlafes herausbrach, ſo daß die Confuſion des wachenden Beobachters aus dem Traume ſelbſt hervortrat, während dieſer den Wachenden überwältigte — ſo ward es unvermeidlich, daß die ganze Erſcheinung, als eine krampfhafte, widernatürliche ſich geſtaltete, und daß man die geſetzmäßige Entwickelung in dieſer allgemeinen, abnormen Zerſtörung nicht zu erkennen vermochte. Deſto lehrreicher iſt uns der naturgemäße Gang der Entwickelung, wo er ſich noch, wenn auch ſelten, erkennen läßt; dann aber ſehen wir erſt jenen gewöhnlichen Schlafzuſtand, der den Faden des Bewußtſeins nicht verloren hat, und deſſen Träume ſich daher in der engeren Gegenwart des Raumes und der Zeit, wie das Wachen ſelber, bewegen. Dieſer Uebergangszuſtand kann ein ziemlich ruhiger ſein, aber je mehr der tiefere Schlaf ſich entwickelt, je mehr der Faden des wachen Bewußtſeins ſich verliert, deſto unruhiger wird der Schlafende. Eine immer mehr ſteigende Angſt bemächtigt ſich ſeiner, und man kann den Moment erkennen, in welchem das wahre Bewußtſein aufhört. Er iſt mit Erſcheinungen verbunden, die mit dem Todeskampfe die vollkommenſte Aehnlichkeit haben. Schmerz, Angſt, prägt ſich in dem Geſicht des Schlafenden aus. Da der krankhaft hervorgerufene magnetiſche Zuſtand dem natürlichen Gange der Entwickelung nicht folgt, ſo treten die Zuſtände des Wachens und Schlafens in grellen Gegenſatz gegen einander. Nicht eine Continuität der Entwickelung, die, wie bei einer großen Ermüdung, wenn auch noch ſo ſchnell, doch alle Stadien durchläuft, vielmehr ein Sprung von dem wachen Bewußtſein in ſeinem bedingt fortſchreitenden Zuſtande zum unbedingten des Traumes, findet ſtatt; und der Moment des Ueberganges von dem erſten zum zweiten iſt ein plötzlicher, daher ſchmerzhafter. Dieſer Uebergang verhält ſich zur naturlichen Entwickelung des tiefſten Schlafes und ſeiner, von aller Erſcheinung abgewandten Träume, wie das geſunde Einſchlafen des lebensſatten Greiſes zum ſchmerzhaften Tode des erkrankten Jünglings. Erſt wenn das wache Bewußtſein geſtorben iſt, erſcheint die vegetative Leiche, die das Wachen gefangen hält und verbirgt, völlig in ſich beruhigt. Der ſtille Friede des Grabes ſpricht aus dem Geſicht; und die erſcheinende Perſönlichkeit wird feſt gehalten und gebunden, nicht von ihrem erſcheinenden Leibe, ſondern von dem allgemeinen Lebensprozeſſe der Erde und, durch ihre Vermittelung, von dem des Alls. Und dennoch iſt das perſönliche Bewußtſein nicht verſchwunden, es iſt dieſes ſelber, welches als All thätig iſt im ſinnlich bedingten Daſein. Jenes iſt in der Perſönlichkeit ſo, wie es während des Wachens wird.

Was wir nun hier vorbildlich durch den Schlaf erkannt haben, das findet ſeine Anwendung auf den Tod; und auch in dieſem werden wir ein Lebensmoment der Perſönlichkeit erkennen. Die ganze Entwickelung der Perſönlichkeit in und mit der Geſchichte, iſt die Hineinbildung des Alls in die Perſon (ſinnliches Leben), der Tod iſt die Hineinbildung der Perſönlichkeit, als ſolche, in das Allgemeine (ein ſich Beſinnen des Bewußtſeins in ſich ſelber, als Totalität), endlich die Seligkeit, das Ziel der Entwickelung, iſt das Gleichſetzen beider (das offenbar gewordene Reich Gottes, das Schauen Gottes von Angeſicht zu Angeſicht, das Durchſichtigwerden des Alls für eine jede Perſönlichkeit, der Himmel).

Der Begriff der Organiſation, rein aufgefaßt, ſpricht ſich, wie Kant ſchon gezeigt hat, als der innere Begriff der in ſich abgeſchloſſenen Zweckmäßigkeit aus. Dieſer Begriff, einmal auf die Natur angewandt, kann nur in ſeiner Abſolutheit, nur in ſeiner Anwendung auf das All, feſtgehalten werden. Die ganze Natur iſt organiſch. Dieſe Anſicht ſetzt aber die in ſich abgeſchloſſene innere Zweckmäßigkeit des Univerſums voraus, ſo, daß in einer jeden lebendigen Form eine Selbſtbeſtätigung durch das All, und eine Beſtätigung des Alls durch eine jede Selbſtbeſtätigung geſetzt werden muß. Dieſe Selbſtbeſtätigung findet ſich aber, als ſolche, zuerſt in einem perſönlichen Bewußtſein. Daher iſt nur in und mit dieſem Alles auf eine ewige Weiſe; und nur die Perſönlichkeit iſt das ewig Vermittelnde für die lebendige Bedeutung einer jeden Form der ewig realen, auf die nämliche Weiſe in allen ihren beſonderen Formen daſeienden und ſich wiedererzeugenden göttlichen Natur. Aber auch in der reinen Perſönlichkeit liegt eben ſo wenig das ihr Widerſprechende; und die Geſchichte enthält in ſich, als Ausdruck der göttlichen Abſicht, die Selbſtbeſtätigung einer jeden Perſon in und mit allen, und die Beſtätigung aller durch eine jede. Und dieſe urſprüngliche geiſtige Einheit iſt zu gleicher Zeit die des Alls, als ein ewiges Leben.

Wir haben es erkannt, daß die Natur einen Abſchluß in ſich ſelber fand durch den Menſchen, durch welchen ihre Einheit laut ward, und wie dieſer der Ausdruck jener organiſchen Einheit der Natur war. In dem paradieſiſchen Zuſtande drückt ſich der Moment jener Einheit der Natur in ſich ſelber und mit Gott aus; aber, daß er in der Erſcheinung hervortrat, war der Schlußpunkt einer göttlichen Entwickelung, die die verhüllte Perſönlichkeit befreite, damit der Wille ſich ſelber erkenne. Dieſer, wie er, friſch aus der Gottheit erzeugt, ſich ſelber fand, war der reine Ausdruck des göttlichen Willens; und in ihm ruhte die Beſtätigung des eigenen Daſeins, in ihrer Einheit mit der Beſtätigung des Alls. Es konnte alſo auch hier in der leiblichen Organiſation des Menſchen nichts liegen, was die Feindſeligkeit der ganzen Natur gegen ihn hervorzurufen fähig wäre. Der Menſch wäre alſo unſterblich, ſelbſt in ſeiner leiblichen Beſonderheit: aber das Geheimniß, aus welchem der Menſch, als das göttliche Geſchöpf, hervortrat, die Nacht der Erde, aus welcher er geboren ward, ſchloß in ſich das dunkele Räthſel der ganzen Schöpfung, welches nicht als ein Ganzes der Natur, ſondern in einer jeden Perſönlichkeit aufgefaßt und gelöſt werden ſollte. So iſt es uns klar, daß durch die Sünde die Krankheit und der Tod in die Welt kam, und daß die ganze Geſchichte, wie ſie, geiſtig und von dem Innern des Bewußtſeins aus betrachtet, ein fortdauernder, bis zur Reinigung der Seligkeit geſteigerter Kampf zwiſchen Hölle und Himmel iſt, ſo, von dem Standpunkte des ſinnlichen Daſeins, ein Kampf mit Krankheit und Tod genannt werden muß. Der Widerſpruch zwiſchen der leiblichen Organiſation und dem All, iſt das Abbild des inneren Widerſpruches, des Bewußtſeins in ſich ſelber. Aber dieſer Widerſpruch iſt für Gott geſetzt und gelöſt zugleich; und das chriſtliche Bewußtſein erkennt in ihm die ſtrenge Ordnung einer natürlichen Geſetzmäßigkeit, die, in der Form der Erſcheinung feſt gehalten, uns einem entfremdeten Gotte gegenüber ſtellt, der nur durch die völlige Hingebung ſeine innere väterliche Verwandtſchaft mit uns offenbart.

Die Entſtehung der Krankheit aus der Sünde iſt uns innerhalb der Erſcheinung eben ſo vollkommen verborgen, wie die Entſtehung der Sünde und der böſen That ſelbſt. Wo aus einer ſinnlichen Neigung eine Krankheit, und nicht ſelten plötzlich der Tod entſpringt, ſo, daß die Strafe unmittelbar auf die That zu folgen ſcheint, da gehört dieſer ganze Vorgang innerhalb der Sinnlichkeit; und in der Welt der Erſcheinung kann die tiefſte Nacht der Sünde mit einem verhältnißmäßig vollkommen in ſich geordneten phyſiſchen Erhaltungstriebe, der eine dauernde Geſundheit und ein langes Leben herbeiführt, verbunden ſein, während das relativ reinſte Gemüth den Widerſpruch ſeines Daſeins, den es nicht zu überwinden vermag, mehr äußerlich in ſeinem leiblichen Daſein feſt hält, als innerlich in der ringenden Seele. Ein unüberlegter Genuß bringt ihm dann den Tod. Wer nun die Einheit der Geſchichte und Natur, wie ſie ſich in der Entwickelung einer jeden Perſon offenbart, begriffen hat, der wird einſehen, daß hier dieſelbe Erſcheinung ſtattfindet, die wir innerhalb der ſich entwickelnden Geſchichte erkannten, wenn wir den Begriff göttlicher Gerechtigkeit nach einem ſinnlichen Maaßſtabe beurtheilen wollten. Der plötzliche Tod, ſelbſt durch einen ſinnlichen Genuß hervorgerufen, der ſeinen Urſprung aus der Sünde hat, kann, der Wahrheit nach, eine Kriſe eines göttlichen Entwickelungsprozeſſes ſein, während in der Geſundheit und in dem langen Leben eine zunehmende Hemmung und ein geſteigertes Fortſchreiten der nächtlichen Seite des Daſeins ſtattfindet. Alle Krankheit iſt alſo aus der Sünde, ſo wie der Tod. Die Krankheit ſetzt ſich ſelber pſychiſch voraus, wie das Böſe; ſie kann nur aus ſich ſelber begriffen werden, und um krank zu werden, muß eine Perſon ſchon krank geweſen ſein. Leicht ſind freilich Einwürfe zu finden, die nahe genug liegen, um ſelbſt durch das beſchränkteſte Bewußtſein entdeckt zu werden. Man wird ſich auf alle jene Verletzungen der Organiſation berufen, die durch äußere Zufälle ſelbſt die Geſündeſten plötzlich treffen, um uns das völlig Unhaltbare unſerer Behauptung nachzuweiſen. Wir brauchen wohl kaum darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſer Einwurf nur aus einer Beſchränktheit, mit welcher die Erſcheinung aufgefaßt, und als ein Maaßſtab für die Beurtheilung benutzt wird, entſpringen konnte. Er kann nur da laut werden, wo man den Widerſpruch des inneren Daſeins einer jeden Perſönlichkeit nur in den nächſten, durch die Reflection feſt zu haltenden und zu überſehenden Kreiſen des Daſeins erkennt, und nicht in der inneren Unendlichkeit der Perſon, die ihre Einheit, wie ihren inneren Widerſpruch, in dem All ſetzt; ſo daß der tiefer gehende Blick in der allmälig entſtehenden und ſich geſetzmäßig entwickelnden Krankheit, in Beziehung auf die Perſon, ein Unbeſtimmtes des Zufalls, welches nur durch eine äußere Unendlichkeit vermittelt werden kann, wenn wir es ſinnlich betrachten, erkennt. Denn daß ſich eine hektiſche Conſtitution eben in dieſem Menſchen entwickelte und ihn dem Tode weihte, muß, ſelbſt wenn ſie eine erbliche iſt, durchaus als ein Zufall betrachtet werden, durch welchen einzelne Perſonen oder beſtimmte Geſchlechter der tödtlichen Krankheit preisgegeben ſind. So aber, wie innerhalb der Erſcheinung der Begriff des Zufälligen ſich uns aufdringt, ſelbſt wo wir die natürliche Geſetzmäßigkeit in der Entwickelung verfolgen können, und ſich aus dem bloßen Weltbewußtſein nie verdrängen läßt: ſo erkennt das chriſtliche Bewußtſein, welches mit Gott denkt, lebt und da iſt, in dem rein Zufälligen und für jene ſinnliche Betrachtungsweiſe vollkommen Aeußerlichen eine göttliche Beſtimmung; und der Dachziegel, der den völlig Geſunden trifft und tödtet, ſteht in eben ſo genauer Beziehung zum Innerſten der Perſönlichkeit, ſpricht eine eben ſo geſetzmäßige göttliche Ordnung aus, ja, entſpringt eben ſo aus dem inneren, aller ſinnlichen Beobachtung unzugänglichen, ſelbſt dem Betroffenen fremden, Entwickelungsprozeſſe der Perſönlichkeit, wie die langſam entſtehende und in ihren Symptomen geſetzmäßig zu verfolgende Krankheit.

Alle erſcheinende Organiſation iſt urſprünglich krankhaft, weil eine jede mit ihr geſetzte Perſönlichkeit ſündhaft iſt. Aber dennoch liegt in dieſer Urkrankheit ſelber ein Sieg über ſie, der ſie überwindet, und den Tod in einen Lebensmoment der Perſönlichkeit verwandelt. Das iſt das Geſetz, durch die Liebe beſtätigt; es enthält die Gewißheit der perſönlichen Unſterblichkeit. Wir ſahen, indem wir den tiefſten Schlaf (der das perſönliche Bewußtſein nicht aufhebt, ſondern in den Abgrund ſeiner Naturtiefe verſenkt, wo das Grab des vegetativen Alllebens ſich eröffnet und in der Erſcheinung ſich kund giebt) betrachteten, wie nur in ſehr ſeltenen Fällen alle Stadien des Entwickelungsprozeſſes ſich ordnungsmäßig ausbilden, ſo, daß vielmehr die einander durchkreuzenden und hemmenden Widerſprüche der krankhaften Richtung einen ſcheinbaren Sprung hervorbrachten, indem der magnetiſche

Zuſtand am häufigſten durch einen plötzlichen Uebergang aus dem Wachen, wie durch eine Kriſe, erzeugt wird. Die Phyſiker haben beobachtet, daß in großen, allenthalben vom Lande eingeſchloſſenen Meerbuſen, die Ebbe und Flut in den Strömungen, die durch die Fluten der ſich ergießenden Flüſſe entſtehen, ſich verbirgt, wie in der Oſtſee z. B.; wo aber die Kuſten trichterförmig zu laufen und einen engen Eingang bilden, ſo, daß durch dieſen das Meer hineindringt und einen Binnenſee bildet, da zeigt ſich, in dieſem, die in den Strömen verborgene Ebbe und Flut in ihrem regelmaßigen Wechſel; denn die unter einem ſtumpfen Winkel ſich gegen einander neigenden und doch nicht völlig vereinigten Ufer brechen, nicht plötzlich, ſondern nach und nach die Gewalt der Strömungen, ſo, daß die verborgene Ordnung der Bewegung wieder zum Vorſchein kömmt. So iſt nun auch in den Fluten des Lebens die ſtille Ordnung der Natur verborgen; und nur in den ſeltenſten Fällen tritt ſie ſo hervor, daß wir in dem phyſiſchen Tode einen geſunden Moment der phyſiſchen Lebensentwickelung des Menſchen zu erkennen vermögen. Aber die Ebbe und Flut des geordneten Lebens iſt nicht aufgehoben, weil ſie in den, für die Erſcheinung verworrenen, Fluten des Lebens, verhüllt iſt, und die Stadien der Entwickelung ſind nicht überſprungen, weil ſie in einen nicht zu unterſcheidenden Moment ſinnlich zuſammengedrängt ſind. So nun iſt es uns vergönnt, den natürlichen Lebensprozeß auch uber den Tod hinaus zu verfolgen; ſelbſt da, wo er ſich in den Widerſprüchen des Daſeins für eine jede ſinnliche Betrachtung zu verbergen ſcheint.

Betrachten wir ein Blatt, wenn es allmälig verwelkt, ſo ſehen wir, wenn der Prozeß des Verwelkens auf völlig naturgemäße Weiſe, ungeſtört durch äußere Verhältniſſe, ſich entwikkeln kann, ihn an den Rändern des Blattes anfangen, ſo, daß das friſche Grün, nach dem Mittelpunkte zu, immer mehr und mehr abnimmt, während es rund herum abwelkt und abgeſtorben iſt. „Könnte nun“, ſagt Kielmeyer, dem ich dieſe geiſtreiche Aeußerung verdanke, „der Lebensprozeß das ſtehenbleibende Gerüſte verzehren, ſo würde das Blatt freilich äußerlich ſich verkleinern, aber dennoch die ganze Kraft der jugendlichen lebendigen Thätigkeit innerhalb des immer engeren Raumes feſthalten.“ Nach dieſer Anſicht würde alſo die Lebensthätigkeit des verwelkenden Blattes nicht eine abnehmende, vielmehr eine ſich in ſich zuſammenfaſſende ſein, die eben mit der höchſten Concentration in ſich ſelber verſchwindet; und man könnte den Augenblick des völligen Verſchwindens als den Moment des concentrirteſten Lebens auffaſſen.

Dieſes einfachſte Vorbild läßt ſich nun, dem Typus nach, wiedererkennen, wenn wir den völlig natürlichen, durch keine kranke Kriſe herbeigeführten Tod des alternden und allmälig einſchlummernden Greiſes, betrachten. Die regelmäßigen Stufen dieſer Ausbildung bis zum Tode, die wir, obgleich ſie die allmälige Zerſtörung des Körpers herbeiführen, dennoch eine Entwickelung nennen müſſen, bilden ſich zwar, wir können wohl ſagen, niemals ganz rein aus; aber angedeutet, ſo, daß wir ſie verfolgen können, auch da, wo, mehr oder weniger, doch zuletzt eine Krankheit ſich mit dem Abſchluſſe des Lebens verbindet, iſt dieſe Art des Sterbens keinesweges ſo ganz ſelten. Während die ſeiende Seele ſich in ſich, und mit ſich die orgaganiſche Lebensthätigkeit auf einem, für die Erſcheinung engen Punkte, zuſammenzieht, bleibt der Leib, wie die Fruchthülle der Pflanzen, wenn der Same für ein zukünftiges Leben ſich in ſich contrahirt, als ein Gerüſte ſtehen. Da, wo die Rüſtigkeit der

That nach Außen, wo das organiſche Wechſelleben mit der Natur leiblich, wie mit der Geſchichte geiſtig losläßt, verſenkt ſich der Geiſt in ſeiner phyſiſchen und pſychiſchen Einheit in ſich ſelber. Diejenige Thätigkeit, die, in ſteter Pulſation, das Allgemeine der Natur und der Geſchichte in das Beſondere des perſönlichen Geiſtes hineinbildet, und dieſes in jenes, wird langſamer, träger und nimmt allmälig ab. Daher verſchwindet die beſtimmte Erinnerung, die aus dem thätigen Leben der Gegenwart und der Vergangenheit, wie dieſe noch in der Gegenwart lebt, hervorgeht. Die in ſich ſich verſenkende Erinnerung ſchreitet immer weiter in das durch das Wachen verhüllte Gedächtniß rückwärts und hebt jene früheren Zeiten hervor, die, mehr oder weniger, in der Rüſtigkeit der gegenwärtigen That verſchwinden. Die Erinnerung lebt in der fröhlichen Jugend, ja, in der Kindheit; und was wir das Kindiſchwerden der Alten nennen, iſt, wo es ſich vollkommen geſund ausbildet, wohl mehr als dieſes. Wir, die wir in der geiſtigen Bewegung der Gegenwart fortdauernd thätig ſind, die wir in den größeren oder kleineren Angelegenheiten des Tages, in den beweglichen Momenten vorübergehender geſchichtlicher Geſtaltung, in der Sprache der Geſchichte, der Wiſſenſchaft, wie in der des engſten Familienkreiſes, als die beſtimmten Ausdrücke lebendig wechſelnder Zuſtände, alle Bedeutung des Lebens ſuchen und finden, können freilich jene tiefe Selbſtbeſinnung, das Heimkehren der in ihrem Innerſten verſinkenden Perſönlichkeit in das All, als in ihre eigentliche Heimat, nicht nach dem Mittelpunkte hin begleiten, aus welchem es allein gefaßt und verſtanden werden könnte. Das Auffaſſen früherer Erinnerungen, die innere Bewegung der ſinnenden Seele in ſich ſelbſt, iſt nothwendig zugleich eine zunehmende Abſtumpfung gegen die äußere Umgebung, die uns als eine einſeitige und beſchränkende erſcheinen muß. Der Alte wird uns immer fremder, je tiefer er ſich in ſich beſinnt; er verſteht uns nicht, weil das ganze Bewußtſein ſich von der Welt und von uns abgewandt hat, aber wir verſtehen ihn auch nicht. Alles, was im Staate, in der Wiſſenſchaft, in dem geſelligen Leben ihn enge umgiebt, das ganze Gebäude der Gedanken und Thaten wird von ihm verlaſſen, ſo wie auch der organiſche Prozeß ſich in immer engeren Raum hineinzieht. Wie die rüſtige That allmälig abnimmt, ſo erlahmen die bewegenden Glieder, die Sinne wenden ſich von jener organiſchen Thätigkeit, die das ſinnlich Aeußere, als ein geiſtig Inneres, auffaßt und fortbildet, immer entſchiedener ab. Die Zunge, jenes amphibiſche Organ, füllt immer unthätiger die Mundhöhle, gleich unfähig, die Verdauung einzuleiten und der Sprache ihre Gliederung mitzutheilen. Die Arterien verknöchern ſich und erſtarren, während die Venen die Blutbewegung immer träger fortſetzen. Dieſer natur- und geſetzmäßige Fortgang iſt, wo er in ſeiner Regelmäßigkeit ſich erkennen läßt, auf allen Stadien ſo deutlich zugleich phyſiſch und pſychiſch, daß die Einheit dieſer fortſchreitenden Metamorphoſe, die zu gleicher Zeit alle inneren und äußeren Elemente des Daſeins ergreift, ſich durchaus nicht verkennen läßt. Daß aber für uns der Alte als ein zur Kindheit Zurücktretender erſcheint, iſt deswegen nothwendig, weil die Ausgleichung der früheren Zuſtände mit den ſpäteren der erlangten Entwickelungsſtufe nicht äußerlich hervortreten kann, vielmehr in dem Innerſten, von der Sinnlichkeit Abgewandten der Perſönlichkeit ihre Bedeutung findet.

Burdach, der dieſe Anſicht des Todes richtig aufgefaßt und dargeſtellt hat, behauptet daher mit Recht, daß der ſogenannte Marasmus senilis keineswegs ein nothwendiger Begleiter des Todes ſei; und in Beziehung auf die naturgemäße Kriſe, die mit dem Tode des geſunden Alten verbunden iſt, kann der Tod wohl mit der Geburt verglichen, und jener nicht gewaltſamer, als dieſe, genannt werden.

Der völlig geſetzmäßige Naturtypus, als ein durch die Natur ſelbſt beſtätigter Fortgang, liegt vor uns, als eine Affirmation des Geſetzes, durch die göttliche Liebe. Mit dem erſten Zeichen einer geſchichtlichen Bildung (die ja nur eine Bedeutung hat, inſofern ſie das ſinnliche Daſein über ſich ſelber herausführt) ſehen wir daher jederzeit eine Achtung für das lange Leben hervortreten, beſonders da, wo eine hohe Bedeutung eines ruhigen, in ſeiner eigenen tiefen Beſinnung zurückkehrenden Greiſesalters ſich zeigt, und wo der Greis, ſatt am Tage, ſich aus der Verwirrung des Lebens nach dem Mittelpunkte der innern Ruhe zurückzieht. So iſt das lange, durch alle Stadien der Metamorphoſe, ſich entwickelnde Alter ein fortſchreitender Reinigungsprozeß, durch welchen die göttliche Gnade das Beſondere der erſcheinenden Perſönlichkeit in die Allgemeinheit des lebendigen Alls hineinbildet. Aber wir werden ſelbſt dazu hingeführt, es als eine, in und mit der Gnade ſich immer reiner bildende, Selbſtopferung zu betrachten, weil es nur dadurch eine ethiſche, d. h. perſönliche Bedeutung erhalten kann. So ehren wir die ſtille, geweihte Stätte der Perſönlichkeit, die ſich, von aller Sinnlichkeit abgewandt, allmälig aufbaut. Zwar würde es eine Thorheit ſein, wenn wir in dieſer Erſcheinung eine Gewährleiſtung für die Seligkeit der Perſonen finden wollten. Wie wir von Rechtswegen geneigt ſind, in einer jeden menſchlichen Geſtalt den Verſtand vorauszuſetzen, oft genug aber erfahren, wie mächtig der Unverſtand auch da iſt, wo wir ihn nicht erwarten: ſo iſt auch hier, ſelbſt bei den günſtigſten äußeren

Zeichen, in dieſer Geſetzmäßigkeit der Erſcheinung, als ſolcher, eine Sicherheit der innern Entwickelung keineswegs gegeben. Nur die innere Einheit der zuverſichtlichen Liebe vermag ſich dieſer geweihten Stätte zu nähern.

Das chriſtliche Bewußtſein umfaßt Leben und Tod in ihrer Einheit. Es lebt im Tode, weil es ſchon im Leben geſtorben iſt. Aber, inſofern der durch das chriſtliche Bewußtſein bewegte Chriſt ſich ſelbſt in der Erſcheinung ergreift, findet er ſich von ſich ſelber getrennt. Er erkennt ſich nicht als ein Lebendiger (geſtorben immitten des Lebens), ſondern er lebt als ein wahrhaft Todter, von dem Tode Beſiegter. Dieſes getrübte Bewußtſein erzeugt bei dem Chriſten die Furcht vor einem ſchnellen Tode. Der Wunſch, mit vollem Bewußtſein zu ſterben, gehört dem Chriſten eigenthümlich zu, und unterſcheidet ihn von einem jeden, der nicht in und mit dem Heilande lebt und ſtirbt. Daß der Menſch innerlich von der Sinnlichkeit gefeſſelt iſt, daß er ſich nicht ſelbſt in ſeiner innerſten Wahrheit zu faſſen vermag, ſpricht ſich am deutlichſten durch den furchtbaren Wunſch eines ſchnellen Todes aus. Er will wie in Betäubung ſterben. Dieſer Wunſch enthält aber zugleich das Geſtändniß, daß er die Vernichtung, die er erwartet, keinesweges findet. Es iſt vielmehr die verborgene Gewißheit des Fortlebens nach dem Tode, die ihn quält; das Bewußtſein davon will er durch die Betäubung unterdrücken; er weiß, denn die innerſte Wahrheit der Perſönlichkeif mahnt ihn daran, daß er zwar der Erſcheinung, aber nicht ſeinem Weſen nach, ſterben kann, und daß, je klarer ſein Bewußtſein bleibt, dieſe Gewißheit der perſönlichen Unſterblichkeit mit jedem Momente des herannahenden Todes geſteigert, im Augenblicke des Todes ſelber eine abſolute, unüberwindliche ſein wird. Daher das ſcheinbar ſich Widerſprechende, daß, obgleich in den ſinnlichen Menſchen der Wunſch, plötzlich zu ſterben, ſo natürlich iſt, desohnerachtet der ſchnelle Tod derer, die uns nahe ſtehen, uns nicht allein als ein äußeres und unerwartetes Unglück überraſcht, ſondern auch von einem inneren Schauder, der jedesmal, wenn wir an die Verſtorbenen denken, ſich wieder erneuert, begleitet wird.

Dieſe Verſchiedenheit in der Art, wie derjenige, der ſich durch ein chriſtliches Bewußtſein in der göttlichen Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit ſelbſt zu faſſen verſucht, dem letzten Momente des Todes entgegen ſieht, verglichen mit der Art, wie diejenigen ſterben, die ſich dem Tode, als einer ihnen fremden Gewalt, unterwerfen, ſteht in genauer Verbindung mit den von dem Weltbewußtſein und von dem abſtrahirenden Verſtande ſo gering geſchätzten, ja, wohl auch als nichtig getadelten Bekehrungen auf dem Todesbette. Das Unvermeidliche, ſelbſt wenn es die Vernichtung herbeiführte, mit entſchiedener Ruhe zu ertragen, ſcheint ſo groß, die entgegengeſetzte Furcht vor dem Tode ſo gering und armſelig, daß wir den Trotz, der in den letzten Momenten des Lebens hervortritt, bewundern, während wir die ſich windende Angſt zwar mit einem tiefen Mitleiden, dem ähnlich, welches wir empfinden, wenn wir leidende Thiere erblicken, unwillkürlich begleiten, aber doch ſo, daß die Theilnahme unvermeidlich mit einer Geringſchätzung verbunden iſt. Der Wunſch eines ſchnellen Todes rührt auch in der That meiſtens daher, daß der Menſch ſich den trotzigen Muth, den Tod ins Auge zu faſſen, nicht zutraut, und die Ruhe chriſtlicher Hingebung und, mit dieſer, die Macht des Lebens im Tode nicht kennt.

Wenn derjenige, deſſen Leben, wie es in der Erſcheinung hervortrat, für ſeine Umgebung ein wahrhaft ſegenreiches war, ſo ruhig und heiter ſtirbt, wie er gelebt hat, dann iſt ſein letzter Moment das ſchönſte Zeugniß von der inneren Reinheit und Wahrheit ſeiner Geſinnung; und ein ſolcher Tod iſt pſychiſch (geſchichtlich), obgleich auf eine unendlich bedeutendere Weiſe, die geſunde Entwickelung eines höheren Daſeins, wie wir ſie, nicht ohne Ahnung einer tieferen Bedeutung, auch da erkennen, wo der lebensſatte Greis ſtille einſchlummert. Aber ſo gewiß, wie dieſer Tod des Gerechten auf eine ſo heitere Weiſe, nie ohne mächtige innere Kämpfe, ſich zu entwickeln vermag, ſo iſt weder das Hervortreten dieſes Kampfes in der Erſcheinung durch frühere Verirrungen mancherlei Art, noch die Steigerung deſſelben in den letzten Momenten des Lebens, ein Beweis von der zunehmenden inneren Vernichtung der Perſon. Wir dürfen nie vergeſſen, daß alle ethiſche Entwickelung zu gleicher Zeit eine naturgemäße, ja, geſchichtliche iſt, daß, wo die Freiheit göttlicher Art, alſo Gottes Wille ſich offenbart, dieſe Offenbarung nicht aufhört, eine im tiefſten Sinne phyſiſche zu ſein, weil ſie eine durchaus ethiſche iſt. Der Sieg der Liebe beſtätigt das Geſetz; und nur ſo können wir die Stadien der Entwickelung in ihrer ſtrengen Nothwendigkeit verfolgen, indem wir zugleich die Freiheit feſthalten. Die völlige Umkehrung der Geſinnung von dem ſinnlichen Tode zur geiſtig lebendigen Bewegung aller Momente des Daſeins, kann hier, allmälig langſam wachſend, ſo, daß die äußere Bewegung die vegetative Stille des Wachsthums kaum wahrnehmen läßt, ſtattfinden, während ſie viel häufiger mit heftigen Bewegungen verbunden iſt. Und wie in einer leiblichen Krankheit eben die ſcheinbar höchſte Gefahr eine Kriſe erzeugt, die die Geſundheit bringt, ſo iſt das geſunde

Leben der wahren Perſönlichkeit wohl auch, ja, am öfterſten, durch ſolche Kriſen zum Durchbruche gekommen. Eben dann, wenn die Frage an das innerſte Daſein gerichtet iſt, muß die Antwort entſcheidend ſein. Nun iſt es freilich gewiß, daß keine äußeren Merkmale der Erſcheinung hinreichend ſind, um die innere Wahrheit oder Lüge der entſcheidenden Antwort zu beurtheilen; die allerinnerſte Lüge nimmt auch hier den Schein der Wahrheit an, ja, das allertiefſte Verderben iſt eben das, welches das Reinſte für die Lüge ſelbſt gewinnen will: aber wo der gute Wille, der Keim eines ewigen Daſeins, in uns ſchlummert, da gewinnt er, als das einzig Poſitive, die urſprüngliche Gewalt eben da, wo er mit Untergang bedroht wird. Das gilt während des ganzen Lebens, wo Leiden und Schmerzen uns innerlich vernichtend treffen, das gilt eben ſo in dem Momente des Todes; es muß aber zugleich zugeſtanden werden, daß dieſer Akt der völligen Umkehrung (da er, ganz und durchaus von aller Erſcheinung abgewandt, nur eine außerhalb der Sinnlichkeit liegende Bedeutung hat), ſo wie er eine mehr oder weniger klare Entwickelung der ſich heiter aufſchließenden Blüte iſt, auch da ſtattfinden kann, wo es den Sterbenden nicht vergönnt iſt, ein Zeichen der verwandelten Geſinnung in der Erſcheinung zu offenbaren, während er da fehlt, wo die Lüge ſich hinter dem Scheine verbirgt.

Dieſe Betrachtung führt uns zu der Frage nach der eigentlichen Bedeutung des Todes. Nicht, um in die Geheimniſſe des Grabes hineinzudringen (behält doch das hellerkannte Leben der geiſtig erfaßten Erſcheinung auch ſeine Geheimniſſe), ſondern um das im Tode zu begreifen, was die innerſte Wahrheit, auch des erſcheinenden Lebens, in ſich enthält, ſtellen wir dieſe Betrachtung an.

Wir haben es erkannt, daß das Ich ſeine eigenthümliche Realität nicht in der Erſcheinung findet. Der Körper des Ich's, das leibliche Daſein, enthält die Bedingungen, unter welchen es ſich in der Sinnlichkeit ſelbſt zu faſſen vermag. Und eben, weil dieſe das Bedingende der leiblichen Erſcheinung iſt, haben wir den Zuſtand des Wachens, in der Teleologie, als einen relativen aufgefaßt, ſo zwar, daß in dieſem das Denken ſich loszureißen vermag von den ſinnlichen Bedingungen und als ein Allgemeines thätig ſein kann; daß aber dieſes Allgemeine ſelbſt niemals ſich abſolut von dem Beſonderen der Perſönlichkeit zu trennen vermag, welches in der Erſcheinung, als Eigenthümlichkeit (Talent), den Geſetzen der Entwickelung in allen ihren Momenten unterworfen iſt. Es iſt die lebendige innere Organiſation der mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten, welche als die Einheit der Entwickelung des ganzen Geſchlechts ſich offenbart; und eben daher iſt die ganze Geſchichte ein fortdauernder Entwickelungsprozeß, und jeder Staat eine mehr oder weniger ſich fortbildende, wechſelſeitige Erziehung der Bürger zur wahren Perſönlichkeit. Allerdings iſt dieſe Erziehung eine lebendige, oder eine den Keim des Lebens hemmende, d. h. ſich ſelbſt vernichtende, aber ſo, daß mit einer jeden Perſon, wie ſie ſich in ihrer innerſten Wahrheit faßt, eine lebendige Gegenwart, die das Vergangene und das Zukünftige auf eine beſondere Weiſe in ſich einſchließt, gegeben iſt.

Nun wiſſen wir, daß der Schlaf die vegetative Seite des Lebens iſt und das Hineinbilden des thieriſchen Lebens in das Allleben der Natur genannt werden muß, doch ſo, daß der erſcheinende Leib erhalten wird, obgleich die organiſche Thätigkeit nicht theilweiſe, ſondern ganz, dieſem Allleben zugewandt iſt. Das iſt es, was wir vegetative Thätigkeit nennen. Und wenn auch der Leib, ſeiner Form nach, bleibt, ſo iſt er doch ſeiner Thätigkeit nach in der, das Beſondere auflöſenden, Allgemeinheit aufgenommen. Ihr glaubt es begreifen zu können, daß die Seele noch, als ein Beſonderes, da iſt, weil euch der Leib noch ſinnlich gegeben iſt, aber ſie iſt in der That, in dem wahren, tiefen Schlafe, außer dem ſinnlichen Leibe, und Eure Anſicht beruht eben darauf, daß ihr Euch, von der Reflection des Wachens ergriffen, nicht loszureißen vermöget von der einſeitigen Richtung der ſinnlichen Betrachtung. Wo die Thätigkeit des Leibes iſt, da iſt auch die Thätigkeit der Seele. Denn jener iſt die Aeußerung der Seele; die Seele aber des Leibes Er-Innerung. Die Seele aber verliert ſich im Schlafe nicht ſelber, ſie beſinnt ſich vielmehr in ſich, nicht, wie ſie im Wachen abhängig iſt von der relativen Entwickelung oder Hemmung, die mehr oder weniger verhüllt, fortdauernd von einer Reflection der Perſönlichkeit ausgeht. Der Schlaf iſt die Totalität der gegebenen perſönlichen Stufe, wie ſie gehemmt oder gefördert iſt; das ſeiende Bewußtſein in allen ſeinen Momenten zugleich, von der einſeitigen Richtung des Wachens losgeriſſen.

Um zu begreifen, wie der Schlaf das Vorbild des Todes genannt werden kann, müſſen wir erwägen, daß das erſcheinende Leben zwar eine Bedeutung in ſich ſchließt und unmitmittelbar offenbart, die über die Sinnlichkeit reicht, daß aber dieſes Ueberſinnliche, ſelbſt den allgemeinen Geſetzen des ſinnlichen Alls unterworfen, ſich mit dieſem All, als äußerlich unendliche Natur und, ſeinem Ziele nach, unbeſtimmte Geſchichte, entwickelt. Aber die Perſönlichkeit iſt ewig, und ihre Wahrheit ruht in ihrer Einheit mit dem göttlichen Willen, der das All ſchuf. In der ewigen Perſönlichkeit eines jeden Menſchen findet die ganze Welt der Erſcheinung eine eigenthümliche Bedeutung, die, wo der Menſch die Richtung auf Gott feſthält, alle übrige Eigenthümlichkeit in ihrer Art beſtätigt. Daher iſt die menſchliche Perſönlichkeit (das wahre Ich) nicht mit dem bloß erſcheinenden Leibe gegeben, ſondern identiſch mit der inneren, beſonderen Form des Univerſums, die durch ihn in den engſten Schranken der Erſcheinung, wie in den weiteſten Kreiſen derſelben gegeben iſt. Wie nun der Menſch im Schlafe in das durch die Geſetze des Univerſums bedingte und ſich entwickelnde allgemeine Leben verſinkt, und eben dadurch ſich ſelbſt in dem Mittelpunkt eines freieren Daſeins findet, ſo geht er für die Erſcheinung unter, nicht in einer abſtrakten Einheit der Natur, ſondern in der inneren Unendlichkeit ſeines, mit dem Univerſum gegebenen, eigenthümlichen Naturgrundes, der, nicht auf eine bedingte, ſondern auf eine ewige Weiſe, von der Einheit des göttlichen, ſchöpferiſchen Willens ausgeſchloſſen oder in dieſe aufgenommen iſt. Der Ausdruck der Brüdergemeinde, der Menſch ſei heimgegangen, iſt deswegen ein ſehr treffender; denn, indem er losgeriſſen iſt von den erſcheinenden Bedingungen, die ihn in der Sinnlichkeit feſſelten, daß er ſich nicht über ſich ſelbſt aufzuklären vermochte, offenbart ſich (nicht für die Erſcheinung, ſondern für ihn, in ſeinem tiefſten Inneren) die Urthat, die ihn urſprünglich, durch den verwirrenden Abfall hindurch, in der Einheit mit Gott feſthielt oder ihn auf ewig von Gott trennte. Seine Werke folgen ihm nach, nicht, wie ſie in der Erſcheinung, ſchwankend zwiſchen Schein und Wahrheit, ſich äußerten, ſondern ſo, wie ſie (ein lebendiges Ganzes) aus dem guten Willen hervorgingen, oder wie ſie (ſich ſelbſt widerſprechend und aufhebend), aus der Lüge des böſen Willens entſprangen. Das chriſtliche Bewußtſein weiß daher, in ſeiner Reinheit, nichts von einem Fegefeuer, von einer Mittelhölle, denn dieſe kann nur da angenommen werden, wo der Tod nicht beſiegt iſt, wo die Bedingungen der Sinnlichkeit noch jenſeits der Erſcheinung als fortdauernd betrachtet werden.

Haben wir dieſe Anſicht des Todes in ihrer vollen Bedeutung ergriffen, dann werden wir auch einſehen, wie wichtig der Moment des Sterbens iſt, wie furchtbar es genannt werden muß, wider ſeinen Willen zu ſterben. Wir können ſagen, der Menſch ſtirbt ſelig, deſſen Tod durchaus und nach allen Momenten ſeines Daſeins die eigene That geworden iſt. Daß in der Erſcheinung dieſe That eine eigene und dennoch nicht als eine eigene betrachtet werden muß, daß ſie, als die eigene, nur gefaßt werden kann, inſofern ſie ganz von Gott ausgegangen iſt, haben wir gelernt; aber dann iſt ſie auch auf eine ewige Weiſe unſer, und wie wir, für dieſen Tod in der Erſcheinung heranreifend, ſterben müſſen, um zu leben, ſo finden wir unſer eigenſtes Leben im Tode (Joh. 11, 25. 26). Wir ſind heimgegangen, in die Heimat zurückgekehrt, aus welcher alle wahre That während des ſinnlichen Lebens entſprang, und in welche wir jetzt kommen. Dieſe innerſte Heimkehr, als göttliche That, iſt zu gleicher Zeit die ſtille Pflege des göttlichen Keimes in uns; und, wie in einer jeden Stellung im Leben, je reiner ſie erhalten wird im chriſtlichen Sinne, deſto entſchiedener, ein lebendiger, alle Ereigniſſe des Lebens tragender, und in ſtiller Ruhe fortdauernder, Kern des innern Friedens und der unveränderlichen Zuverſicht vorbildlich ruht, ſo iſt es dieſes Lebensprincip des erſcheinenden Lebens, welches ganz ſich ſelbſt offenbar wird im Momente des Todes. Das Geheimniß aller lebendigen Entwickelung in der Natur iſt durch den Tod enthüllt; und wie die harte Schale den Pflanzenſaamen und das ganze zukünftige Leben der Pflanze nicht hemmt, ſondern ſtärkt und fördert, ſo iſt das Grab die Fruchthülle des perſönlichen Daſeins, welches in das göttliche All ſich nicht verliert, ſondern ſich in ſeiner innerſten Wahrheit findet.

Die Richtung des Sterbenden auf Gott iſt allerdings, ihrer eigenthümlichen Geſtaltung nach, bedingt durch die ſinnlichen Verhältniſſe, nicht bloß der vereinzelten Perſönlichkeit, ſondern auch der Zeit, des Volkes, in deſſen Mitte ſie lebt. Aber wir wiſſen, daß dieſe, in der Erſcheinung getrennten, Verhältniſſe ſelbſt, wie ſie in der ſinnlichen Zeit hervortreten und die eigenthümliche Aufgabe beſtimmter Epochen der Geſchichte bilden, ihren tiefſten Grund in der urſprünglichen, aus der unbedingten, über alle Erſcheinung liegenden Willensäußerung der Perſönlichkeit erhalten. Was in der Perſon unter den in der Erſcheinung gegebenen Verhältniſſen aus Gott iſt, das bleibt, lebendig geſtaltend, durch alle Verirrungen hindurch in der Geſchichte und iſt das Unſterbliche in ihr. Aber auch in der ſterbenden Perſon bildet dieſes den ſeligen Kern des Unſterblichen. Die Formen der ſinnlichen Anſchauung (Zeit und Raum in ihrer Trennung und äußeren Beziehung auf einander) binden ihn nicht mehr. Alles Beharrende iſt ein innerlich geiſtig Bewegtes, alles Bewegte zugleich ein innerlich Ruhendes. In der ſchlummernden Seele ſpricht die Zukunft, welche die Vergangenheit aufſchließt, und den Siegel ſeines bedingten Daſeins löſt. Der Todte lebt allerdings mit der ganzen Natur. Es iſt das Pfund, mit welchem er gewuchert hat, die Eigenthümlichkeit, die ihm geſchenkt war, und in welcher er ſein reines Selbſt erkannte (zwar an die Stufe der Entwickelung, in welcher die abſolute That des

Todes ihn fand, geknüpft); aber dieſe Stufe, wie ſie in der Totalität des ſich Entwickelnden lebt, wie ſie in dem Strome der ganzen Geſchichte ſich immer eigenthümlicher geſtaltet, ſo daß er nicht die Sorgen, die Noth, den Kampf der Erſcheinung theilt, aber, was Gott durch ihn in das erſcheinende Daſein als Befreiendes geſäet hat; und wie es wächſt und befreiend wuchert in der Folge der Zeit, in ſtiller, innerlich friedlicher Anſchauung auf einmal genießt. Dieſe ganz aus göttlicher Gnade entſprungene, und dennoch im tiefſten Sinne eigene That der innerſten Befreiung, faßt ſich ſelber und wird von der Liebe erkannt (das Leben im Tode). Der ſinnliche Menſch beſitzt das Maaß nicht, welches dieſen Moment aufzufaſſen und zu beurtheilen vermag. Nur die reine Liebe, in welcher die nie ganz zu verdrängende Furcht die zuverſichtlichſte Hoffnung, ſo wie dieſe die ſcheinbar am meiſten begründete Furcht, begleitet, kann ſich als ein Gebet am Sterbebette und bei einem jeden erneuerten Andenken an den Verſtorbenen geſtalten. Denn wir wiſſen, daß das Gebet die Rede des ringenden chriſtlichen Bewußtſeins in ſeinen reinſten Momenten, mit ſeinem, durch göttliche Gnade gereinigten Selbſt, d. h. mit Gott iſt. Aber der Tod trennt uns nicht von denen, die wir lieben, er verbindet ſich zur innerſten, von allen ſinnlichen Bedingungen befreiten Einheit mit ihnen. Sie ruhen durch die göttliche Gnade in dem Herrn, wenn ſie ſelig geſtorben ſind; uns aber, die wir zwar immitten des ſinnlichen Lebens durch die Liebe, die uns mit dem Todten verbindet, über alle ſinnliche Erſcheinung gehoben werden, ziemt es, den ſtillen Zweifel feſt zu halten, aus welchem immer von neuem die fröhliche Hoffnung entſpringt. Ja, die wahre Liebe, die uns an den Todten innerlich knüpft, hat eine ewige Bedeutung, und wie ſie ganz in uns iſt, iſt ſie auch ganz in dem Todten, und nur im wahrhaft chriſtlichen Sinne können wir den Seligen lieben; denn nur durch die Liebe können wir im göttlichen Sinne mit ihm eins ſein, und die Sorgen, ſo wie der Zweifel der Liebe, die während des ſinnlichen Lebens fortdauern, enthüllen ſo unmittelbar zugleich die Zuverſicht, mit welcher wir den Todten als einen Seligen betrachten, und ſelbſt die Seligkeit erwarten. Dieſe Selbſtbeſtätigung iſt zu gleicher Zeit die Beſtätigung des Todten im göttlichen Sinne.

Zu allen Zeiten bildete ſich für das menſchliche Bewußtſein eine Anſicht, die eine Beziehung zwiſchen dem Todten und Lebendigen vorausſetzt. Aus dieſer entſtand ein vielgeſtalteter Aberglaube, der auch jetzt noch, faſt unwillkürlich, in einem jeden Gemüthe ruht, und deſſen Quelle, ſelbſt wo eine höhere Cultur ſie verdrängt hat, nie ganz verſiegt. Die feſtgehaltene Relation, die zwiſchen dem Lebendigen und Verſtorbenen ſtattfindet, bleibt eben deshalb ein Element der Dichtung, und wird in dieſer Form auch von der höchſten Bildung gefordert. Vergebens ſucht die abſtrahirende Reflection ſich damit zu tröſten, daß ſolche Darſtellungen ja eben nur Dichtungen ſeien. Denn davon iſt ja eben die Rede, wie ſolche Dichtungen eine geiſtige Bedeutung erhalten können, und wie es geſchehen könne, daß dasjenige, was als ſinnliche Wirklichkeit uns ein Geringes, geiſtig Verwerfliches und Beſchränktes iſt, in der Poeſie als ein Bedeutendes, Tiefes, ja, wo es echt dichteriſch hervortritt, als ein Zeichen der höheren geiſtigen Bildung betrachtet werden muß. Geiſtererſcheinungen werden, als ſolche, mit Recht von einem jeden tiefer Denkenden abgewieſen. Sie haben in der Entwickelung geiſtiger Eigenthümlichkeiten, wie ſie im Wachen ſich geſtalten, gar keine Bedeutung, ſie ſind recht eigentlich der Schatten, der ſich in das Licht hineinwirft, ein Störendes für die fortſchreitende Bildung; und da alles Erkennen ein fortſchreitendes Denken iſt und, als ſolches, ein fortſchreitendes Daſein, ſo wird die Geiſtererſcheinung nie ein Glaube, in und mit welchem das wahre Denken ſich bewegt, und ein Daſeiendes als ein Gedachtes erkannt wird, ſondern ein Aberglaube, d. h. ein nicht Daſeiendes, welches nie Gegenſtand eines Gedankens, alſo nie ein Erkanntes werden kann. Dennoch wird ein Jeder, der das Leben tiefer auffaßt, geſtehen, daß, wenn die Quelle des Aberglaubens ganz verſiegte, mit ihr zugleich etwas Tiefes und der Reflection Unzugängliches des menſchlichen Geiſtes verloren ginge. Die Poeſie nun nimmt eben dasjenige in ſich auf, was das Wachen in ſeiner Einſeitigkeit verdrängt; ſie iſt die Grundloſigkeit des wahren Traumes, mit der Klarheit der Reflektion in Einheit geſetzt, und eben daher iſt die Tiefe des in der Erſcheinung verborgenen Daſeins einer jeden Perſönlichkeit mit ſeiner Erſcheinung zugleich gegeben. Der Traum aber vermag auch das Siegel des Grabes zu löſen; und für eine Anſchauung, welche die geiſtige Perſönlichkeit als eine geiſtige auffaßt, kann auch das relativ daſeiende Geiſtige in die Erſcheinung treten.

Dieſe Betrachtung ſoll uns leiten, indem wir den Zuſtand der keimenden Seligkeit in der Perſon, nach dem Tode, weiter betrachten. Der Verſtorbene, der mitten aus dem Daſein der ſich entwickelnden Geſchichte heraustritt, iſt, als unſterbliche Perſönlichkeit, ja keinesweges abſolut, ſondern nur für die Erſcheinung aus ihr geſchieden. Wenn wir dieſen inneren organiſchen Zuſammenhang mit der Entwickelung des Geſchlechts auch da am klarſten erkennen, wo die Perſönlichkeit geiſtig bedeutender hervortritt, ſo daß eine ſolche Eigenthümlichkeit in der teleologiſchen Betrachtung der Geſchichte als ein organiſches

Element der Entwickelung derſelben erkannt wird: ſo muß doch (ſo gewiß, als dasjenige, was wir perſönliche Eigenthümlichkeit [Talent] nennen, nicht bloß dem Ausgezeichneten, ſondern allen Menſchen zukömmt) in einem jeden auf Gott gerichteten Menſchen, ein ſolcher, dem fortſchreitenden Leben der Geſchichte innig verbündeter, ja, die ganze Geſchichte in die beſondere Form einſchließender, gediegener und unvergänglicher Kern angenommen werden, der, ſo wie er im erſcheinenden Leben die Einheit des Wachens und des Traumes umfaßt, ſo, in Beziehung auf das All, das äußerlich Unendliche der Naturnothwendigkeit und das lebendige Fortſchreiten der Geſchichte in die Einheit der Liebe, d. h. der wahren Perſönlichkeit, ſetzt. Dieſes Verſinken der Seele in das All, iſt alſo zugleich ein Sichbeſinnen des Alls, als Perſönlichkeit, in einer jeden Seele. Wir können die Beziehung der Verſtorbenen auf die Entwickelung der Geſchichte und, mit dieſer, der Natur nicht abweiſen. Die Geſchichte iſt es, die, wie ſie ſich entwickelt im Ganzen, auch ruht in einer jeden Seele. Das eigentliche Princip dieſer Entwickelung iſt aber die Liebe. Sie iſt das Umfaſſende des Alls in allen ſeinen Momenten, und was in der Liebe eins iſt, kann, wie es zugleich ein rein Geſondertes iſt, die Einheit nie aufgeben. Betrachten wir die Verſtorbenen, wie ſie in der Geſchichte bleibende Momente der göttlichen Entwickelung bildeten, ſo ſind ja dieſe Momente nicht äußerlich, ſondern auf eine ewige Weiſe, organiſch in eine göttliche ewige Organiſation geſetzt, und erhalten dadurch eine ewige Bedeutung, ſo wie die Perſonen ein ewiges Daſein. Und ſo wird ein jedes geiſtige Fortſchreiten der Geſchichte durch irgend eine Perſönlichkeit zu gleicher Zeit eine Beſtätigung der früheren in ihrer Art. Daher iſt die geiſtige Bedeutung der Gegenwart, die immer entſchiedener hervortritt, je mächtiger und tiefer die Geſchichte ihre Zukunft ausſpricht, die vorbereitende Auferſtehung der Vergangenheit; zu gleicher Zeit aber eine Befreiung der gebundenen Geiſter früherer Zeit, und wir können die Bewegung der Liebe, die alle Forſchung der Vergangenheit durchdringt, als die Höllenfahrt des befreienden Geiſtes betrachten, deſſen erſte hoffnungsvolle Lichtſtrahlen in das Grab der Vergangenheit hineingeworfen wurden, als der Herr für das ganze Geſchlecht ſtarb.

Wie nun die, der Entwickelung zur Seligkeit in allen Momenten entgegengehende, Geſchichte des Geſchlechts hineinleuchtet in die, nicht durch die Bedingungen des erſcheinenden Lebens gebundene, ſondern mit dem All lebende Seele, das wird auch in der Erſcheinung, ja, während des Wachens ſelber, angedeutet; denn dieſe Richtung kann aus keinem Momente des Daſeins verſchwinden, wenn ſie in irgend einem eine geiſtige Wirklichkeit und Realität haben ſollte.

Es giebt Momente im Leben, die die unentwickelte Zukunft in unbeſtimmter Fülle in ſich enthalten. Betrachten wir das ſäugende Kind, wenn es, von den Windeln entbunden, geboren von der Liebe getragen zu werden, in ſeiner natürlichen Stellung auf dem Rücken ruht; wenn die ganze Umgebung, als Förderung des ſcheinbar beſchränkten Daſeins, die ſchwellende Knoſpe aufzuſchließen ſcheint. Die oberen Theile des Körpers, die höheren Sinne, die eine Unendlichkeit der Receptivität einſchließen, die Arme und die kleinen Hände, die die mütterliche Bruſt umfangen, ſind dem kindlichen Inſtinkt nahe verwandt, ſie ſind dieſem durchſichtig geworden; und wenn ein Kind die Hände zum Gegenſtand der Betrachtung macht, ſo iſt es jederzeit ein Beweis einer Krankheit. Naturgemäß aber iſt es, daß die unteren Extremitäten, die erſt ſpäter in Bewegung geſetzt werden, dem Kinde, als etwas Fremdes, Gegenſtand der neugierigen Betrachtung werden. Dieſe Betrachtung ſelber, die erſte, noch von der ſomatiſchen Entwickelung gebundene, Reflection, bildet den Uebergang zum Hineinbilden des noch inſtinktmäßigen Bewußtſeins in die Bewegung der unteren Glieder. Wenn nun dieſe erſte Reflection, die ſich von dem leiblichen Daſein und ſeiner jedesmaligen Zuſtändlichkeit nicht zu trennen vermag, den ganzen Körper beherrſcht, ſo fängt ſchon jetzt das erſte fröhliche Spiel des Kindes an. Von ſeiner Zukunft durchdrungen, iſt das Gehen und Sprechen, als ein noch Unentwickeltes und doch Daſeiendes, vor der Wirklichkeit ſchon da. Die Schenkel, Beine und Füße ſind in beſtändiger, jauchzender Bewegung. Es iſt eine Vorübung zum Kriechen und Gehen; auch die Vorübung zum Sprechen zeigt ſich als ein fröhliches Lallen. Eine Ahnung der reicheren Zukunft ſpielt mit dem jauchzenden Kinde; und lange liegt es da, einer ſchwellenden Knospe ähnlich, ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ganz in ſich ſelbſt befriedigt, von allen Hemmungen der Gegenwart befreit, von allen einengenden Bedingungen der ſpäteren ſinnlichen Zukunft nichts wiſſend, heranreifend für eine beſſere, die eine durchaus heitere und ungetrübte iſt.

Was uns ſo, als die erſte Aeußerung reiner ungehemmter Perſönlichkeit, freundlich entgegentritt, das erneuert ſich auf allen Stufen der erſcheinenden Entwickelung des Menſchen eben in den beſten geheiligten Momenten ſeines Daſeins, des Handelns und des Denkens, welche die Stufe, die wir erreicht haben, nicht überſchreiten, aber eine völlig ungetrübte, heitere Zukunft in ſich einſchließen; Momente, in welchen der unendliche Keim der Entwickelung in ſeiner unüberſehbaren Fülle uns ganz ergreiſt, Momente der völligen Befriedigung. Sie ſind nur vorübergehend, aber dennoch bleiben ſie in den Reinſten, und ſind ſelbſt in den äußeren, zwingenden und hemmenden Verhältniſſen des ſinnenden Daſeins, Handelns und Denkens das innerſte Lebensprincip, welches alle äußere Bedingungen beſiegt und, auch wo ſie nicht überwunden werden können und ſollen, im höheren lebendigen Sinne beſtätigt. Dieſe Momente, die in der Erſcheinung auftauchen und ſich wieder in den Verhältniſſen des ſinnlichen Lebens verhüllen, ſind es, welche die Seele ganz beherrſchen, wenn ſie, von den Bedingungen der Sinnlichkeit befreit, mit dem All, inſofern es den göttlichen Willen ausſpricht, in ſich ſelbſt verſunken, ſich bewegt. Was im Raume und in der Zeit ſich ſinnlich entwickelt, das iſt der tief in ſich ſelbſt verſunkenen Seele in der Einheit des Raumes und der Zeit gegeben. Die Entwickelung der Natur und der Geſchichte zur Seligkeit bewegt ſich in einer jeden Seele, die in dem Herrn geſtorben iſt, wie die freie ſelbſtändige Bewegung des Gehens in dem heiteren Spiele der Füße, und die grundloſe Tiefe der Sprache in dem Lallen der Zunge. Aber dieſe innere Unendlichkeit, hier in den erſten bewußtloſen, wie ſpäter in den reicheren, bewußten Spielen des Kindes hervortretend, iſt eine Weiſſagung, die Stufen zukünftiger Entwickelung verkündigend. Mit dieſer Weiſſagung iſt nicht bloß das Gehen und Sprechen, wie beide Fertigkeiten ſich aus dem Kinde entwickeln, ſondern auch, wie beide durch die liebende Pflege, durch die ſorgfältige Mittheilung gedeihen, geſetzt. Was wir nun hier, als ein an der ſinnlichen Zeit Gebundenes, für eine erſcheinende Perſönlichkeit Beſtimmtes, in dem engſten Kreiſe Eingeſchloſſenes, auffaſſen, das mögen wir, allumfaſſend, als ein die Geſchichte in ihrer ganzen Bedeutung ſinnend Ergreiſendes, nicht als ein bloß Zukünftiges, ſondern als ein fortdauernd Gegenwärtiges in der Seele der ſelig Verſtorbenen, erkennen, wenn wir faſſen wollen, wie uns eine jede Aeußerung wahrer Liebe, ein jedes echte Gebet, als die Blüte derſelben, Alles, was lebendig und liebend uns mit den Hingeſchiedenen vereinigt, zugleich ein Moment der Seligkeit der abgeſchiedenen Seele wird. (Joh. 5. 25. Es wird die Zeit kommen und iſt ſchon jetzt, daß die Todten werden die Stimme Gottes hören.)

Wer nun mit dem Glauben an das Heil des Geſchlechts geſtorben iſt, der nimmt die Zuverſicht, die ihn und ſeine Thaten und Gedanken reinigte und heiligte, und die das ganze Geſchlecht mit hoffnungsvoller Liebe umfaßte, im Grabe mit ſich. Aber ausgeſchloſſen iſt Keiner, in welchem die Liebe, die das Geſetz beſtätigt, auch ohne daß er ſie erkannte, ſich thätig bewies, und Jeder, für welchen der Herr geſtorben iſt, genießt die Seligkeit nach ſeinem Maaße.

Faſſen wir nun zuſammen, was uns die bisherige Betrachtung gegeben hat, ſo wird es uns klar, daß der größere, der wahre Entwickelungsprozeß der ganzen ſinnlichen Welt, nicht bloß innerhalb der Erſcheinung, nicht bloß für das ſinnliche Leben ſtattfindet, daß vielmehr die wahre Pulſation der lebendigen Geſchichte, wie ſie die Liebe erkennt, nur in ihrem wahren Umfange aufgefaßt wird durch die Einheit des erſcheinenden Lebens und des Todes, oder beſtimmter: indem, wie immitten des Lebens der Tod dem Leben ſeine Bedeutung giebt, ſo der Zuſtand des Todten ſeine Bedeutung erhält durch die göttliche Entwickelung des erſcheinenden Lebens. Denn, äußert ſich die göttliche Entwickelung innerhalb der Sinnlichkeit als eine Evolution, die die Hauptaufgabe des Lebens immer entſchiedener für eine jede Perſönlichkeit verkundigt (was wir den Faden der geiſtigen Entwickelung, der durch die Geſchichte geht, nennen, in welchem aber das chriſtliche Bewußtſein die göttliche Fügung erkennt), ſo iſt es nothwendig, daß dieſe Evolution bei den Todten ſich als eine immer intenſivere Involution ausbilden muß. In der That würde es ſchwer ſein, irgend einen Sinn mit der Anſicht zu verbinden, die doch ein weſentliches Element des chriſtlichen Bewußtſeins iſt: daß der lebendige Glaube den Tod beſiegt, wenn dieſe Anſicht ſelbſt nicht als eine lebendige Wechſelbeziehung des ſich in der Sinnlichkeit entwickelnden Bewußtſeins und des tiefen ſich Beſinnens der, von der Sinnlichkeit abgewandten, in ſich verſunkenen Perſönlichkeit aufgefaßt wird. Das innerſte, nicht von dem Bewußtſein getrennte, ſondern dieſem, dem tiefſten Weſen nach, ſchlechthin verwandte Geheimniß der lebendigen Perſönlichkeit, der Kern der ewigen Wahrheit in einer jeden, iſt jene Involution, jenes tiefſte ſich Beſinnen der Perſönlichkeiten, mit welchen wir in Liebe verbunden ſind. Da die Liebe die ewige Perſönlichkeit als eine andere ſetzt und dennoch zugleich als die eigene erkennt, ſo nimmt eine jede mit uns durch die Liebe verbundene Perſon, indem ſie ſtirbt, eine noch nicht gelöſte Aufgabe des innerſten perſönlichen Bewußtſeins mit ſich ins Grab; nicht, um ſie aufzugeben, ſondern, damit der geſunde Kern, von den ſchwankenden Verhältniſſen des ſinnlichen Lebens abgewandt, ſein innerſtes Lebensprincip in reiner Concentration behalte. Dieſer Kern iſt es, dieſe Tiefe alles Daſeins, die durch die einſeitige Reflection immer mehr aus dem Denken verdrangt, durch das abſolute Denken aber ſchlechthin verleugnet wird.

In dieſer Pulſation des Lebens und des Todes liegt das der Liebe offene Geheimniß des Daſeins überhaupt; und wenn wir ſagen, daß das Denken in der Erſcheinung eine Hineinbildung des Allgemeinen in das Beſondere ſei, ſo würde dieſer Ausdruck bloß eine todte Abſtraktion bleiben, wenn er nicht alles Beſondere in ſeiner lebendigen Einheit mit dem Allgemeinen beſtätigte; was aber ſelbſt nur begriffen wird, wenn wir jedes Beſondere, als ſolches, ſeine Bedeutung erhalten ſehen, indem es in allen Momenten ſeines wahren Daſeins ſich in und mit dem Allgemeinen ja als dieſes faßt und begreift.

In dieſer höheren Einheit deſſen, was in der Sinnlichkeit ſich entwickelt und doch zugleich außer aller Sinnlichkeit ſeine Bedeutung hat, liegt die geiſtige Nothwendigkeit einer, nicht bloß durch ein abſtraktes Denken conſtruirten, ſondern aus ihrer eigenen, geiſtigen Fülle ſich ausſprechenden Geſchichte.

Das Andenken an die Todten, welches, je reiner das chriſtliche Bewußtſein in jeder Form ſich geſtaltet, deſto bedeutungsvoller iſt, wird ein, nicht bloß in der Form des Denkens, ſondern auch des Handelns und Daſeins, reinigendes Princip des erſcheinenden Lebens. Ja, reiner ſelbſt, als der Menſch uns im Leben erſchien, tritt er uns als Verſtorbener entgegen, und zwar von rechtswegen; und das tief ſittliche Gefühl, welches die Verunglimpfung der geliebten Verſtorbenen nicht duldet (de mortuis nil nisi bene), hat einen großen Sinn. Daß wir hier, wo wir die Idee, die uns in völliger Reinheit mit dem Verſtorbenen verbindet, aufzufaſſen ſuchen, nicht jene ſchwächliche, ja, krankhafte Sentimentalität meinen, die nicht ſelten das unbeſtimmt Schwankende vorübergehender ſinnlicher Empfindungen mit ihrer ganzen Nichtigkeit auf das Ewige überträgt, verſteht ſich von ſelbſt; und doch liegt auch hier die

Wahrheit dem Irrthum ſo nahe, daß das Armſeligſte dem Stärkſten und Lebendigſten in der Erſcheinung oft ganz ähnlich ſieht. Das aber muß als ein Ausſpruch der innerſten Wahrheit des Ewigen ſelbſt erkannt werden, daß die uns in Liebe Verbündeten eben, weil ſie äußerlich ganz von uns getrennt ſind, uns innerlich ganz zugehören; daß nicht eine vermittelnde äußere Unendlichkeit zwiſchen uns und ihnen liegt, daß ſie vielmehr lebendig in unmittelbarer Nähe das eigentliche Centrum unſeres Daſeins bilden. So wird die Aufgabe der ſinnlichen Entwickelung, die mit dem Verſtorbenen in das Dunkel des Grabes entwich, die eigenſte des Todten. Was in uns perſönliches, reines Fortſchreiten iſt, das giebt dem tiefen Sinne der abgeſchiedenen Seele eine innere, wachſende Fülle, eine mächtigere Intenſität des ſeligen Daſeins.

Aber dieſe organiſche Einheit des Lebens, die Leben und Tod umfaßt, gilt nicht bloß für jene engeren, ſinnlich zu umfaſſenden Schranken, in welche die ſinnlich ſubjektive Empfindung nur zu leicht (das Heiligſte hemmend) hineinzubringen vermag. Sie enthält ſelbſt hier nur ihre Bedeutung, indem ſie die geiſtig geſunde Entwickelung der Liebe, die alle Momente des Daſeins (nicht das Denken allein) durchdringt, in innerlich unendlicher Tiefe fördert und beſtätiget. So wird dieſe organiſche Einheit mit dem Todten ein großer, Leben und Tod lebendig umfaſſender, Entwickelungsprozeß der ganzen Geſchichte, ja, der Geſchichte und Natur zugleich. Dieſer Prozeß iſt es, den wir als die Auferſtehung der Vergangenheit bezeichnen. Die Geſchichte geht nicht allein immer tiefer in einer ſich aufſchließenden Vergangenheit zurück, indem ſie fortſchreitet; ein ſolches Rückwärtsgehen iſt ſelbſt ein immer reicheres Fortſchreiten. Die Verſtorbenen, deren geiſtige Bedeutung wir tiefer faſſen, treten uns dann nicht bloß in der allgemeinen Form einer nichtigen Conſtruktion entgegen; dieſe bleibt ein leerer Formalismus, wenn ſie nicht zur Liebe, durch welche die Perſönlichkeiten in ihrer Art beſtätigt werden und beſtätigend auf uns zurückwirken, heranreift. Daher das Streben, eine ſolche bedeutende Eigenthümlichkeit, die ſich in der Geſchichte, als die Repräſentantin einer ganzen Zeit, fixirt hat, eben, als eine ſolche, aufzufaſſen; die Einſicht, die, je freier die Perſönlichkeiten ſich in der Geſchichte ründen, deſto entſchiedener ſich ausbildet: daß die nicht abgeſchloſſene innere Unendlichkeit der ganzen Geſchichte, die als Evolution in der ſinnlichen Zeit, in der Zukunft ruht, als Involution in einer jeden bedeutenden Perſon enthalten ſei. Eine ſolche Anſicht aber iſt nur der beſtätigenden Liebe zugänglich. Sie löſt das Siegel des Todes; und was als tieferes Eindringen in die Eigenthümlichkeit vergangener bedeutender Perſönlichkeiten ſich in der Geſchichte entwickelt, das rührt und regt ſich, als innerlich unendlicher Keim, in dem Verſtorbenen ſelber. Wenn ihr in der tiefen Seele des Plato den verhüllten Keim deſſen, was durch den Heiland verkündigt wurde, erkennt, dann beſinnt ſich Plato, wie er mit dem All ſich in ſich ſelber bewegt, auf das Werk der Erlöſung, dann keimt das ewige Naturleben des Heilandes in ihm, ein Vorgefühl der Herrlichkeit, die ihm werden ſoll, durchſtrömt ihn, und es regt und bewegt ſich in ihm das Heil, welches er beſitzt, aber noch nicht erkennt.

Was nun auf eine ſolche Weiſe in den vorzüglichſten Geiſtern aufgeſchloſſen und erkannt wird als immer reichere Entwickelung in der Geſchichte, aber zugleich als immer mächtigerer Keim der Beſtätigung der Perſönlichkeit in dem Todten geſäet wird, das gilt nicht für ſolche ausgezeichnete Perſonen allein; denn keine geſchichtliche Perſon iſt eine vereinzelte geweſen. Sie enthält in ſich die concentrirte Fülle des Volks, der Zeit, in deren Mitte ſie lebte; und dieſe geiſtige Bedeutung, wenn auch die Intenſität der Erſcheinung noch ſo gering iſt, iſt nicht theilweiſe, ſondern ganz in einem Jeden. So wird das Siegel der Vergangenheit in allen den Seelen gelöſt, welche die Liebe bewahrt haben (Joh. 5, 21 — 29). So wird das Gedächtniß der ganzen Geſchichte lebendige Erinnerung, die an die verſchloſſenen Gräber anſchlägt und die ruhenden Todten mahnt, daß ſie ſich für das herannahende Gericht vorbereiten. Alle ernſte Wiſſenſchaft, alle ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Denkformen, alles wahre Wiſſen erhält ſo ſeine eigenſte Bedeutung und die, alles menſchliche Streben, Familie, Volk, Wiſſenſchaft und Kunſt reinigend umfaſſende, Teleologie wird im großartigſten Sinne die das göttliche Geſetz beſtätigende Liebe.

Wenn wir, indem wir uns der mit uns in reiner Liebe Verbündeten erinnern, die Hoffnung feſthalten, daß die Todten die Heimat noch offen finden, in welche ſie zurückkehren, und, von allen Schranken des ſinnlichen Daſeins befreit, im Mittelpunkte aller Befreiung, in dem Herrn ruhen, ſo iſt damit nicht jene ſchwächliche Zuneigung gemeint, die ſich die innere Sünde der Verſtorbenen verhehlt und eben dadurch die Lüge hineinbildet, wo die Wahrheit allein ihren Sitz haben ſoll. Unſere ganze Hoffnung eines Heimganges, der den Verſtorbenen zum ſtillen, göttlichen Frieden hinführt, beruht darauf, daß er ſelbſt, in der innern Entwickelung zum höheren Leben, im Tode, die Strafe der Sünde getragen, und im ſchmerzhaften Kampfe alles für Gott Nichtige, von ſich abgewieſen hat. Aber die reine Involution der abgeſchiedenen Seele beruht eben darauf, daß dieſer Prozeß der Befreiung, durch die erlöſende Gnade in ſeiner ganzen inneren Unendlichkeit in dem Momente des Todes zuſammengedrängt, auch als Evolution in der Geſchichte ſich fortbildet. Daher iſt eben die Liebe, je wahrhafter ſie ſich äußert, deſto ſtrenger; und daß alles Nichtige, Hemmende, welches von der Sünde des Verſtorbenen ausging, in der erſcheinenden Evolution vernichtet werde, iſt ein ſo weſentlicher Moment des Friedens und der Seligkeit der Seele, daß es von dieſer durchaus nicht getrennt gedacht werden kann. In dem Schwanken der irdiſchen Erſcheinungen kann freilich dieſer Vernichtungsprozeß auch von der völligen Liebloſigkeit ausgehen, ja, in dem tiefen Momente der Reue, der dem befreienden Tode vorangeht, trägt die ringende Seele die Vorahnung eines ſolchen in der Erſcheinung hervortretenden Kampfes der eigenen Nichtigkeit mit der Nichtigkeit erſcheinender Perſönlichkeiten, als die ſchmerzhafte Strafe ihrer eigenen Sünde. Aber was dort ein äußerlich Entgegengeſetztes iſt, welches keine Wechſeldurchdringung finden kann, das iſt für den Todten, wie für den aus der Liebe Richtenden, eine Beſtätigung der vollendeten Seligkeit in Beziehung auf jenen, und zugleich eine beſeligende Selbſtbeſtätigung für dieſen.

Ueberblicken wir nun, was wir durch dieſe erweiterte Betrachtung, die den Tod ſelber als einen Moment des lebendigen Alls in ſich aufgenommen hat, für die Anſicht, welche die Sinnlichkeit als einen Entwickelungsprozeß des Alls zur Seligkeit betrachtet, gewonnen haben, ſo wird es uns klar, daß in den Seelen der Abgeſchiedenen eben ſowohl, als in den Perſönlichkeiten der Lebendigen die Momente der Entwickelung enthalten ſind; in dieſen als bewegende Principien des lebendigen Fortſchreitens, in jenen als der im Innern immer reifere Keim, der mit der ſich entwickelnden Geſchichte für ein zukünftiges, unmittelbares Entfalten des inneren, unendlichen Reichthums ſich ſtille vorbereitet.

Alle Momente des Daſeins gehen in dieſe Entwickelung hinein; ausgeſchloſſen ſind nur die unglücklichen Seelen, die die äußeren, ſinnlichen Verhältniſſe, in welchen ſie gelebt haben, wie in der beſtimmten, ſinnlichen Zeit, ſo auch für das All, in deſſen ewige Bewegung ſie durch den Tod verſetzt ſind, trotzig feſt halten wollen. Wer die Vereinzelung, in welcher er, während er lebte und erſtarrte, als unbedingt abſchließende Geſinnung mit ſich in das Grab nimmt, der will auch, von dieſer Erſtarrung aus, als Geſetzgeber thätig ſein, will „werden wie Gott“, begeht eben dadurch die Sünde gegen den heiligen Geiſt und „ſpricht ſich ſelber das Gericht.“ Dieſe erſte Sünde, die Nacht der Schöpfung und dann der Geſchichte, geht durch alle Stufen der Entwickelung des ſinnlichen Lebens hindurch; ſie bereitete die großen, ſtrafenden Kataſtrophen, die innerhalb der Natur, als Epochen des fortſchreitenden Lebens, zugleich als Weiſſagung der ſiegreichen Liebe, fixirt ſind; ſie rief innerhalb der Geſchichte die ähnliche mächtige Kataſtrophe hervor, welche die alte und neue Zeit von einander trennte, und ſie bereitet auch die Blute der Geſchichte, die, als Wiederkunft des Herrn, die ewige Liebe, als die ſiegreiche, am Schluſſe der Tage offenbaren wird.

Wie die Fülle der in ſich ſelber ruhenden Perſönlichkeiten zugleich als die ſich entwickelnde der Geſchichte in den Seelen ſich kund giebt, ſo wird der Trotz, die ohnmächtige Wuth der Verdammten den nie zu verdrängenden, unſterblichen Keim der Seligkeit vergebens zu erſticken ſuchen; dieſer wird vielmehr die unbedingte Nacht des Böſen in immer furchtbarer vernichtender Dunkelheit hervorrufen, und für das Geſetz reif machen. Aber das verzehrende Feuer (das Licht, in ein zerſtörendes Princip verkehrt, wie Baader ſich ausdrückt, der Mittelpunkt außer der Peripherie geſetzt) wird, ſich ſelbſt vernichtend, die ganze ſataniſche Gewalt in ſich zuſammendrängen um immer furchtbarer durch das immanente Princip des Göttlichen in ſich geſtraft zu werden. Ein Zeugniß davon legt die Sinnlichkeit ab in ihrer fortſchreitenden Entwickelung. Je tiefer die Epoche einer bedeutenden Entwickelung in der Geſchichte iſt, deſto ſcheinbar mächtiger wird die Verwirrung in allen Gemüthern, die für den ſinnlich ſchauenden Menſchen alle Hoffnung einer beſſeren Zukunft auszuſchließen ſcheint. Je mehr ſich die Zeit der Wiedergeburt in einem jeden, von der Gnade berührten Chriſten nähert, deſto heftiger werden die inneren Kämpfe der ringenden Seele. Verfolgen wir aber den fortſchreitenden Gang der göttlichen Entwickelung, ſo erkennen wir (ſchon auf der Stufe derſelben, die wir jetzt erlangt haben), wie die irdiſch Begrabenen in der Geſchichte geiſtig immer mächtiger aufgeweckt und in ihrer Art beſtätigt werden, wie die Zuverſicht, die Hoffnung der Zukunft mit dem Glauben der wahren Chriſten ſich in das ſtumme Grab verſenkt, wie alles Dasjenige, was, als Talent, die verſchiedenſten Richtungen des ganzen Daſeins aufſchließt und, als Perſönlichkeit, eine geiſtige Bedeutung erhält, in ſeiner Art aufgefaßt, begriffen und beſtätigt wird. So bilden ſich die Wiſſenſchaften, die innerhalb der Sinnlichkeit ihren Abſchluß ſuchen, auf ihre Weiſe ſtrenge aus; und ſelbſt die mechaniſche Naturwiſſenſchaft findet dieſen Abſchluß reinlich geſondert nicht in einem andern, etwa in einer ihre Realität ableugnenden Philoſophie, ſondern in dem entſchieden klar gefaßten Mittelpunkte der eigenen Entwickelung, die, je reiner ſie fortſchreitet, deſto mächtiger das Zeugniß der ſiegreichen göttlichen Liebe verkündigt. Ja, eben dieſe Stufe des Erkennens, in welcher das Geſetz für die Erſcheinung allein allgewaltig vorherrſcht, iſt vor allem beſtimmt, des Geſetzes Macht durch die ſiegreiche Liebe zu beſtätigen. Nach dieſem Vorbilde, nach dieſem Typus des eigenthümlich in ſich Geſchloſſenen, ſoll auch die Wiſſenſchaft der Geſchichte ſich geſtalten. Die äußeren, zwingenden Verhältniſſe in der Geſtalt des Geſetzes, als Recht, ſollen ſich in ſich ründen, aus dem eigenen Mittelpunkte ſich für dasjenige aufſchließen, was höher iſt als ſie ſelber, für die Alles beſtätigende und belebende Liebe. So wird auch die Kunſt, zwiſchen Natur und Geſchichte ſchwebend, ihren eigenen, beſtätigenden Mittelpunkt finden, und in ſich gerundet, mit aller Fülle des göttlichen Daſeins immer mehr bereichert, zum ewigen Lobgeſange des alleinigen Gottes heranreifen. Je freier in Gott die Perſönlichkeit wird, deſto mehr werden die einengenden Schranken des Ausſchließens beſtimmter Formen des Daſeins niedergeriſſen werden, daß ſie, nicht ein ſinnliches Univerſum allein, ſondern ein göttliches, durch alle dunkelen Störungen des ſinnlichen Daſeins hindurch, in allen Formen, ſelbſt den ſcheinbar verſchloſſenſten, die göttliche Entwickelung erkennt und mit Liebe umfaßt; und wie die Schönheit der Liebe, ſelbſt in dem ſinnlich Unſchönen, ſo wird der Keim der befreienden Seligkeit nicht allein in dem ſcheinbar verwahrloſten Gemüth aufgefaßt und geliebt werden, ſondern auch in einer jeden Richtung des Daſeins (die eine einſeitige Abgeſchloſſenheit vernichten möchte), inmitten der Verirrung, der beſeligende Keim erkannt, geſchätzt, hervorgehoben und für die allein mächtige Entwickelung gewonnen werden. So werden wir alle, wie der Heiland mit den Zöllnern und Sündern, leben, damit eine jede Züchtigung eine liebende ſei, die keinen Keim der Entwickelung, den Gott ſelbſt in demjenigen, was uns äußerlich widerſtrebt, gnadenvoll geſäet hat, vernichtet werde, ſondern in ſeiner Art gedeihe, und aller einſeitige, das Göttliche verfolgende, in der Vereinzelung erſtarrende Phariſäismus verſchwinde.

Der Schlußpunkt der Geſchichte iſt die Feier des Sieges der göttlichen Liebe. Alle Inſtitutionen der Staaten werden dazu dienen, die Perſönlichkeiten in ſich zu beſtätigen, ein jeder Keim des Guten, in irgend ein Gemüth geſäet, wird durch die Liebe genährt und gepflegt, ein jeder böſe Gedanke in der Geburt erſtickt werden, eine jede dem Böſen verfallene Perſönlichkeit in der Geſellſchaft, wie der böſe Wille in der Perſon, wird durch das ordnende Geſetz gebändigt ſein, daß der Wille der Vereinzelung nicht zur That wird. Aber Zeiten großer Verwirrung, ein furchtbarer, vorübergehender Sieg des Böſen wird dieſem Prozeſſe der Reinigung des ganzen Geſchlechts vorangehen. Die Form der Sinnlichkeit iſt noch nicht verſchwunden, aber ſie hat den höchſten Punkt der Vollendung in ſich gefunden. Der Gedanke, der die Natur umfaßt, wird das innerſte Weſen derſelben ſo aufſchließen, daß die Einheit der Natur und der Geſchichte, der mannigfaltigen Bildungen derſelben und des Talentes, als des Innerſten der menſchlichen Perſönlichkeit, Keinem mehr zweifelhaft ſein wird; aber noch iſt das Talent nicht das immanente Princip ſeines Naturgrundes. Es findet ſich in dieſem, geht aber nicht in ihm auf. Dieſe Zeit der Blüte der Erde iſt nur für die Gläubigen da. Aber alle Diejenigen, die in dem Herrn entſchlafen, genießen ſie. Alle die Stellen in der heiligen Schrift, die freilich auf eine unwiderſprechliche Weiſe die Seligkeit an das Bekenntniß knüpfen, wie es ſchon hier mit innerer Wahrheit aufgefaßt und ausgeſprochen wird, beziehen ſich auf dieſe Zeit. Sie iſt, als innere Zukunft, den Heiden verſchloſſen, denn nur, wer ſie während des Lebens errungen hat, kann ſie im Tode beſitzen, nur, was ſchon zuverſichtliche Zukunft iſt, kann in dieſem Entwickelungsprozeſſe Gegenwart werden. Die Seligkeit dieſer Zeit gehört daher den Chriſten allein; ſie wirft ihr klares Licht in die Vollendung der Erſcheinung und in das Dunkel des Grabes hinein, beide große Richtungen des Daſeins auf gleiche Weiſe erleuchtend. Aber Auferſtehung und Gericht ſind noch nicht da. Dieſe Zeit der Wiedergeburt des Geſchlechts wird von den Gläubigen in der Erſcheinung, von dem, zwar in ſich ſichern, aber noch gebundenen chriſtlichen Bewußtſein, und zwar auf den erſten Stufen der Entwickelung, unvermeidlich in täuſchende Nähe gerückt.

Die erſte Bildungsepoche des Chriſtenthums, von der Fülle der befreienden Macht des Heilandes durchdrungen, ſah dieſe Zeit ganz nah, wie vorbildlich ein jeder begeiſterte Menſch, die Stufen der langſamen Ausbildung der Idee, die ihn durchdringt, überſpringend, die Erfüllung und das Ende ſchon mit dem Anfange ergreift. Es iſt die unendliche Kraft des intenſiven Anfanges, ohne welche der mühſame Kampf der Entwickelung niemals gelingen kann. So müſſen wir es verſtehen, wenn eben die Apoſtel die Zeit des Kampfes und die Hoffnungen, die an ſie geknüpft waren, ſo nahe rückten. Dieſe Erwartung legt ein Zeugniß ab, einerſeits von der ſinnlichen Macht, die ſie feſſelte (denn ſie waren Menſchen), andererſeits von der Intenſität der Kraft, die ſie durchdrang, von der Gewalt der erlöſenden Wahrheit, die ſie beherrſchte. Es war die geſtaltende Entwickelung in ihrem langſamen Gange, die ſich dem mächtigen Drange des von dem Heile erfüllten Gemüths und den engen Schranken eines menſchlichen kurzen Lebens fügen mußte; und ſo legt dieſer Irrthum ſelbſt ein Zeugniß ab, von der großen Gewalt der Wahrheit, die ſie durchdrang. Ja, nur für die Apoſtel offenbarte ſich in dem Irrthume die Wahrheit ſelber. Nachdem aber die Verkündigung des Heils durch alle Momente des ſinnlichen Daſeins in der Ordnung des geſchichtlichen, fortſchreitend hineingebildet iſt, wird dieſe Erwartung und die poſitive Verkündigung derſelben (der Chiliaſmus) immer einſeitiger, verwerflicher, hemmender, je allſeitiger der göttliche Gang der Entwickelung in einer jeden Perſon offenbar wird. Dieſe Erwartung nämlich iſt dann in ihrer Einſeitigkeit immer ein Zeugniß von der ſinnlichen Vereinzelung der Perſon. Wenn es in der heiligen Schrift heißt: der Tag des Gerichts kömmt wie ein Dieb in der Nacht, wenn man ihn am wenigſten erwartet, ſo hat dieſe Aeußerung offenbar einerſeits einen perſönlichen Sinn; denn andererſeits werden ja die Zeichen angedeutet, die die Annäherung ſowohl der Wiederkunft des Herrn in der Geſchichte, wie das jüngſte Gericht verkündigen. Aber der Tag des Gerichts, als unvermeidliche Zukunft, alſo der Idee nach als Gegenwart, bricht ja auch für einen jeden Menſchen hervor immitten des Lebens; wenn der Menſch ſich enſchieden von dem Heile abwendet; im Tode, wenn er den Trotz der Sinnlichkeit mit ins Grab hineinzieht, d. h. mit der Sünde gegen den heiligen Geiſt (gegen die göttliche Entwickelung), die niemals verziehen wird, ſtirbt. Ja, dieſes Gericht tritt in Zeiten mächtiger, verlockender Verirrungen, wie die Geſchichte uns lehrt, mitten aus der ſcheinbaren Ruhe des Daſeins hervor. Für ſolche Epochen bewaffnet zu ſein durch den unerſchütterlichen Glauben, iſt die innerſte Aufgabe des lebendigen, chriſtlichen Bewußtſeins.

Wenn wir die feſte Ueberzeugung erlangt haben, daß der nämliche Typus der Entwickelung in allem Lebendigen beſteht, und daß das durchgehende Geſetz deſſelben dieſes iſt: daß in der fortſchreitenden Entwickelung in jeder Form die verſchiedenen Organe, und alle Formen untereinander, als Organe einer umfaſſenderen Organiſation, bis zur abſoluten, ſich immer eigenthümlicher, ſelbſtändiger ausbilden, und in dem Maaße, als dieſe Ausbildung ſtattfindet, immer entſchiedener wechſelſeitig beſtätigen, bis zur abſoluten Beſtätigung Aller durch Alle, durch welche die göttliche Liebe, als die innerſte Wahrheit, ſich ganz und durchaus offenbart: — ſo wird es uns einleuchtend ſein, daß für die Sinnlichkeit ſelber, als eine ſolche (d. h. wenn wir die Natur geſchichtlich auffaſſen), für die gegenwärtige Epoche der Erde eine Blütezeit angenommen werden muß, in welcher die Sinnlichkeit ſelbſt, in ihrer höchſten Entwickelung, beſtätigt wird, in welcher die Liebe auf der Erde herrſcht. Dieſe letzte Zeit der ſinnlichen Geſchichte der Erde und, mit dieſer, des Alls, entſagt nicht der Form der Entwickelung in der Zeit und im Raume, ſie ſetzt aber als Zukunft die tiefer gefaßte, gereinigte Vergangenheit der Geſchichte im engeren Sinne, ohne ſie als ſolche aufzuheben, in die Gegenwart. Sie ſtellt die abgeſchloſſene Entwickelung des chriſtlichen Bewußtſeins als das innere, vollendete Selbſtverſtändniß des geſammten Geſchlechts mit ſich ſelber dar; aber eben, weil ſie die vollendete Er-Innerung des Geſchlechts iſt, eben, weil die Vergangenheit in ihrer Form, als ſolche, beſtätigt wird, bleiben auch die verſtorbenen Perſönlichkeiten als abgeſchiedene, und die allgemeine Auferſtehung iſt noch nicht da. Daß dieſe Zeit die unbedingte Verkündigung des Heils für alle Völker vorausſetzt, iſt in und für ſich klar; daß in dieſer Zeit die Ethik, als der Blütepunkt und die unmittelbare Offenbarung des göttlichen Willens, zugleich Wiſſenſchaft iſt, und alle Wiſſenſchaft ihre höchſte Bedeutung durch die Ethik, als die ſchaffende Thätigkeit des Alls in Allem, erhält, daß das Geſetz erkannt und beſtätigt wird durch die Liebe, iſt nothwendige Folge einer Anſicht, die ſich durch das ganze Daſein ausſpricht. Auch für dieſe Zeit iſt eine Epoche beſtimmt, die den Sieg über das Böſe in ſeinen beſtimmten Entwickelungsſtufen enthält. Dieſe Entwickelungsſtufen aber, die Stadien des Fortbildungsprozeſſes, gehen aus der Einheit des chriſtlichen und des Weltbewußtſeins hervor, die ſich fortdauernd in immer größerem Umfange wechſelſeitig fördern und ausbilden. Dieſe Einheit hat ihre höchſte Bedeutung, als die des Denkens und des Wollens, als die des Begreifens und des Schaffens. Die Entwickelung fängt mit dem Frieden des Geſchlechts in ſich ſelber an. Der böſe Wille iſt beſiegt, aber nicht abſolut gebunden. Noch immer wird er den Wahn, im Erkennen wie im Handeln, feſthalten, als wenn er in ſeiner entſchiedenen Ohnmacht irgend etwas vermöchte. Das letzte, entſchiedene Gericht iſt noch nicht da. Die Herrlichkeit dieſer Zeit iſt für einen jeden Gläubigen, und nur für dieſen. Denn ſie iſt, als Zukunft, ein weſentliches Element ſeiner ewigen Perſönlichkeit geworden. Es iſt die Zeit der ſiegreichen Gegenwart des Heilandes.

Es liegt etwas Verführeriſches darin, wenn wir dieſe Zukunft uns im Einzelnen ausmalen. Sie wird dann, was innerhalb der gegenwärtigen Sinnlichkeit das träumeriſche Daſein wird, wenn es die, nur unter den gegebenen Bedingungen verſtändige, Thätigkeit hemmt und trübt. Die feſte Gewißheit einer ſolchen Zeit, die eine jede aus der göttlichen Gnade entſprungene und in ihrem Sinne gelungene That in die Geſchichte des Geſchlechts, als eine lebendige, organiſche Function, hineinbildet, ſoll uns zwar fortdauernd tröſtend begleiten (ſie iſt die Geſtaltung des heiligen Geiſtes in uns, ſie verkündigt die Wahrheit in jeder Bildung, in der Form des Handelns, wie in der des Denkens); aber dieſe Wahrheit iſt nur dann wahrhaft ſchöpferiſch, wenn die chriſtliche Geduld mit der abſoluten Gewißheit, die in ihr ruht, mit der Fülle der unendlichen Hoffnung und mit der ihr gegebenen unbedingten geiſtigen Freiheit der Perſönlichkeit, auch die abſolute Hingebung verbindet, und ſe, in und mit den gegebenen ſinnlichen Verhältniſſen, durch den ordnenden Verſtand derſelben, welcher kein Glied überſpringt, eben durch die Entſagung, des geiſtigen Lebens reiche Fülle erwirbt. Der verwerfliche Myſticismus iſt das träumeriſche Daſein, welches die echte Demuth, die Blüte des Chriſtenthums, und die wahre Entſagung nicht kennt. Das Chriſtenthum iſt nothwendig myſtiſch, inſofern es eine grundloſe Tiefe der Entwickelung als den realen Grund eines jeden Daſeins erkennt, inſofern es dieſes, das Ende mit dem Anfange tragende, Fundament beſitzt und ſich nie aus der inneren Sphäre ſeiner, ſich immer deutlicher faſſenden, Entfaltung verliert. Aber je tiefer die Perſönlichkeit dieſes immanente Princip aller Handlungen in Bewegung ſetzt, deſto entſchiedener wendet ſich der Chriſt von jedem träumenden Myſticismus ab. Die Stufe des Lebens, die ihm gegeben iſt, und alle die äußeren Verhältniſſe, die mit ihr da ſind, ſind ihm heilig und werth; durch die Klarheit, mit welcher er ſie auffaßt, durch die Strenge des Geſetzes, die ſich dann in ihnen ausſpricht, erhalten ſie erſt ihre lebendige Bedeutung. Und jedes träumeriſche Spielen, jede beſchränkte und handelnde Willkür, muß ihm als etwas Unchriſtliches, Sündhaftes, aus der Vereinzelung der Perſönlichkeit Entſprungenes erſcheinen. Indem dieſes Fortſchreiten in ſeinem geſetzmäßigen Gange, in ſeiner regelmäßigen Gliederung verkannt wird, verwirft der träumeriſch beſchränkte Sinn nicht ſelten, was eine tiefere Bedeutung hat, und will verdammend vernichten, was, auch dann, wenn es der gefährlichſten Verirrung verfallen wäre, gereinigt und ſo beſtätigt werden ſoll.

Ihr glaubt Tanz und Theater verachten, ja, verdammen zu müſſen, ihr glaubt in dieſer oder jener Richtung der Geſchichte, in der Revolution z. B., um ein großartiges Ereigniß unſerer Zeit zu nennen, ein ſchlechthin Verdammliches entdeckt zu haben; und was dort, als ein weſentliches Element der Freude und der Luſt, unwillkürlich aus der Geſchichte hervorbricht, jede keimende Kultur begleitet und ſelbſt aus der höchſten nie verſchwindet, was hier als ein ernſtes Gericht durch die Welt geht, und euch zum tiefen Beſinnen über euch ſelbſt zu erwecken beſtimmt war, dem wähnt ihr alle Realität abſprechen zu können? Ich habe gefliſſentlich das ſcheinbar Unbedeutende, Spielende, neben das furchtbar Ernſthafte geſtellt. Iſt es doch derſelbe Irrthum, der das Göttliche, welches ſich dort wie hier verbirgt, auf gleiche Weiſe verkennt. Wer wird leugnen, daß das Theater wie der Tanz ein furchtbar Irreleitendes, ja, Verwerfliches und Böſes ſein kann und geworden iſt? Aber dennoch ſoll eine Reinigung, nicht eine Vernichtung, die Abſicht ſein. Vergebens predigt ihr gegen beide, vergebens macht ihr auf das Verführeriſche und Lockende aufmerkſam. Die Erfahrung hätte euch längſt überzeugen können, daß ſolche Ermahnungen völlig fruchtlos ſind, und Erbitterung, ja, bei den geiſtig Gebildeten Verachtung und Geringſchätzung erzeugen, und zwar mit Recht. Nur, was anerkannt iſt in ſeiner geſchichtlichen Bedeutung, kann von dieſem Punkte der Anerkennung, ja, der Liebe aus, richtig aufgefaßt, verſtanden, gereinigt, beſtraft werden. Nur wer das Theater liebt, hat das Recht erworben, es zu züchtigen; dann freilich, wenn ihr den wahren Werth der mimiſchen Spiele und ihre geiſtige Realität gefaßt habt, dann habt ihr einen fruchtbaren Boden gefunden, der ein lebendiges reinigendes Erzeugniß hervorbringt, welches, wenn auch noch ſo langſam wachſend, allein beſtimmt iſt, das leider herrſchende Afterbild zu verdrängen.

Wer wendet ſich nicht mit Abſcheu von den Greueln der Revolution ab? Wer weiß nicht, wenn ihn ein chriſtliches Bewußtſein leitet, daß ein dämoniſch nächtliches Weſen ſich in dieſes Ereigniß verlockend verhüllt hat? Und dennoch wird der wahrhaft demüthige Chriſt, durch alle dieſe Greuel hindurch dringend, den Punkt zu entdecken wiſſen, der die Wahrheit enthält, aus welcher der zerſtörende Irrthum entſprang. Denn aller Irrthum iſt verzerrte Wahrheit, keiner hat ſeinen Urſprung aus ſich ſelber. So ſollſt du den innerſten Kern der Revolution nicht bloß anerkennen, ſondern lieben. Aus dieſer Liebe und aus ihr allein, entſpringt die Geſtalt, die beſtimmt iſt, mit dem Afterbilde zu kämpfen und es zu beſiegen.

Wir ſind zu dieſen Kämpfen, die nur dann mit Erfolg ſtattfinden, wenn ſie aus der klaren Umſicht entſpringen, beruſen; die Früchte des Sieges aber bringen wir, wenn unſer Kampf göttlicher Art iſt, den Verſtorbenen dar. Sie genießen, was wir erringen, ſie (ſind ſie in dem Herrn geſtorben) wachſen durch unſere Wahrheit, aber nehmen nicht an unſeren Irrthümern Theil. Die letzten ſiegreichen Tage nun ſind diejenigen, in welchen die verwirrenden Irrthümer ihre Gewalt verloren haben; und der Prozeß der Entwickelung iſt, in den gläubigen, abgeſchiedenen Seelen, dahin gediehen, wo das innere Sinnen die ganze Geſchichte, als ein Lebendiges, liebend umfaßt.

Aber die Vollendung iſt noch nicht da; Leib und Seele, Natur und Geiſt, ſollen ſich wechſelſeitig durchdringen, das All ſoll ein All der Perſönlichkeiten werden. Aus der ſtrengen Nothwendigkeit des Geſetzes ſoll ſich die göttliche Freiheit von Neuem gebären und das Geſetz ſoll aus der göttlichen Liebe ſeine Beſtätigung erhalten. Da öffnen ſich die Gräber, denn, was die Vergangenheit von der Zukunft trennte, iſt durch die göttliche Realität einer ewigen Gegenwart verſchwunden. Der göttliche Keim, von dem böſen Willen ab, auf Gott gerichtet, hat ſich entfaltet; und eine jede Perſönlichkeit in ihrer Art iſt ganz Natur, Leib, und ganz in ſich geiſtig geordnete Geſchichte, die in ihrer abgeſchloſſenen Zukunft ihre ganze Vergangenheit aufgenommen hat; abſolutes Ende, zu ſeinem abſoluten Anfange zurückgekehrt, ſelige Seele. Wenn am Ende der Tage alle Kniee ſich beugen vor dem Heilande, deſſen Gegenwart alle Macht hat im Himmel und auf Erden, ſo ſind die Seligen jetzt eins mit ihm, er in ihnen, ſie in ihm, und ſie durch ihn in dem Vater. Die Gemeinſchaft der Heiligen, der heilige Geiſt, der die wechſelſeitige

Selbſtbeſtätigung Aller, als die des Vaters durch den Sohn, und des Sohnes durch den Vater, auf ewige Weiſe beſtätigt.

Man könnte uns vorwerfen, daß wir an die Stelle einer ſtreng philoſophiſchen Conſtruction eine bloß geſchichtliche Darſtellung gewählt haben; aber es wird einem Jeden einleuchten, daß dieſe Darſtellung ſelbſt die Evidenz der Conſtruction beſitzt, daß die innerſte Wahrheit und das Weſen der Geſchichte, und der Natur, in ihrer Einheit, jenen Schluß aller Entwickelung fordert. Er iſt ausgeſprochen in der Gemeinſchaft der Heiligen, die alle Schatten und jede innere Trennung der Perſönlichkeiten mit ihr verſcheucht. Die Ausſcheidung der Schatten iſt das letzte Gericht. Die abſolute Unterwerfung nämlich des böſen Willens unter das Geſetz (für den guten Willen die fortdauernde Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit), iſt das ſchlechthin durchſichtige Erkennen Gottes von Angeſicht zu Angeſicht, die innerſte Wahrheit einer jeden Perſönlichkeit, die, in Gott geſetzt, aus ſich ein Univerſum erzeugt, jede in ihrer Art. Hier, wo die abſolute Einheit des göttlichen Weſens in einer jeden Perſönlichkeit, indem ſie in Gott geſetzt iſt, ein Univerſum aus ſich erzeugt, iſt die abſolute Trennung des Guten von dem Böſen vollendet, und eine unergründliche Tiefe zwiſchen beiden befeſtigt. Der böſe Wille (die Sünde gegen den heiligen Geiſt) unterliegt ihrer ewigen Strafe, in der dunkelen Nacht der eigenen, nie ruhenden Ohnmacht verſchloſſen. Aber keine Spur dieſer Qual reicht in den Himmel der Seligen hinein, denn in ihnen iſt, was dem Verdammten die Qual, das offenbar gewordene Geſetz, welches, durch die Liebe beſtätigt, die Natur ſelbſt als den innerſten Lebensprozeß der freien Perſönlichkeit ſetzt. Es iſt ein Beweis von der abſtrakten Art, in welcher man die Seligkeit auffaßt, wenn man ſich nicht ſcheut, es auszuſprechen, daß die Hölle, wie pikanter, ſo auch intereſſanter ſei, als der Himmel, daß man die Seligkeit, als ein leeres Lobſingen, als ein inhaltloſes Jubeln ohne Aufhören, betrachtet, und nicht bedenkt, daß die Seligkeit der Inhalt der Perſönlichkeit ſelber ſei, der mit allen Stufen ſeiner Entwickelung, als die Function des ewigen Organs einer ewigen, durchſichtigen Organiſation, da iſt. Es erzeugt ſich dieſer Irrthum aus der einſeitigen Auffaſſung des Chriſtenthums, welches nicht als das innerſte Lebensprincip der ganzen Geſchichte in allen ihren Richtungen betrachtet, nicht als das immanente Princip aller Gedanken und Thaten, aller wahrhaft fruchtbaren Erzeugniſſe der Zeit aufgefaßt wird, ſo, daß in den Fortſchritten der Staaten und Völker, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, Elemente der Seligkeit liegen, die in ſich das zukünftige, ewige Leben einſchließen, und dort ihre höchſte Bedeutung erhalten. Ein geiſtig beſchränktes Chriſtenthum, indem es dieſe Lebenselemente ausſchließt, verſagt ſich hier ſchon den gnadenvoll vergönnten Genuß eines umfaſſenden und gereinigten Lebens, und vermag freilich die Seligkeit ſelber nur als eine leere Sublimation zu begreifen, die die unendliche Fülle des göttlichen Lebens präcipitirt.

Das jüngſte Gericht kennt nun die Unterſchiede, ſelbſt die höchſten, nicht, die innerhalb der Sinnlichkeit eine Bedeutung haben. Denn das Beſtätigende der Perſönlichkeit, inſofern es einen Keim der Entwickelung in ſich enthielt, in allen den geringſten, ſo wie den höchſten erſcheinenden Formen des Geſchlechts, wie ſie in der ſinnlichen Zeit die göttliche Fülle derſelden darſtellend, und wie ſie gleichzeitig im ganzen Umfange des Geſchlechts, ſelbſt in den beſchränkteſten Raſſen, da waren, erhalten hier eine von aller Erſcheinung unabhängige, reine Bedeutung. Wir zwar, halten wir die Bedingungen der Erſcheinung bei unſerer Beurtheilung feſt, vermögen den Richterſpruch der ewigen Liebe nicht zu faſſen. Uns ſcheint es unbegreiflich, wie jene ſinnlich verſunkenen Menſchen den gewaltigſten und großartigſten Naturen der Erſcheinung gleichgeſetzt werden können, und dennoch liegt eben dieſe Anſicht nothwendig in dem nicht beſchränkten chriſtlichen Bewußtſein. Dieſes kann aus keinem menſchlichen Zuſtande, aus keiner, innerhalb der Sinnlichkeit noch ſo beſchränkenden, Form des Daſeins den Keim der Seligkeit abſolut ausſchließen; und derſelbe Sinn, der für den größten Verbrecher, bis zu dem letzten Augenblicke des Sterbens, die Hoffnung feſt hält und dieſe an nichts anknüpft, was bloß für die ſinnliche Erſcheinung eine Bedeutung hat, wird (faßt er den innerſten Lebensprozeß ſeines Daſeins auf eine organiſche Weiſe) für das ganze Geſchlecht dieſe lebendige Hoffnung nirgends aufgeben. Sie gilt für eine jede geſchichtliche Geſtaltung, auch für diejenige, in welcher das geiſtige Fortſchreiten, von der Erſcheinung ab, nach dem in der Erſcheinung verdunkelten Innern der Perſönlichkeit, als eine Erſtarrung aller geſchichtlichen Entwickelung hervortritt; und keine Form des menſchlichen Daſeins iſt von ihr ausgeſchloſſen. Denjenigen, der dem harten Geſetze der Sinnlichkeit unterworfen iſt, kann im unzugänglichſten Inneren der Vater ziehen, der ihn zum Sohne führt, wenn auch erſt am Ende der Tage, wo das Geſetz, als ſolches, ſeine Macht verliert, daß er jetzt zuerſt den Sohn erkennt und ſich in Ihm; während aus der heiterſten Verkündigung der Geſchichte die finſtere Nacht der

Verdammniß entſpringt, die ſich, abtrünnig, ſelbſt auf ewig von der Liebe ausſchließt. So wird jenes entſcheidende Gericht der Liebe uns jene, in der Erſcheinung und in der geſetzlichen Entwickelung der Zeiten verborgenen, Keime der ewigen Seligkeit offenbaren, die der gereinigte Geiſt mit aller Macht des Forſchens und aller Anſtrengung des Nachdenkens hier zu erkennen ſtrebt. Denn alle Wiſſenſchaft will nichts Anderes, inſofern ſie in ihrer innerſten Wahrheit aufgefaßt wird, als dieſes göttliche Weſen der Perſönlichkeit, dieſe verhüllten Keime der Seligkeit, dieſe vorbereitende Auferſtehung der ganzen Geſchichte immer tiefer erkennen und darſtellen. Kommt her, heißt es daher, ihr Geſegneten meines Vaters (d. h. ihr, durch das ewige Geſetz des Univerſums zwar Gebundene, die ihr mich nicht zu erkennen vermochtet, weil ihr euch ſelbſt nicht erkanntet, die ihr aber in der tiefſten Erniedrigung der Erſcheinung von dem Vater erkannt wurdet), kommt her, erwerbet das Reich, das euch bereitet iſt vom Anbeginn der Welt, denn ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich geſpeiſet, ich bin durſtig geweſen und ihr habt mich getränket, ich bin ein Gaſt geweſen und ihr habt mich beherberget, ich bin nackt geweſen und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank geweſen und ihr habt mich beſuchet, ich bin gefangen geweſen und ihr ſeid zu mir gekommen; dann werden ihm die Gerechten (nicht bloß diejenigen, denen die Gnade des Glaubens auf der Erde vergönnt war,) antworten und ſagen, wann haben wir dich hungrig geſehen und haben dich geſpeiſet? oder durſtig und haben dich getränket? wann haben wir dich als Gaſt geſehen und haben dich beherbergt, oder nackt und haben dich bekleidet? wann haben wir dich krank oder gefangen geſehen, und ſind zu dir gekommen? Und der König wird antworten und zu ihnen ſagen: Wahrlich, ich ſage euch, was ihr gethan habt einem unter den geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Es iſt furchtbar, daß der klare Sinn dieſer Stelle nicht aufgefaßt und als der beſeligende Mittelpunkt der Liebe, die das ganze Geſchlecht umfaßte, erkannt wurde; daß die finſtere Nacht einer unchriſtlichen, ja, verdammlichen Verdammungsſucht in dieſen hellen Tag der Barmherzigkeit einen dunkelen Schatten zu werfen vermochte. Von Anbeginn der Welt, d. h. von Anbeginn des menſchlichen Geſchlechts, durch welches das All ſeine perſönliche Bedeutung erhalten ſollte, war die verhüllte Liebe, die ſich ſelber nicht kannte, immitten der ſtrengen Zucht des Geſetzes, dem Vater bekannt. Eine jede Selbſtbeſtätigung, die ſich erſt in der Beſtätigung Anderer fand und faßte, war durch den Herrn beſtätigt, und die liebende Perſon war jene geſegnete. So ruhte die Perſönlichkeit der Liebe in dieſer, ſelbſt wenn ſie ſie nicht kannte. Es war der Herr und Heiland, der Froſt und Hunger fühlte, der Gaſt war und nackt, krank und gefangen. Wer kann die geiſtige Bedeutung dieſer Aeußerungen verläugnen? Wer ſieht nicht oder erkennt nicht, daß die geringſten ſeiner Brüder, deren Hunger und Durſt und Entfremdung in der Welt, deren Nacktheit, Krankheit und Gefangenſchaft er als ſeine eigene trug, diejenigen waren, in welchen durch die Liebe der Keim eines ewigen Daſeins beſtätigt wurde, wo er unterzugehen drohte.

So wie nun in den Schranken ſinnlicher Entwickelung die Quelle der Seligkeit den Gerechten, ſo war auch die finſtere Nacht der Verdammniß, d. h. die Unbedingtheit des böſen Willens, den Verdammten verborgen. Die abſolute geiſtige Liebloſigkeit erkennt ihren finſtern Urſprung, erſt nachdem die

Macht der Erſcheinung aufgehoben iſt. Dann erſt tritt die urſprüngliche Tücke als abſolute Ableugnung der Liebe hervor; und der göttliche Wille, der in den Böſen ruht, den ſie nie ausrotten können, weil er ihr Weſen ausmacht, obgleich ſie ihn fortdauernd bekämpfen, bildet ihre nie nachlaſſende Qual.

Man hat beſonders viel gegen die leibliche Auferſtehung eingewandt, und die Anſicht einer ſolchen Auferſtehung als etwas ſinnlich Beſchränktes betrachtet. Die Speculation aber faßt den menſchlichen Leib keinesweges ſo auf, daß er, beſtimmt ein Tempel Gottes zu ſein, ſeiner wahren Bedeutung nach nur ein ſinnlicher wäre. Er ſtellt vielmehr die Naturäußerung einer, das All umfaſſenden, Seele dar, er hat eben daher ſein lebendiges Gegenbild in dem ſinnlich Univerſellen; ſein vegetatives Leben iſt ein Leben mit dem All, und die Seele kann (durch den Tod) in dieſer univerſellen Richtung verſinken, ohne ihr eigenthümliches Naturdaſein aufzugeben. Die Auferſtehung aber hebt dieſe Scheidung beider Richtungen auf, und der Leib der Seligen trägt in ſeiner Eigenthümlichkeit die Unendlichkeit des Univerſums. So findet ſich die befreite Seele in dem abſolut geſunden Leibe, und dieſer in jener; der göttliche Geiſt perſönlicher Wahrheit aber ſetzt fortdauernd die Einheit beider, und mit dieſer die der Natur und Geſchichte zugleich.

D.

Die Kirche.

A. Urſprung der Kirche.

Die Kirche, in der Erſcheinung betrachtet, iſt eine geſchichtliche Vereinigung der Menſchen, deren gemeinſchaftlichen Codex die Offenbarung (die heilige Schrift) bildet. Das alte Teſtament iſt ein weſentlicher Theil dieſer Schrift, die eben dadurch beweiſt, daß ſie nicht bloß eine beſtimmte Richtung der Geſchichte, ſondern die ganze, nicht bloß die Geſchichte, ſondern auch die Natur umfaßt. Die heilige Schrift iſt ein in ſich vollendetes Epos des Alls, welches mit der Schöpfung anfängt und mit der Verwandlung des Univerſums endigt.

Das alte Teſtament verhält ſich zum neuen, wie vorbildlich die präadamitiſche Schöpfung zum paradieſiſchen Zuſtande, zur Schöpfung der Menſchen. Wenn die Naturanſicht, die in unſeren Tagen zu keimen anfängt, die eine eigene Wiſſenſchaft von immer größerem Umfange mit immer ſteigender Evidenz auf einem Standpunkte ausbildet, auf welchem man noch vor Kurzem eine jede Wiſſenſchaft für unmöglich erklärte, in ihrer, nothwendig immer wachſenden, Conſequenz das ganze Bewußtſein beherrſchen wird, dann wird auch eine klarere und geiſtig tiefere Auffaſſung des alten Teſtaments, als ein nothwendiger Theil des Urcoder des chriſtlichen Glaubens, ſich ausbilden.

Denn, was die zertrümmerte vergangene Welt der Organiſation vorbildlich iſt, das iſt das jüdiſche Geſchlecht, wenn wir die ganze alte Zeit in ihrer Beziehung zur neueren betrachten. Es giebt nichts Wichtigeres für die Begründung eines tieferen, echt ſpekulativen chriſtlichen Erkennens, nichts, was mehr geeignet iſt, uns die vollendete Einheit des Alls, des ganzen Daſeins, völlig klar zu machen, als die Einſicht, daß derſelbe Typus, im Kleinſten, wie im Größten, durch alle Stufen der Entwickelung, der natürlichen wie der geſchichtlichen, hindurchgeht. Das Hervortreten des Heilandes in der Geſchichte, das Fleiſchwerden des ewigen Wortes, war zu gleicher Zeit der

Anfangspunkt des gereinigten geſchichtlichen Bewußtſeins, der (geiſtig genommen) zu gleicher Zeit den Schlußpunkt in ſich enthielt. Es war die Enthüllung der göttlichen Geſchichte, die in der Natur ſowohl, als in der alten Zeit des Menſchengeſchlechts, ſich verbarg, und jetzt in der Offenbarung in ihren innerſten Tiefen zuſammengefaßt ward.

Der Heiland ſtellte, als Geſchöpf, zu gleicher Zeit den Akt der Schöpfung ſelber dar, der jetzt alle Hüllen abwarf, beſtimmt, eine jede Perſönlichkeit nach ihrem geheimſten Urſprunge zurückzuführen, damit die Erinnerung an die innerſte Selbſtthat lebendig hervorgerufen werde, aus welcher ſo Verdammniß, wie Seligkeit, hervorquillt. Der Heiland war der neue Adam, mit ihm trat das verlorene Paradies in ſeiner innerſten Tiefe wieder hervor. So lange er unter den Wenigen lebte, die Ihm zugehörten, durchdrang eine ſelige Gewißheit die, welche ſich an ihn anſchloſſen. Es war aber ein bewußtloſer Trieb, ein gebundenes Bewußtſein, welches ſich ſelber nicht finden konnte; die ſchwellende Knospe zukünftiger Seligkeit, die alle Organe der Funktionen, als reine, göttliche Lehre, von dem Irrthume unberührt, in jungfräulicher Reinheit in ſich ſchloß.

Aber dieſes Paradies war ein inneres, es war geſchenkt und ſollte doch errungen werden; der ſelige, bewußtloſe Beſitz ſollte Eigenthum, ganz und gar Ausdruck weſenhafter Eigenthümlichkeit werden. Daher verſchwand, wie das erſte Paradies, das zweite. Es tauchte unter in dem bloß geſetzlichen Abgrunde der Geſchichte; und als der Herr ſtarb, drohete die Knospe der Seligkeit, wie ſie bewußtlos in dem Gemüthe der Auserwählten lebte, völlig zu verwelken.

Aber die Geſchichte, die ſich jetzt entwickeln ſollte, war die völlig umgekehrte der früheren. Damals fand ſich der abgefallene Menſch, aus ſeiner innerſten Naturheimat herausgetrieben, in einer fremden Welt, er hatte dieſe, er hatte ſich ſelbſt verloren; und die unendliche Vermittelung der Naturbildung erklärte ihn für geiſtig unmündig, und dem Geſetz einer äußeren Unendlichkeit unterworfen. Das war der Fluch, der auf dem Geſchlechte ruhte, der Segen, der auch in dieſem verborgen war. Das organiſche Leben, welches auch in dieſer anorganiſchen Welt äußerlich feſſelnder Verhältniſſe ruhte, trat nur als eine dunkele Deutung, die nach einer fernen Zukunft hinwies, hervor. Jetzt dahingegen war das innere Leben für alle zukünftige Zeit verkündigt; der Vernichtungsprozeß der Sinnlichkeit, der Sieg über die Erſcheinung ſollte dieſer in allen Richtungen ihren wahren Werth wiedergeben. Eine neue Geſchichte entwickelte ſich aus einem neuen Grunde, der alle vorhergehende in ſich faßte, und beſtimmt war, ſie zu erlöſen und zu verklären. So trat das Leben aus dem Tode, aber auch die Belebung des Todes hervor.

Aber dieſe Geſchichte in der Geſchichte konnte nur durch den ſcheinbaren Sieg des Böſen ſich bilden, denn innerlich mußte die Erſcheinung an ihrem eigenen Widerſpruche zu Grunde gehen, damit das göttliche Leben der Liebe ſich, abgewandt von aller Sinnlichkeit, in ſich faßte, und mit ſich die verklärte Erſcheinung ſelber zur höheren und göttlichen Entwickelung fortriß. Daher fing das neue Paradies, die beſeligende Verkündigung, die nie verſchwindende Gewißheit des Heils, mit der Geburt des Heilandes an, die Kirche aber mit ſeiner Auferſtehung.

Wer an die Auferſtehung nicht glaubt, wer ſie als eine Mythe behandelt, der hat, und zwar nothwendig, den geſchichtlichen Anfang der Kirche verloren, und kann ihn nicht wiederfinden. Ihm bleibt der große, das All umfaſſende Naturzuſammenhang, die reale Seite aller göttlichen Offenbarung, verſchloſſen; er iſt genöthigt, an der Stelle des abſoluten göttlichen Willens, den nackten Gedanken hervorzuheben, daß er, abgetrennt von aller Geſchichte, dieſem ſeine abſtrakte Bedeutung leiht; ihm iſt der Heiland nichts, als das Geſpenſt des Gedankens, der durch die unheimliche Magie der Abſtraktion, einem grauen Spectrum ähnlich, zum leeren Concreten zuſammenrinnt. Du kannſt die Hände bewegen, ſie fahren ohne Widerſtand durch das hohle Geſpenſt hindurch, du findeſt nur dich ſelbſt und eine leere Einſamkeit. Du kannſt dieſe Concretion anreden, nur dein eigenes hohles Echo antwortet dir.

Dieſer perſoniſizirte Gedanke entſagt der Offenbarung, denn er iſt ſeine eigene; und wie er ſich abſolut von dem Heilande trennt, um ihn nur in der Geſtalt der Selbſtſchöpfung als wahr zu finden, iſt ſeine geiſtige Geburt aus der geſchichtlichen Weiſſagung ein Mährchen geworden, durch den abſoluten Anfang des Denkens in die verächtliche Beſchränktheit zurückgeſcheucht, aus welcher eine kindiſche Vorſtellung ſie hervorgerufen hat.

Dem chriſtlichen Bewußtſein aber iſt, wie den Apoſteln, die Auferſtehung des Heilandes der reale Inhalt aller chriſtlichen Geſchichte, d. h. das fortdauernde, in der Erſcheinung hervortretende Lebensprincip deſſelben. „Er iſt Fleiſch geworden“, heißt: er iſt der fortdauernd organiſche Leib, der nach dem göttlichen Willen ſich ordnenden Geſchichte. Der Leib eines jeden Chriſten iſt als ſolcher, inſofern er der göttlichen Entwickelung der Geſchichte zugehört, ein Tempel Gottes; ſeine gereinigte Eigenthümlichkeit iſt ein Organ der höheren Organiſation geworden; und wie der Heiland menſchlich geboren werden mußte, um menſchlich mit uns zu leben, mußte er auch menſchlich auferſtehen, um, als freie, menſchliche Perſönlichkeit, das perſönlich freigewordene Lebensprincip einer in allen ihren Organen freien Organiſation zu ſein. In einem jeden organiſchen Leibe verbirgt ein jedes Organ ein ſelbſtändiges Daſein (die vita propria der Phyſiologen); aber dieſe verhüllte Selbſtändigkeit iſt in der univerſellen, geſetzlichen, ſomatiſchen Richtung des ganzen Lebens verborgen, die körperlich in der Vegetation, geiſtig in dem organiſchen Zuſammenhange aller lebendigen Formen liegt, und kann ſich in dieſem Leben nicht ſelber zuſammen faſſen; ſo daß ein jedes Organ, obgleich es nicht aus der totalen Organiſation als ein ihm fremdes bezeichnet werden kann, dennoch eben ſo wenig, als in ſich beſtehend, erkannt wird. Es liegt in der That eine unauflösliche Dialektik, ein nie zu löſender Widerſpruch in dem Begriffe einer jeden erſcheinenden Organiſation; er iſt gelöſt, inſofern die Einheit des Lebens aufgefaßt wird, und iſt dennoch zugleich völlig unauflösbar.

Dieſer Widerſpruch ſelbſt (die Krankheit) iſt es, der die Möglichkeit jeder erſcheinenden Krankheit enthält, der ſich in ſeiner Unauflösbarkeit durch die Vergänglichkeit aller ſinnlichen Organiſation ausſpricht, der durch den Tod als ein abſoluter geſetzt wird. Seine Löſung findet er nur in der Idee einer abſoluten Organiſation, die, inſofern ſie das Lebensprincip der Erſcheinung ſelber enthält, dieſe beweglich macht, und in allen Richtungen rührt und trägt, und ſo nicht geiſtig allein, ſondern auch leiblich die Natur durch die Geſchichte, aber auch die Geſchichte durch die Natur belebt, den Erſtling aller Auferſtandenen, den geiſtig gewordenen Leib der ganzen Natur, nicht als ein Concretes eines abſtrakten Gedankens, ſondern als eine lebendige Perſon aller freien Perſönlichkeiten, die Einheit der Organiſation in ſich, als eine freie, aber eben dadurch auch die vita propria in allen Organen als eine ſchlechthin ſelbſtändige, ſetzt. Das bewegende Princip nun, die höhere Einheit der Organe und der freigewordenen Organiſationen, wie ſie zur völligen Einheit der totalen Organiſation und aller ihrer Organe fortſchreiten wird (das Wachsthum dieſer abſoluten Organiſation), iſt zwar, als das immanente Princip der freien Organe und der frei gewordenen Perſönlichkeit der ganzen Organiſation, die Einheit beider; aber dieſe iſt in der Erſcheinung gebunden, gehemmt, ja, durch den böſen Willen von der graden Richtung der Fortbildung abgelenkt. Die Entwickelung, die die Hineinbildung beider enthält, iſt eine geiſtig ſelbſtändige, ſelbſt eine perſönliche, ſie beſtätigt ſich auf einer jeden Stufe ſelbſt, als göttliche Entwickelung, indem ſie die Einheit der Totalorganiſation und aller Organe beſtätigt. Wir können den Act dieſer Beſtätigung nie in ſeiner Tiefe faſſen, wenn wir ihn nicht als einen ſelbſtändigen, in ſich begründeten erkennen; und der Irrthum der Philoſophie des abſoluten Denkens ward nur dadurch möglich, daß wir auch in der Entwickelung, als ſolcher, einen reinen, freien Act der ſich ſelbſt ergreifenden Intelligenz erkannten.

Wenn die Teleologie, indem ſie den göttlichen Willen ausſpricht, an die Stelle der ſtarren Einheit einen lebendigen Gott ſetzt und in dieſem den Vater erkennt; wenn in der Erlöſung der Sohn erkannt ward, ſo daß durch den Vater das Geſetz, welches das ganze Daſein beherrſcht, durch den Sohn die Beſtätigung deſſelben durch die Liebe, oder, was daſſelbe iſt, die Befreiung jeder Perſönlichkeit in ſich ſelber, verkündigt wurde:

ſo offenbart ſich durch die Einheit des allumfaſſenden Geſetzes und der Freiheit einer jeden Perſönlichkeit, nicht ein bloß abſtrakter Geiſt des Denkens, ſondern ein reinigender heiliger Geiſt, der freilich ſich ſelber faßt, aber indem er vom Vater und vom Sohne ausgeht.

Das geſchichtliche Factum, welches uns den Anfang der Kirche darſtellt, und, als ſolches, eine geiſtige Bedeutung für das chriſtliche Bewußtſein haben muß, iſt lehrreich und wichtig. Dieſer Anfang der ganzen neueren Geſchichte, dieſes erſte Regen des Geiſtes, der, als das Princip der Entwickelung, d. h. als lebendige Geſchichte, als der immer mehr ſich offenbarende Leib des Alls, in und mit welchem der Geiſt ſich ausſprechen ſollte, das Wort gewordene Fleiſch ward, hub nicht an mit einer abſtracten Allgemeinheit der Lehre, ſondern mit der unmittelbaren Fülle der zukünftigen Entwickelung, wie ſie ſich in einem jeden organiſchen Leben kund giebt, ſo daß von jetzt an in der Geſchichte, als ſolcher, in ihrem factiſchen Wachsthume, in den ſinnlich erſcheinenden Verwickelungen der Ereigniſſe ſelber, die Bedeutung der Geſchichte geſucht werden muß. Der ſchematiſirende Ausdruck einer aus dem bloßen Denken entſtandenen Conſtruction iſt der leeren Kritik der Selbſtklugen ähnlich, die aus einem Gedichte die Seele deſſelben herausziehen und uns als ein geiſtiges Präparat darlegen möchten; aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, unendlich ſeichter, armſeliger und unwahrer. Allerdings geht nur ein Geiſt durch die ganze Geſchichte; wenn Ihr aber dieſen faſſen wollt, muß er Euch begleiten, indem Ihr mit ihm alle lebendigen Bewegungen ſeiner Geſtaltung durchlebt. So nur verſteht Ihr den Dichter. Die Perſonen des

Gedichts ſind keine Schemen allgemeiner Begriffe, die Ereigniſſe nicht Formen, die in das Concrete abſtracter Gedanken verwandelt werden müſſen, um begriffen zu werden. Dieſe Perſonen vielmehr, dieſe Ereigniſſe, als ſolche, dieſe Welt der Vorſtellungen, bilden ſelber die Gedanken, und der zuſammenſchnürende Schematismus ſucht vergebens die lebendige Gedankenfülle derſelben auszudrücken. Das Gedicht wird nicht fertig durch Eure Reflection, Ihr entwickelt Euch geiſtig mit ihm, wenn Ihr ihm wahrhaft verwandt ſeid, das Gedicht ſich nicht durch Euch. So ſeid Ihr von dem ewigen Epos des allmächtigen Gottes ergriffen, durch die ewige Barmherzigkeit ſeiner Liebe gereinigt, daß Ihr hineingeriſſen werdet in den Strom ſeiner Gedanken, die zugleich Schöpfungen ſind, und die Einheit ſeines ſchöpferiſchen Willens wird ſtark und mächtig in Euch durch Hingebung, nicht durch Sonderung. Inmitten dieſes unendlichen tiefen Gedichts der Wahrheit, erkennt Ihr den Schöpfer deſſelben, die zerſtreuten Strahlen vereinigen ſich, der Anfang deutet auf das Ende, das Ende umfaßt den Anfang, Eure Betrachtung iſt eine freie, aber mit dem Ganzen, nicht ohne dieſes. Die Hingebung, die Euch ganz durchdringt, ſteigert ſich, aber alle Entwickelung, alle Macht des Willens, die Euch frei erklärt, findet Ihr, wenn der Reinigungsprozeß, indem er Euch reinigt, Euch zugleich die Ereigniſſe, als ſolche, in göttlich gereinigter Geſtalt vorführt.

Dieſen Moment, der wie ein Blitz das Daſein durchzuckt, (ein Blitz aber, deſſen innere Erleuchtung bleibt, ſelbſt nachdem er verſchwunden iſt, und uns innerlich durchdringt, auch dann, wenn eine noch tiefere Finſterniß uns umgiebt) werden wir, von den irdiſchen Verhältniſſen umgeben, von den Bedingungen des erſcheinenden Lebens gefeſſelt, am Vorbilde erkennen, wenn wir (dem Geſetze unterworfen) die einzelnen zerſtreuten

Glieder einer lebendigen geiſtigen Geburt mühſam zuſammenſuchen und es fühlen, daß eine fremde Gewalt ſie auseinander hält. Keiner darf dieſe Mühe umgehen, es iſt der Zug des Vaters, die Zucht der äußeren Unendlichkeit, die zum Sohne führt; je mehr wir uns dieſer hingeben, deſto thätiger iſt die geheime Liebe, die befruchtend den Keim des Lebens in das Geſetz ſäet, das ſich ſelber nicht zu faſſen vermag. Und wenn wir den Augenblick der Erlöſung, den Moment der beglückenden und erzeugenden Liebe, der fruchtbaren Begeiſterung, die uns, was wir vergebens ſuchen, auf einmal ſchenkt, in der Reinheit, in welcher wir es als eine Gabe empfangen, durch alle Stufen der Entwickelung feſt zu halten vermöchten, ſo würde es uns auch vergönnt ſein, in dieſer die Fülle eines geiſtigen Lebens, als eine geſchenkte und dennoch als eine eigene, zu faſſen.

Ein ſolcher Anfang heiliger Begeiſterung, ein ſolcher Moment, in welchem die unendliche Zukunft der ganzen Geſchichte, die ewige Freiheit derſelben, immitten des Kampfes der Erſcheinung, die Gemüther der Apoſtel durchdrang, war der Tag der Mittheilung des Geiſtes. In dieſem Augenblicke war das Wort nicht das wandelbare mannigfaltiger Sprachen, es war das Urwort aller Sprachen zugleich, es war das diametral Entgegengeſetzte von jener Verwirrung zu Babel, die die Menſchen untereinander innerlich trennte, daß ſie, obgleich von demſelben göttlichen Verſtande, der in ihnen ruhte, fortdauernd beherrſcht, ſich dennoch nicht verſtanden.

Die Mannigfaltigkeit der Sprachen, obgleich dieſe die tiefſte geiſtige Organiſation der Sinnlichkeit enthält, beweiſt die Relativität aller, inſofern ſie das gemeinſchaftliche innerſte Verſtändniß beſchränken und hemmen. Aber dieſe Mannigfaltigkeit ſoll nicht verſchwinden. Die Sprache bildet die allerinnerſte geiſtige Eigenthümlichkeit der Völker, ſie ſchließt das Schickſal derſelben in ſich, und es liegt ein Gemeinſchaftliches aller Sprachen in einer jeden. Vorgebildet ſind die Sprachen durch das Gehirnſyſtem der Thiere, welches hineingetaucht iſt in die Mannigfaltigkeit thieriſcher Formen, und dennoch die geheime Einheit andeutet, die alle verbindet. Wie das Gehirnſyſtem der höheren Thiere alle gehemmte Entwickelungen der niederen in ſich aufnimmt, ſo tritt auch in den gebildeten Sprachen das Verſtändniß der gehemmteren, ſo wie das wechſelſeitige Verſtändniß der höheren, immer mehr hervor. Die Gedanken, die durch Worte ausgedrückt werden, würden der Ausdruck der ewigen Wahrheit ſelber ſein, wenn ſie in ihrer Eigenthümlichkeit, und eben je reiner dieſe ſich geſtaltet, jeden Schatten der Sprachverſchiedenheit zu verſcheuchen vermöchten. Daher ſollen Sprachen, wie Völker (Beide ſind auf dem Standpunkte der Betrachtung der Geſchichte, der dem gereinigten chriſtlichen Bewußtſein eigen iſt, eins) ſich nicht äußerlich mit den Uebrigen vermiſchen, ſie ſollen ſich in ſich in reinlicher Sonderung ausbilden (perſönliche Leiber von einer perſönlichen Seele belebt); denn innerlich, im Centro der eigenthümlichen Geſtaltung, in der Gründung der Völker und der Sprachen in ſich ſelber, liegt die geiſtige Einheit aller, das Centrum, gegen welches ſie gravitiren. Wer mit dieſem tiefen Sinne eigenthümlicher Geſtaltung die Geſchichte aufgefaßt hat, dem iſt die Perſönlichkeit (auch des allgemeinſten Erkennens) die lebendige Bewegung der Geſchichte in ſich ſelber, und in Gott klar geworden. So wird auch, am Ende der Tage, eben die freie Eigenthümlichkeit der Völker die zur Perſönlichkeit geſteigerten Inſtitutionen der Staaten, wie ſie in der reinſten Sonderung der ſich ausgebildeten Sprachen die geiſtig gewordene Seele eines jeden Volkes frei machen, das Band der Liebe und des gemeinſamen Verſtändniſſes, welches ſie alle umſchließt, offenbaren.

Dieſe innere Einheit aller Sprachen iſt nun der durch alle ſtörende Ereigniſſe hindurchgehende Faden, der den göttlichen Willen immer klarer offenbarenden Geſchichte. Mit dieſer, als dem belebenden Principe der ganzen Entwickelung, beurkundete die Kirche ihren abſolut geſchichtlichen Ruf. Man hat geglaubt, annehmen zu müſſen, daß am Pfingſttage, am Tage der Ausgießung des heiligen Geiſtes, die Apoſtel die in der Apoſtelgeſchichte genannten verſchiedenen Sprachen wirklich geſprochen haben. Es liegen in der Darſtellung der Geſchichte ſelbſt Schwierigkeiten, die eine ſolche Annahme nicht erlauben. Denn einerſeits hatten die dort genannten Völker nicht alle verſchiedene Sprachen, andererſeits ſchien ein Wunder dieſer Art durchaus überflüßig, da die dort Verſammelten, zur gottesdienſtlichen Feierlichkeit vereinigt, ohne allen Zweifel die dort gebräuchliche Sprache verſtanden, welches ja auch daraus erhellt, daß (als die Verwirrung unter den Verſammelten am größten zu werden ſchien) Petrus beſchwichtigend hervortrat und die ganze Verſammlung anredete. Wenn wir nun aber das ganze Ereigniß, wie es ſtattfand und vor uns da liegt, erwägen, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß es etwas Tumultuariſches in ſich enthielt. Es ſpricht ſich eine zunehmende Verwirrung in der Verſammlung aus, die Petrus durch eine verſtändige Rede zu heben bemüht war; und dennoch verbarg ſich in dieſer Verwirrung der heiligſte Moment, der Schöpfungsact der Kirche.

Die Störung, das Tumultuariſche in der Verſammlung, entſtand aber durch die Gegenwart fremder Elemente. Es hatten ſich ſolche, denen der Geiſt, der die Berufenen durchdrang, fremd blieb, unter die von dem Geiſte Erfüllten gemiſcht. Dieſe verſtanden offenbar die Apoſtel nicht, und dennoch waren ohne allen Zweifel Viele darunter, welche die gewöhnliche Sprache der Apoſtel mit ihnen gemein hatten. Ihnen war der ganze Auftritt ein Wahnſinn, ein beſinnungsloſer Rauſch. Es ſtellte ſich hier der Gegenſatz in ſeinen ſtärkſten Extremen dar, die heiligſte Innerlichkeit neben der oberflächlichſten Aeußerlichkeit, wie er in der ganzen Geſchichte ſich immer wiederholt, nur in ſeinen Gliedern nie ſo abſolut ausgebildet.

Diejenigen, die von dem Geiſte ergriffen waren, hörten ein Jeder, daß die Apoſtel mit ſeiner Sprache redeten.

Wenn ein Redner, durch die Gewalt der Rede nicht ſelten den Irrthum, die Lüge verbreitend, eine Verſammlung hinreißt, ſo beſteht die Gewalt der Beredſamkeit jederzeit darin, daß er Tiefen des Daſeins aufwühlt, die ſonſt in dem bewußtloſen Inſtinkte ruhen, und mit dieſem in Thätigkeit ſetzt, ohne daß das klare Bewußtſein ſie zu faſſen vermag. Solche Reden, wenn ſie in das Innerſte des Daſeins hineindringen, wenn ſie religiöſen Inhalts ſind, eröffneten von jeher die gefährlichſten Quellen des Fanatismus, und nicht ſelten ſind die unſeligſten Verirrungen der Kirche aus ihnen entſprungen.

Wir haben hier eine Gelegenheit, die Betrachtung zu erneuern, die wir in der Teleologie über den ſogenannten thieriſchen Magnetismus anſtellten. Dieſer läßt uns, durch den Schlaf, das Innerſte der krankhaften leiblichen Perſönlichkeit, nicht bloß, wie ſie ſich, durch das Wachen bedingt, entwickelt, ſondern auch, wie ſie mit ihrer ganzen Vergangenheit iſt, erkennen; und ſo entdecken wir hier ebenfalls durch die Vermittelung einer zerſtörenden krankhaften Richtung das Innere der geſchichtlichen Bildung, wie dort der körperlichen.

Jene Momente der Begeiſterung nämlich bilden den fruchtbaren Anfang aller erzeugenden That in jeder Richtung. Dieſer Anfang enthält den Moment, durch welchen die zerſtreuenden äußeren Verhältniſſe, die (den organiſchen gleich) ihren eigenen Mittelpunkt nicht gefunden haben, ſich wechſelſeitig durchdringen und ſich dadurch in eine lebendige Entwickelung verwandeln. Dieſer Anfang enthält daher in ſich, wie alles Leben, obgleich unentwickelt, das Ziel deſſelben. Er iſt beſtimmt, das innere begleitende Princip der Entwickelung zu ſein, denn er iſt nur der Anfang (das Principium); keinesweges das Angefangene (Principiatum). Er bildet den vorübergehenden Moment, der den Grund aller Entwickelung enthält, ſelbſt aber nur ſeine Wahrheit kund giebt durch dieſe. Er kann das immanente Princip einer Entwickelung ſein und die innere Thätigkeit eines Menſchen, im Erkennen wie im Handeln, leiten, ohne laut zu werden, wie das Lebensprincip die körperliche; er kann, die Zuverſicht der Zukunft in ſich zuſammenfaſſend, als der Paraklet erſcheinen, der die ganze Kraft der Entwickelung enthält, und wird dann, wo er die Perſon innerlich bewegt, im Erkennen wie im Handeln, wie da, wo er ganze Völker von dem Bande feſſelnder Verhältniſſe losreißt, eine neue Zeit ſchaffen, eine Fülle der Zeit in ſich enthaltend, aber immer iſt er auch dann beſtimmt, in die Ordnung geſetzmäßig beſtimmter Entwickelung hineinzutauchen, thätig zu ſein in und mit den Bedingungen des gegebenen, erſcheinenden Daſeins, die er berufen iſt anzuerkennen und zu beherrſchen. Wie dagegen alle Momente der geſunden Fortbildung, von demſelben böſen Willen ergriffen, ſich fixiren können, aber dadurch auch ihre eigene Nichtigkeit ausſprechen, ſo auch dieſer. Dann entſtehen in der Erſcheinung jene nächtlichen, krankhaften Aeußerungen, die in den entſchiedenſten Formen den Fanatismus hervorrufen, die, in der mannigfaltigſten Geſtaltung die geſunde Entwickelung hemmend, jederzeit Monſtroſitäten erzeugen und, wo ſie religiöſer Art ſind, am finſterſten und grauenhafteſten ſich geſtalten.

Was nun auf eine ſolche Weiſe, wo das Unbedingte des Willens in ſeiner Richtung nach dem Göttlichen zu, oder von dieſem abgewandt, hier fördernd, dort hemmend, immer aber von der Relativität des Lebens ergriffen war, das war, als Princip der Entwickelung der ganzen neueren Geſchichte, auf eine abſolute Weiſe die Begeiſterung der Apoſtel am Pfingſttage. Es war die pſychiſche Umwandlung des ganzen Menſchen, die innerſte Umkehrung des Sinnes, die ihn inmitten der Erſcheinungen über dieſe erhob, und ihn eine höhere Welt entdecken ließ, die geiſtige nämlich des göttlichen Willens, die ihm bis jetzt verborgen war, und einem bis dahin unbekannten Ziele entgegenführte. Es war der göttliche Anfang einer neuen Geſchichte, die alle Chriſten in jener mächtigen Zeit ihrer erſten Begründung durchdrang. Die Apoſtel erkannten die Mittheilung des Geiſtes in dieſem Momente einer durchgängigen Umkehrung der innerſten Perſönlichkeit, die berufen war, den feſten Grund zu einer inneren Vereinigung zu legen, die den großen Kampf mit der ganzen ſinnlichen Welt in allen ihren Richtungen (als Natur und Geſchichte) begann.

Dieſe Macht des umſchaffenden Geiſtes, wie ſie den Sinn und die Geſinnung umwandelte, rief das innerſte Geſpräch der Menſchen mit ſich ſelber, die tiefſte Erinnerung des ſchlummernden Bewußtſeins hervor, daß die geheimſten Gedanken, die kaum Worte gefunden hatten und ſich wechſelſeitig anklagten und beſchränkten, jetzt in ihrem eigenſten Weſen ihnen klar wurden. In dem Zuſtande der wachenden Beſonnenheit, die an die Bedingungen des äußeren Daſeins geknüpft waren, lebte der Menſch in der ordnungsmäßigen Einheit mit der ſinnlichen Umgebung; und das Vermittelnde der gemeinſchaftlichen Mittheilung war die Sprache, die an dem Orte herrſchte. Jetzt fanden ſie ſich, von Zeit und Raum entrückt, in einen geiſtigen Anfangspunkt verſetzt, deſſen unendliche Fülle ſie durchdrang. Das ganze vergangene Leben war in ſeiner innerſten Tiefe erſchüttert; und was nur durch die eigene Sprache für die eigenſten Gedanken (in der verſchloſſenſten Einſamkeit ſtiller Selbſtbetrachtung kaum vernehmbar) ein Verſtändniß geſucht hatte, das fand dieſes hier. Die Anweſenden, die von dem Geiſte ergriffen wurden, fanden ſich in ihrer innerſten Eigenthümlichkeit verſtanden und erleuchtet. Da entſetzten ſie ſich aber alle, wunderten ſich und ſprachen untereinander: Sind nicht alle die, welche da reden, aus Galiläa? wie hören wir denn ein Jeglicher ſeine Sprache, darin wir geboren ſind? — Wir hören mit unſern Zungen die großen Thaten Gottes reden. Sie entſetzten ſich aber alle, und wurden irre und ſprachen zu einander: was will das werden? Der Geiſt war über ſie gekommen.

Dieſer Moment des geiſtigen Anfanges der Geburt des Geiſtes, wie er als ein göttliches Geſchenk hervortrat und den Keim der Entwickelung der ganzen neueren Geſchichte in ſich enthielt, ſo ganz verſchieden von der Reflection eines abſtracten Denkens, erneuerte ſich bei dem Eintreten eines jeden Gläubigen in die Kirche; und (wir können es nicht leugnen) auch in unſern Tagen muß eine ſolche Umwandlung den erſten Urſprung der chriſtlichen Gemeinde in einen Jeden ſetzen, wenn er als lebendiger Gläubiger in Wahrheit ihr zugehören ſoll. Es hat ſich leider jetzt jener ſtarke Moment der mächtigen Umwandlung nur zu ſehr in eine weinerliche Rührung verwandelt, und aus dem Waſſer der zerſchmelzenden Thränen iſt die Kraft des Geiſtes entwichen.

Der Unterſchied zwiſchen jenem Momente des Anfanges und der verwirklichten Entwickelung, die durch verſtändige Ueberlegung, von dem Anfange, als einem immanenten Princip, getragen, das Bewußtſein in Thätigkeit ſetzte, wird in der Apoſtelgeſchichte mit Zungen reden und Weiſſagen genannt, und er tritt ſchon am Pfingſttage hervor, wenn wir die erſten vorübergehenden Augenblicke ſcheinbarer Verwirrung mit der verſtändigen und beruhigenden Rede des Petrus vergleichen, der, was jetzt geſchah, an die geſchichtlich religiöſen Erinnerungen anzuknüpfen und ſo, obgleich von einem ganz neuen Anfange ausgehend, als die Erfüllung der Weiſſagung in den geordneten Gang geſchichtlichen Fortſchreitens hineinzulenken ſuchte.

In den pauliniſchen Briefen ſehen wir ſchon den Keim des Fanatismus drohend hervortreten; und obgleich Paulus die Heiligkeit des erſten Moments der Erfüllung vom Geiſte, als den nothwendigen Anfang des chriſtlichen Lebens anerkannte, ſo fand er es doch nothwendig, darauf aufmerkſam zu machen, wie wichtig es ſei, dieſen Anfang in den Gang geordneter Entwickelung hineinzulenken, wenn er für das chriſtliche Leben fördernd und nicht hemmend werden ſollte. Und dieſe Ermahnung, die uns über die Bedeutung der erſten Gemeinden einen Aufſchluß giebt, fordert uns zu einer genauen Betrachtung über das Weſen der Entwickelung der Kirche überhaupt, inſofern ſie in der Erſcheinung hervortritt, auf.

B. Die heilige Schrift.

Die heilige Schrift bildet den permanenten und unveränderlichen Codex der Kirche, aber ſie ſelber erhält ihren eigenen Sonnen- und Lichtpunkt durch die Lehren, das Leben und den Tod des Heilandes. Nur aus den Evangelien können die übrigen Theile der Schrift verſtanden werden; und es giebt keine Stelle derſelben, die, ſo wie ſie in der Erſcheinung laut geworden iſt, ein wahrhaft chriſtliches Verſtändniß enthielte, außer, inſofern ſie von dieſem belebenden Mittelpunkte aus erleuchtet wird. Ein Weltliches, den Geſetzen der Erſcheinung Unterworfenes, dringt allenthalben, wie in die Kirche, ſo auch in die heilige Schrift hinein. Alles, was gelehrt wird, Alles, was die Uebrigen ausſprechen und thun (der Heiland ausgenommen), ringt mit dem Schatten der ſchwankenden Sinnlichkeit. Die Weiſſagung des alten Teſtaments trägt die Fülle der Verheißung in den harten Bedingungen einer finſtern Gegenwart verhüllt; und die ewige Gegenwart des Heilandes blickt immer trüber aus den Verwirrungen der erſcheinenden Entwickelung hervor, je weiter ſie ſich von dieſem Mittelpunkte aller Erleuchtung entfernt.

Fragen wir nun, wodurch wir dieſen Mittelpunkt erkennen, ſo muß geantwortet werden: er iſt da, wo die geiſtige Einheit mit Gott, wie ſie als die innerſte Wirklichkeit der göttlichen, nicht bloß erſcheinenden Geſchichte hervordringt, in ihrer Totalität verwirklicht wird in einer jeden Perſon. Daſſelbe, welches uns in den Stunden des ringenden Gebets in die Einheit mit Gott verſetzt, war es, was den Heiland in der Geſchichte offenbarte; und wie es, wenn auch ringend und getrübt, dennoch, als Göttliche Gnade, unbedingt in uns thätig wird, iſt es das rein leuchtende Göttliche in dem Leben des Heilandes, und durch ihn in einer jeden Perſon. Inſofern iſt das Evangelium die reinſte Inſpiration, der Mittelpunkt in der Geſchichte und in uns ſelbſt, der als unbedingte Offenbarung des göttlichen Willens ſeine nie getrübte Klarheit in ſich ſelber trägt. Allerdings waren diejenigen, die jene Verkündigung des Heils in Schriften verfaßten, Menſchen; die Art und Weiſe, wie ein jeder der Evangeliſten das Leben des Heilandes auffaßte (und nur Matthäus und Johannes lebten mit ihm, die Uebrigen ſammelten die Nachrichten, die noch in lebendiger Erinnerung da waren) trägt das Gepräge ſeiner Eigenthümlichkeit. So wird jederzeit das, was wir innerlich durch die Betrachtung aufnehmen, ſei es ein Gegenſtand der Natur, ſei es ein Ereigniß der Geſchichte, dennoch Etwas in ſich enthalten, welches, durch die Perſönlichkeit wiedererzeugt, die Spuren eines urſprünglich eigenthümlichen Erzeugniſſes in ſich ſchließt. Aber ein Jeder bildet ein Supplement zu den Uebrigen, und die Einheit Aller iſt eine innere, nicht eine äußere. Dieſe innere Einheit der Evangeliſten, durch welche der Mittelpunkt des Heils alle widerſtreitenden Erſcheinungen der ganzen Geſchichte zu einem heiligen Kreiſe in ſich ſelber ründet und ſchließt, iſt die Macht des Geiſtes über die Perſönlichkeit, die ganz iſt in einem Jeden, inſofern ſie in ihrer Einheit mit den Uebrigen betrachtet wird; wenn auch die in der

Erſcheinung aufgefaßte, den Schatten der nie ganz zu verdrangenden Vereinzelung tragen ſollte. Es iſt der Geiſt, der den Buchſtaben überwindet, ohne ſich von ihm zu trennen. Es iſt der Buchſtabe, nicht ein Abgezogenes von ihm, welches erſt durch einen ihm fremden Gedanken ſeine Bedeutung erhalten ſoll, und dennoch nicht der Buchſtabe, wie er in der Erſcheinung, und von der Geſetzmäßigkeit derſelben allein beherrſcht, ſich ausgeſprochen hat; er iſt, von dem Geiſte durchdrungen, in die Einheit geſetzt für die ganze Geſchichte und für einen jeden, der durch die Gnade nach dem göttlichen Willen lebt, und von ihm durchdrungen iſt. Daher vermag die genaueſte und gründlichſte philologiſche Kenntniß uns nie über die Verkündigung des Heils einen Aufſchluß zu geben, ſo wenig, wie die gründlichſte Kenntniß der animaliſchen Chemie über das Leben. Dieſes Geiſtes Gewalt nennen wir die Inſpiration, und wir erkennen ihre Gewalt über die Verfaſſer der Evangelien nur, inſofern wir ſie in uns ſelber erfahren.

Die Kirche iſt ganz Entwickelung, aber, obgleich eine mit der Erſcheinung und mit allen ihren ſtörenden Elementen kämpfende, dennoch eine innerlich lebendige fortſchreitende Entwickelung, und der heilige Geiſt iſt die Seele dieſer ihrer Fortbildung. Sie hat daher in der Geſchichte jederzeit eine beſtimmte Geſtalt, d. h. ſie iſt eine Eigenthümlichkeit in dem Heilande vereinigter Perſönlichkeiten. Das Weſen, die innerſte Wahrheit der Kirche, der unveränderliche Mittelpunkt und die Subſtanz derſelben, iſt Er ſelbſt, und was mit ſeinem Leben und mit ſeiner Lehre unmittelbar gegeben iſt. Dieſes Centrale der Kirche iſt dasjenige in ihr, was in der Zeit über alle Zeit liegt, die unmittelbare Einheit aller Entwickelungsſtufen zugleich; dasjenige, was ganz iſt in einer jeden, ſo wie ganz in einem jeden Chriſten, inſofern er in dem Heilande, und durch den Heiland in Gott lebt und denkt. Ohne dieſe reine Einheit in einem jeden geſchichtlichen Momente der Kirche zu ſetzen, iſt es unmöglich, irgend einen geiſtigen Zuſammenhang in ihrer Entwickelung feſt zu halten oder zu erkennen.

Wenn wir uns nun der erſten Zeit der Kirche und den Männern, die mit dem Heilande in einer unmittelbaren Verbindung ſtanden, wie die Apoſtel, die mit ihm lebten, oder Paulus, dem er ſich offenbarte und den er berief, mit einer großen Zuverſicht anvertrauen, wenn wir uns ihnen, wo irgend eine Lehre begründet, irgend ein Zweifel abgewieſen werden ſoll, hingeben, ihnen mit entſchiedener Pietät folgen und den ausgemachten Vorzug vor allen Nachfolgenden zugeſtehen, ſo dürfen wir doch nie vergeſſen, daß das, was ſie lehrten und anordneten, durch Leiden und Verfolgungen und durch Aufopferung ihres ganzen leiblichen Daſeins verkündigten, zwar der abſoluten Quelle näher, durch die Fülle des Geiſtes, der ſie leitete, reiner, durch die Gaben, die ſie beſaßen, geheiligt war, aber gleichwohl nur dann auf eine völlige und abſolute Hingebung Anſpruch machen dürfte, wenn es völlig übereinſtimmt mit dem, was uns durch den Heiland unmittelbar gegeben iſt. Die reine Geſinnung, die ſich von allem Irrdiſchen losriß und ſich der Verkündigung des Heils ganz hingab, war die Macht des Geiſtes, die ſie durchdrang, war die Inſpiration, die ihre Worte leitete. In den Briefen liegt daher ein Schatz der Belehrung, der ein, wenngleich ſekundäres, Fundament der Kirche bildet; aber dennoch hat hier, wie bei aller geſchichtlichen Entwickelung, die Reflection des gereinigten chriſtlichen Gemüths, die Prüfung, ein unzweifelbares Recht. Die Lehre, die ſie verkündigten, und was mit ihr nothwendig verbunden war, was in ſeiner lebendigen Einheit das innerſte Eigenthum eines Chriſten werden kann und ſoll, war von Gott und enthielt in ſich die Macht, die alte Welt mit ihren Göttern zu ſtürzen und eine neue Geſchichte durch die Gewalt des göttlichen Geiſtes zu begründen. Und wie das geſunde Kind von der liebenden Natur, ſo wurden die Apoſtel von der unmittelbaren Gegenwart des auferſtandenen Heilandes getragen, ſie lebten ganz in und mit ihm; ja, ſeine Gewalt über die Natur ſelber, die, immitten der ſtrengen Geſetze, ihrer Zukunft Fülle verbirgt, wie ſie durch die Wunder des Heilandes, während ſeines erſcheinenden Lebens, ſich offenbarte, legte noch Zeugniß ab von derjenigen Gewalt, die Geſchichte und Natur in gemeinſchaftlicher Entwickelung umfaßte und beherrſchte. Inſofern enthält das Leben der Apoſtel das verſchwindende Stadium der reinen Offenbarung des Heilandes ſelbſt, wie vorbildlich das Naturleben des Kindes noch immer das verſchwindende Paradies, in und mit welchem die Gewalt der Erſcheinung und, mit dieſer, die keimende Reflection immer mehr und mehr hervortritt. Aber, wo dieſe in den Aeußerungen der Apoſtel ſich zeigt, da muß, ja ſoll ſie auch die Reflection des wahren Chriſten hervorrufen. Sie läßt ſich aber jederzeit da erkennen, wo nicht von demjenigen die Rede iſt, was als unwandelbarer Mittelpunkt für alle Zeiten und Menſchen auf gleiche Weiſe gilt, was vielmehr von der zeitgemäßen Geſtaltung der Kirche, inſofern dieſe ſich in einer beſtimmten Zeit und unter gegebenen erſcheinenden Verhältniſſen bildete, nothwendig abhing. Alles, was durch dieſe Verhältniſſe beſtimmt war, hatte nun, die höchſte Reinheit und göttliche Geſinnung zugeſtanden, nur einen Werth als Moment der Entwickelung ſelber, und enthielt eben, weil es ein Lebendiges und nicht ein Todtes war, das Princip einer Metamorphoſe in ſich. Die unglücklichſten Hemmungen in der Entwickelung der Kirche entſtanden jederzeit dadurch, daß man dasjenige, was in ihr Entwickelung war und, als ſolche, lebendig fortſchreiten ſollte, mit demjenigen verwechſelte, was unveränderlicher Grund und Subſtanz genannt werden mußte. Wenn wir aber hier die Benennung: Subſtanz, brauchen, um dasjenige zu bezeichnen, was in der Kirche zu allen Zeiten die nämliche Geltung haben ſoll und muß, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß ein nicht geringeres Unglück, ja, völlige Zerſtörung, die Kirche bedrohte, wenn man das Princip der Entwickelung auf den Boden des abſtracten Denkens zu verſetzen ſuchte. Dadurch geſchahe es nämlich, daß die lebendige Entwickelung, die nicht ein Accidentelles genannt werden darf, vielmehr in allen ihren Richtungen ein Lebendiges, der Einheit Inwohnendes bleibt, ein wirkliches Accidenz einer äußerlich unendlichen, den beſtimmten Willen Gottes verhüllenden, nicht offenbarenden Subſtanz wurde. Mit Recht wurde dieſe Richtung, als Ketzerei, von der Kirche ausgeſchloſſen.

Aber was in der Erſcheinung hervortritt, iſt nie völlig rein. Dasjenige, dem wir uns mit unbedingtem Vertrauen hingeben ſollen, iſt daſſelbe, wodurch der Heiland uns ein Gott wird. Der völlig unwandelbare Stern, um welchen ſich Natur und Geſchichte drehen, durch welchen alles Erkennen ſich orientirt, in welchem der Wille ſelbſt ſeine centrale Bedeutung findet, iſt entweder gar nicht gefunden und erkannt, ſo daß die Religion nicht etwa relativ verdrängt, ſondern abſolut verſchwunden iſt, oder er iſt Gott ſelber. Nun laſſen ſich zwar die Kreiſe, die ſich in ſeiner Nähe bewegen, als ſolche, die ſich in ſich ſchließen und ſich eben dadurch auf ihn, als das Centrum, unmittelbar beziehen, erkennen, und dieſe unmittelbare Beziehung iſt die

Inſpiration, das Centrum in die Peripherie geſetzt. Aber die Erſcheinung, als ſolche, iſt außer der Peripherie; und ſie ward nur in dieſe geſetzt, durch den Heiland offenbart, damit ſie die Richtung auf das Centrum, nicht als eine ſchon daſeiende, ſondern als eine ſich nach göttlichem Willen entwickelnde, erkennen ſoll. Dieſer Moment der Entwickelung aber ſchließt den Kreis in ſeiner reinen Bewegung aus der Erſcheinung aus, ſo daß er nur durch die Liebe erkannt werden kann. Was nur der Erſcheinung zugekehrt iſt und innerhalb der Verhältniſſe derſelben ſich geſtaltet, das hat auch nur den Werth der Erſcheinung; daher hatten die Anordnungen, die Inſtitutionen, die zur Zeit der Apoſtel und durch dieſe getroffen worden, ja Manches, was ſelbſt eine nähere Beziehung auf die chriſtliche Geſinnung, wie der Vorzug des unverheiratheten vor dem verheiratheten Stande, einen vorübergehenden Werth. Daher konnten unter den Apoſteln, ſelbſt in der erſten Zeit, Streitigkeiten entſtehen, die uns redlich erzählt werden, damit wir ihnen nicht jenes unbedingte Vertrauen ſchenken, auf welches der Heiland allein ein Recht hat.

Alle Unterſuchungen daher über die Schriften der Apoſtel, ja, über ihre Aechtheit oder Unächtheit (gehen ſie nur von einer wahrhaft chriſtlichen Geſinnung aus) ſind frei und nicht zu hemmen; denn was einen wahren und bleibenden Werth enthält, wird in ſeiner chriſtlichen Bedeutung anerkannt auch dann, wenn der Verfaſſer unbekannt oder zweifelhaft bleibt, und was einen nur vorübergehenden Werth hat, als Moment der Entwikkelung oder wohl auch als ſubjektiver, unfreiwilliger Irrthum (wie der Chiliasmus der Apoſtel), wird Gegenſtand der Prüfung und Berichtigung, ſelbſt wenn die Verfaſſer anerkannte Apoſtel und Schüler des Herrn geweſen ſind.

Es giebt eine andere Schwierigkeit, wenn wir die heilige Schrift als den bleibenden Codex der chriſtlichen Kirche betrachten. Es iſt dieſe: die Schrift iſt in einer beſtimmten Sprache geſchrieben, die nicht Jedem zugänglich iſt. Das rechte Verſtändniß alſo iſt nicht einem Jeden gegeben, der ſich Chriſt nennt. Es wird ein ſchwieriges Studium erfordert, damit man die Schrift verſtehe; dieſem Studium können nur Wenige ſich widmen; dieſe daher, die Schriftgelehrten, ſind die Vermittler der göttlichen Offenbarung, ohne welche ſie der Kirche verborgen bliebe. Sie alſo, als die Deuter der heiligen Urkunde, ſind allein im Beſitz der unmittelbaren Offenbarung; und ſelbſt dieſes könnte man leugnen, denn da das Verſtändniß der Schrift von einem anhaltenden Studium, die urſprüngliche und eigenthümliche Fähigkeit aber nicht allein, ſondern auch die ganze, verſchiedene Art der Auffaſſung von der Perſönlichkeit der Schriftgelehrten abhängt, ſo mußte die Auslegung der heiligen Schrift, wie auch die Erfahrung beweiſt, eine höchſt wandelbare werden; es mußten, wie auch geſchehen iſt, Streitigkeiten entſtehen, und Behauptungen hervortreten, die ſich wechſelſeitig vernichten. So, ſcheint es, hat die Entwickelung der Geſchichte, indem ſie die heilige Schrift ergriff, die Offenbarung Gottes, wenn ſie je ſtattgefunden hat, nicht allein getrübt, ſondern auch vernichtet. Denn der Chriſt, der in der Offenbarung ſein ganzes Heil ſucht, iſt nun nicht mehr unmittelbar an dieſe, ſondern an die menſchlichen Deutungen gewieſen, an ſtreitſüchtige Gelehrte, denen man, wie hoch auch ihre Gelehrſamkeit geſchätzt werden mag, kein unbedingtes Vertrauen zu ſchenken geneigt oder verbunden iſt. Dieſe Schwierigkeit trat dann am entſchiedenſten hervor, als ein jedes Mitglied der Kirche an die Schrift ſelbſt gewieſen wurde. Der Unterſchied zwiſchen einer eſoteriſchen und exoteriſchen Kirche, eine Kirche der Kleriker und der Laien ſcheint unvertilgbar, nur in einer andern Form, an die Stelle der früheren, der katholiſchen Kirche getreten zu ſein; und ob der Vortheil, die Vormundſchaft der Prieſterhierarchie und die Autorität der Tradition mit der neueren, der gelehrten Exegeſe und der geſchichtlichen Unterſuchungen vertauſcht zu haben, ein weſentlicher und wahrer ſei, mag wohl ſehr zweifelhaft erſcheinen.

Das traditionelle Chriſtenthum der katholiſchen Kirche ſcheint, verglichen mit dem auf eine frei forſchende Gelehrſamkeit gegründeten, viele Vortheile zu haben.

Da jenes einen weſentlichen Moment der Entwickelung des Chriſtenthums enthält, ſo wird es nothwendig, ſeine ſpekulativ geſchichtliche Bedeutung näher zu beleuchten. In der heiligen Schrift ſelbſt ſpricht ſich keine concentrirte, durch das Bewußtſein in ſeinen Fundamentalprincipien zuſammengefaßte Lehre aus. Sie liegt zwar in der heiligen Schrift ſelbſt verborgen, tritt aber als ſolche nicht hervor; ſie enthält vielmehr eine eigene höhere Welt, in welcher wir leben und unſer eigenes Daſein erkennen. Die Wahrheit und das Weſen der Perſönlichkeit iſt der bewegende Moment eines chriſtlichen Lebens, wie auch in der Natur die leitenden Principien des Naturlebens verborgen liegen. Aber das Bewußtſein, welches die Hauptmomente enthält, und mit welchem das Leben ſelbſt, im zuſammenfaſſenden Denken vereinigt wird, war das Produkt einer geſchichtlichen Entwickelung, und mußte es ſein, wenn die Perſönlichkeit zur geiſtigen Freiheit ſich ſelbſt entfalten ſollte. Dieſes Herausheben derjenigen Momente des chriſtlichen Glaubens, die eine über der Erſcheinung liegende Welt begründeten, ward durch das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß ausgeſprochen. Die

Kirche war in allen ihren Gliedern noch frei, der Geiſt, der ſich zur Zeit der Apoſtel einem jeden Chriſten mittheilte, der im ächten Sinne Chriſt ward, war indeſſen, je weiter das Chriſtenthum ſich ausbreitete, in der Menge verborgen und trat mit jener großartigen Fülle nicht mehr hervor. In der Sinnlichkeit des geſchichtlichen Lebens, in den mannigfaltigen Richtungen deſſelben, in der Verbindung mit dem Staate ging jene einfache Form der Gemeinde, die unter Gefahren und Verfolgung, den drohenden, qualvollen Tod zur Seite, ſich dennoch auf eine heitere Weiſe ausbildete, verloren. Das Chriſtenthum wollte das ganze Geſchlecht durchdringen, ſollte alle Momente des Lebens umfaſſen; daher trat für die Erſcheinung jene äußere Geſetzmäßigkeit hervor, jene ſinnliche Naturrichtung der Religion, die in der erſcheinenden Geſchichte den offenbar gewordenen Gott für die Maſſe in der Ferne hielt. Das religiöſe Bewußtſein fand nicht mehr ſeinen Concentrationspunkt in der innerſten Mitte eines jeden Daſeins. Das Centrum war in den beiden Brennpunkten auseinander getreten, und während die Laien in der Sonnenferne blieben, bewegten ſich zwar die Kleriker für die Erſcheinung in der Sonnennähe, aber ſie waren ebenſowohl wie jene, auch aus dem Centro herausgetreten, beide der Erſcheinung preisgegeben. So verſchwand allmälig das Paradies der Kirche, wie das erſte durch die Sünde. Der böſe Wille ſchien den Sieg errungen zu haben, ſelbſt über das Chriſtenthum. Der Herr war Fleiſch geworden, damit des Fleiſches Gewalt auf immer überwunden werde. Dieſes war nur dadurch möglich, daß die ganze ſinnliche Welt den göttlichen Mittelpunkt fand, durch welchen ſie in allen ihren Momenten geiſtig beweglich ward; jetzt aber ſank die geiſtig bewegliche Gemeinde in das Fleiſch zurück. Aber ſelbſt dieſe

Gewalt der Sinnlichkeit war eine Entwickelungsſtufe; der wahre Kreis war zwar für die Erſcheinung zur Ellipſe verlängert, aber er verſchwand nie mehr, und die beiden auseinander getretenen Brennpunkte deckten ſich in den reinen Gemüthern der Kleriker, wie der Laien, und weiſſagten die zukünftige Befreiung in Gott.

Der freie Mittelpunkt war die heilige Schrift und, in dieſer, das Lehren, Leben und Sterben des Heilandes. Aus dieſem Paradieſe der unmittelbaren Offenbarung der Liebe herausgetrieben, fanden ſich ſowohl die Kleriker, wie die Laien einer äußeren Gewalt preisgegeben. Aber in dieſer ruhte die Macht der Liebe, die von jetzt an die Geſchichte lenkte. Was in der Mitte der Kirche, aus der Sünde entſprungen, ſich trennte, führte die entfernteſten Völker dem Mittelpunkte zu; und die Scheidung, die aus dem Dunkel des böſen Willens ſtattfand, den Menſchen in der Sinnlichkeit zu feſſeln und feſtzuhalten, verwandelte ſich in die liebenden Arme, die in immer größerem Umkreiſe die Völker umfaßten und dem Heile zuführten.

Wir können die geiſtige Richtung, die das ganze Leben umfing, eine chriſtlich magiſche nennen: denn die Bedeutung der Magie iſt die täuſchende Nähe des Centrums alles Daſeins, daß man es zu beſitzen wähnt, zu beherrſchen glaubt, obgleich es jedesmal von neuem entweicht, wenn wir es faſſen wollen. Dieſe Magie, durch welche das Bewußtſein, wie durch eine fremde Gewalt, getrieben wurde, war die, außerhalb der Kirche geſetzte, göttliche Naturgewalt, die mit der Sicherheit des Inſtinkts, mit der Conſequenz eines unbekannten Lebens die Entwickelung lenkte. Dieſes war aber, ganz der äußern Unendlichkeit der Natur preisgegeben, in den heidniſchen Völkern mächtig. Da, wo die Natur ihre Blüte erreicht hatte, bei den Griechen, war ſie in ſich verwelkt, im hohen Norden aber, mitten in der noch jugendlichen Entfaltung der hohen Kraft, war ſie in ſich gebrochen und weiſſagte tragiſch ihren eigenen Untergang. Da ſchlugen die Pulſe des neuen, höheren Lebens, erweckten dort die Todten, verwandelten hier die rohen Maſſen der kräftig Lebenden. Aber der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum war ſelbſt noch ein äußerer, es wurde ſo geiſtig wie leiblich überwältigt, bezwungen, nicht frei erklärt. Im Süden wurden die rohen Krieger, als die geſunkenen Völker keinen Widerſtand zu leiſten vermochten, ſelbſt mitten im Siege, von dem Geiſte gefangen genommen und gefeſſelt. Im Norden, wo Kraft mit Kraft ſich meſſen konnte, mußte die geiſtige Unterwerfung durch eine ſtrenge leibliche verbreitet werden. So trat allenthalben der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten hervor; und wie in der weltlichen Geſchichte die Beſiegten für bürgerlich unmündig erklärt wurden, dem freien Adel unterworfen, ſo wurden auch die bezwungenen Chriſten, den geiſtigen Siegern gegenüber, Leibeigene im kirchlichen Sinne. Aber eben dadurch war die äußere Gewalt an die Stelle der inneren getreten, welche die Freiheit verkündigt; das Geſetz bildete ſich in ſeiner Gewalt aus, und die Liebe, die es urſprünglich beſtätigte, verbarg ſich in den ſtillen Gemüthern, denen die Macht der Zukunft gegeben war, ſo unſcheinbar ſie auch in der ſinnlichen Gegenwart hervortrat.

Um die Tradition in ihrer innerſten Bedeutung zu faſſen, müſſen wir die dunkele Magie, die alle geiſtigen Regungen der Zeit ergriffen hatte, und wie ſie ſich von der heiteren Sicherheit des Geiſtes und ſeiner Bildungen in der alten Welt unterſchied, näher betrachten. Wie die Bibel, waren auch die Schriften der Alten zurückgedrängt und unzugänglich geworden, der ſinnliche Auswuchs des Chriſtenthums im Orient, deſſen betäubende Blüte keine Früchte trug, bildete das unreine vermittelnde Glied (die Tradition), durch welche der in ſich ſichere Geiſt des Alterthums den chriſtlichen Völkern überliefert wurde. Und wie die heilige Schrift auch von denen nicht gefaßt wurde, die ſie benutzten, und, ihrem eigentlichſten geiſtigen Sinne nach, den Klerikern ſo verborgen blieb, wie den Laien, ſo waren auch jene Quellen alles Erkennens, die ſo klar dem Alterthume floſſen, da verſiegt, wo man aus ihnen zu ſchöpfen glaubte. Der Gelehrte bewegte ſich auch hier um ein unbekanntes Gut; und wie die Götter und göttlichen Heroen des Alterthums ſelbſt beherrſcht waren von der Gewalt, die ſie ausübten, ſo war das Bewußtſein, daß ein fremder Geiſt, den ſie nicht zu beherrſchen vermochten, alle ihre Gedanken lenkte, der Urſprung aller chriſtlichen Magie.

Es war nicht das Chriſtenthum im Geiſte und in der Wahrheit, es war die ſinnliche Erſcheinung deſſelben, die den feſten Grund des Glaubens, des chriſtlichen Lebens bilden ſollte. Die Lehre war nicht das immanente Princip, welches daſſelbe blieb in allem Wechſel der Erſcheinung, es war (durch die Hierarchie), wie es ſich in der ſinnlichen Gegenwart bildete, ein Abſolutes. Die Weisheit der Alten war nicht das Fundament eines für alle Zeiten geltenden, über ſich ſelbſt klaren Naturſinnes. Dieſes ſichere Fundament war in der Einſeitigkeit einer Reflection beweglich geworden und ward, der in ſeiner Erſcheinung göttlich verehrten Kirche gegenüber, als ein knechtiſches Denken aufgefaßt, welches, eine Quelle in ſich nur dunkel ahnend, in der geſchichtlichen Vergangenheit keine geiſtige Sicherheit finden konnte und, mit ſeinem Weſen im Widerſpruche, ſich einem fremden ergeben mußte.

So war der religiöſe Glaube in die Sinnlichkeit, das Denken aber in die leere, ſich ſelbſt genügende Reflection hineingezogen, aber auch das geiſtige Verhältniß zur Natur gehemmt und beſchränkt. Ein magiſcher Schleier hatte die ganze Natur umhüllt; und während die Begriffe, von ihrem wahren Inhalte geſchieden, geſpenſterartig (in der herrſchenden Schule der Realiſten) einen Inhalt logen, einer hohlen Wirklichkeit ähnlich, war die ſinnliche Wirklichkeit dem Beobachten, dem Forſchen, dem Denken entwendet. Die leeren, abſtracten Begriffe bildeten einen zauberhaften täuſchenden Inhalt, durch welchen man das zu erkennen wähnte, von dem man eben nichts wußte. Und aus allen Beſtimmungen des Denkens ausgeſchieden, ward die Natur in der magiſchen Unbeſtimmtheit aufgefaßt. Denn der gefeſſelte Geiſt faßte ſich nirgends in ſeinem Urſprunge; Alles war Ueberlieferung geworden. Aber was nur als ein Ueberliefertes gefaßt wird, hört auch in Wahrheit auf, ein ſolches zu ſein. Das Ueberlieferte erhält jederzeit ſeinen inneren Sinn, indem es von neuem erzeugt wird, aus der nämlichen Quelle, aus welcher es urſprünglich hervorging.

Erwägen wir nun, wie das in der Sinnlichkeit feſtgehaltene, ſinnlich ruhende Centrum der Erde beweglich ward, ſo daß dieſe ſich um das Centrum der Sonne, die letztere aber, mit allen Himmelskörpern, um ein jenſeits der Sinnlichkeit liegendes Centrum bewegt, ſo entdecken wir in dieſer Anſicht, die bis in der innerſten Wurzel die Naturanſchauung des ganzen Geſchlechts von den Banden der Erſcheinung losriß und in die äußere Unendlichkeit hineinwarf, eine Umwandlung des ganzen Erkennens in allen ſeinen Richtungen. Denn wie der abſtracte Denkprozeß an die Erſcheinung geknüpft iſt, von deren Gewalt er ſich getrennt zu haben glaubt, wie das Element der Sinnlichkeit, welches er zu beherrſchen wähnt, dennoch die ganze Welt des Denkens beſtimmt, das beweiſt nicht allein die mißverſtandene ariſtoteliſche Lehre, wie ſie ſich im Mittelalter ausbildete, ſondern auch dieſe Lehre ſelbſt, in ihrer urſprünglichen Geſtalt. Wir müſſen Copernikus den eigentlichen Reformator aller Naturanſchauung nennen, er ſtürzte die ariſtoteliſche Philoſophie, wie Luther den päpſtlichen Stuhl; und eine tiefe Ahnung von dem drohenden Untergange, eine nicht zu verdrängende Gewißheit, daß der Geiſt, der zuerſt hier der Erſcheinung Trotz zu bieten wagte und ein höheres Erkennen einleitete, auch den Sieg über die Sinnlichkeit in allen Richtungen des Daſeins verkündigte, beunruhigte die Hierarchie von dieſem Augenblicke an und machte ſie grauſam. Das Bündniß der Religion mit der Sinnlichkeit war zerriſſen, das knechtiſche Band des Denkens durchſchnitten; und wie lange auch die Trägheit der geſchichtlichen Maſſe ſich in der einmal ertheilten Richtung fortbewegen mag, der die Geſchichte lenkende Geiſt hatte ſich gegen dieſe Richtung verſchworen; und in dem Innerſten der Bildung unſerer Zeit, in allen Momenten derſelben liegt dennoch der Richterſpruch, der unvermeidlich die Umwandlung der bloßen Aeußerlichkeit der früheren kirchlichen Form, die Nichtigkeit der ſinnlichen Geſtaltung, die ſie ſich gegeben hatte, in der Hierarchie ſelbſt, wie in den, obgleich in einer andern Form hervortretenden, jüdiſchen Ceremonialgeſetzen, die den ſinnlichen Werken eine erlöſende Kraft zuſchrieben, laut und entſchieden verkündigen mußte. So wie die Erde, aus ihrem ſinnlichen Mittelpunkte losgeriſſen, und der freie Geiſt, der das Univerſum als den Ausdruck ſeines ſchöpferiſchen Willens umfaßt (wenn auch zuerſt in ſeiner äußeren, der Perſönlichkeit entfremdeten Unendlichkeit), aufgefaßt wurde: ſo trat auch der urſprüngliche Geiſt des Alterthums (wenn auch zuerſt in ſeiner unbeſtimmten Allgemeinheit) hervor. Es bildete ſich eine geiſtige Welt, die allmälig, wie die außer der Sinnlichkeit verſetzte Natur, von der Perſönlichkeit aufgenommen und durch ihre geiſtige Entwickelung von Jahrhunderten, die noch nicht abgeſchloſſen iſt, aſſimilirt werden ſoll.

Wie die Erde, in ihrer Bahn um die Sonne, in das freie unendliche Univerſum lebend hineintrat, ſo ſchloß ſie ſich in ſich ſelber, und die Umkreiſung der Erde ſchloß ſie für das perſönliche Bewußtſein ab. Eine neue Schöpfung, eine neue Welt forderte zum eigenen Forſchen auf, und die lebendige Bewegung, die ſtets ſich erneuernde Geſtaltung der Erde in ſich ſelber (wenn auch zuerſt nur äußerlich und unbeſtimmt aufgefaßt), eröffnete eine neue Welt des Erkennens äußerlich, eine neue Welt der Talente innerlich. Die geiſtige Bedeutung der mannigfaltigen Formen der Natur hatte ſich von den Feſſeln der beſchränkenden Tradition losgeriſſen, die Natur war in ihrer Urſprünglichkeit der Perſönlichkeit nahe getreten, und der forſchende Trieb, durch eine neue Welt in Bewegung geſetzt, entwickelte ſich auch immer mächtiger aus der heimatlichen Umgebung, die bis jetzt der freien geiſtigen Betrachtung entrückt war.

Als nun ſo die Geſchichte der Vergangenheit, wie die Natur, ſich dem forſchenden Geiſte näherten, trat auch der vereinigende Mittelpunkt beider, die heilige Offenbarung der Liebe aus den Feſſeln der verſinnlichten Tradition hervor, damit der Menſch, damit die Perſon ihre innerſte Weſenheit und Wahrheit in und mit Gott erkenne. Die Geſchichte war mündig erklärt, der Knecht ſollte freier Bürger werden, der Vorhang des Tempels war zerriſſen, die in Gott ruhenden Geiſter der Vergangenheit regten ſich und traten aus ihren Gräbern hervor. Das Allerheiligſte war einem jeden gereinigten Gemüthe offenbart, und ein jeder durch die Gnade wiedergeborene Chriſt zum Prieſter geweiht. So war die Natur ein Geiſtiges geworden, ein überſinnliches Element führte zu ihrem Urſprunge aus Gott; die Geſchichte der Vergangenheit war lebendig geworden und führte zu dem geiſtigen Anfange, aus welchem ſie ſich gebildet hatte, zurück. Aber dieſer Geiſt faßte ſich in ſeiner innerſten Wahrheit erſt da, wo Natur und Geſchichte, das All und die Perſönlichkeit, ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt fanden in der Freiwerdung der Offenbarung der göttlichen Liebe. So fing der geſchichtliche Aſſimilationsprozeß an, der noch fortgeſetzt wird, von welchem wir alle ergriffen ſind, und deſſen organiſche Thätigkeit nur aus dem Mittelpunkte des reinen chriſtlichen Bewußtſeins begriffen werden kann.

Zwar wurde dieſe freudige Entwickelung durch die heftigen Geburtswehen der neuen Zeit ſcheinbar verzögert. Man hat es beklagt, daß die neue Geſtaltung der Kirche ſich von der alten trennte: aber eine Uebereinkunft, eine Capitulation war nicht möglich, denn es war nicht von einer bloßen partikulären Reinigung die Rede, ſondern von einer völligen inneren Umkehrung; und ſo wenig wie der Menſch durch das Ablegen einzelner Laſter, durch eine äußere Uebereinkunft mit der Maxime der Sittlichkeit, innerlich für die Liebe wiedergeboren wird, eben ſo wenig vermochten die partiellen Verſuche der Reinigung, die Beſchlüſſe der Päpſte und Kirchenconcilien durch eine, in jeder Rückſicht äquivoke Generation, aus der feſtgehaltenen Conſequenz der ſinnlich gewordenen Religion, ein neues Leben zu erzeugen. Aber dieſe neue Zeit war ſelbſt unter den Bedingungen der in der Sinnlichkeit feſtgehaltenen Entwickelung entſtanden. Die Begeiſterung dieſer Epoche war wohl eine reinigende, aber nicht die Reinheit ſelber. Es war nicht die unbedingte Einfalt eines ganz von dem Heilande durchdrungenen, ganz von dem heiligen Geiſte erleuchteten Gemüthes; es war nicht eine Zeit, die die Geſchichte aus ihrer innerſten Tiefe erzeugte, vielmehr eine reinigende Function der von Gott erfüllten Geſchichte in ſich ſelber. Daher trat mit dem guten Willen der böſe, mit dem reinen Sinne der unreine in allen Gemüthern hervor. Nichtige Extreme bildeten ſich allenthalben aus, Keime göttlicher Art, in der früheren Kirche unſcheinbar geſäet, wurden, wie ſie in dieſer verkannt waren, auch in der erneuerten Kirche nicht erkannt, vielmehr verſchmäht, anſtatt gereinigt und gepflegt zu werden.

Der Kampf, der jetzt anfing und noch fortgeſetzt wird, war aber unter allen, die das Chriſtenthum bedrohen konnten, der gefährlichſte. Denn nachdem die Natur ſelbſt und ihre bildende Kraft, wenn auch innerhalb der Sinnlichkeit, dem Forſchen der verſtändigen Betrachtung, alſo dem Denken, genähert war, nachdem die geiſtige Richtung der alten Zeit in ihrem Urſprunge lebendig ward und aus ihren Quellen wiedererzeugt werden ſollte, da konnte die heilige Schrift jener Macht des ſelbſtändigen Denkens nicht entgehen, denn auch ſie war jetzt Gegenſtand einer völlig entfeſſelten Prüfung geworden. Es entſtand der Kampf zwiſchen Glauben und Wiſſen für das Erkennen, zwiſchen Kirche und Staat für das Leben; ein Kampf, der nicht abgebrochen werden kann, vielmehr durch alle Momente hindurch zu Ende gebracht werden muß. Er war unvermeidlich, er mußte auf allen Punkten des Daſeins ausbrechen, denn die Religion, die jetzt einen jeden Chriſten zum Prieſter weihte, ſetzte die Aufgabe, die Bedeutung des Daſeins zu löſen, nicht auf eine partikuläre und bedingte Weiſe, ſondern ſchlechthin in ein jedes perſönliche Bewußtſein. Die Religion der Alten war durch einen Sieg des Denkens über den Glauben zu Grunde gegangen, denn in der concentrirten Welt des Denkens ward das Fundament des Glaubens unterwühlt, und die Nothwendigkeit der Begriffe überwand die Vorſtellung, die in den Erſcheinungen des ſinnlichen Daſeins einen freiwaltenden göttlichen Willen zu erkennen glaubte. Der Sieg des Denkens der Schule erzeugte die Unbeſtimmtheit der Gleichgültigkeit bei dem Volke; die eigenthümlichen Bildungen religiöſer Formen vermiſchten ſich unter einander, und verloren ihre beſondere Geſtalt. So entſtand aus dieſer Vermiſchung ein Chaos, in welchem die eigenthümliche Geſtaltung der Götter erloſch, ohne daß die innere Selbſtbeſtimmung der Begriffe hervorzutreten vermochte, die wahre Gottesdämmerung der alten Scandinavier. Aber das ſich ſelbſt beſtimmende Denken hatte keine geſchichtliche Gewalt, ging unter in der Religion des Chriſtenthums, die das ganze Geſchlecht ergriff, von Innen heraus umwandelte, und auf einen andern Standpunkt des Denkens, wie des Handelns verſetzte. Auch hier erzeugte ſich von neuem derſelbe Gegenſatz, der die alte Religion vertilgt hatte. Das Denken, in ſeiner Trennung von dem Glauben, bildete ſich vom Anfange des Chriſtenthums an aus, und, je mächtiger das Bewußtſein ſich in ſich ſelber faßte, deſto entſchiedener mußte dieſe Trennung hervortreten.

So wie nun dieſe Trennung in unſeren Tagen ſtattfindet, ſcheint es, als müßte ſich wiederholen, was ſchon in der alten Zeit ſtattgefunden hat, daß der ſich ſelbſt faſſende Denkprozeß die Religion der Vorſtellungen (mit andern Worten: die geſchichtlich gewordene Religion) in ihrer ſich ſinnlich entwickelnden Form verdrängen müßte. Das Reſultat, welches aus einem vollkommenen Siege des abſoluten Denkprozeſſes hervorgeht, wenn dieſer ſich rein in ſich abſchließt, um, von aller Vorſtellung völlig geſchieden, aus ſich ſelber zu entſtehen, iſt nothwendig eine Vernichtung der Religion, als ſolcher. Man täuſcht ſich, wenn man etwa glaubt, die chriſtliche Religion enthalte Elemente, durch welche ſie dem Untergange der alten Religionen, auch wenn die Philoſophie des ſich ſelbſt faſſenden Denkens, als die Wahrheit des Erkennens, das eigentliche Princip aller zukünftigen Geſchichte würde, zu entgehen vermöchte. Man würde ſie in jener geſchichtlichen Form, wie ſie ſich für das ganze Geſchlecht und in ihrer beſeligenden Totalität in einer jeden Perſon geſtaltet, in der, aus lauter Gedankenbeſtimmungen entſtandenen, vermeintlichen Regeneration durchaus nicht wiedererkennen. Denn die Einheit der von der Abſtraction ausgehenden Philoſophie iſt, ſelbſt in ihrer Concentration zur vermeintlichen Wirklichkeit, nichts, als Denkbeſtimmung, welcher die Tiefe unſterblicher Perſönlichkeit, als ſolcher, auf immer unzugänglich iſt. Die zur göttlichen Geiſtigkeit geſteigerte Religion des chriſtlichen Bewußtſeins aber (das Fleiſch gewordene Wort) iſt die Einheit ſeliger Perſönlichkeiten, freilich Denkbeſtimmungen des göttlichen Willens, aber, als ſolche, göttliche That, d. h. Schöpfung. Die wahre Schrift Gottes iſt die Schöpfung ſelber, und ſie leſen, wie ſie ſich als Natur und Geſchichte zugleich (Geſchichte in der Natur, aber eben ſo gewiß durchaus Natur in der Geſchichte) offenbart, das heißt, nach Gottes Gedanken forſchen und ſich ſeinem Willen hingeben.

Man braucht nur den Gang zu verfolgen, der ſich in der neuern Zeit klar genug zeigt. Man betrachte die allmälig keimende Gewalt des abſtrahirenden Denkens, nicht bloß ſo, wie dieſes ſich in den Schulen der Philoſophie geſtaltet hat (obgleich es hier ſeinen Abſchluß zu finden vermeinte), ſondern ſo, wie es ſich zerſtreut in allen Momenten des geſchichtlichen Lebens in den Hypotheſen der Naturforſcher, in den immer von neuem geſcheiterten Verſuchen, Staaten zu conſtituiren, in den von der Religion abgewandten Geſinnungen der Gebildeten, zuletzt in dem einſeitigen Idealismus der philoſophiſch gewordenen Religion, um ſich zu überzeugen, daß die Religion, die aus der Philoſophie entſpringen ſollte, eben ſo wenig mit der des wahren Chriſtenthums gemein haben würde, wie die alexandriniſche Philoſophie mit der heiteren Naturreligion der alten griechiſchen Mythen.

Zum Glück erkennt ſich die Geſchichte in jenen leeren Denkbeſtimmungen ſelbſt nicht wieder. Die wahre chriſtliche Speculation der Geſchichte, deren, wenngleich geiſtiges, doch nie völlig aufgeſchloſſenes Geheimniß in einer jeden Perſönlichkeit immanent geworden iſt, findet ſich ſelber dann am tiefſten in dem Fortſchreiten der Geſchichte, wie in dem Gemüthe eines jeden Menſchen, (immer von neuem in einem andern) nur beſtätigt durch dasjenige in ihm, was nicht er ſelbſt iſt, und in keiner Form des bloßen Denkens er ſelbſt ſein kann. Nur durch die Liebe wird das Räthſel der Trennung in die Einheit, als Entwickelung, geſetzt.

Schelling hat richtig bemerkt, daß die Philoſophie des Denkens, die alle Begriffe aus ſich ſelber erzeugen will, dennoch genöthigt iſt, den Begriff der Bewegung von Vorne herein anderswoher zu nehmen. Dieſes bewegende Princip aber, welches das Denken in Thätigkeit ſetzt, iſt das Denken eines der abſoluten Abſtraction fremden Seins, nicht bloß das abſtracte Sein des Denkens, es iſt die geheime Gewalt der göttlichen That, die auch den abſoluten Denker, obgleich er, eben weil er in ſeiner Perſönlichkeit frei geſprochen iſt, ſich ſelbſt in ſeiner Unbedingtheit zu ſetzen vermag, dennoch zwingt, in dieſer unendlichen Trennung ſeine Vereinzelung anzuerkennen. Dieſe Vereinzelung hört nicht auf, eine ſolche zu ſein, weil ſie eine abſolute wird. Dieſe dem Denken fremde Macht, welche die Abſtraction ableugnen möchte, und dennoch anzuerkennen gezwungen iſt, iſt eben die, als Geſchichte und Natur, d. h. als göttliches Lebensprincip, die Perſönlichkeit in Bewegung ſetzende, welche, wie ſie, in die Ewigkeit der Perſon hineingebildet, da iſt, ihre Seligkeit begründet. Aus dem tiefen Bündniſſe der Natur und Geſchichte (begründet nicht allein in einem ſeienden Denken, ſondern auch in einem denkenden Sein) entſpringt jene göttliche Bewegung, die das All umfaßt, nichts, was da iſt, ausſchließt, für welche ein jedes Wort Fleiſch wird, d. h. Geſtalt gewinnt, ſo wie eine jede Geſtalt Wort wird, und ſo durch eine Entwickelung ſich offenbart, deren Schluß, als göttliche Abſicht, ſo gewiß mit dem Anfange gegeben iſt, wie der reife Mann mit dem Embryo, und die mit der Verklärung der Gott zugewandten Perſönlichkeit abſchließt. Damit dieſe Schrift der Schöpfung gefaßt, das Wort in der Geſtalt, die Geſtaltung in dem Worte erkannt werde, wird der Sinn der in Gott freien Perſönlichkeit (die Kindſchaft Gottes) vorausgeſetzt.

Keine Schrift mit wahrhaft geiſtigem Inhalte kann aus allgemeinen Principien allein verſtanden werden; ſelbſt dieſenige nicht, die ſich, ſo wie ſie in der Erſcheinung hervortritt, innerhalb der reinen Allgemeinheit des Denkens zu halten ſucht. Es iſt nicht ſchwer zu beweiſen, daß ſelbſt die abſtracteſte Allgemeinheit, inſofern ſie den Ausdruck der bloßen Geſetzmäßigkeit der Verhältniſſe auffaßt, daß ſelbſt die Mathematik eben dadurch ihre geiſtige Bedeutung erhält, daß in ihr ſich ein Eigenthümliches ausſpricht, welches, um gefaßt zu werden, einen eigenthümlichen Sinn vorausſetzt. So ſetzt auch das Erzeugniß des abſoluten Denkens das Auffaſſen der Eigenthümlichkeit des abſoluten Denkers voraus, und dieſes jederzeit einen eigenthümlichen Sinn. Je freier das Geiſtige ſich geſtaltet, deſto eigenthümlicher wird es uns und deſto perſönlicher der Sinn, der das ſo Geſtaltete auffaſſen ſoll. Niemals verſteht man ein Gedicht, weil es in der Mutterſprache geſchrieben iſt, ja, der Sinn des Dichters kann in ſeinem eigenen Volke völlig erloſchen ſein und in einem andern, mit einer anderen Sprache, lebendig hervortreten. So iſt die Blüte der ſpaniſchen Poeſie da, wo ſie ſich entfaltete, verwelkt und in Deutſchland wieder lebendig geworden. Der Sinn, der Cervantes und Calderon faſſen ſollte, entwickelte ſich aus einer fremden Sprache. Lernten nicht die Engländer ihren Shakſpeare ebenfalls durch die Deutſchen kennen? Ja, innerhalb derſelben Sprache bilden ſich verſchiedene geiſtige Welten, die gegen beſondere geiſtige Centra gravitiren. Wie verſchieden ſind innerlich die Eigenthümlichkeiten, die ſich gemeinſchaftlich in Schiller zuſammenfaſſen, von denen, die ſich in und mit Göthe verſtändigen.

Was hier vorbildlich innerhalb der Bedingungen der Erſcheinungen erkannt wird, das gilt auf abſolute Weiſe von dem Sinne, der die heilige Schrift faſſen ſoll, und der niemals aus der bloßen Allgemeinheit der Schriftgelehrſamkeit hervorgehen kann, der vielmehr vorausgeſetzt werden muß, wenn die Schriftgelehrſamkeit irgend einen Werth haben ſoll, und der dieſen Werth behält, die innere ewige Wahrheit beſitzt, auch da, wo die Schriftgelehrſamkeit fehlt. Auf dieſen Standpunkt der Betrachtung müſſen wir uns verſetzen, wenn wir den Begriff der Inſpiration in ſeiner geiſtigen Bedeutung faſſen wollen. Wenn wir ein Gedicht leſen, ſo iſt uns das Geiſtige in demſelben dasjenige, was uns geiſtig verwandt iſt. Wir finden und erkennen als dasjenige, dem wir uns hingeben, nur, was ſich aus uns entwickelt. Es gilt dieſe Innerlichkeit des Aeußeren ſchon von dem, was wir in der Natur ein Lebendiges nennen. Der Prozeß der Aſſimilation findet ſich in dem Aeußeren der ernährenden Stoffe, aber nur inſofern der Ernährungsprozeß ſelber ſich von innen aus der Organiſation entwickelt; ohne dieſe Selbſtbeſtätigung der Organiſation aus ſich ſelber, haben die nährenden Stoffe, als ſolche, ihre Bedeutung verloren; und dennoch iſt eben ſo gewiß der Prozeß der Ernährung ein nichtiger, wenn nicht die ſich in dem Ernährungsprozeſſe ſelbſtbeſtätigende Organiſation ſich in und durch die ernährenden Stoffe beſtätigt findet. So bildet ein jeder Dichter, als nährender Stoff, einen geiſtigen Aſſimilationsprozeß für die ihm innerlich verwandten, und nur für dieſe. Der allumfaſſende Sinn aber, der nicht ſo oder ſo beſchränkte und ſinnlich abgeſchloſſene, iſt derjenige, der auf eine ewige Weiſe jede Eigenthümlichkeit (auch die der geſchichtlichen Vergangenheit) auf ihre Weiſe beſtätigt. Dieſer Sinn, der mit der Geſchichte, als eine ſolche, (mit ihrer Erſcheinung) die Richtung der Entwickelung in ihr, die über aller Erſcheinung liegt, beſitzt und zu erkennen vermag, mußte als ein Bildungsmoment der Geſchichte ſelber hervortreten; von der Erſcheinung getrennt, wäre er ein bloßes Abſtractum der Denkbeſtimmungen geworden. Der Punkt in der Geſchichte ſelber aber, der dieſe in einen wahrhaften Stoff für den göttlichen Aſſimilationsprozeß verwandelte, der die Verheißung der Ewigkeit in ſich einſchloß, iſt dem chriſtlichen Bewußtſein die göttliche Offenbarung und ihre Verkündigung durch die Evangeliſten und Apoſtel, die Inſpiration. So gewiß, wie der Sinn, der uns mit dem Dichter verbindet, von ihm ausgeht, und nicht von uns, obgleich er keine Bedeutung haben würde, wenn er ſich nicht durch ihn aus uns entwickelte: ſo gewiß muß die Offenbarung aus der Geſchichte, als Fleiſchgewordener göttlicher Wille, zugleich aus uns werden und ſich bilden. So iſt die heilige Schrift die, in die Organiſation der Sprache verſetzte, innere Offenbarung der Bedeutung aller Geſchichte, und daher von allen anderen Schriften ſchlechthin verſchieden. Denn ſie iſt die Schrift aller Schriften; und es giebt keine Richtung des Erkennens, keine Wiſſenſchaft, die einen Werth hat, außer inſofern ſie beſtätigt wird durch das Wort, welches Fleiſch ward, durch die Aeußerung des göttlichen Willens, die aus der Fülle der Zeit ſich geſchichtlich gebar. Allerdings gibt nur der gereinigte Sinn der heiligen Schrift ihre Weihe; aber nur, inſofern er ſelber gereinigt iſt für die göttliche Aſſimilation durch die Schrift. Was auf eine ſolche Weiſe die Inſpiration uns geſchenkt hat, das bildet den unbeweglichen Mittelpunkt aller Entwickelung, wie der Odem, den Gott dem erſten Menſchen einblies, das unveränderliche Lebensprincip aller menſchlichen Geſtaltung.

Die Inſpiration iſt alſo die Selbſtbeſtätigung der Perſönlichkeit durch die Geſchichte, die Schöpfung des Alls, als die Offenbarung des göttlichen Willens in der Geſchichte. Sie ſcheidet den göttlichen Geiſt von der erſcheinenden Perſönlichkeit als ſolcher, um ihm die Erſcheinung ſelber, als die Entwikkelung eines höheren Daſeins, wiederzugeben. Dieſe iſt aus der Erſcheinung hervorgebrochen und trägt inſofern die Spuren derſelben; denn ſie enthält in ſich den Anfang und das Ende der Entwickelung der ganzen Geſchichte, das Lebensprincip, welches als ſolches, aller Erſcheinung ihre Bedeutung giebt und beweglich macht durch die Liebe. Sie verdrängt die äußeren Verhältniſſe und die Bedingungen des ſinnlichen Lebens weder aus der heiligen Schrift, noch aus der auf Gott gerichteten Perſon; aber ſie hat durch die heilige Schrift, immitten dieſer Bedingungen, die für alle Zeit beſtimmte Offenbarung des Lebensprincipes, in die Geſchichte hineingepflanzt. Nur der gereinigte Sinn nimmt ſie in ſich auf, wie vorbildlich in der leiblichen Organiſation nur das Lebendiggewordene mit dem Leben eins iſt. Aber der Sinn, der die Inſpiration der heiligen Schrift gefaßt hat, iſt ein freier, nicht ein gebundener. Der Buchſtabe wird nicht verdrängt, aber als der Ausdruck des freien Geiſtes gefaßt; er ſelber ſpricht den Geiſt der Entwickelung aus, wie alle Formen der Natur und alle Ereigniſſe der Geſchichte. Erſtarrt in ſeiner ſinnlichen Form enthält er die Nichtigkeit in ſich, wie jede ſtarrgewordene Erſcheinung, hemmt, anſtatt zu fördern, tödtet, anſtatt lebendig zu machen; und von der Erſcheinung ergriffen, wird die heilige Schrift, ſo aufgefaßt, eine Quelle der Verirrungen ſtatt der göttlichen Wahrheit. Es wirft ſich ein trübender Schatten in die Kirche hinein, und der verirrten Kirche gegenüber, durch ihre Verirrung hervorgelockt, bildet ſich immer mächtiger der Sinn zugleich aus, der ſie zerſtört. So iſt die Trennung zwiſchen dem chriſtlichen Bewußtſein und dem Weltbewußtſein entſtanden.

Es war jederzeit der Verfall der Kirche, ihre tiefe Sünde, die die Trennung hervorrief. Die tödtende Beſchränkung des Buchſtabens bewaffnete den böſen Feind, der die Kirche in ihrem Fundamente untergraben wollte; und die geiſtige Beſchränkung gab zuerſt dem lockenden Geiſte der ſchwankenden Meinung, dann dem abſolut abſtrahirenden, ſich ſelbſt genügenden, Gedanken die Macht, die der Kirche mit dem Untergange drohete. Aber dem reinen chriſtlichen Bewußtſein iſt der Sieg gegeben (Matthäi 16, 18), er iſt ihm gewiß, ja, das einzige Gewiſſe im Leben. Doch eben deswegen ſteht die Kirche, ihrem Weſen nach, nie äußerlich vereinzelt da, ſie iſt die Geſchichte in der Geſchichte, ſie umfaßt alle Momente derſelben, Familienleben, Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt; ja, ſelbſt die heilige Schrift wird zwar nie verändert, ihre Verkündigung bleibt ewig die nämliche, aber der tiefe erlöſende Sinn derſelben wird immer klarer gefaßt, je mehr alle Momente der Geſchichte und, mit dieſer, der Natur, zur Beſtätigung in Gott freier Perſönlichkeiten aufgefaßt und durch die Kirche ſelbſt beſtätigt werden. Das iſt die Zukunft, die eine Erlöſung des Erkennens verheißt, wenn die ſtillen Keime, die immitten der Verirrungen geſäet ſind, die, je drohender die Zerſtörung hereintritt, deſto lebendiger, unter den Händen unfreiwilliger oder, milder geſprochen, bewußtloſer Forſcher, in ihrer göttlichen Wahrheit ſich vereinigen, um ſich wechſelſeitig zu verſtändigen. Vor Allem ziemt es ſich aber jetzt, die wahren Elemente der ſichtbaren Kirche, wie ſie dem gereinigten chriſtlichen Bewußtſein gegeben ſind, aus dieſer ſelber hervorzuheben.

C. Die weſentlichen Elemente der ſichtbaren Kirche.

Das Fundament der chriſtlichen Kirche iſt der Glaube, dieſer bildet den Naturgrund ihres Daſeins, innerhalb welcher ſie ſich bewegt, durch die That ſchaffend, wie durch den Gedanken ſich bewußt. Das bewegende Princip iſt das der wechſelſeitigen Beſtätigung der Perſönlichkeiten durch die Liebe, und die zuverſichtliche Zukunft ihrer Entwickelung iſt die lebendige Hoffnung.

Wir nennen den Glauben den Naturgrund der Kirche, denn er iſt das Leben in und mit der Entwickelung des Alls, wie der Glaube des ſinnlichen Menſchen die Zukunft nicht in die Gegenwart allein, ſondern ſelbſt in die Vergangenheit ſeines Lebens ſetzt, und nur ſo eine in allem Wechſel der Erſcheinungen fortdauernde Perſönlichkeit wird.

Die ſichtbare Kirche iſt in der Erſcheinung ein Beſonderes der Erſcheinung, wie die Menſchengattung ein Beſonderes in der Natur. Aber wie dem Menſchen in ſeinem ſinnlichen Daſein das ſinnliche All in ſeiner ganzen Unendlichkeit gegeben iſt, während die thieriſchen Gattungen, auch als ſolche, beſondere Beſtimmungen des Alls ausdrücken: ſo iſt der Kirche und den Mitgliedern derſelben, wenn ſie wahrhaft in ihr leben, und durch das Lebensprincip derſelben im Daſein, Handeln und Denken, von dieſem bewegt werden, das All der Geſchichte und, mit dieſer, der Natur, in allen ſeinen Momenten zur Perſönlichkeit geſteigert, gegeben, während alle Richtungen in der Geſchichte, außerhalb der Kirche, fixirte Beſtimmungen der Geſchichte ſind, denen die Freiheit, ſich in der geiſtigen Einheit der Geſchichte zu bewegen, durchaus fehlt. So iſt die Kirche die

Erlöſung der Geſchichte aus ſich ſelber, und ſelbſt, was außerhalb derſelben ſich als Entwickelung geſtaltet, erhält ſeine Bedeutung durch ſie. Aber inſofern die Kirche als eine beſondere Entwickelung in der Erſcheinung ſich geſtaltet, unterliegt ſie ſelbſt den Bedingungen derſelben. Sie hat ihre ſterbliche, veränderliche Seite mit der unvergänglichen und ewigen. Die ſichtbare Kirche iſt die Geſtaltung innerhalb der Geſchichte, welche die unſichtbare als ihr wirkliches Lebensprincip beſitzt. Dieſes vernichtet, was bloß in der Erſcheinung eine Realität hat, und geſtaltet als züchtigendes Geſetz, aus welchem die beſtätigende göttliche Liebe, ſich beſtändig erneuernd, ſich immer wieder gebiert, alles dasjenige, was bloß für die Erſcheinung eine Realität hat.

Wie die Menſchengattung, ſelbſt in ihren verſunkenſten Formen, das Vorrecht, in der Anſchauung des Alls zu leben, nie verlieren kann; wie die beſchränkteſten Raſſen ſich dadurch von den Thieren unterſcheiden, daß ſie die Welt ſchauen, jene nur Gegenſtände des begehrenden Triebes, die ſie wechſelnd anziehen und abſtoßen, je nachdem ſie hemmend oder fördernd ſind: ſo müſſen wir auch von der chriſtlichen Kirche behaupten, daß ſie, ſelbſt wo ſie am tiefſten verſunken iſt, das innere, wenn auch ſchlummernde, Bewußtſein, durch welches die Totalität der Geſchichte in einem jeden Momente geſetzt wird, nie verlieren kann. So liegt in einer jeden Form der chriſtlichen Kirche nicht allein der Keim der Seligkeit (wie dieſer in der unſichtbaren Kirche, die ſich in der Sinnlichkeit nicht zu geſtalten vermochte, für den Tag des Gerichts in dem verborgenen Gotte ruht), ſondern auch die Seligkeit, die mit dem Glauben an die Geſchichte gegeben, und ohne dieſen unmöglich iſt. Aber ſo, wie in der verſunkenſten Form der Kirche das Lebensprincip derſelben angenommen werden muß, ſo iſt dieſes eben ſo gewiß in keiner Form, in keiner Kirche, inſofern ſie erſcheint, in ſeiner abſoluten Reinheit da.

Man wird uns einwenden, daß dann alle Sicherheit des chriſtlichen Bewußtſeins verſchwinde, wenn der kirchliche Glaube ſelbſt in die Relativität der Schwankungen der Geſchichte hineingeriſſen iſt: aber das Lebensprincip der Kirche giebt eine Gewißheit, welche die Sinnlichkeit nicht kennt, und für das reine Bewußtſein liegt in einer jeden Form eine Zuverſicht des ewigen Lebens. So ſehen wir vorbildlich die ausgezeichneten Talente, obgleich ſie in ihrer erſcheinenden Geſtaltung den Bedingungen der ſinnlichen Entwickelung unterworfen ſind, und jederzeit das Gepräge und die Schranken der Epochen, in welchen ſie ſich entwickeln, und der Völker, in deren Mitte ſie ſich ausbilden, tragen müſſen, dennoch, durch die innere Zuverſicht des Naturgrundes, ſich mit Sicherheit entwickeln. In der Kirche aber, wo die Perſönlichkeit nicht bloß in der beſtimmten Richtung des Talents, ſondern in ihrer vollen Wahrheit lebt, wird, was als Schranke erſcheint, jederzeit freie Geſtaltung, was äußerlich ein Bedingtes iſt, innerlich ein Unbedingtes, in die Einheit mit der Totalität der ganzen Geſchichte geſetzt, und das Geſetz beſtätigt durch die Liebe.

So nun die Totalität aller kirchlichen Formen, belebt durch das Heil, welches uns durch Jeſus Chriſtus geworden iſt, zuſammenfaſſend, in Allen aber daſſelbe innerſte Lebensprincip erkennend, ſehen wir es ein, daß die Entwickelung der Geſchichte ſelber, eine Entwickelung der Kirche ſein muß. So wird es uns klar, daß in einer durch Gott geſegneten Epoche, in welcher eine jede Perſönlichkeit ſich in der Kindſchaft Gottes frei fühlt, in welcher der Sinn (der Naturgrund) nur ſeine

Bedeutung hat durch die Geſinnung, mit dem reinen chriſtlichen Bewußtſein auch die Idee einer reinen kirchlichen Form uns vorſchweben muß, ſo daß es uns möglich wird, die weſentlichen Elemente derſelben hervorzuheben und zu erkennen; ſelbſt wenn zugeſtanden werden muß, daß ihre reine Geſtaltung in der Geſchichte einer glücklicheren Zukunft vorbehalten bleibt, und daß ſo das Erkennen ſich als eine fröhliche Hoffnung, als eine Weiſſagung, nicht als eine ſinnliche Wirklichkeit der Gegenwart, auszuſprechen vermag.

Betrachten wir diejenigen Elemente der Kirche, die nach der Erneuerung derſelben, die, nachdem die Gewalt einer erſtarrten Sinnlichkeit überwunden iſt, übrig geblieben ſind, und die als weſentlich unſerem Cultus zugehörig erkannt werden müſſen, ſo daß, wenn irgend eins dieſer Elemente fehlte, unſere gottesdienſtlichen Feierlichkeiten ihre ganze Bedeutung verlören, ſo ſind dieſe Elemente offenbar folgende: Sakrament, Gebet, Geſang und Predigt.

a) Sakrament.

Alle die mannigfaltigen Symbole heidniſcher Religion ſtellen entweder ein Daſein dar (Göttergeſtalten) oder bezeichnen ein Werden (Handlungen). Es kann nur von den letzten hier die Rede ſein; ſchon das Judenthum erklärt ſich abſolut gegen die erſteren. Die ſymboliſchen Handlungen aber waren theils Einweihungen, vorzüglich aber Opferungen. Selbſt die Taufe fand bei heidniſchen Religionen, wie kaum geleugnet werden kann, ſtatt. Das Chriſtenthum hat nur zwei ſolche ſymboliſche Handlungen, die in der heiligen Schrift gegründet ſind, und dieſe gehören ſo durchaus zum Weſen des Chriſtenthums, daß man ſie zwar durch Deutungen von ihren tiefen Bedeutungen abzulenken geſucht, wo das Weſen des Chriſtenthums verkannt wurde, aber dennoch eingeſehen hat, daß der chriſtliche Gottesdienſt ſeine ganze Eigenthümlichkeit verlieren würde, wenn ſie verſchwänden. Deſto wichtiger iſt es daher, das Weſen und die wahre Bedeutung der chriſtlichen Sakramente aufzufaſſen; denn ſie bilden das Allerheiligſte, dasjenige in dem chriſtlichen Bewußtſein innerlich geſetzt und zum Geiſte verklärt, in einer jeden Perſon, die durch die Gnade zur göttlichen Freiheit gelangt iſt, was in dunkler Rede unreifer Anſchauung und ſchwankender Reflection, als Philoſopheme, Wenigen zugänglich, ſich in den Myſterien des Alterthums ausſprach.

Die frühere traditionelle chriſtliche Kirche glaubte mehrere Sakramente annehmen zu müſſen: aber dieſe bildeten ſich in dem Maaße aus, als die erſcheinende Kirche in die Sinnlichkeit verſank; und wie der Papſt der ſinnliche Repräſentant auf der Erde, wie die heilige Schrift ſelbſt, beſtimmt, von den Dächern gepredigt zu werden, ein Myſterium im Sinne der heidniſchen Religion ward, welches durch die fortſchreitende erſcheinende Kirche, alſo nur innerhalb ihrer ſinnlichen, geſchichtlichen Entwickelung, für die Laien ſeine eigentliche Bedeutung erhielt; wie ſelbſt die perſönliche Geſtaltung des Heilandes in uns durch das Sakrament des Abendmahls als Transſubſtantiation ins Sinnliche herabgezogen wurde: ſo erhielten auch beſtimmte Ereigniſſe, die freilich durch das gereinigte chriſtliche Bewußtſein eine religioſe Bedeutung enthalten (wie die Firmelung, die Ehe, die Beichte, die Prieſterweihe, die letzte Oelung), eine ſakramentale Bedeutung. Aber eben, wenn wir dieſe Sakramente der katholiſchen Kirche mit denen vergleichen, die, durch die heilige Schrift begründet, dem reinen chriſtlichen Bewußtſein, als weſentlich dem Gottesdienſte zugehörig, übrig bleiben, wird es uns gelingen, die Bedeutung der Sakramente naher zu bezeichnen.

Die Sakramente unterſcheiden ſich von allen übrigen gottesdienſtlichen Handlungen dadurch, daß ſie, ſelbſt wie ſie in der Erſcheinung hervortreten, für alle Zeiten der Entwickelung der chriſtlichen Kirche unabänderlich gegeben ſind. Wenn nun auch das nämliche gilt von den übrigen in der katholiſchen Kirche angenommenen Sakramenten, ſo iſt dieſe unabänderliche Form doch nur äußerlich und nicht zugleich innerlich geſetzt. Die Reife des Bewußtſeins für die Aufnahme in die Kirche, die Ehe, die Prieſterweihe, die innere Vorbereitung zum Abendmahle, ja, ſelbſt die letzte Oelung, ſind aus der Mitte des Geſetzes, wie es in der Sinnlichkeit vorherrſcht, gebildete Momente, die durch die Liebe ihre Beſtätigung erwarten. In den wahren Sakramenten iſt dieſes nicht der Fall. Die Mittheilung des heiligen Geiſtes in der erſten Kirche ward nicht, als durch irgend ein ſinnliches Verhältniß, bedingt betrachtet, denn ſie rief eine abſolute Umwandlung, die alle Zeitverhältniſſe aufhob und, immitten der Zeit, den Anfang der Schöpfung ſetzte, hervor; und wenn in ſpäteren Zeiten die Kindertaufe eingeführt wurde, ſo lag der Grund darin, daß der Segen des Geiſtes, der aus der urſprünglichen Vereinigung der Perſonen entſprang, als den organiſirten Gemeinden innewohnend, betrachtet werden mußte. Die göttliche Fügung, durch welche der heilige Geiſt, wie er die Kirche leitet, das Kind bei ſeiner Geburt empfängt, wird eben dadurch Mittheilung des Geiſtes. Die phyſiſche Geburt iſt zwar auch ein Erſcheinen in der Welt unter ſinnlichen Bedingungen, aber nur für die Gattung; die Perſönlichkeit aber, als ſolche, tritt, ihrem Weſen nach, in Gott frei hervor, und die Bedingungen, unter welchen ſie in einer beſtimmten Zeit der Geſchichte mit beſtimmten Hemmungen der Entwikkelung zu kämpfen hat, iſt nicht bedingt durch die äußere Erſcheinung, bildet vielmehr durch die Urthat der Perſönlichkeit ſelbſt, die beſondere Bedingung, unter welcher ſie erſcheint. Ebenſo iſt im Abendmahl nicht die Rede von demjenigen, was in der Erſcheinung, bedingt durch dieſe, ein Segen wie ein Fluch werden kann, vielmehr von einer völligen Umwandlung der Perſönlichkeit, die von keiner irdiſchen Erſcheinung bedingt iſt. Der Unterſchied, der zwiſchen der Vorbereitung zum Abendmahl und dem Genuſſe des Abendmahls ſelber ſtattfindet, indem in jener zwar die zerſtreuten Richtungen liegen, die ſich aber ſelbſt nie wechſelſeitig durchdringen können, bis ſie ihren Mittelpunkt erkennen in dem Genuſſe, beweiſt, wie Beichte und Abendmahl ganz und durchaus verſchieden ſind. So erkennen wir den Semi-Pelagianismus als eine Generatio aequivoca des Ewigen aus dem Zeitlichen. Das heilige Abendmahl unterſcheidet ſich eben dadurch von der Beichte, daß das chriſtliche Bewußtſein in jenem erſt die göttliche Action erkennt, die die Richtung auf Gott in der Beichte leitete, ſo daß dieſe nur ihre Bedeutung und ihr Leben durch das Abendmahl erhält, für ſich aber keine ſelbſtändige Bedeutung beſitzt. Dieſes Verhältniß, welches im engeren Kreiſe zwiſchen Beichte und Abendmahl ſtattfindet, muß auch erkannt werden, wenn wir die Sakramente überhaupt, inſofern ſie die göttliche Entwickelung fördern und beleben, in Beziehung auf jede menſchliche That, in Beziehung auf jedes Ereigniß, ſelbſt auf den Tod, betrachten.

Wenn wir nun dieſen weſentlichen Unterſchied wohl begriffen haben, ſo fragen wir zuerſt, welche Geſtaltungen des Daſeins als unmittelbare Offenbarungen des Ewigen aufgefaßt werden können; und wir erkennen dann nur jenen, im Denken hervortretenden, Gegenſatz (der, wo er geſetzt, auch aufgehoben iſt) zwiſchen dem Allgemeinen und dem Beſonderen, zwiſchen dem All und der Perſon.

Da, wo das All, ſeinem Weſen und ſeiner Wahrheit nach, beſtätigt werden ſoll durch die wechſelſeitige Beſtätigung der Perſönlichkeiten ſelbſt (in der Geſchichte nämlich), iſt die Beſtätigung des Alls, d. h. der göttlichen Entwickelung in der Geſchichte, zugleich eine Beſtätigung der Perſönlichkeit in und mit der Geſchichte; und dieſes iſt die wahre Bedeutung der Taufe. Das Kind wird geboren aus der Natur und getragen von dem Geſetze der Natur, ſo daß der Act der Geburt, ſeinem Weſen nach, in die Einheit der organiſchen Entwickelung der Gattung geſetzt wird und alle Krankheit als ein Secundäres, welches in dem Begriffe der Geburt keinesweges liegt, betrachtet werden muß; und eben ſo wird das Kind, in der chriſtlichen Gemeinde geboren, in die Einheit der göttlichen Organiſation, die ſich (als die Geſchichte in der Geſchichte) entwickelt, geſetzt, und jeder Abfall iſt ein Secundäres, welches in dem reinen Begriffe der Gemeinde keinesweges liegt.

Haben wir dieſe Idee der Taufe richtig aufgefaßt, ſo werden wir auch die Bedeutung des ſogenannten Symboliſchen dieſer Handlung und das, was ihr den ſakramentaliſchen Charakter mittheilt, reiner auffaſſen können. Wir müſſen hiebei bemerken, daß der Ausdruck Symbol, wie er ſehr frühzeitig ſchon ſich in den theologiſchen Schulen gebildet hat, der unbeſtimmten Vieldeutigkeit des Wortes wegen, wohl ein unglücklicher und nicht gut gewählter genannt werden darf. Es liegt in dieſem Ausdrucke das Unreife der Schule und die Unſicherheit der chriſtlichen Speculation, die nicht den Muth hatte, ſich entſchieden für die Anſicht der Immanenz zu erklären. Es liegt in dieſer Bezeichnung eine verborgene Gewalt der Reflection, die das Sakrament, wie es erſchien (den in der Sinnlichkeit hervortretenden Act), in innere und äußere Momente ſchied, und beide in dieſer Scheidung von einander entfernt hielt. Das reine chriſtliche Bewußtſein kennt dieſe Scheidung keineswegs.

Indem wir nun das, was man als das Symboliſche in den Sakramenten zu bezeichnen geſucht hat, in ſeiner geiſtigen Einheit mit dem Innern des Actes ſelber zu entwickeln ſuchen, müſſen wir eine allgemeinere Betrachtung vorausſchicken.

Es giebt Naturanſichten, die mitten in den Verirrungen der Geſchichte eine Naturtiefe, ſelbſt auf den erſten Stufen der beſchränkteſten Entwickelung, vorausſetzen. Man möchte in dieſen Anſichten ein tiefes Natur-Gewiſſen ahnen, welches in der dunkelen Nacht die Entwickelung des ganzen Daſeins zugleich hemmte und förderte, welches als ein zuckender Blitz die Finſterniß durchleuchtete. Wir erinnern hier an jene Ahnungen der geologiſchen Epochen, die aus ſo vielen Mythen unverkennbar durchblicken, an das Zuſammenfallen mährchenhafter Schöpfungen mit den urzeitlichen Bildungen. Dieſes gilt nun beſonders von der Anſicht, die das Element des Waſſers, als das allgemein Vermittelnde aller Bildungen, ja, wo das Höchſte ſinnlich aufgefaßt wurde, den Okeanos als den Vater und Erzeuger aller Dinge betrachtete. Und ſelbſt die Philoſophie des Thales gründete ſich ohne allen Zweifel auf eine ſolche ſchon herrſchende Anſicht. Mit dieſer Anſicht verband ſich die Vorſtellung von der religiös reinigenden Kraft des Waſſers, als wenn dieſes uns zur Urquelle aller urſprünglichen und in ſich reinen Erzeugung zurückführte; eine Vorſtellung, die ſich durch ſo viele heidniſche Religionen hindurch windet, und wo das Chriſtenthum in die Sinnlichkeit verſank, wie in der katholiſchen Kirche, als eine wiederholte Taufe, wieder zum Vorſchein kömmt.

Worin unterſcheidet ſich nun die chriſtliche Anſicht der Reinigung durch das Waſſer, wie ſie als Taufe von dem chriſtlichen Bewußtſein aufgefaßt wird, von der heidniſchen? Auch in den alten Mythologieen kann man keineswegs behaupten, daß das Waſſer in der Art ein Symbol genannt werden könnte, daß man dieſes Aeußere irgendwie als eine Verſinnlichung eines von ihm getrennten Inneren betrachtete, welches nach dieſer Trennung mehr oder weniger mit ihm in Beziehung geſetzt und mit ihm vereinigt wurde. Vielmehr war, wie in der Empfindung des Kindes, Aeußeres und Inneres ununterſcheidbar da. Das Kind verliert ſich ganz in dem äußeren Gegenſtande, und man kann das Innere deſſelben, das Empfindende von dem Empfundenen gar nicht trennen. Eben ſo wird aber auch das Empfundene durchaus ein Inneres, ununterſcheidbar mit dieſem verbunden. Wenn ſpäter die Seele, als ein Permanentes, den wechſelnden Gegenſtänden gegenüber tritt, und wir dieſe Trennung bei der Betrachtung der kindlichen Entwickelung feſthalten: ſo müſſen wir ebenſo von dem Urſprunge der religiöſen Anſicht, die das Waſſer als das Erzeugende aller Unterſchiede auffaßte, behaupten, daß dieſer Begriff des Werdenden, des beſtändigen Wechſels, der alle Dinge veränderte und in dieſer nie ruhenden Veränderung dennoch daſſelbe Product des ſinnlichen Alls hervorrief, ſich gar nicht von der ſinnlich angeſchauten Beweglichkeit des Waſſers zu trennen vermochte, daß alſo dieſes auf keine Weiſe auf ein Inneres, als von ihm Verſchiedenes, hinweiſen konnte.

In der chriſtlichen Taufe verhält es ſich nun gerade umgekehrt. Hier iſt nämlich die Anſicht ſelber eine durchaus überſinnliche geiſtige, und wir dürfen eben ſo wenig ſagen, das Waſſer ſei ein Symbol, wie wir etwa zu ſagen uns erkühnen würden, der Körper ſei ein Symbol der Seele.

Wenn wir zugeben müſſen, daß in der That urſprüngliche Naturanſichten eine Tiefe in ſich enthalten, die das ſich entwikkelnde Erkennen, je weiter es heranreift, deſto entſchiedener anerkennen muß, ſo wird uns dieſes beſonders einleuchtend werden, wenn wir die naturwiſſenſchaftliche Bedeutung des Waſſers, wie ſie in unſeren Tagen anerkannt wird, und wie ſie für unſern jetzigen Zweck dient, hervorzuheben verſuchen.

Dieſe Unterſuchung iſt uns im höchſten Grade wichtig, denn, indem die Sakramente mit der vollen göttlichen Naturbedeutung in das Innerſte der Religion und des chriſtlichen Bewußtſeins hineintreten, bilden ſie zugleich die Schlußpunkte der religiöſen ſpeculativen Naturanſicht, und wir müſſen behaupten, daß, wer dieſe nicht in den Sakramenten erkennt, der hat überhaupt die teleologiſche Betrachtungsweiſe keinesweges aufgefaßt.

Ohne uns in eine detaillirte naturwiſſenſchaftliche Unterſuchung, die durchaus nicht hieher gehört, zu verlieren, können wir, als ein Reſultat der Naturwiſſenſchaft im Ganzen, die Behauptung aufſtellen: daß das Waſſer das allgemein vermittelnde aller anorganiſchen Naturbildung ſei, und zwar, erkennen wir es als ein ſolches, mögen wir uns mit der Betrachtung an die Entwickelung der Erde überhaupt, wie ſie durch die geologiſchen Epochen dargeſtellt wird, halten, oder an die ewig wechſelnden Verhältniſſe der Stoffe, die innerhalb der gegenwärtigen Entwickelungsſtufe alle Thätigkeit der Stoffe gegen einander bis ins unendlich Kleinſte bedingen. Hier, wie dort iſt das Waſſer auf eine ſolche Weiſe thätig, daß keine äußere Beziehung des Verſchiedenartigen, keine relative Einheit durch die äußere Unendlichkeit oder durch die, mit dieſer gegebene, Geſetzmäßigkeit, ohne die Vermittelung des Waſſers ſtattfinden kann. Dieſes dringt daher in alle Körper hinein. Alle Kryſtalle enthalten Waſſer; und wenn man die Menge des Waſſers nur nach der Maſſe, die als Waſſer erſcheint, beſtimmen will, wenn man, um die Sprache der Naturwiſſenſchaft zu brauchen, das gebundene Waſſer aller feſten Körper, ſo wie den fortdauernden Waſſergehalt der Atmoſphäre bei der Beſtimmung vernachläßigt, wenn man das Waſſer im Inneren der Erde, welches auch hier die vulkaniſche Thätigkeit vermittelt, überſieht, wird man den Waſſergehalt der Erde durchaus falſch beſtimmen, und ihn nicht (nach Bode) zu 1/1700 der ganzen Erde anſchlagen. Alles iſt von Waſſer, wie von Elektricität durchdrungen; das Waſſer ſelbſt aber in der Form, in welcher es äußerlich ſinnlich hervortritt, ſtellt die gleichgültige Mitte dar, aus welcher das Bewegliche fortdauernd entſpringt und wieder in die Indifferenz verſinkt, wie Welle Welle verdrängt. Dieſe Indifferenz aber iſt überall, und läßt ſich dennoch nirgends entdecken; ganz wie die ſinnliche Gegenwart innerhalb der Anſchauung des Raumes und der Zeit. Wie dieſe, getrennt von ihrer Vergangenheit und von ihrer Zukunft, überall iſt und ſich dennoch nirgends feſthalten läßt, ſo läßt ſich auch das Waſſer, als Indifferenz (das völlig reine Waſſer) auf dem Punkte der völligen Unbeſtimmtheit, nach irgend einer Richtung hin, nur als ein, im Auffaſſen verſchwindender, Moment ergreifen. Denn das Waſſer iſt durch eine jede, auch noch ſo geringe Auflöſung, als ein Indifferentes zu betrachten. Ganz ohne aufgelöſte Körper, kommt es aber in der Natur nirgends vor, und ſelbſt die reinlichſte Deſtillation, das ſogenannte reine, chemiſche Waſſer, kann nur als eine Approximation zum abſolut reinen betrachtet werden; ſo nämlich, daß die Stoffe, die es aufgelöſt enthält, bei jeder, auch der genaueſten chemiſchen Unterſuchung vernachläßigt werden können. Dennoch wird die Anwendung immer zarterer Reagentien auch da Löſungen entdecken, wo ſie der gewöhnliche chemiſche Prozeß nicht wahrnehmen läßt; und es fehlt nicht an Beweiſen, daß es ſich ſo verhält. Wir erinnern nur an jene vor etwa 30 Jahren angeſtellten Verſuche mit deſtillirtem Waſſer, in welchem man durch den Galvanismus Chlor erzeugt zu haben glaubte. Ferner iſt die wahre, gleichgültige Mitte des Waſſers nur da zu ſuchen, wo ſeine größte Dichtigkeit ſtattfindet, das iſt bei einer Temperatur von 5°. Ueber oder unter dieſer Temperatur kann man das Waſſer ſchon als ein in ſich Differenzirtes betrachten. Es iſt aber klar, daß ein Moment, in welchem das Waſſer, völlig getrennt von allen Beſtandtheilen und in ſeiner größten Dichtigkeit beharrend, betrachtet wird, nur als ein verſchwindender aufgefaßt werden kann.

So, als das ſchlechthin Vermittelnde, alle Prozeſſe der Erde Bedingende, tritt es, von ſeinem erregenden Principe in der Natur, wie in der Reflection getrennt, ſelbſt als ein Getrenntes, durch äußere Verhältniſſe Bedingtes, in der Erſcheinung auf. Aber auch in den lebendigen Prozeſſen bleibt das Waſſer das vermittelnde, durch alle vegetative, wie animaliſche Formen hindurch. Der Menſch (wir halten uns an ſeine Geſtaltung, die uns die wichtigſte iſt) enthält, wenn diejenigen Subſtanzen, die in ſeine Organiſation hineingehen, von dem organiſchen Centro abgelenkt, in ihren äußeren chemiſchen Verhältniſſen betrachtet, und ihrer Quantität nach verglichen werden, eine ſo große Menge Waſſer, daß dieſe zum Dreiviertel der ganzen Körpermaſſe angeſchlagen werden kann. So iſt nun der menſchliche Körper, als Maſſe betrachtet, wie in Waſſer hineingetaucht, und nothwendig entſteht die Frage; wie wir es hier zu betrachten haben? Bleibt es Waſſer in der Organiſation? Für die bloß ſinnliche Betrachtung ohne allen Zweifel. Es verliert ſich als ſolches in das Innerſte der Organiſation, welches, wie wir wiſſen, der ſinnlichen Betrachtung unzugänglich iſt. Es tritt aus dieſem wieder hervor, als Waſſer; die lebendige Thätigkeit iſt für die Sinnlichkeit gar nicht da, und mit Recht hält die in der Erſcheinung gefeſſelte Betrachtung, das Waſſer, wenn auch als ein bis zur Zerlegung Differenzirtes, für jede Unterſuchung feſt. Dieſes bezeichnet die ſinnliche Wahrheit, und dennoch iſt es, in die organiſche Thätigkeit verſetzt, keinesweges Waſſer, vielmehr, als ſolches, geſetzt und nicht geſetzt zugleich. Es iſt nicht als Waſſer vernichtet, aber als das Vermittelnde in die Einheit mit dem Vermittelten geſetzt. Eine jede organiſche Form hat nämlich das vermittelnde Princip immanent in ſich. Sie iſt, als beſonderes Organ, ein Vermitteltes, und dennoch durchaus ein Vermittelndes der ganzen Organiſation. So nun (in dieſer Einheit aller Prozeſſe) hat das Waſſer aufgehört, Waſſer zu ſein, und iſt, wie einerſeits das Element, ſo andererſeits die organiſirende Thätigkeit, das Lebensprincip, die Seele. Wolltet ihr nun leugnen, daß jenes Vermittelnde aller organiſchen Prozeſſe, Waſſer wäre, als wäre dieſes verſchwunden und etwas Anderes an die Stelle getreten, ſo würde eure Behauptung als eine durchaus falſche erſcheinen. Denn es iſt ja in der That das nämliche Waſſer, welches, wie alle übrigen ſogenannten chemiſchen Beſtandtheile, in die Organiſation ſich verliert und aus dieſer wieder hervortritt. Wolltet Ihr eben ſo auf der andern Seite leugnen, daß das Waſſer ein Anderes geworden ſei, ſo könnte dieſes nur geſchehen, indem Ihr den Lebensprozeß, der jeder ſinnlichen Betrachtung unzugänglich iſt, ganz und durchaus in einen äußerlich ſinnlichen verwandeltet, und ſo dieſen ſelbſt, ſeinem Weſen und ſeiner Wahrheit nach, vernichtetet. Das Waſſer iſt alſo, ſinnlich betrachtet, Waſſer; und wo die lebendigen Functionen der erſcheinenden Organiſation den nie ganz zu verdrängenden, relativen Verhältniſſen zur äußeren Unendlichkeit der ſinnlichen Maſſen unterliegen, da tritt es als Waſſer hervor, und es wird ſeiner ſinnlichen Wahrheit nach ſo genannt. Wo es nun auf dem Standpunkte lebendiger Betrachtung, als vermittelnde, lebendige Entwickelung, aufgefaßt wird, da iſt es, wie in ſeiner ſinnlichen Wahrheit, Waſſer, ſo in ſeiner überſinnlichen lebendigen, Leben; und von Rechtswegen würden wir ſagen, nicht das Waſſer allein kann ſo große Dinge ausrichten, ſondern nur das Leben, das in und mit dem Waſſer iſt. Wir ſehen hier, wie unvollkommen und mehr als zweideutig der Ausdruck Symbol iſt. Wer würde ſagen: das Waſſer, in ſeiner ſinnlichen Wahrheit, wäre ein Symbol der organiſch vermittelnden Thätigkeit, die als ein Ausdruck des Lebens betrachtet werden muß? Wo das Wort Symbol gebraucht wird, da bleibt immer etwas zurück von einer äußeren, ſinnlich trennenden und beziehenden Reflection. Man denkt ſich das Ueberſinnliche als getrennt und nun in der Trennung äußerlich bezogen auf das Sinnliche: aber eine ſolche Trennung und Beziehung verwandelt das Ueberſinnliche ſelbſt in ein Sinnliches, und jenes wird ſeinem Weſen und ſeiner Wahrheit nach vernichtet. Das Waſſer, ſelbſt das der anorganiſchen

Natur, iſt Leben, aber für die ſinnliche Betrachtung in der bloßen Geſetzmäßigkeit erkannt, einem, in der ſinnlichen Unendlichkeit entfernten, Lebensprozeſſe unterworfen. Das Waſſer der Organiſation iſt daſſelbe, welches aber den Mittelpunkt ſeines innerlich unendlichen, immer erneuerten Lebensprozeſſes in ſich ſelber trägt.

Aber das ganze Univerſum iſt dem chriſtlichen Bewußtſein eine Bewegung der Entwickelung. Wie vorbildlich die Seele reif wird mit ihrem Leibe, ſo die Geſchichte mit der Natur. Die Welt wird nicht vernichtet, ſondern durchſichtig für jede Gott zugewandte Seele, damit der Schatten, der jetzt in dieſe hineinfällt, verſchwinde, damit ſich die Perſönlichkeiten, wechſelſeitig durchſchauend, beſtätigen; eine jede Perſon in derjenigen Richtung, die, als ihre Eigenthümlichkeit, ihr Weſen und ihre Wahrheit ausmacht. Wenn das Waſſer das Vermittelnde iſt, deſſen Vermittler in der äußeren Unendlichkeit ſich verbirgt; wenn das Lebendige auf der Erde zwar ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber gefunden hat, aber kämpfend mit der Erſcheinung, die ſich ſelber nicht zu faſſen vermag: ſo iſt jener Abſchluß der Entwickelung (die innerlich gewordene äußerliche Unendlichkeit) das ewig erneuerte Werden des ſchon ewig Daſeienden, das Schauen Gottes von Angeſicht zu Angeſicht. Das ſinnliche Leben hat ſein Ziel erreicht mit der menſchlichen Geſtalt und iſt der Abſchluß der Entwickelung der Perſon. Mit dieſer iſt die ſinnliche Natur, als eine ſolche, in ſich geſchloſſen, und die ganze Geſchichte liegt in ihr verborgen, wie das Leben in der anorganiſchen Natur. Die Geſchichte iſt der erneuerte Uranfang der Schöpfung ſelber, aber, als Entwickelung der Perſönlichkeit, in der Perſon. Iſt der erſcheinende Menſch die Entwickelung der Perſon, ſo iſt ſeine Geſchichte die Perſönlichkeit der Entwickelung, d. h. nicht ein bloßer Geiſt der Gedanken, ſondern ein heiliger Geiſt, d. h. das ſchaffende Lebensprincip in der Geſchichte, welches, von allen Verirrungen derſelben abgeſondert, zugleich in einer jeden Perſon das reinigende genannt werden muß, das, in jeder Perſon die Hemmung vernichtend, den böſen Willen beherrſchend, zu gleicher Zeit das ſegnende iſt. Geſund nennen wir eine Organiſation, deren Entwickelung gerade auf ihr Ziel los geht, und daher alles Störende abweiſt. Dieſe Geſundheit, wo ſie leiblich in uns thätig iſt, erzeugt die fröhliche Zuverſicht des Daſeins, welche die Einheit aller aſſimilirenden Prozeſſe ausſpricht. Eine jede Krankheit iſt eine Reflection des Leibes in ſich ſelber. Das fröhliche und in ſich ſichere Gefühl der Geſundheit weiß von dieſer Reflection nichts; die Seele durchſchaut vielmehr ihren Leib, ſo wie ſie ganz ſich ihm hingibt, in ihm aufzugehen ſcheint. Es iſt jenes Gefühl der Einheit, welches, im Denken, Handeln und Daſein (alle drei Functionen als eine geſetzt), nicht den Leib durch die Seele oder jenen durch dieſe aufhebt, vielmehr beide in ihrer Art auf eine innerlich unendliche, d.h. ewige, Weiſe beſtätigt, ſo daß der Leib, beſtätigt, ganz Seele iſt. Wo dieſe Geſundheit völlig rein iſt, nicht ihre ſchwankende Erſcheinung, ſondern ihre reine Idee erkannt wird (**mens sana in corpore sano**), da iſt der Leib unſterblich wie die Seele. Dieſe Geſundheit der Geſchichte, ihre Ethik und ihre Natur zugleich, ihre Freiheit und ihre Nothwendigkeit, beide, in und mit einander, als Eins geſetzt; dasjenige, was in den Leib, zwar durch die Seele, aber auch in der Seele durch den Leib, die Einheit beider ſetzt, iſt zu gleicher Zeit die Reinigung der Geſchichte und ihr Segen, die Perſönlichkeit ihrer Entwickelung, der heilige Geiſt. Aus der fernen Unendlichkeit weht er uns an, als der Hauch Gottes (Ruach

Elohim), wie er im Anfange über dem Waſſer ſchwebte, und wie er noch, als ein der Perſon Verhülltes, das fortdauernd bewegliche Waſſer in allen Richtungen rührt und bewegt. In der ſinnlichen Organiſation iſt er das lebendige Princip der Entwickelung derſelben, ihre ſichtbar gewordene Geſchichte, wie ſie ſich in der Urzeit der Erde ausſpricht. In der Geſchichte ſelber iſt er die Natur, die aus der Trennung in die Einheit mit ihr zurückkehrt.

Eine jede Krankheit nennen wir eine Reflection des Leibes in ſich ſelber; und es giebt keine particuläre Krankheit. Wenn auf ſolche Weiſe irgend ein Organ ſich als ein Abſtractum, in ſeiner Vereinzelung als ein Allgemeines ſetzt, ſo wird der Leib in ſeiner Totalität, dieſer Particularität des abſtrahirenden Organs gegenüber, von ſeiner Seele getrennt; die Seele, die nur aus der Totalität des Leibes thätig iſt, muß ihre ganze Thätigkeit dem Leibe zuwenden, und es entſteht jene Dialektik, die den Leib in Widerſpruch mit ſich ſelber, wie mit der Seele ſetzt, und beide auf einander äußerlich bezieht. Dieſe unſere vereinzelte Beſtimmtheit iſt der Schmerz; eine Dialektik, die durch ihre leere Verneinung niemals die Poſitivität der Wahrheit, d. h. die Geſundheit, zu erzeugen vermag. Alle Reflection iſt daher, wie vorbildlich in der Krankheit, ein Sekundäres; wie die Sünde in der Geſchichte, wie die Abſtraction in der Philoſophie. Das ewig Poſitive iſt die Geſundheit, die, wo ſie abſolut verdrängt wäre, niemals wieder erſcheinen kann. Die Geſundheit der abſoluten Entwickelung beſtätigt alle früheren Stufen der Entwickelung in ihrer Art, hebt ſie nicht auf. Der wahre Jüngling bleibt Kind, der reife Mann Kind und Jüngling; und wer die früheren Stufen nicht durchlebt, wer das Unglück hat, ſie, als innere Lebensmomente ſeines Daſeins, zu verlieren, um ſie durch eine Abſtraction revidirt, kritiſirt, ja, erzeugt, wieder zu erhalten, hat die Friſche ſeines Daſeins auf immer verloren.

Dieſe Geſundheit der Entwickelung der Geſchichte überhaupt iſt, für die bloße Erſcheinung, der Hauch des entfremdeten Gottes, der keine beſtimmte Geſtalt anzunehmen vermag; von der Erſcheinung getrennt, die Hoffnung und die Zuverſicht nirgends finden kann. Sie iſt für den Glauben der perſönliche Gott ſelber, der, als immanenter Geiſt, die Geſchichte innerlich im Ganzen und in einer jeden Perſon bewegt. Für das chriſtliche Bewußtſein iſt jene äußerliche Unendlichkeit der nie zum Abſchluß kommenden Verhältniſſe, als ſolche, als Univerſum, mit der reinen Zuverſicht des Geiſtes zugleich gegeben. Der in der Erſcheinung (durch die Sünde) ſich ergreifende Geiſt findet den heiligen Geiſt als den Paraklet, d. h. als denjenigen, der durch die Geſundheit der Entwickelung das Univerſum durch die Perſon, und die Perſon durch das Univerſum beſtätigt. So wird die Perſon zwar in die Zucht der äußeren Verhältniſſe, in die äußere Unendlichkeit geſetzt, aber nur, inſofern dieſe in die innere geſetzt iſt, das Geſetz beſtätigt durch die Liebe. So iſt der **Ruach Elohim**, der über dem Waſſer ſchwebt, und in einer entfremdeten Unendlichkeit das Waſſer bewegt (die ſinnliche Welt in allen ihren äußeren Verhältniſſen), zu gleicher Zeit, wie das immanente Lebensprincip, der reinigende und durch die Reinigung heiligende und ſegnende.

Diejenige geiſtige Anſchauung, die bei der Feierlichkeit der Taufe das chriſtliche Gemüth bewegt, und zugleich erhebt und reinigt, ergreift alle zukünftige Momente der in der Erſcheinung hervortretenden Verhältniſſe, die den Entwickelungsprozeß des

Kindes fördern oder hemmen ſollen. In dieſer Anſchauung liegen nicht bloß geſchichtliche, ſondern auch natürliche Elemente. Temperament, wie Talent bilden den Naturgrund des Daſeins; jenes als ein Moment univerſeller, dieſes als ein Moment individueller Bildung. Natur und Geſchichte, wie Leib und Seele, in ihrer Einheit, werden als das Fördernde oder Hemmende der Entwickelung geiſtig aufgenommen. Nicht getrennt ſind die Theilnehmer der Taufhandlung des Kindes von dieſer, ſie ſind innerlich als weſentliche Organe derſelben geſetzt. Die Liebe iſt es, welche die äußere Erſcheinung dieſer Handlung in eine innere und geiſtige verwandelt. Daher ſind die Eltern mit dem Kinde ſelbſt in der Erſcheinung organiſch verbunden, das Kind durch das Säugen noch an die Mutter leiblich gebunden, an den Vater durch die Liebe, d. h. durch die Vermittelung der Mutter. In ihr ruht das aſſimilirende Princip, welches (durch den Vater) die Weltverhältniſſe der Geſchichte, der ſtillen Organiſation der Familie zulenkt, und die alle Perſönlichkeit verhüllende Natur zugleich. Durch ſie wird die Function einer bloßen Naturgattung zur Perſon gehoben, zu gleicher Zeit die Function der Geſchichte (die durch den Mann, als Bürger des Staats, ſich ausſpricht), die Gattung in die Perſon geſetzt. In einer chriſtlichen Familie, als einer ſolchen, als einer göttlichen Organiſation, in welcher Mann und Frau rein getrennt, äußerlich geſchieden und innerlich eins ſind, iſt der heilige Geiſt das immanente entwickelnde Princip. Die Mutter iſt das Herz dieſer Organiſation, welches, als inneres Centrum, das ordnende Lebensprincip derſelben genannt werden muß. Die Keuſchheit der Frau iſt das ſtille Leben, wie es ſich der Familie ganz hingiebt (das Herz); der Mann iſt das Gehirn dieſer Organiſation die Thätigkeit der aufgeſchloſſenen Sinne, die eine Unendlichkeit der Natur und Geſchichte in der beſonderen Geſtaltung des Talents aſſimilirend für die Familie gewinnen ſoll. Die Kinder ſind die reproducirenden Organe dieſer Orniſation, die, was die beſtimmte Grenze des Wachsthums erreicht hat, in den Eltern, ſeine Wahrheit und Wirklichkeit giebt, und das eigne Weſen der Eigenthümlichkeit zugleich durch ſie erhält. Das ſind keine wahren Eltern im chriſtlichen Sinne, die ſich nicht gefördert finden, ſich nicht in ihrem innerſten Weſen beſtätigt erkennen durch die Kinder, ſo wie dieſe durch jene. Aber das Lebensprincip iſt nicht in den einzelnen Organen, ſondern in der Einheit aller; es iſt der Segen des Geiſtes, die Geſchichte in der Geſchichte, die göttliche Perſönlichkeit der Entwickelung, die die chriſtliche Familie weiht.

So iſt das chriſtliche Kind, in einer chriſtlichen Familie geboren, nicht bloß für die Verhältniſſe der Erſcheinung da. Es iſt in das Heiligthum der Geſchichte, in der Erſcheinung über alle Erſcheinung geboren, und der Troſt der Geſchichte ſelber iſt heimiſch geworden in der Familie.

Wir müſſen uns über einen Ausdruck verſtändigen, den wir in dieſer Schrift häufig gebraucht haben, und deſſen eigentliche Bedeutung uns erſt hier völlig klar werden kann. Wir haben nämlich öfters von göttlicher Function geſprochen. Dieſer in der Naturwiſſenſchaft acceptirte Ausdruck kann nur da gebraucht werden, wo von einer organiſchen Thätigkeit die Rede iſt. In der anorganiſchen Natur, bei Thätigkeitsäußerungen, die aus Kräften erklärt werden, kommen nur Actionen vor. Eine Kraft iſt nämlich eine beſtimmte Naturäußerung, in ihrer Beſtimmtheit aufgefaßt; das, wodurch ſie beſtimmt wird, ſich eben ſo zu äußern, das Beſtimmende der Beſtimmtheit, bleibt und mit dieſem das Weſen der Kraft, verborgen; weil nämlich die Einheit der Naturthätigkeit in dem Unendlichen liegt, was nie erreicht werden kann. Eine Function dahingegen iſt nur da, wo der Gegenſtand der Betrachtung mit ſeiner Unendlichkeit unmittelbar gegeben iſt; eine Thätigkeitsäußerung alſo, die unmittelbar, als aus einem in ſich Geſchloſſenen, nur aus ſich ſelber zu Faſſenden, aufgefaßt und erkannt wird. In einer jeden Function äußert ſich daher das Ganze, als ein ſolches; und wir müſſen einſehen, daß, wenn von einer göttlichen Function die Rede iſt, die in der Erſcheinung hervortretende göttliche Thätigkeitsäußerung allein darunter verſtanden werden kann, welche die Totalität des ganzen ſinnlichen Daſeins in ſich ſchließt. Eine ſolche aber iſt organiſch und organiſirend zugleich, ſie iſt im Raume, als in einer unendlichen Zeit, und in der Zeit, als in einem unendlichen Raume. Aber ſo betrachtet, umfaßt ſie, ſo wie ſie in der ſinnlichen Gegenwart ſich äußert, die ganze Geſchichte der Vergangenheit; und jene nicht in ihrer engeren Bedeutung allein, ſondern auch als Geſchichte der Natur, d. h. des Daſeins überhaupt, und eben ſo die ganze Zukunſt, ebenfalls nicht als Zukunft der engeren Geſchichte allein, ſondern auch als Zukunft der Natur. So aber iſt ſie zugleich göttliche That, (Geſchichte) und göttliches Werk (Natur). Als göttliche That iſt ſie in einer jeden Thätigkeit Aeußerung unbedingt göttlicher Freiheit, die auf keine Weiſe, auch nicht durch ihre Nothwendigkeit, gebunden ſein kann. Als göttliches Werk tritt in dieſer unbedingten Aeußerung zu gleicher Zeit die Einheit aller unendlichen Bedingungen hervor, in und mit welcher ein jedes endliche Daſein, ſeiner beſtimmten Form nach, als ein Unendliches, ein jedes bedingte

Daſein, ſeiner beſtimmten Thätigkeit nach, zugleich als ein Unbedingtes geſetzt wird.

Soll nun die geſchichtliche That Gottes, inſofern ſie ſich uns durch die Zucht des Geſetzes offenbart, d. h. inſofern ſie von uns auf eine geſchichtliche anorganiſche Weiſe, als bloße Action, deren Beſtimmtheit ohne das Beſtimmende aufgefaßt wird, zu einer Function geſteigert, durch welche nicht bloß die beſtimmte Thätigkeit Gottes, ſondern auch mit dieſer zugleich ſeine urſprüngliche That offenbar wird, hervortreten, d. h. ſoll die Geſchichte organiſch begriffen werden, ſo muß eine Organiſation in der Geſchichte ſelber ſich bilden; wie in der ſinnlichen Natur das Lebendige, ein Zuſammenfaſſen, ein ſich in ſich Beſinnen des Todten und Anorganiſchen genannt wird. Es muß ſich eine in der Geſchichte hervortretende Organiſation bilden, die alle zerſtreuten Elemente der Geſchichte ſelber und ihren inneren Zuſammenhang offenbart, wie ſie für die Erſcheinung in einer äußeren Unendlichkeit der Zeit, d. h. nirgends liegen, und dieſe höhere Organiſation iſt die ſichtbare Kirche, die Gemeinde, und dieſe, als göttliche Perſönlichkeit, der heilige Geiſt.

Sie iſt in der Erſcheinung, als dasjenige, was nie Erſcheinung werden kann, ſie wird. Wo ſie aber in ihrer inneren Wahrheit hervortritt, wo ſie, ihrem Weſen nach, erkannt wird, da ſchließt ſie Alles aus, was bloße Action iſt, als dasjenige, was nie aus ſich ſelber begriffen werden kann, und daher auch keine Wahrheit in ſich hat, was in der mittelpunktsloſen und verworrenen Erſcheinung ſich äußert. Aber nicht ſo, als wäre dieſes Zerſtreute der Erſcheinung nicht zugleich ein Lebendiges. Der Naturforſcher, wenn er das organiſche Leben lebendig aufgefaßt hat, erkennt dieſes zwar zunächſt und unmittelbar in der ſichtbaren Form der erſcheinenden Organiſation; aber eben das Weſen des organiſchen Lebens hebt zugleich dieſe Grenze der Erſcheinung auf, und er wird genöthigt, den Begriff des Lebens als einen ſolchen aufzufaſſen, der das ganze Daſein in ſich ſchließt, und auch da erkannt werden muß, wo die Erſcheinung nichts als todte und äußere Verhältniſſe findet.

So wird auch das reine chriſtliche Bewußtſein, wenn es den lebendigen Begriff der ſichtbaren Kirche lebendig in ſich aufnimmt, zwar behaupten müſſen, daß außer dieſer keine Seligkeit ſtattfinde (extra ecclesiam nulla salus); aber dieſes Jenſeits iſt in der ſichtbaren Kirche ſo wenig geſetzt, wie in der erſcheinenden Organiſation, und haben wir das göttliche Leben in der Geſchichte erkannt, ſo ſind wir genöthigt, die ganze Geſchichte als die Aeußerung eines göttlichen Lebens zu faſſen, als göttliche Function.

Durch die Taufe werden wir, aus der Gemeinde, für dieſelbe geboren, wie wir im ſinnlichen Leben, aus der menſchlichen Gattung, für dieſelbe geboren werden. Und in der, zur göttlichen organiſchen Function geſteigerten, Geſchichte offenbart ſich Gott als Geiſt, ſeine unbedingte Freiheit in ihrer Einheit mit der Nothwendigkeit des Ganzen. Die innerſte Wahrheit des Chriſtenthums beruht eben daher auf dem Leben in und mit der wahren Gemeinde, auf ein kirchliches Leben. Wo die Gemeinde Gottes, der Leib des Herrn, in unglücklichen Zeiten ſcheinbar zerfällt, und die organiſchen Glieder ſich trennen, da iſt die göttliche Seele aus dem zerſtückelten Leibe entwichen, da finden ſich, wo noch die Spuren des organiſchen Lebens ſind, die zerſtreuten Glieder auf der niedrigſten Stufe der Organiſation zurückgeſunken, von äußeren Beſtimmtheiten, wie die geringeren Naturgattungen im Inneren, gefeſſelt. An die Stelle des großen machtigen ruhigen Sinnes, der ſeine innere Sicherheit, auch in der erſcheinend beſchränkteſten Form, in und mit der Geſchichte, als göttliche That erkennt, tritt das unruhige, zweckloſe, ein Chaos andeutende, infuſoriſche Hin- und Herrennen hervor. Schnell entſtehende und eben ſo ſchnell verſchwindende Empfindungen treten an die Stelle eines, aus ſeiner innerſten göttlichen Tiefe ſich ſicher entwickelnden, Daſeins. Wenn in der früheren Kirche die Totalität derſelben in die Sinnlichkeit verſank, nichts ſie unmittelbar, Alles nur ſich mittelbar darſtellte, daß der Heiland, und das Heil durch dieſe Macht der bloßen Erſcheinung, ſich dem chriſtlichen Bewußtſein verbarg: ſo tritt hier das Bewußtſein ſelber, zwar als ein ſolches, aber als ein vereinzeltes, hervor. Die Organiſation der Kirche, in welcher die Kleriker von den Laien getrennt ſind, enthält freilich den vereinigenden Punkt des freien Bewußtſeins, aber nur in einer feſſelnden ſinnlichen Geſtaltung gebunden; wie vorbildlich in der urzeitlichen, bis zu den höchſten Thieren entwickelten ſinnlichen Organiſation der Mittelpunkt der erſcheinenden Perſönlichkeit gefeſſelt war, und nicht zum Vorſchein kommen konnte. Aber, wie in dieſem Vorbilde, ſo lag auch in der früheren Kirche ein Keim der Entwickelung. Troſtloſer erſcheint das zerſtörende Zerfallen der Kirche in ſich ſelber, nachdem der Sinn zur Geſinnung herangereift war, nachdem alles Aeußere nur als ein Inneres eine Bedeutung erhalten hatte. Es iſt furchtbar drohend, daß die großartige geſchichtliche Objectivität, wenn die ſichere Geſtaltung der Kirche, die, mit der Gewalt des eigenen Lebensprincips in den reinen Umriſſen einer eigenen Form, ſich ründet und alles Fremdartige ausſchließt, immer mehr zerrinnt, wenn die krampfhafte Bewegung ſubjectiver Particularitäten an die Stelle tritt. Da lebt der Chriſt nicht mehr in dem ſicheren göttlichen Naturgefühle, welches ihn hinſtellt in die Welt des Geiſtes, von dieſer getragen, auf die nämliche Weiſe, wie er ſich findet in der ſinnlichen Welt und mit dieſer vereinigt. Es bildet ſich ein unruhiges Publikum, ein geſtaltloſes Monſtrum, vereinigt durch eine irdiſche Perſon, deren ſchwankende Geſinnung, deren Beſchränktheit und Vereinzelung das Unveränderliche der Kirche darſtellen ſoll. Die Verweſung iſt nahe, wo die Organiſation ſo verfällt, die innerſten Functionen verlieren ihre Bedeutung, das lebendige Organ zerfällt in Stoffe, die keine Bedeutung in ſich haben, vielmehr nur eine ſolche erhalten aus den Verhältniſſen, in welche ſie treten, und was ewig unwandelbares Element der Kirche iſt, wird in völlig unkirchlichem Sinne als Privatmeinung, die ſich ſo oder ſo geſtalten mag, bezeichnet.

Die Gemeinde iſt der Leib des Herrn, d. h. es iſt eine durch das Wort (in der Sprache) ſich bildende Organiſation der, in der ſinnlichen Zeit hervortretenden Erſcheinung. Inſofern die Gemeinde (im weiteſten Sinne die Kirche) in der Erſcheinung ſich bildet, iſt ſie den Geſetzen in der Erſcheinung, den wandelbaren in der Zeit unterworfen: aber denoch iſt dieſe Organiſation, als eine ſolche, eine unſterbliche, und ihrer innerſten Wahrheit nach unveränderliche und eigenthümliche. Die Seele dieſer Organiſation, die wahre Weltſeele, daſſelbe von Ewigkeit zu Ewigkeit her, iſt die Perſönlichkeit der Liebe. Zwar iſt die Perſönlichkeit der Entwickelung des Alls nie aus der Einheit getreten, aber dennoch iſt zugleich dieſer Leib von ſeiner Seele abſolut getrennt, eben, weil ſie abſolut eins ſind. Nicht durch irgend eine Stufe der Erſcheinung, ſelbſt die relativ reinſte ſondern durch die Einheit Aller iſt der Leib mit der Seele zugleich geſetzt; und eben daher iſt der göttliche Wille, wie er ſich in der Geſchichte des ganzen Daſeins ausſpricht, der ruhende. Der Vater iſt der Urwille ſelber. Die Sünde hat jede Perſon und die ganze Natur von Gott getrennt. Der Sohn Gottes iſt Gott ſelber, wie er ſich, als das einzig Poſitive in der durch die Sünde getrennten Welt, offenbart. Wie vorbildlich alle Liebe in der Erſcheinung ſich in einem Andern findet, ſo hat Gott ſich von Ewigkeit her in ſeinem Sohne erkannt, und eben ſo erkennt allein der Sohn den Vater. Dieſe wechſelſeitige Beſtätigung, die zu gleicher Zeit im Vater, wie im Sohne eine abſolute Selbſtbeſtätigung iſt, ſcheidet ſie von einander, daß ſie in der Einheit auf ewige Weiſe getrennt ſind. Der Vater (das All, als Ausdruck des Urwillens) in ſeiner Sonderung von dem Sohne und in der Erſcheinung, als von ihm getrennt, vernichtet die in der Sinnlichkeit hervortretende Perſönlichkeit, weil ſie durch die Trennung eine Vereinzelung iſt. Er iſt dann nicht der Vater, ſondern der Richter aller Perſonen, der entfremdete Gott, der Gott des Geſetzes und der äußeren Unendlichkeit. Vor ihm beſteht Keiner, und wie wir auch die Erſcheinung betrachten, inſofern ſie Gott verhüllt, nicht offenbart, iſt jede Perſönlichkeit nichtig für ihn. In der erſcheinenden Perſon, in den mannigfachſten, ſich durchkreuzenden Verhältniſſen, welche die ſinnliche, ſcheinbare Vereinigung hervorrufen, liegt die Realität, das Weſen und die Wahrheit oder, wie das chriſtliche Bewußtſein ſich richtig ausdrückt, die Rettung der Perſonen, ihre Erlöſung von dem ſtrengen Geſetze keinesweges. Dieſe liegt nur in der ewigen Liebe, durch welche Gott ſich ſelber erkannte, in dem Sohne, der ſich der getrennten Welt hingab, und durch die Selbſtopferung in der Erſcheinung, aus dieſer heraus, den Tod in Leben, das Geſetz in Liebe verwandelt. Aber das Geſetz iſt nicht durch die Liebe aufgehoben, ſondern beſtätigt. Wie Gott in dem Sohne ſich erkennt, ſindet, liebt: ſo kennt, ſindet, liebt der Sohn eine jede ihm zugewandte Perſönlichkeit, daß er in ihnen, und ſie in ihm ſind, und durch ihn die Welt überwinden (Joh. 17, 21).

Dieſer Sieg wird nicht dadurch errungen, daß wir uns gegen das Geſetz ſträuben, ſondern, indem wir uns ihm unterwerfen. Das iſt der freiwillige Tod, die That der Liebe des Sohnes in uns, durch welche Gott ſelbſt ſich als das Leben und der ſtrenge Richter ſich als ein Vater offenbart. Dieſe Hineinbildung der Liebe in das Geſetz, dieſe Selbſtaufopferung des Sohnes, die, als die ewige That der Liebe, die Seele des ganzen Daſeins genannt werden muß, einmal als Lebensprincip in die Geſchichte gelegt, ruft die Selbſtaufopferung einer jeden Perſönlichkeit und, mit dieſer, die Seligkeit hervor. Die Unterwerfung unter das Geſetz iſt die Beſtätigung der ganzen ſinnlichen Welt, als eine göttliche Entwickelung. Nicht, wie ſie geſetzt iſt in dem ſterblichen Leibe der Erſcheinung, der gerichtet iſt durch den Tod, ſondern wie ſie ſich offenbart in dem Leibe, der, in Einheit mit der ganzen Natur, ein Tempel Gottes genannt wird. Das Geſetz Gottes, durch den Sohn zur Liebe verklärt, iſt nicht aufgehoben, es offenbart vielmehr den Urwillen des Vaters. So iſt dieſes Naturgeſetz der Entwickelung die Function deſſelben, durch welche die ſinnliche Perſönlichkeit nicht allein, ſondern auch die ſinnliche, geſchichtliche Entwickelung, mit der Organiſation der Sprache offenbar wird, für das ſinnliche Ohr, wie die ſichtbare Natur für das ſinnliche Auge, beide auf gleiche Weiſe der Veränderlichkeit, dem Wechſel, dem Tode preisgegeben. Aber dieſer ſich im göttlichen Sinne entwickelnde Leib des Herrn, dieſe geiſtige Function der Geſchichte, die dem Herrn einen Tempel weiht, nicht bloß durch das Geſchlecht im Ganzen, ſondern durch eine jede in Gott lebende Perſönlichkeit, dieſe ſich fortbildende Organiſation, iſt, inſofern ſie eine abſolute iſt, rein in ſich geſchloſſen, die That des Vaters, wie er in der Einheit mit dem Sohne geſetzt iſt von Ewigkeit her; die That des Sohnes, inſofern er auf ewige Weiſe in der Einheit mit dem Vater geſetzt iſt, und dennoch die eigene That, die ſelbſtändige. Sie iſt eine ſelbſtändige, in ſich geſchloſſene, alſo perſönliche; denn die geiſtige Entwickelung hat vor ſich eine unendliche Vergangenheit, hinter ſich eine unendliche Zukunft. Der Prozeß der Entwickelung iſt alſo auf eine unendliche Weiſe von dem in ſich geſchloſſenen Geſetze, wie von der unmittelbaren Gegenwart der Liebe getrennt; nur aus ſich, als Aeußerung einer Perſönlichkeit, in ihrer Einheit mit beiden zu erkennen. Und die Beſtätigung der Liebe durch das Geſetz, der Geſchichte durch die Natur iſt zwar die That des Vaters, wie die That des Sohnes, aber ſo, daß auch ſie eine perſönliche, eine ſelbſtändige genannt werden muß; und die Einheit des dreieinigen Gottes iſt mit der Sonderung der drei Perſonen zugleich geſetzt. So iſt der Sohn das ruhende Weſen, die ewige Wahrheit aller Perſönlichkeit, die Seele in der Seele. Denn die Gemeinde des Herrn, als der Leib des Heilandes, iſt die Beſtätigung der ſich verklärenden und entwickelnden Sinnlichkeit in ſich ſelber, und wie vorbildlich der ſinnliche Leib ſich mit der Seele entwickelt, und dennoch beide von einander in der Einheit getrennt bleiben, ſo daß es keinen Uebergang von dem Einen zum Anderen giebt: ſo iſt die Perſönlichkeit der Entwickelung auch eine in ſich geſchloſſene, wie die des Heils. Wenn wir dem ſinnlichen Leibe keine Perſönlichkeit zuſchreiben, ſo iſt es deswegen, weil er keine Bedeutung in ſich hat, ſondern dem Untergange, dem Tode, geweiht iſt; aber der unſterbliche Leib iſt ſelber durchaus Geiſt, ja, das Endziel alles erkennenden Geiſtes iſt eben dieſes: die Geſchichte ſelber, als eine in ſich geſchloſſene Natur, zu faſſen, ſie als Gegenſtand ihrer ſelbſt zu ergreifen, und die freie That als Geſetz zu faſſen. Aber eben dadurch offenbart ſich das Geſetz ſelber als Erzeugniß der göttlichen Freiheit. Das iſt, im eminenten Sinne, die Autarchie der Natur, inſofern ſie die Liebe durch das Geſetz, wie das Geſetz durch die Liebe beſtätigt. Dieſe ſich entwickelnde Organiſation des Geiſtes iſt perſönlich ganz und gar in einer jeden Perſon, und dennoch nicht perſönlich zugleich. Sie iſt in der Erſcheinung, ja, die Wahrheit derſelben, und erſcheint doch nie. Sie umfaßt, auf einer jeden Stufe der Entwickelung, Geſchichte und Natur als eins, ſie beſtätigt die Perſon durch das All, aber nur, inſofern das All durch die Perſon beſtätigt wird.

Es gehört zum Weſen des chriſtlichen Bewußtſeins, Alles in der Perſönlichkeit zu erkennen; nicht als ein allgemeines Sein, ſondern als ein Daſein. Gott der Vater iſt das Geſetz, als Univerſum, nicht, wie er auf allgemeine, abſtracte Weiſe iſt, ſondern wie er ſich uns offenbart: Vergangenheit, aus der Form der ſinnlichen Zeit herausgeriſſen, als ſinnliche Vergangenheit alſo aufgehoben. Gott, als das Weſen unſeres Daſeins überhaupt, ohne den Sohn, in ein Abſtractum verwandelt, iſt nicht mehr der Vater, ſondern der ſtrenge Richter, der das allgemeine Geſetz der Sittlichkeit, als den auf immer in unſer Inneres geſetzten Zwang, der die Perſönlichkeit aufhebt, durch die abſolut unüberwindliche Naturnothwendigkeit uns abſolut bindet, feſſelt und die vereinzelte Perſönlichkeit vernichtet. Alle in der abſtracten Allgemeinheit ſich verlierende Speculation entſteht dadurch, daß man Gott den Vater von dem Sohne innerlich getrennt, nicht als einen Daſeienden (perſönlichen), der ſich offenbart, ſondern als das allgemeine Sein ſelber auffaßt, welches durch ein menſchliches Denken den Sohn aus ſich erzeugen ſoll. Dem chriſtlichen Bewußtſein aber iſt Gott der Sohn die Liebe, die innerſte Wahrheit aller Perſönlichkeit. Von der Liebe ſelbſt getrennt, als dem Schwerpunkte unſeres Daſeins, finden wir nur uns ſelbſt, ohne Gott; und die unbedingte Allgemeinheit des Denkens, die alle lebendige Realität vernichtet, iſt der Mißbrauch der uns geſchenkten göttlichen Freiheit, zur abſoluten Vereinzelung, die, wenn ſie nicht bloß als Erkennen in ihrer leeren Abſtraction beharrt, wenn ſie, ſich zur Geſinnung ſteigernd, die Perſönlichkeit in ſich verzehrte, und ihre Wahrheit in die Vernichtung des Weſens der Perſönlichkeit ſetzte, das abſolut Verdammliche ſein würde. Wir müſſen hier ausdrücklich, um nicht mißverſtanden zu werden, wiederholen, daß keine Lehre, ſo wie ſie in der Geſchichte laut wird, und ſelbſt dann nicht, wenn ſie ihre Abſicht, alle Liebe in Denkbeſtimmung zu verkehren, unverholen und entſchieden bekennt, auf irgend eine Weiſe uns zu dem Schluſſe berechtigt, daß ſie wirklich innerlich, als Geſinnung, die lebendige Wahrheit der Perſönlichkeit verzehrt habe; vielmehr enthält ſie in ſich, als offen dargelegtes Erkennen, den Keim zur eigenen Vernichtung, als eine Entwickelung zur höheren Wahrheit, in dem Geſchlechte im Ganzen, und auf gleiche Weiſe in der Perſönlichkeit ſelber.

Das gereinigte chriſtliche Bewußtſein findet ſich durch die Liebe unbedingt frei, es iſt von der Naturnothwendigkeit nicht relativ, ſondern abſolut getrennt; es kann dieſe äußere Trennung, durch welche es, auf eine unendliche Weiſe, in die göttliche Einheit geſetzt iſt, durch keine Reflection aufheben. Die Liebe iſt in der ſinnlichen Gegenwart die ewige, die Schöpfung, als That, auf ſich ſelbſt bezogene Thätigkeit, die Schöpfung ſelber, die Vollendung der Erlöſung, der Schluß der Entwickelung, die ungetrübte Quelle der Seligkeit, wie ſie aus der ewigen Liebe immer von neuem hervorquillt.

Die Anſicht, daß die Hingebung und Opferung des Sohnes ſich bei dem Genuſſe des Abendmahls immer erneuere, fällt mit der Lehre der Transſubſtantiation zuſammen. Der Heiland iſt nicht mehr der unwandelbare Mittelpunkt einer erneuerten Schöpfung, einer neuen Entwickelung, nicht mehr das Princip eines höheren Lebens, welches, einmal errungen, in ſeiner Unveränderlichkeit alle Stufen der Entwickelung trägt. So wenig, wie ſich eine urſprüngliche Menſchenſchöpfung in der Erſcheinung erneuert, nachdem mit dem erſten Menſchen die Gattung da iſt, dieſe vielmehr, von da an, ſich aus ſich ſelber erzeugt, ſo wenig erneuert ſich der erſte Schöpfungsact des offenbar gewordenen Reiches Gottes, der Himmel und Erde umfaßt. Er iſt die einmal hervorgetretene abſolute Organiſation, aber in dieſer ſind die Organe (die Perſönlichkeiten) eben ſo abſolut geſetzt, wie das Ganze, d. h. ihrem Weſen nach frei und durch die göttliche Freiheit wahr.

In dieſe abſolute Organiſation des Reiches Gottes, wie ſie ſich in der ſinnlichen Zeit, an die fremde Nothwendigkeit des Geſetzes gebunden, als ſinnliche Vergangenheit, für eine lichte Zukunft entwickelt, iſt der Chriſt durch die Taufe geſetzt; aber dieſe hebt den Kampf des Lebens nicht auf, ſie verſetzt ihn auf die innerſte Stätte des urſprünglichen Gegenſatzes ſelber. Das

Geſetz wird als ſolches offenbar, und fordert die unbedingte Hingebung, oder reizt zum unbedingten Widerſtande. Das iſt der Sinn der Lehre vom Geſetze, wie ſie in dem Römerbriefe vorgetragen wird.

Aber die Wahrheit in einer jeden Entwickelung iſt das Ganze, als die Vollendung deſſelben. In der Entwickelung iſt dieſes geſetzt und nicht geſetzt zugleich; inſofern es in der Erſcheinung als zweifelhaft errungene Stufe ergriffen wird, iſt es nicht da, und dennoch hat die Stufe ſelbſt ohne das Ganze keine Weſenheit und Wahrheit. Dieſe Pulsſchläge des zwiſchen Hölle und Himmel ſchwebenden Lebens, inſofern in ihm die Gewißheit des Sieges wohnt, iſt die Kirche; und wir können dieſen Prozeß der Entwickelung, dieſe Hineinbildung der Liebe in das Geſetz, wie ſie ihrer Vollendung entgegenſchreitet, nie durch ſinnliche Reflection als eine abgeſchloſſene betrachten. Die ſinnliche Zeit der Entwickelung dehnt ſich in das Unendliche, und die Realität einer jeden Stufe verliert ihre Bedeutung. Wir ſind daher genöthigt, wie den Sohn als getrennt von dem Vater, ſo den heiligen Geiſt Gottes (die Perſönlichkeit der Entwickelung) als äußerlich durch eine Unendlichkeit vom Vater und Sohne getrennt, und nur auf eine abſolute Weiſe in die Einheit geſetzt, zu erkennen. Das göttliche offenbar gewordenene Wort, als That, iſt zugleich die reale Entwickelung der Geſchichte. Alle Wahrheit des Erkennens iſt Geſchichte, iſt faktiſch, und es giebt keine andere.

Wir nannten die ſinnliche Organiſation in der Teleologie das Vorbild der Liebe, die keimende Liebe, noch dem Geſetze unterworfen. Daher iſt mit ihr, von ihrer erſten Erſcheinung an, die Weiſſagung, die durch alle Metamorphoſen hindurch auf das Ganze hinweiſt und die Verklärung des Univerſums verkündet, zugleich gegeben. Wenn in der anorganiſchen Natur eine Unendlichkeit der auseinander liegenden Formen des Daſeins geſetzt, und das Waſſer, als das Vermittelnde aller Bildungen, ein nie Ruhendes iſt, welches immer wieder in die Unendlichkeit des nicht zu Vermittelnden ſich verliert; wenn es, ſo wie es vermittelnd in die Organiſation hineingeht, in den nie ruhenden Individuen, in deren Wechſel die unveränderliche Gattung ſich allein zu offenbaren vermag, ſich eben ſo in einer äußeren Unendlichkeit verliert: ſo wird es Geiſt, wo die Weiſſagung, die ſich ſelber nicht kennt, ſich in Verheißung verwandelt, und das ganze Daſein lebendige Entwickelung wird, die alle Formen überwindet und beherrſcht.

In der Organiſation dahingegen offenbart ſich in dem Wechſel der Verhältniſſe ſelbſt, wenn auch dieſen unterworfen, ein Ganzes. Dieſes Ganze, inſofern es ſich von den äußerlich unendlichen Verhältniſſen losgeriſſen hat, ſteigert den bloßen Wechſel zur Entwickelung. Daher erhalten das Ganze der Erſcheinung (der Leib) und das ſinnlich organiſch Vermittelnde aller Lebensprozeſſe (das Blut) zugleich eine Bedeutung; und beide (Leib und Blut) müſſen da genannt werden (jenes als das Ganze, dieſes als das Vermittelnde), wo der Naturprozeß der erſcheinenden menſchlichen Organiſation in die höchſte abſolute verſetzt wird. Es iſt Leib und Blut des Herrn, denn es iſt der erſcheinende Leib ſelber, der zu einem höheren geiſtigen Daſein verklärt iſt. Und wie vorbildlich die Naturwiſſenſchaft, wenn ſie ihren Gegenſtand in der Wahrheit gefaßt hat, zugeſtehen muß, es ſei daſſelbe, in der Organiſation aufgenommene, Waſſer, welches ſie äußerlich empfing, und dennoch ein anderes: ſo iſt die höchſte Organiſation dieſelbe, den Bedingungen der Sinnlichkeit unterworfene, jetzt aber von dieſen Bedingungen losgeriſſene, und durch das Univerſum auf ewige Weiſe beſtätigt. Dieſer Leib iſt kein ſinnlicher und kann auf keine Weiſe ſinnlich aufgefaßt werden, denn durch die erſcheinenden äußeren Bedingungen iſt er ja nur, und die Sinnlichkeit ſelbſt mit ihrer Auffaſſungsweiſe, da. Wer aber den Begriff eines geiſtigen Leibes nicht zu faſſen vermag, der höre nur auf, von einer geiſtigen Natur zu reden, die nicht als ein hohles Geſpenſt von einer leeren Gedankenbeſtimmung verzehrt wird. Die Natur, als die göttliche That, verſchwindet nicht als Natur, weil ſie durchſichtig wird für die Seele. Dasjenige aber, wodurch das Aeußere, das Andere ein Anderes bleibt und dennoch, als ein Inneres, in die Einheit geſetzt wird, iſt nicht die Bewegung des nackten Gedankens, vielmehr die Bewegung der Liebe.

Alles, was in der Erſcheinung, als ein Beſonderes des Ganzen, nicht als ein Einzelnes, von dem Ganzen Getrenntes, ſich bildet, iſt in ſeiner Endlichkeit ein Unendliches. Es giebt keinen Leib ohne Seele. Wo dieſe innere Unendlichkeit offenbar wird, da erkennen wir ſie; ſie iſt nicht bloß eine ordnende Bewegung innerhalb des Leibes, ſondern eine Bewegung des Ganzen. Wo ſie ſich in der Geſtaltung des Leiblichen verliert, iſt ſie organiſirendes Lebensprincip (Vegetation). Als das ſich in der Sinnlichkeit bewegende Ganze iſt die Seele der Seelen eine höhere Organiſation; ſie iſt, obgleich in ſich geſchloſſen, dennoch eine äußere Unendlichkeit. Wo wir willkürliche Handlung finden, ſelbſt bei den geringſten Thieren, da iſt der Faden zerriſſen, der an die ſinnliche Erſcheinung bindet und nach einer äußeren Unendlichkeit, als der Einheit, hinweiſt. In der anorganiſchen Natur iſt Alles ein Geſetzmäßiges. Auf das Geſetz wird, wie auf ein fern Liegendes und fremd Gewordenes, hingewieſen und geſchloſſen. In der organiſchen Natur iſt das ordnende Geſetz das urſprünglich Geſetzte, und das Geſetzmämäßige wird gefordert; dieſes (welches, als ein Aeußeres, ein unendliches Univerſum bildet) iſt ein Inneres geworden, was werden ſoll. Alle Entwickelung iſt durch das Bewußtſein geforderter Abſchluß. Die Bedeutung der totalen Organiſation, als Geſchichte der Erde, iſt eben dieſe, daß das ganze Univerſum aus einem äußerlich Unendlichen, in ſich, als Natur, eine innere werde. Wie die leere Abſtraction eines Sittengeſetzes ein Urſprüngliches iſt, welches in ſich leer, und nur in einer nie zu erfüllenden Forderung leer bleibt: ſo iſt das Leben (wir nennen es ein Vorbild der Liebe), als Abſtractum, als bloße Gedankenbeſtimmung, ein ebenſo leeres. Die Erfüllung ſetzt nicht ein Fortſchreiten von Einem zu einem Andern, ſondern auf jeder Stufe ein in ſich Geſchloſſenes. Die Willkür der thieriſchen Handlungen iſt zwar daß anorganiſche Element der Totalorganiſation, ſie iſt die Dialektik des erſcheinenden Lebens, aber ſo, wie ſie zugleich unmittelbar aufgehoben iſt. Eine jede willkürliche Bewegung geht von einem in ſich geſchloſſenen Ganzen aus und fällt in dieſes zurück. Ihr Produkt iſt Erhaltung des Individuums, als vorübergehender, und der Gattung, als bleibender Moment. Wo aber die Gattung erkannt iſt als ſolche, da iſt ſie, als Organ des Totalorganismus, geſetzt, und ohne dieſen nicht da; mit ihm aber iſt ſie nicht mehr ein Beharrendes der Art, wie ſie erſcheint, ſondern ein ſich Entwickelndes in der höheren Organiſation, und nur in dieſer ein Unveränderliches, welches alle früheren Stufen beſtätigt. So iſt, dem Weſen und der Wahrheit nach, in der Geſchichte der Erde mit der erſten Lebensäußerung die höchſte und, in unſerer Epoche der Erde, mit dem Wurme der Menſch geſetzt. Willkürlich nennen wir diejenige Bewegung, die ſich auf eine äußere Unendlichkeit bezieht; und ſie iſt daher innerhalb der Sinnlichkeit, ſelbſt wo dieſe als ein Ganzes aufgefaßt wird, in der Geſchichte, wie in der Natur, nie zu verdrängen. Aber die Willkür der Thiere wird, als ſolche, vernichtet; denn der Inſtinkt verwandelt ſich in ein inneres organiſirendes Princip der Gattung. Erſt in dem Menſchen, und mit und durch die unendliche innere Realität der Perſönlichkeit, tritt die Willkür in ihrer wahren Bedeutung hervor; ja, Alles, was als Willkür erſcheint, wird nur ſolche durch die Art, wie der erſcheinende Menſch die Erſcheinungen auffaßt. In ihm liegt das Princip aller Willkür. Wie mit der menſchlichen Geſtalt, wenn ſie erkannt iſt, alle thieriſchen Gattungen ihre eigene innere Wahrheit finden, und was in der Erſcheinung ſich als willkürliche Bewegung zeigt, organiſirendes Princip der Gattung wird: ſo iſt für das reine chriſtliche Bewußtſein das ganze menſchliche Geſchlecht als eine in ſich geſchloſſene Totalorganiſation aller gereinigten Perſönlichkeiten geſetzt; und Alles, was als Willkür in die Erſcheinung tritt, wird durch ſie organiſirendes Princip der Gattung und einer jeden Perſon auf ewige Weiſe. Die Willkür wird göttlicher Inſtinkt, Schöpfung und Erhaltung der Gattung in ſich und in einer jeden Perſönlichkeit; göttliche Function im Ganzen und im Beſonderen, und doch zugleich göttliche Freiheit hier, wie dort.

Was in den unendlichen Räumen des Univerſums auseinander liegt, das wird aus der Vereinzelung in die göttliche innere, lebendige Sonderung geſetzt durch das Leben. Dieſer Sonderungsprozeß der Entwickelung iſt ein unſichtbarer, und das Thier erſcheint nur durch das, was in ihm Pflanze iſt. Das Thieriſche im Thiere, das Bildende, Organiſirende in ihm, als Thier, iſt, in und mit der Erſcheinung, über die Erſcheinung geſetzt. Die Pflanze aber, wie ſie ſich in ihrer eigenthümlichen Form ſinnlich ausbildet, und wie ſie in die Entwickelung der Animaliſation eingeht, iſt, was ſie iſt; weil das Centrum des Lebens, obgleich es ſich in ihr bewegt, ſeine geſchloſſene Peripherie in der äußeren Unendlichkeit des Univerſums findet. Dieſe aber iſt es, die durch die thieriſche Entwickelung immermehr eine innere wird, bis ſie durch den Menſchen ſich ganz in die Innerlichkeit verliert. Hier nun trifft ſie auf das Räthſel der Schöpfung, auf die Sünde, auf die Vereinzelung, die ſie wieder aus dem Innern heraustreibt, obgleich der Keim der Innerlichkeit des Univerſums, wie er Wurzel gefaßt hat in der menſchlichen Seele, nie aus ihr verſchwinden kann. Aber das organiſirende Princip der ewigen Liebe iſt das mächtige in der abſoluten Totalorganiſation des menſchlichen Geſchlechts; und wie das Aeußere der Natur ein Inneres wurde in dem erſten Adam, ſo ward, durch die Perſönlichkeit aller Perſonen, das Aeußerliche der Geſchichte ein Innerliches, und mit ihrem Centrum ihre Peripherie, Beide getrennt, in die unendliche Einheit durch den zweiten Adam geſetzt. Daß Gottes Sohn Fleiſch ward, iſt die abſolute Vernichtung aller bloßen Abſtractionen. Wenn das chriſtliche Bewußtſein in dem Heilande den Sohn Gottes erkennt, ſo iſt in ihm und mit ihm die Wahrheit geſetzt, und es giebt keine andere. Von jetzt an iſt die Liebe das Fundament alles Daſeins, Anfang und Ende aller Wahrheit. Alles ſinnlich Aeußere iſt durch ihn ein Inneres geworden, alles Vereinzelte ein Beſonderes, aller bloße Beſitz ein Eigenthum; das Centrum faßt ſich in ſeiner Peripherie, wie dieſe ſich rundet um jenes, der Mittelpunkt iſt nur mit ſeinem Umkreiſe; losgeriſſen von dieſem, iſt er ein bloßer Punkt ein leeres Nichts. Dieſer Mittelpunkt nun iſt zugleich in ſeiner Beſonderheit das

Ganze. Was macht die Organiſation des Leibes ſinnlich ſichtbar? Nichts wahrlich, als dasjenige, was ihn ſterblich macht. Dieſes, daß er ſich nicht abgeſchloſſen in ſich ſelber findet, ſondern ſein Centrum zwiſchen einem Inneren und Aeußeren ſchwankt. Aber die Organiſation des Leibes ſelber iſt ja ein durchaus Inneres, ein ſchlechthin in ſich Geründetes; hört ſie auf, Organiſation zu ſein, ja, hört der Leib auf, Leib zu ſein, weil er auf abſolute Weiſe geſund iſt und alles Störende abweiſt?

Wir haben eine Anſchauung von jener Vollendung des Leibes, von jener Abgeſchloſſenheit deſſelben in ſich; eine Anſchauung ſagen wir, weil der Leib nicht als ſolcher verſchwindet, wohl aber, als ein Aeußeres, durchaus ein Inneres wird. Es iſt die Schönheit. Wir verweiſen auf dasjenige, was wir von der lebendigen Schönheit der Liebe, die eine durchaus perſönliche iſt, verglichen mit der Schönheit der antiken Kunſt, in der Teleologie geſagt haben. Wir erinnern, daß die Schönheit der alten Kunſt eine Abſtraction genannt werden muß; denn ſie wendet ſich ab von der Totalität des Daſeins, die mit allen ihren Widerſprüchen bleibt; ſie iſt ein Formelles, welches ſeine Wahrheit erſt dann erhält, wenn es hineingebildet wird in das, wovon es ſich getrennt hat. So ſagt Plato, mit richtiger Ahnung, daß dieſe Schönheit nur Demjenigen bedeutungsvoll wird, der von den Myſterien durchdrungen iſt. Dieſe Schönheit der ewigen Liebe iſt das in ſeiner Erſcheinung verhüllte, verfinſterte Urbild der göttlichen Liebe ſelber; das Geſetz des Univerſums, als Perſon, die Nothwendigkeit der Natur, als ihre Freiheit. Die Schönheit, obgleich ſie in dem Raume ſinnlich erſcheint, iſt dennoch unabhängig von ihm. Sie iſt (wie das Wort ganz für jedes Ohr, wie das Licht ganz für jedes Auge) ſo, als die ganze in ſich geſchloſſene Organiſation, als das völlig innerlich gewordene Daſein, was dennoch da bleibt als Leib, ganz Seele, als Aeußeres ganz Inneres in einem Jeden.

So iſt der Heiland im heiligen Abendmahle das Urbild des ganzen göttlichen Daſeins, die Perſon aller Perſönlichkeiten, die Freiheit ſelber, als höchſte, göttliche, ſchaffende und abſolut organiſirende Function, Lebensprincip und ewige Nahrung zugleich. Er geſtaltet ſich in uns, wir ſind in ihm, wie er in uns, wie ja vorbildlich die Schönheit, als Geſtalt, ganz in uns iſt, und dennoch ganz von uns geſondert.

Was wir hier Schönheit nennen, iſt daſſelbe, was das chriſtliche Bewußtſein den Frieden Gottes nennt; das in allen Momenten des Daſeins in ſich Geſchloſſene, die Natur, die ſich ſelber gefunden hat in dem Urbilde menſchlicher Geſtaltung, in der ruhenden Schönheit, die alle menſchliche Geſtalt ordnend belebt und ſich ähnlich zu machen vermag. Wer das Geheimniß des Abendmahls innerlich gefaßt hat, der hat jene belebende Sonderung, die den Geiſt von ſeiner Liebe trennt, damit er ihre Fülle genieße, das geiſtige Leben, welches ſich in ſein Inneres zurückgezogen, ſeinen reichen Beſitz zum Eigenthume ſteigernd, nicht vernichtet, ſondern belebt; der hat die tiefe Naturbedeutung des chriſtlichen Bewußtſeins erkannt, ihm iſt die Erſcheinung göttliche Herrlichkeit der Natur und die Geſchichte göttliche Fügung geworden, ihm iſt die Sonne aufgegangen, die durch das Centrum ſeines Daſeins mit ihm eins iſt, und die ihn zugleich belebend erleuchtet.

So iſt das heilige Abendmahl das Allerheiligſte der Kirche, es iſt die in ſich vollendete organiſche Geſchichte und die überwundene Natur zugleich; es ſchließt in ſich die Wahrheit der Verſöhnung, die alles Störende entfernt und durch göttliche Nahrung die göttliche Geſundheit, die in ſich befriedigte Natur, als Schönheit der Perſon, erzeugt. Das heilige Abendmahl iſt alſo der Schlußpunkt der Natur, der zum Mittelpunkte der Geſchichte, die Nothwendigkeit, die Freiheit, das Geſetz, welches Liebe geworden iſt. Es iſt der Moment, in welchem alle Räthſel des Daſeins gelöſt ſind, und zwar in der objectivſten Form. Es iſt die Immanenz des Alls, als das Weſen der Perſönlichkeit, ihrer Wahrheit, in ihr geſetzt. Die Reinheit der geſchichtlichen Geſtaltung der Kirche, mit dieſer die Heiligung aller Verhältniſſe des Lebens, die Klarheit, mit welcher die Bedeutung der Perſönlichkeit, in ihrer göttlichen Freiheit unter der Zucht der organiſch gewordenen Naturordnung, als gehorchende Hingebung aufgefaßt wird, geht von dieſem Mittelpunkte aus. Aus ihm geht die wechſelſeitige-Beſtätigung der Völker in ihrer Eigenthümlichkeit, als allgemeiner Friede, hervor, aus ihm die Ordnung der Staaten in ſich ſelber, die Corporationen und Inſtitutionen, der Herrſcher des Staates, als lebendige Perſönlichkeit, als Gegenſtand hingebender Treue, der, nicht auf eine anorganiſche Weiſe äußerlich durch Zwang, ſondern innerlich durch Liebe den Sinn (den Leib) des Staates, der Alle verbindet, als Geſinnung belebt. Nur wer in jener Concentration der Perſönlichkeit die Ordnung des Alls, als Ausdruck des göttlichen Willens, innerlich als das Lebensprincip ſeiner Eigenthümlichkeit gefaßt hat, durch dieſes von neuem entſteht, erhoben wird, faßt, als nothwendigen Moment des geordneten Staates, einen lebendigen König in ſeiner thätigen Perſönlichkeit, und ſeine abſolute Unterwerfung unter ein göttliches Geſetz geſtaltet ſich als freiwillige Treue, welche die Perſönlichkeit beſtätigt, nicht aufhebt. Selbſt dem ſchlechten Könige wird er gehorchen, inſofern er die Ordnung des Ganzen darſtellt, denn ihm iſt der Staat in ſeiner Totalität von Gott anvertraut. Aber ein jeder Bürger, iſt er ein wahrer Chriſt, hat einen beſonderen Ruf; nicht einen bloß ſcheinbaren, durch welchen er ſich berufen glaubt, in der abſtracten Trennung von dem Staate, dieſen aus Gedankenbeſtimmungen zu erzeugen; einen ſolchen vielmehr, der (wie das Talent aus der großen, Geſchichte und Natur umfaſſenden göttlichen) ſo aus der gegebenen Ordnung des Staates entſprungen und mit dieſem thätig iſt. Dieſer Ruf iſt zwar ein in der Erſcheinung beſchränkter, durch die äußeren, anorganiſchen Elemente des Staats und der geſchichtlichen Verhältniſſe gehemmter oder geförderter, aber er iſt nach Innen ein unendlicher und unbedingter; denn er enthält den Ausdruck der innerſten Wahrheit ſeiner Perſönlichkeit in Gott. Hier, auf dieſem Punkte des eigenthümlichſten Daſeins, auf welchem, wenn er in Wahrheit berufen iſt, ihn Gott, nicht der König geſetzt hat; auf welchem durch Einſicht und genaue Kenntniß der beſonderen Zuſtände, die einander äußerlich durchkreuzenden und hemmenden Verhältniſſe durch die Perſönlichkeit ſelbſt eine lebendige Bedeutung erhalten, iſt die durch den Heiland gereinigte Perſönlichkeit frei. Ihr iſt die Macht gegeben, und je freimüthiger und zuverſichtlicher dieſe hervortritt, deſto entſchiedener wirkt ſie reinigend auf das Ganze und vertreibt den Schatten ſtörender Irrthümer, ſelbſt da, wo dieſe die ſinnlich herrſchende Gewalt irre geleitet haben. Es iſt möglich, daß die geſetzgebende Gewalt der in Gott freien Perſönlichkeit verkannt wird, daß die Krankheit des Staates eine ſo allgemeine iſt, daß ſie dem von Gott berufenen Geſetzgeber den Untergang bringt. Es iſt um deſto leichter möglich, da er den beſonderen

Standpunkt, auf welchen ihn ſein Ruf geſtellt hat, nie verlaſſen wird, und ſelbſt in der krankhaften Geſtaltung des Staats eine Fügung der göttlichen Liebe erkennt. Aber indem er ſo, die Treue feſt haltend, untergeht, lebt ſeine That, und fördert die geſunde Entwickelung, die ſcheinbar in der vorübergehenden Verzerrung verhüllt iſt.

Auch in der Wiſſenſchaft wird der ruhende Mittelpunkt des ganzen Daſeins, der, als lebendige Perſönlichkeit, das innerſte Princip ſeines Lebens geworden iſt, ſeine ordnende Gewalt beweiſen. Alle abſtracten Reflectionen, durch welche der Gegenſtand und das Denken getrennt werden, ſind lebendige Oscillationen ſeiner höheren Organiſation, die beide trägt. Das Denken iſt nur wahr, inſofern der Gegenſtand aus ſich ſelber in ihm lebendig wird. Der Gegenſtand iſt nur wirklich, inſofern das Denken aus ſich ſelber zwar, aber in und mit jenem ſich bewegt. Wie der Bürger, trennt er ſich von dem Staate, an der Stelle des lebendigen, geſchichtlichen Leibes, in und mit welchem er lebt, einem leeren, abſtracten Begriffe verfallen iſt, und den Rücktritt zum Staate nicht wiederfinden kann, ſo iſt auch der geiſtig Beſchäftigte, von ſeinem Gegenſtande ſich trennend, einer inhaltsloſen Reflection verfallen; die Selbſtſucht des Gedankens ſchiebt ihm einen Wechſelbalg der geſunden Wirklichkeit unter, und er verliert die Fähigkeit, dieſe zu erkennen.

So iſt das innerſte Heiligthum der Kirche zu gleicher Zeit das innerſte Heiligthum der Perſönlichkeit ſelber, in allen Momenten ihres Daſeins. Es iſt die ſtärkende Nahrung, von welcher die reine Wiedergeburt und jede Thätigkeit ausgeht, das immer mehr ſich enthüllende Geheimniß, wie es die Perſönlichkeit als Liebe beſtätigt, nicht von ihr getrennt, nicht mit ihr im

Widerſpruche, die wollende Vernunft leitet, den ordnenden Verſtand ſtärkt.

Und wir fragen, ob der Chriſt, wenn er ſich dem Genuſſe des heiligen Abendmahls hingiebt, wenn er ganz Hingebung iſt, an irgend eine Particularität ſeines Daſeins denkt, ja, denken darf, ob nicht dieſes eben das Geheimniß des Genuſſes iſt: daß in der erſcheinenden Geſtalt der ſinnlich leiblichen Organiſation (deren Gedanken und Handlungen durch die Willkür der Geſchichte, wie der ſinnliche Leib durch die ihr fremd gewordene Nothwendigkeit der Natur, dort dem Irrthume und der Nichtigkeit, hier der Krankheit und dem Tode preisgegeben ſind), ſich die reine Urgeſtalt einer höheren Organiſation regt, eine Urgeſtalt, welche die Eine Aller und dennoch ganz die eigene iſt?

Als der Herr ſich dem Tode geweiht hatte, ſtiftete er dieſes heilige Mahl, als die allerinnerſte und heiligſte Verkündigung ſeiner göttlichen Liebe, als das aufgeſchloſſene und dennoch verſchloſſene Geheimniß derſelben. Wir haben es erkannt, daß, wenn der Menſch von uns ſcheidet und in dem Herrn ſtirbt, die Scheidung nur für die Erſcheinung eine Geltung hat; eben der Tod iſt es, der uns am innigſten mit dem Geliebten verbindet. Was wir das Andenken an den Todten nennen, iſt jener Ausdruck innerer Einheit, in der Form der erſcheinenden Trennung feſtgehalten. Und iſt dieſer Ausdruck ſelbſt da, wo die innige Vereinigung des Lebendigen und des Todten mit dem ſchwankenden Schatten des ſinnlichen Lebens zu kämpfen hat, ein ungenügender zu nennen: wie vielmehr iſt er es da, wo das göttliche Opfer, mit dem Tode ſchließend, das erneuerte Leben der Geſchichte, ja, des Alls, zur Seligkeit ward.

Dieſer allerinnigſte und heiligſte Moment des Daſeins kann in der erſcheinenden Geſchichte kein bleibender ſein. Die erſcheinende Perſönlichkeit taucht immer wieder unter in den zweifelhaften Bedingungen der ſinnlichen Entwickelungen. Wie der Heiland vorübergehend in dem geheiligten Momente der Geſchichte erſchien, ſo ergiebt er ſich einer jeden Perſon ganz. Seine Opferung war die Reinigung, ſein Tod das Leben der Perſönlichkeit. Dieſes Lebensprincip der Geſchichte, dieſe Bewegung jeder Eigenthümlichkeit in ſich, iſt für alle Zeiten geſetzt und kann ſich nicht erneuern. In allen Perſonen, die den Ruf des Herrn gehört und erkannt haben, wiederholt ſich, durch die Gnade des Herrn, die Opferung deſſelben, aber als die der menſchlichen Perſönlichkeit. Für das reine chriſtliche Bewußtſein iſt die Beichte die Charwoche des Chriſten: ſie ſchließt mit dem Tode der in ſich erſtarrten Sinnlichkeit, um dieſe ſelbſt in allen ihren Momenten für eine höhere Entwickelung in Bewegung zu ſetzen. Mit dem Herrn begraben, ſind wir zugleich mit ihm auferſtanden, und wie wir durch die Taufe in die Gemeinde, als in das Heiligthum der Geſchichte, aufgenommen ſind, ſo wird die Gemeinde ſelbſt, die Kirche, mit allen ihren Verheißungen, durch das heilige Abendmahl in uns geſetzt.

Ihr fragt, ob denn die Zufälligkeit, daß eine Kirche, eine Gemeinde da ſei, der ſich das gereinigte chriſtliche Bewußtſein ganz hingeben kann, eine Bedingung der Erlöſung und Verſöhnung der Perſönlichkeit ſei? Wir antworten: wir ſind in der Gemeinde geboren, unſere ganze Seelenentwickelung geht von ihr aus, wir ſind durch das heilige Abendmahl zu Prieſtern des Heils geweiht. Wie wir in der Kirche durch die Taufe, ſo lebt die Kirche in uns durch das Abendmahl. Zwar iſt der Prieſter um des Altars willen; aber der Herr wohnt nicht in

Tempeln von Händen gebaut. Wo der wahre Prieſter iſt, da iſt der wahre Altar, dem er ſich geweiht hat; und wie die Erſcheinung ſelbſt ein Höheres enthält, als ſie iſt, ſo werden auch in dem nicht Erſcheinenden die Bedingungen der Erſcheinung geſetzt, und du magſt das heilige Abendmahl ſtille genießen in der Einſamkeit, wenn dieſe eine unverſchuldete iſt. Dieſe Einſamkeit nun, in welcher der Heiland ſich dir hingiebt, hat aber nicht ihre Bedeutung als ein in der Trennung von der erſcheinenden Kirche Selbſtändiges und aus ſich Erzeugtes. Das Abendmahl genießeſt du, auch getrennt von der erſcheinenden Gemeinde, in ihrer Mitte.

Es giebt eine doppelte Richtung, die durch das Abendmahl in die Einheit geſetzt wird. Beide Richtungen, in ihrer Trennung, gehören der Erſcheinung zu. Da nun die Kirche, wie ſie in der ſinnlichen Welt zum Vorſchein kömmt, die hemmenden Bedingungen derſelben nicht abzuweiſen vermag, ſo bilden ſich die beiden Richtungen in ſcheinbarer Trennung aus; doch ſo, daß, inſofern der Geiſt der Entwickelung ein unſterblicher iſt, die höhere Einheit zwar verdüſtert und verhüllt wird, innerlich aber nie verſchwinden kann. Dieſe getrennten Richtungen ſind die der, von dem Denken getrennten, Sinnlichkeit, die den Leib des Herrn ſelbſt als einen ſinnlichen feſthält, und die des ſinnlichen Denkens, die den Leib des Herrn zum abſtracten ſittlichen Ideale ſublimirt. Dieſe beiden Richtungen, die doch eigentlich ihre poſitive Mitte nie ganz verloren, haben ſich geſchichtlich ausgebildet; die erſte in der Vergangenheit der Geſchichte (als Anbetung der Mutter Gottes und der Heiligen), und wo ſie aus der Einheit mit der unſterblichen unſichtbaren Kirche herausfiel, mußte ſie zum wahren Heidenthume und Götzendienſte zurückſinken. Die zweite Richtung bildet ſich in unſeren Tagen aus, und ſteht noch drohend der Kirche gegenüber, und wo ſie aus der Einheit mit der lebendigen Kirche herausfällt, iſt ſie der abſoluten, abſtracten Allgemeinheit verfallen.

Wenn in der Geſchichte eine ſolche Scheidung deſſen, was ſeine Wahrheit nur in der Einheit hat, ſich ausbildet, ſo darf man freilich nicht behaupten, daß diejenige Form der Kirche, die für das gereinigte chriſtliche Bewußtſein den Vorzug verdient, die das Verſtändniß der Vergangenheit und das ordnende religiöſe Centrum in ſich enthält, in der Erſcheinung in gereinigter Geſtalt aufblühe. Auch ſie wird die Spuren jener Trennung in ſich tragen; und bald die eine einſeitige Richtung, bald die zweite, wird in ſchwebenden Oscillationen, im Ganzen, wie im Einzelnen, mächtig werden. Es wird eine mehr innere, als äußere Beziehung beider zu einander hervortreten, und Lehre wie Geſinnung trüben. Es kann uns nicht überraſchend ſein, daß die katholiſche Kirche die innerſte Conſequenz ihrer Ausbildung mit der Lehre von der Transſubſtantiation erhielt; eben ſo wenig, daß die erſte geſchichtlich gewordene Oppoſition, die einen höheren lebendigen Keim des Chriſtenthums in ſich erneuern, die alles Sinnliche, in ſeiner geiſtigen Entwickelung, als das Weſen des Chriſtenthums erkennen ſollte, durch eine richtige Ahnung ſich an das Abendmahl hielt. In der That kann man behaupten, daß der Genuß des Abendmahls in beiderlei Geſtalt den erſten Anfang zum Niederreißen der Scheidewand zwiſchen Clerikern und Laien, die geiſtige Emancipation aller Glieder der Kirche in ſich enthielt. Eben ſo ging die Scheidung zweier kirchlicher Formen unter den Proteſtanten, vorzüglich, wie bekannt, von der Abendmahlslehre aus. Bei einer Betrachtung, die die Bildung kirchlicher Form nur in großen, geſchichtlichen Umriſſen feſthalten ſoll, die, wenn ſie ihre eigentliche Bedeutung nicht aufgeben will, ſich beſonders von den herrſchenden ſtreitigen Momenten der ſinnlichen Gegenwart entfernt halten muß, iſt es ziemlich, dieſen Gegenſtand in ſeiner geſchichtlichen Objectivität aufzufaſſen.

Sekten nennen wir diejenigen Bildungsformen der Gemeinden, die, ohne eine geſchichtliche Baſe, alſo willkürlich, von der geſchichtlich entſprungenen und mit allen, in der Zeit innig verwebten, Bildungsmomenten getrennt, eine gemeinſchaftliche, d. h. religiöſe Vereinigung für ſich ſuchen.— Separatiſten nennen wir diejenigen, die innerhalb einer beſtehenden kirchlichen Gemeinde ſich von dieſer und ihrem Gottesdienſte ausſcheiden. Dem gereinigten chriſtlichen Bewußtſein iſt die Geſchichte, als ſolche, eben ſo wohl eine Offenbarung Gottes, wie die Natur, ja, beide in ihrer Einheit die einzig wahren. Eine jede wahre geſchichtliche Form, ſei es im Staate, noch mehr in dem Innern der Geſchichte, in der Religion, hat ſelbſt in ihren Irrthümern eine lebendige Bedeutung, d. h. was Irrthum und Beſchränktheit in ihr iſt, muß ſie, das Weſen der Form feſthaltend, in ſich überwinden. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, ſo lange der Katholicismus eine geſchichtliche Bedeutung erhält, ſeine abgeſonderte Form Schätze religiöſer Art einſchließt, die nur in ihr ausgebildet werden können. Wenn wir die lutheriſche Kirche in ihrer Eigenthümlichkeit (wenn auch die Elemente des Gegenſatzes nicht bis zur völligen Einheit durchgebildet ſind) als die eigentlichſte religiöſe Gegenwart betrachten, ſo müſſen wir dennoch geſtehen, daß diejenige kirchliche Form, die, als die lutheriſche Kirche, von dem überwiegend ſinnlichen Katholicismus ausſchied, ſich von dieſem ſonderte, in ihrer unruhigen Beweglichkeit, ja, ſelbſt bis da, wo der Rationalismus durch eine abſolute Abſtraction ſich rein von der Poſitivität der Kirche trennte, um ſich aus dem reinen Gedanken wieder zu erzeugen, ebenfalls religiöſe Momente beſitzt, die ſich nur in dieſer Form auszubilden vermochten. Die Zeit iſt aus der geiſtigen Richtung der Geſchichte, die die wahre Gewalt beſitzt, verſchwunden, in welcher Sonderungen dieſer Art gefährliche Kämpfe und Verfolgungen hervorriefen; und wo dieſe wieder hervorzutreten ſcheinen, entſtehen ſie nur aus vorübergehenden Irrthümern, die, an erſcheinenden ſterblichen Perſönlichkeiten haftend, keine geſchichtliche Bedeutung erhalten. Die eigentliche, nicht bloß politiſche, ſondern auch religiöſe Bedeutung der Zeit, die fröhlich keimende geiſtige Freiheit derſelben, erhält ſich durch eine wechſelſeitige Verſtändigung lebendiger Eigenthümlichkeiten, die, wenn auch lange noch durch Kämpfe und Verirrungen allerlei Art verzögert und gehemmt, dennoch immer reiner, immer geſünder ſich ausbilden werden. Sowohl, wenn von Völkern, wie, wenn von Perſönlichkeiten, am allermeiſten aber, wenn von echt geſchichtlicher kirchlicher Form die Rede iſt, erkennen wir nur die lebendige Wahrheit da, wo die geſchichtlichen Eigenthümlichkeiten, ſich wechſelſeitig beſtätigend, ſich in ſich ründen und mit Gott aus ſich, ſich frei geſtalten.

b) Gebet und Geſang.

Das zweite weſentliche Element der Kirche nannten wir Gebet und Geſang. Der ganze Gottesdienſt iſt ein fortdauerndes Gebet. Es iſt ein ſtummes, wenn alle vereinigte Perſonen der Gemeinde, in ſich verſunken, eine jede für ſich, in der gemeinſchaftlichen unſichtbaren Kirche ſich verlieren. Daher die große Gewalt des ſtummen Gebets. Es iſt der Geiſt der Gemeinde, der durch den Tempel ſchreitet, es iſt die Gegenwart des Heilandes, der jederzeit da iſt, wo Chriſten in ſeinem Namen verſammelt ſind, der den heiligſten Moment weiht.

Der Geſang iſt aber das gemeinſchaftliche Gebet, wie die Muſik die gemeinſchaftliche Sprache, die alle Verſchiedenheit der Sprachen in ſich aufnimmt, und alle Worte, wie ſie ſich eigenthümlich verbinden, in einer jeden Perſon, zu einem gemeinſchaftlichen Verſtändniſſe verklärt. Die Muſik, wie ſie die Sprache belebt und hebt, hat ihre tiefſte Bedeutung dadurch, daß durch ſie die höchſte Organiſation, die alle Perſönlichkeiten als Organe in ſich aufnimmt, auf eine lebendige Weiſe laut wird. Der Geſang ſchließt die innerſte Wahrheit der Perſönlichkeit auf; und wie die Urgeſtalt ſich ſtumm regt in der Perſönlichkeit, wenn die Züge durch Andacht, durch Liebe, durch reine Contemplation, durch feſten Entſchluß rein ſittlicher Art, d. h. von dem göttlichen Willen durchdrungen, ſich verklären, ſo enthält der wahre kirchliche Geſang den laut gewordenen Moment der Einheit aller Perſönlichkeiten, die eine jede in die höhere göttliche Einheit ſetzt. Es iſt die in höhere Bewegung geſetzte Sinnlichkeit in allen ihren Richtungen. Es ſind die Pulsſchläge eines höheren Lebens, welches, ſich entwickelnd und mit hartem Widerſtande kämpfend, Zeiten und Epochen der Geſchichte langſam ausbildet, die ſich in der werdenden Organiſation der Muſik zuſammendrängen und finden. Daher ſpricht die Urgeſtalt und reißt ſich von den Worten der Sprache los, die alle Gedanken an die Bedingungen eines ſinnlich erſcheinenden Lebens feſſeln. Daher die tiefe Erſchütterung, die Choräle, rein geſungen, hervorrufen. Sie löſen das Daſein im Innerſten, die Feſſeln, die die Perſonen trennen und feindlich gegen einander ſtellen, ſind verſchwunden. Alle Perſonen verſtändigen ſich im Innerſten; und aus der tiefen, über aller Erſcheinung liegenden Wurzel aller Sprachen bricht ein gemeinſchaftliches Gewächs hervor, welches die grünen Blätter der Hoffnung, die Blütendüfte der Verheißung aus ſich entwickelt. Nur ein chriſtliches Gemüth kennt die innerſte heilige Wahrheit der Muſik. Alle Tiefe, alle Bedeutung erhält die Muſik durch das Chriſtenthum. Diejenige Ausbildung der Kirche, die die Perſönlichkeit frei machte, indem ſie alle Wahrheit des Daſeins zur liebenden Geſinnung ſteigerte, veredelte zugleich die Muſik, ſo daß, indem die plaſtiſche Kunſt die des Alterthums war, wie ſie in allen Zeiten lebt, indem die Malerei die beweglich gewordene Plaſtik genannt werden muß, das Innerſte des Chriſtenthums aus der, in ihrer Beweglichkeit als ein Ganzes ſich faſſenden, Sinnlichkeit hervorblickt. So iſt die Muſik, als wahre Kunſt, in ihrer eigentlichſten Tiefe aus der erneuerten Kirche hervorgegangen. Es giebt keine geſchichtliche Geſtaltung, die auf entſchiedenere Weiſe die Leerheit der bloßen Abſtraction abweiſt, als dieſe.

Eben daher iſt aber der Geſang in ſeinem heiligſten Mittelpunkte, als weſentliches Element des Gottesdienſtes, nothwendig ein gemeinſchaftlicher der ganzen Gemeinde. Daß dieſer ſich rein ausbilde, daß er, als Kunſt im edelſten Sinne, ſich aus der gottesdienſtlichen Feierlichkeit geſtalte, iſt kein bloß äußerliches (etwa ſinnliches) Bedürfniß der gottesdienſtlichen Feierlichkeit. Das in ſich klare chriſtliche Bewußtſein fordert eine unbedingte Unterwerfung unter das tiefe, ja tiefſte aller Naturgeſetze, in und mit welchem allein dieſe bewegliche Organiſation ihre harmoniſche Einheit zu entwickeln vermag. Die rauhen und unharmoniſchen Töne, die wir nur zu oft in unſeren Kirchen hören, entſtehn nur daher, daß ſo viele, durch die Beſchränktheit der religiöſen Erkenntniß, Unfreie in der

Gemeinde leben. Der Geſang iſt ihnen ein Werk, und ſie glauben laut ſingen zu müſſen, um von Gott gehört zu werden. Um dieſe Vereinzelung der Perſon und ihrer Töne zu verdrängen, trennte die katholiſche Kirche, wie die Kleriker von den Laien, ſo den Geſang von der Gemeinde. Aber es iſt ein weſentliches Element der erneuerten Kirche, daß der Geſang aus der Gemeinde heraustöne, daß das gemeinſchaftliche Gebet durch ihn ſeine Weihe erhalte. Wie die Kirche die Geſchichte in allen ihren Verhältniſſen umfaßt, die Geſchichte in der Geſchichte iſt, ſo iſt auch die kirchliche Muſik das Heiligthum der ganzen Kunſt in allen ihren Geſtalten. Ihr geweiht mögen auch die mannigfaltigen Richtungen, in welchen die Muſik ſich frei ausbilden kann und ſoll, ſelbſtändige Compoſitionen kirchlicher Gegenſtände, wie wir ſie durch Bach, durch Händel, durch Mendelsſohn erhalten haben, in die Kirche hineintreten, aber ſie erhalten ihre Weihe durch den Gottesdienſt, weihen ihn nicht. Daher dürfen ſolche Compoſitionen, überhaupt eine von der Gemeinde getrennte Muſik, nicht als weſentliche Elemente der gottesdienſtlichen Feierlichkeit betrachtet werden.

c) Predigt.

Nur eine Perſon tritt im Auftrage aller hervor, es iſt der Prediger; und wir betrachten jetzt die Predigt als das dritte weſentliche Element der Kirche.

Es treten hier Verhältniſſe hervor, die wir überhaupt nur kurz zu erwähnen nöthig finden, weil ſie (die abſolute Realität der Kirche vorausgeſetzt) von ſelbſt einleuchten. Indem wir nämlich das Predigtamt zum Gegenſtande unſerer Unterſuchung machen, ſchließt ſich das Ende derſelben dem Anfange an.

Die Kirche enthält freilich in ſich das göttliche Lebensprincip, welches das ganze Daſein umfaßt und der Entwikkelung zur Seligkeit entgegenführt. Aber, inſofern ſie in einer beſtimmten Zeit erſcheint, muß ſie ganz beſtimmte erſcheinende, alſo mit Widerſprüchen behaftete, Gegenſätze vorfinden, die eben in ihr als Widerſprüche gehoben, als Gegenſätze in die Einheit geſetzt werden ſollen. Dieſe ſind, in ihrer größten Allgemeinheit, als der Gegenſatz zwiſchen einem chriſtlichen und dem weltlichen Bewußtſein bezeichnet. Der Prediger, ſeiner Idee nach, iſt ein ſolcher, in welchem jener Gegenſatz entweder gar nicht hervortritt, was in unſern Tagen kaum möglich ſcheint, oder ein ſolcher, in welchem das chriſtliche Bewußtſein, nach einem größeren oder geringeren Kampfe, jenen Gegenſatz überwunden hat. Nur, nachdem dieſer Sieg errungen iſt, wird die Eigenthümlichkeit einer in ihm lebendig gewordenen kirchlichen Form ſeinen Ruf beſtimmen; da in einer jeden derſelben die ganze Kirche ruht, ſo wird dieſer Ruf durch den Prediger, der das klare Bewußtſein der Kirche in ſich ſelber repräſentirt, in die Eigenthümlichkeit der Form einen reinigenden Moment hineinbilden, welcher zu gleicher Zeit ein beſtätigender für alle wird. Aus der innerſten Eigenthümlichkeit der kirchlichen Form ſelber erzeugt ſich alſo der Prediger. Er ſucht in ſich das reinigende Element der eigenthümlichen kirchlichen Form auszubilden und weiß, daß er dieſes nicht vermag, weder durch ſich ſelbſt, inſofern er erſcheint, noch durch irgend ein äußeres Mittel der Erſcheinung, ſondern nur durch die Leitung des Geiſtes, der ſeine Kirche lenkt und ihrer reinen göttlichen Entwickelung entgegenführt. Aber die Offenbarung dieſes Geiſtes ſpricht ſich als eine, das ganze Daſein in allen ſeinen Momenten umfaſſende aus, d. h. als eine wiſſenſchaftliche. Wo nun, durch die göttliche

Gnade, das Weltbewußtſein ſeine Befriedigung in ſich ſelber gefunden hat, da lebt es ganz in der heiligen Schrift, und bewegt ſich in der Welt, die ihre Realität aus der Offenbarung ſchöpft. Dieſe geſchichtliche Bildung rein geiſtiger und religiöſer Art erzeugt eine eigene Wiſſenſchaft der unabläßigen Forſchung, die ganz ſich der geiſtigen Welt der Offenbarung hingiebt, nicht allein, wie ſie urſprünglich laut ward, ſondern auch, wie ſie von dieſer Zeit an geiſtig das chriſtliche Bewußtſein durch alle Hemmungen der Erſcheinung hindurch, immer mehr läuterte und in ſich aufklärte. Aus dieſem wiſſenſchaftlichen Inſtitute allein, welches den inneren geiſtigen Kampf mit der Geſchichte beſtanden, und durch Forſchung in ſich geſtärkt iſt, kann das Predigeramt entſtehen. Es muß vorausgeſetzt werden, daß in einer jeden kirchlichen Form, immitten der Verirrungen der Erſcheinung, ein belebender Geiſt herrſche, der, obgleich in den Mitgliedern getrübt, dennoch das Ganze der kirchlichen Form leitet. Daher das Recht der Kirche, ihre Prediger ſelbſt zu berufen. Aber die Kirche tritt in der Erſcheinung hervor, ſie iſt nur die innere wahre Beſtätigung der geſchichtlichen Ordnung, die durch eine göttliche Fügung im Staate herrſcht. Daher fordert die Kirche ihre Beſtätigung durch den Staat, ſo wie dieſer ſeine innerſte Beſtätigung in der Kirche findet. Der durch die Gemeinde berufene Prediger muß daher ſeine Beſtätigung finden durch den Staat, ſo wie jenes wiſſenſchaftliche Inſtitut, aus welchem er ſeine Bildung erhält. Ein Staat, wahrhaft in ſich geordnet, hat daher eine herrſchende kirchliche Form, in und durch welche die Ordnung des Staates ihre innerſte Wahrheit und Bedeutung findet. In der Geſchichte aber, inſofern ſie ſich in der Sinnlichkeit entwickelt, kann niemals jene Einheit des Staats und der eigenthümlichen Kirche ſo zuſammenfallen, daß dieſe das abſolut Beſtätigende ſeiner Inſtitutionen in allen Richtungen iſt; obgleich der Staat es erkennt, daß er nur dann ſeine innerſte Wahrheit gefunden hat, daß er nur dann durch die Freiheit aller Bürger in ſeiner Einheit auf unerſchütterliche Weiſe beſtätigt iſt. Nur am Ende der Tage, wenn die Sinnlichkeit ihr Ziel erreicht hat, werden Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat, wie alle Bürger, durch die in ſich geläuterten und ſich wechſelſeitig beſtätigenden kirchlichen Formen, in ihrer innerſten Wahrheit ſich bilden und erkennen; bis dahin iſt das göttliche Geſetz (das Recht), welches die wechſelſeitigen Störungen der kirchlichen Formen abweiſt, das durch die göttliche Zucht ordnende aller Beziehungen zwiſchen Kirche und Staat. Dieſe göttliche Ordnung wird jede wahrhaft geſchichtliche Kirche in ſich beſtätigen, und jede vorübergehende Störung als eine nichtige abweiſen.

Der Prediger nun, aus der Gemeinde geboren, durch den Geiſt, der ſie leitet, wiedergeboren, durch die Wiſſenſchaft zum feſten chriſtlichen Bewußtſein herangereift, durch den Staat beſtätigt, iſt der Diener der Kirche, und der Repräſentant der geiſtigen Ordnung derſelben in der Erſcheinung. Er kann nicht ein Herrſcher derſelben im ſinnlichen Sinne ſein, denn durch den Geiſt iſt ein jedes Mitglied der Kirche geleitet und durch den Heiland frei. Die lebendige Einheit gehört einer höheren Ordnung der Dinge zu, und wenn wir in die Kirche treten, wenn wir vor Gott verſammelt ſind, hören alle jene äußeren Unterſchiede zwiſchen Herrſcher und Untergebenen auf: die Ordnung des Staates ſoll ihre Beſtätigung durch die Kirche erhalten.

Schluß.

Wie die Theologie durch das ſiegende und in ſich ſichere Bewußtſein, welches in der Offenbarung der heiligen Schrift die Löſung aller Räthſel des Daſeins erkennt, eine eigene Welt der Forſchung erhalten hat, ſo muß ſich in der nie völlig in ſich geſchloſſenen Welt der Erſcheinung eine ihr gegenüberſtehende Richtung als ihr Supplement ausbilden, ohne welche ſie ſich in ihrer innerſten Wahrheit nicht auszubilden vermag. Das iſt diejenige, durch welche das ganze Daſein in allen ſeinen Richtungen eine höhere religiöſe Weihe erhält. Es iſt die Philoſophie. Sie ſoll das göttliche Geſetz alles Daſeins, wie es durch die Liebe beſtätigt wird, auffaſſen. Die wahre chriſtliche Philoſophie, die einzig geſchichtliche unſerer Tage, ſetzt den Sieg des chriſtlichen Bewußtſeins voraus, wie die Theologie. Beide haben denſelben Gegenſtand, beide erkennen in der göttlich bewegten und ſo ſich entwickelnden Sinnlichkeit die alleinige Realität des Ewigen und Einen; ſie beſtätigen ſich wechſelſeitig. Und wenn die Theologie ſich von der Mannigfaltigkeit des Daſeins abwendet, um in dem göttlichen Willen, wie er ſich offenbart hat, die alleinige Wahrheit aller Weſen, d. h. aller Perſönlichkeit, zu faſſen, ſo will der Philoſoph das ganze Daſein ſelber in ſeinen mannigfaltigen Formen als Ausdruck des göttlichen Willens auffaſſen. Wenn der Theologe das Mannigfaltige in dem Einen, ſo will der Philoſoph das Eine in dem Mannigfaltigen erkennen. Dieſes Eine aber iſt in beiden die Liebe, mit welcher Gott von Ewigkeit her die Welt geliebt hat, und aus welcher ſie hervorging.

Erwägen wir nun, daß Alles, was als Freiheit ſich äußert, auch göttliche Function iſt, ſo mögen wir auch die

Wahrheit und die Grenzen des menſchlichen Erkennens verſtehen. Das chriſtliche Bewußtſein bewegt ſich, wie das chriſtliche Handeln, ſeit der Herr erſchienen, in und mit ihm, dem Fleiſch-Gewordenen. Der heiligende, reinigende Geiſt leitete ſo dieſes, wie jenes, nicht, wie ſie in der Trennung erſchienen, ſondern, wie das Denken, als fortdauernde Schöpfung, und wie das Wollen, als fortdauerndes Handeln, ſich in und mit einander ausbildeten.

Allerdings iſt das Denken an ſich die göttliche Freiheit, als unbedingter Anfang; aber dieſer Anfang findet ſein Ende nicht in ſich, ſondern in dem Geiſte, als Gott, d. h. das chriſtliche Denken ergreift ſich, als (in ſich unbedingt) von einer, nur in Gott vollendeten, Entwickelung ergriffen. Wir erkennen in der Geſchichte der chriſtlichen Philoſophie jenes Bewußtſein, wie es ſich in ſich bewegte, und ein Chaos erzeugte, indem es, zwiſchen dem göttlichen Mittelpunkte, der in der Perſon, als Kern der Entwickelung, ruht, und dem All der göttlichen, in Gott vollendeten Organiſation ſchwebend, die ruhende Beſinnung nicht finden konnte. Der Menſch ſchauet das Univerſum an, d. h. mit ihm iſt das göttliche All, als ein, ſich aus ſich ſelber Fortbildendes geſetzt. In der alten Welt war dieſe Bildung in ſich ſelber gebunden, und die Weisheit der alten Welt war die Vollendung dieſer Bildung. Die Welt bewegte ſich, wie im Vorbilde der erſcheinenden Organiſation das Lebensprincip, in ſich. Als der Herr erſchienen war, fing das Bewußtſein an, ſich in Gott zu bewegen, wie auch, wenn der Menſch anfängt, innerhalb der Sinnlichkeit zu denken, der Leib ſich, nicht bloß in ſich, ſondern auch in der Welt (aus ſich ſelbſt), ſich (willkürlich) zu bewegen anfängt. Aber wie dieſe Bewegung eine Welt findet, der ſich der Menſch, als einer gegebenen, geſetzlichen, hingeben muß, ſo findet auch der unbedingte, ſich im Denken faſſende Menſch eine höhere Welt, welche zwar ganz in ihm iſt, und deren inneres unbedingtes Centrum ſich in ihm bewegt, aber als eine organiſche Function der ſchon in ſich abgeſchloſſenen göttlichen Organiſation. Erſt wenn wir mit dieſer leben, handeln und ſchaffen, denken wir auch mit ihr, und ſie iſt in einem jeden Organe gebunden und frei zugleich.

Daher iſt der Anfang der Philoſophie nicht in einer abſoluten Abſtraction, die ſich innerlich ſchlechthin von dem All trennt, um es aus ſich zu erzeugen, nicht in einer abſtracten Logik, die mit dem Nichts, ſondern in der Naturphiloſophie, die mit dem All anfängt, zu ſuchen. Die Geſetze des ſinnlichen Alls, geiſtig gefaßt, nicht in ihrer abſtracten Allgemeinheit, ſondern, wie ſie, der fernen, uns entfremdeten Unendlichkeit zugewandt, dennoch die Realität der Perſönlichkeit in ſich tragen, als lebendige Natur — verbergen in ſich die Geſetze des Geiſtes; und das Denken iſt in der Logik des abſoluten Denkens in einer eben ſo abſtracten, leeren Allgemeinheit, wie das Wollen durch Fichte's, in das conſtruirende Bewußtſein aufgenommene, abſtracte Sittengeſetz, wie die Schönheit in der ruhenden Form der abſoluten Identität, ohne die Bewegung durch die Liebe, aufgefaßt. Wie dieſes keinen Uebergang zum Handeln, in und mit welchem es verwirklicht iſt, ſo kann auch jenes keinen Uebergang finden zur Wirklichkeit der Natur. Daher die völlig dürftige Allgemeinheit der Natuphiloſophie des abſoluten Denkens. Aber ein Denken, welches mit der Natur denkt, wird ſich auch nicht von der lebendigen Geſchichte trennen, es wird ſich in und mit ihr entwickeln, als Stadium ihrer göttlichen Bewegung.

So iſt die Religionsphiloſophie nicht Philoſophie im ſtrengſten Sinne, aber die nothwendige Propädeutik derſelben an die Stelle der Pſychologie, wie der Phänomenologie zu ſetzen. Das chriſtliche Bewußtſein muß den Reichthum ſeiner göttlichen Gabe, ſeinen Beſitz ergreifen, dann wird es auch das Erkennen als göttliche Gnade huldigen, ſeinen Beſitz in Eigenthum verwandeln.

Auch Braniß, der unter allen jüngeren Philoſophen dieſes am klarſten einſah, würde uns weiter gefördert haben, wenn er uns in die Mitte des chriſtlichen Bewußtſeins verſetzt und uns von der anorganiſchen einſeitigen Richtung befreit hätte, die durch Kant ſich eröffnete und uns freilich den Weg bahnte, doch nur, wie wir in der abſtracten Natur der äußeren Unendlichkeit die zerſtreuten Elemente des keimenden Lebens erkennen. Ein neuer Anfang iſt daher erforderlich, der vereinigen muß, was, in jener Zerſtreuung (als ſinnliches Erkennen, als Freiheit, Schönheit und lebendige Zweckmäßigkeit) auseinander liegend, ſeinen lebendigen Ausgangspunkt nicht in ſich finden kann.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 5, Zeile 4, muß hinter Sinnlichkeit anſtatt Semikolon ein Punctum ſtehen.

— 34 — 2, ſtatt verallgemeinerten, lies verallgemeinernden.

— — — 8, ſtatt willkürliche, lies freie.

— — — 16, ſtatt erzeugt, lies erzeigt.

— 56 — 11, v. u., ſtatt der Perſon, lies aller Perſonen.

— 88 — 1, ſtatt dieſer, lies ihr.

— 106 — 1, wird ſondern ausgelöſcht.

— 113 — 1, ſtatt gefunden, lies Untergang gefunden

— 164 — 11, ſtatt ganz, lies ganz in uns.

— 279 — 4, v. u., ſtatt wahre, lies wache.

— 295 — 8, ſtatt iſt, lies ſind.

— 348, lies in der Ueberſchrift B ſtatt C.

— 359 Z. 13, ſtatt verbreitet, lies vorbereitet.

FARBEN-KUGEL

oder

Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander, und ihrer vollständigen Affinität,

mit angehängtem

Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben.

Von

Philipp Otto Runge, Mahler.

Nebst einer Abhandlung

über die Bedeutung der Farben in der Natur,

von Hrn. Prof. Henrik Steffens in Halle.

Mit einem Kupfer, und einer beygelegten Farbentafel.

Hamburg,
bey Friedrich Perthes.
1810.

Vorbericht.

Die Figuren in diesem Büchlein, welche die Construction des Kugelverhältnisses anschaulich machen sollen, endigen mit der Kugel selbst, welche, colorirt, nach zwey perspectivischen Aufriſsen, und mit zwey Durchschnitten, auf der Kupfertafel dargestellt ist. Von dieser Abbildung, da sie so wie die übrigen Figuren nur der Vorstellung zu Hülfe kommen soll, wird man nicht verlangen, daſs alle Mischungen so bestimmt und klar erscheinen, als davon in der wörtlichen Construction die Rede ist; auch hätte eine sorgfältigere Ausführung der Illumination, wenn sie nicht gar hier am Orte unmöglich gewesen wäre, nur die Herausgabe des Werkes verspätet und vertheuert; und obschon die Vorstellung des Verhältnisses für jedermann sehr an Klarheit gewinnen müſste, wenn an einer wirklichen Kugel, und verschiedenen Kugelabschnitten, die Farben in ihren Mischungen und Nuancen nach dieser Construction aufgetragen würden, so wird man doch auch schon nach gegenwärtiger Kupfertafel deutlicher begreifen können, was gemeynt ist.

Bey den Farben-Zusammenstellungen auf der anderen Tafel, sind mit Vorbedacht lauter undurchsichtige oder Deckfarben angewandt, wenn man selbige gleich auf andere Weise brillanter hätte haben können; es sollte vom Unterschied des Materials ganz abgesehen, und bloſs das Verhältniſs des Farbeneindrucks an und für sich in Betracht gezogen werden, dieses konnte nicht so abgesondert statt finden, wenn die Verschiedenartigkeit des Materials mit in

Collision getreten wäre. Will man jedoch die Effecte etwas lebhafter empfinden, so könnte man statt des gefärbten Papieres Taffent- oder Atlasbänder wählen.

Anstatt diese Zusammenstellungen, eine jede an ihren Ort, im Contexte meiner Schrift selbst einzuschalten, schien es den Vorzug zu verdienen, sie insgesammt in gegenwärtiger Folge auf einer Tafel darzustellen, weil, was in den verschiedenen Abschnitten erörtert wird, itzo dem Blicke wieder in einer Figur anspricht. Das Störende aber, was aus der Zusammenstellung des Ganzen für die Betrachtung eines einzelnen Effectes entstehen muſs, wird dadurch gehoben, daſs die Tafel nicht angeheftet ist, und man das Buch selbst dazu anwenden kann, die störenden Zusammenstellungen zuzudecken.

Der Abhandlung meines Freundes Steffens verdanken wir den Blick in eine Fülle der herrlichsten Erscheinungen in der Natur; und ich würde glauben ein erfreuliches Ziel erreicht zu haben, wenn mein kleines Werk zur ruhigen Ueberschauung aller dieser interessanten Phänomene einiges beyzutragen im Stande gewesen wäre.

P. O. Runge.

* * *

So natürlich, ja unumgänglich es scheint, die regelmäſsigen Resultate, welche beym Vermischen färbender Materialien uns in die Augen fallen, an den Theorieen des Lichts, oder der Entstehung der Farben, zu vergleichen und zu prüfen, und eine Lehre, einen wissenschaftlichen Unterricht für den Mahler, von den Theoremen oder Hypothesen herzuleiten, aus welchem demnächst fruchtbare Regeln erwachsen könnten, so ist doch bekannt, wie hülflos den Künstler die aufgestellte Wissenschaft gelassen hat, wenn die bestehenden Verhältnisse farbiger Substanzen Wirkungen erzeugten, die aus der bloſsen Brechung des Lichtstrahles nicht zu erklären waren.

Wenn erwogen wird, wie neben einer richtigen Erkenntniſs der Formen des menschlichen Cörpers, und ihrer Maaſsverhältnisse, dem Mahler auch die Einsicht in die Perspectiv vonnöthen ist, wodurch Gröſse und Ort in Hinsicht ihrer Erscheinung den Gestalten bestimmt wird; nicht weniger die Kenntniſs von der Richtung der Lichtstrahlen, so wie ihrer Brechung und Zurückwirkung, damit es möglich werde, die Gegenstände rund, und in einem räumlichen Verhältniſs erscheinend, darzustellen: so gesellet sich unmittelbar die Betrachtung hinzu, daſs alle Dinge auch ihre Farben haben, und die Farben in manchen Zusammenstellungen einen angenehmen, in anderen aber einen widrigen Eindruck machen, endlich, daſs dieselben durch Vermischung, entweder andere erzeugen, oder sich auflösen.

Beruhet aber die Wissenschaft der Zeichnung, in welcher sich die Kenntniſs von der Form, der Proportion, von den perspectivischen Verhältnissen, und der Beleuchtung der Gegenstände vereinigen, wesentlich auf Entdeckung der Gesetze, nach welchen die Gegenstände dem Auge sichtbar werden, mit nichten aber auf Erkenntniſs der Körper oder ihrer Formen an und für sich; so möchten wir, wenn unsere Aufmerksamkeit sich nun auf die Farben lenkt, auf ähnliche Weise streben, die Verhältnisse der gegebenen Farben zu einander, sowohl in ihrer Reinheit als nach dem Gesetze wornach ihre Mischungen vorzugehen scheinen, zu erforschen, um die Eindrücke, welche ihre Zusammenstellungen auf uns machten, und die veränderten Erscheinungen, welche aus ihren Mischungen entstehen, bestimmt ausfinden, und jedesmahl mit unserem Material wiedergeben zu können.

Diese Erkenntniſs kann daher angesehen werden als ganz abgesondert von der Wissenschaft, wie durch das Licht die Farben entstehen; indem wir vielmehr die Farbe als eine gegebene ja selbstständige Erscheinung, und in Verhältnissen zum Licht und zur Finsterniſs, zu hell und dunkel, zu weiſs und schwarz, betrachten und so begreifen möchten. Gelangten wir auf diesem practischen Wege, von einem so entgegengesetzten Standpuncte, endlich auf einerley Resultat mit dem Lehrer der Theorie des Lichts, so würde es nur desto gewinnvoller seyn.

Es ist einleuchtend, daſs alle reinen Farben, unter und von welchen eine Zusammenstellung möglich ist, auch die Gesammtzahl der Elemente aller und jeder Mischungen ausmachen müssen. Dieser Elemente sind fünfe: weiſs, schwarz, blau, gelb, roth; auſser welchen nicht möglich ist, sich eine völlig unvermischte Tinctur vorzustellen.

Wir sondern aber weiſs und schwarz von den andern drey Farben (welche wir überhaupt nur Farben nennen) aus, und stellen sie in eine verschiedene, den Farben wie entgegengesetzte Classe; weil nämlich weiſs und schwarz einen bestimmten Gegensatz (den von hell und dunkel, oder Licht und Finsterniſs) nicht nur für sich allein in unserer Vorstellung bezeichnen, sondern auch in ihrer mehreren oder minderen Vermischung sowohl mit den Farben als mit allen farbigen Mischungen, das hellere oder dunklere überhaupt, durch mehr oder weniger weiſslich oder schwärzlich, vorstellen: mithin auch als hell und dunkel überhaupt, in einem allgemeinen und andern Verhältniſs zu den Farben stehen, als diese gegen sich unter einander beweisen.

Es haben öfters Bestrebungen, wiewohl nur als Versuche statt gefunden, in einer tabellarischen Form das Verhältniſs aller Mischungen zu einander darzustellen. Die Figur nun, durch welche der ganze Zusammenhang aller Verhältnisse ausgedrückt werden soll, kann nichts willkührliches, sie muſs vielmehr das Verhältniſs selbst seyn, indem solche nothwendig aus der natürlichen Neigung so wie Feindschaft, welche die Elemente zu einander äuſsern, hervorgehen muſs.

Wenn wir uns nun die drey Farben, blau, gelb, roth, eine jede in ihrem völlig reinen Zustande vorstellen; so verlangen wir, daſs das blaue weder von gelb noch von roth den geringsten Zusatz habe; so wie von dem gelben, daſs es nicht im mindesten weder ins blaue noch ins rothe spiele; auch von dem rothen, daſs es weder gelblich noch bläulich schillere. Da nun vielleicht kein vorhandenes Farbenmateriale in der gesetzten völligen Abwesenheit von aller Beymischung da ist; wenigstens aber es der Theorie zukömmt, wenn wir in den vorhandenen Farben noch eine Mischung und Mehrheit erkennen, von solcher zu abstrahiren, und jedes reine Element als eine absolute Einheit anzunehmen, so beweisen diese so gesetzten ganz mischungsfreyen Farbenpuncte eine Analogie mit dem dimensionslosen mathematischen Puncte. Und da die Qualität einer jeden der drey Farben völlig individuell, und gesondert von jeder Qualität der beyden andern ist, ich also die Differenz derselben in gleicher Gröſse setze, so formiren die drey Puncte: blau, gelb, roth, wenn ich die gleiche Differenz durch gleiche Linien ausdrücke, ein gleichseitiges Dreyeck, als den (nicht unbekannten) figürlichen Ausdruck für das Verhältniſs unter diesen drey reinen Naturkräften.

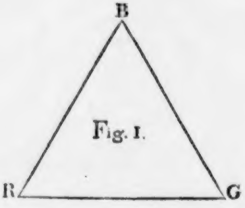


Fig. I.

Bekannt ist, daſs durch die Vermischung von blauem und gelbem, grün; von gelbem und rothem, orange, und von rothem und blauem, violett erzeugt werden, daſs aber auch, wenn z. B. in grünem das blaue stärker wirkt als gelb, sich das grüne in blau, und wenn gelb stärker darin wirkt, es sich ins gelbe abstufft oder neigt, und sich zuletzt völlig darin verliehrt. Das übereinstimmende ist mit orange der Fall, welches sich in gelb und roth neigt und verliehrt, so wie violett in roth und blau. Diese Beweglichkeit von grün, orange und violett, würde nun im Gegensatz von den drey reinen isolirten Farbenpuncten B. G. R. wenn wir uns diese als gegen einander wirkend vorstellen, als ihre Neigung von einem Puncte zum andern, durch die drey Seiten des Dreyecks ausgedrückt werden.

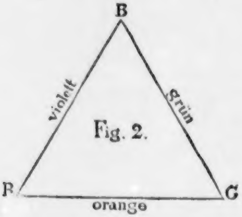


Fig. 2.

Obgleich nun, im Gegensatz von der Einheit jeder der drey Puncte B. G. R. die drey Mischungen: grün, orange, violett, jede eine Mehrheit sind, und in unzählichen Stuffen zwischen je zweyen Farben sich befinden, so wird doch, wenn zum Beyspiel B. und G. in gleicher Kraft zusammen wirken, oder sich vermischen, in dem Mittelpuncte der Linie BG grün ebensowohl als eine eigene Farbe erscheinen, die zu blau und zu gelb in gleicher Neigung und gleicher Differenz (welche in diesem besondern Verhältniſs Indifferenz wird) steht. Ebenso verhält es sich mit orange, und wiederum mit violett. Weil nun grün, orange und violett in diesen Mittel- oder abstracten Puncten mit B. G. und R. in gleicher Differenz stehen, und auf den Seiten des Dreyecks auch in gleiche Entfernung von denselben zu setzen sind, so werden sie auch in ihrem Verhältnisse unter sich in gleicher Differenz stehen, und ein gleichseitiges Dreyeck formiren, welches in dem ersteren mitten inne läge.

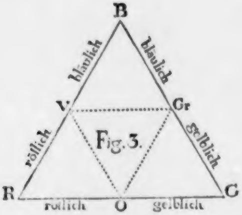


Fig. 3.

Da aber alle drey reinen Mischungspuncte Gr. O. V. sowohl, als alle sich von Gr. in B. und G. von O. in G. und R. und von V. in R. und in B. neigende Mischungen, nur aus der Zusammenwirkung je zweyer reinen Farben hervorgegangen sind, so sind sie von aller Neigung, zu jeder dritten Farbe sowohl als irgend einer sonstigen Tinctur, völlig frey.

Es ist aber vorher bestimmt worden, daſs alle Farben und reinfarbige Mischungen, zu weiſs und schwarz (zu weiſs als einer Erhellung und Schwächung, zu schwarz als einer Verdunkelung oder Trübung) in einem allgemeinen Verhältniſs stehen, und der Einwirkung derselben empfänglich sind. Es sind also die drey Puncte Gr. O. V. sowohl, als alle zwischen ihnen und den Puncten B.G.R. liegenden einfachen Mischungen, mit dem Puncte weiſs nach der einen, und schwarz nach der anderen Seite, (als zwey vollkommenen Gegensätzen) in derselben Differenz, und mithin alle in dieselbe Entfernung von weiſs wie von schwarz zu setzen, in welcher die drey Puncte B.G.R. von ebendenselben (nämlich von weiſs und von schwarz) stehen; da wir gleiche Differenz unter Naturkräften durch gleiche Linien (Entfernungen) auszudrücken zur Regel angenommen haben.

Diese allgemein gleiche Entfernung aber von zwey verschiedenen Puncten, können wir unter keiner andern Figur uns vorstellen, als wenn wir die Totalität aller reinen Farben und ihrer einfachen Mischungen (nämlich die drey Puncte B. G. R. sowohl, als Gr. O. V. mit ihrer ganzen Neigung in die einfachen Farben,) eine vollkommene Creislinie bildend annehmen; innerhalb welcher die beyden gleichseitigen Dreyecke BGR und GrOV zusammen ein gleichseitiges Sechseck ausmachen, und zu welcher weiſs und schwarz, oder die zwey Puncte W. und S. wie auſserhalb der Creisfläche liegende Pole sich verhalten, deren Entfernung von einander WS als eine Linie (Achse) anzunehmen ist, welche durch das Centrum des Creises geht.

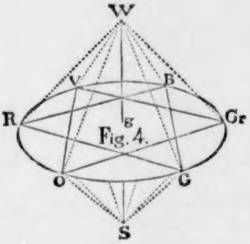


Fig. 4.

Es ist daher das zweyte Dreyeck GrOV eben so groſs wie das erstere BGR anzunehmen, und man wird sich izt die Totalität aller grünen, orangen und violetten Mischungen in ihrer wahren Richtung so vorstellen können, als wenn das Dreyeck GrOV sich um die Achse WS zwischen den Puncten B.G.R. hin und her bewegte, und so den ganzen Creis bildete.

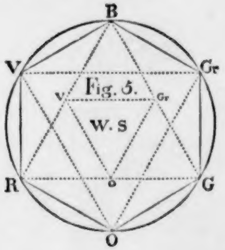


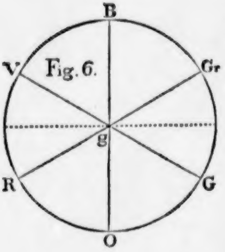
Fig. 5.

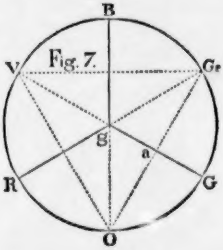
Beyde Dreyecke, oder das vorhin (Fig. 4.) aufgestellte gleichseitige

Sechseck, enthalten, in der Folge: blau, grün, gelb, orange, roth, violett, die sogenannten sieben Farben des Regenbogens; wenn man violett in bläuliches und röthliches an beyden Seiten des Regenbogens zertrennt, annimmt. Und so enthält der Übergang und Umfang des ganzen Creises, alle reinfarbigen Mischungen, und die reinen Farben selbst.

Wie grün durch die Vermischung von blau und gelb erzeugt wird, so entsteht durch die Vermischung von weiſsem und schwarzem, grau; welches sich in weiſslicher und schwärzlicher Neigung auf der Linie zwischen diesen beyden Puncten abstufft, und auf der einen Seite in weiſs, wie auf der anderen Seite in schwarz, sich verliehrt. Im Mittel aber, wo die beyden Kräfte in gleicher Stärke gegen einander wirken, wird der Punct seyn, wo dasselbe als ein völlig gleichgültiges grau, in gleicher Differenz und gleicher Neigung zu schwarz wie zu weiſs steht; welcher Punct, unserer Configuration gemäſs, eben derselbe ist, auf welchem die Linie WS die Fläche des Farbencreises berührt und schneidet.

In dem Farbencreise sind, wie wir gezeigt haben, die drey abstracten Puncte des grünen, orangen und violetten, welche das Dreyeck GrOV bilden, die Producte von je zweyen reinen Elementarfarben, welche sich in diesen Puncten in gleicher Kraft innigst vereinigt und durchdrungen haben. Wenn wir aber zu dem reinen grün, als dem Producte aus gelb und blau, die dritte Farbe, roth, im geringsten zumischen, so erfahren wir, daſs diese den heitern Schein des grünen bloſs zerstört und beschmutzt, ohne solchem einen rothen Schein mitzutheilen. Es wird also grün durch eine stärkere Beymischung von roth, in einen völlig farblosen Schmutz, oder in grau, aufgelöset; welches nur erst durch noch stärkere Beymischung einen rothen Schein annimmt. Diese Auflösung aller farbigen Erscheinung ist die Folge von der gleich starken Zusammenwirkung aller drey reinen Farben. Denn es werde blau mit orange vermischt, so lösen beyde sich eben sowohl in dasselbe farblose grau auf; so wie auch gelb mit violett. Wie wir uns denn auch ein röthliches grün, ein bläulich orange, oder ein gelblich violett, so wenig vorstellen können, als einen östlichen West, oder einen südlichen Nord. Da nun die drey reinen individuellen Qualitäten B. G. R. wenn sie in gleicher Kraft zusammen wirken, alle Individualität völlig verliehren, und in eine absolute Allgemeinheit aufgelöset werden; die Individualitäten von B. G. R. aber, in allen einfachen Mischungen des ganzen Farbencreises in vollkommener Wirksamkeit erscheinen: so sind diese einfachen Mischungen sowohl, als die drey reinen Farben, in gleicher Differenz mit der absoluten Allgemeinheit des farblosen Punctes; welcher daher, in gleicher Entfernung von jedem Puncte des ganzen Umcreises stehend, der Mittelpunct des Creises ist. In demselben lösen sich auch alle diametral entgegenstehenden Farben und Mischungen auf; indem in jedem Diameter des Creises alle drey reinen Farben gleich wirkend sind. Denn wenn (Fig. 6.) der Punct Gr. näher an G. gerückt, und auf der gegenüber liegenden Seite roth (R.) sich in ein röthliches violett (oder zu B.) neigt, so ist B. ins rothe um eben soviel hineingerückt, als Gr. dem Blauen entzogen wurde.





Zugleich ist hier noch anzumerken, daſs in demselben Verhältnisse des gleichseitigen Dreyeckes, welches B. G. und R. gegen einander beweisen, und wie diese dreye sich im Mittelpuncte auflösen, sich auch alle, in dem ganzen Umcreise, in einem gleichseitigen Dreyeck gegen einander stehenden Mischungen auf dieselbe Weise gegen einander verhalten. Denn Gr. und O. werden sich, da in beyden G. sowohl mit B. als mit R. zu gleichen Theilen wirkt, durch ihre Vermischung in ein gelbliches grau verwandeln, welches sich zu gelb (G.) verhalten wird, wie der Punct a. (Fig. 7.) zu dem Mittelpunct g. Welcher Punct a. eben sowohl das Mittel der Linie Gg ist, als sich daselbst die Qualität G. in der Vermischung von Gr. und O. in doppelter Quantität oder Kraft befunden hat, wie B. und R. jedes einzeln. Es wird also, wenn zu Gr. und O. noch V. hinzukommt, das Gleichgewicht von B. G. und R. wiederhergestellt. Eben so verhält es sich mit jedem gleichseitigen Dreyecke, welches der Peripherie anzulegen möglich ist; das Product desselben wird immer die totale Auflösung aller farbigen Erscheinung seyn.

Wir schlieſsen nun: da weiſs (W.) in gleicher Differenz mit jeder der drey Farben B.G.R. und in gleicher Neigung zu allen dreyen stehet, und da schwarz (S.) in gleichem Verhältniſs sich befindet: so sey irgend ein Punct der Neigung beyder Pole zu einander auf der ganzen Linie WS, und unter diesen auch der Mittelpunct g. eben dieser Linie, für sich ebenfalls in gleicher Differenz mit jedem der drey Farbenpuncte B.G.R. und in gleicher Neigung zu allen dreyen zu setzen.

Da ferner die drey Farben B.G.R. in gleicher Differenz mit W. und S. und in gleicher Neigung zu eben diesen stehen; so muſs auch der Mittelpunct g. der Farbenscheibe, in welchem jene dreye ihre Individualitäten durch gleiche Wirksamkeit eingebüſst haben, in gleicher Neigung zu W. wie zu S. und in gleicher Differenz mit eben diesen stehen. Folglich, da diese beyden Puncte g. (der Mittelpunct von W. und S. und der Mittelpunct des Dreyecks BGR) schon mathematisch angesehen in eins zusammenfielen, gehet izt, daſs beyde nur einer und derselbe seyn können, auch aus der gleichen Neigung in demselben zu allen fünf Elementen, durch die gleichmäſsige Wirksamkeit derselben in diesem Puncte, hervor; so wie aus der gleichen Differenz eine vollkommene Indifferenz; in welcher alle individuelle Qualitäten sich aufgelöset haben, und also nur die bloſsen Quantitäten ihrer materialen Substanz, in einer Summe übrigbleiben können.

Dieser Punct ist also, da er in gleicher Differenz mit allen fünf Elementen steht, als der allgemeine Mittelpunct von allen anzusehen.

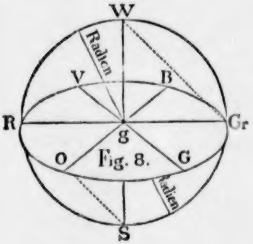


Fig. 8.

Alle Mischungen, welche aus der Neigung irgend eines Punctes von dem ganzen Farbencreise in weiſs oder in schwarz hervorgehen, (eine Neigung die allen diesen Puncten gemein ist) werden sich in allmähligen Abstuffungen nach W. und nach S. verliehren; und müssen, (da alle nur das Product je zweyer reiner Farben sind, und sich als solche bloſs zu weiſs oder zu schwarz neigen) als ganz frey von Zumischung einer dritten Farbe gedacht werden. Sie sind also in jedem Puncte ihrer Neigung in derselben Differenz von dem Mittelpuncte g. als der Zusammenwirkung dreyer Farben, (oder vielmehr als der Nichterscheinung aller Individualität der Elemente, im Gegensatze von der deutlichen Zusammenwirkung und Erscheinung in den ebengedachten Mischungen) und bilden mithin, da die Differenzen aller Puncte ihrer Neigungen (zu W. oder S.) mit dem Mittelpuncte g. Radien ausmachen, lauter in die Pole W. und S. ablaufende Bogenlinien oder Quadranten. Wodurch denn das ganze Verhältniſs aller fünf Elemente zu einander, durch ihre Differenzen und durch ihre Neigungen, die vollkommene Kugelfigur formirt; deren Oberfläche alle fünf Elemente, und diejenigen Mischungen derselben enthält, welche in freundlicher Neigung der Qualitäten zu einander erzeugt werden; und nach deren Mittelpuncte zu, alle Nüancen der Oberfläche in gleicher Stuffenfolge sich in ein völlig gleichgültiges grau auflösen: in Verhältnissen, wie ferne sie mit gleicher oder ungleicher Wirksamkeit der gesammten Elemente sich berührt haben. So wie überhaupt in jeder Bildung, die Gröſse aus der Differenz, und die Form aus der Neigung der Elemente zu einander, hervorgeht.

Man wird izt, wenn man sich die Farbenkugel (wobey die gedoppelt beygefügte Abbildung, von dem weiſsen, wie von dem schwarzen Pole herabgesehen, zur Vergleichung dienen möge) von der Oberfläche bis zum Mittelpuncte in gleichmäſsiger Wirksamkeit durchdrungen vorstellt, die gleichfalls hiebey abgebildeten beyden Scheiben, die eine als einen Durchschnitt im Aequator (als die Farbenscheibe,) die andere aber durch beyde Pole geführt (in der Richtung, daſs im Aequator roth und grün (R. und Gr.) die beyden Endpuncte des Diameters ausmachen) zu erkennen im Stande seyn. Wie ich denn auch nicht zweifle, daſs man nach diesem Schema, sich die auf willkührliche Weise zwölffach eingetheilte Oberfläche leicht als einen völligen Übergang wird denken können.

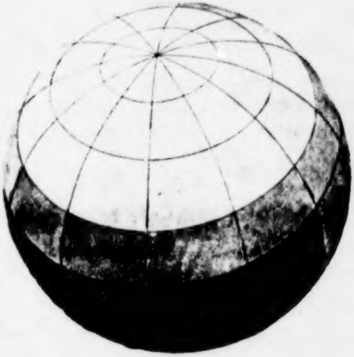
Leicht ist nun einzusehen, daſs auf gleiche Weise jeder Abschnitt, welcher parallel mit dem Aequator geführt würde, in demselben Verhältniſs einen schwarzgrauen Mittelpunct zeigen müſste, wie derselbe nach dem schwarzen, so wie einen weiſsgrauen, wie er nach dem weiſsen Pole hin geschähe.

So würden auch in allen Durchschnitten durch die Pole, welche im Aequator die Richtung eines verschiedenen Diameters zeigten, auf die gleiche Weise sich die Farben beym Zutreffen auf die Linie WS in grau zerstören.

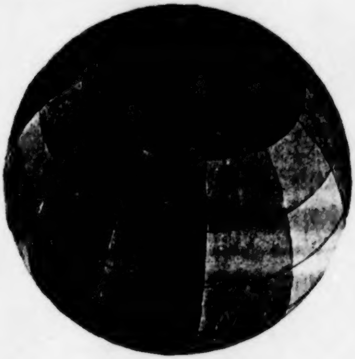
Man wird sich nun eben so wenig irgend eine Nüance, welche, durch Vermischung, aus den fünf Elementen hervorgegangen wäre, denken können, welche nicht in diesem Verhältniſs berührt oder enthalten wäre, als man sich eine andere richtige und vollständige Figur für das Ganze dieses Verhältnisses wird vorstellen können. Und da jede Nüance zugleich in ihr richtiges Verhältniſs, zu allen reinen Elementen wie zu allen Mischungen gestellt ist, so ist diese Kugel als eine Generaltabelle zu betrachten, wodurch derjenige, welcher zu seinem Geschäfte verschiedener Tabellen bedürfte, sich immer wieder in den Zusammenhang des Ganzen aller Farben, zurechtfinden könnte. Wie es denn izt dem Aufmerksamen einleuchten muſs, daſs sich auf einer ebenen Fläche keine Figur zu einer vollständigen Tabelle aller Mischungen finden könne; indem sich das Verhältniſs nur cubisch nachweisen läſst.

Farbenkugel.

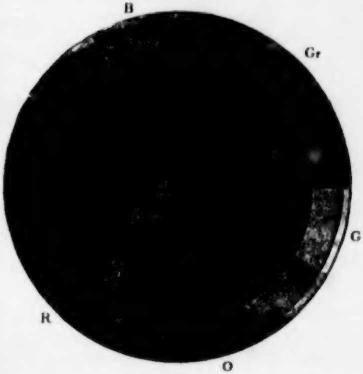
Ansicht des weissen Pols.



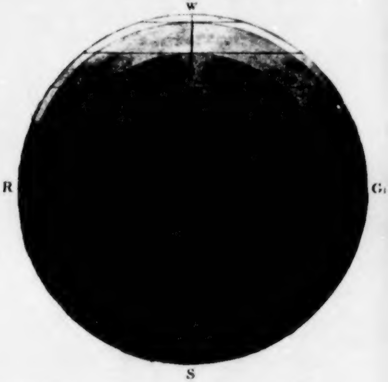
Ansicht des schwarzen Pols.



Durchschnitt
durch den Aequator.



Durchschnitt
durch die beyden Pole.



Anhang.

Ein Versuch, die sinnlichen Eindrücke aus den Zusammenstellungen
verschiedener Farben, mit dem vorhin entwickelten
Schema zu reimen.

Vorzüglich bey Betrachtung der Scheibe, welche den Durchschnitt der Farbenkugel im Aequator darstellt, und indem man sich erinnert, daſs alle einander auf derselben grade gegenüber liegenden Farben, als Kräfte anzunehmen sind, welche einander entgegenstehen, und sich durch ihre Vermischung zerstören in grau, wird man bemerken müssen, daſs, wenn man diese sich entgegengesetzten Farben auf einer Fläche neben einander hinstellte, solche eben daher die allerlebhaftesten Contraste bilden werden. Zugleich aber macht diese Gegeneinanderstellung einen sehr angenehmen Eindruck. Man vergleiche auf unserer beygelegten Farbentafel Fig. 1. **blau** mit **orange**, 2. **gelb** mit **violett**, 3. **roth** mit **grün**.

2.

Der Eindruck aber wird sehr verschieden, wenn man wie Fig. 4. **blau** mit **gelb**, 5. **gelb** mit **roth**, und 6. **roth** mit **blau**, zusammenstellt. Diese Zusammenstellung wird das Auge mehr reizen und auffordern, als demselben Vergnügen gewähren.

3.

Würde man nun roth mit violett, violett mit blau u. s. w. paaren, oder die Farben alle so neben einander stellen, wie sie an der Scheibe (im **Farbencreise**, oder auch im **Regenbogen**) auf einander folgen, (Fig. 7.)

so entsteht, auch bey der schönsten Lebhaftigkeit der Farbe, eine Eintönigkeit.

4.

Die erstere Zusammenstellung, von entgegengesetzten Farben, ist harmonisch zu nennen.

5.

Die zweyte Zusammenstellung, von den drey reinen Farben, disharmonisch.

6.

Die dritte Zusammenstellung, von den Farben in der Folge welche sich an der Farbenscheibe, oder im Regenbogen befindet, monoton.

7.

In dem ersten Falle muſs eine Beziehung liegen auf das, mit welchem alle Farben in Beziehung stehen; und diese Beziehung zweyer Farben, auf das eine zu welchem das Verhältniſs allen gemein ist, ist die Harmonie.

8.

Im zweyten Fall muſs eine individuelle Wirksamkeit von zwey völlig verschiedenen Kräften auf einander statt finden; welches Disharmonie ist.

9.

Und im dritten Falle müssen bloſs die beyden neben einander gestellten Farben mit einander in Beziehung stehen, ohne die allgemeine Beziehung; welches Monotonie ist.

10.

Wenn man drey Farben oder gefärbte Felder, so auf einander folgen läſst, wie Fig. 8. blau, grau, roth; so ist grau als ein Zwischensatz zu betrachten, welcher die beyden Gegensätze blau und roth verbindet, und beruhigt; indem grau der Punct ist, zu welchem alle Farben des ganzen Creises in gleicher Beziehung stehen.

11.

Wenn man aber, wie Fig. 9. blau, gelb, roth auf einander folgen läſst, so steht gelb, als Zwischensatz oder Verbindung betrachtet, eben so isolirt in seiner individuellen Wirksamkeit, als blau und roth. Ja man möchte sagen, eine jede von diesen drey Kräften sucht den Uebergang, durch welchen sie sich mit der benachbarten verbinden möchte; der Streit wird also nur vermehrt, und es bleibt ein disharmonischer Effect.

12.

Und wenn man die Folge Fig. 10. von blau, violett, roth, hinstellt, so bezicht sich zwar blau, wie auch roth, auf den Zwischensatz, indem violett beyde in sich vereinigt. Allein violett ist nur der Beziehungspunct dieser beyden, nicht aller übrigen Farben, und zieht solche, anstatt den allgemeinen Beziehungspunct ahnden zu lassen, bloſs in sich zusammen; daher ist die Wirkung monoton.

13.

Man erinnere sich, daſs zwey neben einander gestellte Farben, wenn sie vermischt werden, entweder feindselig auf einander wirken, oder sich freundschaftlich zu einander neigen; oder drittens, sie vereinigen sich productiv, und verlichren sich beyde in ihrem Producte.

14.

Das erste ist der Fall mit roth und grün, welche sich durch ihre Vereinigung vernichten in grau.

15.

Das zweyte mit roth und orange, welche sich in einander ziehen und neigen.

16.

Das dritte mit roth und gelb, welche durch ihre Vermischung orange erzeugen, und in demselben ihre Individualitäten vereinigen.

17.

Durch einen Zwischensatz nun von grau, da es der Gegensatz aller Individualität, und die eigentliche Allgemeinheit ist, wird insoferne eine harmonische Verbindung zu wege gebracht werden, da die Individualität einer jeden reinen Farbe oder Mischung mit derselben im Contraste stehet; die Individualität also stärker und beruhigter hervortritt, und zugleich doch alle in gleicher Beziehung zur Allgemeinheit stehen.

18.

Wenn man hingegen roth mit blau durch violett verbindet, so erscheint beydes, roth wie blau, nur als die beyden Seiten des violetten, indem ja roth wie blau, mit violett nicht bloſs wie mit grau in Beziehung stehen, sondern im violetten vereint wirksam sind, und auch so erscheinen. Roth und blau werden also durch die Zwischenstellung von violett an ihrer individuellen Erscheinung und Kraft einbüſsen.

19.

Ein jeder wird die Bemerkung gemacht haben, daſs zwey hart an einander abschneidende Farbenflächen, wenn wir sie aus einiger Entfernung ansehen, auf der Gränze etwas in einander flieſsen. Am besten wird man diese Erfahrung sich zu eigen machen bey Mosaicbildern, oder gewirkten Tapeten, wo die Mischungen durch neben einander isolirt stehende Puncte oder Linien hervorgebracht werden, die durch Entfernung in einander flieſsen. (Ob dieses nun durch die zwischentretende Luft geschieht, oder dadurch, daſs die von den verschiedenen Farben in unser Auge dringenden Strahlen, sich in demselben creuzen, davon ist hier die Rede nicht.)

20.

Durch dieses Ineinanderflieſsen aber entsteht ein Zwischensatz von selbst; und leicht ist einzusehen, daſs wenn ein blaues Feld an einem gelben abschneidet, sich durch das Ineinanderflieſsen auf der Gränze ein grüner Rand zeigen wird.

21.

Stellte man nun grün und roth zusammen, so wird grau auf der Gränze bemerkbar werden. (Man kann dieses am deutlichsten darthun, wenn die Flächen sich in Winkeln gegen einander neigen, so daſs die eine Farbe an die andere reflectiret. Wenn ein Gewand grün und roth changeant ist, und die beleuchteten Stellen etwa alle roth erscheinen, die Schatten aber grün, so wird die eine erleuchtete Falte in dem Schatten der andern graue Reflexe zu wege bringen.)

22.

Da nun grau, welches sich zwischen roth und grün zeigt, keine Individualität, sondern die allgemeine Auflösung entgegengesetzter Kräfte ist, so liegt in dem Streite zweyer entgegengesetzten Farben schon von selbst die Harmonie, nämlich die Beziehung auf die Allgemeinheit.

23.

Hingegen der zwischen blau und gelb eintretende grüne Uebergang, stört, als eine neue Individualität, die Wirkung des blauen wie des gelben, indem die ganze Individualität derselben für ihr Product in Anspruch genommen wird. Es muſs also, da grün (auf welches gelb und blau mit ihrer ganzen Kraft dringen) nicht bestimmt erscheint, eine Unruhe in den beyden reinen Farben nothwendig erfolgen; und die Unruhe in dieser Zusammenstellung ist wirklich eine Dissonanz, welche durch einen bestimmten Zwischensatz aufzulösen ist. (Auch hat man, im Gefühl dieses Verhältnisses, eine solche disharmonische Zusammenstellung immer gewählt, wo das Auge mehr gereizt und aufmerksam gemacht, als vergnügt werden sollte, z. B. bey Monturen, Flaggen, Wappen, Spielcharten u. s. w.)

24.

Ueberlegt man, daſs alle Farben, welche vermischt sich in ein völliges grau auflösen, einen lebhaften und harmonischen Contrast bilden; daſs die reinen Farben durch ihre Zusammenstellung, als eine Dissonanz das Auge reizen; die monotonen Uebergänge im Regenbogen den Sinn am ruhigsten lassen; so wird man sich vorstellen können, daſs eine verständig gewählte Zusammenstellung von lauter brillanten Farben, ohne daſs es nöthig wäre die Folge derſelben durch graue und ſchmutzige zu unterbrechen, wegen eben dieſer Eigenſchaften geſchickt iſt, in die Bedeutſamkeit und den Eindruck eines Kunſtwerks einzugreifen; wie die Töne der Muſic in den Sinn und den Geiſt eines Gedichts.

25.

So wie man die Gröſse der harmoniſchen Contraſte auch noch durch eine Neigung beyder Theile, des einen ins dunkle, des andern ins helle vermehren kann, und ſolche dennoch immer in Beziehung auf den Mittelpunct (grau) bey ihrer Wirkung auf einander bleiben, ſo giebt es auch in dieſen Contraſten Uebergänge, wo die Beziehung auf den Mittelpunct ſich in irgend eine Farbe neigt. Wie Fig. 11. orange mit grün; oder 12. mit violett; oder auch 13. violett mit grün: indem orange mit grün vermiſcht ein gelbliches grau geben würde; orange mit violett ein röthliches; und violett mit grün ein bläuliches. Wie durch die ſiebente Figur bey der Conſtruction der Farbenkugel bewieſen wurde.

26.

Wenn man nun zwey reine Farben durch einen grauen Zwiſchenſatz gewiſſermaaſsen verbindet oder beruhiget, indem dieſer als das allgemeine der Farbe mit der Individualität jener im Contraſt ſtehet, und ſie alſo in ihrer ganzen Wirkſamkeit erhält; ſo füllt der Zwiſchenſatz zwar eine Lücke aus, und trennt die beyden Farben; bringt aber keine eigentliche harmoniſche Verbindung zu ſtande, da in ihm die Individualität völlig aufgehoben iſt, alſo auch alle active Erſcheinung.

27.

Hingegen, weil orange und grün bey einander einen harmonischen Contrast bilden, so wird man in der Folge Fig. 14. von blau, orange, grün, roth, zwey reine Farben durch den Zwischensatz von einem harmonischen Contraste (orange und grün) mit einander zu eigentlicher Harmonie verbinden können, wenn grün neben roth, und orange neben blau zu stehen kommt. Dieser Accord enthält die volle individuelle Wirksamkeit der drey Farben; die Dissonanz ist aufgelöset, und die Eintönigkeit vermieden. Dasselbe erfolgt, wenn Fig. 15. gelb, violett, orange, blau; und Fig. 16. roth, grün, violett, gelb, abwechseln.

23.

Wenn man bey Betrachtung dieser drey Folgen, auf die siebente Figur zur Construction der Farbenkugel zurückgeht, wird man nicht ohne Vergnügen gewahr werden, wie die Ordnung in welcher hier je zwey Farben und zwey Mischungen stehen, ein regelmäſsiges Resultat aus dem gesammten Verhältniſs auf der Scheibe ist. Denn wir haben hier zwey reine Farben, (z. B. Fig. 14. blau und roth) und der Contrast durch welchen diese verbunden sind (orange und grün) erweckt die Ahndung der dritten. Es würde aus der Vermischung von orange und grün ein gelbliches grau (d. h. die Neigung des allgemeinen Mittelpunctes zur dritten Farbe, gelb) entstehen; und so läſst auch der bloſse Anblick uns auf gelb, als den gemeinschaftlichen Character von orange und grün verfallen.

29.

Wer da weiſs, wie Dissonanz, Harmonie, und Monotonie, in einem

Kunstwerk dahin gehören, wo sie durch den Sinn der Composition erforderlich sind, der wird es diesen wenigen Bemerkungen ansehen, daſs ich durch dieselben nur einen Anknüpfungspunct suchte, um zu zeigen, wie die nothwendige Construction der Farbenkugel, dieses und noch viele andere Verhältnisse an die Hand giebt. So wie die scheinbare Trivialität solcher Bemerkungen, nur bey der Prätension bestehen könnte, als sollte hier eine vollständige Theorie der mahlerischen Harmonie gegeben werden; welches doch so wenig der Fall ist, als ich meinen Aufsatz überhaupt für eine neue Farbentheorie auszugeben gemeynt bin.

Da die Kugel aber die nothwendige Figur ist, welche die Construction des Verhältnisses der fünf materiellen Elemente: weiſs, schwarz, blau, gelb, roth, zu einander, umfasst, so möchten sich durch diese gefundene Figur, in der Folge vielleicht die reinen Einsichten in die innere Natur dieser Erscheinung bestimmter ausdrücken lassen.

* * *

Ueber die Bedeutung der Farben in der Natur.

Von Hrn. Prof. Steffens.

In den Farben spielt der zarteste Geist der Natur, und indem sie hier leicht aufgetragen, leicht wechselnd, mannichfaltig spielend, dort festgehalten, gleichsam erstarrt erscheinen, zeigen sie, im Lebendigen wie im Todten, bestimmte Richtungen und wechselnde Spiele eines höhern Lebens, das wir zwar schauen, aber kaum in den schnellen Wendungen des vielfachen Wechsels verfolgen können. Was sich dem gröbern Sinne als ein Getrenntes zeigt, wird durch die Uebereinstimmung der Farben in eine höhere Einheit aufgenommen, und was Eins zu seyn scheint, tritt, durch schnellen Wechsel, reizende Uebergänge der Farben, in einem zarten Leben, sich lebendig spielend entgegen.

Schon frühe ahndete man die innige Verwandtschaft der Farben mit dem Lichte, und, wenn es uns klar geworden ist, daſs die schaffende und geistige Thätigkeit der Erde sich keinesweges in sinnlosen und verworrenen Productionen darstellt, so liegt uns die Ansicht nahe, daſs sich das Licht in den Farben am reinsten spiegelt, wie die Seele in ihren Gedanken, und daſs sie die heitersten und geistigsten Aeuſserungen groſser und tiefer Naturideen seyn mögen. Denn, wie in den Tönen sich eine innere Welt, voll Uebereinstimmung und Leben entfaltet, in welche alle Formen des Daseyns aufgelöst und dem innern Sinn wieder erzeugt werden, so scheint auch dem Gesicht eine höhere und geistigere Ansicht aller Verhältnisse des Daseyns mit den Farben eröfnet zu seyn. Nur daſs die Töne, auch wo die bestimmte Richtung mit der Sprache verschwindet, und sie sich wechselnd, einander innig ergreifend, in die unendliche Melodie verlieren, sich in das Gefühl ganz auflösen, und uns so mit unserm innersten, eigensten Daseyn inniger verwandt dünken; während das Schauen sich in die Unendlichkeit der Welt verliert, und der Mittelpunct der Harmonie der Farben aus den innersten Tiefen der ganzen Schöpfung zu entspringen scheint. So erscheinen uns die Töne zwar nicht begreiflicher, aber näher, die Farben zwar nicht fremder, aber entfernter.

Mit der Sprache keimt Verwirrung mancherley Art. Die Sprachen trennen sich selbst unter sich und in sich, Begriffe stehen streitend gegen Begriffe auf, und wechselseitige Zerstörung und Widerspruch scheinen dem Blicke die höhere Einheit des Lebens zu verbergen. Aber über der Sprache steht, als der innere Geist derselben, die Musik, in welcher die Töne, wie heitere, jugendliche Geister, im frischen Kampf sich inniger verbinden, Krieg und Frieden sich ewig vermählen, ein jeder die übrigen ergreift, das Schwerste, seiner Natur gemäſs, leicht nimmt, das Heiligste spielend verschenkt und tändelnd wieder erwirbt. So die Farben in der Natur. Während die Dinge sich bekämpfend und zerstörend entgegentreten, scheinen sie im lichten Tanze die Zerstörung selbst zu feyern. Nicht mit dem Leben allein verbinden sie sich; aus der Verwüstung, aus dem Zerfallen treten sie scherzend hervor, und ein leichtes, buntes, lebendiges Farbenspiel scheint oft das heitere Grablied des Unterganges zu seyn.

Und doch waltet in diesem freyen, leichten Leben der Farben und Töne ein strenges Gesetz, wie überall das Gesetz am reinsten hervortritt, wo die Freyheit am frischesten und fröhlichsten gedeiht.

Dieses Gesetz in seinen Hauptmomenten zu ergreifen, ist das Geschäft der Naturforscher. Leider schien es mehr die Absicht es zu erklären, als es in seiner Darstellung einfach zu erkennen. Und dieses Schädliche hat jede Erklärung, welche als ein Anknüpfungspunct an ein Aeuſseres, aus welchem das Erforschte, selbst seinem Wesen nach entspringen soll, sich zu ihm wie eine Wirkung zu ihrer Ursache verhaltend, alle lebendige Eigenthümlichkeit des Erklärten aufhebend, es in einen Schatten eines andern verwandelt, daſs sie uns mit dem nichtigen Besitz eines bloſs erträumten, wunderbar zu täuschen vermag. Obgleich die Naturforscher, wie alle Menschen, wenn man verjährte Vorurtheile angreift, in Zorn zu gerathen pflegen — und bey derjenigen Ansicht die der herrschenden Erklärung der Farben widerspricht nicht mit Unrecht, indem sie die nicht zu berechnenden Folgen, durch ein richtiges Gefühl geleitet, zu ahnden scheinen — so wird es dem Unbefangenen doch immer klar bleiben, daſs Newtons Erklärung der Entstehung der Farben, durch die blinde Annahme und feste Anhänglichkeit an dieselbe, als an eine reine, untrügliche Naturthat, einen schädlichen Einfluſs auf die Wissenschaft geäuſsert hat. Goethen verdanken wir bekanntlich die Ansicht, die uns einen lebendigen Gegensatz in den Farben erkennen lieſs. Es lieſs sich voraussehen, daſs die Naturforscher, die die lebendigen, zarten Verhältnisse der Farben in einer engen Erklärung zu fesseln gewuſst hatten, auch die Thatsachen, die Goethe aufstellte, zu erklären wissen würden. Denn das Eigene hat die Erklärung, wie der alles auf Verhältnisse des Erscheinenden reducirende Verstand im Leben und Handeln überhaupt, daſs sie alles mit leichter Mühe, das höhere Problem nicht ahndend, in ihren Kreis hineinzuziehen, das Fremde aber durch leichte Handgriffe zu sublimiren, und so zu entfernen weiſs. Wir überlassen dem Stifter der neuen Ansicht, der sie wohl allein in ihrer ganzen Fülle durchschauet hat, diese weiter und in allen ihren Zweigen erläuternd auszuführen, so wie die herrschende scharf prüfend zu widerlegen, und wenden uns zu den Bemühungen des Freundes, die wir mit eignen Betrachtungen zu begleiten entschlossen sind.

Am reinsten erkennen wir ohne Zweifel das Gesetz der Farben in der Kunst. Denn in der ordnenden und schaffenden Seele des Künstlers muſs das Gesetz der Harmonie der Farben heimisch seyn und bestimmend hervortreten. In der Kunst sehen wir daher am deutlichsten, was sich sucht und flieht, was sich widerstrebt und versteht, was sich aufhebt und wechselseitig unterstützt. Denn mit ihrer ganzen Naturbedeutung tritt die Farbe in der Kunst auf, und der tiefe Eindruck, den ein wohlgewähltes Colorit auf uns macht, entsteht daher, weil die Sprache der Natur in eine Sprache der Liebe verwandelt wird, ohne daſs jene ursprüngliche, tiefe Naturbebedeutung verschwindet. Aber eben weil in der Kunst die höhern Verhältnisse der Farben am reinsten hervortreten, wird sie nothwendig die Lehrerin der Naturforscher, die sich an der reinsten Darstellung des Eigenthümlichen am meisten ergötzen, und durch diese am vorzüglichsten zur Untersuchung gereizt werden. Die Bemühungen eines denkenden Künstlers können uns daher keinesweges gleichgültig seyn, und sie müssen uns um so wichtiger erscheinen, je mehr er sich vor der herrschenden Richtung der Naturwissenschaft bewahrt, und je reiner und unbefangener er sich an den eigenthümlichen Standpunct seiner Kunst festgehalten hat.

Wer in diesem Sinne Naturforscher ist, dem werden die Bemühungen unsers Freundes, nicht nur für die Kunst, sondern auch für die Wissenschaft sehr wichtig erscheinen. Denn eben die unbefangene Art der Darstellung, die nichts zu erklären, nur einfach zu ordnen sucht, die nirgends über ihre Grenze geht, die innere Fülle des Eigenthümlichen aber wohl zu schätzen weiſs, hat eine groſse Klarheit und Strenge in dem Ganzen hervorgebracht, so daſs sich alles wechselseitig trägt und unterstützt. Auch die Eigenthümlichkeit der Ansicht und der Darstellung wird ihm niemand ableugnen können. Aus keiner der bekannten Ansichten der Farben ist diese entstanden, und selbst Goethe's Beyträge, die zwar durch sie sehr bestätigt werden, haben nur geringen Antheil an der Richtung seiner Betrachtung. Eben so wenig wird man seine Bemühungen mit Leonardo da Vinci's, Schäfer's, Schiffermüller's, Lambert's, Mayer's oder Lichtenberg's zusammenstellen, oder durch diese als überflüssig ansehen. Merkwürdig ist es aber, daſs die Darstellung unseres Freundes, was wir, obgleich unbekannt mit Goethe's ferneren Bemühungen, wissen, mit diesen aufs genaueste übereinstimmt. Man glaube nicht, daſs er alles gegeben hat, was er zu geben vermochte. Wir selbst sind, theils durch mündliche, theils durch schriftliche

Mittheilungen im Besitz mancher Erläuterungen und höherer Ansichten, die dasjenige, was hier einfach dargestellt ist, an das Höchste und Tiefste der Kunst anknüpfen, und sich an seine gröſseren und vielseitigeren Bemühungen bedeutungsvoll anschlieſsen.

Indem wir uns aber entschlossen haben, die Darstellungen des Freundes mit einigen Betrachtungen zu begleiten, dünkt es uns am schicklichsten, was er auf seine Weise gefunden hat, durch eine Untersuchung auf unserm Wege zu bewähren; was uns um so leichter wird, indem eine ähnliche Ansicht uns lange, durch die Natur uns aufgedrungen, leitete, so daſs dasjenige, was wir auf ganz verschiedenem Wege gefunden, ohne unsere Bemühungen wechselseitig zu kennen, in einem gemeinsamen Mittelpunct die nehmliche Deutung annimmt.

Bey der Ausführung unseres Vorhabens zeigten sich indessen bedeutende Schwierigkeiten, und manches, was uns die Ahndung zu versprechen schien, wollte uns die wirkliche Untersuchung keineswegs gewähren. Wir bekennen daher, daſs wir nur weniges zu leisten vermögen. Unsere Absicht war nehmlich, der Bedeutung der Farben in der Natur, dem Zusammenfallen derselben mit eigenthümlichen Functionen nachzuspüren. Obgleich nun, was wir durch eine einfache Darstellung der Thatsachen zu geben im Stande sind, mit der Ansicht unsers Freundes auf eine überraschende Weise übereinstimmt, so dürfen wir uns doch keineswegs rühmen, den Gegenstand erschöpft, ja nur die erste sichere Grundlage mehr als angedeutet zu haben. Was wir hier zum Voraus erinnern müssen, damit man uns nicht beschuldige, daſs wir einen so wichtigen Gegenstand leichtsinnig behandelt, oder wol gar die Gröſse des Themas verkannt haben.

Zuerst wird sich die Untersuchung zur Betrachtung des Weiſsen und Schwarzen wenden müssen, um, so viel möglich, die Bedeutung derselben zu erforschen. Denn wenn gleich beyde nicht eigentlich Farben genannt werden können, so erscheint dieser Gegensatz doch als der gemeinschaftliche Träger der sich lebendig bewegenden und entgegengesetzten Farben. Nun fällt es einem jeden auf, daſs die weiſse Farbe mit dem Hellen, die schwarze aber mit dem Finstern in einer genauen Verbindung steht, und wenn man auch weiſs und hell, schwarz und dunkel, nicht als dasselbe betrachten kann, so ist der Unterschied doch nur darin zu suchen, daſs das Helle und Finstere mehr allgemein, das Weiſse und das Schwarze aber an bestimmten Körpern fixirt ist, so daſs das Weiſse, als der an den Körpern fixirte Tag, das Schwarze aber, als die auf die nehmliche Weise fixirte Nacht angesehen werden kann.

Der Tag aber zeigt sich, bey der allgemeinsten Betrachtung, als das Sondernde der Erde. Der Planet lebt dann nur in sich. Für die Betrachtung — die mit dem Leben eins ist — schwinden die allgemeinern Verhältnisse zum Universo, und wie die Erde im Ganzen gesondert ist, sondert sich auch alles auf ihr. Die besondern Körper treten, als solche, gegen einander, das lebendige tritt, in sich lebend, energischer hervor. Die Nacht aber ist das Hervortreten allgemeinerer Verhältnisse, die Erde verliert sich in die Unendlichkeit des Universums, das Leben tritt, im Ganzen, zurück, und die gesonderten Körper deckt die allgemeine vereinigende Finsterniſs. Aehnliche Verhältnisse nun lassen sich beym Weiſsen und Schwarzen aufweisen.

Der Verbrennungsproceſs ist das Sondernde der Erde, alle verbrennlichen Körper aber können als solche angesehen werden, die, mehr dem Allgemeinen angehörig, für jede Sonderung empfänglich sind. Die Naturforscher haben gelernt jenen Sonderungsproceſs auch in seinen zarteren Regungen zu verfolgen, und wir wissen, daſs der Sauerstoff der Chemiker eine solche Richtung des Körperlichen angiebt, die so durchaus in die Gewalt der sondernden Thätigkeit versunken ist, daſs er, in der Erscheinung, für das Princip derselben gelten kann. Den ihm entgegen gesetzten Wasserstoff kann man, aus einem ähnlichen Grunde, als das Princip der Verallgemeinerung betrachten.

Die Veränderung eines Körpers, durch welche er, mehr oder weniger energisch, von der Richtung des Sauerstoffs, (die Oxydation), oder die ihr entgegengesetzte, durch welche er von der Richtung des Wasserstoffs ergriffen wird, (die Hydrogenisation), kann auf eine universellere Weise, als bloſs äuſserlicher Gegensatz, gleichsam als todt, und auf eine individuellere Weise, als lebendig, betrachtet werden. Nun ist unsere Behauptung, daſs das Weiſse, Graue und Schwarze die ersten universellern Veränderungen, das Rothe, Gelbe und Blaue die zweyten individuellern geben, so daſs das Weiſse und Schwarze sich zu den eigentlichen Farben wie die anorganische Natur zur organischen verhält, und eben daher die allgemeinen Träger derselben sind, welches wir erstlich von dem Weiſsen und Schwarzen uns zu beweisen bemühen werden.

Die Metalle, die in beyden Richtungen bewegt werden können, sehen wir mit einer herrschenden grauen Farbe, denn selbst, wo in der Metallreihe sich das Farbenbild zu regen anfängt, indem nehmlich das Kupfer, als ein contrahirtes und mehr gesondertes Metall, roth erscheint, das Bley, als ein expandirtes und mehr universelles, blau, und das in der Mitte stehende Gold, gelb, ist die Farbe doch nur bey dem letztern vollkommen rein, und vermag sich bey den übrigen aus dem herrschenden schmutzigen Grau nicht heraus zu arbeiten.

Sobald aber die Metalle in irgend einer Richtung der Sonderung oder Verallgemeinerung gefangen sind, so sehen wir sie sich in Farben mancherley Art verlieren, und zwar vor allem auf der Seite der Oxydation, weil diese häufiger, wechselnder, energischer hervortritt.

Nun ist in der That die herrschende Farbe derjenigen Metalle die in die Gewalt der universellern Richtung gerathen, die schwarze, wie uns die galvanischen Versuche lehren. Alle sogenannten Hydrures des Silbers, des Bleyes, des Kupfers u. s. w. die bekannt sind, sind schwarz. Auch der Schwefel, der, wie die Metalle, in beyden Richtungen der Oxydation und Hydrogenisation beweglich ist, erscheint, mit Wasserstoff verbunden, schwarz. Hierher können wir nun auch die schwarzen schwefelhaltigen Niederschläge der Metalle rechnen, die hydrogener Natur sind, als: das schwarze schwefelhaltige Quecksilber, oder der mineralische Mohr, das schwarze schwefelhaltige Kupfer, das durch schwefelwasserstoffhaltiges Kali gefallt worden, das eben so gefärbte schwefelhaltige Eisen, auf die nehmliche Weise gefallt, ferner das schwarze schwefelhaltige Bley und Nickel, endlich mit grofser Wahrscheinlichkeit die schwarzen Schwefelverbindungen des Wismuth und Kobalt, wenn gleich die Natur dieser Verbindungen, wie die des gelben schwefelhaltigen Urans, und des grünen denselben Stoff enthaltenden Titans, weniger bekannt sind.

Die erste allgemeine Anlage zur Oxydation aber ist mit einer weiſsen, oder wenigstens hellen Farbe verbunden, wie die Beobachtung uns lehrt, wo es uns erlaubt ist sie zu betrachten. Bey den edeln Metallen nehmlich, die einer jeden Richtung widerstreben, indem in ihnen die Neigung sich in der eigensten Gestalt zu behaupten am stärksten ist, tritt die künstliche Anstrengung, durch heftig erhöhte Temperatur zu gewaltsam hervor, als daſs es uns erlaubt seyn sollte, die erste Anregung zu fixiren. Untersuchen wir aber die übrigen Metalle, so finden wir einige von der Art, daſs die erste Anregung der Oxydation von weiſser oder wenigstens heller Farbe ist, welche Farbe in der Atmosphäre in eine dunklere verwandelt wird. So ist die leiseste Oxydation des Kupfers, die die Kunst darzustellen vermag, mit einer hellen Orangefarbe verbunden, die sich nachher in eine blaugrüne oder dunkle verändert. Die leisen Anregungen zur Oxydation des Eisens, die sich in der galvanischen Säule zeigen, beweisen, daſs Chenevix Recht hat, wenn er vermuthet, daſs die erste Farbe die weiſse ist, auf welche die grüne und endlich die schwarze folgt. Das Kobalt wird, wenn es rothglühend der Wirkung der Luft ausgesetzt wird, erst hell blau, dann immer dunkler, endlich schwarz, das Magnesium aber, welches sich in der Luft sehr leicht verändert, erst grau, dann dunkelviolett, braun, und endlich schwarz.

Durch die Verbindung mit Säuren treten bey vielen Metallen bewegliche Momente hervor, wo das Zusammenfallen der Oxydation mit der weiſsen Farbe auffallend und auch keineswegs den Naturforschern entgangen ist, aber diese Beyspiele sind auch vorzüglich erläuternd für die Veränderung der hellen Metalloxyde. Das phosphorsaure und blausaure Eisen bilden weiſse Niederschläge, die in der Luft blau werden, salpetersaures Silber ist grau und wird in der Luft schwarz, salzsaures Silber (Hornsilber) ist weiſs und unterliegt der nehmlichen Veränderung. Von diesem letztern wissen wir, daſs diese Veränderung nicht unter jeder Bedingung, sondern nur im Hellen statt findet. Dasselbe gilt sicher von allen dunkler werdenden Metalloxyden. Sonderbar genug sind die Naturforscher auf diesen Umstand bey den übrigen Oxyden nicht aufmerksam gewesen, nur der genau beobachtende Scheele bemerkt, daſs das gelbgrünliche Oxyd des Silbers im Lichte schwarz wird. Aber die hervortretende Schwärze ist eine Hydrogenisation, die das Licht in allen beweglichen Körpern hervorruft. So in den Blättern der Pflanzen, in der übersauren Salzsäure, in den lebendigeren hellen Metalloxyden und metallischen Salzen. Der Tag widerstrebt einer jeden Oxydation, wo sie nicht in Erstarrung übergegangen ist, oder wo sie nicht einen eignen innern Heerd gefunden hat — der innerlich aufgegangene Tag — wie im thierischen Leben.

Aber Buchholz's und Ritter's Versuche beweisen, daſs jene Hydrogenisation und Verfinsterung mit fortschreitender Oxydation in dem nehmlichen Körper statt findet. Denn, wenn sie das salpetersaure oder salzsaure Silber dem Sonnenlichte aussetzten, ward die ganze Masse keinesweges schwarz; vielmehr, indem die Oberfläche schwarz ward, erhielt sich die unter derselben liegende Fläche grau oder weiſs, ja, wenn sie beym salzsauren Silber schon grau war, ward die weiſse Farbe wieder hervorgerufen. Man denke sich, was hier als Farben-Gegensatz äuſserlich geschauet werden kann, noch unendlich tiefer gehend, und man wird einsehen, wie, bey den obenerwähnten dunkler werdenden Metalloxyden selbst die innerliche fortschreitende Oxydation mit einer äuſserlich gegen das Licht gekehrten entgegengesetzten Function verbunden seyn kann. Indessen ist es kaum von irgend einem Metalloxyd bewiesen, daſs es, während es dunkler ward, an Oxydation zunahm, das Braunsteinoxyd ausgenommen. Aber dieses zeigt auch so viele heterogene Erscheinungen, eine solche Neigung sich zu reduciren, ja selbst in eine merkwürdige höchst bewegliche Spannung der Hydrogenisation zu treten (als Chamaeleon), daſs es in dieser Rücksicht, unserer Ansicht nach, doppelt belehrend wird.

In einigen Fällen scheint bey den Metallen der erste hellere Moment der Oxydation schnell verschwindend und kaum bemerkbar. So läuft das Quecksilber in der Luft schwarz an, und erhält durch Schütteln die nehmliche Farbe. Zink, so merkwürdig durch die Begierde mit der es der Richtung der Oxydation entgegeneilt, wird ebenfalls schwarz, und das Wismuth läuft blau, oder eigentlich vielfarbig an. Doch sind diese Fälle selten, und wir zweifeln nicht, daſs man auch bey ihnen den hellen Moment keimender Oxydation bey genauerer Beobachtung wird entdecken können.

Desto häufiger sind diejenigen Metalle, die diesen Moment fest halten. So läuft das Zinn graulich weiſs an, das Bley wird an der Luft grau, dann weiſs; Antimonium, Tellurium und Arsenik verflüchtigen sich als weiſse Oxyde. Die übrigen Metalle, Wolfram, Molybdän, Uranium und Chromium sind in Rücksicht ihrer ersten, beweglichern Oxydationsregungen zu unbekannt, als daſs wir von ihnen etwas erwähnen könnten.

Zwischen diesem Weiſs der Oxydation und dem Schwarz der Hydrogenisation brechen nun die lebendigern Farben der Oxyde hervor. Diejenigen Metalle, die dem Mittelpunct der Metallität näher liegen, suchen mit der respectiven Intensität ihrer ursprünglichen Natur, ihre eigenthümliche Art zu behaupten, daher rufen sie, wenn sie der Gewalt der Oxydation zu unterliegen befürchten, die entgegengesetzte Richtung hervor, und zwischen beyden spielen die mannichfaltigen Farben des Eisens, Kupfers, Kobalts, Bleyes u. s. w. Diejenigen Metalle dahingegen, die von dem Mittelpunct der Metallität entfernter sind, und daher von der Richtung der Oxydation stärker ergriffen werden, bleiben entweder weiſs, wie Antimonium, Tellurium, Arsenik, oder sie erblassen nach einem kurzen, durch wechselnde Farben angedeuteten Leben. So ist das Wolframmetall erst schwarz, dann heller gelb, das Chromium erst grün, dann braun, dann heller orange, das Titan erst blau, dann roth, zuletzt weiſs, endlich das Zink erst gelb, dann weiſs.

Am deutlichsten erkennen wir aber die Leichname durch grosse Naturprocesse längst getödteter Metalle, in den Erden deren metallische Natur jetzt mehr als vermuthet wird, deren Erstarrung durch Oxydation keinem Zweifel unterworfen ist, und die bekanntlich alle weiſs sind.

Man könnte uns einwenden, daſs eine Menge Körper, wie Leinewand, Papier, Wachs, Talg, weiſs und verbrennlich sind. Aber eben diese werden unsere Ansicht am auffallendsten bestätigen und erläutern. Denn erstens ist es grade bey diesen bekannt, daſs die Oxydation mit der weiſsen Farbe zusammenfällt, die auch durch sie erhöht wird (worauf das Bleichen mit Salzsäure beruht), und dann brennt ja in der That nie das Weiſse, sondern das entgegengesetzte Schwarze wird erst hervorgerufen, und aus diesem Gegensatze, am Rande des Weiſsen und Schwarzen, entspringt die Flamme, als ein lebendiges, bewegliches Farbenbild, unten blau, in der Mitte gelb, und wenn die Flamme vollstandig ist, immer auf der Spitze roth.

Eine schöne und bedeutende Bestätigung gewähren uns die Gebirge. Nachdem die Zusammensetzung — aus Feldspath, Glimmer und Quarz — die auf einen innern Widerstreit der Actionen deutet, von welcher Art dieser auch seyn mag, allmählig verschwunden ist, durch Granit, Gneus und Glimmerschiefer, erscheint die einfache Masse der Erstarrung und einseitigen Oxydation im Thonschiefer, anscheinend schwarz. Aber der Thonschiefer ist in der That weiſs, wie der weiſse Strich, den jeder an unsern Schreibtafeln kennt, überzeugend darthut. Das Schwarzwerden der Oberfläche ist jene merkwürdige Function des Lichts, also ein anfangendes Verbrennlichwerden, wie die Schwärze des Lichtschnuppens, der Metalloxyde, des brennenden Papiers. Daſs es wirklich eine atmosphärische Function ist, davon überzeugt uns die allgemein bekannte Erfahrung. Denn der weiſse Strich wird, befeuchtet, in der Atmosphäre schwarz. Allmählig, wie in den jüngern Gebirgen der Proceſs der Verbrennlichkeit zunimmt, hört der weiſse Strich auf, die Hydrogenisation ist tiefer in die Materie hineingedrungen, die fortwährende, und jetzt tiefer greifende Lichtfunction hat die entgegengesetzte Richtung mächtiger erregt, das zeugende, und für das Leben empfängliche Princip der Nacht hervorgerufen, und endlich erscheint die, jetzt von der bestimmbaren Unendlichkeit durchdrungene Masse, als Kohlenblende, als Steinkohle, und die Flamme bricht heraus.

Wenn wir daher, aus Gründen die nicht unbekannt sind, den Kohlenstoff, als das Element des festen Landes bestimmen, so ist dieser Stoff keinesweges schwarz, sondern, als das ursprünglich Erstarrte, vielmehr weiſs, und erscheint nur schwarz in der ihm nicht ursprünglichen Richtung der Verallgemeinerung. Erfahrungen unterstützen unsere Behauptung, denn die brennende schwarze Kohle ist, wie Winterl und Berthollet bewiesen haben, hydrogenisirt.

Auch im Leben fällt die universellere Sonderung mit der weiſsen Farbe zusammen. Die weiſsen Säfte und alle weiſsen Theile der Pflanzen sind bekanntlich vorzugsweise oxydirt, und aus der Mitte des Weiſsen und des in dem Grünen verborgenen, durch das Leben gemilderten, Schwarz der Kohle, entspringen, als die lebendigen Flammen, die gefärbten Blüthen, durch das eigenthümliche Leben in einer Richtung der Färbung festgehalten. In den niedern Thieren, wo die Sonderung universeller, mehr an das allgemeine Leben der Erde geknüpft ist, wie schon das Anschlieſsen an das indifferente Wasser, oder an den Wechsel seiner Spannungen in der Atmosphäre durch das jährliche Absterben, kund thut, wo das Leben träger und weniger beweglich erscheint, ist daher das Blut weiſs und kalt. Nicht allein bey den Pflanzen, auch bey der Vegetation der Thiere (Haare, Federn) deutet die weiſse Farbe auf Erstarrung (todte Oxydation). Daher erblassen diese Theile, wo das regere Leben zurücktritt. Die Farben der Säugthiere, der Vögel, wie die der Blüthen, treten gegen Norden zurück. Endlich finden wir im höchsten Norden fast lauter weiſse Thiere, so die Hermeline, Haasen u. s. w. die, wie die Erde, im Winter weiſs werden, die weiſsen Bären und das Heer weiſsgefiederter Vögel. Auch die weiſse erstarrte Schneedecke des Winters deutet auf eine allgemeine Sonderung; denn es ist bewiesen, daſs das erfrorne Wasser und vor allem der Schnee oxydirt sey.

Aber die bunten Farben verschwinden mit den Metallen, bey welchen noch der lebhafte Streit entgegengesetzter Richtungen statt findet, zeigen sich nur als Fremdlinge, durch die Metalle hervorgerufen, in der Epoche der herrschenden Erden, wo die einseitig herrschende Erstarrung waltet, und erscheinen erst wieder in der stets beweglichen lebendigen Luft, und in den lebenden Pflanzen und Thieren.

Suchen wir nun denjenigen Mittelpunct aller Materie, in welchen alle diese Richtungen, sowohl des Weiſsen und Schwarzen, als die des beweglichern und lebendigern Farbenbildes, sich auf eine völlig gleichgültige Weise verlieren, so daſs sie aus diesem Mittelpunct, durch die äuſsere, belebende Bestimmung der Lichtfunctionen, bald auf diese, bald auf eine andere Weise hervorgerufen werden können, so finden wir diesen, wie alle Erfahrungen einstimmig darthun, im Wasser. Denn alle jene Oxydationen und Hydrogenisationen der Metalle werden durch das Wasser vermittelt, wie die lehrreichen Versuche von Madame Fulhame, und die allgemein bekannten der bestätigenden galvanischen Säule beweisen. Und keiner, der die gegenwärtige Physik mit einem allgemeinern und umfassendern Blicke überschauet, wird zweifeln, daſs die Form des Galvanismus die bestimmende des angehenden chemischen Processes sey. Von so vielen Seiten und so vielfältig ist dieses, zumahl von Ritter, bewiesen, daſs wir es weitläufiger zu entwickeln überhoben seyn können. Alle jene von dem Hellern ins

Dunklere übergehende Metalloxyde, zeigen jene Veränderungen nur, wenn sie feucht sind, und nicht das salzsaure und salpetersaure Silber allein, auch das orangefarbige Kupferoxyd, das grünlichgelbe Silberoxyd, und ohne allen Zweifel alle auf erwähnte Weise veränderliche Metalloxyde, bleiben, wenn sie trocken sind, unverändert. Bey einem jeden Oxydations- oder Hydrogenisations- und Neutralisationsproceſs wird Wasser gespannt, oder wie die Chemiker sich ausdrücken, zerlegt oder erzeugt, und es ist in dieser Rücksicht der gleichgültige, unbestimmte, unendliche Träger aller Farben.

Aber das Wasser ist auch das allgemeinste Grau der Natur. Das Meer erscheint nur differenzirt und in Farben spielend, wo es sich an Ufern und flachen Betten bricht, und das Grau der Atmosphäre ist, wie allgemein bekannt, mit ihrer Wasserproduction eins.

Indem nun, aus dem allgemeinen und unendlichen Grau, getragen von dem starren Gegensatz des Weiſsen und Schwarzen, das Farbenbild entspringt, oder sich vielmehr in und mit dieser seiner allgemeinen Welt bildet, entdecken wir gleich in ihm die Spuren des höhern Lebens; nehmlich in der herrschenden Triplicität, da bey dem Weiſs und Schwarz nur die Duplicität waltet. Denn obgleich das Roth und Blau als ein lebendiger Gegensatz angesehen wird, ist doch keineswegs das Gelbe als die bloſse Indifferenz zwischen beyden zu betrachten. Das Weiſse und Schwarze sind nehmlich nur durch ihre Relation gegen einander, und das Graue drückt nichts anders aus, als das Gleichgültige dieser Relation. Bey den Farben hingegen ist der Mittelpunct, und mit diesem die Extreme, wahrhaft selbstständig und in sich gegründet, wie unser Freund bewiesen hat. Und diese Selbstständigkeit verliert sich nie, sondern behauptet sich, so lange die Functionen leben, auch in dem scheinbarsten Minimo der entgegengesetzten Mischung. Aber daraus folgt nun, daſs das Ganze sich in einem jeden Gliede durchdringt, und eben dadurch ein höheres, beweglicheres Leben hervorruft, indem Roth, Gelb und Blau als eben so viele Mittelpuncte eines unendlichen Gegensatzes erscheinen.

Dieser Gegensatz, wenn gleich auf eine lebendigere Weise, ist nun der nehmliche, den wir im Weiſs und Schwarz, obgleich als eine bloſse scheinbare todte Erstarrung erkannten. Denn das Roth und Blau zeigt uns abermals den Widerstreit der Oxydation und Hydrogenisation. Selbst bey dem ersten Keimen des prismatischen Farbenbildes, das aus dem herrschenden Grau der Metallreihe hervorbricht, erkennen wir das Roth auf der Seite des starreren, also am meisten individualisirten Metalls, im Kupfer, das Blau auf der Seite des expandirteren, also universellern Metalls, im Bley, und das Gelb bey dem in der Mitte stehenden edleren Gold. Und zwar diese Farbe, als das gleichsam in dem Mittelpunct der Masse fixirte Licht, am reinsten.

Herrschel's und Ritter's Versuche stimmen aber durchaus überein, ja sie bezeichnen auf eine lehrreiche Weise das Nehmliche. Denn indem Ritter beweist, daſs die rothe Farbe des prismatischen Bildes die Oxydation nicht nur unterhält, sondern auch hervorruft, die blaue Farbe aber hydrogenisirt, so ist die individuellere Contraction auf der Seite der rothen Farbe, die universellere Expansion aber auf der Seite der blauen. Bey dem allgemeinen Zusammenhange aller Dinge ist aber eine Contraction eines Körpers (durch die Oxydation) mit der Expansion der Umgebung unmittelbar verknüpft, welches die Erscheinung der Wärmeerregung nach Herrschel in der rothen Farbe hervorruft. Eben so ist eine jede Expansion eines Körpers mit der Contraction der Umgebung verknüpft, wodurch die Erscheinung der relativen Wärmeverminderung nach Herrschel in der blauen Farbe erzeugt wird. Daſs aber die Herrschelsche Wahrnehmung auf keinen Irrthum gegründet sey, hat trotz alles Widerspruchs von Leslie, Wünsch und andern, Ritters gründliche kritische Untersuchung bewiesen.

Wir folgern aus dem bisherigen, was aus ihm mit Nothwendigkeit gefolgert werden muſs, überzeugt, daſs uns die Wahrnehmung der ewig consequenten Natur, sind wir nur auf dem rechten Wege, nicht widersprechen wird.

Da nehmlich das Graue die Indifferenz des Weiſsen und Schwarzen, und zugleich die universelle, unbestimmte, nicht individualisirte Erscheinung aller Farben ist, so ist es klar, daſs, wo das Weiſse und Schwarze in steter Spannung gegen einander erhalten werden, ohne sich ins Graue zu indifferenziren, die lebendigere Hineinbildung des Einen in das Andere nur durch den beweglicheren Farbengegensatz vermittelt werden kann. Denn die Farben sind ja nichts anders als das Leben des Grauen, was das Weiſse und Schwarze in ihrer Spannung gegen einander ebenfalls sind. Alle hellen Farben sind aber nur durch die Gewalt des Weiſsen, alle dunklen durch die Gewalt des Schwarzen. Was daher von der Spannung des Weiſsen und Schwarzen, gilt auch von der Spannung der hellen und dunklen Farben. Aber nicht von diesen allein, auch von dem Hellen und Finstern überhaupt. Es ist gewiſs, daſs das Tageslicht mit einem Oxydationsproceſs verknüpft ist, wie die angeführten Hydrogenisationen der Metalloxyde, der Pflanzen u. s. w. beweisen. Im Finstern müssen wir schon eine Hydrogenisation annehmen, weil es dem Hellen entgegengesetzt ist, wenn auch nicht andere auffallende Thatsachen, die wir später erwähnen werden, dafür sprächen. Selbst die künstliche Erhellung, durch leuchtende Flamme, hydrogenisirt, wie Decandolle durch seine Versuche mit Pflanzen bewiesen hat. Man denke sich hier kein Extrem der Oxydation oder Hydrogenisation, wie es das grob sinnliche chemische Experiment zu fixiren vermag. Nur die lebendige Combination vermag diese leisen Aeuſserungen für die Betrachtung zu gewinnen.

Kurz, es muſs zwischen allen hellen und dunklen Körpern, die sich berühren und wechselseitig spannen, ein der Flamme ähnliches Farbenbild hervorbrechen, wie zwischen dem weiſsen Talg und der schwarzen Lichtschnuppe, den lebendigen, durch die Spannung unterhaltenen Gegensatz bezeichnend. Dieses Farbenbild ist am Tage unsichtbar, wie die Flamme im Sonnenlicht, erscheint aber nicht im Dunkeln, weil das Dunkle die Spannung zwischen Weiſs und Schwarz, und mit dieser die Bedingung der Erscheinung aufhebt. Das Prisma nun ist für diesen lebendigern Gegensatz, was das Microscop für die kleinen sonst unsichtbaren Gegenstände, der Entdecker, keinesweges der Erzeuger desselben. Und man braucht nicht einmahl das Prisma, um die lebendige, zwischen Weiſs und Schwarz verschlossene Farbenflamme zu entdecken. Man mahle nur ein tief schwarzes Quadrat, etwa einen halben Zoll lang und breit, auf ein weiſses Papier. Daneben mahle man einen viereckigen schwarzen Rand, etwa ein viertel Zoll breit und zwey Zoll lang, der eine lange, schmale, drey bis vier Linien breite weiſse Fläche von allen Seiten umschlieſst. Beyde betrachte man anhaltend und genau, mit fast zugeschlossenen Augen. Hierbey bewegen sich die Augen von selbst schnell blinzelnd auf und nieder. Also wird das Weiſse in das Schwarze, dieses in jenes hineingebildet, und aus dieser Hineinbildung entspringt in der That das prismatische Bild, und zwar ganz nach den Gesetzen der Goethischen Farbenvertheilung, bey nach unten gekehrtem Winkel des Prisma, nehmlich, bey der schwarzen Fläche auf weiſsem Grunde oben blau, unten roth und gelb, bey der weiſsen Fläche auf schwarzem Grunde oben roth und gelb, unten blau. Wir haben diese gefärbten Ränder, bey hundertfältiger Wiederholung, wenn gleich schmal, recht deutlich gesehen. Wie es scheint, gelingt es den Kurzsichtigen gar nicht, oder schwer. Mit einiger Aufmerksamkeit kann ein jeder, der nicht kurzsichtig ist, den Versuch anstellen.

In einer andern Rücksicht tritt das zerstreuende Prisma in Gegensatz gegen das concentrirende Brennglas, und das prismatische Farbenbild, das in der dunklen Kammer, oder durch die Lichtzerstreuung des kegelförmigen Prisma's hervorgerufen wird, ist die an den Gegensatz des Weiſsen und Schwarzen gekettete Flamme, so wie die Flamme, die durch eine jede Verbrennung, auch durch das Brennglas hervorgerufen wird, das aus demselben Gegensatz lebendiger hervorbrechende, in sich beweglichere Farbenbild. Wo das Farbenbild erscheint, ist oder wird der Gegensatz vom Hellen und Dunkeln erzeugt, und von diesem bezwungen erscheint es, nur durch die Richtung, keinesweges durch die Function, von der Flamme verschieden.

Daſs es sich auf diese Weise verhält, beweisen die genauern Versuche mit dem weiſsen salzsauren Silber auf eine auffallende Weise. Bey dem Hrn. Dr. Seebeck in Jena haben wir nehmlich schöne, sorgfältig erhaltene Präparate dieses gegen die Lichtaction so beweglichen Salzes gesehen, welche, indem sie in einer dunklen Kammer der Einwirkung des prismatischen Bildes ausgesetzt wurden, nicht allein in der blauen Farbe schwarz, in der rothen Farbe weiſs wurden, sondern auch aufs deutlichste selbst die Farben des Prisma's, wenn gleich etwas matter, erhalten hatten, so daſs das sonst weiſse, roth, das sonst schwarze, blau, in der Mitte aber das Gelb erschien. Diese mit groſser Sorgfalt angestellten Versuche, die mannichfaltig modificirt sind, hat der Entdecker leider nicht bekannt gemacht. Sie erscheinen uns aber höchst wichtig. Denn ist es nicht klar, daſs hier die Farben mit den Functionen identisch werden, daſs diese beweglichern Momente, wie die farbige Flamme aus den brennenden Körpern, aus dem Gegensatz des Hellen uud Dunkeln hervorbrechen, nur an diesen allgemeinen Gegensatz gebunden? Die rothe Farbe schlieſst sich im Allgemeinen an die weiſse, wie sie auch, in den bekannten Versuchen von Goethe, ins Weiſse hineinstrahlt, die blaue an die schwarze, wie ebenfalls in den erwähnten Versuchen. Daſs aber diese ursprüngliche Vertheilung auf mancherley Weise modificirt werden kann, daran zweifeln wir keinesweges.

Die Gesetze der Vertheilung der Farben an entgegengesetzten dunklen Rändern heller, und hellen Rändern dunkler Körper, bey nach oben oder unten gekehrtem brechenden Winkel des Prisma's, eröffnen der Betrachtung ein unendliches Feld, das durch Goethe so glücklich gewonnen ist, und für die

Theorie des Lichts von entschiedener Wichtigkeit werden wird, hier aber nur angedeutet werden kann. Indessen verdient es wohl bemerkt zu werden, daſs etwas, dieser Vertheilung ähnliches, selbst bey den Flammen sich äuſsert, zumahl bey den brennenden Metallen, indem die ursprünglich contrahirteren Metalle mit rother oder bunter Flamme brennen, wie Kupfer, Eisen u. s. w. die expandirteren mit blauer, wie Antimonium, Arsenik, selbst Schwefel und Phosphor. Die höchste Intensität der Flamme aber scheint den Gegensatz aufzuheben, und in einen bloſsen hellen Schein zu verwandeln, wie die Weiſsglühhitze, die Verbrennung des Phosphors in Sauerstoffgas u. s. w.

Auch die mancherley Modificationen der Lichtfunctionen des prismatischen Bildes, durch die verschiedene Beschaffenheit der Prismen, sind durch die scharfsinnige und streng prüfende combinatorische Zusammenstellung der Versuche von Herrschel, Englefield, Leslie und Wünsch, durch Ritter, höchst wichtig geworden.

Bey allen diesen Untersuchungen werden wir aber nie übersehen, daſs selbst der Gegensatz vom Hellen und Dunklen nur als Lichtfunction zu betrachten ist, und das Licht selbst so wenig durch diese Gegensätze aus seiner Einheit heraustritt, als die Seele die Einheit ihres Wesens durch den Wechselstreit eigener Gedanken aufhebt.

Die Flamme ist also die Zusammendrängung der individualisirten Thätigkeit des Lichts, die aus der Mitte des Gegensatzes von hell und dunkel auf die lebendigste Weise hervorbricht. Und wenn Weiſs und Schwarz eine individuellere Darstellung des Hellen des Tages und des Finstern der Nacht ist, so ist das Farbenbild wieder die höhere Individualisirung des Weiſsen und

Schwarzen, indem aus dem äuſsern Gegensatz die höhere Triplicität hervorbricht; diese selbst wird aber, durch die höchste Individualisirung in der Flamme, zur ursprünglichen lebendigen Einheit zurückgeführt, aus welcher sie herstammt.

Wo das Maximum der Verfinsterung hervortritt, da ist keine Flamme, sondern nur feurige rothe Gluth, das Extrem der Concentration, welches die Zwischenglieder des Farbenbildes zurückdrängt, um gleich das Höchste darzustellen. Durch die rothe Gluth bricht daher wieder die Erstarrung des Weiſsen als Asche hervor. So sehen wir am Lichte, da wo der Ruſs die höchste Spannung des Verbrennlichen, also die Verfinsterung andeutet, auf der Spitze des Lichtschnuppens, die Gluth mitten aus der beweglichen Flamme den Uebergang zum entgegengesetzten Extrem des Verbrannten angeben, und daher mit Asche bedeckt. Auf die nehmliche Weise leuchten die Lichtmagnete, der Diamant, der Cantonsche Phosphor, das faule Holz, das Meerwasser und so viele andere Körper, nachdem sie dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen sind, im Finstern Im Licht nehmlich wird eine leise Hydrogenisation, durch die waltende Oxydation der Atmosphäre hervorgerufen. Im Finstern bricht diese, durch die herrschende Hydrogenisation gesteigert und gespannt, in einer leisen Verbrennung aus, die sich durch die Phosphorescenz offenbart.

Wir können das Roth, welches im Violett des Farbenbildes hervortritt, als die keimende Anlage eines neuen Gegensatzes ansehen, als ein Roth, welches eben so aus dem Extrem des Blauen hervorbricht, wie die Gluth aus dem Schwarz der Kohle. Die stille Gluth der Lichtmagnete bricht ebenfalls in der blauen Farbe des Prisma's hervor, wie früher Wilson, später Ritter bewiesen haben.

Wenn wir das Dargestellte genau erwägen, so können wir nicht daran zweifeln, daſs alle Pigmente, die metallischen sowohl als die vegetabilischen, als verschlossene Flammen, fixirte Stufen derselben, anzusehen sind, und zwar so, daſs die Eigenthümlichkeit der fixirten Function sich durch die Farbe entdecken läſst. Zwar wird es kaum möglich seyn, diese Functionen in allen ihren leisen Veränderungen zu verfolgen, weil die Verwickelungen fast unendlich sind, indem das Helle sowohl als das Dunkle alle Stufen des Farbenbildes durchlaufen, und eine jede Farbe alle Modificationen des Hellen und Dunkeln theilen kann. Indessen liegen allerdings in einer jeden Farbe alle anderen, und bey vielen Pigmenten sehen wir sie auf eine merkwürdige Weise bey der leisesten Anregung hervortreten.

So Winterl's mineralisches Chamaeleon oder hydrogenisirtes Braunsteinoxyd, bey welchem die Hydrogenisation so energisch ist, daſs selbst das Kali im Gegensatz gegen dasselbe als Säure auftritt und sich mit ihm neutralisirt. Wenn auch nur die leiseste Säure die Function der Oxydation hervorruft, so steigert sich erst die allgemeinere Hydrogenisation, und die Masse wird aus einer dunkelgrasgrünen in eine schwarzgrüne und schwarze verwandelt. Aus diesem Schwarz regt sich nun die blaue Farbe, erst schwarzblau, dann rein blau. Aus diesem bricht das Roth hervor durch das Violettbläuliche, Violette, Violettpurpurne, Purpurne, Purpurrothe, Rubinrothe, und bleibt bey der Feuerfarbe der Morgenröthe stehen. Grade wie jene Gluth der glühenden Kohle, die nur, durch eine lebendigere Action, mit Zurückdrängung aller Zwischenstufen, das feurige Extrem aus dem düstern Schwarz augenblicklich hervorruft. Was die leise Oxydation aufhebt, bey geringer Menge selbst die Berührung mit dem Finger, vernichtet die rothe Farbe, und stellt die ursprüngliche grüne schnell wieder her.

Die in den Pflanzen fixirten Lichtfunctionen durchlaufen ähnliche Stufen, wie Wahlenberg gezeigt hat. So wird die grüne Farbe des Extractivstoffs durch Kali gelb, wie aus den Beeren des Rhamnus catharticus und aus den Knospen des Populus balsamifera. Die gelben werden durch Kali roth (oder braunroth), wie aus den Wurzeln der Curcuma, die rothen werden durch das Kali violett, wie beym Fernambukholz, die scharlachrothen werden durch dasselbe Reagens blau, wie der Extractivstoff aus den Blumenblättern des Papaver dubium; die violetten endlich werden dadurch grün, wie der aus den Beeren der Actaea spicata und der aus den Blumenblättern der Viola odorata. Die anfänglich grüne Farbe wird also von dem Kali nach und nach in die gelbe, rothe, blaue, und dann wieder in die grüne umgeändert. Alle diese durch Kali hervorgerufenen Farben werden nicht allein durch Säuren wieder aufgehoben, sondern viele natürliche werden durch die letztern verändert, und zwar in einer umgekehrten Ordnung —, also vom Grün zum Blau, Roth u. s. w. grade wie das oben erwähnte Chamaeleon.

Um die Art dieser Verwandlung zu begreifen, müssen wir folgendes erwägen. Das Kali wirkt als ein Erreger der Hydrogenisation, woran wir nicht zweifeln können, indem es theils den oxydirenden Säuren entgegengesetzt ist, theils im Lichte, das für die Pflanzen hydrogenisirend ist, oft die Farben in der nehmlichen Ordnung verändert werden, wie durch das Kali. So werden die gelblichen, rothbraun, wie bey dem Extractivstoff aus der Rinde der Alnus, die rothe Corolle der Pulmonaria wird blau u. s. w. Dieses hydrogenisirende Reagens steigert also erst die Oxydation, und durchläuft daher immer die rothe Farbe, die gewöhnlich auch hier hell ist, bis aus dem hellern Roth das Blau hervorbricht. Den umgekehrten Weg, den des Chamaeleons, nimmt die Säure.

Die leisesten Farbenspiele treten beym Anlaufen der Metalle hervor, und zwar hier, nachdem die Anregung hellerer Oxydation zurückgedrängt ist, meist mit denjenigen Farbenfolgen, die unser Freund die monotonen und disharmonischen nennt. Diese haben in der Natur ein höheres Interesse als in der Kunst, weil sie auf die spielende Entstehung hinweisen. So alle Farben des Regenbogens, die in voller Pracht und bogenförmig beym grauen Spiesglaserz hervortreten, weniger deutlich beym Bleyglanze und Eisenglanze. Manchmahl ist helleres Blau mit lichterem Grün und wenig Roth und Gelb sanft verbunden, wie beym Wismuth, Buntkupfererz, Kupferkies; öfters wieder ein dunkles Braun, Blau, Grün und Gelb zusammen, wie vorzüglich prachtvoll bey dem Elbaer Eisenglanz. Das gehärtete Stahl läuft wie Spieskobalt und Kupferglas mit einem blassen Blau und Gelb an. Alle diese Farben sind nun deutlich genug leichte Spiele der Oxydation und Hydrogenisation, zwischen dem helleren der angehenden Erblassung und dem dunkleren Metall hervorbrechend, und erregt durch die leichte Beweglichkeit des atmosphärischen Wassers. Der Schwefel daher, der das Wasser in dieser Verbindung vorzüglich leicht zu spannen vermag, macht die Metalle vor allem dafür empfänglich.

Die harmonischen Farben kommen zwar selten in der Natur vor, doch auf eine sehr merkwürdige, und die Ansicht unseres Freundes auffallend bestätigende Weise. Nehmlich bey den opalisirenden Fossilien. Der Labradorstein zeigt uns diese Erscheinungen nur unrein, weil bey ihm die Verwitterung, mehr oder weniger versteckt, den Farbenwechsel hervorruft; aber diese ist mit der allmähligen Metamorphose verknüpft, die die monotonen Uebergänge liebt. Am reinsten und lehrreichsten erscheint das Nebeneinanderseyn der harmonischen Farben, und zwar auf eine solche Weise, daſs sie sich wechselseitig erheben, und zwischen sich das Universelle der ganzen Reihe, das Grau, hervorrufen, im Opal. Daſs das harmonische Farbenspiel des Opal's aus dem allgemeineren Grau des Wassers hervortritt, leidet keinen Zweifel, denn der Opal liefert eine bedeutende Menge Wasser, und der erstorbene Opal (der Hydrophan) wird wieder belebt durch Eintauchen in Wasser, wodurch das erloschene Farbenspiel wieder erweckt wird. Hier nun zeigt sich eine Spannung des lebendigen Farbenbildes selbst, aus welcher, wie in der Flamme, die Einheit wider die Duplicität hervortritt. Aber wo diese hervortritt entsteht eine wahre Musik, das Thema wird durchgeführt, bis alle Töne sich in eine Harmonie auflösen. Dem brennenden Roth gegenüber erscheint das glänzendste Grün, die ganze Farbenreihe in einen Accord verschmelzend. Als ein ruhiger Durchgangspunct erscheint das mildernde Grau, schnell entstehend und verschwindend; dann bricht das Gelb hervor, und ihm gegenüber, als ein neuer vollständiger Accord, das Blau und Roth im Violett. Nochmahls erscheint, in einem schnell vorbeyeilenden Moment, das Grau, und aus diesem der dritte alles lösende Accord, das Blau, mit gegenüberstehendem Roth und Gelb als Orange. Bescheidener, zurückgedrängt, zeigt sich bey dem gemeinen Opal nur das Spiel des blässeren Blau, mit dem, dem Orange sich nähernden Brandgelb. Das wundersame Spiel des durch die Kieselerde gespannten Wassers reflectirend zu zerlegen, möchte wohl unmöglich seyn. Das müssen wir aber ausdrücklich bemerken, daſs die Farbe des stark opalisirenden Fossils, sowohl bey dem edlen als bey dem gemeinen Opal, keinesweges, wie es in den Beschreibungen heiſst, weiſs, sondern wahrhaft grau ist.

Wir schlieſsen die Betrachtung mit einigen kurzen Sätzen und Fragen.

Ist nicht das Morgenroth, als die rothe Seite des groſsen täglich sich bewegenden Farbenbildes anzusehen, das sich in das Helle des Tages hineinwirft; der Mittag als das herrschende Gelb, und die Abendröthe als das Violett, das sich in die finstere Nacht hinein verliert?

Erhellt nicht die tiefe Bedeutung der Farben schon daraus, daſs die höchsten Functionen der Pflanzen von den Farben gefangen genommen sind, und zurücktreten? So duften nicht die Pflanzen mit reinen glänzenden Farben, und bey den duftenden Blüthen erscheinen die Farben bescheidener, verlieren sich mehr oder weniger in das unendliche, unbestimmte Grau. Man vergleiche die Tulpen mit den Nachtviolen. Selbst bey den bunten Nelken sind die Farben trübe und unrein.

Ist nicht auf einer höheren Stufe der Gesang der Vögel, was der Duft der Blüthen ist? Und auch dieser verstummt, wo das glänzende, mit reinen blendenden Farben geschmückte Gefieder hervortritt. Daher sind die Singvögel häufiger gegen Norden, wo das Gefieder weniger glänzend, matter, sich in Grau verliert. Man vergleiche unsere Nachtigallen und Lerchen mit den Papageyen.

Tritt nicht in der groſsen Farbenmusik des Totalorganismus, das Grün der Pflanzen dem Roth der höheren Thiere gegenüber, wie in dem harmonischen Farbenspiel des Opals?

Bey den höheren Thieren tritt das prismatische Farbenbild in dem arteriellen und venösen System hervor. Die universelle Verfinsterung ist zurückgedrängt, sucht höchstens in dem Pfortadersystem der vegetativen Bauchhöhle sich hervorzudrängen; aber die weiſse Farbe ist, als ein innerer allgemeiner Tag, und allem Wechsel entzogen, in dem Nervensystem aufgegangen. Die allgemeine weiſse Farbe deutet, besonders bey dem Menschen, auf die Erstarrung des ruhigen Todes, die rothe Farbe auf eine krankhafte, tödtende Beweglichkeit. Die innige Verschmelzung und geordnete Temperatur beyder ist die höchste Gesundheit und Schönheit.

Was wir geleistet haben ist wenig, viele Probleme sind nicht gelöst, kaum berührt. Mancher Zweifel ist noch zu heben, und Widersprüche werden entstehen, die wir zum Theil ahnden. Indessen glauben wir den rechten Weg nicht ganz verfehlt zu haben. Einige Accorde sind angeschlagen, und es ist die ganze Natur, die wiedertönt. Aber schüchtern treten wir zurück vor jener feurigen wechselnden Gluth der Abend- und Morgenröthe, vor jenen Farben, die, wie ein stummes Geheimniſs in den mannichfachen Blüthen ruhen, durch die edlen Steine in der verborgenen erstarrten Masse der Erde festgehalten werden, vor jenem unendlichen wogenden Farbenmeer, das in räthselhaften Verschlingungen aus Luft, Meer, Erde, Thieren und Pflanzen, uns da vor allem, wie eine alle Töne in einen gemeinsamen Accord auflösende Musik, entgegentritt, wo die Natur, am lebhaftesten erregt, in heiſser Begeisterung auf allen Saiten spielt.

Harmonische Wirkung, in den directen Contrasten der drey reinen Farben bestehend.

Fig. 1.

Fig. 2.

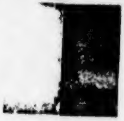


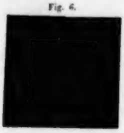
Fig. 3.

Disharmonische Wirkung, in der Zusammenstellung der reinen Farben.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.



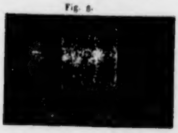
Monotone Wirkung, indem die Farben durch ihre Mischungen (Producte) in einander übergehen.

Fig. 7.

Auflösung der disharmonischen Wirkung.

Beruhigung oder Trennung
der Disharmonie, durch Indifferenz.

Fig. 8.



Vergröſserung der Disharmonie
durch die dritte Farbe.

Fig. 9.

Schwächung der Disharmonie
durch einen Ubergang oder Product.

Fig. 10.

Indirecte harmonische Contraste zweyer Mischungen.

Fig. 11.

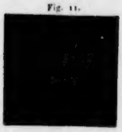


Fig. 12.

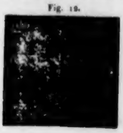
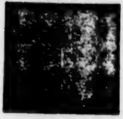


Fig. 13.



Auflösung disharmonischer Wirkungen, durch indirecte harmonische Contraste zweyer Mischungen,
in einen harmonischen Accord.

Fig. 14.

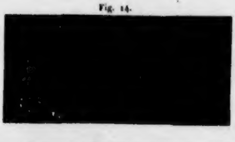


Fig. 15.

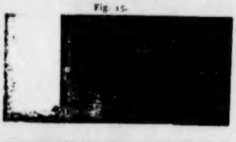


Fig. 16.

Turnziel.

Sendſchreiben
an den Herrn Profeſſor Kayßler
und
die Turnfreunde.

Von
Henrich Steffens.

Breslau, 1818.
Verlag von Joſef Max und Komp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Ich erſuche die Leſer, die an philoſophiſchen Unterſuchungen keinen Antheil nehmen, auf die erſte, lediglich an den Herrn Profeſſor Kayßler gerichtete Abtheilung dieſer Schrift, weniger zu merken. Es war nothwendig, den Verſuch, die Unternehmungen der Turnfreunde philoſophiſch zu begründen, entſchieden abzuweiſen, und auf eine populäre Weiſe war es nicht möglich. Das übrige, von S. 50 an, wird man hoffentlich verſtändlich und klar finden.

Schon in den traurigen Tagen des allgemeinen Drucks, als wenige Freunde in gefährlicher Verbindung lebten, nahm ich unter dieſen eine Richtung wahr, die mir Sorge machte. Sie trat in dem herrlichen Krieg in der ſchönen Begeiſterung entſchiedener hervor. Ich habe ſie, wo ſie erſchien, vom erſten Anfang an bekämpft, immer beſtimmter und ſtärker, je mächtiger ſie ward. Den Frühling 1817 brachte ich in Berlin zu. Ich erfuhr dort, wie ſehr eine falſche Anſicht herrſchend zu werden drohte, wie diejenigen, die ſie nicht billigten, dennoch von ihr mancherlei hofften, wie ſelbſt die Herrlicheren ſie duldeten, wie es nur der Gemeinheit überlaſſen blieb, ſie durch einen armſeligen Widerſtand noch mehr zu verherrlichen. Ich ſah es wohl ein, wie viel ich wagte, wenn ich, eben nach der Art, wie ich bis hieher erſchienen war, dieſe Anſicht bekämpfen wollte. Die meiſten, die ihr huldigten, zweifelten nicht, daß ich auf ihrer Seite ſein müßte, um mein inneres Thun haben die wenigſten ſich bekümmert, und ſo lag es den Gegnern nahe, mich als einen Abtrünnigen zu betrachten. Ich fordere einen Jeden auf, irgend eine Aeußerung mir zu zeigen, die mit früheren in Widerſpruch ſteht, ja die nicht nothwendig aus meiner von jeher befolgten Lehre fließt. Als ich Berlin verließ, war dieſer Kampf beſchloſſen; was ſpäter in mehren Gegenden Deutſchlands laut ward, konnte nur geeignet ſein, mich anzufeuern. Die Unternehmungen der Turnfreunde machten nur einen Theil der zu bekämpfenden Maſſen aus. Ich hatte im ſüdlichen Deutſchland die Ausbildung anderer Verzerrungen, die mir nicht unbekannt waren, wahrgenommen. So entſtand die noch nicht völlig erſchienene Schrift: „Caricaturen des Heiligen.“ Ob ich mit ächten Waffen kämpfe, gebührt mir nicht zu entſcheiden. Der völligen Rückſichtloſigkeit und Reinheit meiner Abſicht bin ich mir bewußt. Was hier der Turnſache ein vorzügliches Intereſſe gab, weiß ein Jeder. Ich habe mit dieſen Streitigkeiten nichts zu theilen, und was mir die Sache nahe brachte, ja zu einer innern heiligen Angelegenheit machte, darf ich bekennen. Zwar ſteht in dieſer Schrift nichts, was nicht auch aus der erwähnten größeren herausgeleſen werden kann, aber die zuſammengedrängte Anſicht vereinigt alles auf einen Punkt; doch ſo, daß einige Gegenſtände, die dort ausführlich dargeſtellt ſind, hier nur kurz erwähnt werden. Man ſoll von jetzt an nicht ſagen, daß nichts Gegründetes ſich habe hören laſſen, man ſoll ſich ſtellen, ſoll widerlegen, oder geſtehen, daß man es nicht vermag.

Daß dieſe Schrift mehre Streitſchriften nach ſich ziehen wird, iſt ſehr wahrſcheinlich, ja mein innigſter Wunſch. Die Sache iſt von großer Bedeutung. Es gilt nicht eine bloße Meinung, es gilt einen Verſuch, der mit vielen tauſend Kindern in vielen Gegenden von Deutſchland angeſtellt wird, einen gefährlichen Irrthum, der die Redlichſten umſtrickt hat. Ich, der ich die Sache ſo anſehe, der ich mir getraue, die Schädlichkeit darthun zu können, habe die heiligſte Verpflichtung, es nicht zu verſäumen. Dieſer Gegenſtand eignet ſich ganz und durchaus zu einer vielfältigen öffentlichen Unterſuchung. Ich geſteh es, daß, obgleich ich von der Schädlichkeit der Unternehmung der Turnfreunde überzeugt bin, ich dennoch keinesweges wünſche, daß ſie durch Verbote von Oben unterdrückt werde. Einmal mächtig geworden, muß die Zeit dieſe-

Verirrungen in ſich ſelber überwinden, was nur durch eine rückſichtsloſe öffentliche Prüfung möglich iſt. Verbote können nur hemmen, niemals vernichten, was innerlich die Geſinnung in Anſpruch genommen hat. Um nun dieſer Unterſuchung die größtmögliche Allgemeinheit zu geben, fordere ich hiemit die Turnfreunde, redlich und wohlmeinend, zu der ſchärfſten Prüfung dieſer Schrift auf. So überzeugt, wie ich von der inneren Wahrheit meiner Anſicht bin, glaube ich dennoch keinesweges, daß die Darſtellung vollendet iſt. Ich ſelbſt habe ein paar ſchwache Stellen bemerkt, als es zu ſpät war, ſie zu ändern; andere werden mehre erblicken. Man hebe ſie heraus, man ſtelle die Schwäche derſelben in das hellſte Licht. Gern gebe ich in dieſer Rückſicht meine Perſon völlig preis. Dahingegen verſichere ich hiemit vor dem ganzen Publico, daß ich nicht allein dem Gebrauche aller Waffen, welche die Sittlichkeit der Gegner treffen könnten, oder welche auf Privatſtreitigkeiten Rückſicht nähmen, ganz und gar entſage, ſondern auch einen jeden Verſuch, mir fremde Triebfedern unterzuſchieben, oder meine ſittliche Geſinnung verdächtig zu machen, in öffentlichen Schriften als gar nicht vorhanden betrachten werde. Ich habe die Grundſätze, nach welchen man, meiner Ueberzeugung nach, ſchonungslos wiſſenſchaftliche Schwächen aufdecken muß, in der erwähnten Schrift S. 169 aus einandergeſetzt, ſo auch diejenigen, die einen jeden Angriff auf die perſönliche Ehre verbieten, S. 399, obgleich ich damals gar nicht ahnen konnte, wie nahe die Gelegenheit mir lag, ſie ſelber in Ausübung zu bringen. Ich geſtehe, daß ich eine geheime, wahrhaft religiöſe Scheu habe vor jeder durch den Druck öffentlich laut werdenden Aeußerung, die die Sittlichkeit der Gegner berührt, denn ſie können auf einen Punkt führen, der, als das Fatum der neuern Zeit, die perſönliche Ehre in Anſpruch nimmt und jedes ſonſt heilige Verhältniß durchbricht.

Schließlich noch eine Bemerkung. Das ganze erwähnte größere Werk war völlig ausgearbeitet, bis zur Seite 427, als die hieſigen Turnſtreitigkeiten ausbrachen, ja, die Abtheilung

S. 197, die manches auf eine harte Weiſe erwähnt, was jetzt zur Sprache kam, iſt im Frühling geſchrieben, als ich von der Möglichkeit ſolcher Streitigkeiten gar keine Ahnung hatte. Die völlig rückſichtloſe, und von aller Perſon abſehende Betrachtung richtete ſich auf ganz Deutſchland, um keimende Anſichten, die hier dieſem, dort jenem, keinem vielleicht völlig klar, vorſchwebten, und die, wenn auch auf keinem Punkt zuſammengedrängt, dennoch aus vielen ſich zu entwickeln drohten, entſchieden abzuweiſen. Ich erſuche die Leſer, dieſes nie zu vergeſſen.

Lieber Kayßler! Vor einigen Tagen erhielt ich dein Schulprogramm über die Turnkunſt. Ich weiß nicht, ob es dir unerwartet kömmt, daß ich es als eine Zuſchrift an mich betrachte, und als eine ſolche beantworte; ja ſchon früher wäre es geſchehen, wenn nicht Störungen und mancherlei andere Geſchäfte und weit von dieſem Gegenſtand abliegende Studien es verhindert hätten. Wenn ich zwar unſer bisheriges Verhältniß erwäge, dann kann ich kaum daran zweifeln, daß du bei der Ausarbeitung deiner kleinen Schrift an mich gedacht haſt; denn es iſt mir ja bekannt, mit welcher gütigen Theilnahme und Aufmerkſamkeit du bis jetzt meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beehrt haſt, ſo daß ſelbſt eine Anſicht, die dich verletzte, dir doch nicht ganz gleichgültig erſcheinen konnte. Dir war ja hinreichend bewußt, wie mein Kampf gegen die Turnplätze und ihre Anſichten ohne alle Leidenſchaftlichkeit aus Ueberzeugung entſprungen war, ja dieſer Streit, der ſchon vor länger als einem Jahr in Vorleſungen, die von dem größten Theil der hieſigen Studierenden beſucht wurden, vollkommene Oeffentlichkeit erhielt, iſt vielfältig der Gegenſtand freundſchaftlicher Unterhaltung zwiſchen uns beiden geweſen. Du weißt, daß die ſpätern Ereigniſſe, durch welche der, von mir wiſſenſchaftlich angefangene Streit, eine ſtrenge und harte Wendung nahm, mit meiner Prüfung gar nichts gemein hatten, auch von mir auf keine Weiſe veranlaßt waren. Ja ſelbſt, als dieſe Ereigniſſe, über welche ich mich hier jedes Urtheils enthalte, ſtörend in unſere geſelligen Verhältniſſe eingriffen, als ich dieſe Störung für eine Trennung offen und redlich erklärte, that ich nichts, als daß ich eine Thatſache ausſprach, und der Erfolg hat mir Recht gegeben. Es iſt nicht meine Abſicht, dieſe That zu rechtfertigen. Das Publikum hat keine Anſprüche auf eine ſolche Rechtfertigung; und die hieſigen Ereigniſſe und ihre Folgen haben auf mein Verhältniß gegen die Turnplätze gar keinen Einfluß, ſie haben mir keine neue Gründe an die Hand gegeben, und die Turnfreunde, die meine waren, ſind es ferner geblieben: ich werde ſie, ohne Veränderung, beſtreiten und lieben, wie bisher. Du aber haſt ſchon früher geäußert, daß es deine Abſicht war, die Turnkunſt — philoſophiſch zu begründen, ſo wie ich meine Abſicht, freilich nicht die Turnkunſt — denn wer kann eine Kunſt beſtreiten wollen — wohl aber ihre zeitige Erſcheinung auf den Turnplätzen, von einem ähnlichen Standpunkt aus zu beſtreiten, offen geäußert hatte. Ich betrachtete dich als meinen Gegner, und nachdem vieles Ungehörige und Unbegründete für und wider die Sache geſprochen war, ſollte, dachte ich, die Sache durch uns ihrer Entſcheidung näher gebracht werden. Lange wartete ich vergebens auf deinen Aufſatz, und da eine Schrift, die mehre Verirrungen der Zeit prüfen ſoll, ſo weit vorgerückt war, daß meine Anſicht der Bemühungen der Turnfreunde nicht länger ſich zurückhalten ließ, ſo trat ich zuerſt hervor. Der Aufſatz, der nun erſchienen iſt, ward in einer Geſellſchaft vorgetragen, und du haſt ihn gehört. Es iſt der einzige, und erſte, der die Unternehmung der Turnfreunde aus einem allgemeinern Geſichtspunkt zu prüfen unternimmt; denn was ſpäter erſchien, konnteſt du, als du deinen Aufſatz, ausgearbeitet, nicht kennen, du konnteſt alſo auch während der Ausarbeitung auf keinen andern Rückſicht nehmen: und an die Herrn Wadzeck und Scheerer, wie an den Herrn Pauli, haben wiwohl alle beide nicht gedacht, noch weniger an das unzuſammenhangende Gerede in Geſellſchaften und unter dem Volk. Freilich war es für dich ein übler Umſtand, daß du meinen Aufſatz nicht beſaßeſt und nur aus der Erinnerung, die oft täuſcht, widerlegen mußteſt; auch war es ein nicht zu vermeidender Uebelſtand, daß er ein lebendiger Theil eines größern Ganzen war, — wie ich aber bis jetzt glaubte, mehr für die übrigen Zuhörer, als für dich, der du, mit meinen Anſichten vertraut, auch das nicht Ausgeſprochene zu ergänzen im Stande warſt. Unter ſolchen Verhältniſſen war es natürlich, daß ich in deinem Aufſatz eine Widerlegung meiner Gründe ſuchte. Ich fand ſie nicht gradezu, hier und da wohl verſteckt einiges, was ſich ſo auslegen ließe, doch ſo, daß der Hauptpunkt des Angriffs durchaus nicht beſtritten, ja nicht einmal berührt iſt. Ueberhaupt zeigte mir dieſe Schrift, daß wir, auch in den philoſophiſchen Anſichten viel mehr von einander abwichen, als ich jemals glaubte, ja daß deine Betrachtungen, vom Anfange an eine Richtung nahmen, die von dem, was mir der Hauptpunkt zu ſein ſchien, immermehr ableiten mußte. Indeſſen konnte dieſe unerwartete Erfahrung meinen Entſchluß, dir offen und grade entgegen zu treten, keinesweges erſchüttern, theils, weil die ganze Schrift, nachdem es dir bekannt war, daß die meine öffentlich erſcheinen würde, wenn auch nicht als eine directe, doch als indirecte Widerlegung betrachtet werden mußte, theils, und vorzüglich, daß es völlig klar würde, wie ſehr wir ſelbſt in den Prinzipien von einander abweichen, damit das Volk nicht glauben ſollte, daß die nämliche philoſophiſche Anſicht dieſelbe Sache zu beſtreiten und zu vergöttern vermag. So las ich denn getroſt fort, bis ich folgende Stelle fand, die mich nicht wenig ſtutzig machte: S. 55. „Ueber dieſen Zweck (der Turnkunſt) herrſchen verſchiedene und zum Theil abgeſchmackte Vorſtellungen; aber gründliche und ruhige Prüfung iſt noch von keinem derjenigen, welche die Turnkunſt für gefährlich ausſchreyen, bekannt geworden.“ Ich dachte erſt: das trifft die Schreier, und geht dich gar nichts an. Aber jemehr ich die Stelle erwog, und ihren Zuſammenhang, deſto mehr mußte ich zu meiner Beſchämung fühlen, daß ich allerdings gemeint war. Du hatteſt meinen Aufſatz eben gehört, es gab keinen andern, der den Gegenſtand in ſolcher Allgemeinheit behandelte: hatteſt du irgend einen Grund gefunden, die in ihm herrſchende Anſicht von dem allgemeinen Geſchrei zu ſcheiden, wie konnte ich zweifeln, daß deine Freundſchaft mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen hätte? Iſt mein Angriff nicht ein Gegenſtand des allgemeinen Geredes geworden? muß nicht ein jeder Leſer die ſo in ſtrenger Allgemeinheit ausgedrückte Stelle auch auf mich beziehen? Nein, — es iſt leider nur gar zu gewiß, auch über mich haſt du erbarmungslos den Stab gebrochen. Wie man ſich nun gegen das Härteſte auf alle Weiſe zu ſträuben ſucht, ſo glaubte auch ich, wenigſtens für einen Augenblick, einen mildern Ausweg gefunden zu haben. Ich hatte nämlich in meinem Aufſatz geäußert: daß ich mich, bei dem Bekämpfen in einer bedenklichen Lage befände, weil nichts durchgeführt Wiſſenſchaftliches und Begründetes mir entgegen ſtünde. Ich dachte alſo, deine harte Behauptung ſollte mir dieſe Aeußerung, als eine, vielleicht in deinen Augen ungebührliche, zurückgeben, und wäre das, was Fichte in ſeiner Schrift „Friedrich Nicolai" nach Shakspeare, die einfache Retorſion nennt und mit Beiſpielen belegt, die du bei ihm ſelber nachleſen kannſt. Ein ferneres Nachdenken überzeugte mich aber bald, daß meine Vermuthung falſch ſein müßte; denn du ſelbſt, lieber Kopßler, mußt ja ganz mit meiner Aeußerung übereinſtimmen, weil ſonſt dein ſcharfſinniger Verſuch die Turnkunſt philoſophiſch zu begründen, ganz überflüſſig wäre. Einen kleinen Troſt enthielt freilich die gleich folgende merkwürdige Stelle: „Ich wünſche durch dieſe Schrift, „ſchreibſt du, die Veranlaſſung dazu zu geben, ja „der Geiſt und Ton, in dem ſie verfaßt wird, berechtigt mich, ſie für eine Aufforderung an die „Gegner der Turnkunſt zu erklären, entweder zu „ſchweigen, oder mit Ruhe und Beſonnendeit und „mit Gründen darüber zu ſprechen.“ Ich durfte alſo doch vielleicht noch hoffen gehört zu werden, wenn das Beiſpiel deiner Schrift vortheilhaft auf mich einwirkte. Aber da ſchwebte leider in meiner Erinnerung eine eben geleſene Stelle, die jene Hoffnung niederſchlug, und die, als ich ſie eilig nachſchlug, alſo lautete: S. 50. „Was nun „die Gegner anlangt, ſo werde ich weder hier, „noch ſonſt (alſo überhaupt auch in der Zukunft „nicht) in irgend einen Streit mit ihnen einge„hen, deßwegen, weil dieſes nicht geſchehen kann „ohne leidenſchaftliche Regungen, und weil ich „überzeugt bin, daß die gute Sache u. ſ. w.“ Dieſe Stelle ſetzte mich in keine geringe Verlegenheit. Von dir zu glauben, daß du, in einer Schrift, deren Geiſt und Ton beſtimmt iſt Ruhe, Beſonnenheit und Gründlichkeit bei den Gegnern hervorzurufen, vergeſſen haben ſollteſt, was du kurz vorher geſchrieben hatteſt, das ſchien mir durchaus unzuläßig, und dennoch ſteht der harte Widerſpruch da. Du forderſt ſelbſt die Gegner zum Kampf auf; aber wenn ſie, auf deine Aufforderung erſcheinen, gedenkſt du dich nicht ihnen entgegenzuſtellen. Ich bin nun ſeit 25 Jahren Schriftſteller, und habe, wie dir nicht unbekannt iſt, harte Angriffe erleiden müſſen; dennoch iſt dieſe Schrift meine erſte polemiſche. Ich habe daher einige Grundſätze erdacht, wie ſie ſich für mein Alter und meine Lage ſchicken; unter dieſen iſt auch der, daß, wo ich bei meinem Gegner Widerſprüche zu finden glaube, ich nur diejenigen unaufgelöſt ſtehen laſſe, die ich auf keine Weiſe zu löſen weiß. Ich geſtehe, daß dieſes in der Folge einigemal der Fall ſein wird, und da muß ich freilich deine freundſchaftliche Beihülfe in Anſpruch nehmen. Wo ich mir aber nur einigermaßen zu helfen weiß, da wage ich es; und ſo ſei auch hier der Verſuch gewagt. Wenn ich nun dieſe Stelle, als vorzüglich gegen mich gerichtet, deute, ſo habe ich die Gründe hinlänglich entwickelt. Was ich alſo herausleſen und mir zu Herzen nehmen ſoll, würde, meiner Ueberzeugung nach, ſo lauten: „Lieber Steffens! ein ganzes Jahr lang ließeſt du verlauten, daß du gegen die Unternehmungen der Turnfreunde ſchreiben wollteſt, es fehlte nicht an Ermahnungen und Warnungen, und als du nun hervortrateſt, vermochteſt du nichts hervorzubringen, was dich von den übrigen unbeſonnenen und unruhigen Schreiern unterſchied. Ich habe, aus Schonung, dieſes auf eine verſteckte Weiſe angedeutet, ſo daß nur diejenigen, die aufmerkſam leſen, und von der Sache genau unterrichtet ſind, es merken werden. Wirkt aber dieſe meine Schrift als ein Muſter der Ruhe, Beſonnenheit und Gründlichkeit, dann wirſt du entweder ſchweigen, was lobenswerth iſt, oder dich für überwunden erklären, und deine Gründlichkeit dadurch wieder zu Ehren bringen, daß du die Turnplätze lobſt. Sollteſt du aber deine Einreden fortſetzen, dann darfſt du keinesweges erwarten, daß ich darauf achte; denn dieſe Sache iſt nun, in einer Schrift, deren Geiſt und Ton ruhige Beſonnenheit nnd Gründlichkeit athmen, philoſophiſch begründet, die Acten ſind geſchloſſen, und das Publikum wird um ſo mehr geneigt ſein, mir Recht zu geben, da ich (S. 40) „den vieljährigen Thatbeweis gegeben habe, daß mir die „Bildung der Jugend, beſonders die ſittliche, eine „ſehr ernſte und heilige Angelegenheit iſt, daß ich „mich folglich nicht entſchloſſen haben würde, über „das Turnen öffentlich und in einem Schulprogramm

„zu ſprechen, wenn ich nicht von der tiefen ſittlichen „Bedeutung und von dem großen Umfang der „Nützlichkeit dieſer Erſcheinung unſerer Zeit völlig „überzeugt wäre.“ Ich bin ſo gut wie einer im Stande Gegengründe ohne Leidenſchaft und ruhig zu widerlegen, aber deine Halsſtarrigkeit müßte mich auf die unangenehmſte Weiſe anregen, wenn ich irgend eine Notiz von dir zu nehmen mich entſchließen könnte.“

Du wirſt, lieber Freund! am beſten wiſſen, ob ich richtig commentirt habe, oder ob das Schrecken mir alles in einem zu ſchwarzen Lichte ſehen läßt. Ich aber habe in dieſer bedenklichen Lage einen verzweifelten Entſchluß gefaßt. Dieſen nämlich, deine Schrift in ihren Hauptpunkten ſo hart und ſtrenge, wie ich vermag, zu prüfen. In einem ſolchen (wie ſich von ſelbſt verſteht, reinwiſſenſchaftlichen) Kampfe, gegen einen berühmten Gegner, zu unterliegen, iſt keine Schande: ſollte ich aber das Glück haben zu ſiegen — und dir iſt es nicht unbekannt, wie mächtig die Vorſpiegelungen des Selbſtvertrauens ſind — dann würde es mir ohne allen Zweifel zum unſterblichen Ruhme gereichen. Nur bitte ich dich, laß dich nicht leidenſchaftlich aufregen. — Warum doch!

Ich muß leider meine Prüfung deiner Schrift, lieber Kayßler, mit einer Eröffnung anfangen, die dir unangenehm ſein wird. Du darfſt nämlich nicht glauben, daß die Turnfreunde ſich im Geringſten um deine philoſophiſche Einleitung bekümmern. Sie werden vielmehr einen Jeden rathen, dieſe vernachläſſigend, mit der 83ſten Seite anzufangen. Mit dem, was du von da an, über die Turnkunſt ſagſt, werden ſie, irre ich nicht, ſehr zufrieden ſein; denn es enthält ſo ziemlich alles, was ſie ſelber zu Gunſten ihrer Unternehmung vorzubringen pflegen, abgetrennt von manchen Verzerrungen, deren Daſein du ſogar abzuleugnen geneigt biſt. Sie werden behaupten, daß zwiſchen dieſem lezten und dem erſten Abſchnitt deiner Schrift nur ein geringer Zuſammenhang ſtatt finde, und höchſtens werden einige ſich damit etwas dünken, daß ſie nun auch durch die Philoſophie unſerer Tage unterſtützt ſind. Mir iſt dieſes, ich geſtehe es, nicht unangenehm; denn ich muß wohl vorausſetzen, daß es meiner Prüfung nicht beſſer ergehen wird. Wir ſind alſo unter uns, und wenn dieſe Blätter irgend einem Philoſophen zufällig in die Hände fallen ſollten, darf ich vielleicht hoffen, daß er ſie nicht ganz ohne Theilnahme durchleſen wird: auf ein Publikum aber, welches uns gar nicht lieſt, werde ich auch billigerweiſe gar keine Rückſicht nehmen. Ich nun bin keinesweges der Meinung, daß die beiden, durch den bedeutenden Strich, getrennten Abſchnitte ohne Zuſammenhang ſeien, vielmehr glaube ich, daß die Anſichten der Turnfreunde auf keine andere Weiſe begründet werden können, ja, daß du diejenige Philoſophie wirklich herausgehoben haſt, durch welche ſie bewußtlos geleitet werden, und zu deren eigentlicher bewußter Darſtellung die meiſten vielleicht nicht einmal fähig ſind. Dieſes darzuthun, iſt nun eben meine Abſicht.

Du fängſt mit der Bemerkung an, daß es Wahrheiten giebt von ſo zarter Art, daß ſie, den gehobenen Schäzen gleich, die bei dem ſchwächſten Laut den Händen entſchlüpfen, ſich ſelbſt der Darſtellung entziehen, ſo wie tief in den Geiſt eingewurzelte, eben deßwegen um ſo gefährlichere Irrthümer. Es iſt deine Abſicht, ſolche Wahrheiten und Irrthümer genauer zu erwägen, um einen Maaßſtab der Beurtheilung zu erhalten: ohne allen Zweifel, indem du ſie darſtellſt, wie diejenigen Wahrheiten, die ſich der Darſtellung entziehen? Fürchteſt du nicht, daß der Schaz verſinken werde, indem du ihn zu ergreifen ſuchſt? Wir wollen ſehen. —

Du wirſt erlauben, daß ich beſonders über den Anfang, und zwar Zeile für Zeile, mich mit einiger Ausführlichkeit verbreite; kürzer können wir dann über die Reſultate reden. Hier hat es mich nun ſchon überraſcht; daß du dasjenige, was du über Gott, Menſchen und Natur zu ſagen hatteſt, von dem untergeordneten Standpunkt der Verhältniſſe betrachteſt; denn da dieſe, als das erſte, eine Trennung, ein Außereinanderſein deſſen, was durch äußere Beziehung in ein Verhältniß treten ſoll, vorausſetzen; ſo iſt die Anſicht der höhern Einheit ſchon zurückgedrängt. Von Rechtswegen haſt du daher, indem du das untergeordnete Erkennen, welches dieſes Verhältniß bezeichnet, erwähnſt, es nicht ein lebendiges genannt: wie du aber dieſe Benennung für das Verhältniß der Menſchen zur Natur und unter einander brauchen kannſt, iſt mir unbegreiflich; denn daß du auch hier von dem untergeordneten Standpunkt der Verhältniſſe alles betrachtet wiſſen willſt, iſt ſchon dadurch klar, daß du das Verhältniß der Menſchen zur Natur als ein lebendiges, ein nothwendiges, und das der Menſchen untereinander in freie Wechſelwirkung ſetzeſt. Aber was in der Reihe der Urſachen und Wirkungen als von dieſer ergriffen, betrachtet wird, kann weder als ein Nothwendiges, noch als ein Freies, noch als ein Lebendiges erſcheinen. Als nothwendig nicht, weil alles in wechſelſeitiger Beſtimmung betrachtet, die ruhende unveränderliche Selbſtbeſtimmung des Seins nicht erblicken läßt; als frei nicht, weil der Menſch, bedingt durch andere, auf welche er wieder bedingend einwirkt, allewege nur das Bedingte, und weder in ſich noch in andern das Unbedingte, ſich ſelbſt thätig Bedingende der Freiheit wahrzunehmen vermag. Wie du dieſen niedern Standpunkt feſthältſt, erhellt ferner aus einem Ausdruck, der mich faſt in Erſtaunen geſezt hat. Der Menſch ſoll nämlich ein Urrecht der Erkenntniß haben, welches er nie aufgeben darf. Ich glaubte bis jezt, daß ein Recht nur da hervortreten kann, wo ein äußerer Hemmungspunkt erſcheint, welches, das Weſen bedrohend, abgewehrt werden ſoll: nun kann aus dem Verhältniß der Menſchen zu Gott kein ſolches Recht entſpringen, weil keine ſolche Hemmung erſcheinen kann; aus dem Verhältniß gegen die Natur oder gegen andere Menſchen eben ſo wenig, weil die Hemmung, wenn ſie auch erſcheint, für das Erkennen auf keine Weiſe als ſolche hervortreten kann, wenn ſie nicht durch Selbſtbeſtimmung des Menſchen als eine ſolche geſezt wird. Ein Recht aber, ſich ſelbſt gegen ſich ſelber zu behaupten, iſt ein

Ausdruck, der ſelbſt in die Einheit des innerſten Seins eine nicht abgeleitete, ſondern urſprüngliche Trennung hervorruft, um den Standpunkt der Verhältniſſe ſelbſt da, wo man ihn bis jezt für unmöglich hielt, mit ſtandhafter Conſequenz feſtzuhalten. Denn, wenn es gleich ſich nicht leugnen läßt, daß der Streit, wie du angiebſt, zwiſchen dem Göttlichen und Irrdiſchen, zwiſchen Freiheit und Sinnengenuß, zwiſchen Vernunft und Verſtand, im Innern der Menſchen fortdaurend ſtatt findet, ſo iſt doch nicht einzuſehen, wie der Menſch, wenn das Erkennen der Vernunft unterliegt, ein Recht behaupten kann, *indem* er es ſelbſt, und zwar *freiwillig* aufgiebt, oder, wenn er ſiegt, wie von einem Recht die Rede ſein kann, wo der Widerſtand überwunden iſt. Auch in dem ſchwankenden Zuſtande kann von einem Recht, weder der Vernunft gegen das Irrdiſche, noch umgekehrt, geſprochen werden, weil es *als* Recht nur erſcheint, nachdem man ſich für eine Seite erklärt hat, die man behaupten will; aber dann iſt, im Innern auch der Sieg errungen. Auf alle Weiſe muß daher, damit ein Urrecht der Menſchen die Erkenntniß zu behaupten, erſcheine, dieſe als in ein äußeres Verhältniß gegen ein widerſtreitendes Element geſezt, betrachtet werden. Wie du nun, dieſen Standpunkt feſthaltend, welcher der Vernunft ſelber fremd iſt, dich polemiſch gegen den Verſtand wenden kannſt, iſt mir unbegreiflich. Denn von dem zauberiſchen Netz der Verhältniſſe, der Wechſelwirkung, des Rechts umſtrickt, hat der, wie du behaupteſt, durch Liſt herrſchende Verſtand dich ſelber überliſtet, ſo daß du nur, wie durch eine Verblendung, glauben kannſt, Vernunft, Erkennen, Nothwendigkeit, Freiheit und Leben, die Schätze, die du zu heben ſuchteſt, in dem Zaubernetze noch zu beſitzen, während ſie, durch den erſten Laut ſchon verſcheucht, in einen bodenloſen Abgrund verſunken ſind.

Eins muß hier noch geſagt werden, ehe wir weiter gehen. Kant faßte das untergeordnete Erkennen (wenn dieſes Wort von einem untergeordneten Wiſſen gebraucht werden darf) des Verſtandes, in ſeiner Trennung von der Vernunfterkenntniß, mit großer Strenge. Eine Trennung, die durch ihre lehrreiche Gründlichkeit für die Philoſophie höchſt wichtig erſchien. Indem er aber die Vernunfterkenntniß leugnete, und die untergeordnete, relative, als eine abſolute feſtſtellte, erſchien der Verſtand als kämpfend gegen die Vernunft, als Sieger ſogar; und gegen dieſen, ſo kämpfenden und ſiegenden Verſtand, haben ſich ſpätere

Philoſophen mit Recht gewandt. Aber dieſe Anſicht hat das Weſen des Verſtandes keineswegs ergriffen. Es iſt der nämliche Kampf, der auf einem andern Boden gegen die Werke, die äußern Thaten der Menſchen geführt wurde, als man behauptete, daß dieſe, als ſolche, und abgetrennt von dem Glauben, irgend einen Werth haben. Es iſt bekannt, daß es Sekten gegeben hat, die ſich von den Werken nicht allein abwandten, ſondern auch Sünden begiengen, um auf ſolche Weiſe die Nichtigkeit der Werke zeigend, die Macht des Glaubens deſto mehr zu erhöhen. So haben in unſern Tagen nicht wenige Philoſophen, um recht deutlich zu zeigen, wie wenig ihnen der Verſtand galt, das Unſinnigſte behauptet, damit die Gewalt der verſtandloſen Vernunft auch dieſem Realität zu geben, recht klar und deutlich erſcheinen ſollte. Aber der Verſtand entſpringt aus der Vernunft in der Spekulation, wie die Thaten aus der Geſinnung in der Sittenlehre; beide haben ihren gemeinſchaftlichen lebendigen Grund in dem Glauben, ohne welchen ſie nicht ſind, nicht ſein können. Sich trennend in den Richtungen des Seins und des Erkennens, will die Geſinnung jenes, die Vernunft dieſes in der Welt der Erſcheinung entfalten, und die bildenden, geſtaltenden Organe ſind die Thaten dort, hier der Verſtand: die Selbſtſucht aber verkehrt, was eine Erſcheinung des Göttlichen ſein ſoll, in einen Schein, der für ſich ſein will, und That wie Verſtand, beide getrennt von dem göttlichen Stamm, aus welchem allein ſie Nahrung ſaugen, verdorren in ſich und vermögen nur die eigene Nichtigkeit zu offenbaren. Daher ſoll man nie den Verſtand, das bildende, geſtaltende Werkzeug Gottes in der Welt, als ein in ſeinem Weſen Nichtiges darſtellen; und da es dir, lieber Kaßler, nicht unbekannt war, zu welchem Unſinn dieſe Verirrung nicht wenige verleitet hat in unſern Tagen, habe ich nur mit Bedauern einen Ausdruck gefunden, der in ſeiner Allgemeinheit, wie er da ſteht, jenen Wahn nur zu ſehr unterſtützen zu wollen ſcheint.

Doch wir gehen weiter. — Die Natur, ſagſt du, iſt dem menſchlichen Geiſte in ſeinem Leibe gegeben. — Daß dieſes nur jene äußere, ſinnliche Natur iſt, die für ſich keine Realität hat, erhellt von ſelber, diejenige nämlich, die mit der irdiſchen Geburt erſcheint, während des irdiſchen Lebens wandelbar vorüber geht, mit dem Tode entweicht; denn das Bleibende, Unveränderliche, Göttliche in der Natur iſt dem Menſchen ſo wenig in ſeinem Leibe gegeben, wie die Vernunft in dem Verſtand, die Geſinnung in den Thaten: als wenn es vor der Natur einen naturloſen Geiſt gäbe, dem etwas gegeben werden könnte; als wenn die göttliche Natur, die wahre, nicht der Geiſt ſelber wäre, und inſofern von einem menſchlichen Geiſt die Rede iſt, ſeine Natur, ſeine Gabe, ſeine Eigenthümlichkeit. Daß die aber auch hier die Trennung beider Welten das urſprüngliche ſein muß, erhellt ſchon daraus, daß du auch hier von einem Verhältniß ſprichſt, welches freilich ſo innig iſt, „daß man den Leib den bewußtloſen Geiſt, den Geiſt den bewußten Leib nennen kann“ — Kann, wenn man will, die Einheit iſt eine mögliche Art das Verhältniß anzuſehen, nicht die einzig wahre, durchaus nothwendige. Ja dieſe Einheit iſt, deinen Ausdrücken nach, nicht die wahre, ſie erſcheint nur, weil das Verhältniß hier inniger iſt, da es hingegen, wo es Menſchen und Natur überhaupt, Menſchen und Menſchen, endlich Menſchen und Gott aus einander hält und auf einander bezieht, in ſeiner wahren Geſtalt deutlicher hervortritt, und die Täuſchung der Einheit vernichtet. — Ich frage, ob es möglich iſt, irgend etwas anderes aus dieſer Stelle, verglichen mit den vorhergehenden, herauszuleſen? — Ja damit es auf alle Weiſe klar werde, daß die

Einheit nur eine Täuſchung ſei, bleiben die Formen der Trennung, in der Einheit (die bloß eine Vereinigung iſt) was ſie waren, der Leib ein bewußtloſer Geiſt, — da aber der Geiſt, in der Trennung, die Form des Bewußtſeins iſt, ſo bedeutet dieſer Ausdruck nichts, als eine bewußte Bewußtloſigkeit, — der Geiſt ein bewußter Leib, — da aber der Leib in der Trennung die Form der Bewußtloſigkeit darſtellt, ſo bedeutet der Ausdruck nichts, als ein bewußtloſes Bewußtſein: in beiden Fällen ein vollendeter Widerſpruch. Aber die Einheit beider Formen iſt nicht eine bloße Syntheſe, der Widerſpruch iſt zwar für den Verſtand unumgänglich, aber durch die ſpekulative Anſchauung abſolut gehoben. Doch ich ſage dir hier, was du, lieber Kayßler! recht gut weißt, nur daß das Netz der Verhältniſſe, durch welches die Einheit dir trübe, verworren und zerſtört entgegenblickt, dich in die Widerſprüche verwickelt, deren Urſprung du erkannt haſt, aber in der Darſtellung offenbar nicht feſtzuhalten vermagſt. Daher erſcheint dir auch die Geſundheit nicht in dem einen, ſondern in dem ganzen Menſchen, und die Krankheit in einem Bewußtſein, ohne bewußtloſen Grund, d. h. in einem abſoluten Nichts; denn ohne bewußtloſen Grund kann nie und unter keiner Bedingung ein

Bewußtſein erſcheinen. Krankheit vielmehr iſt da, wo Leib und Geiſt in äußeres Verhältniß gegeneinander treten. Und da in dieſem dunkel und verworren aufgefaßten Verhältniß des Leibes zum Geiſt der Grund mancherlei Verirrungen geſucht werden muß, die erſt ſpäter zum Vorſchein kommen, und die die Turnfreunde irre geleitet haben, ohne daß ſie ſich ihres Urſprungs bewußt ſind, ſo werde ich hier, in ſeinem eigentlichen Urſprung, es genauer unterſuchen. Wenn nämlich Geiſt und Leib nur als durch eine Syntheſe verbunden erſcheinen, dann entſteht nothwendig die Anſicht, daß man für ein äußeres Gleichgewicht beider zu ſorgen habe, es erzeugt ſich der Irrthum, daß man ein allgemeines Maaß dieſes Gleichgewichts für alle Menſchen finden könne, und beſonders für die Erziehung ſuchen müſſe, ein Irrthum, der dem Gedeihen lebendiger Eigenthümlichkeit höchſt ſchädlich wird. Wo aber die wahre Anſicht der Einheit herrſcht, da erſcheint ſie als in einem jedem Menſchen in einer beſondern Form, als die wahre Erzeugerinn der unendlichen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Naturen, hier mit hervortretendem geiſtigem, dort körperlichem Vermögen, ſo daß ſie, überall eine andere, dennoch die nämliche iſt; und die wahre Geſundheit erzeugt ſich nicht aus der leeren Allgemeinheit eines äußern Gleichgewichts, ſondern aus der innern Einheit der eigenſten Natur für einen jeden auf eine beſondere Art. Eine Anſicht, die ihre praktiſche Anwendung in der Folge finden wird.

In dem du das Weſen der Liebe anzudeuten ſuchſt, biſt du, wie mir ſcheint, nicht glücklicher. Daß du, damit die Liebe hervortrete, die Idee des Leibes durch zwei Leiber ſich darſtellen läßt, dieſen, etwas handgreiflichen Ausdruck kann man hingehen laſſen, da doch einige Wahrheit darin liegt: aber, lieber Freund, daß du nun doch wieder, ſelbſt die Liebe aus einer Wechſelwirkung entſtehen läßt, das kann ich unmöglich ungerügt laſſen; denn, daß hier der durch die Wechſelwirkung mit ſich ſelbſt, freie Menſch.die Idee des Menſchen iſt (der durch zwei Leiber dargeſtellte, der als Ich und Du erſcheinende) iſt in und für ſich klar, alſo auch daß die Einheit dieſer Zweiheit (die freie Liebe) ſich in und mit der Wechſelwirkung zweier Leiber offenbaren muß. Aber die Wechſelwirkung findet nur da ſtatt, wo zwei Dinge, endlich, theilweiſe aufeinander bezogen werden: die Liebe aber iſt eine unendliche Beziehung, die eine abſolute Trennung vorausſetzt. Die Liebe fordert die reinſte, vollkommenſte Sonderung, das liebende Weſen muß ganz in ſich geſchloſſen ſein, um ſich ganz hingeben zu können. Daher ſteigt die Liebe mit der individuellen Sonderung der Form, jegliche in ihrer Art; und alles was eine bloß äußere Gemeinſchaft iſt, die freilich Wechſelwirkung erzeugt, ohne feſte, innerlich ſondernde, bildende Punkte der Eigenthümlichkeit, zerſtört die Liebe in ihrem Weſen, fördert ſie nie. Die innigſte Liebe iſt die der Geſchlechter, die ſchon durch die Natur getrennt ſind, durch Erziehung und Lebensweiſe fortdaurend von einander gehalten werden, ja die beſtändig thätige Scheu ſoll nie, ſelbſt in der Liebe nicht, aufhören dieſe Trennung zu bezeichnen. Oder glaubſt du, daß wenn man alle Jungen und alle Mädchen von Kindesbeinen an mit einander erzöge, die Liebe dadurch geſteigert, veredelt würde? Du ahneſt ohne allen Zweifel, warum ich dieſes hier ſage.

Doch eine andere Betrachtung deiner reichhaltigen Schrift (die in der That, auf kaum fünf Bogen, faſt alles im Fluge berührt, was im Himmel und auf Erden die menſchliche Bruſt bewegt, nicht ſelten mit einem überraſchend kühnen Sprung, von einem auf das andere) — zog beim Durchleſen meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und du wirſt mir erlauben, ſie hier zu erwähnen, wo ſie doch auch gewiſſermaßen hingehört. Das, worauf ſie, wo ſie ſteht, deuten ſoll, läßt ſich dann zu ſeiner Zeit populärer prüfen. Die Stelle ſteht, S. 66., und lautet alſo, denn ich finde es nothwendig ſie ganz abzuſchreiben: „Daß ohne Haß keine wahre Liebe beſtehen könne, dieſe Behauptung iſt in dieſer Allgemeinheit grundfalſch und der Sittlichkeit verderblich; auch kann ſie nur von denjenigen angenommen werden, welche die Liebe als bloße Naturkraft kennen und die wahre göttliche Liebe nicht fühlen, welche das einfache, ſich ſelbſt gleiche Weſen der Seele, und das Band, worin alle einig ein göttliches Ganze(s) ausmachen, von welchem die das Gute Haſſenden ſich ſelbſt ausſchließen, ohne zugleich von den Guten und Liebenden ausgeſchloſſen zu werden. Selbſt der Ausdruck — Haß des Böſen — iſt nicht in dem Sinne zu faſſen, welchen wir Deutſchen mit dem Wort Haß zu verbinden pflegen, da der das Gute Liebende von dem Böſen gar keine anſchauliche Erkenntniß hat, ſo daß er es haſſen könnte, ſondern er fühlt nur heiligen Eifer und Zorn gegen das Böſe, wo es das Gute zu unterdrücken ſtrebt." Dieſe Stelle iſt in mancherlei Rükſicht merkwürdig und bietet die Gelegenheit zu mehr als einer Unterſuchung und Prüfung. Ich erinnere mich, daß ich irgendwo öffentlich eine Aeußerung habe fallen laſſen, die darauf deutet, daß im Leben der Haß gegen das Böſe die Liebe zum Guten fortdaurend begleitet, ja begleiten muß; du mußt mir daher erlauben, daß ich mich unter diejenigen ſtelle, die du hier zu bekämpfen ſuchſt. Erſt fängſt du ſehr herzhaft an, — „jene Behauptung, ſagſt du, ſei, in ihrer Allgemeinheit, grundfalſch und der Sittlichkeit verderblich," dann aber lenkſt du, in der zweiten Periode, ſchon wieder ein: „Selbſt der Ausdruck — Haß des Böſen — ſei nicht in dem Sinne zu faſſen" u. ſ. w. — ſo daß, wenn er in dem rechten Sinne gefaßt wird, — wo Haß, Zorn und Eifer bedeutet — er doch noch gelten kann, und weder grundfalſch noch der Sittlichkeit verderblich ſei. — Aber ich bitte dich, ſollte unter uns, die wie hier bekämpft werden, irgend einer ſein, der hätte behaupten wollen, daß es eine Liebe gäbe, die mit dem Haß gegen das Gute zuſammenbeſtände? Dann wären wir freilich ruchloſe Menſchen, und der Sittlichkeit nur deßwegen nicht gefährlich, weil eine ſolche Behauptung den allgemeinen Abſcheu erregen müßte. Iſt aber dieſes nicht der Fall, wozu die ganz unnöthige Beſchränkung, durch jenes „Selbſt der Ausdruck — der Haß des Böſen" —? da doch unſere Behauptung im ihrer größten Allgemeinheit auf nichts anders geht, noch gehen kann, — und jene drohende Bezeichnung, die uns als ſo gefährlich ſchildert, hebt ſich ſchon ſelber auf; nur der Ausdruck wäre nicht richtig gewählt und forderte eine Berichtigung. Ob dieſes nun ſich ſo verhalte, wollen wir unterſuchen. Du ſagſt, der Gute könne das Böſe nicht haſſen, weil er es nicht kennt. Du haſt Recht, denn nur einer iſt gut, und das iſt Gott. Aber wir ſündhafte Menſchen, wir, die wir nicht beſtehen können vor Gottes Antlitz, wir ſollten das Böſe nicht kennen? Iſt es nicht der Wurm, der fortdaurend an dem irrdiſchen Daſein nagt? Die Zerſtörungen und Verwirrungen, die äußerlich das Leben zerrütten, ſind nicht das wahre Unglück: daß aber ihr Prinzip, die Hölle, den Willen verpeſtet hat, daß wir in Sünden geboren ſind, dieſes allein kann ſo genannt werden. Die Liebe ſetzt das Schickſal des Geſchlechts, als ein inneres, als ein eigenes; daß das Böſe in jedem Menſchen, auch dem beſten, eine Stätte hat, das wiſſen wir aus eigener, innerer Erfahrung. Die Liebe will die Seligkeit des Geſchlechts, als die eigene. Das Böſe iſt das gemeinſame, aber dennoch zugleich das eigenſte Unglück. Wodurch unterſcheidet ſich der Haß von dem Zorn? Dieſer iſt vorübergehend, durch Erſcheinungen erſt erzeugt, eine Aufwallung; jener iſt das ſtäte, nie ruhende, zur Geſinnung geſteigerte, aus dem freien Willen erzeugte Widerſtreben gegen einen feindlichen Gegenſatz, welches auf ſeine Vernichtung geht. Ach! wir fühlen es wohl, daß der ewige, unauslöſchliche Haß gegen das Böſe ſich nicht glühend genug in unſerm Innern entzündet, daß er nicht zu einer fortdaurenden, immer thätigen Abſcheu ſich ausbildet, daß wir nur gegen die Erſcheinung des Böſen hier und da in Zorn gerathen, das iſt unſer wahres inneres Unglück. Wäre dieſer heilige Haß fortdaurend thätig, dann würde er ſich ſelber vernichten und die ewige Liebe in ihrer herrlichſten Fülle würde verſöhnend für das Gute ſich opfern. — Das Chriſtenthum gründet ſich lediglich auf dieſes ſtäte Widerſtreben, auf das Bewußtſein, daß wir einen Feind zu bekämpfen haben, den wir, aus eigenen Kräften nie zu überwinden vermögen; und Jeſu Chriſti verſöhnender Tod iſt eben daher der Mittelpunkt aller Religion. Jener Dünkel, als fände man nur das Böſe bei andern, und kenne es nicht, weil man es nicht in ſich ſelber findet, iſt der Phariſäismus, der alles Chriſtenthum in der Wurzel vernichtet.

Du, lieber Freund! haſt dieſen Dünkel nicht, aber indem du den Standpunkt des erſcheinenden Lebens mit dem eines abſoluten Erkennens verwechſelſt, wie du niemals beide auf eine beſtimmte Weiſe, aus einander zu halten, und daher auch das rein Geſonderte niemals als das innere alles göttliche geſtaltende Prinzip lebendig zu ergreifen vermagſt, entſteht nothwendig der unvortheilhafte Schein. Keiner wird von der göttlichen Liebe, der Idee nach, ungetrübt von dem Böſen, behaupten, daß dieſe Liebe dasjenige haſſen könne, was für ſie, für ihr ewigklares Sein gar nicht da iſt: aber ſelbſt der Haß des Böſen richtet ſich nie gegen ein Sein, ein Leben, eine Perſon. Denn das einzig Poſitive des Böſen iſt die Selbſucht, die einem relativen Daſein Abſolutheit zu geben trachtet, indem es dieſem alles opfert; es kann daher nie ein Sein erzeugen, nur verzerren, und ſelbſt der am tiefſten Gefallene, der Verruchteſte, ſo will es das Chriſtenthum, darf nie als ein Solcher betrachtet werden, der ganz in das Böſe aufginge; der Haß gegen das Böſe, der freilich unverſöhnlich iſt, verbindet ſich alſo mit den fortdaurend Kämpfenden, wenn auch ſcheinbar Beſiegten, und iſt die Liebe ſelber; Alles nämlich, was auf die Vernichtung eines Seins geht, iſt das Böſe, nicht der Haß des Böſen, welches freilich vernichten will, es aber eben ſo wenig vermag, wie zu erzeugen.

Ich kann dieſe Stelle noch nicht verlaſſen, ohne über die erſte Periode einiges zu bemerken. Du behaupteſt nämlich, daß derjenige, der den Haß, als ſtäten Begleiter der Liebe betrachtet, dieſe als bloße Naturkraft betrachten müſſe. Hier verſtehe ich dich nun gar nicht. Meinſt du etwa ſolche, die die Liebe nur als Geſchlechtsliebe kennen, und dieſe nur in ihrer roheſten ſinnlichen Form, wo ſie Eiferſucht als Haß erzeugt, ſelbſt unter den Thieren, die zu gewiſſen Zeiten ſich wüthend bekämpfen: dann möchte ich wiſſen, wer das ſein kann, der ganz von allem Göttlichen verlaſſen, eine ſolche Anſicht laut werden ließe. Mir iſt ein ſolcher unbekannt. Oder denkſt du dir ſolche, die die Liebe, als eine thätige Form der äußern Natur betrachten, etwa wie der Magnetismus, oder die Elektrizität, was ich faſt glauben muß, da du von einer Kraft, nicht von einem Trieb ſprichſt, ſo daß man am Ende, wie einen Lichtſtoff, einen magnetiſchen und elektriſchen Stoff, auch einen Liebesſtoff hypothetiſch annehmen könnte: dann, theuerſter Freund, vorausgeſetzt, daß du ſolche Theorien kannteſt, muß ich dich darauf aufmerkſam machen, daß, wie eine Symmerſche, man auch eine Franklinſche Liebestheorie ſich bilden könnte, deren negative Seite keinen reellen Gegenſatz darbietet, ſondern nur aus Mangel entſteht, ſo daß die Liebe ſich mehr anhäufte hier, mehr zerſtreute dort. Eine Anſicht, die man dir ſelber zuſchreiben könnte, indem du von einer Liebe redeſt, die durch jede Erweiterung des Kreiſes „lockerer“ wird, S. 3. (ein höchſt bezeichnender Ausdruck), und zwar eben weil ſie ſich auf das Allgemeine richtet (alſo zerſtreut). Dieſer Ausdruck wird (S. 21) wiederholt, und da lernen wir, daß, je lockerer das Band wird, deſto ſtärker das Bedürfniß eines allgemeinen geiſtigen Bandes hervortrete. Ich hatte bis jetzo geglaubt, daß dieſes geiſtige Band der menſchlichen Geſellſchaft, das Erzeugende und Geſtaltende aller Geſetze und jeglicher Verfaſſung, die Liebe ſelber wäre. Dir aber iſt die Liebe, in der Allgemeinheit, entweder gar nichts Geiſtiges, oder ein ſolches, welches verfliegen würde, wenn es nicht durch ein anderes, alſo der Liebe urſprünglich fremdes geiſtiges Band zuſammengehalten würde. Ein ſolches Band ſtellt ſich nun als wechſelſeitige Hülfe dar (die alſo, da ſie nicht Liebe iſt, nur ſelbſüchtig ſein kann), wenn die Familien ſich zu Gemeinden vereinigen, als Cultur, Verfaſſung und Verkehr, wenn die Völker ſich zur menſchlichen Geſellſchaft vereinigen; wobei es mir ſehr merkwürdig vorgekommen iſt, daß du, was die Geſchichte ſehnſuchtsvoll und hoffnungslos erwartet, eine Verfaſſung kennſt, die Völker vereinigt, keine aber (wenigſtens nennſt du ſie nicht) die Völker ſondert. Indem wir nun hiemit zur Prüfung der Grundlage deiner ganzen Anſicht zurückkehren, finden wir die auf das Allgemeine gerichtete Liebe, als Gerechtigkeit bezeichnet, und zwar ſo, daß dieſe „als die von ihrem Weſen abgeſonderte Form „der Liebe anzuſehen ſei, die nur ſtellvertretend „wirken ſoll, wo die weſentliche Liebe nicht „wirken kann. —“ Hier eröffnet ſich nun ein Abyſſus von Unbegreiflichkeiten und Widerſprüchen, daß mir ſchwindelt, wenn ich ſie alle überblicke, und die nachfolgende Prüfung kann nur ein ſchwaches Bild der gründlichen Zuſammenhäufung einander aufhebender Behauptungen geben. Die Liebe wird locker, indem ſie auf das Allgemeine gerichtet wird, und in dieſer Richtung offenbart ſie (die Liebe ſelber) ſich als Gerechtigkeit, das haſt du unmittelbar vorher geſagt. Alſo iſt die Gerechtigkeit die Liebe, und zwar ihrem Weſen nach, aber in der Form des Lockerſeins; — nun folgt die oben angeführte Stelle, nach welcher ſie ſich, als bloße Form von dem Weſen getrennt haben ſoll. Daß das Weſen ſich in mancherlei Formen offenbare, davon hat bis jetzo die Philoſophie vieles zu ſagen gewußt, was mir nicht unbekannt iſt, aber daß es Formen, abgetrennt vom Weſen, Formen alſo ohne Weſen, Formen ohne Geformtes gäbe, iſt deine Entdeckung, deren Sinn ich aber vergebens zu begreifen trachte. Dieſe Form nun, welche die Liebe von ſich abgeſtoßen hat, ſo daß ſie das Weſen für ſich zurückbehält, ſchickt die Liebe als Stellvertreter, wo ſie ſelbſt nicht weſentlich wirken kann. Doch wenn wir genauer die Sachen bezeichnen, verhält es ſich keinesweges ſo. vielmehr „möge man“ (ein Ausdruck der bedeutend an den oben gebrauchten, daß man den Geiſt einen bewußten Leib u. ſ. w. nennen kann, erinnert) „die Gerechtigkeit als die nothwendige Seite der „Liebe, dieſe als die freie Seite der Gerechtigkeit „erklären.“ Nun aber iſt, was man in der Spekulation die Seite nennt, nicht etwa, wie die rechte oder linke zu verſtehen, vielmehr der ganze Gegenſtand in einer Richtung, die auch eine andere vorausſetzt, betrachtet. Die Gerechtigkeit alſo iſt, weder die Liebe in einer lockern Form, noch die weſenloſe Form derſelben, ſondern die ganze Liebe ſelber, als nothwendig betrachtet. Und doch kann es wieder nicht ſo ſein, denn die Gerechtigkeit, wie du gleich darauf ſagſt, „fordert die Liebe"; welches ganz thöricht wäre, wenn ſie die Liebe ſelber wäre. Endlich iſt es mit dieſer völligen Gleichheit und Einheit der Liebe und der Gerechtigkeit kein rechter Ernſt (man mag ſie als die gegenſeitig ſich fordernden, in ſofern ſich vorausſetzenden, aber keineswegs in völlige Einheit verſchmolzenen anſehen, es iſt eine Art der Betrachtung, gegen welche man nicht viel einwenden darf, wenn ſie auch nicht im ſtrengſten Sinne richtig iſt —), vielmehr hat die Liebe das Primat, aber abermals nicht ſo ſtrenge, ſondern „nur in ſo fern ſie die Wurzel der Geſellſchaft" (nicht der innere Trieb in jeder Form, in den Blättern, der Blüthe und Frucht, wie in der Wurzel)" iſt, und in wie fern das Freie über dem Nothwendigen ſteht." — (Die Wurzel über der Pflanze.)

Ich habe mich, bis jetzt, genau, ja mit ermüdender ſcheinbarer Kleinlichkeit über eine Darſtellung verbreitet, die in deiner Schrift kaum zwei Seiten einnimmt. Ich verlaſſe dieſe Art der Prüfung, denn dieſer Aufſatz würde, wenn ſie ſo fortgeſetzt werden ſollte, zu einem großen Werk anſchwellen. Nothwendig war ſie aber, damit mein allgemeines Urtheil über dich, lieber Freund! in ſeiner Härte als ein begründetes Reſultat, nicht bloß als eine leere Behauptung erſcheine. Du biſt mir nämlich ein unglückliches Opfer der neuern ſpekulativen Regung der Zeit, die in ihrer mächtigen Erſcheinung für das Ganze ſo ſegenreich iſt. Was in deinen Darſtellungen, als ſpekulative Vernunft hervortritt, iſt einem neckenden Dämon ähnlich, denn wenn du ſie aufſuchen willſt, entflieht ſie, indem ſie die Formen des irdiſchen Verſtandes mit denen des göttlichen ſinnverwirrend vermiſcht, als hemmende Feſſeln dir anlegt, und wenn du über irdiſche Verhältniſſe einen Ausſpruch wagſt, dann drängt ſie ſich dir wieder auf, allenthalben die traurigſten Verwüſtungen anrichtend. Dieſes harte Urtheil ſteht hier keinesweges aus Luſt dich zu kränken, es iſt vielmehr nothwendig, und zwar deßwegen, weil der Nachklang unreif aufgefaßter Philoſopheme auch auf diejenige Verirrung, die ich hier aus dem Grunde prüfen und vernichten möchte, wie auf ſo viele andere, einen entſchiedenen Einfluß hat, der ſich in lehrreicher Ausdehnung da am klarſten entwickeln läßt, wo er den höchſten Gipfel erreicht hat.

Was ich alſo bisher durch eine genaue Prüfung jedes Ausdrucks darzuthun ſuchte, das ſoll jetzt auf eine freiere Weiſe, und indem ich Manches übergehe, was mich ſonſt wohl lockt, in deinen vorzüglichſten Behauptungen nachgewieſen werden.

So iſt deine Behauptung, daß die Monarchie die der menſchlichen Natur angemeſſenſte Verfaſſung und eine göttliche Einrichtung ſei „weil der Fürſt „durch Liebe das gewähren ſoll, was die Gerech„tigkeit, und zwar je vollkommner ſie iſt, deſto weni„ger gewähren kann,“ aus einer verwirrenden Verwechſelung ihrer Erſcheinung durch das Recht, das Geſetz, mit ihr ſelbſt der Idee nach, entſtanden. Ueber die Gerechtigkeit darf der Monarch ſich nie ſtellen, dieſe meiſtern wollen, aber in einem jeden Volk iſt eine Idee der Gerechtigkeit lebendig, die durch die Einrichtung, durch das zeitige erſcheinende Geſetz niemals erreicht werden kann, und das integrirende Prinzip iſt der Monarch, deſſen ſchönſter Vorzug eben die Gerechtigkeit iſt, die er nie verletzen darf. Dieſe aber, eben weil ſie nie in Formen vollendet ſein kann, ſondern ſich immer von Neuem erzeugen muß, iſt nur durch ein perſönliches Daſein darzuſtellen. Wenn dieſe Offenbarung immer mildernd, nie die Strafe ſchärfend erſcheint, ſo liegt der Grund darin, daß das Geſetz, in der Welt der Erſcheinung erzeugt, die Formen deſſelben auf eine herbe Weiſe faſſen muß und ſoll, und daher in jeder Abweichung eine Verletzung ſieht. Die Gerechtigkeit ſelber kann aber ſogar in dem, was eine Verletzung ſcheint, das entgegengeſetzte erblicken; und auch wo dieſes nicht der Fall iſt, fordert in vielen Fällen die allgemeine Schwäche unter den Menſchen gegenſeitige Schonung, welche die wahre Gerechtigkeit ſelber gewährt. Wo die Liebe ſich über die Gerechtigkeit erhebt, iſt ſie, in der Trennung ſelber eine Verzerrung, es entſteht jene liebelnde Gnade, jene weichherzige Willkür, die, wo ſie auf dem Throne herrſcht, tadelnswürdig, ja gefährlich erſcheint.

Von S. 6 an erhebſt du eine Menge Klagen, deren Prüfung lehrreich wäre, aber ich muß ſie übergehen, um zu einem Hauptpunkt unſerer Differenz, der auch auf den vorliegenden Gegenſtand den entſchiedenſten Einfluß hat, zu kommen. Es iſt das, was du von S. 8 an, über das Verhältniß der Religion zur Erkenntniß ſagſt. Du lobſt es, oder vielmehr nach deiner gewöhnlichen unbeſtimmten Art dich auszudrücken, du findeſt es mehr zu loben als zu tadeln, (als wenn es nicht die Sache ſelbſt forderte, daß man ſich hier durchaus und entſchieden für oder wieder erklärte), daß die Deutſchen Gelehrten anfangen die heiligen Urkunden rein menſchlich zu behandeln. Dieſer, abermals unbeſtimmte Ausdruck, der mancherlei

Ausbeutungen erlaubt, kann, verglichen mit dem Nachfolgenden, nichts anders bedeuten, als daß die Religion durch menſchliche Forſchung begründet werden ſoll. Nur dieſes findeſt du tadelnswerth, daß man die Forſchungen nicht auf den rechten Wegen anſtellte, daß man ſich an eine ſeichte ideenloſen Philoſophie und nicht an das tiefe Erkennen einer neuern hielt. Die Art wie du dich (S. 10) darüber äußerſt, iſt gar zu bezeichnend für deine ganze Manier, als daß ich ſie nicht ausdrüklich und wörtlich herausheben ſollte: „Der alte Glaube war ein aufrichtiger, aber nur im Einzelnen war er (nicht auf göttliche Offenbarung ſondern) auf die ewigen Wahrheiten unſerer (doch menſchlichen) Natur gegründet, im Allgemeinen ruhte er auf menſchlicher Autorität." Dieſes wollen wir erſt unterſuchen. Autorität können wir ein jedes Sein nennen, welches die Reflexion unterordnet, ſo daß ſie nur innerhalb der unveränderlichen Schranken derſelben ſich äußern darf. Eine ſolche gebietende Autorität äußern nun auch die ewigen Wahrheiten, die entweder ein göttliches Sein, eine göttliche Natur enthüllen (göttliche Autorität), oder unſere, wie du annimmſt, dann aber iſt ſie menſchliche Autorität. Im Einzeln herrſchte alſo eben ſo gut eine menſchliche Autorität, wie im allgemeinen, nur daß ſie dort Selbſtautorität war, hier fremde, dort innere hier äußere, und ſelbſt in der blühenden Zeit des allgemeinen Glaubens kennſt du keine andere Quellen, als das Erkennen und die Gedankenloſigkeit. Es heißt nun ferner „das Verhältniß iſt „jetzt das umgekehrte, für den Einzelnen noch die „Autorität (welche?) und jeder behält ſich ſelbſt „dieſes Recht vor“ (welches?) „im Allgemeinen „ſpricht ſich das Bedürfniß der Begründung des „Glaubens in der Erkenntniß aus.“ Dieſe Stelle iſt nun, nach deiner gewöhnlichen Art ſo verworren, daß man kaum weiß, was man ſich dabei denken ſoll. Denn, erſtens, wo zeigt ſich hier das Umgekehrte? Die menſchliche Autorität, die für die frühere Zeit allgemein war, kann nicht gemeint ſein, denn wenn dieſe für den Einzelnen überhaupt und ſo allgemein gilt, wie du dich ausdrückſt, ſo gilt ſie für alle Einzelne, alſo wäre ſie allgemein, wie früher, und es fände keine Umkehrung ſtatt; eben ſo wenig kann die göttliche Autorität gemeint ſein, denn dieſe, wo ſie iſt, würde keine Begründung durch das Erkennen dulden, weil ſie ja dadurch, als das, was ſie iſt, aufgehoben würde; berufſt du dich aber auf die Unterſcheidung, daß dieſe Autorität für den Einzelnen, die Begrünrung durch die Erkenntniß aber im Allgemeinen gelte, ſo wirſt du ſelbſt erſehen, daß das letzte, von den Einzelnen getrennt, in einer leeren Allgemeinheit, gar nicht ſein könne. Die Autorität kann daher keine andere ſein, als die oben erwähnte Selbſtautorität; aber dieſe iſt ja eben die Erkenntniß, und beide Sätze würden vollkommen klar nur ſagen, die Selbſtautorität der Erkenntniß, die früher von einer fremden zurückgedrängt war, herrſche jetzt allgemein. Von einer menſchlichen Autorität als einer beſonderen darfſt du aber keineswegs reden, weil du keine andere kennſt. Endlich enthält der Ausdruck: Begründung des Glaubens durch die Erkenntniß, einen offenbaren Widerſpruch. Denn der Glaube iſt ja das unmittelbar Gegebene, und kann wohl erkannt werden, aber als Grund, nicht als etwas, das ohne allen Glauben, erſt begründet werden muß, was alſo gar nicht iſt, ſondern erſt durch das Erkennen erzeugt wird. Wenn du behaupteſt, daß derjenige, der denken möchte, der Glaube werde durch die Erkenntniß aufgehoben, ihn nicht kenne, ſo haſt du vollkommen recht: vielmehr wird er durch die Erkenntniß, als Glaube d. h. als dasjenige, was unmittelbar in und mit ſeinem Grund iſt, anerkannt: aber nicht von der Erkenntniß überhaupt war früher die Rede, vielmehr von einer Begründung durch die Erkenntniß; einen ſolchen Glauben aber bekenne ich *gar nicht* zu kennen, ja ich vermag mir einen ſolchen auch nicht einmal zu denken, und muß dich erſuchen mich zu unterſtützen; wenn er nicht vielleicht, wie ich faſt aus der Art deiner Aeußerungen ſchließen muß, ein Vorzug einiger Denker iſt, eine Anſchauung, die ſich in einigen verſchloſſenen Gemüthern auf keine Weiſe erregen läßt. Du ſuchſt dich zwar durch ein Gleichniß deutlicher zu machen, aber dieſes macht alles mir nur noch unklarer, und man frägt ſich, wie es überhaupt herkömmt, man ſieht nicht ein, was es zu bedeuten hat. „Wenn du, oft getäuſcht, den Glauben „an uneigennützige Menſchenliebe verloren haſt und „ein dir zuvor und nachher fremder Bruder errettet „dich aus einem Unglück, in welchem du Hülfe „vom Himmel fleheteſt, ſo glaubſt du jetzt, daß „wenigſtens einer ohne Eigennutz hat helfen wollen, „und dieſer Glaube kam dir durch die Erkenntniß.“ Wie ſollen wir nun dieſes Gleichniß auf die Erkenntniß der ewigen Grundwahrheiten unſerer Natur und ihre Kraft den Glauben zu begründen anwenden? Von ſelbſt leuchtet es keinesweges ein. Daß göttliche Fügungen, Ereigniſſe des Lebens für den Einzelnen, und des Geſchlechts für ganze Völker, die erſtarrten Herzen beugen können, daß ſie zu ihm, der allein Hülfe reichen kann, ſich reumüthig wenden, wäre eins mit der hochmüthigen Einbildung, daß wir ſelber uns retten, und den Glauben durch eigenes Erkennen begründen können? ferner ſind jene Fügungen etwas irgend einer Zeit eigenthümliches, und iſt die Erkenntniß, die daraus entſpringt, nicht eben die der eignen Ohnmacht, aus welcher, mit welcher das Chriſtenthum einzig und allein beſteht? —

Doch es wird Zeit, daß wir uns zu demjenigen wenden, was in deiner philoſophiſchen Anſicht der Hauptirrthum ſei, und was, als ſolcher auch die Verirrung der Turnplätze — faſt bewußtlos hier, mit klarem Bewußtſein dort — erzeugt hat. Du nimmſt eine philoſophiſche Erkenntniß an, die ganz allgemein das Göttliche, nicht an ſich, ſondern der Menſchennatur, zum Gegenſtand hat, ohne Rükſicht zu nehmen auf das Beſondere (der Zeiten oder der Menſchen); dieſe, ſuchſt du durch einen allgemeinen Ueberblick über die Geſchichte zu zeigen, hat ſich vom Anfange an von dem äußern Leben getrennt, ſie ward zwar in der Trennung, in welche ſie ſich erſt als Religion, — dann als Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrer göttlichen Freiheit zu geſtalten ſuchte, verzerrt, aber nur durch den

Einfluß der feindſeligen äußern Gewalten, alſo keinesweges durch die Trennung. Kurz: es iſt ganz entſchieden, daß du eine Erkenntniß annimmſt, die dir ſogar die göttliche der Menſchennatur iſt, und die auf das Beſondere, alſo Eigenthümliche, gar keine Rückſicht nimmt. Dieſe allgemeine Erkenntniß iſt in der That gar nicht, wie du ſie nennſt, ein Inneres, vielmehr, eben ſo gut wie das äußere Leben ein Aeußeres, und daß du ſie eine innere nennſt, iſt nur, weil ſie für das Aeußere eine äußere geworden iſt. Das wahrhaft Innere kann aber nie und nirgend in einer Trennung von dem, worin es ſein ſoll, gedacht werden. Nun ſoll aber dennoch das Beſondere in dieſem Allgemeinen ſeine Grundlage haben, und daher darf dem gebildeten Volke die Philoſophie nicht fehlen. Dieſes begreife ich nun abermals ganz und gar nicht. Wie! das Beſondere bildet ſich ganz für ſich aus, völlig ohne alle Grundlage; denn bildete und geſtaltete es ſich aus ſeiner Grundlage, dann würde ja das Allgemeine, als im Beſitz derſelben, nicht allein Rückſicht nehmen auf das Beſondere, ſondern ſelbſt dieſes aus ſich heraus erzeugen. Alſo die Philoſophie iſt eine Diſciplin, welche ſich damit abgiebt Grundlagen zu bilden, ohne Rückſicht auf das Beſondere zu nehmen. Dieſes bildet ſich indeſſen in der Confuſion aus, wie es eben am Beſten kann, ohne alle Grundlage, und nun beſteht die Cultur und Volksbildung darin, daß ein jedes Beſondere, eine jede Lebensform ſein Weſen ſucht bei der Philoſophie, die ohne Maaß, in Beſitz aller Maaße ſein muß. Lieber Kapßler! ich denke hiebei immer an die erſte Zeit unſerer Bekanntſchaft, nun vor 14 Jahren, als du eben ſo wenig im Stande warſt in innerer lebendiger Mitte das Eigenthümliche zu ergreifen, dieſes vielmehr auch damals auseinander riß, ſo daß eine leere Allgemeinheit als Klarheit übrig blieb, nachdem dir das Mannigfaltige, als eine verworrene Fülle, entſchlüpft war. Die Menſchen, ich erfahre es hier wieder, ändern ſich immer nur ſcheinbar, und innere mannigfaltige Erfahrungen vermögen ſo wenig die tiefſten eingewurzelten Grundirrthümer, wie äußere leider die Grundfehler zu überwinden.

Aber dieſes Erkennen ſoll nun leider nicht bloß eine ſchwächliche Art der Betrachtung ſein, es ſoll auch in das Leben eingreifen, nicht bloß die verdrängte Religion ſoll es wieder hervorrufen, die bis dahin unbegründete vielmehr von Neuem begründen, es ſoll das zertrümmerte Vertrauen wieder aufbauen, und alle Tugenden und Vorzüge ſollen wir ihm verdanken. Und dennoch fühlt dieſes Erkennen die eigene Nichtigkeit und muß ſie verkündigen. Es iſt aus dem Glauben nicht entſprungen, denn dieſer ſoll ja erſt durch ihn begründet werden, aus der Erſcheinung nicht, denn dieſe iſt ihr ganz fremd. Den Himmel will dieſe Philoſophie ſich erſt bauen, auf der Erde wohnt ſie nicht, in leerer Allgemeinheit verzehrt ſie ſich, wenn ſie ſich in ſich ſelber begründen will, immer tiefer verſtrickt in verworrene Gedanken, in der Verbindung mit dem Beſondern fühlt ſie ſich unſicher, ſchwankend, entfremdet, und ſo entſteht eine leere Sehnſucht, die von verworrenen Gedanken in eine fremde Wirklichkeit ſich hineinſehnt; eine Philoſophie, die (S. 46) „ſich als einen Geiſt anerkennen muß, der „ſeinen Leib nicht finden kann und ohne ihn in „Sehnſucht ſich verzehret.“ Dieſe Sehnſucht iſt das, was man ein Ideal nennt, welches man verwirklichen will, ſie iſt der elaſtiſche Boden, lieber Kayßler! auf welchen du dich geſtellt haſt, als du, über den Leukadiſchen Felſen — hier durch einen Strich angedeutet — nicht in die göttliche Barmherzigkeit, ſondern in die Turnkunſt hineinſprangſt. Ich ſchließe hiemit die Prüfung, inſofern ſie dir allein angeht, ich will dir manches ſchenken, ich vermag es nicht dich in der großen Verwirrung bis auf den höchſten Punkt zu begleiten, wo du die beſondere Aufgabe der Deutſchen darin ſuchſt, daß ſie der Vereinigung der Elemente des Göttlichen (als wenn dieſe je getrennt ſein, ja nur ſcheinen könnten) nachſtreben, und ein neues Leben in den göttlichen Ideen *wenigſtens*, feſt begründen ſollen. Ausdrücke, aus welchen die tiefſte Wahrheit, aber wie in dämmernden Träumen uns anſpricht, die aber entflieht, wenn man ſie mit feſtem Bewußtſein ergreifen will, deren unſägliche Verwirrung aber in der Umkehrung der Prinzipien liegt, die das Durchblicken göttlicher Ideen aus den irrdiſchen, ſcheinbar zerſtörenden Verhältniſſen herrlichſter Zeiten, zu welchen, wenn wir ſie keimen ſehen, uns ſtille vorzubereiten die heiligſte That iſt, nur als eine Aufgabe zu faſſen vermag, die wir löſen können mit irrdiſchen Mitteln, wenn wir uns daran machen; ein Beſtreben, welches demjenigen, durch Lehrbücher und Ermahnungen, durch Grundſätze und Anweiſungen ein Genie zu bilden, durchaus zu vergleichen iſt.

Ich würde nun unmittelbar zur Prüfung der Grundſätze und Anſichten der Turnplätze übergehen, wenn ich nicht noch vorläufig ein paar Punkte abzumachen hätte, die dich allein betreffen. Du bringſt die von einer unächten Begeiſterung ergriffenen unter drei Abtheilungen, um deine Begeiſterung von ihrer, als die ächte zu ſcheiben. Ueber die zwei letzten Abtheilungen, diejenigen, die durch rohe Kraft, Parteien ſtiftend eine eigne Meinung in der Welt gelten machen wollen, und die Spießbürger, die du ſehr uneigentlich zu den Begeiſterten rechneſt, will ich hier nicht reden, wohl aber von denjenigen, die du an die Spitze ſtellſt; denn deine Aeußerung über dieſe iſt mir vollkommen unverſtändlich, ich begreife nicht, was du meinſt, ſo wenig als ich einſehe, wen du meinen kannſt. „Es „giebt,“ ſchreibſt du, „vorzügliche Geiſter, welche „für ihre Perſon begeiſtert ſind, d. h. ſich dazu „beſtimmt glauben, die allgemein aufgeregte Zeit „zu leiten und zu meiſtern. Schlimm, daß ſie „ein ſolches Bewußtſein haben, ſchlimm für ſie „und die Zeit; das Vorſchieben der Perſönlichkeit „erweckt Mißtrauen, und das Wirken hat keine „geordnete in einander greifende Folge.“ Die ganze Stelle zeigt deutlich, daß ſie ohne Muth geſchrieben iſt, daß du nicht gewagt haſt, dich unumwunden auszuſprechen. Für ſeine Perſon begeiſtert ſein, iſt ſchon ein zweideutiger Ausdruck; denn bedeutet es, auf ſeine eigene Hand, aus ſeiner Natur heraus, da iſt dieſes der ſchönſte Vorzug, und nicht einzuſehen, wie es ſchlimm wäre für die Zeit, daß ſolche Geiſter ſie leiten. Doch du ſagſt zu ausdrücklich, wie du es meinſt; die Begeiſterung beſteht nämlich in dem ſichern Bewußtſein des hohen Rufs die Zeit zu leiten und zu meiſtern. Nun giebſt du ſelbſt zu, daß dieſe Zeit allgemein aufgeregt ſei, alſo der Verirrungen mancherlei Art Preis gegeben, und der Leitung und Zurechtweiſung höchſt bedürftig; aber um Gottes Willen, wer ſoll ſie dann leiten, wenn nicht die vorzüglichen Geiſter? etwa die ſeichten Köpfe? und was ſollen die erſten dazu bringen, wenn nicht die ſichere Ueberzeugung, daß ſie dazu berufen ſind? und es wäre ſchlimm für die Zeit, wen ſie hervortreten? und die Perſönlichkeit, wo ſie mit innerer Sicherheit hervortritt, ſollte Mißtrauen erzeugen? — Vertrauen pflegt eine ſolche Natur, wo man ſie erblickt, zu erwecken. Aus dieſen Aeußerungen muß ich alſo glauben, du meinſt ſolche, die *nicht* für ihren göttlichen Ruf leben, vielmehr für den Hochmuth, die Selbſtſucht, und dazu die hohen Gaben mißbrauchen, die ihnen von Gott geſchenkt waren; nur paßt dazu nicht wohl der Glaube an eine hohe Beſtimmung, der ſogar Begeiſterung erzeugt, das Herrlichſte was Gott den Trefflichſten ſchenken kann. Solche Menſchen ſollten aber, wo ſie erſcheinen, nicht bloß Mißtrauen erregen, ſondern Zorn, lebhaften Widerwillen, und ich kann dich verſichern, daß wo mir ein ſolcher begegnet, ſo daß ich ihn in ſeiner Schlechtigkeit erkenne, und ich bin in der Lage, daß ich ſeiner erwähnen muß, ich würde es nicht in zweideutigen Ausdrücken thun, vielmehr recht deutlich und entſchieden. Faſt kömmt es mir vor, als wenn du jemand meinteſt, der dich auf irgend eine Art „leidenſchaftlich aufgeregt" hat, über den du aber kein recht entſchiedenes Urtheil haſt. Ich ſchließe dieſes aus der Aeußerung, die ſpäter vorkömmt, daß du nämlich „dich zu ſchwach fühlſt für die Verirrungen „großer Geiſter," obgleich du dich ſtark genug fühlſt, die Bedürfniſſe einer aufgeregten Zeit zu ſchätzen, und das Urtheil über eine bedenkliche Unternehmung zu leiten. Ein doppelter Vortheil, um welchen du zu beneiden biſt. Daß ich aber dich ſelber, freilich unter die Begeiſterten rechne, aber in einer vierten Abtheilung, nämlich unter die, welche durch eine unreife Erkenntniß und verworrene Gefühle erregt werden, wirſt du aus dem Vorhergehenden von ſelbſt ſchließen; eine Abtheilung, die offenbar nothwendig wäre, und fehlt, als hätteſt du gefühlt, daß es gefährlich wäre, ihrer zu erwähnen.

Noch muß ich mit dir reden über den Titel des Buchs. Es ſcheint nur eine gleichgültige, ja geringfügige Sache; aber es ſcheint nur ſo. Sie würdigt die Turnkunſt. Wir ſind Philoſophen, und müſſen es mit den Ausdrücken genau nehmen, billiger Weiſe fordert man das von uns. Aber es iſt ja in deinem ganzen Buche von der Turnkunſt gar nicht die Rede, ſo oft du auch das Wort nennſt. Daß das Turnen — die körperlichen Leibesübungen — zur Kunſt im höhern Sinne geſteigert werden könne, iſt wohl unleugbar, und ihre Ausbildung in der alten Welt, die ſogar die Begeiſterung des ganzen, ausgebildeten Volks erregen konnte, beweiſet, daß die gymnaſtiſchen Uebungen, als eine lebendige Kunſt, unter Völkern, deren hoher Kunſtſinn ſich auch auf andere Weiſe ſo herrlich bewährt hat, ſich geſtaltete. Aber alle Kunſt iſt ein in ſich Geſchloſſenes, ſie will in ihrer beſtimmten Form eine Unendlichkeit darſtellen, ſie will nicht zu irgend einem bloß äußern Zwecke als Mittel dienen. Unſer Turnen dagegen iſt nur eine Uebung, die keinesweges auf vollendete Kunſtfertigkeit Anſpruch macht, ſie ſoll nur die Geſundheit ſtärken, die Gewandtheit ausbilden, und durch ein naturgemäßes Zuſammenleben das wechſelſeitige Vertrauen, das Bedürfniß religiöſer Geſinnung, die Vaterlandsliebe in den Gemüthern erregen. Dieſes Beſtreben ſchließt die Ausbildung zur Kunſtfertigkeit aus; ja die Beſchuldigung, als wollten die Turner in einer einſeitigen Richtung das Turnen zur Kunſt ausbilden, ſuchen ſie, von Rechtswegen, durchaus abzulehnen, weil die Allgemeinheit, die ſie dieſen Uebungen zu verſchaffen ſtreben, das ganze Unternehmen, bei einer ſolchen einſeitigen Richtung, in eine in die Augen ſpringende Thorheit verwandeln würde. Ueberhaupt iſt ja, welches ich in meinem Aufſatze, eben um allen Mißverſtändniſſen zu entgehen, auf das allerbeſtimmteſte ausgeſprochen habe, vom Turnen als ſolchem gar nicht die Rede, wohl aber von einem neuen Organe, von einem neuen pädagogiſchen Inſtitute, welches alle Stände und Alter durch das freie naturgemäße Zuſammenleben, für den Staat, für das Volksleben, durch Erweckung und Belebung der Liebe, des Gemeingeiſtes, gewinnen will.

Gegen dieſe Unternehmung in dieſem Sinne, bin ich aufgetreten, und werde es hier wieder thun. Dieſer Streit iſt mir höchſt wichtig: theils, weil er mir Gelegenheit giebt einen Hauptirrthum, gegen welchen ich zwar in einer größern Schrift ganz vorzüglich, aber doch auch in der nothwendigen allſeitigen Ausdehnung der Betrachtung aufgetreten bin, hier an einem Gegenſtande, der bei dem herrſchenden Einfluſſe, den er zu gewinnen anfängt, von großer Bedeutung iſt, herauszuheben und zu beſtreiten; theils, weil meine theurſten Freunde, von dieſem Irrthume angeſteckt, in meinem Widerſtreben Hochmuth und Leidenſchaft erblicken, und nicht begreifen können, wie die innigſte Ueberzeugung mich leitet; eine Anſicht, die du offenbar, wie deine, in der Einleitung angeführten Aeußerungen beweiſen, theilen mußt. Die ganze Verhandlung iſt dadurch für mich, der niemals an der redlichen Geſinnung ſeiner Freunde gezweifelt hat, der nicht leichtſinnig oder ohne inneren tiefen Schmerz Bande zerreißen kann, die ihm theuer geworden ſind, eine wahre, wichtige Herzensangelegenheit geworden. An mir ſoll es nicht liegen, wenn man ferner glaubt, daß ſpätere Ereigniſſe erzeugt haben, was ja früher und ohne Rückſicht auf dieſe ausgeſprochen ward. Ich wende mich jetzo nicht allein an dich, ſondern an die Turnfreunde überhaupt; ich kann das um ſo eher thun, da, wie ich ſchon in der Einleitung bemerkte, deine Anſichten, wo du von den Unternehmungen der Turnplätze überhaupt ſprichſt, die dem Sinne nach nicht allein zugehören, vielmehr allen Turnfreunden; und wenn ich auf einige Stellen deines Aufſatzes mich ausdrücklich beziehe, iſt es mehr als zufällig zu betrachten. Auch werde ich den Gang des Aufſatzes deßwegen nicht verfolgen können, weil du auf das Hauptfundament des Streites gar keine Rükſicht genommen haſt, ja es ſcheint dir durchaus verborgen geblieben zu ſein. Dieſes aber, welches man in der größern Schrift von allen bedeutenden Seiten des Staatslebens begründet findet, hier, mit Beziehung auf die Unternehmungen der Turnfreunde ſo beſtimmt und klar wie möglich herauszuheben, iſt meine Hauptabſicht; es wird dann von ſelbſt klar werden, wie dasjenige, was du ſuchſt, und auf den Turnplätzen zu finden wähnſt, durchaus in einem Irrthume begründet iſt. Ich brauche indeſſen nicht ausdrüklich zu bemerken, daß das ſchwankende Hin- und Herreden, die Unbeſtimmtheit in deinen Aeußerungen ſo in der letzten Hälfte deines Aufſatzes herrſcht, wie in der erſten, und daß ein verworrenes und unreifes Erkennen, hier den verſtändigen Standpunkt alle Augenblick verrückt, wie ein unklarer Verſtand den höhern, in dem ſchon Geprüften.

Ich finde es nothwendig, erſt alles hervor zu heben, was für die Turnfreunde ſpricht; ich will ſuchen, es klar zuſammenzudrängen; man ſoll erfahren, daß ich mich nicht zu täuſchen ſuche, indem ich ihre Sache nicht bloß in ſeiner äußern, vielleicht zufälligen Verzerrung ſehe, und mich blind ſtelle gegen Beweggründe, welche die trefflichſten Menſchen ſo entſchieden ſtimmen und ſogar bis zur Begeiſterung für eine Unternehmung hinreißen konnte, die ich beſtreiten muß.

Haſt du es, werden ſie ſagen, nicht ſelbſt geſtanden, daß Religion und Vertrauen unter uns geſunken iſt, daß Selbſucht alle Menſchen ſondere, ja feindſelige Geſinnungen alle Stände gegen einander bewaffne, Hochmuth und fremde Sitte bei den Großen, ſpießbürgerlicher, engherziger Sinn bei den Bürgern, pedantiſche Abgeſchloſſenheit bei den Gelehrten, halsſtarrige Vorurtheile bei den Schullehrern, finſterer Wortkram in den Gerichtsſtühlen, tiefer Verderb und Anſteckung der Kinder von allem Schlechten in den Familien herrſchen. Die Andacht iſt aus den Kirchen, der Gemeinſinn aus dem Staate, die leitende Geſinnung aus der Erziehung verdrängt. Da helfen keine Einrichtungen von oben; daß man die Schaale polirt, kann den angeſteckten Kern nicht geſund machen; der redlichſte Sinn der Behörde muß hier eben ſeine Ohnmacht bekennen. Da hilft kein Reden mehr, ja die Worte haben durch die ewige Wiederholung ihren Sinn verloren. Wer es tief fühlt, wo es fehlt, wen der redliche Eifer durchdringt, das Beſſere zu wollen, der wird nicht bloß in müßiger Rede ſich zergießen, ſeinen eigenen Hochmuth durch wohlgeſetzte Worte und Verkündigung pomphafter Geſinnung kund thun. Die kleinſte That iſt mehr werth, als alle Rede. Nun aber, das Uebel der herabgeſunkenen Geſinnung herrſcht nicht hier und da; es iſt allgemein, ihm kann nur durch ein allgemeines Einwirken begegnet werden. Einen Punkt des Zuſammenwirkens müſſen wir ſuchen, wo alle jene Sonderungen aufhören, (die, indem ſie Selbſucht nähren, zu gleicher Zeit alle That zerſtreuen,) als einen Brennpunkt gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit. Nicht aufrühriſche Bewegungen, nicht thätigen Widerſtand gegen beſtehende Formen wollen wir ſuchen, vielmehr abwehren wollen wir dieſe Bewegungen, die Wellen des gehäſſigen Widerſtrebens ſollen ſich brechen in der ruhigen ſpiegelhellen Fläche eines geräuſchloſen Unternehmens. Die Schulen ſind eigene, in ſich geſchloſſene in ſich geſonderte Inſtitute, und ſollen es bleiben; was zu ihrer Verbeſſerung geſchehen kann, iſt uns die heiligſte Angelegenheit, aber einen Punkt des fröhlichen Zuſammenwirkens bieten ſie uns nicht dar, und können es nicht; auf die Familien auf irgend eine Weiſe im Ganzen einzuwirken, iſt ein abenteuerlicher Gedanke, der ſich in ſich ſelber aufhebt. Da haben wir, in einer Zeit, die durch außerordentliche Ereigniſſe die Kraft der Jugend auf eine ungewöhnliche Weiſe in Anſpruch nahm, die Jünglinge und Kinder zu einem ergötzlichen, friſchen Spiele verſammelt; ein Spiel, welches doch mehr iſt, als dieſes, welches in ſeiner kunſtgemäßen, der phyſiſchen Ausbildung entſprechenden, ſich immer mehr vervollkommnenden Folge, die Geſundheit, die Stärke, die Zuverſicht des Daſeins bei einem jeden nährt und fördert. Durch dieſe Verſammlung wollen wir nicht Religion erwecken, nicht den Staat anders geſtalten, nicht das Vertrauen durch Lehren und Maximen begründen, nichts wollen wir, als ein fröhliches, rückſichtloſes, heiteres, friſches, Naturleben in Eintracht und Frieden. In den Familien wird das Kind verzärtelt, hier geſtärkt, dort von tauſend Verurtheilen umſtrickt, die hier, ohne erwähnt zu werden, durch ein großes gemeinſchaftliches Zuſammenleben, in ſich zuſammenſtürzen. Wir werden nie die heilſame Würde der Aeltern verletzen, aber der heitere, durch das Zuſammenleben erweiterte Sinn der Kinder wird ſelbſt wohlthätig auf dieſe rükwirken. Es iſt da keine Auseinanderſetzung, keine Lehre nöthig. Das Kind merkt kaum, daß es auf die Anſicht der Aeltern eine Wirkung hat, und die beſſere Ueberzeugung ſcheint ihm immer vor ihnen auszugehen. In der Schule iſt ein jeder auf ſeine Weiſe beſchäftigt, entſchiedenes Talent, geiſtige Fähigkeit beſtimmt hier den Vorzug und ſoll es: aber einen Vereinigungspunkt muß es doch geben, wo auch dieſer Vorzug hinter das rein Menſchliche zurücktritt; in dem heiteren Zuſammenleben finden wir es. Der Vorzug körperlicher Gewandheit iſt von ſo argloſer Art, in dem zukünftigen Leben von ſo geringem Einfluß, daß er neidlos eingeräumt wird, während die gemeinſchaftliche Beſchäftigung doch bei allen ſeinen entſchiedenen Nutzen hat. Die Stände ſollen geehrt werden, aber die Kinder müſſen ſich gleich ſein, nach deiner eigenen ausdrüklichen Behauptung; an einer Stelle muß doch auch dieſe Scheidung vor dem rein Menſchlichen fallen, damit es als ſolches, in ſeinem urſprünglichen Zuſtand erkannt werde. Ein ſolcher Vereinigungspunkt vermag erſt der nothwendigen Sonderung ihre Bedeutung zu geben; und je einfacher das Mittel iſt, je rein natürlicher und unbefangener, deſto weniger dürfen wir irgend einen bedeutenden Mißbrauch erwarten, der ſich hinter bedeutendere Formen viel leichter, auf eine ſchädliche Weiſe verbergen könnte. Alles was wir wollen, iſt eine Vereinigung für Kinder und Jünglinge, die das Trennende, Sondernde, Leidenſchaften und Vorurtheile aller Art Erzeugende, ausſchließt. Wo dieſe feindſeligen Principien ausgeſchloſſen ſind, wo ein fröhliches Zuſammenſein, in lebendiger unbefangener That, in rüſtiger, friedlicher Kraftäußerung die Jugend verbindet, da erzeugt ſich eine tiefe Zuneigung, die Kinder und Jünglinge gewinnen ſich lieb. Sie haben manches mit einander erlebt, ſie vertrauen ſich, weil ſie ſich kennen. Kaum erwähnt, ſtürzen Mißbräuche der Erziehung in ſich zuſammen, die jahrelange Anſtrengung nicht anzugreifen vermochte, ſchlechte Vergnügungen, alberne Eitelkeit, Romanenleſerei, indem mancherlei höhere Ausbildungsſtufen ſich auf eine leichte Weiſe anknüpfen laſſen, wie die der Sinne; vor allem wird der gemeinſchaftliche Boden, das Vaterland, einem Jeden theuer. Es giebt Geſinnungen, die keinesweges durch tiefſinnige Unterſuchungen begründet, vielmehr nicht einfach genug vorgetragen, nicht oft genug wiederholt werden können. Dahin gehört diejenige, die uns ganz für das Volk leben läßt. Das Kind kann ſie nähren, den Jüngling vermag ſie zu begeiſtern, und dann erſt iſt man gewiß, daß der Mann ſie ausüben wird. Sie iſt in allen dieſelbe, unabhängig vom Alter, Stande, Verhältniſſe; aber ſie hat keinen

Sinn, wenn ſie nicht genährt wird durch gemeinſchaftliche Zuneigung, und dieſe entſpringt nur aus einem gemeinſchaftlichen Zuſammenleben. Komm' nur auf unſere Turnplätze, nimm nur wahr, was die kurze Zeit auszurichten vermochte, erwäge ruhig, wie aus der fröhlichen rüſtigen That die Zuneigung ſich erzeugt hat, das wechſelſeitige Vertrauen ſich herausbildet, die Herzen aller Kinder und Jünglinge ſich zu einander neigen, und du wirſt geſtehen, daß hier in den Gemüthern Gefühle erregt ſind, die, von den Geiſtlichen benutzt, die Religion, von den Schulen, den Fleiß, ja von dem Staate den Bürgerſinn in der edelſten Bedeutung entwickeln und nähren können. Das iſt uns gelungen, unſer Herz hing an dieſer Unternehmung, das Beſte was wir in der Welt ausrichten zu können meinten, war an ſie geknüpft. Den Widerſtand der Leidenſchaft, des Neides, des Unverſtandes, hatten wir erwartet, wir können ihn vertragen; daß aber die Beſſern, diejenigen, die für Freiheit, Vaterland und eine ſchönere Zukunft leben wollen, uns verkennen, ja ein ſo löbliches Unternehmen als ein gefährliches darſtellen können, iſt uns ſo unbegreiflich, daß wir billigerweiſe Abſichten vermuthen müſſen, die unmöglich aus einer reinen Quelle entſpringen können.

So laſſe ich euch reden, und gebe euch fürs erſte mehr zu, als ihr ſelber fordern werdet, nur freilich die Folgen für die Religiöſität, den Fleiß und den Bürgerſinn nicht. Ein jeder Turnwart, ein jeder, der auf den Turnplätzen die Uebungen leitet, und wenn auch nicht durch äußere, ausdrücklich vorgetragene Lehre, dennoch durch geäußerte Geſinnung, die ſich unmerklich in die jugendlichen Gemüther überträgt, ſei ein Wohlmeinender, der das Beſte will. Ihr werdet, wenn ich dieſes alles zugebe, nicht fordern, daß ich auf die Turnplätze mich begeben ſoll, um dort etwas zu erfahren, was ich hier nicht vorausſetze; wie ihr denn auch in dieſer Rückſicht keinesweges einerlei Meinung ſeid, und der eine geſteht, ich werde dort nichts erfahren, was ich nicht ſonſt wohl wiſſen könne, während der andre verſichert, nur da, nur aus dem Zuſammenleben mit den Turnern ließe ſich beurtheilen, was dort geſchehe, was man von ihnen zu erwarten habe. Ich habe das Recht dieſen Vorwurf zu erwähnen, denn er iſt in der Schrift, die bei dieſer Prüfung zu Grunde liegt, öffentlich ausgeſprochen, und auf eine unziemliche Weiſe, die ich ſpäter prüfen werde, wiederholt.

Das Unternehmen der Turnfreunde iſt aus einem Erkennen entſprungen, welches, indem es in keiner der beſtehenden Formen des Lebens ein genügendes Organ fand, ein neues erzeugte, um durch dieſes, die in der Zeit geſchwächten Kräfte, Triebe und Geſinnungen zu begründen; ein Erkennen, welches nicht in und mit den durch die Geſchichte gegebenen Formen ſich entwickelt, ſondern über dieſe hervorragt, und als Erkennen in ſich die Bedingungen für eine erneuerte Geſtaltung enthalten will, kurz ein ſolches, wie es unſer Freund Kayßler, wenn gleich auf eine unklare Weiſe, als das Begründende des Lebens, ja des Glaubens, darzuſtellen geſucht hat. Aus dieſem Grunde habe ich nun eben behauptet, daß die beiden Hauptabſchnitte der Schrift, wenn gleich keinen äußern, doch einen genauen innern Zuſammenhang haben. Aus einem ſolchen Erkennen entſpringt nun das Beſtreben, ein Ideal in der Welt durch das Geſchlecht zu verwirklichen; ein Beſtreben, welches, wo es thätig und geſtaltend in das Leben eingreift, zu jeder Zeit Verwirrung und Zerrüttung hervorrief, und den Wohlmeinenden, der durch ein ſolches Streben irre geleitet wurde, nachdem die finſtern Geiſter der Verwirrung das unreife Unternehmen ergriffen haben, nach kurzer Zeit mit tiefer Reue und Beſchämung ſtraft, wenn nicht ein Wahnſinn des Fanatismus ihn ergreift, und über die Folgen ſeiner That in unheilſamer Verblendung feſthält. Wer denkt hier nicht an den trefflichen, in jeder Rückſicht liebenswürdigen Georg Forſter! ein Opfer ſeiner Verirrung, die er zu ſpät erkannte, um in zerſtörender Reue zu vergehen.

Daß aber die Unternehmung der Turnfreunde aus einer ähnlichen Verirrung, aus einem ähnlichen Streben entſpringt, welches glaubt, daß irdiſche Mittel das tiefſte des Gemüths ergreifen, Liebe und Vertrauen unter die Menſchen, wo ſie geſunken ſind, begründen könne, das werde ich, redlich warnend, ſo klar, wie ich es vermag, darzuthun ſuchen. Die Turnfreunde werden behaupten, daß ſie nicht den Staat geſtalten, nicht die beſtehenden Formen des Lebens angreifen, ſie vielmehr durch die erneuerte erfriſchte Geſinnung beleben wollen; und dieſe edle Abſicht beherrſcht in der That meine Freunde, deren gute Geſinnung in jedweder Rückſicht einem jeden, der ſie kennt, hinlänglich bekannt iſt; ſie werden vor der Möglichkeit die verworrenen Geiſter, zerſtörende Kräfte hervorzurufen, zurückſchaudern; kräftige, hingebende Geſinnung in Liebe und Eintracht iſt alles, was ſie wollen. Aber daß die Art, wie ſie dieſes ſchöne Ziel erreichen wollen, auf ein falſches Vertrauen, auf irdiſche Mittel gegründet iſt, das iſt es, was ich zu beweiſen ſtrebe.

Ihre Unternehmung iſt keinesweges bloß abwehrend, ſie hat, auch auf eine poſitive Weiſe, ein neues Organ erzeugt, welches, da es in der Erſcheinnng als ein beſonderes hervortritt, ohne Reaction auf die übrigen Formen niemals gedacht werden kann; und dieſes iſt aus der vermeintlichen Einſicht hervorgegangen, daß es die hinlängliche Kraft beſitze, diejenige Geſinnung zu erwecken, die bei den Bürgern nothwendig iſt, wenn der in ſich gelähmte Staat ſich mit neuer Thätigkeit kraftvoll geſtalten ſoll. Die Erfahrung konnte ſie nicht leiten, denn eine ähnliche kennt die ganze Geſchichte nicht. Nun ſagt man zwar, die Geſchichte erzeuge in ihrer Entwickelung, aus ſich heraus neue Formen, und eine ſolche, aus einem tiefgefühlten Bedürfniß entſprungen, ſei eben der Turnplatz, der alle Deutſche Knaben und Jünglinge in ein großes offenkundiges Bündniß für das Vaterland vereinigen ſoll. Daß aber eine jede Form, welche die Geſchichte aus ſich erzeugt, ja ſelbſt wenn die Momente der Bildung in allen Richtungen der Zeit lagen und in dieſer einen gemeinſchaftlichen Brennpunkt fanden, dem Geſchlecht heilſam war, das beſtätigt die Erfahrung des Geſchlechts keinesweges; Zerrüttungen, Unheil allerlei Art hat ſich auch ſo entwickelt. Was alſo die Turnfreunde leitet, iſt eine innere Ueberzeugung, daß in dieſer Form ſich nur das Gute und Heilſame, wenn auch nicht allein, doch überwiegend entwickeln werde; ja ſo feſt iſt dieſe Ueberzeugung, daß ſie, zur Begeiſterung geſteigert, ihnen die Unternehmung als etwas höchſt Treffliches darſtellt, welches ſie, von aller Einrede abſehend, von jeder Widerlegung unerſchüttert, mit der ganzen Kraft ihres Daſeins durchzuſetzen ſuchen. Dieſe Feſtigkeit entſpringt aus einem Erkennen nicht allein deſſen, was der Zeit noth thut. ſondern auch der einzig möglichen Mittel, die zum Ziel führen können; ein Erkennen, welches nicht auf der Erfahrung, ſondern in einer innern feſten Ueberzeugung beruht. Nicht auf der Erfahrung, weil es keine ähnliche gab, auch jetzt noch nicht, nachdem die Turnplätze einige wenige Jahre beſtanden haben. Denn, noch haben die Turnplätze die heliſamen Folgen für den Staat nicht gezeigt, freilich auch noch in ſo kurzer Zeit nicht zeigen können. Tüchtige Bürger, die ſich in dem beſondern Berufe mit kecker Freimüthigkeit, mit klarer Umſicht, mit wechſelſeitigem Vertrauen auf das in ſich gegründete Daſein, als wahre Pfeiler des Staats hervortraten, haben die Turnplätze noch nicht erzeugt; und ſelbſt wenn hier und da ein ſolcher erſchiene, der in ſeiner Jugend geturnt hätte, iſt es dennoch ſchwer nachzuweiſen, daß dieſe Tüchtigkeit das Turnen, als nothwendige Bedingung vorausſetzt. Man kann alſo nicht mit Beſtimmtheit wiſſen, ob das Vertrauen, die wechſelſeitige Liebe, die, wie wir vorerſt zugeben, ganz allgemein auf den Turnplätzen herrſcht, ein feſtes, für das ganze Leben Gegründetes, in allen Verhältniſſen auf die wahre, den Verhältnißen gemäße Art Wirkendes ſei. Denn darüber hat man gar keine Erfahrung. Dieſe zeigt uns zwar, wenn Menſchen in Geſellſchaft etwas erleben, daß dann ſich ein Vertrauen erzeugt, welches dieſe Menſchen auf eine eigenthümliche Weiſe verbindet; aber dieſes Vertrauen, durch Zufälle hervorgerufen, pflegt keinesweges von einer ſehr tiefbegründeten Art zu ſein, ſelbſt wenn es während des Zuſammenlebens die genaueſte Verbindung erzeugt zu haben ſcheint. Wer es erlebt hat, daß Menſchen von den verſchiedenſten Bildungsſtufen, ſelbſt aus den verſchiedenſten Ländern, wenn nur eine gemeinſchaftliche Sprache eine lebhafte gegenſeitige Unterhaltung erlaubte, mehrere Tage hinter einander in einem Poſtwagen eingeſperrt waren, der weiß, wie ſich nach und nach, man weiß ſelbſt nicht wie, ein Vertrauen bildet, daß gewöhnlich ein Jeder die frühere Geſchichte der Uebrigen erfährt. Eine Eigenthümlichkeit der Menſchen, die in der That etwas Liedenkwürdiges und heiteres hat. Man ſehe aber dieſelben Menſchen auf ein Schiff, die Reiſe mag Monate lang dauern, ſie mögen Stürme, Gefahren mancherlei Art, endlich Schiffbruch erleben: ohne allen Zweifel werden dieſe Menſchen noch inniger verbunden, ſie werden ſich freuen, wenn ſie ſich unter andern, günſtigeren Umſtände treffen, eine Art von Bündniß hat ſie für das ganze Leben verbunden. Endlich aber ſtelle man ſich ein Heer vor, wie dasjenige, welches uns in dem großen, herrlichen Kriege verband, wo nicht bloß Krieger, die ohnehin durch ihr Geſchäft, durch ihren Ruf, alſo für das Leben verbunden ſind, wo auch Freiwillige, auch ſolche, die ſonſt ein anderes Geſchäft haben, in ganz andern Verhältniſſen leben, für die Zeit des Krieges mit einander ſind, begeiſtert durch das Heiligſte, was die menſchliche Bruſt in Bewegung zu ſetzen vermag, Gefahren, Kampf, Niederlage und Sieg mit einander theilen: ohne allen Zweifel iſt hier alles, was Menſchen von verſchiedenen Ständen, Alter und Bildungsſtufen mit einander in Liebe und Eintracht zu verbinden vermag, auf die thätigſte, ja auf die gewaltſamſte Weiſe wirkſam; großartigere Triebfedern, lebendigere, heiligere innere Kräfte können die Turnplätze nie in Bewegung ſetzen. Und dennoch können die

Erfahrungen, die wir hier in geſteigerter Folge anführten, keinesweges die Turnfreunde berechtigen, für ſich einen günſtigen Erfolg ihrer Unternehmung zu erwarten. Denn, erſtens, iſt das Vertrauen, welches ſich auf ſolche Weiſe erzeugt, nicht von einer ſo mächtigen Art, daß es eine fortdauernde Geſinnung zu erzeugen vermag. Wenn wir aus dem Poſtwagen ſteigen, ſind wenige Stunden, unter den Freunden verlebt, im Stande, uns das ganze Leben, welches ein vorübergehendes Vertrauen begründete, in Schatten zu ſtellen; auch das bedeutendere Zuſammenleben, welches uns Gefahren, Schiffbruch auf dem Meere theilen ließ, läßt hochſtens eine angenehme Erinnerung zurück, die dennoch keine tiefbegründete Vereinigung unter den Menſchen erhält; ja ſelbſt die Kriegsgefährten ſtehen uns in dem veränderten friedlichen Leben fern, wenn nicht ein fortdauerndes geiſtiges Band die Verbindung lebendig erhält. Wenn aber, zweitens auch, auf eine ſolche Weiſe eine lebendigere, dauerndere Vereinigung unter den Menſchen entſteht, ſo findet ſie eben in der Sonderung ſtatt: — zwei die auf einem Brett ſchwebend mit Leben und Tod kämpften, wenige, die im Kriege eine große Gefahr, abgeſondert von den übrigen, theilten, mögen durch die Erinnerung ſolcher Ereigniſſe inniger verknüpft ſein. — Aber die Turner wollen das Volk, die geſammte Maſſe der Knaben und Jünglinge, ja ſelbſt der Männer, durch ein grenzenloſes Band, ohne allen eigenthümlichen Reiz der Sonderung, zuſammenhalten: — eine ſo ungeheure Vorausſetzung, daß keine Erfahrung in der Welt ſie zu unterſtützen vermag. Nun iſt aber das Bindende der Liebe und des Vertrauens, nach allem was wir von den Turnplätzen öffentlich gehört haben, die einzige Grundlage derſelben. Das Erzeugende dieſer Liebe, dieſes Vertrauens, das Poſitive der Turnplätze, kann in keiner Erſcheinung gegeben ſein, nicht in den bloßen Leibesübungen, denn dieſe erhalten erſt durch jenes Bindende ihren Werth; und wenn ein Schein deſſelben ſich darſtellt, ſo kann dieſes durch äußere Zufälligkeit erzeugt ſein; und ob er ein Weſentliches, Bleibendes, wirklich in ſich ſelber gegründet ſei, darüber kann keine bloße Erſcheinung uns belehren. Es wäre eine wahrhafte Thorheit, wenn man uns auf die Turnplätze einladen wollte, um dieſes Poſitive wahrzunehmen, da ſie uns ja nichts als eine zeitliche Erſcheinung geben, und den bleibenden Werth derſelben keineswegs darſtellen können, weder, wenn man bloß als Zuſchauer erſcheint, noch wenn man an der Unternehmung Theil nimmt. Daher das entſchieden Seichte und Nichtsſagende, wenn man die Turnplätze mit Tiſchler- und Schmiedewerkſtätten vergleicht; denn die Realität der dort verfertigten Produkte iſt entſchieden, und gegen ihre Möglichkeit tritt keiner auf, ja keiner zweifelt an ihr. Während wir an einer tüchtigen Geſinnung hämmern und ſchnitzeln und thätig ſind, ſteht ihr draußen und laßt euch in leeren Worten vernehmen — ſagen die Turnfreunde; aber wir leugnen ja eben die Möglichkeit. Es wäre wahrlich nicht gut, wenn der Menſch genöthigt wäre, alles, auch das Unſinnigſte zu verſuchen.

Eine Stelle aus Tiecks Schildbürgern gehört recht eigentlich hierher. „Mein Großvater, ſagt „der ſcharfſinnige Barthel, wünſchte einſt Butter„küchlein zu eſſen. Er gieng deshalb zu ſeinem „Weibe und begehrte, daß ſie ihm dieſe Speiſe ma„chen ſollte, ſie aber entſchuldigte ſich damit, daß „ſie keine Butter, Milch, Sahne, enfin Fett im „Hauſe habe; er möchte alſo ſeinen Appetit bis „auf eine beſſere Gelegenheit ſtillen. Damit aber „war mein Urgroßvater nicht zufrieden, und ſagte, „daß wenn ſie keine Butter, Milch, Sahne „enfin Fett im Hauſe habe, ſo ſolle ſie einmal die „Sache mit Waſſer verſuchen. Es geht nicht, „antwortete die Frau, denn ſonſt hätte ich längſt

„Küchlein gegeſſen, und das Waſſer ſollte mich nicht gereuet haben. Du kannſt es nicht wiſſen, antwortete meines Großvaters Vater, denn du haſt es niemals verſucht. Verſuche es, und will es nicht gerathen, dann erſt magſt du ſagen es geht nicht. Die Frau meines Urgroßvaters mußte endlich ihrem Manne nachgeben, ſie rührte deßwegen einen dünnen Teig ein, und ſetzte dann eine Pfanne mit dem Teige übers Feuer. Mein Urgroßvater ſtand daneben und hielt einen Teller hin, und wollte das erſte Butterküchlein gleich warm aus der Pfanne eſſen, ward aber betrogen, denn es war ein mehliger Teig oder Brei geworden. Die Frau ſagte hierauf zornig: Nun hab' ich dir's denn nicht geſagt, daß es nicht geht? Immer willſt du Recht haben, und kannſt doch viel wiſſen, wie man Küchlein backen ſoll. Ich weiß, liebe Frau, ſagte mein Urgroßvater; laß dich's nicht gereuen, daß du es verſucht haſt; man verſucht ein Ding auf allen Wegen, bis es zuletzt gerathen muß; iſt es ſchon diesmal nicht gerathen, ſo geräth es vielleicht ein andermal; es wäre ja doch eine feine nützliche Kunſt geweſen, wenn es von ohngefähr gerathen wäre.“

Ich gebe euch zu, daß wir einen empfindlichen Mangel an Butter, Sahn, Milch [illegible] Fett im

Hauſe ſpüren; aber bei eurem Waſſerexperiment werde ich nicht erſcheinen, um ſo mehr, da wir die Mehlklumpen ſchon geſpürt haben, die aus eurer geprieſenen Kochkunſt entſprungen ſind. Ich weiß gewiß, daß es mir gelingen wird, jeden Unbefangenen von der reinen Thorheit eurer Unternehmung zu überzeugen; euch freilich nicht, denn ihr ſteht laurend am Feuer, um das erſte Butterküchlein warm aus der Pfanne zu eſſen, und werdet erſt überzeugt ſein, wenn ihr den mehligen Brei in den Händen habt; ja wer weiß, ob ihr nicht, den erwähnten ſcharfſinnigen Urgroßvater des trefflichen Barthel überbietend, ſelbſt dieſen, als den ſchmackhafteſten Biſſen verzehren werdet.

So wenden wir uns von den Verblendeten ab, die alle ihre Kräfte, ja großmüthig ihr Vermögen verſchwenden, um ein Perpetuum mobile zu bauen, die Quadratur des Zirkels zu erfinden, Gold zu machen, oder eine Lebenstinktur zu bereiten.

Ich will verſuchen, jenen poſitiven Kern der Unternehmungen der Turnfreunde deutlicher herauszuheben und zu bezeichnen. In den bloßen körperlichen Uebungen, lediglich als ſolchen, kann er nicht geſucht werden; auch wird dieſes von den Schriftſtellern, die über das Turnen ſich vernehmen ließen, von Kayßler und Paſſow, beſtimmt geläugnet. Aber eben ſo wenig, in dem Zuſammenleben in der freien Natur, in Wäldern, in dem nächtlichen Aufenthalt unter dem freien Himmel u. ſ. w. Denn ein ſolches Leben kann die Gewandtheit ausbilden, die phyſiſche Kraft und die Geſundheit ſtärken, und auf dieſe Weiſe wohl dazu beitragen, daß man im Ganzen ein freieres, frölicheres Daſein genießt, ſo wie ja auch eine geſunde Diät „die „Klarheit des Körpers, d. i. den leichten Schwung „der Nerven, die ungehinderte Bewegung der Säfte, und freie Thätigkeit der gaſtriſchen Organe, „als eine weſentliche Bedingung wiſſenſchaftlicher „Bildung“, befördern kann (Kayßler, S. 69), ohne daß man eben das Poſitive der Geſinnung oder der Klarheit des Verſtandes in der Kochkunſt ſuche. Das Zuſammenleben, wo das verbindende Mittel Leibesübungen ſind, kann in und für ſich, und allein betrachtet, durchaus nichts Geiſtiges erzeugen, wie die wilden Nationen beweiſen, vor allem mehre Nordamerikaniſche Völker, deren Körperbau der vorzüglichſte iſt, deren Gewandtheit und Stärke Bewunderung erregt, deren Sinnenausbildung für diejenigen, die dieſe mit den körperlichen Uebungen verbinden wollen, ein nie zu erreichendes Muſter bildet. Es iſt bekannt, daß es Wilde in Nordamerika giebt, die mit bewunderungswür ßiger Genauigkeit im Sande Karten von den weitläuftigſten Gegenden entwerfen, die ſie nur durch das Augenmaaß aufgenommen haben. Dabei ſind ſie keinesweges ohne geiſtige Fähigkeiten: aber die einſeitige Richtung der Bildung hat ſie dennoch für alle höhere ſo unfähig gemacht, daß ſie, wie die übrigen dortigen Völker, von aller höhern Kultur, den wilden Thieren gleich, in die undurchdringlichſten Gegenden verſcheucht, zu Grunde gehen, während die ſchwächlichen Hindus, die Unterdrückung der Europäer ſeit Jahrhunderten duldend, ſich in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten. Ich ſage dieſes nur gegen die einſeitige Anſicht, als wenn körperliche Gewandtheit und durch anſtrengende Leibesübungen errungene Stärke unter allen Umſtänden die Klarheit der Seele beförderte; eine Anſicht, die auch von einer andern Seite betrachtet und geprüft werden ſoll. Aber ſelbſt der bloß überwiegende Werth, der auf Leibesübungen und die dadurch errungene körperliche Stärke gelegt wird, hat in mancherlei Rückſicht etwas Gefährliches. Die körperliche Kraft, bloß als ſolche, hat gar keinen Werth in und für ſich, nur, in ſofern ſie ſich als das innere belebende Princip irgend eines eigenen, beſtimmten Daſeins darſtellt. Es mag wahr ſein, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Jugend allgemeiner und vielfältiger ſich körperlich ausbildete, als jezt; aber in ſolchen Zeiten fanden die Kräfte auch ihren Widerſtand, man mußte ſich, im vielfältigen Kampf mit der Natur, in unabläßigen Streitigkeiten mit den Menſchen meſſen, der Muth, der den wahren moraliſchen Werth der Kraft beſtimmt, konnte ſich in drohenden Gefahren bewähren. Anders iſt es in unſeren Tagen: die geſelligen Verhältniſſe haben einen friedlicheren Charakter angenommen; zwar giebt es in mancherlei Verwicklungen, bei den vielerlei Verirrungen des Geſchlechts Gelegenheit genug, die Kraft und innere Tüchtigkeit der Geſinnung auszubilden, aber ſie nehmen nicht ſo häufig die phyſiſche Kraft in Anſpruch. Eine Anſtalt nun, die bei einem ganzen Volk alle Knaben und Jünglinge in ein großes Bündniß vereinigt, und für die phyſiſche Ausbildung durch Reize allerlei Art zu begeiſtern ſucht, hat, iſt die Richtung einmal gegeben, das Maaß derſelben, welches ſich durch den Widerſtand, durch den Kampf von ſelber bildet, nicht in ſeiner Gewalt. Es entſteht ein Streben nach phyſiſcher Kraftausbildung, welches die eigenthümlichen Geſtaltung der Zeit überfliegend, in eine formloſe Unendlichkeit hineinſpielt. Spritzen kann man für mögliche Feuersbrünſte aufbewahren, wohl cherlei Geräthe für mögliche Gefahren: aber ein Magazin von phyſiſch ausgebildeten menſchlichen Kräften, die ſich mit Bewußtſein ausbilden, für einen zukünftigen möglichen Gebrauch aufzuhäufen, wäre ein gefährliches Experiment; denn ſie verhalten ſich nicht ſo ruhig, wie das Geräth. Eine jede Kraft, die ihr Maaß findet in einer beſtimmten That, in einer beſtimmten Geſtaltung, erkennt ihre Grenze. Ein Gefühl der Kraft überhaupt, ins Unendliche und Blaue hinein, dünkt ſich ſelber unendlich und grenzenlos, und verliert ſich nothwendig in einen leeren Dunkel. Geſetzt alſo, es gelänge, eine Maſſe phyſiſcher Kräfte, die ſich ihrer Stärke bewußt wäre, zu erzeugen, geſetzt, ſie ſetzten ſich ſelber, auf eine freilich unbegreifliche Weiſe das Maaß, ſo daß keine leere, eitle Einbildung daraus entſtände, ſo müßt ihr doch geſtehen, daß die Gefahr, daß dieſes geſchehen werde, gar zu augenſcheinlich iſt; und wie wollt ihr ſie abwehren? Durch euren guten Willen, durch eure Verſicherung, daß ihr es nicht ſo meint, durch Sitten- und Lehrſprüche, daß der Turner „nicht ſein ſolle ein Schlagetodt, ſondern fein beſcheiden u. ſ. w?“ Traut ihr wirklich euren Lehren eine ſolche Kraft zu? Es iſt keineswegs unſere Meinung, daß wir die phyſiſche Erziehung, die körperliche Ausbildung verſäumen ſollen: aber dieſe hat in jeder Zeit ihr eigenthümliches Gepräge, welches nur aus einer genauen Betrachtung der Zeit und ihrem eigenthümlichen Wollen und Streben in allen Richtungen des Daſeins entſpricht; eine Unterſuchung, die ich bis jetzt von euch keinesweges angeſtellt weiß.

Jede Willkür, wo ſie beſtimmend und ordnend hervortritt, kann nur Verwirrung erzeugen. Aber die Anknüpfung allgemeiner, ihrer Natur nach, geiſtiger und ethiſcher Geſinnungen an die Leibesübungen, iſt völlig willkürlich; jene iſt mit dieſen keinesweges auf eine nothwendige Weiſe gegeben, das Leibliche des Geiſtigen. Jede körperliche Uebung hat daher eine doppelte Richtung, eine freilich unbeſtimmte, formloſe, aber eben deßwegen bewußtloſe, als Spiel, und eine bewußte, beſtimmte, als unumgängliche Pflicht, Bildung der phyſiſchen Kraft, die ihr Maaß in einer eigenthümlichen That findet. Die Spiele der Kinder ſind wahrlich bedeutend, auch wünſche ich, mit euch, daß ſie ein bedeutendes Gepräge annehmen mögen; ſelbſt viele Erfindungen der Turnkunſt ſind in dieſer Rückſicht, wie ich überzeugt bin, von großer Wichtigkeit, und ſollen den Kindern, als ein wohlerworbener Schatz bleiben, aber wichtig ſind ſie mir nur als Spiele, als bewußtloſe und inſtinktartige Aeußerungen einer keimenden Kraft. Man fand von jeher etwas Rührendes darin, wenn alte ehrwürdige Väter ſich jubelnd und tändelnd unter die Kinder miſchen, und wahrlich, wenn es auf die rechte Art geſchieht, kenne ich nichts Schöneres, ja Erhabeneres, als dieſes. Es hat aber den rechten Sinn nur für ganz kleine Kinder, nur da, wo aller Einfluß der bloßen Reflexion, durch die rein bewußtloſe Natur des Kindes ausgeſchloſſen iſt. Je älter die Kinder werden, deſto mehr trennt ſich der beſonnene Vater und Lehrer von den Spielen der Kinder; denn das Verhältniß der keimenden Reflexion zu den halbbewußtloſen, kindlichen Träumen, ſoll ſich aus der eigenen Seele des Kindes auf eine naturgemäße Weiſe entwickeln. Alle ſittliche Bildung der Kinder darf nur religiös ſein. Die heilige Unbegreiflichkeit, die grundloſe Tiefe religiöſer Gefühle und Anſchauungen liegen dem Kinde am allernächſten, und die Darſtellungen können nicht menſchlich, nicht unbefangen genug ſein. Denn dem Kinde iſt die Welt, wie ſein eigenes Daſein etwas Unendliches, was es in bewußtloſer Tiefe anſchauet, ohne es eben begreifen zu wollen. Aus dieſer Tiefe entſpringt die ſittliche Bildung auf eine vollkommen eigenthümliche Weiſe, und ſchließt ſich enge an die Natur eines jeden Kindes, je nachdem ſeine Art iſt. Wenn aber das Leben des Erwachſenen ſich mit dem Leben der Kinder zu nahe vermiſcht, dann muß dieſer ein Bildungsmittel ſuchen, welches für ſeine Beſtimmung keinen Sinn hat; das Kind, ja der Jüngling wird aber altklug, die ſtille Poeſie des Lebens verkehrt ſich in unreife Reflexion, die das ganze Leben in Grundſätze und Maximen auf eine tödtende Weiſe eintaucht. — Für die, geiſtig ſowohl als phyſiſch, geſunde Ausbildung des Kindes ſind die erſten Jahre, ehe ſie noch auf den Turnplätzen erſcheinen können, unbedingt die wichtigſten. Und dieſe ſind, durch ein heiliges Naturgeſetz, an die Familien, ja an das Daſein der Mütter geknüpft.

Iſt es wahr, daß die Geſinnung der Familien ſo tief geſunken iſt, daß nur die Trennung von ihnen die leibliche und geiſtige Geſundheit, die tüchtige moraliſche Kraft und die heiligen Gefühle der Vaterlandsliebe retten kann, dann muß man den Knaben von der Mutterbruſt reißen; das Erkennen, welches es wagt, poſitiv auf die Geſinnung aller Knaben zu wirken, muß den Muth haben, das Verderben an der Wurzel zu faſſen. Dieſes wäre eine nothwendige Conſequenz eurer Anſicht; wenn überhaupt von Conſequenz die Rede ſein könnte, bei einer Anſicht, die ſich lediglich in dunklen Gefühlen, in dem Formloſen und Unbeſtimmten herumtreibt. Denn ihr könnt es nicht leugnen, daß in den erſten Jahren, ſowohl körperlich als geiſtig, ſich manches erzeugt, was durch ſpätere Bemühungen nur zugedeckt, nicht ausgerottet werden kann. Ja dieſes Zudecken durch äußerlich aufgetragene Maximen, die nicht, wie die Religion es allein vermag, in den innern Tiefen das Verderben treffen, ſind oft für das ganze Leben ſchädlich und unheilbringend. Nun ſoll es nicht geleugnet werden, daß die Sorge für die ſittliche und phyſiſche Bildung niemals aufhören ſoll, und es iſt wahrlich nicht unſere Meinung, daß man das früh verwahrloſte und verdorbene Kind, als ein unverbeſſerliches ſeinem Schickſal preisgeben ſoll. Aber ob die Trennung von der Familie, das Hineinſchleppen in ein unbegrenzt großes, erſt erſchaffenes Verhältniß das Mittel zur wahren Beſſerung ſei, das iſt die Frage. Wir leugnen es auf das Beſtimmteſte. Kein Menſch iſt ein Menſch, kein Bürger ein Bürger überhaupt, beides vielmehr auf eine beſtimmte Weiſe. Seine Zufriedenheit, ſein wahres Glück, ja ſeine religiös-ſittliche Bildung, beruht darauf, daß alle Momente ſeines beſtimmten Daſeins in ungetrennter, unzerſtörbarer Einheit ſich entwickeln, wie alle Momente des leiblichen Daſeins, zumal, organiſch ſich durchdringend in einem Leben. Seid ihr nun überzeugt, könnt ihr es ſein, daß jene grenzenloſe Verbindung, um mit großer Anſtrengung körperliche Kräfte auszubilden, das rechte Maaß für jede Natur gefunden hat? daß ſie das Heiligſte, die urſprüngliche beſtimmte Natur, bei keinem verletzend berührt? Woher habt ihr dieſe Ueberzeugung, da ihr die Knaben von allen Seiten zu hunderten, ja zu vielen tauſenden zuſammentreibt, und ſo mit einer Keckheit zugreift, die ſich nur mit Unkunde entſchuldigt? Iſt etwa auch hier ein Geheimniß verborgen, welches nur demjenigen klar wird, der die Turnplätze beſucht. Seid ihr völlig darüber beruhigt, daß ihr durch ſo gewaltſame Maaßregeln, und indem ihr die Kinder durch alles was für ſie einen gefährlichen Reiz hat, — wir werden weiter unten davon reden — keine eigenthümlichen Keime in der ſtillſinnenden Seele mancher Kinder erſtickt? Es mögen wenige ſein, aber es ſind eben die bedeutendſten, diejenigen, die durch eine urſprünglich edle Natur, eben als Kinder unter den Kindern, wohlthätig und unſichtwirkend, ahnen laſſen, was ſie als Männer und den Männern ſein werden. Dieſer wechſelſeitige Einfluß der Kinder auf einander, wo man ſie auf ihre Weiſe gewähren läßt, iſt freilich durch die hochmüthige, leere und ſeichte Erziehungskünſteley der neuern Zeit, die allenthalben mit plumper Hand zugreift, allenthalben machen, erzwingen, begründen will, ein Geheimniß geworden, woran die meiſten kaum zu glauben ſcheinen, und die Erinnerung an die eigene Kindheit iſt es ihnen durch die Maſſe von klugen Reflexionen glücklich zu verdrängen gelungen. Indem jede freie Stunde, die dem Kinde übrig bleibt, von den unbefugten Experimentatoren, die ſelbſt nicht wiſſen was ſie wollen, in Anſpruch genommen wird, ſind alle unbefangene Kinderſpiele verſcheucht, oder wenigſtens zurückgedrängt; die Maſſe derer, die beſtimmt ſind ſich mehr von herrſchenden Geiſtern leiten zu laſſen, ſind von den plumpen Begriffen der Turnplätze hingeriſſen, und derjenige, der in ſtillen Familien- und Schul-Kreiſen ſich auf eine eigene Weiſe, ein Kind unter Kindern, ausbilden könnte, kann in ſich nie zur Beſinnung kommen, wird wo eine eigene Weiſe ſich äußert, von dem leeren unkindlichen Geſchrei überwältigt und nicht vernommen. Betrachtet Goethe, wie er in ſeinem Leben, ſelbſt

Kind unter Kindern lebte, und denkt euch, unparteiiſch, den Lerm der Turnplätze nach Frankfurt verſetzt.

Was euch irre leitet, iſt die eigene enge Erfahrung, nicht eine ruhige, erſchöpfende Betrachtung, die das gegenwärtige Leben in allen ſeinen Momenten ergreift. Ihr habt eine trübſeelige Kindheit verlebt, ſpäter ein Geſchäft ergriffen, welches nicht euer ganzes Daſein erfüllt, dieſes ſteht vereinzelt da, und eine unbeſtimmte Sehnſucht erzeugt ſich, ins Blaue hinein für das Allgemeine zu wirken, um den Uebeln an welchen ihr leidet, als wären ſie allgemein herrſchend, zu begegnen; weil ihr von dem beſtimmten Standpunkt aus, das ganze Leben nicht ergreifen könnt, müßt ihr einen unbeſtimmten daneben ſuchen. Es iſt ein Unglück, wer will es leugnen; aber iſt es denn wirklich allgemein? Giebt es keine Kinder mehr, denen die Aufgabe ihres Lebens von früher Kindheit an vorſchwebt, die in dem Familienleben, in dem Unterricht die naturgemäße Nahrung finden, die ſie, ſicher durch einen edlen Inſtinkt, genießen und aſſimiliren? Sind dieſe nicht eben die vornehmſten, auf deren ungeſtörter Entwickelung die wahre Hoffnung des Vaterlandes beruht, wie man ſie in tiefem Glauben ſtiller Betrachtung, nicht in unbefugtem Zugreiſen, anſchauet, hoch und heilig hält und liebt? Wie dürft ihr den ſtillen Gang ſolcher Naturen durch eure lärmende Anſtalten, durch eure Curmethoden, die aus dem Gefühl eigener Kränklichkeit entſprungen ſind, zu ſtören wagen? Soll alle Welt purgiren, weil ihr euch den Magen verdorben habt?

10. Jahn erſcheint uns bedeutend, und wird ſeine eigenthümliche Stelle in der Geſchichte behaupten. Ihn hatte das tiefe Gefühl des Bedürfniſſes einer tüchtigen phyſiſchen Erziehung durchdrungen, es nahm ſein ganzes Daſein in Anſpruch. Wo dieſes der Fall iſt, da erſcheint, was nur eine relative Bedeutung hat, als ein abſolutes; die Beſchränkung ſeines Strebens kann nicht von ihm ausgehen, ſie entſteht aus den Widerſtand anderer, in ihrer Art eigenthümlicher Naturen. Ihr aber habt euch an das Grenzenloſe, welches nur in ihm eine Bedeutung hat, unüberlegt angeſchloſſen, um jede Schranke niederzureißen, anſtatt die Fluten in ein naturgemäßes Bette zu leiten, wo ſie fruchtbringend fortſtrömen.

Giebt es aber nicht eine körperliche Stärke, die in unbegrenzter und zerſtreuender Umgebung errungen, der eigenthümlichen geiſtigen Ausbildung ſchädlich werden kann? Ja eine Art der rüſtigen Körperbildung, die bloß als ſolche den Geiſt, in vielen Richtungen, ja in den tiefſten, hemmt? Woher ſeid ihr über dieſen Punkt belehrt? Oder iſt es wieder eine Erfahrung, die man auf den Turnplätzen erlangt? Wahrlich, ſie müſſen reich ſein an tiefer Weisheit, welche die gründlichſten Forſcher, mit aller Anſtrengung auf anderen Wegen nicht zu erlangen wußten. Wer tief über die Eigenthümlichkeit der Menſchen nachgeforſcht hat, dem begegnen hier mancherlei Räthſel von unergründlicher Art; er ſieht herrliche Talente mit körperlicher Schwäche verbunden, und wird ſich wohl hüten den beliebten, durch nichts in der Welt begründeten, Behauptungen nachgebend, beides von einander zu trennen; er weiß, daß ſelbſt frühzeitige Krankheit manche Talente entwickelte: und ſo thöricht, wie es wäre, die Pflege für die Geſundheit zu verſäumen, um Talente zu nähren, ſo thöricht iſt auch eine mit großer, zerſtreuender Anſtrengung verbundene phyſiſche Bildung als ein Maaß für alle Menſchen feſtzuſetzen. Man behauptet, daß eine allgemeine phyſiſche Schwäche unſerm Zeitalter eigen ſei: aber darf man behaupten, daß eine allgemeine Unklarheit des Geiſtes eben ſo in demſelben Maaße herrſcht? Giebt es irgend eine, aus allgemeiner, die ganze Zeit um-

umfaſſender Betrachtung, entſprungene Erfahrung, die ſich ſo ausdrücken ließe, daß der Grad der körperlichen Ausbildung in einem Volke, mit dem Grade ſeiner klaren geiſtigen Ausbildung in geradem Verhältniſſe ſtünde? Nur ein ſolches, ſtreng aufgeſtelltes, unerſchütterliches Naturgeſetz kann uns zu allgemeinen Maaßregeln berechtigen. Verlaſſen wir dieſen offenen klaren Weg, der allein Sicherheit verſpricht, ſo verlieren wir uns in tauſend verworrene, vereinzelte Erfahrungen, wie wir an dem Tage nicht arbeiten konnten, weil die Nerven nicht den rechten Schwung hatten, an jenem nicht, weil die gaſtriſchen Organe in Unordnung waren; Erfahrungen ſpezieller Art, die auch zu mancherlei Vorbauungsmitteln führen können, aber niemals zu Unternehmungen von grenzenloſer Allgemeinheit, die in ſich kein ſicheres Maaß haben. Iſt unſere Zeit nicht reich an vorzüglich klaren, tiefen, bedeutenden Geiſtern, wie irgend eine? Ja man werfe nur einen Blick auf unſere Univerſitäten, auf die Akademien, wie viele herrliche Greiſe leben dort, die Geſundheit, Zufriedenheit und geiſtige Klarheit bis in das höchſte Alter bewahren. Jene ehrwürdigen, grauen Veteranen haben ſchon längſt zu der Behauptung Anlaß gegeben, daß tiefe, wiſſenſchaftliche Forſchung etwas Stärkendes, auch phyſiſch Erhaltendes in ſich haben müſſe. Und ſo iſt es auch, dann nämlich, wenn die Beſchäftigung, aus einer eigenthümlichen Natur entſprungen, das ganze Leben ergreift, und in beſtimmter Thätigkeit feſthält. Und ſo ſehen wir, in der Behauptung, daß eine rüſtige, durch zerſtreuende Anſtrengung errungene, Geſundheit durchaus zur Klarheit des Geiſtes nothwendig ſei, nur die kränkelnde Empfindung ſchwächlicher Gelehrten, die im Bewußtſein eigener Unklarheit, ihre eigene Krankheitsgeſchichte in eine Geſchichte der Zeit verwandeln möchten.

Man wird mich nicht ſo ſehr mißverſtehen, als wenn ich behauptete, es ſolle für die phyſiſche Erziehung und für ein freies und naturgemäßes Leben gar nichts geſchehen; ich habe dieſes ausdrücklich zugeſtanden: aber daß dieſes Geſtändniß nicht die Nothwendigkeit der Turnplätze einſchließt, das folgt von ſelber. Denn mancherlei andere Mittel ließen ſich denken; oder wo habt ihr bewieſen, daß eure Anſtalten das einzig mögliche enthielt? Auch ſind unſere Knaben, Gottlob, keine ſehnſüchtige Philoſophen, die nach einem Leib trachten, vielmehr ſtecken ſie darin bis über die Ohren, und wenn ſie verkümmern, ſo iſt es eben deßwegen, weil man ſie in einen Käfich ſperrt. Oeffnet nur den Käficht, und der Vogel wird von ſelbſt heraus hüpfen, und ſich regen und bewegen in Gottes freier Luft, nach Herzens Luſt von ſelber, ohne daß ihr viele Beſchwörungen nöthig habt. Wie das Kinderleben eine gröſſere, auch volksmäßige Bedeutung erhalten kann, ſoll aber Gegenſtand einer weiter unten folgenden Unterſuchung ſein. Hier haben wir lediglich mit euch und eurer Thorheit zu thun.

Nun tritt man aber mit der Behauptung hervor, daß eine allgemeine Richtung des Volks für einen jeden auf die nämliche Weiſe da ſei, daß dieſe eben ein beſtimmtes Maaß körperlicher Ausbildung fordert, die Vertheidigung des Vaterlandes nämlich. Gottlob, hier finden wir doch Grund und Boden, einen beſtimmten Zweck, wie er in irrdiſchen Dingen und Verhältniſſen einem jeden vorſchweben muß, damit man wiſſe, was man thut, wozu, und ob die Mittel dem Zwecke entſprechen. Alſo für den Krieg ſollen Knaben und Jünglinge ſich ausbilden, diejenige Stärke, Tüchtigkeit und Gewandtheit erlangen, die hier, wo die Anſtrengungen den höchſten Grad erreichen können, nothwendig erfordert wird. Der Staat aber iſt, ſeiner Idee nach, nichts als die innere geiſtige Einheit der unendlich mannigfaltigen Eigenthümlichkeit aller Bürger; je freier dieſe ſich geſtaltet, deſto lebendiger, deſto bedeutender iſt der Staat. Dieſer ſoll vertheidigt werden, ja die Vertheidigung ſelber erſcheint bedeutender, jeder Kampf großartiger und edler, je mehr der Staat ſich ſeiner Idee genähert hat, je freier und unbehinderter eine jede, beſonders geiſtig vornehme Natur ſich ſeiner Art gemäß entwickeln kann; eine Vertheidigung alſo, die Maaßregeln nöthig macht, welche dieſe einzig wahre Freiheit in der innern ſtillen Entwickelung hemmt und ſtört, vernichtet ſchon zum voraus dasjenige, das zu vertheidigen er allein da iſt, und iſt mit ſich ſelber in Widerſpruch. Iſt es mir gelungen zu beweiſen, daß die Turnanſtalten wirklich der eigenthümlichen Entwickelung durch gewaltſames Aufregen der Jugend gefährlich werden, ſo iſt ſchon damit ihre Unzuläßigkeit, als Ausbildungsmittel für den Krieg zugleich bewieſen; und wir könnten die ganze Prüfung ſchon als beendigt anſehen, wenn nicht manches Lehrreiche und Wichtige uns zu einer genauen Unterſuchung aufforderte.

Ich will keinesweges behaupten, daß die militäriſchen Uebungen, wie ſie jezo da ſind, den höchſten Gipfel möglicher Vollkommenheit erreicht haben, daß nicht lebendige Momente ſich allmählig hineinbilden und, auf irgend eine, ſchwer zu beſtimmende Weiſe, dem Krieg ſelber für einen jeden Krieger einen bedeutenderen Charakter mittheilen. Ich will zugeben, daß eine durchgedachte Folge von Uebungen, wie die Turnkunſt ſie entwickelt hat, dazu beitragen könnte, ja dieſes würde ihre nützlichſte und erfolgreichſte Seite ſein: wie ich denn überhaupt nie gegen das Turnen, als ſolches, geſprochen habe. Ich vermiſſe hier vielmehr manches, was mir wichtig ſcheint, das Schleudern z. B. welches, indem es Stärke und Gewandheit fordert, zugleich durch ſicheres Hinwerfen nach einem beſtimmten Ziele, das Auge bildet. Aber dieſen, allerdings wichtigen Einfluß zugeſtanden, iſt dennoch gar nicht einzuſehen, warum Turnplätze in grenzenloſer Ausdehnung, Verſammlungen aller Knaben und Jünglinge in groſſen Haufen, die ſelbſt unter ſich durch das ganze Land eine Verbrüderung bilden, nothwendig ſind. Damit die Gewandtheit, das körperliche Geſchick ſich bilde, ſind offenbar kleine Verbindungen, die nichts von einander wiſſen, unter den Augen der Eltern oder Lehrer in frühern Jahren, unter der Aufſicht des Staats ſpäter, als wirkliche Vorübung zum Militär-Dienſt, völlig hinreichend. Es iſt mit dieſen Uebungen, die bloß auf die perſönliche Ausbildung gehen, nicht wie mit den militäriſchen, die ihrer Natur nach Verbindungen in großen Maſſen erfordern. Aber das eigentliche Poſitive in der Ausbildung für den Krieg iſt der Muth, und daß die Turnplätze geeignet wären dieſen zu beleben, muß ich grade zu leugnen. Auf große Worte, wie man für das Vaterland leben und ſterben, und ein tüchtiger Deutſcher, unerſchrockener Mann werden wolle u. ſ. w. kömmt es hiebei gar nicht an. Eine friſche Kindheit, die ſich in ſich ſelber regt, erzeugt aus ihrem Leben Kämpfe und Streitigkeiten mancherlei Art, die mehr dazu geeignet ſind eine muthige Geſinnung zu erregen, als ein Haufen von Knaben, die ſich an alte Männer anſchließend, in allgemeiner Liebe und Vertrauen mit einander leben. Freilich ſollen Eltern und Lehrer jenen Zwieſpalt, wo er ſich zeigt, zu entfernen, vor allem, daß er nicht in Haß ausarte, zu verhüten ſuchen: wie aber eine ſolche, irrdiſche, äußerliche, allgemeine Liebe den Muth ſtärken ſolle, iſt nicht einzuſehen. Ferner, die Spiele der Knaben nehmen nicht ſelten eine gefährliche Richtung, ja der Knabe liebt mit Gefahren zu ſpielen, und wo man ihn frei gewähren läßt, da wird das Beiſpiel der von Natur Muthigen den Feigen anfeuern, und es bildet ſich eine allgemeine kühne Stimmung, die für das ganze Leben entſcheidend wird. Freilich darf auch hier die ſorgende Aufſicht der Eltern und Lehrer nicht läſſig ſein; aber ſie ſoll den innern Kern dieſer muthigen Geſinnung nicht ſtöhren. Die Turnanſtalten aber ſind öffentliche Einrichtungen, ſie müſſen, und es iſt ihre Pflicht, dafür ſorgen, daß alle Gefahren der Geſundheit, wie des Zufalls, entfernt werden, in gefahrloſer Folge müſſen die Uebungen ſich entwickeln, ſo daß eine jede Uebung, ſelbſt die, dem äußern nach, tollkühnſte, durch die erlangte Sicherheit und Gewandtheit völlig unbedenklich wird. Wenn auch unter tauſend Knaben einer beſchädigt wird, ſo iſt dieſes nur ein unglücklicher Zufall, der nicht immer zu vermeiden iſt. Der Muth hat alſo gar keine Gelegenheit ſich zu entwickeln, ja es gehört zum Weſen eines ſolchen Inſtituts, alle Fälle, die ihn in Thätigkeit ſetzen können, ſorgfältig zu vermeiden; es bleibt alſo bei den großen Worten, die, wie erfahrene Menſchenkenner wiſſen wollen, viel eher die umgekehrte Wirkung haben. Ganz anders war es in frühern Zeiten, denn damals ruhte der Kampf nie, Streifzüge, Angriffe, einzelne Kämpfe dienten als wahre Uebung, wo Kraft mit

Kraft ſich meſſen mußte, und die Gefahren den Muth in Anſpruch nahmen und belebten.

Aber noch mehr. Der Hauptzweck der Zeit, die ein jeder Jüngling als Krieger durchleben muß, iſt keinesweges die bloße militäriſche Uebung, für dieſe kann vielmehr, wie der letzte Krieg uns überzeugt hat, in den meiſten Fällen, eine ganz kurze Zeit hinreichen; aber ſie ſoll eine Schule des unbedingten Gehorſams, und der ſtrengen Zucht und Ordnung ſelbſt in anſcheinenden Kleinigkeiten ſein. Dieſe Eigenſchaften aber ſind nicht in wenigen Wochen zu erlangen, ſie ſind wahrhaft bürgerliche Tugenden, deſto mehr, je mehr die einzig wahre Freiheit im Staate herrſchend iſt. In jeder Lage ſind ſie zwar nothwendig, in keiner Richtung aber treten ſie auf eine ſo entſcheidende Weiſe in ihrer unvermeidlichen Nothwendigkeit hervor, wie hier. Wie dieſer unbedingte Gehorſam mit der Freiheit eins ſei, kann in der Kürze, die hier erfordert wird, ohne Mißverſtändniſſe zu veranlaſſen, nicht entwickelt werden, an einem andern Orte werde ich dieſen Gegenſtand, einer der wichtigſten in unſern verworrenen Tagen, von allen Seiten zu behandeln und ins Licht zu ſetzen ſuchen. Genug, man wird nicht leugnen, daß dieſe Tugend zum Weſen der Vertheidigung geſtört; und wenn wir auch hier, wo wir die Turnplätze in ihrer möglichſten Reinheit betrachten, zugeben, daß die unreifen Begriffe von Kraft und Vaterlandsliebe, die dort genähret werden, dem Gehorſam, der ſtrengen Zucht keinen Einhalt thun, ſo kann man doch gewiß nicht behaupten, daß ſie dort vorzüglich belebt und begründet werden.

Die ganze Wirkſamkeit des Turnens für die Vertheidigung, beſchränkt ſich alſo auf die körperliche Ausbildung in einer Richtung, deren Nutzen noch ſehr problematiſch iſt. Wenn aber behauptet wird, daß unſere Jugend ganz allgemein an einer bedenklichen Schwäche litte; die, wenn wir zu einem großen Kampf aufgefordert würden, uns in Gefahr ſtürzen könnte, ſo ſteht dieſe Behauptung mit den pomphaften Verkündigungen der Siege, die unſere rüſtige Jugend errungen hat, und die eben von den Turnplätzen am lauteſten ertönen, in einem ſeltſamen Widerſpruch. Ja in dieſem Kriege hat die Jugend nicht bloß die gröſte Anſtrengung erduldet, ſie hat ſich neben Völker, die durch die einſeitige Ausbildung roher Körperkraft ausgezeichnet, wetteifernd zu ſtellen gewagt.

Damit der Menſch nicht als ein bloßer Knecht ſeinem Vaterlande dient, damit der unbedingte Gehorſam nicht in einen völlig blinden ausarte, damit das höchſte Gut des Geſchlechts, die Freiheit, einen Sinn erhalte, muß er ſeinem Lande mit inniger, heiliger Liebe zugethan ſein; dieſe Vaterlandsliebe, der Boden aller bürgerlichen Tugenden, ja ohne welche ſelbſt die Religion nicht gedacht werden kann, muß ſorgfältig genährt werden; je früher der Sinn ſich ausbildet, daß man nicht für ſich, in ſelbſtſüchtiger Beſchränkung, ſondern für das Volk lebe, zu welchem man durch Geburt oder Schickſal gehört, je lebhafter dieſer Sinn unſer ganzes Daſein durchdringt, deſto herrlicher entfaltet ſich der Staat, deſto kräftiger geſtaltet er ſich; er ſtellt jenes moraliſche, innere geiſtige Mittel, welches alles freudig entwickelt; wo es fehlt, ſind Geſetze und Verfaſſung, und alle Einrichtungen der Regierung ohne irgend einen Erfolg. Daß dieſer Sinn in unſern Tagen, durch wachſende Selbſtſucht faſt allgemein zurückgedrängt iſt, ja zu verſchwinden droht, wer wagt es zu leugnen? Müſſen wir nicht eine jede Unternehmung preiſen, welche ihn, auf welcherlei Art es auch ſei, zu beleben und durch ein öffentliches Leben, durch gemeinſchaftliche Theilnahme an einer allgemeinern That, von frühe an nährt und unterhält? Dazu die Turnplätze, ſie ſollen Früchte der keimenden Vaterlandsliebe werden, nicht durch matte Worte, die zu oft nur wiederholt, allen Sinn verlieren, ſondern durch Leben und That. So reden die Turnfreunde; und es iſt vorzüglich wichtig, dieſen Punkt, durch eine, in ihren Grundzügen unerſchütterliche Unterſuchung, wenn auch kurz, dennoch auf eine entſcheidende Weiſe zu prüfen.

Die innige Zuneigung, ja das gänzliche Verſchmolzenſein mit dem Geburtslande und ſeinen Einwohnern, hat eine doppelte Richtung; die eine iſt ſeine reine Naturſeite, die andere die geſchichtliche. Jene entſteht völlig unwillkürlich, als Inſtinkt, die Gewohnheit iſt ihre blinde Erzeugerinn, ſie bildet den Leib, das Thieriſche des Volks, welches aber ſo wenig verſchwinden darf, ſelbſt bei dem höchſten Culturzuſtand, daß, wo es fehlt, alles wahrhaft Volksmäßige, aller Reiz der Eigenthümlichkeit ſich verlieren würde: wie ja auch die edle Phyſiognomie, die das Tiefſte bezeichnet, der körperliche Ausdruck eines höhern geiſtigen Daſeins iſt. So iſt jeder Klang in der Muſik mit einem Geräuſch verbunden, welches für ſich roh und ohne harmoniſches Geſetz, dennoch dem Klang eines jeden Inſtruments den eigenthümlichen Reiz ertheilt, und für ſich hervortritt, wo jener verſchwindet. Die inſtinktmäßige Vaterlandsliebe tritt bei den roheſten Völkern, wo alle Harmonie geiſtiger Ausbildung verſtummt, am deutlichſten hervor, wie man an der gedämpften Violine die geräuſchvolle Reibung des Bogens an den Saiten vernimmt, die auch aus den herrlichſten Tönen, aber kaum vernehmbar, eingetaucht in die Fluthen der Harmonie, durchſchallt. Dieſe Vaterlandsliebe durch ein neues Organ nähren oder beleben zu wollen, wäre thöricht. Sie iſt da, wie der Leib, und wo ſie fehlt, kann nichts in der Welt ſie erzeugen. Hier alſo kann nur von Heilmitteln die Rede ſein, die auf die gegebenen Formen wirken, ſelbſt die größte Verblendung kann hier an kein neues Organ denken. Wir erkennen ſelbſt in dieſer bewußtloſen Vaterlandsliebe abermals eine doppelte Richtung. Die eine iſt die Familie, die von einem gegebenen Punkt, als einer engeren Welt aus ſich an die größere des Volks, nicht bloß anſchließt, ſondern mit dieſem verſchmelzt; die zweite iſt der Unterricht, durch welchen die Verhältniſſe des Landes und des geſelligen Zuſtandes des Volks ſich in einen jeden hineinbilden: die Familie iſt die gegebene beſondere Form, die ihre Richtung gegen die größere Welt des Volks nimmt, die zweite iſt die werdende beſondere Form, die aus dem allgemeinen Leben erzeugt wird. Der Unterricht entſpringt zwar, bei allen Menſchen, mit dem Bewußtſein, aber bei den roheſten verlieren ſich die Spuren des Bewußtſeins auch hier in den Inſtinkt, welches alle freie Entwickelung ausſchließt, und, weil ein allgemeiner geiſtiger Mittelpunkt dem Volke fehlt, (wie die Nerven bei den geringern Thieren ohne Verbindungspunkt im Gehirn ſind,) eine nicht zu überwältigende Hemmung auf einer niedrigen Bildungsſtufe hervorruft. Ein drittes, von den angegebenen verſchiedenes, nicht in dieſen ſelber enthaltenes Organ, aus welchem ſich etwa die Vaterlandsliebe erzeugen lieſſe, iſt bei dieſem inſtinktmäßigen Leben undenkbar.

Die zweite Richtung der Vaterlandsliebe, iſt die frei erzeugte, die einen geiſtigen Mittelpunkt, wie im ganzen Volke, ſo in jedem Bürger ſucht; und wenn man ſie in ihrer völligen Reinheit, ihr Weſen begreifen will, ſo muß man ſie ihrer Idee nach zu faſſen ſuchen; denn da fortdauernde Entwickelung mit dieſer Richtung gegeben iſt, ſo muß dasjenige, was in ihr das Weſen, die innere Bedeutung ausmacht, als die Seele deſſelben, das Princip der Entwickelung ſelbſt ſein, welches in jeder Form unveränderlich und daſſelbe, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ſich ſchließt. Dieſe Vaterlandsliebe erkennt zwar auch das Geburtsland und ſein Volk, als das urſprüngliche, aber ſie iſt nicht mit dieſem allein gegeben. Im höchſten, wahrhaft ideellen Sinne, wenn es denkbar wäre, daß ein ſolches Volk die Idee rein darſtellte, würde der göttliche Ruf deſſelben ſich in jenem Befehl des Heilandes ausſprechen: Gehet hin in alle Welt und lehret die Völker, daß ſie ſich begreifen. Freilich iſt eine ſolche Erſcheinung unmöglich, weil eine jede irdiſche Erſcheinung die göttliche Idee nur trübe durchblicken läßt, und der Dünkel, daß man berufen ſei beſtimmend auf andere Völker einzuwirken, aus welchem das Streben nach einer Univerſal-Monarchie entſpringt, kann nur entſtehen, wo aller Sinn für das Eigenthümliche des Geſchlechts ſich in einen leeren Formalismus hohler Begriffe verloren hat, wie dieſes bei den Franzoſen, in der höchſten Blüte der Giftpflanze der Revolution, der Fall war. Aber dennoch entſtehen unter den gebildeten, durch den tiefen Sinn gemeinſamer Andacht vereinigten Völkern, Naturen, die auf wahrhaft heimatliche Weiſe das äußere Vaterland verlaſſen. Ich möchte wohl wiſſen, wie diejenigen, die das Vaterland, ſtreng und ganz allgemein, an die Erſcheinung deſſelben knüpfen, von den heiligen, ganz dem Göttlichen ergebenen Menſchen urtheilen, die durch einen innern Ruf beſtimmt, allem entſagend, in wüſten Gegenden, unter barbariſchen Völkern die Lehre des Heilandes zu verbreiten ſuchen? und ob dieſe Männer etwa dem Vaterlande treulos wären, weil ſie die Kräfte in fremden Gegenden vergeuden, die ſie dem Geburtslande zu weihen ſchuldig waren?

Aber dennoch finden wir hier die nämlichen Formen, die wir eben in der inſtinktmäßigen Vaterlandsliebe erkannten, und auf dieſelbe Weiſe wieder, nur daß ſie eine höhere Bedeutung haben und mit einer beſtimmteren Sonderung des Eigenthümlichen, eine höhere innere Einheit des Ganzen darſtellen, die aber ſo wenig ſich von den Formen ſelbſt trennen darf, wie die Seele von dem Leibe, vielmehr aus dieſem durchblickt, als die edle Phyſiognomie deſſelben. Die Familie iſt noch immer das einzig gegebene, nie durch Reflexion aus leeren Gedanken, oder durch Sehnſucht aus leeren Gefühlen erzeugte Organ, welches uns die Welt auf eine eigenthümliche Weiſe aufſchließt und die Liebe aus ſich erzeugt; der Unterricht noch immer die Richtung des Staats, als ein Ganzes gegen jeden Menſchen, nur daß hier, wie bei den höhern Thieren, das Eigenthümliche mannigfaltiger innerer Organe ſich bildet, in Ständen, Corporationen, die ſich aus ſich ſelber ſelbſtſtändig entwickeln, und je reiner dieſes geſchieht deſto herrlicher die innere, lebendige Einheit des Staats offenbaren. Wir können uns wohl denken, daß dieſe großen Formen des vaterländiſchen Lebens kränkeln, auch mögen Heilmittel angewandt werden um ſie wiederherzuſtellen, aber aufgeben können wir ſie nie, ohne das Vaterland in ſeiner tiefſten Wurzel zu vernichten. Denn wenn wir ſie, als könnten ſie das Höchſte nicht aus ſich ſelber entwickeln, aufgeben, wenn wir neue Quellen der Vaterlandsliebe aufſuchen, dann bleiben ſie, als etwas Geringeres und Untergeordnetes, was keinen Werth an ſich hat, ſondern nur in Beziehung auf dieſes Aeußere, zurück. Die Familien erſcheinen, als eine Menge ſelbſüchtiger Punkte, ein Aggregat in vollkommener Vereinzelung, nur von außen durch etwas Fremdartiges verbunden; der Unterricht, der den Ruf eines jeden Menſchen beſtimmt, indem er ſeine eigenthümliche Natur entwickelt, und ſo die wahre Freiheit, die nur in dem Maaſe der beſtimmten Ausbildung einen Sinn hat, gründet, iſt nichts an ſich, höchſtens ein Mittel für die Zwecke eines Staats, dem wir äußerlich zugehören, ohne wahrhaft innerlich in ihm zu leben. Innerlich, der Idee nach, leben wir nur im Staate, wenn er unſer innerſtes Daſein beſtätigt, und wer für ſeine Stellung begeiſtert, ſeinen Ruf, den beſtimmten, als einen göttlichen erkennt, der allein iſt der wahre Bürger. Die äußere Würde des Geſchäfts kann in einem freien Staat, und in ſolchen allein kann von der höhern Vaterlandsliebe die Rede ſein, über die innere nichts beſtimmen. Durch die ſelbſtändige Ausbildung eines jeden Geſchäfts, in und mit allen übrigen, (die Bedeutung der Repräſentation), erhält auch das geringſte einen hohen Werth, der wohl den Bürger zu begeiſtern vermag, und in dem ſcheinbar engſten Maaße der äußern Erſcheinung die wahrhafte Vaterlandsliebe an die wachſende Tüchtigkeit, die eigene, von Gott angewieſene, heilige Stätte derſelben, für das ganze Leben aufs innigſte anknüpft. Und das iſt das Tadelnswürdige, ja Schädliche und auf alle Weiſe zu Verwerfende, daß ihr das Heiligſte, was uns an das Vaterland bindet, nicht in den gegebenen Formen, ſondern in leeren Begriffen und Gefühlen, für welche ihr ein neues Organ willkürlich bildet, zu ſuchen wagt. Zwar ſagt ihr: die Familien ſollen uns heilig ſein, und wir ſuchen die Liebe der Kinder für ihre Aeltern, die Achtung, mehr zu ſtärken, als zu lähmen. — Aber nichts bleibt übrig, als jener thieriſche Inſtinkt; die großartige Familienliebe

Ader, aus welcher allein der bürgerliche Sinn, zwar langſam, aber ſicher ſich entwickelt, iſt für immer dahin. Beruft euch nicht auf die Alten. Sparta, welches mit der ſtarrſinnigſten Conſequenz die Bürger dem Staate opferte, erſchien zwar, eben der Conſequenz wegen, ſtark und in ſich geſchloſſen, aber gehemmt auf einer niedrigeren Stufe, in einer herben Form; und in chriſtlichen Staaten, in welchen der Sinn für eigenthümliches Leben, als inwohnende Liebe erſcheint, wie auch das eheliche Leben zeigt, würde jene Form ein wahrer Frevel ſein. So bleibt auch für den Unterricht nichts übrig, als ein bloßes Inſtinkt, Eitelkeit, äußere Rückſichten des Fortkommens, endlich die untergeordnete, kümmerliche Anſicht, daß man dazu da ſei, dem Staate nur äußerlich zu dienen, zu nützen, zu verbeſſern hier und da; und wenn es hoch kömmt, wirkt das Talent, welches, wo es iſt, ſich freilich ſchwer verdrängen läßt, aber auch dieſes wird in der Vereinzelung höchſtens eine todte Virtuoſität erzeugen; aber jenes heilige innere Zuſammenbrennen aller Kräfte, jene göttliche erzeugende Liebe, welche in der ſtillen Stätte geheimer Sonderung, wie in einer verſchloſſenen Welt die eigene Aufgabe löſt, und wie der lebendige Leib, aus verborgenen Quellen, das fröhliche

Leben aufſchließt, als wäre es nur für ſich da, in dieſer Trennung aber die ewigen Geheimniſſe göttlicher Liebe öffnet, daß ſie, von jedem Punkt aus ſich befruchtend ergießen; jene ewige Begeiſterung, die, je länger ſie dauert, deſto heiliger ſich entzündet; jener feſte, unerſchütterliche Glauben, der alle Thätigkeit belebt und ihr ein Maaß giebt, ſie wären, herrſchte jene Scheinliebe allenthalben, auf immer dahin. Ihr habt gar kein Vaterland, ihr habt es vernichtet, um alle Zuneigung einem Phantom zuzuwenden, welches nirgends iſt: in der erſcheinenden Wirklichkeit nicht, denn ihr verſchmäht ja die Formen derſelben, wendet euch von dieſen ab, als von etwas Todtem, was nicht aus ſich ſelber belebt werden könnte, ähnliche Formen ſollen ſich vielmehr aus neuen Quellen erzeugen, als wollte man irgend eine Thiergattung, die zu verſchwinden drohte, auf andere Weiſe, als durch die Zeugung, wieder ſchaffen; in dem Erkennen nicht, weder in einem ſolchen, daß ſich aus der Vergangenheit entwickelt hat, ſonſt müßte dieſe die Formen der Entwickelung hergeben; noch in einem ſolchen, das in ſich begründet iſt, denn ſonſt müßte es ſich darſtellen laſſen, und in beſtimmter, wenn auch nur erkannter Form, hervortreten. Es iſt ein leeres, formloſes, unendliches, welches, wenn es nicht von außenher zuſammengehalten würde, ſich durchaus zerſtreuen müßte, ohne Spuren im Innern, wie im Aeußern. Das iſt eure Vaterlandsliebe, wie jene rohe, unbeſtimmte Kraft eure Natur. Daß aber dieſes ſo Unendliche nur äußerlich zuſammengehalten wird, wollen wir darzuthun ſuchen.

Doch eine bedenkliche Frage müſſen wir den Turnfreunden noch vorlegen. Wenn ein redlicher, wohlmeinender Mann durch ſein Beiſpiel, durch Wort und That, ja ſelbſt durch Spiele auf Kinder wirken will, ſo ſchließt er ſich ſtille an einen engen Kreis, und wenn glückliche Muße und heiterer Sinn ihn unterſtützt, wird der Erfolg ſegenreich ſein. Aber euer Unternehmen geht in das Unermeßliche, auf die Maſſe aller Kinder und Jünglinge einer großen Nation wollt ihr wirken, dieſe veredeln. Eine ſolche Unternehmung, in ihrer formloſen, unbeſtimmten Unendlichkeit, in einer mannigfaltig aufgeregten, von widerſprechenden Meinungen und Wünſchen hin und her bewegten Zeit, muß die Aufmerkſamkeit der Schlechten, der Selbſüchtigen, derer, die aus der Verwirrung der Zeit irgend einen Vortheil ziehen wollen, nothwendig feſſeln. Man vergeſſe nicht, daß wir hier eine Anſicht beſtreiten, nach welcher Männer; von altdeutſcher Geſinnung, in unbeſtimmter Anzahl mit Knaben und Jünglingen in Verbindung treten, um durch eine gemeinſchaftliche Beſchäftigung auf die bürgerliche und ſittliche Ausbildung einzuwirken. Laurend ſteht das Böſe, um in dieſes Feld von unbeſtimmten Gefühlen in dieſes Meer von unreifen, verſchwimmenden, nirgends klar gefaßten Begriffen allerlei Unkraut zu ſäen. — Oder glaubt ihr, daß dieſem zu entgehen iſt, in einer Zeit, deren tiefes Verderben euch eben zu eurer Unternehmung beſtimmte? Und wie wollt ihr dieſen Einfluß abwehren? Nicht bloß auf den kleinen Platz, wo ihr einige hundert Kinder derſelben Stadt wohlmeinend, wenn auch irregeleitet, verſammelt, wirkt ihr. Ein großes Bündniß, ein aufgeregter Geiſt hat in vielen Gegenden die Kinder, die Jünglinge ergriffen, ein jeder Turnplatz wirkt, durch das Beiſpiel, auf alle, alle auf einen jeden ein; Kräfte habt ihr in Bewegung geſetzt, deren Maaß, Gefühle, deren Grund, Begriffe, deren Umfang ihr nicht kennt; und wenn nun die heimtückiſch-laurende Bosheit in dieſe grundloſe Tiefe unbekannter, unbeſtimmter Kräfte hineinwühlt, wie wollt ihr es verhindern?

Die Geſinnungen der Menſchen kann man ſchwer beurtheilen. Das Beſtreben, das was man für heilig, hält, nicht durch ſtilles Bemühen in den engen Kreiſen des Lebens, (die demüthig erkannte Grenze jeder menſchlichen That,) nicht durch klares, in ſich begründetes Erkennen, welches unmerkbar wirkend die vornehmſten Geiſter gewinnt, und ohne ſichtbaren Einfluß dennoch den tiefſten ausübt, zu bewirken vielmehr durch ungeduldiges Vorgreifen, „wodurch das Wirken keine geordnete, in einander„greifende Folge, erhält“, dieſes Beſtreben hat ſelbſt das Göttlichſte verunſtaltet, es hat den Ehrgeiz, die irdiſche Herrſchaft, das tiefſte Verderben in die geheiligte Stätte der Religion hineingelockt, es hat den Beſten, den Edelſten zu jeder Zeit irre geführt. Und ſo iſt nicht bloß das Böſe anderer Menſchen euch gefährlich. Wir müſſen die tiefſten Erfahrungen aller Zeiten geringſchätzen, wenn wir nicht geſtehen wollen, daß ein ſolches Beſtreben die furchtbarſte aller Gefahren, ein Bündniß der Beſten und Edelſten mit den Böſen, herbeizuführen droht. Eine jede irdiſche Unternehmung von Umfang und Bedeutung erregt lebhaften Widerſtand. Der iſt ein Thor, der dieſen nicht erwartet, nicht als ein weſentliches Element der Erſcheinung mit in Anſchlag bringt: aber wenn dieſer Widerſtand nun bedenklich wird, wenn er der ganzen Unternehmung mit Untergang droht?

wenn unter dieſen Umſtänden der Verführer in lockender Geſtalt erſcheint, äußerlich euch gleich, wenn die Hoffnung hier eine Unterſtützung zu erhalten, euch belebt? — welcher Menſch darf ſagen, daß er ſtark genug ſei, Verführungen der Art abzuweiſen? In den beſtimmten Kreiſen des Lebens iſt, wenn man auch die Geſinnung nicht ſchätzen kann, eine Probe möglich, die der erworbenen Tüchtigkeit. Man kann doch erfahren, ob der Menſch, mit Entſagung, in einer beſtimmten, ſeiner Eigenthümlichkeit entſprechenden, Richtung thätig geweſen ſei, ob er ein eigenes Geſchick, welches die Anſtrengung des ganzen Lebens forderte, ausgebildet hat. Es iſt eine Probe, die oft genug gar nicht gebraucht wird, oft genug täuſcht, aber ſie iſt doch da, und alles Gediegene was in der Welt gelingt, hängt von ihrem gewiſſenhaften Gebrauch ab. — Aber nennt uns doch eure Probe. Die geringe körperliche Gewandtheit, das Geſchick in körperlichen Uebungen, welches nicht einmal zur kunſtmäßigen Vollendung ausgebildet iſt, ja nicht ſein ſoll, weil der Vorſteher einer Turnanſtalt nicht ein Gaukler ſein ſoll, kann es nicht ſein; das Uebrige aber iſt nur Geſinnung, ſchwankendes Gefühl. Wenn ihr bedächtet, wie leicht es iſt, die Maske turneriſcher Geſinnung anzulegen, wie bequem, ſich die großen Worte ohne eigentlichen Inhalt zu merken, ihr würdet erſchrecken, über den Haufen von Narren, Thoren, ja Buben, die ſich zudrängen müſſen; die ihr, kaum aus eurer nächſten Umgebung, noch viel weniger aus dem grenzenloſen Umfange aller Turnplätze abzuhalten im Stande ſeid. Beruft euch nicht auf die Oeffentlichkeit der Turnplätze. Dieſe, die berechnenden Böſewichter, ſind verſchloſſen gegen die Welt, gegen die Kinder, gegen euch, bei aller Wahrhaftigkeit, bei allem biederben Weſen, welches eben als Maske vortrefflich dient. Wenn ihr etwas ſeht, was ihr nie billigen würdet, da werdet ihr es billiger beurtheilen, als ſonſt; denn die Nothwendigkeit zuſammenzuhalten, einen äußern Widerſtand abzuwehren, wird euch verblenden, weil ihr Menſchen ſeid, und von uns nicht verlangen könnt, daß wir euch von dem allgemeinen Loos aller Menſchen befreiet glauben. Es iſt nothwendig, daß ich dieſe Seite, und zwar ſo entſchieden und unverſtellt, wie alle übrige, darſtellen mußte: aber die Umſtände erfordern eine Erklärung, die eben ſo nothwendig. Ich beſchuldige keinen, ich kenne keinen einzigen Turner, an deſſen redlicher Geſinnung ich zu zweifeln Urſache habe. Natürlich, ich kenne den hieſigen Turnplatz nur von ſeiner vortheilhafteſten Seite, nur durch Freunde, die das Beſte wollen, und nach ihrer Einſicht zu verwirklichen ſuchen. Dieſe Einſicht ſuche ich in ihrer Unklarheit, ja Schädlichkeit darzuſtellen; das widerſtrebt der Freundſchaft ſo wenig, daß es vielmehr als das wahre Zeichen der Freundſchaft betrachtet werden muß. Es geſchieht ſchonungslos und öffentlich, weil die That eine öffentliche, ja nationale geworden iſt. Ich handle in dieſer Rückſicht nach meiner Einſicht, ich ſuche jede Behauptung zu begründen. Man widerlege mich, wenn man es vermag.

Doch wir wenden uns zu der verſprochenen Unterſuchung, wir eilen zum Schluß. Liebe und Vertrauen, ſagt ihr, herrſcht unter den Turnern auf allen Turnplätzen, ein herrliches, tüchtiges volksthümliches Leben fängt an ſich hier zu entwickeln, wenn es nur nicht durch ein unzeitiges Widerſtreben in ſeiner freudigen Entwickelung geſtört wird. Aber, lieben Freunde, was ſo einen blinden Haufen in Bewegung ſetzt, wozu eine zum Theil verderbte Jugend, wie zu einem Ergötzen hinſtrömt, ſollte das wirklich eine gründliche Verbeſſerung herbeiführen? Sonſt glaubte man, daß das Heiligſte in der Stille gepflegt, durch Entſagung errungen werden müßte, ja Reue und Zerknirſchung ward als vorbereitende Zeichen der Verbeſſerung allgemein erkannt. Und daß die Jugend verdorben war, das gebt ihr nicht allein zu, ihr behauptet es ſogar; der Keim des Verderbens lag, mehr ſelbſt, als wir es annehmen, nach eurer Behauptung, in der ſchlechten Familienerziehung. Was nun, tief beſſernd hervortritt, das ſammelt und vereinigt nicht die Menſchen, es ſtößt ab durch die gründliche Strenge; und ſelbſt der Heiland, nachdem er tauſende um ſich verſammelt hat, das Wunder der göttlichen Liebe verkündigend, fand, als die Verfolgung eintrat, keinen, der ſich äußerlich an ihn anſchloß, ſein Schickſal zu theilen, nur wenige, die ihm innerlich treu blieben. Aber habt ihr den gefährlichen Reiz vergeſſen, der wohl leicht bewegliche Jünglinge und Knaben herbeiziehen, in ein ſcheinbar feſtes Bündniß, ſelbſt ohne allen poſitiven Grund, verbinden kann? den Reiz der Neuheit und den Widerſtand? Daß er da iſt, kann keiner leugnen; daß eine Sonderung, ſelbſt in Manieren; in Sprache, in Kleidung, in lauter Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten dieſe Verbindung noch kenntlicher zu machen ſucht, iſt eben ſo unleugbar. Könnt ihr die Wirkung, die dieſe Sonderung hervorbringt, berechnen? Müſſen wir ihr nicht alles zuſchreiben, nachdem wir die Nichtigkeit deſſen, was als das Poſitive eure Unternehmung ſein ſoll, wir hoffen, nicht oberflächlich, nachgewieſen haben? Ich will nicht leugnen, daß dieſe Sonderung, beſonders im Anfange, einige gute Folgen haben kann. Es kann als ein Reiz dienen, manche Schlechtigkeit abzulegen, es kann ſogar zum Fleiß ermuntern. Aber dieſer Reiz iſt nicht von der rechten Art. Der junge Mann ſoll ſeine Beſtimmung, ſein Talent, wer eins beſitzt, ſein zukünftiges Gewerbe, wenn er ſich zu einem ſolchen ausbilden will, für das Höchſte anſehen, eine bleibende Begeiſterung ſoll ſich innerhalb dieſer Grenzen entwickeln: nur wenn wir in dieſem Maaß alle Kräfte hinleiten, dürfen wir uns für das bürgerliche Leben daurenden Gewinn verſprechen. Alles Uebrige iſt wichtig, iſt nothwendig, iſt unentbehrlich: aber eine gefährliche Verkehrung der Prinzipien findet ſtatt, wo es nicht der höhern Einheit eigenthümlicher, nur mit Entſagung, mit Fleiß, der ſich aus ſich ſelber ohne allen äußern Reiz entwickelt, zu erringender Bildung untergeordnet wird. Auf den Turnplätzen, wird behauptet, herrſcht ſtrenger Gehorſam, wer nicht unbedingt gehorcht, muß den

Turnplatz verlaſſen. Wir geben dieſes zu. Aber iſt es der rechte Gehorſam? Leicht vereinigt ſich die Jugend zum Spiel, und wenn ſie eine Beſchäftigung ergötzt, da läßt ſie ſich wohl manches gefallen. Wer ſeine Kindheit nicht vergeſſen hat, der wird ſich zu erinnern wiſſen, wie ſtrenge oft ein Kind über andere herrſchen kann, wie willig ſelbſt die in der Schule und Familie ungehorſamſten Kinder, dieſem gehorchen; oder ſollen wir uns auf die Geſchichte der Univerſitäten berufen, wo eine ähnliche Erſcheinung unter den freilebenden reiferen Jünglingen, ſich auf eine auffallende Weiſe zeigt? Iſt hier die Unterwerfung unter die Senioren der Verbindungen nicht oft mit dem größten Ungehorſam gegen die wirklich Vorgeſetzten verbunden geweſen? — Alles was ſich ſpielend, und unter Ergötzlichkeit und geiſtiger Zerſtreuung ausbildet, iſt Schein. Ich erinnere mich aus eigener Erfahrung, als ich in einer modernen Schule Unterricht in der Naturgeſchichte gab, welche Freude die Kinder an dieſen Stunden hatten, wie die Bilderbücher und das Leben der Thiere ſie ergötzte. Nicht ein einziger hat irgend etwas wahrhaft Nützliches durch einen ſolchen Unterricht erworben. Auf der Erde hat nur dasjenige einen Werth, was mit Mühe, Entſagung und geiſtiger Anſtrengung, die allmälig zur Klarheit führt, erworben wird, und der Gehorſam iſt nur dann etwas werth, wenn er ſo hervortritt. Daher iſt es euch leicht geweſen dieſen Schein des Gehorchens zu erzeugen; daher ſo ſchwer in den Schulen, die ſolche fremde Reizmittel verſchmähen und verſchmähen ſollen, und eben daher ein Widerſtreben finden, welches ihr auf den Turnplätzen leider nicht kennt. Eben das ſchnelle Gelingen eures Unternehmens hätte euch von der Oberflächlichkeit überzeugen ſollen; denn hättet ihr euch dem wahren Verderben in ſeiner tiefen Wurzel entgegengeſtellt, euer Sieg wäre euch nicht ſo leicht geworden. Es war lange der größte Fehler der modernen Erziehung, das, was durch ſtrengen Ernſt nur langſam keimte, in den ſchnell wuchernden Boden des Spielens zu verſetzen, und dieſer Fehler hat für die geſammte Nation einen gemeinſamen Brennpunkt und den höchſten Gipfel erreicht durch die Turnplätze. Man wird vielleicht ſagen, daß ich ja ſelbſt an einem andern Ort über die Ernſthaftigkeit der jungen Turner, tadelnd geſprochen habe. Aber dieſer Ernſt iſt ſelbſt ein Spiel, und ein ſehr gefährliches. Man findet etwas Aehnliches auch unter Männern, wenn der Arme reich, der Geringe vornehm wird, und die innere Hohlheit durch ein angethanes Weſen zuzudecken ſucht. Der wahre Ernſt iſt völlig unbefangen und bewußtlos, er iſt der äußere Ausdruck einer innern Unendlichkeit, die ſich in tiefes Sinnen ausſpricht; der Scherz, der das bloß Aeußere mit heiterer ſpielender Leichtigkeit treibt, ſteht dem wahren Ernſt freundlich zur Seite. Wo aber das Spiel, die hohle Oberflächlichkeit, durch ſeichte Begriffe genährt, innerlich, der Kern, der Ernſt aber mit Bewußtſein erzeugt wird, da entſteht jene leere Altklugheit, die das Unbedeutende mit ſchwerfälliger Ueberlegung treibt, und von dem eitlen Dünkel im Innern die offenbarſte Kunde giebt.

Wenn wir behaupten, daß die Grenze, die opponirende Sonderung eben das iſt, was die Turner unter ſich, zu ihrem Schaden, vereinigt, ſo hören wir, wie dieſe in dem äußern Widerſtand den Grund ſuchen, zu allem dem, was die Beſonnenern wenigſtens, als eine Uebertreibung einer in ſich guten Sache wohl anders wünſchen. Sie meinen, wenn der Widerſtand aufhörte, wenn das Turnen eine ganz allgemeine Sache des ganzen Deutſchen Vaterlandes würde, dann würden jene Uebertreibungen von ſelbſt wegfallen. Aber auch hier ſehen wir nur eine Behauptung, die ihren Grund weder in die Erfahrung hat, denn ſo weit dieſe reicht, war der Widerſtand da, noch in der Natur der Unternehmung, wie wir weitläufig und hinreichend bewieſen haben. Wenn das Turnen wirklich allgemein würde, dann verſchwände es in der Form, die ihr ihm zu geben ſucht; die höchſten Aufgaben, die ihr willkürlich mit der Leibesübung verbunden habt, würden ihre natürlichen Quellen wiederfinden, und die Thorheit würde in ſich ſelber zuſammen ſtürzen. Glaubt man nun, daß wir mit dieſer Ueberzeugung ſelbſt dazu beitragen müßten, daß der Widerſtand ſich verminderte, damit das Falſche in ſeiner Unendlichkeit ſich zerſtreue, ſo wäre ein ſolcher Verſuch, der doch nie gelingen würde, weil, wo der gründliche Widerſtand aufhörte, der ſeichte und ſchlechte, der den Dünkel der Turner nur vergrößern würde, immer übrig bliebe, doch auch deshalb höchſt bedenklich ſein, weil man in Gefahr gerathen würde, eine ganze keimende Generation einem ſolchen, bei unſerer Ueberzeugung wahrhaft frechen Verſuch, preis zu geben.

Ich habe bis jezo von keiner wirklichen Verzerrung der Turnplätze geſprochen. Was ich darſtellte, ſuchte ich lediglich aus der Natur der Unternehmung ſelber herzuleiten. Nun wende ich mich zu der jezo herrſchenden, wirklichen caricaturmäßigen Ausbildung derſelben. Ich werde mich ſo kurz wie möglich faſſen, weil ich an einem andern Ort dieſe Seite vorzüglich herausgehoben habe. Ich habe zwar ſchon vernommen, wie man mir vorwirft, ich kämpfe gegen ein ſelbſt gemachtes Geſpenſt, es herrſche in meiner Darſtellung eine Uebertreibung, die dem was wirklich da iſt, keinesweges entſpreche.

Zum Glück ſind die Turnfreunde nicht meine Richter, ſondern Deutſchland, welches dieſe Verzerrung aus ſeinem Schooß erzeugte, aber auch, repräſentirt durch tiefe Geiſter, die noch nicht verſtummten, erkennt und zu beurtheilen weiß. Ja ſolche kenne ich, und Deutſchland ſchätzt in ihnen die erhabenſten und trefflichſten Männer, die unſere Zeit, verglichen mit den vielſprechenden frühern, in einen ſolchen Abgrund von Albernheit und Seichtigkeit verſunken ſehen, daß keine Hoffnung der Rettung mehr übrig bliebe, daß die herrlichen Geiſteswerke unſerer Zeit einer fernen Zukunft wie ein Räthſel erſcheinen werden, wenn ſie ſie mit der bejammernswürdigen Verblendung vergleichen, die das Geſchlecht ergriffen hat. Ich theile dieſe Meinung keinesweges, ich lebe in der lebendigen Hoffnung, ich werde, von dieſer ergriffen, wie ich vermag, thätig ſein; und daß ſo

Großes gedieh, iſt mir ein weiſſagendes Zeichen, welches ich feſthalte, wie ſehr auch die äußere Erſcheinung ihm zu widerſprechen ſcheint.

Wenn man den Turnfreunden Parteilichkeit vorwirft, pflegen ſie ſehr ſich zu entrüſten, ſie glauben völlig unparteiiſch da zu ſtehen, und daß was unter ihren Händen wird, ohne irgend eine Vorliebe zu würdigen. Ja wenn von einer Parteilichkeit die Rede wäre, die das Geringere und Schlechte als ſolches erkannte, und dennoch gegen die innere Ueberzeugung für ein Beſſeres ausgäbe, dann freilich enthielte ſie eine Beſchuldigung, die als eine wirkliche Beleidigung abzuweiſen wäre. Aber daß eine Unternehmung, an welche wohlmeinende Menſchen die größten Hofnungen geknüpft haben, wenn ſie durch Angriffe in Gefahr geräth, nicht das Urtheil unbewußt beſchleichen ſollte, das iſt unmöglich. Ja wir behaupten, daß das Widerſprechende der Meinungen über irdiſche Gegenſtände, das Hin- Herreden, was nie zum Schluß kömmt, nie ein reines ſicheres Reſultat erlaubt, lediglich aus der Parteilichkeit entſpringt, wenn dieſe da herrſcht, wo eine bloß ſubjective, aus ſchwankenden Gefühlen und undeutlichen Vorſtellungen entſprungene Meinung an die Stelle der allſeitigen Betrachtung tritt. Daher ſind alle

Zeugniſſe, wie es hier und da auf den Turnplätzen ſo herlich zugehe, ohne irgend eine Bedeutung. Solche Zeugniſſe haben ihren Werth, wo Mittel und Zweck mit gleicher Beſtimmtheit hervortreten und ſich überſchauen laſſen; wo beide in einer unbeſtimmten Unendlichkeit liegen, ſind ſie ohne irgend einen Sinn. Eben die Erfahrung beweiſt, daß hier ein bloß auf die vorübergehende Erfahrung gegründetes Urtheil gar nicht weiter führt. Ja ſelbſt, wenn das Schädlichſte ſich entwickelt hat, wenn allgemeine Verwirrung unſere Augen nur zu ſpät öffnet, haben ſich ſo viele Umſtände in räthſelhafter Verſchlingung erzeugt, daß wir den Urſprung unſerer bejammernswerthen Lage nicht mehr erkennen, die erſten zerſtörenden Anfänge nie rein aus der chaotiſchen Maſſe von Verirrungen herausheben können. Wie wäre das Geſchlecht zu beklagen, wenn es in den wichtigſten, theuerſten, ja heiligſten Angelegenheiten, einem ſolchen unſichern und ſchwankenden Meinen preisgegeben ſein müßte.

Man hat mich, um mich zu belehren, an die Zeit, da die Poeſie, die Tiefen der Speculation die regſame Jugend ergriffen, erinnert, und wie damals manche Verirrungen ſich erzeugten, die wir jezt erkennen. Die Vergleichung ſcheint mir zahlreich, und ich werde verſuchen ſie ſelbſt weiter auszuführen. Erſtens war der Einfluß jener Zeit, wenn auch in den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſichtbar, dennoch beſchränkt; nur die ſtudierenden Jünglinge, d. h. nur diejenigen, die berufen ſind den geiſtigen Zwieſpalt der Zeit zu theilen, und wie ſie es vermögen in ſich zu löſen, nahmen an der Herrlichkeit, freilich auch an den Verirrungen der Zeit Theil, und ſelbſt unter dieſen wahrlich nur der bei weitem geringere Theil; die Natur der Beſtrebungen ſicherte die Menge ſelbſt vor aller Theilnahme; dann aber trennten ſich die Beſonneneren gleich und entſchieden von der Maſſe der thörichten Anhänger, und haben dieſe keinesweges geſchont; ferner zeugten ſelbſt die Verirrungen von einem tieferen Streben, und die unreifſten Verſuche nahmen die größte geiſtige Anſtrengung in Anſpruch; endlich giebt es wohl keinen unter uns, der es nicht heilſam und billig fand, daß die Verirrungen gerügt würden, der nicht den Nutzen des lebhaften Widerſtandes erkennt. Bei den Turnplätzen iſt alles anders; denn erſtens wird die ganze, unreife Jugend aller Stände in Bewegung geſetzt, um an einer Verwirrung Theil zu nehmen, vor welcher man ſie auf das ſorgfältigſte ſchützen ſollte; dann iſt kein Turnfreund bis jetzt aufgetreten, der ſelbſt die Verirrung anerkannte und dieſe rügte; ſelbſt wo ſie ſie nicht ableugnen können, werden ſie mit einer Behutſamkeit und Furchtſamkeit erwähnt, die höchſt bedeutend iſt. Ferner aber iſt dasjenige, was uns vorzüglich empört, die hohle Geiſtesarmuth, die ſeichte Anſicht des Lebens und ſeiner Bedeutung, die in leeren Behauptungen, in nichts ſagenden Anforderungen von Tugenden, als da ſind: die Turner ſollen ſein züchtig und tüchtig, from, frei, fröhlich und friſch, ſich ergießen; ſo daß wir euch kühnlich auffordern eine einzige tiefe, geiſtreiche, bedeutende Aeußerung von irgend einem, der an dieſer Unternehmung Theil nimmt, aufzuweiſen. Wir kennen keins. Endlich erſcheint euch ein jeder Angriff anders Geſinnter, als wollte man Vater und Mutter ermorden, nimmt gleich eine bloße Richtung auf die Sittlichkeit der Gegner, als wären ſie die Verräther des Vaterlandes, weil euch keine andere Waffen zu Gebote ſtehen.

Alle Verzerrungen, die auf den Turnplätzen entſtanden ſind, zeigen die nämliche Umkehrung der Principien, die in dem Ganzen ſich hervorthut, und eine kurze Prüfung der Hauptmomente derſelben, ſollen dieſes darthun. Durch eine urſprünglich reiche Natur wurden Dichter und Philoſophen nach einer ſchönern Zeit hingedrängt, in welcher eine Fülle eigenthümlicher Geſtalten ſich bildete, und innerer Reichthum aus allen Verhältniſſen des Lebens hervorquoll, das Volk belebte, die Kunſt verherrlichte, den Tönen der Sprache eine innere Tiefe und Bedeutung lieh. Getrennt waren in der damaligen Zeit die Stände auf eine ſcheinbar harte Weiſe; der Mönch in ſeinem Kloſter, der Adel in ſeinen Burgen, der Bürger in ſeine Mauern eingeſchloſſen; Streitigkeiten, wechſelſeitiges Widerſtreben, harte Kämpfe bewegten eine Welt, die nur deßwegen, weil eine tiefe Quelle der innigſten Vereinigung, gemeinſame Andacht, ſich lebendig hervorthat, in aller ſcheinbaren Verwirrung ſo liebreich und herrlich erſchien. Das Volk hatte ein eigenes Leben, eine eigene Poeſie, und aus der Mitte des mannigfaltigen Daſeins bildeten ſich Lieder, die deßwegen ſo unnachahmlich ſind, weil jedes Wort, ſelbſt das ſcheinbar unbedeutendſte, auf einen innern Reichthum deutete, aus welchem ſie erzeugt waren. Die Betrachtung, indem ſie in dieſen Zeiten lebte, bedauerte die Armuth unſerer Tage, und wie die herrlichen Volksfeſte verſchwänden, die ſchönen Volkslieder verſtümmelt wurden, wie alles ſich in dürren Begriffen herumtrieb, die weder das Herz wahrhaft zu ergreifen, noch eine bleibende Geſinnung zu nähren vermögen. Euch war dieſe Betrachtung nicht unbekannt. Was habt ihr gethan? Die Knaben und Jünglinge in großen Haufen geſammelt, damit ſich aus ihrem Zuſammenleben ein Volk bilden ſolle. Habt ihr von jenen reichen Gaben irgend etwas mitgebracht? Ein öffentliches Leben nennt ihr dieſes leere, armſelige Zuſammenleben durch hohle Begriffe von einem Vaterlande, das nirgends iſt, durch Spiele, die in ihrer Allgemeinheit keinen Sinn haben, dürftig zuſammengehalten. Ein öffentliches Leben iſt da, wo ein mannigfaltiges, inneres Daſein, in eigener Fülle, ein mannigfaltiger Wechſel ſich aufſchlieſt, und wie die Pflanzen und wimmelnden Thiergeſchlechter unter einander ſich regen und bewegen, eine jede Art auf ſeine beſtimmte Weiſe: aber eure allgemeine Gleichheit, die jede Eigenthümlichkeit zu vernichten droht, iſt nur Armſeligkeit und Armuth, und die Verblendung, die es nicht wahrnimmt, muß grundlos genannt werden. Und dieſem, in ſolcher Dürftigkeit keimenden Volke wollt ihr eine Poeſie gönnen. Da werden Lieder losgeriſſen aus dem eigenthümlichen Boden einer beſtimmten Bildung, aus der Welt einer höhern Anſchauung, in welcher ſie allein lebendig ſind, Blüten, deren herrliche Farbenpracht und friſche Lebendigkeit in der öden Wüſte dürrer Vaterlandsliebe verwelken, und ſo Duft wie Glanz einbüßen; in einen Kranz werden ſie geflochten mit trockenen, nachgeahmten Blumen, die durch rohe Formen, durch leere Wiederholung eine Volksthümlichkeit kümmerlich nachäffen. Und ſo glaubt ihr Volk und Volkslieder wieder zu haben. Aber, lieben Freunde, ſo hatten es jene trefflichen Geiſter gar nicht gemeint. Euer zukünftiges Volk hat ſich nicht aus dem innern mannigfaltigen Reichthum lebendiger Gaben, die in jeder Geſtalt auf eine eigene Weiſe ſich kund thun wollen, erzeugt, es wird aus dürftigen Begriffen verfertigt, eben wie eure Lieder, und die Begriffe ſind eurem werdenden Volke von außen geliefert, damit ſie ſich danach bilden ſollen, wie eure Lieder, damit ſie etwas zu ſingen haben. Dieſes aufgetragene Weſen aber vermag keine geſchichtliche Tiefe aufzuſchließen, die ſich aus Quellen erzeugt, die euch verborgen zu ſein ſcheinen. Jene, der Betrachtung hingegeben, ſuchten ein ſolches oberflächliches Machwerk keinesweges, und die oft gehörte, und breit wiederholte Aeußerung: wir haben lange genug geſprochen, es ſei Zeit zur That zu ſchreiten, iſt ſelbſt nur ein leeres Gerede, während jene Betrachtung, aus welcher, in ihrer anmuthigen

Grenze, die Poeſie unſerer Tage, in ihrem ſtrengen, in ſich gegründeten Maaße, die Philoſophie ſich bildeten, wahrhafte That genannt werden muß; denn That iſt nur da, wo ein beſtimmtes Produkt erſcheint, nicht, wo eine leere Sehnſucht einer Unendlichkeit unbeſtimmter Zukunft nachjagt.

Wie mit den Liedern insbeſondere verhält es ſich mit der Sprache überhaupt, — der eigentliche Ausdruck der innern Armſeligkeit eurer Anſichten. Wenn die manierirte Sprache, die auf den Turnplätzen gehört wird, die angethane Deutſchheit, die wahre innere Lüge, die ein Leben lügt, welches nicht da iſt; — wenn die Nachahmung einer frühern Zeit, welche aus ſich ſelber ein eigenes Daſein auf eine eigene Weiſe ausſprach, dieſe Erbärmlichkeit, die die Jugend angeſteckt hat, — wenn dieſes widerwärtige, in der Roheit gezierte Zuſpitzen des Altdeutſchen Schnabels, allgemein würde, wie würde es mit der lieblichen Schönheit und Anmuth unſerer Sprache ausſehen, — ein Geſchenk Gottes, durch die herrlichſten Geiſter uns dargereicht? Welche hohltönende Einförmigkeit herrſcht in allen euren Turnreden. In der That, daß in einer geiſtig reichen Zeit, wie unſere, ein Rückfall möglich war, wie dieſer, muß einen Jeden mit Schauder ergreifen, und man muß die

Hoffnung, daß ſo viel Herrliches und Großes nicht umſonſt dem Geſchlechte gegeben ward, in einem unerſchütterlichen Glauben feſthalten, um nicht für Wiſſenſchaft und Kunſt einer Vernichtung drohenden Zeit entgegen zu ſehen. Unter den Turnfreunden ſind einige, die dieſe Thorheit nicht theilen, wir geſtehen es; habt ihr aber hindern können, daß ſie immer mehr und mehr um ſich greift? Man braucht nur eine Zeile zu leſen, ſo weiß man ſchon, aus welcher Ecke es ſchallt. Es giebt eine Schrift, die ich nie ſah, ich kenne ſie nur dem Titel nach, ſie iſt euch hinlänglich bekannt. Ich meine „Turnen und Leben. —“ Ich wage es darauf, euch in dieſer mir völlig unbekannten, von euch geprieſenen, auf den hieſigen Turnplätzen ſogar den Knaben empfohlenen Schrift, alle die Thorheiten, dieſelbe Ziererei der Deutſchheit nachzuweiſen, die in allen Turnreden und Schriften herrſcht. Ihr könnt mich beim Wort nehmen. Woher dieſe Sicherheit, wenn nicht die Thorheit, die wir rügen, ein herrſchendes Merkmal der Turnplätze überhaupt wäre?

Endlich, eine anſcheinende Kleinigkeit, die Tracht. Kayßler geſteht, daß er ſich, einem Deutſchen Kleide, das ein von ihm geachteter Mann trägt, gegenüber, mit ſeinem franzöſiſchen Frack ein wenig ſchäme. Wenig oder viel; ich geſtehe, daß wenn ich mich in meinem Rock beſchämt fühlte, ich ihn ohne Bedenken gegen denjenigen, der mir ſchicklicher dünkte, vertauſchen würde. Aber mein guter Freund kann das nicht ſo ernſthaft meinen, und es iſt gewiß mehr noch ein Gefühl von Schaam, was ihn abhält, an etwas ſo Geringem Theil zu nehmen und eine Tracht zu wählen, die mit ſeinem Alter, ſeinem Stande, und ſeinem übrigen ehrenveſten Betragen einen wunderlichen Contraſt bilden würde. Wenn wir, vollkommen unbefangen unſere Zeit mit einer frühern vergleichen, dann müſſen wir geſtehen, daß die wechſelnden Moden niemals weniger herrſchten, als jetzo, beſonders unter den Männern. Für die Knaben hatte ſich, unbewußt, wie es geſchehen muß, ein Anzug gefunden, der höchſt einfach, alle Aufmerkſamkeit der Kinder von dem Aeußern ablenkte, ein Anzug, der zweckmäßig, wohlfeil, derſelbe faſt für alle Stände zu werden anfing. Der Mann erſcheint mit ungepudertem, abgeſchnittenem Haare, die Form der Kleider hat ſich ſeit langen Jahren nur unmerklich geändert, unſcheinbare einfache Farben, überzogene Knöpfe werden von Jedermann getragen, und der Reichſte und Vornehmſte kann ſich von den Armen nur durch die Güte des Tuchs, die Feinheit der Wäſche und vorzüglich durch ſorgfältige Reinlichkeit auszeichnen. Man nenne uns doch irgend eine Zeit, die dem Anzug geringere Aufmerkſamkeit zeigte? Und nun wird auch hier die Ziererei eingeführt und die Aufmerkſamkeit auf eine ſo geringfügige Sache hingelenkt, die ſeit langer Zeit unbeachtet geblieben war, nur weil man einem inhaltloſen Streben, hier, wie in jeder Richtung, durch ein geringfügiges, willkürlich erdachtes Zeichen, eine aufgetragene Bedeutung geben will. Ihr glaubt, durch dieſe Tracht die wechſelnden Moden zu verdrängen. Iſt es euch denn wirklich entgangen, wie eben die Putzſucht der Jugend in dieſer Tracht ein offenes Feld fand? Die feinen ſeidenen Schnüre, die das Kleid einfaſſen, die ſeidenen Knöpfe, die zierlichen Kragen, die die Gothiſchen Spitzgewölbe nachahmen, die langen Haare, die völlig gleich geſchnitten Mühe und Aufmerkſamkeit genug erfordern, um in völliger Ordnung gehalten zu werden. Ja, Gürtel trägt man aus verſchiedenen Farben, die altdeutſche Tugenden bedeuten ſollen, auf den Hüten wallen große Federn, und der junge Mann erhält ein völlig phantaſtiſches Anſehen. Dieſe Moden haben ſich wirklich ſchon, in einigen Orten von Deutſchland, aus der Deutſchen Tracht entwickelt.

Ich würde, wenn es als Laune einiger Jünglinge erſchiene, durchaus nichts davon erwähnen. Dergleichen vorübergehende Grillen ſind unſchuldiger und weniger bedeutend, als mancher alte Pedant glaubt. Aber lächeln muß man über die unſchuldige und unbefangene Unkunde derer, die uns nun verſichern, hier wäre eine Tracht, die alle Moden vernichten würde, da ſie eben dazu geeignet iſt, ſie zu erzeugen. Denn, wie ihr es auch anfangt, und welche Worte und hochtönende Grundſätze ihr auch braucht, ſo bald die Aufmerkſamkeit der Jugend auf die Kleidertracht, als etwas Bedeutendes, hingelenkt wird, entſteht die Modeſucht. Und ſchädlicher iſt dieſe deßhalb, wenn ſie ein Zeichen für eine innerlich leere Denkweiſe abgeben ſoll, dadurch, daß ſie ein ſonderndes Verbindungsmittel wird, für eine Verbrüderung, ohne allen poſitiven Kern.

Daß nun dieſe ganze Unternehmung den Dünkel bei den Knaben nähren muß, das iſt in und für ſich klar; denn was den Dünkel zurückhält von den Menſchen, iſt die beſtimmte Beſchäftigung mit einem gegebenen Gegenſtande, deſſen wirkliche Darſtellung Anſtrengung und Entſagung fordert, und uns bei jedem Schritte Schwierigkeiten zeigt, die wir überwinden müſſen; aber das

Leben für ein erträumtes Vaterland, die leeren Forderungen von Tugenden, die gar nicht unmittelbar ausgeübt werden können, das Zuſammenſein der Knaben mit reiferen Jünglingen, ja mit Männern, ohne alle Unterwerfung, wie ſie die Natur fordert, um ein völlig gemeinſames, unbeſtimmtes Ziel zu erreichen, die Ausbildung einer Kraft, bloß um ſich ihrer in einer unbeſtimmten Unendlichkeit bewußt zu ſein, muß nothwendig Dünkel erregen. Du, lieber Kayßler, damit ich mich, nachdem ich ſo lange mit den Turnfreunden überhaupt geſprochen habe, noch zuletzt an dich wende, drückſt dich nicht ſehr entſchieden über dieſen Punkt aus. Du haſt, verſicherſt du, einen ſolchen Dünkel nicht bemerkt (S. 61.), wäre er da, dann müßte man ihn vernichten. Aber, lieber Freund! das wäre nur möglich, wenn die Turnfreunde den thörichten Gedanken aufgäben, in Verbindung mit der Jugend, im Widerſtreben gegen eine verdorbene Zeit, die Zukunft des Volks zu verbeſſern. Und wie Vieles iſt geſchehen, um dieſen Dünkel zu nähren. Nicht bloß reifere Jünglinge, was ſchon tadelnswerth iſt, auch Knaben haben ſich kühnlich die Hoffnung des Vaterlandes genannt, und mit großen Worten verkündigt, welche Zukunft ſie uns zu ſchenken getrauten.

Wir haben bewieſen, daß die Turnplätze nie allgemein werden können, nicht dürfen, daß, wenn es, nach vielen Verirrungen, dahin käme, ſie aufhören zu ſein, was ſie ſind. So lange aber der Widerſtand dauert, wird ein jeder Knabe es für eine Ehre anſehen, dieſer Tugend-Manufactur anzugehören. In der Schule ſchon iſt das bloße Aufſteigen in eine höhere Claſſe, obgleich er es mit Fleiß und Mühe erringen muß, hinlänglich um den Knaben eitel zu machen, aber hier kann die Eitelkeit nicht lange dauern, der Tüchtigere unterſcheidet ſich von dem Untüchtigen, dieſer Vorzug hemmt die leere Eitelkeit, die ſich in einem hohlen Scheine wohl gefällt. Auf den Turnplätzen iſt es anders: die wenigen, die ſelbſt die Geſetze eures Spiels nicht anerkennen wollen, kommen nicht in Betracht, hier wo es bloß auf die Maſſe abgeſehen iſt, gilt kein wahrer Vorzug, mit ächter, anhaltender Entſagung zu erringen. Eine Kraft, die ihren Widerſtand, eine Liebe, die ihren Gegenſtand, ein Vorſatz, der ſeine Ausführung in der Zukunft erſt ſucht, iſt ein Spiel, in welchem ſich ein jeder wohl gefällt, und das Wohlgefallen an einer ſolchen Leerheit iſt Dünkel. Vermag die Jugend ſolchen Reizmitteln zu widerſtehen, dann wahrlich iſt eure ganze Unternehmung überflüſſig, dann bewies dieſe überraſchende Erſcheinung einen urſprünglichen Grad ſittlicher Stärke und innerer Feſtigkeit der Geſinnung, die auch ohne eure Künſte eine herrliche Zukunft verſprechen müßte.

Aber noch mehr. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Unternehmung, eben jetzt, eben in dem erſten Urſprunge am reifſten, am tüchtigſten erſcheint. Die Reizmittel, die gebraucht werden die Jugend in Thätigkeit zu ſetzen, ſind nichts an ſich; eine ſolche allgemeine Vaterlandsliebe und Kraftbildung, die ſich ganz für ſich bildet, iſt entſtanden aus der aufgeregten Stellung der Zeit. Nun nehmen wir an, daß der Turnplatz, mit ſeiner herrſchenden Geſinnung, nicht bloß als körperliche Uebung, ſondern auch als ein Bildungsinſtitut für Liebe, Vertrauen, Deutſchheit, von der Regierung als ein weſentliches Element des Staats anerkannt wird. Aber ein langer Friede, wie er doch möglich iſt, benimmt den Reizmitteln, die in einem Rauſche der Zeit erzeugt ſind, ihre Kraft, der Widerſtand, wenn er auch nicht aufhört, erlahmt, und nun ſchleppen ſich die Knaben, in großen Haufen zuſammengebracht, mit einer Beſchäftigung herum, die keinem völlig genügt. Zu ſpät würdet ihr dann erfahren, wie eine ſolche Verſumpfung des Inſtituts aus dem ſcheinbar heiteren Anfange alle die Greuel, denen ihr, als Romanleſerei, geheime Sünden, Kaffeehäuſer-Beſuche u. ſ. w. jetzt ſteuern möchtet, wenn auch in einer andern Form, erzeugen würde. Eine jede menſchliche Einrichtung muß auf eine ſolche Erlahmung rechnen, aber die beſtimmte, eigenthümliche That, die zum wahren Elemente des Staats geſteigert wird, hat ein ſicheres Mittel dagegen. Erzeugt aus einem tiefen Grunde der menſchlichen Natur, nicht entſprungen aus der bloßen Reflexion, trägt ſie den Keim der ewigen Erneuerung als lebendige Entwickelung in ſich. Aber eure formloſe Unendlichkeit iſt fortdauernd die nämliche; ja abnehmen muß der Reiz, der nur durch den zufälligen Anſtoß von außen erzeugt ward. Euer Vertrauen kann nicht traulicher, eure Liebe nicht lieblicher, eure Deutſchheit nicht deutſcher werden.

Ja, wenn ſich aus den Verhältniſſen des Familienlebens, der Schule, des Lebens überhaupt, in der Kinderwelt ein Trieb erzeugt hätte über beide Formen hinaus, um auf irgend eine Weiſe in größeren Kreiſen ein fröhlicheres, ihrer Natur angemeſſeneres Leben zu ſuchen, dann müßten wir es allerdings, als ein, wenn auch ſonderbares

Ereigniß der Zeit betrachten, welches zu hemmen vergeblich wäre, zu leiten, ihm Bedeutung zu geben, nothwendig, und wer ſich die Einſicht zutraute, einem ſo wunderbaren Streben eine wohlthätige Richtung zu geben, dürfte nicht läßig die Hände in den Schooß legen. Alles Große, was durch menſchliche Kraft in der Geſchichte geſchah, erhielt ſeine Bedeutung, indem es die zerſtreuten Kräfte, die hin und her ſchwankend keinen Mittelpunkt fanden, in ſich verſammelte und eine Stätte bereitete für die lebendige Entwickelung. Was aus bloßen Begriffen entſprang, alles Aufgetragene erzeugte nur Verwirrung und zerging in ſich ſelber. Daß nun ein ſolches Ereigniß in der Kinderwelt unmöglich iſt, beweiſt ſchon die völlige Unzuläßigkeit der ganzen Unternehmung der Turnfreunde.

Noch muß ich Einiges reden über die einzelnen Vortheile für die Kinderzucht, die ihr euch zu verſprechen ſcheint. Die Turnfreunde glauben den geheimen Sünden auf dieſem Wege entgegen zu arbeiten. Wenn es nur nicht eine Täuſchung wäre. Ich glaube erſtens gar nicht, daß ſie ſo häufig herrſchen; eine bedeutungsvolle Zeit, die alles in lebendige Bewegung ſetzte, hat in dieſer Rückſicht mehr geleiſtet, als alle thörichte Unternehwungen der Erzieher. Aber dann will es mir doch auch gar nicht einleuchten, daß das Zuſammenleben der Knaben in großen Haufen, in einer Beſchäftigung, die zwar die Geſundheit der Körper befördert, aber das ganze Weſen der Kinder für unbeſtimmte Zwecke in Anſpruch nimmt, die als neuerzeugte Reize vielleicht wirken, in der Länge der Zeit dieſen Erfolg haben könne. Daß die Turnplätze jetzt für ſchon gefallene Knaben nützlich ſein können, iſt freilich gewiß. Sollen wir aber ihrentwegen alle Knaben der Nation in Bewegung ſetzen, die von der Natur bezeichneten Grenzen der Familie und der Schule durchbrechen, und eine Unternehmung begünſtigen, deren Erfolg in ſeiner Unendlichkeit ſich gar nicht berechnen läßt? Die Romanenleſerei wird nur gründlich verhindert durch eine geiſtige Bildung, die uns über die Nichtigkeit einer ſo leeren Beſchäftigung erhebt; ein jedes andere Mittel hat auch den ſchädlichen Erfolg, daß zu leicht es ein rohes Widerſtreben gegen die leichten, anmuthigen Spiele der Phantaſie, die ein weſentliches Element des Kinderlebens ſind, hervorzurufen droht. Und beſonders von der Unternehmung der Turnplätze, die durch rohe, ungeſtaltete Begriffe alles ausrichten wollen, iſt hier das Aergſte zu befürchten. Wie jeder ſtille Keim der Eigenthümlichkeit wird auch die keimende, liebliche, phantaſtiſche Welt der Kinder, mit dieſer die Quelle aller Poeſie des Volks, in den Abgrund ſeichter Verſtändigkeit ohne wahren Verſtand hineingezogen, und durch ſchlechte, dieſer Richtung huldigende, verfertigte Volkslieder unterſtützt. Dann aber bleiben die verderblichen Kinderſchriften zurück, gegen deren wohl ſo ſchädlichen Einfluß nur von dem Mittelpunkt der Familien und Schulen aus gewirkt werden kann.

Was nun aber die übrigen Folgen einer vernachläßigten Schulzucht betrifft, ſo dächten wir, es müſſe doch wohl andere, leichtere, weniger bedenkliche Mittel geben, um die Schullehrer dazu zu bringen, ihre heiligſte Pflicht zu erfüllen, ohne daß man nöthig hätte, die ganze Jugend des Volks in eine bedenkliche Bewegung zu ſetzen.

Vergebens beruft ihr euch darauf, daß unter den turnenden Knaben und Jünglingen, ganz vortreffliche, in jeder Rückſicht tadelloſe vorkommen; ja ſelbſt wenn ihr darzuthun vermöchtet, daß die Turnplätze dieſen Einfluß gehabt hätten, würde dadurch nichts bewieſen. Für den Reinen iſt alles rein. Nichts Falſches und Verderbliches dürfte man angreifen, wenn es in der Welt in großen Kreiſen wirkt, wenn ſolche Beweiſe etwas gölten. Der im Finſtern ſchleichende Jeſuitismus, Napoleons vernichtendes Heer, die Franzöſiſche Revolution, haben aus ihrer Mitte Thaten und Geſinnungen erzeugt, die Bewunderung verdienen.

Daß die Turnfreunde auch nur eine Ahnung haben von den ſchädlichen Folgen ihrer Unternehmung, glauben wir keinesweges. Sie wollen tüchtige Bürger bilden, ſie wollen ſelbſt die Liebe der Kinder zu ihren Aeltern, den Gehorſam und Fleiß in den Schulen beleben, nicht vernichten. Eine edle Natur deckt die Conſequenz ihrer Anſicht, und ſie würden zurückſchaudern, wenn ſie ſich zu überzeugen vermöchten. Aber, lieben Freunde, ihr habt Gefühle erweckt, die ihr nicht zu leiten, Begriffe mitgetheilt, die ihr nicht aufzuklären, ein Ungethüm gebannt, das ihr nicht zu bändigen verſteht.

Ich könnte ſchließen, wenn ich nicht einen Einwurf von allen Seiten vernähme, dieſen nämlich: Mit Härte und Strenge haſt du eine wohlgemeinte Unternehmungen, dem herrſchenden Verderben in ſeinem erſten Urſprunge zu begegnen, geprüft und beſtritten; ſollen wir denn nichts für das Volk für die beſſere Zukunft thun, ſollen nur ruhig, uns weiſe dünkend, zuſehen, wenn das Verderben immer drohender auf uns einbricht? — Es war zu jeder Zeit die Meinung, daß die Gegenwart vorzüglich ſchlecht und in tiefes Verderben verſunken wäre; eben die Beſſern haben dieſe Meinung gehabt, und es iſt ein gutes, heilſames Zeichen, wenn ſie allgemein wird. Wir aber behaupten, daß es nur eine Richtung giebt gegen die Maſſe des Volks, als ſolche, die tiefſte, unergründliche, die durch nichts anderes jemals erſetzt werden kann, die Religion nämlich. Die Maſſe iſt zu jeder Zeit thöricht und ſchlecht. Man nennt dieſe Behauptung troſtlos und menſchenfeindlich, aber ſie ſpricht in der That nur eine allgemein zugeſtandene Trivialität aus, und ich würde mich faſt ſchämen ſie weiter zu erörtern, wenn ich nicht erfahren hätte, daß man ſie, als eine völlig unerlaubte Aeußerung, die alle Achtung für das Volk, und alles Vertrauen untergrübe, beſtraft hat. Wenn das Gute und Wahre Uebergewicht hätte, dann wäre ja das Thörichte und Schlechte nicht mehr, denn das Gute und Wahre hat eine innere Einheit, die alles überwältiget; das Thörichte und Schlechte aber widerſpricht ſich in ſich ſelber; der unentſchiedende Kampf, der alles erſcheinende Leben begleitet, iſt alſo nur aus dem Uebergewicht der Thorheit und Schlechtigkeit.

zu begreifen. Es iſt ein ſittliches Geſtändniß, welches dem ganzen Geſchlechte, dem Volke, eben ſo wohl nothwendig iſt, wie dem einzelnen Menſchen, und es erzeugt eben ſo wenig Haß oder Feindſchaft dort wie hier. An die Maſſe ſich wendend ſoll man, in einer verderbten Zeit, die Wurzel des Verderbens, wie in ſich ſelber, unmittelbar angreifen, wir ſollen Reue und ſtrenge Buße predigen, damit ein jeder in ſich ſelber die wahre Stätte der Sünde erkenne. Nicht durch eine Religion überhaupt, die ein Jeder nach ſeinem Bedürfniſſe ſich bilden kann, wie er will, eine Religion, die aus einer tieferen, oder flächeren Erkenntniß erzeugt wird, vielmehr durch eine ſolche, die in einer beſtimmten Form alle Menſchen in gemeinſamer Andacht verbindet, daß alle Kniee ſich beugen vor dem Herrn und Heilande und in ihm allein alles Heil ſuchen. Ein Jeder ſoll in ſeinem Kreiſe dazu beitragen, und wer ſich berufen fühlt für das Volk zu predigen, der trete hervor in gottbegabter Kraft: aber er glaube nicht, daß es Umwege aus dem Irdiſchen gebe, ſo daß man, ohne dieſes zu verlaſſen, in jene heilige Region hinüberreichen könne. Keine irdiſche Unternehmung kann dahin führen, und unmittelbar, wie ein Blitz in der Nacht, der plötzlich zündet, bricht der Tag des Herrn ein. Hier ziemt ſich die Sehnſucht und das Ausharren im Glauben, das uns eine keimende Kirche verſpricht, in welcher auch alles Erkennen beſiegt und überwunden ſeinen Grund und Boden findet, wo eine geheime Gemeinſchaft aller Formen des Daſeins allein die wahre Freiheit begründet, und obgleich verborgen, doch zugleich innerlich bekannt, obgleich unendlich ferne, doch unendlich nahe, nicht aus einem endlich hervortretenden Standpunkte die übrigen zu beſtimmen ſucht, vielmehr, auf gleiche Weiſe das Belebende in Allen iſt, welches eben deßwegen in keiner durch irrdiſche Kraft ſich bildenden Form erſcheinen kann, weil es alle aus ſeinem ewigen Schooße erzeugt. Aber die Religion iſt nichts Volksthümliches, darf es nicht ſein. Gehet hin in alle Welt und prediget meinen Namen, ſo ſpricht der Heiland noch, und alle ſeine Worte haben bleibenden Werth; daher iſt ein Deutſcher Glaube, ein jeder Gedanke, eine jede Aeußerung, welche den Glauben als etwas nationales zu bezeichnen ſucht, durchaus unchriſtlich. Ja, auch dann, wenn eine troſtreiche und hoffnungsvolle Betrachtung uns den keimenden Glauben aus der Mitte unſeres Volks zeigt, würde dieſe ſelbſt doch alle Hoffnung in der Geburt erſticken, wenn ſie in den wachſenden Keim einen eigenen Beſitz ſelbſüchtig hineinzubilden ſuchte.

Alles aber, was Völker unter ſich ſondert, daß ſondert auch jedes Volk in ſich. Denn, wo das Eigenthümliche im Ganzen iſt, da iſt es auch als ſolches auf einem jeden Punkte, ſelbſt auf dem unſcheinbarſten, und die beſtimmte Form, die eigene ſondernde Geſtalt, das wahrhaft Volkthümliche des Staats iſt und kann nur ſein, in ſo fern es freudig hervortritt und ſich bildet in einem jeden Bürger; das iſt das wahre Maaß für die innere Tüchtigkeit des Volks, daß jeder Bürger tüchtig iſt auf ſeine Weiſe. Es giebt keine Freiheit überhaupt, wie es kein Vaterland überhaupt giebt. Gott iſt für uns alle, ein Vaterland muß ein jeder ſich ſelber erwerben, und es iſt nur für ihn, in ſo fern er es erworben hat. Eigenthümliche Tüchtigkeit, welche die eigene Natur in gerundeter Form, die eigene Aufgabe in beſonnener und beſchränkter Klarheit zu entwickeln ſtrebt, erzeugt die wahre Heimat, bildet den Heerd, ſichert die Freiheit. So entſtehen die Elemente des Staats, als Körperſchaften, als Stände, die wahren lebendigen Individuen, in Gattungen und Claſſen, nicht bloß äußerlich, ſondern ganz und gar innerlich, vereinigt; ſo bilden ſich die gediegenen

Punkte, mit welchem der Staat erſt iſt. Der geringſte Bürger, der weiß was er will, ein eigenes Geſchick beſitzt, und von ſeinem Punkte alles klar überſchauet, iſt dem Staate wichtiger, als alle diejenigen, die von leeren Begriffen irre geführt, ins Unendliche bilden und beſſern wollen. Wir ſollen dem Vaterlande alles opfern, aber erſt müſſen wir einen wahren Reichthum erwerben, damit wir etwas zu geben, zu opfern haben. Wer fortdauernd von Wohlthätigkeit ſpricht beim leeren Beutel, der geräth in Gefahr in einen träumeriſchen Zuſtand zu gerathen, welcher nie zur wahren That wird. Wer beſonnen erwägt, wie das allgemeine Leben mit dem Leben eines jeden Menſchen innerlich, organiſch verknüpft iſt, der findet hier, auf dieſem Punkte allein alle Hoffnung. Nicht aus einem Gerede von Kunſt erzeugt ſich eine wahrhaft volksthümliche, als wenn wir in das Unendliche und ohne ſtille, naturgemäße Entwickelung hineinſtürzen könnten. Wenn jede Handtierung, in ihrer Grenze eingeſchloſſen, ja in der ſcheinbar engſten, das Schöne ahnend anzudeuten wagt, wenn ſo auf allen Punkten des Lebens, in den mannigfaltigſten, zerſtreuten Gewerben, die Schönheit hervorbricht, dann hat ſie eine eigenthümliche Stätte, und dann erſt kann ein Hochbegabter die vielfältigen, herumſchwankenden Andeutungen in ein hohes Bild ſammeln, von welchem das Volk ſagen mag, es ſei Fleiſch aus unſerm Fleiſche, und Blut aus unſerm Blute. Erſt wenn in dem ſtillen, durch die wahre Freiheit (die nur als die Einheit der eigenſten Natur hervortritt) geheiligten Geſchäfte das Gefühl Tiefe, die Geſinnung Bedeutung, die opfernde Liebe einen Gegenſtand gefunden hat, bricht das tüchtige Daſein in lyriſchen Ergüſſen hervor, erzeugen ſich Töne, und Lieder, die der Genius ergreift, eine wahre nationale Poeſie zu geſtalten. Erſt wenn das herumirrende Leben, chaotiſch von den Feſſeln verworrener Gedanken, die keine Stätte finden können, ſich auf jedem Punkte ſammelt, daß es lichte wird, treten nationale Philoſophen hervor. Nicht ungeduldig ſtrebend ſoll das Geiſtige nach außen wirken wollen, es iſt dazu da, ſich in ſich ſelber zu beſinnen. Die Geſtalt kann die Schönheit nicht finden in dem irdiſchen Leben, aber dem Künſtler iſt es vergönnt ſie aus ſich zu erzeugen, und er lebt für alle, indem er nur für die Schönheit lebt; wie die allbelebende Sonne tritt ſie, in reiner Sonderung hervor, nach allen Richtungen wirkſam, eben weil ſie verſchmäht in einer beſtimmten zu wirken. Die verworrenen Gefühle, Begierden und Leidenſchaf ten, erkennen ſich ſelber nicht, aber ſie finden ihren innern Mittelpunkt in der ewigen Dichtkunſt, und das herrliche Werk vermag nach allen Seiten Leben zu erwecken, weil es ein eigenes fand. So ſoll auch das Erkennen in der Philoſophie nicht ſehnſüchtig nach einem Leibe trachten, nicht voreilig nach einem Wirkungskreiſe; ſie ſoll ſich in ſich ſelber geſtalten; und der ordnende Mittelpunkt für alle Verhältniſſe des Lebens, für die zerſtreuten Gedanken, wird ſie nur, wenn ſie die freie Mitte der Betrachtung feſthält, in äußerer Trennung die innigſte Verbindung ſucht; dann erſt bricht allgewaltig aus ihr die wahre Liebe hervor. Das Bedürfniß einer Repräſentation, wie es ſich in unſern Tagen ſo mächtig ausſpricht, will nichts anderes, als daß eine jede Form des Staats, ein jedes eigenthümliche Daſein, in eigener, eigenthümlicher Selbſtändigkeit ſich ausbilden ſoll. Wir hören den Einwurf, das Volk ſei nicht reif für eine, im obigen Sinne, conſtitutionelle Form, am häufigſten wird dieſe Behauptung von Staatsmännern gebraucht. Wenn wir aber fragen wollten, was nun unter dieſer Reife zu verſtehen ſei, und wie man ſie erkennen ſolle, würden ſie, ohne allen Zweifel nichts Klares hervorzubringen wiſſen. Es herrſcht in dieſer Behauptung dieſelbe falſche

Anſicht, durch welche die Turnfreunde irre geführt werden; irgend einen erdachten Punkt, weniger Selbſucht, weniger Vereinzelung, will man erſt abwarten, oder durch äußere Mittel hervorbringen. Vor der Selbſtändigkeit will man dasjenige bilden und erzeugen, was ſich nur durch die Selbſtändigkeit geſtalten kann. Man beruft ſich auf das Widerſtreben, welches ſelbſt die wohlthätigſten Einrichtungen finden. Wir wollen dieſes keinesweges billigen, in der Trennung der Factoren, deren Einheit das wahre Leben bilden, ſind beide verzerrt, und Spießbürgerlichkeit bildet ſich nothwendig der einſeitigen Adminiſtration gegenüber. Aber in dieſem Widerſtreben, wenn es auch eine falſche Richtung nimmt, möchten wir eher das tief verſteckte Gefühl der gehemmten Selbſtändigkeit wahrnehmen. Als die größte Gefahr dem Lande drohte, ahneten eben die Erfahrenen am wenigſten die große Begeiſterung, die das Volk ergriff, indem man mit herrlichem Vertrauen ſich an einen jeden wandte, und die heiligſte Pflicht, nicht als einen äußeren Zwang, an einen bloßen Befehl, ſondern als freien Entſchluß an die innere That knüpfte. Der Glaube kann Wunder thun, und das wahre Vertrauen hat göttliche Kraft. Eine ſolche Selbſtändigkeit, die alſo

Formen des Staats aus ſich ſelber, ihrer eigenſten Natur gemäß, ſich zu bilden erlaubt, wird, wie ein belebender Strom ſich über alle Verhältniſſe erfriſchend ergießen, wird in den Familien den bürgerlichen Sinn, in den Kindern das heimatliche Gefühl, in den Schulen die ächte Lehre, in jedem Organe des Staats das rechte Maaß erzeugen, nichts zerſtörend, vielmehr jede Form, in ihrer Art, erhaltend, nicht wie durch einen plötzlichen Rauſch, der wieder verfliegt, ſondern durch den langſamen, aber ſichern Gang naturgemäßer Entwickelung. Wer es tief fühlt, wie ein chaotiſches Netz verworrener Gedanken alle Geiſter gefeſſelt hält, wie die Hoffnung freier Bildung trübe durchblickt durch das alles umſchlingende Geſpinnſt, dem iſt es heilige Pflicht alles Streben dahin zu lenken, wo allein Hülfe und Rettung iſt; ja ſelbſt die Keime der Religion keimen nur in den ſtillen Kreiſen der erkannten Grenze, in der Stätte ruhiger Beſonnenheit, die mit dem zugetheilten Pfunde wuchert, nicht durch irrdiſche Mittel, vielmehr, weil hier, in der Welt der eigenen Natur, der wahre Glaube wächſt, der nur zu leicht durch äußere, unbegrenzte That, die voreilig bilden will, was ſie nur von göttlicher Gnade erwarten muß, in Gefahr geräth.

Kayßler, Dr. A. B. Würdigung der Turnkunſt nach der Idee. 8. 1818. Geheftet. 9 gr.

Linge, Dr. C. De Arte gymnastica in gymnasiorum disciplinam recipienda. 8. maj. 1818. Geheftet. 4 Gr.

Hagen, Fr. H. von der, Briefe in die Heimat, aus Deutſchland, der Schweiz und Italien. Mit 3 Abbildungen. 3 Bände. 8. 1818. Geheftet. 4 Rtlr. 12. gr.

Perikles. Aus dem Griechiſchen des Plutarchos, mit Anmerkungen überſetzt von Dr. J. G. Kuniſch. gr. 8. 1818. 10 gr.

Mücke, M. H. Das kleine Blumenzeichenbuch zum Weihnachtsgeſchenk. Dreißig Steindruckblätter in Kreidemanier. In Umſchlag. 1818. 1 Rtlr.

Gaß, Dr. J. Chr. Jahrbuch des proteſtantiſchen Kirchen- und Schulweſens von und für Schleſien. gr. 8. 1818. 2 Rtlr.

Krüger, Dr. Dan. Ueber Volksſchulen und Elementarunterricht. Ein Beitrag zur Bildung der Lehrer. 8. 1818. 1 Rtlr. 22 gr.

Bredow's, G. G. Nachgelaſſene Schriften. Mit dem Bildniß und dem Leben des Verfaſſers, herausgegeben von Dr. J. G. Kuniſch. gr. 8. 1816. 1 Rtlr. 22 gr.